

THE LIBRARY
OF THE



LAW SCHOOL
Germany

Juristische Wochenschrift.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Neumann,
Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar.

Organ
des Deutschen Anwalt-Vereins.

Sechundsunddreißigster Jahrgang.

Berlin.

W. Moeser Buchhandlung.

1907.

Zitierweise
nach den Vorschlägen des Deutschen Juristentags:
JW. 1907.

Verordn.
verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
in Verordn.
— Verordn.
in Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.

Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.

Verordn.
Verordn.

Verordn.
Verordn.

Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.
Verordn.

Inhalts-Verzeichnis

des
Sechshunddreißigsten Jahrgangs der Juristischen Wochenschrift.

Namenregister.

	Seite		Seite
Anwaltschaft beim OLG. Karlsruhe: Eingabe an das Justizministerium	721	Geierhöfer, Rechtsanwalt Dr.: Zur Eingabe des Kammer-	469
Anwaltskammer Nürnberg: Zur Frage der Erweiterung der amtgerichtlichen Zuständigkeit	93	vorstandes Nürnberg	
Anwaltskong. deutscher XVIII., in Mannheim 235, 377, 465, 569, 675. Verzeichnis der Teilnehmer des Anwaltvereins in Mannheim	589	Georgi, Direktor Dr.: Die Haftpflichtversicherung der Rechtsanwälte und Notare	577
— deutscher XIX. (außerordentlicher), in Leipzig. Verzeichnis der Teilnehmer und Verhandlungen am 23. November 1907	757	Goldsch, Prof., Rechtsanwalt Dr., Hamburg: Die Pauschalierung der Schreibgebühren und Porti	603
Arndt, Rechtsanwalt, Gießen: Der Richter als Sittenrichter: Eine Entgegnung	353	Görck, Rechtsanwalt Dr., Berlin: Vom Oberverwaltungsgericht 31. 64. 92. 120. 231. 376. 422. 495. 567. 583.	683, 723
Baile, Generaldirektor, Mecklenb. L.-G., Justizrat: Zur Auslegung des § 28 G. B. O. und des § 33 Landw. B. G.	582	Geschäftsbericht und Jahresrechnung über das mit dem 30. Juni 1907 abgeschlossene 23. Verwaltungsjahr der Hilfskassen für deutsche Rechtsanwälte	653
Bloch II, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, München: Die Pauschalierung der Post- und Schreibgebühren der Rechtsanwälte	697	Harnier, Justizrat Dr., Cassel: Zur Rechtshaltungskassenfrage. I. Rechtshaltungskasse und Hilfskasse	346
Bödel Dr. Erik, Rechtsanwalt, Jena: Zu dem Anspruch des Armenanwalts auf kostenfreie Erteilung von Abschriften	41	Hilke, Dr. H., Berlin: Darf der Rechtsanwalt eine ihm von seinem Auftraggeber anvertraute, auf den Namen eines Dritten angestellte Cautionskassette dem Kartennhaber vereinsamen?	40
Breit, James, Rechtsanwalt Dr., Dresden: Zur Frage der passiven Schlichtbarkeit	701	Hilfskassen für deutsche Rechtsanwälte 1. 33. 65. 97. 190. 217. 297. 345. 378. 497. 569. 575. 685. 653. 685. 834	
Födel, Amtsrichter Dr.: Aufrechnung und Zurückhaltung gegenüber Gesellschaftsfordernungen	383	Jacobsohn, Max, Justizrat, Berlin: Justizreform	321
Frederick, Prof. Justizrat: Zur Änderung der Satzungen des deutschen Anwaltvereins. I.	685	Jacobi, Rechtsanwalt, Posen: Nachträge zum Mannheimer Anwaltskong.	657
Geier I: Der XVIII. deutsche Anwaltskong. in Mannheim	569	Justizrat, Amtsgerichtsrat: Vortrag über Reform des Amtsgerichtsverfahrens	229
Geier II, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Hamburg: Die Pauschalierung der Post- und Schreibgebühren der Rechtsanwälte nach dem Entwurf	694	Jordan, Dr. A., Referent, Koblenz, Baden: Zur Strafprozessreform	69
Geier III, Dr. Alfred, Landrichter, Königs. Westf.: Die Verjährung der Forderungen der Baunternehmer	659	Juchacz, Rechtsanwalt Dr., Berlin: Die Rechtsanwälte im Patentstreitverfahren vor dem Reichsgericht	222
Geier IV, Dr. Alfred, Landrichter, Königs. Westf.: Die Verjährung der Forderungen der Baunternehmer	659	Justizreform, Zur	723
Geier V, Dr. Alfred, Landrichter, Königs. Westf.: Die Verjährung der Forderungen der Baunternehmer	659	Kempner, Alfred, Justizrat, Berlin: Verfügungsbefehl des befreiten Gerichten	68
Geier VI, Dr. Alfred, Landrichter, Königs. Westf.: Die Verjährung der Forderungen der Baunternehmer	659	Kiehl, Wilhelm, Rechtsanwalt Dr., Stuttgart: Minderungen und Erhöhungen	356
Geier VII, Dr. Alfred, Landrichter, Königs. Westf.: Die Verjährung der Forderungen der Baunternehmer	659	Kleinmann, Landrichter, Professor Dr., Posen: Bericht für das vor ein Landgericht geführte Ablehnungsgebot gegen einen Schlichter Richteramt	128

Seite	Seite
Kolke, Justizrat, Berlin: Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit und die Gebühren der Rechtsanwältin bei den Oberlandesgerichten	Grundlegende Entscheidungen: 32. 61. 98. 120. 192. 216. 296. 320. 344. 378. 464. 498. 536. 681. 724. 756. 852
— Die geplante Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in Zivilsachen	Straschnen 398. 548
— Der Preispreis	Grundlegende Entscheidungen 409. 568
Kaufmann, Dr. jur., ordentlicher Professor des deutschen Rechts, Kaufmann: Die Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts in Beziehung auf die wichtigsten Begriffe und Institute des Zivilrechts	Kosenthal, Wilhelm, Rechtsanwalt Dr., München: Zur Frage der Gründung der Pensionen, Witwen- und Waisenklasse für deutsche Rechtsanwältin und Vererbung eines Kapitalgrundbesitzes der Witwenklasse für deutsche Rechtsanwältin 362
Kötter, Landrichter, Gersfeld: Ob der Winkelschloß, insbesondere der Inhaber eines Inhabersbureau, berechtigt, eine fremde Forderung auf Grund einer ihm von dem Gläubiger ausgestellten Besondereurkunde für Rechnung des Gläubigers in eigenen Namen gegen den Schuldner einzufordern?	— Der Deutsche Anwaltsverein 498
Krausmann, Paul, Dr. jur., Professor der Rechte, Münster: Zur Reform des Gerichtsverfahrens	Rufegge, Witten, und Waisenklasse für deutsche Rechtsanwältin 346. 575. 725. 824
Leonhard, Rechtsanwalt in Bayern: Veranhalten einer Lausungsakte des Karlsruher gegenüber. Eine Erwiderung	Schnitz, Amtsrichter: Die gegenseitige Vertretung der Rechtsanwältin und die mündliche Verhandlung vor den Amtsgerichten 587
Leisen, Rechtsanwältin Dr., Düsseldorf: Die Erhebung der Zuständigkeit der Amtsgerichte und die Befreiung der Rechtsprechung	Schulz, Karl, Dr., Frankfurt: Nachträge zum Mannheimer Anwaltsbuch II 658
Literaturbesprechung 64. 215. 232. 321. 343. 406. 485	Schulz, Rechtsanwalt Dr., Tübingen: Die Reform des Amtsgerichtspräsidenten und ihre Bedeutung für die Anwaltschaft 65
Lott, Richter, Rechtsanwalt und Notar: Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit und die Gebühren der Rechtsanwältin bei den Landgerichten	Schumacher, Dr. Prof., Köln: Die Bereinigung des Zivilrechts auf die Freibank und die Handelskammer 220
Magnus: Der außerordentliche Anwaltsrat in Leipzig 725	— Zur Änderung des § 833 BGB 223
— Zusatz, Rechtsanwalt, Berlin: Patentgerichte 665	Speck, C., Rechtsanwalt Dr.: Justizverordnungen — Befreiungen 500
Mahner, Rechtsanwalt, Berlin: Sind diejenigen Vorschriften des preussischen Schuldscheinegesetzes gültig, nach denen die Scheine nur mit Personen bestimmten Glaubensbestimmungen besetzt werden dürfen?	Stern, Justizrat Dr., Magdeburg: Über die Frage der Erhebung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in Zivilsachen 223
Marcus, Dr., Landgerichtsrat: Zur Natur des Rühmungsrechtes in den Fällen der §§ 725 BGB., 135 BGB., 66 GenG.	Striener, Rechtsanwalt: Zur Frage der Befreiung des amtsgerichtlichen Verfahrens 729
Meier, Rechtsanwalt: Zum Gerichtsbescheidverfahren 466	Syring, Rechtsanwalt und Justizrat bei dem Reichsgericht in Leipzig: Wiederaufnahme des ehrengerichtlichen Verfahrens 658
Neumann: Zum Jahreswechsel 2	— Zur Entlassung des Reichsgerichts 688
— Wesentlicher Bestandteil und Eigentumsverhältnis 97. 197	Traumann, Rechtsanwalt Dr., Düsseldorf: Eine Kritik der jüngsten Reichsgerichtsentscheidung zu § 313 BGB. 217
— Zur Änderung der Satzungen des deutschen Anwaltsvereins. III.	Vereinsnachrichten. 161. 193. 321. 345. 377. 378. 465. 466. 497. 569. 585. 683. 685. 725. 824
Nissen, Dr. Justizrat, Hildesheim in Schlesien: Wesentlicher Bestandteil und Eigentumsverhältnis	Waldschütz, Otto, Dr. jur.: Deutsche Gesetzgebung und Rechtswissenschaften 423
Nienhagen, Dr. Mannheim: Zur Änderung der Satzungen des deutschen Anwaltsvereins. II.	Weigert, Adolf, Justizrat, Halle: Irrungen, Wärrungen 348
Reichsgerichtsentscheidungen. Zivilsachen: 3. 42. 70. 99. 164. 198. 237. 299. 325. 356. 386. 472. 503. 540. 609. 701. 737. 825	Westrum, H., Justizrat, Rechtsanwalt in Celle: Über die Rechtslage bei arglistiger Täuschung 39
	— In den geplanten Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Zivilprozessordnung 468
	Wetli, Dr. Max, Rechtsanwalt, Lissa: Verjährung von Klamenten 67
	Wetli, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Hamburg v. d. H.: Die Vorkaufverträge der Post und Schreibegebühren 700
	Zeller, Justizrat, Stuttgart: Zur Reform 690
	— Einfluß der Kompetenzverteilung auf Landgerichtsanwälte und Oberlandesgerichtsanwälte 698

Bivilregister

über den gesamten Inhalt

des XXXVI. Jahrgangs der Juristischen Wochenschrift.

A. Sachregister.

Vorbemerkung: p bedeutet preussisches, g gemeines, f französisches (rheinisches und badisches), s sächsisches Recht.

Vertretung

- Nachträgliche Bezugnahme auf K. im Laufe des Prozesses (Klagenänderung) 87¹⁰
 K. des Unterlassungsanspruchs aus dem Wettbewerbsverbot 136¹⁰
 K. einer Forderung erfüllungshalber oder an Erfüllungshalt (Gewährleistung) 137¹⁰
 K. an Prozeßagenten zur Umgehung des Vertretungsverbots. Auslass von Rührer 161
 Entschweigende Annahme einer K. 339⁴
 K. eines rechtsfähigen Anspruchs (Klagenabweisung oder Verurteilung zur Zahlung an den Pächter?) 337¹¹
 Klage auf Feststellung des Bestehens einer Forderung nach ihrer K. 478⁴
 K. künftiger Forderungen 707¹¹
 K. des Anspruchs aus dem Darlehensvertrage 708¹¹
 K. eines nicht pfandbaren Anspruchs (K. des Kompetenzanspruchs eines Fideikommissbesizers an dessen Ehefrau zum Stode der Unterpfandsveräußerung) 200⁴
 Aufrechnung 742⁴

Ablehnung

- K. eines Schiedsrichters (unterliegt das Verfahren dem Anwaltszwang?) Auslass von Kleinem 123
 K. eines Sachverständigen:
 nach Erstattung des Gutachtens, während der Grund der gewesen wäre 82¹¹
 in ständiger Instanz 266¹⁰
 im Einigungsverfahren 119¹⁰

Rechtsmittel

- Wirkung der Räumung eines K. 270¹⁰
 Adoption f. Eltern und Kinder
 jezt f. Handlungsagenten

Alten

- Benutzung von Ermittlungsdauern im Wege des Urkundenbeweises 714¹⁰
 Aktiengesellschaft (Kommanditgesellschaft auf Aktien f. Handelsregister)
 Ansetzung eines Generalversammlungsbeschlusses (wirkt ohne neue Ansetzung gegen alle späteren darauf beruhenden Beschlüsse; das Gericht hat im Urteil die richtige Bilanz an Stelle der falschen zu setzen) 55¹⁰
 Zwingende Natur des § 259 HGB. 183¹⁰
 Ausgabe einer Kasse mit ausgedruckter Zusicherung des Vorrangs vor späteren Kassen 83¹¹
 Aktienzeichnung einer offenen Handelsregister (Wirkung ihrer Auflösung) 112¹¹
 Aufsichtsrat
 268¹⁰ (Abstimmungsverfahren bei Entlassung von Mitgliedern des K.)
 716¹⁰ (Formlose Beschlusfassung unter Übergang einzelner Mitglieder)

Aktionslegitimation

- Wechsel der K. während des Rechtskreises (Klagenabweisung oder Verurteilung zugunsten des Rechtsnachfolgers?) 337¹¹

Kleinverkauf

- Ob die Veräußerung des K. Erwerdung des Anspruchs eines besonders günstigen Angebots im Wettbewerbe? 27¹⁰
 Ist der zum K. Berechtigte zur Geltendmachung des dem Hersteller zustehenden Zeichenschutzes befugt? 84¹¹
 Übertragung des K.
 103¹⁰ (Gesellschaft oder Kauf)
 165¹⁰ (Handlungsgehilfe oder selbständiger Kaufmann)
 Entziehung des K. aus wichtigen Gründen 112¹⁰
 Alimente f. Eltern, Ehegatten, Unterhalt

Unterschiedsgericht

Kompetenzverweisung f. Zustiftreform

Einlegung der Beschwerde gegen den Beschluß eines Obergerichts beim Gerichtspräsidenten des A. (Notwendigkeit rechtzeitigen Eingangs beim Obergericht) 267¹¹
 Vertretungskarteile der Rechtskammern im Verfahren vor dem A. mit tatrichterlicher Befreiung der Richtigkeit. Aufsatz von Schmole 537

AmortisationsfondsA. als Zubehör eines Grundstücks 702¹**Amortisationsverfahren**

Rechtsgerichtliche Vorentscheidung über das Vorliegen einer A. (Mecklenburg-Schwerinische Verordnung vom 5. Mai 1879 — Verschärfungsverfahren) 62¹⁷
 Dasselbe für Gläubiger-Verfahren 842¹²

Anfechtung der eigenen Willenserklärung

Irreum in der Preisalkulation 4¹
 Erfordernis widerrechtlicher Absicht 5¹
 Positives und negatives Vertragsinteresse. Von Westrum 39
 Form der A. Verbindung von A. und Rücktritt 165¹
 A. bei Mehrheit von Vertragsgegnern, von denen nur einer Grund zur A. gegeben hat 301⁴
 Unzulässigkeit bedingter A. 476¹
 Täuschung oder unterbindliche Anpreisung 473¹
 Aufhebung eines Urteils, das ein nur anfechtbares Geschäft als nichtig behandelt 506¹

Anfechtung wegen Gläubigerbenachteiligung

A. der Abtretung einer Verschuldungssumme 524¹⁴
 A. einer Veräußerung mit Eigentumsvorbehalt 842¹²
 A. der Schenkung eines Grundstücks. Vormerkung der A. 833¹¹

Anfechtung der Ehe f. Eheanfechtung

A. eines Generalversammlungsbeschlusses f. Aktiengesellschaft, GmbH, Genossenschaft
 A. der Entmündigung f. d.

Angebot

Offnung für A.
 16¹⁰ (Schadenhaftung durch einen Motorrad fahrenden Beifahrer)
 73¹ (Verantwortlichkeit des Gastwirts für seinen Geschäftsführer)
 161¹ (Befreiung von Postanweisungen durch A.)
 249¹¹ (Verpflichtung der Aufnahme eines Darlehens auf den Namen des Geschäftsführers)
 333¹¹ (Entwurf, daß der Schaden auch bei sorgfältiger Auswahl hätte entstehen können)
 669¹ (Notwendigkeit der Anstellung besonderer Aufsichtsbearbeiter bei großem Umfang des Betriebes)
 669¹ 674¹ (Nachweis sorgfältiger Auswahl)
 Benutzung von Geschäftsführern durch frühere A. 252¹⁴

Anleihe

Ausgabe einer A. durch eine Aktiengesellschaft mit aufgedruckter Zusicherung des Vorrangs der späteren A. 83¹⁰
 Stempelhaftigkeit einer A. p. 318¹⁰

Anwaltsrechte

Entschädigungsansprüche
 wegen Vertretungsverletzung durch Einlegung eines Strafbahngesetzes p. 155¹¹

wegen Unterbleibens einer Revisionserklärung, nachdem der Anleger genötigt worden, seinen Neubau darauf einzurichten 721¹⁰

Anwaltsrecht f. Vertragschluß**Anrechnung an die Revision**

A. der Leistungen bei Mehrheit von Forderungen. Vorherige Vereinbarungen darüber 328¹

Anrechnung an die Revision

Verschiedene Behandlung der während der Revisionsfrist und der in der Begründungsfrist erklärten A. 149¹⁰

Anwalt f. Rechtsanwalt**Anwaltskammern**

Beiträge der A. zur Gültigkeit f. d.
 Stellungnahme der A. zur Zustiftreform
 93 (Kärntener Eingabe)
 469 (Kärntner Eingabe)
 723 (Frankfurter Beschlüsse)
 Vertretung der Anwaltskammern in den A. Von Boehm 123¹
 Eingliederung der A. in den Anwaltsverein. Von Rosenthal 499
 Übersicht über die Jahresberichte der A., Briefe

Anwaltsstage**Anwaltsrat**

Tagesordnung 193 345 377 465 497
 Antrag Koffen 233
 Festprogramm 233
 Bericht von Jäger I. 569
 Nachträge zum Anwaltsrat A. Jarek 657, Schulz 658
 Teilnehmerverzeichnis 586
 Stenographisches Protokoll 592 flg.
 Leipzig A.
 Tagesordnung 653 685
 Bericht von Magnus 725
 Protokoll 768
 Teilnehmerverzeichnis 757
 Verhandlungen über dem abgeleiteten außerordentlichen A. (Antrag Peters) 321 378

Anwaltsvereine**Deutscher A.**

Witterung des Reichsjustizamts an den Deutschen A. vom 11. März 1907 161
 Vorschläge zur Organisation des Deutschen A.
 499 (Rosenthal) 686 (Erdtrappe)
 687 (Lehrer) 688 (Reumann)
 Wahl der Organisationskommission 645 818
 Vorstand des Deutschen A. 638 (Reichsversammlung) 644 (Reumann)
 Festsetzung der Mitgliedsbeiträge 646
 Berliner A.
 Schluß der Strafrechtskommission 160
 Sammelstelle für Beobachtung der Wirkung gesetzlicher Bestimmungen 344
 Petitionen von A. bei Oberlandesgerichten 93 721
Anwaltszwang f. a. Zustiftreform
 Lokaliteter A. Von Boehm 122¹
 A. im Verfahren über Ablehnung eines Schiedsrichters.
 Von Kleinmann 123

Arbeiterversicherung f. Kranken-, Invaliden-, Unfallversicherung

Arbeitsgeberverbände

Klage gegen A. auf Widerruf der Ausfertigung 304¹²

Arglist f. Gewahrsam, Anfechtung der eigenen Willenserklärung

Anwendung des Grundsatzes *dolo facit qui petit quod statim redditurus est* 100²

Krenschicht

Klachten aus den Gerichtsakten in Krenschichten. Von Böttel 41

Kann einem Nachlassverwalter A. erteilt werden? 202²²

Kann dem Berufungsbeschwerden das A. entzogen werden, weil seine Rechtsverfolgung im Verlaufe der Instanz ausbleibt? 203²⁴

Kreuz und Kreuzweilige Verfügung

Justizigkeit des A. gegen einen Vormund, der einer gerichtlichen Entscheidung nicht nachkommt 203²

Schadensersatz wegen ungerechtfertigten A. 145²⁷ (ist es ein Schaden, zur Erfüllung einer Schuld gezwungen zu werden?)

206¹² (Wirkung des Vergleichs im Widerspruchverfahren. In welchen Fällen hat der Schadenlagerichter über die Berechtigung des A. zu befinden?)

485²⁰ (Entwurf, daß der Schaden nicht auf der Vollziehung sondern auf der bloßen Anordnung des A. beruht)

E. B. (daß das streitige Recht durch z. B. zur tatsächlichen Verwirklichung gebracht werden?) 485²⁰

E. B. zum Schutz gegen die Verjährung einer Patentverletzung 750²⁰

Kreuzgrund, Aufstellung des A. an einen Generalbevollmächtigten 839¹²

E. B. zum Schutz einer Anfechtung 838¹¹

Kreuz (Kreuzkreuz f. d.)

Unzulässigkeit des Verkaufs der Praxis 473² des Betriebsbewerbers 475⁴

Wann stellt sich die Tätigkeit des Kreuz als Gewerbe dar? 491²⁴

Unterbliebene Einholung der Zustimmung zu einer Operation 506²

Kaufkraft

Irreführende Erklärung der A. des ganzen Grundstücks, von dem nur ein Teil deräußert werden soll 327² 541¹

Kaufkraft

A. im Kontrakt f. d.

A. des ausgefallenen Hypothekengläubigers, der das Grundstück erstanden hat, gegen die Verbindlichkeit aus der Eigentümergegenüber 12¹⁴

A. im deutschen Prozesse über ausländische Rechtsverhältnisse 47²

Kann der Erlös eines Selbstkaufes zur A. gebracht werden? 75⁴

replica compensationis 171¹²

A. gegen die Befindlichkeitsforderung. Von Gorbis 383

A. gegen den Kaufkraftanspruch 510¹⁰

A. gegen den Anspruch auf Rückzahlung des zur Abwendung der Zwangsversteigerung Geleisteten 821²⁰

A. gegen eine abgetretene Forderung 742²

Kaufkraft

Begründet die Einräumung eines Platzes auf einem öffentlichen fahrenden Automobil eine Haftung aus A. f. 90¹

Kaufkraft

Vollstreckungsbefehl f. d.

Priorität des ausländischen Warenzeichens (Frankreich) 20²⁴

Aufrechnung gegen einen Ausländer im deutschen Prozesse 47²

Verweisung ausländischer Wohnort zu inländischer Gebrauch 61²⁷

Justizigkeit zur Einreichung ausländischer Ehen 127⁴ 701¹

Auslegung französischer Wechselrechts 205²⁷

Präsumptionsklage eines Deutschen gegen einen Ausländer 359²

Kaufkraft

Veranlassung mündlicher Befragungen zur A. einer Urkunde 209²⁴

A. des § 14 p Kommunalabgabengesetz 683

Kaufkraft

Klage auf Unterlassung solcher A. (Verstoß gegen die gute Sitten) 47²

A. innerhalb bestehender Gerichtsverbindung 363¹¹

Kaufkraft des Verfahrens; Unterbrechung f. d.

A. bis zur Entscheidung eines zwischen anderen Parteien schwebenden Rechtsstreits 145²⁷ 676¹⁴

Ungeklärtheit des Todes einer Partei 190²⁰

Kaufkraft

Verfügung des Vaters über eine Arbeiterversicherung 151²⁰

Zeichenabzeichen zur Kaufkraftsverbindung 332²

Aufrechnung gegen den Anspruch auf A. 510¹⁰

Kaufkraft

Klage gegen einen Arbeiterverband auf Zurückziehung der A. 304¹²

Kaufkraft

Haftung für den Unfall eines Gastes 90¹

Haftung für den Schaden, den ein Lehrling mit dem Motorrad anrichtet 16¹⁴

Verpflichtung beim Verkauf eines gebrauchten A. 173¹¹

Vertragsgemäße Verpflichtung zur Instandhaltung einer Automobilversicherung gegen Anteil am Reingehalt 670⁴

Pflichten der Fußgänger im Straßenverkehr 705²

Kaufkraft

Verzicht auf das Nummernverzeichnis 278²⁴

Kaufkraft

Überweisung zugunsten eines Dritten 73²

Kaufkraft

Beurteilung eines preussischen B. nach Inkrafttreten des Reichsgesetzes (Verjährung) 325¹ 369⁴

Kaufkraft

Sind B. Bestandteil oder Zubehör des Grundstücks? 356¹

Kaufkraft

Gewöhnung fiskalischer Bauten. DVB. 584

Rückzicht auf Erhaltung des Städtebildes, Verschönerung der Rechtsgüter. DVB. 724

Kaufkraft

Verjährung der Forderungen der B. Von Freymuth 659

Kaufkraft

Wandlung eines B. 479¹¹

Banwert

Beneidenschaft für gehörige Unterhaltung des B. 19¹⁰
Anforderungen an die Sorgfalt (Herabführen eines vor einem halben Jahr erst angekauften Dachstuhls) 45⁴

Beamte

Rechtsweg für das Dienstverkommen preussischer Lehrer 215¹¹
Reisestellen der B. (Recht auf Ruhepause vor Eintritt der Rückreise) 682⁷
Haftung des Staats für B.
374¹⁷ (Rechtsfälle für die Rheinprovinz)
395¹⁷ (Häufung begangen von einem Grundbesitzer)
Mittelbare Staatsbeamte 753³⁰
Besondere Verfahren bei Klagen wegen Amtsübergriffen (Mendenburg, Elsh) 62³⁰ 842³⁰

Beamtenfürsorge

Zusammentreffen sozialer Haftung mit B. 287³⁰
Gelehrte wegen Vernehmung der Bedürfnisse 373³⁰
Rechtsweg (Unterschied von Dienst- und Erwerbsunfähigkeit) 495³⁰
Betriebsunfall 683³⁰ 851³⁰ (Wurmkrankheit)

Bedingung

Verkauf zu Börsenpreisen — ist die Fortdauer der Börsennotierungen Vertragsbedingung? 5¹
Hinderung des Eintritts der B. 367¹ 506¹ (Hüte um Nichtannahme einer verbindlichen Offerte)

Beicherung

Rückforderung der Gegenleistung für eine wegen Formmangels nichtige „feste Verkaufsanstellung“. Von Teuermann 217
Unbefugte Darlehensaufnahme durch einen Angestellten 249¹¹
Rückforderung der Anzahlung nach Auslieferung des Eigentums vorbehalts 315¹¹
Gegenseitiges Zurückbehaltungsrecht bei Rückforderung der Leistungen aus einem nichtigen Geschäft 477¹ 670⁴

Bergbau

Wie weit reicht die Haftung für Bergbauschäden? (Verfall für das im beschädigten Hause betriebene Gewerbe) 60³⁰
„Eigentumsverfallssteuer“ für Begründung eines Rechts auf B. ? 92³⁰
Vandrecht an Augen, Zurückbehaltungsrecht an Augen, abgeforderte Befriedigung im Kontraste p 156³⁰
Juden
285³⁰ (Stempelrecht)
718³⁰ (Verfall des Bergwerksanteils wegen veräußelter B.)

Bergwerk

Explosions- und Schmelze als Zubehör des B. 128³

Verkaufsinfluß

Unzulässige Klagenänderung f. b.
Ablehnung des schon in I. Instanz vernommenen Sachverständigen in der B. 266³⁰
Klagenweiterung in der B., welche auf den in I. Instanz festgestellten Grund des Anspruchs beschränkt ist 482¹³
Ist es zulässig, in der B. von Amts wegen das Klagenfundament zu prüfen, wenn das Rechtsmittel sich auf die Schuldfrage beschränkt? 77⁴
Beendigung eines in erster Instanz des Eheprozesses ergangenen, unzulässigerweise die Klage ohne Erledigung der

Überlage abweisenden Verurteilungsurteils in B. und Revisionsinstanz 521¹⁰

Kuß das Urteil der B. eine selbständige gedruckte Streifenbedruckung enthalten? 81¹⁰ 206¹¹
Zugnahme auf Erschließung I. Instanz im Urteil der B. Aufhebung des Urteils der B., weil nicht klargestellt, ob das in der B. nicht wiederholte Verteidigungsmittel fallen gelassen werden sollte 199¹

Form des Urteils der B., das die ersatzrechtliche Entscheidung teils bedingt, teils unbedingt abändert. Unterbliebene Klage im Läuterungsverfahren 19³⁰

Ablehnung der Klageabweisung zurückgenommener Klage oder Erledigung der Hauptklage? 108¹¹

Kuß der Eid wiederholt werden, der in der B. durch Endurteil aufzuwerfen wäre, aber infolge unzulässigen Verweiseschlusses schon in I. Instanz geleistet ist? 677¹⁷
Schadensersatzanspruch infolge Aufhebung des Vollstreckungsurteils

519³⁴ (genügt Ersetzung der unbedingt durch bedingte Verurteilung zur unbedingt Rückzahlungsverurteilung?) 521³⁰ (Aufrechnung gegen den Rückzahlungsanspruch) reformatio in pejus (Verwandlung des bedingten in unbedingt Urteil) 747³⁰
Anschlußüberlegung wegen eines in I. Instanz nicht fixierten Betrags 838¹⁷

Bescholtenheit f. Unbescholtenheit**Beschwerde**

Zulässigkeit der B.
311¹¹ (B. gegen Vertretung einer Terminbestimmung)
678³⁰ 31 (B. gegen Wertbestimmung des Oberlandesgerichts)
Wahrung der Frist (Erklärung der B. gegen den Beschluß eines Obergerichts beim Gerichtspräsidenten des Amtsgerichts) 267³⁰
B. der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Jurisdiktorverweisung in die I. Instanz) 529⁴¹

Besitz

f. a. Eigentum
Erwerb des B. (Abtretung des zukünftigen Besitzanspruchs) 121¹⁴ 747¹³
Schadensersatz wegen Entziehung oder Verhinderung des B. 40 (Verhinderung von Leistungslasten. Von Hülf)
44¹ (Besitzübergang beim Kampf um den Besitz)

Besitzwechselabgabe

Keine B. bei Neubegründung eines Bergbaurechts 92³⁰

Bestandteil und Zubehör

Bestandteil Bestandteil und Eigentumsvorbehalt 97 197 (Reumann) 193 (Höfner) 194 (Zeller)
Eigentumsvorbehalt an Maschinen 128¹¹ 129¹ 242⁴ (fungible Kraftmaschine)

Verkauf von Zubehörstücken durch den Pfandbesitzer 332¹⁰
Sind Baumfällungen B. oder B. 356¹

Übernahme einer teilweise amortisierten Hypothek beim Kauf eines Grundstücks (ist der Amortisationsfonds B.?) 702³
Ist der Hauptpart B. einer Glasplatte? 703³

Betrug f. Anfechtung, Betrügerklärung**Beweisansätze**

Wirkung zulässiger Ablehnung von B. für die Beweisführung 109¹¹

Angriff gegen die Anwendung freien richterlichen Ermessens wegen Ablehnung gestellter B. 310¹¹
Ablehnung des Antrags auf Verbeizung von Ermittlungsakten 714¹⁰

Beizeiaufnahme

B. außerhalb der Gerichtsstelle zu anderer als festgesetzter Zeit (wie lange muß der Anwalt auf den Richter warten?) 392¹⁰

Bezeilast

B. für die Urkundensällfchung bei Echtheit der Unterschrift 53¹⁴
B. für Ausschluß der Widerrechtlichkeit bei einer Tötung oder Körperverletzung 138¹⁰
Nichtigkeit oder Verinbarung der Gegenleistung 175¹⁰
B. für Verschulden des Trachtführers bei unermittelter Schadenursache 368¹⁷
B. für das Verschulden bei Lieferung giftigen Futters 541¹
Umschreibung der B. hinsichtlich zugesicherter Eigenschaften durch Annahme als Erfüllung 509⁸
B. für eigenes Verschulden des Verletzten (Entschädigung eines Kutschers bei Wartung des Pferdes) 710¹⁷
Wer hat bei Festsetzung einer lebenslänglichen Rente zu bewerten, wann das höhere Lebensalter der Ernennbilitätigkeit ein Ziel setzt? 440¹⁰

B. für Kenntnis der Vermitteltätigkeit des Mäkers 744¹⁴
Schädigung durch widerrechtliche Zwangsvollstreckung 841¹⁴

Bibliographische Übersicht

B. d. den Waldschuß über die Zeit vom 1. Dezember 1906 bis 30. Mai 1907 428

Bieterkollision

B. bei einer Grundstücksversteigerung als Verstoß gegen gute Sitten 201¹

Binneauschiffahrt

Haftet der Schiffeigner für Verschulden des Schleppers? 342¹⁷

Weiderseitiges Verschulden bei Schiffszusammenstoß 844¹⁰

Börferentwurmigungsgeschaft

B. in Form des Kassegeschäfts 341¹⁰
Einseitiger Differenzgeschäftsverhältnisse 744¹⁰

Boykott

Schädigung eines Gewerbes durch Flugblätter 333¹¹

Brandversicherung f. Versicherungsbvertrag

Bürgschaft

B. und kumulativer Schuldenübernahme 47⁷
Übernahme der Haftung für eine Hypothek? 105⁸
§ 1166 BGB. 176¹⁰
Bürgerspflicht des Gläubigers nach gemeinem Recht und Bürgerlichem Gesetzbuch 237¹
B. eines noch im Handelsregister eingetragenen früheren Kaufmanns 313¹⁰
Einwand der B. gegen einen Wechselzugrechtsanspruch 339¹⁰
Selbstentmachung der Gewährleistungsansprüche durch den Bürgen 708¹⁰
Eintritt des Bürgen in die Rechte des Gläubigers 745¹⁰
831⁰

Civilprozeß f. Justizreform

Darlehen

Rückzahlende Kraft des § 247 des BGB. 789⁰

Darlehensborvertrag

Ist der D. neben dem Darlehen stempelsteufläßig? 581¹⁰
Absterbarkeit des Anpruchs aus dem D. 708¹⁰

Deilist f. Schadenentfag 1 d

Dienftbarkeiten

Nichtzeit, pr. (Schuß eines Fensters, durch das man aufsteht stehend überhaupt nicht sehen kann) 29¹¹
Bestellung einer beschränkten persönlichen D. zur Ernennung eines wirtschamen Eigentumsverhältnisses an Maschinen (Neumannscher Vorschlag) 97 196 (Neumann) 198 (Rissen) 195 (Zeller)
Übertragung einer persönlichen D. nach gemeinem Recht, Fortbestand einer nicht eingetragenen persönlichen D. nach der Rechtsänderung 396⁸
Verletzung einer D. durch Schließung eines Schenksamüber-ganges 546⁷

Dienstfeinkommen

Rechtsweg für das D. verurtheilte Lehrer 215¹⁰

Dienstvertrag

Verpflichtung zur Rechnungslegung aus dem D. 479¹¹

Differenzgeschäft

D. und Kassegeschäfts 278¹⁰

Doppelbesteuerung

Besteuerung des außerdeutschen Einkommens eines in Hamburg wohnhaften Preußen 187¹⁰ 210¹⁰
Verteilung eines Betriebs auf mehrere Gemeinden 567 (Oberverwaltungsgericht)

Drauung f. Kaufsetzung

Eheaufstetungsfllage

Ehebruch der Frau in der ersten Ehe Ansetzungsgrund für die zweite 3¹

Unschlüssiges Benehmen vor der Ehe 257¹⁷

Ehegatten f. a. Entmündigung

Streit zwischen Ehegatten über Herausgabe eines Kindes 6¹ (Aussetzung des Prozesses bis zur Entscheidung des Vormundschaftsgerichts, Einwand der Schläger)
529¹¹ (Vormundschaftsgerichtliche Entscheidung während des Eheprozesses)

Schadensersatzansprüche:

der Witwe wegen Verlust des Ehemanns 23¹⁰ (Wittengemeinschaft), 130¹⁰ (Einwand, daß der Begefall des Unterhaltsanspruchs durch Vererbung der ehedemmaligen Frauigung aufgehoben wird), 388¹⁰ (mittelbarer Schaden der Laß des Unterhalts der Kinder)
des Mannes wegen Verletzung der bisher in seinem Gewerbe stehenden Ehefrau 10¹¹

Abschluß eines Vertrages, durch den der Mann die Frau verheiratet, durch die Frau als Vertreterin des Mannes 525¹⁰

Vollstreckungsvorzug des Unterhaltsanspruchs (Zulässigkeits der Abtretung des Komptenanspruchs eines in Zwangsverwaltung versetzten Fideikommissars zu dem Zweck seiner ehedemmaligen Unterhaltspflicht zu gemäßen) 200¹⁰
Rechte des überlebenden Ehegatten am Nachlasse des verstorbenen nach männlichem Provinzialrecht 238⁰
Folgen des Widerrufs eines gegenwärtigen Testaments 242⁰
Schenkung unter Ehegatten 755¹⁰

Unterhaltsanspruch der Frau, die nach Auflösung der Ehe wieder als Hausstodter lebt 835¹⁸

Erbgutserband

Erbgutserband der Frau wegen unbefugter Verfügungen 179¹⁸

Steht in der Entgegennahme eines verpfändeten Sparkassenscheins eine genehmigungsbedürftige Verfügung des Mannes über den Rückgabeanpruch? 202⁷

Wohin das der Frau als Vorbehaltsgut letztwillig zugewandte auch dann Vorbehaltsgut, wenn der Erwerb schon vor der Eheabschließung eingetreten ist? 258¹⁰

Rechtsfähigkeit des vorfallischen Provinzialrechts über Gütergemeinschaft 373²⁴

Verpflichtung der getrennt lebenden Frau zu Beiträgen für den ehelichen Aufwand 481¹²

Eheverfehlung

Bedarf es ausdrücklicher Feststellung der Einsichtlichkeit des Verfehlungsstillens? 107⁶

Verträgt sich die Einsichtlichkeit des Herstellungsverlangens mit seiner Verwaltungsverbindung mit der Schuldungsallage? 141²⁰

Nichtbrauch des Rechts auf E. (Geschlechtskrankheit) 48⁹ 178¹³

Ehemäherleben

Überblick über die Rechtsprechung des Reichsgerichts von 1848 bis 35

Ehecheidung

Zuständiger Gericht für die E. zwischen Ausländer 127⁴ 701¹

Einsichtlichkeit des Urteils (Behandlung eines im Ehebündnis mit diesem Grundsatze ergangenen Verfallsurteils) 521²⁰

Bestätigung der Berufungseinstellung auf die Schuldfrage infolge Behinderung des Rechtsmittels 77⁶

Ehebruch eines Geschlechtskranken 472¹

Errichtung 48⁹ (Vorwurf der Unterschlagung)

49¹⁰ (Entschuldigend einer erweisen Beschimpfung mit der Vermutung vorausgegangener Reizung)

107⁶ (Ergänzende Veranlassung der in einem früheren Prozesse verurteilten geltend gemachten Verfehlungen)

142²⁰ 711²⁰ Unentgeltbarkeit einer Zustimmung der Ehefrau, in gebildeten und ungebildeten Ständen, trotz vorausgegangener Reizung

259¹² Kann die Ehekündigung der Schuldungsallage als Beweis für das Vorliegen einer Verrücktheit dienen?

674¹⁰ Ehebündnis Verhalten nach der Trennung nach Ehebruch des anderen Teils

701¹ (höchste Befreiung § 1568)

Verlust des Erbschaftsrechts

durch Verzichtung (Geschlechtsverleumdung, protestatio facto contraria, irrige Meinung der Frau, bis zu Erlaß des Erbschaftsurteils zur Eingabe verpflichtet zu sein) 79⁴

durch Verklammerung der Ehebündnisse 107⁶ 391¹⁰

Erbengerichtliche Verfahren

Wiederannahme des e. B. von Eyring 658

Erbescheide

Erbescheidung für den Fall der Erfolgslosigkeit eines Verweisesatzes (Wirkung der Ablehnung) 109¹²

Erbescheidung an den Fiskus über die Haftung an eine nicht näher bezeichnete Verwaltungsstelle 484²²

Nichtbeachtung der Erbeshescheidung wegen Erweis des Gegenstands unter gleichzeitiger Ablehnung angebotenen Zeugnisses 520¹⁷ 715²²

Folgen unterbliebener Klage eines unzulässigen Beweisbeschlusses 518²⁴

Leistung des Eides zufolge unzulässigen Beweisbeschlusses. Muß in zweiter Instanz durch Urteil auf nochmalige Leistung desselben Eides erkannt werden? 677¹⁷

reformatorisch in pejus 747²⁰

Eigenmacht

Berechtigte E. (Wahnahme eines Überführungsbeschlusses zur Polizeiwache) 44¹

Eigentumsverwerb f. a. Auflassung

E. am Flußbett 294²⁶

Nichtigkeit des E. wegen Irrtum 757⁸

Gutgläubiger E. von einem Teil der Erben 834¹⁸

Anfechtung einer Veräußerung unter E. 849¹⁹

Eigentumsverwerbsfehler

Keine E. bei Begründung eines Verbaurechts 92²³

Eigentumsverwehrt

E. an Bestandteilen f. d.

Rückforderung der Ankauf nach Geltendmachung des E. 315¹⁸

Verzicht auf den E. durch Pfändung 743¹⁰

Einkaufswesen (Kommisionen)

Ortsabhängigkeit (Umwandlung einer Fabrikgegend in ein Villenviertel) 17²⁰

Beförderung des Nachbarn, der das Grundstück zum Bau der Fabrik verkauft hat 397⁴

Eisenbahn f. Haftpflicht

Eisenbahnbauten

Wer ist Unternehmer bei E., Eisenbahn- oder Baugesellschaft? 717²⁰

Eisenbahnverkehr

Rechtliche Natur und Verjährung der Sachschadensklagen 56²¹

Eltern und Kinder

Bestellung der Mutter zum Vormund des außerehelichen Kindes 28²⁰

Einfluß der Verlegung des Wohnsitzes in ein anderes Rechtsgebiet innerhalb desselben Staates 71¹

Erbrechtliche Folgen der Annahme an Kindesstatt 127⁴

Verfügungsberechtigt des Vaters über eine Aussteuerversicherung 151²⁰

Ausstattung f. d.

Ehefrau (keine rückwirkende Kraft des BGB.) 515¹⁷

Vormundchaftliche Regelung des Verhältnisses zwischen E. und K. während des Ehelebens 529²¹

Leistungsfähigkeit des Unterhaltspflichtigen, Aufbrauch des Kapitalvermögens 674¹¹

Schadenersatzanspruch

a) der Kinder bei Verlust des Vaters

28¹⁸ 130²⁰ (Anrechnung der weggefallenen Verpflichtung zu unentgeltlichen Diensten)

711¹⁸ (großjähriger Kinder)

b) verletzter Hauskinder

168⁸ (Einwand des Haftpflichtigen, daß die Verunglückten ihren Unterhalt vom Vater empfangen habe)

340¹⁰ (Feststellung des Erwerbsfähigkeit einer unentgeltlich arbeitenden Hausdienerin)

c) des Vaters wegen Verlaß des Sohnes 430¹¹

Enteignung

Berechnung der Frist für die Rechtsverfolgung

88¹² (altes oder neues Recht? p)

264¹⁷ (nachträgliche Berücksichtigung des Festsetzungsbeschlusses)

Berücksichtigung des Zinsenanspruchs 192²⁰

Wertermittlung

30²¹ (maßgebender Zeitpunkt (Erweiterung eines Truppenübungsplatzes, neue Anlage?))

119²² (Verpflichtung eines Beweisanspruchs über den Wert von Nichtbauland bei Enteignung von Bauland)

720²⁴ (Lazationsgrundstücke (Verkaufswert, Bauwert, Ertragsamt, Ziehung des Durchschnitts))

61²⁵ (Anrechnung allgemeiner Vorteile, die auch den nicht enteigneten Nachbarn zugute kommen)

Mieten- und Pächterfrachten 290²⁶ 720²⁸

S. a. Vorgehen, Anlieger

Entmündigung

Wohr des Vaters bei E. eines Volljährigen 398⁷

Anfechtungsklage des auf Antrag der Ehefrau Entmündigten gegen die inzwischen geschiedene Ehefrau 748¹¹

Erbschaft

Gesamtzinsverhältnis am Nachlassaußenständen 78²

Erbteilungen eines Fidejuzars 126³

Vererbung angemessenen Rinder 127³

Erbschaftseinziehung eines Ungeborenen 240⁴

Eintrag einer Fideikommissarischen Substitution 291¹¹

Zuwendung unter Lebenden und im Anrechnung auf das Erbteil (Erbteilung?) D.B. 583

Verfügungsberechtigt des beschränkten Vorerben. Von Remphier 68

Unzulässiger Wanderverwerb von Bevollmächtigten eines Teils der Erben 834¹⁵

Erbschaftsteuer

Berechnung der mutmaßlichen Dauer eines Rentenbezugs 157¹⁰

Erbvertrag

Form des Widerrufs eines E. 242⁴

Verträge über künftige Erbverträge, hypothekarische Sicherstellung 244⁷

Erbverzicht

Anfechtung des E. wegen Betrugs, Verstoß gegen die guten Sitten 167⁴

Erfüllung

Leistung E. halber oder an E. Statt (Verschiedenheit der Betreffsleistung) 137¹⁰

Vorübergabende Unmöglichkeit der E. (Brand einer Mühle) 159¹⁰

Erfüllungsübernahmevertrag 170¹⁰

Umkehrung der Beweislast wegen zugesicherter Eigenschaften durch Annahme als E. 508¹¹

Anrechnung mehrerer Leistungen f. Anrechnung

Erfüllungsbort

E. bei der Preisminderungsklage 359⁷

E. für die Zahlung bei Geschäften mit Ausländern 386¹

Erweisen f. Nichter

Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften f. Genossenschaften

Fabrik

Besonderer Bestandteil einer Fabrik, die ohne Veränderung zu verschiedenen Fabrikationszweigen benutzt werden kann 128¹⁷

Fensterreizeigen

Haftung des Dienstherrn für einen Unfall des Diensthofen beim F. 249¹⁰

Ferretaschen

Rechtschaffen im gewöhnlichen Prozeß 313¹⁰

Festsetzungsfrage

f. a. Streitwert

Vordrucke Vollstreckbarkeit des Festsetzungsurteils 80²

f. wegen Schwierigkeit der Ermittlung des Schadenertrags 84¹⁴

f. gegen die Steuerderanlagung (Hamburg) 187²⁰

Regative f.

gegen den ursprünglichen Gläubiger nach Abtretung der Forderung 478¹⁰

ohne Veräußerung 482¹⁷

wegen einflüßiger Folgen eines Unfalls 839¹

Fideikommiss

Abtretung des Kompetenzanspruchs eines in Zwangsverwaltung gehaltenen Fideikommissinhabers an seine Ehefrau zur Ordnung ihres Unterhaltsanspruchs 200⁴

Eintrag einer fideikommissarischen Substitution 291¹¹

Widerprüchungsklage des Fideikommissinhabers gegen eine unzulässige Pfändung ins Fideikommissgut 522²⁰

Firma

Verlauf einer nicht eingetragenen F.; Lösung der übertragenen aber noch nicht umgeschriebenen F. auf Antrag des früheren Geschäftsinhabers; Schadenersatz durch Wieder-

eintrag der vertragswidrig gelösten F. 82¹⁸

Vertragswidrige Wiederübertragung der F. 523¹¹ 715²⁰

Ausschluss des Übergangs von Geschäftsschulden einer Zwigniederlassung 679¹⁰

Einträge im Handelsregister eines Konsuls 681¹⁰

Übertragung einer F. infolge nichtigen Geschäfts 843¹⁴

Verhältnis des Bürgen, der dem Geschäftsgläubiger beistehend hat, zu dem Übernehmer der F. 881¹

Fiskus

Baupolizeiliche Genehmigung fiskalischer Bauten D.B. 584

Betreuung des F. 838¹⁷

Fingblätter

Schädigung des Gewerbebetriebs durch Vertrieb von F. 333¹¹

Fischlinien

Entschädigung eines Anlegers, der mit Rücksicht auf geplante Tieflegung der Stenke seinen Neubau eingerichtet hat, wegen Unterbleibens derselben. 721¹⁰

Fortdauer französischer Rechts unter dem Fischliniengesetz 723 D.B.

Fischbett

Eigentumswert am F. 294¹⁰

Fragerrecht

Unterschiedene Klarstellung, ob ersinnungsmäßiges Vorbringen fallen gelassen ist 199²

Frachtgeschäft

Seefrachtgeschäft f. d.

Haftung des Frachtführers bei unerwarteter Schadenaufgabe 368¹⁷

Beizahlung des Schadenersatzes wegen positiver Vertragsverletzung 330²

Früherrechnung

Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuches auf Kaufschlußfristen im Enteignungsverfahren 88¹⁸

Forderungen

Anrechnung bei Restriktion der F. 328⁴

Form

Verträge einer Landgemeinde p 89¹⁹

Rechtsmittelverpflichtung zu Kaufschlußfristen 332¹⁸

Gesellschaft f. d. F.

Heilung der Formlosigkeit des Gegenleistungsversprechens für Abtretung eines Geschäftsanteils durch Vollziehung 153¹⁸

Übertragung von Geschäftsanteilen der Gesellschaft selbst 370²¹

Vorvertrag zur G. m. b. H. 394¹⁹

Bedingte Auflösung der G. m. b. H. 317²¹

Grundstücksveränderungen

Wirkung des Formmangels bei teilweise beurkundeter 134¹⁹

Rechtskräftiger Mietvertrag in Verbindung mit Kauf eines Grundstücks 166⁴

Auforderung der Gegenleistung für einseitige Bindung, wenn sie wegen Formmangels nichtig war. Von Traumann 217

Formlose Annahme formwidriger Offerte 246⁴

Mündliche Auseinandersetzung einer Gesellschaft, zu deren Vermögen Grundstücke gehören 303⁴

Beurkundung in deutscher Sprache, wenn einer der Vertragsschließenden ihrer nicht mächtig ist 506⁴

Beurkundung eines Kaufes als Kauf 508⁴

Beurkundung durch den Gemeindevorstand (bloß Unterschriftsglaubung) 508⁷

Anspruch der Gesellschaft auf Überweisung von Grundstücken gegen einen Gesellschafter, der sie für die Gesellschaft in eigenem Namen erworben hat 830²

Grundstücksmittel

Schutzfähigkeit von Maschinenbesitzanteilen 680¹⁸ 718²¹

Gebühren der Rechtsanwaltschaft f. d.**Gebalt**

Erstreckt sich die Pfändung des G. auf spätere Zulagen und Pension 338²⁰

Geistesfreiheit f. Geschäftsunfähigkeit**Geisteschwäche**

Entschuldigend des Ehebruchs mit G. 472¹

Gemeinde

Gültigkeit der Verträge einer Landgemeinde 89¹⁹

Rechtsweg über Antriebsmitteln zum Wegbau einer G. 143²²

Verpflichtung der Gemeindejagd an den Gemeindevorstand oder dessen Vertreter 532²³

Beamt der G. (mittelbare Staatsbeamte) 754²²

Gemeindebesitzer f. a. Doppelbesteuerung

Keine Eigentumsverwerthung bei Begründung eines Bergbaurechts 93²²

Begriff der nachträglichen Veranlagung DGB. 190 683

§§ 14, 69 pr. Kommunalabgabengesetz (Vringisfragen) 683

Generalvertretung f. Kleinverkauft**Genossenschaft**

Verpflichtung einer G. durch unbefugte Darlehnsaufnahme eines schlecht bewaffneten Beamten 249¹¹

Bildung eines Geschäftsanteils aus einer Sacheinlage 276²²

Bestimmung der Höhe des Nachschusses durch den Kontroversverwalter 370²⁰

Beginn der Aufsichtungsfrist für einen in der Generalversammlung nicht erschienenen Genossen 490²²

Ausscheiden eines Genossen während des Aufsichtungsprozesses 490²²

Rücktrittsrecht des Gläubigers eines Genossen. Von Marcus 539

Geschäftsorganisation

Bestimmte G. von Rumann 3

Geschäftswilliger f. a. Nachschusstreife

Haftung der G. für Erteilung des Aufschlags zu einem unbefristet niedrigen Gebot? 192²²

Zum Geschäftswilligenverwalter. Aufsatz von Reper 466

Gesamt Schuldverhältnis

Gesamt Schuldverhältnis der Erben am Nachlassverwalter 78⁴

G. unter offenen Handelsgesellschaften, nachdem der eine ohne Liquidation ausgefallen ist 135¹²

Annahme stillschweigenden Aufschusses eines G. bei Verpflückung eines nicht rechtsfähigen Vereins 136¹²

Geschäftsansehung

G. des Anwaltsvereins zufolge des Leipziger Beschlusses 824

Geschäftsunfähigkeit

Voraussetzung der Anordnung und Aufhebung einer Geschäftsunfähigkeit über einen Geisteskranken (Kritik des Pflegsings, vorübergehende Natur der Entscheidung) 198¹

Herstellung voller G. eines wegen beschränkter G. Entmündigten 737¹

Geschäftsgeheimnis

Ausnutzung eines G. durch früherer Angehörige 252¹⁴

Geschwadenmacher

Neubildung und Eigentümlichkeit 189²⁰

Gesellschaft

G. oder Kauf? (Einschränkung eines Kleinverkaufrechts gegen Gewinnanteil) 103²

Mündliche Auseinandersetzung einer G. zu deren Vermögen Grundstücke gehören 303⁴

Stillschweigender Aufschuß der Gesamt Schuldverhältnisse (Gesellschaft eines nicht rechtsfähigen Vereins) 136¹²

Anspruch der Gesellschaft auf Überweisung von Grundstücken gegen einen Gesellschafter, der sie zunächst in eigenem Namen für die Gesellschaft erworben hat 830²

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Form des Geschäftsanteilsvertrags, der Übertragung von Geschäftsanteilen u. a. m. f. Form

Bedingte Auflösung des Geschäftsanteilsvertrags 317²¹

Ungleichmäßige Heranziehung der Gesellschaft zur Einzahlung auf Stammeinlagen 371¹⁰

Rechte des stillen Gesellschafters eines in G. m. b. H. umgewandelten (als Sacheinlage eingebrachten) Geschäfts 487¹⁰
Strafhaftung des Gesellschafters für Stempelvergehen einer G. m. b. H. 396¹⁰

Beurteilung der Einlage durch Bezahlung von Schulden 845¹⁷

Gesandnis

Tasche (Ablichtung einer Provisions) 264¹⁰
G. des „Klagenspruchs als solchen“ 676¹⁰

Gesetzwidrigkeit eines Vertrags f. Sittenwidrigkeit

Betrieb eines eingetragenen Werks im Auslande 116¹⁰

Gefandlohn

Aufrechnung und Zurückhaltung. Von Gerdes 383

Gefandung f. Stundung

Gewährleistung

Allgemeines

Abweisung einer Forderung an Erfüllungskont 137¹⁰
Erfüllbarkeit der Mängel 173¹⁰
Rechte des Bürgen 708¹⁰
Zuficherung einer Sacheigentums (Einlagepreis) 4¹⁰
Kgl. Verträge (Verjährung nach § 852 BGB.) 358¹⁰

Mängelrüge und Rücktrittserklärung bei Teillieferungen 149¹⁰

Rechtsmängel

Polizeiverbote 478¹⁰
Unernahme aller Kassen im Klub (geboten bzw. auch unbekannte Dienstleistungen) 669¹⁰

Beweislast

Umkehrung der Beweislast durch Annahme als Erfüllung 509¹⁰
Beweislast für Verschulden bei Lieferung giftigen Futters 541¹⁰

Handlung f. a. Viehmängel

Handlungsanspruch im Kontrakt 182¹⁰
Erboten zur Befreiung des Fehlers 300¹⁰
Schadenersatz wegen Nichterfüllung der Handlungsverpflichtung 361¹⁰
Mangelhaftigkeit einer von mehreren zusammengehörigen Sachen 478¹⁰
Handlung des Bauvertrags wegen Verwendung vertragswidriger Baumaterialien 479¹⁰

Handlung

Änderung der zwischen Handlung und Handlung getroffenen Wahl in der Berufungsbefugnis (Klagänderung) 46¹⁰
Handlung eines teilweisen gestundeten Kaufpreises. Von Rufe 355
Erfüllungsort für die Handlung (Inland oder Ausland) 359¹⁰

Handlung nach Verbrauch der Kaufsache 367¹⁰

Handlung vor Abnahme des Werks 331¹⁰

Schadenersatz

Schadenersatz wegen Nichterfüllung der Handlungsverpflichtung 361¹⁰

Schadenersatz wegen Lieferung giftigen Viehfutters 541¹⁰
Schadenersatz wegen Nichterfüllung 670¹⁰

Verjährung

Verjährung des landrechtlichen Anspruchs auf Ersatz nachträglich erprobener Straßenauslasten 44¹⁰
Verjährung trotz Wahrung der Klagsfrist 138¹⁰
Garantiefrist 174¹⁰
Beginn der Verjährung (Übergabe, vormaligste Gerichtsliche Genehmigung) 248¹⁰
Verjährung beim Werkvertrag (Bauvertrag, Transportvertrag) 325¹⁰ 330¹⁰ 359¹⁰
Verjährung des Schadenersatzanspruchs wegen arglistigen Verschweigns (§ 852 BGB.) 358¹⁰

Viehmängel

Handlung bei Verweisung des Viehs auf die Freiheit. Von Schumacher 230

Werkvertrag

Entscheidbarkeit der Freistellung bei unbestimmten Mängeln 16¹⁰
Erboten zur Befreiung des Fehlers 300¹⁰
Verjährung 325¹⁰ 330¹⁰ 359¹⁰
Handlung des Bauvertrags wegen Verwendung vertragswidriger Baumaterialien 479¹⁰
Erhebung des Runderkennungsanspruchs vor Abnahme des Werks 331¹⁰

Gewerbe

Störung des G. 251¹⁰ (Verletzung geschäftlicher Ausfichten)
333¹⁰ (Verletzung von Flugblättern)
505¹⁰ (Erweiterte Regulatorienklage)
Leistung für den Betrieb des G. (kurze Verjährung) 359¹⁰
Woburd wird der ärztliche Beruf zum G. 491¹⁰
Gewerbebetrieb im Umherziehen innerhalb des Wohnorts DBG. 495
Verleumdung eines in mehreren Gemeinden betriebenen G. DBG. 567

Gewerbedebrüchigkeit

Ausnutzung von G. durch frühere Angestellte 262¹⁰
Versuch der Geheimhaltung eines patentierten Verfahrens 147¹⁰

Grundbuch

Verfügungsberechtigt des befreiten Vorerben. Von Kempner 68
Eintrag eines Widerpruchs von Amts wegen. (Eingetragene Unrichtigkeit des G. vor, wenn gegen den unrichtig eingetragenen Eigentümer verurteilt und der Eigentümer zum Eintrag gelangt ist) 152¹⁰
Erfüllungsbefreiung eines Vorerben 212¹⁰
Eintrag der fideikommissarischen Substitution 291¹⁰
Eintrag eines Ungeborenen 240¹⁰
Fortbestand einer nicht eingetragenen Dienstbarkeit. Rechts 326¹⁰
Verpflichtung des Notars zur Eintragung des G. 514¹⁰
Bemerkung wegen eines Anspruchsanspruchs 833¹⁰

Grundbuchrichter

Haftung des G. für die Kosten des Prozesses zur Befreiung eines unzulässig eingetragenen Widerpruchs 152¹⁰
Haftung des Staats für den G. 395¹⁰

Grunddienstbarkeit f. Dienstbarkeit

Grundstückveräußerung

Formbedürftigkeit der G. f. Form

Rückforderung der Gegenleistung für die auf Zeit übernommenen Verpflichtung zur G. wegen Formmangels 217 (Auflass von Trauamann)

Rechtsliche Auseinandersetzung einer Gesellschaft, zu deren Vermögen Grundstücke gehören; vormundschaftsgerichtliche Genehmigung 303^a

Auflassung des ganzen Grundstücks, von dem nur ein Teil veräußert werden soll 397^a

G. unter Übernahme einer teilweisen amortisierten Hypothek (hat der Verkäufer bei Fehlen einer Vertragsbestimmung den Amortisationsbeitrag herauszugeben?) 702^a

Anspruch der Gesellschaft auf Übergang von Grundstücken, die ein Gesellschaftler im eignen Namen für die Gesellschaft erworben hat 830^a

Grundstückswert

Grundstücke für die Wertermittlung (Gebäudewert, Ertragswert, Verkaufswert, Steigung des Durchschnitts aus abweichenden Ergebnissen) 719^a 720^a

Gutgläubigkeit

Erwerb eines abredewidrig ausgefüllten Handelswechsels ohne Ausfallunterzeichnung 399^a

Gefährdung f. a. Schadenersatz 2

G. des Tierhalters f. b.

Betriebsunfall 26^a 276^a 315^a 340^a 394^a 844^a

Höhere Gewalt 58^a 276^a

Anwendung des § 254 BGB. in Fällen der G. 199^a

Sachschaden bei Eisenbahnen 132^a 299^a 755^a

G. und Beamtenfürsorge 287^a

Gefährdungsvericherung der Rechtsanwältin und Notare.

Bemerkungen zur G. von Direktor Georgi 577

Handelsgesellschaften

Offene G.

Altienzeignung einer offenen G. Wirkung ihrer Auflösung auf das Bezugsrecht der Emittenten neuer Aktien 112^a

Rückwirkung des § 142 HGB. auf ältere G. 314^a

Recht des nicht geschäftsführenden Gesellschafters auf Anteilsverteilung 523^a

Klage gegen die offene G. und eines ihrer Gesellschaftler (kann dieser allein verurteilt werden?) 712^a

Auseinandersetzung der Gesellschaft ohne Liquidation (schadet die Erfüllungszweigung des Gesellschafters, der das Geschäft mit Aktiven und Passiven übernommen hat, dem Ausfallgeheimen?) 135^a

Auflösung der offenen G. während eines Prozesses 313^a 515^a

Stille Gesellschaft

Rechte des stillen Gesellschafters bei Umwandlung des Geschäfts in eine G. m. b. H. 487^a

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Retretung der Kommanditgesellschaft im Prozesse über Aufhebung vom Generalversammlungsbeschlüssen. Unzulässigkeit eines namens der Kommanditgesellschaft und im Auftrage des Aufsichtsrats, ohne Mitwirkung eines Komplementärs, eingelegten Revision 486^a

Prozess des einzigen Komplementärs gegen die Kommanditgesellschaft (wird sie in diesem Falle durch den Aufsichtsrat vertreten?) 516^a

Handelsregister

Wirkung der unterbliebenen Löschung eines früheren Kaufmanns (Gültigkeit mündlicher Bürgschaft) 313^a

Wiedererlang einer mitteilungsverzogen, vertragswidrig gelöschten Firma 82^a

Handelsstille

Unkenntnis der G. (Wiederkaufmann) 149^a

Handlungsbegent

G. oder Handlungsgesellschaft? 165^a

Handlungsgesellschaft

Selbständiger Kaufmann oder G. 111^a 165^a

Rückigung aus Gründen, die vor der Anstellung liegen 543^a

Klage auf Unterlassung von Nebenberufen 672^a

Haarbesitzer

Verantwortlichkeit des H. für den Zustand des Gebäudes

45^a 673^a 705^a (Klag der anzuwendenden Sorgfalt bei Überwachung des baulichen Zustandes)

169^a (Witender Treppschloß)

705^a (Sturz eines Gastes über die niedrige Fensterbrüstung)

10^a 332^a 384^a (Sturzpflast im Hause, auf öffentlichen und Privatwegen)

332^a (Übertragung der Verantwortlichkeit auf den Mieter einer Gastwirtschaft)

Hatratvermittlung

Klagbarkeit der Vermittlungsprovision (Kaufmann) 35

Höhere Gewalt f. Haftpflicht

Kiloflasse

Beispiele der Kapitalstammern 34 65 217 345 466 569 653 685 824

Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar 1907 1 33

Bericht über dieselbe 65

Statutenänderung laut Beschlußes derselben 193

Verwendung des Kapitalgrundbuchs. Von Resenthal 352

Rannheimer Tagesordnung 378 465

Geschäftsbericht 653

Rannheimer Beschluß 675

Hypothek und Grundschuld

Allgemeines

Hat der persönliche Schuldner des Hypothekengläubigers und der Bürge einen Anspruch auf Beschränkung von der Zwangsversteigerung? 30^a 177^a

Übernahme der Haftung für eine G. (Bürgschaft) 105^a

Eintrag einer G. zugunsten eines Unberechtigten 240^a

Übergang der G. auf den persönlichen Schuldner oder Mitschuldner, der die Gläubiger befriedigt hat 305^a

Verkauf von Zubehörstücken durch den Pfandschuldner 332^a

Ungewöhnliche Berechnung der geschätzten Forderung im Eintrag und in der Eintragsabwägung 513^a

Übernahme einer teilweise amortisierten G. in Anrechnung auf den Kaufpreis 702^a

Übernahme der G. ohne Beobachtung des § 416 BGB. 742^a

Briefhypothek

Übergabe des Briefes durch Abtretung des Anspruchs auf Herausgabe, insbesondere vor Entstehung des Briefes 12^a 356^a 514^a

Rondureöffnung vor Briefübergabe 105⁷

Verpflichtung des Briefes unter Zustimmung des Mitberechtigten 334¹⁴

Fälligkeit des Briefes durch den Grundbuchrichter (Festlegung des Staats) 395¹⁷

Juridicalhaltung des wegen Nichtigkeit der Verpflichtung herausgegebenen Briefes bis zur Rückgabe der Gegenleistung 477⁷

Eigentümerhypothek (Grundschuld)

Eigentümerhypothek des Hypothekenschuldners, Aufrechnung ausgetauschten Hypothekars, der das Grundstück erstanden hat 12¹⁴

Bemerkung 266¹⁴

Abtretung 711¹⁴

Immisionen f. Einwirkungen

Internationales Privatrecht

Erfüllungsort der Zahlung 380¹, der Verminderung 359⁷

Schenkung unter Ehegatten 755¹⁴

Invalidenversicherung f. Leuitungsstärke

Irrtum f. Anfechtung, Nichtigkeit

Jagd

Vertragsmäßiger Verzicht auf Schonzeit (Verstoß gegen gute Sitten, Unschwelligkeit) 704⁴

Verpachtung der Gemeindegabe am den Gemeindevorstand oder dessen Beiräte 532¹⁴

Justizreform

Verhandlungen des Mannheimer Anwaltskongresses

Bericht von Fischer I., Köln 569

Stenographisches Protokoll: Hagenburg 600, Hannover 620, Beschlüsse 637

Verhandlungen des Leipziger Anwaltskongresses

Protokoll 767, Beschlüsse 815

Bildung des S. 815 beschlossenen Ausschusses 824

Eingaben und Beschlüsse der Anwaltskammern und Anwaltsvereine

Münchener Eingabe 93, 121, (Boehm), 469 (Geierhöfer)

Karlsruher Eingabe 721

Frankfurter Beschlüsse 723

Ausschüsse

Zur Kompetenzveränderung im allgemeinen: Schulze 65, Stern 223, Jastrze 228, Jacobsen 321, Kichmann 380, Wehrum 468, Spöck 500, Koffa 533, Weisgen 661, Zeller 690

Zur Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens: Jastrze 228, Striemer 729

Zur geplanten Pauschalierung: Goldfeld 663, Frank, Bloch, Kärst, Wolff, Zeller 690—700

Einfluß der Revision auf die Anträge der Oberlandesgerichte: Friedberg 163, Zeller 503, Koffa 297, 533, Zöls 471

Zur Strafprozeßreform von Jordan 69

Literaturverzeichnis 215

Juristische Person f. Rechtssubjekt

Kartelle

Vertragskartelle der Anwälte in Amtsgerichtssachen. Von Schmale 537

Kauf

Gewährleistung f. d.

Form des Grundstückskaufs f. Form

Bestimmung des Preises nach Börsennotierungen, die gar nicht vorgenommen worden 5²

R. oder Gesellschaft (Einzahlung des Kleinverkaufs gegen Gewinnanteil) 103⁸

Stempelrichtigkeit des R. von Baumaterialien 531¹⁴

Übernahme einer teilweise amortisierten Hypothek beim R. eines Grundstücks 702²

Kaufmann

Bürgschaft eines früheren, im Handelsregister noch nicht getauften Kaufmanns 313¹⁴

Firma f. d.

Kinder Annahme an Kindesstatt f. Eltern

Kirche

Incorporation einer R. in ein Kloster 371¹⁴

Verwendung eines patentierten Motorentriebs (getriebsmäßig?) 492¹⁴

Kirchenotation

Preussische Kabinetsorder vom 25. September 1884 für die rechtsrheinischen Gebiete 292¹⁴

Kirchenpatron

Privatrechtliche Natur der Verpflichtung, die der R. in seiner Eigenschaft als Unternehmer einer Neufestung übernommen hat 87¹⁷

Kirchliche Steuerfreiheit

Grundsteuerfreiheit der Konviktsgebäude 232 DDB.

Klage

Erstinstanzklage f. d.

R. auf Abänderung des Urteils auf zukünftige Leistungen (§ 323 SPO). Kann das Klagericht einerseits verurteilt werden? 520¹⁴

Klagänderung

Übertrag von der Klage zur Verhandlung in der Berufungsinanz 46²

Beispiel für die Bezeichnung der Klagepartei (Gemeinde statt Sparkasse) 81¹⁴

Klagtrügliche Stellenbeseitigung einer Abtretung 87¹⁴

Stillschweigende Genehmigung der R. 391¹⁶

Beurkundungsgegenstände gegen abgetretenen Schuldtitel 181¹⁴

Erklärung des Komplementärs, der die Kommanditgesellschaft auf Aktien verlagst hat, daß er die Klage gegen die Gesellschaft der Kommanditisten nicht 516¹⁷

Reine Revision gegen Zulassung der R. 518¹⁸

Erstreckung der Klage gegen die offene Handelsgesellschaft auf die Gesellschaft 712¹⁴

Klagerweiterung

R. in jüdischer Instanz, nachdem die erste den Anspruch dem Grunde nach festgestellt hat 493¹⁴

Klagzurücknahme

R. durch Unterlassung eines Antrags zur Hauptsache in der Berufungsinanz 108¹¹

Kontro

Patentverletzung durch den Kontroverwalter 58¹⁴

Ausbruch des R. vor Übergabe des Hypothekenbriefes 105⁷

Kann der Kontroverwalter die Aufnahme eines Prozesses

- ablehnen, in dem der Gemeinschaftsdarlehner zur Befriedigung des Pfandzweckes bereits beurteilt war? 108¹¹
- Pfandbankanspruch im R. 182¹⁰
- Aufrechnung bedingter und im R. nicht verfolgter Ansprüche gegen eine Pfandforderung 275¹⁰
- Erstreckung der Pfandrechte, die auf eine Pfandschuld entfällt, im Urteil 673¹⁴
- Rangvorbehalt 709⁴
- Aussonderungsrecht
- Wirkung des Eigentumsvorbehalts (Hindforderung der Anwartsung) 315¹⁰
- Absonderungsrecht
- Entscheidende Aufgabe des Absonderungsrechtes 109¹¹
- Nachnahme der für den Verkauf berechneten Zwangsvergleichsschulden 237¹
- Pfandrecht an Kugeln, Zurückbehaltungsrecht an Kupferminen 156¹⁰
- Entsteht ein Absonderungsrecht im Nachlasskonkurs durch einen vor dem Verkauf erlassenen, aber nach demselben zugewiesenen Pfändungsbeschluss? 207¹⁴

Konsulargerichtsdarkeit

Grundregister 681¹⁴

Konvikt

Grundsteuerfreiheit der Konviktsgebäude 232 DVB.

Körperverletzung

Beneidenschaft für den Notwehrverwand 138¹⁰

Voraussetzbarkeit des Wilschen Erfolges 514¹⁴

Kaufverversicherung

Hindforderung zu Unrecht ergebener Beiträge 388⁴

Kaufverversicherungspflichtigkeit ägyptischer Angehöriger (Sonnentorium) 491¹⁴

Verträge zur Heimat (Verträge) 422 DVB.

Kredit

Kündigung eines (sog. erlösbaren) Wechselkredits 270¹⁰

Kriegsinvalidität infolge Schiffbruchs 848¹⁰

Kündigung f. a. Mietvertrag

Kündigungsberechtigt des Gläubigers eines Gesellschafters oder Genossenschafters. Von Marcus 539

Kunstschutz

Bühnenbild 468¹¹

Kadung

L. nach Vergleichsschluss. Beschwerde über verweigerte Terminbestimmung 311¹⁴

Kandgemeinde

Vertragsschluss einer L. 89¹¹

Kassen

Vertragsmäßige Übernahme aller L. eines Grundstücks. Gehören dazu unbekannte Dienstbarkeiten? 669¹¹

Kassenversicherung f. Versicherungsvertrag

Kehrer

Kündigung für das Dienstverkommen preussischer L. 215¹¹

Kaufung des L. für Körperverletzungen unter Schülern 255¹¹

Kreditorenversprechen

L. bei Schuldungsabsicht p. 90¹⁰

L. zu Ausstattungsbedürfnissen (Form) 332¹¹

Kehre

Welche Verbindungen hat der Entleiher zu tragen? 244¹¹

Beständige Verfügung

Errichtung

Eigenhändiges Testament

49¹¹ (offenes Testament) (offenes Testament im Datum)

143¹⁰ (Briefform, abgekürzte Ortsangabe)

266¹¹ (Angabe falschen Datums bei Wiederholung eines richtig datierten Testaments)

Freiende Erklärung des Erblassers, daß er nicht schreiben könne 260¹¹

Gegenseitige Erberrichtung unter Nichtverwandten 836¹¹

Sonstiges

Pflichtteil f. b.

Nichtigkeit der L. wegen Übergebung eines Pflichtteilsberechtigten 203¹¹

Erbschaftsangelegenheiten 240¹¹

Nichtrecht f. Dienstbarkeit

Literatur

Bibliographische Übersicht von Baldschütz 423

Anzeigen und Besprechungen 64 215 232 331 343 406 685

Eigenvertrag

Kauf oder Pacht? (Überlassung einer territorial begrenzten ausschließlichen Lizenz) 136¹¹

Wasservertrag

Nachsprache des Reichsgerichts. Von Kuhlstedt 84

Erhaltung der Wassergebühr nach Zahlung eines Teils (ist nun auch der Rest verhältnismäßig herabzusetzen?) 512¹¹

Beneidenschaft für Kenntnis der Vermittlungstätigkeit 744¹¹

Wasschen

Eigentumsvorbehalt an R. f. Bestandteil

Wietvertrag

Kündigung

14¹¹ (verweirte Kiermiere)

15¹¹ (Verweisung des Kierfes nach monatlichen Zeitabschnitten und monatlicher Zahlung)

705¹¹ (vertragsmäßige Halbjahresfrist. Kündigung vor dem Einzug)

Kaufung des Vermieters für Schabhaftigkeit der Wietfache 73¹¹

Überlassung des Besitzes von der versprochenen Vermietung gegen Verpflichtung zur Tragung der Lasten des Grundstücks 100¹¹

Erkenntlichmachung des Schabhaftigkeitsanspruchs neben der Kündigung 102¹¹

Miet- und Untermiet- bei Zwangsversteigerung 101¹¹

Rechtsfähiger Wietvertrag ohne Schriftform 166¹¹

Verteilung der Streupflicht bei Klause zwischen Mieter und Vermieter 332¹¹

Keine Kündigung des § 567 BGB. auf un kündbare Wietverhältnisse preussischer Rechts 511¹¹

Verteilung des Vermieterpfandrechts durch Verkauf (Prüfungs-)pflicht des Käufers? 672¹¹

Kurz Verjährung von Schabhaftigkeitsansprüchen 708¹¹

Wietkündungsverjährung

Kaufung des R. nach Kündigung der Zwangsverwaltung 89¹¹

Winkerkaufleute

Ungewöhnliche Urteilsbegründung, beschränkt auf das Verhältniß des Umfangs des Geschäftsbetriebes 55¹³

Wirtseigentum

Teilung des R. nach Art. 683 c. c. 92¹¹

Wronopol [s. Kleinverfall]

Wundlichkeit des Verfahrens

Praktische Aufhebung des R. durch Vertretungslarische der Kindheit. Von Schmale 537

Nachdruck

R. von Theaterzetteln 580¹¹

Nacherschäft [s. Erbschaft]

Verfügungsrecht des Verstorbenen. Von Kumpner 68
Verpflichtung des Verstorbenen zur Einreichung eines Vermögensverzeichnis wegen des Nachschäfts eines Unmündigen 199¹

Lösungsbewilligung eines Verstorbenen 212¹¹

Todes des vorverstorbenen Nachschäfts 259¹¹

Nachfrist [s. Rüktritt]

Nachlasspfleger [s. Pfändung]

Nachlassverwalter

Ungültigkeit der Erteilung des Kurrechts an den R. 262¹¹

Namensrecht

Bestandswidrige Überlassung einer Firma an Fremde 716¹¹

Negatorienklage

Entworfene R. auf Unterlassung von Eingriffen in ein gesetzlich geschütztes Recht 47¹ 506¹ 507¹

Nichterfüllung [s. Rüktritt]

Richtigkeit [s. a. Form, Sittenwidrigkeit]

Zeichens R. eines Rechtsgeschäfts 5¹

Äußerste Bruchhandlung eines Grundstückskaufs 134¹¹

Auflösung des ganzen Grundstücks, während nur die Veräußerung eines Teils getollt ist 327¹ 541¹

Beiden Teilen erkennbar gleichzeitiger Wortlaut des Vertrages 386¹

Zurückhaltung des wegen Richtigkeit der Pfändung herauszugebenden Hypothekenbriefs bis zur Rückgewähr der Gegenleistung 477¹

Aufhebung eines Urteils, das den nur ansehbaren Vertrag als nichtig behandelt 506¹

R. des obligatorischen wie binglichen Vertrags wegen Irrtums über die Kreditwürdigkeit des andern 737¹

Schreibfehler in einer Vertragsurkunde 825¹

R. der Übertragung einer Firma 843¹¹

Norm

Bedeutung einseitiger Gebührensnormierung eines Architektenvereins 175¹¹

Notar

Ausstellung einer amtlichen Bescheinigung ohne Prüfung des Sachverhalts 87¹¹

Weitermittlungspflicht des Notars zum Zweck der Stempelberechnung 176¹¹

Verpflichtung des R. zur Einsicht des Grundbuchs 514¹¹

Schuldungsverpflichtung der Notare. Von Dr. Georgi 577

Einsetzung des R. für seinen Bureauvorsteher 741¹

Notfrist [s. Wiedereinsetzung]

Notwehr

Beneidacht 138¹¹

Offene Handelsgesellschaft [s. §. 343¹¹

Offerte [s. Vertragschluß]

Offiziere

Rechtsweg. Sind O. „Staatsdiener“?

Partei

R. und Anwalt 50¹¹

Parteizeichnung

Beschel der Parteizeichnung (Abländerung?) 81¹¹ 313¹¹

Patent

Patentverletzung des Konsumverwalters 58¹¹

Kann ein Patentschuttpatent durch Verkauf der ihm dienenden Maschine verletzt werden? 185¹¹

Berichtigung eines P. während der Revisionsinstanz des Patentsprojekts 278¹¹

Unbefugte Anwendung eines geschützten Motorentriebs in einer Kirche (gewerblich?) 492¹¹

Anmeldung einer fremden Erfindung mit Einwilligung des Erfinders. Widerum derselben 527¹¹

Einstweilige Verfügung zum Schutz gegen die Verletzung einer Patentverletzung 750¹¹

Patentgerichte

Von Nagus 665

Patentschuttpatent vor dem Reichsgericht

Stellung der Rechtsmittelinstanz im P. Von Jay 222

Pension

Erstreckt sich die Gehaltspfändung auf die an die Stelle tretende P.? 336¹¹

Pfandrecht [s. Verpfändung]

Pfändung

Auflösen der Pfändungspfändung nach Beendigung der Zwangsverwaltung 59¹¹

Zustellung der bei Beiziten des Erlassers angehängten Pfändung ohne Umschreibung der Vollstreckungsklausel an den Nachlasspfleger 207¹¹

Ergreift die Pf. des Gehalts auch Zulage und Pension? 338¹¹

Pfändung eines Gesellschafts- oder Genossenschaftsanteils. Von Marcus 589, 540

Pflegschaft

Voraussetzungen der Pflegschaft für einen Gefessgeschützten 198¹

Pflichtteil

Übergang eines unbekannten Pflichtteilsberechtigten 203¹¹
Berechnung des P. (Bairisches Provinzialrecht) 238¹¹

Verjährungsbeginn (Verfallung des Erbvertrags) 335¹¹

Pfandantweisung

Wer hat bei Erfüllung einer P. den Schaden zu tragen? 164¹

Protest [s. Wechselprotest]

Protokoll

Beweiskraft von Protokollanlagen 146¹¹

Abweichender Wortlaut des Tenors im P. und Urteil 147¹¹

Projektagent

Schneidung zur Umgehung verfalliger Zulassung. Von Küster 161

Projektkosten

in Verwaltungsgerichtsachen 583 (DBH.)

Projektreform s. Justizreform**Quittungskarte**

Schadensersatzanspruch wegen Vorenthaltung der L. von Hülse 40, Leonhard 884

Haushandel

Tod des Versicherten infolge Beteiligung an einem R. 526¹⁰

Nachungslegung

Berpflchtung zur H. aus Dienstvertrag (Teil der Vorleistung) 479¹¹

Nachstanzwälfte s. a. Justizreform

Wahl der Richter aus den Anwälten, Einfluß der Anwaltschaft bei Besetzung der Richterstellen. Von Neumann 2
Erteilung von Abschriften in Armenfachen. Von Bidel 41
Erliegenheiten des R., dem eine Quittungskarte von einem andern als dem Versicherten in Verwahrung gegeben ist. Von Hülse 40, Leonhard 824.

Kann der Partei das Wort entzogen werden, weil sie Ausführungen machen will, die der Anwalt abgelehnt hat 50¹²

Haftung des Anwalts für Verletzung einer ihm rechtzeitig übertragener Klage (Feststellung des voraussetzlichen Ausgangs des unterbliebenen Prozesses) 124¹

Konjulation von R. mit Quotenverteilung 180⁹

R. im Rechtslage 232 534 808

R. im Patentrechtsverfahren vor dem Reichsgericht. Von Joly 222

Haftungsfestsetzung der R. von Direktor Georgii 577
Berettigungskarte der R. im Amtsgerichtsprozeß. Von Schmale 537

Gerichtliche Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen R. und Klient. Bericht von Bloch auf dem Rheinheimer Anwalts- tage 647

Wiederannahme des ehrengerichtlichen Verfahrens. Von Syring 658

Nachtsfähigkeit

R. der Sparkassen (rheinische Städteordnung, Wechsel der Parteibildung) 81¹³

Nachtsgebiet

Verlegung des Wohnsitzes in ein anderes R. desselben Staates 171¹

Deffentlich rechtliches R. in Preußen 373⁹⁷

Nachtsgefchäft s. Vertragschluß, Anfechtung usw.**Nachtskraft**

R. vermehrte Zurechnung des Nachtsmittels infolge Vergleichs 310¹⁰ 392¹⁰ 521¹⁰

Änderung rechtskräftiger Urteile § 323 ZPO (nur Klage oder auch Einrede?) 550¹⁰

R. eines Verlaumnachrichts, durch welches im Eheprozeß unzulässigweise nur die Klage ohne die Widerklage er- liebt ist 521¹⁰

Nachtsmittel s. Berufung, Beschwerde, Revision**Nachtsprechung**

R. des Reichsgerichts von Rudenbed L.XIII. Kötter- bering 34

Nachtsweg

Kreisbeiträgen zum Begebau der Gemeinden 143¹⁰

Hamburgische Strafsachen 187¹⁰

Dienheimkommen preussischer Lehrer 215¹⁰

Beschädigung von Grundstücken durch Aufstaurtribünen bei einer Kaiserparade 280¹⁰

Ausgaben der deutschen Polizeiverwaltung 289¹¹

Sind Offiziere „Staatsdiener“? 343¹⁰

Rückforderung von Krankenlastenbeiträgen 389¹⁰

Rechtsverhältnisse der Raupspinnereien DBH. 496

Schließung eines Bahnübergangs trotz bestehender Dienstbar- keit 546⁷

Revision wegen der Zulässigkeit des R. (neue neue Tat- sachen) 937¹⁰

Nachtswidrigkeit s. Negativverleugung, Schadensersatz, Sitten- widrigkeit**Neform** des Zivilprozesses s. Justizreform**Nachtsgericht**

Zur Entlassung des R. von Syring 688

Nachtslag

Nachstanzwälfte im R. 282 634 808

Neisefkosten

R. der Staatsbeamten (Recht auf Ruhepausen) 682¹⁷

Nente s. Leibrente, Schadensersatz 5**Nestitutionsklage**

R. auf Grund einer Urkunde, die sich in erst herbeizuziehenden Akten befindet, und in Abschrift vorgelegt werden kann? 286¹³

Neisfähige Nachtsnormen

Neisfähiges Wohnungsverrecht (Gütergemeinschaft) 573¹⁴

Frankenrecht im Bezirk des Oberlandesgerichts Frank- furt 311¹²

§ 13b des VI. Baischen Konstitutionsrechts 755¹⁰

Neislon

R. wegen unterbliebener Ermäßigung einer Vertragsstrafe 12¹⁰

Einfluß des Konkursverfahrens auf den Prozeß

15¹⁴ (Aufhebung des nach Eröffnung erlassenen Urteils auch ohne Rüge)

108¹³ (Kann der Konkursverwalter die Aufnahme ablehnen, wenn schon eine Verurteilung des Gemeinschuldners zur Befriedigung eines Warenzeichens vorliegt?)

713¹⁴ (R. vor Aufnahme des Verfahrens)

Revisionsbeschwerden verlegten rechtlichen Gehörs (Abfchneidung von Ausführungen, die das Gericht für unrichtig hält und der Anwalt nicht vorbringen will) 50¹⁸

Zweifelslosigkeit der Einspruchsgründe, Möglichkeit lat- behandschwieriger Auffassung 146¹⁰

Beschiedener Vorlaut des Tenors im Urteil und Protokoll 147¹⁰

Anschließung ohne selbständige Beschwerdebeurteilung (macht es einen Unterschied, ob sie vor oder nach Beginn der Be- urteilungswirksamkeit eingelegt wird?) 149¹⁰

Bollkredbaurklärung des Berufungsurteils, soweit es nicht angefochten, in Abwesenheit des Revisionslagers 287¹⁰

Berichtigung eines Patents nach eingelegter Revision im Patentrechtsprozeß 278¹⁰

Neislonseinlegung

R. namens der Kommunalgefellschaft auf Aktien im Kaufwege des Aufsichtsrats 486¹⁷

R. ohne Angabe des Urteilsdatums 678¹⁰

R. vor Aufnahme des ausgefertigten Beschlusses 713¹⁴ 839¹⁰

Revisionsbegründung

Unterschrift des Rechtsanwalts beim Reichsgericht unter die von einem anderen verfaßte R. 147¹⁰ 293¹⁴

Unzureichende Prozeßfrage 181¹⁰

Bezugnahme auf Anlagen 181¹⁰

Wahrung der Frist durch die R. eines bayerischen Anwalts 206¹⁴

Kauf der Frist während der Ferien in Rechtsfachen 313¹⁰

Mangel der Bezeichnung des verletzten Gesetzes 482¹⁰

Unterschiedene Rüge der Unvollständigkeit des Zwischenurteils über den Grund des Anspruchs 482¹⁰

Erläuterung mangelhafter Prozeßfrage in der mündlichen Verhandlung 484¹⁰

R. zu einem Teil der Revision, der für sich allein nicht die Revisionssumme ergibt 484¹⁴

Revisionssumme

Mangelnde Glaubhaftmachung der R. für eine negative Friststellungslage gegen einen nicht begründeten Anspruch 54¹⁷

Wertminderung gebrauchter Maschinen 54¹⁰

Schädung des noch nicht endgültig begründeten Schadens 80¹⁰ 837¹⁰

Ansprüche, für die keine Begründung gegeben ist, werden nicht mitgerechnet 484¹⁴ 677¹⁰

Glaubhaftmachung im Warenzeichensstreit (Parteienverhältnis in der Vorinstanz) 521¹⁷

Vertragsstrafe und Schadenersatz als Nebenforderungen 675¹⁰ 14

Nichter

Wahl der R. aus Anwälten, Einfluß der Anwälte auf Besetzung des Richterstellens (von Neumann) 2

R. als Sitzensrichter. Von Armbruster 353

Nichterliches Erweisen

Ablehnung von Beweisantträgen in den Fällen z. C. 310¹¹

Einweisung einer Zwangsvollstreckung 840¹⁰

Nichttritt vom Vertrage

R. und Rängfrage wegen Teillieferungen 149¹⁰

R. neben Anrechnung 165¹⁰

R. vom Verlöbniß 178¹⁷

R. vom Werkvertrag 362⁹

R. von der Handlung 363¹⁰

R. wegen Nichterfüllung (Auslegung des Wortes R.) 366¹⁰

Weiderseitiger R., gegenseitige Zurückhaltung 670¹⁴

R. wegen positiver Vertragsverletzung 706⁹

Nachfrist (vertragsmäßig bestimmte) 706¹⁰

R. ohne Nachfrist (Ablehnung oder Weigerung der Erfüllung?) 830⁷

Erzählung der Nachfrist durch nicht bevollmächtigten Vertreter, nachträgliche Genehmigung 826¹⁰

Rüge f. a. Revisionsbegründung

Unterbliebene R. eines unzulässigen Eidesbeweisbeschlusses 518¹⁰

Rügegehaltstoffe

Außerordentliche Generalversammlung vom 20. Januar 1907; Tagesordnung 1

Bericht von Farnier 346, Weisler 348

Namheimer Generalversammlung 575

Genehmigung 726

Auftrag von Ege 824

Zammelfstelle

E. des Berliner Anwaltsvereins für Beobachtungen über die Wirkung der Gesetze 344

Schadenersatz

1. Verpflichtungsgründe (Verschulden f. b.)

a) Haftpflicht f. b.

b) Haftung des Tierhalters f. b.

c) Vertragshaftung

Positives und negatives Vertragsinteresse. Von Westrum 39

Schädigung eines Automobilgastes 89¹

Verantwortlichkeit des Schiedsrichters 176¹⁰

Verantwortlichkeit des Dienstherrn für den Unfall eines Dienstmädchens beim Fensterputzen 249¹⁰

Lieferung giftigen Futters, Verstoß für das Verschulden 541¹⁰

Anspruch auf E. statt der Vertragsanrechnung 670¹⁰

Verantwortlichkeit des Gastwirts für den Sturz des Gastes über die niedrige Fensterverbrüstung 705¹⁰

E. wegen Nichterfüllung f. Rücktritt

Auskunft f. b.

Anwendung des § 847 BGB. in Fällen der Vertrags- haftung 829¹⁰

d) Vertraglose Haftung

Strengepflicht bei Glattis 10¹⁰ 251¹⁰ 332¹⁰ 364¹⁰

Vornachhaltung einer Luftungsstärke. Von Hille 40, Leonhard 824

Hebungslofen im Hafen gesunkener Schiffe 42¹

Ausgabe einer Kautions- aufgebundener halberer Zusicherung, daß diese Kautions einen Vorrang vor späteren genieße 83¹⁰

Anspruch auf E. wegen Überbaus 125¹⁰

Sachschaden bei Eisenbahnen 132¹¹ 299¹⁰ 755¹¹

Festsetzung einer vor 1900 begonnenen unerlaubten Handlung (Vornachhaltung des verhältnismäßig in Besitz Genommenen) 495¹⁰

Ärztliche Operation ohne Zustimmung 506¹⁰

e) Verletzung des Eigentums und getrockneter Schaden

Überbau 125¹⁰

f) Gewerbetätigkeit

Bergbauschaden f. Bergbau

Immisionen f. Entschädigungen

g) Störung fremder Gewerbetätigkeit

Beinträchtigung von Geschäftsausichten 251¹⁰

Boylett 333¹¹ 746¹⁷

Nachbruch eines abgebrannten Theaterzettels 530¹⁰

h) Verstoß gegen Schutzgesetze: vac.

i) Prognose des Schadens

Arrestschlag 145¹⁰ 208¹⁰

Aufhebung des einstweiligen Vollstreckungstitels 519¹⁰ 521¹⁰

Widerrechtliche Zwangsvollstreckung 841¹⁰

k) Beschädigung durch Sachen

Bauwerk (Verstärkung eines Dachfensters) 45¹⁴

Verjährung durch vom Baugerüst herabhängende Steine 10¹¹

l) Beschädliche Maßnahmen

Entziehung f. d.

Nachteile der Anlieger öffentlicher Straßen f. Anlieger.

m) Verantwortlichkeit der Beamten, Richter, Notare, Rechtsanwälte f. d.

Haftung des Grundbuchrichters für Projektlisten, die zur Bezeichnung eines unzulässig eingetragenen Widerspruches aufzuwenden sind 152¹⁷

Haftung des Gerichtsvollziehers wegen Zuschlages zu einem überaus niedrigen Gebot 192²¹ veräumten Wechselprotesten 92²¹

Verpflichtung des Notars zur Einsicht des Grundbuchs 514¹⁰

Haftung des Notars für seinen Bureauvorband 741⁷

Haftung des Zwangsversteigerungsrichters und seines Gerichtsschreibers für Verhöre gegen das Verschern 828⁸

2. Verschulden, Entlassungsgründe (höhere Gewalt f. Haftpflicht)

a) Haftpflichtigkeit des Verpflichteten

Strasflicht bei Blatzeis 10¹⁰ 251¹⁰ 332⁸ 364¹²

Sorgfalt bei Überwachung des baulichen Zustandes 45⁴ 73⁷

Fällige Aufsehung des Vorrangs der Anleihe einer Aktiengesellschaft durch Ausruß auf den Anleihe-scheinen 83¹⁸

Wetender Teppichbelag 169⁷

Pflichten der Dienstherrschafft zur Vermeidung von Unglücksfällen der Dienstboten 249¹⁰ 829⁴

Voraussetzbarkeit des tödlichen Erfolges einer Körperverletzung 514¹⁴

Rechtskraft für Verschulden bei Vertragsverfüllung 541¹ (Lieferung giftigen Futters)

Voraussetzbarkeit (Verstoß des Zwangsversteigerungsrichters) 828⁴

b) Eigenes Verschulden des Verletzten

Auffpringen aus einen fahrenden Straßenbahnwagen 9⁸ 740⁴

Voraussetzungen aus durchgehendem Geisler 307⁸

Einwand eigenen Verschuldens des Getöteten gegen die Ansprüche der Erben 308⁸

Benutzung der unter der Eisenbahn hindurchführenden Straße mit einem zum Scheren geeigneten Pferde 369¹¹

Freiwilliger Eintritt in eine Gefahr zur Erfüllung einer sittlichen Pflicht (Verstoß der Lebensversicherung) 673⁸

Pflichten der Fußgänger im Automobilverkehr 705⁷

Rechtskraft (Verletzung eines Ausrußes beim Anfahren des Pferdes) 710¹⁷

Unterlassene Heilungsmaßnahmen 740⁴

c) Verzeihendes Verschulden

Frankenrecht 119²¹

Anwendung des § 254 BGB. in Haftpflichtfällen 199⁴ 740⁴

Unfall eines Dienstmädchens beim Fensterreinen 249¹⁰

Verschulden des Verletzten und gemeinschaftliches Verschulden zweier Verletzte 477⁸

Schiffszusammenstoß 844¹⁰

d) Verschulden Rinderjäger und Geisler-schwocher: vac.

e) Ausschluß der Haftung für verschuldungsabhängige Betriebsunfälle

Verstoß des Anspruches trotz rechtsträftiger Abweisung des Rentenanspruchs 396¹⁰

f) Befugte Verletzung

Notwehr 7⁷ 138¹⁰

Einwilligung zur Operation 506⁸

Einwilligung zur Tötung 709¹⁴

g) Verjährung

Beginn und Unterbrechung 302⁸

Verjährung nach § 852 BGB. Fortdauer der schädigenden Wirkung 832¹⁰

3. Verschuldete und Verschuldete

a) Haftung für Dritte

Verschulden des Chauffeurs

16¹⁰ (Sachschaden)

99¹ (Verletzung des Automobilgastes)

Schädigung des Besitzers durch Auszahlung einer Pauschalweisung infolge betrügerischen Verhaltens eines Angestellten 164¹

Verantwortlichkeit des Lehrers für Verletzungen der Schüler untereinander 255¹⁸

Haftung des Vorgesetzten für Verschulden des Schlepperführers 342¹⁷

Haftung des Notars für seinen Bureauvorband 741⁷

b) Entlastungsbeurteilung

Nachweis sorgfältiger Auswahl des Angestellten 669¹ 674¹

Einwand, daß der Schaden auch bei sorgfältiger Auswahl eingetreten wäre 333¹⁰

Verschulden bei der Auswahl eines Sachverständigen 830⁴

c) Anspruch Dritter

Entschädigungsanspruch der Witwe

23²² 130¹⁰ (Anrechnung des Vorteils durch Aufhebung der Gütergemeinschaft oder des Aufhebungsvertrags beim Tode des Ehemanns, Wittwenpension, freie Verwertung der Arbeitskraft)

388¹ (Entschädigung der Witwe für die auf sie treffende Unterhaltspflicht)

Entschädigungsanspruch des Ehemanns für entgehenden Dienst der vermögungslosen Ehefrau 10¹¹

Entschädigungsanspruch der Kinder

130¹⁰ 340¹⁰ (Bergfall der Verpflichtung zu unentgeltlichen Dienstleistungen)

168⁸ (Einwand gegen die Klage einer Hauswirtschafterin, daß sie den Unterhalt nach wie vor vom Vater empfangt)

308⁸ (Einwand eigenen Verschuldens des Getöteten)

711¹² (Ansprüche einer großjährigen Tochter)

Entschädigungsanspruch des Vaters wegen Verstoß des Sohnes 480¹²

- d) Kaufzusammenhang
Vorverhaltung einer Quittungsart. Von Hülse 40
Leenhardt 824
Anspruch auf S. gegen einen Nichtanwalt wegen Ver-
jährung einer Klage 124¹
Tob in der Markte bei der Operation 750³⁴
4. Inhalt, Umfang, Bemessung des S.
Schadenersatz in Natur (Wiederertrag einer gelöschten
Firma) 82¹⁸
Unterschied vertraglicher Haftung und Anspruch aus un-
erlaubter Handlung; Nichtanwendung des § 847 BGB.
bei Vertragshaftung 99¹
S. wegen Nichterfüllung (ist die geringste zulässige oder
die wahrscheinlichste Vertragserfüllung maßgebend?) 160²
compensatio lucti cum damno 23⁸⁰ 61⁸⁰ 130¹⁰
133¹⁰ 340²²
Veranschlagung des zunehmenden Lebensalters 340¹⁰
5. Prozessuale Behandlung des S.
Beweislast 7⁷ 16¹⁰ 138⁸⁰ 841⁸¹
Feststellungs- oder Leistungsklage 84¹⁴ 711¹²
Zwischenurteil über den Grund des S. f. Urteil
Feststellungsklage wegen künftiger Folgen eines Unfalls
832²
- Schuldsfähigkeit**
Der Frage der passiven S. Von Brell 731
- Schenkung**
Erforderte Vollziehung der S. durch Anweisung oder Ab-
tretung 73² 329²
S. einer Leibrente 90⁸⁰
Einschränkung des Besizes vor der S. 100²
Anfechtung einer belohnenden S. durch Begünstigten 126²
Stillschweigende Annahme 329²
S. eines Blankoscheins mit Ausfüllungsergebnis 543²
Vorausnahme der Erteilung durch Zuwendung eines Grund-
stücks unter Lebenden DBB. 583
Schenkungswiderwurf 744¹²
S. unter ausländischen Ehegatten 755²⁰
- Schiedsgericht**
Anschlußordnung im Verfahren über Abkündigung eines Schieds-
richters. Von Kleinbaum 123
Haftung des Schiedsrichters 178¹⁰
Revokation des dem Schiedsvertrage unterliegenden Verhält-
nisses 363¹⁰
- Schiffbruch**
Kriegsinvalidität infolge S. 848⁸⁰
- Schiffahrt**
S. im Familienrecht 6²
Schiffe f. Dampfschiffahrt, Seerecht
- Schriftsätze**
Bezugnahme auf S. I. Instanz im Berufungsverfahren
311¹⁰
f. a. Urteil (Zustellband)
- Schriftwerk**
Ersticht das Urheberrecht durch Einlegung? 116¹²
Nachdruck eines Theaterzettels 530¹⁰
- Schuldenerkenntnis**
Enfreitiges S. 709¹⁰

- Schuldübernahme**
Sogen. kumulative S. 47²
Erfüllungsübernahme 170²
Übernahme der Hypotheken ohne Beobachtung des § 416
BGB. 742²
- Schuldverschreibung** f. Stempelsteuer
- Seerecht**
Haftung des Reeders für Frachtkosten 24¹
- Selbsthilfseverkung**
Aufrechnung mit dem Erlöse eines S. 75⁴
Seizatsvermittlung 35
Erteilung ungünstiger Auskunft unter Abkündigung angebotener
Richtigstellung 47⁷
Affoziation unter Rechtsanwälden mit Quotenverteilung
130
Zucker (Erbeverzicht) 167⁴
Vierstollusion in der Joangensüberlieferung 201²
Ausnutzung fremder Betriebsgeheimnisse 252¹⁴
Boylott 333¹¹ 746¹⁷
Aussperrung 364¹⁰
Verkauf einer ägyptischen Bräut 473²
Vertragmäßige Hinausschiebung des Finsenslaufs bis zur
rechtserfüllenden Feststellung der Versicherungsschuldabigung
488¹⁰
Weilberverbot 475⁴ 494²⁷
Ausnutzung eines obliegenden Urteils im Wettbewerb
527²⁰
Verzicht auf Schonen bei Jagdverpachtung 704²
- Sondergerichte**
Prokagation auf den Oeffizinen Justizrat 530¹⁰
Patentgerichte. Von Magnus 685
- Sparkasse**
Rechtsfähigkeit einer südtischen S. 81¹¹
- Spiel** (Hydra f. Stempel)
Büchenspiel in Form des Ruffageschäfts 341²⁰
- Staat**
Haftung des S. für Beamte 374²⁷ 395¹⁷
- Staatsbeamte**
„Mittelbare“ S. p. 754²⁰
- Statutenkollision**
Verlegung des Wohnsitzes in ein anderes Rechtsgebiet des-
selben Staats 71¹
Schenkung unter ausländischen Ehegatten 755²⁰
- Städte**
Rechtsfähigkeit der südtischen Sparkasse 81¹¹
Rechtsweg wegen Ausgaben der örtlichen Polizeiverordnung
289²¹
Vermutung für das Eigentum an Straßen 754¹²
Baupolizei f. b.
- Stempelsteuer**
Reichsstempelgesetz
§ 49 Anwendung landesrechtlicher Vorschriften 215⁸⁰
§ 43 Tarifstelle 1c Fußnoten 285¹⁰
Tarifstelle 6 masters' receipts 283⁴⁷
§§ 22, 27 Hydrabetrieb einer G. m. b. H., Haftung des
Geschäftsführers für die Stempelsteuer 396¹⁰

Preussisches Stempelgesetz

Tarifstelle 32 Veräußerung (Abtretung) 283¹⁰

Veräußerung an den Sohn des Gemeindefuldners durch den Kontostellvertreter 373¹⁰

Verstellung im Betriebe 547¹⁰

Tarifstelle 32, 75 Versicherungen für Bauten 319¹⁰ 396¹⁰ 530¹⁰

Tarifstelle 56 Schenkung (Leibrentenvertrag) 90¹⁰

Tarifstelle 58 Schuldverschreibungen

Darlehensverträge 531¹⁰

Kaufschekine 318¹⁰

Tarifstelle 59, 73 Eisenbahnleistungen, Vollmachten (Bankiervertrag) 849¹⁰

§§ 2, 16 Versteigerung einer ausländischen Vollmacht 61¹⁰

§ 4 Kaufverträge über Grundstücke, die zur Uebertragung an den Eisenbahnbetrieb bestimmt sind 158¹⁰

§ 15 Wertermittlungspflicht des Notars 176¹⁰

§ 27 Abs. 3. Anwendung der Bestimmung auf die Einziehung von Reichsstempelabgaben 215¹⁰

Steuer

Doppelbesteuerung f. d.

Rechtsitzung gegen die Steuerveranlagung (Hamburg) 187¹⁰

Steuerfreiheit

S. der katholischen Konvikte DBG 231

Strafartteil

Widerspruch zwischen Zivl. und S. 116¹⁰

Strandung f. Serricht**Straße f. Anlieger**

Vermutung für das Eigentum der Gemeinde 754¹⁰

Straßenbaukostenbeiträge

Errichtung eines Neubaus (Anbau einer Holzschleife) DBG. 31
Landrechtlicher Anspruch auf Ersatz nachträglich erhobener S. 44¹⁰

Verjährung der S. DBG. 64¹⁰

Streitgenossenschaft

Notwendige S. 18¹⁰ 486¹⁰

Streitwert f. a. Revisionssumme

Abrechnung 338¹⁰

Negative Feststellung eines piffrmäßig nicht bestimmten Anspruchs 80¹⁰ 837¹⁰

Richtigkeit eines Kaufvertrags 674¹⁰

Vertragsstrafe und Schadenersatz als Nebenforderungen 675¹⁰ 14

Beschwerde gegen die Festsetzung des Oberlandesgerichts 678¹⁰ 11

Stundung

Veränderung und Stundung. Von Riese 358

Tatbestand f. Urteil**Tanzunterricht**

T. und Tanzbelustigung DBG 567

Tauschung f. Ansetzung, Gewährleistung**Telegraphenwege**

Nachträgliche Einsetzung der Unterhaltungspflicht 281¹⁰

Termin

Verläumung eines Beweisnahmetermins durch den Richter, Beginn der Amtsbehandlung zu späterer Stunde, nach Entfernung der Anwälte 392¹⁰

Terminbestimmung

Beschwerde über verlegte T. (Zahlung nach Abschluß eines Vergleichs) 311¹⁰

Testament f. letztwillige Verfügung**Testamentvollstrecker**

Testamentarische Ermächtigung des T. zur Auslegung des Testaments 390¹⁰

Tierhalter

Schaden, den das Tier mit Willen des Halters anrichtet 199¹⁰

Zur geplanten Novelle. Von Schumacher 233

Tierhalter (Schlachthausbetrieb der Landwirtschaftskammern) 333¹⁰

Verletzung eines aus Gefälligkeit mitgenommenen Jagdgastes 308¹⁰

Eigenes Verschulden des Verletzten

199¹⁰ (Reizung des Tieres)

307¹⁰ (Herausbringen aus dem durchgehenden Geshirre)

308¹⁰ (Einwand eigenen Verschuldens gegen Ansprüche der Witwe und Kinder)

Tötung

Beweislast für den Notwehrverwand 138¹⁰

Einwilligung des Getöteten 709¹⁰

Transportvertrag

Vertragshaftung bei Mitnahme aus Gefälligkeit 98¹⁰ 306¹⁰

Verjährung des Schadenersatzanspruchs wegen positiver Vertragshaftung 330¹⁰

Überbau

Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf Alleen II. 125¹⁰

II. durch den Eigentümer beider Nachbargrundstücke. Rechtslage nach der Trennung 301¹⁰

Übergangsbestimmungen

Verjährung 124¹⁰ 325¹⁰

Überbau 125¹⁰

Schenkungen 126¹⁰

Rückwirkung des § 142 BGB. 314¹⁰

Bauntenpreisvertrag 325¹⁰

Beschränkte persönliche Dienstbarkeiten 326¹⁰

Unlösliche Mietverhältnisse (§ 567 BGB.) 511¹⁰

Ansetzung der ehelichen Geburt 515¹⁰

Darlehensbindung 739¹⁰

Unfähigkeit

II. der Gegenleistung 175¹⁰ (Beweislast, einseitige Aufstellung von Normen eines Architektenvereins)

Umfrage über BGB. und Lebensgenossenschaft

Von Reumann 3

Unbescholtenheit

Schlichter Geschlechtsverkehr 490¹⁰

Uneheliche Kinder f. Vormundtschaft**Unentgeltlichkeit**

Schadenhaftung bei II. des Vertrags 99¹⁰

Unverlaubte Handlung f. Schadenersatz 1 d.

Unfallversicherung f. a. Versicherungsvertrag

Haftung des freigesprochenen Unternehmers gegenüber der Berufsgenossenschaft 115¹⁰ 124¹⁰ 286¹⁰ 753¹⁰

Betriebsunfall 155¹⁰ 851¹⁰ (Wurmtanzheit)

Zusammenwirken von Krankheit und Unfall 210¹⁰

Befreiung des Unternehmers vom Schadenersatz, wenn die Ansprüche an die Berufsgenossenschaft zu Unrecht anerkannt sind 396¹⁴

Auslegung § 28 BÜB. und § 33 EbnBÜB. Von Witta 582
Vertriebsunternehmer beim Eisenbahnbau 717¹⁰

Unmöglichkeit der Erfüllung
Vorübergehende U. (Wählenband) 158⁴⁴

Unterbrechung
U. durch Konkurs, Revision mit nachgebrachter Genehmigung des Verwalters 51¹⁴ 718⁴⁴

Unterlassung
Klage auf U. auf Grund § 826 BÜB. 47⁷ 505¹ 507²
Klage gegen einen Handlungsgehilfen auf U. von Neben-
diensten 672²

Unterhalt f. a. Eltern und Kinder, Ehegatten
Verjährung. Von Wolff 67
Wacht des Zwangsstaatsrechtsprivileg der Unterhalts-
ansprüche eine Abtretung zu Erfüllungszwecken gültig?
200⁴

Leistungsfähigkeit des Verpflichteten (Aufbrauch des Kapitals)
674¹¹
Nothdürftig U. 712²⁰

Unterhaltsanspruch der Frau nach Nichtigerklärung der Ehe,
Bewertung der Verpflichtung des wiederverheirateten Mannes
nach Willkür 835¹³

Unterpfandslagung
Rechtsmündige Darlehensaufnahme durch einen Angestellten
249¹¹

Unteruchungsschuld
Entschädigung 189¹¹

Urheberrecht f. Schriftwerk, Patente ufm.

Urheberschein
Eidesauslage darüber, ob der Text vor der Unterschrift ge-
schrieben ist 53¹⁴

Bezugnahme auf Ermittlungsakten 714⁴⁴

Urkundenstempel f. Stempelsteuer

Urteil

Tenor

Vorläufige Vollstreckbarkeit eines Feststellungsurteils 80¹
Abweisung der stillschweigend zurückgenommenen Klage
oder Erledigung der Hauptsache? 108¹¹
Verschiedener Wortlaut des Tenors im U. und im
Protokoll 147¹⁰

Tatbestand

Kuß des Berufungsurteils eine selbständige „gebrängte
Darstellung“ enthalten? 81¹⁰ 205¹¹
Abänderung des Tatbestandes durch das Protokoll 146¹⁰
Bezugnahme des Berufungsurteils auf Schriftsätze L. Instanz
311¹³

Bezugnahme auf Briefen 392¹¹
Bezugnahme auf „förmliche“ Schriftsätze, die teilweise
erst nach der letzten Verhandlung eingerichtet sind 483¹¹

Gründe

Aufhebung eines Berufungsurteils, weil die Gründe die
Möglichkeit tatbestandswidriger Auffassung offen lassen
148¹⁰
Mangel der Gründe 180¹¹

Anerkennungsurteil

Mangelnde Bezeichnung des Klaggrundes, Anspruch (Fest-
stellung der Öffentlichkeit eines Weges) 261¹⁰

Veräußerungsurteil

Veräußerungsurteil des Reichsgerichts im Verfahren nach
der Weisenberg-Schwerinischen Verordnung vom 5. Mai
1878 62¹⁰

Fall der Veräußerung (mangelnder Ladungsnachweis) 481¹⁴

Veräußerungsurteil in Ehefachen 531¹⁰

Veräußerungsurteil gegen eine nicht richtig vertretene Kom-
manditgesellschaft 486¹⁷

Teilurteil

Teilurteil über die Widerklage, die denselben Streitgegen-
stand betrifft wie die Klage 714¹⁰ 747¹⁴

Zwischenurteil

Selbständige Anfechtbarkeit des Zwischenurteils 337¹⁰

Zwischenurteil über den Grund des Anspruchs 99¹ 202⁴
366¹⁴ 482¹⁰ 518¹¹

Strafurteil

Widerpruch zwischen Zivil- und Str. 116¹⁰

Veräußerungsverbot

Vertragsschließendes B. 703⁴

Verzin ohne Rechtsfähigkeit

Haftung der Mitglieber als Gesamtschuldner 136¹⁰

Vergleich

Ladung nach Abschluß eines Prozeßvergleichs 311¹⁴

Rechtsmitteljurisdiktion zufolge B. Geltendmachung des B.
gegen die Rechtskraft 310¹⁰ 392¹⁴ 521¹⁰

Verjährung

Straßenbaulostenbeiträge 44²

Eisenbahnentschädigung 56¹¹

Unterhaltsansprüche. Von Wolff 67

Anspruch der Berufsgenossenschaft gegen den Unternehmer 124¹

Sachantworts 174¹³

Kinsen der Enteignungsschuldigung 192¹⁰

Anspruch auf Rückgewähr wegen Doppelbesteuerung 210¹⁰

Rechtsbeginn der unterbrechnen B. 244²

Rechtsbeginn bei einem unter Vorbehalt vormundschaftsgerich-
tlicher Genehmigung abgeschlossenen Vertrage 248²

Unterbrechung durch Erweiterung der Teilklage 302² 736¹

Bauforderungen 325¹ 359² 659 (Von Freymuth)

Schadenersatzanspruch wegen positiver Vertragsverletzung des
Transportunternehmens 330²

Pflichtteil (Rechtsbeginn) 335¹⁰

Kraft bei Vertragsschluß (§ 852 BÜB.) 358²

Gewerbetriebs (Erbsengemeinschaft) 359²

Schadenersatzanspruch des Vermieters 709¹⁴

Erstreckung des Beweislastantrags (mangelnde Ernstlich-
keit) 743¹¹

Beginn der B. nach § 852 BÜB. Fortdauer der schuldigen
Wirkungen 832¹¹

Verlagsvertrag

Wirkung der Einlegung des verlegten Schriftwerks auf den
Klause im Auslande 116¹¹

Verlobnis

Rücktritt 178¹⁷

Unbescholtenheit (heimlicher Geschlechtsverkehr) 490¹⁴

g²

VermieterpfandrechtPrüfungspflicht des Käufers 679²**Vermittler**Ist der Verkäufer Stellvertreter des B. zu vertreten? 134¹²**Verpfändung**Bestellung eines Kaufpfandes ohne Entfernung aus den Räumen des Schuldners durch Schlüsselübergabe 140²²B. von Rugen 156²²B. eines Hypothekendarlehes 334¹⁴**Verpachtung**

Verbot einer B. wegen Kleinheit des Raumes. DDB. 376

Verpächterurteil s. Urteil**Verpfändung** s. Pfandrecht**Verpfändungsvertrag**

Brandversicherung

Vorläufige Brandhaftung des Direktors einer versicherten Aktiengesellschaft. Vertragsschlichte Hinanweisung des Zinsenlaufs bis zur Rechtskraft 488²⁰

Lebensversicherung

Falschliche Selbsttötung (Verneinung des Verschuldens) 114¹⁷

Todesfall infolge gesetzwidriger Handlung

209¹² (tätliche Erbroderung einer Verleumdung)526²⁴ (Beteiligung am Kaufhandel)Abtretung der Versicherungssumme, Ansetzung des Konkursverwalters 524¹⁴Abschluss der Versicherung zugunsten der Frau durch die Frau als Vertreterin des Mannes 525¹⁴

Unfallversicherung

Verpflichtung des Verletzten, Heilung zu versuchen 21²²Entschuldene Ungenauigkeit im Antrage, Verantwortlichkeit der Gesellschaft für ihren Agenten, Zusammenwirken von Krankheit und Unfall 183²⁷ 272²² 273²² 749²²Ist ein Motorrad Belegobjekt? 338²¹Unschlüssiger Zusammenhang (Tod in der Operationsanästhesie) 750²⁴

Kussatungsversicherung

Verfügungsrecht des Vaters 151²²

Kassipflichtversicherung

Kassipflichtversicherung der Rechtsanwalts- und Notare. Von Direktor Georgii 577

Kassipflichtversicherung für Förster und Jagdaufsicht 487²²**Vertretung**Gesellschaft B. der Kommanditgesellschaft auf Aktien in Prozessen mit dem einzigen Komplementär 516¹¹Gesellschaft B. des Landeshofes 538¹⁷Geschäfte eines Vertreters (Vormund) mit sich selbst 828¹**Vertragsschluss**Unterschiedene Erklärung auf ein Befähigungsschreiben 149²⁴Stillschweigende Annahme 329¹Arglist beim B. (Verjährung nach § 852 BGB.) 358¹B. in einer Sprache, deren ein Teilnehmer nicht mächtig ist 506¹Schreibfehler (Quadratur statt Fuß) 825¹**Vertragsstrafe**Revisions wegen Nichterfüllung der B. 11¹¹ 12¹²Sind die Eisenbahnfahrtschläge B. § 66¹¹Vorbehalt der B. 171²B. als Nebenforderung bei Berechnung des Streitwerts 675¹⁴**Verwaltungsrecht**Beschluss des Juristentags, Gründung einer Zeitschrift. Berichtserstattung in der ZB. Von Neumann 3
Prozesskosten im Verwaltungsstreitverfahren. DVB. 583**Vollstreckbarkeit**Vorläufige Vollstreckbarkeit des Feststellungsurteils 50²Beschluss auf vorläufige B. des nicht angefochtenen Teils der Entscheidung in der Revisionsinstanz 267²²**Vollstreckungsgegenlage**Geltendmachung eines vor Zurückziehung des Rechtsmittels geschlossenen Vergleichs gegen die Rechtskraft des Urteils 310¹⁰ 392¹² 521²²**Vollstreckungsurteil**Unabhängigkeit des Auslandsgerichts 265²²**Vormerkung**Eigentümergrundschuld bei Wegfall der B. § 256¹²B. einer Anlehnung 833¹¹**Vormundtschaft** (Pflegschaft s. b.)B. der unehelichen Mutter 28²²Erzwingbarkeit der Sicherheitsanfrage 203²Genehmigung zu einem Grundstücksverkauf 303²Geschäfte eines Vormundes mit sich selbst 826¹**Vorvertrag**B. zum Darlehen (Schuldenscheine?) 531¹⁴Formbedürftigkeit des B. zum Gesellschaftsvertrage einer G. m. b. H. 394¹²Abtretbarkeit des Anspruchs aus dem Darlehensvertrag 708¹²**Warenzeichen**Priorität des ausländischen W. (Frankreich) 20²⁴Keine rückwirkende Kraft des Löschungsurteils 26²²Kein Klagegründet des Käuflers der mit dem W. versehenen Ware 84¹²Kann der Konkursverwalter die Aufnahme des Rechtsstreits ablehnen, nachdem der Gemeinschuldner zur Löschung des W. bereits verurteilt ist? 108¹²Löschungellage eines Dritten wegen Einstellung des Geschäftsbetriebs bei fortwährender Absicht der Wiedereröffnung 154²²Klage aus § 826 wegen Verletzung eines W. 507²Revisionssumme (Parteiwiderstandnis) 521¹⁷Tragweite des Rechts zum Weitergebrauch der Firma trotz bestehender B. (kann auch ein neues W. mit der Firma eingetragen werden?) 529¹²Verwechslungsgefahr 750²²Begriff der gleichartigen Ware 845²²**Wechsel**Französischer Wechselrecht 295²²Einwand der Bürgschaft gegen den Regressanspruch 339²²Gutgläubiger Erwerb eines Wechsels ohne Ausfertigungsschrift, dessen Text abredewidrig ausgefüllt ist 339²²Formular „Zahlen Sie mit“ bei Wechsel von Ausstellern 369¹²Durchstreichung von Inkassamenten außer der Reihe 523²²

Schenkung eines Blankoscheins, Abtretung des Ausfallungsrechts, Einreden aus der Person des Judenten gegen den Zessionar 543⁴

Indossament an den Akzeptanten 181²⁴

Nachindossament, Abtretung des protestierten B. 745¹⁶

Wechselkredit

Rückbürgung eines B. 270²⁶

Wechselfachen

Alle B. Ferialfachen 313¹⁸

Wechselprotest

Auftrag zum B. der Post an den Gerichtsvollzieher. Hat der unzulässige Gerichtsvollzieher den Auftrag weiler- oder auf Gefahr der Fristverlängerung zurückgegeben? 52²¹

Vereinbarung über den Protestort § 91 B.O. 545⁴

Der Postprotest. Vom Kassa 580

Wasserrecht

Bestimmung der Wasserstandsbeise 130⁴

Wegebau

Nachtrag über Kreisbüchsen zum B. der Gemeinden 143²⁰

Gewohnheitsrechtliche Verpflichtung zur Herstellung des Bürgersteigs. Erhöhung der Anforderungen. D.B. 376

Verbleibvertrag f. a. Transportvertrag, Bauunterwerf, Gewohnheitsrecht

Unbeschädigt der Freilegung bei unbeschränkten Mängeln 16¹⁷

Genauigkeit 174¹⁸

Erbiten zur Freilegung des Fehlers 300³

Rücktritt vom B. 363²

Planung eines Bauvertrags 479¹⁸

Bezeichnung 325¹ 330⁴ 359²

Erhebung des Widerstandsantrags vor Abnahme des Werks 331⁷

Unbedeutende Mängel 744¹⁸

Wettbewerb

Anschein besonders günstigen Angebots

27²⁰ (Kleinverkaufsrecht)

493²¹ (Anpreisung ungemäßigter Ware als Maßstabs)

Herkunftsbezeichnung 27²⁰

Geprüfter Zahnarzt, amerikanischer Zahnarzt 86¹⁴ 846²⁰

Verhinderung von Geschäftsausschüssen (Nachtrag) 251¹³

Verbindung mit Winkelausschließungspreisen 317²⁰

actio quasi negotioria 505¹

Angabe tatsächlicher Art oder Anpreisung 527²⁰

Verpflichtungsbefugnis 537²⁰

Unlauterer B. durch Ausnutzung einer Verurteilung wegen unlauteren B. 537²⁰

Wettbewerbsverbot

„Beteiligung“ an fremder Unternehmung (unentgeltliche Tätigkeit, gelegentliche Empfehlung) 20²⁰

Verstoß des Nichts auf das B. 111¹⁴

Uebertretbarkeit des Unterlassungsanspruchs aus dem B. 136¹⁶

Begrenzung („in der Nähe der angrenzenden Straße“) 269²⁴

B. unter Kränzen 475⁴

Gewissen des erlaubten B. (schwieriger Ausschluss vom gelehrten Verstoß) 494²⁷

Widerklage

Rechtlicher Zusammenhang 317²⁰

Zeileitel wegen einer B., deren Gegenstand mit dem der Klage identisch ist 714²⁰ 747¹⁶

Widersprechende Urteile

B. der Zivil- und Strafgerichte 116¹⁸

Vermeidung v. U. 18²¹

Widerspruch

Eintragung eines unzulässigen B. im Grundbuche, Schadenersatzanspruch gegen den Richter 152²⁷

B. zur Sicherung eines Anfechtungsanspruchs 833¹¹

Widerstandsklage f. Zwangsvollstreckung

Wiederaufnahme

B. des ehrengerichtlichen Verfahrens. Von Syring 658

Entschädigung unschuldig Verurteilter 189²¹

Wiederversetzung

Ablehnung der B. wegen Verschuldens der Partei (sie hat von einer früheren Urteilsurteilung nur dem Gericht, nicht ihrem Anwalt Mitteilung gemacht) 51¹³

Freiwilligkeit seiner Erhebung — Verzögerung der Bescheidung gegen Ablehnung des Armenrechts) 205¹⁸

Ob Verstoßung des Armenrechtsbeschlusses ein abwendbarer Zufall, wiew je nach Ausfall des Beschlusses verschieden beurteilt 517²⁰

Willensentklärung f. Anfechtung, Richtigkeit, Vertragschluß

Warmfrankheit

Vertriebsanfall 851²⁰

Zahnarzt

„Geprüfter Zahnarzt“, „amerikanischer Zahnarzt“. Anwendung der Bestimmungen über unlauteren Wettbewerb 86¹⁴ 846²⁰

Wettbewerbsverbot, Verkauf der Praxis f. Ärzte

Zahlungsstätt f. Erfüllung

Zengen

Berechtigung zur Verweigerung der Aussage 147²¹

Aussage eines Zeugen, der inzwischen Partei geworden 263²⁰

Zinsenfuss

Vereinbarung daß der Z. erst mit Rechtskraft beginnt 488²⁰

Zubehör f. Bestandteil

Zugeständnis f. Geständnis

Zurückbehaltsrecht

dolo facit qui petit, quod statim redditurus 100⁴

Z. am Hypothekenschein anstatt beschaffigter Verpfändung 334¹⁶

Einwand des Z. gegenüber der Verpflichtung des Hypothekenschuldners zur Herausgabe des Briefs an den Gläubiger 356²

Z. gegen Gesandtenforderungen. Von Eorbes 383

Z. eines Hypothekenscheins, der wegen Richtigkeit der Verpfändung herausgegeben werden muß, bis zur Rückgewähr der Gegenleistung 477⁷

Z. bei freivertheiltem Rücktritt vom Vertrage 670⁴

Zufälligkeit

Z. zur Erhebung ausländischer Ehren 127⁴ 701¹

Z. für die Widerprücksklage gegen eine Pläbung 267²⁰

Rechtskräftige Unzulässigkeitsurteilung des ausschließlich zuständigen Gerichts 336¹⁸

Unzulässigkeit des Verwaltungsgerichts in Anapfahstischen. D.B. 496

Zustellung

3. des Arrestbefehles an den Generalbevollmächtigten 839¹³

Zwangsbefristung

Keine Nachprüfung der Zwangsmäßigkeit. DVB. 422

Zwangsvollstreckung

Aufrechnung der Schuld des Substanten aus der ausgefallenen Hypothek gegen seinen Anspruch auf Rückzahlung der Eigentümergrundschuld 12¹⁴

Ist der Hypothekengläubiger nach preussischem Recht verpflichtet, den persönlichen Schuldner von der bevorstehenden 3. in Kenntnis zu setzen? 30²²

Aufrechnung des Gewinns bei der 3. gegen den erlittenen Ausfall 133¹⁵

3. gegen den zu Unrecht eingetragenen Eigentümer, nach erfolglicher Eintrag eines Widerspruchs 152¹⁷

Bieterkollision bei der 3. (Verstoß gegen die gute Sitte) 201⁶

Anwendung der §§ 63, 112 ZOB. bei Ausbietung einzelner Grundstücksgruppen 751¹⁷

Zwangsvollstreckung

Auflösen der Pfandpfändung bei Vernichtung der 3. 59²⁴

Zwangsvollstreckung

Widerpruchsklage (unabhängiges Gericht) 267²²

Widerpruchsklage eines Fideikommissinhabers gegen die von seinen Gläubigern vorgenommene Pfändung ins Fideikommiss 522²⁰

Schadensersatzklage gegen einen Gerichtsvollzieher wegen Aufschlags zu einem unverhältnismäßig niedrigen Gebote 192²²

Schadensersatzanspruch wegen vorläufiger 3. nach Aufhebung des Schuldtitels 518¹⁴ 521²²

Kann der Drittschuldner den Einwand der Unpfändbarkeit erheben? 542²

Vollstreckungsgegenklage gegen abgetretenen Schuldtitel 181²⁴

Vollstreckungsgegenklage aus dem Vergleich gegen das Urteil, das zufolge desselben Vergleichs durch Zurücknahme des Rechtsmittels Rechtskraft erlangt hat. 310¹² 382¹³ 521²²

Einsetzung der 3. (richterliches Ermessen) 840²⁰

Biderrückliche Betreibung einer 3. Beweislast für den entstandenen Schaden 841²¹

Zweigniederlassung

Übernahme einer Firma ohne die Passiven der 3. (genügt Eintrag im Handelsregister der Hauptniederlassung?) 678²²

Zwischenurteil f. Urteil.

B. Gesetzesregister.**Erster Teil. Reichsrecht.****I. Reichsjustizgesetze.****1. Gerichtsverfassungsgesetz vom 28. Januar 1877.**

- § 13: 143²²
- § 23: 661
- § 70: 544⁶
- § 202 Hbf. 2 Ziff. 5: 313¹²

Einführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz.

- §§ 11 Hbf. 2, 13, 39: 842²²

2. Zivilprozeßordnung.

- § 3: 675¹² 837¹⁵
- § 4: 675¹² 676¹⁴ 712²²
- § 6: 675¹²
- § 6: 80²
- § 11: 336¹²
- § 33: 317²⁰
- § 44: 123
- § 45: 123
- § 46: 123
- § 51: 515¹² 516¹²
- § 57: 516¹²
- § 62: 18²¹ 313¹⁶
- § 63: 18²¹
- § 78: 147²²
- § 85: 50¹²
- § 91: 108¹¹ 261²²
- § 93: 261²²
- § 97: 108¹⁰
- § 99: 261²²
- § 114: 262²²

- § 119: 263²⁴
- § 121: 263²⁴
- § 127: 44²
- § 129: 147²²
- § 137 Hbf. 4: 50¹²
- § 138: 676¹²
- § 138: 6² 49²⁰ 189²² 201⁶ 337¹⁷ 532²²
- § 141: 664
- § 148: 6² 145²⁷ 155²⁰ 676¹⁴
- § 167 Hbf. 2: 161
- § 160: 146²²
- § 164: 146²²
- §§ 171, 172: 838¹⁷
- § 173: 838¹⁷ 839¹²
- § 214: 481
- § 223: 313¹²
- § 230: 51¹²
- § 233: 51¹² 517²⁰
- § 234: 205¹⁰
- § 239: 180¹²
- § 240: 51¹⁴ 108¹² 713²⁴
- § 246: 180²²
- § 249: 713²⁴ 839¹²
- § 250: 839¹²
- § 252: 145²⁷
- § 253: 80² 518²¹
- § 256: 47² 80² 84¹⁴ 340¹⁴ 527²² 832²
- § 258: 255¹²
- § 263: 391²
- § 264: 87²²
- § 265: 337¹⁷
- § 268 Rr. 2: 838¹⁷

§ 269: 301¹⁸ 516¹⁸
 § 270: 518²² 843²⁴
 § 271 Mf. 1: 108¹¹
 § 275: 264²⁷
 § 278: 310¹⁸
 § 281: 302²
 § 286: 21²² 26²² 109¹⁸ 146²² 180²¹ 181²²
 182²² 263²² 329² 482¹⁸ 532²² 840²²
 § 287: 80² 189²¹ 310¹⁸
 § 288: 264²² 676¹⁸
 § 290: 264²²
 § 294: 54¹⁷ 840²²
 § 295: 518²² 839¹⁸
 § 298: 146²²
 § 301: 714²² 747¹⁸
 § 302: 519²²
 § 308: 337¹⁸
 § 304: 7¹⁷ 17²² 56²¹ 80² 133¹⁸ 199² 208¹⁸
 337¹⁸ 366¹⁸ 482¹⁸ 518²² 832²
 § 307: 261²²
 § 308: 19²²
 § 313: 81¹⁸ 146²² 206¹¹ 311¹⁸ 392¹⁸ 483²¹
 835¹⁸
 § 314: 146²²
 § 319: 147²² 264²⁷
 § 320: 50¹⁸
 § 322: 159²²
 § 323: 520²²
 § 328: 265²²
 § 329: 841²¹
 § 330: 108¹⁸
 § 343: 263²²
 § 347: 62²²
 § 357: 392¹⁸
 § 360: 518²²
 § 367: 392¹⁸
 § 384 Mf. 3: 147²¹
 § 397, 398: 392¹⁸
 § 406: 52¹⁸ 118²² 266²²
 § 420: 208¹⁸
 § 432: 714²²
 § 440: 53¹⁸
 § 446: 175¹⁸ 590²²
 § 451: 484²²
 § 453: 109¹⁸ 715²⁷
 § 457: 175¹⁸
 § 460: 671¹⁷
 § 481: 518²² 677¹⁷
 § 482: 119²² 518²²
 § 483: 677¹⁷
 § 489: 518²²
 § 488: 739² 743¹¹
 § 495: 62²²
 § 515: 310¹⁸ 392¹⁸ 486²⁷
 § 517: 264²⁷
 § 520: 835¹⁸
 § 521: 482¹⁸

§ 523: 267²² 516²² 714²²
 § 527: 81¹¹ 391¹⁸
 § 529: 482¹⁸ 838¹⁷
 § 530: 518²²
 § 532: 266²² 670¹⁸
 § 533: 518²² 677¹⁷ 678¹⁸
 § 538: 77² 747²²
 § 537: 19²² 77²
 § 538: 199²
 § 539: 390¹
 § 546: 54¹⁷ 80² 338¹⁸ 521²⁷ 527²² 674¹⁸
 675¹⁸ 677¹⁸ 712²² 837¹⁸
 § 547: 336¹⁸ 674¹⁸
 § 548: 50¹⁸ 118²²
 § 549: 81¹¹ 278²² 311¹⁸ 481¹⁸ 484²¹
 § 551: 26²² 146²² 180²¹ 482¹⁸ 532²²
 § 553 Mf. 2: 147²² 839¹⁸
 § 554: 147²² 149²² 181²² 206¹¹ 267²²
 313¹⁸ 482¹⁸ 484²² 546¹⁷ 674¹⁸
 677¹⁸ 839¹⁸
 § 556 Mf. 2: 149²²
 § 557: 56²¹ 108¹⁸
 § 558: 482¹⁷
 § 559: 51¹⁴ 55²² 56²² 157²² 181²² 482²²
 546¹⁷ 677¹⁸
 § 560: 267²²
 § 561: 301² 366¹⁸
 § 563: 133¹⁸
 § 565: 81¹¹ 159²²
 § 566: 486²⁷
 § 567: 50¹⁸ 311¹⁸ 516¹⁸ 678²²
 § 569: 267²¹
 § 570: 529²¹
 § 574: 267²¹ 678²¹
 § 575: 529²¹
 § 577 Mf. 1 u. 4: 52¹⁸
 § 580: 206¹⁸
 § 592: 369¹⁸
 § 600: 519²⁴
 § 606: 127² 702¹
 §§ 608—611: 391¹
 §§ 614—616: 691²
 § 615: 141²²
 § 616: 521²²
 § 618: 481¹⁸
 § 645: 216
 § 648: 748²¹
 § 653: 390⁷
 § 654: 390⁷
 § 664: 196¹
 § 671: 390⁷
 §§ 680, 684: 748²¹
 § 704: 80²
 § 706: 310¹⁸
 § 707: 840²²
 § 708: 108¹⁸
 § 717: 19²² 519²² 521²²

§ 723: 265²⁰
 § 766: 522²⁰ 542¹
 § 767: 181¹⁴ 310¹⁰ 392¹² 521²⁰
 § 768: 181²⁰
 § 771: 199⁸ 267²⁰ 522²⁰
 § 773: 199⁸
 § 829: 207¹⁴
 § 830: 485²⁰
 § 832: 338²⁰
 § 833: 338²⁰
 § 845: 207¹⁴
 § 850: 290⁸ 742⁸
 § 851: 510¹⁰
 § 852: 244⁷
 § 857: 540
 § 871: 123
 § 890: 672¹
 § 893: 336¹⁸
 § 906: 17²⁰
 §§ 916 ff.: 203⁸
 § 917: 839¹⁸
 § 936: 519²⁴
 § 939: 207¹⁸ 839¹⁸
 § 935: 485²⁰ 750²⁰ 833¹¹
 § 938: 833¹¹
 § 940: 485²⁰
 § 942: 519²⁴
 § 945: 145²⁷ 206¹⁸ 485²⁰ 519²⁴
 § 1040: 748²⁰
 § 1041: 748²⁰
 § 1045: 123

Sivilproceßnovelle vom 30. November 1877
 5. Juni 1906.

§ 552: 149²⁰
 § 554: 148²⁰ 267²⁰ 393¹⁸
 § 560: 267²⁰
 § 569: 267²¹
 § 574: 267²¹

Einführungsgesetz zur Sivilproceßordnung vom 30. November 1877.

§§ 7, 8: 147²⁰ 206¹⁸

3. Gerichtsstoffengesetz vom 18. Juni 1878.

§§ 6, 45: 240¹
 § 9a: 80⁸
 § 16 Abs. 2: 678²¹
 § 48: 694

4. Konkursordnung.

§ 6: 105⁷
 § 10: 713²⁴
 § 11: 106¹⁸
 § 13: 704⁸
 § 15: 257¹⁴
 § 17: 679²⁰
 § 24: 257¹⁸
 § 26: 314¹⁷ 315¹⁸
 § 30: 542²⁰

§ 43: 315¹⁸
 § 47: 275²⁰
 §§ 48, 49: 207¹⁴
 § 54 n. F.: 275²⁰
 § 59 Abs. 1: 58²⁰
 § 60: 679²⁴
 § 64: 109¹⁸
 § 69: 182²⁰
 §§ 82, 83: 370²⁰
 § 146: 105⁷ 182²⁰
 § 153: 109¹⁸
 § 193: 109¹⁸ 257¹⁸
 § 221: 207²⁴

5. Zwangsüberföhrungsgesetz und Zwangsverwal-
 tungsgesetz vom 24. März 1897.

§ 9: 257¹⁸
 § 28: 59²⁴
 § 48: 257¹⁸
 § 52: 257¹⁸ 307⁷
 § 57: 59²⁴ 101¹
 § 63: 751²⁷
 § 91 Abs. 1: 307⁷
 § 112: 751²⁷
 § 115: 105⁷
 § 118: 12¹⁴
 § 148: 59²⁴
 § 161: 59²⁴

6. Gesetz betreffend freiwillige Gerichtsbarkeit vom 27. Januar 1877.

§ 12: 529²¹
 § 23: 529²¹
 § 27: 28²⁰ 366¹⁸ 529²¹
 § 28: 28²⁰
 § 176: 508⁷
 § 177: 260²¹ 508⁷

7. Grundbuchordnung.

§ 12: 395¹⁷
 § 19: 212¹⁸
 § 29: 212¹⁸
 § 36 Abs. 2: 69
 §§ 40, 41: 212¹⁸
 § 52: 68 212¹⁸
 § 54: 152²⁷
 §§ 70, 71: 395¹⁷
 § 79: 240³

11. Bürgerliches Gesetzbuch, Handelsgesetzbuch, Wechselordnung
 und die zu ihnen gehörigen Landesgesetze.

1. Bürgerliches Gesetzbuch.

§ 1: 240¹
 § 6 Nr. 1: 196¹ 472¹
 § 7: 495
 § 12: 505¹ 715²⁰
 § 29: 240³
 § 30: 669¹
 § 31: 164¹ 315¹⁸

§ 80: 240⁸
 § 89: 164¹ 240⁸ 315¹¹
 § 90: 707¹¹
 § 93: 97 128⁸ 242⁸ 356¹
 § 94: 97 128⁸ 242⁸ 306⁸ 801³
 § 95: 97 128⁸ 194 186 187
 § 96: 702²
 § 97: 128⁸ 702⁸
 § 98: 702²
 § 104: 185 316⁸ 737¹
 § 105: 168¹
 § 106: 505⁸
 § 107: 505⁸
 § 113: 505⁸
 § 114: 737¹
 § 116: 825¹
 § 117: 73⁸ 69 162 843¹¹
 § 119: (4⁸ 316¹ 1 u. 2) 165⁸ 327⁸ 506⁸
 540¹ 737⁸ 756 825¹
 § 120: 165⁸
 § 121: 327⁸ 506⁸ 540¹
 § 123: 5⁸ 35 165⁸ 301⁸ 473⁸
 § 124: 165⁸
 § 125: 14¹¹ 166⁸ 183¹¹
 § 126: 156¹¹
 § 130: 90¹¹ 242⁸
 § 133: 269¹¹ 388⁸ 669 702⁸
 § 134: 843¹¹
 § 137: 703⁴
 § 138: 116¹¹ 130⁸ 167⁸ 473⁸ 475⁴ 494¹¹
 496 704⁸ 707¹¹
 § 139: 5⁸ 166⁸ 192 506⁸
 § 140: 325¹¹
 § 142: 327⁸ 737¹
 § 143: 165⁸ 506⁸
 § 144: 476⁸
 § 146: 90¹¹
 § 157: 149¹¹ 162 270¹¹
 § 151: 90¹¹
 § 154: 5⁸ 14¹¹
 § 155: 386⁸
 § 157: 5⁸ 256¹¹ 326⁸ 357⁸ 388⁸
 § 158: 5⁸ 256¹¹ 358⁸
 § 162: 357⁸ 507⁸
 § 164: 196⁸ 278¹¹
 § 167: 61¹¹ 278¹¹
 §§ 174, 177, 180: 826⁸
 § 181: 69 826⁸
 § 184: 248⁸ 826⁸
 § 193: 705⁸
 § 194: 44⁸, 316¹ 2: 67
 § 195: 358⁸ 659
 § 196: 316 3: 56¹¹ 244⁸ 395⁸ 344 359⁸ 659
 § 197: 67 244⁸
 § 198: 68 244⁸ 248⁸
 § 199: 244⁸
 § 200: 244⁸

§ 201: 68, 296
 § 208: 362²
 § 209: 739⁸
 § 211: 316¹ 2: 756
 § 212: 739⁸
 § 217: 244⁸
 § 218: 316¹ 2: 68 171¹¹
 § 226: 6⁸ 197 507⁸ 527¹¹
 § 227: 7⁸ 44⁸
 § 228: 44⁸
 § 229: 44⁸
 § 249: 5⁸ 388⁸ 547⁸
 § 243: 541⁸
 § 244: 278¹¹
 § 247: 739⁸ 756
 § 248: 19¹¹ 130¹¹ 168⁸ 507⁸ 828⁸
 § 249: 316¹ 1: 36 670⁸ 715¹¹
 § 251: 828⁸
 § 252: 169⁸ 828⁸
 § 253: 92¹
 § 254: 7⁸ 9⁸ 10⁸ 10¹¹ 190¹¹ 132¹¹ 134¹¹
 198⁸ 236 249¹¹ 307⁸ 477⁸ 495¹¹
 673⁸ 705⁸ 709¹¹ 710¹¹ 740⁸
 755¹¹ 829⁸
 § 259: 479¹¹
 § 260: 198⁸
 § 262: 14¹¹
 § 267: 168⁸
 § 268: 359⁸
 §§ 270, 271: 14¹¹
 § 273: 100⁸ 242⁸ 356⁸ 385 477⁸ 496
 § 274: 356⁸
 § 275: 96⁸ 101⁸
 § 276: 10¹¹ 44 45⁸ 73⁸ 69⁸ 101⁸ 144¹
 169⁸ 505⁸ 541⁸ 705⁸ 824 829⁸
 § 278: 73⁸ 99⁸ 164⁸ 544⁸ 705⁸ 741⁸
 753¹¹
 § 283: 361⁸ 376
 § 287: 505⁸
 § 297: 170⁸
 § 310: 707¹¹
 § 311: 170⁸
 § 312: 244⁸
 § 313: 4⁸ 134¹¹ 217 246⁸ 286 303⁸ 508⁸ 7
 830⁸
 § 314: 118¹¹
 § 315: 14¹¹
 § 316: 14¹¹
 § 317: 14¹¹
 §§ 320: 34, 385
 § 321: 270¹¹
 § 324: 362⁸ 743¹¹
 § 325: 103⁸ 361⁸ 376 743¹¹
 § 326: 103⁸ 135¹¹ 160 361⁸ 376 386⁸
 706⁸ 724 826⁸ 830⁸ 852
 § 327: 670⁸
 § 328: 73⁸ 170⁸ 356⁸ 386⁸

§ 399: 170²
 § 330: 90²⁰
 § 331: 90²⁰ 240²
 § 339: 136¹³
 § 340: 111² 11¹³
 § 341 111² 3: 171² 675¹⁴
 § 343: 11¹³ 12¹³
 § 346: 915¹³ 670²
 § 351: 46² 367¹³
 § 363: 608² 536²
 § 365: 137¹³
 § 366: 171¹³ 398² 344²
 § 372: 739²
 § 378: 739²
 §§ 383 ff.: 75²
 § 387: 12¹⁴
 § 389: 47² 171¹³
 § 394: 383 510¹³
 § 396: 171¹³
 § 398: 73² 156¹³ 329² 478² 707¹¹ 745¹³
 § 399: 708¹³
 § 400: 900²
 § 401: 170² 192 305² 745¹³
 § 403: 73²
 § 404: 742²
 § 407: 831¹¹
 § 408: 742² ^a
 § 410: 73²
 § 412: 305² 831²
 § 413: 156¹³
 § 414: 427²
 § 414: 742²
 § 415: 742²—756²
 § 416: 742² 756²
 § 419: 170² 396²
 § 421: 427²
 § 422: 135¹⁴
 § 424: 135¹⁴
 § 425: 135¹⁴
 § 426: 305²
 § 427: 136¹³
 § 428: 369¹³
 § 432: 369¹³
 § 433: 136¹⁷ 743¹³
 § 434: 689² 684²
 § 436: 44² 87¹⁷ 669²
 § 437: 136¹⁷ 137¹³
 § 439: 689²
 § 445: 137¹³
 § 446: 87¹⁷ 684²
 § 449: 136¹⁷
 § 455: 313¹³
 § 457: 75²
 § 458: 46² 136¹⁷ 173¹¹ 300² 478² 541²
 § 462: 359² 478²
 § 463: 4² 358² 376 478² 670²
 § 467: 476²

§ 469: 300² 478¹³ 469²
 § 472: 355 478²
 § 473: 355²
 § 474: 708¹³
 § 476: 134¹³ 358²
 § 477: 136¹³ 174¹³ 248² 358² 743¹¹
 111² 2: 739² 756²
 § 515: 137¹³
 § 510: 73²
 § 521: 99²
 § 525: 77²
 § 530: 744¹³
 § 534: 126²
 § 535: 705²
 § 536: 77² 100²
 § 537: 77² 101² 102² 705²
 § 538: 101² 102² 705²
 § 539: 101²
 § 540: 101²
 § 541: 101²
 § 542: 102²
 § 549 111² 2: 14¹³
 § 556: 100² 192²
 § 558: 708¹³ 724²
 § 559: 872²
 § 564: 15¹⁴
 § 565: 15¹³
 § 566 2: 166² 242² 532¹³
 § 567: 511¹¹ 536²
 § 580: 942²
 § 581: 532¹³
 § 589: 99²
 § 601: 242²
 § 606: 709¹⁴
 § 607: 370¹³
 § 611: 672²
 § 614: 479¹¹
 § 618: 296 299¹³ 672² 829²
 § 619: 249¹¹
 § 622: 15¹³
 § 631: 325²
 § 632: 175¹³ 192 362²
 § 633: 479¹³
 § 634: 16¹⁷ 479¹³ 496 744¹³
 § 638: 330² 331²
 § 639: 739²
 § 640: 331² 744¹³
 § 646: 330²
 § 649: 362²
 § 652: 34 744¹³
 § 655: 512¹³ 536²
 § 662: 99²
 § 664: 741² 830²
 § 664—69: 830²
 § 666: 479¹¹
 § 667: 341¹⁴
 § 670: 830² 831²

§ 675:	341 ⁸⁸ 479 ¹¹
§ 676:	363 ¹¹
§ 683:	242 ⁸
§ 691:	41
§ 695:	824
§ 700:	278 ¹⁴
§ 706:	103 ⁸ 488 ⁸⁸ 716 ³⁸
§ 707:	718 ⁸⁸
§ 713:	830 ⁸
§ 714:	126 ¹⁸
§ 717:	540
§ 719:	303 ⁸
§ 723:	103 ⁸ 112 ¹⁸
§ 725:	539
§§ 736 ff.:	303 ⁸
§ 752:	78 ⁸
§ 753:	78 ⁸ 827 ⁸
§ 754:	78 ⁸
§ 756:	78 ⁸
§ 757:	137 ¹⁸
§ 761:	332 ⁷
§ 764:	341 ⁸⁸ 744 ¹⁸
§ 765:	477 105 ⁸ 713 ¹⁸
§ 767:	735
§ 768:	708 ¹⁸
§ 770:	708 ¹⁸
§ 774:	170 ⁸ 287 ¹ 745 ¹⁸
§ 775:	176 ¹⁸
§ 776:	237 ¹
§ 781:	709 ¹⁸
§ 812:	249 ¹¹ 389 ⁸
§ 816:	389 ⁸
§ 817:	116 ¹⁸
§ 819:	249 ¹¹
§ 822:	389 ⁸
§ 823:	10 ¹¹ 41 73 ⁸ 81 ¹⁸ 99 ¹ 132 ¹¹ 164 ¹ 168 ⁸ 249 ¹¹ 251 ¹⁸ 287 ⁸⁸ 296 292 ¹ 315 ¹⁸ 332 ⁸ 364 ¹⁸ 491 ⁸⁸ 495 ⁸⁸ 505 ¹ 514 ¹⁸ 536 673 ⁸⁸ 88 700 ¹⁸ 710 ¹⁷ 824 829 ⁸ 832 ⁸
§ 824:	251 ¹⁸ 332 ¹¹ 505 ⁸ 527 ⁸⁸
§ 826:	47 ⁸ 138 ⁸⁸ 197 201 ⁸ 216 251 ¹⁸ 252 ¹⁸ 333 ¹¹ 384 ¹⁸ 376 507 ⁸ 527 ⁸⁸ 536 718 ⁸⁸ 746 ¹⁷ 756
§ 831:	16 ¹⁸ 99 ¹ 132 ¹¹ 249 ¹⁷ 287 ⁸⁸ 299 ¹ 332 ¹⁸ 674 ⁸
§ 832:	255 ¹⁸
§ 833:	129 ⁸ 233 307 ⁸ 309 ⁸ 333 ¹¹ 710 ¹⁷
§ 834:	710 ¹⁸
§ 836	§ 1: 16 ¹⁸ 45 ⁸
§ 839:	178 ¹⁸ 514 ¹⁸ 828 ⁸
§ 840:	828 ⁸
§ 843:	23 ⁸⁸ 130 ¹⁸ 168 ⁸ 286 ¹⁸ 373 ¹⁸
§ 844:	23 ⁸⁸ 130 ¹⁸ 308 ⁸ 388 ⁸ 480 ¹⁸ 514 ¹⁸ 702 ¹⁸ 710 ¹⁸
§ 845:	10 ¹¹ 113 ¹⁸ 308 ⁸
§ 846:	308 ⁸ 702 ¹⁸ 710 ¹⁷

§ 847:	202 ⁸ 829 ⁸
§ 852:	123 ¹ 309 ⁸ 358 ⁸ 709 ¹⁴ 832 ¹⁸ 852
§ 855:	140 ⁸⁸
§ 858:	44 ⁸
§ 859:	44 ⁸
§ 862:	505 ¹
§ 869:	688 ⁸
§ 878:	301 ⁸
§ 881:	703 ⁸
§ 883:	256 ¹⁸ 833 ¹¹
§ 892:	326 ⁸ 833 ¹¹
§ 894:	244 ⁷ 326 ⁸ 327 ⁸ 833 ¹¹
§ 899:	833 ¹¹
§ 903:	42 ¹ 62 ⁸⁸
§ 906:	17 ⁸⁸ 386 ⁸
§ 907:	239 ¹
§ 908:	125 ⁸
§ 912:	125 ⁸ 301 ⁸
§§ 912-916:	801 ⁸
§ 925:	203 ⁸ 540 ⁸
§ 926:	118 ¹⁸
§ 930:	672 ⁸ 747 ¹⁸
§ 931:	108 ⁷
§ 932:	672 ⁸
§ 936:	672 ⁸
§ 962:	356 ⁸
§ 1000:	100 ⁸ 242 ⁸
§ 1004:	17 ⁸⁸ 251 ¹⁸ 505 ¹
§ 1008:	303 ⁸
§ 1019:	187
§ 1066:	302 ⁸
§ 1082:	302 ⁸
§ 1084:	17 ⁸⁸
§ 1090:	124 197
§ 1091:	194
§ 1092:	98 194
§ 1093:	187
§ 1115:	512 ¹⁸
§ 1117	§ 1: 12 ¹⁸ 105 ⁷ 356 ⁸ 514 ¹⁸ 536
§ 1124	§ 1: 58 ⁸⁸
§ 1134:	332 ¹⁸
§ 1135:	332 ¹⁸
§ 1139:	121 ¹⁸
§ 1154:	12 ¹⁸ 334 ¹⁸ 514 ¹⁸ 536 711 ¹⁸
§ 1164:	176 ¹⁸
§ 1165:	176 ¹⁸
§ 1166:	30 ⁸⁸ 176 ¹⁸ 192
§ 1184:	257 ¹⁸
§ 1190:	513 ¹⁸
§ 1192:	711 ¹⁸
§ 1205:	140 ⁸⁸ 163
§ 1206:	140 ⁸⁸
§ 1207:	834 ¹⁸
§§ 1233 ff.:	78 ⁸
§ 1258:	302 ⁸
§ 1274:	834 ¹⁸
§ 1281:	18 ⁸¹

- § 1298: 178¹⁷
 § 1300: 480¹⁴
 § 1330: 835¹²
 § 1333: 31 257¹⁷ 891⁸ 835¹²
 § 1334: 691⁶
 § 1339: 515¹⁷
 §§ 1343, 1345, 1346: 835¹²
 § 1353: 48⁸ 107⁸ 141¹⁸ 178¹² 526²²
 § 1354: 6⁸
 § 1356: 180¹⁰ 835¹²
 § 1359: 179¹²
 § 1360 Hf. 1: 130¹²
 § 1363: 258¹²
 § 1365: 258¹²
 § 1369: 258¹² 226
 § 1371: 481¹²
 § 1373: 202⁷ 242⁸
 § 1375: 202⁷
 § 1376: 202⁷
 § 1377: 179¹²
 § 1389: 23¹² 481¹²
 § 1391: 179¹²
 § 1413: 259¹²
 § 1418: 23¹²
 § 1427: 481¹²
 § 1428: 481¹²
 § 1440: 258¹²
 § 1443: 69 301⁴
 § 1445: 69
 § 1446: 69 214¹²
 § 1468: 23¹²
 § 1486: 258¹²
 § 1491: 303²
 § 1495: 23¹²
 § 1519: 301⁴
 § 1526: 258¹²
 § 1565: 391⁸
 § 1567: 141¹² 702¹
 § 1568: 48⁸ 49¹⁰ 107⁸ 142¹² 259¹² 674¹⁰
 701¹ 711²²
 § 1570: 79²
 § 1573: 107⁸ 142¹²
 § 1574: 77⁸
 §§ 1578—80: 835¹²
 § 1594: 515¹⁷
 § 1601: 168²
 § 1603: 480¹²
 § 1608: 835¹²
 § 1610: 168² 711²¹ 835¹²
 § 1611: 711²¹
 § 1612: 168²
 § 1617: 130¹² 340¹²
 § 1620: 332² 510¹⁰
 § 1623: 510¹²
 § 1634: 332²
 § 1626: 390⁷
 § 1627: 44⁸ 390⁷
 § 1630: 44⁸ 390⁷
 § 1632: 6⁸
 § 1634: 6⁸
 § 1640: 199² 216
 § 1641: 69 214¹²
 § 1643: 69
 § 1666: 6⁸
 § 1667: 203² 216
 § 1668: 203²
 § 1670: 203²
 § 1775: 827²
 § 1779: 28¹⁰
 § 1795: 827²
 § 1804: 69 217¹²
 § 1821: 5⁴ 69 216⁸
 § 1826: 68
 § 1852: 69
 § 1903: 240⁸
 § 1910 Hf. 3: 196¹
 § 1915: 826²
 § 1920: 188¹
 § 1922: 199²
 § 1923: 259¹²
 § 1924: 238²
 § 1931: 238²
 § 1944 Hf. 2: 335¹²
 § 1954: 335¹²
 § 1960: 262¹²
 § 1973: 90¹⁰
 § 1975: 262¹²
 § 1985: 262¹²
 §§ 2038—2039: 78⁸
 § 2040: 78² 834¹²
 § 2042 Hf. 2: 78² 137¹² 827²
 § 2046: 78²
 § 2048: 391⁸
 § 2064—2076: 837²
 § 2065: 390⁸
 § 2079: 203²
 § 2087—2093: 837¹²
 § 2096—2098: 837¹²
 § 2100: 199² 212¹²
 § 2100—2107: 837¹²
 § 2109: 240⁸
 § 2109: 240⁸ 259¹²
 § 2108: 199² 259¹²
 § 2113 Hf. 2: 68 212¹²
 §§ 2113—2119: 199²
 § 2114: 212¹²
 §§ 2121—2123: 199²
 §§ 2129, 2130: 199²
 § 2136: 68 199² 212¹²
 § 2137: 199² 212¹²
 § 2138: 199²
 § 2139: 199² 212¹²
 § 2147—2156: 837¹²
 § 2151: 390⁸

§§ 2153—2156: 390^a
 § 2162: 240^a
 § 2178: 240^a
 § 2189—2193: 837¹⁴
 §§ 2192, 2193: 390^a
 § 2205: 69, 214¹⁸
 § 2222: 69
 § 2231 Nr. 2: 49¹¹ 143¹⁸ 366¹⁹
 § 2242: 260²¹
 § 2265: 837¹⁴
 § 2270: 242⁴
 § 2271: 242⁶
 § 2279: 837¹⁴
 §§ 2293—2296: 242⁹
 § 2303: 203⁹ 236⁹
 § 2332: 325¹⁶ 344

§§ 93—104: 35
 § 105: 508⁴
 § 118: 543¹¹
 § 125: 516¹⁸
 § 128: 135¹⁸
 § 130: 715¹⁸
 § 131: 313¹⁸
 § 133: 112¹⁸
 § 135: 539
 § 140: 303⁹
 § 141: 540
 § 142: 313¹⁸
 § 158: 135¹⁴
 §§ 159, 160: 135¹¹
 § 161: 516¹⁸
 § 170: 516¹⁸
 §§ 214, 218, 222, 227, 239: 183¹⁸
 § 231: 488¹⁸
 § 248: 183¹⁸ 516¹⁸ 716¹⁸
 § 252: 183¹⁸ 268¹⁸
 §§ 253, 255: 183¹⁸
 § 259: 183¹⁸ 268¹⁸
 § 272: 486¹⁸
 § 273 a. F.: 269¹⁸
 § 274 a. F.: 269¹⁸
 §§ 275, 276: 183¹⁸
 § 278: 83¹⁸ 269¹⁸
 § 298: 183¹⁸
 § 313: 170³
 § 320: 516¹⁸
 § 328: 516¹⁸
 § 340: 487¹⁸
 § 343: 313¹⁸
 § 344: 313¹⁸
 § 346: 313¹⁸
 § 350: 313¹⁸
 § 351: 55¹⁸
 §§ 369, 371: 156¹⁸
 § 377: 149¹⁸ 367¹⁸
 § 429: 365¹⁷
 § 470: 56²¹
 § 471: 289¹⁸
 §§ 735, 739: 844¹⁸

2. Einführungsgefeß zum Bürgerlichen Gefefebuch.

Nrt. 17: 701⁴
 „ 27: 701³
 „ 29: 701¹
 „ 42: 373¹⁸
 „ 55: 42¹ 87¹⁷ 734
 „ 75: 525¹⁸
 „ 95: 383
 „ 109: 299³
 „ 142: 508⁷
 „ 169: 44⁴ 56¹⁸ 67 123¹ 335¹ 330⁹
 „ 170: 123¹ 237¹ 314¹⁷ 511¹¹ 739⁴
 „ 171: 511¹¹
 „ 181: 135⁶
 „ 184: 328³
 „ 198: 3¹
 „ 200 Hbf. 1: 238⁹
 „ 213: 126⁹
 „ 229: 70¹

3. Ausföhrungsgefeß zum Bürgerlichen Gefefebuch.

Nrt. 14. § 2: 508⁷

4. Handelsgefefebuch.

§ 3: 313¹⁸
 § 4: 55¹⁸
 § 14: 313¹⁸
 § 15: 313¹⁸ 679¹⁸ 843¹⁸
 § 18: 523¹⁸
 § 22: 82¹⁸
 § 23: 715¹⁸
 § 25: 679¹⁸ 831⁹
 §§ 29, 31: 843¹⁸
 § 37: 523¹⁸ 715¹⁸
 § 49: 516¹⁸
 § 60: 110¹⁴ 672⁴
 § 70: 110¹⁴ 543⁴
 § 71: 110¹⁴
 § 75: 110¹⁴
 § 84: 35 110¹⁴
 §§ 84—92: 165⁴
 § 92: 112¹⁴

5. Befeflordnung.

Nrt. 4 Hoff. 2: 731
 „ 4 Nr. 3: 369¹⁸
 „ 6: 369¹⁸
 „ 28: 543⁴
 „ 36: 523¹⁸
 „ 55: 523¹⁸
 „ 82: 339¹⁸ 543⁴
 „ 91⁴: 544⁴

III. Einzelne Gefefce und Verordnungen der Zeitfolge nach geordnet.

1862. 2. Auguft. Handelsvertrag zwifchen den Staaten des
 deutichen Zoll- und Handelsvereins und Frankreich.
 Nrt. 28: 20¹⁴

1870. 13. Mai. Reichsgesetz über die Doppelbesteuerung.
§ 188: 210¹⁰ § 66: 539
§ 73: 276⁴⁴ 490³⁸
1871. 15. Mai. Strafgesetzbuch.
§ 51: 472¹ § 105—108, 111: 370²²
§ 60: 189³¹ §§ 1, 2: 253¹⁴
§ 74: 659 § 3: 527²⁷
§ 190 S. 2: 501 § 4: 492¹⁸ 185⁴⁴ 750³¹
§ 360: 44⁸ § 18: 206¹³
§ 367 Hff. 14: 673⁷ § 23: 278²⁸
" 7. Juni. Haftpflichtgesetz.
§ 1: 9⁴ 23²⁸ 27²⁸ 58²⁸ 276⁴⁴ 41 287²⁸
315¹³ 340²⁴ 394¹³ 717²⁸ 740⁸ 845²⁸
§ 3: 23²⁸ § 27: 278⁴⁸
§ 3a: 340²⁸ § 30: 222
§ 4: 23²⁸ " 1. Juni. Verbrauchsmustergesetz.
§ 7: 373²⁸ § 1: 680²⁸ 718²¹
" 6. Dezember. Verordnung betreffend das Berufungs-
verfahren in Patentfachen.
§ 14: 222
1876. 9. Januar. Urheberrecht an Werken der bildenden
Kunst.
§§ 1—5, 14: 489²¹
- " 11. Januar. Geschmucksmustergesetz.
§ 1 Hff. 2: 189²⁰
1877. 1. Februar. Strafrechtsreform.
§ 482: 189²¹
§ 497: 70
1878. 1. Juli. Rechtsanwaltsordnung.
§§ 26, 27: 222
§ 28: 659
§ 48 Hff. 2: 499
§§ 62, 63: 659
§ 66: 658
§§ 67 ff.: 397
§ 93: 699
1879. 28. September. Kaiserliche Verordnung.
§§ 1, 2: 311¹⁸
§ 1: 144²⁸
1883. 15. Juni. Krankenversicherungsgesetz.
§ 1 Rr. 3: 491²⁴
1889. 10. April.
§ 1 Rr. 3: 491²⁴
1884. 6. Juli. Gewerbeunfallversicherungsgesetz.
§ 1: 155²⁸ 396¹⁸
1900. 30. Juni/5. Juli.
§ 26: 582
§ 96: 123¹
§ 97: 123¹ 164¹
§ 135: 115¹⁸ 155²⁸ 753²⁸
§ 136: 115¹⁸ 286⁴⁸
§ 138 Hff. 1: 123¹
§ 140: 115¹⁸ 286²⁸ 717¹⁸ 753²⁸
1888. 5. Mai. Landwirtschaftsunfallversicherungsgesetz.
§ 33: 582
1887. 11. Juli. Bauunfallversicherungsgesetz.
§ 45: 753²⁸
1889. 1. Mai. Gewerbe- und Wirtschaftsgenossenschaftsgesetz.
§ 7, 16: 276⁴¹
1898. 20. Mai.
§ 51: 490²⁸ 23
1891. 7. April. Patentrecht.
§§ 1, 2: 253¹⁴
§ 3: 527²⁷
§ 4: 492¹⁸ 185⁴⁴ 750³¹
§ 18: 206¹³
§ 23: 278²⁸
§ 27: 278⁴⁸
§ 30: 222
- " 1. Juni. Verbrauchsmustergesetz.
§ 1: 680²⁸ 718²¹
- " 6. Dezember. Verordnung betreffend das Berufungs-
verfahren in Patentfachen.
§ 14: 222
1892. 20. April. Gesetz betreffend die Gesellschaften m. b. H.
§ 2: 394¹⁸ 487²⁸
1898. 20. Mai. § 15: 153²⁸ 370²¹ 487²⁸
§ 19: 371²⁸
§ 45: 371²⁸
§§ 53, 54, 60, 67: 317²¹
1894. 12. Mai. Warenzeichengesetz.
§ 1: 26²⁸
§§ 4, 5: 845²⁸
§ 7: 84¹⁴
§ 9: 26²⁸ 154²⁸ 845²⁸
§ 12: 26²⁸ 84¹⁴ 507²⁸ 845²⁸
§ 13: 529²⁸
§ 14: 26²⁸ 84¹⁴ 507²⁸
§ 15: 845²⁸
§ 20: 26²⁸ 750²⁸
§ 23: 20²⁸
1894. 27. April. Reichsteuergesetz.
§ 39: 214²⁸
§ 43: 283²⁷ 48
§ 49: 214²⁸
1900. 14. Juni. § 4 Hff. 3: 342²⁷
§ 92: 844²⁸
1895. 15. Juli. Binnenschiffahrtsgesetz.
§ 61 Hff. 5: 56²¹
- " 18. Oktober. Eisenbahnverkehrsordnung.
§ 61 Hff. 5: 56²¹
1896. 27. Mai. Wettbewerbsgesetz.
§ 1: 27²⁸ 86¹⁸ 251¹⁸ 317²⁸ 493²⁸ 494²⁷
527²⁸ 846²⁸
§ 6: 251¹⁸ 317²⁸ 527²⁸
§ 8: 27²⁸
§ 9: 252¹⁸
§ 13: 527²⁸
- " 22. Juni. Börsengesetz.
§§ 29 ff.: 35
§ 50 Hff. 2: 341²⁸
- " 5. Juli. Depotgesetz.
§§ 3—5: 278⁴⁴

1898. 20. Mai. Gesetz betreffend die Entschädigung der im Vieheraufnahmeverfahren freigesprochenen Personen.

§ 2: 189

20. Mai. Reichsgesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden.

§ 14: 280⁴⁴

1899. 27. März. Kaiserliche Verordnung vom § 2: 221

13. Juli. Invalidenversicherungsgesetz.

§ 130: 40

§ 139: 40 829

§ 181 Ziff. 4: 40 829

18. Dezember. Telegraphenvergesetz.

§ 6: 281⁴⁸

1900. 7. April. Gesetz betreffend die Konsulargerichtsbarkeit.

§ 2 Abs. 1: 681⁴⁴

§ 7: 681⁴⁸

3. Juni. Fleischbeschaugesetz.

§§ 8, 9, 10, 24: 221

1900. 26. Juli. Gewerbeordnung.

§ 6: 475⁴

§ 25: 120

§ 29: 846⁴⁸

§ 30: 491²⁴

§ 33b: 495

§ 113 Abs. 1—3, § 146 Ziff. 3: 364¹²

§§ 135, 136: 396¹⁸

§ 147: 846²⁸

1901. 31. Mai. Gesetz betreffend die Versorgung der Kriegsinvaliden und der Hinterbliebenen.

§ 22 Nr. 1: 848²⁰

18. Juni. Reichsgesetz betreffend die Unfallfürsorge für die Beamten usw.

§§ 10, 11, 12, 14: 287⁴⁰

19. Juni. Gesetz über das Verlagsrecht.

§ 28: 116¹⁹

19. Juni. Literatur-Verlegergesetz.

§ 530⁴⁸

1902. 12. Juni. Panger Abkommen.

Art. 1: 70¹

Zweiter Teil. Preussisches Recht.

I. Preussisches Allgemeines Landrecht.

Teil Titel

I 4 §§ 77, 81: 737⁹

5 § 343: 330⁸

5 § 344: 44⁴

6 § 10: 126⁸

6 § 19: 495²⁶

6 §§ 54 ff.: 832¹⁴

8 § 66: 724

8 § 142: 29²¹

8 § 143: 29²¹

Teil Titel

I 9 § 546: 330⁸

11 § 175: 87¹⁷

11 § 180: 44⁴

11 § 376: 156⁴⁸

11 § 393: 156⁴⁸

11 § 1169: 126⁸

13 § 5: 61²⁷

17 § 1: 335¹⁴

17 § 10: 335¹⁴

17 § 25: 335¹⁴

17 § 52: 335¹⁴

17 § 53: 335¹⁴

17 § 115: 335¹⁸

21 § 401: 532⁴³

21 § 407: 532⁴³

21 §§ 309—312: 14¹²

II 1 § 214: 258¹⁸

2 § 233: 510¹⁸

2 § 240: 510¹⁸

2 § 483: 167⁴

2 § 484: 167⁴

2 § 485: 167⁴

2 § 556: 70¹

2 § 596: 70¹

8 § 2036: 273¹⁸

10 §§ 68, 69: 754²⁰

10: 343²⁸

10 §§ 68 ff.: 87¹⁸

17 § 10: 376, 724

20 §§ 91—213: 375⁴⁸

20 §§ 323—508: 375⁴⁸

Einleitung zum Allgemeinen Landrecht.

Teil Titel

II 2 §§ 23, 526: 70¹ 127⁸

II. Sonstige preussische Landesgesetze.

1765. 30. April. Erbschaftsrecht.

§ 8: 240⁸

Preussische Gewerbeordnung.

§ 38: 120

1834. 25. September. Rabinetsordre für die rechtschreinnischen Gebiete des preussischen Staates: 292⁴⁴

1838. 3. November. Preussisches Gesetz über Eisenbahnnutznehmungen: 299¹

§ 25: 132¹¹ 755²¹

1850. 12. März. Gesetz über die Polizeiverwaltung.

§ 3: 376

§ 6: 546⁷

1853. 30. Mai. Städteordnung.

§ 62: 376

1856. 15. Mai. Rheinische Städteordnung.

§ 54: 81¹¹

1860. 16. April. Preussisches Bürgergemeinshaftsgesetz vom: 373²⁴

1865. 24. Juni. Allgemeines Berggesetz.
§§ 103, 105; 156⁴³
§ 108; 156⁴⁴
§ 130; 718⁴⁵
§ 133; 718⁴⁶
§ 148; 60⁴⁷
1861. 1. Juli. Gesetz betreffend die Errichtung gewerblicher Anstalten.
§ 10; 120
1872. 5. Mai. Eigentumsvererbungs- und Preussische Grundbuchordnung.
§§ 11, 19; 291⁴⁸
§ 30; 291⁴⁹
§ 41; 30⁵⁰
1874. 11. Juni. Entzignungsgefeß.
§ 8; 61⁵¹ 290⁵² 720⁵³
§ 10; 61⁵⁴ Hb. 2; 30⁵⁵ 118⁵⁶
§ 11; 290⁵⁷ 720⁵⁸
§ 15; 30⁵⁹
§ 30; 68⁶⁰ 264⁶¹
§ 36 Hb. 2; 192⁶²
1875. 2. Juli. Fischzählungsgefeß.
§§ 11, 12; 724
§ 15; 31⁶³ 144⁶⁴ 721⁶⁵
1876. 25. August. Preussisches Gesetz über die Gründung neuer Anstalten.
§§ 18, 19; 87⁶⁶
1879. 7. September. Gesetz betreffend Zwangsverwaltungsverfahren.
§ 20; 546⁶⁷
1883. 13. Juli. Preussisches Zwangsversteigerungsgefeß.
§§ 40, 77, 97; 152⁶⁸
- Ausführungsgefeß zum Preussischen Zwangsversteigerungsgefeß.
Art. 1, Ziffer 2; 87⁶⁹
" 2, " 1; 87⁷⁰
1883. 30. Juli. Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung; 289⁷¹
§ 6; 546⁷²
§ 58; 496
" 1. August. Anstaltsgefeß.
§ 18; 289⁷³
§ 56 Hb. 1, 4; 143⁷⁴
§§ 150 ff.; 265⁷⁵
" 20. August. Preussisches Strombauverwaltungsgefeß.
§ 12; 294⁷⁶
1887. 30. Mai. Rheinische Kreisordnung.
§ 1; 682⁷⁷
§ 1; 31⁷⁸ 851⁷⁹
1891. 24. Mai. Erzschmelzungsgefeß.
§§ 15, 16, 18; 157⁸⁰
1887. 18. Juni. Beamten-Unfallfürsorgegefeß.
1902. 2. Juni
§ 1, Hb. 4; 373⁸¹ 495⁸²
1891. 3. Juli. Landgemeinbeordnung.
§ 74; 532⁸³
- § 88 Hb. 4 Nr. 7 Hb. 2; 89⁸⁴ 532⁸⁵
§§ 102, 113; 89⁸⁶
1892. 28. Juli. Kleinbahngefeß; 299⁸⁷
§ 6; 281⁸⁸
1893. 14. Juli. Kommunalabgabengefeß.
§ 70 Hb. 2; 683
1895. 31. Juli. Stempelsteuergesetz.
§ 2; 61⁸⁹
§ 3; 319⁹⁰
§ 4; 156⁹¹
§ 10; 319⁹²
§ 10 Hb. 3. u. 3; 849⁹³
§ 12; 90⁹⁴
§ 15; 176⁹⁵
§ 16; 61⁹⁶ 319⁹⁷
§ 25; 849⁹⁸
§ 27; 214⁹⁹
- Zariffeste 2; 293¹⁰⁰
" 32; 293¹⁰¹ 319¹⁰² 373¹⁰³ 397¹⁰⁴
530¹⁰⁵ 547¹⁰⁶
" 56; 90¹⁰⁷
" 58; 318¹⁰⁸ 531¹⁰⁹
" 59 Hb. 3; 849¹¹⁰
" 71, 73; 849¹¹¹
" 75; 319¹¹² 397¹¹³
1896. 14. Februar. Vierstörckgefeß.
Nr. 7, 9; 176¹¹⁴
1897. 3. März. Gesetz dem
§ 25; 215¹¹⁵
" 21. Juni. Ausführungsbestimmungen des Staatsministeriums zum Gesetz dem
§ 1 Hb. 1; 682¹¹⁶
§ 4 Hb. 11; 682¹¹⁷
1899. 26. September. Ausführungsgefeß zum Bürgerlichen Gesetzbuch.
Art. 45 Hb. 1, 1; 481¹¹⁸
" 71 § 1; 70¹¹⁹
§§ 3, 4; 524¹²⁰
§ 548; 373¹²¹
" 1. Dezember. Gerichtsamtanweisung für Gerichtsverlegungen.
§§ 50, 53; 192¹²²
1900. 31. März. Gerichtsverlegungsordnung.
§§ 17, 30, 49; 92¹²³
1905. 15. Februar. Vampolyzeverordnung.
§§ 57, 69; 684
" 4. Juli. Gesetz betreffend die Verwaltung gemeinschaftlicher Jagdbezirke.
§ 1; 532¹²⁴
- Dritter Teil. Andere Landesgesetze.
Code civil.
Art. 3 Hb. 3; 70¹²⁵ 755¹²⁶
" 331, 334; 70¹²⁷
" 883; 92¹²⁸

Art. 1184: 159⁴⁶
 „ 1384: 374⁴⁷
 „ 1598: 92⁴¹
 „ 2032: 275³⁹
 „ 2040, 2065: 294⁴⁴
 § 20: 143³⁴

Elbsch-Kathringen.

1899. 17. April. Elbsch-Kathringisches Ausführungsgeſetz zum
 Bürgerlichen Geſetzbuch.
 § 39: 842³⁰

Mecklenburg.

Mecklenburgiſches Recht.

1879. 5. Mal. Mecklenburg-Schweringſche Verordnung zur
 Ausführung des Einführungsgeſetzes zum Bürger-
 lichen Geſetzbuch.
 §§ 11, 2, 8: 62³⁰

Oldenburg.

Oldenburgiſche Gefinbeordnung.
 § 73: 383

Sachsen.

Sächſiſches Bürgerliches Geſetzbuch.
 §§ 1017 Nr. 3 1018: 56³¹
 1902. 1. Juli. Beamtenfürſorgegeſetz.
 287³⁰

Württemberg.

1879. 24. Januar. Württembergiſches Ausführungsgeſetz.
 Art. 8 Nr. 3: 544³

Sachsen.

1901. 30. Dezember. Hofenordnung für den Freibeitz
 Sachsen.
 §§ 16, 25: 42¹

Strafregister.

A. Sachregister.

Ablehnung von Richtern

N. des Berichterstatters wegen seiner Aktienkenntnis 558⁴⁴

Ablehnung von Beweisakten f. d.

Abschlagsgeschäfte

Abschlag der in § 7 verbotenen Geschäfte im Auslande 416⁷⁸

Alternative Feststellungen

Grenzen ihrer Zulässigkeit 560⁵⁴

Angeklagte

Vorübergehende Entfernung des A. aus der Hauptverhandlung 558⁷⁴

Anrechnung

A. verbüßter Strafe in den Fällen der §§ 397, 413 St. D. 361⁵²

Anreizung

Bermischung von Aufforderung und A. 398⁸

Ausbildungung

A. bei einer Behörde (Schwamm innerhalb der Diensträume) 551¹³

Auflistung

A. zum Diebstahl durch Versprechen der Hehlerei 554⁴⁴

Arbeiter f. Koalitionsrecht

Augensteinsetzung

Einmalige Wahrnehmungen des Richters ohne förmliche A. 412⁶⁶

Schriftvergleich 413⁶⁸ 560⁵²

Aufforderung zum Ungehorsam

Bermischung von A. und Anreizung 398⁸

A. zur Schulverweisung

399⁸ (aus religiösen Beweggründen)

549¹⁰ 11 (politischer Schulstreik)

A. zu Handlungen, die nicht „im Sinne“ einer behördlichen

Verfügung liegen 549⁸

Verhinderung (politischer Verein, Arbeiterschaft einer Fabrik) 549⁸

A. ohne genügend bestimmte Angabe der zu begehrenden Handlung 550¹²

Bausatz

Verstoß wider die Regel der Begriff des „Haus“ (Verurteilung) 557⁶⁰

Beamtenuntersuchung

Drohung mit einer Beschwerde 399⁴

Begünstigung

Versprechen der Entschädigung des Diebes, zum Zweck, die gestohlene Sache zurückzuerlangen 554⁴⁴

Beleidigung

§ 185. B. einer Personenehre (der christlichen Gewerkschaften ohne Unterschied der Konfession) 401¹⁴

§ 193. Wahrnehmung berechtigter Interessen

402¹⁷ (Kritik bedenklicher Maßnahmen)

402¹⁸ 19 (Wahrnehmung berechtigter Interessen politischer Parteien, insbesondere bei Wahlen)

402²⁰ (Umstände — innere Tatsachen, Kenntnisse, Motive des Täters)

402²¹ (Form — Feststellung ihres beleidigenden Charakters genügt noch nicht zur Ausschließung der Strafbarkeit)

402²² (Ankündigung zur B. — der Täter nimmt berechtigter Interessen des Anstalters wahr, während es dem Anstalters lediglich auf Rache ankommt)

406²³ 24 552²⁵ (Ausschreiben einer faulen Schulb.)

§ 196. Beleidigung eines Kirchenvorstandes 403²⁶

Beziehung des dem Beamten gemachten Vorwurfs auf seinen Beruf 552²⁶

Berichterstattung

Ablehnung des B. wegen seiner Aktienkenntnis 558⁴⁴

Beflagsnahme

B. als Akt der Präventivpolizei ohne Stütze des § 161 St. D. 399⁹

B. als schonender Ersatz der vorläufigen Festnahme eines unbekannten Täters 412⁶⁴

Beschwerde

Drohung mit B. gegen einen Beamten 399⁴

Betrug

Vorspiegelung (Missbrauch von Habittamarken) 408⁴¹

Unterzeichnung eines fremden Namens, um ein Rechtsgeschäft zu schließen, das bei Anwendung des richtigen Namens abgelehnt werden würde 409⁴²

Vermögensberücksichtigung

554⁴⁴ (eine wertvolle Forderung wird wider Erwarten bezahlt)

555⁴⁷ (Nichtgewähr versprochener Sicherheit)

Vermögensvorteil (Verstärkung der sog. vorhandenen Sicherheit) 555⁴⁸

Beitragsschluß im Namen eines andern ohne Vollmacht 555⁴⁹

Zäufung des Richters 555⁵⁰ 41

Beleidigung

Unzulässige Vorwegnahme des Beweisergebnisses unter Verwertung von Vermutungen des Angeklagten über den wahrscheinlichen Erfolg 558⁷⁹

Ablehnung eines B. über Glaubwürdigkeit einer Person 558⁷⁹ 77

Ablehnung des Antrags auf Zeugenprüfung durch einen Sachverständigen 559⁷⁹

Ablehnung eines auf Erklärung von Widersprüchen gerichteten B. 558⁸⁰

Beleidigungsmittel

Unterschiedener Kufruf eines geladenen Zeugen 559⁷⁹

Handelsbücher (Notwendigkeit der Bezeichnung einzelner Beleidigten) 559⁸¹

Beistand

Wann ist der B. nach § 153 StGB strafbar? 414⁸²

Beist. f. Postzwang

G. f. R. B.

Diebstahl (Unterdrückung f. d.)

Zueignung

552²⁴ (Entwendung von Biermarken, um sie dem Eigentümer gegen Wert zurückzugeben)

553²⁵ (Zueignung des Benzins bei rechtswidriger Benutzung eines Automobils)

553²⁴ (ist Diebstahl an jagdbaren Tieren möglich)

Qualifikationen

Entwerfen eines Behältnisses 405²⁰ 30 31 553²⁶ 33

Nachschlüssel 405²⁰ 30 31 553²⁷

Einsteigen (Benutzung eines Unzurechnungsfähigen als Werkzeug) 404²⁸

Hausdiebstahl

D. unter Diensthofen 554²⁹

D. des Diensthofen an Sachen der Hausfrau 554⁴¹

Forschiebstahl u. Fehldiebstahl f. d.

Drohung

D. mit einer Beschwerde 399³

Bloße Andeutung eventuellen Widerstandes 400⁷

D. mit einer nach § 193 strafbaren Beleidigung 552³¹

Drocker f. Verbrechen

Drocker f. Postzwang

Durchsuchung

D. als Aktion der Präventivpolizei außerhalb der Fälle des § 161 StGB. 399³

Befugnis des Richters zur D. unter dem Gesichtspunkte einer Verteidigungsmaßnahme nach § 227 StGB. 700⁷

Eid

Unzulässiger Entscheid (Oberflächenlichkeit bei Anfertigung des Offenbarungseidesverzeichnisses) 401¹⁸

Unzureichende Feststellung der Falschheit 550¹⁸

Verleitung zum Falschheid 401¹¹

Die Strafverfügung des § 187 StGB beschränkt sich nicht auf die Fälle vorgeschriebener Verleitung 550¹⁷

Eidenschaftliche Versicherung

Annahme der zivilrechtlichen Glaubwürdigkeit hinsichtlich falscher e. B. 400¹⁸

Einzahlung

E. der vom Täter an einen Nichtteilnehmer verkauften Beschlagnahmehäute 548¹

Elektricität

Erweiterte Anwendung des Nachschlüsselbegriffs 566¹⁴⁴

Entführung

E. aus der Zwangsverziehung 552³⁰

Erpressung

Drohung mit Ausschreiben einer Schuld (Zollbureau) 405²³ 406²³ 552³¹

Eventualversuch

Uebertreibung des Begriffs (genereller E.) 418⁸⁸

Falschheid f. Eid

Felddiebstahl

Wertberechnung unteif entworfener Früchte usw. 567¹⁴⁹

Festnahme

Bestimmung eines unrechtmäßig festgenommenen 399³

F. durch Jäger, Jagdberechtigte und deren Ausseher 400⁸ 550¹²

Beschlagnahme von Uebertührungsküden als schonender Erfolg der vorläufigen F. 412¹⁴

F. zur Rastzeit (Rastregel der Präventivpolizei) 567¹⁴⁹

Fleischbeschau

Bestrafung nach § 184 Vereinszollgesetz trotz Verjährung der Strafe nach dem Fleischbeschaugesetz 562¹⁴

Forschiebstahl

Grenze von F. und gemeinen Diebstahl nach bayr. Ges. 421¹¹

Freiheitsberaubung

F. als Mittel berechtigter Selbsthilfe 407²⁸

Geheim

Beginn der G. (erster Eintritt der Wehen) 404²⁸

Gefangenenbefreiung

Befreiung unrechtmäßig festgenommener Gefangenen 399³

Gefängnisstrafe

Ergänzung mangelnder Richter in den G. 561¹⁰

Gefängnisstrafe

Zulässigkeit von Verurteilungen außerhalb der G. 412¹⁴

Gefängnisstrafe

Richtige Festsetzung der G. auf falschem Wege 398¹

Gefängnisstrafe f. Schwurgericht

Gefängnisstrafe

Einschränkung von Indizialstrafen 413¹⁰

Gefängnisstrafe

Offenheit (innerhalb eines Vereins) 551⁸⁰

Nachlässigkeit des Landrechts für die Feststellung, daß eine Religionsgesellschaft im Staate besteht 551⁸¹

Grundentlastung

Begriff der Zetrummerung nach dem bayerischen Gesetz über Fortsetzung der G. 422¹⁴

Handelsbücher

Notwendigkeit der Bezeichnung einzelner Beleidigten in den B. 559⁸¹

Handelsverbrechen

E. ohne Entzügen des ganzen Körpers 550¹⁸

Helderei

H. an einer durch Begünstigung oder H. erlangten Sache 408¹⁷ 88

Verheimlichen (Wahrung zum Schweigen an den Hauptstädter) 408²⁹

Mitwirken des Ehegatten des Hehlers 408⁴⁰ 554⁴²

Mitwirken am Diebstahl ohne Wissen des Besitzers 554⁴²

Mitwirkung zum Diebstahl unter Verschleißen der H. 554⁴⁴

Jagdvergehen

Aneignung des bereits widerrechtlich aus dem Jagdbezirk entfernten Wildes 553³⁴

Jagd zwecks Erlangung des Geweihs 557³⁴

Verbotswidrige Aneignung von Vogeleiern 557³⁷

Zusatzbureau

Drohung mit Ausschreiben der Forderung 405³² 406³² 552³¹

Invaliditätsversicherung

Unterschied der Ausbedingung eines Rechts zum Abziehen von Lohnbeiträgen und dem wirklich vollzogenen Abzug 566¹¹⁵

Irtrum

Rechtsirrtum und tatsächlicher I. 399² 400¹⁰ 403³³

Koalitionsrecht

Beinträchtigung des R. durch Boykott 414³⁹

Das R. kann auch jugendlichen anderer Berufsstände ausgetübt werden 563¹³¹ 569

Körperverletzung

§ 224. Entstellung eines Mählichen 552³²

§ 230. Irrige Schätzung der Leistungsfähigkeit eines Verletzten 403³³

Unnötiges Ausziehen eines Zahns 403³³

Lötung einer Leibesfrucht im Mutterleib nach Eintritt der Wehen 403³³

§ 340. Züchtigungsrecht des Lehrers 411³⁸

Kolporteur

Prüfungspflicht der R. hinsichtlich der unzüchtigen Beschaffenheit der vertriebenen Druckschriften 401¹²

Konkursvergehen

Konkurs einer zahlungsunfähigen Genossenschaft, die nur einen Gläubiger hat 416³⁰

Mangel der Benachteiligung bei Befriedigung eines Massegläubigers 563¹²⁵

Materiell falsche Wertangaben in formell richtigen Büchern 416³⁰

Nachholung verfallener Buchführung 417³⁴ 55

Konsum

Befugnis der R. zur Vernehmung von Ausländern 414³⁹

Krankensversicherung

Unfähigkeit zur Lohnzahlung, Teilzahlung auf den Lohn 415³⁷ 566¹²⁸

Verufung auf die Verpflichtung eines Dritten zur Bezahlung der Beiträge 415³⁷

Überschuldung der Versicherung des Kranken- und Invalidenversicherungsgesetzes 415³⁷

Überschreitung der nach § 53 zulässigen Lohnabzüge, Verletzung des Verbots der Abzüge in § 52a 566¹³¹

§ 18 Störung der Beiträge vom Lohn, wenn der Arbeitsgeber, der sich verpflichtet hat, die Beiträge allein zu zahlen, den vollen Lohn auszahlt? 566¹³²

Kunst

f. Urheberrecht

Kunstsache

Gültigkeit der Verordnung des Regierungspräsidenten von Trier vom 12. September 1902 567¹²⁰

Landfriedensbruch

Qualifizierter L. (bloß teilweise Zerstörung einer Sache) 400³

Leibesfrucht

Mit dem Beginn der Wehen wird die L. strafrechtlich zur selbständigen geschützten Person 404³²

Lehrer

Züchtigungsrecht des L. in Preußen 411³⁸

Lotterie

§ 3 des Gesetzes vom 29. August 1904 betrifft auch Verteilungen auf Grund des früheren Lotteriegesetzes 567¹³¹

Margarinegesetz

Anwendbarkeit des Gesetzes auf alle Butterimitationen, auch solche, bei denen gar keine Milch verwendet ist 565¹¹⁵

Meineid f. Eid

Mündlichkeit

Verfügt die Bestellung eines Referenten gegen den Grundsatz der M.!? 558³⁹

Notwendigkeit der Verlesung einer unzüchtigen Schrift, auch wenn sie dem Richter schon bekannt ist 560³⁴

Misshandlung f. Urheberrecht

Nahrungsmittelfälschung

Aufklärung beim Einzelverkauf 564¹⁰⁷

„Hersstellung“ der Milch (Mellen, Seihen) 564¹⁰⁸

Tragweite des Margarinegesetzes 565¹¹⁵

Salzverwendung 566¹²⁰

Namensausgabe

Falsche R. (Gesetzestrukkur zwischen §§ 106, 360² B.G.B.) 549⁷

Notwehr

R. bei Mäßigkeit der Flucht 548²

Überschreitung der R. (Zulässigkeit angreifender Gegenwehr) 548²

Nötigung

Drohung mit Beschwerde 399²

Drohung mit öffentlicher Anschuldigung einer faulen Schuld 405³² 406³² 552³¹

Abbruch des Hauses zwecks Herausbringung des Richters 407³⁰

Freiheitsberaubung als Mittel berechtigter Selbsthilfe 407³⁰

Öffentlichkeit

Außerung innerhalb eines Vereins 551³⁰

Offenbarungseid

Oberflächliche Inkenntnis des Verzeichnisses an Gerichtsstelle 401¹³

Personenstand

Unterdrückung eines bereits unterdrückten F. 401¹⁴

Haftung des Standesbeamten für Handlungen seines Stellvertreters 563¹²⁸

Vollstreckungsamt

Rechtmäßige Befolgung unrechtmäßigen Befehls 399⁴

Befugnis zu Befragungsmaßnahmen und Durchsuchungen zu Vernehmungen außerhalb der Fälle des § 161 St.P.O. 399⁹

Zeichnahme als Vorbeugungsmittel § 6 des preussischen Gesetzes vom 12. Februar 1850) insbesondere zur Nachsicht 567¹⁰⁸

Portofraudation

Konturierung von P. und Urkundenfälschung 562¹⁰⁹

Postzwang

Unterscheidung von Briefen und Drucksachen 562¹¹⁰

Preßdelikte

Verantwortlichkeit des Druckers für Angabe des Verlags 414¹¹¹

Freisprechung des Verfassers infolge Nachweis des verantwortlichen Redakteurs, trotzdem auch dieser freigesprochen ist 563¹¹²

Nechtmäßigkeit der Amtsausübung f. Widerstand, Gefangenheitsbefreiung.

Nechtsirrtum f. Irrtum.

Redakteur f. Preßdelikte

Referent

Ablehnung des R. wegen seiner Kenntniss 558¹¹³

Renntvermittlung

Keine Verpflichtung zur Anmeldung des auf verbotenen R. gerichteten Betrugs 421¹¹⁴

Die Vermittlung umfasst nicht nur den Abschluss sondern auch die Abwicklung der Geschäfte 421¹¹⁵

Revisionsbegründung und -zurücknahme

Unvollständige Prozeßakten 414¹¹⁶

Zurücknahme des R. durch eingeschränkte R., Ungültigkeit späterer Erweiterung trotz Einsichtnahme der Frist 560¹¹⁷

Genügt die Unterschrift eines Rechtsanwalts unter die von ihm nicht verfasste R. ? 561¹¹⁸

Verwerfung der R. als unzulässig, weil keine einzelne materielle Gesetzesverletzung angegeben und eine solche auch gänzlich ausgeschlossen ist 561¹¹⁹

Revisionsurteil

Aufrechterhaltung der Feststellungen im R. läßt die Prüfung der Strafminimierung bei der wiederholten Hauptverhandlung zu ? 561¹²⁰

Wirkung des R. zugunsten rechtskräftig verurteilter Mithinge 561¹²¹

Nagler (Anrechnung der verurteilten Strafe) 561¹²²

Sachbeschädigung

Wasserleitung (bloß Entziehung des Wasserzulaufes 411¹²³

Trigonometrische Maßnahme 411¹²⁴

Sitzungsprotokoll

Offensbarer Schreibfehler im S. 413¹²⁵

Schriftvergleichung durch das Gericht

Bedarf es der Beobachtung der Vorschriften über Einnahme des Augenscheins ? 413¹²⁶

Schwurgericht

Strafantrag bei Verleitung des S. 549¹²⁷

Unbeachtlichkeit des Spruchs 560¹²⁸

Ist die Geschworenenbank ordnungsmäßig besetzt, wenn ein nicht wahrgenommener Vorfall ? 561¹²⁹

Schuldschuld, polnischer 549¹³⁰

Verurteilung zum S. aus religiösen Beweggründen 399¹³¹

Standesbeamter

Verantwortlichkeit des St. für seinen Stellvertreter 563¹³²

Stempeldelikte

Unlautlicher Ausdruck des Spielkartenstempels 564¹³³

§ 27 RStempG. (Vermittlung ausländischer Rennwetten) 563¹³⁴

§ 53 RStempG. (Probefahrten mit Kraftfahrzeugen) 564¹³⁵

§ 25. Keine Stempelstrafe für verbotene Geschenke 421¹³⁶

Sprengstoffverbrechen

Besitzdelikt 414¹³⁷ 564¹³⁸

Verwendung auf Eisenbahnen (Kleinbahnen) 415¹³⁹

Strafantrag

§ 61. 548¹⁴⁰ (S. eines Vereins)

549¹⁴¹ (S. des Unterstaatssekretärs)

§ 196. 403¹⁴² (S. für einen Kirchenvorstand)

549¹⁴³ (S. für ein Schwurgericht)

552¹⁴⁴ (S. wegen außerordentlicher Handlungen eines Beamten)

§ 247. S. bei Diebstahl unter Dienstboten desselben Haushaltes 554¹⁴⁵

Strafbefehl

Reformvorschlüsse von Jordan 69

Strafe Gesamtschuld

Anrechnung verübter Strafe bei Aufhebung rechtskräftiger Urteile §§ 397, 413 StPD. 561¹⁴⁶

Strafprozessreform

Zur S. (Kußig v. Jordan) 69

Schluss der Kommission des Berliner Anwaltsvereins 160

Strafverfügung

Reformvorschlüsse von Jordan 69

Tötung

T. einer Leibesfrucht im Mutterleib nach Eintritt der Wehen (sahelässige T. oder Verletzung des Körpers der Mutter ?) 404¹⁴⁷

Jahrlässige falsche Schätzung der Leistungsfähigkeit eines Verlethats 403¹⁴⁸

Unternehmer

II. im § 10 III StB. 416¹⁴⁹

Unterschlagung

Anvertraute Sachen (vom Dieb dem Dieb) 553¹⁵⁰

Kamm der Gemeinsschuldner II. gegen die Kontardemasse begeben ? 553¹⁵¹

Untersuchungsakt

Entschädigungsforderung bei Freisprechung in der Revisionsinstanz 413¹⁵²

Unterzue

II. des Gemeinsschuldners gegen die Kontardemasse 553¹⁵³

II. eines Gläubigers aus dem Vermögensverfall 556¹⁵⁴

Vermögensverfall, Möglichkeit der Aufrechnung 409¹⁵⁵

Mitwirkung vereinnahmter Gelder unter falschem Titel 409¹⁵⁶

Unrecht

§ 176 R. 3. Irrige Meinung des Täters, das Mädchen sei unter 14 Jahren alt (Verleth) 401¹⁵⁷

§ 181. Duldung der II. grobhabiger Kinder 551¹⁵⁸

Können mehrere Einzelhandlungen zum Kollektivdelikt zusammengesetzt werden ? 551¹⁵⁹

- § 184. Prüfungsgeheimnis des Reiporteurs hinsichtlich des un-
würdigen Inhalts der von ihm vertriebenen Druckschriften 401¹³
- Ankündigung durch die bekannte Eigentum der Umhüllung 551¹⁰
- Öffentliche Verbreitung (Nachnahmeforderungen) 551¹⁰
- Annahme des Täters, daß die angegriffenen Gegenstände ausschließlich unter Eheleuten verhandelt würden 552¹⁰
- Urheberrecht**
- Bildende Kunst
- Öffentlicher Platz im Sinne des § 6 des Gesetzes vom 9. Januar 1876 563¹⁰⁴
- Muster und Modelle
- Mangelhafte Feststellung des subjektiven Tatbestandes 414¹⁰
- Schriftwerke
- Theaterzettel 418¹⁰
- Genereller Eventualdelict des Redakteurs bei ungenügender Beaufsichtigung der Zusammenstellungen aus verschiedenen Druckschriften 418¹⁰
- Urkundenfälschung**
- Öffentliche oder Privaturkunde (falsche Namensunterschrift im Protokoll) 409¹⁰
- Täuschung über Persönenidentität oder Personenstand (Annahme des Ehefrauensandes seitens einer Konkubine) 410¹⁰
- Verfälschung, nachträgliche Änderungen eines Aktenbuchs durch den Buchführer selbst 410¹⁷, durch den Urkundenbeamten 557¹⁰
- Beweisfälschung 411¹⁰ (Strafanzeige wegen Vorbes an den Akribar), 556¹⁰ (Fahrzeidnummernschilde), 556¹⁰ (Kontrollapparate), 556¹⁰ (Schriftstücke ohne Unterschrift), 556¹⁰ (privatschriftliche Zeugnisse), 556¹⁰ (Bauskizzen), 556¹⁰ (Unterschrift: Familie X.), 556¹⁰ (Einführung von Zeitungsanzeigen ohne Vergleichsreiben), 557¹⁰ (Entwertung von Stempelmarken)
- Abtrennung der Unterschrift vom Text, um einen neuen Text darüber zu setzen 557¹⁰
- Absticht, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen 560¹⁰ 411¹⁰
- Konkurrenz von U. und Postoberscheidung 562¹⁰
- Urkundenunterdrückung**
- Wer ist als Verleitet anzusehen? 557¹⁰
- Verschiedene Mittel der U. 557¹⁰
- Urkundenverlesung**
- Benutzung von Urkunden ohne vorherige Mitteilung an den Angeklagten 413¹⁰
- Zulässige Verlesung der früheren Aussage eines im Felde stehenden Soldaten 413¹⁰
- Zulässige Verlesung ärztlicher Zeugnisse (Gegen den „schweren“ Körperverletzung) 413¹⁰
- Notwendigkeit der Bezeichnung einzelner Beweisstellen im Handelsakten 559¹⁰
- Notwendigkeit der Verlesung einer unwürdigen Schrift, auch wenn sie den Richter schon bekannt ist 560¹⁰
- Verjährung**
- Die U. der Übertretung des Fälschungsgesetzes hindert nicht die Verjährung nach § 134 des Vereinsgesetzes 562¹⁰
- Verleger** s. Verleumdung
- Verlesung** s. Urkunden
- Verurteilung**
- U. zur Verurteilung des Koalitionserichts 414¹⁰
- Verfuch**
- Unsuch mit einem älteren Mädchen in der Annahme, es sei noch nicht 14 Jahre alt 401¹⁰
- Verteidiger**
- Ist das Verschulden des U. unabwehrbarer Zufall? (Offizialverteidiger!) 558¹⁰
- Fortdauer des Verteidigeramts nach Jurisdiktorverfügung der Sache durch das Reichsgericht 558¹⁰
- Verteidigungsbeschränkung** (Beleidigungsanträge s. d.)
- Verbot beleidigender Ausdrücke 413¹⁰
- Viehfrucht**
- Voraussetzung der Gültigkeit von Schutzmaßregeln nach §§ 8, 18 des Gesetzes.
- Vogelrei**
- Verbotswidrige Anweisung von U. durch den Jagdberechtigten 557¹⁰
- Wahlfälschung**
- U. durch Angabe falschen Namens (Gesetzkonkurrenz) zwischen §§ 108, 360* StGB.) 549¹⁰
- Warenzeichen**
- Beschaffenheits- und Herkunftangaben im W. 415¹⁰ 416¹⁰
- Übersetzung des vertraglich eingeräumten Warenzeichenbenutzungsrechts 416¹⁰
- § 13 StGB. 565¹¹³
- Verwechselungsgefahr (Farbentwurf) 565¹¹⁴
- Weinfälschung**
- Zuckerzusatz 417¹⁰ 566¹¹⁵
- Tresskorn 417¹⁰
- Satzpflanzung zu Most und Wein 566¹¹⁶
- Wettbewerb**
- Begriff des „Unternehmens“ in § 10 des Gesetzes 416¹⁰
- Herkunftsbezeichnungen, die zu Verwechslungsbeziehungen geworden sind und durch Zusätze wieder zu Herkunftsbeziehungen werden 565¹¹¹
- Abbildung als Form der Mitteilung § 4 UntW. 565¹¹²
- Entscheidet für die Herkunftsbezeichnung der Urt, wo die Rohstoffe erzeugt, oder wo sie bearbeitet werden 565¹¹⁷
- Widerstand gegen die Staatsgewalt**
- Rechtmäßigkeit der Amtshandlung:
- 399¹⁰ (rechtmäßige Befolgung unrechtmäßigen Befehls)
- 560¹⁰ (unrechtmäßige Befehlshandlung)
- 550¹⁰ (Verfordern objektiver Rechtmäßigkeit im Falle § 117 StGB.)
- Drohung mit einer Verurteilung als Nötigungsmittel 399¹⁰
- Drohung (bloße Androhung eventueller U.) 400¹⁰
- U. gegen eine Amtshandlung, die nicht im Zwang besteht, sondern auf Erzielung einer freiwilligen Leistung gerichtet ist 400¹⁰
- Durchsuchungsbefugnis
- der Polizeibeamten zu Präventivzwecken außerhalb § 161 StGB. 399¹⁰
- des Justiz nach § 227 StGB. 400¹⁰

Wiedererstattung in den vorigen Stand

Besondere Bedeutung eines Verteidigererschuldens, je nachdem der Verteidiger gewählt oder bestellt war 559⁶³

Verkrümmung

Bayrisches Gesetz zur Festsetzung der Grundentlastung 422⁶⁴

Zeugen

Kommunikative Vernehmung innerhalb des Gerichtsbezirks (noch ist „große Entfernung“) 413⁶⁵

Vernehmung der Aussage eines im Felde stehenden Soldaten 413⁶⁶

Befugnis der Reichsankläger zur Vernehmung von Ausländern 414⁶⁷

Verlust der Eidesfähigkeit zufolge der früheren Landesgesetzgebung 558⁷⁰

Unterschiedliche Fragestellung hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Z. 558⁷¹

Vernehmung von Z. im Auslande (Unterschiedlichkeit einer Zurückweisung der Vernehmungsbefugnis) 558⁷²

Zeugenprüfung in der Hauptverhandlung 559⁷³

Unterbliebener Aufruf eines geladenen Zeugen 559⁷⁴

Verzögerung früherer Äußerungen des Z., der berechnungsweg die Aussage verzögert 560⁷⁵

Zeugnis

Verletzung ärztlicher Zeugnisse (Grenzen der „schweren“ Körperverletzung) 413⁶¹

Zeugnisse

Bestrafung nach § 134 B.G. trotz Eintritt der Verjährung nach dem Freispruchsgesetz 562⁷⁶

Konturrenz der §§ 136 und 152 B.G. 562⁷⁷

Züchtigungsgerecht

Z. der Lehrer in Preußen 411⁶⁸

Zufälligkeit

Unzufälligkeit des Reichsgerichts bei unsubstantiierter Klage der Verletzung von Prozessnormen 562⁷⁸

Verteilung der Z. zwischen Zivil- und Militärgerichten 562⁷⁹

Z. für die Festsetzung der Entschädigung für die Untersuchungshaft bei Freisprechung in der Revisioninstanz 419⁸⁰

B. Gesetzesregister.**1. Strafgesetzbuch:**

§ 14: 398¹
§ 40: 548¹
§ 44: 398¹
§ 48: 554⁴⁴
§ 53: 548⁴⁴
§ 59: 399⁴
§ 61: 548⁴ 549⁴ 5
§ 74: 551²⁸
§ 108: 549⁷
§ 110: 398⁴ 549⁷⁻¹⁰ 550¹¹⁻¹⁸
§ 111: 398⁴ 399⁴ 549⁴ 550¹⁸
§ 113: 398⁴ 550¹⁴⁻¹⁸
§ 114: 399⁴
§ 117: 400⁷⁻⁸ 550¹⁸
§ 120: 399⁶
§ 123: 550¹⁸
§ 125: 400⁴
§ 136: 400¹⁰
§ 157: 550¹⁷
§ 160: 401¹¹
§ 163: 401¹⁸ 550¹⁴
§ 164: 551¹⁹
§ 166: 551²⁰
§ 167: 551²¹
§ 169: 401¹⁸
§ 176: 401²⁴
§ 181: 551²²⁻²³
§ 184: 401¹⁸ 551²⁴⁻²⁵ 552²⁶
§ 185: 401¹⁸
§ 193: 402¹⁷⁻¹⁸ 407²⁴ 552²⁷
§ 196: 403²⁸ 552²⁷
§ 222: 403²⁴ 404²⁴
§ 224: 552²⁸

§ 230: 403²⁸ 404²⁸
§ 235: 552²⁸
§ 240: 552³¹
§ 242 Rr. 3: 405³¹ 552³⁰ 553³¹⁻³⁴ 554⁴⁴
§ 243: 398¹ 404²⁸ 405³⁰⁻³¹
§ 243 Rr. 2: 553³²⁻³³
§ 243 Rr. 3: 553³³⁻³⁷
§ 246: 553³⁸⁻⁴⁰
§ 247: 554⁴⁰⁻⁴¹
§ 253: 405³² 406³³⁻³⁴ 407³⁵⁻³⁸
§ 257: 554⁴²
§ 259: 408³⁷⁻³⁹ 554⁴³⁻⁴⁴ 555⁴⁷⁻⁵¹
§ 263: 408⁴¹ 409⁴² 554⁴⁵ 555⁴⁷⁻⁵¹
§ 264: 557⁴²
§ 266: 409⁴³⁻⁴⁴ 553³⁹ 556⁴⁸
§ 267: 409⁴⁵ 410⁴⁶⁻⁴⁷ 411⁴⁸ 556⁴⁸⁻⁵⁰
§ 267: 557⁴⁰⁻⁵¹
§ 268: 410⁴⁸ 411⁴⁹
§ 269: 557⁴⁰
§ 274: 557⁴⁴⁻⁴⁵
§ 292: 557⁴⁴
§ 304: 411⁵⁰⁻⁵²
§ 330: 557⁴³
§ 348: 557⁴¹ 558⁴⁷
§ 360⁴: 541¹⁷
§ 368: 557⁴³

2. Gerichtsverfassungsgesetz.

§ 52: 412⁵³
§ 62: 561⁵⁵
§ 63: 561⁵⁵
§ 98: 412⁵⁴
§ 123: 562⁵⁴
§ 130: 562⁵⁵

3. Strafprozeßordnung.

- § 4: 420⁹⁹
 §§ 22—24: 559⁹⁸
 § 45: 558⁹⁹
 § 56: 558⁹⁹
 § 67: 558⁹⁹
 § 86: 412⁹⁸
 § 127: 412⁹⁸
 § 141: 558⁹⁹
 § 145: 558⁹⁹
 § 221: 413⁹⁷¹⁰⁰
 § 222: 558⁹⁹
 § 223: 558⁹⁹
 § 229: 558⁹⁹
 § 243: 558⁹⁹ 559⁹⁷ 98
 § 244: 559⁹⁸ 99
 § 248: 559⁹⁸ 560⁹⁸
 § 250: 418⁹¹
 § 251: 560⁹⁸
 § 253: 413⁹⁸
 § 255: 413⁹¹
 § 260: 559⁹⁸ 560⁹⁸ 561⁹⁸
 § 264: 405⁹¹
 § 266: 560⁹⁸
 § 268: 560⁹⁸
 § 274: 413⁹⁸ 99
 § 309: 560⁹⁸
 § 344: 560⁹⁷
 § 376: 398¹
 § 377: 413⁹⁸ 558⁹⁸ 561⁹⁸
 § 385: 561⁹⁸
 § 389: 560⁹⁷ 561⁹⁸
 § 392: 414⁹⁸ 420⁹⁹
 § 394: 561⁹¹
 § 397: 561⁹⁹

4. Bürgerliches Gesetzbuch.

- § 762: 416⁹¹

5. Gewerbeordnung.

- § 153: 414⁹⁸ 563⁹⁸ 100

6. Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869.

- § 134: 562⁹⁸
 § 136¹: 562⁹⁷
 § 152: 562⁹⁷

7. Konkursordnung vom 10. Februar 1877.

- §§ 192 ff.: 416⁹⁸
 § 240: 416⁹⁸ 417⁹⁸ 99
 § 241: 563¹⁰⁰

8. Andere Reichsgesetze nach der Zeitfolge geordnet.

1867. 8. November. Gesetz betreffend die Organisation der Bundeskonsulate.

- § 20: 414⁹⁷

1871. 28. Oktober. Postgesetz.

- § 1: 562⁹⁸ 99

1874. 7. Mai. Preßgesetz.

- § 6: 414⁹⁸

- § 21: 563¹⁰⁰

1875. 6. Februar. Personendruckgesetz.

- § 69: 563¹⁰⁰

1876. 9. Januar. Gesetz über das Herstellen von Kunst.

- § 6: 563¹⁰⁰

11. Januar. Reichsgesetz über das Annehmen von Modellen.

- § 1 Abs. 2: 414⁹⁸

1878. 3. Juli. Spielkartensteuergesetz.

- § 10: 564¹⁰⁰

1879. 14. Mai. Nahrungsmittelgesetz.

- § 10: 564¹⁰⁰ 566¹⁰⁰

- § 12: 564¹⁰⁰

1880. 23. Juni.

1894. 1. Rat. Viehsteuergesetz.

- §§ 8, 18: 415⁹⁹

1884. 9. Juni. Sprengstoffgesetz.

- § 9 Abs. 1: 415⁹⁸ 564¹⁰⁰

1892. 10. April. Krankenversicherungsgesetz.

- § 52 a: 566¹⁰⁰—103

- § 52 b: 415⁹⁹ 79 71 566¹⁰⁰—104

20. April. Gesetz betreffend die Gesellschaften m. b. H.

- § 82 Ziff. 1: 564¹⁰⁰

1894. 12. Mai. Warenzeichengesetz.

- § 13: 415⁹⁸ 416⁹⁷ 565¹⁰⁰

- § 14: 416⁹⁸ 565¹⁰⁰

- § 15: 565¹⁰⁰

16. Mai. Gesetz über Abzahlungsgeschäfte.

- § 7: 416⁹⁹

1896. 27. Mai. Unlauterer Wettbewerbsgesetz.

- § 4: 565¹⁰⁰ 118 117

- § 10: 416⁹⁹

1897. 15. Juni. Gesetz über den Verkehr mit Butter.

- § 565¹⁰⁰

1898. 1. Dezember. Militärstrafgerichtordnung.

- § 10 Abs. 2: 562⁹⁸

1899. 13. Juli. Invaliden-Versicherungsgesetz.

- § 183 Abs. 2: 415⁹⁸ 566¹⁰⁰

1900. 9. April. Gesetz betreffend die Bestrafung der Entziehung elektrischer Kraft.

- § 1: 566¹⁰⁰

30. Januar/5. Juli. Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz.

- § 104: 566¹⁰⁰

1900. 12. Juni. Verordnung vom

- §§ 3, 4: 399¹

14. Juni. Reichsteuergesetz.

- §§ 25 Abs. 2, 27: 421¹⁰⁰

- § 27: 564¹⁰⁰

- § 53: 564¹⁰⁰

1901. 24. Mai. Zwinggesetz.

- § 2 Nr. 4: 417⁹⁸

- § 3 Abs. 1: 417⁹⁷

- § 4: 566¹⁰⁰

- § 7: 566¹²⁸
§ 13: 566¹²⁹
1901. 19. Juni. Urheberrecht an Schriftwerken.
§ 38: 416^{130 131}
1902. 7. Juli. Schöffengesetz.
§ 2b: 566¹²⁷
1904. 14. Juli. Gesetz betreffend Entschädigung erlittener Untersuchungshaft.
§ 4: 419¹³²
1905. 4. Juli. Reichsgesetz über Neumotoren.
§§ 3, 6: 421^{133 134}
9. Landesgesetze.
- Preußen.**
1830. 12. Februar. Preussisches Gesetz betreffend den Schutz persönlicher Freiheit.
§ 6: 567¹³⁵
1890. 1. April. Preussisches Feld- und Forstpolizeigesetz.
§§ 6, 18: 567¹³⁶
1902. 12. Dezember. Preussische Regierungsverordnung.
567¹³⁶
1904. 29. August. Lotteriegesez.
§ 3: 567¹³⁷
- Sachsen.**
- Sächsisches Landrecht.
Satz 3 RM. 3: 755¹³⁸
- Bayern.**
- Bayerisches Forstgesetz.
Art. 87: 421¹³⁹
- Bayerisches Gesetz betreffend die Fortsetzung der Grundentlastung.
§ 422¹⁴⁰

Verzeichnis

der abgedruckten

Reichsgerichtsentscheidungen nach dem Datum geordnet.

Zivilsachen

1906

20. Ctl.: I 112/06. Hamburg: 44¹
 23. „ VII 625/05. Berlin: 62²²
 30. „ V. 9/06. Berlin: 90²⁰
 1. Nov.: VI 14/06. M.: 64¹⁹
 5. „ VI 109/06. Zweibrücken: 9⁷ — VI 603/05. Hamm: 23²⁴
 7. „ I 44/06. Königsberg: 56²⁰
 8. „ VI 84/06. Hamburg: 9⁸ — VI 157/06. Köln: 46⁴
 9. „ II 173/06. Hamm: 4⁸ — V 105/06. Hamm: 5⁸ — III 79/06. Köln: 5⁸ — II 177/06. Bamberg: 6⁸ — III 127/06. München: 15¹⁹ — II 148/06. Köln: 30²³
 10. „ V 410/06. Berlin: 55¹³
 12. „ VI 68/06. Hamm: 16¹⁸ — VI 66/06. Raumburg: 11¹³
 13. „ III 117/06. Jena: 10⁸ — III 184/06. Berlin: 12¹⁸ — II 155/06. Berlin: 26²² — II 222/06. Bamberg: 27²²
 14. „ I 167/06. Braunschweig: 19²² — I 165/06. Dresden: 58²¹ — V 97/415/06. Breslau: 61²²
 15. „ IV 357/06. Hamburg: 4¹ — IV 166/06. Raumburg: 6⁸ — VI 116/06. Dresden: 10¹⁰ — VI 111/06. Darmstadt: 52¹⁸ — IV 316/06. München: 28²⁰
 16. „ VII 77/06. Köln: 11¹⁸ — III 115/06. Dresden: 14¹⁸ — VII 49/06. Posen: 16¹⁷ — VII 152/06. Berlin: 21²²
 17. „ V 70/06. Rariermerber: 29²¹ — V 146/06. Raumburg: 30²² — I 170/06. Riel: 58²²
 19. „ I 144/06. Breslau: 20²² — VI 118/06. Colmar: 26²⁷
 20. „ II 168/06. Hamburg: 20²¹ — VII 46/06. Hamm: 61²²
 22. „ V 117/06. Gelle: 13¹⁴ — IV 191/06. Berlin: 16¹⁸
 23. „ II 100/06. Berlin: 47⁸
 24. „ V 91/06. Berlin: 18²¹ — V 120/06. Köln: 18²⁰ — V 105/06. Hamm: 5⁸ — I 117/06. Dresden: 83¹⁸
 25. Nov.: V 120/06. Köln: 17²⁰
 26. „ IV 288/06. Berlin: 49¹⁰ — VI 101/06. Posen: 54¹⁷
 27. „ II 232/06. Gelle: 47⁸ — VII 639/05. Berlin: 47⁸ — VII 59/06. Stuttgart: 88¹⁸
 29. „ VI 141/06. Berlin: 45⁸ — VI 126/06. Dresden: 48⁸ — IV 201/06. Riel: 48⁸ — IV 407/06. Stuttgart: 50¹⁸
 30. „ II 174/06. Köln: 72¹ — II 180/06. Rariermerber: 85¹⁴
 1. Dq.: V 122/06. Berlin: 44⁸ — V 530/06. Raumburg: 51¹⁸ — V 108/06. Köln: 81¹¹ — V 248/06. Berlin: 87¹⁷
 3. „ VI 175/06. Berlin: 54¹⁸ — VI 112/06. Dresden: 59²² — V 152/06. Dresden: 60²⁴
 4. „ II 207/06. Köln: 55¹⁸ — II 223/06. Raumburg: 89¹¹ — VII 36/06. Köln: 118²⁰
 5. „ I 208/06. Bamberg: 80⁸
 6. „ IV 214/06. Dresden: 50¹¹
 7. „ II B 60/06. Berlin: 52¹⁸ — III 163/06. Köln: 81²⁰ — VII 91/06. Dresden: 110¹⁸
 10. „ IV 94/06. Köln: 78⁸ — IV 206/06. Hamburg: 79⁷ — VI 124/06. Köln: 60⁸
 11. „ III 200/06. Berlin: 73⁸ — III 202/06. Berlin: 87¹⁸ — III 180/06. Köln: 92²¹ — VII 90/06. Berlin: 103⁸ — VII 119/06. Berlin: 114¹⁷
 12. „ I 218/06. Berlin: 62¹⁸ — VI 120/06. Frankfurt: 100⁸ — I 122/06. Jena: 111¹³
 13. „ IV 218/06. Berlin: 73⁸ — IV 178/06. Krefeld: 75⁸ — VI 130/06. Frankfurt: 99¹
 14. „ II 219/06. Köln: 92²² — II 220/06. Hamburg: 154²²
 15. „ I 241/06. Berlin: 112¹¹
 17. „ VI 178/06. Darmstadt: 130¹⁰ — 257/06. Berlin: 107⁸
 18. „ II 240/06: 86¹⁷
 20. „ VI 211/06. Hamm: 115¹¹
 21. „ III 187/06. Frankfurt: 101⁸ — III 123/06. Berlin: 102⁸ — II 73/06. Reichsgericht: 107¹⁸ — II 241/06. Darmstadt: 119¹¹

22. Dep.: VII 90/06. Jena: 151¹⁸ — VII 20/06. Berlin: 156²² — V 168/06. Marienwerder: 108¹¹ — V 419/06. Berlin: 109¹² — I 281/06. Berlin: 112¹⁵
29. „ V 213/06. Dresden: 105⁸ — I 521/05. Braunschweig: 117¹²
- 1907**
2. Jan.: V III/06. Köln: 129⁹ — V 199/06. Raumburg: 134¹² — VII 112/06. Dresden: 140²² — II 267/06. Celle: 150²²
3. „ IV 247/06: 106⁹
4. „ III 217/06. Cassel: 133¹² — II 286/06. Karlsruhe: 137¹²
5. „ I 308/06. Berlin: 136¹² — I 253/06. Köln: 136¹⁷ — V B 2/07. Breslau: 145²² — I 308/06. Berlin: 146²² — V 177/06. Berlin: 105⁷
7. „ IV 318/06. Darmstadt: 127⁴ — VI 194/06. Hamm: 132²¹
8. „ II 301/06. Greibriden: 159²²
9. „ V 517/06. Berlin: 125⁹ — V 327/06. Celle: 128⁹ — V 253/06. Nürnberg: 128⁷ — I 582/05. Hamburg: 149²² — I 263/06. Berlin: 149²²
10. „ VI 155/06. Berlin: 136¹² — IV 267/06. Frankfurt: 155²²
11. „ II 359/06. Köln: 137¹² — II 357/06. Reichsgericht: 147²²
12. „ V 181/06. Hamm: 155²¹ — I 254/06. Karlsruhe: 165⁹ — I 542/06. Celle: 183²²
14. „ IV 256/06. Berlin: 126⁹ — IV 439/06. Marienwerder: 127⁹ — IV 251/06. Berlin: 143²² — IV 246/06. Posen: 143²² — IV 179/06. Breslau: 179²²
15. „ VII 182/06. Raumburg: 158²²
16. „ V 230/06. Marienwerder: 152²⁷ — I 251/06. Köln: 166⁹
17. „ IV 284/06. Raumburg: 139²¹ — VI 269/06. Breslau: 143²²
18. „ III 252/06. Karlsruhe: 123¹ — III 128/06. Rostock: 138²² — B 4/07. Köln: 147²¹ — VII 186/06. Berlin: 157²² — III 225/06. Dresden: 169⁷
19. „ V 216/06. Hamm: 147²²
21. „ II 204/06. Posen: 135¹² — IV 270/06. Berlin: 141²²
22. „ VII 194/06. Berlin: 175¹²
23. „ VI 175/06. Köln: 183²⁷
24. „ VI 260/06. Berlin: 130⁹ — VI 226/06. Berlin: 164¹ — IV 264/06. Berlin: 178¹⁷
25. „ VII 99/06. Kiel: 171¹² — II 265/06. Hamburg: 174¹²
26. „ I 335/06. Rostock: 169⁹ — II 363/06. Karlsruhe: 181²² — I 336/06. Rostock: 181²² — I 250/06. Berlin: 189²²
28. Jan.: VI 212/06. Berlin: 146²² — IV 276/06. Berlin: 167⁹ — I 538/06. Stuttgart: 182²² — I 304/06. Köln: 276²²
29. „ II 355/06. Köln: 171⁹ — VII 223/06. Breslau: 201²
30. „ V 153/06. Königsberg: 182²² — I 294/06. München: 206¹²
31. „ VI 246/06. Stuttgart: 177¹² — IV B 385/06. Darmstadt: 200²
1. Febr.: III 342/06. Berlin: 176²² — VII 360/06. Hamburg: 187²² — VII 143/06. Hamburg: 211¹² — VII 213/06. Berlin: 214²²
2. „ II 289/06. Köln: 185²²
4. „ IV 338/06. Berlin: 178¹² — VI 234/06. Berlin: 189²²
5. „ II 368/06. Hamburg: 173¹² — III 355/06. Köln: 192²² — VII 183/06. Hamm: 242⁴
7. „ IV 309/06. Breslau: 168⁹ — VI 266/06. Kiel: 170⁹ — VI 438/06. München: 180²²
8. „ III 363/06. Hamm: 176¹² — VI 191/06. Dresden: 179²²
11. „ VI 232/06. Dresden: 287²²
12. „ VII 201/06. Stuttgart: 209¹² — VII 198/06. Köln: 272²²
13. „ I 348, 444/06. Köln: 278²²
15. „ III 296/06. Dresden: 202⁷ — VII 230/06. Kiel: 207¹² — VII 185/06. Celle: 290²²
16. „ V 548/06. Dresden: 205¹² — I 343/06. Köln: 205¹² — I 486/05. Hamburg: 206¹² — I 300/06. Hamburg: 272²²
18. „ IV 483/06. Berlin: 203⁹ — IV 292/06. Raumburg: 203⁹
19. „ II 375/06. Dresden: 208¹² — VII 200/06. Stettin: 210¹⁷ — III 264/06. Posen: 214²²
20. „ V 281/06. Berlin: 200⁴
21. „ IV B 51/07. München: 198¹ — VI 271/06. Berlin: 202⁹ — III 327/06. Hamburg: 249¹² — VI 306/06. Köln: 286²²
22. „ II 294/06. Dresden: 251¹²
23. „ V B 14/07. Königl. Bayer. OStB.: 212¹² — I 318/06. Hamm: 268²² — I 404/06. Köln: 303⁹
25. „ IV 410/06. Augsburg: 199⁹ — VII 253/06. Hamm: 273²²
26. „ II 373/06. Köln: 275¹² — VII 223/06. Hamburg: 283²⁷
28. „ IV 158/06. Berlin: 238⁹ — V 282/06. Breslau: 248⁹ — V 377/06. Königsberg: 261²² — VI 314/06. Köln: 276²²
1. März: VII 179/06. München: 265²² — VII 199/06. Hamm: 267²²
2. „ V 341/06. Kiel: 291²²
4. „ VI 269/06. Berlin: 251¹² — VI 321/06. Berlin: 276²¹
5. „ VII 214/06. Königsberg: 272²⁷
6. „ V 291/06. Dresden: 266¹² — I 319/06. Hamburg: 317²¹

7. März: VI 422/06. Darmstadt: 280⁸⁸
8. " III 308/06. München: 244⁸ — VII 543/06. Stettin: 265⁸⁸ — VII B 33/07. Berlin: 265⁸⁸ — II 369/06. Götting: 292⁸⁴
9. " V B 227/07. Hamburg: 240⁸ — V 329/06. Hamm: 242⁸ — V 326/06. Götting: 294⁸⁴
11. " VI B 530/06. Berlin: 267⁸⁸ — VII 264/06. Raumburg: 269⁸⁴
12. " VII B 30/07. Dresden: 262⁸⁸ — III B 41/07. Dresden: 263⁸⁴
14. " VI 264/06. Hamm: 250¹¹ — VI 425/06. Götting: 252¹⁴ — VI 349/06. Stettin: 255¹⁸ — IV 388/06. Frankfurt: 257¹⁷ — IV 375/06. Raumburg: 259⁸⁰ — VI 332/06. München: 315¹⁸
15. " VII 288/06. Götting: 264⁸⁸ — VII 240/06. Breslau: 264⁸⁷ — II 397/06. Berlin: 316⁸⁸
16. " I 421/06. Götting: 278⁸⁸
18. " VI 307/06. Götting: 281⁸⁸ — IV 358/06. Berlin: 308⁸
19. " II B 21/07. Dresden: 267⁸⁸ — VII 166/06. Berlin: 293⁸⁸ — II 406/06. Götting: 295⁸⁷ — VII 132/00. Götting: 319⁸⁸
20. " V 397/06. Götting: 244⁸⁷ — V 634/06. Götting: 300⁸
21. " IV 294/370/06. Berlin: 258¹⁸ — IV 577/06. Berlin: 259¹⁸ — IV B 58/07. München: 260⁸⁸ — IV 319/06. Königsberg: 289⁸¹ — VI 405/06. Götting: 299¹
22. " VII B 36/07. Marienwerder: 267⁸⁸ — VII 280/06. Götting: 310¹⁸ — VII 246/06. Posen: 315¹⁸ — VII 255/06. Berlin: 318⁸⁸
23. " V 546/06. Kiel: 237¹ — V 544/585/06. Hamm: 246⁸ — I 377/06. Hamm: 314¹⁷
25. " VI 276/06. Dresden: 302⁸ — IV 514/06. Hamm: 307⁸
26. " II 467/06. Frankfurt: 301⁸ — III 309/06. Götting: 310¹⁸
27. " VI 319/06. Götting: 310¹¹ — I 393/06. Karlsruhe: 313¹⁸ — VI 45/06. Hamm: 313¹⁸
3. April: V 423/06. Berlin: 305⁸⁷ — V B 54/07. Raumburg: 311¹⁴
5. " III 393/06. Frankfurt: 311¹⁸
16. " VII 285/06. Götting: 392¹⁸
19. " VII 266/06. Berlin: 396¹⁸
20. " I 416/06. Berlin: 486⁸⁷
23. " III 412/06. Dresden: 396¹⁸
24. " VII 278/06. Hamm: 393¹⁴
26. " II 410/06. Berlin: 396¹ — VII 292/06. Götting: 399⁸
29. " IV 506/06. Hamburg: 390⁸
1. Mai: I 428/06. Frankfurt: 386⁸ — V 537/06. Rostock: 395¹⁸
3. " VII 423/06. Götting: 397⁸⁰
5. " 237/06. Jena: 394¹⁸
8. " V 340/06. Berlin: 396⁸ — IV 477/06. Götting: 390⁷ — IV 30/07. Berlin: 391¹⁸
10. " VII 367/06. Götting: 393¹⁸
11. Mai: V 463/06. Berlin: I 387⁸ 590/06. Götting: 482¹⁸
13. " IV 516/06. Hamburg: 392¹⁸ — VI 364/06. Berlin: 394¹⁸ — IV 514/06. Götting: 480¹⁸ — VI 270/06. Berlin: 483⁸⁸ — I 432/06. Marienwerder: 490¹⁸ — I 35/06. Berlin: 490⁸⁸
14. " III 499/06. Götting: 391¹⁸ — II 31/07. Dresden: 494⁸⁷
15. " VI 380/06. Bamberg: 398⁸
17. " II 22/07. Dresden: 473¹⁸ — VII 424/06. Berlin: 489⁸⁸ — VII 310/06. Götting: 491⁸⁴
27. " IV 501/06. Breslau 473¹⁸ — IV 489/06. Berlin: 480¹⁸ — IV 499/06. Dresden: 485⁸⁸ — VI 443/06. Berlin: 485⁸⁸
28. " VII 454/06. Stettin: 477⁷ — VII 267/06. Hamburg: 487⁸⁸ — III 443/06. Berlin: 478⁸
29. " V 521/06. Hamburg: 482¹⁷ — I 361/06. Berlin: 489⁸⁸ — I 367/06. Frankfurt: 492⁸⁸
30. " IV 513/06: 484⁸⁸
31. " III 483/06. Götting: 479¹⁸ — II 34/07. Götting: 493⁸⁸
- I. Juni: I 475/06. Posen: 521⁸⁸ — V 487/06. Raumburg: 478⁸
3. " IV 525/06. Berlin: 481¹⁸ — VI 408/06. Götting: 482⁸⁸ — VI 418/06. Dresden: 484⁸⁴
4. " VII 379/06. Stuttgart: 488⁸⁸
5. " V 369/06. Raumburg: 473⁸
6. " VI 449/06. Marienwerder: 482¹⁸
7. " II 63/07. Götting: 509⁸ — III 474/06. Hamm: 495⁸⁸ — VII 367/06. Berlin: 532⁸⁴
8. " I 46/07. Berlin: 523⁸⁸ — I 322/06. Breslau: 523⁸⁸ — I 366/06. Berlin: 487⁸⁸
10. " VI 504/06. Götting: 480¹⁸
11. " III 21/07. Rostock: 475⁸ — III 477/06. Posen: 479¹⁸
12. " V 492/06. Berlin: 514¹⁸ — V 557/06. Posen: 506⁸
13. " VI 466/06. Rostock: 518⁸⁸ — VI 456/06. Hamm: 476⁸ — IV 511/06. Breslau: 495⁸⁸
14. " III 12/07. Königsberg: 511¹⁸ — III 102/07. Berlin: 512¹⁸ — VII 402/06. Götting: 526⁸⁸
17. " I 495/06. Hamburg: 506⁸
19. " I 403/06. Götting. Jüdisch. 520⁸⁸ — I 453/06. Berlin: 527⁸⁷ — V 590/06. Berlin: 518⁸⁸
20. " IV B 211/07. Rostock: 529⁸⁸ — VI 463/06. Götting: 518⁸⁸ — VI 499/06. Berlin: 520⁸⁸
21. " II 58/07. Frankfurt: 521⁸⁷ — II 79/07. Marienwerder: 507⁸ — III 31/07. Berlin: 517⁸⁰ III 39/07. Berlin: 520⁸⁸ — III 465/06. Darmstadt: 505⁸
22. " I 40/07. Berlin: 516¹⁸ — V 558/06. Braunschweig: 513¹⁸ — V 638/06. Breslau: 508⁸
24. " VI 444/06. Darmstadt: 515¹⁸
25. " II 64/07. Götting: 529⁸⁸
27. " VI 464/06. Stettin: 527⁸⁸

28. Juni: II 75/07. Berlin: 527³⁸ — III 25/07. Raumburg: 514¹⁸ — III 476/06. Stettin: 515¹⁷ — VII 451/06. Gdn: 523³⁰
1. Juli: VI 488/06. Karlsruhe: 514¹⁴
2. „ II 126/07. Hamm: 509² — VII 458/06. Berlin: 530⁴⁴ — IV 574/06. Breslau: 521²²
4. „ IV 578/06. Berlin: 519²²
5. „ II 127/07. Jena: 508⁷ — III 36/07. Posen: 532⁴²
9. „ II 116/07. Berlin: 505¹ — VII 482/06. Karlsruhe: 526³⁸ — VII 487/06. Berlin: 510⁴⁰
12. „ VII B 91/07: 678³²
7. Aug.: VII F 284/07. Berlin: 670⁴
30. „ I B 41/07: 681¹⁶
6. Sept.: IV (F) 315/07. Rarientorber: 678¹³
16. „ VI B 145/07. Breslau: 678²¹ — VI 465/06. Hamm: 673² — VI 20/07. Berlin: 709¹²
17. „ III 69/07. Hamburg: 679²²
18. „ I 567/07. Rostod: 675¹² — I 572/06. Hamm: 719²² — V B 125/07. Berlin: 678²⁰
19. „ IV 541/07. Berlin: 674¹⁰ — VI 475/06. Hamm: 674² — 477/06. Berlin: 669¹
20. „ II 124/07. Breslau: 676¹⁸ — II 272/07. Gelle: 675¹⁰ — III 43/07. Gdn: 672² — VII 224/07. Breslau: 677¹⁷ — VII 540/06. Breslau: 720²⁴
21. „ I 502/06. Frankfurt: 715²² — I 574/06. Breslau: 680²² — V B 128/07. Augsburg: 676¹² — V 601/06. Dresden: 669⁴
24. „ II 166/07. Dresden: 677¹² — III 59/07: 672² — III 85/07. Posen: 689²⁷
25. „ V 636/06. Raumburg: 679²²
26. „ IV 74/07. Berlin: 710¹⁷
27. „ II 158/07: 674¹² — VII 324/06. Frankfurt: 712²² — VII 516/06: 720²²
28. „ V 5/07. Hamm: 708¹²
1. Okt.: II 171/07. Gelle: 706² — III 68/07. Posen: 682²² — VII 515/06. Berlin: 719²² — VII 512/06. Raumburg: 704² — VII 524/06. Jena: 707¹¹
2. „ I 589/06. Dresden: 718²¹ — 69/07. Berlin: 712²² — V 8/07. Berlin: 670²
3. „ VI 519/06. Hamburg: 715²⁷
4. „ II 143/07. Gdn: 721²² — 170/07. Hamburg: 714²² — II 136/07. Breslau: 743¹⁰
5. „ I 583/06. Stettin: 714²² — V 12/07. Königsberg: 703² — V 67/07. Dresden: 703² — 1597/06. Hamm: 845²⁷
7. „ IV 260/07. Berlin: 711¹² — VI 12/07. Braunschweig: 708¹²
8. „ III 86/07. Hamm: 709¹² — 355/07. Hamburg: 705² — VII 545/06. Raumburg: 706¹⁰
9. „ V 629/06. Posen: 711¹²
10. „ VI 501/06. Berlin: 714²² — VI 16/07. Hamm: 739²
11. Okt.: VII 150/07. Frankfurt a. R.: 747¹²
12. „ I 605/07. Düsseldorf: 831²
14. „ IV 68/07. Stettin: 709¹² — IV 98/07. Rostod: 711²² — VI 508/06. Hamburg: 746¹⁷ — VI 523/06. Hamm: 717²²
15. „ II 149/07. Darmstadt: 750²² — II 133/07. Karlsruhe: 755²²
16. „ V 34/07. Posen: 702² — I 5/07. Hamburg: 745¹² — V 567/06. Posen: 747²⁰
17. „ IV 106/07. Karlsruhe: 701¹ — VI 5/07. Posen: 710¹²
18. „ III 101/07. Gelle: 705² — II 194/07. Gelmox: 737²
19. „ I 578/07. Berlin: 750²² — V 44/07. Hamm: 751²⁷
21. „ IV 88/07. Frankfurt: 737¹ — VII 275/07. Jena: 749²²
22. „ II 200/07. Düsseldorf: 747¹² — VII 24/07. Darmstadt: 749²² — III 74/07. Raumburg: 828² — II 225/7. Darmstadt: 839¹² — VII 6/07. Berlin: 849²²
23. „ VI 23/07. Hamm: 740² — V 70/07. Berlin: 742² — I 4/07. Raumburg: 744¹²
24. „ IV 529/06. Berlin: 742² — VI 62/07. Gdn: 753²² — VI 531/06. Stettin: 754²²
25. „ VII 26/07. Raumburg: 750²² — VII 35/07. Gdn: 841²² — II 146/07. Dresden: 847²²
26. „ V 26/07. Hamm: 739² — V 58/07. Breslau: 743¹²
28. „ VI 38/07. Gdn: 740²
29. „ III 81/07. Berlin: 744¹² — III 107/07. Posen: 754²² — III 151/07. Berlin: 825² — II 187/07. Gdn: 832¹⁰ — VII 44/07. Gelle: 842¹²
30. „ I 604/06. Rostod: 843²² — IV 90/07. Breslau: 744¹² — IV 303/07. Stettin: 748²² — V 64/07. Breslau: 754²² — I 7/07. Gdn: 830² — VI 27/07. Raumburg: 832² — VI 81/07. Breslau: 838²²
1. Nov.: VII 42/07. Berlin: 744¹² — III 96/07. München: 829² — II 173/07. Raumburg: 830² — VII 68/07. München: 834¹²
2. „ V 6/07. Königsberg: 826²
4. „ II 398/07. Darmstadt: 837¹²
5. „ VII 149/07. Berlin: 833¹² — III 121/07. Breslau: 837¹² — II 235/07. Berlin: 845²²
6. „ I 12/07. Breslau: 844²² — V 86/07. Hamm: 851²²
7. „ IV 116/07. Hamm: 835¹² — VI B 216/07. Berlin: 840²² — VI 48/07. Gdn: 845²²
9. „ V 154/07. München: 826² — V 73/07. Raumburg: 837¹²
12. „ VII 69/07. Dresden: 838¹⁷ — II T. B. 58/07. Reichsgericht: 842²² — III 177/07. Berlin: 848²²

Straßaden

1906

4. Ost.: III 517/06: 399²
 5. „ IV 375/06: 415⁷²
 8. „ III 774/06: 414⁶⁸ — III 705/06: 415⁷²
 11. „ III 386/06: 409⁶⁸
 12. „ II 779/06: 404⁶⁷
 15. „ III 420/06: 403⁶⁸ — III 382/06: 411⁶¹ —
 III 448/06: 491⁶⁸
 18. „ I 419/06: 407⁶⁸
 19. „ V 560/06: 405⁶¹ — III 593/06: 415⁷⁰
 22. „ III 467/06: 408⁶⁷ — I 1364/06: 412⁶⁵
 23. „ V 578/06: 400⁶⁸
 25. „ I 732/06: 421⁶⁷
 26. „ V 474/06: 416⁷⁷ — IV 337/06: 416⁷⁸ —
 II 436/06: 417⁶⁴
 27. „ III 406/06: 400⁶¹ — I 363/06: 404⁶⁶ —
 I 1091/06: 417⁶⁸ — II 287/06: 418⁶⁹
 29. „ III 1043/06: 398⁶¹ — I 1134/06: 401⁶¹ —
 III 511/06: 406⁶⁶ — III 339/06: 414⁶⁸
 30. „ V 478/06: 402⁶⁸ — IV 514/06: 408⁶⁷ —
 II 531/06: 411⁶⁸ — V 477/06: 411⁶⁸ —
 II 692/06: 416⁶⁸
 1. West.: III 818/06: 408⁶⁸
 2. „ IV 473/06: 405⁶⁸
 6. „ IV 391/06: 403⁶⁸ — II 1082/06: 413⁶¹ —
 IV 1111/06: 416⁷⁸
 9. „ V 494/06: 407⁶⁸
 12. „ III 848/06: 402⁶⁸
 13. „ V 602/06: 416⁶⁸ — II 471/06: 418⁶⁹
 15. „ I 774/06: 399⁶¹
 16. „ V 642/06: 413⁶⁸ — II 449/06: 421⁶¹
 20. „ II 611/06: 400⁶⁷
 22. „ III 556/06: 415⁷⁰ — III 563/06: 415⁷⁴
 27. „ V 517/06: 413⁶¹
 30. „ II 692/06: 416⁶⁸
 3. Ost.: III 573/06: 412⁶⁸
 4. „ II 663/06: 412⁶⁸ — I 1569/06: 421⁶⁹
 6. „ I 794/06: 401⁶⁴
 7. „ II 691/06: 398⁶¹ — V 712/06: 408⁶¹ —
 V 710/06: 410⁶⁸ — IV 671/06: 413⁶⁷ —
 V 473/06: 416⁶¹
 10. „ III 735/06: 401⁶¹ — I 651/06: 404⁶⁸ —
 III 715/06: 410⁶⁷ — III 783/06: 416⁷⁸
 11. „ IV 711/06: 400⁶¹ — II 790/06: 405⁶⁸ —
 V 711/06: 411⁶⁹
 13. „ III 707/06: 399⁶¹ — I 675/06: 402⁶⁸ —
 I 977/06: 408⁶⁸ — I 1376/06: 413⁶⁴ —
 III 922/06: 417⁶⁸
 14. „ V 701/06: 401⁶¹ — II 863/06: 402⁶⁷ —
 V 705/06: 403⁶¹ — IV 966/06: 404⁶⁸ —
 V 727/06: 409⁶⁸ — II 804/06: 414⁶⁷
 17. „ III 725/06: 401⁶⁸
 18. „ V 731/06: 402⁶¹ — II 783/06: 411⁶⁸ —
 IV 905/06: 413⁶⁸ — IV 1328/06: 413⁶⁸

20. Ost.: III 947/06: 398⁶¹ — I 870/06: 414⁶⁸ —
 I 686/06: 417⁶⁷ — I 449/06: 422⁶⁴
 21. „ IV 803/06: 402⁶⁸ — IV 773/06: 406⁶⁸ —
 IV 991/06: 414⁶⁸ — II 706/06: 415⁷¹
 22. „ III 990/06: 408⁶⁸ — III 1201/06: 412⁶⁴
 28. „ V 760/06: 409⁶⁴ — IV 757/06: 415⁷⁸
 29. „ IV 1382/06: 413⁶⁸

1907

3. Jan.: I 661/06: 553⁶⁸ — III 1104/06: 557⁶¹ —
 III 624/06: 562⁶⁴
 4. „ V 590/06: 555⁶⁸
 8. „ V 797/06: 551⁶⁸
 10. „ III 979/06: 558⁷⁰
 11. „ II 1241/06: 552⁶⁸ — IV 824/06: 557⁶⁸ —
 II 787/06: 563⁶⁰¹
 12. „ I 113/06: 550⁶⁸
 14. „ I 967/06: 558⁷⁰
 15. „ V 836/06: 554⁶⁸
 17. „ III 816/06: 556⁶⁸ — I 682/06: 566⁶⁴
 18. „ IV 1086/06: 548⁶¹ — IV 854/06: 550⁶⁸
 21. „ I 1097/06: 548⁶¹ — III 839/06: 567⁶¹
 22. „ IV 1245/06: 561⁶¹ — IV 824/06: 557⁶⁸ —
 V 805/06: 561⁶⁸ — II 21/07: 567⁶⁸
 24. „ I 773/06: 564⁶⁸
 28. „ I 1502/06: 554⁶⁸ — III 1197/06: 564⁶¹
 29. „ IV 933/06: 554⁶⁸ — II 49/07: 555⁶⁷ —
 II 977/06: 563⁶⁰⁰ — V 871/06: 565⁶¹²
 31. „ I 661/06: 553⁶⁸ — III 765/06: 557⁶⁸
 1. Ost.: II 58/07: 552⁶⁸ — V 954/06: 555⁶⁴
 4. „ III 16/07: 567⁶⁸
 5. „ IV 920/06: 551⁶⁸ — IV 799/06: 553⁶⁸ —
 IV 1094/06: 560⁶⁸
 7. „ III 51/07: 558⁷⁸
 8. „ II 909/06: 566⁶¹⁸
 11. „ I 896/06: 555⁶⁸
 14. „ I 1389/06: 557⁶⁴ — I 682/06: 566⁶⁴
 18. „ III 16/07: 567⁶¹⁸
 19. „ II 890/06: 550⁶⁸ — V 859/06: 552⁶⁸
 21. „ I 1130/06: 552⁶⁸ — I 1436/06: 553⁶⁸
 22. „ V 971/06: 554⁶⁸
 25. „ III 996/06: 566⁶¹⁸
 26. „ IV 32/07: 550⁶¹ — V 993/06: 558⁷⁰ —
 II 127/07: 559⁷⁰ — II 127/07: 561⁶⁸
 4. Ost.: III 1166/06: 566⁶¹⁸
 5. „ II 134/07: 550⁶⁷ — II 1136/06: 557⁶⁸ —
 II 1123/06: 560⁶⁴
 7. „ I 1186/06: 562⁶⁸ — I 1020/06: 566⁶¹⁸ —
 I 1175/06: 566⁶¹⁸
 8. „ II 978/06: 551⁶⁴
 12. „ II 1112/06: 549⁶¹ — IV 41/07: 550⁶¹ —
 V 1045/06: 556⁶⁸
 14. „ I 108/07: 559⁷⁷
 15. „ IV 1365/07: 562⁶⁸

19. März: V 1200/06: 548¹ — I 1199/06: 551¹⁰ —
II 1127/06: 553⁸⁷
21. „ I 216/07: 561³⁰
22. „ IV 1128/06: 561⁸⁰ — II 48/07: 565¹¹⁸
3. April: V 1160/06: 563¹⁰⁰
5. „ II 1220/06: 567⁸⁰ — V 1073/06: 560⁸⁹
6. „ I 151/07: 552⁸⁷ — I 1274/06: 552¹¹ —
III 1337/06: 566¹⁰¹
9. „ V 239/07: 558⁸⁰
11. „ III 202/07: 556⁸⁰
12. „ V 1140/06: 563¹⁰⁰ — V 1140/06: 565¹¹⁸
15. „ III 133/07: 562⁸⁷
16. „ V 30/07: 559⁷⁹
18. „ III 1242/06: 562⁸⁰
23. „ 72/07: 550¹⁰ — II 17/07: 556⁸⁰
27. „ III 186/07: 552⁸⁰ — III 192/07: 565¹¹⁷
30. „ IV 104/07: 550¹⁰ — V 8/07: 556⁸⁰ —
V 342/07: 560⁸⁰
2. Mai: III 1318/06: 564¹⁰⁷ — III 1318/06: 565¹¹⁸
3. „ V 33/07: 563⁸⁰ — IV 75/07: 568⁸⁰
7. „ II 104/07: 558⁷¹
10. „ IV 101/07: 549¹⁰ — IV 190/07: 550¹¹
11. „ III 23/07: 551¹⁰
13. „ I 1275/06: 566¹⁰⁷
14. „ V 108/07: 559⁸⁰
16. „ V 99/07: 556⁸⁷
24. „ V 1025/06: 554⁸⁰
28. „ II 144/07: 553⁸⁰
30. Mai: I 161/07: 548¹
31. „ IV 209, 214, 381, 390/07: 550¹¹ — II 293/07:
554⁸¹ — V 241/07: 558⁷⁹
4. Juni: II 150/07: 556⁸⁰ — IV 166/07: 564¹¹⁸
7. „ IV 117/07: 550¹¹
10. „ III 386/07: 549¹ — III 184/07: 550¹⁰ —
I 330/07: 560⁸⁰
13. „ III 189/07: 556¹⁰ — III 218/07: 564¹⁰⁰ —
I 1275/06: 566¹⁰⁷
14. „ V 218/07
17. „ III 198/07: 562⁸⁰
18. „ V 157/07: 549⁸ — V 352/07: 550¹⁰ —
II 308/07: 553⁸⁰ — IV 26/07: 563¹⁰⁰ —
V 164/07: 567¹⁰⁰
20. „ III 254/07: 558⁷⁹
21. „ II 286/07: 549⁸ — IV 413/07: 548⁸ —
IV 265, 297, 427/07: 550¹¹ — V 384/07:
566¹⁰⁰
24. „ I 198/07: 557⁸⁷
25. „ V 125/07: 565¹¹⁸
27. „ III 290/07: 551¹⁰ — III 233/07: 564¹⁰⁰
28. „ IV 295, 370, 442, 444/07: 550¹¹
1. „ I 249/07: 557⁸⁰ — I 223/07: 563¹⁰⁰ — I 465/07:
564¹¹⁰
2. „ IV 328/07: 555⁷¹
5. „ IV 419/07: 554⁸⁰
9. „ V 368/07: 561⁸¹
11. „ III 496/07: 568⁸⁰

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Brunnmann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 86.

Verlag und Expedition: **W. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stadtkreuzstraße 34, 35.**

Preis für den Jahrgang 26 Mark, einzelne Nummern des Bogen 80 Pf. Inzerate die Regelzeile 60 Pf. Belegungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stadtkreuzstraße 34, 35.

Hochgeehrte Herren Kollegen!

Lassen wir den Streit, ob Zwangs- oder freiwillige Kasse, ruhen! Der Deutsche Anwaltstag hat sich in Hannover einstimmig für die freiwillige Kasse entschieden. Das muß uns genügen.

Treten wir möglichst vollzählig der neu zu begründenden Kasse bei und betätigen wir damit, daß wir selber für unsern Alter, sowie für unsere Witwen und Waisen sorgen wollen. Je mehr wir selber tun, um so eher wird die Reichsgesetzgebung ein Bedürfnis anerkennen und die Säumnigen durch Gesetz zwingen.

Halle a. S., Weihnachten 1906.

Elze, Justizrat.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Eine außerordentliche Generalversammlung wird auf den 20. Januar 1907, Mittwoch 11 Uhr nach Leipzig, Reichsgerichtshörsäle, Hauptzimmer der Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht, berufen.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Der Antrag des Rechtsanwalts, Justizrat Dr. Schmidt zu Gera und von 69 anderen Anwälten aus dem Bezirke des Oberlandesgerichts zu Gera.

Die Generalversammlung wolle folgenden Besatz zu § 8 der Satzungen beschließen:

„Das Stimmrecht kann durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden, der aber Mitglied der Kasse sein muß. Für die Vollmacht ist die schriftliche Form erforderlich und genügend.“

2. Der Antrag des Rechtsanwalts Rulken zu Berlin:

§ 8 der Satzungen erhält folgenden Besatz:

„Als erschienen sind auch diejenigen Mitglieder anzusehen, welche anderen Mitgliedern schriftliche Vollmacht erteilt haben.“

3. Der Antrag des Vorstandes auf Ergänzung des § 7 der Satzungen durch Einsetzung eines Schlichters dahin:

„Eine Vertretung abwesender Mitglieder durch Bevollmächtigte findet nicht statt.“

4. Der vom Vorstände angenommene Antrag des Justizrats Elze zu Halle a. S. dahin:

„Die Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte, welche auf Grund der vom deutschen Anwaltstage in Hannover geschlossenen und durch Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Kassenamt für Privatversicherung in Berlin festgestellten Satzung begründet werden

soll, entspricht zwar nicht ganz der Kasse, welche der § 2 Absatz a der Satzungen der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte im Auge hat, sie erstrebt aber das gleiche Ziel und ist zur Zeit die Ruhegehaltskasse, welche zum Segen der deutschen Rechtsanwälte und ihrer Witwen und Waisen begründet werden kann, wenn sich etwa 700 Anwälte daran beteiligen.

Es werden deshalb dieser Kasse, sofern ihr 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark zur Hälfte in 3% praeferierten, zur anderen Hälfte in 3% zeitigen Staatspapieren aus dem angesammelten Kapitalgrundstock der Hilfskasse überwiesen. Diese Hilfskasse wird dann aber nicht angegriffen, sondern bleibt weiter bestehen. Sie beschränkt sich auf den in § 2 b bestimmten Zweck und arbeitet fortan nach der anliegenden veränderten Satzung. Räumlich kann sie die Kassen aus dem ihr verbleibenden Kapitalgrundstock zu Unterstützungszwecken verwenden.“

Die vorgeschlagenen weiteren Satzungsänderungen lauten:

- a) § 2 wird dahin gefaßt:

„Der Zweck des Vereins ist, dieselben und erwerbsunfähig gewordene deutsche Rechtsanwälte, sowie deren Hinterlassene durch Geldbeiträgen zu unterstützen.“

- b) Im § 3 wird der Absatz 2 gestrichen.

c) Im § 17 werden der erste Absatz ganz und im zweiten Absatz die Worte:

„aus anderen Gründen“

gestrichen.

Leipzig, den 24. November 1906.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr, Justizrat, Vorsitzender.

§ 107 Auf die Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung der Hülfskasse für deutsche Rechtsanwälte vom 20. Januar 1907, Mittwochs 11 Uhr, wird ferner gesetzt:

5. Antrag des Justizrats Hermann Beck zu Rhenberg:

Die Generalversammlung wolle beschließen, die Beschließung über die auf die Tagesordnung gesetzten Anträge anzusehen und solche der nächsten ordentlichen Generalversammlung im Herbst 1907, die mit dem Anwaltsstage verbunden wird, zu überreichen.

Leipzig, am 20. Dezember 1906.

Hülfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr, Justizrat, Rhenberg.

Die Anwaltskammern im Bezirke der Oberlandesgerichte zu Zweibrücken, Frankfurt a. Main und Köln a. Rhein haben der Kasse abermals Beihilfen von zwei Zweibrücken 200 Mark, Frankfurt 1500 Mark und Köln 2000 Mark gewährt. Den Kammern nach ihren Verhältnissen ist für die reichen Beihilfen der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Zum Jahreswechsel.

Von Neumann.

Der diesmalige Jahreswechsel steht unter dem Zeichen der Reichstagsauflösung. In dem Organ eines Vereins von Berufsge nossen, der, wie der Deutsche Anwaltsverein, Mitglieder aller politischen Parteinrichtungen umfaßt, verbietet sich die Betretung eines einseitigen politischen Standpunktes von selbst. Hier ist nur Raum für das, was uns in der Zugführigkeit und der Liebe zu unserem Beruf eint, nicht für das, was uns in sonstigen Fragen der Politik trennt, für die Achtung vor jeder den Anforderungen des Sittlichkeits und Rechtlichkeits entsprechenden ethischen Überzeugung. Die Achtung vor der Person eines ehrenvollen Gegners steht in dem Kampfe der Geister die Grenzen, die wir als Anwälte und Gegner innezuhalten gewohnt und verpflichtet sind. Mag die Anwaltschaft, die sich als die Führerin des Volkes auf den Gebieten des Rechts und der öffentlichen Rechte so gern bezeichnen, nach ihren Kräften dazu beitragen, daß diese Grenzen auch in dem Wahlkampfe nach Möglichkeit gewahrt bleiben.

Wenden wir zurück auf die Ergebnisse des nunmehr abge schlossenen Jahres, so hebt sich, im Mittelpunkt der juristischen Erörterungen stehend, die Frage der Organisation des Richtertums ab. Wesentliche Gesichtspunkte programmatischen Charakters sind entwickelt worden zur Lösung des Ansehens unserer Gerichte und ihrer Entscheidungen. „Weniger, aber sorgfamer ausgewählte Richter“ heißt die Lösung der einen, „bessere, richtigere und gerechtere Berichterstattung in der Presse“ das Heilmittel anderer. Es wird auf England verwiesen mit seinem ausschließlich aus der Rechtsanwaltschaft, den Barristers, hervorgegangenen, in höchstem Ansehen stehenden Richtertum.

Für eine grundbildende Änderung unserer Gerichtsverfassung scheint mir die Zeit noch nicht gekommen, trotz der

Kustischen erregenden Erörterungen von angesehenen, der Justizverwaltung nahestehenden Männern, die indes keinen Zweifel darüber gelassen haben, daß sie nur von dem Rechte freier Äußerung ihrer persönlichen Meinung Gebrauch gemacht haben. Ich würde in dieser großen Frage nicht wagen, die fast wie ein Gemeinplatz klingende, sowohl dem Eingelichteten wie der Kollegialtruppe gegenüber geltende Mahnung zu betonen, daß für die Güte, das Ansehen, den Wert der Richter und ihrer Sprüche es viel mehr auf die Personen als auf die Gerichtsverfassung ankommt, wenn sich hieran nicht die Frage knüpft, ob ihr nicht unter der Herrschaft der heutigen Gerichtsverfassung mehr als bisher Rechnung getragen werden könnte. Man verlangt unter Hinweis auf England, daß die Richter ausschließlich aus der Rechtsanwaltschaft entnommen werden. Wenn auch die Ausübung der Rechtsanwaltschaft als ein vorzügliches Mittel zur Gewinnung und Vertiefung der für einen Richter erforderlichen Qualitäten wirken kann und vielfach wirkt und deshalb eine Ergänzung des Richterpersonals aus dem Reiben der Rechtsanwältinnen in größerem Umfange durchaus zu erwägen ist, so scheint es dennoch ungerecht sein gegen die Männer, die ohne der Anwaltschaft jemals angehört zu haben, ihr Amt in nahezu idealer Weise ausgeübt haben und noch ausüben, wollte man behaupten, daß die Ausübung der Rechtsanwaltschaft die notwendige Voraussetzung für die Fähigkeit zum Richteramt sein müsse. Und andererseits garantiert die Ausübung der Rechtsanwaltschaft nicht die Qualitäten zum Richteramt. Auch hier ist die Auswahl der Personen die Hauptsache. In England, so erklärte mir der angehende Londoner Kollege, der mich durch die Säle der Law courts führte, wird zum Richter nicht irgend einer aus dem Reibe der Barristers ernannt, sondern nur einer derjenigen, die von der communis opinio der Barristers hierfür als geeignet bezeichnet würden. Der Lord Chancellor ernannt die Richter; er würde es nicht wagen, diese communis opinio außer acht zu lassen. Das liege die Macht der öffentlichen Meinung in England nicht zu! Man wird nicht fehlgehen, wenn man als den Hauptgrund für das Ansehen des englischen Richters diese Rücksichtnahme auf die Meinung der Anwaltschaft bei der Auswahl der Richter rachtet. Das Ansehen der Richter beim Publikum, d. h. im Volke, wird naturgemäß durch die Rechtsanwältinnen vermittelt und begründet. Die Anwälte stehen den Richtern bei der Arbeit, sie setzen ihn im Verkehr mit Parteien und Zeugen, sie sehen, wie er das Recht, die Sachen, das Leben und vor allem die Menschen versteht. Und die Richter selbst wissen die Hochschätzung, die ihnen von der Rechtsanwaltschaft zuteil wird, zu würdigen. „Das Bedauern, das mir angelegene Anwälte darüber aussprechen, daß ich nicht als Direktor bei dem Landgericht bliebe, sondern als Rat an das Kammergericht berufen sei, erfüllte mich mit besonderem Stolz; denn keine andere Stelle kann den Wert oder Unwert eines Richters so beurteilen, wie die Anwälte“, so äußerte sich ein angelegener Jurist, der einst dem Kammergerichte zur Liebe gerichtet. Würde man sich über die Schätzung, die sich ein Richter in der Anwaltschaft erfreut, in geeigneter Weise unterrichten, — und einem tatkräftigen Präsidenten würde das nicht schwer fallen —, so würde mancher

größt in der Befetzung höherer Stellen vermeiden werden. Den übereinstimmenden Urteilen der Amtsalkohol über den einzelnen Richter weicht daselbe Gewicht inne, wie dem übereinstimmenden Urteilen der verschiedenen Richter über einen vor ihnen auftretenden Anwalt, und die Richter oder wenigstens die Verschiedenen befragen man über die Beurteilung, die ein Rechtsanwalt bei ihnen findet, wenn es sich auch nur um die Erteilung des Justizanknüpfels oder des Notariats handelt.

Aber einseitigen sind wir noch nicht daran gewöhnt, in Fragen der Justizverwaltung ein entscheidendes Gewicht auf die *communis opinio* der Anwaltschaft gelegt zu sehen. Leider! denn den Schaden erleidet am Ende das Publikum, und die schädlichen Folgen der Mißgriffe der Verwaltung werden schließlich wieder den Gerichten zur Last gelegt. Und dann wundern man sich über das Sinken ihres Ansehens. Die Berliner Gerichtsorganisation ist ein warnendes Beispiel. Alle die Mißstände die die Rechtsanwaltschaft in Beschläffen und Eingaben warnend vorangefragt hat, sind eingetreten und von den Tatsachen noch übertrifft. Richter und Anwälte fragen sich, wie lange diese Dinge dauern sollen, und die Hoffnung darauf, daß ohne Änderung eine Besserung der Verhältnisse eintreten werde, ist zu gering, daß man schon jetzt jedes Gerücht über eine Rückgängigmachung der versuchten Einrichtung ernst nimmt. Die Verhältnisse würden aber noch unhaltbarer werden, wenn die geplante Erweiterung der antigerichtlichen Zuständigkeit die Zahl der an jedem der weit voneinander entfernt liegenden Amtsgerichte abhängigen Sachen erheblich vermehrt. Das Substitutionsverfahren wird dann zu einer noch volleren Blüte kommen, schändliche Partien werden die nicht zu vermeidende Versäumnis der angelegten Terminstände zu Versäumnisstrafen missbrauchen, die schließlich nur zur Verschleppung und Verteuerung der Prozesse führen müssen.

Der gesetzgebenden Tätigkeit des abgelaufenen Jahres ist durch die Auflösung des Reichstages ein vorzeitiges Ende bereitet worden. Das Photographie- und Kunstausstellungsgesetz hat noch gerade die dritte Lesung passiert, dagegen ist das Gesetz über den Versicherungsberechtigten, das Automobilgesetz, das Gesetz über die gewerblichen Berufsgewerke, das Gesetz über die Sicherung der Kaufverträgen und vor allem das Gesetz zur Abänderung des § 833 BGB. von der Auflösung betroffen, und es erscheint gewiß, welche Stellung der neue Reichstag ihnen gegenüber einnehmen wird. In der Tagesordnungsfrage hatte der Deutsche Juristentag durch die Wahl seines fast einstimmigen im Bericht durch zwei Lesungen gegangenen Gesetzentwurf mitteilbaren Beschlusses den Reichstag bestimmen, die dritte Lesung bis nach dem Erscheinen der Juristentagverhandlungen zu verschieben; hoffen wir, daß hierdurch dieser fast schon als unabweisbar erachtete, der Gerechtigkeit nicht entsprechende Eingriff von unserem bürgerlichen Rechte ferngehalten werde.

Das Interesse der Juristen für das Verwaltungsrecht hat sich ebenfalls und beachtenswert gehoben. Dies zeigt der Beschluß des Juristentages, durch den er sein Arbeitsgebiet hauptsächlich auf diese Materie erstreckte, und das Erscheinen eines Jahrbuchs des Verwaltungsrechts, das ähnlich wie das Jahrbuch des Deutschen Rechts für die Gebiete des Zivilrechts einen umfassenden Überblick über die einschlägigen Erscheinungen gibt. So wird denn auch der Mangel einer pändigen

Verbreitung mit dem öffentlichen Recht, insbesondere mit der Rechtsprechung der Verwaltungsgerichte, in weiten Kreisen der Rechtsanwaltschaft als Nachteil empfunden; ihm abzuwehren bedient sich schon in dieser Nummer neu eingerichteter Rubrik „Dem Oberverwaltungsgericht“, in der Herr Kollege Dr. Karl Görres zu Berlin in geeigneten Zwischenräumen über die Rechtsprechung dieses Gerichtshofes unsere Leser berichten wird.

Im Laufe des vorigen Jahres besuchte die ZB. auf S. 697 ff. unter der Überschrift „Das bürgerliche Gesetzbuch und die deutschen Lebensgewohnheiten“ eine Umfrage, deren Beantwortung in allen oder wenigstens einzelnen Teilen ohne allzu große Mißverwaltung von einer großen Anzahl unserer Leser hätte bewirkt werden können und sollen. Leider hat sich auch hier wieder gezeigt, daß der Gemeinfinn sehr oft auch in unserem Stande vergeblich angerufen wird. Es sind einige, übrigens recht predestinierende Antworten eingegangen, die indes wegen ihrer zu geringen Anzahl allgemeine Schlussfolgerungen nicht zulassen. Solche Umfragen können zu einem Erfolge nur führen, wenn die Antworten massenhaft eingeht. Ich bitte deshalb unsere Leser, einen jeden einzelnen, hiermit die Nummer vom 15. November 1906 nochmals zur Hand zu nehmen und die Beantwortung der Umfrage möglichst während des ersten Monats des neuen Jahres zu bewirken.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Serlig und Justizrat Schiele zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 25. November bis 8. Dezember 1906 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Rechtsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 198 EGBGB, § 1333 BGB. Nach welchem Recht ist die Gültigkeit einer vor dem 1. Januar 1900 abgeschlossenen Ehe zu beurteilen? Ehebruch in einer früheren Ehe berechtigt den zweiten Ehegatten zur Anfechtung der Ehe.]

Die am 14. März 1890 geschlossene Ehe der Parteien ist von beiden Vorinstanzen, dem OLG. und dem OLG. Hamburg gemäß § 1333 BGB. auf Anfechtung des Klägers für nichtig erklärt worden, weil die Beklagte in ihrer früheren Ehe 1888 geschiedenen Ehe mit W. sich des Ehebruchs mit einem gewissen G. schuldig gemacht habe. Auf Revision der Beklagten hob das RG. auf und verwies zurück: Die Tatsache, daß die Beklagte während ihrer früheren Ehe die eheliche Treue gebrochen und daß Kläger hiervon erst im September 1904 erfahren habe, ist einwandfrei festzustellen. Es ist ferner lediglich Sache tatsächlicher Beurteilung, wann die vorigen Richter hieraus übereinstimmend die Schlussfolgerung gezogen haben, die Beklagte sei zur Zeit der Eingehung der zweiten Ehe mit dem Kläger mit einem Mangel belastet gewesen, sei habe der Zurechtfindung und sittlichen Festigkeit in bezug auf das Halten ehelicher Treue ermangelte. Daß das Vorhandensein eines solchen Mangels und eine derartige Charaktereigenschaft als „persönliche Eigenschaften“

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

im Sinne des Gesetzes aufgestellt werden können, hat das RG. in bestrittener Rechtsprechung, zuletzt in der Hamburger Sache D. v. D. IV 351/1903 mit Urteil vom 14. März 1904 anerkannt. Da weiter festgestellt ist, daß der Kläger bei Eingehung der Ehe hierüber gerirt hat und sich bei Kenntnis der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Risikos der Ehe von deren Eingehung hätte abhalten lassen, so ist die Anwendung des § 1333 BGB. nicht zu beanstanden. Allein die Vorinstanzen haben, wie die Revision mit Recht zur Beschwerde zieht, völlig übersehen, daß gemäß Art. 198 GG/BGB. die Gültigkeit der hier in Frage kommenden, bereits vor Inkrafttreten des BGB. geschlossenen Ehe sich grundsätzlich nach den bisherigen Gesetzen bestimmt und daß das neue Recht hierüber nur im Rahmen des Abs. 2 des angezogenen Gesetzes zur Anwendung zu bringen ist. Diesen Mangel in der Revisionsinstanz abzuheben war das RG. schon deshalb nicht in der Lage, weil gar nicht festzustellen ist, ob in der Tat, wie der Revisionsbelegte behauptet, das in Hamburg geltende gemeine protestantische Eherecht für die Ehe der Sterilparteien maßgebend ist. A. v. K., U. v. 15. Nov. 06, 357/06 IV. — Hamburg.

2. §§ 119, 463 BGB. Zum Begriffe der „Eigenschaft“ einer Sache, Irrtum bezüglich der Kalkulation einer Sache?]

Kläger, der Kommissionsverwalter über das Vermögen des H., verkaufte dem Beklagten ohne Gewichte für Güte und Beschaffenheit die zur Kommissionsangelegenheit gehörigen Waren um Preis von 6300 Mark. Der Preis war dem Käufer acht Tage nach Aufforderung vom freien des Kommissionsverwalters zu zahlen. Der Beklagte weigerte trotz mehrfacher Aufforderung den Kaufpreis zu zahlen. Durch die im September 1903 erhobene Klage war beantragt, den Beklagten zur Zahlung von 6300 Mark und 21 Mark für Vorlage des Vertragsstempels zu verurteilen. Der Klage auf Zahlung gegenüber macht Beklagter geltend: Bei den Verkaufsverhandlungen habe sowohl der Kommissionsverwalter als der Taxator D. im Auftrage des letzteren erklärt, die Sachen seien weit unter dem Einkaufspreis taxiert. Die Taxen seien aber bei verschiedenen Sachen nicht nur nicht weit unter dem Einkaufspreis angelegt, sondern überließen ihn zum Teil. Hätte der Beklagte diese Tatsache gekannt, so würde er sich niemals zum Abschluß des Vertrages haben bereit finden lassen. Er hätte daher den Vertrag wegen Irrtums an. Das OLG. wies ab, das RG. hob auf: Die Annahme eines Irrtums über den Inhalt der Erklärung nach § 119 Abs. 1 BGB. ist nicht haltbar. Die Erklärung des Beklagten bei Abschluß des Kaufvertrages ging auf Zahlung eines Kaufpreises von 6300 Mark. Wortlaut und Inhalt der Erklärung fallen äußerlich zusammen. Ferner ist daran festzuhalten, daß Kalkulationsfehler des Verkäufers bei Berechnung des Kaufpreises für den Käufer bei seiner Prüfung des Kaufpreises grundsätzlich nur Irrtum im Betragegrund sind und für sich allein nicht die Annahme eines Irrtums über den Inhalt des Preisangebotes rechtfertigen (RG. 55, 369). Nur dann ist dies anders, wenn diese Kalkulationen zum Gegenstande der für den Vertragsabschluß entscheidenden Verhandlungen gemacht wurden, wenn die für den Vertragsabschluß entscheidenden Verhandlungen dem anderen Teil erkennbar der verlangte oder angebotene Kaufpreis als ein durch näher bezeichnete Kalkulationen zustande gekommener bezeichnet ist.

Dann umfaßt der Inhalt der Erklärung bei dem Vertragsabschluß auch die Kalkulation und ein Irrtum in dieser Kalkulation ist im Zweifel — er kann unter Umständen auch nur zu einer Nichtigstellung des Kaufpreises führen — ein Irrtum über den Inhalt der Erklärung, der die Ansetzung aus § 119 Abs. 1 rechtfertigt. Die Erwägungen des Berufungsgerichts trafen indes nicht zu, um die hier verlangten Erfordernisse zu erfüllen; insbesondere genügt es nicht, daß ein mit Wissen und Willen des Verkäufers, aber lediglich als „Vermittler“, Handelnder bei Gelegenheit der Verhandlungen Mitteilungen über die Preisalkulation gemacht oder Kenntnis von der Preisalkulation des Käufers genommen hat. Eine andere Beurteilung wäre denkbar, wenn D. als Vertreter des Kommissionsverwalters gehandelt hätte und dem Kommissionsverwalter oder seinem Vertreter erkennbar der bei dem Kaufabschluß bestimmte Kaufpreis lediglich das rechnerische Ergebnis der beiderseits zugrunde gelegten Inventarpreise mit einem entsprechenden Zuschlage gewesen wäre. Eine Feststellung dieses Inhaltes kann in den Ausführungen des Berufungsgerichts nicht gefunden werden. Nicht haltbar ist ferner die zweite, fürbegründete Erwägung, durch die das Urteil gleichfalls getragen würde, daß nämlich auch ein Irrtum über eine Eigenschaft der Sache im Sinne des § 119 Abs. 2 vorliege. Zwar fallen unter den Begriff der Eigenschaften der Sache im Sinne des § 119 Abs. 2 nicht nur die natürlichen (körperlichen) Eigenschaften, sondern auch solche tatsächliche und rechtliche Verhältnisse der Sache, die zufolge ihrer Beschaffenheit und vorausgesetzten Dauer nach den Verkehrsanforderungen einen Einfluß auf die Werthschätzung der Sache ausüben können. Allerdings werden Verhältnisse solcher Art beim Kauf individuell bestimmter Sachen, um die es sich hier allein handelt, als Eigenschaften der Sache im Sinne des § 119 Abs. 2 grundsätzlich nur dann beachtlich sein, wenn sie für den anderen Teil erkennbar dem Vertragsabschluß zugrunde gelegt wurden, ohne daß sich die Verhandlungen zu einer Zufrierung nach § 463 BGB. verdichtet hätten. Für die Annahme einer Eigenschaft bei solchen tatsächlichen oder rechtlichen Verhältnissen der Sache ist indes wesentliches Erfordernis, daß letztere sich unmittelbar auf die Sache beziehen und für deren Werthbildung maßgebend sind. Verkehrswert, Marktpreis, Einkaufspreis sind grundsätzlich lediglich das Ergebnis der Schätzung aller für die Werthbildung maßgebenden Eigenschaften der Sache auf der Grundlage der allgemeinen Konjunktur oder der besonderen Umstände des einzelnen Kaufgeschäftes. Sie sind aber nicht ein tatsächliches oder rechtliches Verhältnis der Sache, das für deren Werthbildung maßgebend ist; sie sind keine der Sache innewohnende Eigenschaft (vgl. Urteil des I. BS. vom 18. April 1906, I. 491/05; JZ. 06, 378⁴). Gleiches gilt übrigens auch von einer Wertklage, es sei denn daß sie, was sehr häufig zutreffen wird, eine zusammenfassende Darstellung, der für die Werthschätzung maßgebenden Eigenschaften gibt und mit diesem Inhalt dem anderen Teil erkennbar der Preisfestsetzung beim Kaufabschluß zugrunde gelegt ist. Darnach rechtfertigt eine irrtümliche Annahme des Käufers, die gestauten Gegenstände hätten solche Einkaufspreise gehabt, daß sich nach entsprechender, bei Kommissionsfällen üblicher Reduzierung dieser Einkaufspreise die Inventarpreise ergeben hätten, für sich allein

nach nicht die Annahme eines Irrtums über eine Eigenschaft der gekauften Sachen im Sinne des § 119 Abs. 2 BGB. (Rdnr. c. R., II. v. 9. Nov. 06, 173/06 II. — Hamm.)

3. § 123 Abs. 1 BGB. erfordert widerrechtliche Absicht des Anfechtungsgegners.]

Das Berufungsgericht stellt tatsächlich fest, daß die Einwilligung des Klägers in die Erhebung des Kaufpreises für den der Beklagten verkauften Grundbesitz lediglich durch die Drohung des Bevollmächtigten der Beklagten, er nehme die Auffassung nicht entgegen, werde die Anzahlung nicht leisten und den Restkaufpreis nicht eintreiben lassen, erzwungen ist. Es stellt ferner fest, daß die Drohung objektiv widerrechtlich gewesen ist, da die Beklagte den vollen bedungenen Kaufpreis habe zahlen müssen und wegen der fehlenden Morgen keinen Klug haben machen dürfen. Insoweit unterliegt das Berufungsgericht der Anfechtung nicht und ist es auch nicht angegriffen. Wenn aber das Berufungsgericht auspricht: „Darauf, ob der Bevollmächtigte der Beklagten selbst das Bewußtsein von der erheblichen Rechtsnichtigkeit seiner Anwendung des Vertragszwecks und der verlangten Erhebung des Kaufpreises hatte, kommt es nicht weiter an“ — und es in dieser Richtung an jeder Würdigung des Sachverhalts fehlen läßt und keine Feststellung trifft, so vertritt es den § 123 Abs. 1 BGB., worin die Anfechtung einer Erklärung davon abhängig gemacht ist, daß der Erklärungsbewerber die Erklärung widerrechtlich durch Drohung bestimmt ist, indem es die bestehende Rechtsprechung des RG. übersieht, wonach nicht genügt, daß das Drohungsmittel und der Zweck der Drohung widerrechtlich sind, vielmehr zur Nichtigkeit eines Geschäftes wegen Drohung auch eine widerrechtliche Absicht des Anfechtungsgegners erforderlich ist (RG. 59, 361; JZ. 1906, S. 82 Nr. 1). D. R. c. II., II. v. 24. Nov. 06, 105/06 V. — Hamm.

4. § 130 BGB. Der von der Nichtigkeit nicht betroffene Teil des Rechtsgeschäfts muß für sich allein gewollt sein, wenn er bestehen bleiben soll.]

Der zur Klagebegründung vorgelegte Vertrag vom 16. Dezember 1904, auf Grund dessen der Kläger Zahlung einer Rillenzehne freibt, enthält einen Vertrag im Sinne des § 313 BGB. (vgl. RG. 50, 160), welcher der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung und wegen der minderjährigen Erben nach § 1821 Ziff. 3 BGB. der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts bedurfte und mangels dieser Form und dieser Genehmigung nichtig ist. Da bei einem Preise unter 250 000 Mark der Kläger nach Ziff. 1 seines Beschäftigungsgeschäfts nur mit Zustimmung der Erben verkaufen durfte, wenn der Verkaufserlöser, es liegt insoweit ein Vertrag im Sinne des § 313 BGB. keinesfalls vor, auch für diesen Fall sei der Vertrag gewollt, derselbe sei also insoweit gemäß § 130 BGB. nicht ungültig. Dies ist richtig. Nach § 139 BGB. ist entscheidend, nicht, daß das Rechtsgeschäft, wie selbstverständlich, in allen seinen Teilen gewollt war, sondern ob der von der Nichtigkeit nicht betroffene Teil des Rechtsgeschäfts für sich allein gewollt wäre. Hier diese Ausnahme von der Uniparteilichkeit des Vertrages behauptet, ist sehr bedenklich, und beweispflichtig, wie der Wortlaut des § 130 BGB. („wenn nicht“) anzeigt, vgl. RG. 57, 185; das Recht 1905 S. 616 Nr. 2546. Der Kläger hat aber in

beiden Vorinstanzen nie behauptet, daß der Vertrag auch allein für einen Kaufpreis unter 250 000 Mark gewollt ist. Das Gegenteil ergibt sich aus dem Wortlaut des Vertrages und aus der Sachlage: beide Teile hätten das dringendste Interesse, mehr als 250 000 Mark zu erzielen, die Hoffnung auf einen höheren Preis war gerade das treibende Vertragsmotiv. Da die Sache hiernach zur Endentscheidung reif ist, bedarf es keiner Erörterung mehr, ob der klare Sinn des Vertrages, wie der Berufungsrichter meint, dahin geht, es solle der Kläger die Provision bei jedem Verkauf, auch bei einem von ihm nicht vermittelten, erhalten. Das Gegenteil ergibt sich, wenn die Vertragsworte „durch einen Dritten“ dritte vom Kläger unterbeauftragte Personen, also „indirekte Personen“ im Sinne der Ziff. 5 des Beschäftigungsgeschäfts begriffen. Dann würde Ziff. 6 des Beschäftigungsgeschäfts einen vom Kläger vermittelten, jedoch von den Erben abgeschlossenen Verkauf im Auge haben. D. c. R., II. v. 9. Nov. 06, 79/06 III. — Köln.

5. §§ 154, 158, 242 BGB. Bedeutung von Treu und Glauben und der Verschönerung für Erfüllung eines Kaufvertrages, dessen Preisfestsetzung wegen nachmalig eingeförderter Börsennotierungen nach letzteren nicht mehr zu ermitteln ist.]

Die Kläger hatten dem Beklagten auf eine Reihe von Jahren ihre Brennprodukte an per Jahr 300 hl reinen Alkohol, zu 1 1/2 Mark über den Berliner Durchschnittspreis verkauft. Im November 1903 wurden an den Beklagten infolgedes der Lage 47,283 hl geliefert. Schon gegen Ende der Kampagne 1902/03 wurde infolge des Rückganges des Spirituspreises und seiner Zentrale in Berlin der Spirituspreis an der Berliner Börse nur noch selten notiert, seit November 1903 hörten die Notierungen an der Börse auf. Die Kläger stellten jetzt ihre Lieferungen ein, sie nahmen den Standpunkt ein, daß der Lieferungsvertrag gesamtlos und damit ungültig geworden sei, weil die für die Bestimmung des Kaufpreises vertraglich vorgesehene Preisnotierung an der Börse nicht mehr erfolgt sei und voraussichtlich auch während der für die Vertragsdauer vorgesehenen Zeit nicht mehr erfolgen werde. Da der Beklagte auf Lieferung bestaue, und eine Einigung über den Preis nicht zu erzielen war, erhoben die Kläger Klage und beantragten: festzustellen, daß der zwischen den Parteien getroffene Spirituskaufvertrag aufgelassen sei, daneben verlangten sie Zahlung des gelieferten Spirits nach. Einschließlich des Antrages auf Zurückstellung, der sich auf die Bezahlung der Abwenderlieferungen bezieht, suchten sie aufzuführen, daß der Beklagte einen als angemessen bezeichneten Preis leisten müsse. Der Beklagte beantragte, die Klage abzuweisen, und erhob Widerklage mit dem Antrage, auszusprechen, daß der Vertrag noch zu Recht besteht. Das OLG. verurteilte zu Zahlung von 2300 Mark 13 Pf. und prüfte unter Abweisung der Widerklage fest, daß der Rechtsbeband des zwischen den Streitparteien am 19. Dezember 1902 geschlossenen Vertrages vom Ende der Spirituskampagne 1902/03 an aufgehört habe. Das RG. hob insoweit auf, als der Vertrag für erloschen erklärt wurde: Wenn in den Gründen des Berufungsurteils gesagt ist: Auch auf die §§ 157 und 242 BGB. könne der Beklagte sich nicht berufen, weil vertraglich der an der Berliner Börse notierte Durchschnittspreis vereinbart sei, und es nicht angehe, daß der Beklagte jetzt nach Wegfall der Börsennotierungen eine gan-

andere, als die vereinbarte Preisbestimmung, die einen unangenehmen Befinden wieder ergeben haben, den Klägern aufzulegen wolle, zumal die Parteien aus darüber unentschieden sein, ob der Einkaufs- oder der Verkaufspreis der Berliner Spirituszentrale Maß zu geben habe —, und wenn ferner für das Aufheben des Rechtsbestandes des Vertrages auf die §§ 154 und 158 Abs. 2 BGB. Bezug genommen ist, so erscheint die diesbezügliche Ausführung nicht als bedenkenfrei. Nach ihrem eigenen Vorbringen hatten die Parteien sich über alle Punkte des Vertrages geeinigt, über welche eine Vereinbarung getroffen werden sollte, und es ist nicht festzustellen, daß eine Vereinbarung auch für den Fall des Aufhebens der Preisnotierungen an der Berliner Börse beabsichtigt war; die Schlussfolgerung des OLG. aus dem Umstand, daß der Beklagte selbst unter Beweis gestellt habe, daß davon keine Rede gewesen sei, wie es im Falle der Einstellung der Börsennotierungen gehalten werden sollte, nämlich die Annahme, die Börsennotierung habe die schlußbindende Bedeutung für den Rechtsbestand des Vertrages gebildet, entsteht um so mehr der erforderlichen Begründung, als das OLG. selbst ausgesprochen hat, daß, wenn ein Mehreres und Weiteres, als im Vertrage angegeben, hätte vereinbart werden sollen, solches hätte geschehen und in den Vertrag aufgenommen werden sollen. Was aber den § 242 BGB. betrifft, so stellt er eine allgemeine Regel für die Auswertung der Frage auf, wie das Geschuldet zu leisten, wie zu erfüllen ist, er soll der baren Anwendung der Rechtsätze entgegenstehen und den Mißbrauch des Rechts verhindern, es soll nicht als Recht durchgeführt werden, was nach Treu und Glauben im Verkehr nicht gutes Recht ist. Es handelt sich um einen auf längere Zeit gültig abgeschlossenen Vertrag, worin man über die zu liefernde Ware und zu zahlenden bestimmten Preis einig war, als letzterer war der Berliner Börsenpreis zugrunde gelegt, also der Berliner Marktpreis des Spiritus d. h. derjenige Preis, der in Berlin an der den Markt darstellenden Börse für den von den Klägern verkauften Spiritus durchschnittlichen Güte bezahlt wird. Infolge der Bildung des Ringes für den Spiritushandel und der Einrichtung der Zentrale in Berlin für den Verkehr zwischen Brenner und Abnehmer hat der betreffende Handel an der Berliner Börse aufgehört. Bei dieser Sachlage dürfte die Berufung des Beklagten auf § 242 BGB. nicht mit dem Hinweis auf die vertragliche Vereinbarung zurückgewiesen werden, sondern war zu erörtern, ob nicht nach Treu und Glauben im Verkehr die Preisfestsetzungen der Berliner Spirituszentrale als ein Ersatz der früher bestandenen Börsennotierungen zu gelten haben. In dieser Richtung steht aber in dem Berufungsurteil jede Erwähnung. Seine Entscheidung war daher infolge, als sie das Nichtbestehen des zwischen den Parteien am 19. Dezember 1902 geschlossenen Vertrages von Ende der Spirituslampagne 1902/03 an festgestellt, die Widerklage abgewiesen wegen Verletzung der §§ 242 und 154 BGB. und des § 551 §. 7 ZPO. aufzuheben und in diesem Umfange die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. R. v. R., II. v. 9. Nov. 06, 177/06 II. — Bamberg.

6. §§ 226, 1354, 1632, 1634, 1666 BGB. §§ 139, 148 ZPO. Der Einwand der Schenkung hat auch für das

Familienrecht Geltung. Unterbrechung des Kindes während des Getrenntlebens der Eltern. Tragericht. Aussetzungsantrag der Beklagten vor der Entscheidung des Prozeßgerichts bis zu der des Vormundschaftsgerichts.]

Die Beklagte blieb, als ihr Ehemann im Jahre 1878 von B. nach G. verstorben wurde und seinen Wohnsitz in A. bei G. nahm, in G. bei B. wohnen und bezieht den in der Ehe am 1. Januar 1898 geborenen Sohn bei sich. Seit dieser Zeit leben die Parteien voneinander getrennt. Im Januar 1904 erhob der Ehemann Klage auf Herausgabe des Kindes. Wegen die Klage wandte die Beklagte ein, daß ihr Sohn bei ihr die beste Erziehung genieße, während bei Auslieferung an den Kläger sein Wohl gefährdet sein würde. Auch beantragte sie, den Rechtsstreit bis zur Entscheidung des von ihr auf Grund des § 1666 BGB. angerufenen Vormundschaftsgerichts auszusetzen. Beklagte wurde verurteilt, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Auch wenn im übrigen die Voraussetzungen des § 148 ZPO. als vorläufig erachtet werden dürfen, kann nicht angenommen werden, daß der Berufungsrichter bei Ablehnung des Aussetzungsantrags von dem ihm nach § 148 ZPO. zustehenden freien Ermessen einen unrichtigen Gebrauch gemacht habe. Der vor dem Prozeßgericht über den Anspruch des Klägers auf Herausgabe des Kindes gestützte Rechtsstreit und der bei dem Vormundschaftsgericht anhängig gemachte Erziehungsstreit sind dem Verfahren und dem Ziel nach wesentlich voneinander verschieden. Das Prozeßgericht entscheidet darüber, ob dem Vater nach dem Rechte der elterlichen Gewalt der Anspruch auf Herausgabe des Kindes zusteht, während der Vormundschaftsrichter darüber zu befinden hat, ob im Interesse des Kindes besondere Anordnungen zu treffen sind, durch welche ein von der gesetzlichen Regel abweichender Rechtszustand begründet wird. Bis eine solche Anordnung ergeht, hat das Prozeßgericht das bestehende Recht des Klägers zur Anerkennung zu bringen und es kann daher nicht gemißbilligt werden, wenn das OLG., um den Kläger für die Zwischenzeit nicht schuldlos zu lassen — zumal eine abweichende Anordnung des Vormundschaftsgerichts kaum zu erwarten war — in Betätigung des dem Prozeßgericht eingeräumten freien Ermessens den Antrag auf Aussetzung abgelehnt hat. Eine Rechtsanmerkung ist hierin nicht zu finden. Die Ausführungen der Beklagten laufen darauf hinaus, daß das Kind (infolge seiner natürlichen Eltern) besser bei der Mutter als bei dem Vater aufgewachsen sei. Hierüber hat aber, wie der Senat bereits in dem Urteil vom 7. Mai 1903 IV. 18. 03 (Zbl. 03 Beilage S. 82 Nr. 190) ausgesprochen hat, an welcher Entscheidung grundsätzlich festzuhalten ist, nicht das Prozeßgericht, sondern das Vormundschaftsgericht zu befinden. Nach § 1666 BGB. ist das Vormundschaftsgericht zum Eingreifen berufen, wenn der Vater das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß er das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht. Ein solcher Mißbrauch kann auch darin gefunden werden, daß der Vater den Anspruch auf Herausgabe des Kindes gegen die Mutter geltend macht, obgleich das Kind bei dieser die beste Pflege erhält und es bei anderer Unterbrechung einer ernstlichen Gefährdung ausgesetzt sein würde (Eaubingers zu § 1666 BGB. unter II B., vergl. auch das Urteil des Senats vom 12. Juli 1906

in ZB. 06 S. 599 Nr. 2 am Schluß). Nach dem in St. 55 E. 419 ff. der reichsgerichtlichen Entscheidungen veröffentlichten Urteil des Senats vom 26. Oktober 1903 ist allerdings der Ehefrau gegenüber dem die Herausgabe des Kindes verlangenden Ehemann unter Heranziehung des § 1354 Abs. 2 BGB. der Einwand im Prozesse gestattet, daß die Entziehung des Kindes sich als Mißbrauch seines Rechts verhalte und deshalb für sie unerbittlich sei. Dieser Einwand ist jedoch nur zugelassen für den Fall, daß der Ehemann die Anrechnung in Bezug auf das gemeinschaftliche Kind trifft, nicht um für das Kind zu sorgen, sondern um einen unberechtigten Anspruch auf die Frau, die die Herstellung der ehelichen Gemeinschaft mit Grund verweigert, auszuüben. Es handelt sich hier also um einen dem Rechtsverhältnis der Ehegatten entnommenen Einwand. Für einen solchen Fall ist die Herausgabeverweigerung der Ehefrau berechtigt, auch wenn statt des § 1354 Abs. 2 nur der § 1634 BGB. zur Anwendung gebracht wird, da der Ehemann dann bei der von ihm getroffenen Anrechnung gar nicht in Ausübung des Rechts der Sorge für die Person des Kindes handelt, mißbräuchlich durch § 1634 bei dem aus § 1632 erhobenen Herausgabeverlangen nicht gebietet wird. Dagegen kann die Ehefrau im Prozesse dem Einwand des Mißbrauchs nicht auf Grund stützen, die dem Gebiete der Fürsorge für die Person des Kindes angehören. Hierzu gibt ihr der § 1634, welcher die maßgebende Norm für die Ausübung des elterlichen Erziehungsbereichs enthält und welcher bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern die Meinung des Vaters vorgehen läßt, kein Recht. Hält die Ehefrau das Wohl des Kindes, wenn es statt bei ihr bei dem die Herausgabe fordernden Ehemann untergebracht wird, für gefährdet, so ist sie darauf angewiesen, die Entziehung des Vormundschaftsgerichts nach § 1666 BGB. anzufragen. In dem wegen der Herausgabe des Kindes anhängigen Prozesseverfahren ist für einen dergleichen Einwand kein Raum. Versteht sich endlich die Klage, daß der Fall des § 226 BGB. — welcher Paragraf die Ausübung eines Rechts für unzulässig erklärt, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem Anderen Schaden zuzufügen — hier gegeben sei und daß deshalb dieser Paragraf durch Nichtanwendung verlegt sei. Der Revision mag zugegeben sein, daß die Vorschrift des § 226, wie auch von dem Berufungsgericht angenommen wird, nicht bloß auf dem Gebiete des Vermögensrechts, sondern ebenso für das Familienrecht Geltung hat und demgemäß die auf Herausgabe des Kindes delatante Ehefrau im Prozesse dem Einwand der schädlichen Rechtsausübung ergeben kann. Das Verlangen der Herausgabe nach § 226 ist indes von dem Berufungsrichter unter Hinweis darauf, daß das Verlangen des Vaters, sein Kind bei sich zu haben und sich nicht beraubt entfremden zu lassen, ein durchaus begründetes und nachteiliges sei, bedenkenfrei verneint. Wenn hierbei in dem Berufungsurteil hinzugefügt ist, es könne nach Lage der Sache, selbst wenn für das Herausgabeverlangen auch unlaute Motive bestehen könnten, was nicht genügend dargelegt sei, nicht angenommen werden, daß dieses Verlangen nur den Zweck hätte haben können, der Beklagten Schaden zuzufügen oder Schmerz zu bereiten, so kann hieraus die Revision nicht einen Grund zu der Befürwortung entnehmen, daß über die unlaute Motive durch Ausübung des Prozeßrechtes gemäß

§ 138 ZPO. Aufklärung hätte geschaffen werden müssen. Da der Kläger das größte Interesse daran hat, die Entfremdung seines jetzt im achten Lebensjahre stehenden Sohnes, den er seit 1900 während seiner Kinderjahre bei der Beklagten lassen hat, nicht weiter greifen zu lassen, so ist es ausgeschlossen, daß die Abwehrung des Kindes einzig und allein zur Schwächung und Kränkung der Beklagten geschehen sein kann. Der Berufungsrichter konnte deshalb sehr wohl es dahingestellt sein lassen, ob für die Entschließung des Klägers etwa noch andere Motive mitbestimmend gewesen sein mögen. Zu einer Ausübung des Prozeßrechtes nach der Richtung, es etwa auch unlaute Motive bestanden haben und wie dieselben betrieuen werden sollen, lag für ihn keine Veranlassung vor. P. a. P., U. v. 15. Nov. 68, 166/06 IV. — Raumburg.

7. §§ 227, 254 BGB. § 304 ZPO. Begriff der Notwehr. Minderung des Verschuldens des Beschädigten. Feststellung und Inhalt des Zwischenurteils.]

Der Kläger, Sohn einer Schwester der verstorbenen Frau des Beklagten, schuldet diesem im Jahre 1904 aus Darlehen eine größere Summe; da er seinen Verpflichtungen nicht nachkam, verklagte ihn der Beklagte und ließ auf Grund des erlangten Urteils eine Quantität Tabak pfänden. Am 14. Oktober 1904 versuchte der Kläger diesen Tabak, der in seinem Gewachshaus verblieben war, unter Verheimlichung des daran bestehenden Pfandrechts einem Dritten zu verkaufen, der Beklagte aber, der hiervon rechtzeitig Kenntnis erlangt hatte, hinderte durch seinen Widerspruch die Auslösung des Kaufpreises seitens des Käufers an den Kläger. Erübrigt hierüber begab sich dieser in die Verhaftung des Beklagten und machte diesem heftige Vorwürfe. Der dabei entstandene Streit hat schließlich damit geendet, daß der Beklagte durch einen Sühnbrief den Kläger am Kopfe verlegt hat. Dieser forciert Schadenersatz, und zwar 278 Mark 50 Pf. Rutlosien, 2500 Mark „Verdienstangabe pro Jahr“, 3000 Mark für Geschäftshilfskosten und Rüdgang, sowie 6000 Mark Schmerzensgeld, eventuell eine einmalige Entschädigung von 15000 Mark. Der Beklagte hat voracskührt, daß er in Notwehr gehandelt habe, und Klagenabweisung beantragt. Diefem Antrage gemäß hat das LG. erkannt, das LG. entschied auf die Verurteilung des Klägers unter deren Zurückweisung im übrigen dahin, der Beklagte werde verurteilt, dem Kläger den aus der Körperverletzung vom 14. Oktober 1904 entstandenen Schaden zu zwei Dritteln zu ersetzen, und die Sache zur weiteren Verhandlung an das RG. zurückverweisen. Das RG. hob auf: Das angefochtene Urteil ist schon aus prozeßualen Gründen zu beanstanden. Es ist, wie keinem Zweifel unterliegen kann, gemeint als eine Vorabentscheidung im Sinne von § 304 ZPO. Dem entspricht aber die gewählte Urteilsformel nicht, insofern darin nicht der Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, sondern bereits eine Verurteilung des Beklagten ausgesprochen ist. Dabei ist diese Verurteilung allgemein dahin gefaßt worden, daß der Beklagte dem Kläger den aus der Körperverletzung vom 14. Oktober 1904 entstandenen Schaden zu zwei Dritteln zu ersetzen habe, während, wie selbstverständlich ist, auch ein Zwischenurteil nach § 304 ZPO. immer nur über den vom Kläger erhobenen Anspruch in seiner durch den Klagenantrag gegebenen Begrenzung entscheiden darf. (Vgl. RG. 60, 314.) Weiter hat der Kläger eine Reihe

einzelner Ansprüche erhoben, es mußte deshalb schon in dem Verfahren über den Grund des Klagenpruchs für jede der einzelnen von ihm umfaßten selbständigen Forderungen geprüft werden, ob sie als dem Grunde nach berechtigt erkläre. Einer besonderen Erwörterung nach dieser Richtung bedurfte es jedenfalls bezüglich des Anspruchs unter Nr. 4 des Klagenantrags. Der Kläger verlangt außer Heilungskosten und Schmerzensgeld eine Entschädigung wegen Geschäftsstillstand und Wädlung in Höhe von 3000 Mark sowie „den jährlichen Verdiensteingang“ im landwirtschaftlichen Betriebe mit 2500 Mark. Dieser letztere Antrag muß nach seiner Fassung und im Hinblick auf die Behauptung des Klägers, daß er „zum Krüppel geworden sei“, dahin verstanden werden, daß er wegen des Verlusts, den er in seinem landwirtschaftlichen Betriebe erleide, eine Rente von 2500 Mark jährlich fordere. Ein solcher Anspruch würde voraussetzen, daß der Kläger, auch nach Beendigung des Heilungsprozesses, für immer oder totnegiert für längere Zeit in seiner Erwerbsfähigkeit als Landwirt beschränkt sei. Daß dies der Fall sei, ist nicht festgestellt, es steht also für diesen Teil des Klagenantrags an einem Anhalt, daß insoweit dem Kläger überhaupt ein Schaden entstanden sei. Aber auch in der Sache selbst sind die Ausführungen der Vorinstanz nicht einwandfrei. Das, was der Beklagte über den Verlauf des in Frage stehenden Vorfalls angestrichelt hat, ergibt sich aus den Tatsachen I. und II. In Zusammenhang mit dem Verzeihungsbescheid vom 9. März 1905, sowie aus dem Protokoll vom 4. November 1904, daß in dem wider den Beklagten eingeleiteten Strafverfahren aufgenommen und in der Berufungsverhandlung zum Vortrag gebracht worden ist. Das Vorbringen des Beklagten ging dahin: Zunächst seien ihm in dem Vorderzimmer seines Hauses von dem Kläger in eheverletzender Weise Vorwürfe gemacht worden; deshalb und weil der Kläger der mehrfach an ihn gerichteten Aufforderung, sich zu entfernen, keine Folge geleistet habe, sei der Beklagte, um sich weiteren Anstößen zu entziehen, über den Hausflur nach einem an der Hinterecke des Hauses gelegenen Zimmer gegangen, an das er ihn als Schlafraum dienender Alkoven anstoße, wobei er den Kläger, der ihm den Weg zu vertreten gesucht habe, beiseite geschoben habe. Obgleich er auch in dem Hausflur den Befehl, daß der Kläger sofort das Haus verlassen solle, mehrfach und in der bestimmtesten Weise wiederholt habe, sei ihm dieser in das Hinterzimmer nachgefolgt und habe ihm dort fortgesetzt durch Schmäherden zugeführt und bis an den nun durch einen Vorhang abgeschlossenen Alkoven zurückgedrängt, auch die weiteren Aufforderungen, sich zu entfernen, unbeachtet gelassen. Infolgedessen habe Beklagte den in dem Alkoven stehenden Sessel ergriffen und dem Kläger droht, er werde diesen, wenn er ihm nicht zum Lrie bleibe und weggehe, durch und durch stecken. Ratslos habe er gar nicht die Absicht gehabt, das zu tun, sondern den Kläger nur in Angst versetzen und dadurch bestimmen wollen, wegzugehen. Das habe der Kläger aber nicht getan, sondern nur mehrmals fragen: noch einmal und nach dem Beklagten „gelangt“, auch eine Bewegung nach seiner Hofentlassung gemacht, als wolle er nach seinem Zimmer greifen. Da sei die in dem Zimmer anwesende G. dagewischen gesprungen mit dem Rufe: ach Gott, er hats besser. Diesen Ruf habe er allerdings nicht gehört, dagegen seien ihm die verdächtigen

Handbewegungen des Klägers nach seiner Hofentlassung nicht entgangen. Mit Unrecht hat das Berufungsgericht eine nähere Feststellung der Vorgänge in dem Hinterzimmer, insbesondere eine Aussprache darüber, ob den insoweit von der Zeugin G. endlich erhalteten Aussagen Glauben beizumessen sei, für unbedingt notwendig. Der dafür angegebene Grund: der Beklagte sei nicht in der Lage gewesen, ein Tun seines Gegners zu bezeichnen, aus welchem er den Beginn oder das Beendigen eines Angriffs auf seine Person hätte schließen dürfen, ist gegenüber dem vorstehend wiedergegebenen Vorbringen des Beklagten nicht zureichend, und die Bemerkung, der Beklagte habe nach seiner eigenen Darstellung davon, daß der Kläger eine verdächtige Bewegung nach seiner Hofentlassung mache, nichts wahrgenommen, steht mit dem Inhalte des zweifelhaften Tatbestandes in direktem Widerspruch. Bei der Würdigung des Vorbringens kommt es aber auch darauf an, ob der Beklagte wegen eines ihm drohenden persönlichen Angriffs oder gegenüber der offensibaren Verletzung seines Hausrechts von dem Sessel so, wie geschehen nach § 227 BGB., hat Gebrauch machen dürfen, nicht an, die Entscheidung der Vorinstanz würde vielmehr auch abgesehen von der Frage der Notwehr dann, wenn die Aussage der G. der Wahrheit entspricht, nicht gebilligt werden können, weil dann dem Kläger ein so großes eigenes Verschulden beizumessen wäre, daß ihn, wenn überhaupt irgend ein Anspruch auf Schadenersatz, keinesfalls ein solcher nach der vom Berufungsgericht getätigten Taute zugeprochen werden könnte. Schon nach den bisher vorliegenden Feststellungen des OLG. hat, wie von diesem auch nicht bekannt wird, der Kläger in vorliegendem Maße durch eigenes rechtswidriges Verhalten den Vorgang, aus dem er seinen Schadenersatzanspruch herleitet, mit herbeigeführt. Er war aus ihm getätigten Darlehen der Schuldner des Beklagten und hatte versucht, die für diesen gegebenen Zahlungswörter durch Versuch zu verwerten und den Erlös für sich zu verwenden, also eine gegenüber dem Beklagten unethische, im Strafgesetze mit Gefängnis bis zu einem Jahre bedrohte Handlung zu begehen. Wenn er nun, nachdem er hieran durch den Beklagten gehindert worden war, sich herausnahm, diesem auch noch in seinem eigenen Hause heftige Vorwürfe zu machen und ihn zu beschimpfen, und dessen wiederholten Befehlen, das Haus zu verlassen, nicht nur nicht nachkam, sondern sich erdreistete dem hochbetagten Beklagten, als er sich weiteren Auseinandersetzungen zu entziehen versuchte, über den Hausgang hinweg in ein weiteres Zimmer zu verfolgen, und dort seine Vorwürfe und Schmäherungen fortzusetzen, so war dieses durchaus rechtswidrige Verhalten in hohem Grade geeignet, den berechtigten Zorn des Beklagten zu erregen und ihn in hochgradige Aufregung zu versetzen, und es erscheint nach diesen Vorgängen menschlich nicht unverständlich, daß der Beklagte nach dem Eindringen des Klägers in das Hinterzimmer zu einer Waffe griff, um seinen die Wädlung seines Hausrechts bedrohenden Befehlen Nachdruck zu geben. Daß ihm dabei eine minderegefährlige Waffe als der Revolverfischel zu Gebote gestanden hätte, ist nicht festgestellt, auch gar nicht behauptet. Würde nun weiter auch nur festgestellt, daß der Beklagte nicht, wie in dem strafgerichtlichen Urteil vom 24. Januar 1906 angenommen ist, sofort, nachdem er den Sessel herzugeholt hatte, damit auf den Kläger losgeschlagen, sondern, wie die G. bezeugt

hat, zunächst unter der Androhung der Anwendung der Waffe den Kläger von neuem zum sofortigen Verlassen des Zimmers und des Hauses aufgefordert hat, daß aber der Kläger dem nicht gehorcht, sondern den Beklagten durch den mehrmaligen Hant: sich einmal verhöhnt und weiter gereizt hat, so würde der schließliche Ausbruch des Streites vornehmlich auf das eigene schuldhafte Verhalten des Klägers zurückzuführen und sein Verschulden das des Beklagten, auch wenn dessen Verschulden nicht als ein nach § 227 BGB. erlaubtes anzuweisen wäre, erheblich überwiegen. Wie das RG. bereits öfter ausgesprochen hat, liegt ein zur Entstehung des Schadens mitwirkendes Verschulden des Beschädigten im Sinne von § 254 BGB. auch dann vor, wenn er schuldhafter Weise den Beschädigten zu der schadenbringenden Handlung gereizt hat. Die Veranlassung ist an sich von der gleichen Wirkung ausgegangen, für hat aber bei der Beurteilung des Schadens maßgebendes Gewicht zugunsten des Beklagten darauf legen zu müssen geglaubt, daß die Verlesung, welche der Kläger erlitten, unmittelbar nur durch eine Handlung des Beklagten verursacht worden sei. In einer solchen Untercheidung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Verursachung des entstandenen Schadens bietet aber das Gesetz keinen Anhalt. Nach § 254 BGB. soll die Verpflichtung zum Ersatze sowie der Umfang des zu leistenden Ersatzes von den Umständen, insbesondere davon abhängen, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem anderen Teil verursacht worden ist. Weber aus dem Verlaufe des Geschehens nach aus allgemeinen Grundsätzen kann aber der Satz abgeleitet werden, daß immer derjenige Handlung, welche zuletzt und unmittelbar den schädlichen Erfolg herbeigeführt hat, verglichen mit den ihr vorhergehenden Handlungen als die im Sinne des Gesetzes vorwiegende Ursache des Schadens anzusehen sei, es würde das auch namentlich bei Körperverletzungen mit dem allgemeinen Rechts- und Billigkeitsgefühl dann nicht im Einklang stehen, wenn die den Schaden unmittelbar verursachende Handlung des Beschädigten durch grobes Unrecht, das ihm vorher von dem Beschädigten zugefügt worden war, veranlaßt war. In solchen Fällen muß deshalb auf die sonstigen Umstände des Falles Gewicht gelegt und dabei besonders die Schwere des Verschuldens, das dem einen oder anderen Teile zur Last fällt, berücksichtigt werden. Vgl. Oertmann, das Recht der Schuldverhältnisse, II. Aufl. Bam. 2 a, 7 zu § 254 BGB. Von diesem Standpunkte aus muß es zweifelhaft erscheinen, ob nicht schon nach dem, was bisher festgestellt ist, die dem Kläger von der Veranlassung zugebilligte Quote zu hoch gegriffen ist, unbedingt aber würde dies dann der Fall sein, wenn die Angabe der Frauin G. nach der oben hervorgehobenen Richtung der Behauptung maßgebend sollte, und es würde dann sogar die Frage entstehen, ob nicht dem Kläger schon aus § 254 BGB. jeder Schadenersatzanspruch abzupferchen sei. Unter diesen Umständen kann es jetzt dahingestellt bleiben, ob die rechtlichen Erwägungen, von denen die Veranlassung der Beurteilung der Einrede der Notwehr geleitet worden ist, überall gebilligt werden könnten, insbesondere bezüglich der Annahme, daß der Beklagte, ehe er von seiner Waffe überhaupt Gebrauch machen durfte, hätte versuchen müssen, durch Hülfsmittel der Behinderung von Straßenpassanten oder Kaufleuten zu erlangen oder auch den Kläger ohne Anwendung der Waffe aus der Wohnung gewaltfam zu entfernen, daß er

es also insofern auf einen Ringkampf mit diesem hätte ankommen lassen sollen. In der letzteren Beziehung mag indes auf folgendes hingewiesen werden. In dem Berufungsurteil ist bemerkt: nach dem Ergebnis der Bewerkaufnahme scheinen trotz dem großen Altersunterschiede die Körperkräfte der Beteiligten ziemlich gleich gewesen zu sein, insbesondere macht das Verhalten des achtjährigen Beklagten, der im Verlaufe des Vorstretzes einmal den ihm den Weg vertretenden Kläger durch einen Fauststoß auf die Seite geschleudert habe, den Eindruck, daß ein noch zühtiger und temperamentsvoller Mann in der Wahrung seines Handrechts begriffen gewesen sei. Dieser Satz enthält schon an sich keine tatsächliche Feststellung, aus welcher rechtliche Folgerungen zugunsten des Beklagten hätten abgeleitet werden dürfen, der Ausspruch über die annähernde Gleichheit der Körperkräfte der Parteien stellt sich vielmehr nach der gewählten Wortfassung als eine bloße Vermutung des Berufungsgerichts dar. Sie wird gestützt auf ein in den Strafakten befindliches Schriftstück, eine Sendungsanweisung, die über den Vorfall erhalten worden ist und auch Mitteilungen über Äußerungen enthält, die der jetzige Beklagte gegenüber dem Sendearmen gemacht haben soll. Dieses Schriftstück ist aber nach dem Protokoll vom 19. Dezember 1905, das allein Material über die dem Berufungsgerichte vorgelegenen Schriftstücke gibt, nicht Gegenstand der Vernehmung gewesen, es dürfte also bei der Entscheidung nicht berücksichtigt worden; übrigens hat der Kläger selbst eine Behauptung, daß ein der Beklagte im Verlaufe des Streites durch einen Stoß beiseite geschleudert habe, gar nicht aufgestellt, und, was seiner eigenen Äußerung am läng, nach dem erstenmündlichen Tatbestand anzugehen, er sei bis zu der ihm vom Beklagten zugefügten Verletzung im Grunde und robusten Mann gewesen. A. a. O., II. u. 6. Nov. 06, 109/06 VI. — Jreibrüden.

§. 254 BGB. verb. mit § 1 Haftpfl. Verschulden beim Auspringen aus einem Straßeneisenbahnwagen.]

Der Kläger kam an einem in Bewegung befindlichen Straßenbahnwagen heran und versuchte auf den Hinterecken des Rotornwagens aufzuspringen, es gelang ihm aber nicht, auf dem Trittbrett festen Fuß zu fassen, er fiel zu Boden und geriet unter das Trittbrett des Anhängers. Sein Schadenersatzanspruch wurde abgewiesen und die Revision blieb erfolglos: Zugrunde ist, daß für den vom Kläger erlittenen Unfall, für seine Entstehung und für die Schwere der Verletzung, die mit dem Straßeneisenbahnverkehr verbundenen Gefährlichkeit mit Ursache gewesen ist. Auf der anderen Seite erscheint es ebenso zweifelhaft, daß der Kläger durch eigenes Verschulden den Unfall herbeigeführt hat. Allerdings muß nach der ganzen Sachlage angenommen werden, daß der Bahnzug, auf den der Kläger aufspringen versucht hat, in nur langsamer Fortwärtsbewegung begriffen war. Ist dieser Umstand an sich geeignet, sein Verhalten in milderen Lichte erscheinen zu lassen, so kommt auf der anderen Seite in Betracht, daß der Kläger bei seinem Alter von 66 Jahren und seiner Kränklichkeit, wie ihm bei vernünftiger Überlegung nicht entgehen konnte, besonders wenig befähigt war, beim Auspringen aus dem Trittbrett eines fahrenden Straßeneisenbahnwagens alsbald festen Fuß zu gewinnen, und dies dadurch, daß der Person, zu dem er gelangen wollte, durch eine Tüte abgestoßen war, noch wesentlich erschwert war. Dem Berufungs-

gericht kann daher nur beigetreten werden, wenn es in seinem Verlaufe eine grobe Außerachtlassung der erforderlichen Vorsicht erklirt hat. Der Umstand, daß dem Wager, auf den er zu springen unternahm, ein Anhängerswagen angelassen war, kann ihm nicht zufluten kommen, da er wußte, daß dies der Fall sei, also sich sagen mußte, daß ein Bröhlen seines Unternehmens für ihn besonders verhängnisvoll werden könne. Bei dieser Sachlage kann es nicht als rechtmäßig angesehen werden, wenn die Verweisung bei Anwendung der Vorschriften in § 254 BGB. und in § 1 Haftstf. dazu gelangt ist, dem Kläger jeden Schadenersatzanspruch abzupragen. O. v. A. H. G. St., II. v. 8. Nov. 06, 84/06 VI. — Hamburg.

9. § 254 BGB. Verteilung des Schadens seitens des AG bei Verschuldens des Verschuldens des Verletzten.]

Der Kläger ist bei geringfügigem Schneefall am Abend des 18. Januar 1904 auf einer Treppe gestürzt, bezüglich deren feststeht, daß deren Gefährlichkeit durch zusammengetretene und dadurch glatt gewordene Schneeauflagerung dem Beklagten nicht entgangen sein kann, daß durch einmalige Säuberung der Treppe vom Schnee seitens des dazu verpflichteten Beklagten die Gefahr beseitigt worden wäre, und daß diese Säuberung ohne erhebliche Schwierigkeiten möglich war. Während in II. Instanz eine Verurteilung in weitem Umfange ausgesprochen war, hat das AG. den Beklagten nur zu 1/2 des dem Kläger entstandenen Schadens verurteilt. Begründet erscheint der Revisionsertrag in betreff des § 254 BGB. Der Unfall ist zum größeren Teile durch die Unvorsichtigkeit des Klägers verursacht. Der Kläger passierte die, wie er wußte, dem gleitenden Schneefall und dem gleitenden Frost ausgelegte Treppe Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, also zu einer Zeit, zu welcher fortgesetzt Säuberung der Treppe nicht mehr zu erwarten war. Er mußte demnach besonders aufpassen und beim Gehen der in der Nähe hell brennenden Gaslaterne die Schneeauflagerung und deren Glätte in acht nehmen und mit besonderer Vorsicht passieren. Er hat jedoch keinerlei Vorsicht angewendet. Es erscheint angemessen, dem Kläger 1/2 des entstandenen Schadens aufzuerkennen, also die ihm zugesprochenen Beträge um die Hälfte zu kürzen. B. v. K., II. v. 13. Nov. 06, 117/06 III. — Jena.

10. § 254 BGB. Voraussetzung und Umfang des Verschuldens.]

Das LG. hat die Frage, ob es dem Beklagten nach den konkreten Umständen des Falls zum Verschuldens anzurechnen sei, daß er nicht für Beseitigung der durch Glätte erzeugten Gefahren im Hofe, in welchem die Klägerin gefallen war, gesorgt habe, unberücksichtigt gelassen, da bei der Entstehung des Schadens ein Verschulden der Klägerin miteingewirkt habe und die ursächliche Wirkung dieses Verschuldens so erheblich sei, daß das Verschulden des Beklagten daneben nicht in Betracht kommen könne. Die Revision der Klägerin macht geltend, eine Abwägung des schuldvollen Verhaltens beider Teile sei prinzipiell zu missbilligen, bevor die Art und der Umfang des Verschuldens des Beklagten und dessen ursächliche Bedeutung für den Unfall festgestellt worden sei. Dieser Auffassung kann jedoch nicht beigetreten werden. Es ist nicht unzulässig, mit nicht erwiesenen und als wahr unterstellten Tatsachen zu räumen, wenn sich diese wegen anderer, festgestellter Tatsachen als unerheblich

herausstellen, und so kann es auch nicht als prinzipiell unzulässig bezeichnet werden, bei der Vergleichung und Abwägung der Wirkung priorer Ursachen nach ihrer Tragweite und dem Verschulden ihrer Urheber als wahr zu unterstellen, daß dem einen Teil eine bestimmte schuldvolle, für den Unfall ursächliche Unterlassung zur Last falle, wenn dies auch nach Lage des Einzelalles nicht empfehlenswert sein kann. Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß der Sachverhalt im übrigen eine vollständige Klärung erfahren hat; diese Voraussetzung, an der es in dem Falle, der dem von der Revision angelegenen Urteile des erkennenden Senats vom 28. November 1904 Rep. VI 43/04 (abgedruckt in der JZ. 05, 44*) zugrunde lag, fehlte, ist aber im vorliegenden Falle gegeben. Dagegen ist der Revision darin beigetreten, daß das Berufungsgericht zu weit geht, wenn es dem von ihm angenommenen schuldvollen Verhalten der Klägerin die Bedeutung beimißt, daß der Klage vom jeder Schadenersatzpflicht auch dann frei sein soll, wenn er die durch Glätte erzeugte Gefahr im Hofe zu beseitigen verpflichtet gewesen sein und die Erfüllung dieser Verpflichtung schuldhaft unterlassen haben sollte; hiervon konnte umso weniger die Rede sein, wenn die von der Klägerin aufgestellten Behauptungen, die dazu dienen sollen, das Verschulden des Beklagten als ein besonders schweres erscheinen zu lassen, in Wahrheit trüben sollen. Andererseits würde zugunsten des Beklagten in Betracht zu kommen haben, nicht nur, daß die Richter in seinem Hausgrundstück, besonders deren Dienstmädchen selbst zu streuen pflegten, sondern auch, daß dies — wie er behauptet — in S. überhaupt üblich gewesen sei. Nach diesen Richtigungen sind Erörterungen und Feststellungen noch erforderlich, auf Grund deren eine anderweitige Abwägung gemäß § 254 BGB. zu erfolgen haben wird. J. v. A., II. v. 15. Nov. 06, 116/06 VI. — Dresden.

11. §§ 276, 823, 845 BGB. Haftung des Bauunternehmers für gefahrloses Passieren der Straße während des Baues. Anspruch des Ehe Mannes für Verletzung der Ehefrau wegen Schaden in seinem Gewerbebetrieb.]

Die beklagte Gesellschaft führte einen Bau aus. Während dies geschah, wurde die Ehefrau des Klägers, als sie an dem nach der Straße zu angebrachten Gerüst vorüber ging, von einem Brandstein verletzt, der einem bei dem Bau beschäftigten Maurerlehrling beim Tragen von Steinen entfallen war. Der Ehe Mann will die Beklagte für den hierdurch entstandenen Schaden verantwortlich machen, weil sie schuldhaft unterlassen habe, die zum Schutz des Straßengerechts erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Das LG. hat den Klagenanspruch für dem Grunde nach beseitigt erklärt. Das LG. wies die Klage ab, das AG. jedoch auf: Der Vorinstanz kam in der Annahme nicht beigegeben, daß die Beklagte die besonderen durch die gegebenen Verhältnisse gebotenen Vorkehrungen in ausreichender Weise getroffen habe, bezw. daß, soweit dies etwa verneint werden könnte, der Unfall durch die Unterlassung nicht verursacht worden sei. Die Straße, in welcher der Bau stattfand, hat eine Breite von nur 4,25 m und ist, wie als unstreitig angesehen werden darf, auf beiden Seiten mit bewohnten Gebäuden bebaute. Die Enge der Straße, die in der Ausdehnung des Bauplatzes ungefähr bis zur Hälfte von dem Baugerüst überdeckt wurde, hatte es unmöglich gemacht,

längs des Gerüsts, wie sonst zu geschehen pflegt, einen Bauzug zu errichten. Bei dieser Sachlage war entlassend dem Gerichte außer dem von diesem selbst überbedachten Landstreifen überhaupt kein Raum vorhanden, für den nicht ohne besondere Vorkehrungen die nachgeliegende Gefahr bestanden hätte, daß von höhern Teilen des Gerüsts herabfallende schwere Gegenstände dahin gelangen und dort befindliche Personen verletzen könnten; denn die an den beiden untersten Vorderlagen des Gerüsts angebrachten Schuttbücher und die darauf befestigten auswärts gerichteten Schuttbretter boten gegen diese Gefahr keinen ausreichenden Schutz, weil bei der Höhe des über das oberste Schuttbuch hinausragenden Gerüststeiles die Möglichkeit keineswegs fern lag, daß ein von dort herabfallender Gegenstand auf einen in der Falllinie liegenden Gerüstteil aufschlagen und dadurch über den Bereich der Schuttbücher hinaus bis an die andere Straßenseite geschleudert werden konnte. Dies aber mußte verhindert werden, auch wenn der Weg unter dem Schuttbuch selbst stets in gangbarem Zustande erhalten wurde, da ein gefahrloser Zugang zu den gegenüberliegenden Häusern vorhanden sein mußte. Unter diesen Umständen kann der ersten Instanz nur beigegeben werden, wenn sie ausgesprochen hat, es hätten bei dem Bau ungenüßliche Verhältnisse vorgelegen, die ungenüßliche Sicherungsmaßnahmen erfordert hätten, nämlich solche, durch welche ein Herabfallen schwerer Gegenstände auf den Raum längs des Gerüsts überhaupt ausgeschlossen wurde. Daß solche Maßregeln möglich gewesen wären, wird von der Vorinstanz nicht in Zweifel gezogen und ist auch ganz unbestreitbar. Da dabei in Betracht kommende Anbringung eines Bettler- oder Laternenpfahls längs des ganzen Gerüsts ist übrigens mindestens eine ganz ungenüßliche Maßnahme, sie wird vielmehr, wie die ständige Erfahrung lehrt, nicht selten angewendet. Nun sind ja im vorliegenden Falle an einem Teil des Gerüsts höhere Brüstungen angebracht worden, die geeignet waren, zu verhindern, daß Gegenstände, welche von den dort befestigten Arbeitern verwendet wurden, nach der Straße herabfielen. Allein der Teil des Gerüsts, wo sich der vom zweiten Stockwerk des Gerüsts auswärts führende Leitergang befand, ist völlig unterbaut geblieben, so daß Gegenstände, die einem den Leitergang benutzenden Arbeiter entfielen, lediglich durch das Gerüst selbst und die darin befindlichen Schuttbücher aufgefangen werden konnten. Das aber war, wie oben erwähnt, bei der Höhe des Leitergangs ungenüßend. Darin, daß das Gerüst dort, wo sich der Leitergang befand, nicht besser verteuert worden ist, muß ein Verschulden dessen, der für eine den Verhältnissen entsprechende Beschaltung des Gerüsts einzustehen hatte, und ein Verschulden gegen die Schutzvorschrift des § 367¹¹ S.O.B. erkannt werden. Hierbei ist es ohne jede Bedeutung, ob von den insoweit verantwortlichen Personen vorausgesehen werden konnte, daß sich vielleicht einer der beim Bau beschäftigten Lehrlinge ohne besondern Auftrag damit befassen werde, unter Vermögen des Leitergangs Steine hinaus oder hinauf zu tragen. Denn mit der Möglichkeit, daß beim Transport von Baumaterialien oder Gerüstschäften aus einer Gerüstleiter einmal, ohne oder mit Verschulden des Tragenden, diesem ein Gegenstand entfallen werde, muß immer als mit einer sehr nachgelassenen gerechnet werden, auch wenn zu dem Transport nur gekübte und kräftige Personen verwendet werden. Die hier-

nach vorliegende Außerachtlassung der im Verlethe erforderlichen Sorgfalt und der Verschuldung gegen das erwähnte Schutzgesetz ist aber den Inhabern der beklagten Gesellschaft zur Last zu legen, auch wenn der von ihnen mit der Leitung des Baues beauftragte Maurerpolier ein an sich tüchtiger und zuverlässiger Polier sein sollte. Denn es handelte sich, wie oben dargelegt ist, um außergewöhnliche Verhältnisse, die besondere Schutzmaßnahmen erforderten, und dies mußte den Teilhabern der Gesellschaft bekannt sein und war ihnen, wie sie nicht in Abrede gestellt haben, bekannt. Mit Rücksicht hierauf hätten sie dem Polier besondere, der ungenüßlichen Sachlage entsprechende Anordnungen erteilen müssen, sie haben aber selbst gar nicht behauptet, dies getan zu haben. Danach erscheint die Haftung der Beklagten für den durch den Unfall erwachsenen Schaden an sich begründet. Eine Wiederherstellung der ersinißlichen Beschaltung erschien indes für das Revisionsgewicht unzulässig. Denn einmal hat die Vorinstanz die Frage, ob der Ehefrau des Klägers eigenes Verschulden zur Last zu legen sei oder nicht, bisher nicht entschieden, und für die Beurteilung dieser Frage kann es von Bedeutung sein, ob, wie der Kläger behauptet, der Landstreifen unter dem Gerüst und dem Schuttbuch wegen dort befindlicher Baumaterialien und Gerüstschäften ungangbar gewesen ist, oder ob die gegenteilige Behauptung der Beklagten der Wahrheit entspricht, worüber es an einer Feststellung fehlt. Das gleiche gilt, insoweit es sich darum handelt, ob dem Kläger durch die Verletzung, welche seine Frau erlitten hat, ein Schaden in seinem Gewerbebetrieb überhaupt erwachsen ist und annehmbar in Zukunft entstehen wird. O.B. § 345. Die Sache mußte deshalb an die Vorinstanz zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung jurisdiktorien werden, wobei ihr auch die Beurteilung der Frage, ob der Kläger zur Entschädigung des seiner Frau angeblich zuleidenden Anspruchs auf Schmerzensgeld befugt erscheint, zu überlassen war. R. v. B., II. v. 12. Nov. 06, 66/06 VI. — Rumburg.

12. §§ 340 343 O.B. Freie richterliche Würdigung für Herabsetzung einer Vertragsstrafe.]

Das O.B. hat die Frage gestellt, ob Anlaß zur Herabsetzung der eingelangten Vertragsstrafe vorliegt, und sie in Übereinstimmung mit dem O.B. bejaht. Es erübrig: Nach § 343 O.B. finde eine Herabsetzung der Vertragsstrafe statt, wenn sie unverhältnismäßig hoch sei. Da hierbei jedes Interesse des Gläubigers in Betracht zu ziehen sei, habe das O.B. zutreffend berücksichtigt, inwieweit der Klägerin durch den Vertragsbruch ein Schaden erwachsen sei. Denn wenn die Strafe auch nicht lediglich Schadenersatz biete, so diene sie doch auch als Ausgleichung von erlittenem Schaden (§ 340 Abs. 2 O.B.). Hier müsse das Interesse, das die Klägerin an der Erfüllung des Vertrages hätte, in Betracht kommen. Für die Bestimmung des entgangenen Gewinns, woraus dieses Interesse gehe, sei aber nicht der Bietverbruch in den früheren Jahren, sondern der mutmaßliche Bietverbruch in der Zeit bis zum 1. Januar 1907 maßgebend. Hiergegen wendet sich die Revision der Klägerin mit der Rüge der Verletzung der §§ 340 und 343 O.B., indem sie geltend macht: Da das O.B. der Klägerin lediglich den ihr durch den Vertragsbruch des Beklagten entstehenden Schaden zuzurechnen, dessen Ersatz sie auch ohne die Rüge der Vertragsstrafe hätte beanspruchen können, so werde die rechtliche

Natur dieser Strafe bekannt, die nicht bloß den Gläubiger des Benutzers des Schadens entstehen, sondern auch den Schuldner zur rechtlichen Erfüllung des Vertrages antreiben sollte. Es wäre zu entscheiden gewesen, ob unter diesen Gesichtspunkten die Vertragsstrafe nach den Verhältnissen zur Zeit des Vertragschlusses als unverhältnismäßig hoch anzusehen sei. Allein es fehlt jeder Anhalt für den Vorwurf, daß das OLG. die rechtliche Natur der Vertragsstrafe verkannt habe. Es nimmt nicht an, daß bei der Beurteilung der Angemessenheit der Strafe nur der Betrag des dem Gläubiger erwachsenen Schadens zu berücksichtigen sei, sondern es erkennt im Einklang mit dem § 343 BGB. die Zulässigkeit der Verwertung jedes (berechtigten) Interesses des Gläubigers an. Es dürfte daher auch den entgangenen Gewinn als Maßstab im vorliegenden Fall in Betracht ziehen. Die von der Klägerin vertreten Ansicht — die Angemessenheit der Strafe richtet sich nach den Verhältnissen zur Zeit des Vertragschlusses — findet in dem Wortlaut jenes Paragraphen keine Stütze. Gegen sie spricht die Entstehungsgeschichte desselben. Bei den Beratungen der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des BGB. wurden Anträge gestellt, die bezweckten, den Zeitpunkt, der für die Beurteilung der Angemessenheit der Strafe maßgebend sein sollte, im Gehege festzusetzen. Dabei war auch der Zeitpunkt der Vereinbarung der Strafe vorgeeschlagen. Die Kommission beschloß unter Abweisung der abweichenden Anträge, ein richterliches Ermäßigungsrecht zuzulassen und es an die allgemeine geschäftliche Voraussetzung zu knüpfen, daß die Strafe eine unverhältnismäßig hohe sei. Die Kommission überließ es dem Richter, auf Grund der Würdigung des Einzelfalles den richtigen Weg zu finden (vgl. Protokolle der Kommission Bd. I S. 782—785). Dem richterlichen Ermessen ist hiernach bei der Beurteilung der Angemessenheit der Strafe der weitest Spielraum für die Würdigung der im Betracht zu stehenden Umstände eingeräumt. Es ist insbesondere nicht an die Verhältnisse zur Zeit der Vereinbarung der Strafe gebunden, sondern es kann ebensowohl — nach Lage des Falls sogar ausschließlich — die Verhältnisse der Folgezeit berücksichtigen. Das OLG. hat daher nicht das Gehege verließ, wenn es bei Schätzung des der Klägerin entgangenen Gewinns nicht den Bierverbrauch in den früheren Jahren, sondern den Bierverbrauch, den der Beklagte mutmaßlich in der Zeit bis zum 1. Januar 1907 gehabt haben würde, in Betracht gezogen und nach dem Ergebnis die Vertragsstrafe entsprechend herabgesetzt hat. Die Berechnung des entgangenen Gewinns liegt im übrigen auf tatsächlichen, dem Richter der Revision entzogenen Gebiete. Das Berufungsurteil erscheint hiernach begründet. A. R. P. a. e. Sch., II. v. 16. Nov. 06, 77/06 VII. — Geln.

13. § 343 BGB. Ob eine verordnete Vertragsstrafe zu ermäßigen sei, ist Aufgabe.]

Die Revision des Beklagten richtet sich dagegen, daß seinem Antrage auf Ermäßigung der verordneten Vertragsstrafe nicht stattgegeben ist. Die Frage, ob eine Vertragsstrafe zu ermäßigen, ist nach dem konkreten tatsächlichen Verhältnissen zu entscheiden und daher der Revision entzogen, soweit nicht ersichtlich von solchen Rechtsgrundlagen ausgegangen ist. Letzteres ist aber im vorliegenden Falle in keiner Weise erkennbar. Das Berufungsgericht berücksichtigt die gesamte

Ansage unter Abwägung der gegenseitigen Interessen des Gläubigers und des Schuldners und legt dabei namentlich Gewicht auf das außerordentliche Interesse der Klägerin an der Innehaltung des Vertrages, auf die hohen dem Beklagten gewährten Bezüge und darauf, daß der Beklagte lediglich aus Eigenmuth den Vertrag gebrochen hat. R. e. J., II. v. 13. Nov. 06, 184/06 III. — Berlin.

14. §§ 367, 1117 Hb. 2, 1152, 1154 BGB. in Verb. mit § 118 BGB. Keine Aufrechnung von Ansprüchen des Erstschuldners gegen Ansprüche des Realgläubigers; die Vereinbarung des Hb. 2 § 1117 fordert zur Gültigkeit eine wenn nicht tatsächliche Ausbündigung des Pfandes an den neuen Gläubiger, so doch Einreichung des Hypothekenbriefes beim Grundbucheintrage.

Als die Grundstücke des F. G. in Rostock am 23. Dezember 1904 zur notwendigen Zwangsversteigerung kamen, waren sie der Faderbörner Bank zugeschlagen worden, waren von der erstellten Hypothek 4999,50 Mark zurückgezahlt und Eigentümergebundschuld des G. geworden. Sie sollten bar zur Zahlung kommen. Im Versteigerungstermin am 20. Januar 1905 beantragte der beteiligte Gläubiger F. G., daß ihm davon 4900 Mark überwießen würden, auf Grund eines Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses des LG. Detmold vom 7. Januar 1905, der als gepfändet und überwießen bezeichnete den Anspruch des G. aus der Eigentümergebundschuld auf Auszahlung des Betrages von 4900 Mark aus dem Versteigerungserlöse. Dem widersprach die Faderbörner Bank, Ersterer und zugleich beträchtlich ausfallender, zuerstige Hypothekengläubigerin. Sie legte eine notariell beglaubigte Urkunde vom 28. April 1904 vor, worin G. erklärt hat, daß er die von der ersten Hypothek zurückgezählten und künftig zurückzahlenden Beträge der Faderbörner Bank abträte, die Eintragung dessen im Grundbuche, und ferner die Bildung eines Zweigbuchs und die Ausbündigung an die Faderbörner Bank bewillige und beantrage. Sie nahm auf Grund dieser Fiktion den Anspruch G. auf Auszahlung der Eigentümergebundschuld in voller Höhe in Anspruch und erklärte ferner, sie reche mit diesem ihr abgetretenen Betrage gegen den Anspruch G. auf Zahlung des Versteigerungserlöses auf. — Die 4999,50 Mark wurden nun als Streitmasse hinterlegt und im vorliegenden Rechtsstreit klagt die Faderbörner Bank gegen F. auf Einbündigung in die Auszahlung der Streitmasse an sie. Die Klägerin widerwehrt zur Begründung der Klage die schon im Versteigerungstermin abgegebene Aufrechnungserklärung, die sie jetzt auch auf die Forderungen erstreckt, mit denen sie ausgefallen ist (in einem Betrage von 45 369,66 Mark). Außerdem beruft sie sich auf die Abtretung der G. schen Grundschuld vom 28. April 1904 (§§ 1154, 1117 Hb. 2 BGB.), die sich auch auf das etwaige Recht G. auf den Erlös in einer Zwangsversteigerung bezogen haben soll — was der Beklagte bestritt. Sie behauptet, bei Auszahlung der Versteigerungssumme den Vorbehalt gemacht zu haben, daß der künftige Betrag ihr selbst zurückzahlen sei. Daß der Hypothekenbrief nicht wieder Bildung eines Teilbriefes beim Grundbucheintrage eingetrickt und die Bildung eines Teilbriefes nicht beantragt worden ist, gibt sie ja, macht aber geltend, daß die Abtretung des G. jedenfalls obligatorisch verpflichtet habe und der Beklagte sich eben so wenig wie G. diesen Verpflichtungen entziehen könnte, ohne arglistig zu handeln.

Der Beklagte bestreitet, daß die Abtretung vom 28. April 1904 rechtskräftig und eine Aufrechnung überhaupt statthaft sei: die jedenfalls erforderliche Ausfertigung eines Teilhypothekenbriefes ist nicht erfolgt und gegen persönliche Ansprüche der Klägerin sei Beklagter durch § 892 BGB. geschützt, eine Aufrechnung sei aber nur möglich zwischen Gläubigern und Schuldner, und der Schuldner G. sei nicht Gläubiger der Verpfändungssumme. Klage, Berufung und Revision ist zurückzuweisen: Die Klägerin hat den von ihr erhobenen Anspruch aus dem Teil des — von ihr selbst als Ersteherin erlegten — Verpfändungserlöses, der auf die Eigentümergrundschuld des Verpfändungsschuldners G. entfiel, in doppelter Weise zu begründen versucht: einmal durch eine Aufrechnung, die sie mit diesem Teilbetrage ihrer Ersteherförmig gegen herrschende Forderungen an G. vornehmen will, und zweitens durch Berufung auf die in der Urkunde vom 28. April 1904 von G. erklärte Abtretung der von ihm auf die ersteilige Hypothek zurückgezahlten Beträge an sie. Der Berufungsrichter hat in übereinstimmung mit dem L. Richter beide Klagebegründungen verworfen. Für die Aufrechnung wollte die Klägerin zwei Forderungen an G. herleiten: erstens die erdachten ihr in der Urkunde vom 28. April 1904 von G. abgetretenen Beträge, und zweitens einen entsprechenden Teil der Forderungen, mit denen sie in der Zwangsversteigerung ausgeworfen ist. Die erste Aufrechnung hält der Berufungsrichter schon deshalb für sinnlos, weil die Abtretung vom 28. April 1904 unvollständig geblieben ist, und wenn dies richtig ist — worauf später zurückzukommen sein wird —, ist damit in der Tat die erste Aufrechnung erledigt. Die zweite Aufrechnung ist mit der Begründung vom Berufungsrichter für unstatthaft erklärt worden — die übrigen auch auf die erste Aufrechnung geprüft haben würde —, daß G. gar keinen Anspruch gegen die Klägerin auf Zahlung der Schuld, welche diese ausrichten will, gehabt habe, somit die Voraussetzung für eine Aufrechnung fehle, daß zwei Personen einander dem Gegenstande nach gleichartige Leistungen schulden müssen (§ 387 BGB.). Der Berufungsrichter führt aus: G. sei mit dem auf die erste Hypothek zurückgezahlten Beträgen, denen seitdem keine persönliche Forderung mehr zugrunde gelegen habe, Grundschuldgläubiger an seinem eigenen Grundstück geworden und als solcher, als Realgläubiger, an der Zwangsversteigerung des Grundstücks mit dem Anspruch auf Befriedigung aus dem Grundstück oder dem Erlöse, beteiligt gewesen. Aber weder in dieser noch in seiner Eigenschaft als Eigentümer des Grundstücks habe er gegen den Ersteher einen Anspruch auf Zahlung gehabt. Zwischen dem Realgläubiger als solchem und dem Ersteher bestünde überhaupt kein Schuldverhältnis — solange nicht etwa nach § 118 BGB. dem Realgläubiger ein Anspruch gegen den Ersteher gerichtsförmig überwiesen werde. — Und der Eigentümer des Grundstücks, der Verpfändungsschuldner, sei zwar nach wie vor Inhaber des in der Verpfändung begriffenen Vermögens, aber infolge der Beschlagnahme nicht Verfügungsberechtigt. Diesen Ausführungen mußte beigetreten werden. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die an der Zwangsversteigerung beteiligten Gläubiger, von dem erdachten Fall des § 118 abgesehen, keinen Anspruch auf Zahlung gegen den Ersteher, mit dem sie in gar keinem Betzungsverhältnisse stehen, sondern nur ein Recht darauf haben, nach dem für das

Zwangsverfahren gegebenen Vorschriften wegen ihrer Forderungen befriedigt zu werden. (Vgl. Jordel, 3Bd. 2. Aufl. S. 384, Anm. 2 zu § 107; RG. 5, 310.) Es kommt höchstens in Frage kommen, ob dadurch etwas geändert werde, daß G. nicht bloß beteiligter Gläubiger, sondern auch Verpfändungsschuldner und Eigentümer des verpfändeten Grundstücks war; aber auch das muß mit dem Berufungsrichter verneint werden. Zwar war die Verpfändungsmasse im Vermögen des G. geblieben und er mag daher als Gläubiger der durch Versteigerungs- und Zuschlag für den Ersteher entstandenen Schuld bezeichnet werden (vgl. Jordel a. a. O.), aber seiner Verfügung war diese Forderung entzogen, er konnte sie nicht durch Einziehung oder Aufrechnung oder sonstige zum Erlösen bringen, sie konnte daher auch nicht ihm gegenüber aufgerechnet werden. Er konnte vielmehr nur verlangen, daß mit dem Erlöse nach Vorschrift des 3Bd. verfahren werde. In seiner eigenen Verfügung paritätisch ist er nur den auf seine Eigentümergrundschuld entfallenden Betrag, dies also auch nur in seiner Eigenschaft als beteiligter Gläubiger, nicht als Inhaber der Verpfändungsmasse, und erst durch die Zuteilung im Verteilungstermin, auch nur als ein Stück der Verpfändungsmasse, nicht als eine Teilschuld der Ersteherin. Damals war überdies bereits der Betrag von dem Beklagten gältig, wie der Berufungsrichter weiter zu treffend dargelegt hat, gesündigt und ihm überwiesen worden, wodurch also der Anspruch des G. auf diese Erlöse einer Aufrechnung durch den Ersteher selbst dann entzogen worden wäre, wenn man nach der erdachten Verteilung ein unmittelbares Schuldverhältnis zwischen der Klägerin als Ersteherin und G. bezüglich dieses Postens annehmen könnte. Die zweite Klagebegründung stütze die Klägerin darauf, daß G. ihr die ihm infolge der Abzahlungen auf die erste Hypothek zugehörigen Beträge durch die notariell beglaubigte Urkunde vom 28. April 1904, also vor Einleitung der Zwangsversteigerung und vor der vom Beklagten erteilten Pfändung und Überweisung, abgetreten habe. Durch die Abzahlungen war die Hypothek in dem abgezählten Betrage von 4 999,50 Mark auf G. als Eigentümergrundschuld übergegangen und zwar, da eine Briefhypothek in Frage stand, als Briefgrundschuld, deren Abtretung nach § 1154 BGB., neben der schriftlichen Abtretungserklärung, die in jener Urkunde vorliegt, noch die Übergabe des Hypothekenbriefes (§ 1102) oder eines Teilbriefes (§ 1152), oder doch als Erlös dafür, die Vereinarbeitung erforderte, daß Klägerin berechtigt sein solle, sich den Brief vom Grundbuchamt auszuborgen zu lassen (§§ 1154, 1117 Abs. 2). Nun hat zwar G. in der erwähnten Urkunde erklärt, daß er die Bildung eines Zweigdocuments und dessen Ausbündigung an die Klägerin bewillige und beantrage, aber unstreitig ist weder der Klägerin der Hypothekenbrief oder ein Teilgrundschuldbrief übergeben noch auch nur der Hypothekenbrief beim Grundbuchamt zur Bildung eines Teilbriefes eingerichtet worden. Der Berufungsrichter hat aus diesem Grunde der Abtretung die Wirkung samkeit abgesprochen und vergebens wird diese Entscheidung von der Revision angegriffen. Der Berufungsrichter setzt die Bestimmung in §§ 1154, 1117 Abs. 2 dahin auf, daß zum Übergang einer Briefhypothek nicht die bloße dort bezeichnete Vereinbarung genügt, sondern eine tatsächliche Ausbündigung des Briefes an den neuen Gläubiger hinzukommen — oder

wenn man nicht so weit, mit Turnau-Görder, Begleichheitsrecht 3. Aufl. Bd. 1 S. 758 Ann. zu § 1117, S. 888 Ann. II 6 zu § 1154, gehen wollte, doch zum mindesten, mit Pand. BGB. 2. Aufl. Bd. 3 S. 539 Ann. 3 zu § 1117 und S. 612 Ann. 3a Abs. 2 zu § 1154, eine Einweisung des Briefes beim Grundbuchamt geschehen werden müsse. Er begründet diese Auffassung damit, daß auch im Fall einer solchen Vereinbarung das geschehen müsse, was erforderlich sei, um den Übergang des Rechts nach außen erkennbar zu machen, nämlich die Übergabe des Hypothekenbriefs, und daß dann nur eine Zurückweisung des Übergangs auf den Zeitpunkt der erwähnten Vereinbarung stattfinden solle. Das muß sehr richtig erachtet werden. Wollte man die in Frage stehenden Vorschriften so verstehen, wie es die Klägerin will: daß neben jener Vereinbarung nichts weiter erforderlich sei, um den Übergang der Hypothek zu bewirken, so ständen sie in vollem Widerspruch mit der erklärten Absicht des Gesetzgebers, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die in dem früheren preussischen Recht daraus entstanden waren, daß eine Aushängung des Hypothekenbriefs damals nicht zum Erwerb der Hypothek durch Abtretung erforderlich war. Aus diesem Grunde ist jetzt vorgeschrieben worden, daß zur Abtretung oder Verschaffung einer Briefhypothek die Übergabe des Hypothekenbriefs erforderlich ist (§§ 1154, 1274, 1291 BGB., § 130 ZPO.). Wenn nun aber dennoch schon die bloße Vereinbarung, daß der Gläubiger berechtigt sein solle, sich den Brief vom Grundbuchamt ausshändigen zu lassen, zum Erwerb der Hypothek ausreiche, so wäre damit wieder die Möglichkeit einer mehrmaligen Abtretung der Hypothek mit und ohne Übergabe des Hypothekenbriefs geschaffen, die gerade verpönt werden sollte. So kann darum der § 1117 Abs. 2 nicht verstanden werden. Diese Bestimmung bedeutet, dem Abnehmer zu bezeugen, daß durch eine Verzögerung der Ausfertigung des Hypothekenbriefs der Erwerb der Hypothek verzögert werden könnte, und wurde juristisch damit gerechtfertigt, daß durch Erteilung der Verfügung, sich vom Grundbuchamt den Brief ausshändigen zu lassen, der mittelbare Besitz des Briefes im voraus auf den Gläubiger übertragen werde (Prot. 3, 729). Daraus ergibt sich klar, daß die Existenz einer Hypothekenbriefs oder Teilbriefs, jetzt oder künftige, vorausgesetzt wurde, weil an einer nicht zur Entstehung gelangenden Sache ein Besitz überhaupt nicht denkbar ist, daß also mindestens das Grundbuchamt den unmittelbaren Besitz an dem Brief erlangen muß, an welchem jene Vereinbarung den mittelbaren Besitz verschaffen soll. Da es vorliegendesfalls selbst an dieser Voraussetzung gebricht, braucht nicht entschieden zu werden, ob mit der eben erwähnten weitergehenden Meinung auch noch eine nachfolgende tatsächliche Aushängung des Briefs an den neuen Gläubiger als Erfordernis für den Übergang der Hypothek verlangt werden müsse. Die Eigentümergegrundungskasse des G. ist demnach von der Klägerin durch die Abtretung vom 28. April 1904 nicht erworben worden. Endlich erhebt sich der Berufungsrichter, ob dem Beklagten, wie die Klägerin behauptet hatte, ein arglistiges Verhalten um deswillen vorgeworfen werden könne, weil er nur ein durch Pfändung und Übertreibung erworbenes Recht des G. geltend machte, ob aber, wie der Berufungsrichter auch jetzt arglistig gehandelt haben würde, wenn er

einem Verlangen der Klägerin, die zur Ausführung der vereinbarten Abtretung der Grundschuld erforderlichen Schritte zu tun, entgegengetreten wäre, oder wenn er, nachdem solche Schritte inzwischen durch Erlöschen der Grundschuld unmöglich geworden sind, der Klägerin den Zugriff auf den an die Stelle getretenen Erlös freitig machen wollte. Mit Recht gelangt aber der Berufungsrichter zu einer Verneinung dieser Frage. Der Beklagte verfolgt ein Recht, das er gütgläubig durch eine gütliche Pfändung und Übertreibung erworben hat und das er deshalb zwar nur in dem Besande, aber doch auch in dem vollen Besande ausüben darf, den es zur Zeit seines Erwerbes hatte. Durch die bloße obligatorische, jedoch noch nicht erfüllte Verpflichtung des G., über dieses Recht zugunsten eines anderen zu verfügen, hatte das Recht an sich keinen Abbruch erlitten. P. B. c. P., U. v. 22. Nov. 06, 117/06 V. — Gele.

15. § 549 Abs. 1 Satz 2 BGB. Auslegung dieser Kündigungsvorschrift.]

Die Klägerin — Cristrantenkasse zu L. — hat durch Vertrag vom 20. Februar 1904 von der Beklagten das dieser gehörige, in Leipzig belegene Hausgrundstück auf die Zeit vom 1. April 1904 bis zum 31. März 1907 gemietet. Im § 4 des Vertrages verpflichtete sie sich, ohne Zustimmung der Vermieterin die ermieteten Lokalitäten weiter ganz noch teilweise untervermieten, noch auch den Mietvertrag an andere zu übertragen. Über das bei Verweigerung der Zustimmung dem Mieter nach § 549 Abs. 1 Satz 2 BGB. zustehende Kündigungsrecht ist im Vertrage nichts bestimmt worden. Es entsteht daher die Frage, ob dieses Kündigungsrecht durch den Vertrag ausgeschlossen ist oder nicht. Die Klägerin ist der letzteren Ansicht, hat den Mietvertrag, nachdem die Beklagte ihre Zustimmung zur Untervermietung verweigert hatte, am 15. Juni 1905 für den 30. September 1905 kündigt und auf Befriedigung gelagert, daß der Vertrag mit dem 30. September 1905 erlischt. Die Beklagte ist dagegen der ersten Ansicht und hat Abweisung der Klage beantragt. Das LG. erkannte nach dem Klageantrag. Das Berufungsgericht hat das erste Urteil abgeändert und die Klage abgewiesen. Revision ist zurückgewiesen. Das Berufungsurteil ist zunächst in folgender Weise begründet: Durch die Ausnahme besonderer Bestimmungen wegen des Untervermietens in den Mietvertrag sei im Prinzip als Wille der Vertragsparteien erklärt worden, daß diese Bestimmungen für das Mietverhältnis der Parteien ausschließlich gelten und an Stelle der Vorschriften treten sollten, die ohnedem nach dem Gesetz Platz zu greifen haben würden, daß also die Anwendung dieser letzteren dispositiven Vorschriften im vollen Umfang ausgeschlossen sein sollte. Die hiergegen gerichtete Revisionsabfertigung ist begründet. Der § 549 Abs. 1 BGB. enthält eine dispositiven Vorschrift, welche durch Vereinbarung der Parteien abgeändert werden kann. Es und inwieweit die Parteien eine Abänderung gewollt haben, kann nur unter Berücksichtigung aller Umstände des einzelnen Falles festgestellt werden. Eine Auslegungsgesetz, wie sie in anderen Bestimmungen des BGB. durch die Worte „im Zweifel“ ausgedrückt wird (vgl. §§ 125, 154, 262, 270, 271, 315 bis 317 u. a.) ist im § 549 BGB. nicht vorgesehen. Es ist deshalb rechtmäßig, wenn das Berufungsgericht in dieser

als Willen der Parteien annimmt, daß der § 549 Abs. 1 BGB. im vollen Umfange ausgeschlossen sein solle. Für diese Ansicht läßt sich auch nicht geltend machen, daß sie dem nach allgemeiner Erfahrung zu vermutenden Willen der beim Vertragsschluß Beteiligten entspreche; denn erfahrungsmäßig werden häufig in die Mietverträge Bestimmungen des Gesetzes aufgenommen, ohne daß die Parteien beabsichtigten, hierdurch eine vom Gesetz abweichende Vereinbarung zu treffen. Es läßt sich daher in Fällen der vorliegenden Art mit dem gleichen Rechte sagen, daß es bei den gesetzlichen Bestimmungen verbleibt, sofern nicht aus dem Inhalt des Vertrages oder den sonstigen Umständen des Falles eine andere Absicht der Kontrahenten zu entnehmen ist, wie umgekehrt das Berufungsgericht erachtet, daß der Ausschluß der gesetzlichen Bestimmung, auch wenn er im Vertrag nicht ausgesprochen werde, als selbstverständlich zu betrachten sei. — Der Auffassung des Berufungsgerichts steht auch die Entscheidung des § 549 BGB. entgegen. Der erste Entwurf stand auf dem Standpunkt des gemeinen Rechts, daß dem Mieter das Recht der Untervermietung zusteht, sofern nicht ein anderes vereinbart sei (vgl. § 516 des I. Entw. und Art. 2, 395 ff.). Später wurde dieser Standpunkt verlassen und im Anschluß an die Bestimmungen des ABGB (Zl. I Zt. 21 §§ 309 bis 312) die jetzige Fassung — § 549 — beschloffen (vgl. Prot. der 11. Komm. (Wittenbachsches Recht) Bd II S. 178 bis 185). Das Obertribunal hat in einem dem vorliegenden ganz gleichen Falle, in welchem der Vertrag bestimmte, daß der Mieter seine Rechte aus dem Vertrag nur mit Einwilligung des Vermieters übertragen dürfe, ausgesprochen: diese Abrede sei sehr nach ausdrücklicher Absicht, nach dem Inhalt des Gesetzes vorgeschrieben sei. Der Vertrag habe aber in der Bestimmung des Gesetzes, welche dem Mieter bei einer unmotivierten Veräußerung des Konfesses die Befugnis zur Kündigung einzuräumen, nicht geändert. Es könne nicht vermutet werden, daß der Verleiher sich dieses Rechtes habe begeben wollen (vgl. Entsch. des OZr. 34 S. 161 ff., 165, 166; Strichhörnig S. 24, 18 ff.). Der von Koch (ABR. Zl. I Zt. 21 § 312 Anm. 13) gegen diese Entscheidung erhobene Widerspruch war nicht begründet (vgl. Drunberg, Versuch. Privatrecht 5. Aufl. Bd. II § 171 Anm. 160; Rehbain, die Entsch. des OZr. 3, S. 638). Auch der § 549 BGB. läßt eine andere Auffassung nicht zu. Eine Auslegungsregel und im Zusammenhang hiermit eine für die Beweislast erhebliche Vermutung kann weder nach der einen noch nach der anderen Seite aufgestellt werden. Das Berufungsgericht hat aber für seine Entscheidung noch eine weitere Begründung gegeben. Es führt aus, daß ein auf den Ausschluß der Kündigungsbefugnis gerichteter Wille der Vertragsteile auch nach der besonderen Lage des Falles anzunehmen sei. Hierfür verweise die Bestimmung des Mietvertrages, daß das ganze Haus auf einen langjährigen Zeitraum an die Klägerin vermietet werde und die Klägerin es zu einem ganz bestimmten Zwecke — als ärztliche Beratungsanstalt für die tranken Angehörigen der Ostbaltischen Inseln — benutzen wolle. Diese Ausführung enthält eine rechtlich nicht zu beanstandende Auslegung des Vertrages. Die prozessualen Angriffe der Revision, daß es an einer konkreten Begründung fehle, und daß, soweit möglich, über die Frage der Auslegung des Vertrages nicht

verhandelt sei, sind unbegründet. O. R. A. o. G., II. v. 16. Nov. 08, 115/06 III. — Dresden.

16. §§ 564, 565, 622 BGB. Unterschied zwischen monatlicher Mietzinszahlung und Bemessung des Mietzinses nach Monaten in Ansehung der Kündigung.]

Am 4. September 1901 wurde zwischen dem Kläger und dem später, am 2. Juli 1905, verstorbenen Ehemann und Erblasser der Beklagten mündlich ein Mietvertrag dahin abgeschlossen, daß letzterer in seinem Hause dem ersten eine Wohnung mit Geschäftszusatz vermietete, der Mietzins auf 1300 Mark jährlich, in Vierteljahresraten vorauszahlbar, festgesetzt wurde, die Mietzeit zunächst vom 1. Januar 1902 bis zum 31. Dezember 1904 laufen, von da ab aber stillschweigend bis zum 1. Januar 1907 sich um je 1 Jahr weiter erstrecken sollte, wenn nicht ein halbes Jahr vorher von einem der beiden Kontrahenten die Kündigung für den Schluß des laufenden Jahres erfolgen würde und daß der diesem Vertrag zuwiderhandelnde Kontrahent dem anderen eine Vertragsstrafe von 3000 Mark zu bezahlen haben sollte. Bald nach diesem Vertragsabschluß wurde von den Parteien anstatt der vierteljährlichen eine monatliche Vorauszahlung des Mietzinses vereinbart. Dieses Vertragsverhältnis wurde von Seiten des Ehemannes der Beklagten am 10. Mai 1903 für den 1. Juni 1903 gekündigt und am 4. Juni 1903 die Räumung des Mietlokalen gegenüber dem Kläger im Wege der einseitigen Verfügung erzwungen. Die wegen Verletzung des Vertrages vom 4. September 1901 erhobene Klage auf Zahlung der Vertragsstrafe von 3000 Mark wurde von beiden Vorinstanzen abgewiesen und dabei insbesondere vom Berufungsgericht die vom ursprünglichen Beklagten am 10. Mai für den 1. Juni 1903 ausgesprochene Kündigung für erbnungsmäßig erklärt. Die Revision hat geltend gemacht, daß durch die nachträgliche Veränderung des Mietzahlungstermins — monatlich, anstatt vierteljährlicher Vorauszahlung — nicht ohne weiteres auch die Kündigungsfrist habe verkürzt werden können. Dieser Angriff findet aber dadurch seine Erledigung, daß, wie die Revision zutreffend weiter geltend macht, die vom Berufungsgericht für maßgebend erachtete monatliche Zahlung des Mietzinses im vorliegenden Falle die kurze Kündigungsfrist — am frühesten für den Schluß des Kalendermonats — überhaupt nicht begründen kann. Denn nach § 565 Abs. 1 S. 2 BGB. ist diese Kündigung — entsprechend der Befristung in § 622 Abs. 3 BGB. — nur dann zulässig, wenn der Mietzins nach Monaten bemessen, also die Wohnung „monatweise“, wie die bekannte Preussische Verordnung vom 9. Januar 1812 betr. die Aufkündigungsfrist bei monatweise gemieteten Wohnungen sich ausdrückt (z. B. für 50 Mark monatlich) gemietet ist. In solchen Fällen, wo es sich regelmäßig um kleinere, für mäßigen Mietzins vermietete Räume handelt, soll auch die Aufhebung des Vertragsverhältnisses binnen kürzerer Frist erfolgen können. Dagegen ist es nach dem angeführten § 565 in dem Falle, wenn der Mietzins nach anderen Zeiträumen, namentlich Jahren, bemessen ist, auf die Dauer der Kündigungsfrist ohne Einfluß, daß dieser Mietzins in monatlichen Raten zu entrichten ist. Diese monatliche Zahlung steht der Bemessung des Mietzinses nach Monaten nicht gleich; es ergibt sich im Gegenteil aus § 561 Abs. 2 BGB., daß das Gesetz zwischen der

Bemessung und der Entrichtung nach Monaten wohl unterscheidet. Nach dieser Auffassung, für welche sich z. B. auch Reumann, Handwörterbuch des BGB. 4. Aufl. I § 564 Bem. 2, § 565 Bem. 1 und Rindorf, Rietrecht 7. Aufl. § 42 S. 278 Z. 5 aussprechen, kann im vorliegenden Falle von der in § 565 Abs. 1 S. 2 zugelassenen Räumung — spätestens am fünfzigsten für den Schluss des Kalendermonats (Mai 1903) — keine Rede sein. Denn nach der eben erwähnten Feststellung des Berufungsgerichts war der Mietzins für die in Frage stehenden Räumlichkeiten nicht nach Monaten, sondern auf 1800 Mark jährlich bemessen, somit aber gemäß § 565 Abs. 1 S. 1 BGB. die Räumung nur für den Schluss eines Kalendermonats zulässig. P. o. B., II. v. 9. Nov. 06, 127/06 III. — Räumung.

17. § 634 BGB. Fristsetzung kann beim Bestreiten der behaupteten Mängel unnötig sein.]

Der Berufsrichter verweist die auf die Mängel des Werkes gestützte Einrede der Preisiminderung, weil der Beklagte dem Kläger keine Frist gemäß § 634 BGB. zur Beseitigung der Mängel gesetzt habe. Es ist richtig, daß in Abs. 1 des § 634 BGB. der Preisiminderungsanspruch von dem fruchtlosen Ablauf einer von dem Besteller dem Unternehmer zur Beseitigung des Mangels zu setzenden angemessenen Frist abhängig gemacht worden ist. Allein der Abs. 2 läßt Ausnahmen zu; insbesondere bedarf es der Bestimmung einer Frist nicht, wenn die Beseitigung des Mangels von dem Unternehmer verweigert wird. Läßt dessen ablehnendes Verhalten gegenüber dem Begehren des Bestellers, das schlechteste Werk auszubessern, zweifelsfrei erkennen, daß die Setzung einer Frist doch erfolglos bleiben würde, so erscheint diese als nutzlose Formalität und erübrigt sich deshalb. Nun weist die Revision mit Recht darauf hin, daß der Kläger, wie der Berufsrichter selbst anführt, das Verschwinden der Mängel bestritten habe und daß hiernach zu prüfen gewesen sei, ob nicht der § 634 Abs. 2 BGB. zur Anwendung komme. Daß in dem Bestreiten der Nachbesserungspflicht begründenden Tatsachen die Erklärung des Bestellers gefunden werden kann, er lehne unter allen Umständen eine nähere Prüfung der Sache und die weitere Entwicklung einer das Werk betreffenden Tätigkeit ab, er lasse sich auf nichts ein, ist unbedenklich. Ob die vermeintliche Einstellung des Klägers in diesem Sinne ausgelegt werden darf, ist jedoch Tatfrage und daher in dieser Instanz nicht zu erörtern. Daß anscheinend erst im Laufe des Prozesses der Beklagte mit dem Verlangen der Preisiminderung unter Berufung auf das Gutachten des Ingenieurs P. hervorgetreten ist, hat auf die materielle Beurteilung der Sache keinen Einfluß. Es genügt, wenn der Kläger die Beseitigung der Mängel auch erst während des Rechtsstreits verweigert hat. v. B. c. G., II. v. 16. Nov. 06, 49/06 VII. — Wern.

18. § 831 BGB. Haftung des Eigentümers eines Motorrades für den durch einen Verkehr mit der Benutzung verursachten Schaden. Nachweis für die Verschuldung des Geschäftsherrn.]

Der Beklagte hat seinem Lehrling T. den Auftrag erteilt, für ihn eine Geschäftsreise auszuführen, und ihm ermächtigt, sich dabei eines der Motorfahräder des Geschäftsherrn zu bedienen. Auf dieser Reise hat T. fehlerhaft den Kläger überfahren und

verletzt. Die Annahme des Berufungsgerichts, daß der Beklagte für den dadurch verursachten Schaden dem Kläger nach § 831 BGB. ersatzpflichtig sei, sofern er sich nicht entlaste, ist zu treffend. Die Revision erhebt nur darüber Beschwerde, daß der vom Beklagten versuchte Beweis, daß er T. für die erwähnte Begehung mit der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt ausgewählt habe, als mißlungen angesehen ist. Die Beschwerde konnte Erfolg nicht haben. Das Berufungsgericht gibt für seine Entscheidung zwei selbständige Gründe, die beide zutreffend sind. Einmal wird vorgelegt, daß der Beklagte nach den bestehenden örtlichen Polizeivorschriften dem noch nicht achtzehn Jahre alten T. gar nicht den Auftrag habe geben dürfen, auf der Landstraße mit einem Motorfahrzeug zu fahren, und es wird ferner geltend gemacht, daß dem Beklagten dieses Verbot bekannt gewesen sei. Die Revision wendet ferner ein, daß der Beklagte dem umgastet wegen des vom T. ausgestellten Zeugnisses den T. für besitzig zur Führung eines Motorfahrzeuges habe halten dürfen. Allein abgesehen davon, ob letzteres nach dem Feststellungen des Berufungsgerichts tatsächlich zutrifft, so kann doch die Vermutung des § 831 vom Beklagten nicht durch den Beweis widerlegt werden, daß er sich für berechtigt hielt, das Verbot der Verwendung jugendlicher Personen für die Führung von Motorrädern nicht zu beachten. Es kommt hinzu, was das Berufungsgericht als zweiten Grund hinführt, daß nämlich die technische Ausbildung T.s noch nicht beweist, daß er eine für die Führung eines Motorfahrzeuges geeignete Person war, sobald es sich um die Fahrt auf einer beliebigen Landstraße handelt. Dazu bedarf es der Unmündigkeit und Unreife, die zumal bei jugendlichen Personen nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist. Nach dieser Richtung hat der Beklagte einen Beweis überhaupt nicht angetreten, es ist also mit Recht angenommen, daß es ihm nicht gelungen ist, sich nach Maßgabe des § 831 zu entlasten. 2. c. T., II. v. 12. Nov. 06, 68/06 VI. — Hamm.

19. § 836 Abs. 1 Satz 1 BGB. Der Bestimmung liegt das Prinzip der Verschuldung zugrunde, aber Verschuldung abweichend von den allgemeinen Grundsätzen geregelt.]

Die Beklagten sind Eigentümer und Besitzer eines zu Gb. gelegenen Hausgrundstücks. Wie die Kläger behaupten, hat sich am 2. September 1902 von dem Gebäude ein Stüd Fuß losgelöst und ist der Klägerin, Ehefrau U., auf den Kopf gefallen. Die Kläger verlangen Erstattung der Beilegt entstandenen Schäden. Das LG. erklärte den Klageanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt. Das RG. wies auf Berufung der Beklagten die Klage ab. RG. hob auf. — Mit Recht rügt die Revision Verletzung der Bestimmung des § 836 BGB. Das Berufungsgericht hat im Eingang seiner Begründung angeführt, eine Mangelfähigkeit der Unterhaltung des Gebäudes könne darin gefunden werden, daß das Stüd Fuß offenbar schon lange vor dem Unfall losgefallen und der Fehler nicht rechtzeitig beseitigt worden sei, es treffe aber die Beklagten kein Verschulden. Am Schlusse der Begründung ist gesagt, die Kläger hätten den Beweis, daß die Ablösung des Stüdes Fuß die Folge mangelhafter Unterhaltung des Gebäudes gewesen sei, nicht geführt. Der Berufsrichter scheint demnach angenommen zu haben, der Beschädigte habe nicht allein nachzuweisen, daß die Ablösung die Folge objektiv mangelhafter Unterhaltung sei, sondern auch, daß den Grundstücksbesitzer

hinsichtlich der mangelhaften Unterhaltung ein Verschulden treffen. § 836 regelt aber die Beweislast anders. Weshalb liegt der Bestimmung des § 836 das Prinzip der Verschuldung zugrunde; die bloße Tatsache, daß jemand ein Baustwerk baut, genügt nicht, um es entstehenden Schäden haftbar zu machen, auch ist ein objektiver Mangel des Werks dem Besitzer, der den Mangel nicht gekannt hat und bei Anwendung der im Rechte erforderlichen Sorgfalt nicht hat erkennen können, nicht zuzurechnen. Aber in Ansehung des Verschuldens ist die Beweislast abweichend von den allgemeinen Grundregeln gestaltet, und zwar so, daß der Besitzer des Grundstücks haften muß, wenn er nicht die Beobachtung der im Rechte erforderlichen Sorgfalt nachweist (vgl. Rom.-Proc. 2 S. 655). Nach § 836 Abs. 1 Satz 1 ist Voraussetzung der Haftpflicht, daß der Einspar oder die Abkürzung die Folge fehlerhafter Errichtung oder mangelhafter Unterhaltung ist. Darauf, ob die fehlerhafte Errichtung oder die mangelhafte Unterhaltung von jemand verschuldet ist, kommt es dabei nicht an; der Beschädigte hat nur nachzuweisen, daß Einspar oder Abkürzung die Folge einer objektiv fehlerhaften Errichtung oder einer objektiv mangelhaften Unterhaltung des Gebäudes ist. Ist dieser Beweisbracht, so ist es Sache des Besitzers, darzulegen, daß er zum Zwecke der Abwendung der Gefahr die im Rechte erforderliche Sorgfalt beobachtet habe (§ 836 Abs. 1 Satz 2). War, wie das Berufungsgericht angenommen hat, an dem Gebäude in der Zinnsiederei ein Riß, durch den das Wasser eindringen konnte, so erforderliche die ordnungsmäßige Unterhaltung des Gebäudes die Befestigung des Risses. Wurde durch das eindringende Wasser das Mauerwerk feucht und löste sich der Putz ab, so war die Abkürzung die Folge mangelhafter Unterhaltung des Gebäudes. Die Klage durfte danach nicht aus dem Grunde abgewiesen werden, weil die Kläger einen ihnen obliegenden Beweis nicht geführt hätten, vielmehr daher zu prüfen gewesen, ob die Beklagten den von ihnen zu führenden Beweis, daß sie zum Zwecke der Abwendung der Gefahr die im Rechte erforderliche Sorgfalt beobachtet, zu erbringen vermöchten. Diese Frage kann vernünftigerweise, sollte auch eine allgemeine Revision und Erneuerung des Putzes vor dem 2. September 1902 nicht veranlaßt gewesen sein. Wenn der Putz auch nur an einzelnen Stellen mangelhaft war, die Stöße aber, die herabzufallen drohten, Beschädigungen verursachen konnten, die Grundstücksbesitzer auch bei Anwendung der im Rechte erforderlichen Sorgfalt dies erkennen konnten, so wird der den Beklagten obliegende Beweis wohl nicht erbringbar sein. U. a. B. und Gen., U. v. 22. Nov. 06, 191/06 IV. — Berlin.

20. §§ 906, 1004 BGB. in Verbindung mit § 304 ZPO. Ortsüblichkeit lästiger Zufuhren muß zur Zeit der Klagerhebung und Projektierung vorhanden sein, Unanwendbarkeit des § 304 ZPO. bei Anspruch eines durch Sachverständige zu bestimmenden Schadensbetrages.]

Auf die Klage hin hat der erste Richter die Beklagte trotz ihres Widerspruches verurteilt, die Zuführung von Rauch und Kohle auf das in G. gelegene klägerische Grundstück insofern, als die Entfernung der Benutzung des klägerischen Grundstücks nicht unvernünftig beeinträchtigt, zu untersuchen und insofern die zur Vermeidung der Zuführung erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Der Beklagten wurde eine Strafe von 300 Mark für

den Zuwiderhandlungsfall auferlegt. Im übrigen (soweit auf Schadensersatz gerichtet) wurde die Klage abgewiesen, die Beklagte aber in alle Streitkosten verurteilt. Sie legte Berufung ein, der sich der Kläger wegen Abweisung seines Schadenersatzanspruches anschloß. Durch Urteil des I. BG. des Rgl. OLG. zu Köln vom 10. Januar 1906 wurde einerseits aus dem landgerichtlichen Urteil die Beurteilung zum Treffen von Maßnahmen gestrichen, andererseits der Schadenersatzanspruch des Klägers als dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Sache wegen des bis dahin aber pfeffermäßig nie geltend gemachten Schadensbetrages und wegen der Kosten der Berufungsinflanz an das LG. zurückverwiesen. Gegen dieses Urteil ist von der Beklagten Revision eingelegt. Das RG. erkannte dahin: Das Urteil des I. BG. des Königl. Preuss. OLG. zu Köln vom 10. Januar 1906 wird, insofern es den Schadenersatzanspruch des Klägers dem Grunde nach schließt und die Verhandlung über den Betrag des Schadens und die Entscheidung über die Kosten an das Königl. LG. zu Köln zurückverweist, aufgehoben und die Sache in diesem Umfange an das Berufungsgericht zurückverwiesen. Im übrigen wird die Revision zurückgewiesen. Von den Kosten der Revisionsinflanz hat die Revisionsklägerin $\frac{1}{3}$ zu tragen; die Entscheidung über das weitere Drittel bleibt dem künftigen Endurteil vorbehalten. Die Revision bekämpft an sich nicht die Feststellung des Berufungsrichters, daß der fragliche Stadtteil von G. reinen Villenort sei und daß dort eine Benutzungsgart und Zufuhren, wie sie die Beklagte betreibt, nicht ortsbüchlich seien. Ist aber jene Feststellung unangefochten und daher nach § 561 ZPO. maßgebend, so ergibt sich daraus, daß dadurch die Erwerbe der Ortsbüchlichkeit aus § 906 BGB. widerlegt wird. Zugleich wird aber damit auch der Revisionsangriff beseitigt, der dahin geht, daß, weil die Gegend erst seit 3 Jahren Villenort, früher aber Fabrikort nach der Beklagten Bebauung gewesen sei, aus Billigkeitsgründen und nach richtiger Auslegung des § 906 die Beklagte das Recht auf ungestörten Fortbetrieb ihrer Brauerei, der Kläger kein Recht zur Klage nach §§ 1004, 906 habe. Dem kann, wenn man auch die erwähnten Tatsachen der Veränderung der Gegend aus einem Fortschritt in ein Villenviertel unterstellt, nicht beigegeben werden. Allerdings ist der Revision soviel zuzugeben, daß die bisher von der Rechtsprechung behandelten Fälle, in denen ein älteres Recht auf übermäßige Zufuhren (nach der sogenannten Präventionslehre) behauptet wurde, sich mit der gegenwärtigen Sachlage nicht decken. In jenen Fällen bestand der die Zufuhren auslösende Betrieb, ohne sich auf Ortsbüchlichkeit stützen zu können, früher, als das Gebäude oder die Anlage, deren Eigentümer später aus §§ 1004 und 906 BGB. klagte. Im vorliegenden Falle dagegen soll die Brauerei zu einer Zeit angelegt worden sein, da wegen Ortsbüchlichkeit solcher Betriebe ihrer Errichtung und Benutzung durchaus berechtigt und unangefochten war. Erst später — angeblich erst seit 3 Jahren — soll sich die Gegend allmählich in ein Villenviertel umgewandelt haben und es wird nun von dem Reuwerber oder Richter einer dertigen Villa wegen übermäßiger und nicht ortsbüchlicher Zufuhren geklagt. Es kann der Revisionsklägerin auch das zugestanden werden, daß in Fällen der letzteren Art Billigkeitsrücksichten auf ein wohlverdienendes Recht des alten Betriebes

auf lästige Zuführungen hinweisen könnten, allein gleichwohl muß nach Wortlaut und Sinn des Gesetzes auch bei solcher Sachlage ganz das Urtage gelten, wie für Fälle des Zuwerkens mit einer Anlage (der Weideweid) überhaupt. Wenn der § 906 BGB. von Zulässigkeit jener Zuführungen spricht, die durch eine Benutzung des anderen Grundstücks herbeigeführt werden, die nach den örtlichen Verhältnissen bei Grundstücken dieser Lage gewöhnlich ist, so kann er keine andere Zeit im Auge haben, als die der Klagerhebung, nicht etwa eine frühere Zeit, z. B. die der Errichtung des die Zuführungen ausübenden Betriebes. Es hätte dies letzte besonders ausgedrückt werden müssen und unklar ausgedrückt werden können. Indem aber der Gesetzgeber — wie sich auch aus Mot. III S. 267 Prot. 3590 ff. ergibt — absichtlich das Zeitwort der Gegenwart statt der Vergangenheitsform gewählt hat, so ist zugleich nur eine richtige Folgerung aus seinen Grundgedanken über den Inhalt des Eigentumsrechtes überflüssig. Letzter ist der des § 903 BGB., wonach der Eigentümer einen anderen von jeder Einwirkung auf die Sache ausschließen kann. Nur aus Rücksichten auf das wirtschaftliche Zusammenleben der Menschen und zum Ausgleich der sich dabei widerstreitenden Interessen sind die Ausnahmen des § 906 zu erlaubtem Grunde gemacht. Sie beruhen, was die Gemeinlichkeit der Zuführungen und deren Zulassung betrifft, auf der Billigkeitserwägung, daß die Anschaffung und der zu vermutende Wille der Mehrheit der Bewohner und Grundeigentümer einer bestimmten Gegend dafür entscheidend sein soll, ob und inwieweit auch lästigere Zuführungen zu ertragen sind. Auf diesen zu vermutenden Mehrheitswillen kommt alles an, er kann sich, wie das Reichsgericht ebenfalls schon ausgesprochen hat, im Laufe der Zeit, sei es im milderen, sei es im strengeren Sinne, ändern und er bleibt nicht für eine bestimmte Normalzeit festgelegt. Jeder wegen lästiger Zuführungen Verklagte muß daher beweisen, daß gerade zur Zeit der Klagerhebung und Projektilierung solche Zuführungen erteilt seien, diesen Einredebeweis hat die Beklagte aber nicht nur nicht erbracht, sondern, wie angegeben, hat der Vorberichter die Einrede sogar für widerlegt erklärt. Allerdings konnten nach altem Rechte und können nach neuem Rechte durch Verträge Dienstbarkeiten auf Ertragung lästiger Zuführungen begründet werden, nach altem Rechte war unter Umständen auch die Errichtung einer solchen Dienstbarkeit möglich. Daß aber eine solche Dienstbarkeit über dem Kläger gegenüber zustehe, behauptete die Revisionsklägerin selbst niemals. Wenn sie sich aber auf ein „servitutiähnliche“ wohnortverordnetes Recht, etwa ähnlich dem der preussischen Straßendamier gegen die Stadtgemeinde stützt, so setzt es hierfür an jedem gesetzlichen Anhalt. Es könnte hierbei nur entweder eine nachbarrechtliche Bestimmung des BGB. oder eine solche des früheren französischen Rechtes in Frage kommen. Aber in erster Richtung ist eben nur der § 906 BGB. der Sitz dieses nachbarrechtlichen Stoffes und können andere Bestimmungen zugunsten der Beklagten nicht angeführt werden, und dies ist ebenso wenig nach französischem Rechte möglich, von der Revision übrigens auch gar nicht versucht. Vgl. RG. 11, 342. Daß nach alledem der erste Revisionsantrag verfallen, so ist doch der zweite auf § 304 ZPO. gestützt wohl berechtigt. Im ersten und zweiten Rechtszug hat der Kläger auch auf Erfolg des aus den Zuführungen ent-

standenen und noch entstehenden Schadens ohne Angabe eines Betrages geklagt, und der dem OLG. hat er sogar ausdrücklich beigelegt, daß dieser Schadensbetrag nach Sachverständigen-gutachten festzusetzen sei. Daß unter diesen Umständen, da eben über den nicht angegebenen Betrag kein Streit bestehen konnte, der § 304 nicht anwendbar war, versteht sich von selbst und ist vom RG. wiederholt ausgesprochen worden. Vgl. ZBL. 06, S. 313/21, 204/26 ff. Da schon hiernach die im Berufungs-urteil enthaltene Feststellung des Schadenersatzanspruches dem Grunde nach, als gegen § 304 ZPO. verstößend, zur Aufhebung des Berufungsurteils und zur Zurückverweisung der Sache in diesem beschränkten Umfange führen muß, so kommt es auf die weiteren sachlichen Revisionsanträge gegen den Schadenersatzanspruch des Klägers nicht mehr an. R. d. O. a. D., 1. u. 24. Rev. Ob. 120.06 V. — Geln.

Zivilprozeßordnung.

21. §§ 62, 63 ZPO. Annahme einer notwendigen Streitgenossenschaft bei sonst widersprechenden Urteilen.]

Aus dem Grundbucheverkauf vom 8. Mai 1901 hatte der Beklagte zu 1. von dem Miterklagten zu 3., Bädermeister B., Kaufgelder zu fordern. Nach Vereinkbarung der Gütertrennung mit seiner Frau, der Beklagten zu 2., übertrug er an diese mittels notariell beglaubigter Urkunde vom 7. Juni 1901 jene Kaufgelder im Betrag von 17 000 Mark unter Hinweis auf künftigen hypothekarischen Eintrag eines Teilbetrags davon, dessen Enfschreibung für seine Ehefrau im Grundbuche er im voraus bewilligte und beantragte. Gest am 22. Juli 1901 erfolgte die Auflassung an B. und wurden dabei 2 Kaufpreis-teilbeträge zu 6 000 Mark und 7 100 Mark auf den Grundbuchs-blättern Blätter III 156 u. XXI 907 eingetragen. Die Hypothekenbriefe darüber erhielt der Beklagte zu 1., für den auch die Hypothekeneinträge erfolgt waren, ausgehändigt. Durch notariell beglaubigte Urkunde vom 11. September 1901 be-kannte jebann der Beklagte zu 1., dem Verkaufsverein zu B. ein Darlehen zu 4 500 Mark nebst 5 Prozent Zinsen von diesem Tage an zu schulden, und versandete ihm dafür die beiden vorbezeichneten Hypotheken unter Übergabe der beiden Hypothekenbriefe. Die Beklagten zu 1. und 2. haben dann unter andern die 6 000 Mark nebst 3 000 Mark von den 7 100 M. gegen B. eingeklagt. Während des Laufs dieses Prozesses, im Juni 1904, erhob der Verkaufverein zu B. die jetzt, als „Hauptintervention“ bezeichnete Klage gegen die Beklagten zu 1. und 2. und B. mit dem Antrag, die drei Be-klagten zur Anerkennung seiner Pfandrechte an saglichen Kauf-geldforderungen, und den Beklagten zu 3. zu verurteilen, die in dem einen Prozesse 3000/02 des BG. Frau-Mappin eingeklagten 9 000 Mark nebst Zinsen an den Kläger und die Beklagten zu 1. und 2. gemeinsam zu zahlen oder doch in zweier Reihe 6 000 Mark zur Deckung zu hinterlegen. Diese Klage war auf § 1281 BGB. und darauf gestützt, daß die Zession an die Beklagte zu 2. ungültig sei. Auch wurden Kargist der Be-klagten Frau K. und Anführung der Übertragung an sie geltend gemacht und behauptet, daß die Verpfändung an die Klägerin mit Wissen und Willen der Beklagten zu 2. erfolgt sei. Obgleich die Beklagten zu 1. und 2. — der Beklagte B. wurde nicht vertreten — der Klage widersprachen, sind sie vom ersten Richter nebst B. zur Anerkennung des Pfandrechtes des

klagenden Vereins und ist B. zur Zahlung der 9 000 Mark zehn Pfennig gemeinsam an Beklagten zu 1. und Kläger (nicht auch an die Beklagte zu 2.) verurteilt worden. Die Beklagten zu 1. und 2. legten Berufung ein mit dem Erfolge, daß durch Urteil des I. B.S. des RG. vom 28. November 1905 die Klage gegen sie abgewiesen und der Kläger in 1/2 der gerichtlichen Kosten und in sämtliche außergerichtliche Kosten der Beklagten zu 1. und 2. verurteilt wurde. RG. hob auf: Das Berufungsgericht irrte darin, daß es die notwendige Streitgenossenschaft zwischen den Beklagten zu 1. und 2. einerseits und dem Beklagten zu 3. andererseits verneint. Der erste Richter hat sie ohne weiteres angenommen, wie daraus hervorgeht, daß er gegen den von ihm nicht vertreten gewesenen Beklagten zu 3. kein Verschämdungsurteil erlassen hat. Es liegt Hauptintervention vor und es mag ja zugegeben werden, daß nicht in jedem Falle einer solchen notwendigen Streitgenossenschaft zwischen den betreffenden Parteien gegeben sein muß. Bgl. RG. 17, 339. Aber in einer Sache, wie sie nunmehr vorliegt, läßt sich nicht denken, daß die Frage, ob die 9 000 Mark dem Kläger gültig verpfändet sind, dem Schuldner A. und seinem Erben gegenüber anders entschieden werden kann als gegenüber dem Verschämdungsberechtigten B., und daß dieser durch das ihm Urteil verurteilt wird, die 9 000 Mark an die Eheleute A. zu zahlen, durch das andere ebenso gültige Urteil dagegen, die 9 000 Mark nur an Ehemann A. und den Verschämdungsberechtigten B. zu zahlen. So läge aber die Sache, wenn das jetzt angegriffene Berufungsurteil aufrecht erhalten bliebe. Das erstinstanzliche Urteil in gegenwärtiger Sache verurteilt den Beklagten zu 3. zur Anerkennung der Gültigkeit der fraglichen Verpfändung, das Berufungsurteil spricht die Beklagten zu 1. und 2. von dieser Anerkennungspflicht frei. In dem Vorprozeß ist B. von den A'schen Eheleuten auf Zahlung von 9 000 Mark an sie ohne Einschränkung verklagt und soll er so auch schon rechtskräftig verurteilt sein. Hierzu würde zwar das jetzt angefochtene Berufungsurteil stimmen, nicht aber das landgerichtliche Urteil vom 10. Februar 1905, das den B. verurteilt, nur an Ehemann A. und den jetzigen Klägern gemeinsamlich zu zahlen. Derartige laum lösbare Widersprüche kann das Gericht unmöglich gewollt haben, vielmehr liegt hier ungewißheit der Fall des § 62 ZPO. vor, wonach das Rechtsverhältnis allen Streitgenossen — hier den drei Beklagten — gegenüber nur einheitlich festgestellt werden kann. Dadurch, daß das Berufungsgericht dies nicht berücksichtigt, den Beklagten zu 3., soweit ersichtlich, zum Verschafen des zweiten Rechtszuges nicht beigegeben und nicht als vertreten angesehen und daß es nicht, einheitlich entscheidend, entweder die ganze Berufung zurückgewiesen oder die Klage gegen alle drei Streitgenossen abgewiesen hat, sind von ihm die §§ 62, 63 ZPO. verletzt worden, was beiden jetzigen Parteien zur Bestärkung gereicht. A. 3. c. A. und Gen., I. v. 24. Nov. 06, 91/06 V. — Berlin.

22. §§ 308, 462 Abs. 1, 537, 717 ZPO. in Verb. mit § 249 BGB. Form der Trennung eines Berufungsurteils in Erst- und bedingungsloses Urteil I. Instanz durch bedingtes Endurteil; eine bloß formelle Aufhebung des vollstreckbaren I. Urteils bedingt die Anwendung des § 717 Abs. 2.]

Wie das RG. bereits wiederholt ausgesprochen hat (RG. 4, 421; 12, 368), folgt aus § 537 (früher § 499) ZPO.,

daß das Berufungsgericht, wenn es die bedingungslos auf Zustimmung oder Abweisung der Klage gerichtete Entscheidung der I. Instanz durch ein von einem Eide bedingtes Endurteil ersetzen will, das Urteil der I. Instanz bedingungslos aufheben und die Eidesfolgen (§ 462 Abs. 1 ZPO.) auf die Zustimmung oder Abweisung der Klage stellen muß, nicht aber auf den Erfolg oder Mißerfolg der Berufung. Wegen dieses Rechtsatzes versteht die Formel des hier angefochtenen Berufungsurteils. Zwar wird unter I dieses Urteils schließlich die Aufhebung des landgerichtlichen Urteils ausgesprochen, für den Schwörungsfall aber wird unter III nicht etwa die Verurteilung des Beklagten nach dem Klagentrag — oder, was wegen der Verurteilung erfolgten Zahlung der Urteilssumme vielleicht im Sinne des Berufungsgerichts gelegen haben könnte, der Ausspruch, daß der Klagenspruch richtig sei — angesetzt, sondern es wird nur gesagt, daß der Beklagte mit seinem Berufungsantrag zurückgewiesen werden solle. Dies ist an sich schon eine unrichtige Formulierung. Sie wird aber doppelt fehlerhaft durch den weiteren Zusatz: „soweit ihm (nämlich dem Berufungsantrage) nicht zu I stattgegeben ist.“ Der Berufungsantrag des Beklagten entspricht demnach: Aufhebung des Urteils der I. Instanz, Abweisung der Klage und Verurteilung des Klägers zur Rückzahlung der Urteilssumme. Demnach ergibt sich, daß das Berufungsgericht im Schwörungsfalle zwar den Antrag des Beklagten auf Abweisung der Klage und den auf Rückzahlung abweisen will; wie es aber über die Klage selbst erkennen will, ergibt sich aus der Formel überhaupt nicht. Das Urteil der I. Instanz bleibt aufgehoben, und die Entscheidung über die Klage schreift im Schwörungsfalle in der Luft. Dieser Fehler würde jedoch noch nicht zur Aufhebung des Urteils führen können, weil es in der schriftlichen Revisionsbegründung nicht gerügt ist (§ 559 ZPO.). Trotzdem war darauf einzugehen, weil der Fehler die weiteren von der Revision gerügten Beschlüsse veranlaßt hat und mit ihnen in Zusammenhang steht. Aus dem Gesagten folgt, daß, wenn das bedingungslose Urteil der I. Instanz, daß der Berufungsrichter durch ein eidesbedingtes Endurteil ersetzen will, für vorläufig vollstreckbar erklärt ist, schon mit der Verkündung dieses bedingten Endurteils der Fall des § 717 (früher § 655) gegeben ist: Das für vorläufig vollstreckbar erklärte Urteil ist aufgehoben oder abgeändert. Wenn auch noch nicht endgültig über den Klagentrag erkannt wird und es möglich bleibt, daß er schließlich wieder verworfen wird, so genügt doch die formale Aufhebung oder Abänderung des erstinstanzlichen Urteils, um die Zwangsvollstreckung mindestens als verfrüht erscheinen zu lassen. Es ist daher, wenn ein entsprechender Antrag gestellt war, bereits mit dem Erfolg des bedingten Endurteils auf Erstattung des auf Grund des aufgehobenen Urteils beigetriebenen oder Gezahlten zu erkennen, und es darf dies nicht auf das Läuterungsurteil (§ 462 Abs. 2 ZPO.) verschoben werden. Dies ist für den früheren § 655 Abs. 2 vom RG. in ständiger Rechtsprechung angenommen worden (RG. 12, 359; 25, 426; Bohl, Bd. 12 Nr. 761 b, Bd. 22 Nr. 817; JZ. 96 S. 249 Nr. 15; 98 S. 48 Nr. 15, S. 603 Nr. 24). Der jetzt geltende durch die Novelle vom 1898 eingeführte § 717 hat den bloßen Erstattungsanspruch des § 655 ersetzt durch einen Schadenerschaftanspruch, der nicht nur das beigetriebene Substanz

selbst, sondern auch Zinsen davon und etwaige sonstige Schäden, die durch die Zwangsvollstreckung herbeigeführt sind, umfasst. Damit ist aber in dem sechsen erörterten Punkte nichts geändert, und es ist daher auch für das Recht der Nothelle daran festzuhalten, daß schon eine bloß formale Aufhebung des vorläufig vollstreckbaren Urteils genügt, um den in § 717 Abs. 2 bezeichneten Anspruch des Vollstreckungsgläubigers auszulösen. Zugunsten ist dies auch die Meinung des V. G. des RG., wie aus dessen Urteile JZ. 05 S. 295 Nr. 26 — wo die Frage freilich nicht näher untersucht ist — hervorgeht. Unbestritten ist es nicht. Einige Schriftsteller (Zeuffert, Strudmann-Roth, Petersen-Wenger) wollen jetzt zwischen dem Abs. 1 und dem Abs. 2 des § 717 einen Unterschied aufstellen. Die Regel des Abs. 1 dem Vollstreckteten der vorläufigen Vollstreckbarkeit wollen sie zwar nach wie vor anwenden, wenn auch nur eine formelle Aufhebung des ersten Urteils vorliegt; also in dem hier vorliegenden Falle aber wenn etwa aufgehoben und in die Vorinstanz zurückverwiesen ist. Anders aber wollen sie die Regel des Abs. 2 beurteilen wissen: der Schadenersatzanspruch soll erst bei einem materiellen Klagenanspruch abredenden Urteile eintreten. Gestützt wird diese Ansicht darauf, daß in den Materialien zur Novelle von 1893, insbesondere im Berichte der Reichstagskommissionen, bei den Erörterungen über den Erfolg des Ersatzanspruches durch den Schadenersatzanspruch einige Male Redewendungen gebraucht worden, die die Vermutung nahe legen, der Verfasser habe nur Entscheidungen im Auge gehabt, die eine materielle und wenigstens für die Instanz endgültige Abänderung enthielten. Vgl. Hahn-Neuberg, Materialien 8, 393. Gegenüber dem einseitigen und klaren Texte des Gesetzes im Verhältnis mit der schon vorhandenen Rechtsprechung kann hieraus indes kein Gewicht gelegt werden. Die aufgestellte Unterscheidung ist daher — im Einklange mit Gupp-Stein, Falkmann und dem OLG. zu Rastatt (Verd. 6, 411) — zurückzuweisen. Da die Tatsache nicht streitig ist, daß der Beklagte die Urteilssumme am 5. Januar 1906 zur Abwendung der Zwangsvollstreckung bezahlt hat, ist demnach nunmehr auszusprechen, was das OLG. bei richtiger prozessualer Behandlung der Sache schon im angeführten Urteile hätte aussprechen sollen: Der Kläger ist unbedingt zur Rückzahlung des beigetragenen Geldbetrages nebst Zinsen zu verurteilen. R. e. R., II. v. 14. Nov. 06, 167/06 I. — Braunschw. 1906.

Handelsrecht.

23. Sinn des Begriffes „Beteiligung an dem Geschäft eines andern“ in Konkurrenzklauseln.]

Das RG. hat wiederholt Gelegenheit gehabt, sich über den in Konkurrenzklauseln häufig verworrenen Begriff der Beteiligung an dem Geschäft eines andern auszusprechen: so in der Sache I 241/97 (Schiff. 1898 S. 117) und in der Sache I 392/97 (RG. 40, 97). Gegenüber den Grundfällen, die in diesen Entscheidungen aufgeführt sind, hätte es im vorliegenden Falle einer näheren, aus der konkreten Sachlage hervorgehenden Begründung seitens des Berufungsrichters bedurft, wenn die Forderung aus der Vertragsstrafe lediglich deshalb abgelehnt werden sollte, weil der Kläger für die von ihm entfaltete Tätigkeit ein Entgelt nicht bezogen habe. Gleichwohl kann dies Bedenken nicht zur Aufhebung des Urteils führen.

Wie sich aus den angeführten Urteilen ergibt, ist man davon ausgegangen und hieran ist auch jetzt festzuhalten, daß der Begriff der Beteiligung an einem Geschäft zwar auch eine persönliche, selbst unentgeltliche Tätigkeit mitumfaßt, aber doch nur eine fortgesetzte, auf die Dauer berechnete Tätigkeit. Davon aber kann in der vorliegenden Sache keine Rede sein. Aus den vom Beklagten aufgestellten Behauptungen erhellt, daß es sich nur um einzelne Fälle handelt, in denen der Kläger bei persönlichen Bekannten oder bei Geschäftsfreunden gelegentlich das Geschäft seines Bruders empfohlen hat. Das ist keine „Beteiligung“ im Sinne des Vertrages. Sch. e. D., II. v. 19. Nov. 06, 144/06 I. — Breslau.

Handelsvertrag zwischen den Staaten des deutschen Zoll- und Handelsvereins und Frankreich vom 2. August 1892.

24. Fortdauernde Gültigkeit des Art. 23.]

Für die Firma Les Ets. de Cartier-Bresson in Paris, die Rechtsvorgängerin der Beklagten, sind am 18. Juli 1896 in die Zeichenrolle des Pat. f. Stützbaumwolle drei Warenzeichen unter Nr. 18051 C. 922 Klasse 14 eingetragen worden. Das Wesentliche an dem Zeichen der Beklagten, daß auf allen Eindrücken wiederholt, ist ein Kreuz mit allerlei Beiwort. Der Kläger hat am 4. Juli 1895 in die Zeichenrolle des Pat. ebenfalls ein ein Kreuz darstellendes Zeichen für baumwollene Händelgarne, Stüd- und Stopfgarne unter Nr. 7959 II. 888 Klasse 14 eingetragen lassen. Durch rechtskräftiges Urteil des OLG. Hamburg am 21. September 1901 ist auf Verlangen des Klägers der Beklagten die Löschung ihres Eintrags wegen Täuschungsgefahr gemäß § 9 Abs. 1 Nr. 3 WarenG. ausgesprochen worden. Die Löschung hat am 19. Januar 1904 stattgefunden. Trotzdem vertritt Beklagte ihre Waren nach wie vor mit diesem Zeichen und zwar, wie sie behauptet, mit Recht. Das Zeichen des Klägers war nämlich bereits am 29. September 1884 in das Zeichenregister des RG. Ebersfeld eingetragen und ist am 4. Juli 1895 nur in die Zeichenrolle des Pat. f. übertragen worden. Die Beklagte rüht ihr Recht nun auf die Behauptung, daß sie das Kreuzzeichen bereits vor dem 29. September 1884 in Frankreich gesüßt habe; deshalb sei sie durch Art. 28 des Handelsvertrages geschützt, der zwischen dem Staaten des deutschen Zoll- und Handelsvereins und Frankreich am 2. August 1892 abgeschlossen, durch Art. 11 der zwischenlichen Übereinkunft zum Friedensvertrage zwischen Deutschland und Frankreich vom 12. Oktober 1871 wieder in Kraft gesetzt und durch die Deklaration unter Art. 11 vom 8. Oktober 1873 authentisch interpretiert worden ist. Abs. 2 des gedachten Art. 23 lautet: „Wegen des Gebrauchs der Patentschriften des einen Landes in dem andern soll eine Verfolgung nicht stattfinden, wenn die erste Anwendung dieser Patentschriften in dem Lande, aus welchem die Ausfuhr der Erzeugnisse erfolgt, in eine frühere Zeit fällt, als die durch Niederlegung oder auf andere Weise bewirkte Aneignung dieser Zeichen in dem Lande der Einfuhr.“ Der Kläger hat, weil die Verwirklichungsfähigkeit beider Zeichen früher, beim OLG. Hamburg, Kammer 7 für Handelswaren, die Beklagte verlag, sie habe es zu unterlassen, baumwollene Händelgarne, Stützgarne und Stopfgarne mit dem früher eingetragenen Warenzeichen Nr. 18051 C. 922 Klasse 14 zu versehen. In II. Instanz ist die Klage abgewiesen.

Die Revision ist zurückgewiesen. Es ist von Amts wegen zu prüfen, ob der gedachte Handelsvertrag noch fortbauend besteht. Art. 28 des Handelsvertrages vom 2. August 1862 (Verf. Gesamm. 1865 S. 333) ist durch Art. 11 der zwischen Österreich und dem Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 wieder in Kraft gesetzt worden (RG. 1871 S. 363). Dieser Art. 11 ist durch Deklaration beider Staaten vom 8. Oktober 1873 (RGBl. 1873 S. 365) dahin erläutert worden, daß alle Bestimmungen, welche in den vor dem Kriege zwischen einem oder mehreren deutschen Staaten einerseits und Frankreich andererseits abgeschlossenen Verträgen über den Schutz der Fabrik- und Handelszeichen getroffen sind, durch Art. 11 wieder in Kraft gesetzt worden sind. Diese Staatsverträge sind wieder in dem Markenchutzgesetz von 1874 noch in dem Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 aufgeführt, nach auch sind sie etwa durch andere Bestimmungen dieser Gesetze hinfallig geworden. Der Umstand, daß diese Staatsverträge ihre Entstehung dem Fehlen einer deutschen Markenchutzgesetzgebung zu verdanken haben, benimmt denselben ihre Bedeutung nicht schon dadurch, daß in der Folge eine deutsche Markenchutzgesetzgebung zu stande gekommen ist. Mit dieser Gesetzgebung steht der Art. 28 des gedachten Handelsvertrages aus dem in Widerspruch. Der § 23 Warenz. verlagert dem Ausländer allerdings die Eintragung und dem Schutz, wenn das Zeichen den Anforderungen des Warenz. nicht entspricht. Derselbe wurde auch das Kreuzzeichen der Verklagten wegen Verwechslungsfähigkeit mit dem früher eingetragenen Kreuzzeichen des Klägers gemäß § 9 des Gesetzes infolge rechtskräftigen Urteils des RG. Hamburg vom 21. September 1901 gelöst; vgl. RG. 3, 75. Hier handelt es sich aber nicht um Rechte, welche die Beklagte aus dem Warenzeichengesetz oder einer Eintragung herleiten könnte oder wollte, sondern nur noch darum, daß eine Verfolgung gegen sie nicht statfindet, weil sie ihr Zeichen nach Art. 28 gedachten Vertrages früher in Frankreich führte, als der Kläger sein Zeichen in Deutschland. Die fortbauende Geltung dieses Art. 28 unterstellt auch das Urteil des erkennenden Senats vom 15. März 1898 II. 369/97 i. S. der Firma R. v. B. G. C. In der Literatur wird dieselbe Ansicht vertreten von Rohrer, das Recht des Markenzeichens, S. 474, und von Rant, das Reichsgesetz zum Schutze der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 Nr. 940. Die Beklagte darf also ihr Kreuzzeichen trotz der Löschung ihrer Eintragung weiterführen, wenn sie dasselbe als Fabrikzeichen im Sinne des Art. 28 des Handelsvertrages vor dem 29. September 1884 in Frankreich für ihre Strohbaumwolle geführt hat. Diese Tatsache stellt das Berufungsgericht aber einwandfrei fest. (Wird dargestellt) O. v. S. F. de C., II. v. 20. Nov. 06, 168/06 II. — Hamburg.

Verfälschungserecht.

25. Verurteilung der falschen Angaben im Versicherungs- und schon vorhandenen Krankheitsfällen. Kann die Versicherungsgesellschaft im Prozesse eine Anfallsabrechnung bei Verleihen verlangen? Verhältnis der Rente zur sog. *Schuldrenten*.

Die Klägerin war bei der Beklagten mit täglich 10 Mark für weitergehende Arbeitsunfähigkeit und mit einer Versicherungs-

summe in Höhe bis 25 000 Mark für den Fall bleibender Invalidität gegen Unfall versichert. Sie behauptet, in ihrem Leben von einer Leiter gestürzt und durch diesen Unfall dauernd völlig erwerbsunfähig geworden zu sein. Die Beklagte hat ihre für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit und also sogenannte Zwischenrente im ganzen 1 937 Mark 86 Pf. bezahlt, verweigert aber weitere Leistungen. Mit der Ende Oktober 1909 erhobenen Klage fordert die Klägerin die ihr nach der Police zustehenden Rente für ganzliche Invalidität vom 1. Januar 1903 an, außerdem an des dahin verfallenen Beträgen einen Rest von 674 Mark 19 Pf. Diefem Antrage entspricht das Urteil des RG. Die Beklagte legte Berufung ein. Die Klägerin erwiderte den Klageantrag dahin, daß sie namentlich forberte: vom 10. Februar 1906 ab eine Jahresrente von 1 487 Mark 50 Pf., ferner an Rückständen 314 Mark 64 Pf. und die vier Jahresrenten vom Tage des Unfalls (10. Februar 1903) bis zum 10. Februar 1906. Durch das Urteil des RG. in Berlin vom 2. März 1906 wurde die Beklagte verurteilt, an die Klägerin 6 012 Mark 14 Pf. abzüglich der beigetribenen 950 Mark zu zahlen, und ihr vom 11. Februar 1906 ab eine in Vierteljahrestaten vorauszahlbare Jahresrente von 1 487 Mark 50 Pf. zu entrichten. Mit der Rechtsforderung (von 262 Mark 50 Pf.) wurde die Klägerin abgewiesen. Das RG. hob zum Teil auf, wies die Klägerin auf 815 Mark 7 Pf. ab und wies im übrigen die Revision zurück. Die Beklagte bestritt sowohl ihre Entschädigungspflicht überhaupt als auch die von der Klägerin behaupteten Folgen des Unfalls, nach denen sich die Höhe der Entschädigung richtet. In ersterer Beziehung macht die Beklagte die in § 24 der allgemeinen Versicherungsbedingungen festgesetzte Vertragsbestimmung geltend, daß „falsche Angaben im Antrage“ den Vertrag ungültig machen. Die Klägerin hat im Versicherungsklage die unter 4 gestellten Fragen: a, ob sie an irgend einer Krankheit, b, ob sie insbesondere an . . . Schwindel und Schwindelattacken leide oder gelitten habe? verneint. Nach dem Zeugnisse ihres Hausarztes hat sie an leichter Hysterie und Blutarmut gelitten und öfter über Neigung zu Schwindel- und Ohnmachtsanfällen geklagt. Daß die Antwort auf die Frage 4 objektiv unrichtig war, nimmt das Berufungsgericht an, legt aber den § 24 der Bedingungen dahin aus, daß nicht schon dies, sondern nur eine dem Antragsteller bewusste Unwahrheit die Ungültigkeit des Vertrags beweist. Wegen dieser Vertragsauslegung ist rechtlich nichts zu erinnern. Wenn das Berufungsurteil dann an anderer Stelle noch ausführt, daß eine Abkürzung zur Zuschußung auf Seiten der Klägerin für ausgeschlossen gelten müsse, so bedarf es keiner Erörterung, ob der Begriff des „falschen Angaben“ nicht zu eng begrenzt werde, wenn man die Möglichkeit der Zuschußung verleihe; denn das Berufungsgericht stellt ersichtlich dieses Erfordernis gar nicht auf, sondern führt die mangelnde Zuschußungsschuld nur als Begründung dafür an, daß der Klägerin die objektive Unrichtigkeit ihrer Angaben nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Zur näheren Begründung dieser letzteren Annahme führt das Berufungsgericht aus: Die früher zeitweise auftretende, geringfügige Hysterie der Klägerin sei als vorübergehende Krankheit nicht anzusehen, zumal ihre Gewandtheit dadurch nicht beeinträchtigt worden sei. Auch die Blutarmut habe sie als Krankheit anzusehen keine Veranlassung

gehabt, weil sie von ärztlicher Seite befehlet worden war, daß es sich dabei um keine irgendwie erhebliche Gesundheitsstörung handle. Vereinzelte Schwindel- und Ohnmachtsanfälle möge die Klägerin gehabt haben; da aber derartige Erscheinungen, sofern sie nicht öfters wiederkehrten, insbesondere für Frauen nichts Ueberraschendes und Angstliches an sich haben, so habe sich die Klägerin in gutem Glauben für gesund halten und von der Annahme aus, daß auch nach dieser Richtung ein krankhafter Zustand bei ihr nicht vorliege, die Frage 4 verneinen können. — Einen Rechtsirrtum vermag der Senat in diesen Ausführungen nicht zu finden; auch ist ein Verstoß gegen § 288 ZPO. nicht zu erkennen. Es kommt hier wesentlich auf das Verständnis der Frage 4 an. Die Revision geht davon aus, die Frage verlange die Angabe eines jeden Schwindel- oder Ohnmachtsanfalls, den der Antragsteller gehabt habe; das Berufungsgericht legt das Gewicht darauf, ob die Anfälle Ausfluß eines krankhaften Zustandes und als solcher dem Antragsteller bekannt waren. Wenn die Feststellung der Frage 4 erzwungen wird, in der zweiten a zunächst nach Krankheiten im Allgemeinen gefragt ist, während unter b als wissens- und beobachtbare Krankheiten insbesondere genannt werden: Wicht, Gelenk- oder Muskelrheumatismus, Epilepsie, Schlag-, Schwindel- und Ohnmachtsanfälle, Nierenkrankheit ufm., so läßt sich der Auffassung des Berufungsgerichts nicht entgegenstellen. Dabei mag immerhin zugestanden sein, daß auch von dieser Auffassung aus der vorliegende Fall auf der Grenze liegt, und daß das mit der Feststellung der Tatsachen befaßte Gericht vielleicht auch ohne Rechtsirrtum den guten Glauben der Klägerin hätte verneinen können; da aber das Berufungsgericht in diesem Punkte zu der entgegengeetzten Ansicht gelangt ist, ohne daß ihm Nichtberücksichtigung des Verhandlungs- und Betriebsgeheimnisses (§ 288 ZPO.) vorgezwungen werden könnte, so ist diese tatsächliche Annahme für das Revisionsgericht maßgebend. Einen weiteren Beschwerdepunkt findet die Revision in der angeblichen Nichtberücksichtigung der §§ 2 und 3 der Allgemeinen Versicherungsbedingungen. Die Gesellschaft entwidmet nach § 2 für die unmittelbar und ohne Mitwirkung anderer Ursachen durch den Unfall allein herbeigeführten Folgen; nach § 3 auch in Fällen, in denen die Beschränkung der Arbeitsfähigkeit nicht die unmittelbare und alleinige Folge des Unfalls ist, jedoch nur für den Schaden, welcher aus ärztlichem Ermessen ohne Komplikation mit anderen Ursachen eingetreten sein würde. Dieser Angriff erledigt sich durch die auf das Gutachten der Sachverständigen gegründete Feststellung, daß für den jetzigen Zustand der Klägerin allein der Unfall verantwortlich zu machen ist, da ohne dessen Dazwischentreiten die vorhandene Veranlagung der Klägerin zu dem jetzt bestehenden Krankheitsbilde sich in absehbarer Zeit nicht zum gegenwärtigen Zustand entwickelt haben würde. Die Klägerin war vor dem Unfall vollkommen arbeitsfähig, jetzt ist sie vollkommen arbeitsunfähig. Es handelt sich also nicht bloß um eine Beschränkung einer schon vorhandenen Erwerbsbeschränkung. Zugabgeben ist von den Sachverständigen, daß eine blutarme und nervöse Person nach einem Unfall in höherem Grade zu schweren Nervenzuständen geneigt ist, als jemand mit ganz intaktem Nervensystem; sie setzen aber bei, daß auch bei ganz gesunden Personen ein Unfall derartige Folgen verursachen

kann. Ohne den existenzellen Sturz konnte die Klägerin zeitweilig in ihrem früheren Zustande verbleiben, der sie in ihrer Erwerbsausübung nicht behinderte. Hiervon ausgehend konnte das Berufungsgericht den Unfall als die alleinige Ursache der jetzt vorhandenen Folgen erklären. Die Beklagte hat im Laufe des Verfahrens verlangt, daß die Klägerin, die schon mehrere Wochen in der Heilanstalt des Dr. B. erfolglos behandelt worden war, sich nochmals in die Anstaltsbehandlung der Professoren H. oder St. begeben und hat, da die Klägerin dies ablehnte, den Entschädigungsanspruch nach § 12 Abs. 2 der Allgemeinen Bedingungen für verwickelt erklärt. Nach dem Gutachten der Sachverständigen Dr. L. und Dr. St., denen das Berufungsgericht folgt, würde die Unterbringung in einer Anstalt der Klägerin nicht nur keine Besserung bringen, sondern voraussichtlich ihren Zustand verschlimmern. Die Annahme des Berufungsgerichts, daß unter diesen Umständen das ablehnende Verhalten der Klägerin gerechtfertigt sei, ist nicht zu beanstanden. Hierdon abgesehen läßt die erstinständige Bestimmung erkennen, daß sie sich nur auf den Heilungsprozeß und auf die Zeit, bevor sich die endgültigen Folgen des Unfalls erkennen lassen, bezieht, nicht auch auf die Zeit nach Ablehnung der Entschädigung seitens der Gesellschaft. Zum Zwecke der Weitererhebung im Prozeß kann von der Bestimmung des § 12 kein Gebrauch gemacht werden. Begründet ist die Revisionsbeschwerde darüber, daß das Berufungsgericht der Klägerin die Entschädigung für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit auf 200 Tage mit 2000 Mark, und zugleich für dieselben 200 Tage die Rente für dauernde Arbeitsunfähigkeit zugesprochen hat. Eine derartige, allen verfähnigen Versicherungsgrundsätzen widersprechende Auslegung des § 20 der Versicherungsbedingungen, auf die übrigens die Klägerin selbst erst in II. Instanz verfallen ist, wäre nur zulässig, wenn die doppelte Entschädigung daselbst klar und unabweisend zugesichert wäre. Das nimmt aber das Berufungsgericht selbst nicht an; es meint nur, die Bestimmung sei unklar gefaßt, es sei die Auslegung im einen wie im anderen Sinne möglich, und ein Zweifel sei zugunsten des Versicherten zu entscheiden. Das mag richtig sein, wenn es sich um ein nicht unbiliges Verlangen handelt, bildet aber keine Anwendung auf die Forderung gleichzeitiger Entschädigung für vorübergehende und dauernde Erwerbsunfähigkeit. Ubrigens legt der Wortlaut der betreffenden Bestimmung die Auffassung des Berufungsgerichts nicht einmal nahe. Der Titel des § 20 „Kumulierung der Entschädigungen“, auf den das Berufungsgericht entscheidendes Gewicht legt, trifft zu für den Todesfall und den Verlust von Gliedmaßen, in welchen Fällen nach § 16 und § 17a der Bedingungen als Entschädigung ein Kapital gezahlt wird. Er trifft in gewissem Sinne auch bei der Rentenzahlung zu. So berechnet das Berufungsgericht vorliegend den Jahresbetrag der Rente auf 1487 Mark 50 Pf., die 2000 Mark für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit würden also, wenn auf die Rente angerechnet, diese für etwa 16 Monate bedecken. Solche Anrechnung soll nicht stattfinden, sondern die Rente von Ablauf der Tagesentschädigung an bezahlt werden. Der Sinn des § 20 Lit. b ist demnach der, daß die für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit bezahlte höhere Entschädigung dem Verletzten auch verbleiben soll, wenn sich nachträglich eine dauernde

Arbeitsfähigkeit, die dann natürlich vom Tage des Unfalls an vorhanden gewesen sein wird, herausstellt, eine Entschädigung für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit also an sich nicht verlangt werden könnte. Insofern das Berufungsurteil beide Entschädigungen für den gleichen Zeitraum gewährt, unterliegt es demnach der Aufhebung. Da der Klägerin nur der auf 300 Tage treffende Teil der Jahresrente von 1 487 Mark 50 Pf. zuwidergesprochen ist, und die Berechnung dieses Teiles, die den Betrag von 815 Mark 7 Pf. ergibt, vom Revisionsgerichte nicht vorgenommen worden kann, so war zugleich in der Sache selbst auf Abweisung der Klägerin und dem ihr vom Berufungsgerichte zuwider gesprochenen Betrage von 815 Mark 7 Pf. zu erkennen. S. e. R., U. v. 16. Nov. 06, 152/06 VII. — Berlin.

Hauptpflichtgesetz vom 7. Juni 1871.

26, §§ 1, 3, 4 verb. mit §§ 843, 844, 1389, 1418, 1468, 1465 BGB. Sind Pensionansprüche und Einnahmen aus dem gütergemeinschaftlichen Vermögen der Ehegatten auf den Anspruch der Witwe aus dem Hauptpflichtgesetz wegen Tötung des Ehemannes anzuerkennen? Ansprüche der Kinder des Verstorbenen?

! Der Hauptlehrer B. ist am 9. April 1902 auf einer Fahrt in einem elektrischen Straßenbahnwagen der bellingsten Stadtgemeinde verunglückt und am 19. April 1902 infolge der erlittenen Verletzungen gestorben; er war zur Zeit des Unfalls 57 Jahre alt, hat als Hauptlehrer ein Diensteinkommen von 4057 Mark jährlich bezogen und besaß mit seiner Ehefrau ein gütergemeinschaftliches Vermögen von gegen 100 000 Mark. Diese Gütergemeinschaft wird von dem Vertreter mit den Kindern fortgesetzt und die Klägerin bezieht als Witwe Pensionen 990 Mark und 700 Mark. Die Witwe (Klägerin zu 1.) und ihre Kinder (Kläger zu 2–7) haben auf Grund des Hauptpflichtgesetzes Schadensersatz gefordert. Das RG. hat infolge einer Revision der Beklagten sich über die einschlagenden Fragen in dem Entscheidungsgründen in folgender Weise ausgesprochen. 1. Das Hauptpflichtgesetz hat in § 4 eine besondere Bestimmung über Berechnung gewisser Versicherungsleistungen auf die Entschädigung getroffen, die aber eine analoge Anwendung über die dort geregelten Fälle hinaus nicht zuläßt. Das BGB. hat von einer Entschädigung der Frage, ob und inwiefern auf die Entschädigung sich § 843 bezog. § 844 BGB. Vermögensanteile, welche infolge der Verletzung oder Tötung dem Verletzten bzw. Erbschaftsberechtigten zukommen, anzurechnen seien, Umgang genommen, da es für unzulässig erachtet wurde, die allgemeine Frage der Vorteilsausgleichung nur für diese Fälle zu entscheiden (vergl. Motive zum BGB. Bd. II S. 783). Bei den Verhandlungen der II. Kommission (Prot. S. 1817, 2835 ff., Magdon, Materialien II S. 1108, 1110 ff.) war ein Zusatz zu § 724, jetzt § 844 BGB. beantragt, wonach dann, wenn infolge der widerrechtlichen Tötung einem Unterhaltsberechtigten Vermögen zugestanden ist, dieses Vermögen auf den zu leistenden Ersatz infoweit angerechnet werden sollte, als der Getötete es, wenn er am Leben geblieben wäre, zur Erfüllung der Unterhaltspflicht verwendet haben würde. Dieser Zusatz beschloß jedoch, von Aufnahme einer solchen Vorschrift Abstand zu nehmen und die Entscheidung der Frage der Rechtsberechnung zu überlassen. Es handelte sich bei dem beantragten

Zusatz nicht darum, inwiefern Vorteile, die dem Unterhaltsberechtigten als Folge der Tötung zugestanden seien, auf die Rente anzurechnen seien, vielmehr um eine positive Bestimmung über die Ermittlung des Schadens; die hierbei in Betracht kommenden Fälle seien aber verschiedenartig gehalten und ließen eine gleichmäßige Entscheidung nicht zu. In Ermangelung einer gesetzlichen Regelung ist daher die Frage aus dem allgemeinen Rechtsgrundsätzen über Schadensersatz, BGB. §§ 249 ff. und über Aufzussammenhang zu beurteilen, soweit nicht positive Vorschriften wie § 843 Abs. 4 in Verbindung mit § 844 Abs. 2 BGB. eingreifen. — Was nun insbesondere die Pensionen betrifft, so ist in der bisherigen Rechtsprechung des RG. unterschieden worden zwischen Bezügen, welche dem Verletzten oder den Hinterbliebenen des Getöteten auf Grund eines privaten Vertrages, Versicherungsvertrages, zukommen und gesetzlichen Pensionen, gesetzlichen Witwen- und Waisengeldern. Bei den ersteren wurde die Anrechnung (der Witwenpension) auf die Hauptpflichtrente für unzulässig erklärt; es sei hier zwischen der Entscheidung des Vorteils und dem schädigenden Ereignisse nur im natürlichen, nicht im rechtlichen Sinne ein Aufzussammenhang vorhanden, da das Recht auf solche Pension in erster Linie durch den Abschluß des Versicherungsvertrages und durch Zahlung der Versicherungsprämie, also durch selbständige Leistungsvorfälle mitbedingend gewesen sei (Urteil des V. ZS. vom 11. Juli 1883, RG. Bd. 10 Nr. 13 S. 50 f. — Urteil des VI. ZS. vom 18. Oktober 1886. Seuffh. Abz. 42 Nr. 120 S. 173). Dagegen sollen gesetzliche Pensionen, Witwen- und Waisengelder der Anrechnung unterliegen, weil der Anspruch hiergegen nicht auf einem Versicherungsvertrage, sondern lediglich auf Gesetz beruhe, der pensionierte Beamte nicht um seine volle Besoldung, vielmehr nur um sein Gehalt abzüglich der Pension gekürzt sei, beziehungsweise weil das Gesetz durch Gewährung von Pensionen an die Hinterbliebenen des Beamten für deren Unterhalt Fürsorge treffe und ihr Anspruch nicht ein neben dem Entschädigungsanspruch erworbenes selbständiges Vermögensobjekt bilde. Urteil des II. ZS. vom 19. Januar 1886. RG. Bd. 15 Nr. 24 S. 114, Urteil des III. ZS. vom 14. Dezember 1886 Bd. 17 Nr. 11 S. 45 ff. Die Reichsgerichte steht vorwiegend auf demselben Standpunkte. In vergl. Laß & Maier, Hauptpflichtrecht 2. Aufl. S. 106 Anm. 49; Reinbl, Hauptpflicht S. 3 S. 151; Crome, System des B. Rechts Bd. II. 1. § 151 S. 77, S. 78 Anm. 57, 62; Staubinger, Kommentar zum BGB. Bd. II 2. Aufl. Vorbemerk. zu § 249 S. 28 f.; Walsmann, compensatio laeri cum domo § 5 S. 93 ff., 98 ff., und namentlich Oertmann, die Vorteilsausgleichung beim Schadensersatzanspruch § 14 S. 111 ff., § 15 S. 123 ff. Andere allerdings vertreten die Unterrechnung zwischen Vermögenserwerb aus Versicherungsvertrag und gesetzlicher Pension als unbegründet oder irrelevant. V. Weimich, die Hauptpflicht wegen Körperverletzung und Tötung eines Menschen 2. Aufl. § 21 S. 69 ff.; auch Endersmann, die Schadensersatzpflicht aus unerlaubten Handlungen S. 65; und insbesondere Eger, Reichshauptpflichtgesetz, 6. Aufl. S. 453 f., 458 f. S. 423. Allein die von den letzteren erhebenen Einwände geben keinen Anlaß, von der frühigen Rechtsprechung abzugehen; vielmehr ist an dieser auch für das jetzt geltende Recht festzuhalten. Die

Rückanrechnung der Versicherungsgeldern, der auf Grund privater Versicherungsverträge bezahlten Renten p. ersichertigt sich daraus, daß es hier für eine Vorteilsgleichung an der Identität der ersichernden Tatsache fehlt, sofern das die Haftpflicht begründende Ereignis, die Verletzung, zwar die Verbindung für den Anspruch des Beschädigten auf die Versicherungsgelder auslöst, aber hierfür nicht im Rechtssinne den Entstehungsgrund bildet, und aus der weiteren Erwägung, daß der Beschädigte das fragliche Iussum nicht unentgeltlich gewinnt, sondern durch rechtliche Gegenleistungen in Gestalt der bezahlten Rente oder Beiträge hat erlangen müssen. Diese Gesichtspunkte treffen nicht ebenso zu auf die Pension, welche der Beamte zufolge gesetzlicher oder statutarischer Regelung vom Staat beziehungsweise der Gemeinde p. erhält. Solche Bezüge wurzeln nicht in einem besonderen, außerhalb der Antstehung des Beschädigten gelegenen Rechtsgrund, vielmehr gleichmaßen wie der Gehaltsanspruch unmittelbar in den gesetzlichen oder organisatorischen Anstellungsverhältnissen. Die Amtspension ist nicht das Endergebnis einer Erwerbsunfähigkeit des Beamten, sondern nur eine Form des Dienstgehaltes, welches laßt Gesetz oder auch Anstellungsvertrag in geminderten Betrag dem dienstunfähig gewordenen Beamten fortgewährt wird. Und selbst in dem Falle, wenn der Beamte bestimmte Beiträge zu der Pensionskasse zu leisten hat oder ihm solche Beiträge von vornherein an Gehalte gekürzt werden, beruht der Pensionsanspruch nicht auf einem Versicherungsverhältnis, sondern auf der entsprechenden Normierung der Amts- und Gehaltsverhältnisse. Mag man mit Laband, d. Staatsrecht des D. Reichs Bd. 1 § 49, 4. Aufl. S. 469 ff. der Befolgung und Pension des Beamten die Zuehrung einer dem Staat auf Grund der Anstellung gesetzlich obliegenden landesgemäßen Alimentierung des Beamten beilegen oder in Gestalt und Pension die Vergütung für die von dem Beamten geleisteten Dienste erblicken (vergl. aber RG. Bd. 38 Nr. 86 S. 322 f.), so stellt doch die Pension nicht ein Äquivalent für Leistungen dar, die nach Art von Versicherungen oder Beiträgen zu Pensionskassen einen selbständigen Vermögenserwerb begründen. Die Einbuße für den Beschädigten, gesetzlich pensionberechtigten Beamten besteht also nicht in völliger Entziehung, sondern nur einer Verringerung (wie Dertmann a. a. O. S. 142 es andeutet einer „Verlängerung“) des Amtseinkommens. Und es handelt sich hierbei nicht eigentlich um eine Vorteilsgleichung, compensatio iuri, vielmehr ist eben die Schadenersatz von vornherein eine (um den Betrag der Pension) geringere. Dieser Gesichtspunkt trifft nun zwar bei den gesetzlichen Witwen- und Waisenspensen vielleicht nicht unmittelbar zu, ist doch aber inwiefern analog auch auf diese anwendbar. Auch die Witwen- und Waisengelder bilden einen Bestandteil der dem Beamten auf Grund des öffentlich-rechtlichen Anstellungsverhältnisses für sein Amt ausgeübten Rente, sofern der Staat oder die Gemeinde hierdurch in dem gesetzlich bestimmten Umfange auch für den Unterhalt der Hinterbliebenen des Beamten Fürsorge trifft. (Vergl. RG. 15, 115; 38, 323). Soweit also den Hinterbliebenen des Beamten derartige Pensionsansprüche zustehen, ist ihnen der bisher in dem Amtseinkommen des Beamten gewährleistete Unterhalt nicht im ganzen Umfang entzogen, sondern nur geschmälert, ihr

Schaden daher ein entsprechend geringerer. Insofern steht einer Anrechnung der Witwen- und Waisengelder auf die Entschädigung auch die Vorschrift in § 843 Abs. 4 (§ 844 Abs. 2 BGB.) nicht im Wege, da der Unterhaltsanspruch der Angehörigen gegenüber dem Getöteten bis zum Betrage der fortwährenden Bezüge nicht beschränkt, sondern gedeckt ist (f. Dertmann a. a. O. S. 145 Anm. 1). Das Urteil des RG., IV. 35. vom 14. Juni 1906 IV. 554/05 JM. 06, 482¹⁸ steht der vorstehenden Beurteilung nicht entgegen, da dasselbe nur einen Fall der reichsgerichtlichen Beamtenfürsorge (§ 10 des Gesetzes vom 15. März 1886, § 12 des Gesetzes vom 18. Juni 1901) entscheidet. Der in dem Urteile des ersten Instanzerns vom 25. September 1905, RG. 61, 295 f. ausgesprochene Satz ist in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht zu halten. 2. Anlangend die Einkünfte aus dem guttengemeinschaftlichen Vermögen, so ist darüber wohl kein Streit, daß der Getötete neben seinem Anteilseinkommen auch die Einkünfte des guttengemeinschaftlichen Vermögens zum Unterhalte seiner Familie mitverwendet hatte. Es entfiel von dem Gesamteinkommen, wie zu unterstellen ist, je eine gewisse Quote auf den Unterhalt aus dem Frau und Kindern. Insofern als die Mittel zum Unterhalt aus dem Kapitalvermögen der Eheleute geschöpft wurden, ist diese Quelle infolge des Todes des Ehemanns tatsächlich nicht versiegt, da der Vermögensstand im wesentlichen derselbe geblieben ist. Aber auch rechtlich liegt hier die Sache nicht so, daß gesagt werden könnte, es werde die Unterhaltspflicht und der Ersatz für das unterhaltspflichtige von dem Vermögensbesitzer der Erbschaftsberechtigten gar nicht berührt. Den Hinterbliebenen ist von dem Haftpflichtigen nach § 3 Abs. 2 Haftpflicht- und § 844 BGB. insofern Schadenersatz zu leisten, als der Getötete während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet gewesen wäre. Gegenstand des zu leistenden Ersatzes ist nicht ein abstraktes Unterhaltsrecht, sondern der Unterhalt, welchen unter den konkreten Verhältnissen der Getötete nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften aus seinen Mitteln dem Berechtigten zu leisten hatte und der dem letzteren nunmehr abgeht. a) der Ehefrau ist von dem Manne nach § 1360 Abs. 1 BGB. nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren; diese Verpflichtung ist darnach unabhängig von der Bedürftigkeit der Frau; vergl. Bland. Rom. zu § 1360 Anm. 1, Dernburg, D. bürgerl. Recht Bd. IV § 35 § 1 und II. Aber bei bestehender allgemeiner Gütergemeinschaft umfaßt während der Dauer der Ehe der eheliche Aufwand sachlich auch den Unterhalt der Frau und fällt dieser insofern zunächst dem den beiden Eheleuten gemeinschaftlich gehörigen Gesamtgute zur Last (BGB. § 1458, § 1389), obwohl auch bei diesem Güterstand der eheliche Aufwand von dem Ehemann zu tragen ist (vergl. Bland, Vorbemerkungen zu Buch IV Tit. V R. 1. 2. Aufl. S. 80). Die Ehefrau hat dem Manne zur Tragung des ehelichen Aufwandes ihren Beitrag in der Form geleistet, daß ihre Vermögen Gesamtgut wurde, welches dem Manne zur freien Verfügung überlassen war. Die insofern auch aus dem eigenen Vermögen der Ehefrau entnommenen Mittel zu ihrem Unterhalt können, wenn es sich um Schadenersatz für das ihr entzogene Unterhaltsrecht

handelt, nicht schlechthin als Erbschaften gelten, die der Ehemann für den Unterhalt der Frau zu machen hätte und welche jetzt zu erben wären. Bei Auflösung der Ehe durch den Tod des Ehemannes hat die Klägerin zu 1 das gesamte gemeinschaftliche Vermögen in Besitz und Nießbrauch erhalten, — nach § 7 des Gesetzes, betreffend das eheliche Güterrecht in Preußen v. vom 16. April 1860, „bezieht sie die eine Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens als ihr Eigentum,“ — und es stehen ihr bei der mit den Kindern fortgesetzten Gütergemeinschaft in den Vermögens des Gesamterbögens auch diejenigen Mittel nach wie vor für ihren Unterhalt zu Gebot, welche zu diesem Zwecke bei Lebzeiten des Ehemannes von beiden Ehegatten zusammen aufgebracht worden sind. Demnach ist also für den Unterhaltsanspruch der Witwe auf die tatsächlich bestehende Bedürftigkeit an sich nicht ankommt, so wird doch bei Bemessung des Umfangs der Schädigung zu beachten sein, daß hier diejenige Last der Einkünfte des gütergemeinschaftlichen Vermögens, welche zu Lebzeiten des Ehemannes etwas (neben dem einkunftsreichen Teile des Auswärtigen) zum Unterhalte der Ehefrau mitzuverwenden war, keinesfalls im ganzen Betrag in Rechnung zu stellen wäre. b) Bezüglich der Ansprüche der Kinder kommt in Betracht, daß das gütergemeinschaftliche Vermögen, dessen Einkünfte bei Lebzeiten des Vaters zweifelslos teilweise auch zum Unterhalte der Kinder gebirt haben, dieser Bestimmung dadurch, daß jetzt an jenen Nießbrauch, Verwaltung und Verfügung der überlebenden Ehegatten zukommen, noch nicht entzogen ist. Und der Erblasser nach ist dieses Vermögen zum Anteil des verstorbenen Vaters auch den Kindern angefallen, sei es gemäß § 7 des Gesetzes vom 16. April 1860 im Wege des Erbgangs, sei es ohne solchen vermög. Eintritt der Abkömmlinge in die Stelle des Verstorbenen (BGB. § 1483 Abs. 1 Satz 2). Allerdings hat das BGB. ebensoformig wie das Gesetz über die wechselseitige Gütergemeinschaft eine besondere Bestimmung dahin getroffen, daß bei fortgesetzter Gütergemeinschaft der überlebende Ehegatte die Kinder aus dem Gesamtgute zu unterhalten habe, und es ist daher anzunehmen, daß der Unterhalt der Abkömmlinge (formell rechtlich) keine Last des Gesamtgutes bildet, daß es vielmehr in Ansehung der Unterhaltspflicht bei den Verfügungen der §§ 1601 ff. BGB. zu bereden soll (wie von Berufungsrichter hinsichtlich jenes Provinzialgesetzes besonders betont wird). Witwe zu 1 § 1487 (1391) BGB. Nr. IV S. 461 f. — Prot. II. Bd. IV S. 317, 328 ff. Vergl. Pland Rwn. zu § 1487 Ann. 3; Dernburg, Bürgerl. R. IV § 61 S. 201; Schröder, das eheliche Güterrecht § 4 S. 71 Nr. 1. Allein immerhin besteht auch rechtlich eine Beziehung des Unterhaltsanspruches der Abkömmlinge zu dem Gesamtgute der fortgesetzten Gütergemeinschaft. Nach § 1495 Nr. 3 BGB. und § 14 Nr. 7 des Gesetzes vom 16. April 1860 in der Fassung des Art. 48 § 6 PrAGBGB. kann ein erbberechtigter Abkömmling gegen den überlebenden Ehegatten auf Erbschaft klagen, wenn der überlebende Ehegatte eine Verpflichtung, dem Abkömmling Unterhalt zu gewähren, verlegt hat und für die Zukunft eine erhebliche Schädigung des Unterhalts zu besorgen ist (entsprechend dem in § 1466 Nr. 3 vgl. § 1418 Abs. 1 Nr. 2 BGB. der Ehefrau eingeräumten Klagerecht auf Aufhebung der

Gütergemeinschaft —). Die unterhaltsberechtigten Abkömmlinge sind also unter der angeführten Voraussetzung, die freilich im gegenwärtigen Falle bisher nicht eingetreten ist, in die Lage gesetzt, ihren Anteil an dem Gesamtgut zum Zwecke ihres Unterhalts frei zu machen. Wirtschaftlich betrachtet ist entweder das Unterhaltsrecht der Kinder insoweit, als zu dessen Erfüllung das gütergemeinschaftliche Vermögen zu dienen hat, ihnen durch den Tod des Vaters nicht entzogen, oder aber es trifft insoweit die Voraussetzung des Unterhaltsbedürfnisses nicht zu, indem die Kinder aus den Einkünften ihres eigenen Vermögens unterhalten werden. Die Vorschrift in § 843 Abs. 4, wonach der Erbschaftsanspruch nicht dadurch ausgeschlossen wird, daß ein „anderer“ dem Verstorbenen Unterhalt zu gewähren hat, würde seinem Wortlaute nach auf einen Fall der vorliegenden Art zu treffen, wenn man nur auf die nimmer der Mutter obliegende Unterhaltspflicht zu sehen hätte. Allein nach Sinn und Zweck des Gesetzes (Art. II S. 782) kann jene Vorschrift nicht dazu führen, daß für den Schadenerschaftanspruch der Kinder des Verstorbenen die zu ihrem Unterhalt nach wie vor verwendbaren Einkünfte des gütergemeinschaftlichen Vermögens außer Betracht bleiben und auf diese Weise dem nur schadenerschaftsberechtigten Kind tatsächlich eine Bereicherung zuteil würde. Es ist hier eben sachlich nicht ein „anderer“, der dem Verstorbenen Unterhalt zu gewähren hat.

Bezüglich einer Anfechtungskreuzrevision der Klägerin zuiffer 1 hat diese zur Begründung folgendes ausgeführt: Wenn entgegen der Rechtsansicht des Berufungsrichters und mit dem ersten Richter für die Kinder ein Unterhaltsanspruch gegen den verstorbenen Vater und damit ein Rentenanspruch gegen die Beklagte verneint werden sollte, so würde der durch den Tod des Ehemannes der Witwe entstandene Schaden infolgedessen größerer, von dem Berufungsgericht nicht berücksichtigter geworden sein, als der Mutter durch den Unfall der sonst dem Vater obliegende Unterhaltspflicht zugewandt und ihr dessen Befriedigung aus ihrem Vermögen auferlegt wäre. In diesem Falle sei bei richtiger Anwendung des § 844 BGB. und der §§ 286, 287 ZPO. die Rente auch für den so vergrößerten Schaden zu gewähren. Dieser Standpunkt kann nicht als richtig angesehen werden. Die Witwe hat nach § 3 Abs. 2 Halbsatz. und § 844 BGB. aus eigenem Recht nur Ersatz wegen des ihr durch den Tod des Mannes entzogenen Unterhalts, nicht wegen aller ihr aus Anlaß des Unfalles entstandenen Vermögensnachteile zu beanspruchen. Im allgemeinen steht ein Schadenerschaftsanspruch nur dem Verletzten selbst und nach Maßgabe der etwöhnlichen Gesetzesbestimmungen den Unterhaltsberechtigten zu. Der Grundsatz des § 844 BGB. aber läßt sich nicht dahin anwenden, daß in dem Falle, wenn durch die Tötung die Unterhaltspflicht eines Angehörigen gegen Dritte zur Aktualität gebracht wird, hierfür dem Unterhaltspflichtigen Ersatz zu leisten wäre. (Vgl. Oertmann, Recht der Schuldverhältnisse § 844 Ann. 8, 2. Aufl. S. 996. Die dort revidierte Entscheidung des RG. I. 35. vom 12. Februar 1902, Gruchl. Bd. 57 Rr. 217 S. 406 betrifft einen Fall der Festsetzung eines Reducers nach § 461, § 462 Nr. 3 Art. 777 BGB. d. F. aus der Zeit vor dem 1. Januar 1900.) Obrißens würde der von der Anfechtungskreuzrevision geteilte gemachte Gesichtspunkt weder insoweit, als den Klägern zu §§. 3 und 6

ein Erschadenpruch gegen die Beklagte zuerkannt wird, zutreffen, noch insofern als den Söhnen etwa aus dem glückseligsten Sachverhalte Samtgut Unterhaltungen zu gestehen sind, eine Erhöhung des Erschadenpruches der Klägerin zu § 11. 1. rechtserzogen. Stadtgemeinde M. c. R., U. v. 5. Nov. 06, 603/06 VI. — Hamm.

27. § 1. Alle Unfälle, die sich unmittelbar beim Betriebe ereignen, fallen unter das Haftpflichtgesetz.]

Das Berufungsgericht hat in breitenförmiger Weise tatsächlich festgestellt, daß der Kläger nicht beim Aussteigen auf den Wagon der Straßenbahn zu Fall gekommen ist, sondern schon, ehe er den letzteren erreicht hatte, beim Hinein zu demselben auf der Straße. Es kann sich also nur noch darum handeln, ob dieser Unfall sich im Sinne des § 1 Haftpflicht. beim Betriebe der Straßenbahn ereignet hat, so daß die Beklagte aus diesem Grunde haften würde. Das Berufungsgericht hat dies mit Recht verneint, wenn auch unter Anführung eines nicht ganz zutreffenden Grundes. Es ist nämlich nicht richtig, daß unter jenen § 1 überhaupt nur solche Unfälle fallen, die in den dem Eisenbahnbetriebe eigentümlichen Gefahren ihren Grund haben. Vielmehr fallen, wie das RG. schon öfters ausgesprochen hat (vgl. z. B. RG. 50, 83), alle Unfälle, die sich unmittelbar beim Betriebe im natürlichen Sinne des Wortes, d. h. bei der Fortbewegung der Menschen und Güter bestehenden Gefahr auf der Bahn zutragen, ohne weiteres unter das Gesetz; jene Beschränkung ist in der Rechtsprechung des RG. und des RG. nur aufgestellt worden als Merkmal für die Abgrenzung von Haftpflichtfällen, die schon außerhalb jenes engeren Kreises liegen, wo der Unfall nur in mittelbarem Zusammenhange mit dem Betriebe steht. Nun sind übrigens freilich hienächst in Anbetracht der großen, einen eignen Bahnkörper benutzenden Eisenbahnen dem vorliegenden ähnlichen Fälle unter dem § 1 gebracht worden, wenn etwas ein Haftpflicht insofern der dem Eisenbahnbetriebe eigentümlichen Gefahr, ehe er den Zug erreicht hatte, zu Fall gekommen war; aber dann handelte es sich doch immer um Vorfälle, die sich innerhalb des besondern Bereiches der Eisenbahnbetriebsanrichtungen, namentlich auf einem Bahnsteig, ereignet hatten. Hier, wo der Kläger auf der öffentlichen Straße verunglückt ist, ehe er überhaupt mit den Betriebsmitteln der Bahn in Berührung gekommen war, kann von einer Anwendung des § 1 Haftpflicht. gar nicht die Rede sein. R. c. Et. U. v. 18. Nov. 04, 118/06 VI. — Colmar.

Wareneingetragenes vom 12. Mai 1894.

28. §§ 1, 9, 12, 14, 20 WarenzG. Schadenersatzanspruch gegen den Inhaber eines zu Unrecht eingetragenen Inhabers eines Warenzeichens seitens des Berechtigten beginnt erst mit der Löschung, nicht schon mit dem Vorhandensein eines Rechtsgrundes für die Löschung.]

Der Klägerin, Inhaberin eines in der Zeichenrolle des Pat. eingetragenen Warenzeichens, klagte auf Löschung des für die klagende Firma in der Zeichenrolle eingetragenen Zeichens wegen Verwechslung und Gleichheit sowie auf Zahlung von 1000 Mark. Das LG. verurteilte, das RG. wies die Verurteilung wegen der verdrängten Löschung sowie wegen der weitgehenden Schadenersatzansprüche ab und verurteilte nur zu 200 Mark Schadenersatz. Das RG. wies die Re-

vision der Beklagten zurück, änderte aber insofern ab, daß der Schadenersatzanspruch vollständig abgelehnt wurde: Es ist festgestellt, daß die Abweichungen in dem Zeichen der Beklagten von dem Zeichen der Klägerin als unwesentliche im Sinne des § 20 anzusehen, die beiden Zeichen also einander so ähnlich sind, daß im Verkehr die Möglichkeit der Verwechslung besteht. Die aus dem §§ 20 WarenzG. und 551 Ziff. 7 und § 286 ZPO. entnommenen Revisionsansätze gegen die auf die Löschung sich beziehende Entscheidung des RG. sind sonach unbegründet. Was den von der Klägerin erhobenen Schadenersatzanspruch betrifft, so ist der Verurteilungsdiktat davon ausgegangen, daß der Inhaber eines Warenzeichens sich auf das für ihn in der Zeichenrolle eingetragene Recht gegenüber dem Inhaber eines kollidierenden, früher angemeldeten Zeichens, wenn dieser aus § 14 Abs. 1 WarenzG. Schadenersatz verlange, nicht berufen könne, falls ihm bei seiner späteren Anmeldung das kollidierende Zeichen bekannt und das Vorhandensein der Kollision bewußt gewesen sei. In diesem Falle sei ihm nach den im Handel und Wandel allgemein herrschenden Rechtsanschauungen von vornherein bekannt gewesen, daß gegenüber dem Inhaber des früher angemeldeten Zeichens ein Rechtsgrund für die Löschung seines später angemeldeten Zeichens vorliege. Wenn er dennoch das für ihn formell eingetragene Zeichen benutze, so mache er wesentlich von einem ihm gegenüber dem Inhaber des älteren Zeichens nicht zustehenden Rechte Gebrauch, verleihe dieses Recht und sei nach § 14 schadenersatzpflichtig. Der Berufungsgericht hat dann ausgeführt, der Inhaber der klagenden Firma habe zur Zeit seiner Zeichnammeldung das früher für gleichartige Waren angemeldete Warenzeichen der Klägerin gekannt, ihm sei die Kollision zwischen beiden Zeichen sowie ferner bewußt gewesen, daß er gegenüber dem früher angemeldeten Zeichenrecht widerrechtlich handele, er habe daher gegen § 14 gefehlt, wenn er gleichwohl seine Waren mit dem zwar formell für ihn eingetragenen, aber mit dem früheren Zeichenrechte der Klägerin kollidierenden Zeichen versehen habe. Dieser Begründung kann nicht beigetreten werden, sie verstößt die §§ 1, 12 und 14 WarenzG. Nach § 1 kann freistehen, welcher in seinem Geschäftsbetriebe zur Unterscheidung seiner Waren von den gleichartigen Waren anderer sich eines Warenzeichens bedienen will, dieses Zeichen zur Eintragung in die Zeichenrolle des Pat. anmelden. Das Pat. hat nach Maßgabe der Vorschriften des Gesetzes darüber zu befinden, ob das Zeichen einzutragen ist. Ist letzteres geschehen, so hat der als Inhaber des Zeichens Eingetragene die ausschließliche Befugnis, das Zeichen nach Maßgabe des § 12 Abs. 1 zu gebrauchen. Die Eintragung erzeugt dieses Recht aus dem Zeichen und aus dem Zeichen. So lange sie besteht, gewährt sie das Recht dem Eingetragenen, es selbst erst mit der erfolgten Löschung des Zeichens und nicht schon mit dem Vorhandensein eines Rechtsgrundes für die Löschung. Mit der Anmeldung zur Eintragung greift der Anmeldende noch nicht in das Rechtsgut des früher Eingetragenen ein, und die Eintragung selbst erfolgt kraft der Entscheidung der zuständigen Behörde, das Pat., das zu erlassen hat, ob die Eintragung gesetzlich zulässig ist, und nicht eine Kollision mit einem bereits früher für einen anderen zur Bezeichnung gleichartiger Waren eingetragenen

Zeichen besteht. Wer also auf Grund der bestehenden Eintragung sein Zeichen benutzt, übt nur das Recht aus, das ihm das Gesetz gewährt und handelt nicht widerrechtlich; ob er bei der Anmeldung sich bewusst war oder bei der Benutzung des Zeichens sich bewusst sein mußte, daß Verwechslungen mit einem besser berechtigten Zeichen entstehen können, ist für die Frage der Widerrechtlichkeit der Benutzung des Zeichens nicht entscheidend, da das Pat. selbständig, eventuell im Widerspruchsverfahren prüft und geprüft hat, ob eine Kollisionsgefahr mit einem selber eingetragenen Zeichen vorhanden ist. Nach der ganzen Konstitution des Warenz.B. ist nicht ausgeschlossen, daß mit einander verwechselbare Zeichen für verschiedene Personen zur Bezeichnung gleichartiger Waren zur Eintragung gelangen und neben einander zu Recht bestehen, Abhilfe gewährt hier das Lösungsverfahren. Nun hat allerdings nach § 12 Abs. 2 Warenz.B., die Lösung eine gewisse rückwirkende Kraft hinsichtlich der Zukunft des Zeichens für die Zeit, in welcher ein Rechtsgrund für die Lösung bereits früher vorgelegen hat, indem bestimmt ist, daß dann für diese Zeit Rechte aus der Eintragung nicht mehr geltend gemacht werden können. Daraus folgt aber nicht, daß das gelöschte Zeichen auch rückwärts als nicht eingetragen anzusehen wäre, sondern es wird nur dem bisherigen Zeicheninhaber für die Zukunft die Geltendmachung des Zeichenrechts mit rückwirkender Kraft für die Zeit des Vorhandenseins des Lösungsgrundes verweigert, dadurch wird aber die zur Zeit des Vorliegens des Lösungsgrundes, jedoch vor der Lösung schon geschehene Ausübung des Zeichenrechts durch die nachfolgende Lösung nicht zu einer widerrechtlichen Benutzung des Zeichens. Vgl. die Entsch. des erkennenden Senats II. 14/99 und WZSt. 30, 211; 34, 275. Fernach hat die Beklagte durch die Benutzung ihres Warenzeichens gemäß § 12 Warenz.B. — das Zeichen ist bis jetzt noch nicht gelöscht —, nicht widerrechtlich gehandelt, wenn ihre auch die Kollisionsgefahr mit dem besser berechtigten Zeichen der Klägerin bewusst war, als sie das Zeichen zur Anmeldung brachte und nach der Eintragung benutzte, sie ist also auch nicht aus § 14 Warenz.B. schadenerschuldlich. Ebenso wenig kann mangels widerrechtlicher Rechtsverletzung eine Schadenerschuldlichkeit aus § 823 BGB. hergeleitet werden. Die Frage der Anwendbarkeit des § 826 BGB. kommt für die Revision nicht in Betracht, da die Klägerin in den Vorinstanzen nicht behauptet und nicht dafür vorgebracht hat, daß die Beklagte in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise die Eintragung ihres Zeichens erlangt oder dessen Benutzung vorgenommen habe. B. C. E., II. v. 13. Nov. 06, 156/06 II. — Berlin.

Wettbewerbsgesetz vom 27. Mai 1896.

20. §§ 1 und 8. Für die Annahme der unwichtigen Angebots ist auch die irrthümliche Auffassung des Publikums entscheidend. Ansehen eines besonders günstigen Angebots.]

Die Firma der Klägerin lautet „G. Z.“; sie hat ihren Sitz zu L.; ihr Geschäftsbetrieb ist die Fabrikation von Zalgeln. Sie hat zu Z. eine Zweigniederlassung. Bis zum Jahre 1895 stellte sie auch in L. Zalgelziegel her. Seit 1896 erfolgt die Fabrikation der Zalgelziegel ausschließlich in Z. Im Jahre 1897 entstand zu L. eine größere Ziegelfabrik unter der Firma „L. Ziegelmühle G. H.“ Generalagent der letzteren

Firma im rechtsrheinischen Bayern ist die Beklagte. Die Klägerin macht geltend: ihr Fabrikat würden allgemein im Geschäftsverkehr als „L. Ziegelmühle“ bezeichnet. Die Beklagte bezeichne sich im Geschäftsverkehr, ohne die volle Firma ihrer Auftraggeberin zu gebrauchen, als „Kleinvertrieber der L. Ziegelmühle“ und als „Kleinvertrieber der L. Ziegelmühle“ und erwerbe dadurch beim Publikum den Anschein, als verlaufe sie die Fabrikate der Klägerin. Durch die Klage war beantragt, die Beklagte zu verurtheilen, die Bezeichnung der von ihr als Agent vertretenen Firma „L. Ziegelmühle G. H.“ mit lediglich „L. Ziegelmühle“ zu unterlassen. In der Berufungsinstanz wurde der auch auf die §§ 1 und 8 UnWZ. gestützte Antrag gestellt, die Beklagte zu verurtheilen, die Angabe zu unterlassen, daß sie „Kleinvertrieber der L. Ziegelmühle“ und „Kleinvertrieber der L. Ziegelmühle“ sei. Die Klage wurde abgewiesen, ebenso die Berufung und die Revision: Nach bündiger Rechtsprechung des erkennenden Senats ist für die Annahme, ob eine unwichtige Angabe vorliegt, nicht die objektive Sachlage entscheidend, sondern die Auffassung des Publikums, gleichgültig, ob diese Auffassung des Publikums objektiv gerechtfertigt ist und ob sie auf vernünftigen Erwägungen beruht. Auch eine irrthümliche Auffassung des Publikums ist zu berücksichtigen. Nicht aber in den beteiligten Verkehrskreisen die Klägerin noch als „L. Ziegelmühle“ benannt und werden ihre Fabrikate in diesen Kreisen noch als „L. Ziegelmühle“ bezeichnet, so enthält die Bezeichnung „Kleinvertrieber der L. Ziegelmühle“ und „Kleinvertrieber von L. Ziegelmühle“ eine unwichtige Angabe im Sinne von § 1 UnWZ. Das Berufungsgericht hat indes mit richtig einwandfreier Begründung verurtheilt, daß diese Angaben geeignet seien, den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzuufen. Das trägt seine Entscheidung und führt zur Zurückweisung der Revision. — Nach Darstellung der Klägerin soll der Anschein eines besonders günstigen Angebotes in jenen Angaben um desto mehr liegen, weil es sich nach Auffassung der beteiligten Verkehrskreise um ein Angebot handle, dessen Urheber einen großartigen Abfall, nämlich den Abfall der gesamten L. Ziegelmühle sowie aller L. Ziegelmühle in der Hand hat und das um desto mehr ganz besonders beachtenswert erscheine. Das Berufungsgericht führt aus: Nach der eigenen Darstellung der Klägerin enthalte die Anpreisung der Beklagten für das Publikum weder hinsichtlich der Vollständigkeit noch der Güte und Beschaffenheit der Ware ein besonders günstiges Angebot. Wenn man das Angebot von L. Ziegeln an sich als ein besonders günstiges in der Richtung der Güte und Beschaffenheit der Ware erkläre, so habe die Beklagte das Publikum nicht getäuscht; denn sie liefern ja wirklich L. Ziegelmühle. Die unwichtige Angabe läge nur in der Behauptung, daß diese Ziegel bloß bei ihr zu beziehen seien, was für sich allein das Erscheinen eines besonders günstigen Angebotes dem Publikum gegenüber nicht darstelle. Der III. Senat des RG. hat in seinem Urteil vom 6./12. Mai 1902 — WZSt. 35, 235 — ausgeführt, der textliche Jodel des Wettbewerbsgesetzes gehe in seinem § 1 nicht sowohl auf Schutz des Publikums gegen Übervorteilung, als vielmehr auf Schutz der erblichen Wettbewerber gegen die Nachtheile, die ihnen durch unlautere Reklame zugefügt werden können. Solche Nachtheile können ihren

dadurch, daß für die Abnehmer der Ansicht der besonderen Vorteilhaftigkeit eines Angebotes ermittelt werde und sie sich infolgedessen an den Anbietenden, nicht aber an dessen Konkurrenten wenden, selbst dann entstehen, wenn der Anbietende den Abnehmern tatsächlich die in Aussicht gestellten Vorteile biete. — Anknüpfend an diese Entscheidung führt das Berufungsgericht weiter aus: Wollte man aber annehmen, daß das Wettbewerbsgesetz nicht bloß zum Schutze des Publikums, sondern auch der Wettbewerb selbst bestimmt sei und es genüge, wenn nur das Publikum durch unfaire Mittel angelockt werde, so läge freilich in der unwahren Angabe der Beklagten, Alleinlieferant der Letz Folgiegel zu sein, eine Täuschung des Publikums zum Nachteil anderer Konkurrenten und der Verstoß gegen § 1 wäre gegeben, wenn es nicht an dem Erfordernisse der unwirksamen Angabe fehle. Nach Lage des gegebenen Falles sind die zuletzt erwähnten Behauptungen, die das Berufungsgericht der auch vom erkennenden Senat — RGZ. 58, 285 — grundsätzlich gebilligten Entscheidung des III. S. S. entnommen hat, nicht gerechtfertigt. In den vorausgegangenen Ausführungen hatte das Berufungsgericht bereits rechtlich einwandfrei angenommen, die Angaben, Beklagte sei Alleinlieferant der Letz Folgiegel und Alleinverkaufer der Letz Folgiegel, seien nicht geeignet, bei dem in Frage stehenden Publikum den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen. Diese Ausführungen beruhen nicht, wie die Revision ausführt, auf einer zu engen Auffassung des gebotenen gesetzlichen Erfordernisses. Sie stehen auch im Einklang mit der Rechtsprechung des erkennenden Senats. Deshalb waren die weiteren Ausführungen des Berufungsgerichts überflüssig. Die Entscheidung — RGZ. 58, 285 — setzt voraus, daß die Angabe geeignet sei, bei dem Publikum den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen. Diese Voraussetzung war bereits rechtlich einwandfrei beseitigt. 2. e. O., II. v. 13. Nov. 06, 222/06 II. — Bamberg.

Gesetz, betr. die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

30. §§ 28 und 27 verb. mit § 1779 BGB. Besteht ein Recht der Mutter zum Vormund ihres unehelichen Kindes ernannt zu werden? Beschwerde wegen Ernenennung eines anderen Vormundes?

Das RG. hat es abgelehnt, für den am 12. März 1906 unehelich geborenen August S. seine vom Gemeindevorstand vorgeschlagene Mutter, die 23jährige Rentierin E., als Vormund zu bestellen, es hat vielmehr auf anderweitigen Vorschlag des Gemeindevorstandes den M. als Vormund in Pflicht genommen. Die hiergegen von der Kindesmutter erhobene Beschwerde ist vom LG. als unzulässig verworfen worden. Auf weitere Beschwerde erachtet das Königl. OLG. zu München die landgerichtliche Entscheidung zwar insofern für unzutreffend, als es die Zulässigkeit der Beschwerde aus § 57 Nr. 9 BGB. anerkennt. Es will indessen die Beschwerde zurückweisen, da die einmal erfolgte Bestellung des Vormundes durch das Rechtsmittel nicht angefochten werden könne. Hieran sieht es sich durch Entscheidungen des RG. zu Berlin vom 13. Mai 1901 (RGZ. 2, 113 ff.) und des OLG. Jena vom 28. Mai 1903 (OLG. Rep. 7, 205 ff.) verhindert und hat deshalb die weitere Beschwerde gemäß § 28 BGB. dem RG.

vorgelegt. Das RG. ist — abweichend von dem Königl. Bay. OLG. — der Ansicht, daß die Beschwerde der unberechtigten E. gegen die Bestellung des M. zum Vormund ihres unehelichen Sohnes vom BG. mit Recht als unzulässig verworfen worden ist. Die Beschwerde stützt sich auf die Vorschriften des § 1779 Abs. 2 BGB. und des § 57 Abs. 1 Nr. 9 BGB. und verfocht den Zweck, daß unter Aufhebung der Verfügung des Vormundschaftsgerichts vom 19. Juli 1906 die Mutter zum Vormunde ihres Kindes bestellt werde. Das BGB. bezeichnet in den §§ 1776 bis 1778 diejenigen Personen, welche ein Recht darauf haben, zum Vormunde bestellt zu werden. Dazu gehört die uneheliche Mutter des zu betreuenden Kindes nicht. Ist eine der gesetzlich zur Vormundschaft berufenen Personen übergegangen, so gewährt ihr der § 60 Nr. 1 BGB. das Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde. Nach § 18 Abs. 2 desselben Gesetzes ist das Gericht zu der Änderung einer Verfügung, die der sofortigen Beschwerde unterliegt, nicht befugt. Im Hinblick auf diese Lage der Verhältnisse ist es von vornherein nicht anzunehmen, daß anderen Personen, die einen gesetzlichen Anspruch auf die Übertragung der Vormundschaft nicht haben, das Recht eingeräumt sein sollte, eine Vormundschaftsbestellung wegen eines eigenen angeblichen Vorranges vor dem gewählten Vormunde mit der gewöhnlichen Beschwerde anzufechten und damit zunächst das Gericht zu der Prüfung zu veranlassen, ob etwa eine Änderung der von ihm verfügten Vormundschaftsbestellung angeht (s. § 18 Abs. 1 BGB.). Dies würde mit der Erwägung unvereinbar sein, die dem Gesetzgeber bei der Befreiung des § 60 geleitet hat, daß nämlich Verfügungen, die die Grundlage für die gesamte vormundschaftliche Verwaltung oder doch für die Tätigkeit des einzelnen Vormundes bilden, nicht zeitlich unbefristet beschworen ausgeübt werden sollen (Denkschrift S. 51 — S. 85 der Freymannschen Ausgabe —). Die jetzt zur Erörterung stehende Beschwerde will im Gegenfalle hierzu die Befugnis der E., die erfolgte Vormundschaftsbestellung anzufechten, mit der ausgesprochenen Absicht, selbst zum Vormunde bestellt zu werden, aus der Vorschrift des § 57 Abs. 1 Nr. 9 a. a. O. herleiten. Es mag nun dahingestellt sein, ob die Bestellung des Vormundes überhaupt als eine Verfügung, die eine Entscheidung über eine die Sorge für die Person des Kindes oder des Mündels betreffende Angelegenheit enthält, im Sinne dieser Gesetzesvorschrift angesehen werden kann. Die Entstehungsgeschichte der von der Reichstagskommission in den § 57 eingezeichneten Nr. 9 spricht dagegen; denn man hat in der Kommission lediglich an das Anwendungsgebiet der §§ 1631 bis 1633 BGB. gedacht (Weilstein Rom. J. BGB. Note p zu Nr. 9 des § 57). Aber selbst wenn man den Kreis der fraglichen Entscheidungen weiter fassen und auf die Bestellung von Vormündern erstrecken dürfte, so geht ebenso aus dem Wortlaut wie aus der von der Reichstagskommission unverkennbar beabsichtigten Zweckbestimmung der Vorschrift hervor, daß es sich dabei nur um Wahrnehmung von Angelegenheiten des Kindes handeln kann, daß also eine Beschwerde nur demjenigen gegeben werden soll, welcher im Interesse des Kindes eine angeblich dieses Interesse verletzende Verfügung angreifen will und zur Erhebung der Beschwerde zugleich durch ein eigenes berechtigtes Interesse legitimiert ist. Eine solche Beschwerde liegt hier nicht vor.

Die Beschwörungsführerin behauptet nicht, daß der bestellte Wurm ungeeignet oder aus irgend einem Grunde aufsteigend sei, seine Pflichten gegenüber dem Kinde vollaus zu erfüllen. Sie stellt auch nicht einmal die Behauptung auf, daß sie selbst die Interessen des Kindes besser zu vertreten imstande sein würde. Sie macht lediglich ein eigenes Recht — wie es in der zweiten Beschwörung heißt: „eine als Anspruch auszulassende Antwort“ auf die Berücksichtigung bei der Auswahl des Wurmbe — geltend. Zur Wahrung eines angeblichen Anspruchs dieser Art ist die Beschwörung aus § 57 Abs. 1 Nr. 9 a. O. keinesfalls gegeben. Sie ist deshalb mit Recht von dem O. W. W. W. als unzulässig verworfen worden. Die weitere Beschwörung war demnach, ohne daß auf die vom Bay. O. G. gegen die tatsächliche Begründung der Beschwörung erhobenen Bedenken näher einzugehen wäre, auf Grund des § 28 Abs. 3 P. O. G. jurisdiktionslos. Vormundschaftslosake der minderjährigen E. betr. Beschl. v. 15. Nov. 06, R. 316.06 IV. — München.

II. Persönliches Recht.

Allgemeines Landrecht.

31. §§ 143, 143 I, 8. Analoge Anterordnung des Richters in einem Falle, wo das Fenster unterhalb der Augenhöhe eines mittelgroßen Menschen liegt.]

Das Berufungsgericht geht davon aus, daß der Anspruch der Klägerin nach den §§ 143 f. A. R. 18 zu beurteilen sei. Es nimmt mit dem ersten Richter an, daß der Klägerin das Lichtrecht nach diesen Bestimmungen zustehe, weil das Fenster, vor dem der Beklagte wohnt, seit 10 Jahren oder länger vorhanden sei. Es tritt ihm aus darin bei, daß der Klägerin nur der geringere Schutz des § 143 a. O. gebühre. Hiernach mußte der Neubau des Beklagten soweit jurisdiktionslos, daß die Klägerin aus den ungeöffneten Fenstern des zweiten Stockwerks noch den Himmel erblicken könne. Da das untere Stockwerk des Schuppens der Klägerin fensterlos sei, komme als erstes Stockwerk hier das Dampfschloß in Betracht, und es müsse ein zweites Stockwerk fingiert werden, das dem darunter vorhandenen gleichartig und mit den nämlichen Fenstern wie dieses versehen sei. Der Neubau müsse dann soweit jurisdiktionslos, daß aus dem fingierten ungeöffneten Fenster des fingierten Stockwerks ein vor ihm stehender mittelgroßer Mann in aufrechter ungewogener Haltung mit aufwärts gerichtetem Blick in der ganzen Breite des Fensters noch den Himmel sehen könne. Insofern bestehen keine Bedenken gegen die Ausführungen des Berufungsgerichts, die sich überall den Entscheidungen des R. O. anschließen (vgl. die Zusammenstellung im Turnau-Försters Rep. 9. 2. Aufl. Bd. 1 S. 366 ff.). Auch der Beklagte hat keine Angriffe dagegen erhoben. Im vorliegenden Falle tritt aber die Frage hervor, wie es zu halten sei, wenn der mittelgroße Mann in aufrechter ungewogener Haltung durch das fingierte Fenster den Himmel überhaupt nicht erblicken könnte. Die Oberlante des vom Beklagten verbaute Fensters liegt nämlich nur etwas mehr als 80 + 50 cm, bestenfalls also 140 cm über dem Fußboden der Kammer. Da die Augen eines mittelgroßen Mannes sich mindestens 160 cm über dem Fußboden befinden, so trifft der nach vornwärts oder gar nach aufwärts gerichtete Blick eines vor dem fingierten Fenster stehenden mittelgroßen Mannes nicht mehr das Fenster, sondern die darüber

befindliche Hauswand und der Himmel ist demzufolge dem Mann nicht sichtbar. Nach der Rechtsprechung des damaligen Obertribunals (R. O. 5, 166; R. O. 80, 200) sollte es genügen, daß der Mann in irgend einer Weise und in irgend einer Stellung den Himmel erblicken könne. Diese Ansicht hat das R. O. verlassen und ausgesprochen, daß bei Anwendung der §§ 142, 143 eine aufrechte Haltung eines mittelgroßen Menschen vorauszusetzen ist (Gruchot-Beitr. 31, 928; 36, 964; R. O. 32, 194 ff.; 37, 97 S. 585 Nr. 67). Dabei hat es bemerkt, daß dies nur für Regelfälle, wo also die Bauart des Zimmers und der Fenster es gestatten, anzuwenden sei, und zugegeben, daß die Berechnung des für den Neubau vorzuschreibenden Abstandes nicht in allen denkbaren Fällen, namentlich dann, wenn das Zimmer sehr niedrig und das Fenster sehr klein sei, jedoch der obere Fensterbalken unter der Augenhöhe eines aufrechtstehenden Menschen liegt, ohne weiteres unter Inbegründung der Augenhöhe einer aufrechtstehenden Person angestellt werden kann. Vorkommendenfalls seien Schwierigkeiten, meint es, im Wege der Analogie zu beseitigen (R. O. 32, 200). Diesen Weg hat das Berufungsgericht eingeschlagen, weil die Unsitte, die durch eine analoge Rechtsanwendung in die Juridiktur hineingetragen werde, immer noch weit erträglicher erscheine, als die Aufkaffung, daß der Lichtschuß in einem Falle, wie er hier vorliege, gänzlich versagt werden müsse. Es meint, die richtige Analogie sei durch Übertragung der Augenhöhe des durch das Fenster blickenden Mannes von dem Normalfalle auf den Ausnahmefall herzustellen. Wenn ein mittelgroßer Mann in aufrechter ungewogener Haltung aus einem normal großen und normal angebrachten Fenster mit vorwärts gerichtetem Blick hinauswähle, so treffe sein Auge die Scheiben des Fensters in einer Linie, die zur Ober- und Unterlante des Fensters parallel laufe und deren Entfernung von der Unterlante sich zur Entfernung von der Oberlante wie 1:2 verhalte. Hiernach müsse im vorliegenden Falle der nach vornwärts gerichtete Blick des vor dem fingierten Giebelfenster stehenden Mannes die Scheiben des Fensters in einer Linie treffen, die in einem Abstände von $50/3 \approx 16\frac{2}{3}$ cm parallel zur Unterlante des Fensters verlaufe; dabei müsse man sich den Standort des Mannes unter dem Fußboden der fingierten Kammer verlegt vorstellen. Hiernach müsse so erkannt werden, wie es in der mitgeteilten Entscheidung ausgesprochen ist. Der Beklagte wird verurteilt, mit dem an dem Giebel des Schuppens der Klägerin errichteten Neubau von dem im Giebel des vorbezeichneten Schuppens befindlichen Fenster, und zwar von dem unteren Rande dieses Fensters an, soweit jurisdiktionslos, daß aus einem über dem vorhandenen Giebelfenster angebrachten gleichartigen ungeöffneten Giebelfenster eines über dem vorhandenen zweiten Stockwerks des Schuppens als errichtet gedachten gleichartigen dritten Stockwerks ein mittelgroßer Mann in aufrechter ungewogener Haltung, dessen Standpunkt vor dem Fenster so gewählt wäre, daß sein nach vorwärts gerichtetes Blick die Scheiben des Fensters $16\frac{2}{3}$ cm über dessen Unterlante trafe, mit aufwärts gerichtetem Blick in der ganzen Breite des Fensters noch den Himmel sehen könne. Das R. O. tritt ohne Bedenken dem Berufungsgerichte darin bei, daß nicht, wie Beklagter meint, der Lichtschuß einem Fenster versagt sei, das unterhalb der Augenhöhe eines mittel-

großen Menschen liegt, daß vielmehr die in solchen Fällen entstehenden Schwierigkeiten, wie schon vom RG. in dem erwähnten Urteile ausgesprochen ist, durch die analoge Anwendung der für die Realfälle maßgebenden Rechtsgrundsätze zu beseitigen sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß die analoge Anwendung in verschiedener Weise ausgeführt werden kann, da sie in jedem einzelnen Falle dem gerade vorliegenden Sachverhalte anpassen ist. Es darf auch nicht aufpassen, daß in den verschiedenen Fällen, wo die Analogie auszuheilen muß, Inkonsequenzen und Ungleichheiten hervorgerufen können; denn in den §§ 142, 143 ZGB. 18 handelt es sich um Bestimmungen, die sich in ihrem Wortlaut allem faum praktisch verwerten lassen, die vielmehr einer jahrelangen Rechtsprechung bedürfen, damit ihre volle Bedeutung ermittelt und festgestellt und damit die in ihnen vorhandenen Lücken, ohne deren Ausfüllung sie in vielen Fällen praktisch nicht verwertbar wären, ergänzt werden. Wenn auch die Analogie, wie sie das Berufungsgeschichte angewendet hat, vielleicht nicht darauf Anspruch machen kann, als die einzig zulässige zu gelten, so kann ihr doch weder vorgezworfen werden, daß sie auf Rechtsirrthum beruhe, noch daß sie der Sachlage nicht angemessen sei. Das Berufungsgeschichte geht nämlich davon aus, daß die Klagen eines mittelgroßen Menschen sich in einer Höhe von 1,60 cm über dem Fußboden befinden, also bei einem normalen Raum mit einem normalen Fenster in der Linie, die das untere Drittel des Fensters abschließt. Dies ergibt für einen Fall, wie der vorliegende, wo die Höhe des ganzen Fensters 50 cm, das untere Drittel desselben also 16⅔ cm beträgt, daß der vor dem Fenster stehende Mann eine Stellung annehmen muß, die seinen Augen den Ausblick auf den Himmel in einer Höhe von 16⅔ cm über der Unterlände des Fensters gestattet. Die Revision war jurisdiktisch. S. e. C., II. v. 17. Nov. 06, 70/06 V. — Marienvorbe.

Eigentümerwerbgesetz vom 5. Mai 1872.

32. § 41 in Verb. mit § 1166 BGB. Nach preussischem Recht besteht keine Verpflichtung des Zwangsversteigerungs betreibenden Hypothekengläubigers zur Benachrichtigung des persönlichen Schuldners von Einleitung der Zwangsversteigerung.

Im bisherigen preussischen Rechte bestand keine Vorschrift, die den die Zwangsversteigerung betreibenden Hypothekengläubiger verpflichtete, dem persönlichen Schuldner von der Einleitung der Zwangsversteigerung Mitteilung zu machen, wenn er ihn für den etwaigen Ausfall mit der persönlichen Klage in Anspruch nehmen wollte. Obgleich Dernburg (Verf. Hypothekenrecht S. 66 f.) jagt, daß eine positive Gesetzesvorschrift für seine Ansicht nicht anzuführen sei, hat er doch, lediglich weil Treue und Glauben es verlangen, dem Hypothekar zur Anzeige der Zwangsversteigerung an den persönlichen Schuldner für verpflichtet erklärt und bei unterlassener Anzeige den Schuldner für belugt erachtet, die Abweisung der persönlichen Forderung zu verlangen. Dagegen hat Ciccus (Theorie und Praxis Bd. III § 194 a. Ann. 23; GrundrechtsBeitr. 36, 656) jene Verpflichtung verneint, weil es eine Überspannung der Pflichten aus Treue und Glauben wäre, wenn man sie den Dernburgschen Sätzen gelangen wollte. Sowie bekannt, hat die Dernburgsche Ansicht in der Praxis keine Anhänger gefunden. Auch das RG. schließt sich ihr nicht an. Der Hypothekengläubiger ist nach

preussischem Rechte berechtigt, den persönlichen Schuldner wegen seiner Forderung zu belangen, solange er nicht befriedigt ist, mag eine Zwangsversteigerung stattgefunden haben oder nicht; der Schuldner ist verpflichtet, seine Schuldverbindlichkeit zu erfüllen. Aus allgemeinen Bestimmungen des preussischen Rechtes, welche Treue und Glauben im Verkehr zur Voraussetzung haben, läßt sich eine Verpflichtung des Gläubigers zur Benachrichtigung des persönlichen Schuldners von der Zwangsversteigerung des Pfandgrundstücks nicht herleiten. Bei Aufnahme der Vorschrift des § 1166 BGB. ist man davon ausgegangen, daß aus Willkürsicherungsgründen die Ausnahme einer Benachrichtigung geboten ist, wonach der Schuldner, wenn der Gläubiger es versäumt hat, ihn von der betriebenen Zwangsversteigerung zu benachrichtigen, dem Gläubiger die Befriedigung wegen eines Ausfalls insoweit verweigern kann, als er infolge der Unterlassung Schaden erleidet. Man hat aber die Einsetzung einer dieses ausdrücklich anordnenden Vorschrift für erforderlich, also ihrer Herleitung aus den allgemeinen Bestimmungen über Treue und Glauben nicht für angängig gehalten (vgl. Prot. der zweiten Lesung S. 612, Druckschrift S. 229). Selbstverständlich ist die Anwendung des erst am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen § 1166 BGB. im vorliegenden Falle ausgeschlossen, dessen Zustand in die frühere Zeit fällt. S. e. C., II. v. 17. Nov. 06, 146/06 V. — Raumburg.

Enteignungsgesetz vom 11. Juni 1874.

33. § 10 Abs. 2 und § 15. Begriff der „neuen Anlage“.

Durch Königliche Verordnung vom 30. März 1895 wurde dem klagenden Reichsmilitärhilfsbesuchs Anlegung eines Truppenübungsplatzes für das VIII. Armeekorps bei E. das Recht zur Enteignung von Grundbesitz übertragen. Von diesem Rechte hat der Beklagte Gebrauch gemacht und bei E. einen Truppenübungsplatz angelegt. Auf späteren Antrag der Militärverwaltung ist durch Planfeststellungsbeschluß des Bezugsausfusses eine der klagenden Gemeinde gehörige, bis dahin als Wald benutzte Parzelle für die Erweiterung des Truppenübungsplatzes der Enteignung unterworfen. Die Klagein verlangte Erhöhung der ihr zugewilligen Entschädigung für Grund und Boden um mindestens 4500 Mark, indem für geltend machte, das Militärlager auf dem Übungsplatz sei schon im Herbst 1895 bezogen gewesen. Infolge der Anlegung des Übungsplatzes ist das jetzt fragliche Terrain zur Zeit seiner Enteignung durch die Verwandlung aus bloßem Wald in Bauland oder doch wenigstens in Acker- und Gartenland im Werte erheblich gestiegen und diese Werterhöhung sei bei der Bemessung der Entschädigung mit in Anschlag zu bringen, da es sich bei der gegenwärtigen Anlage nicht um dieselbe Anlage im Sinne des § 10 Abs. 2 Enteignungsgesetzes handle, wie bei der Anlegung des Übungsplatzes. Das LG. verurteilte den Beklagten zur Zahlung einer weiteren Entschädigung von 3550,29 Mark. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Zwar ist die Enteignung der fraglichen Parzelle aus Grund der nämlichen Königlichen Verordnung erfolgt, zufolge deren auch die Enteignung der Grundstücke für die Anlage des Truppenübungsplatzes stattgefunden hat. Auch ist zuzugeben, daß die Königliche Verordnung weder eine räumliche noch eine zeitliche Beschränkung des dem Beklagten verliehenen Enteignungsrechtes

enthält und daß die zu dem Zwecken des Abzugsplatzes aus-
 ständigen und disziplinären Gründen erfolgte Enteignung der
 Platzgarze nach der Verlehrsauflösung sich als einen Teil
 der Anlage des Abzugsplatzes darstellt. Dies alles aber ist
 nicht entscheidend. Maßgebend ist allein, was das Enteignungs-
 gesetz unter dem Begriffe der neuen Anlage im Sinne des
 § 10 Abs. 2 versteht. Nun geht zunächst aus der Entstehungs-
 geschichte des Gesetzes hervor, daß für die Begriffsbestimmung
 die Feststellung des Planes maßgebend sein sollte. In dem § 13
 Abs. 2 des dem Herrenhaufe in der Sitzungsperiode 1868/69
 vorgelegten Entwurfs war ausdrücklich bestimmt: „Der Plan
 und, wo es eines solchen nicht bedarf, die Enteignungsborder
 oder der Beschluß der Regierung über die von derselben für
 zulässig erachtete provisorische Beschränkung bildet die Grundlage
 für die Feststellung des Objekts und der Entschädigung.“
 Der Plan sollte also auch die Grundlage für die Entschädigung
 bilden, die gemäß dem mit dem jetzigen § 10 Abs. 2 des
 Gesetzes inhaltlich übereinstimmenden § 7 Abs. 2 des Entwurfs
 schulgelt war. Dieser Standpunkt des Entwurfs ist in den
 späteren Stadien des Gesetzes nicht verlassen worden, vgl. § 14
 des 1869/70 dem Herrenhaufe vorgelegten Entwurfs. Hat die
 Bestimmung des § 13 Abs. 2 des Entwurfs auch keine aus-
 drückliche Aufnahme in das Gesetz gefunden, so läßt sich doch
 die Anerkennung des darin enthaltenen Grundgedankes aus dem
 Inhalte und Zusammenhange des Gesetzes mit Sicherheit folgern.
 Das Enteignungsgesetz bestimmt im I. Titel die Bedingungen
 der Zulässigkeit der Enteignung; insbesondere soll nach § 2
 die königliche Verordnung den Unternehmer und das Unter-
 nehmen d. h. den Zweck, zu dem das Grundeigentum in
 Anspruch genommen wird, bezeichnen. Der II. Titel enthält
 die für die Entschädigung maßgebenden Grundzüge. Der III.
 Titel regelt das Enteignungsverfahren und zwar unter
 Ziff. 1 die Feststellung des Planes, für welche die §§ 15
 und folgende genau Vorschriften enthalten, und unter Ziff. 2
 die Feststellung der Entschädigung. Nach dem §§ 15 und
 folgenden soll vor Ausführung des Unternehmens die Feststellung
 des Planes auf Antrag des Unternehmers erfolgen, der zu dem
 Behufe die zu enteignenden Grundstücke genau zu bezeichnen
 hat. Sache des Unternehmers ist es daher, vor dem Antrage
 auf Feststellung des Planes darüber sich klar zu werden, welcher
 Grundbesitz er zur Ausführung des Unternehmens bedarf. Nur
 aus den in dem festgestellten Plane bezeichneten Grundstücken
 setzt sich die neue Anlage zusammen. Der festgestellte Plan
 bildet den Rahmen für ihre Umgestaltung. Nach dem Zusammen-
 hange der Bestimmungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß
 unter der neuen Anlage im Sinne des § 10 Abs. 2 die
 Anlage zu verstehen ist, wie sie sich jedesmal nach dem fest-
 gestellten Plane als Grundlage des Unternehmens darstellt.
 Abgesehen von der Feststellung des Planes würde es im Ge-
 setze an einem festen und sicheren Anhaltspunkte für die Begrenzung
 der neuen Anlage fehlen. Hiernach ist die Annahme gerecht-
 fertigt, daß jede nachträgliche in dem ursprünglichen und fest-
 gestellten Plane nicht vorausgesehene Erweiterung des Unternehmens,
 die eine wiederholte Enteignung nötig macht, nicht noch als ein
 Teil der ersten Enteignung bedingenden Anlage, sondern
 vielmehr als neue Anlage im Sinne des § 10 Abs. 2 anzusehen
 ist, auch wenn die wiederholte Enteignung noch auf Grund der

unbeschränkten königlichen Verordnung erfolgen kann. Diese
 Rechtsauffassung steht mit der bisherigen Rechtsprechung des R.
 im Einklang. Vgl. Urteil des erlenbenden Senats in Sachen
 L. v. E. vom 12. Februar 1895 und Urteil des VI. Senats;
 Eger, Enteignungsgesetz Bd. I S. 347. R.-W.-Zust. v.
 Gem. R., II. v. 9. Nov. 06, 148/06 ff. — Köln.

Vom Oberverwaltungsgericht. *)

Bericht des Rechtsanwalts Dr. Görres zu Berlin.

1. Fluchtliniengesetz. Begriff der Straße. Ausbau
 der Straße nach der selbst mehrere Jahre zurück-
 liegenden Fluchtliniengesetzgebung bildet mit letzterer
 einen einheitlichen Akt. Was ist unter „Anbau“
 zu verstehen?

Der Rentner R. hat aus seinem zu T. Martinstraße
 belegenen Grundstück nach dem Jahre 1887 eine Nachfläche
 als Anbau an seine dafelbst bereits frühere baute Villa
 errichtet. Die Martinstraße gehört zu dem Gebiete der durch
 § 1 der Rheinischen Kreisordnung vom 30. Mai 1887 am
 1. April 1888 mit dem Bezirke der Stadtgemeinde T. verringerten
 Gemeinde B. Mit Rücksicht auf die Errichtung der Nachfläche
 jag der Gemeinderatvorstand zu T. den R. gemäß § 15 des
 Gesetzes vom 2. Juli 1875 zu den Kosten des im Jahre 1902/03
 ausgeführten Ausbaues der Martinstraße zwischen der Linden-
 straße und der Nordallee mit einem Betrage von 2 065,44 Mark
 heraus und wies den hiergegen erhobenen Einspruch zurück.
 Der hierauf mit dem Antrage auf Feststellung erobenen Klage
 versagte der Bezirksausschuß zu Trier durch Urteil den Erfolg.
 Die gegen diese Entscheidung eingelegte Revision ist nicht
 begründet.

Die Angriffe der Revision richten sich zunächst gegen die
 Feststellung des Vorderrichters, daß die Martinstraße in dem
 maßgebenden Jahre 1883 als Ortstraße des Bezirkes 3. noch
 nicht vorhanden gewesen sei. Sie entsprechen jedoch nicht den
 Anforderungen des § 94 des Landesverwaltungsgesetzes vom
 30. Juli 1883.

Die Vorentscheidung stellt fest, daß die Straße im
 Jahre 1883 keinen besetzten Fahrdamm, keine Bürgersteige,
 keine Entwässerungsanlage und nur eine unzureichende Beleuchtung
 gehabt, mithin sämtlicher Einrichtungen entbehrte, die im
 allgemeinen als Merkmale einer Straße angesehen werden.
 Wenn der Vorderrichter hieraus ableitet, daß die Straße im
 Jahre 1883 noch nicht im Sinne des Gesetzes vorhanden
 gewesen sei, und daß die Arbeiten im Jahre 1902/03 nicht
 etwa lediglich eine weitere Regulierung, sondern den völlig
 neuen Ausbau der Straße darstellten, so läßt das weder einen
 Rechtsirrtum noch einen wesentlichen Verfahrensangel erkennen.
 Die Ausführungen der Revisionschrift gehen auch im wesentlichen
 nur dahin, daß die tatsächlichen Verhältnisse anders zu be-
 urteilen seien, als der Bezirksausschuß getan habe; damit läßt
 sich aber die Revision nicht befriedigen. Derborgegeben mag
 noch werden, daß der Einspruch auf die Verfestigung
 eines Fluchtlinienplans beruht ist. Einerseits kann aus dieser

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Maßregel nur geschlossen werden, daß mit der Anlage einer Straße begonnen wurde, nicht, daß sie schon vorhanden war, anderseits fällt sie erst in das Jahr 1887, ist also für die Verhältnisse des maßgebenden Jahres 1883 bedeutungslos.

Für den Fall, daß die Martinstraße nicht als „vorhandene“ Straße zu rechnen sein sollte, macht der Kläger ferner geltend, daß dann auch der Zusammenhang zwischen dem angeblichen Beginn der Anlage der Straße im Jahre 1887 durch die damalige Fluchtlinienfestsetzung und dem tatsächlichen Ausbau im Jahre 1902/03 fehle. Durch die Eingemeindung von Z. in die Stadt T. im Jahre 1888 sei nicht nur der Ausbau der Martinstraße verschoben, sondern er sei auch damals „vorhanden“ ausgegeben und durch einen neuen Willensakt im Jahre 1902 ins Werk gesetzt worden, was aus dem Wechsel des Subjekts des Straßenbaus und aus dem Umstande folge, daß die Stadt T. abweichende Pläne gehabt habe und darum erst 14 Jahre nach der Eingemeindung an den Ausbau der Straße gegangen sei.

Damit soll offenbar behauptet werden, daß die Baulichkeiten, auf deren Errichtung sich die Herausziehung stützt, bereits vor dem Beginne der Anlage der Straße vorhanden gewesen seien. Ob dies zutreffen würde, wenn mit der Anlage der Straße in der Tat erst im Jahre 1902 begonnen worden wäre, — der Beklagte behauptet, die Baulichkeiten stammten aus dem Jahre 1891 — kann dahingestellt bleiben. Der Boderichter führt aus, die Anlage einer Straße sei unter Umständen ein sich durch einen längeren Zeitraum hinziehender Vorgang, dessen Dauer durch die verschiedensten Verhältnisse bestimmt werden könne. Im vorliegenden Falle habe die Eingemeindung von Z. in T. den für das Jahr 1888 in Z. ins Auge gefaßten Ausbau der Martinstraße hinausgeschoben. Da aber die damalige Fluchtlinienfestsetzung bei dem späteren Ausbau der Straße zugrunde gelegt worden, also der damalige Wille der Gemeinde auch späterhin maßgebend geblieben sei, so stelle sich die damalige Fluchtlinienfestsetzung mit dem späteren Ausbau als ein einheitlicher Akt dar; und es liege berechtigt, in der Fluchtlinienfestsetzung von 1887 den Beginn der Anlage der Straße zu sehen, der Bau der Baulichkeiten liege aber nach diesem Zeitpunkte.

Das ist rechtlich nicht zu beanstanden.

Endlich wiederholt der Kläger seine Behauptung, daß die aus familiären Gründen vorgenommene Verlegung der Baulichkeiten außerhalb des älteren Gebäudes die Errichtung von Gebäuden im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 2. Juli 1875 nicht darstelle, zumal jene Baulichkeiten nicht mit der Absicht hergestellt worden seien, sie dauernd so zu belassen, wie sie errichtet waren.

Allein die Feststellung des Bezirksausschusses, daß ein Anbau dann als Gebäude anzusehen sei, wenn eine bisher unbebaute Grundfläche bebaut werde, möge auch der Anbau mit dem Hauptgebäude eine gemeinsame Wand haben, von geringen Abmessungen sein und wieder die Straße berühren noch von ihr höher sein, entspricht der in den angezogenen Stellen bei Reichsrichtig — von Strauß und Torner, das Gesetz vom 2. Juli 1875, Bem. 7 zu §§ 13, 14, Bem. 7b zu § 15, S. 146, 192 wiederergegebenen Rechtsprechung des Reichsoberlandes. Daß hier besondere Umstände vorliegen, die geeignet wären, eine abweichende Beurteilung zu rechtfertigen, hat der Kläger weder in der Vorinstanz noch jetzt behauptet.

*) Vgl. Urteile vom 3. März 1902 und vom 5. Juni 1905, OBG. 41, O. 128, 181 und 47, 94.

Daß ein späterer Abbruch eines Gebäudes die einmal entstandene Verpflichtung zur Zahlung eines Hintergelddarlehens beseitigen läßt, hat der Boderichter zutreffend hervorgehoben. Erst recht ist es unerheblich, daß der Kläger nach der Rechtsprechung nicht die Absicht gehabt haben soll, die Baulichkeiten so, wie sie errichtet sind, zu belassen, daß sie vielmehr jederzeit wieder, wenn erforderlich, beseitigt werden sollten. Darauf, ob die Verlegung aus familiären Gründen vorgenommen worden ist, kommt es gleichfalls nicht an. v. R. c. Stadt T., II. v. 18. Okt. 06., Nr. IV 1613. Rep. Nr. IV. C. 66/06. — Trier.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 2 erdetet die Voraussetzungen, unter denen der Kalkulationsfehler nicht bloß einen Irrtum im Berechnungsgrund, sondern einen Irrtum über den Inhalt der Erklärung hervorzuwerfen vermag, und die Umstände, unter denen ein Irrtum über den Wert, insbesondere den Wert, sich als Irrtum über eine Eigenschaft der Sache darstellt.

Daß die Ansetzung wegen Drohung subjektiv die widerrechtliche Absicht des Drohenden erfordert, betont Entsch. Nr. 3. Das Verhältnis des Anspruchs eines Anteils gegen den anderen auf Herausgabe des Kindes zu dem im Interesse des Kindes gegebenen Eingreifen des Vormundschaftsgerichts behandelt Entsch. Nr. 6.

In solchen Fällen, in denen zwar eine Körperverletzung nicht gerade auf Notwehr zurückzuführen ist, kann dennoch die Verletzung auf das Verhalten des Verletzten selbst ganz zurückzuführen sein, daß kein Schadenersatzanspruch dadurch genau oder doch wenigstens zum größten Teile gemäß § 254 BGB in Wegfall kommt. Ein Beispiel hierfür bietet Entsch. Nr. 7.

Für das Recht zur Ermäßigung einer Mietzinsforderung wird in Entsch. Nr. 12 dem Richter der freieste Spielraum gewährt und er auch nicht auf die Berücksichtigung der Verhältnisse zur Zeit des Vertragschlusses beschränkt, sondern ihm auch die Möglichkeit, die spätere Entwicklung der Verhältnisse in Betracht zu ziehen, offen gehalten.

Die Entsch. Nr. 15 behandelt die Frage, ob der Mieter zur Ausübung des ihm nach § 549 BGB wegen grundlos verweigertem Erlaubnis zur Untervermietung zutreffenden Kündigungserkenntnis auch befugt sei, wenn in dem Mietvertrage die Untervermietung ohne Erlaubnis des Vermieters noch ausdrücklich ausgeschlossen ist.

In der ebendasselbe das Mietrecht betreffenden Entsch. Nr. 16 wird für die Fälle, in denen sich die Kündigungserkenntnis nach dem Zeitraum richtet, nach dem der Mietpreis bemessen ist, unterschieden zwischen Bemessung und Zahlung des Mietzins. Wird also die nach dem Jahresbetrage bemessene Miete in Monatsraten bezahlt, so wird dadurch noch nicht die für Monatsmiete bestimmte Kündigungserkenntnis maßgebend.

Der Vermieter eines Wertes kann Schadenersatzansprüche ausnahmsweise geltend machen, ohne eine Nachbesserungspflicht zu haben, z. B. wenn der Unternehmer die Nachbesserung verweigert. Nach Entsch. Nr. 17 kann eine solche Weigerung unter Umständen auch in dem Bestreben des Vorliegens der Mängel gesehen werden.

In der Entsch. Nr. 20 wird der negatorische Unterlassungsanspruch aus §§ 906, 1004 BGB. aus gegeben, wenn der störende Betrieb zur Zeit seiner Errichtung den zeitlichen Verhältnissen entsprach, insoweit, d. h. bis zur Magerhebung, sich aber eine Änderung der zeitlichen Verhältnisse vollzogen hat.

R.

Für die Redaktion verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Reumann in Berlin W. 35. Volkmannstraße 118.
Druck: W. Reiser Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Dieser Nummer liegen für die bisherigen Abonnenten bei: Titel und Inhalt zum 35. Jahrgange (1906) der JZ. mit den dazu gehörigen Registern; außerdem für die Mitglieder des deutschen Anwaltsvereins die Satzungen der Anwaltsvereine, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwältinnen nebst Aufforderung zum Beitritt.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Rotas, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: **H. Moser Buchhandlung**, Berlin S. 14, Stallfärberstraße 34, 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzeln Nummern pro Bogen 30 Pf. Inserate die Expeditions-Preiszeitung 60 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallfärberstraße 34, 35.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Mitglieder der Hilfskasse werden dringend ersucht, an der außerordentlichen Generalversammlung in Leipzig am 20. Januar 1907, Vormittags 11 Uhr, teilzunehmen. Der Inhalt der Tagesordnung, welcher nach der Antrag des Justizrats Besch zu Nürnberg mit Verweisung der Entscheidung an die mit dem nächsten Anwaltsstage zu Mannheim zu verblühende achtente Generalversammlung der Hilfskasse hinzugefügt ist, ergibt, daß es sich um wichtige Lebensinteressen der Kasse handelt, und daß jedes Mitglied zu den gestellten Fragen Stellung nehmen muß. Durch die entgegenstehenden Anträge und durch die gerühmte Bemessung der Frist ist allen Richtungen Gelegenheit gegeben, sich in ausgiebiger Weise geltend zu machen.

Die Generalversammlung wird zunächst im Hauptzimmer der Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht eröffnet werden, es ist aber Rücksicht genommen, daß, wenn der dortige Raum nicht ausreichen sollte, größere Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden. Ebenso wird Voraussetzung getroffen, daß die Mitglieder, welche nach Schluß der Versammlung ein gemeinsames Mittagessen einzunehmen wünschen, hierzu in den Räumlichkeiten des Kasselliers Gelegenheit finden.

Die achtente Generalversammlung vom 7. Oktober 1906 hat mit allen gegen eine Stimme beschlossen, daß ein Stimmrecht durch Bevollmächtigte von Mitgliedern für diese nicht ausgetübt werden kann. Sollte diese Frage wiederholt zur Entscheidung gestellt werden, so empfiehlt es sich, daß diejenigen Mitglieder, welche Vollmachten abwesender Kollegen vorlegen wollen, ein nach Landgerichtsbezirken geordnetes Verzeichnis beifügen Bestätigung der Mitgliedschaft mitbringen.

Eine außerordentliche Generalversammlung wird auf den 20. Januar 1907, Vormittags 11 Uhr nach Leipzig, Reichsgerichtsgebäude, Hauptzimmer der Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht, berufen.

Wegenstände der Tagesordnung sind:

1. Der Antrag des Rechtsanwalts, Justizrat Dr. Schmidt zu Ween und von 69 anderen Anwälten aus dem Bezirke des Oberlandesgerichts zu Jena.

Die Generalversammlung wolle folgenden Besatz zu § 8 der Satzungen beschließen:

„Das Stimmrecht kann durch einen Bevollmächtigten ausgetübt werden, der aber Mitglied der Kasse sein muß. Für die Vollmacht ist die schriftliche Form erforderlich und genügend.“

2. Der Antrag des Rechtsanwalts Rolten zu Berlin: § 8 der Satzungen erhält folgenden Zusatz:

„Als erschienen sind auch diejenigen Mitglieder anzusehen, welche anderen Mitgliedern schriftliche Vollmacht erteilt haben.“

3. Der Antrag des Vorstands auf Ergänzung des § 7 der Satzungen durch Hinzufügung eines Schlusssatzes dahin:

„Eine Vertretung abwesender Mitglieder durch Bevollmächtigte findet nicht statt.“

4. Der vom Vorstande angenommene Antrag des Justizrats Elze zu Halle a. S. dahin:

„Die Ruhegehalt-, Witwen- und Waisenrente für deutsche Rechtsanwälte, welche auf Grund der vom deutschen Anwaltsstage in Hannover genehmigten und durch Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Kassenamt für Privatversicherung in Berlin festgestellten Satzung begründet werden soll, entspricht zwar nicht ganz der Kasse, welche der § 2 Absatz a der Satzungen der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte in Frage hat, sie erstrebt aber das gleiche Ziel und ist zur Zeit die Ruhegehalt-, welche zum Segen der deutschen Rechtsanwälte und ihrer Witwen und Waisen begründet werden kann, wenn sich etwa 700 Anwälte daran beteiligen.“

Es werden deshalb dieser Kasse, sofern sie 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark zur Hälfte in 3% Prozentigen, zur anderen Hälfte in 3 Prozentigen Staatspapieren aus dem ungenutzten Kapitalgrundstock der Hilfskasse überwiesen. Diese Hilfskasse wird dann aber nicht aufgelöst, sondern bleibt weiter bestehen. Sie beschließt sich auf den in § 2b bestimmten Zweck und webrreit fortan nach der obliegenden webrbeten Satzung. Namentlich

kann sie die Zinsen auch von dem ihr verbleibenden Kapitalgrundstock zu Unterhaltungszwecken verwenden."

Die vorgeschlagenen weiteren Satzungsänderungen lauten:

a) § 2 wird dahin gefaßt:

"Der Zweck des Vereins ist, dienst- und erwerbsunfähig gewordene deutsche Rechtsanwälte, sowie deren Hinterlassene durch Geldbeihilfen zu unterstützen."

b) Im § 3 wird der Absatz 2 gestrichen.

c) Im § 17 werden der erste Absatz ganz und im zweiten Absatz die Worte:

"und anderen Gründen"

gestrichen.

Leipzig, den 24. November 1906.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr, Justizrat, Vorsitzender.

Auf die Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte vom 20. Januar 1907, Vormittags 11 Uhr, wird ferner gesetzt:

5. Antrag des Justizrats Hermann Vech zu Kienberg:

Die Generalversammlung wolle beschließen, die Beschlußfassung über die auf die Tagesordnung gesetzten Anträge anzusehen und solche der nächsten ordentlichen Generalversammlung im Herbst 1907, die mit dem Annahmetage verbunden wird, zu überweisen.

Leipzig, den 20. Dezember 1906.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr, Justizrat, Vorsitzender.

Die Annahmekammern im Bezirke der Oberlandesgerichte zu Stettin, Rassel, Bamberg, Kienberg und Nürnberg haben der Kasse abermals Beihilfen und zwar Stettin 1000 Mark, Rassel 1000 Mark, Bamberg 1500 Mark, Nürnberg 2000 Mark und Kienberg 2500 Mark gewährt. Den Kammeren und ihren Vorständen ist für die rührenden Beihilfen der anrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Druckfehlerberichtigung.

Seite 703 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift erste Spalte Zeile 14 von oben lies „franz“ statt „jean“.

Statt „Zahnärztengemeinschaft“ lies in dieser Abhandlung (die Gläubigeranforderung vom Übertrag) überall „Zahnärztengemeinschaft“.

Die Rechtsprechung des Reichsgerichts in Beziehung auf die wichtigsten Begriffe und Institute des Zivilrechts

in systematischer Folge dargestellt und kritisch besprochen von Dr. jur. E. Ruhlens, ord. Prof. des deutschen Rechts, Lausane.

LXIII.

Der Mäklervortrag.

Dem zuletzt behandelten Werkvertrag steht der Mäklervortrag begrifflich sehr nahe; Gröme, System des Bürgerlichen Rechts 2, 707 bezeichnet ihn daher als eine Art des Werkvertrages mit eigenartigen Grundzügen. Zweck des Mäklervortrages ist nämlich entweder „der Nachweis der Gelegenheit zum Abschluß eines Vertrages oder die Vermittelung eines Vertrages“ (WGB. § 652); also ein immaterieller Erfolg. Er unterscheidet sich jedoch vom Werkvertrage dadurch, daß der Mäkler Entrichtung des Äquivalents, das vom Gesetz als (Mäkler-)Lohn bezeichnet wird, erst fordern kann, wenn der Vertrag infolge des Nachweises oder infolge der Vermittelung des Mäklers zustande gekommen ist. Andererseits hat der Mäklervortrag eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Auftrag, wie denn auch der andere Vertragspartei, für den die Tätigkeit des Mäklers in Frage kommt, im Rechtsvertrage, auch in der Rechtsprechung als Auftraggeber bezeichnet wird; das unterscheidende Kriterium bildet die Unentgeltlichkeit des Auftrags, der im Ausdruck „Auftrag“ im Rechtsvertrage mit dem Mäkler hat also einen isolierten Sinn, als denjenigen des WGB. (ähnlich wie in manchen Dienstvertragsverhältnissen, z. B. im Annahmestandort). Die Bestimmung, daß der Anspruch des Mäklers gegen den Auftraggeber erst entsteht, wenn der Vertrag zustande kommt, macht es nun theoretisch zweifelhaft, ob der Mäklervortrag zu den gegenseitigen oder zu den einseitigen Verträgen gehört, ob also auf ihn die §§ 320 ff. bis 327 WGB. Anwendung finden oder nicht. Soviel ich sehe, hat das RG. zu dieser Frage noch keine Stellung genommen. Gegenüber Reuling, Die Provisionsansprüche des Grundstücksvermittlers, Grundr. 40, 198; Eccius, Preuß. Privatrecht. 7. Aufl., II. § 138; Barchard in Verh. des XXIV. Deutschen Juristentages glaube ich mich der von Dernburg, Bürgerliches Recht 2, 464, Gröme, System des Bürgerlichen Rechts 2, 709, anschließender in Partiar. Rechtsgelehrte S. 413–420, dargelegten Ansicht anschließen zu müssen, wonach, wenngleich eine Verpflichtung des Mäklers vertraglich (auch stillschweigend) ausgeschlossen werden kann und auch abgesehen davon eine Klage auf Vornahme der Mäklertätigkeit in den seltensten Fällen Erfolg verspricht, doch jedenfalls ein Anspruch auf Schadenersatz gegen den Mäkler begründet ist, wenn er die zugesagte Vermittelung vertragswidrig unterlassen hat. Der Vertrag gehört also zu den gegenseitigen Vertragstypen.

Das Gebiet des Mäklervortrages geht grundsätzlich so weit wie das Gebiet der Verträge überhaupt, so daß grundsätzlich zunächst nur die gegen Gesetz oder gute Sitten verstoßenden Rechtsgeschäfte (§§ 134, 138) sich der Mäklertätigkeit entziehen, da es selbstverständlich ist, daß mit der Unstiftlichkeit und Geschäftswidrigkeit des Geschäftes selber auch seine Vermittelung für unstiftlich

erkannt werden muß. Aber auch, wenn der Vertrag als solcher nicht unethisch oder geschweige ich, so kann doch der Nachweis der Gelegenheit zu seinem Abschluß oder seiner Vermittlung unethisch erscheinen, sofern sie gegen Entgelt geschieht. Dies hat das BGB. nach früherem Schwanken der richterlichen Praxis und entgegen solen- und standesmäßig verbreiteten Verkehrsauffassungen (vgl. Rpr. des RG. I S. 241, Jb. 1896, 324) nunmehr ausdrücklich sanktioniert hinsichtlich des Ehemalthehns.

Freilich geht dies nicht aus dem Wortlaut, sondern nur aus den Motiven des § 656 hervor. Der § 656 selbst sagt nur, daß der Ehemalthehn nicht einlagbar ist, daß auch (Abs. 2) eine Vereinbarung, durch die der andere Teil zum Zwecke der Erfüllung des Versprechens dem Mäler gegenüber eine Verbindlichkeit einget (also eine absehbare Verbindlichkeit zur Erreichung desselben wirtschaftlichen Zweckes bzw. eine Kollation), eine Verbindlichkeit nicht begründet. Dagegen ist nach Abs. 1 Satz 2 das auf Grund des Versprechens Geschlichte nicht löschbar mit der *condictio indebiti* bzw. einer *causa*. Man hat aus letzterer Bestimmung schließen wollen, daß innerlich darum Ehemalthehn nicht unethisch sei, sondern nur eine Naturalobligation begründe. Insbesondere steht auf diesem Standpunkte das RG. in der Zf. 1900, 638:

„Zum Gesetze selbst hat indes die Auffassung, daß die Verleumdung gegen Entgelt unethisch sei, einen Rückblick nicht gefunden. Das Gesetz hat das Versprechen eines Ehemalthehns nicht, wie es im Hinblick auf § 138 Abs. 1 bei einem Verstoß gegen die guten Sitten der Fall sein müßte, für nichtig erklärt, sondern für ein zwar nicht Lagbares, aber doch erfüllbares Rechtsgeschäft, ähnlich wie es nach § 736 mit Spiel und Wette geschehen ist.“

Derselben Ansicht ist auch Dernburg, Bürgerliches Recht II S. 498, und noch in meinem Recht der Schuldverhältnisse, Staubinger II 2. Aufl. S. 6, habe ich selbst aus diesem Grunde den Ehemalthehn zu den sogenannten echten Naturalobligationen (erfüllbaren, nicht erzwingbaren) gerechnet. Bei genauerer Erwägung der Motive jedoch, in denen die Rechtsprechung sich der auch in der französischen und englischen Rechtsprechung längst vertreten gewordenen stillen Auffassung anschließen, sehr ich mich veranlaßt, Rpr. d. ReichsR. 12, 317 in seiner Auffassung zu folgen, wonach das Ehemalthehnversprechen durchaus als unethisch reprobirt worden ist, und der Ausschuß der *condictio* des Geschlichten lediglich aus dem Grunde des § 817 folgt, weil dem Leistenden gleichfalls ein Verstoß gegen die guten Sitten zur Last fällt (in *pari turpitudine condictio possidentis melior est*). Dernburg a. a. O. meint dagegen, daß die Leistung einer auf den Aufwand zu nehmenden Rücksicht — § 814 — entspricht. Allein es gilt für die feinere stillige Auffassung der Geschlichtung, zu der eben das Gesetz das Publikum erziehen will, für ebenso unanständig, für deren Vermittlung sich einen Entgelt zu bedingen, bzw. zu versprechen, als den Entgelt zu genießen, und der Fall steht keineswegs auf der gleichen Stufe mit dem stillig nicht unbedingt reprobirten Spiel- und Wettverträgen, denen das Gesetz lediglich nicht die juristische Erziehungskraft hat gewähren wollen.

Bei dieser vom RG. abweichenden Anschauung ergibt sich auch von selbst, daß wir die oben zitierte Entsch. derselben, die der Bestimmung des § 656 die rückwirkende Kraft abspricht, für unrichtig erachten, ebenso wie die auf denselben Standpunkte stehende Entsch. des RG. 57, 21 ff., ebenso wie wir in dieser Hinsicht bei Anwendung des § 343 (Gerüstung zu hoher Vertragsschließung) mit der Entsch. des RG. vom 11. Juli 1900 nicht einverstanden sein können. (Vgl. auch meinen Kommentar II. Aufl. Note 4 zu § 843.)

Der § 656 bietet uns also einen Spezialfall des § 138, bzw. 817*); ebenso ungültig ist demnach beispielsweise ein Mälervertrag für Vermittlung eines Geschäfts auf Annahme an Kindesstatt, ferner für Beschaffung von Anstellungen im Staats- oder Kommunaldienst, für Beschaffung von Titeln, Orden, Doktor- und Adelsdiplomen usw.

Einer sonderrechtlichen Regelung unterliegt das Geschäft der Handelsmäler, d. h. die gewerbmäßige Vermittlung von Verträgen über Anschaffung oder Veräußerung von Waren oder Wertpapieren, über Versicherungen, Güterbesicherungen, Wohnrecht, Schiffsmiete oder sonstige Gegenstände des Handelsverkehrs nach dem HGB. §§ 93—104; ferner der Ruckmäler nach dem Biergesetz §§ 29 ff. Auch der sog. Agenturvertrag, durch den jemand „ständig“ damit betraut wird, für das Handelsgewerbe eines anderen Geschäfts zu vermitteln oder im Namen eines anderen abzuschießen, fällt nicht unter den Begriff des Mälervertrags im Sinne der §§ 652 ff.; ihn regeln die §§ 84 ff. HGB. Schon die gemeinrechtliche Entsch. des RG. 31, 60 ff. hatte diese Sonderstellung des Agenturvertrages betont.

Praktisch kommen als Gegenstände des Mälervertrags im Sinne des BGB. vor allem die Vermittlung von Grundstücksankäufen, Hypothekeneinräumung, sodann auch die Geschäft der Geschäftsmäler in Frage. Gleichgültig ist für die juristische Qualifikation der Name, den sich die mit dem Mälergeschäft betrauten Personen beilegen. Ist namentlich nennen sich Mäler Agenten, nicht selten auch Kommissionäre. Vgl. Dernburg, Bürgerliches Recht II, 485 ff. RG. vom 30. Oktober 1900, Zf. 1900, 804; RG. vom 21. Februar 1899, Jb. 1899, 181 Nr. 20.

Die wichtigste Bestimmung über den Mälervertrag ist juristisch diejenige des § 652 Abs. 1, wonach der Auftraggeber zur Entziehung des Lohnes erst verpflichtet ist, wenn der Vertrag infolge des Rückweises oder infolge der Vermittlung des Mälers zustande kommt. Die Entscheidung hängt hier von der Feststellung eines juristischen Kaufzusammen-

*) Daraus folgt vor allem, wie Rpr. a. a. O. S. 885 richtig hervorhebt, daß eine Rückforderung des Geschlichten in jedem Falle gestattet ist, wenn die Leistung von einem Geschäftsunfähigen gemacht worden ist, dem man eine richtige Idee der unethischen Qualität nicht zuschreiben kann, so daß auf seiner Seite eine *turpitudine condictio possidentis melior est*.

Erster wäre demnach die Rückforderung (Rpr. a. a. O.) in dem nicht seltenen Falle gegeben, wo die Zahlung durch Drohung erpreßt worden ist: Die Drohung wird in solchen Verhältnissen namentlich eine Drohung mit Verfallsstrafe, Ansehen, öffentlicher Bloßung sein (vgl. § 123 BGB.).

hänges ab und führt uns somit auf eins der wenigstens in der Theorie strittigen Gebiete unserer juristischen Grundbegriffe.

Auf dem Gebiete des Mälervertrages selbst scheint jedoch die Frage des Kaufzusammenhanges, die eine so große Rolle in Schadenersatzprozessen spielt, dem höchsten Gerichtshof bislang verhältnismäßig selten zur Erörterung Anlaß gegeben zu haben. Aus der offiziellen Sammlung der Entscheidungen glauben wir hier zunächst die verhältnismäßig weit zurückliegende aus Bd. 6 S. 188 anführen zu müssen, der noch das Gemeine Recht zugrunde lag. I. 35., Art. vom 22. Februar 1882. *RG. Frankfurt a. M., OLG. holsht:*

„Vermaglich der Anspruch des Käufers auf Gewähr nicht davon abhängt, daß der Abschluß des Geschäftes von ihm vermittelt wird, vielmehr dieser Anspruch auch dann begründet erscheint, wenn der durch die Kontrahenten unmittelbar betriebe Abschluß durch die Tätigkeit des Käufers herbeigeführt worden ist, und in dieser Beziehung schon die Zustimmung oder Zustimmung der anderen Kontrahenten unter Umständen genügen kann, so ist dies doch dann nicht der Fall, wenn der Käufer seinem Auftraggeber eine Person zuführt oder zureicht, welche denselben ohnehin als zum Abschluß des fraglichen Geschäftes bereit oder als im Allgemeinen zum Abschluß der dergleichen Geschäftes unter bestimmten Bedingungen geneigt bereits bekannt ist.“

Daher könnte Käufer nicht schon wegen Anbahnung des Geschäftes mit der Frankfurter Hypothekbank oder wegen Überbringung ihrer Offerte an den Beklagten, sondern nur dann die Mälergebühren fordern, wenn er das Geschäft mit derselben zustande gebracht hätte. Gerade dies aber ist nicht geschehen. Die von ihm durch Einreichung des Antrags vom 28. September 1878 bei der Hypothekbank und durch Überbringung der darauf erfolgten Offerte der letzteren an den Beklagten eingeleiteten Unterhandlung war von Seiten der Hypothekbank durch das Schreiben vom 1. November 1878 abgebrochen. An der nachher vom Vorstand des Beklagten Vereins vom 8. November 1878 wieder aufgenommenen Unterhandlung, welche zum Abschluß des Geschäftes führte, hat Käufer nicht teilgenommen. In einem solchen Falle kann Provision nicht gefordert werden, wie auch von anderen Gerichtshöfen in ähnlichen Fällen anerkannt worden ist.

Ergl. Erkenntnis des Oberappellationsgerichts Kassel von 1855 in der Sammlung der Kesseler Rechtsfälle Heft 3 S. 192; *Ergkenntnis des Oberappellationsgerichts Kasselbüllet* von 1878 in *Essenfurt. Wch. Bd. 33 Nr. 268*.

Die Behauptung, daß Beklagter das Geschäft möglicherweise, um dem Käufer die Provision zu ersparen, mit Umgehung des Käufers abgeschlossen habe, ist in dem angeführten Erkenntnis aus zureichenden Gründen für unwesentlich erklärt worden.“

Aus neuerer Zeit dagegen verdient Beachtung die Entsch. in der *Verd. der ZB. 1902, 283 Nr. 236* von

30. September 1902, welche beruht auf der Grundlage des § 652 BGB. ergangen ist:

„Die Revision erhebt eine Verletzung des § 652 BGB.

in der Auslegung des Berufungsgerichts: Der hiernach erforderliche ursächliche Zusammenhang zwischen dem Nachweise einer Gelegenheit zum Vertragsabschlusse und diesem selbst werde ohne das Erfordernis einer weiteren den Vertragsabschlusse bezeugenden Tätigkeit des Mälers als an und für sich gegeben angenommen, wenn man nicht eine andere Tatsache als die Nachweisung der Gelegenheit für den Vertragsabschlusse ursächlich geworben sei. Zunächst geht aus dieser Darlegung des Berufungsgerichts hervor, daß es den der Klage zu Grunde liegenden Vertrag, obwohl er ausdrücklich feststellt, daß die von dem Beklagten danach übernommene Leistung nur in der Nennung des Namens der ihm bekannten Kaufleute bestanden habe, dennoch als Mälervertrag im Sinne des § 652 BGB. aufweist, den Anspruch des Klägers also auch nur dann für begründet erachtet, wenn der Vertrag „infolge des Nachweises“ zustande gekommen sei. Es entsteht nun allerdings das Bedenken, ob jene Auslegung des Berufungsgerichts, die dazu führt, daß der vom Gesetz erforderliche ursächliche Zusammenhang zwischen dem Nachweise einer Gelegenheit zum Abschluß eines Vertrages und dem letzteren selbst schon dann an sich als dargetan anzusehen ist, wenn dem Nachweise der Vertragsabschlusse tatächlich gefolgt ist, in der Tat dem Sinne des § 652 BGB. entspricht. Diese Auffassung hat dann nämlich allerdings zur Folge, daß gegenüber dem dem Mäler nur obliegenden Bereiche der Auftragserteilung und des Zustandekommens des beabsichtigten Vertrages, dem anderen Teile nur der Gegenbeweis freisteht, daß eine andere Tatsache als der Nachweis des Mälers für den Vertragsabschlusse ursächlich gewesen sei. Es wird danach also nicht gefordert, daß der Käufer außer jenen beiden Tatsachen noch Umstände darlegt, aus denen sich anderweitig ergibt, daß der Vertragsabschlusse in der Tat „infolge des Nachweises“ zustande gekommen sei.

Eine solche Auslegung des § 652 BGB. ist jedoch nicht zu beanstanden. Sieht man, daß die Gelegenheit zum Abschluß eines Vertrages, wie ihn der Auftraggeber zu erfüllen beabsichtigte, diesem durch den Mäler wirklich mitgeteilt worden ist, und kommt andererseits ein solcher Vertrag nachher zustande, so ergibt sich beim Mangel sonstiger für die Frage des ursächlichen Zusammenhangs erheblicher Umstände von selbst der Schluß, daß der Vertragsabschlusse auf den Nachweis mindestens als eine ihrer Ursachen zurückzuführen ist. Mehr ist aber zur Annahme eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen jenen Tatsachen nicht zu fordern. Weder ist in dieser Hinsicht notwendig, daß die vorangegangene Tatsache die alleinige, noch daß sie die hauptsächlichste Ursache der nachfolgenden gewesen sei. *Ergl. Entsch. des RG. 23, 158; 20, 313; 28, 166*. Nur in diesem Sinne können daher die

Worte „wenn der Betrag infolge des Nachweises“ — des Käufers zustande kommt“ in § 652 Abs. 1 BGB. verstanden werden.“

Beide Entscheidungen bieten für die Theorie des Kaufzusammenhangs ein besonderes Interesse, weil wir hier ein von der bei den Schadenersatzprozessen sich regelmäßig mit der Kaufsfrage verquickende Schuldfrage völlig losgelöstes reines Kaufproblem vor uns haben. Die Analyse der beiden Entscheidungen nun ergibt in U. folgendes:

- a) Das RG stellt sich zunächst auf den Standpunkt der *Conditio sine qua non* d. h. es läßt als Ursache eines Erfolges jegliche Bedingung gelten, ohne die der Erfolg nicht eingetreten sein würde; es fordert — unseres Erachtens mit Recht — nicht noch den Nachweis einer besonderen Qualifikation der Bedingung oder eines besonderen geheimnisvollen Bandes zwischen der sog. Ursache und ihrem Erfolge.
- b) Eine *Conditio sine qua non* ist nur gegeben, wenn die Bedingung tatsächlich zum Erfolge mitgewirkt hat, d. h. wenn der Erfolg ausgeschlossen wäre, wenn die Bedingung nicht eingetreten wäre. Die rechtsverheißende Tatsache, die zur Ursache im juristischen Sinne geknüpft werden soll, braucht nicht die einzige Bedingung, muß aber eine wirkliche Bedingung, eine *Conditio sine qua non* des Vertragsschlusses bilden.

Insofern stimmen die in den Entscheidungen aufgestellten Grundsätze überein mit den von uns auch bei Staubinger (2. Aufl.) Komm. II S. 28 ff. aufgestellten.

Straglich aber ist es, ob auch das dort freilich zunächst nur für den Fall einer auf jahrelangem Verschulden beruhenden Schadenersatzklage geforderte Requisite der adäquaten Kaufzusammenhangs, das bislang freilich nicht unbestritten ist, in diesen von jedem Verschuldungsbestandteil losgelösten Zusammenhang wiederkehrt. Ich bin der Ansicht, daß es allerdings auch in den hier zitierten Entscheidungen wiederzuerkennen ist und daß gerade von diesem Gesichtspunkte aus die mitgeteilten Entscheidungen besonders Interesse für die allgemeine Lehre vom juristischen Kaufzusammenhang beanspruchen. Träger in seiner bedeutenden Monographie vom Kaufsallgebot definiert S. 159 die adäquate Bedingung folgendermaßen: „Eine sich als *Conditio sine qua non* eines bestimmten Erfolges erweisende Handlung oder sonstige Begebenheit ist dann adäquate Bedingung des Erfolges, wenn sie generell begünstigender Umstand eines Erfolges von der Art des eingetretenen ist d. h. wenn sie die objektive Möglichkeit eines Erfolges von der Art des eingetretenen generell in nicht unerheblicher Weise erhöht.“ In der letzten Entscheidung finden wir nun diese besondere Qualifikation der Bedingung wieder in der Funktion einer *prosumptio facti*, d. h. wenn der Käufer nachweist, daß er eine Tätigkeit entwickelt hat, die die objektive Möglichkeit des Vertragsschlusses generell in nicht unerheblicher Weise erhöht (nach Nachweis einer bestimmten dazu bereiten Person), so reicht ihm das RG, den weiteren Beweis des Kaufzusammenhangs, hält vielmehr „beim Mangel sonstiger für den tatsächlichen Zusammenhang erheblicher Umstände“, d. h. vorbehaltlich des Gegenbeweises, den Kaufzusammenhang zwischen Nachweis

und Abschluß für erwiesen. Allerdings hat hier der Begriff der sogenannten Adäquaten (der nichts anderes ist als der einer durch regelmäßige Erfahrung berechtigten Erwartung, einer allerdings erst nachträglich angestellten Prognose) eine durchaus verschiedene Funktion von derjenigen, die er gewöhnlich in Schadenersatzprozessen spielt; in letzteren dient er dazu, die an sich unbegrenzte Zahl der Bedingungen auf eine gewisse Anzahl zu begrenzen (der Beklagte haftet nur für adäquate Verursachung). Hier dagegen — wieder ein seltener Fall der Unmöglichkeit, Beweis- und Rechtsfragen definitiv auseinanderzuphalten — beruht er auf dem Beweismittel.

Die Wichtigkeit dieses richtergerichtlichen Erkenntnisses sieht und fällt also mit der Lehre von der sogenannten adäquaten Verursachung und letztere wieder sieht und fällt mit derjenigen Kausaltheorie, die man als Bedingungstheorie (als Vater derselben gilt wohl der Philosoph Stuart Mill) bezeichnet. Es würde hier zu weit führen, diese Theorie, der ich mich a. a. O. selbst unter genauerer Begründung angeschlossen habe (vgl. Staubinger Komm., Schuldrecht, S. 25) hier eingehender zu revidieren. Um so mehr ist aber die Frage berechtigt, ob auch das RG. in seinem ersten Urteil auf demselben Standpunkte steht oder nicht. Augenscheinlich hätte die reine Bedingungstheorie rein objektiv in dem Falle, der der ersten Entscheidung zugrunde liegt, zu einer entgegengesetzten Entscheidung, nämlich zur Verurteilung führen müssen. Der Fall liegt ja nach dem Tatbestande so, daß A. zunächst dem B. die Hypothekensumme als genügten Kontrahenten nachgewiesen hat, daß dann aber die Verhandlungen einseitig scheiterten, bis späterhin eine neue Anknüpfung, diesmal freilich ohne Vermittlung des A. erfolgte, die zum Abschluß führte. Das RG. erachtet hier den Kaufzusammenhang für unterbrochen. Allein vom Standpunkte einer streng objektiven Bedingungstheorie ist er dies offenbar nicht. Denn immer bleibt auch hier die Tatsache bestehen, daß doch durch die Bekanntmachung des Hypothekensumme als eventueller Kontrahentin erst die Möglichkeit geschaffen worden ist (*conditio sine qua non*) für den Vertragsschluß.

Dennoch läßt sich der Widerspruch zwischen der ersten und zweiten Entscheidung wohl dadurch, daß das RG., unbewußt, wenigstens ohne es zu erklären, bei der ersten Entscheidung auf dem Standpunkte stand, den es in einer dritten, sehr beachtenswerten Entscheidung, nämlich RG. Bd. 31 S. 290 ff. (sie ist noch auf Grundlage des PrellRR. ergangen) tritt, wonach die bloße objektive Kausalität nicht zur Begründung des Käufersanspruches genügt, vielmehr überdies noch Kenntnis des Auftraggebers von der vorausgegangenen Vermittlungstätigkeit gefordert wird (vgl. S. 911 a. a. O.).

„Der Anspruch auf Kälterlohn setzt nicht bloß die Vermittlungstätigkeit des Käufers, sondern noch außerdem einen dem Willen des Käufers unabhängigen Umstand, das Zustandekommen des zu vermittelnden Geschäftes, voraus. Dem Ermessen des Auftraggebers bleibt es also überlassen, ob er die vom Käufer geleisteten Dienste annehmen will oder nicht. Erst wenn er sich für die Annahme entscheidet und auf Grund der Vermittlerdienste das Geschäft abgeschlossen hat, wird er zur Zahlung der Vermittlergebühren verpflichtet. Von einer Annahme der Dienste wird aber nur da die Rede sein können, wo

der Auftraggeber bei dem Geschäftsabschlusse von der vorausgegangenen Vermittlungstätigkeit Kenntnis gehabt hat. Daß solche Kenntnis und das damit erlangte Bewußtsein von der Verpflichtung zur Zahlung der Mälergebühren auf die Geschäftsbeziehungen des Auftraggebers in Ansehung des Geschäftsabschlusses selbst, der Preisbestimmung sowie der Verödigung anderweitiger Provisionen von wesentlichen Einflüsse sein kann, liegt auf der Hand, wie denn auch im vorliegenden Falle der Beklagte nach der Feststellung des Vorrichters der Frau K. eine Vermittlungsgebühr bezüglich des Verkaufes an H. hat zukommen lassen. Die Revision weiß freilich darauf hin, daß es dem Beklagten freigeblieben habe, sich vor dem Geschäftsabschlusse durch Befragung der Klägerin über deren Vermittlungstätigkeit Gewißheit zu schaffen. Zu solcher Befragung lag aber für den Beklagten kein Anlaß vor, wenn er nach der Sachlage annehmen durfte, daß Frau K. ohne eine vorherige Vermittlungstätigkeit der Klägerin und H. infolge der Vermittlungstätigkeit der Frau K. als Kaufleute zu ihm gekommen seien. Wollte die Klägerin sich ihren Provisionsanspruch sichern, so war es, wie das Berufungsgericht mit Recht hervorhebt, ihre Sache, dafür Sorge zu tragen, daß Beklagte von ihrer Vermittlungstätigkeit rechtzeitig Kenntnis erlangte. Dies folgt schon aus dem Inhalte des ihr erteilten Auftrages. Sie sollte dem Beklagten Kaufleute „zuführen“ und hatte danach, sofern sie das Führen nicht persönlich bewirkte, doch jedenfalls ihre Tätigkeit so einzurichten, daß dem Beklagten vor dem Geschäftsabschlusse ihre Mitwirkung zu dem Auftreten der Kaufleute als eine „Führende“ zum Bewußtsein kam. Hatte der Beklagte von solcher Mitwirkung vorher durch direkte Mitteilungen der Klägerin noch in anderer Weise Kenntnis erhalten, so können die von der Klägerin geleisteten Dienste als dem Beklagten geleistet nicht angesehen werden.

Bgl. hierzu Urteil des RG. vom 18. Juni 1885, Reg. IV 73/85, ausgedrückt in Folge Preuss. Bd. 1 Nr. 974. Dernburg, *Vertr. Privatrecht* Bd. 2 § 190 zu Anm. 16 S. 556, 557; Weinbauer in Köhler und King, *KaufRdgR.* 6, 18; Hirsfeld in *Gruchot-Beitr.* 37, 368; *Stauff.* Bd. 30 Nr. 22 S. 27.

Ob letztere Entscheidung auch heute noch auf Grundlage des § 652 präjudizielle Bedeutung beanspruchen darf, kann zwar auf dem ersten Blick, da der § 652 von einer solchen Kenntnisnahme nichts enthält, fraglich erscheinen. Gleichwohl glaube ich die Frage bejahen zu sollen. Das Erfordernis der Kenntnisnahme liegt hier in dem Worte „Nachweis“; der Nachweis muß dem Auftraggeber geliefert sein; nur wenn wir hieran, sowie an dem richtigen Begriff der „Vermittlung“ als eines dem Kontrahenten subjektiv bewußt gewordenen Dienstes festhalten, kann die Kauftheorie des RG. bei Mälerprovision zu richtigen Ergebnissen führen; wollte man davon abstrahieren, so würden ihre Resultate bedenklich werden, da die Bebingungstheorie, selbst wenn sie adäquat begrenzt wird, die Kaufbeziehungen allzusehr verflüchtigen würde.

Ubrigens läßt sich diese Auslegung mit der von mir vertretenen Kauftheorie, wonach sich „in der Praxis (juristisch) als Ursache jegliche, sei es positive, sei es negative Bebingung irgend eines selbst wieder positiv oder negativ gesetzten Urteils bezeichnen läßt“ (Ebenberger a. a. O. S. 25), sehr wohl vereinigen; denn die Kenntnis des Auftraggebers ist, wie RG. richtig und in praktischen Instanzen hervorgehoben, mit Rücksicht auf die durch die Vermittlungstätigkeit entstehende Provisionsgebühren (oft sehr erhebliche Summen) unter Umständen eine negative, d. h. den Abschluß hindernde Tatsache. Legt man freilich den streng philosophischen Kaufbegriff, wie ihn J. B. Trager a. a. O. vertritt, zugrunde, so stellt man hier auf eine bedeutende Frage. Es bietet uns auch der Mälervertrag ein wichtiges Argument gegen die zur Zeit in zahlreichen Abhandlungen jutage tretende Verneinung des rein philosophischen und andererseits des juristischen Begriffs der Verursachung.

Durchaus im Einklang mit dieser Rechtsprechung steht auch, quia ratiobabitur mandato comparatur, die Entscheidung des RG. vom 9. Januar 1901, JZB. 1901, 144 Nr. 14:

„Vermöglich der Regel nach der Mälervertrag so zu Stande kommt, daß jemand dem Mäler die Vermittlung eines Geschäfts überträgt und ihm für den Fall des Zustandekommens desselben eine Provision verspricht, so sind doch die Fälle nicht selten, daß der Mäler, wenn er weiß, daß jemand ein Geschäft zum Abschluß zu bringen wünscht, sich ohne Auftrag in der Absicht, die Provision zu verdienen, um das Zustandekommen des Geschäfts bemüht. Ist in einem solchen Falle die Vermittlungstätigkeit des Mälers den Abschluß des Geschäfts herbeiführt und hat derjenige Kontrahent, in dessen Interesse der Mäler tätig gewesen ist, das Geschäft abgeschlossen, nachdem er von der Tätigkeit des Mälers und dessen Anspruch auf eine Provision Kenntnis erhalten hat, so kann darin eine nachträgliche Genehmigung der Hilftätigkeit des Mälers gesehen werden, welche dem Kontrahenten zur Gewährung einer Provision in gleicher Weise verpflichtet, wie ein vorher erteilter Auftrag. Eine solche Genehmigung wird namentlich dann anzunehmen sein, wenn der Kontrahent, der von dem Mäler selbst die Mitteilung erhält, daß und wie er sich um das Zustandekommen des Geschäftes bemüht habe, die Einmischung des Mälers nicht alsbald zurückweist und die Zahlung einer Provision von sich ablehnt, sondern der Mäler weiter gehandelt läßt und mit der von diesem für das Geschäft interessierten Person in dem Bewußtsein abschließt, daß der Mäler eine Provision fordern werde. Das gleiche wird dann gelten müssen, wenn der Kontrahent die Mitteilung von der Tätigkeit des Mälers nicht von diesem selbst, sondern von einem Vertreter desselben erhält.“

Die letztere Entscheidung schließt freilich den Versuch eines Mißbrauchs durch außerordentliche Mäler nicht aus; um diesem Mißbrauch vorzubeugen, ist daran festzuhalten, daß sie augenscheinlich in letztem Grunde auf der nachträglichen Annahme eines Antrags auf Abschluß eines Mälervertrages beruht, also auf § 151, daß demnach ein außerordentlicher Protest gegen diese

Annahme nur erklärt zu werden braucht, wenn eine Erklärung der Annahme nach der Verschöpfung nicht zu erwarten war oder der Antragende auf sie verzichtet hat. Jedenfalls ist klar, daß nach dem Zustandekommen des Vertrags der Käufer mit seiner Mitteilung zu spät kommen würde. Eine Verpflichtung des Kontrahenten, sich absehend zu äußern, kann nach diesem Zeitpunkt nicht mehr angenommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Rechtslage bei arglistiger Täuschung.

Von Jurist R. Bessler, Rechtsamtsrat am Oberlandesgericht in Gießen.

Wenn ich zu der Entscheidung, des R.G. vom 17. November 1904, abgedruckt ZB. 05, 42, obwohl ich bereits von Herrn Kollegen Zindelmann zu Hannover in dieser Zeitschrift Jahrgang 1905, 296 besprochen, nochmals das Wort ergreife, so geschieht es, weil einmal die darin behandelte Frage höchst wichtig, andererseits aber mir die gebotene Entscheidung geeignet erscheint, eine sehr bedeutende Begriffsverwirrung herbeizuführen, und ich die einschlägige Frage auch durch die Zindelmann'sche Besprechung für nicht genügend geklärt erachten kann.

Der Fall — wiedergegeben mit den Worten Zindelmanns — ist folgender:

„A. verkauft dem B. einen Riesberg, welchen C. im Besitz hat. Und zwar hat C. ein Recht zum Besitze, A. verschweigt aber dem B., daß C. ein solches Recht nicht habe, und er gibt diese Versicherung wider besseres Wissen“.

Das Berufungsgericht hat den Schadenerschaftsanspruch des B. abgewiesen, weil er nur das Recht habe, den Vertrag anzufristen und diesfalls das negative Vertragsinteresse (z. B. Ersatz der unnütz aufgewendeten Kosten und Stempel des Vertrages) zu fordern.

Demgegenüber führt das R.G. wörtlich aus:

„Der arglistig Getäuschte kann den Vertrag anfristen. Dringt er mit der Anfechtung durch, dann muß ein Zustand hergestellt werden, als wenn der Vertrag nicht geschlossen wäre, d. h. jeder Beteiligte hat das vom anderen Empfängerne zurückzugewähren. Wählt der Getäuschte diesen Weg, dann kann er, da der Vertrag nach seinem Willen als nicht geschlossen gilt, nicht das Vertragserfüllungsinteresse verlangen, sondern nur das sogenannte negative Vertragsinteresse, also den Schaden den er durch das Abschließen des Vertrags erlitten hat (z. B. Ersatz der unnütz aufgewendeten Kosten und Stempel des Vertrages). Er braucht aber den Vertrag nicht anzufristen, sondern kann, was der Berufungsgericht übersehen, dabei stehen bleiben und den ihm durch die arglistige Täuschung zugefügten Schaden ersetzt verlangen (vgl. das ZB. 1904, 140 Nr. 6 abgedruckte Urteil des erkennenden Senats). Der Schadenersatz besteht dann in der Herstellung des Zustandes, der bestanden würde, wenn das schädigende Ereignis, nämlich die Täuschung, nicht eingetreten wäre. Handelt es sich um eine arglistige Falschversicherung, so muß

der Getäuschte so gestellt werden, wie er stehen würde, wenn die zugesicherte Tatsache wahr wäre. Hat also der Beklagte, wie der Kläger in casu behauptet, wider besseres Wissen zugesichert, daß der in Mitleidenschaft des Besitzes habende B. kein Recht auf den Besitz des dem Kläger vom Beklagten veräußerten Riesbergs und auf die Riesbergvinnung habe, so muß er das Erfüllungs des Vertrags entgegenstehende Recht des B., sei es durch Ablösung, sei es auf irgend eine andere Weise beseitigen. Denn unter dem Zustande, der nach § 249 Satz 1 BGB. herzustellen ist, muß der Zustand verstanden werden, der durch den Vertrag besetzt ist und dessen Folge gewesen sein würde, wenn die Erklärungen der Vertragsteile auf Wahrheit beruht hätten. Demnach besteht der Schadenersatz hier in der Erfüllung des Vertrags, in der Herstellung der zugesicherten Tatsache oder des zugesicherten Rechtsumstandes. Kann der Vertrag so nicht erfüllt werden, so tritt an die Stelle der Erfüllung die Geldentschädigung“.

Zindelmann erkennt die richterliche Entscheidung im Unerwarteten als zutreffend an, meint aber, nicht alternativ, wie das R.G. wolle, sondern kumulativ könne der Getäuschte den Vertrag wegen Täuschung anfechten, mit der Folge der Rückgibt des Besitzes und daneben Schadenersatz fordern, — unter Einschluss des entgangenen Gewinns.

Auch ich bin mit dem Resultate einverstanden, aber mir scheint hier eine Verwirrung der Folgen des Kontraktstufes und der Folgen der Täuschung vorzuliegen.

Wer einen Riesberg verkauft, muß ihn und die Möglichkeit ihn auszubenten gewähren, mag er dabei vollständig täuschen oder nicht. Das ist Kontraktstuf und die Täuschung spielt dabei höchstens die Rolle, daß der Verkäufer nicht durch Benutzung aus Irrtum usw. sich möglicher Weise von dem Kontrakte oder unangenehmen Konsequenzen desselben losmachen kann.

Verleitet aber von dem richtigen Gefühl, daß der Verkäufer des Riesbergs auch den entgangenen Gewinn ersetzen müsse, haben sowohl das zitierte Urteil als auch Zindelmann als eine Konsequenz der Täuschung angesehen, was solche nicht ist und nicht sein kann, wenn man eben nicht die Begriffe positives und negatives Vertragsinteresse in bedenklicher Weise konfundieren will.

Zindelmann sagt, dem R.G. soweit beipflichtend:

„Der Schadenerschaftsanspruch ist nach § 249 BGB. auf Herstellung des Zustandes gerichtet, welcher bestanden würde, wenn der zum Erlasse verpflichtende Umstand — die Täuschung — nicht eingetreten wäre. Dieser Zustand ist die Vermögenslage des Getäuschten in der durch das Rechtsgeschäft gegebenen Gestalt. Nun ist diese Vermögenslage infolge der Täuschung nicht eine solche geworden, wie sie nach dem Inhalte des Rechtsgeschäfts beansprucht werden konnte, der Getäuschte kann daher die Aufhebung des Rechtsgeschäfts verlangen, und er muß nunmehr für die jenen Vorteile in Geld entschädigt werden, welche inhaltlich des Rechtsgeschäfts ihm zugesprochen wären. Der Schaden umfaßt den entgangenen Gewinn.“

Das RCh. sagt, um die entscheidenden Worte hier nochmals wiederzugeben:

„Der Schadenersatz besteht dann in der Herstellung des Zustandes, der bestehen würde, wenn das schädigende Ereignis, nämlich die Täuschung, nicht eingetreten wäre. Handelt es sich um eine angestrebte Zuficherung, so muß der Geschäftsteil so gestellt werden, wie er stehen würde, wenn die zugesicherte Tatsache wahr wäre.“

Das ist unlogisch.

Wie Lindelmann und das RCh. beide zutreffend bemerken, ist — wenn ich nach den Konsequenzen der Täuschung frage — die schädigende Tatsache die Täuschung. Der Täuschende muß den anderen Teil also so stellen, wie wenn die Täuschung nicht erfolgt wäre. Wäre der Täuschung nicht erfolgt, hätte der Täuschende seinen Mund gehalten, wäre dann die vorgespiegelte Tatsache wahr gewesen bzw. geworden?

Wenn nicht im Jahre 1870 einige Pariser Zeitungen zunächst falsche Gerüchte über französische Siege ausgeschrieben hätten, und einige russische Zeitungen im Jahre 1905 solche über einen großen Sieg der russischen Flotte, würde dann Deutschland unterliegen und Japan den Rußland besiegt sein? Die Lüge wäre dann mächtiger als die Wahrheit! Wäre die Täuschung nicht erfolgt, so wäre — mit anderen Worten — das Geschäft überhaupt nicht geschlossen und der Geschäftsteil kann verlangen, so gestellt zu werden, wie wenn es nicht geschlossen wäre, d. h. er kann das negative Vertragsinteresse fordern, aber auch nur dieses.

Man könnte mir erwidern: Du nimmst mit der einen Hand, um mit der anderen zu geben. Du erkennst ja doch einen Anspruch auf entgangenen Gewinn als Kontraktfolge an, also praktisch fehlt jeder Unterschied zwischen Deiner und der bekämpften Auffassung.

Wäre das richtig, so würde doch immerhin eine richtige Begründung des — gleichen — Resultats von Interesse sein.

Aber das Resultat ist aus keinemwegs oder — genauer gesagt — keinemwegs immer das gleiche.

Der praktische Unterschied zeigt sich, wenn wir einmal eine Täuschung untersuchen, welche nicht mit einer entsprechenden vertragsgemäßen Zuficherung verbunden war bzw. solche involvierte.

Vertragsgemäße Verpflichtungen und Verpflichtungen können nur die Gegenwart oder Zukunft betreffen, niemals die Vergangenheit; denn die Vergangenheit ist jeder menschlichen Einwirkung entzogen.

Ob ich also beweise unmaßgebliche Erklärungen betriebs der Vergangenheit ab, — die nicht etwa zugleich stillschweigend Verpflichtungen betriebs der Zukunft enthalten — z. B. der Verkäufer sagt dem Käufer seines Hotels, sein Vorbesitzer habe jährlich 10 000 Mark Reinerwerb gehabt und setzt vielleicht noch andächtig hinzu, er wisse aber nicht, ob der Käufer auch so viel verdienen werde, so kann der Käufer niemals behaupten, es seien ihm vertragsgemäße Zuficherungen gemacht, er verlange daher so gestellt zu werden, wie wenn die Zuficherung wahr gewesen wäre, und da unter ihm — dem Käufer — das Hotel gerade so gut gehe, wie unter dem Vorbesitzer, so verlange er anstatt der fiktiv verdienten 5 000 Mark jährlich 10 000 Mark. Er kann vielmehr nur das negative Vertragsinteresse fordern, welches dann möglicherweise auch einen entgangenen Gewinn

mitumfaßt, nämlich den Gewinn, den man hätte vermöge seiner Arbeitskraft anderweit erzielen können, wenn man nicht infolge der Täuschung Zeit und Geld an ein ungünstiges Unternehmen verschwendet hätte.

Das ist aber dann ein ganz anderer Gewinn, als der, welchen das RCh. und Justizrat Lindelmann im Auge haben. Wichtig ist nur so viel, und das hat vielleicht dem RCh. vorgeschwebt, daß ich auch für Erklärungen, welche vergangene Dinge betreffen, die Garantie der Richtigkeit übernehmen kann. Das hat den praktischen Wert, daß, wenn ich sonst vielleicht nur bei absichtlicher Täuschung haften würde und mich mit Irrtum würde entschuldigen können, auch die gutgläubige Angabe gegen mich verteidigt werden kann. Aber, wenn eben aus ihr nach Lage des Falles kein Versprechen für die Zukunft herausinterpretiert werden kann, — etwa weil die Konsequenzen der zugesicherten Tatsache sich auch nicht annähernd genau absehen lassen —, so kann die Vertortelung der unrichtigen Angabe immer nur darin bestehen, daß man sagt, ohne solche unrichtige Angabe würde das Geschäft nicht geschlossen sein, und daß man also daraufhin begehrt, so gestellt zu werden, wie wenn das Geschäft überhaupt nicht zustande gekommen wäre, d. h. also, man kann auch dann nur das negative, nicht das positive Vertragsinteresse fordern.

Darf der Rechtsanwalt eine ihm von seinem Machtgeber anvertraute, auf den Namen eines Dritten ausgefertigte Quittungsart der Kartenzinhaber vorenthalten?

Von Kreisgerichtsrat Dr. B. Hilse, Berlin.

Diese Frage, welche sich auf einen in der Praxis vorgekommenen Streitfall bezieht, ist zu verneinen. Einen Rechtsanwalt in Str. war in einer Kartenzinhabersache die Quittungsart einer Arbeiterin von deren Ehemann übergeben worden. Die Eigentümerin hatte deren Ausbändigung an sie geordert und, weil solche ihr verweigert wurde, die Hilfe der Polizei zum Erlangen derselben in Anspruch genommen, ohne dieser damit einen Erfolg zu erzielen. Inzwischen hat wegen Ablaufs der Gültigkeitsfrist die Quittungsart ihre Gültigkeit verloren, und ist gleichzeitig auch die aus der Versicherungspflicht sich ergebende Anwartschaft erloschen. Bei diesem Tatbestand kommt rechtlich in Frage, ob der Rechtsanwalt irgend welche Straffolgen oder Entschädigungsverpflichtungen aus seinem Vergehen treffen können.

Die Entrichtung der Beiträge zur Invalidenversicherung erfolgt (§ 131 InvVG.) durch Einlegen eines entsprechenden Betrages von Marken in die Quittungsart, welche der Versicherte verpflichtet ist, sich ausstellen zu lassen, und bezugs einlegend der Marken bzw. deren Inhabers dem Arbeitgeber zu den hierfür vorgesehenen Zeiten vorzulegen. Dem Arbeitgeber sowie Dritten ist (§ 139 InvVG.) untersagt, die Quittungsart wider den Willen des Inhabers zurückzubehalten. Quittungsarten, welche im Widerspruch mit dieser Vorschrift zurückgehalten werden, sind (§ 139 Abs. 3 InvVG.) durch die Ortspolizeibehörde dem Zuwiderhandelnden abzunehmen und dem

Berechtigten auszuhängen; auch bleibt der erstere dem letzteren für alle Nachteile, welche diesem aus der Zweiterhandlung erwachsen, verantwortlich. Ueberdies trifft Geldstrafe bis 300 Mark oder Haft (§ 181 Ziffer 4 JnVBG.) Personen, welche dem Berechtigten eine Cautionsklarte widerrechtlich vorzulegen. Wegen dies klar und bestimmt gehaltenen Rechtsregeln hat der Rechtsanwalt gefehlt, als er die Herausgabe der ihm von einer anderen Person, als der Kartenspieler übergebenen Cautionsklarte an die letztere ablehnte. Er hat hierbei aber auch widerrechtlich gehandelt und mindestens die im Verleihen erforderliche Sorgfalt (§ 276 BGB.) außer acht gelassen, weshalb er die vermögensrechtlichen Folgen dessen aus § 823 BGB. zu vertreten haben würde, wenn selbst die Erfolgspflicht aus § 139 Abs. 3 JnVBG. gegen ihn als bindend nicht erachtet werden sollte. Denn ihm mußte oder konnte bei einem auch nur geringen Grade von Aufmerksamkeit bekannt sein, daß seine Nachbarn in der Verfügungsberechtigung über die auf den Namen seiner Ehefrau ausgerichtete Cautionsklarte nicht zustand, dieser solche mißbrauchen könnte, so daß ein formgerechter Verwahrungsbefehl zustande kam. Ueberdies würde er als Verwahrer verpflichtet gewesen sein (§ 691 BGB.), die vereinbarte Art der Aufbewahrung zu ändern, d. h. die hinterlegte Cautionsklarte bei der Polizei zu hinterlegen, falls er sich nicht entschließen wollte, oder glaube nicht bedenklich zu sein, solche deren Inhaberin, welche doch allein als deren Hinterlegere gelten kann, auf deren Antrag (§ 695 BGB.) auszuhängen. Reinesfalls dürfte er sich aber der Anordnung der Polizei auf Herausgabe widersetzen.

Weil aus Grund § 139 Abs. 3 JnVBG. Cautionsklarten, welche im Widerspruch zu der gesetzlichen Vorschrift zurückbehalten werden, durch die Oetzpolizeibehörde dem Zuwiderhandelnden abzunehmen und dem Berechtigten auszuhängen sind, so hätte die Polizei die Zwangsmittel des § 132 ZVBG. zur Anwendung bringen müssen, um die Herausgabe zu erziehen. Befehl dessen wäre zunächst die zu erzwingende Handlung durch einen dritten auszuführen gewesen, insoweit solches angänglich war. Denn sieht § 130 JnVBG. vor, daß verlorne, unbefugbar gewordene oder zerstörte Cautionsklarten durch neue zu ersetzen sind. Allein hier lag keine dieser Voraussetzungen vor, worunter die Ausstellung einer neuen Cautionsklarte unzulässig. Deshalb blieb der Polizei kein anderer Ausweg, als durch Androhen und Festlegen von Geldstrafen den Widerstand zu brechen. Von dieser Maßnahme scheint im gegebenen Falle Abstand genommen zu sein in der rechtskräftigen Voraussetzung, daß da, wo allgemein eine Strafe für Übertretung angedroht ist, wie hier im § 131 JnVBG., Einzelstrafen nicht mehr zulässig seien, was jedoch mit der ständigen neueren Spruchgebung des Oberverwaltungsgerichts nicht im Einklange steht. Aus dieser Rücksicht würde sich ein zukunftsweisendes Mißverhalten der Polizei an dem Entstehen des Vermögensschadens aus §§ 839, 841 BGB. allenfalls ableiten, mithin eine Verteilung der Erfolgsclarte unter den Rechtsanwalt und die Polizei aus § 254 BGB. rechtfertigen lassen.

Es verliert eine Cautionsklarte (§ 135 JnVBG.) ihre Gültigkeit, wenn sie nicht innerhalb zweier Jahre nach dem auf der Karte vorgedruckten Ausstellungstag zum Umtausch eingereicht

ist, und erlischt (§ 46 JnVBG.) die aus der Versicherungspflicht sich ergebende Antwortspflicht, wenn während zweier Jahre nach dem auf der Cautionsklarte vorgedruckten Ausstellungstag ein die Versicherungspflicht begründendes Arbeits- oder Dienstverhältnis, auf Grund dessen Beiträge entrichtet sind in weniger als insgesamt 20 Beitragswochen bestanden hat. Ueberdies werden die Renten nach den Lohnklassen und der Anzahl der eingelebten Beitragsmonaten (§ 35 JnVBG.) berechnet. Eine nachträgliche Entrichtung von Beiträgen läßt zwar § 140 JnVBG. zu, doch dürfen solche nach eingetretener Erwerbsunfähigkeit nicht mehr entrichtet werden. Auf Grund dieser zwingenden Rechtsregeln kann durch den widerrechtlichen Einbehalt der Cautionsklarte der Anspruch des Versicherten auf Invaliden- oder Altersrente verloren gehen oder doch mindestens verkleinert werden. Für diesen zu erlittenen Vermögensschaden hat der ungerechtfertigte Verwahrer aus § 823 BGB. mit § 139 JnVBG. im Einklange des § 249 BGB. einzustehen. Aus dieser Eintrittsverbindlichkeit befreit ihn auch nicht das Urteil des RG. vom 3. Mai 1904 (RG. 58, 102), welches bloß verneint, daß der Dienstberechtigte seinen Dienstverpflichteten nach den Rechtsregeln des gemeinen Rechts für den aus Verstoß gegen die Rückrenten verloren gehen oder doch mindestens verkleinert habe, während das Urteil des OLG. in Stuttgart vom 24. November 1905 (H. u. J. I. b. R. 06, 52) aus § 823 BGB. die Erfolgsclarte ableitet und hierbei sich auf die Rechtsabgrenzung des RG. in dem Urteil vom 4. Oktober 1904 bitt. vom 1. Dezember 1904 (RG. 59 S. 42, 336) stützt, die seitens des höchsten Gerichtshofes in dem Urteil vom 26. Februar 1906 (JZ. 1906, 228) für das Recht des BGB. allgemein bekräftigt wurde, auch aus der Anweisung des Reichsversicherungsamtes vom 19. Dezember 1899 betr. den Kreis der nach dem JnVBG. versicherten Personen unter Ziffer 29 sich ergibt.

Zu dem Anspruch des Armenanwalts auf kostenfreie Erteilung von Abschriften.

Von Rechtsanwalt Dr. Fritz Bödel, Jena.

In einer Entmündigungssache war ich dem Berufungsbeklagten, der in I. Instanz mit dem Antrag auf Wiederherstellung der Entmündigung ein obliegendes Urteil erstritten hatte, als Armenanwalt beigeordnet worden. Die Berufungsbegründung verweist lediglich auf „das ersinnungsfähige Material und den Inhalt des Armenrechtsgutachten“. Der ersinnungsfähige Armenanwalt meiner Partei hatte sich vom Prozeßgericht nur Abschriften der Protokolle über die Vernehmungen eines kleinen Teils der Zeugen erteilen lassen. Ich beantragte darum beim Berufungsgericht kostenfreie Abschriften der Protokolle über die Vernehmungen aller Zeugen, sowie kostenfreie Abschrift des Armenrechtsgutachtens. Der 3E. des OLG. verfügte daraufhin, daß die Akten „zur Einsicht“ bezogen. Anfertigung von Abschriften oder Notizen für fünf Tage zur Verfügung zu stellen“ seien.

Nummer vierde ich entsprechend dem vom RG. (Sd. 7 S. 341) vorgeschriebenen Verfahren die Akten zurück mit dem Bemerkten, daß ich die Anfertigung von Notizen nicht für ausreichend hielt; andernfalls müßten die Notizen so umfangreich

wenden, daß sie Abschriften gleichkommen würden; eine beratige Befragung des Armenanwalts mit Abschriften, die dem Bureaupersonal obliegen, sei nicht anzuerkennen. Ich stellte den Antrag, mir von den einzeln ausgeführten Zeugenaussagen sowie von der Begründung des Armenrechtsgesuchs der Berufungsklägerin kostenfrei Abschriften zu erteilen oder mir die Akten zur Entnahme von Abschriften nochmals vorzulegen unter Anerkennung meines Anspruchs auf Ersatz der aufzubewahrenden Schreibgebühren aus der Staatkassette.

Der JS. beschloß, kostenfrei Abschriften der Aussagen dreier Zeugen zu erteilen, im übrigen wies er den Antrag ab. Die Gründe des Beschlusses gingen davon aus: Der Senat sei der Ansicht, daß der Antragsteller den relevanten Inhalt der Abschriften der erbetenen Zeugenaussagen — ausgenommen die drei — sowie des gegnerischen Armenrechtsgesuchs für die Berufungseinstellung bei Durchsicht der Gerichtakten durch ganz kurze Notizen oder Auszüge sich aneignen könne; einen Anspruch des Antragstellers auf Ersatz von ihm selbst aufzubewahrenden Schreibgebühren anzuerkennen, liege kein Anlaß vor.

Wegen den abtönenden Teil des Beschlusses legte ich Beschränkung ein. In der Begründung hob ich u. a. folgende prinzipiellen Gesichtspunkte heraus:

Sobald es sich bei einer Zeugenaussage nicht um durchgängig unerschöpfliche Behauptungen handelt, werden Notizen und kurze Auszüge dem, der sie sich aneignet, hat, in der Regel nur für kurze Zeit ein lebendiges Bild der gesamten Aussage in die Erinnerung rufen. Je größer der Zeitraum zwischen der Aneignung der Notizen oder Auszüge und dem Termin der Verhandlung, um so größer die Gefahr, daß von dem übrigen Inhalt der Zeugenaussage mancherlei in Vergessenheit gerät. Das muß aber wieder eine Rückwirkung auf den Wert der Notizen ausüben, insofern, als ihre Brauchbarkeit als Bausteine für die Begründung des Parteibeghehrns dadurch leicht vermindert wird.

Gerade bei der der mündlichen Verhandlung zeitlich möglichst nahe vorangehenden letzten Vorbereitung des Anwalts ist die nochmalige Durchsicht der irgendwie bedeutsamen Aussagen in ihrem vollen Umfange wünschenswert.

Es läßt sich nie mit Sicherheit voraussagen, was der Gegner aus einer Zeugenaussage im Zusammenhang mit neuem Parteivorbringen herausheben sich bemühen wird. Der Besitz der gesamten Zeugenaussagen ist zur Kontrolle der gegnerischen Behauptungen während der mündlichen Verhandlung erforderlich.

Auch zur Befragung der eigenen Partei ist erforderlich, die gesamte Darstellung der Zeugen oder die Begründung des Armenrechtsgesuchs, wenn es, wie hier, zur Debatte eines vorbereitenden Schriftsatzes erhoben worden ist, auf längere Zeit in den Händen zu haben, als die Gerichtskassen in der Regel dem Rechtsanwalt vorgelegt werden können.

Das RG. gab der Beschränkung in vollem Umfange statt, mit der Begründung:

„Nach § 249 ZPO. können die Parteien aus den Protokollen durch den Gerichtsschreiber Ausfertigungen, Auszüge und Abschriften sich erteilen lassen. Daß dieses Recht nicht in der Art mißbraucht werden darf, daß eine Partei unnötiger Weise die Hilfe der Gerichtsschreiberei in Anspruch nimmt, steht außer Zweifel. Der Beschränkungsbesitzer hat angegeben, daß er die

Abschriften der Aussagen der genannten Zeugen und des als Berufungsbegründung dienenden Armenrechtsgesuchs zur ordnungsmäßigen Führung des Rechtsstreits brauche. Nach Lage des Falles besteht kein Bedenken, dieser Angabe Glauben zu schenken. Selbst sich die Abschriften anfertigen oder durch das eigene Bureaupersonal anfertigen zu lassen, ist dem Prozeßbeteiligten nicht zuzumuten (vgl. Beschluß des RG. vom 23. Januar 1899, JZB. 1899 S. 92 Nr. 16). Daß die Gerichtsschreiberei die Abschriften zu erteilen hat, ohne sofort die Befreiung der baren Auslagen verlangen zu dürfen, ergibt sich aus den Bestimmungen der ZPO. über das Armenrecht“ (Beschluß des IV. JS. vom 2. April 1906 4 B. 102/06).

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Seefelt zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 9. bis 20. Dezember 1906 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 55 EGBGB, § 903 ff. BGB., § 887 ZPO., Strandrohrordnung vom 30. Dezember 1901, Hafenvorordnung für den Freieigitzl Verman vom 14. Oktober 1888, § 16, Beschuß des § 16 gegen Reichsrecht.]

Am Dezember 1904 sind 2 beladene Schlepplätze der Beklagten im Hafen I des Zollausflußgebietes in Verman gesunken. Da die Beklagte, obwohl sie von der klagenden Verhöre hierzu aufgefordert worden, die Verhöre, die die Schiffsahrt im Hafen behinderten, nicht entfernen ließ, hat die Verhöre selbst sie beseitigen lassen und für die Hebungskosten 10 500 Mark verausgabt. Die gehobenen Rähne waren wertlos. Gestützt auf § 16 der Hafenvorordnung für den Freieigitzl Verman vom 14. Oktober 1888: „Im Hafen umhertreibende Gegenstände, wie Holz, gesunkene Fahrzeuge und dergleichen, nicht minder auch ohne Erlaubnis am Hafen herumliegende Sachen, werden auf Kosten des Eigentümers entfernt und in Verwahrung genommen“ fordert der Vermischten Fiskus Ersatz Betrages von der Beklagten. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Beide Instanzen gehen davon aus, daß der Anspruch des Vermischten Fiskus auf vollen Ersatz der Hebungskosten gegen die Beklagte als Eigentümerin der beiden Schlepplätze an sich durch § 16 der Vermischten Hafenvorordnung vom 14. Oktober 1888 gerechtfertigt werde. Zudem verlangen sie der Bestimmung die Kraft, den eingeklagten Anspruch zu erzeugen, weil der Inhalt des Reichsrechts ihm entgegenstehe. Das RG. nimmt an, daß der § 25 StrandO. in der Fassung des Gesetzes vom 30. Dezember 1901 (RGBl. 1902, 1) mit der Vermischten Vorchrift in Widerspruch stehe, weil er die Verhöre für die Deckung der bei Befreiung eines Schiffschiffs behindernden erweichenden Kosten ausschließlich auf den Verlust der beseitigten Gegenstände verweise und damit eine persönliche Haftung des Eigentümers ausschließe. Das RG. mißbilligt

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

die, gelangt aber zu dem gleichen Ergebnisse, weil es an-
nimmt, daß die durch § 16 der Hafenordnung geregelte Er-
schöpfungs einer privatrechtlichen Vorschrift sei, die nach Art. 55 GGW. mit dem Inkrafttreten des BGB. als beseitigt zu gelten habe.
Die letztere Ansicht ist zunächst zu prüfen. Die Vorschrift, daß
die Hafenbehörde gesunkene Fahrzeuge auf Kosten des Eigen-
tümers entfernen und in Verwahrung nehmen dürfen, ist, wie
das OLG. selbst annimmt, an sich öffentlich-rechtlicher Natur.
Sie bezweckt die Wahrung des allgemeinen, öffentlichen Interesses
an der Freihaltung der Häfen von Hindernissen, die die Schiff-
fahrt und die mit ihr in Zusammenhang stehende Benutzung
der Hafenanlagen stören und gefährden. Das OLG. meint
aber, daß die Vorschrift insofern privatrechtlichen Charakter
habe, als sie die Entfernung eines Schiffsfahrzeugsbrennstoffs auf
Kosten des Eigentümers zulasse. Damit sei ein vermögens-
rechtlicher Anspruch gegeben, der sich als Schadenerspruch dar-
stelle, dem Gebiete des bürgerlichen Rechts angehöre und der
Regelung durch das Privatrecht unterliege. Das ist falsch.
Nach dem Rechtssatz vermögensrechtlicher Folgen hat, ist für seine
Einordnung unter das öffentliche oder das bürgerliche Recht
ohne Bedeutung. Ebenso ist die Vorstellung zurückzuweisen,
daß ein Anspruch schon deswegen als privatrechtlicher anzusehen
sei, weil er auf den Ersatz eines Schadens abziele. Diese Tat-
sache ist für die Einordnung an sich ohne Bedeutung: Es kommt
darauf an, ob das Rechtsverhältnis, aus dem die Schadeners-
chaftspflicht erwächst, dem öffentlichen oder dem bürgerlichen
Recht angehört. Hier handelt es sich um einen Rechtssatz,
durch den die zur Wahrung des öffentlichen Interesses be-
zweckte Behörde zu gewissen Eingriffen in das Privateigentum
ermächtigt wird. Die Behörde soll Sondern, die im Privatei-
gentum stehen, unter gewissen Voraussetzungen auf Kosten des
Eigentümers entfernen dürfen. Eigentumsbeschränkungen aber,
die im öffentlichen Interesse aufreht sind, gehören in das
Gebiet des öffentlichen Rechts und nicht in das Gebiet des
Privatrechts. Das ist auch der Standpunkt des BGB., das
in den sachverrechtlichen Vorschriften über den Inhalt des
Eigentums (§ 903 ff.) zwar eine Reihe von Eigentums-
beschränkungen zugunsten des Eigentums anderer, insbesondere
beim Grundeigentum zugunsten der Nachbarn enthält, das
Gebiet der Eigentumsbeschränkungen im öffentlichen Interesse
aber nicht regelt. Im Zusammenhang hiermit steht es, wenn
Art. 109 GG. — um etwaige Zweifel abzuschneiden — aus-
drücklich verfügt, daß die landesgesetzlichen Vorschriften über
die im öffentlichen Interesse erfolgende Enteignung, Beschädigung
oder Benutzung einer Sache, Beschränkung des Eigentums und
Entziehung oder Beschränkung von Rechten unterstellt bleiben.
Will man aber auch annehmen, daß die Aufrechterhaltung der Frei-
schiffahrt über den Rahmen einer bloßen Eigentums-
beschränkung hinausgeht, so darf die Vorschrift doch auch inso-
weit nicht als eine privatrechtliche gelten. Es handelt sich
hierbei um eine Art des polizeilichen Zwangswohlfahrt. Die
zunächst dem Eigentümer selbst obliegende Handlung wird von
der Behörde betriebl., ähnlich wie im Falle des § 887 RVO.
von dem Gläubiger, und wie in diesem Falle ist der Pflichtige
auch hier schuldig, den durch die Ersatznahme entstandenen
Kaufmann zu erstatten. Das ist kein polizeilicher Anspruch,
sondern nur das letzte Stück in der Reihe der polizeilichen

Zwangsmaßnahmen zur Durchführung des Erfolges, den das
Gesetz im öffentlichen Interesse anstrebt. Eine ähnliche Be-
stimmung, die für die Schiffsahrt auf der Oder ergangen war,
hat das RG. denn auch bereits in diesem Sinne aufgefaßt:
RG. 43, 293. Daß es sich damals um eine preussische, jetzt
um eine brennliche Verordnung handelt, ist unerheblich. Die
das Berufungsgesicht selbst, empfängt das Brennliche Recht keine
Bestimmungen über die Abgrenzung des öffentlichen Rechts vom
privaten. Es kommen daher lediglich die allgemeinen, in
Wissenschaft und Rechtsprechung anerkannten Grundsätze in
Betracht. Nur diese aber — und nicht besondere Bestimmungen
des Preussischen Rechts — waren auch bei jener Entscheidung
für die Auffassung der Vorschrift als einer polizeilichen maß-
gebend. Hiernach erscheint es nicht angingig, die erwähnte
Vorschrift der Hafenordnung mit dem OLG. in eine dem öffent-
lichen und eine dem bürgerlichen Rechte angehörige zu zerlegen.
Sie ist einheitlicher Natur und ganz dem öffentlichen Rechte
einzuordnen. Und daher wird sie durch Art. 55 GGW. nicht
berührt. Da hiernach der Grund, aus dem das OLG.
zur Abweisung der Klage gelangt ist, nicht haltbar erscheint, so
bleibt zu prüfen, wie es sich mit dem von beiden Instanzen
verschieden beurteilten Verhältnis des § 25 StrandO. zu der
Vorschrift der Hafenordnung verhält. Daß die Vorschriften der
StrandO. auf die Häfen des Sollausflußgebietes in Bremen,
weil Seeschiffe in ihnen verkehren, an sich Anwendung finden,
wird von den Instanzen unterstellt und kann einem Zweifel
nicht unterliegen. Ebenso unzweifelhaft ist, daß ein Fall vor-
liegt, der unter § 25 fällt: in einem Hafen war ein Schiff so
gesunken, daß die Schiffsahrt dadurch beeinträchtigt wurde. Ein
Schiff ist — was nicht feststeht — braucht das gesunkene
Schiff nicht zu sein. Vgl. RG. 38, 88. Nach § 25 kann sich
die Behörde zur Redung der Räumungslosten nur an die be-
seitigten Gegenstände halten; ein Recht, den Eigentümer person-
lich in Anspruch zu nehmen — insbesondere für den Fall, daß
die Kosten durch den Erlös der beseitigten Gegenstände nicht
gedeckt werden — steht ihr nach dieser Gesetzesstelle nicht zu.
Der Inhalt des § 16 der Hafenordnung aber ist nach der
Auslegung der Vorinstanzen gerade der, daß für die von
beiden Bestimmungen gleichmäßig umfaßten Fälle dem
Fiskus ein vom Erlös der beseitigten Gegenstände unab-
hängiger Ersatzanspruch gegen den Eigentümer gebührt wird.
Es fragt sich, ob dieser landesrechtliche Rechtsatz gegenüber
der reichsrechtlichen Vorschrift Bestand hat, oder ob er nach
der Regel des Art. 2 RG., wonach „die Reichsgesetze den
Landesgesetzen vorgehen“, als beseitigt zu gelten hat. Bei
Prüfung dieser Frage ist davon auszugehen, daß, wenn das
Reichsgesetz eine Materie vollständig regeln wollte, Landesgesetze
zur Ergänzung des Reichsgesetzes unzulässig sind. Indem das
Reich eine bestimmte Rechtsmaterie normiert, entzieht es diese
Materie der einzelstaatlichen Autonomie. Demnach ist zu
fragen: Wollte die Strandordnung die Strandungs-
angelegenheiten, und insbesondere durch § 25 die brennlichen
Beschlüsse in bezug auf die Beseitigung von Schiffabrie-
sen, namentlich auch gegenüber den Eigentümern, voll-
ständig und abschließend regeln? Diese Frage muß bejaht
werden. (Wird nach Wortlaut, Sinn und Entstehungsgeschichte
der Strandordnung weiter ausgeführt.) Nach alle dem

kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in den Fällen des § 25 GrundG. die Landesgesetzgebung nach Reichsrecht nicht in der Lage ist, die durch das Reichsgericht abgeleitete Ausdehnung der Haftung der beteiligten Eigentümer auf deren gesamtes Vermögen ihrerseits einzuführen, und daß Landesgesetze, die dies tun, also nach der Auslegung der Vorschriften der § 16 der Vermögens-Haftordnung, weil sie mit dem Reichsrecht in Widerspruch stehen, keine Gültigkeit beanspruchen können. Vermögens Staat c. E., II. v. 20. Okt. 06, 112/06 I. — Hamburg.

2. Art. 169 GrundG., §§ 194 ff., 436 GrundG. verb. mit § 180 A.R. II. 1. Tit. 11. Welches Recht gibt über die Verjährung von Ansprüchen, die nach dem früheren Gesetze, nicht nach dem GrundG. begründet sind, nach dem 1. Januar 1901?

Der Kläger hat von den beiden Beklagten 1894 ein damals bereits bebautes Grundstück mit Laßen und Kuckungen vom 1. Juli 1894 ab gekauft und aufgelassen erhalten. Die Straße war schon im November 1892 vollständig hergestellt, gepflastert und entwässert. Am 31. Dezember 1899 erhielt Kläger ein Schreiben der südtiroler Baudeputation, in welchem er als Eigentümer des fraglichen Grundstücks zur Zahlung von 6396,47 Mark Beitrag zu den Kosten der ersten Einrichtung, Pflasterung und Entwässerung der Straße aufgefordert wurde; er verlangte mittelst der im Jahre 1905 zugestellten Klage Erstattung. Die Beklagten schienen die Einrede der Verjährung vor. Das O.G. wies die Klage ab, das U.G. verurteilte, das R.G. hob auf: Der Anspruch des Klägers findet seine Stütze in der Vorschrift des § 180 A.R. II. 1. Tit. 11, die hier zur analogen Anwendung gelangt (R.G. 30, 236; GrundG.-Zeit. 46, 1174). Dieser Gewährleistungsanspruch verjährt nach § 344 A.R. II. 1. Tit. 5 innerhalb 6 Monate nach dem Zeitpunkt, in dem der Kläger von dem Mangel Kenntnis erhalten hat. Der Berufungsrichter hat festgestellt, es sei nichts dafür erwacht, daß der Kläger vor der Heranziehung zu den Abgaben durch das ihm im Dezember 1899 zugegangene Schreiben der südtiroler Baudeputation von dem Bestehen der Last Kenntnis gehabt habe. Die Verjährung des Gewährleistungsanspruchs war also beim Inkrafttreten des GrundG. noch nicht vollendet. Die Anwendung des Art. 169 GrundG. setzt voraus, daß ein nach dem bisherigen Recht begründeter, am 1. Januar 1900 noch nicht verjährter Anspruch bei dem konkreten Tatbestande auch nach den Vorschriften des GrundG. begründet sein würde (R.G. 56, 254). Der Art. 169 a. d. O. schreibt nämlich vor, daß die Vorschriften des GrundG. über die Verjährung auf die vor dem 1. Januar 1900 entstandenen, noch nicht verjährten Ansprüche Anwendung finden. Daraus ist nicht zu entnehmen, daß die gedachten Ansprüche, wenn sie nach dem GrundG. nicht begründet wären, in Anwendung des § 195 GrundG. einer 30-jährigen Verjährung unterliegen würden. Denn das GrundG. enthält in den §§ 194 ff. Vorschriften über die Verjährung nur solcher Ansprüche, die nach seinen, nicht die nach den Vorschriften früherer Gesetze begründet sind. Der Gewährleistungsanspruch des Klägers würde bei dem konkreten Tatbestand nach dem GrundG. nicht begründet sein. Die Beitragspflicht der Kläger ist eine öffentliche Last im Sinne des § 436 GrundG., die der Kläger als der Käufer zu tragen hat. Es findet also Art. 169 GrundG. nicht Anwendung. Der nach

§ 180 A.R. II. 1. Tit. 11 begründete Anspruch des Klägers verjährt mithin auch nach dem Inkrafttreten des GrundG. nach Bestimmungen des A.R. Er war somit bereits im Juli 1900 nach § 344 A.R. II. 1. Tit. 5 verjährt. In dem der Berufungsrichter die gegen diesen Anspruch erhobene Einrede der Verjährung verworfen, verlegte er die angeführten Gesetzesbestimmungen. B. c. E., II. v. 1. Dez. 06, 122/06 V. — Berlin.

3. §§ 227—229 GrundG. verbunden mit StPD. § 127 und StGB. § 360 Nr. 1. Verletzung zur Besitzentziehung wegen einer strafbaren Handlung. Schadenersatzanspruch wegen eines infolge dieser Besitzentziehung dem dazu Berechtigten zugefügten Nachteils.

Der Kläger wurde auf der Straße von einem Gummiball, mit welchem der neunjährige Sohn des Beklagten gespielt hatte, an den Kopf getroffen. Er nahm den Ball an sich, wurde aber von dem Beklagten, den dessen Sohn herbeigeführt hatte, zu Herausgabe des Balles aufgefordert. Kläger lehnte das mit der Begründung ab, er wolle den Ball auf die nächste Polizeiwache bringen und sich dort über den Unfug beschweren, Beklagter möge ihm dorthin folgen. Während des nun folgenden Wortwechsels nahmen zwei Schankgäste des Beklagten gegen den Kläger Partei, und im Verein mit diesen hat demselben der Beklagte den Ball mit Gewalt weggenommen. Hierbei erlitt der Kläger Verletzungen im Gesicht und den Fingern der rechten Hand, infolge deren nach seiner Versicherung eine dauernde Verminderung seiner Erwerbsfähigkeit eingetreten ist. Auch ist ihm dabei der Kopf zerkratzt worden. Der Schadenersatzanspruch des Klägers wurde vom U.G. dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, Verletzung und Kränkung des Beklagten wurden zurückgewiesen: Der Kläger, der mit Wegnahme des Balles dem Befiger desselben ohne dessen Willen den Besitz entzogen hatte, muß allerdings, um die Annahme der Widerrechtlichkeit zu beseitigen, darlegen, daß das Gesetz ihm die Besitzentziehung gestattete (§ 858 Abs. 1 GrundG.). Einer verbotenen Eigenmacht freies des Klägers gegenüber hätte der Beklagte, wie zu seinen gunsten vom Berufungsrichter putzend angenommen ist, jedenfalls vermöge seiner Befugnisse als gesetzlicher Vertreter seines Sohnes (StGB. §§ 1627, 1630^a) nach Rückgabe von § 859 GrundG. den Besitzgenuß ausüben dürfen. — Es kann nun dahingestellt bleiben, ob auf Seiten des Klägers die gesetzlichen Voraussetzungen eines Selbsthilferechtes nach § 229 GrundG. vorliegen, ob ihm insbesondere ein privatrechtlicher Anspruch, dessen Befriedigung im Wege der Selbsthilfe gesichert werden konnte, zugekannten hat. Denn eine Verletzung des Klägers, den Ball, der ihm getroffen hatte, zu dem Zweck wegzunehmen, um ihn der Polizeibehörde zu übergeben, muß also begründet anerkannt werden. Dem Kläger war unversehens ein Ball an den Kopf geflogen, wie er behauptet und auch in dem Urteile der Strafkammer vom 16. September 1903 festgesetzt ist, so bezüg, daß er Schmerzen empfand. Die Annahme des Berufungsgerichts, der Kläger habe nicht gewußt, wer der Täter sei, ist prozeßrechtlich nicht zu beanstanden. Der Kläger wollte sich wegen der ihm widerfahrenen Unbill bei der Polizei beschweren und zu diesem Zwecke den Ball auf die nächste Polizeiwache bringen.

Dass in einem so gearteten Falle derjenige, welchem aus öffentlicher Strafe ein Gegenstand an den Kopf geworfen wurde, für besetzt gelten müsse, diesen Gegenstand an sich zu nehmen und der Polizeibehörde zu übergeben, erscheint gewiss als eine natürliche Forderung des Rechtsbegriffs. Und diese Befugnis lässt sich denn auch nach der bestehenden Rechtsordnung, wenn nicht aus den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts (§§ 227 bis 229 BGB., vgl. RGSt. 34, 154 ff.; 35, 403 ff.), so doch im Wege der entsprechenden Anwendung des § 127 StPD. für den gegebenen Fall als eine gesetzmäßige betrachten. Es ist, wie im Berufungsurteil richtig angeführt wird, von der Rechtslehre und Rechtsprechung angenommen, daß die Befugnis zur vorläufigen Festnahme einer Person nach § 127 StPD. auch das Recht (als das Kinderer) mitumfasst, dem Festgenommenen, bzw. Festgenommenden die in seinem Gewachstum schädlichen, für der Strafsache Tat in Beziehung stehenden Sachen, namentlich Überführungsstücke, abzunehmen, zu beschlagnahmen; und es wird ein solches Beschlagnahmerecht auch für den Fall anerkannt, wo von der Festnahme Abstand genommen wird, weil der Betreffende sich der Festnahme nicht freiwillig unterwirft, oder sich der Sache zu entziehen sucht. Vgl. Holtendorf, *Handbuch des Deutschen Strafrechts* Bd. 1 § 50 S. 319 § 2; Urteil des RG. II. Civ. vom 20. März 1883; RGSt. Bd. 8 Nr. 83 S. 238 ff.; Löwe-Schweizer, *Kommentar zur StPD.* § 98 Anm. 2b, 11. Aufl. S. 376; Stenglein, *StPD.* § 127 Anm. 6. Doch im vorliegenden Falle die Voraussetzungen des § 127 StPD. vorliegen, hat das Berufungsgericht ohne Rechtsverstoß angenommen. Der objektive Tatbestand einer strafbaren Handlung, auf deren Befreiung es im übrigen hier nicht ankam (RGSt. 12, 194; 17, 127), war gegeben, nämlich derjenige einer, vorwiegend schädlichen, Körperverletzung (RGSt. 6, 490 ff.; RGSt. 32, 139 ff.) oder doch eines, das Publikum gefährdenden groben Unfalls, StGB. § 360 Nr. 11. Der Täter war „auf frischer Tat betroffen“ —; als solcher stellte sich dem Kläger zunächst ein ihm unbekannter Knabe dar, welcher den Ball wieder zurückhaben wollte. Nach der tatsächlichen Annahme des Berufungsgerichts hätte sich der Sohn des Beklagten mit seinem Ball sicher entfernt, wäre der Kläger erst zur Polizeiwache gegangen, anstatt den Ball an sich zu nehmen. Darnach lag, wenn nicht Glaubensverdacht, so doch der Fall vor, daß die Persönlichkeit des Täters nicht sofort festgestellt werden konnte. Denn dazu müßte eine gewisse Gewähr für die richtige Feststellung gegeben sein (RGSt. 27, 198 ff.; Stenglein, *Kommentar zur StPD.* § 127 Anm. 1 Abs. 3); und diese Gewähr war auch damit nicht ohne weiteres gegeben, wenn der von dem Knaben herbeigerufene Beklagte sich als dessen Vater vorstellte und dem Kläger Namen oder Wohnung angab. Daraus, ob der Täter namentlich im Hinblick auf ein jugendliches Alter, StGB. §§ 55, 58, strafrechtlich verlosbar sei, kam es nicht an (RGSt. 17, 127; Löwe-Schweizer, *Kom.* § 127 Anm. 2). — Der Kläger wäre also besetzt gewesen, den Sohn des Beklagten beiseite der Identifizierung und Feststellung des Sachverhaltes der Polzeibehörde vorzuführen. Es hat dies nicht unternommen, sondern nur, für den Betroffenen jedenfalls weit weniger empfindliche Maßnahmen ergreift, daß er den Ball als Beweisstück für die beabsichtigte

Anzeige zur Polizeiführung bringen wollte; und er hat, als der Beklagte hinzukam und ihm den Ball abforderte, diesem vorgeschlagen, er solle gemeinsam mit ihm zur Polizeiwache gehen, — was nach der, nicht zu verwerfenden Ansicht des Berufungsgerichts das einzige Mittel gewesen wäre, den Streit zu schlichten und jeder Partei zu ihrem Rechte zu verhelfen. — Keinenfalls kann unter diesen Umständen von einem rechtswidrigen Handeln, einer verbotenen Eigenmacht des Klägers die Rede sein. O. v. L. u. v. 29. Nov. 06, 141/06 VI. — Berlin.

1. §§ 278, 836 BGB. Verpflichtung des Hausbesizers zur Auskunft über mangelhaft gewordene Beschaffenheit von Dachfenstern.]

Das am 11. Dezember 1902 zu Köln von dem Hause des Beklagten herabgeschlagene Dachfenster, welches den Kläger getroffen hat, war ein sogenanntes Gitter-Fenster. Dasselbe bestand sich im Dach des der Benutzung zahlreicher Mieter dienenden Treppenhofs. Das zum Auf- und Zustappen eingerichtete Fenster war in der Weise besetzt, daß je zwei Eisen auf der Innseite des Fensterrahmens und derjenigen des Fensterrahmens durch Anlöten besetzt waren und eine eiserne Stange durch die vier Eisen geführt wurde. Die Befestigung an den Lötlstellen der Eisen hatte sich gelöst, und zwar, wie das Berufungsgericht auf Grund der Beweisaufnahme annimmt, nicht etwa infolge einer ordentlichen Witterung, sondern bereits längere oder längere Zeit vor dem Abbruch infolge einer anderen äußeren Einwirkung, wahrscheinlich dadurch, daß jemand beim Aufklappen des Fensters ganz zurückgeschlagen hatte. Bei Anordnung des § 836 BGB. nimmt das Berufungsgericht auf Grund des Beweisergebnisses an, daß die Ablösung des Fensters zwar nicht eine Folge fehlerhafter Errichtung, wohl aber mangelhafter Unterhaltung gewesen sei. Demgemäß fordert das Berufungsgericht von dem Beklagten den Nachweis, daß er zum Zweck der Abwendung der Gefahr die im Verlehe erforderliche Sorgfalt beobachtet habe und sich ihm nun nicht als erbracht an, indem es ausführt: Der Beklagte beruft sich mit Unrecht darauf, daß zwischen der Anbringung der Dachfenster und dem Unfall nur etwa ein halbes Jahr gelegen habe. Beklagter durfte die Dachfenster seines Hofes, dem Wind und Wetter harz ausgesetzt von seinen Mietern C. an zahlreich Familien mit seinem Wissen untervermieteten Hauses bei der häufigen Benutzung der Fenster nicht im Vertrauen auf ihre Neubeit ein halbes Jahr lang völlig unbrauchbar lassen. Besonders aber habe es bei der hier vorliegenden nur eben als ausreichend zu bezeichnenden Befestigungsart in Anbetracht der rechtserheblichen Unterhaltung und Instandsetzung der fortgesetzten Aufmerksamkeit des Beklagten bedurft. Es genüge nicht, daß der Beklagte seinem Mieter C. die Verpflichtung auferlegt habe, das Haus in Stand zu halten, der Beklagte habe sich Kenntnis davon verschaffen müssen, wie die Befestigungsart beschaffen und welche besondere Beachtung durch sie geboten gewesen sei. Zur Abwendung der mit der Befestigungsart der Dachfenster verknüpften besonderen Gefahr hätte der Beklagte dem C. eine umständlichere eingehendere Befestigung des verletzlichen Bauaufbaues des Hauses, namentlich des Daches und des Fensters, mitgeteilt, falls die Zuzugung eines Sachverständigen einschärfen müssen; C. habe nach seiner Aufgabe bei Vermeidung der Witterung zwar

den ordnungsmäßigen Zustand des Daches geprüft, dagegen eine gründliche Untersuchung der Dachfenster nicht vorgenommen. Diesen Ausführungen gegenüber trägt die Revision mit Recht, daß das Berufungsgericht den Begriff der im Berichter erforderlichen Sorgfalt durch Überspannung der zu stellenden Anforderungen verkennt und hierdurch gegen §§ 836, 276 BGB. verstoßen hat. Die Frage, ob in festgestellten Vorfällen ein Verschulden im Sinne des § 276 BGB. zu finden ist, ist nicht rein tatsächlicher Natur, sie stellt sich zugleich als eine der Nachprüfung durch das Revisionsgericht unterliegende Rechtsfrage dar. (RG. 60, 33.) Die Vorschrift des § 836 BGB. stellt unter der Voraussetzung, daß eine fehlerhafte Einrichtung oder mangelhafte Unterhaltung die schadenbringende Ablesung eines Teils eines Gebäudes zur Folge gehabt hat, eine Schuldvermutung zu ungunsten des Besitzers ab, die durch den Nachweis der Schuldlosigkeit beseitigt werden kann. In der Regel gilt davon auszugehen, daß der Besitzer den ihm obliegenden Nachweis geführt hat, wenn er darlegt, daß er im allgemeinen während seiner Besitzzeit die zur Verhütung von Gefahren im Berichter üblichen Maßnahmen getroffen und von Zeit zu Zeit solche Revisionen vorgenommen hat, die regelmäßig vorgenommen werden können. Urteil des RG. vom 13. Juli 1904 VI. 528/03. (RG. 04, 487¹¹.) Nach der Feststellung des Berufungsgerichts hatte im vorliegenden Falle der Beklagte mit dem in Köln wohnhaften Zeugen E. als Mieter des Hauses das Abkommen getroffen, daß letzterer sich dem Beklagten gegenüber verpflichtete, das Haus instand zu halten. E., gegen dessen Zuverlässigkeit im allgemeinen nach der Annahme des Berufungsgerichts keine Bedenken bestehen, pflegte beim Abholen der Miete im Hause nachzusehen, ob Reparaturen nötig seien, er hat insbesondere auch öfters das Dach daraufhin gesehen, ob es in Ordnung sei. Das Berufungsgericht hält die vom Beklagten ergriffenen Maßnahmen nicht für ausreichend, weil er auf die mit der Befestigungsart der Dachfenster verbundene besondere Gefahr nicht die gebotene Rücksicht genommen und es unterlassen habe, eine ausdrückliche Gutachten der Dachfenster bezügliche Antwort dem E. zu erteilen. Hierbei wird übersehen, daß das Berufungsgericht bei Prüfung der Voraussetzungen des § 836 BGB. mit dem LG. eine fehlerhafte Errichtung in bezug auf die Befestigungsart der Dachfenster durch Anlöten der Eisen nach dem Beweisergebnis nicht für erwiesen erachtet hat. Das Berufungsgericht hat der abweichenden Ansicht des Dachbeders B. gegenüber Gewicht darauf gelegt, daß der Unternehmer D. und der sich auf eine zwanzigjährige Ersatzung stützende Dachbeder B. die hier zur Abänderung gebrauchte Anleimung der Eisen für vollkommen ausreichend erklärt haben, und daß auch der mit der Nachprüfung der Dacharbeiten nach ihrer Fertigstellung betraute Dachbeder B. dieselben als ordnungsmäßig erklärt hat. Unter diesen Umständen lag für den Beklagten keine Verantwortung vor, solche besondere Maßnahmen zu ergreifen, die auf der Unterstellung beruhten, daß die Befestigungsart der Dachfenster von vornherein fehlerhaft gewesen sei, es war vielmehr genügend, wenn er im allgemeinen — ohne ausdrückliche Hervorhebung der Dachfenster — einer zuverlässigen in Köln wohnhaften Person die Pflicht zur Instandhaltung des Hauses auftrug. Innerhalb der kurzen Frist von einem halben Jahre seit Fertigstellung des hier in Rede

stehenden Neubaus war an sich eine gründliche Revision des Hauses durch einen Sachverständigen noch nicht geboten. Hiernach war das Urteil des Berufungsgerichts aufzuheben und aus dem festgestellten Sachverhältnis zu entnehmen, daß der Beklagte als Besitzer des Hauses zum Zweck der Abwendung von Gefahr die im Berichter erforderliche Sorgfalt beobachtet hat. R. a. O., II. b. 8. Rot. Ob. 157/06 IV. — Oln.

5. §§ 351, 459 Abs. 2, 462, 467 BGB. Anspruch auf Minderung in der Verurteilungssatzung hat der in I. Instanz beantragte Wandelung enthält eine Klageänderung. Begriff der Verschlechterung, wegen deren die Wandelung nicht statthaft sein soll.]

Mitte Oktober 1903 kauften die Inhaber der Klagenben Gesellschaft vom Beklagten ein Automobil Nr. 1513 aus der Fabrik der D. in Riedelbrunn zum Preise von 4 900 Mark. Der Kaufpreis wurde am 16. Oktober 1903 entrichtet. Am selben Tage wurde auch ein Garantiechein vom Beklagten ausgestellt, der dahin lautet, daß für gutes, fehlerloses Material des Automobils garantiert werde, daß in den ersten 6 Monaten die erforderlichen Reparaturen kostenlos besorgt würden. Der Wagen war von der Firma der D. in 2. im Jahre 1901 gebaut worden. Die Klägerin erachtete sich zur Wandelung des Vertrages für befugt; sie hat den Beklagten verschiedentlich aufgefordert, den Wagen zurückzunehmen. Der Beklagte weigerte sich jedoch, den Kaufpreis, trotz Nachlassens von 300 Mark vom ursprünglichen Kaufpreis, zurückzugeben und Klägerin erhob daher Klage mit dem Antrage: Königl. LG. wolle den Beklagten verurteilen, der Klägerin 4 600 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 13. November 1903 zu zahlen und das Urteil gegen Sicherleistung für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Die Klägerin verlangte Wandelung, weil der Beklagte ihr Automobil als neu verkauft habe, dasselbe aber diese Eigenschaft nicht habe, vielmehr ein gebrauchtes Automobil sei. Das LG. wies die Klage ab. In der Berufungssitzung hat die Klägerin dahin angetragen, den Beklagten unter Aufhebung des angefochtenen Urteils für schuldig zu erklären, der Klägerin 2 400 Mark zu zahlen, eventuell nach dem Klageantrage I. Instanz zu erkennen. Sie hat dabei erklärt, zur Vermeidung weiterer Beweisverhandlungen über die Umstände des Wagens an dem in I. Instanz allein gestellten Anspruch auf Wandelung erst in zweiter Linie festzuhalten, dagegen in erster Linie Minderung des Kaufpreises wegen der Mangelhaftigkeit des ihr verkauften und gelieferten Automobils in der angegebenen Höhe von 2 400 Mark zu beantragen. Der Beklagte hat den Minderungsanspruch wegen unzulässiger Klageänderung widerprochen. Das RG. hob auf Revision der Klägerin auf: Der Anspruch auf Minderung (Geraufhebung des Kaufpreises) ist seinem Inhalte nach von dem mit der Klage erhobenen und in I. Instanz allein verhandelten Anspruch auf Wandelung (Rückgängigmachung des Kaufes) verschieden. Demnach liegt objektiv eine Klageänderung vor, die nur dann gemäß § 268 Ziff. 3 als solche nicht zu betrachten sein würde, wenn wegen einer später eingetretenen Veränderung ein anderer Gegenstand gefordert worden wäre. Letzteres ist aber unbestritten und unbefristet nicht der Fall. Dagegen mußte der gegen die sachliche Beurteilung des LG. gerichtete Angriff für begründet erachtet werden. Dasselbe hat über die Frage, ob der von der Klägerin erhobene

Handelungskonsum wegen Mangels der zugesicherten Eigenschaft der Neuheit des Wagens gemäß §§ 462 und 459 BGB. 2 BGB. an sich begründet sei, nach das LG. in erster Linie verneint hat, eine Verurteilung nicht getroffen. Es hat vielmehr die Abweisung des Handelungskonsums durch das LG. mit der Begründung gemäß §§ 467 und 351 BGB. answered erhalten, daß das Automobil, während dasselbe im Besitze der Klägerin gewesen sei, infolge eines von dieser verschuldeten Unfalls eine wesentliche Verschlechterung erlitten habe, wegen deren der Beklagte nach den vorgelegten Bestimmungen berechtigt sei, den Handelungskonsum, selbst wenn derselbe an sich begründet sein sollte, zu bestreiten. Diese wesentliche Verschlechterung wird nun aber nicht sowohl in einer objektiven Wertverminderung infolge des Unfalls gegen früher, sei es wegen ungenügender Reparatur der eingetretenen Beschädigungen, sei es, weil es sich um eine überhaupt reparierte, nicht mehr ursprünglich unterfertigte Maschine handele, als vielmehr lediglich darin gefunden, daß bei dem Gebrauch des Automobils überhaupt einmal ein Unfall sich ereignet habe. Schon hierdurch allein ergebe sich die Wertverminderung, insbesondere für den Beklagten als Händler in Automobilen; Treu und Glauben gebieten es ihm, etwaigen Reklamationen den Umstand des mit dem Automobil eingetretenen Unfalls nicht zu verschweigen; daraus ergebe sich aber eine sehr erhebliche Minderung der Veräußerlichkeit, die als wesentliche Verschlechterung im Sinne des § 351 BGB. aufgeführt werden müsse. Nach dieser Begründung ist für die rechtliche Beurteilung in der Revisionsinstanz zu untersuchen, ob objektiv eine Verschlechterung der Kaufsache, bezüglich deren die Wandelung beansprucht wird, überhaupt nicht eingetreten ist. Für einen solchen Fall muß aber, entgegen der Annahme des LG., die Voraussetzung des § 351 cit. als rechtlich ausgeschlossen erachtet werden. Mag auch bei der Beurteilung, ob dieselbe gegeben ist, die individuelle Brauchbarkeit der juristagebenden Sache für den anderen Teil, und dessen Interesse mit in Rücksicht gezogen werden, so kann doch doch nicht ausschließlich maßgebend sein; es muß immer eine wirkliche Verschlechterung der Sache selbst vorliegen, die die Brauchbarkeit für den anderen beeinträchtigt. Eine andere Auslegung, wonach eine durch ein äußeres Ereignis herbeigeführte ungünstige Auffassung beteiligter Kreise über den Wert und die Brauchbarkeit ohne nachteilige Änderung der Sache selbst genügen würde, um die Wandelung abzulehnen, ist mit dem Wortlaut des § 351 cit. nicht vereinbar; und es kann auch nach dem Zwecke des Gesetzes nicht angenommen werden, daß dasselbe auch in derartigen Fällen den Wandelungskonsum schon aus einem solchen Grunde hat ausschließen wollen. O. a. W., II. v. 27. Nov. 06, 232/06 II. — Gelle.

6. § 389 BGB. verb. mit internationalem Privatrecht. Nach welchem Recht ist die im Prozesse vor einem deutschen Gerichte erklärte Aufrechnung zu beurteilen. Folgen der Aufrechnung.]

Im Frage ist, welche Wirkungen die erst im Laufe des Prozesses gegenüber dem Prozeßbevollmächtigten der italienischen Klägerin von der Beklagten, einer deutschen Firma, erklärte Aufrechnung hat. Die Anwendung ausländischen Rechtes erhebt bei dieser Sachlage ausgeschlossen, sei es, daß das deutsche

Recht des Aufrechnungsgeschäfts als maßgebend erachtet wird, oder daß man, der neueren Rechtsentwicklung folgend (vgl. RG. 61, 343; 62, 379), das Personalstatut der Beklagten, anwendet. Nach deutschem Recht (§ 389 BGB.), wie auch schon nach gemeinem Recht und dem preussischen Allgemeinen Landrecht (vgl. Föster-Occius, preussisches Privatrecht 7). Kußl. Bd. 1 S. 603; §§ 301, 361 I Tit. 16 ABN.), bemerkt aber die Aufrechnung, daß die Forderungen, soweit sie sich bedien, als in dem Zeitpunkt erloschen gelten, in welchem sie zur Aufrechnung geeignet, einander gegenüber getreten sind. Im vorliegenden Falle handelte sich um Kaufpreis, den die Klägerin fordert und Strafanspruch, den der Beklagte geltend macht, schon am 14. November 1899 aufrechenbar gegenüber. Von einer Verjährung der Forderung der Klägerin für die Zeit vom 1. Dezember 1899 bis zum 1. Januar 1901 kann sonst keine Rede sein. H. a. F., II. v. 27. Nov. 06, 699/05 VII. — Berlin.

7. §§ 414, 421, 765 BGB. Nicht jede kumulative Schuldübernahme ist eine Verbürgung.]

Die Klägerin behauptete, es habe der Beklagte im Juli 1904 sich ihr zur Zahlung des rückständigen Kaufpreises für einen von ihr dem Vater des Beklagten gelieferten Gasmotor verpflichtet. Beklagter wendet ein, daß sein Versprechen der Schriftform entbehere. Das LG. verurteilte, Verurteilung und Revision wurden zurückgewiesen. Die rechtsgerichtliche Rechtsprechung (RG. 61, 120; 59, 233) anerkennt die Möglichkeit, daß neben dem Schuldner ein dritter durch das Versprechen, für die Verbindlichkeit des ursprünglichen Schuldners, gleich wie dieser selbst, einzustehen, eintreten kann, ohne daß der Gläubiger infolge des ihm abgegebenen Versprechens des Eintretens seinen Anspruch gegen seinen ursprünglichen Schuldner aufgibt; vgl. § 414 BGB. Die Rechtsprechung betont für die sog. kumulative Schuldübernahme auch, daß sie im Zweifel und regelmäßig Bürgerschaftscharakter habe, weil durch ein solches Versprechen regelmäßig inhaltlich eine Verbürgung d. h. das Einsteigen für die Erfüllung der Verbindlichkeit des ursprünglichen Schuldners, also einer fremden Schuld gewollt ist, § 765 BGB. Aber nicht jede Begründung eines Gesamtschuldverhältnisses, bei der neben dem bisherigen Schuldner ein neuer Schuldner tritt, enthält eine Verbürgung; nämlich dann nicht, wenn der eintretende Schuldner nicht beabsichtigt, deart für die Verbindlichkeit des Schuldners einzustehen, daß seine Verbindlichkeit von vornherein und fortwährend von der Verbindlichkeit des bisherigen Schuldners abhängig sein soll; wenn also der neue Schuldner eine eigene selbständige Verbindlichkeit übernehmen will, deren Fortbestand von der Verbindlichkeit des ursprünglichen Schuldners unabhängig sein soll. In diesem Falle fehlt es an dem Willen, für eine fremde Schuld aufzukommen. Es wird eine selbständige Verbindlichkeit nach § 421 BGB. begründet. Um aber auf einen solchen Willen schließen zu können, bedarf es ganz besonderer Umstände. Solche Umstände stellt der Berufungsrichter fest. O. a. W., II. v. 23. Nov. 06, 100/06 II. — Berlin.

8. § 826 BGB. verb. mit § 286 BPO. Ansprüche wegen unrichtiger Auskunftserteilung gegen einen zu Verteilung von Auskünften bestehenden Verein.]

Der verklagte Verein erteilt seinen Mitgliedern Auskunft über die Kredit- und Geschäftsverhältnisse dritter Personen.

Eine solche Auskunft hat er einem Mitgliede über den Kläger erteilt; darin ist u. a. die Bemerkung enthalten, es bleibe abzuwarten, bezw. es sei noch fraglich, wie der Kläger mit dem Bau eines größeren Geschäftshauses absehen werde. Der Kläger hat diese Äußerung, sowie eine über die Vermögensverhältnisse seiner Frau getane Äußerung als eine falsche und wesentlich wider die Wahrheit erteilte Auskunft bezeichnet und geltend gemacht, daß durch die Auskunft sein Recht geschädigt worden sei. Er hat Klage erhoben mit dem Antrag, den Beklagten zu verurteilen, die über des Klägers Firma an Dritte gegebenen Auskünfte den bestehenden Verhältnissen entsprechend zu berichtigen, und ihm unter Strafanandrohung zu unterlagen, in Zukunft in bezug auf die Firma des Klägers unaufrichtig, den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende Auskünfte an Dritte zu geben, eventuell ihn zu verurteilen, anzuerkennen, daß die in der Auskunft enthaltenen, in bezug auf die von der Frau des Klägers auf die Drucker geleistete Anzahlung und auf den Grundstücksneubau des Klägers gemachten Angaben unrichtig seien, und ihm unter Strafanandrohung zu unterlagen, in Zukunft diese unaufrichtigen Angaben in Auskünften über den Kläger anzunehmen. Das OLG. hat die Klage abgewiesen, das OLG. aber I. festgesetzt, daß die auf den Neubau des Klägers bezügliche Äußerung unrichtig ist, 2. den Beklagten verurteilt, in Zukunft diese Äußerung zu Vermeidung einer Geld- oder Haftstrafe zu unterlassen, 3. die Klage wegen des Verstoßes abzuweisen. Auf Revision des Beklagten wurde zu Punkt 1 aufgehoben und die Klage abgewiesen, im übrigen wurde die Revision zurückgewiesen: Das Berufungsgericht hat den Klagenanspruch unter dem Gesichtspunkt des § 826 BGB. beurteilt. Es stellt fest, daß die erteilte Auskunft nicht richtig war, daß sie den Kredit des Klägers beeinträchtigt hat, daß ihr Verfasser, der Geschäftsführer des Beklagten, sich dieses Erfolgs bewußt gewesen, daß er sie nicht hätte erteilen können, wenn er die Geschäftsbücher des Klägers eingesehen hätte, und daß nach dem Verhalten des Beklagten im Prozeß auch weitere Beeinträchtigungen des Kredits des Klägers zu befürchten sind; es findet endlich darin, daß der Beklagte die Auskunft erteilt hat, ohne von dem Ansehen des Klägers, dessen Geschäftsbücher einzusehen, Gebrauch gemacht zu haben, einen Verstoß wider die guten Sitten. Die Revision wendet sich gegen diese letztere Ausföhrung, es könne dem Beklagten kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er die Bücher des Klägers nicht eingesehen habe, am allerwenigsten könne darin ein Verstoß wider die guten Sitten gefunden werden; nach der gegebenen Sachlage habe er keine andere Auskunft erteilen können. Die Richtigkeit jener von der Revision beanstandeten Ausföhrung des Berufungsgerichts kann dahingestellt bleiben. Wie der erkennende Senat wiederholt ausgeprochen hat (RG. 60, 6 ff.; 61, 266 ff.) betrifft jener auch nur objektiv widerrechtliche Eingriff in ein dem Geschädigten Recht zu einer Klage auf Unterlassung, wenn weitere Eingriffe zu befürchten sind, das Schadmoment kommt bei einer solchen Klage ebenso wenig in Betracht, wie die Wahrnehmung berechtigter Interessen. Jene Voraussetzungen hat das Berufungsgericht im vorliegenden Fall einwandfrei festgesetzt, die Revision hat hingegen auch keine Angriffe erhoben. Dies allein schon trägt die Verurteilung des Beklagten zur Unterlassung des

Erteilung einer Auskunft gleichen Inhalts. Insofern mußte daher die Revision zurückgewiesen werden. Dagegen war im übrigen der Revision der Erfolg nicht zu versagen. Nach den Gründen des angefochtenen Urteils enthält die in Punkt 1 der Urteilsformel getroffene Feststellung nicht bloß einen (an die Stelle nicht gehörenden) Entscheidungsgrund, sondern es kommt ihr eine selbständige Bedeutung bei. Abgesehen nun davon, daß das Berufungsgericht mit der Feststellung, daß die Äußerung „unrichtig“ gewesen ist, insofern über den Klagenanspruch hinausgeht, als mit diesem nur die Feststellung der Unrichtigkeit begehrt wird, dürfte jene Feststellung selbst dann nicht getroffen werden, wenn dem Beklagten ein Verschulden zur Last fällt, insbesondere die Voraussetzungen zur Anwendung des § 826 BGB. gegeben sein sollten. Die Entscheidungsgründe — „auch wenn man die Klage nur als eine Feststellungsklage im Sinne von § 256 ZPO. ansehen hätte“ — lassen erkennen, daß das Berufungsgericht den Klagenanspruch zunächst unter einem anderen rechtlichen Gesichtspunkt als dem einer Feststellungsklage aufgefaßt hat, und zwar scheint es davon auszugehen, daß die Feststellung der Unrichtigkeit der Äußerung als Ersatz für eine nach Lage der Sache nicht beantragte Verurteilung zur Zurücknahme der Äußerung ausgereicht werden mußte. Das würde aber richtig sein. Eine unerlaubte Handlung berührt den Geschädigten nur zur Klage auf Beseitigung, künftiger Unterlassung und Schadenersatz; unter die Beseitigung würde nach Befinden die Zurücknahme der widerrechtlichen Behauptung fallen, soweit sich deren Folgen jetzt noch geltend machen, was aber das Berufungsgericht verminnt. Der Antrag nun, den Beklagten zu verurteilen, anzuerkennen, daß die von ihm erteilte Auskunft unrichtig, unrichtig ist, fällt unter keine jener drei Kategorien. Das ihm statgebende Urteil enthält aber auch nichts anderes als eine Feststellung. Nach § 256 ZPO. muß jedoch die Feststellungsklage das Bestehen oder das Nichtbestehen eines Rechtsverhältnisses betreffen. Eine solche Feststellung ist aber weder Gegenstand des Klagenantrags, noch des Berufungsurteils, vielmehr handelt es sich insoweit nur um die Feststellung einer Tatsache, der Voraussetzung eines Schadenersatzanspruchs; eine solche Feststellung durch Urteil ist unzulässig; das vom Berufungsgericht angelegene Urteil des RG. betrifft lediglich die Frage, unter welchen Bedingungen eine Klage auf Feststellung des Bestehens von Rechtsverhältnissen, die der Vergangenheit angehören, zulässig ist. Verein R. c. R., II. v. 29. Nov. 06, 126/06 VI. — Dresden.

9. §§ 1353, 1568 BGB. Die Behauptung einer Geschlechtskrankheit des Ehemanns enthält nicht nur die des Ehebruchs, sondern das Verlangen der Fortsetzung des ehelichen Lebens stellt sich als ein grober Mißbrauch des ehelichen Lebens dar. — Der Vorwurf der Unterschlagung enthält eine schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten.)

Die Klage der Ehefrau auf Zahlung einer Unterhaltssumme war von beiden Vorinstanzen abgewiesen worden, weil sie die von dem Beklagten verlangte Feststellung des ehelichen Lebens als Unrecht verteidigte. Das RG. hob auf: Klägerin hatte behauptet: „Der Beklagte habe in dem Geschäft, in dem er angestellt gewesen sei, 32 Mark zu bezahlen gehabt, die er aber verbraucht habe. Um nun Geld zu erhalten, habe er erzählt, Klägerin hätte die 32 Mark hinter seinen Rücken

weggenommen und verbrannt.“ Daß ferner, namentlich in der behaupteten Heimlichkeit, der Verwurf betrug rechtswidriger Begünstigung des Erblassers nicht enthalten sei, kann nicht ohne weiteres angenommen werden. Hat aber der Beklagte diesen Verwurf wirklich dritten Personen gegenüber und zwar wider besseres Wissen gegen seine Frau erhoben, so würde hierin eine so schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten und ein so ehefeindliches Verhalten zu befinden sein, daß der Berufungsrichter den Todestest des § 1568 BGB nur unter besonderen Umständen hätte vernichten dürfen. Namentlich könnte den Beklagten in keiner Weise entfallen, daß er den Verwurf der Unterschlagung nur um deßwillen auf seine schuldsche Frau gelenkt habe, um sich selbst zu entlasten und damit seine Stellung zu erhalten. Die Revision trägt übrigens mit Recht, daß für diese Annahme jede Grundlage fehlt, so lange nicht aufklärt ist, gegen wen und unter welchen näheren Umständen der Beklagte die fragliche Äußerung getan hat. Die Revision zieht aber mit Recht auch ferner zur Befürwortung, daß der Berufungsrichter die Klageabweisung: Der Beklagte sei seit August 1903 geschäftsunfähig und habe die Klägerin angeheiratet, so daß sie 9 Wochen krank gewesen sei“ nur unter dem Gesichtspunkt gewürdigt hat, ob damit der dem Beklagten ferner vorgeworfene ehebrecherische Geschlechtsverkehr bewiesen sei. Dabei ist übersehen, daß es — wie das RG. wiederholt anerkannt hat — einen groben Mißbrauch des ehenämlichen Rechts im Sinne von § 1563 Abs. 2 BGB. enthält, wenn der geschäftsunfähige und zwar durch sein Verschulden geschäftsunfähig gewordene Mann der Frau die Fortsetzung der ehelichen Lebensgemeinschaft, wohl gar die ferner Geschlechtsgemeinschaft jammern will. R. a. P., II. v. 29. Nov. 06, 201/06 IV. — Riel.

10. § 1568 BGB. § 139 ZPO. Vollständige Darlegung des Sachverhalts ist erforderlich, um festzustellen, ob eine Verschöpfung einen Ehecheidungsgrund enthält. [Zugrecht.] Eine Klage der Ehefrau wegen Verschöpfung seitens des Ehemannes war dem Kammergericht abgewiesen worden. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Versetzt ist die Klage, die vom Berufungsrichter angeordnete Erwidmung, daß die Verschöpfung „Lügenmaul“ und „Bestie“ nicht ohne starke Neigung seitens der Klägerin gefallen sein könnten, sei ohne den geringsten Anhalt und deshalb prozessual unzulässig. Die Rezens S. hat jene Worte bei der Prüfung der Klägerin und dem Beklagten eines Abends stattgehabten Auseinandersetzung herausgehört. Mit Recht bemerkt deshalb der Berufungsrichter, es könne dem Beklagten vorgehen jenen Worte eine schwere eheliche Verschöpfung nicht zur Last gelegt werden, da unaufgeklärt geblieben sei, in welchem Zusammenhang sie gefallen seien. Es entspricht dies dem vom dem RG. bereits wiederholt ausgesprochenen Grundsatz, daß die dem Ehecheidungsgrund behauptende Partei den Vorfall in vollem Umfang darzulegen hat, um dem Richter die Beurteilung zu ermöglichen, ob eine schwere Verschöpfung anzunehmen ist (vgl. Urteil des Senats vom 8. Mai 1905 und 1. November 1906 IV 603/04 und 163/06). Zur Abweisung des Zugrechts aber hatte der Berufungsrichter keine Veranlassung, da die von der Klägerin beantragte Rezens, von dem jüngsten dem Parteien stattgehabten Streit etwas weiteres außer jenen Worten nicht gehört hat. G. a. O., II. v. 26. Nov. 06, 288/06 IV. — Berlin.

11. § 2231 Nr. 2 BGB. Die Angabe des Ortes und Tages der Errichtung eines Privattestaments ist ein Zeugnis, sie muß wahr sein; trotzdem richtigkeit, wenn ein Schreibfehler bei der Jahrhundertziffer (1800 statt 1900) vorliegt.]

Die am 12. Juni 1904 in einem Alter von etwa 67 Jahren verstorbenen Mutter und Erblasserin der Parteien hat ein eigenhändiges Testament errichtet, das mit dem Datum: „Dresden, den 18. April 1804“ versehen ist. Danach sollen dem Beklagten „junächst 20 000 Mark gegeben werden als Rückhaltung all der Summen, die er . . . in all den langen Jahren . . . gegeben.“ Klägerin beantragt die Nichtigkeit des Testaments festzustellen, [sowohl wegen Formmangels, als weil die Erblasserin zu der darin ausgesprochenen Bevorgung ihres Bruders, des Beklagten durch Irrtum bestimmt worden sei. Wieder treffe zu, daß Klägerin, wie die Erblasserin angenommen habe, gegen sie unendlich gekniet gewesen sei, noch habe der Beklagte seiner Mutter auch nur annähernd den ihm „rückverhaltenden“ Betrag von 20 000 Mark gezahlt gehabt. Das RG. Dresden hat die Klage nach dem Antrage des Beklagten abgewiesen und auf die Widerklage festgesetzt, daß dem Beklagten nach dem am 18. April 1904 errichteten letzten Willen seiner Mutter 20 000 Mark als Vermächtnis dessen, was die Erblasserin in diesem Betrage als ihre Schuld an ihm bezeichnet, im voraus gebühren. Berufung und Revision ist zurückgewiesen. Das RG. hält daran fest, daß der gemäß § 2231 Nr. 2 BGB. zur Gültigkeit des Privattestaments erforderlichen Angabe des Ortes und Tages der Errichtung die rechtliche Bedeutung nicht einer Willenserklärung, sondern eines Zeugnisses zukommt. Daraus folgt einmal, daß die Datierung keine willkürliche sein kann, sondern bei Strafe der Nichtigkeit des Testaments der Wahrheit entsprechen muß (RG. 51, 166). Zum andern ergibt sich als Wille des Gesetzgebers, daß diesem Zeugnis, obwohl es vom Aussteller der Privaturkunde selbst herrührt, als einem wesentlichen Bestandteile des gesetzlich vorgeschriebenen Formalaktes auf so lange Verweirung innewohnt, als der Beweis des Gegenteils nicht erbracht ist (RG. 12, 315). Dies setzt freilich voraus, daß der Datierungsbemerkung wenigstens auf einen möglichen Ort und einen möglichen Tag der Testamenterrichtung hinweist. Im Streitfall ist ohne weiteres klar, daß die im Jahre 1904 verstorbenen Erblasserin an dem als Zeitpunkt der Testamenterrichtung angegebenen 18. April 1904 unmöglich gelebt und, wie der Inhalt des Testaments besagt, bereits einen Major zum Sohn, ferner eine erwachsene Tochter und Enkel gehabt haben kann. Wenn jedoch die Erblasserin, wie der Berufungsrichter tatsächlich feststellt, bei Errichtung des Testaments das Datum des 18. April 1904 niederschreiben beabsichtigt und nur vermoge eines Schreibfehlers eine falsche Jahrhundertziffer eingezeichnet hat, so besteht rechtsgrundtätig kein Hindernis, trotz des äußerlichen Mangels das gesetzliche Erfordernis der Angabe des wahren Ortes und Tages der Errichtung als erfüllt anzusehen. Allerdings ist dabei Voraussetzung, daß es ohne weiteres gelingt, die offenbar falsche Datierung durch die gewollte, bis zum Beweise des Gegenteils nunmehr als richtig anzunehmende Datierung zu ersetzen. Auch bei dem vorliegenden falschen Datum handelt es sich äußerlich um einen Formmangel, und diesen Mangel kann nicht dadurch abgeholfen werden, daß demnach mit Vorwissen und mit Hilfe

der gewöhnlichen Beweismittel die wirklich gewollte Datierung ermittelt wird. Dies würde mit dem Befehl der aufgestellten Formvorschrift, die ein urkundliches Zeugnis über Ort und Tag der Testamenterrichtung erheischt, unvereinbar sein. Dagegen besteht kein Bedenken, die Form als getreue zu achten, wenn das gewollte und nur wesentlich falsch bezeugte Datum aus dem sonstigen Inhalte des Testaments erkannt werden kann und auch die Bewertung offenkundiger Tatsachen ist hierbei nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Im Streitfalle ergibt der bereits oben hervorgehobene Inhalt des Testaments in Verbindung mit der bekannten Erscheinung, daß gerade in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende zahlreichen Personen ganz das gleiche Versehen unterlaufen ist, daß auch die Erblasserin, ohne dieses Jettums getraue zu werden, sich lediglich in der Niederschrift der Jahresbetrachtungen vergreifen und in Wahrheit 1904 statt 1904 hat schreiben wollen. Zu dieser Feststellung ist, da es sich um die Prüfung, ob die gesetzliche Form des Rechtsgeschäfts gewahrt ist, somit um eine Rechtsfrage handelt, auch das Revisionsgericht ermächtigt. Damit erledigt sich aber die Frage, ob der Berufungsrichter auch dem von ihm in dem Vorbergrund gestellten Umstand ausschlaggebende Bedeutung beilegen durfte, daß die Klägerin im Prozesse eingeräumt hat, das streitige Testament möge „am den 18. April 1904 herum“ errichtet sein. Immerhin ist nicht ohne Gewicht, daß auch die Klägerin nichts geltend zu machen geneigt hat, was der nachfolgenden Annahme widersprechen könnte, das untergezeichnete Versehen habe nur die Jahresbetrachtungen betroffen. Unter diesen Umständen ist es nicht rechtbillig, wenn sich der Berufungsrichter, ähnlich wie im Falle des von ihm angezogenen § 319 ZPO. für ermächtigt angesehen hat, die verzeichnete falsche Jahreszahl 1904 ohne weiteres in 1904 zu berichtigen. Da Klägerin ausdrücklich abgesehen hat, Beweis dafür anzutreten, daß die Testamenterrichtung an einem bestimmten andern Tage als am 18. April 1904 stattgefunden habe, so erweisen sich ihre Einwendungen gegen die Gültigkeit des Testaments, soweit sie auf Formmängel gestützt sind, als einschlägig. Ebenso wenig sind die ferneren Revisionsangriffe begründet. Der Berufungsrichter stellt tatsächlich fest, daß zur Zeit der Testamenterrichtung in der Tat keine irgend erhebliche künftige Gefährdung der Klägerin gegen ihre Mutter vorhanden war, daß die Erblasserin mithin keineswegs im Irrtum war, wenn sie eine solche Gefährdung vermied und sich dadurch bestimmt fühlte, die Klägerin bei ihrer letztwilligen Verfügungen hinzuzuziehen. Demgegenüber kann nicht in Betracht kommen, was der Beklagte der Erblasserin über die Gefährdung der Klägerin mitgeteilt hat. Selbst wenn er, wie behauptet, die Vermittlung der Mutter zu seinen Gunsten hätte, so hätte er doch damit keinen Irrtum über den Grund dieser Vermittlung hervorgerufen, wie denn auch die Erblasserin selbst über den Grad ihrer Vermittlung umwiegend im Irrtum befangen sein konnte. Wenn der Berufungsrichter aus einer gelegentlichen, verböhmlich klingenden Bemerkung der Erblasserin nicht daraus schließen mag, daß zur Zeit der Testamenterrichtung wieder freundliche Beziehungen zwischen Mutter und Tochter geherrscht hätten, so gehört dies lediglich in den Bereich tatsächlicher Beurteilung. Der Berufungsrichter stellt endlich fest: die Dankbarkeit dafür, daß sie von ihrem Sohn jahrelang viele Geldbeträge als Unter-

stützung empfangen hatte, habe die Erblasserin zu dem Vorausvermächtnis bestimmt. Sie würde dem Beklagten die vollen 20 000 Mark auch dann zugewendet haben, wenn die empfangenen Unterstützungen diesen Betrag oder eine annähernd ähnliche Höhe nicht erreicht hätten hätten. Hiernach hätte es die Erblasserin überhaupt nicht auf Rückerstattung gerade des Empfangenen, sondern schließlich auf Zuwendung des Geldes abgesehen; ein Irrtum über die Höhe der getätigten Unterstützungen konnte deshalb als Bestimmungsgrund überhaupt nicht in Frage kommen. Ebenso ist gegenüber dem Inhalte des Testaments bedeutungslos, ob die Erblasserin vorher gegen ihren Berater geklagt hätte, daß sie den Beklagten nicht gerade mit einem „Vorausvermächtnisse“ zu bedenken wünsche. F. o. F., U. v. 6. Dez. 06, 214/06 IV. — Dresden.

Zivilprozeßordnung.

12. §§ 85, 137 RM. 4, 390, 548, 567 ZPO. Begründet die Nichterstattung der Partei zum Worte oder materiell ungerechtfertigte Tatsachen einen rechtlichen Verstoß, wenn der Anwalt in der mündlichen Verhandlung von Prozeßfragen Abhand genommen hat?

Nach § 137 RM. 4 ZPO. ist in Anwaltsprozessen neben dem Anwalt auch die Partei selbst auf Antrag das Wort zu gestalten, und es gehen nach § 85 daselbst Gehörnisse und andere tatsächliche Erklärungen der Partei den etwa abweichenden Erklärungen des Anwalts vor. Es ist auch unbedenklich, daß nach Maßgabe des § 548 ZPO. eine Verletzung der Verfahrensvorschrift des § 137 mittels der Revision gerügt werden kann, da der begünstigte Gerichtsbeschluß die mündliche Verhandlung voraussetzt und im Gehege nicht für unanfechtbar erklärt ist (§ 567 ZPO.). Allein eine Verletzung der Parteirechte des Beklagten hat überhaupt nicht stattgefunden. Für die nach § 137 ZPO. gebotene Verhaltung der Partei zum Worte ist Erfordernis, daß die Partei zur Sache selbst das Wort nimmt. Zur Sache gar nicht gehörige Ausführungen können dem Gericht zurückgewiesen werden. Der Beschluß vom 3. Juli 1906 ließ aus diesem Grunde Ausführungen des Beklagten über die Vorgeschichte und die Gründe der Anfechtung der Ehe nicht zu. Es kann dahingestellt bleiben, ob der Revisionsrichter formell an diese Auffassung des Berufungsgerichts gebunden bleibt. Jedenfalls ist der begünstigte Gerichtsbeschluß auch materiell gerechtfertigt. Es handelte sich in Frage, ob es in Gemäßheit der §§ 827, 940 ZPO. geboten erscheine, für die Dauer des Anfechtungs- und Scheidungsprozesses einstweilig das Getrennleben der Ehegatten und in Verbindung damit die Unterhaltspflicht des Beklagten gegenüber der Klägerin zu ordnen. Dafür kamen selbständig und entscheidend die vorerwähnten ethischen Beziehungen der Ehegatten zueinander, nicht aber an und für sich die Vorgeschichte der Ehe und die Begründung der Anfechtungsklage in Betracht. Soweit es sich ferner um Ausführungen über prozeßuale Mängel und Beschwerden wegen Nichtberichtigung des rechtsanfechtlichen Tatbestandes handelte, durfte das Berufungsgericht dem Beklagten das Wort verweigern, nachdem der Anwalt des Beklagten erklärt hatte, daß er selbst in dieser Beziehung nichts vortragen wolle. Klagen auch die Gehörnisse und tatsächlichen Erklärungen der Partei von maßgebender Bedeutung selbst gegenüber ihrem Prozeßbevollmächtigten sein, so steht es doch lediglich im Pflicht-

nützigen Erweisen des letzteren, inwiefern er Anträge stellen und Beschwerden erheben will. Soßen die tatsächlichen Erklärungen der Partei lediglich zur näheren Begründung solcher Anträge und Beschwerden dienen, so kommt ihnen daher insoweit gegenüber abweichenden Erklärungen ihres Anwalts eine selbständige Bedeutung überhaupt nicht zu. Für die nur zur tatsächlichen Erzielung erhabener Prozeßzinsen sich eignenden Ausführungen des Beklagten selbst war hiernach kein Raum mehr, nachdem der Anwalt des Beklagten vom Prozeßzinsen in dieser Hinsicht überhaupt Abstand genommen hatte. Eine Beschwerde wegen Nichtberichtigung des Latzbesandes war übrigens gar nicht zulässig. Sie wäre nur statthaft gewesen, wenn aus prozeßualen Gründen eine Entscheidung über den Berichtigungsantrag ohne sachliche Prüfung abgelehnt worden wäre. (§ 230 ZPO., R. O. 47, 299). Inhalts des Beschlusses des O. G. wurde aber der gestellte Berichtigungsantrag als sachlich unbegründet abgewiesen. R. v. d. R., U. v. 29. Nov. 06, 407/06 IV. — Stuttgart.

13. § 230 ff. ZPO. Ablehnung eines Widerverfügungsgesuchs wegen Verfalls.]

Das erste Urteil, durch das der Beklagte nach dem Klageantrag verwurteilt und mit der Widerklage abgewiesen ist, ist von der ersten Partei am 9., von der anderen am 13. Juni 1906 zugestellt worden. Der dem Beklagten für die Berufungsbefugnis bestellte Armenanwalt hat die Berufung durch einen am 11. Juli 1906 eingereichten und am 13. Juli zugestellten Schriftsatz, also verspätet, eingelegt. Der Beklagte hat um Widerverfügung gegen die Verkündung der Berufungsschrift gebeten, und dieses Verlangen mit folgenden Tatsachen und Behauptungen gerechtfertigt. Am 26. Juni 1906 ging beim Berufungsgericht ein Armenrechtsgesuch des Beklagten ein, auf dem sich der rot unterzeichnete Vermerk befand: „Eilt. Ablauf der Berufungsschrift am 9. Juli 1906.“ Dem Gesuche lag das Urteil I. Instanz über (nach der Behauptung des Beklagten) nur ein Stück dieses Urteils bei, auf dem sich der Vermerk befand, daß die Zustellung am 13. Juni bewirkt sei. Das Armenrecht wurde bewilligt und der Beschluß dem Armenanwalt unter Befolgung des ersten Urteils am 4. Juli zugestellt. Eine Abschrift des Armenrechtsgesuchs war dem Gerichte nicht eingelegt und eine Mitteilung über den rot unterzeichneten Vermerk auf dem Armenrechtsgesuch ist dem Armenanwalt freient der Gerichtsschreiberei nicht gemacht worden. Nach der Behauptung des Beklagten hat er dem Armenanwalt auf dessen Aufforderung am 7. Juli eine Prozeßvollmacht überreicht und versprochen, für sofortige Einreichung der Handakten des Prozeßbevollmächtigten I. Instanz zu sorgen; die Handakten seien aber erst am 11. Juli eingegangen, und man erst habe der für die Berufungsbefugnis bestellte Armenanwalt von der Zustellung vom 9. Juni Kenntnis erlangt. Früher als am 11. Juli habe dieser Anwalt die Berufungsschrift nicht einreichen können, weil der Beklagte gebeten habe, einen möglichst frühen Verhandlungstermin herbeizuführen. Diefem Verlangen habe der Armenanwalt vor Einsicht der Handakten nicht entsprechen können. Die Berufung ist als unzulässig verworfen und die Revision zurückgewiesen worden: Es kann dahin gestellt bleiben, ob der für die Berufungsbefugnis bestellte Armenanwalt das Armenrechtsgesuch — wie der Berufungsrichter zu unterstellen scheint — eingegeben

hat, ob er zu einer solchen Einsicht verpflichtet war und ob er mit der Möglichkeit einer früheren Zustellung rechnen mußte, ob ihn also ein Verschulden trifft; denn jedenfalls hat der Beklagte nicht die maßgebenden Maßnahmen getroffen, um die Verkündung der Berufungsschrift abzuwenden. Für den Gerichtsschreiber besteht, wie dem bei Nachprüfung des Armenrechtsgesuchs durch einen Rechtsanwalt vertretenen Beklagten bekannt sein mußte, keinerlei Verpflichtung, dem Armenanwalt irgend welche Mitteilungen zu machen. Da die Urteilsausfertigung, die mit dem Armenrechtsgesuch eingelegt und zur Ausbändigung an den Armenanwalt bestimmt war, eine Zustellungsurkunde vom 13. Juli enthielt, erforderte es die allgeröblichste Vorsicht, daß der Beklagte die ihm bekannte — für den Beginn der Revisionsfrist nach § 221 ZPO. — maßgebende Zustellung vom 9. Juli dem Armenanwalt mitteilte. Da der Beklagte auch durch Beifügung einer Abschrift des Armenrechtsgesuchs für den Armenanwalt die Verkündung der Berufungsschrift hätte abwenden können, liegt die von der Revision geratete Verlesung des § 233 ZPO. nicht vor. G. v. d. R., U. v. 1. Dez. 06, 590/06 V. — Raumburg.

14. §§ 240, 559 ZPO. Ein Verstoß gegen den Grundsatz von der Unterbrechung des Verfahrens im Fall einer Konkursöffnung ist von Anklagen — auch ohne Rüge in der Revisionsbegründung — zu berücksichtigen.]

Der Konkurs über das Vermögen des Beklagten ist laut der vorgelegten gerichtlichen Bescheinigung, deren Inhalt die Klägerin nicht bestritt, am 18. Januar 1906 eröffnet worden, also vor dem Schluß der mündlichen Verhandlung vom 6. Februar 1906, auf Grund welcher die angeforderte Entscheidung erlassen ist. Aus der Bemerkung in der Bescheinigung, daß Rechtsanwalt R. in Mainz Konkursverwalter „ist“, geht auch hervor, daß das Konkursverfahren bis dahin nicht wieder aufgehoben worden war. Nach § 240 ZPO. tritt im Falle des Konkurses über das Vermögen einer Partei das Verfahren unterbrochen, wenn es die Konkursmasse betrifft. Hier steht ein vermögensrechtlicher Anspruch in Frage, der im Regelfalle als Passivum zur Konkursmasse gehört (§ 1 RD. Die Klägerin hat auch keine Erklärung abgegeben, daß sie den Beklagten nur persönlich in Anspruch nehme und aus der Konkursmasse keine Befriedigung suche. Ihr jetziger Antrag bringt im Gegenteil zum Ausdruck, daß sie selbst das Verfahren als durch den Konkurs unterbrochen erachtet, daß sie also davon ausgeht, das Verfahren habe die Konkursmasse betroffen. Die mündliche Verhandlung vom 6. Februar 1906 ist sonach ohne rechtliche Wirkung § 249 Abs. 2 ZPO. Diese Unwirksamkeit teils sich notwendig der auf Grund der Verhandlung ergangenen Entscheidung mit, wenn auch diese als richtiges Urteil nicht schon wie die Prozeßhandlungen der Parteien von Gesetzeswegen wirkungslos ist, sondern erst durch die gegebenen Rechtsmittel beseitigt werden muß. Vergl. das Urteil des erkrankenden Senats vom 5. Oktober 1899 R. O. 45, S. 327. Der Beklagte hat zwar wegen des von dem Berufungsgericht — das keine Kenntnis von der Konkursöffnung hatte — nur objektiv begangenen prozeßualen Verstoßes in der Revisionsbegründung keine Rüge erhoben. Allein das Revisionsgericht ist hier an die Revisionsgründe der Partei nicht gebunden. Die Wirkungen der Konkursöffnung auf ein Verfahren, das die Konkursmasse betrifft, treten unabhängig von dem Willen der Parteien fort. Gesetz

ein § 240 ZPO. Der Prozeß als Ganzes wird davon ergriffen und zum Stillstand gebracht. Es handelt sich um einen Mangel, der in jeder Lage des Verfahrens von Ansat wegen zu berücksichtigen ist. In einem solchen Fall kann § 559 ZPO. keine Anwendung finden. Wenn man trotz der durch die Reklamarückweisung geschaffenen Rechtslage gegen den Gemeinschuldner persönlich ein Urteil erlangen will, so muß ihm die Befugnis eingeräumt werden, diese, seine Rechtsstellung verlebende Entscheidung mit Hilfe des gesetzlichen Rechtsmittels, im vorliegenden Fall der Revision, zu befechtigen und so den gesetzmäßigen Zustand wieder herzustellen. Demgemäß war das Berufungsgericht aufzuheben und die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. R. c. W., II. v. 15. Nov. 06, 111/06 VI. — Tarnstätt.

15. § 406 ZPO. Der Verlaß des Ablehnungsrechts tritt schon dann ein, wenn der Ablehnende durch Anwendung geistlicher Sorgfalt den Ablehnungsgrund vor Erstattung des Gutachtens hätte kennen können.]

Das RG. hatte durch Beweisbeschluss vom 7. Mai 1906 die Erhebung eines Gutachtens angeordnet. Mit der Beweisaufnahme war ein Mitglied des Gerichts beauftragt und dieses zugleich zur Ernennung des Sachverständigen ermächtigt worden. Der beauftragte Richter ernannte durch Verfügung vom 25. Mai 1906 den von der Berliner Handelskammer bezeichneten Kaufmann Roep als Sachverständigen und bestimmte den Termin zu seiner Vereignung auf den 9. Juni. Beglaubigte Abschrift dieser Verfügung ging am 28. Mai dem Prozeßbevollmächtigten der Klägerin zu. Der Sachverständige R. wurde in dem Termine vom 9. Juni bereit und aufgesordert, sein Gutachten schriftlich zu erstatten. Abschrift dieses Protokolls ging am 11. Juni dem Prozeßbevollmächtigten der Klägerin zu. Das von R. erstattete schriftliche Gutachten vom 18. Juni ging am 20. Juni 1906 bei dem RG. ein. Es war zugunsten der Klägerin ausgefallen. Nach Erhebung noch anderer Beweise fand Termin zur mündlichen Verhandlung vor dem Prozeßgerichte auf den 19. November 1906 an. Durch Schriftsatz vom 10. November 1906, der am 12. November bei dem beauftragten Richter eingereicht wurde, lehnte die Klägerin den gedachten Sachverständigen wegen Befangenheit ab. Der Ablehnungsgrund wurde damit zu rechtfertigen gesucht, daß der Sachverständige bereits zur Zeit der Erstattung des Gutachtens ständiger Lieferant von Konkurrentenware an die Beklagte gewesen sei. Zur Glaubhaftmachung, daß der gedachte Ablehnungsgrund vor Einreichung des schriftlichen Gutachtens nicht geltend gemacht werden konnte und darnach die Ablehnung noch zulässig sei — § 406 Abs. 2 Satz 2 ZPO. —, wurde geltend gemacht, in der dem Prozeßbevollmächtigten der Klägerin zugewonnenen beglaubigten Abschrift der Verfügung vom 25. Mai 1906 sei der Name Roep zu wenig deutlich geschrieben gewesen, daß er auf dessen Schreibstube als „Rog“ gelesen wurde. Deshalb sei der Reklamentaranwalt der Klägerin durch das weiter vorgelegte Schreiben jenes Prozeßbevollmächtigten vom 29. Mai benachrichtigt worden, ein Kaufmann „Rog“ sei als Sachverständiger ernannt, und diese Nachricht an die Klägerin weitergeben werden. Klägerin habe erst aus dem schriftlichen Gutachten den richtigen Namen

des Sachverständigen erfahren und auf ihre Ermittlungen durch eine Abschrift vom 8. September 1901 davon Kenntnis erhalten, daß R. bereits zur Zeit der Erstattung seines Gutachtens Lieferant von Konkurrentenware an die Beklagte war. Der beauftragte Richter hat durch Beschluss vom 12. November 1906 das Ablehnungsgeßuch als unzulässig „juridisch verworfen“. Gegen diesen Beschluss wurde für die Klägerin mit dem am 15. November 1906 beim RG. eingereichten Schriftsatz vom 14. November die Entscheidung des Prozeßgerichts nach §§ 577 Abs. 4, 577 Abs. 1 ZPO. nachgesucht. Das RG. hat durch Beschluss vom 19. November 1906 abgelehnt, die Entscheidung des beauftragten Richters abzuändern, und die Akten, da jenes Geßuch — § 576 Abs. 4 — zugleich als eventuelle sofortige Beschwerde gegen die Entscheidung des Prozeßgerichts gilt, dem Reichsgericht vorgelegt. Die hiermit zulässige sofortige Beschwerde war als unbegründet zurückzuweisen. Vor dem RG. hatte, augenscheinlich nach Erlassung seines Beschlusses vom 19. November, die auf diesen Tag bestimmte mündliche Verhandlung zur Hauptphase stattgefunden. In dieser erging, nachdem ein Verlegungsantrag des Prozeßbevollmächtigten der Klägerin zurückgewiesen worden war und dieser daraufhin sich entfernt hatte, auf Antrag des Prozeßbevollmächtigten der Beklagten nach § 542 Abs. 2 ZPO. ein Versäumnisurteil, wonach unter Abänderung des landgerichtlichen Urteils die Klägerin mit der Klage abgewiesen wurde. Nach den Ausführungen in den Entscheidungen des V. RG. vom 30. Oktober 1895 — V. B. 114/95, 333. 95, 539. 91 — und des erkennenden Ernsts vom 7. Februar 1905 — RG. 60, 109 — ist eine sofortige Beschwerde gegen den ein Ablehnungsgeßuch zurückweisenden Beschluss dann als zureichend gegenstandslos geworden zurückzuweisen, wenn nach dem das Ablehnungsgeßuch zurückweisenden Beschlusse in der Sache weiter verhandelt und durch ein nur mit der Revision angefechtbares Urteil entschieden worden ist. Für diese Annahme ist die Erwägung entscheidend, daß, selbst wenn die sofortige Beschwerde, die keine aufhebende Kraft hat, Erfolg hätte, daraus ein Rechtsbehelf in der Revisionsinstanz nicht abgeleitet werden könnte. Diese entscheidende Erwägung trifft aber auf ein mit dem Einpruch ansprechbares Versäumnisurteil nicht zu. Wenn auf sofortige Beschwerde einem Ablehnungsgeßuch stattgegeben wurde, kann dies in der auf Einlegung des Einpruchs stattfindenden mündlichen Verhandlung unbeschränkt geltend gemacht werden. Die sofortige Beschwerde ist daher durch das Versäumnisurteil vom 19. November nicht zureichend und gegenstandslos geworden. Mit Recht wurde indes angenommen, die Klägerin habe nicht glaubhaft gemacht, daß der Ablehnungsgrund von ihr vor Einreichung des schriftlichen Gutachtens nicht geltend gemacht werden konnte, und aus diesem Grunde — § 406 Abs. 2 S. 2 ZPO. — ihre Ablehnung als unzulässig verworfen. Nach dem Wortlaute der gedachten Geßuchbestimmung ist nach Einreichung des schriftlichen Gutachtens die Ablehnung des Sachverständigen nur zulässig, wenn glaubhaft gemacht wird, daß der Ablehnungsgrund vorher nicht geltend gemacht werden konnte. Die Klägerin vertritt die Auslegung dieser Vorschrift, es sei ihr schon dann genügt, wenn glaubhaft gemacht ist, daß der Ablehnungsgrund dem Ablehnenden vor jenem Zeitpunkte nicht bekannt war, möge

auch diese Unkenntnis auf Nachlässigkeit beruhen. Der Wortlaut der gedachten Bestimmung liegt indes die andere Auslegung näher, sie erfordert die Gesamtschlußfassung, daß dem Abnehmenden, auch wenn er mit der gebotenen Sorgfalt Erkundigungen über die Person des Sachverständigen und dessen geschäftliche Beziehungen eingezogen habe, der Ablehnungsgrund vor Einreichung des schriftlichen Gutachtens nicht bekannt sein auch in diesem Sinne von ihm nicht geltend gemacht werden konnte. Der Senat tritt letzterer Auffassung bei. Auf das bereits erstattete Gutachten eines demnach mit Erfolg abgelehnten Sachverständigen darf die Entscheidung nicht gestützt werden, die Abgabe des Gutachtens stellt sich daher als völlig überflüssig heraus, wenn einem Ablehnungsgehalte später stattgegeben ist. Die hier in Betracht kommende Vorschrift des § 406 Abs. 2 Satz 2 bezweckt denjenigen unzulässigen Beweis aufnahmen möglichst vorzubeugen. Dieser Zweck wird jedoch nur dadurch vollständig erreicht, daß der Verlust des Rechts der Ablehnung schon dann eintritt, wenn der Abnehmende durch Anwendung gebührender Sorgfalt kein Einsehen von Erkundigungen über den Sachverständigen den Ablehnungsgrund schon der Erhaltung des Gutachtens hätte kennen können, nicht bloß dann, wenn er den ihm zur Erstattung des Gutachtens bereits bekannten Ablehnungsgrund vor jenem Zeitpunkte geltend zu machen unterlassen hätte. Eine andere Auffassung würde im Uebereinstimmung darauf hinauslaufen, daß die am wenigsten sorgfältige Partei am längsten in der Lage bleibe, ein ihr unbekanntes Gutachten durch Ablehnung des Sachverständigen zu beseitigen. — Dieser aus der prozeßtechnischen Bedeutung jener Vorschrift abgeleiteten Auslegung, die, wie bereits hervorgehoben, auch dem Wortlaute des Gesetzes entspricht, stehen, wie nicht verkannt werden soll, recht beachtenswerte Bedenken aus der Entstehungsgeschichte jener Bestimmung entgegen. (Werden dargelegt.) Die hervorgehobenen Bedenken aus der Entstehungsgeschichte der Vorschrift in § 406 Abs. 2 Satz 2 sind indes nicht stark genug, die oben dargelegten Erwägungen aus dem gesetzmäßigen Zweck jener Vorschrift und aus deren Wortlaute zu entkräften. Der gedachte Auslegung steht auch der Hinweis darauf nicht entgegen, daß nach der Technik der ZPO, wenn am Fehlschlagigkeit oder grobe Fehlschlagigkeit in der Projektur ein Nachteil der hier vorliegenden Art gelastet ist, das in der Regel ausdrücklich ausgesprochen sei. Ubrigens hat der Verlust des Rechts auf Ablehnung eines Sachverständigen nicht die gleiche durchgreifende Wirkung wie der Verlust des Rechts auf Ablehnung eines Richters. (Wird dargelegt.) Die Klägerin hat aber nicht glaubhaft gemacht, daß sie, auch wenn sie mit gebührender Sorgfalt nach Bekanntgabe der Ernennung des Sachverständigen R. Erkundigungen über die Person des Sachverständigen und dessen geschäftliche Beziehungen eingezogen hätte, nicht vor Einreichung seines schriftlichen Gutachtens erfahren hätte, daß er Vertreter einer Konurrenzware für Deutschland sei und in dieser Eigenschaft geschäftliche Beziehungen zur Beklagten habe. (Wird ausgeführt.) R. G. R. o. S. R., Reichl v. 7. Dez. 06, B 60/06 II. — Berlin.

10. § 440 ZPO. Bedeutung des am Ende des Abs. 2 stehenden Wortes „Echtheit“.]

Durch Urteil der I. Instanz war dem Beklagten der Eid auferlegt worden, daß er nicht die Unterschrift

unter dem der Klage zugrunde liegenden Schuldscheine vom 17. März 1904 gefertigt habe; im Schwerefalls sollte der Kläger mit der Klage kostenpflichtig abgewiesen, im entgegengelegten Falle der Beklagte verurteilt werden, dem Kläger 3 000 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem 1. April 1903 zu zahlen. Dieses Urteil ist in II. Instanz, unter Zurückweisung der Berufung des Klägers, auf die Anschlußberufung der Beklagten dahin abgeändert worden, daß der vom Beklagten zu leistende Eid dahin gefaßt ist, daß er nicht in Landsberg a. M. bei dem Gastwirt E. am 17. März 1904 unter den zu den Akten überreichten und ihm vorgelegten Schuldschein seine Unterschrift gesetzt habe. Auf Revision des Klägers hob R. G. auf und wies die Sache in die Instanz zurück. Der Berufungsrichter hat einerseits den vom R. G. dem Beklagten auferlegten zugesprochenen Eid über die Echtheit der Unterschrift als unbeachtlich angesehen, weil er diese Echtheit schon ohnehin tatsächlich festgestellt, dagegen andererseits den oben im Tatbestande wiedergegebenen Eid, mittels dessen der Beklagte abblehnen soll, daß er seine Unterschrift tatsächlich unter das schon fertige Schuldschein — das das Berufungsgericht insoweit für vom Kläger geschrieben hält — gesetzt habe, als nichtigen Eid dem Beklagten nachgelassen. Hiermit hat es gegen § 431 Abs. 2 und § 440 Abs. 2 ZPO. verfahren. Obgleich für die Beweislast einer Privaturkunde ist nach diesen Bestimmungen zunächst nur die Echtheit der Unterschrift, welche eine Vermutung für die „Echtheit“ — wie § 440 Abs. 2 sich ausdrückt — der über der Unterschrift stehenden Schrift mit sich bringt. Wenn man füglich dieses Wort „Echtheit“ nicht vor dem Ende des § 440 im engsten, wörtlichen Sinne nehmen dürfte, so wäre die Entscheidung des R. G. in diesem Punkte haltbar; denn durch die Feststellung, daß die über der Unterschrift stehende Schrift vom Kläger herrühre, wäre die Vermutung der Echtheit widerlegt. Aber diese Bedeutung sollen die hervorgehobenen Worte zweifellos hier nicht haben, wie sich aus der geschäftlichen Entwicklung des Urkundenbeweises ergibt, und wie auch übereinstimmend von allen Rechtslehrern und Schriftstellern angenommen wird. Nach jedem vor der ZPO. in Deutschland geltenden Rechte kaufte sich an die Echtheit der Unterschrift einer Privaturkunde die Vermutung, daß die darüber stehende Schrift mit dem Willen des Ausstellers dort stehe, und das ist auch unter dem Worte „Echtheit“ gegen Ende des § 440 verstanden. Mit Recht sagt daher Jitting (Rechtswissenschaft [Ausf. 10], § 61 Anm. 7, S. 277), die „Echtheit der Schrift“ dürfte im § 440 Abs. 2 nicht in dem gleichen Sinne verstanden werden, wie die „Echtheit der Namensunterschrift“. Es ist also die „Echtheit“ der über der Unterschrift stehenden Schrift auch nicht dadurch ausgeschlossen, daß etwa feststeht, daß die letztere nicht nachträglich von einem anderen hinzugefügt ist, oder daß der Aussteller bei der Leistung der Unterschrift nicht wollte, was er unterschrieb, sondern es muß nachgewiesen sein, daß diese Art der Herstellung der Urkunde nicht mit seinem Willen erfolgt sei. Dazu sind aber vor allem ganz bestimmte Behauptungen des Ausstellers in dieser Richtung erforderlich, deren Beweis im Bestreitungsfall er zu erbringen hat. Dies hat das Berufungsgericht verkannt, indem es irrigerweise hier dem Kläger die betreffende Beweislast zugewiesen und, weil dieser seiner Beweislast nicht Genüge

geien habe, nach Aufstellung verschiedener Möglichkeiten auf den richterlichen Eid für den Beklagten erkannt hat. Nach dem Tatbestande hatte das RG. sogar überhaupt keinen Anlaß, auf diese ganze Frage zu kommen; denn danach hatte der Beklagte sich damals beschränkt, die Echtheit der Unterschrift zu leugnen, in dem Sinne aber, daß die darüber stehende Schrift ohne seinen Willen dort stehe, nicht einmal eventuell irgend eine Behauptung aufstellt. Wenn trotzdem, und obgleich das RG. die Echtheit der Unterschrift festgestellt hat, das RG. bei Aufhebung des Berufungsurteils noch nicht sofort in der Sache selbst erkannt und auf die Berufung des Klägers den Beklagten nach dem Klagantrage verurteilt, sondern die Sache an das Berufungsgericht zurückverwiesen hat, so ist das hauptsächlich deshalb geschehen, weil der Umstand, daß der Kläger in der Berufungsverhandlung dem Beklagten aus darüber, daß dieser erst nach Niederschrift des Urteils seine Unterschrift unter den Schein gesetzt habe, den Eid zugesprochen, auch sich dafür, daß Text und Unterschrift mit derselben Tinte geschrieben sein, auf das Eintreten eines Sachverständigen berufen hat, darauf hindeutet, daß die Parteibehauptungen in dieser Beziehung vielleicht im Tatbestande nicht vollständig wiedergegeben sein möchten. R. v. G., II. v. 3. Dez. 06, 175/06 VI. — Berlin.

17. § 546 verb. mit § 294 ZPO. Glaubhaftmachung des mittelst Widerlage verfolgten negativen Feststellungsanspruchs seiner Höhe nach, wenn sich darüber aus den Verhandlungen nichts ergibt.]

Der Kläger ist am 6. Mai 1904 auf der Kellertreppe im Hause des Beklagten, als er für einen im Hause wohnenden Kaufmann Rollen nach dem Keller trug, gefallen und hat sich eine Verletzung der Fußgelenke zugezogen. Er nimmt für den ihm entstandenen Schaden den Beklagten in Anspruch, gegen den er zunächst 753,20 Mark einlagte. Der Beklagte hat Widerlage auf negative Feststellung der Schadenersatzpflicht erhoben. Das BG. hat den Klaganspruch in vollen Umfang dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Widerlage abgewiesen. Das Berufungsgericht hat auf die Berufung des Beklagten das Urteil der 1. Instanz dahin abgeändert, daß der Klaganspruch nur zur Hälfte dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt wird, im übrigen die Berufung zurückgewiesen. Die Revision des Beklagten wurde als unzulässig verworfen: Der Kläger hat nur einen Schaden in Höhe von 753,20 Mark eingeklagt; sein Anspruch ist zur Hälfte dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, zur Hälfte abgewiesen worden. Der Wert des beschwerdegegenstandes der Revision, beträgt hiernach, was die Klage betrifft, nur 376,60 Mark. Für die Höhe des Widerlagensanspruches auf negative Feststellung der Schadenersatzpflicht des Beklagten für allen weiteren Schaden des Klägers aus dem Unfälle selbst ist an jedem Anhalt. Die Klagschrift, in der der Kläger sich „seine Ansprüche auf Erstattung weiterer ihm etwa noch oder noch entstehender Ausgaben und auf Gewährung einer weiteren Rente“ vorbehält, spricht nur von einer — zur Zeit der Klagerhebung — noch ausbauenden verminderten Erwerbsfähigkeit, die Klage ist im November 1904 erhoben, die Klagsumme umfaßt allen dem Kläger bis zum 1. Oktober 1904 entstandenen Schaden. Bis zum 30. Juni 1904 wird volle Erwerbsunfähigkeit, vom 1. Juli bis 31. August 1904 Minderung der Erwerbsfähigkeit

um 70 Prozent, vom 1. September 1904 an „bis auf weiteres“ um 50 Prozent behauptet. Auf einen so großen Zeitraum dieses „bis auf weiteres“ sich erstrecken könnte, ist in der Klage wie in den Tatbeständen der Urteile auch nicht annähernd angegeben. Bei einem durchschnittlichen täglichen Arbeitsverdienst von 6 Mark, wie er vom Kläger behauptet ist, würde die Minderung der Erwerbsfähigkeit des Klägers um 50 Prozent, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, noch über zwei Jahre andauern müssen, wenn unter Zurechnung der 376,60 Mark der Klage und etwaiger weiterer Ausgaben für Kosten durch sie der Wert von über 2500 Mark nach § 546 ZPO. erreicht werden soll. Die Behauptung, die der Kläger nach dem Tatbestande des ersten Urteils erlitten hat, besteht in einer Verletzung des linken Sprunggelenkes, beider Knochengelenke und einer starken Kontusion des linken Unterschenkels; sie lassen dauernd schwere Folgen für die Gehfähigkeit und Erwerbsfähigkeit des Klägers von vornherein nicht wahrscheinlich erscheinen. Sache des Widerbeklagten und Revisionsklägers war es nach § 546 Abs. 3 ZPO. das Vorhandensein der Revisionssumme glaubhaft zu machen; eine solche Glaubhaftmachung ist nicht erfolgt, die von ihm beantragte Anführung eines Sachverständigen war, da der Revisionskläger diesen nicht zur sofortigen Vernehmung gestellt hatte, nach § 294 Abs. 2 ZPO. unzulässig. S. v. R., II. v. 26. Nov. 06, 101/06 VI. — Posen.

18. § 546 ZPO. Unzulässigkeit der Revision wegen Abnutzung bzw. Abherrschung von Maschinen, wonach ein Beschwerdegegenstand von nicht über 2500 Mark in Frage ist.]

Die offene Handelsgesellschaft G. & Co., über deren Vermögen inzwischen der Konkurs eröffnet worden ist, hatte im Jahre 1903 von N. ein Grundstück, wo bis dahin die Kellerei betrieben worden war, erworben und darin nach Übernahme baulicher Änderungen, die 12—13 000 Mark erfordert haben sollen, eine Schutzfabrik eingerichtet. Zu diesem Zwecke war im Kellerraum ein Sauggasmotor aufgestellt, der die Betriebskraft liefert und durch Transmissionsen auf die im Erdgeschoß (Schuhbodenfabrik und Zwiderei) und Obergeschoß (Schäufelfabrik) aufgestellten Arbeitsmaschinen übertrug. Die Arbeitsmaschinen (Oberteile) waren durch Zapfen oder Schrauben auf Gestellen mit Eisböden (Rastbetriebsvorrichtungen) befestigt, die ihrerseits durch Verbindungsplanken und Transmissionsvorrichtungen (Wellen usw.) miteinander verbunden und auf dem Fußboden festgeschraubt waren. Von der im Obergeschoß befindlichen Maschineineinrichtung hatte die Klägerin 13 in der Klage und den Bedruckerurteilen näher bezeichnet Nähmaschinen (Oberteile) und zwei Rastbetriebsvorrichtungen (Gestelle und Eisböden) für je 4, zusammen 8 Maschinen geliefert, auf den Preis jedoch außer der Anzahlung nichts erhalten. In den Verkaufsverträgen hatte sie sich bis zur vollen Bezahlung des Preises das Eigentum vorbehalten. Der Beklagte ist Hypothekengläubiger des Grundstücks. Er ist der von andern Hypothekengläubigern beantragten Zwangsversteigerung des Grundstücks beigetreten. Die Klägerin hat, nachdem sie die einstweilige Einstellung der Zwangsversteigerung in Ansehung der vorbezeichneten Maschinen erwirkt, vom Antrage gelagert, der Beklagte solle die fraglichen Maschinen als der Beschlagnahme im Zwangsversteigerungs-

verfahren nicht unterliegend anerkennen und bezüglich ihrer die Aufhebung des Verkaufs bewilligen. Die Klage wurde abgewiesen und die Revision als unzulässig verworfen: Die Revisionssumme des § 546 HGB. konnte nicht als vorhanden angenommen werden. Die streitigen Maschinen waren von der Firma B. & Co. in der Zeit vom 2. April bis zum 24. September 1904 angeschafft und bis zur Auktorversteigerung, die am 20. Februar 1905 erfolgte, gebraucht worden. Seitdem haben sie unbenutzt gestanden. Wenn nun auch über die Art der Verwahrung und Behandlung während des letzten Zeitraums nichts feststeht, so haben die Maschinen doch wertlos durch den Gebrauch eine Wertminderung erfahren, so daß nicht der volle Kaufpreis als Streitwert in Betracht kommen kann. Der Gesamtkaufpreis wird in einer von der Klägerin überreichten Aufstellung (selbstständigen Veranschlagung) ihres Geschäftsführers R. vom 15. Oktober 1906 auf 2 974 Mark 25 Pf. berechnet, ein Betrag, der der Veranschlagung des BG. vom 10. März 1906 entspricht. Der Beklagte hatte ihn bei Einlegung der Revision auf 3 028 Mark angegeben und berechnet dann den Streitwert auf rund 2 800 Mark; er beruft sich auf zwei überreichte Gutachten des Kaufmanns G. der früher bei der Firma B. & Co. in Stellung war. Das Gutachten G. 8. der beruht in der I. Instanz als Sachverständiger benannt war und mit Erfolg abgelehnt worden ist, ist insofern zur Glaubhaftmachung nicht geeignet und es fehlt darnach von vornherein an der dem Revisionskläger obliegenden Glaubhaftmachung der Revisionssumme. Dazu kommt aber noch, daß für die Berechnung der Wertminderung im vorliegenden Falle die Abschreibungsquote, wie sie in Geschäftskreisen üblich ist, überhaupt nicht in Betracht kommen kann. Nach der feststehenden Rechtsprechung des BG. (vgl. RG. 47, 420; Grundr. Zeitr. 46, 1044, JZ. 03 S. 26 Nr. 19; 06 S. 476 Nr. 39) ist für die Revisionssumme das Interesse des Beklagten, der Revision einlegt, nur insoweit maßgebend, als es das für die Berechnung des Streitwerts maßgebende Interesse der klagenden Partei nicht übersteigt. Für die Klägerin aber handelt es sich nur um den Wert, den die Maschinen nach ihrer Ablösung von dem Pachtgrundstück bei ihrer Wiederverwertung haben. Die Entwertung, die gebrauchte Maschinen im Fall ihrer Wiederverwertung erleiden, aber ist nach den von der Revisionsklägerin eingereichten Gutachten auf mindestens 20 Prozent, nach dem Gutachten des gerichtlichen Sachverständigen sogar auf 20—25 Prozent des Anschaffungswerts zu bemessen. zieht man auch nur 20 Prozent ab, so sinkt der Wert der Revisionshörschwerer unter den Betrag von 2 800 Mark. Die Revision war hiernach wie gesehen zu verwerfen. *J. c. S., II. v. 10. Nov. 06, 410/06 V. — Berlin.*

Handelsgeheimnis.

10. § 4. Verurteilung der Anwendbarkeit.]

Die Gründe sind rechtlich unzulänglich, aus denen das Berufungsgericht die Prüfung der Frage abgelehnt hat, ob die in Frage stehende Vertragsstrafe unverhältnismäßig hoch sei und daher der Drosselung nach § 343 BGB. unterliege; zunächst hat dasbisher bei seiner ersten Erwägung, daß die Bestimmung des § 348 BGB. über die Vertragsstrafe nicht zu den Vorschriften gehöre, die auf Winderkaufleute (§ 4 BGB.) keine Anwendung finden, die Bestimmung des § 351 BGB. übersehen,

wonach die Bestimmung des § 348 cit. allerdings auf die im § 4 bezeichneten Gewerbetreibenden keine Anwendung findet, woraus folgt, daß für diese die Bestimmung des § 343 BGB. maßgebend ist. Durch den erwähnten Grund konnte also, da die Beklagte sich für die Nichtanwendung des § 348 BGB. auf § 4 und somit auch auf § 351 berufen hatte, die Anwendbarkeit des § 348 cit. nicht gerechtfertigt werden. Das Berufungsgericht hat aber auch die Frage vernimmt, ob die Beklagte und ihre Geschäftsführer G. zu den Winderkaufleuten im Sinne des § 4 BGB. gehören. Es hat aber hierbei lediglich den Umfang ihres Geschäftsbetriebs in Betracht gezogen. In der Rechtsprechung der Zivil- und Strafsenate des RG. ist aber allgemein anerkannt, daß es für die Frage der Anwendbarkeit des § 4 cit. darauf ankomme, ob ein nach Art und Umfang in laufmännischer Weise eingerichteter Betrieb vorliegt, daß also bei der Beantwortung dieser Frage nicht nur der Geschäftsumsatz, sondern auch die ganze Art des Gewerbebetriebs, also die Art der Herstellung der Arbeitsprodukte, die Arbeitsteilung und überhaupt die ganze Einrichtung des Geschäftsbetriebs mit in Betracht zu ziehen ist (vgl. RGSt. 24 S. 81 und 357; 34, 103; 35, 289, DJZ. 04, 1187; JZ. 03 S. 140, Nr. 27; 06 S. 205, Nr. 28, S. 691, Nr. 15. Da das Berufungsgericht aber bei seiner Vermutung der betreffenden Frage lediglich den Umfang, nicht aber auch die Art des Geschäftsbetriebs der Beklagten und des G. berücksichtigt hat, so ist diese Vermutung als auf Rechtsirrung beruhend und somit als unzulässig anzusehen. (Das Berufungsgericht wird aus anderem Grunde aufreht erhalten.) *J. c. G. u. L., II. v. 4. Dez. 06, 207/06 II. — Geln.*

20. § 271 ff. BGB. Einfluß eines späteren Generalversammlungsbeschlusses nach Aufhebung eines früheren. Das Gericht hat nicht nur auf Aufhebung eines solchen Beschlusses zu erkennen, sondern an Stelle der unrichtigen die richtige Bilanz zu setzen.]

Kläger haben gegen die beklagte Gesellschaft Klage mit dem Antrage erhoben, die Beschlüsse ihrer VI. Generalversammlung vom 13. Dezember 1903, durch welche die Bilanz genehmigt und der Vorstand und Aufsichtsrat entlassen sind, für nichtig zu erklären. In der mündlichen Verhandlung I. Instanz wurde der Klagantrag dahin erweitert, die Beklagte habe anzuerkennen, daß die von dem beklagten Wächterrevor D. unter dem 28. Oktober 1903 für das Geschäftsjahr 1901/1902 aufgestellte Bilanz für sie maßgebend ist, und daß der Vorstand und der Aufsichtsrat nicht zu entlassen waren. Das BG. hat nur einen der geltend gemachten Ansetzungsgründe, nämlich die Beirerung des § 261 BGB. für durchschlagend erachtet. Es hat durch Teilurteil vom 10. Dezember 1903 den Beschluß der Generalversammlung, durch welche die Bilanz für das letzte Betriebsjahr 1901/1902 genehmigt wird, für nichtig erklärt, auch die Beklagte verurteilt, anzuerkennen, daß die von dem beklagten Wächterrevor D. unter dem 28. Oktober 1903 für das Geschäftsjahr 1901/1902 aufgestellte Bilanz für sie maßgebend ist. Berufung und Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Die Klage, welche den Beschluß der Generalversammlung der beklagten Aktiengesellschaft vom 13. Dezember 1902 und die mit demselben ausgesprochene Genehmigung der Bilanz für das Geschäftsjahr 1901/1902 nebst Entlassung des Vorstandes und Aufsichtsrats

ansichten, sind in der Generalversammlung des folgenden Jahres vom 28. November 1903 nicht erschienen und haben die in dieser beschlossene Genehmigung der Bilanz von 1902/1903 nicht angetreten. Das OLG hat ohne erkennbaren Rechtsirrtum dargestellt, daß gerade das Fernbleiben der Kläger von der Generalversammlung vom November 1903 in Verbindung mit der im vorliegenden Prozeß betätigten Rechtsverfolgung es als völlig ausgeschlossen erscheinen läßt, einen Bericht der Kläger auf ihre Anfechtungsberechtigung anzunehmen. Niemand bestimmt das Gesetz, daß der Aktionär, welcher einen Beschluß der Generalversammlung mit Klage anfecht, nun auch genötigt wäre, alle folgenden Beschlüsse, welche die Billigkeit jenes zur Voraussetzung haben, mit Klage anzufechten. Anfechtungsprozesse würden, sollte sie durch die Instanzen verfolgt werden, ersatzungsgemäß nicht selten mehrere Jahre. Der Anfechtungskläger würde fast regelmäßig genötigt, seiner ursprünglichen Klage eine Reihe weiterer folgen zu lassen. Obgleich abgesehen von dieser unpraktischen und bedenklichen Konsequenz, welche das Anfechtungsrecht des Aktionärs außerordentlich erschweren und verteuern würde, ist jedenfalls die Annahme der Revisionklägerin unrichtig, daß durch die späteren Bilanzgenehmigungsbeschlüsse die Anfechtungsklage gegenstandslos geworden sei. Daß die Anfechtungsklage Erfolg, so ist in Ermangelung gegenteiliger Anhaltspunkte davon auszugehen, daß dies auf die Befestigung der demnächst im Einklange mit der rechtskräftigen Entscheidung aufzustellenden Bilanz notwendig von Einfluß sein muß. Das OLG hat sich dem Antrage der Kläger entsprechend nicht darauf beschränkt, den die Genehmigung der Bilanz pro 1901/1902 aussprechenden Generalversammlungsbeschluß für nichtig zu erklären. Es hat die Beklagte zugleich verurteilt, anzuerkennen, daß die von dem verurteilten Bücherrevisor D. unterm 28. Oktober 1903 aufgestellte Bilanz pro 1901/1902 für sie maßgebend sei. Und in diesem Umfange ist die Entscheidung des OLG vom OLG gebilligt. In der Literatur ist neuerdings mehrfach die Ansicht vertreten worden, daß das Gericht im Falle der erfolgreichen Anfechtung eines Generalversammlungsbeschlusses, welcher eine gesetzwidrige Bilanz genehmigte, sich darauf zu beschränken habe, diesen Beschluß aufzuheben; dagegen sei das Gericht nicht berufen und auch nicht befugt, die nach seiner Auffassung richtige an Stelle der gesetzwidrigen Bilanz zu setzen. Vgl. Staub, VIII. Aufl. (im Gegenjahre zu den vorzugeschickten) § 260 Anm. 2 § 273 Anm. 2, Rakower, XIII. Aufl. § 271 III, Rehm, Wabener S. 801 Fußnote 2; vgl. auch OLG, Hamburg, Urteil vom 30. Mai 1902, mitgeteilt in Goldheime Mitteilg. Bd. XI S. 247 ff. Obwohl die Revision in dieser Richtung einen Angriff nicht erhoben hat, war der Senat nach § 559 Satz 2 ZPO. veranlaßt, die Nichtigkeit des Standpunktes der Verurteilungen nachzuweisen. Das OLG hat höher zu der beregten Frage ausdrücklich noch nicht Stellung genommen. Wohl aber ergibt die Entscheidung des Senats in seinem Urteil vom 6. Juli 1896 (Rep. I 137/05), daß derselbe damals grundsätzlich davon ausging, es sei Sache des Richters, nicht nur die Nichtigkeit des angefochtenen Beschlusses auszusprechen, sondern den Parteienanträgen gemäß das dem Gesetz Entsprechende an seine Stelle zu setzen, soweit der Richter hierzu nach den Umständen des Falles in der Lage ist. Diese Auffassung entspricht den leitenden Gesichtspunkten, welche das

OLG in der Entscheidung vom 20. Oktober 1877 (MDG 48. 23, 273 ff.) hinsichtlich des damals noch nicht näher normierten Anfechtungsrechts des Aktionärs in dieser Hinsicht aufstellt. „Über die Forderungen, die infolge dieses Rechts gestellt werden können, lassen sich allgemeine Grundsätze nicht aufstellen, während doch in jedem einzelnen Falle zur Vermeidung von Grenzmissen unbestimmten und deshalb in seinen Folgen unübersehbaren Inhalts ein Klare und der letzten Lage der Gesellschaft (wie sie infolge der gesetz- oder Statutenwidrigen Handlungen geschaffen) entsprechendes Klagegeheim geordnet werden muß.“ Das OLG hat es dementsprechend unterlassen, Grundsätze für den Inhalt des Klagegeheim bei der Anfechtungsklage aufzustellen. Indem es aber in § 273 antwortet, „daß das Urteil auch für und gegen die Aktionäre wirkt, die nicht Partei sind, soweit der Beschluß durch rechtskräftiges Urteil für nichtig erklärt ist“, gibt es damit einen Fingerzeig, daß der Richter sich nicht auf die rein negative Tätigkeit der Aufhebung des gesetzwidrigen Beschlusses zu beschränken, sondern positiv die Grenzlinien zu bezeichnen hat, innerhalb deren der Beschluß aufrecht erhalten werden kann. Vgl. hierzu Staub, § 263. VI. und VII. Aufl. § 260 Anm. 2, Staub-Hamburg, Gesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung § 45 Anm. 29, wo insbesondere auf die erwähnte Entscheidung des OLG Bezug genommen ist, Metzger, Aktiengesetz § 271 Anm. 5. RG. B. c. p., U. v. 7. Nov. 06, 44 06 I. — Königsberg.

21. § 470 in Verb. mit § 61 Abs. 5 Eisenbahnverkehrsordnung vom 18. Oktober 1895, § 1017 Nr. 3 EAdG 1895, 196 Nr. 3 EAdG, Art. 169 Abs. 2 EGV 1895, § 304, 557, 559 ZPO. — Rechtliche Natur und Verjährung der Frachtpflicht der Verkehrsordnung. Verjährung des § 304 ZPO. ist nur auf ererbene Klage zu berücksichtigen.]

Der klagende Eisenbahnbesitzer behauptet, daß der Beklagte M. bei seinen Güterverfrachten aus den Jahren 1897—1900 vorsätzlich oder fahrlässig in den Frachtbriefen unrichtige Angaben gemacht habe, indem er a) bei Normalgut das Gewicht zu niedrig angegeben habe, bzw. Ladungen als ausschließlich aus Gütern der Spezialtarife bestehend angegeben habe, während sie teilweise aus Gütern der allgemeinen Wagenklasse bestanden. Deshalb habe er zu wenig Fracht bezahlt. Kläger beantragt mit der Klage von M. a) die hinterlegte Fracht mit 17 759 Mark 50 Pf., b) das Doppelte als Frachtpflicht nach § 53 Abs. 3 der Verkehrsordnung mit 35 589 Mark 80 Pf., zusammen 53 349 Mark 30 Pf. nebst Zinsen. Die Klage ist am 23. Dezember 1901 erhoben. Der I. Richter hat durch Urteil die Klage in Höhe von 35 587 Mark 80 Pf. gegen den Beklagten M. abgewiesen. Der Berufungsrichter hat auf Verurteilung des Klägers den Klagenanspruch in Höhe von 35 587 Mark 80 Pf. gegen den Beklagten M. dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Auf Revision des Beklagten M. hat das OLG den Klagenanspruch auf Frachtpflichter aus dem Jahre 1897 wegen Verjährung abgewiesen, im übrigen aber die Revision zurückgewiesen. I. Das OLG untersucht die rechtliche Natur des Frachtpflichtes und kommt zu dem Ergebnisse, daß er eine Vertragsklage sei, welche nicht mit der Fracht verjähre (vgl. § 1017 Nr. 3 EAdG 1895, § 196 Nr. 3 EAdG), sondern der dreißigjährigen Verjährung unterliege. Auf Grund des Zu-

geheimnisses des Beklagten R., daß sowohl in einzelnen Fällen das Gewicht oder die Beschaffenheit der Güter zum Nachteil des Klägers objektiv unrichtig angegeben sein können, in Verbindung mit den vom Kläger für seinen Anspruch vorgelegten Unterlagen hat es für erwiesen erachtet, daß derselbe wenigstens zum Teil besteht und hiernach Anspruchsteil über den Grund des Anspruchs erlassen. Den rechtlichen Ausführungen des OLG. kommt nicht in allen Beziehungen beizutreten werden. Darin ist dem OLG. zuzustimmen, daß die Verzögerung des § 61 Abs. 4 der älteren, § 61 Abs. 5 der geltenden EisenbVO. und des § 470 HGB. auf die eingeklagten Ansprüche keine Anwendung finden kann. Die hier vorgelegene einjährige Verzögerung beschränkt sich auf Ansprüche auf Nachzahlung zu wenig erhöhter oder Rückersatz zu viel erhöhter Fracht oder Gebühren und hat zur Voraussetzung, daß der Anspruch auf einer unrichtigen Anwendung der Tarife oder auf Fehler bei der Berechnung gestützt wird. Der Tarif muß also mit einem Satz zur Anwendung gelangt sein, welcher auf die seine Unterlagen übenden Beförderungsanlagen nicht paßt, oder es muß bei der Berechnung des an sich richtig angewendeten Tarifsatzes ein Fehler unterlaufen sein. Solche Fälle des Mißgriffs in Anwendung oder Berechnung des Tarifs stehen hier aber nicht in Frage. Hier wurde der Tarif an und für sich richtig angewendet und auch richtig berechnet; nur die Unterlagen, welche der Abnehmer für die Anwendung und Berechnung des Tarifs gegeben hatte, waren falsch. Nicht ein Fehler bei der Tarifierung ist der Grund der erhobenen Ansprüche, sondern die vorläufige oder fehlerhafte falsche Deklaration des Frachtführers. Auf diese Fälle ist die Spezialbestimmung des § 470 HGB., § 61 der Verkehrsordnung nicht anzuwenden. Vgl. Urteile des Senats vom 10. Oktober 1900 Rep. 1 201/00, AbG. 47, 33 ff., und vom 2. Juni 1905 Rep. 1 28/05, mitgeteilt in *Ergänzung eisenbahnrichterlichen Entscheidungen* Bd. 22 S. 16; vgl. ferner *Urtünger u. Hackenburg, Kommentar zum HGB.* 3, 691, abweichend *Eger* im *Sächsisch* 15, 17. Was die rechtliche Natur der Frachtführerklagen betrifft, so hat das OLG. zutreffend darauf hingewiesen, daß die Verkehrsordnung solche „Zusätze“ zur normalen Fracht in einem doppelten Sinne versteht. Einmal erscheinen sie als Extrapergütungen für besondere Leistungen der Eisenbahn, so in § 34 Abs. 2 verbunden mit §§ 84 ff. der Verkehrsordnung für die Übernahme einer besonderen Haftung für Reisepaß im Falle der Deklaration des Interesses oder in § 57 a. O. für Beförderung der Güter in gedeckten Wagen auf Verlangen des Abnehmers (vgl. auch § 48 a. a. O.). In anderen Fällen werden Frachtführerklagen erhoben wegen unrichtiger Angabe des Inhalts einer Sendung oder bei zu niedriger Angabe des Gewichtes einer Wagenladung oder bei Überlastung eines vom Abnehmer selbst beladenen Wagens, vgl. § 53 Abs. 7 Abs. 12 der Verkehrsordnung. In diesen letzteren hier allein in Frage stehenden Fällen hat der Frachtführerklagen den Charakter einer Konventionalstrafe. Es soll damit ein der Verkehrsordnung und dem Eisenbahnbetriebsreglement entsprechendes Verhalten des Abnehmers erzwungen werden. Vgl. Urteile des Senats vom 20. Januar 1887 Rep. 1 401/86, und vom 10. Oktober 1900 Rep. 1 201/00, AbG. 20, 33, 47, 37. Was zuletzt wird aber vom OLG. aus dieser Natur des Frachtführerklagen nach § 53 der Verkehrsordnung die Folgerung gezogen,

daß er überhaupt keine Fracht, daß er auch kein Allokutum der Hauptverbindlichkeit aus dem Frachtvertrage sei, daß er deshalb auch nicht der für Frachtforderungen geltenden kurzen Verjährung des § 1017 Nr. 3 *Sächsisch* Abs. 1, § 196 Nr. 3 *HGB.* unterliege, sondern lediglich nach § 160 *Sächsisch* Abs. 1 und § 195 *HGB.* den allgemeinen Verjährungsbestimmungen. Gegenüber dieser, auch von Reinbl. in der *DZS.* 1903, 100 vertretenen Auffassung hat schon *Eger* ebenso S. 123 zu treffend darauf hingewiesen, daß sie der im deutschen wie im internationalen Eisenbahntransportverkehr zum Ausdruck gelangenden Tendenz, eine glatte und rasche Erledigung der Frachtführerklagen im Verkehrsinteresse herbeizuführen, direkt widerspreche. Aber ganz abgesehen von dieser Erwägung ist die Auffassung, welche den Frachtführerklagen nicht als Fracht im Sinne der Verjährungsvorschriften gelten lassen will, juristisch unhaltbar. Allerdings steht der „Frachtführerklagen“ in einem Gegensatz zu den gewöhnlichen Frachtführern und auch zu den Auslagen (Kosten), welche in § 60 der Verkehrsordnung genannt werden. Aber er steht dadurch nicht auf „Fracht“ zu sein, daß er als Konventionalstrafe gefordert wird, so wenig das Porto auf Porto, Porto zu sein, weil es als Strafpporto geschuldet wird. Daß der Frachtführerklagen mit der Frachtforderung verjährt, ist nicht notwendig; es sind Fälle denkbar, in welchen ein Anspruch auf Frachtführerklagen, aber kein Anspruch auf Fracht eintreift (vgl. Reinbl. a. a. O.). Aber sicher ist, daß er als Fracht verjährt. Dafür spricht nicht nur die seinem Wesen entsprechende Bezeichnung als Frachtführerklagen, dafür spricht auch eine ungenügende Auslegung des Wortlautes des § 196 Nr. 3 und der Zweck der kurzen Verjährungsfrist überhaupt. *Eger* will zwar a. a. O. den Frachtführerklagen nach § 470 HGB. schon nach einem Jahre verjähren lassen. Doch dies nicht dem Befehl entspricht, wurde oben dargelegt. Er führt jedoch weiter aus, daß wenn nicht die einjährige Verjährung des § 470 HGB., jedenfalls die zweijährige nach § 196 *HGB.* eintreife. Dieser letzteren Ansicht ist beizutreten. Vgl. *Urtünger-Hackenburg, Bd. III S. 691* Note 11 Nr. 4; *Hertzer* in der *Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen* 1902 Nr. 34 S. 553. Das OLG. hat hiernach rechtlich geirrt, wenn es annahm, daß der auf Grund des Frachtvertrags als Konventionalstrafe geforderte Frachtführerklagen nicht eine Fracht sei. Auf diesem Irrtum beruht aber die ergangene Entscheidung, wenigstens teilweise. Nach § 1017 Nr. 3 *Sächsisch* Abs. 1 verjährt die Forderung für Fracht in drei Jahren. Diese im Vergleich zu der Frist des § 196 Nr. 3 *HGB.* längere Verjährungsfrist, welche für die Frachtführerklagen aus dem Jahre 1897 nach § 1018 des *Sächsisch* Abs. 1 mit dem Schluß des Jahres 1897 begann, lief früher ab, als die im *HGB.* bestimmte Frist und war daher nach Art. 169 Abs. 2 Satz 2 *EWÜB.* im vorliegenden Falle für die Ansprüche auf Frachtführerklagen aus dem Jahre 1897 maßgebend. Sie waren bei Erhebung der Klage (Dezember 1901) bereits verjährt. Soweit Kläger sie noch im vorliegenden Prozesse verfolgt, war seine Klage abzuweisen. Bezüglich der Frachtführerklagen aus den Jahren 1898, 1899, 1900 war aber zur Zeit der Erhebung der Klage Verjährung weder nach dem *Sächsisch*, noch nach dem Recht des *HGB.* eingetreten. II. Es konnte bei Beurteilung der angefochtenen Entscheidung noch in Frage kommen, ob das OLG., da es

keinen der einzelnen mit der Klage geltend gemachten Ansprüche für sich allein, sondern nur im allgemeinen einen Anspruch des Klägers für Frachtaufschlag dem Grunde nach als festgesetzt annehmen, zu einem Urteil nach § 304 ZPO. überhaupt gelangen durfte, und ob die Entscheidung in dieser Hinsicht hinsichtlich mit Gründen versehen ist. In der schriftlichen Revisionsbegründung ist denn auch ungenügende Feststellung der tatsächlichen Grundlagen gerügt. Nachdem jedoch der Vertreter des Revisionsklägers in der mündlichen Verhandlung vor dem Revisionsgericht ausdrücklich erklärt hat, er wolle keine Beanstandung dagegen erheben, daß hinsichtlich der einzelnen in der Klagsanlage spezifizierten Ansprüche auf Frachtaufschlag keine Feststellung getroffen ist, sondern das OLG. über den eingeklagten Anspruch im ganzen dem Grunde nach entschieden habe, war der Senat im Hinblick auf § 559 verb. mit § 557 ZPO. nicht in der Lage, in eine Prüfung des Verfahrens des OLG. in dieser Richtung einzutreten. R. o. G. F., II. v. 14. Nov. 06, 165/06 I. — Dresden.

Konkurrenzordnung.

22. § 59 Ziff. 1 RD. über die Haftung des Konkursverwalters wegen willkürlichen oder grob fahrlässigen Eingriffs in das bestehende Patent eines anderen im Verhältnis zu solchen vorherigen Eingriffen des Gemeinschuldners.]

Dem OLG. ist auf die Berufung der Beklagten die Klage insoweit abgewiesen worden, als sie die Feststellung verlangt, daß die Beklagte verpflichtet sei, der Klägerin aus denjenigen Schäden zu ersetzen, welcher ihr dadurch entstanden ist, daß seit der Konkursöffnungsfrist, 10. Januar 1903, bis zum 14. Juli 1903 von dem Konkursverwalter Willkürergriffen hergestellt, in Verkehr gebracht, feilgeboten und gebraucht sind, welche mit künftigen Zellergriffen versehen waren. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Mit dem OLG. ist anzuerkennen, daß für einen durch willentliche oder grob fahrlässige Patentverletzung des Verwalters im Konkurs der Beklagten verursachten Schaden die Beklagte der Klägerin haften würde. Dies folgt aus § 59 Ziff. 1 RD. sowie daraus, daß Träger der Pflichten der Gemeinschuldner ist. Unrichtig hingegen und auch mit dem Revisionsurteil vom 27. Februar 1906 in Widerspruch stehend ist die von der Revision vertretene Meinung, daß, nachdem die Beklagte vor der Konkursöffnungsfrist die Klägerin geschädigte Erfindung einmal willentlich oder doch grob fahrlässig in Benutzung genommen habe, und damit die Schadenerschuldspflicht bereits entstanden gewesen sei, es nicht darauf ankomme, ob der Konkursverwalter, der den vorgeschriebenen Betrieb nur fortsetzt, für seine Person mit Beziehung auf die Patentverletzung willentlich oder grob fahrlässig gehandelt habe. Wenn nur willentliche oder grob fahrlässige Patentverletzung eine Schadenerschuldspflicht begründet, so kann eine Schadenerschuldspflicht nur so lange entstehen, als das Patent willentlich oder grob fahrlässig verletzt wird. Nach der Konkursöffnungsfrist hat der Konkursverwalter unabhängig vom Wunsch und Willen der Gemeinschuldnerin nicht nur darüber, ob überhaupt das Geschäft der Gemeinschuldnerin für Rechnung der Konkursmasse weiter betrieben werden sollte, sondern auch darüber zu befinden, ob es angeht, im Falle der Fortsetzung des Geschäftsbetriebes diesen auch auf die Verletzung und den Vertrieb von Zentrifugen nach dem Patent Nr. 119 092

zu erstrecken. Entschied er sich dafür, so handelte lediglich er, und deshalb lag ein zum Schadenersatz verpflichtendes Handeln nur vor, wenn er wollte oder aus grober Fahrlässigkeit nicht wollte, daß durch dieses Handeln das Patent der Klägerin verletzt wurde. Zugabergibt es nur, daß ein der Schadenersatzpflicht weiter begründendes Verschulden des Konkursverwalters darin hätte gefunden werden können, wenn er, ohne die Frage der Patentverletzung im Ertragszug zu ziehen, den Geschäftsbetrieb der Gemeinschuldnerin unbeeinträchtigt fortgesetzt hätte. Das Berufungsgericht hat ohne Gesetzesverletzung ein faßbares moßendes Verhalten des Konkursverwalters nicht für bergehen erachtet. S. o. F., II. v. 17. Nov. 06, 170/06 I. — Kiel.

Reichshauptpflichtgesetz.

23. § 1. Annahme „höherer Gewalt“ beim Zusammenstoß eines fahrradlosen Lastwagens mit einem Straßenbahnwagen.]

Die Klägerin fuhr im Juli 1904 in einem Wagen der von der Beklagten betriebenen Straßenbahn, als mit diesem, aus einer Seitenstraße kommend ein fahrradloser Lastwagen zusammenstieß, dessen Pferde schon geworben waren und in vollem Lauf daharraßten. Die Reichs- und die Lastwagens durchschlug die eine Rängelreife des Motorwagens und zerstückelte die Klägerin den rechten Unterschenkel. Die Klägerin hat Schadenersatz auf Grund des Hauptpflichtgesetzes gefordert. Das LG. hat unter Verwerfung der Einrede der höheren Gewalt dem Klageantrag entsprochen, das OLG. die Berufung der Beklagten zurückgewiesen. R. o. F. hat auf und wies die Klage ab. Das Berufungsgericht stellt fest, daß der Lenker des Motorwagens den Zusammenstoß nicht hat vermeiden können, und führt aus, die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit entgegenkommenden Fahrzeugen gehöre zu den Gefahren, denen der Betrieb einer elektrischen Straßenbahn bei der Größe und Schwere ihrer in Schienen gehenden und an sie gebundenen Wagen in verkehrsreichen Straßen notwendig ausgesetzt sei. Mit dieser Gefahr müsse der Unternehmer der Straßenbahn von vornherein rechnen. Solche Zusammenstöße seien in den mit dem Betriebe verbundenen Gefahrenkreis und seien von ihm, auch wenn er sie im einzelnen Falle nicht habe vermeiden können, zu vertreten, weil er eben die Gefahr für die Unfälle trage, die ihren Grund in der gefährlichen Natur des Bahnbetriebs an sich haben. Der Begriff der höheren Gewalt setze erst dann ein, wenn der Unfall in einem äußeren unabwehrbaren, mit den dem Betriebe eigentümlichen Gefahren außer Zusammenhang stehenden Ereignis seinen Grund habe. Dieser Auslegung kann für den vorliegenden Fall nicht beigetreten werden. Der erkennende Senat hat zwar wiederholt ausgesprochen, daß Zusammenstöße zwischen Straßenbahnwagen und anderen Fußwegen zu den Ereignissen zu zählen seien, die im Straßenverkehr einer Verkehrsgefahr nicht mit einer gewissen Häufigkeit vorzukommen pflegen, die daher als mit dem Straßenbahnbetrieb und seinen Gefahren in innerem Zusammenhang stehend der Betriebsunternehmer nach dem Hauptpflichtgesetz zu vertreten habe. Allein der Unfall, der zu einer Verletzung der Klägerin geführt hat, trägt, wie die Revision mit Recht hervorhebt, eine Besonderheit an sich: der Zusammenstoß erfolgte mit einem Wagen, der von fahrradlosen, schon geworbenen und in vollem Lauf dahinnahenden Pferden gezogen wurde, ohne jedes menschliche Zutun und mit so starker Gewalt,

daß ein Betriebsmittel, der Straßenbahnwagen, in seiner Länge, durchbohrt wurde, was erst die Verletzung der Klägerin ermöglichte. Ein solcher, in seiner Ursache und seiner Wirkung einem elementaren Ereignis gleichkommender, auf den Betrieb der Straßenbahn von außen einwirkender Vorgang muß als ein ungeradebliches, mit feinem Betrieb nicht schon seiner Natur nach verknüpft Ereignis angesehen werden, und es hat daher als höhere Gewalt zu gelten, wenn die schädigende Einwirkung auch durch die äußerste, nach den gegebenen Umständen gebotene Vorsicht, durch alle vernünftigerweise dem Betriebsdirektor zumutenden Vorkehrungen nicht abzuwenden und auch in seinen Folgen nicht unschädlich zu machen war. Daß diese Voraussetzung vorliegendensfalls vorhanden ist, ergibt der Sachverhalt ohne weiteres. D. Et. B. o. R., II. v. 5. Dg. 05, 112/06 VI. — Dresden.

Zwangsvorsteigerungs- und Zwangsverwaltungsverfahren vom 24. März 1897.

24. §§ 28, 57, 148, 161 in Verb. mit § 573 Satz 1, § 1124 Abs. 2 B.O.B. Recht des Hypothekengläubigers auf die beschlagnahmten Mietzinsen kömt im Fall der Verdringung des Zwangsverwaltungsverfahrens vor Fälligkeit der Mietzinsen auf; nur relative Unwirksamkeit der Verdringung nach § 1124 Abs. 2 B.O.B.]

Der Verdringungsrichter geht davon aus, daß, da die im Zwangsverwaltungsverfahren gemäß § 148 Abs. 1 Z.O.B. für den Kläger erfolgte Beschlagnahme der Mietzinsen noch im letzten Quartal 1904 stattgefunden hat, der Kläger an und für sich auf Grund des § 1124 Abs. 2 B.O.B. die von dem Beschlagnahmten erzielte — eine „Verdringung“ im Sinne der zitierten Gesetzesvorschrift — Pfändung und Überweisung derselben Mietzinsen nur noch für das erste Quartal 1905, nicht auch darüber hinaus gegen sich gelten zu lassen verbunden wäre. Allein das ganze Zwangsversteigerungsverfahren und damit auch die in ihm erfolgte Beschlagnahme habe dadurch, daß das Grundstück im März 1905 dem Kläger im Zwangsversteigerungsverfahren zugestrichen worden sei, noch vor dem 1. April 1905 ihr Ende erreicht. Dadurch sei der für den Beschlagnahmten ergangene Pfändungs- und Überweisungsbeschluß, der durch die widersprechende, im Zwangsverwaltungsverfahren zugunsten des Klägers erfolgte Beschlagnahme nur in seiner Wirksamkeit gehemmt, nicht aber aufgehoben worden sei, vielmehr, und er könne nunmehr dem Rechte des Klägers, das dieser nur noch auf den mit der Zuschlagserteilung verbundenen Eigentumsversteigerungsschlag zinsen könne, entgegen. Daß sowohl die Aufhebung des Zwangsversteigerungsverfahrens erst am 29. April 1905 — nachdem inzwischen die für das zweite Quartal 1905 im voraus zu entrichtenden Mietzinsen fällig geworden seien — stattgefunden habe, verdringe nichts, da der Beschluß nur deklaratorische Bedeutung habe; das Verfahren hätte nach § 161 Abs. 4 Z.O.B. in Verbindung mit § 28 ebenfalls fortgesetzt, nachdem das Zwangsversteigerungsverfahren durch die Zuschlagserteilung beendet worden war, von Amts wegen aufgehoben werden müssen. Denn der Zuschlag habe die Rechtsfolge gehabt, daß sowohl die Hypothek des Klägers wie das Zwangsverwaltungsverfahren erloschen sei und letzteres von da ab die in ihm zugunsten des Klägers beschlagnahmten Mietzinsforderungen der Kreditisten B. nicht mehr „umsatz“ habe. In diesen Ausführungen

ist allerdings die Heranziehung des § 28 Z.O.B. verfehlt. Wenn der letztere Paragraph in § 161 Abs. 4 ebenfalls für entsprechend anwendbar erklärt wird, so hat das nur den Sinn, daß wenn das Vollstreckungsgericht aus der ihm mitzuteilenden beglaubigten Grundbuchbeschriftung von dem Bestehen eines der Zwangsverwaltung hindernenden Rechts erfährt, es dem betreffenden Gläubiger die Befreiung des Hindernisses aufzugeben, und falls er der Aufhebung nicht nachkommt, wegen des Hindernisses das eingeleitete Verfahren wieder aufzuheben hat. Dagegen kann die mit der Zuschlagserteilung verbundene Verdringung des Zwangsverwaltungsverfahrens nicht als ein der Fortsetzung des Verfahrens entgegenstehendes Hindernis im Sinne der angeführten Gesetzesbestimmung angesehen werden. Dies erscheint um so weniger zulässig, als daß die Fortsetzung der Zwangsverwaltung hindernde Recht — das von dem Gesetzgeber durch den Zuschlagsbeschluß erworbene Eigentum an dem verdringten Grundstück — zur Zeit seiner Entstehung kein grundbuchmäßiges ist, die Verdringung des Grundbuchs vielmehr erst nach Ablaufung des Verdringungstermins, also geraume Zeit später, erfolgt. Der im vorstehenden gekennzeichnete Rechtsirrtum des Verdringungsrichters konnte jedoch nicht zur Aufhebung des angefochtenen Urteils führen, da er auf die Entstehung selbst ohne Einfluß geblieben ist, diese vielmehr als richtig angesehen werden muß. Zunächst leuchtet ohne weiteres ein, daß dem Kläger, soweit er seinen Anspruch auf die Rechte des Besitzers gründet, die gesetzlichen Bestimmungen nicht zur Seite stehen. Da er am 13. März 1905 — dem Tage des Zuschlagsbeschlusses — Eigentümer des erstrittenen Grundstücks geworden ist, so muß er nach § 57 Z.O.B. in Verbindung mit § 573 Satz 1 B.O.B. Verfügungen, die über die Mietzinsen der beiden ersten Quartale des Jahres 1905 getroffen sind, gegen sich gelten lassen. Daß, wenn gleich § 573 Satz 1 B.O.B. nur von (rechtsgeschäftlichen) Verfügungen des Vermieters spricht, ihnen doch nach dem Willen des Gesetzgebers diejenigen Verfügungen gleichzustellen sind, die gegen den Vermieter von einem Gläubiger des letzteren im Wege der Zwangsversteigerung vorgenommen werden, hat das R.O. bereits wiederholt ausgesprochen (vgl. die Urteile vom 28. Mai und 20. September 1904, R.O. 58, 181; 50, 177). Gegen die Annahme des Verdringungsrichters, daß auch die Eigenschaft als Hypothekengläubiger dem Kläger kein Recht auf die Mietzinsen des zweiten Quartals des Jahres 1905 gewähre, weil der Eintritt der Fälligkeit der Mietzinsen das Zwangsverwaltungsverfahren, in dem die letzteren beschlagnahmt seien, zufolge der Zuschlagserteilung sein Ende gefunden habe, macht die Revision zunächst geltend, es hänge von dem Umfang und Dauer des Rechts aus der Beschlagnahme von reinem Zufall ab; würde das Vollstreckungsgericht den Verdringungstermin nicht auf einen Tag vor dem 1. April 1905, sondern auf einen späteren Tag anberaumt haben, so wäre eine „Verdringung“ der Rechte des Klägers nicht eingetreten. Die Revision übersieht nicht den Zeitpunkt, in dem der Aufhebungsbeschluß nach § 161 Z.O.B. erlassen wird, als maßgebend für das Ausbleiben der Zwangsverwaltung betrachtet wissen. Dabei übersieht sie indessen, daß der Aufhebungsbeschluß hinsichtlich des Zeitpunktes seines Erlasses denselben Zufälligkeiten unterliegt, wie die Anberaumung des Verdringungstermins. Der erwähnte Angriff entbehrt da-

her der Schlußigkeit. Auch der von der Revision hervor-
gehobene Gesichtspunkt einer durch die vermeintliche Zufälligkeit
herbeigeführten Rechtsverlängerung trifft nicht zu. Da der Er-
sther mit der Zuschlagserteilung Eigentümer des Grundstücks
wird, so gehören ihm von dem Tage des Zuschlags ab,
unbeschadet eines etwaigen Eingreifens der Vorschrift des § 573
Satz 1 BGB., die Grundstückeinkünfte, insbesondere die Miet-
zinsen und hört mit demselben Zeitpunkt das Recht des
Schuldners oder bisherigen Eigentümers auf den Bezug der
letzteren auf. Die Rechte des Hypothekengläubigers aber können
ihrer Natur nach nicht weiter reichen als die aus dem Eigen-
tum, das durch sie eingeschränkt wird, sich begrifflich er-
gebenden Befugnisse. Danach beruht es nicht auf äußerem Zu-
falle, sondern auf rechtsbegrifflicher innerer Notwendigkeit, wenn
der Hypothekengläubiger least seines Hypothekenrechts nur die-
jenigen Mietzinsen beanspruchen darf, die vor dem Übergang
des Eigentums an dem belasteten Grundstück auf den Ersteren
fällig geworden sind. Schon nach dem Befagten erweist sich
der Klagsanspruch, soweit er aus der vom Kläger innegehabten
Stellung eines Hypothekengläubigers hergeleitet wird, als hin-
fänglich, und kann danach die Rechtmäßigkeit der von dem Voll-
streckungsgericht am 14. März 1905 verfügten Aufhebung des
an die Mieter erlassenen Zahlungsverbotes einem Bedenken nicht
unterliegen. Aber auch die weitere, von dem Berufungsgericht
noch angestellte Erwägung, daß auf die streitigen Mietzinsen
nicht bloß der Kläger (als Hypothekengläubiger und Ersterer)
sein Recht, sondern auch der Beklagte (sineiterits zufolge des
Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses vom 7. November 1904
ein positives Recht habe, weil der bezeichnete Beschluß mit dem
Besfall der im Zwangsverwaltungsverfahren für den Kläger
erfolgten weiterreichenden Beschlagnahme „weiter ausgeleitet“ sei,
ist zutreffend, und wird von der Revision mit Unrecht bekämpft.
Nach § 1124 Abs. 2 BGB. ist eine Verfügung über den Miet-
zins, die sich auf weitere Quartalsbeträge als diejenigen des
Quartals der Beschlagnahme und des nächstfolgenden Quartals
erstreckt, dem Hypothekengläubiger gegenüber unwirksam.
Die Unwirksamkeit ist keine absolute (Nichtigkeit), sondern
ebenso wie diejenige Unwirksamkeit, die eintritt, wenn einem
jüngsten einer bestimmten Person bestehenden Veräußerungs-
verbot zuwidergehandelt wird, §§ 135, 136 BGB., nur eine
relative. Sie hört daher, abgesehen von ihrer Teilung durch
nachträgliche Genehmigung der Verfügung von Seiten des
Hypothekengläubigers auch dann auf, wenn der Hypotheken-
gläubiger wegen des Anspruchs, um dessen willen die
Beschlagnahme stattgefunden hat, anderweit befriedigt wird oder
wenn er auf die Hypothek verzichtet, und diesen Fällen muß
nach der Zweckbestimmung der zitierten Gesetzesvorschrift der
weitere Fall gleichstehen, daß die Beschlagnahme wegfällt, weil
dem Zwangsverwaltungsverfahren, mit dem sie verbunden ist
und dessen Rechtfertigung sie trägt, die Mietzinsen, über die ver-
fügt worden ist, infolge des eingetretenen Eigentumswechsels
nicht mehr unterliegen. Noch weniger läßt sich die Ungültig-
keit (Nichtigkeit) des Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses
vom 7. November 1904 daraus herleiten, daß zur Zeit, wo der
letzte zuging, für den Beklagten ein Nießbrauchsrecht an dem
belasteten Grundstück eingetragen war. Kläger meint, der Nieß-
brauch habe dadurch, daß er die Mietzinsen mitergriff, diesen

die Fähigkeit genommen, den Gegenstand einer Pfändung und
Überweisung zu bilden. Demgegenüber hat indessen der
Berufungsrichter zutreffend ausgeführt, durch den erwähnten
Umfstand werde die Rechtelage des Beklagten nicht geschwächt,
sondern verhärtet. Gleich auf sein Nießbrauchsrecht zu berufen,
sei er nur berechtigt, nicht verpflichtet gewesen. Gleichwie ein
Rechtsgeschäft in seiner Gültigkeit nicht dadurch beeinträchtigt
werde, daß dieselben Personen es unter sich nochmals vor-
nehmen, so müsse es auch in einem Falle vorliegender Art dem
Berechtigten unbenommen sein, auf den erzwungenen Pfändungs-
und Überweisungsbeschuß einen Anspruch zu stützen, den er
auch kraft seines Nießbrauchsrechts hätte geltend machen können.
Der von der Revision zur Bekämpfung dieser Auffassung her-
gegangene Satz, daß der Eigentümer nicht ein Recht an seiner
eigenen Sache erwerben könne, beweist nichts dagegen, da es
sich bei ihm um wesentlich andere liegende Verhältnisse handelt.
Ubrigens muß der erwähnte Angriff auch deshalb versagen,
weil von dem vertretenen Standpunkt aus zwar nicht die
Pfändung und Überweisung, wohl aber der Nießbrauch des
Beklagten der klägerischen Rechtsverfolgung entgegenstehen, die
Klage also auch in diesem Falle abzuweisen sein würde.
R. O. v. G., U. v. 3. Dez. 06, 152/06 V. — Dresden.

Allgemeines Berggesetz vom 24. Juni 1865.

25. § 148 scheidet nicht ein Gewerbe, das von dem
Eigentümer eines durch den Bergbau beschädigten Gebäudes
in einem anderen von der Einwirkung des Bergbaues nicht
betroffenen Gebäude betrieben wird.]

In dem angefochtenen Berufungsurteil handelt es sich
hauptsächlich um den Geschäftsvorfall, den die Kläger als Teil
des erlittenen Bergschadens in Höhe von 5496 Mark ersetzt
verlangen. Der Beklagte der Kläger betrieb und diese selbst
betrieben in einem der Witwe R. gehörigen Hause, welches
durch den Bergbau nicht beschädigt worden ist, ein Brenn-
geschäft, an welchem in den gedachten Kausfall dadurch erlitten
haben wollten, daß die in den beschädigten Häusern zur Miete
benutzenden Leute, die aus dem gedachten Geschäft ihren Bedarf
bezogen, infolge polizeilicher Sperrung dieser Häuser genötigt
wurden, auszuweichen, und dadurch das Geschäft der Kläger die
Rauheit der Bewohner der beschädigten Häuser für die
Dauer deren Untertunbarkeit verlor. Das Berufungsgericht
verwirft den hierauf gegründeten Schadensanspruch der Kläger,
weil das Erwerbsgeschäft der Kläger mit dem Grundeigentum
an den beschädigten Häusern oder seinen Zubehörungen weder
rechtlich noch wirtschaftlich im Zusammenhang stehe, auch nicht
dem wirtschaftlichen Zweck dieser Grundstücke diene, sondern ein
selbständiges Unternehmen, der Bergbaubetrieb aber für
Schäden, die weder dem Grundeigentum noch seinen Zu-
behörungen entstehen, nicht haftbar sei. Der hiergegen erhobene
Angriff einer Verletzung des § 148 Allgemeines Berggesetz ist
nicht begründet. Ein von dem Eigentümer eines durch den
Bergbau beschädigten Gebäudes in einem anderen von der
Einwirkung des Bergbaues nicht betroffenen Gebäude betriebenes
Gewerbe wird durch den § 148 Allgemeines Berggesetz nicht
geschützt, umso weniger, wenn, wie hier, die betreffenden Gebäude
nicht einmal denselben Eigentümer haben. Hieran würde auch
nichts ändern, wenn etwa — wie in dem Obachten des Bau-
rats W. unterstellt ist, übrigens von den Klägern gar nicht

behauptet war, — die Kläger ihre Rechte konkretlich verpfändet hätten, bei ihnen zu kaufen. Das dadurch entstehende obligatorische Recht der Kläger bildet kein Zubehör des beschädigten Grundstücks und stellt auch keine den Kaufpreis wert beizulegenden erscheinende Eigenschaft dar. Der Ertrag des in einem anderen Grundstück als dem beschädigten betriebenen Erwerbsgeschäfts ist kein solcher, der dem Eigentümer aus dem beschädigten Grundstück zufließt, und es kann also auch der in diesem Ertrage eingetretene Ausfall hier nicht als entgangener Gewinn in Betracht kommen, weil nur derjenige entgangene Gewinn zu der nach § 148 zu gewährenden vollständigen Entschädigung gerechnet werden kann, den der Eigentümer aus dem beschädigten Grundstück hätte ziehen können und durch die eingetretene Beschädigung zu ziehen verhindert worden ist. Ebenso muß auch der mittelbare Schaden, (§ 3 Z. 1 Tit. 6 R.N.), wenn er von den Verkauftretenden ersetzt werden soll, an dem Grundeigentum entstanden sein beziehungsweise dessen Ausbeute beeinträchtigt haben. Es geht daher auch der von der Revision wegen Verletzung der §§ 3 bis 7 Z. 1 Tit. 6 R.N. erhobene Angriff fehl. Daß etwa der Mietszins für die in dem beschädigten Grundstücken befindlichen Wohnungen mit Rücksicht auf die angeblich den Mietern auferlegte Pflicht, ihren Bedarf aus dem Geschäft der Kläger zu entnehmen, niedriger, als es sonst gewesen wäre, bemessen worden, die Kläger daher durch den Geset. der Mietszinsfälle nicht voll für den ihnen am Grundeigentum zugefügten Schaden entschädigt seien, dafür fehlt es an jedem Anhalt. Die Revision der Kläger war daher zurückzuweisen. R. d. O. R., II. v. 14. Nov. 06, 87/15 06 V. — Breslau.

II. Verpfändetes Recht.

Enteignungsgesetz vom 11. Juni 1874.

20. §§ 8 und 10. Über die streitige Frage der Anerkennung allgemeiner Vorteile.]

Die Tatsache, daß das Gut L. durch den Bahnbau aufgeschloffen worden ist, daß insbesondere dessen Entfernung von der nächsten Eisenbahnstation von etwa 2 Stunden auf $\frac{1}{2}$ Stunde sich verringert hat, und daß die Möglichkeit herbeigeführt worden ist, das Gut durch ein Anschlußgleis mit der Eisenbahn zu verbinden, begründet nicht, wie die Revision in Bekämpfung der Ansicht des Berufungsrichters barzulegen versucht hat, besondere Vorteile für das Gut L. Es handelt sich hierbei vielmehr, wie der Berufungsrichter zutreffend angenommen hat, um allgemeine Vorteile, die jedem Bewohner einer Gegend, durch die eine neue Bahnanlage geführt wird, und jedem benachbarten Grundbesitzer einer solchen neuen Bahnanlage aus dieser erwachsen. Der Umstand, daß die Entfernung des Gutes von der nächsten Bahnstation sich auf $\frac{1}{2}$ Stunde, also um etwa $\frac{1}{4}$ Stunden, verringert hat, während bei anderen benachbarten Besitzern die Entfernung sich nur auf $\frac{1}{2}$ oder 1 Stunde verringern mag, also auch der gewonnenen Vorteil nur so viel weniger beträgt, rechtfertigt ebensowenig, wie die Tatsache, daß die Kosten eines Gleisanschlusses infolge der verschiedenen Lage der Grundstücke zur Bahn einen verschiedenen Betrag erfordern werden, die Annahme, daß hier besondere Vorteile in Frage stünden. In den hervorgehobenen Bescheidenden vertritt sich vielmehr nur das verschiedene Maß, in welchem die allgemeinen Vorteile den

einzelnen Anlieger und Nachbarn der neuen Bahnanlage zufließen. Die Frage, ob die allgemeinen Vorteile, die bei der Enteignung für das Restgrundstück aus dem Unternehmen erwachsen, zu dessen Vorteilen die Enteignung erfolgt ist, mit dem daraus für das Restgrundstück erwachsenden Nachteil aufzurechnen sind, ist von dem Berufungsrichter verneint worden. Die Revision hält diese Ansicht für unrichtig; allein es kann hier in dieser Hinsicht nicht bestritten werden. Allerdings hat der erkennende Senat in dem in R.N. 57, 243 veröffentlichten Urteil die aufgeworfene Frage nur in der Beschränkung auf die Enteignung zu Straßenanlagen entschieden. Es ist dort gezeigt worden, daß nach dem bei den Beschädigten über das Enteignungsgesetz und in dem Inbegriff des Anschlußgleises zum Ausdruck gebrachten übereinstimmenden Willen der gesetzgebenden Faktoren jedenfalls bei einer zu solchem Zwecke erfolgten Enteignung eine Ausgleichung der Vorteile und Nachteile hinsichtlich des Restgrundstücks nicht eintreten soll. Eine weitere Entscheidung ist über die streitige Frage in jenem Urteil vom erkennenden Senat nicht getroffen worden, sondern nur auf die Zweifel hingewiesen, die sich, abgesehen von dem hervorgehobenen Einzelfall, gegen die Ablehnung der Ausgleichung geltend machen lassen. Der Senat verkennt auch jetzt nicht das Gewicht der Gründe, die in dieser in der Rechtslehre sehr bestrittenen Frage zugunsten der von der Revision vertretenen Anschauung sprechen; allein er findet in ihnen doch noch keinen ausreichenden Anhalt, um dem bereits von drei anderen Senaten des R.O. (nämlich dem II., V. und VI. ZS.) geäußerten anderweitigen Nachspruch (s. die Ausführungen in R.N. 57, 246) entgegenzutreten, zum mindesten bei der gegenwärtigen Sachlage, bei der Ausgleichung der besonderen, dem Restgrundstück durch die Durchschneidung verursachten Nachteile mit den ganz allgemeinen, jedem Anlieger und Nachbarn zugute kommenden Vorteilen begehrt wird. Wie der Fall zu beurteilen ist, wenn es sich um die einheitlich Vorteile und Nachteile begreifende Gesamtwirkung des Unternehmens auf eine einzelne, ganz bestimmte Beteiligungsart des Restgrundstücks handelt, bedarf gegenwärtig keiner Untersuchung. E. Z. d. R. O., II. v. 20. Nov. 06, 64/06 VII. — Hamm.

Stempelgesetz vom 31. Juli 1895.

27. §§ 2 und 16 verb. mit § 5 ff. Z. 1 Tit. 13 R.N. und § 167 B.O.B. Verpflichtung eine im Ausland ausgefertigte, im Inland benutzte Vollmacht zu verkleinern.]

Zu ihrer Vertretung in den Generalversammlungen der Nagenden R.O. hatten in Hamburg wohnende Aktionäre in den Jahren 1902, 1903 und 1904, bzw. in den Jahren 1903 und 1904 je einen in Berlin wohnenden Bevollmächtigten aufgestellt. In Hamburg ausgefertigte 3 Vollmachten wurden, als sie gelegentlich einer Stempelrevision bei der Klägerin in Berlin vorgefunden wurden, mit je 1,50 Mark Stempel belegt, und der geforderte Betrag zu 7,50 Mark von der Klägerin bezahlt. Ihre auf Rückzahlung gerichtete Klage wurde ebenso wie die Verurteilung und die Revision zurückgewiesen. Da die Urkunden, um deren Versteuerung es sich handelt, Vollmachten im Sinne der Tarifliste 73 Stempelsteuergesetzes sind, ist unbestritten und unbestritten. Von den Vollmachten ist auch im Inlande, in Berlin, Gebrauch gemacht, ausgefertigt sind sie aber

in Hamburg, also im Stempelsteuerrande. Die Frage, ob bei dieser Sachlage die Versteuerung der Urkunden geboten war, ist zu bejahen. Nach § 2 Stempelsteuergesetz, soweit er hier in Betracht kommt, unterliegen der Stempelsteuer „die im Auslande errichteten Urkunden über Geschäfte, welche im Inlande zu erfüllen sind.“ Nach § 16 Lit. f muß die Versteuerung „der im Auslande errichteten Urkunden, von denen im Inlande Gebrauch gemacht werden soll“, vor dem Gebrauche bewirkt werden. Die Befragten haben ihrer, die Stempelpflicht bejahenden Entscheidungen im wesentlichen im Anschluß an das Urteil des RG. vom 15. November 1898 (Preuß. JZBl. 1899 S. 119*) begründet, in welchem ausgeführt ist, daß bei Anwendung des § 2 auf das Geschäft, hinsichtlich dessen die Vollmacht erteilt werde, gesehen werden müsse, die Stempelpflichtigkeit der Vollmachtsurkunde also dann gegeben sei, wenn dieses Geschäft im Inlande zu erfüllen sei. Die Revision bekämpft diese Auffassung in Anlehnung an Feinik, Ramentar zum Stempelsteuergesetz, § 2 IV 2 Lit. e, woselbst ausgeführt wird: Nach dem BGB. sei die Vollmacht ein einfaches, selbständiges Rechtsgeschäft, bei dem der Begriff des Erfüllungsortes nicht anwendbar sei. Die Vollmacht erzeuge weder für den Bevollmächtigten noch für den Vollmachtsgeber den Anspruch auf eine Zeilung. Sie werde zwar meist aus einem Vertrage beruhen (Auftrag, Dienst oder Werkvertrag, Gesellschaft), müsse aber sowohl von diesem ihr zu Grunde liegenden Kaufgeschäfte, wie von dem auf Grund der erteilten Vertretungsmacht vom Bevollmächtigten ausgeführten Geschäfte scharf unterschieden werden. — Es mag nun zugegeben sein, daß, wie das Preuß. JZBl., auf dessen Grundlage das Stempelsteuergesetz aufgebaut ist, Auftrag und Vollmacht als einheitliches Geschäft aufzufassen — vgl. §§ 5 ff. ZI. 1 u. 2. 13 — so auch die bisherige Rechtsprechung von dieser Auffassung beeinflusst war, während nach dem BGB. die Vollmacht als „abstraktes Geschäft“ (Bland, BGB. § 167 Anm. 1 und 4) von dem ihr zu Grunde liegenden materiellen Rechtsverhältnisse zu scheiden ist. Beurlaubet ist in den hier fraglichen 5 Urkunden nur die Vollmacht anderer Personen zur Vertretung der Aussteller in einer Generalversammlung, nicht ein Auftrag oder ein sonstiges Rechtsgeschäft. Dies zeigt sich besonders klar bei den von einem der Kläger ausgestellten Vollmachten, die nicht dem Bevollmächtigten, sondern der Klägerin gegenüber erteilt worden sind. Noch weniger kann natürlich davon die Rede sein, daß etwa das von dem Bevollmächtigten wahrzunehmende Geschäft das beurkundete Geschäft sei. Allein diese Ermächtigungen nötigen keineswegs zum Verlassen der herrschenden Rechtsprechung. Der Rechtsirrturn, von dem die Revision behauptet wird, liegt in der zu engen Auffassung des Begriffes der Erfüllung eines Geschäftes. Wenn bei Feinik a. a. O. Lit. d gesagt wird, einen Erfüllungsort haben nur solche Geschäfte, welche ein Schuldverhältnis begründen, d. h. den Gläubiger berechtigen, von dem Schuldner eine Leistung zu fordern, so ist allerdings zugegeben, daß in diesem Sinne die Vollmacht nicht erfüllt werden kann. Abolviert aber begründet auch die Vollmachtserteilung ein Rechtsverhältnis zwischen dem Vollmachtsgeber und dem Bevollmächtigten. Kraft dieses Verhältnisses ist der Bevollmächtigte

noch nicht verpflichtet, wohl aber berechtigt, im Namen und mit unmittelbarer Wirkung für den Vertretenden zu handeln. Dieses Recht kann ausübt, es kann davon Gebrauch gemacht, das in der Vollmachtserteilung liegende Rechtsgeschäft kann ausgeführt werden. Der Bevollmächtigte, der als solcher das wahrzunehmende Geschäft erfüllt, übt damit mit begrifflicher Notwendigkeit zugleich die ihm erteilte Vertretungsmacht aus, er führt dieses Rechtsverhältnis aus, er macht davon Gebrauch. Es liegt kein Grund vor, der es ausschliesse, die Ausübung einer durch Rechtsgeschäft erteilten Vertretungsmacht als „Erfüllung eines Geschäftes“ im Sinne des § 2 Stempelsteuergesetzes aufzufassen. Erfüllung eines Geschäftes liegt auch vor, wenn der Erfüllende zur Vornahme nicht verpflichtet, sondern nur berechtigt ist. Der Begriff der Erfüllung trägt keineswegs das Moment der Verpflichtung notwendig in sich; der Sprachgebrauch lenkt auf Erfüllung von Bedingungen, von Hoffnungen und Erwartungen. Daß der Begriff im Stempelsteuergesetz in dem weiteren Sinne zu verstehen ist, folgt daraus, daß das Gesetz eben auch Geschäfte für steuerpflichtig erklärt, die nur in dem erwähnten weiteren Sinne „erfüllbar“ sind, wie gerade in Tarifstelle 73 die Vollmachten. Für die gegenteilige Meinung kann auch nicht die Fassung der Worte: „Geschäfte, welche zu erfüllen sind,“ ins Feld geführt werden. Der Ausdruck ist auf die Wortverbindung „im Inlande zu erfüllen“ zu legen. Es ist damit gesagt, daß der § 2 solche Geschäfte treffen soll, welche, wenn sie überhaupt erfüllt werden, im Inlande erfüllt werden müssen, nicht aber, daß eine Erfüllungspflicht bestehen muß. Daß aber eben von den hier fraglichen Vollmachten, wenn überhaupt davon Gebrauch gemacht wurde, im Inlande Gebrauch zu machen war, ergibt sich ohne weiteres aus ihrem Inhalt. Insofern ist in dem Urteil des RG. vom 15. November 1898 mit Recht gesagt, es müsse auf das vom Bevollmächtigten wahrzunehmende Geschäft gesehen werden. S. v. R. Preuß. JZBl., II. v. 23. Okt. 06, 625/05 VII. — Berlin.

III. Mecklenburgisches Recht.

24. Mecklenburg-Schwerinsche Berechnung zur Ausführung des § 11 GG-BG. vom 5. Mai 1879. §§ 2 und 3. Versahren bei Vorentscheidung des RG. über Überschreitung von Amtsbezugsgrößen.]

Der Kläger hat am 2. Januar 1906 den Beklagten zu 1 und 2 eine an das Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Landgericht zu Schwerin gerichtete Klageschrift zustellen lassen, die sich ausbreitend nach gegen die unter 3 bezeichnete Beklagte richtete, und in welcher folgende Ansprüche enthalten waren: 1. die Beklagten zu 1 und 2 als Gesamtschuldner zu verurteilen, an den Kläger 200 Mark zu zahlen und die Söhne des Klägers des Schilbes von der Bräute im Zuge des Karst-Tessiner Weges bis zur Fußabwärts (sollte vermutlich eigentlich „Fußaufwärts“ heißen) liegenden Grenze der Guts Nr. 8 zu Karst wieder auf den früheren Zustand (nämlich um 30 cm) zu erhöhen; 2. die Beklagte zu 3 zu verurteilen, zu gestatten, daß die Beklagten zu 1 und 2, sowie der Kläger die Söhne des Klägers des Schilbes wieder auf den Zustand, auf dem sie sich vor der Vertiefung befanden, erhöhe. Da gegen die Beklagten zu 1 und 2 auf Ersatz von Schäden geklagt war, den sie dem Kläger durch gewisse in Ausübung oder in

*) Anm. des Einsenders. Sgl. JZBl. 1899 S. 82 Nr. 27.

Veranlassung der Ausübung ihres Amtes vorgenommenen Handlungen jugesetzt haben sollten, so erließ das Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Staatsministerium unter dem 14. Februar 1906 an das StG. zu Schwerin eine Verfügung, wodurch letzteres angewiesen wurde, nach §§ 2 und 3 der Mecklenburg-Schwerinschen Verordnung zur Ausführung von § 11 GGStB. vom 5. Mai 1879 eine Vorentscheidung des StG. darüber herbeizuführen, ob jene beiden Beklagten sich einer Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse schuldig gemacht haben (vgl. § 11 Abs. 2 GGStB.). Das StG. hat daher die Akten, unter Anschluß einer nach Maßgabe des § 5 der angeführten Verordnung rechtzeitig eingereichten Erklärung des Klägers, dem StG. überliefert. Der jetzt erkennende Senat hat durch Beschluß vom 3. Mai 1906 Termin zur mündlichen Verhandlung über die zu seiner Entscheidung stehende Frage auf den 1. November 1906 bestimmt, und dieser Beschluß ist dem Kläger und den Beklagten zu 1 und 2 in der Person ihrer zur Vertretung vor dem StG. zu Schwerin bestellten Rechtsbeistandshilfen von Amts wegen am 10. Mai 1906 zugestellt worden. Zur mündlichen Verhandlung sind die Beklagten zu 1 und 2 nicht erschienen. Der Kläger hat aus der Klageschrift den obigen Antrag unter 1 beilegen und beantragt, aber die zur Entscheidung des StG. verbleibende Frage ein Verurteilungsurteil gegen die genannten Beklagten zu erlassen. Er hat sodann den Inhalt der Klageschrift vorgetragen. Das StG. hat durch Beschlußmündlich dahin erkannt: die Beklagten 1 und 2 haben durch die in der Klageschrift bezeichneten Handlungen sich einer Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse schuldig gemacht. 1. Über das in einem Falle der vorliegenden Art vom StG. zu beobachtende Verfahren finden sich in der Gesetz keine besonderen Vorschriften. Mit Recht hat in dieser Beziehung der I. StS. des StG. laut RMStZ. 16, 200 sich dahin ausgesprochen, daß dafür kein anderes Verfahren als dasjenige der Prozessordnungen in Frage kommen kann. Während auch kein Grund vorliegt, vom Einspruch der Strafprozessordnung aus die Richtigkeit der weiteren Ausführungen des I. StS. in jener Sache, wonach in einem Falle des § 11 Abs. 2 GGStB. von einer Entscheidung durch Urteil nach vorgängiger mündlicher Verhandlung nicht die Rede sein kann, zu bezweifeln, gestaltet sich die Sache in dieser Hinsicht bei einem berechtigten Rechtsstreit anders. Die StG. kennt auch mündliche Verhandlungen und Urteile über Zwischenfragen. Insoweit kennt sie auch gewisse Fälle, wo es zum Zwecke der Entscheidung über weniger wichtige Nebenpunkte einer mündlichen Verhandlung und eines Urteils nicht bedarf; aber deren Analogie trifft hier nicht zu, wo es sich einfach darum handelt, daß über einen der wichtigsten Punkte des Streitstoffes 1. Instanz nicht durch das gewöhnliche Gericht 1. Instanz, sondern durch das StG. entschieden werden soll. Es sind hier also, soweit nicht die Besonderheit des Falles zwingend zu Abweichungen nötigt, vor allem die allgemeinen Vorschriften des ersten Titels des dritten Abschnittes des ersten Buches der StG. über das mündliche Verfahren zu befolgen, dann aber auch die Bestimmungen des ersten Abschnittes des zweiten Buches, betreffend das Verfahren vor den Landgerichten, ähnlich wie das in § 495 StG. für das Verfahren vor den Amtsgerichten vorgeschrieben ist, auch beim StG. entsprechend anzuwenden. Unter anderem ergibt sich hieraus, daß im Falle des Ausbleibens einer Partei

der § 347 StG. zu entsprechender Anwendung zu bringen ist. Es findet also Verurteilungsurteil statt, jedoch unter Berücksichtigung auf die Frage, ob der in Betracht kommende Beklagte sich einer Überschreitung seiner Amtsbefugnisse schuldig gemacht habe. II. Aus dem Vorigen folgt, daß beim Ausbleiben der Beklagten zu 1 und 2 die vom Kläger vorgelegten Tatsachen nach § 331 Abs. 1 vgl. mit § 335 Abs. 1 Nr. 3 StG. als zugestanden zu gelten haben. Es liegt indessen Anlaß vor, die Frage zu berühren, ob dies auch insoweit zutrifft, als diese Tatsachen in Widerspruch stehen sollten mit den tatsächlichen Annahmen, die den nach § 21 Abs. 3 der Reichswien Gemeindeordnung für die Domainaleiendenschaften von 1869 ergangenen Entscheidungen des Großherzoglichen Ministeriums des Innern vom 25. Juli und 13. August 1904 zugrunde gelegt sind, durch welche Beschlüssen der Gemeinde Karst über das hier in Rede stehende Vergehen jener beiden Beklagten zurückerstattet wurden. Denn das Großherzogliche Staatsministerium hat in seiner Verfügung vom 14. Februar 1906 (Sitz 12 f. ausgeführt, daß den ordentlichen Gerichten die Nachprüfung, ob die tatsächlichen Voraussetzungen jener Ministerialentscheidungen richtig oder unrichtig gewesen seien, entzogen sei. Dem kann nun aber nicht beigetreten werden. Freilich unterliegen unabweislich die fraglichen Verwaltungsentscheidungen als solche nicht der gerichtlichen Nachprüfung; aber für die Annahme, daß deswegen die tatsächlichen Feststellungen des Ministeriums für den jetzigen Privatstreit der Parteien maßgebend wären, fehlt es an einer gesetzlichen Grundlage. Höchstens könnten diese Feststellungen für den Prozeß die Bedeutung von Beweisgründen haben. Indessen der Beweis steht im gegenwärtigen Stadium des Verfahrens nicht in Frage, da vielmehr die Anwendung des § 331 Abs. 1 StG. drohten ist. III. Hiernach gilt als feststehend, daß die Beklagten zu 1 und 2 im Sommer 1904 vom 4. Juli an die zirka 150—200 m lange Stredde der Schilde zwischen der im Zuge der Landstraße Wittenburg-Tessin über den Fluß führenden Brücke und der Grenze der klägerischen Gasse durch Arbeiter nicht bloß haben auskratzen und reinigen, sondern das Platzblei auf dieser Stredde um zirka 30 cm tiefer legen lassen, daß infolgedessen der Klägerspiegel der Schilde sich dem Gebiete des Klägers so weit geöffnet hat, daß diese im Winter, statt, wie früher, zirka 1000 Quadratruß von seiner Wiese zu überschwemmen, kaum noch aus den Werten tritt, daß der Wiese dadurch die erforderliche Fruchtbarkeit entzogen ist, und daß dadurch wiederum der Kläger in seinem Vermögen schädigt ist. Wenn der Kläger darin Recht hat, daß die beiden Beklagten hierdurch eine unerlaubte Handlung im Sinne des BGB. begangen haben, so würde damit ohne weiteres feststehen, daß sie ihre Amtsbefugnisse überschritten hätten; denn kein Amt ermächtigt den Beamten zu unerlaubten Handlungen. Zunächst könnte man nun vielleicht meinen, eine unerlaubte Handlung (nach § 823 Abs. 1 vgl. mit § 903 BGB.) liege schon darin, daß die Beklagten durch ihr Vergehen die im Eigentum des Klägers stehende Wiese verschlechtert hätten. Dagegen würde jedoch in Betracht kommen, daß § 823 Abs. 1 eine widerrechtliche Verletzung des Eigentums voraussetzt, und daß deshalb, da die Beklagten die Verschlechterung der Wiese nur mittelbar, durch Verletzung des Gebietes der Schilde, ohne unmittelbare Einwirkung auf die Wiese selbst, bewirkt

haben, es noch darauf ankommt, ob die Beklagten nicht zu der von ihnen beantragten Veränderung des Grundstückes berechtigt waren; sollte es z. B. nach dem dort geltenden Recht in den Besitzungen des Domänenamtes Mittenburg gelegen haben, das Recht der Schilde, als eines öffentlichen Flusses, innerhalb des Amtsbezirks sofort zu ändern, wie es ihm im öffentlichen Interesse als möglich erschien, so müßte der Kläger die Verschärfung seiner Waise als eine natürliche, unvermeidliche Folge gefaßt haben. Aber von einer widerrechtlichen Parzellierungsthematik solchen Inhalts liegt nichts vor, und das gemeine Recht, das nach Art. 65 GGW. für das Kaiserrecht der früheren gemeinrechtlichen Gebiete noch immer maßgebend ist, führt zu einem entgegengesetzten Ergebnisse. (Wird näher ausgeführt.) Daß die Beklagten sich einer Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse „schuldig gemacht“ hätten, wäre ohne ein Verschulden von ihrer Seite nicht denkbar. Ein solches ist auch vom Kläger behauptet, freilich nur in sehr allgemeiner Fassung. Hierin ist indessen kein Mangel der Klagebegründung zu finden; denn da es sich bei diesem Punkte zu einem großen Teil um rechtliche Beurteilung handelt, so ist zu sagen, daß aus dem feststehend anzunehmenden Tatsachen ein schuldhaftes Verhalten der beiden Beklagten sich an sich ergibt, so lange nicht besondere Entschuldigungsgründe geltend gemacht sind, und letzteres ist eben nicht geschehen. In ähnlichem Sinne ist auch noch zu erwähnen, daß nach l. un. §§ 6, 7 U. 43, 13 (womit noch zu vergleichen ist l. C. de adul. 7, 41) ausnahmsweise aus besonders wichtigen Gründen nach richterlichem Ermessen eine sonst unter das Verbot fallende Änderung des Fluslaufes als erlaubt angesehen werden kann, daß aber dergleichen Umstände hier eben nicht angeführt worden sind. R. e. Sch. und Gen., II. v. 1. Nov. 06, 14/06 M. VI. — Reichsgericht.

Vom Oberverwaltungsgericht.*)

Bericht von Rechtsanwält Dr. Görres zu Berlin.

2. Fluchtliniengesetz. Entstehung der Beitragspflicht. Beginn des Laufs der Verjährungsfrist.

Auf die Revision des Klägers war die Entscheidung des Bezirksausschusses aufzuheben und die Sache zurückzuverweisen. Wenn die Straße bereits vor der Errichtung des Gebäudes fertiggestellt war, entsteht die Beitragsforderung der Gemeindebehörde mit der Errichtung des Gebäudes. Da sich diese nicht in einem Zeitpunkt vollzieht, sondern sich notwendig über einen gewissen längeren Zeitraum erstrecken muß, so ist zwischen der Zeit des Beginns und der Vollendung des Baues zu unterscheiden. Bereits der Beginn des Baues macht den Eigentümer des Grundstücks pflichtig, dergestalt, daß er nicht befreit wird, wenn er nachher der Bau wieder aufgibt. Dagegen kann erst in dem Zeitpunkte, wo die Errichtung vollständig ist, übersehen werden, welchen Umfang das mit dem Gebäude besetzte Grundstück aus bezüglich der Grenzlinie an der Straße hat. Nach dem Zeitpunkt der Vollendung des Baues richtet sich also in einem derartigen Falle die Höhe des Beitrages.***) Aus der Erwägung, daß die Möglichkeit der Berechnung des Beitrages und damit der Herauszahlung vielfach erst mit der Vollendung des Baues gegeben sei, hat der Reichsrat vorerz. entschieden, daß, wenn ein Gebäude nach Fertigstellung der Straße errichtet wird, die Verjährungsfrist erst mit dem Ablauf des Rechnungsjahres beginnt, in welchem der Bau vollendet worden ist. — D. e. Stadt Altona, II. v. 22. Febr. 06. Bezirksaussch. Schlusssatz.

*) Abdruck ohne Quellenangabe verboten.

**) Vgl. Art. v. 6. Febr. 1900, CStG. 37, 33. — Hpt. Ur. des CStG. v. 2. Dez. 1901, Bd. 40, S. 102.

Literaturbesprechung.

Dr. B. Turnau und Dr. R. Berker. Das Eigenkindsrecht nach den deutschen Reichsgesetzen und den preussischen Ausführungsvorschriften. Bd. 1: Das Sachenrecht des BGB., Bd. 2: Die Grundbuchordnung. 8. Aufl. 1906. Ferd. Krefschmar. Das Sachenrecht des BGB. 1906.

Karl Maennert. Das Sachenrecht nach dem BGB. und der WBO für das Deutsche Reich. 2. neu bearbeitete Auflage des „Rechts der Grundstücke“ 1906.

Wer und liegen in neuen Auflagen — das Werk von Krefschmar stellt sich als eine kommentarartige Neubearbeitung seiner früher erschienenen „Einführung in das Grundbuchrecht“ dar — drei Werte, welche, auf dem Boden des Heimatrechts erwachsen, dazu bestimmt sind, der Praxis bei der Anwendung des neuen deutschen Grundbuchrechts zu dienen. Das zum Glück bekannte Werk der preussischen Praxis ist das bei weitem umfassendste und verdient auch in seiner neuen Auflage alle Vorzüge, welche es schon in den früheren Auflagen zu dem unentbehrlichen Helfer für die preussische Praxis gemacht haben. Vielmehr entziehen sich die Herren Verfasser dazu, in einer neuen Auflage auch die Ausführungsbestimmungen der übrigen, wenigstens der größeren deutschen Bundesstaaten zu berücksichtigen, wie dies in dem oben genannten zweiten Werte des 13. Auflagen Herrn Verfasser geschehen ist. Dieses Werk behandelt das gesamte Sachenrecht in Gestalt eines Kommentars zu dem dritten Buche des BGB. und wird dann seiner klaren und übersichtlichen Darstellung für die Praxis nicht nur der sachlichen Richtigkeit von großen Nutzen sein, sondern aber eben auch der wissenschaftlichen Zwecksetzung des schwierigen Rechtsstoffes eine wertvolle Bereicherung und Förderung der Wissenschaft. Auch aus dem letzten genannten Werk des vorliegenden Herrn Verfasser behandelt das gesamte Sachenrecht des BGB., aber in Form eines systematischen Darstellung und unter eingehender Berücksichtigung des gesamten Grundbuchrechts. Auch hier ist die klare Sprache und die wissenschaftliche Behandlung der grundlegenden Fragen rühmend hervorzuheben, so daß die wertvolle Arbeit sowohl für das Studium als auch zur Einführung in das Grundbuchrecht vortreffliche Dienste leisten wird. B.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 gibt wichtige Fingerzeige zur Abgrenzung der öffentlich-rechtlichen und der privatrechtlichen Vorschriften. Einen lehrreichen Fall der erlaubten und verbotenen Selbsthilfe behandelt Entsch. Nr. 3: Der Kläger war auf der Straße von dem Balke eines spielenden Knaben getroffen, hatte den Fall zur Feststellung des Täters zur Polizei mitnehmen wollen und wurde durch den Vater des Knaben, der ihm den Fall mit Gewalt wegnahm, verletzt. Der Schadenersatzanspruch des Klägers wurde für begründet erachtet.

In Entsch. Nr. 5 wird der Übergang von der Wandelungs- zur Rinderrücklage als unzulässige Klagenänderung erachtet und eine die Wandlung ausschließende Feststellung der Sache nur angenommen, wenn die Sache selbst äußerlich veräußert ist, nicht aber nur durch ein äußeres Ereignis eine ungünstige Aufstellung beteiligter Kreise über den Wert oder die Brauchbarkeit herbeigeführt ist.

In Entsch. Nr. 8 wird die Klage auf Anerkennung, daß eine über den Kläger erteilte Kreditauflage des Beklagten unzulässig sei, für unzulässig erachtet. Aus dem Gesichtspunkte der Schadenersatzklage wurde nur mit Zurücknahme der widerrechtlichen Behauptung, soweit sich deren Folgen noch jetzt geltend machen, gestillt werden können. Eine Feststellungslage aber sei nur zulässig, wenn es sich nicht um Feststellung einer Tatsache, sondern um Feststellung des Bestehens oder Nichtbestehens eines Rechtsverhältnisses handle.

In dem Datum eines holographischen Testaments war unzulässig fest 1904 die Jahreszahl 1804 geschrieben. Nach Entsch. Nr. 11 wird die Gültigkeit durch einen solchen, die Entrennung der richtigen Datierung unmittelbarer zulässigen Irrtum nicht beeinträchtigt. R.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: B. Meiser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallbreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 80 Pf. Inserate die 2-spaltige Zeile 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallbreiberstraße 34. 35.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr Justizrat Dr. Herman Seit Simon zu Berlin hat aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit der Hilfskasse den Betrag von 1500 Mark überwiesen, wofür wir unseren verbindlichsten Dank ausgesprochen haben.

Die Kammerkammer im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Dresden hat dem Unterstützungsfonds der Hilfskasse eine fernere Zuzahlung von 2000 Mark gewährt. Der Kammer und ihrem Vorstande ist für die reiche Beihilfe der anrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Die außerordentliche Generalversammlung am 30. Januar d. J., welche infolge Raummangels in den großen Sitzungssaal des Reichsgerichts überfiedelte, war von Mitgliedern aus allen Teilen Deutschlands gut besucht. Die unterzeichnete Liste der Anwesenden wies 181 Mitglieder auf, während eine Anzahl weiterer Mitglieder sich gar nicht eingezeichnet hatte.

Es gelangten zunächst die Äußerungen einer Anzahl Anwaltskammern, Anwaltsvereine und einzelner Mitglieder zum Vortrage, welche sich zu dem Inhalte der Tagesordnung äußerten. In betreff der Gegenstände 1, 2 und 3 der Tagesordnung wurde der Antrag 3 des Vorstandes, nach dem eine Vertretung abwesender Mitglieder durch Bevollmächtigte nicht stattfinden sollte, zwar mit einfacher Mehrheit angenommen, war aber als abgelehnt zu behandeln, da die nach § 8 der Satzungen erforderliche Stimmeneinheit von zwei Dritteln der in der Versammlung Erschienenen fehlte. Dagegen wurde zu 1 und 2 der Tagesordnung ein Ausleichsantrag der Mitglieder Sinn-Kendburg, Eschenhül-Ael, Elze-Halle und Kollen-Berlin dahin angenommen:

das Stimmrecht in den Generalversammlungen darf durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden, der Mitglied der Hilfskasse sein muß. Ein Bevollmächtigter darf nicht mehr als 20 Mitglieder vertreten. Die Vertretenen dürfen keinem andern Anwaltskammerbezirk angehören als der Bevollmächtigte.

Über den Gegenstand 4 der Tagesordnung, an die zu gründende und formell am 20. Januar d. J. gegründete Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte 500 000 Mark aus dem Kapitalgrundstock der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte zu überweisen, fand eine eingehende Verhandlung statt, in deren Verlauf der Justizrat Elze im Anschlusse an den Antrag Wedd zu 5 der Tagesordnung und mit Rücksicht auf die erhebenen Bedenken bat, die Beschlußfassung zu vertagen. Es wurde beschlossen, die Abstimmung zum Antrage 4 der Tagesordnung auszuheben und folche der nächsten ordentlichen Generalversammlung im Herbst 1907 zu überweisen; die Entscheidung wird daher der mit dem Anwaltsstage zu Mannheim zu verbindenden ordentlichen Generalversammlung der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte obliegen.

Es kann übrigens mit Befriedigung festgestellt werden, daß die hervorgetretenen Gegenstände im Laufe der Verhandlung sich wesentlich ausgeglichen haben und die gefassten Beschlüsse in wesentlicher Übereinstimmung der anwesenden Mitglieder ergangen sind.

Die Reform des Amtsgerichtsprozesses und ihre Bedeutung für die Anwaltschaft.

Von Rechtsanwalt Dr. Schulze in Detmold.

1.

Das Verlangen nach einem einfacheren, schnelleren und billigeren Verfahren, als es die Zivilprozessordnung bietet, war die Ursache zur Einführung der Gewerbegerichte und später der Kaufmannsgerichte. So bedenklich diese Schaffung von Sondergerichten an sich war, glaubten sich doch die gesetzgebenden Faktoren den Wünschen der beteiligten Kreise nicht verschließen zu dürfen. Daß bei diesen Gerichten auf die Mitwirkung der berufsmäßigen Vertreter rechtlicher Interessen verzichtet wurde, dafür lag allerdings kein zwingender Grund vor. Nicht nur von der Anwaltschaft ist ihre Ausschließung als unbillig empfunden, sie hat sich auch als ein Nachteil für die Parteien mehr und mehr herausgestellt.

Es war nur folgerichtig, wenn der Reichstag nach Verabschiedung dieser Spiegelgesetze die Regierungen ersuchte, baldmöglichst eine Vorlage einzubringen, welche das gesamte amtsgewerbliche Prozeßverfahren nach den Einigungen erwünschten Gesichtspunkten umwandeln sollte. Diese Vorlage, im Reichsjustizrat ausgearbeitet, ist im November 1906 daselbst unter Zuziehung von Vertretern der verbündeten Regierungen eingehend beraten worden. Sie erstrebt, nach den darüber in der Tagespresse gemachten Mitteilungen, einmal eine Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens nach Art des gewerbegerichtlichen. Zweitens sieht sie den Ausschluß der Berufung bei Prozessen mit geringerem Streitwert vor. Sodann soll das Justizungs- und Kostenwesen vereinfacht werden. Es soll namentlich eine einfachere Gebührenberechnung stattfinden. Schließlich soll die Zuständigkeit der Amtsgerichte auf 1000 Mark erhöht werden.

Über die drei ersten Vorschläge soll unter den Regierungen eine völlige Einigung erzielt worden sein. In der Tat würden die angegebenen Änderungen das allgemeine Weisfall sicher sein. Sie laufen sämtlich auf Vereinfachung und Beschleunigung des Prozesses hinaus. Es ist entschieden zum Vorteil aller Rechtssuchenden, wenn das Amtsgericht des Formalismus entledigt wird, welcher für den dem Anwaltszuzug unterliegenden Landgerichtsprozess vorgeschrieben ist. Ist es doch für den Laien jetzt schwer, selbst einen Prozeß zu führen, ohne in einen der Fallstricke zu geraten, welche die Zivilprozeßordnung enthält. Dafür nur ein Beispiel! Der Beklagte veräumt den Termin. Er legt gegen das Veräußerungs-urteil rechtzeitig Einspruch ein. Im neuen Termin erscheint er denn auch. Aber kein Prozeß ist, wie er alsbald zu seinem Erscheinen hören muß, von vornherein verloren. Denn sein Gegner hatte einen Anwalt, und nicht diesem hatte er, wie das Gesetz verlangt, den Einspruch zugestellt. Ein Sieg des Formalismus über das Recht! Wie häufig kommt er in der Praxis vor und wie ist er geeignet, das Rechtsbewußtsein des Volkes zu verletzen!

Die gleiche Zustimmung, wie die Vereinfachung des Verfahrens dürfte im Volk auch die Erweiterung der amtsgewerblichen Kompetenz finden. Mehr liegt im allgemeinen dem Publikum daran, daß ein Anspruch schnell und billig verwirklicht wird, als daran, daß in II. Instanz fünf statt dreier Richter das Urteil sprechen. Darum bevorzugt j. V. der Kaufmann den Anwalt am Wohnsitz des Schuldners vor dem am nächsten Landgericht, weil er sich sagt, daß ersterer die Verschlimpfung und Praktiken seines Schuldners wohl kennt und ihm am ehesten zu seinem Gelde verhelfen kann. Wie oft wird der über die Unpfindbarkeit des Beklagten unterrichtete Amtsgerichtsanwalt von einem Prozesse sofort abraten und dem Randanten Kosten sparen, wozu häufig der den Schuldner nicht kennende Anwalt am höheren Gericht nicht in der Lage ist. Auch der häufigste Wegfall der Korrespondenzgebühren wird zur Beschleunigung der Prozesse wesentlich beitragen, ebenso der Wegfall der Berufung bei geringen Streitwerten.

Ist das amtsgewerbliche Verfahren in seinen Grundzügen erst dem gewerbegerichtlichen angepaßt, dann dürfte auch die Angliederung der Sondergerichte an die ordentlichen zu erfolgen sein.

II.

Zu erheblichen Bedenken gegen die Reform hat jedoch die Frage Anlaß gegeben, welchen Einfluß die durch Erhöhung der amtsgewerblichen Kompetenz zu erwartende Verschärfung der Prozesse vom Landgericht an das Amtsgericht auf die kleineren Landgerichte, sowie auf die Landgerichtsanwälte ausübt. Da über 50 Prozent aller erstinstanzlichen Landgerichtsprozesse den Amtsgerichten zufallen würden, so befürchtet man einmal, daß kleine Landgerichte, welche schon jetzt nicht ausreichend beschäftigt sind, dann nicht mehr bestehen bleiben könnten. Hierdurch würde das wirtschaftliche und gesunde Leben der dabei in Betracht kommenden kleineren Städte leiden. Zugabe. Aber ist dieser Grund so erheblich, daß daran eine als nötig erkannte Reform scheitern soll? Mühen bei der Justizorganisation von 1879 nicht auch Opfer gebracht worden? Hat man j. V. die Sätze preussischer Kreisgerichte gefragt, ob ihre materiellen und ideellen Interessen Schaben nähmen? Im übrigen hat es ja, wenn eine oder die andere Stadt ihr Landgericht verlieren sollte, der Staat in der Hand, ihr dafür auf andere Weise eine Entschädigung zu geben.

Das zweite und uns Anwälte am meisten angehende Bedenken gegen die Erweiterung der unteren Gerichte resultiert aus der Befürchtung, daß sich die Praxis der Landgerichtsanwälte erheblich zugunsten der Amtsgerichtsanwälte verschieben wird. Diese Befürchtung erscheint übertrieben. Einmal werden die Landgerichtsanwälte nicht alle Prozesse in den Berufungen von 800 bis 1000 Mark verlieren, sie werden vielmehr alle diejenigen behalten, welche vor das Amtsgericht ihres eigenen Wohnortes gehören. Sie werden aber dann auch in der Lage sein, alle die Sachen bis 1000 Mark selbst zu führen, welche sie bisher abgeben mußten, weil sie vor ein auswärtiges Landgericht gehörten. Und dazu bekommen sie die Vertretung in allen den Sachen, für welche sonst das Landgericht als Berufungsinstanz an Stelle des Oberlandesgerichts tritt.

Sehr erheblich dürfte also die Verschärfung nicht werden. Den Amtsgerichtsanwälten wird die Reform ja zweifellos einen Vorteil bringen. Ob er aber so groß sein wird, wie sie und da angenommen wird, bleibt erst einmal abzuwarten. Jedenfalls ist es eine gerechte Forderung, wie es ja auch der letzte Anwaltskongress in Hannover anerkannt hat, wenn die Stellung der Amtsgerichtsanwälte, die namentlich dort, wo sie das Notariat nicht bekommen, keine beneidenswerte ist, in etwas gehoben wird. Es wäre ferner, wenn die Praxis an den Amtsgerichten eine gewinnbringendere werden sollte, zu hoffen, daß sich mehr als bisher Anwälte den kleineren Gerichten zuwenden, an denen die Rechtsvertretung jetzt entweder unzulänglich oder aber (der Reiseflohen halber für die auswärtigen Anwälte) sehr teuer ist.

Eine Verletzung vitalen Interesses der Anwaltschaft dürfte jedoch die Reform nicht enthalten. Es liegt daher wohl kein Grund vor, daß die Anwälte ihr Widerstreben, dagegen wird die Forderung immer wieder von neuem erhoben werden müssen, daß die Anwälte auch bei den Kaufmanns- und Gewerbegerichten auftreten können.

Verjährung von Alimenten.*)

Von Rechtsanwalt Dr. Max Wolff-Lissa.

Der § 197 BGB. bestimmt:

„In 4 Jahren verjähren . . . die Ansprüche auf Rückstände von Renten, Auszugseinkünften, Besoldungen, Wartegeldern, Ruhegehältern, Unterhaltsbeiträgen und allen anderen regelmäßig wiederkehrenden Leistungen.“

Anknüpfend bestimmte früher § 2 Ziffer 6 des preussischen Gesetzes vom 31. Mai 1838:

„Mit dem Ablaufe von 4 Jahren verjähren die Forderungen

5. wegen der Rückstände an vorbelebenden Jinsen, an Rente- und Pachtgeldern, Pensionen, Besoldungen, Alimenten, Renten und allen anderen zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Abgaben und Leistungen.“

In diesem Gesetz vom 1838 ist vom Obertribunal das Präjudiz Nr. 2039 ergangen (Rechtsfälle 4, 260; DZ. 16, 512; Refrein, Entsch. des DZ. 1, 1015), welches wie folgt lautet:

„Die hier vorgeschriebene kurze Verjährung von Alimenten in Zeit von 4 Jahren setzt voraus, daß die Alimente, um deren Einlösung es sich handelt, bereits bei der Einlösung in quali et quanto feststehen; die obige Vorschrift findet daher auf Alimente keine Anwendung, die erst mit der Schwörungrücklage nach Ablauf von mehr als 4 Jahren seit der Geburt des Kindes eingeklagt werden.“

Dieses Präjudiz, welches die Bestimmung des Gesetzes im wesentlichen außer Kraft setzt, hat die preussische Praxis bis zum Inkrafttreten des BGB. beherzigt; gelegentliche Versuche, dagegen anzukämpfen, scheiterten an der Autorität des Obertribunals, dessen Meinung die Gerichte respektierten, obwohl (oder vielleicht gerade weil) das Präjudiz ohne jede Begründung publiziert worden ist. Es darf wohl angenommen werden, daß dieses sehr bedenkliche Präjudiz schwerlich die Billigung des RG. gefunden haben würde, das RG. ist aber infolge der Zuständigkeit der Amtsgerichte für Alimentenklagen (§ 23 Ziffer 2 BGB.) niemals in die Lage gekommen, das Präjudiz des Obertribunals einer Überprüfung zu unterziehen.“)

Es fragt sich nun, ob der in jenem Präjudiz aufgestellte Rechtsgrundsatz für den § 197 BGB. noch als richtig angesehen werden kann. Diese Frage ist nicht nur für die Zeit vom 1. Januar 1900 rückständigen Alimente von Bedeutung, sondern auch für Alimentenrückstände aus der Zeit vor 1900, weil nach Art. 169 Abs. 2 GG/BGB. die kürzere Verjährungsfrist des BGB. von dessen Inkrafttreten an maßgebend ist.

Die Kommentare zum BGB. Schweigen, soweit mir bekannt, über die Frage. Nur Refrein sagt in seinem Kommentar 1, 330 unter § 4 b:

*) Die nachfolgenden Ausführungen beschäftigen sich nur mit der Verjährung der Unterhaltsansprüche unehelicher Kinder, die nach § 1711 BGB. auch für die Vergangenheit Unterhalt fordern können. Für eheliche Kinder gilt nach § 1613 die Regel in praeteritum non vivitur, hier wird also eine Verjährung selten in Frage kommen.

**) Die Entscheidung bei Gruchot 24, 1006 betrifft ein eheliches Kind und einen Anspruch aus nichtiger Verlobung.

„Von Rückständen an Unterhaltsrenten, Alimenten, wo solche überhaupt zu fordern sind, §§ 1613 und 1711, kann wie nach früherem Recht, DZ. 44, 65, Ent. c. RQ. 1 Nr. 180, nur die Rede sein, wenn die Verpflichtung zu deren Zahlung in quali et quanto feststeht.“

Refrein wendet also, ohne dies näher zu begründen, das Präjudiz des Obertribunals auf den § 197 BGB. ohne weiteres ebenfalls an. Dies kann jedoch nicht gebilligt werden; es soll im folgenden der Nachweis geführt werden, daß jenes Präjudiz für das Recht des BGB. keine Geltung beanspruchen kann.

Das Obertribunal kommt, ebenso wie Refrein, zu seiner Ansicht durch eine eigentümliche Auslegung des Wortes „rückständig“, indem es annimmt, Alimente seien nicht schon dann „rückständig“ wenn sie für die Vergangenheit geschuldet werden, sondern nur, wenn sie auch in quali et quanto „feststehen“. Für diese Wortauslegung bietet § 197 BGB. keinen Anhalt. Wenn § 197 von „Rückständen“ von Unterhaltsbeiträgen spricht, so geschieht dies in demselben Sinne, in welchem von „Rückständen“ von Jinsen, Renten usw. gesprochen wird. „Rückstände“ bedeutet einfach den Gegenstand zu dem noch nicht fälligen Leistungen. Das Gesetz gebraucht das Wort „Rückstände“, um zum Ausdruck zu bringen, daß nur der Anspruch auf die einzelnen, bereits fällig gewordenen, also „rückständigen“ Leistungen der kurzen Verjährung unterliegt, nicht dagegen das Recht auf die wiederkehrenden Leistungen als solches. Das Recht als solches, oder, (wie der später gestrichene § 160 des ersten Entwurfs es ausdrückte), „der Anspruch im ganzen“ unterliegt der gewöhnlichen Verjährung, die einzelnen Leistungen, die „Rückstände“, unterliegen der kurzen Verjährung. Speziell für Ansprüche aus familierechtlichen Verhältnissen, wovon auch der Alimentenanspruch des unehelichen Kindes gehört, bringt das Gesetz den Gegensatz zwischen dem Rechte im ganzen und den Einzelleistungen in bezug auf die Verjährung noch schärfer zum Ausdruck. § 194 Abs. 2 BGB. bestimmt:

„Der Anspruch aus einem familierechtlichen Verhältnis unterliegt der Verjährung nicht, soweit er auf Herstellung des dem Verhältnis entsprechenden Zustandes für die Zukunft gerichtet ist.“

Den Gegensatz zu diesem Anspruch auf Leistungen „für die Zukunft“ bilden im § 197 die Ansprüche auf „Rückstände“ von Leistungen. Jemand ein anderes Geheimnis verbirgt sich hinter dem Worte „Rückstände“ nicht.

Daß dieses der richtig verstehende Sinn des Gesetzes ist, ergeben auch die Motive. Dort heißt es (S. 711, Rudan 4, 377): „Über die Verjährung des Unterhaltsanspruchs sind besondere Bestimmungen nicht aufgenommen. Aus seiner juristischen Natur und aus § 154 [Gesetz § 194] Abs. 2 ergibt sich, daß die §§ 160, 184 Abs. 2 [beide von der Kommission gestrichen] keine Anwendung finden, daß vielmehr die künftige Alimentation durch Verjährung nicht ausgeschlossen werden kann. Andererseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der dem Berechtigten auf Grund des § 1492 [Gesetz § 1613] zustehende Anspruch auf Nachzahlung oder Entschädigung für die Vergangenheit der kurzen Verjährung nach § 157 [Gesetz § 197] unterliegt.“

Diese Ausführungen beziehen sich zwar auf die Unterhaltspflicht gegenüber ehelichen Kindern, betreffen aber auch die Alimentation unehelicher Kinder, wie aus einer anderen Stelle der Motive deutlich hervorgeht (§. 904, 905, Abgdn. 4, 480):

„Da nach dem Entwurf der Unterhaltsansprüche des unehelichen Kindes als ein familienrechtlicher Anspruch gehalten ist, so unterliegt er in Ermangelung einer besonderen entgegenstehenden Vorschrift, ebenso wenig wie der gesetzliche Unterhaltsanspruch der Verwandten, nach § 154 [Gesetz § 194] Abs. 2 der Verjährung. (vgl. Motive S. 711). Die praktischen Gründe, die dafür geltend gemacht werden können, hier eine besondere Bestimmung über die Verjährung oder präklusive Befristung des Unterhaltsanspruches im ganzen aufzunehmen . . . verlieren durch die Zulassung der ex. plurium erheblich an Gewicht, während andererseits durch Einführung einer kurzen Verjährung oder präklusiven Befristung für den Anspruch im ganzen die Alimentationsprozedre vereinfacht zu werden drohen.“

„Die Verjährung der einzelnen Alimentenleistungen richtet sich nach § 157“ [Gesetz § 197].

Nirgends ist hier eine Rechtfertigung, wie sie dem Präjudiz des Obertribunals entsprechen würde, auch nur angedeutet. Völlig unhaltbar ist die hier bekämpfte Ansicht aber im Hinblick auf § 218 Abs. 2 BGB. Darnach unterliegen selbst rechtskräftig anerkannte oder in einer vollstreckbaren Urkunde festgestellte Alimentenansprüche der kurzen Verjährung! Die Ansicht Rehbins und des Obertribunals würde also darauf hinauslaufen, daß das uneheliche Kind seinen Unterhaltsanspruch nur dadurch gegen Verjährung schützen könnte, daß es ihn wieder einlegt noch sonstige schützen läßt, — ein geradezu widersinniges Ergebnis!

Nach alledem ist es durchaus unangängig, in den § 197 einen Rechtsfalsch von der Art des Obertribunal-Präjudizes hineinzugetragen. Maßgebend für die Frage des Verjährungsbeginns ist lediglich § 198 Abs. 1 BGB.:

„Die Verjährung beginnt mit der Entstehung des Anspruchs.“

Der Anspruch auf die Alimentation im ganzen entsteht mit der Geburt des Kindes (Motive S. 893, Abgdn. 4, 474). Der Anspruch auf die einzelnen Leistungen entsteht, da sie bedingt und betragt sind, mit ihrer Fälligkeit (Pland., Amn. 1 Abs. 2 zu § 198). Mit der Fälligkeit jeder einzelnen Alimentenleistung beginnt sonach deren vierjährige Verjährung, natürlich mit der Aufgabe des § 201 BGB.

Verfügungsrecht des befreiten Vorerben.

Von Justizrat Alfons Kempner in Berlin.

Das Reichsgericht hat am 12. Juli 1906 in Überreinstimmung mit Beschlüssen des Königlich Preussischen Kammergerichts ausgeführt:

- a) es sei nicht zulässig, daß auf Grund einer Verfügung des befreiten Vorerben, ohne Rücksicht auf das Recht

des Nachherben, eine Rechtsänderung in das Grundbuch eingetragen werde,

- b) vielmehr bedürfe es dazu, so oft der Nacherbe in die Verfügung nicht eingewilligt hat, der vorerbenigen Eintragung des Vorerben, des Rechts des Nachherben, und der Befreiung des Vorerben von den Beschränkungen seines Verfügungsrechts.

(RG. 61, 234.)

Aus dem Satze b) folgt:

1. daß es der dort genannten Eintragungen nicht bedarf, wenn der Nacherbe in die Verfügung des Vorerben eingewilligt hat,
2. daß es dieser Einwilligung nicht bedarf, wenn die Eintragungen zu b) stattgefunden haben.

Das Resultat zu 2 ist aber für den Vorerben und dessen Kontakanten nur sehr ungünstig, als das Resultat zu 1. Denn durch die Eintragung der Rechtsänderung ohne gleichzeitige Löschung des Nacherbenrechts wird letzteres nicht aufgehoben. Diese Löschung kann aber nur auf Bewilligung des Nachherben erfolgen. Denn nur er, nicht der Grundbucheigener, soll nach den Ausführungen des Reichsgerichts prüfen, ob nicht eine verdrängte, nach § 2113 Abs. 2 und § 2136 BGB. auch dem befreiten Erben verbotene Schenkung vorliegt, ob also das Grundbuch oder die Hypothek auch nach der Beurlaubung einen Bestandteil der Nacherschuld bildet.

Der Rechtsnachfolger des Vorerben erweist also ein mit der Nacherbsfolge beschwertes Recht, und er oder der Vorerbe ist genötigt, gegen den Nachherben auf Anerkennung der vom Vorerben getroffenen Verfügung und auf Löschung des Nacherbsrechts zu klagen.

Diese Folge steht meines Erachtens mit dem Willen des Gesetzgebers nicht in Einklang. Nach § 1826 Abs. 1 des 1. Entwurfs des BGB. war das Recht des Nachherben von Amts wegen in das Grundbuch einzutragen, sobald das Recht des Vorerben eingetragen wurde. Diese Vorschrift wurde später nicht in das BGB., als § 52 aber in die EGB. aufgenommen.

Für sie haben die Motive zu § 1826 ihre Bedeutung behalten.

Danach ist der Eintragungslösung auch für den Fall der Befreiung des Vorerben vorgeschrieben, aber nur um desswillen, weil der betreffende Gegenstand (Grundstück oder Recht am Grundstück) ein Bestandteil der Nacherschuld bleibt, so lange der Vorerbe darüber nicht verfügt hat.

Motive: amtliche Ausgabe Bd. 5 S. 112; Abgdn., Materialien Bd. 5 S. 60.

Durch solche Verfügung oder schreibt das Grundbuch oder die Hypothek aus dem Nachlasse, folglich auch der Nacherbschaft aus, ohne daß es dazu eines Anerkennnisses des Nachherben bedürfte.

Verbieten die dem befreiten Vorerben nur die unentgeltliche Verfügung.

Ein Kaufvertrag, eine Abtretung, in welcher der Empfang des Entgelts anerkannt ist, fällt darunter nicht.

Das Reichsgericht führt (a. a. O. S. 233) aus:

- ob eine Verfügung des Vorerben eine entgeltliche oder unentgeltliche ist, lasse sich mit dem im Grundbuche

verfahren zulässigen Beweismitteln, abgesehen von einer beglaubigten Erklärung des Nachbarn, nicht mit Sicherheit feststellen. Denn wenn auch eine Verfügung sich äußerlich als eine entgeltliche darstellt (Verkauf, Abtretung gegen Gegenleistung), so sei keineswegs ausgeschlossen, daß dadurch eine in Wirklichkeit unentgeltliche Verfügung verdeckt werde.

Erlöschende Bedenkung wäre aber ein Betrug, welcher nicht zu vermuten ist, folglich auch nicht durch Mitwirkung des Nachbarn widerlegt zu werden braucht.

Erbengutungen sind nicht nur dem befreiten Vorerben, sondern auch dem Testamentvollstrecker verboten (§ 2205 BGB.). Beiden dagegen steht die entgeltliche Verfügung über den Nachlaß zu.

Auf Grund solcher Verfügung des Testamentvollstreckers erfolgt jede Eintragung in das Grundbuch ohne Prüfung, ob nicht darunter eine unentgeltliche Verfügung verdeckt ist, also ohne Mitwirkung des Erben (§ 2205 BGB., § 36 Abs. 2 GBO.).

Bei der Gütergemeinschaft darf der Ehemann über das Gesamtgut verfügen, bedarf aber der Einwilligung der Frau zur Verfügung über ein Grundstück und zu jeder Schenkung (§§ 1443, 1445, 1446 BGB.). Eine Verfügung über eine zum Gesamtgute gehörige Hypothek bedarf der Einverständnis nicht.

Ferner bedarf der Vater der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts nicht zur Verfügung über eine Hypothek des jünger überlebenden Bruders des Kindes (§§ 1643, 1621 Abs. 2 BGB.), obwohl auch ihm Schenkungen aus dem Kindes Vermögen verboten sind (§ 1641).

Gleichen sind Schenkungen aus dem Vermögen des Mündels jedem, auch dem befreiten Vormunde, verboten (§ 1804). Der befreite Vormund aber darf über Forderungen und Hypotheken des Mündels ohne Genehmigung des Gegenwärtigen oder des Vormundschaftsgerichts verfügen (§ 1852).

In allen diesen Fällen könnte die Abtretung zur Verdeckung einer Schenkung mißbraucht werden. Gleichwohl aber wird in keinem dieser Fälle die Zustimmung irgend welcher Person oder Behörde zur Eintragung der Abtretung oder Löschung verlangt.

Der befreite Vorerbe kann nicht schlechter gestellt sein als der Testamentvollstrecker, Ehemann, Vater und befreite Vormund.

Nur dieses Resultat stimmt mit dem Willen des Erlassers überein, wenn er den Vorerben von den gesetzlichen Beschränkungen befreit, oder den Nachbarn auf dasjenige eingeschränkt hat, was von der Erbchaft bei dem Eintritt der Nachbetsfolge übrig sein wird (§§ 2136, 2137 BGB.).

Der Erbkassator tut damit dar, daß er dem Vorerben verzeiht, und es erscheint nicht statthaft, daß die Gerichte dem Vorerben dies Verzeihen entziehen.

Eine Befugnis, den Willen des Erlassers zu korrigieren, ist nur dem Vormundschaftsrichter im Falle des § 1857 gegen den Vormund und dem Nachlassgericht im Falle des § 2227 BGB. gegen den Testamentvollstrecker gewährt. Eine gleiche Befugnis gegen den Vorerben ist im BGB. nicht vorgesehen, und wäre in Ermangelung eines Verfallsurteils auch unzulässig.

Sollte der Vorerbe arglistig handeln, sollte er die Form des Kaufvertrags, der Abtretung oder Quittung mißbrauchen,

um eine Schenkung zu verdecken, so ist dem benachteiligten Nachbarn die Anfechtungsklage auf Grund des § 117 Abs. 2 BGB. und der Weg der einstweiligen Verfügung gegen künftigen Mißbrauch gegeben.

Das Reichsgericht hat mehrfach ausgeführt, daß bei der Gesetzesauslegung deren praktische Folge mit zu berücksichtigen ist. Führt die eine Auslegung zu unerschwinglichen Verlehrs- oder Schwierigkeiten, so wird eine andere Auslegung am Platz sein. Denn jedes Gesetz will nur den unerblicklichen Geschäftsverkehr fördern, den rechtlichen aber beschränken.

In der vorliegenden Frage wird der rechtliche Geschäftsverkehr durch die Auslegung des Reichsgerichts gehemmt.

Wie gleichwohl an dieser Auslegung festgehalten, so wird der Willen des Erlassers durch Anwendung des §§ 2222 und 181 BGB. zu erreichen sein.

Jeder Erbkassator fügt der Befreiung des Vorerben und der Beschränkung des Nachbarn auf den Abtritt die Bestimmung hinzu, daß er den Vorerben zum Vollstrecker des Testaments zu dem Zwecke ernannt, daß aus dieser bis zum Eintritt der Nachbetsfolge die Rechte des Nachbarn ausüben und dessen Pflichten erfüllen soll, und daß er als Testamentvollstrecker auch befugt sein soll, mit sich selbst in eigenem Namen oder als Vertreter eines Dritten Rechtsgeschäfte vorzunehmen.

Zur Strafprojektreform.

Von Referendar Dr. R. Jordan, Mosbach i. Baden.

Die Kommission zur Reform der StPD. hat in ihrer Sitzung vom 9. März 1904 einen Antrag mit 11 gegen 8 Stimmen abgelehnt, der die Aufnahme einer Bestimmung folgenden Wortlauts in die StPD. bezweckte: „

„Ist der Einspruch gegen einen Strafbefehl auch oder nur gegen das Strafmaß oder die Staatsart gerichtet, so können, wenn der Einspruch Erfolg hat, die Kosten ganz oder teilweise der Staatskasse auferlegt werden.“

Ein Unterantrag, das Wort „können“ durch „müssen“ zu ersetzen, war von der Kommission zurückgewiesen worden.

In der gleichen Sitzung wurde auch die Aufnahme einer entsprechenden Bestimmung für das Verfahren nach dem Antrag auf gerichtliche Entscheidung gegen eine polizeiliche Strafverfügung mit 10 gegen 8 Stimmen verworfen.¹⁾

Nur gegen diesen letzten Beschluß möchte hier ein Bedenken laut werden. Die Gründe, welche zur Ablehnung des erstgenannten Antrags führten, mögen ansehnlich sein; sie sind jedenfalls unzulänglich, insofern sie auch auf das Verfahren nach polizeilicher Strafverfügung übertragen würden.

Der Angelpunkt der Mehrheitsbegründung ist der: der Angeklagte habe kein Recht auf Erledigung seines Rechts durch Strafbefehl; es bestehe kein Grund, ihn im Verfahren auf erhobenen Einspruch günstiger zu stellen als er stehen würde, wenn Amtsrichter und Staatsanwalt sich über Höhe und Art der Strafe nicht einigen könnten und deshalb eine Hauptver-

¹⁾ Prot. I, 541 ff.

²⁾ Prot. a. a. O. S. 346 ff.

handlung stattfinden müsse. Es liege deshalb keine Veranlassung vor, das System der EtPD., das ein zu Straf verurteilter Angeschlagener die Kosten des Verfahrens zu tragen habe, hier zu durchbrechen, insbesondere da dieses System ja auch sonst zu gewissen Unbilligkeiten fähig sei. Bei dem Verfahren auf polizeiliche Strafverfügung komme dann noch hinzu, daß die Staatskasse nicht darunter leiden dürfe, wenn die Kommunen zu hohen Polizeistrafen verurteilt werden.

Doch dieser letzte Grund da nicht zutrifft, wo die Polizeistrafverfügung zum überwiegenden Teil in den Händen staatlicher Behörden ruht (Verfasser geht von badißchen Zuständen aus), bedarf keiner Betonung. Aber schon der Ausgangspunkt der Mehrheitsbegründung paßt nicht für das Verfahren nach polizeilicher Strafverfügung. Es ist ja richtig, daß auch niemand ein Recht darauf hat, durch polizeiliche Strafverfügung abgeurteilt zu werden; aber das kann, geht man von praktischen Gesichtspunkten aus, doch nur solange als Argument in der angegebenen Richtung verwertet werden, als die Aburteilung durch das Gericht die Regel, die durch Strafverfügung die Ausnahme bildet. Wenigstens als Ungleichheit ist aber bezüglich der Aburteilung der Fall, wo das Polizeistrafverfahren eingeführt ist! Durchaus regelmäßig werden Meldungen solcher Übertretungen dem Bezirks- oder Bürgermeisterrat, nicht dem Amtsanwalt vorgelegt; durchaus regelmäßig gibt der Amtsanwalt Sachen, die sich nachträglich als Übertretungen charakterisieren, an das Bezirksamt ab. Das Publikum hat sich ungeduldet daran gewöhnt, bei Übertretungsgesetzen nur die geringen Kosten der Strafverfügung, nicht die erheblichen einer Schöffengericht als übliche Folge der Bestrafung zu betrachten; hierdurch ist dann ein Zustand geschaffen, der einem Recht auf Erleichterung durch Strafverfügung sehr nahe kommt und das Argument der Kommission mindestens zu einem nur theoretisch richtigen macht.

Es kommt aber noch folgendes hinzu: Beim Erlaß eines Strafbescheides ist allerdings Voraussetzung das Einverständnis von Amtsanwalt und Amtsrichter; dieselben Personen also, die bei einer Hauptverhandlung mitwirken müssen, sind auch hier in Tätigkeit; das Ganze ist nur ein abgekürztes Verfahren ohne Hauptverhandlung, bei dem die zuständigen Behörden im wesentlichen dieselben bleiben; findet dann ein Einspruch statt, so bringt er lediglich die Ergänzung zum ordentlichen Verfahren, die Hauptverhandlung. Insofern mag hier das Ganze als Einheit erscheinen und die Entscheidung der Kommission mag eine gewisse Berechtigung haben. Richt so beim Verfahren auf polizeiliche Strafverfügung. Wo dieses eingeführt ist, liegt die richterliche Gewalt zunächst in den Händen einer ganz anderen Behörde und die Mitwirkung des Amtsanwalts unterbleibt überhaupt. Wird dann auf gerichtliche Entscheidung angetragen, so steht ein ganz anderes Verfahren vor ganz anderen Behörden an; die Verhandlung vor dem Schöffengericht bildet in praxi tatsächlich eine Instanz über der Polizeibehörde und wird vom Publikum als solche betrachtet, mag man nun theoretisch den Antrag auf gerichtliche Entscheidung als „Rechtsmittel“ betrachten oder nicht;*) dies kommt um so deutlicher zum Bewußtsein, wenn (wie in Baden) der Antrag auf gerichtliche Entscheidung nachweislich neben der Beschwerde an die höhere

Polizeibehörde gegeben ist, welche letztere doch ein zweifelloses Rechtsmittel ist.

Und nun ist es allerdings in der Praxis als ein sehr erheblicher Mifftand empfunden worden, daß die jetzige EtPD. keine Möglichkeit gewährt, einen Verurteilten, dessen zunächst durch Strafverfügung ausgesprochene Strafe das Schöffengericht erheblich gemildert hat, von der Tragung eines Teiles der Kosten zu erlösen. Der gemeine Mann empfindet es ganz naturgemäß als eine Unbilligkeit, wenn er mit seinem Antrag auf gerichtliche Entscheidung eine Ermäßigung seiner Strafe von 10 auf 1 Mark erjelt hat, dann aber Kosten bezahlen muß, die die Höhe der ursprünglichen Strafe unter Umständen weit übersteigen. Man mache ihm dann klar, daß der Antrag auf gerichtliche Entscheidung kein Rechtsmittel, das das Schöffengericht keine Instanz über dem Bezirksamt ist und daß er kein Recht darauf hat, durch Strafverfügung abgeurteilt zu werden!! Die Strafverfügung bietet weniger Garantien wie der Strafbefehl, da dort nicht wie bei diesem Einverständnis zweier Behörden Voraussetzung ist; auch hat die Verwaltungsbehörde bei ihrer Strafauferlegung oft andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen wie der Richter. Und doch kann man unter jeglichem Recht einem mit einer exorbitant hohen Strafe Belegten in vielen Fällen nur abraten, auf gerichtliche Entscheidung anzutreten; denn die sicher in Aussicht stehende Strafmilderung könnte nur zu leicht ein Pyrrhussieg für ihn sein!

Freilich würde ja der von der Kommission angenommene allgemeine Satzb (Nr. 288) § 497 EtPD.), wonach das Gericht unter Umständen den verurteilten Angeschlagenen von der Tragung eines Teils der Ausgaben erlösen kann, auch hier in manchen Fällen Abhilfe schaffen. Aber abgesehen davon, daß diese Abhilfe vielfach unzulänglich sein würde, so könnte doch auch gerade ein gewissenhafter Richter zu einer Anwendung der neuen Bestimmung im Verfahren auf polizeiliche Strafverfügung deshalb ungern greifen, weil speziell hier die Kommission eine durchgreifende Abhilfe versagt hat.

Hoffentlich entschließt man sich deshalb in diesem Punkte noch zu der Änderung, die die Praxis bringend erfordert, ohne sich dabei von alzu theoretischen Bedenken irritieren zu lassen.

Vom Reichsgericht.¹⁾

Berichtet von den Rechtsanwälten beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Schaele zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 21. Dezember 1906 bis 5. Januar 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 27 und 229 GGWB. Art. 71 § 1 PrAGWB. Art. 3 Abs. 3, 381, 384 c. c. Einl. zum KGR. § 23, § 526 Z. II Tit. 2 KGR. Art. 1 des Haager Abkommens vom 12. Juni 1902. Internationales Privatrecht. Begriff der Staatsangehörigkeit verchieden nach den verschiedenen Rechts-

*) Prot. 2, 608 und dort zitiert.

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

*) Vgl. Prot. 1, 334.

gebenen Berufens? Verweisung des Landrechts auf das ausländische Recht. Erbvererbung unehelicher Kinder eines Rheinländers oder Altpreußen, die in Rußland vor dem 1. Januar 1900 geboren aber nicht vor diesem Tage legitimiert worden sind.)

Am 8. Mai 1899 starb zu M. (preussische Rheinprovinz) der Adresser G. B. Der mit der Teilung beauftragte Notar ging davon aus, es seien zum Nachlaß als nächste gesetzliche Erben allein die Nachkommen der von dem Erblasser verstorbenen Halbschwester B. aus deren Ehe mit M., das sind die acht jetzt noch Beklagten und zwei weitere Nachkommen, B. und J. M. M., berufen. Unter diese 10 Erben verteilte der Notar am 21. Juni 1900 den gesamten Nachlaß entsprechend der gesetzlichen Erbfolge. Der Erblasser hatte aber noch eine zweite gleichfalls von ihm verstorbene, mit A. E. verheiratete gewesene Halbschwester A. B. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn J. E., der im Jahre 1858 nach Rußland auswanderte, im Jahre 1878 dort eine Russin heiratete. Die Kinder aus dieser Ehe, die Kläger, sind sämtlich unehelich geboren; sie behaupten, der Vater habe die deutsche Staatsangehörigkeit verloren; ob er die russische Staatsangehörigkeit erworben, wissen Kläger nicht; als uneheliche Kinder einer Russin seien sie daher als russische Staatsangehörige hinsichtlich ihres Personalstatus nach russischem Recht zu behandeln. Nun habe das russische Gericht in Alabinsk durch Entscheidung vom 16. Februar 1901 auf Antrag der Kläger ausgesprochen, daß sie als durch nachfolgende Ehe legitimierte Kinder des E. anzuerkennen und demgemäß die Oberburtzgerichte zu berichtigen seien. Somit seien sie in gleicher Weise wie die Beklagten gesetzliche Erben. Wollte man dagegen nicht ihre Staatsangehörigkeit, sondern die ihres Vaters für ausschlaggebend ansehen, so müßte das Reichsgericht zur Anwendung kommen, weil ihr Vater ein Jahr vor seiner Auswanderung seinen Wohnsitz nach Lengensland in das Gebiet des Reichs verlegt habe. Nach Tit. II Art. 2 § 596 des Reichsgesetzes habe nachfolgende Eheschließung ohne weiteres die Folge der Legitimation der unehelichen Kinder der Ehegatten ohne jede Erklärung derselben. Das Reichsgericht wolle aber das Personalstatut nach dem Wohnsitz beurteilen wissen, so daß auch hier russisches Recht zur Anwendung gelange, und entspreche die Legitimation außerdem den Bestimmungen des Landrechts. Das Reichsgericht wies die Klage ab, die Revision wurde zurückgewiesen: Die gehörig eingehende Revision hatte keinen Erfolg. Das Berufungsgericht geht davon aus, nach Art. 3 Abs. 3 c. e. folge das rheinische Recht dem Rheinpreußen gleich einer Eigenschaft an. Der im Jahre 1895 in Rußland gestorbene E., dessen legitimierte Kinder die Kläger zufolge Entscheidung des russischen Bezirksamts vom 16. Februar 1901 zu sein behaupten, sei von rheinischen Eltern geboren, habe auch bis ein Jahr vor seiner im Jahre 1858 erfolgten Auswanderung nach Rußland seinen Wohnsitz im Gebiet des rheinischen Rechts gehabt. Hieraus folgere das Berufungsgericht, nach Art. 3 Abs. 3 c. e. sei auf die persönlichen Verhältnisse des E. das rheinische Recht anzuwenden, weil er als Rheinländer das Recht seines Heimatstaates auch im Ausland beibehalten habe, und der vorübergehende Wohnsitz im Gebiet des Reichs, wenn dieser Wohnsitz auch festzustellen wäre, gegenüber seiner Eigenschaft als der eines in den Rheinländern geborenen und erzeugten preussischen Staatsangehörigen nicht weiter für E. in Betracht kommen könne. Von dieser

Grundlage ausgehend, führt das Berufungsgericht weiter aus, zu den persönlichen Verhältnissen, welche der Art. 3 Abs. 3 c. e. nach dem Recht des Heimatstaates, also nach rheinischem Recht beurteilt wissen wolle, gehöre die Legitimation durch nachfolgende Ehe. Nach dem rheinischen Recht entscheide darüber, ob die Kläger als uneheliche Kinder durch die nachfolgende, im Jahre 1878 in Rußland geschlossene Ehe ihrer Erzeuger als legitimiert und damit als erbberechtigt anzusehen seien, das Heimatrecht ihres im Jahre 1895 in Rußland gestorbenen Vaters E., der wie oben dargelegt, nie aufgehört habe, als Rheinpreuze in der hier fraglichen Beziehung rheinisches Recht zu unterliegen. Auf diesem Wege gelangt das Berufungsgericht zur Anwendung des rheinischen Rechts auch auf die Kläger, und verlangt der ausgesprochenen Legitimation der Kläger jede Wirkung, weil nach Art. 331, 334 des maßgebenden code civil zur Legitimation durch nachfolgende Ehe eine Anerkennung seitens der Eltern vor der Eheschließung erforderlich wird, diesem Erfordernis hier aber nicht genügt ist. So kommt das Berufungsgericht zu seiner auf Abweisung der Klage lautenden Entscheidung. Die Ausführungen des Berufungsrichters beruhen auf der Ansicht, Geburt und Erziehung in dem rheinischen Rechtsgebiet erzeuge eine besondere rheinländische Staatsangehörigkeit, welche diesem Staatsangehörigen überall hin folge und ihn rheinischem Recht selbst dann unterwerfe, wenn er seinen Wohnsitz in ein anderes Rechtsgebiet desselben preussischen Staates verlege, der auch die Rheinprovinz umfasse. Das Berufungsgericht übertrifft, daß der französische Gesetzgeber ein einheitliches Rechtsgebiet vor sich hatte, und daher durch die Verweisung des Art. 3 Abs. 3 c. e. ein einheitliches Recht der Heimat in Anwendung zu bringen ist. Der preussische Staat hatte dagegen vor dem 1. Januar 1900 mehrere Rechtsgebiete, kannte aber nur eine Staatsangehörigkeit. Nun kommt aber hier das bis 1. Januar 1900 geltende Recht zur Anwendung; denn Art. 209 GGWB. schreibt vor, es bestimme sich nach den bisherigen Gesetzen, inwiefern ein vor dem Inkrafttreten des GGWB. legitimiertes Kind die rechtliche Stellung eines ehelichen Kindes hat. Nun hat der Richter allerdings nach seinem Recht und zwar nach dessen Kolisionsnormen darüber zu entscheiden, welches Recht zur Anwendung zu bringen ist. Hier handelt es sich um eine Frage des Familienlandes; denn die Kläger leiten ihre Erbschaftsrechte aus ihrer ehelichen Abkunft von E., dem verstorbenen gesetzlichen Erben her. Art. 3 Abs. 3 c. e. stellt für diesen Fall eine Kolisionsnorm auf. Dieselbe verweist auf die preussische Staatsangehörigkeit, die eine einheitliche ist. Es giebt kein Vorrrecht eines rheinischen Staatsangehörigen in dem Sinne, daß dem im Gebiet desselben geborenen Preußen das rheinische Recht auch dann folge, wenn er seinen Wohnsitz in ein anderes Rechtsgebiet des preussischen Staates verlegt. Die Verweisung des Art. 3 Abs. 3 c. e. auf das Recht des preussischen Staates, eines damals nicht einheitlichen Rechtsgebiets kann daher zu keiner Lösung in einem Falle, wie hier, führen, in welchem zur Entscheidung steht, welches der verschiedenen Rechte des preussischen Staates — ob das rheinische Recht oder das Reichsrecht — das maßgebende ist. Für das internationale Recht, d. h. für den Fall, daß eine Kolision zwischen den Rechten eines und desselben Staates stattfindet, ist das Recht des Wohnsitz als das maßgebende sowohl in der

Rechtssprechung (Reichsgerichtsentcheidung vom 7. Juli 1903) Rep. 23/03, rheinisches Archiv Bd. 100 Abtheilung II S. 59) als auch in der Literatur (vgl. Hülsmann, internationales Privatrecht 1, 406) anerkannt. Derselbe Aufschuß wird gerade auch dann von Lahand, das Staatsrecht des Deutschen Reichs, 4. Aufl., Bd. 1 S. 182 vertreten, wenn die internationale Gesetzeshoheit die Legitimation unehelicher Kinder betrifft. In der Tat entspricht dem Wesen der Sache allein die Annahme, daß durch die Begründung des Wohnsitzes in einem der mehreren Rechtsgebiete eines Staates der Wille des Angehörigen dieses Staates deutlich zum Ausdruck gebracht wird, sich eben an diesem Ort geltenden Gesetzen zu unterwerfen. Ist dies aber richtig, so hatte der zur Entscheidung berufene Richter gerade so zu entscheiden, wie der Richter des Wohnsitzes hätte entscheiden müssen. Der letzte Wohnsitz — und dieser allein steht hier in Frage — befand sich nach der Klagebehauptung, deren Richtigkeit der Berufungsrichter nicht geprüft, im Gebiet des PrALR.; folglich ist dieses preussische Recht anzuwenden, wenn man die über den letzten Wohnsitz aufgestellte Klagebehauptung als richtig unterstellt. Der § 558 ZI. II Zt. 2 PrALR. bestimmt, daß die Legitimation unehelicher Kinder allein schon durch die nachfolgende Ehe der Erzeuger bewirkt werde, wenn die Kinder die Abstammung von diesen nachzuweisen vermögen. Der Beweis für diese Abstammung ist von den Klägern angeboten. Die Kläger rügen die Richterhebung dieses Beweises mit Unrecht. Kommt nämlich das Recht des Wohnsitzes zur Anwendung, d. h. ist die Sachlage gerade so zu beurteilen, wie sie von dem am jenen Wohnsitz bestehenden Gericht beurteilt werden mußte, so ist das PrALR. in seiner Totalität d. h. einschließlich seiner Kollisionsnormen anzuwenden. Die hierfür gehörige Kollisionsnorm ist in § 23 der Einleitung des PrALR. enthalten. Dieser § 23 schreibt vor, daß die persönlichen Eigenschaften und Befugnisse einer Person sich nach dem Wohnsitz bestimmen. Ob es sich dabei um einen Inländer oder um einen Ausländer handelt, macht keinen Unterschied. Dieser Grundsatz des soeben gedachten § 23 wird vom Rechtssprechung und Literatur auch auf die Legitimation unehelicher Kinder durch nachfolgende Ehe und zwar in dem Sinn angewendet, daß der Wohnsitz des Vaters zur Zeit der Eheschließung und das dort geltende Recht für die Legitimation der Kinder als maßgebend angenommen wird. (Hörster-Greif, 7. Aufl. § 11 S. 57 und 66; IV § 219 Anm. 45, S. 135. Kießlein, Entscheidungen des PrALR. I, 77.) Hiernach ist zufolge der Betreffung des gedachten § 23 auf das Recht des Wohnsitzes die Legitimation der Kläger nach russischem Recht zu beurteilen; denn zur Zeit der Eheschließung des Vaters der Kläger im Jahre 1878 hatte dieser seinen Wohnsitz in Rußland. In der soeben erörterten Verweisung des gedachten § 23 liegt somit eine Weiterverweisung von preussischem Landrecht auf das russische Recht. Dieses Recht ist nun in seinen materiellrechtlichen Vorschriften anzuwenden. Eine etwaige Weiter- oder Rückverweisung des russischen Rechts läßt nicht in Betracht. Die Frage, ob eine Weiterverweisung überhaupt statthaft ist, war bereits für das vor dem 1. Januar 1900 geltende Recht eine vielschrittliche. Sie ist auch vom BGH. nicht allgemein entschieden; vgl. die von Pland zu Art. 27 EGBGB. Fern. 1 angegebenen Literatur;

die Ausführungen v. Staudingers zu Art. 27 EGBGB. und ZBR. 06, 619¹; ferner den Aufsatz von Klein im Archiv für bürgerliches Recht 27, 252 ff. und die dort S. 260 ff. gegebene Zusammenfassung der bedeutendsten Vertreter der beiden Richtungen. Art. 1 des Haager Abkommens zur Regelung des Geltungsbereichs der Gesetze auf dem Gebiete der Eheschließung vom 12. Juni 1902 (RGBl. 04, 221) verfügt, daß das Recht zur Eingehung der Ehe sich nach dem Gesetz des Heimatsorts bestimmt, daß aber an Stelle dieses Gesetzes ein anderes Gesetz tritt, wenn das Heimatsgesetz ausdrücklich auf dieses Gesetz verweist. In der dazu gehörigen Denkschrift (Nr. 15 der Drucksachen des Reichstages, 2. Legislaturperiode V. Session 1897/98) wird diese Rückverweisung besonders begründet und mit der Rückverweisung des Art. 27 EGBGB. verglichen. Also auch noch nach dem 1. Januar 1900 sind die Meinungen hinsichtlich der Weiter- und Rückverweisung geteilt. Einer Entscheidung dieser Frage für die Zeit nach dem 1. Januar 1900 bedarf es hier nicht. Vom Standpunkt des PrALR. aus ist jedenfalls eine Weiterverweisung anzunehmen, vgl. RG. 20, 353; 36, 205; 41, 309. Hiermit stehen nicht im Widerspruch die RG. 24, 330 und 36, 284. Ist darnach russisches Recht anzuwenden, so ist der Anspruch der Kläger nicht gerätet; denn das Berufsungsgericht hat fürsorglich auch das Ergebnis für den Fall geprüft, daß russisches Recht zur Anwendung zu kommen hätte, und ist bei dieser Prüfung zu dem Ergebnis gelangt, daß russisches Recht den Klageanspruch nicht zu stützen vermag. Dieser Anspruch des Berufsungsrichters ist der Revision nach § 562 ZPO. entzogen. Das bisher Erörterte führt noch nicht zur Klageabweisung, weil der Berufsungsrichter unentschieden läßt, ob S. zur Zeit seiner Auswanderung nach Rußland seinen Wohnsitz im Gebiet des PrALR. oder des rheinischen Rechts hatte. Es ist deshalb auch diese letztere Möglichkeit zu unterstellen. Hätte S. seinen letzten Wohnsitz im Gebiet des rheinischen Rechts gehabt, so würden allerdings die Art. 331 und 334 c. c. zur Anwendung kommen, weil die Verweisung des Art. 3 Hb. 3 c. c. auf das Heimatsrecht so lange für den Inländer nicht, als dieser keine andere Staatsangehörigkeit erworben hat. Und die Frage der Legitimation ist eine Frage des Familienbundes. Die Beantwortung solcher Fragen macht Art. 3 Hb. 3 c. c. aber von dem Heimatsrecht abhängig; RG. 24, 329. Auch hier, wie nach PrALR. entscheidet das Personalstatut des Vaters und nicht dasjenige des legitimierten Kindes; RG. 29, 291. Daß das rheinische Recht die Klage nicht stützt, hat das Berufsungsgericht guttfindend dargestellt. Ganz unrichtig ist geht dies auch aus PrALR. hervor. Art. 71 § 1 hervor. Nach dieser Bestimmung muß das Kind vor dem 1. Januar 1900 in einer öffentlichen Urkunde anerkannt sein, wenn der Vater die Mutter geheiratet hat. Die Kläger sind nicht vor dem 1. Januar 1900 legitimiert; folglich können sie sich auf diesen Art. 71 nicht berufen. Können sie es, so trübe sie der § 2 des gedachten Artikels, der der nach § 1 möglichen Legitimation die Minderwirkung an insoweit statthabende Fälle ausdrücklich versagt. Der Berufsungsrichter hat auch fürsorglich erwogen, daß das Recht des BGB. den Klageanspruch nicht hält, falls man das nach 1. Januar 1900 geltende Recht anwenden wollte. Gegen diese Ausführungen haben die Kläger nichts zu erinnern. Es wäre

überigens den Darlegungen des Berufungsgerichts beizutreten. So erweist sich die Revision als unbegründet — mag man davon ausgehen, der Vater der Kläger habe seinen letzten Wohnsitz im Gebiet des REXX gehabt, oder unterstellen, sein letzter Wohnsitz habe sich im Gebiet des rheinischen Rechts befunden, als er nach Rußland auswanderte. S. c. R., II. v. 30. Nov. 06, 174/06 II. — Geln.

2. §§ 276, 278, 823 BGB. Gastpflicht des Gastwirts gegenüber seinen Gästen bei Ausbau seiner mit Geschäftsführung beauftragten Geßlän.

Der Unfall des Klägers ist dadurch veranlaßt, daß eine im Wirtschaftsalal des Beklagten an der Wand angebrachte, mit Hufeisen versehene Kiste beim Annehmen eines an einer Hufeisen angehängten Mantels herabgefallen ist und den Kläger, der desselben als Gast verwirte, am Kopfe getroffen hat. Diese Feststellung des Berufungsgerichts ergibt unabhängig der Festlegung, daß die Kiste des Salts erkrankelt hat, der zur Sicherung der im Lokal verkehrenden Gäste gegen die Gefahr durch Herabfallen derselben beschützt zu werden, erforderlich war. Nicht nur der Unfall, daß die Kiste zum Beklagen mit Manteln tatsächlich von den Gästen benutzt ward, sondern schon die bloße Möglichkeit einer derartigen Benutzung bedingte die Befestigung der Kiste in einer Stärke, daß sie ihren Halt durch solchen Gebrauch nicht verlor. Das BGB. enthält bezüglich der Haftung der Schank- und Speisewirt für Unfälle, die aus mangelhafter Verkehrssicherheit der Gasträume eintreten, keine besonderen Vorschriften. Insbesondere findet die in § 538 BGB. getroffene Bestimmung, nach welcher der Wirt im Fall, daß ein Mangel der im § 537 bezeichneten Art bei dem Abschluß des Vertrages vorhanden ist, Schadensersatz wegen Nichterfüllung verlangen kann, ohne daß der Mangel dem Vermieter zur Verschuldung anzurechnen ist, auf das Vertragsverhältnis, in das der Schank- und Speisewirt durch Aufnahme des einsichernden Gastes tritt, keine Anwendung. Mag es auch richtig sein, daß der Wirt, der die Preise für die Speisen und Getränke, die er verabreicht, mit Rücksicht darauf, daß er die Benutzung der dem Gastverkehr freigehaltenen Räume und der zur Unterhaltung der Gäste bestimmten Sachen gestattet, wie den Gebrauch des zum Genuß von Speisen und Getränken erforderlichen Geräts überläßt, in entsprechender Weise erhöht, in der Zahlung der Preise von seinen des Gastes zugleich für die Verwahrung und Überlassung ein Entgelt erhält, so ist doch die Auffassung, daß der Wirt zum Gast, dessen Befestigung auf Speisen oder Getränken er zugestimmt, in Ansehung der Gebrauchüberlassung in das Rechtsverhältnis der Sanniete tritt, abzulehnen. Die Gebrauchüberlassung bildet kein Vertragsverhältnis selbständiger Art, wie solches der Fall ist bezüglich der Überlassung der Wohnung, welche der Gast nicht genötigt, der gewöhnlich Fremde zur Verwahrung abnimmt; die Leistung des Schank- und Speisewirts ist einhülliger Natur in dem Sinn, daß der Gast zur Annahme der Nahrungs- und Genußmittel nicht verbunden ist, wenn sich die Gebrauchüberlassung nicht anschließt, und daß der Wirt für den Gebrauch, den der Gast gemacht hat durch Aufstellung in den Räumen und Beschäftigung mit den zur Unterhaltung freigegebenen Sachen, nichts fordern kann, wenn die Verabreichung der Nahrungs- und Genußmittel unterbleibt, weil er sie nicht

zu beschaffen vermag oder der Gast sie berechtigterweise zurückweist. Das ist keine entgeltliche Gebrauchüberlassung einer Sache, die das Bestehen des Mietvertrages ausmacht, bezw. sein Rechtsverhältnis, das die analoge Anwendung des oben genannten Gesetzes zuläßt. Die Gastpflicht der Schank- und Speisewirt für Unfälle, die durch ordnungswidrigen Zustand ihrer Gasträume den Gästen verursacht sind, ergibt sich daher allein nach dem allgemeinen Grundsatze über Schadensersatz wegen Nichterfüllung obliegender Vertragspflicht. Nach diesen hat der Schuldner, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, Verlass und Haftpflichtigkeit zu vertreten, also Ersatz zu leisten, wenn die Verletzung seiner Vertragspflicht, die den Gläubiger in Schaden gebracht hat, ihm bezw. seinem Geßlän, dessen er sich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit bedient hat, zur Schuld gereicht, §§ 276, 278 BGB. Hieraus ergibt sich, daß der Beklagte zwecks Abwendung des vom Kläger wegen der eintretenen Verletzung erhobenen Schadensersatzanspruches zu erweisen hat, daß die Sorgfalt, die in Ansehung der Verkehrssicherheit der Gasträume zu betätigen war, trotz des mangelnden Halts der Kiste von ihm nicht außer acht gelassen ist. Denn einmal zählt die Pflicht, für die Verkehrssicherheit der Gasträume Sorge zu tragen, dieselben namentlich so einzurichten und zu erhalten, daß die Gäste ohne Gefahr für Leben und Gesundheit sich in denselben bewegen können, unabweisbar zu der Vertragsverbindlichkeit, die der Wirt durch Aufnahme des einsichernden Gastes eingeht, und zweitens spricht das Dasein des Mangels in der Befestigung der Kiste gegen geübte Anwendung der gebotenen Sorgfalt so lange, bis ihre Beseitigung nachgewiesen ist. Kann danach dem Berufungsgericht in seiner Ausfertigung, daß Beklagter seiner Verkehrspflicht durch den Nachweis genügt, daß er bei Ausbaur seiner beiden mit der Geschäftsführung betrauten Geßlän, wie bei der Leitung ihrer Verrichtungen die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat, den Kläger aber den Beweis des Verschuldens der Geschäftsführer trifft, auch nicht beigetreten werden, so ist doch die Nagabweise der Verschuldung deshalb zu billigen, weil das festgestellte Beweisergebnis zum Nachweis der Nichtschuld des Beklagten oder seiner Geßlän an dem Unfall ausreicht. Die Fürsorgepflicht des Beklagten bedingt nicht von vornherein die Anstellung besonderer Nachprüfung der Festigkeit der Kiste von seiner Seite. Ist ein Mangel der Festigkeit trotz dauernder Kontrolle aber den verkehrssicheren Zustand des Lokals in seiner Allgemeinheit nicht zum Vorschein gekommen, so durfte Beklagter den dauernden Halt der Kiste, ohne sich dem Vorwurfe schließlichen Verschaltens aussetzen, jedenfalls dann unterlassen, wenn im vorausgesetzten Zeitraum von zehn Jahren kein Unfall, der auf einen mangelhaften Zustand der Räume und Vorrichtungen hätte schließen lassen, sich ereignet hatte. Nach der Feststellung des Berufungsgerichts hat solche dauernde Kontrolle stattgefunden, ohne daß an dem Halt der Kiste ein Mangel dabei entdeckt ist, und ein Unfall während des genannten Zeitraums nicht Platz gegriffen. Die Feststellung ist ohne Prognoseverstoß getroffen, die Vernehmung des Zeugen R. insbesondere mit bedenkenfreier Begründung abgelehnt. R. c. G., II. v. 11. Dez. 06, 200/06 III. — Berlin.

3. § 328, 398, 403, 410, 516 BGB. Bedeutung der Eingehaltung an eine Bank zugunsten eines Dritten.

etzung einer geschuldeten Forderung ist eine sofort vollkommene Schenkung.)

Im Jahre 1897 ließ der Beklagte auf den Namen seiner Tochter, der Klägerin, bei einer Bank ein Konto anlegen, auf das er Einzahlungen leistete. Das dadurch entstandene Guthaben will Klägerin vom Beklagten geschuldet erhalten haben und hat, da es vom Beklagten abgehoben worden ist, auf Erhaltung des abgehobenen Betrags Klage erhoben. Der Beklagte bestreitet die behauptete Schenkung. Er verweist auf die zwischen ihm und der Bank bei der Anlegung des Kontos ausgetauschten schriftlichen Erklärungen; er selbst hat nämlich unterm 9. August 1897 an die Bank geschrieben: „Die Verfügung über das gedachte Konto, welches zur Regelung von Erbchaftsverhältnissen dienen soll, verleihe ich aus weiserem mit, was Sie mir gütigst beistehen wollen“ und in dem Antwortschreiben der Bank vom 10. August 1897 erklärte diese ihm: „Wir bestätigen Ihnen nach vorstehendem, daß Sie sich die Verfügung dieses Kontos vorbehalten haben.“ Klägerin bringt jedoch ein von der Hand des Beklagten herrührendes Schreiben vom 10. Oktober 1898 folgenden Inhalts an die Bank bei: Unter Bezugnahme auf unsere Korrespondenz vom 9. und 10. August v. J. betreffend das Konto meiner Tochter C. A., ermächtige ich hierdurch, das in bar oder Barten vorhandene Guthaben ihres Kontos — per Zeit 4 605 Mark — nach ihrem Belieben ganz oder teilweise jederzeit abzuhaben. Die Parteien streiten darüber, wie Klägerin in den Besitz dieses Schreibens gekommen ist. Klägerin behauptet, der Beklagte habe es ihr im Januar 1901 übergeben und ihr gesagt, er habe das Geld für sie bei der Bank als Notgroßchen hinterlegt, sie könne sich jederzeit davon etwas holen. Beklagter behauptet dagegen, daß Klägerin ihm das Schreiben widerrechtlich aus seinem Schreibtisch entwendet habe. Das RG. hat die Entscheidung von einem Räte der Klägerin abhängig gemacht. Klägerin soll schwören, daß ihr der Beklagte im Januar 1901 den Brief vom 10. Oktober 1898 mit der Erklärung übergeben habe, er habe für sie auf der Bank Geld als Notgroßchen hinterlegt, sie könne sich jederzeit etwas davon holen. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Dadurch allein, daß der Beklagte ein Konto auf den Namen der Klägerin bei der Bank anlegen ließ und daß auf dem Konto Guthabensschriften stattfanden, wurde die Klägerin noch nicht die Gläubigerin des Kontoguthabens und zwar gleichviel, ob das Überkommen zwischen dem Beklagten und der Bank so zu verstehen war, daß der eigentliche und wirkliche Kontoinhaber der Beklagte selbst sein sollte (§ 117 Abs. 2 BGB.) oder ob der Beklagte sich damit Leistungen an die Klägerin als an einem Dritten versprochen ließ und dabei durch ausdrückliche Vereinbarung mit dem anderen Teile den unmittelbaren Rechtserwerb durch die Klägerin ausschloß (§ 328 BGB.). Daß später die Forderung des Beklagten an die Bank in anderer Weise als durch Abtretung auf die Klägerin übergegangen sei, verneint der Berufungsrichter, indem er das Vorbringen der Klägerin im einzelnen daraufhin würdigt. Seine Entscheidung gericht dem Beklagten insoweit nicht zur Verschwerde und bedarf nicht der Nachprüfung. Was aber die Frage der Abtretung anlangt, so muß zunächst von der behaupteten Schenkung als ihrem Rechtsgrunde abgesehen und die Abtretung in abstrakter Bedeutung in Betracht ge-

zogen werden. Sie konnte nach § 398 BGB. nur durch Vertrag zustande kommen. Von der Einhaltung einer bestimmten Form hing, da die Abtretung nach dem 31. Dezember 1899 stattgefunden haben soll, die Rechtswirksamkeit des Abtretungsvertrages nicht ab. Es genügt, wenn mündlich unter den Parteien der Wille zum Ausdruck kam, auf der einen Seite die Forderung unmittelbar zu übertragen, auf der anderen Seite diese unmittelbare Übertragung anzunehmen. War das der Fall, so zog die damit vorgenommene Abtretung nur als eine Folge die Verpflichtung nach sich, der Klägerin als der Erwerberin der Forderung eine Urkunde auszustellen. Ohne eine solche besand sich die Klägerin nicht in der Lage, die Forderung nach außen hin vollwirksam als Gläubigerin geltend zu machen (§§ 403, 410, Abs. 1 BGB.). Da aber für das Zustandekommen der Abtretung die Ausstellung einer Abtretungsurkunde nicht wesentlich war, so bekamen auch keine rechtlichen Bedenken dagegen, die Ausübung des Abtretungswillens und die Annahme der Abtretung darin zu erblicken, daß — wie die Klägerin behauptete — der Beklagte ihr das Schriftstück vom 10. Oktober 1898 mit den in den Urteilsbeilagen aufgenommenen mündlichen Erklärungen übergab, auch wenn dieses Schriftstück seinem Inhalte nach den an eine Abtretungsurkunde zu stellenden Anforderungen nicht entsprach. Am allerwenigsten bestand in dieser Beziehung ein Anlaß zu rechtlichen Bedenken in dem Falle, wenn das Schriftstück die ihm vom Berufungsrichter beilegte Bedeutung hatte, Beklagter nämlich darin der Schuldnerin von der geschuldeten Abtretung Mitteilung machte (§ 410 Abs. 2 BGB.) und wenn es unter Ausschöpfung des Schriftstüds der Klägerin überließ, die Angelegenheit der Schuldnerin selbst zu überbringen. Nun ist freilich der Revision zugunsten, daß der Berufungsrichter das Schreiben vom 10. Oktober 1898 im Widerspruch mit dessen klarem Inhalte ausgelegt und eine genügende Begründung für diese Auslegung nicht gegeben hat. Das Schreiben enthält nichts mehr und nichts anderes, als eine der Bank erteilte Anweisung, an die Klägerin zu zahlen in Verbindung mit einer der Klägerin erteilten ausdrücklichen Ermächtigung, das Guthaben abzuhaben. Es fällt also seinem Wortlaute nach durchaus unter die Vorsehrung des § 783 BGB. Allein die getroffenen Vereinbarungen können bestmüßig die Abtretung der Forderung zum Inhalte gehabt, die Parteien es aber für zweckmäßig und genügend gehalten haben, wenn Klägerin der Schuldnerin nicht als Abtretung, sondern als Anweisungsempfängerin gegenübertrat. Daß es tatsächlich zu einer unmittelbaren Übertragung der Forderung gekommen ist, hat der Berufungsrichter unter der Voraussetzung der Abtretung des Urteilsendes als feststehend angenommen und hat seine Überzeugung hieron insbesondere auf die Erklärungen gestützt, mit denen der Beklagte die Übergabe des Schreibens begleitet haben soll, die Bemerkung nämlich, daß Geld solle ein Notgroßchen für die Klägerin sein und sie könne sich jederzeit davon etwas holen. Die hieraus und aus dem übrigen begleitenden Umständen gezogene Folgerung, „daß unabweisbar nichts anderes als der Eintritt der Klägerin in das laufende Schuldverhältnis bejwogen wurde“, liegt ausschließlich auf tatsächlichen Gebiet. Durch die feisame Auslegung des Schreibens vom 10. Oktober 1898 wird sie nicht in ersichtlicher Weise beeinflusst, Rechtliche Bedenken anderer Art können gegen das

Berufungsurteil nicht aufkommen. Ist daran schuldhaft, daß unter der Voraussetzung der Abweisung des Urteilsbeides Beklagte seine Forderung an die Bank der Klägerin abgetreten hat, so hat es auch an einem Rechtsgrunde der Abtretung nicht gefehlt. Denn die Annahme des Berufungsrichters, daß unter dieser Voraussetzung eine Schenkung der Forderung an die Klägerin erweisen sei, ist frei von Gesetzesverletzung und entspricht auch dem im § 516 BGB. enthaltenen Rechtsbegriffe der Schenkung. Dabei handelt es sich nicht um ein bloßes Schenkungsvorprechen, sondern um eine durch Abtretung der geschuldeten Forderung sofort vollzogene Schenkung. Darüber, daß die mündliche Abtretung zur wirksamen Vollziehung der Schenkung nach freistimmiger Rechte ausreicht, besteht in der Rechtslehre und in der Rechtsprechung kein Zweifel. (Vgl. v. Säubinger-Rohrer Ann. II, 16 zu § 518, Oertmann Ann. 3b zu § 518 und die Urteile des OLGs in Sachen Rost c. Brachvogel IV 469/03 vom 21. April 1904, in Sachen Sepp c. Schild IV 280/04 vom 12. Dezember 1904, in Sachen Wehrhahn c. Ungelke IV 313/05 vom 21. Dezember 1905 und in Sachen Schirmer c. Wagner IV 167/06 vom 2. Juli 1906 — ferner Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des BGB. Bd. 2 S. 19 und 20. 53, 295 ff.) R. c. R., II. v. 13. Dez. 06, 218/06 IV. — Verlin.

4. §§ 383 ff. 457 BGB. Besteht eine Pflicht des Schuldners, den Erlös der geschuldeten Sache gerichtlich zu hinterlegen? Oder kann er diesen Erlös auf seine Gegenforderung anrechnen und sich dadurch von seiner Schuld befreien?

In dem Nachstehenden über ein Mittergut hatte sich für den Fall der Verdingung der Verpächter verpfändet, das Inventar zu übernehmen. Als er dies verweigerte, ließ der klagende Pächter das Inventar verpfänden und klagte den Unterschied zwischen dem nicht hinterlegten Erlös und einer verdingungsmäßig ermittelten Tage ein. Beklagter wurde verurteilt und seine Revision wurde zurückgewiesen: Der Beklagte rügt, das Berufungsurteil verstoße gegen § 383 BGB., indem es annehme, dem Klagenpächter stehe der Umsatz nicht entgegen, daß der Kläger den bei der Verpfändung des Inventars erzielten Erlös nicht bei der hierfür zuühnenden öffentlichen Stelle hinterlegt hat. Dieser Angriff hat nicht als begründet anerkannt werden können. Allerdings wird in der Literatur überwiegend angenommen, durch einen nach den Bestimmungen in §§ 383—385 BGB. vorgenommenen Verkauf der geschuldeten Sache werde das Rechtsverhältnis nicht dahin geändert, daß man den erzielten Erlös den Schuldgegenstand bilde. Der Verkauf solle dem Schuldner eine Weg bieten, zur Hinterlegung zu gelangen, er sei nur eine Vorberichtigung. Mangel, ein Anknüpfungspunkt im Hinterlegungsverfahren, und keine deshalb zur Befreiung des Schuldners von seiner ursprünglichen Verpflichtung zum führen, wenn ihm die Hinterlegung des Erlöses nachfolge. Insbesondere könne der Schuldner diese Befreiung nicht dadurch erreichen, daß er gegen den Erlös eine ihm an den Gläubiger zulebende Gegenforderung anrechne. (Klebsch, das BGB. Bd. II S. 321; Crome, System des bürgerl. Rechts Bd. II § 189 unter III, 3; Demburg, das Recht der Schuldverhältnisse, III. Aufl. § 77 Anm. 7 und § 121 unter IV; Endemann, Lehrbuch des bürgerl. Rechts,

VIII. Aufl. § 143 Anm. 15; Schölmeier, Recht der Schuldverhältnisse, Anm. 1 zu § 383; Pland, Roman. j. BGB. I./II. Aufl. Anm. 1 zu § 383; Herz, die Hinterlegung zum Zwecke der Befreiung usw. S. 15 ff. und andere.) Diese von anderer Seite beschimpfte Auffassung (vgl. insbesondere Oertmann, Recht der Schuldverhältnisse, II. Aufl. Anm. 2 zu § 383; Kohler, proßl. Studien zum BGB. Nr. III S. 199 ff.) wird auf den Wortlaut des Gesetzes, auf Bemerkungen in den Motiven zu § 278 des Entw. j. BGB. (Bd. II S. 102 ff.) sowie in der Denkschrift zum Entwurf des BGB. (S. 215 der Guttenberg'schen Ausgabe) und darauf gestützt, daß in Bestimmungen des BGB., welche sich auf den Verkauf von gefundenen und verpfändeten Sachen beziehen (§§ 966, 979, 1219), ausdrücklich bestimmt ist, daß der Erlös an die Stelle der verkauften Gegenstände trete, eine entsprechende Vorschrift aber in § 383 fehle, und in einem früheren Stadium der Vorarbeiten zum BGB. ein Antrag, eine solche Bestimmung auch für den in den jetzt in den §§ 383—385 geregelten Selbsthilfeverkauf des Schuldners zu treffen, gestrichelt, aber abgelehnt und später nicht wiederholt worden sei. Es bedarf indes nach Lage der Sache keiner Umschreibung darüber, ob durch den Selbsthilfeverkauf eine Änderung des Schuldverhältnisses dahin eintrete, daß dann an die Stelle der ursprünglich geschuldeten Sache der Erlös tritt. Denn wenn dies auch zu verneinen, also annehmen wäre, daß auch nach dem Verkauf der Schuldner, sofern er dazu imstande ist, den ursprünglichen Schuldgegenstand leisten dürfte, und der Gläubiger nur einen Anspruch auf diese Leistung habe, so ergibt sich doch aus §§ 383 ff. mit Notwendigkeit, daß der Schuldner nach dem berechtigterweise und formgerecht vorgenommenen Selbsthilfeverkauf an sich berechtigt ist, statt des ursprünglichen Schuldgegenstandes den Erlös zu leisten, denn sonst könnte auch die Hinterlegung des Erlöses niemals eine gleichgültige Wirkung haben. In Frage kann daher nur kommen, ob annehmen ist, daß der Schuldner von der Befreiung, seine Schuld durch Leistung des Erlöses zu tilgen, ausschließlich auf dem Wege der Hinterlegung des Erlöses solches Gebrauch machen dürfen. Aus dem Wortlaut des § 383 allein kann das nicht gefolgert werden. Allerdings ist dort gesagt, der Schuldner könne die geschuldete Sache veräußern lassen und den Erlös hinterlegen. Indes handelt der ganze Titel, zu dem § 383 gehört, überhaupt nur von der Hinterlegung und regelt überall nur, unter welchen Umständen und in welcher Weise der Schuldner hinterlegen darf, und welche rechtlichen Wirkungen sich an die Hinterlegung knüpfen. Mit der Frage, ob und wie sich der Schuldner mit oder ohne Mitwirkung des Gläubigers auf andere Weise als durch Hinterlegung von seiner Schuld befreien kann, hat der ganze Abschnitt nichts zu tun. Die Bejahung der vorstehend bezeichneten Frage könnte also nur daraus gestützt werden, daß die Bestimmungen, durch welche dem Schuldner unter gewissen Umständen der Verkauf der geschuldeten Sache mit Rechtswirkung gegenüber dem klümmigen Gläubiger gestattet worden ist, in den von der Hinterlegung handelnden Abschnitt des Gesetzes aufgenommen und mit der Vorschrift, daß der Schuldner den Erlös hinterlegen dürfe, in unmittelbaren engen Zusammenhang gebracht worden sind. Wie mit Recht geltend gemacht worden ist (Küller in Jhering's Z. 41, 461 ff.), hätte es, wenn dem

Schuldner unter den in § 383 bezeichneten Voraussetzungen schließlich das Recht zum Selbsthilfeverkauf mit der Wirkung eingeräumt werden sollte, daß dadurch an die Stelle der ursprünglichen Schuld eine Selbstschuld tritt, oder doch der Schuldner das Recht erlange, statt des ursprünglichen Gegenstandes den Erlös zu leisten, nahe gelegen, die dahingehenden Bestimmungen nicht in dem Titel von der Hinterlegung zu treffen, sondern ihnen eine andere Stelle, etwa in dem vom Verzuge des Gläubigers handelnden Abschnitt, anzudeuten. Es muß indes Bedenken getragen werden, dieser Entscheidung eine ausschlaggebende Bedeutung beizulegen, da der Kauflegung, die darauf gestützt werden soll, gewichtige innere Gründe entgegenstehen. Der Verkauf, zu dem der Schuldner unter den in § 383 bestimmten Voraussetzungen vorgehen darf, der also eine an sich rechtmäßige Handlung ist, geschieht für Rechnung des sämmtlichen Gläubigers. Zwar ist dies in § 383 — abweichend von § 378 BGB. — nicht ausgesprochen, es ist das aber nicht bloß in den Motiven zu § 278 ausdrücklich hervorgehoben, sondern hat auch in § 457 BGB. positiven gesetzlichen Ausdruck gefunden, insofern dort unter den Fällen, in denen jemand durch gesetzliche Vorschrift ermächtigt ist, eine Sache für Rechnung eines anderen zu verkaufen, den Verkauf, den der Schuldner auf Grund der Bestimmungen in §§ 383, 385 vornimmt, ausdrücklich mit aufgeführt ist. Nun soll aber die dem Gesetz in § 383 erwähnte Werbung, welche der Schuldner mit dem für Rechnung des Gläubigers vermittelten Verkaufserlöse vornehmen darf, und welche die in §§ 378, 379 bestimmten Rechtmäßigkeiten hat, doch nur dazu dienen, den Gläubiger in die Lage zu bringen, den für ihn hinterlegten Erlös bei der betreffenden öffentlichen Stelle in Empfang zu nehmen und darüber zu verfügen. Die Hinterlegung ist nicht Selbsthilfe, sie ist nur ein Mittel, durch das die Überführung des Erlöses in das Vermögen des Gläubigers angebahnt und sichergestellt werden soll. Die Annahme, daß der Schuldner sich ausschließlich durch die Hinterlegung des Verkaufserlöses liberieren könne, würde also zu dem Ergebnis führen, daß nach dem Willen des Gesetzgebers dem Schuldner zwar eine Maßnahme, welche die ihr Ziel bildende Überführung des Erlöses in das Vermögen des Gläubigers nur vorbereiten kann, gestattet sein und seine Befreiung von der Schuld herbeiführen soll, daß aber Handlungen des Schuldners, welche diese Überführung unmittelbar bewirken würden, unstatthaft und wirkungslos sein sollten. Das wäre eine Rechtsgehaltnis, die nach allgemeinen Grundsätzen gewiß befremdlich genannt werden müßte und nur beim Vorliegen höchsthin zwingender Gründe als dem Gesetz gewollt angesehen werden könnte, jamaal auch Zwedmäßigkeitsgründe, welche für eine solche Regelung des Rechtsverhältnisses sprechen könnten, wohl kaum ersichtlich sind. Ein solcher zwingender Grund ist nach der Ansicht des ersten genannten Senats in der den Vorschriften über den Selbsthilfeverkauf angewiesenen Stellung im BGB. nicht zu finden. Die oben erwähnten Bemerkungen in der Denkschrift zum Entwurf des BGB. und in den Motiven zu § 278 des Entwurfs zum BGB. sprechen zwar aus, daß zu der Verflegerung der ursprünglich geschuldeten Sache die Hinterlegung des Erlöses hinzutreten müßte, wenn die ursprüngliche Schuld getilgt werden sollte, es liegt aber kein zureichender Grund zu der Annahme

vor, daß die Verfasser jener gesetzgeberischen Vorarbeiten dabei die Frage, ob die Hinterlegung durch eine andere Maßnahme, durch welche der Gläubiger den Erlös oder dessen Vermögenswert erhalte, ersetzt werden könne, im Auge gehabt und sie zu verneinen beabsichtigt haben. Auch von Schriftstellern, welche grundsätzlich als Befreiungsmittel für den Schuldner nur die Hinterlegung anerkennen, insbesondere die Aufrechnung ausschließen wollen, wird nicht in Zweifel gezogen, daß die Hinterlegung des Erlöses dadurch ersetzt werden kann, daß der Schuldner den Erlös an den Gläubiger zahlt und dieser ihn annimmt (vgl. die angeführten Stellen in den Kommentaren von Rehbain und Pfand). In dem letztwähnten Werk wird sogar angenommen, der Gläubiger könne, wenn er sich zur Annahme des Erlöses erzieht, verlangen, daß ihm der Schuldner diesen überantworte, statt zur Hinterlegung zu schreiten. Es mag, wenn die Zahlung als Ersatz der Hinterlegung anerkannt worden ist, zunächst an den Fall gedacht sein, wo der Erlös gegeben und genommen wird mit dem übereinstimmenden Willen, daß dadurch die ursprüngliche Schuld getilgt werden solle. Zahlung kann aber sehr wohl auch erfolgen, ohne daß eine solche Übereinstimmung vorliegt. Der Gläubiger wird sich, namentlich wenn durch den Selbsthilfeverkauf die Naturalerfüllung der ursprünglichen Verpflichtung unmöglich geworden ist, sehr wohl dazu veranlaßt sehen können, den Verkaufserlös anzunehmen, obwohl er die Berechtigung des Schuldners zum Selbsthilfeverkauf oder dessen Formrichtigkeit bestritten und sich seiner Vermitteltheit über den Erlös hinausgehenden Ansprüche auf Entscheidung (BGB. § 380 Abs. 1) ausdrücklich vorbehielt. Gleichwohl wird auch in solchen Fällen kein Zweifel bestehen können, daß die Zahlung des Erlöses seine Hinterlegung ersetzt; und auch den Vorschriften in § 383 BGB. selbst ist nach dem vorstehenden auch nicht zu entnehmen, daß das gleiche nicht durch andere Maßregeln des Schuldners, durch welche der Gläubiger den Vermögenswert des Erlöses gewährt erhält, ebenfalls geschehen könnte. Das Berufungsgericht nimmt an, es sei dies wirklich dadurch geschehen, daß der Kläger die Forderung aus den von den Sachverständigen bestimmten Preis des Inventars gegen den von ihm an den Beklagten auszuantwortenden Verflegerungserlös aufgerechnet habe, da einer solchen Aufrechnung auch die allgemeinen Regeln über die Zulässigkeit der Kompensation nicht entgegenstünden. In der Literatur hat weithin die gegenteilige Meinung Vortrager gefunden (vgl. Müller a. a. O.; Sohm in Goldschmidt's 53, 112; Rehmberg in Jhering's 43, 238 fig.). In der Tat lassen sich, wie auch dem OLG. nicht entgangen ist, dann, wenn man annimmt, daß durch den Selbsthilfeverkauf des Schuldners sich dessen ursprüngliche Schuld noch nicht schließlich in eine Selbstschuld umwandelt, er vielmehr nur berechtigt ist, statt den geschuldeten Gegenstand zu leisten, sich durch Zahlung des Erlöses zu befreien (solutio alternativa des Schuldners), Zweifel erheben, ob die in § 387 BGB. bestimmten Voraussetzungen für die Aufrechnung einer Geldforderung des Schuldners gegen den Erlös der verkauften Sache vorliegen, weil eben der Schuldner nicht verpflichtet ist, den Erlös zu zahlen, also streng genommen nicht gesagt werden kann, daß beide Teile einander Geld schulden. Es kann indes dahingestellt bleiben, ob man auf eine solche Argumentation die

Kannane stützen dürfe, daß nach der Absicht des Erbgebers in allen den Fällen, wo dem Schuldner kraft Vertrages oder Gesetze (vgl. die Zusammenfassung in der Schrift vom Verfallatim in früheren Abhandlungen zum BGB. 13, 288 ff.) das Recht zusteht, statt des eigentlichen Schuldgegenstandes eine Geldsumme zu leisten, der Gläubiger also das Geld als Erfüllung gelten lassen muß, dem Schuldner, der die Selbstbefriedigung wolle, das Recht, diese durch Aufrechnung einer Gegenforderung zu genöthigen, deshalb versagt sein solle, weil er durch Geld zwar erfüllen darf, aber nicht muß. Denn wenn dies auch grundsätzlich anerkennen wäre, so würde doch im vorliegenden Falle dem Beklagten das Recht nicht zugesprochen sein, die Befriedigung des Gläubigers deshalb zu verweigern, weil der Kläger den Verfallatim nicht hinterlegt hat. Der Kläger hat, nachdem er das Inventar unter Wehrung der gesetzlichen Formen zur Versteigerung gebracht hatte, den dabei für Rechnung des Beklagten vereinnahmten Erlös innebehalten und auf den Kaufpreis, den er vom Beklagten zu beanspruchen hat, verrechnet. Das Verfallatimgericht sieht dies als eine Aufrechnung an, wie dies auch der Beklagte selbst getan hatte. Näher liegt eine andere Auffassung, nämlich die, daß der Kläger das Geld, welches er für Rechnung des Beklagten eingenommen hatte, dazu verwendet hat, damit, soweit der Erlös reicht, die Kaufpreisschuld des Beklagten im Wege der Zahlung an sich selbst zu tilgen. Dies muß der Beklagte gegen sich gelten lassen. Die Vorschrift in § 181 BGB. steht dem nicht entgegen. Zwar hatte der Beklagte dem Kläger eine solche Verbarung mit dem Erlöse nicht gestattet, es ist vielmehr nach der ganzen Sachlage zweifellos, daß sie seinem Willen zuwiderliefe, allein es kann darauf nicht ankommen, denn der Beklagte, der ebenso wie als Gläubiger, so auch als Schuldner vertragswidrig handelte und in Bezug tone, durfte nach Treu und Glauben dem Kläger die Zustimmung zu einer solchen Verbarung des Erlöses nicht versagen, und es steht ihm, wenn er sich darauf berufen wollte, er habe das gleichwohl getan, der Einwand der Kglst. entgegen. Dies würde in gleicher Weise gelten, mag man hier das ältere sächsische Recht (SächsBGB. § 858) oder das jetzt geltende (BGB. § 242) für maßgebend ansehen. Die Rechtsmaßnahme auf Treu und Glauben würde übrigens zur Ausdehnung des in Rede stehenden Einwandes auch dann führen, wenn man Aufrechnung annehmen hätte. Der Käufer einer beweglichen Sache, der sich in Annahmeverzug und gleichzeitig bezüglich des Zug zum Kaufschilling Kaufpreises in Erfüllungsverzug befindet, muß, wenn die in § 383 bestimmten Voraussetzungen vorliegen und der Verkäufer unter Wehrung der gesetzlichen Formen zum Selbstvollzettelverkauf verurtheilt, als nach Treu und Glauben verpflichtet angesehen werden, geschwiegen zu lassen, daß der Verkäufer den Erlös auf seine Kaufpreissforderung bezöhl und damit auf seiner Seite, soweit der Erlös hierzu ausreicht, den Zustand herstellt, der bestehen würde, wenn der Käufer seinen Vertragspflichten genügt hätte; dieser darf mit dem Einstande, daß er die Einwilligung tatsächlich nicht gegeben habe, nicht geübt werden. s. z. B., II. d. 26. Nov. 06, 418/06 VI. — Dresden.

§. 525, 526, 537 BGB. Wenn der im Scheidungsprozeß als schuldig erklärte Ehegatte nur wegen der Schuld-

frage Berufung eingelegt, nicht insofern die Scheidung ausgesprochen ist, so rückt sich nur die Schuldfrage in die Berufungsinstante.]

Das LG. hatte auf Klage der Ehefrau die Ehe der Parteien geschieden und den beklagten Ehemann als den allein schuldigen Teil erklärt. Den Antrag des Beklagten, die Klägerin für mitschuldig zu erklären, erachtete es für unbegründet. Der Beklagte legte Berufung ein und beantragte, das angefochtene Urteil, soweit es ihn für den allein schuldigen Teil erkläre, aufzuheben und statt dessen auszusprechen, daß beide Parteien die Schuld an der Scheidung tragen. Berufung und Revision des Beklagten wurden zurückgewiesen: Da der Beklagte das auf Scheidung und Schuldigerklärung des Ehemannes lautende Urteil des LG. nur deshalb anfecht, weil seinem bereits im ersten Rechtszuge gestellten Antrage, beide Teile für schuldig zu erklären, nicht stattgegeben worden war, so wurde das Berufungsgericht nur mit Umschreibung der Frage befaßt, ob neben der Scheidung und Schuldigerklärung des Ehemannes auch eine Schuldigerklärung der Ehefrau gerechtfertigt sei (§ 1574 Abs. 3 BGB.). Der Beklagte beruht sich bei dem Auspruch des LG., daß die Ehefrau der Parteien auf die Klage der Frau geschieden werde. Mit dem Auspruch der Scheidung auf die Klage war aber notwendig die Schuldigerklärung des Beklagten zu verbinden (§ 1574 Abs. 1 BGB.). Die Entscheidung des LG. über die Klage war mangels eines entsprechenden Berufungsantrags der Nachprüfung durch das Berufungsgericht entzogen, denn auch im Scheidungsverfahren gilt die Vorschrift des § 525 ZPO., wonach vor dem Berufungsgericht der Rechtsstreit in den durch die Anträge bestimmten Grenzen von neuem bestritten wird. Vgl. §§ 526, 537 ZPO. („in Gemäßheit der Anträge“). Mit Recht hat daher das Berufungsgericht eine Nachprüfung derjenigen Gründe abgelehnt, welche nach dem Urteile des LG. den Auspruch der Scheidung auf die Klage und somit die Schuldigerklärung des Beklagten rechtfertigen. Wenn dem gegenüber die Revision unter Bezugnahme auf die Entscheidung des RG. in Bd. 88 S. 311 und 319 meint, das Berufungsgericht habe den Grundfals verlegt, daß die Entscheidung über den Bestand der Ehe und die Schuldfrage voneinander nicht getrennt werden können, so greift diese Klage fehl. Wie schon in dem angezogenen Urteile des RG. Bd. 88 S. 312 und 313 ausgesprochen, steht es mit dem bezeichneten Grundfals keineswegs im Widerspruch, wenn in dem Falle, daß das LG. auf Scheidung erkannt und nur die eine Partei für den schuldigen Teil erklärt hat, die letztere Partei in der Berufungsinstante lediglich zur Schuldfrage Anträge stellt, so daß nur diese den Gegenstand der Gedrörterung und Entscheidung des Berufungsgerichts bilden. Im vorliegenden Falle wurde durch die Einlegung der Berufung seitens des Beklagten die Rechtskraft des landgerichtlichen Urteils in seinem ganzen Umfange getrennt. Der Beklagte hatte es nun bis zum Schluß der mündlichen Verhandlung in der Hand, das Berufungsgericht durch Stellung entsprechender Anträge zu einer Nachprüfung der landgerichtlichen Entscheidung über die Frage zu nöthigen. Da er dies unterließ, so wurde die erstinstanzliche Entscheidung über die Klage zwar nicht rechtskräftig, aber auch nicht dem Berufungsgerichte zur Nachprüfung unterbreitet. Diese Nachprüfung von Amts-

wegen vorzunehmen, war das Berufungsgericht nicht verpflichtet. Selbst wenn es anderer Ansicht als das LG. gewesen sein sollte, so war ihm doch die Möglichkeit einer Abänderung des langjährigsten Urteils in Bezug auf die Klage und Schuldenklärung des Beklagten nicht gegeben. (Es folgt die Begründung dafür, daß die Schuldfrage richtig beurteilt sei.) J. c. J., U. v. 13. Dez. 06, 178/06 IV. — Rohnod.

§§ 752–754, 756, 1233 ff. 2038–2040, 2042 Rf. 2, 2046 BGB. Bei einer Nachschulforderung geht unter Miterben die Teilung in Natur, der Einziehung und dem Verlaufe, die Einziehung dem Verlaufe vor. Beurteilung der Sachlage, wenn ein Miterbe der Schuldner ist. Bedeutung der gesamten Hand für die Frage ob einer der Miterben ohne Mitwirkung der anderen vorgehen kann.]

Zum Nachlasse des Erblassers gehörte eine Darlehnsforderung gegen einen Miterben; gegen ihn und die anderen Miterben klagte eine Miterbin mit dem Antrag: 1. zum Nachlasse die Darlehnschuld von 28 950 Mark zu zahlen, und zwar wovon Durchführung der Auseinandersetzung zu hinterlegen, 2. sich wegen der eingeklagten Schuld die Zwangsvollstreckung des verpfändeten Grundstücks gestatten zu lassen. Die Beklagten sind der Ansicht, daß § 2039 BGB. auf das Verhältnis der Miterben zueinander überhaupt nicht anwendbar ist. Die Klage sei auch deshalb unbegründet, weil der Beklagte zu 1, als Miterbe mit etwa 16 666 Mark am Nachlasse beteiligt sei. Das LG. wies die Klage, das OLG. die Berufung zurück, das RG. hob auf und verwies zurück: Nach § 2042 Rf. 2 BGB. finden auf die Auseinandersetzung der Miterben gewisse, für die Aufhebung der Gemeinschaft nach Reichsreihen gegebene Vorschriften, insbesondere die §§ 752–754, 756 BGB. Anwendung. Nach § 752 erfolgt die Aufhebung der Gemeinschaft durch Teilung in Natur, wenn der gemeinschaftliche Gegenstand sich ohne Verminderung des Wertes in gleichartige, den Anteilen der Teilhaber entsprechende Teile zerlegen läßt. Ist die Teilung in Natur ausgeschlossen, so erfolgt, wie § 753 bestimmt, die Aufhebung der Gemeinschaft durch Verkauf des gemeinschaftlichen Gegenstandes nach den Vorschriften über den Pfandverkauf (§§ 1233 und f.). Der Verkauf einer gemeinschaftlichen Forderung ist jedoch nach § 754 nur zulässig, wenn sie noch nicht eingezogen worden kann. Ist dagegen die Einziehung möglich, so kann jeder Teilhaber gemeinschaftliche Einziehung verlangen. Hiernach geht bei einer Nachschulforderung der Miterben die Teilung in Natur der Einziehung und dem Verlaufe, ferner die Einziehung dem Verlaufe vor. Daß sich die streitigen Darlehnshypotheken ohne Verminderung des Wertes in gleichartige, den Anteilen der Teilhaber entsprechende Teile zerlegen lassen, hat das Berufungsgericht mit Recht angenommen. Jeder Miterbe kann den seinem Erbanteil entsprechenden Teilbetrag der Nachschulforderung zu gleichem Range mit den Teilbeträgen der übrigen Miterben abwerten erhalten. Eine Ungleichheit ist es insbesondere nicht, wenn unter Umständen der Erfolg eintritt, daß der Schuldner-Miterbe seinen Erbanteil durch Anrechnung seiner Schuld auf den Erbteil empfängt, die übrigen Miterben aber wegen Unpfändbarkeit der Hypothek oder Zahlungsunfähigkeit des Schuldners Befriedigung nicht erlangen, denn auch in solchem Falle haben alle Miterben gleichartige und gleichwertige

Teile einer Nachschulforderung erhalten. Ein Schuldner-Miterbe, der sich eine vorzeitige Forderung (an ihn selbst) auf seinen Erbteil anrechnen lassen muß, steht eben nicht besser als nicht schlechter da, als ein mit seiner Erbteilsschuldenforderung ausfallender Miterbe. Ist ferner die Teilung der Darlehnshypotheken in Natur nicht ausgeschlossen, so hat jeder Miterbe gegen die anderen Miterben einen Rechtsanspruch darauf, daß Teilung in Natur erfolgt und Einziehung, bezw. Verlaufe unterbleiben. Allerdings ist nach § 2046 BGB. der Nachlass in Geld anzusetzen, soweit dies zur Befriedigung von Nachlassverbindlichkeiten erforderlich ist, allein nach den Feststellungen des Berufungsgerichts fehlt es an dieser Voraussetzung. Die Nachlassverbindlichkeiten bereits berichtigt sind. § 2046 Rf. 3 BGB. kann mithin für die Klage nicht in Betracht kommen. Mit vorstehenden Ausführungen steht das Berufungsgericht im Einklange. Das Berufungsgericht hätte aber auch die rechtliche Tragweite des § 2039 Satz 2 BGB. untersuchen sollen. Während die §§ 2042 bis 2049 die Zeit und Art der Auseinandersetzung behandeln, enthalten die §§ 2038 bis 2040 Regeln über die Verwertung des Nachlasses. Diese müssen ebenfalls zur Beurteilung der Klage herangezogen werden. Der § 2039 handelt von dem Falle, wenn ein Anspruch zum Nachlasse gehört. Das trifft hier zu. Zwar ist der zum Nachlasse gehörende Anspruch nicht gegen einen Dritten, sondern gegen einen Miterben gerichtet, das Gesetz macht aber in Ansehung des Verpfändeten keinen Unterschied. Der § 2039 ist daher auch dann anwendbar, wenn der Miterbe der Verpfändete ist. Nach § 2039 Satz 2 könnte die Klägerin — wenn die Hypotheken fällig wären — die Hinterlegung der entsprechenden Beträge zur Erbmalie verlangen. Es fragt sich, ob einem solchen Verlangen der oben dargelegte Rechtsanspruch des Miterben, daß Teilung in Natur erfolgt und die Einziehung der Forderung unterbleibt, entgegensteht. Das muß nach Grund und Zweck der Vorschrift verneint werden. Dem Grundsatze der gesamten Hand hat das OLG. nicht die Folge gegeben, daß auch die Geltendmachung der Ansprüche nur von den Miterben gemeinschaftlich betrieben werden darf, denn eine solche Regelung hätte, wie die Erfahrungen im Gebiete des Verpfändeten Rechts gezeigt haben, erhebliche Unzuträglichkeiten mit sich gebracht, indem sie namentlich die Auseinandersetzung unter den Miterben, von denen vielleicht einer aus Gleichgültigkeit oder Eigennutz seine Mitwirkung zur Geltendmachung des gemeinschaftlichen Anspruchs verweigert, sehr erschwert hätte. Im Anschluß an die preussische Rechtsprechung ist daher dem einzelnen Miterben ein selbständiges Klagerrecht im Rahmen des § 2039 eingeräumt worden. Protok. Bd. 5 S. 864, 865. Dieses Recht ist dem einzelnen Miterben im Gesetz ohne Unterschied ob es sich um einen in Natur teilbaren oder nicht teilbaren Anspruch handelt, eingeräumt worden. Die Berechtigung der Klägerin, die Hinterlegung zu verlangen, ist ferner nicht von dem Nachweise abhängig, daß das Hinterlegungsverlangen einer ordnungsmäßigen Verwertung des Nachlasses entspricht. Eine beratige Einsinkung ist im Gesetz nicht begründet, entbehrt auch der Rechtfertigung durch die Einsinkungsschritte, die im Gegenteil ergibt, daß man die Hinterlegung einer bereits fälligen Schuld als eine den Miterben nützliche, dem Schuldner regelmäßig unschädliche Maßregel

ansah. Ebensofernig würde, wenn noch unberichtigte Nachschußverbindlichkeiten vorhanden wären, zur Begründung des Hinterlegungsanspruchs der Nachweis erforderlich sein, daß der Nachschuß infoweit zur Berichtigung in Geld umgesetzt werden müßte. § 2046 Abs. 2 BGB. Hiernach ist das Hinterlegungsverlangen zwar an sich begründet, allein der Beklagte zu 1, hat eingewandt, er würde unbilligsterweise bestraft werden, wenn er gezwungen würde, den Schuldbetrag vor der Teilung zu zahlen oder zu hinterlegen. Er wüßte, da er den gesamten Schuldbetrag von 26 950 Mark nicht zahlen könne, und infolgedessen die Zwangsversteigerung seines dafür verpfändeten Grundstücks über sich ergehen lassen müßte, wirtschaftlich zugrunde gerichtet werden, während, wenn ihm die Möglichkeit der teilweisen Aufrechnung seiner Schuld mit seiner 16 686 Mark betragenden Erbteilsforderung offen gelassen und er nur den nicht gedeckten Überschuß von 10 264 Mark zu hinterlegen bräuhete, er die Zwangsversteigerung seines Grundstücks durch Aufnahme einer Hypothek abwenden könnte. Dieses Vorgehen ist zu beachten. Die Erbengemeinschaft untersteht wie jedes andere Rechtsverhältnis den allgemeinen Grundregeln von Treu und Glauben. Diese dürfen auch bei der Aufhebung der Erbengemeinschaft durch Teilung nicht außer acht gelassen werden. Dementsprechend wird es bei der Erbteilung in der Regel darauf ankommen, daß ein jeder Miterbe nicht mehr und nicht weniger erhält, als ihm unter Würdichtigung seiner an die Gemeinschaft geschuldeten Leistungen aus der Gemeinschaft gebührt. Läßt sich die Erbteilung auf dieser Grundlage ohne Verletzung der Rechte der übrigen Teilhaber durchführen, so muß der Schuldner-Miterbe, wenn er trotzdem zur vorzeitigen Hinterlegung seiner Schuld angehalten werden soll, zu dem Nachweise zugelassen werden, daß Vorgehen sei unbillig, verstoße gegen Treu und Glauben, könne nur den Zwang haben, ihm Schaden zuzufügen (§ 236 BGB.), oder beruhe gar auf Arglist. Die darin liegende Beschränkung des Schuldner-Miterben würde freilich nur soweit reichen, als in seinem Erbanteile Druck für seine Schuld vorhanden wäre, wenn darüber hinaus nimmt der Schuldner-Miterbe den übrigen Miterben gegenüber keine andere Stellung als ein dritter ein. Sache des Miterben ist es, die Grundregeln seines Einwandbes darzutun, und dazu gehört auch der Nachweis der Größe seines Erbteils. Eine genaue und zuverlässige Berechnung der Größe des Erbteils ist zwar in der Regel erst bei der Erbteilung möglich und läßt sich in einem Rechtsstreit, an dem, wie hier, nicht alle Erben teilnehmen, schwerlich bewerkstellen, allein dies Hindernis kann nicht zur gänzlichen Ausschließung des Einwandes führen. In der Mägenin stehen im Verhältnis eines Miterben nur der Beklagte zu 1, nicht auch die übrigen Beklagten. Dessen ungeachtet ist die rechtliche Beurteilung des Klageanspruchs diesen Beklagten gegenüber die gleiche wie dem Beklagten zu 1 gegenüber, denn die allein wesentliche Tatsache, nämlich die Vereinigung der Eigentumschaft als Miterbe und Schuldner in der Person des Beklagten zu 1, ist unbeeinträchtigt geblieben. R. o. G., II. v. 10. Dez. 06, 94/06 IV. — Köln.

7. § 1570 BGB. Zum Begriffe der Verzeihung.]

Das LGW. hat auf Klage der Ehefrau die Ehe der Parteien geschieden, den Beklagten für den schuldigen Teil erklärt. Der Berufungsrichter hat die Umstände, unter denen

die Parteien noch im September 1904 miteinander geschlechtlich verkehrt haben, nachdem Beklagter der Klägerin eingestanden hatte, Ehebruch getrieben zu haben, näher festgestellt. Er verneint, daß nach Lage der Sache in diesem Verichte eine Verzeihung zu erblicken sei. Der hiergegen erhobene Revisionsantrag kann keinen Erfolg haben: Für die Frage, ob eine Verzeihung stattgefunden hat, kann allerdings auf die Erklärung des Ehegatten, daß er nicht verzeihen wolle, vielmehr auf Scheidung bescheide, kein entscheidendes Gewicht gelegt werden. Die bloße Erklärung ist bedeutungslos, wenn sie mit dem tatsächlichen Verhalten des Ehegatten in Widerspruch steht (vgl. das Urteil des Senats vom 25. Juni 1906 in Sachen Dehning wider Döhning Nr. 6/06). Das gesamte Verhalten des Ehegatten ist daher daraufhin zu prüfen, ob eine verständliche Stimmung des Ehegatten Vlag gegriffen hat und deshalb eine Verzeihung anzunehmen ist. Dies hat auch der Berufungsrichter getan. Er hat zur Aufklärung des Sachverhalts eine eingehende Vernehmung der Parteien vorgenommen, deren Aussagen in dem Tatbestande des Berufungsurteils ausführlich mitgeteilt worden. Die Klägerin hat hierbei angegeben, daß sie auf einen geschlechtlichen Verkehr mit ihrem Manne sich nicht habe einlassen wollen, daß dieser sie aber fortwährend, z. B. durch Vorhalten eines Revolvers, durch die Drohung, daß er sie, und zu anderen Males, daß er sich tötlichen wolle, in Aufregung gehalten habe, daß er ihr auch erklärt habe, daß sie, solange sie noch nicht geschieden seien, ihm zur Verfügung stünde, was ihr auch eingeblendet habe. Zur Vermeidung von Streit und Aufregung, was sie nicht habe ertragen können, habe sie schließlich den geschlechtlichen Verkehr geduldet. Der Unfrieden zwischen ihnen sei aber weitergegangen und sie sei nur deshalb noch bei ihrem Manne geblieben, weil sie damals eine Freundin aus Rio de Janeiro erwarbt habe, und weil sie vor ihrem Fortgange die Wohnung, welche ihr Mädchen habe verschaffen lassen, erst habe wieder rein machen müssen. Daß Unfrieden zwischen ihm und seiner Frau bestanden hat, hat der Beklagte zugegeben, wenn schon er dies auf einen anderen Grund zurückführt. Er erklärt, daß er sich Mühe gegeben habe, seine Frau zu versöhnen, daß er aber nicht vermocht habe, sie in dem Entschlusse, sich scheiden zu lassen, umzukommen. Das Berufungsgericht hat hiernach die Sachlage dahin gewürdigt, daß es zu einer Verzeihung nicht gekommen sei, daß die Klägerin nicht mit einem solchen Willen und in einer Ermittelung gehandelt habe, auch nicht, als sie kurz vor ihrem Fortgange am 26. September ihm noch einmal den Befehl erteilte. In dieser Würdigung, die wesentlich dem tatsächlichen Gebiete angehört, kann dem Berufungsrichter nicht entgegengetreten werden. Eine Rechtsanmerkung lassen seine Ausführungen nicht erkennen. In Betracht kommt auch, daß die Verletzungen des Beklagten, der während der aus Gesundheitsrücksichten jedesmal im Sommer von seiner Frau ausgeführten Reisen mit anderen Frauenpersonen, auch mit Konkubinären, geschlechtlichen Umgang unterhalten hat, so schwere waren, daß er überhaupt kaum auf Verzeihung rechnen konnte. Es erscheint nicht rechtswidrig, wenn unter den ganz besondern Umständen dieses Falles eine Verzeihung trotz der zwischen den Ehegatten fortgehenden Geschlechtsverhältnisse nicht für verlegend erachtet ist. B. o. B., II. v. 10. Dez. 06, 206/06 IV. — Hamburg.

Zivilprozeßordnung.

8. §§ 9, 546 ZPO. verb. mit § 9 a. O. §§ 253, 257, 304 ZPO. Zur Revisionssumme. Über Bestimmtheit von Klageentwürfen bei Schadenersatzklagen.]

Der sechsjährige Kläger ist dadurch verletzt worden, daß bei einem vom Beklagten ausgeführten Bau das Tor des Bauwuns, das ausgegeben und an der Straßenseite an den Baum geléht war, ihm das Bein zerstückt. Er hat von dem Beklagten Schadenersatz gefordert. Nach Aufhebung eines zuerst ergangenen Berufungsurteils hat er in der erneuten Verhandlung folgenden Antrag gestellt: 1. den Beklagten zu verurteilen, dem Kläger den nach richterlichem Ermessen festzusetzenden Schaden zu ersetzen, den er durch das Umfallen des Tores erlitten hat, mindestens aber 2000 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem Tage der Klagezustellung zu zahlen; 2. feststellen, daß Beklagter verpflichtet ist, dem Kläger denjenigen Schaden zu ersetzen, der ihm aus dem Unfall noch entstehen wird. Das Berufungsgericht hat erlitten: 1. der auf Erteilung von Schadenersatz nach richterlichem Ermessen, mindestens aber in Höhe von 2000 Mark gerichtete Klageanspruch wird dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und 2. festgestellt, daß der Beklagte verpflichtet ist, den dem Kläger aus dem Unfall in Zukunft noch entstehenden Schaden zu ersetzen. 3. Die Sache wird zur weiteren Verhandlung über die Höhe des unter 1 bezeichneten Schadens an das Gericht erster Instanz zurückverwiesen. Der Beklagte hat Revision eingelegt und das RG. wies sie mit der Maßgabe zurück, daß der entscheidende Teil des Berufungsurteils zu 1 und 2 folgende genauere Fassung erhalte: 1. Der Anspruch auf Schadenersatz in Höhe von 2000 Mark für die Zeit bis zur Klagerhebung wird dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. 2. Es wird festgestellt, daß der Beklagte dem Kläger nach jenem Zeitpunkt entstandenen und noch entstehenden Schaden zu ersetzen hat. — Der Revisionsklage hat die Zulässigkeit der Revision in Zweifel gezogen, weil die geforderte Revisionssumme fehle. Er hat dabei Bezug genommen auf die Tatsache, daß für die Revisionsverhandlung vom 11. Mai 1904, wo es sich um die gleichen Ansprüche gehandelt habe, der Streitwert auf 1600—2100 Mark festgesetzt sei. Daneben hat er geltend gemacht, bei der Leistungsklage betrage der Streitgegenstand nur 2000 Mark, bei dem Feststellungsanspruch sei ein Wert überhaupt nicht ersichtlich. Mit letzterem eignet er sich eine Ausföhrung des Revisionsklägers an, der gegen die Zulässigkeit der Feststellungsklage den Einwand erhoben hat, es sei bisher vom Berufungsgericht noch gar nicht festgestellt worden, daß für den Kläger künftig irgend welcher Schaden aus dem Unfall entstehen werde, folglich fehle es an dem rechtlichen Interesse des Klägers an der Feststellung des Gespögnis des Beklagten. Bezüglich der Feststellungsklage liegt aber die Sache noch anders. Nach dem Tatbestande des Urteils erster Instanz, auf den das Berufungsgericht verweist, hat der Kläger behauptet, das verletzte Bein sei noch nicht vollständig geheilt, es sei noch nicht ordnungsmäßig zu gebrauchen und werde voraussichtlich krumm bleiben. Diese Tatsachen sind vom Beklagten nicht bestritten worden; aus ihnen hat das Berufungsgericht die Wahrscheinlichkeit künftigen Schadens ableiten können und sie geben zugleich eine ausreichende Grundlage für die

Annahme, daß das Vorhandensein der Revisionssumme glaubhaft gemacht ist. Bei dem Hinweis auf die frühere Festsetzung des Streitwertes wird vom Revisionsbeteiligten übersehen, daß diese für die Gebührenberechnung erfolgte Festsetzung auf § 9 a. O. G. sich gründet, während die Zulässigkeit der Revision nach § 9 ZPO. zu beurteilen ist. Die Revision branstänkt ferner die Zulässigkeit des unter Nr. 1 des Berufungsurteils enthaltenen Zwischenurteils über den Leistungsanspruch des Klägers; denn dieser fordert nach seinem Antrage einen bestimmten Betrag überhaupt nicht und so, wie das Urteil gesagt sei, werde jeder irgend wie erhöhte Anspruch dadurch gedeckt. Das beschwerte den Beklagten. Die Klage würde begründet sein, wenn der Anspruch lediglich auf die Zuerkennung einer richterlich zu bestimmenden Entschädigung sich richtete. Denn da nach § 287 ZPO. selbstverständlich ist, daß das Ermessen des Richters über die Höhe des Schadens entscheidet, welche der Antrag lediglich bedeuten, daß Entschädigung gefordert werde, also der durch § 283 Nr. 2 ZPO. geforderten Bestimmtheit entbehren. In solchem Falle würde der Erfolg eines Zwischenurteils nach § 304 ZPO. unzulässig sein. Vgl. RG. 60, 313; 61, 20 (22). Es läßt sich auch nicht verkennen, daß ähnliche rechtliche Bedenken sich auch gegen Anträge erheben lassen, die vom Kläger jetzt gestellte Fassung erhalten. Denn sie läßt der Auslegung Raum, daß der Kläger außer den 2000 Mark Mindestbetrag noch weitere Leistungsansprüche erhebt, deren Betrag er nicht angibt, über die also nach § 304 nicht dem Grunde nach vorab entschieden werden kann. Allein es ist der anderen Auslegung der Vorzug gegeben, daß der Kläger mit dem Leistungsanspruch den Erfolg des bis zur Klagerhebung entstandenen Schadens verfolgt und diesen vorbehaltlich des richterlichen Ermessens auf 2000 Mark beschränkt. Daraus deutet auch der Anspruch auf Prozeßzinsen hin. Die 2000 Mark sind also der Schaden, über dessen Grund allein durch das Zwischenurteil erkannt werden konnte und erkannt worden ist. Die Fassung des letzteren ist mißverständlich, weil sie die Abgrenzung des dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärten Anspruchs nicht hinreichend deutlich zum Ausdruck bringt. Dieser Zweifel wird durch die obige genauere Fassung beseitigt, die zugleich die Scheidung zwischen Leistungs- und Feststellungsanspruch stärker hervorhebt. Das Bedenken der Revision, daß keine Angaben darüber gemacht seien, worin denn der Schaden abgesehen von den Heilungskosten bestünde, ist nicht durchgreifend. Denn da es sich um die Folgen der Verletzung des sechsjährigen Klägers während der ersten Monate des Jahres 1902 handelt, stehen andere Schäden als Heilungskosten und ein etwaiger Aufwand für vermehrte Bedürfnisse nicht in Frage. J. e. R., II. v. 10. Dez. 06, 124.06 VI. — Glin.

9. §§ 256, 704 ZPO. Vollstreckbarerklärung eines Feststellungsurteils.]

Als prozeßualer Fehler bezeichnet es die Revision, daß das erlassene Feststellungsurteil für vorläufig vollstreckbar erklärt worden sei. Ob die Revision mit dieser Klage an sich Recht haben würde, kann dahin gestellt bleiben. Denn der Angriff muß schon daran scheitern, daß der Beklagte durch die Vollstreckbarerklärung nicht beschwert wird. Die Einwendungen gegen den materiellen Inhalt des Berufungsurteils

sind nicht begründet; insofern muß daher die Revision jedenfalls zurückgewiesen werden. Dadurch erhält die Berufung sofort Rechtskraft und die vorläufige Vollstreckbarkeit wird bedeutungslos. B. o. R., II. d. 5. Dez. 06, 208/00 I. — Bamberg.

10. § 313 Abs. 1 Ziff. 3, Abs. 2 ZPO. Mangel des Tatbestandes.]

Die Mängel der Berufung des § 313 Abs. 1 Ziff. 3, Abs. 2 ZPO. ist begründet. Der Tatbestand des Berufungsrichters enthält die Parteianträge und die Schlussbemerkung: „Die Kläger haben auf richterliches Befragen ausdrücklich erklärt, daß sie von den Beklagten nur Schadenersatz wegen arglistiger Täuschung auf Grund der §§ 823 ff. BGB. verlangen“, außerdem nur noch die Feststellung, daß die Parteien das Vorbringen erster Instanz, deren Urteil mündlich vorgetragen sei und in Bezug genommen werde, widerholt und die Schriftsätze vom 24. Januar, 22. Februar, 17. und 20. Februar 1906 vorgetragen haben. Eine gedrängte Darstellung des Sach- und Streitstandes, welche nur ausnahmsweise bezüglich bestimmter Punkte durch Bezugnahme auf Schriftsätze ergänzt werden darf, vgl. Rb. 2, 406, hat der Berufungsrichter also entgegen der Vorschrift des § 313 ZPO. nicht gegeben. Der Tatbestand erster Instanz nimmt seinerseits Bezug auf die klägerischen Schriftsätze vom 4. und 11. Januar 1906 (Blatt 15 und 27) und auf den Schriftsatz der Beklagten vom 18. Dezember 1905 (Blatt 9). In Blatt 15 heißt es: „Ich nehme auch Bezug auf die Ausführungen in der Klageschrift.“ Der klägerische Schriftsatz vom 24. Januar 1906 Blatt 41 sagt Blatt 43: „Ich wiederhole die sämtlichen Schriftsätze der ersten Instanz“, also auch die Klageschrift, welche außer der Zugenbenennung Blatt 5 und außer der Berechnung Blatt 7 im erstinstanzlichen Urteil nicht in Bezug genommen ist. Der Schriftsatz der Beklagten vom 17. Februar 1906, Blatt 46, erklärt, es werden die Ausführungen und Beweisansichten erster Instanz wiederholt; es damit auch der im ersten Urteil außer der Zugenbenennung Blatt 25 nicht in Bezug genommene Schriftsatz der Beklagten vom 9. Januar 1906, Blatt 22, mitgemeint ist, steht dahin. Endlich ist der vom Berufungsrichter als vorgetragene bezeichnete Schriftsatz der Beklagten vom 20. Februar 1906 nicht bei den Akten. Eine sichere Feststellung des mündlichen Parteivorbringens liegt also nicht vor. Um so weniger, als die klägerische Erklärung in der mündlichen Verhandlung zweiter Instanz, es werde nur Schadenersatz wegen arglistiger Täuschung verlangt, die bis dahin von den Klägern festgehaltenen Gesichtspunkte einer Zusage und einer Geschäftsfähigkeit der Beklagten ausschaltete. Wie sich für den nunmehr alleinigen Klagegrund einer arglistigen Täuschung der Inhalt der mündlichen Verhandlung, welche in Berufung der Schriftsätze nicht bestritten haben darf, § 137 Abs. 2 ZPO., ZB. S. 474 Rr. 24 und S. 573 Rr. 43, gestaltet hat, ist nicht ersichtlich. Der Berufungsrichter hat mehrere, möglicherweise erhebliche Behauptungen und Beweisansichten der Kläger in seinen Entscheidungsgründen gar nicht erwähnt. Ob dieselben als für den Klagegrund einer arglistigen Täuschung ohne weiteres unerheblich oder als für diesen Klagegrund nicht vorgebracht abgelehnt werden sollten, steht zweifelhaft. Ein sichere Grundlage für eine Nachprüfung im Revisionsrichter, ob nicht die Feststellungen und Schlüsse

des Berufungsrichters auf Rechtsverfälschungen, insbesondere auf den von der Revision geltend gemachten Rechtsverfälschungen, beruhen, ist also nicht gegeben. Aus diesem Grunde entzieht sich der Nachprüfung auch der von der Revision als jedenfalls richtig befandene Satz des Berufungsrichters: Die Angaben des B. können schon darum als wesentliche Zusage werden nicht angesehen werden, weil der schriftliche Mietvertrag nichts hierüber enthält. Das angefochtene Urteil ist hiernach aufzuheben und die Sache zu anderweiter Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. S. o. R., II. d. 7. Dez. 06, 163/06 III. — Köln.

11. §§ 527, 549, 565 ZPO. verbunden mit § 54 der Rhein. Städteordnung (gleich § 59 der Städteordnung für die sechs südlichen Provinzen). Nadem Sparkasten eigene Rechtspersönlichkeit? Vertretung der Sparkasten. Erhält die spätere Vortragsnahme der Stadtgemeinde eine Klageänderung? Inanspruchnahme der Stadtgemeinde durch die Sparkastenvorwaltung. Anwendung des nicht ererbten Rechts durch das Rb.]

Die Klägerin hat gegen „die städtische Sparkasse in Reims“, vertreten durch die Sparkastenvorwaltung“ Klage erhoben auf Überweisung einer Parzelle eventuell Schadenersatz. Die Klage ist gegründet auf einen notariellen Vertrag, durch welchen der Beigeordnete der Stadt Reims und der Sparkastenvorstand als „die gesetzlichen Vertreter“ der Sparkasse einige für die Sparkasse als Gläubigerin in der Zusageversicherung erwerbsene Parzellen an die Klägerin verkauft hatten, — und auf die Behauptung, daß die von der Klägerin in Anspruch genommene Parzelle mitterlaßt worden ist. Das Rb. wies aus sachlichen Gründen ab. In der Berufungsinstanz wurde auf Aufforderung des Gerichts auch über die Parteifähigkeit der Beklagten auf der Grundlage des vom Oberpräsidenten bestätigten Statuts verhandelt, und im Anschluß hieran von der Klägerin erklärt, daß sie eventuell die Klage gegen die Stadtgemeinde richtet. Seitens der Beklagten wurde dem widersprochen. Das OStG. wies die Berufung zurück. Es nahm an, daß die beklagte Sparkasse juristische Persönlichkeit nicht besitzt, und erachtete die von der Klägerin eventuell versuchte Inanspruchnahme der Stadtgemeinde als Gegenpartei für eine unzulässige Klageänderung. Das Rb. hob auf: Zwar ist dem Berufungsrichter darin beizutreten, daß — worüber auch in der Rechtsprechung Zweifel nicht bestehen, — den nach Maßgabe des Reglements vom 12. Dezember 1836 errichteten Sparkasten der Stadtgemeinden eine eigene Rechtspersönlichkeit nicht beivohnt, daß dieselben vielmehr nichts mehr sind als Einrichtungen, Anstalten der Gemeinden und ihr Vermögen nur ein getrennt zu verwaltender Fonds des Gemeindevermögens überhaupt. Daraus folgt aber nur, daß wenn unter dem Namen einer städtischen oder anderen Kommunalparzelle eine Klage erhoben oder gegen eine solche Kasse geltend wird, die Klage als von der betreffenden Gemeinde erhoben oder gegen sie gerichtet angesehen werden muß. Die unrichtige oder ungenaue Bezeichnung der Klagen oder der beklagten Partei kann in einem solchen Fall nicht zur Abweisung der Klage wegen Mangels der Parteifähigkeit führen, wie denn auch dergleichen Klagen bisher vom Reichsgericht, welches die Parteifähigkeit von Amts wegen zu prüfen hat, nicht beanstandet

worden sind. Es ist daher rechtsirrthümlich und verstößt das Reglement vom 12. Dezember 1838 (Gef. S. v. 1839 S. 5), wenn der Berufungsrichter die gegen die städtische Sparkasse zu Rettmann erhobene Klage aus dem Grunde der mangelnden Parteifähigkeit der Beklagten abgewiesen hat. Grundsatz ist es rechtsirrthümlich, daß der Berufungsrichter die Erklärung der Klägerin, daß anstatt der Sparkasse die Gemeinde verklagt sein solle, aus dem Gesichtspunkt einer Klageänderung (§ 527 ZPO.) beurteilt. Die Unterzeichnung einer anderen Partei liegt nicht vor. Für den Fall, daß in Vertretlichkeit die Stadtgemeinde Rettmann als verklagt anzusehen sei, vermindert der Berufungsrichter, daß die in der Klage als Vertreterin der Beklagten benannte „Sparkassenverwaltung“ als gesetzliche Vertreterin der Stadtgemeinde angesehen werden konnte, er gründet also seine abweisende Entscheidung ebenfalls auf den Mangel der gesetzlichen Vertretung. Auch dieser Entscheidungsgrund wird von der Revision mit Recht angegriffen. Nachdem der Berufungsrichter den schon oben als auf Rechtsirrtum beruhend bezeichneten Satz: eine Klage gegen die Sparkasse könne nicht als eine solche gegen die Stadtgemeinde bezeichnet werden, ausgesprochen, fährt er fort: „Die Stadtgemeinde wird ferner in ihren Verfassungen gesetzlich vertreten durch ihren Bürgermeister, die Sparkasse ist aber verklagt, vertreten durch die Sparkassenverwaltung, ein städtischer, dem Bürgermeister unterstelltes Organ der Gemeinde.“ Aus den anschließenden Erwägungen ergibt sich dann, daß der Berufungsrichter den Bürgermeister als den allein möglichen gesetzlichen Vertreter der Gemeinde erachtet. Diese Auffassung kann nicht gebilligt werden. Sie verkennt den Rechtsbegriff der gesetzlichen Vertretung, indem sie ihn zu eng nimmt. Es ist nicht richtig, — was der Berufungsrichter offenbar annimmt, — daß die gesetzliche Vertretung einer juristischen Person, insbesondere einer Körperschaft, allemal in einer Hand liegen müsse, daß also begrifflich neben dem Bürgermeister oder Magistrat einer Stadtgemeinde nicht noch andere Organe mit Vertretungsmacht für besondere Angelegenheiten kraft Gesetzes oder Statuts bestehen können. Diese rechtsirrthümliche Auffassung des Berufungsrichters, auf welcher die angefochtene Entscheidung wesentlich mit beruht, führt zur Aufhebung des Berufungsurteils. Der Zurückverweisung der Sache an das Berufungsgericht bedurfte es insofern nicht, als zunächst noch über die Frage der gesetzlichen Vertretung der Beklagten zu entscheiden ist. Für diese Entscheidung kommt in erster Linie ein Gesetz, auf dessen Verletzung die Revision nach § 549 ZPO. nicht gestützt werden konnte und auch nicht gestützt ist, nämlich die rheinische Städteordnung vom 15. Mai 1856 in Betracht. Es schließt das aber, da die angefochtene Entscheidung nicht auf Anwendung dieses Gesetzes beruht, nicht aus, den fraglichen Streitpunkt unter Anwendung dieses Gesetzes in der Revisionseinstanz zu entscheiden. (§ 565 Abs. 4 ZPO.) Diese Entscheidung mußte aber zugunsten der Revisionellklägerin nämlich dahin erfolgen, daß im vorliegenden Fall die Sparkassenverwaltung die gesetzliche Vertreterin der Stadtgemeinde ist. (Wird auf Grund von § 54 der rheinischen Städteordnung — übereinstimmend mit § 59 der Städteordnung für die östlichen 6 Provinzen vom 30. Mai 1853 — bergelegt) A. v. R., II. v. 1. Dez. 06, 103/06 V. — Geln.

Handelsgesetzbuch.

12. § 22 HGB. Die Eintragung der kaufmännischen Firma ist nicht die Voraussetzung für die Anwendbarkeit dieser Vorschrift; die Löschung der eingetragenen Firma nach Beendigung des Geschäfts mit Firma durch den Zeichner beseitigt nicht die Anwendbarkeit des § 22.]

Der Beklagte betrieb in seinem Hause in B. ein Fleischergeschäft unter der handelsgerichtlich eingetragenen Firma „Fritz J.“ Im Jahre 1901 hat der Kläger dem Beklagten durch mündlichen Vertrag dieses Geschäft mit Inventar abgekauft und betrieht es früher an der alten Stelle weiter. Eine Eintragung des Klägers in das Handelsregister hat nicht stattgefunden. Am 15. November 1904 hat der Beklagte die Löschung seiner Firma im Handelsregister erwidert. Der Kläger behauptet, daß er beim Erwerbe des Geschäfts nach ausdrücklicher Vereinbarung über die Bezugnis zur Weiterführung der Firma des Beklagten erhalten habe. Er schätzt den auf diese Bezugnis entfallenden Teil des Kaufpreises auf 3000 Mark und hat mit der erhobenen Klage beantragt: den Beklagten zur Zahlung von 3000 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit Klagezustellung zu verurteilen und das Urteil für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Der Beklagte hat um Klagerabweisung gebeten. Er hat bestritten, daß bei der Übergabe des Geschäfts die Firma mit übertragen worden sei. Eventuell hat er geltend gemacht, daß der Kläger auf die Fortführung der Firma verzichtet und ihn ermächtigt habe, die Löschung seiner Eintragung im Firmenregister zu veranlassen. Hierfür gibt er an: dadurch, daß der Kläger das Geschäft unter der alten Firma weiter betrieben habe, der Abgang des Geschäfts aber im Handelsregister nicht vermerkt gewesen, sei er, der Kläger, in die Gefahr geraten, für die Geschäftserblichkeitsbeiträge des Klägers in Anspruch genommen zu werden. Daher habe er durch seine Ehefrau am 1. Oktober 1904 den Kläger aufsuchen lassen, nummehr bei dem Registerrichter die Eintragung des Firmenüberganges herbeizuführen. Der Kläger sei dazu bereit gewesen; da er aber etwa 14 Tage lang keine Schritte getan, so habe seine, des Beklagten, Ehefrau in seinem Auftrag ihre Aufforderung wiederholt. Bei dieser Gelegenheit habe ihr der Kläger in unvorbereiteter Weise geantwortet, er lehne es überhaupt ab, sich als Inhaber der Firma einzutragen zu lassen, er brauche die Firma überhaupt nicht, er mache nicht das Geschäft, das der Beklagte gemacht habe, er denke nicht daran, noch mehr Steuern zu zahlen, er habe sich längst darüber befragt und brauche das überhaupt nicht. Endlich bestritt der Beklagte, daß durch die Löschung der Firma dem Kläger ein Schaden entstanden sei. Der 1. Richter wies die Klage ab. Im 11. Instanz wurde der Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. RG. hob auf und verwies die Berufung des Klägers gegen das erste Urteil: Die Angriffe der Revision sind zwar nicht als durchschlagend anerkannt worden, dagegen ist das Berufungsurteil aus folgenden materiellen und daher vom Revisionsgericht nach § 559 ZPO. auch von Amts wegen zu berücksichtigenden Gründen unrichtig. Nach der unbedenklichen Feststellung des RG. hat der Beklagte bei der Veränderung seines Fleischergeschäftes an den Kläger ausdrücklich in die Fortführung des — im Handelsregister eingetragenen — Firma eingewilligt. Dadurch hat nach § 22 Abs. 1 HGB. der Kläger das Recht

erworben, für das ihm übertragene Geschäft die Firma „Fritz S.“ mit oder ohne Beifügung eines des Nachfolgers verhältnißig andeutenden Zusatzes fortzuführen. Für die Anwendbarkeit des § 22 ist es nicht Voraussetzung, daß die Firma eingetragen sei, wenn es nur eine Kaufmännische Firma ist, vgl. Glauß Kommentar Anm. 1 zu § 22, Düringer u. Schenck, HGB. Anm. II zu § 22 (S. 100). Weber die Wirksamkeit der Einwilligung noch das Recht zur Fortführung der Firma ist von der Eintragung abhängig. Der Erwerber des Geschäfts kann von dem Veräußerer, der zugleich in die Fortführung der Firma eingewilligt hat, dessen Mitwirkung in Anspruch nehmen, wenn noch keine Eintragung bestand, zur Eintragung auf ihn, den Erwerber, als Firmeninhaber, wenn die Firma bisher für den Veräußerer eingetragen war, zur Umänderung. Aber zur Begründung oder Erhaltung seines Rechts notwendig ist dies nicht. Im Streitfalle stand demnach, trotz mangelnder Eintragung des Firmenübergangs, die Firma „Fritz S.“ nunmehr dem Kläger zu, der auch das Geschäft unter dieser Firma weitergeführt hat. Es fragt sich, ob darin eine Änderung durch die Ladung eingetreten sei, daß der Beklagte im November 1904 die Löschung der Firma im Handelsregister erwirkt hat. Dies ist zu verneinen. Wenn es sich nicht um Kaufleute handelt, die dies nach §§ 2, 3 HGB. erst durch die Eintragung der Firma werden, sondern, wie hier, um Kaufleute nach § 1 heißt, so ist ebensowenig wie für den Erwerber der Firma so auch für deren Fortbestand das Fehlen der Negativerintragung von entscheidender Bedeutung. Aber auch der Umstand, daß die einmal eingetragene Firma später gelöscht worden ist, kann, da die Eintragung zum Handelsregister nur in besonderen Fällen, die hier nicht in Frage stehen, konstitutiv, sonst doch deklaratorische Bedeutung hat — Düringer und Schenck a. a. O. zu § 15 sub I — für sich allein nicht maßgebend sein. Dem Fortbestand der Firma entgegenstehen könnte die Löschung nur, wenn und insofern darin der Wille, die Firma aufzugeben, seinen Ausdruck gefunden hat und diese Aufgabe zulässig war. Eine solche wirksame Aufgabenerklärung kann aber derjenige, welcher sein Geschäft mit der Firma bereits früher veräußert hat, gar nicht mehr abgeben: er ist nicht mehr befugt, über die ihm jetzt fremde Firma zu verfügen. Der Erwerber des Geschäfts mit Firmenrecht kann trotzdem die Firma nach wie vor als ihm zuzurechnend benutzen, und er kann auch die Wiedereintragung der Firma in das Handelsregister verlangen und die hierzu erforderliche Mitwirkung des Veräußerers in Anspruch nehmen. Rechtsinstitutiell ist daher die Ansicht des RG., daß dem Kläger das Recht zur Fortführung der Firma durch die Löschung entzogen worden sei. Daraus beruht aber die ganze Entscheidung. Denn nur deshalb, weil die Firma ein Wertobjekt sei und der Beklagte für den durch den Wegfall dieses Wertobjektes entstandenen Schaden zu haften habe, gelang das RG. zur Behauptung des Grundes des erhobenen Erstattungsanspruchs. Dies steht zur Aufrechterhaltung des Berufungsurteils. Nach Lage der Sache bedarf es auch nicht der Zurückverweisung, sondern es kann gleich durcherkannt werden. Nicht zu bezweifeln ist zwar, daß die Löschung der Firma, wenn sie auch nicht den Untergang der Firma zur Folge hatte, doch dem Kläger nach anderer Richtung Nachteile hat bringen können. Es besteht z. B. die

Möglichkeit eines Schadens, der schon dadurch entstanden wäre, daß die Firma durch den Eingriff des Beklagten bis zur Wiedereintragung zu einer nicht eingetragenen geworden ist. Es kann sich auch bei dem Verstoß, die Wiedereintragung der Firma, namentlich für den Kläger, herbeizuführen, die Notwendigkeit einer Änderung im Sinne des § 30 HGB. herausstellen, wenn inzwischen die Firma „Fritz S.“ für einen anderen sollte eingetragen worden sein. Aber auf den Erfolg für derartige Nachteile ist die Klage nicht gerichtet, sie werden durch die Entscheidung über den Anspruch nicht berührt. In den Streit gezogen ist nur derjenige Erstattungsanspruch, über welchen das RG. erkannt hat, nämlich der Erstattungsanspruch für den Schaden, der dem Kläger dadurch entstanden sein soll, daß ihm durch die widerrechtliche Löschung der Gebrauch der überlassenen Firma entzogen worden sei. Dieser Anspruch ist nach dem Ausgeführten nicht begründet. Demgemäß ist die auf Klagerabweisung lautende Entscheidung des RG. durch Zurückverweisung der Klageischen Berufung wieder herzustellen. J. e. S., II. v. 12. Dez. 06, 218/06 I. — Berlin.

13. Art. 278 HGB. Auslegung von Handelsgesellschaften.]

Am 24. Januar 1898 wurde zu M. die Aktiengesellschaft Waggonfabrik M. mit einem Aktienkapital von 500 000 Mark gegründet. Diese bedurfte schon bald nach ihrer Gründung weiterer Mittel. Um solche zu beschaffen, beschloß die Generalversammlung vom 10. Oktober 1898 die Aufnahme einer Privatanleihe von 500 000 Mark, für welche auf den Inhaber lautende Schuldverschreibungen ausgestellt und durch die Firma M. G. begeben werden sollten. Durch Dekret vom 26. November 1898 wurde diesem Anleihen und der Ausgabe der Schuldverschreibungen die nach § 1 des Großherzoglich Sächsischen Gesetzes vom 4. Januar 1888 erforderliche landesfürstliche Genehmigung erteilt. Die Firma M. G. erklärte sich zur Übernahme der Anleihe unter gewissen Bedingungen bereit; insbesondere verlangte sie, daß auf den Inhaberschuldverschreibungen der Vermerk stehe: „Diese Anleihe genießt mit Kapital und Zinsen den Vorrang vor allen späteren Anleihen.“ In einer Sitzung des Aufsichtsrats wurden die von M. G. gestellten Bedingungen gutgeheißen. Die Schuldverschreibungen wurden hierauf so hergestellt, daß die erste Seite den Abdruck des mit Dekret vom 26. November 1898 genehmigten Schemas, außerdem aber am Fuße den in rotem Druck ausgeführten Vermerk enthielt: „Diese Anleihe genießt mit Kapital und Zinsen den Vorrang vor allen späteren Anleihen. Im Falle einer verfallenen Tilgung erfolgt diese durch Auslösung.“ Die Veröffentlichungen, durch welche das Bankhaus M. G. die Schuldverschreibungen dem Publikum empfahl, enthielten die durch fetten Druck hervorgehobenen Sätze: „Alle Sicherheit für die Anleihe bietet das gesamte Vermögen der Aktiengesellschaft Waggonfabrik M. Die Anleihe genießt mit Kapital und Zinsen den Vorrang vor allen später aufzunehmenden Anleihen.“ Nachdem die durch die Anleihe erlangten Mittel erschöpft waren, beschloß die Aktiengesellschaft, um weitere Mittel zu beschaffen, zwei Eicherloshypotheken für 250 000 Mark und 100 000 Mark und erhielt hierauf von dieser Bank entsprechende Kreditbewilligung. Mitte Mai 1900 stellte die Firma M. G. ihre Zahlungen ein und am 29. Januar 1901 wurde über das Vermögen der Aktiengesellschaft Waggonfabrik M. das Konkurs-

verfahren eröffnet. Dasselbe war im März 1904 beendet und ergab für die nicht bevorrechtigten Kontardruckgläubiger, zu welchen auch die Inhaber der Schuldverschreibungen gehörten, eine Dividende von 9,66 Prozent. Die Bank wurde für ihre Ansprüche durch die Sicherungshypotheken gedeckt. Kläger als Befragter von Schuldverschreibungen erhoben gegen die Beklagten in ihrer Eigenschaft als früherer Mitglieder des Aufsichtsrats oder Vorstands der Aktiengesellschaft Waggonfabrik W. Schadenerschaftsprücker, weil der oben erwähnte rote Ausbruch ohne landesfürstliche Genehmigung, also rechtswidrig angebracht sei, die Kläger getäuscht und zum Erwerb der Schuldverschreibungen veranlaßt habe, sowie darauf, daß Vorstand und Aufsichtsrat der Gesellschaft durch Aufnahme der beiden Hypothekendarlehen dem Inhalte jenes Ausbruchs zuwidergehandelt hätten. Das OLG hat die Klage für begründet erkannt und über die Ansprüche der genannten Kläger dem Grunde nach entschieden, diese Entscheidung aber von richterlichen Eiden der Kläger abhängig gemacht. Das RG hob auf und wies die Klage ab: Das OLG erachtet die Beklagten nach den Umständen der gemeinrechtlichen actio doli deshalb für verantwortlich, weil der rote Ausbruch eine Angabe enthalte, welche offensichtlich unzutreffend gemacht sei. Er besage, es seien von der Waggonfabrik Maßnahmen getroffen, zufolge deren der Kleehe der Vorrang vor allen späteren Kleehe zustehe, d. h. die Eigenschaft zulkomme, daß sie im Falle der Aufnahme weiterer Kleehe vor diesen aus dem Gesellschaftsvermögen zurückbezahlt werden müssen. Da solche Maßnahmen nicht getroffen worden, sei sein Inhalt unzutreffend. Dabei legt das OLG. Gewicht darauf, daß gesagt ist, die Kleehe „genießt“ den Vorrang; damit sei ein schon gegenwärtig bestehender Vorrang behauptet. E. habe den Ausdruck verlangt, um das Publikum zu täuschen und dadurch zum Ankauf der Schuldverschreibungen zu bestimmen. Dieser Täuschungsabsicht des E. sei auch den Beklagten bekannt gewesen. Das RG. vermag sich dieser Auffassung nicht anzuschließen, hielt dieselbe vielmehr für rechtswidrig, weil aus einer Verletzung des Art. 278 HGB. beruhend. Bei Beurteilung und Auslegung der Handelsgeschäfte hat der Richter den Willen der Kontrahenten zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften. Der Senat erachtet es als eine Buchstabeninterpretation, wenn das OLG. aus den Worten „genießt den Vorrang“ die Folgerung zieht, es werde damit zum Ausdruck gebracht, daß schon gegenwärtig ein Vorrang für die Kleehe bestehe. Vielmehr konnte der Ausdruck, gerade weil er nur von einem Vorrang gegenüber späteren Kleehe spricht, nach Ansicht des Senats nur in dem Sinne gemeint sein, daß dem in Frage stehenden Kleehe damit für den Fall der Aufnahme späterer Kleehe der Vorrang zugesichert werde. Erwidert man, daß die Ausgabe der Obligationen zu einer Zeit erfolgt ist, in welcher die Verhältnisse der Gesellschaft noch zu kleineren Bedenken oder Beforgnissen hinsichtlich ihrer Solvenz oder Zahlungsfähigkeit Anlaß gaben, so ist nicht einzusehen, inwiefern den Beklagten bei einer derartigen ernst gemeinten Zusage eine absichtliche Täuschung zur Last fällt. In der Frage sind denn auch spätere Kleehe überhaupt nicht aufgenommen worden; für dieselben würde auch wohl die Genehmigung der Staatsregierung nicht zu erlangen gewesen sein. Daß die beiden Hypothekendarlehen nicht als

Kleehe aufzufassen sind, hat das OLG. ohne Rechtsvermittlung angenommen. Da diese Darlehensaufnahmen gegen Verpfändung des ganzen Grundbesitzes der Gesellschaft mit Rücksicht auf die den Obligationären gemachte Zusage nicht gleichwohl gegen die Grundbesitze von Treu und Glauben verstieße, kann hier dahingestellt bleiben. Denn ein hieraus gestützter Anspruch der Obligationäre hätte als Anspruch aus dem obligatorischen Verhältnis jedenfalls nur gegen die Gesellschaft selbst geltend gemacht werden können. Nach dem Ausgeführten ist die auf den Klagegrund der arglistigen Täuschung gestützte Beurteilung der Beklagten durch Rechtsmittel beeinflusst; der rote Ausbruch enthielt nur eine Zusage in bezug auf etwaige spätere Kleehe, welche ernst gemeint war, und keine Täuschung bezweckte. P. a. J., U. v. 24. Nov. 06, 117/06 I. — Dresden.

Warenzeichengesetz vom 12. Mai 1894.

14. §§ 7, 12, 14 WarenZG., § 256 ZPO. Geht der Monopolist zu den Schutzberechtigten? Eine Feststellungs-Klage, weil Kläger um seinen Schadenerschaftsanspruch zu begründen, erst eine Klage auf Vorlegung von Geschäftsbüchern des Gegners anstellen müsse, ist unzulässig.]

Graf W. in Ausland und die Firma W. in Berlin hatten eine Klage aus dem Warenzeichengesetz erhoben gegen die Firma E. in Danzig. Die Klage des ersten wurde abgewiesen, weil er eine Niederlassung nicht im Deutschen Reich besaß und einen Vertreter im Inlande nicht bestellte; auch die Klage der Firma W. wurde zurückgewiesen. Die von den Klägern eingereichte Revision wurde zurückgewiesen. Aus den Entscheidungsgründen des RG. über die Revision der Firma W.: Die Anträge aus dieser Klage gehen (wie diejenigen des Grafen W.) dahin: 1. der Beklagten den Gebrauch der Worte „Stodmannsche“ oder „Stodmannsche“ für den von ihr hergestellten Pommeranzengilbe zu untersagen; 2. die Beklagte zum Ersatz des den Klägern durch den Gebrauch der Bezeichnung erwachsenen Schadens zu verurteilen. Was nun zunächst diesen zweiten Antrag anlangt, so haben die Kläger in der erneuten Verhandlung vor dem Berufungsgericht ausdrücklich erklärt, daß der Schadenerschaftsanspruch als Feststellungsklage geltend gemacht werde, und sie haben zur Begründung einer solchen nur anzuführen vermocht, daß sie ihren Schaden vorläufig nicht beziffern könnten, da sie dazu erst die Beklagte auf Vorlegung ihrer Geschäftsbücher verlagten müßten, um aus diesen die Höhe des Unsatzes der Beklagten in Stodmannsche Pommeranzengilbe festzustellen. Ohne Rechtsvermittlung hat der Berufungsrichter bei dieser Begründung der Feststellungsklage angenommen, daß die Voraussetzungen einer solchen nicht vorliegen (§ 256 ZPO.), da den Klägern ein Anspruch auf Vorlegung der Bücher der Beklagten nicht zusteht (RG. 47, 100 ff.; 58, 324 ff.) und der Umstand, daß der Schaden für die Kläger schwer zu ermitteln ist, die Feststellungsklage nicht rechtfertigt. Der vorstehend bezeichnete Antrag der Firma W. zu 2 war demgemäß als unzulässig abzuweisen und war in eine materielle Prüfung darüber, ob er begründet erscheine — wie dieses von dem Berufungsrichter geschehen ist — überhaupt nicht einzutreten. Anlangend den vorstehend bezeichneten Antrag zu 1 so hat das Berufungsgericht diese Firma zwar als Verletzte im Sinne des § 14 WarenZG. angesehen, weil Graf W. ihr den alleinigen Vertrieb seines durch das Zeichen

geschützten Branntweins übertragen hat, und die Prüfung, ob „Eisendammkloster“ Wesselfensfeitsanfrage geworden sei, unterlassen, gleichwohl aber den erhobenen Anspruch betrogen abgewiesen, weil die Gefahr einer Verwechslung des von dem Beklagten gebrauchten Zeichens mit dem für den Grafen W. eingetragenen nicht bestehe. Gegen diesen Entscheidungsurteil bestehen Bedenken, bezüglich deren jedoch eine nähere Betrachtung unterbleiben kann, da die Annahme des Berufungsgerichts, daß die Firma W. als Verletzte im Sinne des erwähnten § 14 angesehen werden könne, auf Rechtsirrtum beruht. Die offene Handelsgerichtsinstanz B. hat, wie in dem jetzt mit der Revision angefochtenen Berufungsurteil feststeht, daß der Graf W. mittels der Urkunde vom 17. Mai 1901 den ausschließlichen Vertrieb seiner Läden für Deutschland übertragen erhalten. Sie ist also ein sogenannter Monopolist, und es entsteht die Frage, ob einem solchen der Schutz aus dem Warenz.B. und zwar, da andere Paragrafen dieses Gesetzes nach den rechtsirrtumsfreien, in dieser Beziehung von der Revision auch nicht angefochtenen Feststellungen des Berufungsrichters (sowie nach dem Urteil des A.B. in dieser Sache vom 26. September 1906) vorliegend nicht in Betracht kommen, der Schutz aus den §§ 12 und 14 (30) Warenz.B. zusteht. Der § 14 kommt dabei, wenn gleich es sich hier lediglich um den Antrag zu 1 der Klägerin B. auf Unterlassung des Gebrauchs der bestimmten Worte (und nicht mehr um die Entschädigungssage) handelt, insofern in Betracht, als wenn der Monopolist als der „Verletzte“ im Sinne des § 14 an sich zur Entschädigungssage für befugt erachtet werden könnte, ihn dann (aus dem Grunde des Entschädigungsanspruches heraus) auch eine Klage auf Unterlassung (Unterlassung), behauptet Verhinderung weiterer Schadenszufügung, zu geben wäre. Der Senat hat die oben aufgeworfene Frage verneint. Das Warenz.B. will grundsätzlich nicht einen Schutz des Publikums, sondern einen Schutz der in demselben als Berechtigten bezeichneten Personen herstellen. Es gilt dieses insbesondere auch von denjenigen Bestimmungen des Gesetzes, die speziell über die Warenzeichen getroffen sind, und das Gesetz geht in betreff dieser sogar soweit, daß es nur denjenigen einen Klageschutz gewährt, dessen Rechte in die Zeichenrolle eingetragen sind und auf dieser Rolle unmittelbar hervorgehen. Wie das Warenzeichen erst mit der Eintragung entsteht, so kann auch der Rechtsnachfolger des ersten Inhabers bei einem Übergange des durch das Zeichen begründeten Rechts (durch Erbschaft, Vertrag oder Verfügung von Todes wegen) sein Recht aus der Eintragung immer erst dann geltend machen, wenn der Übergang in der Zeichenrolle vermerkt ist (§ 7 Abs. 2 des Gesetzes). Der Übergang des Rechts mag sich früher vollzogen haben, der aus dem Warenz.B. entstehende Schutz gegen Übergriffe anderer auf Unterlassung (§ 12) wie auf Entschädigung (§ 14) erwächst erst mit der Eintragung. Es ist nicht abzusehen, wie bei diesem Standpunkte des Gesetzes einem Monopolisten, demjenigen, dem nur für einen bestimmten Bezirk der Vertrieb der durch das Zeichen geschützten Ware überlassen wird und der die Eintragung seiner daraus entstehenden Rechte überhaupt nicht erlangen kann, ein Klagerecht aus dem Gesetz sollte zugestanden werden können. Es kommt hinzu, daß das Recht aus der Eintragung des Warenzeichens immer nur

mit dem Geschäftsbetriebe, zu welchem das Zeichen gehört, übergehen kann (§ 7 Abs. 1 S. 2) und eine teilweise Übertragung des für den Geschäftsbetrieb eingetragenen Warenzeichens nach dem deutschen Warenzeichenrecht nicht angängig ist (R.G. 61, 263; Seligsohn, Warenz.B., Note 2, zu § 7, 2. Aufl. S. 112). Kann aber eine solche teilweise Übertragung insbesondere auch derartige Art — mit Schutz aus dem Gesetz — nicht stattfinden, so kann aus dem Gesetz auch nicht derjenige geschützt sein, dem der Vertrieb der geschützten Waren für einen bestimmt begrenzten Bezirk von dem Zeicheninhaber übertragen ist und dem von dem Warenzeicheninhaber nur bestimmte ungrenzte Vertragsrechte eingeräumt sind. Es mag hierbei ferner auch darauf hingewiesen werden, daß das Recht aus der Eintragung des Warenzeichens in die Zeichenrolle — wie der Name und die Firma — ein Individualrecht ist; durch den dem Warenzeichen gewährten Schutz soll, genau wie bei dem Namen und der Firma, das Recht der Verwechselung geschützt werden. Es handelt sich demgemäß bei dem Zeichenrecht um ein absolutes Recht. Sollen aber dergleichen Rechte verletzt sein, so ist der Streit darüber, ob dieses geschehen ist, nur zwischen dem Inhaber des absoluten Rechts und dem dieses Recht Verletzenden, nicht aber zwischen dem Verletzer und demjenigen auszumachen, der von dem absolut Berechtigten nur vertragsmäßige, obligatorische Rechte eingeräumt erhalten hat. Dieses obligatorische Rechtsverhältnis betrifft Rechte und Pflichten nur zwischen den beiden Vertragscontrahenten, nicht einem Dritten gegenüber. Der Dritte kann nur das absolute Recht des Namen, Firmen, Zeichen-Inhabers, nicht das obligatorische Recht, das dieser einem anderen eingeräumt hat, verletzen, der Verletzer und dieser andere stehen in keinerlei Beziehungen zueinander. Nun ist zwar der Monopolist als „Verbraucher“ bezeichnet und es wird ihm als solchem, als einem, dem ein absolutes, dingliches Nutzungsrecht am Warenzeichen zusteht, in der Literatur die Klage auf Entschädigung, nicht auf die Unterlassungssage, aus dem Warenz.B. zugesprochen (vgl. Finger, Warenz.B., 2. Aufl. 1906, Anm. 6 zu § 14 S. 287). Demgegenüber genügt es darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Unterlassungsklage von Warenzeichen und Geschäftsbetrieb (§ 7 Abs. 1 Satz 2) immer um die Befreiung eines Rechtsbecks aus dem Geschäftsbetriebe des Warenzeicheninhabers handeln müßte — wovon gegenüber dem sein eigenes Geschäft betreibenden Monopolisten doch nicht die Rede sein kann —, und daß ferner auch das Warenzeichenrecht nicht teilbar ist, nicht teilweise übertragen werden kann, ein Rechtsbeck aber an einem Recht, das nicht übertragbar ist, nicht bestellt werden kann (§ 1069 Abs. 2 BGB.). In der Literatur herrscht denn auch fast Einstimmigkeit darüber, daß dem Monopolisten die Unterlassungssage aus § 12 Warenz.B., der ausdrücklich von dem ausschließlichen Recht des Eingetragenen aus der Eintragung eines Warenzeichens spricht, nicht zusteht (a. M. Köhler, Das Recht des Markenzeichens, 1894 S. 332/3). Es ist aber vielfach die Meinung vertreten, daß die Entschädigungssage dem Monopolisten aus § 14 des Gesetzes auf Grund des hier gebrauchten Wortes „der Verletzte“ zu geben sei. Der § 14 besagt: „Wer wissentlich oder aus grober Fahrlässigkeit Waren oder deren Verpackung oder Umhüllung . . . mit dem Namen

oder der Firma eines andern oder mit einem nach Maßgabe dieses Gesetzes geschützten Warenzeichen widerrechtlich verleiht . . . , ist dem Verleihten zur Entschädigung verpflichtet.“ Der Verleihte ist danach derjenige, dessen in § 14 aufgeführte Rechtsgüter verletzt sind: derjenige, dessen Name, dessen Firma, dessen Warenzeichen ohne Berechtigung benutzt ist. Dieses entspricht der allgemeinen Tendenz des Gesetzes, bestimmte, individuelle Rechtsgüter gegen Verletzungen vorstehender Dritter zu schützen. Ein individuelles Recht des Monopolisten wird durch die Benutzung des Warenzeichens freies eines dazu Unbefugten nicht verletzt; der Schutz obligatorischer Rechte liegt nicht in dem Rahmen des WarenZG. Wären aber dennoch wirklich in betreff der Auslegung des Wortes „dem Verleihten“ im § 14 Zweifel aufkommen können, so würden diese durch die erörterten allgemeinen Gesichtspunkte vollausgehoben werden: daß das Gesetz dem (nicht eingetragenen) Monopolisten nicht mehr Rechte eingeräumt haben wird, wie dem nicht eingetragenen Eigentümer des Warenzeichens, dem jedes Klagerecht, auch das auf Entschädigung, ausdrücklich versagt ist; daß das Recht aus dem Warenzeichen nicht selbst ist und ein örtlich bestimmter Teil des Rechts aus dem Warenzeichen vom Gesetz nicht geschützt wird, dem Monopolisten aber höchstens ein derartiges Teilrecht zusteht; daß der Monopolist endlich nur in einem ihm, dem Warenzeicheninhaber, gegenüber zustehenden Recht, nicht in einem ihm zukommenden Individual- oder sonstigem absoluten Recht verletzt wird. In weiterer Aufklärung des Begriffs des Verleihten als der hier vertretenen der III. StS. des O. in seinem Urteil vom 1. Mai 1906 gegen P. Rep. 5710.04 (WGS. 38, 39 ff.) den Monopolisten als Strafanwaltschaftsberechtigten aus § 15 und auch aus § 14 (M. 2) WarenZG. erachtet (vgl. dagegen Urteil des I. StS. des O. vom 2. Juli 1885 gegen S. Rep. 1516/85, WGS. 12, 329). Es bedarf aber deshalb für den jetzt vorliegenden Fall nicht der Einholung einer Entscheidung des O. des O., da die Entscheidung des III. StS. auf Grund der allgemeinen Bestimmungen der §§ 61 ff. StGB. und zudem zu § 15 WarenZG. ergangen ist, es sich hier aber um § 14 handelt und der Kreis der „Verleihten“ in beiden Paragraphen ein verschiedener ist. R. u. v. C. E., U. v. 30. Nov. 06, 180/06 II. — *Warenzeichen.*

Wettbewerbsgesetz vom 27. Mai 1896.

15. § 1. Bezeichnung „geprüfter Zahntechniker“ ist unzulässig, obwohl der Zahntechniker eine Prüfung vor der Zahntechnikerprüfung bestanden hat.]

Der Beklagte F., der in B. das Gewerbe eines Zahntechnikers betreibt, hat sich auf Werbungsschildern und in hierauf bezüglichen Anzeigen in der B. Zeitung mehrfach als „geprüfter“ Zahntechniker bezeichnet. Für die Berechtigung zu dieser Bezeichnung beruft er sich auf eine von ihm von der Prüfungskommission der „Zahntechniker-Zinnung für Rheinland“ abgelegte und bestandene Prüfung, auf Grund deren ihm vom Obermeister dieser Zinnung und der erwählten Prüfungskommission unterm 2. Juli 1899 ein „Meisterbrief“ ausgestellt worden ist. Die Statuten der Zinnung sind von der Verwaltungsbehörde genehmigt worden. Der Kläger, Zahnarzt D. zu Geln., als Vorsitzender des Vereins deutscher Zahnärzte für Rheinland und Westfalen, hat, davon ausgehend, daß die in

Frage stehende Prüfung vor der Zinnungskommission die Bezeichnung als geprüfter Zahntechniker nicht rechtfertigen könne, daß eine solche Bezeichnung vielmehr nach Lage der obwaltenden Umstände gegen § 1 UnWZG. verstoße, Klage erhoben mit dem Antrag, den Beklagten zu verurteilen, in seinen Anzeigen und auf seinen Schildern die Bezeichnung „geprüfter“ Zahntechniker bei Vermeidung einer fahrlässigen Strafe von 150 Mark zu unterlassen. Der I. Richter hat die Klage abgewiesen, der Berufungsrichter aber derselben entsprochen. Die Revision ist zurückgewiesen. Gegenüber der Entscheidung des O., durch welche dem Beklagten auf Grund des § 1 UnWZG. unterlassen worden ist, in Zeitungsanzeigen und auf seinen Schildern sich als „geprüfter“ Zahntechniker zu bezeichnen, hat derselbe zur Begründung seines Revisionsantrags in erster Linie geltend gemacht, das O. gehe selbst davon aus, daß die fragliche Bezeichnung zu Verwechslungen nicht sowohl zwischen Zahn-technikern und Zahnärzten, als vielmehr zwischen geprüften Zahn-technikern und anderen Zahn-technikern Anlaß geben könne, und daß danach der Kläger als Zahnarzt, und auch der von ihm vertretene zahnärztliche Verein durch die inkrimierte Bezeichnung nicht verletzt würden, daher nach dem UnWZG. kein Klagerecht hätten. Dieser Angriff ist indessen nicht zutreffend. Für die Aktivlegitimation zur Klage aus § 1 des bezogenen Gesetzes genügt, daß ein Konkurrenten-gewerbe (Leistungen gleicher oder verwandter Art) in Frage steht, und das ist im Verhältnis der Zahnärzte und der Zahn-techniker der Fall, da auch die ersteren bei Ausübung ihres Berufes sich mit Funktionen befassen und befassen müssen, die gemeinhin als Zahn-technik bezeichnet werden. Zur Sache hat das O. die zwischen den Parteien in den Vorinstanzen umstrittene Frage, ob Zahn-techniker als Handwerker im Sinne der GewO. anzusehen und danach berechtigt seien, sich zu Zinnungen zusammenzuschließen, und gemäß § 87 Abs. 2 l. c. Prüfungen für die Aufnahme in die Zinnung abzuhalten, wie eine solche vom Beklagten nach dem ihm von den Ober- und dem Berufungsrichter und der Prüfungskommission der „Zahn-techniker-Zinnung für Rheinland“ unterm 2. Juli 1899 ausgestellten Zeugnis abgelegt worden ist, nicht entschieden. Es nimmt vielmehr an, daß, selbst wenn das der Fall sein sollte, die Zahn-techniker also als Handwerker und nicht als Gewerbebetriebe, die sich mit der Ausübung der niederen Heilkunde befassen, anzusehen sein sollten, der Klagenanspruch auf Unterlassung der Bezeichnung als „geprüfter Zahn-techniker“ doch begründet sein würde. Es geht in dieser Hinsicht davon aus, daß dasjenige Publikum, das von dem Bestande der Zinnung nichts weiß, unter einer Prüfung als Zahn-techniker, welche den Anlaß zu der Bezeichnung als geprüfter Zahn-techniker bieten könnte, eine solche Prüfung versteht, welche von einer staatlich eingesetzten Prüfungskommission von Medizinallpersonen oder sonstigen Sachverständigen abgelegt werde, wonach ein Gewöb. dafür gegeben sei, daß man dem so „geprüften“ Zahn-techniker besonders vertrauen könne; daß aber derjenige Teil des Publikums, dem das Bestehen der Zahn-techniker-Zinnung bekannt ist, notwendig zu der unrichtigen Annahme kommen müsse, als habe der Beklagte die in § 133 GewO. vorgesehene Meisterprüfung von einer durch die obere Verwaltungsbehörde beauftragten Prüfungskommission bestanden. Nach dieser in tat-

höchster Einsicht für das Revisionsgericht bindenden Bedeutung enthält die Bezeichnung des Beklagten als „geprüfter Sachverständiger“ in der Auffassung der beteiligten Kreise des Publikums auf alle Fälle eine unrichtige Angabe tatsächlicher Art, von der weiterhin unbedenklich zutreffend angenommen werden ist, daß sie die geschäftlichen Verhältnisse des Beklagten betrifft und geeignet ist, den Kaufmann eines besonders günstigen Angebots hervorzurufen. Die Ausführungen der Revisionsbegutachtung sind der sich hiernach ergebenden Sach- und Rechtslage gegenüber nicht geeignet, die rechtliche Begründetheit des Klageanspruchs, soweit denselben entprochen worden ist, in Frage zu stellen. *J. c. S., II. v. 18. Dez. 06, 240.06 II. — Osh.*

Allgemeines Landrecht.

10. §§ 88 ff. II. 11 Tit. 10 A.R. verb. mit § 264 S.A.O. Haftung des Notars wegen Verschens. Bezugnahme auf eine Abtretung im Lauf des Prozesses enthält Klageänderung.]

Der Beklagte hat als Notar am 27. Juli 1896 eine Bürgschaftsbekunde einer unverheirateten W., laut welcher diese für eine Schuld ihres Bruders an W. in Höhe von 4000 Mark selbstschuldnerische Bürgschaft übernimmt, mit dem Bemerkten beglaubigt, daß die W. großjährig sei und nicht unter väterlicher Gewalt stehe. Letzteres ist lediglich auf eine beglückliche Erklärung der W. erfolgt, war aber tatsächlich unrichtig. W. hat alle Rechte aus dieser Bürgschaft der Klägerin abgetreten, und diese wurde mit der Klage aus der Bürgschaft gegen die W. abgewiesen, weil die W. zur Zeit der Bürgschaftsübernahme noch unter väterlicher Gewalt gestanden habe, die Bürgschaft daher ungültig sei. In diesem Rechtsstreit hatte Klägerin nach Erlass des erstinstanzlichen Urteils dem Beklagten den Streit verhandelt. Der Klägerin erbob im März 1904 die Klage gegen den Notar mit der Behauptung, daß der Beklagte fahrlässig seine Amtspflicht verletzt habe, und daß im Vertrauen auf die Gültigkeit der von dem Beklagten beglaubigten Bürgschaft sowohl W. dem Bruder der W., als auch sie, Klägerin, dem R. einen Kredit von 4000 Mark gewährt hätten, daß der Bruder der W. und auch W. zahlungsunfähig, die W. selbst aber zahlungsfähig gewesen sei, der Beklagte daher den Schaden des Verlustes der 4000 Mark verschuldet habe. Das Berufungsgericht hat, soweit die Klägerin den Anspruch auf den ihr abgetretenen Anspruch des R. stützt, die Klage wegen fehlender Aktlegitimation abgewiesen, weil nach Inhalt der Besondereurkunde vom 31. Juli 1896 der hier fragliche Gegenstand der Klägerin nicht abgetreten sei, auch nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme eine solche Abtretung vor Erhebung der jetzigen Klage nicht stattgefunden habe, die im Laufe des Rechtsstreits erfolgte Abtretung aber bei dem von dem Beklagten erhobenen Einwand der Klageänderung nicht berücksichtigt werden könne. Dagegen hat es, soweit die Klage auf das eigene Recht der Klägerin gestützt ist, indem sie im Vertrauen auf die Gültigkeit der Bürgschaft dem W. den Kredit von 4000 Mark gewährt habe, den Klageanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Die gegen diese Entscheidung von beiden Seiten eingelegten Revisionen sind unbegründet: Der Beklagte rügt zunächst, daß er nur aus dem Vollmachtsauftrage seinem Auftraggeber, nicht aber Dritten, daher nicht

der Klägerin hafte. Der Angriff ist unbegründet, da der Beklagte als Notar, somit als Beamter in Anspruch genommen ist, und als solcher nach der klaren Bestimmung der §§ 88 ff. II. 11 Tit. 10 A.R. jedem, der durch sein Verschulden zu Schaden gekommen ist, haftet. Es ist unrichtig, daß in der preussischen Praxis eine andere Auffassung geherrscht habe; auch das O.R. (vgl. StrichhoffArch. 84, 336) hat, wie das RG., die §§ 88 ff. cit. auf den Notar für anwendbar erachtet. Wenn sodann die Revision ein Verschulden der Beklagten überhaupt verneinen will, so ist in dieser Beziehung dem Berufungsgericht durchaus beizutreten. Wenn ein Notar lediglich auf die Angabe einer rechtsunkundigen Frauensperson hin ohne jede Prüfung, ja ohne nur zu fragen, auf welcher Tatsache ihre Angabe beruht, amtlich bescheinigt, daß sie nicht unter väterlicher Gewalt stehe, so ist das unbedenklich sogar als grobes Versehen anzusehen, um so mehr, als der Satz des preussischen Rechts, daß eine unverheiratete Frauensperson nicht durch selbständige Bürgschaft, sondern nur durch ausdrückliche Erklärung aus der väterlichen Gewalt tritt, keineswegs allgemein bekannt ist, und der Beklagte mit der Möglichkeit eines Irrtums der W. daher rechnen mußte. Rechtsirrtümlich ist der Angriff, daß, selbst wenn die Abtretung erst im Laufe des Prozesses erfolge, eine ungültige Klageänderung nicht vorliege, weil zum Klagegrunde auch genügt, daß der Anspruch der Person des Klägers zustehe usw. Das hat auch das RG. bereits vielfach ausgesprochen; vgl. *J.Z.B.* 93, 189; 95, 504; 97, 552; 98, 388. *R. c. A., II. v. 11. Dez. 06, 202.06 III. — Berlin.*

17. § 175 A.R. I, 11. Art. 1 Biff. 2, Art. 2 Biff. 1 Pr.A.G.B.G. verb. mit Art. 55 G.B.G.B., §§ 436, 446 G.B.G. Unterschied zwischen Verpflichtungen aus dem Patronat und solchen Verpflichtungen, die von dem Inhaber desselben als Unternehmer einer neuen Ansiedlung eingegangen werden.]

Der Gemeindefulhaber A. hatte von seinem Landgut, mit dem das Patronat über die Kirche in A. verbunden war, an eine später in eine Aktiengesellschaft übergegangene Genossenschaft etwa 30 Morgen zur Anlage einer Kolonie verkauft. In einer Urkunde vom 22. April 1894 verpflichteten sich A. und die Käuferin der Kolonie und den betreffenden Verbänden gegenüber solidarisches, für den Fall, daß der Hinzutritt der Einwohner den Bau einer neuen Kirche nötig macht, in Ermangelung einer anderweitigen Einigung mit der Kirchengemeinde oder auf Ersfordern der kirchlichen Organe und Verbänden einen Bauplatz für die neue Kirche leihen und lastenfrei herzugeben und die Baukosten zu tragen. In einer Verhandlung vom 23. Februar 1893 wurde diese Verpflichtung behufs weiterer Beschreibung des kirchlichen Bedürfnisses auf die Anlage und Unterhaltung eines besonderen Kirchhofes und einer zur Abhaltung von Gottesdiensten geeigneten Friedhofkapelle ausgedehnt. Unter der Bedingung dieser Verpflichtungen wurde die Genehmigung zur Anlage der Kolonie (§§ 18, 19 des Preuß. Ges. über die Gründung neuer Ansiedlungen vom 25. August 1876) erteilt. Am 11. April 1901 wurde durch notariellen Vertrag die beiläufige Aktiengesellschaft gegründet. In diese Gesellschaft brachte A. in Anrechnung auf den von ihm übernommenen Betrag des Grundkapitals sein Landgut und mehrere andere Grundstücke mit der Bestimmung ein, daß

der für die neue Kirchengemeinde bestimmte Kirchhof von 2 Morgen Größe aufgenommen werden und daß die Kutzungen und Laßen der eingebrachten Grundstücke vom 1. April 1901 ab auf die Beteiligte übergehen sollten. Die Auflassung des Kirchhofs an die Kirchengemeinde ist erfolgt. Der Bau einer neuen Kirche in B. wurde durch Beschluß der Königlichen Regierung für notwendig erklärt, auch wurde bestimmt, daß R. und die Genossenschaft als solidariß Verpflichtete einen geeigneten Bauplatz zur Verfügung zu stellen und zur Ordnung der Baukosten an die Kirchengemeinde zugunsten der neu zu bildenden Kirchengemeinde B. 70 000 Mark zu zahlen hätten. R. war inzwischen in Konkurs verfallen. Zu diesem Konkurs meldete sich bedrohtigte Konkursforderung die Kirchengemeinde in A. 83 000 Mark an, nämlich außer den erwähnten 70 000 Mark noch 8 000 Mark zur Erbauung der Leichenkapelle und 5 000 Mark zur Einfriedigung des Kirchhofs. Der Konkursverwalter ist der Ansicht, daß die von R. übernommene Verpflichtung eine öffentliche (gemeine, Patronats-) Last des Landgutes bilde und als solche ohne weiteres durch die Einbringung des Gutes auf die Beteiligte übergegangen sei; er behauptet aber auch, daß dies kein Abschluß des Gründungsvertrages nach besonders zum Ausdruck gebracht worden sei. Er hat mit dem Antrage auf Befreiung der Konkursmasse von der Verpflichtung zur Vergabe des Bauplatzes und zur Zahlung der Baukosten für Kirche und Friedhof gegen die Beteiligte geklagt, ist aber von dem LG. mit der Klage abgewiesen worden. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Das Berufungsgericht hat ausgeführt, es liege keine öffentliche Last des Gutes, insbesondere keine Patronatslast, sondern nur eine persönliche privatrechtliche Verpflichtung R. und der Genossenschaft vor, die durch den Gründungsvertrag auf die Beteiligte nicht übertragen worden sei. Selbst wenn die Ansicht dahin gegangen sei, der Verpflichtung dingliche Wirksamkeit beizumessen, so sei doch diese Wirkung nicht eingetreten, weil die Eintragung unterblieben sei; die Eintragung aber sei erforderlich gewesen, weil jedenfalls keine gemeine Last, sondern nur eine auf besonderem Rechtstitel beruhende Verpflichtung vorliege. Die Revision konnte keinen Erfolg haben: Wäre anzunehmen, daß R. die Verpflichtung in seiner Eigenschaft als Patron von A. übernommen habe, so könnte man vielleicht zu der Annahme gelangen, daß es sich um eine öffentliche (gemeine) Last handelt, die nach §§ 446, 436 BGB. und nach der Bestimmung des Gesellschaftsvertrages auf die Beteiligte übergegangen ist, und die Klage würde dann als Vertragsklage an sich begründet sein. Denn wenn auch der Patron nach gesetzlicher Vorschrift zum Bau einer zweiten Kirche nicht verpflichtet ist (RG. 43, 332, auch abgedruckt bei Gruchot 43, 1048 und im H. J. 30 Bd. 99, 174; RG. 15, 168), so steht doch nichts im Wege, daß er eine solche weitergehende Verpflichtung übernimmt oder daß sie ihm mit seinem Einverständnis auferlegt wird. Das Patronat ist eine öffentliche gemeine Last im Sinne der §§ 446, 436 BGB. und der nach Art. 55 GG. für die Besitzbestimmung maßgebend gebliebenen landesgesetzlichen Vorschriften (vgl. RG. 59, 402; bei Gruchot 47, S. 885, 396), insbesondere der §§ 175 ff. H. J. I, 11, Art. 1 Ziff. 2, Art. 2 Ziff. 1 Preuß. BGB., da es zweifellos öffentlich-rechtlicher Natur ist und in der Kirchenverfassung seinen Grund hat (Gruch.

des O. R. 74, 71; 75, 59; Ur. des RG. bei Gruchot 36, 1112; Jädel, 3 Bd. 2. Aufl. S. 650/1 Ann. c zu Art. 1 cit.). Die Kirchenverfassung selbst ist nichts Unterdrücktes, sie kann durch Rechtsakte, auch durch Verträge eine Änderung erfahren (§ 710 H. J. I, 11, Entsch. des O. R. 75, 59), denen der Vertrag ist nichts dem Privatrat der Eigentümlichkeiten, er kommt auch aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts vor und kann dort privatrechtliche, aber auch öffentlich-rechtliche Wirkungen haben (Gruchot 47, 686; 42, 1022; 36, 1184; 34, 1124/5, RG. 40, 297). Auch würde der Umstand, daß es sich um wesentlichen um eine einmalige Leistung handelt, der Annahme einer öffentlichen gemeinen Last nicht entgegenstehen (Jädel a. a. D., Gruchot 36, 1112; 24, 1017). Doch hat der Berufungsrichter einwandsfrei festgestellt, daß R. die Verpflichtung nicht in seiner Eigenschaft als Patron, sondern ebenso wie die Genossenschaft in seiner Eigenschaft als Unternehmer der neuen Anstaltung übernommen hat und daß sie ihm in dieser Eigenschaft in der Anstaltungsvereinbarung auferlegt worden ist. Der Unternehmer aber steht nicht im Richteramt und dessen Leistungen können, auch wenn sie im öffentlichen Interesse erfolgen und durch einen öffentlichen Rechtsakt auferlegt sind, nicht als kirchliche Abgaben oder Leistungen bezeichnet werden (vgl. RG. 22, 290). Die Annahme des Berufungsrichters, daß es sich um Leistungen privatrechtlicher Natur handle, ist daher nicht zu beanstanden. Wären sie aber auch öffentlich-rechtlicher Natur, so würde jedenfalls die weitere Annahme des Berufungsrichters durchgefallen, daß sie mit dem Grundbesitz des Unternehmers, jenseit mit demjenigen, der nicht zur Anstaltung bestimmt war, nichts zu tun hätten. Der Umstand, daß der Unternehmer passiv mit Grundbesitz angefallen ist, kann, wie der Berufungsrichter mit Recht hervorhebt, seine Verpflichtungen, mögen sie auch öffentlich-rechtlicher Natur sein, nicht zu dinglichen machen. Persönliche Verpflichtungen, die mit dem Grundbesitz nichts zu tun hätten, aber sind auf die Beteiligte weder kraft gesetzlicher Vorschrift übergegangen, noch auch — wie der Berufungsrichter ohne Rechtfertigung feststellt hat — durch vertragsmäßige Vereinbarung übertragen worden. R. e. R. H. G., II. b. I. Dez. 06, 248/06 V. — Berlin.

II. Preussisches Recht.

Entscheidungsgesetz vom 11. Juni 1874.

18. § 30. Berechnung der Frist für die Anstellung der Klage im Rechtswege.]

Der Berufungsrichter berechnet die im § 30 des Entscheidungsgesetzes für die Befreiung des Rechtsweges bestimmte sechsmonatige Frist nach Kalendermonaten. Mit Hinblick darauf, daß der Beschäftigungsgesetzgebungsbeschluß dem Entscheiden am 19. Oktober 1900 zugestellt ist, und in der Erwägung, daß die Klage desselben für den damaligen Vorstand der Kleinabgabengesellschaft am 17. April zugestellt sei, betrachtet er die Zustellung als vor dem 20. April 1901 bewirkt. Von der Revision der Kleinabgabengesellschaft wird dagegen eingewandt, die Frist hätte unter Anwendung des die preussische Praxis beherbergenden § 650 II. 1 Z. 9 H. J., nach welchem, wenn die Verjährungsfrist auf Monate eingeschränkt ist, soviel mal 30 Tage als Monate sind, gerechnet werden sollen, bemessen werden müssen. Die Klage ermanget der Begründung. In dem Urteil des RG. vom 23. September 1882 (RG. 7, 877)

ist bereits näher dargelegt, daß die Frist nach Kalendermonaten berechnet werden muß. Von dieser Entscheidung abzugehen liegt kein Anlaß vor, und es bedarf deshalb auch keiner Prüfung der Frage, ob, wenn die Frist in der Zeit bis zum 31. Dezember 1899 in der von der Kleinbahngesellschaft gewünschten Art zu bestimmen gewesen wäre, seit Geltung des BGB. namentlich dessen Vorschriften über die Berechnung von Fristen auch hier in Anwendung kommen. R. a. O., U. v. 27. Nov. 06, 69/06 VII. — Stuttgart.

Landgemeinderordnung vom 3. Juli 1891.

19. § 88 Abs. 4 Nr. 7 Abs. 2. Zwingende Formvorschrift für alle dort bezeichneten Rechtsgeschäfte, nicht nur für solche Fälle, in denen eine Urkunde tatsächlich errichtet ist. Fortwährende Geltung auch unter dem BGB.]

Die Klägerin verlangt von der beklagten Gemeinde Zahlung von 11 750 Mark nebst Zinsen. Sie stützt diesen Anspruch auf den zwischen ihr und dem Beamtenträger W., beziehentlich der Gemeinde D. (der Beklagten) geschlossenen, im Tatbestand des erstinstanzlichen Urteils (des RG. Zornau) vom 16. Dezember 1904 inhaltlich wiedergegebenen Vertrag vom 2./3. September 1902, indem sie noch behauptet, daß sie die nach dem Vertrage von der Beklagten gekauften, von W. nur für die Beklagten bestellten Steine dem Vertrage gemäß an den Gemeindevorsteher der Beklagten abgibt und daß sie somit den Vertrag erfüllt habe, die Fälligkeit der 11 750 Mark auch bereits eingetreten sei. Der I. Richter hat aus Grund des Einwandes der Beklagten, daß der Vertrag vom 2./3. September 1902 den Erfordernissen des § 88 Abs. 4 Nr. 7 Abs. 2 der Landgemeinderordnung für die sieben östlichen Provinzen der preussischen Monarchie vom 3. Juli 1891 nicht entspreche und deshalb für die Beklagte unverbindlich sei, die Klage abgewiesen. Berufung und Revision sind zurückgewiesen. In betreff der Frage, wie — in welcher Form — Verbindlichkeiten der hier fraglichen Art für die Landgemeinden der sieben östlichen preussischen Provinzen durch Rechtsgeschäfte übernommen werden können, hat bereits der III. JS. des RG. in seinem von dem Berufungsrichter angezogenen Urteil vom 2. Juni 1905 (in Sachen des Kreises R. gegen die Landgemeinde D. III 530/04, mitgeteilt in JW. 05, 446³⁰) dahin entschieden, daß Rechtsgeschäfte der bezeichneten Art mit verbindlicher Kraft für die Gemeinden nur in der in § 88 Abs. 4 Nr. 7 Abs. 2 der Landgemeinderordnung angegebenen Form errichtet werden können und daß die Formvorschrift des § 88 nicht nur für solche Fälle gegeben ist, in denen eine Urkunde tatsächlich errichtet wird. Der § 88 lautet an der fraglichen Stelle: „Urkunden über Rechtsgeschäfte, welche die Gemeinde gegen Dritte verbindlich sollen, insgleichen Vollmachten, müssen unter Anführung des betreffenden Gemeinderatsbeschlusses und der dazu nötigen erforderlichen Genehmigung oder Entschließung der zuständigen Aufsichtsbehörde im Namen der Gemeinde von dem Gemeindevorsteher und einem der Schöffen unterschrieben und mit dem Gemeinderatsiegel versehen sein.“ Der III. Senat hat bei der vorstehend mitgeteilten Auslegung dieses Paragraphen hervorgehoben, daß im Wortlaut zwar auch die Erwähnung zulasse, daß nur, wenn über ein Rechtsgeschäft der bezeichneten Art eine Urkunde nicht werde, diese dann jenen Formvorschriften entsprechen müsse; der III. Senat ist aber der Meinung, daß eine solche

Auslegung dem Zweck der Bestimmung und somit dem Willen des Gesetzes nicht entspreche. Es ist dabei ausgeführt, daß an sich der Gemeindevorsteher allein die Gemeinde nach außen vertritt — ohne Rücksicht darauf, ob er dabei den Beschlüssen der Gemeindeversammlung (oder Gemeinderatsversammlung) gemäß handle —, daß aber zur Verhütung gegen die hieraus für die Gemeinde erwachsenden Gefahren für Rechtsgeheimnisse, durch welche die Gemeinde einem Dritten verpflichtet werden soll, schädliche Formen eingeführt seien, die verhindern sollten, daß der Gemeindevorsteher bei Ausübung der ihm verliehenen Befugnis zur Vertretung der Gemeinde nach außen sich nicht innerhalb derjenigen Grenzen halte, die ihm durch die nach innen maßgebenden Beschlüsse der Gemeindeversammlung oder Gemeinderatsversammlung gezogen seien. Zugleich ist auf die, auf demselben Boden stehende Vorschrift des § 56 Nr. 8 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der preussischen Monarchie vom 30. Mai 1853 hingewiesen, wonach bei Übernahme von Verpflichtungen der Stadtgemeinden zu der, für Urkundenausfertigungen der Regel nach ausserordentlichen Unterschrift des Bürgermeisters (oder seines Stellvertreters) noch die Unterschrift eines Magistratsmitgliedes hinzuzunehmen und in Fällen, in denen die Genehmigung der Aufsichtsbehörde erforderlich ist, diese in beglaubigter Form der Ausfertigung beigefügt werden muß, die Beobachtung dieser Förmlichkeiten aber auch zur rechtswirksamen Verpflichtung der Stadtgemeinde genügt, ohne Rücksicht darauf, ob die nach innen notwendige Beschlussfassung oder Zustimmung der Stadtratsratsversammlung vorliegt oder nicht. Der jetzt erlenkende Senat hat kein Bedenken getragen, sich der vorgelegten Entscheidung anzuschließen. Aus dem Zweck der Bestimmung in § 88 a. a. O. ist, wenn auch ihr Wortlaut zu Zweifeln Anlaß bieten mag, in der Tat die ihr von dem III. Senat gegebene Tragweite zu entnehmen. Es kann nicht der Wille des Gesetzgebers sein, daß der Gemeindevorsteher mündlich die Gemeinde Dritten gegenüber unbeschränkt vollstehen machen können, ohne Zugleich einer zweiten Person und ohne alle sonstigen Förmlichkeiten, ledigst von jeder Sicherung der Gemeinde, und dieses sogar in solchen Fällen, in denen es nach innen nicht nur des Beschlusses der Gemeindeversammlung (§§ 102, 113 Landgemeinderordnung), sondern auch nach der zu diesem Gemeinderatsbeschluss (nicht zu dem Ratessen des Gemeindevorstehers) erforderlichen Genehmigung oder Entschließung der zuständigen Aufsichtsbehörde bedarf (§§ 88 a. a. O., §§ 114, 115); daß der Gemeindevorsteher aber zu einer solchen Vollstreckung in schriftlicher Form nicht oder doch nur dann berufen sei, wenn er noch einen Schöffen zuweist, der seinen Erklärungen schriftlich beiträgt, wenn dabei das Gemeinderatsiegel beigebracht und der Beschluss der Gemeinde — auf dem die Erklärungen des Gemeindevorstehers und des Schöffen beruhen, und in dem sie ihren inneren Grund haben — sowie endlich gegebenenfalls auch noch die zu diesem Beschluss erforderliche Genehmigung oder Entschließung der zuständigen Aufsichtsbehörde schriftlich ausdrücklich angeführt sind. Er ist nicht abzusehen, wie der Gesetzgeber dazu gekommen sein sollte, den Gemeindevorsteher bei Abschluss mündlicher Verträge der bezeichneten Art so gänzlich uneingeschränkt, bei schriftlichen Verträgen aber nur unter sehr erheblichen Kautelen und Schutz-

maßregeln mit für die Gemeinde verbindlicher Kraft wirken zu lassen. Hiergegen kann auch nicht geltend gemacht werden, daß nach dem P.R.G. ohne die Gültigkeit mündlicher Vertragschlüsse eine sehr begrenzte gewesen sei und der Gesetzgeber deshalb sehr wohl § 88 a. a. O. nur für die Fälle habe geben wollen, in denen es sich um einen urkundlichen Vertragsabschluß handle; der Geltungsbereich der Landgemeindevordnung bezieht sich nicht mit demjenigen des R.G. In Ruvoecommen und Klagen sowie in Schlewig-Holstein, für welche Provinz die Landgemeindevordnung durch Gesetz vom 4. Juli 1892 (R.-G. S. 147) — ohne eine Änderung des § 88 Abs. 4 Nr. 7 in der hier in Betracht kommenden Beziehung — in Kraft gesetzt ist, hatten das R.G. und die ihm eigene weitgehende Einschränkung der Gültigkeit mündlicher Verträge keine Geltung. — Von der Revisionssklägerin ist dann ferner unter Bezugnahme auf die Entscheidung des I. ZS. des R.G. vom 30. November 1901 (R.G. 50, 23) noch geltend gemacht, daß die erweiterte Formvorschrift der Preussischen Landgemeindevordnung jetzt, gegenüber den Bestimmungen des R.G., nicht mehr maßgebend sei, daß vielmehr jetzt bei Abschluß von Rechtsgeschäften nur die von dem G.B. erforderlichen Formen zu beobachten seien und in dem hier zur Entscheidung stehenden Falle die schriftliche Form des § 126 G.B. sicherer gewahrt sei. Es erscheint dieses verfehlt. Die Bestimmungen des G.B. über „Juristische Personen“ (I. Buch II. Titel) haben grundsätzlich auf die Rechtsgeschäfte öffentlich-rechtlicher Art keine Anwendung. Es sind vielmehr in § 89 nur einzelne ganz bestimmte Vorschriften des bezeichneten Titels als auch für die juristischen Personen des öffentlichen Rechts geltend bezeichnet. Die Art der Organisationen dieser juristischen Personen ist als nicht dem Privatrecht, sondern dem öffentlichen Recht angehörig dem Landesgesetze überlassen. Diese haben daher auch zu bestimmen, in welcher Weise die öffentlich-rechtlichen juristischen Personen durch Willensorgane zu vertreten sind, und in welcher Weise diese Organe mit verbindlicher Kraft für die von ihnen vertretene Rechtsperson ihre Erklärungen abzugeben haben. Die darüber gegebenen landesgesetzlichen Vorschriften bilden den Rahmen der Vertretungsmacht. Erklärungen, die von gesetzlichen Vertretern in anderer Form abgegeben werden, als das Gesetz vorschreibt, liegen, weil außerhalb des Gesetzes, außerhalb der dem Vertreter nur zu stehenden Vertretungsmacht (§ 164 G.B.). Wie im Privatrecht der Vollmachtgeber mehreren Personen direkt Vollmacht erteilen kann, daß sie nur gemeinschaftlich und nur unter Einhaltung bestimmter Formen, z. B. nicht mündlich, sondern nur unter Ausstellung von — privaten oder öffentlichen — Urkunden Willenserklärungen für ihn abgeben dürfen, so kann naturgemäß auch der Gesetzgeber bezüglich der gesetzlichen Vertretung bestimmte, dabei inne zu haltende Formen vorsehen. Es kommen dabei die von dem G.B. darüber gegebenen Vorschriften, in welchen Formen Rechtsgeschäfte vorzunehmen sind und Verträge abgeschlossen werden können, in seiner Weise in Frage. In Frage steht vielmehr allein der Rahmen der Vertretungsmacht und ob innerhalb desselben gehandelt ist oder nicht. Demgemäß können die Vorschriften in § 88 a. a. O. der Landgemeindevordnung von den Vorschriften des G.B. und speziell des § 126 desfalls nicht berührt sein. — Es hat nun allerdings der I. ZS. in seinem von der Revisionssklägerin für sich angerufenen

Urteil vom 30. November 1901 (R.G. 50, 23 ff.) ausgesprochen, daß die Vorschrift in § 88 auf ein namens der Gemeinde gegebenes Beschlüßdokument nicht anwendbar sei. Aber diese Entscheidung ist, wie schon der Berufungsrichter hervorgehoben hat, auf Grund der Befehlserordnung ergangen, und sie macht, als aus dem Befehlserrecht ergangen, die Einhaltung einer Entscheidung der Bez. ZS. des R.G. in dem jetzt hier vorliegenden Falle nicht erforderlich. — Der Vertrag vom 2./3. September 1902 entspricht der Formvorschrift des § 88 nicht; es ist in ihm „der betreffende Gemeindebeschlüß“ nicht angeführt. Diese Anführung ist aber, wie aus dem „muß“ des § 88 und dem offensichtlichen Zwecke der Bestimmung ersieht, wesentlich. Durch die Anführung des Beschlusses soll kenntlich gemacht werden, daß ein solcher vorliegt; wird ein Beschlüß angeführt, so ist eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß der Beschlüß ergangen ist und der Gemeinderatsebene und der Schöffe das Rechtsgeschäft in der Tat auf Grund eines Beschlusses der Gemeinde eingehen. A. u. P. B. a. D., II. v. 4. Dez. 06, 223/06 II. — Ruvoecommen.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895.

20. Tarifstelle 56 verb. mit §§ 130, 146, 151, 330, 331, 1973 G.B. Bedeutung des Leibrentenvertrages nach dem Tode des Antragstellers, wonach einem Dritten der Rentenanspruch zusteht. Annahme des Antrages. Geschäftsverteilung der Berrichterungsabsicht schließt die Annahme einer bevorstehenden Schenkung aus.]

Der am 13. Juni 1900 verstorbenen B. in Berlin ging kurz vor seinem Tode eine Rentenversicherung bei einer Versicherungs-Aktiengesellschaft gegen Hingabe eines Kapitals von 13 625 Mark 15 Pf. ein. Die Versicherung erfolgte auf Grund seiner Beitrittserklärung, in der er bestimmte: „Nach meinem Ableben wird die Rente an meine Schwägerin Frau F. bezaht.“ Diese Annahme des in dieser Beitrittserklärung liegenden Versicherungsantrages erfolgte seitens der Gesellschaft erst nach dem Tode des B., die Police wurde von der Gesellschaft unmittelbar an Frau F. ausgehändigt. Kläger als Bevollmächtigter des B.'schen Nachlasses hat im Jahre 1902 das Aufgebot der Nachlassgläubiger beantragt und das Ausschlußurteil vom 18. Oktober 1902 erwirkt, in welchem dem beklagten Fiskus Rechte nicht vorbehalten worden sind. Im Jahre 1904 hat der Beklagte mit der Begründung, durch die Beitrittserklärung sei eine bevorstehende Schenkung zugunsten der Frau F. beurkundet, durch die der letzteren eine lebenslängliche Rente von jährlich 1 124 Mark 68 Pf. zugewandt sei, vom Kläger den auf eine derartige Schenkung entfallenden Urkundensiegel nach der Tarifstelle 56 des Preussischen Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 erfordert und vom Kläger gezahlt erhalten. Der Kläger verlangt mit der Klage die Rückzahlung dieses Betrages. Das LG. verurteilte, das RG. wies ab, das RG. hob auf und verwies zurück: Nach der Tarifstelle 56 des obengenannten Stempelsteuergesetzes sind stempelpflichtig „alle Schriftstücke über solche Geschäfte, bei denen die Absicht auf die Versicherung des einen Teils gerichtet war, auch wenn das Geschäft in der Form eines Leibrentenvertrages abgeschlossen ist.“ Es ist für die Stempelspflicht nicht erforderlich, daß diese Absicht aus der Urkunde selbst hervorgeht und ebenso wenig, daß sie in der Urkunde enthaltene Erklärung an den zu Versicherenden ge-

richtet ist. Dem Schenkungstempel unterliegt vielmehr auch ein Schriftstück, in dem einem Dritten gegenüber ein Forderungserlös für den zu Versicherenden als den Gläubiger begünstigt wird. Auch die hier in Frage stehende Beitrittserklärung ist hiernach stempelspflichtig, wenn durch sie ein solches Forderungserlös, sei es auch nur als befristetes oder befristetes (§ 3 Abs. 2 des Stempelsteuergesetzes), in der Absicht begründet ist, die Frau H. zu bereichern. Die Erklärung, daß die Rente nach dem Ableben des B. an Frau H. fallen sollte, war ein Bestandteil des von B. an die Versicherungsgesellschaft mittels der Beitrittserklärung gerichteten Versicherungsantrages und konnte rechtsverbindliche Kraft nur insoweit erlangen, als der Versicherungsantrag selbst rechtskräftig, der angebotene Versicherungsbeitrag also gültig abgeschlossen wurde. Die Annahme des Berufungsrichters, daß durch diesen Versicherungsvertrag zugunsten der Frau H. der Rentenanspruch für die Zeit nach dem inzwischen erfolgten Tode des B. begründet wurde, entspricht den §§ 330, 331 BGB, wonach, wenn inhaltlich eines Lebensrentenvertrages die Zahlung der Leibrente nach dem Tode desjenigen, dem die Rente versprochen wird, an einen Dritten erfolgen soll, der Dritte das Recht im Zweifel mit dem Tode des Versicherungsnehmers erwirbt. Der Erwerb erfolgt aber nur dann, wenn der Lebensrentenvertrag selbst zustande gekommen ist. Dazu war die rechtzeitige Annahme des Versicherungsantrages erforderlich, die nach § 146 BGB. gegenüber dem Antragenden erfolgen mußte, widrigenfalls der Antrag erfolglos; daß einer der Ausnahmefälle des § 151 bapstlich vorliege, in denen die Annahme dem Antragenden gegenüber nicht erklärt zu werden braucht, ist bisher vom Beklagten nicht dargetan. Die Annahme konnte auch stillschweigend dadurch erklärt werden, daß die Versicherungsgesellschaft die von ihr vollzogene Versicherungspolice dem Antragenden B. oder in seinem Auftrage einem Dritten überreichte. Die Zustellung ist aber an B. oder nach dessen Tode an seine allgemeinen Rechtsnachfolger nicht erfolgt und das Bestehen eines solchen Auftrags nicht behauptet. Die auftragsgelöst erfolgte Zustellung an eine andere Person als den Antragenden, hier an Frau H., konnte aber den Vertrag gegenüber dem anderen Vertragserteile nicht zum Abschluß bringen. Daraus änderte auch nichts der Umstand, daß inhaltlich des Vertrages nach dem Tode des B. die Frau H. die zum Rentenempfang berechnete Person sein sollte. Diese Vertragsbestimmung trat erst in Kraft, nachdem der Abschluß des Vertrages gültig erfolgt war. Die Ausführung des Berufungsrichters, das Zustandekommen des Vertrages erfolge sich aus dem § 130 BGB., beruht auf einer widersprüchlichen Auslegung dieser Vorschrift. Sie bestimmt im Abs. 2, es sei auf die Wirksamkeit der Willenserklärung ohne Einfluß, wenn der Erklärende nach der Abgabe stirbt. Hieraus folgt aber nur, daß der Versicherungsantrag des B. auch nach dessen Tode seine Kraft als Vertragsantrag behält, nicht aber, daß durch den Tod die Annahme des Antrages überflüssig wurde. Schon aus diesem Grunde ist das Berufungsurteil aufzuheben und die Sache in die Vorinstanz zurückzuverweisen zur Prüfung, ob etwa die Überlegung der Police an Frau H. einem Auftrage des B. entsprach oder ob Frau H. etwa als Kleinrentin der betrautungsbedürftigen Mäntel des B. zur Empfangnahme der

Police beauftragt war. Ob die in der Beitrittserklärung enthaltene Verfügung als eine Schenkung unter Lebenden oder als eine solche von Todes wegen anzusehen sei, erklärt der Berufungsrichter mit Recht als gleichgültig. Die Höhe der Abgabe ist in beiden Fällen die gleiche. Ist die Schenkung eine solche unter Lebenden, so heißt B. als Aussteller und nach seinem Tode sein Nachlaß für den Urkundenstempel der Tarifstelle 56 nach § 12 zu b des Stempelsteuergesetzes. Hält man die Schenkung für eine solche von Todes wegen, so heißen die Erben bis auf die Höhe des aus der Erbschaft Empfangenen für die von allen den Nachlaß betreffenden Anfällen zu entrichtende Steuer solidarisches als Selbstschuldner neben den Erwerbern der Anfälle (§ 29 Abs. 1 und 2 und § 1 Abs. 1 des preussischen Erbschaftsteuersteuergesetzes vom 30. Mai 1873/31. Juli 1895 sowie das Urteil des RG. vom 9. Dezember 1881, 37 Bd. 82, 377). Es kann jedoch die vom Berufungsrichter ohne Rechtsirrtum getroffene, von der Revision nicht angegriffene Feststellung, es handle sich im vorliegenden Fall um eine Schenkung unter Lebenden, der Entscheidung zugrunde gelegt werden. Der Hinweis des Beklagten darauf, daß B. die Zuwendung der Rente noch hätte widerrufen oder an Stelle der Frau H. nachträglich eine andere Person als diese hätte als die Begünstigte bezeichnen können, erledigt sich dadurch, daß in diesem Falle die an Frau H. erfolgte Schenkung als eine bedingte ebenfalls dem Schenkungstempel unterliegt. Mit Recht aber führt die Revision aus, daß die durch den Berufungsrichter erfolgte Feststellung der Absicht des B., Frau H. zu bereichern, sich gegenüber den Ausführungen des Klägers zur Zeit nicht aufrecht erhalten lasse. Inhaltlich des Tatbestandes des Berufungsurteils hatte der Kläger behauptet, Frau H. habe mit dem Erblasser einen gemeinsamen Haushalt geführt, lange Zeit dessen Kosten getragen, auch B. versorgt und zur Abgeltung der hierdurch für sie entstandenen Forderung habe ihr B. die Rente zugewandt. Sind diese Tatsachen, die nach Abs. 3 der Tarifstelle 56 für die Feststellung der Bereicherungsbasis von Bedeutung waren, obgleich sie sich aus der Urkunde vom 25. April 1900 nicht ergeben, so sind sie geeignet, das Vorhandensein einer Schenkung, auch einer „bedingten“, auszuschließen. Der Berufungsrichter hätte daher den angetretenen Beweis erheben und prüfen müssen, ob eine, wenn auch nur stillschweigende Willenseinigung zwischen B. und Frau H. hinsichtlich einer Vergütung für ihre Leistungen erfolgt oder sonst ein Rechtsanspruch wegen unrichtiger Verwendung die sie erwachsen war, oder ob sie zwar in der Hoffnung auf künftige Belohnung, aber doch unentgeltlich geleistet hat. Eine weitere Verhandlung in tatsächlicher Beziehung ist endlich noch hinsichtlich der Frage erforderlich, inwiefern das statutenmäßige Aufgebot der Nachgläubiger und das ergangene Ausschlußurteil von Einfluß auf den Stempelanspruch des Beklagten gewesen sind. Wenn der Berufungsrichter einen solchen Einfluß von vornherein verneint, so verkehrt er damit die Vorschrift des § 1973 BGB., nach welcher der Erbe die Befriedigung eines im Aufgebotsverfahren ausgeschlossenen Nachgläubigers infolgedessen verweigern kann, als der Nachlaß durch die Befriedigung der nicht ausgeschlossenen Gläubiger erschöpft wird. Vgl. Nachl. c. Friesel, II. v. 30. Okt. 06, 9/06 V. — Berlin.

Gerichtsvollzieherordnung vom 31. März 1900.

21. §§ 17, 30, 49. Wer ist der Auftraggeber des von der Post zur Protokollführung beauftragten Gerichtsvollziehers? [Befehlshaber des letzteren?]

Der am 1. Mai 1901 zahlbare, von B. zu L. angenommene Wechsel war von der Klägerin der Post mit dem Auftrag zur Einreichung und Protokollführung übersandt worden und wurde am 1. Mai 1901 Nachmittags 5 1/2 Uhr von dem Postamt in Barmen-Rittershausen dem Beklagten übermittelt. Am 2. Mai 1901 begab sich der beflagte Gerichtsvollzieher zur Erledigung des Auftrags in die Hauptalleestraße, unterließ aber die Protokollaufnahme, als er dort erfuhr, daß der Akzeptant nicht in dem zum A.B. Barmen, sondern in dem zum A.B. Schwelm gehörigen Teile der Straße gewohnt habe. Am 3. Mai 1901 sandte er den Wechsel der Klägerin nach ihrem Wohnort Spremberg zurück. Das O.B. verurteilte den Beklagten, der Klägerin den entstandenen Schaden zu ersetzen. Das A.B. hob auf und wies die Klage ab: Durch die Rücksendung des Wechsels an die Auftragsgeberin hat der Beklagte den bestehenden Vorschriften entsprechend verfahren. Die entgegenstehende Annahme des Berufungsgerichts, daß er den Wechsel der Postanstalt in Barmen-Rittershausen oder der Vertretungsstelle hätte übergeben müssen, ist nicht zutreffend. Der Beklagte als Gerichtsvollzieher bei dem A.B. zu Barmen war zur Erhebung des Protokolls in dem Bezirk des A.B. zu Schwelm nicht zuständig und hatte daher nach allgemeinen Grundsätzen wie nach § 30 Abs. 3 der Gerichtsvollzieherordnung vom 31. März 1900 den Auftrag dem Auftraggeber zurückzusenden. Unter dem Auftraggeber kann nach § 30 nicht die Postanstalt, welche den Auftrag vermittelt hat, sondern nur die Partei, die den Auftrag erteilt hat, verstanden werden. Eine Weitergabe des Auftrags an die Vertretungsstelle des A.B. zu Barmen konnte aber nicht in Frage kommen; denn für eine Tätigkeit der Vertretungsstelle war kein Raum, weil die Ausführung des Auftrags an die Geschäftsverteilung nicht gebunden, und weil zur Erhebung des Protokolls keiner der beim A.B. zu Barmen angestellten Gerichtsvollzieher zuständig war (§§ 17, 30, 49 der Gerichtsvollzieherordnung). Ebensovien kann dem Beklagten ein Verweis daraus gemacht werden, daß er den Auftrag nicht dem Postamt in Schwelm oder dem Gerichtsvollzieher oder dem A.B. in Schwelm übersandt habe. Ein solches Vorgehen, für dessen Mißerfolg der Beklagte verantwortlich gemacht werden konnte, findet weder in den gesetzlichen Vorschriften noch in den Bestimmungen der Gerichtsvollzieherordnung oder Geschäftsverteilung irgend eine Stütze. Der Beklagte würde hiernach der Klägerin zum Schadensersatz nur dann verpflichtet sein, wenn der Schaden auf eine schuldhafte Verzögerung der Rücksendung des Auftrags zurückzuführen wäre. Das ist aber nicht der Fall. Der Beklagte konnte am 1. Mai 1901 wegen vorgerückter Tageszeit das ihm aufgetragene Geschäft nicht mehr besorgen. Am 2. Mai Vormittags hat er den Auftrag erledigt. Nun hat er zwar nach dem herrschenden Sachverhalt erst am 3. Mai den Auftrag an die Klägerin zurückgesandt; aber das Berufungsgericht stellt einwandfrei fest, daß der Wechsel, auch wenn der Beklagte ihn am 2. Mai Mittags nach Spremberg gesandt hätte, nicht so rechtzeitig angekommen wäre, daß noch eine Protokollführung in Halle oder in Langenfeld

möglich gewesen wäre. 3. a. B., II. v. 11. Dez. 06, 180/06 III. — Köln.

III. Das Rheinische Recht.

22. Art. 883. c. c. Sinn dieser Besitzvorschrift; entgegenstehende Auffassung des französischen Kassationshofes.]

Der Sinn des Art. 883 c. c. ist der, daß nur durch die Teilung das ungeteilte Recht des einzelnen Mitigentümers sich in individuell bestimmtes Eigentum verwandelt. Die Teilung hat deklaratorische Natur mit der Wirkung, daß der einzelne Mitigentümer so angesehen wird, als habe er die ihm bei der Teilung zugefallenen Gegenstände allein und unmittelbar erhalten, an den übrigen Sachen der Gemeinschaft aber niemals Eigentum gehabt. Zur Forderung und Schulden fallen nicht unter diese Regel (Art. 1220 c. c.). Hiervon folgt, daß ein einzelner Mitigentümer, solange die Gemeinschaft besteht, weder einen einzelnen Gegenstand, noch einen bestimmten Teil desselben als sein Alleineigentum beanspruchen, also auch nicht dessen Herausgabe von einem Dritten verlangen kann. Hat ein Mitigentümer eigenmächtig Gegenstände der Gemeinschaft veräußert (oder verpfändet), so sind die übrigen Mitigentümer vor der Teilung zu einer Vinдикаtion nicht befugt. Denn die Veräußerung ist nicht, wie die Veräußerung einer fremden Sache (Art. 1599 c. c.) ungültig, sondern bedingt gültig — nämlich bedingt dadurch, daß die veräußerte Sache dem Veräußerer durch die Teilung eigenständig zufällt. Das A.B. hat diese Grundzüge immer befolgt; sie sind insbesondere in Art. 12, 339 entwickelt und bilden auch den Inhalt anderer Entscheidungen; vgl. A.B. 43 S. 242 und 376; 50, 331 ff. In letzterer Entscheidung wie in A.B. 12, 339 findet sich die Literatur für die hier vertretenen Ansichten zusammengefaßt. Dieser Zusammenstellung lassen sich noch hinzufügen: Zachariae in allen Ausgaben, insbesondere Zachariae-Examené Bd I S. 533 Note 8; Laurent X Nr. 408. Goullard, traité de la vente et de l'échange I Note 191; Baudry-Lacantinerie et Wahl, traité théorique et pratique de droit civil III Nr. 4394; Fuzier-Herman, art. 1599 Note 48 und 49. Sirey 51 I 445. Allerdings ist diese Ansicht nicht unbestritten; vgl. J. v. Aubry et Rau § 351 Note 57 und 58, der dem Mitigentümer eine Klage zu seinem überlieferten Anteil geben will. Der französische Kassationshof (in Sirey, recueil 96 I 200) hat sich neuerdings (1894) für Anterhebung des Art. 1599 c. c., also für unbedingte Ungültigkeit der durch einen Mitigentümer allein vorgenommenen Veräußerung ausgesprochen. Allein der erkennende Senat hat nach erneuter Prüfung keine Veranlassung gefunden, von seiner früheren Ansicht abzugehen. B. c. O., II. v. 14. Dez. 06, 219/06 II. — Köln.

Vom Oberverwaltungsgericht. *)

Bericht von Rechtsanwält Dr. Görres zu Berlin.

3. Vergleichen. Fällt Begründung von Vergleichen eigentum unter den Begriff „Eigentumsverwerb“?

Dem Vorbericht ist darin beizutreten, daß diejenigen Fälle, in denen ein bisher noch nicht vorhandenes Grund-

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

eigentum oder Bergwerkseigentum neu zur Entstehung gelangt, von der Erhebung betr. die Erhebung einer Gemeindesteuer beim Erwerb von Grund- und Bergwerkseigentum in der Gemeinde A. vom 26. März 1900 nicht betroffen werden.

Allerdings widerspricht es nicht geradezu dem Sprachgebrauch, die Neubegründung eines Eigentums als Eigentumserwerb und denjenigen, in dessen Person es begründet wird, als Eigentumserwerber zu bezeichnen. Immerhin liegt es näher, unter Eigentumserwerb nur diejenigen Fälle zu verstehen, in denen jemand ein Eigentum erwirbt, das schon vorher vorhanden war, mag der Erwerb nun ein sogenannter derivativer oder — wie z. B. bei der Zwangsversteigerung — ein originärer sein. Wichtig ist ferner noch, daß die hier in Betracht stehende Steuerordnung zweifellos weitergeht als die sogenannte Mustersteuerordnung, die, abgesehen von der Zwangsversteigerung, nur die Fälle der Erwerbung eines schon vorhandenen Eigentums zu beschließen sei. Vielmehr spricht der Umstand, daß die Ordnung vom 26. März 1900 jener sogenannten Mustersteuerordnung, die allgemein als Umfassungssteuerordnung bezeichnet wird, in vielfachen Bestimmungen nachgebildet ist und daß sie selbst bei den auf ihren Inhalt bezüglichen Verhandlungen dieselbe Bezeichnung erfahren hat, für die Annahme, daß auch sie nur diejenigen Fälle hat treffen wollen, in denen von einem Umfag die Rede sein kann, also nur diejenigen Fälle, in denen bezüglich eines schon vorhandenen Eigentums lediglich ein Wechsel in der Person des Eigentümers stattfindet. Diese Annahme erhält eine Bestätigung durch die Vorschrift des § 7 der Ordnung, nach der die Wertermittlung in denjenigen Fällen, in denen die Steuer von dem Werte des Eigentums zu berechnen ist, auf den gemeinen Wert zur Zeit des Eigentumswechsels gerichtet werden soll. Diese Vorschrift paßt zweifellos nicht auf die Fälle, in denen das Eigentum in der Person des Berechtigten erst neu begründet ist und in denen, wenn sie eine Verpflichtung zur Steuer begründeten, gleichfalls die Steuer von dem Werte des Eigentums zu berechnen wäre. — Wollte die Steuerordnung auch diese Fälle der Steuerpflicht unterwerfen, so hätte sie solchen in einer unabweisbaren, insbesondere auch den Auffassungsbehörden erkennbaren Weise zum Ausdruck bringen müssen.^{*)}

Es kann demnach auf sich beruhen bleiben, ob es den Gemeinden möglich ist, Fälle der hier fraglichen Art zum Gegenstand der Besteuerung zu machen. R. a. O., U. v. 5. Jan. 06, II 34. Rep. Nr. II C. 220/05. Begriffsauslaßung Wülfert.

*) Für die Rechtsberater solcher Gemeinden, welche die Neubegründung von Bergwerkseigentum der Umfassungssteuer unterwerfen wollen, von der größten Wichtigkeit.

Zur Frage der Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit.

Eingabe des Vorstandes der Kammerkammer Nürnberg an das Kaiserliche Bayerische Justizministerium.

I. Die Kammerkammer des Oberlandesgerichtsbereichs Nürnberg hat in ihrer Plenarversammlung vom 16. Dezember 1906 einstimmig beschlossen, bei dem kaiserl. Justizministerium Vorstellungen und Anträge bezüglich der vorgedachten Änderungen des Reichsjustizministeriums einzuverleihen. Nach unabweisenden gebliebenen Mitteilungen der Tages- und Nachpresse (am Ende November 1906 im Reichsjustizministerium Verhandlungen mit den Vertretern der Justizverwaltungen der größeren Deutschen Bundesstaaten statt, welche insoweit zu einer Verständigung führten, als die Veranlassung der amtsgerichtlichen Zuständigkeitsgrenze auf 1000 Mark herabzusetzen und die Beschränkung des amtsgerichtlichen Verfahrens abheben durch eine dem Bundesrat und Reichstag vorgelegte Novelle in die Wege geleitet werden soll.

Nach den in die Öffentlichkeit gelangenden Mitteilungen wünschten einzelne Regierungen bei den Verhandlungen im Reichsjustizministerium die amtsgerichtliche Zuständigkeitsgrenze sogar auf 2000 Mark zu erhöhen.

II. Die Nachrichten über diese die deutsche Rechtspflege und insbesondere die deutsche Kammerkammer erheblich berührenden Maßnahmen mußten für die Allgemeinheit nicht weniger wie für die Kammerkammer völlig unerwartet kommen, da die Frage der Reform des Zivilverfahrens in den letzten Jahren nicht besonders urgent worden war. Erst die vor nicht langer Zeit dem Reichstag vorgelegten „Grundlinien durchgeführter Justizreform“ beachten dieselbe dem öffentlichen Interesse näher; doch vermochte in der Berücksichtigung der noch nicht erfolgten Klärung der Meinungen und der Wichtigkeit der Materie an die baldige Verwirklichung dieser Reformpläne ernstlich niemand zu glauben. Nicht als Zufall kann es nun erachtet werden, daß von der preussischen Justizverwaltung nahe stehender Seite fast zur gleichen Zeit, zu welcher im Reichsjustizministerium beraten wurde, das nämliche Thema in der rechtswissenschaftlichen Presse eckert wurde; die detaillierten Vorschläge in der DZS. 06 Nr. 20 von Mügel, vortragender Rat im preussischen Justizministerium, und im „Recht“ 06 Nr. 22 von Dr. Holtgreve, Oberlandesgerichtspräsident in Hamm, lassen keinen Zweifel, daß maßgebende Stellen sich mit der Reform des gesamten Zivilverfahrens wie der Gerichtsverfassung beschäftigen, daß Ziel dieser Vorstöße ist die Herrschaft des Einzelrichters in allen erstinstanzlichen Streitigkeiten unter fast völliger Ausschaltung der Kammerkammer. Es kann nicht bezweifelt werden, daß diesem Ziel auch die obenstehende Novelle, der welche im Reichsjustizministerium gegenwärtig der beschriebenen Verhandlungen Einigung erfolgt zu sein scheint; dieselben stellen die erste Etappe in der Richtung der Reichsjustiz, Kammerkammer und Landesjustizreform vor, aber auch sie räumen bereits derartig an den Grundlagen des deutschen Zivilverfahrens, daß sie zufolge ihrer einschneidenden praktischen Wirkung sich im Prinzip von letztgenannten Reformen nicht unterscheiden, von dem Umfang nach hinter ihnen zurücktreten. Gegen die von Reichstag und Bundesrat Reformen einzuverleihen wird sich mit beachtenswerten Gründen auch Hamm, Oberlandesgerichtspräsident a. D., in der TzS. 06 Nr. 19.

III. Die Bedeutung der zunächst — bei den offiziellen Verhandlungen im Reichsjustizministerium — geplanten Änderungen zwingt zu der Frage, auf welchen Gründen die völlige Inangriffnahme der Zivilprozeßreform beruhtig wurde; denn davon, daß die Befreiung dieser Reformpläne allgemeine oder sogar nur vorläufige Abhängigkeit haben könnten, kann keine Rede sein. Es läßt sich nicht wohl be-

freiten, daß die Reform vornehmlich finanziellen Erwägungen ihre Entstehung verdankt; das läßt insbesondere der Künftige oben zitierte Ausspruch deutlich erkennen; wie dann auch in der Tagespresse von offenbar kauder Seite auf diesen Hauptgrund der Reformprojekte aufmerksam gemacht wurde. Müßte daher schon dieses Reformmotiv zu vermehrter Sorgfalt in der Prüfung der zur Debatte stehenden Fragen — förmliche Erwägungen erfordern — in der Regel die sachliche Prüfung! —, so halten wir eine wiederholte eingehende Würdigung vor allem deshalb geboten, weil die Reformfragen — wie oben angedeutet wurde — teilsweise als (Spruch-)Recht betrachtet werden können. Während es bisher bezüglich wichtiger Gesetzgebungsmaterien für selbstverständlich galt, der Bevölkerung und den beteiligten Berufsständen zuvor Gelegenheit zur Kritik wie zur Teilnahme an den Beratungen und Beratungen zu gewähren ist, verfahren hier völlig unterbleiben; die Kausalität insbesondere, die unbestimmten, die intimste Fühlung mit dem rechtswissenschaftlichen Publikum besitzt und deshalb sicherlich zur Teilnahme an den Gesetzgebungsarbeiten in dem in Rede stehenden Gegenstand zu berufen war, ist nicht einmal geübt worden, obwohl dieselbe aus wegen der besonderen Interessen des Anwaltsstandes wesentlich in Mitleidenschaft gezogen wird.

Aus all diesen Gründen konnte in der Presse die Meinung erweckt, daß die Reformvorschlüsse auf ihre Folgen nicht in der erwünschten Schärfe durchgeprüft wurden. Es sei gestattet, ohne vollständig sein zu wollen, nur auf einzelne erhebliche Bedenken hinzuweisen.

IV. Zur Frage der Zukunftsleistungsfähigkeit.

1. Die Zahl der Streitwerte, welche Streitwerte zwischen 200 Mark und 1 000 Mark betreffen, ist die weitüberwiegende Mehrheit aller landgerichtlichen Vermögenssachen, eine Schätzung derselben auf 75 Prozent dürfte nicht zu hoch greifen; der größte Teil der Landgerichtsstreitigkeiten würde demnach für diese Gerichte in Wegfall kommen; die Folge wäre, daß die meisten LG. und die OLG. — von letzteren vor allem diejenigen mit kleineren Bezirken, wie sie in Bayern bestehen (zunächst Augsburg, dann Nürnberg, so dann Bamberg und Zweibrücken, weniger der fast dreimal häufiger als die anderen bayerischen OLG. angangene Regt. Kammer); vgl. Ergebnisse der Stills- und Strafverordnungs in Bayern pro 1904, herausgegeben vom k. bayerischen Justizministerium, S. 48 — fast beschaffungslos würden. Die Aufhebung von Kollegialgerichten erzeugt eine, in ihrer Tragweite nicht zu unterschätzende, nicht unerschöpfliche Mißstimmung bei der unter dieser — der Aufhebung des Projekts unabweislichen — Maßregel lebenden Bevölkerung an den auf den Kostenverlust tretenden Gerichtssitzen. Einer Vergrößerung der Land- und Oberlandesgerichtsbezirke oder stehen auch die Interessen des rechtswissenschaftlichen Publikums überhaupt entgegen, besonders des landlichen, welchem — ebenso wie den Jüngern und Gesetzverhändigen — dadurch der Weg zum Gericht verwehrt und erschwert würde. Im Prinzip gleicher Ansicht ist Stranz DZ. 06, S. 1856. Natürlich müßten dann auch Kammer für Handelsfachen ihre Lebensfähigkeit verlieren; dadurch würde die Mithamkeit einer bewährten Einrichtung zum Nachteil der Rechtspflege eingeschränkt werden.

Die vorhandenen Räume der LG. könnten für das einer erheblichen Vermehrung bedürftige Personal an Richtern, Gerichtsschreibern usw. nicht genügen.

2. Die größte Zahl der Streitwerte zwischen 300 Mark und 1 000 Mark sowie der Umfang, daß solche Streitigkeiten häufig die hauptsächlichsten oder alleinigen Vermögensanteile der geringer bemittelten Klassen betreffen, erscheint die gewissenhafteste Würdigung der Frage, ob die Mithamkeit im Durchschnitt den ersten Anforderungen an Kenntnis und Erfahrungen genügen, welche an sie gestellt werden müssen; besonders die landlichen Amtsrichter werden hinsichtlich

lich dieser Qualifikation gekürzt werden müssen. Die gleiche Frage erhebt sich hinsichtlich der antagsgerichtlichen Rechtsanwältin. Der landliche Richter wie Anwalt besitzt nicht den nötigen Kontakt mit einer Rechtspflege anderer Justiz, welcher vielleicht am häufigsten das juristische Denken, die wissenschaftliche Sachbehandlung, die Vertiefung und Vertiefung praktischer Rechtskenntnis zu fördern geeignet ist. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die geplanten Reformen eine bedeutende Verkleinerung der Rechtspflege nach sich ziehen müßten, zumal viele Gebiete des Rechtslebens, z. B. das Handelsrecht mit den vielen einschlägigen Nebengesetzen oder geistiges und gewerbliches Eigentum, die Begriffe des unantagsbaren Rechtsverfalls usw. landlichen Juristen vollkommen fernzuliegen pflegen. Die Vorsitzenden der Kammern für Handelsfachen haben in derartigen Fragen eine gewisse Übung und erfahren sich des sachkundigen Beirats erfahrener Handelsrichter, welche ihnen namentlich bei der Fassung der Urteilsurteile, der Klagen und der Sachverhaltsurteile usw. geeignet an die Hand gehen. Gerade die Sachverhaltsurteile mögen aber nicht an den Seiten der auswärtigen LG. Es würde daher eine Vertiefung und Vertiefung solcher Prozesse eintreten, wenn die Sachverhaltsurteile sich an den Sitz des Prozessgerichts begeben oder durch einen ersuchten Richter vernommen werden müßten. Richter, welche Zeit ihres Lebens den hier einschlägigen, rechtlich und tatsächliche vermittelten, eine eingehende Kenntnis der vielfachsten Verhältnisse unseres wirtschaftlichen Lebens erwerbenden Fragen fremd gegenüberstehen, werden sich aber noch viel häufiger der Hilfe von Sachverständigen bedienen müssen, als die in solchen Dingen geschulten Richter der Kollegialgerichte.

3. Die (L. Rüge) gemalte Vereinerung des Publikums vom Anwaltszwang bezeugt nach mehr als einer Richtung den unerwünschten Bedenken.

a) Der Anwaltszwang ist nicht der Anwalts wegen eingeführt, sondern hauptsächlich, um die Informationsammlung von den Gerichten abzumildern. Rein landlicher Richter wird bestreiten, daß bei vom Anwalt vorgebrachten Angaben und Beobachtungen der Streitfaßte dem Prozessgericht allein die Möglichkeit gebietet, die rechtliche Seite rasch und sicher zu erfassen. Ohne diese präparatorische und material-sammelnde wie stichtende Tätigkeit müßte man die Zahl der Richter mehr als verdoppeln; nur wer aus Erfahrung diese Tätigkeit des Anwalts kennt, hat hier ein zutreffendes Urteil. Der Gerichtsschreiber ist seiner Verdienste und Erfahrung nach hier nicht geeignet, den Anwalt zu ersetzen. Das rechtswissenschaftliche Publikum bringt aus erfahrungsgemäß sein Vertrauen in viel höherem Maße dem privaten Berater entgegen als dem beamteten Richter oder Gerichtsschreiber, von denen der erstere sogar durch seinen Eid, der letztere durch seine Stellung an Beratung der Partei behindert ist. Es ist hervorzuheben, daß die Zahl der Prozesse wachsen müßte, weil in vielen Fällen solche, die der obligatorische Anwalt als ausweichend zu führen unterlassen hätte, den Richter beschlagen werden; das setzt die Erhaltung der Klagen, welche einer Anwaltsverletzung im Amtsgerichtsverfahren heute gestellt werden. Das Ziel der Richterprüfung wurde also bei Aufhebung des Anwaltszwangs zum Teil illusorisch gemacht.

b) Der mangelnde Anwaltszwang treibt das Publikum gewissenlosen Winkeladvokaten zu, denen Rechtskenntnis und Verantwortungsfähigkeit zum Teil völlig abgeht, die ferner in den schlechten Fällen wirtschaftlich mit Erfolg zur Verantwortung gezogen werden können. Die erste Zuteilung der Rechtsagenten hat den Anwaltsstand erheblich geschädigt.

c) Der mangelnde Anwaltszwang schafft einen nicht mehr lebensfähigen Anwaltsstand. Ähnliche Ansicht vertritt Stranz DZ. Nr. 1356. Schon heute ist die vielfach gehörte Ansicht über die Höhe der anwaltschaftlichen Einnahme unzutreffend; der Anwaltsstand selbst läuft nicht mehr die wirtschaftliche Seite

wie der Jahreszinsen; die Abschaffung des numerus clausus hat die Zahl der Anwälte in sehr erhöht, der Anwalt erlangt erst nach Aufwendung bedeutender Ausgaben für seine Ausbildung, nach obligatorischen Staatsexamina, nach unentgeltlicher Dienstleistung bei dem Justiz- und Verwaltungsbehörden die Möglichkeit der Niederlegung; denselben Jahrs, bis der Anwalt — dem auch sonstige Ausgaben (Bureau, Personal, Mithilfheit) usw. zur Last fallen — nach nur so viel verdient, um seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen; es vergehen Jahre, bis bei im Interesse würdiger Berufsausübung vielfach (mit Recht) gebrauchte Anwalt die Höhe seiner wirtschaftlichen Einnahmen erreicht, von welcher er mit zunehmendem Alter vielfach wieder herabsteigt; dabei ist er mangels Pension genötigt, für sich und seine Angehörigen für den Fall der Arbeitslosigkeit usw. zurückzulegen. Daß — vornehmlich in Nord- und Westdeutschland — einzelne Anwälte besonders hohe Einnahmen erzielen und die Einkünfte zwischen 300 und 1000 Mark noch als betragsmäßig betrachten, kann an dem Durchschnittsverhältnis nichts ändern. Schon heute scheint die Einnahme eines Durchschnittsverdieners von jährlich 5000 Mark fast zu hoch gegriffen (I. Die Richter der Zivilklasse für deutsche Reichsgerichte mit ihren behäuferten vielen und hohen Unterhaltungsbedürfnissen); demgegenüber vergleiche man die von Rügen und Holzgertern zur Personalfähigkeit für Richter geforderten höheren Sätze! Durch die Unabhängigkeitsverpflichtung wird der Anwaltshof ihre wirtschaftliche Grundlage gewonnen; daß die Amtsgerichtsanwälte teilweise — soweit das Publikum sich der Anwaltschaft überhaupt bedient — von der Beschaffung Vorteil haben, kommt nur wenig in Betracht; gerade die amtserichtlichen Rechtsanwaltschaften bedürfen aber im allgemeinen der wirtschaftlichen Verbesserung aus vorstehenden; denn dieselben besitzen bei ganz geringen persönlichen Ausgaben jumeist ein tatsächliches Monopol, zumal der Amtsgerichtsanwalt durch vielfache Vertretungen bei benachbarten WGs. und Strafgerichten aus den Reichsentscheidungen nicht unansehnliche wirtschaftliche Vorteile gewinnt.

An einem elementarig gut gestellten Anwaltsstande hat aber nicht nur die Anwaltschaft selbst, sondern vor allem Staat wie Volk gemeinlich das dringlichste Interesse; wenn der Anwalt nicht schmerzhaft ferngekauert gestellt ist, so ist auch seine wissenschaftliche und gewissenhafte Berufsausübung gefördert; das Publikum bedarf aber eines zuverlässigen Rechtsberaters, dem es unbedenklich seine Sorgen, seine Vertretung, seine Vermögenswerte anvertrauen kann. Denn der Anwalt ist der einzige rechtskundige Berater, welcher die Möglichkeit besitzt, dem Schutzbedürfnissen und Interessen unabhängig und ausschließlich gegenüber Gegenpartei, Strafgericht, Zivilgericht, Verwaltungsbehörden usw. zur Seite zu stehen; das Vertrauen zu ihm beruht nicht nur auf seiner persönlichen Fähigkeit durch die Kontrolle, welche der Anwalt mit und neben seiner Partei für diese tatsächlich ausübt. Die Möglichkeit verschiedener Sätze setzt ein Bild auf die sozialen Kulturverhältnisse, in denen mit den Einnahmen auch das Niveau des Anwaltsstandes gewachsen ist.

Der Wunsch der Bevölkerung geht nicht nach Befestigung und Unterbindung der Anwaltschaft, sondern nach größerer Berücksichtigung der ersahenen Justiz — das sind zum guten Teil die Anwälte — bei der Besetzung von Richterstellen. Diesen in den meisten Kulturstaaten herrschenden Standpunkt vertreten mit guter Begründung Wügel, Rügen, Holzgertern und andere.

d) Die Aufschaltung der Anwälte bei den nenger-schlossenen Sondergerichten (Gewerbegericht, Kaufmannsgericht) wird von der Bevölkerung bereits jetzt als Mißstand empfunden. Wo dieses davon liegt darin eine unverständliche Erklärung und Erklärung des Anwaltsstandes. Wenn man nun — daß die Richtung der jenseitig und später denkbaren Änderung (I. Rügen und Holzgertern) — den Anwalt fast völlig ausschaltet, so schwächt man auf seine soziale Stellung, was nicht ohne Rückwirkung auf

seine Tätigkeit gegenüber dem Publikum bleiben kann. Nach den Rügen und Holzgerternschen Vorschlägen ist der Anwalt im wesentlichen nur obligatorisch, soweit es der Richter für angemessen hält. Darnach würden ihm wohl hauptsächlich die umfangreichen, tatsächlich schwierigen Sachen zufließen. Es ist klar, daß dadurch die soziale, professionelle und wissenschaftliche Stellung des Anwalts herabgerückt würde.

e) Die Folge der im weitesten Maße erfolgten Aufschaltung der Anwälte in der Besetzung der landgerichtlichen Sachen wäre, daß die Anwälte auf wesentliche Gebührenerhöhung in allen Sachen, insbesondere den kleineren Sachen durch längeres Geseß und durch Vereinbarung dringen müßten; die längeren, an sich des rechtskundigen Beraters nach Vertreter notwendiger Sätze in den ersten 4 Gebührenklassen der Amtsgerichtssachen könnten nicht ausreicht erhalten werden; denn sie waren als Vergütung nur denkbar, solange der Anwalt aus größeren Streitwerten größere Einnahmen bezog. Das System des Wechsels, wonach der Streitwert maßgebend sein soll für die Gebührenberechnung, läßt sich — obwohl es im Interesse der unbedeutenden Klassen sozial erwünscht wäre und völlig moderner Anstellung entspricht — nicht länger halten, da dem Anwalt das Äquivalent für die niederen Gebühren bei geringen Streitwerten — der Anwaltsvergütung — entzogen wird. Gebühren-erhöhung müßte daher in allen Sachen die Folge sein. Man vergleiche doch, wenn schon ausländische Justizverhältnisse als Vorbild dienen, auch die hohen Mandatsentlohnungen des Auslandes mit den Sätzen der deutschen Anwaltsgebührenverordnungen.

f) Daß ein im Kampf um kärgliche Einnahmen aufgeriebener Anwaltsstand nicht in der Lage wäre, wie das bisher und besonders bei Schaffung, Auslegung und Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Fall war, zu seinem Teil an der Rechtsentwicklung und Rechtsauslegung beschuldigen mitzuarbeiten, hätte die Allgemeinheit am meisten zu bedauern. Auch die politische und soziale Betätigung, zu welcher sich der Anwalt zufolge seiner unabhängigen Stellung, seiner Kenntnisse und Erfahrungen vornehmlich eignet und welcher auch vielfach Anwälte in politischen wie wirtschaftlichen Korporationen obliegen, würde eine wirtschaftlich notleidende Anwaltschaft zum Schaden des Gemeinwohls sich verweigern.

g) Schon gegenwärtig belägen die Armenansätze die Anwaltschaft zufolge der Verschärfung ihrer wirtschaftlichen Lage (Abtrennung der gewerbe- und kaufmannsgerichtlichen Prozesse, Minderung der Gebühren in Miet- und Alimentensachen, erhöhte Anwaltszahl, Schaffung von öffentlichen Anwaltsstellen, wesentliche Verarmung der Rechtsanwaltschaft seit Inkrafttreten der JGO., Erhöhung der Steuern und Umlagen, bessere Bezahlung des Anwaltspersonal, Suchen für das letztere nach der sozialpolitischen Gesetzgebung usw.) denartig erhöht, daß den Anwalts die materielle Übernahme der Armenansätze eine mehr und mehr drückende Bürde wird. Die Zahl dieser Offizialkosten ist auf etwa 1/2—1/3 aller Mandatsfälle im Laufe der letzten 3 Jahrzehnte gestiegen.

Die Lasten, welche der deutschen Anwaltschaft jährlich durch die Übernahme der Armenansätze erwachsen, würden systemmäßig unter Zugrundelegung der gesetzlichen Gebühren auf wenigstens 2 Millionen Mark geschätzt werden. Könnte man bisher auch hier wieder den Vorteil des Anwaltsstandes gegenüber der Forderung zur Honorierung der Offizialvertretungen ausnützen, so verlag dieser Einwand, wenn die geplanten Reformen Geseß und dadurch den anwaltschaftlichen Einnahmen einen bedeutenden Ausfall verursachen würden.

V. Eine Frage der Beschleunigung des Amtsgerichtsbefehrs.

1. Die Abschneidung der Berufung für Sachen bis zu 100 Mark Streitwert dürfte zweckmäßig sein (so auch Ködler, Damm, Rügen, Holzgertern, Richter), wobei in einer Reihe von

Gällen auch das Erkenntnis der Protokollierung der Beweisausschüsse im Regal kommen könnte.

2. Das eine Beschlussmittel des amtsgerichtlichen Verfahrens erforderlich sei, wäre erst zu erweisen; soweit solche für erforderlich erachtet werden sollte, bestünde es dazu keiner — jedenfalls keiner eingetragenen Anordnung der Gesetzgebung. Es scheint die Absicht zu bestehen, gewisse Grundfälle des gewerbegerichtlichen Verfahrens einzuführen. Andererseits wird vermutet, daß Bestimmungen der amtsgerichtlichen Verfahren als Vorher dienen sollen. (Bgl. Schreiber im „Recht“ S. 6. 1907.)

a) Aus dem Gewerbegerichtsgesetz könnte die Errichtung der Gerichte (Schöffen und Jurorale) übernommen werden. Besonders erscheint schon die Abhängigkeit der Einzelurteile von 3 Tage, da letztere erst zu kurz ist. Das Ersetzen des Gerichts bezüglich Mitbestimmung durch bedingte Urteil über Beweis konnte gleichfalls, zumal die Zahl der amtsgerichtlichen bedingten Urteile verhältnismäßig nicht groß ist, statuiert werden; § 50 des Gewerbegerichtsgesetzes (Zwischenurteil über Grund des Anspruchs) dürfte nicht ohne weiteres übernommen werden, wohl aber § 51 (Entscheidungsprotokollierung, falls Befragter die laut Urteil gefällte Erklärung nicht binnen bestimmter Frist vorzulegen). An die Ausfertigung der Urteile wird im Grunde wohl noch nicht gedacht werden können; anderfalls wäre hierfür in erster Linie anzuführen, was oben unter IV 3 gesagt ist. Man verweise aber nicht, daß die gewerbe- und kaufmannsgerichtliche Tätigkeit überwiegend keine Rechtspflege ist; daß dort rechtsetzende Publikum selbst außerprocedurales unter dem amtsgerichtlichen Verfahren gerichteten Druck, weil Kläger wie Beklagte in praxi sich sehr häufig zur Nachgiebigkeit gegen ihren Willen gezwungen seien. Welche beteiligte Kreise sind, ergeben eher früheren Bestimmungen, der bestimmten Art der Rechtspflege, insbesondere der Kaufmannsgerichts, durchaus abheben. Die Gewerbegerichte sind ihrer Zusammenfassung und Zweckbestimmung nach Schlichtergerichte; das zeigt deutlich die Zusammenfassung aus den jetzt für den Arbeitsvertrag in Betracht kommenden Parteien unter dem Vorbehalt eines dritten Instanzgerichts, der nicht Juri zu sein braucht; mit diesen Gerichten hatte man von vornherein rasche billige Streitfähigkeit im Auge, nicht etwa juristisch hervorragende Urteilsbegründung; man wollte eigentlich Schlichter, nicht Gerichte. (Bgl. Sider-Schmidt im Zeitschrift S. 40. 55 der Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht, die deutsche Gewerbegerichtsbarkeit in Handel und Gewerbe, S. 287.) Für die R.G. sind daher andere Garantien nötig, als für die Gerichte. Es wäre demnach, zumal bei Streitwerten bis zu 1000 Mark, die Beteiligung der Juri und Sachverständigen in dem Erweise eines Eingetragenen zu prüfen. (§ 44.)

b) Der Streitgerichtliche Vergleichsansatz wäre weiterer zu folgen und dadurch das Prinzip der Parteiverflichtung im Zivilprozeß zu durchbrechen, erscheint zunächst gewagt.

c) Die bereits zitierten Ergebnisse der Juri- und Sachverständigen in Bayern pro 1904 lassen aus §. 16 und 17 ersehen, daß eine Beschlussmittel des amtsgerichtlichen Prozesses nicht erforderlich ist; es wurden — die Nachschüsse nach ihrer Verteilung wegen ebenfalls befriedigend genug — im Jahre 1904 befristet 14 400 kontroversgerichtliche amtsgerichtliche Streitfälle erledigt, davon waren 3 Klagenverfahren 0,09 = 0,1 Prozent in weniger als 3 Monaten, 3 Klagen 0,5 Prozent in 3 bis 6 Monaten, 4 Klagen = 1,1 Prozent in 6 bis 12 Monaten, 454 = 3,1 Prozent in 1 bis 2 Jahren durch kontroversgerichtliche Urteile erledigt. Diese Zahlen lassen erkennen, daß für die Errichtung der amtsgerichtlichen Gerichte kein Bedürfnis besteht, wenn man bedenkt, daß in den meisten Fällen Beweisverhandlungen, Entscheidungen, Prüfung des Streitgegenstandes usw. durchzuführen. Inwiefern die Gerichte die Ergebnisse der Einzelurteile beeinflussen, konnte nicht ersehen werden.

Die erwähnte Beschränkung hat sich auch schon über die Länge der Amtsgerichtsverfahren gezeigt; ganz läßt sich eine gewisse Verzögerung der Prozesse mit Rücksicht auf die nötige sachliche wie rechtliche Prüfung und dazu erforderliche Beschlussmittel — oft durch unwürdige Gerichte — vollständig vermeiden. Bei allgütiger Beschlussmittel auch die Qualität der Rechtspflege selbst; höchstes Ziel derselben ist nicht rasche, sondern richtige Entscheidung.

d) Auch ohne gesetzliche Änderung kann die amtsgerichtliche Judikatur beschleunigt werden. Der übliche Streitrichter, der gewöhnlich alle Wochen eine Sitzung hält, kann von 7 zu 7 Tagen verlagert, das ist eine genügend rasche Terminalsitzung. Bei beschleunigter Verhandlung kann der Streitrichter je einmal wöchentlich Sitzung abhalten, wenn die Termine nicht rascher folgen lassen; Beschleunigung ist hier nur, daß die nötige Zeit von

Nichtern angeht; wird; zur Zeit sind am besonders beschäftigten R.G. Tagessitzungen mit 50–160 Fällen und mehr nicht selten; natürlich kann der derzeit überlastete Amtsrichter nicht die Termine von einer Sitzung in die nächste verschieben; immerhin geschieht das in dringenden Fällen sehr selten; es ist auch anzunehmen, daß die Prozesskosten in der Regel trotz ihrer Überbelastung Terminalsitzungen auf nicht mehr als 2–3 Wochen erstrecken.

V. Es will noch darauf hingewiesen werden, daß der Zeitpunkt für eine Zivilprozessreform nicht glücklicherweise gewählt ist. Auch ist das Bürgerliche Gesetzbuch nicht vollständig in Deutschland in Kraft gesetzt worden, Gerichte und Jurorale, die die Bevölkerung haben sich mit der Einführung des Grundbuchs in großen Teilen des Reichs erst noch ausfinden.

Wichtigere Probleme aus dem Gebiete der Zivilprozessreform bedürfen weit dringender der Regelung; die Änderung der R.G., insbesondere die als unausführbar fast allgemein erkannte Forderung der Berufung gegen Erstinstanzurteile und Stärkung der Verteidigung des Beklagten die deutsche Jurisprudenz in unvergleichlich höherem Maße als es bezüglich der noch lange nicht strukturellen Frage der Reform des Zivilverfahrens der Fall ist.

VII. Aus all dem vorgebrachten — bei dem Umfange des Materials nur skizziert — ersieht man, daß die deutsche Anwaltschaft die Berücksichtigung der geschädigten Interessen der Klagennehmer wie ihrer selbst beinahe begehren. Es wird daher das königlich bayerische Ministerium der Justiz gebeten, der vorliegenden aus tatsächlichen Gründen geplanten Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit sowie einer zu weitgehenden Änderung des amtsgerichtlichen Verfahrens seine Zustimmung zu versagen, die gegenwärtigen Vorschriften zu berücksichtigen und deren Inhalt dem Reichshaus gegenüber sowie im Bundesrat zur Vertretung zu verfechten.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 spricht zwei wichtige Grundsätze des internationalen Privatrechts aus, nämlich daß für das internationale Recht, d. h. für den Fall einer Kollision zwischen Rechten desselben Staates das maßgebende persönliche Recht einer Person sich nach ihrem Wohnsitz in dem Staate bestimmt; ferner, daß, wenn das Recht eines Ortes zur Anwendung komme, es so anzuwenden ist, wie der Richter dieses Ortes es anzuwenden habe, d. h. einschließlich der zu diesem Rechte gehörenden Kollisionsnormen.

Die Verpflichtung des Geschäftswirts zur Gewährung von Verleumdung als Teil des Kaufnahmevertrags ist Gegenstand der Entsch. Nr. 2.

Entsch. Nr. 3 beantwortet eine wichtige Streitfrage im Sinne der Anforderungen der Praxis. Trotz des Wortlauts des § 383 HGB., der den Schuldner bei Annahmeverzug des Gläubigers zur Übernahme des Selbstschuldenverfalls und Hinterlegung des Erlöses ermächtigt, wird angenommen, daß die Hinterlegung des Erlöses nicht notwendigerweise hinzunehmen muß, damit der Schuldner sich auf die Forderung in den übrigen materiell und formell rechtmäßigen Selbstschuldenverfall berufen könne. Es genügt, daß der Schuldner den Erlös dem Gläubiger zuführt, sei es durch Hinterlegung, sei es durch Zahlung oder auch durch Verrechnung auf eine dem Gläubiger dem Schuldner gegenüber obliegende Leistung.

Entsch. Nr. 4 stellt klar, daß gegen ein Ehescheidungsgericht, das außer der Scheidung nur die Schuld einer Partei auspricht, der so für schuldig erklärte das Rechtsmittel nur wegen der Schuldfrage einlegen kann.

Entsch. Nr. 5 erörtert eingehend und unter billiger Abmessung der Interessen die bei der Mitbeteiligungsgemeinschaft obwaltenden Rechtsverhältnisse, wenn ein Mitbeteiligter, der zugleich Nachlassschuldner ist, sich gegenüber der Klage eines Mitbeteiligten auf Hinterlegung des geschuldeten Betrags zur Erbauseignung der Erblasser darauf beruft, daß er vorzuziehend eine gewisse Summe aus dem Nachlass herausbekommen werde, die er von der hinterlegenden Summe in Abzug bringen wolle.

Einen interessanten finanzrechtlichen Fall behandelt Entsch. Nr. 12.

Für die Redaktion verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Neumann in Berlin W. 35. Potsdamer Straße 114.

Druck: H. Reiter Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergerichte und Notar, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: **W. Moeser Buchhandlung**, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 33.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 50 Pf. Inserate die 2-spaltige Zeile 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 33.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Anwaltskammern im Bezirke der Oberlandesgerichte zu Angsburg und Marienwerder haben der Kasse abermals Beihilfen und zwar Angsburg 800 Mark und Marienwerder 1500 Mark gewährt. Den Kammern und ihren Vorständen ist für die reichen Beihilfen der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Wesentlicher Bestandteil und Eigentumsvorbehalt.

Von Reumann.

Die Rechtsprechung des Reichsgerichts über Maschinen oder sonstige Anlagen als wesentliche Bestandteile von Fabrik- oder anderen Grundgrundstücken und die daraus sich ergebende Umwirksamkeit des Eigentumsvorbehalts hat in weiten Kreisen der deutschen Industrie eine tiefgehende Beunruhigung hervorgerufen. Diese Tatsache ist dem Reichsgerichte bei seinen letzten, die bisherige Rechtsprechung aufrechterhaltenden Entscheidungen bekannt gewesen. Es hat aber in RG. 63, 416 ff. = JZ. 06, 541 ff. erklärt, seine Auffassung entspreche dem Gesetze, und wenn dieses mit dem Vertriebsbedürfnis etwas nicht im Einklange stehen sollte, so könne nicht der Richter, sondern nur der Gesetzgeber Abhilfe schaffen.

Die nachstehenden Zeilen wollen nicht gegen die Rechtsprechung des Reichsgerichts ankämpfen, sondern versuchen, der Industrie einen Weg zu zeigen, der auf der Grundlage des geltenden Rechts und der herrschenden Meinung in vielen Fällen einen rechtswirksamen Vorbehalt des Eigentums ermöglichen würde.

Nach den gesetzlichen Vorschriften wird die Eigenschaft eines wesentlichen Bestandteils entweder begründet auf Grund des § 93 oder auf Grund des § 94 BGB. Voraussetzung für alle wesentlichen Bestandteile ist, daß sie sich zunächst als Bestandteile darstellen, d. h. daß sie, wie RG. 63, 171 es ausdrückt, überhaupt in einer physikalischen oder mechanischen Verbindung mit der Sache stehen, die die verbundenen Sachen als ein Ganzes, einer Einheit erscheinen läßt. Ist diese Voraussetzung für verbundene Sachen gegeben, so ist ein so vor-

handener Bestandteil ein wesentlicher, wenn entweder die Voraussetzungen des § 93 (Besondere Verbindung des einen oder anderen Teiles durch Trennung) oder die Voraussetzungen des § 94 (feste Verbindung mit dem Grund und Boden oder Einfügung zur Herstellung eines Gebäudes) vorliegen.

Diese Vorschriften erheben eine Einschränkung in § 95 BGB. Danach gehören nicht zu den Bestandteilen eines Grundstücks oder eines Gebäudes solche Sachen, die nur zu einem vorübergehenden Zwecke mit dem Grund und Boden verbunden oder in ein Gebäude eingefügt sind, und ferner nicht ein Gebäude oder ein anderes Werk, das in Ausübung eines Rechtes an einem fremden Grundstück von dem Berechtigten mit dem Grundstück verbunden ist.

Die Vorschrift des § 93 ist entsprungen dem volkswirtschaftlichen Interesse der Erhaltung eines bestehenden Ganzen, dessen Zerstörung einen volkswirtschaftlich zu vermeidenden Wertverlust bewirken würde, die Vorschrift des § 94 ist barmherzig noch von dem Interesse des Rechtsverkehres beeinflusst, daß der Erwerber eines Grundstücks oder eines Rechtes an einem solchen sich möglichst auf eine Prüfung des Rechtes seines Gewährmannes soll beschränken und davon soll ausgehen können, daß, was mit dem Grundstück im Sinne der §§ 93, 94 BGB. verbunden ist, auch zu dem Grundstück gehört. § 95 macht Ausnahmen von § 93 und § 94 zur Befriedigung eines entgegengesetzten Vertriebsbedürfnisses, das die Möglichkeit fordert, mit einem Grundstück verbundene Sachen, Gebäude oder Werke, die an sich nach §§ 93, 94 BGB. wesentliche Bestandteile werden würden, rechtlich außerhalb der Bestandteileigenschaft zu stellen. Auch diese Vorschrift dient dem allgemeinen Wohle und befördert in volkswirtschaftlich durchaus gerechtfertigter Weise die Ausübung der wirtschaftlichen Kräfte. Ohne die Ausnahmsvorschriften des § 95 würden Verbindungen der in ihm bezeichneten Art (zu vorübergehenden Zwecken und in Ausübung eines Rechtes) zum Rechtsteil voller wirtschaftlicher Entfaltung unterbleiben, wenn der Interessent wegen einer sachgemäßen und vollständigen Amortisation oder Veräußerung der Anlage sich nicht gesichert weiß.

Die für die Industrie deutendste Rechtsprechung beruht einerseits auf der dem § 93 BGB. gegebenen Auslegung, die annimmt, daß jedwede wenn auch noch so leicht wieder lösbare mechanische Verbindung einer Anlage mit einem Grundstück,

z. B. das Aufsteigen einer Maschine auf ein gemauertes mit einer Eisenplatte versehenes Fundament, die Grundstückeigenschaft begründet und daß also, wenn (was im vorliegenden Falle angenommen wird) die Wegnahme der Anlage das für einen bestimmten Zweck eingerichtete Grundstück in seinem Wesen berühren und verändern würde, die Anlage zu einem wesentlichen Bestandteil des Grundstücks geworden sei.

Zum Schutz gegen die schädlichen Folgen dieser Beurteilung hat man in einzelnen Fällen den einen der in § 95 vorgesehenen Ausnahmetatbestände, nämlich das Vorliegen einer Verbindung zu vorübergehendem Zwecke, behauptet. Der vorübergehende Zweck der Verbindung wurde daraus abgeleitet, daß der Lieferant sich das Eigentum an der Anlage vorbehalten habe oder daß die Anlage zum Gegenstand eines Mietverhältnisses gemacht worden sei, bei dem die vereinbarten Mietraten wirtschaftlich die Bedeutung von Kaufpreistraten hätten. Dieser Versuch mußte erfolglos sein. In R. 62, 410 = J. 06, 180 und in R. 68, 416 = J. 06, 541 wird es mit Recht abgelehnt, eine in Wirklichkeit als dauernd gewollte und tatsächlich sich so darstellende Verbindung durch eine juristische Konstruktion zu einer Verbindung vorübergehenden Zweckes umzuwandeln zu lassen. Abgesehen davon, daß selbstständlich nur der wirtschaftliche Zweck der Verbindung, wie er sich nach den gesamten Umständen des Falles ergibt, entscheidend sein kann, würde eine andere Auffassung die Eigenschaft des Immobilienvertrages wesentlich gefährden. Denn wenn nach der dem Gesetze zugrunde liegenden Idee der Erwerber eines Grundstücks oder eines an einem solchen bestehenden Rechtes sich darauf soll verlassen können, daß die mit dem Grundstück gemäß §§ 93, 94 verbundenen Sachen Bestandteile des Grundstücks sind, so wird man für die Ausnahme des § 95 den Begriff des vorübergehenden Zweckes der Verbindung nicht über das gebotene Maß und die tatsächlichen Verhältnisse hinaus ausdehnen dürfen, zumal auch schon in dieser Beschränkung eine gewisse Unsicherheit des Verkehrs nicht zu vermeiden ist. Vgl. hierzu Pland Note 6 zu § 95 BGB.

Der zweite der in § 95 geregelten Ausnahmetatbestände, Verbindung eines Gebäudes oder eines anderen Werkes mit dem Grundstück in Ausübung eines an dem Grundstück bestehenden Rechtes, ist noch nicht zum Zwecke der Schaffung eines wirklichen Eigentumsverhältnisses des Lieferanten des Werkes verwendet worden, wenigstens sind Rüttelungen hiervon noch nicht in die Öffentlichkeit gelangt. Und dennoch scheint gerade dieser Tatbestand zu einer vorzeitigen Verbesserung der Rechtslage des Lieferanten geeignet zu sein.

Ein für den in Rede stehenden Zweck verwendbares Recht an einem Grundstück ist für einzelne Fälle das Erbaurecht, allgemeiner aber die beschränkte persönliche Dienstbarkeit des § 1090 BGB., insofern deren dem Berechtigten das Recht zusteht, das Grundstück in einzelnen Beziehungen zu benutzen. Dieses Recht kann einen so verschiedenen gehaltenen Inhalt haben, wie die einzelnen Beziehungen mannigfaltig sind, in denen ein Grundstück benutzt werden kann. Und wie die Benutzung eines Grundstückes auch darin bestehen kann, auf ihm allerhand Werke, wie Maschinen, Glaspfeiler, Beleuchtungsanlagen aufzustellen und zu halten etwa zu dem Zwecke, diese Gegenstände

auszustellen oder sie gegen oder ohne Entgelt einem größeren oder kleineren Personenkreise zur Benutzung zu eröffnen, so kann sich auch ein Unternehmer das Recht zu einer derartigen Benutzung des Grundstücks in Form der beschränkt persönlichen Dienstbarkeit bestellen lassen, etwa das Recht, eine Gasfabrikanlage — ich denke an die auf Helgoland — oder eine Drahtseilbahn auf dem belasteten Grundstück zu halten, vielleicht um das Publikum gegen Entgelt auf dieser Anlage zu befördern, aber dem Inhaber des Rechts würde es auch nicht widerstehen, wenn die Beförderung des Publikums durch den Eigentümer geschehen und dieser sich mit dem Lieferanten der Anlage in anderer Weise abfinden würde oder wenn die obligatorische Verbindlichkeit des Unternehmers hinzutreten würde, nach einer bestimmten Zeit oder unter sonstwie festgesetzten Bedingungen, etwa nach bestimmten Zahlungen das Werk dem Grundstückseigentümer zu Eigentum zu überlassen und auf die beschränkte persönliche Dienstbarkeit zu verzichten, oder wenn der Grundstückseigentümer die obligatorische Verbindlichkeit einging, die Anlage in einer bestimmten Zeit zu übernehmen, in gewissen Zeiten Zahlungen für dieselbe zum Zwecke des Betriebes zu leisten, inwieweit den Betrieb der Anlage sei es im Interesse des Unternehmers sei es im eigenen Interesse zu besorgen.

Der Zweck, der mit einem beschränkten Rechte verfolgt wird und die obligatorische Regelung des Verhaltens der Parteien stehen dem dinglichen Rechte der persönlichen beschränkten Dienstbarkeit ebenso wenig entgegen, wie einem anderen dinglichen Rechte der Zweck, der mit der Bestellung des Rechts erstrebt wird, oder die besonderen obligatorischen Abreden der Parteien. So wird die im übrigen wirklich bestellte Hypothek oder Grundschuld nicht dadurch in ihrer Rechtswirksamkeit berührt, daß der Gläubiger obligatorisch verpflichtet ist, sie jederzeit zur Verfügung des Grundstückseigentümers zu halten; und das dingliche Vorkaufsrecht verliert seine Wirksamkeit nicht dadurch, daß der Berechtigte sich verpflichtet, es nur im Interesse eines anderen, z. B. des Verkäufers auszuüben. Bei der beschränkten persönlichen Dienstbarkeit ist eine Überlassung der körperlichen Benutzung des Grundstücks um so weniger denkbar, als sie in § 1092 BGB. von dem Gesetze ausdrücklich als zulässig vorausgesetzt ist; es steht auch nichts im Wege, diese Benutzung dem Eigentümer selbst zu überlassen. Der Verlust des Rechts wird hierdurch nicht berührt.

In dem Falle, daß der Lieferant einer Maschine oder sonstigen Anlage diese auf Grund der ihm vorher bestellten beschränkten persönlichen Dienstbarkeit mit dem Grundstück verbindet, benutzt er übrigens auch das Grundstück tatsächlich dadurch, daß er auf ihm die ihm eigentümlich gehörende Anlage hält, und er verfolgt mit dieser so gearteten Benutzung den wirtschaftlich durchaus berechtigten und vom Gesetz nirgends gemißbilligten Zweck, sein Geschäft in einer je höher nach Möglichkeit auszuführenden Weise zu betreiben.

Der Einwurf, daß diese Benutzung des Rechtsinstituts der beschränkten persönlichen Dienstbarkeit dem Gesetze widerstehe und daß in ihr eine *fraus legis* liege, wird jedenfalls derjenigen (VII.) Senat des Reichsgerichts nicht für stichhaltig erachten können, der die Sicherungsüberweisung von beweglichen Sachen mittels *constitutum possessionum* gegen die gleich mißbilligte Beurteilung mit Erfolg in Schutz genommen hat

und dieser Senat ist derjenige, von dem die Entscheidungen über den Eigentumsvorbehalt herrühren!

Dabei kann wohl mit Zug behauptet werden, daß sich gegen die Sicherheitsübereignung mittels *constitutio* eher Gründe als der *ratio* des das Erfordernis Körperlicher Übergabe des Pfandes ausstellenden Gesetzes ableiten ließen als gegen die Verwendung der beschränkt persönlichen Dienstbarkeit zum Zwecke vollständiger Befriedung des Eigentumsvorbehalts. Hierdurch wird kein einziges berechtigtes Interesse verletzt: der Erwerber des Grundstücks oder eines Rechts an demselben, insbesondere einer Hypothek, dessen Recht älter ist als die Dienstbarkeit und die auf Grund desselben erfolgte Verbindung hat sein Recht auf die Hinzufügung des neuen Bestandteils. Ist sein Recht jünger, so kann er aus dem Grundbuche den Rechtsstand entnehmen und kann sich nicht beklagen, wenn er durch Unterlassung der Grundbucheinsicht zu Schaden kommt. Gerade dieser Umstand erscheint mir, ganz abgesehen von der Terminologie des BGB., entscheidend dafür, daß das Recht, in dessen Ausübung die Verbindung geschaffen sein muß, um unter § 95 Abs. 1 Satz 2 zu fallen, nur ein dem Eintragungszwang unterliegendes Sachenrecht, nicht aber auch Pacht und Pacht sein kann. Andererseits sind die allgemeinen wirtschaftlichen Gesichtspunkte, die zu den Regeln der §§ 93 und 94 geführt haben, wie oben erwähnt, aus gleichwertigen Rücksichten eben durch die Ausnahmen des § 95 durchbrochen. Die hier für die Verbindung in Ausübung eines Rechts gegebene Ausnahme bezieht sich — man vergleiche Satz 1 mit Satz 2 des § 95 — nur auf Gebäude oder andere Werke, d. h. auf die einem Gebäude vergleichbaren, in sich geschlossenen einheitsartigen bebauungsmässigen Gegenständen, nicht aber auf einzelne Teile eines Gebäudes, wie Fenster, Türen, Schloß etc. Hier die richtige Grenze zu finden, dürfte nicht schwer fallen. Es ist somit die Befürchtung nicht zu befürchten, daß der hier vorgeschlagene Weg zu einer Klammersierung eines Gebäudes führen könnte.

Ein Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit des vorgeschlagenen Weges könnte in der Übertragbarkeit der persönlichen beschränkten Dienstbarkeit ausstehenden Bescheid des § 1092 BGB. gesehen werden, weil etwa mit dem Tode des Berechtigten die Wirkung dieses Rechtsverhältnisses fortfiele. Aber mit Unrecht! Man braucht nicht etwa in dem Kaufwege zu greifen, das Recht für mehrere Einzelpersonen oder für eine als Treuhänderin fungierende juristische Person begründen zu lassen, um es von den Zufälligkeiten des Lebens und Sterbens des Berechtigten unabhängig zu machen. Entscheidend ist, daß das Werk in Ausübung des Rechtes mit dem Grundstück verbunden worden ist. Diese Tatsache an sich schon schließt nach § 95 BGB. die Bestandteilverbindung aus. Über die Umbenennung eines nach § 95 BGB. der Bestandteilseigenschaft entbehrenden Werkes zu einem Bestandteil enthält das BGB. keine Vorschriften. Es wird zu verlangen sein, daß der Grundstückseigentümer das Recht, über die Anlage zu verfügen erlangt und sie dem Grundstück ausdrücklich oder stillschweigend als Bestandteil zuzählt.

Auch der Umwand, daß der Eigentumsvorbehalt den der beschränkt persönlichen Dienstbarkeit im Range vorgehenden Rechten gegenüber dersagen müsse, ist unzutreffend: die Ausübung des Rechtes an der Sache mit dem Grundstück ver-

bundene Sache wird überhaupt nicht Bestandteil des Grundstücks und deshalb auch dann nicht von der Beschlagnahme des Grundstücks ergriffen, wenn auf Grund eines vorgehenden Rechtes die Zwangsvollstreckung in das Grundstück betrieben wird.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Schuele zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 7. bis 19. Januar 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsgericht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 253, 276, 278, 521, 599, 662, 823, 831 BGB. Unentschuldigter Kitzel einer Person auf einer Automobilfahrt, Haftung des Eigentümers des Automobils für das Verschulden des Leiters desselben, für immateriellen Schaden!!)

Der Kläger fordert in diesem Prozeß Ersatz des Schadens, den er, als Gast auf einem der Beklagten gehörenden Automobil mitfahrend, durch einen Unfall erlitten hat. Das Berufungsgericht hat tatsächlich festgestellt, daß der Unfallfall von dem von der Beklagten mit der Führung des Automobils betraut getretenen T. verschuldet worden sei, hat ferner jede Haftung der Beklagten aus § 823 oder § 831 BGB. verneint, hat aber andererseits angenommen, daß die letztere nach § 276 BGB. für das Verschulden des T. auskommen müsse, weil dieser hier als ihr Gesellschafter bei einer Vertragserfüllung in Betracht komme. Das Berufungsgericht will von ihm unterstellten Beitrag der Parteien entweder als einen „Vertrag eigener Art“, oder als einen Auftrag ansehen und bezeichnet als die von der Beklagten übernommene Leistung die Ausführung der Fahrt, den Transport des Klägers. In Wirklichkeit liegt aber nur vor, daß die Beklagte am 11. Oktober 1903 eine ihrer Automobile an der vom Frankfurter Automobilklub veranstalteten „Zuverlässigkeitsfahrt“ auf den Feldberg im Taunus hat teilnehmen lassen, und daß ein gesetzlicher Vertreter der Beklagten dem Kläger gestattet hatte, diese Fahrt, falls sie vom Automobil ausgeführt werden sollte, auf demselben mitzumachen. Keinesfalls also hatte die Beklagte sich verpflichtet, den Kläger auf den Feldberg zu transportieren — wozu sie gelangen er auch kein ernstliches Interesse hatte — oder auch nur ihm das Vergnügen einer größeren Automobilfahrt zu gestatten, sondern höchstens dazu, ihm im Falle der Teilnahme ihres Automobils an der Zuverlässigkeitsfahrt während dieser einen Platz auf demselben einzunehmen. Daraus folgt vor allem, daß es ein Auftragsverhältnis im Sinne der §§ 662 ff. BGB. hier keinenfalls zu denken ist. Freilich bemerkt das OLG. mit Recht, daß auch jede rein tatsächliche Handlung den Gegenstand eines Auftrages bilden kann; aber immer muß es doch eben eine Handlung und zwar im engeren Sinne — wie bei den früheren preussisch-berlinischen „Verträgen über Handlungen“ — sein; das bloße Gewährlassen aber, die bloße Einräumung eines Platzes auf einem ohnehin fahrenden Wagen gehört eben

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

so wenig hier, wie z. B. die Leihe oder die Verpfändung. Weiter aber ist in der bloßen Gestattung des Mißfahrens an sich überhaupt noch nicht der Abschluß eines obligatorischen Vertrages zu erblicken, sondern ein bloß tatsächlicher Vorgang ohne rechtliche Bedeutung. Anders würde jedoch die Sache liegen, wenn das eventuelle Mißfahren des Klägers verabschiedet sein sollte im Zusammenhang von Verschönerungen unter den Parteien über den möglichen Ankauf eines Automobils aus der Fabrik der Beklagten von Seiten des Klägers. Dann würde ein bestimmter rechtlicher Zweck und ein rechtliches Interesse, sei es bloß auf der Seite der Beklagten, oder auch auf der des Klägers, vorliegen haben, und daher würde sich der Vorgang charakterisieren als der Abschluß eines dem eventuell in Aussicht genommenen Kaufvertrag vorbereitenden Vertrages. Der Kläger hat nun einen solchen Sachverhalt behauptet, die Beklagte freilich ihn bestritten. Das Verpfändungsgericht hat nur festgestellt, beide Teile seien davon ausgegangen, daß die Mißfahrt im Falle ihres günstigen Ausganges den Kläger vielleicht zum endgültigen Ankauf eines Kraftwagens bei der Beklagten bestimmen werde, läßt jedoch die Frage offen, ob es zwischen den Parteien zu einer Aussprache hierüber gekommen sei. Ganzal würde es aber gerade ankommen; denn den Klagen innerlich, der anderen Partei nicht erkennbar gemachten Gedanken würde keine rechtliche Folge beigelegt werden können. Deshalb konnte die angesprochene Entscheidung keinesfalls bei Bestand bleiben; mindestens mußte das OLG, noch erst eine tatsächliche Feststellung über den erwähnten streitigen Punkt treffen. Um übrigen könnte zunächst noch die Frage entstehen, ob z. auch von dem Standpunkte aus, daß die Beklagte nicht den Transport des Klägers übernommen, sondern diesem nur einen Platz zur Mißfahrt eingeräumt habe, als ihr Erfüllungsgehilfe im Sinne des § 278 BGB. gelten dürfte. Dies ist jedoch unbedenklich anzunehmen, da z. während der Ausführung der Fahrt das Automobil unter sich hatte, und er es daher war, der tatsächlich den Kläger mißfahren ließ. Nun bezog sich das dem z. zur Last fallende Verschulden zwar nicht unmittelbar auf dieses Mißfahrenlassen, sondern auf anderweitiges schädliches Verhalten; es stellte eine nebenhergehende positive Vertragsverletzung dar; aber wie es außer Zweifel steht, daß § 276 BGB., mag er auch vielleicht wegen seiner inneren Beziehung auf § 275 Abs. 1 seinem Wortsinne nach nicht mit auf jede positive Vertragsverletzung gehen, doch auch dem einen oder dem anderen Grunde aus, weil eine solche anzunehmen ist, so muß Entsprechendes auch von § 278 gelten. Die Beklagte hat nun aber nachgedacht, daß die Unentgeltlichkeit ihrer Leistung nicht entscheidend sei; dieswegen hätten die §§ 521, 599 BGB. entsprechend angewandt, und deshalb, da dem z. innerlich ein großes Verschulden vorzuzuerfen sei, die Klage doch abgewiesen werden müssen. Ob das Verschulden des z. als ein großes anzusehen sein würde, kann dahingestellt bleiben. Allerdings unterliegt es kaum einem Zweifel, daß in denjenigen Fällen, wo der Schuldner für seine eigene nur leichte Fahrlässigkeit nicht einzustehen haben würde, er nach § 278 BGB. auch in Ansehung von Verschönerungen eines Erfüllungsgehilfen außer dem Vorwurfe nur grobe Fahrlässigkeit zu vertreten hat. Auch läßt sich aber die Frage streiten, ob, trotz der Wortfassung des § 276 Abs. 1 BGB. eine einschränkende Be-

stimmung wie die des von der Leihe handelnden § 599 nicht entsprechende Anwendung finden müsse auf ähnliche Fälle unentgeltlich und ohne eigenes Interesse übernommener Verbindlichkeiten; wie aber diese Frage auch in der Literatur, soweit diese bisher darauf zu sprechen gekommen ist, keine volle Übereinstimmung zu herrschen scheint. Allein hier kommt es darauf deshalb nicht an, weil bei dem vom Kläger behaupteten Tatbestande, soweit er eben als für die Annahme eines Vertrages erheblich bezeichnet ist, die Beklagte sich in ihrem eigenen Interesse verbindlich gemacht haben würde. Zur Analogie kann aus dem Römischen Rechte die l. 17 § 2 D. de praeser. v. 19, 5 herangezogen werden. Es muß zu einem gewissen Teile das angesprochene Urteil auch noch aus einem anderen Grunde aufgehoben werden. Der „eingeklagte Anspruch“, welcher dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt worden ist, setzt sich in Wirklichkeit aus verschiedenen Ansprüchen zusammen. Es wird Ertrag gefordert für Wohnungslohn, für vermehrte Bedürfnisse (an Bedürfnislohn), für entgangenen Erwerb, für Sachschaden, und endlich 3 000 Mark für immateriellen Schaden nach § 847 BGB. Dieser letzte Anspruch ist dem Grunde nach nicht gerechtfertigt, wenn die Beklagte, wie das Verpfändungsgericht angenommen hat, nicht aus einer unerlaubten Handlung handelt, weder nach § 823, noch nach § 831 BGB. Denn nach § 253 BGB. kann wegen eines Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, Entschädigung in Geld nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen gefordert werden. Nun ordnet aber der § 847 Abs. 1 BGB. eine solche Entschädigung für Körper- oder Gesundheitsschädigung nur im Falle einer unerlaubten Handlung an, wie sich daraus ergibt, daß § 847 nur im Zusammenhang des Titels von den „unerlaubten Handlungen“ eine der näheren Bestimmungen über die Art des für solche zu leistenden Schadensersatzes trifft. Aber daher nur vertraglich für eine Körper- oder Gesundheitsschädigung einzustehen hat, der braucht für den durch diese bewirkten immateriellen Schaden keinen Ersatz in Geld zu leisten, obwohl ein innerer Grund für diese Verschiedenheit der Haftung aus Verträgen und aus unerlaubten Handlungen vielleicht nicht aufzufinden ist. R. J.-B. a. W., II. v. 83. Dez. 06, 190/06 VI. — Frankfurt.

2. §§ 273, 536, 556, 1000 BGB. Der Grundbesitzer Arglistig handelt, wer verlangt, was er wieder herauszugeben hat, gilt auch nach dem BGB.; Zurückbehaltungsrecht, Leihe oder Miete?

Der Kläger klagt in der im November 1904 zugestellten Klage auf Grund seines Eigentums auf Räumung eines Hauses mit Garten, das der Beklagte seit dem 1. April 1903 in Besitz und Nutzung hat, ohne darauf ein Recht zu haben. Der Beklagte beruft sich dagegen auf Schenkung für geleistete Dienste. Er behauptet zunächst, daß ihm der Kläger schon 1899 den streitigen Platz zu einem Hausbau geschenkt habe, der damals allerdings nicht zur Ausführung gelangt sei; und weiter, daß schließlich 1902 vereinbart sei: Kläger solle dort ein Haus bauen und dem Beklagten gestalten, Haus und Garten so lange ohne Mietzahlung zu nutzen, bis ihm das Eigentum seitens der Miterben des Klägers übertragen werden könne, er solle nur die auf dem Grundstück ruhenden Lasten tragen und für eine Hypothek von 8 000 Mark, die Kläger für

den Hausbau aufnehmen wollte, die Zinsen zahlen. Dies sei auszuführen worden. Die Schenkung von 1899 befreit den Kläger. Daß er 1902 dem Beklagten versprochen habe, ihm diesen Platz zu einem Hausbau zu schenken, sobald die Einwilligung der Miterben nicht mehr nötig sei, gibt er zu, ebenso daß er selber dann das Haus habe bauen lassen und dazu eine hypothekarische Anleihe von 8000 Mark aufgenommen habe, auch, daß er dann den Beklagten das Haus habe beziehen lassen. Er bestritt aber, damit Verpflichtungen übernommen zu haben und berief sich auf die Formungültigkeit der bloß mündlichen Abmachungen. Contentell macht der Beklagte ein Zurückbehaltungsrecht wegen Verwendungen auf Haus und Garten im Betrage von 1133,56 Mark geltend, von denen der Kläger nur 123 Mark anerkennt. Das Berufungsgericht hat den Beklagten zur Rücksumung verurteilt, das R. hob auf: Der Berufungsrichter hat keine Feststellung darüber getroffen, ob schon im Jahre 1899, unter der Herrschaft des damaligen Gemeinen Rechts, ein rechtsgültiger Schenkungsvertrag über das streitige Grundstück zwischen den Parteien zustandegekommen ist. Er hält dies für unerschicklich, weil der Beklagte den Besitz nicht auf Grund dieses von ihm behaupteten Vertrags, sondern auf Grund anderer, damit nicht in Verbindung stehender Abmachungen erlangt habe und deshalb nicht berechtigt sein würde, aus jenen Verträge eine Zurückbehaltungseinde gegen die vorliegende Eigentumslage auf Rücksumung abzurufen. Schon dies ist rechtsirrtümlich. Auch nach dem Recht des BGB., das grundsätzlich die Beobachtung von Treu und Glauben im Rechtsverkehr fordert, gilt über die besondere Bestimmung in § 273 BGB. hinaus der alte, selbstverständliche Satz (R. 14, 23), daß arglistig handelt, wer etwas verlangt, das er rechtlich verpflichtet ist, dem Gegner wieder herauszugeben. Die behauptete Schenkung von 1899 behält also auch neben den späteren Abmachungen noch ihre Bedeutung, wenn nicht etwas festgestellt werden kann, was bisher nicht geschehen ist, daß sie durch diese beseitigt worden sei. Was Johann die späteren Abmachungen anlangt, die zu der Verpfeindung des Klägers an den Beklagten geführt haben, so ist dem Berufungsrichter darin beizutreten, daß sie nicht als Leihe aufgefaßt werden können, weil deren Begriffsermal der unentgeltlichen Gebrauchsgestaltung fehlt. Auch darin hat der Berufungsrichter recht, daß diese Abmachungen, auch wenn sie der Darstellung des Beklagten entsprechen, nicht zwei getrennte Verträge enthalten, einen über die Gebrauchsbefreiung bis 1908 und einen über die Verschaffung eines Baubauschens von 8000 Mark, sondern daß sie ein einheitliches Rechtsgeschäft darstellen des Inhalts, daß dem Beklagten die zur demnachstigen Übertragung des Eigentums der Gebrauch des Grundstücks gegen Übernahme der Lasten und Abgaben sowie gegen Verzinsung einer Kasse von 8000 Mark geschickt wurde. Darin findet man der Berufungsrichter einen Mietvertrag, der aber, weil nur mündlich abgeschlossen, nur für 1 Jahr Gültigkeit erlangt habe und als durch die Klagererhebung vom November 1904 höchstens zum 1. April 1905 gekündigt gelten müsse, woraus weiter gefolgert wird, daß der Beklagte jetzt das Grundstück haben müsse und zwar, da er nur Mieterrechte besitzen würde, ohne wegen etwaiger Verwendungen ein Zurückbehaltungsrecht ausüben zu dürfen (§ 556 Abs. 2 BGB.). Jedenfalls die

letzte Meinung ist wieder rechtsirrtümlich. Es ist nicht an dem Beklagten, wie der Berufungsrichter meint, sich die rechtlichen Folgen eines von ihm behaupteten Rechtsverhältnisses, das der Berufungsrichter als Miethaufsatz gefaßt zu lassen, sondern der Beklagte genießt alle Zuständigkeiten der Beklagtenrolle und hat demzufolge ein Recht darauf, der Klage alle Einreden entgegenzusetzen, die das Recht dieser, der angeführten, Klage zuläßt. Es ist daher umgekehrt an dem Kläger, der nicht auf einem Mietvertrage, sondern aus seinem Eigentum klagt, sich alle Einreden gefallen zu lassen, die das Recht der Eigentumsklage gegenüber gestattet, und dazu gehört nach § 1000 BGB. die Zurückbehaltungseinde wegen zu ergebender Verwendungen. Es hätte demnach jedenfalls nicht ungeprüft gelassen werden dürfen, ob und inwieweit der Beklagte noch über den vom Kläger zugestandenen Betrag von 123 Mark hinaus einen Anspruch auf Ersatz der von ihm behaupteten Verwendungen hatte. Aber auch die Auffassung der Vereinbarungen der Parteien als Mietvertrag ist von der Revision mit Grund bemängelt worden. Von den Parteien selbst und deren Vertretern im Prozeß scheint niemand an die Möglichkeit einer solchen Auffassung gedacht zu haben, der Kläger hat ja auch gar nicht aus einem Mietvertrage geklagt. Nun ist zwar trotzdem das Rechtsverhältnis der Parteien nach dem dafür im Recht aufgestellten Regeln zu beurteilen, aber wenn der Berufungsrichter sich nach einer Anführung des oben wiedergegebenen Inhalts des vereinbarten Rechtsverhältnisses auf die Bemerkung beschränkt: das rechtliche Verhältnis der Parteien habe daher durchaus den gesetzlichen Voraussetzungen eines Mietvertrages entsprechen, so fehlt es diesem Ausspruch an der nötigen Begründung. Die Verabredung eines Mietpreises mag allenfalls in der Übernahme von Ausgaben gefunden werden können, die sonst dem Kläger obgefallen haben würden; aber dafür, daß dieser dabei die Verpflichtungen eines Vermieters, wie sie in den §§ 536 ff. BGB. bestimmt werden, übernehmen wollte und sollte, fehlt es an allem und jedem Anhalt. Der Kläger will freilich gar keine Verpflichtungen gegen den Beklagten übernommen und offenbar die Dauer des dem Beklagten tatsächlich eingeräumten Besizes und Gebrauchs seinem Belieben vorbehalten haben. Aber es ist keine Frage, daß die in tatsächlicher Beziehung noch nicht erschöpfend festgestellten Abmachungen der Parteien, auch wenn sie wieder als eine Leihe noch als eine Miethaufsatz gefaßt werden können, dennoch, sei es als eine vollkommene Schenkung der Nutzung unter bestimmten Auflagen, sei es als ein anderer, ungenannter, Vertrag, dem Kläger eine der Klage entgegenstehende Verpflichtung hinsichtlich der Dauer des vereinbarten und bereits ins Werk gesetzten Verhältnisses auferlegt haben können. R. v. R., II. v. 15. Dez. 06, 352/06 V. — R. d.

3. §§ 275, 276, 537 bis 541 BGB. verb. mit § 57 BGB. Besteht eine Verpflichtung des Untervermieters gegenüber dem Vermieter zum Schenkungscharakter, wenn er wegen ohne sein Zutun erfolgter Veräußerung des vermieteten Grundstücks die Mieträume nicht mehr gewähren kann?)

Die Beklagte hatte von 1. in dessen Hause belegenen Wirtschaftsräume und eine Wohnung zum jährlichen Mietpreis von 6500 Mark gemietet und sie vermietete diese Räume an die Kläger weiter. Dabei wurde jeder Partei das Recht vorbehalten, nach Ablauf des dritten Jahres vom Vertrage zurück-

treten. Im November 1904 kam das Grundstück zur Zwangsversteigerung und wurde einem Dritten zugeschlagen. Dieser hat das Mietverhältnis zum 1. April 1905 gekündigt und sowohl von den Mägern als von der Beklagten Räumung verlangt. Die Kläger haben demgemäß die Räume verlassen und der Beklagten eine Frist zur Erfüllung ihrer Verpflichtung, ihnen die Mieträume wieder zu gewähren, mit der Erklärung gesetzt, daß sie nach deren fruchtlosem Ablaufe die Annahme der Leistung verweigerten. Sie verlangen nunmehr von der Beklagten Schadenersatz. Das LG hat die Beklagte verwurteilt. Das OLG hat die Klage abgewiesen. Die Revision der Kläger wurde zurückgewiesen: Die Revision bestreitet zuvörderst die Richtigkeit des Satzes, aus dem das Berufungsgericht an erster Stelle seine Entscheidung gestützt habe, daß bei Untermietverträgen die Verbindlichkeit des Untermieters nicht über die Dauer des eigenen Mietvertrages hinausgeht. Einen solchen Satz hat aber das Gericht gar nicht aufgestellt. Es hat nur ausgeführt, daß bei solchen Verträgen, von besonderen Ausnahmefällen abgesehen, den Untermieter keine Haftung dafür treffe, daß sein Vermieter die Zwangsversteigerung nicht verhindert habe, und daß deshalb die eingetretene Unmöglichkeit der weiteren Gewährung des Gebrauchs der Mietsache an den Untermieter von ihm nicht zu vertreten sei. Dies ist aber rechtlich nicht zu beanstanden. Es braucht nicht näher auf die Frage, die das Berufungsgericht in der Begründung seiner Entscheidung mitgeteilt hat, eingegangen zu werden, ob der Grundstückseigentümer, der infolge der Zwangsversteigerung seines Grundstücks aufbrechende gestiftet ist, den Hauptmietvertrag zwischen ihm und seinem Mieter durch Mietübergewährung des Gebrauchs der Mietsache an diesen zu erfüllen, dem Mieter deswegen zum Schadenersatz verpflichtet ist. Für das Verhältnis zwischen dem Hauptvermieter, der nicht Eigentümer, sondern Nießbraucher des Grundstücks ist, hat der erkennende Senat die Frage in dem Urteile vom 18. März 1906 (RG 63, 66) bejaht. Bemerkt möge nur werden: Von dem Grundstückseigentümer als Vermieter darf gefordert werden, daß er seine eigenen Vermögensverhältnisse und deren voraussichtliche Haltung bei der Vermietung eines Grundstücks oder von Räumen in solchen soweit überblickt, daß er sich darüber klar ist, er werde dem Mieter während der bedungenen Mietzeit den Gebrauch des Mietgegenstandes ungestört gewähren können und es werde insbesondere das Mietverhältnis nicht durch eine Zwangsversteigerung des Grundstücks Schulden halber gemäß § 57 ZPO eine Verbindlichkeitsverletzung erfahren. Denn über seine eigenen Vermögensverhältnisse muß jeder, soweit von ihm Kenntnis sein Einfluß, ein bestimmtes Rechtsgeschäft überhaupt oder in einer bestimmten Art abzuschließen, abhängt, unterteilt sein; das verlangt die im Verkehr erforderliche Sorgfalt (RGW § 276). Anders verhält es sich dagegen mit dem Mieter als Untermieter. Zwar läßt sich dessen Befreiung von der Haftung für den dem Untermieter aus der Rückgewährung des Gebrauchs der Mietsache entstehenden Schaden nicht, wie es Mittelst, die Miete, § 21 Nr. 8 E. 91 und 92 tat, daraus ableiten, daß nach § 541 BGB, wenn durch das Recht eines Dritten dem Mieter der vertragmäßige Gebrauch der gemieteten Sache ganz oder teilweise entzogen wird, die Vorschriften der §§ 537,

538, 539 Satz 1 und des § 540 für entsprechend anwendbar erklärt sind, und daß nach § 539, wenn der Mieter bei dem Abschluß des Vertrages den Mangel der gemieteten Sache kennt, ihm die in den §§ 537, 538 bestimmten Rechte, insbesondere also das Recht auf Schadenersatz nicht zustehen. Denn der § 541 bezieht sich, wie schon das Berufungsgericht in anherem Zusammenhang mit Recht ausgeführt hat, nicht auf solche Rechtsmängel, die erst nach der Überlassung der Mietsache an den Mieter entstehen. Vgl. auch Palandt, Ann. 3 zu § 541. Wohl aber hat der Untermieter dem nachträglich eintretenden Mangel im Rechte des Grundstückseigentümers deshalb nicht zu vertreten, weil es sich dabei um die Kenntnis fremder Vermögensverhältnisse handelt. Er hat der Regel nach mit für die Unmöglichkeit seiner eigenen Rechts, d. h. seines Mietrechts, einzustehen. Dagegen überschreitet es das Maß der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt, wenn, von besonderen Umständen abgesehen, von ihm verlangt wird, daß er bei der Untermietung sich auch noch darüber vergewissere, ob nicht dem Untermieter möglicherweise der zugesicherte Gebrauch der Mietsache infolge von Umständen entzogen werden könnte, die lediglich die Vermögensverhältnisse des Hauptvermieters betreffen. Wenn die Revision sodann die Annahme des Berufungsgerichts bemängelt, die Erfüllung des Mietvertrages sei objektiv oder subjektiv unmöglich geworden, so ist dem gegenüber zu betonen, daß das Gericht in Wirklichkeit gar nicht angenommen hat, die Erfüllung des Untermietvertrages sei unmöglich geworden. Es hat vielmehr im Gegenteil verurteilt, eine solche Feststellung auch gemäß § 275 Abs. 2 BGB für nicht erforderlich erklärt, weil hiernach das nachträgliche Unvermögen des Schuldners der nach der Entstehung des Schuldverhältnisses eingetretenen Unmöglichkeit gleichstehe. Der mit Bezug hierauf erhobene Angriff aber, es sei nicht den Anforderungen des Urteils des RG, RG 67, 116, gemäß festgestellt, daß die Schwierigkeiten in der Untermietung der Wohnung so groß gewesen seien, daß sie nach der Aufkündigung des Verkehrs der Unmöglichkeit der Leistung gleichgerachtet werden müßten, erscheint zwar nach dem bloßen Wortlaute der Entscheidungsgründe berechtigt. Denn es steht in diesen in der Tat an einer ausdrücklichen hierauf bezüglichen Darlegung. Nach dem ganzen Zusammenhang des Urteils jedoch, insbesondere der Bemerkung, das nachträgliche Unvermögen des Schuldners zur Leistung im Sinne des § 275 Abs. 2 BGB müsse hier als gegeben angesehen werden, in Verbindung mit den im Tatbestande als nicht bestritten vorgetragenen einschlägigen Behauptungen der Beklagten hat das Gericht jene vermehrte Feststellung rechtlich treffen wollen. T. u. B., II. v. 21. Dez. 06, 167/06 III. — Frankfurt.

4. §§ 537, 538, 542 BGB. Schadenersatzansprüche aus den §§ 537, 538 werden durch Ausübung des Kündigungsrechts nach § 542 nicht ausgeschlossen, auch wenn die den Umfang und Betrag des Schadens bestimmenden Tatsachen erst nach Kündigung des Mietverhältnisses entstehen.]

Nach § 542 BGB kann der Mieter, wenn ihm der vertragmäßige Gebrauch der gemieteten Sache ganz oder zum Teil nicht rechtzeitig gewährt oder widerentzogen wird, ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist das Mietverhältnis kündigen. Diese Kündigung ist gleichbedeutend mit Rücktritt von dem

Verträge für die Zukunft. Mit dem Zeitpunkt, in welchem die Kündigung in Wirksamkeit tritt, also bei Setzung einer Kündigungsfrist mit Ablauf der Frist, hört die Verpflichtung des Vermieters zur Gewährung des Gebrauchs der Mietsache, des Mieters zur Entrichtung des Mietzinses auf. Von diesem Zeitpunkt an kann der Mieter, falls er nicht etwa trotz der Kündigung im Besitz der Sache bleibt, überhaupt keinen Gebrauch und folglich auch keinen vertragswidrigen Gebrauch der Sache mehr ausüben, und eine mangelhafte oder nicht rechtzeitige Leistung des Vermieters kann von da an nicht mehr eintreten. Sind daher von da an Vertragsverletzungen nicht mehr möglich, so sind auch Schadenersatzansprüche, die auf solchen beruhen, ausgeschlossen. Andererseits ist es nicht zweifelhaft, daß Schadenersatzansprüche wegen eines Mangels der im § 537 BGB. bezeichneten Art oder wegen Verzugss des Vermieters (§ 538 BGB.), die zur Zeit der durch die Kündigung herbeigeführten Einigung des Mietschuldners nach Grund und Betrag abgeschlossen vorliegen, durch die Ausübung des Kündigungsrechts nicht beeinträchtigt werden. Es fragt sich aber, ob solche Schadenersatzansprüche auch dann mit Erfolg geltend gemacht werden können, wenn zwar die sie begründenden Ereignisse im Sinne des § 538 BGB. in die Zeit des bestehenden Vertrages fallen, die den Betrag und Umfang des Schadens bestimmenden Tatsachen aber erst in der Zeit nach der durch Kündigung herbeigeführten Einigung des Mietschuldners hervortreten. Diese Frage ist zu bejahen; der Mieter hat in solchen Fällen Anspruch auf Ersatz des Schadens, der mit der Vertragsverletzung des Vermieters, die zur Kündigung berechtigenden Anlaß gegeben hat, in ursächlichem Zusammenhang steht. Daß dieser Schadenersatzanspruch durch Ausübung des Kündigungsrechts nach § 542 BGB. ausgeschlossen werde, geht weder aus dem Gesetz noch aus der Entstehungsgeschichte hervor; denn wenn zu § 529 des ersten Entwurfs der Jufus beantragt wurde: „Neben dem Rücktritt bleibt dem Mieter das Recht auf Nachlass am Mietzins und auf Schadenersatz für die Vergangenheit vorbehalten,“ und wenn die zweite Kommission diesen Jufus genehmigt, und die Redaktionskommission ihn lediglich deshalb, weil er selbstverständlich sei, weggelassen hat (vgl. Prot. der II. Komm. Bd. II S. 229, 513 und Anm. 1 S. 514 und Anm. 1), so ist hiermit vereinbar, daß ein Schadenersatzanspruch, der aus einer in der Vergangenheit vorgenommenen Vertragsverletzung beruht, seinem Betrage nach aber erst später entsteht, durch die Kündigung nicht beseitigt wird. Für die Annahme, daß das Gesetz einen solchen Ausschluß nicht beabsichtigt hat, spricht auch die gleichartige Regelung in den §§ 383—385 WZ. I, 21 (vgl. § 273 WZ. I, 21; Entsteh. des OZ. 75, 74 (Ertlichvorstsch. 94, 29 und 74, 117)). Der maßgebenden Ansicht des Berufungsgerichts kann nicht beigetreten werden. Der Erwägung, daß die dem Mieter im § 542 BGB. eingeräumte Kündigung dieserseits Wirkung habe, die eine freiwillige Einigung der Vertragsparteien dahin, den Vertrag aufzuheben, ist keine Bedeutung beizumessen. Abgesehen davon, daß auch bei freiwilliger Einigung zukünftige nachteilige Folgen bereits begangener Vertragsverletzungen in Frage kommen und berücksichtigt werden können, handelt es sich hier um die Frage, ob das Gesetz dem durch die Vertragsverletzung des Vermieters zur Kündigung genötigten Mieter den aus der

Vertragsverletzung entstehenden Entschädigungsanspruch entziehen will. Auch die weitere Erwägung des Berufungsgerichts ist nicht zureichend, daß mit der Aufhebung des Vertrages der Rechtsgrund wegfiel, auf den Ansprüche wegen Verletzung des Vertrages gestützt werden könnten. Von diesem Entstehungsgrund werden Entschädigungsansprüche, die auf der zur Kündigung Anlaß gebenden Vertragsverletzung beruhen, nicht betroffen. Das Berufungsgericht weist ferner auf die §§ 325, 326 BGB. hin, in denen der allgemeine Rechtsatz anerkannt sei, daß wer vom Vertrag zurücktritt, keinen Schadenersatz wegen Nichterfüllung verlangen könne. Auch diese Begründung geht fehl. Die §§ 325, 326 BGB. geben dem Gläubiger ein Wahlrecht, Schadenersatz wegen Nichterfüllung zu verlangen oder von dem Vertrage zurückzutreten, und dieser Rücktritt hebt den ganzen Vertrag von Anfang an auf. In dem § 542 BGB. ist dagegen von einem Wahlrecht zwischen dem Entschädigungsanspruch nach § 533 BGB. und dem Kündigungsrecht des § 542 BGB. keine Rede, und die Kündigung hebt nicht den ganzen Vertrag auf, sondern beendet ihn nur für die Zukunft. Es ist auch nicht richtig, daß in den §§ 325, 326 BGB. allgemeine gültige Rechtsgrundsätze ausgesprochen seien. Das BGB. enthält nicht nur in § 542, sondern auch in den §§ 628 Abs. 2, 1298, 1299 Regelungen, die von den §§ 325, 326 abweichen, im § 628 Abs. 2 namentlich die Bestimmung, daß, wenn die Kündigung durch vertragswidriges Verhalten des anderen Teils veranlaßt wird, dieser zum Entschädigung des durch die Aufhebung des Dienstverhältnisses entstehenden Schadens verpflichtet ist (vgl. auch § 70 Abs. 2 BGB.), und die Motive zu § 566 Abs. 1 Satz 2 des ersten Entwurfs (§ 628 Abs. 2 BGB.) — Bd. 2 S. 470 — rechtstheft diese Bestimmung gerade mit der Erwägung, daß die allgemeinen Rechtsgrundsätze es erfordern, demjenigen Teile, welcher durch sein vertragswidriges Verhalten den Grund zur Auflösung des Dienstvertrages herbeigeführt hat, die Pflicht zum Schadenersatz aufzulegen; darin liege kein Widerspruch mit der Bestimmung des § 369 (§ 325 BGB.), da die letztere auf einen besonderen, eine abweichende Beurteilung zulassenden Fall sich beziehe. Aus den §§ 325, 326 BGB. können hiernach Schlussfolgerungen auf das ganz anders geartete Kündigungsrecht des § 542 BGB. (vgl. auch Motive zum I. Entwurf Bd. 2 S. 418, 419 zu § 529) nicht hergeleitet werden. Eine wesentliche Bebrutung der Kündigung nach § 542 BGB. besteht darin, den Streit des Mieters und Vermieters zu veranlassen und die Entschädigung eines größeren Schadens zu veranlassen. — Die §§ 483 und 635 BGB., auf welche das Berufungsgericht Bezug nimmt, können nicht in Betracht kommen, weil sie nur Sonderbestimmungen für die Wandelung beim Kauf und beim Werkvertrag enthalten. Auch die Bestimmungen in §§ 543 Abs. 2 und 555 sind für den vom Berufungsgericht vertretenen Ausschluß des Schadenersatzanspruches nicht beweiskräftig. R. v. J., II. v. 21. Dq. 06, 123/06 III. — Berlin.

5. §§ 705, 723 BGB. Kauf oder Gesellschaftsvertrag

Die Parteien schlossen unter dem 1. März 1893 einen Vertrag, zufolge dessen Kläger sich verpflichtet, das Kaiserpatent Karabinenwaffen zu liefern; es ist erreicht, an den Beklagten zu einem bestimmten Preise zu liefern; er sollte an niemand die Kom-

position des Präparats mitteilen, auch an niemand ohne Auftrag des Beklagten von denselben Warenlager liefern, auch für niemand ein Konkretenfabrikat fertigen, resp. in den Handel bringen, wogegen Beklagter sich verpflichtete, seinen Bedarf von niemand fabrizieren zu lassen, auch von niemand ein Konkretenfabrikat zu beziehen. Für den Fall, daß der eine oder andere der Vertragsschließenden diesen Vereinbarungen zuwiderhandeln würde, sollte er zum Schadenersatz verpflichtet sein und außerdem eine Konventionalstrafe von 1000 Mark zu bezahlen haben. So lange der vorerwähnte Artikel noch im Handel befindlich sei, sollte es keinem der Vertragsschließenden freistehen, den auf 10 Jahre unlösbar geschlossenen Vertrag aufzulösen. Als ein Gläubiger des Klägers die Forderung des Klägers aus dem Vertrage für dessen ganze Dauer im Wege des Arrestes pfändete und Kläger den Beklagten beleidigte, erklärte dieser, daß er den Vertrag als aufgelöst betrachte und rief keine Ware mehr ab. Der Kläger erhob gegen den Beklagten eine Klage mit dem Antrage, festzustellen, daß der Vertrag vom 1. März 1899 zu Recht bestehe. Das OLG. wies die Klage ab, das AG. hob auf und verwies zurück. Der Berufungsrichter gelangt zur Abweisung der Klage durch die Erwägung, daß der zwischen den Parteien geschlossene Vertrag sich als Gesellschaftsvertrag oder doch als ein gesellschaftsähnliches Rechtsverhältnis darstelle, daß auf ihm, trotzdem er unter der Herrschaft des alten Rechts abgeschlossen worden sei, der § 723 BGB. Anwendung finde und daß der Beklagte wichtige Gründe gehabt habe, um das Vertragsverhältnis vorzeitig zu lösen. Mit Recht rügt die Revision, daß der Berufungsrichter seiner Entscheidung die Normen des Gesellschaftsrechts zugrunde gelegt habe. Das Wesen der Gesellschaft erfordert nach allem wie nach neuem Rechte die Errichtung eines gemeinsamen Zweckes, der im vorliegenden Falle nur auf dem Gebiete gemeinschaftlich zu errichtender Vermögensvorteile gesucht werden kann (vgl. § 169 I, 17, 22 R. Art. 1832, 1833 Code civil, § 705 BGB.). Daran fehlt es nach dem klaren und insoweit der Auslegung weder fähigen noch bedürftigen Wortlaute des Vertrages, wie er im Tatbestande mitgeteilt worden ist. Der Beklagte verpflichtet sich zur Entnahme des vom Kläger hergestellten Vorkindestoffes für seinen Bedarf und zur Zahlung eines bestimmten Preises für das Gros flüßigen. Damit sind die geschlossenen Merkmale des Kaufvertrages gegeben. Daß die Menge der verkauften Ware nicht bestimmbar, sondern nur (durch den Bedarf des Käufers) bestimmbar ist, ändert an der rechtlichen Beurteilung nichts, es fehlt auch in solchen Fällen nicht an einem genügend bestimmten Gegenstande des Kaufgeschäfts (vgl. Ensch. des RG. 14, 291, Folge 6 R. 552; 8 R. 317). Von einem gemeinschaftlich zu errichtenden Zweck ist nirgends die Rede. Jeder der Vertragsschließenden verfolgt seinen eigenen Vorteil; der Kläger behält den Gewinn, der ihm durch den Verkauf seines Erzeugnisses zusteht, und entsprechend verhält es sich mit dem Beklagten. An eine gemeinschaftliche Ausbeutung des vom Kläger hergestellten Vorkindestoffes ist nicht zu denken. Daß der Vorteil der Parteien, wie bei jeder Gesellschaftsvereinbarung zwischen dem Produzenten und seinem Kunden, Hand in Hand geht, begründet keine Gesellschaft, auch kein ihr ähnliches Rechtsgewerbe. Die Besonderheiten des Vertrages liegen einmal in den Abmachungen,

durch die dem Kläger die Mittelung der Herstellungswiese des Rohstoffes und dessen Lieferung an andere sowie andererseits dem Beklagten der Bezug des Rohstoffes von anderen untersagt ist, ferner in der Festsetzung, daß der Vertrag mindestens 10 Jahre in Kraft bleiben soll. Derartige Vereinbarungen vermögen dem Vertrage den rechtlichen Charakter des Kaufs nicht zu nehmen. Konkretenfabrikate bei Kaufverträgen, die auf eine gewisse Dauer geschlossen sind, und langfristige Substitutionslieferungsverträge sind nichts Ungewöhnliches. Daß die erwähnten Besonderheiten des Geschäfts in erhöhtem Maße Vertragsstreit auslösen und in diesem Punkte eine andere rechtliche Behandlung verdienen mögen, als es bei Verträgen geboten ist, die sich in einmaliger Leistung und Gegenleistung erschöpfen, kann dem Berufungsrichter zugegeben werden. Aber sie reichen nicht aus, um das Unjagengeschäft des Kaufes in das Gemeinschaftsverhältnis der Gesellschaft zu verwandeln und in die Anwendung des § 723 BGB. zu rechtfertigen. Deshalb entsteht das Berufungsurteil der erforderlichen rechtlichen Grundlage und es mußte, weil es das Rücktritts- (richtiger: Ründigungs-) Recht des Beklagten lediglich vom Standpunkte des Gesellschaftsverhältnisses aus prüft, aufgehoben werden. Bei der hiernach gebotenen anderen Verhandlung und Entscheidung der Sache wird zu untersuchen sein, ob von dem richtigen Ausgangspunkt aus, daß es sich um einen für eine längere Dauer bestimmten Kaufvertrag mit den gemeinsamen Klauseln handelt, die Lösung des Verhältnisses durch den Beklagten zu rechtfertigen ist. Dabei scheiden die Gründe, die dem Berufungsrichter für die Zuerkennung der in § 723 BGB. gegebenen Ründigungsbeurteilung genügt haben, aus. Besteht zwischen den Parteien keine Gesellschaft und findet ein personelles Zusammenarbeiten unter ihnen nicht statt, sondern werden sich ihre vertragssmäßigen Beziehungen dergeßtalt ab, daß der Kläger das vom Beklagten abgerufene Rohstoff von Geln nach Berlin beliebert und dafür den bedingenen Preis erhält, so läßt sich nicht sagen, daß eine Fortdauer dieser Beziehungen durch das beleidigende Verhalten des Klägers, das zudem seine Sühne vor dem Strafgericht gefunden hat, unmöglich gemacht worden sei. Die Pfändung wäre vielleicht erheblich, wenn es sich um eine Kreditkauf des Beklagten handelte. Dies ist aber nicht der Fall. Vielmehr fragt es sich, ob und inwiefern der Umstand, daß die Forderung des Lieferanten auf Zahlung des Preises für künftige Lieferungen gepfändet ist, dem Besteller ein Lösungsrecht gibt. Die bloße Möglichkeit, daß der Lieferant, der nur in die Tasche seines Gläubigers arbeitet, minderwertige Ware liefern werde, vermag ein solches Recht nicht zu begründen. Wenn Gewährung steht die andere als gleichberechtigt gegenüber, daß der Lieferant an der Befreiung von seiner Schuld auch ein wesentliches Interesse hat, das er nur durch gute Bedienung des Kunden befriedigen kann. Daß im vorliegenden Fall etwas anderes oder gar unangenehmes gewesen wäre, der Kläger sei zur Belieferung nicht willens oder außerstande, dafür fehlt es an dem ausreichenden Anhalt. Der Berufungsrichter spricht zwar von einer erheblichen Störung oder Unterbrechung der Sendungen, aber er erörtert selbst, daß Kläger das unter dem 23. April 1903 abgerufene, sehr beträchtliche Quantum von 40 Gros bis zum 1. Mai nahezu vollständig (es fehlten noch 45 Dugend Pfunden) geliefert habe. Daß dies in minderwertiger Beschaffenheit geschehen sei, dar-

über erstellt nichts, und wenn der Kläger in seinem Schreiben vom 22. April 1903 erklärt hat, er werde aufhören, zu fabriken, so hat er diese Äußerung durch die Tat widerlegt. Es bleibt mithin nichts, als die durch die Pfändung hervorgetretene mißliche Vermögenslage des Klägers, welche allein dem dadurch, soweit erkennbar, in seiner Fidei geschädigten Beklagten kein Recht verleiht, den Betrag vorzeitig aufzugeben. R. v. H., II. a. 11. Dez. 06, 90/06 VII. — Berlin.

6. §§ 765 ff. BGB. Übernahme der Haftung für eine in Pfandung gegebene Hypothek keine Bürgschaft.

Der Beklagte schuldete im Jahre 1900 der Klägerin 6000 Mark, leimte das Geld hat nicht beschaffen und übertrug ihr daher mittels Protokolls des Grundbuchamts vom 25. Oktober 1900 eine für ihn auf dem B'schen Grundstück BL 1353 des Grundbuchs B für Dreddeh-Antonstift eingetragene, bei pünktlicher Zinszahlung vor 1. April 1902 nicht kündbare Hypotheksforderung von 8000 Mark. Die Klägerin mußte ihm dafür 1500 Mark bar herauszahlen. Die bezeichnete Hypothek, der 50 000 Mark andre Hypothekskapitalien im Range vorgingen, fiel bei der Zwangsversteigerung vom 21. Februar 1905 vollständig aus, und nunmehr verlangt die Klägerin, daß ihr der Beklagte, weil er für die Hypothek eingekauft habe, zwar nicht 8000 Mark, aber den erhaltenen Gegenwert von 7500 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit 1. Januar 1904 bezahle. Beklagter wurde in allen Instanzen verurteilt: Mit Unrecht will der Revisionskläger die beschränkte Haftungsbürgschaft für Güter der Hypothek als Bürgschaft und daher ohne schließliche Beurkundung als nichtig gemäß § 766 BGB. crachtet wissen. Sie war vielmehr nur die Nebenabrede über Gewährleistung zu einem Vertrag, der sich aus Fingabe an Zahlungseinstand und Kauf zusammensetzte, für den aber, wie der Vorberichter mit Recht annimmt, Kaufgrundstücke zur Anwendung kamen. §§ 365, 437, 438 BGB. Diese Nebenabrede bedurfte daher der Niederschrift nicht, und es ist rechtswidrig, sie überhaupt als Bürgschaft aufzulösen. Die §§ 765 ff. BGB. haben nur die freiwillige und besonders gefährliche Haftungsbürgschaft für ein fremde Schulden im Auge und wollen diese durch Anordnung der Schriftform einschränken oder doch mit gewissen Eigenschaftsvoraussetzungen umgeben, sie denken aber nicht an Fälle, da jemand seine eigene, wenn auch vielleicht nur moralische Verkäufer- oder Zahler-Verbindlichkeit dem Gesetz gegenüber vertragsgemäß verfährt. Zu der Zeit, da dies geschieht, ist übrigens der Besizzer noch gar nicht Gläubiger eines Dritten, wie dies der § 765 BGB. voraussetzt, sondern soll es erst werden. Bgl. RG. 61, 157, U. V. 457/05 vom 2. Mai 06. Wichtig ist, daß § 365 BGB. nicht einschlägt, insofern, als er den Abstreitenden nur zur Haftung wegen eines Mangels im Rechte hinsichtlich der übertragenen Forderung, ebenso wie § 437 eod. verpflichtet. Aber zutreffend führt der Berufungsrichter aus, daß dies ebensoviele wie die Vermutung des § 438 hindert, daß der Empfänger einer Forderung vertragsmäßig sich Haftung des Abstreitenden für deren Gültigkeit und zwar nicht nur für die Zeit der Abstreitung, sondern auch für weiter hinaus ausbedingt. Daß aber dies wirklich im vorliegenden Falle geschehen sei, stellt der Berufungsrichter einwandfrei und ohne Rechtszweifel tatsächlich fest. L. v. O., II. a. 29. Dez. 06, 213/06 V. — Dreddeh.

7. §§ 1117 Abs. 2, 931 BGB. in Verb. mit §§ 6, 146 RD. und § 115 ZGB. Zu der Vereinbarung in § 1117 Abs. 2 muß die tatsächliche Eintragung des Hypothekenscheins beim Grundbuchamt hinzukommen, um die dingliche Berechtigung des Besizzers herbeizuführen, Sonst bleibt aber jedenfalls obligatorisch für die Eintragung laßbar; Gebundenheit des Konkursverwalters des Besizzers?

Bei der Zwangsversteigerung des dem jetzigen Gemein-schuldner B. gehörigen Grundstücks Charlottenburg Bd. 189 Bl. Nr. 6493 des Grundbuchs entfiel auf die erste-stellige, für die Rheinisch-Westfälische Bodenreditbank in G. eingetragene Brief-Hypothek von 170 000 Mark der volle Betrag. Letzterer gelangte jedoch, da die Hypothek nur in Höhe von 48 074 Mark 30 Pf. valutiert war, nur in Höhe dieser Summe zur Auszahlung an die Hypothekengläubigerin, während auf den Rest von 121 925 Mark 70 Pf. vier nacheingetragene Hypothekengläubiger mit einem Gesamtbetrag von 52 593 Mark 29 Pf., darunter der Revisionsbeklagte O. mit einem Betrage von 4 614 Mark 3 Pf., angewiesen wurden. Da B. gegen diese Aufteilung mit der Behauptung Widerspruch erhob, daß der erwähnte Restbetrag der ersten Hypothek ihm als Eigentümergrundschuld gebühre, so wurde ein Betrag von 50 943 Mark 30 Pf. als Streitmasse hinterlegt und von B. der erhobene Widerspruch rechtzeitig im Klagenwege mit dem, soweit der Rechtsstreit noch für die gegenwärtige Instanz interessiert, gegen den Revisionsbeklagten O. gerichteten Antrage verfolgt, um zu verurteilen, anzuerkennen, daß ihm an der hinterlegten Streitmasse der liquidierte Betrag von 4 614 Mark 3 Pf. nicht zustehe. Der Beklagte hat Abweisung der Klage und ferner wiederkehrend beantragt, den Kläger zu verurteilen, an ihn, Beklagten, 4 613 Mark 40 Pf. nebst Zinsen zu zahlen. Für die Revisionsinstanz kommt diese Widerklage überhaupt nicht und von den zur Abwehr des klägerischen Widerspruchs geltend gemachten Verteidigungsmitteln nur die eine unbeschränkte Behauptung in Betracht, daß B. mittels notariell beglaubigter Urkunde vom 23. September 1904 von der ihm zugefallenen Eigentümergrundschuld von 121 925 Mark 70 Pf. einen Teilbetrag von 5 000 Mark nebst Zinsen an den Beklagten abgetreten hat, und zwar unter Vorbehalt des ihm gegen die Hypothekengläubigerin zustehenden Anspruchs auf Herausgabe des Hypothekenscheins zwecks Umföhrung und Wahrung eines Zweigdokuments sowie unter Erklärung des Umverhältnisses, daß dem Besizzer das Zweigdokument vom Grundbuchamt ausgehändigt werde. Der I. Richter hat die gegen O. gerichtete Klage abgewiesen. Während des Laufs der Berufungsinstanz ist am 20. April 1905 über das Vermögen des Klägers der Konkurs eröffnet worden. Der Konkursverwalter hat das unterbrochene Verfahren ausgenommen und in materieller Hinsicht repliziert, ein Übergang der abgetretenen Teilsumme auf den Beklagten habe nicht stattgefunden, da der (demnach vom Vollstreckungsgericht kassierte) Hypothekenschein nicht übergeben worden, sondern im Besitz der Hypothekengläubigerin verblieben sei und da ferner der in der Urkunde als mitabgetreten bezeichnete Anspruch auf Herausgabe des Briefes gar nicht bestanden habe, also auch keine gültige Erbschaftsübergabe vorliege. Verurteilung und Revision sind zurückgewiesen: Der Berufungsrichter stützt zunächst durch Auslegung der Abtretungsurkunde

vom 23. September 1904 ist, daß B. alle Erfordernisse erfüllen wollte, die nötig waren, um den Übergang der ihm abgetretenen Teilpfeil auf den Beklagten zu verwirklichen und daß daher, entgegen dem ungenauen Wortausdruck in der Urkunde, sein Wille dahin gegangen sei, dem Beklagten den Anspruch an die Hypothekengläubiger auf Herausgabe des Hypothekenbriefes an das Grundbuchamt jenseits Umschreibung der Teilpfeil und Bildung des Zwangsbeitrages, § 1145 BGB., mitabzutreten. In rechtlicher Hinsicht hält der Berufungsgericht auf Grund der §§ 1117, 931 BGB. diese Abtretung für genügend, um den Hypothekenübergang herbeizuführen. Angesichts der zitierten Verfügungsbestimmungen sei es ohne Belang, daß die Bildung eines Zwangsbeitrages infolge der dazwischengeschrittenen Zwangsversteigerung und Briefstiftung nicht mehr habe erfolgen können und dadurch der Ausübungsanspruch an das Grundbuchamt gegenstandslos geworden sei. Die Revision belächelt diese Annahme als rechtsirrig und es ist richtig, daß der erkennende Senat aus Anlaß eines gleichliegenden Falles sich bereits in dem zum Abdruck in der amtlichen Sammlung bestimmten Urteil vom 22. November 1906, V 117/06, dahin ausgesprochen hat, die in § 1117 Abs. 2 BGB. erwähnte Vereinbarung genüge bei einer Teilabtretung jedenfalls für sich allein, den Übergang der abgetretenen Teilpfeil auf den Erwerber zu bewirken, sondern es müsse zum mindesten noch die tatsächliche Umtreibung des über die ganze Pfost gebildeten Hypothekenbriefes beim Grundbuchamt hinzukommen. Indessen kann, selbst wenn man darnach annehmen wollte, daß das Berufungsurteil auf einer Geheißverweigerung beruht, dies der Revision nicht zum Erfolg verhelfen, da die angefochtene Entscheidung sich aus einem anderen Grunde als richtig darstellt. Der Mangel der Bildung und Übergabe eines Teilhypothekenbriefes ober der Übergabe des die ganze Hypothek betreffenden Briefes hinderte nur, daß der Fessionar in bezug auf den abgetretenen Teilbetrag dinglich berechtigt wurde. Demgemäß verlagte sein Recht, wenn der Zehent denselben Teilbetrag der Hypothek nochmals an einen Dritten, und zwar an diesen unter Verbuchung der angegebenen Vollzugsform, abtrat oder wenn es einem Gläubiger des Zehenten gelang, eine mit der Einnahme des Hypothekenbriefes verbundene und daher ebenfalls dinglich wirksame Klüftung der fraglichen Teilpfeil gegen den Zehenten auszubringen. Solange dagegen die Teilpfeil im Vermögen des Zehenten verblieb, äußerte der Abtretungsvertrag, der insoweit nach dem Gesichtspunkt eines pactum de cedendo zu beurteilen war, vgl. R. 65, 146, keine volle Wirksamkeit zwischen den Vertragschließenden. Der Zehent war fast der Abtretung verpflichtet, dem Erwerber den zur Erlangung des dinglichen Gläubigerrechtes erforderlichen Besitz des Hypothekenbriefes oder eines Teilbriefes zu verschaffen, und war dies deshalb nicht ausführbar, weil infolge der Zwangsversteigerung des beschlagnahmten Grundstücks die Hypothek als dingliches Recht erlosch und der Hypothekenbrief nutzlos wurde, so hatte der Zehent namentlich denjenigen Betrag des Versteigerungsverlustes, der auf den abgetretenen Hypothekenanteil entfiel, dem Fessionar zu übrigen oder zu dulden, daß dieser an seiner Stelle im Verteilungstermine als Liquidant auftrat. Hierbei blieb der Umstand, daß der Fessionar aus der Abtretung kein dingliches, sondern nur ein persönliches Recht erlangt hatte, völlig außer

Betracht; einer etwaigen Berufung des Zehenten auf den der Abtretung anhaftenden Mangel der Vollzugsform konnte der Fessionar wirksam mit der Einrede der Arglist begegnen. Nach dem Berechnen würde die gegenwärtig im Prozeß befangene Streitmasse gewisslos dem Beklagten D. zuzurechnen sein, wenn es nicht zur Eröffnung des Konkurses über das Vermögen des B. gekommen wäre, sondern der letztere als Prozeßpartei den anhängigen Rechtsstreit bis zur rechtskräftigen Entscheidung durchgeführt hätte. Es fragt sich daher nur noch, ob an dieser Rechtslage durch die im Laufe des Prozesses erfolgte Konkursöffnung und den damit zusammenhängenden Eintritt des Konkursverwalters in den von ihm aufgenommenen Rechtsstreit etwas geändert worden ist. Das ist zu verneinen. Nach § 6 KO. hat die Konkursöffnung die Wirkung, daß für die Ausübung des die Konkursmasse betreffenden Verwaltungs- und Verfügungsbereichs der Konkursverwalter an die Stelle des Gemeinsschuldners tritt. Er ist also insoweit, mag man im übrigen seine rechtliche Stellung im Sinne der einen oder anderen der darüber aufgestellten verschiedenen juristischen Theorien auffassen, dem Gemeinsschuldner gegenüber kein Dritter. Das RG. hat diesen Satz bisher nur nach einzelnen Richtungen hin zur Geltung gebracht, insbesondere für die Fälle, in denen der Gemeinsschuldner als Hypothekengläubiger vor der Konkursöffnung sich einem anderen gegenüber zur Vorrechtseinräumung oder zur Bewilligung der Löschung der Hypothek verpflichtet hatte, ausgesprochen, daß die Konkursmasse ein solches Abkommen gegen sich gelten lassen müsse (vgl. die Urteile vom 3. November 1898 in Bruchst. 31, 404; vom 6. März 1897, RG. 19, 59; vom 25. Mai 1900, JZ. S. 525 Ziff. 17). Ob darüber hinaus der Grundbesitz der Personeneinheit zwischen Gemeinsschuldner und Konkursverwalter ganz allgemein anzuerkennen ist und demgemäß auch im vorliegenden Falle dem Konkursverwalter die Einrede der Arglist aus der Person des Gemeinsschuldners entgegengesetzt werden kann, braucht nicht entschieden zu werden, da jedenfalls ein anderer Gesichtspunkt durchgreift, der zu demselben Ergebnis führt. Gegenstand und Zweck der Klage, die auf Grund des § 115 ZPO. in Verbindung mit § 878 ZPO. erhoben wird, ist ähnlich wie bei der Feststellungsklage aus § 146 KO. ein begrenzter. Wie die konkursrechtliche Klage den schlußendenden Anspruch nur in der Gestalt in den Prozeß einführen darf, in der ihn der Gläubiger im Verteilungstermine angemeldet hat, so soll auch durch die Widerpruchsklage des § 115 ZPO. eine Entscheidung des Richters lediglich darüber herbeigeführt werden, ob der von dem Kläger in dem Verteilungstermine erhobene Widerspruch gerechtfertigt ist oder nicht. Maßgebend für die Beurteilung im Prozeß bleibt also die Sachlage, wie sie zur Zeit des Verteilungstermins bestand. Wird der Widerspruch für unbegründet erklärt, so geschieht dies, da das Urteil deklaratorische Bedeutung hat, mit rückwirkender Kraft dahin, daß der Widerspruch als nicht erhoben angesehen wird und demzufolge der Teilungsplan so zu behandeln ist, als sei er bereits im Verteilungstermine infolge allfälligen Einverständnisses zur Ausführung gelangt. Daraus folgt, daß durch Ereignisse, die nach dem Termine eintreten, das aus dem Teilungsplane bebingt erworbene Recht der Realinteressen nicht mehr veräußert werden kann und es insbesondere ohne Einfluß bleiben muß, wenn der Widerspruch,

während er den Widerspruch im Vorprozeß verfolgt, in Konkurs gerät. Der Eintritt des Konkursverwalters in den amhängigen Rechtsstreit vermag den Streitgegenstand des letzteren nicht zu ändern. Nach wie vor ist lediglich darüber zu entscheiden, ob der Gemeinlichschuldner den Widerspruch erheben darf, und das in betreff dieser Frage ergäbende Urteil ist gegenüber der durch den Konkursverwalter vertretenen Konkursmasse als der nummerngen Vorprozeßpartei ohne weiteres wirksam. Konkurs. a. D. II, 4. 5. Sam. 97. 177/06 V. — Berlin.

8. § 1353 Abs. 2 Satz 1 BGB. Die Fragen nach der
Erfüllbarkeit des Rückforderungsverlangens und nach dem Vorliegen
eines Rechtsmissbrauchs sind von Amts wegen zu prüfen.)

Richtig ist, daß, wie die Revision hervorhebt, die Fragen nach der Enfranklichteit des Rückföhrungsverlangens und nach dem Bestehen eines Redaktionsbetrugs des Ehemannes von Amts wegen zu prüfen sind. *RG. IV 28. Februar 1901* *JZ. 01, 293* (auch in *Gruchotf. Rev. 45, 638*); *RG. II 4. Dezember 1900* *JZ. 00, 891*; *RG. IV 6. Oktober 1903* *JZ. 02 Beil. S. 272*; *RG. IV 22. Dezember 1904* in *Saden. Wdfr. S. Wdfr. IV 305/04*; *RG. IV 5. April 1906* *JZ. 06, 336*; allein der Vorwurf der Revision, das Berufungsgericht habe diese vom *RG.* befandig festgestellten Redaktionsumstände in vorliegender Sache verlegt, kann nicht für begründet erachtet werden. Das Berufungsgericht hat sich der ihm hiernach obliegenden Prüfung unterzogen, indem es die nach diesen Richtungen hin vorgebrachten Einzelheiten einer Erörterung unterwarf. Das Ergebnis ist zumangestehen der Beklagten aus. Daß die Gründe keinen ausdrücklichen Auspruch dahin, dem Kläger sei es um die Wiedererreichung mit seiner Ehefrau Ernst, ein Redaktionsbetrug liege auf seiner Seite nicht vor, vermissen lassen, vermag die Revisionsinstanz nicht zu hüßen. *B. o. B., II. v. 3. Jan. 07, 247/06 IV.* — Berlin.

9. §§ 1568, 1573 BGB. Berücksichtigung von Verjährungen, die in früheren Scheidungsprozessen nicht für erheblich erachtet wurden, in Verbindung mit nicht völlig bedeutungslosen Verjährungen in einem neuen Prozesse. Begriff der Verjährung bezüglich der Verjährungen der früheren Reize.]

Die klagende Ehefrau hat den Beklagten Ehemann 1901 verlassen. Seit dieser Zeit ist es zu verschiedenen Prozessen zwischen den Parteien gekommen. Eine Klage des Ehemanns auf Herstellung des ehelichen Lebens ist durch rechtskräftiges Urteil vom 19. November 1904 abgewiesen worden. In einem früheren Scheidungsprozeß der Parteien war die Klage der Ehefrau sowie die Widerklage des Ehemanns durch Urteil vom 11. November 1903 abgewiesen worden. Auf die im Dezember 1904 von neuem erhobene Scheidungsklage der Ehefrau erkannte das W. durch Urteil vom 8. März 1905 auf Scheidung der Ehe wegen Ehebruchs des Beklagten. Die Klägerin legte mit der Entrichtung, daß sie diesen Ehebruch verziehen habe, Verzicht ein und nahm die Klage zurück. Der Beklagte widersprach der Zurücknahme, legte Anfechtungserklärung ein und beantragte im Wege der Widerklage, die Ehe der Parteien zu scheiden. Die Klägerin beantragte, die Anfechtungserklärung zu verwerfen, eventuell auch den Widerkläger für schuldig an der Scheidung zu erklären. Die Widerklage hatte der Beklagte auf die Beweismittel gestützt, die die Klägerin beide im wiederholten arch. Be-

schmäht, sie versuche auch unangekündigt ihn durch freivol angelegte Prozesse systematisch zu ruinieren, was die Klägerin bestritt. Das RG wies Klage und Widerklage ab, das RG hob auf: Die Revision erhebt mit Recht in erster Linie die Klage, daß die auf die Widerklage des Beklagten ergangene Aufhebung des Berufungsgerichts auf einer Verletzung des § 1573 BGB. beruhe. Das Berufungsgericht geht bei Prüfung der Verfehlungen der Klägerin, auf die der Beklagte gemäß § 1568 BGB. den Scheidungsantrag der Widerklage gestützt hat, davon aus, daß von verschiedenen Zeugen Beschimpfungen des Beklagten durch seine Ehefrau behauptet worden sind. Diese Beschimpfungen sollen nach der Ausführung des Berufungsgerichts in zwei Gruppen, in die gegen die Klägerin aus rechtsverletzender Zeit selbstgefallen, nach der Rechtskraft des Urteils vom 19. November 1904 liegenden und in die früheren Äußerungen. Das Berufungsgericht erkennt zwar an, daß die Äußerungen der Klägerin aus rechtsverletzender Zeit sich objektiv als Beschimpfungen und Beleidigungen darstellen, es erlischt in ihnen jedoch keine schweren Eherechtsverfehlungen im Sinne des § 1568 BGB., weil diese Äußerungen lediglich die Rückwirkung und Folge des seit Jahren fortgesetzten unästhetischen und getarnten eherechtlichen Treibens des Beklagten seien. Die vor der Rechtskraft des bezeichneten Urteils liegenden, dem Beklagten bekannten Verfehlungen der Klägerin sieht das Berufungsgericht als verziehen an, es läßt sie daher als selbständige Scheidungsgründe nicht gelten. Im Anschluß daran wird ausgeführt, die früheren Verfehlungen dürfen ganz abgesehen davon, daß auch sie im Hinblick auf das unästhetische Verhalten des Beklagten nur als leichte anzusehen wären, nur gemäß § 1573 BGB. zur Unterstützung anderer redlich anerkannter Scheidungsgründe Verwertung finden, die nicht gegeben seien, sie seien deshalb nicht von entscheidender Bedeutung, es bedürfe daher keines weiteren Eingehens auf die von den Parteien im einzelnen einander gemachten Vorwürfe. Das Berufungsgericht geht hiernach bei Anwendung des § 1573 BGB. von der Annahme aus, daß die nicht durch Verzeihung, Verjährung oder aus einem sonstigen Grunde ausgeschlossenen Tatsachen schon für sich allein betrachtet eine schwere, den Tatbestand des § 1568 BGB. erfüllende Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten enthalten müßten. Diese Annahme ist richtig. Die Vorschrift des § 1573 BGB. ist für den Fall gegeben, daß die nicht völlig bedeutungslosen Verfehlungen aus neuerer Zeit nicht ausreichen, den Tatbestand eines Scheidungsgrundes zu erfüllen; sie können aber einen Scheidungsgrund abgeben, wenn sie in Verbindung mit den früheren, zur selbständigen Begründung der Scheidungsklage nicht mehr geeigneten Verfehlungen genügt werden. Abgesehen von früheren Entscheidungen (RV. 1900 S. 602; 1903 Beilage S. 48 Nr. 108, S. 88 Nr. 903) ist das RG der Auffassung des Berufungsgerichts in dem Urteile vom 15. März 1906 IV 297/05 entgegengetreten, durch welches das Urteil des Berufungsgerichts vom 6. Mai 1905 in Sachen Schumbler c. Schumbler 12 U. 5741/04 aufgehoben wurde. Sonach müßte das gesamte Verhalten der Klägerin aus neuerer und älterer Zeit in Betracht gezogen werden, auch wenn das Berufungsgericht die früheren Verfehlungen, auf die es nicht näher eingegangen ist, für sich allein betrachtet, als leicht ansah. Die Revision hat jedoch nicht

mit Recht geurteilt, daß die Annahme des Berufungsgerichts, der Beklagte habe seiner Ehefrau die vor dem Tage der Rechtskraft des Urteils vom 19. November 1904 liegenden, ihm damals bekannten Verschulden verziehen, der erforderlichen Begründung entbehrt. Die Revision macht geltend, die Klage auf Herstellung des ehelichen Lebens habe der Beklagte zu dem Zweck angestellt, die Schwörung wegen böswilliger Verschulden vorzubereiten. Die Parteien leben unversöhnten bereits seit Ostern 1901 getrennt; der Beklagte hat zur Begründung seiner Widerklage unter anderem geltend gemacht, die Klägerin sei unangekehrt bestrahlt, durch die verschiedenen — zum Teil schon vor dem 19. November 1904 anhängig gemachten — Prozesse den Beklagten wirtschaftlich zu vernichten. Bei solcher Sachlage genügt der Hinweis des Berufungsgerichts darauf, daß der im Jahre 1904 die Herstellungsklage erhebende Ehemann die früheren Verschulden seiner Ehefrau nicht ehevertrübend empfunden haben könne, keineswegs um die Annahme zu begründen, daß er ihre alle Verschulden verziehen habe, die vor dem, dem Zeitpunkt nach nicht schließlichen Tage der Rechtskraft des die Herstellungsklage abweisenden Urteils vom 19. November 1904 liegen. L. c. 2., II. v. 17. Dez. 06, 257/06 IV. — Berlin.

Schuldbestehensordnung.

10. §§ 240, 330, 557, 87 Abs. 1, 708 Nr. 3 ZPO. in Verb. mit § 11 RD. Verpflichtung des Konkursverwalters zur Klagestellung des Klägers hinsichtlich eines von ihm für begründet erachteten Klagenanspruchs.]

Nachdem über das Vermögen der Revisionsklägerin der Konkurs eröffnet worden, hat die Revisionsbeklagte sowohl den Konkursverwalter als auch die Gemeinschaftnerin unter gleichzeitiger Zustellung der Anzeige, daß sie das durch die Eröffnung des Konkurses unterbrochene Verfahren wieder aufnehme, zu dem Termine vom 21. Dez. 06 zur mündlichen Verhandlung laden lassen. Sie hat beantragt, die Revision kostenpflichtig zurückzuweisen. In der mündlichen Verhandlung war weder der Konkursverwalter noch die Gemeinschaftnerin vertreten. Dem Antrag der Revisionsbeklagten war in Anwendung der §§ 240, 330, 557, 87 Abs. 1, 708 Nr. 3 ZPO. und § 11 RD. stattgegeben. Denn die Klage gegen die jetzige Gemeinschaftnerin bezweckte die Einwilligung in die Löschung eines zu ihrem, der Beklagten, Gunsten eingetragenen Warenzeichens und stützte sich auf die Behauptung, daß dies das für die Klägerin schon früher eingetragene Warenzeichen verleihe. Daß die Klage auf Löschung des Warenzeichens, das ein Zubehör des zur Konkursmasse gehörigen Geschäftes der Beklagten und mit diesem veräußert ist, die Konkursmasse betrifft und daß daher durch die Konkursveröffnung das Verfahren gemäß § 240 ZPO. unterbrochen worden ist, kann einem beglaubigten Schreiben nicht unterliegen. Es handelt sich hierbei um einen jedenfalls als Aussonderungsanspruch im Sinne des § 11 der RD. zu behandelnden Anspruch auf Aussonderung eines tatsächlich zur Konkursmasse gehörigen Immaterialguts vermöge des Warenzeichensrechts der Klägerin (vgl. RG. 45, 171). Diesem Anspruch gegenüber ist der Klägerin mit einer bloßen Ablehnung der Aufnahme des Verlaufs seitens des Konkursverwalters nicht genügt; vielmehr hatte der Konkursverwalter, wenn er den Anspruch der klagenden Partei für begründet

erachtet, die Verpflichtung, ihn auch zu erfüllen und damit die Klägerin klageslos zu stellen. Es wäre also seine Sache gewesen, die Löschung des Warenzeichens der Gemeinschaftnerin zu veranlassen oder durch Zurücknahme der Revision sein Einverständnis mit den Instanzurteilen, wodurch die Beklagte zur Einwilligung in die Löschung verurteilt worden, zu erklären. Da er dies unterlassen, so hat die Klägerin, wie aus den Kommissionsverhandlungen (Sohn, Materialien zur RD. S. 595) mit Bestimmtheit sich ergibt, das Recht, sich einen vollstreckbaren Titel zur Verwirklichung der Einwilligung in die Löschung des Warenzeichens zu verschaffen und zwar mit der aus § 97 ZPO. sich ergebenden Folge, daß der Konkursverwalter, der den Anspruch anspricht nicht anerkennt und nicht befriedigt hat, die Kosten der Revisionsinstanz zu tragen hat. Für die Anwendung des § 11 Abs. 2 RD., wonach dem Konkursverwalter, der den Anspruch sofort anerkennt, die Kosten nicht zur Last fallen, ist nach Lage des Falles kein Raum. (Vgl. § 93 ZPO.) Mit dieser Entscheidung erliegt sich der gegen die Gemeinschaftnerin nur eventuell, d. h. für den Fall gestellte Antrag, daß dem gegen den Konkursverwalter gestellten Antrage nicht stattgegeben würde. L. c. 2., II. v. 21. Dez. 06, 73/06 II. — Reichsgericht.

11. § 271 Abs. 1 in Verb. mit § 91 ZPO. Kostenpflichtige Abweisung einer unzulässig zurückgenommene dinglichen Klage.]

Die Klägerin hatte gegen ihren Sohn F. T. eine durch Hypothek auf dessen Grundstück Vießel Bl. 66 gesicherte, nach halbjähriger Kündigung rückzahlbare Forderung von 3600 Mark nebst Zinsen. F. T. hat das Grundstück vor der am 26. September 1904 erfolgten Zustellung der vorliegenden Klage an die beklagte Ehefrau veräußert. Die Klägerin behauptet die Fälligkeit der Forderung und Übernahme der persönlichen Schuld durch die beklagte Ehefrau und klagt gegen diese mit der persönlichen und der dinglichen Klage auf Zahlung gegen den beklagten Ehemann auf Auslösung der Zwangsvollstreckung in das Vermögen seiner Frau. Die Beklagten behaupten, daß die Klägerin im Sommer 1904 weitere Stundung erwährt habe, leugnen die Schuldübernahme und beantragen Abweisung der Klage. Der erste Richter hat am 16. Januar 1905 dem Klageantrag gemäß erkannt. Als der Rechtsstreit in der Berufungsinstanz anhängig war, hat die Klägerin von ihrer Forderung am 5. September 1905 2500 Mark nebst Zinsen an einen Rentier H. und am 4. Dezember 1905 den Rest von 1100 Mark nebst Zinsen an einen Kaufmann W. abgetreten und die Beklagte ihr Grundstück an J. B. veräußert. Die Auflassung ist am 10. August 1906, die Entrichtung am 21. August 1905 erfolgt. In der Berufungsinstanz beantragten die Beklagten, die Klage abzuweisen, und stützt die Klägerin den Antrag, den Beklagten die Kosten aufzuerlegen. Der Berufungsrichter weist 1. die Klägerin mit der persönlichen Klage ab, erklärt 2. im übrigen den Rechtsstreit für erledigt und hebt 3. die Kosten gegeneinander auf. Die Beklagten haben Revision eingelegt. Sie beantragen, das Urteil zu 2 und 3 aufzuheben und ganz nach ihrer Berufungsanträge zu erkennen, wegen der Klägerin um Zurückweisung der Revision bittet. Die Revision ist begründet: Indem die Klägerin in der Berufungsinstanz keinen Antrag in der Hauptsache stellt, nahm sie insofern die Klage zurück (RG. 15, 426). Hierzu war sie nach § 271 Abs. 1 ZPO. nicht

befugt. Die Beklagten konnten also die Abweisung der dinglichen Klage verlangen. Indem der Berufungsrichter ihrem dahin gerichteten Antrag nicht entsprach, verletzten er das Gesetz. Das Urteil zu 2 war daher aufzuheben und es war in der Sache selbst auf die Berufung der Beklagten das Urteil I. Instanz dahin abzuändern, daß auch die dingliche Klage abzuweisen sei. Die Prozeßkosten anlangend, so ist die Klägerin im Endergebnis ganz, sowohl mit der persönlichen als mit der dinglichen Klage abgewiesen. Ihr fallen daher die Prozeßkosten gemäß § 91 ZPO. zur Last. Wäre auch ihr dinglicher Anspruch, wie der Berufungsrichter annimmt, eine Zeitlang während des Prozesses, nämlich vom 26. März 1905, dem Tage des Ablaufs der Kündigungsfrist seit der Zustellung der Klage, bis zum 5. September 1905, dem Tage der Abtretung eines Teiles des Anspruchs an den Rentier K., begründet gewesen, so würde dieser Umstand ihrer Verurteilung in die Kosten doch nicht entgegenstehen. Die Abweisung der Klage ist die Folge des eigenen Verhalten der Klägerin, die nicht gehindert war, von der Abtretung ihres Anspruchs Abstand zu nehmen oder nach dessen Abtretung den der veränderten Sachlage entsprechenden Antrag zu stellen. T. o. T., II. v. 22. Dez. 06, 168.06 V. — Marienwerder.

12. §§ 453 AB. 2, 286 ZPO. Erfolglosigkeit neuer Beweise, wenn der Richter selbstige zur Beweisführung nicht geeignet hält; ein Fall der zulässigen Abkennung der beantragten Reexamination eines Zeugen.]

Beklagter trägt Verurteilung der §§ 453, 286 ZPO. Er meint, da er in II. Instanz neuen Beweis angetreten habe, gelte der Eid nur für den Fall als zugehoben, daß der Beweisaustritt zurücklos bleibe. Es hätte deshalb der neue Beweis erhoben werden oder das Gericht hätte zu einem richterlichen Eide kommen müssen. Das Berufungsgericht hat die Erhebung des Beweises als zwecklos unterlassen, weil es zu der Überzeugung von der Stundung der Hypothek seitens des Klägers auch dann nicht gelangen würde, wenn die Zeugen bekräftigen würden, was sie behaupten sollten; bestenfalls würde das Beweisergebnis nur zu einem richterlichen Eide führen können, den es aber nach Lage der Sache keinesfalls dem Beklagten anvertrauen würde. Es nimmt also an, daß die Erhebung des Beweises erfolglos bleiben werde und daß deshalb der Fall verurteilt, was der dem Kläger auferlegte Eid nach § 453 AB. 2 ZPO. als zugehoben gelte. Hierin ist ein Rechtsirrhum nicht enthalten. Beklagter ist dadurch nicht betroffen, daß es beim Eide des Klägers blieben ist. Es entscheidet der Präzis des RG., daß von der nochmaligen Vernehmung eines Zeugen dann abgesehen werden kann, wenn der Zeuge über eine Tatsache vorgeschlagen ist, die er bei seiner früheren Vernehmung hätte behaupten müssen, und wenn das Gericht einräumt, es werde dem Zeugen nicht glauben, wenn er bei der wiederholten Vernehmung die Tatsache behaupten, also seine frühere Aussage ändern sollte. Aus dem vom Beklagten in Bezug genommenen Urteil des RG. vom 4. Februar 1904 (Rechtsz. 35, 335) ergibt sich nichts dafür, daß das RG. seine Präzis verfallen hätte. R. o. Sch., II. v. 22. Dez. 06, 419.06 V. — Berlin.

Konturordnung.

13. §§ 64, 153, 193 RD. Verzicht auf das Abforderungsrecht durch Annahme der für den Ausfall berechneten

Forderung und des weiter geltend gemachten Restbetrages, ohne daß es zu einer Veräußerung des Pfandes gekommen ist. Bedeutung des Zwangsvergleichs.]

T. besch. eine Darlehensforderung gegen den Kläger von 15 000 Mark, für welche ihn zum Schuldner eine diesem gehörige Lebensversicherungspolice verpfändet war. Er zahlte diese Forderung nebst dem Pfandrecht der gegenwärtigen Beklagten. Als über das Vermögen des Klägers das Konkursverfahren eröffnet wurde, meldete die Beklagte die Darlehensforderung nebst einem Zinsbetrage von 200 Mark mit dem Verweilen an, daß abgesonderte Befriedigung aus der verpfändeten Lebensversicherungspolice gefordert werde. Eine Verwertung der Police hat bisher nicht stattgefunden. Der Konkursverwalter erklärte die Forderung „nach Höhe des Ausfalls“, d. h. nach Abzug des jetzigen Wertes der Police an, den er auf etwa 10 000 Mark bestimmte, während die Beklagte ihn nur auf 5 960 Mark annahm. Am 29. März 1904 wurde ein Zwangsvergleich geschlossen, laut dessen die nicht bevorrechtigten Gläubiger unter Verzicht auf den Mehrbetrag mit 25 Prozent ihrer Forderungen abgefunden werden sollten. Der Zwangsvergleich wurde bestätigt und das Konkursverfahren aufgehoben. Inzwischen erhob die gegenwärtige Beklagte gegen den Konkursverwalter eine Klage, mittels deren sie verlangte, daß die von ihr angemeldete, dieser in Höhe von 5 500 Mark anerkannte Ausfallforderung weiter in Höhe von 3 633,70 Mark festgestellt werde. Zur Rechtfertigung des Verlangens bemerkt sie, die Versicherungsgesellschaft wolle die Police, auf welche sie bereits 93,70 Mark Prämie bezahlt habe, nur für 5960 Mark zurückkaufen, sie würde also nur 5 866,30 Mark erlösen, der Ausfall betrage mithin 15 000 Mark nach Abzug der zuletzt genannten Summe, also 9 133,70 Mark, und da nur 5500 Mark anerkannt seien, so ergebe sich die Differenz von 3 633,70 Mark. Nach Aufhebung des Konkursverfahrens wurde der Prozeß gegen den gegenwärtigen Kläger als Beklagten fortgesetzt und zwar ging der Antrag dahin, diesen zur Zahlung von 908,42 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 4. Mai 1904 zu verurteilen. Der Beklagte (jetzt Kläger) wendete mit dem Antrage auf Klageabweisung ein, der Konkursverwalter habe die Klägerin aufgefordert, ihm die Police zum Zwecke ihrer Verwertung befristet zur Verfügung des Ausfalls herauszugeben, aber ohne Erfolg; dem Konkursverwalter seien von letzter Seite 10 000 Mark für die Police geboten worden, so daß im Fall der Herausgabe derselben ein Ausfall nicht entstanden wäre. Durch rechtskräftig gewordenen Urteil der ersten Instanz wurde der Klage stattgegeben. Die Beklagte (damalige Klägerin) hat von der 5 500 Mark betragenden Zwangsvergleichssumme 25 Prozent sowie die Summe von 908,42 Mark nebst Zinsen ausgezahlt erhalten und ohne Vorbehalt angenommen. Im gegenwärtigen Prozesse beantragt Kläger, die Beklagte zur Herausgabe der Lebensversicherungspolice gegen Zahlung von 6 066,32 Mark nebst Zinsen zu verurteilen. Er begründet dies damit, daß die Beklagte durch ihre Beteiligung an dem Zwangsvergleich in Höhe von 9 133,70 Mark wegen ihrer Forderung abgefunden sei und insoweit auf abgesonderte Befriedigung verzichtet habe. Die Beklagte bestritt jeden Verzicht auf das Abforderungsrecht. Das OLG. wies die Klage ab, das RG. hob auf: Von entscheidender Bedeutung und zwar von unmittelbar entscheidender

Bedeutung sind die den Zahlungen vorhergegangenen Verhandlungen. Die Beklagte verlangte als Konkursgläubigerin Befriedigung in Höhe des „Ausfalls“, welchen sie hinsichtlich der ihr verpfändeten LebensversicherungsPolice erlidi. Ein solcher Ausfall lag nicht vor; denn eine Veräußerung des Pfandes hatte nicht stattgefunden, auch waren irgend welche Schritte zu ihrer Herbeiführung (§ 183 RD.) nicht vorgenommen. Durch den Beweis aber, daß der Wert des Pfandgegenstandes eine gewisse Höhe nicht überschreite, kann die Last der Beweisführung nicht erlegt werden. Indessen ging der Konkursverwalter auf den Standpunkt der Beklagten ein, nur mit der Einschränkung, daß, während die Beklagte den Wert der Police auf nur 5960 Mark angab und demgemäß unter Kürzung einer von ihr geleisteten Prämienzahlung von 93,70 Mark den Ausfall auf 9133,70 Mark berechnete, der Konkursverwalter einen höheren Wert der Police und demgemäß eine geringeren Ausfallsumme annahm. Nur insolge hiervon entstand der Prozeß, in welchem die gegenwärtige Beklagte die Feststellung des Ausfallsforderung in Höhe weiterer 3633,70 Mark begehrt und den sie, nachdem der Konkurs aufgehoben war, wegen der Zwangsvergleichssrate von dieser Summe gegen den gegenwärtigen Kläger selbst forsetzte. Von den angegebenen rechtlichen Gesichtspunkten aus ließ sich nun zwar, da ein wirklicher Ausfall im Sinne des § 64 RD. überhaupt nicht vorlag, der Anspruch der Klägerin auf Befriedigung aus der Masse überhaupt nicht rechtfertigen, wohl aber fand er darin seine Begründung, daß nach der eben gedachten Gesetzesvorschrift ein Gläubiger, dem ein Pfandveräußerungsrecht zusteht, selbst darüber zu bestimmen befugt ist, zu welchem Teile seiner Forderung er aus dem Gegenstande des Pfandveräußerungsrechts und zu welchem er als Konkursgläubiger Befriedigung suchen will. In dem Verhalten der gegenwärtigen Beklagten verortete sich nun der Wille, in Höhe von jedenfalls nicht mehr als 5960 Mark als dem von ihr anerkannten Werte der Police aus eben dieser Befriedigung zu suchen und dafür wegen des in dieser Weise nicht gedeckten Betrages als Konkursgläubigerin zugelassen zu werden. Sie erstrebte Befriedigung aus der Masse nicht in dem Sinne, daß ihr daneben ihr Pfandrecht unbeschränkt bleiben und sie ohne irgend welche Entsagung auf dieselbe Zahlung als Konkursgläubigerin sollte entgegennehmen können, sondern die in der Ausübung ihres Wahlrechts liegende Anweisung nur eines Teils ihrer Forderungen auf das Pfandrecht an der Police sollte ihr als Mittel dazu dienen, wegen des Restes als Konkursgläubigerin Befriedigung zu erhalten. Gerade dieser Charakter der die Zahlung auf die Konkursforderung vorbereitenden, den Grund zu ihr legenden Handlung der Beklagten ist vom Berufungsrichter übersehen und damit der Kern der Sache verkannt. Beklagte konnte aber, nachdem ihre Konkursforderung zum Teil in der von ihr geltend gemachten Höhe vom Konkursverwalter anerkannt, zum Teil im Rechtswege von ihr erfüllt war, nachdem sie also den von ihr gesuchten Erfolg erreicht hatte, von der getroffenen Wahl nicht wieder abgehen, sie konnte das in bezug auf das Pfandrecht gebrauchte Opfer, welches ihr als Mittel für ihre Zulassung als Konkursgläubigerin in gewisser Höhe gebietet wurde, nicht nachträglich wieder befeigen. Dadurch, daß die Beklagte nicht nach regelmäßiger Erledigung des Konkursverfahrens die Konkurswidende, sondern daß sie insolge des Zwangsvergleichs die

Vergleichssrate erhalten hat, wird nichts geändert. Nach § 193 RD. werden die Rechte des Gläubigers aus einem für seine Forderung bestehenden Pfandrecht durch den Zwangsvergleich nicht berührt, aber im gegenwärtigen Falle handelt es sich nicht darum, daß dem Vergleich als solchen ein widerwärtiger Einfluß auf den Umfang der Haftung des Pfandes zugeföhrt wäre, sondern diese beruht auf dem dargelegten Verhalten der Gläubigerin selbst, während der Zwangsvergleich nur beweist, daß sie als Konkursgläubigerin von demjenigen Teile ihrer Konkursforderung, für den sie Befriedigung aus der Masse gesucht hatte, diese nicht in Höhe der Konkurswidende, sondern nur der Abschlagsquote erhält. Die Frage könnte entstehen, ob nicht gerade der Abschluß des Zwangsvergleichs für die Beklagte das Recht geschaffen haben würde, die Ausübung des Wahlrechts rückgängig zu machen, aber es bedarf eines Eingriffs auf dieselbe nicht, weil die Beklagte, auch nachdem der Zwangsvergleich abgeschlossen war, den von vornherein von ihr bestimmten Weg nicht verlassen, sondern die unter Zugrundelegung des Teils ihrer Forderung, mit welchem sie ihre Zulassung als Konkursgläubigerin erreicht hatte, berechnete Abschlagsquote verlangt und erhalten hat. Insofern erlangt auch die vorbezeichnete Empfangnahme dieser Rate ihre Bedeutung. Uebrigens hätte die Beklagte keinesfalls mehr erreichen können, als daß sie unter Vergleichsleistung auf die Abschlagsrate die Haftung des Pfandes für ihre Forderung in voller Höhe wieder herstelle, nie aber, daß sie trotz Annahme der Rate wegen des durch diese nicht gedeckten Teils ihrer Forderung und zugleich wegen desjenigen Teils derselben, den sie ursprünglich allein auf das Pfand angewiesen hatte, Befriedigung aus diesem erziele, was sie gerade gegenwärtig erstrebt. Vgl. RG. 5, 397. B. o. R., II. v. 7. Dez. 06 91/06 VII. — Tredden.

Handelsgesetzbuch.

14. §§ 60, 70, 71, 75, 84 HGB. Rechtsverhältnis eines selbständigen Kaufmanns zu einem Dritten, der ihn auch zu seinem Handelsgeschäfte bestellt hat. Anspruch auf Konventionalstrafe ist hinsichtlich, wenn der Prinzipal die Auflösung des Dienstverhältnisses verkündet.]

Beklagter hatte mit D. und L. einen Vertrag abgeschlossen, inhaltlich dessen sich diese verpflichteten, unter ihrer handelsgerichtlichen noch einzutragenden Firma D. & L. in dem dem Kläger gebührenden Geschäftshause in S. den Verkauf der von dieser Firma bezogenen Waren in Reichart, Woll, Summi usw. zu betreiben. Kläger übergab zu dem erwähnten Zweck den beiden Herren das in seinem Geschäftshause in S. befindliche Warenlager nebst den zugehörigen Geschäftsbüchern und dem Mobiliar, ohne daß hierfür eine Vergütung festgesetzt wurde. Sie sollten verpflichtet sein, über alle gemachten Verkäufe und vereinnahmten Gelder gewissenhaft Buch zu führen und dem Kläger, welcher das Recht hatte, jederzeit die Bücher einzusehen und das Warenlager zu kontrollieren, monatlich Kontostände zu legen zu lassen und über die empfangenen und abgeführten Waren halbjährlich eine Aufstellung zu geben. Alle zur Leitung des Geschäfts erforderlichen Unkosten, Reisepfenn, Saläre, Geschenke sollten zu Lasten des Klägers gehen, welcher auch für Verluste einzutreten hatte, die von D. & L. nicht verschuldet waren. D. sollte für seine Tätigkeit ein Jahresgehalt von 2400 Mark, L. von 1500 Mark erhalten, zu welchem bei

beiden noch eine Provision von je $\frac{1}{2}$ Prozent aus den abgeschlossenen Verläufen hinzulassen, soweit von den Komessnern das Recht bejaht wurde. Beide Herren sollten das Recht haben, außer Mohair, Wolle und Summi Artikel auf eigene Rechnung einzukaufen und zu verkaufen, jedoch nur mit eigenem Kapital und unter Führung besonderer Bücher für diese Geschäfte. Innerhalb eines Zeitraums von 2 Jahren von der Auflösung dieses Vertrags an sollte es den Herren D. und E. unterstellt sein, ein Konsumgeschäft in den Artikeln Mohair, Wolle und Summi in S. oder der Umgebung von 50 deutschen Meilen zu gründen oder sich an einem solchen in irgend einer Weise zu beteiligen; wor dieser Bestimmung zuwiderhandelt, soll dem Kläger eine Konventionalstrafe von 5000 Mark zu bezahlen verbunden sein. Endlich ist bestimmt, daß, falls D. oder E. auscheiden, Kläger „das Kommissionsgeschäft unter der Firma D. & E. weiter betreiben“ könne, und in § 14 ist beigefügt, daß der Firma S. & Co. das Recht zustehe, „das Kommissionsgeschäft zu veräußern, wobei den Herren D. und E. gegenüber die einjährige Kündigungsfrist einzuhalten“ sei; in diesem Fall trete das Konkursverbot des § 7 außer Kraft. Unstreitig hat nun der Beklagte E., nachdem der Kläger in Zeitungen annonciert hatte, daß er einen Verkäufer für sein Mohairgeschäft suche, an den Kläger einen Brief geschrieben, in welchem er eine Vereinbarung geltend macht, daß von D. und E. keine weiteren Akte an den Kläger gehen werden dürfen. Unstreitig hat darauf dem Beklagten vorgeschlagen, er möge seinen bedingungslosen Austritt aus der Firma D. & E. erklären, wegen er von seinen Verpflichtungen entbunden werden solle. Unstreitig hat dann zwischen E., der die Auflösung des Vertrags verlangte, und dem Kläger eine Korrespondenz stattgefunden, welche damit endete, daß E. tatsächlich alle Beziehungen zu dem Kläger abbrach und vor dem K.O. erklärte, daß er aus der Firma D. & E. ausgeschlossen sei. Die Auflösung dieser Firma wurde im Handelsregister eingetragen; der Beklagte rüffte darauf in S. ein Geschäft in Mohair, Wolle und Summi und betreibt es selbst. Unter der Behauptung, daß der Beklagte durch die Geschäftseröffnung den Vertrag verletzt und die dort festgesetzte Konventionalstrafe von 5000 Mark verweigert habe, hat Kläger Lager auf Zahlung von 5000 Mark erhoben. Der Beklagte behauptet, daß die Vertragsstrafe nicht gefordert werden könne, da Kläger ihm durch sein Verhalten einen wichtigen Grund zur sofortigen Auflösung des Dienstverhältnisses gegeben habe. Kläger bestritt, daß er vertragswidrig Wechselhefte von der Firma D. & E. gefordert und dem Beklagten gestritten Grund zur Lösung des Vertragsverhältnisses gegeben habe. Dieser sei übrigens keineswegs ein Handelsgeschäft des Klägers, sondern selbständiger Teilhaber der Firma D. & E. gewesen. Das O. verurteilte, das O.O. wies die Berufung des Beklagten zurück. Das K.O. hob auf Revision des Beklagten auf: Die Revision des Beklagten erweist sich als begründet. Er behauptet sich zunächst darüber, daß das Berufungsgericht den vom Beklagten angebrachten Beweis, es seien die Handelsbücher Eigentum des Klägers gewesen, von D. auf dessen Namen geführt, auch alle Geschäfte in seinem Namen abgeschlossen und die Fakturen auf den Kläger ausgefertigt, sowie die Außenstände von ihm selbst eingezogen worden, aus dem Grunde nicht erhoben habe, weil

auch bei Diefierung dieses Beweises der Beklagte immer noch selbständiger Kaufmann, zwar nicht Kommissionär, aber Handelsagent, gewesen sei. Diese Behauptung ist insofern gerechtfertigt, als nach § 84 die Voraussetzung für die Stellung des Handelsagenten die ist, daß er, ohne als Handelsgeschäft tätig zu sein, ständig damit betraut ist, für das Handelsgewerbe eines anderen Geschäfte zu vermitteln oder im Namen eines anderen abzuschließen. Das Berufungsgericht hat es nun aber gänzlich unterlassen, eine tatsächliche Begründung für die Annahme zu geben, daß es nach dem Vertrage zwischen dem Kläger und D. und E. die betretene Aufgabe dieser beiden gewesen sei, für das Handelsgewerbe des Klägers Geschäfte zu vermitteln oder in seinem Namen abzuschließen. Der Vertrag selbst enthält hierüber kein Wort, und eine andere tatsächliche Grundlage für seine Annahme gibt das Berufungsgericht nicht her. Das verfährt aber gegen § 551 Rr. 7 ZPO. und würde zur Aufhebung des Urteils führen müssen, wenn auf die vom Beklagten unter Beweis gestellten Tatsachen noch etwas ankäme. Das ist aber nicht der Fall, weil bei richtiger Würdigung des Vertrags schon jetzt feststeht, daß der Beklagte E. von dem Kläger in Wahrheit als Handelsgeschäft angestellt war, so daß schon aus diesem Grunde die Anwendung des § 84 HGB. ausgeschlossen ist, dagegen aber im Hinblick auf § 75 HGB. der Einwand des Beklagten der Würdigung bedarf, ob Kläger durch vertragswidriges Verhalten dem Beklagten als Handelsgeschäft Grund gegeben hat, das Dienstverhältnis gemäß den Vorschriften der §§ 70, 71 HGB. zu lösen. Das Berufungsgericht hält es für entscheidend, daß der Beklagte als Mitinhaber der Firma D. & E. selbständiger Handelsgewerbetreibender gewesen sei und es nicht angehe, die Stellung eines Firmeninhabers in der Weise zu zerlegen, daß er im allgemeinen zwar als selbständiger Kaufmann, im Verhältnis zu einem bestimmten anderen Handelsgewerbetreibenden aber als dessen abhängiger Angestellter angesehen werden könne. Diese Auflassung des Berufungsgerichts ist rechtswidrig. Denn es ist nach dem geltenden Handelsrecht nicht ausgeschlossen, daß ein Kaufmann, welcher Inhaber eines eigenen Handelsgeschäfts ist und für dasselbe eine bestimmte Firma führt, gleichzeitig sich von einem anderen Kaufmann, der unter seiner eigenen Firma Handelsgeschäfte betreibt, als dessen Handelsgeschäft anstellen läßt, wenn ihm zur Annahme einer solchen Stellung noch Zeit übrig bleibt, und der Kaufmann, der ihn anstellt, sich mit der dem an sich selbständigen Kaufmann noch möglichen anderweitigen Dienstleistung begnügt. Die Möglichkeit einer solchen Doppelstellung, als selbständiger Kaufmann nach außen, als Handelsgeschäft gegenüber einem bestimmten Dritten, ergibt sich schon aus § 60 HGB., wonach der Handelsgeschäft mit Einwilligung des Prinzipals ein Handelsgewerbe betreiben und demgemäß für dasselbe auch eine Firma führen darf. Es ist demnach rechtsirrig, wenn das Berufungsgericht aus dem Umstand, daß der Beklagte und sein Geschäftspartner D. die Firma D. & E. für sich einzutragen ließen und unter dieser Firma auf eigene Rechnung Geschäfte machen konnten, den Schluss zieht, D. und E. könnten nicht Handelsgeschäften des Klägers gewesen sein. Nach der ausdrücklichen Vertragsbestimmung stand den beiden das Recht zu, außer Mohair, Wolle und Summi andere Artikel auf eigene Rechnung einzukaufen und zu ver-

laufen, jedoch nur mit eigenem Kapital und unter Führung besonderer Bücher für diese Geschäfte. Der Umstand, daß D. und der Beklagte als Teilhaber der Firma D. & L. eingetragen und als solche selbständige Kaufleute waren, berechtigt demnach noch nicht zur Verneinung der Frage, ob sie nicht dem Kläger gegenüber nur dessen Handlungsgehilfen gewesen sind. Der Beklagte hat dies unter Bezugnahme auf die Stellung, welche ihm und D. nach dem Vertrage eingeräumt war, behauptet und es ist deshalb lediglich nach der inneren Gestaltung des Vertragsverhältnisses gegenüber dem Kläger zu entscheiden, ob die beiden dieser Firma gegenüber deren Handlungsgehilfen waren. Diese Frage ist aber zu bejahen. Die Stellung, welche dem Beklagten dem Kläger gegenüber durch den Vertrag eingeräumt war, war keine andere als die eines Handlungsgehilfen, und daran kam der Umstand nichts ändern, daß nach dem Vertrage D. und der Beklagte die für den Kläger zu besorgenden Geschäfte unter ihrer eigenen Firma vornehmen sollten. Der Beklagte war deshalb, wenn die Konventionalstrafe von ihm gefordert wurde, befugt, sich darauf zu berufen, daß er gemäß §§ 74, 75 HGB. von der Verpflichtung, die Konventionalstrafe zu bezahlen, frei geworden sei, weil Kläger ihm durch vertragswidriges Verhalten Grund gegeben habe, das Vertragsverhältnis zu lösen. 2. c. S., II. v. 12. Drg. 06, 122/06 I. — Jena.

15. §§ 92, 133 HGB. in Verb. mit § 723 BGB. Aufhebung einer Generalvertretung im Bierlauf, auch beim Bezug und Vertrieb auf Rechnung des Vertreters, wegen eines „wichtigen Grundes“. Analoge Anwendung obiger Rechtsvorschriften.]

Durch Vertrag vom 1. Dezember 1900 übertrug die Klägerin der Gesellschaft R. & B. auf näher bestimmte Zeit die „Generalvertretung“ im Bierlauf für einen geographisch abgegrenzten Bezirk. Die Gesellschaft R. & B. hatte das Bier für eigene Rechnung zu beziehen und zu vertreiben, aber so ihr eigenes Interesse wahrnehmend zugleich für den ihr zu gewirkenden Bezirk, in welchem die Klägerin Bier an Dritte nicht absetzen durfte, das Interesse der Klägerin zu vertreten. Das Vertragsverhältnis zeigt daher eine auf längere Zeitdauer berechnete Interessenverknüpfung, wie sie sich ähnlich auch bei den Vertragsverhältnissen der Handlungsagentur und der Gesellschaft findet. Bei jenem wie bei diesem Rechtsverhältnis ist jeder Teil befugt, es sobald zur Auflösung zu bringen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt (§ 92 HGB., § 723 BGB., § 133 HGB.). Es erscheint daher als gerechtfertigt, die nämliche Befugnis jedem Teil auch bei einem Rechtsverhältnis, wie es hier in Frage steht, einzuräumen. Die Grenzen zulässiger analoger Rechtsanwendung werden damit nicht überschritten. Der von der Klägerin in ihrem Schreiben an R. & B. vom 6. Juli 1901 abgegebene Erklärung, daß sie sich unter den obwaltenden Umständen an den geschlossenen Vertrag nicht länger für gebunden halten könne, war nun aber, wie schließlich, weitergegangen, daß der Beklagte B. (am 12. Juni 1901) der Klägerin geschrieben hatte, R. habe „sein Vertrauen schändlich mißbraucht“, mehrere Beträge „unterschlagen“ und sich außerdem „als völlig unfähig erwiesen“; andererseits hatte R. ein Schreiben an die Klägerin gerichtet, worin er sich über B. beschwerte; nach der eigenen Behauptung des Beklagten ferner war am

18. Juni 1901 der Direktor der Klägerin bei persönlicher Anwesenheit in Berlin von B. durch Vorlegung der Bücher der Gesellschaft davon überzeugt worden, daß R. Gelder „unterschlagen“ habe; hinzu kommt endlich, daß bei dem der etwaigen Umfang des Mißbrauches bei weitem nicht ermittelt worden war, und der Beklagte B. selbst der Klägerin die Vermögenslage der Gesellschaft als sehr ungünstig dargestellt hatte. Angesichts alles dessen hatte die Klägerin die zutreffenden Gründe zu der Annahme, daß ein gerechtfertigtes Zusammenrücken der beiden Gesellschaften nicht mehr möglich, der Vertragszweck nicht mehr erreichbar sein werde, und es konnte ihr darum nicht zugemutet werden, das Vertragsverhältnis fortzusetzen. War also der von ihr in dem erwähnten Schreiben vom 6. Juli 1901 eingenommene Standpunkt berechtigt, so war ein wichtiger Grund zur Lösung des Vertragsverhältnisses gegeben. 2. c. S., II. v. 22. Drg. 06, 281/06 I. — Berlin.

16. Bei einer Primordialbezeichnung für eine offene Handelsgesellschaft sind die Teilhaber derselben „ursprüngliche Aktienzeichner“ und bleiben auch bei Auflösung der offenen Handelsgesellschaft ununterbrochen Aktionäre und Bezugsberechtigte bei neuer Emission von Aktien.]

Die klagende Aktiengesellschaft ist im Jahre 1872 mit einem Grundkapital von 9 000 000 Mark gegründet. Der § 4 des Statuts vom 13. Februar 1872 bestimmt, daß die Aktienzeichner bei jeder Erhöhung des Grundkapitals, falls sie überhaupt noch Aktionäre sind, nach Verhältnis ihrer Zeichnungen die eine Hälfte der neu zu emittierenden Aktien zum Emmissionskurs zu übernehmen berechtigt sind. Unter den Aktienzeichnern sind, wie unter den Partnern nicht bestritten, die ursprünglichen (ersten) Aktienzeichner zu verstehen. Unter den ersten Aktienzeichnern befand sich die Firma B. & J., eine offene Handelsgesellschaft, deren persönlich haftende Teilhaber S. B. und A. J. waren, während J. Fr. als stiller Gesellschafter beteiligt war. In der konstituierenden Generalversammlung der Klägerin vom 13. Februar 1872 wurde von S. B. erklärt, daß von den von seinem Teilhaber A. J. namens der offenen Gesellschaft B. & J. gezeichneten 520 000 Talern für das Bankhaus L. S.-G. 200 000 Taler bestimmt seien. Dementsprechend wurde die Firma B. & J. mit 30 000 Talern, L. S.-G. mit 200 000 Talern in das Verzeichnis der ersten Aktienzeichner aufgenommen. Zur Zeit der konstituierenden Generalversammlung (13. Februar 1872) der am 7. Juni 1872 in das Handelsregister eingetragenen klagenden Aktiengesellschaft befand sich die Firma B. & J. bereits in Liquidation. Sie hat in Verfolg der Liquidation am 1. Juni 1872 ihr Hauptaktium, eine Obliehe, verkauft. Im Dezember 1872 wurde die Firma geliquidiert. Mit Schreiben vom 3. Juli 1872 zeigte sie der Klägerin an, daß sie von ihrem Aktienbetrage von 320 000 Talern an S. B. 100 000 Taler, an J. Fr. 75 000 Taler, an A. J. 75 000 Taler, an die Berliner Kreditbank und Handelsbank 50 000 Taler, an Dr. J. G. in B. 30 000 Taler abgetreten habe. J. erhielt hiernach auf die ihm zugewiesenen 75 000 Taler von der Klägerin Interimsscheine und in der Folge die Aktien Nr. 11329—11338 ausgeliefert; diese Aktien blieben jedoch bei der Klägerin hinterlegt und zwar als Kaution für J. in seiner Eigenschaft als Aufsichtsrat der Klägerin, wozu er in der konstituierenden Generalversammlung vom 13. Februar 1872

gestellt wurde. In weiterem Vollzug der Liquidation der Firma B. & F. wurde zwischen den Beteiligten durch Vereinbarung, vom 28. Februar 1873 bestimmt, daß, wenn die Gründerrechte aus der Zeichnung der Aktien der Deutschen Hypothekendarlehen zur Ausübung gelangen sollten, B. & F. mit $\frac{1}{10}$, F. und J. mit je $\frac{1}{10}$, also pro rata ihre Societätsbeteiligung daran Anrecht haben und befallen sollten. Im Jahre 1903 hat Klagerin die Erschöpfung ihres Grundkapitals von 9 000 000 Mark auf 12 000 000 Mark beschloßen. Mit Schreiben vom 13. Februar 1904 erklärte J. die Ausübung des Bezugsrechts für einen Aktienbetrag von 75 000 Talern. Klagerin hat dasselbe bestritten und Feststellungsklage dahin erhoben, daß J. nicht zu den Zeichnern ihres ursprünglichen Grundkapitals gehöre und deshalb weder hinsichtlich der im Jahre 1903 beschlossenen Grundkapitalerhöhungen, noch hinsichtlich etwaiger später zu beschließender ein Recht auf den Bezug neuer Aktien habe. Klagerin stützt hierbei im wesentlichen auf dem Standpunkt, daß J. erst durch die am 3. Juli 1873 angelegte Session Aktionär geworden, und daß eine Übertragung des Bezugsrechts des ersten Zeichners ausgeschlossen sei. Der Beklagte A. F. hat Abweisung der Klage beantragt und widerlegend die Feststellung begehrt, daß er zu den ersten Zeichnern des Grundkapitals gehöre und ihn als solchen das durch die Klage bestrittene Bezugsrecht zustehe. Das O. I. zu Berlin hat durch Urteil vom 30. Mai 1905 nach den Anträgen der Klagerin erkannt. Der Beklagte J. hat hiergegen Berufung eingelegt. Nach seinem am 17. Juli 1905 erfolgten Tode haben seine im Rahmen bezeichneter Erben den Rechtsstreit aufgenommen. Das R. O. Berlin hat durch Urteil vom 21. Februar 1906 die Klage abgewiesen und auf die Widerklage festgestellt, daß die Beklagten als Erben des Geheimen Kommerzienrats Adolf Emil J. sowohl hinsichtlich der durch die außerordentliche Generalversammlung vom 16. Juli 1903 als hinsichtlich etwa später zu beschließender Grundkapitalerhöhungen von den Zeichnern des ursprünglichen Grundkapitals der Klagerin von 3 Millionen Talern in Höhe von 75 000 Talern gehören, und daß demgemäß die Beklagten hinsichtlich der am 16. Juli 1903 beschlossenen Grundkapitalerhöhung ein Recht auf den Bezug neuer Aktien als erste Zeichner für 75 000 Taler haben. Die Revision der Klagerin ist zurückgewiesen. Daß das Bezugsrecht des Aktionärs, insbesondere des sogenannten Primordialzeichners, sofern es nicht vertragmäßig auf die Person des ursprünglich Berechtigten befähigt ist, an und für sich ein vererbliches und vererbliches Recht ist, hat der erkennende Senat bereits in seinem Urteile vom 11. Mai 1901 Rep. I 102/01 (ausgewählte Mittheilung in ZfV. 01, 494 R. 7) anerkannt. Geht man davon aus, daß Adolf Emil J. ein erster Zeichner gewesen ist, so steht hier nur die Frage der Vererblichkeit zur Entscheidung. Gegen dieselbe kann aus § 4 des Statuts nichts entnommen werden. Die beklagten Erben haben kraft Gesetzes das Vermögen des A. E. J. als Ganzes erworben (§ 1922 BGB.). Zu diesem Vermögen gehörte auch das Bezugsrecht. J. hatte dasselbe überdies hinsichtlich der im Jahre 1903 beschlossenen Kapitalerhöhung bereits in Anspruch genommen. Es ist ein Aktivismus seines Nachlasses. Es ist nach dem Statut an die fortwährende Eigenschaft als Aktionär geknüpft, welche bei A. E. J. vorlag und von seinen

Rechtsnachfolgern fortgesetzt wird. Daß A. E. J. erster Zeichner, „ursprünglicher Aktienzeichner“ im Sinne des Statuts der klagenden Gesellschaft gewesen ist, kann nicht bezweifelt werden. Es ergibt sich dies unmittelbar aus dem Befehl der offenen Handelsgesellschaft, wie er der Senat in zahlreichen Entscheidungen anerkannt hat. A. E. J. hat als Teilhaber der offenen Handelsgesellschaft B. & F. in Berlin am 13. Februar 1872 durch eigenhändige Namenszeichnung für die genannte Firma 520 000 Taler gezeichnet, wovon nach der späteren Erklärung des anderen Teilhabers jener Gesellschaft B. vom 2. Juni 1872 200 000 Taler für das Bankhaus E. S. & Co. gezeichnet waren. Hiernach ist die offene Handelsgesellschaft B. & F. jedenfalls mit einem Aktienkapital von 320 000 Talern Primordialaktionärin gewesen und hat das an diese Gesellschaft geknüpfte Bezugsrecht erworben. Die offene Handelsgesellschaft ist aber kein neben ihren Teilhabern selbständig bestehendes Rechtssubjekt. Träger der im Gesellschaftsvermögen vereinigten Rechte sind die einzelnen persönlich haftenden Gesellschafter. „Ursprüngliche Aktienzeichner“ im Sinne des Statuts können daher nur die Gesellschafter J. und B. gewesen sein. Daß das Gesetz das Vermögen der offenen Handelsgesellschaft im Interesse des Rechtserwerbs mit einer gewissen Selbständigkeit ausstattet, welche sie der „juristischen Person“ nähert, kann an dieser grundsätzlichen Auffassung nichts ändern. Ebensovienig können die Folgerungen, welche aus der Auffassung des Gesellschaftsvermögens als eines Eigentums zur gesamten Hand für den Eigentumserwerb und für die steuerliche Behandlung des Übergangs von Wertobjekten aus der gesamten Hand an den einzelnen Gesellschafter oder umgekehrt, gezogen werden — R. O. 56, 208 ff., 432 ff. — für die vorliegende Frage zu einem anderen Ergebnisse führen. Fragt man, welche Person „ursprünglicher Aktienzeichner“ im Sinne des § 4 des Statuts gewesen ist, so kann, da die Handelsgesellschaft keine Person (auch keine juristische Person) ist, die Antwort darauf nur lauten, daß es die unter deren Firma vereinigten persönlich haftenden Gesellschafter sind. Ist hiernach davon auszugehen, daß A. E. J. „ursprünglicher Aktienzeichner“ gewesen ist, so ist auch die weitere statutarische Voraussetzung erfüllt, daß nämlich der ursprüngliche Aktienzeichner ununterbrochen Aktionär der Gesellschaft geblieben ist. Das Bezugsrecht erscheint im Sinne des § 4 des Statuts als eine Vorzugung desjenigen, welcher der Gesellschaft im Stadium ihrer Errichtung, als die Beteiligung an ihr noch mit dem Risiko ihres Zustandekommens und ihrer Entwicklung belastet war, sein Vertrauen geschenkt und seither bewahrt hat. Als offene Handelsgesellschafter der bereits in Liquidation befindlichen Firma B. & F. war J. von vornherein an der klagenden Gesellschaft beteiligt und ist es geblieben, auch nachdem die offene Gesellschaft in Firma B. & F. aufgelöst und das Gesellschaftsvermögen aufgeteilt wurde. Wie im Teilbestand dargestellt, wurden von dem Aktienbesitz der Gesellschaft für nominal 70 000 Taler Aktien an Dritte veräußert, während der Gesellschafter B. für 100 000 Taler Aktien, J. und der stille Teilhaber F. je für 75 000 Taler Aktien zugestellt erhielten. Entsprechend dieser Verteilung der Aktien ist auch das an sie geknüpfte Bezugsrecht verteilt worden, indem B. $\frac{1}{10}$, J. und F. je $\frac{1}{10}$ gemäß Vereinbarung vom 28. Februar 1873 zugewiesen erhielten.

Schließlich des hier allein in Frage stehenden Bezugsrechts des A. G. ergab sich hieraus, daß dasselbe einem Aktienbesitz von 75 000 Talern entsprach. In Höhe dieses Nominalbetrags hat A. G. auch Aktien von der klagenden Gesellschaft erhalten, und diese selbst hat seine Eigenschaft als erster Aktieninhaber durch Schreiben ihres Vorstandes vom 11. Dezember 1873 anerkannt. Diese Anerkennung war weiter eine dem Statut widersprechende, wie Klägerin nummehr geltend macht, noch kann aus dem Zwecke, zu welchem sie erfolgte, geschlossen werden, daß sie zwar für die Befreiung von der Beschaffung für weitere Einzahlungen, nicht aber für das Bezugsrecht Bedeutung haben sollte. D. G. B. a. S., II. v. 16. Dez. 06, 241/06 I. — Berlin.

Beerdigungsgerecht.

17. Feststellung, daß Selbstmord oder Fahrlässigkeit bei Benutzung eines Revolvers nicht vorliegt, obgleich der Schießende sich selbst getötet hat.]

Der bei der Verklagten für den Todesfall mit 10 000 Mark versicherte T. kam dadurch ums Leben, daß ihn ein Schuß aus einem Revolver, den er unmittelbar vorher zur Beschützung aus der Hand des Eigentümers, nämlich seines Bruders S., erhalten hatte, ins Herz traf. Die Kläger nahmen als Erben des T. die Verklagte mit der erhobenen Klage wegen der Versicherungssumme in Anspruch; die Verklagte bestritt ihr Verschulden, indem sie geltend machte, daß entweder Selbstmord vorliege oder ein auf grobe Fahrlässigkeit zurückzuführender Unfall; in beiden Fällen sei der Versicherungsanspruch ausgeschlossen. Der erste Richter wies die Klage ab, der Berufungsrichter erkannte nach dem Klagenantrag. Die Revision der Verklagten wurde zurückgewiesen. Der Ausgang, bei welchem T. seinen Tod fand, spielte sich folgendermaßen ab. T., der mit dem mit ihm befreundeten S., jedoch in getrennten Zimmern, wohnte, äußerte, als S. sein Mittagsgeld einnahm, daß er sich einen Revolver anschaffen wolle. S. erwiderte darauf, daß er einen Revolver besäße und ihn dem T. geben könne. Nachdem S. sein Kasko berndet hatte, gingen beide in das Wohnzimmer des letzteren. Dieser entnahm dem Revolver, den er vor 5 Jahren angeschafft hatte, der Schußkammer einen Kugelschloßzylinder, und drückte ihn, wie der Berufungsrichter aus Grund des von ihm für glaubwürdig erachteten Zeugnisses des S. schriftl. S. bis 6 mal ab, um sich davon zu überzeugen, daß der Revolver, wie er annahm, nicht geladen sei. Es war dies ein Zentralfeuer-Revolver mit sechs Patronenlagern. S. legte dann den Revolver mit einigen Patronen auf den Sofatisch, vor dem T. auf dem Sofa saß. S. wandte sich darauf wieder der Schrankkubade zu, um diese in Ordnung zu bringen. Er sah hierbei nicht, was T. tat, hörte aber, daß dieser den Revolver mehrere Male abknipfte; plötzlich trachte ein Schuß und als S. sich nun umdrehte, sah er, daß T. mit verzerrten Lippen auf dem Sofa saß. Der Tod des T. war dadurch herbeigeführt worden, daß ein Revolverkugel in die Vorderwand der linken Herzklammer 5 cm über der Herzspitze eingedrungen war und das Herz dergehalts waagrecht durchquert hatte, daß sie auf der hinteren Fläche der rechten Herzklammer ebenfalls 5 cm über der Herzspitze das Herz wieder verlassen hatte. Was zunächst die Frage des Selbstmordes angeht, so erklärt der Berufungsrichter, besondere Umstände, aus denen der Schluß auf einen Selbstmord

des T. hergeleitet werden könne, der nach der Schilderung seines Bruders S. ein lebensfroher Mensch ohne Sorgen oder Kummer gewesen sei, seien weder nachgewiesen noch wahrscheinlich gemacht. Ferner sagt der Berufungsrichter, die Beweisannahme habe Material dafür, daß T. eine von den auf dem Tische liegenden Patronen in den Revolver eingelegt habe, nicht ergeben. Der Berufungsrichter nimmt hiernach an, daß der Revolver, als S. ihn auf den Tisch legte, doch noch von früher her mit einem Schusse geladen war. Er verneint aber, daß T. bei der Handhabung des Revolvers eine grobe Fahrlässigkeit sich habe zuschulden kommen lassen, indem er feststellt, 1., daß T. zum mindesten nicht grob fahrlässig gehandelt habe, wenn er, nachdem S. mindestens 6 mal und er selbst auch noch mehrere Male den Revolver abgeknipft habe, sich nummehr davon überzeugt gehalten habe, daß der Revolver nicht geladen sei; 2., daß es deshalb auch mindestens nicht grob fahrlässig gewesen sei, wenn T. hiernach darauf nicht achtete, daß der Revolver ferner mit der Wundung von seinem Körper abgetrennt blieb. Der Berufungsrichter ermäßigt hierbei noch, daß selbst der erfahrene S., der Soldat gewesen sei, von der Entladung des Revolvers überzeugt gewesen sei, und daß, wenn sich demnach das Gegenteil ergeben habe, die Ursache des Jurettus in der besonderen Konstitution des Zentralfeuer-Revolvers gelegen habe, bei der, wie der getötete Sachverständige behauptet habe, auch ein sehr häufiges Abdrücken noch nicht eine unbedingte Sicherheit bezüglich der gehörigen Entladung schaffen könne, eine Tatsache, die dem sachkundigen T. nicht bekannt gewesen sei und nicht habe bekannt sein können. Von allen diesen Ausführungen greift die Revision allein die vorstehende unter Nr. 2 hervorzuheben an. Sie meint, unter allen Umständen habe es eine grobe Missetatigkeit der gewöhnlichen Voricht enthalten, daß T. den Revolver nach seinem Körper hingehalten habe; das Berufungsgericht habe sich in dieser Beziehung nicht auf die Erwägung beschränken dürfen, daß T. ohne grobe Fahrlässigkeit sich davon habe überzeugt halten dürfen, daß der Revolver nicht geladen und die Möglichkeit eines Unfalles ausgeschlossen sei; das Berufungsurteil leide daher an ungenügender Begründung. Diese Behauptung ist unbegründet. Der gegenwärtige Fall ist nicht mit den häufig vorkommenden Fällen in Vergleich zu stellen, in denen Personen eine vermeintlich nicht geladene Schußwaffe auf eine andere Person richten und abdrücken, ohne sich vorher ordnungsmäßig über das Nichtgeladenbleiben der Waffe vergewissert zu haben. S., der im Militärdienst gestanden hatte und mit Schußwaffen umgeben war, hatte das an sich Erforderliche getan, um sich von der Entladung zu überzeugen, indem er den Revolver 6 mal abdrückte; auch T. tat dies noch mehrere Male. T. durfte sich demnach mit gutem Grunde überzeugt halten, daß der Revolver nicht geladen sei. Unter diesen Umständen kann dem Berufungsrichter eine ungenügende Begründung, d. h. hier ein ungerechtfertigter Schluß, nicht zur Last gelegt werden, wenn er der Ansicht ist, daß es mindestens nicht grob fahrlässig gewesen sei, daß T. eben, weil er mit gutem Grunde den Revolver für ungeladen halten durfte, nicht mehr darauf achtete, ob fortwährend die Wundung von seinem Körper abgetrennt blieb. B. a. T., II. v. 11. Dez. 06, 119/06 VII. — Berlin.

Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz vom 30. Juni 1900.

18. §§ 135, 136, 140 GewÜB. Verpflichtung des Betriebsunternehmers auch ohne strafgerichtliche Verurteilung oder bei Freisprechung in dem gegen ihn eingeleiteten Strafverfahren.]

Bei den Arbeiten an einem Neubau, welchen der Beklagte als Bauunternehmer im Frühjahr 1904 zu Bochum ausführte, ist am 1. Februar 1904 der im Gewerbebetriebe des Beklagten beschäftigte Maurerpolier Wilhelm B. tödlich verunglückt. Die klagende Berufsgenossenschaft behauptet, der Beklagte habe den Unfall verschuldet. In dem auf ihre Veranlassung gegen den Beklagten wegen fahrlässiger Tötung eingeleiteten Strafverfahren ist dieser rechtskräftig freigesprochen worden. Die Klägerin, bei der der Verunglückte versichert war, hat auf Grund des GewÜB. an die Hinterbliebenen Zahlungen geleistet und hat ferner vom 1. Dezember 1904 ab bis auf weiteres Zahlungen an die Witwe und die beiden Kinder zu entrichten. Nachdem am 15. März 1904 der Vorstand der Klägerin beschloß, den Beklagten haftbar zu machen und auf die Berufung des Beklagten an die Genossenschaftsverammlung diese am 7. Juli 1904 beschloß, hat den Regreß gegen den Beklagten nicht weiterzuschlagen, hat die Klägerin mit der nunmehr erhobenen Klage den Antrag gestellt, den Beklagten zu verurteilen, an die Klägerin 763,30 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit Klageaufstellung zu zahlen und der Klägerin alle ferneren Aufwendungen zu ersetzen, welche sie infolge des Unfalles an die Witwe und die Kinder nach dem 1. Dezember 1904 noch zu zahlen hat. Das LG. wies ab, das OLG. wies die Berufung zurück, das RG. hob auf: Die Klage ist auf § 136 GewÜB. vom 30. Juni 1900 gestützt; und es handelt sich zunächst darum, ob nach dieser Gesetzesvorschrift die Freisprechung des Beklagten in dem wegen des Unfalles gegen ihn anhängig gemachten Strafverfahren seine zivilrechtliche Haftung ausschließt. Das Berufungsgericht hat in Übereinstimmung mit dem 1. Richter diese Frage bejaht. Die Revision hält das für rechtswirksam und beruft sich auf das Urteil des RG. vom 28. Januar 1906 — VI 177/05 in Sachen Jernmann gegen Jügelberufsgenossenschaft, RG. 62, Nr. 82 S. 240 ff.) —. Der Senat hat auch bei Nachprüfung derselben gegenüber den Rechtsbegründungen des Berufungsgerichts keinen Anlaß gefunden, von seiner Ansicht abzugeben. Der Wortlaut des Gesetzes steht der gegenteiligen Auffassung keinesfalls zur Seite; namentlich nicht das vom Berufungsgericht besonders betonte Wort „auch“. Das bedeute (nicht im Berufungsurteil ausgeführt), daß außer dem neuen Verfahren ohne strafgerichtliches Urteil das alte mit der Freistellung durch Strafurteil bestehen geblieben sei; die Berufsgenossenschaft habe also die Wahl zwischen beiden Wegen; dafür aber, daß beide Verfahren nebeneinander gegeben sein sollen, die der Wortlaut des Gesetzes keinen Anhalt. Indes als vorläufiges Verfahren im rechtlichen Sinne, welches die Berufsgenossenschaft zur Vorforderung ihres Erfordernisses nachher einleiten könnte, ist das, was das Gesetz vom 30. Juni 1900 eingeführt hat, nicht wohl zu begründen. Die Einleitung oder Durchführung eines Strafverfahrens hängt nicht lediglich von der Wahl der Berufs-

genossenschaft ab. Die Frage ist die, in welcher Weise die gesetzlichen Voraussetzungen und Grundlagen für den Erfordernisanspruch der Genossenschaften nunmehr geregelt sind. Der Wortlaut des Gesetzes aber läßt, wenn der zweite Satz von § 136 Abs. 1 im Zusammenhang mit dem ersten Satz betrachtet wird, die Deutung als die nächstliegende erscheinen, daß zwar die Freistellung durch strafgerichtliches Urteil, wie sie in Satz 1 für die Erfordernisansprüche der Gemeinden, Armenverbände, Krankenkassen und sonstigen Unterstützungsklassen als ausschließliche Grundlage beibehalten ist, für die Genossenschaft gleichfalls noch ein Klagefundament bilden, die Genossenschaft aber auch ohne solche strafgerichtliche Freistellung zur Erhebung des Erfordernisanspruches berechtigt sein solle. Und ein Fall, in welchem eine strafgerichtliche Freistellung, daß der Betriebsunternehmer ufm. den Unfall vorsätzlich oder durch qualifizierte Fahrlässigkeit herbeigeführt habe, nicht ergangen ist, liegt eben auch dann vor, wenn der Unternehmer in dem Strafverfahren freigesprochen worden ist. — Auch von einer Bindung des Zivilrichters durch ein freisprechendes Urteil des Strafrichters enthält das Gesetz nichts. Doch aus der Entstehungsgeschichte der fraglichen Gesetzesbestimmung ein Anhalt für die gegenteilige Auslegung nicht entnommen werden kann, ist in dem Urteile des RG. vom 29. Januar 1906 bereits dargelegt. Der daraus erkennbare Zweck der veränderten Vorschrift läßt gleichfalls diese Auslegung nicht als gerechtfertigt erscheinen. Es sollten die Berufsgenossenschaften der, von ihrer Seite außer unangenehm empfundenen Notwendigkeit, befalls Erlangung eines Urteiles zuvor die strafgerichtliche Vorforderung des Genossenschaftsmittelbedarfes herbeizuführen, entbunden, die nach Anhalt dieser Kreise bisher bestehende geistliche „Dennunionspflicht“ den Genossenschaftsvorständen abgenommen und der Genossenschaft ein gütliches Abkommen mit dem ersatzpflichtigen Betriebsunternehmer ufm. erleichtert werden. Insofern lag die Abänderung des Gesetzes freilich auch in dem Interesse der hauptsächlichsten Betriebsunternehmer. Aber man darf deshalb nicht mit dem Berufungsgericht folgern, der Sinn der Vorschrift sei der, der Genossenschaft den Gebrauch eines für den Unternehmer milderen Verfahrens zu gestatten, und es würde diesem Sinne widersprechen, wenn man der Genossenschaft zugeben wollte, nunmehr „beide Verfahren“ nebeneinander gegen den Unternehmer anzuwenden. Daß durch die neue Gesetzesvorschrift der Unternehmer nach der anderen Richtung hin ungünstiger als bisher gestellt werden, das Regreßrecht der Genossenschaft eine Erweiterung erfahren würde, ist von seiten der gesetzgebenden Faktoren nicht verkannt worden. Auch nach der bei Beratung im Plenum des Reichstages über den § 137 des Gesetzes hat der Regierungsvorredner v. Noelle nachträglich zum § 136 (früher § 96) sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß der Schutz, der den Mitgliedern einer Berufsgenossenschaft dadurch zur Seite gestanden habe, daß sie, ehe sie wegen Erfordernis angeklagt werden konnten, zunächst strafrechtlich verurteilt sein mußten, ihnen jetzt verloren gehen werde ufm. (Stenogr. Berichte des Reichstages, Sitzung vom 25. Mai 1900 S. 5789; Vgl. auch Noelle-Gaspar GewÜB. 5. Aufl. zu § 136 Not. 7 S. 511; Laß und Raier Haftpflichtrecht 2. Aufl. S. 206). — Einen weiteren Grund für seine Ansicht findet das Berufungsgericht darin, daß auch für das zivilrechtliche

*) Vgl. RG. 1906 S. 208 Nr. 24.

Verfahren über den Erlassanspruch aus § 136 des Gesetzes, wenn ein Strafurteil nicht vorliegt, in Ansehung der Haltpflicht die strafrechtlichen Grundsätze maßgebend seien. Es wäre, meint der Berufungsrichter, widersinnig, wollte man, auch wenn der Strafrichter die Schuldfrage brennt hat, dieselbe Frage nochmals durch den, auf dieselben Quellen und Grundsätze der Beurteilung angewiesenen Zivilrichter entscheiden lassen, und es würde darin eine Doppelung des Anspruchs des Strafrichters enthalten sein, welche der Gesetzgeber sicher nicht gewollt habe. Diese Argumentation geht fehl. Allerdings muß dem Berufungsgericht darin beigegeben werden, daß für das zivilgerichtliche Verfahren über den Erlassanspruch hinsichtlich des die Erlasspflicht begründenden Tatbestandes die strafrechtlichen Grundsätze maßgebend sind, wonach sich die Voraussetzungen in § 136 Abs. 1 Satz 1 GemlVO. bestimmen: Herbeiführung des Unfalls fahrlässig oder Betrübenunternehmer usw. durch Verfall oder durch Fahrlässigkeit mit Außerachtlassung derjenigen Aufmerksamkeit, zu der sie vermöge ihres Amtes, Berufs oder Gewerbes besonders verpflichtet sind, — im Sinne von §§ 222, 230 StGB. Der erkennende Senat tritt insoweit der angeführten Entscheidung des IV. S. bei. Es ist darnach eine abweichende Auslegung in dem Urteile des VI. Senats vom 9. Juli 1906 — VI 580/05 — in Sachen Stadtgemeinde Mannheim und Gen. gegen Eidverfälsche Baugewerkeberufsgenossenschaft richtigzustellen; die Frage einer Knienbarkeit des § 31 oder des § 831 BGB. kann hier beiseite bleiben. — Indes wenn durch die jetzige gesetzliche Regelung die Möglichkeit geschaffen ist, daß die zivilgerichtliche Entscheidung mit derjenigen des Strafgerichts in Widerspruch tritt, so ist, wie in den vorerwähnten Urteilen dieses Senats bereits ausgeführt, damit nur diejenige Gestaltung hergestellt, welche nach der Bestimmung in § 14 Abs. 2 Abs. 1 GGVO. überhaupt die Regel bildet. Der Fall, daß der Zivilrichter über einen bestimmten Tatbestand nach den Grundsätzen des materiellen Strafrechts zu logischermaßen hat und daß er hierbei zu einer anderen Entscheidung wie im vorangegangenen Strafverfahren der Strafrichter gelangen kann, kommt bei der jetzt bestehenden Gesetzgebung auch sonst öfters vor; das bringt schon die Verschiedenheit des Verfahrens im Zivil- und im Strafprozeß, namentlich in Ansehung der Beweisgrundsätze, auf welche Verschiedenheit auch im Berufungsurteile hingewiesen wird, mit sich. Von einer Beeinträchtigung des Anspruchs der Strafgerichte durch die Möglichkeit widersprechender Urteile in solchen Fällen kann nicht die Rede sein. Endlich wird vom Berufungsgericht erwidert, daß die Befugnis der Genossenschaft, trotz freisprechender Entscheidung des Strafrichters die Entscheidung des Zivilgerichts anzugreifen, eine ungleiche rechtliche Behandlung der Genossenschaft und des Unternehmers in sich schließen würde, welche nicht die Absicht des Gesetzgebers sein könne. Denn falls das Urteil des Strafrichters für den Unternehmer ungünstig aus, so sei ihm gegen dieses, zugleich aber seine Haltpflicht entscheidende Erkenntnis die Anrufung des Zivilgerichts versagt; falls das Urteil dagegen für die Genossenschaft ungünstig aus, d. h. werde der Unternehmer freigesprochen, so würde ihn gegen dieses Erkenntnis die Anrufung des Zivilgerichts gestattet sein. Daß eine solche Ungleichheit bei der hier angenommenen Auslegung tatsächlich

besteht, ist allerdings nicht zu leugnen; aber dieser Umstand bietet, wie schon in dem Urteile vom 29. Januar 1906 gesagt ist, keinen zureichenden Grund zu einer, aus dem Wortlaute nicht zu entnehmenden Auslegung. Der Gesetzgeber hätte, wenn der Erlassanspruch der Berufsgenossenschaft von dem Ergebnisse des Strafverfahrens völlig unabhängig gestellt werden sollte, nach beiden Richtungen die Entscheidung des Strafrichters, auch die verurteilende, als für den Zivilrichter unverbindlich erklären müssen. Daß aber eine so weitgehende Abänderung des früheren Rechtszustandes beabsichtigt war, ist weder aus dem Gesetze selbst noch aus den darüber gepflogenen Beratungen erkennbar. — Es ist möglich, daß man die Tragweite der neu aufgenommenen Bestimmung nicht nach allen Seiten hin überlegt hat, denkbar übrigens auch, daß man die ungleiche Befugnis der Richtelange des einen und des anderen Teiles als eine Folge der Änderung erkannte, aber ein hinderndes Gegenrecht zum Schutze der Unternehmer usw. in den Garantien erblickt hat, welche gegen unbegründete oder unbillige Regreßansprüche durch die Vorstände in § 136 Abs. 1 Satz 2 bis 4 und § 137 des Gesetzes gegeben sind. A. Berufsgenossenschaft c. R., lt. v. 20. Dez. 06, 211/06 VI. — Hamm.

Gesetz über das Verlagsrecht vom 19. Juni 1901. 19. § 28 VerStG. in Verb. mit §§ 138, 817 BGB. und Abredenkommen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn vom 30. Dezember 1899. — Betrifft Streit zwischen Verfasser und Verleger des Bilde-Romans „Aus einer kleinen Garnison“ über den Umfang der beiderseitigen Rechte. Zulässigkeit des Schutzes hinsichtlich eines eingetragenen und bernichteten Werks, sowie Auslegung des § 28 I c.]

Durch Vertrag vom 17. Juli 1903 übernahm der Beklagte für den Kläger den kommissionarischen Verlag eines unter einem Pseudonym herausgegebenen Romans des Klägers „Aus einer kleinen Garnison“, der in 2000 Exemplaren gedruckt werden sollte. Der Kläger hatte die Druckkosten und die Einbände zu bezahlen, die Gesamtsumme sei ihm zu. Er ist dem Beklagten umfänglich 1820 Mark und 214 Mark schuldig geworden und hatte nach dem Buchhändlerpreise von 1,80 Mark für das Exemplar bei Absatz der ganzen Auflage 1500 Mark vom Reingehalte zu fordern. Der Druck und Vertrieb des Romans erfolgte und hatte zur Folge, daß der Kläger am 6. Oktober 1903 verhaftet und am 10. November 1903 durch das Kriegsgericht zu Reg. wegen des Inhalts und der Veröffentlichung des Romans ohne Genehmigung zu 6 Monaten Gefängnis und Dienstentlassung verurteilt wurde. Gleichzeitig erordnete das Urteil die Einziehung des Werks und die Vernichtung der zum Vertrieb bestimmten Exemplare, der benutzten Formen und Platten an. Dies Urteil wurde rechtskräftig. Schon vorher wurde das Buch an verschiedenen Orten polizeilich mit Verbot belegt. Gläubiger des verschuldeten Klägers brachten auf dessen mutmaßliche Forderungen aus dem Verlagsvertrage mit dem Beklagten Beschlagnahmen in Höhe von etwa 2634 Mark aus. Nach der Verhaftung des Klägers und nach diesen Beschlagnahmen kam es im Oktober 1905 auf Veranlassung des Beklagten und des mit dem Kläger befreundeten Mittelskriter B. zu Verhandlungen zwischen dem Beklagten B. und dem Vertrieber des Klägers, Rechtsanwalt D. in Reg., um die Gläubiger des Klägers zu befriedigen und das Verlagsrecht

von dem Roman für die Zukunft zu regeln. Nachdem der Beklagte am 26. Oktober 1903 dem B. in Jorbach seine Offerte auf Erwerb des Verlagsrechts für weitere Auflagen gegen eine Pauschalsumme gemacht, wurde in Weß mit D. darüber verhandelt, die Offerte des Beklagten von D. dem damals im Lager in Weß befindlichen Kläger mitgeteilt, von diesem abgelehnt und die Erklärung dem Beklagten überbracht. Die Parteien stritten über den Inhalt des zustande gekommenen Vertrages. Unstreitig ist, daß dem Beklagten das Verlagsrecht gegen eine an den Kläger zu zahlende Pauschalsumme von 3300 Mark, in welcher die für die erste Auflage dem Kläger zukommenden 1500 Mark inbegriffen, übertragen worden ist, dem Kläger aber das Übersetzungsrecht vom 1. Juni 1904 ab, das Recht des Abdrucks in Zeichnungen vom 1. Januar 1905 ab vorbehalten blieb. Streitig ist, ob das Verlagsrecht sich unbefristet auf alle späteren Auflagen, oder nur auf im ganzen drei Auflagen zu je 2000 Exemplaren erstrecken sollte, und nur auf im Inlande herausgegebene Auflagen. Der Beklagte hat nach Abschluß des Vertrages bis zum 15. November 1903 außer der ersten Auflage (in Kommission) von 2000 Exemplaren nach seinem Zugeständnis noch in vier Auflagen 1000, 1000, 6000 und 10 000, alles in allem 20 000 Exemplare, drucken lassen, nach der Behauptung des Klägers 60 000 Exemplare in drei Auflagen von je 20 000 Exemplaren. Sodann ist der Roman ohne Genehmigung des Klägers in Wien erschienen und von dort aus vertrieben, nach der Behauptung des Klägers in 200 000 Exemplaren und zwar nachdem der Beklagte, wie der Kläger behauptet, das Verlagsrecht vertrags- und gesetzlich an den Verlagshandhaber J. in Wien übertragen hat. Mit Klage vom 2. April 1904 ist der Kläger gegen den Beklagten deshalb klagbar geworden. Der Antrag ist schließlich dahin gestellt 1. festzustellen, daß der Beklagte nicht berechtigt war, mehr als insgesamt drei Auflagen des Romans, eine jede zu 2000 Exemplaren, zu verlegen und verpflichtet ist, dem Kläger den durch die Herausgabe von mehr Exemplaren entstandenen Schaden zu ersetzen, zu diesem Zweck dem Kläger darüber Rechnung zu legen, was er aus dem Verlage des Werks für die Exemplare über 6000 Stück an Einnahmen gehabt hat, die Rechnung eichig zu erhitzen und die Einnahmen abzüglich der darauf ruhenden Ausgaben mit den daraus gezogenen Zinsen, mit 4 Prozent Verzugszinsen an den Kläger zu zahlen; event. 2. den zwischen den Parteien abgeschlossenen Vertrag bezüglich der über die erste Auflage hinausgehenden weiteren Auflagen für nichtig zu erklären und den Beklagten zu verurteilen, dem Kläger den entstandenen Schaden zu ersetzen, insbesondere dem Kläger darüber Rechnung zu legen, was er aus dem Verlage des Romans für die weiteren Auflagen an Einnahmen gehabt hat, die Rechnung eichig zu erhitzen und die Reineinnahme abzüglich der gezahlten 3300 Mark an den Kläger mit Zinsen zu zahlen, — oder noch 3. festzustellen, daß der Beklagte nicht berechtigt war, auf Grund des mit dem Kläger geschlossenen Vertrages Auflagen des Romans in Oesterreich erscheinen zu lassen, und den Beklagten zum Weg des dadurch entstandenen Schadens, Rechnungsgütung bei richtiger Erstattung und Zahlung der Reineinnahme wie zu 1. zu verurteilen. Klage, Berufung und Revision sind zurückgewiesen. 1. In der mündlichen Verhandlung ist seitens des Vertreters

des Revisionsbeteiligten geltend gemacht, daß die ganze Klage von vornherein unzulässig, teils vor dem deutschen Richter Rechte aus einem Vertrage über ein durch richterliches Urteil im Deutschen Reiche eingezogenes und vernichtetes literarisches Werk nicht geltend gemacht werden könnten. Wäre dem beizutreten, so wäre die Revision ohne weiteres zurückzuweisen, ohne daß es des Eingehens auf das angefochtene Urteil, seine Begründung und die dagegen erhobenen Angriffe bedürfte. Wichtig ist auch, daß über ein Werk, das durch richterliches Urteil eingezogen und dessen Vernichtung durch den zuständigen Richter ausgesprochen ist, ein Vertrag, der den Verleger zur Vervielfältigung und gewerbsmäßiger Verbreitung verpflichtet und berechtigt, mit richterlicher Wirkkraft für das Land nicht abgeschlossen werden, weder Rechte noch Pflichten begründen kann, die notwendig zum Verstoß gegen das in der Eingiehung und Vernichtung enthaltene Verbot führen müßten. Der Verleger würde nach solcher Eingiehung und Vernichtung sich immer darauf berufen können, daß ihm dadurch die Vervielfältigung und gewerbsmäßige Verbreitung unmöglich geworden. Aber darum handelt es sich hier nicht. Der Vertrag vom 26. Oktober 1903 ist vor der Rechtskraft des Strafurteils geschlossen und die Vervielfältigung und Verbreitung hat im Inlande unstreitig bis zum 15. November 1903 stattgefunden. Nach der Sachlage ist anzunehmen, daß erst an diesem Tage das Strafurteil gegen den Kläger rechtskräftig geworden und erst mit diesem Tage die Eingiehung und Vernichtung wirksam geworden ist. Es darf nicht angenommen werden, daß die Rechte, welche der Kläger aus dem Vertrage vom Oktober 1903 oder dessen Verletzung aus der vor der Eingiehung und Vernichtung erfolgten Vervielfältigung und Verbreitung gegen den Beklagten erworben hat, durch die nachträgliche Eingiehung und Vernichtung des Werks beseitigt sind. Denn daß der dem Beklagten in Verlag gegebene Roman des Klägers wegen unstatlichen oder sonst gegen das Gesetz verstößenden Inhalts eingezogen, in welchem Falle dem Kläger allerdings jeder Anspruch zu verfallen wäre, § 138 Abs. 1, § 817 BGB., erhebt nicht. In den Instanzen ist über den Inhalt des Romans nichts vorgebracht, der hier erörterte rechtliche Gesichtspunkt überhaupt erst in dieser Instanz angeregt. Die Wirkung der Eingiehung und Vernichtung des Werks durch das Strafurteil erstreckt sich nur auf das Inland, nicht auf Österreich-Ungarn. Die Vervielfältigung und gewerbsmäßige Verbreitung in Österreich-Ungarn wurde durch das Urteil des deutschen Straftribunals nicht zu einer Handlung gegen gesetzliches Verbot. Der Art. 1 H. 2 des Übereinkommens betr. den Schutz der Urheberrechte an Werken der Literatur usw. zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn vom 30. Dezember 1899 (RGBl. 01, 131), sagt zwar, daß der vertragmäßige Schutz, den der Art. 1 jedem Werke, das im Deutschen Reich einmündlich, auch im österreichisch-ungarischen Staatsgebiete genützt, nicht genützt wird für ein Werk, das dort, wo es einmündlich, überhaupt keinen gesetzlichen Schutz genießt, oder diesen gesetzlichen Schutz nicht mehr genießt. Aber so liegt die Sache hier nicht. Das Werk des Klägers hatte im Deutschen Reich gesetzlichen Schutz und dieser Schutz dauerte nach den §§ 20 f. Reichs., RGBl. S. 227, noch jetzt fort; er könnte von dem Kläger und seinen Rechtsnachfolgern gegen jeden

unberechtigten Dritten in Anspruch genommen werden, wiewohl in Österreich-Ungarn, wo die Eintragung und Vermerkung durch das deutsche Strafgericht nicht wirksam ist. Vgl. Art. 8 des Übereinkommens vom 30. Dezember 1899. Hiernach steht auch dem Klageantrage zu §. 3. kein rechtlicher Grund entgegen, der ihn von vornherein ausschließen könnte. 2. Es ist deshalb auf die von der Revision gegen das Berufungsgericht erhobenen Angriffe einzugehen. Der Berufungsrichter stellt auf Grund der Korrespondenz des Beklagten mit den Zeugen B. und D. und dem Kläger selbst in Verbindung mit den eideschwurigen Aussagen beider Zeugen fest, daß durch das Übereinkommen vom 28. Oktober 1903 der Kläger dem Beklagten das Recht auf Verbreitung und Verbreitung des Romans in vollem Umfange, räumlich und zeitlich unbeschränkt, nicht bloß für die zweite und dritte Auflage, sondern für alle Auflagen, für das Inland und das Ausland, gegen eine Summe von 3300 Mark übertragen, der Kläger sich nur das Übertragungsrecht vom 1. Januar 1904 ab und das Recht zum Abdruck in Zeitungen vom 1. Januar 1905 ab vorbehalten hat. Der Revisions läßt diese Feststellung, soweit sie die Übertragung des Verlagsrechts ohne Beschränkung auf die Zahl der Auflagen betrifft, unangefochten. Sie rügt nur, daß der Berufungsrichter die Übertragung des Verlagsrechts ohne die räumliche Beschränkung auf das Inland festgestellt habe, ohne Gewicht darauf zu legen, daß nach der Behauptung des Zeugen D. von solcher räumlichen Beschränkung bei dem Vertragsabschlusse zwar nicht gesprochen sei, es aber, wie der Zeuge sagt, nicht in unserm Interesse gelegen habe, dem Beklagten das Recht einzuräumen, den Roman auch im Auslande erscheinen zu lassen. Der Berufungsrichter erachtet aber ganz richtig, in der Übertragung des Verlagsrechts sei an sich das Recht der Verbreitung und Verbreitung auch im Auslande inbegriffen, mußte deshalb, wenn es ausgeschlossen sein sollte, vertragsmäßig ausgeschlossen werden, was nicht geschehen ist. Der Zeuge D. hat eideschwur behandelt, er und der Kläger hätten an die gezielte Folge der unbeschränkten Übertragung des Verlagsrechts für alle Auflagen nicht gedacht. Daraus folgt aber weder, daß die gezielte Folge nicht eintrete, noch daß sie nach dem übereinstimmenden Willen der beiden Parteien nicht eintreten sollte, noch daß, wie die Revision meint, ein Differenz der Parteien vorliegt, wenn sie eintritt. Das ist hier so wenig der Fall, wie da, wo der Eigentümer ein Grundstück verkauft und nicht daran denkt, daß seine Verpflichtung sich im Zweifel auch auf das Zubehör erstreckt. §§ 314, 926 BGB. 3. Hiernach ist die Entscheidung über den Klageantrag 1 und 3 gerechtfertigt, soweit der letztere die Feststellung verlangt, daß der Beklagte nicht berechtigt war, Auflagen des Romans in Österreich erscheinen zu lassen. Schon in I. Instanz ist der Antrag auch auf die Behauptung gestützt, daß der Beklagte sein Verlagsrecht nach der Rechtfertigung des Strafgerichts gegen den Kläger an den Buchhändler §. in Wien ohne seine, des Klägers, Zustimmung abgetreten, dadurch gegen den § 28 BerlG. verstoßen, und deshalb dem Kläger den daraus erwachsenen Schaden zu ersetzen, jedenfalls die von §. bezogenen 200 000 Mark für durch diesen vertriebenen 200 000 Exemplare herauszugeben habe. In der Berufungsinstanz hat der Prozeßbevollmächtigte des Klägers nach dem vorliegenden Tatbestande des Berufungs-

urteils erklärt, daß in dem Antrage, wie er in der Klage gestellt, der Antrag mitemhalten sei, festzustellen, daß der Verkauf des Verlagsrechts an §. unzulässig sei (näher). Der Berufungsrichter geht davon aus, daß der Beklagte nach § 28 a. a. O. zu der Abtretung an §. ohne Zustimmung des Klägers nicht berechtigt gewesen sei, daß, da er unfähig die Zustimmung des Klägers nicht eingeholt habe, die Abtretung gegen den § 28 verstoße und unwirksam sei, möge der Kläger einen wichtigen Grund zur Verweigerung seiner Zustimmung gehabt haben oder nicht, daß die Unwirksamkeit der Abtretung beim Mangel eines entsprechenden Antrages im Urteil nicht festgestellt werden könne, daß der Kläger zwar Schadenersatzberechtigt sei, den Schaden und einen Betrag derselben aber durch sein tatsächliches Vorbringen nicht erkennbar gemacht habe, Verweigerungsansprüche und einen Anspruch auf Rechnungslegung aber nicht geltend machen könne. Darin ist dem Berufungsrichter beizutreten, daß nach § 28 a. a. O. dem Verfaller ein Anspruch auf Schadenersatz gegen den Verleger zusteht, der seine Rechte an einem einzelnen Werk ohne seine, des Verfallers, Zustimmung überträgt. Dem Berufungsrichter kann aber darin nicht beizutreten werden, daß, wenn die Übertragung des Verlagsrechts ohne die nach § 28 BerlG. erforderliche Zustimmung des Verfallers erfolgt ist, daraus nichts ankomme, ob der Verfaller einen wichtigen Grund zur Verweigerung seiner Zustimmung gehabt hätte oder nicht. Der § 28 Abs. 1 fordert im Satz 2 die Zustimmung des Verfallers, bestimmt aber im Satz 3 in unmittelbarem Anschlusse daran, daß der Verfaller die Zustimmung nur verweigern kann, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Formell ist danach die Einholung der Zustimmung des Verfallers erforderlich, materiell ist die Zustimmung nicht immer erforderlich d. h. der Verfaller muß zustimmen, wenn ein wichtiger Grund, sie zu verweigern, nicht vorliegt. Muß aber der Verfaller beim Mangel eines wichtigen Grundes für die Verweigerung der Zustimmung der Übertragung zustimmen, so kann der Verleger auch verlangen, daß der Verfaller nachträglich zustimme (genehmige) oder sich so behandeln lassen müsse, als ob er zugestimmt habe, und der Anspruch des Klägers, daß ein wichtiger Grund für die Verweigerung der Zustimmung nicht vorgelegen habe, ersetzt die Zustimmung (Genehmigung) mit der Wirkung, daß die Übertragung als genehmigt zu gelten hat, § 184 Abs. 1 BGB. Ein bedeutend schwerer wichtiger Grund für Verweigerung steht dem Kläger nicht zur Seite. (Nicht dargelegt). Demnach ist der Klageantrag zu 3 unbegründet, auch in der Gestalt, die er in der Berufungsinstanz erhalten hat. 4. Es bleibt hiernach nur noch der Klageantrag zu 2 übrig, der auf der Anfechtung des Vertrages vom Oktober 1903 wegen Betrugs, Irrtums und Täuschung beruht. Die Anfechtung ist unbegründet. (Nicht im einzelnen ausgeführt; die Anwendung des § 138 BGB. wird verneint, weil es sich nach der Sachlage um ein getragenes Geschäft handle). Demnach ist die ganze Klage unbegründet. B. d. S. II. v. 29. Dez. 06, 521/05 I. — Braunschw.-w.

II. Juristisches Recht.

Enteignungsgesetz vom 11. Juni 1874.

20. § 10 Abs. 2 Enteignungsgesetz. verb. mit § 406 Abs. 5, § 548 BZD. Gegen die Abrechnung von Sachverständigen, die

durch Beschluß für unbegründet erachtet worden ist, kann nur förmliche Beschwerde, nicht Revision, eingelegt werden. Rangreihe Begründung des Sachverständigengutachtens und des darauf beruhenden Urteils. Berücksichtigung der Qualität von Nichtbauland bei Ermittlung des Wertes von Bauland.]

Die Beteiligten sind Eigentümer eines 458 qm großen bebauten Grundstücks Nr. 28a am Loosplatz in G., das nach einer Flächlinienfestsetzung (Bebauungsplan) vom 10. Juli 1884 zu einem öffentlichen Plätze bestimmt ist. Zur Durchführung der neuen Flächlinie wurde gegen die Beteiligten im Jahre 1902 das Enteignungsverfahren eingeleitet. Der Bezirksausschuß setzte durch Beschluß vom 13. Juni 1902 die Entschädigung auf 23 500 Mark fest. Hiergegen beschritten sowohl die Stadtgemeinde wie die Beteiligten den Richter. Die Stadt verlangte Festsetzung der Entschädigung auf 12 600 Mark, die Beteiligten Erhöhung auf 28 600 Mark. Das LG. sprach den Beteiligten eine Entschädigung von 25 500 Mark zu. Das OLG. legte die Entschädigung auf 17 670 Mark fest. Das RG. hob auf: Bei der Festsetzung der den Beteiligten zulemmenden Entschädigung haben der Bezirksausschuß und das LG. den Grund und Boden — ohne die darauf stehenden Gebäude — mit 35 Mark für das Quadratmeter bemerkt, was für die gesamte zu enteignende Grundfläche von 458 qm einen Betrag von 16 090 Mark ergibt. Das OLG. hat diesen Entschädigungssatz auf 8 200 Mark herabgesetzt. Hieraus allein beruht der ziffermäßige Unterschied in den Entscheidungen der I. und II. Instanz. Das Berufungsurteil beruht auf dem Gutachten der vernommenen Sachverständigen, die die Beteiligten in der letzten mündlichen Verhandlung wegen Befangenheit abgelehnt haben. Auf die Nichtbeachtung dieser Ablehnung kann ein Revisionsantrag mit Erfolg nicht gestützt werden, da das Ablehnungsgesuch vom Berufungsgerichte in einem besonderen Beschlusse für unbegründet erklärt worden ist und die Beteiligten den Beschluß mit dem allein zulässigen Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde (§§ 406 Abs. 5, 548 ZPO.) nicht angefochten haben. Verachtung verdienen dagegen die von den Beteiligten erhobenen materiellrechtlichen und prozessualen Einwendungen gegen die Richtigkeit des Gutachtens. Den Sachverständigen war durch Verweisbeschluß aufgegeben worden, ein Gutachten darüber zu erstatten, welchen Wert die enteigneten Flächen im Juni 1902 haben würden, wenn der Bauungsplan vom 1. Juli 1884 nicht existiert hätte, wobei sie davon ausgehen sollten, daß die enteigneten Flächen zur Zeit der Flächlinienfestsetzung Bauland waren. Sie haben darauf den Grund und Boden auf 17,50 Mark pro Quadratmeter, die ganze Fläche also auf nur 8 015 Mark geschätzt. Die Bewertung auf 8 200 Mark im Berufungsurteil beruht darauf, daß die Klägerin selbst diesen Wert setzen läßt; im übrigen folgt das Urteil dem Gutachten der Sachverständigen. Es ist nun zu prüfen, daß der Verweisbeschluß von einer ganz zu verstehenden Auffassung des § 10 Abs. 2 Enteignungsgesetz ausgeht; worin liegt es aber, ob dies auch von dem Gutachten gilt. Das Berufungsurteil erklärt, das übereinstimmende Gutachten der Sachverständigen geht dahin, daß bei Errichtung der nach dem neuen Bauungsplan eingezeichneten Rechteitzerrichtung der Wert für Juni 1902 auf nur 17,50 Mark für das Quadratmeter zu bemessen sei. Da die Sachverständigen als Wert für 1884 15 Mark pro Quadratmeter annehmen, so

ergibt sich, daß fast die ganze, in dem Zeitraum von 1884 bis 1902 eingetretene Wertsteigerung nach ihrer Ansicht dem Bauungsplan zuzuschreiben ist. Die Beteiligten hatten nun behauptet und zu beweisen sich erboten, daß dem am Loosplatz gelegenen Grundstücke, die dem igrigen insbesondere, der neuen Flächlinienplan nicht nur keinen Vorteil, sondern eher Nachteil gebracht habe, daß ohne diesen Plan der Wert ihres Grundstücks zufolge seiner Lage und der naturgemäßen Grundbesitzentwicklung ebenso hoch, wenn nicht noch höher, sein würde, als er jetzt tatsächlich ist. An sich ist dies sehr wohl denkbar. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Sachverständigen diese Behauptung geprüft und für unbegründet befunden haben; ihr Gutachten gewährt hierfür keinen Anhaltspunkt. Schon das Ergebnis, zu dem sie gelangt sind, muß Bedenken erregen. Sie nehmen für das Jahr 1902 einen Wert von 17,50 Mark pro Quadratmeter an, während die Klägerin selbst davon ausgeht, daß der Grund und Boden schon im Jahre 1884 einen Wert von 17,90 Mark pro Quadratmeter gehabt habe. — In dieser Erwägung von mehr allgemeiner Art gefassen sich zwei besondere, mit Verweis vertretene Behauptungen der Beteiligten, denen das Berufungsgericht zu Unrecht die Erheblichkeit abgesprochen hat. Die Beteiligten behaupten, es sei ihnen schon im Jahre 1883 für ihr Grundstück ein Kaufpreis von 33 000 Mark geboten worden. Das Berufungsgericht hält dies für unerschüsslich, weil der Kaufkäufer besondere Gründe für sein hohes Preisgebot gehabt haben könne. Dies mag richtig sein, erschöpfend aber den Beweisgehalt der behaupteten Tatsache nicht. Wenn auch die Annahme nahe liegt, daß der Preis von 33 000 Mark, der den von den Beteiligten im jetzigen Verfahren geforderten noch erheblich übersteigt, ein außerordentlicher war, so kann doch recht wohl dieser hohe Preis gerade nur deshalb geboten worden sein, weil der damalige Kaufkäufer schon den erheblichen Wert des Grundstücks auf mindestens 25 000 Mark oder noch höher angeschlagen hat. Der Schlag von jenem hohen Preisangebot auf einen Grundwert für das Jahr 1884, der den von den Sachverständigen angenommenen (von 15 Mark pro Quadratmeter) bedeutend übersteigt, ist demnach naheliegend. Ferner haben die Beteiligten behauptet, selbst Nichtbauland sei in der fraglichen Gegend schon 1884 mit 15 Mark und 1902 mit 30 Mark pro Quadratmeter bezahlt worden. Das Berufungsurteil bemerkt hierzu: diese Ausführung ist nicht erschüsslich; wie es sich mit den Wertverhältnissen von Nichtbauland verhalte, könne vollständig belanglos bleiben, da vorliegend nur Bauland in Betracht komme. Allein der Verweiswert der behaupteten Tatsache liegt in ihrer Verbindung mit dem Befassungssatz, daß Bauland regelmäßig sehr viel teurer bezahlt wird als Nichtbauland. Wenn es wahr ist, daß im Jahre 1884 in der fraglichen Gegend Nichtbauland 15 Mark pro Quadratmeter kostete, so werden sich die Sachverständigen mit dieser Tatsache, mit der ihr Gutachten nicht wohl vereinbar ist, auseinander setzen müssen. I. a. Stadtgemeinde G., II. u. d. Beg. 06, 36/06 VII. — Köln.

III. Das Rheinische Recht.

21. Nach französischem Recht tritt im Fall eines konkurrierenden Verschuldens eine Teilung der Schadenstragung nicht ein; s. d. bagegen ZB. 06, 297.]

Das OLG. hat angenommen, daß in dem von dem Beklagten als Notar ausgenommenen Akt vom 1. August 1893

die Ehefrau Sch. ihrem Gläubiger, dem heutigen Kläger und Revisionsbeteiligten, eine Kreditschuld bis zur Höhe von 2 000 Mark bestellte. In dem Umfange, daß der Beklagte in dem von ihm dem Hypothekensumme eingerichteten Borkhaus die Eintragung nicht für diesen ganzen Kredit, sondern nur für einen solchen in Höhe von 228,56 Mark beantragt hatte, findet es ein Verschulden des Beklagten, welches denselben dem Kläger für denjenigen Schaden verantwortlich mache, den dieser durch den Ausfall seiner Hypothek bei der Bezahlung des Zwangsversteigerungslooses über den Betrag von 228,56 Mark hinaus erlitten hat. Der Beklagte hat zur Begründung seines Revisionsantrags mit Rücksicht darauf, daß das R. ein eigenes Verschulden des Klägers, dem das Borkhaus und die Eintragung mitgeteilt worden war, angenommen hatte, unter Berufung auf eine Entscheidung des VI. 85., mitgeteilt in J. B. 06, 297, geltend gemacht, es habe vom R. B. mindestens geprüft und erörtert werden müssen, ob nicht ein konkurrierendes Verschulden des Beklagten und des Klägers anzunehmen sei, und danach eine Teilung der Haftung in der Art, wie sie § 354 BGB. vorsehe, eintreten müsse. Demgegenüber hält der Senat an seiner bisherigen Rechtsprechung dahin fest, daß nach französischem Recht im Falle eines konkurrierenden Verschuldens eine Teilung der Schadenersatzung nicht eintritt, daß vielmehr in solchen Fällen zu entscheiden ist, auf welcher Seite die eigentliche Ursache der Schadenschuldung also das Hauptverschulden liegt, und daß diese Seite den ganzen Schaden zu tragen hat. Um bei dieser rechtlichen Annahme zu bleiben, bedarf es der Berücksichtigung einer Aktenzensurteilung der Justizien nicht, da das Urteil des VI. Senats für das in einem ausländischen Gebiete, dem neutralen Gebiet des Nordens, geltende, übrigens nicht verfallene, Recht ergangen ist. R. a. E., II. v. 21. Dez. 06, 241/06 II. — Darmstadt.

steuerfrei geblieben oder zu gering veranlagt ist; in den beiden ersten Fällen soll eine nachträgliche Veranlagung stattfinden, im dritten Falle nicht. Magistrat zu B. a. B., II. v. 3. Juli 06, II 1438. Rep. Nr. II C. 198/06. Begriffsausdruck Dargig.

5. Vorsatzgesetz.

Das Verschuldungsvorsatzgesetz findet nach dem Vorurteil vom 15. November 1811 nur nach bei solchen Anlagen statt, die vor dem Erlaß der preussischen Gew.D. errichtet und seitdem ohne eine wesentliche Veränderung der Betriebsverhältnisse im Sinne des § 36 der preussischen Gew.D. und des § 10 des Gesetzes vom 1. Juli 1861, betr. die Errichtung gewerblicher Anlagen, oder des § 25 R. Gew.D. geblieben sind. So auch das Urteil vom 18. Mai 1903 (O. B. 43, 263). Denn aber das Verschuldungsvorsatzgesetz nicht gegeben wäre, so würde daraus zugleich die Unzulässigkeit der von den Parteien gestellten Anträge folgen. Denn Streitsachen darüber, ob die Höhe des Wasserlaufs in rechtsverbindlicher und deutlicher Weise bestimmt sei, unterliegen der Entscheidung im Verwaltungsstreitverfahren nur dann, wenn sie im Laufe eines zur Feststellung der Höhe des Wasserlaufs bei Stauwerken eingeleiteten administrativen Verfahrens entstanden sind (siehe das Urteil des Reichsoberverwaltungsorgans vom 6. Mai 1895, Entsch. R. 28 S. 275 und die Entsch. des R. O. vom 26. Oktober 1899, R. Verw. B. 20, 150).

Hiernach hätte der Vorderrichter die in den Akten erwähnte, für die Entscheidung maßgebende Tatsache, ob der Neubau der Mühle eine Turbine angedacht ist oder nicht, berücksichtigen müssen. Da er dies nicht getan hat, so muß das Vorderricht der Aufhebung unterliegen (§ 94 des Landesverwaltungsorgans). R. O. S. a. B. und Gen., II. v. 27. Sept. 06, III 1871. Rep. Nr. III C. 197/06. Begriffsausdruck Wänter.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 behandelt unter Verhandlung und Anrechnung interessanter Rechtsfragen den Schadenersatzanspruch eines verunglückten Automobilfahrers, dem die Ursache der von einem Automobilfabrikanten verursachten „Unfallstrafe“ von dem beklagten Automobilwerke unentgeltlich in der Kasse gestellt worden war, daß er vielleicht einen Kraftwagen kaufen würde.

Entsch. Nr. 2 erkennt die exceptio doli generalis auch für das Recht des BGB. an.

Entsch. Nr. 3 läßt den Untermieter nur für die Unmangelhaftigkeit (nie!) seines Mietrechts, nicht aber, von den besonderen Umständen abgesehen, dafür haften, daß die Untermiete infolge einer schuldenshalber erfolgten Zwangsversteigerung des Grundstücks ein vorzeitiges Ende findet.

Der Mieter verliert, wie in Entsch. Nr. 4 dargelegt wird, dadurch, daß er von seinem Kündigungserchte aus § 542 BGB. wegen nicht rechtzeitiger Gewährung oder Entziehung des vertragmäßigen Gebrauchs der Mietgegenstände Gebrauch macht, seine Schadenersatzansprüche, die ihm vor der Kündigung erwachsen sind, selbst dann nicht, wenn die Umfassung und Betrag des Schadens bestimmten Tatsachen sich erst nach der Kündigung vermittelte.

Entsch. Nr. 7 behandelt die obligations- und sachenrechtliche Deutung der Abtretung eines Teilhypothekens in Verbindung mit der Abtretung des Anspruchs gegen den bisherigen Hypothekengläubiger auf Herausgabe des Hypothekenscheins sowie Verfallung eines Teilhypothekenscheins und der Umwandlung des zu verfallenden Teilhypothekenscheins in neuen Gläubiger, wenn es zu einer Eintragung in öffentlichen Verzeichnissen des Teilhypothekenscheins gekommen ist. Der entscheidende Fall galt seiner Natur nach, ob die Abtretung des Anspruchs über das Vermögen des Schuldners den Eintritt des Konkursverfahrens geschaffen würde.

Vom Oberverwaltungsgericht.*)

Bericht von Rechtsanwalt Dr. Görres zu Berlin.

4. Kommunalabgabengesetz. Begriff der nachträglichen Veranlagung.

Es fragt sich, ob den Gemeinden nach dem Kommunalabgabengesetz überhaupt eine nachträgliche Veranlagung — abgesehen von den Fällen der Übergang oder steuerfreien Veranlagung — unterlagt ist, oder ob eine solche Nachveranlagung nur bei unbedingten Verhältnissen unzulässig ist, also erfolgen kann, wenn nach der ersten Veranlagung im Laufe des Steuerjahres Umstände eingetreten sind, die eine subjektive Steuerpflicht des Zensiten neu begründen; ob insbesondere in dem Falle, wo jemand bei der ersten Veranlagung nur formaler Steuerpflichtig war, dann aber in der Gemeinde einen Wohnsitz ergreift, ein die Steuerpflicht begründendes Aktenzeichenverhältnis begründet hat, nachträgliche Veranlagung zulässig oder unzulässig ist.

Die Frage ist im Sinne der ersten Alternative zu beantworten. Von einer eigentlichen Nachforderung, insbesondere von einer Nachforderung wegen zu geringer Veranlagung, kann nicht die Rede sein, wenn die erste Veranlagung richtig war und erst hinterher Umstände eingetreten sind, die die subjektive Steuerpflicht des Zensiten aus einem anderen Gesichtspunkte begründen. Es ist nicht abzusehen, weshalb in diesem Falle die Gemeinde ihres Steuerrechts beraubt werden sollte. Der § 84 des Kommunalabgabengesetzes, auf dessen Inhalt die Unzulässigkeit der nachträglichen Veranlagung wegen zu geringer Veranlagung gestützt wird, hat, wie der Wortlaut ausweist, nur solche Fälle im Auge, wo „wegen der Vorschriften dieses Gesetzes“ gehandelt ist, wo also entgegen den Vorschriften des Kommunalabgabengesetzes der Steuerpflichtige übergangen oder

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Für die Redaktion verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Reumann in Berlin W. 65, Potsdamer Straße 118.
Druck: W. Reeser Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Dieser Nummer liegen für die Mitglieder des Deutschen Anwaltsvereins bei: Verzeichnis der Mitglieder des Deutschen Anwaltsvereins. — Verzeichnis der Kaiserlich Deutschen Konsulate 1907. — Übersicht über die Jahresberichte der Vor- und Nachwahlen (Januar 1907).

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justirat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: **P. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.**

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 50 Pf. Inserate die Zeilspalte Breitezeit 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.

Zur Eingabe des Kammervorstandes zu Nürnberg.

Von Justirat Dr. H. Reumann, Gagan.

Auf S. 93 d. J. ist eine Eingabe des Vorstandes der Anwaltskammer zu Nürnberg an das Königlich Bayerische Justizministerium abgedruckt, welche sich mit Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit beschäftigt. Wenigstens dabei in erster Reihe eine Erweiterung auf Bayern bedeutet wird, so soll doch durch Vermittelung des Bayerischen Ministeriums darauf hingewirkt werden, daß die beabsichtigte Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit unterbleibt. Insofern hat die Eingabe allgemeine Bedeutung und verdient auch Beachtung außerhalb Bayerns. Diese Eingabe enthält mehrfache Behauptungen, die mit Stichwörtern nicht übergangen werden können, weil sonst der Aufsatz einseitig werden würde, als ob die Anwaltschaft in ihrer Allgemeinheit mit dem in der Eingabe gemachten Ausführungen übereinstimme. Eine nach allen Richtungen ersöpfende Erörterung der in Betracht kommenden Fragen wird nicht beabsichtigt. Nur einzelne Punkte sollen hervorgehoben werden.

1. Die Behauptung zu IV 2 der Eingabe, die Anwälte an den AG. würden im Durchschnitt den erhöhten Anforderungen an Kenntnis und Erfahrung namentlich bezüglich der Anwendung des HGB. und seiner Nebengesetze nicht genügen muß höchst eigenwillig berühren. Schließlich hängt doch die Tüchtigkeit eines Anwalts nicht davon ab, ob er beim LG. oder beim AG. zugelassen ist. Alle Anwälte, gleichviel welchen Wohnsitz sie haben, besitzen dieselbe Vorbildung, müssen also von Hause aus in der Lage sein, in der gleichen Weise alle Rechtsgebiete zu beherrschen. Nun verkenne ich nicht, daß eine eingehende und ferne Beschäftigung mit gewissen Spezialfragen dem damit betrauten Anwalt eine größere Erfahrung verschafft und ihm deshalb die Beantwortung der auf dieses Gebiet bezüglichen Fragen erleichtert. Das wird aber immer nur für einige wenige in den großen Handelszentren ansässige Anwälte oder für solche Anwälte gelten, die sich mit ganz speziellen Gebieten z. B. dem Patentrecht befassen. Abgesehen hiervon glaube ich für mich und die überwiegende Mehrzahl der Kollegen an den AG. ohne Überhebung die Behauptung aufstellen zu können, daß wir über die landläufigen Fragen des Handelsrechts, des Gesetzes über unlauteren Wettbewerb, des Urheberrechts usw. ebenso gut

Bescheid geben können, wie jeder am LG. zugelassene Anwalt. Die Eingabe übersehen, daß der geschäftliche Verkehr und die Industrie sich nicht darum kümmern, ob an den betreffenden Orten ein LG. oder AG. ist, und daß es deshalb außerordentlich zahlreiche AG. gibt, in welchen der dort ansässige Anwalt mit Rücksicht auf die industrielle Entwicklung des Ortes mit dem HGB. und seinen Nebengesetzen öfter befaßt wird, als der Anwalt in einem Landgerichtsort, zu welchem eine überwiegend landwirtschaftliche Bevölkerung gehört. Ein Vergleich zwischen dem industriell hoch entwickelten Königreich Sachsen und der Provinz Posen dürfte die Richtigkeit meiner Behauptung ohne weiteres befestigen. Dazu kommt in den Ländern, in welchen Anwaltschaft und Notariat verbunden sind, die Tatsache, daß auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit insbesondere bei der Bearbeitung der Grundbuchsachen, Familien- und Nachlasssachen außerordentlich zahlreiche Streitfragen vorkommen, welche sich auf alle Rechtsgebiete erstrecken und dem Rechtsanwalt und Notar Veranlassung geben, sich mit dem Inhalt der verschiedensten Gesetze eingehend vertraut zu machen. Dabei sind die Objekte bei diesen Sachen und die damit verbundene Verantwortung erheblich größer, als bei den Prozessen, welche jetzt den AG. übertragen werden sollen. Über glaubt der Verfasser der Eingabe, daß es schwerer sei, eine Kauf- oder Darlehensklage oder eine Wechselklage über 900 Mark anzustellen als das Protokoll in einer Generalversammlung einer Aktiengesellschaft zu führen, einen Vertrag über Gründung einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu entwerfen, ein Testament anzufertigen usw.? Man sieht, daß die Eingabe an einer sehr bedenklichen Verallgemeinerung leidet. Wenn im einzelnen Falle der Anwalt sich mit einer Rechtsmaterie weniger befaßt hat, gibt es glücklicherweise aber alle Gesetze genügend Kommentare. Jeder Anwalt ist daher auf Grund der vorhandenen Literatur ohne weiteres in der Lage, sich über Fragen, die ihn seltener in der Praxis vorkommen, eingehend informieren zu können. Wäre das Urteil der Anwaltskammer Nürnberg zutreffend, so müßte daraus der entgegengesetzte Schluß gezogen werden; es müßte darauf hingewirkt werden, jede Einseitigkeit bei den Anwälten zu verhindern und die Anwälte deshalb auch mit solchen Materien vertraut zu machen, die ihnen seltener vorkommen. Denn nur der Anwalt wird seine Aufgabe voll und ganz erfüllen, der stets auf der Höhe bleibt und die

Parteien über alle Fragen, welche an ihn gestellt werden, beraten kann. Stillstand bedeutet auch hier Mißgang. Schließlich übersieht die Eingabe, daß die von ihr erwählten Sachgenossen nur einen verschwindend geringen Bruchteil der Prozesse ausmachen. Es genügt, die Preussische Justizstatistik (vgl. z. B. JMBL 05, 195) zur Hand zu nehmen, aus der sich ergibt, daß mehr als zwei Fünftel aller Sachen durch Besäumnis und Anerkenntnis erledigt werden.

Unter diesem Gesichtspunkt wird auch seitens der Anwaltskammer hervorgehoben, daß die Kammern für Handelsfachen eine gewisse Übung besitzen und stets Sachverständige an der Hand haben. Demgegenüber genügt es darauf hinzuweisen, daß die Zahl der Kammern für Handelsfachen im Verhältnis zu den ZB. eine sehr geringe ist. So zählte ich beispielsweise im Bezirk des RG. 10 ZB. und nur bei 3 Kammern für Handelsfachen, im Bezirk des OLG. Breslau bei 14 ZB. nur an 3 derselben Kammern für Handelsfachen, während im Bezirk des LG. Nürnberg von 6 ZB. 2 Kammern für Handelsfachen nicht besitzen.

2. Die Anwälte am AG. sollen nach Inhalt der Eingabe ein tatsächliches Monopol haben. Worin besteht denn dieses Monopol? Etwa darin, daß jeder im Deutschen Reich anfassige Anwalt, jeder Rechtsanwältin, ja sogar jede Partei Klagen bei dem AG. anhängig machen kann? Oder etwa darin, daß um den Anwalt am AG. eine große häusliche Mauer gezogen ist, an der überall die Aufschrift steht: „Nicht über 300 Mark“. Angekündet soll das Monopol darin gefunden werden, daß die Zahl der Anwälte am AG. geringer ist. Das wird aber wohl keinen natürlichen Grund haben. Wie im ganzen wirtschaftlichen Leben, so regelt sich auch bei den Anwälten an den AG. die Niederlassung nach dem Bedürfnis. Es ist charakteristisch, daß gerade im Bezirk des OLG. Nürnberg zahlreiche AG. mit 2 und selbst 3 Anwältern keinen Anwalt haben. Das ist wohl der beste Beweis dafür, daß es mit dem sogenannten Monopol nichts ist und daß niemand wagt, sich an diesen Gerichten, obwohl er dort Konkurrenz nicht zu befürchten hätte, niederzulassen, offenbar, weil er auf ein genügendes Einkommen nicht zu rechnen hat. Hierzu trägt die Tatsache bei, daß bei einem sehr erheblichen Prozentsatz der bei den AG. anhängig gemachten Sachen die Klagen von auswärtigen Anwälten eingereicht werden. Viele derselben erledigen sich vor dem Termine, bei den anderen hat der Anwalt am AG. nur den Termin wahrzunehmen und verdient deshalb von den an sich geringen Gebühren nur einen Bruchteil. Überall dort, wo den Anwälten am AG. durch Verteilung des Notariats eine Existenzmöglichkeit gegeben ist, liegen die Verhältnisse günstiger.

3. Der Anwalt am AG. soll ganz geringe sachliche Ausgaben haben. Auch hier enthält die Eingabe eine bedeutende Verallgemeinerung. Geringe bestehen Verschiedenheiten in den Mietpreisen, in den Gehältern der Bureaubeamten. Diese Verschiedenheiten werden aber ebenso bei den Anwälten an den ZB. z. B. bei den Anwälten in München, Köln, Berlin, Meiningen, Ostrow, Rostock sich geltend machen. Sie sind also unabhängig davon, ob ein Anwalt am AG. oder ZB. zugelassen ist. Zahlreiche AG. sind in Orten mit größerer Bevölkerungszahl als Landgerichte. Hunderte von Anwälten an den AG. werden

feststellen können, daß ihre Bureaukosten um nichts hinter den der benachbarten Landgerichtskollegen zurückbleiben. Dabei ist zu beachten, daß ein Anwalt am AG., der annähernd dasselbe Einkommen haben will, wie sein Kollege am ZB., eine erheblich größere Zahl von Sachen bearbeiten muß, sodaß hiermit notwendig größere Schreibarbeit, ein größeres Personal und deshalb größere Kosten verbunden sind.

4. Der Amtsgerichtsanwalt soll aus den Reisepreisen nicht unentfesselte wirtschaftliche Vorteile haben. Es muß wirklich schon ein ganz junger und sehr wenig beschäftigter Anwalt sein, der auf die Reisefähigkeit besonderen Wert legt. Die 12 Mark Tagelohn können nicht verlockend wirken, denn sie bedeuten bei der überragenden Mehrzahl der Anwälte nicht die täglichen Bureaukosten. Es ist ausgeschlossen, daß sich der Anwalt von seinem Wohnort häufig entfernt. Denn das Publikum, welches einen Anwalt öfter nicht antrifft, wendet sich sehr bald einem anderen Anwalt zu. Bei den Amtsgerichtsanwälten verbietet sich die häufigere Abwesenheit durch den Mangel an Vertretung und dadurch, daß das Publikum häufig den Termin einwohnt und auf diese Weise eine wirksame Kontrolle über den Anwalt ausübt. Anders liegt es nach dieser Richtung bei den Anwälten an den ZB.

5. Die Eingabe selbst bringt die Meinung zum Ausdruck, daß die Gebühren in den ersten vier Gebührenklassen der Amtsgerichtssachen „lärglich und unbillig“ sind. Trotzdem wird daraus der Schluß gezogen, daß aber dem alten bleiben, den Anwälten am AG. also nicht die Möglichkeit gegeben werden soll, eine Entschädigung für die unbillige und lärgliche Bezahlung durch die Einnahmen aus den größeren Stericwerten zu erlangen. In Verbindung hiermit ist auf noch darauf hingewiesen werden, daß die Anwälte an den AG. bei den Beweisnahmen in weit erheblicherem Umfange mitwirken, als die Kollegen an den ZB.; denn bei diesen findet die Beweisnahme meist durch Ersuchen der zuständigen AG. statt. Ich kann aus 25-jähriger Praxis bestätigen, daß in zahlreichen Sachen die auf die Beweisnahme verwendete Zeit nicht so bezahlt wird, als einem Dienstmann seine Zeit entschädigt wird.

6. Schon bei hier hervorgehobenen Gesichtspunkten ergeben, es ist wesentlich verschiedene Interessensphären zwischen den Anwälten an den ZB. und AG. gibt. Diese Verschiedenheit hat auch zur Gründung eines besonderen Vereins der Amtsgerichtsanwälte geführt. Ein Verstoß dieser Tatsache hat keinen Zweck. Es ist im Gegenteil gut, dies offen anzusprechen, weil dadurch vielleicht weitere Kreise der Kollegen zu der Überzeugung kommen werden, daß eine wirkliche Besserung und eine vollständige Beseitigung der Gegensätze nur erreicht werden kann, wenn das Lokalisierungsprinzip aufgegeben wird. Über die Ungerechtigkeit dieses Lokalisierungsprinzips habe ich mich schon früher (vgl. die DZS. 97, 235) ausgesprochen. Wenn auch nach meiner Auffassung eine Erweiterung der Zuständigkeit der AG. mit Rücksicht auf den gesamten Geldwert, mit Rücksicht auf die guten Erfahrungen, welche mit dem Einzelrichter auf dem großen Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit gemacht sind und mit Rücksicht auf die Verhältnisse anderer Länder geboten ist, so werden unabhängig davon die an den AG. zugelassenen Anwälte aus überlänglichen Gründen die Gleichstellung mit den Kollegen an den ZB., d. h. also die Zulassung

an diesen Gerichten erstreben müssen. Ich persönlich würde noch viel radikalere sein und vorschlagen, in dem § 78 ZPO. die Worte

„bei dem Prozeßgerichte“

ganz zu streichen. Es würde genügen, wenn der Anwaltszwang als solcher besteht, sodaß jeder deutsche Anwalt bei jedem deutschen Gericht klagen, beschwerden usw. eintreten könnte. Wie jetzt bei dem AG. würde sich dann auch bei dem LG. sehr bald die Sache regeln. Das Publikum würde davon nur Vorteil haben; denn es würde erheblich an Kosten sparen. Eine wesentliche Verschärfung der Einkünfte der Anwälte würde durch solche Änderung kaum eintreten.

7. Zum Schluß noch folgende Bemerkung: Wie ich sehe, sind in den Vorhänden der Anwaltskammern die nur bei den AG. zugelassenen Anwälte gar nicht vertreten. Mit Rücksicht auf die große Zahl solcher Anwälte erscheint dies bedauerlich. Wäre solche Vertretung vorhanden, dann würden meines Erachtens derartige tatsächlich unzureichende Verallgemeinerungen, wie sie die Eingabe enthält, nicht vorkommen. Sache der Kollegen an den AG. wird es sein, dafür zu sorgen, daß sie eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung in den Vorhänden der Anwaltskammern finden. Durch solche Vertretung werden die vorhandenen Gegenstände nicht verhärtet, sondern eher gemildert.

Beitrag für das vor ein Landgericht gehörende Ablehnungsgefeuch gegen einen Schiedsrichter Anwaltszwang?

Von Landrichter Professor Dr. Albrecht, Posen.

Diese Frage ist, soweit ich sehen kann, von den Kommentatoren der ZPO. auch für das gegenwärtige Recht bejaht, so z. B. Gumpert-Estrin zu § 1045 mit direkten Worten gerade für das Ablehnungsgefeuch, von Petersen-Anger wenigstens implizit, indem für das ganze Verfahren der Anwaltszwang als beschließend bezeichnet wird. Und dies alles, trotzdem der § 44 Abs. 1 ZPO. hinsichtlich des Ablehnungsgefeuchs gegen einen (beamteten) Richter Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers und mithin gemäß § 78 Abs. 2 ZPO. Freiheit vom Anwaltszwang zuläßt.

Die Grundlage dieser allgemein vertretenen Auffassung ist die bekannte Entscheidung des RG. vom 7. Februar 1885 (RG. 13, 249 ff.), welche ausdrücklich erklärt, daß die allgemeinen Verfahrens- und Entscheidungsnormen für die Ablehnung eines Richters, wie sie in den §§ 44 Abs. 1, 2, 3; 45, 46 ZPO. gegeben sind, auch im Fall der Ablehnung eines Schiedsrichters gar nicht, auch nicht entsprechend, anwendbar seien „und zwar selbstverständlich nicht, weil das Schiedsgericht über die Voraussetzungen der Zulässigkeit, der schiedsrichterlichen Funktionen gar nicht zu entscheiden hat“. Gemäß diesem allgemeinen Grundsatze wird dann in dem speziellen Falle insbesondere die Anwenbarkeit der im § 44 Abs. 3 vorgeschriebenen bürgerlichen Auktionen des abgeordneten Richters über den Ablehnungsgrund und deren Bedeutung für die späteren Entscheidungen des beamteten Gerichts verneint.

Genau betrachtet scheint mir dieser vom RG. gegebene Grund die Bestimmung des Abs. 1 von § 44 ZPO. gar nicht mit zu treffen. Die Form des Ablehnungsgefeuchs hat doch mit der materiellen Entscheidung über die Voraussetzungen der Zulässigkeit der schiedsrichterlichen Funktionen nicht zu tun. Trotzdem ist allerdings die Ansicht des RG., daß auch Abs. 1 des § 44 ZPO. für das Ablehnungsgefeuch eines Schiedsrichters unanwendbar sei, für das Recht vor 1900 sicher richtig. Nur wird diese Richtigkeit meines Erachtens nicht durch den angegebenen Grund gestützt, sondern vielmehr dadurch, daß vor 1900 das ganze schiedsrichterliche Ablehnungsgefeuch und -Verfahren durch den § 871 ZPO. über die einfachen Formen des bloßen Ablehnungsgefeuchs hinausgehoben und in die unmittelbaren Formen der ordnungsmäßigen Klage nebst anschließendem regulären Rechtsstreit gezwungen worden war. Dadurch war von selbst eine Anwendung der nur für das einfache Gefechte- und Beschlußverfahren bestimmten Vorschriften des § 44 Abs. 1 ausgeschlossen. Das RG. selbst betont auch in den weiteren Ausführungen der zitierten Entscheidung stets diese damalige Form des Verfahrens. Wie aber steht es jetzt, nachdem die Novelle das Ablehnungsverfahren und -gefeuch auch gegen den Schiedsrichter von der schweren Form der Klage befreit und in das einfache Beschlußverfahren umgeformt hat? Da ist dieser Grund für eine besondere Behandlung des schiedsrichterlichen Ablehnungsverfahrens auch in dieser Hinsicht weggefallen. Es ist deshalb meines Erachtens jetzt schiedsrichterlich nicht mehr einzusehen, warum die Bestimmung des § 44 Abs. 1 ZPO. nicht wenigstens analog für die Ablehnung eines Schiedsrichters Geltung haben soll und kann. Praktisch ist es doch jedenfalls nicht, daß die Parteien, welche vor dem Schiedsgericht persönlich oder wenigstens ohne Rechtsanwalt verhandeln, lediglich zur Durchführung eines Ablehnungsgefeuchs gezwungen werden einen Rechtsanwalt bei dem zuständigen LG. zu nehmen. Ein wesentlicher Teil der durch die Novelle erstrebten Vereinfachung des Ablehnungsverfahrens geht dadurch verloren. Der adnoeme Zustand, daß für das Ablehnungsgefeuch bei jedem, auch dem höchsten, beamteten Gerichte der Anwaltszwang nicht besteht, bei dem Schiedsgerichte aber in landgerichtlichen Sachen unter allen Umständen gelten soll, wird durch die herrschende Ansicht dauernd fortgehalten, ohne daß das die Eigenart des Ablehnungsverfahrens noch, wie früher, rechtfertigte.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Ertzig und Justizrat Scheerle zu Leipzig.

Wir berichten über die in des Zeit vom 21. Januar bis 9. Februar 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 169, 170 EGBGB., § 852 BGB. verb. mit §§ 96, 97 BGB. von 1884 und § 138 Abs. 1 des neuen

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

UW. vom 1. Oktober 1900. Haftung des Rechtsanwalts wegen Verschulden. Die Bestimmungen des GGBGB hinsichtlich der Verjährung betreffen nicht nur das BGB, sondern alle von Verjährung handelnden Gesetze. Verjährung der Negationsprüche der Berufungsgesellschaften gegen die bei ihr Verschuldeten.]

Am 19. September 1900 sind durch den Einzug eines Neubaus mehrere Arbeiter verunglückt, von welchen vier bei der klagenden Baugewerkschaftsgesellschaft verschuldet waren, der inselgehehen erhebliche Aufwendungen erwachsen sind. Wegen des Unfalls wurde alsbald gegen den Baumeister R. ein Strafsverfahren eingeleitet, aber wegen dessen am 18. Januar 1901 erfolgten Todes eingestellt. Daraus erhob die Klägerin, vertreten durch den jetzt Beklagten Rechtsanwalt R., gegen die Erben R. Klage auf Ersatz ihrer Aufwendungen, welcher die Erben R., da die Klage erst am 18. Februar 1903 zugestellt war, vor allem den Einwand der Verjährung entgegenstellten. Das Berufungsgericht erachtete an sich den Anspruch für begründet, wies aber die Klage wegen Verjährung ab. Das RG. verwies die Revision der Klägerin. Es führte aus, daß die Anwendung der Art. 169, 170 GGBGB. auf Fälle vorliegender Art gerechtfertigt sei, und daß, wenn man auch Bedenken tragen sollte, die neuen Verjährungsvorschriften vom 1. Oktober 1900 ab zu berechnen, doch jedenfalls der Beginn der Verjährung vom Todesterb des R. ab, von welchem Zeitpunkt auch nach früherem Recht der Negationsanspruch der Gesellschaften hätte geltend gemacht werden können, als eingetreten angenommen werden könnte, spätestens also vom 18. Januar 1901 ab die Verjährungsfrist gegen die Klägerin gelaufen habe, und daher, möge man die achtzehnmönatige Frist des § 96 Abs. 4 des alten oder die vierjährige des § 138 Abs. 1 des neuen UW. als die maßgebende ansehen, jedenfalls die Klage vor der erst am 18. Februar 1903 erfolgten Zustellung derselben verjährt gewesen sei. Nimmte erhob Klägerin die jetzt vorliegende Klage gegen ihren früheren Prozeßvollmächtigten auf Ersatz alles ihres durch den Verlust des Prozesses erwachsenen Schadens, weil dieser Verlust durch die von ihm verjäherte Zustellung der Klage verursacht sei. Das Berufungsgericht hat die Klage abgewiesen, weil sich dem Beklagten ein kausales Verschulden nicht nachweisen lasse. Das RG. habe keineswegs ausgeprochen, daß die Verjährung am 19. Januar 1903 abgelaufen sei, sondern nur, daß dies spätestens an diesem Tage der Fall gewesen sei, und ausdrücklich offen gelassen, ob dies nicht bereits 18 Monate vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes vom 1. Oktober 1900, also am 1. April 1902, oder 18 Monate nach dem am 18. Januar 1901 erfolgten Tode R., also am 19. Juli 1902, oder 2 Jahre nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes, also am 1. Oktober 1902 geschehen sei. Nehme man aber den ersten Fall als richtig an, so sei ein kausales Verschulden ausgeschlossen, weil dann Beklagter, der erst im Mai 1902 Prozeßvollmacht erhalten habe, die bereits eingetretene Verjährung unmöglich verschuldet habe. Aber auch im zweiten Falle lasse sich mit Rücksicht auf die ihm zunächst aufgetragenen Vergleichsvorschläge und die Kürze der Zeit ein Verschulden nicht annehmen. Da es sich nun im vorliegenden Falle um den ungünstigen Ausgang eines konkreten Rechtsstreits, für den Beklagter verantwortlich gemacht werde,

handle, sei für den ursächlichen Zusammenhang zwischen etwaigem Verschulden und eingetretenerem Erfolg maßgebend nicht sowohl, welche Beurteilung der damals streitig gewesenem Rechtsfrage jetzt als die richtige anzusehen sei, als vielmehr, welche Stellung damals das dem Prozeß entgeltlich erhaltene RG. zu der Rechtsfrage eingenommen habe. Denn nur davon und nicht von irgend welcher nachfolgenden Erwägungen könne der tatsächliche Ausgang des Rechtsstreits beurteilt werden. Nach der Beurteilung des RG. bleibe aber die Möglichkeit offen, daß die Verjährung so früh eingetreten sei, daß das Verschulden des Beklagten nicht kausal gewesen sei. Das RG. hob auf Revision der Klägerin auf und verwies zurück: Das Berufungsgericht kann für die Begründung des Urteils nicht von der Möglichkeit eines Rechtsirrtums des RG. ausgehen und daraufhin seine Entscheidung stützen. Wäre diese Ansicht zutreffend, dann wäre z. B. niemals ein Rechtsanwalt, der schlüssig die Einlegung eines Rechtsmittels verläumt, für den Schaden verantwortlich zu machen, weil trotz klarliegender Irrtümlichkeit des Vorurteils gesagt werden könnte, das Obergericht habe ja rechtsirrtümlich entschieden können. Im vorliegenden Falle hat auch das RG. die jetzt die Entscheidung gebende Rechtsfrage gar nicht entschieden, und hatte sie auch nicht zu entscheiden, da es sich damals lediglich darum handelte, ob vor dem 18. Februar 1903 die Verjährung abgelaufen, im übrigen aber die Zeit des Ablaufs gleichgültig war. Im gegenwärtigen Rechtsstreit steht aber für die Frage des kausalen Verschuldens die Rechtsfrage zur Entscheidung, in welchem Zeitpunkt die Verjährung abgelaufen ist. Diese Frage hat aber in diesem Prozeß erkennende Gericht, hatte also das Berufungsgericht, ebenfalls unter Berücksichtigung durch das RG., zu entscheiden. Bei dieser Sachlage kann nicht, wovon das Berufungsgericht ausgeht, allein entschieden sein, wie im Vorprozeß das RG. sich zu der Frage, über welche es damals gar nicht zu entscheiden hatte, gestellt haben würde, und insbesondere nicht davon ausgegangen werden, daß dasselbe rechtsirrtümlich erkannt haben könnte. Nach alledem kann das Berufungsurteil mit der gegebenen Begründung nicht aufrecht erhalten werden. Bei der Frage, ob die Verjährung bereits am 1. April 1902, also vor Bevollmächtigung des Beklagten, abgelaufen war, kommt es darauf an, in welchem Zeitpunkt tatsächlich die Verjährung eingetreten ist. Zunächst tritt der jetzt erkennende Senat dem im Vorprozeß ergangenen richterlichen Urteil darin nur bei, daß die Art. 169, 170 GGBGB. nicht eine auf die Einführung des BGB. beschränkt, sondern eine allgemeine, auch den vorliegenden Fall betreffende Bedeutung haben. Im übrigen handelt es sich bei der Entscheidung dieser Rechtsfrage um zwei Punkte: einmal um den Zeitpunkt des Beginns der Verjährung und sodann um die Frage, welche Frist die maßgebende ist. Hinsichtlich des ersten Punktes kann der Tag des Unfalls, zu welcher Zeit noch das alte Recht des Gesetzes vom 6. Juli 1884 in Kraft war, sondern vor strafgerichtlicher Verurteilung oder eingetretenerm Tode des R. überhaupt nicht actio nata war, gar nicht in Frage kommen. Aber auch vom 1. Oktober 1900, dem Tage des Inkrafttretens des neuen Gesetzes, als konnte die Verjährung nicht beginnen. Denn nach Art. 170 GGBGB. unterlag der in Frage stehende Negationsanspruch der Klägerin dem alten Gesetz von 1884;

danach war er aber kein unbedingter, sondern war an die Bedingung oder Voraussetzung geknüpft, daß durch Strafgerichtliches Urteil die Haftpflichtigkeit des Haftpflichtigen festgestellt oder ein solches Strafgerichtliches Urteil wegen eines in der Person des selben liegenden Grundes, insbesondere wegen dessen Todes unmöglich war. Ein bedingter oder ein an eine Voraussetzung geknüpfter Anspruch hat aber materiell eine andere Bedeutung, als ein unbedingter. Wenn aus das neue GewUB. den Verurteilten einen unbedingten Anspruch an den Schuldigen gibt, so kann dies nach Art. 170 GGWB. nur für die unter seiner Herrschaft entstandenen Ansprüche gelten; der unter altem Recht entstandene Anspruch blieb unbedingt wie bisher, und war daher *actio nata* erst mit dem Eintritt der Bedingung, also mit dem Tode des R. am 18. Januar 1901 gegeben. Dies zeigt auch die Erwägung, daß, wenn R. nicht gestorben, sondern im Strafverfahren freigesprochen wäre, unmöglich nach dem 1. Oktober 1900 noch eine Reklamation nach altem Recht, wie jetzt nach neuem Recht gegen ihn hätte erhoben werden können. Der Beginn des Laufs der Verjährung trat daher mit dem 19. Januar 1901 ein. Was jedoch die Verjährungsfrist anlangt, so kann, da nach Eintritt der Bedingung ein bedingter Anspruch einem unbedingten gleichsteht, nach dem Tode des R. also der Anspruch des alten Rechts von dem des neuen Rechts sich nicht mehr unterscheiden, nach dem hienach anzuwendenden Art. 169 GGWB. nicht zweifelhaft sein, daß nur die zehnjährige Frist des § 138 des neuen GewUB. zur Anwendung kommen kann. Denn zur Zeit des Inkrafttretens des neuen Gesetzes war der Anspruch noch nicht verjährt; nach Art. 169 GGWB. gelten altem aber auch für die schon entstandenen Ansprüche die Fristen des neuen Rechts mit der nur für den Fall, daß die Fristen des neuen Rechts kürzer sind, in Abs. 2 getroffenen Modifikation. Will man nun für den in Frage stehenden Anspruch aus § 97 des alten UB. die welchen eine besondere Verjährungsvorschrift im Gesetz nicht enthalten ist, die 18 monatige Frist des § 96 daselbst sinngemäß Anwendung finden lassen, so ist nach der allgemeinen Vorschrift des Abs. 1 des zitierten Art. 169 seit dem neuen Gesetz die längere zehnjährige Frist dieses Gesetzes an deren Stelle getreten. Kann man aber an, daß, weil der § 97 cit. eine besondere Verjährungsvorschrift nicht enthält, die zehnjährige Frist des § 852 BGB. anwendbar sei, so müßte gemäß Abs. 2 des Art. 169 wieder die — in diesem Falle kürzere — zehnjährige Frist von dem oben festgestellten Zeitpunkt ab maßgebend sein, weil die Ausnahme hiervon in Satz 2 Abs. 2, daß die bisherige zehnjährige Frist früher abläuft, nicht zutrifft. Nach alledem war der Reklationsanspruch der Klägerin mit dem Ablauf des 18. Januar 1903, also am 19. Januar 1903 verjährt. Da aber unter Berücksichtigung dieses Umstandes die Schulfrage vom Verurteilten noch nicht geprüft ist, so war die Sache, wie gesehen, zur weiteren Verhandlung und Entscheidung an das Verurteilten gericht zurückzuverweisen. V. o. R. v. 18. Jan. 07, 254/06 III. — Ratsehr.

2. Art. 181 Abs. 1 GGWB.; §§ 906, 912 ff. BGB. Schadenersatzanspruch wegen Grenzüberschreitung insbesondere Eingekerkelung der Eigentumsbeschränkungen an dem überbauten Grund-

stückteil. — Entschädigungsrechte. Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch auf schon abhängige Rechteverhältnisse.]

Der Beklagte hat im Jahre 1893 beim Neubau seines Wohnhauses in Schwiebus die westliche Giebelwand unmittelbar an die östliche Wand des Nachbargrundstücks der Klägerin herangebaut, unter Überbauung eines früheren zum Grundstück der Klägerin gehörigen Hofraums von 30 m und unter Benutzung der in diesem Zwischenraum einfallenden Fundamentstreife des klägerischen Hauses. Im Dachgeschoß des klägerischen Hauses sind dabei drei Fenster verbaut worden. Die Klägerin beantragt, daß der Beklagte verurteilt werde, 1. seine Giebelwand von den Fundamenten ihres Hauses fortzunehmen; 2. eventuell die Wand soweit zurückzuführen, daß aus ihren Dachfenstern in näher beschriebener Weise der Himmel erblickt werden könne; 3. eventuell ihnen eine jährliche Nebenkosten von 1100 Mark seit dem 1. Oktober 1893 sofort zu zahlen; zugleich richterlich festzustellen, daß diese Verpflichtung seitdem ihm und seinen Besitznachfolgern gegen sie und ihre Besitznachfolger obliege. Es hat sich ergeben, daß die westliche Giebelwand des Beklagten auf den Fundamenten des klägerischen Hauses ruht und bei weiterer Fortsetzung der Abbaubarbeiten einfallen dürfte. Der Verurteilten hat dahin erklärt, daß der Beklagte zur Zahlung einer Nebenkosten, deren Betrag noch in der I. Instanz festgestellt werden soll, vom 1. Oktober 1893 an bis zur Befestigung des Überbaus verurteilt und schließt, daß diese Verpflichtung auch seinen Besitznachfolgern obliege. Das O. hob auf Revision der Klägerin auf: Die Begründung ist unrichtig, mit welcher der Verurteilten die beantragte Verurteilung des Beklagten zur Entfernung seiner westlichen Giebelwand von den Fundamenten des klägerischen Hauses abgelehnt hat. Der Verurteilten läßt dahingestellt, ob durch diese Bauweise eine Beschädigung des Hauses der Klägerin und die Gefahr herbeigeführt worden sei, daß bei einem Neubau der Klägerin die westliche Giebelwand des Beklagten einfallen und in weiterer Folge davon ein Neubau der Klägerin auf der alten Grenze verhindert werde. Er hält diesen Antrag der Klägerin dadurch für erledigt, daß die Fortnahme der Mauer nicht das einzige Mittel sei, die von den Klägern behaupteten und noch behaupteten Schäden zu beseitigen oder auszuweichen, wofür er sich auf das Gutachten des vernommenen Sachverständigen H. beruft. Dabei ist aber zunächst nicht beachtet worden, daß dieser Sachverständige in dem Schlussgutachten vom 10. September 1905 seine frühere Ansicht dahin geändert hat, daß keine andere Möglichkeit zur Befestigung der eingetretenen Überbauten gegeben sei, als eine gleichzeitige Niederlegung beider Giebelwände und ihre getrennte Wiederaufstellung unter Einhaltung der Grenze. Dies war möglicherweise auch von dem Sachverständigen R. bei der ihm aufgetragenen Nachprüfung des H. Gutachtens übersehen worden, da er nur die Vorschläge erwägen und billigt, die H. in seinem früheren Gutachten vom 18. September 1903 zur Befestigung der Mauer gemacht hatte. Jedenfalls ruht aber hiernach der erwähnte Entscheidungsgrund des Verurteilten auf einer unzureichenden prozessualen Grundlage. Es kann aber überhaupt nicht als richtig anerkannt werden, daß eine Abnahme

des Giebels des Bellagten nur dann verlangt werden dürfte, wenn sie das einzige Mittel wäre, die eingetretenen Schäden zu beseitigen. Wenn der Bellagte, wie behauptet ist, schuldhaft durch eine Benutzung der Fundamente des klägerischen Hauses Schäden gestiftet hat, so hat er diesen zu ersetzen, und wenn auch der Umfang des Schadensurteils nach den hier maßgebenden Vorschriften des B. d. B. I. § 98 10 ff. je nach dem Grade des Verschuldens verschieden zu bemessen ist, so hat er doch auch nach den Grundbüchern des A. R. mindestens in Wiederherstellung des früheren tatsächlichen Zustandes und Beseitigung der fortwirkenden Schadensursache zu bestehen. Mit der Frage des Verschuldens hat sich der Berufungsrichter bisher nicht weiter beschäftigt, als daß er bei Erörterung der von ihm angewandten Vorschriften des B. d. B. über den Überbau (§§ 912 ff.) eine vorläufige oder grobfahrlässige Grenzüberschreitung durch den Bellagten verneint hat. Hier handelt es sich aber um die davon unabhängige Frage, ob nicht eine Fahrlässigkeit des Bellagten darin gefunden werden muß, daß er seine Giebelwand auf Fundamenten aufbaute, die — mochten sie gehören wem sie wollten — jedenfalls tatsächlich in erkennbarer Weise auch das klägerische Haus trugen. Wäre diese Frage zu bejahen, wozu dem Revisionsgericht die tatsächlichen Unterlagen fehlen, dann würde eine Verpflückung des Bellagten zur Beseitigung seiner Mauer schon dadurch begründet werden sein, daß das alte Haus der Kläger infolge dieser unvorsichtigen Bauweise durch eingetretene Risse und Entsetzungen beschädigt worden war und weiter beschädigt werden mußte, wie behauptet worden ist. Daß diese Verpflückung etwa durch den inzwischen erfolgten Abbruch des klägerischen Hauses in Wegfall gekommen wäre, ist wenigstens bisher nicht vom Berufungsrichter angenommen worden und würde sich auch mangels dafür geltend gemachter Tatsachenvände nicht ohne weiteres annehmen lassen. Bei Bejahung eines Verschuldens würde weiter aber von dem Bellagten auch die Beseitigung des Hindernisses verlangt werden können, das daraus für den Wiederaufbau des klägerischen Hauses im früheren Umfange entstanden sein soll, was wiederum zu einer Fortnahme der Mauer des Bellagten führen müßte. Selbst wenn in diesem Punkte der von den Klägern vorstellig angesehene § 908 B. d. B. auf den vorliegenden Fall anwendbar sein sollte, — was der Berufungsrichter dahingehend läßt und was mangels tatsächlicher Anknüpfungspunkte von hier aus nicht geprüft werden kann —, würde sich die Entscheidung des Berufungsrichters nicht halten lassen. Sondernfalls wäre der Bellagte zwar nur zu der Vorkehrung verpflichtet, die zur Abwendung der Gefahr des Einsturzes erforderlich ist, also nicht unbedingt zum Abbruch seiner Mauer; aber daß diese nicht dennoch unter den vorliegenden Umständen erforderlich sei, hat der Berufungsrichter, wie schon erörtert, bisher nicht einwandfrei festgestellt, und immerhin hätte dann der Bellagte zu der erforderlichen Vorkehrung verurteilt werden müssen, in deren Auswahl ihm die Kläger nicht beifällig zu sein brauchten, die Kläger würden dann mit der Fortsetzung des Abbruchs nur einen zu weitgehenden Antrag gestellt haben. Daß der Abbruch der Mauer aus Rücksicht auf die aus einer schuldhaften Benutzung ihres Hausfundamente entstandenen Nachteile für ihr Restgrundstück mit abgegolten werde durch die ihnen zu-

geprochene Oberbaurente, hat der Berufungsrichter selbst nicht angenommen und davon kann auch keine Rede sein. Die Geldrente, durch die nach § 912 B. d. B. der Nachbar zu entschädigen ist, wird ihm dafür gewährt, daß er den Überbau dulden, nämlich die Entziehung des Gebrauchs und der Nutzung an dem überbauten Teil seines Grundstücks gefallen lassen muß. Diese Entschädigung mag, was hier nicht zu erörtern ist, das volle Interesse, das mittelbare wie das unmittelbare zu umfassen haben, das durch die dem Nachbar auferlegte Duldungspflicht berührt wird, kann sich aber nicht erstrecken als diese Duldungspflicht reicht und diese beschränkt sich auf die Entziehung der Eigentumsbefugnisse an dem überbauten Grundstücksanteil. Der Oberbaurente ist kraft der besonderen Bestimmungen in § 912 B. d. B. von einer neben der Entschädigungspflicht bestehenden Verrückung einer weniger als groben Fahrlässigkeit nur insoweit entbunden, als jahrelang die Grenze überschritten worden ist, im übrigen aber den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, daß daher nach dieser für schuldhafte Eingriffe in sonstige Rechte des Nachbarn auszuliegen. Die dem Grunde nach im jetzigen Verurteilungsurteil ausgesprochene Beurteilung des Bellagten zur Zahlung einer Oberbaurente kommt durch die Aufhebung des Berufungsurteils in Fortfall und damit erledigen sich die zu diesem Punkte erhobenen Klagen der Revision. Es mag jedoch für den Fall, daß die neue Berufungsverhandlung nicht zu einer Verurteilung des Bellagten zur Entfernung seiner Mauer führen sollte, bemerkt werden, daß der Bellagte dann nicht grundbänglich, wie seitens der Revision gefordert, einer Anwendung der Vorschriften des B. d. B. über den Überbau am demüßigen, weil der Überbau vorliegendermaßen schon vor 1900 erfolgt und auch schon vor 1900 die vorliegende Klage erhoben sei, würde widersprechen können. Es ist von dem erkennenden Senat schon wiederholt angenommen und besonders in A. d. B. Bd. 46 Nr. 36 S. 143 ff. ausgesprochen worden, daß die in Art. 181 Abs. 1 G. d. B. d. B. verfasste Unterwerfung des beim Inkrafttreten des B. d. B. bestehenden Eigentums unter die Vorschriften dieses Gesetzes auch eine Anwendung der Vorschriften des B. d. B. über den Überbau auf das schon bestehende Eigentum zur Folge haben muß, auch wenn darüber schon ein Rechtsstreit anhängig war. Daß daraus, wie jetzt die Revision wider geltend macht, Schwierigkeiten und Härten entstehen können, ist nicht übersehen worden, sie entstehen aber bei Einführung neuen Rechts allemal und können an den einmal getroffenen gesetzlichen Bestimmungen nichts ändern. J. e. G., II. v. 9. Jan. 07, 617/06 V. — Berlin.

3. Art. 213 G. d. B. d. B. § 534 B. d. B. verbunden mit § 1160 Allgemeines Landrecht II. I Tit. 11. Besondere Schenkung? Anwendung des älteren Rechtes, wenn es sich um die Befugnis des Schenkens handelt, der die geschenkte Sache als Fidejuciarerbe vor dem 1. Januar 1900 erhalten hat.

Die Eheleute M. hatten im Jahre 1882 ein gemeinschaftliches Testament errichtet, in dem sie sich gegenseitig zu Vorerben unter der weiteren Bestimmung einsetzten, daß nach dem Tode des Letztlebenden der Überrest des heiratsfähigen Nachlasses mehreren Halbgeschwistern und Halbgeschwisterkindern der Ehefrau zufallen solle. Der Ehemann starb am 23. Januar

1894, die Ehefrau, die die Erbschaft aus dem Testament angenommen hatte, am 11. Juli 1901. Nach ihrem Tode sollten die Nachbarn eine Schenkung der Ehefrau an die Beklagte an, durch die letztere ein Grundstück übereignet worden war. Die Klage wurde infolgedessen abgewiesen, die Revision blieb erfolglos. Die Revision hat mit Rücksicht darauf, daß der Verlaß und die Auflösung des Grundbuchs nach dem Inkrafttreten des BGB. stattgefunden haben, gerügt, daß das Berufungsgericht zur Begründung seiner Entscheidung den Begriff einer belohnenden Schenkung im Sinne der §§ 1169 ff. ZN. II 1 Z. 11 verwertet habe. Sie meint, die Frage der Schenkung hätte nach dem BGB. beurteilt werden müssen, dieses kenne eine belohnende Schenkung nicht mehr, deshalb hätte das ganze den Grundbesitz betreffende Geschäft als nichtig angesehen werden müssen. Die Rüge ist nicht begründet. Das BGB. enthält zwar keine besonderen Vorschriften über belohnende Schenkungen, es bestimmt vielmehr lediglich im § 534, daß Schenkungen, durch die einer künftigen Pflicht oder einer aus dem Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprochen wird, weder der Rückforderung noch dem Widerruf unterliegen. In dem vorliegenden Falle ist aber für die Frage des anzuwendenden Rechts der Zeitpunkt der Schenkung nicht ausschlaggebend. Der Klagenanspruch ist darauf gestützt, daß die Witwe M., die die Erbschaft ihres im Jahre 1894 zu Vermögen, an dem damaligen Wohnsitz der Eheleute M., verstorbenen Ehemanns aus dem Testament vom 6. September 1889 angenommen habe, der Beklagten Schenkungen zugewendet habe, zu denen sie als Substituten den klagenden fideikommissarischen Exekutoren gegenüber nicht berechtigt gewesen sei. Das Rechtsverhältnis des Substituts zu dem Fideikommissar bestimmt sich als ererbliches Verhältniß im Sinne des Art. 213 GGGB., sofern der Erblasser, wie in dem vorliegenden Falle, vor 1900 verstorben ist, nach dem bisherigen Rechte, auch dann, wenn der Fall der Substitution erst nach dem Inkrafttreten des BGB. eingetreten ist. Pland GGGB. Art. 213 c. Daraus ergibt sich aber, daß die Frage, ob und in welchem Umfang der Substitut zur Vornahme von Schenkungen berechtigt ist, nach dem bisherigen am letzten Wohnsitz der Beklagten geltenden Rechte zu beurteilen war, auch soweit es sich um Schenkungen handelte, die nach dem Inkrafttreten des BGB. vorgenommen sind. O. c. G., U. v. 14. Jan. 07, 256/06 IV. — Berlin.

Internationaler Privatrecht.

4. § 606 ZPD. Zuständigkeit des inländischen Gerichts bei Scheidungssachen, wenn beide Teile Ausländer sind.]

Die Parteien haben am 24. August 1893 vor dem Standesbeamten zu Darmstadt die Ehe geschlossen. Der Ehemann ist unterm 19. Juni 1893 in London als britischer Untertan aufgenommen worden. Im Dezember 1903 verließen die Parteien London und kehrten nach Deutschland zurück. Die Frau leitete im Oktober 1905 Scheidungsklage bei dem ZB. Mainz ein. Der Beklagte erhob die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts, weil gegen ihn als Engländer eine Scheidungsklage nur vor einem englischen Gericht erhoben werden könne. Das ZB. verwarf die Einrede. Die Berufung wurde zurückgewiesen. Das ZB. hatte unter Hinweis auf die Entscheidung des RG. vom 30. September 1901 (ZBGR/Kfr. 3, 385) angenommen, gemäß

Art. 17 GGGB. seien für die Scheidung der Ehe die Gesetze des Staates maßgebend, dem der Ehemann zur Zeit der Erhebung der Klage angehört, der Beklagte sei Engländer, in England komme auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts, insbesondere aber in Ehesachen, das Domicilprinzip zur Anwendung, es entscheide also die lex domicilii, demnach komme deutsches Recht zur Anwendung, da die Parteien unbestritten zur Zeit der Klagerhebung ihren Wohnsitz in Mainz gehabt hätten. Das ZB. billigte die Auffassung des ZB. und führte weiter aus: Es sei ein feststehender Satz des internationalen Rechts, daß nach englischer Rechtsauffassung und Rechtsübung für die Frage des Personen- und Familienrechts, insbesondere auch die Ehecheidung, das Domicil und nicht die Staatsangehörigkeit entscheide. Dieser Ansicht sei auch das RG. in dem angeführten Urteile gefolgt. Da nun der Beklagte seinen Wohnsitz in Deutschland habe, verweise das englische Recht auf das deutsche Recht und sei nach Art. 27 GG. „das Gericht des Wohnsitzes des Ehemannes und das Recht dieses Gerichts anwendbar.“ Die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Wichtig ist, daß, wie die Revision geltend macht, die Entscheidung über die Zuständigkeit des Gerichts nach § 606 ZPD. zu treffen war. Nach § 606 Abs. 1 ist für die Rechtsstreitigkeiten, welche die Scheidung einer Ehe zum Gegenstand haben, das ZB., bei welchem der Ehemann seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, ausschließlich zuständig; sind aber beide Ehematten Ausländer, so kann nach Abs. 4 des § 606 die Scheidungsklage im Inlande nur erhoben werden, wenn das inländische Gericht auch nach den Gesetzen des Staates zuständig ist, dem der Ehemann angehört. Ausdrücklich hat das ZB. nicht festgestellt, daß nach den englischen Gesetzen das inländische Gericht zuständig ist, allein mittelbar ist diese Feststellung getroffen worden, indem das Berufungsgericht ebenso wie das ZB. zur Begründung seiner Entscheidung auf die Ausführungen in dem Urteile des RG. vom 20. September 1901 hingewiesen hat. Dort ist hervorgehoben, „daß das forum domicilii auch nach englischem Recht für den Scheidungsprozeß begründet ist.“ Diese Feststellung genügt, die zum ZB. Mainz erhobene Scheidungsklage gemäß § 606 Abs. 4 ZPD. als zulässig erscheinen zu lassen. Einer Nachprüfung durch das Revisionsgericht unterliegt die Anordnung des ausländischen Rechts nicht. R. c. R., U. v. 7. Jan. 07, 318/06 IV. — Darmstadt.

5. Adoption, Werbung nach dem Recht der Staatsangehörigkeit, nach dem Recht des Wohnsitzes. — Revision.]

Grundsätzlich kann die Revision darauf gestützt werden, daß die Prinzipien des internationalen Privatrechts verletzt seien, indem statt des inländischen ausländisches Recht zur Anwendung gebracht sei, (RG. 6, 395). Allein in der Sache selbst ist die Auffassung des Berufungsgerichtes, daß in Bezug auf die in Frage stehenden Rechtsverhältnisse überall das Recht des Staates, dem Fort entscheidend sei, zutreffend. Das Recht der Staatsangehörigkeit ist erst mit dem 1. Januar 1900 bestimmt geworden. Nach altpreussischem Recht entscheidet über die materiellen Rechtsverhältnisse der Adoption und über die Frage der Werbung das Recht des Wohnsitzes, über die Form eines Rechtsgeschäfts das Recht des Ortes, wo der Akt getätigt

ist; vgl. § 23 Einf. zum A.R., Entscheidungen des R.G. vom 9. März 1891 in Urzuchtbeitr. 35, 890 ff. Die Feststellung des Berufungsgerichts über das Bestehen und den Inhalt des ausländischen Rechts selbst unterliegt überhaupt nicht der Nachprüfung des Revisionsgerichts (R.G. 6, 412; 10, 172). Daß vom Standpunkte des ausländischen Rechts aus vom Berufungsgericht nicht entschieden sei, ob nicht neben den Adoptivkinder auch den leiblichen Verwandten des Adoptivvaters ein gesetzliches Erbschaft zuzumane, ist nicht zutreffend. Vielmehr lassen die Ausführungen des Berufungsgerichts mit Sicherheit dessen Annahme erkennen, daß nach dem Rechte des Staates von Host den Adoptivkinder im vorliegenden Falle ausschließlich das Intestaterbschaft zustehe. R. a. C. 2., II. v. 14. Jan. 07, 439/06 IV. — Marienortverdr.

Bürgerliches Gesetzbuch.

6. §§ 93, 94 BGB. Bestandteileigenschaft von Maschinen, an denen sich der Verkäufer das Eigentumsrecht vorbehalten hat.]

Die Klägerin hat im Jahre 1903 einer Romanbrot-Gesellschaft, einer Steinbrudersfabrik, zwei Steinbruderspressen, eine Gummier- und Ledermaschine und eine Steinbleichmaschine geliefert und übergeben, sich jedoch bis zur völligen Bezahlung des Kaufpreises das Eigentum an den verkauften Gegenständen vorbehalten. Nachdem die genannte Gesellschaft in Konkurs verfallen ist, hat die Klägerin, da der Kaufpreis noch in Höhe von 9693 Mark 60 Pf. rückständig ist, gegen die Konkursmasse sowie gegen drei Hypothekengläubiger der Fabrik mit dem Antrage geklagt, die Beklagten zu verurteilen, das klägerische Eigentum und Aussonderungsrecht an den erwähnten Maschinen sowie Befriedigung der Klägerin wegen ihres Restschuldhafens anzurekennen und demgemäß die Maschinen herauszugeben oder deren Wegnahme zu gestatten. Das OLG verurteilte, die Revision wurde zurückgewiesen: Der Berufungsrichter stellt auf Grund der Beweisaufnahme tatsächlich fest, daß das jetzt zur Konkursmasse gehörige Fabrikgebäude nach Bau und Einrichtung nicht dem speziellen bisher darin betriebenen Fabrikzweig — Steinbruderei — angepaßt, sondern mindestens ebenso gut für den Betrieb einer Schuhfabrik oder einer Weberei, Zigaretten-, Tabakfabrik geeignet ist und daß die darin aufgestellten Maschinen zwar mit den Fundamenten der Fabrik verbunden, jedoch von ihnen leicht zu lösen sind. Darnach gelangt der Berufungsrichter zu der Schlussfolgerung, daß das Fabrikgebäude seinen allgemeinen Charakter als Fabrik durch die Entfernung der Maschinen nicht verliert, § 93 BGB, also unanwendbar sei. Übersommt aber lägen die Voraussetzungen des § 94 Abs. 2 BGB, vor, da beim Mangel eines spezifischen Charakters der Fabrik man nicht sagen könne, daß das Fabrikgebäude erst durch die Einfügung der Maschinen zu dem geworden sei, was es werden sollte. Endlich sei es auch belanglos, daß durch die Dinaufschaffung der Steinbruderspressen die Tür des betreffenden Fabrikraumes durch stützende Eisen einer Seitenmauer entfernt werden müßte. Denn diese Beschädigungen ließen sich leicht wieder beseitigen und hätten nicht den Charakter einer Zerstörung des Fabrikgebäudes. Die letztere Annahme ist völlig bedenkenlos. Aber auch im übrigen konnte der Revision ein Erfolg nicht geschadet werden. Bereits in seinen frühesten, die Auslegung der §§ 93, 94 BGB. be-

treffenden Entscheidungen hat das R.G. wiederholt ausgesprochen, daß sowohl die Frage, ob eine Sacheinheit ohne Zerstörung oder Veränderung ihrer Wesenheit in einzelne Teile zerlegt werden kann, wie auch die weitere Frage, ob ein Gebäude erst durch Einfügung einer bestimmten Sache zu dem wird, was es seiner Zweckbestimmung nach sein soll, keine reinen Rechtsfragen sind, ihre Entscheidung vielmehr zum großen Teil von der Würdigung tatsächlicher Verhältnisse abhängt (vgl. die Urteile vom 7. Februar 1903 in Sachen R. wider Aktiengesellschaft R. & Co., V 447/02, und vom 15. Februar 1905 in Sachen R. wider Gebr. G. Konkursmasse V 369/04, sowie das zum Abdruck in der amtlichen Sammlung bestimmte Urteil vom 23. Juni 1906 V 584/05). Die im vorliegenden Falle vom Berufungsrichter getroffenen, oben wiedergegebenen Feststellungen hat die Revision nicht bemängelt. Die Folgerungen aber, die der Berufungsrichter aus ihnen dahin gezogen hat, daß den streitigen Maschinen Bestandteileigenschaft nicht zuzumane, lassen einen Verstoß gegen die in dieser Hinsicht von der Rechtsprechung des R.G. entwickelten Grundsätze nicht erkennen. Konkursmasse L. a. St., II. v. 9. Jan. 07, 327/06 V. — OLG.

7. §§ 93 bis 95 BGB. Vorbehalt des Eigentums an einer in einem Fabrikgrundstück aufgestellten Steinbrudersdruckpresse. Charakter des Gebäudes bezüglich der Frage, ob die Presse Bestandteil des Fabrikgrundstückes geworden ist.]

Klägerin verkauft im Jahre 1900 an G. & L., die ihr Geschäft — eine Bilderrahmenfabrik — in den gemieteten Fabrikräumen eines dem Gesellschafters L. gehörigen Grundstücks betrieb, eine Steinbrudersdruckpresse nebst Zubehör für einen in Teilzahlungen zu entrichtenden Kaufpreis von 7500 Mark unter Vorbehalt des Eigentums bis zur völligen Kaufpreisleistung. Nach erfolgter Übergabe und Aufstellung der Maschine gingen sowohl das von der genannten Handels-Gesellschaft betriebene Druckereigeschäft wie das Fabrikgrundstück in das Alleineigentum des anderen Gesellschafters, E., über. Später wurde das Grundstück bei der Zwangsversteigerung von den beiden Beklagten erstanden. Da der Kaufpreis für die Maschine noch in Höhe von 2254 Mark rückständig ist, hat die Klägerin auf Grund des Eigentumsvorbehalts gegen die Beklagten mit dem Antrage geklagt, sie zur Herausgabe der Maschine zu verurteilen. Beklagte wurden verurteilt. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen. Der Berufungsrichter sah den Begriff der Bestandteileigenschaft im Sinne der §§ 93 bis 95 BGB., worin das Verhältnis von Maschine und Fabrikgebäude in Frage kommt, dahin auf, daß durch die Trennung weder der eine noch der andere Gegenstand eine Veränderung in seinem durch seine wirtschaftliche Bedeutung gegebenen Wesen erleiden dürfte. Er verneint solches zunächst bezüglich der vorliegenden Steinbrudersdruckpresse, weil sie zerlegbar und jederzeit wieder zusammenfügbar sei; weiterhin aber auch bezüglich der zugehörigen Fabrikgebäude, indem er feststellt, daß letzteres nicht, wie die Beklagten behaupten, ein spezifisches Druckereigeschäft sei, sondern nur den allgemeinen Charakter eines dem Fabrikbetriebe überhaupt gewidmeten Bauwerks habe. Diese Feststellung ist tatsächlicher Natur und wenn der Berufungsrichter aus ihr und aus der weiteren, ebenfalls auf Tatsachengründe beruhenden Feststellung eines nur losen Zusammenhangs zwischen Maschine und Gebäude die

Folgerung zieht, daß die fragliche Strömbradpresse durch ihre Einfügung in die Maschine nicht Bestandteil geworden sei, so befindet er sich dabei, was die Revision mit Unrecht bestritt, in Einklang mit der bezüglich der richtergründlichen Rechtsprechung. Den bloßen Umstand, daß das Herausheben der Maschine aus dem Fabrikraum die Wiedererrichtung eines Loches in der Umfassungswand, das beim Hineinbringen der Maschine dort offengehalten werden mußte, notwendig machen würde, macht der Berufungsrichter deshalb für belanglos, weil es sich hierbei ebenso wie bei der außerdem erforderlichen Wegführung von Fußbodensteinen nur um Maßnahmen vorübergehender Natur handle. Auch das ist rechtlich bedenkenfrei. Da schon durch diese Feststellungen und Ermüdungen das Berufungsurteil getragen wird, kommt es nicht darauf an, ob der weitere Entscheidungsgrund des Berufungsrichters, wonach auch der § 95 Abs. 2 BGB. mit Rücksicht auf das zur Zeit der Einfügung der Maschine vorhandene geteilte bloße Mietverhältnis der Entnahme der Bestandteileigentümer entgegenstehe soll, ebenfalls zutreffend ist. O. v. S., U. v. 9. Jan. 07, 253 06 V. — Nürnberg.

8. § 97 BGB. Zubehörigkeit von Sachen bezw. Gebäuden zu einem Bergwerk.]

Eine in Konkurs verfallene Gewerkschaft besaß mehrere Grundstücke, von denen drei (Gruppe I) während des über das Bergwerk eingeleiteten Zwangsversteigerungsverfahrens dem Bergwerk „als Zubehör“ zugeschrieben wurden und mit diesen versteigert worden sind, während der andere Teil (Gruppe II) gesondert zur Versteigerung kam und einem Gläubiger B. zugeschlagen worden ist. Auf diesen letzteren nicht mit dem Bergwerk vereinigten Grundstücken standen Gebäude, die als Schmelze, Schloßerei und Akkumulatorenbau eingerichtet waren. Die in diesen Gebäuden befindlichen Maschinen, Werkzeuge und Vorrichtungen — in dem Klagerverzeichnis unter 25 Nummern aufgeführt — bilden den Gegenstand des Rechtsstreits. Die Beklagte, die das Bergwerk nebst Zubehör von dem Ersteher gekauft hat, nimmt die gedachten Gegenstände als Zubehör des Bergwerks in Anspruch und hat davon Besitz ergriffen, wogegen der Konkursverwalter die Eigenschaft derselben als Zubehörstücke des — nicht mehr betriebenen — Bergwerks bestrittend auf Herausgabe derselben in gutem Zustand, im Fall der Unmöglichkeit Wertersatz verlangt hat, und zwar teils aus eigenem Eigentumsrecht der Konkursmasse, teils, soweit diese Stücke als wesentliche Bestandteile oder Zubehör der betreffenden Gebäude anzusehen seien, auf Grund einer Rechtsobliegenheit des Erstehers B. Das Berufungsgericht hat ein Teilmittel erlassen, in welchem es die Entscheidung bezüglich der unter Nr. 25 des Klagerverzeichnisses aufgeführten Akkumulatorenbatterie vorbehaltlich eines Teils der Sachen, nämlich soweit derselbe als (Bestandteile oder) Zubehör der Gebäude (Schloßerei und Schmelze), in denen sie sich befinden, anzusehen seien, die Beklagte zur Herausgabe verurteilt, im übrigen — soweit er die Sachen als Zubehör des Bergwerks erachtet, und bezüglich des eventuell verlangten Wertersatzes — die Berufung der Klagen gegen die Klageabweisung zurückweist. Die Revision beider Teile wurde zurückgewiesen: Die Entscheidung des vollen Rechtsstreits hängt davon ab, inwieweit die von der Klagen teils aus eigenem Recht, teils aus dem Recht ihres

Zebenten vindizierten Maschinen, Werkzeuge usw. Zubehör des versteigerten Bergwerks waren. Insofern wird der Fall, ist durch den Aufschlag das Eigentum derselben auf den Ersteher übergegangen, insofern also das bisherige Eigentum der Konkursmasse erloschen und zugleich das Band mit dem nicht mit dem Bergwerk vereinigten Grundstücke gelöst. Der Berufungsrichter stellt nun hinsichtlich derjenigen Sachen, bezüglich deren er die Klage abweist, tatsächlich fest, daß dieselben ihrer Natur nach bestimmt waren, dem wirtschaftlichen Zweck des Bergwerks zu dienen, und auch bis zuletzt im Betrieb des Bergwerks benutzt worden sind. Er nimmt ferner an, daß die die Zubehörigkeit bedingende räumliche Beziehung dieser Sachen zum Bergwerk dadurch, daß dieselben vor der Beschlagnahme in die unmittelbar benachbarte Schloßerei und Schmelzegebäude gebracht wurden, nicht ausgeblendet worden sei. Ebenso wenig sei die Zubehörigkeit jener Sachen zur Zeit der Versteigerung dadurch weggefallen gewesen, daß nach der Behauptung des Klägers die Grube B. vollständig „erloschen“ gewesen sei und nicht mehr habe in Betrieb gesetzt werden können. Der Berufungsrichter konstatiert ferner, daß man nicht bei dem Ankauf des Bergwerks durch die Beklagte und B. am 23. November 1903 mit der möglichen Wiederaufnahme des Betriebes gerechnet habe. Die Entscheidungen des Berufungsrichters sind frei von Rechtsirrtum; die gerügte Beziehung des § 97 BGB. liegt nicht vor. Durch eine Veränderung, die sich in der Benutzungsfähigkeit der Hauptsache vollzieht, geht die Eigenschaft des ihr zugeordneten Zubehörs nicht ohne weiteres unter. Die Feststellung, daß die fraglichen Sachen dem wirtschaftlichen Zweck des Bergwerks zu dienen ihrer Natur nach bestimmt waren und auch — wie nicht bestritten sei — tatsächlich im Betriebe des Bergwerks benutzt worden sind, bedurft nach Lage der Sache einer näheren Begründung nicht. Das gilt auch von dem alten elektrischen Kabel und den vorhandenen Metallvorräten. Auch der Revision der Beklagten konnte Erfolg nicht gewährt werden. Zweifellos würde die Revision (aus dem Recht des Erstehers B.) hinsichtlich derjenigen Stücke begründet sein, bei denen hätte festgestellt werden können, daß sie Bestandteile des betreffenden Gebäudes seien. Denn damit wäre ohne weiteres ausgeschlossen, sie als Zubehör des Bergwerks anzusehen, da nur bewegliche Sachen Zubehör im rechtlichen Sinne (§ 97 BGB.) sein können. Hierbei würden außer der Akkumulatorenbatterie, hinsichtlich deren die Sache noch in der Berufungsinstante anhängig ist, noch die Dampfmaschinen und der Schmelzofen in Betracht kommen. Der Berufungsrichter läßt das aber dahingestellt, weil er annimmt, daß diese gleich den übrigen dem Schloßerei- und Schmelzetriebe dienenden Gerätschaften jedenfalls als Zubehör der betreffenden Gebäude gelten müßten, da alle diese Sachen dem wirtschaftlichen Zweck der Gebäude zu dienen bestimmt und zu diesem Zweck dort untergebracht waren. Diese Zubehörigkeit sei auch nicht dadurch ausgeschlossen worden, daß die Schloßerei und die Schmelze selbst wieder nur dem Zwecke des Bergwerks gedient haben. Denn trotz dieses Umstands habe jedes der genannten Gebäude seine eigene wirtschaftliche Bestimmung gehabt, indem sowohl die Schmelze wie die Schloßerei den Zwecken des Bergwerks nur in einer bestimmten, ihrer eigenen wirtschaftlichen Zweckbestimmung und Beschaffenheit ent-

sprechenden Weise gebient haben. Diese Begründung steht im Einklang mit dem **RS. 41, 319 ff.** abgedruckten Urteil und rechtfertigt die Schlussfolgerung, daß die fraglichen Gegenstände, soweit sie nicht als Bestandteile der Gebäude anzusehen waren, nur als Zubehör dieser Gebäude und nicht als Zubehör des Vermögens gelten konnten. Eine Inanspruchnahme der Gebäude auf Gruppe II als Zubehör des Vermögens ist ausgeschlossen, da es sich nicht um auf fremdem Grund und Boden zu verübendem Zwecke errichtete Gebäude handelt. **R. v. D., U. v. 2. Jan. 07, III/06 V. — Gln.**

9. § 138 BGB. Vertrag zwischen Anwaltin, nach welchem der eine einen bestimmten Anteil am Gewinn aus der Praxis beziehen soll.]

Die Parteien führten eine Zeitlang ein gemeinschaftliches Anwaltsbureau auf Grund einer mündlichen Abrede, wonach Beklagter vom Kläger ein festes Einkommen bezogen hat und bei einer vom Kläger übergebenen Reinertragsnahme aus der gemeinschaftlichen Praxis einen Prozentsatz vom Überschuss erhalten sollte. Nach der Trennung der Parteien verklagte der Kläger den Beklagten wegen Verletzung einer unbefristeten Forderung. Der Beklagte machte aufzunehmende Gegengründungen geltend mit folgender Begründung: Alle Einnahmen aus der Praxis bei dem **VB. II** zu Berlin gehörten ihm allein, weil nur er bei diesem Gericht zugelassen gewesen sei; es habe wider das Standesrecht und damit wider die guten Sitten verstoßen, daß der Kläger die Gebühren aus Prozessen bezog, zu deren Führung er nicht berechtigt gewesen sei, und daß er den Gesellschaftler, der allein die Prozesse habe führen können, mit einer festen Besoldung abgefunden habe. Das **LG.** verurteilte, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Das Berufungsgericht hat ausgeführt, daß das feste Besoldung und den Gewinnanteil des Beklagten regelnde Abkommen zwischen den Parteien, einem Anwalt mit langjähriger erfolgreicher Tätigkeit und einem jungen Anfänger, einer Jüngerin alten Übung, der Billigkeit und den guten Sitten entspreche, also nicht wider diese verstoße. Diese Erwägungen lassen nirgends einen Rechtsirrtum erkennen. **S. v. A., U. v. 24. Jan. 07, 260/06 VI. — Berlin.**

10. §§ 249, 843—845, 1356, 1360 Abs. 1, 1617 BGB. Verfallstiftung der Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Witwe und der Tochter bei Schadenersatzansprüchen wegen Todes des Ehemannes und Vaters.]

Wegen eines Unfalls, den ihr Ehemann beim Vater erlitten hat, verlangt die Klägerin zu 1 eine Rente von monatlich 70 Mark, die Klägerin zu 2 eine solche von monatlich 30 Mark, beide auf die Zeit vom 26. Januar 1902 an. Die Klägerin zu 1 will angenommen wissen, daß ihr Mann, wenn der Unfall nicht eingetreten wäre, mindestens bis zum 3. August 1921, d. i. bis zu seinem vollendeten 65. Lebensjahre, gelebt haben und in der Lage gewesen sein würde, ihr handelsmäßigen Unterhalt zu gewähren. Die Klägerin zu 2 fordert die Rente bis zu ihrer Verheiratung, da sie solange im Hause ihres Vaters geblieben sei und von ihm Unterhalt empfangen haben würde. Das Berufungsgericht nimmt an, daß **R.** ohne den Unfall in der Tat vermögenslos bis zu der von der Klägerin zu 1 angegebenen Zeit gelebt hätte und erworbe-

fähig gewesen wäre, und hat dahin erkannt, es stehe den Klägerinnen für die von ihnen angegebene Zeit an den Beklagten ein Anspruch auf Ersatz der Hälfte des ihnen durch den Tod des **R.** entgangenen Unterhalts, den sie von diesem zu beanspruchen gehabt hätten, dergestalt zu, daß ihnen der Beklagte für die bezeichneten Zeiträume eine entsprechende Rente zu gewähren habe. Zur Festsetzung der Höhe des ihnen danach zukommenden Schadenersatzes ist die Sache in die erste Instanz zurückverwiesen. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Der von den Klägerinnen erhobene Anspruch, der sich auf § 844 BGB. stützt — der von der Vorinstanz bezüglich der Klägerin zu 2 angezogene § 845 kommt hier nicht in Betracht —, ist seiner rechtlichen Natur nach ein Schadenersatzanspruch, nicht ein Unterhaltsanspruch (vgl. die Motive zum **BGB. Bd. II S. 781**). Sein Gegenstand ist also nicht ein abstrakter Unterhaltsanspruch, er ist vielmehr gerichtet auf dasjenige, was **R.** während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens nach seinen Vermögens- und Erwerbsverhältnissen aus seinen Mitteln den Klägerinnen nach den Vorschriften im § 1360 Abs. 1 und §§ 1601, 1602 zu ihrem Unterhalt zu gewähren verpflichtet gewesen wäre, soweit diese Bezüge den Klägerinnen infolge des Todes des **R.** entgangen sind. Nach der letztgedachten Richtung muß also untersucht werden, wieviel die Einkünfte **R.**s, aus denen er den Unterhalt für sich und die Klägerinnen bestritt, durch seinen Tod weggefallen sind oder doch eine Minderung erfahren haben. Diese Einkünfte bestanden nun einmal in demjenigen, was **R.** bei dem Betriebe der Landwirtschaft, der Gastwirtschaft und seines Lohnfuhrwerks, sowie als Holzarbeiter durch seine persönliche Tätigkeit erwarb; weiter aber auch in den Ertragsnissen derjenigen Arbeiten, durch welche auch die beiden Klägerinnen beim Betriebe der Land- und Gastwirtschaft unterstützen; endlich aber waren seine Einkünfte zum Teil auch Aufwänden ihm gehörigen oder seinem Kirchbrauchsrechte unterliegenden Vermögens. Nach den Angaben des Beklagten, die insoweit jetzt als wahr unterstellt werden müssen, bestand dieses Vermögen hauptsächlich aus Grundstücken, die zum Teil dem **R.** persönlich gehörten, zum Teil Ertragsverhältnisse aus der Ehe mit der Klägerin zu 1, zum Teil endlich von dieser in die Ehe eingebracht waren. Die an erster Stelle aufgeführte Einnahmequelle ist durch den Tod des **R.** verfiel, und die Klägerinnen sind, soweit sie ihrem Unterhalt aus diesen Einnahmen empfangen und darauf ein Recht hatten, gegenüber dem Beklagten Schadenersatzberechtigt. Anders liegt die Sache bezüglich der beiden anderen Einnahmequellen. Das zunächst die Vermögenserzeugnisse, die **R.** bezog, anlangt, so sind sie den Klägerinnen zur Bestrittung ihres Unterhalts durch den Tod **R.**s insoweit nicht entzogen worden, als ihnen Vermögen, das **R.** besaß, als Erben zugefallen ist. Dasselbe gilt aber bezüglich der Klägerin zu 1 auch insoweit, als Vermögen, das sie in die Ehe eingebracht hatte, und ihr Anteil an dem Ertragsverhältnissen Vermögen durch den Tod ihres Vaters von dessen Kirchbrauchs- und Bestattungsrechte frei geworden ist, sie also die Aufwände dieses Vermögens nunmehr selbst bezieht und zu ihrem Unterhalt zu verwenden in der Lage ist. Wie die Verhältnisse nach der vorstehend bezeichneten Richtung liegen, ist zur Zeit nicht zu übersehen; es besteht nicht bloß Streit bezüglich der Größe und Art des Vermögens,

das bei Lebzeiten des R. vorhanden war, sondern es fehlt auch an einer Feststellung darüber, unter welchem Güterrecht die R. ihren Lebensunterhalt gelebt haben, und wie die Verlassenschaft des R. verteilt worden ist, ob auf Grund letztwilliger Verfügung oder kraft gesetzlicher Erbfolge. Einzelne Bemerkungen beider Parteien brachten nur darauf hin, daß für die Ehe zunächst eines der früher in Oberösterreich gültig gewesen Güterrechte, nach welchem zwischen den Ehegatten Erwerbsgemeinschaft bestand, maßgebend gewesen ist, und daher für die Zeit nach dem 1. Januar 1900 der Güterstand nach den Vorschriften des BGB. mit dem durch die Art. 186 ff. des Reichsgesetz-Mitteilungs-Gesetzes vom 17. Juli 1899 bestimmten Modifikationen zu beurteilen ist. Bei dieser Sachlage muß sich das Revisionsgericht für jetzt auf die obigen Bemerkungen beschränken, aus denen sich ergibt, daß bei der Feststellung der den Klägerinnen zuzurechnenden Renten die Aufzählungen desjenigen Vermögens, das sie aus dem Nachlasse des R. ererbt haben, oder das durch den Tod deselben für die Klägerin zu 1 den den Beschränkungen, denen es während der Ehe unterlag, frei geworden ist, berücksichtigt werden müssen. Dabei wird in Betracht gezogen werden müssen, daß bei dieser Anrechnung diejenigen Einnahmen, welche sich als Ertragsnis der auf die Grundstücke verwandten Arbeit darstellen, nicht als Aufzählungen des in den Grundstücken verkörpert Vermögens angesehen werden dürfen, sondern nur derjenige Teil der aus ihnen gewonnenen Einkünfte, der als Rente des in ihnen angelegten Kapitals erscheint. Was schließlich denjenigen Teil der Einkünfte des R. betrifft, der durch die Tätigkeit der beiden Klägerinnen gewonnen wurde, so kann auch er nicht als durch den Tod des R. den Klägerinnen entzogen angesehen werden. Nach dem bisherigen Vorbringen der Parteien muß davon ausgegangen werden, daß die Klägerinnen in der Zeit bis zum Tode des R. in dessen Haushalten und Geschäften in einer Weise tätig gewesen sind, die den ihnen nach §§ 1356, 1617 BGB. obliegenden Pflichten entspricht, und daß dies für die Zeit, für welche sie eine Rente fordern, auch fernerhin geschehen sein würde, wenn der Unfall vom 25. Juni 1902 nicht eingetreten wäre. Dieser Unfall, durch den die Klägerin zu 1 das Recht, daß ihr Mann ihr nach Maßgabe seiner Berufsstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt gewähre (BGB. § 1360 Abs. 1), verlor, machte sie zugleich von den ihr nach § 1356 obliegenden Pflichten frei, so daß sie ferner in der Lage war, ihre Arbeitskraft uneingeschränkt für sich und zum Erwerb ihres Unterhalts zu verwerten. Sie hat daher in vermögensrechtlicher Beziehung neben Nachteilen auch Vorteile gehabt, und das muß nach allgemeinen Grundbegriffen bei der Frage, ob und in welchem Umfang ihr Schadenersatz zu leisten ist, berücksichtigt werden. Die Verweisung hat unter Berufung auf das im RG. 5, 108 ff. veröffentlichte, auf der Anerkennung des früheren gemeinen Rechts beruhende Urteil ausgesprochen, der Umstand, daß die Dienste, die eine Frau während der Ehe im Haushalte zu leisten gehabt habe, durch den Tod ihres Mannes zum Teil weggefallen seien, könne nichts dazu führen, ihr gleichsam zur Ausgleichung hierfür auszusagen, daß sie nun ihrer frei gewordenen Arbeitskraft zum Zweck ihres Unterhalts in einer Weise bedürftig müsse, zu der sie während der Ehe nicht verpflichtet gewesen wäre.

Diese Erwägung wird dem hier vorliegenden Sachstande nicht gerecht. Der Beklagte findet der Klägerin zu 1 nicht an, daß sie Lohnarbeit für Dritte verrichtet oder überhaupt eine Tätigkeit ausüben solle, die den Verhältnissen nicht entspricht, in denen sie während ihrer Ehe gelebt hat und bei deren Fortbauer annähernd weiter gelebt haben würde. Schauptat ist vielmehr, sie betriebe in denselben Grundstücken, die früher ihr Mann betriebschaftet habe, nun für ihre Rechnung Land- und Gastwirtschaft und sei dabei in der nämlichen Weise tätig, wie sie es bei Lebzeiten ihres Mannes als dessen Geschäftswesen sei. Beruht dies in Wahrheit, so kommen die in dem angezogenen reichsgerichtlichen Urteil ausschlaggebend gesprochenen Erwägungen überhaupt nicht in Betracht, und es ist dann auch sonst kein Grund ersichtlich, weshalb bei der Bestimmung des der Klägerin zu 1 zu leistenden Schadenersatzes das, was sie durch diese Tätigkeit verdient, nicht insoweit anzusetzen wäre, als diese auch dem Maß nach die Leistungen, zu denen sie bei Fortbauer der Ehe ihrem Mann gegenüber verpflichtet gewesen wäre, nicht übersteigt. Wenn das nicht geschieht, sei also — innerhalb der ihr zugesprochenen Erbschaft — von dem Beklagten alles das empfangen, was sie von ihrem Mann zum Unterhalte hätte fordern können, und daneben voll das begehrt, was sie durch Fortsetzung ihrer früheren Tätigkeit erwirbt, so würde das, verglichen mit dem Zustande, der ohne den Unfall bestanden haben würde, eine Verbesserung ihrer Vermögenslage bedeuten, es würde also über das, was nach § 249 BGB. geschehen soll, hinausgegangen werden. Im allgemeinen die gleichen Erwägungen müssen auch für die Klägerin zu 2 gelten. Allerdings war ihre Lage insofern eine andere, wie die ihrer Mutter, als sie durch den Tod ihres Vaters zwar der Dienstleistungspflicht, die ihr diesem gegenüber obgelegen hatte, entbunden wurde, jedoch zu gleichen Diensten wie bisher nun gegenüber ihrer Mutter, deren Haushalt sie seitdem angehöre, verpflichtet war. Inbes kann dem für die jetzt zur Entscheidung stehende Frage keine Bedeutung beigemessen werden. Der Klägerin zu 2 erwuchs beim Tode ihres Vaters mit dem Wegfall des Unterhaltsanspruchs, den sie gegen diesen gehabt hatte, ohne weiteres ein solches gegenüber ihrer Mutter, und sie hat auch, wie unstrittig ist, in der ganzen Zeit, für welche sie jetzt Schadenersatz von dem Beklagten fordert, handelsmäßigen Unterhalt durch ihre Mutter genützt erhalten; ihr Lage ist also in dieser Beziehung durch den Tod ihres Vaters tatsächlich nicht verschlechtert worden. Wenn sie nun trotzdem nach den Bestimmungen in § 844 Abs. 2 und § 843 Abs. 4 BGB. wegen des Verlusts des ihr an ihrem Vater zustehenden Unterhaltsanspruchs Schadenersatz von dem Beklagten fordern darf, also das Unterhaltsrecht, das sie gegen ihre Mutter erwarb, unberücksichtigt zu bleiben hat, so muß daraus die Konsequenz abgeleitet werden, daß auf der anderen Seite bezüglich ihres Schadenersatzanspruchs auch die Dienstleistungspflicht außer Betracht zu lassen ist, die sie nun gegenüber ihrer Mutter hatte. Denn wenn auch die in § 1617 BGB. geregelte Dienstpflicht des Kindes nicht, wie die Revision angenommen wissen will, zu dem Anspruch des Kindes auf Unterhalt in dem Verhältnis steht, wie die Leistung und Gegenleistung bei einem zweiseitigen Vertrage, und der Unterhalt, den das Kind empfängt, im Rechtssinne nicht als Re-

zahlung seiner Dienste, diese also nicht als gegen Entgelt geleistete anzusehen sind, so stehen doch die beiderseitigen Pflichten in engstem innerlichem Zusammenhang; das Gesetz hat die Dienspflicht des Kindes geradezu davon abhängig gemacht, daß dieses nicht bloß dem elterlichen Hausstande angehört, sondern auch von den Eltern erzogen oder unterhalten wird. Danach ist auch bei dem Schadenersatzanspruch der Mägdin zu 2 zu berücksichtigen, daß durch den Tod ihres Vaters ihre Arbeitskraft für anderen Erwerb ihres Unterhalts freigegeben ist. J. c. R., II. v. 17. Dec. 06, 178/05 VI. — Darmstadt.

11. §§ 254, 255, 256, 257 BGB. verb. mit § 25 des Preuss. Eisenbahngesetzes vom 3. November 1838. Nichtanwendung von § 254 BGB. auf § 25 des Preuss. Eisenbahngesetzes vom 3. November 1838. Unterschied zwischen Sachschaden und Personenschädigung.]

Am 3. Oktober 1904 ist auf dem Kreuzungspunkt einer Provinzialstraße in Warpsloh mit den Gleisen der Anschlußbahn der beklagten Gewerkschaft ein Eisenbahnzug mit einem, von dem Führer T. gelenkten Foksfahrwerke der Klägerin zusammengefahren, wodurch Personen und Wagen beschädigt wurden. Die Klägerin nimmt die Beklagte auf Ersatz des entstandenen Sachschadens in Anspruch. Das OLG. wies die Klage ab, die Revision wurde zurückgewiesen: § 254 BGB. ist, wie der erkennende Senat in dem Urteile vom 3. Mai 1906 VI. 295/06 in Sachen des Preuss. Eisenbahnstaats gegen St., nummlich abgedruckt in RG. Bd. 63 Nr. 67 S. 270 ff. ausgesprochen und näher begründet hat, auf die nach § 25 des Preuss. Eisenbahngesetzes zu beurteilenden Fälle überhaupt nicht anwendbar, und es kommt nach diesem Gesetzgezte lediglich das eigene Verschulden des Beschädigten selbst, nicht auch ein Verschulden seines Beauftragten oder Angestellten als ein in die Haftpflicht des Unternehmers ausschließendes Moment in Betracht. Vgl. RG. 5, 232. Damit würde die Frage der Anwendbarkeit des § 278 auf die Fälle des § 254 Abs. 1 BGB. (für das außerkontraaktliche Gebiet vgl. RG. Bd. 62 Nr. 83 S. 346 ff.) sich im vorliegenden Falle als gegenstandslos erweisen. Wenn es fragt sich erster Linie, ob denn wegen des hier eingetretenen Sachschadens die beklagte Gewerkschaft überhaupt der Haftpflicht nach § 25 des Preuss. Eisenbahngesetzes zu unterstellen sei. Dies ist von den Vorinstanzen zu Unrecht bejaht worden. Zweifellos würde die Zugsbahn der Beklagten als eine Eisenbahn im Sinne des § 1 Haftpflicht, zu betrachten sein, wenn die Haftung wegen Tötung oder Verletzung eines Menschen in Frage käme (RG. I, 249; 2, 38; 7, 40 ff.). Aber hier handelt es sich lediglich um die Haftung für Sachschaden nach § 25 Preuss. Eisenbahngesetzes und das letztere Gesetz geht von einem engeren Begriff der Eisenbahnunternehmung aus wie das Haftpflicht. Das erwähnte Gesetz bezieht sich nur auf Eisenbahnunternehmungen, welche landesherrlich genehmigt und für den öffentlichen Verkehr bestimmt sind, nicht auch auf Bahnen, welche der landesherrlichen Genehmigung nicht bedürfen, und von einer Einzelperson oder Gesellschaft nur für private, nicht für öffentliche Zwecke betrieben werden. Der Umstand allein, daß der Betrieb einer betriebsfähigen Bahn gleich oder nahezu gleich Gefahren mit sich bringt, wie der Betrieb von Bahnen für öffentliche Zwecke,

kann hier nicht ausschlaggebend sein. Bei der, eine verschärfte Haftpflicht der Eisenbahnunternehmungen statuierenden Vorschrift des § 25 des Gesetzes vom 3. November 1838 war für den Gesetzgeber neben der Gefährlichkeit dieser Betriebe auch wohl die Rücksicht darauf mit bestimmend, daß den Gesellschaften durch das Gesetz weitgehende Rechte und Befugnisse eingeräumt sind. So liegt namentlich die Annahme nahe, daß die Überlassung der Bahnpolizei an die Gesellschaften (§ 23 des Gesetzes) das Vorhanden der denselben in § 25 auferlegten Verpflichtung bilde. Vgl. Entsch. des RGSt. 12, 11; RG. Bd. 28 Nr. 47 S. 208. Von diesen Gesichtspunkten aus hat das OLG. die Anwendbarkeit des § 25 cit. auf eine, nicht der landesherrlichen Genehmigung bedürftige Straßenbahn und auf eine, unter Benützung der Dampfstraßen betriebene, private Arbeitsbahn verneint. Vgl. die angeführte Entscheidung in Bd. 28: Urteil des VI. BS. vom 15. Oktober 1891, Straßb. Beitr. 38, 1073 ff. Seit der Gesetzgebung von 1838 sind mit der Entwicklung des Verkehrs auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens mannigfache Unternehmungen entstanden, welche nicht in den Rahmen der von dem Eisenbahngesetz allein behandelten, dem allgemeinen öffentlichen Verkehr des Landes dienenden Bahnen fallen. Für den hauptsächlichsten Teil dieser neueren wirtschaftlichen Gebilde ist nun eine bis dahin fehlende, gesetzliche Regelung getroffen worden durch das Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen vom 28. Juli 1892. Kleinbahnen sind nach § 1 dieses Gesetzes die dem öffentlichen Verkehr dienenden Eisenbahnen, welche wegen ihrer geringen Bedeutung für den allgemeinen Eisenbahnverkehr dem Gesetz über die Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838 nicht unterliegen, und nach Abs. 3 einschließend darüber, ob die Voraussetzung für die Anwendbarkeit des genannten Gesetzes vorliegt, auf Anrufen der Beteiligten das Staatsministerium. Eine Bestimmung wie die letztere ist freilich für die in 11. Abschnitt des Gesetzes geregelten Privatanschlußbahnen — § 43 — nicht getroffen; daraus darf man jedoch nicht, wie das Berufungsgericht will, den Schluß ziehen, daß diese Bahnen anders als die Kleinbahnen, dem Gesetze vom 3. November 1838 unterstellt seien. Die Privatanschlußbahnen dienen eben nicht dem öffentlichen Verkehr, fallen also schon wegen Mangels dieses Merkmales nicht unter das Eisenbahngesetz. Vielmehr bilden die Privatanschlußbahnen zusammen mit den Kleinbahnen in der nummernreichen Gliederung des Eisenbahnwesens diejenige Klasse von Bahnen, die im Gegensatz zu den unter das Gesetz vom 3. November 1838 fallenden Haupt- und Nebenbahnen, nicht diesem Gesetze, sondern dem Gesetze vom 28. Juli 1892 untersteht, und es erfordert auch eine teilweise Anwendung des Eisenbahngesetzes auf diese Kategorie von Bahnen nicht als zulässig. — Vgl. hierzu: Olm, das Gesetz über Kleinbahnen u. s. w. 2. Aufl. zu § 1 S. 8 f.; S. 20; zu § 43 S. 408 f., S. 421 f.; Jenzig, das Gesetz über Kleinbahnen u. s. w. zu § 1 S. 14 u. 2; Olm, das Recht der Eisenbahnen in Preußen I S. 418 f. S. nach RG. 58, 134 f. Das Gesetz vom 28. Juli 1892 hat allerdings nur die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der von ihm behandelten Bahnen regeln wollen, während es in privatrechtlicher Beziehung für diese Bahnen bei dem bisherigen Rechtszustande verblieben ist. Aber eine privatrechtliche

Regelung der Eisenbahnpflicht besteht nun eben mangels einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung nach wie vor hinsichtlich der Haftung für Sachschäden nur insofern, als die Vorschrift des § 25 des Eisenbahngesetzes ericht. Die Anwendung dieser Vorschrift auf die Privatanschlußbahnen kann man auch nicht mit dem Berufungsgericht daraus ableiten, daß eine solche Bahn — nach der im § 43 des Gesetzes von 1892 aufgestellten Begriffsbestimmung — mit einer dem Eisenbahngesetze vom 3. November 1838 unterliegenden Eisenbahn oder mit einer Kleinbahn dazwischen in unmittelbarer Gleisverbindung steht, die eine Übertragung der Betriebsmittel statufinden kann. Dieser Umstand hätte vielleicht dem Gesetz Anlaß geben können, die Vorschrift des § 25 des Eisenbahngesetzes auf die Privatanschlußbahnen wenigstens für den Fall zu erstrecken, wo wie vorliegend eine unmittelbare Gleisverbindung mit einer Hauptbahn besteht; aber eine derartige Ausdehnung des Gesetzes ist bisher nicht erfolgt. Für die Unterstellung der Anschließbahn der Beklagten unter den § 25 des Eisenbahngesetzes sprechen die vorstehend angegebenen Voraussetzungen dieser Vorschrift. Daß die Bahn dem öffentlichen Verkehr diene, ist von keiner Seite behauptet. Das Berufungsgericht bezeichnet sie als Zuckersackanschlußbahn; es handelt sich also ohne Zweifel um eine solche Privatanschlußbahn, welche Zubehör eines Bergwerkes im Sinne des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 ist, welche daher den Vorschriften in §§ 51, 50 des Gesetzes vom 28. Juli 1892 unterliegt. Daß zum Bau und Betriebe dieser Bahn eine landesherrliche Konzession im Sinne des Eisenbahngesetzes erforderlich gewesen bzw. erteilt worden sei, ist nicht ersichtlich. Die für Privatanschlußbahnen in §§ 43 ff. des Gesetzes vom 28. Juli 1892 erforderliche behördliche Genehmigung ist vom lediglich polizeilicher Natur (Vergl. Gesetz über Kleinbahnen S. 411, I; Klein. Gesetz über Kleinbahnen § 43 Abs. 5 S. 128). Einer solchen besonderen Genehmigung bedurfte es für eine Bergwerksbahn nach § 51 des Gesetzes von 1892 nicht. Aber auch die nach Maßgabe der Vorschriften des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 zu erteilende Rechtsverleihung oder Genehmigung hat nicht die Bedeutung eines für den Betrieb auf der Zuckersackanschlußbahn erworbenen Privilegs, eines mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Bau- und Betriebsrechtes, wie es im Sinne des Eisenbahngesetzes von 1838 liegt, und dem öffentlichen Verkehr an sich nicht bindende Grubenanschlußbahn unterliegt daher diesem Gesetze nicht. Vgl. Jerusalem a. a. O. Nr. 1 zu § 51 S. 81, Eger, Gesetz über Kleinbahnen S. 480 J. 1. S. 450 f. Wenn damit der erste Klagegrund einfügig wird, so konnte es sich nun fragen, ob eine Haftung der Beklagten Gewerkschaft für den der Klägerin entstandenen Schaden nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, nämlich aus § 823 mit § 276 BGB. oder etwa aus § 831 BGB. begründet sei. Das ist aber nach den Feststellungen des Berufungsurteils nicht der Fall. Da endlich die Bahnbediensteten der Beklagten, namentlich auch der Lokomotivführer, bei dem fraglichen Zusammenstoß durchaus verschuldungsfähig und schuldhaft gehandelt haben, so konnte die Beklagte weiter aus § 823 noch aus § 831 des BGB. für den Unfall verantwortlich gemacht werden. E. a. Gewerkschaft D. R., U. v. 7. Jan. 07, 194/06 VI. — *zum.*

12. Voraussetzung der sog. locri cum damno compensatio nach BGB.]

Berechtigter ist an sich die Klage der Verletzung des § 304 ZPO., insofern sie darauf gestützt wird, daß Verurteilungsgewicht habe es im Widerspruch mit dieser Vorschrift unterlassen, schon jetzt im Verfahren über den Grund des Anspruchs zu prüfen, ob der Einwand der Beklagten durchgreife, der Klägerin sei deshalb kein Schaden entstanden, weil sie durch den Erwerb des D. schen Hauses in der Zwangsversteigerung unter dem wahren Werte einen Gewinn erzielt habe. Denn da der Beklagte nach dem vom Berufungsgerichte in Bezug genommenen Tatbestande des Urteils des LG. behauptet hätte, jenes Haus sei mindestens 18 000 Mark mehr wert, als die Klägerin dafür in der Zwangsversteigerung bezahlt habe, der gesamte von dieser gegen den Beklagten eingeklagte Schaden aber nur 16 971 Mark 98 Pf. betrage, so würde, wenn jener Einwand durchgreife, also anzunehmen wäre, daß der der Klägerin nach ihrer eigenen Angabe erwaßene Schaden durch den Gewinn bei der Zwangsversteigerung wettgemacht werde, die Klage ohne weiteres abzuweisen gewesen sein, weil, im ganzen betrachtet, der Klägerin aus dem angeblich sie schädigenden Vorgange in Wirklichkeit überhaupt kein Schaden, sondern noch ein Gewinn erwachsen sei. Der erhobene Angriff kann aber gleichwohl nicht zur Aufhebung des Urteils führen, weil dieses insofern jeder Punkt in Betracht kommt, aus einem andern Grunde aufrecht zu erhalten wäre (ZPO. § 563). Denn der erhobene Einwand erweist sich ohne weiteres als sachlich unbegründet. Wichtig ist allerdings, daß, wenn durch dasselbe Ereignis sowohl Nachteil wie Vorteil für den Betroffenen entsteht, nur der Überschuß des Nachteils als Schaden erscheint. Aber dies trifft nur zu, wenn der Vorteil eben aus demselben Ereignisse erwächst, aus dem auch der Schaden entsteht. Der bloß zufällige Zusammenhang zweier verschiedener Ereignisse, aus denen einem der Schaden, und aus denen anderem der Vorteil erwächst, genügt hierzu nicht. Dies ist schon in dem Urteile des RG. (V. Z.) vom 11. Juli 1883 (RG. 10, 50 ff.) dargelegt und ist später für einen dem hier vorliegenden ganz ähnlichen Fall in dem Urteile vom 10. Mai 1897 wiederum anerkannt worden (IV. Z. in Sachen H. wider G., IV. 381/96). Und gerade auf das Urteil vom 11. Juli 1883 beziehen sich auch die Motive zum ersten Entwurfe des BGB., daß absichtlich keine Vorschriften über die sogen. locri cum damno compensatio aufgenommen hat, bei ihrer Ausführung, solche Bestimmungen würden zu einer weitgehenden Reflexion führen, von der doch kein befriedigendes Ergebnis zu erwarten wäre, die Widerspruch wurde, unzureichend durch eine gesetzliche Vorschrift, auch fernhin im Einzelfalle sich zuwiderfinden (Mot. 2, 19). Nun ist aber nach dem Vorbringen der Klägerin anzunehmen, daß die Entstehung des Schadens zunächst dadurch ermöglicht ist, daß sie dem Kaufmann D. auf die zweite Sicherungshypothek von 10 000 Mark hin einen weiteren Kredit gewährt hat, ohne eine wirkliche Sichertheit für die gewährten Darlehen in der Hypothek zu erlangen, sowie dadurch, daß sie es insofern ihres Vertrauens auf die Güte ihrer Hypotheken unterlassen hat, ihre älteren Forderungen von dem damals noch zahlungsfähigen Schuldner brüutigeben. Wollte ent-

handen aber ist der Schaden nach dem festgestellten Sachverhältnisse für die Klägerin dadurch, daß die Vermögensverhältnisse des Schuldners D. sich in den folgenden Jahren immer mehr verschlechterten, und zwar sowohl in dem Maße, immer mehr an, als einerseits das Grundstück, in dem demnachst notwendig gewordene Zwangsversteigerung ihrem Zwecke gemäß in hiesiger maßgebender Weise erkennen ließ, keine Deckung für die Hypotheken der Klägerin gewährte, und andererseits auch das demerigliche Vermögen des Schuldners zur Begleichung seiner Verbindlichkeiten immer weniger ausreichte, was schließlich durch die Eröffnung des Konkurses auch äußerlich hervortrat. Jedemfalls war hernach von der Klägerin behauptete Schaden schon entstanden, als die Zwangsversteigerung des Grundstücks eingeleitet wurde. Andererseits ist der Vorteil, den die Klägerin nach der Behauptung des Beklagten in dem angeblichen Mehrwerte des Grundstücks erlangt hat, dadurch entstanden, daß jene in dem Versteigerungstermin das einzige Gebot auf das Grundstück abgegeben und darauf hin den Zuschlag erhalten hat, also durch einen selbständigen Einschlag der Klägerin, durch eine Handlung, zu deren Vornahme sie rechtlich nicht verpflichtet war, möchte sie auch, wenn sie der Meinung war, das Grundstück in irgend einer Weise günstig verwerten zu können, ihres eigenen Vorteils wegen, um sich zunächst einen Ausgleich des ihr erwachsenen Schadens zu sichern, befreit sein müssen, das Grundstück für das zulässige geringste Gebot zu erwerben. Insbesondere konnte nicht etwa von einer Verpflichtung der Klägerin die Rede sein, den Schaden durch Erheben des D'schen Grundstücks abzuwenden oder zu mindern, so daß auch eine Anwendung des § 254 Abs. 2 BGB. nicht in Frage kommen kann. Denn indem die Klägerin auf das Grundstück bei der Zwangsversteigerung ein Gebot abgab, stand sie rechtlich nicht anders wie jeder Dritte, dem es freistand, auf das Grundstück zu bieten und es durch sein Gebot zu erwerben. Sollte demnach das Grundstück wirklich einen höheren Wert besitzen, als der Preis beträgt, für den die Klägerin das Grundstück erstanden hat, so wäre dies ein Vorteil, den die Klägerin durch eine besondere, selbständige Handlung als Frucht ihrer Umficht, also ihrer spekulativen Tätigkeit, erlangt hätte. Der angebliche Vorteil wäre ihr daher durch ein anderes Ereignis als durch dasjenige, aus dem ihr angeblicher Schaden erwachsen ist, entstanden, wo denn auch beide Ereignisse zeitlich voneinander getrennt sind. Der erhobene Erwand hätte demnach, wenn das Berufungsgericht darüber entschieden hätte, verworfen werden müssen. II. c. B., II. v. 4. Jan. 07, 217 06 III. — Cassel.

13. §§ 313, 476 BGB. Behebung einer in einem notariellen Kaufvertrag über ein Grundstück nicht aufgenommenen Behebung. Vertretung des Erklärens eines Vermittlers.] Die Klägerin hat ein Grundstück, das sie im Sommer 1904 durch Zuschlag in der Zwangsversteigerung erworben hatte, dem Beklagten unter Aufschuß der Gewährleistung verkauft. Sie hat deshalb auf Entgegennahme der Aufzahlung und Eintragung von 5000 Mark Rausschlag Klage erhoben, der Beklagte hat widerlegend Nichtigerklärung oder Bindung des Kaufvertrages und Rückzahlung gezahlter Beträge verlangt. Der Beklagte macht geltend, es sei bei den Kaufverhandlungen

mit dem Agenten B., an den ihn die Klägerin mit dem Bemerkten gewiesen, daß er von ihr bevollmächtigt sei, ausdrücklich zur Sprache gekommen, daß das Grundstück zum Betriebe der Gast- und Schenkwirtschaft und nur unter der Bedingung der Erteilung der Schenkellaubnis gelaufen werde. B. habe versichert, daß das Grundstück sich ganz vorzüglich dazu eigne und daß bestimmt angenommen werden könne, die Erlaubnis werde erteilt werden, denn er sei auf dem Landratsamte gewesen und habe dort erfahren, daß die Konzession vornehmlich erteilt werden könne. Die Erlaubnis sei dann aber versagt worden, weil die Bedürfnisfrage verneint worden sei und weil das Gebäude nicht die erforderlichen Eigenschaften gehabt habe. Außerdem aber seien die Gebäude mit einer ganzen Reihe von Fehlern behaftet gewesen, die der Beklagte bei der von dem Kaufe vorgenommenen Besichtigung nur zum kleinen Teil wahrgenommen habe. Insbesondere habe er erst später erfahren, daß die Gebäude polizeilich nicht abgenommen, daß das Dach und der Boden unfestig seien, daß Schmutz und Regen in großen Mengen einbringe, Feuchtigkeit und Schwamm im Hause herrschten und daß die Wohnungen geradezu gesundheitsgefährlich seien. Alles dies sei der Klägerin, die das Haus, um zu wuschen, oberflächlich habe aufsuchen lassen, ebenso wie dem Agenten B. bekannt gewesen. Beklagter wurde verurteilt, Berufung und Revision wuchsen zurückgewiesen: Der Berufungsrichter verneint zunächst, daß eine Bedingung des von dem Beklagten behaupteten Inhalts in rechtsverbindlicher Weise vereinbart worden sei, indem er hervorhebt, daß die angebliche Bedingung in den notariellen Kaufvertrag nicht aufgenommen worden und deshalb wegen Formmangels nichtig sei. Diese Erwägung ist nun allerdings nicht durchgreifend, denn wäre tatsächlich der Wille der Vertragschließenden bei Abschluß des notariellen Kaufvertrages dahin gegangen, daß die angebliche Bedingung als Vertragsinhalt neben dem Kaufvertrage gelten solle, so würde nicht bloß sie, sondern der ganze Kaufvertrag, auf den die Klägerin ihren Anspruch gründet, nichtig sein. (RG. 52, 4, ZB. 06 S. 538 Nr. 1, S. 349 Nr. 5.) Der Berufungsrichter geht aber des weiteren, wenn er dies auch nicht ausdrücklich hervorhebt, von der Annahme aus, daß die fragliche Bedingung, die überhaupt nur in den Vorverhandlungen mit dem Agenten B. zur Sprache gekommen ist, gar nicht Vertragsinhalt geworden ist. Denn er stellt fest, daß die Klägerin, die den Kaufvertrag persönlich geschlossen hat, von den Zusicherungen und Anpreisungen B.'s keine Kenntnis gehabt hat, und führt weiter aus, daß die Angaben B.'s, da er nach seinem Zeugnis und seinen Briefen nur Vermittler, nicht Bevollmächtigter der Klägerin gewesen sei, dieser nicht entgegenstünden. Diese Ausföhrung ist zureichend, sie entspricht der Rechtsprechung des erkennenden Senats über die Rechtsstellung der Vermittler (Agenten) im Grundstücksverkehr (vgl. das Urteil vom 11. Mai 1904 V 405/03, vom 24. November 1906 V 144/06). Was die Anfechtung wegen Irrtums anlangt, so handelt es sich, soweit der Irrtum die Erteilung der Schenkellaubnis betroffen haben soll, um einen nicht beachtlichen Irrtum im Beweggrunde, und soweit die Mängel des Grundstücks in Betracht kommen, wird die Anfechtung durch die Vorschriften über die Gewährleistung ausgeschlossen (RG. 61, 171). Was die Anfechtung wegen Betruges und die Bindung wegen arglistigen Verschweigens von

Klägerin nach § 476 BGB. betrifft, so hat der Berufungsrichter festgestellt, daß die Klägerin den den Angaben und Anforderungen des in Beziehung auf die Schadenersatzleistung und die Befreiung des Grundstücks seine Kenntnis geübt, aber auch nicht die Mängel des Grundstücks, soweit sie dem Beklagten bei der Beschädigung entgangen (§ 460 BGB.), nicht gekannt habe. Er verneint deshalb zurechnend fernerer Arglist auf Seiten der Klägerin. Die etwaige Arglist des S. hat der Berufungsrichter nicht nachgeprüft, er brauchte dies aber auch nicht, weil ergiebige Handlungen und Unterlassungen des Vermittlers der Partei nicht entgegenstehen. R. e. P., U. v. 2. Jan. 07, 199/06 V. — Raumburg.

14. §§ 326, 425 BGB. Rechtsverhältnis des Gläubigers eines früheren Handelsgesellschafters bei Nichttritt der Liquidation. Erfüllungsvorgierung des Ausgeschiedenen ist erforderlich und ihm ist eine Nachfrist zu setzen.]

Die offene Handelsgesellschaft L. & S. in Posen hatte dem Kläger 1000 Ballen Roggenmehl verkauft, aber nur zum Teil geliefert. Am 13. September 1905 schied der Beklagte Z. aus, der Beklagte S. führte, wovon aus dem Kläger Mitteilung gemacht wurde, das Geschäft unter der Firma „Karlsbrunnen Roggenmühle G. S.“ weiter, er übernahm die Aktien und Passiva des Gesellschafts und trat in die schwebende Liquidationsabstufung ein. Als Lieferung nicht erfolgte, erhob Kläger eine Schadenersatzklage wegen Nichterfüllung der dem Beklagten obliegenden Lieferung der noch schwebenden 750 Ballen Mehl. Das OLG. beruhterte beide Beklagte, das AG. hob auf Revision des Beklagten Z. auf und wies die Klage gegen ihn ab: Daß dem Zweibeklagten Z. betrifft, so ist er durch seinen am 13. September 1905 erfolgten, durch Justizrat vom 15. dieses Monats dem Kläger hingegenommenen Austritt aus der Gesellschaft von seiner Haftpflicht aus dem zwischen dem Kläger und der Gesellschaft abgeschlossenen Lieferungsvertrag nicht befreit worden, er blieb nach seinem Ausscheiden noch verpflichtet, obwohl nach dem zwischen ihm und S. getätigten Auseinandersetzungsvertrage letzterer die Aktien und Passiva der bisherigen Gesellschaft übernommen hat und in deren schwebende Verbindlichkeiten allein eingetreten ist; denn dieses innere Verhältnis zwischen den beiden genannten Gesellschaftern berührt den Kläger als Dritten nicht, §§ 128, 159 HGB. In dieser Beziehung ist der Ausführung des OLG. beizutreten, wie denn auch die weitere Annahme, in dem Schwören des Klägers auf das Justizrat vom 15. September 1905 sei eine Genehmigung der Schuldübernahme nicht zu finden, sachlich nicht zu beanstanden ist, sobald fest, wie bereits erwähnt, ist, daß wie S., so auch Z. sich in Lieferungsverzug befindet. Wenn aber das OLG. fernerhin angenommen hat, die Erfüllungsvorgierung des S. gelte auch als eigene Verzögerung des Z., und durch die vom Kläger gegenüber dem S. getroffenen Wahl sei entschieden, daß er die nachträgliche Leistung seitens des Z. ablehnen könne, da letzterer dem S. nach Auflösung der Gesellschaft die Liquidation der zur Zeit der Auflösung noch nicht abgewickelten Geschäfte überlassen habe, so greift mit Recht Z. diese Begründung als auf Bezeichnung der §§ 326 und 425 BGB. beruhend an. Für die Annahme eines Liquidationsverhältnisses nach §§ 145 ff. fehlt jede Unterlage. Nach Ausweis des zwischen den genannten Gesellschaftern am 13. September 1905 abgeschlossenen Ver-

gleiches hat damals zwischen ihnen eine genaue Auseinandersetzung stattgefunden, S. ist in die noch bestehenden Lieferungsabstufungen eingetreten und hat die Aktien und Passiva der Gesellschaft übernommen, S. hatte nur die Ausstände bei gewissen Runden einzuziehen und die eingegangenen Beträge unter selbstschuldnerischer Bürgschaft für prompten Eingang aller Beträge an Z. zur Tilgung der Gesellschaftsschulden abzuführen. Die ehemaligen Gesellschaftler haben also statt der Liquidation eine andere Art der Auseinandersetzung gewählt, der eine Gesellschaft hat das Geschäft mit den Aktien und Passiva übernommen, ungeteiltes Gesellschaftsvermögen ist nicht mehr vorhanden, die für die Liquidation geltenden gesetzlichen Vorschriften finden also keine Anwendung, § 158 HGB., und der Berufungsrichter durfte seine Entscheidung nicht darauf gründen, daß Z. dem S. die Liquidation der noch nicht abgewickelten Geschäfte überlassen habe. Ferner kommt in Betracht, daß abgesehen von den nicht in Frage stehenden §§ 159 und 160 HGB. hinsichtlich der in § 128 daselbst vorgeschriebenen Solidarhaft der Gesellschaft gegenüber Dritten das HGB. keine besondere Bestimmungen für den ausgeschiedenen Gesellschaftler enthält, nach Art. 2 Abs. 1 GG-HGB. also die Vorschriften des HGB. über Reichheit von Schuldnern, §§ 421 ff., Maß greifen. Nach § 425 ff. Abs. 1 BGB. wirken aber andere als die in den vorausgegangenen §§ 422 und 424 bezeichneten Tatfachen, soweit sich nicht aus dem Schuldverhältnis ein anderes ergibt, nur für und gegen den Gesamtschuldner, in dessen Person sie eintreten. Zu den in jenen Paragraphen aufgezählten Tatfachen gehören die den Schadenersatzanspruch aus § 326 Abs. 1 BGB. begründenden Voraussetzungen nicht, der Schadenersatzanspruch steht im Gegensatz zu dem Anspruche auf Erfüllung, die, wenn seitens eines Gesamtschuldners geschehen, für die übrigen Gesamtschuldner befreiend wirkt; denn er bedingt, daß der Gläubiger die Erfüllung abgelehnt hat und nicht mehr auf sie zurückkommen kann. Der in Anwendung des § 326 getroffene Rechtsanspruch auf Schadenersatz beruht auf einem Rechtsverhältnisse, welches in seiner Besonderheit erst im Augenblicke des Vorhandenseins der erforderlichen Voraussetzungen entstanden ist, in diesem Augenblicke war aber das durch das frühere Gesellschaftsverhältnis zwischen den beiden Beklagten bestandene rechtliche Band infolge des dem Kläger hingegenommenen Ausscheidens des Z. aus der Gesellschaft und deren Auflösung beseitigt. Es liegt ein ähnliches Verhältnis vor, wie bei dem Verzuge eines Gesamtschuldners, der nach der ausdrücklichen Vorschrift des § 425 Abs. 2 BGB. nur gegen den im Verzug befindlichen, nicht auch gegen die übrigen Gesamtschuldner wirkt, und in welchem Falle der Gläubiger auch nur gegen den in Verzug befindlichen Schuldner den dem in § 286 Abs. 2 BGB. vorgesehenen Rechte Gebrauch machen kann. Ferner ergibt sich aus dem in Frage stehenden Schuldverhältnisse nicht, daß die nach Auflösung der Gesellschaft geschehene Erfüllungsvorgierung des einen genannten Gesellschafters und die sich anknüpfende ihm gegenüber abgegebene Erklärung des Klägers, er lehne Erfüllung ab und begehre Schadenersatz wegen Nichterfüllung, auch gegenüber dem anderen genannten Gesellschaftler wirken soll, weder weist der Vertrag vom 27. März 1905, noch die die Solidarhaft der Gesellschaft bestimmende Vorschrift des § 128 HGB. darauf hin. Erwacht demangel der vom Kläger

gegenüber 2. erhobene Schadenerlassanspruch der geschiedenen Ehepartner, der Kläger hat diesem Beklagten weder eine Nachfrist mit der Erklärung gesetzt, daß er die Vertragserfüllung nach dem Ablauf der Frist ablehne, noch ist eine ernstliche Erfüllungswilligkeit des 2. festgestellt. S. u. 2. e. T., U. v. 21. Dez. 1906, 204/06 II. — Posen.

15. § 339 BGB. Übergang des Rechts, Unterlassung eines Konkurrentengeschäfts faden zu können, beim Weiterverkauf des Geschäfts auf den neuen Erwerber.]

Der Beklagte verkaufte sein Gefindevermietungsgeschäft in der 3.-Straße an R. In § 3 wurde bestimmt: „Verkäufer nebst Ehefrau machen sich verbindlich, Käufer innerhalb 30 Jahren keine Konkurrenz zu machen, weder in einem solchen Geschäft, Eileitung anzunehmen oder sich indirekt oder direkt als Teilhaber zu betätigen oder auch nur der Konkurrenz Vorstoß zu leisten zumungunsten des verkauften Geschäfts.“ Durch eine Nachfrist vom 9. Februar 1904 übernahm die Beklagte Ehefrau die persönlichverpflichtete Bürgschaft für die von ihrem Mann in dem Vertrage übernommenen Verpflichtungen. Am 4. Juli 1904 verkaufte R. das Geschäft weiter an die Klägerin. Da der Klägerin 2000 Mark zur Vorkaufung des Kaufpreises fehlten, verkaufte sie zwei Tage später das Geschäft für diese Summe an den Beklagten, indem sie sich den Rücklauf binnen einer bestimmten Frist vorbehielt. Der Rücklauf ist denn auch bereits im August 1904 erfolgt. Im September 1904 hat der Beklagte in der Nähe der 3.-Straße ein neues Gefindevermietungsgeschäft eröffnet. Bald darauf hat er dies bei der Polizei weiter abgemeldet, und es ist alsdann keine Ehefrau als Inhaberin des Geschäfts angemeldet. Die Klägerin sieht in diesem Betriebe eine Verletzung des Versprechens der Konkurrenzabhaltung, daß die Beklagten in dem Vertrage mit R. abgegeben, und daß auch ihr gegenüber als der Erwerberin des Geschäfts eingehalten sei. Sie beantragt daher Verurteilung der Beklagten zur Einstellung des Geschäftsbetriebes. Das AG. verurteilt die Beklagten, das in der 2.-Straße 81 zu Berlin betriebene Gefindevermietungsgeschäft einzustellen und ein betriebsfähiges Geschäft bis zum 3. Februar 1934 in einem Umkreise von 1000 Meter um das in der 3.-Straße 100 belegene Gefindevermietungsgeschäft der Klägerin herum nicht wieder zu eröffnen. Die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen. Unbedenklich ist die Annahme des Berufungsgerichts, daß das Versprechen der Konkurrenzabhaltung, das, wie der Vertrag selbst sagt, „zumungunsten des verkauften Geschäfts“ wirken sollte, als ein zu diesem Geschäft gehöriger Vermögensbestandteil zu betrachten sei, der von dem ersten Käufer mit dem Geschäft auf die Klägerin übertragen werden konnte und auch übertragen worden ist. Q. e. R., U. v. 5. Jan. 1907, 308/06 I. — Berlin.

16. §§ 427, 714 BGB. Gesamtschuldnerische Haftung gilt nur im Zweifel.]

Die gesamtschuldnerische Haftung aus §§ 427, 714 BGB. gilt nur im Zweifel; sie ist ausgeschlossen, wenn in dem geschlossenen Vertrage ausdrücklich oder auch nur stillschweigend ein anderes verabredet ist. Das letztere ist insbesondere dann der Fall, wenn aus den Satzungen eines nicht rechtsfähigen Vereins eine Befreiung der Mitgliederhaftung auf das Vereinsvermögen und den Anteil der Geschäftsführer an diesem her-

vorgeht, und die Satzungen dem anderen Vertragsteile bekannt gewesen sind. Diese Rechtsansicht, die der Auffassung entspricht, daß der nicht rechtsfähige Verein, wenn gleich er nach den Regeln der Gesellschaften für seine äußeren Rechtsbeziehungen behandelt werde, dennoch keine Gesellschaft nach den §§ 705 ff. BGB. sei, wird von der überwiegenden Mehrzahl der Schriftsteller des neuen deutschen Rechts vertreten, und auch das AG. (Urteil des II. 3. S. vom 16. März 1906, AG. 63, 62) ist ihr gefolgt. Regelmäßig wird es nach dieser Auffassung einer ausdrücklichen, die Haftung der Mitglieder einschränkenden Bestimmung der Statuten gar nicht bedürfen, vielmehr anzunehmen sein, daß die Vollmacht des Vorstandes nach dem Willen der Mitglieder auf deren Verpflichtung mit ihren Anteilen am Vereinsvermögen beschränkt sein soll; das einem solchen Verein beitretende Mitglied will sich in der Regel nur zu den jahresmäßigen Beiträgen verpflichten, und der dritte, der mit dem Verein Verträge schließt, redet mit diesem Willen der ihm als Gesellschaft gegenüberstehenden Vereinsmitglieder. Zutreffend wird aus der Vorschrift des Satz 2 in § 54 BGB. entnommen, daß auch das neue Gesetz diese Einschränkung der Haftung der Vereinsmitglieder als solcher als den Regelfall voraussetzt (s. Goldmann u. Lienthal, Bürgerl. Recht 2. Aufl. Bd. 1 S. 100 Anm. 30). Q. e. R. T. G., U. v. 10. Jan. 07, 155/06 VI. — Berlin.

17. §§ 433, 437, 449, 459 BGB. Persönlicher Charakter eines der Ausbeutung eines Patentes für einen bestimmten Bezirk mit dem Recht zur Erteilung von Unterlizenzen übertragenden Vertrages; es liegt Kauf vor.]

Zweifelhaft ist die Frage, ob Beklagte wegen der von den Vertretern der Arbitrar abgegebenen Erklärungen, daß sich das patentierte Verfahren für Sammet, Seide und seine Tuche eigne, sofern dies der Billigkeit nicht entgegensteht, Preisermäßigung oder Schadloshaltung verlangen können. Zunächst kommt es darauf an, welcher Art der hier vorliegende Vertrag ist. Der Kern desselben ist in den §§ 1 und 2 enthalten, wonach die Arbitrar der Beklagten 1 für 150 000 Mark das Recht der alleinigen Ausbeute des durch die Patente geschützten Müllerisenverfahrens für die Rheinprovinz mit der Befugnis, dort Unterlizenzen zu erteilen, überträgt. Danach war Gegenstand des Vertrages eine territorial begrenzte ausschließliche Lizenz, also ein positives oder absolutes, quasisinguläres Recht, vgl. AG. 37, 38, für das als Gegenleistung ein fester Preis bestimmt wurde. Das Geschäft ist daher als Kauf auszuweisen. Ebenso sind gleichartige Verträge in AG. 31, 295 behandelt worden. Zwar war das von der Verkäuferin zu gewöhnlicher Recht vor Abschluß des Vertrages noch nicht vorhanden, sondern erst von ihr durch den Vertragsschluß zu begründen; dieser Umstand hindert aber die Annahme eines Kaufes nicht. BGB. § 449. Wenn Jap., Pat.G. S. 198, dahin unterschreiben will, daß der (entgeltliche) Vertrag auf unbeschränkte Übertragung des Patentrechts als Kauf, der auf Übertragung des Verwendungsrechts als Pacht anzusehen sei, so kann dem in dieser Allgemeinheit nicht beigetreten werden. Es kommt vielmehr darauf an, ob bei Übertragung eines Verwendungsrechts, ebenso wie bei der Übertragung des ganzen Patentes der Vertrag auf einmalige, endgültige Begründung eines absoluten Rechts in der Person des Erwerbers, oder auf die periodische Verwertung der Erfindung

gerichtet war (ebenso Rent BauW. S. 597 Note 36). Daß die erste Alternative juristisch ist nicht zweifelhaft. Bei dieser Sachlage könnte rechtlich in Frage kommen, ob die Verkäuferin für die Erklärungen ihrer Vertreter und dem damit im Widerspruch stehenden Sachverhalte, sei es nach den Bestimmungen über die Rechtsgründung, BGB. §§ 433, 437, sei es in analoger Anwendung der §§ 459 ff. BGB., sei es nach allgemeineren Rechtsgrundsätzen wegen Nichterfüllung einer vertraglichen Zusage, einzustehen hätte. Das RG hält es jedoch nicht für erforderlich, in dieser Rechtsfrage Stellung zu nehmen, da, wie sie auch zu entscheiden ist, die notwendige Voraussetzung einer Haftung der Verkäuferin bliebe, daß die Erklärungen, auf welche die Beklagten sich berufen, abgegrenzt sind in der Absicht, damit eine Verpflichtung für die Verkäuferin einwurzeln, und es hieran nach der tatsächlichen Gestaltung des L&V fehlt. Das L&V würdigt die schriftlichen Erklärungen an Hand des von den Zeugen bekundeten Sachverhalts unter Berücksichtigung der späteren Korrespondenz und des Umstandes, daß der schriftliche Vertrag irgend eine Zusage in dieser Richtung nicht enthält, und kommt demnach zu dem Ergebnis, daß die Verkäuferin eine vertragliche Gewähr nicht übernommen habe. Dies ist für die Revisioninstanz unabweichend. Ein solcher Widerspruch mit der früheren Annahme des L&V, daß daneben erklärt sei, Sammet und Seide dürften bei dem Abreimierungsverfahren nicht appetitieren, besteht nicht, denn an der tatsächlichen Reimungsaussäuerung der Vertreter der Verkäuferin, daß das Verfahren sich auch für Sammet und Seide eigne, ist ja nach der Auslassung des L&V kein Zweifel. Hb. R. G. v. R., II. v. 5. Jan. 07, 253.06 I. — Köln.

18. §§ 437, 445 BGB. Es besteht kein Gewährleistungsanspruch im Fall der Abtretung einer Forderung erfüllungshalber.]

Durch notariellen Akt vom 8. Januar 1904 stellten die Beklagten die Grundstück der Preussischen Pfandbriefbank in Berlin für ein Darlehen von 95 000 Mark zur Hypothek. Ehe das Darlehen ausgezahlt wurde, übertrugen die Beklagten einen Teil ihrer Forderung aus dem Darlehensversprechen in Höhe von 22 000 Mark durch notariellen Akt vom 4. März 1904 dem Architekten G. in Köln, zur Gutschrift auf die von uns (Beklagten) demselben bereits beschuldeten oder noch schuldig werdenden Baukosten für die Errichtung des Neubaus auf dem zur Hypothek gestellten Grundstücke. Die Beklagten hatten nämlich am 25. August 1903 dem Architekten G. die Ausführung eines Neubaus auf dem gedachten Grundstücke für einen Gesamtpreis von 67 500 Mark übertragen, der in näher bestimmter Weise zahlbar war. Am 6. Juni 1904 übertrug man G., nachdem er 3 000 Mark von der Preussischen Pfandbriefbank eingezogen hatte, den Restbetrag von 19 000 Mark durch notariellen Vertrag dem Kläger. Derselbe aber bezahlte die Bank nur 19 745,40 Mark und verzweigte die Auszahlung eines Betrages von 5 000 Mark wegen angeblich nicht zornmäßiger Freigabe des gedachten Hauses, sowie eines Betrages von 1 254,60 Mark Zinsen aus dem Darlehen von 22 000 Mark. Für den Ausfall hat nun der Kläger die Beklagten in Anspruch genommen, nachdem ihm der Architekt G. durch Akt vom 10. November 1904 seinen Anspruch auf Gewährleistung gegen die Beklagten abgetreten hatte. Mit der

Klage hat er beantragt, die Beklagten zu verurteilen, an ihn 6 245,60 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem Klagezustellungstage zu zahlen. In I. Instanz nach dem Klageantrag verurteilt, haben die Beklagten mit der Berufung nach wie vor Klageabweisung beantragt und neben anderen Einwendungen geltend gemacht, von einer Gewährleistung für den Bestand der an G. abgetretenen Forderung von 22 000 Mark könne keine Rede sein, da diese Forderung nicht an G. verkauft, ihm auch nicht an Erfüllung statt, sondern lediglich erfüllungshalber abgetreten sei. In der II. Instanz ist die Klage abgewiesen. Revision ist zurückgewiesen: Das Berufungsgericht hat den Vertrag vom 4. März 1904, durch den die Beklagten dem Architekten G. von ihrer Forderung aus dem Darlehensversprechen einen Betrag von 22 000 Mark „zur Gutschrift auf die dem G. von ihnen bereits geschuldeten oder noch schuldig werdenden Baukosten“ abgetreten haben, mit Rücksicht auf den Wortlaut der Urkunde und auf die regelmäßig bei der Abtretung einer Forderung zu befolgebildenden vorhandenen Willensmeinungen der Vertragschließenden sowie unter Würdigung der Umstände des Falles in dem Sinne ausgelegt, daß die Abtretung der Forderung nicht an Erfüllung statt, sondern lediglich erfüllungshalber erfolgt sei. Insofern lassen die Erwägungen des Berufungsgerichts einen Rechtsirrtum nicht erkennen. Hauptächlich belämpft der Revisionskläger die Aufhebung des Berufungsgerichts, daß im Falle der Abtretung einer Forderung erfüllungshalber ein Gewährleistungsanspruch ausgeschlossen sei, als rechtsirrig zufolge der §§ 437 und 445 BGB. Dieser Angriff beruht auf der Begründung. Zutreffend hat das Berufungsgericht erwogen, der § 437 BGB., auf den der Kläger sich stütze, sei nicht anwendbar, weil von dem Verkauf der Forderung zu einem bestimmten Kaufpreise keine Rede sei. Im Falle des Verkaufes einer Forderung tritt ein vollständig neues Rechtsverhältnis zwischen den Kontrahenten ein. Der Käufer übernimmt die Forderung für einen bestimmten Preis, mag die Forderung noch so viel mehr oder weniger wert sein, mag sie eingehen oder nicht eingehen. Der Verkäufer haftet für den Bestand der Forderung, für die er als Gegenleistung den Preis erhält, und von dem Falle des § 438 BGB. abgesehen, nur für den Bestand. Der § 445 BGB. dehnt die Haftung aus § 437 auf andere Verträge aus, die auf Veräußerung oder Befragung eines Gegenstandes gegen Entgelt gerichtet sind. Er hat, da die Fälle der Hingabe an Erfüllung statt, des Kaufes und der Anteile eines gemeinschaftlichen Gegenstandes an einen Teilhaber bei der Aufhebung einer Gemeinschaft in den §§ 365, 515, 757 und 2042 Abs. 2 BGB. besonders, sachlich freilich übereinstimmende Regelung erfahren haben, namentlich den Vergleich und solche Verträge im Auge, bei denen das Entgelt in Handlungen besteht. Hierbei ist offenbar nur an kaufähnliche Verträge gedacht, durch die nach Art des Kaufes für die Veräußerung oder Befragung eines Gegenstandes ein bestimmtes Entgelt endgültig als Gegenleistung gemeldet wird. Von allen diesen Fällen verschieden ist der Fall der Abtretung einer Forderung erfüllungshalber. Schon der klare Wortlaut des § 365 BGB. beweist, daß eine Gewährleistung des Schuldners nur stattfindet, wenn er eine Sache, eine Forderung gegen einen Dritten oder ein anderes Recht an

Erfüllung statt gegeben hat. In den Motiven zu § 265 des Entwurfs, der dem § 385 BGB. entspricht, ist ausdrücklich auf den Unterschied zwischen der Fingabe an Zahlungs Statt (datio in solutum) und der Fingabe eines Gegenstandes zahlungshalber hingewiesen. (Motive 2, 82.) Der Unterschied ist in der Natur der Sache begründet. Im Falle der Fingabe an Erfüllung statt gibt der Gläubiger sein bisheriges Recht endgültig auf; die bisherige Schuld erlischt; als Ersatz hierfür erhält der Gläubiger die Gegenleistung in dem an Erfüllung statt hingegedenen Gegenstande und wegen eines Mangels im Rechte oder wegen Mangel der Sache den Gewährleistungsanspruch. Die Fingabe erfüllungshalber hat ein Erlöschen der Schuld des Schuldners nicht ohne weiteres zur Folge. Durch sie erhält der Fessionar nur ein Mittel, aus der abgetretenen Forderung sich Befriedigung zu verschaffen. Eine Änderung des zwischen dem Schuldner und dem Fessionar bestehenden Schuldverhältnisses tritt nur insofern ein, als letzterer verpflichtet ist, zunächst aus der abgetretenen Forderung mit vertretbarer Sorgfalt seine Befriedigung zu suchen und den eingegangenen Betrag dem Schuldner gutzuschreiben. Erst im Falle des Eingangs der abgetretenen Forderung oder sonstiger Befriedigung des Fessionars erlischt das bisherige Schuldverhältnis. Deshalb bleibt es dem Fessionar unbenommen, im Falle die abgetrene Forderung aus irgend einem Grunde nicht einziehbar ist, die Forderung aus dem ursprünglichen Schuldverhältnis geltend zu machen. Für einen Gewährleistungsanspruch im Falle der Abtretung einer Forderung erfüllungshalber liegt daher weder ein gesetzlicher Grund noch ein praktisches Bedürfnis vor. Folglich hat das Berufungsgericht die lediglich auf Gewährleistung gestützte Klage mit Recht abgewiesen. (S. d. Sch. U. v. 11. Jan. 1907, 359/06 II. — Galm.)

19. § 477 BGB. Die Maßnung der Frist für die Rängelangeige schließt die Verjährungsfrist für die Klageanstellung nicht aus.]

Die Klägerin hat Wandlung eines Kaufs und Verurteilung der Beklagten zur Zurücknahme der Ware gefordert. Die Beklagte beantragte die Abweisung der Klage. Sie wendete u. a. ein, die Klage sei verjährte. Das OLG verurteilte, das RG hob auf und wies die Klage ab: Besondere Umstände, welche für eine vertragliche Verlängerung der Verjährungsfrist sprechen, liegen nach den Feststellungen des Berufungsgerichts nicht vor. Es ist daher unzutreffend und beruht auf einer Verleugung des § 477 BGB., wenn das Berufungsgericht in seiner Entscheidung davon ausgeht, daß, wenn die Frist für die Rängelangeige genützt sei, auch die Klage rechtzeitig ange stellt sei. Vielmehr war die Klage zur Zeit ihrer Erhebung bereits verjährte, da die Ablieferung der Ware bereits am 5. Dezember 1903 stattgefunden hatte. H. c. W., U. v. 4. Jan. 07, 286/06 II. — Radbruch.

20. §§ 826 ff. BGB. Rechtsgrundfläche über die Beweislast. Den die Widerrechtlichkeit ausschließenden Tatbestand bei vorläufiger Tötung oder Körperverletzung hat der Beklagte zu beweisen.]

Der von der Revision erhobene Angriff geht dahin, daß die Behauptung, auf die sich ein wegen vorläufiger Tötung oder Körperverletzung auf Schadenersatz in Anspruch genommener Beklagter zur Abwehr des Klagenanspruchs stütze, er habe in

Kotwehr gehandelt, als sogenanntes subjunctiviertes oder motiviertes Zeugnis des zur Klagebegründung gehörigen klägerigen Vorbringens zu betrachten sei, daß die Tötung oder Körperverletzung widerrechtlich erfolgt sei, nicht aber als ein tatsächlicher Einwand, für den die Beweislast dem Beklagten treffe. Die Revision trägt deshalb Verleumdung der Grundfläche über die Beweislast, weil das Berufungsurteil von der letzteren Auffassung ausgeht. Die Klage ist nicht begründet: Der erste Entwurf des BGB. hatte in seinen §§ 193 bis 198 allgemeine Regeln über die Beweislast aufgestellt, daneben an verschiedenen Stellen ausdrücklich Einzelsvorschriften darüber gegeben und im übrigen bei der Fassung der Bestimmungen sich bestrebt, in Ansehung der einzelnen rechtserzeugenden Tatbestände den Umfang der Darlegungslast und mittelbar damit auch der Beweislastpflicht tunlichst erlebbar zu machen. (Vgl. Motive zum ersten Entwurf des BGB. Bd. 1 S. 382. Die §§ 193 bis 195 des ersten Entwurfs gaben nun die nach dem damaligen Stande der Wissenschaft und Rechtsprechung anerkannten Sätze über die Beweislast wieder. Danach hat „wer einen Anspruch geltend macht“, die zur Begründung desselben erforderlichen Tatsachen zu beweisen“ (§ 193), d. h. diejenigen Tatsachen, die der Regel nach geeignet sind, den Schluß auf die Entstehung des erhobenen Anspruchs zu rechtfertigen (vgl. Motive Bd. 1 S. 382 zu den §§ 193 bis 195). Es liegt ihm nicht ob, die Widerrechtlichkeit besonderer Tatsachen zu beweisen, die, wenn sie vorhanden wären, die dem Tatbestande an und für sich zukommende Wirkung ausschließen würden. Diese besonderen Umstände hat vielmehr derjenige zu beweisen, der auf Grund ihrer die rechtliche Wirkung des Tatbestandes verneint (§ 194 Abs. 1 des ersten Entwurfs und Motive zu den §§ 193 bis 195). Nun bestimmte der § 186 Abs. 1 des ersten Entwurfs: „Eine unerlaubte Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war.“ Wäre diese Vorschrift an den § 704 desselben Entwurfs, der in der hier in Betracht kommenden Beziehung dem § 823 BGB. selbst entspricht, angebracht, so könnte kein Zweifel darüber bestehen, daß sie eine Ausnahme von der im vorstehenden ausgeprochenen Regel enthalte und demgemäß nicht nur eine durch Notwehr gebotene Handlung für erlaubt erkläre, sondern daß sie auch die Beweislast regelte. Hieran wird aber dadurch nichts geändert, daß die Bestimmung in den allgemeinen Teil gestellt worden ist; denn dies beruht nur darauf, daß die Vorschriften über die Selbstverteidigung und die Selbsthilfe auch außerhalb des Gebiets der Ansprüche aus unerlaubten Handlungen zur Anwendung kommen und überhaupt eine allgemeinere Tragweite haben. (Vgl. Motive zum ersten Entwurf des BGB. S. 348.) Sind nun auch die allgemeinen Regeln über die Beweislast, wie sie der erste Entwurf des BGB. enthielt, in dieses selbst nicht aufgenommen worden, weil die Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs von der Auffassung ausging, daß die Aufstellung solcher Regeln der Wissenschaft zu überlassen sei (vgl. Protokolle dieser Kommission Bd. 1 S. 259), und es sich andererseits empfehle, durch eine entsprechende Fassung der einzelnen Rechtsätze hervorzuheben zu lassen, wie sich die Beweislast verteilte, insbesondere, weil als der regelmäßige Tatbestand, den die Anwendung eines be-

stimmten Rechtsfahes voraussehe, und was als Ausnahme davon zu betrachten sei, so hat doch gerade das Gesetz, wie es vorliegt, durch die Fassung der §§ 226 bis 229 deutlich hervortreten lassen, daß damit Ausnahmen von einer Regel, nämlich der an sich gegebenen Widerrechtlichkeit der betreffenden Handlung, denen anerkannt werden sollen. Der § 227 Abs. 1 BGB. stimmt zwar seinem Wortlaut nach mit dem § 186 Abs. 1 des ersten Entwurfs nicht völlig überein; denn dieser lautete im offenkundigen Anschlusse an den § 53 StGB.: „Eine unerlaubte Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war.“ Der Inhalt aber ist, soweit es sich um die hier zu erörternde Frage handelt, der nämliche; denn unter der Handlung im § 227 Abs. 1 kann nur eine an sich widerrechtliche Handlung verstanden werden. Der Sinn geht also dahin: Eine an sich widerrechtliche Handlung ist nicht widerrechtlich, wenn sie durch Notwehr geboten ist. Übereinstimmend mit dem früheren Rechte ist hiernach auch für das Recht des BGB. anzunehmen, daß zur Begründung eines auf vorsätzliche Tötung oder Körperverletzung gerichteten Schadenersatzanspruches die Behauptung, daß die Tötung oder Körperverletzung widerrechtlich erfolgt sei, neben der Darlegung, daß die Handlung vollständig gegeben sei, vom Kläger nicht besonders aufgeführt zu werden braucht, daß es vielmehr der Aufgabe eines sogenannten entstehungs- oder rechtsbegründenden Einwandes des Beklagten bilde, darzulegen, daß ein die Widerrechtlichkeit, die an sich jeder Tötung oder Körperverletzung anhaftet, ausgleichender besonderer Umstand, wie Notwehr, die Handlung geboten habe. Daraus folgt dann, daß nicht der Kläger die Widerrechtlichkeit der Handlung, sondern lediglich der Beklagte die Voraussetzungen des die Widerrechtlichkeit ausgleichenden Tatbestandes, insbesondere die der Notwehr zu beweisen hat. Die gleiche Ansicht wird für das Recht des BGB. vertreten von Bräse, die Beweislast, S. 212; Bräse, die Beweislast im Zivilprozeß, 2. Aufl., S. 172; Bach, die Beweislast nach dem BGB., S. 44; Rosenbergs, die Beweislast, S. 42; Gläsel, Erläuterung zum BGB., 3. Aufl., Anm. 3 Abs. 2 zu § 227; Staubinger, Erläuterung zum BGB., 2. Aufl., § 823 I B 2 f. S. 862; Goldmann und Ritzenthal, Erläuterung zum BGB., S. 188. Anderer Meinung war Leonhardt, die Beweislast, S. 408. Auch der IV. und der VI. JS. des RH. sind bereits in den Urteilen vom 12. März 1903 (JHR. 03 Heft. S. 54 Nr. 125) und vom 27. Oktober 1904 für das Recht des BGB. von der gleichen Auffassung ausgegangen, die auch schon dem nach dem früheren — französisch-rheinischen — Rechte ergangenen Urteile des II. JS. vom 8. Mai 1894 (RH. 33, 352) zugrunde lag. Der jetzt erkennende Senat schließt sich, abweichend von der in dem Urteile vom 16. Oktober 1906, III. 77/07 (JHR. 06 S. 745 Nr. 18) zur Geltung getragenen Ansicht, dieser Rechtsprechung nunmehr an. R. c. R., v. d. R. Jan. 07, 182/06 III. — Resol.

21. § 833 BGB. Wann ist die Tätigkeit des Tieres eine gewollte Handlung des Führers?

Die Klägerin ist von einem Fußtritt des Beklagten überschritten worden. Sie stütze ihren Schadenersatzanspruch auf die Bestimmungen des § 833 BGB. Das OLG. erklärte den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt. Das

RG. hob auf und wies die Berufung der Klägerin gegen das klagenabweisende Urteil des OLG. jurid. Wohl im Hinblick auf die Entscheidung des RG. VI. JS. vom 6. Februar 1902 (RH. 80, 180) hat das Berufungsgericht die Anwendung der Bestimmung des § 833 von der Prüfung der Frage abhängig gemacht, ob die vor dem Wagen gespannten Pferde dem Willen des Kutschers folgten. Aber bei dieser Untersuchung kam es nicht darauf an, welchen Willen R. als verständiger und erfahrener Kutscher hätte haben müssen, wenn er die Sachlage überhaupte, wenn er die Klägerin gesehen und ihren Jurauf gehört hätte; maßgebend ist bei der Beurteilung des Falles nur der Wille, den der Kutscher R. tatsächlich hatte. Dieser Wille ging, wie aus den tatsächlichen Feststellungen des Berufungsgerichtes sich ergibt, dahin, daß die Pferde in dem dem durch die bariestrotzen Geleise ihren vorgezeichneten Weg in ruhigem Schritte weitergehen sollten. Diefem Willen folgten die Tiere; sie wichen weder rechts noch links ab, behielten auch ihre Gangart bei. Das Berufungsgericht hebt zwar hervor, daß R. die Jagel nicht in der Hand hielt, daß er sie an den Wagen angebunden hatte. Daraus kommt es aber nicht an. Um zu beweisen, daß die Pferde in dem Geleise ruhig weitergingen, war eine Bindung mit dem Jäger nicht erforderlich. Sich selbst überlassen waren die Tiere nicht, wenn auch der Führer die Jagel nicht in der Hand hielt. Die Pferde konnten mit einem Jurauf geleitet werden, die Anwesenheit des Kutschers, der neben dem Wagen herging, konnte genügen, sie zu bestimmen, ruhigen Schritts ihren Weg fortzusetzen. Wenn bei dem Weitergehen der Tiere die Klägerin verlegt worden ist, so ist ihr die Verletzung nicht — im Sinne des § 833 BGB. — durch die Tiere, sondern durch den Kutscher verursacht worden. Rein äußerlich betrachtet ist allereins, wie es in dem Urteil des RH. 54, 74 heißt, auch der Schaden, den ein in der Hand des Menschen sich bewegendes Tier anrichtet, durch das Tier verursacht, allein die Verpflichtung zum Entschade des in solcher Weise entstandenen Schadens ergibt sich nicht aus der Bestimmung des § 833. Wie in den Motiven zu § 734 des ersten Entwurfs (Mot. 2, 811) dargelegt ist, wurden besondere Bestimmungen darüber für erforderlich gehalten, inwiefern derjenige, der ein Tier hält, zum Entschade des durch das Tier verursachten Schadens verpflichtet sei; dem Tierhalter sollte die Pflicht zu gehöriger Verwahrung und Beaufsichtigung auferlegt werden. Auch nach der Auffassung der Kommission für die zweite Lesung (Romm. Prot. 2, 647) sollte Schutz gewährt werden gegen die von den Tieren drohenden Gefahren. In demselben Sinne spricht sich die Demission (S. 650) aus. In der Reichstagskommission (S. 1988) wurde darauf hingewiesen, daß die gleiche Bestimmung des französischen Rechtes sich bewährt habe, und betont, daß auch, wie zu gewöhnlichen Dingen gefährliche Tiere zu halten gezwungen sei, die damit für andere verbundenen Gefahren übernehmen müsse. Unter § 833 fallen danach nur Verletzungen und Beschädigungen, die auf die Tiergefahr zurückzuführen sind. Derjenige Schaden ist nach § 833 zu erregen, den das Tier aus eigenem Antriebe verursacht. Aus eigenem Antriebe schädigt das Tier nicht, wenn es lediglich dem Willen des Menschen folgt. Schon für das französische Recht hatte das RG., II. JS., in einem

Urteile vom 11. Januar 1889, II Rr. 271/1888, ausgeführt: „Der Art. 1885 a. c. legt eine eigene, aus der Selbstbestimmung des lebenden Wesens hervorgegangene Tätigkeit voraus . . . Im vorliegenden Falle sind nach der tatsächlichen Feststellung die Pferde der Lenkung des Wagensführers gefolgt, sie waren also nur Werkzeug in dessen Hand, und ihre Tätigkeit war nichts anderes als die gewollte Handlung des Führers selbst.“ In dem gleichen Sinne hat sich für das neue Recht das O. V. VI. 3 S. in mehreren Erkenntnissen ausgesprochen, so in den erwähnten Urteilen vom 6. Februar 1902 und 26. Februar 1903 O. V. 50, 180 und 54, 74, ferner in den Urteilen vom 20. Februar 1902 O. V. 50, 221, 14. Mai 1903 Graßhofstr. 03, 948, 30. Januar 1905 O. V. 60, 69, 30. März 1905 Z. S. 318 Rr. 5, 8. Mai 1905 Z. S. 392 Rr. 10, 2. Oktober 1905 O. V. 61, 317. Von diesen Grundätzen abzugehen, besteht kein Anlaß. Da der der Klägerin verurtheilte Schaden mit der Tiergefahr, gegen die § 833 Schutz gewährt, nicht im Zusammenhang steht, vielmehr lediglich auf die Handlung des Wagensführers zurückzuführen ist, so steht der Klägerin gegen den Beklagten kein Anspruch nach § 833 zu. R. c. S., II. v. 17. Jan. 07, 284, 06 IV. — Raumburg.

22. §§ 1205, 1206 B. O. B. Verpfändung von Waren im beschlossenen Geschäftsorte des Verpfänders, dessen Angehöriger dem üblichen Zutritt haben, indem ihnen von dem Verwahrer der Schlüssel diese zugänglich gemacht werden.]

Die Klägerin ließ sich von der Aktiengesellschaft B. zur Sicherstellung eines ihr in Höhe von 100 000 Mark gewährten Kredits Waren im Werte von 118 532 Mark 25 Pf. verpfänden. Die Übergabe der Waren soll nach dem schriftlichen Betrage in den Pfandbüchern der Klägerin dadurch erfolgt sein, daß sie in die aus einer anderen Anlage des Vertrages ersichtlichen, im Fabrikgebäude der Aktiengesellschaft gelegenen, der Klägerin von dieser zur ausschließlichen Verfügung überlassenen Räume eingelagert worden seien und noch eingelagert werden sollten, sowie daß der Schlüssel zu diesen Lagerräumen der Klägerin übergeben wurde, es sollte auch die Aktiengesellschaft der Klägerin alle weiteren Waren, die künftig in die bezeichneten Pfandlager eingelagert würden, verpfänden sein und die Übergabe dieser Waren in den Pfandbüchern der Klägerin an einen zu diesem Zweck bestellten Pfandhalter erfolgen. Unmittelbar vor Vollziehung der Vertragsurkunde hatte der Rechtsanwalt P. sich im Auftrag und in Vollmacht der Klägerin sowie der Direktor der Aktiengesellschaft beide in die schon vorher zur Verpackung und Verwahrung der Erzeugnisse der Aktiengesellschaft benutzten, in deren Fabrikgebäude befindlichen Räumlichkeiten begeben. Der Rechtsanwalt P. erhielt bei der Besitzübergabe bezüglichen Verpfändung von dem Direktor L. die Schlüssel zur Tür. Es wurde sodann von der Klägerin mit Einverständnis der Aktiengesellschaft der Buchhalter der letzteren, R., zum Pfandhalter bestellt und es wurden ihm die dem Rechtsanwalt P. übergebenen Schlüssel ausgetauscht. Er verfuhr mit ihnen so, daß er sie wieder in den Schlüsselkasten der Aktiengesellschaft legte, in dem sie sich auch bisher befunden hatten. Aus dem Schlüsselkasten entnahmen die Angehörigen der Aktiengesellschaft die Schlüssel, wie bisher und arbeiteten, wie bisher, weiter in den Pfandräumen. Als

am Abend des 3. Juni 1904 der zum Verwalter im Konkurse der Aktiengesellschaft bestellte Beklagte in der Fabrik erschien und erklärte, daß er von der Konkursmasse Besitz ergriffe, befand sich der Schlüsselkasten, wie gewöhnlich im Lagerort. Am Tage darauf erschien der Rechtsanwalt P. und verlangte die Schlüssel von R. Dieser holte sie und lieferte sie dem Rechtsanwalt P. aus. Nach den Verpfändungen, die die Verpfändung des Warenlagers zum Gegenstand hatten, bis zur Konkursveröffnung fand in dem Lager ein ununterbrochener Ab- und Zugang statt. Der Konkursverwalter nahm an, daß eine wirksame Verpfändung nicht zustande gekommen sei, und bestritt das von der Klägerin für ihre Konkurslorentforderung beanspruchte Absonderungsrecht bezüglich des oben bezeichneten Warenlagers. Die Klägerin stützte darauf Klage dahin an, festzustellen, daß ihr ein Recht auf abgesonderte Verpfändung aus dem Erlöse der im beiderseitigen Einverständnis verkauften Waren zustehe. Das O. V. verurteilte, das O. V. wies die Klage ab, die Revision wurde zurückgewiesen: Die Entschädigung des Rechtsverlustes hängt allein von der Verantwortung der Frage ab, ob die Klägerin wirklich den Besitz der betreffenden Räume und damit den Pfandbesitz der zu verpfändenden Waren erlangt hat und, falls sie ihn erlangt hat, ob sie ihn auch fortgesetzt hat. Den nachfolgenden Erörterungen ist voranzuschicken, daß R. kein Pfandhalter oder Treuhänder (Dritthalter) im Sinne des § 1206 B. O. B. war, b. d. daß er nicht als Dritter die zu verpfändenden Waren mit der Verpflichtung in Besitz erhielt, sie nur gemeinschaftlich an den Verpfänder und Pfandgläubiger herauszugeben. Pfand Sachrecht (2. Auflage) S. 753 Note 16 zu § 1206, Rober Sachrecht (2. Auflage) S. 552 1b. Besitzer sollte hier vielmehr nach dem Willen der Parteien die Klägerin sein und R. sollte nicht eigenen Besitz haben, sondern nur den Besitz der Klägerin für diese ausüben; er war also mit anderen Worten nur deren beauftragter Besighalter (§ 855 B. O. B.). Was die entscheidende Frage anlangt, so ist von dem Zweckgedanken des § 1205 B. O. B. auszugehen. Dieser bestimmt, daß zur rechtsgültigen Befreiung des Forderungspfandrechts bei unmittelbarem Besitz des Verpfänders, — wie es hier vorlag, — neben der Einigung der Parteien über die Entlassung des Pfandrechts die Übergabe der Sache an den Pfandgläubiger erforderlich ist. Es soll also, in Festhaltung der geschäftlichen, deutschrechtlichen Auffassung (Wierl, Sachrecht S. 985) das rechtsgültige Forderungspfandrecht durch den Besitz und in dem Besitz des Gläubigers äußerlich handbar in die Erscheinung treten. Die Inbesitznahme und das Inbesitzhalten der Pfandsache durch den Gläubiger sind das Zeichen des Pfandrechts, seiner Erkenntbarkeit nach außen. Freilich ist dies nicht in dem Sinne zu verstehen, daß die Wirksamkeit des Pfandrechts davon abhängt, ob Dritte bei dem Akte der Besitzüberlassung zugegen gewesen sind. Auch wenn ohne dessen solche die Sache dem Pfandnehmer übergeben wird, entsteht das Pfandrechts, und ebenso ist die Fortdauer des existierenden Pfandrechts nicht dadurch bedingt, daß Dritte von dem Vorhandensein der Pfandsache in dem Besitz des Pfandgläubigers Kenntnis haben. Wohl aber muß, wenn Dritte von dem Vorhandensein der Pfandsache Kenntnis nehmen, seien es rechtlich Beteiligte oder Unbeteiligte, das Verhältnis des Pfandnehmers zur Pfandsache tatsächlich so gestaltet sein, daß es für

jeden Dritten als ein Besitzverhältnis des Pfandgläubigers erkennbar ist. Es darf das Verhältnis nicht so geartet sein, daß es jedem unbeteiligten Dritten noch als ein Besitzverhältnis des Verpfänders erscheint. Mit Recht sagt Endemann Sademrecht (8. und 9. Auflage) S. 909: „Die verpfändete Forderung muß fremder aus dem Rechtvertrage des Schuldners abgetrennt sein. Denn nur so tritt, wie es zur Sicherung des Vertrauens im Verkehr erforderlich ist, Dritten gegenüber und darum mit dinglicher Wirkung handbar hervor, daß eine Belastung der Forderung und eine Absonderung ihres Wertes aus dem Vermögen des Schuldners vorliegt. Wer seine fahrende Habe verpfändet hat, soll sich nicht mit dieser noch umgeben und dem dem trügerischen Schein eines kreditwürdigen Mannes erliegen dürfen.“ Wendet man diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall an, — wobei darauf hingewiesen wird, daß es sich hier, wie bereits oben bemerkt, zunächst um den Besitz der Pfandraume und erst durch diesen vermittelt, um den Besitz der Pfandräume selbst handelt, — so ergibt sich bei Betrachtung der gesamten Umstände, daß ein Verhältnis, wonach die Klägerin erkennbar für Dritte in den Besitz der Pfandraume getreten ist, nicht geschaffen worden ist. Alleinbesitz ist ausschließlicher Besitz in dem Sinne, daß er begrifflich den Mißbrauch anderer ausschließt, dagegen ist die Ausschließlichkeit des Alleinbesitzes keineswegs in dem Sinne zu verstehen, daß die Möglichkeit des belibigen freien Zutritts anderer zu dem im Alleinbesitz befindlichen Räume oder Gegenstande ausgeschlossen sein muß. Wäre dies wirklich als ein Verstoß gegen das Alleinbesitzes anzusehen, so würde ein solcher z. B. bei unangesehener Grundstücken, zu denen jedermann freien Zutritt nehmen kann, oder bei vermieteten einzelnen Zimmern, zu denen sehr häufig, wenigstens in Abwesenheit des Mieters, der Vermieter freien Zutritt hat, nicht möglich sein. Nur wenn die Möglichkeit des freien Zutritts tatsächlich benutzt und verwahrt ausgenutzt wird, daß ein Besitzverhältnis desjenigen, der den Zutritt hat, an dem betreffenden Räume oder dem betreffenden Gegenstande entsteht, erst dann kann in Frage kommen, ob entweder der Besitz des anderen dadurch ganz ausgeschlossen ist oder ob er wenigstens ausgedehnt hat, Alleinbesitz zu sein, als allein Mißbrauch eingetretten ist. Im gegenwärtigen Falle hat die Verpfänderin die gedachte Möglichkeit nicht in dieser Weise ausgenutzt. Der Besitz der Klägerin an den Pfandraumen würde allein, wenn er bestanden hätte, von dem erwähnten Umstande nicht berührt sein. Die Verpfänderin behielt freilich durch das Behalten eines zweiten Schlüssel die Möglichkeit des freien Zutritts zu den Pfandraumen. Sie hat aber von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht; sie hat auf Grund des Besitzes des zweiten Schlüssel und in seiner Anwendung keine Besitzhandlungen an und in den Pfandraumen vorgenommen. Wäre die Klägerin im Besitz dieser Räume gewesen, so würde dieser Besitz und zwar ihr Alleinbesitz daher lediglich durch die nachfolgende des Verpfänders eines in den Händen der Verpfänderin verbliebenen zweiten Schlüssel nicht aufgehoben oder gar in seiner Entstehung gehindert sein. Ausschlaggebend für die Entscheidung sind allein die folgenden Erwägungen. Die Verpfänderin erklärte allerdings in der Verhandlung und dem Pfandvertrage, daß sie der Klägerin die Pfandraume zur

„ausschließlichen Verfügung“ überlasse, womit nach der Bestimmung des Rechtsanwalts, P., der diese Verhandlung aufgenommen oder wenigstens vollzogen hat, die ausschließliche „Benutzung“ gemeint gewesen ist. Allein gleichzeitig hat die Klägerin durch den Rechtsanwalt P. eben dieselben Räume der Verpfänderin wieder zur weiteren Benutzung als Pacht- und Expeditionsräume für ihre Zwecke überlassen. Der Berufungsrichter erklärt deshalb, die Übergabe der Räume zur ausschließlichen Benutzung an die Klägerin sei von dem Direktor L. im Verständnis des Rechtsanwalts P. nur zum Schein abgegeben. Die Revision bekämpft diese Auffassung, indem sie ausführt, es fehle jeder Anhalt dafür, daß die Benutzung der Räume durch die Verpfänderin eine dauernde und unwiderrufliche habe sein sollen, es habe der Klägerin auf Grund des Pfandvertrages vielmehr jederzeit freigestanden, der Verpfänderin die Benutzung zu verbieten. Es mag nun der Revision zugewogen sein, daß der Berufungsrichter zu weit geht, wenn er annimmt, daß Rechtsanwalt P. und der Direktor L. betraut einen Scheinvertrag geschlossen hätten. Sicherlich war beider Wille darauf gerichtet, eine wirkliche Verpfändung zustande zu bringen, und es liegt daher der Gedanke fern, daß der Rechtsanwalt P. eine Scheinabmachung hätte treffen wollen, von der er sich als Rechtskundiger ohne weiteres sagen mußte, daß sie das ernst erzielte Ziel junichten machen werde. An Schein ist dabei nicht gedacht. Die Klägerin konnte und durfte sich indessen nicht verschließen, daß, wenn sie der Verpfänderin deren eigene, in ihrer eigenen Fabrik belegene Räume zur genau in der bisherigen Weise erfolgenden Weiterbenutzung sofort wieder überlasse, sie damit einen Zustand schaffe, der für Dritte dem vor der Verpfändung vorhandenen völlig gleiche und der äußerlich nicht erkennen lasse, daß in dem Besitzverhältnis eine Änderung eingetreten sei. Auf ihr Recht zur Verfügung und zum Besitz kam es nicht an: entscheidend war allein der tatsächliche Zustand, der sich als fortbauender Besitz der Verpfänderin darstellte. Sollte die Klägerin mit ihrem angenommenen Besitz wirklich Ernst machen, so mußte sie ihn auch äußerlich hervortreten lassen. Sie mußte dann Hinzugegenen treffen, daß ihr Pfandbesitz den Angelegten bekannt wurde und nähere Anordnungen dahin ergäßen, daß ihr Besitznehmer A. auch äußerlich als solcher hervortrat, daß er wirklich die Schlüssel vermaachte, daß sie ihm gebräut, und von ihm geholt wurden usw. Von dem allen ist nicht nur nichts geschehen, sondern es ist alles getan worden, um die Verpfändung, d. h. also das angenommene Besitzverhältnis der Klägerin nach außen zu verheimlichen. Die Tatsache, daß die Klägerin die Pfandraume und damit tatsächlich auch die Pfandraumen der Verpfänderin sofort wieder zur früheren Benutzung überlassen hat, rechtfertigt hiernach zusammen mit dem Verhalten des A. die Annahme des Berufungsrichters, daß die Klägerin an den Pfandraumen und damit an den verpfändeten Waren einen Besitz überhaupt nicht erlangt hat. A. c. Konf. V., U. v. 2. Jan. 07, 112/06 VII. — Dresden.

23. § 1353 BGB. Abweisung der Klage der Ehefrau wegen Verstoßung der eheleichen Gemeinschaft wegen Mißbrauchs ihres Rechts.]

Die Parteien haben mit Klage und Widerklage beiderseits auf Scheidung angetragen. In I. Instanz stützten beide

ipr Klagebegehren auf § 1568 BGB. Die Klage und die Widerklage wurden insoweit durch das landgerichtliche Urteil abgewiesen. Das LG. entsprach jedoch dem bedingten Unterantrag der klagenden Ehefrau und verurteilte den beklagten Ehemann, die von ihm am 26. April 1904 aufgetragene häusliche Gemeinschaft herzustellen. Beide Teile legten Berufung ein. Jeder beantragte, unter Abänderung des landgerichtlichen Urteils seinen Scheidungsbegehren stattzugeben. Der Ehemann verlangte dabei, daß die Klage vollständig abgewiesen, also auch auf Herstellung der Ehegemeinschaft gerichtete bedingte Antrag der Klägerin zurückgewiesen werde. Er stützte den Scheidungsantrag nun zugleich auf Ehebruch. Das RG. hat auf die Berufung beider Parteien das Urteil der I. Instanz abgeändert und die Aufhebung von einem Urtheil der Klägerin bezüglich des Ehebruchs abhängig gemacht: „Ich schreibe u. a., ich habe während meiner Ehe mit dem Beklagten weder mit Paul F., noch mit Rudolf H., noch mit Paul D. geschlechtlich verkehrt.“ Existiert die Klägerin den Eid, so soll die Klage und die Widerklage (die erstere auch soweit sie die Herstellung der häuslichen Gemeinschaft betrifft) abgewiesen, andernfalls soll unter Abweisung der Klage die Ehe geschieden und die Klägerin für schuldig an der Scheidung erklärt werden. Von der Revision der Klägerin wird das Berufungsurteil nicht allein wegen der Abweisung der bedingten Herstellungsklage, sondern auch deshalb angefochten, weil der ihr aufgetragte Eid sich auf die ganze Dauer der Ehe erstreckt. Die Herstellungsklage betreffend wird behauptet, daß die §§ 1353 und 1567 Nr. 2 BGB. sowie § 615 BPO. verletzt seien. Unter dem Vorwurfe auf die unrichtige Tathandlung, daß der Beklagte am 26. April 1904 aus der Ehehomo unter Zurücklassung von Frau und Kindern fortgezogen sei, wird geltend gemacht, es beruhe auf Rechtsirrtum, wenn der Berufungsgericht angenommen habe, die böswillige Herabhaltung des Beklagten von der Familie sei nicht gegen den Willen der Klägerin erfolgt. Die bei Gericht abgegebene Erklärung der Klägerin, es sei ausgeschlossen, daß sie die eheliche Gemeinschaft wieder aufnehmen könnte, habe nur die Bedeutung, daß sie zwar lieber geschieden sein wolle; dagegen beanspruchte sie, im Nachscheidungsfall das eheliche Leben herzustellen. Als ein Mißbrauch des Rechts auf Wiederherstellung dürfe eine solche Erklärung nicht angesehen werden. Die Verbindung der Scheidungsklage mit der Herstellungsklage sei, wie sich aus § 615 BPO. ergebe, rechtlich zulässig. Die Klage geht fehl: Daß die Scheidungsklage mit der Herstellungsklage verbunden worden darf, hat der Berufungsgericht nicht verkannt, er hat aber auch nicht aus dem von der Klägerin an die erste Stelle gesetztem Scheidungsbegehren den unrichtigen Schluß gezogen, daß sie für den Fall ihres Unterliegens mit der Scheidungsklage den ersten Willen, die Ehegemeinschaft fortzusetzen, überhaupt nicht befehlen haben könne (vgl. die Urteile des Senats in der 3R. 05, 693¹⁷ und von 06, 22⁴⁹). Er hat vielmehr unter Würdigung der konkreten Umstände für den besonderen Fall die Überzeugung gewonnen, daß zur Zeit auch das bedingte Verlangen der Klägerin nach Herstellung der häuslichen Gemeinschaft der Ernstlichkeit erweibet und hat von diesem Standpunkt aus das Herstellungsbegehren mit Recht abgewiesen, weil darin ein Mißbrauch des der Klägerin gemäß § 1353 Abs. 1 BGB. an sich zustehenden Rechts erblickt

worden mußte. (Es folgt die Erörterung wegen des der Klägerin auferlegten Eides.) J. a. J., U. v. 21. Jan. 07, 270/06 IV. — Berlin.

24. § 1568 BGB. Berücksichtigung von vorherigen Mißhandlungen bei Mißhandlungen. Bedeutung von Mißhandlungen bei Eheleuten gebildeter Stände.]

In einer Ehecheidungsklage der Ehefrau und Widerklage des Ehemannes erkannte das LG.: Die Ehe der Parteien wird auf die Klage und Widerklage geschieden, beide Ehegatten werden für schuldig erklärt. Revision des Beklagten und Anfechtung der Revision der Klägerin wurden zurückgewiesen: Zur Klage der Ehefrau ist angenommen worden, der Beklagte habe schon vor Ende Oktober 1903 in einer ganzen Reihe von Fällen der Klägerin im näheren nicht feststellbaren, allerdings verheherten, aber gemäß § 1573 BGB. zur Unterstützung des selbständigen Lebensumstandes heranzuziehende Mißhandlungen zugefügt. Diesen Grund erblickt das Berufungsgericht darin, daß der Beklagte am 12. November 1903 im Verlauf eines Notwehraktes der Parteien über die von der Klägerin gestattete Beurteilung des Kindermädchens der Klägerin eine oder zwei Ohrfeigen und einen Schlag oder Stoß gegen den rechten Unterarm versetzt habe. Der Tätsächlichkeit war nach der Feststellung des Berufungsgerichts die Äußerung der Klägerin vorausgegangen: „Auf die Kinder, die ich von einem solchen Mann habe, verachte ich; ich will frei sein, und so einen Strafen wie Dich bekomme ich noch jeden Tag, ich brauche nur auf mein Vornamens zu klopfen, da habe ich an jedem Finger einen Ohrschnitz; Eure Sorte ist ja käuflich.“ Mit Unrecht trägt der Beklagte, das Berufungsgericht habe mit rechtsirrtümlicher und unzureichender Begründung verurteilt, daß die Äußerung der Klägerin vom 12. November 1903 der nachfolgenden Mißhandlung den Charakter der Verschulung entziehe. Das Berufungsgericht verkennt nicht, daß unter Umständen die Mißhandlung seitens eines Ehegatten mit Rücksicht auf die in einer vorausgegangenen schweren Kränkung seitens des anderen Ehegatten entbaltene Reizung sowie als entschuldigend gelten kann, daß in der Mißhandlung nicht mehr eine Verschulung im Sinne des § 1568 BGB. zu finden ist. In Ansehung des Vorfalls vom 12. November 1903 hat jedoch das Berufungsgericht den an sich maßgebenden Entschuldigungsgrund aus tatsächlichen, den Umständen des vorliegenden Falls entnommenen Gründen dem Beklagten verweigert. Es hat darauf hingewiesen, dem Standpunkt der Klägerin aus sei die Äußerung allerdings unentschuldigend gewesen, der Beklagte habe aber schon früher ähnliche Äußerungen aus dem Munde seiner Gattin vernommen, er habe auch gewußt, daß sie in Wirklichkeit auf den Stand ihres Gatten stolz gewesen sei. Unter diesen Umständen ist es, wie das Berufungsgericht weiter ausführt, nicht einzusehen, wie der Beklagte in einem solchen Grad dem Wort geraten konnte, daß er mit einer so groben Mißhandlung antwortete, wie sie festgelegt worden ist. Auch kommt die weitere Erregung des Berufungsgerichts, betreffend die Herabsetzung des ehelichen Verhältnisses in Betracht, daß in gebildeten Ständen Mißhandlungen der Frau durch den Mann regelmäßig als nicht wieder gut zu machende Kränkungen angesehen werden und daß der Beklagte aus dem früheren Verhalten der Klägerin, namentlich vom Juni 1901, wußte, wie schwer sie ihre von ihrem Ehemann zugefügten Mißhandlungen

empfangen. Hieraus ergibt sich zugleich, daß die Frage der Zerrüttung nicht ausschließlich von dem subjektiven Standpunkte der Klägerin aus, sondern auch von dem objektiven, in gebildeten Kreisen herrschenden, Standpunkte geprüft werden ist. V. o. B. U. v. 17. Jan. 07, 269/06 IV. — Breslau.

25. § 2231 Nr. 2 BGB. Eigenhändiges Testament in einem Brief des Testators an seinen Sachwalter. Ortsangabe: Ein als Berlin genügend.]

Beide Vorberichtete gehen davon aus, daß der von dem Erblasser an seinem Todestage an seinen Sachwalter geschriebene Brief, welcher lautet: „Von meiner Hinterlassenschaft soll Fräulein Elisabeth Weiße 20 000 Mark bekommen. Alles übrige meinen rechtmäßigen Erben. Für Frau L. S. Bemühungen sind ihr 5 000 Mark zu geben. Als Vertreter der Erben wollen Sie fungieren. Es wäre das in kurzen Worten alles, was ich zu sagen habe . . .“, ein gültiges eigenhändiges Testament darstellen würde, wenn die darin gebrauchte Bezeichnung „Ein“ als eine dem § 2231 Nr. 2 BGB. entsprechende „Angabe des Ortes“ anzusehen wäre. Gegen diesen Ausgangspunkt ist rechtlich nichts einzuwenden. Insbesondere steht der Umstand, daß der Erblasser die letztwillige Verfügung inhaltlich einem an einen anderen geschriebenen Briefe einverleibt hat, der Wirksamkeit des Testaments nicht entgegen. Beide Vorberichtete halten aber die Bezeichnung „Ein“ für nicht genügend, obwohl sie unterscheiden, daß der Erblasser mit dieser Abkürzung den Ort Berlin habe bezeichnen wollen und daß diese Abkürzung vielfach üblich sei. Die Ansicht der Vorberichteten kann jedoch nicht für richtig erachtet werden. Allerdings sind die wenigen Formvorschriften, an die das Gesetz das eigenhändige Testament knüpft, streng zu beobachten, insbesondere auch in Ansehung der Angabe des Ortes und Tages, wie dies das RG. wiederholt betont hat. Vgl. RG. IV 3. März 02 ZR. 02, Beil. C. 239 Nr. 103; RG. IV 20. Februar 02 RG. 50, 217; RG. IV 7. April 02 RG. 51, 167; RG. IV 5. März 06, 470/06 (zum Abdruck bestimmt); ferner für das ältere französische Recht, dem diese Testamentsform entstammt: RG. II 16. Juni 82 RG. 7, 284, RG. II 20. Januar 90 RG. 43, 379. Die Angabe des Ortes ist nach dem Gesetz ein notwendiger Bestandteil des eigenhändigen Testaments. Würde die Ortsangabe fehlen, so würde dieser Mangel die Unwirksamkeit des Testaments zur Folge haben. Das Gesetz enthält sich aber jeder Vorschrift darüber, wie die Ortsangabe zum Ausdruck zu bringen sei. Daß etwa, wie das RG. — anscheinend unter Billigung des RG. — annimmt, ein Ausdruck zu wählen sei, der jeden Zweifel über die Frage ausschließt, welcher Ort unter dem angegebenen zu verstehen sei, verlangt das Gesetz nicht. Somit würden z. B. Ortsbezeichnungen wie Frankfurt, Trierburg, Königsberg, Reußthal wegen der fehlenden Unterscheidungsmerkmale von gleichnamigen Orten im Deutschen Reich (a. M., a. D., i. W., i. Pr., i. Hess. u. hgl.) als ungenau gelten und die Unwirksamkeit des Testaments nach sich ziehen müssen. Auch würde die Errichtung eines eigenhändigen Testaments auf einer Eisenbahnfahrt, einer Eisenr., einer Gießereiabrennung wegen der Schwierigkeit einer zweifelsfreien Ortsangabe auf das äußerste erschwert werden. Eine derartige Überspannung dieses Formerfordernisses hat dem Gesetzgeber offenbar gänzlich

fern geliegen. Andererseits ist freilich durch eine unbedingte Ortsangabe dem geschäftlichen Erfordernisse nicht genügt. Dazu kann aber eine gebräuchliche Abkürzung eines Ortsnamens nicht gerechnet werden. Wenn, wie im vorliegenden Falle, die im Testament gebrauchte Abkürzung des Ortsnamens auch sonst (im Post- und Geschäftsverkehr) vielfach in Übung ist und überdies kein Zweifel besteht, daß sich der Erblasser dieser Abkürzung in ebenbemitteltem Sinne bedient hat, so entfällt das Testament die im Gesetz vorgeschriebene „Angabe des Ortes“. In einem Falle, wie dem vorliegenden, darf und muß der Richter, um zu dem richtigen Verständnis zu gelangen, offenbunlige Umschläge, wie z. B. die Verkehrsüblichkeit, mit berückichtigen. Durch eine solche Auslegung wird das Formerfordernis der Ortsangabe, das grundsätzlich gleich der Zeitangabe als wesentlich zu betrachten ist, noch keineswegs der Willkür preisgegeben. Hiernach liegt ein gültiges eigenhändiges Testament vor und daraus folgt, daß die Klägerin die 5 000 Mark als ein ihre von Wilhelm E. ausgelegtes Vermögen von den Beklagten als dessen Erben ausgezahlt verlangen kann. S. e. L. U. v. 14. Jan. 07, 251/06 IV. — Berlin.

Gemeindeverfassungsgesetz.

26. § 13 GVG. Zulässigkeit des Rechtswegs über Beihilfe des Kreises an Gemeinden zum Wegbau; eine öffentliche Verpflichtung der Kreise zu diesen Beihilfen besteht nicht.]

Der Kreisaußschuß des beklagten Kreises beschloß auf Anrufen der klagenden Gemeinde am 28. Mai 1902, dieser zur Pflasterung ihrer Dorfstraße eine Beihilfe von einem Viertel der veranschlagten Pflasterungskosten oder doch, falls die wirklichen Kosten geringer, einem Viertel dieser Kosten unter bestimmten Bedingungen zu bewilligen. Als Bedingung wurde insbesondere vorgeschrieben, daß die Klägerin sich verpflichte, die Dorfstraße in dem nach dem Kostenanschlag bezugsstehenden Zustande dauernd zu unterhalten, die Verpflichtung hierzu als eine dauernde öffentliche Last anzuerkennen und sich hinsichtlich der Erfüllung dieser Pflicht dem administrativen Zwange unterwerfe. Die vorherzeichneten Bedingungen wurden von der klagenden Gemeinde, welcher der Beschluß des Kreisaußschusses von dem Vorsitzenden mittels Schreibens vom 11. Juni 1902 mitgeteilt wurde, durch Zustimmung eines dementsprechenden Gemeindebeschlusses vom 26. September 1902 erfüllt. Da der Kreisaußschuß später von der Beihilfe den Kreisbetrag von 2000 Mark nicht gewährte, so wurde die Klägerin, welche die Pflasterung der Dorfstraße bewirkt hat, gegen ihn auf Zahlung von 2000 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 22. März 1905, als dem Tage der Zahlungseinverzug, klagbar. Der Beklagte erhob vor der Verhandlung zur Hauptsache die prozeßhindernde Einrede der Unzulässigkeit des Rechtswegs, indem er sich darauf berief, daß nur eine öffentlich-rechtliche Verpflichtung vorliege. Beide Vorberichtete hielten diese Einrede für begründet, das RG. verwarf die Einrede und erklärte den Rechtsweg für zulässig: Nach § 56 Abs. 1 und 4 des Zustandigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 findet gegenüber den Anordnungen der Wegpolizeibehörde, welche den Bau und die Unterhaltung der öffentlichen Wege oder die Aufbringung und Verteilung der dazu erforderlichen Kosten betreffen, der Rechtsweg nicht statt. In Wegedausachen ist aber der Rechtsweg in noch

weiteren Umfange ausgeschlossen. Unabhängig von dem Vorhandensein einer politischen Verfügung sind Streitigkeiten zwischen den Beteiligten darüber, welchem von ihnen die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Anlage oder Unterhaltung eines öffentlichen Weges obliegt, durch § 56 Abs. 5 des Zuständigkeitsgesetzes den Verwaltungsgerichten unter Ausschluß des Rechtsweges zugewiesen. Und die ausschließliche Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte ist auch dann begründet, wenn nicht die Verpflichtung selbst den Gegenstand des Streites bildet, sondern der Anspruch auf Erhaltung des Geleisteten gegen einen auf Grund des öffentlichen Rechts verpflichteten Dritten erhoben wird (§ 56 Abs. 6 letzter Satz). Es fragt sich, ob diese Bestimmungen, wie der Beklagte verneint, aus den vorliegenden Fall Anwendung finden können, in welchem die von dem beklagten Kreise der klagenden Gemeinde bewilligte Beihilfe zum Wegbau eingeklagt wird. Der Berufsrichter gelangt zur Bejahung dieser Frage. Er geht davon aus, daß nach § 7 des für Westpreußen und die Preussische Provinzen erlassenen Wegerelements vom 4. Mai 1796 (abgedruckt in *Schmiedeknecht, Das Wegerecht*, zweite Auflage Bd. 2 S. 176 ff.) — welches Reglement auch nach Erlass der Wegordnung für die Provinz Westpreußen vom 27. September 1905 in den in der Provinz Posen befindlichen Reichskreisen Geltung behalten hat —, die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Unterhaltung der fraglichen Dorfstraßen der Klägerin obzulegen habe. Über den Inhalt des § 7 des Wegerelements, welches, weil nicht für den ganzen Umfang zweier Provinzen geltend, nach § 1 der Kaiserlichen Verordnung vom 28. September 1879 nicht revivibel ist, hat allerdings der Berufsrichter eine ausweichende Gräußung nicht getroffen, so daß seine Auffassung nicht zur Grundlage der Entscheidung würde gemacht werden können. Es kann jedoch dahingestellt bleiben, ob nach dem Wegerelement die Gemeinden oder, wie die Revision auf Grund des Wortlauts der §§ 7, 5 behauptet, die Grundbesitzer der Gemeinde wegbaupflichtig sind. Denn auch im ersten Falle kann nicht angenommen werden, daß eine Streitigkeit zwischen den Beteiligten darüber vorliegt, wer von ihnen die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Anlage oder Unterhaltung des Weges annehmen wird. Dies verkennt auch der Berufsrichter nicht. Er meint indes, daß es sich in dem vorliegenden Rechtsstreit um eine solche öffentlich-rechtliche Verpflichtung des Kreises handle. Seiner Ansicht nach hätte die Klägerin, soweit sie selbst zur Aufbringung der Wegbaukosten nicht imstande war, Anspruch darauf, daß ihr aus öffentlichen Mitteln, und zwar in erster Linie von dem Kreise, in zweiter Linie von der Provinz, eine Beihilfe gewährt werde. Wichtig ist, daß die Provinzen, denen zu diesem Zwecke bestimmte Jahresrenten von dem Staat zur Verfügung gestellt sind (§ 4 Nr. 1 des Dotationsgesetzes vom 8. Juli 1875), und die Kreise dazu berufen sind, den Gemeindewegbau durch Gewährung von Beihilfen zu fördern, wobei auf die Wichtigkeit der Wege und auf die Leistungsfähigkeit der Gemeinden Rücksicht zu nehmen ist. Durch die Bewilligung solcher Beiträge wird indes eine öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Anlage oder Unter-

haltung des Weges nicht übernommen. Von der Wegbaupflicht sind zu unterscheiden die Beihilfen zum Wegbau, welche von den Kreisen oder Provinzen nach freiem Ermessen in dem ihnen angemessen erscheinenden Betrage der Gemeinde zur Gelderleichterung ihrer finanziellen Lasten bewilligt werden. Die genannten Beihilfen handeln zwar, indem sie den Gemeinden die benötigte Unterstützung zukommen lassen, in Erfüllung der ihnen zugewiesenen öffentlichen Aufgabe. Nicht aber kann man sagen, daß damit eine Verpflichtung von ihnen erfüllt wird. Eine solche Verpflichtung wird von dem Berufsrichter auch nicht aus § 7 des wegebauenden Wegerelements hergeleitet, in welchem nur davon die Rede ist, daß bei Unterbäumen der wegebaupflichtigen Grundbesitzer die Nachbarn „gütwillig“ helfen sollen und der Landrat zu diesem Zwecke seine Vermittelung einsetzen lassen soll. Wenn der Berufsrichter erklärt, daß die klagende Gemeinde, soweit sie selbst außerstande sei, die die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Unterhaltung der Dorfstraßen zu erfüllen, einen Anspruch auf Beihilfe aus öffentlichen Mitteln habe und daß hierfür in erster Linie der Kreis, in zweiter Linie die Provinz in Frage komme, so ist diese Ausführung nicht in dem Sinne gemeint, daß damit besondere Bestimmungen des provinzialen Rechts, insbesondere des Wegerelements vom 4. Mai 1796 zur Anwendung gebracht werden. Der Berufsrichter stützt sich vielmehr hierbei auf die in Preußen allgemein bestehenden staatsrechtlichen Einrichtungen, wonach die Kreise und Provinzen die Aufgabe haben, die ihnen zur Verfügung stehenden öffentlichen Mittel auch zur Förderung des Gemeindewegbaues zu verwenden. Er verkennt aber hierbei, daß die nach freier Entscheidung des Kreises (oder der Provinz) gewährten Beiträge in ihrer rechtlichen Natur wesentlich verschieden sind von der Wegbaupflicht, deren Erfüllung erzwingen werden kann, und ebenso verschieden von den Beiträgen, zu denen die Straßenanleger nach § 15 des Fluchtliniengesetzes verpflichtet sind, und von den Vorausleistungen zum Wegbau, die nach dem Preuß. Gesetz vom 18. August 1902 den den Weg in erheblichem Maße ausnützenden Betriebsunternehmern auferlegt werden können. Auch bei diesen Anliegerbeiträgen und Vorausleistungen handelt es sich um eine erzwingbare öffentliche Last, betreffs deren daher — falls nicht über die Voraussetzungen mit dem Betriebsunternehmer eine Vereinbarung getroffen ist (ZOB. 45, 281) — der Rechtsweg ausgeschlossen ist. Dagegen ist die Bewilligung von Beihilfen des Kreises von der Entscheidung dieser Körperschaft abhängig. Nur sie hat darüber zu bestimmen, ob und inwieweit der einzelnen Gemeinde eine Unterstützung zu bewilligen ist und ob nicht die Mittel für andere dringender Aufgaben gebraucht werden, ohne daß in dieses Selbstbestimmungsrecht von der staatlichen Behörde eingegriffen werden darf. In § 39 des Entwurfs der Wegordnung vom Jahre 1865 (vgl. *Schmiedeknecht, Wegerecht* 1, 280 ff.) war zwar beabsichtigt, eine Verpflichtung der Kreise zur Gewährung einer Wegbaubehilfe an die Gemeinden einzuführen. Die Regierungen sollten nach Vornehmung der Reichskreise über die Notwendigkeit, die Dauer und das Maß einer solchen Hilfeleistung zu entscheiden haben. Dieser Entwurf ist jedoch ebenso wie die späteren Entwürfe nicht Gesetz geworden. Der letzte Entwurf von 1877/78 ist übrigens von der Kommission dahin

abgeändert, daß die endgültige Festsetzung der Hilfsleistung der Kreisverrettung ohne Zulassung einer Beschwerde übertragen werden sollte. Eine Verpflichtung der Kreise zur Gewährung von Beihilfen für Gemeindefürsorge besteht hiernach (abgesehen von der in § 20 der Wegordnung vom 11. Juli 1901 für die Provinz Sachsen getroffenen besonderen Bestimmung, siehe auch das Gesetz, betreffend die anderweitige Regelung der Verpflichtung zur Leistung von Sand- und Spandiensten für die Unterhaltung der Land- und Kreisstraßen in der Provinz Posen vom 21. Juni 1875) nicht. Dadurch, daß der Kreis die Bewilligung eines Beitrages an die Gemeinde für einen von dieser zu unterhaltenden öffentlichen Weg beschließt, wird er nicht selbst wegebauspflichtig. Die Wegabauflage verbleibt der Gemeinde (vgl. Germershausen, Wegerecht 1, 159 ff., namentlich S. 269 ff.). In dem vorliegenden Rechtsstreit wird dann auch die Klage gar nicht darauf gestützt, daß der beklagte Kreis die öffentlich-rechtliche Verpflichtung habe, einen Beitrag zur Pflasterung der Dorfstraße zu gewähren (Wegabauflage) oder vermöge dieser öffentlich-rechtlichen Verpflichtung zur Erstattung des von der Klägerin Geschuldeten verbunden sei, sondern darauf, daß ein Beitrag zwischen der klagenden Gemeinde und dem beklagten Kreise zustande gekommen sei, wodurch der letztere (freiwillig) es übernommen habe, der Gemeinde einen Beitrag von 25 Prozent der Pflasterungskosten zu geben und daß auf diese Auflage hin die Pflasterung ausgeführt sei. Zu entscheiden ist nur darüber, ob der Anspruch auf dem Vertrage begründet ist. Wenn der Berufungsrichter meint, ein neuer selbständiger Rechtsgrund sei der Klägerin aus den Verhandlungen und Vereinbarungen mit dem beklagten Kreise nicht erwachsen, die öffentlich-rechtliche Verpflichtung habe hiernach weder bekräftigt noch abgeändert, sondern nur näher geregelt worden sollen, so tritt hierin die rechtsörtliche Auflassung des Vordergerichts zu, daß die Klägerin einen im Rechtswege oder Verwaltungswege verfolgbareren Anspruch auf Gewährung eines Beitrages gehabt habe. Ein solcher Anspruch findet in den bestehenden Gesetzen keine Stütze. Die Verpflichtung des Kreises ist vielmehr erst durch den Vertrag mit der Klägerin entstanden und auf diesen Rechtstitel des Vertrages — wobei an einen Geschäftsverwertungs nicht gedacht zu werden braucht — ist die Klage gegründet. Es liegt somit eine bürgerliche Rechtsfreizügigkeit im Sinne des § 13 BGB. vor, welche vor die oberinstanzlichen Gerichte gehört. Der Begriff der bürgerlichen Rechtsfreizügigkeit darf nicht auf Ausländer beschränkt werden, die in Rechtsverhältnissen des Privatrechts ihre Grundlage haben. Der zur individuellen Rechtssphäre einer einzelnen, sei es physischen oder juristischen Person gehörende vermögensrechtliche Anspruch stellt sich vielmehr auch dann als eine bürgerliche Rechtsfreizügigkeit dar, wenn er im Rahmen des öffentlichen Rechts wurzelt (vgl. RG. 57, 350 ff.). Gemäß § 13 BGB. vom 27. Januar 1877 waren vor Erlaß des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 auch die vermögensrechtlichen Streitigkeiten der Beteiligten über ihre im öffentlichen Recht begründeten Verpflichtungen, insbesondere über die Wegabauflage, im Rechtswege verfolgbar (vgl. RG. 25, 331; 27, 207 ff.). Erst das Zuständigkeitsgesetz hat damit begonnen, eine Reihe von Streitigkeiten über derartige Verpflichtungen den Verwaltungsgerichten oder Verwaltungsjuri-

behörden zuzuwenden, womit indes die Zuständigkeit der Gerichte, soweit nicht speziell eine solche Zuweisung stattgefunden hat, nicht ausgeschlossen ist. Das RG. hat denn auch in der bereits angeführten Entscheidung Bd. 57 S. 350 ff. für die Klage der Stadtgemeinde auf Zahlung des gesetzlich geschuldeten Staatsbeitrags zu den Kosten der öffentlichen Volksschule den Rechtsstreit für zulässig erklärt. Dergleichen ist der Rechtsstreit zugelasen in RG. 41, 336 ff. für den Erstattungsanspruch des Kreises gegen den Ortsummendenverband und in dem Urteil des erlernenden Senats vom 13. Februar 1902 IV 361/01 für den Anspruch des Provinzialverbandes auf Zahlung des Staatszuschusses zu den durch die Unterbringung der Zwangsjuglinge entstehenden Kosten nach § 12 des Preuss. Gesetzes vom 13. März 1878. Ähnlich liegt der gegenwärtig zu entscheidende Fall. Bei dem Streit darüber, ob der Kreis nach dem geschlossenen Vertrage der Klägerin den Beitrag zu den Kosten der von ihr ausgeführten Pflasterung der Dorfstraße zu zahlen hat, verfolgt die Klägerin ihr individuelles Vermögensinteresse, ohne daß das öffentliche Wegeinteresse hierbei entscheidend in Betracht kommt. Der Rechtsstreit mußte deshalb entgegen der Auffassung der Vorinstanzen für zulässig erachtet werden. I. c. d., II. v. 14. Jan. 07, 246/06 IV. — Posen.

Zivilprozeßordnung.

27. §§ 148, 253, 945 ZPO. Aussetzung des Verfahrens. Schadenersatz wegen Ausübung eines Kredits ohne einer einstweiligen Verfügung erfordert kein Verschulden des Antragstellers. Die Feststellung der Nichtberechtigung ist für den Schadenersatzprozeß bindend. Wirkung in Bezug auf die dem früheren Verfahren nicht beteiligte Dritte.]

Graf D. erhob gegen die Eheleute L. und die Eheleute W. eine Klage; die Beklagten beantragten Aussetzung des Verfahrens bis nach Erledigung eines anderen zwischen dem Kläger und den Eheleuten L. anhängigen Rechtsstreits. Das OLG. gab dem Aussetzungsantrag statt. Die Beschworde des Klägers wurde zurückgewiesen. Die Beschworde ist nach § 253 ZPO. zulässig, jedoch nicht begründet. Die besondere Bedeutung des durch die Zivilprozeßnovelle neu eingefügten § 945 ZPO. liegt in einem Doppelten: einmal darin, daß die Schadenersatzpflicht der Partei zu deren Gunsten die aufgebobene Maßregel angeordnet worden war, unabhängig davon besteht, ob der Partei ein Verschulden bei Erwirkung der Maßregel zur Last fällt oder nicht; ferner darin, daß die Feststellung, die in dem den Kredits oder die einstweilige Verfügung betreffenden Verfahren über die Nichtberechtigung des Kredits oder der einstweiligen Verfügung getroffen wird, für den demnachfolgenden Schadenersatzprozeß bindend ist. Dieser ist die Frage, ob und in welcher Höhe dem Gegner durch den Vollzug der ungerechtfertigten Maßregel ein Schaden erwachsen ist, nach dem hierfür geltenden allgemeinen Vorschriften zu entscheiden. Daß hiernach die bloße Feststellung des Bestehens des Anspruchs, zu dessen Schutz die Maßregel angeordnet wurde, nicht ausreicht, um die Partei vor der Schadenersatzpflicht zu bewahren, wird vom OLG. nicht verkannt. Mit Recht aber bemerkt das OLG. weiterhin, die Möglichkeit eines durch den Vollzug der Maßregel erwachsenen Schadens sei nur da gegeben, wo der Inhalt der Maßregel über das hinausgeht, was der Schadenersatz-

pflichtige Kraft des ihm zustehenden Rechts beanspruchen darf. Geht dagegen der Anspruch auf ein Unterlassen und war dem Gegner durch die demnachst ausgeübte einstweilige Verfügung nichts weiter aufgegeben, als sich einer Zuwiderhandlung gegen die ihm obliegende Unterlassungspflicht zu enthalten, so ist für die Konkretilisierung eines Schadens, der dem Unterlassungspflichtigen durch die Verletzung des gerichtlichen Verbots erwachsen sein könnte, begrifflich überhaupt kein Raum. Im Gegenteil, die Befolgung des Verbots bringt sogar für ihn insoweit einen Vorteil mit sich, als er, wenn er seiner Unterlassungspflicht zuwiderhandelt und die letztere demnachst durch gerichtliches Urteil zugunsten des Gegners festgestellt wird, diesem unter Umständen seinerseits für die vor Erlass des Urteils begangenen Zuwiderhandlungen Schadenersatzpflichtig werden kann. Mit Recht hat daher das OLG. angenommen, daß mit der Entscheidung über das Verbot des im Hauptprozeß von den Beklagten in Anspruch genommenen Unterlassungsberechtigten sich auch der gegenwärtige Schadenersatz ohne weiteres erledigt, also zwischen beiden Rechtsverhältnissen das in § 148 ZPO. vorausgesetzte Verhältnis der Präjudizialität vorhanden ist. Belanglos ist endlich auch der von dem Beschwerdeführer hervorgehobene Umstand, daß die im Schadenersatzprozeß mündeligen Eheleute A., auf die sich die angeordnete Aussetzung gleichfalls erstreckt, bei dem Hauptprozeß als Prozeßpartei nicht beteiligt sind. Das OLG. nimmt an, daß die Abweisung der im gegenwärtigen Prozeß gegen L. erhobenen Schadenersatzklage ohne weiteres zugleich dazu führen muß, die Klage auch gegenüber den Eheleuten B. abzuweisen. Ein Anlaß, dieser Annahme entgegenzutreten, ist nicht gegeben. Besteht aber ein solcher Zusammenhang zwischen den beiden im gegenwärtigen Prozeß verbundenen Klagen, so folgt daraus, daß zwischen dem L-fchen Hauptprozeß und der Schadenersatzklage gegen die Eheleute B. ebenfalls ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, wie es § 148 ZPO. als Voraussetzung für die Zulässigkeit der Aussetzung erfordert. L. v. v. D., B. v. 5. Jan. 07, B. 2/07 V. — Breslau.

28. §§ 160 Abs. 3, 164, 298, 313 Abs. 3, 314 ZPO. Verdrängung einer Protokollanlage.]

Die Revision befaßt sich darüber, daß das Berufungsgericht die Behauptung der Beklagten übergegangen habe, sie hätten sich bei Gelegenheit der Herbstab der 2000 Mark von der Klägerin zulassen lassen, daß sie dafür von einem Konkurrentenverbote frei werden sollten. Wichtig ist, daß diese Behauptung in den Gründen nicht existiert wird. Sie findet sich auch nicht im Tatbestande des Berufungsurteils, sondern lediglich in einer Protokollanlage, die der Anwalt der Beklagten in der letzten mündlichen Verhandlung vor der II. Instanz überreicht hat. Es fragt sich daher zunächst, ob die Behauptung als in der mündlichen Verhandlung vorgetragen zu gelten hat. Die Revision will dies aus dem letzten Satze des Tatbestandes ableiten. Hier wird aber bloß „wegen der Beweismittel“ auf die Schriftsätze verwiesen, was nur dahin verstanden werden kann, daß die Beweismittel für die im Tatbestande selbst wiedergegebenen Behauptungen gemeint sind. Außerdem können unter Schriftsätzen nur vorbereitende Schriftsätze im Sinne der §§ 129 bis 132 ZPO. verstanden werden. Hier aber handelt es sich nicht um einen vorbereitenden Schriftsatz, sondern um

eine Anlage zum Sitzungsprotokoll im Sinne der §§ 160 Abs. 3, 298 ZPO. Vgl. auch § 313 Abs. 3. Indes ergibt sich aus dem Sitzungsprotokolle vom 18. April 1906, daß der Anwalt der Beklagten die „Protokollanlage“ „überreicht“ hat. Damit ist die Vorschrift des § 160 Abs. 3 erfüllt. Die Schrift ist, wie die Akten ergeben, dem Protokoll tatsächlich als Anlage beigelegt, und sie ist im Protokoll als solche, nämlich als Anlage bezeichnet. Mehr ist nicht zu verlangen. Danach steht die Aufnahme der Erklärung in die überreichte Schrift der Aufnahme in das Protokoll gleich, und es wird somit durch das Protokoll selbst bewiesen (§§ 164, 314 ZPO.), daß die fragliche Behauptung in der mündlichen Verhandlung vom Anwalte der Beklagten in der Tat vorgebracht worden ist. O. v. R., U. v. 5. Jan. 07, 308/06 I. — Berlin.

29. §§ 286, 285 Ziff. 7 ZPO. Schon die Möglichkeit, daß ein Urteil auf einer nicht zweifelsfreien Grundlage beruht, erfordert dessen Aufhebung. [Mangel der Begründung.]

Der Klagenantrag ist gerichtet auf die Verurteilung der Beklagten, die Wiederholung und Verbreitung von Angaben wie: „Tomat sei ein billiges, aber gehaltloses Backobstwerkzeug“ bei Vermeidung einer fisdalischen Strafe zu unterlassen. Das Berufungsgericht hat die Klage mit folgender Begründung abgewiesen. Die Beklagte habe nur ein einzigesmal eine Annonce jenes Inhalts veröffentlicht, dann aber der Klägerin, die sich dadurch besonders gekränkt habe, die Zusicherung gegeben, daß sie in Zukunft von solchen Veröffentlichungen absehen werde; dieser Zusicherung zu mißtrauen, habe kein Grund vorgelegen, und es liege auch jetzt ein solcher nicht vor; insbesondere könne er daraus nicht entnommen werden, daß die Beklagte jetzt im Prozesse aussähe, daß der Inhalt der Annonce fisdalisch berechtigt sei und einen Verstoß gegen § 826 BGB. nicht enthalte. Bei dieser Sachlage sei schon vor Inkretrung der Klage die Beforgnis vor weiteren angeklagten Eitzungen nicht begründet gewesen. Die Revision macht geltend, das Berufungsgericht gehe davon aus, daß die Beklagte jene Zusicherung schon vor der Klagerhebung abgegeben habe, und rügt, daß dies tatbestandswidrig sei, da die Klägerin ausdrücklich das Gegenteil behauptet, die Beklagte dem auch nicht widerprochen habe. Sollte das Berufungsgericht von jener Annahme ausgegangen sein, so wäre dies allerdings tatbestandswidrig. Eine ausdrückliche Feststellung hat es in dieser Richtung nicht getroffen und man könnte seine Ausführungen vielleicht auch dahin auffassen, daß die Zusicherung, selbst wenn sie erst nach der Klagerhebung abgegeben worden, in Verbindung damit, daß die Annonce nur einmal veröffentlicht worden, den Rückschluß zulasse, daß schon vor der Klagerhebung die Gefahr einer Wiederholung nicht vorhanden gewesen sei. Allein die Möglichkeit einer solchen Auffassung ist eine sehr entfernte; näher liegt jedenfalls die Annahme, daß das Berufungsgericht davon ausgegangen ist, die Zusicherung sei bereits vor der Klagerhebung abgegeben worden. Schon die Möglichkeit aber, daß das angefochtene Urteil auf einer solchen tatbestandswidrigen Grundlage beruht, muß zu seiner Aufhebung und zur Zurückverweisung der Sache an das Berufungsgericht führen, damit es entweder feststellt, daß die Zusicherung vor der Klagerhebung gegeben worden, oder prüft, ob der Mangel der Beforgnis weiterer Eitzungen

auch dann anzunehmen ist, wenn die Zusage erst während des Prozesses gegeben worden sein sollte. Hierbei mag noch darauf hingewiesen werden, daß, was jedoch von der Revision nicht gerügt worden, die Annahme, die Revisionsinstanz sei nicht gerechtfertigt, der genügenden tatsächlichen Begründung entbehrt, und daß das Berufungsgericht die in dieser Beziehung in Betracht kommenden Umstände, namentlich den Zweck und den Inhalt der Annonce nicht erschöpfend gewürdigt hat. Dies wird bei der anderweiten Verhandlung und Entscheidung nachzuholen sein (vgl. hierzu *AB.* 60 S. 154, 155). *R. c. 2*, *U. v. 28. Jan. 07*, 212/06 VI. — *Berlin*.

30. §§ 319, 559 *SPD.* Abweichung der Formel in dem Eizungsprotokoll und der Urteilsausfertigung.]

Änderungen zeigen die dem Revisionsgerichte vorliegende und die von der Revisionskammer vorgelegene Abschrift des Berufungsurteils im Urteilsatz verschiedene Abweichungen von dem im Eizungsprotokoll des *OB.* angegebenen Urteilsatz. Insofern sind in dieser Richtung Angriffe nicht erhoben und ist daher eine Urteilsaufhebung deswegen schon nach § 559 *SPD.* ausgeschlossen. Jedoch empfiehlt es sich immerhin in Anwendung des § 319 *SPD.*, die stattfindende Auslassung der Worte: „gehörigen Bräunen“ von *Amis* wegen, wie gefordert, im Urteilsatz zu berichtigen. *R. c. 2*, *U. v. 19. Jan. 07*, 216/06 V. — *Hamm*.

31. § 384 *Stf.* 3 *SPD.* Begriff des Gewerbegeheimnisses.]

Das *OB.* hat die Zeugnisverweigerung der beiden Zeugen für unberechtigt erklärt, weil dasjenige, worüber sie befragt worden seien, aber ihr Zeugnis verweigert haben, in der Patentrolle, einem öffentlichen, jedermann zugänglichen Register, eingetragen und in öffentlichen Bekanntmachungen, die nach der Absicht des Gesetzes der breiten Öffentlichkeit zugänglich sein sollen, enthalten sei, daher von einem Gewerbegeheimnis nach § 384 *Stf.* 3 *SPD.* keine Rede sein könne, übrigens auch die Zeugnisverweigerung mit dem Wesen des Patentschutzes und den hieraus zu ziehenden Folgerungen im Widerspruch stehe. Die hiergegen in zulässiger Weise eingelegte sofortige Beschwerde ist unbegründet: Zwar würde, wenn ein Geheimnis vorläge, unbedenklich ein Gewerbegeheimnis anzunehmen sein, allein richtet es sich mit dem Berufungsgericht zu verneinen. Die Frage, ob es sich um ein Geheimnis handelt, kann nur nach den Umständen des betreffenden Falles beantwortet werden, wenn nicht, was hier nicht zutrifft, das Gesetz selbst es besagt. In der Regel wird man eine Tatsache dann als Geheimnis ansehen, wenn sie nur bestimmten Personen bekannt sein soll und bekannt ist. Nun handelt es sich aber im vorliegenden Falle um die Nummer und Eintragung eines in dem anhängigen Rechtsstreit bestimmten Patents, also um die Angabe von Tatsachen, die nach der ausdrücklichen Vorschrift des PatG. öffentlich kundgegeben werden müssen, also nicht für gewisse Personen, sondern für die Allgemeinheit bestimmt sind, und deren Geheimhaltung, wie der Berufungsrichter zureichend hervorgehoben hat, mit dem Wesen des Patentschutzes im Widerspruch stehen würde. Demgegenüber können die Zeugen sich nicht darauf berufen, daß in der Tat infolge der Unachtsamkeit des Publikums das angeblich patentierte Verstellungsverfahren

des Ultraserpentinins Geheimnis ihrer Firma geworden sei, und daß, wenn infolge ihrer Aussage über die fraglichen Punkte das Herstellungsverfahren bekannt würde, ihre Firma erheblich geschädigt werden würde; denn das Gesetz will gerade in dieser Beziehung die Öffentlichkeit. Demnach können die beiden Zeugen zur Rechtfertigung ihrer Zeugnisverweigerung sich nicht auf §§ 383 *Stf.* 5, 384 *Stf.* 3 *SPD.* berufen. Der § 226 *Stf.* ist nicht anwendbar, da die Pflicht, Zeugnis abzulegen auf Anordnung des Gerichts beruht. Die Beschwerde ist daher kostenfällig zurückzuweisen. *Stf. c. 2*, *U. v. 18. Jan. 06*, *B. 4/07 II.* — *Geln*.

Sivilprozessnovelle vom 5. Juni 1905.

32. Eine vom Rechtsanwalt beim *AB.* bei letzterem eingereichte mit seinem Namen, zugleich aber mit dem Zusatz: Verfasser Rechtsanwalt *J. v. R.* (Name eines nicht beim *AB.* zugelassenen Anwalts) unterschriebene Revisionsbegründung ist unzulässig.]

Daß die Revision der Klägerin betrifft, so konnte diese nicht für zulässig erachtet werden, weil, obgleich sie an sich statthaft und in der gesetzlichen Form und Frist eingelegt ist, doch eine den gesetzlichen Vorschriften entsprechende Revisionsbegründung nicht vorliegt, insbesondere die erwähnte, am 22. Oktober 1906 bei dem *AB.* eingereichte Revisionsbegründung der Klägerin wegen des der Unterschrift des Rechtsanwalts beim *AB.* beigefügten Vermerks: „Verfasser Rechtsanwalt Dr. *J. v. München*“ nicht als in vorchriftsmäßiger Weise unterzeichnet anzusehen ist. Daß nämlich eine Revisionsbegründung, die in einem bei dem *AB.* anhängigen Revisionsverfahren eingereicht wird, — was bezüglich der hier in Rede stehenden Revisionsbegründung zutrifft, — von einem bei dem *AB.* zugelassenen Rechtsanwalte unterschrieben sein muß, ergibt sich zunächst aus §§ 554 *Stf.* 5 und 553 *Stf.* 2 *SPD.* n. *B.*, wonach die allgemeinen Bestimmungen über die vorzubereitenden Schriftsätze auch auf die Revisionsbegründung Anwendung finden; denn zu diesen Bestimmungen gehören auch die Vorschriften der §§ 130 *Stf.* 6 und 78 *Stf.* 1 *SPD.*, wonach in Anwaltsprozessen die Schriftsätze einer Partei, durch den dieselbe in der betreffenden Instanz vertretenden Rechtsanwalt zu unterschreiben sind. Diese Unterschrift des Anwalts ist namentlich im Hinblick auf den Grundatz des § 78 *Stf.*, wonach sich die Parteien vor dem *AB.* durch einen bei denselben zugelassenen Rechtsanwalt vertreten lassen müssen, in dem Sinne für wesentlich zu erachten, daß sie als äußerer Zeichen dafür zu gelten hat, daß der Schriftsatz von einem bei dem *AB.* zugelassenen Rechtsanwalte abgegeben ist (vgl. *AB.* 1, 432; 27, 406; *SeuffertsArch.* 48, 454). Hierbei kommt besonders der allgemeine Grund des Anwaltszwangs in Betracht, daß mit Rücksicht auf die Regelung des Verfahrens bei den höheren Gerichten die Vorbereitung und Führung des Prozesses durch rechtskundige Vertreter für unentbehrlich gehalten wurde (*Mot. zur SPD.* S. 429/430). Die Beobachtung der in § 78 *Stf.* 1 *SPD.* getroffenen, der öffentlichen Ordnung dienenden Vorschrift ist daher von den Gerichten von *Amis* wegen zu übersehen, namentlich auch nach der Richtung hin, ob eine Partei bezüglich einer in ihrem Namen vorgenommenen Prozeßhandlung in einer den gesetzlichen Vorschriften entsprechenden Form vertreten gewesen ist,

würdigenfalls eine solche Prozeßhandlung als ungültig anzusehen ist. Die Bedeutung der Vorschrift des § 130 Nr. 6 ZPO., wonach in Anwaltsprozessen die vorbereitenden Schriftsätze durch die Anwälte zu unterschreiben sind, besteht hiernach im wesentlichen darin, daß der die Partei vertretende rechtskundige Anwalt durch seine Unterschrift die Verantwortung für den Inhalt des Schriftsatzes übernimmt. Im Revisionsverfahren, namentlich für die Revisionsbegründung ist diese Bedeutung der Unterschrift des Anwalts aber noch von besonderer Wichtigkeit. Für die Einführung des Revisionsbegründungszwangs (§ 554 des Gesetzes, betreffend Änderungen der ZPO. vom 5. Juni 1906) waren nämlich ausweislich des Berichts der Reichstagskommission (§ 59 hauptsächlich folgende Gesichtspunkte maßgebend: die Notwendigkeit binnen bestimmter Frist die Revision schriftlich zu rechtfertigen, werde mehr als bisher davon abhalten, ohne genauere Prüfung Revision einzulegen, und dazu führen, daß ausschließlich Revisionen solcher Jurisdiktoren würden. Dem Gerichte werde dadurch unnötiges Mühselbium erspart. Da das gesamte Vorbringen des Revisionsklägers in seinen wesentlichen Punkten rechtzeitig schriftlich vorliege, werde die Vorbereitung des Referenten einerseits erheblich erleichtert, andererseits könne sie eine viel glücklichere sein. Die Folgerungen, welche sich aus diesem allgemeinen Zweck des Revisionsbegründungszwangs für die Festsetzung und Unterzeichnung des betreffenden Schriftsatzes im einzelnen Fall ergeben, sind aber namentlich von dem Abgeordneten Dr. Espahn in der Sitzung des Reichstags vom 23. Mai 1906 (Sitzb. S. 6090) hervorgehoben worden. Dieser hat nämlich, ohne daß ihm von irgend einer Seite widersprochen worden wäre, als Begriff dessen, was die Reichstagskommission mit dem Begründungszwang gemollt habe, bezeichnet, daß die Begründungsschrift von einem bei dem Reichsgerichte zugelassenen Rechtsanwalt auf Grund seines persönlichen Studiums der Akten selbständig und persönlich zu bearbeiten, bezw. von ihm selbst anzufertigen sei. Obgleich nun das letztere nicht im Gesetze selbst vorgeschrieben, somit nicht als ein unumgängliches Erfordernis für die Gültigkeit der Revisionsbegründung anzusehen ist, so weisen doch die hervorgehobenen Gesichtspunkte darauf hin, daß die nach obiger Darlegung im Gesetze selbst enthaltene Vorschrift, wonach die bei dem RG. einzureichende Revisionsbegründung durch einen bei diesem Gerichte zugelassenen Rechtsanwalt zu unterschreiben ist, nicht als bloße Formalität ohne Rücksicht auf den gesamten Zweck der Vorschriften über die Revisionsbegründung aufzufassen ist, sondern daß es gerade hier wesentlich darauf ankomme, ob der die Revisionsbegründung unterzeichnende Anwalt aus Grund der von ihm selbst vorgenommenen Prüfung durch seine Unterschrift die volle Verantwortung für den gesamten Inhalt des Schriftsatzes, der ja als Vorbereitung für die mündliche Verhandlung vor dem Revisionsgerichte dienen soll (§§ 554 Abs. 5, 553 Abs. 2, 129 ZPO.), in dem Sinne übernehmen will, daß er die darin enthaltenen Revisionsbegründungen bei der mündlichen Verhandlung vertreten will. Wenn sich ein gegenteiliger Wille des unterzeichneten Anwalts aus dem Schriftsatz selbst ergibt, so ist dieser nicht als im gesetzlichen Sinne unterschrieben anzusehen. Hiernach können namentlich Zusätze, welche der die Revisionsbegründung

unterzeichnende Anwalt seiner Unterschrift beifügt, geeignet sein, der letzteren die ihr an sich zukommende Bedeutung, daß damit der Anwalt die volle persönliche Verantwortung für den Inhalt des Schriftsatzes in dem dargelegten Sinne übernehmen will, zu entziehen. Wenn ein solcher Zusatz als eine Ablehnung der persönlichen Verantwortung des unterzeichnenden Anwalts aufzufassen ist, so liegt keine dem Gesetze entsprechende Unterschrift der Revisionsbegründung vor und muß daher die letztere ihrem ganzen Umfang nach als ungültig angesehen werden. Hiermit steht auch die Rechtsprechung der Strafsenate des RG. (vgl. RStZ. 14, 348; 18, 104; 19, 95; 21, 160) bei Anwendung der die Form der Revisionsbegründung in Strafsachen betreffenden Vorschrift des § 385 StPO. im Einklang, welche Vorschrift ihrem Inhalte und Zwecke nach in dem fraglichen Punkte den erdeteren Bestimmungen der ZPO. in ihrem Zusammenhang entspricht. Es ist auch kein innerer Grund ersichtlich, aus dem bei der gegenwärtigen Lage der Gesetzgebung, nach der die Revisionsbegründung in Zivil- und Strafsachen im wesentlichen dieselbe Bedeutung hat, die betreffende Formvorschrift (Unterzeichnung der Revisionsbegründung durch einen Rechtsanwalt bezw. den Verteidiger) für Zivilsachen anders zu beurteilen sein sollte, als für Strafsachen. Im gegebenen Falle hat aber der Rechtsanwalt dem RG. durch die von ihm eigenhändig neben seine Unterschrift der Revisionsbegründung gesetzten Worte: „Verfasser Rechtsanwalt Dr. J., München“ untrüglich zu erkennen gegeben, daß er selbst die Verantwortlichkeit für den Inhalt des Schriftsatzes ablehne und sie dem von ihm angegebenen Verfasser desselben zuschreibe, eine Annahme, welche durch die von dem genannten Revisionsanwalt gegebene Darstellung der Gründe, welche ihn zur Benennung des Verfassers bestimmt haben, nur verstärkt worden ist. Ob derselbe nachträglich, nach Ablauf der gesetzlichen Begründungsfrist, die Verantwortlichkeit für den Inhalt des Schriftsatzes übernehmen will, ist rechtlich gleichgültig, da durch eine solche mündlich nach Ablauf der Frist abgegebene Erklärung der vorliegende formelle Mangel des Schriftsatzes nicht mehr beseitigt werden kann. Ebenso kann den erdeteren, im öffentlichen Interesse erlassenen und daher für alle bei dem RG. anhängigen Revisionssachen maßgebenden Formvorschriften gegenüber der zulässige Umfang nicht entscheidend sein, daß die vorliegende Revision bei dem BayObStG. eingelegt worden ist und daher, so lange die Sache noch nicht bei dem RG. anhängig war, die Revisionsbegründung mit der Unterschrift des als Verfasser bezeichneten Münchener Anwalts versehen gültig bei dem Bayerischen Obersten Landesgerichte hätte eingelegt werden können (vgl. §§ 7, 8 OStG. zur ZPO. vom 30. November 1877, § 554 Abs. 2 ZPO. und der Beschluß des erkennenden Senats vom 27. Oktober 1906 II 458/05); denn da der genannte Münchener Anwalt die Revisionsbegründung überhaupt nicht unterschrieben hat und da er für, nachdem die Sache bei dem RG. anhängig geworden war, nach obigen Erörterungen auch nicht mehr in gültiger Weise hätte unterzeichnen können, so kommt die erwähnte Möglichkeit gegenüber der dargelegten Bedeutung der die Unterzeichnung der Revisionsbegründung betreffenden Formvorschrift überhaupt nicht in Betracht. Hiernach war die Revision der Klägerin, da ihre Begründung nicht in der gesetz-

lichen Form erfolgt ist, nach § 554 a Hbf. 1 ZPO. als unzulässig mit der sich aus §§ 97 Hbf. 1 und 92 Hbf. 1 ZPO. ergebenden Restenfolge zu verwerfen. O. & R. c. W., U. v. 11. Jan. 07, 357/06 II. — Reichsgericht.

33. § 552 a. Z. § 554, § 556 Hbf. 2 ZPO. Unterschied zwischen einer innerhalb der Revisionsfrist und einer innerhalb der Begründungsfrist eingelegten Revision.]

1. Die Beklagten haben sich der Revision des Klägers innerhalb der Revisionsfrist angeschlossen. Nach dem durch § 556 Hbf. 2 ZPO. (n. Z.) ausreicht erhaltenen § 522 ZPO. (a. Z.) Hbf. 2 gilt die Anschlussrevision als selbstständig eingelegt. Wenn der Satz 3 des Hbf. 2 § 556 ZPO. die entsprechende Anwendung des § 522 ZPO. vorschreibt, der für den Fall, daß der Berufungsbeklagte sich innerhalb der Berufungsfrist der erbobenen Berufung angeschlossen hat, die Berufung als selbstständig eingelegt ansieht, so bedeutet die entsprechende Anwendung, daß die innerhalb der Revisionsfrist erklärte Anschlußung des Revisionsbeklagten an die eingelegte Revision als selbstständig eingelegte Revision anzusehen ist, wie im Falle des § 522 Hbf. 2 die in der Berufungsfrist erfolgte Anschlußung an die Berufung als selbstständig eingelegte Berufung. Daraus folgt einmal, daß eine solche Anschlußung die Wirkung einer selbstständig eingelegten Revision nur haben kann, wenn die Voraussetzungen des Rechtsmittels, namentlich die Revisionssumme vorhanden sind, sodann aber auch, daß sie nicht wirkungslos wird, wenn die Revision des Gegners zurückgenommen oder als unzulässig verworfen wird, Hbf. 1 des § 522 (§ 556 Hbf. 2 Satz 3), und daß für sie die im Hbf. 2 Satz 2 § 556 ZPO. (n. Z.) getroffene Bestimmung für die Begründung der Anschlussrevision in der Anschlussfrist, d. h. in der Begründungsfrist der Revision, Hbf. 1 des § 556 (n. Z.) nicht gilt. Diese Vorschrift war für die Anschlussrevision im Sinne des Hbf. 1 des § 556 (n. Z.) erforderlich, die bis zum Ablauf der Begründungsfrist für die Revision, § 554 Hbf. 2 ZPO. (n. Z.) zulässig ist, sollte nicht auf jede Begründung dieser Anschlußung verzichten, oder eine besondere Frist für ihre Begründung bestimmen werden, was sich nicht empfiehlt. Für die bei Einlegung in der Revisionsfrist als selbstständiges Rechtsmittel zu behandelnde Anschlußung in die Revision des Gegners verfehlt es sich dem selbst, daß sie der Vorschrift des § 554 Hbf. 2 ZPO. (a. Z.) gemäß in der Frist von einem Monat nach dem Ablauf der Revisionsfrist begründet werden muß. O. c. 2., U. v. 9. Jan. 07, 582/05 I. — Oambrug.

Handelsregisterbuch.

34. § 346 HGB. verb. mit § 157 HGB. Bindung von Kaufleuten durch die Vertretung. Widerspruch gegen den Inhalt eines Briefes durch Ablehnung der Unterzeichnung eines „Gegenbriefes“.]

Es ist zwar im allgemeinen durchaus zutreffend, wenn das R.G. ausführt, Kaufleute hätten untereinander auf die im Handelsverkehre geltenden Gewohnheiten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen (§ 346 HGB.); im Handelsverkehre erfordere es Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Vertretungsstelle (§ 157 HGB.), daß der Empfänger eines Beschlusses des Schreibens, der aus diesem ersicht, wie sein Gegenkontrahent den Inhalt des Vertrags auslegt, prüft, ob diese Auslegung mit der seinem

übereinstimmt und im Falle eines Nichtverständnisses sofort dieses dem Gegner mitteilt (vgl. R.G. 54, 180). Es ist auch irrtümlich, wenn die Revision gegenüber dieser Auffassung geltend macht, es komme wesentlich darauf an, ob beide Kontrahenten diesen Handelsgebrauch gekannt haben. Die Vertretungsstelle bindet im allgemeinen auch denjenigen Kontrahenten, welcher sich nicht speziell mit ihr vertraut gemacht hat. Sie ergänzt das Gesetz und wirkt nicht nur als stillschweigende Vereinbarung (vgl. Danz., Auslegung der Rechtsgesetze II. Aufl. S. 110, Staub, Kommentar VIII. Aufl. § 346 Ann. 6 und 9, Düringer, Hachenburg, Kommentar Bd. III § 346 Note III C. 211). Gleichwohl wird die Auffassung des R.G. der konkreten Sachlage nicht gerecht. Es kommt hier zunächst in Betracht, daß eine unter Vollkaufleuten gelübte Handelsübung keineswegs in allen Fällen auch für den Vertreter zwischen einem Vollkaufmann und einem Kaufmann minderen Ranges (§ 4 HGB.) maßgebend ist. Das R.G. hat zwar festgestellt, daß der Beklagte als Rechtsanwalt Kaufmann ist; es hat jedoch nicht geprüft, ob sein Gewerbebetrieb über den Umfang des Kleingewerbes hinausgeht, und hat weiter nicht untersucht, ob die von ihm anerkannte Handelsübung auch im Verkehre mit Einzelkaufleuten besteht. Mit Unrecht hat das R.G. ferner die Behauptung des Beklagten für unerschließbar erklärt, daß er kurz nach Empfang des Schreibens vom 11. Januar 1906 dem Kläger telefonisch ersucht habe, zur Rücksprache über dessen Inhalt zu ihm zu kommen. Diese Behauptung war namentlich deshalb von erheblicher Bedeutung, weil Kläger mit seinem Schreiben vom 11. Januar einen „Gegenbrief“ dem Beklagten mit der Bitte überreicht hatte, ihn „unterzeichnet zurückschicken zu wollen.“ Wenn Beklagter, anstatt diesem Ersuchen zu willfahren, den Kläger telefonisch auffordert, besuche Rücksprache über den Inhalt des Schreibens zu ihm zu kommen, so liegt hierin mit ziemlicher Deutlichkeit die Erklärung des Beklagten, daß er mit dem Inhalt des ihm zur Unterzeichnung eingesandten Gegenbriefes nicht einverstanden sei. O. c. 2., U. v. 9. Jan. 07, 263/06 I. — Berlin.

35. § 377 HGB. Bei Sulzschifflieferungen müssen Mängel bei jeder einzelnen Lieferung gerügt werden; es kann aber der Käufer sein Rücktrittsrecht wegen Vertragsverletzungen auch für die Zukunft begründen, dessen nur eine Mängelanzeige nachfolgt.]

Die Klägerin beanprucht Schadenersatz, weil Beklagte die Abnahme rückständiger Ladungen Jernent verzögert und sich im Zahlungsdarlegung bezüglich früherer Lieferungen befindet. Die Beklagte wurde verurteilt, die Berufung zurückzuweisen, das R.G. hat auf: Der von der Beklagten durch Schreiben vom 18. September 1904 wegen der früheren mangelfreien Jernentlieferungen der Klägerin erklärte Rücktritt von dem Sulzschifflieferungsvertrag, soweit dieser damals noch nicht erfüllt war, entsteht nämlich die Geltendmachung eines Anspruchs, welcher der Beklagten aus der mangelfreien Beschaffenheit der früheren Lieferungen analogisch erwachsen war. Einen solchen Anspruch kann aber die Beklagte, da der Kauf für beide Teile ein Handelsgeschäft war, nach § 377 Hbf. 2 cit. durch die Mängel der von ihr als vertragswidrig bezeichneten einzelnen Lieferungen nur unter der Voraussetzung rechtfertigen, daß sie diese Mängel bezüglich jeder dieser Lieferungen in einer den Vorschriften des § 377 Hbf. 1 ent-

sprechenden Weise, namentlich rechtzeitig der Käuferin angezeigt hat, so andererseits die nicht beanstandeten Lieferungen als genehmigt zu gelten haben (vgl. RG. 3, 101). Denn aus der allgemeinen Fassung und dem Zweck des § 377, wodurch der Verkäufer gegen verspätete Beanstandungen der von ihm gelieferten Waren geschützt werden soll, ergibt sich, daß die im Falle der nicht rechtzeitigen Erkundung einer Mängelrüge kraft Gesetzes anzunehmende Genehmigung der Ware jedem aus der nicht-geschäftsmäßigen oder nicht-vertragsgemäßen Beschaffenheit derselben resultierenden Anspruch entzogen wird, wie dies bereits der I. S. des RG. in dem Urteil vom 18. Dezember 1889, RG. 26, 28, bezüglich des in dem fraglichen Punkte mit § 377 des neuen HGB. übereinstimmenden Art. 347 alten HGB. ausgesprochen hat. Bei einem Sulfidlieferungsvertrag wird daher durch die Vorchrift des § 377 das in dem Urteil des erkennenden Senats vom 23. Februar 1904, RG. 57, 115, anerkannte Recht des Käufers, unter den daselbst bezeichneten Voraussetzungen, wegen mangelhafter Lieferungen des Verkäufers und der darin liegenden positiven Vertragsverletzungen vom Vertrag zurückzutreten, insoweit eingeschränkt, als dieses Recht auf solche Lieferungen nicht gestützt werden kann, die nach § 377 als genehmigt zu gelten haben. Es ist auch nicht richtig, daß nach § 377 die mangelhafte Ware unter der Annahme einer in dem Unterlassen der Mängelanzeige zur erblickenden Willensverklärung als genehmigt gelte; denn das Präjudiz der Genehmigung tritt, wie schon der Wortlaut des § 377 ergibt, als geschäftliche Fiktion ohne Rücksicht auf den Parteiwillen in Kraft, weshalb auch ein Gegenbeweis, daß der Käufer nicht habe genehmigen wollen, unzulässig ist. Obgleich ferner bei Verschäpfung der rechtzeitigen Mängelanzeige dennoch die Tatsache der Mangelhaftigkeit der Ware vorliegen kann, so darf doch der Käufer wegen des erwähnten Präjudizes daraus keinerlei Rechte für sich herleiten, namentlich nicht das hier in Rede stehende Rücktrittsrecht. Allerdings steht es dem Käufer frei, vertragsschweiger Lieferungen trotz ihrer Mangelhaftigkeit anzunehmen und zu bezahlen, alsdann aber wegen der Mangelhaftigkeit derselben von dem Vertrag für die Zukunft zurückzutreten. Aber ein solches Rücktrittsrecht kann nicht auf die Mängel von Lieferungen gegründet werden, die wegen unterlassener oder verspäteter Mängelrüge als genehmigt gelten. Wenn bezüglich einer Lieferung eine rechtzeitige Mängelrüge vorliegt, — die ja auch vorzuziehlich im Hinblick auf die Möglichkeit erachtet werden kann, daß der Käufer später vielleicht erst durch weitere vertragsschuldige Lieferungen zum Rücktritt vom Vertrag bestimmt werden könnte, — so kann auch in der Regel in der Annahme und Bezahlung der ersten Lieferung eine Genehmigung derselben durch den Käufer wenigstens insoweit nicht gefunden werden, als dessen Rücktrittsrecht in Frage steht (vgl. das zitierte Urteil vom 23. Februar 1904 und das darin angeführte weitere Urteil des erkennenden Senats vom 14. Mai 1901 (II 67/01)). Endlich ist es rechtlich auch nicht ausgeschlossen, denn, wenn das Rücktrittsrecht des Käufers auf rechtzeitig gerägte mangelhafte Lieferungen gestützt werden kann, unter Umständen auch die Mangelhaftigkeit anderer Lieferungen, deren Mängel als genehmigt gelten, ebenfalls zur Begründung der Annahme zu

verwerten, daß künftige vertragsschuldige Lieferungen überhaupt nicht zu erwarten seien, was ja eine Voraussetzungsfrage für das fragliche Rücktrittsrecht ist (vgl. die zitierten RG. 57, 115). Das Berufungsgericht hat nun aber dem Zeitpunkt der Mängelanzeige nicht nur für die Frage Bedeutung beigemessen, ob die Beklagte bezüglich der angeblich mangelhaften früheren Lieferungen den Vorschriften des § 377 HGB. Genüge geleistet habe und somit diese Vorschriften nicht der Geltendmachung des fraglichen Rücktrittsrechts auf Grund dieser Lieferungen entgegenstünden, — was nach vorstehender Erörterung rechtlich nicht zu beanstanden ist, — sondern es hat auch angenommen, daß Lieferungen der Klägerin, die schon vor der Rücktrittserklärung der Beklagten gemacht worden, damals aber von ihr noch nicht als mangelhaft beanstandet gewesen seien, selbst dann nicht zur Rechtfertigung dieses Rücktritts dienen könnten, wenn sie wirklich mangelhaft gewesen und deren Mängel noch nachträglich innerhalb der durch § 377 HGB. bestimmten Frist gerügt worden sein sollten. Hierin liegt aber eine Überstimmung der Bedeutung der letzteren Vorchrift bei ihrer Anwendung auf Sulfidlieferungsverträge. Zwar kann, wie bereits oben ausgeführt ist, die Rücktrittserklärung des Käufers von einem solchen Vertrag nicht durch solche Lieferungen gerechtfertigt werden, deren angebliche Mängel überhaupt nicht in einer den Vorschriften des § 377 entsprechenden Weise, also namentlich nicht rechtzeitig gerügt worden sind. Hieraus ist aber nicht zu folgern, daß bezüglich jeder einzelnen mangelhaften Lieferung, durch welche eine Rücktrittserklärung gerechtfertigt werden soll, schon zur Zeit dieser Erklärung eine den Vorschriften des § 377 entsprechende Mängelanzeige vorzulegen haben müsse, widrigenfalls die betreffende Lieferung überhaupt nicht für die Frage des Rücktritts in Betracht kommen könne. Vielmehr genügt es in dieser Hinsicht, wenn zur Zeit der Rücktrittserklärung die betreffende mangelhafte Lieferung bereits erfolgt war und bezüglich ihrer vor Ablauf der in § 377 cit. bestimmten Frist, wenn auch erst nach der Rücktrittserklärung, eine dieser Vorchrift entsprechende Mängelanzeige nicht unterlassen wird. Das hier in Rede stehende Rücktrittsrecht des Käufers bei Sulfidlieferungsverträgen wird nämlich, wie in dem Urteile RG. 57, 115 näher dargelegt ist, lediglich als Folge einer positiven Vertragsverletzung gewährt. Sobald daher der Verkäufer durch mangelhafte Lieferungen die ihm obliegenden Vertragspflichten in solcher Weise verletzt hat, daß dadurch die Errichtung des Vertragsverhältnisses gefährdet wird, ist sofort das sich aus dieser Vertragsverletzung allein oder in Verbindung mit anderen Vertragsverletzungen ergebende Rücktrittsrecht des Käufers an sich begründet, ohne daß es hierfür einer weiteren Rechtsabhandlung des letzteren bedürfte. Deshalb kann dieses Recht auch sofort durch eine dem Verkäufer gegenüber abgegebene Erklärung des Rücktritts ausgeübt werden. Falls dann der Verkäufer die Berechtigung dieses Rücktritts bestritt, so ist eventuell die Frage, ob bezüglich derjenigen Lieferungen, welche die Rücktrittserklärung des Käufers rechtfertigen sollen, eine der gesetzlichen Vorschriften entsprechende Mängelanzeige vorliegt, im Rechtsstreit auszutragen. Wenigstens ist aus der rechtlichen Natur und dem Inhalt der Rücktrittserklärung ein Grund gegen die Zulässigkeit einer solchen nachträglichen

Rechtsfertigung derselben herzustellen, ebenso nicht aus dem Inhalt und dem Zweck der Vorschriften des § 377; denn durch diese nur für Käufe, die Handelsgeschäfte sind, im Interesse des Verkäufers erlassenen Spezialvorschriften des HGB. sollte nicht so tief in die allgemeinen Rechtsgrundsätze des BGB. eingegriffen werden, daß eine mangelhafte Lieferung, die nach diesen Grundsätzen ohne weiteres sich als eine Vertragsverletzung darstellt, gemäß § 377 als solche erst von dem Zeitpunkt an anzusehen wäre, in dem bezüglich ihrer die vorgeschriebene Mängelanzeige erstattet ist. Uebrigens tritt nach Abs. 2 dieses Paragrafen das Vorherrschen der Genehmigung erst nach fruchtlosem Ablauf der Frist ein, innerhalb deren die Mängelanzeige hätte erstattet werden können. Bis dahin besteht die Befugnis des Käufers, seine Rechte aus einer mangelhaften Lieferung geltend zu machen, wenn auch mit dem fruchtlosen Ablauf dieser Frist die Unvollkommenheit einer solchen Rechtsausübung wegen nicht erfolgter Mängelrüge eintreten kann. Hiernach hat das Berufungsgericht bei der Beurteilung der Frage, ob die Rücktrittserklärung der Beklagten berechtigt war, mit Unrecht die vorher erfolgten, aber erst nachher gestügten zwei Zementlieferungen vom August 1904 und vom 6. September 1904 aus dem Grunde als nicht zur Rechtsfertigung dieses Rücktritts geeignet erklärt, weil die angebliebenen Mängel derselben damals noch nicht gerügt gewesen seien. Vielmehr hätte es weiter prüfen sollen, ob die bezüglich dieser Lieferungen nachträglich erstatteten Mängelanzeigen als den Vorschriften des § 377 HGB. entsprechend anzusehen sind, und im Falle der Bejahung dieser Frage, ob die behaupteten Mängel wirklich vorhanden und ob für gerügt waren, die Annahme zu rechtfertigen, daß auch künftig vertragsgemäße Lieferungen der Klägerin nicht zu erwarten, und somit für die Beklagte die Erreichung des Vertragszwecks gefährdet gewesen sei. J. & Co. c. R. P.-G., II. v. 2. Jan. 07, 267/06 II. — Stelle.

Versicherungsrecht.

36. Verfügung des Vaters über die von ihm für seine Kinder genommene Ausfallversicherungsversicherung.]

Der Vater der Kläger nahm für diese in den Jahren 1893 und 1896 bei der Bar-Lebensversicherungsbank zu Vörmern eine Ausfallversicherungsversicherung in Höhe von je 3 000 Mark, über welche die drei Policen Nr. 82 000, 82 001 und 90 771 ausgestellt wurden. Die Policen laufen zugunsten der Kinder; die Versicherungssumme sollte nach Vollendung des 20. Lebensjahres des betreffenden Kindes gezahlt werden. W. E. hat dieses Alter bereits erreicht. Im Falle des Ablebens der Kinder vor dem fälligen Verfalltage war dem Versicherungsnehmer der Betrag der eingezahlten Prämien mit einem gewissen Abzug zurückzugewähren. Die Policen sind später in je beitragsfreie Policen über 2 120 bzw. 1 960 bzw. 1 120 Mark umgewandelt worden. Unter dem 1. Oktober 1899 schloß der Vater der Kläger mit der Beklagten einen Vertrag, in dem er den Empfang eines Darlehens von 10 000 Mark bekannte, sich zum Bezuge des zum Betriebe seiner Gastwirtschaft benötigten Bieres in gewissen Grenzen verpflichtet und der Beklagten eine Reihe von Sicherheiten bestellte. Unter anderem versäuberte er ihr die drei bezeichneten Policen. Unter dem 10. Oktober 1899 stellte er der Beklagten eine anderweitige

Urkunde aus; inhaltlich deren er die Policen ihr zu Eigentum übertrug und ihr das Recht einräumte, über die Policen zu verfügen und sich aus deren Erlös bezahlen zu machen. Die Beklagte ist im Besitze der Urkunden. Die Kläger forderten, da ihr Vater kein Recht zur Verfügung über die Policen gehabt habe, deren Rückgabe. Das OLG. wies ab, das AG. hob auf: Die Ausführung des Berufungsrichters, daß der Vater der Kläger nicht als deren Vertreter die Versicherungsverträge mit der Bar-Lebensversicherungsbank abgeschlossen habe, ist freilich nicht zu beanstanden und wird auch von der Revision nicht beanstandet. Im übrigen läßt aber der Berufungsrichter ununtersucht, ob die Kläger aus den zu ihren Gunsten genommenen Versicherungen ein unmittelbares Recht auf Auszahlung der Versicherungssummen erworben haben. Er meint, daß, auch wenn dies der Fall sei, immer noch der Anspruch des Vaters gegenüber der Bank bestünde, daß an seine Kinder geleistet oder bei deren Tode vor Vollendung des 20. Lebensjahres ein Teil der gezahlten Prämien an ihn zurückgezahlt werde. Infolgedessen der letztere Anspruch habe verworfen werden können. Mit der Begründung eines eigenen Rechtes der Kinder auf die Versicherungssummen sei nicht ohne weiteres das Recht auf Herausgabe der gütlich verfallenden Policen erworben. Diese Ausführungen werden von der Revision mit Grund als rechtsirrtümlich bestritten. Für die gegenwärtige Instanz ist zu unterscheiden, daß nach dem Willen der Kontrahenten des Versicherungsvertrages die Kläger unmittelbar ein Forderungsrecht auf Auszahlung der Versicherungssummen haben erworben sollen, wenn schon bedingt und betragt dadurch, daß die versicherten Ausfallbeträge erst mit der Vollendung des 20. Lebensjahres zahlbar werden sollten. Die rechtliche Möglichkeit eines solchen Vertrages ist nach dem vom Berufungsrichter angenommenen gemeinen Rechte nicht zu bezweifeln und wird auch nicht in Zweifel gezogen. Sind aber die Kinder Gläubiger der Versicherungsbank geworden, so durfte ihre Klage nicht ohne weiteres, wie geschehen, abgewiesen werden. Es ist richtig, daß neben ihrem Gläubigerrecht das Gläubigerrecht ihres Vaters in dem oben bezeichneten doppelten Sinne bestand. Es ist auch richtig, daß dieses Gläubigerrecht jedenfalls in Ansehung der Prämienbeträge, auf deren Erstattung im Falle des früheren Ablebens der Kinder ein Anspruch gegeben war, verfallend und — nach Maßgabe der Urkunde vom 10. Oktober 1899 — zur Sicherheit überzignet worden konnte. Dadurch werden aber die Rechte der Kinder nicht berührt. Der Berufungsrichter hat nicht schlagend, daß der Vater über die Forderungen der Kinder hat verfügen wollen. Dies wäre auch nur zulässig gewesen, wenn nach dem Inhalte des Versicherungsvertrages der Vater sich vorbehalten hätte, den Kindern die ihnen eingeräumten Rechte einseitig wieder zu entziehen. Sonst selbst versteht sich der Vorbehalt nicht. Auch dem vom Berufungsrichter angezogenen § 90 der Versicherungsbedingungen ist die Bank berechtigt, die Versicherungssumme an die in der Police benannte Person auch ohne Verleugung der Police auszusahlen. Es spricht mithin nichts dafür, daß die Bank verpflichtet war, sich die Substitution eines anderen Empfangsberechtigten durch den Versicherungsnehmer gefallen zu lassen. Eher könnte an eine derartige Substitution unter Mitwirkung der Bank gedacht werden, worüber indessen gleich-

falls nichts erbt. Auch davon ist nicht die Rede, daß der Vater etwa als gesetzlicher Vertreter der Kinder über deren Rechte habe verfügen wollen. Ist hiernach davon auszugehen, daß durch die Verpfändung oder richtiger die Eigentumsübertragung des Gläubigerrechts der Kinder nicht betroffen wurde, so hat die Klägerin G. E., welche das 20. Lebensjahr bereits vollendet hat, nunmehr einen unbedingten Anspruch auf Zahlung der Versicherungssumme gegen die Bank, zu dessen wirksamer Durchführung sie der Police bedarf, weil die Bank nicht verpflichtet ist, ohne Auskündigung der Police zu zahlen. Der Vater E. hat nur den von dem Besizer der Police unabhängigen Anspruch gegen die Bank aus Leistung an seine Tochter. Das Recht der Beklagten aus den Urkunden vom 1. und 10. Oktober 1899 ist gegenstandslos geworden; es fehlt an der Möglichkeit, sich aus dem überreichten Rechte zu befriedigen, da ein solches verwertbares Recht nicht mehr besteht, und die Beklagte indess jedenfalls dem Vater gegenüber zur Herausgabe der Police verpflichtet. Dies erkennt auch der Berufungsrichter an. Er verneint aber ein Recht der Klägerin G. E. gegenüber der Beklagten und will ihr nur einen obligatorischen Anspruch gegen ihren Vater auf Verschaffung der Police zugestehen. Köme neues Recht in Frage, so würde nach § 952 BGB. G. E. ohne weiteres Eigentümerin der Police und als solche klageberechtigt sein. Aber auch das gemeine Recht steht der Klage nicht entgegen. Anzuerkennen ist, daß das Eigentum an einer Beweis- oder Legitimationsurkunde nicht notwendig mit dem Gläubigerrecht zusammenfällt. Aber die Regel wird eine solche Trennung der Rechte am Papier und an der Forderung nicht bilden. Das Papier steht in einem rechtlichen Zusammenhang mit der Forderung; man kann zwar nicht von einem Zubehör im technischen Sinne, aber doch von einem Zughörigkeitsverhältnis reden. Darum wird regelmäßig die Abtretung einer Forderung mitbzw. mit der Abtretung des Anspruchs auf Herausgabe der über die Forderung ausgestellten Urkunde in sich schließen, sofern diese sich in den Händen eines Dritten befinden sollte, und der Dritte kann die Herausgabe nicht verweigern, wenn er für dem Forderungsschuldner. Das Gleiche muß aber auch gelten, wenn eine Forderung nicht abgetreten, sondern unmittelbar durch einen Vertragsschluß zugunsten eines Dritten für diesen Dritten begründet wird. Wenn die Parteien nichts anderes verabredet haben, kann als ihre Absicht angesehen werden, daß der Dritte mit dem Forderungsrechte selbst auch die für seine Geltendmachung unerlässlichen Aktenurkunden, insbesondere auf Auskündigung der Urkunden, erworben solle. Der Wille, das Recht für den Dritten zu begründen, schließt von selbst diesen Willen in sich. Es wäre ein kaum verständlicher Umweg, wenn der an sich mit vollem Gläubigerrecht ausgestattete Dritte zur Erlangung des Besizes der Aktenurkunden sich zunächst an den Verpfändungsgegenstände wenden und von ihm mit einer besondern Forderung des Herausgabeanpruchs versehen werden müßte. Von einem Rückgrat des Dritten und des Verpfändungsgegenstandes kann keine Rede sein. Nur das ist richtig, daß, so lange noch ein mit der Urkunde zusammenhängendes Recht des letzteren besteht, weder er noch ein anderer, dem er dieses Recht mit der Urkunde übertragen oder verpfänden hat, die Urkunde dem Dritten auszuhandeln braucht. Im vorliegenden Falle verhält es sich aber — in Auslegung

der B. G. — so, daß nach dem Erlöschen des Rechtes des Vaters auf die teilweis Rückgewähr der Prämien zum Besitze der Police allein G. E. berechtigt ist, wofür die bereits erbrachten Voraussetzungen zureichen. Das die beiden anderen Geschwister anlangt, so ist es noch ungewiß, ob sie ein unbedingtes Gläubigerrecht erworben worden. Eben deshalb durfte aber ihr Anspruch nur zur Zeit abgewiesen werden; vorläufig ist es noch möglich, daß das der Beklagten eingeräumte Recht wiesam wird, aber sobald die Kinder das vollermäßige Alter erreicht, stehen sie ihrer Schwester G. gleich und können die Herausgabe der Polizen von der Beklagten fordern. Aus den angegebenen Gründen ist es erforderlich, daß die für die Kläger durch den Versicherungsvortrag ins Leben gerufene Rechtsstellung näher erörtert und bestimmt wird. Zu diesem Zwecke mußte die Sache unter Aufhebung des Berufungsurteils zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung in die Vorinstanz zurückverwiesen werden. C. a. G., II. v. 22. Dez. 06, 80/06 VII. — Jena.

Grundbuchordnung.

§ 7. § 54 verb. mit §§ 40, 77 UrzGB. vom 13. Juli 1883. Sachliche Seite des Grundbuchrichters, welcher nach erfolgtem Grundbuche eines verstorbenen Grundstücks einen Widerspruch zugunsten eines früheren Eigentumsberechtigten eingetragen hat.]

Im Grundbuch von B., Bl. 10 sind am 31. Oktober 1882 die 10 Geschwister L. als Eigentümer des Grundstücks eingetragen. Am 14. Februar 1884 wurde als Eigentümer der beiden Anteile der Marie und der Laura L. der Schwager G. eingetragen, von dem sie auf Grund einer Auflassung auf die Eheleute U. übergegangen sind. Am 17. September 1885 hat der Grundbuchrichter, obwohl den Eheleuten U. nur $\frac{1}{10}$ Miteigentumsanteile zustanden, auf Grund einer Erbauseinandersetzung und Auflassung irtümlich die Witwe G. als Miteigentümerin des ganzen Grundstücks eingetragen. Auf Grund von Auflassungen sind später mehrere Personen als Eigentümer des ganzen Grundstücks nacheinander eingetragen. Am 3. Dezember 1898 ist die Zwangsversteigerung des ganzen Grundstücks eingeleitet und durch Urteil vom 24. März 1899 ist das ganze Grundstück der Witwe G. zugestanden, die dann am 27. April 1899 als Miteigentümerin des Grundstücks eingetragen wurde. Auf Grund von Auflassungen sind dann zunächst die Eheleute R. und endlich am 26. Januar 1901 die Kläger als Eigentümer des ganzen Grundstücks eingetragen. Bald darauf hat der Grundbuchrichter bemerkt, daß die Eintragung der Witwe G. als Miteigentümerin am 17. September 1885 irtümlicherweise erfolgt war, und am 24. April 1901 dem Amt wegen eines Widerspruches gegen das Miteigentum der Kläger zugunsten der acht Geschwister L. eingetragen. Die Kläger haben, nachdem ihre Beschwerde gegen die Eintragung des Widerspruches vom LG. am 24. Juli 1901 als unzulässig verworfen war, gegen die acht Geschwister L. Klage auf Bewilligung der Löschung des Widerspruches erhoben. Die Geschwister L. sind demgemäß rechtskräftig verurteilt, weil sie durch das Auflassungsurteil im Zwangsversteigerungsverfahren ihre Rechte auf ihre $\frac{1}{10}$ Miteigentumsanteile ein für allemal verlieren hätten. Der Widerspruch ist dann gelöscht worden. Den Klägern sind in diesem Rechtsstreife Kosten erwachsen, die sie bezahlt haben und die sie

von dem beklagten Fiskus erstattet verlangen, weil die Eintragung des Widerpruchs unzulässig gewesen und nur durch Haftbefähigung des Grundbuchrichters erfolgt sei, die Löschung des Widerpruchs auch nur im Wege des Prozesses habe herbeigeführt werden können. Das O. verwurteilte, Berufung und Revision wurde zurückgewiesen: Die Reihe der freiwilligen Berufungen war bereits durch das rechtskräftige Urteil vom 24. März 1899 unterbrochen, wodurch das Alleineigentum des Grundstücks Blatt 10 B. im Zwangsversteigerungsverfahren der Ersteherin, Witwe G., zugeschlagen war, und diese war aus Grund des Urteils auf Ersuchen des Vollstreckungsgerichts als Alleineigentümerin in dem Grundbuch eingetragen. Durch das Zuschlagsurteil hatte die Witwe G. nach § 97 des Preussischen Gesetzes vom 13. Juli 1883 das Eigentum des verfallenen Grundstücks erworben ohne Rücksicht darauf, wer bis dahin dessen Eigentümer gewesen war und ohne Rücksicht auf ihre und der übrigen Interessenten des Verfahrens Meinung. Durch den Zuschlag waren demnach die Eigentumsansprüche der acht Geschwister L., da von ihnen die Einstellung des Verfahrens nicht herbeigeführt war, erloschen (vgl. § 40 Nr. 9 des Gesetzes vom 13. Juli 1883); infolgedessen hätte die durch die gescheiterte Eintragung der Witwe G. vom 17. September 1895 bewirkte Unrichtigkeit des Grundbuchs ihrer Bedeutung gänzlich verloren ohne Unterschied, ob die Ersteherin Witwe G. von der früheren Unrichtigkeit Kenntnis hatte oder nicht. Der Eintragung des Widerpruchs zu der Eigentumseintragung der Kläger fehlte also die Voraussetzung, daß eine Unrichtigkeit des Grundbuchs zur Zeit noch bestände, und sie war verloschen, weil ausgeschlossen war, daß die Eintragung der Kläger und ihrer Nachkommen später wegen ihrer Kenntnis von der früheren Unrichtigkeit des Grundbuchs der Anfechtung unterliegen könne. Der Grundbuchrichter handelte fehlerhaft, indem er den Widerspruch von Amts wegen eintrug, weil er aus dem Grundbuch ersehen konnte und mußte, daß die Eigentumseintragung der Witwe G. auf Grund des Zuschlagsurteils erfolgt und deshalb unanfechtbar war. Der Meinung des Beklagten kann nicht beigetreten werden, daß dem Grundbuchrichter Haftbefähigkeit bei Eintragung des Widerspruches nicht vorgeworfen werden dürfe, weil im Eigenschaftsbericht von Turnau-Förster (2. Aufl. Bd. II S. 296 Nr. 3) die Frage bejaht sei, ob die Eintragung des Widerspruches auch dann noch erfolgen müsse, wenn dadurch inzwischen eingetragene Rechte Dritter beeinträchtigt werden würden. Allerdings findet sich dort der Satz: „Nach § 54 BGB. kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Eintragung des Widerspruches in allen Fällen zu erfolgen hat.“ Dabei ist aber als selbstverständlich vorausgesetzt, daß überhaupt der im § 54 Satz 1 vorgesehene Fall gegeben ist, daß also bei Eintragung des Widerspruches die durch die gescheiterte Eintragung herbeigeführte Unrichtigkeit des Grundbuchs noch besteht oder wirksam werden kann. Jener Satz bezieht sich daher nicht und kann trotz seiner allgemeinen Fassung nicht auf einen Fall bezogen werden, in dem durch eine Zwangseintragung die frühere Unrichtigkeit des Grundbuchs aufgehoben und die Richtigkeit des Grundbuchs hergestellt ist. Für einen Fall, wie den vorliegenden, der bei Turnau-Förster nicht ins Auge gefaßt und entschieden ist, kann daraus die Zulässigkeit der Eintragung des Widerspruches nicht hergeleitet

werden. Dr. Fußguthus a. S., U. v. 16. Jan. 07, 230/06 V.

— Marienwerder

Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892/90. Mai 1898.

§ 15 GmbHG. Genossenschaft für die Gegenleistung der Übertragung eines Geschäftsanteils, Freilassung durch den dinglichen Übertragungsvertrag.]

Am 15. November 1900 kauften der jetzige Kläger, die Aktiengesellschaft „Verlag des Schwarzwälder Boten“ in Oberndorf a. N. und die graphische Kunsthandlung J. R. Richter in Bülzburg die Papierfabrik „am Baum“ in Rietzbach und errichteten am 26. November gleichen Jahres die Gesellschaft „Papierfabrik am Baum in Rietzbach G. m. b. H.“ Im Juli 1901 erlosch Kaufmann B. in München gegen die drei Genannten Klage auf Zahlung einer Mäslergebühr im Betrage von 8103 Mark für Vermittlung dieses Kaufs. Im Mai 1902 nahm B. seine Klage gegen die beiden zuletzt Genannten zurück, hielt nur die gegen den Kläger erhabene aufrecht und ermäßigte das Mäslergebühren auf ein Drittel. Im 11. Instanz wurde durch begünstigtes Endurteil des OLG. München vom 18. Februar 1903 die Beurteilung des jetzigen Klägers von der Leistung zweier ihm auferlegten Eide abhängig gemacht. Der jetzige Kläger legte Revision ein, nahm sie aber wieder zurück und verglich sich mit B. dahin, daß er sich verpflichtete, gegen Bericht auf die Mäslergebühr im 1700 Mark zu bezahlen und die Prozeßkosten zu tragen. Diese im Betrage von 1140 Mark sowie die Vergleichssumme hat er an B. bezahlt und beanspruchte ihren Ersatz mit 2840 Mark 02 Pf. nebst Zinsen im vorliegenden Prozesse von dem Beklagten. An diesen hat nämlich Kläger durch notariellen Vertrag vom 20. September 1901 seinen Geschäftsanteil an der Gesellschaft m. b. H., samt allen damit verbundenen Rechten und Pflichten abgetreten. Bei diesem Vertragsabschlusse war der Beklagte durch B. als Bevollmächtigten vertreten. Kläger behauptet, es sei hierbei ausdrücklich betont worden, daß zu dem zu übernehmenden Verpflichtungen auch die aus der damals im Prozeß befindlichen Forderung des B. auf Zahlung der Mäslergebühr herrührende gehöre. Der Beklagte, welcher Abweisung der Klage beantragte, hat dies bestritten. Er hat weiter geltend gemacht, daß, wenn ein dotalgebührende Abkommen getroffen worden wäre, es, weil nicht in den notariellen Vertrag aufgenommen, nichtig wäre. Es sei auch nach § 181 BGB. unwirksam, da B., welcher Gläubiger der Forderung sei, ihn bei dem Vertragsabschlusse vom 20. September vertreten habe. Überdies habe Kläger den Prozeß mit B. unrichtig geführt; B. sei von der Gesellschaft m. b. H. mit 1000 Mark abgefunden worden; Kläger hätte der Klage des B. den Einwand des Vergleichs und den Einwand der mangelnden Vollstreckungsmittel entgegenzusetzen müssen, da seine (des Beklagten) Schuldübernahme eine private gewesen sei; mündlich hätte ihm (Beklagten) eine Gegenforderung aus Darlehen in Höhe von 5000 Mark zugesprochen, welche er gegen die Forderung des vermögenslosen B. hätte ausrechnen können; die in der Zahlung gelegene Geschäftsführung sei gegen den Willen des Geschäftsführers erfolgt. Hätte Kläger den Beklagten vom dem Fortgange des Prozesses verständigt, so wäre er auch in der Lage gewesen, ihm diese Darlehensforderung abzutreten und dadurch seinerseits gegen den Anspruch B. auf-

zurufen. Kläger sei ihm wegen dieser Unterlassung schadenerschuldigt, und er räume mit dieser Gegenforderung auf. Beklagte ist in allen drei Instanzen verurteilt: Revisionkläger hat die Nachprüfung der Frage verlangt, ob nicht nach § 15 WGrbG. auch die für die Übertragung des Geschäftsanteils des Klägers vereinbarte Gegenleistung des Beklagten der gerichtlichen oder notariellen Form bedürftig hätte. Das OLG. ist jedoch bei seiner Entscheidung hierüber von durchaus zureichenden rechtlichen Gesichtspunkten ausgegangen. Allerdings bedarf der obligatorische Vertrag, die Vereinbarung, durch welche die Verpflichtung eines Gesellschafters zur Abtretung eines Geschäftsanteils begründet wird, nach § 15 Abs. 4 des Gesetzes der bezeichneten Form, und als Bestandteil der Vereinbarung unterliegt auch die in ihr vorgesehene Gegenleistung der Formvorschrift. Nach dem Schlussatz des § 15 Abs. 4 wird aber die ohne diese Form getroffene Vereinbarung durch den in gehöriger Form geschlossenen Abtretungsvertrag, den Vertrag der Übertragung des Geschäftsanteils von dem Gesellschafters auf den Erwerber (§ 15 Abs. 3 des Gesetzes) gültig. Es ist vielfach üblich geworden, daß die Kontrahenten nur den dinglichen Abtretungsvertrag gerichtlich oder notariell beurkunden lassen, wodurch dann die formlos geschlossene und deshalb an sich ungültige „Vereinbarung über die Abtretung“ ihrem ganzen Inhalte nach gültig wird. Vgl. Staub-Hachenberg, Kommentar zum Gesetz betreffend die Gesellschaften m. b. H. § 15 Anm. 36. So ist auch im vorliegenden Falle verfahren worden. Die Gültigkeit und Rechtsverbindlichkeit der zwischen den Parteien über die Abtretung getroffenen Vereinbarung, insbesondere die Folge der Übernahme der damals im Streit befindlichen Schulds des Klägers an den Kaffler B. kann hiernach mit Grund nicht bezweifelt werden. Auch der veritäre Revisionsangriff geht fehl. Ganz abgesehen von der Frage, ob der Kläger nach dem zwischen ihm und dem Beklagten bestehenden Vertragsverhältnis verpflichtet war, den Beklagten von dem Stand seines Prozesses mit B. unausgefordert aus dem laufenden zu halten, kann Beklagter einen Schadenersatz wegen der ihm entgangenen Möglichkeit, die Forderung des B. mit einer an diesen ihm angeblich zulegenden Gegenforderung auszurechnen, schon deshalb nicht geltend machen, weil es lediglich seine Sache war, den Kläger auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen. Der Kläger wollte nichts davon, daß Beklagter eine Forderung gegen B. hatte. Der Beklagte hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er es unterließ, dem Kläger hiervon Mitteilung zu machen, und wenn dadurch die Gegenleistung zur Aufrechnung, die durch eine entsprechende Vereinbarung zwischen den Parteien leicht hätte herbeigeführt werden können, dem Beklagten entging. Wie er für diesen Schaden den Kläger sollte verantwortlich machen können, ist nicht einzusehen, da er selbst nicht behaupten kann, daß dem Kläger von dem Bestehen einer Forderung des Beklagten an B. irgend etwas bekannt war. B. c. R., II. v. 22. Dez. 06, 240/06 I. — Wünnen.

Warenzeichengesetz vom 12. Mai 1894.

§ 9 Abs. 1 Nr. 2 WarenZG. Lösungssage eines Dritten wegen Nichtfortsetzung des Geschäfts seitens eines Warenzeichenberechtigten.]

Für den Beklagten ist unter Nr. 31465 der Zeichenrolle

des Reichlichen Pat. das Warenzeichen „Reinhardt“ unter Angabe des Geschäftsbetriebes: Weingroßhandlung, und der Warenart: Weine und Schaumweine, auf Anmeldung vom 18. März 1894 am 17. Juni 1894 eingetragen. Der Kläger behauptet, daß der Geschäftsbetrieb, zu welchem das Warenzeichen gehört, von dem Beklagten, nachdem er im Jahre 1900 in Konkurs geraten ist, nicht mehr fortgesetzt werde und hat aus Grund dessen gegen den Beklagten auf Löschung jenes Warenzeichens in der Zeichenrolle Klage erhoben. Das OLG. wies die Klage ab, das AG. hob auf und verurteilte: Gemäß § 9 Abs. 1 Nr. 2 WarenZG. kann ein Dritter die Löschung eines Warenzeichens beantragen, „wenn der Geschäftsbetrieb, zu welchem das Warenzeichen gehört, von dem eingetragenen Inhaber nicht mehr fortgesetzt wird.“ Es ist dem Vordrucker darin beizutreten, daß nicht schon dann, wenn eine Unterbrechung des Geschäftsbetriebes des Warenzeicheninhabers — sei es infolge Konkurses, des Abnehmens der Fabrik, der zeitweisen Nichtrentabilität des Geschäfts oder aus ähnlichen Gründen — eingetreten ist, davon die Rede sein kann, daß der betreffende Geschäftsbetrieb nicht mehr fortgesetzt wird. Aber es muß sich, um § 9 Abs. 1 Nr. 2 anzuwenden, erscheinen zu lassen, immer nur eine Unterbrechung, ein einseitiges Ruhen, nicht jedoch ein Erlöschen des Geschäftsbetriebes handeln. Letzteres liegt hier nach den Feststellungen der Vordrucker vor. Nach diesen Feststellungen ist anzunehmen, daß, wenn es dem Beklagten, der seit 1903 eigene Geschäfte irgend welcher Art nicht mehr gemacht und einen Weinhandel nicht betrieben hat, auch wirklich Ende 1906 oder Anfang 1907 gelingen sollte, neuerdings ein eigenes Weinhandels zu gründen, nicht mehr von der Fortsetzung seines (alten) Geschäftsbetriebes, sondern nur von der Gründung, dem Beginn eines neuen Geschäfts die Rede sein könnte. Das alte Geschäft ist schon seit 1903 erloschen; es besteht in keiner Beziehung mehr fort und kann in keiner Weise mehr in die Erscheinung treten. Der Beklagte hat seit Jahren weder eine Weinhandlung noch ein Lager; er hat beides bereits 1903 aufgeben müssen, er hat seitdem kein Geschäft in eigenem Namen mehr gemacht; es kann daher auch keine Rede davon sein, daß er noch irgend welche Rundschaft hätte. Es ist nicht mehr von einem Geschäft und dem Geschäftsbetrieb da. Der Beklagte hat ferner aus gar nicht mehr die Möglichkeit, seinen Geschäftsbetrieb als Weinhandler und damit kein Warenzeichen auf einen anderen zu übertragen, da er kein Geschäft mehr hat. Wenn der Berufungsrichter trotz alledem nur eine Unterbrechung, nicht eine endgültige Aufgabe des Geschäftsbetriebes auf Seiten des Beklagten, insbesondere auch um deswillen annimmt, weil der Beklagte ein neues Unternehmen gründen will und Aussicht vorhanden ist, daß er in absehbarer Zeit wieder einen Weinhandel eröffnen wird, so legt der Berufungsrichter bei der Frage, ob ein Geschäftsbetrieb „nicht mehr fortgesetzt wird“ einen zu subjektiven Maßstab an und übersieht das objektive Moment, ob eine Fortsetzung des Geschäftsbetriebes, zu welchem das Warenzeichen gehört, nicht nur in dem Willen des Zeicheninhabers liegt, sondern überhaupt noch möglich ist. Das ist hier nicht der Fall. Anwas, was erloschen ist und nach keiner Richtung hin mehr irgend welchen Bestand hat, kann nicht fortgesetzt werden. (Vgl.

RG. I, 261; 30, 1/2.) S. e. S., II. v. 14. Dez. 06, 220/06 II. — Hamburg.

Gewerbeunfallversicherungsgesetz vom 5. Juli 1900.

40. § 1 GewUnfG. Begriff des „Betriebsunfalls“ des „im Betriebe beschäftigten Arbeiters.“

Am Sonntag, den 10. Juli 1904 kam der Kläger auf seinem Nachhausewege bei der Brauerei der Beklagten vorbei. Zu derselben Zeit kamen zwei in Diensten der Beklagten stehende Knechte mit zwei dieser gehörenden Pferden, die sie in die Schwemme geritten hätten, dort an. Um zum Stalle zu gelangen, mußten sie das Tor einer eingefriedigten Weide passieren. Das Tor war geschlossen. Einer der Knechte hat den Kläger, das Tor zu öffnen und nach ihrem Durchgange wieder zu schließen. Der Kläger öffnete das Tor. In demselben Augenblicke schlug das Pferd des Knechtes aus und traf den Kläger am rechten Auge. Der Kläger behauptet, daß er das getroffene Auge nicht mehr gebrauchen könne und verlangt auf Grund § 833 BGB. Ersatz des ihm entstandenen Schadens in Höhe von 47,60 Mark nebst Zinsen und einer näher befristeten Rente vom 31. Juli 1904 ab. Die Beklagte erkannte den Anspruch auf Zahlung von 47,60 Mark völlig, den Rentenanspruch für die Zeit vom 31. Juli 1904 bis Schluß der 13. Woche nach dem Vorfalle dem Grunde nach an. Soweit sich der Rentenanspruch auf die spätere Zeit erstreckt, bestritt sie denselben. Sie machte geltend, daß der Kläger sich insoweit an die Brauereibergsgenossenschaft halten müsse, weil er beim Erleidenden des Unfalls vorübergehend als Arbeiter in ihrem Brauereibetriebe tätig gewesen sei. Die I. Instanz erklärte den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt. Die hiergegen von der Beklagten eingelegte Berufung wurde zurückgewiesen, beglücken die Revision. Das Berufungsgericht faßt aus: Ein Fall, der die Anwendung des GewUnfG. vom 5. Juli 1900 rechtfertigt, liegt nicht vor. Für den Begriff des „Unfalls beim Betriebe“ im Sinne des § 1 dieses Gesetzes sei ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Unfall und dem Betriebe und weiter erforderlich, daß der Unfall bei Gelegenheit einer Betriebsabhandlung im Interesse des Betriebes erfolgt sei. Wollte man jenes auch annehmen, so fehle doch die zweite Voraussetzung. Es sei nicht ersichtlich, daß das Öffnen des Tores in Beziehung zum Betriebe der Brauerei und im Interesse des Betriebes erfolgt sei. Dazu komme, daß sich vorliegender Fall auch nicht annehmen lasse, daß der Kläger ein im Betriebe der Brauerei „beschäftigter Arbeiter“ gewesen sei, als er auf die Aufforderung des Knechtes das Tor öffnete und dabei den Unfall erlitt. Über die Frage, ob hier ein Unfall im Sinne des § 1 GewUnfG. vom 5. Juli 1900 vorliegt, ist im oberrheinischen Rechtswege selbständig die Entscheidung zu treffen. Allerdings würde eine Entscheidung bindend sein, die in dem durch das Gesetz vom 30. Juni 1900 geordneten Wege darüber bereits ergangen wäre (§ 135 Abs. 3 dieses Gesetzes; RG. 60, 26 ff.). Aber eine solche Entscheidung ist bisher nicht getroffen; das im GewUnfG. geordnete Verfahren ist noch nicht einmal eingeleitet. Mit Rücksicht auf letzteren Umstand war das Berufungsgericht auch nicht zu einer besonderen Erörterung darüber veranlaßt, ob das hier schwerwiegende Verfaßten gemäß § 149 S. 2. auszuheben sei (vgl. RG. 54,

33 ff.). In der Sache selbst ist die Revision nicht begründet. Freilich kann der in Frage stehende Unfall objektiv als ein solcher angesehen werden, der sich im Sinne des § 1 des Gesetzes vom 30. Juni 1900 bei Gelegenheit einer im Interesse des Brauereibetriebes vorgenommenen Tätigkeit ereignet hat. Denn eine Betriebsabhandlung im Interesse der Brauerei ist schon dann gegeben, wenn die Tätigkeit auch nur mittelbar in ursächlichem Zusammenhang mit dem Brauereibetriebe und dessen Gefahren stand. Dies wäre aber dann der Fall, wenn das Pferd, von dem der Kläger beim Öffnen der zum Stalle führenden Tür verletzt sein will, sonst zum Betriebe der Brauerei benutzt wurde und sich damals auf dem Rückwege von der Schwemme befand, wovon es von dem Knechte geritten war, um es gesund und leistungsfähig zu erhalten. Dem entsprechend hat das Reichsversicherungsamt mit Recht das Ertrinken eines Fabrikarbeiters beim Bewegen der Pferde als einen Unfall im Betriebe der Fabrik erachtet (vgl. Wechle-Gaspard, Kommentar zum Unfallversicherungsgesetz V. Aufl. S. 147, 148, 149). Zur Erfüllung des in § 1 des Gesetzes vom 5. Juli 1900 vorgesehenen Tatbestandes genügt jedoch nicht, daß die Tätigkeit des Verletzten dem verletzten Betriebe objektiv förderlich sein sollte. Selbständiges Erfordernis daneben ist, daß die schädigende Betriebsabhandlung von einem in diesem Betriebe beschäftigten Arbeiter ausging. Um ein solches mit dem Betriebsunternehmer eingegangenes Dienstverhältnis anzunehmen zu können, bedarf es nicht des Nachweises einer förmlichen auf längere Zeit geschlossenen entgeltlichen Vertrags. Es genügt an sich eine nur vorübergehende Tätigkeit, die aus Gefälligkeit unentgeltlich geleistet ist. Wesentlich aber ist für alle Fälle, wovon das Berufungsgericht mit Recht ausgeht, daß die Beteiligung, bei der der Unfall eingetreten ist, gemäß dem ausgesprochenen oder doch wenigstens gemäß dem mutmaßlichen Willen des Betriebsunternehmers geleistet ist (vgl. Entscheidung des RG. vom 22. Juni 1905 in JW. 05 Nr. 44; Wechle-Gaspard a. a. O. S. 144). Letzteres ist vom Berufungsgericht ohne Rechtsverstoß verneint. S. u. II. e. S., II. v. 10. Jan. 07, 267/06 IV. — Frankfurt.

II. Das Preussische Recht.

Das Preussische Allgemeine Landrecht.

41. Umfang des Anliegerrechts an einer städtischen öffentlichen Straße, eine Entschädigung bei Anlage eines zweiten Gleises einer Straßenbahn.

Das RG. hat als leitenden Grundsatz für das Anliegerrecht an einer städtischen öffentlichen Straße im Geltungsgebiete des PrALR. aufgestellt, daß das servitutartige Recht des Hausbesizers an der an seinem Grundstücke vorbeiführenden Straße begrenzt und bedingt ist durch die Zweckbestimmung der Straße selbst, bezugsfakt, daß der Hausbesitzer sich alle Veränderungen gefallen lassen muß, welche dazu dienen, die Straße in dem Zustande zu erhalten oder auch in den Zustand zu setzen, in dem sie ihrer Bestimmung am vollkommensten genügen kann, sofern nur die Straße auch ferner für ihn als Kommunikationsmittel erhalten bleibt (RG. 37, 252; Urteil des 6. Mai 1896, V. 852/95). Der stichhaltigste Vertrag, auf den das servitutartige Recht des Straßenanliegers zurückgeführt wird, schließt den stichhaltigsten Vorbehalt ein, daß der Eigentümer der Straßenanlage mit der

Strasse ihrem Zwecke entsprechende Veränderungen vornehmen kann, ohne sich eines Eingriffs in die Rechtssphäre des Anliegers schuldig zu machen. Ein Recht des Inhalts hat der Hauseigentümer nicht, daß an der verkehrsüblichen Strasse überhaupt keine ihm in irgend einer Beziehung nachteilige Veränderung vorgenommen werden dürfe (RG. in Gruchot-Beitr. 31, 932). Die Strasse hat in erster Linie dem öffentlichen Verkehr als notwendiges Kommunikationsmittel zu dienen, die Befugnisse der Anlieger der Strasse bleiben stets dieser Hauptbestimmung der Strasse untergeordnet. Der Anlieger muß sich daher Verletzungen gefallen lassen, die sich aus dem Zweck der Strasse, dem öffentlichen Verkehr zu dienen, ergeben, mögen auch diese Erschwerungen sich mit der Entwicklung des öffentlichen Verkehrs und die infolgedessen notwendig werdende Umgestaltung oder Erweiterung der bereits vorhandenen Verkehrsmittel sich vergrößern oder vermehren (RG. in Gruchot-Beitr. 45, 614). Insbesondere kann der Anlieger eine Entschädigung nicht verlangen, wenn in einer Strasse, in der bisher nur ein Straßenbahnreis bestand, an beiden Seiten andern Fußwegen genügender Raum blieb, zu fahren oder vor den Häusern zu halten, ein zweites Gleis zwischen dem ersten und der Straßenseite, an der das betreffende Haus des Anliegers liegt, herangeführt und in Betrieb genommen wird, daß Wagen vor dem Hause des Anliegers nur auf dem Gleis halten, dort aber stets den in Zwischenräumen von wenigen Minuten sich folgenden Straßenbahnwagen Platz machen müssen (RG. in Gruchot-Beitr. 36, 682). Vgl. auch Dernburg Sachverhalt § 70. Von dieser wohl begründeten Rechtspresumption abgesehen, liegt genügende Veranlassung nicht vor, mögen auch in der Literatur abweichende Meinungen hervorgetreten sein. Das vom Berufungsgericht angeführte Urteil des RG. (55, 101) betrifft einen Fall, in dem durch eine Veränderung der Strasse der Anlieger tatsächlich von dem Verkehr mit Wagen von seinem Hause nach der Stadt abgeschnitten, die Strasse für ihn als fahrbarer Weg ausgefallt war. So liegt die Sache hier nicht. Nach der Feststellung des Berufungsgerichts ist allerdings die Viktoriastraße an der Stelle, wo der Kläger mit seinem Hause an ihr liegt, durch das neue zweite Gleis in dem Zwischenraum zwischen diesem und der Vorderseite des Bürgersteiges so verengt, daß Kläger in dem Betriebe seines Möbelgeschäfts durch Auf- und Abladen der Möbel behindert wird. Die Strasse bleibt ihm aber als Kommunikationsmittel erhalten, denn er auch mit seinem Möbelwagen während des Vorüberfahrens eines Straßenbahnwagens auf der Strasse dahin, wo sie nicht durch zwei Gleis gesperrt ist, vorzudringen muß. Kann der Kläger unmittelbar vor seinem Hause seine Wagen mit Möbeln nicht beladen und entladen, so muß er diese Befugnisse an einer Stelle vornehmen, wo die freie Breite der Strasse dies gestattet. Eine Erschwerung des Geschäftsbetriebes des Klägers scheint durch das zweite Gleis eingetreten zu sein. Aber dadurch ist dem Kläger ein Entschädigungsanspruch nicht erwachsen. Die Klage muß daher auch infolgedessen abgewiesen werden. A. L. u. St. O. c. S. II. v. 12. Jan. 07, 181/06 V. — Samm.

Allgemeines Berggesetz vom 24. Juni 1865.

42. §§ 106, 108 Allgemeines Berggesetz in Verb. mit §§ 369, 371 ZGB, §§ 376, 393 Zil. II 111 A. R. u. §§ 126, 413, 398 B. O. B. Unterschied zwischen Rug und Aufschneim, letztere

Wertpapiere, Schriftform der Verpändung unter Übergabe des Aufschneims genügt, schriftliche Annahme nicht erforderlich.]

Der Beklagte und Widerklager beanprucht abgeforderte Befriedigung aus 15 dem Gemeindefiskus gehörigen Rugen, wobei er zutreffend zwischen dem „Rug“ als dem gewerkschaftlichen Anteil, dem Inbegriff aller mit der Mitgliedschaft an der Gewerkschaft verbundenen Rechte und Pflichten (§ 101 Allgemeines Berggesetz für Preußen), und dem „Aufschneim“ als einer Urkunde über die Mitgliedschaft, die dem Gewerkschaften auf Grund des Gewerkschafts auf Verlangen auszustellen ist (§ 103 Allgemeines Berggesetz), unterscheidet. Er stützt seinen Anspruch in erster Linie auf ein Pfandrecht an den Rugen, in zweiter Linie auf ein Zurückbehaltungsrecht an den in seinen Besitz gelangten Aufschneimen. Das O. B. hatte angenommen, daß dem Beklagten die Rugz verpändet seien; auf dieser Grundlage konnte und mußte es zur Abweisung der Klage und zur Aufhebung der Widerklage gelangen. Das Berufungsgericht spricht dem Beklagten ein Pfandrecht an den Rugen ab, ein kaufmännisches Zurückbehaltungsrecht an den Aufschneimen zu, und hält auch von diesem Standpunkte aus die vom O. B. getroffene Entscheidung für richtig. Der Revision des Reichsgerichtes ist zuzugeden, daß das Berufungsurteil auf die ihm beigegebene Begründung nicht gestützt werden kann. Das Berufungsgericht redet zunächst ausföhrlich, ob die Aufschneime Wertpapiere im Sinne des § 369 ZGB seien, und gelangt zur Bejahung dieser Frage. Auf Grund der zweiten nicht zu bestrittenden Annahme, daß die Aufschneime mit dem Willen des Schuldners auf Grund des Handelsverkehrs in den Besitz des Beklagten gelangt seien, spricht es ihm ein Zurückbehaltungsrecht daran zu. Dem Einwand des Klägers, daß die Aufschneime als solche, ohne die Anteilsrechte selbst, nicht veräußert werden können und der Gläubiger sich daher nicht gemäß § 371 ZGB befriedigen könne, glaubt das Berufungsgericht mit der Erwägung beseitigen zu können, daß das Zurückbehaltungsrecht auch abgesehen von der Verkaufsbezugnis seinen Wert behalte, da es inbetrachtet der Schuldner zwingt, befalls Wiedererlangung der Sachen den Gläubiger zu befriedigen. Überdies sei es keineswegs ausgemacht, daß der Zurückbehaltungsrecht eines Aufschneims das Recht der Befriedigung aus § 371 ZGB verschlossen sei. Ob dem Gläubiger das Recht zustehe, und mittels welchen Verfahrens es auszuüben sei, sei erst in der Zwangsversteigerung zu erörtern. — Es ist nicht zu verkennen, daß diese Begründung keine tragfähige Grundlage der getroffenen Entscheidung bildet. Das Recht zur Zurückbehaltung, ohne Verkaufsbezugnis, könnte immer nur zur Verringerung der Herausgabe, also nur zur Abmilderung des Pfandanspruches auf Herausgabe führen, vorausgesetzt, daß ein Zurückbehaltungsrecht als solches, ohne Verkaufsbezugnis, im Konkrete überhaupt geltend gemacht werden kann, eine Frage, die nichts weniger als zweifellos ist. Für die abgeforderte Befriedigung dagegen ist begrifflich notwendige Voraussetzung, daß der Besitz des Aufschneims dem Gläubiger das Recht auf Verwertung der Anteilsrechte selbst, der Rugz gewährt. Die Entschädigung dieser Frage kann nicht in die Zwangsversteigerung verweisen werden, sie wäre hier zu treffen. Ob man das Verhältnis des Aufschneims zum Rug in bezug auf die, daß ähnlich wie bei der Aktie oder der Schuldverschreibung auf dem Inhaber der Besitz

des Papiers die Betätigung des Rechtes selbst ermöglicht, kann dahingestellt bleiben, denn der erkennende Senat nimmt in Übereinstimmung mit dem LK an, daß der Gemeindeführer dem Beklagten ein gültiges Pfandrecht an den Ruten bestellte hat. Nach § 108 Allgemeinen Vergesetzes geschieht die Verpfändung der Rute durch Übergabe des Aufzeichns auf Grund eines schriftlichen Vertrags. Die Übergabe der Scheine ist unstreitig zugleich mit der schriftlichen Verpfändungserklärung des Schulners im Briefe vom 12. April 1904 erfolgt. Das LK nimmt an, daß der Gläubiger die Verpfändung stillschweigend, durch Behalten der Scheine, erklärt, und sein Einverständnis damit auch noch in seinem Briefe vom 2. Mai 1904 zu erkennen gegeben habe. Dieser Ansicht ist entgegen dem Berufungsgericht beigetreten. (Wird näher begründet.) Eine andere Frage ist es, ob der im § 108 Allgemeinen Vergesetzes für den Vertrag vorgeschriebenen schriftlichen Form durch die nicht schriftliche Annahme der schriftlichen Verpfändungserklärung genügt ist. Das Berufungsgericht hat diese Frage unentschieden gelassen; der erkennende Senat hat sie in Übereinstimmung mit dem LK bejaht. Die Rechtfertigung dieser Entscheidung ergibt sich aus dem inneren Zusammenhang des § 108 mit dem § 105 Allgemeinen Vergesetzes. Nach § 105 ist zur Übertragung der Rute die schriftliche Form erforderlich. Die Übertragung geschieht durch Abschluß eines Vertrags, denn erst durch die Annahme der Abtretungserklärung geht das Recht auf den Erwerber über. Vgl. PrAR. §§ 376, 393 ZI. 1 ZI. 11; BGB. §§ 398, 413. Gleichwohl bestand bisher in Literatur und Rechtsprechung kein Zweifel darüber, daß unter der schriftlichen Form des Vertrags nur die Schriftlichkeit der Abtretungserklärung zu verstehen sei, die Annahme dagegen formlos erfolgen könne. Den allgemeinen Anschauungen des PrAR., dessen grundlegende Rechtsgedanken bei Auslegung der Vorschriften des Allgemeinen Vergesetzes in erster Linie Beachtung fordern, entspricht es, bei derartigen einseitig verpflichtenden Verträgen das Erfordernis der Schriftlichkeit auf die Erklärung des sich Verpflichtenden zu beschränken. Auch das BGB. steht auf demselben Standpunkte, schließt aber durch seine peinlich genaue Wortfassung von vornherein jeden Zweifel aus. Vgl. §§ 518, 766, 1154. So steht es auch an jedem inneren Grunde, für die Übertragung von Ruten mehr zu verlangen als die Schriftlichkeit der Abtretungserklärung. Wenn es nun im § 108 Allgemeinen Vergesetzes heißt, daß die Verpfändung der Rute auf Grund eines schriftlichen Vertrages erfolge, so läßt die Verbindlichkeit der Ausdrucksweise in den §§ 105 und 108 keineswegs einen Schluß auf eine sachliche Verschiedenheit hinsichtlich des Erfordernisses der Schriftlichkeit für den Verpfändungsvertrag zu. Der Sinn des § 108 ist genau derselbe, als ob es hieße: Zur Verpfändung ist die schriftliche Form und außerdem die Übergabe des Aufzeichns erforderlich. Zu dieser Annahme nötigen folgende Erwägungen: Nach dem LK. (§ 281 ZI. 1 ZI. 20) soll sich die Verpfändung einer Forderung durch Ausbündigung des darüber ausgestellten Schuldzeichns. Die Bedürfnisse des Rechtsverkehrs erweisen alsbald die Notwendigkeit einer Befristung dieser einfachen Form. Deshalb wurde durch § 1 der Verordnung vom 9. Dezember 1809 vorgeschrieben, daß die auf einen bestimmten Inhaber lautenden Schuldverschreibungen und

Urkunden nur auf eben die Rute verpfändet werden können, wie sie nach den §§ 394–417 ZI. 1 ZI. 11 abgetreten werden müssen. Wie nun die Notiz zum § 108 Allgemeinen Vergesetzes ausdrücklich bekräftigt, hat durch den § 108 die Verpfändung der Rute im Anschluß an die Vorschriften der Verordnung vom 9. Dezember 1809 geregelt, also die schriftliche Form, wie sie § 105 für den Abtretungsvertrag vorschreibt, auch für den Verpfändungsvertrag — neben der Übergabe des Aufzeichns — verordnet werden sollen. Hiernach ist es aber ausgeschlossen, den „schriftlichen Vertrag“ im § 108 anders zu verstehen, als im § 105, wie es denn auch an jedem verständigen Grunde zu einer solchen Verschiedenheit fehlen würde. In dieser Auffassung wird nichts dadurch geändert, daß der § 126 Abs. 2 BGB. zu einem schriftlichen Vertrage die Unterscheidung beider Teile auf bestimmten Urkunden oder die Unterscheidung gleichlautender Urkunden fordert. Denn nach Art. 67 GG/BGB. sind bei dem Vergreift angehörigen Vorschriften des Allgemeinen Vergesetzes unberührt geblieben. Dem Vergreift gehören aber auch die Vorschriften über die Verpfändung von Ruten an. Der § 126 Abs. 2 BGB. würde nur zur Anwendung kommen, wenn in dem Ausdruck „schriftlicher Vertrag“ im § 108 Allgemeinen Vergesetzes eine Bestimmung auf das damals geltende bürgerliche Recht zu finden wäre. Dies ist aber weder unmittelbar noch mittelbar der Fall. Die §§ 105 und 108 Allgemeinen Vergesetzes müssen vielmehr auf sich selbst und auf ihren Zusammenhang unter sich und mit den sonstigen Vorschriften des Vergesetzes erklärt werden. Die unmittelbare Anordnung etwas des LK. verbietet sich schon deshalb, weil das Allgemeine Vergesetz für die ganze preussische Monarchie gilt und nicht bloß für das Gebiet des Landrechts. Das schließt nicht aus, daß das Vergesetz auf den Rechtsanschauungen des Landrechts beruht, und daß deshalb, wie oben gesehen, die letzteren zur Auslegung des ersteren herangezogen werden können und müssen. Der Beklagte hat demnach durch die stillschweigende Annahme der schriftlichen Verpfändung der Rute, und da ihm auch die Rute übergeben sind, ein gültiges Pfandrecht an den Ruten erworben und verlangt deshalb mit Recht abgesonderte Befriedigung aus ihnen. Die Entscheidung des Berufungsgerichts selbst stellt sich femer aus anderen Gründen als den dem Berufungsgericht angeführten als richtig dar, weshalb die Revision zurückzuweisen war. Konf. R. v. R., II v. 22. Dez. 06, 20/06 VII. — Berlin.

Erbschaftsteuerertrag vom 24. (19.) Mai 1891.

43. §§ 15, 16, 18. Berechnung der Erbschaftsteuer, wenn die Zusammen nicht von der Lebensdauer der Bedachten, sondern von einem anderen Umfange (der Lebensdauer zu verpflegenden Kinder) abhängt.]

Frau v. D. hatte testamentarisch die Wartung und Pflege ihrer sieben Stubenmädchen und fünf Kinder der Mägdlein, ihrer Gesellschaftsdame, übertragen und ihr als Entgelt hierfür ein jährliches Futtergeld von 500 Mark für jeden der Kinder, außerdem aber, solange auch nur einer der Kinder am Leben ist, ein Pflegegeld von jährlich 2000 Mark ausgesetzt. Das Erbschaftsteueramt hat, von der Annahme ausgehend, daß das Futtergeld schon ein reichliches Entgelt für die der Mägdlein auferlegten Leistungen darstelle und daß deshalb das vermachte

jährliche Pflögegeld eine reine Bereicherung für die Klägerin bildet, auf Grund des §§ 15 und 16 des Preussischen Erbschaftssteuergesetzes eine auf 1920 Mark festgesetzte Erbschaftsteuer von der Klägerin eingegangen. Die Klägerin hatte zur Zeit des Anfalls ihr einundfünfzigstes Lebensjahr vollendet. Die Berechnung der Erbschaftsteuer ist von der Klägerin mit der Behauptung angegriffen worden, daß sie das ausgelegte Pflögegeld nicht länger als bis zum 21. April 1906 genießen würde, da bei keinem der Hunde die voraussichtliche Lebensdauer diesen Zeitpunkt überschreiten würde. Sie hat Zurückzahlung von 1493 Mark gefordert. Von den fünf Hunden ist einer schon vor Erhebung der Klage verstorben; ein vierter ist im Laufe der ersten Instanz eingegangen. Das RG. wies die Klage ab, das RG. verurteilte zur Zahlung von 1333 Mark, die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Die Parteien sind darüber nicht im Streit, daß der Klägerin, neben dem „Pflögegeld“ für jeden der Hunde, noch vermächte „Pflögegeld“ von jährlich 2000 Mark eine reine Bereicherung (§ 5 des Preussischen Erbschaftssteuergesetzes) für die Klägerin bildet, und daß von dem Kapitalwert der Zuerbenung die Erbschaftsteuer mit 8 Prozent von der Klägerin zu entrichten ist. Der Streit betrifft nur die Frage, wie der Kapitalwert zu berechnen ist. Die Steuerverwaltung ist der Ansicht, daß „andernorts die längste Dauer (des Bezugsrechts der Klägerin) begrenzende Umstände“ (§ 15) nicht nachgewiesen seien, und hat mit Rücksicht darauf, daß die Klägerin zur Zeit des Anfalls 51 Jahre alt war, den Kapitalwert der Zuerbenung auf Grund des § 16 auf das 12 fache des Jahresbetrags, also auf 24 000 Mark berechnet, woraus sich der erhobene Betrag der achtprozentigen Steuer mit 1920 Mark ergibt. Das Berufungsgericht dagegen vertritt die Ansicht, daß, da die Klägerin die vermächte Rente nur solange zu beziehen habe, als noch einer der ihrer Pflege anvertrauten Hunde am Leben sei, die voraussichtlich längste Lebensdauer des lebenden der Hunde den die längste Dauer des Bezugsrechts begrenzenden Umstand (§ 15) bilde. Diese Auffassung wird von der Revision mit Unrecht bekämpft. Möglicherweise und ausnahmslos auf das 12 fache, wie § 15 für den Regelfall vorsehreibt, oder bei an die Lebensdauer des Bedachten geknüpften Bezugsrechten auf das im § 16 vorgeschriebene Maß berechnet werden, so wären unter Umständen offenbare Unbilligkeiten die Folge. Um bei dem vorliegenden Falle zu bleiben, so hätte es alsbald eintreten können, daß die Klägerin infolge solchen Eingetens sämtlicher Hunde die Rente nicht länger als 1 Jahr bezug und die fast den ganzen Jahresbetrag erschlappende Erbschaftsteuer von 1920 Mark zahlen mußte. Und wenn das Bezugsrecht etwa nur einen Bruchteil eines Jahres gedauert hätte, so konnte sogar die Steuer mehr ausmachen, als der bezogene Betrag. Zur Verhütung solcher Folgen dient schon die Vorschrift des § 16 Abs. 2, wonach, wenn in den Fällen des § 16 die Nutzung oder Leistung schon innerhalb eines Jahres nach dem Anfall erlischt, der Wert nur nach Maßgabe ihrer wirklichen Dauer bestimmt und das Zinseszinsgeld erstattet werden soll. Allein diese Vorschrift genügt nicht, da Härten genug immer noch übrig bleiben, wenn das Bezugsrecht zwar das erste Jahr überdauert, aber bald nachher erlischt. Die von dem Gesetzgeber in den Grenzen des

Billigen als notwendig erkannte Milderung ist durch die erwähnten, schon in dem Entwurfe des Erbschaftssteuergesetzes enthaltenen Worte des § 15: sofern nicht . . . andernorts die längste Dauer begrenzende Umstände nachgewiesen werden“ gegeben. Aus der mit dem Entwurfe dem Landtage vorgelegten Denkschrift (bei Nr. 12 der Drucksachen des Abgeordnetenhauses 1872/73) zu entnehmenden Absicht der Regierung sollte nicht eine absolut feststehende Begrenzung der längsten Bezugsdauer vorausgesetzt sein. Vielmehr sollte es schon genügen, wenn für die „mutmaßliche“ Lebensdauer eine „hinlänglich sichere Schätzung“ aus den „etwa vorhandenen Umständen“ hergeleitet werden kann, und es sollte „auf die wahrscheinlich längste Dauer“ gesehen werden. Diese Absicht ist auch mit dem Wortlaute des Gesetz geordneten Entwurfs durchaus zu vereinigen, und auch aus den Verhandlungen des Landtags ist nicht zu entnehmen, daß die in der Denkschrift zum Ausdruck gelangte Auffassung von den anderen an der Gesetzgebung beteiligten Körperschaften nicht geteilt worden wäre. Geht man aber von dieser Auffassung aus, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch die wahrscheinlich längste Dauer des Lebens eines Hundes, sofern sie sich hinlänglich sicher schätzen läßt, berücksichtigt werden soll, wenn an diese Lebensdauer das Bezugsrecht geknüpft ist. Daß bezüglich der menschlichen Lebensdauer bestimmte Sondervorschriften in § 16 getroffen sind, steht der Anwendung der allgemeinen Regel des § 15 auf die Lebensdauer von Tieren nicht entgegen. Das Berufungsgericht hat, wie auch schon der erste Richter, zutreffend darauf hingewiesen, daß bei der Berücksichtigung der Lebensdauer der verschiedenen Tierarten das Gesetz nicht wohl für eine jezt davon Sonderbestimmungen, wie sie der § 16 auf Grund der Erfahrungen über die menschliche Lebensdauer gibt, treffen konnte. Ob nun im einzelnen Falle die wahrscheinlich längste Dauer sich mit hinlänglicher Sicherheit schätzen läßt und auf welches Maß sie anzurechnen ist, bildet eine Tatfrage. (Folgt die Berechnung über die Höhe der Steuer.) Preuss. Justiz a. S., u. v. 18. Jan. 07, 186/06 VII. — Berlin.

Stempelgesetz vom 3. Juli 1895.

44. § 4 Buchstabe c. Sind Verträge eines Dritten stempelfrei, die dieser abschließt, um die erkauften Grundstücke vertragsgemäß dem Eisenbahnfiskus zum Eisenbahnbau zu überlassen.]

Dem preussischen Eisenbahnfiskus ist durch den königlichen Erlass das Enteignungsrecht für den Bau einer Eisenbahn von Raumburg nach Drüben verliehen worden. Durch Vertrag hat sich die klagende Stadtgemeinde dem Eisenbahnfiskus gegenüber verpflichtet, den gesamten zum Bau der Bahn nach Maßgabe der festzustellenden Entwurfs erforderlichen Grund und Boden in dem Umfang, in dem er nach den festgesetzten Bedingungen der Enteignung unterworfen sei, der Staatsregierung unentgeltlich und kostenfrei in Natur zu überweisen oder aber die sämtlichen staatsseitig für dessen Beschaffung im Wege der freien Vereinbarung oder der Enteignung auszuwendenden Kosten dar zu erstatten. Zur Erfüllung der übernommenen Verpflichtung hat die Klägerin mit Grundbesitzern Kaufverträge über den zum Bahnbau erforderlichen Grund und Boden abgeschlossen. Die Auflassung erfolgte später, entsprechend dem Inhalte der Kaufverträge, seitens der Grundbesitzer unmittelbar an den

Eisenbahnstokes. Für diese Beträge hat die Klägerin auf Erfordern der Steuerbehörde einen Stempel von eins dem Hundert der Kaufpreise mit zusammen 2 307 Mark 50 Pf. gezahlt und fordert mit der Klage vom Beklagten diesen Betrag zurück, da sie die Beträge für stempelfrei erachtet. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Die Befreiung des § 4 Buchstabe e ist ausgeschlossen, weil unmittelbar aus dem Betrage, und zwar als Hauptverpflichtung, die Verpflichtung zur Auflassung an die Klägerin entstanden war und nur nebenher, wenn die Klägerin dies besonders forderte, die Verkäufer zur Auflassung an den Fiskus verbunden waren, dem gegenüber die Entgegennahme der Auflassung nicht einmal von den Verkäufern rechtlich erzwungen werden konnte. Zutreffend weist der Berufungsrichter darauf hin, daß die Klägerin berechtigt war, die Auflassung an sie selbst zu fordern, und nach erfolgter Auflassung die erforderliche Grundfläche einer andern Person als dem Fiskus zu überreichen, wenngleich unter Verletzung der von ihr gegenüber dem Fiskus übernommenen persönlichen Verpflichtung. Ob im einzelnen Falle ein derartiges vertragswidriges Handeln tatsächlich zu befürchten oder nicht zu erwarten war, kann rechtlich einen Unterschied nicht begründen. Würde man den abgeschlossenen Kaufverträgen Stempelfreiheit zugestehen, so würde die aus Erfordern der Klägerin erteilte Auflassung nach Abs. 3 der Tarifstelle 8 des Stempelsteuergesetzes bei Vorlegung des Vertrages dem Reststempel auch dann endgültig entzogen sein, wenn hinterher die Klägerin über das erwerbene Eigentum nicht zugunsten des Fiskus, sondern anderweit zu ihrem Vorteil verfügen würde. Daß aber in einem solchen Fall der Eigentumswechsel, der in keiner Weise der Verwirklichung des zum öffentlichen Wohle geplanten Entignungsunternehmens dient, stempelfrei bleiben sollte, kann die Absicht des Gesetzgebers nicht gewesen sein. Geht man aber auch davon aus, daß die von der Klägerin geschlossenen Verträge lediglich dem Entignungsunternehmen dienen sollten und gebieten haben, so ist doch weder aus dem Wortlaut des Gesetzes noch aus seiner Entstehungsgeschichte ein Grund dafür zu entnehmen, daß die Stempelfreiheit auch den die Ausführung des Entignungsunternehmens vorbereitenden Verträgen dann zugute kommen sollte, wenn sie das Recht zum Eigentumswechsel für einen andern als den zur Entignung Berechtigten begründen. Wenn auch, wie der Revision zugestehen ist, das wirtschaftliche Endziel der Verträge, sowie dabei die Absicht des Käufers in Betracht kommt, darin bestand, dem in der Entignungsorder bezeichneten Unternehmer das Eigentum zu übertragen, so Reht doch keineswegs fest, daß auch die Verkäufer an der Erreichung dieses Zieles ein solches Interesse hatten und daß diese Erreichung zu einem Element ihres Vertragswillens wurde, sie also den Vertrag als nicht geschlossen ansehen wollten, wenn er nicht zur Überreichung an den Fiskus führte. Entscheidend aber für die Frage der Stempelbefreiung ist nicht der wirtschaftliche Zweck, sondern die rechtliche Natur des Vertrages. Etablgemeinde R. e. Preuß. Fiskus, II. v. 15. Jan. 07, 182/06 VII. — Raumburg.

III. Das Rheinische Recht.

45. Unmöglichkeit der Vertragserfüllung. — Art. 1184 e. c. verb. mit §§ 332, 365 ZPO. Hat der Untergang der Fabrikationsstätte unter allen Umständen die Aufhebung eines

Kaufvertrages zur Folge? Aufschubrecht wegen Vertragsverletzung. Anspruch in den Entscheidungsgründen, der in die Urteilsformel geht.)

Unter den Parteien besteht kein Streit darüber, daß der Beklagten für die Zeit, während deren die infolge des Brandes ihrer Mühle die Lieferung von Holz und Kleien unmöglich geworden ist, weder eine Verpflichtung zur Erfüllung noch eine Verpflichtung zum Schadenersatz obliegt. Der Streit betraf vielmehr nur die Frage, ob die Lieferungsverpflichtung der Beklagten infolge des Brandes ihrer Mühle vollständig erloschen war oder nur für die Zeit bis zum Wiederbeginn ihres Betriebes nach dem unfreiwillig erfolgten Neubau der Mühle aufhob. Das Berufungsgericht hat diese Streitfrage in letzterem Sinne dahin entschieden, daß die Unmöglichkeit der Erfüllung der Beklagten nur für die Zeit zwischen dem Brande und dem Zeitpunkte besteht, in welchem der ordnungsmäßiger Wiederaufbau der Bauarbeiten der Betrieb wieder aufgenommen werden könne. Die Revisionsklägerin greift die Entscheidung unter Berufung auf ein Urteil des Kassationshofes — Journal au Palais 1873 S. 533 fg. — als rechtsirrtümlich mit der Begründung an, das französische Recht kenne nur „un effet résolutoire absolu“ der höheren Gewalt an. Diese Rüge entbehrt der Begründung. Auf die Verpflichtung der Beklagten, welche die Lieferung der Fabrikate über, d. h. einer bestimmten Mühle zum Gegenstande hatte, trifft allerdings der Grundsatz nicht zu: *genus non perit*. Andererseits darf aber nicht als allgemeiner und ausnahmsloser Grundsatz aufgestellt werden, daß der auf höherer Gewalt beruhende Untergang der Fabrikationsstätte, der aber allein die Lieferung möglich ist, den Untergang des Verpflichtungsverhältnisses unter allen Umständen für immer nach sich zieht. Ja seiner Art ist der erlassenen Urteils des Kassationshofes bemerkt Laurent (Dd. 18 S. 518), es sei auf die Umstände des Falles gegründet und dürfe nicht als eine absolute, auf alle Fälle der höheren Gewalt anwendbare Entscheidung angesehen werden. Der I. ZS. des RG. hat bereits in dem Urteile (RG. 42, 116) ausgeführt, man dürfe nicht den Satz, daß ein jeder Brand solcher Art auf die Obligation vernichtend wirkt, zu einer allgemein bestimmten Regel erheben; ebensowenig gelte aber der umgekehrte Satz, daß die Obligation in ihrem Bestande niemals von ihm getroffen werde; vielmehr richte sich die Frage, ob in solchem Falle der Untergang der Fabrikationsstätte den Untergang des Verpflichtungsverhältnisses zur Folge habe, nach den Umständen des einzelnen Falles. Ist diese Entscheidung auch für das gemeine Recht ergangen, so ist sie doch in der Natur der Sache begründet und darum mangels einer entgegenstehenden Bestimmung des e. c. auch auf das französische Recht anwendbar. Bei der hiernach vorzunehmenden Prüfung des einzelnen Falles wird Gewicht darauf zu legen sein, ob es sich bloß um ein vorübergehendes Hindernis der Erfüllung einer Obligation handelt, so daß nach Beseitigung des Hindernisses gemäß der ganzen Natur des Vertragsverhältnisses und der speziellen Lieferungsbedingungen die weitere Erfüllung des Vertrages in vollständiger vertragsgemäßer Art für die übrige Zeit der Vertragsdauer geschehen kann. Da die Beklagte ihre Mühle unfreiwillig wieder aufgebaut hat, so handelt es sich nur um eine zeitweilige, vorübergehende Unmöglichkeit der Liefe-

rung. Auch die Betragsbedingungen — Lieferung zu den billigsten Tagespreisen — hindern die Beflagte keineswegs, nach Wiederaufnahme ihres Betriebes in vollständig vertragsmäßiger Art für die noch übrige Zeit der Vertragsdauer weiter zu liefern. Dagegen muß als geradezu fertig angesehen werden die Rüge, das Berufungsgericht habe die infolge des Brandes ihrer Mühle eingetretene Einschränkung der Verpflichtung der Beflagten zur Lieferung und Schadenersatz nicht bloß, wie gesehen, in den Entscheidungsräumen, sondern auch in der Urteilsformel zum Ausdruck bringen müssen. Hier ist es anerkanntes Recht, daß die Urteilsformel aus der Entscheidungsräumen im Urteil erläutert werden darf. Allein in Rechtskraft geht nur die Entscheidung über, die in der Urteilsformel enthalten ist; eine nur in den Gründen erlassene Entscheidung ist keine Entscheidung im Sinne des § 322 ZPO. (vgl. Strudmann u. Koch Ab. I S. 434). Der erkennende Senat kann der Aufhebung des Berufungsgerichts nicht beitreten, daß die angeführte Einschränkung der Lieferung und Schadenersatzpflicht bloß den Betrag des Schadens betrifft; vielmehr betrifft sie als ein die Vertragsverletzung einschließender Umstand zugleich den Grund des Schadenersatzanspruches. Somit hätte sie einer ausdrücklichen Erwähnung in der Urteilsformel bedurft. Diesen Mangel nun bahrt gemäß § 565 ZPO. von dem Revisionsgericht durch eine entsprechende Ergänzung der Urteilsformel des Berufungsurteils abzuheben. L. c. S. v. 8. Jan. 07, 801/06 II. — Zweibrücken.

Grundlegende Entscheidungen.

Die Regresspflicht des Rechtsanwalts wegen Ablassenlassen der Verjährungsfrist durch verspätete Klageerhebung und die Verjährung beim Wechsel der Verjährungsfrist erörtert Entsch. Nr. 1.

Entsch. Nr. 2 behandelt den Fall eines vor 1900 erfolgten Überbaues in Konkurrenz mit schuldloser Benutzung der Fundamente des nachbarlichen Gebäudes.

Entsch. Nr. 9 betrifft eine Anwaltslokalität. Wenn auch ausgesprochen wird, daß das eine feste Wohnung und Gewinnaufteil feststehende Abkommen zwischen dem älteren Anwalt mit erfolgreicher langjähriger Tätigkeit und einem jungen Anfänger einer Jahrzehnte alten Übung, der Billigkeit und den guten Sitten entspreche, so ist damit doch der blühendsten Beurteilung solcher Abreden nicht vorgegriffen.

Entsch. Nr. 11 behandelt die Rechtsgläubigkeit bei Zulassung eines Sachschades durch eine dem Preßengesetz von 1838 nicht unterfallende Privatankündigung.

Die compensatio laci cum damno wird in Entsch. Nr. 12 ausschließlich für solche Fälle zugelassen, in denen Vorteil und Nachteil aus demselben Ereignis, nicht aus zwei von einer anderen verschiedenen, wenn auch in einem tatsächlichen Zusammenhang stehenden Ereignissen erwachsen. Deshalb kann sich der Schadenersatzpflichtige Schuldner nicht darauf berufen, daß sein Grundstück von dem Gläubiger in der Substanz unter dem Werte erhalten worden sei.

Die Voraussetzungen des Schadenersatzanspruches wegen Nichterfüllung aus § 326 BGB. (Näherung, Freilegung) müssen bei Gesamtschuldnern dem einzelnen gegenüber vorliegen, gegen den der Schadenersatzanspruch erhoben wird. Entsch. Nr. 14 führt bei der Antwort gegen einen aus einer offenen Handelsgesellschaft ausgeschiedenen Geschäftsführer aus, dem eine Nachfrist zu setzen von dem Gläubiger unterlassen war.

Daß der Vorstand eines nichtrechtsfähigen Vereins regelmäßig nicht berechtigt ist, die Vereinsmitglieder über ihren Anteil am Vereinsvermögen hinaus zu verpflichten, nimmt Entsch. Nr. 16 im Anschluß an die in der Literatur herrschende Meinung an.

Bei der Abklärung einer Forderung erfüllungshalber bleibt kein Raum für Gewährleistung; der Gläubiger behält seinen Anspruch, dessen Erfüllung begehrt war, insoweit er nicht durch

Eingang der abgetretenen Forderung zum Erlöschen gebracht wird, wie dies in Entsch. Nr. 18 dargelegt wird.

Unfere Leser werden sich noch der auffallenden Entscheidung erinnern, die von dem durch den Wassergebrauch eines Beamten Beschädigten für seinen Entschädigungsanspruch den Nachweis der Widerrechtlichkeit des Wassengebrauchs verlangt (AB. 06, 745). In Entsch. Nr. 20 wird diese Meinung aufgegeben und dem Beschädigten die Beweislast für das Vorliegen des einseitigen Gebrauchs zu machen, die Widerrechtlichkeit ausfindigenden besonderen Umständen auferlegt.

Verpändung von Waren, die in den Geschäftsräumen des Verpänders abgeschlossen werden, behandelt Entsch. Nr. 22.

Daß ein holographisches Testament aus einem Briefe verfertigt sein und die Angabe des Ortes auch mittels einer verheißung und unter Verschüttung der Umstände verständlichen Abkürzung (Wln = Berlin) erfolgen kann, spricht Entsch. Nr. 25 aus.

Entsch. Nr. 32 verweist eine Revision als unzulässig, weil der Unterschrift des Reichsgerichtsanwalts unter der Revisionsbeglaubigung hinzugefügt war: „Verfasser R. f. in München“. Man mag die Ausführungen des R. im Prinzip billigen, obwohl gewichtige Bedenken entgegenstehen. Im vorliegenden Falle bestehen indes in der Entscheidung nicht berührte Zweifel gegen die Auslegung, daß der Reichsgerichtsanwalt durch den Zusatz seine Verantwortlichkeit für den Inhalt des Schriftsatzes ablehnen wollte. Kann er nicht auch die durchaus verständliche und vielleicht angemessene Absicht gehabt haben, sich nicht das größte Eigentum des Verfassers anzumachen?

Die Ausübung des Rücktrittsrechts vom Selbstverständigungsverträge wegen mangelhafter Einzellieferungen, deren Mangelhaftigkeit erst nach der Rücktrittserklärung gerügt ist, erörtert Entsch. Nr. 35.

Bemerktes.

Die Staatsprosektionskommission des Berliner Anwaltsvereins schreibt an den Vorstand dieses Vereins:

In der Sitzung des Berliner Anwaltsvereins vom 10. Februar 1903 ist der damalige Vorstand des Vereins mit Reaktionsentscheidung als Staatsprosektionskommission zu dem Zweck erwählt worden, sich an der Bearbeitung der Vorschläge zu beteiligen, welche die vom Reichsjustizamt einberufene Kommission für die Reform des Staatsprosektors gemacht hat und machen würde.

Die Kommission ist einstimmig zu der Überzeugung gelangt, daß die Vorschläge der staatlichen Kommission keine Grundlage für eine zeitgemäße Befähigung des Verfahrens bilden, daß die der gerichtlichen Ermittlung des Deutschen Strafverfahrens ebenso fern stehen wie dem gegenwärtigen Volksempfinden und den Verhältnissen.

Erst durch den Widerspruch, den die Vorschläge seit durchgängig gefunden haben, ist eine wissenschaftliche Bewegung hervorgerufen, welche zur Verwirklichung in die eigentlichen Probleme der Reform geführt hat.

Es erscheint als nächste Aufgabe des Berliner Anwaltsvereins und seiner Mitglieder, an dieser Bewegung in Wort und Schrift teilzunehmen. — Dagegen ist die der Kommission gestellte Aufgabe, an den von der staatlichen Kommission gemachten Vorschlägen mitzuwirken, zur Zeit überflüssig geworden.

Die Staatsprosektionskommission schließt deshalb ihre Tätigkeit, hält ihre Aufgabe für erledigt und überläßt es dem Verein, zur weiteren Zeit, falls das Reichsjustizamt einen Entwurf zur Umgestaltung des Deutschen Strafverfahrens und der Deutschen Staatsprosektur vorlegen sollte, andererseits Beisatz zu fassen und wiederum eine Kommission, die es in die unterzeichnet, sei es eine andere, mit der Mitarbeit zu betrauen.

Berlin, den 1. Februar 1907.

Max Jacobsohn.

Konradt Konradt Friedmann, von Gordon. Halle.
Wolfgang Heine, Reinemann, Zeeman. Sonnenheim.
Josef Strang, Ludwig Wessinger I.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Institut Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: J. B. Neuberger Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallwärtersstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inserate die 2 spaltige Zeile 60 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallwärtersstraße 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Der Herr Staatssekretär des Reichsjustizamts hat an den Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, zu Händen des Vorsitzenden, folgende Mitteilung gelangen lassen:

„Berlin, den 11. März 1907.

Das Reichsjustizamt ist zur Zeit mit den Vorbereitungen für eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens beschäftigt. Sobald ein vorläufiger Gesetzentwurf fertiggestellt sein wird, habe ich in Aussicht genommen, ihn den Regierungen der größeren Bundesstaaten vertraulich mitzuteilen und diese zu ersuchen, zunächst darüber die Vorstände der Anwaltskammern gütlich zu hören. Hiernach wird, wie ich annehme, der Anwaltschaft bereits in nächster Zeit die vorläufigste Gelegenheit zu einer Äußerung gegeben werden.

Der Staatssekretär:
Niederding.“

Ist der Winkeladvokat, insbesondere der Inhaber eines Inzassobureaus berechtigt, eine fremde Forderung auf Grund einer ihm von dem Gläubiger ausgestellten Fessionsurkunde für Rechnung des Gläubigers in eigenem Namen gegen den Schuldner einzuklagen?

Vom Landrichter Küster, Grefeld.

Nach § 157 Abs. 2 ZPO. kann das Gericht Bevollmächtigte und Beistände, welche das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, jurisdizieren. Diese Vorschrift will der sog. Winkeladvokatur entgegenstehen. Voraussetzung für ihre Anwendung ist, daß die Person, welche jurisdiziert werden soll, nicht in eigener Sache auftritt, sondern als Bevollmächtigter oder Beistand, und daß sie dieses Verhandeln in fremden Sachen als eigenes Geschäft betreibt. (Gump-Stein, ZPO. § 157 Anm. II.) Die Voraussetzung ist vornehmlich gegeben bei Inhabern von Inzassobureaus, d. h. Personen, welche die Betreibung fremder Geldforderungen für fremde Rechnung geschäftsmäßig übernehmen und in Ausübung dieses Gewerbes für ihre Auftraggeber oder neben ihnen vor Gericht auftreten. Solche Personen können nach § 157 Abs. 2 ZPO. vom Gericht jurisdiziert werden.

Um dieser Möglichkeit der Jurisdiktion zu entsagen, wird folgender Ausweg versucht. Der Winkeladvokat, der

Inhaber des Inzassobureaus läßt sich von seinem Auftraggeber über die bezugsstehende Forderung eine Fessionsurkunde ausstellen und klagt nunmehr, gestützt hierauf, die Forderung gegen den Schuldner für Rechnung des Gläubigers in eigenem Namen ein. Da er nicht als Bevollmächtigter oder Beistand vor Gericht erscheint, kann er nicht nach § 157 Abs. 2 ZPO. jurisdiziert werden. Das erstrebte, nur die formelle Seite der Sache betreffende Ziel ist somit erreicht.

Eine andere Frage ist es, ob ein solches Verfahren auch nach der materiellen Seite hin Erfolg gewährleisten wird. Dies wird, soweit bekannt, in der Praxis nicht angesprochen. (Vgl. Scherer, die fünf ersten Jahre des BGB. Nr. 830, III und den dort zitierten Bericht des Frankfurter Anwaltsvereins, mitgeteilt in der ZSB. 00 S. 700, 701.) W. E. ist jedoch die aufgeworfene Frage zu verneinen. Es wird Klageabweisung aus materiellen Gründen erfolgen müssen; denn der Winkeladvokat, der Inhaber des Inzassobureaus ist nicht befugt, die Forderung geltend zu machen, weil ihm die Klagelegitimation fehlt. Hierzu führen folgende Erwägungen.

Es ist davon auszugehen, daß der Zweck, den der Gläubiger und der Winkeladvokat bei Ausstellung der Fessionsurkunde verfolgen, der ist, dem Winkeladvokat mit Rücksicht auf § 157 Abs. 2 ZPO. die formelle Berechtigung zu verschaffen, im eigenen Namen die Forderung geltend zu machen. Da der Winkeladvokat für Rechnung des Gläubigers handeln soll und will — diejenigen Fälle, in denen er fremde Forderungen ankauft und dann für eigene Rechnung eintritt, scheiden bei der vorliegenden Erörterung aus —, so sind bei der rechtlichen Beurteilung des zwischen ihm und dem Gläubiger vereinbarten Rechtsverhältnisses mit Rücksicht auf die Richtung des Willens der Beteiligten zwei Möglichkeiten zu unterscheiden.

Die erste Möglichkeit ist folgende. Der Gläubiger will zwar den Winkeladvokat nicht schlichthin zum neuen Gläubiger machen und sich selbst jedes Recht an der Forderung begeben. Er will ihm vielmehr nur so viel Rechte einräumen, als zur Erreichung jenes Zweckes erforderlich ist. Dazu würde an sich ein Inzassomandat genügen. Um nun aber den Winkeladvokat zur Ausübung seines Auftrags — die Forderung in eigenem Namen einzuklagen und einzulassen — nach außen Dritten gegenüber zu legitimieren, wird vom Gläubiger die

Abtretung der Forderung erklärt. Der Gläubiger überträgt seine Forderung auf den Winkeladvokat; hierbei sind sich jedoch beide darüber einig, daß nach innen in ihrem Verhältnis zueinander der Winkeladvokat nur die Rechte eines Inzassomandatars erwerben soll. Dem letzteren werden also nach außen mehr Rechte eingeräumt, als er erwerben soll und will; er erscheint nach außen als nummerierter Gläubiger der Forderung, während er in seinem Verhältnis zum bisherigen Gläubiger nur berechtigt ist, die Forderung in eigenem Namen für dessen Rechnung einzuziehen. Die mit der Abtretung der Forderung verbundene äußere Wirkung geht aber den Rahmen der bräutigamlichen Wirkung hinaus; es liegt ein sogenanntes fiduziarisches Rechtsgeschäft vor. (Vgl. einen solchen Fall von Inzassomandat und fiduziarischer Abtretung in der Entscheidung des OLG. Zweibrücken in Puchels Bericht 1903, S. 97.) — Die Abtretung der Forderung ist ernstlich gewollt und insofern gültig.

Im Gegensatz hierzu ist es zweitens möglich, daß der Gläubiger dem Winkeladvokat seine Forderung nicht in der geschilderten Art ernstlich abtreten will, vielmehr aus Borgeisinn, der Winkeladvokat möchte das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen und Rechte ausüben, die über die Befugnisse eines Inzassomandatars hinausgehen. Gleichwohl gibt er zwar zur Erreichung jenes Zwecks auch in diesem Falle die Erklärung ab, daß er die Forderung an den Winkeladvokat abtrete. Aber diese Erklärung ist von ihm nicht ernstlich gemeint; er gibt sie im Einverständnis mit dem Winkeladvokat nur zum Schein ab. Sie ist daher nach § 117 Abs. 1 BGB. nichtig. Diese Scheinart der Abtretung ist, auch wenn der besagte Schuldner keinen bindenden Einwand erheben sollte, von Amts wegen zu berücksichtigen, sofern sich nur zu ihrer Annahme genügend tatsächliches Material aus dem vorgelegten Prozeßstoff ergibt. — Indessen ist mit dieser Erwägung allein, daß die Abtretung als nicht ernstlich gewollt nicht ist, die Frage, ob überhaupt eine rechtswirksame Vereinbarung vorliegt, noch nicht erledigt. Vielmehr ist weiter zu prüfen, ob die Beteiligten nicht etwas anderes ernstlich gewollt, und was sie gewollt haben, mit anderen Worten welches Rechtsgeschäft durch die Scheinabtretung verdeckt ist. (§ 117 Abs. 2 BGB.) Die Antwort auf diese Frage ergibt sich nach den vorstehenden Ausführungen und mit Rücksicht auf das von den Beteiligten erstrebte Ziel ohne weiteres: Der Gläubiger will dem Winkeladvokat den Auftrag erteilen, seine Forderung für seine Rechnung einzuziehen, und der Winkeladvokat will diesen Auftrag annehmen. Es liegt also ein durch die Scheinabtretung verdecktes, ernstlich gewolltes und insofern gültiges Inzassomandat vor.

Mag nun die eine oder andere Möglichkeit gegeben sein — es kann dies im einzelnen Falle unentschieden bleiben — jedenfalls sind die Abtretung und das Inzassomandat aus folgendem Grunde nichtig. Die Abtretung in dem einen und das Inzassomandat in dem anderen Falle werden von den Beteiligten lediglich vereinbart, um den Winkeladvokat, dem Inhaber des Inzassobureaus, zur Einlagung der Forderung in eigenen Namen nach außen hin zu berechtigen und ihm hierdurch das Auftreten vor Gericht zu ermöglichen, ohne daß er der Gefahr der Zurückweisung durch das Gericht nach § 157

Abs. 2 ZPO. ausgesetzt ist. Abtretung und Inzassomandat sollen nur die Prozeßvollmacht erzeugen und nur dem Zwecke dienen, die Anwendung des § 157 Abs. 2 auszuschließen. Dieser Absicht der Beteiligten entsprechend stellen Abtretung und Inzassomandat auch tatsächlich eine Umgehung des § 157 Abs. 2 dar. Die Vorschrift des § 157 Abs. 2 macht zwar dem Richter nicht die Zurückweisung des Winkeladvokaten zur Pflicht, gibt ihm vielmehr nur die Befugnis zur Zurückweisung und überläßt es seinem Ermessen, von dieser Befugnis Gebrauch zu machen. Es ist daher möglich, daß im Einzelfalle ein auf Grund einer Abtretung oder eines Inzassomandats klagender Winkeladvokat, wenn er als Prozeßbevollmächtigter seines Kunden gelagt hätte, gleichwohl nicht vom Gerichte zurückgewiesen worden wäre. Trotzdem liegt auch in diesem Falle in der Vereinbarung der Abtretung und des Inzassomandats eine Umgehung des § 157 Abs. 2. Denn durch eine solche Vereinbarung wird in allen Fällen, einzeln, oder ohne sie eine Zurückweisung tatsächlich erfolgen würde oder nicht, jedenfalls dem Gerichte die Möglichkeit entzogen, der ihm vom Gesetz gegebenen Befugnis entsprechend in eine Prüfung darüber einzutreten, ob eine Zurückweisung angezeigt erscheint oder nicht. In der Beurteilung dieser an erster Stelle stehenden Prüfungsbefugnis liegt die Umgehung des Gesetzes.

Die Umgehung aber ist eine unerlaubte und zwar aus folgenden Gründen. Der Gesetzgeber bezweckte mit der Vorschrift des § 157 Abs. 2, „dem Entschehen und verdecklichen Treiben der Winkeladvokatur entgegenzutreten.“ (Hahn, Materialien zur ZPO. S. 217, 218.) Maßgebend war die Erwägung, daß die Tätigkeit der Winkeladvokaten nach Möglichkeit einzuengen und insbesondere ihr Auftreten vor Gericht Beschränkungen zu unterwerfen sei. Man war sich darüber klar, daß, wenn auch vielleicht die völlige Beseitigung der Winkeladvokaten erwünscht sei, dieses Ziel einerseits zur Zeit nicht zu erreichen wäre, und daß die Winkeladvokaten andererseits in weiten Landstrichen, vor der Hand wenigstens, nicht zu entbehren seien. (Hahn, Materialien zur Rodde zur ZPO. vom 17. Mai 1898, S. 302 ff.) Aus dem diesen Gründen verbot man auch den Winkeladvokaten das mündliche Verhandeln vor Gericht nicht schlechthin, beschränkte sich vielmehr darauf, in § 157 Abs. 2 dem Gerichte die Befugnis zu geben, nach seinem Ermessen Bevollmächtigte und Beistände, welche das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, zurückzuweisen. Hiermit schuf man die Möglichkeit, im einzelnen Falle den obwaltenden Umständen Rechnung zu tragen und Mißbräuchen vorzubeugen. Seinem Wortlaut nach unterwirft demnach das Gesetz zwar die Winkeladvokaten jener Zurückweisungsbefugniskeit nur dann, wenn sie als Prozeßbevollmächtigte und Beistände auftreten. Nach dem Sinne des Gesetzes aber soll das Auftreten der Winkeladvokaten vor Gericht überhaupt, sofern es nur in Ausübung ihres Gewerbes geschieht, der Möglichkeit der Beschränkung durch Zurückweisung unterworfen sein. Für den der Vorschrift des § 157 Abs. 2 zugrunde liegenden gesetzmäßigen Gedanken war es im Grunde genommen nicht so sehr von Bedeutung, wie, in welcher Form der Winkeladvokat im einzelnen Fall vor Gericht auftritt, als vielmehr, daß er auftritt. Es kam ihm im Grunde genommen nicht darauf an, ob der

Winkellabvoalat als Prozeßbevollmächtigter oder Beistand, also in fremdem Namen oder als Partei in eigenem Namen vor Gericht erscheint — wenn sich auch an diese Unterscheidung der Vorlaufs des Gesetzes anschließt —, als vielmehr darauf, daß der Winkellabvoalat für Rechnung seines Auftraggebers, also für fremde Rechnung dem Prozeß führt.

Treffen aber diese Erwägungen zu, und wollte der Gesetzgeber das mündliche Verdicten der Winkellabvoalaten vor Gericht überhaupt, sofern es in Ausübung ihres Gewerbes geschieht, durch die Zurückverweisungsbefugnis des Gerichts beschränken, so ist es eine unerlaubte Umgehung des Gesetzes, wenn die Winkellabvoalaten an Stelle einer Prozeßvollmacht sich eine Zeßionsurkunde geben lassen, und auf Grund dieser Urkunde, mag ihr nun eine wirkliche Forderungsabtretung oder ein Inzassomandat zugrunde liegen, die Forderung ihres Auftraggebers in eigenem Namen für dessen Rechnung eintragen, um auf diese Weise die Anwendung des § 157 A. 2 auszuschließen und damit die Gefahr der Zurückverweisung durch das Gericht zu beseitigen. (H. M. Waupp-Strin, JPD. § 157 Anm. II.)

Es liegt nahe, hier an eine andere, im Verleir sehr häufige Umgehung des Gesetzes zu denken, nämlich diejenige des § 1205 BGB. Da nach dieser Vorschrift die Verpfändung von beweglichen Sachen nur bei Übertragung des Besizes zulässig ist, so kößt man sich, wenn man die Besizübertragung vermeiden will, durch die sog. Sicherungsübereignung, d. h. man vereinbart den Übergang des Eigentums an den Sachen zum Zwecke der Sicherung des Erwerbers wegen einer ihm zustehenden Forderung. Auch hier liegt eine Umgehung des Gesetzes vor, aber keine unerlaubte. Unerlaubt wäre sie nur dann, wenn nach dem Willen des Gesetzes die Sicherung einer Forderung durch bewegliche Sachen des Schuldners nur im Wege der Verpfändung nach Maßgabe des § 1205 BGB. folle erfolgen dürfen, und jede andere Form pfandrechtlicher Sicherung habe ausgeschlossen sein sollen. Das ist aber, wie das RG. wiederholt ausgesprochen hat (vgl. RG. 59, 146), nicht der Fall. Der Gesetzgeber hat nicht die Sicherung einer Forderung durch bewegliche Sachen überhaupt an die Voraussetzung der Besizübertragung knüpfen und ohne solche verbieten wollen; er hat die Notwendigkeit dieser Voraussetzung und dieses Verbot vielmehr nur für den Fall ausgesprochen, daß für jene Sicherung die spezielle Form der Verpfändung gewählt wird. Insofern ist also die Lage der Sache bei der Umgehung des § 1205 BGB. gerade in dem entscheidenden Punkte eine andere als bei derjenigen des § 157 A. 2 JPD. —

Stellen mithin nach Verbleibem die Forderungsabtretung und das Inzassomandat, welche sich der Winkellabvoalat, der Inhaber eines Inzassobureaus erteilen läßt, um die Forderung seines Auftraggebers in eigenem Namen für dessen Rechnung unbefürchtet um § 157 A. 2 JPD. eintragen zu können, eine unerlaubte Umgehung des Gesetzes dar, so sind sie als solche nichtig. Der Winkellabvoalat, der Inhaber des Inzassobureaus kann sich demnach trotz einer ihm ausgestellten Zeßionsurkunde weder auf eine gültige Forderungsabtretung, noch auf ein gültiges Inzassomandat berufen. Es fehlt ihm die Aktivlegitimation.

Die eingangs gestellte Frage ist daher meines Erachtens zu verneinen.

Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in ihrer Wirkung auf die Rechtsanwälte bei den Oberlandesgerichten.

Von Rechtsanwalt Friedberg, Steint.

Herr Kollege Dr. Schulze hat in Nr. 3. d. M. die Fragen erörtert, die sich durch die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz für die Landgerichtsanwälte ergeben dürften. Er kommt zu dem Schlusse, es werde zwar eine Verbesse rung zu deren Ungunsten eintreten, aber keine allzu erhebliche. Ich vermag, da ich nur beim OLG. zugelassen bin, diese Frage nicht zu beurteilen. Ich will aber mit einigen Worten die Folgen erörtern, die die erwähnte Kompetenzerhöhung für die Anwälte bei den OLG. haben würde; denn mit dieser Frage hat sich weder Herr Kollege Schulze beschäftigt, noch hat dies die Nürnberger Anwaltskammer getan, deren Eingabe an das Bayerische Justizministerium in derselben Kammer abgedruckt ist. Die Folgen der Kompetenzerhöhung für die Anwälte bei den OLG. sind aber äußerst wesentlich; denn für sie hat jene Maßregel jenseits nur einen Verlust ohne jeden Ausgleich zur Folge, sie verlieren einfach alle Berufungen bis zur Wertgrenze von 1 000 Mark einschließlich, natürlich nur in vermögensrechtlichen Streitigkeiten. Ich habe aus meinen Registern für die Jahre 1902 bis 1906 ermittelt, daß im Durchschnitt 47 Prozent aller vermögensrechtlichen Berufungen einen Wert bis zu 1 000 Mark einschließlich betreffen; mag dies bei andern Kollegen etwas anders sein, viel anders ist es sicherlich nicht. Man wird also nicht fehlgreifen, wenn man schätzt, daß die Anwälte der OLG. etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ ihrer Einnahmen verlieren würden. Dies ist ein so beträchtlicher Verlust, daß er meines Erachtens nicht ertragen werden kann. Man wird sich also nach einem Ausgleich umsehen müssen. Nun war es meiner Meinung nach schon bisher unbillig, daß die Anwälte an den OLG. nach denselben Gebühren honoriert wurden, wie die Kollegen I. Instanz; denn vieles, was diesen zugute kommt, fällt für jene fort. Verschleiss- und Ankerminisachen, die bei geringer Arbeit verhältnismäßig hohe Gebühren bringen, gehören vor den OLG. zu den Seltenheiten, Betriebsaufnahmen sind verhältnismäßig viel seltener als in I. Instanz, auch weil eine relativ große Zahl von Berufungen ohne weiteres zurückgewiesen wird; da bei einer Nebenbeschäftigung mit amtsgerichtlicher Praxis kaum möglich und die Belastung mit Armen sachen ziemlich groß. Im Jahre 1906 z. B. waren nach meinen Ermittlungen 12 Prozent aller Mandate Armen sachen. Den geringeren Einnahmen steht obendrein eine außerordentlich anstrengende und verantwortungsvolle Tätigkeit gegenüber. Schon an sich ist in zahlreichem Sachen ein großes, oft vor dem OLG. in Jahren zusammengekommenes Material zu bewältigen, dazu kommt die Sorge für erschiedenste Veranschaffung neuer Tatsachen, da vor dem RG. neue Ansührungen unmöglich sind. Endlich stellt sich in vielen Fällen nachträglich heraus, daß die Mandanten, die in I. Instanz ihre Gebühren noch zahlen konnten, dazu nicht mehr imstande sind, und die entgeltlich übernommene Sache wird wirtschaftlich zur Armen sache. Aus all diesen Umständen erklärt es sich, daß die Einnahmen der Anwälte bei den OLG. im Verhältnis jetzt schon viel geringer sind, als die der Kollegen vom LG. Oft hat man jetzt daran, den

Anwälten der OLG. einen so wesentlichen Teil ihrer Einnahmen zu entziehen, so wird man die Gebührensätze erhöhen müssen. Es sind ja auch die Gebühren der OLG. selbst um ein Viertel höher, als die der LG. und ebenso die Gebühren der Anwälte beim RG. um $\frac{1}{10}$ höher, als die der andern Anwälte. Berücksichtigt man die Verzerrung aller Lebensverhältnisse seit 1879, so wird es meines Erachtens nur angemessen sein, die Gebühren der Anwälte bei den OLG. um $\frac{1}{10}$ zu erhöhen. Jedenfalls läßt sich in dieser Richtung am leichtesten ein Ausgleich für den Verfall finden, den sie durch die Erhöhung der amtserichterlichen Kompetenz zu erwarten haben.

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Schaele zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 11. Februar bis 2. März 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 31, 89, 276, 278, 823 BGB. verb. mit § 97 GewO. B. Anspruch des Reichspostfiskus gegen eine Berufsgenossenschaft wegen Auszahlung von Anweisungen infolge betrügerischen Verhaltens eines Angestellten. Aufbewahrungspflicht der Beklagten bezüglich Anweisungsfornularen und Stempel.]

Der Kläger hat in 6 Fällen insgesamt 4 361 Mark 40 Pf. auf Anweisungen ausgezahlt, von denen er glaubte, daß sie von der Beklagten auf Grund von § 97 GewO. B. ausgefertigt worden seien, während sie von einem Angestellten der Beklagten, dem B., unter Benutzung von Anweisungsfornularen, auf denen er die Namen des Vorsitzenden des Vorstandes R. und des Verwaltungsdirektors M. unterschrieb ähnlich nachgemacht hatte, unrechtmäßig angefertigt und unter Benutzung von Briefumschlägen der Beklagten an die Kaiserliche Oberpostdirektion zu B., Rentenerhebungsstelle, gesendet worden waren. Um einer Entdeckung der Fälschungen bei Erhebung des Geldes vorzubeugen, hatte er sowohl diese Fornulare, wie die Quittungsfornulare, auf die er eigenhändig die Unterschrift des fälschlich bezeichneten Rentenerhebungsstellen geleistet hatte, mit dem Gummistempel der Beklagten, Beglaubigung erlassen, Nordbavische Textilberufsgenossenschaft*) versehen. Der Kläger hat von der Beklagten Ersatz jenes Betrags gefordert. Das OLG. hat die Klage abgewiesen, das RG. die Berufung zurückgewiesen. Das RG. hob auf und verurteilte zurück: Zwar ist es richtig, daß der Verpflichtung des Klägers, auf Grund der von der Beklagten ausgestellten Anweisungen Zahlung zu leisten, nicht ein privatrechtliches Schuldverhältnis zu Grunde liegt. Vielmehr ist es lediglich das Gesetz (§ 97 GewO. B.), das diese Verpflichtung ihm auferlegt; es handelt sich daher nicht um ein privatrechtliches Auftragsverhältnis, sondern „um einen durch das öffentliche Recht bestimmten Eintritt eines Rechtssubjekts an Stelle eines anderen zur Erfüllung der prinzipiell diesem obliegenden sozialpolitischen Leistungspflicht“ (Mein. das Recht der Arbeiterversicherung I. S. 478 ff.). Ebensovornig wie die anwesende Berufsgenossenschaft die Post-

verwaltung zur Zahlung des angegebenen Betrags im Wege der Klage zwingen kann, sondern ihre in dieser Beziehung nur ein Beschränkter Recht besitzt (vgl. Meis. I. c. S. 797), ebensowenig tritt der geordnete Rechtsweg ein, wenn die Berufsgenossenschaft die im Laufe eines Rechnungsjahres auf ihre Anweisungen gezahlten Beträge der Postverwaltung zu ersetzen sich weigert, sondern es hat das Versicherungsamt, unter dessen Aufsicht sie steht, gegen sie ohne weiteres das Zwangsverwaltungsverfahren einzuleiten (GewO. B. § 106). Gleichwohl ist der Revision darin beizutreten, daß auch öffentlich-rechtliche Verhältnisse Rechte und Verbindlichkeiten erzeugen, die unter analoger Anwendung der Vorschriften des bürgerlichen Rechts zu beurteilen sind und deren Verletzung zum Ersatz des dadurch dem anderen Teil zugefügten Schadens nach eben diesen Vorschriften verpflichtet. Zu dieser Auffassung wird man schon durch die Erwägung gedrängt, daß wenn die analoge Anwendung des bürgerlichen Rechts ausgeschlossen wäre, dann der Rechtsweg überhaupt unzulässig sein müßte. Der Anspruch auf Ersatz des Schadens, der durch die Verletzung einer öffentlich-rechtlichen Pflicht entsteht, ist aber regelmäßig im geordneten Rechtsweg zu verfolgen und nach den Vorschriften des bürgerlichen Rechts zu beurteilen. Soweit sich aus dem Gesetz nicht etwas anderes ergibt, sind auf das Rechtsverhältnis der Parteien die Vorschriften des BGB. analog anzuwenden, nach ihnen ist das Maß der Sorgfalt zu beurteilen, das die Parteien in ihren Beziehungen zu einander, insbesondere im Geldanweisungverkehr zu betreiben haben. Besteht eine Pflicht der Beklagten dem Kläger gegenüber, für eine Aufbewahrung der Fornulare, Stempel, Siegel usw. in der Weise zu sorgen, daß damit kein Mißbrauch getrieben werden kann, der zu einer Schädigung des Klägers führen würde, so muß daher auch ihre Verletzung die Beklagte zum Ersatz des dadurch dem Kläger entstandenen Schadens nach Maßgabe der analog anzuwendenden Vorschriften der §§ 276, 31, 89, 278 BGB. verpflichten. Nun kann es keinem begründeten Zweifel unterliegen, daß eine solche Aufbewahrungspflicht der Beklagten dem Kläger gegenüber an sich besteht; der Kläger, den das Gesetz verpflichtet, gemäß den von der Beklagten ausgestellten Anweisungen Zahlung zu leisten, kann verlangen, daß die Beklagte Einrichtungen trifft, die die möglichste Gewähr dafür bieten, daß die ihm in der üblichen Weise zugehenden Anweisungen auch wirklich von ihr ausgefertigt sind. Dazu gehört auch die sichere Aufbewahrung der Fornulare, der Stempel, Siegel usw. und mit Recht macht die Revision geltend, daß es hierzu nicht erst einer Verfüzung des Reichsversicherungsamtes bedarf, wie sie in dessen Rundschreiben vom 30. September 1905 erlassen worden ist. Denn gerade die mißbrauchsfähige Benutzung der Fornulare, besonders aber auch des den Ersatz der Beglaubigung der Quittung ausdrückenden Stempels (soweit es mit der Benutzung dieser Gegenstände nicht unmittelbar betrauten Angestellten der Beklagten konnte, wie auch die von B. begangenen Fälschungen beweisen, zu einer Schädigung des Klägers führen, der die Beklagte tunlichst vorzubeugen verpflichtet war. Allerdings läßt sich eine solche Aufbewahrungspflicht nicht abstrakt annehmen; es ist zu prüfen, inwiefern eine jeden Mißbrauch ausschließende oder doch erschwerende Aufbewahrung, sich mit einem geordneten Geschäftsgang vereinigen läßt, und es ist zu erörtern, wie sich der Ge-

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

schäftstätigkeit bei der Ausfüllung und Abwendung der Zahlungsansweisungen, sowie der Dispositionsformulare in einzelnen abwidelt, welche Bedeutung die einzelnen Akte haben und welches Maß von Sorgfalt bei ihnen anzuwenden ist. Erst auf Grund einer solchen Prüfung und Orientierung läßt sich der Umfang der Aufschauungspflicht beurteilen und die Frage beantworten, ob diese Verpflichtung verletzt worden ist, ob sie zur Schädigung des Klägers geführt hat und ob ein Verschulden der verantwortlichen Vertreter der Beklagten (§§ 31, 89 BGB.) oder ein solches derjenigen Personen, deren sie sich zur Erfüllung ihrer Aufschauungspflicht bedient hat (BGB. 278), vorliegt. Das Berufungsgericht hat es an einer solchen Orientierung und Prüfung vollständig fehlen lassen. Seine Annahme, daß sich auch bei Nichtigkeit der vom Kläger behaupteten Einzelheiten nicht feststellen lasse, daß die Beklagte die erforderliche Sorgfalt nicht beobachtet habe, ist ohne jede Begründung geblieben; eine solche läßt sich überhaupt nicht geben, ohne ein genaues Eingehen auf ihre Einzelheiten. Die weitere Annahme, einer mißbräuchlichen Verwendung von Formularen ufm. werde sich bei Schieds-, Berufs- und Gesellschaften ufm. nie gänzlich vorbeugen lassen, beweist nichts dagegen, daß bei Verletzung einer Sorgfalt, wie sie der Geldanweisungspflicht erfordert, die in Rechte stehenden Forderungen vermiehen worden wären und der Meinung endlich, daß die Beklagte einen solchen Mißbrauch in den vorgelassenen Fällen keineswegs besonders erleidet habe, selbst jede tatsächliche Grundlage, solange nicht übersehen werden kann, welche Einrichtungen von der Beklagten getroffen worden, ob bei Beibehaltung eines geordneten Geschäftsganges von ihr noch weitergehende Maßnahmen gefordert werden konnten und ob ihre Anordnungen von ihren Angestellten befolgt worden sind. Nichtsdestowenig o. Norddeutsche Textilverbraucher-Gesellschaft, U. v. 24. Jan. 07, 226/06 VI. — Berlin.

2. §§ 119, 120, 123, 124, 143 BGB. verb. mit §§ 84—92 BGB. Form der Anfechtung einer Willenserklärung. Nichtberücksichtigung eines außer der Anfechtung vorliegenden Rücktrittsrechtes. Kauf, Wertvertrag oder Agentenverhältnis!]

Die Klägerin hat dem Beklagten den Kleinbetrieb durch Patent geschützter Zugmesser übertragen. Die Forderung und Fakturierung an die Knechmer sollte die Klägerin selbst bewerkstelligen, dem Beklagten aber den erzielten Erlös abzüglich über einen festgesetzten Grundpreis vergütet. Beklagter hat sich verpflichtet, in der Zeit bis Ende 1905 6000 Messer abzugeben oder für die nicht abgesetzte Zahl 5 Mark für das Stück zu bezahlen, er hat tatsächlich nur 472 Messer abgesetzt und bestritten, an den Betrag gebunden zu sein. Das OLG. erklärte: Es wird festgesetzt, daß der zwischen den Streitenden abgeschlossene Vertrag zu Recht besteht. Das RG. hob auf und verurteilte zurück: Der Beklagte hat sich u. a. damit verteidigt, daß er von der Klägerin durch eine arglistige Täuschung zur Eingehung des Vertrages bestimmt worden sei. Diese Täuschung soll darin bestanden haben, daß die Klägerin die Unzulänglichkeit der patentierten Zugmesser für die trapezförmigen Bänder, wozu sie bestimmt seien, gekannt, ihm aber absichtlich verschwiegen habe. Das OLG. erwidert richtig, daß diese Vertuschung zur Knechmer der Feststellungslage nur dienen könne, wenn eine ordnungsmäßige und rechtzeitige Anfechtungserklärung erfolgt sei. Und weil es diese vermisst, gelangt es zur Zurückweisung der Ver-

theidigung, ohne deren bestrittene tatsächliche Unterlagen geprüft zu haben. Als Anfechtungserklärung kommen zunächst ein Brief des Beklagten und eine mündliche Erklärung des Beklagten gegenüber dem Prokuristen der Klägerin in Betracht. Der Brief enthält folgenden Satz: „Das das Zug-Mess-Verfahren unseres Zugmesser-Vertrages betrifft, so bemerke ich höflich, daß ich Ihrer zweiten Firma J. J. erklärt habe, daß ich denselben, wie die Verhältnisse liegen, nicht anerkenne und nicht anerkennen kann.“ Das OLG. verlegt dieser Äußerung die rechtliche Bedeutung einer Anfechtungserklärung, weil der Anfechtungsgrund nicht mitgeteilt sei, irgend ein Hinweis auf ein arglistiges Verhalten sei in dem Briefe nicht zu finden, die Klägerin hätte aus dem Schreiben nicht entnehmen können, daß der Beklagte den Vertrag wegen eines arglistigen Verhaltens, das er ihr vorwerfe, als nichtig ansehe, sondern höchstens, daß er sich vom Vertrage loslauge, weil er ungünstig für ihn sei. Die Anfechtung einer Willenserklärung erfolgt nach § 143 Abs. 1 durch Erklärung gegenüber dem Anfechtungsgegner. Daß dabei der Ausdruck „Anfechtung“ gebraucht wird, ist nicht erforderlich; es genügt, wenn sich aus der Erklärung der Willen des Erklärenden ergibt, daß das Rechtsgeschäft unanfechtbar sein solle (RG. 48, 221). Es genügt der erkennbare Wille, das Geschäft nicht bestehen lassen zu wollen; Bemerkungen, wie Bestreiten der Verpflichtung, Nichtanerkennen, Rückfordern — sind daher in der Regel als ausreichend anzusehen. Daß auch der Grund der Anfechtung angegeben werden muß, fordert das Gesetz nicht: weder in dem Sinne, daß abstrakt die Fälle der §§ 119 (Irrtum), 120 (unrichtige Übermittlung), 123 (arglistige Täuschung und widerrechtliche Drohung) unterschieden, noch in dem Sinne, daß die konkreten Tatsachen, woraus die Anfechtung gegründet werden soll, angegeben werden müssen. Daher muß es als rechtsirrig bezeichnet werden, wenn das OLG. den Brief des Beklagten und die in ihm berichtete mündliche Erklärung als eine dem § 143 Abs. 1 genügende Anfechtungserklärung nicht gelten lassen will. Dies nötigt zur Aufhebung des angefochtenen Urteils und zur Zurückverweisung der Sache an das Berufungsgericht als verurteilt angesehen, weil sich aus den eigenen Angaben des Beklagten ergebe, daß er die größten Mängel der Zugmesser, die er abzugeben übernommen, schon länger als ein Jahr vorher genau erkannt habe. Diese Annahme wird von der Revision vergeblich angefochten. Allerdings umfaßt die Entscheidung der Täuschung, von der es das Gesetz (§ 124 Abs. 2) die Frist berechnet, nicht bloß die Erkenntnis der objektiven Unrichtigkeit der bestimmenden Tatsache, sondern auch die Erkenntnis des subjektiven Moments, der absichtlichen Täuschung durch den Gegner (RG. 69, 96). Das hat das Berufungsgericht aber auch nicht verkannt. Es hat nur tatsächlich aus dem eigenen Vorbringen des Beklagten geschlossen, daß im vorliegenden Falle beide Momente zusammenfallen mußten. Der Beklagte, der die arglistige Täuschung behauptet und beweisen muß, hat nämlich für diese Darlegung nicht etwa besondere Umstände angeführt, sondern sich nur wie auf etwas Selbstverständliches darauf be-

jagen, daß die Klägerin die Eigenschaften der von ihr hergestellten und ausprobierten Zugmesser vor dem Abschluß des Vertrages genau gekannt habe. Hiernach erscheint es nicht als rechtskräftig, wenn das OLG. davon ausgeht, daß der Beklagte diese Schlussfolgerung aus dem Selbstverständlichen schon gleich gezogen habe, als ihm die Mängel der Zugmesser bekannt wurden. Sollte sich die bisher erdientene Vereinfachung des Beklagten aber auch nach erneuter Verhandlung nicht als stichhaltig erweisen, so kommt zu seinen Gunsten doch noch ein anderer rechtlicher Gesichtspunkt in Betracht, den das OLG. übersehen hat. Die Revision macht mit Recht geltend, daß sowohl der Brief des Beklagten vom 24. November 1904, wie seine Erklärungen im Prozesse auch als Geltendmachung eines Rücktrittsrechtes zu werten seien. Für die Frage, ob dem Beklagten ein Rücktrittsrecht zustand, ist es von Bedeutung, die rechtliche Natur des zwischen den Parteien abgeschlossenen Vertrages zu bestimmen. Das OLG. bemerkt völlig zutreffend, daß weder ein Kaufvertrag noch ein Werkvertrag vorliege, und daß die gesetzlichen Bestimmungen über diese Verträge hier auch nicht analog anzuwenden seien. Anzuwenden aber waren, wie die Revision mit Recht geltend macht, die Rechtsätze, die das HGB. über die Handlungsagenten aufstellt (§§ 84—92). Denn der wesentliche Inhalt des Vertrages besteht darin, daß der Beklagte, ohne als Handlungsgehilfe angestellt zu sein, d. h. als selbständiger Kaufmann ständig damit betraut werde, für das Handelsgewerbe der Klägerin Geschäfte zu vermitteln. Er sollte der Klägerin die Zugmesser nicht selbst abkaufen, sondern ihr Käufer dafür zuführen. Nach § 5 sollte die Klägerin die gelieferten Zugmesser „direkt berechnen“, also die Faktura auf sich ausstellen und somit den Abrechnern als Verkäufer gegenüberbringen. Und wenn es in § 4 heißt, der Beklagte übernehme „den Vertrieb“ auf seine Rechnung, so kann darunter dem Zusammenhange nach nur verstanden werden, daß die Kosten der Geschäftsvermittlung von ihm getragen werden sollten. Die Vergütung, die der Beklagte beziehen sollte, besteht in einem Anteile an dem erzielten Kaufpreise, also in einer Provision. Der einzige Punkt, in dem der Vertrag eine Abweichung von den gewöhnlichen Vorschriften der Handlungsagenten festsetzt, ist der, daß der Beklagte es übernahm, für einen bestimmten Mindestabsatz zu sorgen, und sich einer Vertragsstrafe unterwerfen, wenn und insofern ihm dieser Mindestabsatz nicht gelingen sollte. Eine derartige Abrede aber ist mit dem Wesen des Agenturvertrages vereinbar und kann keinen Grund abgeben, das Rücktrittsrecht der Parteien nicht als Agenturverhältnis aufzufassen. Nach § 92 Abs. 2 HGB. kann das Agenturverhältnis von jedem Teile ohne Einpflanzung einer Kündigungsfrist gekündigt werden, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Als ein wichtiger Grund zur Kündigung aber muß es gelten, wenn der Fäbrilationsgegenstand, auf dessen Absatz sich der Agenturvertrag ausschließlich bezieht, von dem Fäbrilanten dauernd in einer Beschaffenheit geliefert wird, die dessen Tauglichkeit für den Zweck, dem er dienen soll, und damit dessen Absatzfähigkeit aufhebt oder doch wesentlich beeinträchtigt. Daraus aber lassen die Bemängelungen an den gelieferten Zugmessern und die Klagen der Abnehmer, worüber der Beklagte in den Instanzen nähere Angaben gemacht hat, hinaus. Das OLG. durfte sich daher einer tatsächlichen Feststellung

über diese von der Klägerin als unwidrig bezeichneten Bemängelungen, die den Kern des vorliegenden Streitfalles bilden, nicht enthalten, auch nicht etwa deswegen, weil der rechtliche Gesichtspunkt des Agenturvertrages von den Parteien nicht geltend gemacht war. Denn insofern handelt es sich lediglich um die Anwendung des zutreffenden Rechtsatzes auf die von den Parteien aufgestellten Thatsachen. O. L. Z., II. v. 12. Jan. 07, 254/06 I. — Kaiserb. O.

3. §§ 195, 199, 566 Sag 2 BGB. Verhältnis dieser gesetzlichen Bestimmungen unter einander.]

Vom Berufungsgericht ist für selbstgestellt erachtet worden, daß es am 22. Dezember 1902 zu einer mündlichen Willenseinigung zwischen den Parteien gekommen ist, welche der in der Entscheidungserkelnde des angefochtenen Urteils unter 1 bis 3 bezeichneten Kaufabrede entsprach, zugleich aber auf eine Vermietung des der Beklagten zu 2 gehörenden Hauses Jakobstr. 78 in K. an den Kläger ging, sowie daß notarielle Beurkundung der Kaufabrede vereinbart worden ist, diese Beurkundung jedoch nach der erkennbaren Absicht der Parteien nur zum Zwecke dienen sollte. Beide Feststellungen hat die Revision nicht angegriffen. Das Berufungsgericht nimmt ferner in Übereinstimmung mit der ursprünglich aus dem Kläger selbst vertretenen Auffassung an, daß die am 22. Dezember 1902 getroffenen Abreden, Kaufabrede und Mietabrede, einen einheitlichen Vertrag bildeten, und es geht endlich ebenso wie der Kläger selbst davon aus, daß die Mietabrede so gemeint war, daß das in Betracht kommende Haus für die Zeit vom 1. Februar 1903 bis 30. September 1905 gemietet sein sollte. Obwohl hiernach das Mietabkommen für länger als ein Jahr getroffen war, und deshalb der Fall des § 566 Sag 2 BGB. vorlag, meint doch das Berufungsgericht, der § 139 BGB. könne hier keine Anwendung finden, weil der § 566 Sag 2 eine Ausnahme von dem Grundsatz des § 125 BGB. festsetze: nach § 566 Sag 2 sei der ohne die Beobachtung der Schriftform für längere Zeit als ein Jahr geschlossene Mietvertrag nicht nichtig, sondern es gelte anstatt seiner ein Mietvertrag auf unbestimmte Zeit als geschlossen. Mit Recht wird diese Auslegung von der Revision angegriffen. Es ist eine Strafrechtsfrage, ob die Bestimmung des § 566 Sag 2 BGB., wenn ihre im Gesetz bezeichnete Voraussetzung vorliegt, unter allen Umständen Platz greift, oder ob von ihr abgesehen ist, falls die Umstände erkennen lassen, daß die Parteien einen Mietvertrag auf unbestimmte Zeit nicht geschlossen haben würden. Das Berufungsgericht hat sich für die erstere Ansicht entschieden, wegen der Revision die zweite für die richtige hält. Einer Entscheidung hierüber bedarf es indessen hier nicht, weil es sich nicht um einen für sich allein stehenden Mietvertrag handelt. Gestritten wird zwischen den Parteien über die Rechtsbefähigung der Kaufabrede, mit der zusammen, wie feststeht, das Mietabkommen einen einheitlichen Vertrag bildete, und wenn das Berufungsgericht diesen Streit ohne weiteres zu Gunsten der klagenden Partei entscheidet, so liegt dem die in jedem Falle irrtümliche Meinung zugrunde, daß der § 566 Sag 2, wo er Anwendung finde, den § 125 BGB. ganz außer Anwendung setze. Irrig ist diese Meinung, weil sich aus der Bestimmung des § 566 Sag 2, gleichviel, wie sie sonst zu verstehen sein mag, soviel als Gesetzwille klar ergibt, daß in dem vorliegenden Falle von der gewollten Rechtsfolge

ein Teil nicht eintreten, beglückt dieses Teils also der geschlossene Erbvertrag rechtswirksam, nichtig sein soll. Der § 125 BGB. wird hier somit nicht völlig ausgeglichen, sondern er wird nur eingeschränkt. War nun im vorliegenden Falle die dem Ausgeführten nach zum Teil nichtige Erbabsicht einer von dem Bestandteilen eines eine Kaufabsicht mitumfassenden einseitigen Erbvertrages und mithin dieser Vertrag zum Teil nichtig, dann mußte allerdings auf den § 139 BGB. zurückgegangen und geprüft werden, ob dessen Regel, oder ob dessen Ausnahmeresultate hier zutrifft. Dieser Prüfung hat sich das Berufungsgericht nicht unterzogen, und deshalb war unter Aufhebung des angefochtenen Urteils die Sache an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. N. o. R., U. v. 16. Jan. 07, 251/06 I. — Gln.

4. § 138 BGB. verb. mit §§ 483—485 II. Tit. 2 C.B. Aufhebung eines Erbvertrages wegen Wuchers oder Verschöns gegen die guten Sitten.]

Durch den am 24. Mai 1887 zwischen dem Kläger, damals wohnhaft in Berlin, und seinem Vater vor dem R. O. I. Berlin geschlossenen Vertrag hat der Kläger auf sein Erbrecht am Nachlaß seines Vaters zu Gunsten seiner Geschwister verzichtet. Er erkennt in diesem Vertrage an, von seinem Vater bereits 50 000 Mark in verschiedenen Raten erhalten zu haben und erklärt mit Rücksicht auf diese Zahlungen und die ihm von seinem Vater versprochene Übergabe von weiteren 20 000 Mark in Wechseln — welche Übergabe untermittig erfolgt ist — wegen seines Erbteils und Pflichtteils sich für vollständig abgefunden. Infolge dieses Erbvertrages hat der Vater, der am 6. Januar 1890 verstorben ist, in seinem am 7. Juli 1887 errichteten, am 17. Januar 1901 durchlebten Testament unter Übergabe des Klägers nur seine fünf anderen Kinder, darunter die Beklagte zu 1, als Erben eingesetzt, wobei bezüglich des Klägers auf die durch den Vertrag vom 24. Mai 1887 erfolgte Abfindung hingewiesen ist. Der Kläger hält den Erbvertragsvertrag und damit auch wegen unberechtigter Übergabe das Testament seines Vaters für ungültig, weil bei Abschließung des Vertrags seine Notlage oder doch sein Leidensinn und seine Unerschrockenheit wucherisch ausgebeutet sei. In der Berufungseinstellung machte der Kläger noch geltend, daß der Erbvertragsvertrag, wenn er nicht als wucherisch anzusehen sei, doch jedenfalls gegen die guten Sitten verstoße. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Wie in der Rechtsprechung des R. O. anerkannt ist, finden die Bestimmungen des BGB. über wucherische Geschäfte (§ 138 Abs. 2) auch auf die vor dem Inkrafttreten des BGB. geschlossenen Rechtsgeschäfte insofern Anwendung, als den Ansprüchen, die auf Grund solcher Rechtsgeschäfte erhoben werden, keinerlei Rechtschutz gewährt werden kann (vgl. Fuchsig, Einwirkung des BGB. auf zuvor entstandene Rechtsverhältnisse § 28 V 1a). Ob aber die rührende Notlage so weit geht, daß der Kläger diese Bestimmungen, nachdem infolge des Erbvertrages vom 24. Mai 1887 der Vater bei seinem am 6. Januar 1890 erfolgten Tode allein von seinen übrigen Kindern berechtigt ist und dadurch der dem Erbvertragsvertrage entsprechende Rechtszustand hergestellt ist, dazu denken kann, um den unter der Herrschaft des früheren Rechts eingetretenen Rechtszustand wieder zu beseitigen, kann füglich in Zweifel

gezogen werden. Für den vorliegenden Fall bedarf es indes der Entscheidung dieser Frage nicht, da, selbst wenn zu Gunsten des Klägers die Antwortbarkeit der Bestimmungen des BGB. unterstellt wird, nach Lage der Sache das Vorhandensein eines wucherischen Geschäfts doch nicht angenommen werden könnte. Das Berufungsgericht hat die Aufhebung des Erbvertragsvertrages wegen Wuchers für unbegründet erklärt, weil nach der aus der Darstellung des Klägers ersichtlichen Überzeugung des Gerichts es dem Erblasser an einer wucherischen Absicht vollständig gefehlt habe. Der Grund für die Abschließung des Vertrages sei vielmehr in einer Fürsorge des Erblassers für den Kläger zu suchen, indem ersterer hierin ein Mittel zu finden gemeint habe, den Kläger zu größerer geschäftlicher Solidität zu veranlassen. Der Revision ist zugunsten, daß diese Ausführungen nicht ganz bedenkenfrei sind, da zum Tatbestande des Wuchers nach § 138 Abs. 2 BGB. die wucherische Absicht nicht erforderlich ist, vielmehr die bewusste Ausbeutung der wirtschaftlichen Schwäche des Andern zur Erlangung übermäßiger Vermögensvorteile genügt, R. O. 60, 11; Joppecul-Gerul, das Wucherstatut 1, 990, und da die Absicht einer Fürsorge für den Kläger mit der vollständigen Übergabe desselben nicht wohl vereinbar ist. Von dem Berufungsgericht wird aber auch weiter ausgeführt, es fehle an dem Tatbestande merkmale des Wuchers, daß der Erblasser sich oder einem dritten Vermögensvorteile habe verschaffen oder gewöhnen lassen, und habe Kläger, als er in dem Erbvertragsvertrage wegen seines Erbteils und Pflichtteils sich für abgefunden erklärte, nicht über ein schon bestehendes Vermögensverhältnis verfügt, es habe sich nur um eine von dem Nichtüberleben des Erblassers abhängige Hoffnung gehandelt. Dieser Auffassung ist im wesentlichen beizutreten. Der Wucher erhält dadurch sein charakteristisches Gepräge, daß der dem Wucher Gegebene es darauf abgesehen haben muß, Vermögensvorteile für sich oder einen Dritten zu erzielen. Es kann deshalb von Wucher nur bei Rechtsgeschäften des Vermögensgerichts die Rede sein. Wenn es nun auch nicht für grundsätzlich ausgeschlossen anzusehen ist, daß auch bei Abschließung eines Erbvertragsvertrages ein Wucher begangen werden kann, so kann dies doch nach der eigenartigen Natur dieses Vertrages nur unter ganz besonderen Umständen angenommen werden. Der Erblasser, der mit dem pflichtteilberechtigten Abkömmling einen Vertrag abschließt, durch welchen letzterer gegen Empfang einer Abfindung auf sein Erb- und Pflichtteilrecht verzichtet, erlangt als Gegenwert das Recht, daß er unbehindert durch das Pflichtteilrecht nach freiem Ermessen über den Nachlaß letztwillig verfügen kann. Er erlangt die Freiheit, an Stelle des Abgefundenen, der eine das Pflichtteil nicht erreichende Abfindung erhalten hat, andere Personen zu bedenken, die es in höherem Maße wie jener verdienen. Als ein Vermögensvorteil kann diese Erweiterung der Testierfreiheit nicht aufgefaßt werden. Ein Wucher kann allerdings bei einem Erbvertragsvertrage dann vorliegen, wenn der Erblasser darauf ausgeht, auf Kosten des Verzichtenden anderen Personen, die er an dessen Stelle bedacht, unangemessene Vorteile zuzuwenden. So liegt aber die Sache hier nicht. Zur Begründung der Aufhebung wegen Wuchers hat der Kläger erklärt, daß er vor Abschließung des Erbvertragsvertrages infolge maßloser Spekulationen, für

welche er der Firma G. gegenüber habe ausfließen müssen, vor dem Konkurs gestanden habe und daß er, um seine geschäftliche Verbindung mit der Firma G. nicht zu verlieren, auf welcher sein Erwerb beruht habe, die ihm nach dem Erbteilungsvertrag gewährte Summe von 20 000 Mark zur Begleichung seiner Verluste unbedingt nötig gehabt habe. Bei diesem Stande der Sache würde es vorausichtlich, wenn der Kläger nicht die erbetene Unterstützung erhalten hätte, zum Konkurs gekommen sein und würde der aus dem Nachlaß seines Vaters ihm später zufallende Erbeil nicht ihm selbst, sondern seinen Konkursgläubigern zugute gekommen sein. Um dies zu verhindern, um den Kläger vor seinen Gläubigern zu schützen — in welchem Sinne nach der Behauptung des Klägers der Erblasser sich ausdrücklich ausgesprochen hat — wurde der Erbteilungsvertrag vom 24. Mai 1887 geschlossen. Rag auch der Erblasser, als er den Erbvertrag forderte, nicht gerade aus Fürsorge für den Kläger, um diesem eine besondere Wohltat zu erteilen, gehandelt haben, so hat er doch keinesfalls die Absicht gehabt, den Kläger zu schädigen und hat er bei Abschließung des Erbteilungsvertrages nur dasjenige getan, was nach der Sachlage angemessen erschien. Schon hiernach muß die vom Kläger versuchte Anfechtung wegen Wuchers versagen. In Betracht kommt weiter, daß der Nachteil, welchen der Kläger durch die Abschließung des Erbteilungsvertrages erfährt, nur darin bestand, daß es nunmehr von dem freien Verleihen des Erblasses abging, ob und in welchem Umfange er von diesem (im Testament oder in späteren Verfügungen) bedacht werden würde. Der Kläger hatte durch den Erbvertrag, wie er selbst sich ausdrückt, seine Rechte in die Hände des Erblassers juristisch gelegt und er war an die Entscheidung des Erblassers darüber, ob er nach Recht und Billigkeit noch einen Anspruch auf den Nachlaß sollte machen dürfen, unbedingt gebunden. Wenn der Erblasser später ihn einer weiteren Zuteilung nicht für würdig befunden hat, so kann er daraus nicht einen Grund herleiten, um den Vertrag wegen Wuchers anzugreifen. Bei der Bemessung des Wertes der Leistung des Klägers, daß er seine Rechte auf die Erbchaft seines Vaters aufgegeben hat, kann schließlich nicht unberücksichtigt bleiben — auf welchen Gesichtspunkt der Berufungsrichter mit Recht hinweist — daß es sich bei der Aussicht des Klägers, Erbe seines Vaters zu werden, um eine Hoffnung handelte, die durch das Überleben seines Vaters vertriebt werden konnte. Zwecklos kann für die Wertbemessung nicht etwas der Wert zu Grunde gelegt werden, den der Nachlaß zur Zeit des Todes des Erblassers am 6. Januar 1890, also nach Verlauf von nahezu drei Jahren seit Abschluß des Erbteilungsvertrages gehabt hat, da in der Zwischenzeit der Bestand des Vermögens erhebliche Änderungen erfahren konnte. G. v. G., II. v. 28. Jan. 07, 276/06 IV. — Berlin.

5. §§ 249, 267, 823, 843 Abs. 4. 1601, 1610 BGB. Verhältnis des Schadenerschaftsanspruchs des Verpflichteten gegenüber der Leistung des zum Unterhalte Verpflichteten.]

Die Vorinstanz, sehen wir erteilen an, daß die Klägerin am 5. Juli 1903 von dem Huhn des Beklagten gebissen und dadurch schwer an ihrer Gesundheit geschädigt worden ist. Beklagter wurde verurteilt, der Klägerin Ersatz zu leisten und eine Zahnterapie zu zahlen. Die Revision des Beklagten ist zurück-

gewiesen worden: Die Revision beruht nicht auf der Ausführung des Berufungsrichters, daß der von der Klägerin geltend gemachte Anspruch auf Ersatz der Gesundheitsschäden in der Person der Klägerin und als zu ihrem Vermögen gehörig entstanden sei. Sie behauptet aber, der Anspruch sei dadurch getilgt, daß der Vater der Klägerin ihr bisher alle zum Zwecke der Heilung erforderlichen Bedürfnisse verschafft und den dadurch entstandenen Aufwand aus seinem Vermögen getragen habe. Insofern könne daher, wenn überhaupt, nur vom Vater der Klägerin ein Ersatzanspruch gegen den Beklagten erhoben werden. Allein § 267 BGB., den die Revision als verletzt bezeichnet, sieht zwar vor, daß, wenn der Schuldner nicht in Person zu leisten habe, „die Leistung“ auch von einem Dritten bewirkt werden könne. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß der Gegenstand der vom Dritten erfüllten mit demjenigen der dem Schuldner obliegenden Verbindlichkeit identisch sein müsse. Dies trifft im Streitfalle nicht zu. Gemäß § 249 BGB. schuldet der Beklagte der Klägerin, nachdem sie davon abgesehen hat, von ihm unmittelbar Herstellung ihrer verletzten Gesundheit zu verlangen, den zur Herstellung erforderlichen Geldbetrag. Und zwar ist dieser Geldanspruch im vollen Umfange der hierzu „erforderlichen“ Aufwendungen schon mit dem Augenblicke des Eintritts der vom Beklagten zu vertretenden Gesundheitsbeschädigung entstanden. Er hatte der Klägerin die zur Heilung nötigen Geldbeträge sogar vorzuschießen und sie dafür zu entschädigen, daß sie künftig Aufwendungen machen mußte, nicht dafür, daß sie in der Vergangenheit Aufwendungen gemacht habe (§ 726 Abs. 1 Satz 1 des I. Entwurfs und Beratungen der zweiten Kommission Prot. 2. S. 628, 629). Dagegen lag dem Vater der Klägerin kraft seiner aus §§ 1601, 1610 „BGB.“ sich ergebenden Unterhaltspflicht, deren Voraussetzungen im Streitfalle gegeben sind, zwar gleichfalls ob, für die Heilung der Klägerin zu sorgen. Er konnte aber gemäß § 1612 Abs. 1 nicht nur verlangen, daß ihm Naturalerfüllung gestattet werde, sondern gemäß Abs. 2 derselben Gesetzesstelle, da es sich um ein unterverleitetes Kind handelt, grundsätzlich auch selbst bestimmen, in welcher Art der Klägerin Heilung verschafft werden sollte. Hieraus ergibt sich, daß die vom Vater zu diesem Zwecke getroffenen Veranlassungen: Beschaffung von ärztlicher Hilfe, Medikamenten, Heil- und Badekur mit der dem Beklagten obliegenden reinen Geldleistung schon dem Gegenstande nach nichts gemein haben, ganz abgesehen davon, ob der Vater überhaupt für den Beklagten zu leisten wollen und geleistet hat. Von Anwendung des § 267 BGB. könnte daher nur dann die Rede sein, wenn der Vater seiner Tochter, der Klägerin, den zu ihrer Herstellung „erforderlichen Geldbetrag“ (§ 249) gezahlt hätte. Jeder etwa noch mögliche Zweifel an der Aktivlegitimation der Klägerin wird aber durch die positive Vorschrift des § 843 Abs. 4 BGB. beseitigt, wonach der Anspruch des Verletzten nicht dadurch ausgeschlossen wird, daß ein anderer dem Verletzten Unterhalt zu gewähren hat. Zwar hat diese Bestimmung ihrem Wortlaut nach (§ Abs. 1) zunächst nur die Fälle im Auge, daß infolge der Verletzung die Erwerbsfähigkeit des Verletzten aufgehoben oder vermindert ist oder daß eine Vermehrung seiner Bedürfnisse eintritt. Nach ihrer Entstehungsgeschichte kann aber kein Zweifel darüber ausfließen, daß damit ein allgemeiner

den ganzen Inhalt der Schadenerschaftspflicht wegen Verletzung des Körpers oder der Gesundheit umfassender Gesundheit aufgestellt werden sollte. In § 728 (vergl. auch § 723 III, 2) des I. Entwurfs (hierzu Begründung 2 S. 794, 795) war dies auch bezüglich der Heilungskosten ausdrücklich ausgesprochen. Die zweite Kommission billigte diesen Standpunkt ausdrücklich (Prot. 2, 629) und ließ im Gesetzesentwurf die Heilungskosten nur um bestimmten untersteht, weil sie infolgedessen den Schadenerschaftsanspruch schon durch die allgemeinen Vorschriften des Gesetzes (§§ 823, 249 BGB.) als gedeckt ansah. Es muß deshalb in Übereinkimmung mit der behändigen Rechtsprechung des RG. auf dem Gebiete des älteren Rechts (RG. 26, 53; 36, 144 und 47, 211) auch nach dem Rechte des BGB. angenommen werden, daß Inhalt und Umfang des wegen Verletzung des Körpers oder der Gesundheit dem Verletzten zustehenden Schadenerschaftsanspruchs durch den demselben Verletzten gegenüber seinen Verwandten zustehenden gesetzlichen Unterhaltsanspruch grundsätzlich nicht berührt werden. Ob dem unterhaltspflichtigen Verwandten, wenn er in Erfüllung der ihm gesetzlich obliegenden Unterhaltsverbindlichkeit, somit in Vorlegung eigener Geschäfte Aufwendungen gemacht hat, überhaupt ein Anspruch aus der Geschäftsführung ohne Auftrag gegen den Verletzte zusteht und ob, wenn diese Frage selbst zu bejahen wäre, seinem Ersatzungsanspruch, nachdem er die gerichtliche Verfolgung des Schadenerschaftsanspruchs durch den Unterhaltsberechtigten hat geschehen lassen, nicht mindestens die Einrede der Abgilt entgegenstehe, braucht hier nicht erörtert zu werden. S. a. B., U. v. 7. Febr. 07, 309, 06 IV. — Breklau.

6. § 252 BGB. Nach welchen Grundsätzen ist der Betrag des Schadens zu berechnen, den ein Geschäftsführer wegen Nichtlieferung von Kartoffeln zu leisten hat. Entscheidet der vertragsgemäß festgesetzte oder der nach normalen Verhältnissen zu ermittelnde Stürtegehalt?

Der Beklagte war rechtskräftig verurteilt worden, der Klägerin denjenigen Schaden zu ersetzen, den sie dadurch erlitten hat, daß er in Verletzung der ihm durch den Gesellschaftsvertrag auferlegten Pflichten es unterlassen hat, in dem Rechnungsjahre vom 1. Juli 1896 bis zum 30. Juni 1897 200 ha Landes mit Kartoffeln zu bebauen und die Ernte davon an die Stürtefabrik Friedland abzuliefern. Daraus wurde der Beklagte zur Bezahlung von 12 000 Mark verurteilt und seine Revision zurückgewiesen. Die Parteien hatten darüber gestritten, welcher Stürtegehalt für die nicht gelieferten Kartoffeln der Schadenersatzberechnung zugrunde zu legen sei. Der Beklagte hatte die Ansicht vertreten, es dürfe nur der niedrigste Stürtegehalt angesetzt werden, den der Gesellschaftsvertrag als noch zulässig ansehe. Demgegenüber hat das OLG. — den Ausführungen der Klägerin folgend — nicht diese geringste Qualität, sondern den Stürtegehalt zugrunde gelegt, der sich in dem Geschäftsjahre, worauf sich der Schadenersatz bezieht, nach den Lieferungen der übrigen Geschäftsführer als Durchschnittssatz ergibt: Das ist zu billigen. Zwar ist richtig, daß, wenn der Beklagte seiner gesellschaftlichen Pflicht gemäß die 200 ha Landes mit Kartoffeln bestellt und diese der Klägerin geliefert hätte, eine Zurückweisung der Lieferung wegen ungenügenden Stürtegehalts nach dem Gesellschaftsvertrage nur hätte erfolgen dürfen, wenn der Stürtegehalt weniger als 12 Prozent betragen hätte.

Daraus folgt aber nicht, daß diese geringste Qualität auch zugrunde zu legen ist, wenn es sich um die Berechnung der Geldvergütung handelt, die der Beklagte leisten muß, weil er überhaupt nicht geliefert hat. Denn bei dieser Berechnung handelt es sich lediglich um die Ermittlung des Berechnungswertes, den die Klägerin gehabt haben würde, wenn der Beklagte vertragsgemäß bestellt und geliefert hätte, also um eine Wahrscheinlichkeitsberechnung. Hierbei ist von normalen Verhältnissen auszugehen, von „dem gewöhnlichen Laufe der Dinge“, wie es im BGB. heißt (§ 252). Hierfür aber ist es augenscheinlich ein völlig zutreffender Maßstab, wenn ermittelt wird, welchen Stürtegehalt die Kartoffeln tatsächlich hatten, die die Wirtschaftsführer und Nachbarn des Beklagten in demselben Geschäftsjahre der Klägerin geliefert haben, und wenn hier von der Durchschnitts-, nämlich 12,32 Prozent, angenommen ist. B. a. St., U. v. 26. Jan. 07, 335, 06 I. — Hofdom.

7. § 276 BGB. Das Hinlegen eines unbefestigten Stoffes. Käufer auf einem mit ungetriebenen Tomaten belegten Gange keine Haftpflichtigkeit.]

Im Gegensatz zum Bericht I. Instanz, welches eine Haftpflichtigkeit des Beklagten verneint hat, hat das Berufungsgericht angenommen, daß in dem unbefestigten Hinlegen eines Stoffes, nämlich auf dem Gang, dessen Belag Tomaten mit nicht geriechter Oberfläche gebildet haben, über die Stufe und die Schwelle hinweg bis in den Garteraum eine Haftpflichtigkeit der Beklagten zu erblicken sei. Das Berufungsgericht begründet diese Feststellung durch die Erwägung, daß schon nach physikalischen Gesetzen ein Verschleiden des Fußes bei Eintretung einer auch nur unbedeutenden betretenden Kraft wie der eines schreitenden Wämers leicht möglich gewesen sei, besonders an Stellen, an denen er sich nicht genau an seine Unterlage habe anschmiegen können wie bei der Stufe und der Schwelle. Das Berufungsgericht nimmt an, daß Beklagte der hiernach vorliegenden Gefahr, daß ein Besucher des Belvedere beim Schreiten auf dem Fußer infolge dessen Gleitens oder Ausfalls besonders da, wo er über die Stufe oder Schwelle stüpre, in Falle komme, habe vorbeugen müssen: Das Revisionsgericht kann dieser Auffassung nicht beitreten. Nach § 276 BGB., welche Bestimmung sowohl für das vertragliche als auch das nichtvertragliche Recht der Schuldverhältnisse gilt, handelt es sich, wor die im Bericht erforderliche Sorgfalt außer acht läßt. In dem unbefestigten Hinlegen eines Fußes an der bezeichneten Stelle kann aber eine solche Nachlässigkeit nicht gefunden werden. Die auf einem solchen Fußer Schreitenden werden alsbald, ob der Fußer befestigt ist oder nicht und werden letzteren richtet ihr Verhalten, wie das Bericht I. Instanz dies richtig hervorhebt, darnach einrichten: wenn nichts konnte die Beklagte ohne die im Bericht erforderliche Sorgfalt außer acht zu lassen, dies annehmen. Es kommt hinzu, daß keiner der zahlreichen Teilnehmer der Abendveranstaltung, welche über den Fußer geschrieben sind, und ebenso keine der beiden von jener Veranstaltung mit der Aufsicht über die Garderobe betrauten Personen, obwohl das Verschleiden des Fußes an dem fraglichen Abend vor dem Unfall jedenfalls von letzteren wahrgenommen wurde, der Beklagten bezw. deren Bevollmächtigten hiervon Mitteilung gemacht und ein Verschleiden des Fußes angezeigt haben. Unter diesen Umständen kann der Beklagten,

über den Personen, deren jene sich zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeit bediente (§ 278), im Sinne des § 276 BGB. eine Zahlungsfähigkeit nicht vorzuerwerfen. Es erscheint daher der Klagenanspruch, soweit er durch das angefochtene Urteilteil des Berufungsgerichts dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt wurde, als unbegründet. (O. J. u. C. Sch., II. v. 18. Jan. 07, 225/06 III. — Dresden.)

B. §§ 297, 329, 401, 419 BGB. Zulässigkeit eines unmittelbaren Rechtsübergangs des Gläubigers an einen sog. Erfüllungsbürovernehmer gegen den Übernehmenden; Anwendung des § 401 Abs. 1 auf weitere Nebenrechte als die dort genannten.]

Der Vater des Beklagten, J. F., der eine Mühle in B. und einen Hof und einen Anteil an einem anderen Grundstück in B. besaß, traf im Dezember 1900 mit dem Bürgenklöster Bank ein Abkommen, wonach ihm diese einen laufenden Kredit bis zur Höhe von 10 000 Mark eröffnete. Für die ihm hieraus erwachsenden Verpflichtungen trat der Kläger und noch eine Person als Bürgen ein. Vermöge der Bürgschaft hat der Kläger am 30. August 1905 der Bank 5 347,45 Mark bezahlen müssen. Er fordert jetzt deren Bezahlung von dem Beklagten. Dieser hat nämlich am 13. November 1902 mit seinem Vater einen notariellen Vertrag abgeschlossen, durch den ihm dieser die Mühle in B. sowie den Hof und seinen Anteil an dem Grundstück in B. um 205 600 Mark verkaufte. Der Beklagte übernahm hierbei in Anrechnung auf den Kaufpreis außer 169 000 Mark Hypothekenschulden 36 000 Mark persönliche Schulden des Verkäufers, darunter die 10 000 Mark „Kassentribut“ bei der Bürgenklöster Bank. Durch einen weiteren Vertrag von demselben Tage überließ J. F. dem Beklagten die Rechte, die in der Mühle überdies waren, seine Geschäftsauspänne, verschiedene Wertpapiere und Geschäftsanteile, ebenso seine Möbel, Betten, Hausgeräte, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände und ähnliches. Zur Begleichung des Kaufpreises übernahm der Beklagte auch hier Schulden, die sein Vater noch an weiterer, in dem ersten Vertrag nicht genannte Personen hatte. Dieser Vertrag wurde privat schriftlich geschlossen, nur die Unterschriften wurden notariell beglaubigt. Der Bürgenklöster Bank wurde von dem in dem ersten Vertrage getroffenen Abkommen keine Mitteilung gemacht, dagegen hat der Beklagte dem Kläger davon Kenntnis gegeben. Dieser will angenommen wissen, daß der Beklagte durch Schuldbürovernahme zur Bezahlung der der Bürgenklöster Bank an J. F. erwachsenen Forderung verpflichtet worden sei, und der insoweit der Bank zustehende Anspruch auf ihn, den Kläger, übergegangen sei. Außerdem könne er als Rechtsnachfolger der Bank Bezahlung der 5 347,45 Mark von dem Beklagten fordern, da dieser durch die beiden Verträge vom 13. November 1902 das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen seines Vaters übernommen und sich verpflichtet habe, dem Verkäufer und dessen Frau auf Lebenszeit freie Wohnung und Erwerbsunterstützung vollständig im Unterhalt zu gewähren, also ein Fall des § 419 BGB. vorliege. Vom Beklagten ist der Anspruch nach beiden Richtungen als unbegründet bestritten worden. Beide Berufungsinstanzen haben den Klagenanspruch, soweit er auf § 419 BGB. gestützt worden war, für nicht begründet erachtet. Das 2. O. hat daselbst auch insoweit angenommen, als die Bezahlung der

5 347,45 Mark aus der in dem notariellen Vertrage enthaltenen Abrede bezüglich der Bezahlung der Forderung der Bürgenklöster Bank verlangt worden ist, dagegen hat der Berufungsrichter insoweit den Klagenanspruch für gerechtfertigt erachtet und deshalb den Beklagten nach dem Klagenantrag verurteilt. Die Revision ist zurückgewiesen: Die Verträge vom 13. November 1902 enthalten, soweit sie die Tilgung der Schulden des J. F. betreffen, eine sogenannte Erfüllungsbürovernahme, durch welche der Beklagte seinem Vater verpflichtet wurde, ihn von den in den Verträgen bezeichneten Schuldverbindlichkeiten, zu denen seine Schuld an die Bürgenklöster Bank gehört, zu befreien. Ein solcher Vertrag kann auch in der Weise geschlossen werden, daß der Gläubiger, dessen Forderung dem Gegenstand der Erfüllungsbürovernahme bildet, durch diese selbst, also ohne eigene Beteiligung an dem Vertrage, unmittelbar das Recht gegenüber dem Übernehmer erwirkt, von diesem diejenige Leistung zu fordern, die er von dem Schuldner zu beanspruchen hat, sofern der übernehmende Wille der den Erfüllungsbürovernahme-Vertrag Abschließenden auf die Begründung eines solchen Rechts des Gläubigers gerichtet war. Die rechtliche Möglichkeit eines solchen Vertrags ergibt sich schon aus § 328 Abs. 1 BGB., insofern dort Verträge zugunsten eines Dritten mit der Wirkung, daß dieser unmittelbar daraus berechtigt wird, allgemein als zulässig erklärt sind, sie folgt aber auch speziell noch aus § 329 BGB., da die dort gegebene Auslegungsregel die rechtliche Zulässigkeit und Nützlichkeit von Verträgen der vorbezeichneten Art notwendig voraussetzt. Die Annahme der Verweisung, daß bei dem Abschluß des Vertrags, durch den der Beklagte die Tilgung der Forderung der Bürgenklöster Bank übernahm, sein und seines Vaters Wille darauf gerichtet gewesen sei, den Beklagten zur Befriedigung der Bank verpflichtet zu verpflichten, daß die Bank unmittelbar ein Recht hierauf gegen den Beklagten erlangen solle, bietet zu in der Revisionsinstanz beachtlichen Bedenken keinen Anlaß. Die Annahme ist gestützt auf Erwägungen, die aus zwischen den Parteien unrichtigen Vorgängen unmittelbar entnommen werden. Mit Recht hat das Berufungsgericht aber auch angenommen, daß der Anspruch, den die Bank somit gegenüber dem Beklagten erlangt hatte, auf den Kläger, der als Bürgen für die Schuld des J. F. die Bank befriedigt hat, übergegangen ist. Nach § 774 Abs. 1 BGB. geht die Forderung, die dem Gläubiger an den Hauptschuldner zusteht, auf den Bürgen insoweit über, als dieser den Gläubiger befriedigt hat; es findet insoweit eine Übertragung der Forderung auf den Bürgen kraft Gesetzes statt, auf welche gemäß § 412 die Vorschrift in § 401 anzuwenden ist. Nun gehört allerdings der Anspruch, welcher der Bank gegen den Beklagten erwachsen war, ungewisselhaft nicht zu denjenigen Rechten, von denen in § 401 Abs. 1 ausdrücklich bestimmt ist, daß sie mit der übertragenen Forderung auf den neuen Gläubiger übergehen, wohl aber erscheint es berechtigt, auf diesen Anspruch die Vorschrift des § 401 Abs. 1 analog anzuwenden. In dem Entwurf des BGB. war in § 297, der dem jetzigen § 401 entspricht, allgemein bestimmt, daß mit der Übertragung der Forderung die mit dieser verbundenen, zu ihrer Befriedigung dienenden Nebenrechte auf den neuen Gläubiger übergehen sollten. In dem Reviden zu dem § 297 (Ebd. 2 S. 124) ist bemerkt: Der Entwurf enthalte keine Bestimmung

über die Rechte des neuen Gläubigers gegen Nebenpflichtige des Schuldners. Unbestreitbar erlange er alle Rechte gegen jeden einzelnen Mitschuldner so, wie dieselben dem bisherigen Gläubiger zugestanden hätten. Man sah es also bei Aufstellung des Entwurfs zum BGB. bei einem Gesamtschuldverhältnis als aus der Natur der Sache folgend und selbstverständlich an, daß, wenn die Forderung gegen einen der Gesamtschuldner auf einen neuen Gläubiger übertragen werde, damit ohne weiteres auch die Forderung gegen die übrigen Gesamtschuldner auf den neuen Gläubiger übergehe, sofern nicht bei Übertragung einer Forderung durch Rechtsgefaßtheit durch dieses selbst etwas anderes bestimmt sei, und man hat es für entbehrlich erachtet, dies besonders im Gesetz auszusprechen. Bei den Beratungen der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs ist die zuletzt erwähnte Frage, soweit erheblich, nicht erörtert worden. Man hat dort beschlossen, in dem § 297 die Worte „die mit der Forderung verbundenen, zur Verstärkung derselben dienenden Nebenrechte“ durch eine Fassung zu ersetzen, bei der nur die hauptsächlichsten Nebenrechte (Bürgerschaft und Pfandrecht) erwähnt würden. Man hielt dies für zweckmäßig, weil das Gesetz dadurch an Verbindlichkeit gewinne, die Fassung des Entwurfs auch zu allgemein sei, insofern unter den Begriff stehender Nebenrechte auch solche Rechte gebracht werden könnten, auf welche die Vorschrift nicht passe, z. B. das Retentionsrecht nach Art. 313 des HandelsG. (Alt. Fass.). Dabei wurde jedoch ausdrücklich konstatiert, daß die beschlossene konkrete Formulierung selbstverständlich die Anwendung der Bestimmung auf andere Nebenrechte im Wege der Analogie nicht ausschließe. (Prot. I, 386). Die damals beschlossene Fassung ist mit nur redaktionellen Änderungen in das Gesetz übergegangen. Die hiernach durch die Entstehungsgeschichte des § 401 begründete Annahme, daß die Bestimmung des Absatz 1 geeigneten Falls auch auf andere, im Gesetz nicht erwähnte Rechte des bisherigen Gläubigers zur Anwendung zu bringen sei, entspricht auch der Natur der Sache und ist daher als vom Gesetzgeber gewollt anzusehen. Es erscheint auch durchaus berechtigt, eine solche analoge Anwendung dann Platz greifen zu lassen, wenn ein Dritter durch einen zugleich zugunsten des Gläubigers geschlossenen Füllungsübernahmevertrag neben den ursprünglichen Schuldner als Gesamtschuldner in das Schuldverhältnis eingetreten, er also die Person ist, welche nach seinem und des Schuldners übereinstimmenden Willen in erster Linie für die Bezahlung der Schuld sorgen und hierzu gegenüber dem Gläubiger verpflichtet sein soll. Hiernach erscheint die Verurteilung des Beklagten aus den in dem Berufungsurteil geltend gemachten Gründen berechtigt. Es bedarf deshalb keiner Ermächtigung darüber, ob der Klagenanspruch auch auf § 419 BGB. gestützt werden konnte. Es mag indes nicht unmerklich bleiben, daß, wenn dies, wie die Vorinstanzen angenommen haben, mit Rücksicht darauf zu verneinen wäre, daß die zweite der am 13. November 1902 aufgenommenen Urkunden der Formvorschrift in § 311 BGB. nicht entspricht, die Bestimmung in § 419 Abs. 3, wonach die Fassung dessen, der das Vermögen eines andern durch Vertrag übernimmt, gegenüber dem Gläubiger durch eine Vereinbarung zwischen dem Schuldner und dem Übernehmer nicht ausgeschlossen werden kann, diese Fassung also insoweit zwingenden Rechts sein soll,

in allen Fällen verfangen müßte, wo der Schuldner und der Übernehmer es aus irgend einem Grunde für gut befinden, die Vermögensübertragung durch mehrere, je auf bestimmte Vermögensbestandteile beschränkte, in an sich rechtsgültiger Form abgeschlossene Einzelverträge zur Ausführung zu bringen. Es liegt auf der Hand, daß dann die Bestimmung des § 419 Abs. 3 so gut wie bedeutungslos wäre. (Vgl. die Kommentare zum BGB. von Reichert 2, 434, von Staubinger (Ruhlenbed) II. Aufl., 2a, 314, auch Schölten, Recht der Schuldverhältnisse, 411 ff., sowie das Urteil des OLG. Bamberg im Oursier-Bd. 60 Nr. 3.) Z. c. B. R., II. v. 7. Febr. 07, 266/06 VI. — Riel.

VI. § 341 Abs. 3 BGB. Vorbehalt der Vertragsstrafe bei der Annahme.]

Der Berufungsrichter weist dem Klagenanspruch hinsichtlich der verspäteten Lieferung von je 10 Waggons Leinwand (2. und 3. Lieferung) zurück, weil Speditur D. beide Lieferungen für den Kläger und dessen Kommissionär A. als Erfüllung angenommen hat, ohne sich das Recht auf die Vertragsstrafe bei der Annahme gemäß § 341 Abs. 3 BGB. vorbehalten. Der Kläger meint, es genüge dem Gesetze, wenn ein solcher Vorbehalt vor der Annahme in einer Weise gemacht sei, daß das Fortwirken des Vorbehalts bei der Annahme unterstellt werden müsse. Er beruft sich dafür auf Staud 6/7. Aufl. § 348 Anm. 16. Der Berufungsrichter hätte daher den Vorbehalt der ausdrücklich ansetzen müssen, den der Anwalt des Klägers bei Erhebung der Klagefrist im Brief vom 23. April 1902 in der Tat gemacht hatte: Diese Ansicht des Klägers ist nicht zutreffend. Das Gesetz läßt es nicht an dem Vorhandensein eines Vorbehaltsmißens oder an dem Nichtvorhandensein eines Vorbehaltsmißens genügen, sondern es muß der Vorbehaltsmiß dem Gegner durch eine Andeutung und zwar bei der Annahme irgend wie erkennbar gemacht worden sein. Das ist auch in Staud 6. Aufl. § 348 Anm. 10 ausgeführt. Die Rechtsprechung, die dort gleichfalls angegeben ist, verhält sich in diesem Sinne. Daß ein solcher Vorbehalt nicht gemacht worden ist, wurde vom Berufungsrichter einmündig festgestellt. Der Kläger rügt ferner, es sei ihm mit Unrecht zugemutet, daß er einen Vorbehalt zu machen gehabt hätte, obgleich nicht er sondern sein Speditur und sein Kommissionär die Lieferungen angenommen haben. Auch diese Rüge ist erfolglos. Der Kläger beanstandet die Feststellung des Berufungsrichters nicht, daß die hier fraglichen 20 Waggons als Erfüllung von dem Speditur und dem Kommissionär angenommen worden sind. Damit fällt der Eingriff; denn es ist nach dem Zweck des Gesetzes gleichgültig, ob der Gläubiger die Leistung persönlich oder durch einen dazu Befugten als Erfüllung annimmt. Damit erweist sich die Revision des Klägers als unbegründet. B. c. O., II. v. 20. Jan. 07, 335/06 II. — Götz.

10. § 380 BGB. über die *replica compensatoria* nach BGB.]

Gegen eine von dem Kläger behauptete Forderung machte der Beklagte in 1. Instanz kleinere, im Berufungsverfahren sehr erhebliche Gegenforderungen geltend. Die Kläger verlangten demgegenüber, daß der Beklagte mit seinen Gegenforderungen zunächst auf einen nicht eingelagerten Teil der Klageforderung verwiesen werde. Der Berufungsrichter entschied aber dahin,

daß dem Verlangen der Klage gemäß von den Gegenforderungen ein entsprechender Teil aus den nicht eingeklagten Rest der Klageforderung zu verrechnen sei. Das RG. hob auf: Die Motive hat geltend gemacht, daß die Zulassung der replica compensatoria die Grundzüge des BGB. über die Aufrechnung verleihe. Was zunächst den Ausdruck „Replik der Aufrechnung“ (replica compensatoria) angeht, so ist er jedenfalls insofern, als damit in dem hier gegebenen Fall der Einklagung einer Teilforderung die Verrechnung des Beklagten mit einer zur Aufrechnung gestellten Gegenforderung auf den nicht eingeklagten Teil der Forderung bezeichnet wird, kein recht geeigneter. Gleichwohl hat er sich auch für diesen Fall eingebürgert; es wird allgemein verstanden, was darunter zu begreifen ist, und deshalb ist er der Einfachheit und Kürze halber auch in den nachfolgenden Erörterungen beizubehalten. Die Zulässigkeit dieser Replik war bereits im bisherigen Recht richtig. Im Bereich des gemeinen Rechts hatte sich allerdings der Satz „replica compensatoria non datur“ für den Fall, daß der Kläger den Beklagten mit seiner Aufrechnung auf eine andere, dem Kläger ihm gegenüber zustehende, nicht eingeklagte selbständige Forderung vorweisen wollte, in der höchstgerichtlichen Rechtsprechung, wie zahlreiche in Seuffw. veröffentlichte Entscheidungen ergeben, fest ausgebildet. Dasselbe gilt dagegen nicht für den vorliegenden Fall. Vor dem 1. October 1879 scheint die höchstgerichtliche Rechtsprechung im Gebiet des gemeinen Rechts ihn nicht behandelt zu haben. Die Senate des RG. aber haben über ihn für den Bereich des gemeinen Rechts verschiedenes geurteilt: Der III. JS. ließ in zwei Entscheidungen vom 18. Juni 1880 (Ferner und Weder, Archiv für wirtsh. Entscheidungen des RG. 2, 83) und vom 6. Februar 1885 (RG. 13, 175) die Replik in solchen Fällen zu. Der I. JS. dagegen wies sie in einer Entscheidung vom 26. Januar 1885 (RG. 85, 131) zurück. Für das preussische Recht erachtete das frühere OTr. (Entsch. 77, 228) die Replik der Kompensation bei eingeklagter Teilforderung für statthaft, welcher Ansicht sich Pfeiffer-Occius, (Verf. Privatrecht I. Note 74 zu § 94 7. Aufl. S. 604) und Oppenheim (Entsch. 28, 305) angeschlossen haben, wogegen das MDSt. (MDSt. 15, 107) und der I. Hülfenrat des RG. (RG. 7, 243) sie in preussischer Rechtsprechung für unzulässig erklärten. Auch darüber, ob nach BGB. im Falle der Einklagung einer Teilforderung der Kläger den ansprechenden Beklagten aus den nicht eingeklagten Teil vorweisen kann, sind die Ansichten geteilt. Die Motive zum Entwurf sprechen sich über diesen Fall nicht ausdrücklich aus; ihrer Fassung (Bd. 2 S. 110) nach die replica compensatoria unzulässig sei, sofern damit nicht geltend gemacht werde, daß der Kläger zuvor aufgerechnet habe oder daß ein entgegengesetzender Kompensationsvortrag geschlossen sei, begreift sich ihrem Wortlaut nach nur auf den Fall, daß dem Kläger mehrere, selbständige Forderungen, von denen nur eine eingeklagt ist, dem Beklagten gegenüber zustehen. Allein in der Annahme, die in dieser Ausführung in Bezug genommen ist, finden sich auch die oben erwähnten beiden Entscheidungen des I. Hülfenrats Bd. 7 S. 243, und des III. JS. Bd. 13 S. 175, die die gegenwärtig vorliegende Frage betreffen, angeführt. Danach hat es den Anschein, als ob die Motive auch diesen Fall bei ihrer Fassung mit im Auge gehabt haben. Die Kommentatoren

des BGB., die sich über diese Frage ausgelassen haben, sind fast einseitig oder doch in ganz überwiegender Zahl der Ansicht, daß der Kläger, der nur einen Teil seiner Forderung einlegt, den Beklagten mit einer zur Aufrechnung gestellten Gegenforderung nicht auf den nicht eingeklagten Teil vorweisen könne, so Bland 2 Note 1 zu § 389 (3. Aufl. S. 255), Heßlein 2, S. 356 Note 29, Anlehnend bei Staudinger (2. Aufl.) Note 2 zu § 389, S. 259, Seuffw., S. 340, Weidmann-Entschl. 1 S. 429 Note 10. Wenns spricht sich Endemann (Verf. des BGB. 8. Aufl. 1. S. 829 Note 10) aus. Auch Dernburg BGB. (Bd. 2 1. Abt. S. 285 Note 9) erklärt die die Kompensationsreplik zurückweisende Entscheidung des I. Hülfenrats des RG. an sich für richtig. Wenn er im Ergebnis den Kläger dennoch mit ihr durchdringen läßt, so geschieht dies auf Grund der Erwägung, daß der Kläger, der den Klageantrag auf die volle Schuldsomme erweitern wollte, eine solche Erweiterung des Klageantrages auch ohne besondere Erklärung schon mit jener Replik vornehme, eine Ansicht die für das gemeine Recht auch von dem OTr. in Hamburg (Seuffw. Bd. 48 Nr. 255) und für das preussische Recht von dem OTr. in Posen (Juristische Wochenschrift für Posen 1899 S. 27) vertreten wurde. Abweichend von den übrigen Kommentatoren erklärt nur Dernburg (Schuldverhältnisse [2. Aufl.] Note 4 zu § 389 BGB. S. 254) die Verrechnung der Aufrechnung auf den nicht eingeklagten Teil für statthaft. Diese Ansicht scheint auch Weichschmidt (Arch. wirtsh. 15, 208 Note 11) zu teilen. Zu der getroffenen Entscheidung ist der erkennende Senat durch folgende Erwägungen geführt. 1. Der Ansicht von Dernburg, daß in der Verrechnung auf den nicht eingeklagten Teil der Forderung ohne weiteres eine diesen Teil mit in den Prozeß hineinziehende Klagerweiterung liegt, kann der Senat nicht beipflichten. Es kann daher die Frage dieser Klagerweiterung im übrigen dahingestellt bleiben. 2. Für die Entscheidung des Streites spielt eine wesentliche, wenn auch nicht allein ausschlaggebende Rolle die Frage, ob die eingeklagte Teilforderung durch die Einklagung gegenüber dem nicht eingeklagten Teile zu einer selbständigen, von jener unabhängigen Forderung geworden ist. Das frühere OTr. leugnete dies (Entsch. 77, 229), indem es den Satz aussprach, dadurch, daß der Kläger nur einen Teil seiner Forderung zum Gegenstand des Klageantrages mache, entständen nicht verschiedene, auch nicht mehrere individuell getrennte Forderungen. Der I. Hülfenrat des RG. trat dieser Auffassung entgegen (RG. 7, 246) und führte aus, daß durch die Einklagung der eingeklagte und der nicht eingeklagte Teil sich zwar nicht von dem gemeinsamen Rechtsgrunde löst, daß sie aber doch durch die Einklagung eine für die verschiedene Behandlung ihrer ferneren Schicksale bedeutsame Selbständigkeit gegeneinander verlangen. Dieser Ansicht muß trotz der Beteiligungen, die dem Standpunkt des OTr. (Oppenheim bei Gruchot 28, 305) zuteil geworden ist, zugestimmt werden. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die die beiden Teilforderungen durch die Einklagung gegeneinander erworben haben, zeigt sich in den folgenden Punkten. 1. Wird der eingeklagte Teil rechtskräftig dem Kläger aberkannt, so bleibt der andere trotzdem bestehen. 2. Wird die eingeklagte Teilforderung dem Kläger rechtskräftig zurkannt, so verjährt sie nunmehr in 30 Jahren (§ 218 BGB.), während der andere Teil, sofern die ursprüngliche Forderung

einer klagern Verjährung unterlag, auch fernerhin dieser unterworfen bleibt. 3. War die ganze Forderung jenseits, so wird der eingeklagte Teil mit der Einzahlung zu einer verzinslichen (§ 391 BGB.), während der andere Teil hiervon nicht berührt wird. 4. Vornehmlich zeigt sich die durch die Einzahlung entstehende Selbständigkeit des eingeklagten Teiles darin, daß der Kläger dessen Befriedigung durch den Beklagten annehmen muß, während er doch zur Annahme von Teilzahlungen nicht verbunden ist (§ 366 BGB.). Wäre die eingeklagte Teilforderung nach wie vor nichts als lediglich ein Teil der ganzen Forderung, so müßte der Kläger die Annahme ihrer Befriedigung ohne gleichzeitige Befriedigung des anderen Teiles ablehnen dürfen. Wollte man demgegenüber etwas Einseitiges darauf legen, daß nur bezüglich dieses Teiles eine Mahnung durch die Einzahlung erfolgt sei, so verliert dieser Gehalts sofort jede Bedeutung, wenn man den Fall setzt, daß gleichzeitig mit der Einzahlung auch eine Mahnung bezüglich des anderen Teiles erfolgt ist oder, daß der Beklagte schon vor der Einzahlung wegen der ganzen Forderung gemahnt worden war. Mit dem vorstehenden Ergebnis ist die Streitfrage indessen noch nicht entschieden; es ist nur eine Grundlage für ihre Lösung, die in letzter Hand von dem Wesen der Aufrechnung abhängt, geschaffen. Die beiden Forderungen setzen sich objektiv völlig fremd, gleichgültig und wertungslos gegenüber. Nur der Wille der Forderungsberechtigten legt sie zueinander in Beziehung und Wirkung. Dieser Wille kann aber erst mit dem Zeitpunkt seiner Bekundung und von diesem Zeitpunkt ab Wirkung üben. Es wird ferner, daß das, was in Wirklichkeit erst in einem späteren Zeitpunkt geschehen ist, sich bereits in einem früheren Zeitpunkt ereignet habe. Auf diesen Standpunkte stehen die Motive zum ersten Entwurf des BGB. (Bd. 2 S. 109), deren Auffassung ersichtlich von der zweiten Kommission (Prot. I, 366) gebilligt worden ist. Es wird an jener Stelle der Motive aufgeführt: Dem Entwurfe liege die Auffassung zugrunde, daß sich beide Forderungen bis zur Aufrechnungserklärung des einen oder anderen Teiles unabhängig und unberührt zueinander gegenüberstünden. Bei Festhaltung dieser Auffassung sei die Verlegung der Tilgung in die Vergangenheit, nämlich in den Zeitpunkt, wo die Forderungen sich aufrechnungsfähig gegenübergetreten seien, nur im Wege positiver Satzung durch eine juristische Fiktion möglich. Wenn der Entwurf sich zur Auffassung dieser Fiktion verhalten habe, so sei hierfür möglich gemacht worden, daß durch die Bindung der Wirkung der Aufrechnung an die Aufrechnungserklärung der praktische Wert der Aufrechnung vermindert werde, indem eine solche Regelung namentlich zur Folge habe, daß sowohl die Verzinslichkeit, als der Bezug sowie das Verfallen einer Strafe sich ausschließlich nach der Zeit der Aufrechnungserklärung beurteile. Außerdem würden zu jener Regelung die Vorschriften der RD. über die Aufrechnung im Konkurs nicht passen. Die Annahme des Grundgesetzes, daß die vollzogene Aufrechnung erst von der Aufrechnungserklärung an wirke, nötige, um den Anforderungen des praktischen Lebens und des Verkehrs zu genügen und mit dem geltenden Recht in Einklang zu bleiben, unabwieslich den gegebenen Umständen durch eine größere oder geringere Zahl von positiven Bestimmungen zu begegnen. Um dies zu vermeiden, bleibe nur die Auffassung der erwähnten Fiktion übrig.

Durch § 389 BGB. ist worttreulich anerkannt, daß die beiden Forderungen in Wirklichkeit in diesem Zeitpunkt nicht erloschen sind, sondern daß es Kraft der gegebenen Bestimmung nur so angesehen werden soll, als ob sie schon damals erloschen seien. Durch die Einzahlung eines Teiles der ganzen Forderung sind, wie oben dargelegt, jedenfalls in gewissen Grenzen zwei voneinander unabhängige, selbständige Teilforderungen entstanden. Wegen die eingeklagte ist die in der Gegenwart sich vollziehende Aufrechnung gerichtet. Dieser Aufrechnung die ihr hiernach objektiv zukommende gegenwärtige Wirkung abzusprechen, nötigen weder der Sinn der im § 389 BGB. aufgestellten Fiktion noch die mit ihr vom Gesetzgeber verfolgten praktischen Zwecke. Ist hiernach auf Grund der von dem BGB. anerkannten Auffassung der Aufrechnung davon abzugehen, die Wirkung der einer eingeklagten Teilforderung gegenüber erlassenen Aufrechnung in die Zeit vor der Verschuldung dieser Forderung, also in die Zeit, wo die ganze Forderung noch ungeteilt bestand, zurückzuverlegen, so muß dann aber auch mit der selbständigen Natur der eingeklagten Teilforderung Ernst gemacht werden. Entweder ist, was oben bemerkt wurde, die eingeklagte Teilforderung lediglich ein Teil der ganzen Forderung geblieben; dann ist die Zulassung der Aufrechnungserklärung aus den oben angeführten Gründen unabwendbar oder die eingeklagte Teilforderung ist in Bezug auf die Aufrechnung eine selbständige Forderung; dann müssen hiernach auch die notwendigen Folgerungen gezogen werden. Dies ist bereits für das preussische Recht von Eccius (Hörter-Eccius Preuss. Privatrecht I § 94 Note 74 7. Aufl. S. 604) dargelegt worden und wird jetzt von Wolmann-Wilenskiel, BGB. I S. 439 Note 10, für das BGB. zutreffend geltend gemacht. Demgemäß muß die Bestimmung des § 386 BGB. über die Aufrechnung bei Vorhandensein mehrerer Forderungen zur Anwendung gebracht werden. Da der Kläger der Aufrechnung gegen die eingeklagte Forderung unberücksichtigt widerprochen hat, greift nach § 386 die Vorschrift des § 386 Abs. 2 BGB. Platz. Die hier an erster und zweiter Stelle aufgeführten Bestimmungen können nicht in Betracht; dagegen ist in Einklang mit Wolmann-Wilenskiel anzunehmen, daß die eingeklagte Forderung eben deswegen, weil sie eingeklagt ist, für den Beklagten die lässigere ist. S. a. H. u. Oen., II. b. 26. Jan. 07, 99/06 VII. — Kiel.

II. § 459 Abs. 1 BGB. Ob ein Mangel unerblicklich ist teils Tatfrage, teils Rechtsfrage, verliert an Bedeutung (Automobile ohne Zusagen von Eigenschaften.)

Der Kläger kaufte von der Beklagten, die Inhaberin einer Automobilfabrik ist und sich auch mit Verkäufen schon gebrauchter Automobile abgibt, einen gebrauchten Wagen, der ihm nach seinem Wohlgefallen überlassen wurde. Kurz nach der Ablieferung untersuchte er den Wagen und wies ihm wegen einer Reihe von Mängeln jurisd. Die auf Rückzahlung der angekauften 3000 Mark gerichtete Klage wurde vom LG. ab- und die Revision zurückgewiesen: Die Revision trägt dagegen Bezeichnung des Schlußsatzes des § 459 Abs. 1. Sie führt aus, ein Mangel sei im Sinne dieser Gesetzesvorschrift nicht am besten allein, weil er leicht erkennbar sei und in verhältnismäßig kurzer Zeit mit geringen Kosten beseitigt werden könne, ein unerblicklicher Mangel. Vielmehr sei entscheidend, ob die Gebrauchsunfähigkeit des Gegenstandes durch den Fehler

erheblich gemindert werde; liege dies vor, so sei es ohne Bedeutung, daß der Wert des fehlenden Teiles als solcher gering oder der Mangel leicht erkennbar sei. Dieser Angriff ist nicht begründet. Die Frage, ob ein Mangel unerheblich im Sinne des Schlusssatzes von § 459 Abs. 1 sei, ist teils Tatfrage, teils Rechtsfrage. Ihre Prüfung ist daher dem Revisionsgericht nicht entzogen. Mit Recht wendet sich das Berufungsgericht gegen die Auffassung, unter allen Umständen sei die Anwendung jener Vorschrift dann ausgeschlossen, wenn durch den Mangel die Gebrauchsfähigkeit objektiv erheblich gemindert werden könnte, und vertritt die Auslegung, wenigstens im einzelnen Falle dürfte berücksichtigt werden, ob der Fehler leicht erkennbar sei und mit unerheblichem Aufwand beseitigt werden könne. Diese Auffassung ist jedenfalls bei der hier gegebenen Sachlage — Kauf eines schon zwei Jahre gebrauchten Automobils, bei dem eine Hohlung nur auf dem Wege einer Zulage des vom Berufungsgericht angenommenen Inhalts begründet werden kann, — ganz besonders gerechtfertigt. Ihr stehen auch nicht die Ausführungen in dem Urteile des V. ZS. vom 15. April 1905 — V. 475/04, ZfR. 05, 337^a — entgegen. Dort handelte es sich um den Kaufschwamm, der nach berechtigter Verkehrsauffassung, nicht etwa auf Grund von Vorurteilen, wegen seiner schweren Beseitigung und wegen der Gefahr des Wiederauftretens, als erheblicher Mangel gilt. R. a. R., II. v. 5. Febr. 07, 368/06 II. — Oamburg.

12. § 477 BGB. Verhältnis einer Garantiefrist zur Verjährungsfrist.]

Eine Kriegerkassette hatte dem Kläger im Januar 1900 die Lieferung und Verlegung von zehn 1150 g Keramischbodenbelag im Kesselaufbau der elektrischen Zentrale der Hamburgischen Elektrizitätswerke übertragen; Kläger hatte für vorzügliche sachgemäße Ausführung eine Garantie von zwei Jahren vom Tage der Übernahme zu leisten und zwar in der Weise, daß er alle während der Garantiezeit an der Arbeit sich zeigenden Mängel sofort auf seine Kosten, innerhalb kurzer, ihm bekannt zu gebender Frist, zu beseitigen, bezw. fehlerhafte Teile durch neue taubefähige zu ersetzen hatte. Die Beklagten hatten die Bestellung des Klägers auf Lieferung der Keramikplatten und zwar unter zweijähriger Garantieübernahme angenommen. Die Platten sind in der Zeit vom Juni 1900 bis 10. Mai 1901 geliefert. Alsbald nach der vollständigen Verlegung des Fußbodenbelages zeigten sich Mängel. Kläger ließ die betroffenen Platten durch andere ersetzen; aber auch an demartig ausgewechselten Platten zeigten sich wieder Risse und Abblätterungen. Als daraufhin die Verkäuferin die Abnahme des Fußbodenbelages ablehnte, fand am 6. Februar 1902 im Anschluß an eine nochmalige Besichtigung des Platters eine Verhandlung statt, als deren Ergebnis Kläger sich verpflichtete, alle rissigen und schadhaften Platten des Fußbodenbelages bis zum 1. Mai 1902 unter Ersetzung durch neue auszuwechseln und wenn sich bis zum 1. Mai 1903 zeigte, daß auch die neuen Platten den gestellten Anforderungen nicht entsprächen, den ganzen Fußbodenbelag zu entfernen und die dafür bereits empfangenen Zahlungen zurückzuerstatten. Hierunter setzte Kläger die Beklagten mit dem Öffnen in Kenntnis, daß die Verkäuferin ihn und somit er die Beklagten für jeden durch die mangelhafte Lieferung entstehenden Schaden verant-

wortlich mache; zugleich forderte Kläger die Beklagten auf, dafür zu sorgen, bis zum 1. April alle fehlerhaften fehlerhaften Platten durch neue endlich absolut fehlerfreie Material zu ersetzen. Als im November 1902 die Verkäuferin gegen Kläger Klage auf Zurückvergütung der ihm geleisteten Zahlungen erhob, verbandete Kläger dem Beklagten den Streit. Kläger wurde verurteilt und die von ihm gegen die Beklagten als Lieferanten der Platten erhobene Klage abgewiesen. Die Revision blieb ohne Erfolg: Die Abweisung der Klage ist aus rechtlich zutreffenden Gründen erfolgt. Der Kläger hatte, wie er selbst angibt und woran ein Beweis auch nicht bestehen kann, die Keramikplatten gekauft. Sein Anspruch auf Wandelung oder auf Minderung oder auf Schadenersatz wegen Mangels einer zugesicherten Eigenschaft, worum es sich hier handelt, verjäherte daher — da arglistige Verschweigung des Mangels seitens der Verkäufer nicht in Frage steht — am 1. Juni 6 Monaten von der Ablieferung (§ 477 BGB.). Man haben hier die Verkäufer eine zweijährige Garantie übernommen und Kläger ist der Meinung, daß deshalb die sechsmonatige Frist des § 477 nach Lieferung der Platten Mai 1900 bis zum Juni 1901 zur Zeit der, anfangs Dezember 1902 in dem Vorprozeß erfolgten Streiterklärung an die Beklagten nicht abgelaufen gewesen sei und infolgedessen auch überhaupt noch nicht abgelaufen sei. Dem kann gegenüber den Feststellungen des Berufungsrichters nicht beigegeben werden. Das BGB. enthält keinerlei Bestimmungen über die bei Vertragsabfchlüssen vereinbarten Garantiefristen; es ist Sache der Auslegung aus den Umständen des einzelnen Falles, welcher Sinn der Vereinbarung der Garantiefrist beizumessen ist. (Motiv zu dem Entwurf eines BGB. 2, 240/41; Pand. Anm. 5 zu § 477 BGB.). Der Berufungsrichter stellt fest, die Parteien hätten im vorliegenden Falle mit der Garantiefrist keinen anderen als den üblichen Sinn verbinden wollen, dieser aber sei der, daß Mängel, welche sich innerhalb 2 Jahren nach Ablieferung zeigen würden, geltend gemacht werden dürften; und er hält an dieser Auslegung auch unter der Annahme fest, daß der Kläger die zweijährige Garantie von den Beklagten gerade unter der Begründung verlangt habe, daß er sie selbst habe übernehmen müssen, denn sei dieses auch der Fall gewesen, so liege doch nichts dafür vor, daß die dem Kläger selbst zugesicherte Garantiefrist einen anderen als den bezeichneten üblichen Sinn hätte haben sollen. Diese Feststellungen des Berufungsrichters betreffen sich auf tatsächlichen Boden; sie sind frei von Rechtsirrtum und Angriffen in der Revisionsinstanz daher entzogen. Der Berufungsrichter geht bei dem vorliegend festgestellten Sinn der Garantieübernahme weiter davon aus, daß Schadenersatzansprüche aus Mängeln, die sich innerhalb der Garantiefrist zeigen, in sechs Monaten nach ihrer Entdeckung und nach Entstehung des Anspruchs auf Schadenersatz geltend gemacht werden müssen. Auch dieses kann entgegen den Ausführungen des Revisionsklägers für rechtlich unzutreffend nicht erachtet werden. Ist die Bedeutung der Bestimmung einer Garantiefristung die, daß Mängel der Sache nicht, wie sonst gemäß § 477, nur binnen 6 Monaten nach der Ablieferung, sondern auch dann geltend gemacht werden können, wenn sie sich innerhalb einer längeren vertraglich festgesetzten Zeit nach der Ablieferung zeigen, so ist damit nur der Beginn der Verjährungsfrist des § 477 anders

bestimmt und bis zu dem Zeitpunkt hinausgeschoben worden, wo der den Anspruch auf Beseitigung oder Wänderung oder auf Schadenersatz begründende Mangel entbunden wird. Es kann sicher im einzelnen Fall, sei es ausdrücklich, sei es stillschweigend, auch vereinbart werden, daß die in § 477 bestimmte Frist zur Geltendmachung von Ansprüchen erst vom Ablauf der Garantiefrist an laufen soll; dieses hat aber hier nach den Feststellungen des Berufungsgerichts nicht stattgefunden und an sich ist es aus der Bestimmung der Garantiefrist nicht zu entnehmen (vgl. RRG. 37, 81). Der Zweck einer solchen ist, die Möglichkeit zu geben, Rügen von Mängeln, die sich erst nach der kurz bemessenen Frist von nur 6 Monaten nach der Ablieferung herausstellen, noch erheben und geltend machen zu können; der Zweck ist ohne weiteres nicht, die zur Geltendmachung der erkannten Mängel durchaus hinreichende Frist von sechs Monaten weiter hinauszuverschieben. S. a. S., U. v. 25. Jan. 07, 265/06 II. — Oambrug.

13. § 632 Hff. 2 BDB. durch. mit §§ 448, 457 ZPO. Anwendung der sog. Hamburger Norm für von einem Architekten gelieferte Pläne, Zeichnungen u. s. w. — Beweispflicht für den Fall, daß der Kläger Unfähigkeit, der Beklagte Vereinbarung eines Preises behauptet.]

Der Beklagte bestellte im Jahre 1903 zur Vorbereitung der Bebauung seines Grundstücks in B. beim Kläger Pläne, Zeichnungen und sonstige technische Unterlagen, die der Kläger geliefert hat. Als Vergütung hierfür forderb der Kläger Kaskö nach der sog. Hamburger Norm (Gebührenordnung für Architekten und Ingenieure), bei der die Höhe der Gebühren durch die Höhe des erforderlichen Baukapitals bestimmt wird, und ein Baukapital von 250 000 Mark zugrunde gelegt ist. Der Beklagte will 495 Mark als geschuldet anerkennen. Das RG. erklärt den Nachweis in Höhe der zwischen bezahlten 495 Mark für erledigt, macht dagegen die Entscheidung über die gesamte restliche Streitsumme von Eides des Klägers abhängig. Die vom Kläger zu schwörenden, ihm vom Beklagten zugesprochenen Eide betreffen folgende Behauptungen des Beklagten: a) Kläger habe dem Beklagten bei der Bestellung auf die Frage nach dem Preise der Arbeiten erklärt, sie würden höchstens ein paar Hundert Mark kosten; b) er habe sich verpflichtet, die Baubeschreibung und Materialstellung unentgeltlich zu liefern; c) er habe bei Anfertigung der Arbeiten den Entwurf des Architekten R. — den sich der Beklagte schon vorher hatte anfertigen lassen — benützt. Das RG. hob auf Revision des Beklagten auf und verwies zurück: Der Kläger berechnet die geforderte Vergütung für die bestellten Arbeiten, für die nach seiner Darstellung ein bestimmter Preis nicht vereinbart ist, auf Grund der sogenannten Hamburger Normen. Auf ihnen beruht auch das Gutachten des Sachverständigen, dem sich das Berufungsgericht in allen Punkten anschließt; der Beklagte hält die Anwendung dieser Normen für unzulässig, da sie eine „Lage“ im Sinne des § 632 Hff. 2 BDB., sondern von einer Anzahl Architekten und Ingenieure einseitig zu ihren Gunsten aufgestellt, aber nirgends behördlicherseits anerkannt seien. Daß die Normen keine amtliche „Lage“ sind, ist zuzugeben, aber auch vom Berufungsgericht nicht verkannt. Dieses begründet die Anwendung der Normen auf den vorliegenden Fall mit der auf Grund des Gutachtens des Sach-

verständigen getroffenen Feststellung, daß die Normen im geschäftlichen Verkehr allgemein anerkannt seien und auch von Behörden bei Honorarvereinbarungen als Grundlage genommen werden, weshalb kein Mangel besonderer Preisvereinbarung die Höhe der Normen maßgebend seien. Damit ist „Möglichkeit“ des auf Grund der Hamburger Normen ermittelten Preises bekenntfrei festgestellt. — Auch der Beklagte behauptet nicht eine feste Preisvereinbarung, sondern stützt seine Weigerung, mehr als die bereits bezahlten 495 Mark für sämtliche Arbeiten zu zahlen, auf die Behauptung, der Kläger habe auf die Frage nach dem Preise erklärt, die Arbeiten würden höchstens ein paar Hundert Mark kosten. Das RG. sieht diese Erklärung als eine billige hingeworfene Redensart an; das Berufungsgericht mißt ihr rechtsgeschäftlichen Charakter bei und erachtet, falls sie bewiesen wird, die bezahlten 495 Mark für eine genügende Vergütung. Man kann aber die Bedeutung der Bemerkung verschiedener Meinung sein, im wesentlichen handelt es sich um die Würdigung eines tatsächlichen Vorganges, der die ihm vom Berufungsgericht beilegte Bedeutung haben kann. Jedenfalls ist der Beklagte nicht dadurch beschwert, während der Kläger ein Rechtsmittel nicht eingelegt hat. Hiernach ist die Behauptung des Beklagten dahin zu verstehen, es sei vereinbart, daß der Preis der Arbeiten etwa 500 Mark nicht übersteigen dürfe. Das Berufungsgericht hält den Beklagten in Ansehung dieser seiner Schutzbehauptung für beweispflichtig, und daß deshalb dem Kläger den ihm vom Beklagten zugesprochenen Eid auferlegt. Mit Recht macht hier die Revision eine Verletzung der Grundfälle über die Beweislast geltend. Wer auf Grund eines Vertrages eine angemessene oder übliche Vergütung fordert, muß dem Einmunde des Beklagten gegenüber, daß eine geringere Vergütung vereinbart sei, nachweisen, daß eine solche Vereinbarung nicht getroffen worden ist. Vgl. RRG. 57, 49. Danach würde nicht der Beklagte dem Kläger, sondern umgekehrt der Kläger dem Beklagten den Eid über die streitige Tatsache zu schwören haben. Das Berufungsgericht verfährt in der Umkehrung der Beweislast damit, daß der Geschäftsführer des Klägers L. bereits als Zeuge bekundet habe, daß die Parteien wiederholt im Bureau des Klägers über die hier fraglichen Arbeiten verhandelt hätten, ebenso er, Zeuge, selbst direkt mit dem Beklagten, niemals aber eine Preisvereinbarung stattgefunden habe. Dagegen ist zu bemerken: Gegenüber dem vom Kläger obliegenden Beweise steht dem Beklagten der Gegenbeweis frei, dieser aber kann nicht zur Aufrechterhaltung des zugesprochenen Eides führen. Es sind drei Fälle möglich. Der Kläger hat dafür, daß die Vereinbarung einer Preisbeschränkung nicht stattgefunden hat, vollen Beweis, oder einigen Beweis, oder gar keinen Beweis erbracht. Hält das Gericht den Beweis für voll erbracht, so ist der Eid über das Gegenteil unzulässig, § 446 ZPO.; nicht der erhobene Beweis zur Begründung der richterlichen Überzeugung für oder wider nicht aus, so kann das Gericht der einen oder der anderen Partei einen richterlichen Eid auferlegen, § 475 ZPO.; hat der beweispflichtige Kläger gar keinen Beweis erbracht, so braucht der Beklagte nicht erst noch das Gegenteil darzutun, bleibt also wiederum kein Raum für einen von ihm zugesprochenen Eid. Die Entscheidung des Berufungsgerichts findet sonach eine ausreichende Erklärung nur,

wenn man annimmt, es halte die Angaben des Zeugen L. tatsächlich für bedeutungslos, einen Beweis durch sie nicht für erlaubt, und deshalb einen Gegenbeweis des Beklagten durch Eidesaufhebung für eine Pflicht des Beklagten. Dies muß um so mehr angenommen werden, als in der Tat der Zeuge L. über die hier strittige Kette gar nichts behauptet hat. Das Berufungsurteil beruht demnach auf rechtsirriger Beurteilung der Beweislage, insofern es sich um die vom Beklagten behauptete Vereinbarung handelt, und da im Falle der Beweiserhebung der Behauptung des Beklagten der strittige Anspruch abzuweisen ist, so muß das Urteil aufgehoben werden. L. c. 9., II. v. 22. Jan. 07, 194/06 VII. — Berlin.

14. § 839 BGB. verb. mit § 15 des preussischen Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 und der Dienstvorschrift vom 14. Februar 1898. Hat ohne besonderen Auftrag der Notar die ihm gemachte Wertangabe einer Notariatshandlung zu prüfen?

Mit Recht hat das Berufungsgericht angenommen, daß dem Beklagten, einem Notar, weder eine Verletzung seiner Amtspflicht, noch seiner Vertragspflicht zur Last fällt. Nach § 15 des preussischen Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895, §§ 7, 9 der Dienstvorschriften vom 14. Februar 1898, mitgeteilt in der allgemeinen Verfügung des preussischen Justizministers vom 25. März 1898 (JZBl. 106), hat der Notar bei den von ihm aufgenommenen Urkunden den Amtswegen den Stempel zu berechnen und zu verzeichnen, also im Interesse des Stempelzins tätig zu werden, und zwar dahin, daß er in den Fällen, in welchen sich der Wert des Gegenstands nicht aus der aufgenommenen Urkunde selbst ergibt, die Parteien darüber zu vernehmen und ihre Erklärungen darüber zu vermerken hat, und, wenn er den Angaben der Parteien mißtraut, befragt, aber auch dann nicht verpflichtet ist, weitere Ermittlungen anzustellen. Da nun die Notariatsurkunde den Wert enthält, daß die Parteien den Wert auf 30 000 Mark angegeben haben, so liegt auf der Hand, daß von einer Verletzung der Amtspflicht des Beklagten keine Rede sein kann. Ebenso wenig liegt die Verletzung einer Vertragspflicht vor. Da der Notar die Stempelberechnung im Interesse des Stempelzins vornimmt, so handelt es sich bei dieser Tätigkeit an sich gar nicht um Ausführung eines Partiauftrags. Wollen die Parteien bei der ihnen obliegenden Wertangabe vom Notar beraten sein, so bedarf es dazu eines besonderen Auftrags. Mangels eines solchen Auftrags hat der Notar mit der Wertangabe nichts zu tun, und kann daher auch von der Verletzung einer in dieser Beziehung erforderlichen Sorgfalt keine Rede sein. L. c. 9., II. v. 1. Febr. 07, 342/06 III. — Berlin.

15. § 839 Abs. 2 BGB. Ein ohne besonderen Vereinbarung bezüglich seiner Geschäftspflicht bestellter Schiedsrichter haftet, trotzdem § 839 auf ihn keine Anwendung findet, nur für vorsätzliche Verletzung seiner Pflichten.

Durch Übernahme des ihm von dem Kläger und dem Bauunternehmer G. angetragenen Schiedsrichtersamts ist Beklagter zu den Streitritten in ein Schuldverhältnis privatrechtlicher Natur getreten, welches, weil unter der Herrschaft des BGB. begründet, dessen Bestimmungen unterliegt. Nach diesen hat der Schuldner, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, Vorfall und Geschäftsfähigkeit zu vertreten. Der Vertretungspflicht des Schieds-

richters sind in Ansehung der Erfüllung seiner Schuldverbindlichkeit, wie der Revision zuzugelen ist, Schranken durch das Gesetz, welches das Schuldverhältnis des Schiedsrichters besonderer Regelung überall nicht unterzogen hat, unmittelbar nicht gesetzt. Die Vorschrift des § 839 Abs. 2 BGB., welche die Haftung des Beamten, der bei dem Urteil in einer Rechtsache seine Amtspflicht verletzt, auf den Fall vorsätzlicher Verletzung der Pflicht beschränkt, erstreckt sich nicht auf den Schiedsrichter, dem die Eigenschaft eines Beamten fehlt. Ihre analoge Ausdehnung auf den letzteren erscheint gleichfalls nicht zulässig; ist auch der Schiedsrichter zu der gleichen Tätigkeit berufen, die der Staatsrichter wahrzunehmen hat, und ebenso in finanzieller Beziehung diesem gleichgestellt, so steht solcher Ausdehnung doch ihr Wesen als Sondervorschrift entgegen, die zwecks Sicherung der zur Aufrechterhaltung der Rechtsordnung unentbehrlichen Unabhängigkeit der Gerichte getroffen, auf einem Prinzip beruht, welches bei Ausrichtung der schiedsrichterlichen Funktionen nicht zutrifft. Gleichwohl ist die Forderung, die dem Beklagten der Haftung wegen fahrlässiger Verletzung seiner Vertragspflicht entsteht, nicht abzulehnen. Der Schiedsrichter, dem die Streitstelle die Entscheidung ihres Rechtsstreits anvertraut, dem sie gegen sich die Stellung des ordentlichen Richters ohne weiteren Vorbehalt geboten haben, ist bei Ausrichtung seiner Tätigkeit zu der Voraussetzung berechtigt, daß er für seinen Schiedsspruch nicht über die Grenzen hinaus verantwortlich gemacht werden darf, die der Verantwortlichkeit des Staatsrichters gleichgestellt sind. Die Streitstelle, welche die Berechtigung solcher Voraussetzung sichtlich nicht verneinen können, müssen die Forderung gegen sich gelten lassen, daß sie, wenn sie den Schiedsrichter ohne Vorbehalt bestellen, fahrlässige in die beschränkte Haftung desselben ihrerseits einwilligen und durch den Vertrag mit ihm seine Vertretungspflicht in Abweichung von obgedachter allgemeiner Rechtsregel bestimmen. Seitens des Klägers ist ein Vorbehalt bezüglich der Haftung des Beklagten bei dessen Berufung zum Schiedsrichter nicht behauptet; die Haftung des letzteren wegen Fahrlässigkeit ist somit ausgeschlossen. Das Berufungsgericht, welches ohne Rechtsirrtum annimmt, daß die Teilbehauptungen des Klägers zu dem Vorwurf vorsätzlicher Rechtsdrangung nicht berechtigen, hat daher, ohne die Frage, ob dem Beklagten eine fahrlässige Verletzung seiner Vertragspflicht zur Last zu legen ist, seiner Entscheidung zu unterziehen, in zutreffender Weise die Klage abgewiesen. Sch. c. 2., II. v. 8. Febr. 07, 363/06 III. — Hamm.

16. § 1166 BGB. Die Sondervorschrift dieses Paragraphen ist nicht auf die Bürgschaft auszudehnen.

Die Revision nimmt Bezug auf die Ausführung von Dernburg, das Preussische Hypothekenrecht, II. Abteilung, (1891) § 10 Nr. 4 S. 66, 67, wo die Frage aufgeworfen und bejaht wird, ob der persönliche Schuldner befragt sein solle, zu fordern, daß ihm der Gläubiger von der Einräumung der Zwangsvollstreckung in das verpfändete Grundstück Mitteilung mache, wenn dieser ihn mit der Forderungslage auf dem Fall bei der Zwangsvollstreckung in Anspruch nehmen will. Diese Ausführungen, meint die Revision, träfen in erster Linie das Römische, in zweiter Linie das Preussische Hypothekenrecht; es gehe aber aus ihnen hervor, daß die Auffassung des

Berufsungsgerichts bezüglich des § 1166 BGB. unzutreffend ist. Es handelt sich nicht um eine besondere Gesetzesvorschrift, sondern um die Anwendung eines Prinzips. Die entsprechende Anwendung der Bestimmung des § 1166 BGB. auf Fälle der vorliegenden Art verlagerte sich aus dem Grundbuchs in betreff der Analogie. Für Zulässigkeit der letzteren beruht sich bei Revision auf § 1 des I. Entwurfs zum BGB., welcher nur deshalb, weil er entbehrlich erschien, in dem Gesetze gestrichen worden sei. Übrigens sei der selbstschuldnerische Bürgen gegenüber dem Gläubiger einfach Soliarschuldner; das Bürgschaftsverhältnis komme nur noch gegenüber dem Mitschuldner in Frage. Verlegt sei dem Berufsungsgericht weiter § 242 BGB. Treu und Glauben verlangten die Benachteiligung des Bürgen. Ein hiergegen verstoßendes Verhalten ihres Bevollmächtigten habe die Klägerin zu vertreten. Diese Angriffe konnten nicht zur Begründung erachtet werden. Das deutsche Recht hat Recht (vgl. Rb. Bd. 54 Nr. 82 S. 315 f.) von den Voraussetzungen auf den gegenständlichen Fall zur Anwendung gebracht ist, hat in bewußtem Gegensatz zu anderen Gesetzgebungen und zu der vorherrschenden gemeinrechtlichen Lehre eine Dilliganzpflicht des Gläubigers gegenüber dem Bürgen, eine Verpflichtung des Gläubigers, bei dem Vorgehen gegen den Hauptschuldner auf die Interessen des Bürgen Rücksicht zu nehmen, grundsätzlich nicht angenommen und nur in besonders bestimmten Fällen — § 776 (der Fall des § 777 kommt hierfür nicht in Betracht) — eine Befreiung des Bürgen zufolge Ausübens gewisser Rechte von seinen des Gläubigers statuiert. — Rottwe zum BGB. B II S. 678 f. Vgl. Pfand Kommentar zum BGB. § 776 Ann. 1; Staubinger Kommentar II zu § 776 Ann. 3; Dertmann, Recht der Schuldverhältnisse I zu § 776 2. Aufl. Ann. 2 S. 853. Auch aus der Bestimmung des § 242 des BGB. könnte eine Verpflichtung des Gläubigers zur Rücksichtnahme auf den Bürgen im allgemeinen und von besonders gestalteten Rechtsverhältnissen der Beteiligten abgesehen, nicht wohl hergeleitet werden, da durch den Bürgschaftsvertrag an sich für den Gläubiger nur Rechte, keine Verpflichtungen begründet werden und es sich also infolgedessen nicht um eine „Leistung“ des Letzteren an den Bürgen handelt, die jener nach Treu und Glauben erfüllen müßte. (Vgl. Pfand a. a. D. Ann. 1; Dertmann zu § 776 Ann. 34; Schneider, Treu und Glauben im Recht der Schuldverhältnisse § 36 Nr. 8 S. 228.) Um insbesondere über eine Verpflichtung des Gläubigers, den Bürgen von einem die Vermögensverhältnisse des Bürgen betreffenden Vorgange, namentlich von der Einleitung einer Zwangsvollstreckung, zu benachteiligen, im BGB. nirgends aufgestellt. Wohl aber weisen die Vorschriften in § 775 BGB. darauf hin, daß der Bürgen selbst nach dieser Richtung die Klagen offen halten muß. Für die Begründung einer Benachteiligungspflicht des Gläubigers könnte nur an § 1166 BGB. gedacht werden. Daß diese Gesetzesvorschrift hierfür direkt verwendbar sei, ist nach ihrem Wortlaute ausgeschlossen. Es läßt nur die Anwendung im Wege der (Gesetzes-)Analogie in Frage. Daß die Analogie auch für das Gebiet des deutschen BGB. zugelassen sei, ist der Revision ohne weiteres zuzugeben; von der analogen Rechtsanwendung ist auf diesem Gebiete auch schon in der Rechtsprechung des Rb. häufig genug Gebrauch gemacht worden. Das Berufsungs-

gericht hat aber nicht, wie ihm die Revision vorwirft, die Rechtsgrundzüge der Analogie verkannt. Die Anwendung einer für bestimmte Verhältnisse gegebenen Rechtsnorm auf andere verwandte Verhältnisse im Wege der Analogie setzt voraus, daß auf der einen und der anderen Seite wesentliche oder rechtshaltige Tatsachen vorliegen und daß auf beide der gleiche innere Grund zutrifft. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es nun nicht als angingig, die Vorschrift des § 1166 BGB. auf das Verhältnis zwischen dem Gläubiger und dem Bürgen zu übertragen. Der § 1166 steht in engem Zusammenhange mit den vorausgehenden §§ 1164 und 1165. Es sind hier gegenüber der Regeleinorm des § 1163 Sonderebestimmungen für den Fall getroffen, wenn der persönliche Schuldner und der Eigentümer des verpfändeten Grundstücks verschiedenen Personen sind. In diesem Falle soll, wenn der persönliche Schuldner dem Gläubiger betrübt, die Hypothek insoweit auf ihn (nicht auf den Eigentümer) übergehen, als er von dem Eigentümer oder einem Rechtsvorgänger des Eigentümers Ersatz verlangen kann. Hierbei ist namentlich an den Fall gedacht, wo bei der Veräußerung eines Grundstücks, welches mit einer Hypothek für eine Schuld des Besitzers belastet ist, die Übernahme der Schuld durch den Erwerber vereinbart war, die persönliche Haftung des Besitzers aber fortbesteht, weil die Schuldübernahme nicht zustande gekommen ist. Im Anschlusse hieran ist in § 1165 die Befreiung des persönlichen Schuldners, falls der Gläubiger die Hypothek veräußert, festgelegt. Und man folgt der § 1166, welcher gleichfalls den Schutz desjenigen, mit dem Eigentümer nicht identischen, persönlichen Schuldners bezieht, welcher berechtigt ist, von dem Eigentümer Ersatz zu verlangen, wenn er den Gläubiger betrübt. Diese Vorschriften sind von der II. Kommission in den Gesetzesentwurf eingefügt worden, und zwar der § 1166 (E II § 1073) gerade zufolge der durch jene Ausführungen Demburgs gegebenen Anregung. Indes wurde in der Kommission für die Ablehnung weiter gehender Kräfte erwoogen: Die Benachteiligungspflicht dürfte nicht jedem Gläubiger auferlegt werden. Um besonderer Schutz des Schuldners sei nur in den Fällen durch das praktische Bedürfnis geboten, in welchen ein Gläubiger mit einer durchaus sicheren Hypothek, namentlich eine Hypothekenbank, die Zwangsversteigerung betreibt, das Grundstück selbst gegen ein ganz niedriges Gebot erstehe und sich dann wegen des Ausfalls an den persönlichen Schuldner halte, obwohl er durch den Wert des von ihm erworbenen Grundstücks mehr als gedeckt sei. In diesen Fällen erfordere es die Billigkeit, daß der Gläubiger, soweit thunlich, den Schuldner von der Zwangsversteigerung benachteilige, damit dieser Gelegenheitshaber, durch eigenes Willkür oder Herrschaftung anderer Dritter den Ausfall der Hypothek des Gläubigers zu verhindern. Dagegen sei es ungerechtfertigt, auch jedem dem betreibenden Gläubiger nachstehenden Hypothekalar u. s. w. zu Benachteiligung des Schuldners zu verpflichten. Vgl. hierzu: Prot. 2, 4509 f., Nachtrag Materialien zum BGB. 3, 848 f.; Demschütz S. 145 (Nachtrag 3, 885). Tarnau-Förster, Eigenhaftrecht I § 1166 S. 694 Ann. 1, 2; Staubinger Kom. III § 1166 Ann. 1, 2; Pfand Kom. § 1164 Ann. 26, § 1165 Ann. 1, 2, § 1166 Ann. 1, 4b; Crome System B III § 475 S. 747. Literall

ist hier nur von dem persönlichen Schuldner, nicht auch von dem Bürgen die Rede. Die Gründe, welche für die (aus Willkürscheidungen) zur Sicherung des persönlichen Schuldners getroffenen Ausnahmestimmungen maßgebend gewesen sind, würden aber auch keineswegs ebenso auf das Rechtsverhältnis der Bürgschaft zutreffen. Die Vorschrift des § 1164 BGB. greift zugunsten des Bürgen, abgesehen von dem Falle, wo die Hypothek für die Bürgschaftsschuld bestellt, der Bürgen also der persönliche Schuldner der Hypothekensforderung ist, vgl. Pfand § 1164 Ann. 2c, nicht Platz, da vielmehr mit Befriedigung des Gläubigers durch den Bürgen die Forderung nicht erlischt, sondern mit der Hypothek nach §§ 774, 1153 BGB. auf den Bürgen übergeht. Die in letzterem Falle auf den Bürgen übergehende Forderung aber darf nicht der Ersatzforderung des persönlichen Schuldners gegen den Eigentümer, welche das Gesetz bei §§ 1164—1166 allein im Auge hat, gleichgestellt werden. Allerdings kann der Bürgen auf ähnliche Weise in Anspruch kommen, wenn zufolge der ohne sein Vorwissen durchgeführten Zwangsversteigerung nunmehr die Hypothek, welche nach § 774 BGB. mit der Forderung auf ihn übergegangen wäre, erloschen ist. Indes fehlt es an jedem genügenden Anhalt dafür, daß gegen eine solche Befriedigung dem Bürgen ein gesetzlicher Schutz gewährt sein sollte — und zwar durch Verpflichtung des Gläubigers zu einer bestimmten positiven Tätigkeit. Die Nichtbefriedigung des Gläubigers dem Bürgen gegenüber ist eine wesentlich andere als diejenige gegenüber dem persönlichen Hauptschuldner. Die Zweckbestimmung der Bürgschaft ist lediglich die, dem Gläubiger Sicherheit zu gewähren; und nur in verklärtem Maße tritt dabei Zweck bei der Selbstschuldnerbürgschaft hervor. Die Auffassung der Revision, daß der Selbstschuldnerbürge im Verhältnis zum Gläubiger lediglich Gesamtschuldner sei, ist nicht zutreffend. Der Bürgen, der sich als Selbstschuldner oder Selbstschuldner verbindlich macht, verpflichtet auf die Einrede der Vorausklage — BGB. § 773 Abs. 1 Ziff. 1 — aber ist und bleibt gleichwohl Bürgen; seine Haftung bleibt eine akzessorische und ist nicht nach den Grundregeln der prinzipialen Gesamtschuld zu beurteilen. (Ortmann § 773 Ann. 2a; Pfand § 773 Ann. 1a, Erome II § 286 S. 882.) Wegen eine analoge Anwendung der Sondernorm des § 1166 BGB. auf die Bürgschaft spricht aber vor allem, daß das BGB., wie schon ausgeführt, auf dem prinzipiellen Standpunkt steht, wonach der Gläubiger nicht verpflichtet ist, das Interesse des Bürgen zu wahren, und daß es die Fälle, in welchen der Gläubiger durch ein den Bürgen benachteiligendes Vorgehen frei werden soll, in bestimmter Weise abgrenzt. Allerdings entspricht die in § 1165 BGB. zum Schutze des persönlichen Schuldners getroffene Bestimmung dem Wesen nach der in § 776 BGB. zugunsten des Bürgen gegebenen Vorschrift. Allein gerade der Umstand, daß eine dem nachfolgenden § 1166 entsprechende Bestimmung, was sonst ja nahe gelegen hätte, unter die Vorschriften über die Bürgschaft nicht aufgenommen ist, dient zur Unterstützung der Annahme, daß der Gesetzgeber dem Gläubiger eine entsprechende Benachteiligungspflicht dem Bürgen gegenüber nicht hat auferlegen wollen und daß deshalb eine Analogie nicht Platz greifen kann. — Hiernach kann davon abgesehen werden, ob im vorliegenden Falle die

Voraussetzungen des § 1166 BGB. als gegeben angenommen werden dürfen, sofern etwa dem Beklagten (was übrigens in keiner Weise ersichtlich ist) gegenüber dem Hauptschuldner und Grundschuldgläubiger ein Nacherkaufspruch bei Befriedigung des Gläubigers zuzukommen, ob die Klägerin als betreibende Gläubigerin im Sinne von § 1166 nach § 27 Abs. 2 BGB. vom 24. März 1897 angefaßt werden könnte, obwohl ihr Beitritt zu dem Verfahren nicht wegen der Hauptklage der jetzt den Gegenstand von Klage und Widerklage bildenden Forderungen erfolgt und zugelassen worden ist. Es stand mithin nur in Frage, ob nicht eine Benachteiligungspflicht der Klägerin aus dem besonderen, im gegebenen Falle zwischen den Parteien bestehenden Rechtsverhältnissen zu begründen war. (Das wird verneint.) R. o. St., II. v. 31. Jan. 07, 246/06 VI. — Stuttgart.

17. § 1298 BGB. Für die Frage wegen Rücktritt von einem Verlobnis, sind die Grundsätze über Erschleichung nicht anzuwenden.]

Die Parteien waren verlobt; die Beklagte trat von dem Verlobnis jurist. Mit Rücktritt auf diesen Rücktritt beantragte der Kläger auf Grund des § 1298 BGB. die Beklagte zur Zahlung von 8010,30 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem 28. November 1904 zu verurteilen. Die Beklagte machte geltend, daß sie aus wichtigen Gründen zurückgetreten sei. Sie behauptete, der Kläger sei, wie sie erst nach der Verlobung erfahren habe, morphiumabhängig, er sei ferner ein gewaltthätiger Mensch, er habe sie als verrückt eingestuft, er habe ihre falsche Angaben über sein Einkommen gemacht, sein Bruder sei geisteskrank gewesen. Klage, Verurteilung und Revision wurden zurückgewiesen. Die Angriffe der Revision sind nicht begründet: Das Berufungsgericht hat es mit Recht abgelehnt, der Prüfung der Frage, ob ein wichtiger Grund zum Rücktritt von einem rechtsgültig geschlossenen Verlobnis im Sinne des § 1298 BGB. gegeben ist, die Grundsätze des BGB. über Erschleichung entsprechend zur Anwendung zu bringen. Auch die weitere Annahme ist nicht zu beanstanden, daß unter Umständen sachlich berechtigte erhebliche Bedenken eines Verlobten gegen wesentliche Eigenschaften des anderen Teils, die nachträglich entstehen, aber nicht fruchtlos hervorgehoben sind, einen wichtigen Grund zur Auflösung der Erschleichung bilden können. Dagegen ist daran festzuhalten, daß die gedachten Bedenken sich auf erhebliche Tatsachen stützen müssen, die nach der in den Geschlechtsverhältnissen der Verlobten herrschenden Auffassung bei einer sachlichen, die Umstände des einzelnen Falls berücksichtigenden Würdigung geeignet gewesen wären, den zurücktretenden Verlobten von der Eingehung des Verlobnisses abzuhalten. Eine solche tatsächliche Grundlage ist von dem Berufungsgericht in obenstehender Weise festgestellt worden. D. o. St., II. v. 24. Jan. 07, 264/06 IV. — Berlin.

18. § 1363 BGB. Einfluß einer Geschlechtskrankheit des Ehemannes auf sein Recht, Vererbung der ehelichen Gemeinschaft zu verlangen.]

Es kann nicht als wahr unterstellt werden, die Beklagte hätte schon bei der Erschleichung die Geschlechtskrankheit des Klägers gekannt. Es ist daher davon auszugehen, daß sie erst nach der Erschleichung Kenntnis von der Geschlechtskrankheit des Klägers erlangt hat. Darüber, ob die Geschlechtskrankheit des Klägers anstehend ist, einen bedäurigen Charakter hat oder

Heilung erboßen läßt, steht es an Feststellungen. Der Brief des Klägers vom 19. Juli 1904 und seine im Rechtsstreit gemachten Zugeständnisse belassen ihn aber darrat, daß es seine Sache wäre, die Ungefahrlichkeit seiner laßsächlich nach bescheidenden Geschäftsverkehr darzulegen. Solange dies nicht geschieht, besteht für die Beklagte begründeter Anlaß zu der Befürchtung, weiterer Geschäftsverkehr mit dem Kläger müsse ihrer Gesundheit in Gefahr sein. Unter solchen Umständen weigert sie sich mit Recht, die eheliche Gemeinschaft mit dem Kläger herzustellen. Der Entscheidungsgrund des Berufungsgerichts, sie könne sich vor Ansetzung scheiden, ist von der Revision mit Recht als unklar und unzureichend bekämpft worden. Mit dem Wesen der Ehe läßt es sich nicht vereinigen, eine Frau zumuten, eheliche Gemeinschaft mit einem Manne zu halten, der mit einer gefährlichen und anstößenden Geschäftsverkehr befaßt ist. Auch die Erwägung, daß die Beklagte in Kenntnis der Krankheit mit dem Kläger zusammengelebt habe, ist für sich allein nicht stichhaltig. Es hätte die Natur der Geschäftsverkehr des Klägers festgestellt und ferner gezeigt werden müssen, daß die Beklagte die Natur der Krankheit und deren Gefährlichkeit schon während des Zusammenlebens mit dem Kläger erkannt habe. T. v. L., u. v. 4. Heft, 97, 338/6 IV. — Berlin.

19. § 1391 Abs. 2 BGB. Sinn und Tragweite dieser Vorschrift; Ausschluß eines Erbschaftsprüfungs der Ehefrau im Sinne dieser Vorschrift bei Einkommens der Frau in eine gegen den § 1377 Abs. 2 verstoßende Vererbung ihres baren Vermögens.]

Den Klägern stehen gegen den Ehemann der Beklagten, Rentner R. F., aus Bescheiden, welche er im Interesse der Firma A. E. zu Werben auf diese gezogen hatte, rechtskräftige Forderungen von 30 000 bzw. 5 000 Mark nebst Zinsen und Kosten zu. Am 23. Januar 1905 ist über das Vermögen der Firma A. E. der Konkurs eröffnet worden. An demselben Tage hat der Ehemann F. über auf Blatt 1750 des Grundbuchs von Werben für ihn eingetragene Hypotheken im Gesamtbetrag von 6 000 Mark an seine Ehefrau, die Beklagte, zum Zweck der Sicherung ihres Einbringens, wie es in der über die Abtretung aufgenommenen Urkunde heißt, jediert; die Hypotheken sind auf den Namen der Beklagten umgeschrieben. Die Kläger fordern diese Übertragung auf Grund des § 3 Nr. 1 und 2 des Anfechtungsgesetzes vom 21. Juli 1879/30. Mai 1898 an. Vom 23. aus einem nicht mehr in Betracht kommenden Grunde mit ihrer Klage abgewiesen, anberufen sie in der Berufungsinstanz, nachdem die abgetretenen Hypotheken bei der Zwangsversteigerung des belasteten Grundstücks nur mit 4 804,63 Mark zur Forderung gelangt waren, ihren Antrag dahin, die Beklagte zu verurteilen, an sie und zwar an die Witwengüter E. & Co. zu 1/2 und an den Witwäcker E. zu 1/2, 4 804 Mark 63 Pf. samt 4 v. H. Zinsen seit dem 4. Oktober 1905 zu zahlen. Die Beklagte widerstrebt dem Verlangen der Kläger; es handelt sich um ein Erfüllungsgeschäft, da ihre in Vermögensverfall gezahlte Ehemann nach § 1391 Abs. 2 BGB. zur Sicherstellung ihres Einbringens verpflichtet gewesen sei. Das OLG. hat auf einen Eid für die Beklagte des Inhalts erkannt, daß sie ihrem Manne nach der Geschäftsführung an elterlichen Anteil und Zuwendungen ihrer Mutter unter Lebenden mindestens 4 804 Mark 63 Pf. bar als Einbringen überlassen habe, und für den Fall der Verletzung des Eides die Klage abgewiesen, für

den Fall der Nichtleistung aber die Beklagte nach dem Klageantrag verurteilt. Auf Revisions der Kläger hob das RG. auf: Der Berufungsrichter nimmt an, daß, wenn durch die Leistung des der Beklagten auferlegten Eides ein Voreinbringen der Beklagten von 4 804,63 Mark festgestellt werde, die angeforderte Abtretung der beiden Hypotheken ein Erfüllungsgeschäft, nämlich die Befriedigung des der Beklagten gemäß § 1391 Abs. 2 BGB. zustehenden Anspruchs auf Sicherstellungsleistung, darstelle und daß deshalb der Gegenbeweis nach § 3 Nr. 2 Abs. 2 erbracht sei. Nebenbei ist schon die Annahme, daß es sich bei der Forderung um eine Sicherstellungsleistung gehandelt habe. Der Berufungsrichter weist darauf hin, daß die Forderung nach dem Wortlaut der darüber ausgenommenen Urkunde zur teilweisen Deckung der Einbringungsforderung der Beklagten erfolgt sei; wenn diese auf nur 4 804,63 Mark eingebracht habe, so würde sich die Abtretung von Hypotheken im Gesamtbetrag von 6 000 Mark daraus erklären lassen, daß die Eheleute eine Sicherheit nur bis zu jener Summe als vorhanden angesehen hätten. Auch könnten sie als selbstverständlich erachtet haben, daß die Beklagte verbunden sei, den ihr Einbringen übersteigenden Erlös aus den Hypotheken herauszugeben. Der Wortlaut der Bestätigungsurkunde spricht, wie die Revision mit Recht hervorhebt, eher dafür, daß der Beklagte nicht sowohl Sicherheit wegen Forderungen, als Befriedigung wegen ihres Einbringens d. h. wegen des Anspruchs auf Rückgewinn der eingetragenen Güter hat geschäftlich werden sollen. Die übrigen Erwägungen des Berufungsrichters sind Vermutungen, die der tatsächlichen Grundlage entbehren, so daß nach der gegenwärtigen Lage der Sache nicht feststeht, daß mit der Forderung vom 23. Januar 1905 ein Anspruch aus § 1391 Abs. 2 BGB. hat erfüllt werden sollen. Es ist aber überhaupt nicht ersichtlich — worauf die Revision gleichfalls mit Recht hinweist —, daß ein solcher Anspruch gegeben ist. Der Berufungsrichter geht ohne nähere Prüfung der Rechtslage davon aus, daß die Tatsache des Einbringens einerseits und andererseits der Vermögensverfall ihres Ehemannes das Verlangen nach Sicherstellungsleistung rechtfertigt. Hierbei ist jedoch der Sinn und die Tragweite des § 1391 Abs. 2 BGB. verkannt. Diese Bestimmung gibt der Frau ein Recht auf Sicherstellungsleistung, wenn die ihr aus der Verwaltung und Nutzung des Mannes zustehenden Ansprüche auf Ersatz des Wertes verbrauchbarer Sachen erheblich gefährdet sind. Es ist also nicht allgemein ein solches Recht anerkannt, wenn Umstände vorliegen, welche die der Ehefrau auf Grund des gesetzlichen Vorkaufsbeschlusses gegen den Ehemann zustehenden Ansprüche auf Ersatz oder Rückgabe des beweglichen Vermögens als gefährdet erscheinen lassen. Ein dergleichen Vorfall liegt in der Kommission abgelehnt (Prot. 4, 177). Vielmehr müssen die besonderen Voraussetzungen vorliegen, unter denen für die Ehefrau Ersatzansprüche aus Verfügungen des Mannes über eingetragene, verbrauchbare Sachen begründet werden. Nach diesen Voraussetzungen ist also bei der Anwendung des § 1391 Abs. 2 BGB. zu fragen. Im gegenwärtigen Falle kommt als Einbringen nur bares Geld in Betracht. Dieses bleibt zunächst Eigentum der Frau, aber der Mann kann darüber auch ohne Zustimmung der Frau verfügen, er soll es nur in der Weise tun, daß er es, soweit es nicht zur Ver-

Freiung von Auslagen bereit zu halten ist, mündelicher anlegt (§§ 1376 Nr. 1, 1377 Abs. 2 BGB.). Handelt es sich um die Verpflichtung aus § 1377 Abs. 2 BGB., wiederum, vertreten er namentlich das Geld für sich, so kostet er nach Maßgabe des § 1359 BGB. für Schadenersatz und in einem solchen Falle kann ein Recht auf Sicherstellungsleistung nach § 1391 Abs. 2 BGB. gegeben sein. Aber nicht unter allen Umständen schließt die Unterlassung der mündelischen Kasse des baren Geldes ein pflichtwidriges und mithin haftbar machendes Verhalten des Mannes in sich. Die Vorschrift soll das Interesse der Frau wahren; sie kann daher auf ihre Befolgung verzichten und insbesondere diesen Verzicht dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie ihrem Mann allgemein oder im Einzelfalle gestattet, die Gelder nicht mündelicher bei Dritten oder auch bei sich selbst anzulegen. Es war dies in dem Antrage III § 2 zu dem von der Subkommission zur Beratung des eheischen Güterrechts aufgestellten Gegenentwurf (Prot. 4, 159) besonders gesagt, ist indessen selbstverständlich und von keiner Seite in Zweifel gezogen (vgl. die Kommentare von Pfand, Staudinger, Opet). Die Folge der Zustimmung der Frau zu einer dem § 1377 Abs. 2 BGB. widersprechenden Geldanlage ist, daß sie sich, sofern es bei einem Dritten belegt ist, mit der Rückgewähr der Forderung gegen diesen bei Bereinigung der ehemündlichen Verwaltung und Rückzahlung begnügen muß und daß, soweit der Mann das Geld für sich hat verwenden dürfen, er als Schuldner der Frau erscheint — wobei es Zeitunge ist, ob seine Schuld noch während der Dauer seiner ehemündlichen Rechte fällig wird und dieser Umstand ihn verpflichtet, namentlich das Geld mündelicher zu belegen, oder ob — was wohl die Regel bilden wird — die Fälligkeit erst mit dem Ende jener Rechte eintritt. Jedenfalls schließt die Einwilligung der Frau in eine gegen den § 1377 Abs. 2 BGB. verstoßende Verwertung ihres baren Eigentums einen Erklärungsanspruch im Sinne des § 1391 Abs. 2 BGB. zunächst aus. Von diesem Gesichtspunkt ist die Sache noch gar nicht geprüft, obwohl hierzu Anlaß gegeben war. Die Beklagte hatte selbst behauptet (§. 6 des Berufungsurteils), daß sie mit ihrem mütterlichen Erbeile und mit der Schenkung ihres Schwagers eine auf dem Grundstück ihres Mannes bestehende Hypothek bezahlt habe. Nach dem erstinstanzlichen Tatbestande, der auch dem Berufungsrichter vorgetragen ist, handelt es sich ausschließlich um einen Gesamtbetrag von etwa 3000 Mark (R. 31 R. Nachf. v. S.). In dieser Höhe würde nicht von einer Einbringungsorderung, sondern nur von einem gewöhnlichen schuldrechtlichen Verhältnis die Rede sein dürfen, insofern die Beklagte gegen ihren Ehemann wegen der Tilgung seiner Hypothekenschuld Recht nehmen könnte. Wenn nun durch die Einbringung nur ein Einbringen von insgesamt 4904,63 Mark dargelegt wird, so würde, da die Beklagte jene 3000 Mark auch dahin rechnet, der Annahme, daß ein Erfüllungsgeld aus § 1391 Abs. 2 BGB. mit der Fiktion der Hypothekenbedürftigkeit getroffen sei, der Boden entzogen sein. S. a. Wen. e. H., II. v. 8. Febr. 07, 191/06 VII. — Dresden.

Sibilprojekthandlung.

20. §§ 239, 246 ZPO. Einfluß des Todes einer Partei auf einen anhängigen Prozeß ohne Aufhebung des Verfahrens.] Nach dem Tatbestande des Berufungsurteils hat der Prozeßbevollmächtigte des Klägers angezeigt, daß der Beklagte noch

vor dem Schluß der mündlichen Verhandlung erster Instanz gestorben sei, der Prozeßbevollmächtigte des Beklagten aber erwidert, daß er hiervon keine Kenntnis habe. Ein Aufhebungsantrag ist von keiner Seite gestellt worden. Das Berufungsgericht hat deswegen dem etwa eingetragenen Tode des Beklagten jede Bedeutung für das weitere Verfahren verweigert. Die Revision macht demgegenüber geltend: das Berufungsgericht habe nicht in Ungewissen lassen dürfen, ob der Beklagte gestorben sei oder nicht, namentlich da nach der Behauptung des Klägers der Beklagte vor Eröffnung der Berufungshandlung gestorben sei; es hätte, obgleich ein Aufhebungsantrag nicht gestellt worden, von Amtswegen ermitteln sollen, ob die Behauptung des Klägers wahr sei und, im Befragungsfalle, wer die Rechtsnachfolger des Beklagten seien; zugunsten der Revision sei die Wahrheit der Behauptung zu unterstellen. Diese Klage ist unbegründet: Zu einer Ermittlung nach jenen Richtungen hatte das Berufungsgericht weder die Pflicht noch das Recht. Das Verfahren war nicht unterbrochen, noch hätte, da von keiner Seite ein Antrag gestellt war, eine Aufhebung des Verfahrens stattgefunden; auch war durch den behaupteten Tod des Beklagten die dessen Prozeßbevollmächtigten erteilte Vollmacht nicht erloschen. Möchte unter diesen Umständen der Kläger, daß der Prozeß gegen die Rechtsnachfolger des Beklagten weiter geführt werde, so hätte er die Rechtsnachfolge und die Personen der Rechtsnachfolger nachzuweisen, gerade so wie er es hätte tun müssen, wenn der Beklagte bereits vor der Klageerhebung gestorben wäre. Z. v. B., II. v. 7. Febr. 07, 438/06 VI. — München.

21. §§ 286, 551 Ziff. 7 ZPO. Bedeutung des „Rangels an Entscheidungsründen“, Angriff gegen die Erweiterung eines „Beweisergebnisses“.]

Die Beklagte hat die Entscheidung angegriffen, daß unter den Parteien der Anspruch auf Preisminderung oder Schadloshaltung vertragsgemäß ausgeschlossen sei. Hierin kann ihr aber nicht Recht gegeben werden. Es handelt sich dabei um die Aufhebung des Schreibens der Klägerin vom 18. Februar 1898 und um die Wiedergabe des Umstandes, daß die Beklagte der darin enthaltenen Festlegung des Vertragsinhalts nicht widersprochen hat. Da war nun zunächst die widerseitige Beugnahme auf § 551 Nr. 7 ZPO. ganz abwegig. Wenn an dieser Geschäftsstelle der Rangel an Entscheidungsründen unter den formellen Hauptübersichten aufgeführt ist, die allemal zu einer Aufhebung des Berufungsurteils führen sollen, selbst wenn die Entscheidung in Wirklichkeit nicht auf ihnen beruht, so ist damit selbstverständlich nicht jeder Fall gemeint, wo die Ausführungen des Berufungsgerichts bei klarer Betrachtung irgend eine geordnete Lage zeigen, sondern es ist zunächst nur an den groben Formfehler gedacht, daß etwa dem Urteil überhaupt keine Entscheidungsgründe beigegeben wären, was höchstens noch auf den Fall erstreckt werden darf, daß in den Entscheidungsgründen ein ganzer Rechtsabsatz mit Stillschweigen übergangen wäre. Wo dagegen ein solcher in längerer oder kürzerer Erweiterung überhaupt besprochen ist, da ist es durchaus unangebracht — so häufig solches in Revisionsbegründungen auch geschieht —, von einem Verstoß im Sinne des § 551 Nr. 7 ZPO. zu reden. Soweit es sich speziell um die Erweiterung eines Beweisergebnisses handelt, kann höchstens in Frage kommen, ob § 286 Abs. 1 ZPO. verletzt

ist. Im vorliegenden Fall ist nun in erster Reihe die Auslegung jenes Schreibens ins Auge zu fassen, bei der teils rechtliche, teils tatsächliche Erwägungen in Betracht kommen. Wenn hierbei die Beklagte vor allem auf den von der Klägerin dort gebrauchten Ausdruck, sie übernehme volle Garantie für die zu machende Leistung, Gewicht gelegt hat, der nur auf eine Ausdehnung der gegenseitigen Haftung hindeute, so kann dem nicht zugestimmt werden. Dem Wort „Garantie“ ist in dieser Beziehung jede Bedeutung abzusprechen, da es weiter nichts ist, als ein fremdsprachlicher Ausdruck für das deutsche „Gewährleistung“, womit überhaupt die Haftung für Eigenschaften bzw. Mängel des zu liefernden Gegenstandes technisch bezeichnet wird. Hier ist nun als Art, diese Gewähr zu leisten, einzig die Handlung ersichtlich, und wenn das Veräußerungsgericht hieraus in Verbindung mit gewissen begleitenden Umständen den Willen, jede andere Art der Gewährleistung auszuschließen, geschlossen hat, so ist das rechtlich ganz unbedenklich. Das genannte Gericht hat dabei auch nicht, wie die Beklagte jetzt gemeint hat, verschiedene Umstände übersehen, sondern als Erhebliche mit in Erwägung genommen, nur nicht in dem Sinne, den die Beklagte für den zutreffenden hält. Insofern waren die Revisionsangriffe in Wirklichkeit nur gegen die tatsächliche Würdigung gerichtet. Daß aber die Ränderung als ein Mißrat in der Handlung empfinden sollte, wie die Beklagte behauptete, ist durchaus unrichtig. Und was nun die fälligezuständige Zustimmung der Beklagten zu diesem Vertragsinhalt anlangt, so ist sie völlig mit Recht aus der Unterlassung eines Widerspruches abgeleitet worden. Denn der hier formulierten Vertragsinhalt (ausdrücklich oder stillschweigend) genehmigt, der genehmigt ist in dem Sinne, den diese Formulierung bei richtiger Auslegung hat, jaß nicht besondere Umstände einen andern Willen erkennen lassen. H. O. d. c. R. & P., II. v. 14. Jan. 07, 179/06 VI. — Breslau.

22. § 554 ZPO. Erfordernis der Revisionsbegründung hinsichtlich prozeßueller Angriffe.]

Die Revisionsbegründung enthält am Schluß den Satz: „Beruht auf auch die §§ 286 und 551 Ziff. 7 ZPO.“ Dieser Angriff entspricht nicht den vom Gesetze aufgestellten Erfordernissen der schriftlichen Revisionsbegründung. W. e. St., II. v. 26. Jan. 07, 386/06 I. — Rostock.

23. § 554 ZPO. Die Bezugnahme auf Anlagen der Partei können als eine der ZPO. entsprechende Revisionsbegründung nicht erachtet werden.]

Kalender die Revision der Kläger findet sich in der Revisionsbegründung die Stelle, die Revision wird begründet: 1. durch die Ausführungen, die in der anliegenden „Revisionsbegründung“ vom 31. Mai 1906 dem Unterzeichneten vom katholischen Oberstiftungsamt zu Karlsruhe an die Hand gegeben sind, 2. durch die ferner in einem Nachtrag zu der erwähnten „Revisionsbegründung“ enthaltenen, hier ebenfalls anliegenden Ausführungen.“ Angehängt sind eine mit „Revisionsbegründung“ überschriebene Schrift des katholischen Oberstiftungsamts zu Karlsruhe vom 31. Mai 1906 und eine weitere Schrift desselben Behörde vom 21. Juni 1906. — Die gedachten zwei Schriftstücke können nicht berücksichtigt werden. Die Ermäßigungen, die den Gesetzgeber zu den Vorschriften bestimmten, daß die Einlegung und die Begründung der Revision im Zivil-

prozeß dem Anwaltszwange der beim RG. zugelassenen Rechtsanwälte unterliegen, schließen aus, daß formlose — d. h. nicht vom Rechtsanwaltsamt am RG. unterzeichnete Schriftsätze, die der von dem Rechtsanwaltsamt am RG. unterzeichneten Schrift beigefügt sind, Berücksichtigung finden können, mögen sie als integrierende Bestandteile der letzteren bezeichnet oder in letzterer auf andere Weise, wie hier geschehen, bezogen sein. — Zu dem gleichen Ergebnisse ist für die entsprechenden Bestimmungen der StPO. die fällige Rechtsprechung der Straßensenate des RG. gelangt. Die Revisionsbegründung vom 27. Juli 1906 enthält jedoch weitere selbständige Ausführungen, die in erster Reihe als Rüge von Verletzungen des § 286 ZPO. sich darstellen. Dadurch allein war bereits den Bestimmungen in § 554 ZPO. über den Begründungszwang genügt und damit — § 559 ZPO. — Recht und Pflicht des Revisionsgerichts begründet, das angefochtene Urteil dahin zu prüfen, ob das materielle Recht, soweit es rechtlich ist, darin verletzt sei. (Dieser Angriff wurde für unbegründet erklärt.) S. e. Bd. Fietz, II. v. 26. Jan. 07, 386/06 II. — Karlsruhe.

24. §§ 767, 768 ZPO. Klagenüberlegung? Untergang des Wechselzinsanspruches, wenn ein Wechsel nach Verfall an den Akzeptanten indossiert und von diesem gegen den Aussteller geltend gemacht wird.]

Ein Wechsel über 4001 Mark 75 Pfennig an eigene Order, fällig am 14. Oktober 1906, war vom Kläger auf den Beklagten gezogen, von diesem angenommen und dann vom Kläger an Z. indossiert worden. Z. erwiderte, nachdem er den Wechsel mangels Zahlung hatte protestieren lassen, gegen den jetzigen Kläger als den Aussteller des Wechsels ein Urteil auf Zahlung der Wechselsumme, das rechtskräftig geworden ist, und trat die Rechte aus dem Urteil an den jetzigen Beklagten ab, der seinerseits auf Grund des § 727 erwiderte, daß ihm als Rechtsnachfolger des Z. eine vollstreckbare Ausfertigung des Urteils erteilt wurde, und mehrere dem Kläger zustehende Forderungen pfänden ließ. Die von letzterem erhobene Klage war darauf gerichtet: die Zwangsvollstreckung aus der erwähnten vollstreckbaren Ausfertigung für unzulässig zu erklären. In der mündlichen Verhandlung wurde daneben noch in zweiter Linie beantragt, die Zwangsvollstreckung aus dem Urteil des ZG. zugunsten des Beklagten für unzulässig zu erklären, die Klage auch auf § 767 ZPO. gestützt und dabei u. a. geltend gemacht, daß es gegen die Grundzüge von Treu und Glauben verstoße, wenn der Beklagte die Zwangsvollstreckung betriebe, obwohl er als Akzeptant des Wechsels dem Kläger wechselschuldig verpflichtet sei. Der Beklagte erklärte, daß er gegen den in zweiter Linie gestellten Klagenantrag und ferner den ursprüngliche Antrag auf andere als die in der Klageschrift enthaltenen Gründe gestützt werde, die Forderung der Klagenüberlegung geltend mache, und widersprach im übrigen der Klage. Die Klage wurde abgewiesen und die Berufung zurückgewiesen. Das RG. hob auf und verwies zurück: Mit Unrecht ist von den beiden vorinstanzlichen Gerichten in demjenigen, was der Kläger in der mündlichen Verhandlung in zweiter Linie beantragt und geltend gemacht hatte, eine Klagenüberlegung erklärt worden. Erwidert man, daß es sich in dem Klagenantrag nur um das zwischen den Parteien bestehende Rechtsverhältnis handeln kann, so war der in der mündlichen Verhandlung vom Kläger gestellte Hilfsantrag in-

haltig nur eine Wiederholung, den Worten nach eine Einschränkung des ursprünglichen Klageantrags, und darum jedenfalls keine unzulässige Klageänderung. — Zur tatsächlichen Begründung der gestellten Anträge hat aber der Kläger, wie in der Klageschrift, so auch in der mündlichen Verhandlung lediglich auf den Umstand verwiesen, daß der Abtretungsakteur des Anspruchs aus dem Wechselstempel vom 17. November 1905, der Beklagte, selber der Akzeptant des Wechsels sei. Ob und von welchem rechtlichen Gesichtspunkte aus dieser Umstand das Klagebegehren als ein rechtlich begründetes erscheinen ließ, hatte das Bezugsgericht von Amts wegen zu prüfen. Der Bezugnahme auf eine gesetzliche Vorschrift bedurfte es nicht, und deshalb war es keine Klageänderung, wenn ursprünglich nur der § 768, später daneben der § 767 S.D. angerufen wurde, wie es auch keine Klageänderung, sondern nur eine Ergänzung der überhaupt entbehrlichen rechtlichen Begründung der Klage war, wenn ausgeführt wurde, es verstoße wider Treu und Glauben, daß der Beklagte die Zwangsversteigerung gegen den Kläger betreibe, obwohl er als Akzeptant des Wechsels dem Kläger wechselseitig verpflichtet sei. — Hiergegen kann man sich nicht berufen auf das in J.R. 99, 490 Nr. 22 zum Teil abgegebene Reichsgerichtsurteil, weil in dem damals entschiedenen Falle der Versuch eines Wechsels der rechtlichen Begründung auf eine neue tatsächliche Behauptung gestützt wurde. Ist demnach keine Klageänderung anzunehmen, dann muß auch im übrigen die Revision Erfolg haben. Es ist ein anerkannter Rechtsgrundsatz, daß Inoffertierung eines Wechsels an den Akzeptanten, wenn sie nach Verfall des Wechsels erfolgt, die Wirkung hat, daß die Wechselschuld des Akzeptanten untergeht, und folglich auch alle Regressverbindlichkeiten aus dem Wechsel erlöschen. Im vorliegenden Falle handelt es sich indes um eine solche Wechselinoffertierung nicht. Vielmehr hat der Inoffertator L., dem als Gesamtschuldner aus dem Wechsel der Kläger als der Wechselansteller und der Beklagte als der Wechselakzeptant gegenüberstanden, lediglich seinen Anspruch aus dem gegen den Kläger erstirbten Urteil, also nur seinen durch dieses Urteil anerkannten Wechselregressanspruch gegen den Kläger an den Beklagten abgetreten. Diese Abtretung war zulässig und ließ zunächst den Wechselanspruch gegen den Beklagten als den Akzeptanten des Wechsels unberührt. Wenn jedoch nunmehr der Beklagte die durch die Abtretung auf ihn übergegangene Wechselregressforderung an den Kläger gegen diesen geltend macht, so steht ihm die im Wechselrecht begründete Einrede entgegen, daß nach Einlösung des Wechsels durch den Kläger der Beklagte in seiner Eigenschaft als Akzeptant des Wechsels dem Kläger würde ersetzen müssen, was dieser gezahlt habe, daß mithin der Beklagte etwas forder, was er, wenn es ihm gezahlt werde, sofort wieder zurückzahlen müsse. Somit ist wechselseitig die ergebene Klage, und zwar als eine Klage gemäß § 767 S.D., begründet. Sie stützt sich auf eine Einrede, die gegen den durch das Urteil vom 17. November 1905 jurstamten Anspruch erst durch seine Abtretung an den Beklagten entstanden ist. Es muß jedoch dem Beklagten gestattet werden, diese Einrede durch die Gegeneinrede zu entkräften, daß er, obwohl Akzeptant des Wechsels, doch nach dem der Wechselakzeptierung zugrundeliegenden Rechtsverhältnis zwischen ihm und dem Kläger diesem die Zahlung zu vertretenem berechnigt

sei. In dieser Richtung will sich der Beklagte verteidigen, ist aber noch nicht vollständig in der Vorinstanz verhandelt worden. Deshalb war, wie gesehen, zu erkennen. J. a. F., II. v. 28. Jan. 07, 538/06 I. — Stuttgart.

Konkursforderung.

25. §§ 69, 146 R.D. verb. mit § 268 S.D. Umwandlung des im abhängigen Prozesse verfolgten Wandlungsanspruchs nach ausgebrochenem Konkurs des Verfallers in eine Geldforderung des Käufers. Wiedernahmepflicht des Verwalters.]

Die Klägerin hatte von den Beklagten ein Grundstück gekauft und wegen Mängel der Sache auf Wandlung geklagt. Für den Fall eines von ihr zu leistenden Eides wurde der erhobene Anspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Nach Einlegung der Revision der Beklagten wurde das Verfahren durch Eröffnung des Konkurses über das Vermögen des mißbelagten Ehemannes unterbrochen. In dem Konkursverfahren hat die Klägerin unter Vorlegung des Standes des gegenwärtigen Rechtsstretts ihr Interesse an der geltend gemachten Wandlung in Gehalt des Schadens, der ihr daraus erwachse, daß sie nicht mehr die Erfüllung des Gewährleistungsanspruchs auf Rücknahme des Grundstücks verlangen könne, sondern das feststehende Grundstück besetzen müsse, berechnet und als Konkursforderung angemeldet. Diese Forderung wurde vom Konkursverwalter und vom Gemeinschuldner bestritten, vom ersten aber nachträglich teilweise anerkannt und in dieser Höhe festgestellt. Hierzu ist seitens der Klägerin und Revisionsbeklagten die Aufnahme des Rechtsstretts gegen den Konkursverwalter und den Gemeinschuldner erklärt und beantragt worden, die Revision der Beklagten zurückzuweisen. Der Konkursverwalter hat der Aufnahme des Rechtsstretts der Konkursmasse gegenüber widersprochen. Das RG. wies diesen Widerspruch zurück. Der Ansicht, daß zwischen der im Konkurs angemeldeten Forderung und dem im Prozeß verfolgten Anspruche eine Identität im Rechtsstretts nicht bestehe, konnte nicht beigetreten werden. Nach § 69 R.D. sind — abgesehen von Absonderungs- oder Aussonderungsansprüchen — Forderungen, die nicht auf einen Gelddarstellung gerichtet sind, nach ihrem Schädigungswert geltend zu machen, d. h. es verwandelt sich mit der Konkursöffnung jede Forderung, deren Gegenstand eine nicht in Gelde bestehende Leistung ist, für den Konkurs in eine Geldforderung. Also hat sich auch der in erster und zweiter Instanz der Klägerin bedingt zugestrichene Wandlungsanspruch in eine Geldforderung verwandelt, und ist als solche im Konkurs geltend gemacht. Die rechtliche Identität des Anspruchs ist dadurch nicht aufgehoben, insbesondere auch nicht dadurch, daß die Klägerin den Wert ihrer im Prozeß verfolgten Forderung an dem Schaden bräut und schätzt, der ihr daraus erwachse, daß sie den Wandlungsanspruch infolge des Konkurses nicht durchführen kann. Wird die so in den Konkurs gelangte Geldforderung ganz oder zum Teil nicht anerkannt, so hat der Gläubiger die Feststellung derselben gegen den Widerspruchenden zu betreiben (§ 146 Abs. 1 R.D.) und dies geschieht, falls zur Zeit der Eröffnung des Konkursverfahrens ein Rechtsstretts über die Forderung abhängig ist, durch Aufnahme des Rechtsstretts (Abs. 3 a. a. O.), gleichwohl in welcher Lage und in welchem Rechtsstetts sich dieser befindet. Ist, wie hier, der Prozeß wegen

eines nicht in einer Selbstordnung seiner dem § 69 a. a. O. rechnungstragenden Umbauarbeiten (vgl. § 268 Nr. 3 HGB.), die hier, so zunächst über den Grund des Anspruchs erkannt ist, dem sich eventuell anschließenden Nachverfahren vorbestehen bleiben könnte. Keineswegs ist, wie seitens des Konkursverwalters ausgeführt wird, das Berufungsurteil als infolge der Konkursöffnung gegenstandslos und für die Klägerin wertlos geworden anzusehen. Die Entscheidung über den Grund des Anspruchs, d. h. über die Berechtigung der Wandlung würde, falls rechtmäßig geworden, auch für die an Stelle des Wandlungsanspruchs getretene Selbstordnung die unverrückbare Grundlage bilden. L. u. Konkursmasse L. e. R., II. v. 30. Jan. 07, 153/06 V. — Königsberg.

Handelsgesetzbuch.

Hand. § 259 enthält eine durch den Gesellschaftsvertrag weder zu ergänzende noch abändernde absolute Gesetzesvorschrift.]

Beide Instanzen verneinen, daß die angesprochenen Beschlüsse das Gesetz oder den Gesellschaftsvertrag verletzen. Sie nehmen an, daß die Beurkundung der Beschlüsse so, wie sie geschehen, genügt, weil für den § 259 HGB. entspräche, die Nichtbeachtung des § 28 Abs. 2 des Statuts, wonach drei Aktionäre das Protokoll mitunterschriften müssen, nicht bloß, wie geschehen, zwei, die Richtigkeit der Beschlüsse nicht begründe. Beide Instanzen stellen fest, daß durch die beschlossene Trocknungsanlage der Gegenstand des Unternehmens der Aktiengesellschaft nicht abgeändert worden sei. Der erste Richter gelangt zu dieser Feststellung durch die Erwägung, daß es sich bei der Anlage nicht um Herstellung eines neuen Produkts, sondern um die dem heutigen Betriebe der Fabrikarbeiten durch aus nicht fremde, sondern zum vernünftigen Betriebe gehörige vorrätigere Wertverwertung von Fabrikrückständen, Fabrikabfällen handle, die nach wie vor an die Aktionäre zum Verbrauch als Viehfutter abgegeben werden, so daß in ihre vertragsmäßige Recht auf den unentgeltlichen Bezug der Rückstände nicht eingegriffen werde, da sie auch fernerhin die Rückstände in ungeordnetem Zustande abfahren könnten, wenn sie die Trocknung nicht vorzögen. Der Berufungsrichter kommt zu demselben Ergebnis durch die Erwägung, daß aus der Natur des statutenmäßigen Zwecks und Geschäftsbetriebes der Gesellschaft die möglichst geringmögliche Wertverwertung der in großen Massen verbleibenden Rückerückstände folge, daß durch die Durchführung der beschlossenen Anlage kein neuer Betrieb eingeführt, vielmehr nur der bestehende Betrieb verhältnismäßig geringfügig geändert werde. Die Revision trägt Verletzung des § 259 HGB. Begründet ist die Revision nicht: Der § 259 HGB. macht die Gültigkeit der Beschlüsse der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft nur von der Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen Form abhängig, Datierung, Angabe des Namens der Urkundebeamten, der Art und des Ergebnisses der Beschlussfassung, der Bezeichnung des Zeilennummernzeichnisses und der Belege über die ordnungsmäßige Verlesung, und der Vollziehung durch den Urkundebeamten. Diese Form ist unstrittig hier gewahrt. Der § 259 bestimmt im Abs. 4 Satz 2 ausdrücklich, daß die Zugabe von Zeugen nicht erforderlich. Der § 28 Abs. 2 des Statuts, der nur insofern nicht be-

achtet ist, als nicht drei, sondern nur zwei Aktionäre das Protokoll mitunterschriften haben, ist neben dem § 259 HGB. ohne Bedeutung. Das OBG. sagt nicht, daß für die Rechtsverhältnisse der Aktiengesellschaft an erster Stelle der Gesellschaftsvertrag maßgebend, wie dies grundsätzlich für die offene Handelsgesellschaft, die Gesellschaft m. b. H. und Genossenschaften gilt. Für die Aktiengesellschaft entscheidet vielmehr an erster Stelle das Gesetz, der Gesellschaftsvertrag nur insofern, als das Gesetz auf ihn verweist, ihn abändernde oder ergänzende Bestimmungen überläßt, wie z. B. im § 275 Abs. 2 HGB. und zahlreichen anderen Vorschriften des Abschnitts über die Aktiengesellschaft. Vgl. außer § 275, die §§ 214, 218, 222, 227, 238, 243, 252 Abs. 1 und 3, § 258, § 255 Abs. 2 und 3, § 276, 298 Abs. 3. Überall, wo in dem Abschnitt über die Aktiengesellschaft dem Gesellschaftsvertrag keine ergänzende oder abändernde Macht eingeräumt ist, sind die Vorschriften des Abschnitts als absolute anzusehen, die durch den Gesellschaftsvertrag weder ergänzt, noch abgeändert werden können. Das ist auch für den § 259 anzunehmen. trotzdem in der handelsrechtlichen Literatur darüber abweichende Ansichten bestehen. Vgl. Sachnburg im „Recht“ 1904 S. 16 und dagegen daselbst S. 573, wobei zu bemerken, daß die von Staub aus in seiner 7. Auflage ausgesprochene, von der hier vertretenen Auffassung des § 259 abweichende Ansicht in der neuesten Auflage seines Kommentars zum HGB. aufgegeben ist. Aus dem § 125 Satz 2 HGB. darf neben der absoluten Vorschrift des § 259 HGB. nichts hergeleitet werden, auch abgesehen davon, daß das Protokoll über eine Generalversammlung keine Urkunde über ein Rechtsgeschäft ist, mindestens nicht im vorliegenden Falle. v. Sch. a. K.-Z., II. v. 12. Jan. 07, 542/06 I. — Grell.

Versicherungszertifikat.

27. Beteiligung des Agenten bei einer wahrheitswidrigen Angabe in dem Versicherungsantrag.]

Der Kläger war im Jahre 1903 bei der Beklagten gegen Unfall versichert. Er wurde am 9. Mai 1903 von einem tollwütigen Hund verletzt, und fiel am 22. Juni 1903, während er in Berlin wegen des ersten Unfalles in Behandlung stand, von seinem Fahrrad. Er will durch diese Unfälle erwerbsunfähig geworden sein. Das OBG. erkannte seinen Anspruch für begründet an, das RG. hob auf und wies die Klage ab: Die Beklagte stützt ihre Weigerung, den Kläger für die ihm zugefügten Unfälle zu entschädigen, auf die §§ 1 und 4 der Allgemeinen Versicherungsbedingungen. Nach § 1 können die in dem Versicherungsantrage abgegebenen und vom Antragsteller unterschriebenen Erklärungen sowie der Versicherungsschein die alleinige Grundlage des Vertrags. Nach § 4 ist der Vertrag für die Gesellschaft unverbindlich, wenn im Versicherungsantrage unrichtige Angaben gemacht sind oder darin etwas nicht angegeben ist, was auf ihren Entschluß, sich auf den Vertrag überhaupt oder unter den gleichen Bedingungen einzulassen, hätte Einfluß haben können, gleichviel, ob die unrichtigen oder unvollständigen Angaben auf Fahrlässigkeit oder böse Absicht zurückzuführen sind. Der Kläger hat die Frage 5a des Antragsformulars: „Sind Sie vollständig gesund?“ mit „Ja“, und die Frage 5c: „Ist Ihre Körperbeschaffenheit von der normalen abweichend?“ mit „Nein“ beantwortet. Beide Ant-

werten sind objektiv unrichtig, denn der Kläger leidet an einer hochgradigen Verkrümmung der Wirbelsäule. Das Berufungsgericht nennt für eine derart augenfällige Mißbildung, daß ihre Wahrnehmung für jedermann ohne weiteres möglich ist. Derartige Personen können nach ärztlicher Aufweisung nicht als völlig gesund angesehen werden. Indessen mag zugegeben sein, daß vom Standpunkte des Laien aus der Kläger ohne Verschulden sich für völlig gesund halten konnte. Anders steht es mit der Erklärung, seine Körperbeschaffenheit weiche nicht von der normalen ab. Hier ist ein Jectum des Klägers schlechthin ausgeschlossen, und er behauptet einen solchen selbst gar nicht, daß vielmehr der Ausfüllung des Antrags dem Agenten R. gegenüber selbst bezweifelhaft, daß ihn die Gesellschaft aufnehmen werde. Es handelt sich also um eine bewußt unwarre Angabe des Klägers über einen für die Versicherung erheblichen Umstand. Die Beschaffenheit einer anomalen Körperbeschaffenheit ergibt sich schon daraus, daß die Gesellschaft ausdrücklich darnach gefragt hat; sie ist auch vom Berufungsgericht nicht in Zweifel gezogen. Das Berufungsgericht erachtet den Kläger gleichwohl wegen der falschen Angabe für genügend entschuldigend. Den Entschuldigungsgrund entnimmt es der Tatsache, daß der Kläger selbst dem Agenten R. Zweifel an seiner Aufnahmefähigkeit in die Versicherung ausgesprochen hat, wofür Zweifel der Agent durch die Erklärung: „Zweite wie der Kläger seien auch in der Versicherung, er dürfe die Frage, ob er vollständig gesund sei, mit „Ja“, und die Frage, ob seine Körperbeschaffenheit von der normalen abweiche, mit „Nein“ beantworten, präsent habe. Auf Grund dieser Erklärungen des Agenten habe der Kläger unbedenklich annehmen dürfen, die Besagte pflege Mißbildungen, wie der seinigen, kein Gewicht beizulegen und von ihrem Vorhandensein ihre Bereitwilligkeit zur Eingehung eines Versicherungsvertrags nicht abhängig zu machen. Aus der Stellung des Agenten als Vertrauensmann der Gesellschaft folgere das Berufungsgericht, daß das Verschulden des Agenten den Kläger vorliegendesfalls von der Verwirklichung seiner Ansprüche schälen müsse; denn es würde nach Meinung des Berufungsgerichts dem Grundsatze von Treu und Glauben im Bereiche zuwiderlaufen, wollte man der Beklagten das Recht zubilligen, die von ihrem Angestellten im Rahmen der ihm obliegenden Versicherungspflicht erteilte Weisung als für sie verbindlich zu betrachten. Für diese seine Rechtsauffassung glaube das Berufungsgericht auf die Rechtsprechung des RG., insbesondere auch auf die Urteile des erkennenden Senats vom 30. März 1900 (RG. 46, 189) und vom 22. September 1903 (RG. 402¹) berufen zu können. Allein die in diesen Entscheidungen des RG. aufgestellten Grundsätze sind im vorliegenden Falle nicht anwendbar, denn der hier gegebene Tatbestand unterscheidet sich sehr wesentlich von dem jenen Fällen zugrunde liegenden Sachverhalt. Die Mißbildung des Klägers ist für jedermann ohne weiteres erkennbar. Hätte der Kläger die Beantwortung der Frage, ob seine Körperbildung von der normalen abweiche, dem Agenten ablassen, so hätte er sich vielleich dazu verlassen dürfen, daß der Agent die Frage wahrheitsgemäß beantwortet werde. Er durfte zu dem Vertrauensmann der Gesellschaft auch seinerseits das Vertrauen hegen, daß dieser schon in deren Interesse die nötige Aufmerksamkeit anwenden und die zur richtigen Beantwortung der Frage erforderliche Feststellung

auch richtig treffen werde. Daß dieser, der Entscheidung vom 30. März 1900 entnommene Satz nicht hierher paßt, ist leicht ersichtlich. Die unrichtige Antwort gelangt in einem Falle der unterstellten Art ohne Wissen und Willen des Versicherungsnehmers an die Gesellschaft; er ist der irrigen Meinung, der Agent habe die Frage richtig beantwortet, und sein Verschulden besteht nur darin, daß er es unterlassen hat, die vom Agenten niedergelegene Antwort nachzuprüfen und gegebenenfalls richtig zu stellen. Daß eine derartige Nachlässigkeits festschuldbar sei, wird sich rechtsgrundmäßig zwar nicht sagen lassen und will auch die erwähnte Entscheidung des RG. nicht sagen; wohl aber kann im einzelnen Falle nach Lage der Sache das Verschulden des Agenten dem Antragsteller zur Entlastung gereichen. Im gegenwärtigen Falle dagegen kann nicht gesagt werden, der Kläger habe sich auf die richtige Beantwortung der Frage durch den Agenten verlassen dürfen, denn die unrichtige Antwort ist mit Wissen und Willen des Klägers erteilt worden. Der Umstand, daß die Mißbildung des Klägers augenfällig und für jedermann erkennbar war, muß deshalb als Entschuldigungsgrund ausschließen; die Wahrnehmung des Agenten ist nicht Wahrnehmung der Gesellschaft. Es kann sich nur fragen, ob der Kläger, ohne daß ihm ein Verstoß zu machen wäre, sich auf die ihm vom Agenten erteilte Auskunft verlassen durfte. Das Berufungsgericht stellt es als eine Forderung von Treu und Glauben auf, daß die Gesellschaft die von ihrem Angestellten „im Rahmen der ihm obliegenden Versicherungspflicht dem Kläger erteilte Weisung“ gegen sich gelten lasse. Dem kann zugestimmt werden; es fragt sich nur, ob der Agent sich „im Rahmen der Versicherungspflicht“ gehalten. Der Agent kann als berufen gelten, dem Publikum über den Sinn und die Tragweite unklarer, zweifelhafter Fragen Auskunft zu geben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist zwischen der Erklärung des Agenten, Zweite wie der Kläger seien auch in der Versicherung, und der Erklärung, Kläger könne eine Abweichung seiner Körperbildung von der normalen verneinen, zu unterscheiden. Über seine Aufnahmefähigkeit mochte der Kläger mit Recht dem Agenten ein besseres Urteil zutragen als sich selbst. Es steht auch keineswegs fest, daß die Auskunft des Agenten zu diesem Punkte unrichtig ist; aus der, dem Antrage vorgebrachten Aufzählung der nicht aufnahmefähigen Personen lassen sich nicht entnehmen, daß ein Antrag des Klägers von vornherein völlig ausgeschlossen war. Vielmehr hätte ihn die Gesellschaft mit einer entsprechenden Erhöhung der Prämie weitlich aufgenommen. Schlechthin unerschindlich aber ist, was daraus die Berechtigung folgen soll, der Gesellschaft auf eine direkte, an den Antragsteller gerichtete Frage unwarre Angaben zu machen. Gerade wenn die Aufnahmefähigkeit eines Antragstellers zweifelhaft ist, muß die verlangte Auskunft um so genauer gegeben werden, denn wie sollte sonst die Gesellschaft in der Lage sein, den Zweifel zu entscheiden, von dessen Grundlage sie gar nichts erfährt. Gerade wenn Zweite wie der Kläger in der Versicherung sind, mußte sich der Kläger sagen, daß er keinen Grund habe, seine Mißbildung in Abrede zu stellen. Und hierin dürfte ihn die abweichende Auskunft des Agenten nicht irre machen, denn das muß ein Mann von dem Bildungsgrade des Klägers unter allen Umständen wissen, daß er die Gesellschaft nicht mit Unwahrheiten bedienen darf, und daß der

Agent, der dies als erlaubt hinstellt, nicht „im Rahmen der ihm obliegenden Belehrungspflicht“, sondern pflichtwidrig handelt. Von einer unklaren, der Erläuterung bedürftigen Frage ist hier keine Rede. Die Frage, ob die Körperbeschaffenheit des Antragstellers von der normalen abweiche, ist an sich ganz klar. Zweifel können im einzelnen Falle nur darüber bestehen, wie sie zu beantworten ist, ein Zweifel, den gegebenenfalls der Antragsteller in der Regel besser wohl lösen können als der Agent. Aber auch davon ist hier nicht die Rede, denn es handelt sich nicht um eine geringfügige Abweichung von der normalen Gestalt, die möglicherweise als unbedeutend angesehen werden könnte, sondern um eine ungewöhnlich starke Ribbildung, die eine Verneinung der Frage so schlechthin ausschloß. Hiernach aber ist nicht ersichtlich, daß der Kläger irgend etwas Schädliches zu seiner Entschuldigung beigebracht habe, und die Beklagte ist demnach berechtigt, unter Berufung auf den Vertrag die Entschädigung abzufordern. Sie handelt damit nicht wider Treu und Glauben; viel eher kann bei dem Kläger gesagt werden, der durch seinen Vorbruch auf dem Antragsformular darauf hingewiesen war, daß er allein für die Richtigkeit seiner Angaben verantwortlich sei, und der deshalb die ihm bekannte Richtigkeit des Agenten gegen sich gelten lassen muß. B. Verschuldungsgef. a. G., II. 2. 23. Jan. 07, 175,06 VI. — Geln.

Patentgesetz vom 7. April 1891.

28. § 4 PatG. Das Prüßballen und Verlaufen einer Maschine, mit der ein patentiertes Verfahren hergestellt werden kann, enthält an sich nicht eine Verletzung des Verfahrens-patentes. Voraussetzungen für Ansprüche des Maschinenverläufers zu den späteren Patentverletzungen der Kleineren der Maschinen.] Die Klägerin ist Inhaberin des dem R. D. mit Gültigkeit vom 23. Juni 1894 ab erteilten Patents Nr. 85 368 auf ein Verfahren zur Erzeugung von Seidenglanz aus Geweben aus Pflanzen, Tieren, sowie gemischten Gespinnstfasern. Das Verfahren besteht darin, daß aus den Geweben zahlreiche kleine, in verschiedenen Ebenen hintereinander liegende Fäden durch Pressen mittels Platten oder Walzen mit 5 bis 20 Rollen auf den Millimeter erzeugt werden. Die Beklagte befaßt sich mit der gewerbetreibenden Herstellung von Kalendern, die zur Appretur von Geweben aus Pflanzen, Tieren, sowie gemischten Gespinnstfasern dienen. Sie hat auf der Düsselbacher Ausstellung 1902 unter der Bezeichnung „Doppel-Seidenschön-Kalender“ einen Kalender mit 2 Walzen ausgeführt, von denen die eine 13, die andere 10 Rollen auf den Millimeter hatten. Der Kalender trug ein Plakat mit der Aufschrift: „Nur. Patent-Kalender zur Herstellung künstlicher Seide. Neu.“ Die Beklagte hat auch deraartige Kalender mehrfach an Fabrikanten, die sich mit der Appretur von Geweben der genannten Art beschäftigen, aber nicht Lizenznehmer der Klägerin sind, käuflich geliefert. Die Klägerin erhebt hierin einen rechtswidrigen Eingriff in ihr Patent und hat im Juli 1902 Klage auf Erlaß eines Verbotes und — mit der Behauptung, daß die Patentverletzung wissenschaftlich oder doch groß faktisch erfolgt sei — auf Festsetzung der Schadenersatzpflicht erhoben. Die Beklagte ist der Klage entgegengetreten. Beide Instanzen, das LG. zu Düsseldorf und das OLG. zu Geln. haben im wesentlichen nach den Anträgen der Klägerin erkannt, das LG. mit folgender

Formulierung: 1. Der Beklagten wird unter Androhung einer Geldstrafe bis zu 1500 Mark für jeden Fall der Zuwiderhandlung unterlagt, Fabrikanten, die sich mit der Appretur von Geweben aus Pflanzen, Tieren und gemischten Gespinnstfasern befassen, ihr Gewerbe im Inland ausüben und nicht Lizenznehmer der Klägerin sind, Kalender anzubieten und zu veräußern, deren Walzen auf den Millimeter 5 bis 20, von je zwei oder mehr ebenen Flächen begrenzte Rollen tragen. 2. Die Beklagte hat der Klägerin allen Schaden zu ersetzen, den sie seit dem 1. März 1900 durch das Angebot und die Veräußerung der bezeichneten Kalender verursacht hat. RG. hat die Klage abgelehnt: Wie das OLG. feststellt, sind die von der Beklagten in Düsseldorf ausgeführten und veräußerten Kalender nach der Bauart der Walzen, womit sie versehen sind, geeignet und bestimmt, das der Klägerin durch das Patent 85 368 geschützte Verfahren zur Anwendung zu bringen. Das OLG. erblickt in dem Festhalten und Veräußern dieser Kalender an inländische Appreturfabrikanten, die nicht Lizenznehmer der Klägerin sind, eine Verletzung des Patents der Klägerin. Diese Annahme beruht indes, wie die Revision mit Recht geltend macht, auf einer unrichtigen Anwendung des § 4 des PatG. Das OLG. stützt seine Annahme mit zwei selbständigen rechtlichen Gesichtspunkten. Erstens erblickt es in dem Anbieten und Veräußern der Kalender ein Verstoßen und An-Verstoßen-Bringen des der Beklagten geschützten Verfahrens, weil mit dem Kalender jedem Sachkundigen die Anwendung des Verfahrens ohne weiteres ermöglicht werde. Es wird den Verkauf einer zur Anwendung eines patentierten Verfahrens geeigneten Maschine rechtlich ebenso ansehen, wie den Verkauf eines Rezeptes, das das patentierte (chemische) Verfahren weitergibt (RG. 46, 16). Beide Fälle sind indes wesentlich verschieden. Der Rezeptverkäufer beeinträchtigt unmittelbar das ausschließliche Recht des Patentinhabers, indem er sich anmaßt, seinerseits gegen Entgelt die Erlaubnis erteilen zu können, das Verfahren in Anwendung zu bringen. Er eignet sich die dem Patentträger vorbehaltenen Nutzung an. Der Maschinenverläufer tut beides nicht. Er fordert für die Überlassung des Verfahrens keinen Preis, sondern nur für die Maschine. Auch der Lizenzträger muß sich eine Maschine kaufen, um das Verfahren in Anwendung zu bringen und muß sie bezahlen. Für das Rezept würde der Lizenzträger keine Mittel aufwenden. Von dem Rezept läßt sich sagen, daß es das geschützte Verfahren, und also „der Gegenstand der Erfindung“ im Sinne des § 4 des PatG. ist. Die Maschine aber, mittels deren das geschützte Verfahren ausgeübt werden soll, ist nicht Gegenstand der Erfindung. Der erkennende Senat hat in RG. 33, 152 bereits ausgesprochen, daß der Inhaber eines jüngeren Maschinenpatents ohne die Erlaubnis des Inhabers des älteren entsprechenden Verfahrens-patentes die Maschine bauen und verkaufen dürfe, obgleich sie ohne diese Erlaubnis zu dem geschützten Verfahren nicht gebraucht werden darf. An dieser auch in der Literatur ziemlich gebilligten Auffassung ist festzuhalten. Sie beruht auf dem Satze, daß vor eine Maschine baut und verkauft, die zur Anwendung eines patentierten Verfahrens geeignet und bestimmt ist, damit die Erfindung, d. h. das Verfahren selbst nicht in Benutzung nimmt und daher keine Handlung begeht, die unter

§§ 4, 35, PatG. fällt. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die gegenseitige Annahme die Einschränkungen nicht rechtfertigen könnte, die das Berufungsgericht dem an die Beklagte erlassenen Verbot hinzugefügt hat. Denn wenn der Verkauf der Kalanden wirklich ein In-Verkehr-Bringen des patentierten Verfahrens in sich trüge, dürfte die Beklagte ohne Erlaubnis der Klägerin die Kalanden an niemanden verkaufen, auch nicht an Ausländer (HGB. §1, 142) und auch nicht an Fabrikanten, die sich mit anderen Dingen, als mit der Appretur von Geweben befassen und auch nicht an Lizenzträger der Klägerin. Der zweite Gesichtspunkt, den das OLG. verwertet, ist der der Beihilfe zu den Patentverletzungen, deren sich die Abnehmer der von der Beklagten verkauften Kalanden dadurch schuldig gemacht, daß sie diese Kalanden ohne Erlaubnis der Klägerin gewerbmäßig zur Anwendung des patentierten Verfahrens benutzt hätten. An sich ist nicht zu bezweifeln, daß wer einem andern zur Begehung einer Patentverletzung durch Rat oder Tat wissenschaftliche Hilfe geleistet hat (StGB. § 49), dem Patentinhaber auch zivilrechtlich verantwortlich ist (vgl. § 830 BGB.) und sowohl mit der Klage auf Abkaffung von den gefährdenden Störung, wie mit der Klage auf Schadenersatz belangt werden kann. Um eine solche Beihilfe annehmen zu können, ist aber nicht nur erforderlich, daß der Täter objektiv die Patentverletzung des andern durch seine Handlungen befördert, sondern es muß auch das subjektive Moment hinzutreten, daß diese Handlungen zur Unterstützung des patentverletzenden Verhaltens des andern dienen sollen. Der Täter muß sich, wie das OLG. an einer Stelle richtig bemerkt, an der Patentverletzung des andern „in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken“ beteiligen. Mit Unrecht aber sieht das OLG. diesen Tatbestand schon dadurch als vernichtet an, daß die Beklagte die zur Anwendung des patentierten Verfahrens geringerten Kalanden an Appreturfabrikanten verkauft hat, und daß diese die Kalanden dann, ohne eine Lizenz von der Klägerin zu erwirken, in Benutzung nahmen. Freilich wird es keines besonderen Beweises bedürfen, daß ein Fabrikant, der einem Gewerbetreibenden eine Maschine liefert, als selbstverständlich annimmt, der Empfänger werde die Maschine dazu benutzen, wozu sie bestimmt ist. Daraus allein aber kann es hier nicht ankommen, sondern darauf kommt es an, ob der Fabrikant voraussetzt, daß der Empfänger die Maschine ohne Erlaubnis des Patentinhabers in Benutzung nehmen wolle, und ob er dieses Tun unterstützt oder befördert hat. Nach dieser Richtung aber liegen keinerlei tatfällige Feststellungen des OLG. vor und auch die Behauptungen der Klägerin lassen jeden Versuch eines Nachweises in dieser Beziehung vermissen. Anknüpfend liegen die (un einzelnen überhaupt nicht näher bezeichneten) Verkaufsfälle so, daß die Beklagte sich nicht darum bemüht hat, ob die Abkäufer der Kalanden eine Lizenz von der Klägerin hatten oder nicht. Darin würde ein rechtswidriges Verhalten nicht zu erblicken sein. Die Beklagte hatte keine Verpflichtung, die Interessen der Klägerin wahrzunehmen. Sie konnte und durfte es den Käufern der Kalanden überlassen, sich wegen deren Benutzung mit der Klägerin in Verbindung zu setzen und die erforderliche Erlaubnis eingeholen. Wenn daher auch unter Hinzutritt besonderer Tatsachenelemente in dem Verkauf einer Maschine, die für die Anwendung eines patentierten Verfahrens

geeignet und bestimmt ist, möglicherweise die Beihilfe einer Beihilfe zur Patentverletzung liegen kann, so fehlt es doch im vorliegenden Falle sowohl nach den Feststellungen des OLG., wie nach den Behauptungen der Klägerin an denjenigen besonderen Umständen durchaus. Ohne diese aber kann der bloße Verkauf der Maschine durch den Hinzutritt der Tatsache, daß der Käufer sie rechtswidrig in Benutzung genommen hat, nicht zu einer in das Patentrecht eingreifenden Tat werden. O. & Co. o. B., II. v. 2. Febr. 07, 289/06 II. — OLG.

Reichsgericht über die Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870.

29. Feststellungsklage nur gegen Steueransätze der Hamburgischen Steuerdeputation zulässig. Art der Besteuerung des Einkommens eines preussischen Staatsangehörigen, der in Hamburg und in Brasilien ein Geschäft betreibt, Besteuerung des Ertrages aus dem brasilianischen Grundbesitz desselben.]

Der Kläger ist preussischer Staatsangehöriger. Er hatte bis 1904 einen doppelten Wohnsitz, in Preußen und in Hamburg; später hat er seinen hamburgischen Wohnsitz aufgegeben. In Hamburg betreibt aber der Kläger unter der Firma Hren. St. ein kaufmännisches Geschäft, dessen alleiniger Inhaber er bis zu der kürzlich erfolgten Verbindung mit seinem Sohne zu einer offenen Handelsgesellschaft war. Der Kläger ist ferner alleiniger persönlich haftender Gesellschafter der Kommanditgesellschaft H. O. St. & Co. in Rio in Brasilien, an der außer ihm nur der in Freiburg i. B. wohnende, jetzt verstorbenen Kaufmann das Silva Gossa beteiligt war, und zwar dieser als Kommanditist mit einer Einlage von nur 10 000 Mark. Das gewerbliche Einkommen des Klägers ist bis zum Jahre 1903 nur in Hamburg zur Besteuerung herangezogen worden. In diesem Jahre verlangte die preussische Steuerbehörde, daß ein Teil dieses Einkommens in Preußen versteuert werde, weil dieser Teil nicht dem Gewerbebetrieb in Hamburg, sondern demjenigen in Brasilien entspringe und deshalb nach dem Reichsgesetz wegen Festigung der doppelten Besteuerung vom 13. Mai 1870 nur in dem Heimatstaat des Klägers zu versteuern sei. Danach schätzte sich der Kläger 1903 nur mit $\frac{1}{2}$ seines Gewerbeeinkommens, und zwar mit $\frac{1}{2}$ von 100 659,35 Mark zur hamburgischen Steuer ein und mit $\frac{1}{2}$ zu der preussischen. Sein gesamtes geschäftliches Einkommen für 1903 schätzte der Kläger auf 268 815,35 Mark; davon erwiderte er aber 168 156 Mark auf die in Brasilien belegenen und auf die Brasilienfirma eingetragenen Grundstücke, die nach seiner Angabe zur größeren Hälfte für Zwecke des dortigen Geschäftes als Lagerhäuser und dergleichen benutzt, zum anderen Teil verpachtet sind. Der Mietertrag der Grundstücke und der Selbstwert ihrer Benutzung durch das Brasilienhaus unterliegt nach der Auffassung des Klägers keinesfalls dem Besteuerungsrecht von Hamburg, weil es sich um Einkünfte aus brasilianischem Grundbesitz handle. Die hiesige Steuerdeputation hat für 1903 zunächst in Übereinstimmung mit dem Standpunkte des Klägers nur Steuer auf $\frac{1}{2}$ von 100 659,35 Mark mit 1696,90 Mark eingefordert, dann aber durch Beschluß vom 11. Juli 1903 den in Hamburg zu versteuernden Anteil auf $\frac{1}{2}$ erhöht, weil der Schwerpunkt des Gewerbebetriebes in Hamburg liege und mindestens die Hälfte des veranlagten Einkommens hier verdient werde. Es wurden demgemäß 2184 Mark

an Steuern nachgefordert, die der Kläger in zwei Häften am 7. September und 16. Dezember 1903 unter Protest bezahlt hat. Er hat Beschwerden an den Senat eingelegt, die aber juristisch abgewiesen ist. Der Senat wies zugleich die Steuerdeputation an, von dem gesamten geschäftlichen Einkommen des Klägers, mit Einschluß des von ihm auf die brasilianischen Grundstücke gerechneten, die Einkommensteuer zu erheben, weil das in Brasilien betriebene Geschäft nur als Bestandteil des von Hamburg aus geführten, und darum als Teil eines einheitlichen hamburgischen Gewerbebetriebes anzusehen sei. Bedenksachtet hat bisher für 1903 eine weitere Nachforderung an Steuer nicht stattgefunden. Für 1904 und 1905 jedoch ist vom Kläger nach seinem Gesamteinkommen aus Gewerbe und brasilianischen Immobilien die volle Steuer in Hamburg eingefordert. Der Kläger hat am selben Tage gegen beide Verfügungen Reklamation eingelegt, die, jedoch unter Stundung der Steuerbeträge bis zum Austrage des vorliegenden Prozesses, abgewiesen ist. Die gegen die abweisenden Bescheide klägerseitig an die Steuerdeputation eingelegte Berufung ist verworfen. Der Kläger hat in der ersten Instanz beantragt: 1. die Beklagte zu verurteilen, ihm 2184 Mark nebst 4 Prozent Zinsen auf 1092 Mark seit dem 7. September 1903 und auf weitere 1092 Mark seit dem 10. Dezember 1903 zu bezahlen, 2. festzustellen, daß für das Jahr 1903 sein Einkommen, soweit es aus der eigenen Benutzung oder der Vermietung in in Südamerika gelegenen Immobilien herrührt, nicht in Hamburg zu versteuern ist und gewesen ist, 3. feststellen, daß für das Jahr 1903 vom dem sonstigen Geschäftseinkommen, d. h. von dem gesamten gewerblichen Einkommen abzüglich der Grundstückszinsen, $\frac{1}{2}$ nicht in Hamburg zu versteuern sind und gewesen sind, 4. für die Jahre 1904 und 1905 die Feststellung zu treffen, welche für 1902 mit dem Klageantrag 2 gefordert ist. 5. für die Jahre 1904 und 1905 ebenfalls die Feststellung zu treffen, die für 1903 mit dem Klageantrag 3 begehrt ist. Der Beklagte hat die Abweisung der Klage beantragt. Das Landgericht in Hamburg hat durch das Teilurteil vom 8. Februar 1906 die vorstehenden Anträge zu 2, 3 und 4 abgewiesen. Durch das Schlußurteil vom 8. März 1906 hat es dann auch den Antrag zu 1 abgewiesen und weiter dem Kläger einen Eid dahin auferlegt, er sei nach gewissenhafter Prüfung überzeugt, daß von seinem gesamten geschäftlichen Einkommen, einschließlich desjenigen aus seinem brasilianischen Grundbesitz und einschließlich der Vermietung des zu Geschäftszwecken verwendeten Teiles dieses Grundbesitzes, nicht mehr als ein Fünftel der Quelle seines hamburgischen Grundbesitzes entspringe, leistet der Kläger diesen Eid, so soll festgestellt werden, daß die Beklagte für die Jahre 1903, 1904 und 1905 nur in Ansehung eines Fünftels des in der Eidesformel bezeichneten Gesamteinkommens den Kläger zur hamburgischen Einkommensteuer heranziehen darf, und im Fall der Eidesverweigerung soll der Kläger auch mit dem restlichen Teil seines Klageanspruches abgewiesen werden. Alles weitere Klagebegehren wurde für erledigt erklärt. Wegen beide Entscheidungen hat der Kläger Berufung eingelegt. Er beantragt, in welchem Umfang nach seinem Klageantrag zu erkennen. Die Beklagte hat nur gegen das Schlußurteil des LG. die Berufung eingelegt mit dem Antrag, die Klage vollständig abzuweisen. Beide Teile verlangten die Abweisung der vom Gegner ein-

gelegten Berufung. Durch das Urteil des OLG. in Hamburg vom 8. Juli 1906 ist dahin erkannt worden, daß 1. die vom Kläger gegen das Teilurteil eingelegte Berufung gänzlich und die gegen das Schlußurteil eingelegte Berufung insoweit, als darin über den Rückzahlungsanspruch für 1903 erkannt ist, juristisch abgewiesen wurde, 2. das Schlußurteil des LG. auf die von beiden Parteien eingelegte Berufung in seinem weiteren Inhalt aufgehoben und anderweitig dahin entschieden wurde, es werde festgestellt, daß die Beklagte für die Jahre 1904 und 1905 nur zu einem Drittel das geschäftliche Gesamteinkommen des Klägers, dieses aber einschließlich des Einkommens aus seinem brasilianischen Grundbesitz und ohne Abzug des Aufwandsbetrags des zu Geschäftszwecken verwendeten Teiles dieses Grundbesitzes, zur Einkommensteuer heranziehen darf. Die mit Bezug auf den hiernach aufgehobenen Teil des angefochtenen Schlußurteils weitergehenden Berufungsanträge wurden zurückgewiesen und die Prozessen gegeneinander aufgehoben. Gegen diese Entscheidung hat der Kläger Revision, die Beklagte Anschlußrevision eingelegt. Das RG. wies die Anschlußrevision zurück, hob die Revision teilweise auf: Zur Entscheidung stehen in der Revisionsinstanz folgende Fragen: 1. ob die Erhebung des Feststellungsanspruches zu 2 und 3 des Klageantrages zulässig ist, 2. ob das gesamte gewerbliche Einkommen des Klägers nur in Hamburg deshalb zu versteuern ist, weil die oberste Betriebsleitung des Geschäfts in Hamburg ihren Sitz hat, 3. ob die Heranziehung des Betrags der in Brasilien gelegenen Grundstücke des Klägers zur hamburgischen Einkommensteuer (ganz oder doch zum Teil) gerechtfertigt ist, 4. ob die Annahme des Berufungsrichters zu beanstanden ist, daß für ein Drittel des gesamten gewerblichen Einkommens des Klägers Hamburg als Sitz der Geschäftsquelle anzusehen ist und deshalb dies Drittel in Hamburg zu versteuern ist und ob insbesondere dem Berufungsrichter hierbei ein prozeßualer Verstoß deshalb zum Vorwurf zu machen ist, weil er einen Eidesantrag des Klägers übergangen hat. Die Fragen zu 1, 3 und 4 sind Gegenstand der Revision, die Frage zu 2 Gegenstand der Anschlußrevision. Für die Entscheidung aller vier Fragen sind die Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 13. Mai 1870 wegen Befreiung der Doppelbesteuerung maßgebend. Nach § 1 und § 2 Abs. 2 dieses Gesetzes darf ein Deutscher grundsätzlich zu direkten Staatssteuern nur in demjenigen Bundesstaat herangezogen werden, in dem er seinen Wohnsitz hat, und, falls er in seinem Heimatstaat und außerdem in einem anderen Bundesstaat einen Wohnsitz hat, nur in seinem Heimatstaat. Eine Ausnahme von diesem Grundsatz findet nach § 3 des Gesetzes dahin statt, daß der Grundbesitz und der Betrieb eines Gewerbes, sowie das aus diesen Quellen herrührende Einkommen nur von demjenigen Staat besteuert werden darf, in dem der Grundbesitz liegt oder das Gewerbe betrieben wird. Da der Kläger bis 1904 einen Wohnsitz sowohl in seinem Heimatstaat Preußen als auch in Hamburg, seitdem einen solchen nur in Preußen hat, darf hiernach Gegenstand der Besteuerung auch der Bundesstaat Hamburg nach das aus dem Grundbesitz und dem Gewerbebetriebe des Klägers herrührende Einkommen sein, und zwar insoweit, als der Grundbesitz — was hier nicht zutrifft — in Hamburg liegt und das Gewerbe in Hamburg betrieben wird.

Zu 1. Für das Jahr 1903 war zunächst das gewerbliche Einkommen des Klägers nur zu einem Viertel mit einer Abgabe von 1696 Mark 80 Pf. besteuert, dann aber noch ein zweites Viertel dieses Einkommens mit einer Abgabe von 2184 Mark zur Steuer herangezogen worden. Die Rückerstattung dieses Betrages von 2184 Mark erstrebt der Klageantrag zu 1. Bezüglich der zweiten Hälfte des gewerblichen Einkommens für 1903 hatte die Beklagte ebenfalls die Heranziehung zur Steuer beabsichtigt, eine Veranlagung ist jedoch nicht erfolgt. Dessenungeachtet verlangt der Kläger durch die Klageanträge zu 2 und 3 die Feststellung, daß diese zweite Hälfte der Besteuerung durch Hamburg nicht unterliege. Der Berufsungsrichter erklärt die Feststellungsbeflage für unzulässig, weil die in den hamburgischen Steuergesetzen verfaßte gerichtliche Klage nur gegen Steueransätze der Beklagten und auch gegen solche nur nach fruchtlosen Reklamationsverfahren freistehende, ein Steueranlaß aber bezüglich jener zweiten Hälfte nicht erfolgt sei. Dieser Entscheidungsgrund ist für sich allein geeignet, die Entscheidung zu tragen. Die Entscheidung stützt sich lediglich auf das irreversiblen hamburgische Recht und ist deshalb insoweit in der jetzigen Instanz nicht anfechtbar. Einer Nachprüfung des Revisionsgerichtes unterliegt freilich die Entscheidung nach der Richtung hin, ob sie eine Verletzung reichsgerichtlicher Normen, hier des Reichsgesetzes vom 13. Mai 1870 wegen Befreiung der Doppelbesteuerung enthält. Eine solche Verletzung ist aber hier nicht vorhanden. Das genannte Reichsgesetz enthält keine Vorschriften über die Voraussetzungen und die Form, welche für die im Wege der gerichtlichen Klage erfolgende Geltendmachung der Ansprüche des Steuerpflichtigen maßgebend sein sollen, die durch etwaige sein Recht verletzende Verstöße gegen das Verbot der Doppelbesteuerung ihm erschaßten sind. Es muß deshalb angenommen werden, daß das Reichsgesetz in dieser Beziehung stillschweigend auf die steuerrechtlichen Landesgesetze verweist. Zu 2. Die Ausführung der Anschlußrevision, daß gesamte gewerbliche Einkommen des Klägers sei einheitlich und nur in dem Staat Hamburg zu versteuern, in dem die oberste Betriebsleitung des Geschäftes ihren Sitz hat, ist, weil auf einer mißverständlichen Auffassung des § 3 des Gesetzes vom 13. Mai 1870 beruhend, nicht zu billigen, vielmehr in diesem Punkte der Ansicht des Berufsungsrichters beizutreten, die davon ausgeht, daß der Kläger sein Geschäft sowohl in Hamburg, als auch in Brasilien betreibt. Die Motive zu dem dem Reichstag unversändert angenommenen Entwurf des Gesetzes (Reichstagsverhandlungen 1870 Bd. 4 S. 311) ergeben, daß nach der Ansicht des Gesetzgebers das gewerbliche Einkommen von demjenigen Staat besteuert werden sollte, unter dessen Schutz die Einkommensquellen stehen. Es ist deshalb anzunehmen, daß es bei der Anwendung des § 3 des Reichsgesetzes auf den Ort ankomme, wo die Quelle sich befindet, aus der das gewerbliche Einkommen entspringt, nicht aber ausschließlich auf den Ort, von dem aus die durch das Zusammenwirken der verschiedenen wirtschaftlichen Kräfte und Veranlassungen gebildete gewerbliche Gesamttätigkeit geleitet wird. Diese Leitung bildet nur einen einzelnen, wenn auch einen sehr wesentlichen Faktor der gewinnbringenden geschäftlichen Tätigkeit. Im vorliegenden Falle spielt sich ein sehr erheblicher Teil der Erwerbstätigkeit des Klägers, die durch seine Angehörigen für ihn aus-

geübt wird, in Brasilien ab. Dort werden Kautzige zum Wareneinlaß an das Hamburger Haus erteilt und dort werden auch in ausgedehntem Maße See- und Feuerversicherung, Bankgeschäfte, Waarentransport, Niederwertrungen, Schiffsmaklergeschäfte und dergl. betrieben. Alle diese Einkommensquellen stehen nicht unter dem Schutze des Hamburgischen, sondern des Heimatstaates des Klägers, also Brasiliens, auf dessen Anruf das deutsche Reich den Schutz erforderlichenfalls zur Ausführung bringt. Dem Heimatstaat gebührt hiernach das Recht, mindestens zum Teil das durch das brasilianische Geschäft erzielte Einkommen zur Steuer heranzuziehen. Die vorstehenden Ausführungen, bei deren Zugrundelegung die Anschlußrevision sich als unbegründet erweist, stehen im Einklang mit den Darlegungen des Urteils des RG. vom 7. November 1885 (RG. 15, 97 ff.). Auch dort wird für die Besteuerung eines durch Handelsbetrieb erzielten Einkommens als dessen Quelle nicht ausschließlich die leitende Tätigkeit angesehen, sondern als die gütterverzeugende und umgebende Tätigkeit das Hauptgewicht gelegt, bei der freilich die Geschäftsleitung eine wesentliche Rolle spielt. Zu 3. Hinsichtlich des aus dem brasilianischen Grundbesitz des Klägers herrührenden Einkommens nimmt der Berufsungsrichter an, dies ganze Einkommen entfalle dem Handelsgewerbe des Klägers und sei deshalb in demselben Verhältnis wie das gesamte übrige gewerbliche Einkommen des Klägers dem Besteuerungsrecht des hamburgischen Staats unterworfen. Dabei unterschreitet der Berufsungsrichter zwar zwischen denjenigen Grundbäden, die unmittelbar dem Handelsunternehmen zu Verrichtung- und sonstigen Zwecken dienen, und den übrigen, welche, weil für dergleichen Zwecke zur Zeit entbehrlich, an Dritte verpachtet und vermietet sind; er verneint aber nach beiden Richtungen hin gleichmäßig die erzielten Einnahmen zum gewerblichen Einkommen. Letzteres ist nicht zu billigen. Nur soweit ist richtig, daß der Ertrag aus der Nutzung von Grundbäden, soweit diese unmittelbar oder mittelbar dem Geschäftsbetriebe selbst dienen, als ein aus dem Gewerbebetrieb herrührendes Einkommen anzusehen ist; nicht aber gilt dasselbe von dem Ertrage, der durch Überlassung des Gebrauchs und der Nutzung der Grundbäden an Dritte erzielt wird, die bei dem Gewerbebetrieb nicht beteiligt sind. Dieser Ertrag hat mit dem Gewerbebetrieb rechtlich nichts zu tun. Dabei macht es keinen Unterschied, wenn die Grundstücke nur vorübergehend vermietet oder verpachtet sind. Erst von der Zeit an, wo die Grundstücke wieder zum Gewerbebetriebe selbst verwendet werden, gehört der Ertrag zum gewerblichen Einkommen, während bis dahin nur dem Heimatstaate das Besteuerungsrecht hinsichtlich dieses Ertrages zusteht. Daraus ändert auch nichts der Hinweis des Berufsungsrichters darauf, daß der erzielte Pacht- und Mietzins in die Kasse des Geschäftes fließt und dadurch das Betriebskapital erhöht. Diese Erhöhung tritt erst dadurch ein, daß der Geschäftsführer die Zuzahlung des Zinses, der zur Quelle lediglich den Grundbesitz selbst hat, zum Geschäftskapital anordnet hat oder stillschweigend zuläßt. Eine Erhöhung des Reingewinnes des Geschäftes durch Hinzurechnung des Zinses findet nur scheinbar, nicht aber in Wirklichkeit statt, ebensowenig, als wenn etwa der Geschäftsführer den Betrag einer ihm zugefallenen Erbschaft zur Geschäftskasse richten läßt. Der äussere Umstand, daß solche Einnahmen zur Geschäftskasse vereinnahmt

werden, in den Geschäftsbüchern als Einnahmen gebucht werden und hienach zum Vorteile des Geschäftes Verwendung finden, ändert nicht die Quelle des aus ihnen erzielten Einkommens. Ebenso ist es ohne Bedeutung, ob die Grundstücke auf den Namen der Personfirma eingetragen sind. Daß der Kläger das Besondere und Vermieten von Grundstücken als besonderes Gewerbe betreibt, hat er selbst nicht behauptet. Die hiernach erforderliche Ausweisung des Pacht- und Mietzinses aus dem Geschäftseinkommen des Klägers für die Jahre 1903, 1904 und 1905 bedingt eine von dem Berufungsgericht abweichende Entscheidung zu Ziffer 1, 4 und 5 des Klageantrages. Deshalb und da für diese Ausweisung noch weitere tatsächliche Unterlagen zu beschaffen sind, mußte insoweit das Berufungsurteil auf die Revision des Klägers aufgehoben und die Sache in die Vorinstanz zurückverwiesen werden. Zu 4). Die Revision erstreckt, daß das nach Ausweisung der Pacht- und Mietzinsen (zu Ziffer 3) verbleibende Geschäftseinkommen des Klägers nur zu einem Fünftel als dem Besteuerungsbetrag des Staates Hamburg unterworfen erklärt werde, während der Berufungsrichter zu dem Ergebnis gelangt, daß dies Einkommen zu einer höheren Quote, nämlich zu einem Drittel, in Hamburg zur Steuer heranzuziehen sei. Eine Verletzung materiellen Rechts fällt hierbei dem Berufungsrichter nicht zur Last. Er läßt seine Entscheidung in diesem Punkte auf das Gutachten eines Sachverständigen und nicht in Betracht, daß das Hamburger Geschäft von geringerer Umfange als das brasilianische Geschäft sei, daß aber beide Geschäfte ein vom Kläger in zwei Abteilungen betriebenes einheitliches Gesamtgewerbe darstellen, dessen Leitung von Hamburg aus erfolge. Diese Erwägungen des Berufungsrichters entsprechen den Grundbegriffen, die das R.G. in dem oben angeführten, im 15. Bande der Entscheidungen abgedruckten Urteil vom 7. November 1885 für die Feststellung des Anteils des Gesamteinkommens aufgestellt hat, der auf die einzelnen in verschiedenen Staaten betriebenen Teile des Gewerbetriebes zurückzuführen ist. Dagegen ist der Revision zuzugeben, daß die Gründe des Berufungsurteils und das Gutachten des genannten Sachverständigen nicht sicher erkennen lassen, ob die tatsächlichen Aufstellungen des Klägers in der Berufungsinhalt hinreichend gewürdigt sind. Dieser Mängelung wird sich der Berufungsrichter bei der erneuten Verhandlung der Sache unterwerfen müssen. St. a. S. St. D., II. v. 1. Febr. 07, 360/06 VII. — Hamburg.

Geschmacksmustergesetz vom 11. Januar 1876.

30. § 1 Abs. 2. Begriff des „neuen und eigentümlichen Erzeugnisses.“]

Kläger hatte sich ein Modell für Zigarrenkontakte zu elektrischem Läutewerken in Form zweier Ritzchen an einem mit Blättern versehenen Zweig geschnitten lassen. Die Befestigung wurde wegen Nachbildung zu Unterlassung und Schadenersatz verurteilt. Das R.G. hob auf und verwies zurück: Bisher ist nicht festgestellt, daß es schon vor der Eintragung des Modells Kontakte für elektrische Läutewerke in der Form von zwei Ritzchen gegeben hat. Der Annahme der Neuheit des Modells steht es nicht entgegen, daß man schon „Weintraubentoniaste“ hergestellt hatte; denn es kann nicht wohl bestritten werden, daß solche in wesentlich anderer Weise auf den Formensinn einwirkten, als Kontakte in Ritzchenform, wie denn ja auch der

als Zeuge vernommene Urheber jener älteren Form für Kontakte von dem ihr hergestellten Erzeugnisse sagt, daß sie schlecht absehbar getroffen seien, und weiter bemerkt, daß ihm dies — wenn auch erst nach der Eintragung des hier streitigen Modells — dazu angetrieben habe, die praktikablere und hübschere Form des „Ritzchenkontakts“ zu erzeugen. — Noch weniger kann der Neuheit oder der Eigentümlichkeit des für den Kläger eingetragenen Modells entgegengehalten werden, daß Nachbildungen von Ritzchen, insbesondere von Ritzchen, von jeder „zu den verschiedensten Zwecken“ benutzt worden seien, und es kann endlich auch der letzte Entscheidungsgrund des Berufungsgerichts, daß das Modell nur eine „ziemlich rohe Weitergabe der Natur“ sei, als berechtigt nicht anerkannt werden. Das Geschmacksmustergesetz schützt gewerbliche Muster und Modelle, d. h. solche Muster und Modelle, die dem Zweck dienen, Erzeugnisse des Gewerbetreibenden, Gebrauchsgegenstände so zu gestalten, daß sie den Formensinn anregen. Es schützt sie, wenn sie dazu geeignete neue und eigentümliche Vorbilder an die Hand geben. Nun wollte aber im vorliegenden Fall der Kläger nicht ein Modell darbieten für etwa zu Schmuckzwecken zu verwendende Nachbildungen natürlicher Ritzchen; es war nicht darauf abgesehen, durch eine in eigenartiger Weise der Natur möglichst nahe kommende Nachahmung dem Auge einen Ersatz zu schaffen für den Anblick natürlicher Ritzchen; sondern es sollte einer an sich lediglich einem praktischen Zweck dienenden Vorrichtung eine dem Auge wohlthuende Form, und zwar die Form eines an einem mit Blättern versehenen Zweig hängenden Ritzchenpaares, gegeben werden. Dieser ästhetische Gedanke ist es, auf dem die Bedeutung des geschützten Modells beruht, und der Anspruch darauf hat, geschützt zu werden, wenn bisher noch niemand auf ihn gekommen war. Zwar ist es richtig, daß ein ästhetischer Gedanke allein noch kein Geschmacksmuster macht, vielmehr seine Verwirklichung in einem sichtbaren Muster hinzukommen muß. Indes, wie es Erfindungen gibt, bei denen die Strömung der Aufgabe das Wesentliche war, und die Lösung der Aufgabe, nachdem sie gestellt, keine Schwierigkeiten bereitet, so läßt sich auch von dem vorliegenden Muster sagen, daß das Bedürfnis nach ihm in dem hervorgehobenen ästhetischen Gedanken, vorausgesetzt, daß er neu war, bestand, und seine Verwirklichung in einer den Schönheitsförm anregenden Form, nachdem man ihn gefaßt hatte, für jeden geübten, an das Muster und zugleich an das Vorbild der Natur sich haltenden Techniker eine einfache Sache war. Deshalb kann nichts darauf ankommen, ob die der Modellanmeldung des Klägers beigelegte bildliche Darstellung des Kontakts eine mehr oder weniger geschickte oder ungeschickte ist. St. a. R., II. v. 26. Jan. 07, 350/06 I. — Berlin.

Gesetz betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898.

31. Keine Entschädigung für die Untersuchungsfrist, Ersatz des ganzen durch die Strafprozedur erlittenen Vermögensschadens; Anwendung der §§ 139, 287 B.G.B. bei Ermittlung des Schadens.]

Der Kläger ist durch Urteil der II. Strafkammer des Königl. LG. in Düsseldorf vom 18. März 1903 wegen Verleitung zum Meineide zu einer Zuchthausstrafe von 2 Jahren

und zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 5 Jahren verurteilt, auf Grund des eingetragenen Wieder-
 aufnahmeverfahrens aber durch Urteil vom 10. Juli 1904 frei-
 gesprochen worden. In dem letzten Urteil wurde zugleich die
 Entschädigungspflicht der Staatskasse für die unschuldig erlittene
 Strafbast ausgeprochen. Durch Beschluß des Justizministers
 vom 14. Februar 1905 wurde dem Kläger ein Betrag von
 1350 Mark für entgangenen Verdienst zuerkannt. Außerdem
 ist ihm am 18. April 1906 aus Billigkeitsgründen ein Pauschal-
 betrag von 1650 Mark gewährt worden. Der Kläger macht
 geltend, daß der ihm erwachsene Schaden, den er übrigens auch
 für die erlittene Untersuchungshaft ersetzt haben will, sich weit
 höher belaufe und hat mit der gegenwärtigen Klage beantragt,
 den besagten Fiskus zu verurteilen, an den Kläger 7000 Mark
 nebst Zinsen zu 4% vom 18. März 1903 zu zahlen, eventuell:
 a) 1572 Mark nebst Zinsen, b) eine jährliche Rente von
 900 Mark vom 28. April 1904 ab zu zahlen. — Im I. und
 II. Instanz ist die Klage abgewiesen. N. O. hob auf und wies
 die Sache zurück. Der Kläger hat sich vom 18. März 1903,
 dem Tage der Hauptverhandlung, bis zum 20. Mai 1903,
 dem Tage, an dem seine Revision vom Reichsgericht zurück-
 gewiesen worden ist, in Untersuchungshaft befunden. Aus
 der Strafbast ist er am 26. April 1904 entlassen worden.
 Er war bis zu seiner Verhaftung bei dem Düsseldorf-Röhren-
 und Eisenwalzwerk, vorm. Gebr. B. zu Düsseldorf mit
 einem Tagelohn von 4,50 Mark in Arbeit und ist seit
 16. Mai 1904 wieder haushalt aber nur mit einem Tage-
 lohn von 3,50 Mark beschäftigt. Eine Maschinenmeisterstelle,
 die bei dem genannten Werke dem Kläger in Aussicht gestellt
 war, ist am 21. April 1903, also während er sich in Unter-
 suchungshaft befand, anderweit besetzt worden. Der Kläger be-
 hauptet, durch Nichterlangung der Meisterstelle sei ihm ein
 Verdienstdienst von monatlich 30 Mark entgangen, während er
 auf der anderen Seite einen Verdienst von täglich 1 Mark
 eingebracht habe. Darnach stelle sich sein Verlust auf mindestens
 60 Mark monatlich. Dazu komme, daß er infolge der mit
 dem ganzen Strafverfahren verbundenen seelischen und körper-
 lichen Einflüsse gesundheitlich berat gelitten habe, daß er keine
 Aussicht habe, jemals mehr zu verdienen; vielmehr dürfe noch
 ein weiterer Rückgang seiner Arbeitsfähigkeit zu erwarten sein,
 was ihm durch Sachverständigen festgestellt worden könne, den
 ihm hierdurch entstehenden Gewinn berechnet er auf 300 Mark
 jährlich. Endlich hat er geltend gemacht, der ihm entgangene
 Verdienst betrage nicht 1350 Mark, sondern 1572 Mark. Er
 habe nämlich für die ganze Dauer seiner Verhaftung vom
 18. März 1903 bis 28. April 1904 Entschädigung zu be-
 anspruchen, da ihm die erlittene Untersuchungshaft auf die
 Strafbast in Anrechnung gebracht sei. Der erste Richter ist
 von der Unterstellung ausgegangen, daß dem Kläger die er-
 littene Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet worden
 sei. Das ist jedoch, wie sich herausgestellt hat, ein Irrtum.
 Das Berufungsgericht läßt die Frage dahingestellt, ob die
 Untersuchungshaft als Strafvollstreckung im Sinne des Gesetzes
 vom 20. Mai 1898 dann anzusehen sei, wenn für entweder
 schon in dem Urteile auf die Strafvollstreckung angedeutet ist,
 oder doch später in Gemäßheit des § 482 St.P.O. anzuerkennen
 war; denn hier liege in Wirklichkeit weder der eine noch der

andere Fall vor; derjenige des § 482 cit. nicht, da die
 Revision nicht vom Kläger zurückgenommen, sondern vom
 Reichsgericht zurückgewiesen worden sei. Daraus ergebe
 sich ohne weiteres, daß der Kläger für den ihm in der Zeit
 vom 18. März bis 20. Mai 1903 entgangenen Arbeitsverdienst
 Entschädigung nicht verlangen dürfe und daß er auch die ihm
 durch den Verlust der Meisterstelle dauernd entgangenen Vor-
 teile nicht ersetzt verlangen könne, da die erst am 20. Mai
 1903 beginnende Strafvollstreckung für den Verlust dieser
 Meisterstelle jedenfalls nicht kausal sei. Wenn der Beklagte
 nichts desto weniger dem Kläger eine angemessene Entschädigung
 für den Entgang der Meisterstelle zugewendet, ihm auch den
 in der Zeit der Untersuchungshaft entgangenen Arbeitsverdienst
 ersetzt habe, so habe er mehr getan, als er nach dem Gesetze
 vom 20. Mai 1898 zu tun verpflichtet gewesen sei. Da
 sodann der Kläger seinen weiteren, auf angebliche Herab-
 minderung seines Gesundheitszustandes gestützten Schadens-
 ersatzanspruch auch in der Berufungsinstanz nicht näher
 substantiiert habe, so betende es auch bezüglich dieses Punktes
 bei einer Entscheidung des ersten Richters. Die Revision macht
 zunächst geltend, daß im Sinne des Gesetzes vom 20. Mai
 1898 auch die vom Kläger in der Zeit vom 18. März 1903
 bis 20. Mai 1903 erlittene Haft einen Ersatzanspruch be-
 gründen müsse. Der Kläger sei gleichzeitig mit seiner Ver-
 urteilung in erster Instanz verhaftet worden. Er könne dadurch
 nicht schlechter gestellt sein, daß er im Kampfe um sein Recht
 zuerst die Revision als ordentliches Rechtsmittel versucht und
 durchgeführt habe. Seine Verhaftung sei die Folge des später
 im Wiedernahmeverfahren ausgeprochenen Urteils gewesen; er
 habe ein Recht auf Entschädigung auch wegen dieser Folgen.
 Was Kläger an seiner Stellung verlor, habe er durch jenes
 Urteil verloren. Die Aufhebung der Revision kann vom
 Standpunkte der für den gegenwärtigen Fall maßgebenden
 Gesetzgebung aus grundsätzlich nicht als richtig anerkannt
 werden. Zur Anwendung kommt hier eben nur das Gesetz,
 betreffend die Entschädigung der im Wiedernahmeverfahren
 freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898, nicht das erst
 späterhin in Kraft getretene Gesetz, betreffend die Entschädigung
 für unschuldig erlittene Untersuchungshaft vom 14. Juli 1904.
 Das erwähnte Gesetz aber gewährt eine Entschädigung, wie
 namentlich aus § 2 ergibt, lediglich für den durch die Straf-
 vollstreckung entstandenen Vermögensschaden, nicht auch für
 den durch die Untersuchungshaft verursachten Schaden und auch
 nicht für solche Vermögensanteile, welche schon durch die Ver-
 urteilung allein hervorgerufen sind. (Vgl. Vorlage, die Ent-
 schädigung der unschuldig Verhafteten und unschuldig Verurteilten
 § 2 Abs. 3 S. 128; Rönne, die Reichsgesetze, betreffend die
 Entschädigung für unschuldig erlittene Verhaftung und Ver-
 urteilung § 2 des Gesetzes von 1898 2 a S. 104.) Was
 die Untersuchungshaft betrifft, so hat allerdings diese als Straf-
 vollstreckung dann zu gelten, wenn sie entweder in Strafvoll-
 streckung gemäß § 60 St.P.O. auf die Strafe in Anrechnung gebracht
 ist, oder wenn auf Grund von § 482 St.P.O. die Unter-
 suchungshaft auf die Strafe angerechnet ist, — also derjenigen Unter-
 suchungshaft, welche der Angeklagte erlitten hat, seit er auf
 Einlegung eines Rechtsmittels verzichtet oder das eingelegte
 Rechtsmittel zurückgenommen hat, oder seitdem die Einlegung

feist abgeliefert ist, ohne daß er eine Erklärung abgegeben hat. Das läßt sich aber nicht, entgegen dem Prinzip des Gesetzes vom 20. Mai 1898, auf den Fall übertragen, wenn der Beurteilte das eingelegte Rechtsmittel durchführt und hierdurch die Vollstreckung der Strafe aufhalten hat. (Vgl. hierzu Vorlage, Anm. 7 zu § 1 des Gesetzes vom 1898, *Romen* zu § 1 Anm. 4b, *Blow-Hellweg*, *Kommentar zur StPD.* zu § 2 des Gesetzes vom 1898 Nr. 1 S. 1009 f.) Ist der Schadenerspruch des Klägers wegen der ihm entgangenen Meisterstelle dahin zu verstehen, daß er den Vermögensschaden ersetzt verlangt, der ihm aus dem Entgang der einen bestimmten, von ihm namhaft gemachten Meisterstelle erwachsen ist, dann kann die Entscheidung des Berufungsgerichts zu diesem Punkte nicht beanstandet werden. Denn da die fragliche Stelle, die am 21. April 1903, während Kläger sich in Untersuchungshaft befand, anderweit besetzt wurde, so ist dieser Verlust nicht eine Folge der Strafvollstreckung; und ein Ersatzanspruch hierfür liegt sich auch nicht etwa damit begründen, daß dieselbe Meisterstelle, wenn die Strafe gegen den Kläger lediglich nach seiner Verurteilung in Vollzug gesetzt worden wäre, ihm ebenfalls, und zwar namentlich infolge der Strafvollstreckung verloren gegangen sein würde. — Anders läge die Sache, wenn die Klagebegründung dahin ginge, daß der Kläger infolge des ganzen gegen ihn anhängig gewesenem Strafverfahrens, namentlich auch der Strafvollstreckung um das „Avancement zum Meisterschmied“, vor welchem er nach seiner Befreiung im Zeitpunkt seiner Befreiung gestanden hat, gekommen sei. Diesfalls würde es darauf ankommen, ob der Kläger, insofern die Strafvollstreckung unterblieben und er nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft in seine bisherige Arbeitsstelle zurückgekehrt wäre, in eine andere in der Folge freiwerdende Meisterstelle bei dem Rüßelsdorfer Hütten- und Eisenerzwerk hätte aufsteigen können. Auch würde es sich fragen, ob dem Kläger, als er, nach ungefähr einem Jahre aus dem Zuchthaus zur Arbeit zurückkehrte, das Aufsteigen in eine Meisterstelle oder eine bessere Lohnstelle eben um bestimmten erschwert war, weil er längere Zeit im Zuchthaus zugebracht hatte. Nach § 2 des Gesetzes vom 20. Mai 1898 ist dem Beurteilten aller derjenige Vermögensschaden zu ersetzen, welcher ihm dadurch verursacht ist, daß die in dem Strafurteil bestimmte Strafe wegen der in diesem Fall festgestellten erachteten strafbaren Handlung ganz oder teilweise gegen ihn vollstreckt worden ist. Und darunter fallen auch die Geschwernisse im Fortkommen und Erwerb, welche sich aus tatsächlichen Folgen des Vollzuges einer entsetzenden Freiheitsstrafe für den Verurteilten unter Umständen ungeachtet der inzwischen erfolgten Freisprechung ergeben können. (Vgl. Urteil des ersten Obergerichts vom 11. Dezember 1905, *RG.* 69, 153 ff.). Jedes nach dieser Richtung hin ist im vorliegenden Falle die Klage bisher nicht oder wenigstens nicht in bestimmter Weise begründet worden. — Zweifelslos aber würde es sich um eine Folge aus der Strafvollstreckung handeln bei der vom Kläger behaupteten Schwächung seiner Gesundheit und damit zusammenhängenden Minderung der Erwerbsfähigkeit. Die Revision trägt zu diesem Punkte Verweisung des § 139 und § 287 StPD. Der fragliche Schadenersatzanspruch sei durch das klägerische Vorbringen genügend substantiiert gewesen. Vorwiegend habe gesagt werden müssen. Das Berufungsgericht

hätte sich die Grundlagen seines Urteils im Wege der Untersuchung des Gesundheitszustandes des Klägers durch Sachverständige schaffen müssen, oder gemäß § 287 StPD. freischöpfen sollen. Dieser Revisionsantrag erscheint als begründet. Die mangelnde Substantiierung war kein genügender Grund, den Anspruch abzuweisen, solange das Gericht nicht einmal den Versuch gemacht hatte, eine Ergänzung der Klagebegründung herbeizuführen. Für die Feststellung des durch die Strafvollstreckung entstandenen Vermögensschadens nach § 2 des Gesetzes vom 20. Mai 1898 gilt die allgemeine Vorschrift des § 287 StPD. (Vgl. *Romen* a. a. O. Anm. 3c) zu § 2 des Gesetzes vom 1898 S. 111, Anm. 3b zu § 3 des Gesetzes vom 1904 S. 56; *Rüpfel*, die Entscheidung für Strafe und Untersuchungshaft S. 44.) Sowie der § 287 StPD. Platz greift, sind durch dessen Vorschriften die sonst über die Bewauptungs- und Beweispflicht geltenden Grundregeln wesentlich modifiziert. Das Gericht hat sich, erswerbsfähigkeits durch Ausübung des Erwerbsrechts nach § 139 StPD. die für seine Entscheidung erforderlichen Grundlagen zu verschaffen und darf wegen mangelnder Substantiierung für die Regel einen Ersatzanspruch nicht zurückweisen, es sei denn, daß es am allen Anhaltspunkten mangelt, um bei Würdigung der gesamten Umstände die erforderliche Grundlage für das Urteil zu gewinnen. (Vgl. *Gaupp-Stein*, StPD. zu § 287 Ziffer IV 1 und Note 28–30.) Im vorliegenden Falle hätte der Kläger allerdings Veranlassung gehabt, an eine nähere Begründung seines Ersatzanspruches in der fraglichen Richtung zu denken, nachdem schon in dem landgerichtlichen Urteil gesagt war, Kläger habe mit seinem Worte darzutun versucht, worin seine körperlichen Überlegenheiten beständen. Aber dies entbehrt den Berufungsgericht nicht der Verpflichtung, das zu tun, was anscheinend der erste Richter unterlassen hatte, nämlich durch entsprechende Fragen auf Ergänzung der ungenügenden Angaben hinzuwirken. Der Kläger hatte übrigens schon in der Klage sich auf Gutachten vom Sachverständigen, wodurch die Minderleistung seiner Behauptungen festgestellt werden könnte, berufen, — was so lautet, als hätte er sich derartige Gutachten früher schon beschafft. Ob der Kläger ein ähnliches Zeugnis bereits den Behörden der Landesjustizverwaltung vorgelegt hatte, ist allerdings aus dem Urteilstatbeständen der Verurteilung nicht ersichtlich; hierüber aber hätte das Berufungsgericht sich aus den Akten über die Verhandlungen der Staatsanwaltschafts Ausschluss verschaffen können. Sodann hat der Kläger seine Behauptungen über die Minderung seiner Erwerbsfähigkeit infolge des Strafverfahrens im Zusammenhang damit aufgestellt, daß sein täglicher Arbeitsdienst gegenüber dem früheren von 4,50 Mark jetzt auf 3,50 Mark gesunken sei. Hier lag die Frage nahe, ob der letztere Umstand etwa auf eine Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit mit zurückzuführen sei. — Aus diesen Gründen muß das Berufungsurteil der Aufhebung unterliegen. Die erneute Verhandlung, deßhalb deren die Sache an das Berufungsgericht zurückzuverweisen ist, wird Gelegenheit geben, auch in den oben erwähnten Punkten eine Klarstellung der Klagebegründung herbeizuführen. Hierbei wird, wie keiner weiteren Ausführung bedarf, immer der Gesichtspunkt für die Bemessung der Entscheidung maßgebend bleiben, daß dem Kläger der ganze ihm durch die Strafvollstreckung verursachte Vermögensschaden, aber auch nicht mehr, als der im Gesamt-

ergebnisse wirklich ihm erwachsene Vermögensverluste zu vergüten (R. a. S. 3, R. v. 4. Febr. 07, 234/06 VI. — Berlin).

II. Das Verjährungsrecht.

Entscheidungsgesetz vom 11. Juni 1874.

33. § 36 Abs. 2. Verjährung der Finsen einer Entschädigungsentscheidung, die erst nach Ablauf der Verjährungsfrist im Prozesse beantragt ist.]

Die Kläger hatten mit der Klage auf Entschädigungsentscheidung Finsen von der, über den in Verwaltungsverfahren als Entschädigung festgestellten Betrag hinaus, erhebliche Forderung nicht beantragt, sondern lediglich beantragt, die Entschädigung von 252 Mark der R. nach Festsetzung durch Sachverständige zu erheben. Finsen hiervon waren erst geltend in dem bei der mündlichen Verhandlung vor dem OLG vom 31. Mai 1906 überfahren. Das OLG hat danach auf die bestrittene Verjährung der Finsen für die Finsen der wieder zurückdem Entschädigung nur insoweit zugelassen, als sie nicht gemäß § 197 BGB. in Verjährung mit Art. 169 des BGB. verjährt waren. Die Aufschlüsselung der Kläger wurde zurückgewiesen; daraus, daß die Entschädigungssumme nach § 36 Abs. 2 des Entschädigungsgesetzes vom 11. Juni 1874 vom Tage der Entschädigung fest, Befehl des dem Unternehmern zu vergüten ist, folgt nicht, daß die Finsen der Verjährung auch dann nicht unterliegen, wenn sie mit der Klage auf Erhöhung nicht geltend wurden. Wenn sie auch einen Teil der Gesamtschuldung bilden müßten, wofür sich die Aufschlüsselung auf die Entscheidung vor dem Senat des RG. vom 11. Mai 1890 (RG. I, 349) berufen hat, so ist das für die vorliegende Entscheidung nicht von Bedeutung, weil nach der Fassung der Klage und auch des Antrags in 1. Instanz dieser Teil der Gesamtschuldung nicht den Gegenstand des Rechtsstreits bildete, wie denn auch das OLG. Finsen dem von ihm für gerechtfertigt erklärten erhöhten Betrage nicht zuerkannt hat. 29. Juni 1906 (S. 3, R. v. 4. Febr. 07, 234/06 VI. — Berlin).

32. § 50, 53 der Preuss. Gerichtsverfassung für den Reichsoberverwaltungsamt vom 1. Dezember 1899. Zufolge zu einem der Tagewert nicht reichenden Weisheitsgehalt begründet keine Haltung des Reichsoberverwalters. Beratung der Kammerentscheidung ist legitem.]

Der Beklagte, ein Reichsoberverwalter, ist auf Schadenersatz in Anspruch genommen worden, weil er die auf Antrag der Klägerin von ihm gestellten, zu 600 Mark geschätzten Gegenstände im Verkaufsformin zu dem Weisheitsgehalt von 111 Mark verkauft hat, ohne bei diesem ungünstigen Weisheitsgehalt den Termin vorläufig aussetzen und weitere Prüfung der Klagen einzufordern. Das OLG. verurteilt, das RG. hob auf Revision des Beklagten, dem der Preuss. Justizrat als Revisionsinstanz beigetreten war, auf und wies die Klage ab; hinsichtlich der Verjährungsfrist ist dem Inhalt des von dem Kläger mit einem Reichsoberverwalter geschlossenen Dienstvertrages infolge, als der Reichsoberverwalter Dr. Richter, der auch bei Ausführung der Verwaltungsverrichtungen seineswegs lediglich gemäß dem Interesse des Gläubigers zu verfahren hat, sondern so, wie ihm durch Gesetz und die Geschäftsanweisung für Reichsoberverwalter vorgezeichnet ist. Weber das Gesetz nach der Geschäftsanweisung für Reichsoberverwalter enthalten aber eine Verfügung, daß im Falle eines geringen Weisheitsgehalts das weitere Verfahren einzusetzen und zunächst die Prüfung des Gläubigers einzufordern ist. Im Gegensatz zum Reichsoberverwalter in § 50 der Gerichtsverfassung vom 1. Dezember 1899 (J. R. v. 29. Febr. 07) zur Prüfung gemacht, die Verwaltungsverordnung über jeden Betrag durchzuführen, soweit nicht, abgeben von den hier nicht in Betracht kommenden Fällen des § 53 des Reichs, der Gläubiger um zur Verfügung antritt. Aber auch ganz abgesehen von diesen Verfügungen ist nicht abzusehen, weshalb vorliegend der Reichsoberverwalter zur Einstellung der Verjährung Anlaß gehabt haben sollte. Neue Anzeichen würden notwendig dadurch vermehrt sein. Tugend ein Anlaß, daß in dem neuen Termine höhere Gebote gemacht worden wurden, liegt nicht vor. Daß Klägerin selbst, die in Württemberg wohnt, zu dem

Termin herübergekommen und gar selbst — sie betrifft eine Holzschraubenfabrik — die in Frage stehenden Gegenstände, ein Regel mit einer großen Anzahl Exemplare und sonstigen Sachen einschickungsantrag, ansetzen würde, war im höchsten Grade unannehmlich. Der Umstand, daß das Weisheitsgehalt zu auflösen niedriger ist, kommt erfahrungsgemäß bei unzulässigen Verwaltungsverrichtungen vor, und es war durchaus nicht ausgeschlossen, daß im nächsten Termin ein noch geringeres Weisheitsgehalt sich ergeben würde, in welchem Falle wohl vielleicht eine Klage gegen den Reichsoberverwalter zu erheben gewesen wäre. Von einem Verschulden des Reichsoberverwalters kann daher gar keine Rede sein und war demnach die Klage abzuweisen. R. und Justizrat a. R., v. d. v. 5. Febr. 07, 355/06 III. — Ebd.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1. Erörtert die prozessualische Verpflichtung zur sachgemäßen Aufzeichnung von Formularen, Stempeln usw. gegenüber demjenigen, der durch einen Verstoß gegen die Verwaltungsverordnung zu Schaden kommen kann, und wendet das für die prozessualischen Verhältnisse gebundene Ergebnis auf die öffentlich-rechtlichen Beziehungen an, in denen die Reichspost und die Verwaltungsverordnungen in Beziehung der Rentenzahlung stehen.

Entsch. Nr. 2. Geht bei der Ansetzung einer Willensentscheidung wegen Willensmangel wobei die Ermäßigung des Aufschlagsgebührens noch bei der Ansetzung rechtskräftigen konkreten Tatsachen zum notwendigen Inhalt der Aufschlagsentscheidung.

Entsch. Nr. 3. Erörtert auf aber beantwortet nicht die Frage, ob der auf mehrere Jahre mündlich geschlossener Mietvertrag gemäß § 566 BGB. Hess auf ein Jahr gültig ist, oder aber ob die Verjährung aus § 139 BGB. eingreift.

Entsch. Nr. 4. behandelt die Frage, ob und unter welchen besonderen Umständen ein zwischen dem Erblasser und einem gesetzlichen Erben abgeschlossener Erbvertragsvertrag wegen Verletzung des Verjährungsrechts nichtig sein kann.

Daß der Schadenersatzanspruch des Repräsentanten Verleihen gegen den Schädiger nicht dadurch berührt wird, daß ein unterhaltspflichtiger Verwandter des Verleihen diesen die Heilungskosten zur Verfügung gestellt hat, führt Entsch. Nr. 5 aus.

Zu den mit der Übertragung einer Forderung auf den neuen Gläubiger gemäß § 401 BGB. übergebenen Nebenurteilen gehört nach Entsch. Nr. 8 auch das Recht des bisherigen Gläubigers aus dem zu seinen Gunsten geschlossenen Schuldübernahmevertrag.

Entsch. Nr. 10. verlangt die replica compensatoria bei eingetragener Teilforderung, so daß also dem Kläger nicht gestattet wird, den Beklagten, der gegen die eingetragene Teilforderung eine Gegenforderung zur Verrechnung bringt, auf den nicht eingetragenen Teil der Forderung zu verweisen.

Über die Bedeutung der Vereinbarung einer Garantiefrist beim Kauf verhält sich die Praxis sehr wichtig Entsch. Nr. 12.

Entsch. Nr. 13. spricht den sog. Hamburger Normen der deutschen Architekten und Ingenieure den Charakter einer Lage im Sinne des § 692 BGB. ab und beschäftigt sich mit der Beweislast bei Entlassung des angemessenen Verleihen; der Kläger hat zu beweisen, daß die von dem Beklagten behauptete Verleiden eines niedrigen Preises nicht getroffen ist.

Entsch. Nr. 15. läßt den Schiedsrichter nur für vorläufige Pflichtverletzung haften, weil die Parteien bei der Bestellung eines Schiedsrichters naturgemäß davon ausgehen, daß der Schiedsrichter nicht strenger als der Staatsrichter haften.

Die für den Fall der Verwaltungsverordnung des Grundstücks in § 1166 BGB. festgesetzte Verwaltungsverordnung des Gläubigers gegenüber dem persönlichen Schuldner drückt gemäß Entsch. Nr. 16 nur diesen, nicht auch dem Bürgen gegenüber.

Die Voraussetzung des Anspruchs der Erben auf Schadenersatz wegen erheblicher Schädigung ihres eingetragenen Gutes (§ 1391 BGB.) wird in Entsch. Nr. 19 auf in einem Verwaltungsvertrag zum Gläubigeranspruch erörtert. R.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Neumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: W. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallstreikstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 35 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 50 Pf. Inzerat die 2 gespaltene Zeile 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Bekanntschaft sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallstreikstraße 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Die Verlagsbuchhandlung W. Moser gibt an die Mitglieder des Anwaltvereins den zweiten Jahrgang der Literaturübersicht des Jahres 1906, erschienen unter dem Titel „Jurisprudencia Germanica 1906“ zum Vorzugspreise von 5 Mark ab. Bestellungen bitten direkt an den Vorstand des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Börsenstraße 2 zu richten.

Vorläufige Tagesordnung
für den am 11. und 12. September 1907 in Mannheim tagenden Anwaltstag:

1. Rechnungslegung und Dechargeerteilung.
 2. Vorschlagung des Mitgliederbeitrages auf 15 Mark jährlich. Änderung des § 3 der Satzungen.
 3. Renouveau von 4 Vorstandsmitgliedern.
 4. Inwieweit ist eine Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte und eine Beschränkung der Berufung gegen Amtsgerichtsurteile, sowie eine Änderung der bisherigen Bestimmungen über die Ersatzbarkeit der Anwaltskosten ohne Schädigung der Rechtsinteressen der Parteien und ohne Schädigung der Rechtsanwaltschaft zulässig?
 5. Antrag des Herrn Rechtsanwalt Rolten in Berlin
 - a) Aufhebung des Beschlusses des hannoverschen Anwaltstages von 1905 auf Errichtung einer freiwilligen Pensionstasse.
 - b) Annahme des von den betreffenden Kommissionen desselben Anwaltstages zu Hannover vorgelegten Gesuchentwurfs betreffend Errichtung einer Zwangs-Pensionstasse.
 - c) Einsetzung einer Kommission zur Durchführung des Beschlusses ad b.
 6. Empfehlung sich eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?
- Leipzig, den 20. März 1907.

Deutscher Anwaltverein.

Erztröpel,

Gefeiener Justizrat, Vorsitzender.

Hilfskassen für deutsche Rechtsanwält.

In der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar d. J. ist eine Änderung des § 8 der Satzungen der Hilfskassen für deutsche Rechtsanwält dahin beschlossen:

„Das Stimmrecht in den Generalversammlungen darf durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden, der Mitglied der Hilfskassen sein muß. Ein Bevollmächtigter darf nicht mehr als 20 Mitglieder vertreten. Die Vertreter dürfen keinem anderen Anwaltskassenbezirk angehören als der Bevollmächtigte.“

Diese Satzungsänderung ist unter dem 12. März d. J. in das Genossenschaftsregister des Königlich Sächsischen Amtsgerichts zu Leipzig eingetragen.

Leipzig, den 25. März 1907.

Hilfskassen für deutsche Rechtsanwält.

Herr,

Justizrat, Vorsitzender.

Die Anwaltskammer im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Königsberg i. Pr. hat dem Unterstützungsfonds der Hilfskassen eine Beihilfe von 1500 Mark gewährt. Der Kammer und ihrem Vorstande ist für die reiche Beihilfe der aufrichtige Dank ausgesprochen worden.

Wesentlicher Bestandteil und Eigentumsvorbehalt.

I.

Eine Entgegnung.

Von Justizrat Dr. Rissen, Girschberg i. Schlesien.

Unter dieser Überschrift weist auf S. 97 ff. d. d. Jahrg. d. J. Neumann einen Weg, auf dem sich der Verkäufer eines Wertes, dessen Verbindung mit dem Grundstücke des Käufers bei Anwendung richtigergerichtlicher Ansprüche dasselbe, trotz für den Verkäufer gemachten Eigentumsvorbehalt, als wesentlichen Bestandteil des Grundstücks in Eigentum des Käufers übergehen lassen würde, dennoch dieses Eigentum bis zur Vollzahlung des

Verleihen erhalten kann. Verkäufer möge sich am Grundstück des Käufers ein dingliches Benutzungsrecht in Form eines Erdbau-rechtes oder allgemeiner in Form einer persönlichen Dienstbar-keit bestellen lassen und dadurch in den Stand kommen, das verbehalten Eigentum auf Grund von § 95 Abs. 1 Satz 2 BGB. anprechen zu dürfen. Dem Verfasser ist darin beizutreten, daß dieser hinter der Bestellung des dinglichen Rechtes liegende Zweck dessen Verletzung an und für sich nicht zu beeinflussen vermag, daß dieser Zweck auch die Kaufs der Bestellung nicht in Frage stellen kann, weil er nichts Unlaubliches enthält, daß auch die Abrede der Benützung des Wertes durch den Eigentümer und die Schaffung einer persönlichen Verbindlichkeit des Verkäufers, das Wert nach Zahlung des Preises dem Käufer zu Eigentum zu übertragen, den Bestand des dinglichen Rechtes nicht berührt. Die Bedenken, die ich mir gegen die Konstruktion von Neumann ausgesprochen erlaube, liegen in anderer Richtung.

1. Das dingliche Recht des Verkäufers als beschränkte persönliche Dienstbarkeit gedacht.

A. Die „eigene Beziehung“, in welcher Verkäufer das Grundstück des Käufers benützen darf, und die nach § 1090 zum Inhalt des Rechtes gehört, wäre hier die Errichtung des Wertes und dessen Verbleiben auf dem Grundstück. Diese Benützung kann aber den Inhalt einer Dienstbarkeit nur da bilden, wo sie nach dem wirtschaftlichen Willen der Beteiligten dem Berechtigten, nicht da wo sie ausschließlich dem Verpflichteten zusetzen soll. So aber liegt der Fall hier. Benützen soll das Wert bezw. in ihm den Grund und Boden, auf dem es steht, ersichtlich nur der Käufer, für den es auch allein Interesse hat. Der Verkäufer hat zwar ein Interesse an der Begründung eines Rechtsverhältnisses, durch das er seinen Eigentumsvorbehalt die rechtliche Wirkung zusetzt, aber nicht an der Benützung des Wertes selbst, will daher auch nicht in dem Werte den Boden, auf dem es errichtet ist, benützen. Anders läge die Sache selbstverständlich da, wo die auf dem Grundstück des Nachbarn des Servitutberechtigten errichtete Maschine dem letzteren selbst gleichzeitig ihre Kraft spenden soll. Meines Erachtens ist der Gedanke von Neumann, daß es dem Inhalte des Rechtes nicht widersprechen würde, wenn der Käufer-Eigentümer selbst das Wert benütze und dem Verkäufer-Berechtigten eine Abfindung hierfür leisten, nur in dem Sinne richtig, daß das einmal mit dem zulässigen Inhalte, einer dem anderen eingeräumten Benützung gänzlich begründete Recht dadurch nicht zerstört wird, daß der andere, ohne auf das Recht selbst verzichten zu wollen, seine Ausübung später dem Eigentümer überläßt, wie er sie mit Zustimmung des Eigentümers nach § 1092 jedem dritten überlassen darf. Unterstellt man also eine von vornherein vererbte Benützung durch den Berechtigten bereits dem Umfang, daß dieser für die Überlassung des Wertes an den Eigentümer zu dessen Benützung ein Entgelt bezieht, so mag zwar auch dies eine Benützung, wie sie der § 1090 für den Berechtigten voraussetzt, darstellen (RG. in JRB. 05, 280), aber als Gegenstand der Abrede wird, wenn man dem Willen der Beteiligten nicht Zwang antun will, immer nur das Wert selbst, nicht auch der Boden, auf dem es steht und auf dessen Benützung die Abfindung des Eigentümers

an den Berechtigten sich sicherlich nicht auch beziehen wird, an-gesehen werden können. Bei solchem Gegenstande aber wäre keine Dienstbarkeit vereinbart, sondern der lediglich die Benützung des Wertes ohne den Grund und Boden zum Inhalt habende Vertrag wäre ein Mietvertrag über Mobile.

Das bloße Haben einer eigenen Anlage auf fremdem Grundstück dürfte an und für sich den Inhalt einer persönlichen Dienstbarkeit noch nicht erschöpfen. Wie bei der Grunddienst-barkeit das belastete Grundstück dem Grundstück des Berechtigten einen Vorteil bieten muß, so ist für die persönliche Dienstbar-keit vorauszusetzen, daß ein solcher Vorteil dem Berechtigten selbst aus der Benützung des fremden Grundstücks zusteht. Unter jenen Vorteilen möchte ich aber eine bloß formale Rechts-stellung zum Grundstück nicht verstehen. Der zum Tatbestande der persönlichen Dienstbarkeit gehörige Zweck ihrer Erhellung hat vielmehr eine Beziehung zum Grundstücke zu umfassen, welche dieses (unmittelbar) gewissen wirtschaftlichen Inter-essen des Berechtigten dienlich macht. Sind doch derartige Interessen des Berechtigten in § 1091 vorausgesetzt, wonach das persönliche Bedürfnis desselben im Zweifel über den Um-fang der Dienstbarkeit entscheidet. Aber auch auf fremdem Grundstück eine Anlage halten darf, damit sie der Besteller selbst und ausschließlich in Benützung nehme, hat sich damit keine Benützung der Anlage bzw. ihres Grund und Bodens auszubilden. Was man selbst den Akt, durch den er die An-lage mit dem Grundstück verbindet, als eine Benützung des letzteren ansehen, der durch die Verbindung begründete Zustand ist nach dem Zweck, zu dem er hergestellt wurde, als solche Benützung auf Seiten des Berechtigten meines Erachtens zu erachten.

B. Will man sich im Widerspruche mit diesen Ausführungen für die Entstehung des dinglichen Rechtes entscheiden, so dürfte das weitere Erfordernis des § 95, daß der Berechtigte (Ver-käufer) das Wert mit dem Grundstück verbunden haben müsse, geringere Schwierigkeit verursachen. Vielesach wird referiert der Fall sein. Wo aber die Verbindung durch den Eigentümer geschieht, da geschieht sie im Interesse des Berechtigten (Ver-käufers), denn zu dessen Benützung — wenn man von einer ihm eingeräumten Benützung sprechen kann — hätte alsdann die Verbindung des Wertes mit dem Boden zunächst statt-gefunden. Haben dritte im Interesse des Berechtigten ge-handelt, so steht dies der Errichtung durch den hiermit einbe-randeten Berechtigten selbst gleich (Dernburg Sachen. § 5). Auf gleiche Linie mit dem dritten ließe sich in dieser Beziehung der Eigentümer selbst stellen, mit besonderer Rücksicht darauf, daß nach dem Eigentumsvorbehalt des Verkäufers im Ver-hältnis dieses zu ihm das Wert als ein dem Käufer fremdes zu gelten hat. (Anders Endemann Einf. in das BGB. Bd. 1 § 52 Anm. 11.) Die Verbindung des Wertes mit einem Ge-bäude steht, da dieses wesentlicher Bestandteil des Grundstücks ist, der Verbindung mit dem Grundstück selbst gleich.

C. § 95 Abs. 1 Satz 2 verlangt aber weiter, daß die Ver-bindung des Wertes mit dem fremden Grundstück in Aus-übung des Rechtes an letzterem erfolgt sei. Die Frage ist, ob nur in Ausübung desselben? In casu wird zugrunde gelegt, daß gleichzeitig ein Abkommen getroffen wurde, wonach der Grundstückseigentümer (sei es zunächst mietweise oder sofort

läufig) einen Anspruch auf Benützung des Werkes habe und daß diesem Zwecke die Verbindung diene. Dieser geschieht hier nach nicht nur in Ausübung des vermeintlichen dinglichen Rechtes sondern gleichzeitig auch zur Erfüllung einer dem Berechtigten (Verkäufer) nach dem Kauf (bzw. Miet) bezugene dem Grundstückeigentümer gegenüber obliegenden Verbindlichkeit. Es ist meines Erachtens sehr zweifelhaft, ob die Ausnahme des § 95 auch auf derartige Fälle zutrifft. Wenn die Motive zum BGB. 2, 48 die betreffende Ausnahme, den Vorzug des römischen Rechtes hinsichtlich der Wasserleistungsfreiheit verallgemeinern, damit begründen, daß die vom Servitutberechtigten zur Herstellung der für die Ausübung des Rechts nötigen Anlagen verwendeten eigenen Sachen den Charakter von „Hilfsgegenständen des Rechtes“ haben, so kann doch schwerlich von letzteren auch dann noch gesprochen werden, wenn die verwendeten eigenen Sachen ihrem Zweck nicht bloß für die Ausübung der Dienstbarkeit, sondern mindestens in gleichem Maße für die das Rechtsverhältnis der Beteiligten maßgeblich bestimmende Kaufobligations von vorn herein erfüllen sollen.

2. Das dingliche Recht des Verkäufers als Erbbaurecht gedacht.

Hier steht dem Ziele der Erhaltung seines Eigentums ebenso das vorsehend unter C. entwickelte Bedenken entgegen. Es ist aber in Anbetracht des Obernied. OBO. § 75, trotz prinzipieller Anerkennung der Zulässigkeit zeitlicher Beschränkung des Rechts, auch noch das Bedenken zu streifen, ob die Einräumung eines solchen Rechtes für einen verhältnismäßig so kurzen Zeitraum, wie ihn der Verkäufer für die Abzahlung des Kaufpreises zu bewilligen pflegt, nicht denjenigen Zwecken widerspricht, für welche es vom Gesetz eingeführt ist, und daher zulässig sei. Das RG. hat die Beantwortung dieser Frage in RG. 61, 1 dahingestellt sein lassen.

II.

Eigentumsvorbehalt an Maschinen.

Von Justizrat Zelter, Stritt.

In Nr. 4 der JB. konstatiert Herr Justizrat Reumann einen Schutz des Maschinenlieferanten, der die Maschine für eine Fabrik unter Vorbehalt des Eigentums liefern will, dazwischen, daß der Lieferant sich eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit bestellen läßt, in Ausübung deren die Verbindung der Maschine mit dem Grundstück vorgenommen wird, sobald dann nach § 95 Abs. 1 Satz 2 BGB. Bestandteilseigenschaft ausgeschlossen bleibt.

Der Inhalt der beschränkten persönlichen Dienstbarkeit wird folgendermaßen gedacht:

Der Lieferant läßt sich das Recht bestellen, das Grundstück zum Zwecke der Aufstellung ihm gehöriger Maschinen zu benutzen, und in Ausübung dieses Rechtes stellt er ihm gehörige Maschinen darin auf.

Er vermerkt dann die Maschinen zum Zwecke des Betriebes an den Eigentümer des Grundstücks und überträgt auch gemäß § 1092 BGB. dem Eigentümer die Ausübung der beschränkten persönlichen Dienstbarkeit. Die aus dem Gegenseitig von Abs. 1 Satz 2 zu Abs. 2 sich ergebende Abgrenzung über-

läßt Reumann der Praxis, geht aber davon aus, daß die Zweckbestimmung der Maschine an sich gleichgültig sei, und daß das dingliche Recht nicht durch die obligatorischen Beziehungen tangiert werde.

Diese Konstruktion gibt zu folgenden Bedenken Veranlassung:

1. Eine beschränkte Dienstbarkeit kann nur bestellt werden, wenn ihr Inhalt sich als Belastung des Grundstücks darstellt.

a) Die Dienstbarkeit nur zum Zwecke der Verbindung ist meines Erachtens nicht eintragungsfähig, weil die vollendete Verbindung eine einzige sich erscheidende Tatsache darstellt, keine fortdauernde Last des Grundstücks enthält.

b) Die Belastung der Dienstbarkeit zum Zwecke der Erhaltung des Eigentums ist keine Grundstücksbelastung, weil kein Recht am Grundstück geschaffen, sondern nur ein Recht am Moblie gesichert werden soll.

c) übrig bleibt als Inhalt die dauernde Benützung des Grundstücks, die Maschine dort zu halten um zu verwerten. Dieser zweifelhafte zulässige Rechtsinhalt kann aber nur dann gegeben sein, wenn die Anlage den gewerblichen Zwecken des Berechtigten dienen soll. Das ist selbstverständlich, wenn z. B. der Berechtigte eine Fabrikanlage zur Verbesserung ausbaut; diese kann er unbedenklich auch dem Eigentümer vermieten, der dann den vom Berechtigten geschaffenen Gewerbebetrieb ausübt. Soweit der Berechtigte aber eine Maschine nicht in seinem Gewerbe vermietet, sie vielmehr nur für das Gewerbe eines andern herstellt, und sie dem Eigentümer für dessen Gewerbe vermietet, will er keine Belastung des Grundstücks mehr zu Gunsten seines eigenen Gewerbes schaffen, sondern eben nur zum Zwecke der Erhaltung des Eigentums.

Dennbar erscheint daher die Dienstbarkeit also nur, wenn es sich um eine selbständige Anlage handelt, die der Berechtigte auf fremdem Grund betreiben kann, so z. B. elektrische Kraftanlagen, Versuchungsanlagen, Wasserleitungen, aber nicht für einzelne Maschinen, welche abgesehen von der Fabrik des Grundstückseigentümers keine Verwertung zulassen. Soweit bedarf es wohl auch keiner Bestellung der Dienstbarkeit. Hier genügt nach § 95 Satz 1 die Rente des Grund und Bodens und die Vermietung der Anlage, wenn man den Satz 2 des § 95 nur auf dingliche Rechte beschränkt. Eine Überlassung der Ausübung der persönlichen Dienstbarkeit an den Eigentümer erscheint nicht unbedenklich. Kann und will denn der Eigentümer das belastete Grundstück wirklich ein solches Recht gegen sich ausüben, wird er vielmehr begrifflich nicht nur von der Beschränkung des Eigentums durch den Berechtigten dispensiert? Mir scheint aber auch die Entstehungsgeschichte des Gesetzes gegen eine solche Ausdeutung des Eigentumsvorbehaltes zu sprechen.

Der erste Entwurf gab schon im § 785 Halbsatz 2 eine Ausnahme von der Bestandteilseigenschaft. Danach wurden solche Sachen nicht Bestandteile,

„welche in Ausübung eines Rechts an dem Grundstück von dem Berechtigten in seinem Interesse mit dem Grundstück verbunden sind“.

Die Motive III S. 48 sehen im Anschluß an die Bestimmungen für die römische Wasserleistungsfreiheit hervor, „daß nach dem Wesen der Grundservitut der Berechtigte das fremde Grundstück in bestimmter Weise benutzen und

die dazu nötigen Anlagen in seinem Interesse herstellen kann, und deshalb die hierzu verwandten eigenen Sachen den Charakter von Accessorien haben und behalten. Dies trifft nicht bloß für die eine oder andere Kategorie von Dienstbarkeiten, sondern für jedes an einem fremden Grundstück bestehende Recht, in dessen Ausübung der Berechtigte eine Anlage auf diesem Grundstücke errichtet".

Die zweite Kommission schränkte den Umfang der Gegenstände ein, indem sie (Prot. III, 9 ff.) unter Ausschluß der Pflanzungen die Fassung wählte: „Daselbe gilt von Gebäuden und sonstigen Werken, die von demjenigen, welchem ein anderes Recht als das Eigentumsrecht an Grundstück zusteht, in seinem Interesse mit dem Grundstück verbunden sind". An die Stelle dieser Fassung trat im zweiten Entwurf der § 77 mit dem Satz:

„Das Gleiche gilt von einem Gebäude oder sonstigen Werk, das in Ausübung eines Rechts an einem fremden Grundstücke von dem Berechtigten mit dem Grundstück verbunden ist.“

Die Umbanndung des Beschlusses der zweiten Kommission beruht anscheinend nur auf einer formalen Änderung der Redaktionskommission. Eine Motivierung dieser Änderung ist mir nicht zugänglich gewesen.

Die gesetzgeberische Tendenz der Motive ist aber wohl kaum verlassen worden. Man nahm vielleicht an, daß die Worte „in Ausübung des Rechts“ den Tatbestand des Interesses des Berechtigten als Tautologie mitumfassen.

Die Motive denken daher nur an den Fall, daß die Anlage den Zwecken des Rechts zu dienen bestimmt ist; das Gesetz beschränkt sich ausdrücklich auf den Tatbestand, daß die Verbindung in Ausübung des Rechts am Grundstück geschieht.

Die dem Grundstück eingefügte Maschine hat aber nicht den Zweck, der Dienstbarkeit ihrerseits Hilfsdienste zu gewähren, umgekehrt, die Personal servitus soll sich ja in der Anlage konzentrieren.

Man mag aber diese Auslegung vielleicht als zu eng verwerfen; immerhin bleibt die Notwendigkeit bestehen, daß die Verbindung in Ausübung der Servitus vorgenommen werden muß. Man braucht darin noch keine Rechtsabhandlung zu finden^{*)}. Aber eine solche Verbindung in Ausübung des Rechts ist doch nur dann denkbar, wenn der Berechtigte sie vornimmt, um auf dem belasteten Grundstück eine Tätigkeit zu entfalten, ein Gewerbe zu treiben, also die Maschinen zum Zwecke der Ausübung vorzuführen, nicht aber, wenn er eine eigene Maschine in das Fabrikgrundstück des Eigentümers einlegt, damit sie dieser für seinen Gewerbebetrieb verwendet, oder damit diese für jenes Gewerbe vermietet wird. Dann erfolgt die Verbindung nicht in Ausübung des Rechts, die Maschine dort zu halten, sondern damit sie dort benutzt werden kann, also im Interesse der obligatorischen Beziehung zwischen Lieferanten und Benutzer. Die Umsetzungsgefahr führt also zu demselben Ziel wie der begriffliche Inhalt der Dienstbarkeit; die Möglichkeit eines selbständigen Ge-

triebes der Anlage unabhängig von dem Gewerbebetrieb des Eigentümers des Grundstücks ist Voraussetzung für die Wirklichkeit des Eigentumsverhältnisses.

II. Wie gestaltet sich bei der Theorie von Reumann die Rechtslage, wenn die beschränkte persönliche Dienstbarkeit erlischt, also bei dem Tode des Lieferanten? Zutreffend bleibt bis dahin die Befandtheilseigenschaft ausgeschloffen. Die Maschine ist in Ausübung eines Rechts mit dem Grundstück verbunden. Das Eigentum des Lieferanten ist bestehen geblieben. Das Eigentum ist auf den Rechtsnachfolger des Lieferanten übergegangen, und er kann die Maschine entnehmen. Läßt er aber die Verbindung bestehen, so besteht sie nicht mehr als Folge des erloschenen Rechts. Läßt er für sich eine neue persönliche beschränkte Dienstbarkeit eintragen, so hat das seinen Wert, denn die Verbindung ist ja nicht vorgenommen in Ausübung des neuen Rechts am Grundstück. Es bleibt also nur möglich, die Auflösung der Maschine und neuer Einfügung auf Grund einer neuen Dienstbarkeit. Das alles fällt freilich weg, soweit es sich um eine juristische Person handelt.

III. Schließlich sollte ich auch die Beschränkung nicht für so unerlässlich. Dem Interesse der Maschinenlieferanten steht das Interesse der Gläubiger entgegen. Der früher eingetragene Gläubiger hat allerdings keinen Anspruch auf Verbesserung, und der später eingetragene mag vielleicht grob fahrlässig handeln, wenn er bei Eingabe des Darlehens nur die Grundbuchspalte für Hypotheken einseht. Aber tatsächlich kann er doch später getäuscht werden und der frühere Gläubiger kündigt seine Hypothek nicht in dem Glauben, daß das Grundstück wertvoller geworden ist. Andererseits ist auch der Maschinenlieferant tönig vorsichtig, der einem dinglich überschuldeten Besitzer die Maschine liefert, lediglich in der Hoffnung, er werde durch den Betrieb Mittel zur Abzahlung gewinnen. Ist der Eigentümer aber nicht dinglich überschuldet, so kann sich der Lieferant eben durch Eintragung einer Kautionshypothek sichern.

Die Beschränkung ist aber auch gegen das frühere Recht nicht wesentlich einschneidender geworden. Auch nach preussischem Recht wirkte der Eigentumsverbehalt nicht, wenn die Maschine Substanz geworden war, die trotz begrifflicher Trennung häufig mit dem Tatbestand des wesentlichen Befandtheils des § 93 zusammenfällt (RG. 26, 346; 44, 288).

Lebighs das französische Recht forderte für die Immobilisierung par destination das Eigentum an der Maschine (RG. 38, 384).

III.

Replik.^{*)}

Von Reumann.

1. Zu Rissens Einigung.

Zu 1A. Die von mir unterstellte Dienstbarkeit geht auf Benutzung des Grundstücks. Diese Benutzung soll bestehen in dem Halten eines dem Berechtigten gehörenden

^{*)} Vgl. 233. 07, 348, wo KK. Bing in Nürnberg, unabhängig von meinem Artikel, im wesentlichen den gleichen Vorschlag macht, wie ich.

Werkes auf dem Grundstücke. Ob und von wem das Werk benutzt wird, ist ganz gleichgültig. Die Dienstbarkeit kann bestellt werden zu einem Zeitpunkt, in dem noch gar nicht festgestellt, ob von ihr Gebrauch gemacht werden wird, oder nicht. Der Ausspruch Rissens, daß dem Berechtigten selbst die Benutzung der Anlage zulassen müsse, ist durch nichts bewiesen. Warum soll A. sich nicht auf dem Grundstücke des B. eine Dienstbarkeit auf Haltung einer Anlage bestellen lassen können, die B. zu benutzen berechtigt sein soll. Zugegeben, daß die persönliche Dienstbarkeit — entsprechend der in § 1090 zwar nicht zur entsprechenden Anwendbarkeit herangezogenen Vorschrift des § 1018 — dem Berechtigten ein Vorteil bieten müsse! Aber liegt denn in unserem Falle dem Berechtigten nicht daraus ein Vorteil zu, daß er das belastete Grundstück zur Errichtung eines Werkes benutzen darf, dessen Eigentum er behält? Sein Vorteil ist ein im hohen Maße wirtschaftlicher, bei der Grunddienstbarkeit wird schon das Vorliegen einer bloßen Annehmlichkeit als ausreichendes Interesse angesehen. Der Vorteil ist in unserem Falle somit keineswegs eine bloß formale Rechtsstellung zum Grundstücke, sondern eine materielle Rechtsstellung zum Werke sowohl wie zum Grundstücke. Im übrigen begründet das dingliche Benutzungsrecht überhaupt vorläufig regelmäßig nur ein formales Recht zum Benutzen dürfen; ob das Recht eine materielle Hebung bekommt, steht zunächst dahin. A. erfüllt durch Beseitigung des B. ein Projekt für das Grundstück des B. bearbeitet, er läßt sich von B. eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit beliegen Inhalts z. B. ein Fremdenverbot, bestellen, daß die Ausführung des Projekts hindern würde. Die Belastung des Grundstücks hindert die Ausführung des A'schen Projekts. B. läßt sich wegen seines Rechts abfinden. Das Recht bestand, obwohl B. vielleicht gar nicht daran gedacht hat, es auszuüben; eine andere Frage ist, ob etwa die Voraussetzungen der §§ 226, 826 BGB. gegen B. vorliegen würden. — Aber wird denn überhaupt ein Sachverhalt in seiner Rechtswirklichkeit dadurch beeinträchtigt, daß eine formale Rechtsstellung zu der seinen Gegenstand bildenden Sache mit ihm bejodet wird? Ich erinnere wiederholt an die Übergangsübertragung von Mobilien. Kann ich mir nicht z. B. ein Pfandrecht an mich interessierenden Familienbildern usw. bestellen lassen, nicht aus dem Motive und mit der Absicht, sie zum Zwecke der Realisierung meines Pfandrechts zu verkaufen, sondern nur um sie sorgsam zu verwahren oder vor dem Untergange zu schützen?

Zu 1 C. Ich halte auch dieses Bedenken Rissens nicht für begründet. A. bestellt an seinem Grundstücke dem B. eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit auf Errichtung einer Drahtseilbahn, die A. selbst betreiben soll, also eine nach Rissen zulässige Dienstbarkeit. A. beschließt mit Rücksicht auf diese Anlage ein Hotel zu errichten und veranlaßt den B. die Verpflichtung einzugehen, daß er das ihm eingeräumte Recht auch ausnutzen werde. A. kommt in Ausübung seines Rechts aber auch in Erfüllung seiner Verpflichtung die Anlage; soll da wirklich § 96 BGB. verfallen? Ich glaube kaum, der Berechtigte verpflichtet sich ja nicht schließlich zur Herstellung der Anlage, sondern nur zur Anlage in Ausübung seines Rechts, seine Verpflichtung ist somit bedingt oder befristet durch die Entstehung seines Rechts.

2. Zu Zellers Ausführungen.

Zeller will eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit nur zulassen in Ansehung selbständiger Anlagen, die der Berechtigte auf dem fremden Grundstücke wenigstens selbständig betreiben könnte, im Gegensatz von Maschinen, die nur in dem Betriebe der fremden Fabrik als einzelne Bestandteile derselben verwendbar sind. In dem Gesetze findet dieses unbestimmte Unterscheidungsmerkmal keine Stütze. Schließlich können allerdings Sonderbetriebe in einem Hauptbetrieb eingeschachtet werden. Es kann an sich die Arbeitsleistung einer einzelnen Maschine von einem besonderen Unternehmer übernommen sein. Dem Gesetze entspricht allein die Unterscheidung, ob ein „Werk“ im Sinne des § 95 Abs. 1 Satz 2 vorliegt oder nicht.

Bedenklich ist die Annahme Zellers, daß es für die Fälle selbständig zu betreibender Anlagen genüge, daß der Beseitzer einen Platz auf dem Grundstücke des Bestellers miete und darauf als Mieter die Anlage errichte. Hier wird man regelmäßig mit Recht feststellen, daß der Mieter, obwohl Mieter, die Verbindung nicht zu vertretend, sondern zu dauernden Zwecken vorgenommen hat, und mit dem Eigentumsvorbehalt ist es nicht.

Das Bedenken Zellers bezüglich der Überlassung der Ausübung der Dienstbarkeit an den Grundstückeigentümer teile ich nicht. Es entfällt, wenn z. B. der Wohnungsberechtigte (§ 1093 BGB.) auf Zeit oder Dauer die Ausübung seines Wohnungsberechts dem Eigentümer überlassen kann, ohne auf sein dingliches Recht zu verzichten; und dies wird wohl kaum bestritten werden können. Die aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes von Zeller hergeleiteten Bedenken sind ebenfalls nicht begründet. Die Errichtung des Werkes erfolgt auch in unserem Falle wie es in der mitgeteilten Stelle der Motive verhandelt wird, „in Ausübung des Rechts“ und damit ist der Ausnahmestandbestand des § 95 Abs. 1 Satz 2 gegeben. Es kann dahingestellt bleiben, ob für ihn ein Interesse des Berechtigten an der Verbindung besonders festgehalten werden müsse, jedenfalls ist es hier vorhanden; der Berechtigte hat das Interesse die Verbindung herzustellen, um seine persönlichen Zwecke, nämlich seinen Geschäftsbetrieb zu fördern.

Die Ausführungen Zellers, die Anlage müsse den Zwecken des Rechts zu dienen bestimmt sein, sie müsse der Dienstbarkeit Hilfsdienste gewähren, die Erwähnung dieser sich aber nicht in der Anlage konzentrieren, sind einer einseitigen Anschauung entsprungen. Wenn die Dienstbarkeit in einem Handelsbetriebe des Berechtigten besteht, mögen sie zutreffen, nicht aber, wenn sie in dem Halten einer Anlage besteht. Wenn ich berechtigt bin Wasser über das belastete Grundstück zu leiten, so muß meine Anlage diesem Zwecke dienlich sein; wenn ich aber berechtigt bin, einen Brunnen auf dem belasteten Grundstücke zu halten, so konzentriert sich die Servitut in der Anlage.

Der Berechtigte braucht die Verbindung auch nicht vorgenommen zu haben, um auf dem belasteten Grundstücke eine Tätigkeit zu entfalten; man wird z. B. eine Belastung mit dem Rechte, eine Tränke für Pferde zu halten, nicht für unwirksam halten, weil der Berechtigte dieses Recht nur erworben hat, um dadurch die vorübergehenden Kautschuk zu veranlassen, in seinem der Tränkefläche benachbarten Gäßchen einzuleiten, selbst wenn der Berechtigte selbst Pferde überhaupt nicht hält.

3. Nachträglich möchte ich ein ganz anderes Bedenken gegen meinen Vorschlag anführen. Ich riet im Jahre 1901 in einem Gutachten einer Eisenbahnbauerschaft, zum Zwecke rechts-
wärtigen Verfalls des Eigentums an den von ihr zu bauenden Gleisanlagen sich ein Erbbaurecht an den Grundstücken des Besizers derselben zu lassen und in Ausübung desselben die Anlagen herzustellen. Nach jetzt eingezogenen Erkundigungen scheiterte die Ausführung dieses Vorschlags an der Abneigung der Besitzer, ihrer Grundstücke mit einem Erbbaurecht zu belasten. Diese Abneigung wird sich wohl auch gegenüber der beschränkten persönlichen Dienstbarkeit geltend machen, wenn es sich um Besitzer handelt, die im Interesse ihres Kreditis nach außen den Eindruck hervorbringen wollen, als ob sie die Anlagen zu freiem Eigentum erworben haben.

Wenn Zelter den Eigentumsvorbehalt durch Sicherungshypotheken ersetzen will, die häufig genug an der Grenze des Grundstückswerts stehen, so werden die Maschinenlieferanten ihm hierin nicht folgen, ihr Geschäft besteht im Bau oder in der Lieferung von Maschinen; sie können wohl die gelieferten Maschinen schmelzenfalls zurücknehmen, aber sind kaum in der Lage durch Ausbietung ihrer Sicherungshypothek, die mannigfachen Arbeiten zu ersetzen oder durch andere ersetzen zu lassen.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Seckler zu Leipzig.

Wie berichtet über die in der Zeit vom 4. bis 16. März 1907 ausgefertigten Willenserklärungen.

I. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 6 Nr. 1, 164 Nr. 2, 105, 1910 Abs. 3, 1920 BGB. verb. mit § 654 BPO. Ist bei der Frage der Aufhebung einer Oberechtsdienstverpflichtung über einen Willenserklärer ein Antrag des Pflegebefohlenen erforderlich? Erheblich die Anordnung einer Pflegschaft dauernde oder nur vorübergehende krankhafte Störung der Geistestätigkeit?

In einem Verfahren betreffend die Unbrauchbarmachung verpackter Druckschriften beteiligten Inhalts erklärte die Strafkammer des 1. Lehrz. 2 auf Grund ärztlicher Gutachten für unläsig, die ihm nach §§ 478, 479 StGB. zustehenden Befugnisse persönlich wahrzunehmen. Es wurde ihm zur Wahrnehmung seiner Rechte in dem Eingekerkertenverfahren ein Pfleger bestellt. Seine Beschwerden wurden zurückgewiesen. Inzwischen hatte 2. bei dem RG. den Antrag gestellt, ihm zur Vertretung in einem gegen 3. zu erhebenden Rechtsstreit einen Pfleger zu bestellen, war aber damit abgewiesen worden, weil kein Willenserklärer ihm zur selbständigen Führung seiner Angelegenheiten nicht unläsig machte. Wollte auf diese Verfügung und auf ein ärztliches Gutachten stützte der Pfleger bei dem RG. den Antrag, die Pflegschaft aufzuheben, weil der Grund zu ihrer Anordnung weggefallen sei. Das RG. wies den Antrag, das 2. die Beschwerden zurück. Die weitere Beschwerde legte das

Obd. in München dem RG. vor, wobei es ausführte: die Beschwerde werde nicht für begründet erachtet, dagegen habe das RG. zu Berlin in einem Beschlusse vom 15. Februar 1906 (RM. 7, 79) den § 1910 dahin ausgelegt, daß die Fähigkeit des Pflegebefohlenen, die Vertretung des Antrags zu erkennen und seinem Willen verständlichen Ausdruck zu geben, genüge. Das RG. wies die weitere Beschwerde des Pflegers zurück. Was die Aufhebung des § 1910 BGB. angeht, so ist der Auffassung des BayObd. beigetreten. Nach § 6 Nr. 1 BGB. kann eine Entmündigung nur erfolgen, wenn der Geisteskranke oder Geistesstumpfe die Gesamtheit seiner Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag (vgl. die Entscheidungen des RG. vom 29. Oktober 1900 RM. S. 848; 13. Februar 1902 RM. S. 203; 23. Januar 1905 RM. S. 133 Nr. 4). Hindert das geistige Gebrechen lediglich die Beforgung einzelner Angelegenheiten oder eines bestimmten Kreises der Angelegenheiten, so darf nicht Entmündigung eintreten, sondern es kann nur eine Pflegschaft eingelegt werden (§ 1910 Abs. 2). Zufällig ist die Einleitung einer Pflegschaft auch dann, wenn das geistige Gebrechen die Beforgung der Angelegenheiten in der Gesamtheit hindert, die Fürsorge aber nur für einzelne Angelegenheiten nötig wird (RM. 52, 244). Hiermit kann es verkommen, daß einer Person, die sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befindet, zur Beforgung einzelner Angelegenheiten oder eines bestimmten Kreises ihrer Angelegenheiten ein Pfleger zu bestellen ist. Gemäß § 1910 Abs. 3 darf die Pflegschaft nur mit Einwilligung des Betroffenen anordnet werden, es sei denn, daß eine Verhinderung mit ihm nicht möglich ist. Die Willenserklärung einer Person, die sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befindet, ist rechtlich unwirksam, mag die Störung der Geistestätigkeit dauernd oder vorübergehend sein (§ 105 Abs. 1 mit § 104 Nr. 2 und § 105 Abs. 2 BGB.). Von der Willenserklärung einer solchen Person läßt sich die Anordnung der Pflegschaft nicht abhängig machen. In einem derartigen Falle greift die Ausnahme Platz, die § 1910 Abs. 3 zuläßt. Der Einwilligung bedarf es nicht, weil eine Verhinderung mit dem Betroffenen nicht möglich ist. In Übereinstimmung mit den Beschlüssen des RG. vom 22. Januar 1900 DJZ. S. 142; 4. September 1900 (RM. 1, 133) und 21. Januar 1901 (OGBHPr. 2, 234) sowie dem Beschlusse des BayObd. vom 6. Mai 1905 hat deshalb das RG. in dem Beschlusse vom 10. Mai 1906 (ZB. S. 376 Nr. 2) — allerdings im Gegensatz zu dem Beschlusse des RG. vom 9. März 1905 (RM. 6, 2) — ausgesprochen, daß, wenn der Betroffene im Sinne des § 104 Nr. 3 seinen freien Willen hat, seine Einwilligung für die Anordnung der Pflegschaft nicht erforderlich ist. Im Zusammenhang mit der Bestimmung des § 1910 Abs. 3 steht die Vorschrift des § 1920, wonach die nach § 1910 angeordnete Pflegschaft aufzuheben ist, wenn der Pflegebefohlene die Aufhebung beantragt. Daß der Aufhebungsantrag nicht zu beachten ist, wenn eine Verhinderung mit dem Pflegebefohlenen nicht möglich ist, bestimmt § 1920 nicht. Einer solchen Bestimmung bedurfte es nicht; in § 1910 war die Ausnahmebestimmung erforderlich, weil eine Willenserklärung

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

des Gebrechlichen für die Anordnung der Pflegschaft verlangt ist, in § 1920 war sie entscheidend, weil die Pflegschaft bestehen bleibt, wenn kein wirksamer Antrag gestellt ist. Bei der Anwendung der Vorschrift des § 1920 kommt es also nicht sofort darauf an, ob eine Verhinderung mit dem Gebrechlichen möglich ist, als vielmehr darauf, ob dem von ihm erklärten Willen, es möge die Pflegschaft aufgehoben werden, rechtliche Bedeutung zukommt. Ist die Willenserklärung des Gebrechlichen nach § 105 Abs. 1 oder 2 nichtig, so kann sie keine Beachtung finden. Diese Auffassung hatte auch das RG. in den Beschlüssen vom 22. Januar 1900 und 4. September 1900 vertreten. Die Einwendungen, die dagegen in den Beschlüssen vom 26. September 1904 und 15. Februar 1906 (RGZ. 4, 196 und 7, 81) erhoben worden, sind nicht zureichend. Allerdings bedarf es, wenn der Pflegebefohlene die Aufhebung der Pflegschaft beantragt, keines Nachweises, daß die Schläge sich verändert haben und der Pflegebefohlene wieder einplanen sei, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen, allein die Prüfung ist erforderlich, ob die Willenserklärung des Pflegebefohlenen rechtlich wirksam ist. In dieser Hinsicht (§ 1920) kommt es nicht darauf an, ob dem Pflegebefohlenen die Ausübung eines persönlichen Verlangens möglich ist, und ob der Pflegebefohlene seinen Antrag auf Aufhebung der Pflegschaft in einer Weise zum Ausdruck bringt, die, wie es in dem Beschlusse vom 15. Februar 1906 heißt, kein Verhinderis für dessen Inhalt und seinen Willen, die Pflegschaft solle aufgehoben werden, erkennen läßt, sondern darauf, ob nach den allgemeinen Bestimmungen des BGB. der Willenserklärung Wirksamkeit beizumessen ist. Wie es sich mit den Bestimmungen der StPD. (§ 303) verhält, kann dahingestellt bleiben; daß in bürgerlichen Rechtskreisläufen die Prozeßfähigkeit einer Partei auch nach früherem Rechte nicht von der vorgängigen Entmündigung abhängig war, ergibt sich aus dem RG. 16, 235; 30, 185; ferner JZ. 95, S. 378 Nr. 1, S. 384 Nr. 21 (vgl. die Entscheidung des RG. vom 7. Oktober 1899 JZ. S. 777 Nr. 24). Die Bestimmung des § 664 StPD., wonach der Entmündigte zur Anfechtung des Entmündigungsbeschlusses befugt ist, ist eine Ausnahmsbestimmung (vgl. Kommissions-Protokolle S. 690). Die Vorschriften über das Entmündigungsverfahren lassen sich nicht auf die Pflegschaft übertragen. 2. Iste Vermundungsfrage betr. Besch. v. 21. Febr. 07, B 51/07 IV. — München.

2. § 254 BGB. verb. mit §§ 304, 538 Nr. 3 StPD. Tierfabrik. Eigenes Verschulden und dessen nicht gehörige Berücksichtigung im Urteil.]

Kläger ist von einem Hunde gebissen und nach seiner Behauptung schwer an seiner Gesundheit beschädigt worden. Er nimmt deshalb als Holder des Tieres die Beklagten als Gesamtschuldner auf 3000 Mark Zahrenteile und Bezahlung von jundst 68 585 Mark 39 Pf. für Arztkosten, Schmerzengeld, Gesundheitsbeschädigung usw. in Anspruch, ist aber mit seiner Anfang 1903 erhobenen Klage vom VG. abgewiesen worden. Das LG. hat den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Das RG. hob auf und verwies an das Berufungsgericht zurück: Der Berufsungsrichter hat den § 254 BGB. durch Nichtanwendung verlegt. Ausweislich des ersinstanzlichen Urteils und des dort in Bezug genommenen

Schrittschages vom 4. März 1903 hatten sich die Beklagten von Anfang an mit der Behauptung verteidigt, der Kläger habe den Hund mit Stodschlägen zum Beißen gereizt, habe seine Stellung in der dort näher angegebenen Weise vernachlässigt, sei aber trotzdem von den Wunden in 14 Tagen wieder hergestellt gewesen. Der Appell, an dem er jetzt noch leidet, stehe überhaupt nicht in ursächlichem Zusammenhange mit dem Hundebisse, sondern sei auf ein älteres Konstitutionsleiden zurückzuführen. Da das Berufungsurteil auf das Urteil des VG. ausdrücklich Bezug nimmt und im Tatbestande keinerlei Andeutung enthält, daß die Beklagten diese ihre Verteidigung fallen gelassen hätten, so durfte der Berufsungsrichter in den Entscheidungsgründen nicht in der Bemerkung darüber hinweggehen: „Auf den § 254 berufen sich die Beklagten II. Instanz nicht mehr“. Mindestens hätte er sich bei der Wichtigkeit dieses Verteidigungsmittels gegenüber dem außerordentlich hochgegriffenen Schadenersatzanspruch durch Ausbildung des Fragerechts darüber vergewissern müssen, ob seine Meinung wirklich der Ansicht der Partei entspreche. Hielten aber die Beklagten an dieser Verteidigung fest, so war es auch Aufgabe des Berufsungsrichters, den gegen den Grund des Anspruchs gerichteten Einwand gemäß §§ 538 Nr. 3, 304 StPD. so vollständig zu erledigen, daß dem Gericht I. Instanz nur noch die Entscheidung über den Betrag übrig blieb. Der Berufsungsrichter mußte sich deshalb unter allen Umständen mit der Behauptung abfinden, bei Entstehung des Schadens habe infolge eines Verschuldens des Klägers mitgewirkt, als er den Hund gereizt habe und als er bei Behandlung der Wunden nachlässig zu Werke gegangen sei. Soweit die Beklagten den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Hundebisse und der schweren Erkrankung bestritten, von der Kläger seiner Behauptung nach gegenwärtig noch leidet, ist, wird es dem Ergebnis der Beweisaufnahme abhängen, inwiefern jetzt schon eine Trennung zwischen Grund und Betrag des erhobenen Anspruchs durchführbar ist (JZ. 03 S. 239 Nr. 10). Sollte sich j. B. die Behauptung der Beklagten bewahrheiten, daß Kläger von den eigentlichen Folgen des Hundebisses schon nach kurzer Zeit geheilt worden, und daß die ihm jetzt noch anhaftende schwere Krankheit auf ganz andere Ursachen zurückzuführen sei, so wird nichts im Wege stehen und kann durch § 304 StPD. sogar geboten sein, den Anspruch auch dem Grunde nach schon jetzt entsprechend einzuschränken. Jedenfalls kommt das Berufungsurteil, da es jede nähere Prüfung eines eigenen Verschuldens des Klägers und des ursächlichen Zusammenhangs zwischen dem Hundebisse und dem jetzt verlangten Schaden ablehnt, nicht bestehen bleiben. B. c. L., U. v. 25. Febr. 07, 410/06 IV. — Augsburg.

3. §§ 260, 1640, 1922, 2100, 2109, 2113—19, 2121, 2122, 2123, 2129, 2130, 2136—2139 BGB. Verpfändung des Vorraths zur Einrückung eines Vermögensverzeichnis wegen des Nachherverfalls eines minderjährigen Kindes.]

Die Eheleute B. hatten ein gemeinschaftliches Testament errichtet und darin den überlebenden Ehegatten als Vorrath auf Lebenszeit, nach seinem Tode aber ihre vier gemeinsamen Kinder als Nachbarn zu gleichen Teilen auf Dasjenige eingesetzt, was beim Eintritt der Nachfolge übrig sein werde. Würde eines der Kinder statt der Einsetzung als Nacherbe den

Erbschaft an Nachlass des Erstversterbenden fordern, so soll es auch in betreff des Nachlasses des Überlebenden nicht Erbe sein, sondern nur seinen Erbteil erhalten. — Das R.G. Bensheim hat die Witwe des Erblassers B. im Interesse des jüngsten damals noch minderjährigen Kindes zur Einreichung eines Vermögensverzeichnis gemäß § 1640 BGB. aufgefordert. Das R.G. hat der von der Witwe hiergegen eingelegten Beschwerde insofern stattgegeben, als von ihr die Einreichung eines Vermögensverzeichnis bezüglich desjenigen Vermögens verlangt ist, das ihr als Vorerbin zugefallen ist und bezüglich dessen ihre Kinder, darunter auch der minderjährige, im gemeinschaftlichen Testamente der Eltern als Nachkommen eingetragelt sind. Die von dem Pfleger des minderjährigen eingelegte Beschwerde ist vom OLG. Darmstadt dem R.G. vorgelegt worden, da es beschließt, die Beschwerde zurückzuweisen und bei Auslegung des § 1640 BGB. von der Entscheidung des Königlich Preussischen R.G. zu Berlin vom 1. Oktober 1900 abzuweichen, die in R.N. 1, 139 ff., veröffentlicht ist. Das R.G. hob die angefochtene Entscheidung, soweit der Beschwerde stattgegeben war, auf und wies diese zurück. Im Ergebnis ist der Meinung des R.G. beigetreten. Zwar ist das Kindesvermögen keineswegs identisch mit demjenigen Vermögen, welches der überlebenden Mutter als Vorerbin aus dem väterlichen Nachlass angefallen ist. Dieses Vermögen ist vielmehr lediglich Vermögen der Mutter und ausschließlich ihrer Verfügung unterworfen, soweit ihr das Gesetz nicht darin Grenzen gegen hat (§§ 2112 ff. BGB.). Erst mit dem Eintritt der Nacherbsfolge fällt es dem Kinde an, erst mit diesem Augenblicke geht es um zwar als Ganzes auf den Nachbarn über (§§ 2100, 2139, 222 Abs. 1). Gleichwohl kennt das BGB. in § 2108 ein „Recht“ des Nachbarn, das mit dem Erbfall entsteht, also schon vor Eintritt der Nacherbsfolge vorhanden ist und sogar auf die Erben des Nachbarn übergeht. Dieses Recht ist jedenfalls Bestandteil des Kindesvermögens. Es unterliegt auch, wie alle Vermögensrechte der Verwaltung des Vormalshabers, solange ihm nicht auf Grund der §§ 1630, 1673 die Verwaltung entzogen und gemäß §§ 1628, 1909 ein Pfleger für das Kind bestellt ist. Das Nachbarnrecht des Kindes ist mithin unter allen Umständen in das nach § 1640 dem Vormundschaftsgericht einzureichende Verzeichnis aufzunehmen. Nur daraus handelt es sich, ob der Vorsitz des OLG. schon mit der Ermahnung und näheren Bezeichnung des Rechtes genügt ist. Die Frage muß verneint werden mit Hinblick auf den Zweck der Bestimmung, die nicht nur einer Klarstellung der zwischen Eltern und Kindern bestehenden vermögensrechtlichen Beziehungen, sondern auch der Sicherstellung des Kindesvermögens dienen soll (Bericht der Reichstagskommission zu § 1615 a Gültentagsheft Ausgabe S. 264 ff.). Der Anspruch auf Herausgabe der Erbschaft (§ 2130) hat allerdings nicht die einzelnen Erbschaftsgegenstände als solche, sondern die Erbschaft als Ganzes (§ 2122), mithin einen Vermögensbegriff zum Gegenstande. Allein schon nach dem allgemeinen Grundsatze des § 260 hat die Verpflichtung zur Herausgabe eines solchen Inbegriffs regelmäßig weiter zur Folge, daß dem Verpflichteten ein Verzeichnis des Bestandes vorzulegen ist. Im besonderen aber verpflichtet § 2121 den

Vorberben, dem Nachbarn auf Verlangen schon vorher ein Verzeichnis der zur Erbschaft gehörenden Gegenstände mitzuteilen. Hierzu kommt, daß zwischen dem Vor- und Nachbarn schon vor Eintritt der Nacherbsfolge ein Rechtsverhältnis besteht, das, wie die §§ 2113—2119, 2122, 2123, 2129 ergeben, auch in Beziehung auf einzelne zur Erbschaft gehörende Sachen und Rechte gewisse Wirkungen zu äussern vermag. Diese Wirkungen sind im Falle der freierten Vorerbschaft eingeschränkt (§§ 2136—2138), aber nicht ganz aufgehoben. Auch in diesem Falle darf der Vorberbe nicht schenkungsweise über Erbschaftsgegenstände verfügen (§ 2113 Abs. 2) und der Nachbarn ist auf Grund des § 2115 BGB. verbunden mit §§ 773, 771 ZPO. beschützt, die Zwangsvollstreckung in solche Gegenstände zu verhindern. Um von den hieraus sich ergebenden Befugnissen des Nachbarn im Bedarfsfalle jederzeit wirksam Gebrauch machen zu können, ist für diejenigen, welche zum Schutze seiner Interessen berufen sind, ein Verzeichnis der dabei in Betracht kommenden Gegenstände unerlässlich. Dem zur Sorge für das Vermögen des Kindes berufenen Vormalshaber (§ 1627) bietet der schon erwähnte § 2121 die Möglichkeit, sich dieses Verzeichnis zu verschaffen, wenn ein Dritter als Vorberbe in Betracht kommt. Ob er vom Vormundschaftsgericht dazu genötigt werden kann, von diesem Rechte befreit, der grundsätzlich seinem Erben überlassen ist, einem Dritten gegenüber Gebrauch zu machen, steht jetzt nicht zur Entscheidung. Ist er dagegen selbst Vorberbe, so werden es regelmäßig schon die aus dem § 1627, 1630, 1664 BGB. sich ergebenden Verpflichtungen des Vormalshabers gegenüber dem Kinde mit sich bringen, daß er alsbald für Ausfertigung der einzelnen Gegenstände einer ihm angefallenen, künftig dem Kinde herauszugebenden Erbschaft Sorge trägt. Man kann deshalb nicht von einer Befreiung des Vormalshabers reden, der zugleich Vorberbe ist, wenn er dazu angehalten wird, daß ohnehin von ihm amufertigtes Verzeichnis dem Vormundschaftsgericht einzureichen. Entscheidend aber ist, daß das Vormundschaftsgericht namentlich in Hinblick auf die Fälle des § 1667 Abs. 1 der durch § 1674 ihm auferlegten Verantwortung nicht genügen kann, wenn es nicht aus seinerseits die Bestände einer dem schuldlosen Nachbarn künftig gehörenden Erbschaft jederzeit zu überblicken vermag. Im Zusammenhalt dieser Bestimmungen ergibt sich deshalb als Wille des Gesetzes, daß der Vormalshaber in das gemäß § 1640 dem Vormundschaftsgericht einzureichende Verzeichnis auch die einzelnen Gegenstände mit aufnehmen hat, die zu der ihm selbst als Vorberben angefallenen, dem Kinde seinerzeit als Nachbarn herauszugebenden Erbschaft gehören. Das R.G. hat betr. Beschl. v. 31. Jan. 07, B. 385/06 IV. — Darmstadt.

4. § 400 BGB. verb. mit § 850 ZPO. Abtretung eines Kompetenzanspruchs darum unzulässig, weil es sich um eine nicht pfändbare Forderung handelt.

Die Klägerin ist die Witwe (nicht Erbin) des verstorbenen Beklagten eines Fideikommissgutes. Das Gut war mit einem Pfandbriefdarlehen des Beklagten belastet und von diesem im Kreditschreiben gemäß seiner statutarischen Bestimmungen — vorher schon auf Grund der ihm in der Fideikommissur vom Jahre 1886 eingeräumten Aufsichtsbefugnisse — in Zwangsverwaltung genommen worden. Für die Zeit vom 1. Januar 1901 an

sind keine Gutseinkünfte an den Besizer abgeführt worden. Die Klägerin klagt auf Zahlung von 3250 Mark nebst Zinsen, ist aber in beiden Instanzen abgewiesen worden, ihre Revision ist zurückgewiesen worden: Die Klägerin ist der Meinung, daß der Kompetenzanspruch insoweit für begründet anzuerkennen müsse, als er auf die Abtretung dieses Anspruchs seitens des verstorbenen Fideikommissbesizers an die Klägerin gegültig ist. Der Berufungsrichter hat auch dies abgelehnt und zwar mit der Begründung, daß der Kompetenzanspruch des Mannes, eben weil er auf die Befreiung von Einkünften gerichtet sei, die nach § 850 BPO nicht gepfändet werden dürfen, auch nicht an einen andern abgetreten werden dürfe, wie ausdrücklich in § 400 BGB. vorgeschrieben sei. Die Revision macht geltend, daß die sinngemäße Auslegung des § 400 die Abtretung einer Kompetenz dann als wirksam anerkannt werden müsse, wenn sie an die alimentationsberechtigten Ehefrau geschähe, sei, zumal wenn umgekehrt diese den Ehemann aus ihren Mitteln unterhalten habe. Sie verweist dabei auf die §§ 366, 367 I. 16 ALR., worin die Aufrechnung gegen Alimentationsansprüche in gewisser Weise eingeschränkt wurde. Um eine Aufrechnung handelt es sich gegenwärtig nicht, es kann aber auch selbstverständlich eine Bestimmung des früheren Rechts für die Auslegung des geltenden Rechts nicht ins Gewicht fallen, wenn dessen Auslegung so zweifelhaft ist wie die des § 400 BGB., der klipp und klar dahin lautet, daß eine Forderung nicht abgetreten werden kann, soweit sie der Pfändung nicht unterworfen ist. Der in § 850 BPO. behandelte sogenannte Kompetenzanspruch ist der Pfändung nicht unterworfen, auch nicht zu einem Teile. Es sind auch nicht etwa die gesetzlichen Unterhaltsansprüche, auch nicht die der Ehefrau, durch irgend eine gesetzliche Bestimmung allgemein mit dem Vorzugrecht ausgestattet worden, daß Pfändungsverbote ihnen gegenüber nicht in Betracht kämen, sondern dies ist, wie der Berufungsrichter mit Recht bemerkt, in Abs. 4 des § 850 aus angeordnet worden für die in den beiden vorhergehenden Abs. 2 und 3 erwähnten Fälle und noch bezüglich in Abs. 1 Biff. 1 behandelten Arbeits- und Dienstlohn nach näherer Vorchrift des sogenannten Lohnbeschlagnahmengesetzes. Zu diesen Ausnahmen zählt der Kompetenzanspruch aus Biff. 3 nicht. C. v. R., II. v. 30. Febr. 07, 28106 V. — Berlin.

5. § 826 BGB. Verstoß gegen die guten Sitten bei einem arglistigen Verhalten der Hypothekengläubiger in der Zwangsversteigerung.]

Mit Recht beschäftigt sich die Revision über unzureichende Widerlegung des Einwandes, den der Beklagte dahin erhoben hatte, daß insolge arglistigen Verhaltens der Klägerin bei der Zwangsversteigerung des Pfandgrundstücks ihre Hypothek nicht zur Geltung gekommen sei und daß sie deshalb einen Anspruch aus der persönlichen Schuld gegen ihn nicht geltend machen dürfe. Der Berufungsrichter lehnt diesen Einwand mit folgender Begründung ab: Eine Vereinbarung der Klägerin mit dem Interferenten der Zwangsversteigerung R. sich bei der Zwangsversteigerung des Wietens zu enthalten, stelle einen Verstoß gegen das Strafrecht, insbesondere gegen den § 270 PreStGB. vom 14. April 1851, nicht dar; sie könne aber auch eine Schadenersatzpflicht nicht begründen, weil die Hypothekengläubiger keine Dilligenz zugunsten des Schuldners dahin zu

leihen hätten, daß die Hypotheken herausgehoben würden. Der Tatbestand des § 826 BGB. sei hier nicht gegeben. Unbedenklich ist zwar die Annahme des Berufungsrichters, daß der Tatbestand des § 270 PreStGB. hier nicht vorliegt, der denjenigen mit Strafe bedroht, der andre zum Wilteten oder Weiterbieten bei Zwangsversteigerungen durch Gewalt oder Drohung oder durch Zuführung oder Gewährung eines Vorteils abhält. Im vorliegenden Fall soll nach der Behauptung des Beklagten die Klägerin den R., oder dieser die Klägerin, nicht durch derartige Mittel vom Bieten abgehalten, beide vielmehr sollen miteinander vereinbart haben, nicht mitzubieten und den dadurch erzielten Vorteil unter sich zu teilen. Sind aber die vom Beklagten hinsichtlich dieser Vereinbarung aufgestellten tatsächlichen Behauptungen richtig — was noch festzustellen bleibt —, so entfällt die Vereinbarung und ihre Durchführung einen Verstoß gegen die guten Sitten im Sinne des § 826 BGB. Diese Vorschrift bestimmt: „Wer in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einen andern vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem andern zum Ersatz des Schadens verpflichtet.“ Daß ein vorsätzliches Handeln zum Schaden des Beklagten in dem behaupteten Verhalten der Klägerin zu finden wäre, ist nicht zu bezweifeln. Die Vereinbarung durch Unterlassen des Wietens zu bestehen, daß ein beauftragter Dritter das Pfandgrundstück unter dessen Wert zu einem geringen Preise erwerbe, es dann zu einem höheren Preise zugunsten der Betrachtsiehenden zu verwerten, kann nur in dem Bewußtsein getroffen sein, denjenigen zu schädigen, der bei Erzielung eines höheren Steigpreises Anspruch auf den Überschuß gehabt hätte. Wer mit diesem Bewußtsein handelt, hat auch die Schadenersatzpflichten gewollt, und mehr ist zur Annahme einer vorsätzlichen Schädigung nicht erforderlich. Die Klägerin hat zwar bei der behaupteten Handlungsweise in erster Reihe ihren Vorteil gesucht, der Begriff der „Vorsätzlichkeit“ erfordert aber keineswegs eine Willensrichtung dahin, daß es lediglich darauf abgesehen sei, einem andern Schaden zuzufügen (RG. 62, 139; 63, 148). Es ist auch nach Lage des Falls anzunehmen, daß dem Beklagten ein Schaden wirklich entstanden ist, wenn die volle oder doch teilweise Deckung der Hypothek der Klägerin aus dem Pfandgrundstück durch die behauptete Vereinbarung verhindert worden ist. Zwar bedürfen in dieser Beziehung die vom Beklagten geltend gemachten Tatsachen noch in mehrfacher Hinsicht der Ergänzung, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Verkauf der Hypothek und dem Verhalten der Klägerin darzutun, insbesondere fehlen genauere Angaben über die hypothekensichere Befreiung des Pfandgrundstücks und dessen Wert zur Zeit der Zwangsversteigerung. Das Berufungsgericht wird aber durch Ausführung der Fragepflicht nach § 139 BPO. dem Beklagten Gelegenheit zu geben haben, die zur Schließlichkeit seines Vorbringens erforderlichen Angaben nachzuholen. Die behauptete Handlungsweise der Klägerin verstößt endlich auch gegen die guten Sitten. Der § 826 BGB. begreift, illoyalen Schädigungen im Verleuge dazubringen. Gerade eine solche illoyale Schädigung wird hier der Klägerin zum Vorwurf gemacht. Zwar besteht für Hypothekengläubiger weder eine rechtliche noch eine faktische oder Halbanbspflicht, bei der Versteigerung des Pfandgrundstücks mitzubieten oder gar ihre Hypothek heraus-

publiziert, und es kann deshalb zugegeben werden, daß die Vereinbarung zweier Hypothekengläubiger, sich des Wertes zu enthalten, für sich allein noch nicht gegen die guten Sitten verstößt, d. h. das bei allen billig und gerecht Denkenden herrschende Anstandsgefühl verletzt. Ob dabei ein Dritter Schaden erleidet, macht keinen Unterschied. Hier aber sollen die Vertragschließenden weitergegangen sein und planmäßig dahin gewirkt haben, daß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zuwider ihnen ein Teil des Wertes des Pfandgrundstücks auf Kosten des Beklagten zufiel. Sie sollen einen Dritten als Strohmann beauftragt haben, das Grundstück für sie billig und zu einem Preise zu erwerben, durch den die Klägerin mit ihrer Hypothek nicht gedeckt wurde, so daß sie ihre persönliche Forderung erhielt, während sie daneben noch durch Weiterveräußerung des billig erstandenen Grundstücks für ihre Rechnung einen Teil des wahren Grundstückswertes für sich gewann, der zunächst zur Befriedigung der Hypothekengläubiger hätte dienen sollen. Gang hiernach hat die Klägerin bei der Vereinbarung mit R. davon aus, diesen von der Abgabe eines Gebots abzuhalten, durch das die Hypothek der Klägerin ganz oder doch zum Teil Dedung fand, so hat sie in inoffizieller Weise zu ihrem Vorteil und zum Schaden des Beklagten den Zweck der geschlossenen Zwangsversteigerung vereiteln wollen, der dahin geht, durch Erzielung eines möglichst hohen, dem Grundstückswert entsprechenden Gebots bei freier Konkurrenz der Bieter die möglichst vollständige Dedung der auf dem Grundstück bestehenden Lasten zu erreichen. Entsprechend dieser Auffassung steht auch das Urteil des VI. JS. des RG. vom 11. Juli 1904 VI. 514/05 (JRB. S. 537 Nr. 5) auf dem Standpunkte, daß die sogenannten *pacta de non liceant* zwar nicht grundsätzlich und nicht immer als sittenlich verwerflich zu erachten seien, dies aber dann anzunehmen sei, wenn die besondere Beschaffenheit des Falles den Vertrag zu einem unethischen stempelt. L. e. D. & G., II. v. 29. Jan. 07, 223/06 VII. — Breslau.

6. § 847 BGB. Hinsichtlich des Anspruchs wegen immateriellen Schadens bedarf es im Falle des § 847 keiner besonderen Feststellung.]

Durch Urteil des RG. ist die auf Schadenersatz für Körperverletzung, Gesundheitschädigung und Sachbeschädigung gerichtete Klage abgewiesen worden. Das Berufungsgericht erklärte den Schadenersatzanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Der Beklagte meint, es fehle an der nötigen Begründung für die Annahme, daß dem Kläger in jeder einzelnen der von ihm geltend gemachten Beziehungen überhaupt irgend ein Schaden entstanden sei, ohne welche ein so allgemein gefaßtes Zwischenurteil über den Grund des Anspruchs nicht hätte erlassen werden dürfen. Der Kläger hatte gefordert Ersatz für Heilungskosten, für die Beschädigung einer Zoppe und für immateriellen Schaden (nach § 847 Abs. 1 BGB.), sowie eine Rente als Entschädigung für verminderte Erwerbsfähigkeit und vermehrte Bedürfnisse. Der Beklagte hat nun gerügt, daß das Berufungsgericht sich begnügt habe mit der Feststellung, der Kläger habe Heilungskosten ausweisen müssen, und keine Zoppe sei beschädigt worden. Zunächst würde hieraus nun niemals die Aufhebung des ganzen Zwischenurteils sich ergeben können, sondern höchstens soweit es die beiden anderen Schadenersatz-

ansprüche dem Grunde nach für berechtigt erklärt hat; aber auch insoweit ist der Antrag nicht begründet. Der Beklagte hat sich auf die Entscheidung des erkennenden Senates in der Sache VI. 514/05 berufen, die in der JRB. S. 386 als Rr. 12 gedruckt ist. An der dort ausgesprochenen Ansicht, daß für jeden einzelnen Schadenersatzanspruch erst feststellen muß, daß irgend ein Schaden dieser Art überhaupt entstanden ist, wird auch festgehalten. Aber für den immateriellen Schaden jedenfalls bedarf es, wenn einer der in § 847 BGB. als Voraussetzungen für den Ersatz in Geld hingestellten Fälle überhaupt vorliegt, nach der Natur der Sache niemals einer besonderen Feststellung, wie abweichend von einer in den Urteilsgründen zur Sache VI. 217/06 vorzunehmenden Bemerkung anzunehmen ist. R. e. B., II. v. 21. Febr. 07, 271/06 VI. — Berlin.

7. §§ 1373, 1375, 1376 BGB. Umfang des gesetzlichen Verwaltungsrechtes des Eheannes. Erfüllung eines von zwei Ansprüchen, die dem Ehemann bzw. der Ehefrau zustehen, seitens des Schuldners.]

Die Klägerin beantragt vom Beklagten Schadenersatz, weil er zwei Sparkassenbücher, die ihr Eigentum gewesen und in ihrem Auftrag von ihrem verstorbenen Ehemann dem Beklagten als Kaution übergeben worden seien, unterschlagen an den Ehemann zurückgegeben und dadurch verschuldet habe, daß die Einlagen von diesem abgehoben und ihr entzogen seien. Das RG. hob das verurteilende Urteil des LG. auf und wies die Klage ab: Begründet ist der Einwand der Revision, daß das Berufungsgericht den § 1376 BGB. durch unrichtige Anwendung und den § 1373 BGB. durch Nichtanwendung verlegt habe. Die beiden Sparkassenbücher gehörten zum eingebrachten Gut der Klägerin. Nach § 1373 BGB. ist der Mann berechtigt, die zum eingebrachten Gut gehörigen Sachen in Besitz zu nehmen. Hierbei handelt es sich um ein eigenes, von dem Willen der Frau unabhängiges gesetzliches Recht des Mannes, welches ihm nicht nur gegenüber der Frau, sondern auch gegenüber jedem Dritten zusteht. War hiernach der Mann kraft gesetzlichen eigenen Rechts befugt, die Herausgabe der Sparkassenbücher vom Beklagten, nachdem dieser auf die Kaution verzichtet hatte, zu verlangen, so war der Beklagte auch berechtigt und sogar verpflichtet, die Sparkassenbücher an den Mann herauszugeben. Das Berufungsgericht irrt, wenn es die Befugnis des Mannes zur Empfangnahme der Sparkassenbücher nun deswegen beschränkt, weil derselbe nach § 1376 in Verbindung mit § 1376 BGB. zur Verfügung über die Forderung der Frau nicht berechtigt gewesen sei. Aber die Forderung der Frau aus dem Verpfändungsvertrag hat der Mann nicht verfügt, wenn er kraft seines gesetzlichen Rechtes handelte, die zum eingebrachten Gut gehörigen Sachen in Besitz zu nehmen. Eine Verfügung des Mannes über die Forderung der Frau kann auch nicht daraus hergeleitet werden, daß durch die Zurückgabe der Sparkassenbücher an den Mann die Forderung der Frau aus dem Verpfändungsvertrag erlosch. Es bestanden zwei Ansprüche auf Herausgabe: einmal der Anspruch der Klägerin aus dem Verpfändungsvertrag und sodann der gesetzliche Anspruch des Mannes aus § 1373 BGB. Beide Ansprüche hatten den nämlichen Gegenstand, und jeder der beiden Gläubiger war berechtigt, die ganze

Leistung zu fordern, der Beflagte aber die Leistung nur einmal zu bewirken verpflichtet. Durch Erfüllung des einen Anspruchs wurde daher auch der andere erfüllt (§§ 432, 428 BGB.). Das Gelingen der Forderung der Frau aus dem Verpfändungsvertrag ist daher gesetzlich Folge der Erfüllung des dem Mann nach § 1373 BGB. zustehenden Rechtes auf den Besitz. R. a. S., II. v. 15. Febr. 07, 299/06 III. — Dresden.

S. §§ 1667, 1668, 1670 BGB. verb. mit § 916 ff. ZPO. Unterschied zwischen einer Klage auf vormundschaftsgerichtlich angeordnete Sicherheitsleistung gegen den Vater wegen Anspruchs des Kindes und gestelltem Arrestantrag.]

Der Arrestbeflagte schuldet seiner Tochter, der durch ihren Pfleger vertretenen Arrestklägerin, 45 000 Mark, die er mit 3 Prozent zu verzinsen und bei Eintritt der Volljährigkeit der Arrestklägerin dieser heraus zu zahlen hat. Durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts, wurde dem Arrestbeflagten aufgegeben, Sicherheit für das erworbene Kindesvermögen zu leisten, weil dasselbe infolge der schlechten Vermögenslage des Arrestbeflagten gefährdet erscheine. Der Arrestbeflagte bot demnach Sicherheit mit einer Versicherungspolice an. Nach Ablehnung dieser Sicherheit durch das Vormundschaftsgericht, erklärte der Arrestbeflagte, daß er überhaupt keine Sicherheit leiste. Auf Antrag des bestellten Pflegers wurde darauf der dingliche Arrest in das Vermögen des Arrestbeflagten angeordnet und in Ausführung der Arrestanordnung eine Forderung des Arrestbeflagten an den Nachlaß seines Vaters gepfändet. Das Berufungsgericht hob den Arrest auf. Die Revision der Arrestklägerin wurde zurückgewiesen: Vorliegend verlangt die Klägerin im Prozeßwege auf Grund der §§ 916 ff. ZPO. den Erlaß des dinglichen Arrestes gegen ihren Vater wegen Gefährdung des von dem letzteren verwalteten Kindesvermögens. Dieser Antrag ist grundsätzlich zulässig. Die Bestimmungen der §§ 1667, 1668, 1670 BGB. stellen sich ihm nicht entgegen. Freilich hat hiernach, wenn das Vermögen des Kindes dadurch gefährdet wird, daß der Vater die mit der Vermögensverwaltung oder die mit der Ausübung der verbundenen Rechte verlegt oder daß er in Vermögensverfall gerät, das Vormundschaftsgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen. Insofern liegt auch dem Vormundschaftsgericht ob, bei Unzulänglichkeit anderer Maßnahmen dem Vater Sicherheitsleistung für das seiner Verwaltung unterliegende Vermögen aufzuerlegen. Es muß auch nach § 1670 anerkannt werden, daß im letzteren Falle zur Durchsetzung der vormundschaftsgerichtlich angeordneten Sicherheitsleistung kein anderes Zwangsmittel gegeben ist, als die Entziehung der Vermögensverwaltung durch das Vormundschaftsgericht. Zur Durchführung der vormundschaftsgerichtlich angeordneten Sicherheitsleistung ist danach auch nicht eine Klage im ordentlichen Rechtsweg gegeben. Diese Art der Regelung empfiehlt sich, führen die Motive zum ersten Entwurfe Bd. 4 S. 810 aus, deshalb, weil die direkte Erzwingbarkeit der Sicherheitsleistung unter Umständen für den Inhaber der elterlichen Gewalt wegen der damit für ihn verbundenen Kreditgefährdung große Härten mit sich bringen und gegen das eigene Interesse des Kindes den Vermögensverfall und die Untergrabung der wirtschaftlichen Existenz des Inhabers der elterlichen Gewalt und seiner ganzen

Familie herbeiführen könne. Allein um eine Klage auf Vollziehung eines vormundschaftsgerichtlichen Beschlusses handelt es sich nicht. Der hier in Frage stehende Arrestantrag stützt sich selbständig auf das Prozeßrecht. Er ist an wesentlich andere Voraussetzungen geknüpft als die Einküßnisse des Vormundschaftsgerichts. Das Arrestgesetz hat nach der grundlegenden Entscheidung des RG. in Bd. 3 S. 616 zur wesentlichen Voraussetzung die Besorgnis, daß der Schuldner Vermögensrückstände beiseite und dadurch dem Gläubiger das Objekt seiner Befriedigung entziehe. Im Gegensatz dazu genügt für die Anordnung der § 1667 ff. BGB. die Tatsache des Vermögensverfalls. Danach liegen wesentlich unter sich verschiedene Verfallensarten vor. Es ist ohne weiteres klar, daß alle jene Gesichtspunkte der Motive zum ersten Entwurfe nicht für den Fall zutreffen, wenn der elterliche Gewaltinhaber Vermögensobjekte zum Schaden seiner Gläubiger beiseite schafft. Der durch die §§ 1667 ff. BGB. gewährte Rechtsschutz, insbesondere die Entziehung der Vermögensverwaltung zur Erzwingung der Sicherheit würde sich hier so auch sonst oft, wo wirkliche Arrestgründe vorliegen, als unzulänglich herausstellen. Das Arrestverfahren der ZPO. zur Sicherung gefährdeter Gläubigeransprüche behält hiernach auch gegenüber den §§ 1667 ff. BGB. seine besondere Berechtigung und Geltung. Trotzdem das Berufungsgericht von der Zulässigkeit des Arrestantrags an sich ausgiht, hat es demnach denselben abgewiesen, weil ein Arrestgrund nicht glaubhaft gemacht sei. Nichtstimmter des Berufungsgerichts lassen sich hierbei nicht erkennen. Es ist richtig, daß das Verhalten eines Verschönders, der ziel- und maßlos übermüßige und unnütze Ausgaben macht, an sich einen Arrestgrund herzustellen vermag. Gewiß kann auch an und für sich in dem ablehnenden Verhalten des Schuldners gegenüber dem vormundschaftsgerichtlichen Klage zur Sicherheitsleistung nach den Umständen des Falles ein Arrestgrund liegen. Indessen ist nicht ersichtlich, daß das Berufungsgericht alles dies verkannt hat, wenn es schließlich auf Grund konkreter Würdigung die Überzeugung ausspricht, es sei nicht glaubhaft gemacht, daß der Beflagte Vermögensobjekte dem Zugriff der Gläubiger entziehen wolle. R. a. M., II. v. 18. Febr. 07, 483/06 IV. — Berlin.

S. §§ 2079, 2303 BGB. Erfordert die Ansetzung eines Testaments wegen Übergang eines Nichtrechtsberechtigten ein Wissen des Erblassers von der Richterfügen des Berechtigten?

Am 19. Oktober 1904 starb die Mutter der Parteien. Ihre gesetzlichen Erben waren neben ihren drei Kindern (den Parteien) der Ehemann, der etwa 25 Jahre vorher nach Amerika ausgewandert war. Sie hinterließ ein Testament, dessen § 1 dahin lautet: „Da mein Ehemann vor 25 Jahren nach Amerika ausgewandert und voraussichtlich nicht mehr am Leben ist, so erмене ich zu meinen Erben meine Kinder — —.“ Der Ehemann setzt das Testament durch Erklärung gegenüber dem Nachlassgericht an, weil er als Pflichtteilsberechtigter übergangen sei. Kurze Zeit darauf starb er nach Deutschland zurück und starb am 5. Juni 1906. Die Parteien find auch seine gesetzlichen Erben. Der Sohn macht hierauf im Klagewege die nach seiner Behauptung durch die Ansetzung des Testaments seitens ihres Vaters und Erblassers

eingetretene Nichtigkeit des Testaments geltend und zwar auf Grund des § 2079 BGB., weil ein Pflichtteilsberechtigter (sein Vater), dessen Vorhandensein der Erblasserin bei der Errichtung des Testaments nicht bekannt gewesen sei, übergegangen worden sei. Die beklagte Tochter widersprach. Das OLG. wies die Klage ab, das OLG. die Berufung zurück, das RG. hob auf und verwies zurück. Nach § 2079 BGB. kann eine letztwillige Verfügung angefochten werden, wenn der Erblasser einen zur Zeit des Erbfalls vorhandenen Pflichtteilsberechtigten übergegangen hat, dessen Vorhandensein ihm bei der Errichtung der Verfügung nicht bekannt war. Unstreitig war der Ehemann der Erblasserin ein zur Zeit des Erbfalls vorhandener Pflichtteilsberechtigter (§ 2303 BGB.) und im Testament der Ehefrau übergegangen. Es fragt sich nur, ob der Erblasserin das Vorhandensein dieses Pflichtteilsberechtigten bei der Errichtung ihres Testaments bekannt oder nicht bekannt war. Wäre ihr damals das Leben ihres vor vielen Jahren nach Amerika ausgewanderten Mannes bekannt gewesen, so würde der § 2079 mangels einer gesetzlichen Voraussetzung unanwendbar sein. Eine Anfechtung des Testaments aus dem genannten Grunde des § 2079 würde dann unzulässig sein und das Testament — unberührt des Pflichtteilsanspruchs des ausgeschlossenen Pflichtteilsberechtigten aus § 2303 — in Kraft bleiben. Dieser Fall des Bekanntseins liegt, wie beide Vorberichter annehmen, nicht vor. Die Erblasserin würde sonst auch nicht im Testament einleitend erklärt haben, ihr Ehemann sei voraussichtlich nicht mehr am Leben. Daß die Erblasserin bei Errichtung ihres Testaments gewußt habe, ihr Ehemann lebe noch, ist also nach dem getroffenen Feststellungen für ausgeschlossen zu erachten. Daraus folgt aber notwendig, daß der Erblasserin zur Zeit der Testamenterrichtung nicht bekannt war, daß ihr Ehemann noch lebe. Ist das der Fall, so ist die von dem Berufungsgerichte vermehrte Voraussetzung für die Anwendung des § 2079 gegeben. Wenn es für ausgeschlossen erachtet wird, daß jemandem eine gewisse Tatsache bekannt ist, so zwingt dies eben zu dem Schluß, daß ihm die Tatsache nicht bekannt ist. Bekanntsein und Nichtbekenntsein stellen zwei sich gegenseitig ausschließende Zustände im Bereiche menschlicher Vorstellungen dar. Wird das eine verneint, so muß das andere bejaht werden und umgekehrt. Eine dazwischen liegende Mutmaßung muß unter das Nichtbekenntsein fallen, weil es unmöglich ist, sie dem Bekenntsein unterzuordnen. Deshalb ist es rechtmäßig, wenn das Berufungsgericht ausführt, im Sinne des § 2079 sei das Nichtbekenntsein dahin aufzufassen, daß die Erblasserin bei Errichtung des Testaments von der bestimmten und deutlichen Vorstellung befreit gewesen sein müsse, ihr Mann sei tot. Richtig ist hieran nur, daß, wenn die Erblasserin geglaubt hat, ihr Mann sei tot, ihr das Leben des Mannes nicht bekannt gewesen sein muß. Aber das Berufungsgericht schirkt über das Ziel hinaus, wenn es sich mit der Feststellung, die Erblasserin habe nicht gewußt, ihr Mann lebe noch, nicht begnügt, sondern noch weiter verlangt, daß sie ihn für bereits gestorben gehalten haben müsse. Auch wenn die Erblasserin nur von der Mutmaßung erfüllt gewesen ist, ihr Mann lebe nicht mehr, so war ihr das Leben des Mannes eben nicht bekannt. Im ersten Entwurfe eines BGB. befanden

sich im § 1782 (jetzt 2079) hinter den Worten: „bekannt war“, noch die Worte: „von welchem der Erblasser insbesondere annahm, daß derselbe gestorben sei.“ Die Einschaltung dieser Worte bezweckte nur eine Hinweisung auf einen häufiger vorkommenden Fall. Bgr. Vb. 5, 53. Schon bei der zweiten Lesung wurden die eingeschalteten Worte jedoch weggelassen. Die Entstehungsgeschichte zeigt also gleichfalls, daß es keineswegs erforderlich ist, die Erblasserin müsse von der bestimmten und deutlichen Vorstellung befreit gewesen sein, der Übergebene sei tot. Der § 2079 stellt keine Auslegungsvorgabe auf, sondern gibt dem übergebenen Pflichtteilsberechtigten unmittelbar ein Anfechtungsrecht. Der gesetzgeberische Grund ist der, daß angenommen wird, der Erblasser würde wahrscheinlich so nicht verfügt haben, wenn er gewußt hätte, daß der Übergebene noch vorhanden sei. Seine Verfügung beruhe daher auf Irrtum. In einem Falle, wie dem vorliegenden, wo der Erblasserin wenigstens das frühere Vorhandensein eines Pflichtteilsberechtigten bekannt war, wird freilich die Erwägung nahe liegen, die Erblasserin habe bedachtsamterweise auch mit der Möglichkeit gerechnet, die einmal vorhanden gewesene pflichtteilsberechtigte Person sei noch vorhanden. Die Übergebung könnte unter solchen Umständen als eine bewußte und absichtliche erscheinen. Allein das Gesetz macht einen besartigen Unterschied je nach Gestaltung der einzelnen Fälle nicht und es ist daher auch nicht gerechtfertigt, das Anfechtungsrecht schon aus dem Grunde allein zu verweigern, weil die Erblasserin, wie das Berufungsgericht annimmt, mit der Möglichkeit gerechnet habe, ihr Mann lebe noch. Der vorliegende Fall (Nichtbekenntsein des Vorhandenseins eines Pflichtteilsberechtigten) ist im § 2079 völlig gleichgerichtet dem Falle, daß ein Pflichtteilsberechtigter nachgeborn wird, also einem Falle, in dem die Vermutung, der Erblasser würde bei Kenntnis der Sachlage so nicht verfügt haben, eine viel dringendere ist. Die Gleichstellung müßte aber zu gleichmäßiger rechtlicher Beurteilung. Würde freilich die Feststellung des Berufungsgerichtes dahingehen, die Erblasserin habe ihren Ehemann absichtlich von der Erbfolge ausgeschlossen, so würde überhaupt nicht eine Übergebung, sondern eine Ausschließung vorliegen und es würde für die Anwendung des § 2079 überhaupt kein Raum sein, vielmehr nur ein Pflichtteilsanspruch aus § 2303 in Frage kommen. Das Berufungsgericht hat aber, wie bereits erwähnt, Übergebung des Ehemannes angenommen und diese Annahme in rechtsinwandiger Weise begründet. (Vgl. RG. IV. 6. 10. 04 in RM. 59, 60 und RG. IV. 3. 3. 02 ebenda 50, 238.) Allerdings heißt es an einer Stelle des Urteils: „Danach rechnete aber die Erblasserin mit dem Leben eines Pflichtteilsberechtigten, den sie übergegangen hat. Bei dieser Sachlage ist nur die Schlussfolgerung möglich, daß Frau E. B. ihren Mann nicht hat bedenken wollen. Das schließt aber die Anwendung des § 2076 BGB. Satz 1 aus — —.“ Ob das Berufungsgericht hiermit zum Ausdruck bringen wollte, die Erblasserin habe ihren Ehemann von der Erbfolge ausgeschlossen, erscheint zweifelhaft. Wie dem auch sein möge, immerhin handelt es sich lediglich um eine im Wege der Schlussfolgerung gewonnene Ansicht und diese Schlussfolgerung beruht, wie oben gezeigt, auf einer rechtswidrigen Auslegung des § 2070 BGB. Ob bei richtiger Aus-

legung des § 2079 BGB. und richtiger Würdigung des Wortlautes des (§ 1) Ausschließung überhaupt in Frage kommen kann, bleibt der nachmaligen Befassung des Berufungsgerichts vorbehalten. Z. d. B., U. v. 18. Febr. 07, 292/06 IV. — Raumbezug.

Bildungsordnung.

10. § 234 ZPO. Die Wiedereinsetzungsfrist nach Ablauf einer Rechtsfrist beginnt erst, wenn das Hindernis tatsächlich gehoben ist, nicht schon zu der Zeit, zu welcher es gehoben werden konnte.]

Der Kläger ist mit seiner Klage durch ein am 28. Dezember 1905 zugestelltes Urteil des G. abgewiesen worden und hat durch den Armenanwalt am 6. April 1906 Berufung mit dem Antrag eingelegt, ihm gegen den Ablauf der Rechtsfrist Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu erteilen. Das OLG hat die Berufung als unzulässig verworfen. Das AG hob auf und verwies zurück: Das Berufungsgericht erkennt an, daß der Kläger das Armenrecht rechtzeitig nachgesucht hat und daß dessen Ablehnung durch das OLG, die Versäumung der Berufungsfrist zur unwiderruflichen Folge hatte, so daß an sich die Voraussetzungen der Wiedereinsetzung nach § 233 Abs. 1 ZPO vorliegen. Es nimmt aber an, daß die Frist zur Nachscheidung der Wiedereinsetzung (§ 234 Abs. 1 ZPO) nicht getrauert worden ist. Zwar sei das Hindernis, das die Einlegung der Berufung entgegengestanden habe, tatsächlich erst am 30./31. März 1906 durch die Bestellung und Benachrichtigung des Armenanwalts beseitigt worden, als Beseitigung im Sinne des § 234 Abs. 2 ZPO. sei aber auch das Ausbleiben der Unabweisbarkeit anzunehmen, und die Eigenschaft der Unabweisbarkeit habe das Hindernis mindestens am 15. März 1906 verloren. Denn wenn der Kläger, nachdem ihm am 24. Januar 1906 der ablehnende Bescheid des OLG zugestellt worden, ohne Verzug, d. h. höchstens innerhalb 3 Wochen, die Bescheidurtheile eingelegt hätte, würde ihm spätestens innerhalb eines weiteren Monats, also bis zum 15. März, der Armenanwalt bestellt worden sein. Diese Ausführungen des Berufungsgerichts haben insofern etwas für sich, als sie eine schnellere Abwicklung der Prozesse herbeizuführen geeignet sind, das Berufungsgericht verkennt aber nicht, daß es sich mit einer Reihe von Urteilen des AG im Widerspruch befindet. Es beruft sich für seine Ansicht auf das abzuweisende Urteil des VI. ZS. vom 25. Oktober 1900 AG. 47, 377, in diesem Falle lag aber die Sache insofern anders, als zwischen der Berufung des Armenrechts und der Einlegung der Beschwerde ein ununterbrochener Zeitraum von mehr als 10 Monaten verstrichen war. Ähnliche Erwägungen, wie in diesem Urteil des VI. ZS., finden sich übrigens auch in dem Erkenntnis des IV. ZS. vom 16. Oktober 1902 ZB. 02 S. 604 Nr. 6, doch wird dieses Urteil auch für die entgegengegesetzte Ansicht verwertet (Petersen-Remel-Kruger, 6. Aufl. Anm. 4 zu § 234 ZPO.) und kommt jedenfalls deshalb nicht in Betracht, weil es schließlich zur Bewilligung der Wiedereinsetzung gelangte, jene Erwägungen daher nicht den Entscheidungsgrund bildeten, vielmehr nur beiläufiger Natur waren. Nicht in Betracht kommen auch die Urteile des I. ZS. in der ZB. 94 S. 179 Nr. 2 und 99 S. 3 Nr. 9, weil sie sich nur mit der Beschwerdeführung innerhalb der Rechtsfrist beschäftigen. Demgegenüber legen die Urteile des

V. ZS. vom 20. Januar 1883 AG. 8, 376), des III. ZS. vom 16. April 1887 (Gerichtsbeir. 32, 407) und des VI. ZS. vom 12. Januar 1891 (ZB. 91 S. 119 Nr. 3) nach Ablauf der Rechtsfrist an das Verhalten der Partei einen weniger strengen Maßstab als der Begründung an, daß dieses Verhalten für die Versäumung der Rechtsfrist nicht mehr kaufend sei. In dem Urteil des V. ZS. vom 9. Oktober 1896 (V 78/95 ZB. 95 S. 518 Nr. 4) und des VI. ZS. vom 26. Mai 1898 (ZB. 98 S. 433 Nr. 2) ist dann der Grundsatz aufgestellt, daß für den Beginn der Wiedereinsetzungsfrist nach § 212 (jetzt § 234) Abs. 2 ZPO. der Zeitpunkt maßgebend sei, zu dem das Hindernis tatsächlich gehoben worden ist, und nicht der Zeitpunkt, zu dem es gehoben werden konnte. Gegenüber der Gefahr einer ungebührlichen Verzögerung des Wiedereinsetzungsantrags wird auf die Frist des Abs. 3 a. a. D. hingewiesen. Derselben Ansicht sind auch die Kommentare von Petersen (Remel-Kruger) 6. Aufl. Anm. 4 zu § 234 ZPO. und von Gaupp-Stein, 8./9. Aufl. Anm. 6 a. a. D. Diese Ansicht hat den Wortlaut des Gesetzes für sich und vermeidet die Schwierigkeiten in der Berechnung des Anfangstermins, mit denen die andere Ansicht zu kämpfen hat, die deshalb gestempelt erscheint, auch im Wortlaut des Gesetzes keine Stütze hat. Von der früheren Ansicht des Senates abzugehen, liegt deshalb kein Grund vor, bietet auch die Ansicht des VI. ZS. AG. 47, 377 keinen Anlaß. Der Fall, der dieser Entscheidung zugrunde lag, war, wie bereits erwähnt, ganz anders gestaltet, es handelte sich dort um eine so grobe Nachlässigkeit, daß die Annahme eines Verdictes nahe lag und jedenfalls, wie das Urteil hervorhebt, eine völlig klare Sachlage in betref der Kaufkraft des Verschuldens geschaffen war. Ob in einem solchen Falle dem VI. ZS. beizutreten wäre, bedarf keiner Erwiderung, denn der vorliegende Fall liegt nicht anders, wie der in dem Urteil beschriebene VI. Senat vom 26. Mai 1898 einschickende, und nicht wesentlich anders, wie der dem erkennenden Senat in dem Urteil vom 9. Oktober 1896 unterbreitete. Diese Urteile sind in dem neueren Urteil des VI. ZS. (47, 377) gar nicht erwähnt und es ist um so weniger anzunehmen, daß der VI. ZS. davon habe abweichen wollen, als er dies mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Urteile anderer Senate ohne Beschluß der VerZS. gar nicht tun konnte. Im Gegenteil deutet die Bemerkung, daß jeder Zweifel dem Antragsteller zugute kommen müsse, darauf hin, daß der VI. ZS. trotz der allgemeinen Fassung seiner Begründung in irgendein zweifelhaften Fällen es bei der früheren Übung belassen wollte. Zweifellos daran, ob die dem Berufungsgericht für die Einlegung und die Erhebung der Beschwerde ausgemessenen Fristen unter allen Umständen ausreichend waren, aber sind nicht von der Hand zu weisen. Hier nach war, ohne daß es der Einholung einer Entscheidung der VerZS. bedurfte, das die Wiedereinsetzung verweigerte Urteil des Berufungsgerichts aufzuheben. Z. d. B., U. v. 16. Febr. 07, 548/06 V. — Dresden.

11. § 813 Nr. 3 ZPO. Geschehridriger Zustand.]

Mit Recht wird der Zustand als durchaus ungenügend und geschwehridriger angegriffen (ZPO. § 813 Nr. 3). Eine selbständige Schädigung des Sach- und Streitstandes enthält das Urteil nicht. Es wird verwiesen auf das Urteil I. Instanz,

auf die vom OLG. veranlassete Betreibungsaufnahme, auf 4 Schriftsätze des Beklagten und 2 des Klägers, die in der Berufungsinstanz erwachsen sind, ferner auf den Vertrag nebst Bescheinigung vom 12. Oktober 1901, Johann „auf die vom Beklagten vorgelegten Briefe, Urkunden und gütlichen Äußerungen“ ohne nähere Bezeichnung dieser Urkunden; endlich auf den Inhalt der Protokolle D. a. V. Die 6 Schriftsätze enthalten breite und gänzlich ungeordnete Ausführungen mit mannigfachen Wiederholungen, die in dieser Form jedenfalls nicht vorgetragen sein können und bei denen es erst einer sorgfältigen Vergleichung mit dem Tatbestande der I. Instanz unter Heraushebung und Ordnung des Geschehenen bedarf, um einigermaßen zu erkennen, was neu oder in Abweichung von den Vorträgen 1. Instanz behauptet ist. Keinesfalls ist sicher festzustellen, welche Urkunden zum Gegenstande der Verhandlung gemacht sind. Es ist aber auch anzunehmen, daß das Urteil auf dieser Mangelhaftigkeit des Tatbestandes beruht, denn die Entscheidung entbehrt fast durchweg einer sicheren und propergerichteten Grundlage. B. a. V., U. v. 16. Febr. 07, 343/06 I. — Gln.

12. § 554 ZPO. verk. mit § 7 u. 8 OZPO. Zulässigkeit der Begründung der Revision eines bayerischen Annahals vor Benachrichtigung der Entscheidung des OLG. über dessen Unzulässigkeit.)

In der mündlichen Verhandlung hat der Vertreter des Revisionsbeteiligten gegen die Zulässigkeit der Revision Bedenken angeregt, weil die Begründung der in der geschlossenen Frist und Form eingelegten Revision nicht gleichzeitig mit der Einlegung, sondern in einem besonderen Schriftsatz erfolgt, dieser Schriftsatz aber nicht von einem bei dem RG. zugelassenen Rechtsanwalt, sondern von einem bayerischen Annahalt unterzeichnet ist. Das Bedenken ist nicht gerechtfertigt. Die Revision gegen das am 4. April 1906 verkündete und, wie nachgewiesen, am 30. April 1906 zugestellte Urteil des OLG. München ist gemäß §§ 7 und 8 OZPO. bei dem in Bayern errichteten OLG. durch Einreichung der von dem Rechtsanwalt G., der in I. und II. Instanz als Prozeßbetreilmächtiger der Beklagten aufgetreten ist, gerechneten Revisionschrift ausweislich der Akten vom 28. Mai 1906, also in der geschlossenen Frist und Form, eingelegt und in einem von demselben Rechtsanwalt gerechneten, am 30. Mai 1906 bei dem OLG. eingegangenen Schriftsatz vom 26. Mai 1906 gemäß § 554 Abs. 1 und 2 ZPO. (n. F.) in der geschlossenen Frist begründet, aber auch in der geschlossenen Form. Denn nach § 7 Abs. 2 OZPO. hat das OLG. über seine Zulässigkeit bindend zu entscheiden, und nach § 8 Abs. 1 Satz 2 a. O. können die Parteien für alle dieser Entscheidung vorgehenden Handlungen sich durch jeden bei einem Land- oder Oberlandesgericht zugelassenen Rechtsanwalt vertreten lassen. An diesen Vorschriften ist durch das Gesetz, betreffend Änderungen der ZPO. vom 6. Juni 1906 nichts geändert. Nach § 554 Abs. 1 und 2 ZPO. in der Fassung dieses Gesetzes muß die Revision innerhalb Monatsfrist vom Ablauf der Revisionsfrist durch Einreichung eines Schriftsatzes bei dem Revisionsgericht begründet werden. Als solches ist aber im Sinne der §§ 7, 8 a. O. das OLG. so lange anzusehen, bis es sich für unzulässig erklärt hat, weil das RG. unzulässig sei. Dies folgt unmittelbar aus dem Satz 1 Abs. 1

des § 8 a. a. O. und die Vorschrift in Satz 2 dabeist ist deshalb auch auf die Revisionsbegründung des § 554 ZPO. (n. F.) anzuwenden. Derselbe kann nach dem § 554 Abs. 1 Satz 1 auch in der Revisionschrift enthalten sein, die im vorliegenden Falle nach § 7 Abs. 1 und § 8 Abs. 1 Satz 2 OZPO. der Zeichnung durch einen beim RG. zugelassenen Rechtsanwalt nicht bedurfte. Solche Zeichnung für einen besonderen, gleichzeitig oder überhaupt vor der Entscheidung des OLG. über die Zulässigkeit eingegangenen, die Revisionsbegründung enthaltenden Schriftsatz fordern, würde nicht nur dem Satz 2 des Abs. 1 des § 8 a. a. O. widersprechen, sondern bei Verzögerung der Entscheidung über die Zulässigkeit nach § 554 a. Abs. 1 ZPO. (n. F.) zum Verlust der Revision führen können. Die Entscheidung über die Zulässigkeit ist hier durch den am 2. Juni 1906 zugestellten Bescheid des OLG. vom 1. Juni 1906 dahin erfolgt, daß das OLG. zur Verhandlung und Entscheidung über die Revision der Beklagten unzulässig. Darnach ist die vor dieser Entscheidung eingelegte Revision in dem von dem Rechtsanwalt G. gerechneten Schriftsatz vom 26. Mai 1906 auch in der geschlossenen Form begründet und deshalb zulässig. St. a. J., U. v. 30. Jan. 07, 294/06 I. — München.

13. § 580 Rr. 7 ZPO. verlangt Vorlegung der Urkunde im Revisionsverfahren.)

Die angeordnete Entscheidung des OLG., daß die erhobene Revisionsklage nicht statthaft und demgemäß als unzulässig zu verwerfen sei, beruht keineswegs, wie die Revision meint, auf einem rechtlichen Irrtum; das OLG. hat vielmehr das Vorhandensein der Voraussetzungen des § 580 Rr. 7 b ZPO. mit Recht verneint. Nach dieser Gesetzesstelle findet die Revision statt, „wenn die Partei eine Urkunde aufweist oder zu beweisen in den Stand gesetzt wird, welche eine für günstiger Entscheidung herbeigeführt haben würde“. Wie das RG. bereits in dem — RG. 32, 372 — mitgeteilten Urteil vom 18. September 1893 dargelegt hat, liegt der Revisionsgrund des § 580 Rr. 7 b ZPO. nur dann vor, wenn es der Partei möglich wird, sich einer bisher unbekannt geworden oder doch unzugänglich gebliebenen Urkunde als Beweismittel nach den Regeln des Urkundenbeweises zu bedienen, so daß sie dieselbe, der Rechtschrift des § 420 ZPO. entsprechend, dem Gerichte vorlegen kann. Es genügt also nicht, daß die Partei von der neuen Urkunde hört, daß sie existiert, wo sich dieselbe befindet, und daß sie in den Stand gesetzt wird, die Schrift und den Inhalt der Urkunde durch andere Beweismittel, namentlich durch Zeugen, darzulegen. Die gesetzliche Voraussetzung, daß die Urkunde der Partei zugänglich wird und daß dieselbe namentlich in den Stand gesetzt wird, sich ihrer als unrichtigen Beweismittel durch Vorlage der Schrift zu bedienen, ist damit, wie das OLG. in zutreffender Weise angenommen hat, noch nicht erfüllt, und es ist entscheidend, wenn die Revision die Meinung vertritt, es müsse genügen, wenn der Antrag gestellt ist, das Kaiserliche Patk. um Vorlage der Akten, in denen sich die Urkunden befinden sollen, zu ersuchen. Die sämtlichen Urkunden, auf welche sich die Revisionsklägerin stützen möchte, sind ihr bis jetzt nicht zugänglich geworden; sie sollen in den Akten des Kaiserlichen Patk. R. 19555 IV/53 über eine abgewiesene Anmeldung B. aus dem Jahre 1896 vereinigt sein

und das Kaiserliche Patent. hat es durch einen ausführlich begründeten Beschluß abgelehnt, diese Akten der Klägerin zugänglich zu machen oder Abschriften aus denselben zu erteilen, weil es auf Grund des § 19 Abs. 3 PatG. sich für rechtlich verpflichtet erachtet, von Anmeldungen, Beschreibungen und Zeichnungen, welche nicht zur Erteilung eines Patentes, sondern zur Abweisung einer Anmeldung geführt haben, sowie von Beschläüssen auf solche Anmeldungen ohne ausdrückliche Zustimmung des Anmelders dritten Personen keine Kenntnis zu geben und diese Aktenstücke geheim zu halten. Daß der Anmelder A. seine Zustimmung erteilt hat und daß in dem erwähnten rechtlichen Standpunkt der Patentbehörde, gegen welchen der Beschwerdevortrag erhoben ist, der Grund liegt, warum die Urkunden, auf welche die Reklusionsklägerin sich nun stützen möchte, dieser nicht zugänglich werden, so daß sie dieselben nicht vorlegen und benutzen kann, ist unbestritten. Eine Ausnahme hiervon macht nur die Beschreibung vom 16. November 1898, von welcher die Klägerin unstreitig eine Abschrift besitzt. Diese hat sie aber, wie am Schluß des angefochtenen Urteils erwähnt ist, nicht beigebracht und auch nicht geltend gemacht, daß sie mit diesem Urteilsstück allein in Verbindung mit den Ergebnissen des früheren Verfahrens eine ihr günstige Entscheidung herbeiführen könnten. Für die Würdigung der Frage der Zulässigkeit der Reklusion kommt demnach dieses Schriftstück nicht in Betracht. R. e. v. B., II. v. 16. Febr. 07, 486/05 I. — Hamburg.

14. § 845 ZPO. in Verb. mit §§ 48, 49 Abs. 1 Ziff. 2 und § 231 RD. Verwirkung des Absonderungsrechts auf Grund eines Pfändungspfandrechts mit Verpfändung im Nachlassentwurf.]

Die Parteien sind darüber einig, daß die von der Diskontogesellschaft an den klagenden Kontokorrentkredit ausgezahlte Summe dem Beklagten gehört, wenn das Absonderungsrecht, welches der Beklagte in Anspruch nimmt, rechtlich begründet ist, und daß sie andernfalls zur Kontokorrente zu stehen hat. Das beanspruchte Absonderungsrecht stützt der Beklagte auf das Pfändungspfandrecht, das er an der durch Zahlung jener Summe getilgten Forderung des A. an die Diskontogesellschaft durch die Benachteiligung von der bevorstehenden Pfändung in Verbindung mit der demnach stillzulegenden Pfändung erworben zu haben behauptet (§ 845 ZPO., §§ 48, 49 Abs. 1 Ziff. 2 RD.). Da auf die Vollziehung des Arrestes nach § 928 ZPO. die Vorschriften über die Zwangsvollstreckung entsprechende Anwendung finden, der Arrestbefehl also einem vollstreckbaren Schuldtitel gleichsteht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auf Grund des Arrestbefehls, den der Beklagte gegen seinen Schuldner Z. erteilt hatte, die sogenannte außergerichtliche Verpfändung (§ 845 ZPO.) mit der ihr von dem Gesetz beizulegenden Wirkung vorgenommen werden konnte (Urteil des RG. vom 16. März 1873, RG. 8, 429). Selbstverständlich mußte aber die nachfolgende gerichtliche Pfändung, von deren frömmlicher Betreibung der Erwerb des Pfändungspfandrechts durch die Verpfändung nach § 845 Abs. 2 ZPO. abhing, in an sich rechtmäßiger Weise erfolgen, um diese Nachwirkung auf die Verpfändung üben zu können. Für das Fristerfordernis kam nicht in Betracht, daß im § 845 Abs. 2, sondern auch (was die Vorinstanzen anscheinend über-

sehen haben) die in § 929 Abs. 2 ZPO. enthaltene Fristbestimmung in Betracht, der jedoch ebenfalls genügt ist. Das Berufungsgericht hat nun den Erwerb des Pfändungspfandrechts durch die Verpfändung (und damit das Absonderungsrecht) darum verneint, weil der Pfändungsbefehl erst nach dem Tode des Schuldners der Diskontogesellschaft (Diskontogesellschaft) zugestellt worden ist, die durch diese Zustellung (§ 929 Abs. 3 ZPO.) erfolgte Pfändung also, um gültig zu sein, einer gegen den Nachlasspfleger lautenden Vollstreckungsklausel zu dem Arrestbefehl bedurft habe, diesem Erfordernis aber nicht genügt sei. Das Berufungsgericht stützt sich hierbei auf die Bestimmung des § 929 ZPO., wonach Arrestbefehle der Vollstreckungsklausel bedürfen, wenn die Vollziehung gegen einen anderen als den in dem Befehle bezeichneten Schuldner erfolgen soll. Hiergegen ist von der Revision bei ihrem mündlichen Ausführungen geltend gemacht worden, es habe sich im November 1903 nicht um Vollziehung des Arrestbefehls gegen einen anderen als den in dem Befehle bezeichneten Schuldner gehandelt, da der damals bestellte Nachlasspfleger „die Personlichkeit des verstorbenen Schuldners Z. fortgesetzt habe“. Diese Ausführung ist verfehlt. Daß auf Grund eines gegen den Erblasser erteilten vollstreckbaren Schuldtitels die Zwangsvollstreckung gegen den Erben erst nach Erteilung der gegen diesen lautenden Vollstreckungsklausel zulässig ist, ergibt sich aus § 750 ZPO., könnte aber nicht der Fall sein, wenn jene Personeneinheit zwischen Erblasser und Erben in der hier fraglichen Hinsicht an das Gesetz beiderseitigen Gehalts wäre. Was aber bezüglich des Erben gilt, muß erst recht bezüglich des Nachlasspflegers gelten, der nicht selbst Erbe ist, sondern diesen zu ermitteln und in gewisser Hinsicht zu vertreten hat. Gleichwohl geht der Berufungsrichter fehl, wenn er wegen Fehlens der gegen den Nachlasspfleger lautenden Vollstreckungsklausel die Pfändung für ungültig erachtet. Nach § 779 ZPO. ist, wie die Revision zurechtend geltend macht, eine Zwangsvollstreckung, die zur Zeit des Todes des Schuldners gegen diesen bereits begonnen hatte, in den Nachlass fortzusetzen, ohne daß es einer neuen Vollstreckungsklausel bedarf. Begonnen aber in diesem Sinne wurde die Zwangsvollstreckung (hier die Vollziehung des Arrestbefehls) nicht erst mit der Zustellung, sondern schon mit dem am 2. November 1903, also noch zu Lebzeiten des Schuldners erfolgten Erlass der Pfändungsbefehls (Urteil des RG. vom 2. Januar 1890, RG. 25, 370). Der Erwerb des Pfändungspfandrechts ist hiernach mit Unrecht von dem Berufungsrichter verneint worden. Hiervon folgt aber nicht die Anerkennung des am dem Pfändungspfandrechte beizulegenden Absonderungsrechts. Für den hier vorliegenden Fall des Nachlasserbes ist in § 231 RD. bestimmt, daß auf Grund einer nach dem Eintritte des Erbfalls gegen den Nachlass erfolgten Maßregel der Zwangsvollstreckung oder der Arrestvollstreckung abgesonderte Befriedigung nicht verlangt werden kann. Zu dieser aus § 205 d. Entwurfs der Novelle zur RD. in das Gesetz übergegangenen Bestimmung bemerkt die Begründung: „Da ein Nachlassgläubiger oder ein persönlicher Gläubiger des Erben nach dem Eintritte des Erbfalls im Wege der Zwangsvollstreckung oder der Arrestvollstreckung ein Recht auf Befriedigung aus einem Nachlassgegenstand erlangt, so ist er durch die allgemeinen Vorschriften

an sich nicht gehindert, im Rechtskonkurs abgeordnete Befriedigung aus dem Gegenstande zu verlangen. Im Falle der Überschuldung des Konklasses ist es aber eine Forderung der Billigkeit, daß nicht durch Maßregeln der bezeichneten Art die übrigen Gläubiger benachteiligt werden. Der Entwurf beseitigt deshalb für die bezeichneten Fälle das Recht auf abgeordnete Befriedigung im Rechtskonkurs. . . . Hieraus ergibt sich, daß die Bestimmung des Zwerd hat, im Rechtskonkurs aus Rücksichten der Billigkeit für alle Gläubiger gleichmäßig diejenige Lage wiederherzustellen, welche zur Zeit des Erbfalles bestand. In diesem Zeitpunkt aber, am 3. November 1903, befand für den Beklagten zwar die Verpfändung, aber noch nicht die weitere Maßregel, durch die nach § 845 Abs. 2 ZPO. erst das Pfändungspfandrecht (wenngleich alsdann mit Wirksamkeit vom Zeitpunkt der an den Drittschuldner erfolgten Zustellung der Verpfändung ab) erworben werden konnte. Der Beklagte muß es sich deshalb gefallen lassen, daß er, obwohl früher Erwerber des Pfändungspfandrechts sei durch die am 6. November 1903 geschehene Zustellung des Pfändungsbefchlusses an die Drittschuldnerin an sich rechtmäßig und mit jener Rückwirkung verbunden hat, gleichwohl in dem nachher ausgebrochenen Rechtskonkurs hinsichtlich des Absonderungsrechts so behandelt wird, als sei das Pfändungspfandrecht nicht zur Entstehung gekommen. Die Revision macht demgegenüber geltend, daß, eben wegen der gedachten Rückwirkung, die Vollziehung des vom Beklagten erteilten Arrestbefehls als schon am 24. Oktober 1903 (dem Tage der Zustellung der Verpfändung an die Drittschuldnerin) erfolgt anzusehen und daß also, weil hiernach die Arrestvollziehung vor dem Erbfalle stattgefunden habe, die Voraussetzung für die Anwendung des § 221 RD. nicht gegeben sei. Allein gerade weil nach § 845 Abs. 2 ZPO. die Verpfändung die Wirkung einer Arrestvollziehung nur dadurch erlangen kann, daß ihr der Pfändungsbefehl und dessen Zustellung rechtzeitig folgen, muß in der Erteilung und Zustellung des Pfändungsbefchlusses eben eine „Maßregel der Arrestvollziehung“ (§ 221 RD.) gesehen werden, die sich, wenn sie dem Erbfalle erfolgt, „gegen den Nachlass“ richtet. Damit sind die Voraussetzungen des § 221 RD. erfüllt. Die Sache liegt in dieser Hinsicht nicht anders, als im Falle des gewöhnlichen Konkurses, nur daß der kritische Zeitpunkt, der im Falle des gewöhnlichen Konkurses die Konkursöffnung ist, für den Fall des Rechtskonkurses schon in den Erbfalle zurückverlegt ist. Für den Fall des gewöhnlichen Konkurses aber hat das RG. bereits Urteil vom 3. Juli 1890, RG. 26, 425, vgl. auch Urteil vom 16. September 1898, RG. 43, 365) ausgesprochen, daß eine nach insoweit erfolgter Konkursöffnung vorgenommene Zustellung des Pfändungsbefchlusses die Wirkung des § 845 Abs. 2 ZPO. nicht abt. So wenig dort, angesichts der Bestimmungen der §§ 14, 15 (früher 11, 12) RD., der Konkursöffnung die entscheidende Einwirkung verlag werden konnte, so wenig kann sie hier, angesichts der Bestimmung des § 221 RD., dem Erbfalle verlag werden. R. v. Renz. 2. U. v. 15. Febr. 07, 230-06 VII. — Rld.

15. § 945 ZPO. findet auch Anwendung, wenn ein den Arrest aufhebendes Urteil im Widerpruchsverfahren nicht er-

gangen ist; Voraussetzung des Schadenersatzanspruches ist immer, daß die Anordnung des Arrestes von vornherein ungerechtfertigt war.]

Das OLG. hat den von dem Beklagten mit der Widerklage auf Grund des § 945 ZPO., wegen unberechtigter Anklage zweier Arreste erhobenen Schadenersatzanspruch gemäß § 304 ZPO. dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Klage infolge eingetretener Aufrechnung abgewiesen. Dasselbe geht zunächst rechtlich zutreffend davon aus, daß die Begründung, mit der das OLG. die Klage ausgesprochen und die Widerklage abgewiesen hat, und die dahin geht, daß ein Anspruch aus § 945 cit. wegen Unrechtmäßigkeit der Anordnung eines Arrestes, sofern diese Unrechtmäßigkeit nicht anderweit feststehe, nur dann begründet sein könne, wenn im Widerpruchsverfahren ein den Arrest aufhebendes Urteil ergangen sei, nicht zutreffend ist. Aus § 945 läßt sich die Annahme des OLG. nicht begründen, denn nach dem Gang dieses Paragraphen ist — im Gegensatz zu den Fällen der §§ 936 Abs. 2 und 942 Abs. 3, in denen die gerichtliche Ausübung der angeordneten Maßregel (Arrest oder einstweilige Verfügung) die Voraussetzung des Schadenersatzanspruches bildet — der Anspruch lediglich an die Tatsache, daß die Arrestanordnung vom Anfang an sich als ungerechtfertigt erweist, geknüpft. Dafür, daß diese Voraussetzung nur von dem Gerichte im Widerpruchsverfahren, nicht auch von dem Vorrechtsrichter über den Schadenersatzanspruch selbst festgestellt werden können, bietet das Gesetz keinen Anlaß. Wenn das RG. in dem Falle, daß ein Arrest oder eine einstweilige Verfügung im Widerpruchsverfahren aufgehoben wurde, das bezüglich des Schadenersatzes angangene Gericht als an diese Entscheidung gebunden und nicht für berechtigt erklärt hat, die demnach bereits entstandene Frage der Unrechtmäßigkeit des Arrestes nachzuprüfen (vgl. RG. 58, 236 ff., 59, 355 ff.), so können diese Entscheidungen nicht dafür verwertet werden, daß auch in dem Falle, wo eine Entscheidung im Widerpruchsverfahren nicht erfolgt ist, das Gericht, bei dem der Anspruch aus § 945 erhoben ist, nicht berechtigt sein sollte, die Voraussetzung des Anspruches, also die Frage, ob der Arrest von vornherein ungerechtfertigt war, selbständig zu prüfen. Es ist auch in dem bezogenen Urteile Bd. 58 S. 239 ausdrücklich ausgesprochen, daß § 945 auch dann Anwendung finden könne, wenn der Arrest nicht durch Urteil beseitigt, oder wenn es bei Anordnung durch Beschluß zu einem Widerpruchsverfahren überhaupt nicht gekommen sei. Andererseits kann aber dem OLG. in der rechtlichen Annahme nicht beigestimmt werden, daß der Schadenersatzanspruch des Widerklägers schon deshalb dem Grunde nach für gerechtfertigt zu erachten sei, weil die Klägerin durch den Vergleich in dem Widerpruchsverfahren die Arreste freiwillig aufgehoben und damit dem Beklagten gegenüber anerkannt habe, daß die Arreste vom Anfang an ungerechtfertigt waren. In der freiwilligen Aufhebung eines Arrestes durch den Gläubiger liegt an sich nicht die Anerkennung, daß derselbe von vornherein unberechtigt war. Die Aufhebung kann sehr wohl aus anderen Gründen erfolgt sein, und namentlich kann das bei einem Vergleich der Fall sein, bei welchem wie hier der Beklagte gewisse Zahlungszusicherungen machte, denen die Klägerin getraut haben mag, und die für dieselbe den Anlaß geboten haben

kennen, von der Durchführung des Krefseverfahrens abzusehen. Das OLG. sagt zwar weiter, andere lasse sich der Vergleich im 1. September 1904 nicht auslegen. In Wirklichkeit handelt es sich indessen nicht sowohl um eine Auslegung als um eine rechtliche Folgerung, indem für dieselbe — abgesehen von dem keinesfalls entscheidenden Aktenpunkt — im wesentlichen wiederum nur die Tatsache, daß nach dem Vergleich die Krefse als aufgehoben gelten sollten, angeführt wird. Sollte aber auch die fragliche Beurteilung als Auslegung des Vergleichs aufzufassen sein, so würde dieselbe, wie insbesondere von der Revisionseklagerin zurechtend geltend gemacht wird, prozessual unzulässig sein. Die Auslegung wäre doch nur möglich, wenn der Vergleich sich auch auf die Frage der Rechtsmänglichkeit des Krefses und folgerweise des Schadenserfolges überhaupt bezogen hätte. Nun ergibt zunächst der Inhalt der Vergleichsurkunde selbst, daß das nicht der Fall gewesen ist, indem in der Nr. 4 derselben gesagt ist, daß der Krefschuldner sich seine Gegenansprüche, insbesondere die wegen Ausbringung des seiner Ansicht nach ungerechtfertigten Krefses, vorbehalten, was keinen Sinn haben würde, wenn der Vergleich den Inhalt gehabt hätte, daß die Gläubigerin anerkannt habe, daß ihr Krefse ungerechtfertigt war. Gerade hierüber haben denn auch die Parteien im vorliegenden Rechtsstreit fortwährend gestritten. Sodann ist aber auch in dem Zustand des landgerichtlichen Urteils als Erklärung des Beklagten im Einvernehmen der Klägerin festgelegt, daß der Vergleich keine Einigung der Parteien darüber enthalte, ob die beiden Krefse mit Recht erlassen waren. Die Auslegung des Vergleichs im Sinne der Entscheidung des OLG. ohne Berücksichtigung dieser wesentlichen Momente würde demnach der Vorschrift des § 286 ZPO. nicht gerecht werden. Das angefochtene Urteil war daher aufzuheben; zur Sache selbst aber mußte, da es nach auf weitere Erörterungen zum Teil tatsächlicher Natur ankommt, gemäß § 565 Abs. 1 ZPO. die Zurückverweisung mit zwar angemessen an einen anderen Senat des Berufungsgerichts erfolgen. Bei der erneuten Verhandlung wird es wesentlich darauf ankommen müssen, ob nach Lage der bereits feststehenden oder eventuell festzustellenden Verhältnisse in Wirklichkeit die in Frage stehenden beiden Krefse nach dem einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen von vornherein ungerechtfertigt waren, oder ob deren Anordnung als gerechtfertigt anzusehen sein wird. R. & C. v. R. u. v. 19. Febr. 07, 275/06 II. — Dresden.

Versicherungsgesetz.

16. Unterschied zwischen „gesetzwidrig“ und „Strafbar“ bei der Frage, ob ein gegen Unfall Versicherte gegen einen ihn Herausfordernden eine gesetzwidrige Handlung vorgenommen hat.]

Der Erblasser der Kläger war bei der Beklagten gegen die Folgen körperlicher Unfälle für den Todesfall zugunsten seiner Rechtsnachfolger in Höhe von 20 000 Mark versichert. In der Nacht vom 6. zum 7. Januar 1905 wurde der Versicherte von M. durch Messerschilde in den Unterleib verletzt und verstarb am 12. Januar 1905 an den Folgen dieser Verletzung. M. ist wegen Verbrechens gegen § 226 StGB. unter Zustimmung mildernder Umstände mit zwei Jahren und zwei Monaten Gefängnis bestraft worden. Die Kläger beanspruchen als Erben des B. die Versicherungssumme. Das LG. verurteilte, die Berufung wurde zurückgewiesen, das RG. hob auf und

wies die Klage ab: Zwar ist dem Berufungsgericht zunächst darin zu folgen, daß an sich die Verletzung des B. einen Unfall im Sinne des § 1 Abs. 1 der Versicherungsbedingungen darstellt. Bei der weiteren Prüfung, ob trotz des Vorliegens eines versicherten Unfalls die Haftung der Beklagten nach § 2 der Versicherungsbedingungen ausgeschlossen ist, weil sich der Versicherte B. absichtlich, durch grobe Fahrlässigkeit oder bei einer gesetzwidrigen Handlung, den Schaden zugezogen habe, ist das Berufungsgericht sozahn zu dem Endergebnisse gelangt: Absichtlich oder grobe Fahrlässigkeit ist dem Verletzten nicht zur Last zu legen; daß er sich den Unfall bei einer gesetzwidrigen Handlung zugezogen hat, ist mindestens nicht erwiesen. Diese Feststellung ist in ihrem ersten Teile nicht zu beanstanden; von Absichtlichkeit kann nach dem erwiesenen Tatbestande nicht die Rede sein; auch die Ausführungen des Berufungsurteils, soweit sie grobe Fahrlässigkeit auf seinen des B. verneinen, lassen einen Rechtfertigungsweg nicht erkennen. Wozu aber tritt ein solcher hervor bei der weiteren Ausführung, daß eine gesetzwidrige Handlung des B. als mit dem Unfälle im ursächlichen Zusammenhange stehend nur dann angenommen werden könnte, wenn B. gestanden ist, während er den M. schlug, oder sich doch ansetzte, ihn zu mißhandeln, indem er Hand an ihn legte, oder nachdem er ihn geschlagen hatte, daß B. aber durch das allein erwiesene Zuschlagen auf den ihn herausfordernden M. eine gesetzwidrige Handlung noch nicht begangen habe. Hierbei wird der Begriff gesetzwidrige Handlung rechtsirrtümlich bestimmt. Gesetzwidrig ist vielmehr, was „Strafbar“, während strafbar nur das im Gesetze mit Strafe bedrohte Tun ist, ist gesetzwidrig schon eine Handlung, welche, weil sie das Gesetz nicht billigt, demselben zuwiderläuft. Ein solches gesetzwidrige Tun liegt objektiv und subjektiv auf Seiten des B. vor, auch wenn aber das Bedenken, ob der ganze Vorgang nicht als eine einseitige Handlung aufzufassen und beurteilt werden muß, hinweggegangen und mit dem Berufungsgericht allein das, was vor dem Wirtshause geschehen ist, in Betracht gezogen wird. Das Ladegeld des B. auf den ihn herausfordernden M. hatte und konnte nach Lage der Sache keinen anderen Zweck verfolgen als den, gegen M. tätlich zu werden. Das stellt das Berufungsgericht fest, indem es von der Absicht des B. spricht, dem M. die ihm (nach Ansicht B.) gebührende Züchtigung zu vertragen zu wollen. Ein solches Vorhaben ist aber schon, wenn auch, da der Versuch der Körperverletzung nicht bestraft wird, keine strafbare, so doch eine gesetzwidrige Handlung. A. wollte sich für die von ihm als Geringschätzung seiner Person empfundene Herausforderung selbst Recht verschaffen und ging deshalb angriffend auf M. zu. Damit verließ er den Boden des Gesetzes und drang sich auf das Gebiet des Gesetzwidrigen, er wollte sich nicht auf gesetzlichem Wege, sondern durch eigenes tätliches Vorgehen Ermüdung verschaffen. Von Notwehr oder erlaubter Selbsthilfe kann dabei nicht die Rede sein, die einen tätlichen Angriff bis dahin hindernde räumliche Entfernung wurde erst durch die Annäherung seitens des B. beseitigt und an den Voraussetzungen erlaubter Selbsthilfe fehlt es gänzlich. M. provozierte die Fortsetzung des Streits; dadurch war B. darauf einging und sich dem M. näherte, wurden beide gegeneinander tätlich; für die Entscheidung bedeutungslos ist es, in welcher Reihenfolge diese Tätlichkeiten

erfolgt sind. Auch wenn R., wie das Berufungsgericht als innerlich wahrscheinlich annimmt, schon gestorben hat, sobald B. nahe genug an ihm war, wird dadurch das geschehene Verhalten des angerufenen B. nicht befeitigt und bleibt bestehen, daß die ihm zugesagte Verletzung mit diesem Verhalten sich im direkten ursächlichen Zusammenhange befindet. Damit sind aber die Voraussetzungen gegeben, unter denen die Beklagte ihre Haftpflicht ausübschließen hat; und ihr auf § 2 der Versicherungsbedingungen gestützter Einwand ist begründet. R. o. B., II. v. 12. Febr. 07, 901/06 VII. — Stuttgart.

17. Ein durch andere Krankheit vermittelte infolge eines Unfalls aber frühzeitig eingetretener Todesfall als nicht unter die Versicherung fallend ausgesetzt.]

Der Ehemann der Klägerin war bei der Beklagten gegen die nachteiligen Folgen körperlicher Unfälle versichert und zwar zugunsten seiner Erben mit dem Betrage von 5000 Mark, sofern der Unfall innerhalb Jahresfrist, vom Unfalltage an gerechnet, in direkter Folge für sich allein und nicht vermittelte durch andere Krankheiten, seinen Tod herbeigeführt haben würde. Am 22. August 1904 fiel der Versicherte in der Dunkelheit über einen Hindernisse herab zu Boden, daß er einen Krampf erlitt und sich die linke Brusthälfte quetschte. Während er bis zum Unfall nicht über irgend ein Leiden geklagt und dem Einbruch eines häufigen und gesunden Mannes gemacht hatte, stellten sich schon einige Tage nach dem Unfall Schmerzen in der linken Brustseite ein, verläßt mit Husten und Auswurf. Sein Allgemeinzustand verschlechterte sich so, daß in drei Monaten sein Körpergewicht um circa 50 Pfund zurückging, nämlich von 180—185 auf 132 Pfund. Trotz sorgfältiger Behandlung, auch in einer Heilanstalt, starb der Versicherte am 23. Februar 1905. Bei der Leichenöffnung stellte sich heraus, daß ein Krebsgeschwulst in der Lunge vorhanden war. Das Gutachten der gemäß den Versicherungsbedingungen berufenen Ärzteskommission ging dahin, es sei, da nach allgemeiner Erfahrung Krebs durch einmalige Verletzung überhaupt nicht entstehen, und hier Kachexie bereits acht Wochen nach dem Unfall konstatiert sei, anzunehmen, daß das Geschwulst unerkannt und unentzerrbar schon vor dem Unfall vorhanden habe, dagegen sei es wahrscheinlich, daß der Krebs durch den Unfall in seinem Wachstum beschleunigt und der Tod deshalb früher herbeigeführt worden sei, wie ohne den Unfall. Die Klägerin, die den Verstorbenen nebst ihren aus der Ehe mit ihm hervor-
gegangenen Kindern berechtigt hat, klagte gegen die Beklagte auf Zahlung der Versicherungssumme mit der Voraussetzung, daß die Erkrankung des Verstorbenen durch den Unfall verursacht worden sei und der Tod in direkter Folge desselben herbeigeführt worden sei. Die Beklagte beantragte Abweisung der Klage, weil die Krankheit des Verstorbenen die Hauptursache des Todes gewesen sei. Der ersinnungsliche Richter mißtraute dem Klagenantrage, der Berufungsrichter wies die Klage ab, weil er annahm, daß der Tod des Verstorbenen durch die Krebskrankheit vermittelte sei, der Unfall ihn also nicht für sich allein herbeigeführt habe. Die Revision der Klägerin ist zurückgewiesen. Das Armenrecht ist der Klägerin für die Revisionsinstanz gewährt worden, weil der Senat es für sachdienlich erachtete, daß der Klägerin die Möglichkeit gegeben werde, ihren Standpunkt in der mündlichen Verhandlung vor dem Revisionsgericht

zu begründen. Die Prüfung ihres Vorbringens hat indessen ergeben, daß der Entscheidung des Berufungsgerichts nicht entgegengetreten werden kann. Die Vertragsbestimmung, wonach die Versicherungsgesellschaft gegen körperliche Unfälle nur insoweit versichert, als der Tod des Versicherten durch den Unfall für sich allein und nicht vermittelte durch (andere) Krankheiten herbeigeführt worden ist, hat den erkennenden Senat sehr häufig beschäftigt. Ihre Anwendung auf den einzelnen Fall unterliegt nicht unerschöpflichen Schwierigkeiten. Wollte man diese und ähnliche Vertragsbestimmungen ihrem reinen Wortsinne nach auflassen und anwenden, so würde dadurch das Gebiet der der Versicherung unterworfenen Unfälle in einem solchen Maße eingeschränkt werden, daß dies mit dem Sinn und Zweck der ganzen Versicherung unvereinbar sein würde. Auf der anderen Seite darf die Auslegung und Anwendung der Bestimmung nicht dazu führen, daß sie praktisch ihre Bedeutung im wesentlichen entleert wird. Die Anwendung kann hiernach keine schematisch-grundsätzliche sein, sondern muß sich nach Lage des einzelnen Falles richten. Dabei läßt sich der im gegenwärtigen Falle getroffenen Entscheidung nicht entgegenhalten, daß der Senat in anderen, anscheinend ähnlich gelegenen Fällen anders entschieden habe. In dem hier vorliegenden Falle steht fest, daß der Ehemann der Klägerin an einem Krebsleiden verstorben ist, das schon vor dem Unfall bestanden hatte. Wahrscheinlich ist allerdings, daß der durch dieses Leiden verursachte Tod des Versicherten infolge des Unfalls früher eingetreten ist, als es sonst geschehen wäre, und dadurch ist an sich der erforderliche Kausalzusammenhang zwischen dem Unfall und dem Tod des Versicherten gegeben; denn es handelt sich bei der Versicherung für den Todesfall infolge eines Unfalls gerade um die Versicherung gegen die nachteiligen Vermögensfolgen des zeitlich bestimmten Todes, d. h. um den durch den Unfall herbeigeführten früheren Eintritt des Todes. Allein hier greift die in Frage stehende Vertragsbestimmung ein, die eben den Fall der mittelbaren Wirkung des Unfalls von der Versicherung ausschließen soll. Wollte man eine Gestaltung der Dinge, wie sie hier gegeben ist, der Vertragsbestimmung nicht unterstellen, so bliebe für ihre Anwendung kaum ein Fall übrig. Daher mußte die Berufungskommission befähigt werden. R. o. B., II. v. 12. Febr. 07, 900/06 VII. — Stettin.

Reichsgesetz gegen Beseitigung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870 in Verb. mit dem Hamburgischen Gesetz betreffend das Verhältnis der Verwaltung zur Rechtspflege vom 23. April 1879.

18. Verhältnis brüder Gesetze bezüglich Zulässigkeit und Voraussetzung der Klage auf Rückforderung von Steuern betragend.]

Der Kläger, der preussischer Staatsangehöriger ist und in Preußen wohnt, hatte bis 1904 außer in Preußen auch in Hamburg einen Wohnsitz. Er betreibt seit Jahren in Hamburg ein kaufmännisches Geschäft unter der Firma Herrn. St., früher allein, jetzt in offener Handelsgesellschaft mit seinem Sohne, und ferner ein solches in Rio in Brasilien, letzteres als alleiniger persönlich haftender Gesellschafter der Kommanditgesellschaft H. O. St. & Co., an der als Kommanditist der Kaufmann da Silva in Freiburg i. Br. beteiligt ist. Das gesamte gewerbliche Einkommen des Klägers ist bis zum Jahre 1903

ausschließlich in Hamburg versteuert worden, weil die Hamburgische Steuerbehörde es als Ertrag eines von Hamburg aus betriebenen einheitlichen Geschäftes ansah, welches das brasilianische Geschäft mit umfaßte. Im Jahre 1902 nahm die preussische Steuerbehörde den Standpunkt ein, daß ein Teil dieses Einkommens, als in Rio erzielt, auf Grund des § 2 Abs. 2 des Reichsgesetzes wegen Befreiung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870 in Preußen, als dem Heimatstaat des Klägers, zu versteuern sei. Der Kläger schätzte sich, dieser Ansicht folgend, für das Steuerjahr 1903 in Hamburg nur auf ein Viertel seines Geschäftseinkommens für die Steuer ein und in Preußen auf drei Viertel dieses Einkommens. Die Hamburgische Steuerbehörde beantragte jedoch zunächst die Besteuerung der Hälfte, schließlich des ganzen Einkommens. Der Kläger verlangt die Rückzahlung der in Hamburg für die vier Jahre 1899 bis 1902 angeblich zu viel erhobenen Steuern im Betrage von 15 976 Mark 36 Pf. In Preußen ist für diese Jahre eine Nachveranlagung gegen den Kläger eingeleitet; die vom Kläger gegenüber der Beklagten geforderte Rückzahlung der in Hamburg angeblich zu viel erhobenen Steuer ist nicht erfolgt. Der jetzige Klageantrag geht dahin, die Beklagte zur Zahlung von 15 976 Mark 36 Pf. nebst 4 v. H. Zinsen seit der Klagezustellung zu verurteilen. Das LG. in Hamburg hat, entsprechend dem Antrage der Beklagten, die Klage abgewiesen, weil der Kläger die durch das Hamburgische Einkommensteuergesetz vom 22. Februar 1895 vorgesehene Reklamation veräumt habe. Berufung und Revision sind zurückgewiesen. Der Berufungsrichter führt aus, daß nach hamburgischem Recht zwar eine Klage auf Rückerstattung an den hamburgischen Staat entrichteter Einkommensteuer an sich zulässig sei, daß aber die Ausübung des Klagerrechts von besonderen Voraussetzungen abhängt, die im Streitfall nicht gegeben seien. Nach §§ 25 und 26 des hamburgischen Gesetzes betreffend das Verhältnis der Verwaltung zur Rechtspflege vom 23. April 1878 dürfe die Klage auf Rückzahlung öffentlicher Abgaben gegen die Behörde erst nach vorgängig verurteilten und erfolglos gebliebenen Reklamation eingeleitet werden, und die Klage sei verjährt, wenn sie nicht innerhalb acht Wochen nach Empfang „der dem betreffenden Privaten schriftlich eröffneten Verfügung oder Anordnung der Behörde“ erhoben sei, deren Rücklagenmachung sie bezweckt. Ein Reklamationsverfahren habe hinsichtlich der jetzt zurückgeforderten Steuerbeiträge unstrittig nicht stattgefunden, auch sei die Klagefrist nicht untergefallen, und die Klage deshalb unzulässig. Die Entscheidung des Berufungsrichters ist, soweit sie sich auf das irreversiblen hamburgische Recht gründet, in der jetzigen Fassung nicht anzufechten. Es bleibt aber zu erörtern, ob die Entscheidung eine Verletzung des Reichsgesetzes betreffend die Befreiung der Doppelbesteuerung enthält. Das ist jedoch mit dem Berufungsrichter zu verneinen. Das RG. hat in ständiger Rechtsprechung dies Gesetz dahin ausgelegt, daß es nicht bloß eine fassatredliche Verpflichtung der einzelnen Bundesstaaten in Ansehung der von ihrer Steuergegebung einzuhaltenden Grenzen begründet habe, sondern unmittelbar den etwa widersprechenden Landesgesetzen nach Art. 2 der Reichsverfassung vorgehende Normen enthält (RG. 15, 28; 27, 112; 29, 25 ff.). Hieran ist mit Rücksicht auf den Zweck und den zwingenden Wortlaut des Gesetzes festzuhalten,

wonach ein Deutscher in einem Bundesstaate zu den direkten Staatssteuern nur unter den in dem Gesetze selbst bestimmten Bedingungen herangezogen werden darf. Es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß Beschwerden gegen eine ordnungsmäßig erfolgte Veranlagung in jedem Falle, also auch außerhalb des ordentlichen im Verwaltungsgebiete gegebenen Rechtsmittelweges (hier der Reklamation) zulässig sind, wenn die Veranlagung gegen das Gesetz wegen Befreiung der Doppelbesteuerung verstößt, und daß dies Befreiungsrecht durch die Landesgesetzgebung nicht eingeschränkt werden darf (vgl. die preussische Ausführungs-Anweisung vom 6. Juli 1900 zum Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 Art. 78 Abs. 1 zu 2a, amtliche Ausgabe S. 33; Festsitzung, die preussischen direkten Steuern, Bd. 1 S. 2 Note 6). Darüber, in welcher Weise sich die im Wege gerichtlicher Klage erfolgende Rückforderung von Steuerbeiträgen, die unter Verletzung des Reichsgesetzes vom 13. Mai 1870 erhoben sind, zu gestalten habe und binnen welcher Frist des Klagerrechts erlösche, hätte dies Gesetz, in ähnlicher Weise wie z. B. das RStimpG. vom 3. Juni 1906 im § 70, Bestimmung treffen können. Aber weder der Wortlaut des Gesetzes noch 8. Juli 1870 noch dessen Entstehungsgeschichte geben in dieser Beziehung einen Anhalt. Es kann daher nur angenommen werden, daß dies Gesetz hinsichtlich der Voraussetzungen, unter denen, und der Form, in welcher der Steuerpflichtige sein Recht verletzende Beiträge gegen das Verbot der Doppelbesteuerung im Wege gerichtlicher Klage geltend machen darf, auf das Landesrecht verweist. Als das maßgebende Landesrecht kann nicht das in Hamburg herrschende allgemeine Recht, also für die Zeit bis 1900 das gemeine Recht und für die spätere Zeit das BOD. angesehen werden, wonach der Rückforderungsanspruch erst in 30 Jahren erlöschen sein würde, sondern das Sonderrecht des Staats, das die zwischen dem Steuerpflichtigen und dem Staat bestehenden Rechtsverhältnisse, insbesondere die Rückforderung zu Unrecht erhobener Abgaben und die Frist regelt, innerhalb deren die Rückforderung zulässig ist. Denn überall, wo die Rückforderung von Abgaben gesetzlich geregelt ist, sind kurze Verjährungsfristen bestimmt, welche die für bezügliche Ansprüche gegenüber den staatlichen Interessen unerträglichkeitsbedingte Verjährungsfrist ausschließen. Die letztere würde die Behörden zwingen, Belege und Akten Jahrzehnte lang aufzubewahren und noch nach langen Jahren sich in eine gerichtliche Erörterung darüber einzulassen, ob irgend eine Abgabe von unbedeutendem Betrage im einzelnen Falle zu Unrecht erhoben worden sei. Der Kläger hätte hiernach bei der Geltendmachung seines Anspruchs die durch das hamburgische Gesetz vom 23. April 1879 bestimmte achtwöchentliche Klagefrist wahren müssen, und da sie nicht gewahrt ist, muß die Klage als unzulässig erachtet werden. Dabei kann es keinen Unterschied machen, daß der Kläger offenbar aus Rechtsirrtum, in der Annahme, daß er sein gewöhnliches Einkommen nur in Hamburg, nicht auch teilweise in seinem Heimatstaat Preußen zu versteuern habe, die Annullierung der Klagefrist unterlassen hat. Ob der Kläger für den Fall, daß er durch die preussischen Steuerbehörden zur Entrichtung von Einkommensteuern für die hier in Betracht kommende Zeit aus seinem durch den Hamburger Gewerbebetrieb erzielten Einkommen gezwungen worden ist oder noch gezwungen werden

bung vorgelegt. Die weitere Beschwerde konnte keinen Erfolg haben. Das RG. findet keinen Anlaß, den in dem letztbeschriebenen Beschlusse dargelegten Ansätze abzugeben, daß auch bei befreiter Vorentscheidung auf Grund einer Verfügung des Vorerben, welche die Übertragung eines zur Erbschaft gehörenden Grundstücks oder eines zur Erbschaft gehörenden Rechts an einem Grundstücke zum Gegenstande hat, die Eintragung der Rechtsänderung in das Grundbuch nur erfolgen kann, wenn zuvor der Vorerbe um das Recht des Nacherben sowie die Befreiung des Vorerben von den Beschränkungen seines Verfügungsrechts eingetragen sind oder der Nacherbe in die Verfügung eingewilligt hat. Nach § 2113 Abs. 1, 2, §§ 2114, 2136, 2137 BGB. sind im Falle des Eintritts der Nacherbsfolge Verfügungen auch des befreiten Vorerben über Erbschaftsgegenstände unwirksam, wenn sie unentgeltlich oder zum Zwecke der Erfüllung eines von dem Vorerben erteilten Schenkungsverpflichtungserfolgt sind. Insofern wird also das Verfügungsrecht des befreiten Vorerben durch das Recht des Nacherben beschränkt; über die Dauer der Vorentscheidung hinaus ist auch der befreite Vorerbe zu unentgeltlichen Verfügungen nicht befugt. Da nun gemäß § 2113 Abs. 3 BGB. hinsichtlich der Rechtsänderung der Verfügungen des Vorerben die Vorschriften über den Rechtsübergang Dritter in gutem Glauben an die Richtigkeit des Grundbuchs (§ 892 BGB.) Anwendung finden, so darf der Grundbuchrichter auf Grund der Verfügung des Vorerben über ein zum Nachlasse gehöriges Grundstück oder ein solches Recht an einem Grundstücke die Eintragung einer Rechtsänderung nur vornehmen, wenn entweder die Verfügung sich ausdrücklich auf die Dauer der Vorentscheidung beschränkt oder feststellt, daß die Verfügung keine entgeltliche ist, oder in geeigneter Weise dem Nacherben die Möglichkeit gewahrt wird, beim Eintritt der Nacherbsfolge, falls die Verfügung über die Dauer der Vorentscheidung hinausgeht und sie eine unentgeltliche ist, ihre Unwirksamkeit auch gegenüber dem Dritten erworben mit Erfolg geltend zu machen. Liegen die beiden erstgenannten Voraussetzungen für die Zulässigkeit der Verfügung nicht vor, so ist in letzterer Hinsicht, wenn die Übertragung eines Grundstücks oder eines Rechts an einem Grundstücke Gegenstand der Verfügung ist, ein geeignetes Schutzmittel für den Nacherben die Eintragung des Vorerben und zugleich des Rechts des Nacherben gemäß § 52 BGB. Denn hierdurch wird das Recht des Nacherben Dritten gegenüber erkennbar gemacht und demnach dem Nacherben die vorgenannte Möglichkeit erhalten (RGZ. 26 A, 284; 30 A, 262). Der Grundbuchrichter hat daher in diesem Falle die Eintragung der Rechtsänderung von der Eintragung des Vorerben und des Nacherbens abhängig zu machen. Letztere Eintragungspflicht ist nicht, wie das RG. ausgeprochen hat (RGZ. 26 B, 284; RZM. 3, 254) und auch die Bonifazianen annehmen, daraus zu folgern, daß nach § 40 Abs. 1 BGB. eine Eintragung nur erfolgen soll, wenn derjenige, dessen Recht durch sie betroffen wird, als der Berechtigte eingetragen ist, und daß zwar in dem Falle der Übertragung eines Rechts der durch die Eintragung der Rechtsänderung betroffene Erbe des eingetragenen Berechtigten gemäß § 41 Abs. 1 BGB. von der Eintragungspflicht befreit ist, aber im Falle einer Nacherbschaft unter „Erbe“ im Sinne des § 41 Abs. 1 a. a. D. Vorerbe

und Nacherbe zusammen zu verstehen sind. Der Vorerbe ist gemäß § 2100 BGB. wirklich alleiniger Erbe; der Nacherbe wird erst mit dem Eintritt der Nacherbschaft Erbe. Daher ist während der Dauer der Vorentscheidung nur der Vorerbe, nicht auch der Nacherbe „Erbe“ im Sinne des § 41 BGB. und deshalb der Vorerbe im Falle der Übertragung eines Rechts von der Eintragungspflicht aus § 40 Abs. 1 BGB. an sich befreit (Turnau-Hörster a. a. D.). Soll aber diese juristische Eintragung der Rechtsänderung eingetragen werden, so kann dies nur geschehen, wenn der Nacherbe formgerecht (§ 39 BGB.) seine Einwilligung erteilt; denn durch eine solche sein Recht nicht kumbard machende Eintragung der Rechtsänderung wird im Sinne des § 19 BGB. der Nacherbe in seinem Rechte betroffen. Diese Zustimmung des Nacherben hat zugleich materiellrechtlich die Bedeutung, daß der Nacherbe damit erklärt, er wolle die Verfügung des Vorerben als wirksam gelten lassen. Demnach hat der Grundbuchrichter auch im Falle der Verfügung eines befreiten Vorerben, wenn sie die Übertragung eines eingetragenen Rechts zum Gegenstande hat und nicht ihre Entgeltlichkeit feststellt, die Rechtsänderung nur dann einzutragen, wenn entweder die vorherige Eintragung des Vorerben und des Rechts des Nacherben erfolgt oder der Nacherbe seine Zustimmung erteilt (RGZ. 26 A, 284; 29 A, 163; 30 A, 262; Turnau-Hörster a. a. D., Perbari a. a. D., Glöck, Rm. 5 zu § 41 BGB., Reld im „Recht“ 05, 186 f.). Soll, wie im gegebenen Falle, auf Grund der Verfügung des befreiten Vorerben die Löschung eines eingetragenen Rechts, insbesondere einer Hypothek, erfolgen, so verlangt das Schutzmittel der vorherigen Eintragung des Vorerben und des Rechts des Nacherben. Denn durch die Löschung werden alle auf das Recht begründeten Eintragungen aus dem Grundbuche beseitigt; es würde mithin auch die Eintragung des Nacherbens wieder beseitigt werden, sobald das Nacherbenrecht aus dem Grundbuche doch nicht ersichtlich wäre. Eine vorläufige Löschung etwa mit dem Vorbehalte des Rechts des Nacherben, im Falle des Eintritts der Nacherbsfolge wegen Unwirksamkeit der Verfügung des Vorerben die Wiedereintragung des Rechts zu verlangen, ist dem Gesetz unbenachteiligt (RGZ. 22 A, 316). Deshalb darf in einem solchen Falle, sofern nicht feststeht, daß die Verfügung des befreiten Vorerben keine unentgeltliche ist, die Löschung gemäß § 19 BGB. vom Grundbuchrichter nur dann vorgenommen werden, wenn die Eintragung des Nacherben beigetragen wird (RGZ. 30 A, 262; Turnau-Hörster a. a. D., Glöck, Rm. 6 zu § 2 Abs. d. BGB. S. 216). Diese Einwilligung oder im Falle der Übertragung eines Rechts die juristische Eintragung des Nacherbens wäre an sich dann nicht erforderlich, wenn feststände, daß die betreffende Verfügung des befreiten Vorerben

Georg Lehmann, Buchhändler und Antiquar,
Berlin C. 2, Spandauerstr. 76, gegenüber der Handelschule

hung vorgelegt. Die weitere Beschwerde konnte keinen Erfolg haben. Das R.G. findet keinen Anlaß, von der in dem letztgedachten Beschlusse dargelegten Ansicht abzugeben, daß auch bei befreiter Vorerbschaft auf Grund einer Verfügung des Vorerben, welche die Übertragung eines zur Erbschaft gehörenden Grundstücks oder eines zur Erbschaft gehörenden Rechts an einen Grundbesitzer zum Gegenstande hat, die Eintragung der Rechtsänderung in das Grundbuch nur erfolgen kann, wenn zwar der Vorerbe um das Recht des Nacherben sowie die Verletzung des Vorerben von den Beschränkungen seines Verfügungsrechts einzutragen sind oder der Nacherbe in die Verfügung eingewilligt hat. Nach § 2113 Abs. 1, 2, §§ 2114, 2136, 2137 B.G.B. sind im Falle des Eintritts der Nacherbschaft Verfügungen auch des befreiten Vorerben über Erblassergegenstände unwirksam, wenn sie unentgeltlich oder zum Zweck der Erfüllung eines von dem Vorerben erteilten Schenkungsversprechens erfolgt sind. Insofern wird also das Verfügungsrecht des befreiten Vorerben durch das Recht des Nacherben beschränkt; über die Dauer der Vorerbschaft hinaus ist auch der befreite Vorerbe zu unentgeltlichen Verfügungen nicht befugt. Da nun gemäß § 2113 Abs. 3 B.G.B. hinsichtlich der Rechtswirkung der Verfügungen des Vorerben die Vorschriften über den Rechtsverlust Dritter in gutem Glauben an dieichtigkeit des Grundbuchs (§ 892 B.G.B.) Anwendung finden, so darf der Grundbuchrichter auf Grund der Verfügung des Vorerben über ein zum Nachlasse gehöriges Grundstück oder ein solches Recht an einem Grundstücke die Eintragung einer Rechtsänderung nur vornehmen, wenn entweder die Verfügung sich ausdrücklich auf die Dauer der Vorerbschaft bezieht oder feststellt, daß die Verfügung keine entgeltliche ist, oder in geeigneter Weise dem Nacherben die Möglichkeit gewahrt wird, beim Eintritt der Nacherbschaft, falls die Verfügung über die Dauer der Vorerbschaft hinausgeht und sie eine unentgeltliche ist, ihre Unwirksamkeit auch gegenüber dem Dritten mit Erfolg geltend zu machen. Sagen die beiden erwähnten Voraussetzungen für die Zulässigkeit der Verfügung nicht vor, so ist in letzterer Hinsicht, wenn die Übertragung eines Grundstücks oder eines Rechts an einem Grundstücke Gegenstand der Verfügung ist, ein geeignetes Schutzmittel für den Nacherben die Eintragung des Vorerben und zugleich des Rechts des Nacherben gemäß § 52 B.G.B. Denn hierdurch wird das Recht des Nacherben Dritten gegenüber erkennbar gemacht und demnach dem Nacherben die vorgenannte Möglichkeit erteilt (R.G. 26 A, 264; 30 A, 262). Der Grundbuchrichter hat daher in diesem Falle die Eintragung der Rechtsänderung von der Eintragung des Vorerben und des Nacherbens abhängig zu machen. Letztere Eintragungsvoraussetzung ist nicht, wie das R.G. ausgesprochen hat (R.G. 26 A, 264; R.G. 3, 254) und auch die Voraussetzungen annehmen, daraus zu folgern, daß nach § 40 Abs. 1 B.G.B. eine Eintragung nur erfolgen soll, wenn bezweigt, dessen Recht auch sie betroffen wird, als der Berechtigte einzutragen ist, und daß zwar in dem Falle der Übertragung eines Rechts der auch die Eintragung der Rechtsänderung betreffende Erb des eingetragenen Berechtigten gemäß § 41 Abs. 1 B.G.B. von der Eintragungspflicht befreit ist, aber im Falle einer Nacherbschaft unter „Erb“ im Sinne des § 41 Abs. 1 a. a. D. Vorerbe

und Nacherbe zusammen zu verstehen sind. Der Vorerbe ist gemäß § 2100 B.G.B. wirklicher alleiniger Erbe; der Nacherbe wird erst mit dem Eintritt der Nacherbschaft Erbe. Daher ist während der Dauer der Vorerbschaft nur der Vorerbe, nicht auch der Nacherbe „Erb“ im Sinne des § 41 B.G.B. und deshalb der Vorerbe im Falle der Übertragung eines Rechts von der Eintragungspflicht aus § 40 Abs. 1 B.G.B. an sich befreit (Turnau-Förster, Liegenschaftsrecht II, Ann. 16 zu § 41 B.G.B., Predari, Ann. 5 zu § 41, Ann. 8 zu § 52 B.G.B.). Aber, weil auch der befreite Vorerbe zu unentgeltlichen Verfügungen über die Dauer der Vorerbschaft hinaus nicht befugt ist und der Rechtsverlust auf Grund der Verfügung des Vorerben unter dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs steht, deshalb ist zum Schutze des Nacherben die zudrige Eintragung des Vorerben und des Nacherbens zu erfordern, wenn nicht feststeht, daß die Verfügung keine unentgeltliche ist (Turnau-Förster a. a. D.). Soll ohne diese zudrige Eintragung die Rechtsänderung eingetragen werden, so kann dies nur geschehen, wenn der Nacherbe formgerecht (§ 29 B.G.B.) seine Einwilligung erklärt; denn durch eine solche sein Recht nicht kundbar machende Eintragung der Rechtsänderung wird im Sinne des § 19 B.G.B. der Nacherbe in seinem Rechte betroffen. Diese Zustimmung des Nacherben hat zugleich materielle Wirkung die Bedeutung, daß der Nacherbe damit erklärt, er wolle die Verfügung des Vorerben als wirksam gelten lassen. Demnach hat der Grundbuchrichter auch im Falle der Verfügung eines befreiten Vorerben, wenn sie die Übertragung eines eingetragenen Rechts zum Gegenstande hat und nicht ihre Entgeltlichkeit feststellt, die Rechtsänderung nur dann einzutragen, wenn entweder die vorherige Eintragung des Vorerben und des Rechts des Nacherben erfolgt oder der Nacherbe seine Zustimmung erklärt (R.G. 26 A, 264; 29 A, 163; 30 A, 262; Turnau-Förster a. a. D., Predari a. a. D., Gölke, Ann. 5 zu § 41 B.G.B., Meisel im „Recht“ 05, 188 f.). Soll, wie im gegebenen Falle, auf Grund der Verfügung des befreiten Vorerben die Löschung eines eingetragenen Rechts, insbesondere einer Hypothek, erfolgen, so vermag das Schutzmittel der vorherigen Eintragung des Vorerben und des Rechts des Nacherben. Denn durch die Löschung werden alle auf das Recht bezüglichen Eintragungen aus dem Grundbuche beseitigt; es würde mißfälliger die Eintragung des Nacherbens wieder beibringen werden, sobald das Nacherbenrecht aus dem Grundbuche doch nicht ersichtlich wäre. Eine vorläufige Löschung etwa mit dem Vorbehalte des Rechts des Nacherben, im Falle des Eintritts der Nacherbschaft wegen Unwirksamkeit der Verfügung des Vorerben die Wiederertragung des Rechts zu verlangen, ist dem Gesetz unbekannt (R.G. 29 A, 316). Deshalb darf in einem solchen Falle, sofern nicht feststeht, daß die Verfügung des befreiten Vorerben keine unentgeltliche ist, die Löschung gemäß § 19 B.G.B. vom Grundbuchrichter nur dann vorgenommen werden, wenn die Einwilligung des Nacherben beigebracht wird (R.G. 30 A, 262, Turnau-Förster a. a. D., Gölke, Vorbem. 46 z. 2. Abs. d. B.G.B. S. 218). Die Einwilligung oder im Falle der Übertragung eines Rechts die zudrige Eintragung des Nacherbens wäre an sich dann nicht erforderlich, wenn feststände, daß die betreffende Verfügung des befreiten Vorerben

keine unentgeltliche ist; denn es wäre dann der befreite Vorrat zu der Verfügung über das eingetragene Recht auch über die Dauer der Vorratsdauer hinaus besagt. Aber, wie bereits in dem Beschlusse Bd. 61 S. 233 der Entscheidung dargelegt worden ist, kann dem Grundbuchrichter der Nachweis, daß eine Verfügung des befreiten Vorrats keine unentgeltliche ist, nicht mit dem im Grundbuchverfahren zulässigen Beweismittel geführt werden. Wenn auch die unmittelbare Beteiligten, insbesondere der Vorrat selbst, in der die bestätigende Erklärung erscheidenden Urkunde anerkennen, daß die Verfügung eine entgeltliche sei, daß beispielsweise bei der Übertragung eines eingetragenen Rechts diese auf Grund eines entgeltlichen Verkaufsvertrages erfolge, oder, was vorliegend in Frage steht, zufolge Zahlung des Eigentümers die zum Nachlaß gehörige Hypothek getilgt sei, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Erklärung unrichtig ist und dadurch eine in Wirklichkeit unentgeltliche Verfügung vorliegt. Von dem Königlichem OLG wird dem entgegengehalten, es habe der Grundbuchrichter einen Nachweis der Entgeltlichkeit der Verfügung nicht zu fordern, wenn nach den Umständen, insbesondere mit Rücksicht auf die persönlichen Beziehungen der Beteiligten zueinander, an eine unentgeltliche Zuwendung nicht zu denken sei. Ferner wird von Zastrow und von Weber in der Zeitschrift des deutschen Notarvereins 1906 S. 111 bezw. S. 650 ff. geltend gemacht, die in den Formen des § 29 GBD. abgegebene Erklärung des Vorrats und des etwa sonst Beteiligten, daß die Verfügung eine entgeltliche sei, daß ihr beispielsweise ein Kaufvertrag zugrunde liege, oder daß die Hypothekensicherung, über die quittiert werde, tatsächlich durch Zahlung getilgt sei, müsse dem Grundbuchrichter genügen; die bei jeder Erklärung gegebene entfernte Möglichkeit, daß nur zum Schein die betreffende Erklärung abgegeben sei, dürfe den Grundbuchrichter nicht dazu führen, den Nachweis der Entgeltlichkeit durch das Bekanntnis derselben seitens der Beteiligten nicht für erlaubt anzusehen. Dies kann für zutreffend nicht erachtet werden. (Wie näher ausgeführt.) Demnach haben die Vorinstanzen zur Vornahme der von der befreiten Vorrats Witwe G. bewilligten Zahlung der in Rede stehenden Nachlasshypothek mit Recht die Beibringung der Zustimmung des Nachbarn erfordert. Das OLG. hat gemeint, als Konsequenz der Auffassung, daß zum Nachweis der Entgeltlichkeit der Verfügung des befreiten Vorrats eine die Entgeltlichkeit bestätigende Erklärung der Beteiligten nicht genügt, würde sich ergeben, daß die Verfügungsbefugnis des Testamentvollstreckers, der nach § 2205 BGB. zu unentgeltlichen Verfügungen nicht berechtigt ist, des Vaters und des Vormundes, die nach § 1641 und § 1804 BGB. nicht in Vertretung des Kindes bzw. Mündels Eedentungen machen können, des gütergemeinschaftlichen Ehe Mannes, der nach § 1446 BGB. zu einer Eedentung aus dem Gesamtgut der Einwilligung der Frau bedarf, dem Grundbuchrichter auch dann für nicht nachgewiesen erachtet werden dürfe, wenn nach den Erklärungen der bei dem betreffenden Rechtsakte Beteiligten die Verfügung keine unentgeltliche sei. Das OLG. wird von Zastrow (s. a. D. S. 107 ff.) und von Weber (s. a. D. S. 654 ff.) mit dem ferneren Hinweis ausgeführt, daß durch die genannte Rechtsauffassung einigen dieser Personen, insbesondere dem Vormunde, die Möglichkeit grund-

buchlicher Verfügungen überhaupst genommen werde, da sie auch nicht in der Lage seien, die Zustimmung des von ihnen Vertretenen zu der Verfügung beizubringen. Es kann jedoch nicht anerkannt werden, daß die erwähnten Personen dem befreiten Vorrats hinsichtlich des Nachweises der Verfügungsbefugnis gleichzustellen sind. Bei grundbuchlichen Verfügungen seitens dieser Personen hat der Grundbuchrichter nur zu prüfen, ob die Verfügungen innerhalb der Grenzen der durch das Gesetz den Verfügenden gewährten Verfügungsbefugnisse liegen. Es handelt sich also für den Grundbuchrichter, wie bei der Verfügung eines Bevollmächtigten, lediglich um eine Frage der Legitimationsprüfung. Hierbei wird der Grundbuchrichter nicht ausschließlich urteilbildend Beweise zu erfordern, sondern auch allgemeine, feststehende Erfahrungssätze, die auch sonst, wenn der Grundbuchrichter nicht lahmgelegt werden soll, vom Grundbuchrichter zu berücksichtigen sind, heranzuziehen haben. Diese aber werden ihm, insbesondere wenn er erwägt, daß die genannten Personen Verwalter fremder Vermögen sind und erfahrungsgemäß von solchen Personen unentgeltliche Verfügungen zum Nachteil der von ihnen Vertretenen nur sehr selten vorgenommen werden, dazu führen müssen, die Erklärungen der Beteiligten, daß die betreffende Verfügung keine unentgeltliche sei, als solche zu erachten, es sei denn, daß besondere Umstände einen bestimmten Anhalt für die Annahme des Gegenteils bieten. Den Nachbarn aber will das Gesetz offensichtlich gegen benachteiligende Verfügungen des Vorrats besonders geschützt wissen. Denn es verbietet die Befreiung des Vorrats von der Befreiung hinsichtlich unentgeltlicher Verfügungen (§ 2186 BGB.) und es bestimmt, daß bei der Eintragung des Vorrats auch zugleich das Recht des Nachbarn einzutragen ist (§ 52 GBD.). Deshalb ist zur Errichtung dieses beabsichtigten Schutzes für die Befugnis des befreiten Vorrats zur Vornahme grundbuchlicher Verfügungen ein auch gegenüber dem Nachbarn zwingender Beweis der Entgeltlichkeit zu fordern. Dieser Beweis aber kann im Grundbuchverfahren nicht anders geführt werden, als daß der Nachbarn selbst die Entgeltlichkeit anerkennt und seine Einwilligung zu der Verfügung gibt. Hiernach vor die weitere Beschwerde auf Kosten der Beschwerdeführer zurückzuweisen. Grundbuchf. Beschl. v. 23. Febr. 07, B 14/07 V. — Königl. Bayer. OLG.

II. Preussisches Recht.

Stempelsteuererz. vom 31. Juli 1895.

20. § 27 Abs. 3. Verhältnis dieser Steuererz. zu § 39 RStempG. vom 27. April 1894 und § 49 RStempG. vom 14. Juni 1900.

Es beruht die Annahme des Berufungsrichters, daß die Vorchrift des § 27 Abs. 3 des Preussischen Stempelsteuererz. Gesetzes auf den hier fraglichen Reichsstempel anwendbar sei, auf Rechtswirren. Der § 49 des vom Berufungsrichter für maßgebend erachteten RStempG. vom 14. Juni 1900 bestimmt im Abs. 1, daß die in den einzelnen Bundesstaaten mit der Bewilligung des Stempelwesens beauftragten Behörden und Beamten die ihnen obliegenden Verpflichtungen mit den gleichen Befugnissen, wie sie ihnen hinsichtlich der nach den Landesgesetzen zu entrichtenden Stempelabgaben pflügen, auch hinsichtlich der in dem RStempG. bestimmten Abgaben wahrzunehmen haben. Diese Vorchrift des erst am 1. Juli 1900

in Kraft getretenen Gesetzes kann für die hier in Betracht kommende dreißigjährige Beanspruchungsfrist schon deshalb nicht in Frage kommen, weil diese dreißigjährige Frist bei dem Inkrafttreten des neuen RStempG. bereits abgelaufen war. Derselbe Vorbehalt war freilich auch schon in dem § 38 des früheren RStempG. vom 27. April 1894 enthalten, unter dessen Herrschaft der hier fragliche Stempelstichvertrag vom 10. December 1896 bruchend unterworfen ist. Aber eine Verweisung auf die Vorfrist des § 27 Abs. 3 des früheren Gesetzes kann in diesem § 39 nicht erblickt werden, weil beim Inkrafttreten des Gesetzes vom 27. April 1894 dies verjährte Gesetz noch nicht erlassen war. Das 1894 geltende Preussische Stempelsteuergesetz vom 7. März 1832 enthält Fristen für die Wertbeanspruchung überhaupt nicht. Der unter dem Abschnitt „Allgemeine Bestimmungen“ stehende § 38 des Reichsstempelsteuergesetzes enthält aber auch insoweit keine Beziehung zu der Vorfrist des § 27 des Landesstempelsteuergesetzes. Dieser letztere enthält unter der Überschrift „Verjährung der Stempelsteuer“ in Abs. 1 und 2 Bestimmungen materiellrechtlicher Natur darüber, binnen welcher Frist der Steueranspruch bei eingetretener Verjährung als erloschen gilt, und er ordnet im Abs. 3 eine Ausschlußfrist an, nach deren Ablauf eine Beanspruchung der Wertangaben der Steuerpflichtigen unzulässig ist. Der § 39 RStempG. aber enthält, entsprechend der Vorfrist des § 31 des Landesstempelsteuergesetzes, nur eine Vorfrist darüber, wer die Aussicht über die gehörige Beobachtung des RStempG. zu führen hat, und regelt in dieser Beziehung den Umfang der Befugnisse der zu dieser Aussicht berufenen Beamten und Behörden der Bundesstaaten. Zuständig hat auch die Revision darauf hingewiesen, daß nach § 27 Abs. 3 des Landesstempelsteuergesetzes die Beanspruchungsfrist, entsprechend der Natur des Landesstempels als eines Urkundenstempels, von der Verurkundung ab läuft, und daß diese Bestimmung für den Reichs-Anschaffungsstempel nicht anwendbar erscheint, da dieser auf dem Anschaffungsgeschäft selbst ruht, ohne Rücksicht darauf, ob es zur Verurkundung gelangt oder bloß mündlich geschlossen ist. Die über das Anschaffungsgeschäft auszusprechende Schlussnote kann als eine Verurkundung des Geschäfts schon deshalb nicht angesehen werden, weil sie einseitig, und zwar häufig nicht von einem der Vertragsschließenden, sondern von einem Dritten (Vermittler, Kommissionär) ausgesprochen wird und nicht einmal die Unterschrift des Ausstellers erfordert (§§ 9 ff., jetzt 8 ff., RStempG.). Vt. Staatsarchiv a. 2. & Co., II. v. 1. Febr. 07, 213/06 VII. — Berlin.

21. § 25 des Gesetzes vom 3. März 1897 verb. mit § 1 ff. des Gesetzes vom 24. Mai 1861. Ungültigkeit des Rechtsweges wegen des Dienstverhältnisses von Lehrern gegen den Fiskus.]

Der Lehrer J. klagte wider 1. den Königlich Preussischen Fiskus und 2. die katholische Schulgemeinde in S., indem er seinen Anspruch nach einem bestimmten Grundgehalt berechnete. Das Rgl. wies die Revision, soweit es sich um die Klage gegen den Beklagten 1. handelt, zurück. (Der Anspruch gegen die Beklagte 2. gelangte nicht in die III. Instanz.) Die Revision gegen das Berufungsurteil, soweit es den Beklagten 1. betrifft, ist an sich statthaft, da das Berufungsgericht ihn gegenüber dem Rechtsweg für unzulässig erklärt hat. Mit Recht hat aber das

Berufungsgericht auf Grund des § 25 des Gesetzes vom 3. März 1897 betreffend das Dienstverhältnis von Lehrern und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen (Preuss. G. S. 25) in Verbindung mit § 1 ff. des Gesetzes vom 24. Mai 1861 betreffend die Erwerbstätigkeit des Rechtsweges (Preuss. G. S. 241) die Ungültigkeit des Rechtsweges angenommen. Nach § 25 des Gesetzes vom 3. März 1897 finden auf die Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen die Bestimmungen des ersten Abschnitts des Gesetzes vom 24. Mai 1861 mit der Maßgabe Anwendung, daß die Klage gegen die Vertreter des Schulverbandes und, soweit es sich um Zahlungen aus der Alterszulageklasse handelt, zugleich gegen die Bezirksregierung als Verwalterin der Alterszulageklasse zu richten ist. Hiernach ist, abgesehen von der oben erwähnten Ausnahme, jede Klage des Lehrers der Volksschule wegen vermögensrechtlicher Ansprüche lediglich gegen die Vertreter des Schulverbandes zu richten. Die Ausnahme beruht, wie der Wortlaut des Gesetzes ergibt, auf der Stellung der Bezirksregierung als Verwalterin der Alterszulageklasse (vgl. § 8 des Gesetzes vom 3. März 1897 und Begründung zu § 25 des Entwurfs, Drucksaß des Hauses der Abgeordneten 18. Legislaturperiode 1896/97 Bd. II Nr. 9 S. 65). Die Ausnahme trifft aber hier nicht zu, weil der Kläger nicht eine Alterszulage fordert (§ 35 ff. des Gesetzes vom 3. März 1897), sondern behauptet, daß ihm ein Grundgehalt von nicht nur 1000 Mark, sondern 1100 Mark jährlich zu zahlen sei. Nach §§ 1, 3 des Gesetzes vom 24. Mai 1861 gehört die Frage, gegen wem die Klage zu richten sei, zu den Vorfragen, unter denen der Rechtsweg stattfindet. Wegen den beklagten Fiskus ist daher im vorliegenden Fall der Rechtsweg nicht zulässig. Der Versuch der Revision, die Zulässigkeit des Rechtsweges darauf zu stützen, daß der Fiskus es sei, der dem Kläger das höhere Gehalt entziehe, scheitert an den klaren Bestimmungen des Gesetzes. J. a. Rgl. Preuss. Fiskus, II. v. 19. Febr. 07, 354/06 III. — Posen.

Literaturbesprechung.

Zur Justizreform. Sechs Vorträge von Dr. Friedrich Stein, Professor in Halle. Tübingen, J. G. B. Mohr (Paul Siebeck). 1907.

Vorträge zur Justizreform — gehalten in der Berliner Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung — (Oktober 1906) von einem hervorragenden Professionsmann wird jeder gern kennen lernen wollen, der sich für die im Mittelpunkt des juristischen Interesses stehende Tagesfrage interessiert. Und in der Tat lohnt es sich, die Vorträge zu lesen, in denen die verschiedensten Urteile über die englischen Einrichtungen eingehend behandelt und vielfach berichtigt werden. Der Dank, den ich dem Autor für seine Belehrung schulde, kann mich aber nicht abhalten, gegen einige die deutsche Rechtsanwaltschaft berührende Ausführungen hier in dem Organe derselben nachdrücklich Verwagungen einzulegen. Stein vergißt das Verhältnis der Anwälte zu den Richtern in England und in Deutschland (S. 69). In England stülpe sich der Anwalt als Gehülfe des Richters, als ihm koordiniert, als Teil eines in sich geschlossenen, einheitlichen Juristenhandes, in Deutschland

fei der Anwalt einseitig, Parteivertreter; dies aber eine nachteilige Wirkung auf die Einschätzung des Anwaltsstandes. Der deutsche Anwaltsstand sieht in seiner Stellungseinschätzung in seinem Verhältnis zu dem Richterstand hinter dem englischen nicht zurück. Die geistliche Gleichsetzung der Berufsleistungen für das Richteramt und die Anwaltschaft garantiert das gleiche wissenschaftliche Niveau, und zwar die Betätigung wissenschaftlicher Arbeit anlangt, so braucht der deutsche Anwaltsstand einen Vergleich mit dem Richterstand nicht zu scheuen. Es wird übrigens im allgemeinen dem Anwaltsstande die Gleichberechtigung mit dem Richterstand von Angehörigen des letzteren aus gar nicht strittig gemacht. Dies geschieht ja wohl von seinen Ausgezeichneten, die die Verhältnisse des Lebens nicht kennen. Wer die deutsche Anwaltschaft kennt, weiß, daß sie es ernst nimmt mit ihrer Stellung als Organ der Rechtspflege, denn es nicht anstrebt, die Interessen der Partei über die Interessen der Rechtsordnung zu setzen.

Wenn Stein beklagt, daß die Gesetzgebung unseren Anwaltsstand mit unbedeutendem Richterstand behandle, indem sie ihn von der Mitwirkung an den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten ausschließt, so übersieht er, daß der Richter der Ausschluß der Rechtsanwältin vom den Gewerbegerichten der damaligen Rechtsanwalts-Gesellschaft Kaufmann war, der diese Bestimmung im Interesse der Arbeitnehmer, für die die Zuziehung eines Anwalts zu schwierig sei, hatte, als Renouveau der Schöpfung von Gewerbegerichten für Gewerbetätigen anlangt. Richterstand gegen den Anwaltsstand an sich lag dem sicherlich nicht zugrunde!

Zur Frage der Entlassung der Richter beklagt Stein die Länge der anwaltlichen Schriftsätze, die die Akten anschwellen lassen, und verweist sich hierbei auf die Bemerkung (S. 82): „Wenn im Zivilprozeß die Schriftgebühren vermieden, würde wahrscheinlich eine Befreiung eintreten“. Wie wenig kennt der Herr Professor die Praxis! Die Anwälte haben kein Moment Bedenken getragen, jenes Befreiungswort der Prozeß dem Schriftsätze Maschinenabschriften für den Gegner beizufügen, obwohl die Entlastung der Schriftgebühren hierfür durchaus nicht gesichert war. Aber Stein selbst gibt ganz genau die wirklichen Gründe an, weshalb der Anwalt ausführliche Schriftsätze machen muß: der Richter arbeitet und entscheidet nach ihnen. Und dazu muß der Anwalt vieles, was er selbst für unerschöpflich hält, in die Schriftsätze bringen, weil er nicht sicher ist, ob nicht der Richter es für erheblich ansehen wird. Wieviel Zuspenderarbeiten würden nicht bei der Entscheidung mit! Und gilt denn nicht auch für den Anwalt derselbe Entschuldigungsgrund, den Stein für die zu langen Urteile der Richter anführt (S. 86): Es ist viel leichter und bequemer lang als kurz zu schreiben. Wozu also die zum mindesten nicht geschmackvolle Verhöhnung mit dem materiellen Vorteile!

In derselben Weise verkennt Stein die Stellung der Rechtsanwaltschaft zum Richteramt: Er schreibt (S. 95):

„Es ist freilich kein Anwalt über zu nehmen, wenn er das Richteramt umgibt. Dagegen ist es für ihn nur darum, für seine Partei in einer unrichtigen Sache nach einem vollen streitbaren Titel zu erhalten, so ist die Klage nicht formuliert, und der Beweisrichter macht sie genau so gut wie das Richteramt. Die Arbeit aber, die der Anwalt selbst hat, das Beweismittel zu gewinnen, ist sehr leicht. Die Klage ist kein und der kluge Beweis. Bei einem Objekt von 2 bis 800 Mark bekommt der Anwalt für das Richteramt und für den Antrag auf Vollstreckungsbefehl zwei, zusammen also fünf Mark. Dagegen erhält er bei einer Klage die Prozeß- und halbe Verfahrensgebühr für das Beweismittel mit zusammen fünfzehn Mark, also das dreifache, wozu noch die klugen Schriftgebühren kommen. Es wäre also wirklich leicht, wenn er sich diesen klugen Gewinn entgegen liege.“

Herr Stein unterstellt also solche Prinzipien der deutschen Rechtsanwaltschaft und klug ist sie. Nun er mag sich freuen, daß er sich nicht für die Rechtsanwaltschaft entschließen hat. Seine Karriere hätte vielleicht einen vorzeitigen Abbruch gefunden, wenn er solche von ihm geübten Maximen befolgt hätte. Hat Herr Stein denn niemals Gelegenheit genommen, sich mit den Urteilen des Obergerichtes zu beschäftigen, die immer wieder und wieder hervorheben, daß nur und ausschließlich das Interesse der Parteien, nicht der Anwalts für dessen Vorgehen zu entscheiden hat! Die Einsichten Äußerungen sind um so unüberhörlicher, als er in unmittelbarem Anschluß an sie die weiteren, in der Rangfolge der Berufsämter liegenden Gründe anführt, die das Richteramt in der großen Zahl der Fälle ungerichtet erscheinen lassen. Dem sagt er dann noch den Zusatz bei: „Das sind die Gründe, weshalb das Richteramt wegen der Anwälte, und wenn es nicht ganz geht, des Richteramtes wegen bei allen.“ Vielleicht gibt Herr Stein in einer juristischen Auflage seiner RPD ein Mittel an, das dem Anwalt ermöglicht, im Voraus zu erkennen, ob alles ganz gehen wird oder nicht!

Daß Stein von seinen die Berufsämter des Anwalts völlig verkennt Standpunkte aus so annehmen kann, daß der Richterstand des Anwaltsstandes gegen den Richteramt aus egoistischen Gründen beruht, kann wohl nicht Wunder nehmen, obwohl er doch vor allem sich gegen die gleichsam Vergleichsversuche vom Richteramt aus richtet und geschäftsmäßige Vorteile benachteiligen sollte vor unbedachten Erläuterungen, deren Tragweite sie zu überschätzen außerstande sind. H.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 erörtert die Einleitung und Aufhebung einer Gebrauchsbesitzesbesitzes über einen Gebrauchsbesitz und das Verhältnis solcher Besitzes zur Eigentumsbesitz.

Die Besitzbesitzes der überlebenden Ehegatten zur Einleitung eines den ganzen Nachlass umfassen Vermögensverzeichnis gemäß § 1640 BGB. wird in Entsch. 3 auch für den Fall ausgesprochen, daß der überlebende Ehegatte bereits und das Kind Nacherbe ist.

Die Vereinbarung, in der Stangensversicherung nicht publiziert, das Grundstück durch einen Dritten erstehen zu lassen und wiederum zu gemeinschaftlichem Vorteil der Kontenabnehmer zu verwalten, ist in Entsch. Nr. 5 als Verstoß gegen § 826 BGB. erachtet.

Entsch. Nr. 8 behandelt das Verhältnis der durch Vormundschaftsgerichtliche Anordnung (§§ 1667 ff. BGB.) gegen den Vater angewandten Sicherheitsleistung und dem durch Arrestgehalt geltend gemachten prozessualen Sicherheitsleistungsanspruch.

Nach Entsch. Nr. 9 genügt zur Anfechtung eines Testaments wegen Übergang eines Pflichtberechtigten, daß der Erbschaftsbesitzer der Testamenterrichtung nicht genützt hat, daß der Übergangene lebt; es ist auch die (sachliche) Übergang von dem Tode des Übergangenen gehabt haben mußte, wird nicht gefordert.

Bei Schadenerschaftsansprüchen wegen ungerechtfertigten Arztes (§ 240, § 645) ist nach Entsch. Nr. 15 nicht erforderlich, daß der Arzt im Überprüfungsverfahren aufgehoben wurde, vielmehr wird zugelassen, daß darüber, ob der Arzt gerechtfertigt war, selbständig in dem Schadenerschaftsprozesse befunden werden könne.

Entsch. Nr. 19 behandelt nachmalig ausführlich die Stellung des Nachbarn als Selbstberechtigten im Sinne der RPD, und hält den bisherigen Standpunkt des RG. unter Zurückweisung der erfohrenen sehr gerühmten Gegengründe aufrecht. H.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Juristat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 26.

Verlag und Expedition: **H. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallstraße 34. 35.**

Preis für den Jahrgang 26 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inserate die 2 gepaltene Zeile 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Verlagsanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallstraße 34. 35.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Anwaltskammern im Bezirke der Oberlandesgerichte zu **Köln** und **Karlsruhe** haben der Kasse abermals Beihilfen und zwar **Köln** 500 Mark und **Karlsruhe** 1500 Mark gewährt. Den Kammern und ihren Vorständen ist für die reichen Beihilfen der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Eine Kritik der jüngsten Reichsgerichtsentcheidung zu § 313 BGB.

Von Rechtsanwalt Dr. Traumann, Düsseldorf.

Nur schwer haben sich die rheinischen Juristen und mit ihnen die rheinische Bevölkerung an den Fortschritt des § 313 BGB. gewöhnen können. Nach aus dem diesjährigen Deutschen Juristentage gehörten die meisten rheinischen Juristen zu der Minderheit, welche eine Abänderung des § 313 Satz 1 BGB. für geboten erachtete.

Da lege ferenda dürfte mit dem Ergebnis des Juristentages die Frage für lange aus jeder Erörterung ausgeklammert sein. De lege lata hat die oberstgerichtliche Rechtsprechung bereits zu einer ziemlich klärenden der meisten durch die genannte Gesetzesbestimmung hervorgerufenen Zweifel geführt.

Im allgemeinen wird man nicht sagen können, daß der Grundsatze der Formvorschrift durch das RG. überspannt worden ist. Formvorschriften müssen eben beobachtet werden, und ihnen gegenüber muß, wie das RG. mit Recht hervorgehoben hat (Ob. 52 S. 5), „die Berufung auf Treu und Glauben verfehlen“.

Man wird auch Heintz (DZJ. Jahrgang 11 Nr. 16/17 S. 942) darin beipflichten können, daß es der Grundstücksverleiher dank seinem Anpassungsvermögen verstanden hat, sich der Vorschrift anzupassen, ohne diese als allzuverdrückende Fessel zu empfinden.

Einzelne Vertragstypen, wie sie der Grundstücksverleiher mit sich bringt, scheinen mir aber durch die richterliche Rechtsprechung mehr als notwendig eingeengt zu sein. So der dem zu beschreibenden Urteile zugrunde liegende Fall der Gewährung eines Entgeltes seitens des Kaufmanns an den

Grundstückseigentümer dafür, daß dieser ihm in rechtlich bindender Weise das Grundstück zum Kauf „sektantisiert“.

Nach dem Tatbestande der Entscheidung des V. 3. S. RG. vom 21. Februar 1906 (Ob. 62 S. 411 ff.), aus welchem zur Vereinfachung alles Nebenfällige fortgelassen werden soll, stand der Grundstückseigentümer A. mit dem Kaufmann B. in Verhandlungen über den Kauf eines großen Grundstückskomplexes im Werte von über 2 500 000 Mark. Um die Möglichkeiten einer gewinnbringenden Verwertung dieses ihm in Aussicht stehenden großen Grundbesitzes nach allen Richtungen kaufmännisch kalkulierend zu können, hat B. ein großes Interesse daran, daß A. seinerseits für längere Zeit sich an einen bestimmten Vertragsinhalt binde, während er selbst frei bleiben will. Andererseits laßt A. sich nicht der Verfügungsmöglichkeit über seinen Grundbesitz zugunsten des B. für längere Zeit ohne Entgelt entäußern. Nach (entsprechender) mündlicher Vereinbarung wußte deshalb B. den Notar C. an, die diesen gleichzeitig überlieferte Summe von 50 000 Mark an A. Zug um Zug dagegen auszusahlen, daß dieser ihm in notarieller Form die fraglichen Grundstücke zum Preise von 2 760 000 Mark antrage und sich an diesen Vertragsantrag $\frac{1}{2}$ Jahr lang für gebunden erkläre. B. seinerseits will in seiner Entschließung frei bleiben, und in dem Schreiben wird ausdrücklich die Überlassung der 50 000 Mark an A. für den Fall, daß dessen Offerte nicht rechtzeitig angenommen wird, als Gegenleistung für dessen lange Bindung an die Offerte gekennzeichnet. Im Falle der Annahme der Offerte innerhalb der Bindungszeit sollen aber die 50 000 Mark auf den Kaufpreis verrechnet werden, und über die Verrechnungsart, Zinsen usw. sind Bestimmungen getroffen.

A. gibt das notarielle Kaufangebot unverzüglich ab. Der Notar C. bringt die 50 000 Mark an ihn zur Auszahlung und bezeugt, daß B. bei der Entgegennahme der Offerte bereits 50 000 Mark gezahlt habe. Das Recht des A., für den Fall, daß seine Offerte nicht angenommen wird, die 50 000 Mark zu behalten, wird ebenfalls mit bezeugt. Dieser Fall tritt ein. B. nimmt den Vertragsantrag nicht an. Er fordert vielmehr die gezahlten 50 000 Mark als unverzinst fertige Bereicherung von A. zurück.

Während das RG. die Klage abweist, weil es die Zahlung der 50 000 Mark als Gegenleistung für die lange einseitige

Bindung des Beklagten betrafte, hat das Berufungsgericht die Klage zugesprochen. Diese Entscheidung ist vom R. G. a. O. aufrecht erhalten worden.

I. Die Beurteilung des Beklagten durch das R. G. beruht auf zwei rein rechtlichen und einer eher rechtspolitischen Erwägung. Die Würdigung des Vertragsverhältnisses zwischen den Parteien als eines nach § 313 BGB. formpflichtigen und daher, weil nur einseitig notariell verkriert, nichtigen, gründet sich in erster Linie auf die Annahme, daß der Beklagte den Verkaufsangebotsvertragssatz bereits teilweise angenommen habe. Er habe zwar nicht die Annahme des Angebotes vollständig erklärt, sich dieselbe vielmehr für ¼ Jahre vorbehalten. Aber er habe das von ihm gewünschte und hervorgerufene Verkaufsangebot wenigstens bis zu einem Werte von 50 000 Mark insofern angenommen, als er dafür diesen Betrag für alle Fälle, die er annehmen oder nicht, versprochen und gegeben hat. Damit seien „über einen erheblichen Teil des Kaufpreises Vereinbarungen getroffen.“

Mit dieser Auffassung gibt meines Erachtens das R. G. dem Vertragsinhalt eine Auslegung, die dem Parteivillen geradezu widerspricht. B. will zwar die Bindung des K. herbeiführen und hat insofern dessen Verkaufsangebot „gewünscht und hervorgerufen“.

Aber er will selbst in seinen Entscheidungen durchaus frei bleiben und deshalb keinen Verkaufsungsvertrag schließen. Er erstrebt damit eine Rechtsposition, welche einseitig, für ihn allein vorteilhaft ist. Es entspricht deshalb durchaus der Billigkeit und ist widerspruchsfrei selbstverständlich, daß eine Gegenleistung für die Erlangung dieser günstigen Rechtsposition ihm obliegen muß. Man braucht sich nur die erheblichen Schwankungen, welchen der Kaufwert eines städtischen Grundstückskomplexes in der hier fraglichen Preislage ausgesetzt ist, und seine verschiedenen Bewertungsmöglichkeiten durch spekulative Gründe und Bodenmannung zu vergegenwärtigen, um die Zahlung der 50 000 Mark als eine Gegenleistung für die Einräumung der dargelegten günstigen Rechtsposition durch den Beklagten durch den Kläger zu erkennen. Was ist schwer verständlich, wie das R. G. hier eine Teilannahme des ganzen Verkaufsangebotes ableiten kann. Einer Teilannahme des geforderten Kaufpreises würde doch wohl eine Verpflichtung zur Teilübernahme eines entsprechenden Stückes der Grundstücke gegenüberzustehen haben. Auch die Einzelbestimmungen über die Verrechnung der 50 000 Mark im Falle der Annahme der Offerte auf den ganzen Kaufpreis können die Vertragsbindung des Beklagten nicht zu einer auch nur bedingten Annahme des Verkaufsangebots stempeln; denn einmal widerspricht diese Annahme der Haupttendenz des Klägers, frei bleiben zu wollen, und sodann sind diese Einzelbestimmungen durchaus nebenachtlicher Natur. Die Tatsache, daß Kläger ¼ Jahre lang ungebunden bleiben wollte, mußte für den Beklagten bei der Preisalkulation, wie dargelegt, ein wichtiger Faktor sein. Dieser Faktor konnte rechtlich so behandelt werden, daß der Kaufpreis derselbe blieb, wie wenn Kläger sofort gekauft hätte. Dann trat die später zu zahlende Summe als Kaufpreis für das Grundstück zu der Gegenleistung des Klägers für die Erlangung der Rechtsposition einfach hinzu. Es konnte aber auch der gedachte Faktor rechtlich in dem von dem Be-

klagen gestellten Preise berücksichtigt, wie geschehen, berücksichtigt werden. Für diesen Fall mußte auf der einen Seite hervorgehoben werden, daß die 50 000 Mark das Entgelt für Beklagten für die Einräumung der besonders günstigen Rechtsposition an Kläger sein sollten. Es mußte aber zugleich betont werden, daß im Falle der Annahme des Verkaufsangebotes des Beklagten durch den Kläger die erhaltene pfermäßig bestimmte Gegenleistung auf den gesamten Kaufpreis zu verrechnen, von diesem also abzuziehen sei. Beide Verrechnungssarten sind rechtlich wie in ihrer tatsächlichen Wirkung gleich zu setzen. Beide erfolgen im Hinblick auf den Schwebegeschäft, der durch die Offerte des Beklagten geschaffen ist. Von einer bedingten oder partiellen Annahme dieser Offerte durch den Beklagten kann aber keine Rede sein, und ebensowenig von einem Vorvertrag, da die Verbindlichkeit zum Abschluß ausgeschlossen sein soll.

II. Von größerer Bedeutung scheint mir der zweite Grund, welcher das rechtsgerichtliche Erkenntnis trägt. Hier unterstellt das R. G., daß die 50 000 Mark als Gegenleistung für die Bindung des Beklagten durch ein Verkaufsangebot versprochen und gegeben wurden. Aber einen solchen Vertrag hält das R. G. auf beiden Seiten für formpflichtig, denn „auch in diesem Falle liegt auf der einen Seite eine Verpflichtung zur Abtretung von Grundeigentum, auf der anderen Seite ein Gegenversprechen, also ein Vertrag, und zwar ein solcher im Sinne des § 313 Satz 1 BGB. vor“.

Ranglos der notariellen Verbriefung der Erklärung des Klägers, für den Fall der Annahme des Verkaufsangebotes auf die Rückforderung der gezahlten 50 000 Mark zu verzichten, sei der Vertrag nichtig.

Rein äußerlich genommen hat diese Beweisführung des R. G. etwas Bestehendes; denn zweifellos hat sich ja der Beklagte in bindender Weise innerlich verpflichtet, „Eigentum an einem Grundstück zu übertragen“, und zweifellos hat auch der Beklagte vertragliche Erklärungen abgegeben. Dennoch verkennt meines Erachtens das R. G. mit seiner Auffassung die synallagmatische Natur des Verkaufsungsvertrages. Das Gesetz hat bereits dem Vertragsantrag den Charakter einer einseitigen Verpflichtung innerhalb des Rahmens der §§ 145 ff. BGB. gegeben. Insofern ein Vertragsantrag auf Übertragung des Eigentums an einem Grundstück gerichtet ist, bedarf er der gesetzlich vorgeschriebenen Form des § 313 BGB. Diese Form hat er hier gefunden. An sich bedarf er also bei dem Gesetz dem Vertragsantrag verschiedene Lebensfähigkeit (§ 128 BGB.). Diese einseitige Lebensfähigkeit würde er nach dem anerkannten und anerkennenden Grundsatz, daß alle Vereinbarungen, aus welchen sich der Verkaufsungsvertrag zusammensetzt, dem Formzwang unterliegen (sfr. R. G. 51, 181; 52, 4), verlieren, wenn die ihn zu einem Verkaufsungsvertrage ergänzende Vertragschäfte die Erklärung des anderen Vertragsteils der Form entbehre. Aber dieser Fall ist nicht gegeben. Denn um einen Verkaufsungsvertrag zu kontrahieren, fehlt eben die ergänzende Vertragschäfte, die Verpflichtung des Klägers, die Übertragung entgegenzunehmen und eine Gegenleistung für die Übertragung zu gewähren. Der Vertrag hat nicht die Veräußerung eines Grundstücks zum Gegenstande, weil der Kläger eine entsprechende Erklärung nicht abgegeben hat und nicht abgeben wollte. Dies heißt am besten, wenn man sich

die Rechtsfolgen des hier vorliegenden Vertrages im Gegenfatz zu dem Veräußerungsvertrage vergangenwidrig. Aus dem Veräußerungsvertrage kann der eine Vertragsteil stets auf Übertragung des veräußerten Objekts, der andere Vertragsteil auf die Gegenleistung klagen. Im vorliegenden Falle könnte aber A. nicht auf Übertragung der Grundstücke klagen. Er könnte dies ja gar nicht, wenn er das Verkaufsangebot innerhalb des Bindungszeitraumes angenommen hätte. Dies aber nicht auf Grund des ursprünglichen Vertrages, sondern weil durch seine Annahmeerklärung, aus seiner Offerte erst ein beide Teile bindender Veräußerungsvertrag geworden wäre. Das notarielle Verkaufsangebot des A. hat also eine doppelte Funktion. Einmal hat es den Charakter einer selbständigen Offerte, die nach allgemeinen Grundregeln erst durch in derselben Form erfolgte Vertragsannahme zu einem Veräußerungsvertrage werden konnte. Sodann bildet sie aber die Leistung des Beklagten dem Kläger gegenüber auf Grund besonderen Vertrages. Dieser besondere Vertrag ist aber nicht auf Übertragung des Eigentums an einem Grundstück gerichtet, weil Kläger kein Eigentum erwerben will, sondern eben nur auf Entstehung der selbständigen, lebenslänglichen Vertragsanteile des Vertragsangebotes. Auch von einem bedingten Veräußerungsvertrage kann man hier nicht sprechen. Der Vertrag ist als ein unbedingter und völlig fertiger abgeschlossen. Die Offerte wartet zwar ihrer Ergänzung, der Annahmeerklärung, leidet sie aber im Verhältnis zu der Offerte nicht als Vertragsbedingung zu dieser aufzulösen. Durch die Annahmeerklärung kommt vielmehr die Einigung über die Veräußerung zustande, während vorher überhaupt kein Veräußerungsvertrag, also auch kein bedingter, vorliegt. Soweit die Offerte als solche bindende Kraft hat, bindet sie den Verkäufer unabhängig von jeder Bedingung, soweit sie Objekt des hier vorliegenden Vertrages ist, ist dieser Vertrag erfüllt und weder suspensiv noch resolutiv bedingt.

In Beurteilung eines dem hier besprochenen Tatbestande ähnlichen Falles hat allerdings das RG. ebenfalls die Konstruktion des bedingten Veräußerungsvertrages zur Anwendung gebracht (RG. 53, 257 ff.). Hier aber war der Grundstückskaufvertrag zwischen den Parteien mündlich fest abgeschlossen, und seitens des Käufers waren 5000 Mark als unzeitige Anzahlung auf den Kaufpreis bezahlt worden. Das notarielle Verkaufsangebot war dann von dem Käufer nicht angenommen worden. Dieser forderte vielmehr die gezahlten 5000 Mark klagend zurück und erhielt seinen Anspruch von allen Instanzen zugesprochen. Die Rechtsverletzung des Beklagten, Kläger habe auf Rückzahlung der bei dem mündlichen Übereinkommen gezahlten 5000 Mark bei Gelegenheit des notariellen Verkaufsangebotes bindend versprochen, ist von dem RG. mit der Begründung zurückgewiesen worden, daß die etwaige Verpflichtung des Klägers zur Abgabe eines bindenden Verkaufsangebotes die bedingte Verpflichtung, das Eigentum des Grundstücks auf den Käufer zu übertragen, in sich schließt und deshalb der Form des § 313 BGB. bedürfe. Durch die spätere notarielle Verbriefung der Verkaufsofferte sei nicht das ganze Abkommen zwischen den Parteien, das heißt der bedingte Veräußerungsvertrag in der erforderlichen Form erfolgt und daher nichtig. Auch hier findet sich also die über das Ziel hinaus-

schießende Auffassung des Begriffs des „Veräußerungsvertrages“, zu welchem die einseitige Erklärung des Verkäufers ohne den entsprechenden Erwerbserwillen und dessen Erklärung auf Seiten des anderen Vertragsteils nach dem Ausgeführten nicht genügt.

Es bedarf meines Erachtens nicht dieser Konstruktion, um die als solche richtig entschiedene des RG. in dem letztgedachten Falle zu tragen.

Dem Kläger war hier durch Eingabe eines Teiles des Kaufpreises trotz Nichtigkeit des Kaufvertrages ein Rückforderungsanspruch erwachsen. Auf diesen Rückforderungsanspruch kann er natürlich verzichten, und zwar selbstverständlich auch formlos. Sein Verzicht auf sein Rückforderungsrecht, als Gegenleistung für die lange Bindung des Beklagten an dessen Offerte, wäre ebensosehr ein bedingter Veräußerungsvertrag wie die unseren Fall darstellende Bedingung einer Offerte; denn der Verzicht auf ein Forderungsrecht kann ebensowohl solvendi causa erfolgen, als jede andere Leistung. Aber in dem jetzt erwähnten Falle handelt es sich nach der eigenen Behauptung des Beklagten um die bei Gelegenheit seines notariellen Kaufangebotes abgegebenen mündliche Erklärung des Klägers, „daß bei früherer Vereinbarung, nach welcher die als Kaufpreis angesehnen 5000 Mark dem Verkäufer verfallen seien, wenn Kläger die Auflösung in der gekürzten Frist nicht entgegen nähme, unberührt bleibe“.

Hier handelt es sich also nicht um den Verzicht auf sein Rückforderungsrecht, als Gegenleistung gegen die Abgabe der Offerte, sondern um eine Vereinbarung, welche den nach der Parteivereinbarung fest abgeschlossenen, mangels der notwendigen Form aber nichtigen Grundstückskauf in seinem Bestande sichern soll. Gleichviel ob man hier in dieser Abrede eine verschleierte Vertragsstrafe oder eine Einpfervereinbarung aus dem ganzen Veräußerungsvertrage sehen will, jedenfalls ist sie hinsichtlich

dieser Rechtsverordnungen treffen auf den Tatbestand des erstbesprochenen Falles nicht zu. Dieser kann, wie dargetan, auch nicht als Vorvertrag zu dem beabsichtigten Grundstücksveräußerungsvertrage angesehen werden; denn ein pactum de contrahendo liegt nicht vor, weil Beklagter schreiben will; und wenn auch das Verkaufsangebot als solches, also ein notwendiger Bestandteil des Veräußerungsvertrages, Objekt der Parteivereinbarung gegeben ist, so ist damit, wie oben angeführt, auch nicht ein Teil des Vertrages vorweggenommen worden, sondern in einem durchaus selbständigen Vertrage ist die Basis für den etwaigen späteren Veräußerungsvertrag geschaffen worden.

III. Durch das hier gefundene Ergebnis wird zwar die Möglichkeit, ohne notarielle Verbriefung einen Entgelt für die Erstattung der geschuldeten günstigen Kreditposition gegenüber dem Verkäufer zu erwirken, beseitigt. Dieses Ergebnis scheint mir aber auch nicht durch die von dem Reichsgericht als Stütze verwertete rechtsphilosophische Erwägung geführt zu werden, daß man damit die Möglichkeit anerkennen würde, in diesen Fällen den § 313 Abs. 1 ganz oder teilweise zu umgehen. Denn die Vereinbarung, gegen die Abgabe eines Grundstücksverkaufsangebotes eine Gegenleistung zu erwirken, ist zwar weder ein Veräußerungsvertrag noch ein Vor- oder Teilvertrag zu einem

folgen; aber durch formlosen Vertrag kann deshalb doch nicht die Verpfändung, Grundpfandrechtum zu übertragen, begründet werden, etwa auf dem Wege, daß der Käufer den Verkäufer zur Abgabe einer Offerte sich verpflichten läßt und dann auf die Vertragseinführung, nämlich die Abgabe der Offerte in notarieller Form, klagt.

Denn aus freien des Verkäufers bildet die Offerte bereits, wie ausgeführt, die ihn bindende Hälfte des synallagmatischen Veräußerungsvertrages. Ist der Veräußerungsvertrag als zweiseitiges Rechtsgeschäft dem Formzwang des § 313 unterstellt, so gilt dies in gleicher Weise von dem einseitigen Rechtsgeschäft des Vertragsantrages. Und ebenso wenig, wie durch eine formlose Vereinbarung die Verpflichtung zum Vertragschluß in der vorgeschriebenen Form erzwungen werden kann, ebenso wenig gilt dies von dem einseitigen Rechtsgeschäft des Vertragsantrages. Man kann auch nicht sagen, daß der formlose Vertrag der Gewährung eines Entgeltes für die Abgabe des Vertragsantrages dadurch seine Erfüllung finden könne, daß der Vertragsantrag in notarieller Form abgegeben wird; denn die Richtigkeit der mündlichen Willenserklärung, einen bestimmten Vertragsantrag stellen zu wollen, bewirkt, daß ein Vertrag, der eben begrifflich in der Verschmelzung zweier wirksamer Willenserklärungen zu dem gewollten Vertragsinhalt besteht, bislang nicht zustande gekommen ist. Die Vorchrift des § 313 Satz 2 BGB. über die Heilung eines formlosen und daher nichtigen Veräußerungsvertrages durch Aufstellung und Eintragung gestattet aber wegen ihrer singulären Charakteris keine entsprechende Anwendung auf den Fall, daß nach Abschluß des mündlichen Vertrages über die Entgeltsgewährung für die Offerte dieser Offerte in der vorgeschriebenen Form lausächlich abgegeben worden ist.

Andererseits gestaltet sich die Sachlage nach der Abgabe der Offerte in der vorgeschriebenen Form. Diese besteht alsdann, wie ausgeführt, in selbstständiger Lebensfähigkeit, als Hälfte des synallagmatischen Veräußerungsvertrages. Es steht nichts im Wege, ihr nunmehr noch eine weitere Funktion zuzuwenden und auf Grund besonderen Vertrages Zug um Zug gegen ihre Abgabe ein formloses Zahlungsversprechen zu machen, oder, wie hier, sofortige Zahlung zu leisten und dadurch dem besonderen Vertrage durch solutio sine naturalibus auch zu geben. Ist bei der notariellen Abgabe der Offerte Einigkeit über die Gewährung des Entgeltes vorhanden, so ist mit der Entgegennahme der Offerte für deren Empfänger die Zahlungsversicherung begründet. Insofern ist also das hier fragliche Rechtsgeschäft, da erst durch das Geben des einen und das Entgegennehmen des anderen der Vertrag zustande kommt, unter die reinen Realverträge zu rechnen. Eine Umgehung der Vorzeichen und des Zweckes des § 313 BGB. für den Veräußerungsvertrag ist nach dem Ausgeführten gänzlich ausgeschlossen, so daß auch dieser Erwägung des RG. der Boden entzogen ist.

Im vorliegenden Falle waren, wie dargetan, alle hier aufgestellten Erfordernisse erfüllt. Insbesondere hat der Notar im Auftrag und als Vertreter des Klägers den Vertragsantrag des Klägers entgegengenommen und die vereinbarte Zahlung geleistet. Der Erklärung eines besonderen Verdictes auf Rückforderung bedurfte es nicht, da durch die solvendi

causa erfolgte Zahlung überhaupt kein Rückforderungsrecht zustande gekommen war. Mit dem RG. wäre also die Klage abzuweisen gewesen.

Die Verweisung des Fleisches auf die Freibank und die Wandelungsklage.

Von Amtsgerichtsrat Prof. Dr. Schumacher zu Köln.

Werden Rindvieh und Schweine als Schlachtvieh verkauft, so gilt nach § 211 und IV 1 der Kaiserlichen Verordnung vom 27. März 1899 Tuberculose als Hauptmangel aber nur sofern infolge dieser Erkrankung mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts nicht oder nur unter Beschränkungen als Nahrungsmittel für Menschen geeignet ist. Wird das Fleisch eines an Tuberculose erkrankten Tieres mit mehr als der Hälfte des Schlachtgewichts zur Freibank verwiesen, so entsteht die Frage, ob hierdurch ein die Wandelung begründender Hauptmangel gegeben wird.

In der Rechtslehre hat sich Stöckle (Bierbaum S. 276) für die Zulassung der Wandelung in diesem Falle ausgesprochen. Die Rechtsprechung läßt sich nur schwer feststellen, da bei Viehmängeln in letzter Instanz das RG. entscheidet, die Urteile des LG. aber kaum einer weiteren Öffentlichkeit bekannt werden. In dankenswerter Weise hat die Allgemeine Fleischzeitung zu Berlin alle ihr bekannt gewordenen gerichtlichen Entscheidungen über diese Frage veröffentlicht und gesammelt.

Die Frage wird bald zu Gunsten des Käufers bald zu Gunsten des Verkäufers entschieden.

So entschied das LG. Köln durch Urteil vom 23. Juni 1903 in Sachen Gierholz gegen Webber und ihm folgend das RG. Köln durch Urteil vom 10. Mai 1906 in Sachen Gierholz gegen Haller (I 19 C 1444/05) gegen den Käufer und hielt den Wandelungsanspruch des Käufers nicht für begründet. In gleicher Weise entschied das LG. zu Gießen und Düsseldorf (vgl. Allgemeine Fleischzeitung 1904 2. Beilage zu Nr. 17 und 2. Beilage zu Nr. 192, 1906 2. Beilage zu Nr. 139). Die Urteile gehen davon aus, daß unter den Beschränkungen nur gesundheitspolizeiliche Maßnahmen zu verstehen sind, also Maßnahmen, die den Genießenden vor gesundheitlichen Schädigungen bewahren sollen. Solche Maßnahmen sind z. B. Abkochen, Pökeln, Dämpfen, Durchkochen vor dem Genuß. Kann aber das Fleisch auch ohne solche Maßnahmen zum Genuß verwendet werden, ist es z. B. nur in seinem Aussehen oder Nährgehalt oder seiner sonstigen Beschaffenheit nach minderbetterig, so ist es kein Fleisch, welches nur unter Beschränkungen als Nahrungsmittel für Menschen geeignet ist.

Auch die andere Ansicht hat ihre Vertreter. In dem vorerwähnten Rechtsstreit Gierholz gegen Haller hat der Besagte gegen das Urteil des RG. die Aufschreibung des LG. Köln angeufen und dieses hat nunmehr in seinem Urteile vom 16. November 1906 im entgegengekehrten Sinne entschieden. In gleicher Weise entschied das LG. Essen (Allgemeine Fleisch-

*) Der Syndikus der Zeitung Rechtsanwalt a. D. Etzenoven hat den Verfasser diese Sammlung in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

zeitung 1904 I. Beilage zu Nr. 69), das *ÖB. Götthaus* (ebenda 1904 Nr. 195) und das *ÖB. Tüßfeldorff* in seinem späteren Erkenntnis vom 15. Mai 1905 (ebenda 1905 Beilage zu Nr. 105).

Nach meiner Ansicht verdient die letzte Ansicht den Vorzug, denn sie ist mit dem Wortlaute der Kaiserlichen Verordnung ebenso vereinbar wie die andere Ansicht, entspricht aber mehr der Absicht des Gesetzgebers und der Billigkeit. Man konnte zur Zeit des Erlasses der Kaiserlichen Verordnung nur drei Arten von Fleisch: taugliches, beschränkt taugliches und untaugliches. Das taugliche trat in den freien Verkehr, das beschränkt taugliche gelangte zur Freibank und fiel unbeschränkt unter die Kaiserliche Verordnung. Das Fleischbeschaugesetz vom 3. Juni 1900 kennt nach dem Ergebnisse der Fleischschau vier Gruppen von Fleisch: taugliches (§ 8), untaugliches (§ 9), bedingt taugliches (vor dem Genuße erst tauglich zu machendes; § 10) und in seinem Nahrungs- und Genußwerte erheblich herabgesetztes, minderwertiges, Fleisch (§ 24). Die vierte Gruppe ist der gesetzlichen Regelung durch die einzelnen Bundesstaaten überlassen worden. Diese Regelung enthält in Preußen das *RG.* vom 28. Juni 1902, welches bestimmt, daß die für das bedingt taugliche Fleisch geltenden Betriebs- und Verordnungsvorschriften sinngemäße Anwendung auf das minderwertige Fleisch finden sollen; insbesondere ist hierfür der Freibankzettel eingefügt. Das Fleischbeschaugesetz hat lediglich das zwischen dem tauglichen und untauglichen Fleische stehende Fleisch in zwei Gruppen eingeteilt, aber sonst nichts geändert. Beide Gruppen von Fleisch, das bedingt taugliche und das minderwertige Fleisch, stellen auch heute noch das Mittelglied zwischen tauglichem und untauglichem Fleische dar, und wenn auch der Fleischbeschauer beide Gruppen unterscheiden muß, so bilden sie doch für die hier in Betracht kommende rechtliche Beurteilung ein Ganzes. Schon hieraus folgt, daß auch bei Anwendung der Kaiserlichen Verordnung zwischen beiden Gruppen kein Unterschied gemacht werden darf. Tatsächlich gelangen auch beide Arten von Fleisch in gleicher Weise zur Freibank. Hier bildet das minderwertige Fleisch den Hauptbestandteil, während das bedingt taugliche Fleisch kaum in Betracht kommt. Das in *Götthaus* u. B. zur Freibank verwiesene Fleisch ist ohne weiteres für den Genuß geeignet mit alleiniger Ausnahme des Fleisches von Schweinen, welches sich in geringerem Umfange als häufig erweisen hat und vor dem Verlaufe im Schlachthause gar gelocht werden muß.

Die Anwendung der Kaiserlichen Verordnungen auf das zur Freibank verwiesene minderwertige Fleisch folgt aber vor allem aus den Wortverhandlungen zu dieser Verordnung.

Zugegeben wird von allen Seiten, daß die Ausdeutungswelt der Kaiserlichen Verordnung sehr unglücklich getroffen ist und die Klarheit vermissen läßt, die von einer so wichtigen Vorschrift erwartet werden konnte. Solche Unklarheiten finden sich aber auch in zahlreichen anderen Gesetzesvorschriften. Zur Beseitigung der Unklarheit und zur Ermittlung des wahren Willens, der Verordnung müssen hier wie dort die Hülfsmittel der Auslegung herangezogen werden.

Im Deutschen Reichsanzeiger vom 5. Juni 1899 hat der Bundesrat Erordnungen veranlaßt, welche bei der Festsetzung der Hauptmängel maßgebend gewesen sind. Diesen Erordnungen kommt die Bedeutung zu, welche bei der Auslegung des *RGB.* den Notizen zukommt. Wie die Kaiserliche Verordnung eine

Ergänzung und damit ein Bestandteil des *RGB.* geworden ist, so bilden auch die Erordnungen des Bundesrats einen Bestandteil der Begründung des *RGB.*

In den Erordnungen heißt es nun wörtlich: Eine Beschränkung im Sinne dieser Vorschrift ist namentlich dann gegeben, wenn es besonderer Sicherungsmassregeln z. B. des Abkloßens bedarf, um das Fleisch zum Genuße verwendbar zu machen oder wenn es zwar solcher Massregeln nicht bedarf, das Fleisch aber gleichwohl seiner Beschaffenheit wegen auf die Freibank verwiesen wird.

Es heißt ferner an einer anderen Stelle: Ist sonach infolge der Tuberkulose mehr als die Hälfte des Fleisches nicht oder nur unter Beschränkungen (z. B. auf der Freibank oder zum Hausgebrauch) als Nahrungsmittel für Menschen geeignet, so tritt die Verweisung in Geltung. Wird das Fleisch eines bei der Schlachtung tuberkulös befundenen Tieres ganz oder mehr als die Hälfte davon als ungenießbar für Menschen erklärt, oder auf die Freibank verwiesen, so ist der Verkäufer genötigt.

Diese Erordnungen des Bundesrats lassen keinen Zweifel darüber, daß auch das als minderwertig zur Freibank verwiesene Fleisch als Fleisch angesehen werden soll, welches nur unter Beschränkungen als Nahrungsmittel für Menschen geeignet ist. Diese Erordnungen unterscheiden deutlich zwischen Beschränkungen, die in der Beseitigung bestimmter Mängel z. B. im Abkloßen bestehen und das Fleisch zum Genuße verwendbar machen sollen und Beschränkungen, bei denen solche Massregeln nicht erforderlich sind. Unter den Beschränkungen der letzteren Art erodieren die Erordnungen dann ausdrücklich die Verweisung auf die Freibank und stellen sie der Verwertung des Fleisches für den Hausgebrauch gleich.

Nicht von entscheidendem Gewicht, aber immerhin von Bedeutung ist auch eine amtliche Erklärung der Reichsbehörde, die zur Auslegung der Kaiserlichen Verordnung ergangen ist. Da die hier vertretene Ansicht dem Käufer günstig ist und beim Verlaufe von Schlachtstücken fast nur Metzger die Ankäufer sind, so hat das Fleischergewerbe ein Interesse daran, daß entweder die hier vertretene Ansicht zur Geltung kommt, oder daß die Kaiserliche Verordnung entsprechend abgeändert wird. Am 1. Mai 1906 machte deshalb der Deutsche Fleischerverband eine Eingabe an den Reichskanzler, in welcher er um Änderung der Kaiserlichen Verordnung bat. Auf diese Eingabe antwortete der Reichskanzler unter anderem folgendes:

Was die Beschwerde des Fleischerverbandes über die Rechtsprechung in Bezug auf den in § 2 der Kaiserlichen Verordnung vom 27. März 1899 vorgesehenen Hauptmangel der Tuberkulose anlangt, so ist es nach meiner Ansicht verhältnismäßig, wenn in einigen Fällen die Gerichte die Verweisung des Fleisches auf die Freibank nicht als Beschränkung im Sinne des § 2 II anerkennen und demgemäß dem Käufer das Recht zur Wandelung verweigern. Solche Entscheidungen sind aber, wie mir bekannt, vereinzelt geblieben und die Gerichte sind neuerdings zu einer engergefaßten Auslegung übergegangen. Meine Entscheidungen allein bieten daher keinen Anlaß zu einer Änderung der Verordnung.

Die hier vertretene Auslegung der Kaiserlichen Verordnung fügt sich auch am besten in die übrigen Bestimmungen

des BGB. über den Kauf ein. Der Viehkauf ist eine Art des Kaufs und steht daher, soweit nicht abweichende besondere Bestimmungen getroffen sind, unter den allgemeinen Regeln des Kaufs. Nun lautet nach § 459 BGB. der Verkäufer einer Sache dafür, daß die Sache nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit der Sache zu dem gewöhnlichen oder zu dem nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauche aufheben oder mindern. Grundsätzlich muß also der Verkäufer dafür haften, daß die Sache alle die Eigenschaften besitzt, die sie im Verkehr haben soll und die der Käufer nach dem Zwecke des Kaufs als vorhanden voraussetzt. Kauft jemand ein Schlachtvieh, so geht er davon aus, daß das Fleisch des Tieres ohne Einschränkungen in den Verkehr eintreten kann. Gelangt das Fleisch auf die Freibank, so hat das Tier weder die gewöhnlichen noch die dem Käufer vorausgesetzten Eigenschaften besessen und es kann dem Käufer gleichgültig sein, ob das an der Freibank verkaufte Fleisch ohne weiteres verzehrt werden kann oder ob es noch einer besonderen Behandlung durch Kochen usw. unterworfen werden muß.

Unser Auffassung entspricht auch der Billigkeit, während die andere Ansicht eine ungerechtfertigte Härte für den Käufer ergibt. Der Viehkauf enthält wegen der inneren nicht erkennbaren Krankheiten der Tiere stets eine gewisse Schadensgefahr. Die Kaiserliche Verordnung will die Schadensgefahr und damit die Interessen beider Teile in der Weise ausgleichen, daß eine Beinträchtigung des Gebrauchswertes, die mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts betrifft als allgrößte Belastung des Käufers angesehen wird und ihn zur Wandelung berechtigen soll, während bei einer Beinträchtigung des Gebrauchs unter der Hälfte der Käufer den Schaden selbst tragen soll. Dieser Gesichtspunkt trifft bei jeder Verweisung auf die Freibank zu und zwar sowohl dann, wenn das Fleisch für beinahe tauglich erklärt wird, wie auch dann, wenn es wegen seiner Minderwertigkeit der Freibank überantwortet wird.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist demnach folgendes: Die Kaiserliche Verordnung vom 27. März 1899 umfaßt auch das als minderwertig zur Freibank verwiesene Fleisch; wenn von einem an Tuberkulose erkrankten Schlachtvieh (Rindvieh oder Schweine) mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts auf die Freibank gelangt, so hat der Käufer das Recht, aus diesem Grunde den Kauf rückgängig zu machen.

Die Rechtsanwälte im Patentsstreitverfahren vor dem Reichsgericht.

Von Rechtsanwält Dr. J. Jay in Berlin.

Im Patentsstreitverfahren besteht bekanntlich kein Anwaltszwang. Vor dem Patentamt können die Parteien sich beliebig vertreten lassen; nur wenn der Vertreter die Vertretung berufsmäßig betreibt, kann er ausgeschlossen werden, wofür er nicht entweder Patentanwalt oder Rechtsanwält ist.

Auch in der Berufungskinstanz vor dem RG. besteht kein Anwaltszwang. Der § 14 der Verordnung betr. das Berufungsverfahren in Patentfachen vom 6. Dezember 1891 bestimmt darüber:

Die zur Praxis bei dem RG. zugelassenen Rechtsanwälte sind befugt, im Berufungsverfahren in Patentfachen die Vertretung zu übernehmen.

Den Parteien und deren Vertretern ist es gestattet, mit einem technischen Beistande zu erscheinen.

Das RG. hat diesen § 14 nämlich dahin ausgelegt, als wenn er vor „befugt“ das Wort „ausschließlich“ einsetzte, und ließ ihm einen bedingten Anwaltszwang heraus; die Partei kann danach sich selber vertreten, will sie aber einem Rechtsanwält ihre Vertretung übertragen, so kann sie es nur einem bei dem RG. zugelassenen Anwalt.

Ob diese Auslegung der Verordnung zureichend ist oder nicht, soll nicht untersucht werden. Hier wird die andere Frage gestellt: welche Rechte hat ein nicht bei dem RG. zugelassener Rechtsanwält, der neben dem Reichsgerichtsanwalt in der mündlichen Verhandlung erscheint?

Eine Praxis des RG. hat sich in dieser Hinsicht noch nicht gebildet. Wohl aber eine Praxis der Vorinstanzen des I. ZS., dem die Patentsstreitigkeiten bekanntlich zugewiesen sind.

Diese Praxis geht dahin, daß der Vorsitzende nach seinem freien Belieben dem Instanzanwalt das Wort erteilt oder versagt. Es fragt sich: entspricht diese Übung dem Gesetze?

Das Patentsstreitverfahren ist geregelt durch das Patentgesetz und die dazu ergangenen Ausführungsvorschriften, die aber nur verhältnismäßig wenige und vereinzelte Vorschriften geben; im übrigen findet auf dasselbe die ZPO. entsprechende Anwendung, was bezüglich des Beweisverfahrens ausdrücklich in § 30 PatG. gesagt ist, bezüglich der übrigen Prozeßabschnitte allgemeine Ansicht ist. Auch das RG. selbst beruft sich stets ohne weitere Begründung auf die ZPO., setzt also deren grundsätzliche Anwendbarkeit einfach voraus; vgl. z. B. Entscheidung vom 8. Juli 1905, RG. 61, 205.

Die Rechte der deutschen Rechtsanwälte sind geregelt durch §§ 26, 27 RAO.

§ 26. Auf Grund der Zulassung bei einem Gerichte ist der Rechtsanwält befugt, in den Sachen, auf welche die ZPO., ZPO. und AO. Anwendung finden, vor jedem Gericht innerhalb des Reichs Vertretungen zu führen, als Beistand aufzutreten und, insoweit eine Vertretung durch Anwälte nicht geboten ist, die Vertretung zu übernehmen.

§ 27. Insoweit eine Vertretung durch Anwälte geboten ist, kann nur ein bei dem Prozeßgericht zugelassener Rechtsanwält die Vertretung als Prozeßbevollmächtigter übernehmen.

In der mündlichen Verhandlung, einschließlich der vor dem Prozeßgericht erfolgten Beweisaufnahme, kann jedoch jeder Rechtsanwält die Ausübung der Parteirechte, und für den Fall, daß der bei dem Prozeßgericht bestellte Rechtsanwält ihm die Vertretung überträgt, auch diese übernehmen.

Die erste Frage ist nun die:

Ist ein Patentsstreitverfahren im Sinne der RAO. eine Sache, auf welche die ZPO. Anwendung findet?

Diese Frage ist zu bejahen. Bezüglich des Beweisverfahrens, nach der ausdrücklichen Bestimmung des PatG., im übrigen nach dem ganzen Geist der Prozeßgesetze. Daß

jedenfalls die mit der R.O. im engsten Zusammenhang stehende R.O. die diese Auffassung hat, ergibt ihr § 91 Ziff. 2.

Danach könnte also jeder Rechtsanwalt gemäß § 26 R.O. im Patentreitervorfahren die Vertretung vor dem R.O. übernehmen, soweit nicht eine Vertretung durch Anwälte dort geboten wäre.

Die eingangs ausgeführt, nimmt nun allerdings das R.O. dies letztere in gewisser Weise an. Dann läme also — von diesem Standpunkte des R.O. aus — § 27 R.O. zur Anwendung.

Danach kann jeder Rechtsanwalt in der mündlichen Verhandlung vor dem R.O. die Ausführung der Parteirechte übernehmen; die Übertragung der ganzen Vertretung auf Rechtsanwölle, welche nicht bei dem R.O. zugelassen sind, ist dagegen durch § 101 R.O. ausgeschlossen.

Der Vorsitzende hat also nicht das Recht, dem beim R.O. nicht zugelassenen Rechtsanwalt das Wort zur Ausführung der Parteirechte zu versagen. Er kann die Verhandlung natürlich schließen; solange er das aber nicht tut, ist er durch § 27 R.O. gebunden.

Es ist dringend zu wünschen, daß in Bälde über diese Frage gemäß § 140 Z.O. eine Entscheidung des R.O. herbeigeführt wird.

Über die Frage der Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit in Zivilsachen.

Von Justizrat Dr. Stern, Magdeburg.

Seit Passerott in der Reichsjustizkommission die Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit in Zivilsachen bis zu einem Betrage von 500 Mark beantragt hat, ist diese Frage niemals vollständig zur Ruhe gekommen, hat vielmehr fortgesetzt die beteiligten Kreise beschäftigt.

Kreuzendings ist aus dem chronischen Stadium ein akutes geworden.

Den Anstoß hierzu hat Widder, der hochverdiente Pranzfurter Oberbürgermeister, in seinen interessanten Reden und Schriften, insbesondere in seiner Monographie „Grundlinien durchgreifender Justizreform“ gegeben. Widder und ihm folgende Mägel in seinem Aufsatz „Zur Reform unserer Gerichtsorganisation“ — D.Z. 06, 110 ff. — sowie Holzgerren in seinem Aufsatz „Vorschläge zur Justizreform“, „Das Recht“ 06, 1281 ff., fordern u. a., daß in Zivilsachen die Entscheidung I. Instanz stets durch Einzelrichter zu erfolgen hat.

Diese Anregung, welche nicht sowohl eine „durchgreifende Justizreform“ als vielmehr, wie Widder selbst nicht verkennt, eine bloße „Justizrevolution“ bedeutet, hat freilich für absehbare Zeit schwierigsten Ausblick auf Verwirklichung, hat aber doch bewirkt, daß die maßgebenden Instanzen vom neuen, und zwar diesmal mit größtem Ernst, an die Frage der Erhöhung der Zuständigkeit der R.O. in Zivilsachen herangetreten sind. Hierbei wird anscheinend an eine Steigerung der Zuständigkeit im Sinne des Passerotischen Antrages, also etwa bis 500 Mark, gedacht, sicherlich bis 1 000 Mark, wie Hamm, englische Justiz auf deutschem Boden, D.Z. 06, 1051 ff. will, aber gar bis 1 200 Mark, wie die sonst sehr gut unterrichtete „Pranzfurter Zeitung“ berichtet.

Ein radikaler Vorschlag, wie der von Widder, ist auch trefflich geeignet, dem Boden für eine Gesetzesvorlage der gekennzeichneten maßvolleren Art zu ebnen, da selbst Wegner jeder Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit eine gewisse Verengung oder doch Einschränkung schieben, wenn sie in der Vorlage die Beschränkung auf eine relativ mäßige Erhöhung finden.

Diese Frage der Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit in Zivilsachen und nur diese Frage soll Gegenstand der nachfolgenden Erörterungen sein. Trotzdem war es unvermeidlich, häufiger die Ausführungen des Widder zu streifen, wenn gleich seine Ziele weit über die hier vorausgesetzte Gesetzesvorlage hinausgehen.

Für ihn ist die Einschränkung sämtlicher Zivilsachen durch Einzelrichter nur ein Glied einer „durchgreifenden Justizreform“. Überdies hofft er, im Wege dieser Reform Richter zu finden, die dem Ideal überaus nahe kommen und menschlichen Schwächen kaum unterworfen sind.

I. Wenn die Einfachheit eines Gedankens ebenso sicher seine Größe bedingt, wie die Größe eines Gedankens meist mit Einfachheit verbunden ist, so wäre es ein großer Gedanke, mit einem Schläge für einen erheblichen Teil der Zivilsachen in I. Instanz drei Richter durch einen zu ersetzen, auf diese Weise an Richterkraften zu sparen oder um ein neuerdings vielgebräuchtes Schlagwort anzuwenden: „der Verengung von Richterkraften“ abzuheilen, an Gehältern zu sparen und den ersparten Betrag entweder zur Erhöhung der Gehälter der übrig bleibenden Richter oder ganz oder teilweise zur Deckung des chronischen Defizits im Justizhaushalte zu verwenden.

Wenn nur auch schlünde, daß die Tätigkeit des Einzelrichters der Tätigkeit des Kollegiums gleichwertig wäre!

Diese Frage behandeln Rüge! und Holzgerren überhaupt nicht, während Widder sich auf Verweis beruft, der allerdings in seinem fein abgetroffenen Aufsatz „Soziale und wirtschaftliche Aufgaben der Zivilprozess-Gesetzgebung“ — Festgabe der Juristischen Gesellschaft zu Berlin zum 50jährigen Jubiläum von Dr. Richard Koch S. 37 ff. — „den bei uns bis jetzt gegebenen Satz, daß die Mitwirkung einer größeren Zahl von Richtern eine größerer Gewichte für ein richtigeres Urteil biete“, als erst noch des Beweises bedürftig erklärt.

Widder gibt aber weit über Verweis hinaus, wenn er ihn sowohl in seiner Monographie als in seinem gleichnamigen Aufsatz in der D.Z. 06, 503 ff. „nur als ein alter Aberglaube des Beamtenstandes erachtet, daß ein Kollegium an sich und allgemein größere Garantien für gute und gerechte Entscheidungen biete“, als der Einzelrichter.

Es ist nicht anzunehmen, daß Widder, bevor er dieses Wort aussprach, eingehende Erörterungen bei den Versämlungen der landgerichtlichen Berufsversammlungen eingelesen hat, welchen ein genaues Bild von dem Werte der zivilgerichtlichen Rechtsprechung der R.O. ihres Bezirks innewohnt, oder bei Rechtsanwölle, denen die zivilgerichtliche Rechtsprechung eines großen Teils der R.O. des Deutschen Reichs bekannt ist.

Die Antworten würden seinen Standpunkt voraussichtlich unterstützt haben.

Denn er würde sicher von einem großen Teil der Be-
fugten die auf langjährige und wirksame praktische Anschauung

begründete, mit dem Beschlusse des XIII. Deutschen Anwalts-tages — 38. 96, 567 — übereinstimmende Antwort erhalten haben, daß bei der Entscheidung von Zivilsachen die Tätigkeit des Einzelrichters der Tätigkeit des Kollegiums gegen-über mindestens gleich ist.

Von mancher Seite würde es sogar den Wunsch gehört haben, daß der Gesetzgeber die amtgerichtliche Zuständigkeit in Zivilsachen auf Streitwerte bis zu 30 Mark oder höchstens 50 Mark einschränken und das Verfahren als ein friedens-richterliches gestalten möge.

Widens scheint aber weiter die Tatsache nicht berücksichtigt zu haben, daß die Frage der Begrenzung der Zuständigkeit der KG. in Zivilsachen und der Vorzüge kollegialen Verfahrens bereits bei der Vorberatung der großen Reichsjustizrathe ein-gehend geprüft worden ist.

Schon in der von einem hervorragenden Sachkenner ver-faßten allgemeinen Begründung des Entwurfs des Gerichts-verfahrensgesetzes sind die „schlagenden, von dem Ge-meinbewußtsein nicht nur der gesamten Juristen, sondern der gebildeten Welt Deutschlands ge-tragenen Gründe“ des Referenten des I. Ausschusses der Bayerischen Kammer der Abgeordneten in dem Vortrage vom 12. November 1885 über die Vorzüge kollegialen Zusammen-wirkens in demselben Gericht, wie folgt, reproduziert:

„Der Einzelrichter wird zwar leicht eine gewisse Routine und einen praktischen Geschäftssinn erwerben und in Gegen-sätzen des gewöhnlichen Lebensverkehres, bei deren Be-wertung Erfahrung, Scharf- und Personalkenntnis wichtig sind, eine rasche und energiegelbe Zusage erteilen. Allein sich selbst überlassen, ist er in der Regel von den Mitteln höherer wissenschaftlicher Fortbildung abgeschnitten und empfindet das anregende Einfließen, den das Zusammenwirken mit Berufs-ge nossen erzeugt.“

Die kollegiale Behandlung der Rechtsangelegenheiten da-gegen ist eine Schule für Bereicherung theoretischer und praktischer Rechtsanschauungen unter allen kollegialen Mit-gliedern. Die geistig kräftigeren Mitglieder des Kollegiums üben einen bildenden Einfluß auf die minder befähigten Mit-glieder aus; die wissenschaftlichen Streichungen und Erwägun-gen einzelner werden im Wege der kollegialen Beratung im gewissen Grade Gemeingut aller. Das Übergewicht der besseren Juristen paralysiert die Schwächen der geringeren kollegialen Mitglieder; die ersteren wissen in der Regel der richtigen Ansicht den Sieg zu verschaffen, ungerechtfertigte Entschlüsse werden zu verstanden und gewisse Vorurteile im Be-wußtsein des Kollegiums zu begründen.“

In der Reichsjustizkommission selbst führte Strudmann aus:

Für alle kleineren juristischen Fragen sei unverschiedlich die Entscheidung durch Kollegien geeigneter, als die durch Einzel-richter. Die Regel müsse deshalb die Verhandlung durch Kollegien bleiben. Rücksicht auf die allerdings wünschens-werte Entlastung der KG. dürften nicht allein maßgebend sein; auch habe man dafür zu sorgen, daß die KG. nicht zu wenig zu tun haben, und insbesondere zu große Land-gerichtsbezirke geteilt werden müßten.

Der Geheimre Justizrat Schmidt erklärte:

Nach einer im Jahre 1870 von dem preussischen Justizminis-terium aufgestellten Statistik habe von allen landgerichtlichen Prozessen das Objekt zwischen 100 und 150 Taler in den alten Provinzen 38 1/2 Prozent, in dem Departement Arel,

Kassel und Biedeborn 28,93 Prozent betroffen. Nach dem Antrage Witterstein würde also im Verhältnis zum Entwurf die Tätigkeit der KG. um 1/2 vermindert werden; dies gehe zu weit; entgegen würden die KG. unerschäftigt über die Landgerichtsbezirke zu groß sein. Andererseits würde dadurch doch nicht den KG. so viel Arbeit zugeführt, daß schließlich hierdurch die Niederlassung von Anwälten am Orte der KG. ermöglicht werde; denn jenes Drittel der landgerichtlichen Sachen würde sich auf eine größere Anzahl von KG. verteilen. Dem schloß sich der Geheimre Oberjustizrat Ruhlbaum an:

Durch eine so starke Erhöhung der amtgerichtlichen Kompetenz würde die Regel der Kollegialbehandlung zur Ausnahme gemacht, und das würde man doch nicht. Ins-besondere für den Anwaltsstand würde der Anstoß nicht fortwähren sein. In vielen Sachen zwischen 300 und 500 Mark sei die Zuspätkung eines Ausfalls erwünscht. Würden die amtgerichtlichen Geschäfte durch die Kompetenzvermehrung wenig vermehrt, so würden auch die Anwalts hierdurch keine ausreichende Tätigkeit finden. Würden sich, was genög-lichend der Fall sein würde, am Orte der KG. keine Anwalts niederlassen, so müßte das Publikum dem Anwalt für die Prozeßführung noch die teuren Reisekosten zahlen. Eine ge-richtliche Entwicklung des Anwaltsstandes lasse sich nur bei großen Gerichten erwarten, welche ausreichende Beschäftigung, zugleich wissenschaftliche Anregung geböten und zahlreichere Anwalts vereinigen.

Der Staatsminister Dr. von Harbich endlich erklärte:

Man habe die Erfahrung gemacht, daß der amts-gerichtliche Prozeß in wichtigen Sachen langsamer vorwärts gehe, als der Prozeß vor dem KG.

11. Diese Erwägungen bedeutender, zum Teil hervor-ragender Männer haben noch heute ihre überlegene Kraft nicht verloren.

Die Verhältnisse haben sich, seit der Gesetzgeber des Deutschen Reichs die Zuständigkeitsgrenze auf 300 Mark be-stimmt, durchaus nicht derart geändert, daß ein Anlaß zur Erstreckung dieser Grenze gegeben wäre.

Nieder ist das Vertrauen der Rechtsuchenden in die einzel-richterliche Rechtsprechung in Zivilsachen gestiegen, noch hat sich ihre Hochschätzung des kollegialen Verfahrens gemindert.

Bei den Rechtsuchenden genießt das Urteil dreier Männer nach wie vor ein größeres Vertrauen, als das eines Mannes, bei dem die Rechtsuchenden nicht selten, namentlich in engeren Verhältnissen, eine Vorurteilnahme zugunsten bestimmter Personen oder bestimmter Bevölkerungsklassen voraussetzen zu sollen glauben.

Diese Wertschätzung der Rechtsuchenden ist aber nicht ein Vorurteil oder, um mit Widens zu sprechen, ein Abzerglaube, sondern in den Tatsachen wohl begründet.

Das Urteil dreier Männer, vorbereitet durch den Schrift-satzwechsel Rechtskundiger, durch das Referat und das Votum des Berichterstatters, durch das Gegenwörtum des Vorsitzenden und endlich durch sorgfältige Beratung, verdient zweifellos den Vorzug vor dem Urteil eines Mannes, der, nach oft un-gewöhnlicher Vorbereitung der Sache, ohne die Möglichkeit einer dem Urteil vorhergehenden eigenartigen Beratung eine Ent-scheidung fällt, bei der er nicht selten mehr einem Augenblids-impulse als einer weisheitsbegründeten und durchdachten Über-zeugung folgt.

Besonders kann der Vorzug gemeinsamer Beratung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Die Notwendigkeit, die eigene Meinung in mündlichem Vortrag anderen auszuhandeln, zu müssen, verschafft schon für sich dem Vortragenden selbst eine größere innere Klarheit.

Recht und Gegende erleuchtet die dunkelste Sache; das Wissen, die Erfahrung, die Anschauungsweise, das Temperament des einen finden fruchtbringende Ergänzung und Korrektur in dem Wissen, der Erfahrung, der Anschauungsweise und dem Temperament des anderen.

Freilich kann der Einzelrichter in einer größeren Stadt seinem mangelnden Wissen oder seiner mangelnden Erfahrung durch Besprechung mit Berufsgenossen und durch Befragung einer reichen Bibliothek in gewissen, allerdings sehr beschränkten Grenzen zu Hilfe kommen.

Das gilt aber nicht von dem eben aus dem Examen kommenden Assessor, der in einer Provinzstadt, fern von dem Räte von Berufsgenossen, nur mit dem allernotwendigsten literarischen Rüstzeug versehen, an die Entscheidung rechtlich verwickelter Sachen herangeführt.

Selbst der Anwalt, von dem doch Einschlufkraft in erster Linie gefordert werden muß, pflegt, wenn er assigiert ist, alle wichtigen Fragen mit seinem Sozius zu beraten, und rückt gerade in der Möglichkeit dieser Beratung einen Hauptvorzug der Assigiation.

Aber worin: man betrachte doch nur, wie auf anderen Gebieten wichtigere Entscheidungen entstehen!

Überall, ob man nun parlamentarische, oder kommunale, oder sonstige Körperschaftliche, oder Verwaltungsgerichtliche, oder kirchliche, oder staatsrechtliche, oder militärgerichtliche, oder kaufmannsgerichtliche, oder grobvergerichtliche Verhandlungen ins Auge faßt, wird man finden, daß der Beschlußfassung eine kollegiale Beratung vorausgeht. Warum die doch sicherlich nicht einsoforten Rechtsfertigkeiten in Zivilsachen schlichter oder doch über eine gewisse Grenze hinaus eine Ausnahme machen sollen, ist nicht einzusehen. Auch Abdes scheint schließlich nicht leugnen zu wollen, daß „ein Kollegium aus hervorragenden tüchtigen, durchaus homogenen Kräften“, oder wie er sich in seinem Aufsatz in der DZS. 06, 502 ff. ausdrückt, aus „annähernd gleich erfahrenen, hervortragenden und unabhängigen Elementen“ zusammengesetzt, die stärksten Garantien bietet, als der Einzelrichter.

Indessen ist eine derartige Homogenität des Kollegiums keineswegs unerlässlich, ja vielleicht nicht einmal unter allen Umständen erwünscht.

Vielmehr kann gerade eine gewisse Ungleichartigkeit der Zusammensetzung ein besonders harmonisches Zusammenwirken gewährleisten.

Denkt man sich an der Spitze des Kollegiums einen Vorsitzenden, scheidig, energisch und gewandt, auf straffe Durchführung des Prozesses bedacht, nur das Wesentliche im Auge habend, alles unnütze Beiwerk zielbewußt abschneidend, neben ihm einen älteren Richter, kein gelehrter Jurist, aber wohlwollend, menschenfreundlich, die Verhältnisse des Bezirks genau kennend, schließlich einen jüngeren Landrichter mit reichem Wissen, Scharfsinn und Fleiß, so sinkt einem solchen Kollegium gegenüber, wie es glücklicherweise häufig anzutreffen ist, der Wert einzelrichterlicher Rechtsprechung außerordentlich tief.

Man wird unbedenklich sagen können, daß selbst ein Einzelrichter, der für sich jeden einzelnen Mitgliede des gekennzeichneten Kollegiums überlegen ist, gleichwohl nicht entfernt so Erstpreisliches leisten wird, wie jene Richter in ihrer kollegialen Zusammenfassung.

Andererseits kann ein Richter, dem es an Wissen oder an Fleiß, oder an Scharfsinn, oder an Unbefangtheit fehlt — und das ist solche Richter geben, bezugt auf Holgertern —, im Kollegium immer noch eher zutragen werden, da seine Mängel durch die Mitwirkung zweier Fachgenossen in gewissem Maße ausgeglichen werden, während diese Mängel bei dem Einzelrichter geradezu verhängnisvoll werden können.

Auch ist nur bei dem Kollegium, ungeachtet des unvermeidlichen Personentwerts, die so erwünschte Kontinuität der Rechtsprechung möglich, während dem Einzelrichter eine Nachwirkung auf die Praxis seines Nachfolgers regelmäßig verliert ist.

Am Schluß dieser Reihe von Betrachtungen soll noch zur Vermeidung eines Mißverständnisses hervorzuheben werden, daß ihnen eine Unterschätzung einzelrichterlicher Tätigkeit durchaus fern liegt. In allen Zeiten hat es eine große Zahl von Einzelrichtern gegeben, die durch ihre wohlwollende Gesinnung und Menschenfreundlichkeit, ihre Energie, die Macht ihrer in sich gefügten und harmonischen Persönlichkeit der Segen eines ganzen Bezirks geworden sind und einen Einfluß geübt haben, der dem Kollegium naturgemäß verliert ist.

Nur wird die Einschätzung beifügt werden müssen, daß alle diese Eigenschaften bei weitem mehr in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit Früchte getragen haben, als gerade bei der Entscheidung von Zivilsachen.

III. Man mag darüber, daß die kollegiale Rechtsprechung nicht schnell genug ist.

Sicherlich ist eine schnelle Justiz überaus erwünscht.

Man hüte sich aber davor, das Erfordernis der Schnelligkeit zu überspannen.

Soll die Schnelligkeit auf Kosten der Gründlichkeit und Richtigkeit der Richtersprüche erkaufte werden, so ist der Preis viel zu hoch.

Ist die Folge jener Überspannung ein Verfahren, wie es v. Jarriges mit dem berühmten gewordenen Worte „Marfch, marsch, was fällt, fällt!“ charakterisiert, so wird man jener Forderung gegenüber mit dem nicht minder bekannten Worte antworten können, daß ein Auswürfen der Entscheidungen noch viel schneller geht, als das schnellste einzelrichterliche Verfahren.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls liegt im Wesen der kollegialen Behandlung der Sache nichts, was der Schnelligkeit der Entscheidung entgegensteht. Den besten Beweis dafür liefert die Tätigkeit der Grobvergerichte und Kaufmannsgerichte, die doch im wesentlichen eine kollegiale ist.

In Wirklichkeit ist auch das einzelrichterliche Verfahren, wenn gleich in tatsächlicher oder rechtlich schwierigen Sachen, oft keineswegs schneller, als das kollegiale, wie Kronhardt, eine Autorität allerersten Ranges, in seinen oben wiedergegebenen Worten bezeugt hat.

Größere und schwierigere Amtsgerichtssachen können sich, wie jeder kundige weiß, ohne feste Grenzen und Fristen des Verfahrens, nicht selten von Verhandlungsstermin zu Ver-

Minutenstermin und von Verkündungstermin zu Verhandlungstermin hin. Überdies macht sich bei den AG. naturgemäß ein häufiger Richterwechsel geltend.

Der Einzelrichter wird verehrt; er erkrankt; er wird zu einer militärischen Übung eingezogen; er wird zum AG. ernannt. Für ihn tritt ein Vertreter, meist ein jüngerer Assessor, ein.

Dieser muß die Leitung des anhängigen Prozesses regelmäßig von Anfang an wieder aufnehmen; ein Botum des Vertreters ist selten vorhanden; ein die sämtlichen streitigen und erheblichen Behauptungen der Parteien umfassender Beweisbeschuß existiert regelmäßig nicht. Denn der Einzelrichter liebt es ersparungsgemäß nicht, sich durch derartige Beweisbeschlüsse zu binden; nicht selten verzettelt sich der an sich erforderliche einheitliche Beweisbeschuß in eine Reihe von Einzelbeschlüssen.

Der Vertreter muß in solchen Fällen die Bearbeitung des Prozesses von neuem anfangen. Ehe er aber zur Entscheidung gelangt, kann der Vertreter jurisdiktorisch sein.

Diesem sind die Intentionen seines Vertreters nicht bekannt; denn er sie kennt, billigt er sie häufig nicht: kurz, der Prozeß hängt von neuem an. Und dies ist noch ein günstiger Fall. Denn es kann, zumal wenn die Behinderung des Richters längere Zeit dauert, vorkommen, daß dem ersten Assessor ein zweiter, möglicherweise ein dritter folgt. Nun kann wohlwollend ein Wechsel über eine Behinderung auch bei dem Berichtshatter des Kollegiums eintreten; aber sie wirkt nicht so versöhnlich, weil durch die Mitwirkung der übrigen Richter, namentlich des Vorsitzenden, die Kontinuität des Verfahrens gewährleistet ist, dem Verfahren durch den umfassenden Beweisbeschuß feste Grenzen gezogen sind, auch das Botum des Berichtshatters schriftlich niedergelegt ist.

IV. Leider ist eine Nachprüfung der Richtigkeit der vorstehenden, aus der Erfahrung und der Natur der Sache gewonnenen Ergebnisse an der Hand der Statistik zur Zeit nicht möglich.

Mit Recht beharrt Widess, daß die Jahresübersichten in dem Justizministerialblatt nicht erkennen lassen, wie viele Zivilurteile der AG. in der Berufungseinstufe abgeändert werden.

Nach seinem Vorbilde wird man, um wenigstens eine annähernde, wenn auch keineswegs zuverlässige Grundlage zu gewinnen, die Analogie der Strafsachen heranziehen können, da neben wohl auch die Analogie der Entscheidungen der Zivilkammern auf Beschwerden in bürgerlichen Rechtssachen.

Nach Widess Zeugnis, welches mit anderen Quellen übereinstimmt, sind von den in Strafsachen ergangenen amts- und schöffengerichtlichen Urteilen, gegen welche Berufung eingelegt war, nach dem Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1903 beinahe 40 Prozent abgeändert worden.

Wenn man erwidert, daß diese Strafsachen meist erheblich einfacher sind, als Zivilsachen, und daß die Entscheidungen regelmäßig aus folgender Beratung hervorgehen, so wird man die Annahme eines gleichen Prozentsatzes für amtsgerichtliche Zivilsachen eher für zu niedrig als für zu hoch erachten müssen, auch wenn man berücksichtigt, daß die Abänderung der Strafurteile nicht selten nur das Strafmaß betrifft.

Mit dem gewonnenen Ergebnis deckt sich auch ungefähr das Ergebnis der Beschwerden in bürgerlichen Rechtssachen.

Von diesen sind hier begründet erachtet:

im Jahre 1880	33 Prozent,
„ „ 1890	46 „ „
„ „ 1905	34 „ „

Daß diese Ergebnisse sind, welche für eine Gebühung der einzelrichtlichen Zuständigkeit sprechen, wird sich scharflich behaupten lassen.

V. Was die Zahl der Zivilsachen mit einem Streitwerte von 300 bis 500 Mark betrifft, so ergibt die bereits mitgeteilte preussische Statistik für das Jahr 1870 bei Werten von 300 bis 450 Mark einen Prozentsatz von 33%, aller landgerichtlichen Zivilsachen in den alten Provinzen und von 38,93 in den Departements Kiel, Götting und Wiesbaden.

Bei Benutzung dieser Zahlen ist freilich die Beantwortung der Frage nicht zu umgehen, inwiefern seit dem Inkrafttreten des Gerichtsverfassungsgesetzes der Wert des Geldes gesunken ist, wobei man sich zu vergewissern haben wird, daß der Gesetzgeber des Deutschen Reichs damals auf eine Periode beispiellosen wirtschaftlichen Erfolgs zurückblicken konnte.

Diese überaus schwierige Frage kann an dieser Stelle selbstverständlich nicht entfernt ausgeschöpft werden. Nur soviel ist zu sagen, daß ein allgemeines, ausnahmsloses, schätzbares, von Konjunktur unabhängiges, dauerndes Sinken des Geldwerts, mit gleichzeitiger Wertsenkung für sämtliche Wirtschaftsklassen (Rohstoffe, Fabrikate, Halbfabrikate, Grundstücke, Arbeitslöhne usw.) und für sämtliche geographische Wirtschaftskreise des Deutschen Reiches nicht festzustellen ist (vgl. Heffrich, Das Geld, 12. Kapitel § 8; J. Conrad, Die Entwicklung des Preisniveaus in den letzten Jahrzehnten usw. — Jahrbücher für Nationalökonomie 1900 S. 535 ff.).

Keinesfalls kann davon gesprochen werden, daß ein allgemeines Sinken des Geldwerts im Verhältnis der bisherigen Zuständigkeitsgrenze zu der in Aussicht genommenen von 500 Mark eingetreten ist. Eine Schätzung ist freilich bei dem Mangel konkreter Zahlen außerordentlich schwer und kann nur annäherungsweise und nur mit der allergrößten Reserve erfolgen. Doch wird man kaum zu hoch greifen, wenn man heute die Streitwerte von 300 bis 500 Mark auf ein Viertel aller landgerichtlichen Zivilsachen veranschlagt. Das ist aber eine ganz bedeutende Zahl von Sachen. Alle diese Sachen sollen bei der beschäftigten Erörterung der Zuständigkeitsgrenze der Proklamat der Kollegialgerichtsbarkeit entstehen.

Nicht minder wird ihnen die Wohlthat der beschränkten Rechtsprechung der AG. entgehen, die allein noch eine gewisse Rechtsreinheit innerhalb großer Bezirke verbürgt.

Endlich soll für diese große Zahl von Sachen hinfort der Anwaltszwang feststehen, eine Folge, die freilich manchem eher ein Vergor erscheinen wird. Daß aber eine tabuläre Befreiung des Anwaltszwanges für die Rechtshabenden nichts weniger als ein Segen ist, hat Wierhaus in seinem bereits zitierten Aufsatze überzeugend dargetan.

Ergänzend soll hier nur bemerkt werden, daß der Anwaltszwang nicht bloß im Interesse der Rechtshabenden, sondern

auch im Interesse der Rechtspflege liegt, da er ja derlei wichtige Ansprüche und bedeutende Einwendungen schon in der Beobacht. erhebt, während der Parteiprozess oft mit den schlechtesten Ansprüchen und den schlechtesten Einreden besetzt wird.

VI. Die Zahl der betroffenen Sachen ist aber auch so groß, daß die Entzerrung der Zuständigkeit zur Desorganisation, wenn nicht zur Zerstörung eines nicht unerheblichen Teils der ZB. führen muß, welche mit dem Wegfall einer solchen Zahl von Sachen zum Teil kaum mehr lebensfähig bleiben.

Freilich würde ein Teil der den Zivilkammern entzogenen Sachen ihnen für die Berufungseinstellung wieder zuwachsen.

Nach Wides Zeugnis in seinem zitierten Aufsatze in der DZS. sind gegen amtserichterliche Urteile in Zivilsachen Berufungen eingelegt: im Jahre 1881 — 12,20 Prozent; im Jahre 1905 — 24,8 Prozent.

Legt man sich letztere Zahl zugrunde, so würde den Zivilkammern im Durchschnitt aller ZB. ungefähr der fünfte Teil ihrer bisherigen Zivilsachen endgültig entzogen bleiben, eine Quote, die sich naturgemäß in entfernteren Gegenden erheblich steigert.

Auf der andern Seite verteilt sich dieser Verlust auf so viele ZB., daß auf das einzelne ZB. an Zuwachs nicht allzuviel entfällt.

Im Oberlandesgerichtsbezirk Raumburg beispielsweise sind bei zusammen 127 ZB. 49 ZB. ohne Anwalt und 31 ZB. mit nur einem Anwalt.

Daß sich infolge des gemeinsamen Zuwachses bei den ZB. mit nur einem Anwalt ein zweiter Anwalt und bei den ZB. ohne Anwalt ein Anwalt niederlassen wird, ist mit Zug zu bezweifeln.

Naturngemäß wächst mit der Höhe des Objekts die Reizung des Publikums, Anwälte zuzugewinnen. Und wenn die eine Partei sich der Hilfe eines Anwalts bedient, so verfehlt die andere selten, diesem Beispiel zu folgen.

Dann müssen die Sachen, von denen man behauptet, daß sie die Gebühren zweier Anwälte nicht tragen könnten, noch die ganz erheblichen Reisekosten eines oder gar zweier auswärtiger Anwälte tragen.

VII. Sollte aber nicht, selbst bei vollster Anerkennung der Vorrüge kollegialer Entscheidung von Zivilsachen, eine solche in der oberen Instanz genügen?

Wides erkennt seinerseits an, daß die wichtigste Instanz für die Masse des rechtsuchenden Publikums die I. Instanz ist. Er ist von der Bedeutung einer möglichst autoritativen I. Instanz tief durchdrungen und verlangt die Verlegung des Schwerpunkt in die I. Instanz.

Die Wichtigkeit seiner Ansicht wird jeder Praktiker bestätigen. Daß Freier, die bei Aufstellung der Klage, bei der Leitung des Prozesses und insbesondere bei der Beweisaufnahme gemacht sind, sich oft in der höheren Instanz nicht mehr gut machen lassen, vielmehr eine verhängnisvolle Nachwirkung üben, ist allgemein bekannt.

Dazu tritt ein subjektives Moment.

Die unterliegende Partei läßt sich durch die bloße Tatsache eines ungünstigen erfindungsreichen Urteils oft genug von der Einlegung der Berufung abbremsen.

Erwägungen mannigfaltiger Art sind hierfür maßgebend: der Respekt vor der richterlichen Autorität, die das Recht doch besser kennen muß, als der „eigenmächtige“ Anwalt, der zur Durchführung des Prozesses geraten; die Befürchtung, daß das Berufungsgericht den Richter nicht werde desavouieren wollen; die Scheu vor neuen Kosten, nachdem die Kosten der I. Instanz soeben mit Mühe bezahlt worden sind.

Nun, die unterliegende Partei verliert den Mut, unterwirft sich dem Urteil oder schließt einen ungünstigen Vergleich.

Tatsächlich ist ja auch soviel richtig, daß das Berufungsgericht in zweifelhaften Sachen eher geneigt sein wird, dem Vorberichteten beizutreten, als sein Urteil aufzuheben.

Wides hat deshalb mit seiner Ansicht von der übertragenden Bedeutung der I. Instanz für die Rechtsuchenden durchaus recht.

Will man aber mit ihm eine möglichst autoritative I. Instanz schaffen, so muß man in erster Linie an dem Grundgesetz kollegialer Entscheidung, wenigstens in dem bisherigen Umfange, festhalten, während der Versuch, jenes Ziel durch eine Erhöhung der „amtserichterlichen“ Zuständigkeit zu erreichen, immer ein Versuch mit einem absolut untauglichen Mittel bleiben wird.

VIII. Schieben aber nicht, wird man schließlich fragen, alle diese Erwägungen weit über ihr Ziel hinaus? Bedenken sie nicht, wenn sie überhaupt zutreffend sind, daß das kollegiale Verfahren für alle Zivilsachen ohne Unterschied des Wertes eingeführt werden muß?

Sicherlich ist letzteres der ideale Zustand. Wierhaus bemerkt mit Recht, daß vom Standpunkt der beteiligten Parteien aus ein Rechtsstreit um genau dasselbe Objekt bald für die Erfüllung von größter Bedeutung, bald eine Bagatelle ist. Nach prägnanter drückt das v. Arminjapier in seinem berühmten Worte aus: „Dem Raubhund ist sein Fell ebenso lieb, wie dem Elenden.“

Wir leben aber nun einmal in einer realen Welt, und müssen vom praktischen Standpunkt aus Wierhaus zustimmen, wenn er in seinem mehrzitierten Aufsatz sagt:

Eine Scheidung von Sachen in wichtige und minderwichtige ist an sich sehr wohl denkbar; schon aus finanziellen Gründen kann man nicht das ganze schwere Rüstzeug der kollegialgerichtlichen Organisation und des kollegialgerichtlichen Verfahrens auf alle Prozesse anwenden, so gut wie Zuständigkeit und Verfahren im Strafprozeß nach der Schwere der den Gegenstand der Anklage bildenden Straftat abgestuft sind. Je schwerer dagegen wäre nicht einzudenken sein, wenn für gewisse Sachen niedrigeren Wertes (Bagatelldingen) ein ganz besonderes erleichtertes, formloses Verfahren eingeführt wird.

Wenn Wierhaus aber daran den Einwurf knüpft, daß das hohe Objekt mit der größeren oder geringeren Schwierigkeit des Prozesses in seinem Zusammenhang stehe, so ist dies freilich begründet richtig. Praktisch liegt aber die Sache ganz anders. Jeder Praktiker weiß, daß regelmäßig ober oder doch häufig die Schwierigkeit der Sachen mit der Höhe des Streitwerts wächst. Deshalb wird man einer Beschränkung der einschränkenden Zuständigkeit durch eine Wertgrenze nicht entbehren können.

Freilich bleibt eine solche Grenze immer mehr oder weniger willkürlich, und Wünsche, dieselbe nach oben oder nach unten zu verschieben, werden nie verstummen.

Solchen Wünschen gegenüber muß es als unabwendbar blüht des Gesetzgebers betrachtet werden, an dem Befehlenden festzuhalten, solange nicht überwiegende Gründe für eine Änderung sprechen.

An die jetzige Begrenzung der Zuständigkeiten haben sich die Rechtschreiner seit beinahe dreißig Jahren gewöhnt.

Diese Zuständigkeiten zu erhöhen, liegt aus für den kein zwingender Anlaß vor, der nicht mit dem Verstoß dieser Auf- fassung eine solche Erhöhung als für die Rechtspflege unheilvoll betrachtet.

Sind diejenigen Vorschriften des preussischen Schul- unterhaltungsgesetzes gültig, nach denen die Lehr- stellen nur mit Personen bestimmten Glaubens- bekenntnisses besetzt werden dürfen?

Von Rechtsanwalt Malowec, Berlin.

Reichsgesetz geht dem Landesgesetz vor (Reichsverfassung Art. 2). Das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 bestimmt aber: „Alle noch bestehenden aus der Verfassung des Reichs resultierenden Beschränkungen der . . . staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch auf- gehoben. Insbesondere soll die Befähigung . . . zur Verrichtung öffentlicher Ämter vom reli- giösen Bekenntnis unabhängig sein.“

Wird zugegeben, daß der Satz 2 des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1869 in Widerspruch zu den erdachten Vorschriften des Preussischen Gesetzes steht, so würde er daher hindern, daß sie rechtliche Wirksamkeit erlangen.

Ein Grund aber, aus welchem die Anwendbarkeit des Satz 2 Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 auf Lehrer an preussischen öffentlichen Volksschulen bezweifelt werden könnte, ist nicht er- lennbar.

Der Satz 2 bezieht sich, wie sein Wortlaut, der Zusammen- hang mit Satz 1 und die Entstehungsgeschichte (StenV. 1869, 1246) ergeben, nicht etwa nur auf Reichsämter sondern auch auf die Ämter in den Einzelstaaten. Das Amt eines Lehrers an einer öffentlichen Volksschule in Preußen wurde schon im bisherigen Recht als ein öffentliches anerkannt (Preussische Ver- fassung Art. 23 Abs. 2, Bezeichnung der Elementarlehrer als „Staatsdiener“ in Königlich Verordnung vom 23. September 1867 W.S. 1648; LVB. 37, 120), und ferner, nach dem Wortlaut der Schulgesetze evangelischer bzw. katholischer Bundesländer, ist diese Eigenschaft des Lehrersamtes noch zweifel- los.

Daher könnte allein in Frage kommen, ob etwa der Satz 2 Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 aus inneren Gründen ein- schränkend ausgelegt werden muß, weil nicht annehmbar sei, daß der Gesetzgeber die in ihm enthaltene Vorschrift in der Tat so uneingeschränkt geben wollte, wie sie nach der Fassung lautet. In Frage kämen öffentliche Ämter, bezüglich deren der Staat sich durch Abkommen mit einem Dritten (z. B. dem bis- herigen Vorkauf einer künftigen mit dem Amt zu verbindenden Vermögensleistung) zur Befugnis dieser Ämter nur mit dem Angehörigen einer bestimmten Glaubensgemeinschaft verpflichtet

hat. Ferner Ämter von Personen, die zur Lehre gerade einer bestimmten Religion als solcher angestellt werden, wie z. B. die Religionslehrer oder die Professoren der theologischen Fakultä- täten.

Indessen kann dahingestellt bleiben, was bezüglich dieser Ausnahmefälle gilt, denn das Amt als Lehrer an einer öffent- lichen Volksschule — außer soweit er etwa Religionslehrer ist — fällt unter keinen von ihnen.

Iu beachten ist, daß das Volksschulgesetz nicht etwa „evangelische Schulen“, „katholische Schulen“ und „evan- gelisch-katholische Schulen“ kennt, sondern nur „Schulen“, an denen ein evangelischer, bzw. katholischer, bzw. evangelischer oder katholischer Lehrer angestellt ist.“ Diese Fassung ist keine zufällige, sondern sie ist, wie der Kultusminister in seiner die Verhandlungen einleitenden Rede bemerkte, gewählt, um die Ausdrücke „Konfessionschule“ und „Summarischschule“, deren Begriff nicht feststellbar sei, zu vermeiden, und weil entsprechend der Absicht des Rompromißbeschlusses vom 13. Mai 1904 die Fragen betreffs Leitung und Erteilung des Religionsunterrichts, der Mitwirkung der kirchlichen Instanzen bei Genehmigung von Lehrbüchern usw. aus dem Rahmen der Vorlage ausgeschlossen seien. Es handelt sich lediglich um die Frage, ob und inwieweit ein evangelisches Kind durch einen evangelischen, katho- lischen oder jüdischen Lehrer und umgekehrt unterrichtet werden soll.“

Gerade derjenige Weg, den so der preussische Gesetzgeber betreten hat, war aber nach obigem Reichsgesetz jedenfalls ungangbar. Man könnte die Frage aufwerfen, ob das Reichs- gesetz auch verbietet, die Befähigung einer einzelnen Amtsstelle durch ein bestimmtes Glaubensbekenntnis zu begrenzen, oder ob etwa nur verboten werden sollte, den Zugang zu einer ganzen Kategorie von Ämtern an das Glaubensbekenntnis zu knüpfen. Nach Ansicht des Verfassers enthält das Reichsgesetz beide Verbote, „öffentliche Ämter“ steht im Sinne von „jeder öffent- lichen Amtsstelle“. Indessen aus dies kann dahingestellt bleiben, denn das Schulgesetz verstößt gegen jedes der beiden Verbote. Nicht nur macht es die Befähigung jeder einzelnen Lehrerstelle abhängig von einem bestimmten religiösen Be- kenntnis, sondern es schließt sogar jeden, der nicht entweder evangelischer Christ oder Katholik oder Jude ist, überhaupt von dem Amt als Volksschullehrer aus. Wer keiner Religions- gemeinschaft angehört, oder wer Mitglied z. B. einer nicht mit den oben erwähnten drei Religionsgemeinschaften gehörenden christlichen Glaubensgemeinschaft oder einer außerevangelischen Glaubens- gemeinschaft ist, würde nach dem preussischen Volksschulunter- haltungsgesetz nicht Volksschullehrer werden können; das Amt eines Volksschullehrers, aus demselben, der keinen Religions- unterricht erteilt, wäre ihm unzugänglich, nur wegen seines Glaubensbekenntnisses — in geradem Gegensatz zu dem, was das Reichsgesetz vorschreibt.

Wollte man darin, daß die Befähigung zur Befähigung des Volksschullehrersamtes vom religiösen Bekenntnis abhängig gemacht wird, keinen Verstoß gegen das Reichsgesetz erblicken, so wäre nicht ersichtlich, welcher Inhalt für jenes Reichsgesetz dann überhaupt noch übrig bliebe. Es könnte dann z. B. gültig durch einzelstaatliches Gesetz aus bestimmt werden: „Solange die Mehrheit der Einwohner einer Stadt oder der an einer Universität studierenden katholisch (bzw. evangelisch) ist, können

die Stellen des Bürgermeisters oder der Professoren der Universität nur mit Katholiken (bzw. Evangelischen) besetzt werden.“

Noch könnte jemand behaupten wollen, daß „der konfessionelle Charakter einer Anstalt durch das Lehrerkollegium repräsentiert werde“, daß mithin die Anstalten, welche nach dem Volksschulgesetz mit Lehrern eines bestimmten Bekenntnisses zu besetzen sind, hierdurch zu konfessionellen Anstalten werden, daß aber aus konfessionellen Anstalten das Schulgesetz nicht anwendbar sei. Selbst abgesehen aber davon, daß der Ausdruck „konfessionelle Anstalten“, wenn er auf staatliche Einrichtungen angewendet wird, einen unklaren Begriff verbirgt und daß nach der oben erwähnten einleitenden Rede des Kultusministers das Schulgesetz von 1906 gerade nicht über den konfessionellen Charakter der Volksschule, sondern nur über den konfessionellen Charakter der anzuwendenden Lehrer bestimmen sollte, würde in solcher Begründungsart ein offenkundiger Kreischluß liegen. Daraus, daß nach Landesgesetz das Amt nur mit Personen bestimmten Glaubens besetzt werden darf, würde auf den „konfessionellen Charakter des Amtes“ geschlossen werden und aus dem konfessionellen Charakter des Amtes wiederum auf die Unanwendbarkeit des Schulgesetzes und mithin auf die Gültigkeit jenes Landesgesetzes. Mit gleichem Recht könnte man dann sagen, daß durch eine landesgesetzliche Bestimmung, wonach der Bürgermeister oder die Professoren katholisch (bzw. evangelisch) sein müssen, eine „katholische (bzw. evangelische) Stadt“ oder eine „katholische (bzw. evangelische) Universität“ geschaffen werde, und aus dieser Eigenschaft der Stadt oder Universität könnte man dann wiederum auf die Unanwendbarkeit des Schulgesetzes vom 3. Juli 1889 schließen wollen. Mit anderen Worten: es würde dann keinen Fall geben, für welchen das Landesgesetzgebung gehindert wäre, von der Befreiung des Schulgesetzes abzumachen. Dies aber hat sicherlich der Reichsgesetzgeber nicht gewollt.

Daßer werden die §§ 33, 35—40 des preussischen Volksschulgesetzes von 1906, soweit sie die Befähigung zur Bekleidung des Amtes als Lehrer an einer öffentlichen Volksschule vom religiösen Bekenntnis abhängig machen, als ungültig zu erachten sein.

Zur Reform des ausgerichtlichen Zivilprozesses.

Unter dieser Antäbänigung fielt am 9. März d. J. Amtsgerichtsrat Jastrze in der „Juristischen Gesellschaft“ zu Berlin einen Vortrag. Er sprach über arm, von ihm ausgewählte Einzelpunkte und gelangte zur Aufstellung folgender Thesen.

I. Das Verfahren vor den AG. ist in einem besondern vollständigen Gesetze, nicht als Anhang zum Verfahren der LG., zu regeln.

II. Bei den AG. sind Schöffengerichte für Zivilprozesse zu bilden. Die Verhandlung erfolgt vor dem Schöffengericht, wenn eine Partei dies beantragt.

III. Zustellungen und Ladungen.

1. Das System, wonach die Parteialten im Prozeß durch Zustellung von Partei zu Partei erreicht werden, ist zu beibehalten.

2. Die Erhebung der Klage und die Einlegung von Rechtsmitteln (einschließlich des Einspruchs) usw. sollen durch Er-

klärung der Partei an das Gericht erfolgen. Die Mitteilung an den Gegner und die Ladung der Parteien erfolgt durch das Gericht.

IV. Sachliche Zuständigkeit.

1. Eine Erhebung der ausgerichtlichen Zuständigkeitssumme ist abzulehnen; dagegen empfiehlt sich eine Erweiterung der Zuständigkeit der AG. nach folgenden Richtungen:

2. Wirtschaften sollen zur unbefchränkten Zuständigkeit der AG. gehören.

3. Alle Klagen sind ohne Rücksicht auf das Objekt beim AG. einzureichen. Dieses hat den ersten Termin abzuhalten und ist zuständig für Erlass des Erkenntnis- und Verurteilungs-urteils und für Vornahme eines Vergleichs, sowie im Falle der Protagation zur Entscheidung des Rechtsstreits.

4. Wird die Sache beim AG. nicht erledigt, so gibt dieses sie an das LG. ab.

5. Zur Begünstigung der Protagation ist zu bestimmen:

a) daß die Gerichtskosten vor dem AG. geringer sind als vor dem LG.;

b) daß die Berufung bei einem Objekt von mehr als 300 Mark an das LG. geht.

V. Ortliche Zuständigkeit.

1. Der Gerichtsstand der Gesellschaft und des Erfüllungsortes (§ 340, §§ 23, 29) ist zu beibehalten.

2. Die Vereinbarung eines örtlich unzuständigen Gerichts ist nur zugulasten für einen bereits entstandenen Rechtsstreit und muß auch im Verurteilungsverfahren unzulässig nachgetrieben werden.

VI. Mündliche Verhandlung.

1. Die Verhandlung der Parteien vor dem erkennenden Gericht soll auch in Zukunft mündlich sein. Jede Partei ist zum Vortrag in freier Rede berechtigt. Inwieweit der Vortrag in freier Rede erfolgt, hat der Richter das Streiterverhältnis mit den Parteien mündlich zu erörtern.

2. Bei der mündlichen Verhandlung ist eine Begutachtung auf Schriften gestattet, inwieweit die Parteien einverstanden sind und das Gericht das Verfahren für angemessen hält.

3. Für das Verurteilungsverfahren sind die bisherigen Grundsätze über die Folgen der Verurteilung beizubehalten.

VII. Parteibetrieb. Vertretungsweisen.

1. Die Grundsätze der §§ 297, 261 § 40. über die Aufhebung von Terminen und das Aufheben des Verfahrens durch Parteiverzögerung sind beizubehalten.

2. Für eine solche Maßnahme soll auch ferner kein Nachteil eintreten, wenn sie dem Gericht 48 Stunden vor dem Termin angezeigt wird.

3. Ist letzteres nicht geschehen, so soll für die bereitete Verhandlung von jeder Partei eine Ordnungsgebühr von 1 bis 3 Mark (je nach dem Objekt) erhoben werden, falls nicht für die Maßnahme ein nach dem Ermessen des Gerichts zu erachtender sachlicher Grund vorliegt.

Die gleiche Gebühr wird erhoben, wenn nach teilweiser Verhandlung von den Parteien ohne Vorliegen eines sachlichen Grundes eine Vertagung vereinbart wird.

4. Inwieweit die Parteien durch Rechtsanwältinnen vertreten sind, trifft die Gebühr den Rechtsanwalt. Eine im voraus getroffene Vereinbarung zwischen dem Rechtsanwalt und seinem

Antraggeber, wonach alle betreffenden Gebühren von dem Antraggeber zu ersetzen sind, ist nichtig.

VIII. Eidesverweigerung.

1. Die Eideszuschickung ist als Beweismittel zu beseitigen.

2. An ihre Stelle tritt die Benennung der Gegenpartei als Zeugen.

3. In dem Umfang, in welchem nach geltendem Recht die Gegenpartei zur Zuschickung des Eides befugt ist, soll sie befugt sein, ihre Zeugnis zu verweigern. Macht sie hiervon Gebrauch, so kann der Beweisführer sich selbst als Zeuge benennen.

4. An die Stelle des richterlichen Eides tritt der Beschluß des Gerichtes, eine Partei oder auch beide Teile als Zeugen zu vernehmen. Das Gericht entscheidet nach der Vernehmung nach freiem Ermessen darüber, ob eine Aussage zu beiden ist. Es kann die Vernehmung auf einen Teil der Auslage beschränken. Die Vernehmung der Aussagen beider Teile ist nur insoweit zulässig, als nicht Widersprüche in den Aussagen vorhanden sind.

5. Eine unbegründete Verweigerung des Zeugnisses hat dieselben Folgen, wie jetzt die Eidesverweigerung.

IX. Berufungssumme.

1. Die Einführung einer Berufungssumme ist abzulehnen.

2. Für den Fall, daß das jetzige Berufungsverfahren für kleine Objekte als zu kostspielig befunden wird, ist eventuell für diese statt der Vernehmung die sofortige Bescheidverhandlung, jedoch mit obligatorischer mündlicher Verhandlung, falls in der Bescheidverhandlung eine neue Beweisaufnahme stattfindet.

Aus der eingehenden Begutachtung haben wir folgendes hervor:

Zu Thesen I hält der Vortragende es für völlig sachwidrig, daß, während die Prozesse bei den LG. noch nicht 300 000, die bei den BG. dagegen weit über 2 Millionen jährlich betragen, die ZPO. das Verfahren vor den LG. in 494 Paragraphen als das normale und das vor den BG. als Anhängsel dazu in 16 Ausnahmeparagraphen abhandelt. Hierdurch entstanden für viele Punkte namentlich für die mündliche Verhandlung und den Parteibetrieb bei den BG. Mißstände, zu deren Beseitigung eine vom Standpunkte des Amtsrichters als Einzelrichters und der Parteien als Laien durchgeführte selbstständige „ZPO. für die BG.“ zu fordern sei.

Zu These II bezieht sich der Vortragende selbst nicht die Schwierigkeiten, die sich seinem Vorschlage entgegenstellen, namentlich die Antipathie eines großen Teiles der Juristen gegen weitere Ausdehnung des Laienelements in der Rechtspflege, sowie die Unmöglichkeit und Rücksichtslosigkeit des Apparats. Er hält aber dafür, daß, wenn man das Verlangen nach immer weiterer Erleichterung des Sondergerichtes zum Schlichten bringen will, nichts übrig bleiben wird, als den allen bisher errichteten Sondergerichten gemeinsamen Zug der Zuziehung von Laien zur Richterbank auch für den Zivilprozeß der ordentlichen Gerichte einzuführen. Berufungsschieds, wie in den Sondergerichten, lassen sich die Schöffen in der ordentlichen Justiz aber nicht organisieren, da die Rechtspflege sonst ganz auseinanderfallen würde. Man könne die Schöffen nur in ähnlicher Art wie in Strafassen ausbilden, jedoch mit Garantien dafür, daß auch die unteren Stände unter ihnen vertreten seien. Für

welche Sachen die Zuziehung von Schöffen geeignet sei, dafür könnten allgemeine Regeln nicht aufgestellt werden. Deshalb solle die Zuziehung in jedem einzelnen Falle der Entscheidung der Parteien überlassen bleiben. Es sei anzunehmen, daß die Entscheidung durch den Amtsrichter allein die Regel bilden werde.

These III begründet der Vortragende mit der Unvollständigkeit und zugleich Gefährlichkeit des bestehenden Zustandes, bei welchem die Parteien Rechtsverluste durch Zustellungsversagen gewärtigen, deren Vermeidung die größte Aufmerksamkeit erfordere, die häufig aber selbst trotz solcher eintreten. Er verlangt für alle Rechtsmittel, einschließlich des Beschwerde, daß die Einlegung durch eine solche Erklärung beim Index a quo erfolge, wobei die Bezeichnung des Rechtsmittels gleichgültig sein müsse; es sei immer dasjenige Rechtsmittel als eingelegt anzusehen, welches das gesetzlich zulässige sei. Auf dieser Anordnung beruhen zugleich die unter 1V und 1X gemachten Vorschläge.

Zu These IV tritt der Vortragende dem Plane einer Erweiterung der Zuständigkeitssumme für die BG. entgegen, weil er in ihm eine Weiterentwicklung des Prozesses in platonischem Sinne erblickt. Dagegen möchte er eine Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit gern nach der Richtung hin erstreben, daß die ihrem inneren Wesen nach zur einschränkenden Entscheidung geeigneten Sachen dem Amtsrichter überwiesen werden. Da sich diese nach Gruppen nur ausnahmsweise bestimmen lassen, so scheidet ihm der beste Weg, die schon jetzt bestehende, aber tatsächlich nicht ausgenutzte Möglichkeit der Prorogation auf das BG. dadurch auszubauen, daß man die Parteien in jeder Sache verpflichtet, vor dem Amtsrichter zu erscheinen und ihnen dadurch die Prorogation nahe bringe, sowie ferner dadurch, daß man die Prorogation in der oben zu Nr. 5 bestimmten Art begünstigt. Die Verschärfung des Rechtsmittelzuges sei hierbei für die Parteien ungefährlich, wenn man für die Einlegung des Rechtsmittels die Grundgebühr zu III akzeptiere. Überdies habe der Zusammenhang an das BG. — der auch für alle Sachen aus § 23 Nr. 2 des GG. eintreten solle, wenn das Objekt über 300 Mark betrage — nach dem Vorzug, diejenigen Sachen der Amtsgerichts, welche die Revisionssumme erreichen, an das BG. zu bringen und damit einheitlicher Individual zu unterwerfen.

Daß durch die vorgeschlagene Änderung unter Umständen eine gewisse Verzögerung eintreten könne, sei nicht ausschlaggebend gegenüber den Vorzügen der Änderung. Betreffs der Beschäftigten sei ihr durch Nr. 2 bereits begegnet; im übrigen könne bestimmt werden, daß im Falle der Abgabe der Sache an das BG. dieses den Termin binnen einer Woche zu bestimmen habe. — Gegen eine Verteuerung des Prozesses für den Fall, daß die Partei genötigt sei, sich wegen der Verweisung an das BG. eines zweiten Anwalts zu bedienen, sei durch die Gebührenordnung wenigstens dahin Vorsehung zu treffen, daß die Erhöhung der Gebühren sich in maßigen Grenzen halte.

Die These V begründet der Vortragende mit dem Hinweis auf den großen Mißbrauch, der von vielen Geschäften (Betrieb von Konversationsbüros und sonstigen teuren Büchern, Automatenspielen, Inflationsspielen usw.) mit der Verabreichung

ihres eigenen Wohnsitzes als Erfüllungsort, sowie von Kranken- und Gegenfeitigkeitseigenschaften mit der Ausübung des Gerichtshandes der Gesellschaft getrieben werde. Es würden zahlreiche Personen aus den entferntesten Theilen des Reiches um kleiner Beträge willen nöthigt, mit großer Schwierigkeit in den Landeszentren Recht zu nehmen oder auf ihrer Vertheiligung gänzlich zu verzichten. Auch werde durch den Mißbrauch die Rechtspflege erheblich verschlechtert, weil die Verwerthung über die Urtheile, die meist aus Unrechtmäßigkeiten beim Geschäftsabfluß entnommen werden, nicht vor dem Prozeßgericht erfolgen könne. Zu vollem Erfolge der vorgeschlagenen Aenderung hält der Vortragende zugleich eine Einschränkung des vereinbarten Gerichtshandes für erforderlich. Von der Aenderung selbst verpfaßt er sich einen Erfolg in sozialer Beziehung, da einzelne minder reiche Geschäfte, deren gesamter Betrieb auf dem Gerichtshand des Erfüllungsortes basiert, ihrer antisozialen Tätigkeit werden aufgegeben müssen.

Die Sätze der These VI begründet der Vortragende mit der allgemein bekannten Maßnahme, daß das Münchener Prinzip in der ZPO. überholt sei, vor allem aber gar nicht Rücksicht nehme auf den Umstand, daß vor dem Kantonsrichter Laien erscheinen, denen ein Vortrag in freier Rede nicht zumutbar sei und trotz des Gesetzes nirgends zugelassen werde. Auch müsse dem Eingeklagten der Akteninhalt bekannt sein und brauche ihm nicht erst vorgetragen zu werden.

Zu These VII betrifft der Vortragende die Meinung, daß das Prinzip des Dispositionsrechts der Parteien über den Prozeß und auch über den einzelnen Termin wichtig sei, daß dabei auch solche Verabredungen mit in den Kauf genommen werden müssen, welche dem Gerichte unangenehm sind und selbst solche, die von den Anwälten mit Rücksicht auf die Verzögerung eines vom ihnen veranlaßten würden, sofern diese Aende in vorher überlegter, die Parteinteressen mit würdiger Weise erfolge. Verletzung zu treffen sei nur gegen das wilde und regellose Verabredungswesen, welches sich herausbilde teils durch Mangel vorheriger Disposition auf Seiten der Anwälte, teils durch übermäßige Remission der Anwälte auf säumige Kollegen, auch wenn die Säumnis in einfacher Bequemlichkeit beruhe. Der Vortragende meint das Mittel hiergegen darin zu finden, daß für Verabredungen, die nicht vorher angezeigt sind und die zugleich nicht auf sachlichen Gründen beruhen, eine den Rechtsanwalts selbst treffende mögliche Ordnungsgeld erhoben werde, die dieser als Geschäftsaufkosten zu tragen habe und deren Erfüllung vor übermäßigen Verabredungen schützen werde. Um andererseits die Anwälte davor zu schützen, daß sie nicht durch übereignete Art der Terminsvereinbarung zu jeder beliebigen Zeit nach der Terminsstunde vom Gericht zur Verhandlung gerufen werden können, bestimmt er eine allgemeine Bestimmung, daß Versäumnisfolgen gegen eine Partei nicht eintreten dürfen, wenn das Gericht in die Verhandlung erst eine Stunde nach der angeordneten Terminzeit eintritt.

These VIII begründet der Vortragende durch die schweren Schäden, die der gesammelte Eid mit sich bringe, bei welchem die Partei häufig nichts anderes als ihre subjektive Auffassung beschwöre. Es will andererseits die Grundzüge über die Beweismittel der Beweislast nicht über den Haufen werfen und meint, daß seine Vorschläge geeignet seien, diese Grundzüge mit

den Aufgaben des Prozesses zur Wahrheitsermittlung in Einklang zu bringen.

Mit besonderem Nachdruck verteidigt der Vortragende die letzte These betreffend die Berufungsumme. Er stützt sich von der Inanspruchnahme der Urteile in kleinen Objekten — zu denen er übrigens Summen von 100 Mark und selbst erheblich darunter in keinem Falle gerechnet wissen will — eine Einschüchterung des Vertrauens in die Justizeinrichtungen. Es sei ein Grundfehler, zu glauben, daß die Berufung nur dazu da sei, um eine beträchtliche Ansicht gegen eine andere zu stellen. Sie habe auch die Aufgabe, offenbar Fehlurtheile und offensichtlich falsche Urtheile zu beseitigen und ferner Schutz gegen ein tumultuarisches Verfahren zu gewähren, welches das Parteivorbringen mangelhaft extrahiere und es dann als unzufrieden darstelle. Der Vortragende greift auch auf die Verhältnisse des Auslandes ein und weist namentlich an der Hand des österreichischen Rechtes nach, wie gefährlich es sei, vom Auslande zu exemplifizieren. Im Österreich besitze allerdings für Objekte bis 100 Kronen keine Berufung, es sei denn wegen unheilbarer etwa unserer Richtersanklage missprechender Kalkulationen; aber in Österreich gelte auch das Prinzip des deutschen BGB. nicht, welches den Spruchrichter von jeder Haftung für Falschheit befreit. Uebrigens bestimme dort ein Gesetz vom 12. Juli 1872 gerade umgekehrt für alle Verlegungen der Anwaltspflicht seitens des Richters, deren Folgen durch ein Rechtsmittel nicht abzuwenden seien, die Schadenerschaft sowohl des Richters als des Staates, so daß namentlich bei Versehen des Richters die geschädigte Partei auch mangels Berufung durch Regreß an den Richter zu ihrem Recht gelangen könne, was im Deutschen Reich angesichts des § 839 Abs. 2 BGB. nicht der Fall sein würde.

Für den Fall, daß die Kostenrückschaften überwiegen sollten, kann sich der Vortragende äußersten Falles nur dazu entschließen, bei kleinen Objekten — nach Analogie der Anrechnung des Kostenpunktes — statt der Berufung die sofortige Beschwerde einzuführen. Eine Gefährdung der Partei wegen Fehlurtheile bei Einlegung des Rechtsmittels entziehe hierbei nicht, wenn man den Grundfragen der These III zustimme.

Mit dem Wunsch, daß bei der bevorstehenden Prozeßreform gefungen möge, den Prozeß vollständig zu gestalten und namentlich dem weiteren Drängen nach Sonberrichtern entgegen zu treten, schließt der Vortragende seine Ausführungen.

Dem Oberverwaltungsgericht.*)

Bericht von Rechtsanwalt Dr. Görres in Berlin.

6. Kommunalabgabengesetz. Konflikt ein kirchliches Gebäude.

Daß das Vermögen eines kirchlichen Staates, auch wenn dieser ein neben der Kirche bestehende besondere juristische Person bilden sollte, doch als kirchliches im Sinne des § 24 des Kommunalabgabengesetzes zu gelten hat, ist von dem OVG. wiederholt entschieden worden (vgl. Entscheidungen vom

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

12. Januar 1904 *Verf. u. M.* 25, 542; vom 31. Mai 1904 — II. 1002 —).

Der Erzbischöfliche Stuhl von Köln kann daher das den Kirchen durch ihre Gesetzgebungsinstanz eingeräumte Vortrecht beanspruchen, sofern die ihm gehörigen Bonner Konviktsgebäude unmittelbar für die Zwecke der katholischen Kirche benutzt werden.

Die von dem Beklagten angelegene Entscheidung des OBG. vom 15. November 1901 (*Verf. u. M.* 23, 737) kann der eroberten Steuerforderung nicht als Stütze dienen. In jener Entscheidung wird die Frage, ob die katholischen Konvikte den Zwecken der Kirche unmittelbar dienen, wobei bejaht noch verneint. Auch in späteren Entscheidungen hat der Gerichtshof zu dieser Frage bisher nicht endgültig Stellung genommen, sondern sie unentschieden gelassen und die damaligen Befreiungsansprüche nur deshalb für unbegründet erachtet, weil den betreffenden Konvikten juristische Persönlichkeit fehlte, die Grundstücke also unmittelbar nur den Zwecken der Konvikte und erst mittelbar den Zwecken der katholischen Kirche dienen. Im vorliegenden Fall aber handelt es sich nicht um Konvikte mit juristischer Persönlichkeit, und deshalb treffen die Gründe hier nicht zu, welche zur Zurückweisung des Befreiungsanspruches in den früheren Fällen geführt haben. Im übrigen hat sich der Gerichtshof von folgenden Erwägungen leiten lassen:

Die katholische Kirche hat zum Träger ihrer Gewalten lediglich die Kleriker berufen, auf deren Stand sich ihre Verfassung aufbaut. Die Erfüllung ihrer Zwecke ist nach ihrer Auffassung undenkbar ohne die eigentümliche Ausbildung und Erziehung ihrer Geistlichen. Diese zu geben, die jungen Kleriker auf die Priesterweihe — nach katholischen Dogma ein Sakrament — vorzubereiten, dienen die Seminare und die zur Aufnahme von Studierenden der Theologie bestimmten Konvikte, vorausgesetzt, daß durch ihre Einrichtungen jener Zweck gefördert wird. Die Pflicht der Erziehung ist den Bischöfen übertragen, und durch das Tridentiner Konzil ist die Errichtung der Konvikte, wenn nicht angeordnet, so doch jedenfalls empfohlen worden. Die katholische Kirche hält die Erziehung des Klerus nach kirchlichen Regeln auch dann für erforderlich, wenn die Aspiranten an den staatlichen Universitäten Theologie studieren, und deshalb bestehen eine größere Anzahl von Konvikten, und, wo solche nicht bestehen, wird ihre Errichtung und damit das Ziel erstrebt, daß jeder junge Kleriker in Konvikten und Seminaren erzogen und ausgebildet wird. Ob die Priestererziehung in Konvikten notwendig und zweckmäßig ist, darüber hat allein die Kirche zu entscheiden. Der Staat steht der Errichtung von Konvikten nicht entgegen. Der Art. 3 des Gesetzes vom 21. Mai 1886 bestimmt vielmehr, daß die kirchlichen Oberen befragt sind, Konvikte für solche Zöglinge zu errichten und zu unterhalten, welche Gymnasien, Universitäten und kirchliche Seminare besuchen. Daß die Bonner Konvikte im übrigen den Anforderungen entsprechen, welche die Kirche und der Staat an die Organisation stellen, ist unstreitig. Gehört aber die Priestererziehung zu den Zwecken der katholischen Kirche, so werden die Gebäude, die nur dieser Erziehung dienen, unmittelbar für die Zwecke der Kirche benutzt und sind gemäß § 24 a. a. O. den Steuern vom Grundbesitz entzogen. Oberbürgermeister zu Bonn c. Erzbischöflicher Stuhl zu Köln. II. v. 6. Febr. 06, II. 267. *Rep. Nr. II C 252.03. Bezirksausf. d. Köln.*

Literaturbesprechung.

The Principles of German Civil Law by Ernest J. Schuster LL. D. (Munich), of Lincoln's Inn, Barrister - at - Law, Oxford Clarendon 1907. XLVI, 684.

Das in leicht lesbarem und klarem Englisch geschriebene Buch des in deutschen Juristenkreisen bekannten und geschätzten Autors gibt eine zusammenfassende Darstellung unserer bürgerlichen Rechte. Berücksichtigt sind neben dem BGB. auch die Nebengesetze, ausführlicher insbesondere HGB. und SAG. Dabei ist an geeigneten Stellen das englische Recht unter Angabe der Rechtsquellen oder der Präzedenzien zum Vergleiche herangezogen. Zunächst für die theoretischen und praktischen Zwecke des englischen bestimmt, bietet das Werk aber auch dem deutschen Juristen hohes Interesse, nicht nur weil es dem großen Kreis von Berufsgenossen englischer Juristen den achtunggebietenden, systematisch und wissenschaftlich bedachten Bau unserer bürgerlichen Rechte näher rückt, sondern vor allem auch deshalb, weil wir — von den Anregungen zu rechtvergleichenden Studien ganz abgesehen — in ihm eine überaus jurellig fülle Quelle von Belehrung über die juristisch-technischen Ausdrücke des englischen Rechts und über die charakteristische Bedeutung finden. Hier Interesse für Englands Sprache und Recht hat, wird in dem Buche gern lesen. R.

Die Rechtsanwaltschaft im Deutschen Reichstag.

Dem Reichstag gehören folgende Rechtsanwältinnen an:

Name	Wohnort	Wahlkreis	Partei
1. Dr. Bölsch	Büdingen	Hirschberg	F.
2. Dr. Hoffmann	Ramberg	Hoyerswerda	N.
3. Dr. Ritter	Kiel	Embsbüttel	Z.
4. Holz, Geh. Justizrat	Soarbrücken	Soarbrücken	N.
5. v. Uexküll	Böfen	Böfen	P.
6. Dr. Dohlem	Hinterlaßheim	Kontau	Z.
7. v. Damm	Wiesbaden	Holzminden	WV.
8. Dietrich, Justizrat	Brenslau	Huyppin	K.
9. Dr. v. Dierckmann	Böfen	Hoyerswerda	P.
10. Geh. Justizrat	Freiburg i. B.	Kahr	Z.
11. Dr. Franz	Mannheim	Mannheim	S.
12. Dr. Gregoire	Reg.	Reg.	EL.
13. Osting, Justizrat	Königsberg	Königsberg	F.
14. Haugmann	Stuttgart	Balingen	V.
15. Dr. Hoffner	Hamburg	Lauenburg	FV.
16. Heine	Berlin	Berlin	S.
17. Dr. Jund, Justizrat	Leipzig	Leipzig	N.
18. Dr. Mayer	München	Landshut	Z.
19. v. Rieckmann	Böfen	Stettin	P.
20. Dr. Osann	Darmstadt	Darmstadt	N.
21. v. Payer	Stuttgart	Heidelberg	SV.
22. Frey, Justizrat	Colmar	Colmar	EL.
23. Caar, Justizrat	Coburg	Coburg	N.
24. Roth	Leipzig	Leipzig	WV.
25. Dr. Seidler	Hamburg	Kiel	N.
26. Seida	Böfen	Breslau	P.
27. Eder	Hildesheim	Ulm	DV.
28. Dr. Thaler, Justizrat	Büdingen	Büdingen	Z.
29. Träger, Justizrat	Berlin	Berlin	F.
30. Trimbora, Justizrat	Köln	Köln	Z.
31. Dr. Sonderhafer	Stettin	Stettin	Z.
32. Dr. am Hofe, Geh. Justizrat	Düsseldorf	Köln	Z.

Parteilicheit: K. Konservativ. DV. Deutsche Volkspartei. EL. Elbschützinger. FV. Freiwirtschaftliche Vereinigung. F. Freiwirtschaftliche Partei. N. Nationalliberal. P. Volk. S. Sozialdemokrat. WV. Wirtschaftliche Vereinigung. Z. Zentrum.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Nachkommt beim Kammergericht und Kotee, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: H. Meiser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallackerstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inzerate die 2. gelassene Zeitspalt 50 Pf. Beisetzungen übermummt jede Buchhandlung und Postamt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallackerstraße 34. 35.

Deutscher Anwaltverein.

Nach Gesuchen des Herrn Kollegen Koffen in Berlin wird konstatiert, daß der unter Ziffer 5 der vorläufigen Tagesordnung des in Mannheim am 11. und 12. September 1907 tugenden Anwaltsstages genannte Antrag von Herrn Kollegen Koffen und 550 anderen Mitgliedern des Anwaltvereins gestellt, jedoch wahrscheinlich zurückgezogen wird.

Zweibekiden, 17. April 1907.

Deutscher Anwaltverein.

J. B.

Justizrat Gehhart,
Vizepräsident des Vereins.

XVIII. deutscher Anwaltsstag in Mannheim.

Zu dem vom 10. bis 14. September d. J. in Mannheim stattfindenden XVIII. deutschen Anwaltsstages ist von den Mannheimer Kollegen folgendes Festprogramm in Aussicht genommen worden:

Am 10. September 1907, Abends 8 Uhr e. t.: Begrüßungsabend im „Friedrichspark“ bei kaltem Buffet nebst allem Zubehör und allerhand Leisbarkeiten, gegeben vom Anwaltsverein Mannheim.

Am 11. September: Vormittags 9 Uhr, Sitzung im Versammlungstotal des „Kofengartens“ (Säbische Festhalle); Nachmittags 3 Uhr Festsitzen im Ridelungssaal des Kofengartens zu 6 Mark das trockene Gedeck, — Abends Zusammenkunft auf der großen Terrasse der Gartenbauausstellung.

Am 12. September: Vormittags Sitzung wie am 11. November; Nachmittags 3 Uhr Dampferfahrt durch die Hofenanlagen mit Gefrischungen gegeben von der Stadtgemeinde Mannheim; Abends 7/8 Uhr Festversammlung im Groß. Hoftheater („Salome“ von R. Strauß und G. Hübner), nachher wieder zwanglose Zusammenkunft in der Gartenbauausstellung oder nach Gefallen der Teilnehmer.

Am 13. September: Ausflug nach Bad Dürkheim a. R. (Rheinpfalz, Weinbiet, mit Extrapass) auf Einladung der Pfälzer Kollegen. Spaziergang zur Klosterkirche Limburg, Frühstück daselbst, dann über Ruine Hardenburg zurück nach Dürkheim zum Mittagessen, hierauf Weinprobe in den Kolonnen daselbst.

Am 14. September, Vormittags Besuch der Jubiläumsausstellung und Gartenbauausstellung, der Hofenanlagen, Säbischen Sammlungen nach Gefallen der Teilnehmer; Nachmittags Ausflug nach Heidelberg, Abends Besichtigung der Heidelberger Schlossruine.

Zur Änderung des § 833 BGB.

Von Amtsgerichtsrat Prof. Dr. Schumacher zu Köln.

Der Reichstag hat einer Vorlage der Reichsregierung entsprechend in zweiter Lesung einen Beschluß gefaßt, nach welchem der § 833 BGB. über die Haftung des Tierhalters folgende Fassung erhalten soll:

Wird durch ein Tier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen.

Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden durch ein Haustier verursacht wird, das dem Besizer, der Erwerbsfähigkeit oder dem Unterhalte des Tierhalters zu dienen bestimmt ist, und entweder der Tierhalter bei der Bewachung der Tiere die im Verleher erforderliche Sorgfalt beobachtet hat, oder der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entfallen sein würde.

Während die dritte Lesung einer Gesetzesvorlage genehmlich in wenigen Minuten dem Reichstage erledigt wird, ist die dritte Lesung in dieser Halle verlegt worden, trotzdem auch der dritten Lesung eine große Mehrheit gewiß war. Vielmehr sind bei den Führern der Mehrheitsparteien nach in letzter Stunde Bedenken entstanden. Die dringlichste Änderung soll so viele erhaltende, ethische, wirtschaftliche und sozialpolitische

zeugen auf, daß etwaige Bedenken nur zu erklärlich wären. Jedenfalls hat die Beratung der dritten Lesung die Möglichkeit eröffnet, daß die Änderung des § 833 entweder ganz unterbleibt oder sich doch in ganz anderer Weise vollzieht. Die Hoffnung auf diese oder jene Möglichkeit hat auch den Juristentag zu Kiel veranlaßt, die Frage, ob eine Änderung des § 833 empfehlenswert sei, zum Gegenstand seiner Tagung zu machen. Die Frage wurde verneint, denn der Juristentag beschloß:

- A. Es empfiehlt sich, die Vorschrift des § 833 BGB. aufrecht zu erhalten und von Eingeländerungen in der Erwartung abzuweisen, daß die Rechtsprechung zu einer freieren Auslegung der Vorschrift gelangen werde, welche den Haftungsgrund und die daraus sich ergebenden Beschränkungen der Anwendbarkeit berührt.
- B. Sollte indes von den Organen der Gesetzgebung eine allseitige Regelung der Frage für nötig gehalten werden, so empfiehlt der Juristentag:
 1. die Vorschrift des § 833 als Regel beizubehalten,
 2. die Haftung aus § 833 — unbeschränkt der Haftung nach anderen Vorschriften — nur dann auszuschließen, wenn der Geschädigte der Gefahr der eingetretenen Schädigung infolge einer in seinem Interesse stehenden Verletzung des Tieres ausgesetzt war,
 3. den Schadenersatz aus § 833 bei Tötung und Verletzung einer Person nach dem Vorbilde der §§ 3 und 3a RchthG. zu beschränken.
- C. Die Unfallversicherung ist auf das bisher nicht versicherungspflichtige Fähr- und Stallpersonal bei Pferde- und Viehhaltung auszuweiten.

Wird sich die Erörterung des Juristentages, daß die Rechtsprechung zu einer freieren Auffassung der Vorschrift gelangen werde, erfüllen?

In einem früheren Aufsatz (vgl. JZ. 06, 156 ff.) hat der Verfasser darzulegen versucht, daß man den Begriff des Tierhalters anders wie bisher bestimmen muß.

Tierhalter ist nach den Ausführungen des Verfassers jeder, welcher in eigenem Interesse, wenn auch nur vorübergehend, die Verfügungsgewalt über ein Tier hat. Es ist hierbei gleichgültig, ob die Verfügungsgewalt ohne oder mit dem Willen des am Tiere sonst Berechtigten entstanden ist und ob die Verfügungsgewalt ohne oder mit Einseitigkeit erlangt wurde. Diese Auffassung fand ihre Unterstützung in einem Urteile des RG. vom 20. November 1905 (JZ. 06, 62).

Das RG. hat aber an dieser freien Auffassung nicht festgehalten. Zwischenzeitlich sind wieder zwei Urteile ergangen, welche beweisen, daß das RG. ansehender einer solchen freieren Auffassung nicht zugänglich ist.

Das erste Urteil behandelt den für Pferdebesitzer wichtigsten Fall, daß ein Pferd, welches vom Hufschmied beschlagen werden soll, diesen während des Beschlagens verletzt. Dieser Fall hat das RG. auch schon früher beschäftigt und ist damals zugunsten des Tierhalters entschieden worden (JZ. 05, 432). Der Hufschmied, so führte das RG. damals aus, hat durch Werkvertrag dem Pferdeeigentümer gegenüber die Beschlagung der Pferde übernommen; er war daher verpflichtet, das Pferd so auszuführen, daß dadurch kein Unfall herbeigeführt werde.

Ereignet sich trotzdem ein Unfall und nimmt der verletzte Hufschmied den Tierhalter in Anspruch, so besteht der Tierhalter nicht ohne weiteres, sondern er kann dem Kläger gegenüber geltend machen, daß der Verletzte seine Verpflichtungen aus dem Werkvertrage nicht gehörig erfüllt habe. Wird dieser Einwand erhoben, so hat der Kläger den Nachweis zu erbringen, daß er sorgfältig gehandelt hat und daß ihn kein Verschulden trifft. Erst wenn dieser Nachweis erbracht ist, tritt die Haftung des Tierhalters ein. Es ist also die Stellung des Tierhalters nach diesem Urteil infolgedessen günstig, als er die Einrede der Nichterfüllung der Pflichten aus dem Werkvertrage erheben und dann den oft kaum zu erbringenden Nachweis erbringen kann, daß den Kläger kein Verschulden trifft. Das RG. berücksichtigt also mit Recht, daß Hufschmied und Pferdeeigentümer sich nicht nur als Verletzte und Tierhalter, sondern aus Grund des Werkvertrages auch als Besteller und Unternehmer einander gegenübersehen. Es läßt zunächst die durch den Werkvertrag übernommenen Rechte und Pflichten entscheiden und bringt die gesetzliche Haftung erst dann zur Geltung, wenn die Vertragspflichten erfüllt sind. Das RG. folgt hierbei der allgemeinen Regel, wonach für die Rechtsverhältnisse unter den Parteien zunächst die vertragliche Vereinbarung und dann erst das Gesetz maßgebend ist.

Unter Nichtbeachtung dieser Entscheidung hat nun das RG. kürzlich den nämlichen Fall zugunsten des Tierhalters entschieden (vgl. Urteil vom 28. Juni 1906, JZ. 06, 553). Ein Hufschmied wollte einem dreijährigen Fohlen im Beisein des Eigentümers die Hinterfüße beschlagen. Nachdem der Hufschmied am Bein des Tieres ergriffen hatte, schlug das Tier aus und traf den Hufschmied derart, daß er einen Bruch des Oberschenkels erlitt. Auf die Klage des Hufschmieds verurteilte die Vorinstanz. Der Tierhalter machte vor dem RG. geltend, daß der Hufschmied durch Übernahme der Arbeit auch die damit unzer trennlich verbundene Gefahr übernommen habe. Das RG. überließ jedenfalls seine frühere Entscheidung und prüfte lediglich, ob der Hufschmied durch Übernahme der Beschlagung die Gefahr der Beschädigung durch das Pferd übernommen habe. Es verneint die Übernahme, weil eine ausdrückliche Gefahrübernahme nicht stattgefunden habe und weil in der Person der Parteien eine für die stillschweigende Übernahme der Gefahr sprechende Vertrauensstellung nicht bestand. Das RG. hätte aber, wenn es eine freiere Auslegung vornehmen wollte, im Anschlusse an seine frühere Rechtsprechung noch ausführen können, daß der Hufschmied zunächst den Beweis zu erbringen habe, daß er bei der Ausführung des Werks seine Pflicht erfüllt und daß ihn an dem Unfälle kein Verschulden treffe. Da dieser Gesichtspunkt nicht zur Sprache gekommen war, so hätte der Gerichtshof zur Aufhebung des Urteils und zur Zurückverweisung an das OLG. kommen müssen.

Daß das RG. auf dem Wege, den es sich selbst in dem Urteile vom 20. November 1905 vorgezeichnet hatte, nicht weitergehen will, beweist der zweite Rechtsfall, der auch mit Rücksicht auf die eigenständige Sachlage allgemeines Interesse verdient. Er zeigt nämlich, welchen unberechenbaren Zusätzen heute der Tierhalter ausgesetzt ist.

Ein Knecht lieferte in dem Kasino einer Kaiserin Waren ab; während er in dem Kasino beschäftigt war, ließ er den mit

einem Pferde bespannten Wagen im Rasenmehse sitzen. Eine Abteilung Soldaten kam im Trütt in den Rasenmehse, machte plötzlich Halt und ging auseinander. Durch den Lärm erschreckt, rannte das Pferd mit dem Wagen davon. Das Gesährt stieß auf zwei Reithörbe, die an einem Stallgebäude angebunden standen und verletzten diese Pferde. Der Eigentümer der zwei Pferde klagte gegen den Eigentümer des Wagens, in welchem das durchgegangene Pferd eingespammt war, auf Ersatz des ihm entstandenen Schadens. Der Eigentümer des Wagens war aber nicht der Eigentümer des durchgegangenen Pferdes. Der Eigentümer des Pferdes war ein Pferdehändler. Der Beklagte, welcher das Pferd kaufen wollte, hatte das Pferd bei dem Pferdehändler befreit und dabei den Wunsch geäußert, eine Probefahrt mit seinem Wagen machen zu dürfen. Der Pferdehändler ließ darauf durch seinen Knecht einige Tage später das Pferd dem Beklagten zuschicken. Nach einer Probefahrt entfernte sich der Knecht des Pferdehändlers und ließ das Pferd bei dem Beklagten zurück. Das Pferd wurde darauf in Abwesenheit des Beklagten während der Mittagszeit in einem Stalle des Beklagten gefüttert. Am Nachmittag fuhr ein anderer Knecht des Beklagten mit dem Pferde zur Kaserne, wo sich dann der Unfall ereignete. Auf Grund dieses Sachverhalts hat das RG. angenommen, daß nicht der Beklagte, sondern der Pferdehändler Tierhalter gewesen sei. Unter dem Halten des Tieres könne nämlich nicht eine augenblickliche Benützung, sondern nur ein Verhältnis von längerer Dauer verstanden werden (Urteil vom 15. Februar 1906, JZB. 08, 197).

Das RG. kehrt also wieder zu seiner früheren Auffassung zurück, daß die Tierhaltung ein Zustand von längerer Dauer ist. Es geht sich aber hierdurch mit dem Urteile vom 20. November 1905 in Widerspruch. Vielleicht hat der erkennende Senat diese Entscheidung übersehen, denn anderenfalls ist es unerklärlich, weshalb eine Plenarentscheidung nicht ergangen ist. In dem Rechtsfalle, welcher der Entscheidung vom 20. November 1905 zugrunde lag, machte B. eine Ausfuhr mit einem Pferde, welches ihm C. aus Gefälligkeit und ohne Entgelt überlassen hatte. Auf der Fahrt ging das Pferd durch und A., welcher mitfuhr, wurde verletzt. Der Klage des A. gegen C. wurde in den Vorurteilen entsprochen; das RG. hob aber die Verurteilung auf, weil für die Zeit, in welcher das Pferd in dem Fuhrwerke des B. eingespammt war, B. als Tierhalter anzusehen sei und deshalb zu halten habe. Das Pferd sei in der Weise in den Wirtschaftsbetrieb des B. eingestuft worden, daß es nicht mehr dem C., sondern dem B. zu dessen alleinigen Nutzen als Betriebsmittel diene. Für die Zeit, in welcher also B. mit dem Pferde ausfuhr, hütete C. auf, Tierhalter zu sein und B. trat an seine Stelle.

Hätte in unserem Falle das RG. an dieser Auffassung festgehalten, so hätte der Klage stattgegeben werden müssen. Der Dienstherr des Knechtes hatte bei der Fahrt zur Kaserne das Pferd des Pferdehändlers in gleicher Weise durch seinen Knecht in seinen Wirtschaftsbetrieb eingestellt, wie B. das Pferd des C. Daß der Knecht das fremde Pferd ohne Wissen des Dienstherrn einspammte, vermag an der Rechtsgabe nichts zu ändern, da der Dienstherr für die Handlungen seiner Angestellten aufzukommen hat. Das fremde Pferd diente während der Fahrt zur Kaserne als Betriebsmittel zum alleinigen Nutzen des

Dienstherrn genau so, wie das Pferd des C. von B. während der Fahrt zum alleinigen Nutzen als Betriebsmittel benützt wurde.

Man wird sich vielleicht auf den alten juristischen Spruch berufen: „dura lex sed lex“. Wäre der § 833 BGB. in seiner heutigen Anwendung wirklich eine dura lex, so müßte Abhilfe geschaffen werden und diese könnte auf zwei Wegen ermöglicht werden. Entweder entschließt man sich an maßgebender Stelle — und diese Stelle könnte nur das RG. sein — zu einer anderen Auslegung des Gesetzes oder aber man ändert das Gesetz. Solange der erste Weg gangbar ist, soll man den zweiten nicht gehen. Ob man den einen oder anderen Weg geht, ist für breite Volksschichten von großer Bedeutung. Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, daß die Verantwortung gegen das Gesetz lediglich aus landwirtschaftlichen Kreisen kommt; auch andere Kreise des Volkes werden von dem § 833 mehr wie erwischt betroffen. Dies beweist schon die Tatsache, daß die Besprechung der Frage aus dem deutschen Juristentage ein so allgemeines Interesse fand. Man denke auch nicht ein, wie dies bei der ersten Beratung des Antrags v. Treuenfels über die Änderung des § 833 geschehen ist, daß der § 833 dem rheinisch-französischen Rechtsgebiete entstamme und hier niemals zu Klagen Anlaß gegeben habe. Die Zeiten sind eben andere geworden und an die Stelle einfacher Verhältnisse sind verwickelte getreten. Die Verwundung von Tieren aller Art hat zugenommen. Der Verkehr ist gewachsen und zugleich haben sich durch die Verwendungen von Maschinen, elektrischen Straßenbahnen, Fahrrädern, Kraftfahrzeugen usw. auch die Umwirthung vermehrt, denen die Tiere heute im Verkehr unterworfen sind. Während der fast hundert Jahre, in welchen das französische Recht in der Rheinprovinz in Geltung war, hat sich ausweis der Urteilsammlung im Rheinischen Archiv der damalige Appellationsgerichtshof zu Köln niemals mit einem Rechtsfalle aus dem Gebiete der Tierhaltung zu beschäftigen brauchen, während heute fast jede Nummer der juristischen Fachzeitschriften eine Entscheidung über den § 833 bringt. Soll nun für diese veränderten Verhältnisse, die der Tierhalter nicht veranlaßt hat, sondern vorfindet, der Tierhalter verantwortlich gemacht werden?

Mit dem Juristentage bin ich der Ansicht, daß zunächst versucht werden muß, durch eine freiere Auslegung des § 833 den berechtigten Beschwerden abzuheilen. Man setze deshalb zunächst von einer Änderung überhaupt ab und gebe den Gerichten und vor allem dem RG. Zeit zu zeigen, daß der § 833 bei einer verständigen Auslegung allen künftigen Anforderungen entspricht.

Wollen die Gerichte den Weg einer freieren Auslegung einschlagen, so haben sie zunächst den Begriff des Tierhalters einer Prüfung zu unterziehen. Schwierigkeiten können hier einem ersten Willen gegenüber nicht bestehen. Jeder die Begründung des BGB., hat die Vorverhandlungen geben für die Begriffsbestimmung einen Anhalt. Es war deshalb lediglich der Sprachgebrauch, den das RG. bei der Bestimmung des Begriffs heranzog. Das RG. selbst hat aber in seiner Entscheidung vom 20. November 1905 aus das Wesentliche dieser Begründung aufmerksam gemacht, denn es sagt hier: „Ob es aber mit den Anforderungen der Rechtstechnik und mit den erkennbaren Absichten des Gesetzes vereinbar ist, einzig und allein den Sprachgebrauch darüber entscheiden zu lassen, vor

für den angefallenen Schaden als Tierhalter einzustehen hat, erweist sich in zahlreichen Fällen als zweifelhaft.“ Wie das RG. im Anschlusse an diese Entscheidung und unter Fortbildung desselben den Begriff des Tierhalters anderweit festsetzen kann, hat der Verfasser in seinem früheren Aufsatze darzulegen versucht (vgl. *AB.* 06, 156 ff.).

Sodann hat das RG. mehr wie bisher auch andere rechtliche Gesichtspunkte in die Frage hineinzuweisen. Hier und da hat auch das RG. schon anderen rechtlichen Erwägungen Raum gegeben.

Es hat zunächst geprüft, ob nicht ein eigenes Verschulden des Verletzten vorliegt, welches nach § 254 BGB. den Schadensersatz ausbleibt oder doch mindert. Es genügt ja zu einer Anwendung des § 254, daß ein Verschulden des Beschädigten vorliegt; daß auch ein Verschulden des Schadenerschaftspflichtigen gegeben ist, wird nicht erfordert. Der § 254 kann deshalb auch zur Anwendung kommen, wenn jemand, wie z. B. nach § 833, der Tierhalter ohne das Erfordernis des Verschuldens kraft Gesetzes zu haften hat (*RG.* 53 S. 75, 394). In dieser Weise war das RG. kürzlich bemüht, der Härte des Gesetzes zu begegnen (*RG.*, *JM.* 06 S. 468 Nr. 24). Ein Mitglied einer Anstaltungskommission war von einem vorgeführten Hengste gegen das Auge getreten worden, als er mit dem Maßstod in der Hand von vorne schräg an das Tier herantast. Der Klage des Verletzten gegen den Eigentümer des Hengstes war von den Vorinstanzen entsprochen worden. Das RG. hob aber auf, weil der Vorberichtete den von dem Beklagten vertretenen Betrieb, daß der Verletzte durch sein Verhalten dem Tier gegenüber den Unfall selbst verschuldet habe, nicht berücksichtigt hatte.

Das RG. hat ferner bei der Übernahme selbständiger Verpflichtungen an einem Tiere eine stillschweigende Übernahme der hiermit verbundenen Gefahren angenommen. So hat das RG. die Klage der Erben eines Reiters, welcher beim Jurieren eines Pferdes tödlich verletzt worden war, gegen den Pferdeigentümer abgewiesen, weil eine solche stillschweigende Übernahme der Gefahr erfolgt sei. Beim Aufschmied, welcher durch das zu beschlagende Pferd verletzt wird, hat das RG. zwar eine stillschweigende Gefahrübernahme nicht angenommen, aber wenigstens darauf Rücksicht genommen, daß zwischen Aufschmied und Tierhalter ein Verdratte geschlossen wurde, der das Beschlagen zum Gegenstande hatte. Es hat aus diesem Verdratte, wie schon hervorgehoben wurde, für den Tierhalter wenigstens eine Entlastung der Beweislast hergeleitet. In der neueren Entscheidung über die Ansprüche des Aufschmiedes aus einer Verletzung durch das beschlagene Pferd hat das RG. aber, wie erwähnt, diese Rücksicht nicht walten lassen.

In vielen Fällen könnte das RG. auch mit der Annahme eines stillschweigenden Verzichtes auf den Schadenerschaftsanspruch dem Tierhalter entgegenkommen. Es würde dann jene Aussehen erregende Entscheidung vermieden werden sein, die den Eigentümer eines Fuhrwerks haftbar machte, der aus Gefälligkeit und unentgeltlich einen anderen auf seinem Wagen mitgenommen hatte. Die Annahme eines Verzichtes in solchen Fällen entspricht auch stets der Gerechtigkeit. Würde der Fuhrwerksbesitzer vorher dem Mitgenommenen erklärt haben, daß er für nichts

aufkomme, wenn der Mitgenommene durch das Tier Schaden erleide, so würde derselbe diesen Ausschluß der Haftung als ganz selbstverständlich ansehen und ganz zweifellos eine Verzichtserklärung abgeben. Was aber auf diese Weise unter den Parteien als selbstverständlich erscheint, kann auch als stillschweigend verbindlich angesehen werden.

Würde die Rechtsprechung auf diesem Wege vorgehen, so würde wohl niemand mehr sich über die Härte des Gesetzes zu beklagen Anlaß haben. Wird dieser Weg aber nicht beschritten, dann bleibt nur die Abänderung des Gesetzes übrig, so ungern man auch die erste Vorfrage, die in den folgenden Bau des BGB. gelegt werden soll, sehen würde.

Will man aber eine Änderung vornehmen, so soll man auch gründlich vorgehen und möglichst alle Beschwerden berücksichtigen, die gegen die heutige Fassung des § 833 erhoben worden sind. Nun unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die vom Reichstage beschlossene Änderung eine solche gründliche Änderung nicht ist. Es bleibt nach wie vor die Ungewißheit darüber bestehen, wer Tierhalter ist. Dazu kommt, daß die Änderung eine neue und sehr gefährliche Unterscheidung in das Gesetz hineinträgt, nämlich die Unterscheidung zwischen Zugtieren und anderen Tieren. Auf die Schwierigkeit dieser Unterscheidung hat auch schon Renel in der *DZ.* (06, 626) hingewiesen.

Der Deutsche Juristentag will dem Tierhalter in einer doppelten Weise entgegenkommen. Die Vorschrift des § 833 soll als Regel beibehalten, die Haftung aber dann ausgeschlossen werden, wenn der Beschädigte der Gefahr des eingetretenen Schadens infolge einer in seinem Interesse stattfindenden Veranlassung des Tieres ausgesetzt war. Würde dieser Vorstoß Erfolg, so würde die Haftung des Tierhalters kraft Gesetzes in allen Fällen ausgeschlossen sein, in welchen man bei einer freieren Auslegung des § 833 den Schadenerschaftsanspruch des Beschädigten durch Annahme eines stillschweigenden Verzichtes beseitigen möchte. Bedacht ist hier vorwiegend an den Fall, daß der Verletzte auf einem Fuhrwerke des Beschädigten unentgeltlich mitgenommen worden war (vgl. S. 27 des Sonderabdrucks der Verhandlungen des Juristentages über die Haftung des Tierhalters). Ferner soll der Schadenerschaftsanspruch bei Tötung und Verletzung einer Person noch der Vorschrift der §§ 3 und 3a Haftpfl. beschränkt werden. Auch dem Deutschen Juristentage scheint daher die Haftung des Tierhalters sowohl dem Grunde wie dem Umfange nach zu hart zu sein. Der Vorstoß befreit aber ebensosehr wie der Reichstagsbeschluss die Schwierigkeiten, die aus der bisherigen Begriffsbestimmung des Tierhalters entstehen.

Ich glaube, daß man dem Tierhalter noch weiter entgegenkommen kann. Man begründet bekanntlich die strenge Haftung des Tierhalters damit, daß derjenige, welcher die Vorteile von der Tierhaltung hat, auch die damit verbundenen Gefahren tragen soll. Man vergißt dabei aber, daß die Tierhaltung auch der Allgemeinheit diene, da wichtige und notwendige menschliche Berufe, z. B. die Landwirtschaft, auf die Tierhaltung angewiesen sind. Die Härte liegt darin, daß man dem Tierhalter als Gegenleistung für die ihm durch das Tier erwachsenen Vorteile die Tragung einer Gefahr aufbürdet, welche in keinem Verhältnisse zu dem Nutzen steht, den das Tier gewährt. Die

Härte liegt auch, wie schon erwähnt, darin, daß die Verantwortlichkeit, unter denen der Tierhalter von dem Tiere Gebrauch machen muß, für ihn heute viel ungünstiger sind wie früher und daß man den Tierhalter für diese Verantwortlichkeit, die ohne sein Zutun entstanden sind, nicht verantwortlich machen kann. Mein Vorschlag geht dahin, die Haftung für zufälligen Schaden bei allen Tieren zu beseitigen.

Man behandle den Tierhalter bei der Haftung für seine Tiere wie bei der Haftung für seine Angestellten. Es ist auch wirklich nicht einzufallen, weshalb derselbe, welcher in Ausübung seines Berufes oder Gewerbes ein Tier halten muß, strenger behandelt werden soll wie derjenige, welcher sich aus Zucht einen Kraftwagen kauft. Sodann aber stelle man den Begriff des Tierhalters anders und etwa in der vom Verfasser vorgeschlagenen Weise fest.

Der § 833 würde dann folgende Fassung erhalten:

Wird durch ein Tier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen.

Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Tierhalter bei der Beaufsichtigung des Tieres die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat oder der Schaden aus der Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde.

Tierhalter ist derjenige, welcher in eigenem Interesse, wenn auch nur vorübergehend, die Verfügungsgewalt über ein Tier hat.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scherle zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 16. März bis 13. April 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 170 EGBGB. § 776 BGB. und Gemeines Recht. Nichtausgeben des Pfandrechts durch passives Verhalten. Die Duldungspflicht des Gläubigers gegenüber dem Bürgen nach BGB. und Gemeinem Recht.]

Der Beklagte G. M. hatte für ein Darlehen von 22 000 Mark das die Klägerin — die L. Spar- und Leihkasse seinem Bruder M. M. gegeben hatte und das auf dessen Grundbesitz in L. Rh. XII Art. 666 eingetragen war, durch eine nach Inhalt der Klage am 10. Mai 1897 ausgestellte Urkunde solidarisches selbstschuldnerisches Bürgschaft übernommen. Nachdem der Schuldner in Konkurs versunken, ist die Klägerin bei der Zwangsversteigerung des Grundstücks mit 4 374,22 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem 1. Juli 1904 ausgefallen. Aus der Konkursmasse hat sie nach 644,04 Mark gezahlt erhalten. Den Rest von 3830,18 Mark nebst 4 Prozent Zinsen von 4 374,22 Mark für die Zeit vom 1. Juli 1904 bis zum

8. August 1905 und von 3830,18 Mark seit dem 8. August 1905 hat sie auf Grund der Bürgschaft gegen den Beklagten eingeklagt. Der Beklagte hat eingewendet, zu dem Grundstück habe ein bedeutendes lebendes und totes Inventar gehört, das als Zubehör des Grundstücks für die Hypothek der Klägerin gepfändet habe und dessen Erlös zur Deckung des klägerischen Ausfalls hingereicht hätte. Obwohl dieses Inventar nach § 865 der ZPO. zur Immobilienmasse gehört habe, habe die Klägerin es gelassen, daß der Konkursverwalter am 1. April 1903 das Inventar verkauft und den Erlös unter die Konkursgläubiger verteilt habe. Die Klägerin sei sowohl vor als nach dem Verkauf des Inventars von der Absicht des Konkursverwalters unterrichtet und aufgefordert worden, ihr Recht geltend zu machen, ihre Geschäftsführer und namentlich der mit der ganzen Geschäftsführung betraute Rentant R. hätten jedoch nichts getan, sich vielmehr mit dem freihändigen Verkauf einverstanden erklärt. Damit sei die Klägerin des Mißgriffs verlustig gegangen. Das RG. hat die Klage abgewiesen, das OLG. hat abändernd nach dem Antrag der Klägerin erkannt. Das RG. hob auf: Nach den Feststellungen des Berufungsrichters war das Inventar, das der Konkursverwalter R. am 1. und 15. April 1903 mit Zustimmung und im Auftrag des Gläubigerausschusses verkauft hat, Zubehör des Grundstücks und zur Deckung des klägerischen Ausfalls genügend. In den Mitgliedern des Gläubigerausschusses, die ihre Zustimmung erteilten, gehörten einerseits der Beklagte G. M., andererseits der Rentant der klagenden Sparte, R. Dessen Zustimmung hält der Berufungsrichter für unerheblich, weil er nicht Geschäftsführer der Klägerin gewesen sei, eine anderweitige Zustimmung der Klägerin erachtet er nicht nur nicht für erweisen, sondern durch das Zeugnis des Konkursverwalters für widerlegt. Die unter Eid gestellte Behauptung des Beklagten, daß die Klägerin sowohl vor als auch nach dem Verkauf des Inventars aufgefordert habe, ihre Rechte auf das Inventar gegen den Erlös geltend zu machen, hält der Berufungsrichter für unwesentlich, weil daraus keine Aufgabe des Pfandrechts im Sinne des § 776 BGB. hergeleitet sein würde. Zur Aufgabe gehöre die Betätigung des Willens, das Recht aufzugeben; ein rein passives Verhalten könne höchstens als Fahrlässigkeit angesehen werden, die zur Anwendung jener Geschäftsbestimmung nicht ausreichen. Die gegen diese Ausführungen gerichteten Revisionen griffen wußten zum Teil für begründet erachtet werden. Wichtig ist es zwar, wenn die Revision dem Berufungsrichter eine mißverständliche Auffassung des § 776 BGB. vorwirft, denn wenn auch die Behauptung des Beklagten richtig sein sollte, daß er — trotz seiner in der Eigenschaft eines Gläubigerausschussesmitglieds erteilten Zustimmung zum Verkauf — die Klägerin aufgefordert habe, ihre Ansprüche auf das Inventar und später die Ansprüche auf den Erlös geltend zu machen, so würde doch in dem bloßen passiven Verhalten der Klägerin nicht — wie die Revision behauptet — eine betrugartige Aufgabe des Pfandrechts im Sinne des § 776 BGB. zu finden sein. Die Motive zu § 679 des Entwurfs eines BGB. (Vd. II S. 678, 679) ergeben ganz klar, daß der Gesetzgeber die in einzelnen Paritälensrechten dem Gläubiger zugunsten des Bürgen auferlegte Duldungspflicht und die Haftung für *habe culpa* in exigendo abgesehen und unter der Aufgabe von Rechten, die

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

nach § 776 BGB. (§ 679 des Entwurfs) den Rückgriff gegen den Bürgen ausüben soll, nur positive Handlungen (Willensbetätigungen), die eine solche Aufgabe zur Folge haben, erachtet hat. Bei rein passivem Verhalten des Gläubigers stand dem Gesetzgeber (Mot. II S. 679) der Befugnis des Bürgen, den Gläubiger zu beschreiben und damit nach § 774 BGB. in dessen Rechte einzutreten, für ausreichend. Mit Recht rügt indessen die Revision, daß der Berufungsrichter die Bestimmungen des BGB. zur Anwendung gebracht hat, ohne zu untersuchen, ob die Voraussetzungen für dessen Anwendung gegeben sind. Wenn die Bürgschaftsurkunde, wie die Klage angibt, am 10. Mai 1897 ausgestellt sein sollte, so würde nach Art. 170 GG/BGB. das zur Zeit der Ausstellung im Bezirke des Berufungsgerichts noch geltende gemeine Recht zur Anwendung kommen, dessen neuerer Vortrag dem Gläubiger die Bürgenschaft ausliefert (Ministerial-Richt. Band, 8. Aufl., Bd. II S. 1035, § 481 Ann. 8; R.D.Z. Bd. 9 S. 189 Nr. 66; R.R. 18, 239 im Entw. S. 62 S. 282, 283). R. c. 2. Spar- und Leihkasse, U. v. 23. März 07, 544/06 V. — Rul. 2. Art. 200 Abs. 1 Satz 2 GG/BGB. und §§ 1924, 1931 Abs. 1, 2303 BGB. in Verb. mit dem Württembergischen Provinzialrecht. Welcher Einfluß ist bei der Pflichtteilsberechnung der Abkömmlinge dem Umstand beizumessen, daß der überlebende Ehegatte die ihm nach dem Württembergischen Provinzialrecht am Vermögen des verstorbenen Ehegatten zustehenden Rechte geltend machen darf?]

Am 24. Juni 1900 starb an seinem letzten Wohnort in B. der Fabrikbesitzer L. W. Er hinterließ ein am 17. März 1899 errichtetes Testament. Die beiden Kläger als alleinige Kinder seiner vor ihm verstorbenen Tochter Elisabeth Maria W. geb. C. haben dem ihrer Mutter in dem Testamente ausgefertigten Erbteil ausgeschlagen und den Pflichtteil geröhrt. Diesen berechnen sie auf zusammen 55 033,05 Mark und haben unter Abrechnung gezahlter 34 097,20 Mark noch weitere 20 935,85 Mark nebst Zinsen beansprucht. Ihre Klage richtet sich gegen die anderen zu Erben bestimmten Personen, die allesamt die Erbchaft aus dem Testament angetreten haben, nämlich gegen die Witwe des Erblassers und die beiden anderen Kinder aus dessen erster Ehe sowie gegen die genannten beiden Testamentvollstreckern. Das RG. hat die Beklagten dem Klageantrage entsprechend verurteilt. Das RG. hat durch ein am 2. Februar 1906 verkündetes Teilurteil die Verurteilung der Beklagten in Höhe von 11 124,82 Mark nebst 4 Prozent Zinsen von der Klagerstellung als zurückgewiesen. Das RG. hob auf und verwies zurück: Für die Ehe des Erblassers mit der hinterbliebenen Witwe, der Beklagten und Revisionklägerin zu 1., hat unrichtig der gesetzliche Güterstand des Württembergischen Provinzialrechts bestanden. Nachdem nun ander unter den Parteien bestehende Streitpunkte durch das jetzt mit der Revision angefochtene Urteil eine rechtlich bekenntfrei und auch von den Revisionsklägern nicht bemängelte Gleichgültigkeit gefunden haben, hängt die Entscheidung in der Revisionsinstanz allein von der Frage ab, welcher Einfluß bei der Berechnung des Pflichtteils der Abkömmlinge dem Umstand beizumessen ist, daß der überlebende Ehegatte die ihm nach den Vorschriften des Württembergischen Provinzialrechts am dem Vermögen des verstorbenen Ehegatten zustehenden Rechte geltend machen darf. Im gegebenen Falle

hat die hinterbliebene Witwe diese Rechte allerdings nicht geltend gemacht. Sie hat vielmehr die Erbchaft aus dem Testament angenommen, jedoch es zu einer Wahl zwischen der Rücknahme ihres eigenen Vermögens oder dessen Einverleibung in die Nachlassmasse und zur Entrichtung der in der Hälfte des beiderseitigen Vermögens bestehenden kassatorischen Portion nicht gelassen ist. Bei dieser Sachlage sind die Parteien in dem von ihnen geführten Vorprozeß übereinstimmend davon ausgegangen, daß der Pflichtteil der Kläger lediglich nach den Vorschriften des BGB. zu berechnen sei. Ihr Streit betraf damals nur die Behandlung von Vorempfängen der Kinder sowie die Berücksichtigung eines gegen die Erben erhobenen Schadenersatzanspruches bei der Pflichtteilsberechnung. Im übrigen beruhte damals sowohl die von den Testamentvollstreckern als auch die von den jetzigen Klägern aufgestellte Berechnung auf der übereinstimmenden Annahme, daß bei dem Zusammentreffen der Witwe mit drei vorhandenen Kindesstämmen der auf jeden Kindesstamm entfallende gesetzliche Erbteil ein Viertel des Nachlasses ausmache und daß deshalb die beiden, einen Kindesstamm bildenden Kläger einen Pflichtteil zu beanspruchen hätten, der abgesehen von der Ausgleichungspflicht der Kindesstämme untereinander dem Wert von zusammen einem Viertel vom Nachlasse gleichkomme. In den streitigen Punkten fiel die Entscheidung des Vorprozesses zugunsten der Kläger aus. Ihrer damaligen Pflichtteilsberechnung entsprechend wurden ihnen daher, nachdem sie 5 596,85 Mark als den von den Beklagten anerkannten Pflichtteilsbetrag gezahlt erhalten hatten, weitere 28 710,35 Mark jurzuerkannt. Das RG. nahm jedoch, als es in dem Vorprozeß die Verurteilung der Beklagten zurückwies, Veranlassung, durch das Urteil vom 19. Mai 1903 darauf hinzuwirken, daß seiner Rechtfertigung nach die Kläger sogar mehr zu fordern hätten, als sie beanspruchten. Denn mit Rücksicht darauf — so wurde ausgeführt —, daß der hinterbliebenen Witwe die Rechtsstellung einer Württembergischen Ehefrau gebühre, daß sie aber nach dem Testamente gerichtet habe und darum nicht entschieden werden könne, ob ihr tatsächlich ein gesetzlicher Erbteil zugekommen sein würde, müsse sie bei der Berechnung des Pflichtteils der Abkömmlinge überhaupt außer Betracht gelassen werden. Der gesetzliche Erbteil eines jeden der drei Kindesstämme sei mithin einem Drittel vom Nachlasse gleichzusetzen und den Klägern kommen daher zusammen ein dem Werte von einem Sechstel des Nachlasses entsprechender Betrag als Pflichtteil zu. Nach diesen Grundsätzen berechnete das RG. in dem Urteile vom 19. Mai 1903 den Pflichtteilsanspruch der Kläger auf 55 033,05 Mark, und hies ist die Berechnung, die sich die Kläger mit der Begründung des RG. im gegenwärtigen Prozeß angeeignet haben. Der III. B.S. des RG. hat nun zwar in einem späteren Urteile vom 7. Februar 1906 (C.R.G. 11, 258) den mit dem Urteile vom 19. Mai 1903 eingemommenen Rechtsstandpunkt aufgegeben und bei der Entscheidung über den Pflichtteil eines Abkömmlings den Nachlass vor der Teilung in die der Zahl der Kindesstämme entsprechenden Bruchteile zunächst auf den neuerschlossenen gesetzlichen Ehegattenanteil von einem Viertel geteilt, obwohl auch in diesem Rechtsfalle für die Ehe der gesetzlichen Güterstand nach Württembergischen Provinzialrecht bestanden hätte. Im gegenwärtigen Prozeß ist er jetzt durch das jetzt mit der Revision an-

gefochtene Urteil zu dem in seinem Urteile vom 19. Mai 1893 aufgestellten Grundsätzen der Pflichtteilsberechnung juridisiret. Er hat sich dabei sowohl auf das Urteil des OZr. vom 25. November 1872 (OZr. 68, 178 ff.) und Etietfortwirtsch. 87, 99 ff.) gestützt, als auch einem Beschlusse vom 29. April 1901 (OZr. 5, 180) angeschlossen, dem der I. ZS. des RG. in dem Streit um eine Gerichtskostenberechnung gemäß § 89 des PrOZr. vom 25. Juni 1895 (Gesetzsamml. S. 203) erlassen hat. Das Urteil des OZr. enthält den Nachweis, daß im Geltungsbereich des Rächischen Provinzialrechts der Grundsatz, die statutarische Erbportion des überlebenden Ehegatten bei der Berechnung des Pflichtteils der Abkömmlinge — und ebenso wenn es sich um pflichtteilsberechtigten Abkömmlingen handelt — außer Ansatz zu lassen, nach vielen, bis in die Zeit vor dem Erlass des Beschlusses vom 20. April 1765 zurückreichenden Erörterungen (vgl. OZr. a. a. D. S. 183) sich sowohl in der Rechtsprechung der Gerichte als auch in der Rechtstheorie allgemeine Geltung verschafft hatte. Das Hauptgewicht legte das Obertribunal dabei auf die Ablehnung der späterhin nur noch vereinzelt vertretenen Meinung (S. 190 a. a. D.), daß, weil die statutarische Portion des überlebenden Ehegatten, sobald er ein eigenes Vermögen in die Nachlassmasse einwirft, die Hälfte des Gesamtvermögens ausmacht, deshalb auch der Pflichtteil von dem Vermögen beider Eheleute berechnet werden dürfe. Denn der überlebende Ehegatte überkomme die Verpflichtung zur Einwirkung seines Vermögens leinstens ipso jure schon durch den Anfall, ja selbst noch nicht durch die Ansetzung der Erbschaft zum Beneficium, sondern erst durch die ausdrückliche Erklärung, unter Einwirkung seines Vermögens nach dem Statute teilen zu wollen. Von einem Akte der Willkür respektive einem späteren Ereignis, wodurch die Nachlassmasse entweder vermehrt oder vermindert werde, könne ein entscheidender Einfluß auf die Berechnung und auf die Höhe der Pflichtteils nicht ausgehen (S. 191). Inner Grundsatz kam aber zugleich auf eine Verwerfung der Ansicht hinaus, daß, wenn hiernach der Pflichtteil allein von dem Nachlasse des Verstorbenen berechnet werden müsse, irgend ein Anteil dieser Vermögensmasse als auf den überlebenden Ehegatten entfallend abgerechnet werden dürfe, weil „die statutarische Portion . . . kein aliquoter Teil des Nachlasses“ sei und wiederum: weil der überlebende Ehegatte auf die statutarische Portion „nur unter einer von seiner Willkür abhängenden Bedingung Anspruch machen“ könne (S. 195 dafelbst). Hiervon anknüpfend geht der I. ZS. des RG. in seinem Beschlusse vom 29. April 1901 auf die zur Entscheidung stehende Frage mit folgenden beiden Sätzen ein, die sich der Berufungsgerichte nahezu wörtlich angenommen hat: „Im Rächischen Provinzialrecht haben die Rechte des überlebenden Ehegatten am Nachlasse des Verstorbenen auf die Berechnung des Pflichtteils der Kinder keinen Einfluß (OZr. 68, 178). Der gleiche Grundsatz muß sich eben aus dem Rächischen Provinzialrecht aber auch nach dem BGB. gelten, wenn, wie hier, der überlebende Testamentserbe des Verstorbenen genossen ist, daher die Möglichkeit des Einwirkens des Vermögens des Überlebenden und der Wahl der statutarischen Portion nicht in Frage kommt und es ungenüß bleibt, ob der Überlebende für den Fall der gesetzlichen Erbfolge Würde gewesen wäre.“ Beide kammergericht-

lichen Senate erbliden daher in der grundsätzlichen Nichtberücksichtigung des statutarischen Ehegattenrechts gegenüber dem Nachlasse des verstorbenen Ehegatten eine den Pflichtteil der Abkömmlinge beeinflussende erhebliche Wirkung des ehelichen Güterstandes und wenden, indem sie jenen Grundsatz auch für solche Erbfälle, die nach dem 31. Dezember 1899 eintreten, als fortbestehend gelten lassen, damit den Art. 200 Abs. 1 Satz 2 BGB. an. Mit Recht bezeichnet nun die Revision die Anwendung dieser Gesetzesstelle und die Nichtanwendung der §§ 2303 Abs. 1 Satz 2, 1924 Abs. 4 und 1931 Abs. 1 BGB. als rechtlich verfehlt. Wenn Art. 200 Abs. 1 Satz 2 BGB. die erheblichen Wirkungen des bisherigen ehelichen Güterstandes für die Zeit nach dem Inkrafttreten des neuen bürgerlichen Rechts fortbestehen läßt, andererseits aber aus Art. 65, 213 dafelbst sich ergibt, daß — sofern der Erblasser nach dem Inkrafttreten des BGB. gestorben ist — die erheblichen Verhältnisse im allgemeinen sich nach den Vorschriften des neuen Rechts bestimmen, so wird der Rechtsprechung dadurch die Aufgabe gestellt, denselben Erbfall unter Umständen nach den Normen zweier verschiedener Rechtssysteme zu regeln. Dabei ist indes davon auszugehen, daß der Erbfall grundsätzlichen von den Vorschriften des BGB. befreit wird und daß mithin Art. 200 Abs. 1 Satz 2 nur eine Ausnahme von dieser Regel bildet. Aus dem Verhältnis der Regel zur Ausnahme ergibt sich für die Lösung der Aufgabe zweierlei. Einmal die Notwendigkeit, die als Ausnahme fortbestehende Geltung des alten Rechts in möglichst engen Grenzen zu halten; dies umsomehr, als bei den Vorarbeiten für die Übergangsvorschriften des GB. gerade auch da, wo es sich um das eheliche Güterrecht und Gütererbrecht handelt, das Bestehen vorgeordnet hat, auf eine möglichst schnelle und einheitliche Durchführung des BGB. hinzuwirken, vgl. Prot. zu Art. 119 I. Entw. S. 285, Prot. II. Sitzung 6, 537. Gleichzeitig läßt sich aber aus der grundsätzlichen Überordnung des neuen bürgerlichen Rechts und der grundsätzlichen Einschränkung des nur im engeren Umfange fortgeltenden Sonderrechts die weitere Folgerung herleiten, daß die Normen, nach denen sich die Angleichung aller anderen erheblichen Verhältnisse an das sich aus dem Güterstande ergebende Ehegattenrecht vollzieht, dem neuen bürgerlichen Recht und nicht dem früheren Landesrecht zu entnehmen sind. Bei der Abgrenzung des Anwendungsbereichs, in dem die landesrechtlichen Vorschriften innerhalb des neuartigen Erbfalls zur Geltung kommen, ist es ferner von Bedeutung, daß der nächste und eigentliche Grund der im Art. 200 Abs. 1 Satz 2 enthaltenen Gesetzesvorschrift nur der gewesen sein kann, die sich aus den bisherigen Gesetzen ergebenden Rechte des überlebenden Ehegatten in Schutz zu nehmen, während dafür, daß zugleich eine Wahrung der den früheren Gesetzesvorschriften entsprechenden Rechtsstellung anderer Erbteiligen beabsichtigt gewesen sei, kein auffindbarer Grund vorhanden ist. Dem entspricht durchaus, daß das PrOZr. zum BGB. wie in der Begründung der Regierungsvorlage (Nr. 34 der Drucksachen des Abgeordnetenhauses von 1899 S. 84) gerade mit Bezug auf das Rächische Provinzialrecht bemerkt wird, darauf ausgeht, das bisherige statutarische Erbrecht „nur im Interesse des überlebenden Ehegatten“ aufrechtzuerhalten. Die Frage, ob dieses Vorgehen der Landesgesetz-

gebung in den das württembergische Ehegattenrecht betreffenden Bestimmungen des Art. 46 W.G. vom 20. September 1899 einen entsprechenden Ausdruck gefunden hat, ob also die erbrechtlichen Nachwirkungen des Güterstandes nicht nur eine reichsgerichtliche, sondern auf Grund des in den Art. 3 und 218 W.G. enthaltenen Vorbehalts zugleich eine landesgerichtliche Einschränkung erfahren haben, kann hier dahingestellt bleiben, zumal der Art. 46 W.G. nicht verifizibles Recht enthält (vgl. das Urteil des Senats in Sachen Lang wider Heid und Gen. IV. 207/03 vom 8. Februar 1904). Jedenfalls läßt sich auch allein im Hinblick auf Wesen und Bedeutung der reichsgerichtlichen Übergangsvorschrift, das Verhältnis der beiden Rechtssysteme zueinander in folgender Weise näher bestimmen. Die dem überlebenden Ehegatten nach württembergischem Provinzialrecht zustehenden statutarischen Rechte bleiben als unmittelbare Wirkungen des ehelichen Güterstandes im vollen Umfange bei Bestand. Die Rechte aller anderen Erbteilbeteiligten regeln sich grundsätzlich nach den Vorschriften des BGB. Während diese Rechte aber ihre possible Gestalt ausschließlich durch das BGB. erhalten, müssen sie doch, um der Entfaltung des Ehegattenvertrags freien Raum zu gewähren, vor diesem insoweit zurücktreten, als sie seiner Durchföhrung hindernd entgegenstehen würden. Ihnen gegenüber kann daher der eheliche Güterstand nur mittelbare Wirkungen äußern, welche ausschließlich in der Richtung der Einschränkung liegen. Nun steht aber eine Einschränkung des Pflichtteils der Abkömmlinge durch das statutarische Ehegattenvertragsrecht des württembergischen Provinzialrechts im gegenwärtigen Rechtsfall überhaupt nicht in Frage. Denn die Stellungnahme der Beklagten gegenüber dem Pflichtteilsanspruch der Kläger ist bisher nur die gewesen, daß sie den Pflichtteil in einem aber die Berechnungsweise des BGB. hinausgehenden Betrage den Klägern streitig machen. Es kommt deshalb hier nicht darauf an, ob ebenso wie der gesetzliche Erbteil der Abkömmlinge durch das statutarische Ehegattenvertragsrecht in seinem Betrage verringert werden kann, — zumal wenn die württembergische Konstitutionspflicht der Kinder gegenüber dem Ehegatten im Einzelfalle eine Bedeutung erlangt (vgl. § 8 des Erbstatutsbuchs vom 30. April 1765 und die Begründung zum Entwurf des Pr.K.G., Druckbogen des Abgeordnetenhauses von 1899 Nr. 34 S. 84) — in gleicher Weise der neuerechtliche Pflichtteil der Abkömmlinge zugunsten des statutarischen Ehegattenvertrags einer Verkleinerung ausgesetzt sein könnte. Der Berufungsrichter hat aber, indem er den Kläger betreibt, dem Güterstande, der für die Ehe des Ehegatten vorhanden war, gerade eine entgegengesetzte Wirkung beigemessen: er soll zur Folge haben, daß den Klägern ein größerer Pflichtteil gebührt, wie er ihnen nach dem Rechte des BGB. zustehen würde. Denn während den Klägern auch schon nach den Vorschriften des BGB. ein größerer Pflichtteil gebührt, wie nach dem in der Rechtsprechung feststehenden altrechtlichen Grundsatz, gelangt der Berufungsrichter dadurch, daß er von dem nach altrechtlicher Rechtsauffassung ermittelten Erbteil die neuerechtliche Pflichtteilsquote berechnet, zu einem noch viel weitergehenden Ergebnis. Träfen vor dem Inkrafttreten des neuen Rechts drei Rinderstämme mit dem überlebenden Ehegatten zusammen, — insolge davon, daß die einschlägigen landrechtlichen Gesetzesvorschriften im Geltungs-

bereich des württembergischen Provinzialrechts gemäß Art. VII des Publikationspatents vom 5. Februar 1794 vorläufig nicht in Kraft getreten waren — die jedem der drei Rinderstämme gebührende Pflichtteilsquote nicht $\frac{1}{3}$, sondern $\frac{1}{4}$, der Pflichtteil also nur $\frac{1}{4}$. Nach BGB. beträgt er, da namentlich der Ehegatte ebenso wie die drei Rinderstämme einen gesetzlichen Erbteil von $\frac{1}{4}$ erhalten würde, $\frac{1}{4}$. Der Berufungsrichter hat dagegen den altrechtlichen Rechtsanschauung folgend bei der Berechnung der Rindererbtteile den Ehegatten nicht mitgezählt und ist dadurch zu einem Pflichtteil von $\frac{1}{4}$ gekommen. Er hat deshalb den beiden entwickelten Grundsatz des reichsgerichtlichen Übergangsrechts verletzt, wonach unter der mittelbaren Einwirkung des provinzialrechtlichen Güterstandes die Rechte der mit dem überlebenden Ehegatten zusammenstehenden anderen Erbteilbeteiligten nur eine Einschränkung, niemals im Vergleich zu dem, was sich aus den erbrechtlichen Normen des BGB. ergibt, eine Erweiterung erfahren können. Was der Berufungsrichter zur Begründung seiner Meinung teils dem Urteile des O.T. vom 25. November 1873, teils dem Kammergerichtlichen Beschlusse vom 29. April 1901 entnommen hat, kann nicht durchgegriffen. (Näher später dargelegt.) Da die Revisionsurteile, daß Art. 200 W.G. 1 Satz 2 des BGB. durch unrichtig und §§ 2303 W.G. 1, 1924, 1931 W.G. durch Nichtanwendung verletzt sind, sich als begründet erweisen, so unterliegt das angefochtene Urteilteil des R.G. der Aufhebung. Es war jedoch nicht in der Sache selbst, sondern auf Zuricherweisung in die Instanz zu erkennen, weil die abschließende Entscheidung des Berufungsgerichts noch aussteht und darum noch nicht übersehen werden kann, ob in gewissem Umfange die landgerichtliche Entscheidung durch Zurückweisung der Berufung zu bestätigen sein wird. O. v. R., II. v. 28. Febr. 07, 158/06 IV. — Berlin.

R. §§ 1, 29, 80, 89, 331, 1903, 2103, 2106, 2162, 2178 BGB., verb. mit §§ 79 ff. W.G., 6, 45 W.G.B., Hypothekeneintrag für den durch einen bestellten Pfleger noch nicht Erzeugten.]

Der Verstorbene H. hatte in seinem Testamente seinen außerrechtlichen Sohn R. zu $\frac{1}{4}$ zum Erben eingesetzt und zwar in der Weise, daß ihm die Hälfte des Nachlasses bei vollendetem 25. Lebensjahre ausgesetzt, die andere Hälfte für die Enkelkinder belegt bleibe und diesen nach vollendetem 25. Lebensjahre ausgesetzt werden sollte, doch sollte der Sohn auch an dieser Hälfte den lebenslänglichen Zinsgenuss haben. Der Pfleger der künftigen Abkömmlinge des R. erwarb eine Darlehenshypothek von 15 000 Mkt. Durch Beschluß des Amtsgerichts, der von den Übergründeten bestätigt wurde, ist aber die Übergründung der 15 000 Mkt. auf die künftigen etwaigen Abkömmlinge des R. wegen fehlens eines rechtsfähigen Gläubigers abgelehnt worden. Die weitere Beschwerde des Pflegers wurde vom O.G. dem R.G. deshalb vorgelegt, weil es mit der Begründung der reichsgerichtlichen Entscheidung Ob. 61 S. 353 nicht einverstanden war. Das R.G. hob auf: Das O.G. bezieht sich zunächst mit Unrecht, daß das genannte Urteil für die jetzige Weitergründung der Bedeutung sei. Der jetzt beschließende Senat wollte damals ausprechen und hat ausdrücklich ausgesprochen, daß nach BGB. die Eintragung einer Hypothek für die künftigen, noch nicht erzeugten Nachkommenchaft eines bestimmten Menschen zulässig sei.

Würde der Vorderrichter, wie er offenbar beabsichtigt, gegenwärtig entscheiden, so würde er damit allerdings von der rechtsgerichtlichen Entscheidung abweichen, der Fall des § 78 Abs. 2 BGB. ist somit gegeben, ohne daß es darauf ankommen hat, daß das RG. damals nicht in einer Grundbuchsbeschwerde, sondern in einem ordentlichen Rechtsstreit entschieden hat. Das Gesetz macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied. In der Sache selbst findet der beschließende Senat keinen Anlaß, von seiner früheren Meinung abzugehen, die er namentlich unter Berücksichtigung der Einwendungen des OLG. wie folgt näher begründet. Es ist vom jeder selbstverständlich gewesen und in § 1 des BGB. ausdrücklich ausgesprochen, daß an sich und in Abhängigkeit nur der zur Welt geborene Mensch rechtsfähig ist. Nur für ihn und seine Mitmenschen ist die ganze Rechtsordnung geschaffen, diese hat zunächst keinen Grund, leblos und nicht menschlichen Wesen die gleichberechtigte Teilnahme an ihren Einrichtungen zu gestatten. Ebenso gewiß ist aber, daß die Gesetzgebungen von jeher, gerade um die Rechtsordnung für die Menschen, als eigentliche und alleinige Rechtsträger, besser und zweckmäßiger auszugestalten, bloßen Gebilde zu bilden beim Rechten mit Rechtsgesetzen gleiche oder ähnliche, wenn auch nur in der Vorstellung bestehende (fingierte) Rechtsfähigkeit zuzuschreiben mußten, wie dem Menschen selbst. Es sei hier nur auf die öffentlich-rechtlichen und bürgerlich-rechtlichen Gemeinschaften, die Stiftungen, die Lebens- und Gütergemeinschaften, die ruhende Erbchaft der früheren Rechte hingewiesen. Das insbesondere die rechtliche Behandlung der noch nicht erzeugten (nondum concepti) Nachkommen anlangt, so war deren Rechtsnamentlichkeit (Rechtsfähigkeit im gemeinen Rechte zwar sowie nach französischem Rechte und spätem BGB. verneint oder doch beschränkt, aber z. B. im preussischen und bayerischen Rechte überwiegend anerkannt. (Vgl. Mot. zum BGB. 5, 12; Staubinger BGB. 1 § 1 Note III, RGZ. 61, 355; Windscheid-Kipp Pand. III § 535 Anm. 6). Das BGB. konnte sich der Entscheidung über diese Fragen selbstverständlich nicht entziehen, es mußte gleich den älteren Rechten eine (fingierte) Rechtsfähigkeit der sogenannten juristischen Personen ausdrücklich anerkennen (§ 89), ebenso die der eingetragenen Vereine (§ 21) und der Stiftungen (§ 80), konnte auch dem nicht entgehen, daß Handels- und geordnete wirtschaftliche Gesellschaften, wenn auch nicht geradezu als durchaus rechtsfähig, als juristische Persönlichkeiten, erklärt, doch als solche in allen nicht familienrechtlichen und dergleichen Rechtsbeziehungen auch fernerhin behandelt werden. Ebenso wie in diesem letzterwähnten Falle ist es auch in anderen Fällen denkbar, daß das BGB., ohne es ganz ausdrücklich zu erklären, bloß in der Vorstellung, noch nicht in Wirklichkeit bestehenden Wesen eine gewisse Rechtsfähigkeit zugestanden hat und daß dies zugunsten der noch nicht Erzeugten geschehen ist, kann nicht bestritten werden. Nach § 331 BGB. können Vereinbarungen unter Lebenden auch zugunsten eines noch nicht Erzeugten zweifelslos geschlossen werden. Denn, wenn der Abs. 2 dieser Gesetzesstelle davon spricht, daß der Versprechensempfänger vor der Geburt des Dritten stirbt, so ist dies allgemein und nicht etwa so zu verstehen, daß der Dritte stets zur Zeit der Vereinbarung wenigstens schon erzeugt, im Mutterleibe empfangen gewesen sein muß. Der § 2101 dabeist gestaltet

die Einsetzung einer noch nicht erzeugten Person als Nachbenden und die §§ 2162, 2178 BGB. legen als selbstverständlich voraus, daß ein noch nicht Erzeugter — immer zu unterbreiten von der Erbschaft, dem nasciturus — mit Vermächtnissen bedacht werden kann. In § 1913 Abw. endlich heißt es wörtlich: „Inebendern kann einem Nachbenden, der noch nicht erzeugt ist . . . für die Zeit bis zum Eintritt der Nachbfolge ein Pfleger bestellt werden.“ Daß nicht etwa der Pfleger der Richterzeugten selbst Träger ihrer Rechte sein soll und kann, ergibt sich aus allgemeinen Grundbächen der Erbverbreitung und daraus, daß er nach dem angegebenen § 1815 dem (also für den) noch nicht Erzeugten aufzustellen ist, somit etwas Verschiedenes von diesem sein muß. Auch verbietet die Möglichkeit fortgesetzten Wechsels der Pfleger die bestmögliche Annahme. Vgl. aber Endemann Lepr. I S. 110, 719. Es bleibt sonach nur die auch nachfolgende und folgerichtigste Rechtsauffassung übrig, daß noch unerzeugten Nachkommen fingierte Rechtsfähigkeit war nicht an sich, wohl aber dann vom BGB. verliehen ist, wenn sie als Dritte in einem Vertrag oder als Nachbenden oder Vermächtnisnehmer in einer letztwilligen Verfügung gültig bedacht worden sind. Ist aber auf diese Weise einmal ihre Rechtsfähigkeit wirklich eingetreten, so ist die notwendige Folge hiervon, daß sie, soweit sich nicht von selbst aus der Eigentümlichkeit ihrer Stellung notwendige Ausnahmen ergeben, im Rechtsverkehr, namentlich im Forderungs- und Sachenrecht, den übrigen Rechtsfähigen gleichgestellt werden müssen, insbesondere Forderungen und dingliche Rechte vornehmlich sicherungshalber erwerben, verlieren, darüber verfügen und als parteifähig darüber Rechtsstreitigkeiten führen können. Wie schon in der mehrerwähnten Entscheidung des beschließenden Senats vom 14. Oktober 1906 ausgeführt, sprechen sich gerade für Hypothekbestellung zugunsten nicht erzeugter Nachkommenchaft die Mot. zum BGB. 5, 641 deutlich genug in diesem Sinne aus. Wenn hiernach die Frage, ob für die Richterzeugten eine Forderung begründet werden kann, allerdings der Rechtswissenschaft und der Rechtsprechung überlassen zu sein scheint, so muß doch diese Frage bejaht werden. Der Vorderrichter verneint zwar auch ein wirtschaftliches Bedürfnis für Hypothekenrecht Unerzeugter, aber auf ein solches Bedürfnis kommt zunächst deshalb nichts an, weil nach obigen den nach §§ 331, 2102, 2162, 2178 bedachten Unerzeugten fingierte Rechtsfähigkeit zugestanden werden muß und sie dann folgerichtig und ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Zweckmäßigkeit zum Erwerb der Rechtsgüter befähigt sein müssen. Sodann aber muß, wie gerade auch der vorliegende Fall zeigt, nach allgemeinen Erfordernissen allerdings ein Bestehen und Bedürfnis vieler Erblasser, namentlich der Eltern, anerkannt werden, insbesondere bei zweifacher Lebensführung ihrer nächsten Erben und lebenden Abkömmlinge, aber auch ohne solchen Grund, der späteren, noch unerzeugten Nachkommenchaft Vermögen zu waschen. Der Weg des Familienfideikommisses oder der Stiftung ist hierbei häufig beschritten oder doch angebahnt der nur geringen zeitlichen Ausdehnung der beschäftigten Vermögensverteilung nicht sachentsprechend. Knechtow ist in Abrede zu stellen, daß eine Rechtsvereinfachung, wie sie hier anerkannt wird, verschiedene

Erschwerigkeiten namentlich dann im Gefolge haben kann, wenn im Laufe der Zeit die Entsehung der bedachten Nachkommenschaft unmöglich oder wenn ungewiß wird, ob solche geboren wurde oder nicht. Dies kann aber nicht zur Verwerfung dieser Rechtsentscheidung selbst führen. Überdies muß das OLG. gemäß § 1113 Abs. 2 B.G.B. selbst anerkennen, daß eine Hypothek auch für eine künftige Forderung bestellt werden kann und der Grund, aus dem es diese Bestimmung nicht anwendet, nämlich das Fehlen eines rechtsfähigen Gläubigers, trifft nach dem oben Ausgeführten eben nicht zu. Was die Stellung der Rechtswissenschaft und der Rechtsprechung zu den besprochenen Fragen anlangt, so haben sich diese, soweit ersichtlich, damit eingehender bisher noch nicht beschäftigt, doch wird mehrfach die Eintragung der Hypothek für noch unerzeugte Nachkommen angenommen. (Vgl. Tarnow-Preßler Liegenschaftsrecht I, 738; Reelichmar, das Sachenrecht S. 447; Weidert O.B.D. S. 639; Biermann Sachenrecht S. 303; Sächs. Ausf.B.D. zur O.B.D. § 67; Preuß. Grundbuchrecht I, 394; Oester. Deutsches Privatrecht 2, 278; O.B.G. 9, 354; 10, 72; Staubinger B.G.B. I § 1 Note III S. 31.) Daß das, was für Hypotheken bestimmt gilt, auch für pfandrechtlichen Hypothekenrecht gelten muß, versteht sich von selbst. Nach den vorstehenden Ausführungen muß der beschließende Senat bei seiner früheren Rechtsansicht beharren und da damit die Beschlußfassungen der Vorberichte nicht in Einklang setzen, in weiterer Anwendung der §§ 79, 80, 81 O.B.D., 6, 46 B.G.B., wie gesehen, ausreichen. Der beschließende Senat hatte sich lediglich mit der Frage der Untragungslosigkeit der in Rede stehenden Hypothekübertragung zu befassen, den Beteiligten und dem Grundbuchamt muß es überlassen bleiben, in welcher Weise sie etwa im Hinblick auf die oben angegebenen Gesetzesstellen (§§ 2162, 2178, 2106) die Erben- und Zinsgenußrechte des A. berücksichtigen und sicherstellen wollen. Grundbuchfache S. betr., Beschl. v. 9. März 07, B. 27/07 V. — Hamburg.

4. §§ 93, 94 Abs. 1 B.G.B. Kraftmaschinenanlage als wesentlicher Bestandteil eines Fabrikgebäudes.]

Der Verurteilungsrichter geht davon aus, daß bei Grundstücken und Gebäuden, welche zu einem bestimmten durch Maschinen zu betreibenden Betriebe eingerichtet sind, eine wesentliche Veränderung des Grundstücks bzw. Gebäudes dann vorliegt, wenn das Grundstück oder Gebäude nach Vollendung der mit ihm verbundenen Maschinen nicht mehr seiner Bestimmung gemäß benutzt werden kann. Den von der Klägerin gewünschten Unterschied zwischen den für den bestimmten Fabrikationszweig bestimmten und den nur als Kraft- oder Antreibmaschinen verwendeten Maschinen erachtet er nicht für erheblich und ebensowenig auch die Möglichkeit eines Ersatzes der betreffenden Anlage (hier des Gasmotortriebes) durch eine gleiche oder ähnliche. Er stellt fest, daß es sich hier um eine Kraftmaschinenanlage handelte, durch welche die Treibkraft für sämtliche Werksmaschinen der Fabrik geschaffen wird. Von der Revision wird im Gegenteil die Ansicht vertreten, es komme darauf an, ob der Gasmotor für den hier fraglichen Fabrikationszweig bestimmt war oder nur als Kraft- oder Antreibmaschine verwendet wurde und als solche auch für einen Fabrikationszweig anderer Art verwendbar war. Werde durch den Wechsel der Treibkraft eine Änderung des Fabrik-

gebäudes oder der Einrichtungen desselben nicht hervorgerufen, dann dürfe der Gasmotor auch nicht als wesentlicher Bestandteil gelten; die hier fragliche Fabrik bleibe Wertgegenstand, einerseits, mit welcher Treibkraft die Werksmaschinen in Betrieb gesetzt würden. Als begründet ist der Angriff nicht anzusehen. Der erkennende Senat hat bereits in der Sache VII 265/05 R.G. 62, 406 sich dahin ausgesprochen, daß als begrifflich notwendig alle diejenigen Teile des Ganzen erscheinen, die durch ihren Zusammenhang die Sache als durch einen einheitlichen Zweck bezeugt erscheinen lassen und deren Fehlen keinen Schaden, ohne das den Charakter der Vollständigkeit verlieren würde, daß insbesondere dazu bei einer Fabrik die mit dem Gebäude verbundenen Maschinen gehören und daß dies sich auch nicht auf die Spiegelmaschinen im Gegensatz zu den Betriebskraft erzeugenden beschränkt, sondern auch von diesen letzteren gilt, da als entscheidend anzusehen, daß durch die Entfernung der Maschine die Fabrik eines den Betrieb begründenden oder zu ihm mitwirkenden Teiles beraubt wird, also eine zum funktionieren geeignete Einrichtung zu sein aufhört. Als unerheblich ist dort auch schon bezeichnet, daß mit pekuniären Opfern ein für gegenwärtiger Zustand ist, indem für den Begriff nicht erforderlich wird, daß die Sache von Ursprung an in ihrem gegenwärtigen Bestande geplant und hergerichtet, und es ohne Belang ist, ob die jetzt vorhandenen Teile etwa der Sache auch schon in einem früheren Gestalt derselben an gehört haben, oder woher sie sonst eintommen sind, vgl. auch die Urteile des V. ZS. vom 19. April und 23. Juni 1906, R.G. 63 S. 171, 416. In ausweichender Weise legt auch der Verurteilungsrichter das Erfordernis der Körperlichkeit der Verbindung der Maschinen mit dem Fabrikgebäude dar. (Wird ausgeführt.) (L. D. c. Tz., U. v. 5. Febr. 07, 183/06 VII. — Hamm.)

5. §§ 130, 273, 566, 580, 601, 683, 1000, 1373, 2270, 2271, 2293 ff. 2296 B.G.B. Widerruf eines gemeinschaftlichen Testaments durch Errichtung eines neuen. Zulassung des Widerrufs an den andern Teil nach dem Tode des Testators. Zurückbehaltungsrecht an einem Grundstück wegen Verwendungen seitens des Entziehers.]

6. sen. Abt. II sein Vermögen, darunter seine Hausbesitzung unter Vorbehalt der Verwaltung und des Nießbrauchs an seine Tochter A. Diese wurde als Eigentümerin und zugleich das Nießbrauchs- und Verwaltungsrecht des Vaters eingetragen. Die Tochter heiratete nach dem 1. Januar 1900 den Beklagten B. Die Eheleute errichteten ein gemeinschaftliches Testament, in welchem sie sich gegenseitig zu Erben einsetzten. Zu notariellem Protokoll vom 14. Juni 1904 widerrief Frau A. das Testament und beantragte, die Widerrufserklärung protokollieren auszufertigen und beide Ausfertigungen einem Gerichtsvollzieher zu überreichen, den sie gleichzeitig beauftragte, die Schrift dem Beklagten zuzustellen. Am dem gleichen Tage errichtete sie vor dem Notar ein neues Testament, in welchem sie ihren Vater zum alleinigen Erben einsetzte, dagegen ihren

Chemann, den Beklagten, auf den Pflichtteil setzt. Am 15. Juni 1904 starb sie. Die Ausfertigung des Widerrufs, die der Gerichtsvollzieher am 15. Juni zur Post gegeben hatte, wurde am 16. Juni dem Beklagten zugestellt. S. sen., der die Erbschaft seiner Tochter antret, übertrug sein gesamtes Vermögen unter Vorbehalt des Nießbrauchs und der Verwaltung an seinen Sohn, den Kläger. Dieser hat Klage erhoben mit dem Antrage, den Beklagten zu verurteilen, die Hausbesitzung zu räumen und jede weitere Verdrückung des Klägers im Eigentum und Besitze bei Vermeidung einer schätzenden Strafe zu unterlassen. Der Beklagte hat Abweisung der Klage und widerlegend beantragt, den Kläger zu verurteilen, die Auslassungserklärung bezüglich der Hausbesitzung abzugeben. Das LG. hat die Klage abgewiesen und den Kläger nach dem Widerrufsantrage verurteilt, das LG. dem Beklagten nach dem Klageantrage verurteilt und die Widerklage abgewiesen. Das RG. hob, soweit der Beklagte ohne Beachtung des von ihm behaupteten Jurisdiktionsrechts zur Räumung verurteilt ist, das Urteil auf und wies im übrigen die Revision des Beklagten zurück: Gemäß § 2271 Abs. 2 BGB. erlischt, abgesehen von gewissen Ausnahmefällen, mit dem Tode eines der Ehegatten das Recht zum einseitigen Widerruf eines gemeinschaftlichen korrespondierenden Testaments im Sinne des § 2270 BGB. Dagegen ist nach § 2271 Abs. 1 BGB. bei Lebzeiten der Ehegatten ein einseitiger Widerruf zulässig, jedoch nicht durch Errichtung einer neuen Verfügung von Todes wegen, sondern nur nach Maßgabe der Vorschriften, die für den Rücktritt von einem Erbvertrage, soweit er nach den §§ 2293 bis 2295 BGB. statthaft ist, gemäß § 2296 BGB. gelten, also durch eine gerichtlich oder notariell beurkundete Erklärung gegenüber dem anderen Ehegatten. Diese, wie die gesamten Vorschriften über die gemeinschaftlichen Testamente, auf Beschlüsse der zweiten Kommission sich gründende Bestimmung beruht auf der Erwägung, daß es loyaler sei, die Ausübung einer korrespondierenden Verfügung mit Wissen des anderen Teils als hinter dessen Rücken zu betreiben, als auch zwischen einem unter Vorbehalt des Rücktritts abgeschlossenen Erbvertrage und einem gemeinschaftlichen korrespondierenden Testament nicht ein solcher Unterschied bestehe, um für den Widerruf des letzteren eine abweichende Form vorzuschreiben (Prot. 5, 454), und daß für den Rücktritt von einem Erbvertrage ebenfalls ebenso, wie nach § 349 BGB. für den Rücktritt von einem obligatorischen Vertrag, eine Erklärung gegenüber dem anderen Teile zu erfordern sei (Prot. zu § 1958 Entw. I Bd. 5 S. 342, 343, Rinkel in *Grundgesetze* 41, 606). Danach unterliegt es keinem Bedenken, die in den §§ 130 ff. BGB. gegebenen Vorschriften hinsichtlich des Wirkamwerdens von Willenserklärungen, die gegenüber einem andern abzugeben sind, ebensowohl auf den Rücktritt von einem Erbvertrage wie auf den Widerruf eines gemeinschaftlichen korrespondierenden Testaments zur Anwendung zu bringen (Erdölch *Erbschaft* S. 332 Anm. 10, Frommhold *Erbschaft* Anm. 26 zu § 2271 BGB., *Planck* Anm. II 2a, Staubinger *Anm.* III A 1 zu § 2271 BGB., Rinkel a. a. D. S. 604). Diese im Allgemeinen Teil Abschn. III „Rechtsgeschäfte“ enthaltenen Vorschriften betreffen rechtsgeschäftliche Willenserklärungen jeder Art und ohne Unterscheidung; sie gelten daher auch für Willenserklärungen auf dem Gebiete des Erb-

rechts. Nach § 130 Abs. 2 aber ist es auf die Wirkamkeit der Willenserklärung ohne Einfluß, wenn der Erklärende nach der Abgabe stirbt. Daß die Anwendung dieser Bestimmung auf den genannten Widerruf ausgeht, ist, dafür bietet sich im Gesetz kein Anhalt, noch folgt es aus der rechtlichen Natur des Widerrufs. Hinsichtlich der Wirkung von Ereignissen, die in der Person des Widerrufenden in der Zwischenzeit zwischen Abgabe der Widerrufserklärung und deren Zugange an den andern Teil eintreten, greift die Vorschrift des § 130 Abs. 2 BGB. ein: der Tod des Erklärenden in der Zwischenzeit soll, wenn die sonstigen Erfordernisse für die Wirkamkeit gegeben sind, wenn insbesondere die Erklärung dem anderen Teile zugegangen ist, der Wirkamkeit der Erklärung nicht entgegenstehen. Diese Vorschrift hat ihrem gezeigebereiten Grund darin, daß diejenige Handlung, die der Erklärende von seiner Seite vorzunehmen hat, völlig beendet ist und daß die Erklärung an sich rechtlich besteht, wenn auch ihre Wirkamkeit nach dem Eintritt eines anderen Umstandes, nämlich des Zugangs an den anderen Teil, abhängt (Mot. zu § 74 Entw. I Bd. 1 S. 159, *Planck* Anm. 7 zu § 130 BGB.). Es ist also hier der allgemeine Grundsatze ausgeprochen, daß Willenserklärungen, die einem andern gegenüber abzugeben sind und wegen bisher nicht erfolgter Zustellung an den anderen Teil noch nicht wirksam geworden sind, trotz des inzwischen eingetretenen Todes des Erklärenden noch wirksam werden können. Der Anwendung dieses Grundsatzes auf den Widerruf eines gemeinschaftlichen korrespondierenden Testaments steht nicht entgegen, daß im Augenblick des Todes des Widerrufenden das Testament noch nicht wirksam widerrufen ist, mithin bis zu dem Zeitpunkt, in dem der Widerruf dem anderen Teile demnächst zugeht, sich die Erbschaft nach jenem Testament bestimmt. Solange noch die Möglichkeit gegeben ist, daß die über den Tod des Erklärenden an sich hinauswirkende Widerrufserklärung durch Zugange an den anderen Teil wirksam wird, besteht tatsächlich ein Schwerebeizustand. Wird der Widerruf wirksam, so ist das widerrufene Testament hinsichtlich geworden und hat sich der Schwerebeizustand dahin gelöst, daß der im Testament eingesezte Erbe in Wirklichkeit nicht Erbe ist, sofern ihm nicht ein anderer Verursachungsgrund als das Testament zur Seite steht (Erdölch a. a. D.). Zu erfordern ist allerdings, daß der demnächst verstorbene Erklärende alles getan hat, was von seiner Seite gefordert muß, damit die Erklärung dem anderen Teile zugeht. Würde im Falle des Widerrufs eines gemeinschaftlichen korrespondierenden Testaments der widerrufende Ehegatte den Widerruf zwar formgerecht erklärt, aber die Ausfertigung der Widerrufserklärung beispielsweise bei sich behalten und bis zu seinem Tode wegen Zustellung der Ausfertigung an den anderen Ehegatten nichts veranlassen haben, so könnte der Widerruf nicht mehr wirksam werden, sei es auch, daß er auf diese oder auf jene Weise dem anderen Ehegatten noch zugeinge. Im gegebenen Falle jedoch hat die Ehefrau des Beklagten in der notariellen Widerrufserklärung vom 14. Juni 1904 beantragt, die zu erzielenden beiden Ausfertigungen einem Gerichtsvollzieher zu übergeben, dem sie den Auftrag erteilt hat, die Schrift ihrem Ehemanne zuzustellen. Sie hat also alles getan, was von ihrer Seite zu geschehen hatte, damit der Widerruf ihrem Ehemanne zugeht, und es ist

auch durch den Gerichtsvollzieher am 16. Juni der Widerruf dem Beklagten zugestellt worden. Danach ist trotz des inzwischen am 15. Juni eingetretenen Todes der Ehefrau der Widerruf wirksam und damit das gemeinschaftliche Testament vom 4. März 1904 hinjällig geworden. Zugleich ist das von der Ehefrau am 14. Juni errichtete neue Testament, dessen Bestand davon abhing, daß der Widerruf des früheren Testaments wirksam wurde, in Kraft getreten. Daß dieses Testament errichtet worden ist, bevor das durch eine neue letztwillige Verfügung einseitig nicht aufzuhebende gemeinschaftliche Testament beseitigt war, ist hinsichtlich seiner Wirksamkeit ohne Einfluß, denn das gemeinschaftliche Testament stand seiner Gültigkeit nur als ein äußeres Hindernis entgegen und dieses ist durch den später wirksam gewordenen Widerruf nachträglich beseitigt worden (Paland. Ann. II 2b Nr. 3 zu § 2271 BGB., Zastrow Formulareuch II S. 298 Anm. 7.). Begründet dagegen ist, zum Teil der fernere Angriff der Revision gegen die Ausführungen, mit denen der Berufungsrichter die rechtlichen Voraussetzungen für das vom Beklagten geltend gemachte Zurückbehaltungsrecht verneint. Allerdings nimmt der Berufungsrichter mit Recht an, daß dem Beklagten wegen des Einspruchs auf den Pflichtteil, der ihm in dem Testament seiner Ehefrau vom 14. Juni 1904 zugewiesen ist, ein Zurückbehaltungsrecht nicht zusteht. Denn er stützt gegenüber dem Ansprüche des klagenden Eigentümers auf Herausgabe des Grundstücks gegen ihn als Besitzer seinen Gegenanspruch wegen des Pflichtteils darauf, daß der Vater des Klägers als Alleinerbe der Ehefrau den Nachlaß, aus dem er den Pflichtteil zu verlangen habe, übernommen und sodann durch Uebertretungsvertrag auf den Kläger übertragen habe. Die Herausgabepflichtung des Beklagten beruht also nicht auf demselben rechtlichen Verhältnis, aus dem er gegen den Kläger einen Anspruch herleitet, § 273 BGB. Dagegen erscheint die Zurückweisung der Zurückbehaltungsrechte im übrigen von Rechtsirrthum beinträchtigt. Beklagter steht auf dem Standpunkt, daß das Grundstück eingebrachtes Gut der Ehefrau gewesen sei und daß er es als Ehemann gemäß seinem Recht aus § 1373 BGB. in Besitz genommen habe und ferner besitze (vgl. Pal. 25). Auch Kläger sieht den Beklagten als Eigenthümer an und verlangt von ihm in dieser Eigenschaft Herausgabe des Grundstücks. Es würde daher wegen des Zurückbehaltungsrechts zufolge Verwendungen in das Grundstück nach den bisherigen Parteidarlegungen § 1000 BGB. zur Annahme zu bringen sein. — Wäre aber auch wirklich ein Leibzettel geschaffen, so wäre doch die Ansicht des Berufungsrichters richtig, daß, weil nach § 556 Nr. 2, § 580 BGB. der Miete eines Grundstücks oder von Räumen wegen Verwendungen auf das Haus ein Zurückbehaltungsrecht nicht habe, ein solches auch dem Entleiher eines Grundstücks nicht zusteht. Es steht dem Entleiher, auch wenn der Gegenstand der Leihz. ein Grundstück ist, ein Zurückbehaltungsrecht wegen Verwendungen nach Maßgabe des § 273 BGB. zu (Paland, Ann. 4 zu § 604, Reumarkt, Ann. 1 zu § 604 BGB.). — Von Rechtsirrthum beinträchtigt erscheint ferner auch die Annahme des Berufungsrichters, daß der Entleiher aus notwendigen Aufwendungen zu tragen habe und daß daher dem Beklagten kein Einspruch zusteht, weil seine Verwendungen nach seinen eignen Behauptungen notwendige Aufwendungen seien. Nach § 601 BGB. hat der

Entleiher nur die „gewöhnlichen Kosten der Erhaltung“ zu tragen, während ihm der Verleiher andere Verwendungen nach dem Verschleiß über die Gefährdung ohne Kautz zu ersetzen muß. Der Berufungsrichter hätte daher prüfen müssen, ob die vom Beklagten behaupteten Aufwendungen „gewöhnlichen Kosten der Erhaltung“ oder „andere Verwendungen“ sind. Wegen der letzteren Verwendungen würde dem Beklagten, falls die Voraussetzungen für einen Einspruch nach Maßgabe der §§ 683 ff. BGB. gegeben wären, auch dann ein Zurückbehaltungsrecht zustehen, wenn er das Grundstück auf Grund eines Leibzettes in Besitz genommen hätte. H. e. S., II. v. 9. März 07, 329/06 V. — Hamm.

6. §§ 196 bis 201, 217 BGB. Nach Unterbrechung der Verjährung beginnt die neue Verjährung für die Ansprüche der §§ 196, 197 sofort nach Beendigung der Unterbrechung, nicht erst am Schluß des Jahres.]

Die Rechtsansicht, daß die Unterbrechung der Verjährung der in den §§ 196, 197 BGB. bezeichneten Ansprüche die Wirkung hat, daß die neue Verjährung erst mit dem Schluß des Jahres beginnt, in dem die Unterbrechung ihr Ende gefunden hat, läßt sich, wie in Übereinstimmung mit der in der Literatur vorherrschenden Ansicht annehmen, nicht halten. Der § 201 BGB. der in die Stelle des nach den §§ 196 bis 200 für den Beginn der Verjährung maßgebenden Zeitpunktes den Schluß des Jahres setzt, in dem der Zeitpunkt eingetreten ist, läßt lediglich den Termin fest, mit dem die in den §§ 196, 197 bezeichneten Ansprüche der Verjährung unterworfen werden; zur oberstgerichtlichen Rechtsansicht kann diese Bestimmung um so weniger leiten, als die Gläubiger, die zur Herausforderung des Termins, mit dem die Unterbrechung der Ansprüche unter der Verjährungsnormen ansetzt, bestimmt haben, der Herausforderung des Termins für den Beginn der nach Beendigung der Unterbrechung neu einsetzenden Verjährung nicht, jedenfalls nicht in gleichem Maße das Wort reden. Der § 217 BGB. der die Wirkung der Unterbrechung der Verjährung regelt, bestimmt allerdings, daß die bis zur Unterbrechung verstrichene Zeit nicht in Betracht kommt. Allein die Zwischenzeit, welche zwischen dem nach den §§ 196 bis 200 maßgebenden Zeitpunkt und dem Schluß des Jahres liegt, in dem er eingetreten ist, wie weil vor der Verjährung liegend, seine Verjährungsfrist; es ist daher nicht angängig, in die bis zur Unterbrechung verstrichene Zeit auch diese Zwischenzeit einzurechnen und so den einmal erfolgten Eintritt der in den §§ 196, 197 bezeichneten Ansprüche in die Verjährung rückwärts als nicht geschehen zu behandeln. Der Schluß, daß die neue Verjährung dieser Ansprüche gleich den anderen der Verjährung unterliegenden Ansprüchen sofort nach Beendigung der Unterbrechung beginnt, es sei denn, daß ein als Hemmungsgrund ausdrücklich anerkannter Umstand vorliegt, ist daher nicht abzulehnen. H. e. S., II. v. 8. März 07, 308/06 III. — Rindgen.

7. § 312 Nr. 2 BGB. Vertrag zwischen künftigen gesetzlichen Erben eines noch lebenden Dritten ist nur mit obligatorischer, nicht mit binglich-verbindlicher Wirkung zulässig.]

Im Grundbuch von Scharfbeck Bd. 3 Bl. 51 ist in Abteilung III Nr. 5 auf Grund der Eintragungsbewilligung des Fürsten J. zu B. und W.-Bl. vom 25./26. August 1867

für dessen Schöner, die Brüder J. M. und N. eine Rautenshypothek von 420 000 Mark zur Sicherung ihres Erbteils an dem (väterlichen) Klub-Nachlaß eingetragen. Prinz R. hat durch notarielle Urkunde vom 21. September 1901 „seinen Teil, wie und soweit solcher in Höhe von 210 000 Mark durch Hypothek gesichert ist, mit allen Rechten“ seiner Schwester, der Gräfin A. von P., abgetreten und diese hat durch notarielle Urkunde von demselben Tage den so abgetretenen Erbteil dem comptoir d'escompte du Jura in Basel für einen ihr gewährten Kredit verpfändet. Srides ist im Grundbuch unter dem 12. Oktober 1901 eingetragen. Der Fürst J. zu P. lebte damals noch. Er ist mit Hinterlassung eines Testaments vom 29. März 1892 am 5. Juni 1903 gestorben. Der Prinz R. soll die Erbchaft aus dem Testament ausgeschlagen und den Pflichtteil in Anspruch genommen haben. In betreff der Ansprüche auf die Rautenshypothek ist die beklagte Gewerkschaft, die alle Rechte und Pflichten des comptoir d'escompte übernommen hat, an dessen Stelle getreten. Der Kläger, dem eine vollstreckbare Wechselforderung gegen die Gräfin A. von P. zusteht, ist der Ansicht, daß nach § 312 BGB. zwar die Abtretung der Hypothek an seine Schuldnerin, nicht aber die weitere Verpfändung rechtmäßig gewesen sei. Er hat durch Pfändungsbefehl vom 29. Oktober 1903 „die angeforderte Forderung seiner Schuldnerin an dem Nachlaß des Fürsten J. aus der eingetragenen Sicherungshypothek“ in Höhe von 3000 Mark pfänden und die Pfändung am 3. November 1903 im Grundbuch eintragen lassen. Sodann hat er auf Grund des § 894 BGB. Klage mit dem Antrag erhoben, die Beklagte solle einwilligen, daß die für ihre Rechtsvorgängerin, das comptoir d'escompte eingetragene Verpfändung im Grundbuch gelöscht werde. Klage, Vertagung und Revision sind zurückgewiesen. Zutreffend gehen beide Vorberichter davon aus, daß der Kläger nur dann zur Klage nach § 894 BGB. berechtigt ist, wenn er durch die Pfändung der Rautenshypothek und deren Eintragung in der Tat ein dingliches Recht an dieser Hypothek erworben hat, und daß, wenn dies nicht der Fall ist, die Klage ohne Rücksicht darauf, ob die Beklagte ein Recht auf die Hypothek hat, abzuweisen ist. Während aber das OLG den Mangel des klägerischen Rechts daraus herleitet, daß Prinz R. zu P. am Nachlaß seines Vaters nur einen Pflichtteilsanspruch erlangt habe und daß, wenn man die Rautenshypothek auch auf diesen Pflichtteilsanspruch beziehen wolle, doch jedenfalls dessen Pfändung nach § 852 ZPO. ausgeschlossen sei, hat das Berufungsgericht in ihrer Linie verneint, daß die Rautenshypothek überhaupt rechtswirksam entstanden sei. Nach dem im Jahre 1887 geltenden gemeinen Recht und nach dem preussischen Grundbuchrecht sei Voraussetzung der Hypothek ein Forderungsverhältnis, ein solches Verhältniß aber sei „der Erbteil“ weder nach dem damaligen noch nach dem heutigen Rechte. Der Pflichtteilsanspruch sei allerdings ein Forderungsrecht, es sei aber ausgeschlossen, daß der Fürst J. einen solchen gegen sein eigenes Testament gerichteten Anspruch habe sicherstellen wollen, die Rautenshypothek sei also nicht auf diesen Anspruch zu beziehen. Jedenfalls sei aber schon die erste Verpfändung über die Hypothek zugunsten der Gräfin von P., der Schuldnerin des Klägers, nicht. Denn wenn die Abtretung an die Schwester überhaupt

als Vertrag im Sinne des § 312 AB. 2 BGB. aufgefaßt werden könnte, so sei doch die Form nicht gewahrt, weil die notarielle Beurkundung der Annahme fehle. Deshalb komme es auf die Frage der Anwendbarkeit des § 852 ZPO. nicht an. Von diesen Ausführungen des Berufungsrichters ist der erste Teil nicht bekennt. Da das gemeine Recht die Bindung des Erblassers durch Verträge mit dem Erben anerkannte und eine besondere Form für Erbverträge nicht verlangte (AB. 2, 133), wird man auch die Bestellung einer Rautenshypothek für den Anspruch des Erben nicht als unzulässig erachten können. Der Erbteil als solcher ist freilich keine Forderung, dies schließt aber nicht aus, daß er bei der Erbteilung in eine solche übergeht. Daß die Forderung zur Zeit der Bestellung der Rautenshypothek schon vorhanden ist oder daß sie auch nur bestimmt bezeichnet werde, war weder nach früherem, noch nach heutigem Rechte erforderlich. Widmache genügt sowohl für die Rautenshypothek des früheren Rechts (Zurnau, OGD., 5. Aufl., Bd. 1 S. 382/3 Anm. 3 zu § 24 GrundbigenG.; AB. bei Gruchot 42, 731), wie auch für die Forderungshypothek des § 1190 BGB. (Zurnau-Förster, Forderungshypothek, 3. Aufl. Bd. 1 S. 1018/9 Anm. 6 zu § 1190; Pfand Anm. 2 d. a. a. O.), in die jene Rautenshypothek nach Art. 192 BG. und Art. 33 § 1 AB. BGB. übergegangen ist, die allgemeine Angabe des Rechtsgrundes. Indessen kommt es hierauf nicht an, weil jedenfalls die Abtretung vom 21. September 1901 mit dem Berufungsrichter für nichtig zu erachten ist. Der von der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs eines BGB. eingesetzte AB. 2 des § 312 BGB. gestattete abweichend von der Praxis des gemeinen und der meisten übrigen deutschen Rechte (Mot. zu § 349 des Entwurfs 2, 183) den Abschluß von Verträgen zwischen künftigen gesetzlichen Erben eines noch lebenden Dritten, soweit der gesetzliche Erbteil oder der Pflichtteil in Betracht kommt, aber (abweichend vom preussischen Recht, § 649 ZR. 1 12, V. 593/05 AB. 68, 428) nur mit obligatorischer, nicht mit erbrechtlich-dinglicher Wirkung (Prot. 1 S. 456, 457). Von einem solchen Verträge kann hier füglich nicht die Rede sein. Denn die „Abtretung des hypothekarisch gesicherten Erbteils“ in der notariellen Urkunde vom 21. September 1901 stellt sich, auch wenn man die zweite notarielle Urkunde von demselben Tage als Annahmeerklärung gelten lassen will, nur als bingliche Ausführungserklärung dar und entsteht also solche der rechtlichen Wirklichkeit. Die Abreden der Vertragsschließenden sind darin nicht oder doch nicht vollständig beurkundet. Denn wenn man auch annehmen könnte, daß die Urkunde die Verpfändungen und Erklärungen des Fürsten R. vollständig wiedergibt, so fehlt es doch an der Beurkundung der von seiner Schwester übernommenen Verpfändungen und der von ihr abgegebenen Erklärungen. Es fehlt davon in der Urkunde nur: „Für den Gegenwert ist besonders bezeugt.“ Wollte man also auch diese Urkunde als die Beurkundung eines Vertrages im Sinne des § 312 AB. 2 BGB. gelten lassen, so würde doch der Vertrag wegen unvollständiger Beurkundung und folgerweise wegen Mangels der vorgezeichneten Form nichtig sein. Mit der Abtretung an die Gräfin von P. fällt auch, wie bereits bemerkt, das Pfandrecht des Klägers, das diese Abtretung zur Voraussetzung hat. (Sch. u. G., U. v. 20. März 07, 397/06 V. — Cassel.

8. § 313 BGB. Kann eine formgerechte Grundstücksverkaufsschleife vor der Annahme durch eine formlose Vereinbarung der Vertragsurteile geändert werden?]

In der notariellen Verhandlung vom 15. Oktober 1904 hat der Beklagte dem Kläger sein Grundstück Adenroth 2b. 8 Bl. 29 zum Preise von 150 000 Mark mit der Bedingung an, daß zum Kaufpreise bei der Auflassung 35 000 Mark bar gezahlt, 90 000 Mark durch „Übernahme einer auf dem Grundstück an erster Stelle zugunsten der Norddeutschen Bodenrentbank in Weimar bestehenden, zu 4 1/2 Prozent verzinslichen Hypothek von 90 000 Mark gedeckt und 25 000 Mark netto 4 1/2 Prozent Zinsen durch Eintragung einer „zweiten Hypothek“ fidejussorisch werden sollten. Der Kläger versicherte sich dagegen, innerhalb zwei Wochen, nachdem er die Erlaubnis zum Schankwirtschaftsbetrieb, auf welche der Beklagte zu seinen Gunsten verzichtete, für das Hausgrundstück erhalten haben würde, bei Vermeidung einer Vertragsstrafe von 10 000 Mark das Kaufanerbieten in notarieller oder gerichtlicher Form anzunehmen. Zu notariellem Protokoll vom 11. Februar 1906 erklärte dann der Kläger, Beklagter habe ihm in der vorbezeichneten Verhandlung das genannte Grundstück für einen Preis von 150 000 Mark zum Kauf angeboten, er nehme dieses Kaufanerbieten, nachdem ihm die Erlaubnis zum Schankwirtschaftsbetrieb nunmehr erteilt worden sei, in allen Teilen an. Inzwischen hätten die Parteien am 9. November 1904 eine mündliche Vereinbarung folgenden Inhalts getroffen: Es gebe nicht die Norddeutsche Bodenrentbank die erste Hypothek, sondern die Sparkasse Dinslaken, und zwar zu 4 1/2 Prozent. Sollten sich aber die Verhandlungen zerfallen, so sei der Beklagte schuldens dem Kläger, mit einer anderen Kasse zu unterhandeln. — Beklagter übernehme die zweite Stelle in Höhe von 35 000 Mark zum selben Prozentsatz. — Kläger übernehme die Warenvorräte abzüglich 2 Prozent des Faktura-preises. Hierüber wurde dem Kläger eine von ihm allein unterzeichnete privatschriftliche Urkunde d. d. Dinslaken den 9. November 1904 ausgestellt. Nachdem der Beklagte dem Kläger zur Auflassung am 22. Februar 1905 aufgefordert worden, es aber an diesem Tage wegen entstandener Reinigungsverschiebenheiten zur Auflassung nicht gekommen war, hat der Kläger Klage erhoben auf Auflassung nach Maßgabe der beiden notariellen Verhandlungen gegen Zahlung von 35 000 Mark sowie auf Besitzrückgewinnung. Letzterer Klageantrag ist durch die im Laufe der 1. Instanz am 1. April 1905 erfolgte Besitzübergabe erledigt. Zu dem ersten Antrage hat der Kläger ferner im Laufe der 1. Instanz mit Rücksicht auf die Nachtragsvereinbarung vom 9. November 1904 die Maßgabe hinzugefügt, daß er auch verpflichtet sei, anstelle der in dem notariellen Akte vom 15. Oktober 1904 vorgezeichneten ersten Hypothek der Norddeutschen Bodenrentbank verzinssmäßig mit 4 1/2 Prozent die Hypothek eines anderen Beliebigkeitsinstituts oder einer Kasse in Höhe von 90 000 Mark verzinssmäßig zu 4 1/2 Prozent als Selbstschuldner zu übernehmen. Nach diesem Antrage hat der erste Richter den Beklagten verurteilt. Die Berufung des letzteren ist vom zweiten Richter durch Urteil vom 22. Oktober 1906 zurückgewiesen worden. Auf dem Grundstück waren vor dem ersten Urteil eingetragen zwei Hypotheken von zusammen 74 000 Mark, zu 4 1/2 Prozent verzinssmäßig, für die Hammerwerke Bodenrentbank zu Hildesheim

und eine Vormerkung für eine Hypothek von 20 000 Mark, zu 5 Prozent verzinssmäßig. Nach dem ersten Urteil hat der Beklagte noch eine Hypothek von 33 750 Mark, zu 4 1/2 Prozent verzinssmäßig, für die Löwenbrauerei in Dortmund eingetragen lassen und ferner ist eine Gerichtskostenpacht des Beklagten von 2505,65 Mark eingetragen worden. Mit Rücksicht hierauf ist auf Antrag des Klägers durch Urteil des Berufungsgerichts vom 4. Oktober 1906 im Wege der einstweiligen Verfügung dem Beklagten die Verzinsung, Befestigung und Verpfändung des Grundstücks verboten und ferner die Eintragung einer Vormerkung zur Erhaltung des Rechts auf Auflassung angeordnet. Der Beklagte hat sowohl in der Hauptsache als auch gegen den Antrag auf Erlass der einstweiligen Verfügung eingelegt, der Vertrag sei wegen Formmangels nichtig, da der Offerte nachtrag vom 9. November 1904 und dessen Annahme nicht notariell beurkundet seien; ferner hat er in der Hauptsache unter anderem geltend gemacht, es sei unmöglich, eine einzige zu 4 1/2 Prozent verzinssmäßige Hypothek von 90 000 Mark zur ersten Stelle zu verschaffen. Der Berufungsrichter hat diese Einwendungen verworfen. Der Beklagte hat gegen beide Urteile des Berufungsrichters Revision eingelegt. Die Revision ist zurückgewiesen worden: Der Berufungsrichter erachtet das in der privatschriftlichen Erklärung des Klägers vom 9. November 1904 niedergelegte Uebereinkommen der Parteien, durch welches der notariell beurkundete Offerte des Beklagten vom 15. Oktober 1904 in einzelnen Punkten geändert worden ist, für rechtsunwirksam, weil es der Form des § 313 BGB. ermangle, und erklärt, die Rechtsverhältnisse der Parteien bestimmten sich lediglich nach der in der notariellen Verhandlung vom 11. Februar 1905 seitens des Klägers angenommenen formgerechten Offerte. In beiden Revisionen wird hingegen geltend gemacht, eine noch nicht angenommene formgerechte Offerte könne auch durch formlose Vereinbarung der Vertragsurteile geändert werden, eine solche Änderung habe dann die Wirkung, daß eine formgerechte Offerte überhaupt nicht mehr vorliege; ferner habe sich die Annahmeerklärung des Klägers vom 11. Februar 1905 unstrittig auch auf die formungültige Vereinbarung vom 9. November 1904 bezogen und, da dies in der Annahmeerklärung nicht zum Ausdruck gelangt sei, so liege auch eine formgerechte Annahme des ganzen Vertrages nicht vor. Diese Revisionsansprüche sind nicht begründet. Würde die Vereinbarung vom 9. November 1904 erst erfolgt, nachdem durch notariell beurkundete Kaufangebot und Annahmeerklärung ein die Formvorschrift des § 313 BGB. erfüllender Vertrag über die Veräußerung des in Rede stehenden Grundstücks zustande gekommen war, so würde diese Vereinbarung, weil durch sie der Vertrag in einzelnen Teilen geändert worden und der Vertrag nach dem Willen der Vertragsschließenden nur mit dieser Veränderung gelten sollte, mit den unveränderten Teilen des bisherigen Vertrages einen neuen Vertrag, betreffend die Übertragung des Eigentums an einem Grundstück, darstellen und daher wegen Formmangels unwirksam sein. Allerdings kann ein formgerechter Grundstücksveräußerungsvertrag durch formlose Vereinbarung wieder aufgegeben werden, solange noch nicht die Auflassung erfolgt ist; denn es wird dadurch nicht das Eigentum an einem Grundstück übertragen oder zurückübertragen und findet daher § 313 BGB. darauf keine Anwendung (Urteil vom 12. November 1904 — V. 202.04 —,

Staudinger Ann. 3; zu § 313, Ann. 17 zu § 125 BGB.). Aber eine Änderung hat die Einführung eines neuen Bestandteil in den Vertrag, der im übrigen bestehen bleiben soll, zum Gegenstand und alle einzelnen Bestandteile eines Grundstücksveräußerungsvertrages unterliegen der Form des § 313 BGB. Daraus folgt, daß die nicht formgerechte Änderungsvereinbarung nicht rechtswirksam ist und der Vertrag mit dem bisherigen Inhalte gültig bestehen bleibt (Staudinger a. a. O., Pfand Ann. 1 zu § 313 BGB., Eruffl. 57, 390). Nur wenn die Auflassung des Grundstücks erfolgt und dann unter den Kontrahenten noch Willensübereinstimmung über die Änderung herrscht, wird diese gemäß § 313 Satz 2 BGB. gültig und wird die durch die Änderung betroffene Vertragsbestimmung durch den Inhalt der nachträglichen Vereinbarung ersetzt (RG. 51, 181, RG. in Eruffl. 59, 345). — Wäre die fragliche Vereinbarung getroffen, bevor in einem einschlägigen Akt ein formgerechter Grundstücksveräußerungsvertrag niedergelegt wäre, und würde sie auch noch zur Zeit dieses Abschlusses des Vertrages von beiden Teilen genehmigt sein, so würde sie, weil sie ein Bestandteil des ganzen, aus dem Inhalte der formgerechten Vertragsurkunde und dem Gegenstande der formlosen Vereinbarung sich zusammensetzenden Vertrages wäre, ebenfalls wegen Mangel der Form des § 313 Satz 1 BGB. nichtig sein, und zwar gleichviel, ob sie neben dem Inhalte der Vertragsurkunde gelten sollte oder sie mit einzelnen Teilen dieser Urkunde in Widerspruch stände; letzteres würde auch die widersprechenden Bestimmungen der Vertragsurkunde nicht gültig sein, weil sie dem wahren Willen der Parteien nicht entsprechen würden (RG. 39, 270). Aber auch abgesehen von letztem würde die Vereinbarung hier, anders wie im Falle der formlosen Änderung eines bereits abgeschlossenen formgerechten Vertrages, von Einfluß auf die Rechtswirksamkeit des formgerecht beurteilten Vertragsinhalts sein können; denn dieser würde als Teil des ganzen Vertrages gemäß § 139 BGB. nur dann nicht ebenfalls nichtig sein, wenn angenommen wäre, daß auch ohne den formlos vereinbarten Teil des Vertrages das Veräußerungsgeschäft vorgenommen worden wäre (RG. 52, 4, JR. 03. Weil. S. 74; 06 S. 108 Nr. 6; Staudinger Ann. 1 5a zu § 125 BGB.). — Der vorliegende zur Entscheidung stehende Fall ist dem letzteren insofern gleich, als das nicht formgerechte Übereinkommen der Parteien vom 9. November 1904 nicht erst nach Abschluß des formgerechten Veräußerungsvertrages, sondern während des Vertragschlusses getroffen worden ist. Zwar hatte damals der veräußernde Beklagte seine Vertragserklärung in der notariellen Verhandlung vom 15. Oktober 1904 bereits formgerecht abgegeben, aber die Vertragsklärung des Klägers fand noch aus; diese ist erst am 11. Februar 1905 erfolgt. Die erwähnte Verhandlung enthält aus, wie die Revision mit Recht bemerkt, nicht einen Vorvertrag in dem Sinne, daß Kläger die unbedingte Verpflichtung eingegangen wäre, das Grundstück des Beklagten zu kaufen. Zwar hatte der Kläger sich verpflichtet, das Kaufangebot des Beklagten binnen zwei Wochen nach erlangter Schenkungsbescheinigung formgerecht anzunehmen; aber es war ihm die Wahl gelassen, statt der Annahme eine Vertragsstrafe von 10 000 Mark zu zahlen. Ein endgültiger Vertrag über Veräußerung des Grundstücks kam daher erst in dem Zeitpunkte

zuhande, in welchem Kläger nach erlangter Koncession die Annahme des Kaufangebots des Beklagten erklärte. Andererseits konnte dieses Kaufangebot nicht, wie der Revisionkläger auszuführen sucht, durch ein formloses Übereinkommen mit der Wirkung abgeändert werden, daß der Kläger, wenn er das Kaufangebot annahm, es nur mit dem durch das Übereinkommen geänderten Inhalte annehmen durfte. Das ganze Kaufangebot mußte, weil es die Vertragsklärung des einen Vertragsteils über die Grundstücksveräußerung enthielt, in der Form des § 313 BGB. abgegeben werden. Entsprach ein Teil desselben dieser Form nicht, so war er nichtig. Diese Nichtigkeit hatte aber keineswegs die unbedingte Folge, daß, auch wenn von dem Kläger das Kaufangebot formgerecht angenommen wurde, doch ein rechtswirksamer Vertrag überhaupt nicht zustande kam. Diese Folge wäre vielmehr nur dann eingetreten, wenn der Kläger seine Annahmeerklärung dahin abgegeben hätte, daß er das Kaufangebot nur mit dem durch das formlose Übereinkommen geänderten Inhalte annehme. Dann wäre, selbst wenn Kläger diese Erklärung formgerecht abgegeben hätte, der ganze Vertrag nichtig. Denn es hätte in diesem Falle zur Zeit des durch die Annahmeerklärung vollendeten Vertragschlusses Willensübereinstimmung unter den Parteien darüber bestanden, daß der Inhalt des formlosen Übereinkommens Bestandteil des Vertrages sein und, soweit dadurch das formgerechte Kaufangebot vom 15. Oktober 1904 geändert wurde, an die Stelle der bestehenden Bestimmungen des Kaufangebots treten sollte, und es wäre hinsichtlich dieses Bestandteils die Vertragsklärung mindestens des einen Teils, des Beklagten, nicht formgerecht. Vorliegend aber hat der Kläger in der notariellen Annahmeverhandlung vom 11. Februar 1905 zunächst lediglich den wesentlichen Inhalt des Kaufangebots vom 15. Oktober 1904 wiedergegeben und darauf erklärt, dieses ihm gemachte Kaufangebot nehme er in allen Teilen an. Von dem Übereinkommen vom 9. November 1904 enthält die Annahmeerklärung nichts. Es stellt auch der Berufungsrichter fest, daß der Kläger das Kaufangebot vom 15. Oktober 1904 angenommen habe. Wenn er dann noch bemerkt, der Kläger habe bei der Annahmeverhandlung mindestens eventuell beabsichtigt, die Offerte des Beklagten auch ohne die in dem Nachtrage vom 9. November 1904 bezeichnenden Modifikationen, welche verhältnismäßig unbedeutende Punkte betrafen und ihn im Vergleich zu der ursprünglichen Offerte zum Teil ungünstiger stellen, zu akzeptieren, so bedeutet dies nur, daß nach der Auffassung des Berufungsrichters dem Kläger bei der Annahmeerklärung das Kaufangebot vom 15. Oktober 1904 das Wesentliche gewesen ist, auf das er für jeden Fall seine Willenserklärung gerichtet hat. Die in dem Urteile des ersten Urteils enthaltene Bemerkung, es sei unrichtig, daß sich die Annahme des Klägers vom 11. Februar 1905 auch auf die Vereinbarung vom 9. November 1904 bezogen habe, ist belanglos gegenüber dem Wortlaute der Annahmeerklärung, der von der Vereinbarung nichts enthält, und gegenüber der Feststellung des Berufungsrichters, daß der Kläger das Kaufangebot vom 15. Oktober 1904 angenommen hat. Ist aber hiernach der Inhalt des Übereinkommens vom 9. November 1904 in die den Vertrag zum Abschluß bringende Vertragsklärung des Klägers nicht mitaufgenommen worden, so ist dieser Inhalt nicht Bestandteil des Vertrages geworden,

da aus ihm zur Zeit des Vertragschlusses nicht die übereinstimmenden Willenserklärungen beider Vertragsparteien gerichtet waren. Allerdings hatten die Parteien das Übereinkommen gemeinsam getroffen, jedoch war es wegen Formmangels nichtig und also weder für noch gegen eine der Parteien von rechtlicher Wirksamkeit. Nur dann, wenn der Kläger es in seine Annahmeerklärung als Bestandteil des Vertrages mitaufgenommen, er also erklärt hätte, er nehme das Kaufangebot nur mit der in dem Übereinkommen enthaltenen Änderung an, hätte der Inhalt des Übereinkommens insofern rechtliche Bedeutung erlangen können, als möglicherweise (§ 138 BGB.) wegen Formmangels dieses Vertragsstückes der ganze Vertrag der Wirksamkeit entbehrt hätte. Da aber der Kläger seine Annahmeerklärung lediglich auf das formgerechte Kaufangebot vom 15. Oktober 1904 gerichtet hat und der Beklagte infolge Nichtigkeit des abändernden Übereinkommens vom 9. November 1904 an das Kaufangebot in vollem Umfange gebunden geblieben war, so ist zwischen den Parteien ein rechtsfähiger Kaufvertrag zustande gekommen, welcher die Bestimmungen des Kaufgesetzes zum Inhalte hat. R. d. N., II. v. 23. März 07, 544/585, 06 V. — Hamm.

9. § 477 Abs. 1 in Verb. mit § 198 BGB. Die Verjährung der Gewährleistungsklagen beginnt bei Grundstücken mit der Übergabe, aber nicht vor Entstehung des Anspruchs, bei einem vormundschaftsgerichtlichen zu gemeinenden Vertrage erst mit dem Tage der wirksamen Genehmigung.]

Der Berufungsrichter ist mit dem ersten Richter davon ausgegangen, daß die Verjährung der Gewährleistungsklagen, deren Beginn nach der Sondervorschrift in § 477 Abs. 1 BGB. bei Grundstücken an die Übergabe geknüpft ist, außerdem der allgemeinen Vorschrift in § 188 unterliegt, wonach die Verjährung mit der Entstehung des Anspruchs beginnt. Er schließt daraus, daß bei einer der Übergabe nachfolgenden Entstehung des Anspruchs die Verjährungsfrist erst den letzteren Zeitpunkt an laufe. Im vorliegenden Fall, so führt er weiter aus, sei der erhobene Minderungsanspruch keinesfalls vor dem 6. Mai 1903 entstanden, weil erst an diesem Tage der Kaufvertrag vom 25. März 1903 so berichtigt worden sei, wie ihn später das Vormundschaftsgericht genehmigt habe. Aber entstanden sei der Anspruch auch am 6. Mai noch nicht, sondern erst am 18. Mai 1903, mit der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts; denn möge diese Genehmigung immerhin rückwirkende Kraft haben (§ 184 BGB.), so sei doch dadurch der wahre Zeitpunkt der Entstehung aller Ansprüche aus dem Kaufvertrage nicht berührt worden, und dieser wahre Zeitpunkt liege in der vormundschaftsgerichtlichen Genehmigung des Vertrages. Hingegen wird dann noch, das übrigens aus den von den Beklagten angeführten Vorgängen auch nicht einmal auf eine schon am 1. April oder im April 1903 erfolgte Übergabe des Grundstücks an den Kläger geschlossen werden könnte, was näher dargelegt wird. Sodann gelangt der Berufungsrichter zur Verurteilung der Verjährungseindeute, weil die einjährige Verjährungsfrist, möge sie nun am 18. oder schon am 6. Mai 1903 begonnen haben, am 23. April 1904 durch den Antrag des Klägers auf Beweisführung unterbrochen worden und durch die unfreistufig vor dem 18. Mai 1904 bewirkte Klagegültigkeit eingehalten sei. Die Revision hat zunächst den Zweifel an-

geregt, ob es für den Verjährungsbeginn bei Gewährleistungsklagen wirklich noch auf die Entstehung des Anspruchs (§ 188), und nicht vielmehr schließlich nur auf den Tag der Übergabe oder bei berechtigten Sachen der Ablieferung (§ 477 Abs. 1) ankomme. Der Zweifel ist nicht berechtigt. Es handelt sich um den Fall, daß die Übergabe (Ablieferung) schon vor dem Abschluß des Kaufvertrages erfolgt ist. Daß dann die Verjährung des Gewährleistungsanspruchs bereits von der Übergabe an laufe, wäre schon logisch unentbehrlich, weil eine zerstörende Wirkung bezüglich vorausgesetzt, daß entstanden ist, was zerstört werden soll. Das Entstehen des Gewährleistungsanspruchs ist aber auch rechtlich die notwendige Voraussetzung für den im § 477 an die Übergabe (Ablieferung) der Kaufsache geknüpften Verjährungsbeginn. Der Zusatz, für den der Verkäufer Gewähr zu leisten hat, ist bereinigt zur Zeit des Gefahrübergangs (§ 459) und der Gefahrübergang wird vom BGB. abweichend vom Gemeinen Recht, im allgemeinen erst in den Zeitpunkt der Übergabe der Kaufsache verlegt (§ 446) und zwar in Anwendung des Grundsatzes, daß bei allen gegenseitigen Verträgen der Schuldner bis zur Erfüllung die Gefahr zu tragen habe; vgl. Rdt. zu § 368 des 1. Entw., Amtliche Ausg. 2, 205. Die Erfüllungshandlung sei aber eine rechtliche Verpflichtung voraus, also beim Kauf einen wirksamen Kaufvertrag, ohne einen solchen wäre die Übergabe einer Sache nicht Erfüllung eines Kaufvertrages. Die Sonderbestimmung in § 477 befaßt daher nur, daß Gewährleistungsansprüche, vorausgesetzt, daß solche schon entstanden sind, gleichwohl erst von der Übergabe der Kaufsache an in Verjährung treten, andernfalls nach der allgemeinen Bestimmung in § 188 erst in dem späteren Zeitpunkt ihrer Entstehung. Die Revision erkennt dann zwar an, daß der vorliegende Kaufvertrag wegen der Minderstellung einer minderjährigen Verkäuferin an sich erst mit der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts rechtswirksam erlangt haben würde (§ 1821 Abs. 1 BGB.), sie ist aber der Ansicht, daß wegen der in § 184 BGB. verfügten Rückwirkung der Genehmigung auf den Zeitpunkt der Vornahme des Rechtsgeschäfts, wonach das Kaufgeschäft als bereits zur Zeit seines Abschlusses am 25. März 1903 rechtswirksam geworden gelten müsse, auch bereits von diesem Zeitpunkt an die Verjährungsfrist zu rechnen sei. Wichtig ist, daß die Rückwirkung der Genehmigung darin besteht, daß das Rechtsgeschäft so zu behandeln ist, als wenn es schon zur Zeit seiner Vornahme rechtswirksam abgeschlossen worden wäre. Es würde daher nicht gebilligt werden können, wenn das Berufungsgericht der Ansicht gewesen sein sollte, wie es nach einem Satz in den Entscheidungsgründen seines Zwischenurteils vom 15. Februar 1905 den Anschein hat, daß der Zeitpunkt der Entstehung aller von der Genehmigung abhängiger Ansprüche aus dem Kaufvertrage durch die rückwirkende Kraft der Genehmigung nicht geändert werde. Unrichtig aber ist die Annahme der Revision, daß sich die Rückwirkung der Genehmigung auch auf den Lauf der Verjährungsfrist erstrecke. Eine rechtliche Fiktion hat nicht die Kraft, tatsächliche Unmöglichkeit zu überwinden und die Zeitrechnung umzuformen. Muß es auch so angesehen werden, d. h. hinterher, als ob das am 18. Mai 1903 genehmigte Kaufgeschäft schon am 25. März gültig abgeschlossen wäre und Gewährleistungsansprüche erzeugt hätte,

so hatte doch der Kläger am 25. März diese Ansprüche noch nicht, er konnte sie daher damals und vor dem 18. Mai nicht in Wirklichkeit geltend machen. Die Verjährung eines Anspruchs erfordert aber, daß der Anspruch entstanden ist, also geltend gemacht werden konnte und nun während der bestimmten Frist nicht geltend gemacht worden ist. Die Tatsache, daß Kläger vor dem 18. Mai 1903 nicht klagen konnte, weil damals der Kaufvertrag noch keine Gültigkeit erlangt hatte, kann nicht dadurch aus der Welt geschafft werden, daß hinterher angenommen wird, aber der Wirklichkeit zuwider, daß der Vertrag schon am 25. März Rechtswirkung erlangt habe. Und die Verjährungsfrist läuft nach Naturgesetz, wie jeder Zeitabschnitt, von einem bestimmten Zeitpunkt an vorwärts, sie kann daher wohl in der Einbildung, aber nicht in Wirklichkeit in eine rückwärts liegende Zeit versetzt werden. Die entgegen-gesetzte Ansicht würde auch auf eine ungerichtlich fertige Verletzung und unter Umständen, namentlich bei kurzen Verjährungsfristen, gänzliche Mißhandlung dieser Frist hinauslaufen, worauf schon der erste Richter aufmerksam gemacht hat. Solche Ansicht, die allerdings in dem Remm. zum BGB. v. Staudinger (Ed. 1 zu § 184 Nr. 3 Abs. 1), ohne nähere Begründung aufgestellt wird, kann darum nicht für richtig erachtet werden. Es mag noch darauf hingewiesen werden, daß schon nach römischer Recht die rückwirkende Kraft der Ratihabition Galt machte vor dem Fristenlauf; fr. 24, 25 pr. rat. rem 46, 8; vgl. dazu L. Scuffert Ratib. der Reichsgesetze S. 71, 72. Das Berufungsgericht hat also mit Recht angenommen, daß die vorliegende Klärungsfrage vor Ablauf der einjährigen Verjährungsfrist erheben ist, da die Frist erst am 18. Mai 1903 in Lauf gekommen und die Klage vor dem 18. Mai 1904 gestellt ist. Unter diesen Umständen ist es gleichgültig, wann vor dem 18. Mai 1903 und ob schon am 1. April oder im April 1903 der Kläger in den Besitz des Grundstücks gekommen war, denn eine Übergabe im Sinne des § 477 BGB., mit der Wirkung des Beginns der Verjährungsfrist, wurde dadurch nicht herbeigeführt. Auch kommt es für die Entscheidung nicht erst auf die eventuelle, übrigens für zutreffend zu erachtende Erwidung des Berufungsgerichts an, daß die rückwirkende Kraft der Genehmigung vom 18. Mai, wenn sie auch den Lauf der Verjährungsfrist ergreift, keinesfalls weiter zurückgreift als auf den 6. Mai 1903 als den Tag, an welchem der demnach vom Vormundschaftsgericht geschlossene Vertragsschluß zu Ende kam — was auch für die Verwertung der Verjährungsfrist genügen würde. Et. u. Gen. a. Sch., II. v. 28. Febr. 07, 282/06 V. — Breklau.

10. §§ 618, 619 in Verb. mit § 254 BGB. Ein Fall der Haftung der Herrschaft für den Unfall des Dienstmädchens bei einer Fensterreinigung.]

Im Dienst des Beklagten ist Klägerin dadurch zu Schaden gekommen, daß der juristische Tritt, der von ihr im Solomünner auf die Fensterbank gestoßen und jedoch Reinigung der obersten, nicht zu öffnenden Fensterreihe bestritten war, ins Hausen geriet und sie, dem Fall verliert, in den vor der betaglichen Wohnung, einem Parterrezugstoß, belegenen Vorgarten hinabstürzte. Zu dem von Klägerin jedoch Reinigung des Fensters eingeschlagenen Verfahren hatte nach der Feststellung des Berufungsgerichts acht Tage vorher die Ehefrau

des Beklagten, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend für die Zukunft ihre Zustimmung erklärt. Die Feststellung des Berufungsgerichts ist bedeutsam; sie beruht auf tatsächlicher, prozessordnungsgemäßer Würdigung des Vorganges, der acht Tage vor dem Unfall bei der Reinigung der im Schlafzimmer vorhandenen Fenster stattgefunden hatte. Die mit diesem geblühenden Verfahren verbundene Gefahr für Leben und Gesundheit ist, wie in Übereinstimmung mit dem Berufungsgericht angenommen werden muß, augenfälliger Art. Die Ehefrau des Beklagten, die innerhalb des häuslichen Wirkungskreises nach Gesetz die Geschäfte besorgt und ihren Ehemann vertritt, trifft daher der Vorwurf fahrlässiger Verletzung der durch § 618 BGB. gesetzten Vertragspflicht des Dienstberechtigten. Daran ändert der Umstand nichts, daß bis zur Erteilung der Zustimmung die Arbeit des Fensterputzens im Haushalt des Beklagten so geregelt war, daß sie ohne Gefahr für Leben und Gesundheit sich ausführen ließ, und daß diese Regelung durch die Zustimmung nur insofern geändert ist, daß neben dem bisherigen Verfahren das von Klägerin benötigte Verfahren zugelassen ward. Der Fürsorgepflicht, die das Gesetz und zwar nach § 619 BGB. als unverzichtbare Pflicht aufstellt, genügt die Dienstherrschaft nicht, die bei Regelung der dem Diensthofen obliegenden Dienstleistungen neben einem Verfahren, das tadelhafte Sicherheit gegen Gefahr bietet, ein zweites Verfahren, das solcher Sicherheit unerkennbar ermangelte, als statthaft und ihrer Zustimmung entsprechend zuläßt. Die Verletzung der Vertragspflicht bezieht die Pflicht zum Ersatz des entstandenen Schadens, es sei denn, daß eigenes Verschulden der Klägerin für ausschließt oder ihren Umfang nach mindert. Ein konstatierendes Verschulden, das die Vertragspflicht des Beklagten ihrem Umfang nach einschränkt, fällt der Klägerin in der Tat zur Last. Dasselbe hat die neue Art des Fensterputzens mit dem Hinweis, daß auf einer andern Dienststelle die Arbeit in dieser Weise Verfahren habe, ihrerseits in Anregung gebracht, auch mit der Ausführung eigenmächtig zunächst in Abwesenheit der Ehefrau des Beklagten begonnen. Die mit solchem Verfahren verbundene Gefahr des Abstürgens konnte ihr ohne grobe Fahrlässigkeit so wenig wie ihrer Dienstherrschaft entgehen. Der Fürsorgepflicht des Dienstberechtigten ohnmächtig hat der Dienstpflichtige die Sorgfalt zu betätigen, die jeder ordentliche Mensch anwendet, um sich vor Schaden zu hüten; der im § 254 BGB. aufgestellte Grundsatz ist durch die im § 618 daselbst getroffene Vorbedingung nicht durchbrochen. Ein besonderer Grund, der die Unanfechtbarkeit der Klägerin ausnahmsweise entschuldigt, liegt nicht vor; der erlittene Unfall greift ihr mithin nicht minder wie der Ehefrau des Beklagten zur Verschuldung. Unter Auffassung des angeordneten Urteils durch welches der Schadensanspruch der Klägerin im ganzen Umfang für berechtigt erklärt ist, ist daher der Anspruch nur zur Hälfte anerkannt worden. 2. a. W., II. v. 21. Febr. 07, 237/06 III. — Hamburg.

11. §§ 812, 818, 823, 831 BGB. Verpflichtung einer Genossenschaft, deren Beamter sich von einem Dritten Gelder für diese verschafft, gegenüber diesem Dritten aus der mangelnden Aufsicht des Vorstandes der erstern, bzw. wegen Verdrückung.]

Der Rentant des beklagten Vereins fragte bei der Klägerin an, ob unter welchen Bedingungen der Verein in der nächsten

Zeit von der Klägerin 10 000 Mark erhalten könne. Die Klägerin hat, ohne sich zuvor mit dem Vorstande des Vereins in Vernehmen zu setzen, dem Rentanten die gewünschten 10 000 Mark durch einen Boten zugestellt und eine Quittung erhalten, die von ihm namens des beklagten Vereins unterschrieben war. Die Klägerin fordert 5000 Mark von dem Beklagten. Das LG. verurteilt nach § 812 BGB., das OLG. wies die Klage ab, das RG. hob auf und verwies jurid.: Nicht zu beanstanden ist es, wenn die Vorinstanz angenommen hat, die allgemeine Beauftragung der Klägerin, der Vereinsvorstand habe sich um die Geschäfte nicht gekümmert, und der Rentant habe infolgedessen die Geschäfte tatsächlich allein besorgt, sei nicht geeignet, die Folgerung zu ziehen, daß der Vorstand stillschweigend auch ermächtigt gewesen, bei Geldbedarf des Vereins für diesen Darlehen aufzunehmen. Zutreffend ist die Erwägung, aus welcher die Vorinstanz den auf § 831 BGB. gestützten Schadenerschaftsanspruch für schon an sich unzulässig begründet hat. War der Rentant weder durch die ihm durch das Statut übertragene Stellung, noch durch besonders ihm vom Vereinsvorstande erteilte Vollmacht zum Abschluß des in Rede stehenden Darlehensvertrags ermächtigt, so hat er bei seinen mit der Klägerin geschlossenen Verhandlungen und bei der Entgegennahme des Geldes keine Vertretung vorgenommen, zu der er dem Beklagten bestellt war. Auch aus § 823 BGB. kann der Schadenerschaftsanspruch nicht hergeleitet werden, und zwar schon deshalb nicht, weil der Schaden, den die Klägerin etwa erleidet, ein Vermögensschaden ist, der nicht unter § 823 Abs. 1 fällt. Dagegen sind die Ausführungen des Berufungsurteils zu beanstanden, soweit sie die Frage betreffen, ob der Beklagte aus § 812 BGB. hafte. Die Vorinstanz nimmt selbst an, daß die 10 000 Mark von der Klägerin mit dem erklärten Willen, das Geld in den Besitz und das Eigentum des Beklagten zu übertragen, an B. verauslagt und von diesem „mit der nach außen erklärten Absicht“, es für den Beklagten zu empfangen, angenommen worden sind. Es kommt darauf, ob der Vorstand des beklagten Vereins, indem er äußerte, daß B. in Fällen, wo es der Zustimmung des Vorstandes bedürftig hätte, ohne solche Gelder für den Verein anzuheben und darüber quittierte, den Willen gehabt hat, damit ein gleiches Verfahren auch für zukünftige Fälle gutzuheißen, überhaupt nichts an, und entscheidend ist auch nicht ohne weiteres, ob er von solchem Verfahren B. Kenntnis gehabt hat oder nicht. Hand dieses Verfahrens unter Umständen statt, daß es die Mitglieder des Vorstandes nachnehmen mußten, so kann der Beklagte mit der Entschuldigung, die Vorstandsmitglieder hätten es gleichwohl nicht nachgenommen, hylt. es sei ihnen nicht bezeugt gewesen, nicht gehört werden, er muß das Verhalten seines Vorstandes so gegen sich gelten lassen, wie es von denen, die mit dem Verein in geschäftlichen Beziehungen standen, nach Treu und Glauben aufgeführt werden durfte. Das OLG. hat die Umstände im Zusammenhange auf die es entnommen, nicht gewürdigt. Das angefochtene Urteil beruht also auf unzureichender Würdigung des Streitmaterials. Unterstellt man, daß nach dem Verhalten des Vereinsvorstandes B. als zur Annahme der 10 000 Mark ermächtigt zu gelten hatte, so erscheint der Anspruch der Klägerin auf Rückgewähr der jetzt freigegebenen 5000 Mark zunächst begründet; denn dann ist das Geld von der Klägerin zu dem ausgesprochenen Zwecke,

durch dessen Eingabe eine Darlehensverpflichtung des Beklagten zu begründen, in dessen Besitz und Eigentum übertragen worden, der beabsichtigte Darlehensvertrag aber nicht zustande gekommen. Das LG. ist der Meinung, der Anspruch der Klägerin auf Rückgewähr der 5000 Mark sei nach § 812 BGB. begründet, ohne daß darauf etwas anläßt, was mit den 10 000 Mark nach ihrer Vereinnahmung durch B. geworden sei; insbesondere sei die Behauptung des Beklagten, daß der inzwischen verstorbene B. das Geld verauslagt gehabt habe, rechtlich unerheblich, weil B. dann das Geld dem Verein, nicht der Klägerin unterschlagen habe, und der Verein sich seiner Pflicht zur Rückgewähr nicht durch Verweisung auf ein Verschulden B., der sein Organ gewesen sei, entziehen könne. Das LG. bezieht sich hierbei auf das in den Entscheidungen des RG. 44, 303 fig. veröffentlichte Urteil. Dabei ist indes nicht beachtet, daß diese Entscheidung auf dem XX. beruht. Nach der jetzt maßgebenden Vorschrift des § 818 BGB. ist dagegen ein auf die §§ 812 fig. gestützter Anspruch ganz allgemein ausgeschlossen, soweit der Empfänger der ohne rechtlichen Grund bewirkten Leistung nicht mehr bereichert ist, und es kommt hierbei darauf nichts an, aus welchem Grunde die zunächst eingetretene Bereicherung nachträglich wieder weggefallen ist (vgl. GruchotsBeiz. 48, 1090 fig.). Das Vorbringen des Beklagten, B. habe das von der Klägerin für den Verein empfangene Geld unterschlagen, ist also gegenüber der Klage aus ungerichteter Bereicherung an sich beachtlich. Diese Erwägung führt indes nicht zur Aufrechterhaltung des angefochtenen Urteils. Denn die Beweislast dafür, daß die Bereicherung des Beklagten, welche durch die von B. in Empfang genommene Summe dann, wenn er zu der Annahme für den Beklagten als befaßt zu gelten hatte, zunächst eingetreten war, wieder weggefallen sei, liegt, wie nach der Vorschrift in § 818 Abs. 3 nicht zweifelhaft sein kann, (vgl. auch das Urteil des II. RS. des RG. vom 4. Oktober 1904, II 608/03 im Sächsl. 18, 65) beim Beklagten. Eine juristische Feststellung aber, daß dies geschehen sei, kann in den hier einschlägigen Darlegungen des Berufungsurteils nicht gefunden werden. Das Berufungsgericht ist bei seinen Ausführungen davon ausgegangen, die Klägerin müsse den Nachweis führen, daß B. das empfangene Geld den Kassenbeständen des Vereins zugeführt oder in dessen Interesse verwendet habe, und sieht dies als nicht dargelegt an, eine positive Feststellung, daß B. das Geld, ohne daß es dem Beklagten zugute gekommen wäre, für sich verwendet habe, enthält das Berufungsurteil nicht. Obgleichs des dem Beklagten — eventuell — obliegenden Beweis es mag noch hervorgehoben werden, daß die Bereicherung des Beklagten, die durch die Zahlung und Annahme der 10 000 Mark eingetreten war, nur dann als wieder weggefallen gelten könnte, wenn B. gerade das ihm von der Klägerin übergebene Geld unterschlagen hätte. Ob zum Nachweis dieser Tatsache die von der Vorinstanz hervorgehobenen Umstände, daß die 10 000 Mark von B. nicht in den Kassen des Vereins eingetragenen worden sind, und die Kasse bei ihrer Prüfung nach dem Tode B. keinen Überschuß aufgewiesen hat, als ausreichend anzusehen sind, ist hier nicht zu erörtern, es ist das im wesentlichen Sachde tatsächlich festzustellen, es mag nur bemerkt werden, daß diese Umstände eine natürliche Erklärung auch dann finden würden, wenn B. schon vor dem 19. Juni 1903 Kassengelder unterschlagen und

sich durch den Brief vom 18. Juni die 10 000 Mark gerade deshalb von der Klägerin verschafft hätte, um durch deren Einlegung in die Kasse die durch frühere Veruntreuungen entstandenen Defizite zu decken und so deren Ausbesserung bei einer Revision zu verhindern. J. c. R., II. v. 14. März 07, 284/06 VI. — *Samml.*

12. § 823 BGB. Fahrlässigkeit liegt nicht vor, wenn man bezüglich der Stenographin der Glattreiß die Verpflichtung ohne Fahrlässigkeit nicht kennt.]

Das die Klägerin als obere Berufungsgericht läßt dahin gestellt, ob die Verpflichtung, auf den Bürgersteigen der Ortschaftsbrücke, das Glattreiß zu besetzen, an dem Tage, als die Klägerin insolge Glattreiß aus der Brücke hinaufsteig, nach den gesetzlichen Bestimmungen der besagten Stadtgemeinde oder dem Kreis R. obzulegen hat. Es bezieht sich die Entscheidung dieser Frage als eine schwierige und höchst zweifelhafte, und legt dar, daß, selbst wenn die Beklagte jene Verpflichtung getroffen haben sollte, in der Nichtbefreiung des Glattreiß an jenem Tage ein Verschulden auf ihrer Seite nicht gefunden werden könne, weil sie nach Lage der Sache davon habe ausgehen dürfen, daß nicht sie, sondern den Kreis jene Verpflichtung treffe. „In dieser Beziehung stellt es fest, daß der Kreis das Reinigen der Brücke und die Befreiung des Glattreiß seit dem Jahre 1895 bis in das Jahr 1903 — der Unfall trug sich am 15. Dezember 1902 zu — ununterbrochen hat betreiben lassen, und zwar speziell auf Veranlassung eines hiesigen Polizeibeamten, sowie, daß der Kreis und die Beklagte der Ansicht gewesen sind, daß die Verpflichtung hierzu den ersten treffe. Hiernach liege, wenn die Beklagte in Wirklichkeit die Verpflichtung getroffen haben sollte, ein entschuldbarer Rechtsirrtum auf ihrer Seite vor, der ein Verschulden ausschließt. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Dem Berufungsgericht ist darin beizutreten, daß, auch wenn die streitige Verpflichtung die Beklagte getroffen haben sollte, ihre Nichterfüllung aber die von der Klägerin geltend gemachten Anspruch auf Ersatz des ihr durch den Unfall entstandenen Schadens nur dann rechtfertigt, wenn sie eine schuldhaft, fahrlässige war (§ 823 BGB.). Fahrlässig war sie aber nicht, wenn die Beklagte die Verpflichtung nicht kannte, und wenn diese Unkenntnis nicht die Folge einer Fahrlässigkeit war. Dabei ist es grundsätzlich ohne Bedeutung, ob die Unkenntnis auf einem Irrtum tatsächlicher Art oder auf einem Rechtsirrtum beruhte, da das BGB. beide Arten des Irrtums im wesentlichen gleich behandelt; entscheidend ist vielmehr, ob der Irrtum nach den Umständen über die im Verkehr erforderliche Sorgfalt entschuldbar war oder nicht, und in dieser Beziehung wird man im Einzelfalle allerdings strengere Anforderungen zu stellen haben, wenn es sich um einen Rechtsirrtum, namentlich um den Irrtum über den Inhalt einer gesetzlichen Bestimmung handelt. Nach der Feststellung des Berufungsgerichts hat der Kreis jahrelang bis zu dem Unfall gerade auf der Ortschaftsbrücke — und zwar sorgfältig auf Veranlassung eines hiesigen Polizeibeamten — für die Befreiung des Glattreiß gesorgt, und zu diesem Zweck in jedem Jahre Sand in der Nähe der Brücke ansäuen lassen, während nach dem nichtbestrittenen sonstigen Verhalten der Beklagten im übrigen die Straße, in deren Zug die Brücke liegt, durch die Anlieger von Glattreiß freigehalten worden ist. Hiernach haben

der Kreis und die Beklagte sich auf den Standpunkt gestellt, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen jenem die Verpflichtung obliege, gerade auf der Ortschaftsbrücke das Glattreiß zu besetzen. Wenn bei dieser Sachlage das Berufungsgericht davon ausgeht, die Beklagte habe begründeten Anlaß zu der auch vom Kreis geteilten Annahme gehabt, daß derselbe und nicht ihre jene Verpflichtung obzulegen habe, und wenn es daraus weiter folgert, daß diese Annahme, sollte sie auch irrig gewesen sein, eine unberücksichtigte ist, sobald darin, daß sie für die Befreiung des Glattreiß nicht sorgte, ein fahrlässiges Verhalten nicht zu erblicken ist, so kann hierin ein Rechtsirrtum nicht gefunden werden. I. c. Stadtgemeinde S., II. v. 4. März 07, 269/06 VI. — *Berlin.*

13. §§ 823, 824, 826 BGB., verb. mit § 1 UntBGB. Das BGB. schließt, soweit nicht das Wettbewerbsgesetz einschlägt, nur die Verletzung eines speziellen Rechtsgutes, nicht schon die Verletzung eines Erwerbs und Gewinnung von Konkurrenz.]

Die Klägerin verlangt: 1. daß dem Beklagten unterzogen werde, für die von ihm vertriebene Bedachung aus dreilagiger Klebepappe sowie für die Stoffe zur Herstellung von Bedachungen aus Klebepappe die Bezeichnung „Pappleinendach“ oder „Pappleinendach“, bezw. „Pappleinen“ oder „Papplein“ anzuwenden; 2. daß der Beklagte verurteilt werde, an Klägerin 3 001 Mark Schadenersatz zu zahlen. Die Klägerin hatte ihre Klage damit begründet, daß der Beklagte ihren Gewerbebetrieb durch unlauteren Wettbewerb fahre, indem er seine, ohne Verwendung von seinen hergestellten Pappleinen (und Stoffe zu den Dächern) gleichwohl unterförmig Pappleinendächer nenne. Der Beklagte hat entgegen, er vertriebe Bedachungen mit Zeineneinlagen und ohne solche; nur die ersteren bezeichne er (und zwar zulässigerweise) als Pappleinendächer. Außerdem hat der Beklagte gegenüber dem Schadenersatzanspruch der Klägerin behauptet, daß die Klägerin ihrerseits, obwohl sie seine Deckungen mit Zeineneinlagen liefere, dennoch ihre Dächer als Pappleinendächer ausbiete. Das OLG. wies ab, das OLG. erkannte auf einen Erb des Beklagten. Das OLG. hob auf und verwies zurück: Nach § 823 Abs. 1 BGB. ist derjenige, der „verfälscht oder fälschlich das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, dem anderen zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.“ Es besteht Meinungsverschiedenheit darüber, ob, wie der Berufungsrichter annimmt, die Ausübung eines Gewerbes (§ 1 GewO.), „ein sonstiges Recht“ im Sinne des § 823 Abs. 1 ist und ob dieses wenigstens dann zutrifft, wenn es sich um einen bestehenden eingerichteten Gewerbebetrieb handelt (vgl. RG. 51, 373; 56, 275; Zbl. 06 S. 164 Nr. 7). Es bedarf im vorliegenden Falle keiner besonderen Stellungnahme zu diesen Fragen; auch wenn man sie in vollem Umfange bejahen wollte, ist die Anwendbarkeit des § 823 Abs. 1 (und als Folge davon die analoge Anwendung des § 1004) nicht gegeben. Denn wenn ein Recht der Klägerin verletzt sein soll, muß jedenfalls in ihre hier in Betracht kommende Rechtsherrschaft, in ihr Recht, ihr Gewerbe zu betreiben, eingegriffen sein (Dernburg, das Bürgerliche Recht Bd. 2 Abs. 2 § 383, 3. Aufl. 06, S. 698). Daran mangelt es hier. Der Beklagte hat seine gewerbliche

Tätigkeit ausübt, und das steht ihm ebensoviel zu, wie der Klägerin die Ausübung der ihren. Es ist jedem gestattet, Rumpfschiff anzuwerben und den Gewerbetriebslosen Konkurrenz zu machen. Ein Eingriff in deren Geschäftsbetrieb ist damit nicht gegeben. Man soll der Beklagte vorliegend allerdings unlautere Mittel angewandt, also unethisch und vielleicht auch seinen Käufern gegenüber betrügerisch gehandelt haben, indem er bei dem Betriebe seiner Waren fälschlich angegeben haben soll; zu deren Herstellung Keinen mitverantwortlich zu haben. Damit hat er sich aber lediglich in seinem eigenen Geschäftsbetrieb gehalten, und sein Tun könnte ihn aus den §§ 823 Abs. 2, 824, 826 BGB. oder aus Spezialgesetzen, so insbesondere aus dem UnfWGB. oder dem WarenZB. haftbar gemacht haben, aber nicht aus § 823 Abs. 1 BGB. Auch dieses Gesetz schützt nicht ganz allgemein gegen jede, sei es vorsätzliche, sei es fahrlässige herbeigeführte Vermögensbeschädigung, es setzt vielmehr immer Verletzung eines speziellen Rechtsgutes eines anderen voraus, und als ein solches mag das Recht eines jeden auf ungehinderte und uneingeschränkte Betätigung der eigenen gewerblichen Tätigkeit erachtet werden können, keinesfalls aber ist schon die Aussicht auf Gewinn und die Aussicht auf Gewinnung von Rumpfschiff dazu zu rechnen. Mehr aber als die Beeinträchtigung einer solchen Aussicht der Klägerin auf größeren Geschäftsumsatz und dadurch herbeigeführten Geschäftserfolg liegt in der dem Beklagten nur zur Last gelegten Handlung: seine Ware als eine bessere angepriesen und verkauft zu haben, als sie wirklich war, nicht vor; kein Gewinnerzielender hat (an sich) ein Recht auf Abschließung einzelner Lieferungsgeschäfte und darauf, daß gewisse Sachen in einem gewissen Umfange bei ihm gekauft werden. Die Sache liegt im Grunde nicht anders, als wenn jemand Waren unter dem Werte verkauft, er kann auch damit im Erfolgsverlaufe, daß sein Konkurrenz einen geringeren Absatz von Waren und einen geringeren Vermögensgewinn erzielt, als es ohne jene Handlung der Fall wäre; er beinträchtigt also im Erfolgs auch damit den Zweck und das Ziel der gewerblichen Tätigkeit des geschädigten Konkurrenten, aber er macht sich nicht eines fahrlässigen Eingriffs in die Ausübung der Gewinnerzielung des anderen schuldig und er mag dem Geschädigten aus § 826 BGB. oder aus anderen Gesetzeshandlungen wegen Schadensersatz haftbar und zur Verurteilung verpflichtet sein, aber er ist es mangels der Verletzung eines Rechts eines anderen nicht aus § 823 Abs. 1. Auf einem anderen Standpunkt als dem hier entwickelten steht auch nicht die bisherige Rechtsprechung des RG. Sgl. insbesondere RG. 56, S. 275/276, 284; 48 S. 118/120, 124; 51, 373; ferner 53, 171, wo trotz der vorigen Sachlage nur § 826 angewandt ist; 60, 6 ff. und 61, 366 ff., wo der Erwerb und das Fortkommen eines Menschen nur in dem speziellen Falle des § 824 bei über Kradrede als geschützt auf Grund der besonderen ausdrücklichen Bestimmung dieses Paragraphen erachtet sind; JRB. 06 S. 20, Nr. 19, wo das RG. sich ebenfalls nur in betreff der Anwenbarkeit des § 826 ausgesprochen hat — in allen solchen Fällen ist sich überaus vom Eingriffe in die Rechtsgüter eines solchen handelte. Letzteres liegt endlich auch in der Entscheidung des IV. JS. des RG. vom

6. März 1902 Rep. IV 393/01 vor, wo außerdem ein durchgreifender Zwang seitens des beklagten Kartellvereins auf die anderen Ärzte des Bezirks ausgedrückt war, den klagenden Arzt nicht mehr, wie es bislang geschehen war, zu konsultieren und ihm Kranke zuzuwiesen, und wo allerdings in die Tätigkeit selbst des klagenden Arztes eingegriffen war. R. e. D., II. v. 22. Febr. 07, 294/06 II. — Dresden.

14. § 826 BGB. in Verb. mit § 9 UnfWGB. [Zur Vermeidung liegt ein Verstoß gegen die guten Sitten in der Ausübung der in einem früheren Dienstverhältnis denungelassenen Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse nach Beendigung des Dienstverhältnisses.]

Der Chemiker Z. R. hat im Jahre 1897 in Zürich eine Gesellschaft zur Herstellung alkoholfreier Weine gegründet und für die Schweiz das Recht zur Herstellung solcher Weine nach einem ausgestellt von ihm erfindenen Verfahren übertragen. An die Stelle dieser Gesellschaft trat noch im Jahre 1897 eine andere, die jetzt die Firma Pomell limitet führt. Von dieser wurde das Patentrecht für das Gebiet des Deutschen Reichs dem Z. R. und dem Ingenieur B. übertragen, wobei diese die Verpflichtung übernahmen, das Verfahren möglichst geheim zu halten und ihre Angestellten zur Geheimhaltung zu verpflichten. R. und B. übertragen ihre Rechte und Pflichten aus eine von ihnen gegründete Gesellschaft, die jetzt Klägerin, der sie selbst als Mitglieder angehören, R. ist Mitglied des Aufsichtsrats. Die Klägerin vermerkt das ihr überlassene Verfahren insbesondere in der Weise, daß sie anderen Personen und Gesellschaften dessen Ausübung gegen Entgelt, namentlich auch gegen eine nach dem erzielten Absatz abgeführte Zwangsgebühr gestattet. Einen Vertrag dieses Inhalts schloß die Klägerin am 21. März 1899 auch mit dem Kaufmann R. K., dem sie die Herstellung von Pomell für die Stadt Köln überließ. Auch hier wurde dem K. die Pflicht auferlegt, das Herstellungsverfahren möglichst geheim zu halten, und andere nicht in den Stand zu setzen, es anzuwenden. K. begründete zur Ausübung des ihm eingeräumten Rechtes wiederum eine Gesellschaft unter der Firma R. K., G. m. b. H. In die von dieser errichtete Fabrik trat der Beklagte J. im Sommer 1899 als Geschäftsführer ein; er war früher in der Züricher Pomellfabrik, später bei der Klägerin in Stellung gewesen. Am 1. Februar 1901 trat J. aus der Stellung bei R. K. aus und gründete alsbald in Gemeinschaft mit Heinrich J. B., der Mitte Februar 1901 Rechtsanwältin in der K. schen Fabrik gewesen war, unter der Firma Kölner Ranganigelschiff G. m. b. H. in Köln ein Geschäft zur Herstellung eines aus getrockneten Apfelschnitten hergestellten alkoholfreien Getränks, das unter dem Namen Ranganigil, später als Apfelschnitten vertrieben wurde. Der Beklagte wurde Produzent der Gesellschaft, die Geschäftsführer waren zunächst J. und B., aus den letzteren Stelle trat im November 1901 der Beklagte J. B., der später alleiniger Geschäftsführer wurde. Die Gesellschaft R. K., G. m. b. H., eroberte bereits im Jahre 1901 gegen J. und B. bei dem AG. Köln Privatklage wegen unlauteren Wettbewerbs, die Sache wurde durch einen Vergleich, der zugleich noch andere Verhältnisse betraf, erledigt, in welchem sich die Kölner Ranganigelschiff zur Zahlung einer Abfindung von 5000 Mark verpflichtete. Im November 1903 hat die Klägerin gegen die Ranganigelschiff und gegen J. B. und J. B. Schaden-

erschläge erhoben, weil sie von diesen durch gegen die guten Sitten verstoßendes Verhalten vorsätzlich geschädigt worden sei und werde. Sie hat beantragt, die Beklagten als Gesamtschuldner zu verurteilen, ihr allen Schaden zu ersetzen, der ihr dadurch entstanden sei und entstehe, 1. daß der beklagte H. während seiner Tätigkeit als Fabrikleiter der Firma R. H., G. m. b. H., die Herstellungskosten des allosolferien Getreides Pomell dem Beklagten Sch. vortreten habe, 2. daß die Beklagten seit dem 1. Februar 1901 dieses Getreide fabriazierten und als Manzanil bzw. Apfelblümen in den Handel brachten, 3. daß sie in anderen Städten Fabriken und Filialen errichteten und Hygienien vertrieben. Sie verlangt Schadenersatzleistung durch Zahlung einer vom Gericht zu bestimmenden Summe, und hat im Laufe des Prozesses dieses Verlangen dahin ergänzt, daß sie mindestens 30 000 Mark nebst Zinsen zu 5 Prozent seit der Klageerhebung fordere. Die Klage gegen H. B. ist in I. und II. Instanz abgewiesen. In gleichem Sinne hat das Königl. OLG. Köln auch bezüglich des gegen die übrigen Beklagten erhobenen Anspruches erkannt, dagegen hat das Königl. OLG. den Klagenanspruch gegenüber den übrigen Beklagten dem Grunde nach für berechtigt erklärt; hiergegen richtet sich deren Revision. Das RG. hat auf und wies die Sache an die Instanz zurück: Das Berufungsgericht hat angenommen, das Pomellverfahren sei, obgleich verschiedene darin angewendete Prozeduren bekannt und auch in der Praxis bereits verworfen gewesen seien, als ganzes einzigartig und in der Öffentlichkeit, auch in den Kreisen der Fachmänner, nicht bekannt gewesen, daß seine Anwendung würden für die Erzeugung allosolferier halbkarer und wohlschmeckender Getreide aus Oß besonders günstige Erfolge erzielt, insbesondere sei dadurch die Verwertung getrockneten Oßes ermöglicht und hierdurch bezüglich der dauernden Beschaffung des zu verarbeitenden Materials ein großer Vorteil gewonnen worden. Das Verfahren sei daher sehr wohl geeignet gewesen, ein wertvolles Geschäftsgeheimnis zu bilden. Als solches sei es auch in allen von R. ins Leben gerufenen oder mit ihm in Verbindung stehenden Pomellfabriken behandelt und in der Geschäftsweit angesehen worden. Die Behauptung des beklagten H., daß in Wahrheit er der Erfinder dieses Verfahrens gewesen sei, müsse als widerlegt angesehen werden, er habe nur verschiedene einzelne Verbesserungen, auf die er bei seiner Beschäftigung in den Pomellfabriken gekommen sei, angeregt und ihre Einführung veranlaßt. Die Angriffe der Revision, die sich gegen diesen Teil der Ausführungen des Berufungsurteils richten, sind unbegründet. Bei der Frage, ob sich H. und Sch. durch Verlegen von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen der Klägerin bzw. durch unbefugtes Erhalten von solchen einer gegen die guten Sitten verstoßenden Handlung schuldig gemacht haben, kommt es nicht darauf an, ob das Pomellverfahren in dem Sinne neu war, in dem eine Erfindung nach §§ 1, 2 PatW. neu sein muß, wenn sie patensfähig sein soll. Auch ein Verfahren, bei dem zur Herstellung eines bestimmten Produkts Methoden angewendet werden, die an sich bekannt sind, kann Gegenstand eines wertvollen Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisses sein, wenn dabei durch die besondere Ausführung und Gestaltung der einzelnen Operationen bezüglich der Güte des Produkts oder der Sicherheit des Erfolgs oder der Herstellungs-

kosten besondere Vorteile erzielt werden, sofern nur die dabei in Betracht kommenden Besonderheiten des Verfahrens nicht dergestalt bekannt sind, daß sie jeder Interessent ohne größere Schwierigkeit und Opfer in Erfahrung und zur Anwendung bringen kann. (Vgl. die Begründung zu § 5 UnlW.). Daß das Pomellverfahren zu der Zeit, als die beklagten H. und Sch. die Begründung der Manzanilgesellschaft vortrugen und tatsächlich ins Werk setzten, ein Geheimnis in diesem Sinne war, ist von der Revision einwandfrei festgestellt, und die Erwägungen, auf denen diese Annahme beruht, würden auch dann nicht entkräftet werden, wenn alle hier einschlagenden Behauptungen der Beklagten, deren Nichtberücksichtigung die Revision rügt, als wahr unterstellt werden. Der vorstehend besprochene Teil des Berufungsurteils bietet sonach zu in der Revisionsinstanz dringlichen Bedenken keinen Anlaß. Dagegen mußten die übrigen Darlegungen der Revision in mehrfacher Beziehung beanstandet werden. I. Den Schwerpunkt der von der Klägerin vertretenen Meinung, daß ihr die Beklagten zum Schadenersatz verpflichtet seien, bildet die Ausnahme, H. sei, auch nach dem Ausschcheiden aus der R. H. G. m. b. H. Fabrik der Klägerin gegenüber verpflichtet gewesen, das Pomellverfahren Dritten gegenüber geheim zu halten, sich auch jeder Ausbreitung dieses Verfahrens in seinem eigenen Interesse zu enthalten, er habe daher rechtswidrig gehandelt, indem er die Kölner Manzanilfabrik ins Leben gerufen und durch Begründung von Tochtergesellschaften und Erteilung von Hygienien noch anderer Unternehmungen begründet oder ermöglicht habe, durch welche die früheren Pomellfabriken in ihrem Ansehen und in ihrer Ertragsfähigkeit geschädigt würden, und für die Klägerin die Möglichkeit, durch die Erteilung weiterer Hygienien für Pomellfabrikation Gewinn zu ziehen, beeinträchtigt werde. Der Beklagte Sch. aber habe sich an diesem rechtsverwiderigen Verhalten H.s beteiligt und sich dadurch ebenfalls einer unter § 226 BGB. fallenden Handlungswelt schuldig gemacht. Das Berufungsgericht hat diese Auffassung geteilt, und zwar nimmt es an, daß das Verhalten H.s eine schon an sich unerlaubte Handlung im Sinne des § 226, zugleich aber auch die Verletzung einer Vertragspflicht enthalte, die ihm gegenüber der Klägerin obgelegen habe. In der ersterwähnten Richtung wird im Anschluß an die Feststellung, daß die Leitung der R. H. G. m. b. H. tatsächlich bemüht gewesen sei, das von ihr angewendete Verfahren geheim zu halten, aufgeführt: H. sei in diese Fabrik zunächst als gewöhnlicher Arbeiter eingetreten, dabei sei ihm von R. die Geheimhaltung der Fabrikation ernstlich zur Pflicht gemacht worden. Einige Zeit nach seinem Eintritt sei der damalige Vorarbeiter der Fabrik entlassen worden, weil er hierzu nicht berechtigten Personen den Eintritt in die Fabrik gestattet habe. Dies sei dem H. bekannt geworden, und er sei selbst in die Stellung eines Vorarbeiters aufgetreten. Bei Begründung der jetzt klagenden Gesellschaft sei er auf Wunschlage R.s in deren Dienste getreten, und bei Errichtung der R. H. G. m. b. H. in Köln sei er von R. dorthin als Meister und Leiter geschickt worden, wobei R. ihm nochmals besonders zur Geheimhaltung des Verfahrens ermahnt habe. Auf Grund dieser Feststellungen nimmt die Revision an, es sei, auch wenn keine vertragliche Bindung H.s anzunehmen wäre, eine grobe Verletzung von Anstand und Sitte darin zu befinden, daß er nach dem Austritt aus der

Es ist dem Fabrikat das ihm bekannt gewordene Geschäftsgeheimnis für sich auszubedenken unternommen habe. Dem kann nicht beigetreten werden. Für diejenigen, welche als Angestellte, Arbeiter usw. in einem gewerblichen Betriebe tätig gewesen sind, besteht nicht die Rechtspflicht, das, was sie aus Anlaß ihrer Tätigkeit über die Einrichtungen dieses Betriebes und das dort angewendete Verfahren kennen gelernt haben, auch nach Beendigung ihres Dienstverhältnisses geheim zu halten und insbesondere auch nicht in eigenem Nutzen zu verwerten, auch nicht, soweit es sich um Dinge handelt, an deren Geheimhaltung der Betriebsinhaber offenbar hien. ausgesprochenemmaßen ein großes Interesse hat. Es kann aber auch nicht zugestanden werden, daß in Fällen der letzteren Art der Angestellte, der nach Beendigung des Dienstverhältnisses die Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse seines früheren Arbeitgebers allein oder in Gemeinschaft mit anderen zu seinem Nutzen verwertet, damit ein Verstoß gegen die letzten Art der Angestellten Ansehens aller billig und gerecht denkenden Menschen als unerlaubt und unanständig angesehen wird. Dem Interesse des Betriebsinhabers an der Wahrung seines Geschäfts- und Betriebsgeheimnisses und daran, daß ihm nicht unter deren Ausnutzung von früheren Angestellten Konkurrenz gemacht wird, steht deren nicht minder berechtigtes Interesse gegenüber, die Kenntnisse und Fertigkeiten, die sie sich in ihrer Tätigkeit erworben haben, zu ihrem Fortkommen auszunutzen. Wie wenig es berechtigt wäre, anzunehmen, daß die Betätigung dieses Interesses der Angestellten nach der allgemeinen Anschauung als wider die guten Sitten verstoßend zu gelten habe, zeigt die Entstehungsgeschichte von § 9 UWG. In Beziehung der Bewegung, die in den Kreisen der Industrie zur Erlangung eines ausgiebigeren Schutzes für Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse entstanden war, hatte das Reichsamt des Innern in den Jahren 1894 und 1895 einen Gesetzentwurf aufgestellt, nach welchem es Angestellten, Arbeitern oder Lehrlingen eines Geschäftsbetriebes der Strafe unterlag, sein solles, Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse, die ihnen vermöge des Dienstverhältnisses anvertraut oder sonst zugänglich geworden seien, vor Ablauf einer gewissen Zeit nach Beendigung des Dienstverhältnisses zum Zwecke des Wettbewerbs anderen mitzuteilen oder anderweit zu verwerten. Der Zeitraum war zunächst auf fünf, dann auf zwei Jahre normiert. Dieser Gesetzesentwurf fand aber so allgemeine und lebhafteste Anfechtung, daß er in dem Reichstage (9. Legisl.-Ver., IV. Session 1895/96) vorgeschlagen Entwurf des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs überhaupt nicht aufgenommen, und in der Begründung zu dem §§ 9 und 10 des Entwurfs bemerkt wurde, dieser habe Abstand genommen, die Angestellten auch nach Lösung des Dienstverhältnisses an die Wahrung von Geheimnissen zu binden, beschränkt vielmehr grundsätzlich die Schweigepflicht auf die Dauer des Dienstverhältnisses. Um andererseits die Interessen der Arbeitgeber zu wahren, enthielt der Entwurf (§ 9 Abs. 1 Ziff. 2) Vorschriften, wonach Angestellte, Arbeiter und Lehrlinge unter Umständen mit Strafe belegt werden sollten, wenn sie entgegen einem mit dem Arbeitgeber getroffenen schriftlichen Abkommen nach Beendigung des Dienstverhältnisses Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse anderen zum Zwecke des Wettbewerbs mitteilen

würden. Dieser Vorstoß fand aber die Billigung des Reichstages nicht, die von diesem niedergeletzte Kommission beschloß einstimmig, die vorgeschlagene Bestimmung ganz zu streichen „und somit den Grundsat aufzustellen, daß, nachdem jemand sein Vertragsverhältnis zu einem gewissen Lohnherrn beendet hat, er der uneingeschränkten Herr seiner Fähigkeiten und Kenntnisse ist.“ Nun mag nicht bezweifelt werden, daß, wie es in dem Urteil des II. O. des R. vom 11. März 1904, Rep. II. 498/03 (teilweise abgedruckt in der DZS. 04 S. 553 Nr. 11) ausgedrückt ist, Fälle denkbar sind, in denen es als groß unbillig im Sinne von § 826 BGB. anzusehen ist, wenn ein — durch eine Konkurrenzklausel nicht gebundener — Angestellter ein während seiner Dienstzeit zu seiner Kenntnis gelangtes Geschäftsgeheimnis nach seinem Dienstaustritt für sich verwertet. Zu einer solchen Beurteilung gehören aber ganz besondere Umstände, und diese sind im vorliegenden Falle weder schriftlich noch behauptet (wird ausgeführt). Anlangend den vertraglichen Gesichtspunkt, so hat die Klägerin in der I. Instanz nirgends auch nur angedeutet, daß sie den Klagenanspruch auch auf eine dem Beklagten J. zur Last fallende Vertragsverletzung stützen wolle, und auch aus ihrem zweifelsfreien Vorbringen ergibt sich eine solche Absicht wenigstens nicht mit Bestimmtheit. Das Berufungsgericht hat indes angenommen, daß J. zugleich als Grund eines mit der Klägerin geschlossenen Betrags dieser gegenüber verpflichtet gewesen sei, das Verschwiegenheitsgeheimnis geheim zu halten und nicht für sich auszunutzen, und zur Begründung angeführt: Daraus, daß J. erst in den Dienst von R. später in den der Klägerin und der Firma J. getreten sei, nachdem ihm R. die Geheimhaltung des Fabrikbetriebes auferlegt gehabt, sei zu entnehmen, daß diese Geheimhaltung als ein Teil des Kaufstillschweigensvertrags J. & R. und bei der Klägerin anzusehen gewesen sei, auch habe sich J. dadurch bei seinem Uebertritt in die Firma R. dem R. und damit der von diesem vertretenen Klägerin gegenüber vertraglich verpflichtet, den Betrieb bei dieser ihrer Tochtergesellschaft geheim zu halten. Die Gegenrichtung für dieses Verschwiegenheitsgeheimnis habe darin gelegen, daß sie ihm die Stelle bei R. verschafft habe. Diese Abrede sei aber in beiden Fällen dahin aufzufassen, daß sie den J. nicht bloß während seines Dienstverhältnisses, sondern auch darüber hinaus zeitlich und zeitlich unbeschränkt habe binden sollen. Den Angriffen der Revision hat auch bezüglich dieser Ausführungen der Erfolg nicht verlagert werden können. Als sich jureffektiv erscheint allerdings die Auffassung, daß durch die Eröffnungen, die R. namens der von ihm damals vertretenen Züricher Gesellschaft beim Eintritt J. & R. in deren Dienste hinsichtlich der Geheimhaltung des in der Fabrik angewendeten Verfahrens gemacht hat, eine ihnen entsprechende vertragliche Verpflichtung J. & R. begründet worden ist, indem dieser sich durch Annahme der Stellung demjenigen, was insoweit von ihm verlangt wurde, unterwarf. Für den Inhalt dieser Verpflichtung ist aber maßgebend, wie J. unter den gegebenen Verhältnissen und nach Treu und Glauben die Erklärungen R. auffassen mußte. (Die Erklärungen R. & die Umstände bei denselben werden näher angeführt.) Nach diesen kann nicht anerkannt werden, daß J. durch die ihm bei Eintritt seiner Stellung von R. gegebene Bestätigung, das Verfahren geheim zu halten, oder aus der Art, wie sich die Ver-

hältnisse während seines Dienstverhältnisses in der Züricher Fabrik gestültert, habe erkennen müssen, daß ihm so schwerwiegende Verpflichtungen, wie sie die Vorinsanz annimmt, angefallen würden, und es kann daher daraus, daß er die Stellung als gewöhnlicher Arbeiter, später als Vorarbeiter in der Züricher Fabrik angenommen und längere Zeit hindurch beibehalten hat, eine verteilte Übernahme dieser Verpflichtungen gegenüber der Züricher Gesellschaft oder gegenüber H. persönlich nicht gefolgert werden. Umstände, welche eine andere Auffassung rechtfertigen, sind weder festgelegt, noch behauptet worden. Nicht anders liegt die Sache bezüglich des Übertritts H. in die Dienste der Klägerin und später in diejenigen der Gesellschaft R. R. (wird ausgeführt). Nach alledem kann darin, daß H. nach Beendigung seines Dienstverhältnisses zu der Gesellschaft R. R. die Manzanilgesellschaft begründet, auch andere Gesellschaften, die alkoholischen Most produzieren, ins Leben gerufen hat, weder eine unerlaubte Handlung im Sinne von § 826 BGB., noch die Verletzung einer Vertragspflicht, die ihm gegenüber der Klägerin obzulegen hätte, erklärt werden, und es kann auf diese Umstände ein Schadenersatzanspruch der Klägerin gegen die Beklagten H. und Sch. und gegen die Manzanilgesellschaft nicht gestützt werden. II. Anlangend das Verhalten der beiden Beklagten vor dem Austritt H. aus der R. R. Fabrik, so ist einwandfrei festgelegt, daß H. zu dieser Zeit nicht bloß Unterhandlungen wegen der künftigen Begründung eines Konsumunternehmens angebahnt und angeknüpft hat, sondern daß er auch schon zu dieser Zeit die Personen, die sich an dem Unternehmen beteiligen sollten, über das Verfahren zur Herstellung des Pommes unterrichtet, ihnen die Bezugsmittel für die dazu erforderlichen Apparate und für das zu verarbeitende Material mitgeteilt und ihnen heimlich Zutritt in die R. R. Fabrik verschafft und dort das Verfahren erläutert hat, es sind auch mit seiner Zustimmung schon zu dieser Zeit durch den Beklagten Sch. Bestellungen auf Apparate und Material ausgegeben worden. Dieses Verhalten H. war, wie von der Revision nicht verkannt wird, widerrechtlich im Sinne von § 826 BGB. und zwar nicht bloß im Verhältnis zu der Gesellschaft R. R., sondern auch den Beziehungen, in denen H. nach den Feststellungen des Berufungsgerichts damals noch zu R. und der Klägerin stand, auch gegenüber der letzteren. Und auch den Beklagten Sch., der sich von H. in die R. R. Fabrik heimlich einschleichen und die Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse des R. R. Betriebes zum Zwecke des Wettbewerbes mitteilen ließ, trifft der Vorwurf einer vorsätzlichen Schädigung der an der Wahrung dieser Geheimnisse interessierten Personen durch eine wider die guten Sitten verstoßende Handlungswelt. Eine Schadenersatzpflicht der beiden Beklagten gegenüber der Klägerin erscheint daher an sich begründet. Da aber nach den Darlegungen unter I. H. nach dem Aufheben aus dem Dienste der Gesellschaft R. R. und nach Lösung seiner Beziehungen zur Klägerin nicht beunruhigt war, seine Kenntnisse und Fertigkeiten bezüglich der Herstellung alkoholischer Moste für sich zu verwerten, so erstreckt sich jene Ersatzpflicht nur auf denjenigen Schaden, welcher dadurch entstanden ist, daß H. das Geschäfts- und Betriebsgeheimnis bezüglich des Pommesverfahrens schon zu einer Zeit anderen preisgegeben hat, wo er zu dessen Verwertung noch verpflichtet war; soweit es sich um den Klägerin entstandene

Schadteile handelt, die in gleicher Weise auch dann eingetreten wären, wenn H. die Mittelungen über das Pommesverfahren seinen späteren Gesellschaftern erst nach Beendigung seines Dienstverhältnisses zur Gesellschaft R. gemacht hätte, scheiden daher für die Schadenersatzpflicht der beiden Beklagten aus, weil es infolgedessen an einem ursächlichen Zusammenhang zwischen dem für die Klägerin entstandenen Schaden und der widerrechtlichen Handlungswelt der Beklagten fehlt. Dafür aber, daß der Klägerin über diese Schadteile hinaus ein Schaden überhaupt erwachsen sei, mangelt es an jeder Feststellung, das Berufungsgericht hat sich mit dieser Frage überhaupt nicht befaßt, dazu auch von dem Standpunkte aus, den es bezüglich der vorstehenden zu I behandelten Fragen einnahm, keinen Anlaß gehabt. Da auch die ganze Sachlage nicht etwa ergibt, daß ein solcher Schaden erwachsen sein müßte, andererseits aber auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß er entstanden sein könnte, so muß der Prozeß zur weiteren Verhandlung und Entscheidung hierüber an die Vorinstanz zurückverwiesen werden. G. R. G. und Gen. c. D. P. G., II. v. 14. März 07, 425/06 VI. — Geln.

15. § 832 Abs. 1 BGB. Haftung eines Lehrers für die einem Schüler von einem anderen Schüler an einem Schulfest sachlichförmig zugesagte Körperverletzung.]

Der Kläger fordert von dem beklagten Lehrer Ersatz des Schadens, den er dadurch als Kurpfleger an seiner künftigen Erwerbsfähigkeit erlitten hat, daß am 25. Juni 1904 der Knabe H. St. bei einem Schulfest der Jesuitischen öffentlichen Schule mit einem Pöstreiter schiefen ihn ins rechte Auge getroffen und dadurch die völlige Erblindung dieses Auges herbeigeführt hat, und zwar will er den Beklagten verurteilt wissen, ihm später eine jährliche Rente, für das 18. und 19. Lebensjahr von je 312 Mark, für das 20. bis 27. Lebensjahr einschließlich von je 416 Mark, für das 28. bis 60. Lebensjahr einschließlich von je 780 Mark, zu zahlen. Der Beklagte ist hierfür dem Grunde nach dem § 832 Abs. 1 BGB. gemäß für haftbar erklärt worden, weil er als Lehrer der betreffenden Klasse gesetzmäßig zur Führung der Aufsicht über den Täter H. St. bei dem Schulfeste verpflichtet gewesen sei und den ihm im Geleite nachgefolgten Entlassungsbeweis nicht erbracht habe. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Der Beklagte hat zunächst gerügt, daß nicht festgestellt sei, ob den Kläger überhaupt ein Schaden an seiner künftigen Erwerbsfähigkeit getroffen habe. Dieser Angriff ist schon deshalb ganz unbegründet, weil die fragliche Behauptung des Klägers gar nicht in Abrede gestellt worden war, der Beklagte vielmehr nur die Höhe des Anspruches bestritten hatte. Ob aber der Kläger gegenwärtig schon insoweit im Recht ist, die Höhe seines zukünftigen Schadens nachzuweisen, das ist in diesem Stadium des Rechtsverlaufs noch nicht zu erörtern, sondern wird sich zu gegebener Zeit zeigen. Formell aber ist eine Klage auf die künftige wiederkehrende Leistungen nach § 258 BGB. jetzt schon zulässig; vgl. G. R. G. 83, 406 ff. In materieller Beziehung handelt es sich vor allem darum, ob einem öffentlichen Lehrer in der Provinz Pommern im Sinne des § 832 Abs. 1 BGB. „kraft Gesetzes“ die Pflicht obliegt, diejenigen Schüler, in deren Anwesenheit er nach der augenblicklichen Sachlage die Schulpflicht (§ 50 Abs. II. 12) auszuüben hat, während dieser Zeit zu beaufsichtigen. Dies ist (übrigens ohne

besondere Beziehung gerade auf die Provinz Bommern) wohl einmal bestritten worden; vgl. Röllets in den Beiträgen zur Erklärung des Deutschen Rechts 41, 782 ff. und Winter im „Recht“ v. 1902 S. 39. Der Grund für diese Ansicht ist einerseits darin gefunden worden, daß die Aufsicht des Lehrers nicht den Zweck habe, Beschädigungen Dritter zu verhüten, sondern nur die gute Wirkung des Schulunterrichts zu sichern, andererseits darin, daß durch kein Gesetz den Lehrern die Aufsichtspflicht auferlegt sei. Der erstere Grund ist in entsprechender Weise auch gegen die Aufsichtspflicht des Lehrers in Ansehung des Zehelings geltend gemacht; in dieser Ansehung aber vom RG. schon widerlegt worden laut RG. 52, 71 ff.; in dieser Beziehung genügt es also, auf die dortigen Ausführungen zu verweisen. Was aber den anderen Grund anlangt, so kann als ein hier maßgebendes „Gesetz“ jedenfalls die allgemeine Bestimmung des § 88 Abs. II, 10 angesehen werden, wonach jeder Beamte auf die pflichtmäßige Führung seines Amtes die genaueste Aufmerksamkeit zu wenden hat; im übrigen liegt es in der Natur der Sache, daß zur Ausübung der Schulaufsicht auch die Aufsichtsführung gehört. Die Sachlage ist hier ganz entsprechend dem Falle, wo ein Kind in die pflichtmäßige Obhut eines Privatlehrers gegeben ist: ein solcher würde Dritten gegebenen Falles ohne Zweifel aus § 832 Abs. 2 BGB. haften, weil nach § 157 BGB. die Aufsichtsführung nach Treu und Glauben als von ihm vertraglich zu übernehmen gelten müßte. Vgl. übrigens v. Staudinger (Engelmann), Kommentar zum BGB. (Ausf. 2), Bd. 2 Abs. 2, Bem. II, 1, a, p zu § 832, S. 899; Lertmann, Schuldverhältnisse (Ausf. 2) Bem. I, a zu § 832, S. 960. Daß aber zwischen der eigentlichen Schulzeit und einem von Schule wegen veranfaßten Schulauslaß kein Unterschied zu machen ist, versteht sich von selbst. Endlich hat der Beklagte auch mit Unrecht eine Überpannung der einem aufsichtspflichtigen Lehrer zuzumutenden Sorgfalt gerügt. Wenn das Berufungsgericht angenommen hat, daß der Beklagte unter Berücksichtigung der Umstände, wie sie bei einem von Hunderten von Personen befaßten, im Freien abgehaltenen Schulfest einzutreten pflegen, einerseits und des niedrigen Alters der hier in Frage kommenden Knaben andererseits diese nur dann hätte veranlassen dürfen, Vorkreter dieser Art mitzubringen und damit nach der Scherbe zu sichern, wenn er wirklich dafür sorgte, daß es den Knaben unmöglich gemacht würde, außerhalb des unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehenden Festzirkels damit zu spielen, so ist das nicht gerügt, ein rechtliches Bedenken heranzuziehen. Die vom Beklagten eingelegte Revision ist zurückgewiesen. O. v. D., II. v. 14. März 07, 849/06 VI. — Ettlin.

16. § 883 BGB. An Stelle einer weggelassenen Hypothekvormerkung entsteht keine Eigentümergrundschuld.]

Die offene Handelsgesellschaft „Verlag der Rüstwerke A. & Co.“ in Leipzig war Eigentümerin des Grundstücks St. Pl. 208. Daraus wurde am 14. November 1903 der Anspruch der Firma 2. Eisenbeton-Centrale Berlin W. 57 Abs. Erißig auf Einräumung einer Sicherungshypothek für eine Forderung zur Lieferung von Eisenbetonarbeits im Betrage von 5 511,86 Mark vergewährt. Darnach kamen Sicherungshypotheken des Beklagten von zusammen 5 000 Mark,

und hinter diesen eine Hypothekenforderung der Klägerin — Frau C. — zu 22 000 Mark. Bei der Zwangsversteigerung trafen auf die letzte Vormerkung 4 744,33 Mark, der Beklagte und die Klägerin fielen an sich aus. Da aber die Firma 2. ufo. Ansprüche auf ihre Vormerkung nicht erhob, erwirkte die Klägerin Arrestbefehl und Pfändungsbefehl vom 7. Juli 1905, worin sie für sich pläniert: a) die an Stelle der Vormerkung getretene Eigentümerhypothek, b) den Anspruch auf Verdrängung des Grundbuchs und Abgabe der zu diesem Zwecke erforderlichen Erklärungen, c) den weiteren Anspruch der Schuldnerin auf den auf die Vormerkung entfallenden Erlösanteil. Der Arrestbefehl und Pfändungsbefehl ist den „Drittschuldnern“ am 11. und 12. Juli und der Schuldnerin am 18. Juli 1905 zugestellt worden. Infolge Stills in Verteilungstermin vom 19. Juli 1905 hat das Vollstreckungsgericht die 4 744,33 Mark mit der Maßgabe hinterlegt, daß sie an die Firma 2., falls sie ihre Forderung nachweise, anderenfalls aber an den jetzt Beklagten auszuscheiden seien. Deshalb ist nun von Frau C. Klage mit dem Antrag erhoben, den Beklagten zur Verdrängung der Auszahlung der 4 744,33 Mark nebst Hinterlegungsschulden an sie zu verurteilen. Der Beklagte beantragte Klageabweisung. Die Parteien streiten lediglich über die Rechtsfrage, ob sich die Vormerkung für 2. ufo. in eine Eigentümergrundschuld umwandeln habe, was beide Parteien verneinen. Klage, Berufung und Revision sind zurückgewiesen: Nach § 883 BGB. ist die Vormerkung zur Sicherung eines Anspruchs auf Einräumung oder Aufhebung eines Rechtes an einem Grundstücke oder an einem das Grundstück betreffenden Rechte oder auf Änderung des Inhaltes oder des Ranges eines solchen Rechtes gegeben. Sie dient also allgemein zur Wahrung künftiger dinglicher Rechte, wie z. B. der Auslieferung, der Dienstbarkeits- oder Nießbrauchserwerbung ufm. und nicht etwa bloß zur Sicherung des Erwerbs einer Hypothek oder Grundschuld durch Ausräumung oder Übertragung. Schon daraus, daß die Vormerkung eben nur zur Sicherung eines Anspruchs nicht als endgültiger Anspruch selbst verstanden ist, folgt, daß ihre Eintragung noch nicht das dingliche Recht selbst gewährt, daß sie diesem nicht vollkommen gleichgestellt werden kann, wenn sie auch zur Erreichung ihres Zweckes von der Eintragung an in einzelnen Richtungen, z. B., was die Bewirkung des guten oder bösen Glaubens — § 892 BGB. — oder den Rang — § 883 — anlangt, dingliche Wirkung notwendig äußern muß und äußert. Diese Wirkung und die Bedeutung der Vormerkung überhaupt ist vom Gesetz aber immer nur unter der selbstverständlichen Bedingung gegeben, daß das zu schützende dingliche Recht in Zukunft wirklich in rechtsgültiger Weise begründet wird, und in dem Augenblicke, wo der Nichtertritt dieser Bedingung eintritt, ist, wird auch die ganze Vormerkung mit allen ihren bis dahin bestandenen Wirkungen hinfällig, da der Anspruch, den sie sichern soll, nicht mehr zur Entstehung gelangen kann; § 158 Abs. 1 BGB. Das Gesetz gilt insbesondere auch für die Vormerkung zur Sicherung eines künftigen Hypothekeneintrags. Auch bei ihr besteht die Bedingung, daß die zu sichernde Hypothek künftig, sei es durch freiwillige Bestellung oder sei es im Wege der Zwangsversteigerung, — § 866 SRO. — gültig zustande kommt. Es ist zu sagen, daß das Gesetz die Hypothek-

vormerkung in einzelnen Richtungen begünstigt, der Hypothek selbst gleichgestellt hat, aber daraus, daß man ausbrüchlich (Ausnahme-) Bestimmungen hierzu für nötig hielt, folgt gerade, daß an sich ihrem Wesen nach die Hypothekenvormerkung der Hypothek nicht völlig gleichstehe. Wäre dies der Fall, so bedürfte es einer Hypothekenvormerkung überhaupt nicht, sondern würde an ihrer Stelle die Bestellung einer Sicherungshypothek nach §§ 1184 ff. BGB., wobei der Eintritt der Kündigungsfrist ebenfalls borgen werden muß, bessere und einfachere Dienste leisten. Was im einzelnen die erwähnte ausnahmsweise Ausdehnung der Wirkung der Hypothekenvormerkung anlangt, so wäre es vielleicht folgerichtig gewesen, von der Konkursbefreiung oder von der Grundstücksbeschlagnahme an für die Zeit deren Bestandes die Möglichkeit, an Stelle der Vormerkung ein endgültiges Recht zu begründen, auszuschließen; denn nach §§ 6, 15 RD. kann der Gemeinsschuldner und nach § 23 ZPO. mit § 135, 136 BGB. kann der Beschlagnahmef Schuldner nicht mehr dinglich über seine Grundstücke verfügen und der freiwilligen Veräußerung wird die im Zwangsversteigerungsweg geschehene gewöhnlich gleichgestellt. Aber der Gesetzgeber hat — offenbar unter Begünstigung der Vormerkungsberechtigten — durch die §§ 24, 193 RD., §§ 9 Ziff. 1, 49, 59 ZPO. ihnen für das Konkurs- und Zwangsversteigerungswesen ihre durch Vormerkung erlangten Rechte ausdrücklich vorbehalten, keinesfalls sie aber ihrem Inhalte nach erweitert, so daß also, wenn im Verlaufe jener Verfahren der Nichtertritt der Bedingung, d. h. die Nichterfüllung des durch Vormerkung gesicherten Rechtes gewiß wird, nach dem oben Ausgeführten die Vormerkung ebenso hinsichtlich wird, wie außerhalb solcher besonderer Verfahren. Unzweifelhaft aber wären die erwähnten ausdrücklichen Ausnahmestillschreibungen zugunsten der Vormerkungen überhaupt nicht notwendig gewesen, wenn überhaupt diese den endgültig eingetragenen Rechten vollständig gleichstünden. Daß sie dem letzteren nicht gleichstehen, geht deutlich auch aus den §§ 886, 887 BGB. hervor. Hiernach werden im Falle bestehender Einreden oder eines Aufgebotsverfahrens wider sie die Vormerkungen einfaß befristet, während in den §§ 1168, 1169, 1170 denselben bei bestehenden Einreden oder Aufschuburteilen gegen wirkliche Hypotheken ausdrücklich Eintritt von Eigentümershypotheken angedroht ist. So wurde denn auch schon bei der 2. Lesung des 1. Entw. zum BGB. ausgesprochen, daß man die Vormerkung nicht als eine Sicherungshypothek und dem Pfandrechte ähnliche Belastung des Grundstücks oder des eingetragenen Rechtes ausfallen lasse. Prot. 3, S. 112, 743. Hiernit stimmen die Vertreter der Rechtsanwaltschaft fast ausnahmslos überein, die insbesondere auch die Möglichkeit der Entstehung einer Eigentümergrundschuld an Stelle einer etwa fallenden Hypothekenvormerkung verneinen. (Vgl. Band 3, S. 115, 119; Staudinger 3, S. 78, 469; Turnau-Förster 1, S. 199, 918; Prebani WBD. S. 205; Fuchs Grundbuchrecht 1, 137; Biemann, Widerspruch und Vormerkung S. 195 ff.; Benzig bei Gruchot 49, S. 610 ff., 629, und die dort weitere Aufgeführten; Kreßmar Sachenrecht S. 92.) Gleiche Stellung zur jetzigen Streitfrage hat auch schon die Rechtsprechung genommen. (Vgl. DZB. 5, 390. (RdZ. 25, A 170.)) Auf Dernburg, der in der 2. Auflage seines Sachenrechts S. 616

allerdings die Möglichkeit der Umwandlung einer Hypothekenvormerkung in eine Eigentümergrundschuld anerkannt hatte, kann sich die Revision nicht mehr stützen, da er in der 3. Auflage seines genannten Buches S. 644 die Ansicht zweifellos aufgegeben hat. Wenn sie für sich Böhme Reichsgrundbuchrecht S. 44 anführt, so ist dessen schon vor Inkrafttreten des BGB. ausgesprochene Meinung nicht näher begründet. Mit ausführlicher Begründung freilich vertritt Obermed in seinem Reichsgrundbuchrecht S. 644 ff., 660 ff., entgegen seiner bei Gruchot 47, 323 ff. ausgesprochenen früheren Meinung, die Rechtsansicht der Revisionskammer. Er geht dabei von dem Satze aus, daß die vorgemerkte Hypothek die Wirkung der Feststellung eines bestimmten Ranges für die nachstehenden Hypotheken habe und diesen für alle Fälle des Vorrückens unmöglich mache. Allein demgegenüber kommt das oben Ausgeführte und insbesondere die Erwägung in Betracht, daß eben auch die Rangserhöhung zugunsten der Vormerkung nach § 883 Abs. 3 BGB. keine endgültige, sondern nur eine unter der Bedingung der gütlichen Rechtsaufklärung geschehen ist und daß die Derratschke, auch von der Revision geltend gemachte Lehre der dinglichen Belastung höher Wertteile des Grundstücks im Besitze selbst keinen Anlaß findet. C. a. R., U. v. 6. März 07, 291/06 V. — Dresden.

17. § 1333 BGB. Anfechtung der Ehe wegen Irrtums über die persönlichen Verhältnisse. Vorbehaltliches uneheliches Leben.]

Nach § 1333 BGB. kann eine Ehe von den Ehegatten angefochten werden, wenn er sich bei der Eheschließung über solche persönliche Eigenschaften des anderen Ehegatten geirrt hat, die ihn bei Kenntnis der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe von der Eingehung der Ehe abgehalten haben würden. Einen solchen Irrtum über Charaktereigenschaften der Beklagten erachtet der Berufungsrichter auf Seiten des Klägers für vorliegend. Die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Die in dem Berufungsurteil gegebene Begründung erscheint allerdings nicht in allen Beziehungen bedenkenfrei. Mangelhaft ist das Berufungsurteil darin, daß es darüber, welches der der Beklagten anstehende Charakterfehler ist, sich in sehr verschiedenartigen und unbefriedigenden Wendungen (Unempfindlichkeit gegen die höheren Ehrbegriffe der gebildeten Klassen, mangelnde Empfindung für die feineren Abstufungen der gesellschaftlichen Unanständigkeit in den höheren Ständen usw. ergibt). Der sachlich von dem Berufungsrichter eingenommene Standpunkt ergibt sich jedoch mit genügender Deutlichkeit aus den Ausführungen, mit welchen die Erweiterungen über die früheren Beziehungen der Beklagten zu M. eingeleitet werden. Es wird hier unter Veranziehung des Inhalts der zwischen der Beklagten und ihrer Mutter getroffenen Briefe als erwiesen begründet, daß die Beklagte bedeuft sich dazu hergegeben hat, einem alten Lüstling, dessen unlautere Absichten sie völlig durchschaute, fortgesetzt weitgehende intime Annäherungen namentlich auf gemeinschaftlich unternommenen Reisen zu gestatten, nur um ihn finanziell in ihrem und ihrer Mutter Interesse ausbeuten zu können, besonders sich ausgiebig von ihm freihalten und bescheiden zu lassen. Daß das Mitemsein der Beklagten mit M. auf den in den Jahren 1901 und 1902 unternommenen Reisen, wobei sie in einem Hotel in nebeneinander liegenden Zimmern mit

durchgehender Verbindung genügt haben, in hohem Maße unschlüssig ist — wie denn auch in Briefen der Beklagten und in einem Briefe der Mutter der Beklagten von einem unerhörten Betragen des M. und von weitgehenden Zudringlichkeiten desselben die Rede ist — ist nicht zu bezweifeln. Es kommt hierfür nicht darauf an, ob es, was der Berufungsrichter nicht als erwiesen annimmt, zu einem geschlechtlichen Verkehr zwischen ihnen gekommen ist. Der Hauptvorwurf aber, welcher der Beklagten nach den Feststellungen des Berufungsrichters zu machen ist, ist der, daß sie nicht bloß, obwohl sie das Unschickliche ihres Verkehrs mit M. vollständig klar war, sich über die Anforderungen von Zucht und Sittlichkeit hinweggesetzt hat, sondern daß sie dies getan hat, um Selbstvergnügen in ihrem und ihrer Mutter Intimität hierbei herauszuschlagen. Nur aus diesem Grunde hat sie dem M., einem im Anfang der 60er Jahre stehenden verheirateten Mann, der ihr sehr jünger war, ein süßeswörtliches Entgegenkommen gezeigt und zwar hat sie dieses Spiel mit M. nicht bloß einmal, sondern auf fünf verschiedenen Reisen (wenn schon diese Reisen immer nur von kurzer Dauer waren) getrieben. Der Beklagten fällt hiernach eine niedrige Denk- und Handlungsweise darin zur Last, daß sie zur Erlangung äußerer Vorteile kein Bedenken trägt, ihren guten Ruf und ihre geschlechtliche Ehre zu gefährden. Wenn der Berufungsrichter hierin einen schweren Charakterfehler findet, so kann dies nicht als rechtsirrtümlich bezeichnet werden. Die Revision wendet sich hingegen mit der Auffassung, daß die Beklagte, wenn überhaupt eine Verletzung als vorliegend erachtet werden könne, mehr infolge jugendlicher Unberedtheit und jugendlicher Ausschweiflichkeit gescheit habe, was auch vom ersten Richter angenommen sei, und daß deshalb von einer Unempfindlichkeit der Beklagten für Sittlichkeit und Anstand als einer bleibenden Eigenschaft nicht die Rede sein könne. Hierbei wird jedoch der Hauptpunkt, daß die Beklagte zu dem Verkehr mit M. befohle Erlangung von Vermögensvorteilen sich hergegeben hat, nicht genügend beachtet. Wichtig ist, daß eine bloß gelegentliche Verletzung noch nicht die Annahme einer persönlichen Eigenschaft im Sinne des § 1333 BGB. würde begründen können, hierzu vielmehr eine Person als etwas Bleibendes anhaltende Eigenschaft, welche als Ausfluß ihres inneren Wesens sich darstellt, erforderlich ist. (RG. 52, 310; Seifmayer in Jherings J. 46, 183 ff.) Allein dies ist von dem Berufungsgericht keineswegs verkannt. Es erwähnt, daß die Beklagte mit großer Berechnung gehandelt hat, daß ihre Briefe eine über ihre Jahre hinausgehende Entwidlung und Lebenserfahrung zeigen, was namentlich bei der Beobachtung und Behandlung der sie umgebenden Menschen zu Tage trete und daß sie ihre Interessen überall mit großem Nachdruck verfolge, womit übrigens auch ihr späteres Verhalten im Prozesse im Einklang stehe. Bei dieser Sachlage konnte das Berufungsgericht sehr wohl feststellen, daß es sich um eine persönliche Eigenschaft der Beklagten, um einen Charakterfehler derselben handelt. S. a. S. U. v. 14. März 07, 38/06 IV. — Frankfurt.

18. § 1369 BGB. bezieht sich nur auf einen Erwerb, den die Ehefrau während des Bestehens des gesetzlichen Güterstandes macht, nicht auf einen solchen, den sie vorher gemacht hat.]

In der Ehe der Parteien herrscht der gesetzliche Güterstand des BGB., da die Ehegelschließung in die Zeit seit dem Tode des

des BGB. fällt und eine Änderung des gesetzlichen Güterstandes durch Ehevertrag nicht erfolgt ist. Beim gesetzlichen Güterrechte wird das Vermögen der Frau kraft Gesetzes durch die Ehegelschließung der Verwaltung und Ausnutzung des Mannes unterworfen (eingetragenes Gut) § 1363 BGB. Die Verwaltung und Ausnutzung des Mannes erstreckt sich jedoch nicht auf das Vorbehaltsgut der Frau (§ 1365). Der Frau liegt der Beweis ob, wenn sie behauptet, daß Stütze ihres Vermögens die Eigenschaft des Vorbehaltsgutes hätten. Die Klägerin behauptet nun, daß diejenige Erbteile, die ihr von Seiten ihrer vor dem 1. Oktober 1901 (dem Tage der Ehegelschließung der Parteien) gestorbenen Großeltern zugefallen sind, zu ihrem Vorbehaltsgute gehörten, und sie beruft sich dafür auf den § 1369 BGB., der wörtlich lautet: Vorbehaltsgut ist, was die Frau durch Erbschaft, durch Vermächtnis oder als Pfändgut erwirbt (Erwerb des Todesweges) oder was ihr unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewandt wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zustimmung bestimmt hat, daß der Erwerb Vorbehaltsgut sein soll. Diese Gesetzesvorschrift steht jedoch der Klägerin nicht zur Seite, denn sie bezieht sich nur auf einen Erwerb, den die Ehefrau während des Bestehens des gesetzlichen Güterstandes macht, nicht aber auf einen Erwerb, den sie vorher gemacht hat. Über die Auslegung des § 1369 herrscht allerdings unter den Schriftstellern Streit. Die hier vertretene Auffassung trägt: Wand, BGB. § 1369 Nr. 2 und § 1413 Nr. 3, Schmidt (Hölzer), BGB. § 1369 Nr. 2, § 1413 Nr. 3, Caneccorus-Zemann, BGB. § 172 Nr. 4 Nr. 4, Epst.-Mann, BGB. § 1369 Nr. 5, Rofad, Lehrb. Bd. II § 293 p. 111 f. 508, Fischer-Grube, BGB. § 1369 Nr. 1, Mayer und Reich, Lehrb. des Familien- und Erbrechts § 28 S. 65, Matthies, Lehrb. § 86 S. 260, Ullmann, Güterrecht, S. 20 u. f. Den entgegengegesetzten Standpunkt vertreten: Staubinger, BGB. § 1369 Nr. 2, Martiny in Gruchot 43 S. 833-841, Calomnesti, Vorbehaltsgut S. 16-18, Denburg, Bürgerliches Recht, Bd. 4 § 40 S. 132. Für die erstere Auffassung sprechen der Wortlaut des § 1369 im Zusammenhang mit anderen Vorschriften, seine Entstehungsgeschichte und rechtliche Bedeutung. Daß im § 1369 das Wort „Frau“ im Sinne von „Ehefrau“ gebraucht ist, folgt nicht nur aus seiner Stellung im Titel „Eheliches Güterrecht“ und zwischen den §§ 1366, 1367 und 1370, in denen jeweils nur von der Ehefrau die Rede sein kann; es wird auch bestätigt durch einen Vergleich mit den entsprechenden Bestimmungen über Vorbehaltsgut bei Gütergemeinschaft (§ 1440), fortgesetzter Gütergemeinschaft (§ 1486) und Vermögensgemeinschaft (§ 1526). Während im § 1526 von Vorbehaltsgut die Rede ist, das von der „Frau“ nach § 1369 oder § 1370 erworben wird, spricht der § 1440 Abs. 2 vom Vorbehaltsgute, das von einem der Ehegatten nach § 1369 oder § 1370 erworben wird, und der § 1486 Abs. 1 vom Vorbehaltsgute, das der überlebende Ehegatte nach § 1369 und § 1370 erwirbt. Der Hinweis auf den § 1369 in Verbindung mit dem Worte „Ehegatten“ (namentlich im § 1440) läßt ersehen, daß sich der Gesetzgeber nur einen Erwerb der Ehefrau unter dem im § 1369 bezeichneten Erwerbe vorgestellt hat. Sollte man auch einen vorererbten Erwerb der

Frau im Sinne dieser Vorschrift als Vorbehaltsgut ansehen, so würde sich ein unzulässiger Widerspruch mit dem § 1440 Abs. 2 ergeben. Dem gegenüber kann es nicht ins Gewicht fallen, wenn der Ausdruck „Frau“ an anderen Stellen des BGB. auch Mädchen (§ 1303) Witwen und geschiedene Frauen (§§ 1313, 1577) oder überhaupt alle Personen weiblichen Geschlechts (§ 1786 Abs. 1 Nr. 1) umfaßt. Unterliegt wird die hier vertretene Auffassung durch die Entstehungsgeschichte. Wie die Begründung des 1. Entwurfs Bd. 4 S. 168, 169 hervorhebt, liegen die Verhältnisse nicht selten so, daß es Dritten, die der Ehefrau etwas hinterlassen oder unter Lebenden zuwenden wollten, insbesondere den Eltern oder sonstigen Verwandten der Ehefrau, mit Rücksicht auf die bisherige Verwaltung des Ehemannes oder das unter dem Ehegatten bestehende persönliche Verhältnis dringend wünschenswert erscheinen muß, zum Besten der Ehefrau und deren Erben jede Einwirkung des Ehemannes auf das der Ehefrau Hinterlassene oder unter Lebenden Zugewendete auszuschließen. Deshalb sollte dritten die Möglichkeit gewährt werden, durch einseitige Bestimmung ohne und selbst gegen den Willen des Ehemannes das Hinterlassene oder Zugewendete seiner Verwaltung und Ausnutzung zu entziehen. Die Begründung erwähnt auch, daß eine benannte Regelung mit den neueren Ehegesetzen übereinstimme, insbesondere mit dem § 214 ABG. Z. I. 11 Tit. 1. Die Bestimmungen des Preussischen Rechts (§§ 212, 214 a. a. O.) lassen aber keinen Zweifel, daß sie sich nur auf den während der Ehe (durch Erbschaft, Schenkung oder Gläubersfälle) gemachten Erwerb beziehen. Auch bei der zweiten Lesung und den weiteren Beratungen des Entwurfs ist immer nur von einem Erwerbe der Ehefrau die Rede gewesen und niemals die Ansicht hervorgetreten, daß der vorerwähnte Erwerb der Frau gleichzustellen sei. Die Verteidiger der gegenteiligen Auffassung berufen sich zu Unrecht auf § 1413 BGB. Die dalesst verwendeten Worte „nach der Eingetragung der Ehe“ schliessen freilich im 1. Entwurf. Erst bei der 2. Lesung wurde ein dahingehender Zusatz gemacht, allein offenbar nur zu dem Zwecke, um dem Mißverständnisse vorzubeugen, als ob auch der Fall, wenn die Erbschaft oder das Vermächtnis vor der Eingetragung der Ehe erworben und durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut erklärt wird, von der Vorschrift mitumfaßt werde (Bund a. a. O. § 1413. A. 3). Eine sachliche Änderung des 1. Entwurfs ist nicht beabsichtigt worden. Deshalb ist es unzulässig, aus den Worten „nach Eingetragung der Ehe“ zu folgern, daß das BGB. auch die Möglichkeit offen gelassen habe, daß im Falle des § 1369 schon vor der Eingetragung der Ehe Vorbehaltsgut erworben werde. Berücksichtigt das Gesetz hiernach nur den während des Güterhandels gemachten Erwerb, so kann es dahingestellt bleiben, ob Zwangsmäßigkeitsgründe vorliegen, die für eine gesetzliche Regelung im Sinne der gegenteiligen Ansicht sprechen. Es muß aber auch mit Grund bekräftigt werden, ob eine solche anderweitige Regelung die zweckmäßiger gewesen wäre (wie näher erörtert). O. e. O., II. v. 21. März 07, 294/370/06 IV. — Berlin.

10. § 1568 BGB. Die Zerrüttung der Ehe kann nicht auf Grund der Erhebung der Ehecheidungsklage [sicherlich werden.]

Die Frage, ob die Klägerin das Verhalten des Beklagten ehezerstörend empfunden habe, wird mit der Begründung, daß

sie ja hierauf die Ehecheidungsklage gestützt habe, bejaht. Diese Schlussfolgerung ist verfehlt. Wenn nämlich sich wichtige rechtliche Folgen an die Geltendmachung eines Scheidungsgrundes im Rechtsstreit, aber ein solches prozessualisches Vorgehen zwingt keineswegs zu dem Schlusse, daß es der Empfindung entspringen sei, die Ehe sei aus dem geltend gemachten Grunde zerrüttet. Erfahrungsgemäß werden häufig Lasten als Ehecheidungsgründe geltend gemacht, die von der Prozesspartei gar nicht als ehezerstörend empfunden oder die nachträglich verfallen worden sind. Trotz dieses bedenklichen Satzes im Berufungsurteil war jedoch aus dem sonstigen Inhalte der Urteilsbegründung zu entnehmen, daß das Berufungsgericht bei Beurteilung der Sache den zutreffenden Standpunkt eingenommen hat. Denn es ergibt sich daraus, daß es die persönliche Empfindungsweise der Klägerin, ihrer Erziehung, sittlichen Anschauungen und gesellschaftliche Stellung berücksichtigend und darauf die Annahme, daß ihre Fortsetzung der Ehe untragbar geworden sei, gestützt hat. Unter diesen Umständen war die Revision des Beklagten für unbegründet zu erachten. O. e. O., II. v. 21. März 07, 577/06 IV. — Berlin.

10. §§ 1923, 2106, 2108 BGB. Rechtsstellung der Erben des Nacherben, der vor dem ein gemeinschaftliches Testament errichtenden Eheleuten verstorben ist.]

Die Eheleute J. in Torgau errichteten am 30. August 1892 ein wechselseitiges, vom 29. Juli 1892 datiertes Testament. Jeder von ihnen erklärte darin für sich, er setze den anderen und den gemeinsamen Sohn G. zu Erben ein, jedoch wendete er weiter dem überlebenden Ehegatten den lebenslänglichen Nießbrauch an seinem gesamten Vermögen zu und bestimmte dabei, daß der Überlebende über „letztieren“ selbständig verfügen und, wie der Ehemann allein gewünscht, das Wohnhaus zu verkaufen berechtigt sein sollte. Von dem Sohne dagegen ließ es ruhen, daß er erst nach dem Tode des Überlebenden die Erbschaft ansetzen und, sofern er mit dieser Bestimmung nicht zufrieden sein würde, nur den Pflichtteil erhalten sollte. Der Sohn G. starb vor beiden Eltern im Jahre 1899, ohne eheliche Nachkommen zu hinterlassen. Sodann starben der Ehemann J. am 14. März 1905 und die Ehefrau J. am 17. März 1905. Die Kläger sind — vorausgesetzt, daß ihnen das Testament nicht entgegensteht, — die gesetzlichen Erben des Ehemannes J. und zwar, wenn sich die Erbfolge nach dem Zeitpunkt des Todes seiner Ehefrau richtet die alleinigen Erben. Die Beklagten sind die gesetzlichen Erben der Ehefrau J. Dem von den Klägern in erster Linie gestellten Antrage entsprechend hat das LG. ein Prästulationsurteil dahin erlassen, daß der Nachlass des J. a. o. mit dem Tode seiner Ehefrau auf die Kläger als Nacherben übergegangen sei. Mit dem vorerwähnten Unterantrag hatten die Kläger die Feststellung beantragt, daß J. a. o. von ihnen und von seiner Ehefrau in gemeinsamer Erbfolge beerbt worden sei. Die Berufung der Beklagten ist zurückgewiesen. Das RG. hob auf und wies die Klage ab: Verleumdung kommt nicht das preussische, sondern gemäß Art. 55 und 213 BGB/BGB. das Recht des BGB. zur Anwendung. Für dieses Recht folgt die grundsätzliche Befreiung des eingetragenen Erben von der ihm durch die Anordnung einer Nacherfolge auferlegten Beschränkung für den Fall, daß der Nacherbe stirbt, schon aus der Ausdrucksweise des Gesetzes, daß in den §§ 2306, 2308 den eingetragenen Erben eben auch seinerseits durch die Befreiung des

Nachsterben als „beschränkt“ bezeichnet, mehr aber noch aus der allgemeinen, im § 2108 Abs. 1 enthaltenen Vorchrift, wonach aus der Nachbfolge § 1923 entsprechende Anwendung findet. Gemäß § 1923 Abs. 1 wird deshalb, wenn der Nachsterbe den Tod des Erblassers nicht erlebt die Anordnung der Nachbfolge in gleicher Weise unwirksam, wie wenn der Erblasser den Erben überlebt. Bezieht man aber die Bestimmung, soweit es sich um eine Nachbfolge handelt, auf den Zeitpunkt des Eintritts der Nachbfolge, so ist das Ergebnis dasfelbe, da alsdann § 2108 Abs. 2 die Anordnung der Nachbfolge grundsätzlich nur unter der Voraussetzung als wirksam fortbestehen läßt, daß der Nachsterbe den Erbfall überlebt hat, während für den Fall seines früheren Todes es bei der aus §§ 2108 Abs. 1 und 1923 Abs. 1 sich ergebenden Regelung verbleibt, wonach die Anordnung der Nachbfolge hinsichtlich wird. Ihr Hindernis vorben aber hat zur Folge, daß der eingesetzte Erbe nunmehr als Erbe zu vollem Recht in die Erbfolge eintritt. In dieser Rechtslage befand sich gegebenenfalls mit dem Tode ihres Mannes die Witwe F. und sie vererbte den Nachlaß des Mannes weiter auf die Beklagten als ihre gesetzlichen Erben, es sei denn, daß dem Berufungsrichter in der Annahme begreift werden könnte, der Erblasser habe nicht nur seinen Sohn als Nachsterben bezeugt, sondern unabhängig davon, ob der Sohn zur Nachbfolge gelangen würde oder nicht, die Ehefrau in ihren Rechten als Erbin auf ihre eigene Lebensdauer beschränken wollen; er habe damit also verfahren wollen, daß demselben, gleichviel unter welchen Umständen, ihren Nachlaß auf ihre Erben überginge. Hätte der Berufungsrichter auf irgend eine Bestimmung des Testaments hinzuweisen vermocht, aus der sich eine derartige Absicht des Erblassers auch nur entfernt hätte erkennen lassen oder hätten ihn die Bestimmungen des Testaments in Verbindung mit anderen, außerhalb der testamentarischen Beurteilung liegenden Umständen auf eine derartige Feststellung geführt, so würde in dieser Beziehung seine Testamentauslegung im wesentlichen tatsächlichen Inhalts und darum gemäß § 561 B.G.B. für die Entscheidung des Revisionsgerichts maßgebend sein. Weber das eine noch auch das andere trifft jedoch zu. Das Testament enthält nur solche Anordnungen, durch die der Erblasser zwar dem Sohne die Rechtsstellung des Nachsterben wenn auch unter jeder nur möglichen Einschränkung wollte, auf der anderen Seite dagegen die Rechte und Nachvollkommenheiten seiner Ehefrau bis an die äußersten Grenzen hin ausdehnt. Nixing hat der Berufungsrichter in dem Testament einen Stützpunkt für die Annahme gefunden, der Erblasser habe sich bei den zugunsten des Sohnes getroffenen Verordnungen nicht fotsch durch die Rücksicht auf den Sohn sondern durch das Bestreben leiten lassen, ein dauerndes Verbleiben seines Nachlasses in den Händen der Ehefrau oder ihrer Erben zu verfahren. Die Tatsache, daß der Erblasser eigene Verwandten hatte, von der die Erbfolgefolgerungen des Berufungsrichters allein ausgehen, kann seine Testamentauslegung nicht begründen. Es kam insbesondere, solange die zeitliche Einschränkung des Erbrechts der Witwe nicht zunächst und von vornherein feststand, darauf nicht an, ob der Erblasser, wenn er überhaupt sich die Möglichkeit eines früheren Absterbens seines Sohnes vergegenwärtigte, an dessen Stelle den Nachlaß mehr den eigenen Verwandten wie denen der Frau gegeben

hat und darum war es für die Entscheidung auch weiter ohne Bedeutung, wenn der Berufungsrichter von seinen der Beklagten den Nachlaß vernimmt, daß er gerade ihnen seinen Nachlaß habe zuwenden wollen. Sein Nachlaß ist auf die Beklagten, vermittelt durch die Erbfolge der Witwe, nicht deshalb übergegangen, weil er ihn den Erben der Witwe durch testamentarische Anordnung zugewendet, sondern weil er die Ehefrau zu Erben nur mit einer Beschränkung eingesetzt hat, die schon vor seinem Tode hinsichtlich wurde. Wie wenn andererseits es ihm darum zu tun war, abgesehen von der Ehefrau und dem Sohne auch nur bedingt seine weiteren Verwandten zu bedenken, läßt sich aus der Beschränkung des Sohnes auf den Pflichtteil für den Fall ergeben, daß der Sohn sich den testamentarischen Anordnungen nicht fügen würde. Trat dieser Fall ein und erhielt der Sohn von der Mutter als der eingesetzten Erbin den Pflichtteil, so beten die Bestimmungen des Testaments den Nixing fotschzuerbend nixing einen Anhalt, von dem aus sie hätten geltend machen können, sie seien an Stelle des Sohnes mit dem Tode der Mutter zur Nachbfolge gelangt oder überhaupt in irgend einer Weise bedacht worden. T. a. S., U. v. 14. März 07, 375/06 IV. — Rammberg.

21. § 2242 BGB. betr. mit § 177 BGB. Erklärung des Erblassers, er könne nicht schreiben, in dem über die Errichtung eines Testaments ausgenommenen Protokoll.]

An den Rand eines über Testamenterrichtung aufgenommenen Protokolls schrieb der Gemeindevorsteher: „Es wird hiermit konstatiert, daß die Erblasserin des Erbvertrags nicht mehr mündig ist.“ In Übererfüllung damit wurde der auf die Unterzeichnung bezügliche Vorbezug geändert. Das Nachlaßgericht, nachdem es über den Organg bei der Testamenterrichtung Zeugen vernommen hatte, ertheilte der in dem Testament eingesetzten Erbin einen Erbteil. In dem Testament nicht bedachte Tochter der Erblasserin legte gegen die Befugnis des Nachlaßgerichts Beschwerde ein. Das LG. erklärte die Beschwerde für zulässig (vgl. RG. 61, 274), wies sie jedoch als unbegründet zurück. Das BayObLG. legte die weitere Beschwerde dem RG. vor, weil es entgegen zwei Beschlüssen des RG. (RGZ. 20, 130 und 26, 42) die Feststellung der Urkunde-person, daß der Erblasser nicht schreiben könne, für genügend erachtete. Diese Beschlüsse hinderten eine auf der entgegen-gesetzten Rechtsansicht beruhende Entscheidung zu treffen, denn die in dem Urteile des RG. vom 7. Januar 1904 (RG. 56, S. 368, 369) enthaltene Äußerung könne wohl nicht als eine über die Rechtsfrage bereits ergangene Entscheidung angesehen werden. Das RG. wies die weitere Beschwerde zurück: Zwar ist der Beschluß des RG. vom 28. Mai 1900 zu § 177 BGB., nicht zu § 2242 BGB. ergangen und die Entscheidung vom 18. Mai 1903, die zu § 2242 erging, hing nicht von der Frage ab, ob die Feststellung der Erklärung des Erblassers, nicht schreiben zu können, in der Feststellung gefunden werden könne, daß das Protokoll vor-gesetzt und von dem Erblasser genehmigt worden sei. Immerhin ist in dem Beschluß vom 18. Mai 1903 ausgesprochen, daß die Ausführungen des Beschlusses vom 28. Mai 1900 auch für die Testamenterrichtung zu gelten hätten und daß die fehlende Unterschrift des Erblassers auf keine andere Weise ersetzt werden könne, als durch die Angabe, der Erblasser habe erklärt, nicht

schreiben zu können. Was die Rechtsfrage selbst anlangt, so ist der Auffassung des BayObStG beigetreten. Allerdings bedarf es, wenn der Erblasser das über die Errichtung des Testaments ausgesprochene Protokoll nicht unterschreibt, in dem Protokoll der Feststellung, der Erblasser habe erklärt, daß er nicht schreiben könne (§ 2242 Abs. 2, § 2249 BGB.). Allein es ist nicht erforderlich, daß die Feststellung gerade mit den Worten: „Der Erblasser erklärt, daß er nicht schreiben könne“, getroffen wird. Es genügt vielmehr, wenn die Erklärung des Erblassers, nicht schreiben zu können, überhaupt aus dem Protokoll zu entnehmen ist. So ist nicht zu beanstanden, daß das OLG. zu Dresden in einem Beschlusse vom 7. November 1905 (3BlzG. 6, 418) angenommen hat, die Worte: „Der Erblasser hat nicht unterschrieben, weil er das Schreiben unhöflich sei“, ließen die Auslegung zu, daß damit die Erklärung des Erblassers, nicht schreiben zu können, festgestellt worden sei, ferner, die Erklärung, nicht schreiben zu können, könne in der Feststellung gefunden werden, der Erblasser habe, weil das Schreiben unhöflich, das Protokoll mit seinem Handzeichen versehen (vgl. Beschluß des OLG. zu Hamburg vom 18. November 1904 RZM. 5, 48). Daß auch in der Feststellung der Genehmigung des Testamentstutzes, der die objektive Feststellung der Schreibunsfähigkeit des Erblassers enthält, die Feststellung gefunden werden kann, der Erblasser habe erklärt, nicht schreiben zu können, hat das RG. in dem angeführten Urteile vom 7. Januar 1904, das mit einer Unterscheidung vom 1. Dezember 1902 (3B. 03 Bril. S. 30 Nr. 60) übereinstimmt, schon ausgesprochen. Es besteht kein Anlaß, davon abzugehen. Demnach unterliegt es keinem Bedenken, daß das OLG. mit dem Nachlassgericht angenommen hat, die Erklärung, nicht schreiben zu können, welche die Erblasserin abgegeben, während der Gemeindevorsteher die letztwilligen Anordnungen niedergeschrieben habe, sei festgestellt in dem Satz, der die Angabe enthält, die Erblasserin habe das Protokoll genehmigt. Als ob Nachlassgericht betr., Beschl. v. 21. März 07, B 58/07 IV. — München.

Bilanzprozedur.

22. §§ 99 Abs. 2, 307 ZPO. Voraussetzungen für die Spheralisierung eines Urteils als Anerkenntnisurteil.]

Zu Unrecht erachtet die Revision den § 99 Abs. 2 in Verbindung mit § 307 ZPO. dadurch verletzt, daß der Berufungsrichter die Berufung des Beklagten wegen der Kostenentscheidung des erstinstanzlichen Urteils zugelassen habe, obwohl dieses weder nach seinem Inhalte noch nach seiner Bezeichnung ein Anerkenntnisurteil sei. Nach § 99 Abs. 1 ZPO. ist die Aufhebung der Entscheidung über den Kostenpunkt unzulässig, wenn nicht gegen die Entscheidung in der Hauptsache ein Rechtsmittel eingelegt wird. Von diesem Regelsatz enthalten die Abs. 2 und 3 des § 99 zwei Ausnahmen. Ist eine Entscheidung in der Hauptsache nicht ergangen, so findet gegen die Entscheidung über den Kostenpunkt nach Abs. 3 die sofortige Beschwerde statt. Dieser Ausnahmefall ist vorliegend nicht gegeben, da in der Hauptsache ein Urteil nach dem Klageantrag ergangen ist. Wohl aber liegt der Ausnahmefall des Abs. 2 vor, wonach, wenn die Hauptsache durch eine auf Grund eines Anerkenntnisses ausgesprochene Verurteilung erledigt ist, die Entscheidung über den Kostenpunkt mit dem für die Hauptsache

gegebenen ordentlichen Rechtsmittel selbständig angefochten werden kann. Allerdings enthalten die Entscheidungsgünde des ersten Urteils darüber nichts, daß der Beklagte den Klageanspruch anerkannt habe und demgemäß ein Urteil nach dem Klageantrag erlassen werde. Dennoch muß angenommen werden, daß der erste Richter das Urteil in der Hauptsache „auf Grund eines Anerkenntnisses“ des Beklagten hat erlassen wollen und erlassen hat. Denn die in dem Tenor des Urteils dem Klageantrage gemäß getroffene Feststellung, daß der fragliche Weg ein öffentlicher sei, kann nach dem Inhalte des Urteils nur auf dem im Tatbestand angeführten Anerkenntnis des Beklagten, daß der Weg ein öffentlicher sei, beruhen. Irgendwelche Unterzungen über die Eigenschaft des Weges sind vom Richter nicht angestellt; er hat weder einen Beweis darüber erhoben noch auch nur geprüft, ob nach den von der Klägerin vorgebrachten Tatsachen die Öffentlichkeit des Weges anzunehmen sei. Es kann daher das Urteil nur dahin ausgelegt werden, daß der Richter davon ausgegangen ist, durch das Anerkenntnis des Beklagten sei die Entscheidung in der Hauptsache von selbst gegeben und sei ohne weiteres ein Urteil gemäß dem Klageantrage zu erlassen. Hiermit stimmt auch überein, daß der Richter in dem Entscheidungsgrunde, abgesehen von der trotz des Anerkenntnisses von Amts wegen zu prüfenden Frage der Zulässigkeit des Rechtsweges, nur erwähnt hat, ob nach § 91 ZPO. der unterliegende Beklagte oder, weil dieser seine Veranlassung zur Erhebung der Klage gegeben, nach § 93 ZPO. die Klägerin die Prozesskosten zu tragen habe. Der von der Revolle zur ZPO. dem § 94 a. F. angeführte Abs. 2 des jetzigen § 99, welcher auf einem Beschlusse der Reichsjustizkommission beruht, hat seinen gesetzlichen Grund darin, daß im Falle der Erledigung der Hauptsache durch Verurteilung des Beklagten auf Grund seines Anerkenntnisses die Entscheidung der Frage, welcher der Parteien nach §§ 91, 93 ZPO. die Prozesskosten zur Last zu legen seien, der höheren Instanz soll unterbreitet werden können (RommB. S. 80). Gerade um einen solchen Fall handelt es sich aber vorliegend, da zufolge des Anerkenntnisses des Beklagten die Hauptsache durch Erlass des Feststellungsurteils gemäß dem Klageantrag erledigt und nur noch die Kostenfrage zu entscheiden geblieben ist. Allerdings ist, wenn § 99 Abs. 2 ZPO. die selbständige Anfechtung der Entscheidung über den Kostenpunkt unter der Voraussetzung zuläßt, daß die Hauptsache durch eine auf Grund eines Anerkenntnisses ausgesprochene Verurteilung erledigt ist, dies nicht dahin zu verstehen, daß es genügt, wenn ein Urteil dem Klageantrage gemäß erlassen ist und dieses sich irgendwie auf ein Anerkenntnis des Beklagten gründet. Vielmehr muß ein Urteil im Sinne des § 307 ZPO. vorliegen, welches der Richter, ohne in eine selbständige Prüfung des Klageanspruchs eingetreten zu sein, lediglich auf Grund des Anerkenntnisses ausgesprochen hat. Dies ergibt sich aus dem Wortlaut der Vorschrift, wonach die Hauptsache durch eine Verurteilung erledigt sein soll, welche „auf Grund eines Anerkenntnisses ausgesprochen“ ist; auch ist bei der Beratung in der Kommission wiederholt hervorgehoben, daß die Vorschrift den Fall des Anerkenntnisurteils gemäß § 307 ZPO. betreffen solle (3B. 1900, 745; 3B. 60, 316; Saupp-Cohn Bem. IV zu § 99 ZPO.). Ein solches Urteil ist vorliegend aber auch

gegeben. Zwar hat nach § 307 ZPO. der Erlass eines Anerkenntnisurteils die Stellung eines hieraus gerichteten besonderen Antrages zur Voraussetzung (RG. 3, 900; ZBl. 1899, S. 368 Nr. 13) und ein solcher Antrag ist im gegebenen Falle nach Inhalt des Urteils nicht gestellt. Jedoch kommt es für die Frage, ob und welches Rechtsmittel gegen eine Entscheidung gegeben ist, nicht darauf an, daß die gesetzlichen Voraussetzungen für den Erlass der betreffenden Entscheidung vorliegen, sondern darauf, welche Art von Entscheidung der Richter hat erlassen wollen und nach dem entscheidenden Teil und den Gründen tatsächlich erlassen hat (RG. 6, S. 421, 429; 8, 383; 13, 403; 39, 391; 49, 339; 58, 232). Vorliegend hat der erste Richter ohne jede Sachunterstützung lediglich zufolge des Anerkenntnisses des Beklagten die Klagegemäße Feststellung ausgesprochen, also tatsächlich ein Anerkenntnisurteil im Sinne des § 307 ZPO. ausgesprochen. Allerdings hat er das Urteil nicht als Anerkenntnisurteil bezeichnet; auch hat er unterlassen, das Urteil gemäß § 708 Nr. 1 ZPO. für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Jedoch die Unterlassung der äußeren Bezeichnung der Art des Urteils ist belanglos, wenn die Art sich aus dem Inhalte des Urteils ergibt. Überdies kann die versetzbildende Unterlassung der Vollstreckbarkeitsklärung dem Urteil den Charakter eines Anerkenntnisurteils nehmen. Es sind daher die Erfordernisse für die selbständige Aufzeichnung der Kostenentscheidung nach § 99 Abs. 2 ZPO. erfüllt (RG. 60, 316; OÖB. 2, 125). Die Ausführung der Revision, daß ein Anerkenntnisurteil deshalb nicht vorliegt, weil Beklagter nicht den erhobenen „Anspruch“ anerkannt habe, ist unzutreffend. Klägerin hat die Feststellung verlangt, daß der fragliche Weg ein öffentlicher sei, und diesen Anspruch hat der Beklagte dadurch anerkannt, daß er die Öffentlichkeit des Weges anerkannt hat. Hiernach hat das Berufungsgericht die Berufung gegen das erste Urteil wegen der Entscheidung über den Kostenpunkt mit Recht zugelassen. S. o. S. 11. d. 28. Febr. 07, 377/06 V. — Königsberg.

23. § 114 ZPO. in Verb. mit § 1900 BGB. Der Nachlassverwalter hat eine ähnliche Stellung wie ein Konkursverwalter, er kann kein Armenrecht für den von ihm verwalteten Nachlass im Prozeß beanspruchen.]

Der ursprünglich Mibeklagte Privatmann F. R. Tisch. ist im Laufe des Rechtsstreits verstorben. Es ist die Nachlassverwaltung angeordnet und der zum Nachlassverwalter bestellte Rechtsanwalt Dr. G. Sch. ist in den Prozeß eingetreten. Er hat in der Berufungsbilanz unter Vorlegung einer Bescheinigung des Königlich. R. O., nach welcher er in seiner Eigenschaft als Verwalter des vorerwähnten Nachlasses aufträte, die Kosten des Rechtsstreits zu bestreiten, das Armenrecht nachgesucht. Sein Antrag ist vom Berufungsgerichte mit der Begründung zurückgewiesen, daß die Erteilung des vom Antragsteller nicht für seine Person, sondern als Vertreter des von ihm verwalteten Nachlasses nachgesuchten Armenrechts unzulässig sei. Die hiergegen eingelegte Beschwerde ist nicht begründet: Daß die ZPO. das Armenrecht nur natürlichen Personen zugesetzt, nicht auch juristischen Personen, Personengesellschaften und Vermögensmassen oder deren Vertretern, ist vom RG. in dem auch vom Berufungsgerichte angezogenen Beschlusse des V. R. S. vom 4. April 1894 — RG. 33, 366 ff. — und später

ebenfalls ausgesprochen. Von diesem Grundsatz abzugehen liegt kein Anlaß vor. Er ist auch in dem Beschlusse des VI. R. S. vom 25. Januar 1902 — RG. 50, 894 — aufrecht erhalten. Die dort getroffene Entscheidung, welche die Erteilung des Armenrechts an den gemäß § 1900 BGB. bestellten Nachlasspfleger für zulässig erachtet, beruht darauf, daß diesem Nachlasspfleger nicht eine eigene Parteilichkeit kraft Amtes zufließt, daß er vielmehr gesetzlicher Vertreter der Erben sei; diese noch unbekannten und ungewissen Erben seien tatsächlich Partei und für sie werde das Armenrecht nachgesucht. Der Ausführung der Beschwerde, daß bei der Nachlassverwaltung trotz der Verschwiegenheit ihres Zweckes und ihrer Wirkungen die rechtliche Konstruktion die gleiche sei, und deshalb der hier bestellte Nachlasspfleger ebenfalls als Vertreter der Erben anzusehen sei, ist nicht beigetreten. In der Literatur ist es freilich, wie die Stellung des Nachlassverwalters rechtlich aufzufassen ist. Nach einer Meinung — Wand: OÖB. 6, 3, 46 Bemerkungen zu § 1975; Staubinger: ZBl. 2, Aufl. 5, 161; Jäger: RD. 2. Aufl. S. 64 Num. 10; Dember: Rechtsstellung der Erben 2, 106 ff., Neumann OÖB. 4. Aufl. 2, 459 I a — ist der Nachlassverwalter, wie die Beschwerde annimmt, ebenso wie der aus § 1960 BGB. bestellte Nachlasspfleger gesetzlicher Vertreter der Erben als solcher und vertritt sie auch in den von ihm als Nachlassverwalter geführten Prozessen. Andere Schriftsteller — Strobel: Erbschaft 2, 280; Scholl: Armenrecht in den Abhandlungen zum Privatrat und Zivilprozeß von Fischer Bd. 4 Heft 3 S. 67; Weiler: Nachlassverfahren S. 300 ff. Nr. 7 (mit dem Hinweis, daß der Nachlassverwalter privatrechtlich Vertreter der Erben sei); Zelle: Vergleichende Darstellung des BGB. 2, 1073; Lieke in: Sächsisch. 11, 544 — weisen dem Nachlassverwalter eine dem Konkursverwalter gleiche oder ähnliche rechtliche Stellung zu. Der beschließende Senat hat sich der letzteren Ansicht angeschlossen. In der Nachlassverwaltung ist die Rechtsstellung des Nachlasspflegers und das Verhältnis der Erben zu ihm wesentlich verschieden von der im § 1960 BGB. vorgesehenen Pflegschaft. Während letztere den Nachlass lediglich im Interesse der Erben in Gestalt einer Fürsorgemaßregel des Nachlassgerichts sichert, bezeichnet § 1975 die Nachlassverwaltung als Nachlasspflegschaft zur Befriedigung der Nachlassgläubiger. Der zur Sicherung des Nachlasses bestellte Pfleger nimmt die Rechte der Erben wahr, weil sie selbst noch nicht dazu imstande sind, er ist lediglich ihr Vertreter und diese Vertretung hört auf, sobald die Annahme der Erbschaft und die Person der Erben feststeht, und die Erben sich nun selbst vertreten können. Die Nachlassverwaltung entspringt auch den legitimierten Erben die Befugnis zur Verwaltung und Verfügung über den Nachlass; Rechtshandlungen der Erben nach Anerkennung der Nachlassverwaltung sind, wie diejenigen des Gemeinshafthalters nach der Konkursöffnung den Nachlassgläubigern gegenüber unwirksam (§ 1984). Die abgeordnete Nachlassmasse bildet eine dem Einflusse der Erben entzogene Vermögensmasse, die lediglich der Verwaltung und Verfügung des Nachlasspflegers unterliegt, die er gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten hat, und auf deren Ausantwortung die Erben erst nach Verzichtung der Nachlassverbindlichkeiten wieder Anspruch haben (§§ 1985, 1986). Wenn man auch der Erbschaftskurzwort selbst dadurch

nicht rückgängig gemacht wird, so sind doch dessen Wirkungen während der Nachlassverwaltung derart aufgehoben, daß der so bestellte Verwalter, der den Gläubigern für die Verwaltung mitverantwortlich ist (§ 1985) und unter Umständen auch Rechte gegen die Erben geltend zu machen hat, (§ 1979) als curator personarum der Erben lediglich deshalb, weil er auch vom Nachlassgericht als Pfleger bestellt ist, nicht mehr angesehen werden kann. Die Nachlassverwaltung ist sonach analog der Konkursverwaltung gestaltet und die Rechtsstellung des Nachlasspflegers deshalb auch eine der des Konkursverwalters entsprechende. Der Konkursverwalter aber ist in händiger Judikatur des RG. — 29, 29; 35, 31; 47, 373 — weder als gesetzlicher Vertreter des Gemeinschuldners nach der Gläubiger oder der Konkursmasse angesehen, sondern es ist ihm als Organ für die Durchführung der Zwecke des Konkursverfahrens eigene Parteistellung zugesprochen. Diese nimmt auch der Nachlassverwalter ein und in dieser Parteistellung hat er, wie dies der Beschluß des VI. GS. vom 7. März 1901 — JZ. S. 248 Rr. 1 — ebenfalls ausdrücklich, keinen Anspruch auf das Armenrecht als Vertreter armer physischer Personen. Es liegt auch hier das für den Nachlasspfleger, der gemäß § 1960 BGB. bestellt ist, in dem vorerwähnten Beschlusse des V. GS. anerkannte praktische Bedürfnis der Armenrechtsbewilligung nicht vor. Denn nach § 1988 Abs. 2 BGB. kann die Nachlassverwaltung aufgehoben werden, wenn eine den Kosten entsprechende Masse nicht vorhanden ist. Geschieht dies, so können die Erben selbst als Partei auftreten und für die Bewilligung des Armenrechts sind ihre Vermögensverhältnisse dann entscheidend. III. a. D., Beschl. v. 12. März 07, B. 30/07 VII. — Dresden.

24. §§ 119, 121 ZPO. Das dem Berufungsbelegten verleihe Armenrecht kann ihm deshalb, weil im Laufe der Instanz die weitere Rechtsverfolgung für ausfallslos erachtet wird, nicht wieder entzogen werden.]

Die zum Armenrecht zugelassenen Kläger hatten in I. Instanz teilweise obgefiegt, und war ihnen infolgedessen, als seitens des Gegners Berufung eingelegt war, gemäß § 119 Abs. 2 Satz 2 ZPO. ohne weitere Prüfung, ob die Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung mutwillig oder ausfallslos erscheint, auch für die Berufungsinstanz das Armenrecht bewilligt. Nachdem aber die Berufungsbegründung des Gegners eingegangen war, hat dann das Berufungsgericht durch den jetzt angesetzten Beschluß wegen angeblich veränderter Umstände, welche namentlich die weitere Rechtsverfolgung ausfallslos erscheinen ließen, das Armenrecht ihnen wieder entzogen. Das RG. hob auf: Dieses Verfahren verstößt die angegebenen §§ 121, 119 Abs. 2 Satz 2 ZPO. nach § 121 cit. kann das Armenrecht entzogen werden, wenn sich ergibt, daß eine Voraussetzung der Bewilligung nicht vorhanden war oder nicht mehr vorhanden ist. Nach § 119 Abs. 2 Satz 2 ist aber, wenn der Gegner der in I. Instanz siegreichen Partei das Rechtsmittel eingelegt hat, in der höheren, also insbesondere in der hier in Frage stehenden Berufungsinstanz nicht zu prüfen, ob die Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung ausfallslos ist. Für die Bewilligung des Armenrechts an die in der Vorinstanz siegreiche Partei ist daher keine Voraussetzung, daß die Rechtsverfolgung nicht mutwillig oder ausfallslos erscheint. Die zwingende Vorschrift „ist nicht

zu prüfen“ ist auch allgemein und nicht dadurch beschränkt, daß sich nicht etwa seit Erlass des ersten Urteils die Sachlage geändert habe. Auch wenn sich z. B. aus den eigenen Ausführungen des Armenrechtsgerichts für die Berufungsinstanz ergeben sollte, daß das erlassene Urteil zu Unrecht ergangen, die Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung des Geschädigten ausfallslos sei, ist das Armenrecht zu bewilligen, weil eben eine Prüfung in dieser Beziehung überhaupt nicht stattfinden soll. Wenn aber auf veränderte Umstände bei Bewilligung des Armenrechts nicht Rücksicht genommen werden kann, so kann dies auch für die Entziehung desselben nicht zulässig sein, da nicht angenommen werden kann, daß das Armenrecht zwar bewilligt werden müsse, aber sofort wieder entzogen werden könnte, wenn das Berufungsgericht die Rechtsverfolgung für ausfallslos hält. Das Gesetz geht offenbar und mit gutem Grunde von dem Gedanken aus, daß demjenigen, der einmal durch Urteil eine günstige Rechtslage erlangt hat, diese nicht durch bloßen Beschluß, welcher der Ratellen des Urteils, der mündlichen Verhandlung und erschoßten Behandlung der Sache entbehrt, wieder entzogen werden soll. Wer in I. Instanz obgefiegt hat, hat mindestens ein Anrecht auf ein Urteil in höherer Instanz. St. a. D., Beschl. v. 12. März 07, B. 41/07 III. — Dresden.

25. §§ 286, 343 ZPO. Berücksichtigung der Aussage eines im Rechtsstreit vernommenen Zeugen, der später in demselben Partei geworden ist.]

In der Streitsache des jetzigen Klägers K. wurde in I. Instanz, bevor die Verbindung der Sache mit den Klagen des F. und D. beschloffen worden war, D. nämlich als Zeuge über die vom Kläger K. zur Begründung seines Anspruchs gegen F. vorgebrachten Tatsachen vernommen. Dessen Zeugenaussage als solche zu würdigen, erklärt das Berufungsgericht an mehreren Stellen der Urteilsgründe für unzulässig. Es sagt an einer Stelle: „Da der früheren Vorvernehmung, welche als solche zu beachten wäre, gehört nicht die Aussage des D. im Rechtsstreit K. gegen F., da D. durch die Verbindung der Prozesse Streitsache geworden ist. Seine Aussage kann jedoch als Parteiverhörnis getätigt werden“. Und an anderer Stelle ist dies wiederholt, so daß kein Zweifel daran bestehen kann, daß das Berufungsgericht sich für rechtlich gebündelt erachtet hat, die Zeugenaussage D. als solche zu beachten. Dieser Standpunkt wird von der Revision mit Grund als rechtserrichtend angegriffen: Das RG. hat schon wiederholt ausgesprochen, daß, wenn eine als Zeuge vernommene Person später als Partei in den Prozeß eintritt, dieser Wechsel in ihrer Stellung kein gesetzliches Hindernis für die Benutzung der vor Eintritt des Wechsels in gesetzlichiger Weise erhobenen Zeugenaussage als Beweismoment bildet. Vgl. Urteil des II. GS. vom 11. Dezember 1891 (RG. 29, 343) und des I. GS. vom 7. März 1896 (SachsRG. 6, 332). Auch der vom Berufungsgerichte für seine Meinung angeführte Kommentar von Wauppstein spricht sich a. a. D. (§ 373 ZPO. Rnm. § 2) im gleichen Sinne aus. Es wird dort ausgeführt, daß die Überwältigung an die vorher als Zeuge vernommene Partei abgetreten werden kann, wenn das Gericht das Gegenteil der zu bestrittenen Tatsache bereits als durch die frühere Zeugenaussage (der späteren Partei) als erwiesen ansieht. — Der gerügte prozeßuale Ver-

noch muß zur Kuffhebung des Urteils führen, da seine Erheblichkeit für die Entscheidung nicht schon jetzt vernichtet werden kann. Daß der Anspruch des Klägers gegen den Beklagten G. begründet ist, wenn die Sachdarstellung des Klägers der Wahrheit entspricht, nimmt auch das Berufungsgericht an. Ob aber diese Sachdarstellung in der Zeugnisaussage D. eine Befähigung findet, und ob die Aussage des Zeugen Glauben verdient oder die vom Berufungsgericht genommene Überzeugung von der Unrichtigkeit der klägerischen Angaben zu erschüttern geeignet ist, diese Fragen können vom Berufungsgericht nicht geprüft werden. Es muß deshalb das Berufungsurteil in seiner Richtung gegen den Kläger A. aufgehoben, und die Sache insoweit an die Vorinstanz zurückverwiesen werden. R. a. O., U. v. 1. März 07, 179/06 VII. — München.

26. §§ 288, 290 BPO. Zum Begriff der Tatsache, die nach erfolgtem Zugrändnisse und unter bestimmten Voraussetzungen widerrufen werden kann.]

In den Vorinstanzen ist angenommen und von keiner Seite jetzt mehr in Abrede gestellt, daß die Klägerin nur eine übliche Provision für die Vermittelung des Verkaufs einer Brauerei beanspruchen könnte. Man hatten beide Parteien in der 1. Instanz übereinstimmend erklärt, daß die übliche Provision 1 Prozent betrage, und hatte demgemäß der erste Richter die Provision bemessen. Wenn nun das Berufungsgericht vernimmt, daß es hier nicht um das gewöhnliche Geschäft einer Tatsache handele, welches nur gemäß § 290 BPO. widerrufen werden könne, so verkennt es den Begriff der Tatsache im Sinne des § 288 deselbst, der auch Tatsachenurteile mit umfaßt (vgl. Gumprecht § 288 Note II 1 a, § 282 Note II 1). Mangels der Voraussetzungen des § 290 BPO. mußte es daher bei dem Erkenntnis einer Ablichkeit der Provision von 1 Prozent verbleiben. R. a. O., U. v. 15. März 07, 288/06 VII. — Geln.

27. §§ 318, 517 BPO. in Verb. mit § 30 EintragszwangsG. Beginn der Rechtsmittelfrist aus § 30 EintragszwangsG. gegenüber einem berichtigten Entschädigungsfriststellungsbeschlusse bei zeitlich verschiedener Zustellung beider Beschlüsse.]

Dem Kläger sind vom Städt. des Bahnbaus von der Herrschaft Rynau Parzellen im Flächeninhalt von 5 ha 61 a 61 qm enteignet worden. In dem Entschädigungsfriststellungsbeschlusse des Bezirksausschusses zu Breslau vom 28. November 1904 wurde in Anknüpfung einiger Parzellen die Übernahme verpflichtet und im übrigen als Entschädigung der Betrag von 8887,12 Mark festgesetzt, wobei der Flächeninhalt des Ackersandes auf 41,67 a statt auf 441,67 a angenommen wurde. Der Beschluß ist dem Kläger am 1. Dezember 1904 zugestellt worden. Auf Anregung des beklagten Eisenbahnstaats erging unter dem 18. Januar 1905 ein anderweitiger Beschluß des Bezirksausschusses dahin, daß in Berücksichtigung des ersten Beschlusses für die feststehende 4 ha Ackersand zum Satz von 36 Mark für das Ar 14 400 Mark und also im ganzen 23 287,12 Mark als Entschädigung festgesetzt wurden. Dieser Beschluß wurde als Anknüpfung zu dem zurückgeforderten Beschluß vom 28. November 1904 ausgefertigt und dem Justizrat R. in Schnorrbach als angeklagten Bevollmächtigten des Klägers am 19. Januar 1905, dem Kläger selbst aber erst am 18. November 1905 zugestellt. Mit der unter dem 21. Dezember 1905 zugestellten Klage begehrte der Kläger

eine Erhöhung der Entschädigung um 108 145 Mark 70 Pf. und die Übernahme noch weiterer Parzellen. Der Beklagte widersprach diesem Verlangen und machte auch die Verklammerung der für die Berücksichtigung des Rechtsweges in § 30 EintragszwangsG. vom 11. Juni 1874 vorgeschriebenen Frist geltend. Demgegenüber bestritt der Kläger die Ermächtigung des Justizrats R. zur Empfangnahme des Beschlusses vom 18. Januar 1905 und wies darauf hin, daß der Bezirksausschuß selbst in diesem Beschlusse die Verletzung erlitten habe, die Frist laufe erst von dessen Zustellung. Das LG. erlachte unter Bezugnahme auf § 275 Abs 1 BPO. dahin: „Die Einrede der Ungültigkeit des Rechtsweges wird verworfen.“ Auf die Berufung des Beklagten hat das OLG. die Klage wegen Fristverklammerung abgelehnt. R. ob. aus und wies darauf: 1. Darin ist der Revision zugustehen, daß es sich nicht um die prozeßführende Einrede der Ungültigkeit des Rechtsweges, sondern um den Einwand der verpatierten Klageerhebung, also der Ungültigkeit des Prozeßweges, handelte (vgl. RG. 36, 75). Allein das LG. hat, wenn schon prozeßordnungswidrig, ein Zwischenurteil nach § 275 BPO., das in betreff der Rechtsmittel als Endurteil angesehen werden sollte, gefällt, wie Formel und Gründe deutlich erkennen lassen. Es wollte die Fortsetzung des Verfahrens, welche voraussetzungslos eine vollständige Beweisaufnahme bedingt haben würde, von der rechtskräftigen Entscheidung der Frage abhängig machen, ob überhaupt der Klageweg eröffnet worden sei. Für die Ungültigkeit des Rechtsmittels kommt es nicht darauf an, was hätte geschehen sollen, sondern was tatsächlich geschehen ist, und danach stellt sich das landgerichtliche Urteil als eine der Berufung zugängliche Entscheidung dar, die dem Berufungsrichter nicht hinderte, den Einwand so, wie er erhoben war, mit sich als Einwand der Fristverklammerung zu prüfen. 2. Der Berufungsrichter erachtet den Einwand für begründet, indem er davon ausgeht, daß der zweite Beschluß des Bezirksausschusses vom 18. Januar 1905 in entsprechender Anwendung des § 318 BPO. ergangen sei und daß — nach Maßgabe der für den Zivilprozeß in der Rechtsprechung entwickelten Grundsätze — durch dessen Zustellung keine neue Anfechtungsfrist in Lauf gesetzt worden sei, woraus folge, daß die für die Klageerhebung gewährte sechsmonatliche Frist mit dem 1. Dezember 1904 begonnen habe und bei der Zustellung der Klage (am 21. Dezember 1905) längst verstrichen gewesen sei. Der rechtliche Bruchteil des Beschlusses vom 18. Januar 1905 kann nicht bestritten werden. Der Bezirksausschuß hat in dem Entschädigungsfriststellungsbeschlusse vom 28. November 1904 und zwar sowohl in den Gründen wie in der Formel die zu enteignende Gesamtfläche auf 5 ha 93 a 05 qm (einschließlich einer zu übernehmenden Fläche von 31,44 a) bestimmt und dafür eine Entschädigung von 8887,12 Mark festgesetzt. Nach den Gründen ist angenommen, daß die Entschädigung betrage für 41,67 a Ackersand a 36 Mark = 1500,12 Mark, 67,97 a Wiesen a 40 Mark = 2718,80 Mark, 83,41 a Felsung a 20 Mark = 1 668,20 Mark und für 3 ha 28 qm a 1000 Mark = 3 000 Mark, zusammen 8 887,12 Mark. Sieht er, daß bei dieser Feststellung 5 ha und unbedeutendste Größen sind, da das Ackersand, wie die Gründe ergeben, in jenen 5 ha 93 a 05 qm nicht enthalten ist. Sieht er aber auch, daß die

Entschädigung für die Gesamtfläche nur auf 8887,12 Mark bestimmt worden ist und hat bestimmt werden sollen. Es handelt sich nicht um Mängel in der Erklärung des Entschädigungswillens, sondern um Mängel bei der Bildung des Entschädigungswillens. Wäre dem Bezirksausschuß nicht entgegen, daß zu den für Ackerland, Wiesen und Gölzung ausgeworfenen Flächen noch 4 ha hinzuzurechnen seien, so würde er nicht, wie geklagt, beschließen haben. Sein Beschluß beruht auf einer unrichtigen, tatsächlichen Grundlage; er ist aber nicht offenbar unrichtig im Sinne des § 319 ZPO., was sich deutlich daraus ergibt, daß das wirklich Gewollte keineswegs mit Sicherheit aus den Gründen entnommen werden kann. Zu ersehen ist wohl, daß 4 ha zu wenig in Ansatz gebracht sind, oder nicht, daß sie dem Ackerland zuzurechnen sind, und auch nicht, welcher Betrag dafür zu berechnen ist. Diese Faktoren der Entschädigung werden erst durch den Beschluß vom 18. Januar 1905 geschaffen, in welchem das Ackerland auf 4 ha 41 a 67 qm (statt auf 41 a 67 qm) richtig gestellt und gesagt ist, daß auch für die bisher nicht berücksichtigten 4 ha der Entschädigung von 36 Mark für das A. bewilligt werde. Hierin liegt aber eine neue Entschädigung, die man wohl als eine Verbesserung oder Berichtigung der früheren bezeichnen, nicht aber als bloße Beseitigung von Fehlern im Ausdruck ansprechen kann. Der Bezirksausschuß hat denn auch die Entschädigung „für die zu entnehmenden 5 ha 93 a 06 qm“ anderweit auf 23 287,12 Mark festgesetzt. Hiernach verlag die entsprechende Anwendung des § 319 ZPO. und des Sages, daß die Berichtigung eines Urteils gemäß dieser Vorschrift auf den Lauf der Rechtsmittelfrist keinen Einfluß haben. In Frage kann nur kommen, ob unter den obwaltenden Umständen gegen beide Beschlüsse des Bezirksausschusses selbständig und mit getrenntem Fristenlauf der Rechtswege eingelegt werden ist. Die Bejahung der Frage würde sich zunächst mit der ausgesprochenen Absicht des Bezirksausschusses im Widerspruch setzen, daß als die endgültige Entscheidung, mit deren Zustellung erst die Frist nach § 30 EnteignungsGk. zu laufen beginnt, der letzte Beschluß zu betrachten sei. Sie würde auch zu dem unbefriedigenden Ergebnis führen, daß der erste Beschluß rechtskräftig geworden sein könnte, der zweite noch der Anfechtung durch den Gläubiger unterläge und im übrigen es zweifelhaft bliebe, ob, sofern er nicht angefochten oder erfolglos angefochten ist, der Kläger dennoch (trotz der Rechtskraft des früheren Beschlusses) die höhere, im zweiten Beschluß festgesetzte Summe zu erhalten hätte. Diese Ungünstigkeiten wären nur dann hinzunehmen, wenn gesetzliche Vorschriften sie unummeidlich machten. In solchen Vorschriften fehlt es. Im Gegenteil wird man im Hinblick auf § 517 ZPO. sagen können, daß der Geschädigte die oben aufgeworfene Frage verneinend entschieden haben würde, wenn er sie sich vorgelegt hätte. Nach § 517 ZPO. beginnt, wenn innerhalb der Berufungsfrist ein Urteil im Gewichte des § 321 durch eine nachträgliche Entscheidung ergänzt worden ist, mit der Zustellung der nachträglichen Entscheidung der Lauf der Berufungsfrist auch für die Berufung gegen das zuerst ergangene Urteil von neuem. Die Vorschrift beruht auf dem Gedanken, daß das Nebeneinanderlaufen zweier Berufungen nicht mindestenswert und möglichst zu vermeiden sei. Dieser Gedanke trifft auch den gegenwärtigen Fall. Sieht

sich in dem für Enteignungsflächen vorgeschriebenen Beschlußverfahren (§§ 150 ff. des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883) der Bezirksausschuß beantragt, innerhalb der für die Befreiung des Rechtsweges offenen Frist seinen ursprünglichen Entschädigungsfestsetzungsbeschluß über den Rahmen einer bloßen Berichtigung im Sinne des § 319 ZPO. hinaus zu ergänzen, so entspricht es der Sachlage, jene Frist erst mit der Zustellung des die Entschädigung endgültig festsetzenden Beschlusses beginnen zu lassen, und es muß dies umso mehr gelten, wenn die Verwaltungsbehörde selbst eine solche Auffassung zu erkennen gibt. Darum ist der maßgebende Zeitpunkt im gegenwärtigen Falle die Zustellung des Beschlusses vom 18. Januar 1905, und es wird darauf ankommen, ob dieser Beschluß dem Justizrat R. als Vertreter des Klägers am 19. Januar 1905 mit Wirkung für den letzteren zugestellt worden ist. Da sich der Berufungsrichter darüber noch nicht ausgesprochen hat, so mußte unter Aufhebung seines Urteils die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung in die Verwaltung zurückverwiesen werden. v. J. R. c. G. F., II. v. 15. März 07, 240/06 VII. — Weizsäcker.

28. §§ 328 Ziff. 1 und 723 Abs. 2 ZPO. Verfügung der Vollstreckungsamt für ein österreichisches Urteil, weil das österreichische Gericht unzulässig war.]

Der in E. in Galizien wohnhafte Kläger hat bei dem R. R. österreichischen Rb. (Gd.) in R. das rechtskräftige Versäumnisurteil vom 20. April 1906 erstritten, durch das die Beklagte zur Zahlung von 3100 Kronen nebst 6 v. Z. Zinsen für den 15. Februar 1906 und 60 Kronen 30 Heller Kosten verurteilt worden ist. Dem Urteile lagen folgende Behauptungen des Klägers zugrunde: Er habe am 24. Januar 1906 der Beklagten 100 Renteigentümer Aktienanleihe ab E. zum Preise von 124 Kronen für den Renteigentümer verkauft und am 30. Januar 1906 an die Beklagte geliefert. An demselben Tage habe er der Beklagten die Fatura, versehen mit dem Vermerk: „zahlbar und lagbar in E.“, überreicht. Die Beklagte habe die Ware zunächst käuflich und dem Kläger zur Verfügung gestellt, dann aber übernommen, weshalb sie jedoch auf den Kaufpreis noch den Rückbetrag von 3100 Mark. Mit der jetzigen Klage verlangt der Kläger, daß das angerufen deutsche Gericht die Zulässigkeit der Zwangsvollstreckung aus dem bezeichneten Versäumnisurteil durch Vollstreckungsamt annehme. Die Beklagte beantragt, die Klage abzuweisen, weil das österreichische Gericht nach den deutschen Gesetzen nicht zuständig gewesen sei. Das Rb. in St. hat der Klage stattgegeben. Auf die Berufung der Beklagten ist diese Entscheidung durch das Odb. bestätigt vom 22. Oktober 1906 abgeändert und die Klage abgewiesen worden. Die Revision des Klägers ist zurückgewiesen: Für ausländische Urteile ist das Vollstreckungsamt nach §§ 723 Abs. 2 und 328 Ziff. 1 ZPO. nicht zu erlassen, „wenn die Gerichte des Staates, dem das ausländische Gericht angehört, nach den deutschen Gesetzen nicht zuständig sind.“ Die Klage ist daher abzuweisen, wenn für den durch das Versäumnisurteil des Rb. in R. entschiedenen Rechtsstreit nach den deutschen Prozessgesetzen ein Zuständigkeit für ein österreichisches Gericht nicht begründet war. An dieser Zuständigkeit fehlte es hier. Nach deutschem Prozessrecht

wird die Zuständigkeit eines an sich unzuständigen Gerichts durch ausdrückliche oder stillschweigende Vereinbarung der Parteien begründet (§ 38 ZPO.). Soweit eine solche Vereinbarung nicht getroffen ist, bestimmt sich die Zuständigkeit nach den gesetzlichen Vorschriften der §§ 12 bis 37 d. d. l. Eine ausdrückliche Vereinbarung des Gerichtsstandes ist nicht beschränkt und eine stillschweigende Vereinbarung nicht dargelegt. Die Feststellung des Berufungsgerichts, daß in der Vereinbarung der Parteien, der Kauf solle „ab S.“ gelten und der Kaufpreis 124 „Kronen“ für den Wertgegenstand betragen, die Vereinbarung eines österreichischen Gerichtsstandes nicht zu finden sei, beruht auf tatsächlichen Erwägungen und ist deshalb für das Revisionsgericht maßgebend. Die unbeanstandete Entgegennahme der mit dem Bemerk: „zahlbar und klagbar in S.“ versehenen Faktura durch die Beklagte begründete zwar nach österreichischem Prozeßgesetz, nämlich nach § 88 der Jurisdiktionsnorm vom 1. August 1895, die Zuständigkeit des Gerichts über S., nicht aber nach dem allein maßgebenden deutschen Recht. Im Bereiche dieses Rechts ist durch ständige Rechtsprechung festgestellt, daß selbst bei fortgesetzten Warenbestellungen und Warenlieferungen der auf den Faktura befindliche Bemerk über einen anderen Erfüllungsort als denjenigen des Käufers hinsichtlich der gegen den Käufer zu richtenden Klage auch dann nicht eine Vereinbarung des Gerichtsstandes begründet, wenn der Käufer sich diesem Bemerk gegenüber schweigend verhalten hat. Pal. 90. 52, 135 und die frühere Entscheidung bei Goldheims W. S. 7, 275. Dem nach Abschluß des Geschäfts einseitig erklärten Bemerk wird dort jede rechtliche Bedeutung abgesprochen. Dasselbe muß gelten, wenn in dem Bemerk nicht nur der Erfüllungsort, sondern, wie hier, daneben noch das anzuwendende Gericht einseitig bestimmt ist. Von den in der deutschen ZPO. bestimmten gesetzlichen Gerichtsständen kommt hier nur der allgemeine Gerichtsstand des Wohnorts der Beklagten (§ 12 ZPO.), nach dem die gegen sie auf Zahlung des Kaufpreises gerichtete Klage in St. anzustellen gewesen wäre, und von den besonderen Gerichtsständen der des Vertrages (§ 29 d. d. l.) in Betracht. Bezüglich des letzteren bestimmt der § 29, daß für Klagen auf Erfüllung eines Vertrages das Gericht des Orts zuständig ist, wo die streitige Verpflichtung zu erfüllen ist. Die streitige Verpflichtung ist hier diejenige der Beklagten zur Bezahlung des Kaufpreises. Es kommt daher nicht in Betracht, an welchem Ort die hier nicht streitige aus dem Kaufvertrage für den Käufer entstehende Verpflichtung zu erfüllen war. Daß bei gegenseitigen Beträgen der Erfüllungsort für beide Teile ein verschiedener sein kann, ist anerkanntes Rechtens. Hält man für die Entscheidung der Frage, wo die Verpflichtung der Beklagten zur Bezahlung des Kaufpreises zu erfüllen ist, das deutsche Recht allein als maßgebend, so ist diese Frage nach §§ 269, 270 Abs. 1 und 4 ZPO. dahin zu beantworten, daß in St., nämlich an demjenigen Orte zu erfüllen ist, wo die Beklagte zur Zeit der Entstehung ihrer Kaufpreisfaktura ihren Wohnsitz hatte. Zu demselben Ergebnis gelangt man, wenn man nicht das deutsche Recht als solches, sondern die Grundzüge des internationalen Privatrechts bestimmend sein läßt. Denn da die Parteien in Deutschland und in Österreich wohnen, die räumliche Wirkkraft des Geschäfts über die

Gebiete dieser Länder nicht hinausreicht, der Erfüllungsort also jedenfalls in Deutschland oder in Österreich liegen muß, so könnte für die Entscheidung jener Frage neben dem deutschen Recht ein anderes als das österreichische Recht nicht in Betracht kommen. Nach diesem (§§ 1420, 905 des Österr. ABGB.) sind aber Zahlungen an dem Orte zu leisten, wo das Versprechen gemacht worden ist, falls der Zahlungsort, wie hier, weder aus der Verabredung, noch aus der Natur oder dem Zwecke des Geschäfts bestimmt werden kann. Das Zahlungsverprechen der Beklagten ist im vorliegenden Fall in St. gemacht worden, da von dort aus die Beklagte durch Depeschenwechsel mit dem Kläger das Kaufgeschäft abgeschlossen hat. Der Kläger weiß noch darauf hin, daß durch den oben genannten § 88 Abs. 2 der österreichischen Jurisdiktionsnorm infolge des Faktorenerkenntnis ein besonderer Erfüllungsort, hier S., geschaffen sei. Dieser Hinweis erlischt sich dadurch, daß jene Vorschrift eine materiellrechtliche Bestimmung über den Erfüllungsort nicht enthält, vielmehr nur prozeßmäßig anordnet, daß unter Personen, die ein Handelsgewerbe betreiben, der Gerichtsstand des Erfüllungsortes auch durch die unbeanstandete geschriebene Annahme einer zugleich mit der Ware oder schon vor Einlangen derselben überreichten Faktura begründet wird, die mit dem Bemerk versehen ist, daß die Zahlung an einem bestimmten Ort zu leisten ist, und daß an denselben Ort die Klagen aus dem Geschäft angebracht werden können. Daß durch die unbeanstandete geschriebene Annahme des Faktorenerkenntnis die Beklagte habe S. als Erfüllungsort vorgezeichnet wollen, ist ebensovienig festgestellt, als daß sie sich hinsichtlich ihrer Vertragsverpflichtung dem österreichischen Recht habe unterwerfen wollen. Der Berufungsrichter hat hier nach die Erlassung des Vollstreckungsurteils mit Recht abgelehnt. S. d. v. d. S. d. v. d. März 07, 543/06 VII. — Ertien.

29. § 406 Abs. 2 ZPO. Die in I. Instanz unterlassene Ablehnung eines Sachverständigen hindert nicht die Ablehnung in der Berufungsinstanz.]

Der Berufungskläger hatte in der Berufungsinstanz gegen den Landesbeamten J., der als Sachverständiger vernommen werden sollte, ein Ablehnungsgesuch eingebracht, welches er darauf stützte, daß der Sachverständige Mitglied der Stadtverordnetenversammlung der klagenden Stadtgemeinde sei. Das AB. hat, ohne auf die sachliche Frage einzugehen, das Gesuch aus einem formellen Grunde abgewiesen, nämlich deshalb, weil der Sachverständige schon in I. Instanz über den Wert der entzogenen Fläche, über den er auch jetzt wieder vernommen werden sollte, ein Gutachten erstattet habe, und vom Berufungskläger nicht glaubhaft gemacht sei, daß er den Ablehnungsgrund nicht schon in I. Instanz hätte geltend machen können; das AB. erklärt deshalb das Ablehnungsgesuch nach § 406 Abs. 2 ZPO. für unbegründet: Dieser Auslegung und Anwendung des § 406 Abs. 2 ZPO. vermag der erkennende Senat nicht zuzustimmen. Erhebliche praktische Gründe müssen allerdings dafür sprechen, allein auf der anderen Seite ist das Gewicht der Erwägung, daß es sich in der Berufungsinstanz um ein novum judicium handelt, so bedeutend, daß es für ausschlaggebend erachtet werden muß. § 406 Abs. 3 ZPO. steht im zweiten Buche der ZPO., das von dem Verfahren in I. Instanz handelt, und in dem auf die Berufung bezüglichen Bestimmungen

des dritten Buches findet sich keine, die ebenso wie in den in den §§ 532, 533 bezeichneten Fällen, auch für den Fall des § 406 Abs. 2 ZPO. die Folgen der in I. Instanz unterlassenen rechtzeitigen Klageeinreichung eines Sachverständigen auf die Berufungsinflanz erstreckt. Daß § 523 ZPO. hier nicht in Betracht kommen kann, bedarf kaum der Erwähnung. In der Sache selbst zu erkennen, hielt der Senat mit Rücksicht auf § 406 Abs. 2 ZPO., wonach die ein Klageungesuch für begründet erklärende Entscheidung unanfechtbar ist, für bedenklich. Der Zweck dieser Bestimmung ist ersichtlich der, dem Richter nicht einen Sachverständigen, den er selbst für befähigt erachtet, durch die höhere Instanz auszuweichen. Da das RG. sachlich über den angezeigten Klageungsgrund nicht befunden hat und es immerhin denkbar wäre, daß es ihn für durchgreifend erachtend kenne, so erschien es daher geeignet, unter Anwendung des § 575 ZPO. dem RG. die weitere sachliche Entscheidung zu übertragen. S. a. St. R.-R., Beschl. v. 8. März 07, B. 23/07 VII. — Berlin.

Sidilprojektnote vom 5. Juni 1905.

30. §§ 554 Abs. 3 Nr. 1, 560 ZPO. Vollstreckbarkeitsprüfung eines Urteils der Vorinstanz in der Revisionsinstanz während schwebender Revision, soweit in der Revisionsbegründung das Urteil nicht angefochten ist.]

Durch Urteil des Königlich Preussischen RG. zu R. vom 13. März 1905 ist der Beklagte, unter Abweisung der Widerklage, verurteilt worden, der Klägerin 11 682,12 Mark nebst 5 Prozent Zinsen vom 1. Juli 1898 ab zu zahlen. Am 22. Oktober 1906 ist durch Teilurteil des 16. BS. des Königlich Preussischen RG. die dagegen vom Beklagten erhobene Berufung in Ansehung der auf die Klage ergangenen Entscheidung zurückgewiesen worden. Hiergegen hat der Beklagte am 28. Dezember 1906 Revision eingelegt und in der am 20. Januar 1907 beim RG. eingegangenen Begründungsschrift erklärt, das Berufungsurteil nur insoweit anzufechten, als der Einwand der Zahlung von 3000 Mark verworfen worden sei, und seinen Revisionsantrag dahin gestellt, das angefochtene Urteil aufzuheben und die Klage in Höhe von 3000 Mark abzuweisen. In dem zur mündlichen Verhandlung bestimmten Termine ist die Klägerin nicht erschienen. Der Beklagte hat die obige Sachlage dargelegt und unter Berufung auf § 560 ZPO. den Antrag gestellt, das Urteil des RG. vom 22. Oktober 1906, sowie das Urteil des BG. vom 13. März 1905, soweit der Beklagte verurteilt sei, an die Klägerin 8882,12 Mark nebst 5 Prozent Zinsen vom 1. Juli 1898 ab zu zahlen, für vollständig vollstreckbar zu erklären. Diefem Antrag war, unter Verbesserung der Vorinstanz, zu entsprechen. Dem seit Geltung der Zivilprozedurnovelle vom 5. Juni 1905 gemäß nach § 554 ZPO., insbesondere nach Abs. 3 Nr. 1 derselben, zur Herstellung der Voraussetzungen des § 560 ZPO. der Klage, auch durch die in der Revisionsbegründungsschrift enthaltenen Revisionsanträge das Berufungsurteil nur in einem Teile nicht angefochten wird, und ferner kann im vorliegenden Falle der Antrag, „das angefochtene Urteil aufzuheben“, nur nach Maßgabe der unmittelbar daneben stehenden Erklärung verstanden werden, wonach das Berufungsurteil nur in Höhe von 3000 Mark angefochten werden soll. S. a. St. R.-R., Beschl. v. 11. März 07, B. 530/06 VI. — Berlin.

31. §§ 569, 574 ZPO. Die Beschwerde an das RG. über eine von dem OLG. abgelehnte Beschwerde muß innerhalb der Kasse bei diesem letzteren eingereicht werden.]

Die an das RG. gerichtete Beschwerde gegen einen Beschluß des OLG. war von demselben als unzulässig verworfen worden. Dieser Beschluß wurde am 1. März 1907 dem Beschwerdeführer zugestellt. Innerhalb der am 8. März 1907 ablaufenden Kasse ist der Antrag auf Entscheidung durch das RG. nicht bei dem zur Anbringung desselben allein zuständigen OLG. gestellt worden. Die Einreichung hatte nach § 569 Abs. 1 ZPO. bei dem OLG., das den letzten Beschluß erlassen hatte, zu erfolgen. Daher ist nicht schon in der am 8. März 1907 von dem Beschwerdeführer zum Protokoll des Gerichtsschreibers des RG. abgegebenen Erklärung, sondern erst in der Einreichung dieses Protokolls bei dem OLG. die Stellung des fraglichen Antrages zu erklären, dieses Protokoll ist aber erst am 2. März 1907, also verspätet, bei dem OLG. eingegangen. S. a. St. R.-R., Beschl. v. 19. März 07, B. 21/07 II. — Dresden.

32. § 771 ZPO. Unabhängig für die Widerspruchslage des § 771 ZPO. ist das Gericht, das den Arrestbefehl und Pfändungsbeschluß erlassen hat, nicht das Gericht, das die entsprechende Eintragung in das Grundbuch verfügt hat.]

Nach § 771 ZPO. ist die Widerspruchslage bei dem Gerichte zu erheben, „in dessen Bezirk die Zwangsvollstreckung erfolgt“. Als dies Gericht kann bei der Vollstreckung in Forderungen nach Maßgabe der dieser im Gesetz gegebenen Einrichtungen nur das Gericht, welches den Pfändungsbeschluß erlassen hat oder das diesem im Instanzenzuge übergeordnete angesehen werden. Die Zwangsvollstreckung in gewisse Vermögensgegenstände sollte in Rücksicht auf die hier unter Umständen entstehenden erheblichen Schwierigkeiten des Verfahrens nicht in die Hände der Gerichtsvollzieher, sondern in die der Gerichte gelegt werden. Dementsprechend lautet § 753 Abs. 1 dahin: „Die Zwangsvollstreckung erfolgt, soweit sie nicht dem Gerichte zugewiesen ist —“. Schon hierdurch kommt zum Ausdruck, daß die in den berührten Fällen von den Gerichten zu entwickelnde Tätigkeit, wie sonst die der Gerichtsvollzieher, als die Zwangsvollstreckung im Sinne des Gesetzes und insbesondere auch des § 771 erscheint. Nach § 764 Abs. 1 gehört die den Gerichten zugewiesene Anrechnung von Vollstreckungsabhandlungen (und die Mitwirkung bei solchen) zur Zuständigkeit der RG. als Vollstreckungsgerichte, und nach Abs. 2 ist als Vollstreckungsgericht, sofern nicht das Gesetz ein anderes RG. bezeichnet, dasjenige RG. anzusehen, in dessen Bezirk das „Vollstreckungsverfahren“ stattfinden soll oder stattgefunden hat. Speziell für Forderungen und andere Vermögensrechte ist im § 828 bestimmt, daß die gerichtlichen Handlungen, welche die Zwangsvollstreckung in jene zum Gegenstande haben (nach § 803 Pfändungen), durch das Vollstreckungsgericht erfolgen und daß als Vollstreckungsgericht das RG. zuständig sein soll, bei welchem der Schuldner im Deutschen Reich seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, und in Ermangelung eines solchen dasjenige, bei welchem in Gemäßheit des § 23 Klage gegen ihn erhoben werden kann. Handelt es sich um die Vollziehung eines Urteils, so ist gemäß § 930 für die Pfändung einer Forderung das Arrêtgericht als Vollstreckungs-

gerichtet zuhändig. Wegen die hiernach gerechtfertigte Annahme, daß der Erlaß des Pfändungsbeschlusses die Vollstreckung bewirkt, kann auch aus § 829 ein Verdacht nicht hergeleitet werden. Die Vollstreckung der Zustellung des Beschlusses an die Beteiligten folgt aus der Natur der Sache, und daß sie dem Parteibetriebe überlassen ist, ermangelt in dem hier fraglichen Punkte der grundsätzlichen Bedeutung. Wenn aber mit der Zustellung des Beschlusses an den Drittschuldner die Pfändung als betrieht angesehen werden soll, so ist dies nur von erheblicher für den Gegenstand zur Zustellung an den Schuldner. Die Bedeutung der Zustellung des Beschlusses im Verhältnis zu dem Beschlusse selbst bleibt die regelmäßige, und nicht etwa erlangt hier die Zustellung den Charakter eines selbständigen, für die Frage nach dem Ort der Zwangsvollstreckung wesentlichen Aktes. Maßgebend sind allein die gerichtlichen Handlungen des kraft Gesetzes mit der Vollstreckung besetzten Gerichts; ihr Ort, also der Ort oder der Bezirk des Gerichts bestimmt die Zuständigkeit für die Widerspruchsfälle, nicht der Ort, an welchem zulässig das gerichtliche Verbot den Drittschuldner erreicht. Dies ist in der Rechtsprechung des RG. anerkannt, vgl. das oben erwähnte Urteil RG. 12, 379 und JB. von 95 S. 296 Nr. 18, O. S. 330 Nr. 13. Aber auch im Fall der Pfändung hypothekarischer Forderungen bestimmt sich die Zuständigkeit für die Widerspruchsfälle in gleicher Art. Hier enthält der § 830 im ersten Satz die Bestimmung, daß zur Pfändung einer solchen Forderung außer dem Pfändungsbeschlusse die Übergabe des Hypothekenbriefes erforderlich ist. Erfolgt diese freiwillig, so kann sie schon aus diesem Grunde der Zwangsvollstreckung nicht eingerechnet werden. Allein auch wenn sie durch den Gerichtsvollzieher im Wege der Zwangsvollstreckung herbeigeführt wird, so bildet dies zwar eine Zwangsvollstreckungsmaßregel im eigentlichen Sinne, fällt aber nicht mit den Zwangsvollstreckung in Forderungen bildenden gerichtlichen Handlungen zusammen. R. v. J., Beschl. v. 22. März 07, B. 36/07 VII. — Varienwerder.

Handelsgesetzbuch.

33. §§ 259, 269 HGB. Rückstimmungen von Aufsichtsratsmitgliedern als Aktionären, bei einem Beschlusse, durch den sie entlassen werden sollen. Abkündigung einer Bank, deren Vorstandsmittel als Aufsichtsratsmitglied der Aktiengesellschaft in Anspruch genommen werden sollte. Getrennte Abkündigung über die Entlassung einzelner Aufsichtsratsmitglieder.]

I. Die Beklagte hat selbst zugegeben, daß mindestens 98 Stimmen von Aufsichtsratsmitgliedern für den im Tatbestand wiedergegebenen Entlassungsbeschlusse abgegeben worden sind, was der Vorchrift des § 252 Abs. 3 HGB. direkt widerspricht. Die Beklagte hat aber zugleich die Einfußlosigkeit dieser Stimmabgabe auf das Ergebnis der Abstimmung dargelegt, und das LG. hat diese Einfußlosigkeit ohne erkennbaren Rechtsirrtum festgestellt. In der Literatur wird bestritten, daß dieser Einwand gegenüber der Aufrechnungslage überhaupt mit Erfolg geltend gemacht werden kann; es wird die Ansicht vertreten, daß die Aufrechnung auch dann durchbringen müsse, wenn die Verletzung von Gesetz oder Statut für den gefaßten Beschlusse sicher einflußlos war. So Lehmann-Ring, Kommentar § 271 Nr. 3, ferner für den Bilanz-

genehmigungsbeschlusse Rehm, Bilanz § 183. Die gegenwärtige Meinung, welche dem Staub-Pinner § 271 Ann. 4, Kallower § 271 III b, Lehmann, Recht der Aktien-gesellschaften 2, 225 vertreten wird, hat das RG. wiederholt (vgl. Folge, Praxis des RG. Bd. 17 Nr. 531, Bd. 23 Nr. 583) zuletzt in der Entscheidung des Senats vom 9. Januar 1897 Rep. I 406/98 (mitgeteilt in Rechtsanw. 6, 121) genehmigt. Der erkennende Senat hat keine Veranlassung, von dieser Auffassung abzugehen. Aufrechnungslagen sind nicht zu begünstigen; vielmehr sind die Rauten zu beachten, unter denen sie das Gesetz zuläßt. Beruhte der angefochtene Beschlusse in keiner Hinsicht auf der Gesetzesverletzung, liegt auch kein Mangel eines absoluten Erfordernisses seiner Gültigkeit (vgl. § 259 HGB.) vor, so ist nicht einzusehen, warum er gleichwohl aufgehoben werden soll. Anders wäre unter Umständen dann zu entscheiden gewesen, wenn Kläger dargelegt hätte, daß durch die unzulässige Stimmabgabe der Aufsichtsratsmitglieder andere bestimmt worden seien, „entweder gar nicht zu stimmen, oder ihre Stimmen im Sinne der Majorität abzugeben“. Allein Kläger hat in dieser Beziehung nicht nur seinen Beweis erbracht, er hat nicht einmal irgend welche tatsächlichen Anhaltspunkte zu erbringen vermocht, welche eine derartige Annahme rechtfertigen könnten. II. Die weitere Bemängelung des Abstimmungsbeschlusses erweist sich nach den oben dargelegten Gesichtspunkten und den tatsächlichen Feststellungen des LG. gleichfalls als unbegründet. Kläger behauptet, es seien noch weitere 553 Stimmen unter Verletzung des § 252 Abs. 3 für den im Tatbestand wiedergegebenen Entlassungsbeschlusse abgegeben worden. In dieser Hinsicht stellt das LG. fest, daß von diesen angeblich ungültigen Stimmen 160 von den Prokuristen der D.-Bank für im Besitze der letzteren befindliche und ihr gehörige 160 Aktien abgegeben wurden. Mit Recht nimmt das LG. an, daß diese D.-Bank nicht deshalb gehindert war, sich an der Abstimmung zu beteiligen, weil ein Mitglied ihres Vorstandes Mitglied des Aufsichtsrats der beklagten Gesellschaft war. Die D.-Bank hat nicht das Stimmrecht des Direktors S., sondern ihr eigenes, und zwar durch einen Prokuristen, ausgeübt, und der Direktor S. sollte nicht in seiner Eigenschaft als Mitglied des Vorstandes der genannten Bank, sondern als Mitglied des Aufsichtsrats der beklagten Gesellschaft entlassen werden. III. Wenn Revisionkläger weiter rügt, daß der angefochtene Generalversammlungsbeschlusse nicht im Rahmen der Tagesordnung geblieben sei, welche die Aufstellung über Entlassung des Vorstandes und des Aufsichtsrats im ganzen anknüpfte, während namentlich diese Entlassung nur unter gleichzeitiger Veranordnung der Entlassung des Vorstandsmittelgliedes Ph. S. erfolgt sei, so steht dieser Angriff in Verbindung mit der weiteren Rüge, daß es überhaupt gesetzlich unzulässig sei, ein einzelnes Mitglied des Vorstandes oder Aufsichtsrats vor der Entlassung oder der Veranordnung auszuscheiden, daß vielmehr nur der Vorstand und der Aufsichtsrat als solche, als Organe der Gesellschaft, also ungeteilt, entlassen oder zur Verantwortung gezogen werden könnten. Für diese Rechtsauffassung beruft sich Revisionskläger auf das Urteil des Senats vom 6. Juni 1903 Rep. I 45/03, mitgeteilt in RG. 55, 75 ff. Damals lag dem Senat die Frage zur Entscheidung vor, ob es, wenn über die Entlassung des Aufsichtsrats zu beschließen

ist und Mitglieder des Aufsichtsrats auch Aktionäre sind, zulässig sei, daß über die Entlassung jedes einzelnen Aufsichtsratsmitgliedes gesondert abgesehen und dabei jedesmal alle übrigen Aufsichtsratsmitglieder (mit Ausnahme allein desjenigen, über dessen Entlassung abgehandelt wurde) sich bei der Abstimmung beteiligten. Der Senat hat dies verneint und dabei ausgeführt, daß in dem gegebenen Falle nur über die Entlassung des Aufsichtsrats im ganzen hätte Beschluß gefaßt werden können. In der Begründung wird ausgeführt, daß, wie es regelmäßig geschieht, und auch damals geschehen war, die durch die Vorlagen der Generalversammlung der Aktion geäußerte Verwaltungstätigkeit überhaupt, die in dem betroffenen Geschäftsjahr entfaltete Wirksamkeit der durch die Vorlagen Rechenschaft ablegenden Organe der Gesellschaft durch den beantragten Entlassungsbeschluß für einwandfrei erklärt werden sollte. Für diesen regelmäßigen Fall trifft die Entscheidung des Senats in jenem Urteile zweifellos zu, daß über die Verwaltungstätigkeit des Organs (Aufsichtsrat oder Vorstandes) als solchen von der Generalversammlung entschieden wird, und daher alle einzelnen Mitglieder des Organs bei der Beschlußfassung beteiligt sind. Dies ändert sich aber, sobald, sei es durch die Vorlagen selbst, sei es durch die in der Generalversammlung gestellten Anträge, hinsichtlich der Verantwortlichkeit für die Tätigkeit des Organs unter den einzelnen Mitgliedern unterschieden wird. Daß eine solche Unterscheidung gesetzlich unzulässig sei, hat der Senat in dem Urteil vom 6. Juni 1903 nicht ausgesprochen. Diese Konsequenz wurde erst in der Literatur aus der Begründung jener Entscheidung gezogen und mit Recht in ihrem Ergebnisse bestritten. (Vgl. insbesondere Finster DJZ. 03, 470; Staub-Finster § 260 Anm. 10; Palandt XVII. Aufl. § 260 IV d.) S. v. Aktiengesellschaft D., II. v. 23. Febr. 07, 318, 06 I. — Hamburg.

34. Art. 275, 274, 278 HGB. verb. mit § 133 BGB. Auslegung über den Sinn eines schriftlichen Vertrages, nicht über die Behauptung einer mündlichen Vereinbarung wird durch die Urkunde nicht getroffen. Bedeutung einer Konkurrenzklausel wegen örtlicher Beschränkungen.]

Die Beklagten hatten von den Klägern das im Hause F.-Straße Nr. 14 zu Ostert betriebene Kolonialwaren- und Spirituosengeschäft zum 1. April 1895 als fest auf drei Jahre, nachher gegen halbjährige Kündigung geachtet und in dem Pachtvertrage bei Vermeidung einer Vertragsstrafe von 3 000 Mark fix verpflichtet, nach Auflösung des Pachtverhältnisses innerhalb dreier Jahre „in der Nähe der angrenzenden Straßen“ ein gleiches Geschäft nicht zu errichten oder zu kaufen. Am 1. April 1905 wurde das Pachtverhältnis der Parteien aus Kündigung der Beklagten aufgelöst. Diese eröffneten ein neues Kolonialwaren- und Spirituosengeschäft im Hause Kanger Nr. 75/76, das sie noch jetzt betreiben. Die Kläger setzen darin eine Zuwiderhandlung gegen die übernommene Verpflichtung und halten die Vertragsstrafe für verfallen. Das 26. hat die Beklagten nach dem Klageantrage verworfen, deren Berufung ist durch das Urteil des OLG. zurückgewiesen worden. Die Beklagten haben gegen das letztere nunmehr Revision eingelegt. Das RG. hob auf und wies die Klage ab: Der Pachtvertrag der Parteien ist vor dem 1. Januar 1900 geschlossen; für seine Auslegung kommt daher, auch

wenn für die materiellen Rechte und Pflichten gemäß Art. 171 EGBGB. das Recht des BGB. maßgebend geworden ist, das alte Recht zur Anwendung. Zutreffend nimmt das Berufungsgericht an, daß der Vertrag der Parteien nach dem Art. 273 und 274 des a. HGB. handelsrechtlichen Charakters hat, sobald er unter der Auslegungsregel des Art. 278 a. HGB. steht, die in Inhalt und Wortlaut mit § 133 BGB. übereinstimmt. In der Befragung des sich auf die Auslegung des Vertrages, die Feststellung des Parteiwillens, beziehenden Einwandes der Beklagten, und in der eigenen Auslegung der streitigen Bestimmung des Pachtvertrages ist dagegen mit dem 26. auch das Berufungsgericht schlagend. Die Beklagten haben behauptet, daß die Parteien ausgesprochenenmaßen darüber einig gewesen seien, daß die Beklagten in der F.-Straße; und in den angrenzenden Straßen, und zwar in der Nähe des Geschäftes der Kläger kein Geschäft gleicher Art neu errichten oder übernehmen dürften, sobald die Konkurrenzklausel keinesfalls über die angrenzenden Straßen hinaus sich erstrecke, insofern aber die Nähe zum Geschäft der Kläger entscheidend sein sollte. Von diesem Standpunkt aus waren die Beklagten befugt, das jetzige neue Geschäft zu errichten, da es sich in einer angrenzenden, d. h. mit der Straße, in der das Geschäft der Kläger liegen ist, unmittelbar sich berührenden Straße nicht befindet. Das Berufungsgericht hat den Einwand der Beklagten, den es als demjenigen des anders niedergelegenen als vorabredeten Vertrages ansieht, damit abgewiesen, daß dem von ihnen behaupteten Vertragsinhalte der entgegengesetzte, letzte entscheidende Wille der Parteien, wie er in dem schriftlichen Vertrage niedergelegt ist, entgegenstehe, sofern die Beklagten nicht bewiesen, daß die Parteien die Erlangung der mündlichen Abrede neben dem schriftlichen Vertrage gewollt haben. Das ist nicht richtig. Es handelt sich nicht um die Behauptung mündlicher Verhandlungen bei dem Vertragsabschlusse, die in den schriftlichen Vertrag keine Aufnahme gefunden haben und durch diesen überholt sind (RG. 52, 23), sondern um die Behauptung eines ausdrücklichen Einverständnisses der Vertragschließenden über den Sinn, der mit einer, auch in die Vertragsurkunde aufgenommenen Bestimmung verbunden sein sollte (RG. 62, 40; 323. 06 S. 11 Nr. 7). Eine Auslegungsbefugnis dieser Art ist erheblich und findet die Grenze ihrer Zulässigkeit nur darin, daß nicht die Deutung der Willensäußerung zu einer Umdeutung werden darf, in den Worten also der behauptete Sinn möglicherweise liegen kann, mag er auch darin nur einer unvollkommenen Ausbeutung gefunden haben (323. 04 S. 366 R. 5; 05 S. 336 R. 3). Das Berufungsgericht, das, wenigstens in zweiter Linie die Behauptung der Beklagten auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, meint, daß sie durch den ihr direkt widersprechenden Inhalt des streitigen § 14 des Vertrages und dessen klaren und unvorschiedenen Wortlaut direkt widerlegt werde. Allein der Wortlaut des in Rede stehenden Paragraphen gibt, wenn der Ausdruck „Nähe der angrenzenden Straßen“, wie dies dem Berufungsgericht geschieht, mit den, allerdings gewöhnlichen Sprachgebrauch aus, die „Nähe an den angrenzenden Straßen“ verstanden wird, einen vernünftigen Sinn überhaupt nicht. Nach dem Wortlaut sind also dann die Straße des begründeten Geschäftes und die mit dieser unmittelbar sich berührenden Straßen von der Konkurrenzklausel aus-

genommen, die erst an den Ausbündungen der letzteren und ihrer Seitenstraßen eintritt und hier die nahe gelegenen Teile der Nachbarstraßen ergreift. Dies kann der Absicht der Vertragsparteien nicht entprochen haben, und deshalb reagiert auch das Berufungsgericht eine Ergänzung des Wortlautes der Vertragsbestimmung dahin für erforderlich, daß unter die letztere in erster Linie die J.-Straße und die an sie anstoßenden Straßen selbst ebenfalls fallen. Eine Auslegung aus dem unmittelbaren, klaren und unabweisbaren Wortlaute ist das aber nicht; und sie kann sogar auch, wenn nach Art. 278 HGB. der wirkliche Wille der Parteien erforscht werden soll, als diesem entsprechend nicht gedacht werden. Nach dem in der Berufungsinanz vorgelegten Stadtplane von Erfurt ist eine der an die J.-Straße unmittelbar anstoßenden Straßen die J.-Straße, von der wiederum eine große Anzahl von Seitenstraßen abzweigen. Nicht nur diese sehr lange J.-Straße, sondern auch die benachbarten Partien aller ihrer Seitenstraßen würden, wenn diese Auslegung des Vertrages richtig wäre, unter das Konkurrenzverbot für die Beklagten fallen, das damit eine Ausdehnung erhalten würde, für die ein vernünftiger Zweck nicht ersichtlich ist, und die deshalb auch dem Willen der Vertragsparteien nicht entprechen kann. Denn der Kundenkreis eines für den täglichen Ausbedarf der Familien eingerichteten Kolonialwarengeschäftes, wie es die der Parteien sind, ist naturgemäß ein örtlich engbegrenzter, da für die gewöhnlichen täglichen Einkäufe einer Haushaltung auf die Nähe des auszuwählenden Geschäftes ein Hauptgewicht gelegt zu werden pflegt. Es muß deshalb eine andere Auslegung der streitigen Vertragsbestimmung gefunden werden. Eine solche, und zwar mit einem Inhalte, der sowohl dem Wortlaute wie dem mutmaßlichen „wirklichen Willen“ der Parteien gerecht wird, bietet sich auch dar; sie bedt sich mit der von den Beklagten vertretenen Auslegung. Der Ausdruck „Nähe der angrenzenden Straßen“ in § 14 des Nachtrages kann nämlich auch die Bedeutung haben, daß damit nicht die Nähe an dem anstoßenden Straßen, sondern die Nähe in diesen bezeichnet werden soll; die „Nähe“ ist hier der „nahe Lage“ gleichzusetzen. Wird der Ausdruck so verstanden, so gewinnt die Vertragsbestimmung sofort einen vernünftigen Sinn, und es bedarf nicht erst einer Ergänzung des Wortlautes, um zu einem solchen zu gelangen. Die Verpflichtung der Beklagten geht bei dieser Auslegung dahin, daß sie ein Konkurrenzgeschäft nicht in näher Lage zu dem begünstigten Geschäft errichten dürfen, jedoch so, daß das Verbot unter allen Umständen auf die angrenzenden d. i. unmittelbar anstoßenden Straßen sich beschränkt, es besteht mit anderen Worten für die angrenzenden Straßen, und zwar in der Nähe des berechtigten Geschäftes. Der Verpflichtung wird hier verständigerweise eine bestimmte örtliche Begrenzung gegeben, die der Kundengeme, die ein Geschäft der fraglichen Art der Regel nach sein eigen nennt, entspricht. Für die Landkundenschaft ist die Bestimmung überhaupt nicht berechnet, für diese ist maßgebend, ob ein Geschäft in dem gegen Straßen zuge liegt, den sie von dem Eintrittsorte ab nach dem Stadtbildern zu passieren hat; von diesem Gesichtspunkte aus würden die Landkunden der Beklagten, wenn sie mit deren Geschäftskreislauf zu tun haben, auch trau bleiben, wenn die Beklagten ihr neues Geschäft in ganz be-

trächtlicher Ferne von dem der Kläger eingerichtet hätten. Nach dieser Auslegung der Vertragsbestimmung haben die Beklagten gegen die übernommene Verpflichtung nicht verstoßen. Daß etwas unter dem Ausdruck „die angrenzenden Straßen“ ein weiterer Begriff verstanden wäre, als der nächstliegende der an die Straße des Geschäftes der Kläger unmittelbar zusammenstoßenden, mit ihr sich berührenden Straßen, daß darunter also die benachbarten Straßen überhaupt verstanden werden sollten, ist weder von den Klägern behauptet worden, noch auch nach Lage der Sache anzunehmen. Einmal würde damit die den Vertragstendenz entsprechende bestimmte Umgrenzung der Verpflichtung der Beklagten verloren gehen, so daß es für die letzteren bei der nach Verhandlung des Nachtrages im Auge zu fassenden Übernahme eines anderen Geschäftes an einem geeigneten Platze für das, was ihnen erlaubt oder nicht erlaubt sei, überhaupt fehlen würde. Sodann würde der Inhalt des ganzen die Verpflichtung der Beklagten aussprechenden Satzes dahin zusammenkrumpfen, daß sie ein Konkurrenzgeschäft eben in der Nähe des Klägers nicht errichten oder übernehmen dürfen. Die Worte „der angrenzenden Straßen“ hinter „in der Nähe“ würden dann ganz überflüssig und ohne Inhalt sein; eine Willensänderung ist aber nach allgemeingültiger Auslegungsregel, wenn nicht besondere Umstände entgegenstehen, so zu deuten, daß alle ihre Teile einen Inhalt haben und einen vernünftigen Sinn geben. Besondere Umstände des Einzelfalles, die der Auslegung des Vertrages eine bestimmte Richtung zu geben hätten, sind nach Maßgabe des Parteivortrages hier nicht in Frage; die Auslegung ist lediglich aus der Vertragsurkunde selbst und der allgemeinen Stellung der Vertragsparteien zueinander im Hinblick auf das abzuwickelnde Rechtsgeschäft zu schließen. Die Auslegung der streitigen Vertragsbestimmung ist daher nicht Sache kontretter tatsächlicher Feststellung, die nur das Berufungsgericht zu treffen imstande wäre, sie ist als Rechtsfrage dem Revisionsgericht unterbreitet und dieses ist in der Lage, gemäß § 565 Abs. 3 Nr. 1 RPO. die von ihm für richtig erachtete Vertragsauslegung an die Stelle der vom Berufungsgericht angenommenen zu setzen und auf dieser Grundlage den Rechtsfall selbständig zu entscheiden (RZ. 04 S. 391 Nr. 21; 05 S. 285 Nr. 24; 06 S. 348 Nr. 4, S. 807 Nr. 1). G. e. R., U. v. 1. März 07, 264/06 VI. — Raumburg.

35. § 348 HGB. verb. mit §§ 157, 321 HGB. über die Rechtsverhältnisse bei einem „revolvierenden“ Kredit.]

Beklagte hatte der Firma M. & Co. in London (Katal) einen sogenannten „revolvierenden“, d. h. bei Deckung sich jeweils erneuernden Akzept-Kredit zur Höhe von 3000 £ gegen eine zum Betrage von jährlich 60 % garantierte Provision von 1 Prozent dieses Akzeptbetrags eröffnet. Die Deckung sollte nach dem Schreiben Nr. 6 jeweils vor Verfall der Tratten durch Barzahlung in London erfolgen. Am 28. September 1905 suchte ein Vertreter der Kreditnehmerin, P., nachdem sie dahin das Kreditverhältnis vertragsgemäß ausgemittelt und erfüllt war, die Beklagte auf, um ihr mitzuteilen, daß die Firma M. & Co. in Zahlungsschwierigkeiten sei, und um ein Arrangement oder eine Sanierung der Rechtsverhältnisse zu besprechen. Am 28. September vereinbarte er mit der Beklagten, daß, wenn es sich gelänge, eine zur Übernahme des Geschäftes bereite Aktion-

gekauft zu gründen, die Forderungen der Bellagen in der Brief liquidiert werden sollten, daß das Geld der neuen Gesellschaft für drei Jahre fest geliehen und in weiteren drei Jahren in drei Raten zurückgezahlt werden sollte. Am 19. Oktober 1905 hat die Firma R. & Co. den Betrag einer am 20. Oktober falligen Forderung durch Vermittlung der Klägerin der Bellagen mit 3000 £ nach London remittiert und dafür eine neue Forderung über den gleichen Betrag auf die Bellage bezogen und bei der Klägerin diskontiert. Bellage hat jedoch durch Telegramm am 28. Oktober den Kredit gekündigt und die Akzepten der ihr am 13. November präsentierte Forderung geweigert; diese wurde protestiert. Das Vorgehen hatte keinen Erfolg. Die Firma R. & Co. hat ihren angelegten Anspruch aus dem Kreditvertrage auf Akzeptierung der Forderung vom 18. Oktober 1905 und event. auf Rückzahlung der nur zwecks Prolongation geleisteten Rürsfe für die am 20. Oktober 1905 fällig gewordene akzeptierte Forderung an die Klägerin abgetreten. Diese hat Klage erhoben, der das OLG stattgab; das OLG, wie es, das RG. hob auf und wies die Verurteilung der Bellagen zurück. Was zunächst die Auslegung des Grundvertrages vom November 1902 betrifft, so ist mit den Vorinstanzen davon auszugehen, daß Bellage jedenfalls unter normalen Umständen von der ihr vorbehaltenen Rücktrittsbesugnis in dem Zeitraume zwischen Ziehung einer Forderung und Akzeptation derselben nicht mit der Wirkung Gebrauch machen konnte, daß sie sich dieser Akzeptation entzog. War Bellage berechtigt, das Vertragsverhältnis jeder Zeit mit sofortiger Wirkung zu lösen, so hätte es für den Käufer der Forderung und eigentlichen Geldgeber an jeder Sicherheit neben der Verpflichtung der Akzeptanten selbst, und es konnte dann die Kreditzulage für die Kreditnehmerin keinen ersichtlichen Nutzen haben. Daher ist der Vertrag so aufzufassen, daß eine Kündigung zwar jeder Zeit ausgesprochen werden konnte, daß sie jedoch, wenn nach vertragsmäßiger Ziehung einer neuen Forderung ausgesprochen, das Vertragsverhältnis erst zu Verfall derselben löste, sobald Bellage insbesondere nach zur Akzeptierung dieser Forderung verpflichtet blieb. Es ist zwar in Anwendung der in § 346 HGB. und § 167 BGB. ausgesprochenen Grundsätze mit dem ROHG. 23, 187 und dem RG. 60, 60 durchaus anzunehmen, daß die Kreditzulage regelmäßig unter der stillschweigenden Bedingung unveränderter Kreditwürdigkeit des anderen Teiles steht; es kommt dabei aber immer auf die Umstände des einzelnen Falles an, nach denen zu prüfen ist, ob der Kreditgeber nach Treu und Glauben an seiner Zulage festgehalten werden kann oder nicht. Im gegenwärtigen Falle spricht manches dafür, daß die Bellage die Kreditnehmerin hat in die Lage setzen wollen, dem jedesmaligen Käufer der Forderung die volle Sicherheit zu gewähren, die in ihrer eignen Mitbestimmung lag, und daß es nicht auf eine Teilung des Risikos zwischen ihr selbst und dem Käufer in der Weise angingen war, daß letzterer die Gefahr einer zwischen Diskontierung und Akzeptierung eintretenden Zahlungsunfähigkeit der Kreditnehmerin lief, während die Bellage nur die Gefahr einer zwischen Akzeptierung und fälligkeit eintretenden Zahlungsunfähigkeit zu tragen hatte. Hätte Bellage die Zulage zwischen Diskontierung und Akzeptierung bei eintretendem Vermögensverfall der Kreditnehmerin frei widerrufen können, so würde der Kredit

für die diskontierende Bank und folgerweise auch für die Kreditnehmerin unterhältnismäßig entwertet sein, auch wäre damit eine Kompliziertheit und Unberechenbarkeit in das Vertragsverhältnis hineingetragen, der kaufmännische Verkehr im allgemeinen nicht zuzuerkennen. Der Grundvertrag war in der Hauptsache ein Blankettvertrag. Es bedurfte weiterer Willensakte auf beiden Seiten, um die Hauptverbindlichkeiten der Parteien auszuführen, nur die Akzeptenprovision war von der Kreditnehmerin in bestimmter Höhe im voraus garantiert. Ihre Deckungsverbindlichkeit entstand nur dann und insoweit, als sie demnach auf die Bellage zog. Die Kreditnehmerin hatte den Willen, das Verhältnis fortzusetzen durch Ziehung neuer Forderungen, die Bellage denselben Willen durch Rückzahlung des Kündigungsertrages zu erklären. Auch im gegenwärtigen Falle handelt es sich nicht um die erstmalige Entstehung der Akzepten- und Deckungsverbindlichkeit, sondern um die Prolongation einer bereits bestehenden. Bellage hatte vor dem 28. September 1905 zum vollen Betrage des bewilligten Kredits akzeptiert; die Kreditnehmerin war demnach zur Deckung bei Verfall, am 20. Oktober, verpflichtet. Demnach war die Verpflichtung in den Vermögensverhältnissen der Kreditnehmerin, auf solche Bellage sich jetzt beruft, bereits eingetreten. Hätte Bellage damals das Kreditverhältnis gekündigt, so hätte sie, wie auch das OLG, als positiviert unterstellt, selbst für ihre Akzeptenverbindlichkeit eintreten müssen. Sie hatte aber keine Veranlassung zu kündigen, da eine Prolongation ihr nach Lage der Sache nur erwünscht sein mußte; sie sparte dadurch Zinsen für etwa 4 Monate und erhielt den Anspruch auf weitere Akzeptenprovision. Auch die Kreditnehmerin hatte ein gewisses Interesse daran, durch eine Prolongation Unbequemlichkeiten der Bellagen während des Schwundes der Akzeptenverhandlungen zu vermeiden. Da nun die Prolongation in dem Grundvertrage vorgesehen und in den wesentlichen Bedingungen dahin geregelt war, daß sie zustande kam, wenn die Kreditnehmerin, ohne daß Bellage vorher gekündigt hatte, bei Verfall der alten Forderung unter Einbindung derselben eine neue zog, so muß auch für den vorliegenden Fall in dem diesen Bedingungen entsprechenden Verhalten beider Parteien der Abschluß eines Prolongationsvertrages erblickt werden. Bellage wußte aus den Verhandlungen mit P., daß die Kreditnehmerin eine einfache Einlösung der laufenden Forderung ohne Prolongation weder beabsichtigte, noch ohne Verletzung mindestens moralischer Pflichten gegenüber den anderen Gläubigern betreiben konnte. Es kam aber durchaus nicht gekündigt werden, wenn das Vernehmungsgewicht weiter sagt: ein solches Verhalten, v. h. Kündigung vor Verfall der laufenden Forderung, hätte man einen verständigen Bankier nicht zumuten können. Da nämlich nach dem Grundvertrage die Unterlassung der Kündigung die Bedeutung hatte, daß Bellage das Kreditverhältnis fortzusetzen beabsichtigte, die vorläufige Fortsetzung bis zum Abschluß der schwundenen Akzeptenverhandlungen aber auch im beiderseitigen Interesse, jedenfalls in dem der Bellagen lag, so daß die Sachlage in keiner Weise die Gegenläufe zu der Annahme zu bringen geeignet war, Bellage wüßte nicht zu prolongieren, so war es für diese nach Treu und Glauben geboten, falls sie trotzdem nicht prolongieren wollte, die Gegenläufe hierüber auszusprechen. § 321 BGB. beruht ebenso wie die im älteren Rechte allge-

meiner angewandte Klausel „rebus sic stantibus“ auf der Grundlage, daß es unbillig ist, eine Vertragspartei an Verpflichtungen festzuhalten, die sie unter den neuen, völlig veränderten Verhältnissen keinesfalls übernehmen haben würde. Diese Entscheidung würde Platz greifen, wenn Beklagte bei Eintritt des Vermögensverfalls des Kreditnehmers den Kredit noch nicht getilgt gehabt hätte. Sie verlag aber der gegebenen Sachlage gegenüber durchaus, weil Beklagte bei Eintritt der Verschlechterung in den Vermögensverhältnissen des anderen Teils die ihr obliegende Leistung bereits bewirkt hatte und sie nunmehr in der Lage war, unter voller Kenntnis der eingetretenen Verschlechterung durch Ausübung des vorbehaltenen Kündigungsrechtes das Fortbestehen der Prolongation des Kreditverhältnisses aufzuheben. Es liegt nicht im Zwecke des § 321, den Vertragsinhalt mit Rücksicht auf eine eingetretene Änderung der Verhältnisse zugunsten des einen Teils umzuwechseln, wenn und soweit dieser bei dem Eintritt der Änderung über den Vertragsinhalt noch frei verfügen kann. R. a. O., II. u. 16. Febr. 07, 300/06 I. — Hamburg.

Versicherungsrecht.

36. Grundsätze für die Feststellung des ursächlichen Zusammenhangs zwischen Tod und Unfall beim Vorhandensein anderer Krankheiten.]

Der Berufungsrichter nimmt an, daß beim Ausbruch des entzündlichen, sehr schweren Nephrosens durch B. ein Rücksturz des Wassers und damit eine plötzliche äußere Gewalteinwirkung des Wassers auf den Körper des B., also „ein als Unfall sich darstellender Betriebsvorgang“ stattgefunden habe. Diese Feststellung ist von keiner Seite angefochten worden und sie entspricht auch der Bestimmung des § 1 Abs. 2 der allgemeinen Versicherungsbedingungen der Beklagten, wonach als Unfälle nur solche körperliche Verletzungen gelten, „von welchen der Versicherte durch plötzliche äußere Gewalteinwirkung unfreiwillig betroffen wird.“ Der Berufungsrichter gelangt aber zur Abweisung des Klagenanspruchs aus zwei selbstständigen Gründen: einmal deshalb, weil die Gewalteinwirkung nicht für sich allein — wie es der Abs. 1 des § 1 der Versicherungsbedingungen erfordert — den Tod des B. herbeigeführt, vielmehr nur die plötzliche zum Tode führende Verschlimmerung des Herzleidens des B. hervorgerufen habe; dann, weil B. an einem Herzschlage verstarben sei, Schlaganfälle aber und deren Folgen nach § 1 Abs. 6 der allgemeinen Versicherungsbedingungen nicht als Unfälle zu gelten haben. Nach beiden Richtungen hin unterliegt diese Begründung rechtlichen Bedenken, die zur Aufhebung des Berufungsurteils führen mußten: Die Annahme des Berufungsrichters, der Tod sei nicht lediglich durch den Unfall hervorgerufen, dieser habe vielmehr nur, wenn auch wesentlich, zum Tode mitgewirkt, läßt nicht erkennen, ob der Berufungsrichter die richtigen, durch die Rechtsprechung des R.G. festgelegten Grundsätze für die Feststellung des ursächlichen Zusammenhangs zwischen Tod und Unfall angewendet hat. Schon im Urteil vom 3. Juli 1896 (III 88/96) hat der III. JS. des R.G. folgendes ausgesprochen: Der Tod sei als unmittelbare Folge eines Unfalls dann anzusehen, wenn sich kein anderes späteres Ereignis als mitwirkende Ursache zwischen dem Unfall und dem Tod eingeschoben hätte; die Versicherungssumme sei daher zu zahlen, wenn der

Unfall und die dadurch hervorgerufene Blutvergiftung ein zwar bereits vorhandenes, aber nicht unmittelbar tödliches Herzeiden verschlimmert habe, daß dasselbe zu einem raschen tödlichen Ausgang führe, der ohne den Unfall so bald nicht eingetreten wäre. Das (im damals zu entscheidenden Falle vorhandene) Herzeiden des Versicherten, das erst nach dessen Tode durch die Sektion ermittelt worden sei, habe, wie durch die ärztlichen Gutachten festgesetzt sei, zur Zeit des Unfalls keine Fortschritte gemacht, sei dem Versicherten selbst nicht zum Bewußtsein gekommen, habe auch keine Arbeitsfähigkeit nicht beeinträchtigt, sondern nur seine Widerstandskraft gegen die Folgen des Unfalls vermindert. Für Veränderungen im Gesundheitszustande des Versicherten, die im Laufe der Versicherungsperiode eintreten und die Beseitigung der nachteiligen Folgen eines Unfalls hindern oder erschweren, habe die Versicherungsanstalt die Gefahr zu tragen. Es wäre dem das Unfallversicherungsverhältnis beherrschenden Grundsätze von Treu und Glauben zuwiderlaufen, wenn die Versicherung nur auf die Zeit normaler Gesundheit des Versicherten beschränkt und dann ausgeschlossen sein sollte, wenn diese im Laufe der Versicherungsperiode durch allmählich eintretende natürliche Zustände, wie Alter, allgemeine Kränklichkeit, Schwäche einzelner Organe gemindert und hierdurch die nachteilige Einwirkung eines von außen kommenden Unfalls erhöht wird. In gleichem Sinne hat sich das R.G. in einer Reihe anderer Entscheidungen (Urteile vom 18. Juni 1901 VII 147/01, vom 6. Dezember 1902 VII 306/02, vom 24. Juni 1904 VII 49/04, vom 10. Oktober 1899 VI a 136/99 und vom 23. November 1900 VII 329/00), wobei ausgesprochen, daß ein Unfall als die direkte und ausschließliche Ursache des Todes auch dann bezeichnet werden könne, wenn eine gewisse Empfänglichkeit des Körpers für die nachteiligen Einwirkungen des Unfalls vorhanden gewesen sei, wenn also möglicherweise bei anderer körperlicher Beschaffenheit des Versicherten der Unfall günstiger verlaufen wäre. Bei den letztgenannten beiden Entscheidungen ergeben übrigens die Urteilsgründe noch besonders, daß die allgemeinen Versicherungsbedingungen, ebenso wie im jetzt vorliegenden Fall, die Bestimmung enthielten, daß eine Entschädigung nur für Schadenserwartungen gewährt werde, die unvermittelt durch Krankheit oder andere Umstände als direkte Folge des Unfalls eingetreten seien. An den von dieser selbstständigen Rechtsprechung aufgestellten Grundsätzen ist festzuhalten. Sie würden freilich überspannt werden, falls man den Unfall als die unmittelbare, also durch Krankheit nicht vermittelte, Ursache des Todes auch dann ansehen wollte, wenn der Versetzte zur Zeit des Unfalls schon an einer bestimmten, ihrer Natur nach unaufhaltsam in absehbarer Zeit zum Tode führenden körperlichen Erkrankung gelitten hat und der Unfall nur durch Verschlimmerung des Leidens eine Verschleppung des tödlichen Ausganges dieses Leidens herbeigeführt hat. Daß aber der Fall hier so gelegen habe, ist nicht ohne weiteres anzunehmen. (Wird näher dargelegt.) Hiernach bleibt noch unter Berücksichtigung der oben gebildeten Grundsätze festzustellen, ob das Herzleiden des B. eine ihrer Natur nach unaufhaltsam in absehbarer Zeit zum Tode führende Erkrankung darstellte, oder ob es nur eine besondere Empfänglichkeit des B. für die nachteiligen Unfallfolgen herbeigeführt hat. Dabei wird der Re-

ruhungsrichter zu erwägen haben, daß der jetzt erkennende Senat in den beiden Urteilen vom 24. Juni 1904 VII 49/04 und vom 24. Februar 1905 VII 343/04 sich dahin ausgesprochen hat, daß eine zur Zeit des Unfalls bei dem Verletzten vorhandene generelle „Herzmuskelschwäche“ und „schlechte Beschaffenheit des Herzens“, die zum tödlichen Ausgang mitgewirkt hätten, der Annahme nicht entgegenstünden, daß der Tod auf dem Unfall zurückzuführen sei. Ob etwa im vorliegenden Fall auf Grund einer besonderen Feststellung der allgemeinen Versicherungsbedingungen die Annahme geboten sei, daß nach dem Vertragswillen der Beteiligten die Entschädigungspflicht auch dann ausgeschlossen sein sollte, wenn die tödliche Wirkung infolge der krankhaften Empfänglichkeit des Körpers des Versicherten für die Unfallfolgen eingetreten ist, hat der Berufungsrichter ebenfalls noch zu prüfen. Nachmaliger Erwägung bedarf auch die Feststellung, der Entschädigungsanspruch sei nach § 1 Abs. 6 der allgemeinen Versicherungsbedingungen ausgeschlossen, weil der Tod des B. infolge eines Herzschlages eingetreten sei. Der Absatz 6 bestimmt: „Als Unfälle gelten insbesondere nicht: Krankheiten, Schlag, Krampf, Schwindel, Ohnmacht- und epileptische Anfälle jeder Art und deren Folgen, Witterungs- oder Temperaturreisefälle, Sonnenstich, Anfallschüben und Vergiftungen, auf welche Art sie auch herbeigeführt sein mögen, Folgen von Überanstrengungen . . .“ Durch Auslegung dieser Vorschrift wird festgestellt sein, ob „Schlaganfälle“ nur dann die Entschädigungspflicht ausschließen, wenn sie ohne Mitwirkung eines Unfalls eintreten oder auch dann, wenn lediglich ein Unfall ihre Auslösung bewirkt hat. Dabei wird besonders zu erwägen sein, ob die Worte „auf welche Art sie auch herbeigeführt sein mögen“, sich auf sämtliche vorher bezeichnete schädliche Ursachen, also auch auf die Schlaganfälle beziehen sollen oder nur auf: „Witterungs- und Temperaturreisefälle, Sonnenstich, Anfallschüben und Vergiftungen“. D. a. G. U. B., II. v. 12. Febr. 07, 198/06 VII. — Geln.

37. Entschuldigbarkeit unrichtiger Angaben im Antrag.]

Kläger war bei der beklagten Gesellschaft versichert gegen die Folgen körperlicher Unfälle, und zwar für den Fall der Invalidität, d. h. des voraussichtlich lebenslänglichen Verlustes der Arbeitsfähigkeit auf Höhe von 20 000 Mark, ertitt einen Eruch des rechten Unterschenkels, der ihn nach seiner Behauptung teilweise dauernd erwerbsunfähig gemacht hat, und fordert unter Berufung des Invaliditätsgrades auf 20 Prozent nach Maßgabe der den Versicherungsbedingungen beigefügten Rententabelle eine Zahlrente von 308 Mark auf Lebenszeit. Die nach § 18 der Bedingungen berufene Reglementkommission hatte zwar am 25. Januar 1902 in ihrer Besprechung erklärt, daß unter geeigneter spezialärztlicher Behandlung voraussichtlich die volle Erwerbsfähigkeit des Klägers wieder hergestellt werden würde. Der Kläger forst aber dieses Gutachten als offenbar sachwidrig und unbillig an. Die Beklagte trachtete den Anspruch der Reglementkommission für bindend und wendete noch ein, daß Kläger vor Stellung des Antrages an Rheumatismus, Gicht und Nierensteinen gelitten, dies verschwiegen und darum nach § 6 der Bedingungen den Anspruch auf Schadenersatz verlust habe. Der Kläger räumte nur ein, daß er einige Tage im März 1903 an leichten, akuten

Rheumatismus gelitten und davon nichts in dem Antrag erwähnt habe. Das OLG verurteilt, die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Der Kläger hat nach der auf der Aussage des Dr. B. beruhenden Feststellung des Berufungsrichters in der Zeit vom 10. bis 15. März 1893 an einem akuten Muskelrheumatismus gelitten, der irgend welche nachteilige Folgen nicht hinterlassen hat. Davon hat er in dem Versicherungsantrag, in welchem auch danach gefragt war, ob er bereits an Rheumatismus gelitten, nichts erwähnt. Der Berufungsrichter meint, daß der Kläger bei gehöriger Sorgfalt die rheumatische Erkrankung hätte erwähnen müssen. Damit soll, wie die weiteren Ausführungen ergeben, nicht ein Vorwurf gegen den Kläger ausgedrückt, sondern nur gesagt sein, daß ihm seine frühere Erkrankung hätte zum Bewußtsein kommen müssen. Es wird nämlich weiter bemerkt, es sei dem Kläger zu glauben, daß er bei Stellung des Versicherungsantrages dem vor etwa 1 1/2 Jahren überstandenen Rheumatismus keine Bedeutung mehr beilegte und sich zu dessen Anzeige nicht mehr für verpflichtet gehalten habe. Der Berufungsrichter will also sagen, daß es entzweifelbar erscheine, wenn der Kläger, obwohl darüber nicht im Zweifel, daß er an Rheumatismus gelitten habe, dies nicht mitgeteilt habe, weil der Anfall nur unbedeutend, von ganz kurzer Dauer und ohne jede Folgen gewesen sei. Darin ist ein rechtlicher Verstoß nicht zu finden. Zwar haften der Versicherungsnehmer auch ohne den Nachweis eines besonderen Verschuldens für die Folgen der unrichtigen Beantwortung der in dem Formular zu dem Versicherungsantrag enthaltenen Fragen, aber er kann sich ausnahmsweise von dieser Haftung befreien, wenn die Verhältnisse so liegen, daß kein Verhalten entschuldigend ist und die Versicherungsgesellschaft durch Verneinung auf die Verwirklichungsfähigkeit gegen Treu und Glauben verstoßen würde. Ein solcher Fall ist aber hier nach der Feststellung des Berufungsrichters gegeben. Es handelte sich zwar um Rheumatismus, an dem der Kläger gelitten hatte, aber nur um einen einmaligen Anfall von so unbedeutender Art, daß er dem Patienten, sobald er vorüber war, nicht als bedenklich und erwähnenswert erscheinen durfte; einem solchen Vorwurfsurteil wird im Leben irgend welcher Schwere nicht beigemessen. Es ist deshalb durchaus erklärlich und verständlich, wenn der Kläger nichts davon sagte. O. B. a. G., II. v. 5. März 07, 214/06 VII. — Königsberg.

38. § 2026 ZI II Tit. 8 Allgemeines Landrecht. Vertrauensstellung eines Versicherungsaganten gegenüber einem lebensunfähigen Versicherungsnehmer; schuldhaftes Verschweigen des letzteren.]

Der bei der Beklagten auf Grund eines Versicherungsantrages vom 23. Juni 1908 gegen Feuerfahden versicherte Kläger erlitt dadurch einen Feuerfahden, daß seine in Oberdelfe belegene Kette am 12. Juli 1904 niederbrannte. Da die Beklagte sich weigerte, die im Abschätzungsverfahren auf 9 183 Mark festgesetzte Entschädigungssumme an ihn zu entrichten, erhob der Kläger gegen sie Klage auf Zahlung dieser Summe. Ihren Antrag auf Abweisung der Klage begründet die Beklagte durch Verneinung auf die unrichtige Tatsache, daß die in dem Versicherungsantrage gestellte Frage, ob der Kläger bereits früher einmal von einem Feuerfahden betroffen worden sei, unrichtig mit „nein“ beantwortet worden. Er war

nämlich bereits zweimal in den Jahren 1884 und 1894 auf einem früheren Besißtum von einem totalen Brandschaden betroffen worden. Die Beklagte machte geltend, daß infolge dieser falschen Beantwortung der Versicherungsanfrage des Klägers bewirkt sei. Der Kläger, der den Versicherungsantrag unterschrieben hatte, bestritt sich zur Entschuldigend der unrichtigen Beantwortung darauf, daß er nur seinen Namen schreiben und Geschriebenes nicht lesen könne, daß daher die schriftliche Beantwortung der in dem Versicherungsantrag enthaltenen Fragen von dem Agenten der Beklagten geschrieben sei, der ihn nach früher erlittenen Brandschäden nicht gefragt habe, übrigens auch das ausgefüllte Formular nicht vorgelesen, sondern einfach zur Unterschrift vorgelegt habe. Nach ausgenommenen Beweise verurteilte der erste Richter die Beklagte nach dem Klageantrag, der Berufungsrichter wies dagegen die Klage ab. Das RG. hob auf und wies zurück: Der Berufungsrichter erachtet zwar nicht den § 3 der Versicherungsbedingungen, jedoch den § 2026 ZI. II Tit. 8 ZBR. gegen den Kläger für anwendbar. Er führt in dieser Beziehung aus, unter „Versicherten“ im Sinne jener Bestimmung sei das Unterlassen der richtigen Angabe zu verstehen, im vorliegenden Falle benutze die unrichtige Angabe auf einem groben Verschulden des Klägers; denn dieser hätte, wenn er nicht lesen könne, den Inhalt des Versicherungsantrages und die von dem Agenten der Beklagten bewirkte schriftliche Beantwortung der gestellten Fragen sich vorlesen lassen müssen, was nicht geschehen sei; wäre es geschehen, so hätte der Kläger Kenntnis von den gestellten Fragen und ihrer unrichtigen Beantwortung erhalten und letztere verhindern können. Gegen diese Auffassung bestehen zwar nicht in Aufhebung der Auslegung des § 2026 ZI. II Tit. 8 ZBR., wohl aber im übrigen nicht unerhebliche Bedenken. Es handelt sich hier, wenn auch nicht allein, so doch zu einem wesentlichen Teile, um die Stellung der Versicherungsagenten, wenn sie einem Versicherungsnehmer gegenüberstehen, der nicht lesen kann. Während im übrigen das Berufungsgericht und das Revisionsgericht bezüglich der Stellung der Versicherungsagenten ersichtlich die gleichen Anschauungen teilen, kann bei diesem Punkte das Revisionsgericht der Auffassung des Berufungsgerichts sich nicht anschließen. Auf der einen Seite ist anzuerkennen, daß in solchen Fällen die Folgen der von den Agenten bewirkten unrichtigen Beantwortung der gestellten Fragen nicht schlechthin von den Versicherungsgesellschaften zu tragen sind; denn es würde dies im Ergebnis darauf hinauslaufen, daß die Agenten als Vertreter der Versicherungsgesellschaften behandelt würden, was sie in Wirklichkeit nicht sind. Auf der anderen Seite darf aber ebensoviele bekannt werden, daß in solchen Fällen die Stellung, welche der Agent als Vertrauensmann die der Gesellschaft einnimmt, mit besonderer Bedenklichkeit hervortritt. Die Agenten sind die von den Versicherungsgesellschaften auswählten, bestellten und besoldeten Organe, durch welche sie in Anspruch des Abschlusses von Versicherungsverträgen mit dem Publikum verkehren. In ihrer Eigenschaft als Organe der Gesellschaften vermitteln die Agenten den Abschluß der Versicherungsverträge. Die Versicherungsnehmer dürfen daher nach Treu und Glauben darauf vertrauen, daß die Agenten alles dasjenige tun und erklären werden, was im Interesse der Gesellschaften zum wirksamen Abschluß

des Versicherungsvertrages erforderlich ist. Daneben besteht allerdings für alle diejenigen, welche lesen können, der Grundlag, daß sie den Versicherungsantrag, dessen Inhalt für den Versicherungsvertrag von maßgeblicher Bedeutung ist, abgelesen von gewissen Ausnahmen, nicht eher unterschrieben aus der Hand geben sollen, als bis sie durch eigenes Lesen sich von dessen Inhalt Kenntnis verschafft haben. Die Evidenz des Letzteren erfordert es unbedingt, daß solche Personen in der Regel mit dem Einverständnis, daß sie von dem durch die Agenten bewirkten unrichtigen Eintragungen in den Versicherungsantrag nichts gewußt hätten, nicht gehört werden können. Grundsätzlich andrer ist indessen die Sachlage in den Fällen der vorliegenden Art zu beurteilen. Hier steht den Versicherungsnehmern die Möglichkeit der eigenen Kenntnisnahme; sie sind daher auf die Agenten als die von den Versicherungsgesellschaften selbst ausgewählten Vertrauenspersonen derselben hin ganz besonders angewiesen. Sie sind demgemäß auch berechtigt, anzunehmen, daß diese nach Inhalt des Versicherungsvertrages sie über alles befragen werden, was im Interesse der Versicherungsgesellschaften zum Abschluß des Versicherungsvertrages erforderlich ist. Mitzuteilen in der Richtung zu legen, daß die Agenten ihrer Pflicht nicht vollständig erfüllen werden, haben sie keinen Anlaß. Es kann nicht als allgemein zutreffend anerkannt werden, daß die des Lesens unkundigen Versicherungsnehmer dem Agenten ein „unverantwortliches“, „blindes“ und „sorgloses“ Vertrauen schenken, wenn sie sich den Inhalt des Versicherungsantrages von diesen nicht zur Kontrolle vorlesen lassen, sondern annehmen, daß mit deren Fragen sich der in Betracht kommende Inhalt des Versicherungsantrages erschöpft. Dasselbe muß als Regel gelten, soweit es sich um die Widersprüche der Urkunde handelt. Die entgegenstehende Anschauung des Berufungsrichters berücksichtigt zu wenig den Vertrauenscharakter der Agenten. Zugabende ist nur, daß nach Lage des einzelnen Falles die Sache andrer d. h. ungünstiger für die Versicherungsnehmer liegen kann. Allein nach dem, was bisher festgestellt ist, läßt sich für den gegenwärtigen Fall nicht annehmen, daß der Kläger dem Agenten T. in unverantwortlicher Weise ein blindes und sorgloses Vertrauen geschenkt hat, wenn er sich den Inhalt des Versicherungsantrages und die Beantwortung der gestellten Fragen von diesem nicht hat vorlesen lassen. Der Berufungsrichter beachtet hierbei nicht andererseits, daß es sich, abgesehen von der Versicherungssumme, den Entwertern usw. im übrigen lediglich um Fortsetzung eines bereits bestehenden Versicherungsverhältnisses, wenn auch auf Grund eines neuen Vertrages, also im wesentlichen nur um eine Übertragung des Inhalts des bisherigen Versicherungsvertrages handelte. Jener hatte unbezweifelnd Geltung gehabt, und es ist daher unter solchen Umständen nicht wohl einzusehen, weshalb ein grobes Verschulden des Klägers lediglich darin liegen soll, daß er sich den Inhalt des neuen Vertrages, von dem er annehmen durfte — und vermutlich auch angenommen hat, eine Feststellung hierüber ist nicht getroffen —, daß er im wesentlichen mit dem Inhalte des früheren Vertrages übereinstimmen werde, oder wenigstens die Beantwortung der gestellten Fragen nicht hat vorlesen lassen. Hiermit ist allerdings die Schuldfrage noch nicht entschieden. Es bleibt auf jeden Fall näher aufzuklären, wie es bei der Aufnahme des neuen Versicherungsvertrages

antrages hergegangen ist, ob und welche Fragen der Agent L. dem Kläger vorgelegt hat, oder ob lediglich die alte Police zur Grundlage der Beantwortung der gestellten Fragen von ihm genommen ist ufo. ufo. Ferner ist zu prüfen, ob und inwieweit die unrichtige Beantwortung der in Rede stehenden Frage in dem Berücksichtigungsantrage vom 10. November 1896, der bis zu gewissen Grade auch die Grundlage des neuen Vertrages bildet, ersichtbar ist. Weiter ist auf das Vorbringen der Beklagten einzugehen, wonach der Kläger ein geschäftsunabhängiger, intelligenter Mann sein soll, der getraut hat, daß die früheren Versicherungen wegen der Brandfälle aufgehoben sind. Erst wenn alle diese Fragen erörtert und geprüft sind, läßt sich mit Sicherheit beurteilen, ob dem Kläger ein ihm zum Verschulden anzurechnendes „Verschweigen“ zur Last fällt. Daher war, wie gesehen zu erkennen. *W. o. B. P.-O., II. v. 26. Febr. 97, 253/06 VII.* — *Hamm.*

Kontursordnung.

§ 9. § 47 Abs. 1 a. F. (§ 54 n. F. RD.). Aufrechnungsfähigkeit bedingter und kraft Gesetzes von der Anmeldung in Konturse ausgeschlossener Forderungen gegen die Konturmasse.]

Die Frage, ob und inwieweit im Falle des Konkurses ein Schuldner des Gemeinschuldners mit einem ihm gegen denselben ausstehenden Forderung aufrechnen kann, richtet sich, soweit nicht die RD. besondere Bestimmungen trifft, nach dem bürgerlichen Recht. Eine solche besondere Bestimmung enthält der § 47 Abs. 1 der im vorliegenden Falle, gemäß § 8 Abs. 1, zur neuen RD., zur Anwendung kommenden RD. a. F. (§ 54 Abs. 1 n. F.), wonach die Aufrechnung nicht dadurch ausgeschlossen wird, daß zur Zeit der Eröffnung des Verfahrens die aufzurechnenden Forderungen oder die eine von ihnen noch bedingt war. Danach ergibt sich auch für das Gebiet des französischen Rechts, das hier zur Anwendung kommt, weil die Bürgschaftübernahme wie die Konturseröffnung vor dem 1. Januar 1900 erfolgt ist, daß auch derjenige Gläubiger, der zur Zeit der Konturseröffnung gegen den Gemeinschuldner eine nur bedingte Forderung hatte, im Falle des Eintritts der Bedingung nach der Konturseröffnung zur Aufrechnung mit einer Schuld der Konturmasse berechtigt war. Daß aber nach französischem Recht dem Bürgen schon infolge der bloßen Übernahme der Bürgschaft, also im vorliegenden Falle dem Beklagten vor der Konturseröffnung eine bedingte Regressforderung gegen den Hauptschuldner zustand, die nach Art. 2028 c. c. zu einer unbedingten wäre, wenn er den Gläubiger befreite, ist rechtlich unbedenklich. Diese Regressforderung des Bürgen hat nicht lediglich ihren Rechtsgrund in der Last der Zahlung, sondern zunächst in dem durch die Übernahme der Bürgschaft zwischen dem Bürgen und dem Hauptschuldner begründeten obligatorischen Verhältnis, wie sich dieses auch aus Art. 2032 c. c. ergibt, wonach dem Bürgen unter bestimmten Voraussetzungen bereits vor der Zahlung an den Gläubiger liquide Ansprüche gegen den Hauptschuldner zustehen. Es muß das für den vorliegenden Fall um so mehr gelten, als der Beklagte bei der Übernahme der Bürgschaft zur Sicherung des Gläubigers sich zweier reicher Hypotheken durch Verpfändung entzweit hatte. Danach erweist sich der Aufrechnungsanspruch gemäß § 47 Abs. 1 cit. als begründet.

Auch der Umstand, daß eine Einlage in die Gesellschaft in Frage ist, steht diesem Anspruch nicht entgegen. Daß die Einlage des Kommanditisten nicht unter allen Umständen durch direkte Zahlung seinerseits zu erfolgen braucht, hat das RG. wiederholt ausgesprochen; es genügt, daß der Gesellschaft ein der Einlage entsprechender Vermögenswert aus dem Vermögen des Kommanditisten zugeflossen ist. *Bgl. RG. 63, 256*, und das in den Vorinstanzen von dem Beklagten und auch vom OLG. bezogene Urteil 37, 133 ff., bes. 137. In dem letzteren, mit dem vorliegenden im wesentlichen gleichliegenden Falle, in dem der Kommanditist den Anspruch erhebt, mit einer Regressforderung wegen Einlösung von Wechselaktien der Gesellschaft nach der Konturseröffnung, für die er sich verbürgt hatte, mit der Forderung der Gesellschaft auf Leistung der Kommanditienanleihe aufzurechnen, wurde dieser Anspruch mit der Begründung für gerechtfertigt erachtet, weil der damalige Kläger infolge einer Bürgschaft gehalten habe, die er bereits vor der Konturseröffnung für die Gesellschaft übernommen hatte. Auf denselben Standpunkt stehen auch die Kommentare zur RD. (Steierh.-Kleinler RD. 4 N. zu § 54. Bem. 6 a. G. v. Wilmsen-Karlbaum RD. 6 N. zu § 54 Bem. 4 b zu § 55 Bem. 6; Jager RD. 2 N. zu § 53 Ann. 14 zu § 54 Ann. 10; die bei dem letzteren bezogene abweichende Entscheidung des österreichischen obersten Gerichtshofes vom 24. Oktober 1893 *Wiss. Samml. 31 S. 483* beruht auf der Erwägung, daß nach österreichischem Recht der Bürg Regressrechte erst mit der Zahlung erwirbt.) Der Revisionkläger glaubt im vorliegenden Falle die Zulässigkeit der Aufrechnung um deßwillen mit Erfolg bestritten zu können, weil der Beklagte bei der gegebenen Sachlage nicht berechtigt gewesen sei, seine Forderung aus der Verbürgung zum Konturse der Gesellschaft anzumelden, zu dieser Anmeldung vielmehr nur die Bürgschaft-Währschaft Bank als Hauptgläubigerin berechtigt gewesen sei, wie dieses wiederholt vom RG., insbesondere auch von den LGs. (RG. 14, 172 ff.) entschieden ist. Dieser Angriff ist indessen nicht zutreffend. Daß der Beklagte seine Forderung zum Konturse nicht anmelden konnte, beruht auf der Bestimmung des § 61 RD. a. F., deren Tragweite nicht über ihren Inhalt ausgebeugt werden darf, in Verbindung mit der Erwägung, daß es unzulässig erscheinen muß, daß dieselbe Forderung von mehreren angemeldet und für mehrere zugewiesen wird, und daß bei dieser Auflösung des Hauptgläubigers der Vorrang gebührt, dessen Rechte im Konturse nicht dadurch beeinträchtigt werden können, daß für seine Forderung eine Bürgschaft besteht. Aus diesem Umstande kann aber ein begründetes Bedenken gegen die Aufrechnung seitens des Bürgen nicht hergeleitet werden. Nach § 46 RD. a. F. (§ 53 n. F.) braucht der Gläubiger, der aufrechnet, seine Forderung im Konturverfahren nicht geltend zu machen; die Aufrechnung erfolgt außerhalb des Konturverfahrens. Die Vorschriften über die Ansprüche der Konturgläubiger und deren Gläubiger betreffen die Frage der Aufrechnung von Forderungen gegen Ansprüche der Konturmasse überhaupt nicht; für diese sind lediglich die §§ 46 ff. RD. a. F. und die Vorschriften des bürgerlichen Rechts maßgebend. Bei dieser Rechtslage wird denn auch in den Kommentaren zur RD. zutreffend der Standpunkt vertreten, daß selbst diejenigen Forderungen, die

traft Befehles von der Anmeldung ausgeschlossen sind, gleichwohl gegen Ansprüche der Konkursmasse aufgerechnet werden können. (Petersen-Kleinert a. a. O. zu §§ 53 ff. Rem. 3; v. Mühlendorff-Kurtzbaum a. a. O. zu § 53 Rem. 6; Jäger a. a. O. zu § 53 Rem. 7). *Rent-Kasse M. c. D.*, U. v. 26. Febr. 07, 373/06 II. — Geln.

Reichsgerichtspräsident.

40. § 1 Haftpflicht. Begriff „des Unfalles bei dem Betriebe der Eisenbahn.“

Der bei der Firma Zp. zur 2. in M. beschäftigte Arbeiter Fritz H. batseß erlitt am 17. Oktober 1903 auf dem Eisenbahnabladepfad des Bahnhofs M. beim Abladen von langen Tannenstämmen dadurch einen Unfall, daß eine Kunge des Eisenbahnwagens abbrach, dadurch die Stämme ins Rollen gerieten und ihn zum Stürzen brachten. Er trug Verletzungen davon, die Auskosten und eine dauernde Minderung seiner Erwerbsfähigkeit zur Folge hatten. Er ist auf Grund des GewÜB. bei der Lagererbschaftsgesellschaft zu Berlin versichert, die mit der gegenwärtigen Klage auf Ersatz ihrer Aufwendungen den beklagten Eisenbahnstahls als Betriebsunternehmer der Eisenbahn gemäß § 140 GewÜB. in Anspruch nimmt. Das RG. hat die Klage abgewiesen, das OLG. abändernd die Klage dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. RG. hat auf und teils zurück. Die Anwendung des § 1 Haftpflicht. setzt, wie in dem Urteile des erkennenden Senats vom 29. Juni 1903 (RG. 55, 229; vgl. ferner ZB. 04 S. 487 Nr. 11, 03 S. 403 Nr. 18, 04 S. 484 Nr. 6, 06 S. 575 Nr. 52) entwickelt ist, einmal einen inneren, ursächlichen Zusammenhang zwischen dem eingetretenen Unfall und der Betriebstätigkeit der Eisenbahn, sodann aber auch, wie die Worte „bei dem Betriebe“ ausdrücken, einen äußeren zeitlichen und räumlichen Zusammenhang des Unfalles mit einem bestimmten Betriebsvorgange voraus, mag diese die Tätigkeit der Beförderung von Personen und Gütern oder die Vorbereitung oder die Abwicklung des Beförderungsgeschäftes betreffen. Jener innere Zusammenhang ist im vorliegenden Falle nach den Feststellungen des Berufungsgerichts gegeben: wenn die Kunge, die beim Entladen des Wagens gebrochen ist, und deren Bruch die Ursache der Verletzung des H. war, während des Transportes und infolge der Bewegungen und Erschütterungen des Beförderungsbetriebes angebrochen war, dann ist als eine Ursache des Unfalles der Eisenbahnbetrieb allerdings anzusehen. Dagegen steht es ebenso wie in dem in den angezogenen Urteilen RG. 55, 229 und ZB. 04 S. 487 Nr. 11 behandelten Fällen an dem zweiten Erfordernis, an dem äußeren Zusammenhang mit einem konkreten Betriebsvorgange. Die Entladung eines stillstehenden Wagens durch den Empfänger des Gutes stellt an sich eine Betriebstätigkeit der Eisenbahn nicht dar und ein Unfall, der sich dabei ereignet, wird zu einem Betriebsunfall im Sinne des § 1 Haftpflicht. nur, wenn in irgend einer Weise ein Zusammenhang mit einem Betriebsvorgange anderweit hergestellt wird, so wenn der Wagen durch andere Wagen angestoßen und ins Rollen gebracht und dadurch ein durch die Einrichtungen der Beförderung und Betriebsmittel bedingter, wenn auch nicht gewollter Betriebsvorgang ausgelöst wird. Dies lag vor in dem von dem Berufungsgericht angezogenen in RG. 18, 1 — vgl. auch

ebenfalls § 83 — Fälle; in dem Tatbestande des gegebenen Falles ist hiervon nicht die Rede. Daß eine besondere durch den Eisenbahnbetrieb bedingte Güte etwa die Abladefähigkeit beherrscht und diese so in Verührung mit den Vorbereitungen eines neuen Betriebsbetriebes, der der Wiederinrichtung des zu entladenden Wagens in den Fahrbetrieb gebracht hätte, ist im vorliegenden Falle gar nicht behauptet worden; ebensowenig sind andere Umstände dargelegt oder auch nur behauptet worden; die den speziellen Zusammenhang des Unfalles mit einem Betriebsvorgange herzustellen geeignet wären. Hierdurch ist die Aufhebung des angefochtenen Urteils bedingt. Die Klage ist jedoch nicht nur auf das Haftpflicht. gestützt, sondern auch auf ein Verschulden des Beklagten, das in der Verletzung zu schwächer Kungen bestanden haben soll und vom ersten Richter verneint, vom Berufungsrichter aber noch nicht erörtert worden ist. Zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung hierfür war die Sache gemäß § 565 ZPO. an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. O. F. c. 2. B., U. v. 28. Febr. 06, 314/06 VI. — Geln.

41. § 1 Haftpflicht. Abzug eines Fahrgastes von einem Straßenbahnwagen infolge plötzlichen Ohnmachtsanfalles ist nicht ohne weiteres als höherer Gewalt aufzufassen.

Der Ghemann und Vater der Kläger ist als Fahrgast der Beklagten infolge eines plötzlichen Ohnmachtsanfalles während der Fahrt von dem Hinterrücken eines Anhängewagens, auf dem er stand, abgestürzt und an dem dabei erhaltenen Verletzungen gestorben. Ohne allen Grund ist in Zweifel gezogen worden, ob dies ein bei dem Betriebe einer Eisenbahn vorgekommener Unfall im Sinne des § 1 Haftpflicht. sei; vgl. RG. 50, 93 f. Um zur Befristung des Zweifels zu gelangen, bedurfte es nicht erst der vom Berufungsgericht angestellten Erödlung, daß bei dem Sturze R. der Widerstand der Erde oder die auch bei gleichmäßiger Fahrt eines Straßenbahnwagens nicht ausbleibenden Erschütterungen mitgewirkt haben könnten. Andererseits trägt diese Erödlung aber eben so wenig aus, um die Einrede der höheren Gewalt auszuscheiden, wie dies doch das RG. anzunehmen scheint. Es ist völlig mit einander vereinbar, daß der Unfall einerseits ein Betriebsunfall im Sinne des § 1 Haftpflicht., und andererseits auch durch höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verletzten verursacht sei; so schon das Urteil zur S. VI 376/00 a. E. in der ZB. von 1901 S. 164 f. Nr. 19 nicht mit abgedruckt. Es fragt sich nur, ob hier die Einrede der höheren Gewalt begründet ist. In dieser Beziehung ist anzuerkennen, daß ein plötzlicher Ohnmachtsanfall je nach Umständen sehr wohl als höhere Gewalt in Betracht kommen kann. Für den vorliegenden Fall ist aber deshalb mit Recht vom Berufungsgerichte das Gegenteil angenommen worden, weil es sich weder um ein von außen her in den Eisenbahnbetrieb eingreifendes Naturereignis, noch um ein Vorkommnis handelt, dem nicht durch antwortend verbesserter Sicherheitsvorkehrungen positiver Weise vorbeugt werden konnte. Str. W. St. X. c. 2., U. v. 4. März 07, 321/06 VI. — Berlin.

Gesellschaftsregister vom 1. Mai 1899/20. Mai 1898.

42. §§ 7, 16, 73 GewÜB.

Nach § 6 des Statuts der beklagten Genossenschaft, deren Unternehmen u. a. den Betrieb des Mineralwassers des

Reginariusbrennens zum Gegenstand hat, werden „Gesellschaftsanteile“ zu 100 Mark ausgeben und ist jedes Genossenschaftsmitglied berechtigt, bis zu 500 Stück Gesellschaftsanteile zu 100 Mark zu erwerben.“ Gemäß Akt vor dem Notar R. hat die besagte Genossenschaft von J. den diesem zugesprochenen Reginariusbrennen für 350 000 Mark käuflich erworben. Für den nach Übernahme von Hypotheken verbleibenden Kaufpreiserst von 294 000 Mark war bestimmt, daß er „in Anteilscheinen an der besagten Genossenschaft“ voll bezahlt werde. Dabei verpflichteten sich die Verkäufer „100 000 Mark Anteilscheine aus 10 Jahre un kündbar zu belassen, jedoch diese auf Verlangen zu jeder Zeit zum Nominalwerte der Genossenschaft abzurufen“, auch weiter für den Fall des Austritts aus der Genossenschaft diesen Betrag während der angegebenen Frist als Guthaben mit allen Rechten und Pflichten eines Gesellschaftsanteils in der Genossenschaft zu belassen. Für weitere 60 000 Mark sollte das Gleiche für die Dauer von 3 Jahren gelten. Unter 14 des Akts heißt es ferner: „Die Genossenschaft ist vereinbarungsgemäß verpflichtet, die Übertragung der obigen Gesellschaftsanteile zu genehmigen, wenn es sich um Mindestbeträge von 5000 Mark handelt.“ Der Kläger ist der Genossenschaft als Mitglied beigetreten und als solcher mit 478 Gesellschaftsanteilen im Betrage von 47 800 Mark im Genossenschaftsregister eingetragen worden. Er behauptet, es sei dieser Betrag ein Teil von 49 800 Mark, die ihm die Verkäufer unter Ausbändigung der Anteilscheine nach besonderem Abkommen mit dem Kaufgebot der Beklagten mittels schriftlicher, der Beklagten kassabegleitender Erklärung übertragen hätten. Durch Beschluß der Generalversammlung der besagten Genossenschaft ist der Kläger aus der Genossenschaft ausgeschlossen und sind seine „Anteilscheine“ für ungültig erklärt worden. Der Kläger ist darauf im Genossenschaftsregister gelöscht worden. Ferner haben die Verkäufer und die besagte Genossenschaft durch Akt vor dem Notar B. erklärt, der Kaufvertrag verstoße in wesentlichen Punkten gegen das GenG und sei daher nach übereinstimmender Meinung der Vertragsschließenden nichtig. An Stelle dieses früheren Kaufvertrages haben sie einen neuen abgeschlossen, worin der Kaufpreis auf 333 500 Mark herabgesetzt ist. Der Kläger glaubt, daß ihm die besagte Genossenschaft trotz erfolgter Löschung die 47 800 Mark, sei es als sein Gesellschaftsguthaben, sei es als ihm gebührenden Teil des Kaufpreises, dessen spätere Auszahlung ihm nicht verweigert, verschulde. Er hat daher die besagte Genossenschaft in 1. Instanz auf den Teilbetrag von 3000 Mark in Anspruch genommen. Die Klage wurde abgewiesen, die Revision blieb ohne Erfolg: Sachinlagen der Genossen sind nach dem GenG nicht zulässig. Über diese Frage ist in den Instanzen gestritten worden. Auch die Revision unternimmt es wieder, die Zulässigkeit der Sachinlagen zu verteidigen. Wenn aber darunter das verstanden wird, woraus es hier allein ankommt, nämlich daß der Gesellschaftsanteil selbst aus einer Sacheinlage besteht, aus einer solchen gebildet werden könne, so ist nicht zweifelhaft, daß die Ansicht der Revision mit dem Begriffe selbst des Gesellschaftsanteils, wie ihn das Gesetz vorgegeben und bestimmt hat, in Widerspruch stehen würde. Der Gesellschaftsanteil ist nach § 7 Abs. 2 H.G. d. des Gesetzes der „Betrug, bis zu welchem sich die einzelnen Genossen mit Einlagen be-

teiligen können.“ Dies kann nicht eine Sache, sondern muß notwendig eine Summe sein. Sonst wäre auch gar nicht abzusehen, wie sich eine Erhöhung des Gesellschaftsanteils — § 16 Abs. 2 — würde durchführen lassen. Ebenso würde die Bildung des Gesellschaftsanteils aus Sacheinlagen daran scheitern, daß der Gesellschaftsanteil für alle Genossen gleich sein muß, vgl. Urteile 1 304/00 vom 29. Dezember 1900, 1 842/05 vom 30. Januar 1906 (R.G. 62, 308 unten). Der Gesellschaftsanteil gibt nicht nur den Höchstbetrag der möglichen Beteiligung eines Genossen an, sondern es kann auch bis zu dieser Grenze und muß bis zu einem Teilteile die Verpflichtung zu dieser Beteiligung festgelegt sein. Diese Verpflichtung kann, da der Gesellschaftsanteil selbst nur eine Summe ist, auf gar nichts anderes gehen, als auf eine Geldleistung und den gleichen Inhalt können natürlich auch die freiwilligen Leistungen nur haben, wodurch aber das gebotene Maß hinaus die zulässige Beteiligung realisiert werden soll. Die „Einzahlungen“ in § 7 Abs. 2 H.G. 2 bezieht sich daher nicht bloß auf einen besonderen Fall, sondern umfassen alle Fälle, weil es in keinem Falle möglich ist, daß es sich um etwas anderes als um die Erfüllung einer Geldschuld handelt. Wenn daher die Frage nach der Zulässigkeit von Sacheinlagen aufgeworfen wird, so könnte dies, ohne Widerspruch zu klaren Bestimmungen des Gesetzes, nur in dem Sinne gefaßt, daß die durch den „Gewerb“ von Gesellschaften — vgl. § 6 des Staats — übernommene, auf Geldleistung gerichtete Verpflichtung in anderer Weise als durch Geldleistung (Zahlung) erfüllt werden könne, oder allgemeiner, indem man von der Verpflichtung absieht, ob Leistungen, die nicht Geldleistungen sind, als Leistungen auf den Gesellschaftsanteil gelten und demgemäß zur Bildung eines Gesellschaftsguthabens dienen können. Der Vertrag ist geschlossen mit der schon eingetragenen Genossenschaft. Es hätte der Gewerch des Reginariusbrennens in der Weise erfolgen können, daß die Genossenschaft den Brennen von den Eigentümern kaufte und hätte den Kaufpreis verschuldet, und daß gleichzeitig vereinbart wurde, die Verkäufer müßten sich in Höhe des Kaufpreises an der Genossenschaft beteiligen, und daß dann die beiderseits geschuldeten Zahlungen, statt Zug um Zug in bar, durch Aufrechnung erfolgen sollten. Bei einer Vereinbarung dieses Inhalts würde die oben aufgeworfene Frage von Bedeutung geworden sein. Es ist aber in Wirklichkeit nicht geschehen worden. Vielmehr läßt sich der Vertrag nur dahin verstehen, daß der Reginariusbrennen selbst der Gegenstand der von den Verkäufern zu übernehmenden Gesellschaftsanteile sein sollte. Zwar bezeichnet sich der Vertrag als Kaufvertrag — (nämlich als Annahme einer Kaufpreisschuld, obgleich es auf diese Offerte vom 14. Dezember 1901 als solche nicht mehr ankam) — auch ist darin ein „Kaufpreis“ von 350 000 Mark festgesetzt. Aber, abgesehen von 66 000 Mark, die durch Übernahme von Hypotheken gedeckt werden sollen, ist in Wirklichkeit ein Kaufpreis nicht vorhanden. „Der . . . verbleibende Kaufpreiserst von 294 000 Mark“ — heißt es unter 4 — wird voll bezahlt in Anteilscheinen an der besagten Genossenschaft.“ Davon sind nach der Bestimmung von 6, 60 000 Mark auf 3 Jahre, 100 000 auf 10 Jahre un kündbar, d. h. solange als „Guthaben“ mit den Rechten und Pflichten eines „Gesellschaftsanteils“ zu belassen oder der Ge-

noffenſchaft auf Verlangen zum Nominalwert abzutreten. Über die verbleibenden 144 000 Mark ist nichts beſonderes geſagt. Aus der Beſtimmung unter 4 ergibt ſich aber auch für dieſe, daß ſie nur als Geſchäftsguthaben zu beandſpruchen ſind, alſo für die Dauer der Mitgliedschaft nur in Geſtalt der Dividenden und nach dem Austritt als Auseinanderſetzungsguthaben gemäß § 73 des Geſetzes. Zur Ausſetzung eines Kaufpreiſes in irgend einer Form iſt daher im Umſange des Reklamatrags von 294 000 Mark die „Kauſerin“ nach dieſem Vertrage nicht verpflücht. Die „Verkäufer“ müſſen ſich die Abfindung in Geſchäftsanteilen geſtaßen laſſen. Aber auch für die „Verkäufer“ iſt die Sache nicht ſo geregelt, daß ſie ſich zum Erwerb einer beſtimmten Anzahl von Geſchäftsanteilen verpflücht — was an ſich nicht zu beandſpruchen wäre, Urteil I 322/97 vom 3. November 1897 (R. 40, 46) — und daraus in Folge des eingeforderten Teilbetrags (nach § 6 des Statuts = %) zahlungspflichtig und darüber hinaus zahlungsberechtigt ſein ſollten und daß nun die Schuld gegen die Kaufpreiſerhöhung ausgerechnet werde. Dieſelbe ſollten die Verkäufer überhaupt nichts ſchuldig werden. Rechtlich enthält der Vertrag die Vereinbarung, daß von der „Kauſerin“ ſtatt eines Kaufpreiſes, Geſchäftsanteile gegeben werden, deren Wert darin beſtand, daß ſie die Genoſſenſchaft von Anfang an als voll beſahlt betrachten, alſo daraus oder richtiger aus der entſprechenden genoſſenſchaftlichen Beteiligung der „Verkäufer“ keinerlei Forderungen erwerben ſollte. So ausgeſagt handelt es ſich dabei um eine durch Aufrechnung betriebe oder ſonſt durch Leiſtung an Erfüllungſtatt erfolgte Einpaßung auf die Geſchäftsanteile, ſonſtern um durch Einbringung der Grundstücke ſelbſt gedachte und daraus gebildete Geſchäftsanteile nach vereinbarter Wertſätze. Eine ſolche Vereinbarung widerſpricht den Beſtimmungen des GenG. (ſ. u. dgl.: Maurer-Burkhardt: Das Reichsgeſetz über die Erwerbs- und Wiſſchaftsgenoſſenſchaften, 11. Aufl., zu § 7 S. 66, 67. Pariſcher-Träger, beſgl. V. K. u. zu § 7 S. 120 ff., 122, 124.) Dieſer Inhalt des Vertrages vom 14. Januar 1902 iſt mithin nach § 134 BGB. nichtig. S. v. Rhein-Werth, W., II. v. 28. Jan. 07, 304/06 I. — Gen. Patentgeſetz vom 7. April 1891.

43. §§ 25, 27 PatG. in Verb. mit § 549 ZPO. Neue Faſſungen in der Reviſionsinſtanz; Begründung der Reviſion erfolgt verſtärkter Beweiſung eines Patentes.]

Eine auf Antrag des Klägers am 10. Auguſt 1905 vom R. G. Hannover gegen die Beſagte erlaſſene einſtweilige Verfügung wurde vom R. G. Hannover durch Urteil vom 28. November 1905 dahin beſtätigt, daß der Beklagten bei der vom R. G. angeordneten Entſcheidung von 1500 Mark für jeden Fall der Zwangsverhandlung die Herſtellung und der Vertrieb von Lagermetallen unterſagt wurde, welche einen Zuſatz von Wolfram in metalliſcher Form, ſei es direkt oder in der zugeſetzten Legierung, enthalten. Die Berufung der Beklagten iſt vom R. G. Celle zurückgewieſen worden. Geſucht wird der Antrag auf Erlaßung der einſtweiligen Verfügung auf den Vorwurf, daß die Beſagte ein Erfindungsrecht des Klägers verleihe. Unrichtig iſt, daß der Kläger im Juli 1905 bei dem Pat. A. eine Erfindung mit dem Hauptanſpruch: „Lagermetall, dadurch gekennzeichnet, daß eine Legierung von der bekannten Zuſammenſetzung des Hart-

bleies einen Zuſatz von techniſch reinem Wolfram erhält“ angemeldet hatte, und daß am 23. Oktober 1905 die Bekanntmachung dieſer Patentanmeldung im Reichsanzeiger erfolgt iſt. In der Beſchreibung der Erfindung war bemerkt, daß Wolfram ſei in der Legierung in metalliſcher Form enthalten, und nicht, wie bereits vorgeſchlagen ſei, in Form von Wolframerg oder Salzen. Unrichtig iſt ferner, daß vom Pat. A. durch Beſchluß vom 10. März 1906 das nachgeſuchte Patent verſagt worden iſt. Der Kläger hat indes geltend gemacht, daß er gegen dieſen Beſchluß Reviſion eingelegt habe. Von der Beklagten iſt gegen das Urteil des R. G. Celle Reviſion eingelegt worden. Ihr Antrag geht dahin, 1. das Berufungsurteil aufzuheben, 2. die einſtweilige Verfügung wieder aufzuheben, eventl. die Sache in die Berufungsinſtanz zurückzuverſenden. Geſucht wird die Reviſion in erſter Linie darauf, daß durch Beſchluß der Beſchwerdeabteilung des Pat. A. vom 29. September 1906 die Reviſion des Klägers gegen den ihm das Patent verſagenden Beſchluß des Pat. A. vom 10. März 1906 zurückgewieſen worden ſei. Der Reviſion iſt ſtatgegeben: Mit Recht hat ſich die Beſagte auf das in den Entſcheidungen des R. G. Bd. 63 Nr. 39 abgedruckte Urteil berufen. Dort iſt ausgeſagt, welche rechtliche Natur einem Patent und dem ein Patent verneinenden Urteil beizulegen, und welche Folgerung daraus für die Beantwortung der Frage zu ziehen ſei; es noch in der Reviſionsinſtanz eines Patentverleumdungsprozeſſes ein das Patent für nichtig erklärendes Urteil beſtätigt werden dürfe und müſſe, das erſt nach Erlaßung des Berufungsurteils erlangen ſei. In den Sätzen, die hierüber in dem angezogenen Urteil ausgeſprochen ſind, hält der jetzt erſtenmalige Senat feſt. Sie ſähen dann aber dahin, daß auch das neue Vorbringen, worauf im gegenwärtigen Fall die Reviſion geſucht wird, als zu ihrer Begründung geeignet anerkannt werden muß. Die Bekanntmachung der Anmeldung des Patents, die hier erfolgt war, ließ nach § 23 Abſ. 1 Satz 2 PatG. für den Gegenſtand der Anmeldung zugunſten des Patentsuchers einſtweilen die geſetzlichen Wirkungen des Patents eintreten, ſie hatte mithin die Bedeutung eines einſtweilen erteilten Patents und folglich die Natur einer einſtweiligen Rechtsnorm. Iſt nunmehr das Patent endgültig verſagt, ſo ſind nach § 27 Abſ. 2 PatG. die Wirkungen des einſtweiligen Schutzes ſo beſteht, als ob ſie niemals eingetreten wären. Auch hier iſt dann an die Stelle einer früheren Rechtsnorm eine andere getreten, und es ſo anzunehmen, als ob dieſe letztere ſchon früher beſtanden hätte. Deshalb iſt die Reviſionsklägerin mit ihrer neuen Behauptung und dem Beſcheidentritt dafür zuzulaſſen, vgl. Gaupp-Serin, ZPO. Den. III 2a zu § 549, und, da die Richtigkeit der Behauptung durch den in beglaubigter Form vorgelegten Beſchluß der Beſchwerdeabteilung des Pat. A. dargelegt, und damit der erlaſſenen einſtweiligen Verfügung ihre Grundlage entzogen iſt, der Reviſion ſtatzugeben und die einſtweilige Verfügung aufzuheben. S. J. G. v. F., II. v. 16. März 07, 421/06 I. — Geſ. Depoſitgeſetz vom 5. Juli 1896.

44. §§ 3 bis 5 DepoſitG. verb. mit §§ 164 ff. 167, 244, 700 BGB. Roſenſchloß oder Differenzgeſchäft? Wiederholte Verzichtserklärung auf Mitteilung eines Nummernverzeichnis.

Inhalt eines ſolchen Verzeichniſſes durch Wegnahme auf das Geſch.

Die Beſagte ließ durch G. eine größere Partie Berg-

verkauften von der klagenden Bank kaufen und erbot, als sie auf Zahlung verklagt wurde, verschiedene Einwendungen, namentlich den Differenzeinwand. Das O. wies die Klage ab, das O. O. bewurde, das R. O. verwies diese Einrede, hob aber wegen der Geltendmachung eines Beschlusses auf: I. Nicht begründet sind die Angriffe der Revision gegen die Entscheidung über den Differenzeinwand. Das Berufungsgericht geht im Anschluß an die Rechtsprediction des ersten Instanzernernat von zutreffenden rechtlichen Gesichtspunkten aus. Es verkennt nicht, daß Differenzgeschäfte auch in der Form von Kassageschäften abgeschlossen werden können. Es legt aber mit Recht zu Grunde, daß dieser Fall eine Ausnahme bildet und den Rechtskreis voraussetzt, das Kassageschäft sei nur simuliert, zum Scheine vorgenommen, um das wirklich getroffene Differenzgeschäft zu verdecken, zu verschleiern. Etwas anderes besagt auch das von der Revision angezogene Urteil I 144/02 vom 2. Oktober 1902 — R. O. 53, 254 — nicht. Das Berufungsgericht gelangt in tatsächlicher Würdigung des Streitstoffes zu dem Ergebniss, daß es sich vorliegend um Kassageschäfte gehandelt habe, bei welchen die Kauf der Aktien nicht simuliert gewesen, vielmehr die Parteien rechtliche Käufe getroffen hätten, indem der Beklagte der Klägerin nicht gelungen sei, das in Wirklichkeit der Klägerin die Papiere nicht kaufen und sie, die Beklagte, den Kaufpreis nicht schulden und bezahlen sollte. Wenn bei diesem Sachverhalte das Berufungsgericht den Spieleinwand ablehnt, so ist dies rechtlich nicht zu beanstanden. Zutreffend macht das Berufungsgericht geltend, daß Spekulation und Differenzspiel etwas verschiedenes seien, während die Beklagte den unzulässigen Standpunkt vertreten hatte, es liege Spiel schon dann vor, wenn die — effektiv gekauften — Wertpapiere nicht zu dauernder Vermögensanlage dienen sollten. Nichtbeachtlich ist es, wenn jetzt die Revision vorträgt, die Beklagte habe nicht die Absicht des effektiven Kaufs und der Abnahme der Aktien gehabt, sondern unter der Form des Kauftrages zum Kauf und Verkauf lediglich den Tag bestimmen wollen, der für die Ausrechnung der Differenz maßgebend sein sollte, und daß dies aus den Umständen der Klagerin bekannt gewesen sei oder hätte bekannt sein müssen. Denn dies steht in vollem Widerspruch zu dem, was hierüber das Berufungsgericht festgestellt hat. II. Das Berufungsgericht hat den Einwand der Beklagten, daß sie wegen verspäteter Mitteilung des Nummernvergleichnisses von den Geschäften wirksam zurückgetreten sei, zurückgewiesen, weil die Beklagte auf diese Mitteilung gütlich verzichtet gehabt und gegenüber diesem Verzicht die Mitteilung des Nummernvergleichnisses nur noch unter Erfüllung ihrer eigenen Vertragspflichten habe fordern dürfen. Die Revision will zunächst das letztere nicht gelten lassen. Allein insofern ist den zutreffenden Ausführungen des Berufungsgerichts einfach zuzustimmen. Weiter aber sieht die Revision die Annahme an, daß ein gütlich erklärter Verzicht vorgelegen habe. Die Verzichtserklärungen sind enthalten in den von O. unter Vernennung gedruckter Formulare erteilten schriftlichen Aufträgen. Der auf den Verzicht bezügliche gedruckte Inhalt des Formulars lautet im Zusammenhang des Kontextes: „Zugleich ermächtige ich die Bank an Stelle der auf Grund vorstehender Aufträge anzuschaffenden Wertpapiere gleich-

artige jurisdigenähnlichen und erlaube dieselbe von dem Bestimmungen der §§ 3 bis 5 des Gesetzes vom 5. Juli 1896.“ Wenn die Revision meint, diese Verzichtserklärungen hätten schon deshalb keine Bedeutung, weil der Ingenieur O. dazu keine Vollmacht der Beklagten gehabt habe, so kann für damit allerdings keinen Erfolg haben. Es steht unbestritten fest, daß O. von der Beklagten im allgemeinen für die Erteilung der Aufträge bevollmächtigt war. Eine besondere Bevollmächtigung für die Erteilung des Verzichts ist nicht behauptet und wird auch von dem Berufungsgericht nicht angenommen. Nicht zu beanstanden aber ist es, wenn es die allgemein gegebene Vollmacht auch auf diesen zu der Auftragserteilung gehörigen Akt bezieht. Die Ansicht der Revision, die auch schon in den Anlagen von der Beklagten vertreten war, daß es für die Verzichtserklärung einer Spezialvollmacht bedurft hätte, findet keinen Grund in dem Gesetz. Das DepotG. trifft Bestimmungen über Form und Inhalt des Verzichts; die Frage, ob die dem § 3 des Gesetzes entsprechende Verzichtserklärung für die Beklagte bindend sei, beantwortet sich nach den allgemeinen Grundsätzen über die Vertretung und Vollmacht, §§ 164 ff. BGB. Eine besondere Form der Vollmacht war danach nicht erforderlich, § 167 Abs. 2. Ebenso wenig kann der Revision darin Recht gegeben werden, daß die Verzichtserklärungen deshalb nicht gemäßen könnten, weil sie nur durch Unterschrift eines gedruckten Formulars abgegeben seien. Nach § 8 Abs. 2 DepotG. muß der Verzicht „schriftlich“ erklärt sein. Daß diesem Erfordernisse durch die schriftliche Unterzeichnung eines Formulars nicht entsprochen sei, ist eine durch das Gesetz nicht gerechtfertigte Behauptung der Revision (vgl. Rießer, das Bankdepotgesetz, II. Aufl. S. 28, verbunden mit S. 49 Note 1; Zuckert: Gesetz vom 5. Juli 1896, II. Aufl. S. 67; Eder: Die rechtliche Natur des Bankdepotgesetzes, S. 60, 61; BGB. § 126 Abs. 1). Für zutreffend dagegen muß der Angriff gehalten werden, daß die Verzichtserklärungen ihrem Inhalte nach nicht gemäßen könnten. Nach § 3 Abs. 2 des Gesetzes ist der Verzicht nur wirksam, wenn er „ausdrücklich“ erklärt wird. Das Berufungsgericht will in dieser Unbedeutendlichkeit nur den Gegensatz zur Willenserklärung durch konkludente Handlungen, der sogenannten stillschweigenden Willenserklärung, finden und hält — von diesem Standpunkt aus mit Recht — die Verzichtserklärungen für „ausdrücklich“. Diese Auslegung ist rechtserhellend. Das Wort „ausdrücklich“ muß in einem engeren Sinne verstanden werden. Auch das BGB. spricht an einigen Stellen — §§ 164, 244, 700 — von „ausdrücklicher“ Erklärung. Darüber, was die Willenserklärung zu einer ausdrücklichen made und namentlich, was als der begriffliche Gegenstand zur ausdrücklichen Willenserklärung zu denken sei, besteht weder im allgemeinen Übereinstimmung, noch hat der Ausdruck an den einzelnen Stellen, wo er vorkommt, eine übereinstimmende Auslegung gefunden. Das kann hier dahingestellt bleiben. Denn der Ausdruck hat überhaupt keine sichere und für alle Fälle gleiche, technische Bedeutung. Es muß im einzelnen Falle geprüft und festgestellt werden, was der Gesetzgeber damit gemeint habe. Diese Notwendigkeit besteht ganz besonders für den Sprachgebrauch des Gesetzes vom 5. Juli 1896, das mit seinen gleichmäßigen Vorschriften in § 2 für die Bevollmächtigung, in § 3 für den Verzicht eigenartige Vorbe-

folgt. In dem Falle, wo der Hinterleger oder Verpächter (§ 2) oder der Kommittent (§ 3) getriebensmäßig Bank- oder Getriebenschulergeschäfte betreibt, hält es das Gesetz nicht für erforderlich, besonders Schuldscheine aufzustellen. Für diese Personen gelten die beschriebenen Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Ermächtigung und des Verzichtes nicht. Andere Hinterleger und Verpächter (sowie Kommittenten) aber sieht es für schuldbeitragsfähig an und um hier den beabsichtigten Schutz „namentlich für den vorwiegend erwerbenden Teil“ des Publikums mit Sicherheit zu erreichen, stellt es gleichmäßig an die Ermächtigung des § 2 wie an den Verzicht des § 3 Anforderungen nach 3 Seiten: Der Wortlaut der Erklärung muß feststehen — „schriftlich“ —, es muß feststehen, daß die Erklärung in jedem Falle besonders überlegt und gewollt ist — „für das einzelne Geschäft“ — endlich muß sich aus dem Wortlaut mit Bestimmtheit ergeben, daß eine Ermächtigung oder ein Verzicht mit dem vom Gesetz vorgezeichneten Inhalte getroffen sei — „ausdrücklich“. Für das letztere aber folgt aus der Begründung, wie es auch der Schutzzweck des Gesetzes durchaus entspricht, daß nicht schon das Wollen der Willenserklärung genügen soll, sondern daß der Erklärende sich aus dem Inhalte, der Bedeutung seiner Willenserklärung bewußt, darüber im Klaren sein muß. „Ausdrücklich“ heißt also hier, daß die Ermächtigung, der Verzicht in der Willenserklärung selbst den vollen, unzweideutigen Ausdruck gefunden haben muß. Und da nach der gesetzlichen Bestimmung die Willenserklärung schriftlich sein muß, so ergibt sich weiter, daß für die Beurteilung, ob die Ermächtigung oder der Verzicht inhaltlich dieser Anforderung genüge, nur die schriftliche Erklärung maßgebend sein kann. Nur so ist, soweit überhaupt erreichbar, die vom Gesetz angeforderte Garantie dafür gegeben, daß der Erklärende die Tragweite seiner Erklärung erkannt habe. Bei dieser Auslegung ist es klar, daß ein Verzicht auf das Stützverzeichniß, der nur, wie hier, durch Bezugnahme auf den — selbst nicht mitgeteilten — Inhalt des § 8 des Gesetzes erklärt wird, kein im Sinne des Gesetzes „ausdrücklich“ erklärter Verzicht sein kann. Daß Ermächtigung und Verzichtserklärungen mit bloßer Bezugnahme auf die einschlagenden Paragraphen den Anforderungen des Gesetzes nicht genügen, ist auch die Ansicht der herausstehenden Kommentatoren des Bankvertragsgesetzes (vgl. Fußnoten a. a. O. S. 67 zu § 2 Note 2, Richter a. a. O. S. 26 ff., 49 Note 1). Ganz konsequent läßt Richter die Bezugnahme zu, wenn zugleich der Wortlaut des angegebenen Paragraphen wiedergegeben ist. Solcher Formulare mit dem Abdruck des einschlagenden Gesetzeswortes bedienten sich nach v. Pechmann (das Reichsgesetz vom 5. Juli 1896 S. 63) schon 1897 die Münchener Bankiers. Damit wird die Behauptung der Klägerin, daß das von ihr benutzte Formular im Bankverkehr allgemein üblich sei, widerlegt. Zu vergleichen sind auch die von Richter in den Anlagen 1 ff. (a. a. O. S. 106 ff.) gegebenen Beispielformulare. Die Unvollständigkeit der Verzichtserklärungen ist für die Entscheidung nur dann von Bedeutung, wenn die Beklagte in einer dem § 4 des Gesetzes entsprechenden Weise von ihrer Bezugnis Gebrauch gemacht hat, die Klagegründe aber nicht für ihre Rechnung geschlossen zurückzuwerfen. Abschließende Feststellungen sind darüber noch nicht getroffen. Was aber die Beklagte in dieser

Richtung behauptet und auch zum Teil die Klägerin nicht bestritten hat, genügt jedoch, um die Möglichkeit erkennen zu lassen, daß der Einwand der Beklagten begründet sei. B. a. B. Band, I. v. 13. Febr. 07, 348, 444/08, I. — Gals.

Reichsgesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden vom 20. Mai 1898.

45. Zulässigkeit des Rechtsweges für Beschädigung an Grundstücken durch Errichtung einer Aufschwerttribüne bei einer Kaiserparade.]

Der Kläger fordert von beiden Beklagten — Reichsmilitärstatistik und Architekt H. — Ersatz des Schadens, der ihm an seinen Grundstücken durch die Errichtung einer Aufschwerttribüne für die Kaiserparade, sowie durch die Anlegung von Stütz- und Maueranlagen und von Zugangs- und Zufahrtswegen zu dieser Tribüne im August und September 1905 entstanden ist. Das Berufungsgericht hat die Klage auf Grund von § 14 Abs. 1 des Reichsgesetzes über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden vom 20. Mai 1898 als im Rechtswege unzulässig abgewiesen. Es geht dabei davon aus, daß in diesem Gesetz ein Recht der Militärbehörde, fremde Grundstücke zu Truppenübungen zu benutzen, anerkannt und daß die Frage, ob die von der Militärbehörde getroffenen Maßregeln als Truppenübungen im Sinne dieses Gesetzes zu betrachten seien, der Nachprüfung durch die Gerichte entzogen sei. Es nimmt aber für den Fall, daß diese letztere Ansicht nicht begründet sein sollte, auch an, daß eine Kaiserparade als eine Truppenübung im Sinne des Gesetzes anzusehen sei, daß aber jedenfalls die Frage, welche Maßregeln zur sachgemäßen Durchführung einer Truppenübung notwendig oder geeignet seien, von den Gerichten nicht zu beantworten sei, daß daher der Klagenanspruch die Vergütung eines Schadens zum Gegenstand habe, der dem Kläger durch eine zur Durchführung einer Truppenübung von der Militärbehörde getroffenen Maßregeln entstanden sei. Die Feststellung einer solchen Vergütung habe aber nach der angezogenen Gesetzesbestimmung auf Grund sachverständiger Schätzung endgültig unter Ausschluß des Rechtsweges zu erfolgen. Die Revision bekämpft diese Ausführungen; insbesondere bestreitet sie, daß die Frage, ob eine Truppenübung im Sinne des Gesetzes den Schaden verursacht habe, der Beantwortung durch die Gerichte entzogen sei, und daß eine Kaiserparade als eine solche Übung anzusehen sei: Es kann dahingestellt bleiben, ob nicht in jener Beziehung die Ansicht der Revision zutreffend ist, und ob nicht andererseits allen sonstigen Ausführungen des Berufungsgerichts beigegeben werden müßte. Denn alle diese Gesichtspunkte können im gegenwärtigen Verfahren, in dem es sich nur um die Zulässigkeit des Rechtsweges handelt, nicht geprüft werden. Der Klagenanspruch wird nicht auf das vorerwähnte Reichsgesetz vom 20. Mai 1898 gestützt; der Kläger macht im Gegenteil zu seiner Begründung geltend, daß der Schaden nicht durch eine Truppenübung im Sinne dieses Gesetzes entstanden sei, daß vielmehr eine widerrechtliche Schadenzufügung vorliege. Diese Begründung ist für die Frage, ob der Rechtswege zulässig ist, maßgebend. Der § 14 Abs. 1 des Gesetzes, der die Vergütung aller durch die Benutzung von Grundstücken zu Truppenübungen entstehenden Schäden aus Militärfonds zuzustehen, die Feststellung der Vergütung im Rechtswege aber ausschließt,

kann daher hier nicht in Betracht kommen. Vielmehr handelt es sich nach dem rechtlichen Charakter des Klagenpruchs um eine bürgerliche Rechtsstreitigkeit im Sinne des § 13 ZPO, die somit vor die ordentlichen Gerichte gehört. Die unter den Parteien stehende Frage, ob der Schaden durch eine Truppenübung im Sinne des Gesetzes verursacht worden, ist daher im vorliegenden Falle im Verhältnis über die Hauptfrage zu beantworten. Für sie gegen eine Behauptung des Klägers beantwortet, also bejahend, so wird damit die Klagebegründung hinlänglich und es ist zugleich entschieden, daß der Klagenpruch nicht besteht. Die Streitfrage betrifft daher nicht die Zulässigkeit des Rechtsstreits, sondern die Erfüllung des Klagenpruchs. S. v. R. R. P. u. v. 7. März 07, 422/06 VI. — Darmstadt.

Telegraphenvergeßlichkeit vom 18. Dezember 1899 in Verh. mit dem Kleinbahngesetz vom 28. Juli 1892. 46. § 6 TeilB. Voraussetzungen für die Befreiung dem Wegeunterhaltungspflichtigen gewährte Vergünstigung.]

Die Stadtgemeinde Köln hat im Jahre 1901/02 über die feste Rheinbrücke in Köln, welche im Eigentum des Eisenbahnfiskus steht, eine elektrische Straßenbahn angelegt. Dadurch wurde die Befreiung der Fernsprech-Einrichtungen auf der Brücke in ein unterirdisches Kabel notwendig. Die durch die Verlegung dem Reichspostfiskus entstehenden Kosten im Betrage von 12 600 Mark hat die Stadtgemeinde getrossener Vereinbarung gemäß unter Vorbehalt an den Fiskus bezahlt. Sie behauptet, daß diese Kosten nach den Bestimmungen des TeilB. von dem Reichsfiskus zu tragen seien und hat, um jenen Betrag zurückzuverlangen, sich zunächst an die Regierungspresidenten gewandt, welcher darauf in einer vorläufigen Entscheidung vom 6. Juli 1902 dem Reichsfiskus zur Tragung der fraglichen Kosten für verpflichtet erklärt hat. Gegen diese Entscheidung hat binnen der gesetzlichen Frist der Fiskus gerichtliche Klage auf Feststellung dahin erhoben, daß die streitigen Kosten von der beklagten Stadtgemeinde zu tragen seien und demgemäß der Anspruch der Beklagten auf Erlass dieser Kosten unbegründet sei. Die Beklagte hat Klagenabweisung und im Wege der Widerklage die Verurteilung des Klägers zur Zahlung von 12 600 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit dem 8. April 1902 an die Beklagte beantragt. Das OLG. Köln hat den Anspruch der Beklagten auf Erlass von 12 600 Mark Kosten für die infolge des Betriebes der elektrischen Straßenbahn erforderliche Herstellung einer unterirdischen Führung der Fernsprech-Einrichtungen für unbegründet erklärt und die Widerklage abgewiesen. Die Berufung der Beklagten hingegen ist zurückgewiesen. Ob. hob auf und wies zurück: Die feste Rheinbrücke, über welche die von der beklagten Stadtgemeinde Köln angelegte elektrische Straßenbahn führt, steht nach der tatbestandlichen Feststellung im Eigentum des preussischen Eisenbahnfiskus, abgesehen von den Brückenrampen, von denen die rechtsrheinische Rampe Eigentum des Reichsmilitärfiskus ist. Die Unterhaltungspflicht hinsichtlich der Brücke lag vor der Ausführung der Straßenbahnanlage der Staatseisenbahnverwaltung ob. Durch einen unterm 6./16. Februar 1901 geschlossenen, am 30. April 1901 ministeriell genehmigten Vertrag hat die Staatseisenbahnverwaltung als Eigentümerin der festen Brücke der Stadtgemeinde Köln die Widernutzung des Landbesitzes teiles der festen Rheinbrücke einschließlich der zugehörigen

Brückenrampen, soweit letztere im Eigentum oder in der Unterhaltung des Eisenbahnfiskus stehen, für die Anlage und den Betrieb einer vollständigen Kleinbahn auf 10 Jahre überlassen. In § 3 des Vertrages ist bestimmt, daß alle Änderungen an oder auf dem Brückenbauwerk, alle Änderungen oder Neueinrichtungen an den Eisenbahnbetriebsanlagen und sonstigen Einrichtungen der Eisenbahnverwaltung auf oder an der Brücke usw., welche infolge der Anlage oder des Betriebes der Kleinbahn notwendig werden, insbesondere die Brückenverfestigung auf Kosten der Stadtgemeinde Köln auszuführen sind. Nach § 4 des Vertrages trägt die Stadtgemeinde Köln die Kosten der Unterhaltung und Erneuerung der Fahrbahn, Befestigung auf den Rampen und der gesamten Brückenfahrbahn einschließlich der Unterpöle. Die beklagte Stadtgemeinde macht auf die in § 6 Abs. 2 Satz 1 TeilB. dem Unternehmer einer besonderen (späteren) Anlage unter bestimmten Voraussetzungen gewährte Vergünstigung in erster Linie um bestimmten Anspruch, weil sie hinsichtlich des betreffenden Weges im Sinne des Gesetzes unterhaltungspflichtig sei, und zwar sowohl auf Grund der Bestimmung in § 6 Abs. 2 des Gesetzes über Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen vom 28. Juli 1892, als auch infolge des zwischen ihr und der Eisenbahndirektion abgeschlossenen Vertrages. Das Berufungsgericht hat verneint, daß dieser Grund der Kostenbefreiung zugunsten der Beklagten zuträffe. Wie aus den Bestimmungen des § 6 TeilB. zu entnehmen sei, wolle der Gesetzgeber als Wegeunterhaltungspflichtig lediglich denjenigen angesehen wissen, dessen Wegeunterhaltungspflicht unabhängig von der Herstellung der besonderen Anlage bestünde und nicht erst aus Anlaß dieser Anlage zur Gasse gelangte. Im vorliegenden Falle sei für die feste Rheinbrücke bis zur Anlage und dem Betriebe der über die Brücke geleiteten Straßenbahn unstreitig die Stadtgemeinde Köln nicht unterhaltungspflichtig gewesen; erst mit der Ausführung der fraglichen Anlage und infolge derselben sei die Wegeunterhaltungspflicht im Rahmen des Vertrages vom 6./16. Februar 1901 auf sie übergegangen. Die Revision hält diese Uebersiedelung für unzutreffend. Das OLG. selbst mache keine Unterscheidung bezüglich des Zeitpunktes der Entstehung der Unterhaltungspflicht, spreche schlechthin von dem „Wegeunterhaltungspflichtigen“; man dürfe daher den nach Ansicht der Revision bestehenden Unterschied nicht in das Gesetz hineintragen. Außerdem aber komme vorliegend in Betracht, daß die Beklagte vertraglich die Unterhaltungspflicht schon im Februar, spätestens April 1901 übernommen habe, während die Verlegung der Fernsprechleitungen über ein Jahr nachher erfolgt sei. In diesem Punkte hat die Revision unrecht; die Auffassung des Berufungsgerichts ist vielmehr richtig. Der § 6 TeilB. setzt, wie sich schon aus dem Wortlaut und Zusammenhang der fraglichen Vorschriften unwiderrüchrig ergibt, in Abs. 2 voraus, daß der Unternehmer — oder Unternehmer — der (späteren) besonderen Anlage bereits Wegeunterhaltungspflichtig ist. Es ist hier nur von Anlagen die Rede, welche von den Wegeunterhaltungspflichtigen zur Ausführung gebracht werden sollen, deren Ausführung also noch in der Zukunft liegt. Daß aber mit den schon erwähnten bezeichneten Unternehmern der Anlage nur die bisher Wegeunterhaltungspflichtigen, nicht etwa auch diejenigen, welche das

insolge der Errichtung der Anlage werden könnten, gemeint sind, ist weiterhin auch aus dem Zweck und der Entstehungsgeschichte der bezüglichen Gesetzesvorschrift zu entnehmen. (Wird dargelegt.) Die Gründe der Gesetzesvorschrift treffen auf die Unterhaltungspflicht nicht zu, welche nach § 6 Abs. 2 des Kleinbahngesetzes vom 28. Juli 1892 dem Unternehmer einer Kleinbahn zuzuschreiben ist. Darnach ist der Unternehmer „mangellos anstandslos Vereinbarung zur Unterhaltung und Wiederherstellung des benutzten Begeteils verpflichtet.“ Es kann dahin stehen, ob und inwiefern diese, übrigens räumlich auf den benutzten Begeteil beschränkte Verpflichtung eine dem Besen nach öffentlich-rechtliche Wegeunterhaltungspflicht darstellt, jedenfalls wäre sie eine solche, die für den Unternehmer erst durch die Ausführung der Anlage nachträglich und für die Zukunft entsteht. Bei der von der Beklagten vertretenen Auffassung würde jeder Unternehmer einer Kleinbahn, welcher bisher mit der Wegeunterhaltung gar nichts zu tun hatte, unter Berufung auf § 6 des Kleinbahngesetzes die Telegraphenverwaltung nöthigen können, auf ihre Kosten das Feld zu räumen. Sicherlich würde ein solches Ergebnis der Absicht des Gesetzgebers widersprechen, der ja das bereits seit 1892 in Geltung stehende Kleinbahngesetz vor Augen gehabt hat. Die in § 6 Abs. 2 des Kleinbahngesetzes vorgesehene Unterhaltungspflicht des Unternehmers ist nach Entstehung und Umfang nur von subsidiärer Natur. Durch die in erster Linie maßgebende Vereinbarung zwischen dem Unternehmer und dem Unterhaltungspflichtigen kann die Unterhaltungspflicht in anderer Weise geordnet, auch wohl dem letzteren allein fernhin ungeteilt überlassen werden. (Vgl. Eger, Kleinbahngesetz 2. Aufl. § 6 Anm. 27 S. 119 f.). Im vorliegenden Fall könnte bestritten werden, ob die Beklagte in dem mit dem Eisenbahnfiskus abgeschlossenen Straßenbenutzungsvertrage überhaupt eine Unterhaltungspflicht, oder vielmehr, — wie der erste Richter annimmt, nur die Verpflichtung, dem Fiskus die diesem zuzuschreibenden Unterhaltungskosten zu ersetzen, übernommen habe. Indes kommt es hieraus nicht an und ist auch nicht weiter zu untersuchen, ob eine nur obligatorische Unterhaltungspflicht als Wegeunterhaltungspflicht im Sinne des TelWB. gelten könnte. Auch die vertraglich von der Beklagten übernommene Verpflichtung ist aber eine solche, die erst mit dem Unternehmen der besonderen Anlage und als Folge desselben zur Entstehung gelangt ist. Hierbei ist es unerheblich, wenn die Beklagte diese Verpflichtung schon länger Zeit, bevor die Verlegung der Fernspreikleitung auf der Brücke ausgeführt wurde, eingegangen hatte. Es war der Vollzug desselben einheitlichen Vertrages, wodurch einerseits der Beklagten der fragliche Verkehrswege für die Errichtung ihrer besonderen Anlage überlassen, andererseits die von ihr bezüglich der Unterhaltung jenes Weges übernommene Verpflichtung in Wirkung gesetzt worden ist. Die Beklagte hat sich aber weiterhin darauf berufen, daß für die elektrischen Bahnen, welche die erste Rheinbrücke überführte, in der ganzen Länge der Anlage auch Wege benutzt wurden, bezüglich deren sie als Eigentümerin früher schon Wegeunterhaltungspflichtig gewesen sei, und daß daher die Bestimmung des § 6 Abs. 2 TelWB. zu ihrem Gunsten Platz greife, weil die besondere Anlage — die Kleinbahn — jedenfalls „unter überwiegender Beteiligung eines oder mehrerer der Unterhaltungspflichtigen“ zur Ausführung gebracht worden sei. Das Berufungsgericht

meint, dieser in § 6 Abs. 2 cit. vorgesehene Fall sei hiermit nicht gegeben. Er liege dann vor, wenn hinsichtlich der Strecke, auf welcher die Telegraphenlinie verändert oder verlegt werden soll, ein Wegeunterhaltungspflichtiger oder eine Mehrheit der letzteren an der besonderen Anlage vorwiegend beteiligt sei. Hier jedoch sei für die erste Rheinbrücke die Stadtgemeinde Eßln überhaupt nicht Wegeunterhaltungspflichtig im Sinne des TelWB. und ebenso wenig komme eine Mehrheit der Beteiligten in Frage, denn die Stadtgemeinde Eßln sei die alleinige Unternehmerin der Straßenbahn. — Die Revision bekämpft diese Ansicht der Berufung als richtig; sie beruft sich auf die Entstehungsgeschichte der Gesetzesvorschrift, namentlich die Verhandlungen der Reichstagskommissionen dafür, daß durch die Fassung des Gesetzes gerade auch Fälle der vorliegenden Art hätten getroffen werden sollen. Bei dem Straßenbahnwege der Beklagten finde dieser selbst für Straßen außerhalb Eßlins die gesetzliche Vergütung unabweisbar zu (die vorgeschriebenen Aufwendungen für Telephonisch sein) in in diesem Falle auch vom Kläger erstattet werden). Dann aber müsse die erst recht für Straßen innerhalb des eigenen Gemeindegebietes Geltung haben. Das Gesetz wolle die Vergütung dem Unternehmer der besonderen Anlage auch dann gewähren, wenn in dem Bereiche der in der Unterhaltungspflicht des Unternehmers stehenden Wege eine Lücke bestrebe, wenn teilweise für die Anlage eine Wegstrecke mitbenutzt werde, bezüglich deren ein Dritter unterhaltungspflichtig sei. — Diese Einwendungen können nicht ohne weiteres abgelehnt werden. Die Entstehung des Berufungsgerichts ist in dem Falle ohne Zweifel richtig, wenn als der einerseits von der Telegraphenverwaltung bisher benutzte, andererseits von der Beklagten für Ausführung ihrer besonderen Anlage in Anspruch genommene Verkehrsweg ausschließlich die erste Rheinbrücke in Betracht kommt, die spätere besondere Anlage gerade nur in der über diese Brücke geführten Straßenbahn besteht. Das in § 6 Abs. 2 TelWB. umschriebene Vorrecht soll allerdings nach der Absicht des Gesetzgebers hauptsächlich den Gemeinden zugute kommen; es sollte durch die Ausdehnung der Vergütung, wie sie sich im Verlaufe der Beratungen gestaltet hat, auch für kleinere, weniger vermögende Gemeinden die Möglichkeit geschaffen werden, zur Ausführung einer gemeinnützigen Anlage anderer kapitalstärker Personen oder Verbände heranzuziehen. Dabei wurde jedoch an dem Grundsatze festgehalten, daß der Unterhaltungspflichtige (jeweils also die Gemeinde) ein Interesse an der Anlage durch Aufwendung hierfür betätigen müsse, wenn er ein Vortzugsrecht vor der Telegraphenverwaltung genieße. Das fragliche Vorrecht wurde auf den Fall, wenn die den Verkehrswege benutzende besondere Anlage zwar nicht allein von den Unterhaltungspflichtigen, aber unter Beteiligung der Unterhaltungspflichtigen oder eines oder mehrerer derselben zur Ausführung gebracht würde, demgemäß ausgedehnt; doch nur so, daß dabei der Charakter des Unternehmens als eines in der Hauptsache von gemeinnützigen Verbänden ausgehenden gewahrt bliebe, was schließlich durch das Erfordernis einer „überwiegenden Beteiligung“ eines oder mehrerer Unterhaltungspflichtigen zum Ausdruck gebracht wurde. (Vgl. Kommissionsbericht a. a. O. S. 18 ff., S. 21 ff., S. 24; v. Kober zu § 6 Abs. 1 S. 61 ff., Anm. 12, 13 S. 60 ff.). Die Bestimmungen des § 6 TelWB. haben

man an sich die konkret bestimmten Verkehrswege im Auge, auf welchen im gegebenen Falle die spätere besondere Anlage ausgeführt werden soll und auf welche sich die schon bestehende Telegraphenlinie, deren Verlegung oder Veränderung notwendig wird, räumlich erstreckt. Die Verlegung der Telegraphenlinie — aus Rollen der Telegraphenverwaltung — kann selbstverständlich nur auf der Strecke verlangt werden, wo sie der Ausführung der späteren besonderen Anlage hinderlich ist. Beansprucht die besondere Anlage nur aber einen bestimmten öffentlichen Weg oder Platz, eine Brücke (vgl. § 1 des Gesetzes), und wird diese Anlage von einem Unternehmer (sei das auch eine Gemeinde) hergestellt, der weder selbst der Unterhaltungspflichtige bezüglich des betreffenden Verkehrsweges ist, noch auch den Wegeunterhaltungspflichtigen als einen an dem Unternehmen (überwiegend) Beteiligten zur Seite hat, so kann von Anwendung der fraglichen Gesetzesvorschrift nicht die Rede sein. Diesfalls greift vielmehr der Art. 5 des § 6 Plag. Klein anders verhält sich die Sache, wenn die besondere Anlage, als einheitliches Unternehmen, sich über mehrere zusammenhängende Wege erstreckt und von einer Gemeinde (oder einem anderen öffentlichen Verbande) aus ihren eigenen Wegen und zum Teil auf dem Wege eines anderen Unterhaltungspflichtigen ausgeführt wird. Hier entspricht es dem Sinne und der Absicht des Gesetzes, daß das den gemeinnützigen besonderen Anlagen zugedachte Vorrecht und die entsprechende Kostenfreiheit dem Unternehmer auch dann zugute kommen, wenn durch die Gesamtanlage die Verlegung oder Veränderung der Telegraphenlinie auf dem Wege des dritten Unterhaltungspflichtigen veranlaßt wird. — (Wird näher dargelegt). Wird von diesem Standpunkte aus die Sachlage geprüft, so könnte das nach Umständen zu einer der Beflagten günstigen Entscheidung führen. Es würde darauf ankommen, ob die elektrische Brückenbahn, welche nach § 1 des Vertrages zwischen der Beflagten und der Königlich Preussischen Eisenbahnverwaltung „zur Herstellung einer Verbindung zwischen dem links- und rechtsrheinischen Straßenbahnnetz“ der Stadt Köln angelegt wurde, ein für sich bestehendes, selbständiges Unternehmen gewesen ist, oder vielmehr nur als Glied einer, zur fraglichen Zeit unternehmen Straßenbahnanlage von weiterer Ausdehnung sich darstellte und ob letzterenfalls die Kleinbahnanlage auf Verlegetwegen, bezüglich deren die Beflagte Stadtgemeinde vorgeunterhaltungspflichtig war, im Zusammenhange mit der Brückenbahn zur Ausführung gebracht worden ist. Es handelt sich hierbei um tatsächliche Verhältnisse, welche das Revisionsgericht nicht zu beurteilen vermag, bezüglich deren es aber noch weiterer Feststellungen bedarf. Da nach dieser Richtung die Revision sich als begründet erweist, so war das angefochtene Urteil aufzuheben und die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. S. c. R.-Postbeschl. u. t. 18. März 07, 307/06 VI. — Gln.

Reichsstempelgesetz vom 14. Juni 1900.

Art. 7 § 43 RStempG. Tarifliste 6, Spalte 4. Stempelspflichtigkeit der sog. „Master's receipts“.]

Bei der Verfrachtung von Gütern, insbesondere auch von Baumwolle, aus dem Innern Nordamerikas nach europäischen Häfen ist es üblich, daß am Abgangsort eine die gesamte Beförderung umfassende Frachtarkunde (Durchlomonfement,

„Export Bill of Lading“, „Through Bill of Lading“) ausgestellt wird. Ergibt sich bei der Verfrachtung in dem amerikanischen Seefahrt aus irgend einem Grunde die Notwendigkeit, die Ware auf mehrere Schiffe zu verteilen, so wird für jede einzelne Teilladung noch eine besondere Empfangsurkunde („Master's receipt“) von dem betreffenden Schiffer oder dem dazu ermächtigten Vertreter der Reederei ausgestellt. In dieser Weise traf bei der Klägerin im Jahre 1903 eine Sendung von 100 Ballen Baumwolle in mehreren Schiffsladungen ein. Die Aushängung der einzelnen Teilladungen an den Empfänger erfolgte gegen Übergabe des betreffenden „Master's receipt“, die Aushängung der letzten Teilladung gegen Übergabe des über sie lautenden „Master's receipt“ und des Durchlomonfements. Die Klägerin hat auf Verlangen des beklagten Fremischen Fiskus nicht nur für das Durchlomonfement, sondern auch für jedes „Master's receipt“ die Reichstempelabgabe von 1 Mark entrichtet. Für das vorgelegte letzte „Master's receipt“ ist das unter Vorbehalt der Rückforderung geschehen. Mit der gegenwärtigen, innerhalb der Frist des § 43 RStempG. vom 14. Juni 1900 (RStempG. S. 275) erhobenen Klage wird zurückerstattung von 1 Mark gefordert. Das LG. hat den Beflagten dementsprechend beurteilt. Die Berufung des Beflagten ist zurückgewiesen worden. Das RG. hat auf und wies die Klage ab: Gegenstand der Entscheidung ist lediglich die Stempelspflicht des auf die letztgenannte Teilladung bezüglichen Master's receipt; denn nur für dieses wird die entrichtete Stempelabgabe zurückerfordert, und nur für dieses kann sie zurückerfordert werden, weil nur bei ihm die Zahlung mit Vorbehalt erfolgt ist (§ 43 des für den gegenwärtigen Streitfall noch in Betracht kommenden RStempG. vom 14. Juni 1900, RStempG. S. 275). Aufgehoben ist aber von der Frage, ob die Master's receipt überhaupt der Stempelspflicht unterliegen. Ist diese Frage zu bejahen, so entsteht die weitere Frage, ob aus einem besonderen Grunde das letzte Master's receipt von der Stempelpflicht ausgenommen ist. Wäre dagegen die Stempelpflicht der Master's receipts überhaupt zu verneinen, so ergäbe sich damit auch für den vorliegenden Fall die Entscheidung ohne weiteres von selbst. Das Berufungsgericht hat, im Gegensatz zu dem Auffassung des LG., die Stempelpflicht der Master's receipts grundsätzlich bejaht, und dieser Auffassung auch beigetreten worden. (Wird näher begründet). Nach alledem unterliegt es keinen Bedenken, die hier in Rede stehenden, den Master's receipts zu den Kommenten im Sinne des RStempG. zu zählen. Daß sie aber auch, wie die Tarifliste 6 ferner voraussetzt, „betreffs Empfangnahme der darin bezeichneten Sendungen im Inland ausgehängt“ worden sind, liegt auf der Hand und ist, wie der Tatbestand des Berufungsurteils ergibt, von der Klägerin auch nicht bestritten. Die Klägerin, in deren Besitz die Master's receipts gelangt sind, kann sie nur zu dem gedachten Zwecke empfangen haben. Es, vom privatrechtlichen Standpunkt aus, die Auslieferung der einzelnen Teilladungen durch den Schiffer auch ohne Aushängung oder Vorlegung des Master's receipts, etwa nur gegen Vorlegung des Export Bill of Lading (Art. 6 der Alten), hätte erfolgen dürfen, ist hierbei ohne Bedeutung, und es kann deshalb der Sinn der am Hande des Master's receipt beigedruckten englischen Worte unterstrichen bleiben. Stempelrechtlich ent-

stehend ist die Tatsache, daß das Master's receipt eine „Schiffsurkunde“ bildet, die in allen hier fraglichen Fällen im Inlande zu dem vorhin bezeichneten Zwecke ausgehängigt werden ist. Zu prüfen bleibt somit die Frage, ob aus einem besonderen Grunde die Erhebung der Abgabe von dem auf die letzte Teilsendung bezüglichen Master's receipt ausgeschlossen war. Die Klägerin, die dies beauptet, beruft sich dafür auf die zur Tarifstelle 6 gehörige Bemerkung in Spalte 4 des Tarifs, wonach die Abgabe zwar „von der einzelnen Urkunde“, aber „für jede Sendung nur einmal“ zu entrichten ist, und darauf, daß für das Durchlohnemement, welches unstreitig zugleich mit dem letzten Master's receipt beifolgt Empfangs der letzten Sendung ausgehängigt worden ist, die Stempelabgabe, wie ebenfalls feststeht, besonders entrichtet ist. Das Berufungsurteil, das hierin der Klägerin beitrifft und aus diesem Grunde das letzte Master's receipt für stempelfrei erachtet, hat damit, wie die Revision mit Recht geltend macht, das RStempG. verlegt. Die Frage, ob ein Durchlohnemement der vorliegenden Art (Export Bill of Lading, Through Bill of Lading) als ein Rennoissement im handelsrechtlichen Sinne anzusehen ist (vgl. Urteil des OLG. in Hamburg vom 17. November 1898, JamsfG. 20, 29; Pappenheim, Transportrecht S. 31, Bogen, Seracht 2, S. 92, 93, 311, 312, Schaps, Seracht S. 518, 519), kann hier aus gleichen Gründen, wie sie vorher bezüglich der Master's receipts dargelegt sind, unentschieden bleiben. Aber auch eine Prüfung der Frage, ob das Durchlohnemement der vorliegenden Art im Sinne des RStempG. vom 14. Juni 1900 eine stempelpflichtige „Schiffsurkunde“ bildet, erscheint nicht erforderlich und auch um so weniger angezeigt, weil an die Stelle jenes Gesetzes jetzt das RStempG. vom 3. Juni 1906, RStempG. S. 605 getreten ist. Dieses Gesetz aber in Tarifstelle 6 nicht mehr nur die „Schiffsurkunden“, sondern allgemein die „Frachtkunden“ zum Gegenstand der Stempelabgabepflicht macht. Unter dem jetzt geltenden Gesetze wird demnach ein Zweifel darüber kaum aufkommen können, daß der Export Bill of Lading, wenn er beifolgt Empfangsnahme der darin bezeichneten Sendung im Inlande dargelegt oder ausgehängigt wird, neben dem Master's receipt der Abgabe unterliegt (vgl. auch § 71 der zu dem Gesetze vom 3. Juni 1900 erlassenen Ausführungsbestimmungen des Bundesrats, Zentralblatt für das Deutsche Reich 1906 S. 980 ff.). Wäre für die hier in Betracht kommende Geltungszeit des früheren RStempG. anzunehmen, daß der Export Bill of Lading eine stempelpflichtige Schiffsurkunde nicht war, so könnte die Frage, ob das letzte Master's receipt aus dem Grunde als stempelfrei zu gelten habe, weil beide Urkunden sich auf dieselbe Sendung bezogen, gar nicht entstehen; die Klägerin würde dann (für den Export Bill of Lading) eine Abgabe entrichten haben, die nicht zu entrichten war, deren Zurückzahlung aber nicht gefordert wird; die Stempelpflicht des Master's receipt bliebe alsohin völlig unberührt. Wäre aber der Export Bill of Lading auch nach dem früheren Gesetz als stempelpflichtig, die dafür entrichtete Abgabe also als mit Recht erhoben anzusehen, so würde allerdings das letzte Master's receipt als abgabefrei gelten müssen, wenn die Annahme, daß beide Urkunden dieselbe Sendung zum Gegenstand haben, als begründet anzuerkennen wäre; in

diesem Falle wäre die Klägerin sogar in der Lage gewesen, sich von der Befreiung sämtlicher Master's receipts zu befrieren, indem sie dafür gefordert hätte, daß bei allen Teilabgaben neben dem Master's receipt auch der Export Bill of Lading dargelegt wurde. Allein jene Annahme ist als begründet nicht anzuerkennen. Unter Nr. 65 der Ausführungsbestimmungen des Bundesrats zu dem Gesetze vom 14. Juni 1900 ist mit Bezug auf die angeführte Bestimmung in Spalte 4 des Tarifs folgendes bemerkt: „Von mehreren über dieselbe Sendung lautenden Urkunden ist nur eine steuerpflichtig, und zwar . . . bei im Ausland ausgestellten Urkunden diejenige Ausfertigung, welche der Empfänger bei der Ablieferung der Sendung ausgehängigt erhält (Frachtbrief) oder die von ihm beifolgt Auslieferung der Sendung vorgelegt wird (Rennoissement)“. Damit sind offenbar die Fälle genannt, in denen eine „über dieselbe Sendung lautende“ Schiffsurkunde mehrfach ausgefertigt wird (Original, Duplikat, Tripplikat usw.). Ob es darüber hinaus noch Fälle gibt, in denen von mehreren Urkunden gesagt werden kann, daß sie „über dieselbe Sendung lauten“, mag auf sich beruhen. Von dem in Little Rock im Staate Arkansas ausgestellten Export Bill of Lading vom 19. November 1902 und dem in New Orleans ausgestellten Master's receipt vom 31. Dezember 1902 kann es jedenfalls nicht gesagt werden. Zunächst ist die Person des Verpflichteten bei beiden Urkunden nicht dieselbe. Denn wenn man auch davon ausgeht, daß R. W. Polk, der den Export Bill of Lading als Agent der Choctaw, Oklahoma & Gulf Railroad bezüglich des Eisenbahntransports bis New Orleans, und als Agent der Reddick Elder, Dempster & Co. bezüglich des Seetransports vom New Orleans bis Bremen unterzeichnet hat, hierdurch sowohl jene Eisenbahn als auch diese Schiffahrtsgesellschaft verpflichtet, so ist doch das Master's receipt nur, „per pro Elder Dempster & Co.“ unterzeichnet und also dadurch, wie es auch der Natur der Sache entspricht, nur für diese Gesellschaftsgesellschaft eine Verpflichtung übernommen; nur teilweise kann also von einer Identität des Verpflichteten die Rede sein. Ebenso verhält es sich mit der Verpflichtung selbst, da durch den Export Bill of Lading ein Landtransport („To be carried to the Port of New Orleans“) und ein Seetransport („and thence . . . to the Port of Bremen, Germany“) übernommen wurde, durch das Master's receipt aber nur der Seetransport. Damit ist bereits gesagt, daß ferner auch die Strecke, auf die sich die übernommene Transportverpflichtung bezieht, nicht für beide Urkunden dieselbe ist. Endlich ist durch den Export Bill of Lading die Befrachtung von 100, durch das Master's receipt die von 20 Ballen Baumwolle übernommen, jedoch auch der Gegenstand der Befrachtung nicht bei beiden Urkunden derselbe ist. Nach alledem trifft die Annahme nicht zu, daß es sich bei dem Export Bill of Lading und dem letzten Master's receipt um dieselbe „Sendung“ gehandelt habe, mag auch der Gegenstand der Befrachtung das Master's receipt beizufolgende Sendung einen Teil des Gegenstandes der durch den Export Bill of Lading beauftragten Befrachtung bilden. Da hiernach die Entscheidung des Berufungsgerichts auf einer unrichtigen Annahme der in Spalte 4 des Tarifs enthaltenen Bestimmung zur Tarifstelle 6 RStempG. vom 14. Juni 1900 beruht, mußte das Berufungs-

urteil aufgehoben und die Klage abgewiesen werden.
B. G. C. D., U. v. 26. Februar 07, 233/06 VII. —
Samburg.

48. Tarifstelle Nr. 1c. Begriff der zur Erhaltung des Betriebes in deren bisherigen Umfang bestimmte und verwendeten Zuhufe.]

Die Gewerkschaft General Klimenthal, deren Rechtsnachfolgerin die Klägerin geworden ist, bestand schon vor dem Jahre 1900. Sie schrieb am 6. August 1903 eine Zuhufe von 3250 000 Mark aus, von welcher der besagte Steuerfiskus gemäß der Tarifstelle Nr. 1c zum RStempG. in der Fassung vom 14. Juni 1900 (RSt. S. 275) eine Steuer von 1 vom Hundert, also 32 500 Mark erhebt. Die Klägerin zahlte den Betrag, forderte ihn aber demnachst vom Fiskus im Rechtswege zurück. Sie behauptete, daß die Aufwendungen, zu deren Bestreitung die Zuhufe gebient hat, nach dem im Tatbestande des Berufungsurteils wiedergegebenen, das nähere enthaltenden Verzeichnis zur Erhaltung des Betriebes in seinem bisherigen Umfang gemacht worden seien und daß daher die Zuhufe steuerfrei sei. Der Besagte machte geltend, daß die Anlagen aus den Betriebsübernahmungen der Vorjahre hätten errichtet werden können und daß die ausgeschriebene Zuhufe einen steuerpflichtigen Kapitalzuwachs bedeute. Das VSt. wies die Klage ab. Das Berufungsurteil erklärte nach dem Klagenantrage. Die Revision ist zurückgewiesen: Die mit der Klage beantragte Steuerfreiheit der unter dem 6. August 1903 auf die Kasse der Gewerkschaft „General Klimenthal“ ausgeschriebenen Einzahlungen gründet sich auf die Tarifstelle Nr. 1c zum RStempG. vom 14. Juni 1900. Danach sind solche Einzahlungen (Zuhufe) steuerfrei, soweit sie zur Deckung von Betriebsüberläufen dienen oder — was hier allein in Betracht kommt — zur Erhaltung des Betriebes in seinem bisherigen Umfang bestimmt sind und verwendet werden. Nach der im Urteile des erkennenden Senats vom 30. September 1902 (RG. 52, 189) mitgeteilten Entstehungsgeschichte des Gesetzes sollten nicht alle Einzahlungen auf Kasse, sondern nur die Zuhufe besteuert werden, welche wirklichen Betriebsverweiterungen dienen. Andererseits bezieht sich, wie in dem erwähnten Urteile näher ausgeführt, die Befreiungsvorschrift nicht auf die vor Eröffnung des Betriebes geforderten, seiner Ermöglichung dienenden Geldeinstellungen, das Anlagekapital in diesem Sinne wird verwahrt, nicht jedoch die Zuhufe, welche bezweckt, daß es unversehrt bleibe oder in seinem ursprünglichen Umfang wiederhergestellt werde. Ob eine Zuhufe diesen Zweck verfolgt, kann im Einzelfalle positiv festgestellt sein. In Ziffer 9 der vom Bundesrat erlassenen Ausführungsbestimmungen zum RStempG. vom 21. Juni 1900 (St. f. d. Deutsche Reich S. 336) sind beispielsweise derartige Ausgaben bezeichnet. Vorliegend hatte die Klägerin, entsprechend der Ziffer 9, eine im Tatbestande des Berufungsurteils wiedergegebene Aufstellung derjenigen Anlagen überreicht, welche sich nach ihrer Meinung als notwendig für die Fortführung des Betriebes in seinen bisherigen Grenzen erweisen hätten. Der Fiskus bestritt in II. Instanz, daß es sich um die Betriebserhaltung gehandelt habe; die Anlagen seien Erweiterungsanlagen zur Erhöhung der Förderkraft der Zeche. Dem gegenüber stellt der Be-

rufungsrichter auf Grund der tatsächlichen Äußerung des Oberbergamts zu Dortmund fest, daß die aus der Zuhufe hergestellten Anlagen an sich unter die steuerfreien Anlagen nach Maßgabe der Ausführungsbestimmungen fallen, daß die Zuhufe für die Erhaltung der Betriebskraft der Zeche zur Zeit der Ausschreibung erforderlich war und daß die schon länger erforderlichen Neubauten durch die Ausbeute der Vorjahre unwirtschaftlich hinausgehalten seien. Die Revision demingt diese Feststellung insoweit nicht, als sie die objektive Kennzeichnung der geschaffenen Räumlichkeiten betrifft. Sie wendet sich aber dagegen, daß die Zuhufe für die notwendig gewordenen Neuanlagen bestimmt und gebraucht worden sei. Wäre dies tatsächlich zu verstehen, so würde sich der Besagte mit seiner eigenen Auslassung in der Vorinstanz, daß die Zuhufe in der von der Klägerin angegebenen Weise ausgeschrieben und verwendet worden sei, in Widerspruch setzen und es wäre schon aus diesem Grunde dem Bestreiten des Fiskus die Beachtung zu versagen. Gemeint ist indessen, wie aus dem ferneren Ausführungen der Revision hervorgeht, daß zwar tatsächlich die Zuhufe für die Neuanlagen verbraucht worden sei — in Höhe eines gewissen Betrages freilich, was demnachst noch zu erörtern ist, zur Tilgung einer zu dem bezeichneten Zweck aufgenommenen Anleihe —, daß dies sich aber nichtig haben würde, wenn die Gewerkschaft nicht in den Jahren 1900 bis 1904 Ausbeute verteilt, Reservefonds gebildet und Abschreibungen vorgenommen hätte. In letzterem Sinne ist auch nur die Werbung zu verstehen, daß der Betrieb sich selbst erhalten habe. Denn wäre dies in Wirklichkeit der Fall gewesen, so würde weder die Aufnahme einer Anleihe noch die Ausschreibung einer Zuhufe erforderlich gewesen sein. Es schlie, wie die prozeßual bedeutsame Feststellung des Berufungsrichters ergibt, an verfügbaren Mitteln zur Bestreitung der für die Betriebserhaltung notwendigen Ausgaben; deshalb mußte das Geldbedürfnis durch Anleihe und Zuhufe befriedigt werden. Hiernach kommt, wie der Berufungsrichter mit Recht annimmt, allein in Frage, ob die Einzahlungen, die an sich durch steuerfreie Aufwendungen bedingt waren, dann der Abgabe unterworfen sind, weil sie hätten vermieden werden können. Diese Frage ist mit dem Berufungsrichter zu verneinen. Weber aus dem Gesetze selbst noch aus seiner Entstehungsgeschichte geht hervor, daß die Steuerfreiheit der zum Zwecke der Betriebserhaltung ausgeschriebenen Einzahlungen trotz ihrer Bestimmung und Verwendung zu diesem Zwecke kann nicht eintreten solle, wenn die Betriebsüberläufe, statt in der Gestalt der Ausbeute verteilt zu werden, zur Deckung der Ausgaben hätten benutzt werden können. Eine derartige Beschränkung der Befreiungsvorschrift wäre schon deshalb nicht recht verständlich, weil, was auch der Berufungsrichter hervorhebt, der Fiskus unumgänglich an einem nach seiner Ansicht wirtschaftlichen Verfahren, nämlich der Verwendung der Überschüsse zu Betriebserhaltungszwecken, ein Interesse haben kann, das für ihn eine Steuer nach dem ReichstempG. nicht bringt. Daß es aber die Absicht des Gesetzes gewesen sei, die finanzielle Vermögenskraft der Gewerkschaften irgendwie zu beschränken und ihnen die Art und das Maß der Gewinnverteilung der Vermeidung steuerlicher Nachteile vorzuschreiben, besagt spricht nichts. Wie der Berufungsrichter in Anlehnung

an die Motive zum Vergesetz und an das Urteil des RG. vom 11. März 1882 (Gruchot 36, 683) — das, was die Richter der Gewerkschaften hinsichtlich der Bilanzierung angeht, für das neue G.B.G. freilich nicht mehr ganz zutreffend — richtig ausführt, können die Gewerkschaften eine Gewinnverteilung vornehmen, obgleich es wirtschaftlicher gewesen wäre, den Überschuf für notwendige Ausgaben zurückzubehalten. Sie haben es in der Hand, den so verteilten Gewinn alsbald wieder in Gestalt von Zinsen einzuziehen. Schließen sie bestimmte Beträge der Überschüsse von der Verteilung dadurch aus, daß sie Abschreibungen bewirken und Reservekonten anlegen, so können sie damit ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse, wodurch wiederum die Höhe einer demnächst erforderlichen Zinsrücklage vermindert wird oder berichtigt werden kann. Niemals indessen läßt sich sagen, daß, wenn die Gewerkschaft, statt die aus der Forderung fließenden Einnahmen zu notwendigen Betriebsausgaben zu verwenden, offene und (durch Abschreibungen) verdeckte Reserven bildet und Ausbeute verteilt, dann aber Zinsen aus Mangel an besseren Mitteln ausbezahlen gezwungen ist, diese Zinsen wirklich nicht zur Erhaltung des Betriebs im bisherigen Umfange bestimmt und verwendet seien. Es kommt nicht darauf an, was vielleicht hätte geschehen sollen, sondern lediglich darauf, was tatsächlich geschehen ist. Dem Gesetgeber waren bei Erlass des Stempel-G. die gewerkschaftlichen Verhältnisse genau bekannt; er wußte, daß die Verteilung von Ausbeute und die Auszahlung einer Zinsrücklage sich in welchem Wechsel folgen können. Gäbe er eine bei Beschränkung von Gewinnverteilung vermeintliche Zinsrücklage besteuern wollen, so würde dies im Gesetz Ausdruck gefunden haben. Entscheidend ist nach Wortlaut und Sinn des Gesetzes nur die Bestimmung und Veranlassung der Zinsrücklage zu steuerfreien Anlagen, diese hat aber der Berufungsrichter festgestellt und es liegt dafür nichts vor, daß die Eingehungen trotz des Vorhandenseins anderweitiger Mittel geordnet worden seien, daß also eine Umgehung des Gesetzes durch Ansammlung eines für Betriebsveranlassungen bestimmten Fonds beabsichtigt gewesen sei. Demgemäß hat die Klägerin die Bedingungen der Steuerfreiheit der von ihr ausgetriebenen Zinsrücklage nachgewiesen. Unerheblich ist, daß die Zinsrücklage teilweise nicht unmittelbar, sondern verpfändet zu den fraglichen Ausgaben verwendet worden ist, daß mit ihr eine Kasse, durch welche ein entsprechender Betrag der Ausgaben bestritten wurde, bedient worden ist. Die Kasse diente dem Zwecke der Betriebsverhaltung, sie mußte zurückgekauft werden, folglich war auch die Zinsrücklage dem gleichen Zwecke gewidmet; eine Betriebsveranlassung ist mit Hilfe der letzteren nicht bewirkt, daher auch die Steuerbefreiung nicht anwendbar. Was die Gewerkschaft aus dem Anlagekapital und vermöge dessen Rückveranlassung in Gestalt von Ausbeute erhalten haben, ist ihnen in der Form der Zinsrücklage wieder entzogen worden, die sich trotz der Reservebildung als unabwendbar herausgestellt hatte. Das Anlagekapital ist somit nicht erhöht, der Betrieb nicht umfangreicher geworden. Daß die Gewerkschaft durch die Entzerrung des Aufwandes ihrer Lage einen Gewinn gemacht haben mögen, fällt für die Steuerfrage nicht ins Gewicht. — Entsch. d. Vergewerksetz. d. U. v. 1. März 07, 199.06 VII.

— Hamm.

Gewerbeunfallversicherungsgesetz vom 30. Juni/6. Juli 1900.

49. §§ 136, 140 GewÜB. Nichthaftung des Unternehmers, wenn der Arbeiter einen Unfall nicht in einem ihm fremden Betriebe des Unternehmers, sondern durch eine von dem letzteren zu vertretende unerlaubte Handlung erleidet. Unzulässigkeit der Ausdehnung einer Haftung auf Gemeinden.]

Ein Gasarbeiter, der in Diensten des Gas- und Wasserwerks der besagten Stadtgemeinde stand und bei der klagenden Berufsgenossenschaft versichert war, stürzte in den Erdgeschos eines Volkshausgebäudes der klagenden eine Kohlenverladung aus. Nach Beendigung der Arbeit begab er sich auf den Dachboden des Gebäudes, um einen dort beschäftigten Gasarbeiter zu bitten, die vorgeschriebene Befähigung über seine Arbeitsleistung von dem — gerade abwesenden — Rektor der Schule unterschreiben zu lassen. Sofort nach Betreten des Bodens stürzte er in einen, nur mit einer Fensterleiste bedeckten Lichtschacht hinab und verlor an dem dabei erlittenen Verletzungen nach wenigen Stunden. Die Klägerin hat einen Betriebsunfall als gegeben erachtet und gemäß der Vorschriften des GewÜB. die Entschädigung für die Witwe und Kinder des Verunglückten festgesetzt und die auf dieses Gesetz gestützte Frage der Hinterbliebenen gegen die Beklagte auf Erlass des weiteren Schadens ist durch Urteil des LG. zu Köln vom 5. Januar 1906 rechtskräftig abgewiesen worden. Das LG. hat die Klage der Berufsgenossenschaft gegen die Stadtgemeinde, welcher Klage vom LG. stattgegeben war, abgewiesen, die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Das RG. hat unter dem GewÜB. vom 6. Juli 1884 wiederholt Stellung zu der Frage genommen, ob in dem Falle, wo der Arbeiter in einem Betriebe verlegt wurde, in welchem er nicht beschäftigt war, der Unternehmer dieses Betriebs als Dritter gemäß § 98 jenes Gesetzes zu betrachten sei, wenn er zugleich der Unternehmer des Beschäftigungsbetriebes war. Die Frage ist verneint, der Anspruch des Arbeiters auf Erlass seines die Unfallschritte verursachenden Schadens gegen den Unternehmer ist abgewiesen worden (RG. 21, 51; 31, 79; vgl. 34, 70). Die erneute Prüfung unter der Herrschaft des GewÜB. vom 5. Juli 1900, die sich gerade in dem gegenwärtigen Fall aus demselben zu ergeben hätte, ob das Gleiche gilt, wenn der Arbeiter den Betriebsunfall nicht in einem ihm fremden Betriebe desselben Unternehmers, sondern durch eine von dem Unternehmer zu vertretende unerlaubte Handlung irgend welcher Art erlitten hat, konnte zu keinem andern Ergebnisse führen. Man mag von der Eigenschaft des Betriebsunternehmers als Arbeitgeber, weil sie keinen Ausdruck im Gesetz gefunden hat, ganz absehen und den Begriff des Betriebsunternehmers dahin bestimmen, daß darunter der Unternehmer desjenigen Betriebs, in welchem der Arbeiter zur Zeit des Unfalls beschäftigt war, zu verstehen sei. Man mag selbst einräumen, daß für die künftige Frage eine weitgehende Folgerung aus den Vorarbeiten nicht zu ziehen sei, weil sie nur die Regelfälle im Auge gefaßt, das verhältnismäßig seltene Vorkommen aber, daß der Unternehmer von dem Arbeiter wegen eines Beschuldens in Anspruch genommen wird, das er gerade nicht als Unternehmer des Beschäftigungsbetriebes des Arbeiters bezogen hat, unberücksichtigt gelassen hätten. Immer sieht der Wortlaut des § 140 der

von der Revision versucht Auslegung als Schranke entgegen. Ist der in §§ 135 und 136 bezeichnete Betriebsunternehmer eine und dieselbe Person mit dem Beschäftigungsleistenden, so kann dieser niemals eine dritte, d. i. eine von dem Betriebsunternehmer verschiedene Person sei. Deshalb ist es auch gleichgültig, ob der Unternehmer dem Betriebsunfall in einem versicherungspflichtigen Betriebe, wenn auch nicht in demjenigen, in dem der verletzte Arbeiter versichert war, oder außerhalb eines solchen Betriebes, als Eigentümer eines Grundstücks oder einer andern Anlage oder sonstwie durch eine unerlaubte Handlung als Tierhalter oder durch eine wie der Betrieb einer Eisenbahn von Gefährdung wegen zum Schadensersatz verpflichtende Tätigkeit herbeigeführt hat. Die Entbindung des Unternehmers von der Haftpflicht findet in allen diesen Fällen darin ihre Rechtfertigung, daß es ein Betriebsunfall, d. i. ein mit dem Beschäftigungsbezirk des von ihm versicherten Arbeiters unmittelbar oder mittelbar zusammenhängender Unfall ist, wegen dessen er belangt werden soll. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß § 140 in seiner dormaligen Fassung dann, wenn dem Unternehmer ein Verschulden außerhalb des Beschäftigungsbezirktes zur Last fällt, Schäden für den verletzten Arbeiter mit sich führen kann. Dies hängt mit der weiten Ausdehnung zusammen, die die Rechtspfprechung des Reichsversicherungsamts dem Begriff des Betriebsunfalls gegeben hat (vgl. Wechters-Gespar S. Aufl. § 1 A. 9 und Handbuch der Unfallversicherung S. 32 ff. § 1, 53 ff.). Diese Ausdehnung kommt an sich den Arbeitern zugute. Sie erhalten also für Unfälle, die nur in losem Zusammenhang mit dem Beschäftigungsbezirk stehen, und auch bei eigener Fahrlässigkeit von der Berufsgenossenschaft die gesetzliche Rente, während sie nach dem gemeinen Recht eine Entschädigung gegen den Unternehmer nur mittels des Nachweises einer unerlaubten Handlung oder der Haftung ex lege, d. h. in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht erstreiten könnten. Auf der andern Seite müssen sie sich freilich in den Fällen, wo ein Schadensersatzanspruch gegen den Unternehmer erweislich war, mit der Unfallrente begnügen. Ebenso müssen die Berufsgenossenschaften bei Befragung des Ersatzanspruchs aus § 140 S. 2 die Aufwendungen für den Verletzten bei derartigen Betriebsunfällen endgültig selbst tragen, ohne daß je Rechnung durch die Beiträge werden finden können, die der Unternehmer, der der Urheber des Unfalls war, nach § 29 zu leisten hat. Denn diese Beiträge bestimmen sich lediglich nach den von dem Unternehmer gezahlten Löhnen, sowie nach dem Gehaltsentwurf. Bei der Einteilung eines Betriebes in eine Gefahrenklasse möchte es aber nicht leicht möglich sein, Betriebsunfälle, die sich aus dem Beschäftigungsbezirk selbst nicht ergeben, daher kaum vorhersehbar sind, in Rechnung zu ziehen, wie denn auch die Berufsgenossenschaften außer Rande sind, durch Unfallversicherungsvorschriften (§ 112) solche Unfälle hinstanzhalten. Es ist ferner nicht übersehen worden, daß § 140 für die Großunternehmungen, die eine Vielzahl von gewerblichen Betrieben, Anlagen und Einrichtungen umfassen, namentlich für die Privatwirtschaft treibenden Körperschaften des öffentlichen Rechts, Gemeinden und den Staat eine Bevorzugung in sich schließt mit der Wirkung, daß noch mehr als gegenüber dem Unternehmer des Einzelbetriebes die Entschädigungsforderungen der Arbeiter und die Ersatzansprüche des

Berufsgenossenschaften Eintrag erleiden. Denn wenn diese Vielzahl von Unternehmungen sich in verschiedene selbständige Betriebe spaltet, so wären deren Unternehmer gegebenenfalls im Verhältnis zu dem Unternehmer des Beschäftigungsbezirktes dritte und also solche dem Verletzten haften, der Genossenschaft ersatzpflichtig. Endlich folgt aus § 140 eine Ungleichheit in der Haftung der Unternehmer und ihrer in §§ 135 und 136 bezeichneten Beauftragten. Grundsätzlich sollen die Beauftragten nicht weiter haften als der Unternehmer. Wird aber ein Arbeiter in einem fremden Betriebe desselben Unternehmers durch Verschulden von Beauftragten, die in diesem Betriebe angestellt sind, verletzt, so haften die Beauftragten als Dritte nach § 140, der Unternehmer selbst bleibt jedoch hafter (Wird aus Grund der Entstehungsgeschichte des Gesetzes weiter ausgeführt). War die Beklagte nicht Dritte im Sinne des § 140, so entfällt ihre Haftung wegen etwaigen Verschuldens ihrer Vertreter an dem fraglichen Unfall, und deshalb konnte auch ein Anspruch entschädigungsberechtigter Personen nicht auf Klägerin übergehen. In zweiter Reihe hat die Revision zur Nachprüfung gestellt, ob die Beklagte nicht auf Grund des § 136 für die Aufwendungen der Klägerin hafte. Allein auch in dieser Richtung ist dem Berufungsgericht beizutreten. Die Antwordung des § 136 scheitert einmal daran, daß die Beklagte nicht, wie diese Vorschrift es voraussetzt, wegen einer Fahrlässigkeit, die sie als Betriebsunternehmerin, sondern wegen einer solchen, die sie als Eigentümerin eines Schulgedaubes begangen haben soll, in Anspruch genommen wird. Sodann ergibt sich aus Abf. 2 des § 136, daß nur die dort genannten juristischen Personen und eine Handelsgesellschaft in Liquidation für die durch ihre Vertreter oder Liquidatoren herbeigeführten Unfälle haften. Einer Ausdehnung auf Gemeinden im Wege der Gesetzesanalogie ist diese Bestimmung nicht fähig. Berufsgenossenschaft der Gas- und Wasserwerke e. Stadtgemeinde G., U. v. 21. Febr. 07, 306/06 VI. — Glin.

Reichsgesetz vom 18. Juni 1901 betreffend die Unfallfürsorge für Beamte ufm. in Verb. mit dem Sächsischen Gesetz vom 1. Juli 1902, die Fürsorge für Beamte betreffend.

50. §§ 10 bis 12, 14 BeamtUnfW. Ausschluss des Anspruchs des Beamten aus § 1 HaftpW. fraglich, ob auch Ansprüche aus Vertrag aus den §§ 823, 831 BGB. ausgeschlossen!]

Der Berufungsrichter hat einmündig festgestellt, daß der Kläger in einem reichsgesetzlich der Unfallversicherung unterliegenden Betriebe des Beklagten als Beamter angestellt und, als er den Unfall erlitt, in diesem Betriebe dienstlich tätig war, so finden auf seine Ansprüche wegen der Folgen des Unfalls die Vorschriften in §§ 14, 10 bis 12 BeamtUnfW. und des in Verfolg des letzteren ergangenen Sächsischen Gesetzes vom 1. Juli 1902 Anwendung. Durch diese ist aber der geltend gemachte Anspruch jedenfalls insoweit ausgeschlossen, als er auf § 1 HaftpW. gestützt worden ist. Nach § 12 Abf. 1 des Gesetzes vom 18. Juni 1901 gehen, wenn Personen der in § 1 bezeichneten Kategorien im Dienst durch einen Betriebsunfall verletzt worden sind und ihnen wegen dieses Unfalls nach § 1 HaftpW. Ansprüche gegen Eisenbahnbetriebsunternehmer zustehen, diese Ansprüche auf diejenige Betriebsverwaltung, welche dem Verletzten auf Grund

des Gesetzes vom 18. Juni 1901 oder anderweitiger reichsgesetzlicher Vorschriften Pension, Kosten des Heilversahrens oder Renten zu zahlen hat, in Höhe dieser Bezüge über. Diese Vorschrift betrifft, wie sich aus ihrem Inhalte ohne weiteres ergibt, Fälle, wo die Betriebsverwaltung, welche die Pension usw. zu zahlen hat, nicht zugleich der Eisenbahnbetriebsunternehmer ist, der dem Verletzten aus § 1 Haftpflichtg. zum Schadenersatz verpflichtet ist. Wenn nun im unmittelbaren Anschluß an diese Vorschrift, in dem Übergang der dem Verletzten an einen Dritten aus § 1 Haftpflichtg. zustehenden Ansprüche auf die Betriebsverwaltung, welche die Pension usw. zahlt, regelt, im zweiten Absätze von § 12 bestimmt ist, daß dem Verletzten weitergehende Ansprüche als auf die Bezüge, welche ihm diese Betriebsverwaltung zu gewähren hat, gegen das Reich und gegen die Bundesstaaten nicht zustehen, so ist damit zum mindesten soviel unmissverständlich ausgesprochen, daß diejenigen Ansprüche, welche, sofern ein dritter Eisenbahnbetriebsunternehmer und als solcher dem Verletzten aus § 1 des Gesetzes vom 7. Juni 1871 zum Schadenersatz verpflichtet ist, auf die Betriebsverwaltung nach Höhe ihrer Leistungen übergehen, dem Verletzten dann, wenn das Reich oder ein Bundesstaat der Eisenbahnbetriebsunternehmer ist, gegen diese überhaupt nicht zustehen sollen. Da, wie unstrittig ist, auch nicht zweifelhaft sein kann, daß schädliche Gesetz vom 1. Juli 1902 den in § 14 des Reichsgesetzes gestellten Anforderungen genügt, erscheint ein auf § 1 Haftpflichtg. gestützter Anspruch des Klägers gegenüber dem Bundesstaat Sachfen durch § 12 Abs. 2 des Reichsgesetzes schließlich ausgeschlossen. Das Berufungsgericht ist der Meinung, daß das gleiche auch in soweit gelte, als der Kläger seinen Anspruch auf die Bestimmungen in §§ 823, 831 BGB. und auf den mit dem Beklagten abgeschlossenen Transportvertrag stützt hat, indem es annimmt, nach dem Grundgedanken des Gesetzes vom 18. Juni 1901 solle den Beamten gegen das Reich und die Bundesstaaten wegen und auf Grund im Dienste erlittener Betriebsunfälle nur ein Anspruch, nämlich der aus dem Unfallfürsorgegesetz zustehen, und der Abs. 2 des § 12 sei dahin zu verstehen, daß alle sonstigen Forderungen aus dem Unfälle gegenüber dem Reich und den Bundesstaaten befristet sein sollten, möchten sie auf Gesetz oder darauf beruhen, daß sich der Unfall als Verletzung einer Vertragspflicht darstelle; nur besondere vertragliche Abmachungen über die Entschädigung für die Folgen eines Unfalls würden selbstverständlich durch § 12 Abs. 2 nicht berührt. Die Richtigkeit dieser Annahme ist, wie der Revision zugegeben ist, jedenfalls zweifelhaft. Es liegt trotz der allgemeinen Fassung der Vorschrift im zweiten Absätze des § 12 bei ihrem engen Zusammenhange mit dem Abs. 1 sehr nahe, anzunehmen, daß sie sich ausschließlich auf Ansprüche, die dem Verletzten nach § 1 Haftpflichtg. aus dem Unfälle an sich gegen das Reich oder einen Bundesstaat zustehen würden, beziehen solle, und auch die Materialien zu dem Gesetz vom 15. März 1886, dessen § 10 mit dem § 12 des jetzigen Gesetzes völlig übereinstimmt, mögen an einzelnen Stellen für die Auffassung der Vorinstanz sprechen, (vgl. z. B. S. 10 der Begründung des Entwurfs, Abs. 2), im allgemeinen aber tritt vielmehr nur die Tendenz zu Tage, Ansprüche des Verletzten aus § 1 Haftpflichtg. gegenüber dem Reich und den Bundes-

staaten, die neben den Ansprüchen aus der Beamtenfürsorge bestehen könnten, auszuschließen. Es bedarf indes keiner Beantwortung der vorstehend erörterten Frage, da die angefochtene Entscheidung, soweit sie die Ansprüche des Klägers aus dem Beförderungstragte beginn. aus unerlaubter Handlung als unbegründet abweist, jedenfalls aus einem anderen Grunde aufrecht zu halten ist. Wie schon in dem angefochtenen Urteil hervorgehoben worden, ist man bei dem Erlaß des Reichsgesetzes vom 15. März 1886 wegen Beamten, die sich bezüglich der Kompetenz der Reichsgesetzgebung ergeben mußten, aber auch aus anderen Erwägungen grundsätzlich davon ausgegangen, daß die Regelung der Fürsorge für die Staats- und Kommunalbeamten der Landesgesetzgebung beginn. der statistischen Festsetzung der Kommunalverbände zu überlassen sei, und man hat bezüglich der Fürsorge für diese Beamten eine reichsgesetzliche Regelung in einzelnen Beziehungen nur deshalb für richtig und geboten gehalten, weil zu einer zweckentsprechenden Regelung dieser Fürsorge eine Befreiigung der reichsgesetzlichen Bestimmungen über Unfallversicherung sowie derjenigen Ansprüche auf Schadenersatz stattfinden müßte, welche diesen Beamten auf Grund anderer reichsgesetzlicher Bestimmungen, insbesondere des Haftpflichtg. gegen den Dienstherrn oder Betriebsbeamte usw. über dasjenige Maß hinaus zustünden, dessen Beibehaltung in dem Reichsunfallfürsorgegesetz für Beamte und für Personen des Selbstständigen vorgesehen sei; eine solche Befreiigung aber nur durch Reichsgesetz erfolgen könne. (Begründung des Entwurfs zum Gesetze vom 15. März 1886, S. 10). Dieser Befreiigung, die sich die Reichsgesetzgebung auferlegen wollte, entspricht auch das Gesetz vom 15. März 1886, und daran hat sich auch durch dessen Kreuzhaltung in dem Gesetz vom 18. Juni 1901 nichts geändert. Danach ist die Landesgesetzgebung in der Lage, sofern sie den Staatsbeamten gesetzlich gegen die Folgen eines im Dienste erlittener Betriebsunfalls eine den Vorschriften der §§ 1 bis 7 des Reichsgesetzes vom 18. Juni 1901 mindestens gleichkommende Fürsorge ungedenken läßt, im übrigen die den Beamten gegen den Staat zustehenden Ansprüche selbstständig zu regeln. Dieses Recht findet selbstverständlich seine Schranken in den allgemeinen Grenzen der Landesgesetzgebung, nach welchen für sie eine Aufhebung reichsgesetzlicher Normen ausgeschlossen ist. Hierdurch ist sie aber im Verhältnis zu den Staatsbeamten nur behindert, Rechte derselben auszuüben, die auf zwingenden reichsgesetzlichen Vorschriften beruhen; und diesem Grunde mußten insbesondere die den Staatsbeamten aus § 1 Haftpflichtg. gegen den Staat zustehenden Rechte mit Rücksicht auf die Vorschriften in § 5 dieses Gesetzes durch Reichsgesetz ausgeschlossen werden. Soweit dagegen auf Reichsgesetz beruhende Ansprüche durch Vereinbarung der Beteiligten auch im voraus ausgeschlossen werden können, sind die Einzelstaaten berechtigt, solche Ansprüche ihrer Beamten gegen den Staat auch im Wege denkspragmatischer Regelung durch Landesgesetz zu befreien. Unter diese Ansprüche fällt der vom Kläger erhobene nach beiden jetzt noch in Betracht kommenden Richtungen. Schadenersatzansprüche aus einem Vertrage über Personenbeförderung können ebenso wie solche aus §§ 823, 831 BGB. vertraglich im voraus ausgeschlossen werden, soweit denn nicht die hier nicht in Betracht kommende

Bestimmung in § 276 Abs. 2 BGB. entgegensteht, es besteht für die erste keine Bestimmung, wie sie in § 471 BGB. für die Befreiung von Gütern aus den Eisenbahnen getroffen ist. Im dem Berufungsurteil ist aber ausgesprochen, daß für die Staatsbeamten des Königreichs Sachsen in den durch das Gesetz vom 1. Juli 1902 getragenen Fällen Schadenersatzansprüche gegen den Staat nach beiden hier in Rede stehenden Richtungen ausgeschlossen sind. Dieser Ausspruch ist der Nachprüfung des RG. entzogen. V. a. Sächsl. Staatsrat, U. v. 11. Febr. 07, 22/06 VI — Dresden.

II. Preussisches Recht.

Städteordnung vom 30. Mai 1853. Gesetz vom 20. April 1892.

51. Begriff der durch die städtische Polizeiverwaltung entstehenden Ausgaben.]

Die Entlastung der im Bezirke der Stadt Königsberg i. Pr. gelegenen Grundstücke ist durch ein Urteilstatut des Magistrats vom 30. Januar 1895 geregelt. Nach Maßgabe dieses Statuts hat der Magistrat der klagenden Stadtgemeinde in den Jahren 1895 bis 1903 bei der Herstellung von Anschlüssen an die Straßenkanäle bei der Tiefbauabteilung vorgelegten Entwässerungsprojekte einer Prüfung unterzogen und über die Genehmigung der Entwässerung Entscheidung getroffen (§ 6 Abs. 2 und 5 des Statuts). Er hat ferner nach Vollendung der Anschlüsse über deren vorchriftsmäßige Herstellung durch den beauftragten städtischen Baubeamten Bescheinigungen erteilt (§ 8 des Statuts) und endlich die Hausleitungen durch seine Beamten fertiggestellt überreichen lassen (§ 9 des Statuts). In gleicher Weise hat während des nämlichen Zeitraums eine Verwaltungstätigkeit des Magistrats und der beauftragten städtischen Beamten in bezug auf die Entwässerungsanlagen der im Stadtbezirke gelegenen Grundstücke stattgefunden. Die ihr durch alle diese Verrichtungen entstandenen Kosten berechnet die Klägerin im einzelnen und kommt dadurch auf eine Gesamtsumme von 118 490 Mark 44 Pf. hinaus. Sie verlangt von dem Fiskus klagend die Erstattung dieses Betrages, weil in Königsberg die städtische Polizeiverwaltung von einer königlichen Behörde geführt wird, es sich aber um Ausgaben handelt, von denen sie behauptet, daß sie nach Maßgabe des Gesetzes vom 20. April 1892 (Gesetzsamml. S. 87) dem Staate zur Last fielen. Sie weist darauf hin, daß durch die von dem Polizeipräsidenten unter Zustimmung des Magistrats erlassene Polizeiverordnung vom 18. Mai 1895 der Anschlußzwang für die im Stadtbezirke gelegenen Grundstücke eingeführt und dabei die Verpflichtung vorgehoben ist, die Entwässerungsanlagen gemäß den Bestimmungen des Urteilstatuts vom 30. Januar 1895 herzustellen und zu unterhalten (§ 1 der V.), sowie daß § 2 der V. den Eigentümern und Verwaltern der anzuschließenden Grundstücke anberuht innerhalb sechs Wochen, nachdem sie vom Magistrat dazu aufgefordert seien, den Entwurf für die Entwässerung ihres Grundstücks in doppelter Ausfertigung dem Magistrat zur Prüfung und Genehmigung einzureichen und die Entwässerungsanlage innerhalb dreier Monate nach Zustimmung der Genehmigung fertig herzustellen. Sie ist der Meinung, daß aus diesem Umstände die angegebene Tätigkeit des Magistrats und der städtischen Beamten als „polizeiliche Arbeit“ zu gelten habe. Die Erstattungsspflicht des Beklagten sei aber auch durch Gesetzesführung ohne Auf-

trag sowie durch ungerechtfertigte Verrechnung des Beklagten entstehend, letzteres aus dem Grunde, weil die ihm erwachsenen Kosten gleichzeitig eine Entschädigung des Beklagten darstellen. Der Beklagte hat den Klagsanspruch seinem Grunde und seinem Betrage nach bestritten. Das LG. hat die Klage abgewiesen. Das OLG. hat abändernd den Klagsanspruch seinem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. RG. hob auf und bestätigte die Klageabweisung. Der Berufungsrat ist der Meinung, daß die der klagenden Stadtgemeinde erwachsenen Kosten, deren Erstattung mit der Klage begehrt wird, zu den durch die städtische Polizeiverwaltung entstehenden Ausgaben im Sinne des Gesetzes vom 20. April 1892 und zwar zu den unmittelbaren Ausgaben dieser Verwaltung gerechnet werden müßten. Daß diese Annahme dann nicht zutrifft, wenn man unter der städtischen Polizeiverwaltung das Bestehen und die Verwaltungstätigkeit einer Polizeibehörde versteht, ist von vornherein klar. Allerdings liegt im Geltungsbereich der Städteordnung für die sechs preussischen Provinzen der Preussischen Monarchie vom 30. Mai 1853 die Handhabung der Ortspolizei dem Bürgermeister oder einem unter Genehmigung des Regierungspräsidenten damit betrauten anderen Magistratsmitgliede ob, dies jedoch nur dann, wenn sie nicht einer königlichen Behörde übertragen worden ist (§ 62 Abs. 1 zu I. Nr. 1 und Abs. 2 deselben). Unter dem Partein besteht nun kein Streit darüber, daß für den Gemeindebezirk der Stadt Königsberg eine derartige Übertragung stattgefunden hat und daß die gemäß § 2 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 zur Unabhängigkeit des Ministers des Innern gebührende Übertragung sich tatsächlich auf alle Gebiete der Ortspolizei mit alleiniger Ausnahme der hier nicht in Betracht kommenden Schulpolizei erstreckt hat. Im gegebenen Falle aber handelt es sich um eine Verwaltungstätigkeit, die nicht von der königlichen Polizeibehörde, nämlich von dem Polizeipräsidenten in Königsberg und ebensowenig von einem ihm untergeordneten und von ihm beauftragten Polizeibeamten ausgeübt wurde. Die verwaltende Behörde war vielmehr zu einem Teile der Magistrat selbst, zum anderen Teile die zum Magistrat gehörige Tiefbauabteilung oder es traten einzelne Beamte oder Angestellte in Tätigkeit, die dann aber ihren Aufsat nicht vom Polizeipräsidenten herleiteten, sondern ihn vom Magistrat oder der Tiefbauabteilung erhalten hatten. Komme nach den angegebenen Gesetzesvorschriften die städtische Polizeiverwaltung in die Hand des Magistrats als einer Behörde mit kollektiver Verfassung schon überhaupt nicht gelegt sein, was darum ebensosehr, wenn der Magistrat umfange, ein städtisches Amt oder eine in städtischen Diensten stehende Einzelperson mit der Wahrnehmung von Polizeigefällen zu betrauen, so ergab sich aus diesem Mangel an polizeibehördeartigen Befugnissen zugleich der nichtpolizeiliche Charakter aller in einem derartigen Dienstbetriebe auf dem Gebiete des Entwässerungs- und des Wasserversorgungswezens erlassenen Anordnungen. Es schloß auf der einen Seite an der Möglichkeit ihrer Durchführung mit polizeilichen Zwangsmaßnahmen und auf der anderen Seite unterlagen sie nicht der Anfechtung mit den gegen polizeiliche Verfügungen gegebenen Rechtsmitteln (§§ 127 ff. des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883), wußt aber unter Umständen der im § 18 des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 vorgeordneten Rechtskontrolle. Feststeht es somit

an der subjektiven Voraussetzung, daß die Behörde, durch deren Einrichtungen und durch deren Verwaltungstätigkeit die streitigen Kosten entstanden sind, eine Polizeibehörde war, so schloß dies eine unmittelbare Anwendung des Gesetzes vom 20. April 1892 aus. Denn diese jedoch immerhin noch die Möglichkeit bestanden, dem Klagebegehren, wenn auch nur in beschränktem Umfang mit Rücksicht auf die sachliche Bedeutung der von städtischer Seite entwickelten Tätigkeit stattzugeben. Dies in dem Falle, wenn erweise, daß die staatliche Polizeibehörde auf dem Gebiete des städtischen Entwässerungs- und Beträufungswesens nicht etwa nur im Einzelfalle sondern nach Maßgabe der getroffenen ständigen Dienstleistungen sich einer polizeilichen Fürsorge für überhöhen gehalten und damit die Stadtgemeinde in die Notwendigkeit versetzt hat, die Entwässerungs- und Beträufungspolizei zwar nicht im Rechtsinne als einen Zweig der Ortspolizeiverwaltung in den eigenen Dienstbetrieb zu übernehmen, wohl aber einen Ersatz für das Verlangen des staatlichen Polizeibetriebs durch eine entsprechende Erweiterung der kommunalen Verwaltungstätigkeit beizustellen. Wäre insoweit die dem geschlossenen Polizeistellenvertrag der Stadtgemeinde gegenüberstehende öffentlichrechtliche Staatspflicht zur Einrichtung und Ausübung eines polizeilichen Dienstbetriebes unerfüllt geblieben, so würde dies für die rechtliche Begründung des Verlangens der Stadtgemeinde, daß ihre der dadurch hervorgerufene Aufwandsaufwand an städtischen Verwaltungskosten ganz oder doch im Umfang der Ersparnis des Fiskus vergütet werde, einen an sich geeigneten Ausgangspunkt abgeben. Denn wenn auch eigenständige Polizeistellen dabei nicht in Frage kämen, so würde es sich doch in Rücksicht auf die sachliche Bedeutung der erledigten Dienstgeschäfte alsdann wenigstens um solche Kosten handeln, die bei einer gehörigen, jensei Dienstverträge umfassen Einrichtung und Handhabung des Polizeiwesens dem Staatshaus hätten entstehen müssen und die man nicht ihm, wohl aber an anderer Stelle und in anderer Rechtsverhältnisse als Verbrauchern der städtischen Gemeindeverwaltung entstanden wären. Allein im gegebenen Falle vermag bei näherer Betrachtung auch dieser rechtliche Gesichtspunkt. (Wie näher begründet.) Aus der Polizeiverordnung vom 18. Mai 1895 läßt sich somit ein Rechtsgrund für die Begründung des erhebbenen Klageanspruches nicht herleiten. Es stellt lediglich als eine allgemeine Norm für die Herstellung des polizeimäßigen Zustandes das Verlangen, daß die Kanalanschlüsse zu allererst von den städtischen Körperschaften selbst mit Zustimmung der höheren Verwaltungsbehörde geregelten Anschlußbedingungen entsprechen und darum auch zunächst zur Entscheidung über die Zulassung von kommunalen Seite der städtischen Verwaltungsbehörde unterbreitet werden müssen. Ein grundsätzliches Aufgeben eigener obrigkeitlicher Berechtigungen durch den Polizeipräsidenten und ein zur ständigen Einrichtung erforderliches Rechtserfüllen gewisser mit den obrigkeitlichen Rechten verbundenen öffentlichrechtlichen Verpflichtungen der Polizeibehörde kann darin nicht erblickt werden. Die Voraussetzungen für eine Anwendung der §§ 262 ff. Z. I. 13 Abs. 1 und des § 812 BGB. liegen nach dem, was sich hieraus ergibt, nicht vor. Die Revision bezieht sich vielmehr diese Gesetzesvorschriften mit Recht als verletzt. Daß der Polizeipräsident durch die Verordnung vom 18. Mai 1895 seine polizeilichen Befugnisse nicht auf die

Stadtgemeinde oder auf irgend welche Organe der städtischen Verwaltung übertragen konnte, ist schon vom Berufungsrichter selbst mit Recht bemerkt worden. Mit dieser Erwägung wird aber der Klagegrund der Geschäftsführung ohne Auftrag vollends beseitigt. Denn umsoweniger waren die städtischen Verwaltungsorgane imstande, von sich aus ihre Zuständigkeit durch Übernahme eines Dienstbetriebes der örtlichen Polizeiverwaltung zu erweitern und auf diese Weise Kosten zu verursachen, die als durch die örtliche Polizeiverwaltung entstanden, sich von der Stadtgemeinde auf den Staat abwälzen ließen. Daß endlich in dem Zusammenreffen der ineinandergreifenden Bestimmungen des Ortsstatuts und der Polizeiverordnung ein Vertragsabkommen zu erblicken sei, demzufolge die städtischen Organe mit der Berechtigung einer nichtamtlichen polizeilichen Tätigkeit betraut worden wären, hat die Klagerin selbst nicht behauptet, wie denn überhaupt dem Klageanspruch der Rechtsgrund des Vertrages nicht zugrunde gelegt worden ist. Die Klage erhebt deshalb unbegründet. Hieraus o. Stadt Königsberg, II. v. 21. März 07, 319/06 IV. — Königsberg.

Entnährungsgericht vom 11. Juni 1894.

52. §§ 8, 11 EntnährungsG. Ersatz des durch die bevorstehende Entnennung einer Wirtschaftspächterin wegen Rückganges der Wirtschaft entstandenen Schadens.]

Die Revision der beklagten Stadtgemeinde, die sich gegen das im angefochtenen Urteile enthaltene Zwischengutachten richtet, ist zwar gemäß § 304 Abs. 2 ZPO. zulässig, jedoch als nicht begründet. Das Berufungsgericht spricht der Klagerin Giltig. a) einen Anspruch auf Ersatz des Schadens zu, der ihr dadurch erwachsen sein soll, a) daß schon vom 1. April 1903 an ihre Wirtschaft infolge der bevorstehenden Entnennung still zurückgegangen sei und nur noch mit Schäden habe betrieben werden können b) daß sie die Wirtschaft schon am 1. April 1904 habe räumen müssen, während die vertragsmäßige Pachtzeit noch bis 1. Juli 1904 gelaufen wäre. Den Schaden unter a beziffert die Pächterin auf 23 000 Mark, den unter b auf 2 500 Mark. Daß sie für den Schaden unter b erspächtpflichtig ist, bestreitet die Beklagte jetzt nicht mehr, denn in diesem Punkte hat sie das Berufungsurteil überhaupt nicht angegriffen. Ihr Revisionsantrag beschränkt sich auf den unter a bezeichneten Schaden, dessen Ersatz in Höhe von 23 000 Mark verlangt ist. Die Revision erachtet durch die Feststellung ihrer Erschuldspflicht für diesen Schaden die §§ 8 und 11 EntnährungsG. als verletzt, indem sie ausführt: Der Schaden sei nicht durch die Entnennung, sondern durch das Vorverschicken der Entnennung entstanden; er wäre in derselben Höhe entstanden, wenn es aus irgend einem Grunde nicht zur Entnennung gekommen wäre. Der Entschädigungsanspruch des Eigentümers beschränke sich auf den vollen Wert des abgetretenen Grundstücks; ein Anspruch wegen des durch das Vorverschicken der Entnennung entstandenen Schadens sei ihm vom Gesetze nicht gegeben. Mehr Rechte, wie der Eigentümer, könne aber im Zweifel auch der Pächter nicht haben. — Diesen Ausführungen kann nicht beigetreten werden. Es kann dahingestellt bleiben, ob in der hier fraglichen Beziehung der § 11 EntnährungsG. dem Pächter weitergehende Ansprüche einräumt, als sie dem Eigentümer zustehen würden. Auch wenn die Frage dahin gestellt wird, ob der Eigentümer, falls er die Wirtschaft auf seinem Grundstück selbst

betrieben hätte, neben dem vollen Wert des Grundstücks auch Ersatz des durch den Rückgang der Wirtschaft vor der Enteignung, als Folge der drohenden Enteignung, erlittenen Schabens fordern könne, ist sie zu bejahen. Das RG. hat schon wiederholt ausgesprochen, daß nach dem Grundbuche des Enteignungsrechtes der Eigentümer, dem infolge der Einleitung des Enteignungsverfahrens schon vor Vollziehung der Enteignung die Nutzung des abzutretenden Grundstücks entzogen oder geschmälert worden ist, hierfür besondere Entschädigung fordern kann. In Bezug auf Mietausfälle ist dies in den, in RG. 31, 215; 43, 357 veröffentlichten Urteilen des V. RS. eingehend dargelegt. Hierbei abzutreten besteht umso weniger Veranlassung, als nach § 42 Abs. 1 Satz 2 EnteignungsG. der Unternehmer auch im Falle des Rücktritts von dem Unternehmen dem Entschädigungsberechtigten für die ihm durch das Enteignungsverfahren entstandenen Nachteile haftet. Um Nachteile, die durch das Enteignungsverfahren verursacht sind, handelt es sich aber auch hier; die Planfeststellung hat bereits im August 1902 stattgefunden, seit jener Zeit stand bereits fest, daß das Grundstück zur Enteignung gelangen werde, die Klägerin verlangte aber nur den ihr seit 1. April 1903 durch den Rückgang der Wirtschaft entstandenen Schaden ersetzt. Daß ihr überhaupt Schaden in dieser Richtung infolge der bevorstehenden Enteignung zugegangen ist, hat das Berufungsgericht einwandfrei als feststehend angenommen. Ein Grund, warum der Entschädigungsanspruch, den gegebenenfalls der Eigentümer geltend machen könnte, nicht aus der Fälligkeit zufließen sollte, ist nicht ersichtlich. Nach § 11 EnteignungsG. wäre er nur ausgeschlossen, wenn er schon in der dem Eigentümer nach § 8 gewährten Entschädigung begriffen wäre. Daß dies zuträfe, behauptet die Beklagte selbst nicht. Aus diesen Gründen ist die Revision der Stadtgemeinde jurisdiktorisch. O. v. F., U. v. 15. Febr. 07, 185,06 VII. — Oelle.

Eigentumserwerbserbfolge und Preussische Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872.

53. §§ 11, 91. Rechtswirklichkeit einer in Abs. I eingetragenen fideikommissarischen Substitution durch Eintragung des Vermerkts „Eigentümerin R. R. als Fideiuciarerin zufolge Testaments“.]

Als der Erblasser der Beklagten das in Rede stehende Grundstück im Jahre 1901 von seiner Mutter, der Witwe R. F., erwarb, handelte diese in Abs. I des Grundbuchs als Eigentümerin eingetragen mit dem Zusatz „als Fideiuciarerin zufolge Testaments vom 21. März 1895“. Der Berufungsrichter verneint, daß die fideikommissarische Substitution gehörig eingetragen sei. Er läßt dahingestellt, ob nicht dem Vermerk „als Fideiuciarerin zufolge Testaments vom 21. März 1895“ die Gültigkeit einer Beschränkungeintragung schon deshalb abgesprochen werden müßte, weil er nicht in die II. Abteilung eingetragen sei, meint aber, daß dem Vermerk die vorbeschriebene Wirkung jedenfalls deswegen zu versagen sei, weil er nach der Art seiner Eintragung sich dem das Grundbuch einschreibenden Publikum als eine Beschränkungeintragung überhaupt nicht kundgibt, sondern nur die Bedeutung einer gelegentlichen Erwähnung habe, sozwar, weil die notwendige Angabe der Berechtigten, zu deren Gunsten die Beschränkung bestehen solle, nämlich der Fideikommissare, fehle, und ferner, weil ein Antrag

auf Eintragung der Verfügungsbeschränkung nicht gestellt worden sei. Mit Recht greift die Revision diese Ausführungen als rechtsirrthümlich an. Allerdings war zur Zeit der am 14. Januar 1896 erfolgten Eintragung des genannten Vermerks das in der Anordnung der fideikommissarischen Substitution enthaltene, gegen den Fideiuciarerben als Eigentümer des Nachlasses gerichtete Verfügungsverbot als eine Beschränkung des Eigentumsrechts im Sinne des § 11 PreussG.O. vom 5. Mai 1872 zu erachten (RG. 7, 249; 18, 300; Turnau PreussG.O. 5. Aufl. I S. 672) und nach §§ 11, 91 PreussG.O. vom 5. Mai 1872 in Verbindung mit dem GG. für Schleswig-Holstein vom 27. Mai 1873 sollten solche Beschränkungen des Eigentumsrechts in die II. Abteilung eingetragen werden. Inwieweit die Vorschriften der PreussG.O., durch welche dem einzelnen einzutragenden Rechten ein bestimmter Platz im Grundbuche zugewiesen wurde, sozwar nicht beseitigt werden sollte, daß jede Verwechselung der Abteilungen und Spalten die Eintragung als unvollständig erscheinen liess, vielmehr war auch eine Eintragung an unrichtiger Stelle rechtmäßig, sofern nur nicht durch die angewiesene Stelle Inhalt und Zweck des Vermerks völlig in Frage gestellt, und ihm dadurch jede Bedeutung entzogen wurde (RG. in Gruchot 41, 362; auch RG. 28, 237; 31, 311; 43, 215; 54, 248; Dernburg-Einrichs Hypothekendarst. I, 139; Turnau a. a. O. 180, vgl. Turnau-Förster Eintragsbuchrecht II Ann. 4 zu § 8 PreussG.O.). Die Eintragung einer Verfügungsbeschränkung des Eigentumsrechts aber hatte nach § 11 PreussG.O. gegen dritte dieselbe Rechtswirkung, wie die Kenntnis ihres Bestehens außerhalb des Grundbuchs; Zweck der Eintragung war also nur die Veröffentlichung der bestehenden Beschränkung mit dem Erfolge, daß ein jeder rechtlich so angesehen wurde, als sei ihm die Beschränkung bekannt gewesen (Turnau a. a. O. S. 673 Ann. 3 zu § 11 PreussG.O.). Dieser Zweck, zu veröffentlichen, muß auch dann für genügend erfüllt erachtet werden, wenn die Eintragung der Beschränkung in Abteilung I, statt in Abteilung II, erfolgt ist; denn es wird durch eine solche Einzeichnung die Beschränkung unmittelbar mit der Eintragung des Eigentumsrechts in Zusammenhang gebracht, und dadurch kundgegeben, daß das Eigentum ein beschränktes sei. Daher war im gegebenen Falle die durch Hinzufügung zu der Eigentumseintragung der Witwe R. F. in Abteilung I bewirkte Eintragung der Eigentumsbeschränkung wirksam, sofern nur der Vermerk Inhalt und Wesen der Beschränkung deutlich erkennen liess (RG. 2, 220, auch 55, 343). Letzteres aber ist der Fall. Es kann zunächst nicht zweifelhaft sein, daß der Grundbuchrichter, als er bei der Eintragung des Eigentums der Witwe R. F. die Worte „als Fideiuciarerin zufolge Testaments vom 21. März 1895“ hinzufügte, dadurch zum Ausdruck bringen wollte, daß die Witwe R. F. nicht freie Eigentümerin des Grundstücks sei, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Fideiuciarerin ihres verstorbenen Ehemannes, des Vorbesizers, mit den sich aus dem Gesetz und dem Testament ergebenden Beschränkungen als Eigentümerin eingetragen werde. Die Auffassung des Berufungsrichters, daß die Worte nur die Bedeutung einer gelegentlichen Erwähnung hätten, widerspricht den von ihm selbst festgestellten Tatsachen. (Mitte dargelegt.) Ferner ergeben auch die genannten Eintragungsworte mit Bestimmtheit, daß eine Beschränkung des Eigentumsrechts bestand; denn ein „als Fideiuciarerin“ ein-

getragener Eigentümer ist nach dem Gesetze nicht freier Eigentümer, sondern zugunsten der Fideikommissare in der Verfügung beschränkt. Allerdings mag, wie der Berufungsrichter bemerkt, das Wort „Fiduziarerbin“ dem rechtswidrigen Publikum nicht gebräuchlich sein. Jedoch Allgemeinverständlichkeit der Eintragungsworte ist für die bindende Publizität einer Eintragung nicht zu erfordern, vielmehr ist, wie der öffentliche Glaube des Grundbuchs auch dann wirksam ist, wenn von dem betreffenden Beteiligten das Grundbuch überhaupt nicht eingesehen worden ist (Turnau a. a. O. S. 673; Turnau-Höfster a. a. O. Ann. 1 4 zu § 892 BGB.), so auch eine Eintragung gegen jedermann mit dem Inhalte wirksam, der sich nach der Gesetzes- und Rechtsprache aus den Worten des Eintragungsworts ergibt. — Die Einschränkung des Vermögens in die Spalte „Zeit und Grund des Erwerbs“ steht der Wirksamkeit der Eintragung ebenfalls nicht entgegen. Denn indem vom Grundbuchrichter vermerkt worden ist, daß die testamentarische Einsetzung zur Fiduziarerbin der Grund des Erwerbs des Grundstücks sei, ist von ihm zugleich kundgegeben, daß die neue Eigentümerin den Verfügungsbeschränkungen unterliegt, die mit dem Recht einer Fiduziarerbin nach Gesetz und Testament verbunden sind. Weiterhin kann ein wesentlicher Mangel der Eintragung auch nicht darin gefunden werden, daß in dem fraglichen Vermerk die Berechtigten, zu deren Gunsten die Beschränkung bestehen soll, nicht angegeben sind. Allerdings erforderte das die preussischen Grundbuchgesetze beherrschende Spezialitätsprinzip, daß Rechte an Grundstücken für bestimmte Personen eingetragen und die Berechtigten im Grundbuch ersichtlich gemacht wurden (Turnau Ann. 6 zu § 13 GBO. S. 290). Aber vorliegend handelt es sich lediglich um eine Verfügungsbeschränkung des Eigentümers, die an sich schon außerhalb des Grundbuchs bestand und nur befaßt Wirkung gegen Dritte durch die Eintragung veröfflicht werden sollte; es ist daher eine kurze allgemeine Kennzeichnung der Art der Beschränkung, wie sie hier vermerkt ist, überhaupt für genügend zu erachten. Ferner aber folgt aus der Eintragung, daß die Eigentümerin als Fiduziarerbin zufolge Testaments eingetragen worden sei, von selbst, daß die Eigentumsbeschränkung zugunsten bestimmter Personen, nämlich der im Testament substituierter Fideikommissare, besteht, und, wenn auf das Testament verwiesen wird, in welchem die Fideikommissare namhaft gemacht sind, und das sich bei den Grundbuchsbesitzern befindet, so muß hierin eine ausdrückliche Bezeichnung der Berechtigten gesehen werden (RG. 20, 283). Es ist Sache derjenigen, die auf den öffentlichen Glauben des Grundbuchs Rechte am Grundstück erwerben wollen, sich über die Bedeutung der bei dem Eigentum vermerkten Beschränkungen zu informieren, und die Urkunden, auf die als die Grundlage der Eintragung verwiesen ist, wegen des näheren Inhalts der Beschränkung und der Namen der aus ihr Berechtigten einzusehen. Das jedoch das Bestehen eines Eintragungsantrags anlangt, so sollten nach § 30 BrOBD. die Grundbuchämter nur auf Antrag verfahren und nach § 54 a. a. O. sollten Nebenbestimmungen und legitimierende Verordnungen, welche das Eigentum oder die Befugnis des Eigentümers, über das Grundstück zu verfügen, beschränken, nur auf Antrag eingetragen werden. Ob daraus zu folgern war, daß jede Eintragung, die ohne Vorliegen eines Antrags vom Grundbuchrichter bewirkt worden war, der Rechts-

wirkamskeit entbehrte, kann dahingestellt bleiben (vgl. StrittmeyerRG. 98, 20; Turnau-Höfster a. a. O. II. Ann. 1 4 zu § 13 GBO.). Vorliegend ist im Eingange des Auflassungsprotokolls vom 14. Januar 1896 festgesetzt, daß die Witwe W. G. durch vorgelegtes Testament als Fiduziarerbin des Vorehegatten legitimiert sei. Wenn demnach die Witwe „ihr Eintragung als Eigentümerin des Grundstücks auf Grund des vorgelegten Testaments“ beantragt hat, so kann dieser Antrag keine andere Bedeutung haben, als daß im Grundbuche vermerkt werden sollte: die Antragstellerin ist Eigentümerin geworden mit den Beschränkungen, die sich daraus ergeben, daß sie in dem Testament nur als Fiduziarerbin eingestuft sei. Indem der Berufungsrichter dies verneint und der Feststellung der Legitimation der Witwe G. als Fiduziarerbin nur den Zweck der Angabe des die Eigentumseintragung rechtfertigenden Grundes beilegt, versteht er bei der Auslegung gegen den klaren Sinn des Auflassungsprotokolls. Auch läßt der Berufungsrichter unberücksichtigt, daß der Grundbuchrichter bei der Anberaumung des Auflassungstermins bereits vermerkt hat, es werde im Termin die Umkehrung des Grundbuchs auf die Witwe G. als Fiduziarerbin oder auf sämtliche Testamentserben zu beantragen sein. Danach hätte der Grundbuchrichter augenscheinlich die Absicht, darauf hinzuwirken, daß die Witwe G. die Matrikulation ihrer Fiduziarerbeneigenschaft im Antrag bringe, falls sich letztere aus dem vorgelegten Testament ergebe. Dieser Standpunkt des Grundbuchrichters entsprach auch der damals vorherrschenden Meinung der Praxis, daß der Grundbuchrichter den Antrag des Fiduziarerbin, ihn als Eigentümer der Nachlassgrundstücke ohne gleichzeitigen Vermerk der Rechte der Fideikommissare einzutragen, zurückzuweisen habe, weil durch die Eintragung des Fiduziarerbin als unbeschränkter Eigentümer des Grundbuchs unrichtig werden würde (vgl. RG. Jahrb. 16, 63; 20, A 83; Turnau a. a. O. Ann. 3 zu § 54 GBO.). Hiernach ist entgegen dem Berufungsrichter anzunehmen, daß, als der Erblasser der Beklagten das Nachlassgrundstück von seiner Mutter durch den Überlassungsvertrag vom 1. April 1901 erwarb, die in Rede stehende Beschränkung der Verfügungsbefugnis der Mutter zugunsten der Fideikommissare rechtswirksam eingetragen war. (S. v. P., II. v. 2. März 07, 341/06 V. — Rief.

54. Die für die rechtsrheinischen Gebiete des preussischen Staates erlassene Kabinettsorder vom 25. September 1834 (abgedruckt bei Bering, ArchRG. 19, 340) ist trotz Ermangelnder Publikation (Gesetz. Auslegungsgesetz).

In Übereinstimmung mit dem LXX. sowie mit der Entscheidung des IV. Senats vom 25. Januar 1900 in Sachen der katholischen Kirchengemeinde B. a. F. IV 266/99 nimmt der Senat an, daß die Kabinettsorder vom 25. September 1834 als ein Gesetz anzusehen ist und Verbindlichkeit begründet. Dieselbe ist zwar unbestritten in der Gesetzsammlung und auch sonst nicht publiziert, indessen zu einer Zeit erlassen, wo eine unbedingt wesentliche Form für den Erlaß und die Publikation der Gesetze, wie sie insbesondere das Gesetz vom 3. April 1846 enthält, nicht bestand, und wo das Recht, Gesetze zu erlassen, lediglich in der Person des Monarchen lag. Dieser konnte daher kraft seines souveränen Willens objektive Rechtsnormen als Gesetze erlassen, ohne an irgend eine Form gebunden zu sein. Daß

dieses aber die Absicht der Rabinetsbender gewesen ist, und daß dieselbe nicht lediglich Verwaltungsvorschriften bezüglich der Gewährung der Dotationen an Pfarren infolge der Säkularisation der Güter von Klöstern und Stiftern am rechten Rheinufer enthält, ist dem Inhalte derselben, nach welchem insbesondere die Voraussetzungen des Anspruchs auf die Dotation und auch die Grundstücke, in welchem Umfange dieselben im allgemeinen zu getheilt sind, bestimmt wurden, zu entnehmen. Dieser Inhalt ergibt, daß rechtsverbindliche Normen gegeben werden sollten und gegeben worden sind. Was die rechtliche Bedeutung der Rabinetsbender von 1834 anlangt, so war der preussische Gesetzgeber unbedenklich berechtigt, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren er die Kultusstößen gegenüber denjenigen Pfarren übernahm, denen dieselben bis zur Säkularisation von den betreffenden Klöstern getheilt worden waren. Selbst von einem Eingriff in hoheitliche Rechte würde insoweit nicht die Rede sein können. Der Eingriff war bereits erfolgt durch den Reichsdeputationshauptschluß und die auf Grund desselben erfolgte Eingliederung der Güter, mit denen bis dahin die Kosten der Kultusstößen verbunden gewesen waren. Im § 35 des Reichsdeputationshauptschlusses war bestimmt, daß die Güter der hundert Stifter, Äbte und Klöster der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren überlassen würden, sowohl zum Besitze des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterricht, und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen. In Ausführung dieser Bestimmung hat die bezogene Rabinetsbender für die rechtsrheinischen Gebietsteile des preussischen Staates die Grundstücke festgelegt, nach welchem die betreffenden Pfarren und Kirchengemeinden auf Bezüge seitens des Staates für Kultusstößen Anspruch haben sollen. Das eine der Voraussetzungen des Anspruchs bezüglich der klagenden Pfarngemeinde nach der Rabinetsbender an sich gegeben ist, weil dieselbe 44 Jahre hindurch vom Jahre 1803 an rückwärts gerechnet, also vom Jahre 1769 ab, sich im Besitze der von dem aufgehobenen Kloster zur heiligen Maria in St. ihr geleisteten Pfarrdienste sich befunden hat, ist vom OLG einwandfrei festgestellt. Was aber den Umfang der Leistungen anlangt, so soll unter den bestimmten Voraussetzungen eine rechtliche Verpflichtung des Staates auf vollständige oder ergänzende Dotation anerkannt werden. Eine solche Dotation der Klägerin war aber schon vor Erlass der Rabinetsbender in Höhe einer jährlichen Zahlung von im ganzen 2 272 Mark 78 Pf. erfolgt, in welcher Summe ein Betrag von 72 Mark für Küster und Organisten entfallen ist. Das OLG hat angenommen, daß zu der vollständigen oder ergänzenden Dotation im Sinne der Rabinetsbender die Beschaffung der Mittel für weitere Küsterkräfte nicht gehöre, und zur Begründung dieser Annahme darauf hingewiesen, daß in der Rabinetsbender fernerhin bestimmt ist, daß die zu getheilenden Entschädigungen nicht über die früheren Verpflichtungen der Klostergeistlichen ausgedehnt werden dürfen. Diese Beschränkung muß aber als gerechtfertigt erachtet werden, da mit Rücksicht auf jene Bestimmung anzunehmen ist, daß für den Umfang der Dotation, namentlich was die Stellen betrifft, im wesentlichen die Verhältnisse bei Übernahme der Verpflichtung durch den Staat maßgebend sein sollten. Diese Annahme steht auch nicht, wie die Revisionklägerin ausführt, mit der bereits

bezogenen Entscheidung des IV. RS. in der Sache B. c. F. in Widerspruch. Dort ist ausgeführt, die damalige Annahme des Berufungsgerichtes, daß der Fiskus für alle künftigen, dem gesteigerten Bedürfnisse der Klägerin entspringenden Anforderungen auskommen müsse, leide nicht an einem Mangel der Begründung, weil das Berufungsgericht festgestellt habe, daß in gleicher Weise der Rechtsbesitzer der Klägerin dem Kloster gegenüber beschaffen gewesen sei. Da im vorliegenden Falle von einer Feststellung oder einem Nachweis im letzteren Sinne nicht die Rede ist, so bedarf es einer Anrufung der vereinigten Senate des RG. gemäß § 137 OStG. nicht. St. c. F., II. v. 6. März 07, 369/06 II. — Galm.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895.

55. Taxifelle 2, 39. Begriff des Veräußerungs- geschäftes hzw. der Abtretung von Rechten.]

Die Klagenben Banken schlossen einen Vertrag, infolgedessen sich die eine verpflichtet, ihre Filiale aufzulösen, und ihre Geschäft an die andere überließ. Diese sollte spätestens Ende des Jahres 1902 das gesamte Vermögen der Filiale übernehmen und zwar so, wie es sich am Tage der Übernahme darstellte. Es heißt in dem Vertrage: Aus welchen Gegenständen das zu übernehmende Vermögen im Zeitpunkte der Übernahme bestehen wird, ist gegenwärtig nicht festzustellen, und es soll daher die Ausdehnung der Verpfändung dieses Vertrages bis zur Feststellung der wirklich zu übernehmenden Aktien beantragt werden. Sodan jetzt wird auf alle Fälle bemerkt, daß der Wert der Immobilien nicht mehr als 1 500 000 Mark und der Wert der Mobilien unter Ausschluss der Wertpapiere nicht mehr als 50 000 Mark betragen kann. Für die Ueberlassung des Vermögens war eine näher bestimmte Vergütung zu leisten. Bei der demnach erfolgenden Verpfändung wurden die Immobilienwerte (Terraininteressen) auf 955 560,41 Mark bemessen. Von diesem Betrage wurde nach Taxifelle 32 der einprozentige Stempel mit 9 556 Mark erhoben. Die Klägerinnen waren der Meinung, daß nicht die Taxifelle 32, sondern die Taxifelle 2 (Abtretung von Rechten) anzuwenden sei, und forderten Klagen die Summe von 9364 Mark 60 Pf. zurück. Die Vereinigten erkannten auch in diesem Sinne. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Daß die Taxifelle 32 Abs. 1 PreStempG. nicht zur Anwendung kommen kann, so sich also nicht um die unmittelbare Veräußerung von Grundstücken oder Bruchteilen von solchen handelt, ist unbedenklich. In dieser Beziehung ist auch von der Revision ein Angriff nicht erhoben. In Frage kommt nur, ob nicht ein Stempelrechtlich als lässiges Veräußerungsgeschäft zu behandelnder Abtretungsvertrag im Sinne des Abs. 6 jener Taxifelle vorliegt und deshalb der Anspruch des Fiskus auf den einprozentigen Stempel gerechtfertigt ist. Inbezug auf diese Frage ist vom Berufungsrichter ohne Rechtsirrtum verneint. Völlig klar sind die Rechtsverhältnisse nicht, welche unter dem Namen „Terraininteressen“ zusammengefaßt sind. Wenn der Berufungsrichter darin nicht die Beurteilung der Uebertragung der Rechte der Erwerber aus Veräußerungsgeschäften über unbewegliche Sachen (Abs. 5 der Taxifelle 32) gefunden hat, so verstoß dies nicht wider das Gesetz. Die Anwendung des Abs. 6 setzt ein Veräußerungsgeschäft über einen näher bezeichneten Gegenstand voraus und daran

heft es im gegenwärtigen Falle. Die Rechte, die übertragen worden sind, gründeten sich auf das zwischen der B. D. Bank und dritten Personen bestehende Auftragsverhältnis bzw. den Dienst- oder Werkvertrag. Diese Verträge zielen nicht auf Eigentumsübertragung in dem angegebenen Sinne ab; ihr Gegenstand war die Versorgung von Geschäften, nämlich der Erwerb von Grundstücken, und erst aus der Ausführung des Vertrages erwuchs die Verpflichtung zur Herausgabe des dadurch erlangten. Vgl. Stempelsteuerges. v. B. u. W., II. v. 19. März 97, 166/06. VII. — Berlin.

III. Das Rheinische Recht.

50. Art. 2240, 2265 verb. mit § 12 des Preussischen Strombauverwaltungs-Gesetzes vom 30. August 1863. Unterschied zwischen Eigentumsverwerb an einer bei normalem höchsten Wasserstande überfluteten Flurfläche und einem mit dem Flussbett zusammenhängenden Landstreifen, der Flussbettnatur hat.]

Der Beklagte Fiskus ist eingetragener Eigentümer einer unmittelbar an der Mosel gelegenen Parzelle. Ein Teil davon ist auf Grund einer „Konzeßion“ der Regierung in Koblenz von der Eisenbahnwerkfirma F. R. in Besitz genommen und durch Aufschüttungen zu einem Werftplatz für die im Geschäftsbetriebe vorhandenen Ein- und Ausladungen ausgebaut. Im gegenwärtigen Prozeß nimmt die Klägerin als Rechtsnachfolgerin der genannten Firma das Eigentum an dem Werftplatz in Anspruch und stützt ihren Anspruch auf Ersetzung. Das LG. verurteilt, das LGW. wies die Berufung des Beklagten zurück, das RG. hob auf: Der Berufsungsrichter nimmt Eigentumsverwerb durch dreißigjährige Ersetzung als erwiesen an, indem er sowohl die Frage, ob der von der Firma R. im Jahre 1863 erworbene Besitz den Charakter des Eigentumsverwerbes gehabt habe, wie auch die weitere Frage, ob der zum Eigentum erlassene Werftplatz erziehungsfähig gewesen sei, bejaht. Nach beiden Richtungen hin beruht seine Entscheidung auf Versehen, die zur Aufhebung des Urteils führen müssen. I. Die Klage war in den Vorinstanzen aus darauf gestützt, daß die Konzeßionsurkunde vom 16. Januar 1863 einen privatrechtlichen Eigentumsverwerbsmittel enthalte. Diesen Klagegrund verweist der Berufsungsrichter, weil aus dem Inhalt und der Entstehungsgeschichte der Urkunde sich ergebe, daß an den Abschlus eines privaten Rechtsgeschäfts damals keiner der beiden Beteiligten gedacht habe. Hiermit steht es in unlöslichem Widerspruch, wenn weiterhin im Berufsungsurteil bei der Erörterung des Klagegrundes der Ersetzung gesagt wird, die Firma R. sei bei Errichtung ihres die Erteilung der Konzeßion erhaltenden Geschw. offensichtlich davon ausgegangen, daß sie Eigentümerin des zu errichtenden Werftplatzes werde“, und die Regierung in Koblenz sei damals dieser Ansicht der genannten Firma nicht nur nicht entgegengetreten, sondern habe sie darin nur noch bekräftigt. Der Widerspruch ließe sich nur beseitigen, wenn man annehmen wollte, die Firma R. habe nachträglich, etwa nachdem sie die zur Errichtung des Werftplatzes erforderlichen Aufschüttungsarbeiten vollendet, ihre anfängliche Meinung geändert und nunmehr den Willen gehabt, den Werftplatz als Eigentümerin zu besitzen. Eine derartige Änderung des Besitzwillens würde aber rechtlich bedeutungslos sein, da nach der allgemeinen, auch für

die dreißigjährige Ersetzung geltenden Vorschrift des Art. 2240 code civil niemand den ursprünglichen Grund seines Besitzes selbst ändern darf. Auf eine andere, in dem Berufsungsurteil angebotene Möglichkeit, daß nämlich die Firma R. habe ermächtigt werden sollen, das ihr zur Benutzung überlassene, dem domaine public angehörige Terrain durch die Aufschüttung zu einem verkehrsfähigen Grundstück zu gestalten und demnachst daran im Wege der Okkupation Eigentum zu erwerben, ist der Berufsungsrichter nicht weiter eingegangen. Die Heranziehung dieses Gesichtspunktes kann also nicht dazu verwertet werden, die Entscheidung gemäß § 863 B.G.B. aufrecht zu erhalten. Dasselbe gilt von der im Berufsungsurteil ebenfalls unbedeutet gelassenen Frage, ob etwa die Klägerin mit Rücksicht auf spätere Kaufverträge Eigentumsverwerb durch dreißigjährige Ersetzung gemäß Art. 2265 code civil geltend zu machen in der Lage ist. II. Zur Bekämpfung des Klagegrundes der Ersetzung hat der Beklagte behauptet und unter Beweis gestellt, der Werftplatz werde noch heute selbst bei normalem höchsten Wasserstande regelmäßig von dem Moselwasser überflutet, habe also nicht aufgeführt, Bestandteile des der Ersetzung entzogenen domaine public zu sein. Der Berufsungsrichter hält dieses Vorbringen für unerschütterlich. Er führt aus: Bei der durch die Art und den Umfang des Geschäftsbetriebs der Firma R. gebotenen Benutzung des Werftplatzes könne es nicht zweifelhaft sein, daß die Firma die zur Herstellung des letzteren erforderliche Aufschüttung in solcher Höhe aufgeführt hat, daß der Platz höchstens bei Überschwemmungen infolge außergewöhnlicher Naturereignisse noch unter Wasser gesetzt worden ist. Ein an einem Flusse gelegenes, dem freien Verkehr unterworfenen Grundstück werde aber noch nicht dadurch wieder zu einem Teil des Flussbettes, daß durch eine spätere Änderung des Stromes alljährlich regelmäßig eine Überschwemmung eintreffe. Andernfalls würden große Wiesenflächen an den Ufern des Rheines und der Mosel zum Flussbett gehören, die trotz regelmäßiger alljährlicher Überschwemmung im Frühjahr von Privatpersonen besessen und benutzt werden und deren Eigentum daran niemand bestreite. Diese Ausführungen gehen in zureichender Hinsicht fehl. Zunächst ist der Satz, daß ein an einem Flusse gelegenes Grundstück niemals Flussbestandteil werden könne, in dieser Allgemeinheit unrichtig. Er mag zutreffen für Flussküste, die hinter dem Ufer des Flusses liegen, und nur um solche kann es sich in den Fällen, auf die der Berufsungsrichter zur Begründung seiner Ansicht Bezug nimmt, handeln. Was dagegen, wie dies anerkennen wir bei dem in Rede stehenden, nach §§ 3, 4 der Konzeßionsurkunde zwischen Fluss und Uferplatz gelegenen Werftplatz der Fall ist, das Grundstück unmittelbar mit dem Flussbett zusammenhängt, entscheidet darüber, ob es Flussbettnatur hat oder nicht, lediglich die veränderliche Beschaffenheit des Wasserstandes. Wie derjenige Teil des Flussbettes, der infolge von Stromveränderungen nicht mehr bei gewöhnlichen Überschwemmungen vom Wasser bedeckt wird, dadurch seine bisherige Natur verliert und verkehrsfähiges Land (alveus derelictus) wird, so wird auch umgekehrt angenommen werden müssen, daß, wenn ein bisher überschwemmungsfreier Landstreifen unter der Einwirkung von Stromveränderungen bei Überschwemmungen regelmäßig unter Wasser gesetzt wird, dadurch der Strom sein Bett er-

weiter und daher der hiermit betroffene Streifen die Eigenschaft des letzteren, unbeschadet etwaiger dem Staate daraus erwachsender Entschädigungspflicht, vgl. § 12 Preuß. Strombauverwaltungsgegesetz vom 20. August 1883, B.-G. S. 333, annimmt. Hiermit abgesehen hat aber der Berufungsrichter weiterhin auch dem Sinn des von ihm abgelesenen Beweis-entwurfes verkannt. Daß die Mästel an der hier fraglichen Stelle seit dem Jahre 1863 Veränderungen in ihrer Strom-umschließung erlitten habe, ist in den Vorbringen des kaiserlichen Rechtsanwalts nicht bestritten worden. Vielmehr will der erstinstanzliche Beweis-entwurf offensichtlich belegen, daß die von der Firma A. vorgenommene Aufschüttung nicht von der Art gewesen sei, daß sie den Werksplatz aus dem Überschwemmungsgebiet, dem das Land bis dahin angehört, herausgehoben habe. Diesen zweifellos erheblichen Beweis durfte der Berufungsrichter dem Beklagten nicht abschneiden; der bloße Umstand, daß das Gegenteil wahrscheinlich ist, reicht nach allgemein anerkannten Prozessgrundsätzen zur Ablehnung des Antrags nicht aus. *V. Landesbeschluss o. R. II. v. 9. März 97, 326/06 V. — Göttingen.*

Internationales Privatrecht.

57. Auslegung des französischen Wechselrechts.

Nach dem Verhängungsbescheide vom 4. Februar 1900 hat die Beklagte von der Firma D.-B. zu H. 100 Ballen Baumwolle zum vereinbarten Preise von 17 330,95 Mark ein Antwerpen-Rotterdam . . . Zahlung in 90 Tagen durch „Acceptation contre remise du documents“ gekauft. Nach der im Prozesse von der Klägerin bestrittenen Darstellung der Beklagten übergab am 14./15. Februar 1900 D.-B. Tratte über den Kaufpreis von 17 330,95 Mark mit den angelegenen Dokumenten — Konnossement und Versicherungspolice über 100 Ballen Baumwolle, verschifft durch den Dampfer „St. Barnabe“ nach Antwerpen — dem Bankhaus „La Société générale“ zu Osnabrück mit Obedienzinsschein auf dieses Bankhaus und erhielt von letzterem den Gegenwert. Letzteres forderte die Beklagte noch im Februar 1900 zur Akzeptierung der Tratte gegen die Dokumente auf; wegen Veranhandlungen der Beklagten verzögerte sich deren Akzept bis nach dem 3. März 1900. Sie erhielt nach dem 3. März 1900 gegen Ausstellung ihres Akzeptes die Dokumente sowie die Ware ausgefolgt und ließ die Tratte zur Befreiung ein. Durch Klünderungsbeschluß der Kammer für Handelsfachen zu M.-Glückstadt vom 2. März 1900, der am gleichen Tage zugestellt ist, hatte die Klägerin in Vollzug eines Arrestes des gleichen Gerichts vom 24. Februar 1900 zur Sicherung einer Forderung gegen D.-B. zu H. die angeblich den letzteren gegen die Beklagte aus Warenlieferung zustehende Forderung in Höhe von 5 248,74 Mark mit entsprechenden Zinsen gespfändet. Durch Beschluß des Rb. zu Rostock vom 7. August 1900 wurde die gespfändete Forderung der Klägerin in Höhe von 5 364,64 Mark mit Zinsen zur Einziehung überlassen. Durch die auf diese Vollstreckungsanträge begründete Klage ist beantragt, die Beklagte zur Zahlung von 5 380,64 Mark und Zinsen zu verurteilen. — Die Beklagte beantragte, die Klage abzuweisen. Der erste Richter weist die Klage ab, der Berufungsrichter erkennt nach dem Klagenantrag, das Rb. hob auf und bestätigte die Klageabweisung; 1. Verkäufers in dem Akkord mit der Beklagten vom 4. Februar 1900 war D.-B., nicht die Société générale. Darin ist den Ausführungen des Berufungsgerichts beizutreten,

da zu diesem Teile von der Revision nicht angegriffen sind. Darnach war die Kaufpreisforderung an sich begründet als Forderung von D.-B. Auf die gedachte Kaufpreisforderung findet ferner, da ihre Schuldnerin — die Beklagte — in Deutschland ihrem Wohnsitz hatte, das Recht des Rb. Anwendung. Das für den Schuldner geltende Recht entscheidet auch über die Anhebung des Gläubigers durch Übertragung — Zession —; insbesondere ist nach ihm zu beurteilen, ob die Forderung mit Wirkung gegen Dritte durch bloßen Übertragungsvertrag übergeht oder ob zur Begründung letzterer Wirkung noch eine Signifikation oder Denuntiation erforderlich sei. Nach dem hiernach entscheidenden Rechte des Rb. — § 398 — geht die Forderung durch bloßen Übertragungsvertrag auch mit Wirkung gegen Dritte auf den Erwerber über. Das für den Schuldner geltende Recht — hier das Recht des Rb. — ist gleichfalls entscheidend für Prüfung der Frage, ob ein Übertragungsvertrag vorliegt. Soweit aber die Vorgänge, in denen ein Übertragungsvertrag liegen soll, sich im Auslande unter dortigen Geschäftsteilnehmern abgespielt haben, sind jene Vorgänge so zu beurteilen, wie die Beteiligten sie nach ihrer Rechts- und Verkehrsauffassung aufgestellt haben, nicht wie sie aufzufassen wären, wenn sie in Deutschland von deutschen Geschäftsteilnehmern vorgenommen wären. Wenn daher nach deutschem Wechselrecht und nach deutscher Verkehrsauffassung die Indossamentierung eines Wechsels grundsätzlich keine stillschweigende Übertragung der dem Wechsel zu Grunde liegenden Forderung enthält, so ist das allein nicht für die Frage entscheidend, ob nicht eine im Auslande vorgenommene und nach Auslandsrecht zu beurteilende Indossamentierung eines Wechsels zugleich eine stillschweigende Vereinbarung der Übertragung der dem Wechsel zugrunde liegenden Kaufpreisforderung enthalte. Enthält jene im Auslande vollzogene Begebung des Wechsels nach Auffassung und Willen der Beteiligten zugleich eine stillschweigend vereinbarte Übertragung der zugrunde liegenden nach deutschem Rechte zu beurteilenden Kaufpreisforderung, so liegt der nach dem Rechte des Rb. verlangte Übertragungsvertrag vor und ist auch nach deutschem Rechte die Kaufpreisforderung mit Wirkung gegen Dritte auf den Wechselnehmer übergegangen. Die zuletzt dargelegten rechtlichen Grundfälle hat das Berufungsgericht verkannt, wenn es bei Ablehnung einer Übertragung der Kaufpreisforderung auf die Société générale lediglich erwidert, daß nach deutschem Rechte die zu Grunde liegende Forderung durch Indossamentierung des Wechsels für sich allein nicht übergeht. Infolge dieses Mangels im Berufungsurteil gerfällt die dort ausgesprochene Verneinung einer Übertragung an die Société générale und ist die Aufhebung des Berufungsurteils gerechtfertigt. Das festgestellte Sachverhältnis erzieht indes zu, in der Sache dahin zu erkennen, daß die Kaufpreisforderung schon vor der Arrestpfändung der Klägerin auf die Société générale übergegangen war und daher die Klage vom ersten Richter mit Recht zurückgewiesen worden ist. D.-B., der damals zu H. wohnte und dort sein Handelsgeschäft betrieb, hat am 14./15. Februar 1900 die auf die Beklagte gegogene Tratte, der die Kaufpreisforderung aus dem Akkord vom 4. Februar 1900 zugrunde lag, an die Société générale zu H. indossiert. Nach französischem Wechselrecht enthält die durch Indossamente

vollkommene Begebungsertrag zugleich eine Übertragung — und zwar eine stillschweigend vereinbarte Übertragung — der zugrunde liegenden Forderung, die übrigens nicht der Signifikation bedarf, da letztere nach ständiger Rechtsprechung der transigenen Gerichte durch das Indossament ersetzt wird. Danach hat die durch Indossament an die Société générale vollkommene Begebung des auf die Beteiligte gegangenen Wechsels zugleich den nach dem Rechte des BGB. erworbenen und zur Wirkung gegen Dritte genügenden Vertrag über Übertragung der Kaufpreisforderung emittiert und hatte schon dadurch allein (sowohl am 15. Februar 1900 die Société générale die Kaufpreisforderung gegen die Beteiligte erworben. Die den gedachten Begebungsertrag begleitenden Umstände, wie sie dem Berufungsgericht gewürdigt sind, bieten keinen Anhalt für den Willen von D.B. und der Société générale, die Übertragung der zugrunde liegenden Forderung auszuschließen; sie befähigen vielmehr — es handelt sich um Begebung einer sogenannten traite documentaire mit Indossament des Renkonnements und der Verscherrungsbefugnis — das Bestehen eines solchen Übertragungswillens, das gilt auch von den Aussagen des als Zeuge vernommenen Direktors der Société générale, D., der seinen Anhalt für einen anderen Willen der Beteiligten bietet. — War aber die Kaufpreisforderung bereits am 15. Februar 1900 auf die Société générale mit Wirkung gegen Dritte übergegangen, so konnte die Klägerin jene Forderung am 2. März 1900 nicht als Forderung von D.B. pfänden. Die auf diese Pfändung und die spätere Überweisung zur Einziehung gestützte Klage ist unbegründet. 2. Eine vorzeitige Einziehung führt gleichfalls zur Abwertung der Klage. In dem Kaufabschlusse vom 4. Februar 1900 war vereinbart, daß der Kaufpreis durch Akzeptierung einer Treimonatsanleihe gegen die Verladungsdokumente zu begleichen sei. Danach hatte die Käuferin — die Beteiligte — dem legitimen Inhaber des vom Verkäufer über den Kaufpreis gegangenen Wechsels und der Verladungsdokumente gegen Auskündigung letzterer das vereinbarte Akzept zu geben. D.B. hatte am 14./15. Februar 1900 der Société générale mit dem Wechsel auch das Renkonnement und die Verscherrungsbefugnis über die 100 an die Beteiligte zu liefernden Ballen Baumwolle indossiert. Nach der gedachten Vertragsaufgabe war der Beteiligte ermächtigt und verpflichtet, selbst sich die Ware dadurch zu verschaffen, daß sie durch ihr Akzept die Verladungsdokumente einlöste und auf Grund letzterer sich die Ware vom Spediteur ausbändigen ließ. Soweit sie aber auf diesem bereits durch den Kaufvertrag vereinbarten Wege, um die Verladungsdokumente und damit die Ware zu erhalten, ihr Akzept der Société générale gegeben und später eingelöst hat, steht ihr eine Einrede zu gegen die Kaufpreisforderung des Verkäufers und auch gegen den Anspruch des Vollstreckungsgläubigers auf die Kaufpreisforderung. Der Umstand, daß die Pfändung vor die Akzeptierung des Wechsels fiel, steht dieser Einrede ebenfalls dann nicht entgegen, wenn, wie hier, bereits vor der Pfändung Wechsel und Verladungsdokumente an einen Dritten zu eigenem Rechte indossiert waren. Auch der Pfändungsgläubiger muß sich der solcher Sachlage jene Einrede des Käufers aus der vertragsmäßigen Aufwendung zur Einlösung der Verladungsdokumente und damit der Ware gefallen lassen. Die Aufwendung entspringt hier dem Kaufpreise der Ware; deshalb wäre auch aus diesem Grunde die Klage nicht gerechtfertigt. Ab. c. B. J., II. v. 19. März 07, 406/06 11. — Ebn.

Grundlegende Entscheidungen.

Ensch. Nr. 2 beantwortet eine der wichtigsten Streitfragen des Übergangsrechtes, nämlich wie sich bei einem nach 1900 eingetretenen Erfalle das Vorkaufsrecht des BGB. zur altrechtlichen Wirkung des ephemerischen Überlassens verhält, insoweit für das künftige Privatnachsicht. Es wird ausführlich dargelegt, daß der Verkaufer lediglich zugunsten des überlebenden Ehegatten wirkt und daß der Pflichterfüllungsanspruch

der Verwandten niemals über den Betrag hinausgeht, der ihnen nach dem BGB. zusteht.

Ensch. Nr. 3 läßt mit eingehender Begründung die Enttragung einer Hypothek für die zukünftige Teilgenßung zu, also auch für noch nicht empfangene (nondum concepti) Kaufmieten.

Nach Ensch. Nr. 5 kann die Zustimmung der ein gemeinsamen Teilgenßung widerstehenden Erklärung noch nach dem Tode des Erblassers rechtswirksam erfolgen, wenn der Erblasser nur alles getan hatte, was zum Herbeiführen der Zustimmung und seiner Zustimmung an dem anderen Teil erforderlich ist.

Die Vorschrift des § 201, die die Verjährung gewisser Ansprüche erst mit dem Jahresende beginnen läßt, findet nach Ensch. Nr. 6 nicht auf die nach Unterbrechung der Verjährung eintretende neue Verjährung Anwendung.

Nichtige Konventionen aus der Vorschrift des § 313 BGB. werden in Ensch. Nr. 8 erörtert, in der es sich um eine formlos mit Zustimmung des anderen Teils vorgenommene Abänderung einer formmäßig abgegrenzten Offerte zum Abfluß eines Grundstückskaufvertrags handelt.

Die Übergabe des Kaufgrundstücks bringt die Verjährungserst für die Gewährleistungsfälle — nach Ensch. Nr. 9 — nur ins Kauf, wenn zu diesem Zeitpunkt schon ein rechtswirksamer Kaufvertrag vorliegt. Ist etwa noch eine erforderliche Genehmigung des Vormundschaftsgerichts ausstehend, so beginnt die Verjährungserst erst zu laufen, wenn auch diese schon vorliegt.

Das bei der Hersteinigung derungültigen Kaufabschlusses, das in dem Materialien zu § 818 ff. BGB. eine nicht unerwähnte Rolle spielt, ist Gegenstand der praktisch interessanten Ensch. Nr. 10.

Daß die Aussicht auf Erwerb der Genehmigung zum Kaufschluß kein Recht im Sinne des § 823 Abs. 1 BGB. ist, wird in Ensch. Nr. 13 an der Hand des Falles ausgeführt, daß der auf Schadenersatz bezogene Konkurrent des Käufers durch falsche Beschreibung seiner Waren den klagenden Gewerbetreibenden gekürzt habe.

Ensch. Nr. 14 behandelt einen Schadenersatzanspruch gegen einen früheren Angestellten wegen Verstoßes von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen. Als Voraussetzung für einen solchen Anspruch wird nicht nur die Verletzung der Geheimhaltung, sondern auch die Verletzung der Vertraulichkeit, die der Angestellte im Falle der Verletzung der Geheimhaltung, nur später aber der Angestellte als unangenehm für den Betrieb angesehen werden kann.

Ensch. Nr. 15 nimmt eine recht strenge Haltung des Lehrers für die einem Schüler durch einen Angestellten während eines Schulausflugs zugefügten Schadens an und weist gewiß eine neigende Beurteilung des Lehrersandes hervor.

Ensch. Nr. 16 verneint die Möglichkeit der Einziehung einer Eigentümergegenstande an Stelle einer verfallenden Hypothekenvormerkung.

Ensch. Nr. 18 bezieht die Vorschrift des § 1369 BGB., wonach der mit dem Vermittlung als Verwalter zugewiesene Erwerb der Ehefrau von Todes wegen oder durch Schenkung unter Lebenden Verbaltschlag wird, nur auf den während der Ehe, nicht vor derselben gemachten Erwerb.

Ensch. Nr. 21 verlangt für die Feststellung der Erklärung des leistenden Erblassers, daß er nicht (schon) kann, nicht gerade die Protokollierung, daß der Erblasser dieses erklärt; vielmehr nur für genügend erachtet, daß diese Erklärung des Erblassers überhaupt aus dem Protokoll zu entnehmen ist.

In Ensch. Nr. 23 wird dem Nachlassverwalter ein dem Konkursverwalter analoge Rechtstellung zu und der Anspruch auf Erteilung des Armenrechts abgesprochen.

Dem Verjährungsbefragten kann, wie in Ensch. Nr. 24 dargelegt wird, das Armenrecht nicht entgegen werden, auch wenn im Laufe der Fälligkeit die Verjährungserst als ausstehend darstellt.

Ensch. Nr. 33 erörtert die alternativen Vorbehalten über die Einziehung der Weisungsbefugnisse, insbesondere auch die Frage, ob über die Einziehung der verschiedenen Aufsichtsbefugnisse einzeln oder nur über die Einziehung des Aufsichtsrats im ganzen abgehandelt werden kann.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: F. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 36 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 80 Pf. Inverste die 2 geteilte Zeitzeile 50 Pf. Bezahlungen übernimmt jede Buchhandlung und Buchanfalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallchreiberstr. 34. 35.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Herren Vertrauensmänner werden hiermit ersucht, die bisher von ihnen eingezogenen Mitgliederbeiträge von 20 Mark für das Geschäftsjahr 1. Juli 1906 bis 30. Juni 1907 an den Unterzeichneten bis zum 25. d. Mts. einzusenden. Nach dieser Zeit hat die Einziehung von den Mitgliedern sachungsgemäß durch Nachnahme unmittelbar zu erfolgen.

Leipzig, den 10. Mai 1907.

Dr. Seelig, Schatzmeister.

Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit und die Gebühren der Rechtsanwälte bei den Oberlandesgerichten.

Von Justizrat Emil Roska in Berlin.

In der Versammlung der am A.G. zugelassenen Rechtsanwälte vom 13. März 1907 ist auf den Vortrag und Vorschlag des Einbereders der Beschluß gefaßt worden, für den Fall, daß die Gesetzgebung zu einer Erhöhung der Zuständigkeit der A.G. in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten schreiten sollte, dahin zu wirken, daß durch Reichsgesetz eine Erhöhung der Gebühren der bei den O.L.G. zugelassenen Rechtsanwälte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für die Berufungsinflanz um drei Fünftel der Gebührenhöhe eingeführt wird.

Die von dem Einbereder zur Begründung dieses Vorschlags unter Billigung der Versammlung geltend gemachten Gesichtspunkte waren die folgenden:

Die geplante Erhöhung der Zuständigkeit der A.G. wird auf die Rechtsanwaltschaft einen ganz verschiedenen Einfluß ausüben, je nach dem die Anwälte bei einem A.G., einem O.G. oder einem O.L.G. tätig sind. Nur von günstiger Wirkung würde die Erhöhung für die bei den A.G. tätigen Anwälte sein, denn sie empfangen aus dem gegenwärtigen Bestande der Landgerichtsanwälte diejenigen Sachen, welche auf Grund der Erhöhung in Zukunft in erster Instanz anstatt bei den O.G. bei den A.G. werden anhängig gemacht werden. Das sie be-

kommen, nehmen sie den bei den O.G. zugelassenen Anwälten weg. Aber diese finden wenigstens einen gewissen Ausgleich für den dadurch bewirkten Ausfall an Einnahmen darin, daß ihnen jene Sachen für die Berufungsinflanz zufließen, wobei davon ausgegangen wird, daß die Gesetzgebung an der bisherigen ausschließlichen Zuständigkeit der O.G. in der Berufungsinflanz gegenüber den Urteilen der A.G. nichts ändern wird. Auch üben die Landgerichtsanwälte vielfach neben ihrer Praxis an den O.G. auch eine solche an den A.G. aus, so daß sie begründete Aussicht darauf haben, in denjenigen Sachen, welche in Zukunft den A.G. übertragen werden sollen, in zwei Instanzen anstatt wie bisher nur in einer Instanz tätig sein zu können.

Einen reinen Verlust würden daher nur die bei den O.L.G. zugelassenen Rechtsanwälte erleiden. Die hoch sich quantitativ die Einbuße an den diesen bisher zustehenden Mandaten belaufen wird, läßt sich zur Zeit allerdings nicht feststellen, zumal über die Wertgrenze, bis zu welcher die Erhöhung der Amtsgerichtszuständigkeit durchgeführt werden soll, noch keine festen Entschlüsse getroffen sind und es leider auch an statistischem Material gebricht, welches Prozentfuß die den A.G. neu zu überweisenden Sachen an der Gesamtzahl der bisherigen Landgerichtssachen ausmachen. Immerhin ist darüber kein Zweifel, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Prozeßsachen den Anwälten an den O.L.G. entzogen werden wird; sollte es zu einer Erhöhung der Amtsgerichtszuständigkeit bis zur Wertgrenze von 1900 Mark kommen, so würde es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man den Prozentfuß auf 40 bis 50 Prozent schätzt. Eine solche erhebliche Einbuße an ihrer bisherigen Praxis ohne entsprechende Entschädigung kann man den Anwälten bei den O.L.G. billigerweise nicht anerkennen. Dies würde dem Grundsatze widersprechen, daß wohl erworbene Rechte nur gegen Entschädigung im allgemeinen Interesse aufgehoben werden dürfen, und ein solches wohlverdienenes Recht wird man in dem Bestreben finden müssen, welches die Rechtsanwälte bei den O.L.G. auf Grund der bisherigen Gesetzgebung ausüben haben. Auch die Zahl der Rechtsanwälte bestimmt sich im großen und ganzen nach dem volkswirtschaftlichen Grundsatze von Angebot und Nachfrage. Wer sich bisher bei einem O.L.G. niedergelassen hat, hat dies im Vertrauen darauf getan, daß der Umfang der Geschäfte bei

diesem Gerichte sich im regelmäßigen Verlaufe entwickeln und kein gewaltsamer Eingriff von außen ausgeübt werden wird, welcher dieser naturgemäßen Entwicklung den Lebensfaden unterbindet. Die ganze Lebenshaltung der Anwälte ist darauf eingerichtet; wenn er längere oder kürzere Zeit hiernach eine gehobene Existenz geführt hat, so würde es ein schwerer Rückschlag der Gesetzgebung sein, wenn sie ihm die bisherigen Mittel seiner Existenz untergräbt. Eine Abhilfe etwa darin zu suchen, daß man die durch die Praxis bei den OLG. nicht ausreichend beschäftigten Anwälte darauf verweise, nebenher noch eine Praxis bei den AG. auszuüben, würde verfehlt sein. Denn es liegt im Interesse einer geordneten Rechtspflege, daß die bei den OLG. zugelassenen Rechtsanwältin sich ausschließlich der Tätigkeit bei diesen Gerichten widmen, und die vielbeschlagene Vergrößerung der Prozesse würde dadurch noch vermehrt werden, daß die Oberlandesgerichtsanzwältin an der Verhandlung ihrer Sachen dadurch verhindert werden, daß sie auch gleichzeitig bei den AG. praktizieren. Neuerdings ist sogar der Vorschlag gemacht worden, den Oberlandesgerichtsanzwältin gesetzlich zu verbieten, bei einem anderen Gerichte als bei demjenigen OLG. aufzutreten, bei welchem sie zugelassen sind. Wenn dies auch zu weit führt, so steht doch in diesem Vorschlage der richtige Kern, daß einer Tätigkeit der Oberlandesgerichtsanzwältin an anderer Stelle als dem Orte ihres Gerichtes nach Möglichkeit vorgezogen werden muß.

Es bleibt daher kein anderer Ausweg als der auch schon von verschiedenen Seiten und neuerdings auch im Preussischen Abgeordnetenhaus von einem konservativen Abgeordneten gemachte Vorschlag, die Gebühren der Rechtsanwältin bei den OLG. angemessen zu erhöhen. Was ihnen an Quantität genommen wird, muß ihnen durch Qualität ersetzt werden. An sich ist dieser Vorschlag weder befremdend noch neu. Er findet seine Analogie in den Tatsachen, daß den Anwälten am AG. schon jetzt eine erhöhte Gebühr zusteht und daß sich auch die Gerichtskosten in der Berufungsinstanz erhöhen. So war denn auch ein gleicher Vorschlag schon gemacht worden, als seinerzeit die Deutsche Rätekonf. beraten wurde. Die Motive haben sich zwar damals gegen eine Erhöhung der Gebühren der Rechtsanwältin in der Berufungsinstanz ausgesprochen. Ihre Gründe erscheinen aber nicht stichhaltig und geraten zum Teil in Widerspruch mit derjenigen Begründung, welche die Motive zum OLG. für die Erhöhung der Gerichtskosten in der Berufungsinstanz geltend gemacht haben. Sie seien dahin:

- a) im allgemeinen Sinne nicht angenommen werden, daß die Tätigkeit des Prozeßbevollmächtigten in der Berufungsinstanz eine größere sei, als in der ersten Instanz,
- b) die Erhöhung, wenn sie ausgesprochen würde, müßte folgerecht auch die in zweiter Instanz bei den LG. zu verhandelnden Sachen treffen, alldenn aber würde eine Verschiedenheit der Gebührenberechnung für die Tätigkeit der Landgerichtsanzwältin eintreten, je nachdem sie in erster oder zweiter Instanz tätig seien, und es würde eine unverhältnismäßige, im Interesse der Rechtssuchenden nachteilige Verteuerung der Kosten eintreten, deren Prozentsatz bei kleinen Streitgegenständen ohnehin ein viel höherer sei, als bei großen.

Man beachte demgegenüber, was die Motive zur Begründung der Erhöhung der Gerichtskosten in der Berufungsinstanz anführen. Dort werden als Gründe angegeben:

1. die mit einem größeren Kostenaufwande verbundene Konstruktion der Gerichte höherer Instanz,
2. die in den meisten Fällen vorhandene größere Schwierigkeit der rechtlichen Beurteilung,
3. das anzuerkennende Bedürfnis, die höheren Instanzen gegen eine Überhäufung mit unwichtigen Sachen zu schützen.

Von diesen Gründen würden diejenigen zu 2 und 3 auch für eine Erhöhung der Gebühren der Rechtsanwältin sprechen; was aber den Grund zu 1 angeht, so ist dieser zwar nicht direkt anwendbar, es kommt aber in Betracht, daß in der Tat auch die Konstruktion und Eigenart der Praxis der Oberlandesgerichtsanzwältin eine von der Tätigkeit der Anwälte in den unteren Instanzen so verschiedene ist, daß sich für sie eine höhere Honorierung rechtfertigt. Den Anwälten am OLG. entgeht ohnehin eine Reihe von Einnahmen, welche den Landgerichtsanzwältin reichlich zufließen. So die Einnahme aus der Kammergerichtspraxis, wobei insbesondere noch auf die lohnende Tätigkeit in Substitutions- und Konsultationsfällen hingewiesen werden mag. Ferner ist zu berücksichtigen der Fortfall der zahllosen Versammlungsstunden in Versetzungsstunden, welche den Landgerichtsanzwältin eine vielfach ungleich höhere Einnahmequelle gewähren. Endlich ist nicht außer acht zu lassen, daß auch das Notariat im allgemeinen den Landgerichtsanzwältin eine reichlich höhere Einnahmequelle bietet, denn die Notariatspraxis entwickelt sich aus dem direkten Verkehr mit dem Publikum und dieser direkte Verkehr ist bei der eigenartigen Praxis der Oberlandesgerichtsanzwältin gegenüber der Tätigkeit der Landgerichtsanzwältin ein unverhältnismäßig geringerer.

Was dann den Grund zu 2 angeht, so setzt er sich in direkten Widerspruch zu der Begründung zu a, wonach nicht angenommen werden könne, daß die Tätigkeit in zweiter Instanz eine größere sei, als in erster Instanz, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß fiktive Rücksichten es gewesen sind, welche bei der Begründung einer Erhöhung der Gerichtskosten für die Berufungsinstanz den Gesichtspunkt der größeren Schwierigkeit betont haben, und daß, um solche fiktiven Rücksichten nicht vorzulegen, bei der Festlegung der Tätigkeit der Rechtsanwältin in zweiter Instanz es verneint worden ist, daß diese eine schwierigere sei als diejenige der Anwälte erster Instanz. In der Tat muß aber behauptet werden, daß die Tätigkeit am OLG. eine besonders verantwortungsvolle und schwierige ist. VerantwortungsvoU ist sie besonders deshalb, weil die Berufungsinstanz die letzte Tatsachenzinstanz ist und daher der Berufungsanwalt mit der größten Sorgfalt darauf bedacht sein muß, am tatsächlichen Material alles herbeizubringen, was zugunsten der von ihm vertretenen Partei angeführt werden kann. Mühevoll ist aber die Tätigkeit, weil sie eine besondere Gründlichkeit erfordert. Wenn in der Rechtsprechung gewissermaßen zwei entgegenstehende Pole wirksam werden, nach denen hingestrebt wird, nämlich der der Schleunigkeit und der der Gründlichkeit, und wenn in letzter Zeit besonders von Seiten der Justizverwaltung auf möglichste Beschleunigung der Prozesse hingewirkt wird, so wird man die Be-

gemeinen sagen können, daß die größte Verschleimung mehr Sache der ersten Instanz ist, damit der Kläger schnell zu einem vollstreckbaren Urteile gelangen kann, daß aber das Verfahren in der zweiten Instanz umso mehr der prinzipiellen Gründlichkeit bedarf. Dem entspricht auch die Praxis. Wie oft erlebt man es nicht, daß die Gerichte erster Instanz schnell und ohne Weiterkaufnahme aus einem unrichtigen Rechtsgrunde zu einem Urteile gelangen, bei dessen Nachprüfung in der zweiten Instanz sich erst eine völlige Klärung des Sachverhalts und eine eingehende Beweisabnahme als erforderlich herausstellt. Auch die Gesetzgebung selbst weist in dieser Beziehung dem Berufungsgerichte eine eingehendere Tätigkeit zu, denn während in erster Instanz Angriffs- und Verteidigungsmittel, welche verspätet vorgebracht werden, auf Antrag der Gegenpartei mit der Zurückweisung verworfen werden können, daß sie endgültig aus dem Streitstoffe der ersten Instanz ausschließen, hat die Zurückweisung solcher Prozeßbegehre in zweiter Instanz nur die Folge, daß wegen dieser zurückgewiesenen Begehre der Rechtsstreit noch in der Instanz anhängig bleibt, eine gesetzliche Folge, welche in der Praxis dazu geführt hat, daß von der Zurückweisung tatsächlich sehr geringer Gebrauch gemacht wird. Auch der Umstand, daß man zur Klärung der Gesetzgebung gegriffen hat, um durch die Zivilprozeßnovelle zu bestimmen, daß, wenn ein Anspruch dem Grunde und Betrage nach streitig ist und das Gericht erster Instanz die Klage wegen Hinschlüßigkeit des Grundes abgewiesen hat, die Sache zur Verhandlung über den Betrag in die erste Instanz zurückverweisen werden muß, wenn das Berufungsgericht den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, weist darauf hin, daß die Erfahrungen der Praxis ergeben haben, wie oft vermöge einer unangemessenen Entscheidung erster Instanz die ganze tatsächliche Klärung des Sachverhalts dem Berufungsgerichte obliegt und daß man dem vermögens nach gewissen Richtungen hin einen Riegel verschieben wollte, der aber natürlich nicht verhindern kann, daß in vielen anderen Fällen nach wie vor die Zerschleißung des Sachverhalts der Berufungseinstanz vorbehalten bleibt. So kann man sagen, daß der Schwerpunkt der Tatsachenermittlung bei unsern heutigen Verfahren in der Berufungseinstanz ruht und demzufolge die Tätigkeit der Anwälte in der Berufungseinstanz eine besonders mühselige ist.

Aus diesen Gründen erscheint es gerechtfertigt, dasjenige, was seiner Zeit bei Erlass der RVO. von den beiden Kreisen der Anwaltschaft eintreffte und was ihr damals von Seiten der Regierungen aus wichtigen Gründen vorenthalten worden ist, jetzt neu einzuführen, wo es sich für die Anwälte an den OLG. um eine Lebensfrage handelt. Der Gesichtspunkt der Versauerung der Prozesse kann demgegenüber nicht in Betracht kommen, ihm wird dadurch genügend Rechnung getragen, daß der Anspruch auf die Erhöhung der Gebühren in den höheren Bezirken beschränkt wird, welche nach wie vor zur Zuständigkeit der OLG. gehören werden, und es ist darum auch davon abgesehen worden, den Anspruch gleichmäßig auch für die Tätigkeit der Landgerichtsanwälte in der Berufungseinstanz zu erhöhen, jama! diese durch die geplante Zuständigkeitsänderung nach den obigen Ausführungen in weit geringerem Maße werden getroffen werden, als die Rechtsanwälte an den OLG.

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwälten beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Stellig und Justizrat Schelle zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 13. bis 27. April 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 109 GGWB. §§ 807, 823, 831 BGB. verb. mit dem Preussischen Gesetz über Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838, dem Reichshöftpflichtgesetz und dem Preussischen Gesetz über Kleinbahnen vom 28. Juli 1892. Schadenersatzanspruch wegen Beschädigung eines Hauses durch den Wagen einer Kleinbahn.]

Die von der Beklagten betriebene Kleinbahn führt durch eine Straße von A, die eng und gekrümmt ist und ein starkes Gefälle hat. Ein die Straße hinunterfahrender Wagen ist aus dem Gleis gesprungen und hat, gegen das Haus des Klägers anprallend, dieses erheblich beschädigt. Das Berufungsgericht hat den Anspruch des Klägers, wegen dieses Schadens von der Beklagten Ersatz zu erhalten, dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Es geht zutreffend davon aus, daß der Anspruch weiter auf das Preussische Gesetz über Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838, noch auf das Haftpflichtgesetz, sondern allein auf das BGB. gestützt werden konnte. Es hält aber weiter dafür, daß nicht zu untersuchen sei, ob die Beklagte dem Schaden durch eigenes Verschulden verursacht habe oder einen von ihrem Wagenführer widerrechtlich zugefügten Schaden nach § 831 BGB. zu ersetzen habe. Denn nach dem hier gegebenen Tatbestande sei die Beklagte ersatzpflichtig, ohne daß der Kläger einen dem § 823 BGB. entsprechenden Beweis zu führen habe und ohne daß der Beklagten der Entlastungsbeweis des § 831 BGB. offen stehe. Im Anschluß an die Ausführungen des Urteils des V. 35. des RG. vom 11. Mai 1904 — RG. 58, 130 — nimmt das Berufungsgericht an, daß, weil die Bahnanlage die an der engen Straße liegenden Häuser gefährde, ihren Eigentümern aber nicht das Recht zustünde, gemäß § 907 BGB. die Befestigung der Anlage zu fordern, lie flakt diesen den Ersatz des aus dem Verschulden der Beklagten der Anlage ihnen erscheidenden Schadens vom Unternehmer der Bahn fordern konnten. Die Revision hat den in dem angeführten Urteile begründeten Rechtsatz nicht beanstandet und nur seine Anwendbarkeit auf den hier gegebenen Tatbestand bestritten. Auch der erkennende Senat tritt den Ausführungen des V. 35. bei. Es ist also davon auszugehen, daß, wenn der Tatbestand vorliegt, der nach § 907 BGB. dem Eigentümer eines Grundstücks das Recht zum Widerspruch gegen eine auf dem Nachbargrundstück bestehende Anlage gibt, ihm in den Fällen, wo ihm dieses Recht ausnahmsweise gesetzlich verweigert wird, ein Anspruch auf den Ersatz des Schadens zusteht, der aus der unzulässigen Einwirkung der Anlage auf sein Grundstück entsteht. Nun sind nach Art. 109 GGWB. die landesgesetzlichen Bestimmungen über die im öffentlichen Interesse erfolgenden Beschränkungen des Eigentums bestehen geblieben, müßten auch die Vorschriften

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

des Preussischen Gesetzes über Kleinbahnen vom 28. Juli 1892. Nach diesem ist ein Widerspruch des einzelnen Anlegers gegen den Bau und den Betrieb einer Kleinbahn, insbesondere gegen den von der Behörde festgestellten Bauplan ausgeschlossen (§§ 12 u. 17 a. a. O.). Demnach fragt sich allein, ob die Bahnanlage, so wie sie jetzt besteht, eine unzulässige Einwirkung auf das benachbarte Grundstück des Klägers mit Sicherheit voraussetzen ließ, die jetzt aus tatsächlichen hervorgerufen ist. Das Berufungsgericht hat diese Frage bejaht, weil die unangenehme Steigung und Krümmungsverhältnisse der Bahn, namentlich beim Hingutreten anderer die Geschwindigkeit der Wagen erhöhender Umstände, die Wagen trotz starker Bremsen dergestalt ins Gleiten bringen könnten, daß sie mit großer Wucht aus dem Gleise und gegen die anliegenden Häuser geschleudert würden, wie das auch die Erfahrung im vorliegenden Falle gezeigt habe. Diese Begründung hat die Revision in joweltlicher Weise beanstandet. Sie wendet zunächst ein, dem Saße des Berufungsurteils, die Anlage sei gefahrdrohend für die Nachbargrundstücke, fehle es an der genügenden Begründung; denn das abweichende Ergebnis, zu dem der Sachverständige Keller gekommen sei, sei nicht gewichtig. Allein das ist nicht zutreffend. Dem ausdrücklich erwähnten Gutachten sind die Tatsachen entnommen, aus denen der Berufungsrichter den Schluß auf das Vorhandensein der Gefahr zieht, für dessen Richtigkeit es einen weiteren Beweis in dem Vorfall vom 29. August 1903 findet. Das sind Erwägungen, die auf tatsächlichen Gegebenheiten liegen und dem Angreife in der Revision entgegen sind. Unbegründet ist auch der zweite Vorwurf, der dahin geht, der Berufungsrichter habe Behauptungen und Beweise der Beklagten übergegangen, die in den vom Tatbestande in Bezug genommenen Schriftstücken enthalten seien. Es sei namentlich unberücksichtigt gelassen, daß die Beklagte ausdrücklich behauptet habe, die Bahnanlage sei an sich völlig ungefährlich, es sei auch früher noch kein Unfall dieser Art vorgekommen und der Unfall vom 29. August 1903 ausschließlich dadurch verursacht, daß der Wagenführer die Bremse unzulässiggerade so stark angezogen habe, daß die Räder sich nicht mehr hätten drehen können. Sei aber der Schaden allein durch den vom Wagenführer begangenen Fehler verursacht, so sei, wie auch der V. JS. in dem in der JB. 06, 554 abgetruhten Urteile anerkannt habe, der in dem Urteile vom 11. Mai 1904 ausgesprochene Satz nicht anwendbar. In dieser Ausführung der Revision ist zunächst unrichtig, daß das Berufungsgericht erhebliche Beweise nicht erheben habe. Die in den erwähnten Schriftstücken angebotenen Beweise betrafen, mit einer Ausnahme, allein den Entlastungsbeweis des § 831 BGB., auf den es nicht ankam. Ein Zeugnis ist dafür benannt, daß früher noch nicht wegen entgleisender Wagen verurteilt worden sei, weil es die dadurch zu bewerkende Tatsache erstlich als wahr annimmt. Im übrigen ist die Behauptung der Beklagten, das Versehen des Wagenführers sei die alleinige Ursache des Unfalls, lediglich ein Urteil über den vorliegenden Sachverhalt, dem das Berufungsgericht seine abweichende Beurteilung entgegenstellt. Eine Verkennung des Begriffs des ursächlichen Zusammenhanges tritt darin nicht zutage. Die Gründe des Berufungsurteils geben auch nicht Anlaß zu der Annahme, es sei rechtsförmig davon aus-

gegangen, eine im Sinne des § 807 BGB. gefahrdrohende Anlage sei stets schon dann vorhanden, wenn die Gefahr allein aus ihrer schlechtesten Handhabung entspringe. Vielmehr können die Gründe nur in dem Sinne verstanden werden, daß so, wie gelegentlich Regen und Schnee, auch Fehler des Wagenführers, zu schnellem Fahren oder zu starken Bremsen, die schädlichen Wirkungen auslösen können, die ihrerseits Ursache in der gefahrdrohenden Beschaffenheit der Anlage haben. So ist auch der von der Revision angegriffene Satz des Berufungsurteils auszulegen, daß die auf der gefahrdrohenden Anlage beruhende Gefahr stets nur durch Menschenhand zum Ausbruch gebracht werden könne; denn es wird weiterhin hervorgehoben, daß der Unternehmer einer gefährlichen Eisenbahnanlage mit der Möglichkeit einer vom Betriebsbeamten begangenen Unvorsichtigkeit rechnen müsse. R. e. O., II. v. 21. März 07, 405/06 VI. — Oln.

2. §§ 94, 459, 469 BGB. Erbiten zur Verbesserung gegenüber der geleisteten Handlung. Begriff des Kaufschritts beim Grundstückskauf.]

Der Kläger erhebt einen Handlungsanspruch, weil Beklagter ihm beim Abschlusse von Kaufgeschäften ein mit Schwamm behaftetes Handgrundstück überlassen hat. Beklagter erbot sich im Prozesse zur Verbesserung. Die Klage wurde abgewiesen, das AG. hob auf und verwies zurück: Der Berufungsrichter spricht aus, dem Handlungsanspruch stehe das Anerbieten des Verkäufers, die Verbesserung des Mangels auf seine Kosten herbeizuführen, und die Ausführung dieses Anerbieters dann entgegen, wenn aus dem noch Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte auszuliegenden Inhalte des Vertrages die Verpflichtung des Käufers zu folgen sei, die verbesserte Leistung als Erfüllung gelten zu lassen (Rat. 2, 227; AG. 6, 593/04 in JB. 05 S. 498 Nr. 8). Die Richtigkeit dieses Satzes kann dahingestellt bleiben. Denn ein Verstoß wider Treu und Glauben liegt vom Seiten des Käufers jedenfalls dann nicht vor, wenn, wie im vorliegenden Falle, der Verkäufer zunächst jede Gewährleistung ablehnt und erst, nachdem es zum Prozesse gekommen ist, mit seinem Anerbieten hervortritt (RG. 8, 15/04). Auch gelangt das Berufungsgericht zu der Annahme, daß jener Satz im vorliegenden Falle Platz greife, durch unrichtige Anwendung des § 469 BGB. Es nimmt nämlich unter Hinweis auf § 469 an, das mangelfähige Holz sei mit dem Gebäude und dem Grundstück als zusammengehörig verkauft und wegen eines Mangels der Holzteile könnte Käufer die Wandelung auf das ganze Gebäude nebst Grundstück nur erstreiten, wenn die saulen Holzteile nicht ohne Nachteile für ihn von dem Gebäude getrennt werden könnten. Der § 469 bezieht sich indes auf den Fall, daß mehrere Sachen verkauft sind, von denen nur einzelne Sachen mangelhaft sind. Hier handelt es sich aber nicht um den Einkauf mehrerer Sachen, sondern einer einzigen, nämlich des bis dahin dem Beklagten gehörigen Gasthofgrundstücks. Die den Fußbodenbelag bildenden Dielen des Kellers und das Dachstuhlgrundstück sind nicht zwei verschiedene Sachen, sondern die Dielen, mit denen der Keller gebildet ist, bilden einen wesentlichen Bestandteil des aus dem Gasthofgrundstück bestehenden Gebäudes (§ 94 Hf. 2 BGB.). R. e. 2, II. v. 27. März 07, 464/06 V. — Berlin.

3. §§ 94, 873, 912 bis 916 BGB. Die gesetzlichen Überbauvorschriften sind analoger Ausdehnung nicht fähig. Ein servitutarisches Verhältnis kann bei in einer Hand befindlichen Grundstücken erst nach der Trennung und nur durch dinglichen Vertrag erfolgen. *Sachlage im Falle der Zwangsversteigerung.*

Die Parteien sind auf Grund Aufschlags in der Zwangsversteigerung Eigentümer benachbarter Grundstücke. Deren frühere Eigentümerin hatte während ihrer Besitzzeit auf den jetzt den Klägern gehörigen Grundstücken einen Neubau errichtet, welcher aber die Grenze nach dem jetzt dem Beklagten gehörigen Grundstück unter Überbauung eines beiden Grundstücken gemeinschaftlichen Durchganges dergestalt überschreitet, daß das Gebäude in einer Länge von 13 oder 14%, in Länge und 1/2 in Breite auf dieses Grundstück zu stehen kam. Kläger haben den Antrag gestellt, festzustellen, daß der Beklagte den bezeichneten Überbau zu baulen verpflichtet ist, eventuell nur eine Überbaureute von 120 Mark verlangen könne, während der Beklagte in erster Linie Zurückweisung der Berufung, eventuell aber beantragt hat: „ihn nur gegen Zahlung einer Rente, deren Höhe ein Sachverständiger feststellen möge, zu verurteilen.“ Das OLG. hat dahin erkannt: Es wird festgestellt, daß der Beklagte als Eigentümer der Parzelle den Überbau des auf den Nachbargrundstücken der Kläger errichteten Gebäudes gegen Zahlung einer den Klägern nach den Bestimmungen der §§ 912 bis 916 BGB. aufzulegenden Geldrente zu baulen verpflichtet ist. Auf Revision des Beklagten hob das RG. auf und wies die Berufung der Kläger gegen das die Klage abweisende Urteil des OLG. zurück: Das RG. hat (RG. 47, 360) in einem allerdings nicht ganz gleichliegenden Fall die §§ 912 bis 916 BGB. für Ausnahmenvorschriften erklärt, als also solche eine analoge Anwendung überhaupt nicht gestatten. In der Literatur hat obige Frage eine verschiedene Beantwortung gefunden. Wolff „der Bau auf fremden Boden“ S. 102 und Obertred „Reichsgrundbuchrecht“ 1, 529 bejahen die Anwendbarkeit der §§ 912 ff. ebenso Köhler (Archiv f. Prax. 87, 337, 88), der jedoch einsichtig nur die Pflicht zur Duldung des Überbaues, nicht auf der anderen Seite die entsprechende Entschädigungspflicht durch eine Geldrente mit dem Verschweigen entstehen läßt, (eine Annahme die mit § 873 BGB. als nicht vereinbar erscheint). Dagegen halten die Kommentatoren zu § 912 von Wund not. 16, Staubinger not. I 2a Abf. 3 Turnau-Hörsfer Nr. II 2) die Bestimmungen über den Überbau für unanwendbar auf den Fall, daß der Eigentümer beim Bauen die Grenze eines anderen ihm gehörigen Grundstücks überschreitet, ebenso Wiermann Sachverhalt S. 110. Dieser Ansicht war beizupflichten. Das grundstücksrechtliche Rechtsverhältnis aus widerspruchsfreiem Überbau kann begrifflich nur zwischen Nachbargrundstücken verschiedener Eigentümer entstehen (res sua nemini servit). Baut jemand, dem zwei oder mehrere Grundstücke gehören, dergestalt, daß der Bau auf zwei an einander grenzenden Grundstücken zu stehen kommt, so wird in der Regel das Gebäude wesentlicher Bestandteil beider Grundstücke nach realen Teilen werden (§ 946, 94 BGB.). Ob und unterwieviel diese Regel durch einen entgegen gesetzten Willen des Bauenden überwunden und bestritten werden kann, daß, wenn der hauptsächlich auf einem Grundstück errichtete Bau die Grenze des Nachbargrundstücks überschreitet, dieser Überbau nicht Bestandteil des über-

bauten Grundstücks, sondern als wesentlicher Bestandteil des ganzen Gebäudes auch Bestandteil des den Hauptteil des letzteren tragenden Grundstücks wird, (vergl. Staubinger zu § 94 BGB.; RG. 61, 193) kann dahingestellt bleiben, weil auch bei Bejahung dieser Frage sich die Anwendbarkeit der §§ 912 ff. auf den vorliegenden Fall nicht ergibt. Ein die Duldung des Überbaues bedingendes servitutarisches Verhältnis zwischen den benachbarten bis her in einer Hand befindlichen Grundstücken kann erst nach deren Trennung entstehen und zwar nach § 873 BGB. nur durch dinglichen Vertrag und Eintragung in das Grundbuch. Ohne dieses wesentliche Erfordernis der Begründung eines dinglichen Rechts nach BGB. wird die in den Veräußerungsverträgen ausdrücklich oder stillschweigend vereinbarte Duldungspflicht nur eine persönliche sein. Von einer solchen kann aber hier nicht die Rede sein, da der Beklagte sein Grundstück nicht durch Rechtsgeschäft, sondern durch Aufschlag in der Zwangsversteigerung auf Grund des Gesetzes vom 24. März 1897 erworben hat, dieser Erwerb aber keinen Raum für die Annahme und Bekräftigung eines rechtswirksamen auf Entziehung einer Grundbesitzbarkeit gerichteten Willens der Beteiligten (vgl. die unter der Herrschaft des Gesetzes vom 13. Juli 1893 ergangenen Entscheidungen des RG. 13, 249; 49, 236) läßt. (Vgl. Rot. 3. BGB. 259). Für den Erwerb des Beklagten ist bezüglich der Aufschlag maßgebend. Durch diesen hat der Beklagte das Grundstück in seinem katastermäßigen Grenzen, also einschließlich des überbauten Teils erworben, er braucht daher in Ermangelung einer gesetzlichen oder rechtsgeschäftlich begründeten dinglichen (oder persönlichen) Verpflichtung den Überbau — auch gegen Entschädigung durch Rente — nicht zu baulen. Ein dem Beklagten den Kläger gegenüber verpflichtendes oder das von ihm erworbene Grundstück belastendes Rechtsgeschäft liegt offensichtlich nicht vor. Eine ausdehnende Anwendung der §§ 912 bis 916 aber auf einen Fall, für den sie nicht gegeben, kann durch bloß wirtschaftliche oder Billigkeitsgründe umsonst weniger gerechtfertigt werden, als es sich in der Tat um Ausnahmenvorschriften handelt, um Ausnahmenvorschriften insofern, als sie eine Ausnahme von der Regel des § 873, Abf. 1, betreffend die Belastung von Grundstücken, begründen. D. c. L., U. v. 20. März 07, 634/06 V. — Geln.

4. § 123 BGB. Der Käufer kann bei mehreren Verkäufen wegen arglistiger Täuschung den Vertrag auch nur gegenüber demjenigen Verkäufer, der getäuscht hat, anfechten und gegen diesen allein klagen.]

Der Beklagte kauft erstmals in dieser Instanz, daß die Klage auf Nichtigerklärung des Kaufvertrages nicht nur, wie gesehen, gegen den einen Verkäufer B. allein hätte erhoben werden dürfen; die Klage hätte auch gegen die Mitverkäuferin des verkauften Hauses, also gegen sämtliche Verkäufer erhoben werden müssen, obgleich nur dem hier verurteilten B. der Vorwurf arglistiger Täuschung nach § 123 BGB. gemacht werde. Der Einwand, daß eine Anfechtung nur gegen alle Vertragsgegner nur durch Erfüllung gelangen dürfte, erscheint als die Geltendmachung eines rechtlichen Mangels in der Klage begründung. Es will genügt werden, daß dem Beklagten die Besitzlegitimation fehle, wenn er nur allein aus der Zahl der Verkäufer angegriffen werden wolle. Der vom Beklagten er,

höhere Einwand ist daher in der Revisionsinstanz zugelassen, weil er lediglich einen neuen rechtlichen Gesichtspunkt vorbringt, (Uruchst 41, 972). Hieraus bezieht sich die Vorschrift des § 561 ZPO, daß Revidenten in der Revisionsinstanz nicht vorgebracht werden dürfen, nicht. Entschieden ist vom Berufungsgericht nur über das Verhältnis des Klägers und seiner von ihm nach §§ 1519 Abs. 2, 1443 BGB. vertretenen Ehefrau gegenüber dem Beklagten. Das ganze aus dem Kaufabschluß entstehende Rechtsverhältnis ist aber kein solches, welches eine verschobene Entscheidung nicht nach dem bürgerlichen Recht zuließe. Es ist zugabende, daß ein (einpseidiger) Kaufvertrag vollständig nützlich ist, wenn auch nur einer der Verkäufer den Abschluß durch arglistige Täuschung des Käufers herbeigeführt und sich diese Täuschung nur aus einem Teil der verkauften Gegenstände beschränkt hat. Die Nichtrechtsfähigkeit dieses Teiles, der für sich allein nicht bestehen kann, ergreift den ganzen Vertrag (RG. 62, 184 ff.). Hieraus folgt jedoch nicht, daß eine Anfechtung wegen arglistiger Täuschung nur von allen Beteiligten oder gegen alle ausgedehnt werden dürfte. Eine Gesetzesbestimmung, aus welcher eine derart notwendige Streitgegenständlichkeit des bürgerlichen Rechts sich herleiten ließe, ist nicht vorhanden. Auch die Gesetzesmaterialien geben keinerlei Anhalt dafür, daß der Gesetzgeber an einen derartigen Grundsatze gedacht hätte. Überall, wo der Gesetzgeber eine Unteilbarkeit eines Rechts angenommen wissen wollte, hat er diesem Gedanken in besonderen Einzelbestimmungen Ausdruck verliehen; vgl. z. B. § 1066 Abs. 2 BGB., §§ 1082, 1258 BGB. Insbesondere ist vorgeschrieben, daß beim Vorhandensein mehrerer Berechtigten das Rücktrittsrecht (§ 356 BGB.), die Wandelbarkeit (§ 467 BGB.) das Wiederkaufo- und Verkaufsrecht (§§ 502, 513 BGB.) nur von allen und nur gegen alle ausgedehnt werden darf. Auch diese Vorschriften sind schon dahin verstanden worden, als ob sie den Ausfluß eines allgemeinen Grundgesetzes darstellten und deshalb entsprechender Anwendung fähig seien. Ihre Entstehungsgeschichte beweist das Gegenteil. Man wolle in diesen besonderen Fällen an ähnliche Vorschriften der früheren Partikulargesetze anknüpfen und eine Ausnahme von dem Grundsatz der Teilbarkeit der Leistung ausstellen (Mot. 2, 284). Daher steht nichts im Wege, daß einer der anfechtungsberechtigten Verkäufer für sich allein die Anfechtung erklärt und im Rechtsweg durchführt (RG. 56, 423 ff.). Aber auch im umgekehrten Fall, wenn nämlich ein Käufer mehreren Verkäufern, wie hier, gegenüber steht, muß man es zulassen, daß der Käufer die Anfechtung nur demjenigen Wiederkäufer gegenüber erklärt und durchführt, dem der Vorwurf arglistiger Täuschung gemacht werden kann. Somit hatte der Kläger es nicht nötig, auch die übrigen Verkäufer zugleich mitzuvorbringen. D. c. B., II. v. 26. März 07, 467/06 II. — Frankfurt.

5. §§ 208 ff., 852 BGB. Der Beginn der Verjährung eines Schadenersatzanspruches erfordert dessen Kenntnis. Grundfrage bezüglich der Unterbrechung der Verjährung.]

Kläger verlangt von dem Beklagten, bez. als Erben eines Beteiligten, Erstattung des Schadens, der ihm durch deren willkürlich wahrheitswidrige Auskunft über Lage und Aussehen einer Gesellschaft m. b. H., bei der er sich beteiligt hatte, entstanden ist. Auf Grund der Verjährung wurde die Klage abgewiesen. Die Revision hatte keinen Erfolg: Die Verjährungen

haben für erwiesen angesehen, daß der Kläger bereits vor dem 13. April 1902 sowohl von dem Schaden, der ihm durch seinen Beitritt zu der Gesellschaft entstanden ist, wie von den Personen der Gesellschaftigen Kenntnis erlangt hat; sie haben daher auf Grund der von den Beklagten erhobenen Einrede der Verjährung die erst am 25. April 1905 erhobene Klage abgewiesen. Der Kläger hatte Kenntnis von dem Schaden schon mit dem Zeitpunkt erlangt, als er nach seinem Beitritt zur Gesellschaft erfuhr, daß die ihm erteilten Auskünfte der Wahrheit nicht entsprachen. Dem Berufungsgericht ist darin beizutreten, daß selbst wenn der Kläger nach der Begründung des erhobenen Anspruchs nur für berechtigt erachtet werden könnte, den Ausfall zu fordern, den seine Stammeinlage bei der Liquidation der Gesellschaft erleiden würde, ihm die Ungewißheit der Höhe seines Schadens in diesem Sinne nicht hat zugute kommen und den Beginn der Verjährung nicht hat aufhalten können, da diese trotz der Unkenntnis des Verletzten vom Umfang des Schadens zu laufen beginnt. Kläger würde schon vor dem 13. April 1902 in der Lage gewesen, eine einseitige Befragung seines Schadens, gerade um der Verjährung vorzubeugen, eine Feststellungsforderung, wie die vorliegende, darauf zu erheben: „die Beklagten zu verurteilen, ihm den Schaden zu ersetzen, den er durch seinen Beitritt zur Gesellschaft erlitten hat.“ Die Revision macht geltend, das Berufungsgericht habe nicht festgestellt, daß dem Kläger die — jetzt verlassenen — Erben von J. vor dem 13. April 1902 bekannt gewesen seien; der Kläger habe dies ausdrücklich bestritten und für seine gemittelte Behauptung Beweis angeboten, den das Berufungsgericht nicht erheben müssen. Auch dieser Angriff kann keinen Erfolg haben. Es braucht nicht erörtert zu werden, ob unter dem „Gesellschaftigen“ im § 852 BGB. auch diejenigen verstanden werden können, in deren Person selbst die Gesellschaft nicht entstanden, auf die vielmehr erst durch einen späteren Rechtsvorgang, wie hier durch Erbschaft, diese Pflicht übergegangen ist. Denn das Berufungsgericht hat ohne Rechtsirrtum festgestellt, daß schon geraume Zeit vor dem 13. April 1902 der Tod des J. dem Kläger bekannt war, daß dieser bereits Anfang März 1902 seinen Anwalt mit der Klagerhebung gegen die Erben beauftragt hat, und daß es dem Anwalt sicher möglich geworden war, noch vor dem 13. April 1902 die Namen und die Adresse der Erben festzustellen. Aus diesen Tatsachen allein schon ergibt sich ohne weiteres, daß es dem Kläger ohne jede Schwierigkeit möglich war, bereits längere Zeit vor jenem Tage die Namen der Erben zu erfahren, und daß nur besondere Umstände ihn daran hätten hindern können. Von diesen, vom Berufungsgericht mit Recht angenommenen Stützpunkten aus, wäre es seine Sache gewesen, beantragte Umstände darzulegen; das ist aber nicht geschehen. Die Verjährung ist auch nicht unterbrochen worden. Hiergegen macht die Revision zunächst geltend, eine Unterbrechung habe dadurch stattgefunden, daß der Kläger die auf Zahlung von 1600 Mark als eines Teilbetrags des Schadens gegen die Beklagten gerichtete Klage bereits am 10. Mai 1902 erhoben habe; denn diese Klage habe die Beiläufigkeit des ganzen Schadenersatzanspruchs enthalten, insofern aus ihr erhehle, daß der Kläger vollen Ersatz seines Schadens von den Beklagten verlange. Allein dieser Gesichtspunkt ist wohl zureichend für

das Preussische Landrecht und lediglich auf Fälle, die nach diesem Recht zu beurteilen waren, beziehen sich die von der Revision angezogenen Urteile des RG. in RG. 39, 217 ff., 60, 387 ff., dagegen hat der erkennende Senat in RG. 57, 373 ff. abgedruckten Urteile dargelegt, daß nach dem Recht des BGB. durch die Erhebung einer Teillage auch unter jener Voraussetzung eine Unterbrechung der Verjährung bezüglich des nicht eingeklagten Restanspruches nicht eintritt. An dieser — auch von den Bearbeitern des BGB. geteilten — Ansicht ist festzuhalten. Nun hat zwar der Kläger in dem vorerwähnten Parallelprozeß in der mündlichen Verhandlung vor dem Berufungsgericht am 1. März 1906, also nach Ablauf der Verjährung, den Klagantrag auf den ganzen Anspruch erweitert und die Revision vertritt im Anschluß an Reßlein, BGB. I, 319, die Ansicht, daß wenigstens in einem solchen Falle die Verjährung des ganzen Anspruchs durch die Erhebung der Teillage unterbrochen worden sei. Allein diese Ansicht, deren Richtigkeit der erkennende Senat in dem zuletzt erwähnten Urteile dahingestellt gelassen hat, kann nicht für zureichend erachtet werden. Sie wird auch — abgesehen von Reßlein — von keinem Bearbeiter des BGB. geteilt; Demnach, das bürgerliche Recht 3. Aufl. Bd. I § 180 S. 694 bezeichnet sie als zweifelhaft, aber den Grundbegriff des BGB. kaum entprechend. Nach dem BGB. tritt eine Unterbrechung der Verjährung nur insoweit ein, als der Klaganspruch rechtsabhängig wird und damit die Möglichkeit einer rechtskräftigen Entscheidung gegeben ist. Durch die Erhebung der Teillage ist daher jedenfalls zunächst die Verjährung nur wegen des eingeklagten Anspruchsteils unterbrochen; wegen des Restes läuft sie weiter, und wenn nicht der Ablauf der Verjährung die Teillage auf das Ganze erweitert wird, ist der Restanspruch verjährt, der Verpflichtete also berechtigt, die Befriedigung des Berechtigten wegen des Restanspruches zu verweigern. Es ist nun völlig ausgeschlossen, daß diese Wirkung der bereits eingetretenen Verjährung durch eine an und für sich zur Unterbrechung der Verjährung geeignete Handlung des Anspruchsberechtigten nachträglich wieder wegfallen kann. Die Wirkung der Rechtsabhängigkeit des Restanspruches kann nicht zurückbezogen werden auf den Zeitpunkt, in dem der Teilanspruch rechtsabhängig geworden ist (§ 201 S. 281). Willig unübersehbar ist es ferner für die Frage der Unterbrechung der Verjährung, daß, wie die Revision hervorhebt, die vorerwähnte Klagerweiterung im Parallelprozeß bereits in einem Schriftsatz vom 31. März 1906, also vor Ablauf der Verjährung, angekündigt worden ist. Denn weder der Eingang dieses Schriftsatzes bei Gericht, noch seine Zustellung an den Gegner ist für die Unterbrechung entscheidend, sondern lediglich der Zeitpunkt, in dem der erweiterte Anspruch in der mündlichen Verhandlung geltend gemacht worden ist; erst durch diese — am 1. März 1906 — erfolgte Geltendmachung ist der Restanspruch rechtsabhängig geworden (§ 201 S. 281). Endlich ist auch die Ansicht der Revision unbegründet, daß die Verjährung des im gegenwärtigen Prozeß geltend gemachten Restanspruches dadurch unterbrochen worden sei, daß der Kläger am 16. März 1903 im Parallelprozeß die Abkürzung der Widerrufklage beantragt hatte, die auf Feststellung dessen, daß ihm gegen die Beklagten überhaupt keine Schadenersatzforderung zustehe, gerichtet war. Wie bereits vom IV. BG.

des RG. in RG. 60 S. 387 ff., 391 abgedruckten Urteil und von dem erkennenden Senat in dem Urteil vom 3. Januar 1907 Rep. VI. 238/06 dargelegt worden, wird durch einen solchen Antrag die Verjährung nicht unterbrochen, weil er lediglich eine Verteidigung, nicht aber die dem Gesetz geforderte positive Betätigung des Rechts enthält. O. v. G. u. Gen., II. v. 26. März 07, 276/06 VI. — Dreßen.

6. §§ 313, 719, 736 ff., 925, 1008, 1491 BGB., verb. mit §§ 105, 140 BGB. Mündliche Auseinandersetzung zwischen Erben eines Gesellschafters und dem anderen Handelsgesellschafter hinsichtlich der Gesellschaft, zu deren Vermögen Grundstücke gehören. Eszergebnis der obervermündschaftlichen Genehmigung.]

Zwischen dem Erblasser der Kläger und dem Beklagten bestand eine offene Handelsgesellschaft. Erben des ersteren waren dessen Witwe und unminörl. Kinder. Nach der Beauftragung der Kläger ist in Gegenwart der Witwe vom B. zwischen dem R., deren Beauftragten, und dem Beklagten unter Vorbehalt der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts eine Vereinbarung getroffen worden, wonach die Kläger mit dem 1. Januar 1904 aus der offenen Handelsgesellschaft ausgeschieden seien und daß das Handelsgesellschaft mit dem ganzen Gesellschaftsvermögen einschließlich des Fuzienrechts auf den Beklagten übergehe, daß der Beklagte dasjenige den Klägern eine bestimmte Abfindung gewähren sollte. Zu dem Gesellschaftsvermögen gehören verschiedene Grundstücke, die im Grundbuch auf den Namen der offenen Handelsgesellschaft eingetragen waren. Die Genehmigung des Vormundschaftsgerichts ist bisher nicht eingeholt. Die Kläger haben Klagen beantragt: 1. im Hinblick auf die noch erforderliche Einholung der vormundschaftsgerichtlichen Genehmigung festzustellen, daß der Vertrag, wie angegeben, zustande gekommen sei und ferner 2. beantragt, den Beklagten zu verurteilen, am 1. jeden Monats 800 Mark an die Kläger auszuhändigen und die zur Durchführung des zu 1. erwähnten Abkommens erforderlichen Erklärungen abzugeben. Beklagter beauptete, daß eine vertragliche Einigung nicht erfolgt sei, und daß auch bei Annahme dieser Einigung der Vertrag doch wegen Rangel der in § 313 BGB. vorgesehenen Form nichtig sein würde. Das LG. hat durch Zwischenurteil dahin erkannt: „Die Einrede des Beklagten, daß der von den Klägern behauptete Vertrag zu seiner Gültigkeit der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung bedürftig habe, wird verworfen.“ Nachdem die Kläger anstatt der Feststellungsklage zur Erfüllungsklage übergegangen waren, hat das Berufungsgericht der Witwe den richterlichen Eid über den Vertragsabschluß anvertraut. Für den Fall der Weigerung dieses Eides ist die Abkürzung der Klage unter Rücktritt der Kläger ausgesprochen. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: A. Die genauere Darlegung des Verhältnisses, in welchem bei der offenen Gesellschaft der Gesellschafter zum Gesellschaftsvermögen steht, macht Schwierigkeiten; es muß auch ausgesprochen werden, daß in der Rechtsprechung des RG. die verschiedenen Versuche, für dieses Verhältnis einen adäquaten Ausdruck zu finden, zu Definitionen geführt haben, die vielleicht nicht nur in den Worten, sondern in der Sache selbst voneinander abweichen. Wenn man aber daran festhält, daß die offene Handelsgesellschaft keine juristische Person ist, womit ausgesprochen ist, daß

als Träger der Gesellschaftsberechte und Verpflichtungen nicht ein besonderes, von den Gesellschaftern verschiedenes, künstliches Rechtssubjekt unterstellt werden darf, so wird dadurch jede Aufstellung unmöglich gemacht, welche die Gesellschaft als Inhaber des gesellschaftlichen Vermögens im Ernste gänzlich eliminieren will. Es handelt sich hier nur um die Vermögens-trägerschaft, um die Zuständigkeit des Gesellschaftsvermögens, nicht um die Konsequenzen, welche sich aus der Mitberechtigung, der Mitträgerchaft, der mehreren Gesellschaft für ihre Verbindlichkeit in der Ausübung ihres Rechts ergeben. Für jene Frage aber folgt mit Notwendigkeit, daß, wenn beim Mangel eines künstlichen Rechtssubjekts die Gesellschaft selbst als die Träger des Gesellschaftsvermögens angesehen werden müssen, auch ihnen, und zwar, da eben eine von den Einzelpersonen verschobene Personenheit mit Rechtssubjektivität nicht besteht — wie dies der Senat nach neuerdings in dem zum Abende bestimmten Urteile I. 241/06 vom 16. Dezember 1906 anerkannt hat —, jedem einzelnen von ihnen in irgendwelcher Weise eine unmittelbare Beteiligung an diesem Vermögen zukommen muß. Damit stehen nicht in Widerspruch die zahlreichen Entscheidungen des RG., welche dem Sojus während bestehender Gesellschaft nur einen Anspruch auf Jinsen und Gewinn und nach Auflösung nur einen solchen auf einen dem Werte seines Gesellschaftsanteils entsprechenden Geldbetrag zuerkennen, insofern darin bloß ein Ausdruck für das positive Ergebnis aus der gesellschaftlichen Gewandtheit zu erblicken ist. Wenn daher die Teilhaber einer offenen Handelsgesellschaft über das Gesellschaftsvermögen Verfügung treffen — obligatorisch oder dinglich —, so verfügen sie damit über eigene, ihnen gebührende Vermögensgegenstände. Die Ansicht des Berufungsgerichts, daß die Formvorschrift des § 313 BGB. keine Anordnung finde, weil die Gesellschaft, beziehungsweise die Erben, bei der Auseinanderlegung nicht über eigene Grundstücke kontrahiert hätten, muß als rechtsirrtümlich abgelehnt werden. Das Ergebnis aber ist trotzdem zu billigen. Die offene Handelsgesellschaft, die einerseits keine juristische Person ist, ist andererseits doch auch keine bloß obligatorische Gesellschaft im Sinne der Gemeinen Rechts. Sie gehört vielmehr, wie jetzt auch die Gesellschaft des BGB., zu den Gemeinschaften zur gesamten Hand. Wie bei einer solchen Gemeinschaft das Verhältnis der Gesamthänder zueinander und namentlich die Art ihrer Beteiligung an dem Gesamtgute näher zu denken sei, ist sehr beschränkt. Das Mitgeigentum nach Bruchteilen und das gesamthänderische Mitgeigentum der Gesellschaften sind voneinander so verschieden, daß nach gemeiner Ansicht es eines besonderen Eigentumsübertragungskates, bei Grundstücken also der Auflassung, bedarf, wenn durch Rechtsgeschäft das eine an die Stelle des anderen treten soll. Daher wird die Auflassung der Grundstücke nicht nur in dem Falle für erforderlich gehalten, wo die Gesellschaft fremde Grundstücke oder Grundstücke, die bisher einzelnen Gesellschaftern gehörten, erwerben soll, sondern auch in dem Falle, wo die einbringenden Grundstücke im Eigentum der sämtlichen Gesellschaften stehen (RG. 56, 99 fig., entgegen RG. 30, 152). Handelt es sich bei Auflassung der Gesellschaft darum, Gesellschaftsgrundstücke wieder in gemeinschaftliches Eigentum oder Mitgeigentum der Gesellschaften zu übertragen, so ist mehrfach ausgesprochen worden, daß die

Tatsache der Auflassung nicht genügt, um die Mitberechtigung zur gesamten Hand in Bruchteilseigentum umzuwandeln. Von der Stellung, welche man zu der Frage der Auflassung einnimmt, hängt auch die Verantwortung der Frage ab, ob dringende Auseinanderlegungsbedürfnisse mit Rücksicht auf die zum Gesellschaftsvermögen gehörigen Grundstücke der Formvorschrift des § 313 BGB. unterworfen seien oder nicht. Den Vorgang bei der Auseinanderlegung zwischen den beiden, die offene Handelsgesellschaft bildenden Sojien, wozu der eine das Geschäft mit Aktien und Passiven übernehmen und fortsetzen und dagegen den anderen abfinden soll, kann man rechtlich in dem Sinne verstehen, daß der Übernehmende den Anteil des Abzufindenden auf Grund einer von diesem vorzunehmenden Abtragung zu seinem eigenen Anteil hinzuerworbe. Dann muß zugestanden werden, daß abzuweisende Gründe dafür sprechen, beim Vorhandensein von Grundstücken die Auflassung und daher für den Auseinanderlegungsvortrag die in § 313 vorgeschriebene Form zu verlangen. Es fragt sich aber, ob der Vorgang in dieser Weise richtig vorgeht. Man kann mit Recht sagen, daß grundsätzlich jeder Gemeinschaft auf das Ganze berechnigt sei und nur durch die Berechtigung seiner Mitteilhaber eingeschränkt werde. Schon in dem Urteile I. 239/86 vom 6. Oktober 1886 (Bolge, Bezugs Bd. 3 Nr. 781) hat der erkennende Senat in bezug auf das Ausscheiden und den Ausschluss eines Gesellschafters bei der Kommanditgesellschaft und der offenen Handelsgesellschaft ausgesprochen, daß man diese Akte rechtsgeschäftlich nicht als Übertragungen des ideellen Mitgeigentums sondern als abgehenden Gesellschafters an die Verbleibenden aufweisen könne, daß vielmehr der abgehende Sojus auf sein, die anderen einschränkendes Recht verjagte bzw. es verliere und entsprechend diesem Wegfalle sich die Rechte der Zurückbleibenden erweitern. Dem Grundsatze der Akkreszenz ist jetzt für das Gesellschaftsrecht im § 738 Abs. 1 BGB. Ausdruck gegeben, allerdings nur für die Fälle der §§ 736 und 737, in welchen die Gesellschaft, trotz Ausscheiden oder Ausschlusses eines Gesellschafters, fortbestehen bleibt. Für diese Fälle wird denn auch fast allgemein anerkannt, daß es von Seiten des gewesenen Sojus nicht noch eines besonderen Übertragungskates, bei Grundstücken also nicht noch der Auflassung bedarf. Man will aber darin eine Ausnahmebestimmung sehen, die nur bei fortbestehender Gesellschaft gelten könne. Andererseits wird aber doch zugestanden, daß es sich in § 738 Abs. 1 nicht um einen singulären Satz, sondern um eine einfache Konsequenz des Prinzips der gesamten Hand — Dittmann a. a. O. zu § 736 unter 3d, vergl. auch Entsch. des Preuß. O. vom 4. April 1902 (CDB. 41, 80) — handelt. Es bleibt doch zweifelhaft, ob man durch die Zulassung der Akkreszenz zu einem gesicherten Ergebnisse würde gelangen können. Die Natur der gesamten Hand ist, wie bereits bemerkt, an sich unsicher und unbestimmt, sie kann in den verschiedenen Gemeinschaften zu verschiedener Ausbildung gelangt sein und gewinnt eine feste Gestaltung nur nach Maßgabe der konkreten Bestimmungen für das einzelne Gesamtverhältnis. Eine Bestimmung, wie sie z. B. der § 1491 Abs. 4 BGB. über die Verteilung des Bezugs eines Abkommens bei der fortgesetzten Gütergemeinschaft enthält, heißt für das Gesellschaftsrecht. Es muß daher bedenklich erscheinen, aus dem Wesen der gesamten Hand ohne besondere Stützen im Gesetze eine so weit tragende,

grundfällige Folgerung, wie die Annahme einer allgemein wirkenden Abkürzung, abzuleiten. Einen gesicherten Boden für diese Annahme in dem vorliegenden Fall aber gewinnt man nach der Ansicht des Senats, wenn zu den Bestimmungen des HGB. über die Gesellschaft nach die besonderen Bestimmungen des HGB. über die offene Handelsgesellschaft hinzugenommen werden. Für die offene Handelsgesellschaft eigentümlich ist die Bestimmung in § 142. Danach kann bei jeder zweigleibrigen Gesellschaft der eine Gesellschafter das Geschäft ohne Liquidation mit Aktiven und Passiven übernehmen: a) nach Abs. 1, wenn er in einem Falle, wo bei zweigleibriger Gesellschaft die Kaufschreibung des anderen Gesellschafters verlangt werden könnte — § 140 — vom Gericht auf seinen Antrag für berechtigt zu dieser Übernahme erklärt wird; b) nach Abs. 2, wenn ein Preisatzkläubiger des anderen Socius von der Befähigung zur Kündigung nach § 135 Gebrauch macht oder dieser andere Socius in Konkurs fällt. In beiden Fällen finden nach Abs. 3 auf die Auseinanderlegung die für den Fall der Kaufschreibung eines Gesellschafters aus der Gesellschaft geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung. Zu diesen Vorschriften gehört auch und namentlich der § 738 Satz 1 HGB. Die entsprechende Anwendung ergibt, daß der Anteil des Kaufschreibenden am Gesellschaftsvermögen — nicht den übrigen Gesellschaftern, aber — dem übrigen Gesellschaft, d. h. dem nicht ausschreibenden, der bisher der andere Gesellschaft war, zuzuschlägt. Zwar wird vielfach die Ansicht vertreten, daß hier eine Abkürzung nicht stattfindet, vielmehr eine obligatorische Verpflichtung des Kaufschreibenden zur Übertragung seines Anteils an den einzelnen Bestandteilen des Gesellschaftsvermögens bestehe. Infolge dieser Auffassung wird bei Gesellschaftsgrundstücken die Auflösung verlangt. So Tarnow-Hörsler a. a. D. S. 451, Lehmann-Ring: HGB. zu § 158, S. 337. Der Kommentar zum HGB. von Staub, der in der VI./VII. Auflage — vgl. zu § 141 Anm. 30, zu § 142 Anm. 2 und 3 — die analoge Anwendung des § 738 HGB. auch in diesem Punkte verteidigte und deshalb die Notwendigkeit der Auflösung bestritt, ist in der VIII. Auflage — vgl. zu § 142 Anm. 3 — zu der entgegengesetzten Ansicht übergetreten. Das Gesetz bietet aber keinen Anhalt zu dieser beschränkten Auslegung. Der erkennende Senat hält die Auslegung derjenige für richtig, welche, wie Goldmann, HGB. zu § 142 Anm. 15, Oberndt a. a. D. § 467, in den Fällen des § 142 von dem Gesellschafter eines besonderen Übertragungskates, bei Grundstücken also der Auflösung, absehen. Der streitige Auseinanderlegungsvortrag, wie er nach der Beauftragung der Kläger zu unterstellen ist, enthält eine Vereinbarung, auf die nach dem Ausgeführten der § 738 Satz 1 HGB. entsprechende Anwendung findet. Es bedarf daher zum Anteil der abgefundenen Kläger an dem Gesellschaftsvermögen keines besonderen Übertragungskates, für die Gesellschaftsgrundstücke nicht der Auflösung. § 225 HGB. Da mithin es sich nicht um die Übertragung von Eigentum an diesen Grundstücken handelt, so kann der Vortrag auch nicht auf die Verpflichtung zu solcher Eigentumsübertragung gerichtet sein. B. Grundsätzlich eines Grundstücks unterstellt das Berufungsgericht, daß es im Grundbuche nicht auf den Namen der offenen Handelsgesellschaft, sondern noch auf die gleichlautende Einzelsirma

des Vaters der beiden Gesellschaften eingetragen sei. Insofern verneint es das Formerfordernis, weil das Eigentum an diesem Grundstücke nach den Erben zuzuwende, die offene Handelsgesellschaft nur einen Anspruch auf Einbringung (Auslösung) gehabt habe und durch den Auseinanderlegungsvertrag dem Beklagten nur dieser Anspruch überwiegen, nicht von den Klägern eine — neue — Verpflichtung zum Eigentumsübertragungen übernommen worden sei. Wegen die Vertragsauslegung ist nichts zu erinnern. Den so gewonnenen Vertragssinn hat das Berufungsgericht mit Recht für formfrei erklärt (vgl. Oberndt a. a. D. S. 465 unter e mit Zitaten in Note 18). C. Der VII. SS., dessen Ansicht der Berufungsgericht gefolgt ist, verneint die Notwendigkeit vormundschaftsgerichtlicher Genehmigung deshalb, weil „ein Rechtsgeschäft, durch welches eine Verpflichtung zu einer Verfügung (über ein zum Gesellschaftsvermögen einer offenen Handelsgesellschaft gehöriges Grundstück) begründet werden soll, nicht ein einem etwaigen minderjährigen Rechtsnachfolger eines Gesellschafters zu einem Teil gehöriges Grundstück, sondern lediglich ein solches der Gesellschaft“ betreffe. Zur Begründung wird in Erörterungen über die Rechtsträgerschaft bei der offenen Handelsgesellschaft eingetreten. Ob diesen Erörterungen im einzelnen beizupflichten wäre, kann dahingestellt bleiben. Der erkennende Senat glaubt die Entscheidung dahin bestehen zu lassen, daß die Notwendigkeit der vormundschaftsgerichtlichen Genehmigung nach § 1821 Ziffer 1, 3 das Eigentum oder das Bruchteilsmiteigentum an dem Grundstück, über welches verfügt werden soll, voraussetzt und nicht vorhanden sei, wenn es sich nur um diejenige Mitbeteiligung handele, welche einem Gesellschafters an dem zum Vermögen der offenen Handelsgesellschaft gehörigen Grundstücke zugehöre. In diesem Sinne trägt er sein Verdict, sich dem Ausspruch des VII. SS. anzuschließen. Daß die Genehmigung des Vormundschaftsgerichts aus einem anderen Grund erforderlich wäre, ist nicht ersichtlich. B. c. D.; U. v. 23. Febr. 07, 404-06 I. — Göln.

7. §§ 426 Abs. 2 in Verb. mit §§ 401 Abs. 1 und 412 HGB. Begriff der Vorzugs- und Abentheile aus § 401.]

Die Kläger und der Hüttenarbeiter H. St. zu Laband sind die Erben des verstorbenen Gastwirts Anton St. Als solche sind sie durch rechtskräftiges Urteil vom 9. Januar 1904 verurteilt, an den Beklagten zu 1 H. 4 859,48 Mark nebst Zinsen als Gesamtschuldner zu zahlen. Bei der Erbschaftsauseinanderlegung übernahm H. St. allein die Nachlassschuld mit der Verpflichtung, die Kläger von der Mitzahlung zu befreien. Er bestellte ferner mit den ihm von den Klägern übergebenen Nachlassgrundstücken Besitz Bl. 60 und 67 den Klägern zu 1, Kindern des Erblassers, für ihre bei der Auseinanderlegung ermittelten Erbteile von zusammen 3940 Mark und der Klägerin zu 2, der Witwe des Erblassers, für ihre Eingetragenen von 1500 Mark Hypotheken, von denen die erstere unter Nr. 2 bzw. 3, die letztere unter Nr. 3 bzw. 4 Abt. III eingetragen wurden. Der Beklagte zu 1 trug dann auf Grund des Urteils im Wege der Zwangsversteigerung Sicherungshypotheken auf die beiden Grundstücke einzutragen, und zwar in Höhe von 3000 Mark auf Bl. 60 unter Nr. 4 und in Höhe von 1853,48 Mark nebst Zinsen auf Bl. 67 unter Nr. 5. Demnach wurden auf Grund des Urteils auch noch die Hypotheken der Kläger durch Beschluß vom

25. April 1904 für den Beklagten zu 1 gepfändet und ihm zur Einziehung überwiesen. Die beiden Grundstücke wurden dann zwangsversteigert. Aus dem nach den Kaufbedingungen dar zu entrichtenden Reizeböt von 17 100 Mark wurden die vorgenannten Hypotheken gedeckt. Der Beklagte zu 1 liquidierte seine Urteilsforderung, die sich nebst Zinsen und Kosten auf 5716,23 Mark stellte, nicht an der Stelle seiner Sicherungshypotheken (Kbt. III Nr. 4 bzw. 5, sondern auf Grund des Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses an der Stelle der Hypotheken der Kläger, die insgesamt mit 5580,20 Mark zur Deckung kamen; nur den Rest von 136,03 Mark liquidierte er bei seinen Hypotheken. Er erhielt diese Beträge im Verteilungstermin am 8. Juni 1905 ausgezahlt. Der Restbetrag der Sicherungshypotheken wurde im Verteilungstermin den Beklagten zugewiesen, und zwar zunächst in Höhe von 520,76 Mark dem Beklagten zu 1 wegen seiner für andere vollstreckbare Forderungen gegen H. St., ferner auf dem Grundstücke Bl. 60 Kbt. III Nr. 5 eingetragenen Sicherungshypothek von 488,71 Mark und Johann im Gesamtbetrage von 4101,18 Mark den Beklagten zu 1 bis 7 zur Deckung vollstreckbarer Forderungen, wegen deren sie der Zwangsversteigerung beigetreten waren. Die Kläger erhoben zwar nicht gegen das Liquidat von 520,76 Mark, wohl aber gegen die Liquidate von insgesamt 4101,18 Mark Widerspruch, weil die Sicherungshypotheken zufolge Befriedigung des Beklagten zu 1 wegen seiner durch sie gesicherten Forderung aus ihren, der Kläger, Hypotheken auf sie übergegangen seien. Die 4101,18 Mark wurden als Streitmasse hinterlegt. Die Kläger erhoben Klage gegen die Beklagten zu 1 bis 7 auf Einstellung in die Auszahlung der hinterlegten 4101,18 Mark und ferner gegen Beklagten zu 1 auf Zahlung von 520,76 Mark nebst 4 Prozent Zinsen seit Klagestellung. Letztere Klage gestündeten sie auf ungerechtfertigte Bereicherung. Der Beklagte zu 1 machte für sich besonders geltend, daß ihm nach dem Zuschlag vom 6. Mai 1905 durch Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse gegen H. St. die von diesem zu erwerbenden Rechte auf die Sicherungshypotheken, insbesondere das Recht auf ihre Geltendmachung im Zwangsversteigerungsverfahren und die Erhebung des auf sie entfallenden Kaufpreils, gepfändet und zur Einziehung überwiesen seien. Der erste Richter wies die Klage ab. Der Berufungsrichter verurteilte die Beklagten nach dem Klageantrag. Revision wurde zurückgewiesen. Zutreffend führt der Berufungsrichter aus, daß der Beklagte zu 1 wegen der nach dem Urteil vom 8. Januar 1904 ihm gegen die Kläger und H. St. als Gesamtschuldner zustehenden Forderung von 4859,48 Mark nebst Zinsen und Kosten bis auf den Betrag von 136,03 Mark aus dem Vermögen der Kläger befriedigt worden ist. Beklagter zu 1 hatte zur Sicherung dieser vollstreckbaren Forderung einmal auf die Grundstücke des H. St. Recht Bl. 60 und 67 in Kbt. III Nr. 4 bzw. 5 Sicherungshypotheken von 3000 bzw. 1859,48 Mark eingetragen und Johann die auf diesen Grundstücken vereintragenen Hypotheken der Kläger von zusammen 5440 Mark nebst Zinsen für sich pfänden und sich zur Einziehung überweisen lassen. Durch die letztere Überweisung waren zwar die Hypothekenforderungen der Kläger nicht, wie im Falle der Zession oder der Überweisung an Zahlungsstatt, auf den Beklagten zu 1 übergegangen, vielmehr war das Gläubigerrecht an sich bei den

Klägern verblieben; der Beklagte zu 1 war aber kraft richterlicher Ermächtigung befugt, die überwiesenen Hypothekenforderungen wie ein procurator in rem suam für sich geltend zu machen (RSt 27, 294; 63, 218). Von dieser Befugnis hat Beklagter zu 1 in dem Kaufversteigerungstermin am 8. Juni 1905 Gebrauch gemacht. Er hat den von dem dar zu zahlenden Reizeböt auf die Hypotheken der Kläger entfallenden, an sich den letzteren zustehenden Betrag von 5580,20 Mark für sich erhoben, und zwar zur teilweisen Deckung seiner Forderung aus dem vorgenannten Urteil, die mit Zinsen und Kosten insgesamt 5716,23 Mark betrug. Danach aber hat Beklagter zu 1 Zahlung seiner Forderung in Höhe der 5580,20 Mark aus dem Vermögen der Kläger erlangt. Dem steht nicht, wie die Revision meint, entgegen, daß der empfangene Betrag ein Teil des Kaufpreils war, das hinsichtlich der Haftung für die Hypotheken an die Stelle der Grundstücke des H. St. trat. Allerdings wurden auf diese Weise die Hypothekenforderungen der Kläger aus dem Vermögen des H. St. bezahlt; aber der Beklagte zu 1 nahm den gezahlten Betrag zufolge der ihm erteilten Ermächtigung für die Kläger als die Gläubiger zu dem Zweck in Empfang, dadurch seine Forderung gegen die Kläger und H. St. zu tilgen. Ist hiernach Beklagter zu 1 wegen seiner Forderung in Höhe von 5580,20 Mark seitens der Kläger befriedigt worden, so ist im Augenblick der Zahlung an den Beklagten zu 1 die Forderung zu diesem Teilbetrag auf die Kläger gemäß § 426 Abs. 2 BGB. übergegangen in der Weise, daß sie nunmehr diesen gegen H. St. als dem anderen Gesamtschuldner zustehen; denn letzterer hat bei der Auseinandersetzung nach Anton St. diese Nachschußschuld mit der Verpflichtung übernommen, die Kläger von der Rückzahlung zu befreien. Was jedoch den Einfluß dieses Übergangs auf die zur Sicherheit derselben Forderung des Beklagten zu 1 auf den Grundstücken des H. St. in Kbt. III Nr. 4 bzw. 5 eingetragenen Sicherungshypotheken anlangt, so scheidet hier die Anwendung des vom ersten Richter bezuggezogenen § 1164 BGB. von vornherein deswegen aus, weil diese Vorschrift zur Voraussetzung hat, daß durch die Befriedigung des Gläubigers die der Hypothek zugrunde liegende Forderung erlischt. Während nach der Regel des § 1163 Abs. 1 Satz 2 BGB. im Falle des Erlösches der Forderung die Hypothek auf den Eigentümer übergeht, soll, wenn der von dem Eigentümer verschiedene persönliche Schuldner die Forderung durch Befriedigung des Gläubigers zum Erlösche gebracht hat, aus Billigkeitsgründen die Hypothek insoweit, als der befriedigende Schuldner von dem Eigentümer Erschaf verlangen kann, ausnahmsweise nicht auf den Eigentümer, sondern auf den persönlichen Schuldner übergehen (Met. 2, 722, Denksch. zu § 1147 Entw.). Vorliegend aber ist die gesicherte Forderung durch die Befriedigung des Gläubigers nicht erloschen, sondern auf die befriedigenden Gesamtschuldner gegen den anderen Gesamtschuldner kraft Erbeses übergegangen. Es bestimmt sich daher die Frage, ob die Sicherungshypotheken mit übergegangen sind, nach § 401 Abs. 1 in Verbindung mit § 412 BGB., wie der Berufungsrichter mit Recht annimmt. Danach gehen, abgesehen von den hier nicht in Betracht kommenden Pfandrediten und Bürgschaften, die für die Forderung bestehenden Hypotheken mit über. Die fraglichen Sicherungshypotheken bestanden zur Zeit des

Übergangs der gesicherten Forderung auf die Kläger materiell als Hypothek nicht mehr. Da nach den Versteigerungsbedingungen das ganze Pfandgut vor Gericht werden und die Hypothek also nicht bestehen bleiben sollten, waren sie gemäß § 52 Abs. 1, § 91 Abs. 1 ZOB. durch den Zuschlag erloschen; an ihrer Stelle war der Anspruch auf Befriedigung aus dem Versteigerungserlöse getreten (RB. 55, 264; 63, 216). Dieses Recht aber, in das sich sonst die Sicherungshypothek auf gelöst hätten, bildete den hauptsächlichsten materiellen Inhalt der ursprünglichen Hypothek; denn nach § 1113 Abs. 1 ZOB. genährt eine Hypothek das Recht, die Zahlung einer bestimmten Geldsumme zur Befriedigung wegen einer Forderung aus dem Grundstücke zu verlangen, also gemäß § 1147 ZOB. das Recht, im Wege der Zwangsvollstreckung die Befriedigung aus dem Versteigerungserlöse zu suchen. Wenn daher § 401 Abs. 1 ZOB. vorschreibt, daß mit der Forderung auch die für sie bestehende Hypothek auf den neuen Gläubiger übergeht, so muß von dem an die Stelle der durch den Zuschlag erloschenen Hypothek getretenen, dem Gläubiger als ein Nebenrecht der Forderung zustehenden Anspruch auf Befriedigung aus dem Versteigerungserlöse das Gleiche gelten. Dies ist um so mehr anzunehmen, als nach § 207 Entw. I allgemein die zur Befriedigung der Forderung dienenden Nebenrechte mit übergehen sollten, in der 2. Kommission zwar dieser Vorschrift die auf Hypotheken, Pfandrechte und Rechte aus Bürgschaften bestehende Fassung des Gesetzes gegeben, aber dabei bemerkt wurde, die konkretere Formulierung, welche angezeigt erschiene, weil unter Nebenrechten auch solche verstanden werden könnten, auf welche die Vorschrift nicht passe, wie das kaufmännische Zurückbehaltungsrecht, schließe sich verständlich bei der Anwendung der Bestimmung auf andere Nebenrechte im Wege der Analogie nicht aus (Prot. I, 386). Danach ist, wie der Berufungsrichter zutreffend ausgesprochen hat, in dem Zeitpunkt, in welchem Beklagter zu 1 aus den Hypotheken der Kläger Zahlung auf seine gegen die Kläger und S. St. bestehende Forderung erhielt, in Höhe der Zahlung von 5 580,20 Mark auf die Kläger zugleich mit der durch die fraglichen Sicherungshypotheken des Beklagten zu 1 gesicherten Forderung auch das an die Stelle der Hypotheken getretene Recht auf Befriedigung aus dem Erlöse mit übergegangen (RB. 60 871). Ist dies aber der Fall, so folgt daraus von selbst, daß der auf die Sicherungshypotheken bei der Kaufgeldübergabe aus dem Versteigerungserlöse der beiden belasteten Grundstücke entfallende Betrag, abgesehen von 136,03 Mark, welche Beklagter zu 1 als Restbetrag seiner Forderung hier liquidirte und zu liquidieren berechtigt war, von den Beklagten zu 1 bis 7 zunächst nicht ihrer Eigenschaft als nachstehende Gläubiger so in Anspruch genommen werden konnte, als wären die Sicherungshypotheken gar nicht eingetragen oder nicht rechtsverbindlich gewesen. Denn die rechtswirksam eingetragenen Sicherungshypotheken hatten sich infolge des Zuschlages nur umgewandelt in das Recht, an ihrer Stelle und mit ihrem Range Befriedigung aus dem Versteigerungserlöse zu verlangen, und dieses Recht ist in der genannten Höhe im Augenblick der Befriedigung des Beklagten zu 1 aus den Hypotheken der Kläger auf diese übergegangen. Sodann können die Beklagten sich zur Befriedigung ihrer Liquidationen auch nicht auf die nach dem Zuschlage wegen

anderer vollstreckbarer Forderungen zugunsten des Beklagten zu 1 erlassenen Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse berufen. Wiewohl wurde dadurch die Auszahlung der vom Beklagten zu 1 zurich liquidirten 520,76 Mark aus dem Erlöse begründet, noch nicht, wie die Revision geltend zu machen sucht, der Inanspruchnahme des betreffenden Teiles des Versteigerungserlöses seitens der Kläger wegen der Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse die Vorschrift des § 426 Abs. 2 Satz 2 ZOB. entgegen, wonach der Übergang der Forderung auf den einen Gesamtschuldner gegen den anderen nicht zum Nachteil des Gläubigers geltend gemacht werden kann. Denn die Sicherungshypotheken bestanden dem Beklagten zu 1 wegen seiner anderen vollstreckbaren Forderungen an sich nicht und durch die Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse sind für ihn nur die Rechte gesündigt und überwiesen, welche S. St. möglicherweise auf die Sicherungshypotheken, insbesondere hinsichtlich Erhebung des darauf entfallenden Versteigerungserlöses, erworben werde; solche Rechte hat S. St. niemals erworben, da infolge Befriedigung des Beklagten zu 1 wegen seiner durch die Sicherungshypotheken gesicherten Forderung aus dem Vermögen der Kläger auf diese das an die Stelle der Sicherungshypotheken getretene Recht auf Befriedigung aus dem Erlöse übergegangen ist. S. u. Wen. a. St., II. v. 3. April 07, 423/06 V. — Breslau.

8. §§ 833, 254 ZOB. Tierschaden. Tötung des Eigentümers von Pferd und Wagen, wenn ein Teilnehmer bei einer Wagenfahrt, als das Pferd durchgeht, herausspringt und getötet wird.]

Der Gemann der Klägerin machte mit noch anderen Personen und dem Beklagten in einem mit einem Pferde bespannten zweirädrigen Wagen, der ebenso wie das Pferd dem Beklagten gehörte, eine Wagenfahrt. Auf dieser Fahrt ist er infolge eines Sturzes vom Wagen wüthlich verunglückt. Die Orben nahmen den Beklagten als Tierhalter und wegen seines Verschuldens, da er durch unsinniges Einschlagen auf das Pferd, was er trotz Abnahme des Berührungslüdens fortgesetzt habe, das Durchgehen des Pferdes und damit den Unfall verschuldet habe, in Anspruch. Von dem Beklagten ist eingemant, daß der Unfall lediglich auf das Verschulden des Berührungslüdens zurückzuführen sei, der ohne Not aus dem Wagen gesprungen sei. Beklagter wurde verurteilt, Verurteilung und Revision wurden zurückgewiesen: Es ist unrichtig, wenn die Revision meint, Ursache des Unfalls sei nicht das Tier gewesen, sondern der freie Entschluß des Berührungslüdens, das Fahrzeug noch während der Fahrt zu verlassen. Diese Entschließung, das Fahrzeug zu verlassen, was eben, wie der Berufungsrichter schließt, dadurch hervorgerufen, daß der Berührungslüde sich infolge des Durchgehens des Pferdes in Gefahr sah und durch Abpringen aus dem Wagen sich aus dieser Gefahr zu retten meinte. Die Lage, in welcher er sich damals befand, war nach der Darlegung der Vorderrichter die, daß das Fuhrwerk, ein mit einem Pferde bespannter zweirädriger Wagen, in schnellem Tempo die abwärts führende Wegstrecke herunterfuhr. Das Pferd befand sich nicht mehr in der Gewalt des Beklagten, der Wagen ging, wie der Zeuge S. bezeugt, hin und her und hob sich zuweilen, wahrscheinlich beim Gahren über die an der Seite der Straße liegenden Haufen Erde. Der Zeuge S. ist auf das Fuhrwerk

durch die Rufe: „Halte das Pferd auf“, aufmerksam geworden. Auch die Zeugin R. und der Zeuge B. haben das laute Rufen von einem oder mehreren der in der zweirädrigen Karre sitzenden Personen vernommen, welches Rufen nach Aufkündigung von B. nur den Erfolg hatte, daß das Pferd zu noch stärkerem Laufe angestoppt wurde. Der genannte Zeuge B. hat ferner wahrgenommen, wie der Lenker des Fuhrwerks mit dem Krmen in der Luft „umhergeschleifte“. Ob bestand hiernach, da das Fuhrwerk nicht aufzuhalten war, die große Gefahr, daß der Wagen umgeworfen wurde, daß er gegen ein Hindernis oder in die an der Seite des Weges sich hingiehenden Gräben geriet. Wenn unter diesen Umständen der Ehemann der Klägerin, um der ihm drohenden Gefahr zu entgehen, sich entschloß, aus dem Wagen zu springen, so war dies nur die Folge des Durchgehens des Pferdes. Der ursächliche Zusammenhang ist durch diese Handlung des Verunglückten nicht unterbrochen. Wenn man auch die Haftung des Tierhalters nach § 833 BGB. nicht soweit ausdehnen darf, daß derselbe ohne jede Einschränkung auch für alle nur mittelbaren Folgen des Tuns des Tieres zu haften habe, die hiernach in unersichtlichem Zusammenhange stehen, so war es doch hier in dem natürlichen und regelmäßigen Verlaufe der Dinge begründet, daß der Ehemann der Klägerin vor der ihm drohenden Gefahr durch einen Sprung aus dem Wagen sich zu retten suchte. Auf derartige Ereignisse muß der durch die Haftung des Tierhalters eingeführte Schutz mit erstreckt werden. Ein jeder verständige Mensch wird so handeln, daß er die ihm drohende Gefahr nicht untätig herankommen läßt, sondern vorher bemüht sein wird, der Gefahr auszuweichen und nicht ein derartiges Handeln oft eine Pflicht des Bedachten sein, deren Auferschließung den Verlust des Schadenersatzanspruches nach sich ziehen kann. Ein Mitterschulden des Verunglückten liegt nicht vor. In dem vorliegenden Falle mußte der Verunglückte schon dadurch in große Angst versetzt werden, daß die Vermele, wie der Beklagte zugibt, bei der Jagd auf der abwärts führenden Straße verlagert hatte. Die Aufregung mußte noch dadurch gesteigert werden, daß der Beklagte nichts tat, um den schnellen Lauf des Fuhrwerks zu mäßigen, sondern das Pferd durch Schlägen mit dem Riegel zu noch größerer Eile antrieb. Das Pferd ging dann durch und mußte der unregelmäßigen, schwankenden Gang der zweirädrigen Karre für den Verunglückten, der mit dem Beklagten vorn saß, sich sehr unangenehm bemerkbar gemacht haben. Auch die lauten Rufe des Beklagten, man solle das Pferd aufhalten, können nur dazu beigetragen haben, die Aufregung zu mehren. Bei dieser Sachlage ist mit dem Berufungsrichter, da die Situation dem Verunglückten äußerlich bedrohlich erscheinen mußte, das Abpringen vom Wagen als gerechtfertigt anzusehen, inwiefern kann ein Verschulden hierin nicht gefunden werden. Es kann nicht einmal gesagt werden, daß das Abpringen schon an sich etwas Sachwidriges war, da bald nachher der dritte Jassse des Wagens den Sprung ebenfalls und zwar mit bestem Erfolg ausgeführt hat. Ein Vorwurf könnte dem Verunglückten höchstens daraus gemacht werden, daß er den Sprung in so ungeschickter Weise vorgenommen hat, indem er nach der Brustlage des Zeugen B. gegen die Fuhrtrichtung gesprungen ist. Allein hierbei ist zu berücksichtigen, daß er, als er absprang, nicht ganz fern seiner Wieder war. Demgemäß hat es den Zeugen geschienen,

als ob der Verunglückte aus dem Wagen gesprungen, nicht gesprungen wäre. Eine gewisse Unvorsichtigkeit ist allerdings, wie nicht verkannt werden kann, darin zu finden, daß der Verunglückte, der infolge seines großen Körpergewichtes ziemlich unbeholfen ist, darauf vertraut hat, durch einen Sprung sich retten zu können. Gleichwohl darf das Verhalten des Verunglückten, der sich infolge des Durchgehens des Pferdes in einer großen Aufregung befand und dem die Zeit zu ruhiger Überlegung fehlte, als entschuldigend angesehen werden. Wenn er die Gefahren eines Sprunges aus dem Wagen sich nicht genügend vergegenwärtigt und nicht bedacht hat, daß dieser Sprung bei seiner Ungefehrlichkeit ein großes Wagnis für ihn sein mußte, so ist doch andererseits dem Umstände Rechnung zu tragen, daß er infolge eines von dem Beklagten zu vertretenden Umstandes in einer so gefährlichen Situation sich befand. Sein Anglistgefühl mußte auch gerade dadurch, daß er unbeholfen war, aufs höchste gesteigert werden. Diese tatsächlichen Umstände sind von dem Berufungsrichter zutreffend in Betracht gezogen. Wenn er hierbei dahin gelangt ist, daß ein Verschulden des Verunglückten nicht vorliegt, so kann ihn in dieser Beurteilung, die einen Rechtsirrtum nicht erkennen läßt, nicht entgegengetreten werden. A. v. R., II. v. 25. März 07, 314.06 IV. — Hamm.

9. §§ 833, 844, 845 BGB. Haftung des Tierhalters, der einen Jagdsitz zur gemeinschaftlichen Jagd auf seinem Wagen aus Gefälligkeit mitnimmt. Ansprüche der Erben des getöteten Jagdsagdes, der deswegen selbst keine Forderungen erheben könnte.]

Der Erblasser der Kläger und ein Mithaber der beklagten Handelsgesellschaft bewussten zur gemeinsamen Abschlüßung eines Handelsgeschäfts ein Fuhrwerk und Pferd der Beklagten, nachdem deren Mithaber dem Erblasser das Anerbieten gemacht hatte, ihn mitzunehmen und selbst lenken. Der Erblasser wurde dadurch tödlich verlegt, daß das vorgesehene Pferd durchging und er dadurch aus dem Wagen hinausgeschleudert wurde. Das LG. hat den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt; das RG. die Entscheidung nur mit Bezug auf die Verdringungskosten aufrecht erhalten, im übrigen aber die Klage abgewiesen. Die Revision ist zurückgewiesen worden: Der Berufungsrichter ging ohne Rechtsirrtum davon aus, daß die Beteiligten selbst ihre Über-einkommen dem Willigkeitsgebot entsprechend beurteilt wissen mußten, und nahm deshalb an, jeder Teilnehmer habe billigerweise den aus der Verwirklichung der gemeinsamen Gefahr ihm etwa entstehenden Schaden allein tragen müssen. Dem Zusammenhang dieses sowohl die Beklagte wie auch deren Inhaber von der Tierhalterhaftung entlastenden Über-einkommens steht auch nicht der Umstand entgegen, daß die Vertragsschließenden mit dem normalen Verlauf der Jagd gerechnet haben und daß in Fällen dieser Art, wie es in den Urteilsgründen heißt, der Gedanke an einen etwaigen Unfall erfahrungsmäßig nicht vorhanden ist. Denn wenn die Vertragsschließenden über den leitenden Grundgedanken, nach dem der Inhalt ihrer Vertragsbeziehungen im einzelnen beurteilt werden sollte, einig waren, so umfaßte ihre Einigung auch alles, was sich durch Schlussfolgerungen daraus herleiten ließ und es war nicht nötig, daß ihnen jede dieser Folgerungen noch besonders zum Bewußt-

sein kam. Die rechtliche Tragweite des in seinen tatsächlichen Voraussetzungen als begründet schätzten Einwandes ist jedoch größer als der Berufungsrichter annimmt. Ist im Verhältnis zwischen dem Tierhalter und dem Getriebten die gesetzliche Haftung für den Tierfaben durch Vertrag ausgeschlossen gewesen, so befreit das nicht nur den hier von den Rechtsnachfolgern des Getriebten erhobenen Anspruch auf Erhaltung der Heilungskosten, sondern auch den Anspruch der Wittlängerin darauf, daß ihr gemäß § 844 Abs. 2 BGB. zum Ersatz für das ihr entzogene gesetzliche Unterhaltungsrecht eine Entschädigungsrente gezahlt werde. Daß die Wirkung des Vertragsabkommens sich auf solche Ansprüche der Hinterbliebenen nicht erstreckt, ist bereits früher in der Rechtsprechung des RG. anerkannt worden. Allerdings hat der VI. JS. in dem Urteile vom 15. Mai 1903 (RG. 55, 24 ff., insbesondere 30 ff.) den Ausführungen namhafter Schriftsteller beistehend, darauf hingewiesen, daß in den Fällen der §§ 844, 845 der Ersatzanspruch des Dritten keineswegs nur als ein unselbständiger, abgeleiteter Anspruch oder als bloßer Reflex eines für den Verletzten selbst begründeten Rechtes anzusehen sei. Er habe vielmehr die Eigenschaft eines selbständigen, in der Person des geschädigten Dritten von vornherein entstandenen Anspruchs, der von dem Rechte des unmittelbar Verletzten unabhängig und seiner Verfüggung entzogen sei. Dieser Annahme tritt der jetzt erkennende Senat einmal insoweit bei, als er gleichfalls den bereits entstandenen Anspruch des entschädigungsberechtigten Dritten in seinem Fortbestehen für selbständig und deshalb der Verfüggung des unmittelbar Verletzten nicht unterworfen hält und sodann auch darin, daß der Anspruch in den Voraussetzungen seiner Entstehung eine gewisse Unabhängigkeit, dies jedenfalls nach der Richtung aufweist, daß nicht nur ein mitwirkendes Verschulden des Getriebten selbst sondern auch ein eigenes mitwirkendes Verschulden des mittelbar geschädigten Dritten ihn auszuschließen oder in seinem Umfange zu verringern vermag. Eine weitergehende Folgerung wie diese ist übrigens in dem Urteile vom 18. Mai 1903 aus der darin betonten Selbständigkeit der Rechte des Dritten nicht gezogen worden. Dagegen hat wiederum der VI. JS. des RG. in Sachen H. wider B. und Gen. (VI. 177, 04) durch Urteil vom 9. Januar 1905, teilweise mitgeteilt in JZB. 05 143²² für einen Rechtsfall, in dem der mit dem Verbe beschädigte Stallmeister durch das sich überschlagende Pferd getötet wurde, eine stillschweigende Ausschließung der Tierhalterhaftung in dem über das Juristen des Verbe zwischen dem Stallmeister und dem Tierhalter abgeschlossenen Vertrage enthalten gefunden, aus diesem Grunde aber zugleich den Anspruch der Witwe und der Kinder des Getriebten für ausgeschlossen erachtet. Die Richtigkeit dieser Annahme folgt zunächst aus dem Wortlaut der Gesetzesvorschrift des § 844 Abs. 2. Denn wenn darin ebenso wie in § 845 bestimmt wird, in welchen Fällen „der Ersatzpflichtige“ dem Dritten Schadenersatz zu leisten hat, so wird dabei doch wortdeutlich vorausgesetzt, daß eine andere Ersatzpflicht und zwar hier dem Getriebten selbst gegenüber bereits bestanden hat oder, daß doch wenigstens in der Person des Getriebten die Voraussetzungen für die Entstehung der Ersatzpflicht gegeben waren. Es entspricht das aber in gleicher Weise dem Wesen der Sache, der Billigkeit und dem Gerech-

tebühnis. Ist der Beklagte inslande gewesen, den Anspruch seiner Hinterbliebenen auf Ersatz des ihnen entstandenen mittelbaren Schadens durch schuldhaftes Verhalten auszuscheiden oder zu verringern, wie dies im § 845 BGB. durch Ausdehnung der Vorschriften des § 254 auf einen solchen Fall ausdrücklich vorgesehen ist, so können, wenn die Ersatzpflicht an sich ein Verschulden überhaupt nicht zur Voraussetzung hat, die Ansprüche der Hinterbliebenen in ihrer Entstehung von dem Verhalten des unmittelbar Verletzten ebenfalls nicht unberührt bleiben. So insbesondere nicht, wenn der Getriebte, indem er die für die Verursachung der Schadensgefahr rechtsgrundtätig verantwortliche Person von der gesetzlichen Ersatzpflicht befreite, sich zwar ohne Verschulden, immerhin aber doch mit Absicht und mit gewollter alleiniger Verantwortlichkeit der Gefahr ausgesetzt hat, am allerwenigsten aber dann, wenn der Getriebte, als er die Gefahr auf sich nahm, dabei im Bereich seiner Verwahr- und Erwerbsbedürftigkeit handelte. Das Verlangen, daß der andere, obwohl er sich mit dem Getriebten über seine Nichthaftung geeinigt hatte, dessen unterhaltsberechtigten Angehörigen für den ihnen mittelbar entstandenen Schaden trotzdem auskomme, würde ebenso unbillig sein, wie es zu einem Geminnisse des geschädigten Betreffs werden könnte. Beispielsweise wird dem Stallmeister, der für die in seiner eigenen Person ihm drohende Tiergefahr nicht verurteilbar nach allen Richtungen hin selbst einzustehen bereit ist, so leicht niemand sein Verbleiben zum Zureiten oder Einsparen anvertrauen wollen, er selbst aber würde, sofern die Möglichkeit einer derartigen Regelung der Schadenshaftung durch Vertrag nicht beseitigt, zu seinem eigenen Nachteil und gerade auch zum Nachteil der von ihm mit geschädigten Unterhaltsberechtigten abhängigen Angehörigen in seinem wirtschaftlichen Fortkommen nicht unversichtlich behindert sein. Welche Weiterungen sich daraus ergeben müßten, daß in dieser Beziehung der Vertrag über den Ausschluss der Haftung nur unter Mitwirkung dreier abgeschlossen werden könnte, die ihm gegenüber unterhaltspflichtig entioeder schon sind oder es doch in Zukunft werden könnten (§ 844 Abs. 2), liegt auf der Hand. Die nämlichen Erwägungen führen zur Ausschließung der Ersatzpflicht gegenüber den in ihren Unterhaltsansprüchen geschädigten Hinterbliebenen für solche Fälle, in denen wie hier es sich um Verletzungen durch Geschädigten um eine dem beiderseitigen Geschädigteninteresse dienende Gefälligkeitsleistung des einen an den anderen handelt. § 846 BGB. enthält daher nicht eine Ausnahmevorschrift, die zu einer Schlussfolgerung vom Gegenteil her nach der Richtung veranlaßt wäre, daß überall, wo nicht ein dem unmittelbar Verletzten zur Last fallendes mitwirkendes Verschulden in Betracht kommt, die sich aus §§ 844, 845 BGB. ergebenden Ansprüche einer jeden, von dem Verhalten des Verletzten ausgehenden Entioaltung entzogen seien, es ist darin vielmehr die Anwendung eines allgemein gültigen Rechtsgrundsatzes zu erblicken, wonach in gleichem Maße wie die eigenen Ansprüche des Verletzten in der Entstehung von seinem Verhalten beeinflusst werden können, nicht minder in den Fällen der §§ 844, 845 die Ansprüche seiner nur mittelbar geschädigten Angehörigen überhaupt einer von seinem Verhalten ausgehenden Entioaltung ausgesetzt sind (vgl. auch Mot. zum I. Entw. des BGBB. 2, 770 ff.). B. und Gen. a. J., II. v. 18. März 07, 358/06 IV. — Berlin.

Zivilprozessordnung.

10. §§ 278, 515, 767 ZPO. Zeitpunkt, bis zu welchem noch Einwendungen geltend gemacht werden können. Verhältnis eines Veräußerungsurteils II. Instanz nach Zurücknahme des Rechtsmittels zu dem hernach rechtskräftig gewordenen Urteile der Berufung.)

Auf Klage des jetzigen Beklagten waren die jetzigen Kläger zur Zahlung von 4 787,70 Mark nebst Zinsen verurteilt worden. Hiergegen hatten sie Berufung eingelegt. Diese wurde durch Zustimmung eines Schriftsatzes zurückgenommen; in dem Schriftsatz wurde erklärt, daß die Zurücknahme „insolge des zwischen den Parteien abgeschlossenen Vergleichs“ geschehe. Durch Veräußerungsurteil wurden hierauf die Kläger des Rechtsmittels der Berufung für veräußert erklärt und in die Kosten der Berufung einbezogen. Kläbern erwiderte der Beklagte Zwangsvollstreckung gegen die Kläger aus dem erstgedachten Urteile. Hiergegen richtet sich die gegenwärtig erhobene Klage. Durch das Urteil der I. Instanz ist auf diese Klage 1. festgesetzt, daß der Beklagte aus den vorerwähnten Urteilen vom 28. September 1903 und 15. März 1904 einen Anspruch gegen die Kläger nicht hat, daß insbesondere die auf Grund der Urteile bereits vorgenommenen Zwangsvollstreckungsmaßnahmen unzulässig sind, 2. die im Auftrage des Beklagten gegen die Kläger durch den Gerichtsvollzieher vorgenommene Pfändung aufgehoben, 3. der Beklagte verurteilt, den Klägern allen Schaden zu ersetzen, welcher ihnen durch die Vollstreckung der erwähnten Urteile entstanden ist oder noch entstehen wird, sowie dasjenige, was er durch die Vollstreckung erhalten hat oder noch erhalten wird, an die Kläger zurückzugeben. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Mit der gegenwärtigen Klage machen die Kläger, als im Vorprozeß verurteilte Schuldner, in der Zwangsvollstreckung gemäß § 767 Abs. 1 ZPO. eine Einwendung geltend, die den durch das Urteil festgestellten Anspruch selbst betrifft, indem sie behaupten, nach Einlegung der Berufung im Vorprozeß sei zwischen den Parteien ein außergerichtlicher Vergleich des Inhaltes geschlossen worden, daß sie an den Beklagten 2 500 Mark zahlen und die Berufung zurücknehmen sollten, der Beklagte dagegen auf die Kostenforderung verzichtete und die Prozeßkosten übernahm. Einwendungen der in § 767 Abs. 1 ZPO. gedachten Art sind nach Abs. 2 nur insoweit zulässig, als die Gründe, auf denen sie beruhen, erst nach dem Schluß derjenigen mündlichen Verhandlung, in welcher Einwendungen in Gemäßheit der Bestimmungen der ZPO. spätestens hätten geltend gemacht werden müssen, entstanden sind und durch Einspruch nicht mehr geltend gemacht werden können. Die Revision meint, daß hiernach die Klage unzulässig sei, weil der angeblich Vergleich nach der Behauptung der Kläger vor der mündlichen Verhandlung, auf die das Veräußerungsurteil vom 15. März 1904 erging, geschlossen sei, die Kläger also die Rechte aus dem Vergleich in diesem Verhandlungstermin hätten geltend machen und so den Erfolg des Veräußerungsurteils hätten verändern können. Die hierauf gestützte Klage der Zurücknahme des § 767 ZPO. geht fehl. Nach § 278 ZPO. können Verteidigungsmittel bis zum Schluß der dreijährigen mündlichen Verhandlung geltend gemacht werden, aus welcher das Urteil ergiebt. Das Urteil aber, durch welches im Vorprozeß der Anspruch „festgestellt“ worden ist (§ 767 Abs. 1), ist nicht, wie

die Revision bei jener Klage notwendig voraussetzt, das in der Berufungsinstanz ergangene Veräußerungsurteil vom 15. März 1904, sondern das in der I. Instanz ergangene Urteil vom 28. September 1903. Denn dieses erstinstanzliche Urteil verlangte schon durch die Zustellung des die Zurücknahme der Berufung erklärenden Schriftsatzes, und nicht erst durch das den Verlust des Rechtsmittels ausführende Veräußerungsurteil, die Rechtskraft (§ 515 Abs. 3 ZPO.); daß etwas im Zeitpunkte der Zurücknahme die Berufungsfeststellung noch nicht abgefallen gewesen sei, ist nicht behauptet, auch nach Lage der Umstände nicht anzunehmen, so daß die Frage, ob nach der Zurücknahme eine erneute Einlegung des Rechtsmittels zulässig gewesen wäre, der Erörterung nicht bedarf. Die Zwangsvollstreckung, gegen die sich die gegenwärtige Klage richtet, erfolgt nach dem Beklagten auf Grund des Urteils vom 28. September 1903, nicht auf Grund des Veräußerungsurteils vom 15. März 1904, das nach seinem Inhalte einer unmittelbaren Vollstreckung gar nicht fähig ist. Es ist deshalb auch ungenau, wenn die erstinstanzliche Urteilsformel des gegenwärtigen Rechtsstreits, im Anschluß an den Klageantrag, von einer Zwangsvollstreckung auf Grund beider Urteile spricht. Das Veräußerungsurteil hatte nur eine formale Bedeutung, insofern es dem Gerichtsvollzieher, wenn er um das Rechtskraftzeugnis für das Urteil vom 28. September 1903 angingen wurde (§ 706 ZPO.), der schließlichigen Prüfung der Voraussetzungen der Rechtskraft entbeh; und ferner gewährte es den Taten, auf Grund dessen gegebenenfalls die Festsetzung der zu ersättenden Kosten der Berufungsinstanz erwirkt werden konnte (§ 104 ZPO.). Gegenstand der Vollstreckung aber ist im vorliegenden Falle, da ein Kostenfestsetzungsbeschluss nach Inhalt der erstinstanzlichen Urteilsformel nicht in Betracht kommt, lediglich das Urteil vom 28. September 1903. In den Schluß der mündlichen Verhandlung, auf die dieses Urteil ergangen ist (§ 278 ZPO.), fällt demnach der entscheidende Zeitpunkt im Sinne des § 767 Abs. 2 a. a. D., und es kann somit, da der behauptete Vergleichsabschluss der späteren Zeit angehört, die aus § 767 a. a. D. hergeleitete Klage der Revision als begründet nicht anerkannt werden. R. v. B., II. v. 22. März 07, 280/06 VII. — Geln.

11. § 287 ZPO. Bedeutung des freien Ermessens des Instanzrichters.)

Die Möglichkeit der von der Klägerin II. geforderten Rente ist vom Berufungsgerichte auf Grund des § 287 ZPO. vorgenommen. Die Urteilsgründe bemerken dazu, von der Erhebung der von der Klägerin angebotenen Beweise könne abgesehen werden, weil nach § 287 ausschließlich dem Ermessen des Gerichts anheimgestellt werde, über die Höhe des Schadens eine Beweisnahme anzuordnen oder ohne solche den Schaden als dargetan anzunehmen. Die Revision rügt, daß in dieser Ausführung eine irrige Auslegung des § 287 hervorzuheben und daß die von ihr in den Schriftsätzen vom 10. und 16. November 1905 angebotenen Beweise zu Unrecht nicht berücksichtigt seien. Diese Behauptung könnte begründet sein, wenn der Berufungsrichter in der Tat seine Schätzung ohne Rücksicht auf die von der Klägerin behaupteten und unter Beweis gestellten Tatsachen vorgenommen hätte. Denn in der Rechtsprechung des RG. ist anerkannt, daß das durch § 287 dem Richter

übertragene Erweisen ihn nicht berechtigt, bestimmte, die Schätzung bedingende Tatsachen ohne Beweisaufnahme bestritten zu scheitern (vgl. *Grundrechts-Zeit.* 33, 421; *JZ.* 95 S. 7 Nr. 15), und daß er etwaige Beweisenträge würdigen und ihrer Ablehnung begründen muß (*RG.* 40, 424). Aber im vorliegenden Falle ist erkennbar, daß der Berufungsrichter von diesen Rechtsgrundsätzen, trotz der etwas mißverständlichen Fassung des angefochtenen Urteils, nicht abgewichen ist. Beirrägt war von der Klägerin die Vernehmung zweier Akte als Sachverständiger und zweier in Rüdich wohnender Hausinnen über die Höhe des früheren Arbeitsverdienstes der Klägerin. Nun lagen dem Gericht bereits verschiedene ärztliche Gutachten über den Gesundheitszustand der Klägerin vor, auch eigene Angaben der Klägerin über deren Arbeitsverdienst vor dem Unfall und sonstige Beflege über dessen Höhe. Auf dieser Grundlage hatte das LG. die Rente als geschätzt und das Berufungsgericht hat diese Würdigung des vorliegenden Beweisergebnisses gestützt. Von diesem Standpunkt aus hat es die beantragte Beweiserteilung über dieselben Tatsachen unter Berufung auf § 287 ablehnen können. Die Revision der Klägerin mußte hiernach zurückgewiesen werden. U. v. R.-P.-G., U. v. 27. März 07, 319/06 VI. — Colmar.

12. § 313 Ziff. 3 ZPO. Mangelhafter Tatbestand? Sind von dem Urteil I. Instanz in Bezug genommene Schriftsätze Teil der Verurteilungsverhandlung, wenn das OLG. jenen Tatbestand angiebt?

Der Beklagte rügt, daß der Tatbestand des Urteils den gesetzlichen Vorschriften nicht entspreche, und daß die Verteidigung der Beklagten: der mit dem Kläger geschlossene Pachtvertrag werde wegen Kglglt desselben als nicht angefochten, auch sei dem Kläger wegen Nichtzahlung zweier Mietzettel und unentschuldigter Ausbreitung des Pachtobjekts der Pachtvertrag gekündigt, in den Gründen gänzlich übergangen sei. Der Tatbestand des Berufungsurteils, der neben einem eigenen Darstellung des Sachverhältnisses auch den Tatbestand des Urteils I. Instanz in Bezug nimmt, welcher seinerseits außer einer umfangreichen Sachdarstellung noch sämtliche Schriftsätze I. Instanz in Bezug nimmt, kann daher als eine gebräugte Darstellung des Sach- und Streitstandes (§ 313 Ziff. 3 ZPO.) laun angesehen werden. Zu einer Aufhebung des Urteils muß aber ein solcher Mangel nur dann führen, wenn dadurch Unrecht entsteht, was tatsächlich in der Berufungseinstanz geltend gemacht ist. Im vorliegenden Falle könnte nun auch ein solcher Vorfall, wie von der Revision gefordert ist, in der Richtung erhoben werden, ob auch die sämtlichen Schriftsätze I. Instanz zur Rechtsfertigung der Berufungsenträge wieder vorgelegt sind. Eine eingehende Prüfung des Berufungsurteils und insbesondere des ganzen Aufbaues des Tatbestandes ergibt jedoch, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Der Tatbestand entspricht nämlich zunächst, allerdings völlig überflüssig und, wie gerade der vorliegende Fall wieder zeigt, leicht irreführend, eine Darstellung des Prozeßverlaufs in I. Instanz, und hierbei wird zur Ergänzung auf den Tatbestand des ersten Urteils verwiesen. Nachdem erst wird zur Berufungseinstanz übergegangen, werden jetzt die dort neu gestellten Anträge mitgeteilt und wird danach ausgeführt, was zur Begründung dieser Anträge in der Berufungseinstanz vorgebracht ist. Da hierbei nun ausdrücklich hervorgehoben ist, welche Teile der Ver-

handlungen I. Instanz vorgelegt sind, so kann danach nur angenommen werden, daß die nicht besonders angegebenen Schriftsätze I. Instanz nicht vorgelegt sind. Dadurch erledigt sich dann auch ohne weiteres der Angriff, daß die in den Schriftsätzen I. Instanz behauptete Ansicht des Beklagten wegen Kglglt und behauptete Räumigung in den Gründen des Berufungsurteils völlig übergangen seien. Waren die Schriftsätze nicht vorgelegt, so hatte das Berufungsgericht auch nicht darauf einzugehen, und diese Tatsache des Nichtaufeinbringens, die andererseits laun erklärlich wäre, bekräftigt die auch aus dem Tatbestande, wie gezeigt, sich ergebende Annahme, daß diese Kglglt und Räumigung in der Berufungseinstanz gar nicht mehr geltend gemacht sind. Allerdings ist die angeklagte Nichtteilglt des Beklagten wegen Kglglt auch in dem Tatbestande des Berufungsgerichts erwähnt; aber lediglich in dem über den Prozeßgang in I. Instanz referierenden Teile des Tatbestandes und daher für die Berufungseinstellung ohne Bedeutung. U. v. R., U. v. 26. März 07, 309/06 III. — Colmar.

13. § 549 ZPO. ver. mit §§ 1, 2 der Kaiserlichen Verordnung vom 28. September 1879. Das französische Recht ist im Bezirke des OLG. zu Frankfurt a. M. revivibel.

Richtig ist, daß die Revision nach § 549 ZPO. in Verbindung mit §§ 1, 2 der Kaiserlichen Verordnung vom 28. September 1879 auf die Verletzung des französischen Rechts gerügt werden kann. Denn wenn auch vor dem 1. Oktober 1901 im Bezirke des OLG. Frankfurt a. M. das französische Recht keine Geltung erlangt hatte, so hat sich dies doch am genannten Tage geändert. Von diesem Zeitpunkte an sind nämlich durch das Preussische Gesetz vom 22. Mai 1901 betr. die Abänderung von Amtsgerichten bezogen die Bürgermeisterei Friedenhagen und der rechts der Sieg gelegene Teil der Bürgermeisterei Wissen (beide zum Kreis Altenkirchen im Regierungsbezirk Coblenz der preussischen Rheinprovinz gehörig), welche nach der preussischen Verordnung vom 7. Juli 1879 betr. die Bildung der Amtsgerichtsbezirke zu dem Bezirke des AG. Baldbroel (AG. Bonn, OLG. Köln) gehört hatten, dem AG. Wissen (AG. Neuwied, OLG. Frankfurt a. M.) zugeteilt worden. Die Bürgermeisterei Friedenhagen und der fragliche rechts der Sieg gelegene Teil der Bürgermeisterei Wissen bilden aber einen Bestandteil des französischen Rechtsgebietes (vgl. die Begr. zum Entw. jenes Gesetzes in Sammlung sämtlicher Drucks. des Herrenhauses aus der Session 1901 Nr. 20 S. 5/6 und Döckel-Sayn Revisitarte des Oberlandesgerichtsbezirks Frankfurt a. M. S. 78/79). Es ist daher seit 1. Oktober 1901 das französische Recht als in einem Teile des Oberlandesgerichtsbezirks Frankfurt a. M. geltend für Rechtsfertigkeiten aus diesem Bezirke als revivibel zu erachten (vgl. hinsichtlich der Revivibilität des RR. im Bezirke des OLG. zu Köln seit 1. April 1881 Reichsgerichtsurteil vom 4. Oktober 1889 Rep. II. 170/89 in ZfM. 89 S. 432 Ziff. 10). Der Umstand, daß seit 1. Januar 1900 das BGB. gilt, ändert an diesem Ergebnis um so weniger etwas, als durch Art. 89 Nr. 2 PreußBGB. vom 20. September 1899 einzelne Vorschriften des Rheinischen BGB. auch für die Zukunft aufrecht erhalten worden sind. — U. v. R. v. 5. April 07, 363/06 III. — Frankfurt.

14. § 567 Abs. 1 ZPO. Zulässigkeit der Befristung über Weigerung eines Vorstehenden, Termin zur Verhandlung

in einer angeblich durch Prozeßvergleich erledigten Prozeßsache anzubrauchen und über den die locutierte Verhandlung ablehnenden Gerichtsbeschlüsse; endgültige Erledigung eines Prozeßverfahrens nur durch einen formell und materiell gültigen Prozeßvergleich.]

Der Kläger als Eigentümer eines unmittelbar an das Bahnhofsgrundstück der Beklagten in Schneidungen — Kleinbahn H. Sch. R. — anliegenden Grundstücks hatte im Jahre 1898 auf Grund der Behauptung, daß seinem Grundstück durch die Lokomotiven der Beklagten bei ihrem Aufenthalt in dem am Bahnhof befindlichen Lokomotivschuppen sowie bei der Wasserentnahme aus zwei daselbst vorhandenen Brunnen und bei der Aufnahme des Kohlen aus dem dortigen Kohlenplatz übermäßiger Rauch zugeführt werde, auf Unterlassung dieser Zuführung und auf Schadenersatz geklagt. In der Berufungssitzung kam am 2. März 1900 ein gerichtlicher Vergleich zwischen den Parteien zustande, insofern dessen die Beklagte abgesehen von zu zahlenden Entschädigungen sich verpflichtete, den Lokomotivschuppen und die beiden Brunnen zu besichtigen, aus den bisher benutzten Kohlenplatz als solchen vom 1. Mai 1900 ab nicht mehr zu benutzen, wogegen Kläger auf seine weiteren erhobenen Ansprüche verzichtete. Nachdem wegen der Ausführung dieses Vergleichs Mißverständnisse zwischen den Parteien, die in den Jahren 1902 und 1906 zur Stellung von Zwangsverfügungen antrags führten, entstanden waren, lud anfangs Januar 1907 die Beklagte, indem sie behauptete, der abgeschlossene Vergleich sei nach § 5 des Kleinbahngesetzes vom 19. August 1895 ungültig, den Kläger von neuem zur Verhandlung vor das Berufungsgericht. Letzteres lehnte jedoch durch den angefochtenen Beschluß die weitere Verhandlung der Sache ab, weil der zitierte § 5 sich nur auf dingliche Belastungen der Bahngrundstücke beziehe, die in dem Vergleich vom 2. März 1900 übernommenen Verpflichtungen aber persönlicher Natur seien. Aus demselben Grunde lehnte der Vorsitzende des Berufungsgerichts, als die Beklagte demnach eine nochmalige Ladung an den Kläger ergreifen lassen wollte, durch die oben bezeichnete, ebenfalls angefochtene Verfügung eine Terminbestimmung ab. Gegen beide Entscheidungen hat die Beklagte Beschwerde mit dem Antrage eingelegt, unter Aufhebung der Entscheidungen neuen Termin zur Verhandlung der Hauptsache anzubrauchen und nach Verhandlung über die gestellten Sachanträge zu erkennen. Der Beschwerde konnte der Erfolg nicht versagt werden. Anlangend zunächst die Zulässigkeit der Beschwerde, so unterliegt diese jedenfalls insofern keinem Bedenken, als sie sich gegen die Weigerung des Vorsitzenden, Termin anzubrauchen, richtet. Denn insofern liegen hinsichtlich der Voraussetzungen des § 567 Abs. 1 ZPO. vor. Dasselbe muß aber auch hinsichtlich der Anfechtung des die weitere Verhandlung ablehnenden Gerichtsbeschlusses gelten. Er ist allerdings auf Grund einer mündlichen Verhandlung erlassen; aber er erfordert eine solche nach seinem Inhalt nicht. Denn der letztere geht eben dahin, daß ein zu verhandelnder Streitstoff nicht vorliege, mithin für eine mündliche Verhandlung kein Raum sei. Nicht minder ist die weitere Voraussetzung, daß ein das Verfahren betreffendes Geschäft zurückgewiesen wird, gegeben; verlangt war, daß über den erhobenen Ungültigkeitsentwurf und gegebenenfalls über die Sache selbst in den Formen des ordentlichen mündlichen Verfahrens, also durch Urteil, entschieden werde, und diesem

Gesuche ist insofern nicht entsprochen, als das Gericht die Entscheidung in Beschlußform erlassen hat. (Vgl. den Beschluß des VI. ZS. des RG. vom 20. März 1897; RG. 39, 392.) In der Sache selbst handelt es sich darum, ob ein anhängiger Rechtsstreit durch einen ihn erledigenden Prozeßvergleich in dem Sinne beendet wird, daß eine Fortsetzung des Verfahrens selbst zum Zweck der Erörterung, ob der abgeschlossene Vergleich gültig ist, nicht statthafter, etwaige Streitigkeiten hierüber vielmehr in einem besonderen Rechtsstreit zum Austrage gebracht werden müssen. Der IV. ZS. des RG. hat in dem Beschlusse vom 3. Juli 1905, Gruchot-Beitr. 50, 426, die Frage für einen Fall verneint, in dem Richtigkeit des Vergleichs geltend gemacht war und demnach gerichtsfällig auch ausgesprochen wurde. Dagegen wird in dem Beschlusse des II. ZS. des RG. vom 12. Juni 1905, Gruchot-Beitr. a. a. O. 428, unter Bezugnahme auf einen Beschluß des II. ZS. vom 14. Juni 1895, abgedruckt in ZfV. S. 359 Ziff. 4, ausgeführt, nach Abschluß eines Vergleichs sei eine Fortsetzung des dadurch erledigten Rechtsstreits jedenfalls dann unstatthaft, wenn zur Begründung des Fortsetzungsverlangens die illiquide Behauptung aufgestellt werde, daß der Vergleich wegen Betrugs oder Irrtums ungültig sei. Der andere Fall, daß die Richtigkeit des Vergleichs von Anfang an steht, ist dabei ausdrücklich unentschieden gelassen. In der vorliegenden Sache gründet sich die Behauptung der Ungültigkeit des Vergleichs ausschließlich auf einen rechtlichen Gesichtspunkt. Ein weiteres, nach seiner Ausdehnung ungenüßes Verfahren wird daher durch den erhobenen Ungültigkeitsentwurf, da es sich bei ihm um die Entscheidung einer reinen Vorklaustungsfrage handelt, nicht veranlaßt. Es liegen sonach gegenwärtig die Voraussetzungen vor, unter denen auch der I. Senat eine Fortsetzung des Verfahrens zum Zweck der Entscheidung über die Gültigkeit des Vergleichs nicht für ausgeschlossen erachtet. Bei dieser Sachlage bedarf es für den jetzt beschließenden Senat nicht der Einholung einer Entscheidung der VerZS., wenn er sich der Ansicht des IV. Senats anschließen will. Auch der vorerwähnte Beschluß des II. Senats vom 14. Juni 1895 macht für diesen Fall die Anrufung des Plenums nicht erforderlich. Er spricht in seinem entscheidenden Teile lediglich aus, daß für ein nach Abschluß eines Prozeßvergleichs fortgesetztes Verfahren der Anwalt keinenfalls Gebühren liquidieren dürfe, da nach § 29 RKVerO. die einmalige Inanspruchnahme die gesamte Tätigkeit in der Instanz abgibt. Für diese Entscheidung kam es darauf, ob die Fortsetzung des Verfahrens gesetzlich zulässig ist, nicht weiter an. Das enthielt den Beschluß des VI. Senats vom 20. März 1897, RG. 39, 392, betrifft, so spricht er nur aus, daß, wenn das Gericht die Fortsetzung des Verfahrens infolge des abgeschlossenen Vergleichs für unstatthaft erachtet, die Entscheidung hierüber durch Urteil, nicht durch Beschluß zu treffen ist. Zur Erörterung der Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen die Fortsetzung des Verfahrens zulässig oder nicht zulässig ist, gab der damalige Fall keinen Anlaß. In der Sache selbst trägt der jetzt beschließende Senat kein Bedenken, der Ansicht des IV. Senats auf Grund der Erwägung beizutreten, daß nur einem formell und materiell gültigen Prozeßvergleich die Fähigkeit zukommen kann, einen anhängigen Rechtsstreit endgültig zu erledigen. Darnach hat im vor-

liegenden Fälle das Berufungsgericht sich der in Urteilsform zu erlassenden Sachentscheidung darüber, ob der Vergleich vom 2. März 1906 gültig ist, zu Unrecht entzogen. Der die Entscheidung ablehnende Bescheid war daher aufzuheben. Dasselbe hatte in Bezug auf die die Terminbestimmung verweigernde Verfügung des Vorsitzenden zu geschehen, da die Fortsetzung des Verfahrens Parteibetrieb voraussetzt. Die Beklagte hat daher von neuem zu laden und für die Ladung abermals Terminbestimmung zu erwirken. *kl. v. C. R., Beschl. v. 3. April 07, B 54/07.* — *Frankfurt.*

Geschäftsverfallsgesetz.

15. § 202 Abs. 2 unter Ziff. 5 GVB. in Verb. mit den §§ 223 Abs. 2 und 554 Abs. 1 und 2 ZPO. Begriff der Wechselkasse als Firmenkasse, Kauf der Revisionseingekündigungsfrist in den Firmen.]

Die Revision ist an sich statthaft, auch in der geschlossenen Form und Form eingelegt. Sie ist aber nicht in der geschlossenen Form begründet. Die Klagen sind im Wechselprozeß, aus Wechseln im Sinne der ZPO. von dem legitimierten Wechselinhaber, der sie im Regreßwege eingeleitet hat, gegen den Beklagten als Kasse erhoben, der die Wechsel unfertig gemacht oder doch, da sie von seinem Sohn mit seiner Ermächtigung gemacht sind, als durch ihn selbst gemacht gelten lassen muß. Der Anspruch geht auf die Wechselsumme und die Wechselanlagen. Danach sind in allen drei Klagen Wechselansprüche erhoben und bei allen handelte es sich deshalb um Wechselkassen und um Firmenkassen im Sinne des § 202 Abs. 2 unter Ziff. 5 GVB. Daß der Begriff der Wechselkasse durch die Natur des Wechselanspruchs, nicht durch die Form des Prozesses, in der er verfolgt wird, gegeben wird, hat das RG. bereits in seinem demnach mit dem Abdruck gelangenden Beschlusse vom 10. Oktober 1906 in Sachen B. wider S. u. Co. I 386/06 ausgesprochen und begründet. Darum kann der Revisionskläger sich nicht darauf berufen, daß das Berufungsgericht auf Urteile erlassen ist, die teils im Sachverfahren, teils im ordentlichen Verfahren nach Abhandlung vom Wechselprozeß ergangen sind. Noch weniger kommt darauf etwas an, was seitens der Revision an zweiter Stelle geltend gemacht ist, daß der Berufungsrichter die Haftung des Beklagten aus den Wechseln für die vollen Wechselsummen nicht bloß auf die Zeichnung der Wechsel durch den Beklagten, sondern darauf stützt, daß der Beklagte als Verkäufer der Wechsel und daraus haftet, daß er die Verfallung der Beträge, mit denen er die Wechsel gemacht hat, durch die gegen die kaufmännische Übung verstoßende Art der Ausfüllung der Wechselformulare ohne Durchzeichnung des leer gelassenen Raumes ein Kontext der Wechsel statthaft gemacht hat. Dadurch wird daran nichts geändert, daß der Anspruch als Wechselanspruch erhoben ist. Als solcher ist er auch zuerkannt; der Beklagte ist aus seiner ersten Wechselhaftigkeit als Verkäufer aus den Wechseln, trotz der Verfallung der Wechselsumme, für wechsellähmlich haftbar erklärt. Ergibt danach eine Wechselkasse und deshalb eine Firmenkasse vor, so mußte die rechtzeitig eingelegte Revision gemäß § 554 Abs. 1 und 2 ZPO. (n. F.) und § 223 Abs. 2 ZPO. innerhalb der Frist von einem Monat nach Ablauf der Revisionsfrist, d. h. bis zum 19. August 1906, begründet werden. Die Revisionsbegründung ist aber erst am

15. September 1906 eingegangen, also verspätet, die Revision deshalb nach § 554 Abs. 1 ZPO. als unzulässig zu verwerfen. *U. v. C. R., U. v. 27. März 07, 393/06 I. — Karlsruhe.*

Handelsgesetzbuch.

16. §§ 3, 14, 15, 131, 343, 344, 350 HGB. verb. mit § 62 ZPO. Wer ist die Prozeßpartei, wenn die ursprünglich klagende Handelsgesellschaft aufgelöst wird und einer der Gesellschaften nach Aufheben des anderen das Geschäft unter der bisherigen Firma weiterführt. Bedeutung der nicht geschlossenen Lösung einer Firma im Handelsregister gegenüber der Aufgabe des Gewerbes.]

In der Klagefrist, der Berufungsfrist und der Revisionsfrist, wie in den Urteilen der Vorinstanzen ist als Klagepartei die Firma L. & Co. aufgeführt. Diese hat Revision eingelegt und in der mündlichen Verhandlung erklärte ihr Vertreter unter Überwindung eines beglaubigten Handelsregistrauszugs, daß zur Zeit der Klageerhebung Inhaber jener Firma die aus L. und T. bestehende offene Handelsgesellschaft gewesen sei, daß aber laut Eintrags vom 1. März 1904 die Gesellschaft durch Aufheben des L. aufgelöst worden sei und T. seitdem das Geschäft unter der bisherigen Firma weiterführe, daß nämlich als Klagepartei nunmehr T. und T. anzusehen seien, in deren Vertretung er den in der Revisionsbegründung angeführigen Antrag stelle, das Berufungsurteil, soweit dadurch die Berufung gegen über dem Beklagten R. zurückzuweisen werden, aufzuheben und in Abänderung des landgerichtlichen Urteils dem genannten Beklagten gegenüber nach dem Klageantrag zu erkennen. Beklagter erklärte, daß er es der Entscheidung des Gerichts anheimstellte, wer nach den geschilderten Vorgängen jetzt als Klagepartei anzusehen sei. Durch die Klage war der Beklagte infolge einer mündlichen Beteiligungsfrist in Anspruch genommen, bei deren Abgabe er zwar sein Brauerei- und Schankwirtschaftsgewerbe schon aufgegeben und bei der Gemeindebehörde abgemeldet hatte, sein Eintrag im Handelsregister aber noch nicht gelöscht war. Das OLG. hatte die Klage abgewiesen, das RG. hob auf und verwies zurück: 1. Durch die nach Verkündigung des landgerichtlichen Urteils, aber noch vor Einlegung der Berufung vorgenommene Auflösung der offenen Handelsgesellschaft infolge Aufhebens des L. wurde hieran nur soviel geändert, daß an die Stelle der Handelsgesellschaft die bisherigen Gesellschaften als Einzelpersonen traten und zwar, da die Änderung auf Seiten der Klagepartei eintrat, als notwendige Streitgenossen (vgl. das Urteil des erkennenden Senats in RG. 64, 77 ff.). Da der Kläger T. für das von ihm nun allein betriebene Geschäft jene Firma weiterführte, er also alleiniger Inhaber der Firma war, so hat auch er allein unter der Firma L. & Co. Berufung eingelegt, wenn auch gemäß § 62 ZPO. mit Rücksicht für den Beklagten L. Kläger T. hat unter Hinweis darauf, daß L. aus der Handelsgesellschaft ausgeschlossen und nun jeder Vertretung und Verpflichtung dieser gegenüber ledig geworden sei, so daß er ein Interesse am Ausgang des Prozesses nicht mehr habe, den L. über verschiedene zur Begründung des Klageanspruchs geltend gemachte Behauptungen als Zeugen benannt; Beklagter hat unter Vorbringung des Auszuges des 2. dieses Vorbringens im übrigen bestritten und dargelegt, daß der Zeuge, insbesondere mit Rücksicht auf sein erhebliches Interesse am Ausgang des Rechtsstreits, nicht glaubwürdig sei; seine Zusage

keit, überhaupt als Zeuge abgehört zu werden, hatte er aber nicht bestritten. Dieses Verhalten der Parteien im Prozesse hätte das Berufungsgericht ebenso wenig unberücksichtigt lassen dürfen, wie das Aufschreiben des L. aus der Handelsgesellschaft überhaupt. Aus dem geschilderten Verhalten der Parteien ergibt sich, daß der Kläger L. in der Berufungssinstanz alle die Rechte, die ihm und L. bei zur Auflösung der Gesellschaft gemeinsam gegen den Beklagten zustanden, nimmte allein, zugleich als Rechtsnachfolger seines früheren Gesellschafters das geltend machen wollten und daß Beklagter hiermit also mit dem Aufschreiben des L. aus dem Rechtsstreit einverstanden war. Bei dieser Sachlage ist im Gange des Berufungsurteils mit Recht bloß L. & Co., also L. als alleiniger Inhaber der Firma, als Klagepartei aufgeführt, nicht auch der im Laufe des Prozesses aus dem Rechtsstreit ausgeschlossene L. Aus ihr ergibt sich ferner, daß gegen dieses Urteil ebenfalls nur L. in jener Eigenschaft Revision eingelegt hat, und daraus folgt, daß L. in der Revisionsinstanz als Partei nicht zugelassen werden kann. Die dem Beklagten R. gegenüber eingelegte Revision war für begründet zu erachten. II. Das Berufungsgericht übersieht die Vorschrift im § 15 HGB., die bezüglich der Wirkung der Eintragungen im Handelsregister und der Bekanntmachungen oder deren Unterlassung Dritten gegenüber eine Verzögerung der Grundrechte entfaltet, die das bis zum 1. Januar 1900 in Geltung getretene HGB. für bestimmte einzelne Fälle aufgestellt hatte. Wenn auch die Kaufmannseigenchaft stets mit der vollständigen Aufgabe des Gewerbebetriebs erlischt, gleichviel ob eine Auflösung der Firma im Handelsregister erfolgt ist oder nicht, der Beklagte daher zur kritischen Zeit, wenn er damals ein Gewerbe nicht betrieben haben sollte, ein Kaufmann tatsächlich nicht war, so hatte er doch, da er die Firma nicht hatte löschen lassen, als solcher zu gelten. „Wer im Rechtsverkehr als Kaufmann auftritt, gilt als Kaufmann.“ (Ettab, Kommentar zum HGB. 8. Aufl. § 1 Absatz zu Ann. 1.) Die Aufgabe eines unter einer im Handelsregister eingetragenen Firma betriebenen Gewerbes und die Einstellung jeder gewerblichen Tätigkeit ist eine in das Handelsregister einzutragende Tatsache (HGB. § 31, Abs. 2); ist diese Tatsache nicht eingetragen worden, so kann sie einem Dritten nicht entgegengesetzt werden, es sei denn, daß sie diesem bekannt war (HGB. § 15 Abs. 1). Diesem gegenüber gilt er nach wie vor als Kaufmann und zwar als Vollkaufmann (Ettab I. c. zu § 1 Ann. 3, 4, zu § 15 Ann. 9, 10). Der Beklagte kann sich daher auf das Erlöschen seiner Kaufmannseigenchaft dem Kläger gegenüber nur dann berufen, wenn diese Tatsache ihm bekannt war; letzteres zu behaupten und zu beweisen, ist seine, des Beklagten, Sache. Eine solche Behauptung hat er nicht aufgestellt; er hat daher dem Kläger gegenüber als Kaufmann zu gelten und ihm gegenüber müssen auch seine Bürgschaftserklärungen im Zweifel als zu einem von ihm betriebenen Handelsgewerbe geordnet gelten (HGB. § 344 Abs. 1), sind daher als Handelsgeheimnisse anzusehen (HGB. § 343 Abs. 1). Jegende ein Zweifel daran, daß die Bürgschaft im Betrieb des Handelsgewerbes erklärt worden, lag für den Kläger nicht vor. Die Mitteilung dieser Bürgschaftserklärungen bedurfte daher nicht der Schriftform (HGB. § 350). T. c. R. II. v. 27 März 07, 45/06 VI. — Hamm.

17. § 142 HGB. in Verb. mit Art. 170 EGBGB. Die in § 142 ausgesprochene Folge der Konkursöffnung bezieht sich auch auf Gesellschaften des älteren Rechts.]

Der Kläger hält sich zur Übernahme des mit seinem Bruder, dem Beklagten, betriebenen Geschäftes auf Grund der Vorschrift des § 142 Abs. 2 HGB. für berechtigt, nach welcher bei einer aus zwei Gesellschaftern bestehenden offenen Handelsgesellschaft, wenn über das Vermögen des einen der Konkurs eröffnet wird, der andere bezeugt ist, das Geschäft ohne Liquidation mit Aktiven und Passiven zu übernehmen. Das OLG. erachtet jedoch die Vorschrift des § 142 im vorliegenden Falle nicht für anwendbar, weil die offene Handelsgesellschaft, die am 4. Januar 1897 gegründet und im Februar 1898 in das Handelsregister eingetragen worden ist, nach Art. 170 EGBGB. nach altem Rechte zu beurteilen sei, soweit es sich um das interne Verhältnis der Gesellschaft, nämlich um die Rechte und Pflichten der Gesellschafter gegeneinander, handle. Der § 142 HGB. vom 10. Mai 1897 ergle aber gerade dieses interne Verhältnis für den Fall des Aufschreibens eines Gesellschafters. Das OLG. befindet sich mit dieser Auffassung, wonach § 142 HGB., weil das interne Verhältnis der Gesellschaften regelt, auf vor dem 1. Januar 1900 geschlossene Gesellschaften keine Anwendung finde, in Übereinstimmung mit den Kommentaren zum HGB. (vgl. jedoch Habicht: Die Einwirkung des BGB. auf zuvor entstandene Rechtsverhältnisse, III. Aufl. § 33, S. 314, Fußnote 2), trotzdem auch der von dem OLG. aufgestellte Rechtsatz, die in § 142 Abs. 2 HGB. ausgesprochene Rechtsfolge der Konkursöffnung finde auf Gesellschaften des älteren Rechts keine Anwendung, unrichtig ist. Die Bestimmung, wonach bei Auflösung einer nur aus zwei Gesellschaftern bestehenden offenen Handelsgesellschaft durch den Konkurs des einen Gesellschafters der andere zur Übernahme des Geschäftes ohne Liquidation mit Aktiven und Passiven berechtigt erklärt wird, ist nicht nur eine handelsrechtliche; sie ist zugleich eine Bestimmung des materiellen Konkursrechts. Sie ist eine an den Konkurs des einen Gesellschafters geknüpfte Rechtsfolge, welche ebenso gut im materiellen Teil des ersten Buches der AO. im Anschluß an § 26 AO. hätte geregelt werden können. Sie wirkt nicht nur im Verhältnis der Gesellschafter untereinander; sie ist auch gegenüber den Gläubigern des in Konkurs geratenen Gesellschafters und gegenüber dem Konkursverwalter wirksam. Die Tatsachen, an welche das Gesetz die in § 142 Abs. 2 normierte Berechtigung des Gesellschafters anknüpft, sind unter der Herrschaft des neuen Rechts eingetretten, welches damit einen praktisch bedeutsamen rechts- und wirtschaftspolitischen Gedanken verwirklichte. Bei Liquidation eines Geschäftes, bei Veräußerung desselben oder seiner Bestandteile im Wege des Vollstreckungsverfahrens treten erfahrungsgemäß unternehmlich schwere wirtschaftliche Schädigungen und Verluste ein. Diesen sowohl im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse, als auch im Interesse der Beteiligten belagerten Folgen wird durch die erwähnte Bestimmung in geeigneten Fällen vorgebeugt, indem für die Erhaltung des Geschäftes und seine Weiterführung durch den zunächst Beteiligten eine gesetzliche Grundlage geschaffen wird. Darum der Gesetzgeber diese Vorschrift auf die nach dem 1. Januar 1900 entstandenen Gesellschaften hätte

beschränkt sollen, ist nicht einzusehen. Vielmehr muß angenommen werden, daß die im Gesetz an die hinsichtlich des Vermögens des einen Gesellschafters erfolgte Konkursöffnung und an die Auflösung der Gesellschaft geknüpfte Rechtsfolge gleichmäßig allen Gesellschaftern zugute kommt, für welche diese gesetzlichen Voraussetzungen der in § 142 Abs. 2 normierten Berechtigung unter der Herrschaft des neuen Rechts eingetreten sind. Stellt sich hiernach das Klagebegehren, soweit Kläger sein Recht zur Übernahme des Geschäfts der aufgelösten Handelsgesellschaft ohne Liquidation verfolgt, ohne weiteres als berechtigt dar, so ist der weitergehende auf die Fortführung der Firma gerichtete Antrag ohne gesetzmäßige Grundlage. Ein Recht auf Fortführung der Gesellschaftsform gewährt § 142 Abs. 2 HGB. dem zur Geschäftsübernahme berechtigten Gesellschafter nicht. Die Vorschrift des § 24 HGB. wird durch § 142 in keiner Weise berührt. Die Firma Bruder Ringofenzielei Gebr. Widmann enthielt den Namen des Beklagten, er ist in „Gebr. Widmann“ unbegriffen (vgl. Staub, Kommentar zum HGB., VIII. Aufl., § 24, Anm. 3.) Die unveränderte Firma dem offenen Handelsgesellschafter könnte Kläger daher nur mit anderweitiger Einwilligung des Beklagten fortführen (vgl. § 24 Abs. 2 HGB.). Auf die Erteilung dieser Einwilligung hat Kläger keinen Rechtsanspruch. Will aber Kläger die Firma „Bruder Ringofenzielei Gebr. Widmann“ annehmen, wie in der Berufungsbeklage im Contentualantrag in Aussicht gestellt, so bedarf er hierzu nicht der Einwilligung oder der Zustimmung des Beklagten. Es ist deshalb der Beklagte nur dahin zu verurteilen, anzuerkennen, daß das Geschäft der Firma Bruder Ringofenzielei Gebr. Widmann in Brud auf den Kläger mit Aktiven und Passiven übergegangen ist. E. o. C., II. v. 23. März 07, 377/06 I. — Hamm.

Konkursordnung.

18. §§ 26, 43 R.D. verb. mit §§ 346, 455 BGB. Geltendmachung des Eigentumsvorbehalts an Viehstücken im Konkurs, Rückgründe der Anaplast des Kaufpreises.]

Kläger haben unter Vorbehalt des Eigentumsrechts dem Gemeinschuldner Rüge verkauft, die der Verwalter nach der Konkursöffnung veräußert hat. Das OLG. kürzte von den mit der Klage geforderten Verkaufserlös die seinerzeit geleistete Anzahlung; das RG. hob auf. Das Berufungsgericht rechtsfesselt seine Entscheidung damit, daß die Kläger, weil der Konkursverwalter von ihnen nicht Erfüllung begehrt, sondern lediglich ihre Eigentumsansprüche abwehrte, ihre Kaufpreisforderung nur als Konkursforderung geltend machen könnten. An Stelle der Rüge seien die für sie erzielten Werte getreten; wie die Kläger, wenn die Rüge noch vorhanden wären, ihre Aussonderung aus der Konkursmasse nur gegen Rückzahlung des empfangenen Angebots beanspruchen könnten, so müßten sie sich dieses Angebots auch von den Werten in Abzug bringen lassen. Diese Ausführungen würdigen die in Frage kommenden rechtlichen und tatsächlichen Verhältnisse nicht in ausreichender Weise, sie sind auch nicht frei von Rechtsirrümern. Das Berufungsgericht hat festgestellt, daß die Kläger sich bei sämtlichen dem Gemeinschuldner gelieferten Rügen das Eigentum bis zur vollständigen Bezahlung des Kaufpreises vorbehalten haben. Dieser Eigentumsvorbehalt ist im Zweifel nach § 455 BGB. dahin auszulagen, daß die Übertragung des Eigentums unter

der ausschließenden Bedingung vollständiger Zahlung des Kaufpreises erfolgt ist und daß die Verkäufer zum Rücktritt von dem Vertrage berechtigt sind, wenn der Käufer mit der Zahlung in Verzug kommt. Die hiernach den Klägern gegebene Rechtsstellung kommt zunächst in Betracht; sie sind, da der Kaufpreis nicht gezahlt ist, Eigentümer der Rüge geblieben. Wegen ihres ihnen in der Schwerezeit verbliebenen Eigentums hätten sie vom Gemeinschuldner Herausgabe der Rüge fordern können. Denselben Anspruch haben sie auch der Konkursmasse gegenüber — § 43 R.D. — mit der durch die Veräußerung der Rüge eingetretenen Mobilisation, daß sich ihr Anspruch jetzt auf Herausgabe des zur Masse gezogenen Werts derselben richtet. Durch die Bestimmung des § 26 R.D. ist weiter dem Eigentumsvorbehalt seine Wirksamkeit genommen — RG. 66, 241 — noch ist der Betrag dadurch aufgehoben, daß der Konkursverwalter in denselben nicht eingetreten ist — § 17 R.D., RG. 49, 192. Für die Beurteilung ist es nun von erheblicher Bedeutung, ob die Kläger, beim Vertrage stehen bleibend, lediglich das aus dem Eigentumsvorbehalte entspringende Recht auf Rückgabe der Kaufsache geltend machen, oder ob sie wegen Verzuges ihres Schuldners vom Vertrage zurückgetreten sind. Hierüber spricht sich das Berufungsgericht nicht aus, anscheinend von der Annahme ausgehend, daß in beiden Fällen die Anaplast anzuerkennen sei. Das trifft aber nicht zu; der Verkäufer, welcher, von dem Eigentumsvorbehalte Gebrauch machend, die Rückgabe der Sache fordert, hat die ihm in Erfüllung des Kaufvertrages, der bestehen bleibt, geleisteten Anzahlungszahlungen nicht zurückzufordern. Dem Käufer steht nur, wenn der Wert der verkauften Sache zur Zeit der Herausgabe den noch rückständigen Kaufpreis übersteigt, ein Anspruch auf Verzinsung zu, und er kann gegen Angebot des vollen Preises die Kaufsache wieder beanspruchen. — RG. 7, 160; Dernburg, das bürgerliche Recht, Bd. II 2. Abt. S. 17. — Sind dagegen die Kläger vom Vertrage zurückgetreten, so hat zwischen der Masse und ihnen eine Auseinandersetzung gemäß § 346 ff. BGB. stattzufinden, bei welcher einerseits die den Klägern geleistete Anzahlung, andererseits die während der Besitzzeit der Rüge dem Gemeinschuldner bzw. der Konkursmasse aus ihnen gezogenen Rukungen in Betracht kommen und einander gegenüber zu stellen sind. Nach beiden Richtungen hin ist hierüber noch zu verhandeln. E. o. Konkurs R., II. v. 22. März 07, 246/06 VII. — Wismar.

Reichsappellatgericht vom 9. Juni 1871.

19. Betriebsunfall im Sinne des § 1. Verschulden im Sinne von §§ 603, 31, 89 BGB. bei Verkehrshindernissen auf dem Bahnhof. Verteilung des Schadens.]

Die Klägerin kam abends nach 8 Uhr mit einem Personenzug auf dem Zentralbahnhof in W. an; als sie den Wagengabriel, in dem sie gesessen war, verlassen hatte, fiel sie auf dem Bahnsteig alsbald mit der rechten Hüfte gegen ein Hindernis, das an einem in der Bahnhofshalle aufgestellten, auf Rollen beweglichen, zur Benutzung bei Reparaturen an der Glas- und Eisenbahnbefestigung der Halle bestimmten eisernen Vorstöß angebracht war. Sie behauptet, durch den heftigen Stoß erhebliche innere Verletzungen erlitten zu haben, die eine langwierige Behandlung und schließlich eine Operation nötig machten, und deren Schadensfolgen noch nicht abgeschlossen und

nach nicht zu übersehen sein. Für den entstandenen und noch weiter entstehenden Schaden macht für den Beklagten verantwortlich, der ihr aus dem *ReichspostG.*, dem Transportvertrage und aus dem Gesichtspunkte der unerlaubten Handlung nach dem *BGB.* haftet. Ihre Klage ist auf Verurteilung des Beklagten zur Zahlung von 2300 Mark an entstandenen Rückkosten und auf Feststellung seiner Verpflichtung zum Ertrage allen weiteren Schadens gerichtet. Das *LG.* hat den mit der Klage geltend gemachten Anspruch, soweit er sich auf das *ReichspostG.* stützt, dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, im übrigen die Klage abgewiesen. Das *OVG.* hat auf Berufung des Beklagten das erste Urteil dahin eingeschränkt, daß es die Klageansprüche, soweit sie auf das *ReichspostG.* gestützt sind, zur Hälfte dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, im übrigen die Klage abweist. Auch die Anfechtungsberufung der Klägerin wurde zurückgewiesen. Das *RG.* wies die Berufung und Anfechtung mit der Maßgabe zurück, daß die Werte, „soweit sie auf das *ReichspostG.* gestützt sind“, in Bezug auf zu stellen seien: In der Anwendung des § 1 *ReichspostG.* auf den Unfall der Klägerin war dem Berufungsgericht nicht beizukommen. Mit dem Urteil des erkennenden Senats (*RG.* 65, 229) geht das Berufungsgericht davon aus, daß ein Unfall „bei dem Betriebe“ einen ursächlichen Zusammenhang mit diesem, aber auch außerdem einen äußeren, zeitlichen und räumlichen Zusammenhang mit einem konkreten Betriebsvorgange der Eisenbahn erfordert. Der Unfall der Klägerin hat sich nun ereignet auf dem Bahnsteig der Bahnhofshalle, auf welchem die Klägerin nach dem Verlassen des Zuges dem Ausgange zuschritt. Mit dem Einströmen des Eisenbahnzuges führt nun die Verkehrstätigkeit der Eisenbahn, die vorzugsweise die Gesaherquelle des Bahnbetriebes darstellt, auf; inebenen können auch beim Aussteigen gewisse gefährliche Eigentümlichkeiten dieses Betriebes Unfälle erzeugen, die alsdann unter § 1 *ReichspostG.* fallen. Dahin gehört namentlich die durch den Betrieb der Eisenbahn, die baldigt zu erwartende Weiterbewegung des Zuges auf Zwischenstationen gebotene Eile. Unfälle dagegen, die der Passagier nach dem Aussteigen auf dem Bahnsteig erleidet, gebören hierher nicht; wohl können Stürze und Eile eines Reisenden auf dem Wege zum Zuge den ursächlichen Zusammenhang mit dem Eisenbahnbetriebe herstellen, nicht aber das Verlangen, schnell den Zug und das Gebränge des Bahnhofsvorplatzes hinter sich zu lassen, wenn er an Bestimmungsort angelangt ist. Die Klägerin wollte aber nicht etwa umsteigen und nach einem andern, alsbald abfahrenden Zuge sich begeben, sie strebte vielmehr nach Hause; wenn sie hierbei Eile entwickelte, so hat diese mit dem Eisenbahnbetriebe nichts zu tun. (Vgl. außer der vorangeführten Entscheidung des *RG.* die Urteile *St. Ob.* 1, S. 84, 85; 04 S. 484 Nr. 6, S. 486 Nr. 11; *Eger ReichspostG.* 6. Aufl. S. 11, 12, 14, 16, 27, 32.) Das Berufungsgericht nimmt nun an, daß der in die Halle einströmende Zug, mit dem die Klägerin ankam, Verwirrung hatte, und, da er um so eher aus der Bahnhofshalle wieder leer hinausgeschoben werden mußte, für das Aussteigen Eile geboten war, die Klägerin vermögens diese für geboten erachtet habe. Auch damit wäre aber nur die Eile des Aussteigens, nicht die des Weitergehens auf dem Bahnsteig mit dem Eisenbahnbetriebe in ursächliche Verbindung gebracht,

und so erklärt das Berufungsgericht den Vorgang weiter so, daß die Wirkung des eiligen Aussteigens physikalisch auch auf die nächsten Schritte der Klägerin auf dem Bahnsteig sich fortgepflanzt habe, und in dieser Weise der Unfall mit dem Aussteigen in einen Akt zusammenfalle. Allein diese Erklärung des Vorganges ist nicht nur in hohem Grade unwahrscheinlich — des Sinausschleides der entsetzten Züge aus der Halle der großen Entbaltungen pflegt erfahrungsgemäß nicht so eilig zu sein, daß nicht das Aussteigen der Passagiere ganz ruhig sich abwickeln könnte —, sie ist auch in dem Parteivorbringen und in der Beweisaufnahme ohne jede Unterlage und ist daher von der Revision mit Recht als tatbestandswidrig bezeichnet worden. Die Klägerin hat zwar im allgemeinen sich auf die Eile des Aussteigens berufen; darunter kam aber nur die naheliegende, auch vom ersten Richter angenommene und rechtsirrigerweise mit dem Eisenbahnbetriebe in Beziehung gebrachte Eile verstanden werden, mit der der angelaufene Passagier sich bestrbt, den Waggon und den Bahnsteig möglichst rasch zu verlassen und nach Hause oder in das Hotel zu kommen; daß sie an ein drohendes Wiederabfahren des Zuges gedacht habe und deshalb eilends ausgefahren sei, hat die Klägerin selbst nicht geltend gemacht. Ebensovienig aber, daß sie nicht sowohl ausgefahren, als aus dem Waggon heraus- und heruntergesprungen und vermöge der Kraft dieses Sprunges sofort gegen das Hindernis des Gerüstes gestürzt oder gesunken sei. In Wahrheit liegt nichts weiteres vor und konnte nichts weiteres festgestellt werden, als daß die Klägerin mit einer gewissen natürlichen Eilfertigkeit ausgefahren und mit derselben Eilfertigkeit, ohne sich umzubilden, auf dem Bahnsteig dem Ausgange zu weiter gegangen und hier bei den ersten Schritten gegen das Winkelreiß des Gerüstes gestossen ist. Dieser Tatbestand rechtfertigt aber die Anwendung des § 1 *ReichspostG.* nicht. Dagegen war, wiederum im Gegensatz zu den Urteilen der Vorinstanzen, eine Haftung des Beklagten für den Unfall und seine Folgen wegen Verschuldens nach §§ 823, 31, 89 *BGB.* anzuerkennen. Wenn auch in der Aufstellung des Gerüstes überhaupt eine Fahrlässigkeit eines Betreibers des Beklagten nicht zu erkennen ist, so liegt doch die offensbare Tatsache vor, daß das Gerüst für den Menschenverkehr auf dem Bahnsteig ein Hindernis bildete, das, insbesondere bei der auf den Bahnsteigen gewöhnlichen Eile der Passanten, Gefahren für die körperliche Unversehrtheit zu erzeugen geeignet war. Auf ein solches Hindernis mußte das dort verkehrende Publikum in zweckentsprechender Weise aufmerksam gemacht werden, sei es, daß eine Person bei dem Gerüst aufgestellt wurde, die das Publikum anwies, vor dem letzteren sich zu hüten und das Gerüst zu nehmen, sei es, daß an dem Gerüst selbst ein deutlich sichtbares Plakat angebracht wurde, oder sei es, daß das Gerüst durch einen, jedem in die Augen fallenden, von der Umgebung deutlich sich abhebenden, großen Anstrich allgemein kenntlich gemacht wurde. Daß derartige Vorkehrungen immerhin noch eine Möglichkeit für Unfälle übrig lassen und die Gefahr nicht absolut ausschließen, kann nicht, wie das Gericht I. Instanz angenommen hat, die Kaufsalutät ihrer Unterlassung von dem Unfälle ausschließen, wenn die Vorkehrungen nur erfahrungsgemäß geeignet sind, den aus der Gefährlichkeit der Einrichtung drohenden Unfällen im allgemeinen und in der Regel vorzubeugen. Das kann für die bezeichneten

Verletzungen aber nicht in Abrede genommen werden; es ist daher anzunehmen, daß, wenn sie getroffen worden sein würden, der Unfall der Klägerin vermieden worden wäre. Daß eine Haftpflichtigkeit eines bestimmten Betreters des Beklagten seitens der Klägerin bargehen werde, ist nicht erforderlich; die geschehene Einwirkung bestand sich als eine dauernde unter den Augen der Vorhandenpersonen des Beklagten im Hauptbahnhofe in R., am Orte der Verletzung des Beklagten; er mußte von dessen Betreten wahrgenommen werden; war er aber wahrgenommen, so mußte auch Abhilfe gesucht werden. (Rgl. JZB. 04 S. 88 Nr. 5, S. 232 Nr. 2; Rb. 53, 276.) Eine durch Haftpflichtigkeit eines Betreters des Beklagten (§§ 276, 30, 31, 89 BGB.) verursachte Körperverletzung der Klägerin, für die der Beklagte nach § 823 BGB. einstehen muß, ist daher für gegeben zu erachten. Ein mitwirkendes eigenes Verschulden der Klägerin an dem Unfälle ist von dem Berufungsgericht zu Recht angenommen worden. Auch wenn dieses Verschulden nicht der vom Beklagten auf Grund des § 1 Haftpfl. zu vertretenden Betriebsgefahr, sondern dem nach §§ 81, 88 BGB. von ihm gleichfalls zu vertretenden Verschulden seiner Vertreter gegenübertritt, erscheint die vom Berufungsgericht nach Maßgabe des § 254 BGB. vorgenommene Teilung des Schadens je zur Hälfte auf beide Parteien gerechtfertigt. Die erweiterte schuldhaftige Unterlassung von Sicherheitsvorkehrungen seitens des Beklagten und die Unachtsamkeit der Klägerin, die bei Beobachtung der auf dem Bahnhofs eines Bahnhofes stets gebotenen Aufmerksamkeit auf Hindernisse aller Art, die den Passanten sich entgegenstellen können, das Gerüst umgebend hätte wahrnehmen müssen, hielten einander das Gleichgewicht, so daß die getroffene Abwägung zu Klagen war. Bayr. Obergerichtsst. a. R., U. v. 14. März 07, 339/06 VI. — München.

Wettbewerbsgesetz.

20. §§ 1, 6 und 10 des verb. mit § 33 ZPO. (Einzel-ausführungen. Gerichtstand der Widerklage.)

Die Klägerin verlangt Verurteilung des Beklagten wegen unlauteren Wettbewerbs, weil er in Prospekten seine Waren als in Berlin und Düsseldorf prämiert bezeichnet, während er die dort stattgefundenen großen Ausstellungen gar nicht besucht hatte. Die Beklagte erhob Widerklage wegen Verleumdungen der Klägerin. Die Klägerin beantragte, die Widerklage abzuweisen. Sie erhob den Einwand der Unzuständigkeit des angerufenen Gerichts, da das Begehren in der Widerklage bei dem Gericht ihrer Hauptniederlassung geltend zu machen sei, und behauptete, die Widerklage sei mangels der Voraussetzungen des § 33 ZPO. unzulässig. Das O. verurteilte nach der Klage und wies die Widerklage aus § 33 ZPO. als unzulässig ab. Das R. wies die Berufung der Beklagten hinsichtlich der Widerklage mit der Maßgabe zurück, daß die Abweisung wegen Unzuständigkeit des Gerichts erfolge, wies auch hinsichtlich der Klage die Berufung in der Hauptsache zurück. Das R. hob in betreff der Widerklage auf Revision der Beklagten unter Zurückweisung im übrigen auf: I. Die Bestimmung des § 1 und 6 des verb. mit § 33 ZPO. richtet sich gegen den sogenannten Ausstellungsverstoß; es werden gelegentlich neben großen, bedeutenden, in weiten Kreisen bekannten Ausstellungen an hiesigen Orten kleinere Ausstellungen veranstaltet, die ebenfalls Ausdrückungen gewähren; das Gesetz will aber

verhindern, daß solche Ausdrückungen so angesehen werden, als seien sie auf jenen großen Ausstellungen gegeben worden. Ob die Angabe in gutem oder schlechtem Glauben gemacht ist, darauf kommt es für die Verbotssage aus dem bezogenen § 1 Abs. 1 nicht an. Die Beklagte konnte die Namen der Ausstellungen, auf denen sie die Medaillen erhalten hatte, angeben, dann wäre eine andere Auffassung des Publikums ausgeschlossen. II. Zur Widerklage. In derselben wird der Klägerin unlauterer Wettbewerb vorgeworfen. Das Berufungsgericht ist rechtlich bedenklich davon ausgegangen, daß das O. Berlin I teils nach § 2 und 6 des verb. mit § 33 ZPO. an sich örtlich für die Widerklage zuständig war, und von einer Unzuständigkeit im Sinne des § 33 Abs. 2 ZPO. nicht die Rede sein können. Es hat aber mit dem ersten Richter die Anwendbarkeit des § 33 Abs. 1 verneint und zwar mangels rechtlichen Zusammenhanges zwischen dem Klageanspruch und dem Widerklageanspruch bzw. den von der Beklagten gegen die Klage vorgebrachten Verteidigungsmittel. Dieses trifft zweifellos zu für die Angriffe der Widerklage unter a und b sowie auch auf den Antrag unter c, soweit es nicht die Behauptung zum Gegenstande hat, daß die Klägerin durch ihre Erklärung in Nr. 4 der Zahlungsmittel-Rate vom Juli 1905: die Beklagte treibe unlauteren Wettbewerb und handle unanständig, indem sie den reichen Kranz von Auszeichnungen, bestehend in goldenen Medaillen und Ehrenkreuzen usw., auf sogenannten Einlebensstellungen erworben, auf sämtlichen Druck-sachen angebracht habe, — gegen § 6 und 10 des verb. mit § 33 ZPO. Die Beklagte beantragt, bezüglich dessen die Beklagte noch besonders darauf hingewiesen hat, daß in der Erklärung der Klägerin als unabhängig und unlauter die Verletzung der Staatsmedaille 1892 und der goldenen Medaillen Berlin 1886 und Düsseldorf 1902 auf ihrem Prospekt bezeichnet sei, gründet sich auf Verneinung gerade derjenigen Frage, auf deren Bejahung der Klageanspruch gestützt ist, ob die Beklagte mit ihren Rundgebungen bezüglich der ihr angeblich zuteil gewordenen Auszeichnungen gegen das Wettbewerbsgesetz verstoße, wozu für die Widerklage noch der Vorwurf hinzutritt, daß die Beklagte den reichen Kranz von Auszeichnungen . . . auf sogenannten Einlebensstellungen erworben habe. Er steht daher mit dem Klageanspruch in einem rechtlichen Zusammenhang gemäß § 33 Abs. 1 ZPO., wodurch die Zuständigkeit des mit der Klage angerufenen Gerichts auch für ihn begründet ist. In diesem Punkte war jedoch der Revision hinzugeben. R. a. R., U. v. 15. März 07, 307/06 II. — Berlin.

Gesetz betreffend die Gesellschaften m. b. H. vom 20. April 1892/20. Mai 1898.

21. §§ 53, 54, 60, 67 GmbHG. Ein Beschluß, durch welchen eine Gesellschaft m. b. H. bedingt aufgelöst wird, enthält eine Abänderung des Gesellschaftsvertrages und unterliegt der Formvorschrift des § 53 Abs. 2 und der Eintragung in das Handelsregister.

Das O. hat mit Recht den Beschluß der Generalversammlung der beklagten Gesellschaft m. b. H. vom 22. März 1905, auf Grund dessen der Kläger als Gesellschafter die Gesellschaft, daß die beklagte Gesellschaft aufgelöst ist, verlangt, dahin ausgelegt, daß mit demselben die Auflösung der Gesellschaft m. b. H. für den Fall ausgesprochen wurde, daß Verhandlungen, mit

deren Einleitung der Aufsichtsrat gleichzeitig beauftragt wurde, sich prüfen sollten. Die Auflösung wurde hiernach bedingungslos beschlossen. Im übrigen war die Beschlussfassung aber an keinen Vorbehalt geknüpft. Insbesondere ließ sich aus dem Beschluss und den ihm vorausgegangenen Verhandlungen nichts dafür entnehmen, daß im Falle des Eintritts der Bedingung (der Erfolgslosigkeit der Verhandlungen) wieder erst eine neue Generalversammlung über das Vorliegen dieser Eventualität zu beschließen oder erst auf Grund derselben einseitig die Auflösung auszusprechen hätte. Die Gegenseite ergibt der Schlussatz des Beschlusses, daß der Aufsichtsrat „ungetrübt“ nach Eintritt der Bedingung die Liquidation anzumelden hatte und jede weitere Beschlussfassung der Generalversammlung war dadurch überflüssig gemacht, daß sofort die Liquidatoren ernannt wurden, welche mit der dem Aufsichtsrat zur Pflicht gemachten Anmeldung der Liquidation gleichzeitig gemäß § 67 des Gesetzes zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden waren. Die auf diesen Beschluss gestützte Klage ist jedoch abzulehnen, weil im Gegensatz zu den Vorinstanzen angenommen wird, daß er formwichtig ist. Denn der Senat ist in Übereinstimmung mit den Ausführungen des Vertreters der Revisionärin der Ansicht, daß eine bedingte Auflösung der Gesellschaft, wie sie der Beschluss vom 22. März 1905 enthielt, als eine Abänderung des ursprünglichen Gesellschaftsvertrages erscheint und zu seiner Gültigkeit daher der Beobachtung der Formerfordernisse des § 53 Abs. 2 des Gesetzes, (sowie der Eintragung zum Handelsregister (§ 54 Abs. 1 und 3 des Gesetzes)) bedurft hätte. Wenn § 3 Abs. 2 des Gesetzes für die Beschränkung des Unternehmens der Gesellschaft auf eine bestimmte Zeit die Ausnahme in den Gesellschaftsvertrag vorsehreibt, so folgt hieraus unmittelbar, daß, wenn eine solche Beschränkung im ursprünglichen Gesellschaftsvertrag nicht vorgesehen, dagegen durch spätere Beschlussfassung eingeführt wird, dies eine Abänderung des Gesellschaftsvertrages bedeutet. Der § 60 des Gesetzes sieht zwar für den hier unter Ziffer 2 als Auflösungsgrund der Gesellschaft angeführten Beschluss der Gesellschafter keine besondere Form vor. Allein dabei ist der regelmäßige Fall unterstellt, daß sich die Gesellschaft durch den Beschluss ihrer Gesellschafter unmittelbar auflöst, nicht aber der Fall, daß die Gesellschafter beschließen, es habe in einem späteren oder von einem unsicheren Ereignisse abhängigen Zeitpunkt die Auflösung einzutreten. Wie bei einer auf bestimmte Zeitdauer bestimmten Gesellschaft ein Gesellschaftsbeschluss, welcher die Gesellschaft vor Ablauf der im Gesellschaftsvertrage bestimmten Frist auflöst, diesen abändert, so ist auch bei einer auf unbestimmte Zeit eingegangenen Gesellschaft die Einführung einer Bedingung oder Frist für die künftige Auflösung eine Abänderung des ursprünglichen Vertrages. Zwar wird in dem Kommentar von Staub, Ann. 12 zu § 60 die Ansicht vertreten, daß die Auflösung auch bedingt und betagt beschlossen werden kann, und es wird dabei ohne nähere Begründung angenommen, daß ein solcher Beschluss unter § 60 des Gesetzes falle. Richtig ist, daß die Auflösung unter einer Bedingung oder Fristsetzung beschlossen werden kann. Aber ein solcher Beschluss ist seinem Inhalte nach, wie dargelegt, immer eine Abänderung des Gesellschaftsvertrages. Dies nimmt Staub selbst für die offene Handelsgesellschaft an. (Vgl. Staub, Kommentar zum HGB.

VI. und VII. Aufl. § 131 Ann. 5, VIII. Aufl. § 131 Ann. 6 und übereinstimmend Lehmann-Ring § 131 Nr. 2, Goldmann § 131 Nr. 13.) Und diese Annahme ist nicht etwa aus der besonderen rechtlichen Natur der offenen Handelsgesellschaft (im Gegensatz zur Gesellschaft m. b. H. oder der Aktiengesellschaft) begründet, sondern aus dem materiellen Inhalte einer solchen Beschlussfassung. In der hier gebilligten Rechtsauffassung nützt endlich auch das im Urteil durchgeführte Prinzip der Publizität. Das mit der Gesellschaft kontextierende Publikum hat ein gesetzlich anerkanntes Interesse daran, über die durch die Gesellschafter selbst bestimmte Lebensdauer der Gesellschaft unterrichtet zu werden. Deshalb schreiben § 10 Abs. 2, § 12 Abs. 2 die Eintragung und Veröffentlichung der Bestimmungen des Gesellschaftsvertrages über die Zeitdauer der Gesellschaft vor; deshalb ist die Auflösung zum Handelsregister anzumelden und sowohl von dem Registergericht (§ 10 HGB.) als von den Liquidatoren bekannt zu machen (vgl. § 65 Abs. 2 HGB.). Im Falle der Auflösung der Gesellschaft insoweit Kontextverpflichtungen finden die Veröffentlichungen des Handelsgerichts statt. Dem hiernach überall genähertesten Prinzip der Publizität der Dauer oder der Auflösung der Gesellschaft würde es widersprechen, wenn ein Beschluss, der den Fortbestand der Gesellschaft von einem künftigen ungewissen Ereignisse abhängig macht oder einen beliebigen näher oder entfernter gewählten Endpunkt für das Bestehen der Gesellschaft setzt, geheim gehalten und erst mit der tatsächlichen Auflösung der Gesellschaft bekannt würde. Da nach dem Ausgeführten der Gesellschaftsbeschluss vom 22. März 1905, weil eine Abänderung des Gesellschaftsvertrages enthielt, aber nicht den Formerfordernissen einer solchen entsprechend, rechtlich unwirksam ist, mußte die auf diesen Beschluss gestützte Klage abgewiesen werden. D. O. G. e. D., U. v. 6. März 07, 319.06 I. — Hamburg.

II. Preussisches Recht.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1896.

22. Tarifstelle 58. Stempelsteuergesetz bez. einer Urkunde, in der eine Rückzahlungsfrist nicht bestimmt wird.]

Die Klägerin schloß 1904 mit einer Aktiengesellschaft einen Vertrag, in welchem es zunächst heißt, daß diese zur teilweisen Beschaffung der Mittel für den Erwerb und die Bedienung von Grundstücken vierprozentige Teilhaberscheine über eine Anleihe im Gesamtbetrag von 7500 000 Mark ausgeben werde. Der Inhalt der Teilhaberscheine (Verzinsung, Kündigung, Tilgung) wird darauf des näheren festgesetzt, wobei insbesondere bemerkt ist, daß eine Verpfändung der regelmäßigen Tilgung bzw. Totalrückzahlung der Anleihe bis zum Ablauf des 17. Jahres von Beginn der Verzinsung als ausgeschlossen sein, von da ab der Aktiengesellschaft vorbehalten bleiben solle. Dann wird fortgesetzt: Zur Sicherheit für die Anleihe nebst Zinsen, Kosten und Spesen soll zunächst an bereiteter Stelle . . . eine Sicherungshypothek für den Anleihebetrag zugunsten der vier Jahre Zinsen und Kosten mit 8 250 000 Mark zugunsten der Klägerin als Pfandhalterin der Anleihe eingetragen werden. Weiter verpflichtet sich die Klägerin, die gesamten Teilhaberscheine zu einem bestimmten Kurse und innerhalb bestimmter Frist zu übernehmen.

Der Betrag ist mit dem allgemeinen Vertragsstempel von je 1,50 Mark versehen. Außerdem ist der Anschaffungsstempel nach Tarifstelle 4a zum RStempG. vom 14. Juni 1900 mit $\frac{1}{10}$ vom Tausend des Wertes des Gegenstandes erhoben. Der Fiskus hat aber ferner den Schulverschreibungsstempel gemäß Tarifstelle 58 zum PrStempG. vom 31. Juli 1895 erhoben und sind diese Beträge von der Klägerin gezahlt. Diese begehrt im Rechtswege die Rückerstattung, ist aber mit ihrer Klage von den Behörden abgewiesen. Das RG. hob auf und verwirkte: Der Berufungsrichter rechtfertigt seine Annahme, daß der Vertrag stempelspflichtige Schuldverschreibungen im Sinne der Tarifstelle 58 zum Stempelgesetz enthielte, unter Hinweis auf die Urteile des RG. in RG. 25, 64 und 45, 231, sowie bei Gruchot 47, 1138 damit, daß Geschäfte über Geben und Nehmen von Darlehen beurhandelt seien, worauf der Gebrauch des Wortes „Anleihe“ und vor allem die Festsetzung der Rückigungs- und Rückzahlungsbedingungen hinwende, und daß durch solche Verträge, wenn demnach die Darlehensschulda gezahlt werde, die rechtliche Verbindlichkeit zur Rückzahlung begründet werde. Diese Erwägungen setzen sich mit dem Inhalte der Urkunden in Widerspruch und können daher das Revisionsgericht nicht binden. In den dem angezogenen Urteilen (RG. 25, 64 und 45, 231, vgl. auch noch das Urteil des erkennenden Senats vom 3. April 1903 bei Gruchot 47, 1143) zugrunde liegenden Fällen war ein die Gesamtanleihe umfassender Akt, mittels dessen eine Kautionshypothek bestellt wurde, errichtet, und in dem bei Gruchot 47, 1138 behandelten Falle hatte sich die Kredit genäherte Bank zur Darlehen der Gesamtsumme, die den Kredit beanspruchende Stadtgemeinde zur Aufnahme der Anleihe unter den genau bestimmten Bedingungen verpflichtet. Hier durfte angenommen werden, daß nach der Fassung der Urkunden eine Gesamtschuldverschreibung mit der Übernahme der Verpflichtung zur Rückzahlung des Darlehens (nach dessen Empfang) hergestellt und nicht bloß die Ausgabe der Teilschuldverschreibungen geregelt werden sollte. Anders verhält es sich aber im vorliegenden Falle. Gewiß kommt in der Urkunde eine Anleihe, also ein Darlehensgeschäft zum Ausdruck, bei welchem die Klägerin als Gläubigerin, die Aktiengesellschaft als Schuldnerin erscheint. Aber es ist lediglich in der Form eines Abkommens über die Ausgabe und den Erwerb der das Gesamtdarlehen darstellenden Teilschuldverschreibungen geschehen. Nachdem gesagt ist, daß die geldbedürftige Gesellschaft solche Schuldverschreibungen über Anleihen ausgeben würde, ist der Inhalt dieser Obligationen näher gekennzeichnet, wobei selbstverständlich neben der Verzinsung auch die Frage der Rückzahlung richtig werden mußte. Die Klägerin verpflichtete sich zur Abnahme der Papiere unter bestimmten Bedingungen, insbesondere zu einem bestimmten Kurse. Diese Annahmen dienen der Ausführung des Anleihegeschäfts im Wege der Emission von Wertpapieren. Daß daneben noch eine einzeltätige, die Übernahme der Rückzahlungspflicht enthaltende Schuldverschreibung über das Gesamtdarlehen habe geschaffen werden sollen, kann aus den Festsetzungen über die Rückzahlung, Amortisation und Rückerstattung der Anleihe nicht entnommen werden, weil sie ausdrücklich als Inhalt der Teilschuldverschreibungen bezeichnet sind und nichts dafür spricht, daß damit selbständig die Rückzahlungspflicht in Aufhebung der

Gesamtsumme habe beurhandelt werden sollen. Auf die zugrunde liegende Gesamtanleihe deutet allerdings die Bestimmung, daß zur Sicherung der Anleihen eine Kautionshypothek in ziffermäßig begrenzter Höhe zugunsten der Klägerin als Pfandhalterin eingetragen werden solle. Allein es fehlt an jedem Anhalt dafür, daß etwas weiteres beurhandelt wäre, als der Wortlaut besagt, nämlich die Verpflichtung zur Bestimmung einer Sicherungshypothek auf gewissen Grundstücken der Gesellschaften. Es war, damit es diesem Abkommen (pactum de cavendo, de oppignorando) nicht an der erforderlichen Bestimmtheit fehle, notwendig, daß der Geldbetrag, für welchen das Grundstück haften sollte, angegeben wurde (§ 1190 BGB). Dies ist geschehen; dem Nominalbetrage der in Teilobligationen zerlegten Anleihe ist wegen der Zinsen, Kosten und Spesen eine gewisse Summe hinzugefügt. Daß diese Begrenzung der hypothekarischen Verpfändung der Grundstücke der Schuldnerin eine selbständige Bedeutung haben und in ihr die Erklärung enthalten sein sollte, die empfangenen Beträge künftig zurückzahlen, ist nicht erkennbar. Aus dem die Hypothekbestellung bezeichnenden Abkommen erwuchs der Klägerin ein Anspruch auf Erfüllung, d. i. auf Bestellung der Hypothek, aber nicht auf Rückzahlung des Anleihebetrags. Daß auch ein auf künftige Sicherstellung gerichteter Vertrag eine stempelpflichtige Schuldverschreibung in sich schließen kann, soll nicht bezweifelt werden. Es muß dann aber ersichtlich sein, daß die Rückzahlungspflicht in Ansehung der zu sichernden Forderung selbständig hat beurhandelt werden sollen. Daraus mangelt es im gegenwärtigen Falle, wo lediglich der Höchstbetrag der einzutragenden Hypothek festgesetzt worden ist. Deshalb ist der Schuldverschreibungsstempel zu Unrecht erhoben worden. D. o. Rgl. Pr. Stempelstempel, M. v. 22. März 07, 255/06 VII. — Berlin.

23. §§ 3, 10 AB. 1, § 16 StempG. Tarifstelle 32 AB. 11 Tarifstelle 75. Versteuerung von Vertragssurkunden über die Lieferung von Eisenbahnüberführungen. Frage nach der Herstellung im Betriebe des Verpflichten. Trennung der Betr. Objektive Feststellung des Eintritts der Verzinsung.

Das StempG. (Tarifstelle 75) schreibt bei Werkverträgen über unbewegliche Sachen, mitbin insbesondere über die Herstellung von Bauwerken, die Zerlegung des Vertragsinhalts vor: es soll geschehen werden zwischen dem zum Zwecke der Herstellung des Werkes zu liefernden beweglichen Gegenständen und der dafür z. i. zur Vollendung des Werkes mittels dieser Gegenstände erforderlichen Arbeitsleistung. Auf jenen Teil des Vertrages findet die Tarifstelle 32 mit ihrem Befreiungsvorschriften Anwendung. Es kommt mitbin nur darauf an, ob die zu liefernden Sachen als Mengen im Sinne der Befreiungsvorschrift anzusehen sind, nicht in ihrem Zustande nach der Einfügung oder Verbenutzung in das Werk, sondern in dem Zustand, in welchem sie sich bis zu diesem Zeitpunkte befanden. Daß aber die für den Bau der Überführungen gelieferten Materialien (Eisen- und Stahlteile) vor ihrer Zusammenfügung als Mengen von Sachen d. i. als größere Zahl von gleichartigen Gegenständen, die nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und nach dem Willen der Vertragschließenden lediglich als solche, nicht als Sachindividuen, in Betracht

kommen konnten, zu gelten hatten, ist unbedenklich. Die Art, wie sich der Verurtheilte mit dem nach Tarifstelle 75 entsprechende antenkbaren § 10 Abs. 1 StempG. abfindet, ist zu beanstanden. Aus dem Betrag und dessen Anlagen war wohl zu ersehen, daß es sich zum Teil und zwar zum überwiegenden Teil um Mengesachen handelte, die im Betriebe der Klägerin hergestellt waren. Nicht aber ließ sich aus den Urkunden ermitteln, welcher Teil des Entgelts auf jene Mengesachen entfiel. Daß der Preis nach dem Gewichte des Materials bestimmt war und also die schätzte Gesamtvergütung von 68 071 Mark sich je nach der endgültigen Feststellung des Gewichts erhöhen oder erniedrigen konnte, bot keinen Anhalt für die Bestimmung des auf die Produkte der Klägerin zu rechnenden Einzelwertes. Auch innerhalb der im § 16 StempG. angegebenen Frist ist dieser Einzelwert nicht angegeben. Warum eine Trennung der Werte nicht möglich gewesen sein sollte, wie die Klägerin behauptet hatte, leuchtet nicht ein. Zudem war das den Beklagten fiktive aus Rückgriff des geschätzten Stempels verurteilende Verurteilungsgericht aus einem anderen Gesichtspunkt aufrecht zu erhalten. In Ansehung der Befreiungsvorschriften in Abs. 11 der Tarifstelle 32 hat sich die Rechtsprechung des RG. namentlich auch für die Abs. 3 dahin festgesetzt, daß es nicht darauf ankomme, ob die Voraussetzungen der Befreiung aus der Vertragsurkunde selbst hervorgingen, daß es vielmehr genüge, wenn diese Voraussetzungen objektiv feststellbar werden könnten, daß daher insoweit der § 3 Abs. 1 StempG. nicht Platz greife (vgl. RG. 53. S. 214, 287; Hummel-Specht, Anm. 78 I, II zu Tarifstelle 32 S. 818, 819). Die Absicht des Gesetzgebers war bei Erlass der bezüglichen Befreiungsvorschrift auf die Begünstigung der inländischen Produktion gerichtet; es wollten öffentlich-rechtliche Interessen ob, denen Rechnung getragen werden sollte. Darum erschien eine strenge Durchführung des im § 3 ausgesprochenen Grundsatzes nicht angemessen. Es würde von der mehr oder weniger geschickten Abfassung der Urkunde abhangen haben, ob die Befreiung eintrat oder nicht; deshalb sollte der wirkliche Tatbestand, nicht der Urkundeninhalt entscheiden. Diese Erwägungen treffen aber auch für den gegenwärtigen Fall zu. Es handelt sich um ein Rechtsgeschäft, das mehrere, an sich (abgesehen von der Befreiungsvorschrift) denselben Steuerstufe, nämlich 1/2, v. H. nach Buchst. c der Tarifstelle 32, unterliegende Gegenstände betrifft. Wenn also die Angabe der Einzelwerte versäumt worden ist, so muß entweder der volle Stempel von dem gesamten Entgelt erhoben werden, obwohl jetzt allgemein gilt, daß dessen größerer Teil auf steuerfreie Gegenstände entfällt, oder es muß noch zulässig sein, die versäumte Angabe nachzuholen. In dem einen Falle wird die Befreiungsvorschrift, in dem anderen der in § 10 StempG. niedergelegte Grundsatz ausgeschaltet. Die Verwaltungsvorsatz steht nach dem Bital bei Hummel-Specht Anm. 115 zu Tarifstelle 32 S. 854 auf dem ersten Standpunkt, ebenso die Literatur (Hummel-Specht a. a. O., Heinitz 2. Aufl. Anm. 4b zu Tarifstelle 32 S. 458). Der Senat hat aus den oben angegebenen Gründen geurteilt, die Befreiungsvorschrift mit Rücksicht auf die bei ihrem Erlasse verfolgte Absicht des Gesetzgebers auch gegenüber dem § 10

StempG. zur Geltung bringen zu sollen, wie dies gegenüber dem § 3 bereits geschehen ist, und dies konnte unter den obwaltenden Umständen nur so verwirklicht werden, daß die nachträgliche Trennung der Sachen bzw. ihrer Werte in steuerpflichtige und steuerfreie zugelassen wurde. (R. Stempelsteuerbes. c. II, U. v. 19. März 97, 132 00 VII. — Gaffel.

Gerichtung.

Seite 240 unter Nr. 3 Zeile 3 von oben ist zwischen „Päiger“ und „noch“ das Wort: „vertretenden“ einzufügen.

Grundlegende Entscheidungen.

Bei einem Bau wurde die Grenze des ebenfalls dem Bauherrn gehörenden Nachbargrundstücks überschritten. Die Streitfrage, ob die Vorschriften des BGB. über den Grenzüberbau anwendbar sind, wird in Entsch. Nr. 3 verneint. Nachdem beide Grundstücke in der Zwangsversteigerung verschiedenen Gläubigern zugesprochen waren, würde der Erheber des durch den Überbau betroffenen Grundstücks in Konsequenz der in der Entscheidung angenommenen Grundstücks Befreiung des Überbaus verlangen können.

Entsch. Nr. 4 behandelt den Fall der Aufhebung eines Vertrags wegen Betrugs, wenn auf der einen oder anderen Seite mehrere Personen als Vertragschließende vorhanden sind. Es wird nicht die Aufhebung allen Gegencontrahenten, sondern nur dem Klagigen selbst gegenüber verlangt.

Die Erhebung einer Teilklage unterbricht nach Entsch. Nr. 5 die Verjährung des Anspruchs auch dann nicht über den rechtsfähig gewordenen Teil hinaus, wenn später in demselben Rechtsstreit der Klageantrag erweitert wird.

Nach Entsch. Nr. 6 tritt bei Übernahme des Gesellschaftsvermögens der ausgelassen offenen Handelsgesellschaft durch einen Gesellschaftserben (auch wenn nur zwei Sogen vorhanden waren) Aktzuzug ein, so daß es eines besonderen Übertragungsaktes, bei Grundstücken der Kausallage, nicht bedarf.

Die Haltung des Tierhalters kann durch ausdrückliche oder stillschweigende Vereinbarung ausgeschlossen sein. Nach Entsch. Nr. 9 wirkt solche Vereinbarung auch gegen die mittelbar Schadenersatzberechtigten, und wird regelmäßig dann anzunehmen sein, wenn die Beteiligung bei einer Gefährdungslageung sich eignete, die der Tierhalter dem Verletzten gewährt.

In Entsch. Nr. 14 handelt es sich um die Frage, unter welchen Voraussetzungen ein abhängiger Rechtsstreit durch einen ihm zugehörigen Prozeßgegenstand in dem Sinne beendigt wird, daß eine Fortsetzung des Verfahrens selbst zum Zwecke der Endurteilung, ob der abgeschlossene Vergleich gültig ist, nicht statifindet, etwaige Streitigkeiten hierüber vielmehr in einem besonderen Rechtsstreit zum Austrag gebracht werden müssen.

X.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: W. Meiser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 20 Pf. Inserate die 2. gestaltete Zeile zu 60 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins hat in seiner Sitzung vom 26. Mai d. J. beschlossen, an den Herrn Rechtsanwalt J. Peters in Bonn auf den von ihm im Auftrage von 2304 Kollegen überreichten Antrag auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses folgenden Bescheid zu erteilen:

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins hat beschlossen, dem sachungsgemäß gestellten Antrage auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses mit der Tagesordnung:

„Die bevorstehende Reform der Gerichtsverfassung und des Zivilprozeßverfahrens“

einstimmlich nicht zu entsprechen. Entscheidend für diesen Bescheid war, daß in den tatsächlichen Voransetzungen, die zu solchen Anträgen geführt haben, erhebliche Änderungen eingetreten sind, insbesondere den Vorständen der Anwaltskammern von den Landesjustizverwaltungen der Wesekentwurf über Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Reichszivilprozeßordnung und Gebührenordnung mitgeteilt und sie über die beabsichtigten Änderungen gehört sind resp. gehört werden sollen, namentlich aber zur Gewissheit festgestellt ist, daß die gesetzlichen Vorlagen nicht vor dem ordentlichen Anwaltskongress an den Reichstag gelangen werden. Es ist angenommen, daß die Antragsteller bei dieser Endlage keinen Wert darauf legen, daß der Gegenstand vor dem ordentlichen Anwaltskongress zur Verhandlung kommt und daß es ihren Wünschen entspricht, daß sich der im September tagende ordentliche Anwaltskongress damit beschäftigt, nachdem das Resultat der Verhandlungen der Landesjustizverwaltungen mit den Kammerpräsidenten vorliegt.

H. v. Deder's Verlag in Berlin SW. 19 hat sich bereit erklärt, das im Erscheinen begriffene Werk:

Die Handelsgesetze des Erbbaus, umfassend das Handels-, Wechsel-, Kontostand- und Scheckrecht aller Kulturvölker

an die Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins zu einem Bezugspreise und zwar den Bogen anstatt für Mark 0,50 für Mark 0,35 zu liefern.

Bestellungen über die Lieferung sind bei der Verlagshandlung direkt zu erbitten.

Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Bismarckstraße 2 zu richten.

Leipzig, den 13. Mai 1907.

Dr. Weiß, Justizrat, Schriftführer.

Die Verlagshandlung W. Meiser gibt an die Mitglieder des Anwaltvereins den zweiten Jahrgang der Literaturübersicht des Jahres 1906, erschienen unter dem Titel „Jurisprudentia Germanica 1906“ zum Bezugspreise von 5 Mark ab. Bestellungen bitten direkt an den Vorstand des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Bismarckstr. 2 zu richten.

Justizreform.¹⁾

Von Justizrat Max Jacobsohn, Berlin.

Am 30. März 1906 hielt im Preussischen Herrenhause bei der Beratung des Justizetats der Oberbürgermeister Mülders aus Frankfurt a. M. eine Rede über eine durchgreifende Justizreform in Deutschland.

Diese Rede fand lebhafteste Beachtung. — Es hallt seit der Zeit in dem juristischen Deutschland wider von Rufes nach Justizreform.²⁾

¹⁾ Auszug des Vortrages des Justizrats Max Jacobsohn im Berliner Anwaltverein vom 21. Februar 1907 über Justizreform.

²⁾ Hann. Englische Justiz auf Deutschem Boden, DZJ. vom 1. Oktober 1906, S. 1051; Mügel, „Zur Reform unserer Gerichtsorganisation“ DZJ. vom 1. Oktober 1906, S. 1109; Zeitgenossen „Vorschlag zur Justizreform“, Das Recht vom 25. November 1906 S. 1281; Schreiber, „Die Reform der Deutschen JPO.“ Das Recht vom 10. Dezember 1906 S. 1258; Kiewer, „Zur Frage einer durchgreifenden Justizreform“ Hannover, Heilmann'sche Verlagshandlung, v. Lemmke, „England als Strichker“ Beiträge zur Erläuterung des Deutschen Rechts 1907.

Die Kuster im Streit retrahieren sich ebenso wie bei den Schritten aus 1879 bis 1880, lebhaft aus den Richtern und den Käten der Justizverwaltungen, nicht aus der Anwaltschaft. — Man muß den Zusammenhang unserer Verfahren mit dem früheren Verfahren betrachten, um die Ursachen dafür zu finden.

Die jetzige Organisation fand ihren einheitlichen Verfahren vor. Der gemeinrechtliche deutsche, auf der Verhandlungsmatrix aufgebaute Prozeß, ward Ende des 18. Jahrhunderts überall abgeschafft. In Altpreußen wurde er durch die Preussische allgemeine Gerichtsordnung von 1793 abgelöst. — Diese Gerichtsordnung führte den strengsten Inquisitionsprozeß ein. Der Richter war an Partorienträge nicht gebunden. Der Advokatenstand wurde, als bei dem unmittelbaren Verkehr zwischen Richter und Partei hinderlich, beseitigt, selbst der Name wurde geändert: die Advokaten wurden Justizkommissare genannt, bei Erhebung wurden sie Justizkommissionskandidaten. Sie sollten nur nach Anweisung des Richters tätig sein. Es ist ihnen bei Andropfung des Verlustes des Amtes verboten, neue Aufträge anzunehmen, so lange sie mit Arbeiten im Rückstand sind.

Diese Vorschläge finden auch heute noch begeisterten Anklang unter unseren Richtern. — In der Festschrift der Juristischen Gesellschaft zu Berlin zum 50-jährigen Dienstjubiläum des Vorsitzenden, Reichsanwaltpräsidenten Koch, vom November 1903, hat der damalige Geheimrat im Ministerium, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Breslau, Vierschau, eine Schrift veröffentlicht „Soziale und wirtschaftliche Aufgabe der Zivilprozeßgebung“. Darin heißt es, es müsse das Pflichtgefühl der Anwälte geschärft werden, daß sie nicht mehr Sachen annehmen, als sie ordnungsmäßig zu erledigen vermögen. Vor allem aber muß die Konzentration der Verhandlung erstrebt und — wie Österreichs Beispiel zeigt — erreicht werden durch ein intensives Prozeßleitungsrecht des Richters. — Ebenso Folgerndes und Schneller.

In Übereinstimmung mit dieser Anschauung hat die Mehrheit des Reichstags vor 16 Jahren bei Beratung des GewStG. und vor 2 Jahren bei Beratung des RsmGG. die Anwaltschaft ausgeschlossen. Sie hat dabei keinen neuen Gedanken gehabt, sondern nur einen für falsch erkannten Gedanken aus der schicksalsten prozeßualen Zeit Verwahrung hervorgeholt. Denn daß diese Gedanken falsch sind, daß man nicht einen Zivilprozeß unter dem Bilde sich streitender Kinder setzen darf, hat bereits vor 60 Jahren der damalige Vizepräsident des OTr., Dr Göde, bezeugt¹⁾.

Er bezeugt, daß das Prinzip der Gerichtsordnung nirgends durchgeführt werden konnte und auch nicht durchgeführt worden ist. Er sagt, daß das Motiv der Gerichtsordnung an sich wohl anzuwenden ist. „Wir können hinzufügen, der Gedanke selbst war nicht ohne innere Wahrheit. Es gibt Verhältnisse, in denen danach immer verfahren ist und immer verfahren werden wird. Ein Vater übt in dieser Weise sein Richteramt bei den kleinen Streitigkeiten zwischen seinen unermochenen Kindern, ein Lehrer bei Streitsachen unter den Schülern, ein Hauptmann etwa bei seiner Kompanie usw.“²⁾

¹⁾ Das neueste Preussische Zivilprozeßgesetz vom 21. Juli 1846, seine Stellung zur Prozeßordnung vom Jahre 1793 und zum gemeinen deutschen Prozeß.

²⁾ Wege I. c. S. 7.

Besser läßt sich das Unrichtige der Idee derjenigen Herren, die für den Offizialbetrieb schwärmen und die Parteien zwingen wollen, persönlich vor Gericht zu erscheinen, kaum widerlegen. Die politischen Wägen des Jahres 1806—1815 verpöndeten die Revision des Prozeßes. Es wuchst aber die Unzufriedenheit mit dem Verfahren von Jahr zu Jahr, und es wurden ebenso dringende Rufe nach Justizreform erhoben, wie in der Gegenwart, nur mit sehr viel größerem Rechte.

Die Verordnung vom 1. Juni 1833 führte ein vereinfachtes Verfahren ein und lehrte zur Verhandlungsmatrix zurück, behielt aber den Offizialbetrieb bei.

Die Verordnung vom 21. Juli 1846 dehnte das Verfahren auf alle anderen Prozesse aus; es blieb dabei, daß von Amts wegen geprüft wurde, ob die Klage schlüssig ist, daß dann der Beklagte, wenn er nicht kam, kontumaziert wurde, aber auch ohne Antrag des Klägers und ohne dessen Anwesenheit, und daß, wenn er seine Klagebeantwortung vortrug, vom Kläger eine Replik und dann vom Beklagten eine Duplik geleistet wurde.

Dieses Verfahren blieb bis zum 1. Oktober 1879. Es ist klar, daß die Aufgabe der Richter nach diesem System und die Aufgabe der Richter nach der jetzt herrschenden gesetzlichen Organisation eine verschiedene ist.

Die Richter der früheren Gesetze wußten, wenn die Klagebeantwortung, oder seit der Verordnung vom 21. Juli 1846, wenn die Duplik eingegangen war, daß der Landstand festgelegt war. Es konnte ihnen gleichgültig sein, ob Termine wahrgenommen wurden oder nicht; ihre Arbeit und ihre Tätigkeit war davon nicht abhängig.

Die ZPO. macht mit ihrem Particelbetrieb und ihrer Mündlichkeit, sowie in ihrer schrankenlosen Zulassung von Angriff und Verteidigung das Gericht von den Anträgen der Parteien abhängig.

Die Richter sollten also am 30. September 1879 als Richter des Offizialbetriebes und der Eventual-Matrix zu Bett gehen und am 1. Oktober 1879 als Richter der neuen Organisation aufstehen.

Unsere deutschen Richter haben den Übergang von den alten zu den neuen Prozeßgesetzen vom 1. Oktober 1879, von dem alten Recht zum neuen materiellen Recht des BGB. am 1. Januar 1900 glänzend bestanden; darauf können die Richter stolz sein.

Den inneren Übergang aber vom Richter des Offizialbetriebes zum Richter des Particelbetriebes, vom Richter der Eventual-Matrix zum Richter der Freiheit in Angriff und Verteidigung hat ein großer Teil von ihnen nicht zu überwinden vermocht. Die Richter sind in ihrer großen Mehrheit die Richter des Offizialbetriebes geblieben, und die neu hinzugekommenen Richter sind ebenfalls in ihrer großen Mehrheit in ihn hineingewachsen. — Hieraus ergibt sich mit logischer Notwendigkeit eine Unstimmigkeit zwischen den persönlichen Gefühlen der Richter und dem Gesetz.

Überall aber identifizieren sich die Personen, die an der Spitze eines Systems stehen, mit dem System selber. Es soll nur ein König gesagt haben: „l'état c'est moi“, gedacht haben und denken nun es fast alle.

So identifizieren sich auch die Richter mit der Rechtspflege und so finden wir in den Schriften vom 1. Oktober 1879 bis

zum heutigen Tage die Behauptung: Der Parteibetrieb und die durch ihn herbeigeführten Vertagungen verletzen die Rechtspflege, verletzen gegen die Würde des Gerichts. — Es behauptete vor mehr als 20 Jahren Professor Wach, so Heltgen in „Das Recht“ vom 25. November 1906. Dasselbe stand auch in dem Bericht des Präfidenten Justizministeriums an den König vom Verufen über die Justizverwaltung und Rechtspflege in Preußen 1881—1901.

Diese Abneigung gegen den Parteibetrieb ist seit 1. Oktober 1879 unverändert geblieben.

Die Vertagungen haben aber mit dem Parteibetrieb als solchem nichts zu tun. Jedenfalls kann man die Aufhebung des Parteibetriebes nicht damit begründen, daß er für Richter und Rechtsanwältin unbecom ist. Wierhaus hat auch einen anderen Grund, er sagt: „Der Zivilprozeß ist eine Art des staatlichen Zwanges“. Staatlicher Zwang kann allerdings nur im Offizialrichteramt und nicht im Parteibetrieb seinen zureichenden Ausdruck finden. Der Saß vom Bierhaus ist aber nicht gerechtfertigt. Es ist demgegenüber auf die erwähnte Schrift von Göbe von 1846 hinzuweisen.

Kridas will nicht den Parteibetrieb beseitigen; er verlangt eine völlige Umgestaltung unserer Gerichtsorganisation nach anderer Richtung. Er verlangt grundsätzlich für die 1. Instanz das Einzelrichtersystem. Es würde sich daran folgerichtig in der Berufungsinstant das drei Richter- und in der Revisionsinstanz das fünf Richtersystem anschließen.

Kridas will bei den Gewichten die Senate der OLG. nur mit 2, bei Berufungen nur mit 3 Mitgliedern besetzen und auch die reichsgerichtlichen Senate mit einer Minderschäft von 3 Mitgliedern entfallen lassen, und er will überhaupt nur das RG. im Interesse der Rechtseinheit amufen lassen.

Kridas schlägt vor, daß wie in England alle höheren Richter aus dem Anwaltsstande entnommen werden sollen. Dieser Vorschlag ist nicht ganz neu. — In den letzten 50 Jahren hat es aber in Preußen zu der größten Seitenzahl gehört, wenn ein Anwalt wieder in die Richterskizze zurücktrat. Weiß lag es freilich daran, daß die Gehälter viel zu knapp bemessen sind; aber auch die Abneigung der Beamten-Hierarchie war naturgemäß sehr stark.

An sich ist es ja eigentlich selbstverständlich, daß kein Staat darauf verzichten sollte, seine höchsten Richter- und Beamtenstellen aus den besten aller Juristen zu entnehmen. Wenn es in Preußen Laufende von jungen Juristen gibt, von denen die eine Hälfte Richter, die andere Rechtsanwältin werden, so ist es doch nicht zu verstehen, wenn der Staat sagt: Ich nehme meine höheren Beamten, meine höheren Richter nur aus der einen Hälfte. — Das wäre nur dann richtig, wenn die andere Hälfte blümmer oder unklugere wäre. Dann könnte man ja mit Recht sagen, es sollen nur die Besten in die höheren Richterstellen und Beamtenstellen einrücken, also braucht der Staat die schlechtere Hälfte überhaupt nicht zu berücksichtigen.

Eine solche Halbierung gibt es aber nicht. Die Hälfte, die zur Anwaltschaft übergeht, hat genau die gleichen geistigen Kräfte und Qualitäten, die die andere Hälfte hat. Es ist daher das Postulat, daß auch aus der Anwaltschaft die höheren Stellen besetzt werden, ganz selbstverständlich.

Kridas will die Organisation dahin ändern, daß das RG. nur noch, wie bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit prüfen soll, ob eine Entscheidung eines OLG. in Übereinstimmung mit der Rechtsprechung der übrigen OLG. und des RG. ist, und zwar soll diese Prüfung durch zwei Reichsgerichtsräte stattfinden. Das RG. soll dann durch das Plenum der Zivil- oder Straf-Abteilungen in denjenigen Sachen entscheiden, in denen die Prüfung eine Abweichung ergeben hat oder in denen das OLG. weil es eine solche Abweichung beabsichtigt, die Sache dem RG. überweist.

Diese Regelung der Enlastung des RG. ist schon an-gegriffen worden. Ebenso ist die von Kridas in Betracht ge-zogene Kostenfrage scharf angegriffen, aber zu Unrecht. Es ist ganz richtig, daß ein vortragender Rat im Ministerium, der über eine neue Organisation schreibt, auch die Kostenfrage erwägt.

Gerade in unseren Tagen ist ein Artikel vom Amts-gerichtsrat Fischer in Charlottenburg*) „Zur sozialen Lage der Richter“ erschienen. Er legt die Worte Schopenhauers aus dessen Parerga und Paralipomena voran: „Der Staat ist nicht imstande, die Dienste seiner Offiziere und Zivilbeamten mit Geld zum Volle zu bezahlen. Daher läßt er die andere Hälfte ihres Lohnes in der Ehre bestehen, welche repräsentiert wird durch Titel, Uniformen und Orden.“

Es ist wirklich an der Zeit, daß der Staat anfängt, voll zu bezahlen, ebenso wie es jeder Privatmann tun muß.

Kressler v. Lewinsky beklagt die Mangel der Zahlen von Kridas; vor allem weist er aber darauf hin, daß die Engländer selbst sehr unzufrieden mit ihrem Verfahren sind und sehr erbaunt sind, es in Deutschland so gelöst zu sehen.

Dann findet das Kridas Lösung, daß England mit so wenig Beamten auskommt, darin, daß es 2 1/2, mal so viel Anwälte hat als Deutschland, nämlich 17 000 Solizitates und 3 000 Barrister. Damm meint, wenig Richter aber viel Anwälte machen die Rechtsprechung für den Staat billig, für die Parteien teuer, die Kosten müßten in England ganz ungewöhnlich sein. „Sowohl wäre es nicht möglich, daß in England bei nur 50 000 kontrabitorische Verhandlungen für das Jahr 20 000 An-wälte ihre Auskommen finden. Es sind das ja nur kaum 3 kontrabitorische Verhandlungen für jeden Anwalt.“

Diese Rechnung ist unrichtig. Die Solizitates haben noch ganz andere Geschäfte zu besorgen, als bloß kontrabitorische Verhandlungen. Auch sind 50 000 kontrabitorische Verhandlungen nicht 50 000 Mandate, sondern 100 000 Mandate. Es ergibt also die Rechnung nicht kaum 3 kontrabitorische Sachen, sondern es gibt für 3 000 Barrister = 100 000 Mandate, also durch-schnittlich auf jeden 33 1/2, Mandate.

Im übrigen tritt Damm dem Verlangen von Kridas nach Beschränkung der Rechtsmittel in Zivilsachen bei. Er will bis 100 Mark die Berufung ausschließen und will auch das RG. nur mit der Wahrung der Rechtseinheit besetzen und dann nur die Revision wegen Verletzung von Rechtsnormen zulassen.

Einen anderen Weg schlägt der Oberlandesgerichts-rat Schneider in Stettin ein. Er hält eine mündliche Verhandlung im allgemeinen nicht für nötig, da ja der deutsche Richter lesen kann und sich auch mehr auf die Akten als auf das Hören

*) Fischer, Amtsgerichtsrat „Zur sozialen Lage der Richter“ D.Z. vom 15. Januar 1907 S. 98.

in der Verhandlung verläßt. Er verlangt vor allem, daß der Richter die Partei persönlich sprechen kann.

Dies ist natürlich auch der Gedanke, dem alle Richter, die in der Sache geschwiegen haben, Ausdruck geben und der sie alle befriedigt: das Gericht müsse die Partei persönlich sprechen können. Das Gericht müsse die Möglichkeit haben, den Streit nach eigenem Ermessen zu schlichten, so wie der Vater bei seinen kleinen Kindern, sonst sinkt die Achtung des Publikums vor dem Gericht.

Die Achtung vor dem Zivilgericht ist, soweit meine Erfahrung reicht, nicht gesunken. Ich kenne viele Menschen, die durchaus gebildet und nicht leicht zu verblüffen sind, und die dennoch, wenn sie vor Gericht erscheinen, ihren halben Verstand tauschen lassen.

Solche Erfahrungen machen nicht gereicht, das Arbeitsgebiet des AG. zu weit zu erstrecken und das Publikum eine Anwaltschwaub dem Einzelrichter zu überliefern.

Es bewegt sich ja jetzt das Bestreben auf Klärung besonders nach den beiden Richtungen hin: Mehrarbeit für die Amtsrichter, weniger Arbeit für AG. Und die Mehrarbeit für die Einzelrichter soll dadurch geschaffen werden, daß aus den 300 Mark aus § 23 Nr. 1 GVG. eine größere Summe, 1000 oder 1500 werden soll.

Wir erscheint eine solche Vergrößerung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit sehr bedenklich. Ich fürchte dabei eigentlich vielmehr die Sucht zu vergleichen, als das eigentliche Jubilieren. — Wenn man erwägt, daß die Parteien in den meisten Fällen ziemlich besorgen vor Gericht sind, und daß sie dann leicht gereizt sein werden, dem Räte des Richters nachzugeben und sich zu vergleichen, wie es der Richter wünscht, so wird man dahin kommen müssen anzunehmen, daß häufig die Leute sich geradezu ins Verderben stürzen können. — Es mag in kleinen Städten, wo der Richter die Personen kennt, nicht so schlimm sein. Aber in den großen Städten wird selbst der Klügste und scharfsinnigste Richter viel weniger wissen, was einem Manne fremmt, mit dem er da höchstens 10 Minuten oder eine halbe Stunde verhandelt, als der Rechtsanwalt, der vielleicht nicht so klug ist, aber dafür die Familie des Mannes, dessen Beziehungen usw. kennt. Das wird sehr häufig zu sehr schlimmen Resultaten führen.

Drittens ist es nicht angebracht, die Zuständigkeit der AG. zu erweitern. Niemand meint freilich in seiner vorortierten Schrift „Zur Frage einer durchgreifenden Zuständigkeitsreform“, daß nur das Interesse des Anwaltsstandes der Erweiterung der Zuständigkeit des AG. widersteht. Die Ausdehnung des Anwaltszwanges hat aber für die Anwaltschaft geringe Bedeutung. Über einen Prozeß über 400 Mark zu führen hat, wendet sich doch an einen Anwalt, und wenn er sich nicht an einen Anwalt wendet, so wendet er sich an einen Bistekonsulenten. Denn das Bedürfnis nach Beratung in Rechtsfragen ist nun einmal in jedem Volke seit Jahrtausenden vorhanden. Dies versteht Herr Niedner ebenso wie die anderen Richter, welche die Erweiterung des AG. befürworten.

Vollkommen zutreffend sagt Herr Niedner, daß das — von ihm vorausgesetzt — Interesse des Anwaltsstandes dem entgegenstehenden Interesse der Allgemeinheit und speziell der Rechtsuchenden weichen müsse. Dies ist sehr richtig. — Diesen

Satz sollten sich aber auch die Herren Richter merken und nicht ihre persönlichen Empfehlungen über die unangenehmen und unbequemen Verhandlungen unter der falschen Flagge der Schlichtung der Rechtspflege und der Parteiinteressen in die Welt hinausschleudern.

Das Interesse der Rechtsuchenden erfordert keinesfalls eine Veränderung der Zuständigkeit des AG. Denn diese Erweiterung bedeutet in den meisten Fällen eine Verringerung der Garantien für eine gute Rechtsprechung. Höchstens liegt bei dem Staate ein Bedürfnis vor, sich die Rechtspflege zu verschaffen dadurch, daß er Richter und damit Geld erspart.

Für solche Sparmaßnahmen ist aber die Rechtspflege zu schade, dazu ist sie nach ihrem inneren Werte zu hoch zu stellen.

Gegen Ausschluß der Berufung bei 100 Mark läßt sich nicht viel sagen; nur möchte ich verheßen, daß man sich auch in der kleinsten Sache nicht offensbare Rechtsverletzungen geschehen lassen muß. Ich würde dann, wenn Berufung bei Sachen bis 100 Mark ausgeschlossen wird, sofortige Beschwerde gewähren.

Hiernach erscheint es absolut nicht notwendig, unser Verfahren von Grund aus umzugestalten, oder überhaupt radikale Änderungen daran vorzunehmen. — Unser Verfahren hat darin eine ganz glänzende Konstruktion, daß sich auch alle Sondergerichtswünsche in ihm verwirklichen lassen. Ebenso wie GenG. und KtG. an die AG. angegliedert werden könnten, so können z. B. beim LG., gleich dem Kammer für Handelsachen, Kammer für Eheachen, für Patentsachen und dergl. mit geeigneten Beisitzern begabt werden. Auch würde es vielleicht zur Verbesserung der Rechtspflege beitragen, wenn ein Amtsrichter nicht in Emissionsachen allein entscheidet, sondern mit einem Hausbesitzer und einem Richter als Beisitzer.

Dagegen kann man natürlich auch nicht sagen, daß unser Verfahren gerade der Weisheit letzter Schluss ist. — Die Beschränkung nach Einschränkung der Verhandlungen, nach Einschränkung der Zahl der Richter, die in einer bestimmten Sache tätig sind, nach der Entlastung der Richter von Schreib- und Rechearbeit sind gewiß sehr gerechtfertigt und sind auch mit kleinen Veränderungen in die jetzigen Geleise einzufügen.

Es ist durchaus keine begriffliche Begründung dafür zu finden, daß die Ernate des LG. mit fünf Richtern und die des AG. mit sieben Richtern besetzt sein müssen.

Das Beurlauben der Richter um Entlastung von Schreibarbeit und von subalternen Arbeiten ist ebenso berechtigt, wie im Punkte des höheren Gehalts.

Kostenerschönungen können die Gerichtsschreiber machen; das Prüfen der Kostenrechnungen ist einfacher als das Aufstellen, was durch die Bureauvorsteher und Registratoren der Rechtsanwaltsgehilfen geschieht.

Ebenso wie von den Rechnungsarbeiten, können die Richter auch von der Schreibarbeit des Latzstandes befreit werden.

Sehr zweckmäßig würde eine Verringerung der mündlichen Verhandlungen sein. — Wer unsere SPD. nur dahin prüft, daß in ihr alle Anträge mündlich gestellt werden könnten, könnte auf die Idee kommen, daß die Schreibarbeit noch nicht erloschen sei. — Warum die Parteien, die nicht mehr verhandeln wollen, persönlich zu Gericht kommen sollen, um das zu erklären, ist nicht abzusehen. Es würde ja doch genau so gut gehen, wenn

die Parteien übereinstimmend dem Gericht schriftlich mitteilen, daß sie beantragen, nach Lage der Akten zu entscheiden. Hierzu könnte noch hinzukommen, daß auch einseitig der Kläger schriftlich die Versäumnisurteile stellen kann; er kann die Klageschrift mit der Ladung vor dem Termin dem Gericht einreichen. Dann mag das Gericht im Termin Versäumnisurteil erlassen, auch ohne daß der Kläger mündlich den Antrag wiederholt, wie das jetzt ja schon bei dem Aufgebotsverfahren mit dem Ausschlußurteil geschieht. Es würden damit zahlreiche mündliche Verhandlungen, die zwecklos sind, fortfallen. — Hieraus begründen sich die in der Anlage mitgeteilten Vorschläge.

I. Der Parteikreis des Zivilprozesses ist in vollem Umfang beizubehalten.

II. Die Zahl der mündlichen Verhandlungen ist zu beschränken.

III. Die Zahl der in einer Prozeßsache urteilenden Richter ist zu verringern.

IV. Die Prozeßrichter sind von Rechnungs- und Schreibarbeit möglichst zu entlasten.

V. Wegen amtsgerichtliche Urteile ist bis 100 Mark inkl. Berufung auszuscheiden, oder sofortige Beschwerde zu gewähren.

VI. Gewöl. und KfmG. sind dem NW. anzuschließen; der Ausschluß der Rechtsanwältin fällt fort; gegen Berufungsfälle Urteile ist sofortige Beschwerde zu gewähren.

Zur Ausführung dieser Sätze sind im wesentlichen, abgesehen von den einzelnen Ausführungsbestimmungen nur folgende Änderungen der Gesetze erforderlich.

A. Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes.

§ 104. Die Senate der OVG. entscheiden in der Besetzung von drei Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden.

§ 140. Die Senate des NW. entscheiden in der Besetzung von fünf Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden.

B. Änderungen der Zivilprozeßordnung.

§ 104 Abs. 2. Das Gesuch um Befreiung des zu erhaltenden Betrages ist bei dem Gerichtsschreiber des Gericht 1. Instanz anzubringen.

§ 105 Neufassung. Die Entscheidung über das Befreiungsgesuch erfolgt durch den Gerichtsschreiber. Wegen den Befreiungsbefehl findet Beschwerde an das Prozeßgericht und gegen dessen Befehl sofortige Beschwerde statt.

§ 127 a) neu einzufügen: Beantragen die Parteien übereinstimmend vor dem Termin durch schriftlichen zu den Gerichtskonten eingereichten Antrag, nach Lage der Akten zu entscheiden, so hat das Gericht die Entscheidung zu treffen und den Parteien auf Antrag mitzuteilen.

§ 210 Abs. 2 neu einzufügen: Der Tatbestand kann durch Zeugnisse auf den Inhalt der Akten ersetzt werden.

§ 230. Erscheint der Kläger im Termine zur mündlichen Verhandlung nicht und hat er auch nicht vorher schriftlich Versäumnisurteil beantragt, so ist auf Antrag das Versäumnisurteil dahin zu erlassen, daß Kläger mit der Klage abzuweisen sei. § 231. Beantragt der Kläger im Termine oder durch einen vor dem Termine eingereichten schriftlichen Antrag gegen den im Termine nicht erschienenen Beklagten das Versäumnisurteil, so ist das tatsächliche mündliche Vorbringen des Klägers als zugestanden anzunehmen usw.

§ 231 Abs. 2 neu einzufügen: Hat Kläger zum Termine einen schriftlichen Antrag auf Versäumnisurteil gegen den Beklagten eingereicht und erscheint Beklagter und anerkennt den Anspruch, so ist Anerkenntnisurteil zu erlassen. Statt Beklagter andere Anwälte, so ist in diesen Terminen nicht zu entscheiden, sondern dem Richter Mitteilung zu machen.

§ 206 a) neu einzufügen: Die Ansetzung eines Urteils des NW. über vermögensrechtliche Ansprüche, deren Gegenstand ein Geld oder Geldwerth die Summe von 100 Mark nicht übersteigt, durch Berufung findet nicht statt. Dagegen findet sofortige Beschwerde entsprechend § 99 Abs. 2 ZPO. statt.

C. Änderungen des Gewerbegerichtsgesetzes.

In der Fassung vom 29. September 1901.

§ 12. Der Vorsitzende und dessen Stellvertreter und falls mehrere Abteilungen vorhanden sind, die Vorsitzenden der Abteilungen, werden aus der Zahl der Kandidaten des Bezirks von der Justizverwaltung auf 1 Jahr ernannt.

§ 31 fällt fort.

§ 55 Abs. 4 neu einzufügen: Wegen Urteile, gegen die Berufung nicht zulässig ist, findet sofortige Beschwerde entsprechend § 99 Abs. 2 ZPO. statt.

D. Änderungen des Gesetzes betreffend Kaufmannsgerichte vom 6. Juli 1904.

§ 11. Der Vorsitzende und dessen Stellvertreter und falls mehrere Abteilungen vorhanden sind, die Vorsitzenden der Abteilungen, werden aus der Zahl der Kandidaten des Bezirks von der Justizverwaltung auf 1 Jahr ernannt.

§ 16. Auf das Verfahren vor den Kaufmannsgerichten finden die Vorschriften der §§ 26 bis 30 und 32 bis 61 GewG. usw. Anwendung.

§ 16 Abs. neu einzufügen: Wegen Urteile, gegen die Berufung nicht zulässig ist, findet sofortige Beschwerde entsprechend § 99 Abs. 2 ZPO. statt.

E. Änderung des Gerichtsferiengesetzes.

§ 23. Nur drei Zeitteile der Entscheidungsbefugnis werden erhalten, für die auf Grund einer Versäumnis oder eines Anerkennnisses oder Bezugs der Entscheidung.

F. Änderung der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

§ 17 a) Neufassung: Die Verhandlungsgebühren § 10 Nr. 2 und die weitere Verhandlungsgebühren § 17 steht dem Rechtsanwalt auch für den schriftlichen, an das Prozeßgericht eingereichten Antrag auf Versäumnisurteil, sowie für den in Uebereinstimmung mit dem Gegner gestellten schriftlichen Antrag an das Prozeßgericht auf Entscheidung zu.

Vom Reichsgericht.*)

Berichtet von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scherle zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 29. April bis 11. Mai 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 169 EGBGB. §§ 106, 631 BGB. Verjährung von Handwerkerarbeiten zum Bau eines Hauses. [Ergänzung der über die Zahlung eines Werkbetrages für den Bau eines Wohnhauses hat der Beklagte die Einrede der Verjährung vorgebracht, die von beiden Vorinstanzen für begründet erachtet ist, weil es sich hier um die Vergütung für Handwerkerarbeit handle und darum die Verjährung des § 196 BGB.]

*) Reduziert ohne Angabe der Quelle verdorben.

Wag greife, deren Frist abgelaufen sei. Die Revision des Klägers blieb erfolglos: Für den Anspruch des Klägers hat, weil seine Leistung bereits 1898 abgeschlossen und damit seine Forderung fällig geworden war, die Verjährung mit diesem Zeitpunkt begonnen. Nach dem damals geltenden Recht war das die ordentliche 30jährige Verjährung des § 29. Aber mit dem Inkrafttreten des BGB ist gemäß Art. 169 EG die Verjährungsfrist des § 196 anwendbar geworden, falls, was das Berufungsgericht angenommen hat, der Anspruch des Klägers sich als der Anspruch eines Handwerkers für die Ausführung von Arbeiten mit Einschluß der Auslagen darstellt. Dem Berufungsgericht ist darin beizutreten, daß nach dem Recht des BGB der Bau-Entreprisefvertrag als rechtlich eigentlicher Vertrag neben dem Werkvertrag, wie die veräußerliche Rechtsprechung früher angenommen hatte, nicht mehr besteht. Der letztere umfaßt nach § 631 alle Fälle, wo die Leistung des Unternehmers die Herstellung eines versprochenen Werks ist, ohne daß es darauf ankommt, von wem die dafür erforderlichen Arbeiten ausgeführt werden. In den Fällen, wo Bauarbeiten Gegenstand eines Werkvertrages sind, kann es demnach rechtlich keinen Unterschied machen, ob die Arbeiten dem eigenen Handwerker des Unternehmers angeschlossen oder auf dessen Bestellung für ihn von anderen Handwerkern ausgeführt werden. Es kommt immer nur darauf an, ob die übernommene Leistung die eines Handwerkers ist. Die ältere Rechtsprechung hat für ihre Unterscheidung einen Anhalt in der Fassung des § 1 des Gesetzes vom 31. März 1838 finden wollen, indem sie annahm, von „Forderungen von Handwerkern für Arbeiten“ könne nur gesprochen werden, wenn es sich um Arbeiten des eigenen Handwerkers handle. Für die Auslegung des § 196 trifft die Erwägung nicht zu, weil dort von „Forderungen der Handwerker für Ausführung von Arbeiten mit Einschluß der Auslagen“ die Rede ist und diese Ausdrücke die etwaigste einschränkende Auslegung nicht zulassen. Nach ihnen kommt es nicht darauf an, wer die Arbeiten ausgeführt hat, sondern ob der Unternehmer, der den Anspruch erworben hat, ein Handwerker ist. (Vgl. RG. 60, 274; OLG. 60, 274.) Ist er Handwerker und hat er in Ausübung seines Gewerbes gehandelt, so unterliegt sein Anspruch auf die Vergütung der kurzen Verjährung. Von dieser Auffassung weicht allerdings ein Urteil des IV. O. des RG. vom 2. Januar 1905 (Rpr. IV Nr. 463/04)* ab, das auch für das jetztige Recht bei Ansprüchen aus einem Bau-Entreprisefvertrag die kurze Verjährung des § 196 als ausgeschlossen ansieht. Darin liegt jedoch nicht ein Anlaß, die Entscheidung der O. zu empfindeln, weil die in dem Urteile abgegebene Entscheidung auf jener abweichenden Rechtsauffassung nicht beruht. Denn die auf Grund von § 196 vorgeschützte Gewerbe der Verjährung ist dort aus dem Grunde zurückgewiesen, weil die Leistung für den Gewerbebetrieb des Schuldners erfolgt und die vierjährige Verjährung des § 196 nach nicht abgelaufen war. (S. e. O., II. u. 11. April 07, 291, 06 VI. — Stettin.

2. Art. 184 GGVB. §§ 157, 419, 892, 894 BGB. Übertragung persönlicher Dienstbarkeiten nach gemeinem Recht? Bedarf es neben der Abtretungserklärung einer Besitzübertragung? Bedeutung der Rechtsintragung im Grundbuch. Fort-

bestand des Rechts nach dem BGB. in dem bisherigen Umfang. Verzicht auf Rechte mit Rücksicht auf Treu und Glauben.]

Im Jahre 1898 schlossen der Vater des Beklagten und andere Grundbesitzer mit Ko. einen Vertrag, durch den für ihn „das ausschließliche dingliche, auf Verlangen eines der Kontrahenten in das Grundbuch einzutragende Recht einräumen, auf ihren Grundstücken zu bohren oder zu schürfen und die hierbei etwa aufgeschlossen werdenden Lager von Petroleum, bituminösen Stoffen, Kali, Stein- und brechenden Salzen und sonstigen dem Verfügungsberechtigten der Grundbesitzer unterliegenden und zur bergmännischen Ausbeutung geeigneten Stoffen zu gewinnen und sich anzueignen und in seinem Interesse beliebig auszukumpen und zu verwerten“. Ko. hat seine Rechte und Pflichten aus dem Vertrage auf den Kläger übertragen. Der Beklagte hat im Jahre 1902 den Grundbesitz seines Vaters mittels Auflassung auf Grund Übertragungsvertrags „im Wege veräußerter Erbfolge“ erworben. Er verweigert die Anerkennung des vom Kläger als Rechtsnachfolger von Ko. auf Grund des Kalfalvertrages beanspruchten und bisher ausgeübten Rechts, und es hat deshalb Kläger darauf angetragen, den Beklagten zur Abgabe der für die Eintragung der vertragsmäßigen Gerechtigkeit erforderlichen Erklärung zu verurteilen. Das O. verurteilt, die Berufung des Beklagten ist mit der Maßgabe zurückgewiesen worden, daß die von ihm abgegebene Erklärung folgende Fassung erhält: Der Beklagte bewilligt und beauftragt — — daß — — zugunsten des Klägers als Unternehmers und auf dessen Kosten in Art. II des Grundbuchs die veräußerliche und vererbliche ausschließliche Gerechtigkeit folgenden Inhalts eingetragen werde. (Es folgt nun der vollständige Inhalt des Kalfalvertrages von 1898 in wörtlicher Aufnahme der bezüglichen Paragraphen.) Das O. 606 auf und verweist zurück: Die Vorderrichter befinden sich im Einklang mit der Rechtsprechung des RG., welches in Betreff eines dem hier in Rede stehenden ganz gleichlautenden Vertrages dahin entschieden hat, daß der Satz des römischen Rechts, daß die persönlichen Dienstbarkeiten nicht übertragbar seien, nach dem früheren gemeinen Recht keine unbedingte Geltung habe und daß insbesondere bergbauliche Rechte auf Gewinnung nicht regular Bodenschandteile als dingliche veräußerliche und vererbliche Rechte begründet werden konnten. (Vgl. RG. 54, 391.) Hieron abzugehen, bietet der vorliegende, insofern ganz gleichartige Fall keine Veranlassung. Aus der Abtretbarkeit des dinglichen Rechts folgt aber auch die Gültigkeit der Abtretung selbst. Zur wirksamen Übertragung des durch Vertrag entstandenen dinglichen Rechts bedurfte es neben der Abtretungserklärung einer besonderen Besitzübertragung (quasi traditio) oder der Besitzergreifung seitens desessionars nicht. Es würde aber auch an einer solchen nicht fehlen, da ja der Kläger unstreitig das ihm abgetretene Recht tatsächlich als sein eigenes ausgeübt hat. Das wirksam begründete und rechtswirksam an den Kläger übergegangene dingliche Recht ist nach Art. 184 GGVB. bei dem Inkrafttreten des BGB. unverändert bestehen geblieben. Der Umstand, daß das Recht nicht eingetragen war, steht der Anerkennung des Art. 184 nicht entgegen. Es war in dieser Beziehung der neueren Judikatur des RG. (RG. 55, 315; 56, 13) beizutreten. blieb aber das dingliche Recht des Klägers bei dem Inkrafttreten

*) 38. 65. 110.

des BGB. als solches bestehen, so blieb es doch nur mit demjenigen Inhalt bestehen, den es nach dem bisherigen Recht hatte, also auch dem Mangel, der ihm infolge der unterbliebenen Eintragung nach § 19 BGB fehlte. Durch diese Vorchrift, welche die Mißsamkeit dinglicher Rechte an Grundstücken Dritten gegenüber von ihrer Eintragung abhängig gemacht, wurde das dingliche Recht eines seiner markantesten Eigenschaften entleert, indem ihm die absolute Wirkung d. h. die Wirkung gegen jedermann bis zur Eintragung verlagert blieb. So lange blieb das dingliche Recht des Klägers ein unvollkommenes Recht und konnte also nach Art. 184 GG BGB. nur in diesem Zustand der Unvollkommenheit bestehen bleiben, so daß wie vor dem Inkrafttreten des BGB. so auch nach diesem Zeitpunkt es der Wirkung gegen Dritte entbehrte, gleichviel, ob der dritte Erwerber des belasteten Grundstücks das nicht eingetragene Recht kannte oder nicht. Der vom Berufungsgericht angenommene § 892 BGB. kommt hiernach für die Entscheidung nicht in Betracht. In der Sache selbst würde ohne weiteres auf Abweisung der Klage zu erkennen sein, wenn diese lediglich als dingliche auf Berichtigung des Grundbuchs erhoben ist. Der Übertragungsvertrag vom 25. November 1903 ist in der Berufungskonferenz zum Gegenstande der Verhandlung gemacht, in den Gründen des Berufungsurteils aber nicht gewürdigt worden. Die Frage, ob derselbe den Voraussetzungen des § 419 Abs. 1 entspricht, ist keine reine Rechtsfrage, ihre Beantwortung hängt von der Auslegung des Vertrages und Feststellung des Vertragswillens ab. Zu diesem Bezug war die Sache zu erneuter Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. Sollte sich hierbei ergeben, daß der Beklagte aus dem Beibringungsvertrag dem Kläger persönlich verpflichtet sei, so würde dem neuen das vom Beklagten aus dem Vertrage geltend gemachte Rücktrittsrecht in Betracht kommen. Der Berufungsrichter hat den aus diesem Rücktrittsrecht entnommen Einwand gegenüber der dinglichen Klage verworfen, indem er einen durch die Annahme des vom Kläger gezahlten Markgelbes an den Tag gelegten stillschweigenden Verzicht annahm. Die Begründung enthält den Satz: „Einen solchen Verzicht nicht nur bezüglich der Vertragsverletzungen, die der Beklagte bestimmt als solche kannte, sondern auch bezüglich derjenigen anzunehmen, die er den Umständen nach kennen und rügen mußte, fordert die Rücksicht auf Treu und Glauben“. Dieser Satz wird von der Revision mit Recht durch den Hinweis darauf angefochten, daß man nur auf Rechte stillschweigend verzichten kann, die man kennt, nicht auch auf solche, deren Rücktrittsrecht auf Sachlosigkeit beruht. O. v. R., II. v. 17. April 07, 289/06 V. — Gehe.

3. §§ 119, 121, 142, 894 BGB. Die Grundstücke des früheren preussischen Rechts über Hemmung des Eigentumsübergangs durch übereinstimmenden Mangel des Auflassungswillens gelten auch für das jetzige Reichsrecht.]

Der Landeshofrat S. der mittlere Vertrag vom 26. Juni 1903 sein Rittersgut Godesbagen an den Beklagten verkauft und ihm aufgelassen hat, hatte vorher durch Vertrag vom 3. Mai 1901 eine zum Rittersgut gehörige Moorparzelle von 10 ha Größe (Güldenabstätt 13 Astenblatt 2 des Weidplanes) dem Kläger für 5000 Mark verkauft und übergeben, jedoch nicht aufgelassen. Dieser Parzellenverkauf ist wieder in dem

Vertrage vom 26. Juni 1903 noch bei Auflassung des Rittersguts an den Beklagten Erwähnung geschehen. Im gegenwärtigen Prozesse hat Kläger auf Grund der Behauptung, daß Beklagter durch seinen Verkäufer S. von dem Parzellenverkauf in Kenntnis gesetzt und demgemäß der Mille dieser beiden so wohl bei Abschluß des Vertrages vom 26. Juni 1903 wie bei der Auflassung dahin gegangen sei, die fragliche Parzelle von der Rittersauflösung auszufleichen, mit dem (für die Revisionsinstanz allein in Betracht kommenden) Antrage geklagt, den Beklagten zu verurteilen, zu bewilligen, daß der Landeshofrat S. als Eigentümer der streitigen Moorparzelle im Grundbuch eingetragen werde. Gestützt ist die Klage auf eine notarielle Urkunde vom 28. März 1904, durch welche S. seinen Anspruch gegen den Beklagten auf „Rückauflassung“ an den Kläger abgetreten hat. Der Berufungsrichter hat — in toselstimmiger Übereinstimmung mit dem ersten Richter — nach dem erwählten Antrage erkannt. Die Revision ist zurückgewiesen. Die Annahme des Berufungsrichters, Kläger sei auf Grund der Fiktion vom 28. März 1904 legitimiert, zwar nicht seine eigene Eintragung als Eigentümer, wohl aber den Wiedereintragsanspruch des S. in eigenem Namen geltend zu machen, steht in Einklang mit den Grundbüchern, die der erkennende Senat in dem zur Aufnahme in die amtliche Sammlung bestimmten Urteil vom 10. Oktober 1906 — V. 562/05 — auch abgedruckt in der JZB. S. 748 Bff. 20 — entwickelt hat, und wird mit Rücksicht hierauf auch von der Revision nicht weiter beantragt. Dagegen betrifft die Revision die Meinung, daß es sich, soweit trotz der unbeschränkt lautenden Kaufvertrags- und Auflassungserklärung der Beteiligten die streitige Moorparzelle von der Rittersauflösung habe ausgeflichen werden sollen, um einen Irrtum über den Inhalt der Erklärung handle, der die Wiedereintragung der erwählten Parzelle nicht ohne weiteres unmöglich mache, sondern nur den Vertragsschließenden ein Anfechtungsrecht nach Maßgabe der §§ 119, 121 BGB. gewähre. Erst wenn die rechtzeitige Anfechtung und die dadurch nach § 142 BGB. herbeigeführte Richtigkeit der in bezug auf die Parzelle abgegebenen Verkaufs- und Auflassungserklärung feststehe, sei Raum für die Geltendmachung des Berichtigungsanspruchs aus § 894 BGB. Dem konnte nicht beigetreten werden. Für das frühere preussische Eigenschaftsrecht hat das R. in ständiger Rechtsprechung angenommen, daß, wenn der Erwerber eines Grundstücks auf Grund einer ihm vom einzutragenden Eigentümer in bezug auf das ganze Grundstück erteilten Auflassung als Eigentümer des ganzen Grundstücks eingetragen worden war, obwohl nach der Willensmeinung beider Beteiligten nicht das ganze Grundstück, sondern nur ein bestimmter Teil davon aufzulassen werden sollte, es bezüglich des von der Berichtigung nicht betroffenen Teils überhaupt an einem Eigentumserwerb fehle, da die erklärte Auflassung insoweit dem Willen des Auflassenden und des Auflassungsempfängers nicht entspreche, also nichtig sei, und durch die bloße Eintragung des Erwerbers als Eigentümers auch der nicht berichtigte Teil des Eigentums an letzterem auf jenen nicht übergehe. Demgemäß unterlägen die Angaben des Grundbuchs, soweit sie mit der von den Beteiligten gewollten Rechtsänderung nicht übereinstimmen, der Berichtigung. Im übrigen bestünde die Auflassung und die ihr entsprechende Eintragung des Erwerbers

zu Recht, da diese Akte in ihrem wirksam bleibenden Umfange nicht allein dem Willen der Beteiligten auf Eigentumsübertragung und Eigentumsentwert entsprechen, sondern ihn auch erschöpfen, vgl. RG. 20, 226; 28, 307; OudotsBeiz. 34, 707; vom 9. November 1892, ebenda Bd. 37 S. 1096; vom 16. September 1899, ebenda Bd. 44 S. 993; Tarnau-Förster, Liegenschaftsrecht, 3. Aufl. 1906, Bd. 1 S. 292. Mit diesen Grundfällen des früheren Versäglichkeits Rechts stimmt das jetzige Reichsrecht jedenfalls insofern überein, als auch nach ihm sich der Eigentumsübergang bei Grundbüchern durch den rechtsgerichtlichen Auflassungssatz und Eintritt der Eintragung vollzieht, mithin eine nach den allgemeinen Vorschriften über Rechtsgründung wirksame Auflassung voraussetzt. Traglich ist nur, ob eine Änderung der Rechtslage durch den Umstand herbeigeführt worden ist, daß der sogenannte wesentliche Irrtum die von ihm betroffene Willenserklärung nicht mehr, wie dies nach § 119, 14 §§ 75 ff. der Fall war, nichtig macht, sondern nur ihre Anfechtbarkeit begründet. Dies ist indessen, entgegen der in der Literatur mehrfach vertretenen Ansicht, vgl. Tarnau-Förster a. a. O.; Staubinger Kommentar zum BGB., 2. Aufl. 1903, Bem. A III 2 zu § 925, zu verneinen. Das Wesen der Anfechtung wegen Irrtums besteht darin, daß derjenige der eine Willenserklärung abgegeben hat, bei dessen Inhalt ihn ein anderer, insbesondere bei Vertragseignern, festhalten will, sich gegenüber mit der Behauptung wehrt, das von ihm Erklärte entspreche nicht seinem wirklichen Willen. Es wird also dabei vorausgesetzt, daß der andere, dem gegenüber die Willenserklärung abgegeben ist, diese Nichtabereinstimmung von Wille und Erklärung nicht kannte, und Zweck und Bedeutung der Anfechtung bestehen eben darin, diesen die Wirksamkeit der abgegebenen Erklärung hemmenden Umstand zum Kenntnis des anderen Teils zu bringen. Davon kann in Fällen der vorliegenden Art nicht die Rede sein. Die Beteiligten sind hier nicht bloß einzig in dem Willen, einen bestimmten Grundstücks-Teil von der Mitübertragung und Mitauflassung auszuscheiden, sondern sie haben auch das Bewußtsein dieser Willenseinigung und ihre Irrtum besteht lediglich darin, daß sie das übereinstimmende Gewollte durch die von ihnen — ebenfalls übereinstimmend — abgegebenen Willenserklärungen ausgedrückt zu haben glauben, während in Wirklichkeit das übereinstimmende Erklärte über das übereinstimmende Gewollte hinausgeht. Diese Divergenz zwischen Wille und Erklärung hindert das Zustandekommen eines rechtsgültigen Vertrages in betreff desjenigen Gegenstandes, der nur in der Erklärung erodiert ist, nicht auch durch ein entsprechendes Mißsen gedeckt wird; aber um diese aus dem Willensmangel sich ergebende Nichtigkeit des befraglichen Teils des Vertrages geltend zu machen, bedarf es ebensosehr einer vorgängigen Anfechtung, wie in dem anderen Falle, daß jeder der Vertragsschließenden das von ihm Erklärte will, der Inhalt der beiderseitigen Erklärungen jedoch aus einandergeht, vgl. RG. 58, 233. Hiernach haben die Beteiligten mit Recht angenommen, daß die Grundfälle des früheren Versäglichkeits Rechts über Hemmung des Eigentumsüberganges durch übereinstimmenden Mangel des Auflassungswillens auch unter der Deckung des jetzigen Reichsrechts ihre unveränderte Geltung behalten haben. M. a. B., II. v. 17. April 07, 374/06 V. — Stettin.

4. § 366 Abs. 1 BGB. Wirkung einer vorherigen Vereinbarung des Gläubigers und Schuldners über Anrechnung künftiger Zahlungen auf eine bestimmte von mehreren Forderungen.]

Der Kläger hat der späterhin in Konkurs geratenen Handelsgesellschaft in Firma Viktor B. zu Gassel zwei Darlehen gegeben, eines zu 25 000 Mark und eines zu 16 000 Mark. Für das letztere hat zu dem damals noch existierenden Betrage von 8 950 Mark der Beklagte durch Urkunde vom 12. Dezember 1903 Bürgschaft geleistet. Für dieselbe Forderung, die im April 1904 bis auf 5 450 Mark abgetragen war, hatte die Schuldnerin dem Kläger Wechselanleihe gegeben. Am 16. April 1904 ließ die Firma Viktor B. durch einen Angestellten bei dem Bankgeschäft A. & S. in Gassel für den Kläger 7000 Mark einzahlen. Der Kläger nimmt dem Beklagten aus der von ihm geleisteten Bürgschaft in Anspruch und hat beantragt, den Beklagten zu Bezahlung von 5 450 Mark nebst Zinsen zu verurteilen. Im Verlaufe des Prozesses hat er den Antrag um Abzug der inzwischen aus dem Konkurs der Hauptschuldnerin erhaltenen Dividende auf den Betrag von 4 237,38 Mark nebst Zinsen ermäßigt. Der Beklagte wendet ein, daß die von ihm verbürgte Schuld durch jene Zahlung vom 16. April 1904 getilgt worden sei. Das LG. in Gassel hat die Klage abgewiesen. Auf die Berufung des Klägers ist durch Urteil des OLG. zu Gassel vom 26. Juni 1906 1. der Klagenanspruch zum Betrage von 1 212,62 Mark nebst 6 Prozent Zinsen seit 1. Mai 1904 für erledigt erklärt, 2. der Beklagte verurteilt, an den Kläger 4 237,38 Mark nebst 6 Prozent Zinsen seit 1. Mai 1904 zu zahlen. Die Revision des Beklagten ist zurückgewiesen: Für den vorliegenden Fall kommt es lediglich darauf an, ob durch die Zahlung der oben erwähnten 7000 Mark die von dem Beklagten verlangte Wechselschuld getilgt worden ist. (Dies wird unter näherer Begründung verneint und dabei über die Auslegung des § 366 BGB. folgendes hervorgehoben): Soviel steht zunächst außer Zweifel, daß eine vorgängige Vereinbarung des Gläubigers und des Schuldners, wonach künftige Zahlungen auf eine bestimmte Forderung anzurechnen sind, gesetzlich durchaus zulässig ist, und daß eine solche Abmachung auch den Schuldner rechtswirksam verpflichtet. Denn der § 366 BGB. enthält, wie wohl allgemein anerkannt wird, an sich nur dispositives Recht. Traglich ist aber, wie weit die Verpflichtung des Schuldners aus einer derartigen Vereinbarung wirkt und ob dadurch die in § 366 Abs. 1 BGB. festgesetzte Tilgungsbestimmung des Schuldners ausgeschlossen, einer in Abweichung von der Vereinbarung vom Schuldner bei der Leistung getroffenen Bestimmung die Rechtswirksamkeit benommen wird. Schritten ist insbesondere, ob der Gläubiger, wenn der Schuldner der Abrede wider bei der Leistung eine andere, als die festgesetzte Schuld, tilgen zu wollen erklärt, gleichwohl unter Annahme der Leistung diese auf die vertragmäßig bestimmte Schuld anzurechnen berechtigt sei. Das wird von mehreren Schriftstellern verneint, weil das Zahlungsangebot und dessen Bedeutung ausschließlich vom Schuldner abhängt, die Erfüllungshandlung sich nur auf die von ihm bestimmte Schuld beziehe und durch die vom Schuldner eingegangene vertragliche Verpflichtung in ihrem Wesen nicht verändert werde. Danach soll, unbeschadet der Berechtigung

des Gläubigers, die Leistung abzulehnen, nur der vertragswidrig bestimmende Schuldner sich schadensersatzpflichtig machen. Vgl. Bland, *Commentar II* zu § 366 Num. 2, 3. Aufl. S. 219; Staubinger (Rufenhof), *Commentar II* zu § 366, 2. Aufl. S. 228 Nr. 2; *Encyclopaedie*, Lehrbuch des B. R. 3. Aufl. § 285 S. 713. — Von anderen Rechtslehrern aber wird der vorgängigen Vereinbarung der Parteien eine weitestgehende Rechtswirkung zugesprochen. Die einen erklären darin einen, nicht bloß obligatorisch wirkenden Verzicht beider Teile auf den Anrechnungsmodus des § 366, namentlich also einen Verzicht des Schuldners auf das Bestimmungserecht nach § 366 Abs. 1; oder es wird angenommen, daß gegenüber einer vertragsmäßigen Regelung die gesetzliche Vorschrift des § 366 gar nicht Platz greift, daß vielmehr die abweichende Bestimmung des Schuldners bei der Leistung nicht Ausübung seines Rechtes aus § 366 Abs. 1, sondern eine Vertragsverletzung wäre, wodurch der Gläubiger kein Recht auf die vertragsmäßige Anrechnung nicht verlieren könnte. Auch der Gesichtspunkt ist vertretbar worden, daß der Schuldner in der vorgängigen Vereinbarung sein Bestimmungserecht schon ausübt (summiert) habe. Vgl. Dernburg, das Bürgerliche Recht, Bd. II 1, 3. Aufl. § 117 S. 297 f. §. II 1; *Erone*, System des Bürgerlichen Rechts II § 182 §. 4 S. 237 und Note 60; *Schulmeier* (Commentar von Hölder), zu § 366 Nr. 1 S. 296 f.; *Rebstein*, *Erörterungen* Nr. 15 zu §§ 362 bis 371 S. 279 f.; *Riß* in *Gerichtspr.* 29, 352. — *Dernmann*, *Recht der Schuldverhältnisse* § 366 Bem. 1, 2. Aufl. S. 228 geht davon aus, daß die Parteien durch die vorgängige Vereinbarung den Anrechnungsmodus des § 366 durch den vertragsmäßig vereinbarten ersetzen, verlegt jedoch dem Gläubiger das Recht, die unter der abweichenden Bestimmung angebotene Leistung auf die vertragsmäßig bestimmte Schuld einseitig anzurechnen. Die Ansicht, welche den Gläubiger bei vertragswidriger Bestimmung durch den Schuldner lediglich auf einen Schadenersatzanspruch verweisen will, kann in Einzelfällen zu Ergebnissen führen, welche mit den Grundgedanken von Treu und Glauben im Rechtsverkehr nicht im Einklang stehen und in unbilliger Weise den Gläubiger benachteiligen würden. Sieht man nicht bloß auf den Wortlaut der Vorschriften des § 366 Abs. 1 und 2 B.O.B., sondern auch auf deren Bedeutung und Zweck, bezüglich der Anrechnungswirkung den schenkenden oder umwollständig gebliebenen Vertragsteilen der Parteien zu ergänzen, so wird man eher zu der Auffassung kommen, daß, wenn Gläubiger und Schuldner zum voraus eine Vereinbarung über die Abrechnung der Leistung auf eine bestimmte Forderung getroffen haben, hierdurch eine nachherige einseitige Bestimmung des Schuldners ausgeschlossen werde. (Vgl. auch *Not.* zum B.O.B. B. II zu §§ 267 ff. des Entwurfs S. 86.) Bei dem Fehlen jedes öffentlichen Interesses ist nicht anzunehmen, daß das Gesetz mit der Vorschrift in § 366 Abs. 1 B.O.B. in etwa anderweit begründete Vertragsrechte eingreifen, der unmittelbar bei der Leistung vom Schuldner getroffenen Tilgungsbestimmung eine absolut maßgebliche Bedeutung ohne Rücksicht auf vorangegangene Vertragsabreden verleiht wollte. Das Bedenken aber, daß das Zahlungsgesetz vom Schuldner ausgere, und daß es, wenn dieser auf eine andere Schuld zahlen will, hinsichtlich der vertragsmäßig festgesetzten Schuld an einem An-

gebot fehle, würde der Entscheidung weichen müssen, daß eben durch die vertragmäßige Vereinbarung zum voraus der fragliche Leistung die Richtung bestimmt angewiesen ist, in welcher sich das Zahlungsgesetz alsdann durch den Leistungsfakt vollzieht. *Ed.* c. 3, L. v. 25. April 07, 595,06 VI. — *Gaffel*.

B. § 398 B.O.B. § 286 B.O.B. *Schuldscheinige Annahme einer Abtretung? Richt vollständige Beweiswürdigung.*

Die Klägerin handelte als Hauskammerin in Dörfen. W. ist von seinen beiden Töchtern berührt worden. In seinem Nachlaß befand sich ein ihm von G. ausgeliehener Schuldschein über ein mit 4 vom Hundert verzinsliches Darlehen von 3000 Mark, den die Erbinnen an sich genommen haben. Die Klägerin behauptete, daß ihr der Ersaffer diese Darlehensforderung im Januar 1903 in Gegenwart des G., den er angewiesen, das Kapital bei Fälligkeit an sie zu zahlen, geschenkt habe. Im Sommer 1903 habe er ihr eines Tages den Schuldschein übergeben und dabei gesagt: „das Umschreiben tut ja auch nicht nötig, ich will Dir den Schuldschein geben, und G. weiß ja, daß er die 3000 Mark an Dich zu zahlen hat.“ Sie habe später den Schuldschein zur Kulterabnahme dem W. wieder eingehändigt, und verlangt klagend Herausgabe des Scheins sowie Anerkennung, daß die Forderung auf sie übergegangen sei. Das O.B. machte Verurteilung der Beklagten und die Abweisung der Klage von einem Übergangsribe der Beklagten in Ansehung ihres Borganges aus dem Sommer 1903 abhängig. Das R.B. hob auf die Revision der Klägerin auf: Wie die Revision mit Recht geltend macht, sind die vom Zeugen G. behaupteten, auf die angeklagte Forderung vom Januar 1903 bezüglichen Umstände nicht ausreichend gestützt. Der Berufungsrichter beschränkt sich in dieser Beziehung auf die Billigung des landgerichtlichen Urteils und die Bemerkung, daß durch die Aussage des G. eine im Januar 1903 erfolgte Abtretung nicht bewiesen sei. Das O.B. sagt weiter folgendes: „Nach dessen (des G.) Aussage hat W. ihm, als er zur Zinszahlung im Januar 1903 bei W. war, erklärt, er solle das Kapital bei Fälligkeit an die Klägerin zurückzahlen. Diese solle das Geld für die Pflüge haben, die sie ihm haben abgeben lassen. Während dieser Erklärung hat die Klägerin in der Nähe gestanden, und der Zeuge G. hat den Eindruck gehabt, als ob sie zuhöre und die Worte W.'s verstanden habe. Sie hat aber nichts darüber geäußert, ob sie die Schenkung annehme. Es läßt sich aus diesem Borgange also nicht ersehen, ob die Übertragung der Forderung auf die Klägerin wirklich erfolgt ist.“ Anschließend verweist der erste Richter und mit ihm der Berufungsrichter eine Erklärung der Klägerin, mittels deren sie ihr Einverständnis mit dem ihr schenkweise angebotenen Erwerbe der Forderung zum Ausdruck gebracht habe. Hierbei ist jedoch übersehen, daß, wie der Berufungsrichter in anderem Zusammenhang anerkennt, jede Willensbetätigung genügt, aus welcher hervorgeht, daß die Klägerin den Abtretungswillen des W. sich angeeignet habe. Auch das bloße Schweigen kann in diesem Sinne gedeutet werden, wenn nach der ganzen Sachlage anzunehmen ist, daß damit die Zustimmung hat ersichtlich gemacht werden sollen. Es kommt in Betracht, daß es sich nicht um eine Verpflichtung handelt, welche die Klägerin übernehmen soll, sondern um eine unentgeltliche Zuwendung, bei der nach der Auffassung des Lebens eine besondere Annahmeverkündung

nicht erwartet, die Zustimmung vielmehr, zumal unter Umständen, wie sie hier vorliegen, als selbstverständlich angesehen wird. Die Aussage des B. ist aber auch nicht ershöpfend berücksichtigt. Er hatte noch behauptet, daß die Klägerin bei dem Verschicken ihm und M. gegenseitigen Geschräts ab- und zugegangen sei, um etwas zu suchen, wie er glaube, den Schuldchein. Sie habe erklärt, daß sie im Koffer und auch in einer Kommode vergeblich gesucht habe. Ist dies richtig, so würde zu dem Schweißen der Klägerin noch ein Verhalten hinzutreten sein, das kaum anders, wie als Annahme des ihr Dargebotenen, aufgefaßt werden kann, indem sie die über die Forderung ausgestellte Betreibungsurkunde zu erlangen bemüht war. Daß die Übergabe des Schuldcheins kein notwendiges Erfordernis der Vollziehung der Schenkung ist, erscheint ungewiss, weshalb es auf den Erfolg der Bemühungen der Klägerin für die zu entscheidende Frage nicht ankommt. Auch das ist nicht von vornherein anzunehmen und wird auch nicht vom Berufungsgericht festgestellt, daß B. seinen Abtretungswillen überhaupt nicht gegenüber der Klägerin erklärt habe. Die Behauptung des B. läßt die Auslegung zu, daß B. mit seinem auf die Übertragung der Forderung gerichteten Ausprechen sich auch an die Adressate der Klägerin gerichtet habe. Hiernach ist nicht ausgeschlossen, daß bei ershöpfender Würdigung der Aussage des B. der Berufungsgericht zu einem der Klägerin günstigeren Ergebnis gelangt wäre. Sein Urteil beruht auf einer Verletzung des § 286 ZPO. R. v. S. u. 19. April 07, 348/06 VII. — Gell.

6. § 638 Abs. 1 BGB. Nichtanwendung der sechsmonatigen Verjährung gegenüber einem Schadenersatzanspruch wegen positiven Zuwiderhandels gegen die durch den Abschluß eines Transportvertrages für den Unternehmer begründeten Pflichten.]

Der Kläger hat aus einem Unfälle, den er am 26. Oktober 1896 als Fahrgast der von der Beklagten zu 2. betriebenen Straßenbahn zu Duisburg infolge des Zusammenstoßes eines Motorwagens mit einem Güterzuge der von der Beklagten zu 1. betriebenen Duisburger Hafenbahn erlitt, gegen die beiden Eisenbahnunternehmer Schadenersatzansprüche geltend gemacht. Er hatte zunächst nur auf Zahlung einer Rente wegen Verlustes seiner Erwerbsfähigkeit Klage erhoben; für diesen Anspruch wurde durch Zwischenurteil gemäß § 304 ZPO. über den Grund vorab entschieden. In dem sich anschließenden Verfahren über den Betrag des Anspruchs hat der Kläger seine Ansprüche erweitert und nummerte auch den Ersatz von Freilassungskosten in Höhe von 4192,90 Mark verlangt. Das alsdann über beide Ansprüche erlassene Urteil des LG. vom 23. Oktober 1901 beigemietete sich als Teilurteil; es schied einen Teil des Rentenanspruchs aus und beschränkte die Entscheidung darüber dem weiteren Verfahren vor. Nachdem auf Grund dieses Vorbehalts die Verhandlung vor dem LG. wieder eröffnet worden war, stellte der Kläger in der Verhandlung vom 27. November 1905 den Antrag auf Verurteilung der Beklagten zur Zahlung a) von 4296,85 Mark und 1318,55 Mark an weiteren Kosten, b) von 228,75 Mark an Sachschaden, sowie zur Tragung der noch weiter entstehenden Kosten. Das LG. hat die Beklagten zur Zahlung der 228,75 Mark verurteilt, mit den übrigen Ansprüchen den

Kläger abgewiesen. Wegen dieses Urteil legten der Kläger und die Beklagte zu 2. Berufung ein; das OLG. hat derjenigen der Beklagten zu 2. stattgegeben und die des Klägers zurückgewiesen, den Kläger mithin mit allen seinen weiteren Ansprüchen abgewiesen. Wegen dieses Urteil hat nummerte der Kläger Revision eingelegt. RG. hob das Berufungsurteil nur insoweit, als es gegen die Beklagten zu 2. (Klägerin) Verleth- und Straßbahngesellschaft in Berlin) ergangen, auf und wies die Sache bezüglich dieser Beklagten an das Berufungsgericht zurück. Die Abweisung der jetzt erhobenen weiteren Ansprüche des Klägers ist erfolgt, weil von dem Berufungsgericht die von den Beklagten erhobene Einrede der Verjährung für durchgreifend erachtet wurde. Die Revision greift die Entscheidung des Berufungsgerichts wegen der Kosten mit dem Hinweis darauf an, daß der Antrag vom 7. März 1900, der auch zunächst in der Verhandlung vom 4. Juli 1900 verlesen worden sei, einen Feststellungsantrag wegen der weiteren Kosten enthalten habe. Die Revision ist in dem Antrag vom 23. März 1901 nicht wiederholt, so sei doch darauf auch nicht verzichtet; es sei über diesen Antrag eben damals nicht entschieden worden, und durch das Teilurteil vom 23. Oktober 1901 die Rechtsfähigkeit nicht beseitigt. Für den Materialschaden enthalte dieses Urteil aber sogar einen Vorbehalt. Wegen die Beklagte zu 2. seien die Ansprüche des Klägers keinesfalls verjährt, weil mit dieser der Kläger als Fahrgast in einem Transportverhältnisse gestanden habe. Die Revision war aus dem letztangeführten Grunde gegenüber der Beklagten zu 2. für begründet zu erachten; im übrigen war ihr der Erfolg zu versagen. Letzteres wird näher begründet und die Revision wegen Verjährung der Ansprüche gegen die Beklagte zu 1. zurückgewiesen.) Was aber die Verjährung des Vertragsanspruchs gegenüber der Beklagten zu 2. anlangt, so vollendet sie sich nach dem für die Zeit vor dem Inkrafttreten des BGB. nach § 546 ZI. I Tit. 9 RN. in 30 Jahren. Eine Anwendung des § 343 ZI. I Tit. 5 RN. auf Schadenersatzansprüche der hier vorliegenden Art kam nicht in Frage. Auch nach § 195 BGB. ist die regelmäßige Verjährungsfrist eine dreißigjährige; nach Art. 169 GG. B. kauft die begonnene Verjährung in der Weise weiter, daß vom 1. Januar 1900 ab die Vorschriften des BGB. auf sie Anwendung finden. Es erhebt sich jedoch die Frage, ob nicht die kurze — sechsmonatige — Verjährung des § 638 BGB. für die Ansprüche des Klägers Platz greift, die für die Ansprüche des Besizers aus einem Wertvertrage wegen Mängel des Wertes gegeben ist und auch neben den eigentlichen Gewährleistungsansprüchen die Ansprüche auf Schadenersatz umfaßt. Der erkennende Senat hat in einer Entscheidung vom 19. Juni 1905 (ZM. 05 S. 484 Nr. 1) auf Grund der Bestimmung des § 646 BGB. ausgesprochen, daß die kurze Verjährung des § 638 nicht nur für die Herstellung einer Sache, sondern auch für Leistungen nicht körperlicher Art, die Erzielung eines Erfolges Platz greift und alsdann mit der Vollendung der Leistung beginnt; er hat diesen Grundsat alsdann auch auf einen Schadenersatzanspruch der vorliegenden Art aus einem Transportvertrage, da dieser als ein Wertvertrage sich darstellt, angewendet. Die erstere Auffassung, die die Ausdehnung des Geltungsbereichs des § 638 auf Wertverträge jeder Art, auch

auf unbedingte Leistungen, zum Gegenstande hat, ist grundsätzlich aufrecht zu erhalten, an der konkreten Anwendung der kurzen Verjährung des § 638 auf Schadenersatzansprüche der vorliegenden Art hält dagegen der erkennende Senat nicht fest, schließt sich vielmehr den Entscheidungen des VII. GS. an (RG. 62, 119; 64, 41; vgl. auch das Urteil des I. GS. RG. 62, 210), worin § 638 BGB. für unanwendbar erklärt wird, wenn es sich nicht um einen Mangel des gelieferten Wertes handelt, sondern um eine „durch positives Zutwiderhandeln gegen die pflichtmäßige Sorgfalt bei der Herstellung des noch nicht vollendeten Wertes begangene Vertragsverletzung“; dieser Fall ist gerade gegeben, wenn ein Frachtpacht während der Beförderung durch den Transportunternehmer infolge Auftragsausführung der vertragsmäßigen Sorgfalt seitens des letzteren fahrlässig verletzt wird. Die Verletzung des Transportunternehmers ist die Beförderung des Vertragsgegenstandes von Ort zu Ort; Mängel dieser Leistung unterliegen der kurzen Verjährung des § 638; daß der Transportunternehmer die Person, der er zu jener Leistung sich verpflichtet hat, vor Gefahren sichert, die ihm aus dem Transport durch die Transporteinrichtungen und Maßnahmen begegnen können, ist eine daneben laufende Verpflichtung, die zwar auch aus dem Vertragsverhältnis beruht und zu den Vertragspflichten gehört, die aber mit der Transportleistung selbst nicht zusammenfällt; durch einen Mangel der vertragsmäßigen Sorgfalt in der Ausführung des Wertes wird hier dem Vertragsgegner ein positiver Schaden rechtswidrig zugefügt, für dessen Geltendmachung die Bestimmung des § 638 BGB. nicht gegeben ist, die die kurze Verjährung für Gewährleistungsfällen (Mängelung und Runderung) aus den bisher geltenden Regeln übernommen und diesen nur die Schadenersatzklage wegen fahrlässiger mangelhafter Leistung hinzugefügt hat; immer aber muß es sich um einen Mangel des Wertes oder der Leistung handeln, der von dem Verschulden des Verpflichteten abgesehen mit der Beseitigung oder Runderungsfälle zu verfolgen sein würde. Nach diesen Grundsätzen ist der Schadenersatzanspruch des Klägers, soweit er aus dem Transportvertrage geltend gemacht werden kann, mißlich in seiner Verfolgung gegen die Beklagte zu 2, noch nicht verjährt; die Vertragshaftung umfaßt aber (soweit den Körperlichkeiten, wie den dem Kläger entstandenen Materialschaden. Die Klage ist deshalb gegen die Beklagte hinsichtlich der noch im Streit stehenden Ansprüche auf Grund der von den Beklagten erhobenen Einrede der Verjährung zu Unrecht durch das Berufungsgericht abgewiesen worden. Das Urteil des Berufungsgerichts war hiernach in diesem Umfang aufzuheben und die Sache, da die Ansprüche des Klägers im übrigen aus dem Gesichtspunkte des Vertrages weder dem Grunde noch der Höhe nach geprüft worden sind, gemäß § 565 ZPO. an das Berufungsgericht zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung zurückzuverweisen. O. v. St. D. u. H. 2. St. u. v. 15. April 07, 331/06 VI. — Hamm.

7. §§ 638 Abs. 1 und 640 BGB. Über Geltendmachung eines Runderungsanspruchs vor Abnahme des Wertes.]

In der Sache kann von dem Berufungsrichter eingenommene Standpunkt nicht für richtig gehalten werden. Dieser geht dahin, daß beim Wertvertrage der Besteller den Runderungs-

anspruch nicht vor der Abnahme erheben könne, wobei der Berufungsrichter ebenso wie die Beklagte unter Abnahme die Hinnahme und Billigung des Wertes versteht. Wenn dies wirklich der Begriff der Abnahme im Sinne des § 640 BGB. sein sollte, so würde freilich die Weigerung der Beklagten, eine solche Abnahmeerklärung abzugeben, berechtigt sein, denn sie billigt das Wert der Klagerin ja nicht, sondern macht das Vorhandensein erheblicher Mängel geltend. Dagegen ist bei solcher Auffassung des Begriffs der Abnahme der Satz des Berufungsrichters, daß der Runderungsanspruch nicht vor der Abnahme erhoben werden könne, unhaltbar; denn es enthält einen unbilligen Widerspruch in sich, daß die Geltendmachung von Mängeln und des hieraus entstehenden Runderungsanspruchs durch die vorläufige Billigung des Wertes bedingt sein sollte. Allen auch wenn man unter der Abnahme im Sinne des § 640 BGB. die Annahme des Wertes als Erfüllung begriff, kann der Satz, daß der Runderungsanspruch von der vorläufigen Abnahme abhängig sei, nicht richtig sein, sofern man, wie dies im Urteil des erkennenden Senats vom 22. April 1904 (RG. 67, 339) geschehen ist, unter der Abnahme als Erfüllung die zur Hinnahme des Wertes hinzutretende ausdrückliche oder stillschweigende Erklärung versteht, daß der Besteller die Leistung des Unternehmers als eine der Hauptsache nach dem Vertrage entsprechende Erfüllung annehme. Im gegenwärtigen Falle macht die Beklagte gegenüber der auf 8500 befestigten Geldevergiütung einen Runderungsanspruch in Höhe von 5000 Mark geltend, der also mehr als die Hälfte der ganzen Vergütung ausmacht. Daß die Erhebung dieses Anspruchs nur dann sollte stattfinden dürfen, wenn vorher die Beklagte anerkannt hätte, daß die Leistung der Klagerin in der Hauptsache dem Vertrage entspreche, wäre eine Annahme, die sich nicht rechtfertigen ließe. Besteht überhaupt ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Runderung und Abnahme, — worauf allerdings § 638 Abs. 1 Satz 2 BGB. hinweist, — so erscheint insoweit solches nur dann als möglich, wenn man überhaupt oder wenigstens den Begriff der Abnahme auf die tatsächliche Hinnahme und Inbegriffnahme des Wertes beschränkt. Die Voraussetzung liegt hier vor. Die Klagerin hat die Anlage fertig gestellt, die Beklagte hat sie tatsächlich hingenommen; es hat nicht nur eine Probebeziehung stattgefunden, sondern es ist auch das Wert, — was unstreitig zu sein scheint, übrigens nicht ausschlaggebend sein würde, — bereits in Verwendung genommen worden. Was unter diesen Umständen dem Runderungsverlangen der Beklagten, welches sie der Forderung des Wertes der Vergütung gegenüber erhebt, — die erste und dritte Rate hat sie bezahlt, — rechtlich im Wege stehen soll, ist nicht einzusehen. Es bedarf hiernach keines Eingehens auf den von der Revision vertretenen Standpunkt, daß die Geltendmachung des Runderungsanspruchs auch vor der Abnahme zulässig sei und es kann gleichmütig dahin gestellt bleiben, ob derartige Äußerungen in der Literatur, wie sich z. B. eine solche bei Goldmann-Ellentz, BGB. I, 651 dahin findet, die Rechte des Bestellers wegen Mängel des Wertes seien grundsätzlich von dessen Abnahme unabhängig, im Sinne der Ausführungen der Revision zu verstehen sind. Pr. u. S. c. H. u. G., II. v. 8. April 07, 334/06 VII. — Berlin.

8. §§ 761, 1620, 1624 BGB. Rentenversprechen zu Ausstattungsverträgen.]

Ein zu Ausstattungsverträgen formlos abgegebenes Versprechen einer Geldsumme kann unter Umständen verbindlich sein, während ein zu gleichen Zwecken formlos abgegebenes Rentenversprechen unverbindlich ist. Allein diese verschiedene Behandlung der beiden Ausstattungsverträge entbehrt nicht der inneren Rechtfertigung. Denn in letzterem Falle ist der Versprechende, anders als im ersterem Falle, außerhande, mit Sicherheit von dem Fortleben des Trägers seines Versprechens, insbesondere den Umfang der ihm obliegenden Leistungen zu überschauen. Angesichts der daraus folgenden Gefahren ist für den Versprechenden besondere Vorsicht am Platze und dazu wird er durch den Formzwang angeporrt. D. o. Z., II. v. 18. April 07, 458/06 IV. — Berlin.

9. § 823 BGB. Umfang der Streupflicht in zeitlicher Beziehung für den Hauswirt in einer kleinen Stadt, wenn der Gast einer im Hause befindlichen Wirtschaft des Wirters abends bei Mitternacht stirbt.]

Der Kläger ist des Abends gegen 10 Uhr zu L. beim Verlassen der in dem Erdgeschoß des Hauses des Beklagten von einem Pächter betriebenen Schankwirtschaft auf der Vortreppe von dem Hausflur zum Bürgersteig angeblich wegen Eisglätte gefallen und hat sich erheblich verletzt. Er hat gegen den Beklagten, weil er die Treppe nicht besetzt habe, einen Schadenersatzanspruch erhoben: Klage, Verurteilung und Revision sind zurückgewiesen worden. Das Berufungsgericht geht davon aus, daß der Beklagte, da nach seinem eigenen Ansehen am Abend des Unfalls vor 7 Uhr durch Schneefall, Regen und Frost Glätte entstanden sei, die Verpflichtung gehabt habe, in der Zeit zwischen 7 und 8 Uhr die Vortreppe zu besetzen. Das Berufungsgericht hält für erweisen, daß er um diese Stunde die Treppe auch besetzt habe, und führt sodann aus: Hiermit habe Beklagter seiner Streupflicht genügt. In einer kleinen Stadt wie L. mit ungefähr 7 000 Einwohnern sei das Tageswerk eines Hausbesizers abends um 7 oder 8 Uhr beendet. Es könne von dem Beklagten nicht verlangt werden, daß er der Wirtschaftsbefucher wegen der Streuung in den späteren Abendstunden jeweils wiederhole, wenn durch den Besatz der Gänge das Stetramaterial geschwunden war, oder durch die fortbauende Fruchtigkeit unter der Einwirkung des Frostes die Glätte sich erneuerte. Die Feststellung des Berufungsgerichts, daß in L. das Tageswerk eines Hausbesizers um 8 Uhr sein Ende erreiche, daß also zu dieser Zeit der allgemeine Verkehr in den Wirtschaften aufhöre, liegt auf tatsächlichem Gebiet und ist der Nachprüfung des Revisionsgerichts entgegen. Für die Entscheidung kommt es daher lediglich darauf an, ob der Hauseigentümer, welcher Räume seines Hauses zum Betriebe einer Wirtschaft vermietet, mit Rücksicht auf den Verkehr der Wirtschaft eine im Verhältnis zum Vermieter von Privatwohnungen erweiterte Pflicht hat, die Gänge des Hauses zu reinigen, zu besetzen, zu beschränken u. dgl. Dies ist zu verneinen. Der Rechtsatz, daß derjenige, der durch Vermietung einen Verkehr in seinem Hause für andere eröffnet, die Gänge in verhältnismäßigem Zustande zu halten hat, ist aus der Anschauung und den Anforderungen des Verkehrs hervorgegangen. Die Verpflichtung des Eigentümers erstreckt sich jedoch nur auf den allgemeinen Ver-

kehr in seinem Hause, nicht aber auf den darüber hinausgehenden Verkehr, der durch die besonderen persönlichen, geschäftlichen oder gewerblichen Bedürfnisse und Beschäftigungen eines Wirters hervorgerufen wird. Diesen Verkehr hat der Mieter eröffnet. Sache des Wirters ist es daher, den ausgedehnten Verkehr durch Übernahme jener Obliegenheiten zu sichern. Dem Hauseigentümer würde, da zeitlich und vielfach auch — so bei der Räumvermietung von Haus- und Wirtschaftsgärten, Regalbäumen, Festzäunen — räumliche Grenzen für die ihm anliegende Verpflichtung sich nicht ermitteln lassen, eine laum erträgliche Last aufgebürdet, die sich in eine beträchtliche Erhöhung der Mietpreise umsetzen müßte. Es läßt sich auch nicht anerkennen, daß die Auffassung oder ein Bedürfnis des Verkehrs der von der Revision vertretenen Ansicht zur Seite stünde. Auf eine andere Grundlage als diese könnte aber die behauptete Pflicht des Hauseigentümers nicht gestützt werden. Derjenige, der infolge Veräußerung von Verletzungen zu Schäden kommt, die durch den von einem Mieter veranlaßten besonderen Verkehr geboten sind, wird sich deshalb an den Mieter zu halten haben. R. o. E., II. v. 4. April 07, 360/06 VI. — Dresden.

10. §§ 823, 1134, 1135 BGB. Umfang der Befugnis des Pfandgläubigers zum Verkauf des Zubehörs.]

Die Klägerin hat bei der Zwangsversteigerung der Sträßenfriesen Besichtigung einen Kausfall von mehr als 8 000 Mark erlitten. Dieser Kausfall ist nach der unangefochtenen und auch einwandfreien Feststellung des Berufungsgerichts wenigstens zum Teil darauf zurückzuführen, daß der Subhastator vor der am 29. Januar 1904 eingeleiteten Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung in der Absicht, soviel zu reizen, als noch zu reizen sei, nahezu die gesamten Güterzeugnisse und Zubehörstücke veräußert hat oder durch seinen Sohn hat veräußern lassen. Es hat sich hierbei überall „um ein planmäßiges Vorgehen zum Schaden der Hypothekengläubiger“ gehandelt. — Bei dieser Sachlage ist die Annahme unbedenklich, daß der Subhastator sich einer unerlaubten Handlung im Sinne des § 823 BGB. schuldig gemacht hat. — Für das gemeine wie für das preussische Recht ist bereits in der Entscheidung des R. O. 42, 170 ausgeführt worden, daß der Pfandgläubiger zwar an sich nicht gehindert ist, einzelne Zubehörstücke durch Veräußerung dem Pfandverbande zu entziehen, daß er aber widerrechtlich handelt und sich ersatzpflichtig macht, wenn er Veräußerungen anzeigt, zu dem Zwecke vorzunehm, dem Gläubiger die Ausübung des Pfandrechts zu erschweren oder zu vereiteln. Die Befugnis zur Veräußerung reicht nicht weiter als das Bedürfnis eines wirtschaftlichen Betriebes. Dieser Rechtsgrundsatz gilt auch für das BGB. Nach den Vorschriften in den §§ 1134, 1135 BGB. hat der Pfandgläubiger eine Klage auf Unterlassung, wenn Zubehörstücke, auf die sich die Hypothek erstreckt, den Regeln einer ordnungsmäßigen Wirtschaft entgegen dem Grundbesitz entfernt werden und dadurch die Befugnis einer Befreiung der Hypothek entsteht. Handlungen dieser Art sind mithin widerrechtlich, sie verletzen das dingliche Hypothekenrecht und stellen deshalb, mögen sie vorsätzlich oder fahrlässig begangen sein, eine unerlaubte Handlung im Sinne des § 823 BGB. dar. D. o. E., II. v. 20. April 07, 333/06 V. — Marienwerder.

nicht an sich, um sie ihren Zwecken dienlich zu machen, irgend welche Kautelen aus ihnen zu ziehen. Die Tiere bleiben bis zur Übergabe an die Käufer in dem Wirtschaftsbetriebe der Eigentümer. Den Eigentümern soll durch die von der Beklagten getroffenen Einrichtung der direkte Absatz des Schlachtwiehs ermöglicht werden. Die Eigentümer sollen den Gewinn beziehen, den der Produzent erzielen kann, wenn er unter Vermeidung des Handels an den Konsumanten verkauft. Spektierer und Kommissionäre sind für die Eigentümer der Tiere, nicht für die Beklagte tätig. Das LG. hatte die Annahme, die Beklagte habe die Sorge für die Tiere im eigenen Interesse übernommen, darauf gestützt, daß die Beklagte sich für die Vermittlung des Verkaufs eines kenneitwegs unentgeltliche Vergütung zahlen lasse. Ebenso hat das Berufungsgericht angeführt, es lasse sich nicht bestreiten, daß Beklagte, die für ihre Tätigkeit Gebühren erhebe, das Unternehmen berufsmäßig in ihrem eigenen Interesse bzw. im Interesse der von ihr vertretenen Landwirte führe. Daraus ergibt sich jedoch nicht, daß die Beklagte die Tiere „kält“. Ein Interesse daran, daß die Landwirte ihre Schlachtwiehs direkt an die Schlächter absetzen, hat die Beklagte allerdings, aber sie sorgt für die Tiere nicht der Tiere oder ihrer Kautelen wegen. An den einzelnen Tieren und ihren Kautelen hat sie kein Interesse. Die geringe Gebühr, die sie bei dem Verkauf erheben läßt, genügt nach ihren Angaben nicht zur Deckung der Aufwendungen, die sie im Interesse der Eigentümer der Tiere macht. Wenn die Beklagte den Eigentümern gegenüber die Verpflichtung übernommen hat, für ordnungsmäßige Verwahrung der Tiere Sorge zu tragen, so kann das eine Haftung nach § 834 begründen, macht aber die Beklagte nicht zum Zielpunkt. Das Berufungsgericht hat noch darauf hingewiesen, daß die Verkaufsverrichtungen für die Eigentümer im Namen der Beklagten ausgefertigt wurden. Das ist ohne Bedeutung. Wenn die Geschäftsführer der Beklagten im Namen und für Rechnung der Einfender den Verkauf besorgen läßt, so ist es selbstverständlich, daß sie den Einfendern Rechnung ablegt. Das Berufungsurteil ist deshalb aufzuheben. In der Sache selbst kann das Revisionsergericht nicht entscheiden, weil das Berufungsgericht genügende tatsächliche Feststellungen nicht getroffen hat, und nicht ersichtlich ist, ob die Klage nicht auch auf die Bestimmung des § 834 BGB. gestützt werden ist. 2. B. R. u. Müller & Cie. a. G., II. u. 11. April 07, 440/06 IV. — Hamburg.

14. §§ 1154, 1274 BGB. Bedeutung der Verpflichtung eines Hypothekendarstellers, Begründung eines obligatorischen Zurückbehaltungsrechtes im Fall der Einwilligung aller Mitberechtigten des Briefes in die Verpfändung.]

Die Kläger zu 1 bis 6 und der Mühlenbesitzer Reinhard St. sind die Erben des im Jahre 1897 verstorbenen Gutsherrn Karl St. Für letzteren handelte zum Grundstücke Nieder-Salzdamm Bd. III Bl. 2 eine Briefhypothek von 20 000 Mark in Abt. III Nr. 13 eingetragen. Der Beklagte gelangte Anfang 1902 in den Besitz des Hypothekenbriefes und verbriefte dann die Rückgabe. Die Kläger und Reinhard St. klagten auf Herausgabe des Briefes zu Händen der Klägerin ad 1. Beklagter wendete ein, Reinhard St., der Eigentümer des belasteten Grundstücks, habe am 3. Januar 1902 für sich selbst und zugleich im Auftrage der anderen Miterben die Hypothek für ein

Darlehen von 6000 Mark, das er von ihm, dem Beklagten, erhalten habe, verpfändet, darüber ein Schriftstück des Inhalts ausgestellt: „Erhöht von Hiesigermännlicher Herrn Olig für eine verpfändete Hypothek 6000 Mark“ und habe den Hypothekenbrief übergeben. Der erste Richter erkannte auf zugeschohene Eide für die Kläger und machte davon abhängig, ob die Verurteilung des Beklagten zur Herausgabe des Briefes schlechthin oder Zug um Zug gegen Zahlung von 6000 Mark auszusprechen sei. Hiergegen legten die Kläger Berufung, der Beklagte Anfechtungsberufung ein. Im Laufe der Berufungsbefugnis schied Reinhard St., über dessen Vermögen der Konkurs eröffnet war, mit Genehmigung der Mitkläger und des Beklagten aus dem Prozeß als Partei aus hinsichtlich des Restpunkts völlig aus. Die verbleibenden Kläger zu 1 bis 6 beantragten Verurteilung zur Herausgabe des Briefes zu Händen der Klägerin 1 und des Rekonvaleszenten der Konkursmasse des Reinhard St. Der Beklagte, welcher gegenüber sämtlichen Klägern ein Panderst, mindestens aber ein Zurückbehaltungsrecht an dem Brief in Anspruch nahm und die Verpflichtung zur Herausgabe auch gegen Zahlung von 6000 Mark nicht mehr anerkannte, beantragte unbedingte Abweisung der Klage, erklärte sich aber im Falle der Verurteilung zur Herausgabe damit einverstanden, daß die Herausgabe zu Händen der Klägerin 1 und des Rekonvaleszenten erfolge. Unstrittig wurde, daß der Brief am 3. Januar 1902 dadurch in den Besitz des Beklagten gelangt ist, daß Klägerin 1, welche bis dahin den Brief verwahrt, ihn dem Reinhard St. mit dem Auftrage übergeben hat, er möge sich dem Beklagten 6000 Mark geben lassen und ihm dafür den Brief zur Sicherstellung ausbändigen, und daß Reinhard St. in Ausführung dieses Auftrages dem Beklagten den Brief und das Schriftstück vom 3. Januar 1902 gegen Zahlung von 6000 Mark ausgehändigt hat. Dieser Betrag ist dann nach Meldung der Klägerin 1 dem Kläger 6 befristet Bezahlung einer Schuld ausgehändigt worden. Das mit der fraglichen Hypothek belastete Grundstück ist im Jahre 1904 zwangsversteigert, die Hypothek ist mit umgekehrte 12 000 Mark zur Ordnung gelangt, im übrigen ausgefallen. Der Berufungsrichter unterschied bei seiner Entscheidung zwischen der Klage der Kläger 1, 3, 4 und der Klage der Kläger 2, 5, 6. Auf die erstere Klage verurteilte er zwar den Beklagten zur Herausgabe, aber nur gegen Zahlung von 6000 Mark und wies die Klage der Kläger 1, 3, 4 mit ihren weitergehenden Anträgen ab. Er gründete diese Entscheidung darauf, daß Klägerin 1 untreulich, die Kläger 3, 4 entwerfenermaßen Auftrag bezogen. Genehmigung zur Eingabe des Hypothekenbriefes zu dem in Rede stehenden Zweck erteilt hätten. Auf die Klage der Kläger 2, 5, 6, deren Auftrag oder Genehmigung er nicht für erwiesen ansetzte, erkannte er auf den hierüber vom Beklagten zugeschohene Eide für die Kläger und machte davon die Verurteilung des Beklagten zur Herausgabe schlechthin oder gegen Zahlung von 6000 Mark abhängig. Gegen dieses Urteil legten nur die Kläger 1, 3, 4 Revision ein. RG. hob auf und wies in die Instanz zurück. Der Berufungsrichter erachtet eine Verpfändung der in Rede stehenden Briefhypothek seitens der Erben des eingetragenen Gläubigers nicht als rechtswirksam erfolgt, weil die Verpfändung gemäß §§ 1274, 1154 BGB. schriftlich hätte geschehen müssen, die Urkunde vom 3. Januar 1902

aber eine Verpfändungserklärung bezüglich der Hypothek nicht enthalte. Er erklärt ferner, daß ein Pfandrecht an dem Hypothekenbriefe nicht gültig bestellt sei, weil die Verpfändung eines Hypothekenbriefes für sich allein nicht angängig sei. Weiter verneint er, daß dem Beklagten ein Recht an dem Hypothekenbriefe in Gestalt eines Zurückbehaltungsrechts zustehe, da das BGG. ein dingliches Zurückbehaltungsrecht nicht kenne. Dagegen erachtet er die Übergang eines Schulvertrages, durch den der eine Teil sich verpflichtet, dem andern Teil einen Hypothekenbrief so lange zu belassen, bis dieser wegen einer Forderung befreit ist, für rechtlich zulässig, und er nimmt an, daß zwischen dem Beklagten und Reinhard St. ein solcher Zurückbehaltungsvertrag geschlossen sei und die drei Revisionskläger infolge Bausatzung des Reinhard St. hiengegen erteilter Genehmigung ebenfalls an diesen Vertrag gebunden seien. Die Revision klagt die Rechtsirrthümlichkeit eines solchen Zurückbehaltungsvertrages und sucht auszuführen, es sei, weil ein dingliches Retentionsrecht dem BGG. fremd sei, auch das vom Berufungsrichter konstatierte Zurückbehaltungsrecht nicht anzuerkennen. Dies ist jedoch nicht zutreffend. (Wird ausgeführt.) Dadurch, daß der Inhaber einer Hypothek einem anderen den Hypothekenbrief mit der Verpflichtung hingiebt, den Brief nicht eher zurückzuverlangen, als bis eine bestimmte Voraussetzung erfüllt sei, gewährt er dem Empfänger nicht ein auch gegenüber Dritten wirkendes Recht an dem Hypothekenbrief als an einer selbständigen Sache, sondern schließt er nur das ihm als Eigentümer des Hypothekenbriefes an sich zustehende Recht auf Herausgabe für seine Person zeitweise und bedingt aus. Ein solches, durch obligatorischen Vertrag begründetes, nur zwischen dem Vertragsschließenden persönlich wirkendes Zurückbehaltungsrecht an einem Hypothekenbriefe ist daher für rechtsgültig zu erachten (vgl. RG. 51 S. 87, 88, Turnau-Frieder Eigenschaft. Bd. I S. 502, 1098, Staubinger Komm. I 10 zu § 1204 BGG.). Der in dieser Richtung erhobene Revisionsangriff ist sonach unbegründet. Zu beanstanden ist auch nicht die vorletzte Ausföhrung des Berufungsrichters, daß, trotzdem der Wille der Kontrahenten auf Schaffung eines dinglichen Pfandrechts gerichtet gewesen sei, doch an Stelle der wegen Formmangels nichtigen Verpfändung ein persönliches Zurückbehaltungsrecht an dem Hypothekenbriefe gemäß § 140 BGG. als vertragemäßig bestellt zu gelten habe. Der Berufungsrichter erachtet mit Recht, daß der von den Kontrahenten verfolgte wirtschaftliche Zweck der Beschaffung einer Sicherheit auch, wenn schon in geringem Maße, durch das persönliche Zurückbehaltungsrecht erreicht werde, und folgert daraus bedenkenfrei, daß, wenn die Kontrahenten die Nichtigkeit der Verpfändung gekannt hätten, sie die Geltung des einer Form nicht bedürftigen Vertrages über die Bestellung des persönlichen Zurückbehaltungsrechts gewollt haben würden (Prot. 1, 127). Rechtsirrtümlich aber ist die Ansicht des Berufungsrichters, daß der Beklagte jedem der den Auftrag oder die Zustimmung zu der Verpfändungserklärung des Reinhard St. erteilenden Kläger für sich allein und ohne Rücksicht darauf, ob eine gleiche Willensäußerung der anderen Kläger bediege, ein Recht auf Zurückbehaltung entgegenstellen könne. Der fragliche Hypothekenbrief steht im gemeinschaftlichen Eigentum der sechs Kläger und des Reinhard St. als der in ungeteilter Lebensgemeinschaft be-

findlichen Erben des Karl St. Dieses Mitigentum und das ihnen danach zustehende Recht auf Besitz machen die Kläger durch ihren Klagenanpruch auf Herausgabe des Briefes geltend. Dabei walten sie das Recht des mitbeteiligten Reinhard St., der in II. Instanz als Mitkläger mit Einwilligung des Beklagten aus dem Rechtsstreit ausgeschieden ist, dadurch, daß sie Herausgabe des Briefes zu Händen der Klägerin zu 1 und des Vertreters der Kontrahenten des Reinhard St. verlangen. Diefem Eigentumsanspruch könnte der Beklagte gemäß §§ 118, 1, 10, 25, 52, 53 KZP. I 17 in Verbindung mit Art. 218 BGG. nur dann ein Zurückbehaltungsrecht mit Erfolg entgegenstellen, wenn sämtliche Kläger durch Auftrag oder Zustimmung zu der Verpfändungserklärung des Reinhard St. sich in dem vorerörterten Sinne des Rechts auf Herausgabe und auf den Besitz des Briefes, solange die Forderung des Beklagten gegen Reinhard St. unbefriedigt sein würde, ergeben hätten; ist nur von einem oder von einzelnen der Kläger der Auftrag oder die Zustimmung erteilt worden, so ist für den Beklagten gegenüber keinem der Kläger ein Recht auf Zurückbehaltung des Briefes begründet worden. Der Berufungsrichter hat jedoch nur schiefgefaßt, daß die jeigen drei Revisionskläger Auftrag hien. Genehmigung erteilt hätten; bezüglich der Kläger zu 2, 5, 6 hat er Auftrag oder Zustimmung für dieselben nicht erwiesen erachtet und deshalb auf den vom Beklagten hierüber zugesprochenen Eid für diese Kläger erkannt. Es konnte aber nur dann, wenn Auftrag oder Zustimmung auch der Kläger zu 2, 5, 6 für erwiesen erachtet wurde, ausgesprochen werden, daß ein rechtswirksames Zurückbehaltungsrecht für den Beklagten begründet worden und daher Beklagter nur gegen Zahlung von 6000 Mark zur Herausgabe des Hypothekenbriefes verpflichtet sei. Hiernach war das angefochtene Urteil, soweit es auf die Klage der Kläger zu 1, 3, 4 ergangen ist, aufzuheben und die Sache insoweit zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. St. a. O., II. u. 17. April 07, 505/06 V. — Verslau.

15. § 2332 in Verb. mit § 1944 Abs. 2 BGG. Kenntnis in § 2332 bedeutet nicht nur eine durch amtliche Vernehmung erlangte —.]

Der Berufungsrichter weiß die vom Beklagten gegen die erhobene Pfändungsklage geltend gemachte Verjährungseinrede um deswillen zurück, weil mangels einer Vernehmung des den Kläger beinziehenden Erbvertrags die in § 2332 BGG. geordnete verjährige Verjährung seines Pfändungsanspruchs überhaupt nicht zu laufen begonnen habe. Denn unter „Kenntnis erlangen“ im Sinne dieser Gesetzesstelle könne in entsprechender Anwendung des § 1844 Abs. 2 nur eine durch amtliche Vernehmung der betreffenden Person gemäß §§ 2260, 2300 vermittelte Kenntnisaufnahme verstanden werden. Daß der Wortlaut des § 2332 dieser Gesetzesauslegung nicht zur Seite steht, wird aus dem Berufungsrichter nicht verkannt. Die in der Literatur vereinzelt aufgestellte Meinung, der Gesetzgeber habe in § 1944 Abs. 2 für das Gebiet des Erbrechts einen allgemeinen, auch auf andere Fälle des gegenseitigen Fristenlaufes anwendbaren Grundsatz aufstellen wollen, läßt sich weder aus den gesetzgeberischen Vorarbeiten noch aus Zweck und Inhalt des Gesetzes genügend begründen. Es ist zuzugeben, daß damit ein objektiver, leicht und sicher zu bestimmender An-

fangstermin für die kurze Verzögerung des Pflichtteilsanspruchs genommen wäre, ein Gesichtspunkt, dem der Gesetzgeber sonst in zahlreichen, dem Beginn der Verzögerungsfrist regenden Einzelbestimmungen Rechnung getragen hat. Es mag ferner sein, daß der die Verzögerung vorschübende Erb sich in der Mehrzahl der Fälle damit begnügen kann, dem klagenden Pflichtteilsberechtigten den Tag der amtlichen Verkündung der Verfügung nachzuweisen. Diesen Regelfall hat ersichtlich die Begründung des I. Entwurfs zu § 1999 Bb. 58. 426 im Auge, wenn es dort heißt, daß nicht auf die Verkündung der verfügenden Verfügung allein gesehen werden dürfe, da es immerhin möglich bleibe, daß auch von der verkündeten Verfügung der Pflichtteilsberechtigte Kenntnis nicht erlangt habe. Allein es ist zu erwidern, daß das OLG. auch auf dem Gebiete des Erbrechts Ausschlußfristen kennt, die von dem Zeitpunkt der erlangten Kenntnis ab laufen, ohne daß zwischen der Art der Kenntnisnahme unterschieden wird (z. B. §§ 1954, 2032, 2340). Auch eigentliche Verzögerungsfristen sind schließlich auf den Zeitpunkt der erlangten Kenntnis abgestellt (§ 852). Nach der äußeren Anlage des Gesetzes muß es ferner bedenklich erscheinen, in einer singulären dem Abschneit über Annahme und Aufschlagung der Erbchaftsangehörigen, dem § 1944 nur in Form eines Pflichtteilsfalls eingeordneten Vorschrift den Ausschluß eines auch nur auf erbrechtlichem Gebiete allgemeine Geltung beanspruchenden Grundgesetzes zu erwidern. Schon hiernach können die obigen Bedenken nicht als durchschlagend erachtet werden, um im Streitfalle eine ausdehnende Auslegung der formalen Vorschrift des § 1944 zu rechtfertigen. Hierzu kommt, daß diese Vorschrift ihre gute Bedeutung hat, wenn es sich um die auch für Beziehungen zu den Nachschleibern wichtige Frage des Erbverfalls handelt, daß aber kein Grund ersichtlich ist, den pflichtteilsberechtigten nahesten Familienangehörigen des Erblassers die Berufung auf eine Formvorschrift auch dann zu gestatten, wenn sie bereits zur Zeit des Erbfalls von der Sachlage voll unterrichtet, sogar — wie im Streitfall behauptet ist — im Besitze einer Ausfertigung der sie beinträchtigenden Verfügung gewesen sind. Das Berufungsurteil mußte deshalb aufgehoben und die Sache zur Prüfung derjenigen Behauptungen an die Vorinstanz zurückgewiesen werden, die der Beklagte bezüglich der Kenntnis des Klägers von dem streitigen Erbverfall angestellt hat. 2. a. R., U. v. 18. April 07, 442/06 IV. — Raumburg.

Givilprozeßordnung.

16. § 11 ZPO. Welche Auslegung desselben, die rechtskräftige Unzuständigkeitsklärung verleiht auch beim ausschließlichen Gerichtsstand ihre Bedeutung nicht.]

In einem Vorprozeß der Parteien ist der Beklagte durch das Urteil des Königl. AG. zu Haderleben vom 17. Oktober 1906 rechtskräftig verurteilt worden, dem Kläger eine demselben gehörige Kuh herauszugeben. Bei der am 11. November 1906 erfolgten Zwangsversteigerung wurde die Kuh nicht vorgefunden, Beklagter erklärte, er wisse nicht, wo sie sei. Der Kläger erhob hiernach bei dem Königl. AG. Haderleben Klage auf Leistung des Interesses und forderte die Zahlung von 300 Mark. Mit dieser Klage ist er durch das rechtskräftig gewordene Urteil des AG. vom 28. November 1906 abgewiesen, das AG. hat sich wegen des 300 Mark übersteigenden Streitwerts für sachlich

unzuständig erklärt. Nunmehr hat Kläger im vorliegenden Prozeß mit der beim Königl. AG. in Haderleben angestrenzten Klage wiederum Zahlung von 300 Mark nebst Zinsen gefordert. Der Beklagte hat Abweisung der Klage beantragt und geltend gemacht, daß das AG. für den auf Leistung des Interesses erhobenen Anspruch nach § 893 ZPO. nicht zuständig sei. Das AG. hat seine Zuständigkeit ebenfalls verneint und die Klage abgewiesen. Die Berufung ist mit der Begründung, daß das AG. mit Recht seine Zuständigkeit verneint habe, zurückgewiesen worden. Auf Revision des Klägers ist die Einrede der Unzuständigkeit verworfen: Das OLG. führt aus, daß § 11 ZPO. ebenso wie der vorangehende § 10 sich nur auf Entstehungen über die sachliche Zuständigkeit beziehen; § 893 Abs. 2 dagegen begründe eine sogenannte funktionale Kompetenz und setze die ausschließliche sachliche und örtliche Zuständigkeit eines bestimmten Gerichts fest. Daraus ergäben sich für den vorliegenden Rechtsstreit zwei Folgerungen. Erstens sei deshalb das AG. an die vom AG. Haderleben rechtskräftig ausgesprochene Unzuständigkeitsklärung nicht gebunden. Zweitens sei das AG. wieder an sich zuständig, noch habe es bei der Ausschließlichkeit des Gerichtsstandes des § 893 ZPO. durch Parteivereinbarung zuständig werden können. Die vom AG. wegen Unzuständigkeit ausgesprochene Klageabweisung sei somit gerechtfertigt. Die hiergegen eingeleitete Revision ist nach § 547 Nr. 1 ZPO. zulässig, ihrem Antrage, welche eine Verletzung des § 11 ZPO. rügen, war auch der Erfolg nicht zu versagen. Die auch im Berufungsurteile erdachte Entscheidung des V. Ges. des RG. vom 11. März 1885 — AG. 13, 367 — läßt es dahingestellt, ob unter Prozeßgericht I. Instanz im Abs. 2 des § 893 — früher § 778 — dasjenige Gericht zu verstehen ist, welches innerhalb des vorgeschriebenen Bezirks nach dem allgemeinen Vorschriften über die sachliche Zuständigkeit in I. Instanz zu entscheiden haben würde, oder dasjenige, welches im gegebenen Falle das schärfere Urteil fällen hat. In der Literatur ist in diesem, soweit ersichtlich, durchweg die Ansicht vertreten, daß nach der erwähnten Gesetzstelle Anspruch auf Leistung des Interesses ohne Rücksicht auf den Streitwert bei demjenigen erstinstanzlichen Gericht zu erheben sind, bei welchem die frühere Klage anhängig war. Des mit der Klage schon befaßt gewesene Gericht soll auch über die Interessensforderung entscheiden. Der erkennende Senat schließt sich dieser Ansicht an. Dadurch wird aber die Folgerung des Berufungsgerichts nach nicht gerechtfertigt, daß deshalb auch § 11 ZPO. nicht anwendbar und daher das AG. an die rechtskräftige Entscheidung des AG. nicht gebunden sei. Diese Folgerung legt allein auf die Bestimmung des § 893 Gewicht, läßt aber dabei die Prüfung außer Betracht, welche Bedeutung trocknen die rechtskräftige Entscheidung des AG. hat. Das AG. hat sich für unzuständig erklärt, weil bei ihm Klage wegen eines 300 Mark übersteigenden vermögensrechtlichen Anspruchs erhoben ist. Ob dies geschehen ist, weil angenommen ist, daß auch bei Klagen aus § 893 das Objekt über die Zuständigkeit entscheidet, oder ob diese Bestimmung der Prozeßordnung übersehen und das Urteil nur auf § 23 Nr. 1 ZPO. gestützt ist, ist nicht schiefel. Es kann das auch dahingestellt bleiben, denn in beiden Fällen ist die Unzuständigkeit hergeleitet aus Bestimmungen über die sachliche Zuständigkeit. Damit ist, wie dies § 11 voraussetzt, die Un-

zuständigkeit eines Gerichts auf Grund der Bestimmungen über die sachliche Zuständigkeit der Gerichte rechtskräftig ausgesprochen. Eine solche Entscheidung ist, wie das Gesetz weiter bestimmt, für das Gericht, bei welchem die Sache später anhängig wird, bindend und es ist den Vorinstanzen nicht beizutreten, wenn sie dennoch die Zuständigkeit des örtlich kompetenten G. mit Rücksicht auf die Vorschriften der §§ 802, 893 Wb. 2 ZPO. verneinen. (Wird daher aus einer zweiten Auslegung des § 11 ZPO. begründet. R. a. R., U. v. 16. April 07, 327/06 VII. — Kiel.)

17. § 265 ZPO. Materielle Wirkung der Abtretung in einem anhängigen Prozeß.]

Nach der Rechtsprechung des RG. (vgl. RG. 40, 340; 49, 367, und namentlich 56 S. 301, 307 ff.), von der abzuweichen der Senat keinen Anlaß findet, ist dem § 265 Wb. 2 (früher § 286) ZPO. die Bedeutung zu geben, daß die Abtretung einer Forderung während des Prozeßes in prozeßualer Hinsicht einen Einfluß nicht hat, so daß der Abtreitende allein beredigt bleibt, den von ihm eingeleiteten Rechtsstreit weiter und zu Ende zu führen, daß aber das Gleiche nicht der Fall ist bezüglich der materiellen Rechtsfolgen der Abtretung; daß vielmehr mit dem durch die Abtretung bedingten Verluste des Rechts, über die abgetretene Forderung zu verfügen, der abtreitende Kläger auch im Prozeß den Anspruch auf Zuerkennung der Forderung an sich verliert, jedenfalls dann, wenn dieses vom Beklagten, dem die Abtretung mitgeteilt worden ist, geltend gemacht wird. Den begünstigten Ausführungen namentlich des VI. Senats in dem besagten Urteil (Rd. 56 S. 307) ist lediglich und namentlich aus dahin beizutreten, daß gegen diese rechtliche Annahme entstehende Bedenken nicht aus § 265 Wb. 3 ZPO. hergeleitet werden können. Im vorliegenden Falle hatte die Beklagte die Abweisung der Klage wegen der infolge der Abtretung nicht mehr gegebenen Aktivlegitimation der Kläger beantragt. Demgegenüber konnten die Kläger für den Fall einer rechtswirksamen Abtretung der dem Gegenstand des Rechtsstreits bildenden Forderung ihrerseits an P. den Antrag, die Beklagte zur Zahlung an sie zu verurteilen, mit Erfolg nicht aufrecht erhalten; wenn sie für diesen Fall nicht den Antrag auf Zahlung der Forderung an dencessionar stellen, hätte die Klage abgewiesen werden müssen. Das OLG. hätte daher die Frage, ob in Wirklichkeit eine rechtswirksame Abtretung der Klageforderung erfolgt war, nicht dahingestellt lassen dürfen; eventuell wäre im Wege des Fragegerichts nach § 139 ZPO. eventuell aus die in dieser Hinsicht erforderliche Feststellung als auch auf eine sachgemäße Antragstellung hingewiesen gewesen. P. a. R., U. v. 16. April 07, 1/07 II. — München.

18. §§ 303, 304 ZPO. Voraussetzungen der Zulässigkeit eines Rechtsmittels gegen Zwischurteile.]

Nach § 304 ZPO. kann ein Zwischurteil über den Grund einer ausstehend geltend gemachten Gegenforderung nicht erlassen werden, weil unter dem Anspruch, der nach Grund und Betrag streitig ist, lediglich ein Klagen oder widerlegendes und nicht ein ausstehend geltend gemachter Anspruch zu verstehen ist. Hierüber besteht eine feste Rechtsprechung. (RG. Bd. 6 Nr. 132 S. 421 und Bd. 12 Nr. 101 S. 363.) — Dagegen ist es nicht richtig, wenn das Berufungsgericht annimmt, daß für die

Statthaftigkeit der Rechtsmittel die tatsächlich erlassene Entscheidung maßgebend sei und daß ihre Natur von dem Willen des Gerichts, eine Entscheidung bestimmter Art zu erlassen, abhängig sei, sofern dieser Wille in der Entscheidung zu erkennbarem Ausdruck gelangt sei. Dieser Grundsatz kann schon darum nicht richtig sein, weil die rechtliche Natur einer Entscheidung nicht von dem Willen des Gerichts sondern von den objektiven Rechtsnormen abhängt und daher der Wille des Gerichts für diese rechtliche Natur nur dann bestimmend ist, wenn diese Rechtsnormen richtig von dem Gerichte beurteilt sind. Es kann vielmehr an sich die rechtliche Natur einer Entscheidung nur von deren objektiven Inhalt abhängen. Die Rechtsprechung hinsichtlich der Zulässigkeit der Rechtsmittel gegen Zwischurteile geht denn auch nicht dahin, daß dieselbe von dem Umstande abhängt, welche Art von Urteil das Gericht habe erlassen wollen. Vielmehr gilt dieser Grundsatz nur in den Fällen des § 304 n. (§ 276 a.) Z. ZPO. dahin, daß das Rechtsmittel zulässig ist, wenn das Gericht ein solches Urteil erlassen wollte. Dagegen gilt jener Grundsatz nicht in den Fällen des § 303 n. (§ 275 a.) Z. ZPO., indem in diesem Falle das Rechtsmittel dann zulässig ist, wenn zwar das Gericht ein Urteil aus § 303 n. (§ 275 a.) Z. erlassen wollte, aber in Wirklichkeit ein Urteil aus § 304 n. (§ 276 a.) Z. erlassen hat. Es ist also ein Rechtsmittel in beiden Fällen zulässig: sowohl wenn das Gericht ein Urteil aus § 304 erlassen wollte (obwohl ein solches nicht sondern nur aus § 303 vorliegt) als auch wenn das Gericht ein Urteil aus § 304 erlassen hat (obwohl es nur ein Urteil aus § 303 erlassen wollte). Vgl. das diese Frage abschließende Urteil des RG. in RG. Bd. 59 Nr. 98 S. 391. Die von dem Berufungsgericht zitierten Revisionsgerichtsurteile in Cassell. Bd. 47 Nr. 297 und Bd. 55 Nr. 115 stehen mit diesem Grundsatz durchaus nicht im Widerspruch. Denn das erstere erachtet als maßgebend für den rechtlichen Charakter des Urteils als Zwischurteil den Umstand, daß sich die Entscheidung in ihrer äußeren Erscheinung und nach dem Zusammenhange zwischen Urteilsinhalt und Gründen an ein wirkliches wahres Zwischurteil aus § 275 a. — § 303 n. — Z. darstelle. Das zweite aber spricht lediglich dem unabweisbaren Satz aus, daß ein Rechtsmittel gegen ein wirkliches, wenn auch unkorrektes, Zwischurteil aus § 275 a. — § 303 n. — Z. nicht statfinde. — Es ist also für den rechtlichen Charakter des durch Berufung angefochtenen Urteils I. Instanz durchaus gleichgültig, daß dasselbe von dem Gericht I. Instanz als Zwischurteil aus § 303 bezeichnet wird. Entscheidend ist vielmehr, ob dasselbe seiner objektiven rechtlichen Natur nach als ein Urteil aus § 303 oder aus § 304 erscheint. Nach dem Urteil des I. ZS. des RG. vom 14. März 1894 in Sachen Kaiserin Gütten-Mörsen-Bein Post-Ordn. wider Postfach Rep. I 463/93 (Cassell. Bd. 50 Nr. 285, vollständig in Grundriss-Recht. 28, 1234) — in diesem Urteile ist die in dem Urteile des ersten Senats vom 24. Februar 1892 in Sachen Große Westhausen wider Westfälischer Draht-Industrie-Berlin Rep. I 334/91 ZAB. 92 S. 169 Ziff. 7 enthaltene entgegenge setzte Rechtsanscheidung aufgegeben — ist anzunehmen, daß ein Urteil aus § 304 vorliegt; der erkennende Senat trägt kein Bedenken, sich diese Auffassung anzuschließen. (Wird dargelegt.) R. a. R., U. v. 19. April 07, 482/06 III. — Bamberg.

10. § 546 BPD. Berücksichtigung des Abnutzungswertes von Mobilien bei Festsetzung des Streitwertes.]

Ein den Betrag von 2 500 Mark übersteigender Wert des Beschlussegegenstandes (§ 546 BPD.) ist glaubhaft gemacht. Da die Klägerin ihren Anspruch auf den Kaufvertrag vom 17. September 1903 stützt, kommt für die Bestimmung des Streitwerts zunächst der in diesem Vertrage vereinbarte und unstreitig der Vereinbarung gemäß gezahlte Kaufpreis in Betracht; derselbe beträgt 3 939 Mark. Nun ist es allerdings richtig, daß der Wert des im Betriebe einer Restauration verwendeten Mobiliars zur Zeit der Einlegung der Revision — am 23. Mai 1906 — der gleiche nicht mehr gewesen sein kann, sondern daß er sich durch Abnutzung verringert hat. Aber auch nach Abzug dieser auf 25 Prozent des Kaufpreises zu schätzenden Wertverminderung bleibt immer noch ein 2 500 Mark übersteigender Streitwert bestehen. S. d. D., II. v. 9. April 07, 233/06 VII. — Berlin.

20. §§ 832, 833 BPD. In dem Streite der Parteien darüber, wem der Anspruch auf eine gepfändete und hinterlegte Gehalts- bzw. Pensionsrente zustehe, sprach sich das RG. dahin aus:]

Nach § 832 BPD. erstreckt sich das Pfandrecht, welches durch die Pfändung einer Gehaltsforderung oder einer ähnlichen in fortlaufenden Bezügen bestehenden Forderung erworben wird, auch auf die nach der Pfändung fällig werdenden Beträge. Als der gepfändete Gegenstand gilt hiernach das Bezugsrecht als ganzes, und es kommt nicht darauf an, ob zur Zeit der Pfändung schon Leistungen an den Bezugsberechtigten fällig waren; alle, auch die künftigen Beträge werden, soweit es zur Befriedigung des Gläubigers erforderlich ist, von der Pfändung ergriffen, vorausgesetzt nur, daß sie aus demselben einschlägigen Rechtsverhältnisse geschuldet werden. In Ansehung dieses Rechtsverhältnisses trifft der § 833 BPD. eine besondere Bestimmung für den Fall, daß das Dienstverkommen eines Beamten gepfändet ist. Unter dem von dem Pfandrechte des Gläubigers erstakten Dienstverkommen soll auch dasjenige Einkommen verstanden werden, welches der Schuldner infolge der Versetzung in ein anderes Amt, der Übertragung eines neuen Amtes oder einer Gehaltsverhöhung zu beziehen hat; nur auf den Fall der Änderung des Dienstverhältnisses findet diese Bestimmung keine Anwendung. Das Gesetz betrachtet es also als keine Veränderung des dem Bezugsrecht zugrunde liegenden Rechtsverhältnisses, wenn ohne Wechsel des Dienstherrn der Beamte versetzt oder befördert wird oder eine Gehaltszulage bekommt. Insbesondere ist, daß die Einkommensquelle aus dem Dienstverhältnis gegenüber dem ursprünglichen Dienstherrn, dem der Pfändungsbeschluss ergolten hat, entspricht. Welche Veränderungen das Dienstverhältnis selbst erfahren hat, ist gleichgültig. Wie die Begründung (S. 433) erkennen läßt und auch aus der Absicht des Gesetzes ohne weiteres entnommen werden kann, sind die im § 833 Abs. 1 BPD. aufgeführten Fälle von Veränderungen nur Beispiele, die eine Anwendung auf ähnliche Fälle nicht ausschließen. Darum unterliegt es auch keinem Bedenken, die Versetzung eines Beamten in den Ruhestand nicht als einen Vorgang zu betrachten, der die Wirkung der vorher ausgebrachten Gehaltspfändung beseitigt und eine neue Pfändung erforderlich macht. Auch die Pension ist ein in einer Gehalts-

quote ausgeübter Bestandteil der dem Beamten für sein Amt ausgesetzten Rente (vgl. RG. 38 S. 322, 323; 55, 6), mithin Dienstverkommen, wobei es unerheblich ist, daß die Pfändung zur Dienstleistung ausgeübt hat. In der Literatur herrscht denn auch, soweit ersichtlich, Einmütigkeit darüber, daß die Pfändung des Dienstverkommens die Pension mit ergriff. R. d. P., II. v. 16. April 07, 278/06 VII. — Berlin.

Versicherungsrecht.

21. Fällt der Unfall, den der Benutzer eines Motorrades erleidet, ohne weiteres in den Bereich des Versicherungsvertrages?] Der Obermann der Klägerin erlitt durch Zusammenstoß

seines Motorfahrzeuges mit einem Fußgänger einen tödlichen Unfall. Er war bei der Beklagten für den Todesfall mit 12 000 Mark gegen Unfall versichert. Diesen Betrag fordert die Klägerin mit der Klage. Das RG. wies ab, die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Das Versicherungsurteil beruht auf der Annahme, daß Unfälle des Versicherten bei Benutzung eines Automobilfahrzeuges in die Versicherung nicht einbezogen seien. Die Revision bekämpfte diese Annahme als richtig, indem sie ausführt: der Versicherungsschutz sei gegen alle Unfälle versichert gewesen, die nicht besonders ausgenommen waren, also auch gegen Gefahren, die zur Zeit des Vertragsschlusses noch nicht bekannt waren. Einer Ausdehnung auf derartige neu entstehende Ursachen für Körperverletzungen habe es nicht bedurft. Habe man zur Zeit des Vertragsschlusses Automobilunfälle nicht gekannt, so könnten sie auch nicht ausgenommen sein, die Versicherung erstreckte sich also ohne weiteres auf sie. Diese Ausföhrung ist berichtigt. Es kann zugegeben werden, daß Gefahren, die infolge neuer Verkehrsmittel neu aufkamen, nicht schlechthin von der Versicherung ausgeschlossen sind. So würde, falls R. von einem Motorradfahrer verletzt worden wäre, die Beklagte gewiß sich nicht darauf berufen können, daß solche Fahrzeugführer zur Zeit des Vertragsschlusses noch nicht bekannt gewesen seien. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn der Versicherte selbst ein solch neues Verkehrsmittel benutzt und hierdurch zu Schaden kommt. Daß auch eine derartige, in den eigenen Handlungen des Versicherten begründete Gefahrerhöhung ohne weiteres mitversichert sein sollte, ist von vornherein nicht als Wille der Beteiligten anzusehen. Die Gesellschaft wird sich in den meisten Fällen schon durch die Versicherung auf den § 11 der Allgemeinen Versicherungsbedingungen wirksam schützen können. Im vorliegenden Falle braucht auf die Frage der Anwendbarkeit dieser Bestimmung nicht eingegangen zu werden, weil nach § 5 lit. d der Allgemeinen Versicherungsbedingungen Körperverletzungen, die durch Fahren auf Velocipedten entstehen, von der Versicherung ausdrücklich ausgenommen sind. Daß man zu den Velocipeden im Sinne dieser Bestimmung auch Motorfahrzeuge zu rechnen hat, bedarf keiner Erörterung, denn sie fallen jenseitlos unter den allgemeinen Begriff der Fahrzeuge. Das Versicherungsgericht nimmt also ganz zutreffend an, daß R. gegen Unfälle bei Benutzung eines Automobilrades nur versichert war, wenn die Versicherung nachdrücklich auf solche ausgedehnt wurde. Nun kann die Versicherung nach § 5 Abs. 2 der Bedingungen auf Velocipedunfälle durch Zusatzvertrag gegen Zahlung einer besonderen Prämie ausgedehnt werden, und der Versicherte hat durch Nachtrag vom 12. September 1902 eine Ausdehnung erwirkt,

indessen nicht auf alle Arten von Fuhrwägen, sondern nur auf Unfälle bei Benutzung eines „niedereren Zwei- oder Dreiraders.“ Wenn das Berufungsgericht diesen Nachtrag dahin auslegt, daß unter den niederen Zwei- und Dreirädern nur die gewöhnlichen Tritträder, nicht die viel gefährlicheren Motorräder zu verstehen sind, so ist dies rechtlich nicht zu beanstanden. Dies um so weniger, als nach den Feststellungen des Berufungsgerichts die Beklagte für die Ausdehnung auf Motorräder eine weitere Zuschlagsprämie verlangt und dies dem Versicherer bekannt war. Er hatte auch bereits den Wunsch geäußert, seine Versicherung auf Motorräder zu erstrecken und wegen der Höhe der Prämie angefragt. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß beide Kontrahenten über den Sinn und die Tragweite des Nachtragsbetrags einverstanden waren. R. v. S. Unfallvers. A.-G., U. v. 2. April 07, 281/06 VII. — Berlin.

Beckfelerordnung.

22. Art. 82. Zeißt der Remittent eines Wechsels durch seine Zeichnung Bürgschaft zugunsten des Ausstellers, so hat er gegen diesen keinen Regreßanspruch.]

Der Kläger ist Inhaber eines von ihm selbst an Order des Beklagten ausgestellten, auf den R. gezogenen und von diesem akzeptierten Sichtwechsels. Auf der Rückseite des Wechsels steht zunächst das Blankogiro des Beklagten, darunter das durchschriebene Blankogiro des Klägers. Nach Erhebung des Prozeßes fordert Kläger im Wechselprozeß von dem Beklagten die Zahlung. Unter Hinweis besteht darüber, daß R. sein Akzept für ein vom Kläger zu gewährndes Darlehen gegeben und daß der Beklagte sein Blankogiro als Bürge geschrieben hat. Nach der Darstellung des Beklagten war der Gehalt bei dieser Unterfertigung folgender: er, der Beklagte, begleitete die K. zum Kläger. Dort habe ihn der Kläger gefragt, ob er die Bürgschaft übernehmen wolle, und als er dies bejaht, ihm dem Wechsel zum Sichern vorgelegt. Er habe darauf das Blankogiro draufgesetzt. Der Beklagte hat seine Verteidigung darauf gestützt, daß ihm aus dem Wechsel der Regreß gegen den Kläger selbst als Aussteller zustehe. Der Kläger hat Einwendungen gegenüber geltend gemacht, daß dem Beklagten als Bürgen der behauptete Regreß nicht zustehe. Das R. verurteilte, das R. wies ab, das R. hob ab und wies die Berufung des Beklagten zurück: Nach der eigenen Darstellung des Beklagten hat er das Blankogiro auf den Wechsel gesetzt, nachdem ihn der Kläger über seine Vereinstilligkeit zur Übernahme der Bürgschaft für R. befragt und nach erhaltener bejahender Antwort den Wechsel vorgelegt habe. Durch die auf das Giro beschränkte Verbürgung hat der Beklagte ferner eine weitergehende positive Verpflichtung nicht übernommen, als welche sich aus dem Wechselstributursatz ergab, also seine Regreßverpflichtung gegenüber den Nachmännern, darunter zunächst dem Kläger, bei dem der Wechsel betrübe. Besteht aber in der Meinung des R., daß bei so gestaltetem Vorgange dem Beklagten der Rückgriff gegen den Kläger zugehört habe. Nicht streitig ist, daß die Zulassung des Beklagten erfolgt ist, um dem Kläger selbst Sicherheit für das an R. zu gewährnde Darlehen zu geben. Wenn nun, um diesen Zweck zu erreichen, die Form gewählt wird, ist, daß der Kläger als Aussteller den Wechsel an die Order des Beklagten stelle und dieser auf Grund der Ver-

handlung mit dem Kläger den Wechsel mit seinem Blankogiro verfaßt und dem Kläger beließ, so ergibt sich aus diesem Vorgange mit Notwendigkeit, daß die Begründung des Wechsels zwischen dem Kläger — Aussteller — und dem Beklagten — Remittenten — nur in dem Sinne erfolgt ist, daß der Beklagte daraus seinen Regreßanspruch gegen den Kläger haben sollte. Daraus kann sich der Kläger dem streitumfähigen Wechselrechte des Beklagten gegenüber nach Art. 82 B.D. bedienen. R. v. T., U. v. 27. März 07, 564/06 I. — Berlin.

23. Art. 82. Gutgläubiger Erwerb eines Blankoakzeptes.]

Gegenüber der Klage des Ausstellers eines Wechsels über 6000 Mark machte die Beklagte Akzeptantin geltend, sie habe den Klagerwechsel in Gestalt eines Blankoakzeptes ihrem früheren Ehemann zur Sicherung eines ihm ausstehenden Vermögensanteils mit der Abrede gegeben, daß der Wechsel erst nach ihrem Tode geltend gemacht werden dürfe. Ihr Ehemann K. habe ihr zu ihrer Sicherung und Veräußerung dagegen ein Akzept über 8500 Mark, in welchem damals das Fälligkeitstributatum nicht ausgefüllt gewesen sei, gegeben. Kläger sei lediglich Inhabersmannbatar ihres Ehemannes, und müsse sich alle der Beklagten gegen ihren Ehemann zustehenden Einreden gefallen lassen. Er habe das Blankett erst ausgefüllt, nachdem er von der Beklagten durch ein Telegramm benachrichtigt sei, daß das Papier „fälsch“ sei. Hiernach könnte Kläger keine Rechte aus dem Klagerwechsel erheben, eventuell rechne sie mit der ihr auf Grund des Wechsels zustehenden Gegenforderung auf. Beklagte wurde nach Ablehnung eines Eides seitens des Klägers verurteilt, ihre Berufung nach Leistung eines anderweitigen Eides des Klägers zurückzuziehen. Ihre Revision hatte keinen Erfolg: Wenn, wie das R. annimmt, der Kläger sich die Einwendungen aus der Person des ersten Empfängers des Blanketts, gemäß B.D. § 404 gefallen lassen muß, so ist nicht abzusehen, weshalb Beklagte die ihr aus dem Gegenwechsel gegen K. zustehende Forderung gemäß B.D. § 406 nicht aufrethend sollte geltend machen können. Ihre Behauptung, daß ihr dieser Gegenwechsel zu ihrer „Sicherheit und Veräußerung“ gegeben sei, kann die Geltendmachung nach Lage der Sache nicht ausschließen, da Beklagte ja nichts weiter bevoed, als sich gegen die nach ihrer Angabe rechtswidrige und jedenfalls vorzeitige Geltendmachung des Klagerwechsels zu schützen. Wenn nun auch ihre sämtlichen Behauptungen nicht bewiesen sind und so gar, soweit sie der Geltendmachung des Klagerwechsels entgegenstehen, durch die Widerlegung des Klägers als widerlegt zu gelten haben, so ist doch ebenso wenig zu bezweifeln, daß Beklagte arglistig handelt, wenn sie den Gegenwechsel, aus dem ihm an sich nach Wechselrecht eine Forderung gegen K. zusteht, geltend macht. Hierfür hätte es positiver replarischer Behauptungen und Feststellungen bedurft. Trotzdem ist der Vorentscheidung im Ergebnisse beizutreten: Nach der Vertretungsaussage erklärt derjenige, welcher ein Blankoakzept aus den Händen gibt, daß er dem aus dem fertigen Wechsel legitimierten gutgläubigen Erwerber wechsellertlich haften will. Es ist umkünd, die letzteren darunter nicht zu lassen, wenn etwa der erste Nehmer des Akzeptes durch vertragswidrige Weiterbegebung das Vertrauen des Eides genügt haben sollte. (R.G. 2, 99.) Im Art. 74 B.D. ist ausgesprochen, daß der nach Art. 36 legitimierte gutgläubige Er-

werber zur Herausgabe des Wechsels nicht angehalten werden kann. Dem entspricht die Rechtsstellung gegenüber dem Schuldner. Es liegt aber kein Grund vor, den aus dem Wechsel legitimierten Aussteller in dieser Hinsicht schlechter zu behandeln, wie den Indossatar. An der Auffassung des OLG. ist nur soviel richtig, daß solange auf dem Blankozept die Zeichnung des Ausstellers fehlt, Wechselrechte auch des gutgläubigen Erwerbers noch nicht entstanden sind. Bis dahin ist nur die etwaige Ausfüllungsbedingung seines Vermerkes auf ihn übergegangen, und er muß sich folgerweise in die Person begrenzten Einreden gefallen lassen. (ROHG. 14, 386.) Hat er aber durch Zeichnung als Aussteller den Wechsel bona fide hergestellt, so ist damit zu seinen Gunsten gemäß ROG. Art. 23 Abs. 2 die Haftung des Akzeptanten eingetreten. Sein Gläubigerrecht beruht alsdann nicht auf der Übertragung seines Vermerkes, sondern auf der Striktorobligation des Akzeptanten in Verbindung mit seinem gutgläubigen Erwerb. Im vorliegenden Falle ist der gutgläubige Erwerb des Wechsels seitens des Klägers und seine Ausfüllung bei der Herstellung (Ausfüllung) des Wechsels durch den ihm schon vom LG. abgenommenen Eid außer Zweifel gestellt. Einwände gegen seinen Verläufer begründete Einreden berühren ihn daher nicht. Der Aufrechterhaltung des zweiten Eides hätte es somit nicht mehr bedurft, da die Einwendungen der Beklagten gegen die liquide Wechselforderung ohnehin, weil nur aus der Person des Verläufers hergeleitet, formlos waren. R. a. P., II. v. 27. März 07, 531/06 I. — Dresden.

Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871.

24. § 1 HaftpflichtG. verb. mit § 256 ZPO. Begründet die Tätigkeit von Fabrikarbeitern an Anschlußgleisen eine Haftung der Bahnverwaltung? Zulässigkeits der Haftpflichtklage wegen des gegebenen Sachverhalts.]

Der im Dienste der Firma B. stehende Portier G. ist dadurch verletzt worden, daß auf dem Anschlußgleise, das die Fabrik der Firma mit der Stadtbahn der klagenden Stadtgemeinde verbindet, ein Wagen hinunterrollte und an einem neben dem Gleis stehenden Arbeiterwagen stieß, bei dem G. zu tun hatte. Die klagende Berufsgenossenschaft hat dem Verletzten auf Grund des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes eine Rente und Heilungskosten zu bezahlen und beansprucht von der Stadtgemeinde G. als der Unternehmerin des auf dem Anschlußgleise stattfindenden Eisenbahnbetriebes den Ersatz ihrer Leistungen. Die Beklagte wurde verurteilt, die Berufung zurückzuweisen, die Revision der Handelsgesellschaft B. als Rekenintermedientin wurde zurückgewiesen: Das Anschlußgleis ist allerdings für die besonderen Zwecke der Fabrik angelegt und führt demgemäß zum Teil über den abgeschlossenen Fabrikhof. Aber es dient in gleichem Maße dem Warentransport der Stadtbahn, die mit ihren Betriebsmitteln und für ihre Rechnung die für B. bestimmten Kohlen der Empfängerin zuliefert. Der Verkehr auf dem Anschlußgleise stellt sich hiernach lediglich als Teil des Eisenbahnbetriebes der Beklagten dar (vgl. RG. 7, 40). Ist bei diesem Betriebe ein Mensch verletzt worden, so besteht die Beklagte als die Unternehmerin für den entstehenden Schaden. Nun ist allerdings der Wagen, der den Schaden verursacht hat, nicht von den Angehörigen der Stadtbahn in Bewegung gesetzt, vielmehr haben

die Arbeiter der Rekenintermedientin, statt ihn nur bis zur Drehscheibe zu schieben, wo die Bahnverwaltung ihn abzuholen hatte, ihn über die Stelle hinaus auf den abzählenden Teil des Gleises geschoben und dann vermittelst des Gefalles hinunterrollen lassen. Daraus läßt sich der Zweifel ableiten, ob dieses Tun der Fabrikarbeiter einen Vorgang im Betriebe der Eisenbahn ausmacht. Denn wenn unbetriebsfähige Dritte einen irgendein auf einem Gleise stehenden Eisenbahnwagen in Bewegung setzen und dadurch Schaden verursachen, so steht es an dem ursächlichen Zusammenhang des letzteren mit dem Bahnbetriebe. Allein nach den besonderen Umständen des hier zur Entscheidung stehenden Falles trifft dieses Bedenken nicht zu. Die Bahnverwaltung hat die bei der Fabrik entlassenen Eisenbahnarbeiter nicht immer an der Drehscheibe abgeholt, sondern es ist, wie das Berufungsgericht feststellt, mit ihrem Wissen vielfach vorgekommen, daß die Fabrikarbeiter, statt die Abholung der Wagen abzuwarten, diese vermittelst des vorhandenen Gefalles dem Hauptgleise jurellen ließen. Allerdings ist zugleich als erwiesen angenommen, daß das geschehen ist, obwohl die Bahnverwaltung warnte und jede Verantwortung für einen dabei vorkommenden Unfall ablehnte. Aber das Berufungsgericht hat dieses Verhalten der Bahnverwaltung so aufgeführt, daß sie die Ausführung der ihr obliegenden Betriebsbehandlung durch die Fabrikarbeiter und in der besprochenen Weise nicht ernstlich gehindert, sondern, indem sie sich auf Warnungen und Verwahrungen beschränkte, gebuhrt hat. Darin liegt eine wesentlich tatsächliche Beurteilung der Vorgänge, der rechtliche Bedenken nicht entgegenstehen. Hiernach ist mit Recht angenommen, daß der Verletzte auf Grund des § 1 HaftpflichtG. Anspruch auf Schadenersatz gegen die Beklagte gehabt hat, der auf die Klägerin im Umfange ihrer durch die Versicherung begründeten Entschädigungspflicht übergegangen ist. Die Revision hat gegen die Beurteilung eingeendet, das, was im entscheidenden Teile des Berufungsurteils unter A. ausgesprochen sei — die Erstattung entstehender und noch entstehender Unkosten — sei die Verurteilung auf eine Haftpflichtklage, es sei aber gar nicht geprüft, ob die gesetzlichen Voraussetzungen für deren Erhebung vorgelegen hätten. Allein, da diese durch den Sachverhalt erkennbar gegeben waren, auch ein Bedenken nach dieser Richtung nicht erhoben wurde, so ist die Zulassung der Haftpflichtklage neben der Leistungsklage unbedenklich. Stadtgemeinde S. e. A. Textilberufsgenossenschaft, II. v. 18. April 07, 316/06 VI. — Berlin.

25. § 3a HaftpflichtG. verb. mit § 1617 BGB. Berücksichtigung der Zeit des Unfalls für die Bemessung der Höhe der Rente? Dienstleistungen der Tochter im elterlichen Geschäft. Berücksichtigung der Erwerbsfähigkeit im höheren Lebensalter.]

Das LG. hatte die Beklagte verurteilt, der Klägerin eine jährliche Rente von 431,10 Mark, vierteljährlich im voraus zahlbar, vom 31. Oktober 1901 ab zu zahlen, jedoch unter Absetzung der bis zum 8. Oktober 1905 bereits gezahlten jährlichen Rente von 200 Mark. Die Berufung der Beklagten wurde zurückgewiesen. Das RG. hob auf, soweit die Rente der Klägerin nach dem 60. Lebensjahr zugewilligt worden war, im übrigen wurde die Revision zurückgewiesen: Es ist allerdings richtig, daß nach der Rechtsprechung des RG., an welcher festzuhalten ist, für die Bemessung der Höhe des nach § 3a

Gespißß. zugusprechenden Schadenersatzes für den durch Aufhebung oder Minderung der Erwerbsfähigkeit bewirkten Vermögensnachteil von derjenigen Erwerbsfähigkeit auszugehen ist, die der Verletzte um die Zeit des Unfalls ausübte. Daraus folgt aber nicht, daß, weil die Klägerin als Gespißß ihres Vaters in dessen Geschäftswelt ohne eine bestimmt abgegrenzte Entlohnung wirkte und nur ihren Unterhalt in der häuslichen Gemeinschaft mit ihm fand, hier nicht der gewöhnliche Ertrag einer solchen Erwerbsfähigkeit, wie die Klägerin ihm bezogen haben würde, wenn sie nicht im Gewerbetriebe ihres Vaters, sondern bei einem Dritten eine solche Stellung eingenommen hätte, zugrunde gelegt werden dürfte. Die Klägerin war an sich nach ihrem Stande und ihrer ganzen Lebensweise darauf angewiesen, sich durch eine Berufstätigkeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, jama! da sie nicht mehr in dem jugendlichen Alter stand, in welchem es auch für eine Tochter aus solchem Stande noch als näher liegend erscheinen mag, zunächst noch in der häuslichen Gemeinschaft der Eltern zu verbleiben und nur im Sinne des § 1617 BGB. in dem elterlichen Geschäft Dienste zu leisten. Sie muß daher behandelt werden als durch ihre Erwerbsfähigkeit damals so viel verdienend, wie Zeiterinnen eines einem Dritten gehörenden Geschäftswelt solcher Art in jener Gegend zu verdienen pflegen; denn für ihren Anspruch an die Beklagte ist es gleichgültig, daß sie wegen ihres besonderen Verschönerungssinnes zu ihrem Vater von einer bestimmten Fixierung seiner Gewerkschaften abgesehen hatte. Mit Recht hat demnach das Berufungsgericht jenen Betrag, wie er ihm nach dem Gutachten der vernommenen Sachverständigen zu bemessen war sein Recht, seiner Entlohnung zugrunde gelegt. Freilich ist es nicht ganz genau, wenn das OLG. für die Höhe der Rente den „Wert“ für maßgebend erklärt, den die von der Klägerin zur Zeit des Unfalls in der Wirtschaft ihres Vaters geleistete Tätigkeit gehabt hat. Es darf aber unbedenklich angenommen werden, daß damit der Ertrag gemeint ist, der als durch die bezeichnete Tätigkeit der Klägerin damals verschafft, ausgeführt werden muß. Dagegen konnte das angefochtene Urteil insoweit nicht aufrecht erhalten werden, als es der Klägerin eine 200 Mark jährlich überschreitende Rente auch für die Zeit nach ihrem 60. Lebensjahre zugestanden hat, obgleich die Beklagte geltend gemacht hatte, daß die Klägerin alldann auch ohne den Unfall überhaupt nicht mehr erwerbsfähig sein würde. Das Berufungsgericht hat diese Einwendung mittels einer Verteilung der Beweislast beseitigt, die grundsätzlich nicht gestützt werden kann. Es ist nicht richtig, daß die Erwerbsfähigkeit regelmäßig als bis zum Tode fortbestehend anzusehen sei; auch hat, allerdings das OLG., nicht aber, wie das Berufungsgericht meint, das AB. diesen Satz ausgesprochen; dieses hat vielmehr schon oft, namentlich in neuerer Zeit, im entgegengekehrten Sinn entschieden. Es muß daher erst positiv festgestellt werden, wie sich annehmbar die Erwerbsfähigkeit der Klägerin in ihrem höheren Lebensalter ohne den Unfall gestaltet haben würde. K. O. B. c. h., U. v. 11. April 07, 418/06 VI. — Hamburg.

Börsegesetz vom 22. Juni 1898.

26. § 50 AB. 2 Bors. in Verb. mit § 764 BGB. Kassageschäfte, Beziehung des Urageschäfts zu den Provisionsgeschäften, Spielgeschäfte.]

Der Kläger hat mit der Beklagten in Geschäftsverbindung

gestanden und durch ihre Vermittelung Spekulationsgeschäfte an der Berliner Effektenbörse abgeschlossen. Ins Börsenregister waren weder der Kläger noch die Beklagte eingetragen. Der Kläger erhielt von der Beklagten allmonatlich einen Auszug seines Kontos. Den Auszug für Ende Januar 1904, der einen Saldo von 7019,60 Mark zu seinen Lasten aufwies, hat er als richtig anerkannt. Anfang Februar hat die Beklagte auf Ersuchen des Klägers die sämtlichen Wertpapiere, die der Kläger bei ihr hinterlegt hatte, verkauft und hierfür 34 148,65 Mark erlöst. Außerdem hat sie verschiedene Dividendencheine für den Kläger einlosiert. Mit der Klage fordernte der Kläger Herauszahlung dieser Beträge, die er im ganzen auf 43 459,65 Mark bezifferte, kürzte davon aber den anerkannten Saldo vom Ende Januar. Schließlich hat er indes die Klage nur auf Erhalten für einen Betrag von 25 420,50 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 1. März 1904. Dieser Betrag deckt sich mit der Summe der baren Einzahlungen, die der Kläger im Laufe der Geschäftsverbindung bei der Beklagten gemacht hat, nach Kürzung der Beträge, die er hat wieder abgehoben hat. Die Beklagte ist der Klage entgegnet. Sie behauptet, dem Kläger nichts mehr zu schulden und beruft sich zum Nachweise auf einen Kontoauszug von Ende Februar 1904 und die hierin verzeichneten Geschäfte. Dieser Kontoauszug weist eine Schuld des Klägers von 23 076,95 Mark auf. Die Parteien streiten darüber, ob dieser Kontoauszug vom Kläger anerkannt sei und ferner über die rechtliche Natur der in ihm zur Verrechnung gebachten Geschäfte. Nach der Behauptung des Klägers handelt es sich dabei um Börsentermingeschäfte, die teils, weil die Parteien nicht ins Börsenregister eingetragen waren, eine Verbindlichkeit nicht erzeugen konnten, teils wegen des Verbotes des Börsentermingeschäfts in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen nichtigen seien. Die Beklagte hat dies bestritten. Das OLG. I zu Berlin, 7. Kammer für Handelsachen, hat die Klage durch Urteil vom 13. Oktober 1904 abgewiesen. Auf die Berufung des Klägers aber hat das AB. abändernd erkannt, den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Sache zur weiteren Verhandlung und Entscheidung über den Betrag des Anspruchs ans OLG. zurückverwiesen. Auf Revision der Beklagten ist das Berufungsurteil aufgehoben und die Sache an das Berufungsgericht zurückverwiesen. — Das Berufungsgericht hält die Klage auf Herausgabe des Erlöses der im Februar 1904 von der Beklagten verkauften Wertpapiere an sich nach §§ 675, 667 BGB. für rechtlich und tatsächlich begründet. Diesen Ausgangspunkt der Entscheidung bekämpft die Revision nicht, sie wendet sich vielmehr ausschließlich gegen die Beurteilung der von der Beklagten erhobenen Einwendungen. Für die Revision kommt in Betracht, ob die Beklagte mit den Forderungen, die sie sich aus der Abwicklung der im Februar 1904 noch stehenden Spekulations Engagements des Klägers zuschreibt, einseitig aufrechnen kann. Der Berufungsrichter verneint dies. In dieser Beziehung ist zu unterscheiden zwischen drei Gruppen von Geschäften. (Nicht dargelegt und bezüglich der zwei ersten Gruppen die Aufrechnungsfähigkeit aus den näher angegebenen Gründen verjagt.) Die dritte Gruppe wird gebildet von einem (og. Kontogeschäfte über 15 000 Mark fäpneren Bergwerksanteilen. Der Kläger hat diese Papiere Ende Januar gekauft. Die Schlussnote trägt den

Bemerk: Der Kasse. Der Kaufpreis ist ihm am Tage des Kaufschlusses in der Rechnung belastet worden, und zwar zu-
 züglich Einzahlungen bis zu diesem Tage und mit dem Bemerk
 „val. pr. 29. Febr. a. c.“. Die Etide sind ihm auf seinem
 Effektenkonto kreditiert. Anfang Februar ist er dann noch
 weiter mit 3 Prozent Zinsen auf den Kaufpreis — berechnet
 vom Abschlußtage bis zum 29. Februar belastet worden. Einer
 äußeren Form nach stellt sich die Belastung mithin als ein
 Kassegeschäft dar, das nach der Eigentümlichkeit bietet, daß der
 Verkäufer dem Käufer den Kaufpreis bis zum nächsten Monats-
 ende handelt, nicht aber als Kassegeschäft auf eine festbestimmte
 Lieferungszeit oder mit einer festbestimmten Lieferungsfrist, d. h.
 nicht als Termingeschäft. Und damit ist es auch dem Verbote
 des § 50 Abs. 2 BorsG. entzogen. Diese Geschäftsform kann,
 wenn es zu Prolongationen kommt, allerdings auch zum Ab-
 schluss börsenmäßiger Termingeschäfte führen, die dann dem
 Verbote unterliegen. Darin kann aber ein Grund nicht erblickt
 werden, auch das Urgeßchäft selbst dem Verbote zu unterwerfen.
 Das RG. legt dar, daß die Kontogeschäfte als Erlaß für das
 durch § 50 Abs. 2 verbundene börsenmäßige Termingeschäft auf-
 gekommen seien und daß mit ihnen nur eine neue Form für
 solche Börsenspekulationen gewonnen werden sollte, die das
 Gesetz wegen ihrer schädlichen wirtschaftlichen Folgen habe unter-
 sagen wollen. (Vgl. auch RG. 59, 323.) Das ist völlig zu-
 treffend, wenn man die Urgeßchäfte mit den Prolongationen als
 eine wirtschaftliche Einheit betrachtet. Da aber für die recht-
 liche Beurteilung eine Trennung der einzelnen unter verschiedenen
 Formen erfolgenden Abschlüsse notwendig ist und die zur Ver-
 folgung der Spekulation bestimmten Abschlüsse ohnehin schon ihrer
 Form nach dem Verbote unterliegen, verlagert die Argumenta-
 tion, wenn es sich um das Urgeßchäft allein handelt. (Der
 besondere Umstand, der in der sechsten erwähnten Entscheidung
 des RG. Berücksichtigung forderte, daß die Kontrahenten ihre
 Geschäfte selbst als Ultimogeschäfte bezeichnet hatten, liegt hier
 nicht vor.) Der hier in Rede stehende Abschluß hat zu Prolongationen
 nicht geführt, sondern ist dadurch abgegrenzt worden,
 daß die Parteien noch im Februar ein Gegengeschäft abge-
 schlossen haben, durch das der Kläger der Beklagten dieselben
 Effekten per Kasse verkaufte. Hiernach kann es nicht gebilligt
 werden, wenn das Berufungsgericht der Beklagten auch die
 Ansprüche verweigert, die sie aus diesem Geschäfte einschließlich des
 Gegengeschäftes resultieren. Das angefochtene Urteil führt
 nur stichhaltig noch einen weiteren Grund an, aus dem es den
 Ansprüchen, die die Beklagte aus allen drei Gruppen von Ge-
 schäften herleitet, die Aufrechnungsbefugnis verweigern will. Es
 erklärt nämlich sämtliche Geschäfte der Parteien nach § 764
 BGB. als Spiel. Ob dies für die erste und zweite Gruppe
 als richtig anzuerkennen ist, bedarf keiner Entscheidung, da in-
 soweit die Bestimmungen des Börsengesetzes ausreichen, um die
 Gegenansprüche der Beklagten zurückzuweisen. Nicht durch-
 greifend aber ist der Gesichtspunkt bei dem zuletzt erörterten
 Geschäfte der dritten Gruppe. Da es sich hier um ein Kasse-
 geschäft handelt und zwar — wie unterstellt werden muß —
 um ein ernstlich gemeintes Kassegeschäft, so kann von einem
 Börsen- oder Marktpreise der Lieferungszeit nicht die Rede
 sein und es ist daher nicht einzusehen, inwiefern der Vertrag in
 der Absicht geschlossen sein könnte, daß der Unterschied zwischen

diesem und dem vereinbarten Preise vom Bestellernden an den
 Gewinnenden gezahlt werden sollte (RG. 52, 251). S. 4 P.
 c. T., U. v. 27. April 07, 374/06 I. — Berlin.

Binnenschiffahrtsgesetz vom 15. Juli 1895.

27. § 4 Abs. 3. Binnenschiff. Verschulden der un-
 mittelbaren Befahrung eines geschleppten Rahmes ist zu deren
 Haftung in Kollisionsfällen erforderlich. Verschulden des
 Schleppers genügt nicht.]

Der Rahm des Erbschiffers der Beklagten wurde von einem
 Dampfer des Nebeninterventanten Spreeabwärts geschleppt und
 beschädigte eine Brücke der klagenden Stadtgemeinde. Deren
 Schadenersatzklage und die Berufung wurden abgewiesen, ebenso
 die Revision. Es ist davon auszugehen, daß das regelmäßig
 für die Dugierung von Rähmen aus Flüssen und Kanälen
 geltende Vertragsverhältnis vorliegen hat, wonach dem Führer
 des Dampfers die allgemeine Leitung des Schleppzuges oblag
 und der Rahmschiffer verpflichtet war, den Erfolg des Unter-
 nehmens durch richtiges Manövrieren und Mahnungnahme nach
 ihm sonst zu Gebote stehenden vorordentlichen Maßnahmen nach
 Kräften zu sichern (Mittelschiff, Binnenschiff. 2. Aufl. § 3
 Note 6 V. 1 S. 55; Beyer in Goldschmidt's. 50, 81 ff.).
 Ein Verschulden der unmittelbaren Befahrung des Rahmes an
 dem Unfälle liegt nicht vor. Bei dieser Sachlage muß der
 Revision zugestimmt werden, daß gewisse in früheren Entschei-
 dungen dieses Senats — RG. 13, 117; 20, 84; 46, 42;
 50, 33 — enthaltene Sätze in ihrer konsequenzen Anwen-
 dung und Weiterverfolgung wohl dazu führen würden, die Beklagten
 auch im vorliegenden Falle für das in Frage kommende Ver-
 schulden des Nebeninterventanten verantwortlich zu machen. Es
 gilt dies besonders von den Urteilen Bd. 46, S. 42 und
 Bd. 50, S. 33, in denen sich der Senat im wesentlichen der
 in einer Entscheidung des HansCOB., abgedruckt HansCOB. 1900
 Nr. 1 (I. besonders S. 3), zum Klusdruck gelangten Rechts-
 aufassung angeschlossen hat. Im gegenwärtigen Falle würde
 das etwaige Verschulden des Nebeninterventanten darin bestanden
 haben, daß er dem Schleppzuge eine plötzliche Wendung nach
 rechts gab, ohne zu bedenken, daß der Rahm derselben nicht
 schnell genug, um einer Kollision mit Pfahl und Brückenpfeiler
 zu entgehen, zu folgen vermochte. Es kann wohl nicht bezweifelt
 werden, daß nach den vorstehenden, für das Deutsche Reich
 zu unbeschränkter Geltung gelangten Grundsätzen der Neben-
 interventant in Bezug auf jene Dienstverrichtung, da „ihre Aus-
 führung auch dem Rahm zu dienen bestimmt war und für ihn
 Geltung hatte“, der Befahrung des letzteren zugerechnet sein
 würde (vgl. RG. 20, 84), womit die Haftung der Beklagten
 als Eigner des Rahmes gemäß Binnenschiff. § 3 Abs. 1 be-
 gründet wäre. Nach nochmaliger Prüfung vermag der Senat
 insofern an der früheren Auffassung nicht festzuhalten, weil nach
 seiner jetzigen Überzeugung die einfache Übertragung der fer-
 rechtlichen Norm auf den Binnenschiffahrtverkehr weder den
 Bedürfnissen des letzteren gerecht wird, noch mit der Bestim-
 mung in § 4 Abs. 3 Binnenschiff. in Einklang zu bringen ist.
 (Wird weiter ausgeführt.) Da im vorliegenden Falle ein Ver-
 schulden der unmittelbaren Befahrung des Rahmes an dem Un-
 fälle nicht festgestellt werden kann, sondern nur ein Verschulden
 des Erbschiffers des Schleppers hierbei in Frage kommt, ist mithin
 die Klage mit Recht abgewiesen und war die eingelegte Revision

loshenpflichtig zurückzuweisen. Stadtgemeinde B. a. B., U. v. 23. März 07, 378/06 I. — Berlin.

Gefetz vom 24. Mai 1861 Erweiterung des Rechtsweges betr., Reichsmilitärpensionsgesetz vom 27. Juni 1871 Tit. 10 Z. 11 R.R.

28. Sind Offiziere und überhaupt Personen des Soldatenstandes „Staatsbeamte“?

Es kann dem Berufungsgerichte zugegeben werden, daß Jurell daran möglich find, ob unter den „Staatsbeamten“ im Sinne des ersten Abschnitts des Gesetzes vom 24. Mai 1861 betreffend die Erweiterung des Rechtsweges auch die Offiziere und überhaupt Personen des Soldatenstandes zu verstehen sind. Nachdem aber der preussische Gerichtshof zur Entscheidung der Kompetenzkonflikte vom 13. August 1870 einmal anerkannt hat, daß für Ansprüche von Offizieren aus ihrem Dienstverhältnisse der Rechtsweg durch jenes Gesetz deshalb eröffnet worden sei, weil auch sie zu den „Staatsbeamten“ im Sinne seines § 1 gehören, nachdem von jener Entscheidung ab bisher, also länger als dreißig Jahre, an dieser Auffassung festgehalten worden ist, wie sich namentlich auch aus den Materialien zu dem R.R. vom 27. Juni 1871 (vgl. die Fassung des § 108 Abs. 2 des Entw. und die Wdt. des R.L. — Ström. über dessen Wdt. 1871, 51. Sitzung vom 7. Juni 1871, C. 1078—1082 —) und aus den Bemerkungen in dem Urteile des V. R. des R.G. vom 1. Februar 1894 (R.G. 82, 118 ff.) ergibt, müßten zwingende Gründe vorliegen, wenn von dieser Rechtsauffassung abgegangen werden sollte. Daß dies aber der Fall wäre, läßt sich auch nach den Darlegungen des Berufungsgerichts und bei Berücksichtigung der übereingestimmten gegenseitigen Stellungnahme der Literatur nicht annehmen. Was zunächst den Sprachgebrauch des R.R. betrifft, auf den das Erkenntnis des Kompetenzgerichtshofes seine Entscheidung in erster Reihe stützt, so ist den Ausführungen des Berufungsgerichts gegenüber daran festzuhalten, daß der Tit. 10, Z. 11 R.R. ebenso wie der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens zwischen „Staatsbeamten“ und „Staatsbedienten“ nicht streng unterscheidet, sondern bald den einen, bald den anderen Ausdruck braucht, zu den Staatsbedienten aber ungewissheit auch die „Militärsbedienten“ rechnet. Auch in bezug auf diese spricht es in § 3 von ihrem „Amt“, und in § 68, wo zu der zweiten Gruppe der Diener des Staates, die in § 1 in Militär- und Zivilbediente geteilt sind, Übergangendes wird, heißt es: „Alle Beamte des Staates, welche zum Militärstande nicht gehören, sind unter der allgemeinen Benennung von Zivilbedienten begriffen, während der Randvermerk daneben „Zivilbeamte“ lautet. Unter dem Ausdruck „alle Beamte des Staates“ ist daher daselbst zu verstehen, wie in § 1 unter Militär- und Zivilbediente, die beiden Klassen, in welche die Staatsbedienten zerfallen. Aber auch wenn man den Sprachgebrauch des R.R. nicht als maßgebend für die Auslegung des in dem Gesetze vom 24. Mai 1861 gebrauchten Ausdrucks Staatsbeamte betrachtet, sondern hierfür auf denjenigen der späteren Gesetzgebung Gewicht legt, so kann auch hieraus kein entscheidendes Moment gegen die Auffassung entnommen werden, daß das Wort „Staatsbeamte“ im § 1 jenes Gesetzes die Offiziere mit umfaßt. Wichtig ist allerdings, daß in der überwiegenden Mehrzahl der späteren Gesetze unter diesem Ausdruck die Offiziere nicht mitbegriffen,

diese vielmehr vielfach daneben besonders genannt werden. Aber es gibt auch Gesetze der späteren Zeit, in denen das Wort „Beamte“ die Offiziere mit umfaßt. Für das St.G.B. kann dies nach der Rechtsprechung des R.G., die in dieser Beziehung noch niemals angefochten worden ist, keinem Zweifel unterliegen. Es genügt in dieser Hinsicht auf die R.G.Z. 20, 268; 23, 21 und 29, 18 hinzuweisen. Auch in dem königlichen Erlasse vom 11. August 1848 heißt es: „Auf den Antrag des Staatsministeriums vom 4. d. M. bestimme ich, daß die feierliche Einrichtung, wonach einzelnen Beamten der fünfte Teil ihrer Befolgung in Gold gegen Entrichtung teils gar, teils teils eines Agios von 10 Prozent gezahlt worden ist, aufhören soll, dergestalt, daß vom 1. Oktober d. J. an die Befolgungen sämtlicher Staatsbedienten, sowohl im Militär und im Zivil, lediglich nach dem Remunerte in Rourent berichtigt werden.“ Auch hier umfaßt das Wort „Beamte“ im Eingange, wie sich aus dem folgenden ergibt, die Offiziere mit. Das gleiche gilt vom Art. 97 der preussischen Verfassung, wo die Worte „Zivil- und Militärbeamte“ die Offiziere schon deshalb einschließen müssen, weil das auf Grund dieser Bestimmung erlassene Gesetz vom 13. Februar 1854 in § 6 auch ausdrücklich für Offiziere bestimmte Vorschriften enthält. Es ist demnach keineswegs zwingend ausgeschlossen, die „Staatsbeamten“ im Sinne des Gesetzes vom 24. Mai 1861 als gleichbedeutend mit „Staatsbedienten“ aufzufassen, zu denen im weiteren Sinne ungewissheit auch die Offiziere gehören. Es kommt aber noch hinzu, daß die schon in dem Urteile des Kompetenzgerichtshofes herangezogene Begründung zu dem Entwurfe des ersten Abschnitts dieses Gesetzes ganz ebenso auf die Rechtsstellung der Offiziere wie auf die der Beamten paßt und daß auch das Bedenken, daß aus der Rücksicht auf die Disziplin bei der Freigabe des Rechtsweges für die Ansprüche der Offiziere aus ihrem Dienstverhältnisse entnommen werden könnte, schon in dem Erkenntnis jenes Gerichtshofes zureichend widerlegt ist, weil die Entscheidung der Gerichte nicht gegen die Anordnung eines dargelegten, sondern gegen eine solche der Militärverwaltung, insbesondere der Intendantur, angrufen wird. Endlich aber ist auch nicht ohne Bedeutung, daß in der Schrift des damaligen Appellationsgerichtsrats Sydow über die Zulässigkeit des Rechtsweges und die Kompetenzkonflikte, auf die in dem Berichte der Kommission des Abgeordnetenhauses über den Entwurf jenes Gesetzes verwiesen worden ist, auf S. 7 auch der Inhalt der Kabinettsordre vom 28. Oktober 1836 mitgeteilt ist, durch die der Rechtsweg für Ansprüche aus militärischen Dienstverhältnissen ausdrücklich beschlossen worden war, und daß jene Stelle des Kommissionsberichts die in dieser Schrift S. 6—8 bezeichneten Bestimmungen als durch den § 8 des neuen Gesetzes aufgehoben bezeichnet. v. T. a. Reichsmilitärtribunal, U. v. 9. April 07, 323/06 III. — Berlin.

Literaturbesprechung.

Systematische Rechtswissenschaft. Von R. Stammier, H. Sohm, R. Garziz, B. Ehrenberg, L. v. Bar, L. v. Seuffert, J. v. List, W. Kahl, P. Laband, G. Anschütz, C. Bernapf, J. v. Martitz. 21. u. 22. Aufl. VIII des Verlags: Die Kultur

der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinnenberg. Berlin und Leipzig. Teubner 1906 X, LXN, 526 S., gr. 14, in Leinw. geb. 16 Mark.

Das große Unternehmen „Kultur der Gegenwart“, von dem die systematische Rechtswissenschaft ein Teil ist, will in allgemein verständlicher Sprache aus der Feder der geistigen Führer unserer Zeit eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur bieten.

Für die Rechtswissenschaft haben diese Arbeit die im Titel namhaft gemachten Gelehrten übernommen und mit der für die Träger solcher Raritäten selbstverständlichen Vollendung ausgestattet.

Einer allgemeinen das Wesen des Rechts und der Rechtswissenschaft im allgemeinen behandelnden Einleitung aus der Feder Stammers folgen die einzelnen Teilgebiete, das Privatrecht in vier Abschnitten (Bürgerliches Recht von Ebel, Handels- und Wechselrecht von Garis, Versicherungsrecht von Eberberg, Internationales Privatrecht von Bar), das Zivilprozeßrecht von Essert, das Straf- und Strafprozeßrecht von Ritz, das Kirchenrecht von Rapp, das Staatsrecht des Laband, das Verwaltungsrecht von Anschütz, Polizei und Kulturpflege von Bernapf, das Völkerrecht von Martig. Den Abschluß bildet eine Abhandlung Stammers über die Zukunftsaufgaben des Rechts und der Rechtswissenschaft.

Dies Werk wird nicht nur dem gebildeten Laien eine laute Quelle der Belehrung bilden, sondern dem in der Praxis stehenden Juristen, der sich an dem Jüngbrunnen der Wissenschaft zu erquicken den Willen hat, einen vollen Genuß bereiten. R.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 unterstellt die Forderungen der Unternehmer von Bauausführungen aus einem Bauunterpreisvertrag der kurzen Verjährung aus § 196 BGB., wenn der Unternehmer Handwerker ist, entgegen einer früheren Reichsgerichtsentcheidung.

Eine Auflassungserklärung hatte das Gesamtgrundstück zum Gegenstande, obwohl die Parteien eine Parzelle von der Veräußerung ausschließen wollten. Die Auflassungserklärung bedarf nach Entsch. Nr. 2 nicht der Ansetzung, weil hier nicht Irrtum in dem Sinne vorliegt, daß der Erklärungsempfänger die Übereinstimmung von Wille und Erklärung nicht kennt, sondern beide Parteien befinden sich übereinstimmend in dem Irrtum, durch die abgegebene Erklärung ihren übereinstimmenden Willen ausgedrückt zu haben. Hierdurch wird die eigentumsübertragende Wirkung der Auflassung in Ansehung der Teilparzelle ohne weiteres ausgeschlossen.

Entsch. Nr. 4 beurteilt das Verhältnis einer bestehenden Abrede über die Verbrennung von Aschungen des Schuldners aus einem bestimmten von mehreren Schuldposten zu dem nach § 366 BGB. dem Schuldner genutzten Rechte der Bestimmung der zu tilgenden Schuld.

In Entsch. Nr. 6 gibt der 6. Zivilsenat zugunsten der vom 7. Senat vertretenen Meinung seine Ansicht über die Bedeutung der kurzen Verjährung der Genossenschaftsansprüche beim Verfallte aus, indem auch er jetzt annimmt, daß sich diese Verjährungsvorschrift nicht auf Ansprüche aus Verschulden bei der Forderung des Rechts bezieht.

Entsch. Nr. 13 erfordert für den Begriff des Treuhalters das Tatbestandselement des eigenen Interesses an der Verwalterung und vermeint deshalb die Treuhalterschaft einer Landwirtschaftskammer, die im Interesse ihrer Mitglieder den Verkauf von Schlachtwieh besorgt.

Entsch. Nr. 14 läßt ein obligatorisch wirksames Zurückbehaltungsrecht an einem Hypothekenbrief zu und hält die unter Übergabe des Hypothekenbriefes erfolgende wegen Formmangel un wirksame Befreiung der Hypothek als Befreiung eines obligatorischen Zurückbehaltungsrechts an dem Briefe gemäß § 140 BGB. aufrecht.

Die Verjährung des Pflichtteilsanspruches beginnt nach § 2333 BGB. mit der Kenntnis des Verletzten von der sein Pflichtteilsrecht verletzenden Verfügung. Nach Entsch. Nr. 15 kommt es auf die Art der Kenntnisnahme nicht an, so daß die Verjährungsvorschrift auch schon vor der amtlichen Verkündung der Verfügung laufen kann. R.

Berliner Anwalt-Verein.

Der Vorstand des Vereins versteht an seine Mitglieder das nachstehende Schreiben, das auch für die auswärtigen Kollegen von Interesse sein wird. Ihre Mitwirkung bei der Sammlung des Materials wird durchaus erwünscht sein. Das Schreiben lautet:

Jeder unserer Kollegen dürfte in seiner Praxis Beobachtungen über Winkungen, Mängel und Lücken unserer Rechts- und seiner Anwendung machen, die er im Interesse der Allgemeinheit gern einer der Sammlung und Verwertung solcher Beobachtungen dienenden Stelle mitteilen würde. Der Vorstand des Berliner Anwalt-Vereins hat eine solche Sammelstelle eingerichtet und ersucht Sie, von dieser Einrichtung einen möglichst ausführlichen Gebrauch zu machen und auch andere Kollegen hierzu zu veranlassen.

Die Sammlung des großen und wertvollen Materials, das sich der Rechtsanwaltschaft der ihrem hohen Rufe mit Rechtstellung aus allen Weltteilen, mit Gerichten und Behörden in Rechtsangelegenheiten aller Art bietet, wird sich als wertvolle Quelle zur Erkenntnis der Entwicklung unserer Rechtsordnung als die Lebensverhältnisse sowie als eine notwendige Ergänzung der oft genug ohne Rücksicht auf die Rechtsanwaltschaft erfolgenden Berücksichtigung der Behörden, insbesondere der Justizbehörden erweisen.

Das von der Rechtsanwaltschaft zu sammelnde Material zur Frage der Gerichtszustellung, (insbesondere auch in Berlin), über die Gründe der Terminverordnungen im Zivilprozeß, über die Geltung der Rechtsmittel im Zivil- und Strafprozeß, über die Mängel der Vorunterlegung und die ungenügende Stellung des Beteiligten, über Mängel im Sachverständigenwesen usw. wird noch andere Gesichtspunkte erweisen als die von den Behörden erhaltenen Berichte. Aber auch aus dem Gebiete des materiellen Privatrechts, Strafrechts und Verwaltungsrechts wird sich oft genug Gelegenheit zur Mitteilung von Tatsachen bieten, welche die Rechtslehre zeigen, die mit einzelnen Vorschriften des geltenden Rechts oder ihrer Anwendung verbunden sind. Man denke beispielsweise an das Rechtsverhältnis des Pächters und Kaderanten, an die Regelung der Eigentumshypothek, an die Übertragung der an öffentliche Bekanntmachungen geknüpften Funktionen, an die Gültigkeit und Ungültigkeit im Aktien- und Gesellschaftsrecht und dergl. mehr. Jede für die Rechtspflege wichtiger Erfahrung, die aus einem dieser Gebiete gemacht wird, soll von der Sammelstelle verwertet werden. Mitteilungen darüber werden wir so dankbar sein, je zahlreicher und je präziser sie erfolgen. Soweit es sich dabei um Angelegenheiten handelt, in denen Wirten einer Behörde weichen sind, werden sie zunächst unter Angabe des Amtsbezirks eintreten. Die Nachrichten werden selbstverständlich nur zu allgemeinen Zwecken und in allgemeiner Form verwertet, so daß weder der Einzelne noch die an der Rechtsangelegenheit beteiligten Personen namhaft gemacht werden.

Wir erwarten mit Interesse, daß unsere Berufsgenossen es als ihre Standespflicht erachten werden, unsere der Förderung der gesamten Rechtspflege dienenden Bestrebungen eifrig zu unterstützen. Die Mitteilungen können wir an Herrn Justizrat Dr. Hugo Reumann, Berlin W. 85, Postbureaustraße 118 zu richten.

Der Vorstand des Berliner Anwalt-Vereins.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: W. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallstreifenstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 36 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inserate die 2 gepaltene Zeile 60 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallstreifenstraße 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Die Mitgliederversammlung des deutschen Anwaltvereins (ordentlicher Anwaltskongress) wird am

11. und 12. September 1907, Vormittags 9 Uhr nach Mannheim im Versammlungslokal des „Hofengartens“ (Häufelcher Festhalle) berufen.

Tagesordnung:

1. Rechnungslegung und Entlohnung des Vorstandes.

2. Renouveau von 4 Vorstandsmitgliedern.

Nach § 8 der Statuten scheiden infolge Auslosung und die Herren Justizrat Dr. Eugen Jachs in Berlin, Justizrat Karl Ederer in München, Rechtsanwalt Dr. Schell und Justizrat Dr. Longbein in Leipzig.

3. Herabsetzung des Mitgliederbeitrags auf 15 Mark jährlich. Änderung des § 3 der Statuten.

Berichterstatter: Justizrat Dr. Deiß in Leipzig.

4. Erörterung und Beschlußfassung über Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, des Zivilprozeßordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte im Hinblick auf die geplante Justizreform.

5. Empfiehlt sich eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?

Berichterstatter: Rechtsanwalt Dr. Bloch I in München.

6. Empfiehlt es sich, dem § 63 der Rechtsanwaltsordnung einen Absatz 3 anzufügen des Inhalts:

„Wegen leichter Verschleppungen eines Rechtsanwalts kann der Vorstand ohne Einleitung des im § 67 ff. der R.A.O. vorgeschriebenen Verfahrens eine Vorwarnung, eine Mißbilligung oder eine Geldstrafe bis 100 Mark aussprechen. Der Rechtsanwalt, gegen den vom Vorstande eine solche Strafe ausgesprochen wird, hat das Recht, innerhalb einer Woche seit der Zustellung des Beschlusses des Vorstandes, bei diesem Antrage auf Entscheidung durch das Ehrengericht zu stellen.“

7. Nach § 8 Nr. 2 Abs. 2 der Statuten: der Antrag der Herren Rechtsanwalt Schroeder in Hohenhausen und Genossen

a) der erste Satz des Abs. 1 des § 7 der Statuten des Deutschen Anwaltvereins wird gestrichen und an seine Stelle tritt folgende Bestimmung:

Der Vorstand besteht aus 15 Mitgliedern; von diesen dürfen höchstens 12 solche Rechtsanwälte sein, die ihren Wohnsitz an einem Orte haben, der Sitz eines Kollegialgerichts (Kreisgericht, Oberstes Landesgericht, Oberlandesgericht, Kammergericht) ist.

b) Im Falle der Annahme des Antrages zu a:

Im Satz 2 des ersten Absatzes des § 7 werden die Worte: „Diese wählen aus ihrer“ gestrichen und an ihre Stelle die Worte: „Der Vorstand wählt aus seiner“ gesetzt.

c) Im Falle der Annahme des Antrages zu a:

die danach erforderlichen Wahlen vorzunehmen.

Leipzig, den 10. Juni 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erythropel,

Geheimer Justizrat, Vorsitzender.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Anwaltskammer im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Hamm hat der Kasse ebenfalls eine Beihilfe von 3 000 Mark gewährt. Der Kammer und ihrem Vorstande ist für die reiche Beihilfe der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Zur Ruhegehaltskassenfrage.

I.

Ruhegehaltskasse und Hilfskasse (Gericht vom Leipziger Kriegsschauplatz).

Von Justizrat Dr. Harnier, Cassel.

Am 20. Januar d. J. traten in Leipzig einige 40 Rechtsanwölte zusammen und errichteten durch Abschluß eines entsprechenden Vertrages die von den Kollegen Elze und Genossen geplante Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse. Dabei wurde mitgeteilt, daß auf Grund des den Kollegen zugesandten Aufrufs bereits 360 vorläufige Anmeldungen eingegangen seien. Zum alleinigen Vorstand der Kasse wurde vorläufig Herr Rechtsanwält Scharf in Leipzig bestellt; ebenso wurde ein erster Ausschußrat, bestehend aus 7 Mitgliedern mit Herrn Justizrat Elze als Vorsitzenden gewählt.

An diese Gründungsversammlung schloß sich sodann die außerordentliche Generalversammlung der Hilfskasse, welche berufen war, um über die Überweisung von einer halben Million aus dem von ihr angekauften Kapital an die neue Kasse Beschluß zu fassen.

Bekanntlich ist diese Kapitalüberweisung eine der Bedingungen, unter denen die neue Kasse nur ins Leben treten konnte.

Diese Generalversammlung nahm demnach einen recht stürmischen Verlauf. Es waren wohl an 150 Kollegen aus allen Teilen Deutschlands, von Tübingen bis Schlettstadt, erschienen, und wenn auch die Mehrheit bereit war, dem gestellten Antrag zuzustimmen, so dürfte doch die sachungsmäßig erforderliche Zweidrittelmehrheit für diesen Antrag nicht vorhanden gewesen sein.

Zur endgültigen Beschlußfassung kam es nur über die früher streitige Frage, ob in den Generalversammlungen der Hilfskasse Vertretung durch Vollmacht zugelassen werden solle oder nicht. Diese nach Inhalt des maßgebenden sächsischen Gesetzes und der Satzungen zweifelhafte Frage wurde mit Zweidrittelmehrheit dahin entschieden, daß in Zukunft eine Vertretung durch Bevollmächtigte zulässig sein soll, daß aber ein Bevollmächtigter höchstens 20 Kollegen und zwar aus demselben Kammerbezirk vertreten dürfe. Damit war wenigstens der Verlust des Herrn Kollegen Elze, welcher mit 296 Vollmachten gekommen war, um die Versammlung zu majorisieren, beseitigt und dessen Wiederholung für die Zukunft unmöglich gemacht.

Zur Sache selbst ergab die eingehende und, wie gesagt, teilweise sehr erregte Debatte mit der fast einstimmigen Annahme des Antrags, die Beschlußfassung bis zu der Generalversammlung zu vertagen, welche in Verbindung mit dem nächsten Anwaltskongress im Herbst d. J. in Mannheim stattfinden wird.

Dieser Antrag war nämlich von Herrn Geheimen Justizrat Erstbrögel, dem vereinten Vorsitzenden des Deutschen Anwaltsvereins, der sich als warmer Anhänger der neu zu gründenden Kasse bekannte, dringend empfohlen und schließlich auch von Herrn Kollegen Elze mitgeführt.

Bei der demnachstigen Verhandlung in Mannheim wird es sich also zeigen müssen, ob diejenigen Kollegen, welche zwar für

die neue Kasse sind, aber die Beschlußfassung darüber z. St. ausgesetzt wissen wollten, ausweichen werden, um die bereits jetzt wohl vorhandene Mehrheit für die neue Kasse zu der erforderlichen Zweidrittelmehrheit zu machen.

Zugewissen aber wird es niemandem sein, zumal ja jetzt eine Vertretung, wenn auch in verständiger Begrenzung, zugelassen ist, daß sich die Kollegen mit der Frage, die nun doch endlich einmal ausgetragen werden muß, noch einmal in aller Ruhe und Gründlichkeit beschäftigen.

Die Leipziger Verhandlungen ließen meiner Auffassung nach wenigstens bei einem Teil der Mehrer die allseitige gründliche Erwägung vermissen. Sie zeigten, daß wir Anwälte glänzend zu plaidieren verstehen, wenn wir uns unserm Beruf entsprechend in eine bestimmte Auffassung einer Frage einmal hineingedacht und mit ihr identifiziert haben. Dagegen schien es mir bei manchen der Mehrer doch an der objektiven Würdigung der für den entgegengelegten Standpunkt geltend gemachten Gründe teilweise zu fehlen.

Deshalb mögen mir die nachfolgenden kurzen Betrachtungen vom Kriegsschauplatz gestattet sein, die vielleicht zu einer Klärung und Verjüngung der widerstrebenden Meinungen beitragen können.

Unter den Gründen gegen die geplante Kapitalüberweisung stand oben an die Befürchtung, daß auf diese Art die seitiger Hilfskasse geschädigt, daß ihr „das Rückgeat gevrochen“ werden könne. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß nach den jetzigen Satzungen das gesamte Einkommen des angekauften Kapitals lediglich und allein zur Kapitalvermehrung zu verwenden ist. Solange also die Kasse besteht, ist noch niemals ein Pfennig hiervon zu Unterstellungen verwendet worden und solange sie unter den gleichen Satzungen weiter besteht, ist dies auch für die Zukunft vollkommen unmöglich. Würde also wirklich von dem Kapital von jetzt 1 135 000 Mark eine halbe Million vorgezogen, so wird dadurch auch in Zukunft dem Forder der Hilfskasse zunächst nichts entzogen, umgekehrt aber wird damit, daß ja gleichzeitig die Ansammlung eines Kapitals aus den Satzungen der Kasse ausgeschlossen soll, erreicht, daß namentlich die gesamten Einnahmen der Kasse zu Hilfszwecken Verwendung finden können. Die für Unterstützungszwecke verfügbare Summe würde sich also erhöhen um die Zinsen des der Kasse verbleibenden Kapitals von rund 600 000 Mark mit rund 20 000 Mark, um das Viertel der Mitgliederbeiträge, welches seither kapitalisiert werden mußte, mit rund 25 000 Mark und um die Hälfte der Spendenkassen und Beihilfen der Anwaltskammern, welche ebenfalls seither kapitalisiert werden mußten, mit rund 17 250 Mark, eine Erhöhung von insgesamt jährlich über 60 000 Mark.

Der Gehalts eines Massenaustritts aus der Hilfskasse ist ja ersichtlicherweise von allen Mitgliedern auf das Bestimmteste zurückgewiesen. In der Tat ist ja auch nicht der geringste Grund dafür einzusehen, warum ein Kollege einen bisher geleisteten Jahresbeitrag zu Unterstützungszwecken für die Zukunft deshalb vorzuziehen sollte, weil er eine Ruhegehalts- oder Witwen- und Waisenversicherung abschließt.

Aber selbst wenn man annehmen wollte, was ich für ganz ausgeschlossen halte, daß von den rund 5000 Mitgliedern der Hilfskasse 1 000 ihr den Rüden kehren sollten, so würde der Ausfall von 20 000 Mark angesichts des oben berechneten

Zugangs von über 60 000 Mark nicht in Betracht kommen und die Hilfskasse gleichwohl in Zukunft weit leistungsfähiger sein als bisher.

Ein zweiter Grund, der allerdings mit diesem ersten in merkwürdigen Widerspruch steht, war der, daß nach den gütigen Satzungen ja der ganze Kapitalgrundstock der neu zu bildenden Ruhezgehaltskasse zu überweisen und die Hilfskasse aufzulösen sei. Da man nun nach dem gemachten Vorschlag der neuen Kasse nur 500 000 Mark überweisen und die Hilfskasse weiter bestehen lassen wollte, so könne diese neue Kasse unmöglich der von den Satzungen ins Auge gefaßten Ruhezgehaltskasse entsprechen.

Demgegenüber kommt in Betracht, daß bei Gründung der Hilfskasse die Verläster der Satzungen unmöglich ein klares Bild von der Entwicklung haben konnten, welche die Angelegenheit im Verlaufe von mehr als 20 Jahren nehmen würde. Heute herrscht wohl Einmüthigkeit unter den Kollegen darüber, daß, einerlei, welche neue Ruhezgehalts- u. w. Kasse ins Leben treten mag, unter allen Umständen die Erhaltung der Hilfskasse eine zwingende Standespflicht ist; einmal mit Rücksicht auf die mehr als 400 Unterstützten, die je zur Zeit jährlich pakt und die doch unter keinen Umständen mit einem Schlage weggelassen können, sondern aber mit Rücksicht darauf, daß auch in Zukunft, selbst wenn eine neue Kasse alle Berufsgenossen vereinigen sollte, noch zahlreiche Fälle eintreten müssen, in denen eine außerordentliche Hilfe notwendig sein wird. Ich erinnere allein an die bei der jetzt geplanten Kasse vorgesehene 5 jährige Ratenzeit.

Kommt man also hierüber zu der Überzeugung, daß man bei Abfassung der Satzungen sich geirrt hat, so kann doch die Folge davon nicht die sein, daß man nun die Hilfskasse mit unbedingten Satzungen bis zu unbestimmter Zeit weiter bestehen läßt, sondern nur die, daß man die Satzungen, wie vorgeschlagen, zeitgemäß ändert.

Ein dritter Grund, der von den Gegnern lebhaft ins Gewicht geführt wurde, war die Behauptung, daß ja nach den Satzungen die Kapitalanwendung an eine allgemeine Ruhezgehalts- u. w. Kasse erfolgen solle, daß aber die jetzt geplante Kasse keine solche allgemeine Kasse sei.

Auch hier gilt das vorhin Gesagte, daß nämlich die Verläster der Satzungen sich über die Beschaffenheit dieser ihnen vorstehenden allgemeinen Kasse ganz zweifellos ein klares Bild nicht gemacht haben und nicht machen konnten. Eines scheint sicher mit dem Begriff der allgemeinen Kasse verbunden zu sein, nämlich der Gegensatz gegen eine nur zu Unterstützungszwecken in Klassen bestimmte Hilfskasse. Es sollte den Mitgliedern dieser geplanten allgemeinen Kasse zweifellos Ruhegehalt, Witwen- und Waisenpension als ein Recht, folglich unabhängig von dem Nachweise der Bedürftigkeit gewährt werden.

Unangenehm ist weiter, daß keine Kasse der Welt je imstande sein wird, ein Kapital anzusammeln, dessen Zinsen zur Bewährung solcher Ruhezgehalts-, Witwen- und Waisenpension ausreichen könnten.

Wenn man sich die Kapitalansammlung auch noch so lange, vielleicht über 100 Jahre fortgesetzt denkt, so kann ein solches Kapital doch niemals ausreichen, um darauf ohne weitere versicherungstechnische Grundlagen die Verpflichtung zu gründen, allen Angehörigen des Standes, deren Zahl sich in der fernsten Zukunft natürlich auch nicht annähernd berechnen läßt, Ruhe-

gehalt, Witwen- und Waisenpension in irgend einer bestimmten Höhe zu geben.

Bei einer jeden Kasse, mag sie Zwangskasse oder freiwillige Kasse sein, wird vielmehr unter allen Umständen ein Beitrag der Versicherten erhoben werden müssen und wird unter allen Umständen die Höhe der kraft festen Rechtes zu gewährenden Rente in einem gewissen, versicherungstechnisch zu bestimmenden Verhältnis zu den von den einzelnen zu leistenden Beiträgen stehen müssen. Eine Kasse ohne Beiträge, aber mit festen Rechten ist undenkbar.

Nun ist doch das eine nach der geschichtlichen Entwicklung der Hilfskasse ganz zweifellos klar, daß die Verläster der Satzungen seiner Zeit nicht an Errichtung einer Zwangskasse gedacht haben, und weiter ist auch ganz zweifellos nach den Verhandlungen der letzten Jahre, daß eine Zwangskasse unter keinen Umständen geschaffen werden kann. Denn wenn überhaupt die Reichsregierung sich zur Vorlage eines dahingehenden Gesetzesentwurfs entschließen sollte, so hat für doch seinen Zweifel darüber gelassen, daß dies nur auf einen einmütigen Antrag der gesamten deutschen Anwaltschaft in Frage kommen könnte, und daß eine derartige Einmütigkeit nicht zu erzielen ist, das dürfte doch auch den leidenschaftlichsten Anhängern der Zwangskasse klar geworden sein. Es bleibt also nichts anderes möglich, als eine auf versicherungstechnischen Grundätzen aufgebaute freiwillige Versicherungskasse, und eine solche liegt ja jetzt vor. — Daraus ergibt sich also die gegenwärtige Lage:

Soll unter der allseits als notwendig erkannten Erhaltung der Hilfskasse im übrigen dieser neuen Kasse die für ihre Unterhaltung erforderliche Summe zur Verfügung gestellt werden oder soll alles beim alten bleiben?

Auch ich bin durchaus nicht mit allen Einzelheiten der Satzungen der neuen Kasse einverstanden. So wie sie vorliegen, sind sie berichtigt durch den meines Erachtens unrichtigen Ausgangspunkt, welchem die Artregung des Kollegen Kosen für die ganze Sache gewidmet hatte. — Ich würde es bei weitem vorgezogen haben, wenn an Stelle des Systems: feste Prämien und je nach Beitrittalter und Beitrittsdauer schwankende Renten, das umgekehrte System: feste Renten und je nach Beitrittsalter schwankende Prämien, gewählt wäre. Ich bescheide mich aber in dieser Hinsicht und überlasse die Weiterentwicklung der Sache der Zukunft, denn die Abzehrung habe ich: fällt auch jetzt wieder die ganze Sache ins Wasser, dann werden sich auf absehbare Zeit keine Männer finden, die sich von neuem zu einer solchen tiefstenhaften Schöpfungsarbeit bereit erklären.

Es wird also die Frage dann nur die sein: ob wir bis in eine nebelhafte Zukunft hinein fortzähren wollen, Gelder auf Gelder zu häufen, um einen Kapitalstock zu vermehrten, über dessen Höhe und Verwendung wir uns heute nicht einigen können und über den sich voraussichtlich unsere Nachkommen ebensowenig einigen werden; oder aber, ob wir etwa die Kapitalansammlung zur Schaffung einer Ruhezgehalts- u. w. Kasse aus den Satzungen der Hilfskasse überhaupt streichen wollen und unter Verzicht auf jede Ruhezgehaltskasse und lediglich auf die Weiterführung der Hilfskasse beschränken wollen. Dazu wäre ja dann freilich die fortwährende Kapitalansammlung nicht erforderlich gewesen.

Meiner Überzeugung nach aber sind die Vorteile der neu gegründeten Ruhezugsalt- u. s. w. Klasse im Vergleich zu allen anderen ähnlichen Versicherungsanstalten so groß, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß sie unserem Stande, wenn sie ins Leben tritt, dauernd zum Ergen gereichen muß und wird.

Mein Wunsch geht also dahin, daß überall im deutschen Vaterland die vereinten Kollegen im Laufe der nächsten Monate die Angelegenheit recht eingehend und unter recht sorgfältiger Berücksichtigung der Satzungen der Hilfsklasse und der früheren Vorverhandlungen vorurteilslos prüfen wollen.

Vielleicht benutzen aber auch die Organe der neu geschaffenen Ruhezugsalt- u. s. w. Klasse diese bis zum Herbst bevorstehende Pause, um etwas zahlenmäßig die Unterstüßten der Beiträge und Renten dieser Klasse von anderen bestehenden Versicherungsmöglichkeiten kurzulegen. Man hört oft umgekehrt die Behauptung, daß andere Versicherungsanstalten, z. B. der Breslauer Pensionsverein, weit günstigeren Bedingungen, höhere Renten gegen niedrigeren Beitrag, bieten. Es wird festgestellt und öffentlich klargelegt werden müssen, ob dies richtig ist und bejahenden Falls, worauf es beruht. Denn nur wenn die neue Klasse unserm Stande wirkliche Vorteile bietet, kann sie auf dauernde Teilnahme rechnen!

II.

Ärrungen, Wirkungen.

Von Justizrat Adolf Weisler, Halle.

Die Frage unserer Ruhezugsaltklasse ist nachgerade in einem Stadium angelangt, welches denen Recht zu geben scheint, die da behaupten, daß in den Händen der Juristen die ganze Sache verwirrt werde. Das schöne Wort, dessen Zustandekommen in der einen oder anderen Form von allen Seiten gewünscht wird, ist durch eine Klasse unnützer Rechtsfragen, durch Mißverständnisse und persönliche Empfindlichkeiten so belastet worden, daß es zu versinken droht. Es erscheint geboten, den Gang der Ereignisse sich einmal zu vergegenwärtigen und den status causae et controversiae kurzulegen.

Die Arbeiten für unsere Klasse reichen sehr weit zurück. Es war im Jahre 1883, als der Deutsche Anwaltverein die erste Abkündigung der Rechtsanwaltschaft über Einführung einer Ruhezugsaltklasse veranlaßt, deren Gegenstand den Verzicht erstatte, unsern untergeschlagenen Rede, zu dem von ihm bis zuletzt festgehaltenen Urteil veranlaßt, daß einem sehr großen Teile der Rechtsanwaltschaft der Zwang widerstrebe, ihm daher eine Zwangsstelle nicht aufgedrängt werden dürfe, daß dagegen eine Unterstüßungsklasse gegründet werden möge, die zugleich den Grundstock für eine später zu bildende Ruhezugsaltklasse bilden könne. Demzufolge wurde auf Grund eines am 7. Juni 1884 gefaßten Beschlusses des Dreier Anwaltstages die Hilfsklasse für Deutsche Rechtsanwälte gebildet, deren Zweck nach Nr. 2 ihrer Satzungen ist:

- a) den zur Gründung einer allgemeinen Ruhezugsaltklasse für deutsche Rechtsanwälte und einer Witwen- und Waisengeldklasse für die Hinterlassenen deutscher Rechtsanwälte erforderlichen Kapitalgrundstock anzuhelfen,

- b) bis zur Wirksamkeit dieser Klasse dienst- und erwerbsunfähig gewordene deutsche Rechtsanwälte sowie deren Hinterlassene durch Geldbeiträge zu unterstützen.

Die also gegründete Hilfsklasse machte 1889 kaisersche Erhebungen über die Ruhezugsaltfrage und ließ von Dr. Wolff eine versicherungstechnische Gutachten anfertigen, welches die Errichtung der Klasse sofort in Angriff zu nehmen empfahl. In seinem Geschäftsberichte für 1890 sprach sich jedoch Rede dagegen aus, weil das Ziel der Klasse sein müsse die Versicherung aller deutschen Anwälte nach einem billigen Durchschnittssatze ohne Vorzeit, ohne ärztliche Untersuchung. Dieses Ziel dachte er in folgender Weise zu erreichen:

Wenn die Hilfsklasse ein Kapital von Millionen darzubieten vermag, wird sich die Genügsamkeit der Standesgenossen, sich alle zu beteiligen, schon von selbst einstellen.

Er empfahl zunächst weiter zu sparen und die kaiserschen Ermittlungen fortzusetzen.

Dies geschah denn auch. Aber schon am 12. September 1894 beschloß die Generalversammlung der Hilfsklasse, ihren Vorstand mit Vorbereitung einer allgemeinen Ruhezugsaltklasse zu beauftragen. Demgemäß arbeitete der Vorstand gemeinschaftlich mit dem Vorstand des Deutschen Anwaltvereins Entwürfe für eine Zwangsstelle und für eine freie Klasse aus, die gedruckt, mit ihrer Unmasse von Anlagen einen Folienband füllten. Die Anwaltskammern haben darüber beraten. Wiederrum zeigte sich die Anwaltsklasse in der Zwangsfrage vollkommen gespalten und Rede's Schlussbericht 1897 lautete nichts anderes vorzuschlagen als den Ausbau der Hilfsklasse zu einer reinen Unterstüßungsklasse.

Aber die Sache wollte durchaus nicht zur Ruhe kommen. 1900 veranstaltete Kelsen-Berlin auf eigene Faust eine Umfrage bei mehreren hundert Berliner Kollegen, verständlichte in der J. 1900, 817 die Ergebnisse und legte zusammen mit anderen dem Dantsiger Anwaltstage von 1901 einen neuen Entwurf von Satzungen einer Zwangsstelle vor.

Der Anwaltstag nahm mit großer Mehrheit einen Antrag Weisler's (Dantsig) an, der grundsätzlich einer Zwangsstelle zustimmte, und es wurde eine Kommission zur Ausführung dieses Beschlusses gewählt, die unter Vorsitz von Elze (Halle) den Entwurf einer Zwangsstelle mit 300 Mark Jahresbeitrag fertigstellte. Der letzte Widerspruch jedoch, den dieser fand, sowie die zahlreich eingegangenen Gegenentwürfe auf weiteren Ausbau der Hilfsklasse bewegten die Kommission, dem Straßburger Anwaltstage von 1903 nur den Antrag auf Vertagung und weitere Erörterung zu unterbreiten, der dann auch angenommen wurde.

Es wurde nun weiter gearbeitet, eine neue Statut auf genommen und schließlich ein Doppelentwurf aufgestellt, der Zwangsstelle und freie Klasse zur Wahl stellte, ganz besonders deshalb, weil die maßgebenden Regierungsinstanzen sich gegen eine Ausdehnung der Zwangsversicherung auf die wohlhabenden Kreise ausgesprochen hatten. Auf dem Hannoverischen Anwaltstage von 1905 stellte demnach die Kommission den Zwangsstellenentwurf in die erste Reihe. Er wurde mit 155 gegen 105 Stimmen abgelehnt. Dagegen wurde einstimmig beschlossen, die freie Klasse nach dem vorgelegten Entwurf zu

gründen und die Hilfsklasse zu erforschen, den von ihr angekannten Kapitalgrundbesitz dieser Klasse ganz oder zum Teil zu überweisen.

Somit schien es endlich Ernst zu werden. Da trat alsbald nach dem Hannoverischen Annaltage Rosen, der 1904, wesentlich für den Scheitern der Zwangsklasse, die „Deutsche Rechtsanwaltszeitung“ gegründet hatte, mit dem Vorne auf Einberufung eines außerordentlichen Annaltages hervor, der den Beschluß des Hannoverischen Annaltages und den Zwangsklassenentwurf annehmen sollte. Dazu bedurfte er der Zustimmung des zehnten Teils der Vereinsmitglieder. Er begann die Stimmen zu sammeln. Sie gingen, wie er sagte, sehr langsam ein. Erst Mitte 1906, nach etwa 8 Monaten, waren ihre 550 Beschlüsse, nicht voll das erforderliche Fünftel, immerhin so viel, daß der Vorstand des Annaltages sich bereit erklärte, die Anträge auf die Tagesordnung des für 1907 in Aussicht stehenden ordentlichen Annaltages zu setzen.

Man stand nun vor der Frage, ob gegenüber dieser neuen Bewegung die zu Hannover beschlossene Gründung wiederum aufgeschoben sei. Man entschied sich für Nein. Seit 25 Jahren werde an dem Werke gearbeitet. In hunderten von Versammlungen der Annaltagskammern, der Ortsverbände, der Verbände war es durchgesprochen, in massenhaften Briefdiskussionen erledigt worden. Ströme von Tinte waren geflossen, Berge von Akten aufgeschichtet. Es war Zeit, höchste Zeit, die Debatte zu schließen. Das war die Meinung aus derer, die, wie ich, in Hannover für die Zwangsklasse gestimmt hatten, das mußte die Meinung der umgekehrten Mehrheit der Rechtsanwaltschaft sein. Das Zeugnis darüber lag vor in dem einstimmigen Beschlusse des Hannoverischen Annaltages und in dem Mißerfolge der gegen ihn eingeleiteten Bewegung. Wenn der an alle Rechtsanwältinnen ergangenen oft wiederholten Aufforderung, die doch weiter nichts als eine Unterschrift verlangte, nach 8 Monaten erst 550 gefolgt waren, so mußte angenommen werden, daß es mehr als diese 550 Anhänger der Bewegung nicht gebe, daß dagegen die ganze übrige Rechtsanwaltschaft die Meinung nicht teile, daß, weil keine Zwangsklasse zu erreichen sei, auch eine freie Klasse nicht gegründet werden dürfe. Verhängt wurde das durch die Tatsache, daß die Deutsche Rechtsanwaltszeitung nur etwa 700 Abnehmer hatte, die aber, nach eigenem Geständnis, keineswegs alle Anhänger ihrer Pläne waren. Man hätte auch einwenden können, daß diese Zeitung selbst in ihrer ersten Nummer es als Mißachtung des Annaltages bezeichnet hatte, dessen Beschlüsse bei der nächsten Gelegenheit wieder aufzuheben, daß sie eben dort die zukünftige Zusammenfassung der Annaltages als ihre Unkanntheit verhängend und ihre Bedeutung begründend bezeichnet hatte. Die Hauptsache aber war die, daß die Errichtung der freien Klasse den Zwangsklassenbestrebungen keineswegs preisjudierte. Die Zwangsklasse konnte gänzlichstfalls in langer Zeit auf dem langwierigen gesetzgeberischen Wege erreicht werden; wurde inzwischen eine freie Klasse gegründet, so war dann nichts leichter als diese in eine Zwangsklasse umzuwandeln.

Andrerseits war im Laufe der Vorarbeiten allen klar geworden, daß die Errichtung der Ruhegehaltsklasse keineswegs die Hilfsklasse, wie man bei ihrer Errichtung angenommen hatte, überflüssig machen werde. Die Hilfsklasse mußte unter allen

Umständen erhalten werden. Das wäre nun zwar auch möglich gewesen, wenn sie das ganze zur Gründung der Ruhegehaltsklasse aufgesammelte Kapital von etwa einer Million abgegeben hätte, da ihr dessen Zinsen ohnehin nicht zufließen und sie ihre sonstigen, sehr beträchtlichen Einnahmen behalten hätte. Man wollte sie indessen auch mit einem beträchtlichen Kapital ausstatten. Demgemäß beantragten 3 Kommissionsmitglieder bei der Hilfsklasse, der neu zu errichtenden Ruhegehaltsklasse aus dem Kapitalgrundbesitz nur 500 000 Mark zu überweisen. In der Generalversammlung der Hilfsklasse am 7. Oktober 1906 wurde diesem Antrage, nicht mit Unrecht, entgegengesetzt, daß er ohne Änderung der Satzungen nicht ausführbar sei und es gelangte daher ein Antrag des Vorsitzenden Herr. Leipzig zur Annahme:

den Antrag des Vorstandes der Hilfsklasse mit der Maßgabe zur Berücksichtigung zu überreichen, daß in der nächsten Generalversammlung der Hilfsklasse eine entsprechende Änderung der Satzungen zur Beschlußfassung gestellt wird.

Es war damit zwar eine unerwünschte Verzögerung herbeigeführt, die Sache aber in den richtigen Weg geleitet. Der Vorstand der Hilfsklasse berief nunmehr eine zweite Generalversammlung auf den 20. Januar 1907 nach Leipzig ein, der er eine Satzungsänderung vorschlug des Inhalts,

daß der Ruhegehaltsklasse, sofern ihr 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark überweisen werden, die Hilfsklasse aber weiter bestehen bleibt mit der Beibehaltung auf den Unterstützungsgrund.

Die Gründe der Ruhegehaltsklasse hielten unter diesen Umständen den Zeitpunkt für geeignet, mit der formellen Gründung dieser Klasse vorzugehen, besonders auch um den auf der letzten Generalversammlung getriebenen Einwand abzuwenden, daß man einer noch nicht existierenden Klasse kein Kapital überweisen könne. Eine Anfangs Januar 1907 der ZB. beigelegte Aufforderung zum Beitritt ergab sofort etwa 400 Beitrittserklärungen, dazu eine große Menge von Anfragen Beitrittslustiger. Diejenigen, welche sich zum Beitritt bereit erklärt hatten, wurden zur Gründungsversammlung auf ebenfalls den 20. Januar 1907 nach Leipzig eingeladen. Dort wurde die Ruhegehaltsklasse auf Grund der vom Hannoverischen Annaltages angenommenen, vom Ausschüsse für Privatversicherung genehmigten Satzungen (die nur in einigen unbedeutenden Punkten verändert wurden) gegründet, zum Vorstände Schall. Leipzig, zum Vorsitzenden des Ausschusses Eise-Galle gewählt.

In der sich anschließenden, aus allen Teilen Deutschlands besuchten Generalversammlung der Hilfsklasse wurde zunächst ein Antrag auf Zulassung von Bevollmächtigten mit der Maßgabe angenommen, daß ein Mitglied nicht mehr als 20 Mitglieder und nur solche vertreten darf, die seinem Kammerbezirk angehören. Gegen den Hauptantrag, die Überweisung der 500 000 Mark betreffend, wurde vor allem geltend gemacht, daß die Rückstufung auf die 550 Beamten eines neuen Annaltages geriete den hiesigen Annaltages abzumauern, sobald daß er die Hilfsklasse zerfällt, gegen ihre Satzungen verstoße, daß die Leistungen der Ruhegehaltsklasse ungenügend, ihre Lebensfähigkeit nicht verbürgt sei. Den ersten Grund

machte mit besonderer Wärme der Vorsitzende des Anwaltsvereins geltend, selbst ein Freund der neuen Rasse, der aber durch seine Zusage gegenüber den 550 Antragstellern sich gebunden fühlte. Dem gegenüber und bei der nicht mehr allzu langen Frist bis zum Anwaltsstage entschloß sich schließlich auch die Mehrzahl der Ruhegehaltskassenfreunde für die Vertagung zu stimmen, die denn auch angenommen wurde.

Leider scheint aber das Opfer dieser neuen Verzögerung vergeblich gebracht zu sein. Denn jetzt vertritt die Deutsche Rechtsanwaltszeitung, daß der Antrag auf Aufhebung des Hannoverschen Beschlusses sich vermutlich erledigen und dafür ein neuer Entwurf auf die Tagesordnung nicht des Anwaltsstages, sondern der Hilfskasse gebracht werden wird. Da nun dieser neue, von ihr bereits veröffentlichte Entwurf von jedem Standpunkte aus unannehmbar ist und von allen Parteien abgelehnt werden wird, so wird dem Anwaltsstag, wie es scheint, die Frage der Ruhegehaltskasse überhaupt nicht beschäftigen, die Hilfskasse aber wird in ihrer nächsten Versammlung da stehen, wo sie in der vorigen stand.

Der neue Entwurf gibt den Gedanken der Zwangskasse auf. Dafür wandelt er die Hilfskasse in einen Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit um, dem alle ihre jetzigen Mitglieder ipso jure und ohne die Möglichkeit des Austritts als Versicherte angehören sollen. Die juristische Unmöglichkeit dieses Verfahrens liegt so auf der Hand, daß jede Erörterung überflüssig erscheint. Sie wird dadurch nicht aufgehoben, daß der Jahresbeitrag dieser Versicherten nur 25 Mark betragen soll. Aber nicht nur juristisch ungangbar, sondern auch sachlich so unpraktisch wie nur möglich ist der neue Plan. Aus dem rein theoretischen Grunde, das Vermögen der Hilfskasse allen ihren Mitgliedern zugunwenden, zerstört er die Hilfskasse, die nimmermehr bedürftig nicht mehr unterstützen konnte, versichert dagegen zwangsweise alle ihre augenblicklichen Mitglieder, über 5000 an der Zahl, mit ganz niedrigen Renten, die die meisten nicht brauchen und nicht haben wollen, eine Unmasse kleiner Scheinversicherungen, die aber ebenso viel zu tun machen als große ersatzfähige Versicherungen, daher die Geschäfte unendlich verwickelnd, eine ehrenamtliche Verwaltung unmöglich machen. Die eigentliche Versicherung erscheint einem Jahresbeitrag von 300 Mark und wird nur freiwillig genommen. Diese Rasse soll zwar zunächst auch nur 500 000 Mark erhalten; der Rest des Vermögens der Hilfskasse (geht rund 635 000 Mark) soll noch 30 Jahre lang zu Unterstützungszwecken verwendet, dann aber ebenfalls „mit allen Jinsen“ der Versicherungskasse zufließen. Erwägt man, daß die Hilfskasse im letzten Jahre zu Unterstützungszwecken über 116 000 Mark bewilligt hat, so kann man sich leicht ausrechnen, wie lange die 635 000 Mark reichen werden.

Es wird daher auf der nächsten Generalversammlung der Hilfskasse ernstlich nur der Antrag des Vorstands auf Überweisung der 500 000 Mark in Betracht kommen. Die gegen diesen Antrag erhebenden Einwendungen beruhen vielfach auf Mißverständnissen, die aufzuheben im folgenden versucht werden wird.

Daß gegen die Satzung verstoße, kann nur von dem behauptet werden, der die jetzt gegründete Rasse nicht für die in der Satzung vorgesehene hält. Der sachgemäße Zweck des aufgesammelten Kapitals ist, zur Gründung einer

„allgemeinen Ruhegehaltskasse für deutsche Rechtsanwölte“ zu dienen. Die vom Hannoverschen Anwaltsstage einstimmig beschlossene Rasse ist eine allgemeine, denn sie ist jedem deutschen Rechtsanwalte zugänglich. Allgemein in dem Sinne, daß sie alle deutschen Rechtsanwölte zu Mitgliedern zählte, könnte sie nur sein, wenn sie eine Zwangskasse wäre. Eine Zwangskasse verlangt aber die Satzung nicht; im Gegenteil wissen wir aus den oben mitgeteilten Vorberathungen, daß die Gründung der Hilfskasse der Gedanke an eine Zwangsversicherung aufgegeben war. Allgemein ist die Rasse genannt im Gegensatz zu den damals und heute noch bestehenden partikularen Rassen, der Raumburger, der Breslauer und der bayrischen, die sachgemäße oder tatsächlich auf gewisse Bezirke des Reichs beschränkt sind. Eine Rasse, wie sie diese sich dachte, die durch ganz besonders vorteilhafte Bedingungen von selbst alle Rechtsanwölte zu sich herüberziehen werde, hat sich als unausführbar erwiesen, und nur in diesem Sinne haben die Antragsteller gesagt, daß die neue Rasse nicht ganz den Vorstellungen entspreche, die man sich früher von ihr gemacht; jedenfalls wäre auch diese Rasse keine Zwangskasse gewesen. Es hat noch keiner der Gegner sagen können, wie denn eine Rasse, die nicht Zwangskasse ist, beschaffen sein müsse, um den Anforderungen der Satzung zu entsprechen.

Man hat ferner behauptet, daß die Satzung nur die Überweisung des gesamten Vereinsvermögens, und zwar in Verbindung mit der Auflösung der Hilfskasse, zulasse, die hier beantragte teilweise Überweisung und Aufrechterhaltung der Hilfskasse unzulässig sei. Dem brauchte man bloß den Schluss a majori emergens zu ziehen. Aber die Satzung sagt auch nicht das, was die Gegner behaupten. Nr. 17 gibt dem Vorstande die Anweisung, sobald das Kapital groß genug geworden, bei der Generalversammlung die Überweisung des ganzen Vermögens und die Auflösung der Hilfskasse zu beantragen, verpflichtet aber nicht die Generalversammlung demgemäß zu beschließen. Wäre es aber auch anders, so läge doch nur eine Satzungsbestimmung vor, die durch Generalversammlungsbeschluß stets geändert werden kann. Der Zweck der Hilfskasse wird dadurch nicht geändert; vielmehr wird ihr erster Zweck durch Überweisung des Kapitals erfüllt, ihr zweiter, die Unterstützung Bedürftiger, wird nach Erfüllung des ersten der alleinige. Wenn die Satzung für einen bestimmten Fall die Auflösung des Vereins in Aussicht nimmt, so kann durch Satzungsänderung stets seine Fortdauer beschlossen werden.

Der Entwurf, daß die neue Rasse unvorteilhaft oder unsicher sei, ist unbedeutend, wenn nicht Mängel der versicherungstechnischen Grundlagen nachgewiesen werden. Diese Grundlagen aber sind von einem als besonders vorsichtig bekannten Mathematiker berechnet, vom Kassistentante für Privatversicherung nachgeprüft und für richtig befunden; damit ist nachgewiesen, daß für die Beiträge geleistet wird, was mit Rücksicht auf die Sicherheit der Rasse geleistet werden kann. Diese Leistungen aber sind überaus und zum Teil überraschend vorteilhaft bedungen, weil die Sterblichkeits- und Invaliditätsverhältnisse der Rechtsanwaltschaft sich als überaus günstig herausgestellt haben. Es ist dies so auch der Hauptgrund, der die Gründung einer besonderen Rasse für unseren Beruf recht-

ferligt; keine andere Kasse könnte gleiches leisten, weil für eine Menge anderer, nicht so günstig stehender Berufsstände mit versichern müßte. Was insbesondere die Sicherheit der Kasse betrifft, so muß man sich immer den obersten Grundsatz alles Versicherungswesens gegenwärtig halten, demzufolge jeder Versicherte so viel einpagt, das daraus und aus den aufkommenden Zinsen die auf ihn voraussichtlich entfallende Rente gedeckt wird. Diesem Satze unterliegt die Zwangskasse in gleicher Weise wie die freie Kasse. Die Zwangskasse kann daher nicht mehr gewährt wie die freie, und aus diesem Grunde hat denn auch unser Mathematiker für die Zwangskasse dieselben Tarife aufgestellt wie für die freie. Sind seine Berechnungen falsch, so ist die Zwangskasse ebenso untauglich wie die freie. Auch auf die Zahl der Mitglieder kommt es nicht an, eben weil jedes Mitglied den für seine Ansprüche erforderlichen Betrag selbst einpagt. Nur eine gewisse Mindestzahl von Mitgliedern ist nötig, um die Schwankungen des Zufalls auszugleichen. Unser Mathematiker hat diese Mindestzahl auf 400 angegeben, der vorliegende Antrag erhöht sie auf 700. Es ist aber schon die Zahl 400 recht vorsichtig gegriffen. Denn wir haben sehr gute Kassen mit viel geringerer Mitgliederzahl. Es ist hier der Ort, einmal den Behauptungen der Gegenpartei von der Lebensunsicherheit der bestehenden Anwaltskassen entgegenzutreten. Es ist richtig, daß eine Anzahl der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründeten provinzialen Pensionskassen bald, anscheinend ohne nennenswerte Verluste der Mitglieder, wieder aufgelöst haben aus Gründen, die wir nicht durchschauen können. Aber andere haben sich erhalten und sehr gut entwidelt. Die Raumburger Kasse besteht seit 45 Jahren; mit sehr billigen Beiträgen arbeitet, hat sie die Aufgeböhrler allmählich auf 9 000 Mark erhöhen können; die Wittwen- und Waisengelder, die zu zahlen für überhaupt nicht verpflichtet ist, die sie aber aus den Überschüssen jedes Jahres verteilt, sind ebenfalls stetig gewachsen, so daß jetzt für einen Jahresbeitrag von 130 Mark ein Ruhegehalt von 2 000 Mark und eine Witwenrente von 400 Mark geleistet wird. Die Kasse nimmt nur Anwälte aus dem Bezirke des Oberlandesgerichts Raumburg auf; sie hat über 200 Mitglieder, etwa $\frac{1}{2}$ der Gesamtzahl. Der Breslauer Pensionsverein, der nur Pensionen, nicht Witwenrenten zahlt, hat wohl auch an 200 Mitglieder; er blüht seit Jahrzehnten. Ganz vorzüglich ist die seit mehr als 100 Jahren bestehende bayerische Wittwenkasse, die bei äußerst niedrigen Beiträgen die Pensionen stets hat erhöhen und doch ein Vermögen von weit über 3 Millionen Mark auf sammeln können. Das sächsische Witten dieser kleinen Kassen wird vielfach durch Zuwendungen der Anwaltskammern und Vermächtnisse anerkannt; die bayerische Anstalt hat einmal ein Erbchaft von über 300 000 Mark gemacht und besitzt 4 Häuser in München. Wenn nun schon diese unter wenigen hundert Anwälten wirtenden Kassen seit vielen Jahrzehnten haben gedeihen können, was dürfen wir dann von unserer für 8 000 Rechtsanwälte bestimmten Kasse erwarten? Wenn die Raumburger Kasse $\frac{1}{2}$, aller Anwälte ihres Bezirke zu Mitgliedern zählt, werden wir dann nicht wenigstens $\frac{1}{2}$ einsehen dürfen? Das wäre eine Kasse von 1 000 Mitgliedern eines sehr zahlungsfähigen Berufsstandes, die, einmal bestehend, eine immer größer werdende Kraft ausüben, die kleineren Kassen in

sich aufnehmen und vielleicht auch einmal zwei Drittel des gesamten Anwaltsstandes zu sich herüberziehen würde.

Das hauptsächlichste Mißverhältnis aber liegt in der Meinung, daß die neue Kasse die Zerstörung oder Sprengung der Hilfskassen im Gefolge habe. Daß wir das nicht wollen, brauchen wir wohl nicht zu versichern. Wir werden folglich zeigen, daß unsere Pläne dem Unterstützungszweck der Hilfskassen nichts entziehen, sondern ihm größere Mittel zur Verfügung stellen wollen, als er je befehlen hat.

Die Hilfskasse ist bisher unter der Zweifelseligkeit ihres Zwecks. Die Auffammlung des Kapitalgrundstocks erforderte eine zunächst unfruchtbare Inflationierung. Nach den Satzungen muß ein Viertel der Jahresbeiträge und, soweit nicht die Exponenten anders bestimmen, die Anwaltskammerbeiträge zur Hälfte, jede sonstige Zuwendung ganz dem Kapitalgrundstock zugewandt werden. Die Zinsen dieses Grundstocks wachsen (nach dem Verwaltungsverordnungen) wiederum ihm selbst zu, mit Ausnahme eines kleinen Betrages, der gleich $\frac{1}{2}$ der Prozent derjenigen Summe, welche am Ende des vergangenen Jahres zu Unterstützungszwecken festgesetzt worden ist.

Demgemäß wurden nach dem letzten Geschäftsbericht der Hilfskasse (für die Zeit vom 1. Juli 1905 bis 1. Juli 1906) dem Unterstützungskonto überwiegen:

a) $\frac{1}{4}$ der 100 281,88 Mark betragenden Mitgliederbeiträge	75 211,41 „
b) $\frac{1}{2}$ der 34 500 Mark betragenden Anwaltskammerbeiträge	17 250,00 „
c) weitere Zuwendungen der Anwaltskammern zu Unterstützungszwecken allein bestimmt	16 742,00 „
d) der für diesen Zweck bestimmte Teil der Zinsen des Kapitalgrundstocks (4 Prozent von 113 118,05 Mark)	4 524,72 „
zusammen	103 738,13 „

Wie nun der Kapitalgrundstock, der nach dem letzten Berichte 1 135 105,44 Mark betrug und inzwischen auf 1 200 000 Mark angewachsen sein wird, um 500 000 Mark vermindert, dafür aber die Aufgabe der Hilfskasse auf die Unterstützung Bedürftiger beschränkt, so verbleibt ihr für diese Aufgabe ein Kapital von 700 000 Mark, außerdem aber die ganze bisherige Einnahme. Es würden hier dann für Unterstützungszwecke zur Verfügung stehen:

a) die gesamten Mitgliederbeiträge mit	100 281,88 „
b) die gesamten Anwaltskammerbeiträge (34 500 + 16 742)	51 242,00 „
c) die Zinsen von 700 000 Mark, zu $\frac{3}{4}$ Prozent gerechnet	24 500,00 „
also mehr	72 257,75 „

Durch die Aufschreibung des Kapitalgrundstocks wird also die Hilfskasse ganz wesentlich gestärkt. Man braucht nicht einmal in Rechnung zu stellen die infolge der Gründung

der Ruhegehaltsklasse wahrscheinlich eintretende Verminderung der Unterstützungsfälle, nicht die wahrscheinlich eintretende Vermehrung der Mitgliederzahl, da einer lediglich Unterstützungsbedürftigen derselben Klasse doch wohl kein deutscher Anwalt fern bleiben wird, die aus demselben Grunde vielmehr eintretende Vermehrung der Ehrenämter: ganz direkt werden die Einnahmen der Klasse um 70 Prozent erhöht.

Wenn nun manche diese Erhöhung gerne miteinnehmen, außerdem aber die 500 000 Mark behalten wollen, so ist diesen zunächst zu erwidern, daß das juristisch nicht möglich ist. Der satzungsmäßige Zweck der Hilfsklasse, welcher in Ansammlung eines Kapitals besteht, kann nicht im Wege der Satzungsänderung aufgehoben werden, sondern nach § 33 BGB. nur durch Zustimmung aller Mitglieder. Aber da kaum hoffen will für die volle Entwicklung des Unterstützungszweckes der Hilfsklasse, der nur durchaus zunächst ihren andern Zweck der Kapitalansammlung erliegen, indem er das Kapital seinem satzungsmäßigen Zwecke zuführt; sonst muß weiter und bis in alle Ewigkeit gespart werden für einen toten Kapitalgrundstock, der sich zwar unaussprechlich vermehrt, aber einem andern Zweck nicht dient, denn die Selbstvermehrung Selbstzweck ist.

Aber auch sachlich wäre es nicht zu rechtfertigen, das angesammelte Kapital dem Zwecke zu entziehen, zu dem es die Empfänger hergegeben haben. Gewiß, sie haben es zu zweierlei Zwecken hergegeben; eben deshalb trifft der Antrag das Richtige, der einen Teil für den einen, einen Teil für den andern Zweck in Anspruch nimmt.

So gehen wir doch endlich an das Werk, dem bereits so ungeheure, leider vielfach wohlfeile Anstrengungen gewidmet worden sind und das doch gar nicht schwer ist. Schon 1892 schrieb mir unser Mathematiker, es sei ihm eine Art Rätsel, daß die deutschen Rechtsanwälte noch immer mit Begründung ihrer Ruhegehaltsklasse zögern und sich an allerhand nebensächlichen Dingen stoßen. Nun weiz, was die Lehrerinnen, die Schriftsteller, die bildenden Künstler und die Schauspieler, was auch unsere Berufsgenossen in Österreich längst getan haben! Grünten wir unsere Klasse, geben wir zugleich unserer Hilfsklasse ihre Bewegungsfreiheit wieder, die dann bestehen wird als eine reich bedachte Stiftung bayerischen Gemeinseins, wie sie wohl kein anderer Stand aufzuweisen hat. Aber eben wie endlich die Zerrungen, hören wir auf über juristischen Zwiwischen zu stolpern! Sorgen wir, daß man von der deutschen Rechtsanwaltschaft nicht sage: sie versteht nicht zu handeln, zu schaffen, von Reden und Schreiben zur freudigen Tat überzugehen; nur eines versteht sie weiterflüßig: zu verlagen.

III.

Ihre Frage „Gründung der Pensions-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte und Verwendung eines Kapitalgrundstockteils“ der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Von Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Rosenthal in München.

Über dieses Thema hielt Herr Kollege Justizrat Ely-Halle im Münchener Anwaltsverein am 2. Mai cr. einen ausführlichen Vortrag. In großen Zügen schilderte Justizrat Ely die Entwicklung

des Bedarfs der Gründung einer Pensions- und Ruhegehaltskasse für deutsche Rechtsanwälte und deren Witwen und Waisen von den ersten Anfängen der Gründung der sogenannten Hilfsklasse über die Anwaltsstage zu Danzig, Straßburg und Hannover bis zu dem jüngst wieder angefalteten Kampf des Kollegen Rosenthal gegen den Hannoverischen Entwurf.

In kurzen Zeilen skizzierte der Vortragende Idee und Begründung, Beiträge und Renten der beiden Tarife des Hannoverischen Entwurfs, indem er hierbei ausdrücklich die Unmöglichkeit einer Zwangspensionskasse eingehend darlegte.

Auch den vor kurzem in der Rostocker, Deutschen Rechtsanwaltszeitung veröffentlichten Gegenentwurf behandelte Justizrat Ely in seinen wesentlichen Teilen, wobei er dessen Mängel im einzelnen besprach. Die Ausführungen des Justizrat Ely gipfeln schließlich darin, daß er mit warmen Worten die Gründung der geplanten Klasse nach dem Hannoverischen Entwurf, und die Überweisung des hierzu notwendigen Kapitalgrundstockes aus der Hilfsklasse deutscher Rechtsanwälte dringend empfiehlt; in überzeugender Weise begründete Justizrat Ely, daß eine solche Überweisung nicht, wie Kollege Rosenthal meint, eine Verletzung, sondern im Gegenteil eine Erfüllung des satzungsmäßigen Zweckes der Hilfsklasse sei.

Er wies nach, daß die Annahme des Rostocker Entwurfs die Existenz der Hilfsklasse direkt gefährden würde, während bei Annahme des Hannoverischen Entwurfs und einem dementsprechenden Beschluß der Hilfsklasse für diese beträchtliche Mittel, die bisher satzungsmäßig angesammelt werden mußten, für Unterstützungszwecke frei würden, und so die Hilfsklasse noch mehr als bisher ihrer gegenwärtigen Wirkung entsallen kann.

Die überzeugenden, begeisterten Ausführungen des und die Gründung der Pensionskasse an erster Stelle verdienenden Justizrat Ely fanden bei der Versammlung einhellige Anerkennung und lebhafteste Zustimmung, die sich auch in dem warmherzigen Dank des Vorsitzenden des Anwaltsvereins ausdrückte.

In der darauffolgenden Diskussion wurde vor allem die Frage erörtert, wie weit die Gründung der Pensions- und Ruhegehaltskassen auf die Mitglieder der „Pensionsanstalt für Witwen und Waisen der Advokaten und Rechtsanwälte des Königreichs Bayern“ von Einfluß sein könne; Herr Geheimrat Justizrat Dürr, der Vorsitzende des Zentralausschusses der genannten Pensionsanstalt betonte hierbei, daß die auf Gesetz beruhende bayerische Pensionsanstalt unanfechtbar und unabhängig von der Gründung anderer dergleichen Kassen sei und bleiben müsse.

Man war hiernach darüber einig, daß auch bei Gründung der derzeit vorgeschlagenen Klasse die bayerische Pensionsanstalt in gleicher Weise wie bisher fortbestehen müsse und in ihrer Selbstständigkeit durch keine neue Klasse irgend wie berührt werden darf.

Herr Justizrat Ely wies darauf hin, daß, da ja die bayerische Pensionsanstalt irgend welche Vorzüge für Ruhegehälter nicht trifft, der Eintritt zur neuen Klasse — wenigstens unter Tarif B zur Ruhegehaltsklasse — auch für die Mitglieder der bayerischen Pensionsanstalt wohl in Betracht kommen könne.

Möge der Erfolg, den Justizrat Eise, der Vater und unermüdete Vorkämpfer des Hannoverischen Entschlafes, hier in Münden fand, ihm auch in Mannheim am diesjährigen Kriminaltag treu bleiben und so endlich die langumstrittene Aufgehobens- und Witwen- und Waisenklasse trotz aller feindlichen Bedenken gegründet werden, — zum Segen der Kriminalität und ihrer Angehörigen.

Der Richter als Sittenrichter.

Eine Entgegnung.

Von Rechtsanwalt Armbruster in Gießen.

Wiederlei bekümmert mich, den Ausführungen des Herrn Dr. Jhering in Nr. 11 der JW. (vom 2. Juni 1905) „Der Strafrichter als Sittenrichter“ entgegenzutreten.“ Erstens halte ich seine Theorie, die dem Richter nur in den wenigen einzeln erörterten Ausnahmefällen gestattet will, das Feld rein juristisch-logischer Schlussfolgerungen zu verlassen und moralischen Erwägungen Raum zu geben und Werturteile zu fällen, in Rücksicht auf eine gesunde Rechtspflege und Rechtspolitik für äußerst gefährlich. Zweitens aber könnte, sollte jene die richterliche Tätigkeit zu einer fertigen Begriffslehre herabwürdigende Theorie in dem Organ des deutschen Kriminalvereins unwillkürlich bleiben, der Schein entstehen, als hätten jene die richterliche Gewalt beschränkende Ausführungen die Sympathie des überwiegenden Teiles der Rechtsämter; dieser Schein muß aber meinem Ermessen nach unbedingt vermieden werden.

Aus Zweckmäßigkeitsgründen seien zunächst die gegnerischen Thesen kurz referiert:

1. Die Legitimation des Richters zur Ausübung seines Amtes ist eine rein formale. Die Legitimation zur moralischen Beurteilung aber kann nie auf solcher formaler Autoritätsgründung, sondern nur auf rein sachlichen Gründen, nämlich der wirklichen sittlichen Überlegenheit, beruhen.
2. Im Reiche der sittlichen Normen tritt der einzelne dem einzelnen gegenüber, beugt sich der einzelne der Gewalt des einzelnen. Moralisch unerträglich ist es, daß der Richter die Gewalt zu seinem Moralismus einer fremden Gesamtpersonlichkeit entlehnt.
3. De lege lata ist ebenfalls grundsätzlich der Strafrichter von Fällung moralischer Werturteile ferngehalten.

Gegen diese Thesen läßt sich nun folgendes vorbringen:

1. Freilich ist die Legitimation des Richters zum Richteramt eine rein formale; es müssen gewisse formelle Vorschriften erfüllt sein, ehe jemand über seine Mitmenschen in ihren Freiheiten untereinander und wegen ihrer ihnen vom Staatsamt zugehörigen Lasten Handlungen im Namen der Staatsgewalt richten darf. Um nun weiter zu folgern, daß der Richterspruch

nur lediglich auf juristischem Gebiet bewegen dürfe, lautet die zweite Prämisse des Gegners, daß das Recht des Moralischen nur dem zukomme, der den wirklichen Verhältnissen nach der sittlich Überlegene sei. — Aber sollte denn nicht der Richter in den weitaus meisten Fällen wirklich den streitenden Parteien an Gerechtigkeit und Billigkeitsgefühl überlegen sein, und wohl noch unbefrönter den Herren Angellagten gegenüber? Dr. Jhering übersieht eben, daß die formalen Erfordernisse für die Ausübung des Richteramtes doch nicht lediglich auf die intellektuelle und juristisch-technische Ausbildung von Einfluß sind, sondern auch Garantien für die sittliche Überlegenheit des Richters geben. Hat überhaupt schon ein erweitertes und vertieftes Wissen seine Einwirkungen auch auf den Charakter, so betrifft insbesondere das Rechtsstudium ein Erheben des Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühls und öffnet das Verständnis für die Notwendigkeit, daß der einzelne sich allgemein gültigen Gesetzen, juristischen wie sittlichen, zu fügen hat. Übersieht ist ferner, daß gerade ihre Rolle als Unparteiische die Richter noch besonders dafür qualifiziert, auch das moralische Recht und Unrecht abzumäßen.“

2. Sieht also schon die erste Beweisführung Dr. Jherings ganz und gar von der Praxis, den wirklichen Lebensverhältnissen ab, so setzt noch mehr der Scholastizismus der zweiten in Erscheinung. — „Im Reiche der sittlichen Normen tritt der einzelne dem einzelnen gegenüber!“ — Das mag für das Reich der Unmoral, für den Krieg aller gegen alle herrschen, gelten, nur nicht für die Moral einer geordneten Gesellschaft. Man hätte doch glauben sollen, daß es nachgerade zu den anerkannten Wahrheiten zählte, daß die menschliche Gesellschaft keine bloße Summe einzelner ist, daß alle Einsichtigen genau so wie alle Recht eine Menschengemeinschaft voraussetzt, daß gerade alle sittlichen Gefühle aus dem Gefühle der Zusammengehörigkeit aller Gemeinheitsglieder und aus der Erfahrung entspringen sind, die in dem Wohl der Gesamtheit, eines jeden unserer Nächsten unser eigenes Wohl erkennen. Im Grunde genommen sind so doch alle sittlichen Pflichten Gesetze gegen die Allgemeinheit, dem Staatsverband; und dazu treten noch eine Menge spezieller sittlicher Pflichten gerade in bezug auf dieses über dem einzelnen stehende Ganze, so daß der einzelne in seinem Tun immer der Gesamtheit gegenübersteht. Sonach ist gar nicht abzusehen, warum der Richter nicht im Namen dieser Gesamtpersonlichkeit und als ihr berufener Vertreter, wie oben ausgeführt, auch moralische Urteile aussprechen sollte.

Aber vielleicht wollte mit dem angegriffenen Satze nur gesagt sein, daß, wenn über sittliches Verhalten geteilt wird, der Richter nur als Privatmann Privatmännern gegenübersteht, nicht mehr in amtlicher Funktion, und daß es unerträglich sei, daß er seinen moralischen Spruch in amtlicher Gegenwart fälle. Daß diese These nicht unbedingt richtig ist, ergeben schon die

*) Jedoch nicht sowohl das Recht hier zur Erörterung, ob unsere Richter zu moralischen Urteilen ihrer ganzen sittlichen Persönlichkeit nach befähigt sind, — eine fast rein politische Frage, die ein jeder nach dem Maße seiner erzieherischen und ethischen Anschauungen beantwortet — sondern in welcher Richtung das Ideal der Rechtspflege zu suchen ist, in der der strengen Gebührensbeachtung aus das juristische oder in der der Erleichterung durch Vereinfachung der moralischen Persönlichkeit.

*) Der Aufsatz ist bereits im November 1905 bei der Redaktion eingegangen.

auch von Dr. Feder gebilligten Ausnahmefälle der geltenden Sittenge. Im Grunde genommen läuft aber seine im letzteren Sinne vorhandene zweite These auf die erste hinaus. Er verurteilt es, daß der Richter so zu sagen als amtlich patentierter Beförderer der Moral auftritt und als solcher Beachtung beansprucht. Ich kann das, wie oben dargelegt, nicht grundsätzlich verwerten. Allerdings hat das Überschreiten des juristischen Gebietes etwas Gefährliches und ein Mißbrauch auf moralischen Gebiete setzt den Richter einem viel stärkeren Dilemma aus als ein Verstum in der Rechtsanwendung. Auch das ist nicht zu verkennen, daß es vielfach weit schwieriger ist ein moralisches als ein juristisches Urteil zu fällen. Handelt es sich doch bei letzterem nur um die Regelung äußerer Verhältnisse, bei ersterem dagegen um innere Motive. Jense lassen sich leichter übersehen und, wenn verborgen, durch Beweisaufnahme leichter enttarnen als diese, und sind in ziemlich ausreichender Weise eben durch Rechtssetzungen geregelt, sozogen die Motive in der Handlung vielfach zu individualisieren in dem Temperament, in den Lebenserfahrungen, den eigenen Anschauungen und denen des Milieus begründet, als daß sie allgemein gültigen Regeln unterliegen könnten.

Trotzdem stehe ich nicht an zu behaupten, daß es zum nobilität officium des Richters gehört, sich nicht nur als trockener Aktenmensch und Paragrafenreiter, sondern als Vertreter sittlicher Anschauungen auf dem Richterstuhl zu betätigen. Denn so sehr, wie es nach den obigen theoretischen Erwägungen scheinen möchte, sind die meisten vor dem Forum zur Verhandlung gelangenden Tatbestände nicht, und auch ihrer Motive liegen meist klar.

Und mit dieser dem Richter allerdings eine große Machtvolle zuzurechnenden Ansicht stehe ich nicht allein da. Vielmehr wird die vom großen Publikum allgemein geteilt. Wie häufig hat man Gelegenheit, im Publikum Ausdrücke der Freude und Bewunderung darüber zu hören, daß das Gericht die richtigen Worte für das Verhalten einer Partei, eines Angeklagten oder Zeugen gefunden und dem betreffenden klar gemacht hat, welcher Beurteilung seine Handlungsweise bei anspruchsvollen Menschen begegnet.

Geradezu eine Notwendigkeit aber, um das beliebige Moralempfinden des Publikums zu verstehen und das Ansehen der Gerichte im Volke zu erhalten, wird ein richterliches Urteil auf moralischem Gebiete da, wo der Richter nach dem Gesetz (Zivil- oder Strafgesetz) den Schuldigen nicht verurteilt oder an sein unmoralisches Verhalten keinen sonstigen Rechtsnachteil knüpfen kann. Die juristischen Gründe nach denen der Schuldige ohne Schaden davon kommt, werden dem Publikum nicht verstanden. Der Rechtspruch wird daher nicht nur allgemeiner Mißbilligung begegnen, sondern auch Widerstreben gegen das sittliche Empfinden der Richter auskommen lassen, wenn diese nicht eine lebhafteste sittliche Reaktion auf den vorliegenden Fall zeigen.

Nicht jedoch nur zur Erhaltung des Ansehens der Gerichte liegt ein staatliches Interesse daran vor, daß diese sich auch zur moralischen Seite der verhandelten Sachen äußern, eine kluge Staatspolitik muß auch dafür sorgen, daß im Volke richtige Vorstellungen von Recht und Unrecht und von dem, was Tugend und Glauben erfordert, herrschen und herrschend bleiben. Die

gerichtlichen Verhandlungen geben Gelegenheit zu lehren, was im einzelnen Falle die Moral im Gehalt des Willens und Anstand und Treu und Glauben erfordert. Diese Gelegenheit, gesunde Rechts- und Moralaufklärung — beides läßt sich eben in der Praxis noch weniger trennen als in der Theorie — im Volke zu verbreiten, sollte sich der Richter im Interesse einer gesunden Rechtspolitik nicht entgehen lassen. Er ist zur Rechtspflege berufen, also auch zur Förderung des Rechtes, nicht nur zur Rechtsprechung. Das gibt der Staat auch dadurch zu erkennen, daß er den Richter für seine moralischen Vorkommnisse mit dem Schutze des § 193 StGB. umkleidet.

Zu fordern ist die Betonung der moralischen Seite eines Rechtsfalles insbesondere deswegen, weil die Parteien gerade gemindert sind, diese Seite bei einem Prozesse zu übersehen und ihn lediglich als einen Kampf zu betrachten, in dem es nur darauf ankommt, obzujagen, gleichgültig, ob man wirklich Recht oder Unrecht hat und gleichgültig, mit welchen Mitteln der Sieg erstritten wird. Zu dieser Auffassung verleiten auch die prozessualen Schwanken, in denen eine Gerichtsverhandlung sich abspielen muß.^{*)} Der Angeklagte kann abwarten, ob ihm die Beweise für seine Schuld erbracht werden können, und mit Befragen jähren wie die allein aufreißbaren Zeugen im letzten Augenblicke von ihrem Zeugnisverweigerungsrechte Gebrauch machen. Die Partei im Zivilprozeß ist mangels der Inquisitionsmaxime gleichfalls in der glücklichen Lage, mit Freuden wahrnehmen zu können, wie der Gegner seine Klage oder Einrede unvollständig begründet und wichtige Punkte zur Erörterung zu bringen vergißt. Eine beachtenswerte Rolle, um die Billigkeit vor dem Recht nicht zur Geltung kommen zu lassen, spielen z. B. auch die Verjährungsfristen.

Wer aber auch nicht so weit gehen will, dem Richter positiv das Recht und die Pflicht zuzusprechen sich moralisch zu äußern, der wird ihn doch nicht verurteilen können, wenn er sich durch Moralvorstellungen dagegen wehrt, als Werkzeug für sittlich zu vertorende Handlungen mißbraucht zu werden. Zum mindesten aus diesem Grunde — wenn nicht aus dem, daß der Richter das Ansehen des Gerichts zu wahren und zu zeigen hat, daß frivole Klagen und Anklagen keine freundliche Aufnahme bei der Justiz zu erwarten haben — wird man Dr. Feder nicht beipflichten können, wenn er den Richter tadelt, der dem Denunzianten die Verwerflichkeit seiner Denunziation verheißt. Jeder Praktiker wird zugaben, daß die Fälle nicht allzu selten sind, wo der Richter sich in die unbefugte Lage bezieht, sich, verwertenden Absichten dienen zu müssen; besonders in Zivilprozessen soll häufig ein vom Richter zu gewöhnlicher vollständiger Schuldittel die Früchte gewissenloser Nachforschungen ernten helfen.

3. Schlußsatz muß dem obersten Standpunkte, daß das Gesetz dem Richter grundsätzlich Moralprüche verbietet, entgegengetreten werden. Wichtig ist lediglich, daß die Gerichte grundsätzlich nur die rechtliche Seite eines Rechtsfalles regeln. Steht es doch auch dem Gesetzgeber im allgemeinen^{**)} an der

*) Verleitet erkennt übrigens natürlich die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der geltenden Zivil- und Strafprozeßgesetze an.

**) Jedoch nicht durchaus, wie ganz besonders das Ehe-, Familien- und Vormundschaftsrecht zeigt.

Möglichkeit für Hinweise auf moralische Beurteilungen. Aus diesem Schweißen der Geschehnisse ist aber niemals zu entnehmen, daß der Richter, soweit ihm nicht ein Rechtsatz ausdrücklich darauf steht, moralischer Urteile sich völlig zu enthalten hätte. Die Geschehnisse des Lebensfalls Auspates sind also für die breite angelegte Tiefe keineswegs von zwingender Beweislast. Die gegnerische Meinung findet ihre Widerlegung im übrigen für das bürgerliche Recht in zahlreichen materiellen wie prozeduralen Bestimmungen. Verlangt dieses nach die Beobachtung des Grundgesetzes von Treu und Glauben, verbietet die Schikane, gibt dem Richter das Recht, Vergleiche (die der Billigkeit dienen sollen) jederzeit anzustreben und einer Partei ohne Rücksicht auf die Beweislast einen Eid anzuvertrauen. In allen diesen Fällen hat der Richter sich mit der moralischen Persönlichkeit der Parteien und der moralischen Beurteilung ihrer Verhältnisse zu befassen.

Aus alledem folgt aber folgerichtig für jeden Praktiker, daß auch der Anwalt in seinen Plädoyers sich in nicht geringem Umfange in moralischen Erörterungen ergreifen muß — und gern ergreift. Was aber der Anwalt als sein gutes Recht beansprucht und sich nicht niemals nehmen lassen, darf er auch dem Richter nicht verüben.

So kann von einer ängstlichen Trennung von Recht und Moral wie Dr. Jhering sie für die Rechtsprechung als Ideal fordert, weder im Strafrecht noch im Zivilrecht ernstlich die Rede sein. Gerade im Strafrecht erkennt man es mehr und mehr als einen Rechtsfehler, daß es sich vorwiegend mit dem unersöhnlichen Tatbestande statt mit der Persönlichkeit des Verbrechens befaßt. Wird barm einmal Mangel geschaffen werden, so wird man dem Ideal der Verschmelzung von Recht und Moral beträchtlich näher gekommen sein. Dr. Jhering freilich hält es für unangenehm, daß die künftige Strafrechtsreform und von der jetzigen „Reinigung“ von Recht und Moral befreit. Schwerlich aber ist wohl irgend ein Fall als das sittliche Gefühl befriedigend empfunden worden.

Winderung und Stundung.

Von Rechtsanwält Dr. Wilhelm Riese in Stuttgart.

Zu dieser Frage sind nunmehr mit dem Auslass des Herrn Dr. Kaufmann auf S. 645 des vorjährigen Jahrgangs der ZfZ. in der Literatur nicht weniger als drei verschiedene Ansichten zum Ausdruck gekommen. — Um sie an dem von den Vertretern der einzelnen Ansichten gewählten Beispiel:

Kaufpreis: 100 000 Mark, Anzahlung: 10 000 Mark, Stundungsbetrag: 90 000 Mark, Winderung 20 Prozent gleich 20 000 Mark

zu illustrieren, ergibt

1. die Ansicht von Dr. Bräntel in ZfZ. 1905, 705 dahin: 20 000 Mark sind zurückzubehalten, 18 000 Mark am Stundungsbetrag abzuziehen,
2. die von Dr. Sternberg in ZfZ. 1906, 73 dahin: 10 000 Mark sind zurückzubehalten, 10 000 Mark am Stundungsbetrag abzuziehen,

3. die von Dr. Kaufmann in ZfZ. 1906, 645 dahin:

Nichts ist zurückzubehalten, 20 000 Mark sind am Stundungsbetrag abzuziehen.

Die Vertreter der Ansichten Ziff. 2 und 3 glauben je aus der rechtlichen Natur des Winderungsanspruches je ihre Ansicht als einzig mögliche Konsequenz ziehen zu müssen, während Dr. Bräntel seine Ansicht in erster Linie auf Zweckmäßigkeits- und Billigkeits-erwägungen stützt. Dem gegenüber scheint mir die Möglichkeit und Notwendigkeit, den Winderungsbetrag verhältnismäßig auf Bar- und Stundungsbetrag zu verteilen, unmittelbar aus den §§ 472, 473 BGB. hervorzugehen, nur muß auch die Ansicht Dr. Bräntels dahin berichtigt werden, daß gemäß § 813 Abs. 2 BGB. auch die Rückforderung der 20 000 Mark ausgeschlossen erscheint.

Nach § 472 BGB. ist der Kaufpreis in dem Verhältniss herabzusetzen, in welchem zur Zeit des Verfalls der Wert der mangelbehafteten Sache zu dem wirklichen Werte der fehlerhaften Sache gestanden sein würde. Es versteht sich nun eigentlich von selbst und wird ausserdem noch durch die Bestimmungen des § 473 BGB. bestätigt, daß diese verhältnismäßige Herabsetzung den Kaufpreis in allen seinen herabsetzbaren Teilen gleichmäßig ergreift, daß also insbesondere Barbetrag und Stundungsbetrag in gleicher Weise betroffen werden müssen. Diese Rotteneinheit ergibt sich insbesondere dann, wenn, was sowohl von Dr. Sternberg als auch von Dr. Kaufmann übersehen ist, berücksichtigt wird, daß Barbetrag und Stundungsbetrag in praxi ganz verschieden bewertet werden. Ist ungewissenheit dürfte der Fall sein, wenn in dem gewählten Beispiel bestimmt wäre: $\frac{1}{10}$ des Kaufpreises ist bar zu bezahlen, $\frac{9}{10}$ werden gestundet; denn dabei wäre wohl nicht zu bestreiten, daß nach der Winderung als Barbetrag 80 000 Mark, als Stundungsbetrag 73 000 Mark angesetzt wären. Die vorerwähnte Erwägung völlig gleichmäßiger Reduktion des Kaufpreises in allen seinen Teilen führt aber zu genau demselben Resultat, wenn diese einzelnen Teile nicht nach Quoten des Ganzen, sondern in bestimmten Hissen, wie oben Barbetrag 10 000 Mark, Stundungsbetrag 90 000 Mark angegeben sind. Ebenso ist sich damit die Frage für den Fall, daß die Bestimmung etwas dahin ginge: 10 000 Mark sind bar, der Rest in 9 gleichen Jahresraten zu bezahlen; hier haben wir eben statt 2 Teilen 10 solche und die Reduktion hätte an allen 10 Teilen gleichermaßen mit je 2 000 Mark stattzufinden.

Ist nun zur Zeit der Winderung aus irgendwelchen Gründen der Barbetrag noch nicht entrichtet, so wird wohl nicht freilich sein können, daß nur der geminderte Barbetrag zu entrichten ist. Ist der Betrag dagegen bereits bezahlt, so kann nach dem Vorgänger nicht mit Dr. Kaufmann, insofern der bezahlte Betrag den geminderten Gesamtaufpreis nicht übersteigt, eine ungerichtete Verzichtserklärung schlechthin verneint, ebensowenig aber eine solche mit Dr. Sternberg, falls der bezahlte Betrag den Winderungsbetrag nicht erreicht, in Höhe des ganzen Barbetrags angenommen werden, vielmehr ist mit Dr. Bräntel eine solche nur insoweit als vorhanden anzusehen, als der bezahlte Barbetrag den geminderten Barbetrag übersteigt. Insoweit ist etwas bezahlt, was nicht fällig war, hat also der Verkäufer erhalten, was zu verlangen er noch kein Recht hatte. Nun bestimmt aber § 813 Abs. 2 BGB.: Wird eine betragte Ver-

bündelweis vorzeitig erfüllt, so ist die Rückforderung ausgeschlossen. Der zuviel bzw. zu früh bezahlte Betrag kann also (s. Dr. Kaufmann) nicht zurückgefordert werden, insofern durch den bezahlten Barbetrag der geminderte Gesamtaufpreis nicht erreicht ist.

Der Unterschied von der von Dr. Kaufmann vertretenen Ansicht ergibt sich aber sofort, wenn der gestumulte Betrag in einzelnen Raten, etwa im geträuhten Beispiel in 9 gleichen Raten zu bezahlen ist, indem die zu früh bezahlten 2000 Mark naturgemäß nach der hier vertretenen Ansicht an der 1. Rate abgehen, diese also nur noch 6000 Mark, die weiteren 8 Raten dagegen je 8000 Mark betragen. Diese allermindestens mit den Geschäftsbedingungen vereinbare Ansicht ist aber die einzige, die in der Praxis zu befriedigenden Resultaten führt.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Seelig zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 11. bis 25. Mai 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 93 ff. 97 BGB. Sind Baumschulbestände wesentliche Bestandteile eines Grundstücks oder auch nur Zubehör? Das Berufungsgericht hat einmütig festgestellt, daß die ständigen Baumgenüßstände von vornherein für den Verkauf bestimmt waren, und daß sie im Grund und Boden nur für eine gewisse Zeit, nämlich so lange bleiben sollten, bis sie verkaufsfähig geworden waren. Der bloß vorübergehende Bestand der Einpflanzung ergibt sich bei Baumgütern auch schon äußerlich aus dem Zwecke der ganzen Anlage. Die Baumgüternbestände bilden regelmäßig den Gegenstand eines Handelsbetriebes, und hiernach würde ihre Unterstellung unter die Grundstücke des Immobilienrechts kaum vereinbar sein. — Daß die Vorschrift in § 95 Satz 1 im Gegensatz zu Satz 2 auf Pflanzungen (Baumgütern) Anwendung findet, ist auch, wie bereits das Berufungsgericht dargelegt hat, bei der Beratung des BGB. (Mugdan, Materialien S. 490, 491) betont worden, und es ist dies auch in der Literatur nicht streitig — vgl. 2. Aufl. Bd. 1 S. 132, Staubinger 2. Aufl. Bd. 1 S. 275, Förster-Turnau 3. Aufl. Bd. 1 S. 131, Enneccerus-Lehmann 2. Aufl. Bd. 1 S. 242. — Können hiernach die Baumgüternbestände nicht zu den wesentlichen Bestandteilen des Grundstücks gezählt werden, so können sie ebenso wenig als Zubehörstücke gelten. Auch dem steht entgegen, daß das räumliche Verhältnis zur Hauptsache — § 97 Abs. 2 BGB. — nur vorübergehend ist, überdies aber handelt es sich um Sachen, die lediglich Ergebnisse, Erzeugnisse des Betriebes — vgl. Turnau-Förster Bd. 1 S. 31* — sind, und auch als solche nicht die Zubehörerschaft haben. Eine Ausnahme macht hier das BGB. in § 98 nur für land-

wirtschaftliche Erzeugnisse insofern, als diese zur Fortführung der Wirtschaft erforderlich sind. L. c. R., II. v. 27. April 07, 459/06 V. — Berlin.

2. §§ 104 bis 185, 273, 274, 328, 952, 1117 BGB. § 60 BGB. Anspruch des Hypothekengläubigers auf Herausgabe eines für ihn zu bildenden Hypothekenbriefes. Zurückbehaltungsrecht des Käufers wegen Ansprüche aus dem Rechtsgeschäft mit dem Veräußerer an dem für einen Dritten zu bildenden Hypothekenbrief?

Der Beklagte kaufte von dem Ehemann der Klägerin und J. das Rittergut B. ein. In Anrechnung auf den Kaufpreis des Gutes wurde bestimmt, daß Beklagter „auch eine erst in das Grundbuch einzutragende, zu 4 1/2 Prozent verzinsliche Hypothek von 27 000 Mark für die Klägerin übernehme“. Bei der Auflassung des Gutes bewilligte und beantragte der Beklagte die Eintragung der Hypothek für die Klägerin gemäß dem Vertrage und „die Erbschienen beantragten, über die für die Klägerin einzutragende Hypothek einen Hypothekenbrief zu bilden und denselben der Klägerin zu übergeben“. Die Hypothek wurde dann für die Klägerin eingetragen und ein Hypothekenbrief gebildet. Bevor dieser an die Klägerin ausgehändigt werden konnte, ging beim Grundbuchamt ein Antrag des Beklagten ein, den Brief nicht der Klägerin, sondern ihm zuzusenden oder den Brief bei den Akten zurückzubehalten. Hierauf verfügte der Grundbuchrichter die Affertierung des Briefes. Klägerin erhob daher Klage auf Verurteilung des Beklagten, darin zu willigen, daß das Grundbuchamt den Brief an die Klägerin zu Händen ihres Ehemannes herausgibt. Das 2. O. verurteilte, die Verurteilung wurde zurückgewiesen, das R. O. hob auf: Der Gläubiger erwirbt eine Briefhypothek und damit zugleich das Eigentum an dem hergestellten Hypothekenbriefe gemäß §§ 1117, 952 BGB. erst, wenn ihm der Brief von dem Grundstückseigentümer übergeben wird oder wenn Eigentümer und Gläubiger die Vereinbarung treffen, daß letzterer berechtigt sein solle, sich den Brief von dem Grundbuchamt ausshändigen zu lassen. Eine solche Vereinbarung ist vorliegend nicht getroffen worden. Durch die Vereinbarung soll, um den Erwerb der Hypothek zu beschleunigen, die Übergabe des Hypothekenbriefes an den Gläubiger ersetzt und der mittelbare Besitz des Briefes (§ 868 BGB.) im voraus an den Gläubiger übertragen werden (Prot. Bd. 3 S. 729). Wie daher die Übergabe an den Gläubiger zu erfolgen hat, so ist auch für die Vereinbarung zu erfordern, daß sie mit dem Gläubiger getroffen wird; die Vereinbarung mit einem Dritten über Ausshändigung des Briefes an den Gläubiger kann nur dann die Übergabe ersetzen, wenn der Dritte Vertreter des Gläubigers ist. Die §§ 328 ff. BGB. betreffend Beträge zugunsten Dritter mit der Wirkung unmittelbaren Rechtsverwehrs dieser sind auf die Vereinbarung unanwendbar, da die Einigung auf dem Gebiete des Sachenrechts, der dingliche Vertrag, zwar den Vorschriften des Allgemeinen Teiles über Rechtsgeschäfte, §§ 104 bis 185 BGB., nicht aber den Vorschriften über Beträge auf dem Gebiete des Rechts der Schuldverhältnisse unterliegt, soweit nicht im dritten Buche des BGB. besonders auf sie Bezug genommen ist. — Auch eine einstellige Bestimmung des Eigentümers gemäß § 60 Abs. 2 BGB., daß der Gläubiger berechtigt sein soll, Ausshändigung des Hypo-

*) Rückkauf ohne Angabe der Quelle verboten.

hypothekens vom Grundbuchamte zu verlangen, oder daß, wie vorliegend, der Brief vom Grundbuchamte dem Gläubiger übersandt werden soll, hat nicht die Wirkung der Übertragung des Eigentums in dem Augenblicke der Herstellung des Briefes; vielmehr geht in diesem Falle das Eigentum auf den Gläubiger erst dann über, wenn dem Gläubiger vom Grundbuchamte der Brief wirklich ausgehändigt worden ist. Hat sonach auch vorliegend die Klägerin, wenn sie bei dem Vertragsschlusse nicht durch ihren Ehemann vertreten gewesen ist, an dem ihr noch nicht ausgehändigten Hypothekenbrief Eigentum nicht erworben, so folgert doch der Berufungsrichter aus der von ihm festgestellten Bedeutung der vorgenannten Erklärungen der Vertragsschließenden mit Recht, daß die Klägerin unmittelbar die obligatorische Berechtigung gegenüber dem Beklagten erlangt hat, Aushändigung des hergestellten Hypothekenbriefes zu fordern. Begründet dagegen ist der Angriff der Revision gegen die Zurückweisung der in der Berufungsinstanz geltend gemachten Einrede des Zurückbehaltungsrechts. Gemäß § 334 BGB. kann der Beklagte Einwendungen, die ihm aus dem Vertrage gegenüber seinem Vertragsgegner zufließen, auch gegenüber der Klägerin geltend machen. Eine solche Einwendung ist die Einrede der Mangelhaftigkeit der Vertragserfüllung, die der Beklagte durch die Behauptung erhebt, die Verkäufer hätten ihm arglistig verschwiegen, daß ein großer Teil des Pferdebestandes des Guttes B. an Mäde erkrankt gewesen sei, und es sei ihm hierdurch ein Schaden von mindestens 6 000 Mark entstanden. Wäre diese Behauptung richtig, so könnte Beklagter von seinem Vertragsgegner gemäß § 463 BGB. Ersatz des durch den Mangel des Kaufgegenstandes ihm entstandenen Schadens verlangen (RG. 53, 92) und er würde, wenn die Vertragsgegner gegen ihn einen Anspruch aus dem Vertrage geltend machen würden, wegen dieser aus demselben rechtlichen Verhältnis entstandenen, fälligen Schadenersatzforderung die Bewirkung der von ihm beanspruchten Leistung gemäß §§ 273, 274 BGB. verweigern dürfen. Mit derselben Wirkung kann daher der Beklagte die Schadenersatzforderung gegenüber dem von der Klägerin erhobenen Vertragsanspruch geltend machen. Klägerin ist allerdings zur Leistung des Schadenersatzes nicht persönlich verpflichtet; eine solche Verpflichtung soll aber auch im Urteil nicht ausgesprochen werden, vielmehr hat die Einrede, wenn sie begründet ist, nur die Wirkung, daß die Erfüllung des von der Klägerin erhobenen Anspruchs im Urteil von der Leistung des Schadenersatzes Zug um Zug abhängig zu machen ist (Paland, Anm. 2 zu § 334 BGB.). Anders wäre die Rechtslage, wenn der Ehemann der Klägerin beim Vertragsschlusse und in der Auflassungsverhandlung zugleich als Vertreter der Klägerin aufgetreten wäre und die Bestellung der Hypothek seitens des Beklagten sowie die Erklärung, daß der Hypothekenbrief der Klägerin übersandt werden solle, im Namen der Klägerin angenommen hätte. Dann würde die Klägerin bereits mit der Herstellung des Briefes an diesem das Eigentum erlangt und damit die Hypothek erworben haben und würde zwischen der Klägerin, vertreten durch ihren Ehemann einerseits und dem Beklagten andererseits ein besonderer Vertrag auf Hypothekbestellung geschlossen sein, aus dem die Klägerin selbständig und unabhängig von dem zwischen dem Beklagten und den Verkäufern geschlossenen Vertrage die Einwirkung des Beklagten

in die Ausbändigung des Briefes verfolgen könnte. S. a. B., II. v. 27. April 07, 424/06 V. — Reimberg.

§. §§ 157, 162 BGB. Forderung des Eintritts einer Bedingung gegen Treu und Glauben.]

Der Vermittler im D. (s. den Sachverhalt) sagt binglich wie persönlich auf Zinszahlung einer auf dem Grundstück des Beklagten eingetragenen Darlehenshypothek. In der Klage wurden die vom 1. April 1903 bis zum 1. Januar 1906 rückständig gebliebenen Zinsen, unter Abrechnung einer Gegenforderung des Beklagten, mit 890 Mark gefordert. Zu dieser Zahlung ist der Beklagte in 1. Instanz durch Urteil vom 27. Mai 1905 bedingt, wenn er einen ihm zugesprochenen Eid nicht leistet, verurteilt worden. Die Klägerin legte Berufung ein und beantragte, unter Erweiterung ihres Anspruchs auf die inzwischen bis zum 1. April 1906 fällig gewordenen 750 Mark weiteren Zinsen und auf die bis zum 1. April 1909 noch fällig gewordenen 1800 Mark vierteljährlich zu zahlenden Zinsen, den Beklagten unbedingt zur Zahlung zu verurteilen. Durch erstinständig getrodenes Urteil vom 28. März 1906 hat der Berufungsrichter die Berufung hinsichtlich der in 1. Instanz streitig gebliebenen 890 Mark zurückgewiesen und durch Endurteil vom 16. Mai 1906 die weiteren Ansprüche der Klägerin abgewiesen. Hiergegen richtet sich die Revision der Klägerin mit dem Antrage, dieses Urteil aufzuheben und den Beklagten nach ihrem erweiterten Antrage in der Berufungsinstanz zu verurteilen. Der Beklagte bittet die Revision zurückzuweisen. Der Beklagte beruft sich auf eine mit dem verstorbenen D. getroffene und von dessen Testamentvollstrecker ausgeführte Vereinbarung, die dahin gegangen sein soll, daß er, Beklagter, wenn er das Hausgrundstück in der damals schwebenden Zwangsversteigerung unter Ausfall der D. (s. den Sachverhalt) erlangen werde, sich verpflichte, 12 000 Mark für D. einzutragen zu lassen, die jedoch unlösbar seien und erst verzinst werden sollten, wenn das damals noch im Bau begriffene Haus vollständig vermietet sei. Er habe das Grundstück erstanden und nach D. (s. den Sachverhalt) die 12 000 Mark, zwar zur besseren Verwertbarkeit unbedingt, aber unter mündlicher Aufrechterhaltung obiger Bedingungen einzutragen lassen. Die Bedingung der vollständigen Vermietung sei aber noch nicht eingetreten. Die Klägerin macht geltend, es habe der Beklagte den Eintritt der Bedingung selbst verhindert, indem er sich um die Vermietung keine Mühe gegeben, keine Miettafel ausgehängt und Mietaufschreiben von der Außenseite des Hauses entfernt habe, wenn nur eine, zwei oder drei kleiner Wohnungen noch leer gestanden hätten. Das RG. hob auf Revision der klagenden Rentnerin die Urteile der Vorinstanzen auf, welche die Entscheidung von einem Eide des Beklagten über andere hier nicht interessierende Tatsachen abhängig gemacht hatten: Die Revision beschwert sich mit Recht über eine Verletzung des § 162 BGB., wonach eine Bedingung, deren Eintritt von der daran interessierten Partei wider Treu und Glauben verhindert wird, als eingetreten gilt. Klägerin hatte behauptet, daß Beklagter sich um die Vermietung nicht ordentlich bekümmert, keine Miettafel ausgehängt und ausgehängte Miettafeln wieder entfernt habe, sobald nur noch ein paar kleiner Wohnungen leer gestanden hätten. Sie fand darin einen Verstoß wider Treu und Glauben. Der Berufungs-

richter weiß jedoch diesen Vortrag zurück und lehnt eine Beweisüberlegung darüber ab, indem er ausführt: Beklagter sei weder durch Gesetz noch durch Vertrag zu einer positiven Tätigkeit im Interesse der Klägerin, insbesondere zum Aufhängen von Wietzeln verpflichtet gewesen; deren längeres Aufhängen sei auch für die Vermietung der wenigen, angeblich leer gebliebenen kleinen Wohnungen, von keiner erheblichen Bedeutung gewesen, denn in Ärtzen kleinerer Leute pflege das Leerstehen auch durch Herumsprechen leichter bekannt zu werden. Darin liegt eine Verkennung des Rechtsbegriffs von Treu und Glauben, die kaum anders, als dadurch zu erklären ist, daß der Berufungsrichter ohne allen Grund angenommen hat, der Beklagte sei weder durch Gesetz noch durch Vertrag zu einer Tätigkeit im Interesse der Klägerin verpflichtet gewesen. Das Gesetz (§ 162 BGB.) verbietet ausdrücklich, den Eintritt einer lästigen Bedingung wider Treu und Glauben zu verhindern, das kann aber ebensowohl durch Unterlassung, als durch Tun gemacht werden. Und der Vertrag, der selbst wieder nach § 157 BGB. nach Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte auszulegen war, bietet vollends keine Handhabe zu der Annahme, daß der Beklagte, der nach der Auslegung des Berufungsrichters erst von der gleichzeitigen Vermietung sämtlicher Wohnungen an Zinsen zu zahlen hatte, nun auch noch befangen sein sollte, durch Läßigkeit den Eintritt dieser ohnehin schweren Bedingung noch mehr zu erschweren oder ganz zu verhindern. Treu und Glauben erforderten vielmehr, daß der Beklagte bei Vermietung der Wohnungen auch im Interesse der Klägerin die gleiche Sorgfalt beobachtete, die überhaupt im Verkehr erforderlich ist, sowohl im Unterlassen wie im Tun. Daß aber das dem Beklagten vorgeordnete Verhalten diesem Nachsatz nicht entspricht und daß auch das, was der Berufungsrichter über die Entfernung von Wietzeln sagt, damit nicht im Einklang steht, unterliegt keinem Bedenken. D. s. Konf. c. P., U. v. 24. April 07, 400/06 V. — Breslau.

4. § 158 ff. BGB. Das BGB. enthält keine die Wirtssamkeit der Voraussetzung allgemein anerkennende Vorschrift.]

Obige Annahme von Tatsachen sind für den Bestand eines Geschäftes nur dann von Bedeutung, wenn ihnen durch spezielle Befehdsvorschrift eine solche beigelegt ist, andernfalls muß simpatieren, daß der geringe Wille der Kontrahenten, der rechtsgestaltliche Wille, das Rechtsverhältnis in irgend eine Art der Abhängigkeit von ihnen gesetzt hat, sei es in Gestalt einer aufschließenden oder auflösenden Bedingung, sei es durch Festsetzung bloß obligatorischer Rechtsfolgen. Daß ein solcher Wille den Parteien etwa nahe liegen konnte, aber doch unentwurzelt geblieben ist, sieht dem nicht gleich. Schon für das ältere gemeine Recht ist die Kategorie der Voraussetzung in der Rechtsprechung des RG. abgelehnt, RG. 24, 169. Auch in das BGB. hat die Einigung nicht gefunden. Zwar weisen die Motive zu § 742 des Entwurfs auf sie hin, namentlich insofern, als sie nicht leichtig auszuführen, (W. S. 842, 843) auch die ausdrücklich abgegebene Erklärung (der Voraussetzung) müsse dem Empfänger der Leistung gegenüber erkennbar bzw. bemerkbar abgegeben sein, sondern weiter hinzufügen, wenn dies geschehen sei, so müsse es aber gleichgültig sein, wenn der Empfänger dieselbe aus zulässigen Gründen von der Erklärung keine Kenntnis genommen habe. Von der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs ist

dieser Standpunkt aber nicht geteilt. Nach den Protokollen (W. S. 690) ist für die Beibehaltung der Wietzschidischen Lehre von der Voraussetzung, auf welcher § 742 beruht, niemand in der Kommission eingetreten, weil man sich überzeugt hat, daß diese Lehre die Sicherheit des Verkehrs gefährden würde und deshalb als Grundlage für das Geschäft sich nicht eigne; man nahm an, daß mit der Voraussetzung, obwohl sich das Leben nicht selten ihrer bediene, als Rechtsbegriff nicht operiert werden könne. Vgl. das Urteil des II. BS. des RG. vom 9. Januar 1906, R. R. 62, 267*). A. c. G., U. v. 5. April 07, 313/06 VII. — Rürsthen.

5. §§ 195, 463, 476, 477, 852 BGB. Verjährungseffekt für den Schadenersatzanspruch wegen arglistiger Verschweigung.]

Durch notariellen Kaufvertrag vom 24. März 1900 hat Beklagter sein Wohnhaus mit Zubehör für den Kaufpreis von 24 000 Mark an Kläger verkauft. Die Kaufzahlung und Übergabe ist am 1. Oktober 1900 erfolgt. In § 5 der Kaufbestimmungen war vereinbart, daß Verkäufer für die Abwesenheit heimlicher Mängel nicht einstehen. Im Januar 1904 erfuhr der Käufer Klage, weil das Haus bereits zur Zeit des Vertragschlusses am Hausfußraum gelitten, der Beklagte diesen Mangel arglistig verschwiegen habe und darnach, da die vertragsmäßige Aufschlüsselung der Haftung nach § 476 BGB. nichtig, aus § 463 zum Schadenersatz wegen Nichterfüllung verpflichtet sei. Der Beklagte schloß die Einrede der Verjährung aus § 852 BGB. vor. Das LG. zu Braunschweig hat durch Zivilsenat die Klage dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Das Berufungsgericht hat als bewiesen angenommen, daß der Beklagte den ihm bekannten Mangel, das Vorhandensein von Hausfußraum, bei dem Kaufabschluß dem Käufer arglistig verschwiegen hat. Daraus leitet es ab, der Beklagte könne sich auf den vertragsmäßigen Ausschluss der Haftung für diesen Mangel, da eine solche Vereinbarung nach § 476 BGB. nichtig sei, nicht berufen und habe aus § 463 BGB. für den verlangten Schadenersatz wegen Nichterfüllung. Weiter wird im Berufungsurteil ausgeführt: diese Haftung aus § 463 sei eine vertragliche und verjähre, da die kurze Verjährung des § 477 BGB. nach der ausdrücklichen Bestimmung im Abs. 1 Satz 1 des § 477 nicht in Betracht kommt, sofern der Verkäufer den Mangel arglistig verschwiegen habe, nach der allgemeinen Regel des § 195 BGB. in 30 Jahren; die für die Haftung aus außervertraglichen unerlaubten Handlungen gebende Bestimmung in § 852 BGB., wonach der Anspruch auf Ersatz des durch eine außervertragliche unerlaubte Handlung entstandenen Schadens in 3 Jahren verjähre, komme hier nicht zur Anwendung. Die Revision bekämpft letztere Auffassung; sie vertritt die rechtliche Auffassung, daß auf den Schadenersatz aus arglistigem Verschweigen eines Preislers nach § 463 BGB. gleichfalls die kurze Verjährung des § 852 anzuwenden sei. Diese Auffassung ist indes richtig. Der in § 463 anerkannte Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung aus arglistigem Verschweigen eines Preislers der Kaufsache bei dem Kaufabschluß ist in seinem vollen Umfange ein vertraglicher. Der Arglist bei dem Vertragsabschluß — dolus in contrahendo — sind unter den dort geregelten Voraus-

setzungen die gleichen vertraglichen Beziehungen beigelegt, die der Kläger in Erfüllung des Vertrages — das in contractu — allgemein zurhandelt sind. Im übrigen kann dahingestellt bleiben, ob neben diesem vertraglichen Anspruch auch in dem ansglißigen Verschweigen zugleich enthaltenen vorsätzlichen Schadenszufügen in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise ein selbständiger außervertraglicher Schadensersatzanspruch aus unerlaubter Handlung — § 246 BGB. — besteht, der an sich der kurzen Verjährung des § 852 unterliegt. Selbst wenn eine solche Anspruchsfestsetzung angenommen werden könnte, so hat sie jedenfalls nicht die Folge, daß auch der vertragliche Schadensanspruch der kurzen Verjährung des § 852 unterliegt oder daß der Wegfall des sondernden Anspruchs aus der außervertraglichen unerlaubten Handlung durch Verjährung nach § 852 zugleich den Wegfall des vertraglichen Schadensanspruchs nach sich zieht. Für die Verjährung folgt jeder dieser Ansprüche seinen besonderen Bestimmungen. Das entspricht der allgemeinen Anschauung in Rechtslehre und Rechtsanwendung. R. u. G., II. v. 28. April 07, 25/07 II. — Dreaukschweig.

6. § 196 BGB. Die Höhe der Forderung ist für die Verjährungsfrage nicht entscheidend. Begriff des Gewerbetriebs als eines dauernden, berufsmäßigen.]

Die Beklagten ließen, um eine Verwertung des ererbten Fabrikgrundes zu ermöglichen, eine Reihe von Aufschüttungsarbeiten an ihrem Gelände im Juli 1901 durch die Klägerin, eine im Handelsregister eingetragene offene Handelsgesellschaft vornehmen. Im Jahre 1902 wurde die Aufschüttungsarbeit fertiggestellt. Der Klage auf Bezahlung eines Restbetrages gegenüber schloßen die Beklagten die Erneuerung der Verjährung vor. Dieser wurde stattgegeben und die Revision zurückgewiesen: Daß die Forderung, deren bestimmter Restbetrag den Gegenstand der Klage bildet, zu denjenigen Ansprüchen gehört, auf welche nach § 196 Abs. 1 Ziff. 1 BGB. die dort vorgesehene kurze Verjährung an sich Anwendung findet, unterliegt keinem Bedenken. Bei der kurzen Verjährung handelt es sich nun allerdings gewöhnlich um Forderungen verhältnismäßig geringeren Betrages, und es mag deshalb an den ersten Blick befremden, daß eine Forderung von über 20 000 Mark, wie es die hier eingeklagte ursprünglich war, der kurzen Verjährung ausgesetzt sein soll. Das Wesen macht aber die Anwendung des § 196 von dem Betrage des Anspruchs nicht abhängig. Ob es sich bei der Aufschüttungsarbeit um Herstellung eines „Werkes“ (§ 631 BGB.) handelt, bedarf der Erörterung nicht, weil nach selbständiger Rechtsprechung der Wertbetrag eine Ausnahme von der kurzen Verjährung nicht begründet (Urteil des Pr. O. v. 14. März 1872; Str. 1872/1873, 84, 275; Urteile des R. O. v. 21. Mai 1885; J. R. 85, 247^{aa} und vom 1. März 1900, J. R. 00, 308^{aa}, auch vom 2. Januar 1905, Rep. IV. 463/04). Dagegen fällt der sogenannte „Unterpfandsvertrag“ allerdings nicht unter die kurze Verjährung (vgl. auch dem angegebenen Urteile des O. v. 21. März 1885, J. R. 85, 247^{aa} vom 29. Juni 1891, J. R. 88, 232). Zu prüfen bleibt die Frage, ob die Forderung der Klägerin sich auf eine Leistung gründet, die „für den Gewerbetriebs des Schuldners erfolgt“ ist; denn in diesem Falle würde nach § 196 Abs. 1 Ziff. 1,

Abs. 2 nicht die zweijährige, sondern die (im Zeitpunkt der Klageerhebung noch nicht abgelaufene) vierjährige Verjährung Platz greifen. Der Begriff des Gewerbetriebs legt, wie sich schon aus dem darin aufgenommenen Merkmale des „Betriebs“ ergibt, bei der betreffenden Tätigkeit das Dauernde, Berufsmäßige voraus (Sinn des Deutschen Wörterbuchs S. 5482 unter b; R. O. 27, 260). Die Absicht muß nicht auf ein einzelnes oder mehrere einzelne Geschäfte gerichtet sein, sondern auf einen für die Dauer unternehmenden Betrieb von Geschäft als Ganzes, das als eine dauernd und berufsmäßig stehende Einnahmequelle dienen soll (vgl. R. O. 38, 18). Freilich ist die „Dauer“ selbst nicht ein in sich fest bestimmtes (Absolutes), sondern etwas nur Verhältnismäßiges, durch Beziehung auf andere Verhältnisse oder Umstände Bestimmbares (Relatives). Reinesfalls aber kann von Werten, die, um ihre Auseinandersetzung zu einem den Beteiligten möglichst günstigen Ergebnisse zu führen, eine zum Verlaufe bestimmte Sache aus der Erbschaft befristet Erzielung eines möglichst hohen Kaufpreises in zweckentsprechender Weise „inanspruchsetzen“, wie der Berufungsrichter es ausdrückt, oder, wie im vorliegenden Falle vielleicht richtiger zu sagen ist, ungefallen lassen, ohne weiteres angenommen werden, daß sie sich damit eine berufsmäßige Einnahmequelle zu erschließen beabsichtigen. Auch den Anschauungen des Reiches würde eine solche Annahme nicht entsprechen. Die Beklagten bildeten nicht eine zu Gewerbetreibenden, insbesondere zum Grundstückskauf, gegründete Gesellschaft, sondern eine durch Erbschaft eingetretene Gemeinschaft, deren Gegenstand nicht das hier in Rede stehende Gelände bildet, sondern die den Nachlass als Ganzes ergreift. R. u. G., II. v. 23. April 07, 261/06 VII. — Hamburg.

7. §§ 209, 462 BGB. Internationales Privatrecht. Einseitige Beurteilung des Anspruchs auf Befreiung von der Verpflichtung zur Bezahlung eines Teiles des rückständigen Kaufpreises und der Kaufpreisminderungsfordern.]

Klägerin kaufte von dem in Bari wohnenden Beklagten durch dessen Agenten in München nach Rußer 16 540 Schafelle zum Gesamtpreis von 35 057,40 Mark. Die Schafelle kamen am 30. Dezember 1903 und am 12. Januar 1904 in zwei Sendungen in München an. Beide Sendungen enthielten nach Behauptung der Klage sehr viele Stühle allerseitschwerster Qualität, während die zwei Rußer erster Qualität gewesen seien. Der Kläger will beide Sendungen unterjährig nach ihrem Entreffen deshalb als nicht mustermäßig geträgt haben; hierfür ist geltend gemacht, weil Gegner die Rechtsanwaltskanzlei der Klägerin einmündete, es habe der Beklagte betrügerisch eine zusammengekaupte, minderwertige Ware geschickt. Die Klägerin will den ausstehenden Kaufpreis nicht nur nicht bezahlen, sondern verlangt vom Beklagten außerdem noch Rückerstattung eines Betrags von 3511,40 Mark gemäß § 462 BGB. als den Mindertwert der gelieferten Ware. München ist nach der Klagebehauptung als Erfüllungsort vereinbart. Aus dieser Vereinbarung, aber auch schon aus dem Gesetze scheint sich die Zuständigkeit des R. O. München und die Anwendung deutschen Rechts. Beklagter wurde verurteilt, seine Verurteilung und Revision wurden zurückgewiesen: Der Berufungsrichter hat das ganze Rechtsverhältnis nach deutschem Recht beurteilt. Der Beklagte beanstandet diese Auffassung. Er will

italienisches Recht angewendet wissen. Denn bei dem Anspruch auf Preisminderung, wie er hier geltend gemacht werde, sei nicht der Käufer, sondern der Verkäufer, also hier der in Bari in Italien wohnende Beklagte, der Schuldner. Gegen diesen werde der Anspruch erhoben. Nach den Grundsätzen des internationalen Privatrechts sei daher das am Wohnort des Beklagten geltende Recht maßgebend. Diese Ansicht ist nicht zu treffen. Der Berufungsrichter hat unbeanstandet dargelegt, daß der Klageantrag nicht ein Antrag auf Feststellung, sondern ein Antrag auf Zusprechung des Minderungsanspruchs sei. Es ist daher mit dem Berufungsrichter davon auszugehen, daß nicht eine Feststellungs-klage, sondern die Leistungs-klage erhoben worden ist, die auf Anerkennung geht, daß die Klägerin als Käuferin am Kaufpreis nichts mehr schulde, und zugleich Rückgewähr des zuviel Bezagten verlangt. Gegenstand dieses Preisminierungsanspruchs, der sich auf § 462 BGB. stützt, ist nun nicht die Einwilligung des Verkäufers in einen Preisminierungsvertrag. Es wird zwar in der Literatur die Auffassung vertreten, daß Recht auf Preisminderung und ebenso das Recht auf Wandlung sei das Recht auf Abschluß eines Preisminierungsvertrages oder eines Wandlungsvertrages. Der Klageantrag müsse auf Abschluß eines solchen Vertrages gerichtet werden. Erst aus dem die Einwilligung referierenden rechtskräftigen Wandlungs- oder Preisminierungsurteil ergebe sich ein aufs neue geltend zu machender Anspruch auf Rückgewähr bei der Wandlung und auf Herabsetzung des Kaufpreises und Rückerstattung des zuviel Bezagten bei der Preisminderung. Zugunsten dieser sog. Vertragstheorie, deren Anwendung dem Beklagten hier die Stellung des Schuldners verschaffen könnte, ist schon die Entscheidung des RG. 59, 97 angewiesen worden. In dieser Entscheidung ist jedoch lediglich auf Grund des § 465 BGB. ausgesprochen, daß die Wandlung nicht schon durch einseitige Erklärung des Wandlungsberechtigten, sondern erst mit Zustimmung eines Willenseinigungs des Käufers und des Verkäufers über die Wandlung vollzogen ist. Auf diesen Zeitpunkt des Vollzugs kam es in dem vorbenannten Urteil an. Zu der sog. Vertragstheorie wollte keine Stellung genommen werden. Daher steht diese Entscheidung auch nicht im Widerspruch mit der Entscheidung des RG. 58, 423 ff. Dort ist, ebenfalls ohne Stellungnahme zur Vertragstheorie, der Satz aufgestellt, daß die Wandlungsklage ohne vorhergehenden Antrag auf Beurteilung zur Einwilligung in die Wandlung sofort und unmittelbar auf Rücknahme der Sache, Rückzahlung des Preises usw. gerichtet werden kann. Besteht dieses Recht bei der Wandlung, so muß auch bei der Preisminderung dem Käufer das Recht zustehen, wie dies hier auch geltend gemacht ist, unmittelbar auf Preisminderung und deren Ausführung zu klagen, und liegt in einem solchen Begehren nicht der Antrag auf Abschließung eines Preisminierungsvertrages. Ist dies aber richtig, so ergibt sich aus solch unmittelbarem Klagerrecht, daß der Beklagte sich nicht auf die sog. Vertragstheorie berufen kann, um die Schuldnerrolle zu übernehmen. Denn es handelt sich dann nicht um eine vom Beklagten zu gebende Einwilligungserklärung, also nicht um eine Verpflichtung des Beklagten. Wie zum Inkrafttreten des BGB. war in Rechtsprechung und Literatur überwiegend die Ansicht vertreten, daß das Recht des Erfüllungsortes im

Zweifel, d. h. wenn die Vertragsschließenden nichts Gegenteiliges verabredet hatten, maßgebend sei. Begründet wurde diese Ansicht damit, daß am Erfüllungsort die ganze Abwicklung des Geschäfts in seinen wesentlichen Beziehungen vor sich gehe, daß daher am Erfüllungsort der Sitz der Obligation liege. Der erkennende Senat hat diesen Grundsatz für das internationale Privatrecht auch nach Inkrafttreten des BGB. als fortjüng ebenfalls geltend angesehen und diese Auffassung der Entscheidung des RG. 55, 106 ff. zugrunde gelegt. Der VI. RS. hat sich dagegen in zwei Entscheidungen (RG. 61, 343 und 62, 379) zu der Ansicht bekannt, daß Vertragsobligationen im Zweifel nicht nach dem Rechte des Erfüllungsortes, sondern nach dem Personalstatut des Schuldners zur Zeit des Vertragsschlusses, sei es das Recht des Wohnortes oder des Heimatlandes, zu beurteilen seien. Diese Ansicht ist nicht ohne Widerspruch geblieben; vgl. hierüber die Ausführungen bei Staub, 8. Aufl., Art. 9 zu § 372 Ann. 7. In der vorliegenden hat der Beklagte die Meinung vertreten, daß diese Streitfrage hier zu entscheiden sei. Auch die Begründung der Revision vertritt diesen Standpunkt. Es bedarf jedoch einer Entscheidung dieser Streitfrage aus folgenden Gründen nicht: Der Anspruch auf Minderung des Kaufpreises ist seinem Wesen nach ein Anspruch auf Genüßleistung wegen mangelhafter Vertragserfüllung. Hat der Käufer den Kaufvertrag seinerseits erfüllt, und verlangt er mit der Preisminderung einen Teil des bezagten Kaufpreises zurück, so könnte man aus dem Charakter der Preisminderung herleiten, der Verkäufer müsse, weil er mangelhaft, also noch nicht gehörig erfüllt habe, nachrüsten; diese Nacherfüllung leiste er in Geld, indem er einen Teil des zuviel Empfangenen zurückerstatte. Hieraus würde sich für eine Preisminderung, welche durch Rückzahlung eines Teiles des Kaufpreises zu erfüllen ist, als Erfüllungsort der Wohnort des Verkäufers nach § 269 Abs. 1 BGB. ergeben. Der Verkäufer wäre alsdann als Schuldner anzusehen. Ob diese Konstruktion richtig ist, bedarf der Entscheidung jedoch nicht, weil die Sachlage hier eine andere ist. In dem hier zu entscheidenden Fall will die Käuferin von ihrer Verpflichtung zur Zahlung des restlichen Kaufpreises befreit sein, und sie verlangt von dem bezagten Kaufpreis noch 3511,40 Mark zurück. Für den Kaufpreisrest von 3500 Mark ist die in München wohnende Klägerin Schuldnerin; dieser Verpflichtung hätte sie nach § 269 Abs. 1 BGB. in München zu genügen. Es würde also, soweit die Befreiung von der Kaufpreiszahlung, für sich allein betrachtet, in Frage kommt, deutsches Recht anzuwenden sein — mag man die Theorie des Erfüllungsortes oder die Theorie vom Personalstatut für zutreffend ansehen. Nun läßt sich aber der Anspruch auf Befreiung von der Verpflichtung zur Kaufpreiszahlung nicht von dem Anspruch auf Rückerstattung des zuviel Bezagten trennen. Beide Ansprüche können nur einer einheitlichen Beurteilung unterliegen, und zwar gibt für die Beurteilung derjenige Anspruch den Ausschlag, welcher als der wesentlichste und Hauptanspruch zu betrachten ist. Hauptanspruch in diesem Sinne ist aber der Anspruch auf Befreiung von der Kaufpreiszahlung. Der Rückerstattungsanspruch ist nur eine Folgerung, die sich notwendigerweise aus der Zurücknahme des Hauptanspruchs ergibt. Diese Erwägungen führen zur Anwendung deutschen Rechts auf den ganzen einheitlichen Preis-

minderungsanspruch und zur Zurückweisung des auf Anwendung italienischen Rechts abzielenden Angriffs. S. c. S., II. v. 26. April 07, 13/07 11. — München.

§§ 283, 325, 326 BGB. Schadenersatzanspruch des Käufers, wenn der infolge Wandlungsbegründung verurteilte Verkäufer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt.]

W. hatte dem Kläger ein Hotelgrundstück mit Inventar verkauft und war auf die Wandlungsklage des Klägers, in Aufhebung des Kaufvertrags zu willigen, dem Kläger von seiner persönlichen Verpflichtung von Übernahme der Hypotheken zu befreien, dem Kläger den Hypothekenbrief über die ihm bestellte Hypothek von 216 000 Mark herauszugeben und die Anzahlung von 85 000 Mark zurückzuerhalten, rechtskräftig verurteilt worden. In der Folge hat Kläger dem W. gemäß § 283 BGB. eine Frist von 6 Wochen zur Erfüllung dieser urteilsmäßigen Verpflichtungen unter der Androhung gesetzt, daß er nach deren Ablauf die Annahme der Leistung ablehnen und Schadenersatz wegen Nichterfüllung begehren werde. Die Beklagten sind Gläubiger des W. und haben in dieser Eigenschaft eine Reihe von Pfändungen vorgenommen. Der Kläger hat Klageantrag gestellt, es solle festgestellt werden, daß die Beklagten nicht berechtigt seien, in ihrer Eigenschaft als Rechtsnachfolger des W. auf Grund der von ihnen erzwungen Pfändungsbefehle Ansprüche geltend zu machen. Der Klageantrag wird darauf gestützt, daß die Hypothek von 216 000 Mark sich zufolge der Wandlung in eine Eigentümershypothek umgewandelt habe. Deshalb könne W. aus dieser Hypothek keine Ansprüche gegen den Kläger erheben; was für W. gelte, gelte auch für dessen Rechtsnachfolger. Infolge des Rechtsbegriffs aus § 283 BGB. habe sich das ganze Rechtsverhältnis in einen Schadenersatzanspruch wegen Nichterfüllung umgewandelt; deshalb brauche der Kläger die Kaufsache nicht herauszugeben und könne, soweit er dann noch nicht befriedigt sei, auch sein widerrechtliches Interesse geltend machen. Die Beklagten vertreten den Standpunkt, die vom Kläger gemäß § 283 BGB. getroffene Wahl habe den Kaufvertrag wieder aufleben lassen; W. und dessen Rechtsnachfolger könnten daher Anspruch auf Zahlung des Kaufpreises erheben; dem Kläger stehe nur ein Anspruch auf Schadenersatz dafür zu, daß W. dem Wandlungsurteil nicht nachgekommen sei. Das OLG. wie folgt: I. Der Anspruch der Beklagten auf Zahlung des Kaufpreises sei nicht berechtigt. II. Der Anspruch der Beklagten auf Grundbuchberichtigung sei nicht berechtigt. Dementsprechend wurde zu I und II den Feststellungsanträgen des Klägers stattgegeben. III. Im übrigen sei die Klage abzuweisen. Das OLG. wies die Berufung beider Teile zurück. Das RG. hob auf Revisions des Klägers auf: Die Rechtsprechung vor Inkrafttreten des BGB. ging davon aus, daß der vertragstreue Teil, sobald er die rechtskräftige Beurteilung seines schäumigen Gegners erlangt hatte, endgültig an diese Wahl gebunden war und nicht mehr statt Erfüllung Schadenersatz verlangen oder juristretreten konnte; er durfte nur das Interesse wegen des nicht befolgten Urteils begehren; vgl. RG. 36, 376 und die weiteren Zitate bei Staub, 6/7. Aufl., § 374 zu § 374 Ann. 131. Die 3PD. hat in § 893 hinsichtlich der Frage, ob nach Erwirkung eines rechtskräftigen Urteils ein Übergang zu einer Forderung auf Schadenersatz möglich sei, auf das Bürgerliche Recht verwiesen. Das Bürger-

liche Recht hat diese Frage durch die §§ 283, 325 Abs. 2 BGB. gelöst. In § 283 BGB. wird bestimmt, daß der Gläubiger dem rechtskräftig verurteilten Schuldner, unter Umgehung der Zwangsvollstreckung, eine angemessene Frist mit der Erklärung bestimmen kann, daß er die Annahme der Leistung nach Ablauf der Frist ablehne. Nach vergeblichem Ablauf der Frist wird unterstellt, die Leistung sei aus einem vom Schuldner zu vertretenden Umfande unmöglich geworden. Der Gläubiger kann Erfüllung nicht mehr verlangen. Sein Anspruch hat sich in einen Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung umgewandelt. Dies bestimmt § 283 Abs. 1 BGB. ausdrücklich. Diese Vorschrift gilt für alle Schuldverhältnisse, insbesondere aber für solchen, die auf Rückgrat eines Gegenstandes gerichtet sind. In den Mot. II, 54 wird dies ausdrücklich hervorgehoben. Es war somit eine abschließende Abweichung von der bisherigen Rechtsprechung gewollt. Für diese Abweichung ist in den Motiven namentlich geltend gemacht, daß die gedachte Wirkung des Fristablaufs beiden Teilen gegenüber gleichmäßig gerecht und billig erscheine. Die Folgerung aus diesem Grundsatz zieht für gegenseitige Verträge der Abs. 2 des § 325 BGB. Dort wird unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grundzüge des § 283 BGB. vorgeschrieben, daß die Nichterfüllung vor Ablauf der vom Gläubiger dem Schuldner gesetzten Frist der vom Schuldner zu vertretenden Unmöglichkeit im Sinne des § 325 Abs. 1 BGB. gleichsetzen soll. Nach dieser letzteren in Abs. 2 des § 325 BGB. enthaltenen Gesetzesbestimmung hat aber der Gläubiger einen Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung. Nun ist es in der Rechtsprechung seit längerem Grundsatz, daß bei gegenseitigen Verträgen der vertragstreue Teil, der beim Leistungsvorzug des Gegners Schadenersatz wegen Nichterfüllung gerührt hat, nicht Schadenersatz wegen Nichterfüllung an Stelle der geschuldeten Leistung, sondern nur Schadenersatz wegen Nichterfüllung an Stelle von Leistung und Gegenleistung zu verlangen hat. Das Wesen des Schadenersatzes wegen Nichterfüllung besteht in einer Umwandlung des beiderseitigen Vertragsverhältnisses und nicht nur des Bestandteils, der vom Schuldnerbezogen betroffen ist. Denn die Ansprüche beider Teile bedingen sich gegenseitig. Wird durch den Schuldnervorzug, wie § 326 Abs. 1 BGB. ausdrücklich bestimmt, der Anspruch des Nichtschäumigen auf Erfüllung ausgeschlossen, so hat dies auch den Ausschluss des Erfüllungsanspruchs des Schäumigen zur notwendigen Folge, weil der Nichtschäumige nur zu erfüllen braucht, wenn der Gegner seinerseits erfüllt; RG. 50, 263; 57, 106; 59, 177. Ein solches einem gegenseitigen Vertrag hier gleich zu behandelndes Verhältnis wird aber durch das Wandlungsurteil hergestellt. Die Verschleimtheit des Entstehungsgrundes der beiderseitigen Verpflichtungen kann aber eine verschiedene rechtliche Beurteilung hinsichtlich des § 283 BGB. nicht begründen. Der Kläger kann, nachdem W. umgastet der dem § 283 Abs. 1 BGB. entsprechenden Androhung die ihm obliegende Leistung nicht bewirkt hat, von diesem Rückgrat nicht mehr verlangen. Damit ist aber auch die Verpflichtung des Klägers, seinerseits zu erfüllen, gleichfalls weggefallen; denn er braucht nur zu erfüllen, wenn der Gegner erfüllt. Der Gegner kann aber nicht mehr erfüllen, wie § 283 BGB. gleich dem § 326 Abs. 1 BGB. ausdrücklich vorschreibt, und der Kläger hat nur noch

einen Schadenersatzanspruch wegen Nichterfüllung. Die durch Urteil ausgesprochene Wandlung kommt daher nicht mehr in Betracht. Der Kläger braucht das Hotel und das Inventar nicht zurückzugeben. Es hat eine Schadenersatzrechnung statgefunden. Was der Kläger aus dem Vertrag bezieht, kommt als Rechnungseffekt bei der Schadenersatzrechnung ebenso in Betracht, wie die vom Kläger geleistete Kaufpreisabzahlung. So würde sich die Sachlage gestalten, wenn der Kläger seinem ursprünglichen Vertragsgegner M. gegenüberstände. Der Kläger zieht hier den Gläubigern des M. gegenüber, welche die Ansprüche ihres Schuldners gepfändet haben. Dadurch ändert sich die Sachlage jedoch nicht. Die Gläubiger des M. müssen sich, wie dieser selbst, die Einwendung gefallen lassen, daß der Kläger das Hotel und das Inventar nicht herauszugeben braucht, daß also an Stelle der Wandlung der Schadenersatzanspruch wegen Nichterfüllung getreten ist. Gegen diese Lösung läßt sich kein Argument aus § 354 BGB. entnehmen. Denn dort ist lediglich bestimmt, daß der Wandlungsberechtignte seinen Wandlungsanspruch verliert, wenn er mit der Rückgewähr in Verzug gerät, und der Gegner unter Fristbestimmung erklärt hat, daß er die Annahme des Zurückgewandten ablehnen werde; § 467 BGB. Um eine Abkennung der Erfüllung und um Schadenersatz wegen Nichterfüllung handelt es sich bei § 354 BGB. nicht. B. o. E. v. Oem., II. v. 26. April 07, 464/06 II. — Gelle.

9. §§ 324, 632, 649 BGB. Ansprüche des Werkmeisters nach Unterlassung der Fortsetzung des Werkes.]

Der Architekt W. hat für die Beklagte einen Neubau auszuführen begonnen. Die Beklagte hat ihm die Fortsetzung des Werkes untersagt. Dieser verlangte sie die von ihm geleisteten Arbeiten zusammen 6833,70 Mark, indem er behauptete, daß eine bestimmte Vergütung für das von ihm zu erbauende Haus zwischen ihm und der Bestellerin nicht vereinbart worden sei, daß aber die berechneten Preise angemessen seien. Gezahlt sind nur 3000 Mark. W. hat seine Restforderung an die Klägerin abgetreten. Die Beklagte bestritt, daß eine angemessene Vergütung vereinbart sei, und behauptete überflüssig, daß ein fester Preis von 6000 Mark verabredet worden sei. Durch die Zahlung von 3000 Mark seien im Hinblick auf diese Preisfestsetzung die Leistungen des Architekten der Klägerin abgegolten. Die Klage wurde abgewiesen, das AG. hob auf: Der Berufungsrichter geht davon aus, daß dem Rechtsvorgänger der Klägerin von der Abschleiferin der Beklagten der Bau eines Hauses angetragen worden, daß also zwischen ihnen ein Werkvertrag zustande gekommen ist. Dahingegen läßt er, ob eine bestimmte Vergütung, wie die Beklagten behauptet hätten, ausdrücklich verabredet oder ob die angemessene (übliche) Vergütung schlüssigweise vereinbart war (§ 632 BGB.). Für die Revisionssinstanz ist das letztere zu unterstellen. Nachdem nun die Beklagte dem Unternehmer W., der mit der Errichtung des Hauses begonnen und Leistungen gemacht hatte, die Fortsetzung des Baues untersagt, d. h. den Vertrag gekündigt hatte, ergab sich als rechtliche Folge gemäß § 649 BGB., daß der Vertrag für die Zukunft aufgehoben war, daß aber der Werkmeister den Anspruch auf die Gegenleistung behielt. Obwohl in diesem Anspruche wirtschaftlich die Geschäftsbildung des Unternehmers für den tatsächlichen Rücktritt gefunden werden kann, gibt doch das Gesetz dem Unternehmer

nicht ein Recht auf Schadenersatz. Es heißt, daß er berechtigt sei, die vereinbarte Vergütung zu verlangen, wie es in dem die Unmöglichkeit der Leistung infolge eines vom Gläubiger zu vertretenden Umstandes bestehenden Falle des § 324 BGB. heißt, daß der Schuldner den Anspruch auf die Gegenleistung behalte. Die Worte zum I. Entwurf des BGB. (II, 208, 209, 503) lassen, wenn es gegenüber dem Vorlaute des Gesetzes noch eines weiteren Beweises bedürfte, darüber keinen Zweifel, daß es in beiden Fällen so angesetzt werden solle, als habe der Schuldner erfüllt, und daß dieser dadurch als vollständig ersatzfähig gelten sollte, daß ihm der Anspruch auf die Gegenleistung verbleibe. Wenn demnach der Berufungsrichter — übrigens im Einklange mit der überwiegenden Meinung in der Literatur — davon ausgeht, daß die Klägerin nicht Schadenersatz, sondern nur die vereinbarte Vergütung fordern könne, so ist ihm darin beizustimmen. In weit geht er aber in der Annahme, daß beim Werkvertrage die Vergütung nur als eine einkaufliche zu entrichten sei. Das Wesen des Werkvertrages wird dadurch nicht berührt, daß der Preis nicht in einer Kaufsumme, sondern nach Maßgabe der zur Herstellung des Werkes erforderlichen Eingekaufungen bestimmt ist (Paland, 2. Aufl. Ann. 2b zu § 632 BGB.). Danach steht nichts im Wege, daß beim Mangel einer Abrede über die Höhe der Vergütung der Unternehmer seinen Werklohnanspruch in Anlehnung an seine Einkaufslieferungen mit der Behauptung begründet, die so berechnete Vergütung entspreche dem üblichen. Die Klägerin hätte in dieser Weise eine Berechnung aus der Grundlage aufmachen können, als sei der ganze Bau von ihr hergestellt worden. Sätze der Beklagten wäre es gewesen, einzelnweise darzulegen, um welchen Betrag diese Rechnung infolge von Ersparnissen an Aufwendungen und infolge anderweitiger Verwertung der Arbeitskraft des Unternehmers oder infolge höherwilliger Unterlassung anderweitigen Erwerbs zu mindern gewesen sei (§ 649 Satz 2 Halb. 2 BGB.). Es kann aber auch nicht für unzulässig erachtet werden, wenn der Unternehmer, ohne eine solche Concrede abzuwarten, selbst die Gegenleistung, auf die er grundsätzlich und zunächst im vollen Umfang Anspruch hat, mit Rücksicht auf den ihm zu gebende Ersparnis oder anderweitigen Erwerb kürzt und nur die geringere Summe verlangt, vorbehaltlich des Rechtes des Bestellers, noch weitere Abstriche auf Grund des Gesetzes zu machen. So ist aber im vorliegenden Falle die Klägerin verfahren. Mindestens kann ihre Begründung der Klage so verstanden werden und wenn ihre Ausführungen, vielleicht mit Rücksicht auf Abrechnungen, die auf die Geldentziehung eines Schadenersatzanspruches hinzielen, dem Berufungsrichter Anlaß zu Zweifeln boten, so waren diese durch Ausübung des Fragerechts (§ 139 ZPO.) zu beseitigen. In zweiter Instanz hatte die Klägerin behauptet, daß die angemessene Kaufsumme d. h. die Vergütung für das vollendete Werk sich auf annähernd 10 000 Mark belaufe. Das, was sie — unter Berücksichtigung der Abschlagszahlung von 3000 Mark — forderte, blieb hinter dieser Summe erheblich zurück. Da sie die ganze Gegenleistung, undenkbar der Abzugseinde der Beklagten, beanspruchen konnte, so durfte der Berufungsrichter die Klage nicht daran scheitern lassen, daß dies nicht geschehen, sondern ein geringerer Betrag eingelagert war. Bei der andern

weiten Verhandlung und Entscheidung der Sache wird in erster Linie festzustellen sein, was die Rechtsvorgänger der Parteien über die Höhe der Vergütung verabredet haben. St. c. v. S., U. v. 30. April 07, 304/08 VII. — Gelle.

10. § 607 BGB. Bedeutung der Umwandlung eines Vorwurfses in ein Darlehen für die Frage, ob die Vereinbarung eines Schiedsgerichts bezüglich eines Engagementsverhältnisses auch die Forderung aus dem Darlehensvertrage umfasse.]

Der Beklagte war von dem Kläger als Opernsänger angestellt, und hatte in einem Schuldschein bekannt, vom Kläger außer seinem Gehalt noch den Betrag von 10 895 Mark 78 Pf. erhalten zu haben, und diesen Betrag dem Kläger darlehensweise zu verschulden, er verpflichtete sich zur Rückzahlung ohne Kündigung spätestens an dem Tage, an dem er die Stellung beim Kläger verlasse. Mit der Behauptung, daß der Fälligkeitstermin am 16. Mai 1906 eingetreten sei, fordert der Kläger Zahlung. Unter Vorbeziehung der Verhandlung zur Hauptsache erhebt der Beklagte die Einrede, daß der Rechtsstreit durch Schiedsrichter zu entscheiden sei. Diese Einrede wurde durch Zwischenurteil des RG. verworfen, und die Berufung des Beklagten zurückgewiesen. Das RG. hob auf, und wies die Klage („angewandte Maßnahme“) gegen die Entscheidungsbefugnis ab: In dem Vertrage, durch den der Kläger dem Beklagten als Opernsänger für die unter Leitung des Klägers stehenden Theater anstellte, ist bestimmt, daß sich die Parteien in allen „in Bezug auf den Vertrag oder aus demselben entstehenden Streitigkeiten“ dem Aussprüche des in dem Satzungen des Deutschen Bühnenvereins bezeichneten Schiedsgerichts unterwerfen. Der dem Beklagten hieraus entnommenen prozeßverbindenden Einrede hält das Berufungsgericht entgegen: Es müge richtig sein, daß die in dem Schuldschein erwähnte Darlehensforderung aus Vorwürfen entstanden sei, die der Kläger dem Beklagten gerade mit Rücksicht auf den bestehenden Dienstvertrag gewährt habe. Gerade der Umstand aber, daß die Ansprüche des Klägers bis zum 3. Januar 1906 zusammengerechnet und in eine Darlehensforderung umgewandelt wurden, lasse die Ansicht erkennen, diese Forderung aus den auf Grund des Dienstvertrags bestehenden Rechtsbeziehungen loszulösen und aufzulösen. Dadurch, daß der Beklagte Einwendungen aus dem Engagementsvertrage erheben wolle, werde der mit der Klage verfolgte reine Darlehensanspruch in seiner rechtlichen Natur nicht berührt. — Dieser Meinung kann nicht beigetreten werden; äußere und innere Gründe sprechen gegen sie. Warum es den Parteien zunächst zu tun war, ist klar: es sollte künftigen Streitigkeiten über die Höhe der vom Kläger dem Beklagten gegebenen Vorwürfe vorbeugt, ihr Betrag in bindender Weise festgelegt werden. Die Umwandlung der Forderung in ein Darlehen — § 607 Abs. 2 BGB. — wird wohl im Interesse des Beklagten geschehen sein, damit der Kläger nicht etwa geltend machen könne, er habe dem Beklagten seinen Gehalt für gewisse Zeit schon im voraus bezahlt, brauche ihm also zunächst keinen Gehalt zu zahlen. Daß aber die Parteien hierbei auf die Absicht geholt haben sollten, falls gleichwohl in Bezug auf die Forderung Streitigkeiten entstehen würden, die ihre Grundlage in Engagementsverträgen haben, diese Streitigkeiten dem Schiedsgericht zu entscheiden und sie vor das ordentliche Gericht zu bringen, dafür liegt nichts vor. Der Inhalt des Schuldscheins spricht direkt

dagegen. Die Fälligkeit des Darlehens ist darin von dem Eintritt des Beklagten aus dem Vertragsverhältnisse abhängig gemacht. Wie nun, wenn der Beklagte die Fälligkeit bestritten hätte, weil er das Engagement nicht verlassen habe? Dann würde gewiß nicht gesagt werden können, der Streit über die Fälligkeit sei kein Streit aus dem oder in Bezug auf den Vertrag, weil es sich ja um die Fälligkeit eines „Darlehens“ handle. Der gleiche Zweifel tritt ein, wenn etwa der Beklagte sich damit entzweit, daß das Darlehen durch Ansprüche auf Spielgelder, Zulagen oder dergleichen ganz oder teilweise getilgt sei. Da dem Beklagten nicht verwehrt sein kann, diese Fragen vor das Schiedsgericht zu bringen, so würde die Folge der Auffassung des Berufungsgerichts sein, daß aus einem Prozesse deren zwei entstünden, was sicher nicht von den Parteien gewollt zu vermuten ist. Es muß deshalb angenommen werden, daß nach dem Willen der Parteien durch die Umwandlung der Forderung in eine Darlehensforderung eine Änderung in der Behandlung etwa auftretender Streitigkeiten nicht eintreten, die Forderung gerade in diesem Punkte von dem Verhältnis aus dem Anstellungsvertrage nicht losgelöst werden sollte. R. c. 2., U. v. 19. April 07, 535/06 VI. — Breslau.

11. § 676 BGB. Festung des Auskunftsvertrages nach der bestehenden Geschäftsverbindung zwischen diesem und dem darum Nachsuchenden.]

Der Ansicht des Berufungsgerichts, daß die von seinen dem Beklagten über seinen Schwager M. dem Kläger erteilte Auskunft in den Rahmen der zwischen den Streitenden bestehenden Geschäftsverbindung nicht hineingefüge und derselben daher ein vertraglicher Charakter nicht beigelegt werden könne, kann nicht beigetreten werden. Nach der Meinung des Berufungsgerichts hat die ganze Geschäftsverbindung der Parteien darin bestanden, daß Kläger dem Beklagten regelmäßig seine gedruckten Betriebsberichte zugesandt hat, daß er dem Beklagten auch zahlreiche briefliche Spezialofferten gemacht hat und daß es auf Grund dieser Offerten zu einer Reihe von Abköpfen zwischen den Parteien gekommen ist, die dann — anscheinend zur beiderseitigen Zufriedenheit — reguliert worden sind. Allein auch abgesehen davon, daß ein Teil dieser Waren seitens des Beklagten für seinen Schwager M. gekauft worden ist, hat sich die Geschäftsverbindung der Streitenden auch darauf erstreckt, daß Beklagter für seitens des Klägers an M. im Dezember 1903 bestellte zwei Lieferungen das Deltreber übernommen hat und daß im Anschluß hieran eine Korrespondenz der Parteien sich entwickelte, die darüber, ob nicht Beklagter für weitere seitens des Klägers mit M. in Aussicht genommene Lieferungen das Deltreber übernehmen wolle: ein Anfließen, welches Beklagter im Falle der Zustimmung W. zu akzeptieren bereit war und welches in Ermangelung dieser Zustimmung dann nicht zur Ausführung gelangte. Bereits in der bezüglich der Korrespondenz waren die Rechtsverhältnisse des M. einer Erörterung unterworfen worden und zwar seitens des Beklagten in empfehlender Weise, denn letzterer erklärte sich bereit, auf Wunsch seines Schwagers jedes Deltreber für denselben zu übernehmen und bewerkte schließlich, daß Kläger jedes Geschäft mit M. abschließen könne. Wenn im Anschluß hieran im Februar 1903 Beklagter die unblühende Auskunft erteilte, die der Klage zu

grunde liegt, so kann nur angenommen werden, daß diese Auskunft noch im Rahmen der zwischen den Parteien bestehenden Geschäftsverbindung, welche auch auf die fraglichen Rechtsverhältnisse gegenüber dem beklagten Schwager W. sich erstreckte, sich bewegt hat. Die wirtschaftliche Stellung des Beklagten erscheint hierbei unerheblich, da derselbe als Kaufmann im Handelsregister eingetragen ist. R. a. D., II. v. 26. April 07, 510/06 III. — Hamburg.

12. § 823 BGB. Keine Rechtspflicht zum Bestreuen eines vor einem Privathause angelegten Badsteinpflasters bei Eisglätte.]

Die Klägerin ist am 5. Dezember 1903 auf dem Badsteinpflaster vor einem der Häuser des Beklagten infolge von Eisglätte zu Fall gekommen, und hat wegen der Folgen dieses Unfalls vom Beklagten Entschädigung gefordert. In dem Berufungsurteil ist dieser Anspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, weil der Beklagte schuldhaftig unterlassen habe, die Eisglätte durch Bestreuen mit abtupfenden Material zu beseitigen. Seine Verpflichtung zum Streuen ergebe sich nicht aus den Vorschriften der polizeilichen Straßenordnung; denn diese sei nur auf öffentliche Straßen anwendbar, der Streifen vor den Häusern des Beklagten sei aber eine solche nicht. Aber der Vater des Beklagten habe dadurch, daß er in den 60er Jahren dort ein Badsteinpflaster gelegt habe, das den Charakter eines Trottoirs habe, auf seinem Grundstücke einen Verkehr eröffnet, und für die Dauer dieses tatfähigen Zustandes sei er und seine Besitznachfolger gehalten, für die Sicherheit dieses Verkehrs zu sorgen. Der Beklagte habe den Verkehr nicht bloß geduldet, sondern er habe den von seinem Rechtsvorgänger hergestellten Zustand übernommen und beibehalten. Da somit der Beklagte das Trottoir dem Publikum, wenigstens den Anwohnern der Straße zum freien Gemeingebrauch überlassen habe, habe er für die Sicherheit des Verkehrs zu sorgen. Der Gemeingebrauch ergebe sich aus der von den Jägern behandelten Tatsache, daß sie niemals gehindert seien, den Weg über das Badsteinpflaster zu nehmen. Vorübergehende tatfähige Hinderung des Verkehrs durch Lagern von Holz kommen nicht in Betracht, da darin ein Verbot nicht liege. Diese Ausföhrung ist nicht haltbar. Die vom Berufungsgericht festgestellten Tatsachen haben eine Rechtspflicht des Beklagten, für die Sicherheit des Verkehrs über sein Grundstück zu sorgen, nicht begründen können. Einen Verkehr eröffnen der Gastwirt, der Ladenbesitzer u. dgl., die durch ihr gewerbliches Unternebm das Publikum zum Betreten ihrer Räumlichkeiten auffordern. Ebenso der Vermieter eines von mehreren Mietern bewohnten Hauses, der Verpläße, Treppen usw. dem Gemeingebrauch der Mieter und ihrer Besucher vorbehält. Der Beklagte aber hat niemandem zum Betreten seines Grundstücks aufgefordert, wenn er den Landstreifen vor seinen Gebäuden mit Pflaster versah. Er hat insbesondere keine Nachbarn nicht in den irrigen Glauben versetzt, daß er nicht bloß zum Nutzen der eigenen Grundstücke, sondern für ihren Gebrauch ein Trottoir herstelle. Denn da er wiederholt auf dem Badsteinpflaster Holz aufstellte und Stämme lagerte, so ist von ihm mit ausreichender Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, daß er nur tatächlich es wolle, daß, solange er des Weges nicht bedurfe, andere über sein Grundstück gingen, sei es um den Weg abzukürzen, sei es, weil das

Pflaster den Weg verbessere. Hat hiernach der Beklagte nur aus freundschaftlicher Duldung den Verkehr zugelassen, so hat ihm nicht die Rechtspflicht obgelegen, für dessen Sicherheit besonders tätig zu sein. Wer von seiner Gefälligkeit Gebrauch machen wollte, mußte sie nehmen, wie sie geboten wurde. Die Klage war deshalb abzuweisen. R. a. D., II. v. 6. Mai 07, 374/06 VI. — Grlr.

13. § 826 BGB. Ein von der Vereinigung der Berliner Metallwarenfabrikanten über einen Arbeiter verhängte Arbeitsperre kein Verstoß gegen die guten Sitten!]

Der Kläger hat in der Zeit bis zum 30. September 1904 in der von der Handelsgesellschaft H. J. in Berlin betriebenen Metallwarenfabrik als Schleifer gearbeitet. Zu dieser Zeit ist unter Arbeitern der Metallwarenbranche in Berlin ein Streik ausgebrochen, der nach der unbestritten gebliebenen Behauptung des Klägers auch zur Ausschaltung von Arbeitern durch die Arbeitgeber geführt hat. Dabei ist auch der Kläger arbeitslos geworden. Während der Dauer dieses Kampfes haben am 9. Dezember 1904 Vertrauensmänner der Arbeitgeber, darunter G. J., eine Anzahl Arbeitswillige nach der Fabrik von H. J. geleitet. Dabei hat der Kläger, der als Streikpolizist diente, um zu diesen Arbeitswilligen zu gelangen, deren Begleiter J. durch einen Stoß mit dem Ellenbogen beiseite geschoben und an einen der Arbeitswilligen unter dem Hinweis darauf, daß gestreikt werde, die Aufforderung gerichtet, mit ihm nach dem Gewerkschaftsbureau zu gehen, wo ihm Arbeit nachgewiesen werden solle. Wegen dieser Handlung ist gegen den Kläger ein Strafverfahren eingeleitet worden, das Abt. I in Berlin hat ihn aber freigesprochen, weil es auf Grund ärztlichen Gutachtens annahm, daß er sich in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden habe, und seine freie Willensbestimmung dadurch ausgeschlossen gewesen sei. Den gleichen Ausgang hatte schon im Jahre 1902 ein anderes Strafverfahren genommen, das gegen den Kläger, weil er im Jahre 1900 einen jungen Burschen auf der Straße mißhandelt hatte, eingeleitet worden war. Damals war der Freisprechung eine sechsmonatige Verbüßung des Klägers in einer Irrenanstalt vorhergegangen. Nachdem der erwähnte Streik beim. die Arbeiteraussperrung im März 1905 beendet war, wollte der Kläger wieder bei der Firma H. J. als Schleifer in Arbeit treten. Die Firma war indes zu dieser Zeit Mitglied des beklagten Vereins — Vereinigung der Berliner Metallwarenfabrikanten — und nach dessen Statut war sie unter Konventionalstrafe verpflichtet, nur solche Arbeiter in ihre Dienste zu nehmen, welche im Besitz eines von der Arbeitsnachweisstelle des Vereins erteilten Ausweises, eines sogenannten Handzettels, waren. Dem Kläger war die Ausstellung eines solchen von der Arbeitsnachweisstelle verweigert worden, und zwar infolge einer von der Leitung des Vereins mit Rücksicht auf das Verhalten des Klägers am 9. Dezember 1904 getroffenen Anordnung. Der Kläger fordert unter der Behauptung, daß der beklagte Verein dauernde Arbeitsperre über ihn verhängt und ihn dadurch in einer gegen die guten Sitten verstößenden Weise vorsätzlich in seinem Erwerb und Fortkommen geschädigt habe, Aufhebung der Sperre und Schadenersatz, und hat beantragt, den Beklagten zu verurteilen: a) die über ihn für die Verwahrung ihres Arbeitsnachweises verhängte Sperre aufzuheben und ihn weiterhin auf

seinen Wunsch die vorgeschriebenen Handzettel abgesammelt auszuheften; b) ihm sofort 35 Mark und vom 22. März 1905 ab bis auf weiteres 7 Mark für jede Woche zu zahlen. Das OLG in Berlin hat nach Erhebung von Beweis die Klage abgewiesen. Auf die Berufung des Klägers, die auf Verurteilung des Beklagten nach dem Klageantrage gerichtet war, hat das RG. dahin erkannt: das landgerichtliche Urteil werde unter Zurückweisung der Berufung im übrigen bezüglich der für die Zeit vom 1. Juni 1906 ab erhobenen Schadenerschaftsansprüche dahin abgeändert, daß „die Ansprüche des Klägers dem Grunde nach für die Zeit nach dem 1. Juni 1906 für gerechtfertigt erklärt würden.“ In diesem Umfange ist die Sache an die I. Instanz zurückzuweisen. Auf Revision der Beklagten ist das die Klage ablehnende erste Urteil wieder hergestellt. Bei der rechtlichen Beurteilung hat der Berufungsrichter zwei Zeitabschnitte unterschieden. Er nimmt an, daß der beklagte Verein nach dem Verpalten des Klages am 9. Dezember 1904 zur dauernden Verurteilung des Handzettels an sich berechtigt gewesen sei. Die Kesselperrung des Klägers habe aber mit dem Augenblicke aufgehört, eine sittlich berechtigende Maßregel zu sein, als die Vertreter des Beklagten sichere Kenntnis davon erlangt hätten, daß sich der Kläger bei dem Vorfall vom 9. Dezember 1904 in einem seine Fortschaffungs-fähigkeit ausschließenden Zustande befunden habe. Diese Kenntnis hätten die gesetzlichen Vertreter des Beklagten durch das im gegenwärtigen Prozesse eingeleitete ärztliche Gutachten spätestens Ende Mai 1906 erlangt, für hätten deshalb alsbald die Aufhebung der Sperre veranlassen müssen; darin, daß sie das nicht getan hätten, liege am Verein zum Schadenersatz aus § 826 und § 31 BGB. verpfllichtende Handlung zu finden. Dem hat nicht beigepflichtet werden können. Die von dem Beklagten geschaffene Arbeitsnachweisstelle hat zunächst den Zweck, den Vereinsmitgliedern die Gewinnung von Arbeitskräften und den Beschäftigung suchenden Arbeitern die Auffindung von Arbeitsgelegenheit zu erleichtern; sie soll aber zugleich dazu dienen, einzelne Personen, die von dem Leiter der Arbeitsstelle oder von dem Vereinsvorstande für ungerne gehalten werden, in einer der dem Vereine angehörenden Werkstätten beschäftigt zu werden, von diesen fernzuhalten. Eine gesetzliche Bestimmung, durch welche eine dergleichen Zweck verfolgende Einrichtung von Arbeitgeberverbänden verboten wäre, besteht nicht. In dem Urteil des erkennenden Senats vom 17. März 1904 (RG. 57, 418 ff.) ist die Frage angeregt, ob nicht eine solche Einrichtung unter Umständen als Umgehung der Bestimmungen in § 113 Hft. 1—3 und § 146 Hft. 3 der GewO. anzusehen sei; einer grundsätzlichen Beantwortung dieser damals offen gelassenen Frage bedarf es auch jetzt nicht, da jedenfalls hier eine solche Umgehung nicht in Frage kommen kann. Nach den angeregten Vorschriften soll der Arbeitnehmer, der aus der Beschäftigung eines Arbeitgeberverbands austritt, in die Lage versetzt werden, sich bei der Auffindung neuer Arbeitsgelegenheit über Ort, Dauer und Art seiner bisherigen Beschäftigung auszuweisen, ohne daß der Arbeitgeber, bei dem er sich um Arbeit bewirbt, inwieweit seinen, des Arbeiters, Willen und Bormissen aus dem ihm vorgelegten Arbeitszeugnis von dem etwaigen ungünstigen Urteil, welches der frühere Arbeitgeber über den Inhaber des Zeugnisses gewonnen hat, Kenntnis

erlangen kann. Darum handelt es sich hier nicht. Der Handzettel für den beklagten Verein ist von dessen Arbeitsnachweisstelle zunächst wegen des Vorkommnisses vom 9. Dezember 1904, also wegen einer Handlung, die der Kläger während eines Streiks beim. einer Arbeitsverweigerung gegenüber einem Arbeitswilligen getriebenen Manne begangen hatte, verfaßt worden, und der Vorstand des Vereins hat nach seiner nicht toterbengten Angabe die Verfassung aufrecht erhalten, weil er nachträglich erfahren hatte, daß der Kläger erhebliche Bestrafungen erlitten habe und auch in einer Weise krank sei, die im Interesse der Vereinsmitglieder seine Fernhaltung von ihren Betrieben geboten erscheinen lasse. Es besteht kein Zweifel, durch das den Arbeitgeberverbänden verwehrt wäre, eine Einrichtung dahin zu treffen, daß bezüglich derjenigen Personen, welche sich bei einem Verbandenmitglieder um Beschäftigung betreiben wollten, durch eine vom Verbande geschaffene Geschäftsstelle eine Vorprüfung darüber stattfindet, ob die sich bei ihr meldenden Personen nach ihrer Vergangenheit und insbesondere nach ihrer Wertpächten und geistigen Beschaffenheit etwa als zur Annahme in einer der dem Verbande angehörenden Betriebe von vornherein ungeeignet anzusehen seien. Auch gegen die guten Sitten verstößt eine solche Einrichtung nicht, es kann nur in der Art, wie dabei verfahren wird, unter Umständen eine unzumutbare Handlung im Sinne von § 826 BGB. zu befinden sein. Die Vorlesung nimmt an, daß dies hier zutrifft, indem sie die Verfassung des Handzettels lediglich als eine Maßregelung des Klägers wegen seines Verpalten am 9. Dezember 1904 betrachtet, und die Maßregelung mit Rücksicht auf den Zustand, in dem der Kläger sich zur Zeit seiner Handlung befunden hat, als unbillig für ihn ansieht. Sie wies hierbei der Verurteilung des Beklagten nicht gerecht, der sich zur Rechtfertigung der dauernden Fortschaffung des Handzettels eben nicht allein auf den Vorgang vom 9. Dezember 1904, sondern auch auf die später zu seiner Kenntnis gelangten sonstigen Umstände beruft. Und in der Tat erscheint bei Berücksichtigung dieser Umstände das Verfahren des beklagten Vereins nicht als unbillig im Sinne von § 826. (Wird näher dargelegt.) Wie es nun einem einzelnen Unternehmer trotz des Miteides, das dem Kläger bis zu einem gewissen Grade nicht zu verargen sein mag, nicht verargt werden könnte, wenn er einen Mann von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des Klägers in seinem Betriebe zu beschäftigen ablehnt, so kann auch den Vertretern des beklagten Vereins nicht der Vorwurf eines gegen die guten Sitten verstoßenden Verhaltens gemacht werden, wenn sie die Anordnung getroffen haben, daß dem Kläger ein Handzettel des Vereins nicht erteilt und ihm dadurch die Möglichkeit, bei einem der zum Verein gehörigen Betriebe angenommen zu werden, entzogen werde. Von der Revision ist geltend gemacht worden, es möge nicht zu beanstanden sein, wenn die Arbeitsnachweisstelle des Vereins bezüglich einer Person, gegen deren Einstellung in einem Fabrikbetriebe wegen ihrer geistigen Anormalität Bedenken vorlägen, den einzelnen Mitgliedern von den betreffenden Umständen Mitteilung mache, aber es könne jedenfalls nicht gebilligt werden, wenn durch das Vereinsstatut den Mitgliedern die freie Entscheidung darüber, ob sie einer solchen Person Beschäftigung gewähren wollten, entzogen werde. Auch diese Erwägung ist indes nicht geeignet, eine Schadenerschaft

pfligt des Beklagten als begründet erscheinen zu lassen. Durch die Verfassung des Handzettels ist den Vereinsmitgliedern zu erkennen gegeben worden, daß der Kläger von der Arbeitsnachweisstelle bezw. dem dieser übergebenen Vereinsorgane für ungenutzt angesehen wird, in einem der dem Vereine angehörenden Betriebe beschäftigt zu werden, und die Vereinsmitglieder wurden dadurch gehindert, dem Kläger Beschäftigung zu gewähren, ohne sich zuvor mit dem Vereinsvorstande zu verständigen. Wäre nun selbst zugegeben, daß, da es sich bei dem Kläger um einen an einem krankhaften Geisteszustand leidenden Mann handelte, die freie Selbstbestimmung der einzelnen Mitglieder bezüglich der Annahme des Klägers nicht habe ausgeschlossen werden dürfen, so würde daraus nur folgen, daß ein Vereinsmitglied, das mit Kenntnis des Sachverhalts den Kläger in Arbeit nehmen wollte, hieran auch dann nicht gehindert war, wenn es insofern zu einer Beschäftigung mit dem Vereinsvorstande nicht gelangte, daß es insbesondere dann nicht zur Zahlung der durch die Vereinssatzungen bestimmten Vertragsstrafe angehalten werden konnte. BGB. § 138 Abs. 1. Dagegen könnte aus einer solchen Erwägung nicht die Auflassung abgeleitet werden, daß die Verfassung des Handzettels durch die Arbeitsnachweisstelle des Vereins eine sittenwidrige Handlung im Sinne von § 826 BGB. gewesen sei, und sich daraus ein Schadenersatzanspruch des Klägers, sei es auch nur der auf Erteilung des Handzettels, ergebe. Von dem Kläger ist in den Vereinssätzen die Meinung vertreten worden, der Beklagte könne sich auf die Umstände, die ihm erst nachträglich bekannt geworden seien, überhaupt nicht berufen, es komme vielmehr nur darauf an, ob die Verfassung des Handzettels zu der Zeit, wo sie erfolgte, nach dem, was dem Vereinsvorstande damals bekannt war und ihn zu seiner Anordnung bestimmte, im Sinne von § 826 sittenwidrig gewesen ist. Die Revision hat diese Frage zur Nachprüfung des Reichsgerichts gestellt. Die erwähnte Auflassung des Klägers ist schon grundsätzlich unrichtig. (Wird begründet.) Übrigens würde selbst, wenn die Meinung des Klägers an sich richtig wäre, sich daraus für ihn nach Lage der Sache keine günstige Folgerung ergeben. (Wird dargelegt.) Nach alledem erscheint im vorliegenden Falle, der gerade in den maßgebenden Punkten von dem durch das Urteil vom 17. März 1904 entschiedenen wesentlich verschiedenes ist, die Haftung des Beklagten für den dem Kläger erzwungenen Vermögensschaden und die Verpflichtung zur Erteilung eines Handzettels für den Kläger nicht begründet. Es mußte deshalb auf die Revision des Beklagten die Klage in vollem Umfange abgewiesen, also die Verfassung des Klägers gegen das rechtsinhaltslose Urteil zurückgewiesen werden. B. d. R. u. B. v. d. 4. April 07, 367/06 VI. — Berlin.

14. § 843 BGB. in Verbindung mit § 304 ZPO. Zittliche Vergewaltigung der Kente darf dem Nachverfahren überlassen werden.]

Es wäre, wie der erkennende Senat in neueren Entscheidungen mehrfach ausgesprochen hat, nicht richtig, wenn das Berufungsgericht die zittliche Vergewaltigung der — nach § 843 BGB. sich bestimmenden — Kente dem Nachverfahren über den Betrag überlassen wollte. — Vgl. 333. 06. 710. S. d. a. B., II. v. d. 6. Mai 07, 353/06 VI. — Augsburg.

15. § 2231 Nr. 2 BGB. Die Verichtigung einer falschen Oris- oder Zeitangabe in einem Privattestament darf nicht aus Zahnanklängen abgeleitet werden, die erst auf Grund sonstiger Ermittlungen feststellbar sind.]

Das OLG. Gotha stellt tatsächlich fest (§ 27 BGB. verb. § 561 ZPO.), daß das von der Witwe B. errichtete mit dem Datum: „Weiß den 12. August 1906“ versehenes Testament nicht an diesem Tage, sondern so wie es vorliegt, am 13. August 1906 von der Erblasserin niedergeschrieben und unterzeichnet worden ist. Da, wie das OLG. in feststehender Rechtsprechung anerkannt hat, der Formvorschrift des § 2231 Nr. 2 BGB. nur durch Angabe des wahren Tages der Errichtung genügt wird, so ist damit zunächst die Ungültigkeit des Blatt 5 der Akten ersichtlichsten Testaments bargehen. Zwar findet sich unmittelbar unter der Unterschrift der Erblasserin auf demselben Blatt Papier, das zur Niederschrift des Testaments geblieben hat, eine mit dem Siegel der Stadtgemeinde Weiß abgestempelte, unter dem Datum „Weiß den 13. August 1906“ ausgestellte, von dem Bürgermeister A. und zwei anderen Personen unterzeichnete Beurkundung, wonach die Erblasserin im Beisein der mitunterzeichneten Zeugen erklärt hat, daß „das oben niedergeschriebene im Falle ihres Ablebens ihr letzter Wille sei.“ Der Bürgermeister A. hat ferner hierüber am Rande mit der Unterschrift „Weiß den 13. August 1906“ bezeugt, daß „vorstehendes Testament von der Witwe B. als Testamentarin sowie von den Zeugen . . . eigenhändig unterschrieben.“ Allein das OLG. Jena, das die weitere Beschwerde gemäß § 28 Abs. 2 ZPO. dem OLG. vorlegt, trägt mit Recht Bedenken, aus diesen Beurkundungen, die mangelnde Beobachtung wesentlicher Formvorschriften (§§ 2249, 2241, 2242 BGB.) das Testament auch als sogenanntes Dorf-testament unhaltbar erscheinen lassen, den Beweis zu entnehmen, daß der 12. August von der Erblasserin nur verständlich statt des 13. August als Tag der Errichtung angegeben worden sei. Das OLG. glaubt jedoch, diese Feststellung könne sich daraus gewinnen lassen, daß der Bürgermeister A. bei Gelegenheit derselben dienstlichen Äußerung von dem Rechtsgeheimnis, durch welche sich die Unrichtigkeit des von der Erblasserin niedergeschriebenen Datums herausgestellt hat, auch Angaben gemacht habe, aus denen ein derartiger Irrtum der Erblasserin herbergehe. Demgegenüber hält das OLG. an dem in Sachen F. gegen F. mit Urteil IV 214/06 vom 6. Dezember 1906 aufgestellten und dort näher begründeten Rechtsgrunde fest: es bestehe zwar rechtlich kein Hindernis, trotz eines äußerlichen Mangels das gesetzliche Erfordernis des wahren Ortes und Tages der Errichtung als erfüllt anzusehen. Dabei sei aber vorausgesetzt, es müsse ohne weiteres, insbesondere ohne Heranziehung der gewöhnlichen Beweismittel, gelingen, die offenbar falsche Datierung durch die gewollte, bis zum Beweise des Gegenteils nummehr als richtig anzunehmende Datierung zu ersetzen. In demselben Urteil ist dargelegt, daß dem Privat-testament des § 2231 Nr. 2 BGB. auch bezüglich der Richtigkeit des Datums aus solange urchundenen Beweisurteilen innewohnt, als der Beweis des Gegenteils nicht erbracht ist. Ist dies aber geschehen — und zu diesem Behufe stehen dem Gegenbeweisführer grundsätzlich alle Beweismittel offen, vgl. auch §§ 415 Abs. 2, 418 Abs. 2 ZPO. —, so ist damit auch die

Beweiskraft der Urkunde perhor, wenn es nicht möglich ist, sie aus sich selbst heraus in den entscheidenden Teile dennoch richtig zu stellen. Das RG. ist in dem oben bezeichneten Falle so weit gegangen, hierbei außer dem sonstigen Inhalte des Testaments auch die Vertretung offensichtlicher Tatsachen für nicht grundsätzlich ausgeschlossen zu erklären. Dagegen würde es zur völligen Preisgabe der vom Gesetz als wesentliches Formerfordernis aufgestellten Urkundeneigenschaft auch des Privattestaments führen, wenn die Bereinigung der falschen Orts- oder Zeitangabe auch aus Tatsachständen abgeleitet werden dürfte, die erst auf Grund sonstiger Ermittlungen feststellbar wären. Dabei kann es rechtlich keinen Unterschied machen, ob jene Tatsachstände schon bei Gelegenheit des Gegenbeweises gegen die im Testament angegebene Datierung oder, wie im Streitfalle, gelegentlich der gemäß § 2358 BGB. vom Nachlassgericht veranfaßten Ermittlungen hervorgerufen sind, oder ob sie erst in einem besonderen Verfahren und mit Hilfe anderer Beweismittel erhoben werden. Das OLG. will insbesondere daraus Geleit legen, daß der Bürgermeister sich bei dem streitigen Testament als Urkundsperson beteiligt habe und will deshalb seine dienstliche Äußerung auch insofern mit beachten, als sie zugleich die Art des der Erblasserin untergekauften Irthums aufkläre. Allein dabei ist übersehen, daß das Testament der Witwe B., wenn überhaupt als letzter Will, dann nur als Privattestament in Betracht kommen kann und daß bei dieser Testamentform die Mitwirkung irgend welcher anderer Personen, von dem hier nicht interessierenden § 2348 abgesehen, schon begriffsmäßig ausgeschlossen ist. Erwiesen sich hiernach die Gründe an sich als zureichend, aus denen das RG. Jella St. Klasi unter Billigung des RG. den Antrag der in dem streitigen Testament als Erben eingetragenen Bekleidungsverfüger zurückgewiesen hat, ihnen den Erbtheil zu erteilen und gewisse Einkommungen im Grundbuche vorzunehmen, so kann das Verlangen der Bekleidungsverfüger gleichwohl noch nicht endgültig als ungerechtfertigt bezeichnet werden. Das OLG. trifft nämlich weiter die Feststellung, daß ein gleichlautendes Testament, das die Erblasserin am 12. August 1906 ge- und unterschrieben hat, nicht mehr vorhanden ist. Anzusehens ist dabei übersehen, daß nach § 2356 Abs. 1 BGB. die Unmöglichkeit, die das Erbrecht der Antragsteller ergebende Testamentsausdrücke vorzulegen, kein Hindernis für Erteilung des Erbtheils bildet, wenn das Vorhandensein einer gültigen letztwilligen Verfügung mit anderen Beweismitteln dargetan werden kann. Hatte die Erblasserin die Antragsteller bereits am 12. August 1906 in einem formgerechten Testament vom Erben eingesetzt, so hat sie dieses Testament keinesfalls dadurch aufgehoben, daß sie tags darauf ein zweites hiermit gleichlautendes Testament, das wegen Formmangels überdies nichtig ist, errichtet hat (§ 2358 BGB.). Sogar wenn sie das frühere Testament, worüber bisher alle Feststellungen fehlen, selbst vernichtet hätte, so wäre doch nach § 2355 Abs. 2 nur eine Vermutung dafür begründet, daß sie die Aufhebung des Testaments beabsichtigt hätte und diese Vermutung könnte im Laufe des in § 2358 geordneten Ermittlungsverfahrens mit allen zulässigen Beweismitteln widerlegt werden. In dieser Richtung bedarf es deshalb einer weiteren Klärung des Sachverhalts und zu diesem Zwecke mußte auf die weitere

Bekwerbe die Sache zur anderweiten Erörterung und Entscheidung an das LG. zurückverwiesen werden. Nachlaßlaße B. Befchl. v. 8. Mai 07, B. 127/07 IV. — Jena.

Handelsgesetzbuch.

16. § 377 HGB. in Verb. mit § 351 BGB. Der Gebrauch oder der Verbrauch einer gekauften Sache durch den Käufer steht dem Anspruch auf Minderung des Kaufpreises nicht entgegen.]

Das LG. hatte den dem Klageanspruch auf den Kaufpreis des dem Beklagten gelieferten Rotors entgegengesetzten Einwand, daß derselbe unbrauchbar sei, einem unruhigen Gang habe und öfter stehen bleibe, mit der Erdozung beseitigt, daß die durch § 377 HGB. vorgeschriebene Mängelrüge seitens des Beklagten verspätet erfolgt sei. Das OLG. ist dieser Begründung nicht beigetreten, hat vielmehr eine Verpätung der Mängelrüge und folgerweise das gesetzliche Präjudiz der Genehmigung nach § 377 Abs. 2 nicht angenommen. Das Berufungsgericht hat aber den erwähnten Einwand für nicht zu treffend erachtet, und zwar, soweit derselbe als Wandlungsanspruch geltend gemacht ist, auf Grund des § 351 BGB., weil der Beklagte nach Ablieferung des Rotors eine wesentliche Verschlechterung desselben verschuldet habe, und, soweit in der Berufungsinstanz Minderung des Kaufpreises beantragt wurde, weil in dem jahrelangen Gebrauch des Rotors in Reminis der behaupteten Mängel eine Genehmigung des Kaufgegenstandes seitens des Beklagten erkläre werden müsse, und weil Beklagter durch jenen Gebrauch die Feststellung des Minderwerts zur Zeit der Ablieferung unmöglich gemacht habe. Diese Ausführungen sind hinsichtlich der Frage, ob Beklagter gegenüber dem Klageanspruch die Wandlung geltend machen kann, rechtlich einwandfrei. Wenn zur Begründung der Revision in dieser Hinsicht geltend gemacht wird, es sei die für die Anwendung des § 351 erforderliche Verschuldung an der Verschlechterung des Rotors nicht genügend festgestellt, so ist das, wie die begründlichen Entscheidungsgründe ergeben, nicht zutreffend. Das OLG. hat, soweit ersichtlich, alle bezüglich dieser Frage vorgebrachten und bedeutsamen Umstände gewürdigt, insbesondere auch, daß der Vertreter der Klägerin die Bedienung des Rotors durch den Hausdiener des Beklagten für zulässig erklärt hatte. Insofern ergeben sich daher keine Bedenken gegen die Entscheidung des OLG. Dagegen beziehen bezüglich der den in zweiter Linie einwandweise geltend gemachten Minderungsanspruch des Beklagten betreffenden Begründung Bedenken, die zur Aufhebung des Urteils führen müssen. Was in dieser Hinsicht zunächst die Annahme einer diesem Anspruch entgegenstehenden Genehmigung durch langjährige Gebrauch anlangt, so ist rechtlich davon auszugehen, daß der Gebrauch und selbst der Verbrauch der verkauften Sache oder die sonstige anderweitige Verfügung über dieselbe durch den Käufer dem Anspruch auf Minderung des Kaufpreises nicht entgegensteht. Aus der Tatsache des Gebrauchs, auch eines solchen Gebrauchs, durch den die Kaufsache wesentlich verschlechtert wird, allein kann daher eine Genehmigung in dem Sinne, daß der Käufer auch mit dem Kaufpreis einverstanden wäre, nicht gefolgert werden. Es würde allerdings rechtlich nicht ausgeschlossen sein, aus besonderen Umständen im einzelnen Falle eine solche

Schlußfolgerung herzuleiten. Das ist aber vom OLG. nicht geschehen; es ist auch nicht ersichtlich, daß Umstände vorliegen, denen für eine solche Annahme wesentliche Bedeutung beigelegt werden könnte, zumal die Geltendmachung der Mängel durch den Beklagten sowohl vor dem Prozeß als während desselben unabweisend gegen eine solche Genehmigung spricht. Die fernere Ausführung des OLG. aber, daß der Beklagte die Feststellung des von ihm beanspruchten Mindestwerts zur Zeit der Ablieferung durch die Art des Gebrauchs des Motors unmöglich gemacht habe, wäre zwar rechtlich nicht zu beanstanden, entspricht aber der genügenden Begründung. (Nicht dargelegt.)
 (Sch. c. B. & Co., U. v. 3. Mai 07, 16/07 II. — Karlsruhe.)

17. § 429 Abs. 1 HGB. Haftung des Frachtführers für Verlust und Beschädigung des Frachtgutes bei nicht aufgeführter Schadenersache.]

Klägerin hat mit der beklagten Gesellschaft anfangs Januar 1905 einen Vertrag über Beförderung von 667 Säcken Malz von Ludwigshafen nach Hamburg per Schiff zum Frachtsatz von 78 Pf. per 100 kg abgeschlossen. Bei Ankunft des Gutes in Hamburg stellte sich heraus, daß das Malz mit einem widerlichen Geruch behaftet war, weshalb die Empfängerin Firma A. J. W. in Hamburg die Annahme verweigerte. Unter der Behauptung, daß die Ware von der Beklagten in völlig geruchfreiem Zustande zum Transport übernommen worden sei, und daß durch den bezeichneten Mangel des Gutes ein Schaden entstanden sei, den Klägerin ursprünglich auf 11 817 Mark, später nach Verkauf eines Teiles des Gutes auf 7 500 Mark berechnete, hat sie beantragt, Beklagte zur Zahlung der letztgenannten Summe nebst 5 Prozent Zinsen vom Klagezustellungstermin an zu verurteilen. Beklagte hat um Abweisung der Klage gebeten. Sie hat ihre Passivlegitimation bestritten, hat unter Berufung auf das Rommement d. d. 12. Januar 1905 ihre Haftung für jeden durch Berührung mit oder Ausdünstung von anderen Gütern an dem Frachtgut verursachten Schaden abgelehnt, auch geltend gemacht, daß sie nicht verantwortlich sei, weil sie die Sorgfalt eines ordentlichen Frachtführers angewendet, das Frachtgut weder mit überliegendenden Gütern zusammengepackt, noch in ungeräumten Schiffsräumen untergebracht habe. Der erste Richter hat den Klageanspruch dem Grunde nach für berechtigt erklärt. Berufung und Revision ist zurückgewiesen: Das OLG. hat einmütig auf Grund des Beweisergebnisses festgestellt, daß der Frachtvertrag zwischen den Parteien lediglich auf Grund der geschilderten Bedingungen abgeschlossen wurde. Die Haftung des Frachtführers für Verlust und Beschädigung des Frachtgutes ist nun seit der Novelle zum HGB. vom 10. Mai 1897 für den gewöhnlichen Landtransport, die Binnenwasserfahrt und den Seetransport (vgl. § 429 HGB., § 58 BinnenSchG., § 606 HGB.) einheitlich in dem Sinne geregelt, daß der Frachtführer oder Verfrachter für den durch Verlust oder Beschädigung von der Annahme bis zur Ablieferung entstehenden Schaden haftet, sofern er nicht beweist, daß der Verlust oder die Beschädigung auf Umständen beruht, welche durch die Sorgfalt eines ordentlichen Frachtführers oder Verfrachters nicht abgewendet werden konnten. Nur für den Eisenbahnfrachtvertrag ist durch § 456 HGB. in Übereinstimmung mit dem Grundsatzen des Internationalen

Übereinkommens (sogen. Berner Vertrag) eine strengere Haftung des Frachtführers insofern durchgeführt, als der Entlastungsbeweis der Eisenbahn hier auf bestimmte Befreiungsumstände beschränkt ist. Über den Umfang der hiernach in allen übrigen Fällen unbefristet zugelassenen Exculpation des Frachtführers bestehen in der juristischen Literatur Meinungsverschiedenheiten. Zwar ist man darüber einig, daß es Sache des Frachtführers (Verfrachters) ist, die Umstände darzulegen, auf welche der Verlust oder die Beschädigung zurückzuführen ist, und aus denen sich zugleich ergeben soll, daß sie durch die Sorgfalt eines ordentlichen Frachtführers (Verfrachters) nicht abwendbar waren. (Vgl. Denkschrift zum Entwurf eines HGB. 1897 S. 276; Ratowier Kommentar, XIII. Aufl., § 429 II o; Düringer u. Hachenburg Kommentar, Vb. III § 429 Note V; Goldmann Kommentar, Vb. III § 429 II.) Bleibt jedoch die Ursache des Schadens hiernach unangeführt, so nehmen Staub, Kommentar (VI. und VII. Aufl.) § 429 Anm. 17 und Rittlerlein, BinnenSchG. Vb. I § 58, (3b) an, daß es genügt, wenn der Frachtführer im allgemeinen eine sorgfältige Behandlung des Frachtgutes dargelegt oder wenn er die Umstände soweit aufklärt hat, daß eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß ein von ihm oder seinen Leuten zu vertretendes kaufmännisches Verschulden nicht vorliegt. Diese Auffassung entspricht nicht dem Standpunkt des Gesetzgebers, wie er sich aus § 429 Abs. 1 ergibt. Vielmehr ist grundsätzlich davon auszugehen, daß ein „non liquet“ hinsichtlich der Schadenersuche zu Lasten des Frachtführers (Verfrachters) greift, welcher sich für den während der Übernahme des Frachtgutes entstandenen Schaden zu verantworten hat. Nur Ausnahmeweise wird bei unangeführter Schadenersache der Frachtführer (Verfrachter) denn als befreit angesehen werden können, wenn ihn hinsichtlich aller möglichen Ursachen ein Verschulden offenbar nicht trifft. (Vgl. hierzu Sievers, DJZ. 1897 S. 200; Boyens, Seerecht Vb. II S. 224 Nr. 7; Schaps, Seerecht § 606 Anm. 22 und 23; Düringer u. Hachenburg Vb. III S. 559 [lit. h.]) Auf diesem Standpunkte stehen auch die in der Denkschr. Hauptst. 1897 Nr. 65 S. 156 und ZB. 1898 S. 576 Nr. 22 mitgeteilten reichsgerichtlichen Entscheidungen. Im vorliegenden Falle hat das OLG. mit Recht angenommen, daß der Beklagten der Nachweis nicht gelungen ist, daß sie ein Verschulden hinsichtlich der Beschädigung des Frachtgutes offenbar nicht trifft. Auch der von der Beklagten weiter angebotene Beweis, daß die Ware nicht mit überliegendenden Gütern zusammengepackt und nicht in schlecht gereinigtem räumigen Schiffsraume untergebracht war, würde hierzu nicht ausreichen. Es bleibt die Möglichkeit, daß die Ware eben doch beim Transport oder bei der Umladung mit überliegendenden Gütern in Berührung gekommen ist (wenn sie auch nicht mit ihnen zusammengepackt war), oder daß sie sonst während des Transportes eine vorläufige oder sahrlässige Behandlung erfuhr, durch welche sie den „gewöhnlichen Geruch“ angenommen hat (wenn auch speziell die Lagerräume diesen Geruch nicht hatten). Da nachgewiesen ist, daß die Ware der Beklagten in geruchfreiem Zustande übergeben ist, würde daher auch, wenn der angebotene Beweis das von der Beklagten gewünschte Ergebnis hätte, die große Wahrscheinlichkeit, daß die Ware den Geruch während des Transportes angenommen hat, nicht befeitigt.

R. v. O. v. P. W. Z., II. v. 20. April 07, 420/06 I. — Karlsruhe.

Wechselordnung.

18. Art. 4 Nr. 3, Art. 6 Abs. 1 W.O. verb. mit §§ 428, 432 W.O. und § 592 Z.P.O. Ungültigkeit eines Wechsels wegen Unbekanntheit des Remittenten.]

Die Beklagte hat einen Wechsel akzeptiert, der dahin lautet: „Am 3. September 1906 zahlen Sie mir gegen diesen Primatordichter Mart fröhstaufen. Arthur P. Walter L.“ Die Rückseite des Wechsels lautet: „Walter L. für mich an die Order des Herrn Emil R.“ R hat den Wechsel mangels Zahlung protestieren lassen und klagt im Wechselprozeß gegen die Akzeptantin. Das R.W. weist die Klage ab. Die Revision wurde zurückgewiesen: Die im Klageverlaufe getauchte Wendung: „zahlen Sie mir“, würde nicht zu beanstanden sein, wenn der Wechsel einen Aussteller hätte. Die Person des Remittenten wäre dann in genügender Weise bezeichnet. Der Klagewechsel aber trägt zwei Ausstellerunterschriften, und damit ist durch den Ausdruck „zahlen Sie mir“ die Person des Remittenten ins Ungeklärte gestellt. Es kann sein, daß ausschließlich der erste Aussteller gemeint ist oder ausschließlich der zweite. Es kann auch sein, daß gemeint war, die Zahlung solle sowohlweise entweder an den einen oder an den anderen geleistet werden. Und es kommt endlich die Möglichkeit in Betracht, daß beide Aussteller zusammen als Zahlungsempfänger bezeichnet werden sollten, sei es in der Weise, daß sie als Gesamtschuldner im Sinne des § 428 W.O., sei es so, daß sie als gemeinschaftliche Gläubiger im Sinne des § 432 aufzufassen sein würden. Diese Ungeklärtheit macht den Wechsel ungültig. Mit Recht hat das R.W. abgelehnt, auf den Eid einzugehen, den der Kläger der Beklagten darüber zugesprochen hatte, daß bei Ausstellung und Annahme des Wechsels von sämtlichen Beteiligten vereinbart worden sei, der zweite Aussteller L. solle den Wechsel in Besitz nehmen und allein darüber verfügen. Die Zulassung dieser Beweisunternehmung würde nicht nur gegen § 592 Z.P.O., sondern auch gegen den materiellrechtlichen Satz verstoßen, daß die sämtlichen wesentlichen Erhebungsstücke des Wechsels aus der Urkunde selbst erhellen müssen. Denkbar ist allerdings noch eine andere Auffassung der Urkunde, die weder von den Parteien angestrebt, noch von den Zivilsenatsgerichten erzwungen worden ist. Es wäre möglich, die beiden untereinander stehenden Unterschriften Arthur P. und Walter L. nicht als Unterschriften zweier Aussteller, sondern jene Unterschrift als die des Ausstellers und diese als die Mitunterzeichnung eines Wechselbürgen (Art. 81 W.O.) zu verstehen. Bei dieser Auffassung würde der Mangel einer ungenügenden Bezeichnung des Remittenten weggelassen und der Wechsel selbst als gültig erscheinen. Es kann indes unverteilt bleiben, ob ein solches Verständnis der beiden Unterschriften angeht und ob Umstände, daß es der zweiten Unterschrift an jedem ein Wechselbürgen anzuwenden Zusage fehlt, zulässig sein würde. Denn der Klage kann hierdurch nicht aufgeholten werden, weil der Kläger seine Legitimation aus dem Inbegriff des zweiten Unterzeichners gründet, gegebenenfalls also des Wechselbürgen, der als solcher kein Wechselrecht hat und zur Indossamentierung des an die Order des Hauptausstellers gestellten Wechsels nicht befugt ist. R. v. O. v. P., II. v. 13. April 07, 38/07 I. — Berlin.

Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871.

19. Eigene Verschulden, wenn der Kläger ein zum Schenken neigendes Pferd benutzt und kein tüchtiger Reiter ist? [Zitauer der Rente?]

Das Pferd des Klägers hat vor dem herannahenden Zug der klagenden Eisenbahngesellschaft gesteht. Sein Schadenersuchanspruch wurde für begründet erachtet und die Revision der Beklagten zurückgewiesen: Die Beklagte macht darauf eigenes Verschulden des Klägers geltend: er habe sich eines kahnfähigen Pferdes bedient und versche nichts vom Fahren. Darüber, ob das Pferd zum Schenken geeignet ist, ist Beweis erhoben worden. Die Beklagte hat sodann durch 13 weitere Zeugen zu Beweis gestellt, daß das Pferd des Klägers bei Annäherung der Brückalbahn wiederholt gesteht und einmal in den Straßen graben geraten, daß auch Kläger nicht fähig gewesen sei, ein Fußsteu zu lenken. Das Berufungsgericht hat das Beweisergebnis zum ersten Punkt mit der Erwägung abgelehnt, daß laut der Aussagen der gehörten fünf Zeugen das Pferd brav und ruhig gewesen sei, und damit eine Vernehmung jener Zeugen über diese Frage sich erübrige. Zu dem Beweismitrag, daß Kläger ein untauglicher Fußsteu gewesen sei, hat das Berufungsgericht nicht ausdrückliche Stellung genommen. Es hat jedoch als erwiesen erachtet, daß Kläger sich durchaus fahrgemäß verhalten habe. Er sei, als er das Klagen des Zuges bemerkt, von dem Zügen abgelenkt, habe das Pferd am Kopf gefaßt, habe selbst angedrückt und dem Lokomotivführer gewinkt, er halte. Der Zug sei jedoch nicht abseits zum Stehen gekommen, und das Pferd sei dem Kläger durchgegangen. Kläger habe schon alle Vorschriften der Bahnpolizeiverordnung, soweit er es vermochte, befolgt. Würden nun die Zeugen der Beklagten bekräftigen, was sie behauptet, so würde sich daraus in Verbindung mit der bereits geschehenen Beweisaufnahme nichts weiter ergeben, als daß das Pferd des Klägers zeitweilig fromm, zeitweilig zum Schenken vor der Bahn geneigt war. Die Vernehmung eines solchen Pferdes auf einer Straße, auf oder neben welcher die Eisenbahn läuft — hierüber wie über die sonstigen zeitlichen Verhältnisse an der Unfallstelle stellt jede Feststellung — würde indes dem Kläger nicht als Verschulden anzurechnen sein. Die Landstrafe ist in erster Linie für den Fußsteu, nicht für die Eisenbahn bestimmt, und es kann dem Besitzer eines nicht völlig frommen Pferdes nicht angeschlossen werden, die Straßen, auf welchen oder in deren unmittelbarer Nähe die Bahn fährt, zu meiden und damit sich der Vermeidung seines Pferdes vielfach überhaupt zu begeben. Rgl. R.W. 62, 147. Der Rohl aber würde Kläger die gebotene Sorgfalt außer Augen gefast haben, wenn er vom Fahren und Pferdeleiten nichts verstände und dennoch die Fasel auf der Straße neben der Eisenbahn unternommen hätte. Jedoch würde für den hier fraglichen Unfall diese Unfähigkeit nicht ursächlich gewesen sein. Denn der Kläger hat alles vorgelegt, was zur Verhütung einer Gefahr erforderlich war. Mehr und anderes hätte auch ein tüchtiger und tüchtiger Fußsteu nicht tun können. Die Beweisunterträge der Beklagten waren daher unerheblich, und es ist ohne Belang, ob, wie die Revision rügt, die Begründung des Berufungsgerichts für ihre Zurückweisung ungenügend ist. Schließlich wendet sich die Revision dagegen, daß das Berufungsurteil dem Kläger die Rente bis zum

70. Lebensjahre gewährt, und daß es von dem Rest der dem Kläger verbliebenen Erwerbsfähigkeit von 25 Prozent nur die Hälfte das sind 12½ Prozent als derwertbar und in wirtlichen Erwerb umsetzbar betrachtet. Die Annahme des Berufungsgerichts in diesen Beziehungen liegt jedoch auf tatsächlichen Gebieten und hält sich im Rahmen der freien Ermessen überlassenen Schadensfestsetzung (§ 287 S.D.). V. G. R. O. c. F. II. v. 29. April 07, 385/06 VI. — Geln.

Gesetz betr. die Gewerks- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889/20. Mai 1898.

20. §§ 105 bis 108, 111 GenG. verb. mit §§ 82, 83 R.D. Berechnung der von Genossen zu zahlenden Nachschüsse.]

Der Kläger war Mitglied einer eingetragenen Genossenschaft m. b. H. Der Konkursverwalter hat zur Deckung eines Fehlbetrags von 24 520,42 Mark eine in der Konkurskassen befindliche Vorfußbeteiligung aufgestellt, nach welcher von 97 Genossen, welche die Liste enthält, 90 Genossen, die zusammen 136 Geschäftsanteile besitzen, zur Vorfußleistung herangezogen wurden; von jedem der Genossen wurde ein Vorfuß in der Höhe der Hufsumme zu 500 Mark, und außerdem von den Genossen, welche mehrere Geschäftsanteile besitzen, ein Vorfuß von 500 Mark für jeden weiteren Geschäftsanteil verlangt, so daß sich im ganzen eine Vorfußleistung von 68 000 Mark ergibt. Hiervon treffen den Kläger, der mit 10 Geschäftsanteilen in der Liste der Genossen eingetragen ist, 5 000 Mark. Der Kläger hat Einwendungen gegen die Berechnung erhoben, weil nach § 105 Abs. 2 GenG. die „Nachschüsse“ der Genossen nur nach Köpfen zu leisten seien und es unzulässig sei, zur Deckung eines Fehlbetrags von 24 520,42 Mark eine Summe von 68 000 Mark zu erheben. Das RG. hat inebenen durch Beschluß die Berechnung des Konkursverwalters für vorläufig vollstreckbar erklärt. Daraufhin hat der Kläger gegen den Konkursverwalter auf Grund des § 111 GenG. eine am 25. Februar 1905 zugestellte Anfechtungssklage erhoben, mit dem Antrag, Urteil dahin zu erlassen: die von dem Konkursverwalter aufgestellte Nachschußberechnung entspricht weder dem Gesetze noch den Statuten und hat der Konkursverwalter an ihrer Stelle eine neue Aufstellung vorzulegen, in welcher die Nachschüsse der einzelnen Genossen nach Köpfen bestimmt sind und nur die Beiträge, zu deren Leistung einzelne Genossen nachweisbar untermögend sind, auf die übrigen verteilt werden, in zweiter Linie: anzuerkennen, daß gegen den Kläger zur Zeit nur ein Nachschuß von 272,45 Mark gefordert werden kann und dementsprechend die dem Beklagten anfechtungssklage Berechnung zu berichtigen ist. Das RG. wies die Klage ab, die Revision wurde zurückgewiesen. Die Revision macht geltend, es liege eine Verletzung der §§ 105 bis 108 GenG. darin, daß der Konkursverwalter ohne Rücksicht auf das voraussichtliche Vermögen einzelner Genossen und jedenfalls ohne objektive nachprüfbare Begründung von jedem Genossen den höchsten zulässigen Beitrag erfordert habe; sie meint, der Beklagte hätte diejenigen Genossen bezeichnen müssen, deren Vermögen voraussichtlich war, und hätte unter Verteilung der dadurch entstehenden Ausfälle den Kopfteil der voraussichtlichen Zahlungsfähigen berechnen sollen. Dieser Angriff der Revision ist nicht begründet. Eine Berechnungsart, ähnlich derjenigen, welche der Revisions-

Kläger hier fordert, hatte allerdings, wie aus dem bei Baerhaus & Gräber, 5. Aufl. S. 504 f. Anm. 7 wiedergegebenen Nachweisungen hervorgeht, der Entrust des Gesetzes in Aussicht genommen, dieser Entrust wurde jedoch abgelehnt und aus wirtlichen Gründen die Vorfußberechnung so gestaltet, wie dies jetzt durch § 106 Abs. 2 vorgeschrieben ist. Hiernach sind in der Vorfußberechnung die sämtlichen Genossen namentlich zu bezeichnen und auf sie die Beiträge zu verteilen, die Höhe der Beiträge ist jedoch damit zu bemessen, daß durch eine voraussichtliches Vermögen einzelner Genossen zur Beitragsleistung ein Ausfall an dem zu deckenden Gesamtbetrag nicht entsteht. Bei dieser Art der Vorfußberechnung, bei welcher der Gesamtbetrag der Verteilung höher zu bemessen ist, als der bilanzielle Fehlbetrag, ist es allerdings — wie die Revision richtig bemerkt — möglich, daß gegebenenfalls einige zahlungsfähige Genossen vom Konkursverwalter auf die volle Hufsumme in Anspruch genommen werden und nach voller Deckung des Ausfalls im Konkurs die Konkursmasse an der Einziehung der Vorfußbeiträge bei den übrigen Genossen zum Schaden bereit, die gezahlt haben, kein Interesse mehr hat. Allein der Konkursverwalter ist nach § 82 R.D. allen Beteiligten für die Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten verantwortlich und hat deshalb auch bei der Vollstreckung zum Zweck des Vollzugs der Vorfußberechnung das Interesse aller Genossen gleichmäßig zu wahren. Er steht bei seinem ganzen Verfahren gemäß § 83 R.D. unter der Aufsicht des Konkursgerichts, welches gemäß § 107 Abs. 3 des Gesetzes über die gegen die Berechnung erhobenen Einwendungen entscheidet und vor der Vollstreckbarerklärung aus dem Amts wegen Berichtigungen der Berechnung anordnen kann. Die Möglichkeit, daß auf dem in § 106 Abs. 2 vorgeschriebenen Wege mehr erhoben werden kann, als zur Deckung des Fehlbetrags ausreicht, berechtigt nicht dazu, dem pflichtmäßigen und verantwortlichen Ermessen des Konkursverwalters Schranken zu setzen, welche das Gesetz nicht lenkt. V. G. R. O. c. F. Vorfußrechnung, II. v. 13. April 07, 406/06 I. — Berlin.

Gesetz betr. Gesellschaft m. b. H. vom 20. April 1892/20. Mai 1898.

21. § 15 GmbHG. Der Erwerb von Geschäftsanteilen, die die Gesellschaft ihrerseits rechtsgültig als eigene übertragen erhalten hatte, bedarf der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung.]

Die Revision bekämpft die Annahme des Berufungsgerichts, daß das in Frage stehende Abkommen, durch welches der Kläger dem beklagten Gesellschaft m. b. H. die rechtsgültig übertragene eigene Geschäftsanteile erwerben sollte, der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung bedurft. Die Rechtsaufhebung des Berufungsgerichts ist jedoch begründet. Die Vorschrift in § 15 GmbHG., wonach es dieser Form bedarf, wenn es sich um eine Veräußerung handelt, durch welche die Verpflichtung eines Gesellschafters zur Abtretung eines Geschäftsanteils begründet wird, trifft nach ihrem Wortlaut auch den hier untergebenen Fall. Die Gesellschaft m. b. H. darf nach § 33 Abs. 1 des Gesetzes vom 20. Mai 1898 eigene Geschäftsanteile, auf welche die Stammeinlage vollständig eingezahlt ist, für sich erwerben. Es kann dahingestellt bleiben, wie sich im einzelnen in solchen Fällen die Vermögens- und sonstigen An-

teilrechte bezüglich der von der Gesellschaft selbst erworbenen Geschäftsanteile in ihrer praktischen Ausübung gestalten. Jedemfalls findet eine Unterlegung dieser Anteile durch Bereinigung statt. Vielmehr bleiben grundsätzlich die von der Gesellschaft erworbenen eigenen Geschäftsanteile in ihrer rechtlichen Selbstständigkeit bestehen. Insoweit ist für die Dauer der Bereinigung die Gesellschaft im Rechtsinne selbst Mitglied der Gesellschaft und steht sie bei dieser Auffassung dem Gesellschaftler im Sinne des § 15 gleich. Gebilde ähnlicher Art finden sich auch sonst im Rechtsleben, so im Gebiete des Immobilien-, des Wechsel- und des Erbrechts. Es sprechen aber auch, und vornehmlich innere Gründe, für die Ansicht des Berufungsgerichts. Die Vorschrift des § 15 bezieht sich auf die Einzahlung der Form dem Spekulations Handel mit Geschäftsanteilen vorzuziehen. Auch dann, wenn die Gesellschaft m. b. H. im geschäftlichen Verkehr eigene Geschäftsanteile für sich erwirbt, ist es aber in Bezug dieses Zweckes angezogen, die Veräußerung derselben seitens der Gesellschaft an erscheinende Formen zu binden. Den darin gegebenen Ausföhrungen des Berufungsgerichts ist durchaus beizutreten. Einmal liegt es nahe, daß eine Gesellschaft, die in Niedergang gerät, mit ihren eigenen Geschäftsanteilen Spekulationsgeschäfte macht, indem sie jene von den über die Geschäftslage unterrichteten Gesellschaftern billig erwirbt und sie an Dritte mit Gewinn veräußert. Aber auch abgesehen davon, würde die Zulassung der Formfreiheit zur Vermittlung der Veräußerungsgeschäfte der Gesellschaftler benutzt und so der Zweck der Vorschrift vereitelt werden. In Fällen, wo die Geschäftsanteile auf die Gesellschaft nicht kraft Rechtsgeschäfts, sondern in Kraft des Gesetzes übergehen, sei es infolge Kaduzierung, sei es infolge Abanbonnierung (§§ 21, 23, 27, 28 des Gesetzes), — Fälle, in denen die Begründung des Gesetzes von einem Erwerbe der Gesellschaft „kraft eigenen Rechts“ spricht — mögen allerdings die Formvorschriften des § 15 nach dessen Zweck nicht anwendbar erscheinen. Indessen steht dies hier nicht zur näheren Erörterung, da es sich um solche Fälle keineswegs handelt. D. R. R. G. v. R., U. v. 6. Mai 07, 479/06 IV. — Berlin.

22. § 19 GmbHG. Einforderung der Einzahlungen auf die Stammeinlagen von allen Gesellschaftern.]

Das Berufungsgericht hat den auf § 19 Abs. 1 GmbHG. gestützten Angriff des Klägers zurückgewiesen, weil die angezogene Gesetzesvorschrift durch den Gesellschaftsvertrag abgeändert werden könne, und im vorliegenden Falle der § 6 des Gesellschaftsvertrages den Geschäftsführern die Befugnis einräume, an den einen Gesellschaftler früher als an den anderen mit einer Aufforderung zur Einzahlung heranzutreten und von dem einen der Gesellschaftler einen verhältnismäßig höheren Betrag zu fordern, als von dem anderen. Demgegenüber hat die Revision zunächst auszuführen versucht, daß die erwähnte Gesetzesvorschrift eine zwingende sei, die durch den Gesellschaftsvertrag nicht abgeändert werden könne. Es braucht aber nicht darüber entschieden zu werden, ob hierin die Revision Recht hat, weil ihr fernerer Angriff für begründet zu erachten ist, der sich gegen die vom Berufungsgericht vertretene Auslegung der Bestimmung richtet, die im § 6 des vorliegenden Gesellschaftsvertrages getroffen ist. Nach dem gegebenen Tatstande heißt es von der Geldeinlage der Gesellschaftler in diesem § 6, sie sei

„je nach Bestimmung der Geschäftsführer teilweise oder voll zu jeder Zeit bar zu zahlen“. — Nach § 46 Str. 2 GmbHG. unterliegt die Einforderung der Einzahlungen auf die Stammeinlage der Bestimmung der Gesellschaftler. Diese Vorschrift kann, wie sich aus § 45 des Gesetzes ergibt, der Gesellschaftsvertrag ändern. Der Gesellschaftsvertrag kann insbesondere den Geschäftsführern die Bestimmung über die Einforderung der Einzahlungen übertragen, und eine solche Übertragung enthält der § 6 des Gesellschaftsvertrages der vorliegenden Gesellschaft. Aber er läßt doch mehr nicht erkennen, als daß die Geschäftsführer darüber befinden sollten, ob, wann an Barzinlagen rückständig blieb, auf einmal oder in Teilbeträgen, und wann auf einmal oder zu welchen Zeitpunkten in Teilbeträgen es zu leisten sei. Daß darüber hinaus die Geschäftsführer auch die Befugnis haben sollten, von der Vorschrift des § 19 Abs. 1 des Gesetzes abzuweichen, ist in keiner Weise zum Ausdruck gekommen. (Wird dargelegt.) Im übrigen ist hervorzuheben, daß sich eine formalistische Anwendung der Vorschrift des § 19 Abs. 1 des Gesetzes verbietet. Die Vorschrift will nur eine sachlich gleiche Behandlung der Gesellschaftler. In der Begründung des Gesetzesentwurfs wird sie mit der Ausführung gerechtfertigt, daß sie dem Gemeinschaftsverhältnis, in welchem die Gesellschaftler stünden, entspreche, und es nicht gestattet sein könne, einzelne von ihnen allein heranzuziehen und andere zunächst von Einzahlungen freizulassen. Daher ist es nicht als ein Mangel der an den Kläger ergangenen Einzahlungsaufforderung anzusehen, wenn sie nicht kundgab, daß auch der Gesellschaftler K. zur Einzahlung seiner Barzinlage aufgefordert werde. Selbst das war nicht erforderlich, daß gleichzeitig mit der Einzahlungsaufforderung an den Kläger auch eine solche an J. erlassen wurde. Vielmehr wurde an und für sich die nur an den Kläger ergangene Aufforderung in dem Augenblick zu einer geschlichen, als auch J. entweder zur Einzahlung seiner Geldeinlage aufgefordert wurde, oder diese, ohne aufgefordert zu sein, einzahlte. Andererseits aber muß anerkannt werden, daß der Kläger, wenn für ihn nicht erkennbar war, wie es mit der Einzahlung der Geldeinlage von J. gehalten werden solle, von den Geschäftsführern Auskunft darüber verlangen konnte (vgl. Rb. 49, 149), und daß, solange ihm diese, obwohl er sie verlangt hatte, vorenthalten wurde, keine „Verzögerung“ der Einzahlung vorlag, und deshalb nicht nach § 21 des Gesetzes gegen ihn vorgegangen werden durfte. Die Einzahlung ist somit nicht nur davon abhängig, ob am 9. Dezember 1901, an welchem Tage dem Kläger die Auskunft von einem Monat geschickt wurde, J. auch schon zur Einzahlung seiner Geldeinlage aufgefordert worden war oder diese schon eingezahlt hatte, sondern auch davon, ob eine in dieser Hinsicht vorher vom Kläger verlangte Auskunft ihm an dem genannten Tage mitgeteilt worden war oder nicht. In den bezeichneten Richtungen ist der Sachverhalt nach festzustellen, und es war daher eine Zurückweisung in die Instanz geboten. R. v. Sch. & Co., U. v. 10. April 07, 392/06 I. — Köln.

II. Das Gemeine Recht.

Kirchenrecht.

23. Wesen, rechtliche Natur und Wirkung der incorporation.] Die Gründe, mit denen das Berufungsgericht die vor-

liegende Sache für die Vorgänge der Jahre 1472/76 eine Incorporation der Kirche zu Mosbach in das Kloster Eberbach verneint, sind insgesamt nicht stichhaltig und von einer unrichtigen Auffassung der rechtlichen Natur der incorporatio beherstet, welche wiederum zu irriger Deutung von Begriffen der lateinischen kanonistischen Rechtsprache geführt hat. Insofern solche Irrtümer ihren Einfluß äußern, hat auch das Reichsgericht die Auslegung der Urkunden durch das Berufungsgericht nachzuprüfen. Das Berufungsgericht meint in erster Linie, eine Incorporation in das Kloster Eberbach könne man nur dann annehmen, wenn die ecclesia von Mosbach als Anstalt, als Subjekt gehandelt hätte; das sei, da sie als Anstalt nicht mehr existiert habe, sondern in das St. Simeonshospital zu Trier aufgegangen gewesen, nicht der Fall. Das ist eine irrige Vorstellung. Aus der geschichtlichen Entwicklung der incorporatio ist ersichtlich, wie sich in diesem Institute privatrechtliche und öffentlich-rechtliche Elemente mischen und wie ursprünglich insofern der rein privatrechtlichen Auffassung eines an Kirchen bestehenden Eigentums das bloße privatrechtliche Geschäft der Eigentumsübertragung anreichte, um die weltlichen und geistlichen Rechte und Pflichten auf den Erwerber zu übertragen, später aber hierzu ein dem Gebiet des kirchlichen Anteresses angehöriger Rechtsakt erforderlich wurde (Hinschius, System des katholischen Kirchenrechts, Bb. II § 109 S. 436 ff.; Wahrenmund, Kirchenpatronatsrecht Bb. I S. 146 ff.). Diese Entwicklung war mit dem 13. Jahrhundert abgeschlossen, ihre Spuren zeigen sich aber noch insofern in den Urkunden der späteren Zeit, als vielfach die privatrechtlichen Bezeichnungen noch beibehalten wurden. Seit dem 13. Jahrhundert erscheint die Incorporation als ein kirchlicher Akt, durch den freilich der kompetenten Oberen einem bestimmten geistlichen Institute (Kloster, Kollegiatstift, Domkapitel) oder Amt, eine Pfarre oder sonstige Kirche mit ihrem ganzen Vermögen auf immortellwährende Zeiten übertragen wird (Wahrenmund a. a. D., S. 170). Daß die incorporierte Kirche selbst bei diesem Akte als handelndes Subjekt auftreten müsse, ist nirgends erfordert, und nach dem beschriebenen Wesen der Incorporation auch aus allgemeinen Grundätzen nicht abzuleiten. Nun ist die Wirkung der Incorporation allerdings die, daß die incorporierte Kirche ihre vermögensrechtliche Selbstständigkeit verliert; das Vermögen der Kirche wird mit dem der incorporierenden Institution zu einer rechtlich ungetrennten Masse vereint, deren Eigentümer das incorporierende Institut ist. (Wahrenmund, a. a. D. S. 175, 176, 178; Weing, Kirchenrecht, 3. Aufl. S. 402; Schmitt, Kulturbaukastl, S. 343; Hinschius, a. a. D., S. 450). Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß die durch die Incorporation geschaffene Verbindung später wieder gelöst, die incorporierte Kirche wieder als ecclesia cum omnibus iuribus suis (cum omnibus suis pertinentiis) aufgeschieden wird und entweder wieder in ihrer rechtliche Selbstständigkeit als Anstalt jurisdiktet (Hinschius, a. a. D. S. 454; Jöcher im Archiv für katholische Kirchenrecht, Bb. 21 S. 411) oder als Vermögensbegriff durch abermalige Incorporation in das Eigentum eines anderen geistlichen Instituts gelangt. Ob man zur Erklärung dieses Rechtsvorganges mit der Revision annehmen soll, daß die incorporierte Kirche, wennschon sie ihre vermögensrechtliche Selbstständigkeit verloren hatte, dennoch ein Sondervermögen, ein gebundenes

Sondervermögen geblieben sei, kann ganz dahingestellt bleiben. In der kirchlichen Verfassung ist die Aussonderung einer Kirche aus einem umfassenden Vermögenskomplex mit der Wirkung, daß die ausgesonderte Kirche als ein mit Rechten und Pflichten verbundener Vermögensbegriff entweder fortan ein Sonderwesen führt oder in das Eigentum einer anderen Rechtspersonlichkeit eintritt, ein ganz geläufiger Rechtsvorgang (vgl. das Beispiel unregelmäßiger Incorporation bei Schmitt, Kulturbaukastl, S. 333 unter m; Euz, Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens Bb. I S. 173 ff.). Daher steht nichts entgegen, daß eine bereits incorporierte Kirche wieder aufgeschieden wird und vermöge einer neuen Incorporation an ein anderes geistliches Institut gelangt. Deswegen ist auch der zweite Grund, aus dem das Berufungsgericht im vorliegenden Falle eine Incorporation der Kirche zu Mosbach in das Kloster Eberbach für ausgeschlossen hält, nicht zureichend, daß nämlich dazu genau dieselbe Vermögensmasse, die 1397/98 dem St. Simeonshospital incorporiert worden war, auch 1472/76 aus dem Kloster Eberbach habe übertragen werden müssen, was hier ausweislich der Urkunden allerdings in bezug auf die Pfarreien nicht der Fall war. Bietet schon die im Jahre 1472 nach dem Inhalte der Urkunden bezüglich der Kirche zu Mosbach vorhandene Rechtslage kein Hindernis dar, eine Incorporation in das Kloster Eberbach anzunehmen, so ist andererseits der Revision auch darin Recht zu geben, daß der Urkundeninhalt positiv eine incorporatio plena bezeugt. Zwar wird in ihnen das Wort incorporatio nicht gebraucht, sondern es erscheinen die Ausdrücke donare, concedere und transferre, und aus dieser Verschiedenheit der gebrauchten Worte gegenüber den Urkunden von 1397/98, wo man von incorporare, annexare und unire spricht, will das Berufungsgericht einen ferneren und letzten Grund für seine Entscheidung entnehmen. Die Geschichte der Incorporation ergibt aber, daß der Ausdruck incorporare für diesen Rechtsvorgang sich im Laufe der Entwicklung aufgefunden hat, daß man sich zwar, wo die privatrechtliche Anschauung noch überwiegt, auch der Formeln privatrechtlichen Gepräges, namentlich der Worte donare und concedere bedient, und daß diese letzteren Ausdrücke sich auch in späterer Zeit häufig in Urkunden für Rechtsakte angewendet finden, die unvorschriftlich Incorporationen enthielten. In einer bei Wahrenmund, a. a. D., Bb. I S. 153 erwähnten Urkunde aus dem Jahre 1288 werden die Worte annexare et unire geradezu durch die Worte concedere et deputare erläutert und erklärt. In zahlreichen Incorporationsurkunden kommt das Wort incorporare nicht vor. Der allem aber sind nicht allein die gebrauchten Worte entscheidend, sondern es ist der Gesamtinhalt der Urkunden ins Auge zu fassen (der Inhalt wird bargelegt). Diese Urkundenstellen zeigen, daß die kirchlichen Oberen die donatio, concessio, collatio und translatio der ecclesia in villa Mosbach an das Kloster Eberbach als einen Benefizialregulierungskakt behandelt haben, wie sonst Incorporationen auch. Das gilt nicht nur von der Regelung der Besetzung der Pfarreien, sondern auch in Bezug auf formelle Voraussetzungen der Zulässigkeit des Incorporationsaktes. In der päpstlichen Vollmacht vom 6. September 1475 wird nicht nur die Anführung aller Beteiligten bei der Schlichtung vorgeschrieben, sondern auch der Umstand als eine Voraussetzung

der Befähigung erwidert, daß die Kirche nicht weiter als 2000 Schritt vom dem Kloster entfernt liegt, ein Umstand, der gerade aus dem Gebiete der Parochialvereinbarung eine Rolle spielt (Hinschius, a. a. D., § 106 S. 402). Gegenüber diesem Urkundeninhalte erweist sich die Auffassung des Berufungsgerichts, daß man es hier nur mit der Übertragung einzelner Vermögensgegenstände, mit dem bloßen Eigentumswechsel am Kirchengebäude in Neobach zu tun habe, als unhaltbar. Ecclesia bedeutet im kanonischen Sprachgebrauche regelmäßig die Kirche mit ihrem Vermögen (Hinschius, a. a. D., § 109 S. 438). Daß es hier auch in diesem Sinne zu verstehen ist und nicht bloß das Gebäude bedeuten kann, ergibt der klare Vorlaut der Urkunden, die Wortverbindungen, in denen es in den Urkunden vorkommt, insbesondere die wiederholt angewandte Formel *ecclesiam regere et gubernare*. Nach alledem ist das Berufungsgericht zu seiner Entscheidung gelangt, indem es den kirchlichen Begriffen *ecclesia* und *ecclesiam donare*, *concedere*, *transferrere* eine unrichtige Deutung gab, die wiederum hervorgerufen wurde durch eine Verkennung des Wesens und der rechtlichen Natur der incorporation. Das richtige Verständnis dieser Begriffe führt zu dem Ergebnis, daß auch in der Übertragung der Kirche zu Neobach vom St. Simonsstifte zu Trier auf das Kloster Oberbach eine incorporation plena gefunden werden muß, welche zur Folge hatte, daß die kirchliche Kaufkraft ebenfalls auf das Kloster überging. Evang. Kirchens. B. c. Preuß. Hofst., II. v. 23. April 07, 406/06 III. — Frankfurt.

III. Das Preussische Recht.

Westfälisches Gütergemeinschaftsgesetz vom 16. April 1860 und § 548 des Preussischen Ausführungsgesetzes vom 20. September 1899.

24. Irrenfahigkeit dieser Rechtsnormen.

Die Revision sucht aus den §§ 6, 10, 14 und 15 des Gesetzes vom 16. April 1860 darzulegen, daß nach Westfälischem Güterrecht, wenn der erstverlebene Ehegatte sofortige Schlichtung angetrieben habe, die Gütergemeinschaft doch nicht bereits durch den Tod desselben, sondern erst durch die auf Grund Urteils oder freiwillig erfolgte völlige Auseinandersetzung aufgehoben und bis dahin fortgesetzt werde. Nach § 549 ZPO., § 6 GG. zu derselben und § 1 der Kaiserlichen Verordnung vom 28. September 1879 kann aber die Revision auf Verlegung des Provinzialgesetzes nicht gestützt werden. Revisionskläger führt aus, in Wahrheit seien die Vorschriften des BGB. verletzt und zwar durch ihre Anwendung, während sie unangewendet hätten werden müssen, wenn auch infolge des Inhalts des Provinzialgesetzes; allein dieser Standpunkt kann nicht gebilligt werden. Sollte das Berufungsurteil in der bisher beschriebenen Richtung einen Fehler haben, so würde er in einer unrichtigen Auslegung des Provinzialgesetzes bestehen, aber insofern ist eine Nachprüfung ausgeschlossen. Daß aber als unanfechtbare Grundlage des Urteils bestehen bleiben, daß, wenn der vorverlebene Ehegatte sofortige Schlichtung angetrieben hatte, eine Fortsetzung der Gütergemeinschaft nicht Platz greift, auch nicht als eine einstweilige bis zur Schlichtung, und weiter, daß für diesen Fall — der unterbleibenden Fortsetzung — das Provinzialgesetz Bestimmungen über Verwaltungen und Besitz der Masse nicht getroffen hat, so ist damit Anwendungsraum für

die Vorschriften des BGB. als Selbstfolge gegeben. Diese wollen zur Anwendung kommen, sofern nach Maßgabe des Provinzialgesetzes ein zu regelnder Gegenstand übrig bleibt; ob dies aber der Fall ist, ersieht sich als lediglich im Bereich der Auslegung dieses letzteren liegende und deshalb der Nachprüfung in der Revisionsinstanz entzogene Frage; Kläger weiß noch auf Art. 48 § 6 Ziff. 9 PrAG. hin, ohne daß jedoch klar ersichtlich wäre, ob hierdurch Material für die Auslegung des älteren (provinzialen) Gesetzes gewonnen oder ob geltend gemacht werden soll, daß durch das erstere eine dem letzteren fremde einstweilige Fortsetzung der Gütergemeinschaft neu eingeführt sei. Wie dem aber auch sein möge, der Revision kann das Vorbringen nicht zur Stütze dienen, denn die vom Kläger in Bezug genommene Bestimmung ist lediglich nur für den Geltungsbereich des Provinzialgesetzes erlassen, ihre Auslegung also ebenso wie die dieses Gesetzes selbst einer Nachprüfung seitens des RG. nicht zugänglich. Ab. c. B., II. v. 30. April 07, 410/06 VII. — Hamm.

Unfallfürsorgegesetz vom 18. Juni 1887.

25. Urfürh. verdr. mit § 843 BGB. und § 7 AGastpfl. Bemessung der Geldrente als Pension wegen „Vernehmung der Bedürfnisse.“

Ungeändert ist der Einwand der Revision, daß die Zulassung in Form einer Rente nicht zulässig gewesen sei. Zu den „Kosten des Lebensunterhalts“ im Sinne des § 1 Abs. 4 des Gesetzes betreffend die Fürsorge für Beamte infolge von Vertriebenwerden vom 18. Juni 1887 (Preussische Gesammll. S. 282) gehören auch die Kosten für eine bessere Verpflegung, die zur Fortbeibehaltung der Heilung oder zur Ausrückung einer Verklammerung des Gesundheitszustandes notwendig ist (vgl. Urteil des RG. III. GE. vom 23. Mai 1905 III. 1905 S. 443 Nr. 39 und vom 3. Januar 1904 III. 276/04; AG. 25, 50). Sind diese Aufwendungen nicht lediglich zeitweilig und vorübergehend erforderlich, so liegt die Voraussetzung für Zulassung einer Rente vor. Wie dies schon früher nach dem AGastpfl. in seiner alten Fassung angenommen wurde (vgl. AG. 3, 3; Urteil des RG. III. GE. vom 23. Oktober 1885, ZB. 1886 S. 28 Nr. 34, vom 25. September 1886 bei Bolz III Nr. 405, vom 11. Februar 1890, Seuff. A. 48, 45 und vom 26. Februar 1891, Gruchot 35, 1158), so bildet jetzt nach § 843 BGB. und § 7 AGastpfl. in der Fassung des Art. 42 GG. die Form der Geldrente die Regel auch für „Vernehmung der Bedürfnisse.“ Das Gleiche muß auch für das Urfürh. vom 18. Juni 1887 gelten, welches die Zulassung oder Erhöhung einer Pension, also einer Rente als Regel vorsieht. Preuss. Eisenbahngesetz c. D., II. v. 26. April 07, 416/06 III. — Grls.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895.

26. Tarifstelle 32. Die Befreiungsvorschrift Nr. 2 ist auf Veräußerungen der Realverwaltungen an einen Sohn des Gemeindegeldbesizers nicht anzuwenden.]

Ein Konkursverwalter verkauft ein dem Gemeindegeldbesizers gehöriges Grundstück an dessen Sohn. Der den Vertrag denotende Notar der Kläger hielt auf den Vertrag die Befreiungsvorschrift der Tarifstelle 32 Nr. 2 Stempelsteuergesetz für anwendbar und erhob nur einen Stempel von 1,50 Mark.

Nachträglich wurde von der Steuerbehörde die Nachbringung eines Stempels von 579,50 Mark gefordert. Kläger zahlte, erhob Klage auf Rückzahlung. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Der Konkursverwalter handelt bei Verwaltungen und Verwertung der Masse weder als Vertreter des Gemeinschuldners, noch als Vertreter der Gläubigerschaft, sondern in Ausübung eines ihm gesetzlich übertragenen selbständigen Amtes und der daraus fließenden selbständigen Verfügungsbefugnis. Rgl. R. 29, 29 ff.; 55, 266. Diese Rechtsstellung des Konkursverwalters verbietet es, einen Vertrag zwischen ihm und einem Abkündigenden des Gemeinschuldners als Vertrag zwischen Kreditoren und Debitoren zu behandeln (vgl. die Befreiungsvorschrift Nr. 2 zur Tarifstelle 32 Stempelsteuer-G.). Nun wird allerdings vom Kläger geltend gemacht, es komme nicht sowohl auf die Personen der Vertragschließenden als vielmehr auf die Wirkung des Vertrags an. Auch der hier fragliche Vertrag habe den unmittelbaren Übergang des Eigentums vom Vater auf den Sohn bewirkt, enthalte also eine Übertragung des Eigentums vom Vater auf den Sohn — in dem vom Stempelgesetz gemeinten Sinne, in welchem unter Übertragungsverträgen auch obligatorische, die Verpflichtung zur Übertragung begründende Verträge zu verstehen sind. — Allein auch diese Auslegung der Befreiungsvorschrift, nach welcher §. 2. auch der freiwillige Verkauf des Pfandes durch den Pfandgläubiger — §§ 1235 Abs. 2, 1221 BGB. — darunter fallen würde, ist abzulehnen. Sie liegt schon nach der Wortstellung der Vorschrift recht fern. Die gewählte Fassung läßt deutlich ersehen, daß sie sich auf Verträge bezieht, bei deren Abschluß der Pfand nicht nur die passive Rolle des Eigentümers, sondern auch die aktive Rolle der verkaufenden Vertragspartei beibehält, auf Verträgen zwischen Verkauften in auf- und absteigender Linie. Jeder Zweifel hieran muß schwinden, wenn man den Zweck der Vorschrift ins Auge faßt. Es sollen Verträge begünstigt werden, bei denen die enge verbandtschaftliche Beziehung der Vertragschließenden in der Regel den Anlaß zum Vertragsabschluß bildet und ebenso für den Inhalt des Vertrags von maßgebendem Einfluß ist. Davon kann bei Verkaufsverträgen des Konkursverwalters keine Rede sein. W. u. Persb. Zitelst. II. v. 3. Mai 07, 508/06 VII. — Marienwerder.

IV. Das französische Recht.

27. § 1384 a. e. Haftung des Staates für Pflichtwidrigkeiten eines Beamten. Nichtanwendung des in den alten Provinzen geltenden öffentlichen Rechts in der Rheinprovinz. I. Klägerin hatte einen Prozeß gegen einen Schuldner darum verloren, weil der Gerichtsvollzieher pflichtwidrig unterlassen hatte, die Terminbestimmung auf der Schrift der Berufungsschrift zu beglaubigen. Die deswegen gegen den Justizfiskus angestellte Klage führte zu dessen Verurteilung; die Revision wurde zurückgewiesen: Der Beklagte trägt Verletzung des Art. 1384 a. e. zunächst insofern, als der Gerichtsvollzieher, der eine Zustellung vorzunehmen, nicht als „préposé“ gegenüber der Justizverwaltung als „commettant“ im Sinne jenes Artikels anzusehen sei. Er macht geltend, daß der Gerichtsvollzieher bei Vornahme einer solchen Handlung nicht auf Weisung der Justizverwaltung, sondern auf Grund feststehender gesetzlicher Bestimmungen handle, und verweist auf das Urteil

des II. JS. des RG. vom 1. März 1904 in RG. 57, 150 ff. In diesem Urteile ist an erster Stelle und mit besonderer Ausführlichkeit die Haftung des Postboten für den Schaden, der durch das Versetzen eines Postbotes bei Ausführung einer Zustellung entstanden war, deshalb verurteilt worden, weil durch § 6 PostG. vom 28. Oktober 1871 eine solche in Ansehung gewöhnlicher Briefe schließlich, auch gegenüber dem Art. 1384 a. e., ausgeschlossen sei und die Briefe mit Zustellungssuchen nur als gewöhnliche Briefe im Sinne dieser Vorschrift anzusehen seien. Zum Schluß ist dann noch kurz bemerkt: Wollte man aber auch den vorstehenden Ausführungen über die Frage, ob die Bestimmung des Art. 1384 in bezug auf solche Versetzen, die einem Postboten bei Zustellung von Schriftstücken zur Last fielen und deren Ungültigkeit zur Folge hätten, durch das PostG. beseitigt sei, nicht beipflichten, so würde ihrer Anwendung doch der Umstand entgegenstehen, daß für den Postboten die Ausführung der Zustellung die gesetzlich vorgeschriebene der JPD. maßgebend seien, die einer Änderung durch die Postverwaltung entgegen seien, so daß in dieser Beziehung der Postbote nicht als *préposé* der Postverwaltung als *commettant* gegenüberstehe. Schon diese Fassung des Schlußes des Urteils ergibt, daß der letzte Teil der Ausführungen nicht den wirklichen Entscheidungsgrund des II. JS. darstellt, vielmehr nur als Erwägung in Betracht kommen soll für den Fall, daß anzunehmen wäre, daß der erste Entscheidungsgrund nicht zuträfe. Es bedarf deshalb keiner Erörterung, ob und inwiefern jene Ausführungen der sonstigen Rechtsprechung des RG. über die Anwendbarkeit des Art. 1384 a. e. auf das Verhältnis zwischen dem Staate als *commettant* und dem Staatsbeamten als *préposé* in bezug auf Schäden, die einem Dritten durch Pflichtwidrigkeiten eines Staatsbeamten bei Verrichtung seiner Dienstgeschäfte verursacht worden sind, widerspricht. Denn auch wenn diese Frage zu bejahen sein sollte, würde für den jetzt ermittelnden Senat, der an der im übrigen ständigen Rechtsprechung des RG. festhält, daß der Staatsbeamte bei Ausführung seiner Dienstverrichtungen stets als *préposé* dem Staate als *commettant* gegenüberstehe, auch wenn er im einzelnen Falle keinerlei Weisungen von seiner vorgesetzten Dienstbehörde zu empfangen habe, doch keine Veranlassung vorliegen, eine Einschränkung der Art. 1384 des RG. herbeizuführen, weil eben auf jener Erwägung am Schluß des Urteils vom 1. März 1904 die Entscheidung nicht beruht. Im übrigen sei wegen der Rechtsprechung des RG. über jene Frage aus der neueren Zeit auf das Urteil des VI. JS. vom 14. Dezember 1903 in Sachen des Preussischen Justizfiskus wider die Handlung Kienleider Stang- und Emailierwerk Windgassen & Hinrichs in Kienleider, VI 517/03, und auf dasjenige aus dem jetzt ermittelnden Senat vom 4. April 1905 (JZ. S. 335 Nr. 1) hingewiesen. Demgemäß erweist sich der erste Angriff der Revision als verfehlt. Im weiteren ist Beschwerde wegen Verletzung der königlichen Kabinettsorder vom 4. Dezember 1831 erhoben. Es ist zuzugeden, daß der Grund, aus dem das Verursachungsrecht die Anwendbarkeit dieser Vorschrift auf Fälle der vorliegenden Art leugnet, nicht haltbar ist. Es führt an: es müßte unter Umständen werden zwischen der Frage, ob der Staat für die Ausführung von Hoheitsrechten zur Verantwortung

gezogen werden könne, und zwischen der Frage, ob er für Pflichtwidrigkeiten seiner Beamten bei Ausübung der ihnen aus dem Hoheitsrechte übertragene Gewalt verantwortlich sei; nur über jene Frage lasse sich der der Rabinetsorder zugrunde liegende Staatsministerialbeschluss — wichtiger Bericht — aus; die andere, dabon ganz verschiedene Frage sei in den deutschen Gebieten französischen Rechts von der Rechtsprechung allgemein als eine Zweifelsfrage angesehen worden. Jene Frage aber behandelt der Bericht vom 16. November 1831 (W. S. 256) überhaupt nicht, sondern er bezeichnet als Ausgangspunkt seiner Erörterungen im Gegentheil folgendes: es sei, nach den vorliegenden Verhandlungen darüber kein Zweifel angetagt, daß ein privatrechtlicher Widerspruch wider den Akt des Hoheitsrechts selbst nicht statfinde, wohl aber sei behauptet worden, daß ein Anspruch aus den Folgen und Wirkungen dieses Aktes nicht wider die Person des Landesherren, sondern wider das Staatsvermögen behufs der Entschädigung zulässig sei. Ob dabei freilich überhaupt an Fälle, in denen Ersatz des durch Pflichtwidrigkeiten von Staatsbeamten verursachten Schadens von dem Fiskus verlangt wird, gedacht ist, kann dahingestellt bleiben. Denn in jedem Falle ist die Verweisung auf die Rabinetsorder vom 4. December 1831 und den ihr zugrunde liegenden Bericht des Staatsministeriums deshalb verfehlt, weil er für das Gebiet des französisch-rheinischen Rechts nicht erlassen ist. Wenn geltend gemacht wird, es habe von jeher der Grundsatz gegolten, daß das Staatsbeamtenrecht innerhalb des ganzen Staates nur als ein einheitliches in Betracht komme und dabur auf die Rabinetsorder vom 6. März 1831 Bezug nimmt, so ist es zwar richtig, daß diese Verordnung „beträffend die Strafgesetze und das Verfahren in den Rheinprovinzen bei Verbrechen und Vergehen gegen den Staat und dessen Oberhaupt und bei Dienstvergehen der Verwaltungsbeamten“ in ihrer Einleitung den Satz enthält: „Die in ihrem Vertheile vom 28. v. Mts. entwickelten Grundsätze, daß in Beziehung auf die Strafgesetze, welche die Majestät des Souveräns und die innere Ruhe des Staats gegen frevelhafte Angriffe und Umtriebe sichern, in Meiner Monarchie nur Ein inneres Staatsrecht gelten könne, und daß demselben die Strafgesetze für die Wahrung von Verbrechen wesentlich gehören, und daß mithin die darauf sich beziehenden Bestimmungen des R.N.Z. und der Kriminalordnung in allen meinen Staaten gelten müssen, sind so sehr in der Natur der Sache usw. Allein die Rabinetsorder selbst hat daraus gemäß der in den Worten „in Beziehung auf die Strafgesetze“ enthaltene Einschränkung nur die Folgerung gezogen, daß auch in der Rheinprovinz „die Untersuchung der Verbrechen und Vergehungen gegen den Staat und dessen Oberhaupt sowie der Dienstvergehen der Verwaltungsbeamten nach den Vorschriften der Allgemeinen Kriminalordnung vom 11. December 1805“ geführt werde und daß gegen Verbrechen und Vergehungen gegen den Staat oder dessen Oberhaupt in den Rheinprovinzen lediglich die im R.N.Z. Zl. II Tit. 20 §§ 91–213 festgesetzten Strafen und in Ansehung aller Verwaltungsbeamten die Bestimmungen des R.N.Z. Zl. II Tit. 20 §§ 323–508, soweit sie in den alten Provinzen noch gültig seien, mit den sie ergänzenden Vorschriften angewandt würden. Man mag nun in jener ein-

leitenden Bemerkung über die Notwendigkeit nur eines inneren Staatsrechts die Auffassung einer allgemeinen gesetzgeberischen Forderung zu erblicken geneigt sein: durchgeführt ist sie nur in Bezug auf eine bestimmte Gruppe von strafrechtlichen und strafproceduralen Vorschriften — ein Zweifel, dem noch die Rabinetsorder vom 5. September 1831, welche die Dienstpflicht ebenfalls erwähnt, gebent hat, insofern sie die Satzungen der Rabinetsorder vom 6. März 1831 auch auf die damaligen gemeinrechtlichen Gebietsteile des Staates ausgedehnt hat. Im übrigen aber — und das ist mit entscheidend — ist der Rheinprovinz die ihr von jeher gewährt selbständige Stellung auch später belassen worden. In den Gebietsteilen des französischen Rechts blieben nach der Eingeleitung in Verzug nicht nur das bürgerliche Recht und die Gesetze über das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, sondern auch das Strafrecht und die St.P.O., wie sie die Napoleonische Gesetzgebung eingeführt hatte, ferner die ganze Gerichts- und sonstige Justizverfassung, endlich die Gemeindeverfassung im wesentlichen unberührt, und, soweit demnachst Änderungen erfolgten, geschah dies, von denigen Ausnahmen abgesehen, regelmäßig unter Wahrung der Besonderheiten der rheinischen Einrichtungen. Es ist demnach auch ein großer Teil des öffentlichen Rechts in der Rheinprovinz von jeher abweichend von dem in den älteren Provinzen geltenden Rechte gestaltet gewesen, und auch deshalb irritirt schon die Vermutung dagegen, daß die Rabinetsorder vom 4. December 1831 auch nur beabsichtigt hätte, den Art. 1384 a. c. in seiner Anwendung auf die Haftung des Staates für die Pflichtwidrigkeiten seiner Beamten Dritten gegenüber aufzuheben. Auch die spätere Gesetzgebung — aus Anlaß der 1806 erfolgten Gebietserwerbungen — spricht nicht dafür, daß jene Rabinetsorder auch für die Rheinprovinz erlassen worden sei. Maßgebend ist in dieser Hinsicht nicht, wie die Dienstpflicht mündet, die Verordnung vom 23. September 1807 (W. S. 1619), da diese nur „die für die alten Provinzen allgemeingültigen Vorschriften, Verordnungen und Gesetze, durch welche die Verbindungen des Contrats in den Staatsdienst, sowie die Rechte und Pflichten der Staatsdiener in Ansehung ihres Amtes und der Hinterbliebenen desselben bestimmt sind“, fortan auch auf die Verhältnisse sowohl der unmittelbaren als der mittelbaren Staatsdiener in den neuen 1806 erworbenen Landestheilen für anwendbar erklärt. Denn daraus ergibt sich, daß diese Verordnung die Rechtsverhältnisse Dritter zu dem Staate aus Handlungen der Staatsdiener überhaupt nicht regeln will. Vielmehr ist hierfür entscheidend die Verordnung vom 16. September 1807, betreffend die Zulässigkeit des Rechtsweges usw. in den neuen Landestheilen (W. S. 1515). Und gerade hier ist es bezeichnend, daß der grundlegende Art. I Abs. 1 besagt: Über Angelegenheiten, welche nach den im Geltungsbereiche des R.N.Z. bestehenden allgemeinen Bestimmungen der Entscheidung im Verwaltungsweg mit Ausschluß des Rechtsweges unterliegen, findet auch in den durch die Gesetze vom 20. September und 24. December 1806 (W. S. 555, 575, 576) unserer Monarchie einverleibten Landestheilen ein Proceßverfahren nicht statt.“ Während die Verordnung vom 23. September 1807 hiernach allerdings allgemein von den „in den älteren Provinzen“ geltenden Vorschriften

spricht, wird hier als maßgebend derjenige Rechtszustand angesehen, der im Geltungsbereich des PrAW. besteht. Es wird also damit anerkannt, daß darüber, welche Ansprüche überhaupt vor den ordentlichen Gerichten verfolgt werden können — und dazu gehört ja auch die Frage, ob wegen der Nichtverbreitlichkeit eines Beamtens der Staat im bürgerlichen Streitverfahren auf Entschädigung verklagt werden kann — in den verschiedenen großen Rechtsgebieten des Staates verschiedene Normen hiesher bestanden hatten, und daß von diesen eben die im Gebiete des PrAW. geltenden nummehr in den neuen Landesstellen Anwendung finden sollten. Verw. Zuständigkeits d. N., U. v. 23. April 07, 429/06 III. — Göln.

Vom Oberverwaltungsgericht. *)

Bericht von Rechtsanwalt Dr. Görres in Berlin.

§ 10 Tit. 17 TL II des Allgemeinen Landrechts.
Polizeiliches Versammlungsverbot.

Die Polizei darf eine nicht öffentliche Versammlung auf Grund des § 10 Tit. 17 TL II ALR. zwar von einem Raume fernhalten, der dem Einzug droht, oder die äußerste Zahl von Teilnehmern, die in dem Raume zusammentreten dürfen, festsetzen und den Zutritt von mehr Personen verhindern, oder nicht die für den Raum angemessene Versammlung deshalb gänzlich verbieten, weil er zu klein oder sonst ungerichtet erscheint, obgleich sonst seine Benutzung zum Aufenthalt von Menschen gestattet wird. Das gänzliche Verbot der Versammlung ist nicht das nötige Mittel, um Gefahren, die aus einer Übersammlung entstehen könnten, vorzubeugen. Daß die Lücke Tonne überhaupt zum Aufenthalt von Menschen aus sicherheitspolizeilichen Gründen nicht geeignet sei, behauptet der beklagte Regierungspräsident nicht. Wird selbst unterstellt, daß alle Bedenken, auf die der Beklagte hinweist, tatsächlich zutreffen, so würde immer nur eine polizeiliche Beschränkung der Teilnehmerzahl oder eine Anordnung, gewisse Änderungen des baulichen Zustandes vorzunehmen, zulässig gewesen sein. Der Bescheid des Beklagten war deshalb aufzuheben. v. E. c. Rgl. Regierungspräsidenten zu Schleswig, U. v. 29. Jan. 07, I 126. Rep. Nr. 1A 152/06.

Inhalt eines Wohnheitsrechts betr. die Bürgersteige. Polizeiverwaltung staatliche Funktion.

Kläger ist aufgefordert worden, den Bürgersteig vor seinem Grundstück gegen den Fußboden mit Gusssteinen abzugrenzen und bestreuen, daß in R. ein gewohntes Recht bestehe, den Bürgersteig so, wie die Verfügung verlange, insbesondere mit den neuen Gusssteinen abzugrenzen. Die Beschaffenheit der Bürgersteige ist aber nicht Gegenstand des Wohnheitsrechts, sondern nur die Verpflichtung zur Anlage und zur Unterhaltung der Bürgersteige. Mag diese Last den Anliegern oder der Stadtgemeinde obliegen, in jedem Falle entscheidet über die Art der Ausführung das Bedürfnis des öffentlichen Verkehrs nach dem pflichtgemäßesten Ermessen der Wegpolizeibehörde.

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Diese ist auch, was der Kläger zu Unrecht bestritten, bezeugt, ihre Anordnungen in Form einer Polizeiverordnung zu erlassen.

Gleichfalls zu verwerfen ist die Behauptung des Klägers, daß vor seinem Hause kein Bedürfnis zur Herstellung eines Bürgersteiges bestehe. Das Grundstück des Klägers laie nicht allein ohne Bürgersteig klein. Darauf, daß es, wie der Kläger behauptete, viele Jahre auch ohne Bürgersteig gegangen sei, kommt es nicht an. Die Forderung der Polizeiverwaltung, daß an die Herstellung der Fußbahn die Herstellung eines Bürgersteiges sich anschließe, ist daher gerechtfertigt.

Kläger irrt, wenn er meint, die Stadt sei zugleich Trägerin der Wegpolizeibehörde. Die örtliche Polizeiverwaltung wird im Namen des Königs geführt, ist also eine staatliche Funktion, auch wo ihre Handhabung dem Bürgermeister übertragen ist. Rgl. § 3 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 und § 62 der Stadtordnung vom 30. Mai 1853, und in diesem gleichfalls unabhängig von der Ausübung der Gemeindeverwaltung, welche dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung zusteht. D. R. c. Polizeiverwaltung R. und Stadtgemeinde R., U. v. 10. Jan. 07, IV 51. Rep. Nr. IV B 43/05.

Grundlegende Entscheidungen.

Entsch. Nr. 1 spricht den Baumschulbesitzern die Eigenschaft von vorstehenden Bäumen oder Zuhörern des Grundstücks, mit dem sie nur vorübergehend verbunden sind, ab.

Bei einem Grundstückskauf war ein Teil des Kaufgutes durch eine für einen Dritten neu einzutragende Hypothek belastet. Käufer und Verkäufer hatten beim Grundbuchamt beantragt, den Hypothekenbrief an die Hypothekengläubiger zu übersenden. Hierin lag nach Entsch. Nr. 2 kein Erwerb der Hypothek durch den Dritten. Dem obligatorischen Anspruch auf Ausbählung des Hypothekenbriefs durfte Käufer mit dem Zurückbehaltungsrecht wegen Mängel des Grundstücks begegnen, das er durch den Antrag an das Grundbuchamt auf Zurückhaltung des Briefes ausgeübt hatte.

Die Wanderschaft des Lesers von der Voraussetzung wird dem Vorgange des 2. Zivilkammer folgend in Entsch. Nr. 4 auch von dem 7. Senat abgelehnt.

Der in § 463 BGB. anerkannte Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung aus arglistigem Verschweigen ist ein konkludierender, der 30jährigen Verjährung unterliegender Anspruch, der wie Entsch. Nr. 5 darlegt, durch Verjährung eines etwa konkludierenden Anspruchs aus § 826 nicht berührt wird.

Entsch. Nr. 7 räumt die Rechtsnatur des Kinderbegriffsanspruchs und seine Behandlung im internationalen Privatrecht.

Entsch. Nr. 8 behandelt in grundsätzlicher Weise die Auslegung der §§ 283, 325, 326 über den Schadenersatzanspruch wegen Nichterfüllung der Nichterfüllung des Schuldners nach rechtskräftiger Verurteilung trotz Freisprechung.

Entsch. Nr. 14 behandelt wichtige Fragen des geordneten Lohnkampfes, die indes in dem entsprechenden Falle infolge persönlicher Eigenschaften des durch Arbeitsperre gefährdeten Klägers eine mehr individuelle Betrachtung erfordern.

Das fehlerhaft datierte holographische Testament ist Gegenstand der Entsch. Nr. 15.

31.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwaltvereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: E. Wöfer Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 50 Pf. Inveralt die halbjährige Beitzelle 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallreiberstraße 34. 35.

XVIII. Deutscher Anwaltstag in Mannheim.

Diejenigen Herren Kollegen, welche an dem in der Zeit vom 10. bis 14. September d. J. in Mannheim stattfindenden Deutschen Anwaltstag teilzunehmen beabsichtigen, werden ersucht, ihre Anmeldungen möglichst bald an den Vorsitzenden des Wahngausausschusses Herrn Rechtsanwalt Dr. L. Jordan in Mannheim, unter Angabe der gewünschten Zimmer gelangen zu lassen, damit für geeignete Unterbringung Sorge getragen werden kann.

Es wird dabei darauf hingewiesen, daß außer den Gasthöfen in Mannheim eine größere Anzahl guter Privatlogis zur Verfügung stehen.

Vereinsnachrichten.

Die Mitgliederversammlung des Deutschen Anwaltvereins (ebenfalls Anwaltstag) wird am

11. und 12. September 1907, Samstags 9 Uhr nach Mannheim im Versammlungssaal des „Rosengartens“ (städtische Festhalle) berufen.

Tagesordnung:

1. Rechnungslegung und Entlastung des Vorstandes.
2. Wahl von 4 Vorstandsmitgliedern.
Nach § 8 der Satzungen scheiden infolge Auslesung aus die Herren Justizrat Dr. Eugen Frick in Berlin, Justizrat Karl Eder in München, Rechtsanwalt Dr. Scholl und Justizrat Dr. Langbein in Leipzig.
3. Verabschiedung des Mitgliederbeitrags auf 15 Mark jährlich. Änderung des § 3 der Satzungen.
Berichtshatter: Justizrat Dr. Brück in Leipzig.
4. Erweiterung und Verschärfung des Beschlusses über Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung und der Wahlkreisordnung für Rechtsanwälte im Hinblick auf die geplante Justizreform.
Berichtshatter: Rechtsanwalt Dr. Fuchsenberg in Mannheim und Rechtsanwalt Dr. Wasmann in Juppau.
5. Empfehlung für eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?
Berichtshatter: Rechtsanwalt Dr. Bloch I in München.

6. Empfiehlt es sich, dem § 68 der Rechtsanwaltsordnung einen Absatz 3 anzufügen des Inhalts:

„Wegen leichter Verschlingungen eines Rechtsanwalts kann der Vorstand ohne Einleitung des im § 67 ff. der W.A.O. vorgeschriebenen Verfahrens eine Wohnung, eine Mißbilligung oder eine Geldstrafe bis 100 Mark aussprechen. Der Rechtsanwalt, gegen den vom Vorstände eine solche Strafe ausgesprochen wird, hat das Recht, innerhalb einer Woche von einer Woche seit der Aufstellung des Beschlusses des Vorstandes, bei diesem Anträge auf Entscheidung durch das Ehrengericht zu stellen.“

Berichtshatter: Oberjustizrat Dr. Wittesich in Dresden.

7. Nach § 6 Nr. 2 Abs. 2 der Satzungen: der Antrag der Herren Rechtsanwalt Schröder in Hohenhausen und Wesselen

a) der erste Satz des Abs. 1 des § 7 der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins wird gestrichen und an seine Stelle tritt folgende Bestimmung:

Der Vorstand besteht aus 15 Mitgliedern; von diesen dürfen höchstens 12 solche Rechtsanwälte sein, die ihren Wohnsitz an einem Orte haben, der Sitz eines Kollegialgerichts (Kreisgericht, Oberstes Landesgericht, Oberlandesgericht, Landgericht) ist.

b) Im Falle der Annahme des Antrages zu a): Im Satz 2 des ersten Absatzes des § 7 werden die Worte: „Diese wählen aus ihrer“ gestrichen und an ihre Stelle die Worte: „Der Vorstand wählt aus seiner“ gesetzt.

c) Im Falle der Annahme des Antrages zu a): die danach erforderlichen Wahlen vorzunehmen.

Leipzig, den 10. Juni 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erstzugel,

Geheimer Justizrat, Vorsitzender.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die dreißigundzwanzigste ordentliche Generalversammlung wird auf

den 12. September 1907, Vormittags 9 Uhr,
nach Mannheim in die städtische Festhalle (Versammlungs-
lokal des „Kosengartens“) berufen.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. der vom Vorstande zu erstattende Geschäftsbericht für das mit dem 30. Juni 1907 abgelaufene Geschäftsjahr;
2. Prüfung der Jahresrechnung und Entlassung des Vorstandes;
3. die Wahl von Vorstandsmitgliedern in Gemäßheit des § 9 der Statuten;
4. die Wahl von Rechnungsrevisoren;
5. die Wahl des nächsten Versammlungsortes;
6. der feinerzeit vom Vorstande angenommene, seitens der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar 1907 verabschiedete Satzung des Justizrats Elze zu Stelle a. E. dahin:

„Die Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte, welche auf Grund der vom deutschen Anwaltstage in Hannover genehmigten und durch Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Hofkassendirektor für Privatversicherung in Berlin festgestellten Satzung begründet werden soll, entspricht zwar nicht ganz der Kasse, welche der § 2 Abs. a der Statuten der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte im Auge hat, sie erfüllt aber das gleiche Ziel und ist zur Zeit die Ruhegehaltskasse, welche zum Segen der deutschen Rechtsanwälte und ihrer Witwen und Waisen begründet werden kann, wenn sich etwa 700 Anwälte daran beteiligen.“

Es werden deshalb dieser Kasse, sofern ihr 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark zur Hälfte in 3/4 prozentigen, zur anderen Hälfte in 3 prozentigen Staatspapieren und dem angesammelten Kapitalgrundpfand der Hilfskasse überwiesen. Diese Hilfskasse wird dann aber nicht aufgelöst, sondern bleibt weiter bestehen. Sie beschafft sich auf den im § 2 b bestimmten Zweck und arbeitet fortan nach der anzuhaltenden veränderten Satzung. Namentlich kann sie die Zinsen aus dem von ihr verbleibenden Kapitalgrundpfand zu Unterstützungszwecken verwenden.“

Die vorgeschlagenen weiteren Satzungsänderungen lauten:

- a) § 2 wird dahin gefaßt:

„Der Zweck des Vereins ist, dienst- und erwerbsunfähig gewordene deutsche Rechtsanwälte, sowie deren Hinterlassene durch Geldbeiträge zu unterstützen.“

- b) Im § 3 wird der Abs. 2 gestrichen.

c) Im § 17 werden der erste Absatz ganz und im zweiten Absatz die Worte:
„aus anderen Gründen“
gestrichen.

Erfaßt, den 15. Juni 1907.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr,

Justizrat, Vorsitzender des Vorstandes.

Personenachrichten.

Der Beschluß des Vorstandes des Deutschen Anwaltvereins vom 26. Mai d. J. cf. Juristische Wochenschrift vom 1. Juni d. J. d. den außerordentlichen Anwaltstag einleiten nicht einzuberufen, hat unter einem Teil der Kollegen namentlich der Antragsteller Widerspruch gefunden, der zu dem hierunter abgedruckten Schreiben des Bonner Anwaltvereins geführt hat. Der Vorstand ist sich wohl bewußt, daß für ihn sachungsmäßig, nachdem mehr wie der letzte Teil der Mitglieder des Vereins dies schriftlich verlangt hatten, die Verpflichtung an sich besteht, den außerordentlichen Anwaltstag zu berufen. Trotzdem hat er in der Überzeugung, daß bei der erheblichen Veränderung der Umstände die übertriebene Verurteilung laum den Wünschen der Antragsteller entsprechen werde, dies einstweilen nicht getan in der Hoffnung, daß vor dem bereits im September in Mannheim tagenden ordentlichen Anwaltstage Indemniß zu erhalten. Zur Zeit, wo diese Anträge gestellt wurden, wußte man nicht, welchen Inhalt die geplanten Gesetzesvorschläge der Reichsjustizverwaltung haben würden. Nachdem die einstweiligen Gesetzesentwürfe den Vorständen der Anwaltskammern vertraulich zur Ausführung mitgeteilt sind, besteht die Aussicht, daß in absehbarer Zeit die Entwürfe der breiten Öffentlichkeit mitgeteilt werden. Solange die Entwürfe überhaupt unbekannt sind, können Verhandlungen und Beschlüsse des Anwaltstages in der Sache laum förderlich sein. Dieses alles erzwang war der Vorstand der Meinung, daß die überwiegende Anzahl der Kollegen zur Zeit nicht wünsche, daß der umständliche Apparat eines außerordentlichen Anwaltstages so kurz vor den Ferien in Bewegung gesetzt werde, wo doch der ordentliche Anwaltstag noch rechtzeitig Gelegenheit bietet, zu der geplanten Gesetzgebung Stellung zu nehmen. Den in dem Briefe des Herrn Rechtsanwalt Peters vom 26. April angegebenen formalen Weg, den außerordentlichen Anwaltstag zugleich mit dem ordentlichen Anwaltstage nach Mannheim zu berufen, glaubte der Vorstand nicht einschlagen zu sollen.

Zwischen dem Vorsitzenden des Anwaltvereins respektive dessen Stellvertreter und dem Bonner Anwaltverein wurden folgende Beschlüsse getroffen:

Zweibeiden, den 17. April 1907.

An
den Vorstand des Bonner Anwaltvereins
Bonn.

Gefürter Herr Kollege!

Ihre Schreiben wegen Ausberufung eines außerordentlichen Anwaltstages ging mir heute zu, da Herr Geheimrat Justizrat

Ereignis erst am 3. Mai von einer Reise zurückkehrt. Zunächst muß ich abwarten, bis die Zustimmungserklärungen geprüft sind; dann kann ich erst den Vorstände die ganze Frage unterbreiten. Ist der dritte Teil der Mitglieder mindestens für einen außerordentlichen Anwaltskongress, so muß er abgehalten werden; Zeit und Ort der Tagung zu bestimmen, ist lediglich Sache des Vorstandes nach § 6 Ziffer 2 unserer Statuten. Ich möchte nur umabsehigst folgendes den Herren Kollegen zur Erwägung anheimgeben:

Vor einigen Tagen ist ein „vorläufiger Gesehentswurf betr. Änderung des G.O. n.H.“ den Anwaltskammern zur Begutachtung vorgelegt worden; ich glaube daher, daß in den einzelnen Kammern außerordentliche Versammlungen zur Besprechung anguberaumen sind; unsere Kammer hat schon einen solchen in Aussicht genommen. Diese Gutachten der legalen Vertretung der Anwaltschaft werden für die Entscheidungen von mehr Bedeutung sein, als das Votum eines Anwaltskongresses; ich glaube daher, daß der Schwerpunkt auf die Verhandlungen innerhalb der einzelnen Kammern zu verlegen ist. Auch die Gerichte haben Gutachten abzugeben. Es ist daher eine etwaige Vorlage an den Bundesrat und Reichstag vor Oktober oder November nicht zu erwarten, so daß die Besprechung auf dem ordentlichen Anwaltskongress noch frühzeitig genug erscheint und auch, nachdem bis dorthin die einzelnen Kammern ihre Gutachten abgegeben haben, erspürlicher sein dürfte, da es sich in dem Entwurfe nicht bloß um die Kompetenzfragen handelt. Weiter möchte ich noch bemerken, daß der Vorstand des Anwaltsvereins nur einen Anwaltskongress für die Mitglieder bestellen einberufen kann.

Ich bitte um baldgefallige Mitteilung, ob trotzdem auf der Bestimmung eines außerordentlichen Anwaltskongresses beharrt wird.

Mit toll. Grüße

gez. Gebhart, Justizrat.

Zweibrücken, den 25. April 1907.

An

den Vorstand des Vereins Bonner Rechtsanwälte
in Bonn.

Gerechte Herren Kollegen!

Ich teile Ihnen mit, daß die Prüfung des Antrages ergeben hat, daß 2304 Mitglieder des Anwaltsvereins denselben gestützt haben. Ich bitte nun mit gefälliger Mitwirkung, ob Sie mit Rücksicht auf die in meinem Schreiben vom 17. und 18. April hervorgehobenen Umstände und im Hinblick auf Niederlegung Erklärung im Reichstage auf der Anberaumung eines außerordentlichen Anwaltskongresses bestehen. Ich werde dann die Sache dem Vorstande bezüglich Zeit und Ort unterbreiten; ich persönlich halte Frankfurt für gut geeignet; was die Zeit anlangt, so wäre vielleicht die Pfingstwoche zu wählen; ein Sonntag scheint mir nicht recht gerügt.

Mit toll. Grüße

gez. Gebhart, Justizrat.

Bonn, den 26. April 1907.

Herrn Justizrat Gebhart, Zweibrücken.

Sehr geehrter Herr Kollege!

In Verfolg Ihrer Zuschriften betr. die Einberufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses in Frankfurt a. M. erwidere ich Ihnen folgendes:

Es ist nach unserer Ansicht rechtlich unhaltbar, den Antrag zurückzuziehen, ohne alle diejenigen, die uns eine Zustimmungserklärung zugesandt haben, darüber zu befragen. Wir ersuchen daher um baldigst. Beschlußfassung über unseren Antrag, um den andern Kollegen Mitteilung geben zu können. Nach Ihren Erläuterungen ist ja das Resultat wahrscheinlich oder sogar sicher, daß Sie, da Sie weder an Ort und Zeit gebunden sind, die Anberaumung des außerordentlichen Anwaltskongresses mit dem ordentlichen in Mannheim zusammenfallen lassen werden. Wir erwarten baldige Inanspruchnahme auf unsern Antrag gefälligen Beschlusses.

In kolleg. Hochachtung erg.

gez. Peters.

Leipzig, den 27. Mai 1907.

Herrn Rechtsanwalt J. Peters

Bonn.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Der Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins hat beschlossen, dem sachgemäß gestellten Antrage auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses mit der Tagesordnung:

„Die bevorstehende Reform der Gerichtsverfassung und des Zivilprozeßverfahrens.“

einstweilen nicht zu entsprechen. Entscheidend für diesen Beschluß war, daß in den tatsächlichen Voraussetzungen, die zu solchem Antrage geführt haben, erhebliche Änderungen eingetreten sind, insbesondere den Vorständen der Anwaltskammern von den Landesjustizverwaltungen der Gesehentswurf über Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Reichszivilprozeßordnung und Gebührensordnung mitgeteilt und sie über die beschäftigten Änderungen gehört sind resp. gehört werden sollen, namentlich aber zur Gewissheit festgestellt ist, daß die gesetzlichen Vorlagen nicht vor dem ordentlichen Anwaltskongress an den Reichstag gelangen werden. Es ist angemessen, daß die Antragsteller bei dieser Sachlage keinen Wert darauf legen, daß der Gegenstand vor dem ordentlichen Anwaltskongress zur Verhandlung kommt und daß es ihnen Wünschenswert erscheint, daß sich der im September tagende ordentliche Anwaltskongress damit beschäftigt, nachdem das Resultat der Verhandlungen der Landesjustizverwaltungen mit den Kammervorständen vorliegt.

Wir lassen diesen Beschluß durch die Juristische Wochenschrift veröffentlichen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

gez. Ertzhropel, Geheimer Justizrat,
Vorstand.

An
den Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins
1. B. des Vorsitzenden
Herrn Geheimen Justizrat Ertzscheidel
Leipzig.

Auf das Schreiben vom 27. Mai d. J. inhaltlich dessen der Vorstand beschloßen hat, dem Antrage auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses zwecks Besprechung über die Reform der Gerichtsverfassung und des Zivilprozesses einstweilen nicht zu entsprechen, teile ich hiermit ergebenst mit, daß der Verein der Bonner Rechtsanwälte in seiner gestrigen Hauptversammlung beschloßen hat:

1. gegen diese Ablehnung Protestation einzulegen;
2. zu beantragen, daß dieses Schreiben in der nächsten Nummer des Vereinsorgans veröffentlicht wird.

Der Verein der Bonner Rechtsanwälte hält die Ablehnung für eine Verletzung der dem Vorstande des Deutschen Anwaltsvereins obliegenden Pflichten. Nachdem 2304 Mitglieder, also fast die Hälfte des ganzen Vereins, den Antrag gestellt hatten, mußte derselben entsprechen werden. Er durfte auch nicht durch die Eintragung beseitigt werden, die tatsächlichen Veranlassungen für den Antrag hätten sich inzwischen verändert. Das zu prüfen, war Sache des außerordentlichen Anwaltskongresses. Tatsächlich ist diese Eintragung auch unerlässlich. Gerade die Berufung eines außerordentlichen Anwaltskongresses war wegen der Wichtigkeit der ganzen Frage am Platze. Durch diese außerordentliche Voraussetzung sollte den geschehenden Faktoren gegenüber, und zwar so zeitig als möglich, zum Ausdruck gebracht werden, welche Auffassung der Deutsche Anwaltsverein von der dringlichsten Reform hat.

Der Verein der Bonner Rechtsanwälte hat schon jetzt nach der kurzen Zeit der Veröffentlichung des Vorstandesbeschlusses in der Juristischen Wochenschrift eine Reihe diesen Beschluß mißbilligender Zuschriften erhalten. Da er die ganze Agitation in die Wege geleitet hat, so ist er verpflichtet, den Mitunterzeichnern des Antrages Kenntnis von seiner Auffassung über den ablehnenden Vorstandesbeschuß zu geben, und ist daher der Antrag gestellt, dieses Schreiben in der Juristischen Wochenschrift zu veröffentlichen.

Bonn, den 8. Juni 1907.

Der Verein der Bonner Rechtsanwälte.

J. A.:

(gez.) Peters, Schriftführer.

H. v. Dedekes Vortrag in Berlin SW. 19 hat sich bereits erfüllt, das im Erscheinen begehrte Werk:

Die Handelsgesetze des Erdballs, umfassend das Handels-, Wechsel-, Kauf-, und Seerecht aller Kulturvölker

an die Mitglieder des Deutschen Anwaltsvereins zu einem Vorzugspreise und zwar den Fogen ausstatt für Mark 0,50 für Mark 0,35 zu liefern.

Prospecte über die Lieferung sind bei der Verlagsbuchhandlung direkt zu erhalten.

Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des Deutschen Anwaltsvereins Leipzig, Börsenstraße 2 zu richten.

Leipzig, den 13. Mai 1907.

Dr. Heß, Justizrat, Schriftführer.

Die Verlagsbuchhandlung W. Neesee gibt an die Mitglieder des Anwaltsvereins den zweiten Jahrgang der Literaturübersicht des Jahres 1906, erschienen unter dem Titel „Jurisprudentia Germanica 1906“ zum Vorzugspreise von 5 Mark ab. Bestellungen bitten direkt an den Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins Leipzig, Börsenstraße 2 zu richten.

Zur Reform der Gerichtsverfassung.*)

Von Dr. jur. Paul Krümmann, Professor der Rechte in Rünthe.

Von der deutschen Gerichtsverfassung kann man auch sagen, was die deutschen Richter von Auroclatia gesagt haben. Wie der russische General seine Schladaken nicht darauf anlegte zu siegen, um jeden Preis zu siegen, sondern in erster Linie darauf bedacht war, sich für den Fall der Niederlage einen sicheren Rückzug zu schaffen, so hat auch die deutsche Gerichtsverfassung mancherlei Vorkehrungsregeln vorgesehen, um in den unteren Instanzen begangenen Fehlern in den oberen Instanzen nachträglich wieder auszuweichen zu können, aber es fehlt an jedem Streben, schon in der ersten Instanz alle Fehlerquellen zu verstopfen. Unsere Gerichtsverfassung ist physiologisch soßig angelegt und weil dem so ist, kommen wir auch aus der Notlage nicht heraus, in der sich das Reichsgericht mit seiner Überbürdung befindet. Das kronenreiche Mittel, die Revisionssumme heranzuführen, hilft nur auf Zeit und wird bald wieder neue Klagen hören. Das beste Mittel gegen die Überbürdung des Reichsgerichts sind gute erstinstanzliche Urteile und diese guten erstinstanzlichen Urteile werden naturgemäß auch die Oberlandesgerichte entlasten.

Zu guten erstinstanzlichen Urteilen kann man aber nicht kommen, solange das Amtsgericht die Anfängerkation für den selbständigen Richter bleibt. Folglich muß schon bei dem Amtsgericht eingelegt werden. Nun ist es leicht gesagt, wenn gefordert wird, daß dem Amtsgericht nur die wichtigsten, ersahrensten Kräfte zugeführt werden sollen. Da taucht die Frage auf, was denn mit den anderen Gerichten werden solle. Diese Bedenken schwärmen aber sofort zusammen, sobald die Zuständigkeit des Amtsgerichts erweitert wird. Leider steht zu befürchten, daß der in Aussicht gestellte Entwurf uns in dieser Hinsicht nur eine Halbheit bringen wird, während doch folgende Eintragungen mit zwingender praktischer Notwendigkeit gegenseitig aufeinander hindeuten.

1. Die Stellung des Amtsrichters muß solche Vorteile bieten, daß sie gerade von älteren Juristen begehrt wird, das bedeutet Rang- und Gehaltssteigerung.

*) Ich setze die Ausführungen von Wiedes, Stein, Herr, Hübner usw. als bekannt voraus, kann mich natürlich bei dem mir zu Gebote stehenden Raum nicht eingehend mit ihnen befassen.

2. Eine solche Gehaltsverhöhung ist für den Staat aber nur dann wirtschaftlich einträglich und zu rechtfertigen, wenn durch die entsprechende praktische Gewinna eingetauscht wird, daß das Amtsgericht auch eine nicht bloß qualitativ bessere Arbeit leistet als bisher, sondern vor allen Dingen quantitativ mehr Prozesssachen erledigt als heute.

Dies führt mit Notwendigkeit auf die Erhöhung seiner Zuständigkeit, aber nicht etwa um einige bestehende hundert Mark, sondern unbegrenzt.

Nur die unbegrenzte Zuständigkeit macht es möglich, daß sämtliche Berufungssachen von einem Einzelrichter tot gemacht werden, die Kollegialgerichte mit Berufungssachen vollständig versehen werden können. Die außerordentliche Ersparnis liegt auf der Hand und bedeutet zugleich, da im amtsgerichtlichen Verfahren die Einlassungsfrist länger ist, eine große Beschleunigung aller Prozesse in der ersten Instanz.

Es bedeutet aber in Zusammenhang mit einigen anderen Reformen auch in Kontraktverträgen Sachen eine große Entlastung der Gerichte: das Landgericht kommt als erste Instanz überhaupt nicht mehr in Betracht und das Oberlandesgericht gibt einen großen Teil seiner Berufungssachen an das Landgericht ab, so daß künftig alle heute nicht revisionfähigen Berufungen von der mit drei Richtern besetzten Zivilkammer, statt von dem mit fünf Richtern besetzten Senat des Oberlandesgerichtes erledigt werden.

Dafür würde allerdings das Oberlandesgericht die Revision zum Teil erhalten. Dies ist auf Grund folgenden Vorschlages zu denken.

Sachen bis zum Werte von 3 000 Mark.

Erste Instanz: Amtsgericht.

Berufungsinstanz: Landgericht.

Revisionsinstanz: Oberlandesgericht.

Dies ergibt für die Sachen von mindestens 3 000 Mark Wert folgende Ordnung:

Erste Instanz: Amtsgericht.

Berufungsinstanz: Oberlandesgericht.

Revisionsinstanz: Reichsgericht.

Mit dieser Ordnung vergleicht man die Dinge, wie sie heute stehen.

Die Entlastung des Landgerichtes besteht darin, daß es nur mit Berufungen in Sachen bis zu 3 000 Mark Wert befaßt wird. Alle Sachen über 3 000 Mark fallen fort. Die Entlastung des Oberlandesgerichtes besteht darin, daß es für Sachen bis 3 000 Mark Wert nur Revisionsgericht ist, alle Lastfragen fortfallen und überdies zur Einlegung der Revision viel seltener Veranlassung besteht, als zur Einlegung der Berufung. Für Sachen über 3 000 Mark bleibt es Berufungsgericht, wie es ja auch heute schon hierfür Berufungsgericht ist. An Stelle der fortgefallenen Berufung gegen ersinstanzliche Landgerichtssachen von einem Werte zwischen 300 und 3 000 Mark tritt die Revisionsinstanz für die Sachen bis zu 3 000 Mark. Diese ist aber voraussichtlich an Umfang geringer als die fortgefallene Berufungsinstanz.

Für beide Gerichte kommt gleichermäßen als Entlastung hinzu die Beseitigung von Berufungssachen, die sich allerdings wesentlich nur bei dem Landgerichte praktisch geltend machen wird.

Dem Reichsgerichte bleibt nach wie vor die Revision von 3 000 Mark Wert ab. Diese Wertgrenze können wir aber zur Not erhöhen. Wenn wir nämlich, wie es in meinem Vorschlag geschieht und wie es meines Erachtens nur sozial gerecht ist, für jede, auch die kleinste Prozesssache eine dritte Instanz geben, die wir heute ja bei ersinstanzlichen Amtsgerichtssachen nicht haben, können wir die Grenze für die Revisionsfähigkeit des Reichsgerichtes enger ziehen. Das bedeutet praktisch: Ein viel größerer Teil der Revisionen wird von einem Senat mit 5 Mitgliedern erledigt, statt von einem Senat mit 7 Mitgliedern. Die Erhöhung der Revisionssumme ist deshalb heute so ungerecht, weil die nicht revisionfähigen Sachen alle nur zwei Instanzen haben und teilweise sogar schon bei dem Landgericht sich tollauen. Man halte sich nur die fernere Entwicklung vor Augen; in 20 Jahren ist Deutschland um mindestens 16 Millionen erlebiger und was nach 100 Jahren sein wird, ist gar nicht auszubilden. Wir werden die Revisionssumme immer wieder erhöhen müssen, denn die Zahl der Prozesse wird mit dem Anwachsen der Bevölkerung zunehmen, außerdem wächst der Reichtum außerordentlich und das Geld sinkt trotz vorübergehender Knappheit auf absehbare Zeit noch immer im Preise. Soll die Reform auch den Zukunftsmöglichkeiten Raum schaffen, so muß sie so elastisch sein, daß die Einrichtungen ohne grundsätzliche Veränderungen jederzeit dem veränderten Bevölkerungsstande und dem jeweiligen Wirtschaftszustande angepaßt werden können. Dann muß aber für das hinaufschieben der Revisionsgrenze eine Entschädigung gegeben werden. Ist es wahrscheinlich, daß wir noch einmal zu einer Revisionssumme von 10 000 Mark kommen werden, so muß eben für die Sachen bis zu 10 000 Mark eine dritte Instanz bei den Oberlandesgerichten geschaffen werden. Ohne dies hand in hand arbeiten beider Revisionsgerichte ist jede Erhöhung der Revisionssumme ein gewalttätiges Heilmittel, das in Wirklichkeit kein Heilmittel ist, sondern der Vergrößerung auf Zielungsversuche.

Andersseits halte ich die Revisionsfähigkeit aller Sachen, auch der kleinsten, für das unerläßliche Korrektiv des Einzelrichtertums und seiner unbeschränkten ersinstanzlichen Zuständigkeit in allen Sachen. Nur mit diesem Vorbehalt können wir schon jetzt ohne Bedenken den Sprung zum Einzelrichtertum machen, können aber auch ohne Bedenken schon jetzt die Revisionssumme für das Reichsgericht auf mehr als 2 500 Mark festsetzen, etwa auf 3 000, ja sogar auf 5 000 Mark.

Diese Vorschläge ergeben, wie gesagt, unter der Voraussetzung, daß drei Instanzen den Parteien zugestimmt werden sollen, ich sehe aber auch keine praktische Möglichkeit, etwa mit zwei Instanzen auszukommen. Das würde eine außerordentliche Verletzung des Reichsgerichtes mit Beweiserhebungen bedeuten, denn wir müßten in der zweiten Instanz doch Berufung und Revision vereinigen. Will man das Zentralgericht möglichst schonen, darf man auf eine zwischengeschobene Berufungsinstanz nicht verzichten. Für mich ist in dieser Frage entscheidend, daß das Volk im Reichsgericht längst seinen letzten Stützpunkt gefunden hat. Ich weiß aber Unrecht, diese Frage ist nicht zu untersuchen. Nachdem einmal der verhängnisvolle Schritt getan worden ist, das oberste juristische Sach-

Preis noch einmal von einer höheren Instanz nachgeprüft werden. Es wird auf diese Weise erreicht, daß nur die reine Rechtsfrage von einem Kollegialgerichte geprüft wird und dies ist meines Erachtens auch die einzige Rechtfertigung für das Kollegialsystem überhaupt. Die Nachprüfung in der Tatfrage und die Ergänzung des Tatsachennmaterials kann ebenso gut von einem Einzelrichter vorgenommen werden, wie von einem Kollegium. Ja, das Einzelrichtertum empfiehlt sich noch deshalb, weil der Einzelrichter die Verantwortung innerlich viel äußerlich allein trägt, so daß er sich nicht wie im Kollegium mit der Mehrheit und ihren Beschläüssen beden kann. Das verlangt von dem Richter ein härteres Einlegen alles Wissens und Könnens, als es bei dem Kollegialgerichte sich von selber ergibt. Diese psychologischen Faktoren wollen man nicht unterschätzen.) Je mehr der Richter mit seinen wissenschaftlichen Leistungen auf Herz und Nieren geprüft werden kann, desto mehr wird er sich anstrengen sich keine Flüße zu geben. Darum sollte aus diesen satzlos bekannten und widerstrebenden Gründen das Kollegialsystem immer nur als notwendiges Übel, niemals aber als das an sich Gute betrachtet werden. Leider haben wir uns ganz in diese letzte Betrachtungsweise hineingelassen, so daß viele liebgewordenen Vorstellungen erst über Bord gehen müssen, bevor wir die psychologisch allein richtigen Grundlagen einer guten Gerichtsverfassung gewinnen können.

Das Gewicht dieser Erwägungen wird in sehr werthvoller Weise unterstützt durch das einfache Rechenexempel: $0 + 0 = 0$. Woher sollen die Vergabungen kommen, die unsere schwierigen Fragen meistern können? Nezuu sechshundert Beobachtung als Mitglied der Prüfungskommission hat mir die feste Überzeugung verschafft, daß Deutschland nicht genügend ausserordentliche Vergabungen erzeugt, um den Bedarf an tüchtigen Juristen zu decken. Ich habe schon zu viel Wintervertage durchkommen sehen, als daß ich die Augen vor der Tatsache verschließen könnte, daß die Zusammensetzung des juristischen Nachwuchses sehr zu wünschen übrig läßt. Handel, Industrie, Meer, Flotte, Chemie, Physik usw., Technik jeder Art verschlingen so viele Vergabungen, daß in Anbetracht der Menschenvergehung, die unsere Gerichtsverfassung treibt, nicht genügend hochwertige Köpfe für den Dienst am Rechte übrig bleiben. Alle anderen Wissenschaften und Freigleichen in allen Ehren, was den juristischen Beruf so außerordentlich schwer macht, ist die geordnete Doppelleistung als Wissenschaftler und als Künstler. Unser Beruf hat eine Doppelnatur, einmal müssen wir an schärfstermöglicher und logischer Abstraktion das Selbst Leben wie die Vertreter anderer Wissenschaften, müssen aber ferner auch mit künstlerischem Takte da verfahren, wo und, wie so oft, der geschriebene Buchstabe im Stich läßt. Man nenne mir die schwierigste philosophische Aufgabe, der ich nicht eine mindestens ebenso schwierige aus dem Gebiete der

Rechtswissenschaft entgegensetzen könnte, und man nenne mir die schwierigste künstlerische Aufgabe, die nicht ihr Seitenstück in den Aufgaben der Rechtsfindung und der Gesetzgebung hat. Darum ist heute das Kollegialsystem, wie ja auch schon häufiger gesehen, ein gerichtetes Schutzmittel gegen schlechte Rechtsprechung nicht mehr.

Wenn ich auch zugebe, daß bei dem Einzelrichtertum aus betriebswirtschaftlichen Gründen die Ersparnis bei dem Landgerichte etwa nur die Hälfte, nicht zwei Drittel betragen wird, so ist doch die Rückwirkung auf die höheren Instanzen dazuzurechnen und dann ergibt sich ein großer Gewinn. Jedenfalls genügt eine Besetzung mit drei Richtern für die Senate der Oberlandesgerichte, zweifelhafter kann es sein, ob die Richterschaft bei den Senaten des Reichsgerichts zu mindern ist, aber auch das ist durchführbar, wenn nur sonst möglichst viele technische Erleichterungen geschaffen werden.

Die Verminderung der Richterschaft muß selbstverständlich von einer beträchtlichen Erhöhung ihrer Bezüge begleitet sein, um diese Laufbahn wieder begehrter zu machen, eine größere Auswahl unter den Bewerbern und eine schärfere Selektion der Kandidaten zu ermöglichen. Wird das Landgericht ebenfalls mit Einzelrichtern besetzt, so gehört der junge Praktikant als Hilfsarbeiter in die Senate des Oberlandesgerichts, wo man ihm ruhig die Referate über die kontroversiellsten Fragen auftragen möge. Das Amtsgericht muß so veredelt gemacht werden, daß es für die Richter ebenso begehrt wird wie die Stelle eines Landgerichtspräsidenten oder eines Senatspräsidenten bei dem Oberlandesgericht.

Nur so können wir unseren Justizetat auf der Höhe halten, daß der Staat nicht zu sehr belastet wird, denn seiner harret noch eine zweite Ausgabe: Die Aufwendungen für die Gerichtsbibliotheken müssen vervielfacht werden. Die Urteile der unteren Instanzen sind ja gerade deshalb oft so unzulänglich, weil der Richter bei dem besten Willen der neuesten Literaturbewegung nicht folgen kann. Die Zeit hierfür wäre mit Verminderung der Gerichtsbezirke schon zu gewinnen, aber das Geld für die Literatur ist heute für den Richter nahezu unerschwinglich. Es ist ja außerdem ganz unpraktisch, sich auf die privaten Anschaffungen der Richter zu verlassen, jeder Personalswechsel bringt dann eine Anhebung; wird jedoch für die Bezüge gekaut, so bleibt alles dem Staate erhalten und der Bibliotheksstand von dem Personalswechsel unabhängig.

Aufrechnung und Zurückbehaltung gegenüber Gefindeloohnforderungen.

Von Amtsrichter Dr. Cordes in Cöpenburg.

Die landesgesetzlichen Gefindeordnungen bestimmen durchweg (so die obersächsischen Gefindeordnung im § 73), daß die Herrschaft sich wegen ihrer Erfasforderungen gegen das Gefinde an den Lohn halten könne. Im allgemeinen werden diese Bestimmungen auf Grund des Art. 95 des Reichsgesetzes als rechtsmäßig angesehen; einer genauen Prüfung hält jedoch diese Ansicht nicht stand.

Nach § 394 BGB. ist eine Aufrechnung gegen Lohnforderungen insoweit ausgeschlossen, als die Lohnforderungen

*) Es ist, wie es von unbefangenen Richtern auch zugesprochen wird, sogar für die Frage, ob zwei oder drei Instanzen zu genügen sind, zu. Wer sich vor der Nachprüfung durch ein höheres Gericht nicht sicher weiß, wird sich mehr bedenken, ein gutes Urteil abzugeben, als derjenige, der sich in dem sicheren Gefühl der letzten Instanz befindet. Gerade bei den Berufsgruppen der Landgerichte ist dieses wichtig: wir legen die Codex der letzten Leute in die Hand von Richtern, die deshalb handzittern sind, weil man sie noch nicht oder nicht mehr in höhere Stellen berufen will.

der Beschlagnahme entzogen sind, also gegen Dienstlohnforderungen allgemein, sofern sie nur am Tage ihrer Fälligkeit eingefordert sind.

Rum hat allerdings Art. 95 GGVB. das Befinderecht der Landesregierungen der Regelung überwiegen; hierdurch hat aber das Landesrecht nicht die Befugnis erhalten, auch Ausnahmen von der Vorschrift des § 384 BGB. zuzulassen.

Die besondere Stellung, welche dem Landesrechte durch Art. 85 E.G. eingeräumt ist, bezieht sich nur auf solche Vorschriften, welche dem spezifischen Gebiete des Bundesrechts angehören; darunter fällt aber nicht die allgemeine Vorschrift des § 394 a.L., welche für alle dort bezeichneten Forderungen gilt, mögen sie auf welchem Gebiete immer erwachsen sein.

Die Motive bestimmen den Inhalt des im Art. 95 eingetragenen Landbesitzes getroffenen Vorbehalts dahin, daß das Landbesitzes ermöglicht sei, den Dienstvertrag und dessen Inhalt zu regeln, den Begriff des Gesindes festzustellen und darüber zu befinden, welche Vorschriften für das Gesinde überhaupt und für einzelne Kategorien desselben gelten sollen (Mugdan, Materialien I, 30).

Dabei hat der Gesetzgeber für völlig erachtet, aus-
drücklich hervorzuheben, daß auch die landesgerichtlichen Ver-
schriften über die Schadenerschaft desjenigen, welcher Gefährde
um widerrechtlichen Verlassen des Dienstes verleiht oder in
Kenntniß eines bestehenden Dienstvertrages in Dienst nimmt,
im Vordrucke eingegeben sind, da „beim Mangel einer aus-
drücklichen Vorschrift es zweifelhaft erscheinen könnte, ob die
Landesgerichtung auf Grund des allgemeinen Vordruckes
befugt sei, die in dieser Beziehung einschläglichen Fragen in den
Bereich ihrer Regelung zu ziehen.“ (Wagman a. a. D. S. 30.)

Weit weitestgehender als dies muß es aber nach dem Wortlaute des Art. 95 Abs. 1 GG. erscheinen, als die Landesgesetzgebung das Auftragsverbot des § 304 a. E. für die Erbscheinerungen der Herrschaft an das Gefinde auszuheben befaugt sei; die Frage der Erbschäpfung desjenigen, welcher Gefinde zum unentgeltlichen Verlassen des Dienstes veranlaßt oder fremdes Gefinde in Dienst nimmt, gehört weit sicherer dem Gefindebesitzer an, als die Frage i. B., ob der von seinem Dienstherrn Beschäftigte seinen Anspruch gegen die Lohnforderung ausüben darf.

Dat aber das Gesetz in dieser weit weitestgehenderen Frage nicht bestimmt, daß der Verstoß des Art. 95 GG. sich auch auf das Auftragsverbot des § 304 BGB. beziehe, so muß angenommen werden, daß das Gesetz eine solche Ausdehnung nicht will.

ferner: die Bestimmung des § 294 BGB. ist aus sozialpolitischen Rücksichten und aus Gründen der Rechtskonsequenz getroffen. Aber die Gründe der Rechtskonsequenz sprechen sich die Motive aus:

„Es wäre schon an sich eine Inkonsequenz, wenn, obwohl das Gesetz eine Forderung der Exekution entzieht, dem Schuldner gestattet wäre, gegen sie eine Aufrechnung vorzunehmen und so, ähnlich wie im Wege der Exekution, den Gläubiger zu zwingen, sich in eine Nichtbefriedigung zu fügen . . . Die Gründe, weshalb die § 410. in den bezeichneten Fällen die Exekution für unmöglich erklärt, erfordern aber auch

die Ausdehnung der erzwungenen Kompensation.“
(Wegmann a. a. O. 2, 62.)

Es muß deshalb von dem § 394 BGB. mut. mut. das-
selbe gelten, was die Rostine an anderer Stelle in Bezugung
auf § 562a des Entwurfes (§ 617 des Gesetzes) sagen:

„Gibt man es einmal aus sozialpolitischen Rücksichten für erforderlich erachtet, durch Aufstellung eines zwingenden Rechtssatzes die Vertragsfreiheit zum Schutze des Dienstverpflichteten einzuführen, so geht es nicht an, den Eingeständnissen die Befugnis einzuräumen, diese im öffentlichen Interesse beschlossene Norm auf einem Hauptanwendungsgebiete wieder aufzuheben.“ (Wagdan a. a. O. S. 146.)

Dem Gesetzgeber, welcher solche Anschauung vertritt, ist nicht zugutzuhalten, daß er den aus sozialpolitischen Rücksichten eingeführten § 384 BGB. auf einem Hauptanwendungsbereich der Einflüsse der Landesgesetzgebung wieder habe freigegeben wollen.

Im Besultate übereinstimmend Neumann (bezüglich des § 42 der weimariſchen Gefindeordnung):

„Durch § 95 GG. sind der Landesregierung lediglich zur eigenen Regelung überlassen die Vorschriften, welche dem Gesinderecht angehören, nicht ist überlassen die Regelung allgemeiner Rechtsverhältnisse, welche lediglich aus zwischen Dienstherrn und Gesinde ebenso wie zwischen anderen Personen und Rechtssubjekten vorzukommen können. Ein solches dem allgemeinen Rechte und nicht dem Gesinderechte als solchen angehöriges Rechtsverhältnis ist die Aufzuehmung.“ (Zür. Bl. f. Rechtsvergl. 47, 196.)

Ebenso Scherer in *JFB*. 1901, 186:

„Nach manchen Befristordnungen kann die Dienstherrschaft Ansprüche auf Schadenersatzleistung gegenüber den Dienstboten gegen dessen Lohnforderung unbefristet aufrechnen. Neumann erachtet diese Bestimmung für ungültig. Dies ist nicht ganz richtig; zwar ist die Aufrechnung ausgeschlossen“ . . .

Wenn einige (Borchst.) Verwahrungsräte in Preußen unter der Herrschaft des BGB., Hult in *StauffH. Jahrg. 66 S. 80*, auch die Notiz 3. preuß. *ABGB.*) deshalb anderer Meinung sind, weil der § 304 BGB. in der als ersichtlich anzusehenden Aufhebung der auf das Gefirdberecht anwendbaren Vorschriften des BGB. im Art. 95 Abs. 2 GG. nicht erwähnt sei, so wird dabei nicht beachtet, daß der Vorbehalt im Art. 95 Abs. 1 nur das eigentliche „Gefirdberecht“ der Landesgesetzgebung unterstellt, und daß es daher unter die Ausnahmen des Abs. 2 auch nur Bestimmungen auszunehmen nahe lag, welche zu dem „Gefirdberecht“ gehörig erschienen. Dies ist bei allen Ausnahmen des Abs. 2 Art. 95 mit. der Fall; je betreffen nämlich den Abbruch und die Dauer des Gefirdbvertrages und dessen rechtliche Wirkung hinsichtlich der Fassung für schuldhaftes Handlungen des Gefirdben als Betreuer und Schlichter der Herrschaft und hinsichtlich der Untersuchungspflicht bei Krankheiten und Unfällen der Dienstboten, und gehören daher in ganz anderer Weise dem „Gefirdberecht“ an als eine Bestimmung über Aufrechterhaltung des Aufrechterhaltungsbereiches des § 304 BGB. gegenüber Gefirdblohnforderungen.

Im übrigen ergibt sich aus den Materialien zum GG., daß die Aufhebung im Art. 95 Abs. 2 nicht als erschöpfend in dem Sinne gemeint ist, daß nun alle hier nicht aufgeführten Vorschriften des BGB. für das Gebiet des Grundbesitzes der landesgesetzlichen Regelung freigegeben sein sollten. Die Protokolle zu Art. 95 (Art. 46 des Entw.) betonen ausdrücklich, daß man in der I. Kommission davon ausgegangen sei, daß die Haftung der Herrschaft gegenüber dem Dienstboten nur, insofern sie auf keinen Verstoß beruhe, der Ordnung des Landesrechtes überlassen sein solle, daß man aber gleichwohl diese Umgrenzung des zugunsten des Landesrechtes getroffenen Vorbehaltes nicht besonders hervorgehoben, sondern einen allgemeinen Vorbehalt mit gewissen Ausnahmen aufgenommen habe, ohne daß aus dem Protokolle hervorgehe, daß man diese Aufstellung habe aufgeben wollen. Die zweite Kommission erachtet es deshalb als in der Tendenz des Entwurfs liegend, den § 562 a. D. die Abänderungen durch das Landesrecht zu entziehen. (Mugdan a. a. D. I, 146 f.) Beide Kommissionen sind also darüber einverstanden, daß man durch die Fassung des Art. 95, durch die Aufstellung eines allgemeinen Vorbehaltes in Abs. 1 und die Aufhebung von Ausnahmen in Abs. 2, nicht einen geschlossenen Kreis einzelner Ausnahmen von der in Abs. 1 statuierten Regel habe bilden wollen.

Eine Aufrechnungsbezugnis gegenüber den Lohnansprüchen des Grundbesitzers können daher die in Frage stehenden Vorschriften der Landesgesetze über den Dienstboten nicht geben; zweifelhafter kann die Frage sein, ob die Bestimmung der Gesetze, daß die Herrschaft sich wegen ihrer Verschuldungen an den Lohn halten könne (§ 73 der obenbuzigen Grundordnung) und ähnlicher Vorschriften nicht wenigstens insoweit rechtswirksam sind, als der Dienstherr ein Zurückbehaltungsrecht an Dienstlohn ausüben will.

In der Tat halten manche ein Zurückbehaltungsrecht an Lohnforderungen (im Gegenfall zur Aufrechnung) für zulässig, indem sie teils aus § 273 teils aus § 320 ff. BGB. ein solches Zurückbehaltungsrecht begründen wollen. So Schönmeyer in Hölders Komm. z. BGB. zu § 304, 1 a. E.; Dernburg BGB. II 1 S. 127; Scherer a. a. D. S. 186.

Es ist zu unterscheiden zwischen einer Zurückbehaltung aus § 273 BGB. und einer solchen aus § 320 ff. BGB.

Auf § 273 BGB. kann eine Zurückbehaltung gegenüber Lohnforderungen nicht gestützt werden.

Handelt es sich bei den dem Lohnanspruch gegenüberstehenden Ansprüchen um solche auf die Gegenleistung aus dem Dienstvertrage, so kommt überhaupt nicht der § 273, sondern nur § 320 ff. BGB. in Frage. Bei gegenseitigen Verträgen kommt nicht § 273,

„sondern § 320 BGB. zur Anwendung, welche Bestimmung bei gegenseitigen Verträgen das Zurückbehaltungsrecht an Stelle des § 273 BGB. zu regeln bestimmt ist. Dies ergibt sich schon daraus, daß nach § 320 Abs. 1 Satz 3 BGB. im Falle der gegenseitigen Verträge § 273 Abs. 3 BGB. keine Anwendung leidet.“ (RG. in JZ. 1906, 333.)

Voraussetzung ist hierbei jedoch,

„daß es sich um Leistungen handelt, welche sich als Leistung und Gegenleistung unmittelbar gegenüberstehen.“ (RG. 54, 125.)

Soweit solche Ansprüche und Gegenansprüche aus dem gegenseitigen Vertrage in Frage stehen, braucht der Dienstherr natürlich nach dem allgemeinen Satz,

„Erfüllung kann nur fordern, wer seinerseits erfüllt hat oder erst später zu erfüllen braucht, sonst kann nur Erfüllung Zug um Zug gefordert, die eigene Leistung also bis zur Ausführung der Gegenleistung zurückgehalten werden.“ (RG. 54, 125)

den Lohn nicht auszahlen, solange der Dienstverpflichtete seine Leistung nicht erfüllt hat; in einem solchen Falle ist der Dienstlohn eben noch nicht oder nicht ganz verdient (cf. OTr. 70, 182). Es steht hier also nicht ein eigentliches Zurückbehaltungsrecht, sondern nur der selbstverständliche Satz in Frage, daß der noch nicht verdiente Lohn noch nicht gefordert werden kann.

Handelt es sich dagegen um den Lohnanspruch unmittelbar gegenüberstehende Gegenleistungen, so kommt nur das Zurückbehaltungsrecht aus § 273 BGB. in Frage. Dieses aber ist gegenüber den unpfändbaren Dienstlohnansprüchen ausgeschlossen.

Schon der Wortlaut des § 273 cit. knüpft das Zurückbehaltungsrecht an den Vorbehalt, daß „nicht aus dem Schulverhältnis ein anderes sich ergibt“. Dies ist aber, wenn irgendwo, dann bei Ansprüchen auf Dienstlohn, welche aus sozialen Motiven durch zwingende Vorschriften der Pfändung wie der Aufrechnung entzogen sind, der Fall. Wenn der Arbeitgeber das Recht des Dienstverpflichteten auf Auszahlung des Lohnes durch Verbot der Pfändung und der Aufrechnung sichergestellt hat, so kann er umsofort gewollt haben, daß dies von ihm so sichergestellte Recht auf andere Weise gewissermaßen durch eine Finterzelle wieder illusorisch gemacht werde.

„Das Zurückbehaltungsrecht würde aber genau das nehmen, was das Aufrechnungsverbot gegeben hat.“

„Ein solcher Widerspruch kann aber in einer Rechtsordnung nicht bestehen.“ (Eingeherr, Lohn und Aufrechnung S. 89.)

Daß das BGB. nicht ausdrücklich die Unzulässigkeit der Zurückbehaltung der Pfändung entzogenen Lohnforderungen erwähnt, wird seinen Worten darin haben, daß es durch den oben erwähnten allgemeinen Vorbehalt die Unzulässigkeit der Retention gegenüber diesen Ansprüchen für genügend gekennzeichnet gehalten hat.

Es halten denn auch ein Zurückbehaltungsrecht an Lohnforderungen für ausgeschlossen:

Eingeherr Lohn und Aufrechnung S. 78 ff.;

Frankenberg Arbeitsvertrag nach BGB. in Eingeherr, 9. Jahrg. S. 366;

Behmer in PrVerfM., 22. Jahrg. S. 372 II;

Löwenbach in „Arch.“ 1901, 586;

Fuß in SeuffBl. 66. Jahrg. S. 104;

Preßlich in JZ. 1903, 118 ff.;

LG. zu Hamburg in OLGPr. 3, 352 ff. (Wegen die in diesem Urteile ausgesprochene Einschränkung auf solche Forderung des Lohnes Eingeherr a. a. D. S. 82.)

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scherke zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 25. Mai bis 8. Juni 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Internationales Privatrecht.

1. Recht des Erfüllungsortes im Rang anberaumter Vereinbarung.]

Beklagte hatte von dem Kläger in Liverpool, größter Quantitäten Pappenaßfälle und Papierabfälle bestellt, trat aber dem Vertrage über die Pappenaßfälle jurad. Das R. verurteilte, das R. hob auf. Aus seinen Entscheidungsgründen interessiert nur die Zurückweisung des auf die Annahme des deutschen Rechts bezüglichen Angriffs: der Angriff, daß das Berufungsgericht mit Unrecht auf das freitragende Rechtsverhältnis deutsches und nicht englisches Recht angewandt habe, kann nicht als zureichend erachtet werden. Der mit der Klage erhobene Anspruch auf Zahlung wäre, wie das Berufungsgericht materiell zureichend annimmt, am Niederlassungsorte der Beklagten in Mitleide zu erfüllen, und daraus ergibt sich, mangels einer anberaumten Vertragsabmachung, entsprechend der künftigen Rechtsprechung des R., von der abzuweichen der Senat keinen Anlaß findet, die Annahmbarkeit des deutschen Rechts. Wenn die Revision unter Bezugnahme auf Entscheidungen des VI. ZS. (R. 61, 373; 62, 329) darauf hingewiesen hat, daß das R. in neuerer Zeit von jenen Grundsatz abgewichen sei, so ist es richtig, daß in jenen Entscheidungen mehr Gewicht auf das Personalstatut der Beklagten gelegt wird. Es ist indessen, um der vorliegenden Annahme des Berufungsgerichts über die Annahmbarkeit des deutschen Rechts beizutreten, nicht erforderlich, gemäß § 137 GGB, die Entscheidung der RG. anzuweisen, da auch der Standpunkt des VI. Senats zu demselben Ergebnis führen würde. R. e. U. u. 26. April 07, 410/06 U. — Berlin.

Bürgerliches Gesetzbuch.

2. § 165 BGB. Richtigkeit eines Vertrages wegen mangelnder Willenseinigung, wenn eine Vertragsbestimmung objektiv zweideutig ist und die verschiedene Auslegung beider Vertragsreile zuläßt.]

Das Berufungsgericht hat ebenso wie das R. angenommen, daß die Parteien in betreff der Bedeutung des § 4 Abs. 2 des zwischen ihnen abgeschlossenen notariellen Grundstückskaufvertrages vom 21. Juni 1904 verschiedener Meinung gewesen seien. Während aber das R. die Ansicht vertrat, daß die Auslegung, die der Kläger dieser Vertragsbestimmung gab, objektiv allein richtig und daß deshalb ein Vertrag mit dem vom dem Kläger gewollten Inhalt zustande gekommen sei, den der Beklagte wegen Irrtums hätte anfechten können, den er aber nicht angetan hat, geht der Berufungsrichter von der Annahme aus, daß die Vertragsbestimmung objektiv, nach ihrem Wortlaut und nach den begleitenden Umständen, keineswegs eindeutig, daß sie vielmehr zweideutig sei und sowohl die

wen dem Kläger, als auch die von dem Beklagten gewollte Auslegung zulasse. Beide Auslegungen seien gleichberechtigt und dem andern Teil aus erkennbar gewesen. Unter diesen Umständen sei eine Willenseinigung in diesem Punkte nicht zustande gekommen, und da beide Parteien den Punkt für wesentlich erachtet und bei Annahme der gegenteiligen Auffassung den Vertrag nicht geschlossen hätten, so sei überhaupt kein Vertrag zustande gekommen. Bei der Richtigkeit des Vertrages sei auch die Klage hinsichtlich, da diese auf den Vertrag sich gründe und dessen Bestand zur Voraussetzung habe. Diese Ausführungen lassen einen Rechtsirrtum nicht erkennen und werden von der Revision vergeblich angefochten. Der Revisionskläger will zwar eine Verlegung der §§ 119, 154, 155, 157 BGB. und der vom dem R. in dem Urteil Bd. 58 S. 233 aufgestellten Rechtsgrundsätze daraus herleiten, daß der Berufungsrichter die Willenseinigung verneint habe, obwohl beide Parteien dieselbe Erklärung abgegeben hätten. Nach Ansicht des Revisionsklägers kann die Erklärung in einem solchen Fall nur einen Sinn haben, der nach objektiven Merkmalen ermittelt werden müsse. Dem war indessen nicht beizufügen. Wenn zwei Personen dasselbe erklären, so kann die Erklärung sehr wohl einen ganz verschiedenen Sinn haben und es kann daher der formelle Gleichlaut der Erklärungen nicht allein maßgebend sein. Etwas Gegenteiliges ist auch aus dem Urteil Bd. 58 S. 235, 236 nicht zu entnehmen. Es ist dort nicht auf den gleichen Wortlaut, sondern auf den gleichen Inhalt der Erklärungen entscheidendes Gewicht gelegt, und wenn dabei bemerkt ist, daß der Inhalt sich aus dem Wortlaut ohne weiteres ergeben könne, so ist das zweifellos richtig, aber gerade in jenen Fällen nicht maßgebend gewesen, denn es ist dort von dem Berufungsgericht bei Billigung des R. der gleiche Inhalt nicht bloß aus dem Wortlaut, sondern auch aus den begleitenden Umständen gefolgert worden. Im vorliegenden Falle ist der Berufungsrichter bei erschöpfender Würdigung des Vertrages und seiner Vorgeschichte zu dem entgegengegesetzten Ergebnis gelangt und hat in vollen Einklang mit der Rechtsprechung des R. (vgl. auch Senatspr. 50, 897 und das Urteil vom 22. November 1906 V. 80/06) ein wechselseitiges Mißverständnis beider Parteien und damit Richtigkeit des Vertrages angenommen. R. e. G., U. v. 8. Mai 07, 340/06 V. — Berlin.

3. § 326 BGB. Regelmäßige Bedeutung des Ausdrucks: „vom Vertrage juradieren.“]

Der Kläger, Inhaber eines angemeldeten Gebrauchsmusters, übergab dem Beklagten das alleinige Ausübungsrecht für einen bestimmten Bezirk. Der Beklagte hatte dafür eine Lizenzgebühr zu zahlen. Der § 3 des Vertrages bestimmt, daß der Beklagte die Apparate selbst herstellen oder vom Kläger zum Selbstkostenpreis beziehen kann. Beklagter bestellte 300 Apparate mit Resonanz und 100 Rauchservice zur schnellsten Lieferung mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Lieferung in drei bis vier Wochen geschehen könne. Nach mehrfachen Verhandlungen schrieb Beklagter einen Brief vom 16. August 1904, in welchem ergründet wird, daß der von Berlin gesandte Apparat in verschiedenen Punkten nicht dem früheren Modell entspreche, und erklärt wurde, der Beklagte bestrebe darauf, daß der Kläger spätestens Mitte September mit der Lieferung

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

Verkäufer und Käufer wirkende Rechtsfakt wäre eines großen Teils seiner Wirkung und seines Wertes beraubt, wenn er nicht zugunsten der Rechtsnachfolger des Käufers ausgeübt werden könnte. Der Käufer will in der Grundbesitz nicht nur einen vorübergehenden zu gebrauchenden Nutzungsgegenstand, sondern zugleich einen dauernd wertvollen Vermögensgegenstand erwerben, den er beliebig und ohne Verlast auch an Dritte veräußern kann. Darnach bietet er dem Verkäufer einen in bezüglichen Fällen gewöhnlich höheren Preis und diesen nimmt der Verkäufer, wohlwollend mit den Absichten des Käufers, an. Diese Absichten würden aber größtenteils vereitelt, wenn sich der Verkäufer pflichtlos verhalten dürfte, die dem Käufer notwendig zu gewöhnliche Duldung von Beeinträchtigungen sofort zurückzugeben, wenn die wegenverkauften Grundstücke in andere Hände gelangt. Dadurch würde er den Verkaufswert der Grundstücke und damit das Vermögen des Käufers vom Anfang an auf das empfindlichste schädigen und ohne allen Zweifel gegen die ihm obliegende Vertragserfüllung handeln. Eine rechtliche Billigung eines derartigen Verkaufens erscheint geradezu ausgeschlossen, ohne daß man dabei an besonders wichtige vorkommende Fälle zu denken braucht. (Solche Fälle werden erörtert.) Die obengenannten Entscheidungen des erkennenden Senats, die zunächst über das Verhältnis zwischen dem Verkäufer und seinem Käufer selbst sich aussprechen und von denen das Urteil in R. 29, 268 nur nebenbei und ohne besondere Begründung die gleichen Grundfälle auch zugunsten des Rechtsnachfolgers des Käufers anwenden, setzen zwar auf dem R. 29, 268, es besteht aber kein Grund, unter der Herrschaft des R. 29, 268, von ihrem Inhalt abzuweichen. Dieses Gesetz wird in besonderer Weise von dem Gebote, Treu und Glauben im Rechtsverkehr zu lassen, bekräftigt, wie sich dies deutlich z. B. aus seinen §§ 133, 157, 242, 246 ergibt. Wenn nun der Grundeigentümer einen Teil seiner Eigenschaften zu dem ihm bekannten Zweck der Errichtung eines Betriebs verkauft, von dem er Beeinträchtigung seines Besitzes durch lästige Zuführungen voraussetzt, oder vernünftigerweise voraussetzen muß, wenn er sich deswegen entsprechend besorgen läßt und keinerlei Vorbehalt beim Vertragsabschlusse macht, so würde es geradezu wider Treu und Glauben verstoßen, wenn er, sei es gegen seinen unmittelbaren Käufer oder sei es gegen dessen Rechtsnachfolger, den von ihm beim Verkauf gewilligten Zweck nachträglich durch Eigentumsstörungen oder Schadenslagen nach §§ 1004, 906, 823 BGB. ganz oder teilweise vereitelt wollte. Bei einem solchen Verkauf kann ihm vom Beklagten mit Recht die Einrede der Klagsilb entgegengesetzt werden. Dies muß trotz der jetzigen Revisionsausführungen dagegen nicht bloß zugunsten des ersten Käufers und seiner Universalrechtsnachfolger, sondern auch zum Vorteile des Einzelrechtsnachfolgers des ersten Käufers gelten, denn auch in diesem hat der ursprüngliche Verkäufer durch sein Verhalten den berechtigten Glauben an die Möglichkeit ungestörter Fortsetzung des Betriebes erweckt, ihn zum Kauf dadurch veranlaßt und er würde ihn also durch Klagen in unzulässiger Weise schädigen ebenso wie dessen Verkäufer, der dann Gewährleistungsansprüche und dergl. zu erwarten hätte. Indem der Verkäufer einen Teil seines Grundbesitzes zu dem voraussehbaren Zweck seinem Besitzes nachteiligen Betriebe veräußert, ohne sich in dieser

Richtung ausdrücklich Ansprüche vorzubehalten, verpflichtet er pflichtwidrig den Käufer und denen, die den gleichartigen Betrieb in Zukunft fortführen werden, gegenüber auf künftige Geltendmachung der ihm etwa an sich aus § 906 BGB. erwachsender Ansprüche auf Betriebseinstellung, Betriebsänderung und Schadenersatz. Ein derartiger Vorbehalt zugunsten noch unbekannter, aber eben durch die künftige Betriebsfortsetzung bestimmter Dritter ist nach §§ 328 ff. BGB. zulässig, man kann ihn auch umgekehrt als Einschränkung des Rechts zu dem bei ordnungsgemäßen, bestimmtem Betrieb unvermeidlichen Zuführungen auflassen, und aus den Umständen und dem Zweck des Vertrags kann und muß im Sinne des § 328 Abs. 3 daselbst gefolgert werden, daß der Dritte das Recht auf den Klagevorbehalt oder auf jene unvermeidlichen Zuführungen im Augenblick seines Bestehens sofort unmittelbar erwerben soll, sofern die ursprünglichen Vertragsparteien zuvor sich nicht etwa anderweitig geeinigt haben. Eine derartige Vertragsbeschränkung kann und soll die ihr jedenfalls voraussetzende Befreiung einer Dienstbarkeit keineswegs ersetzen. Wenn der Verkäufer z. B. auch seinen Rückgrundbesitz veräußert, kann eine Pflicht seines Einzelnachfolgers, jene unvermeidlichen Zuführungen des Nachbargrundstückes zu dulden, nicht ohne weiteres anerkannt werden, auch kann die persönliche Duldungspflicht des ersten Verkäufers — was hier aber nicht näher erörtert zu werden braucht — vielleicht auch durch pflichtwidrige Vereinbarung, freiwillige Einstellung des Betriebes usw. unter Umständen dauernd beseitigt werden. In vorliegender Sache haben die Vorberichter das Verlangen aller tatsächlichen Voraussetzungen für Anwendung obiger Rechtsfalle, insbesondere den bewiesenen und gewollten Grundverkauf zum Zweck des Betriebes einer Zementfabrik, die Voraussetzungen unvermeidlicher, wesentlich beeinträchtigender Zuführungen aus ihr und die Unterlassung geeigneten Vorbehalts durch den Kläger einwandfrei festgestellt und dies rechtfertigt ihre Entscheidungen und namentlich das Verfassungsurteil. v. L. u. C. R., 11. v. 11. Mai 07, 483/06 V. — Berlin.

5. § 844 BGB. Die Witwe hat kein Recht auf Ersatz des mittelbaren Schadens, der ihr infolge der Tötung des Vaters durch den Zuwachs der Unterhaltverbindlichkeit gegen die Kinder entstanden ist.]

Die Klägerin hat einen Anspruch auf Kapitalabfindung erhoben und ihn laut der Klageschrift unter Berufung auf ein Urteil des R. 29, vom 12. Februar 1902 C. 57 Nr. 217 darauf gestützt, daß durch die Tötung ihres Ehemannes ihr und ihren fünf Kindern das Recht auf den Unterhalt entzogen worden und sie, die Witwe, berechtigt sei, den ihr und den Kindern zugefügten Schaden als ihren eigenen Schaden geltend zu machen. Diesen Anspruch haben die Beklagten für den Fall der Ehebetrogung dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Die Aufsammlung, von der die Vorberichter ausgegangen sind, ist jedoch richtig. Das geltende Recht verlangt der Witwe den Ersatz des mittelbaren Schadens, der ihr infolge der Tötung des Vaters durch den Zuwachs der Unterhaltverbindlichkeiten gegen die Kinder entstanden ist. Nur im Rahmen des § 844 BGB. können die Hinterbliebenen den durch die Tötung des Unterhaltspflichtigen erwachsenen Schaden ersetzt verlangen. Der Erstattungsanspruch steht bar-

nach der Klägerin und den Kindern selbständig, nicht aber der Klägerin für sich und die Kinder persönlich zu. (Vgl. die nähere Darlegung in dem zum Abdruck bestimmten Urteil des ersten Senats vom 22. Oktober 1906 Rpf. VI 78/06.)^{*)} Die in bezug genommene Entscheidung des ROb. behandelt einen gemeinschaftlichen Fall aus der Zeit vor dem 1. Januar 1900 und ist für das Recht des ROb. nicht anwendbar. Klägerin hat eine Kapitalabfindung um bewilligen begehrt, weil der Beklagte nicht in der Lage sei, Sicherheit für eine Rente zu leisten. Über diese Begründung ist, soweit ersichtlich, nicht verhandelt worden. Auch fehlt es in den Berichtertheilen an jeder Äußerung darüber. Offenbar sollte die Frage, ob eine Kapitalabfindung oder eine Rente zu bewilligen sei, dem Nachverfahren über den Betrag vorbehalten werden. Nach § 843 Abs. 1 und 4 ROb. darf jedoch eine Kapitalabfindung statt der Rente nur gewährt werden, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Wie der erlenkende Senat wiederholt ausgesprochen hat, gehört die Entscheidung hierüber in das Verfahren zum Grund des Anspruchs. Dem Nachverfahren soll nichts überlassen bleiben als die Ausmittlung des Betrags. S. d. R., II. v. 16. Mai 07, 380/06 VI. — Bamberg. O., §§ 812, 816, 822 ROb. verb. mit §§ 52, 53, 65 RantVerf. vom 15. Juni 1883/10. April 1892. „Unmittelbare Ausgleichung“ im Sinne des § 812 ROb. Zulässigkeit des Rechtsweges bei Rückforderung von Beiträgen.]

Die Stadtgemeinde Cassel hatte die Beschäftigung der klagenden Bureauassistenten als eine die Versicherungsspflicht nach dem RantVerf. in Verbindung mit dem für Cassel erlassenen Ortsstatute vom 28. Oktober 1896/17. März 1897 begründet angesehen. Die Kläger waren deshalb bei der klagenden Krankenkasse angemeldet worden, und es sind ihnen die auf sie fallenden zwei Drittel der Versicherungsbeiträge bis Ende Oktober 1904 von ihrem Dienstverpflichteten gezahlt worden. Durch Beschluß des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung vom 22. Juni/25. November 1904 wurde erklärt, daß die Kläger fortan als auf Lebenszeit angestellte Gemeindevorbeamte gelten sollten. Die Kläger bestritten, daß sie überhaupt dienstverpflichtet gewesen seien, und haben deshalb von der klagenden Krankenkasse näher bezeichnete Beträge gefordert. Nachdem die zunächst angesehene Kassationsbehörde diesen Anspruch verworfen hatte, haben sie in der durch §§ 58, 65 RantVerf. bestimmten Frist Klage auf Herauszahlung jener Beträge erhoben. Das ROb. verurteilte, das ROb. hob auf und wies die Berufung der Kläger gegen das abweisende Urteil des ROb. zurück: Die Umstände der Ungültigkeit des Rechtsweges ist von dem Berufungsgerichte mit Recht verworfen worden. Nach § 58 Abs. 1 RantVerf. werden „Streitigkeiten, welche zwischen den auf Grund dieses Gesetzes zu versichernden Personen . . . einerseits und der Gemeinderentenversicherung oder der Ortskrankenkasse andererseits über das Versicherungsverhältnis oder über die Verpflichtung zur Leistung . . . von . . . Beiträgen . . . entstehen . . . von der Kassationsbehörde entschieden . . .“. Die Entscheidung kann binnen vier Wochen nach der Zustellung derselben mittels Klage im ordentlichen Rechtsweg, soweit der Landesgesetzlich solche Streitigkeiten dem Verwaltungsstreitverfahren überwiesen sind, im Wege des letzteren angefochten

werden.“ Die Voraussetzungen dieser nach § 65 Abs. 3 auch auf die Betriebskrankenkassen anzuwendenden Bestimmung sind hier gegeben. Mit der Klage wird gegen die klagende Betriebskrankenkasse der Anspruch auf Zurückzahlung von Beiträgen geltend gemacht, die von den Klägern, als „auf Grund dieses Gesetzes zu versichernden Personen“ erhoben seien, obwohl die Versicherungs- und damit die Beitragspflicht in Wahrheit nicht bestanden habe; der Streit betrifft also „das Versicherungsverhältnis“ und „die Verpflichtung zur Leistung von Beiträgen“. Die preussische Landesgesetzgebung hat Streitigkeiten dieser Art nicht zum Verwaltungsstreitverfahren verwiesen. Hieraus folgt die Zulässigkeit der, in der vorgeschriebenen Frist nach Zustellung der Entscheidung der Kassationsbehörde, vor dem ordentlichen Gericht erhobenen Klage. In der Sache selbst aber hat das Berufungsgericht durch Anwendung des § 812 ROb. auf den vorliegenden Tatbestand das Gesetz verletzt. Die Beiträge, deren Zurückzahlung die Kläger fordern, sind (gemäß § 52 RantVerf.) in der Weise erhoben worden, daß die Stadtgemeinde Cassel, als Arbeitgeberin der Kläger, die Zahlung an die Beklagte bewirkte; die Stadtgemeinde hat die gezahlten Beträge (in Höhe der in Betracht kommenden zwei Drittel) den Klägern an deren Dienstverpflichteten gezahlt (§ 53 a. a. O.). Gerade wenn man nun von dem Standpunkte der Kläger ausgeht, daß bezüglich ihrer die Versicherungspflicht nicht bestanden habe, Entzahlung und Rückzahlung also ohne Rechtsgrund erfolgt seien, ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit der Schluß, daß eine Vermögensverschöpfung zugunsten der Kläger, ohne die ein Anspruch aus § 812 ROb. ohne weiteres ausgeschlossen erscheint, gar nicht stattgefunden hat. Der Anspruch auf Zahlung des Dienstverpflichteten, der das hier in Betracht kommende Vermögen der Kläger bildete, konnte von der Stadtgemeinde durch eine ohne Rechtsgrund erfolgende Zahlung an die Beklagte nicht getilgt werden. Er bestand also nach dieser Zahlung und der auf Grund der letzteren erfolgten Rückzahlung in Höhe des getilgten Betrages fort. Die Zahlung an die Beklagte brachte einen Vermögensverlust für die Kläger nicht mit sich. Wollte man aber auch in den nun einmal tatsächlich erfolgten Klägern eine Vermögensverschöpfung zugunsten der Kläger erblicken, so könnte diese Auffassung zu einem ihnen günstigeren Ergebnisse doch nicht führen. Der Anspruch aus der ungerechtfertigten Bereicherung steht nach dem allgemeinen Grundsatz des § 812 ROb. demjenigen zu, „auf dessen Kosten“ der andere etwas ohne rechtlichen Grund erlangt hat. Hieraus ergibt sich, daß die Vermögensverschöpfung, zu deren Ausgleichung jener Anspruch bestimmt ist, sich unmittelbar zwischen den Parteien vollziehen haben muß. Bestätigt wird diese Regel durch die Ausnahmen, die das Gesetz (§ 822, vgl. auch § 816 Abs. 1 Satz 2) davon macht, die aber hier nicht in Betracht kommen. Der IV. Senat des ROb. hat bereits in seinem Urteile vom 15. Dezember 1904 (ZM. 05, 80^{*)}) jenen Grundsatz aufgestellt, hieran ist festzuhalten. Von einer unmittelbar zwischen den Klägern und der Beklagten eingetretenen Vermögensverschöpfung aber konnte nur dann die Rede sein, wenn anzunehmen wäre, daß die Stadtgemeinde die mit der Klage zurückgeforderten Beträge als Vertreterin der Kläger aus deren Vermögen an die Beklagte gezahlt habe. Diese Auffassung

^{*)} ZM. 06, 747 Nr. 19.

erscheint indes ausgeschlossen. Das Berufungsgericht selbst führt auf S. 8 seines Urteils aus: Die Stadtgemeinde habe nicht als Stellvertreter der Kläger gehandelt; denn das Rechtsverhältnis sei im KrankVersG. so geregelt, daß der Arbeitgeber der Kasse gegenüber für die vollen Beiträge aus eigener Pflicht verpflichtet sei. Er habe den Arbeitern gegenüber wegen der für sie geleisteten Zahlungen einen Ersatzanspruch; die Arbeiter selbst seien nicht Schuldner der Kasse, auch nicht subsidiär. Im Widerspruch hiermit wird auf S. 10 des Berufungsurteils die Vertretung doch angenommen. Der Widerspruch wird nicht dadurch beseitigt, daß an der ersten Stelle von einer Vertretung „im Sinne des BGG.“, an der zweiten von einer Vertretung „im Sinne des KrankVersG.“ gesprochen wird. In einer derartigen Unterscheidung geben die Gesetze selbst keinen Anhalt. Auch ist füglich nicht einzusehen, wieso mit Bezug auf die Beitragszahlung von einer Vertretung der Kläger, sei es auch nur „im Sinne des KrankVersG.“, soll geredet werden können, wenn sie doch im Sinne dieses Gesetzes „nicht Schuldner der Kasse, auch nicht subsidiär“ waren, die Stadtgemeinde vielmehr „der Kasse gegenüber für die vollen Beiträge aus eigener Pflicht verpflichtet“ war. Diese letztere Auffassung ist in der Tat die richtige und dem KrankVersG. entsprechende. (S. wird weiter ausgeführt.) Endl. Betriebskasse in Cassel c. B. u. Gen., II. v. 26. April 07, 292/06 VII. — Cassel.

7. §§ 1626, 1627, 1630 BGG. §§ 539, 653, 654, 671 BGD. Geßler des Vaters eines volljährigen Kindes in dem auf Antrag der Staatsanwaltschaft beantragten Entmündigungsverfahren? [Bemerkung des Entmündigten im Berufungsverfahren!]

Die volljährige Tochter des Klägers ist durch Beschluß des AG. auf Antrag der Staatsanwaltschaft wegen Geisteskrankheit entmündigt worden. Eine Zuziehung des Klägers hat im Entmündigungsverfahren nicht stattgefunden. Seine Anfechtungsklage ist von beiden Vorinstanzen abgewiesen und seine Revision zurückgewiesen worden: Die elterliche Gewalt des Klägers über seine jetzt entmündigte Tochter und seine hieraus gemäß §§ 1627, 1630 Bf. 1 BGG. abzuleitende Befugnis zur Vertretung des Kindes waren mit erreichter Volljährigkeit der Tochter erloschen (§ 1626). Daß er seitdem etwa als Vormund oder Pfleger für sie bestellt worden wäre, ist von ihm selbst nicht behauptet. Er war mithin zur Zeit der Stellung des Entmündigungsantrages überhaupt nicht gesetzlicher Vertreter der zu Entmündigenden im Sinne von § 653 Bf. 1 BGD. und ist nicht beizuwerten, wenn er bei Einleitung des Entmündigungsverfahrens nicht gehört worden ist. Es kann deshalb auf sich beruhen, ob er, wie der Berufungsrichter annimmt, wegen Verfassung dieses Geßlers die Anfechtungsklage überhaupt nicht erheben dürfte. Wenn die Revision ferner rügt, der Berufungsrichter hätte das erste Urteil unter allen Umständen aufheben und die Sache an das LG. zurückverweisen müssen, weil die Entmündigung entgegen der Vorschrift der §§ 671, 654 BGD. in I. Instanz nicht persönlich vernommen worden ist, so steht ihr schon der Wortlaut des § 539 BGD. entgegen, wonach die Zurückweisung lediglich in das Ermessen des Berufungsgerichts gestellt ist („soll“). Allerdings hat, wenn es im Anfechtungsprozeß zur Befriedigung der Berufungsinzanz kommt, die persönliche Vernehmung des Entmündigten

unter Zuziehung von Sachverständigen regelmäßig in beiden Instanzen vor sich zu gehen (RG. 67, 330). Aus dieser infolge der Einlegung eines Rechtsmittels sich ergebenden besonderen Sachlage läßt sich aber keineswegs ein Recht des Entmündigten ableiten, unbedingt personal vernommen zu werden mit der weiteren Folge, daß der Berufungsrichter, gegen die Regel des § 539 BGD., daran verstoßen wäre, den in I. Instanz untergelaufenen Wandel durch Nachholung des Verlautes nach seinerseits wieder gut zu machen. Hierzu kommt, wie die Revisionsbeilage mit Recht hervorhebt, daß der Kläger in II. Instanz selbst eingeräumt hat, seine Tochter sei völlig geisteskrank. Die Anwendung des § 539 BGD. würde deshalb im Streitfalle aus einer leeren Formalität hinausgelaufen sein. S. c. Staatsanwaltschaft, II. v. 8. Mai 07, 477/06 IV. — Gola.

8. §§ 2065, 2151, 2153—2156, 2192, 2193 BGG. Über die den Testamentvollstreckern dem Erblasser beigelagte Befugnis zur Auslegung des Testaments.

Die Erblasserin hatte in ihrem Testamente den Testamentvollstreckern die Befugnis beigelagt, „in allen Fällen, in denen der Wortlaut oder der Sinn der letztwilligen Bestimmungen etwas unklar oder zweifelhafte sein möchte“, das Testament „authentisch zu interpretieren“. Hierüber sprach sich das RG. in folgender Weise aus: Es ist nicht der ordentliche Richter, an dessen Stelle die Testamentvollstreckern eintreten sollten, um über Rechtsstreitigkeiten der Erbteiligen untereinander zu entscheiden, sondern vermöge der Aufgabe, das Testament mit Verbindlichkeit für die Beteiligten auszuliegen und damit zugleich dem Richter die Testamentauslegung vorzuschreiben, hat die Erblasserin sie an ihre eigene Stelle setzen wollen. Eine Vertretung des Erblassers im Willen ist rechtsgemäß ausgeschlossen. Um eine solche Vertretung im Willen handelt es sich, wenn der Erblasser einen anderen ermächtigt, sein Testament authentisch zu interpretieren, also an seiner Stelle und mit der Wirkung, wie wenn er hinterher in eigener Person deswegen verfügt hätte, Bestimmung darüber zu treffen, in welcher Bedeutung der erklärte letzte Wille Geltung haben soll. Zwar verlag § 2065 Bf. 1 BGG. dem Erblasser vordringlich genommen nur die Fähigkeit, eine letztwillige Befugnis in der Weise zu treffen, daß ein anderer zu bestimmen hat, ob sie gelten soll oder nicht gelten soll. Allein die Ermächtigung, der Verfügung ihrer maßgebende Bedeutung beizulegen, unterscheidet sich in der hier wesentlichen Beziehung um nichts von der einem anderen übertragenen Bestimmung über ihre völlige Aufrechterhaltung oder Befristung. Sie entfernt sich sogar, wenn man die Möglichkeit berücksichtigt, daß auf solche Weise an die Stelle des vom Erblasser wirklich Gewollten etwas anderes gesetzt werden könnte, nach der positiven Seite hin von dem Grundsatze der Selbstständigkeit des letzten Willens noch weiter, als dies im § 2065 Bf. 1 zum Ausdruck kommt. Was immerhin nur der Aufgabe, das Testament maßgeblich „auszuliegen“, das Verlangen gestellt sein, den wahren Willen des Erblassers festzustellen, so wird doch selbst durch das redliche Benehmen des anderen, den Richter des Erblassers gerecht zu werden, die Gefahr der Abweichung von dem wahren Willen nicht ausgeschlossen. Sie besteht überdies in um so größerem Maße, je weniger deutlich der Erblasser

sich selbst erklärt hat. Die Unterscheidung zwischen Fällen der Unklarheit des letzten Willens, in denen die Berufung eines anderen zur authentischen Auslegung notwendig, und Fällen der Klarheit, in denen sie unnötig sein soll, leidet noch dazu an einer Ungültigkeit des Unterscheidungsmerkmals. Der erkennende Richter kann somit eine letztwillige Verfügung immer nur in der Bedeutung gelten lassen, von der er unter eigener Sachprüfung feststellen vermag, daß sie dem wahren Willen des Erblassers tatsächlich entspricht. Das hindert ihn jedoch in keiner Weise, der Meinung eines von dem Erblasser selbst für die Zwecke der Auslegung bezeichneten Vertrauensmannes, sofern er in dessen Vertrautheit mit den Absichten des Erblassers und in seine persönliche Zuverlässigkeit keinen Zweifel setzt, einen erheblichen Wert beizumessen. So insbesondere, wenn es der ernannte Testamentvollstrecker ist, auf den in dieser Weise hingewiesen wird. Zwingend ist jedoch die ihm unterbreitete Testamentauslegung für den Richter in keinem Falle, auch nicht bis zu dem früher durch § 561 Z. I Z. 12 B.R. vorgesehenen Maße, daß er im Zweifel der Meinung des Testamentvollstreckers vor anderen Meinungen den Vorzug zu geben hätte. Wegen die Wirksamkeit einer Ermächtigung des Testamentvollstreckers zur authentischen Auslegung spricht überdies der Umstand, daß bei den Vorarbeiten für das BGB. in beiden Lesungen des Entwurfs es abgesehen wurde, eine Erweiterung der Befugnisse des Testamentvollstreckers über den im Gesetz bestimmten Maßstabs hinaus zuzulassen (vgl. Prot. zu § 1905 I. Entwurf Bd. 5 S. 241, Prot. der II. Lesung Bd. 5 S. 308 ff. unter III). Zugunsten ihrer Wirksamkeit läßt sich andererseits weder, wie das von einzelnen Schriftstellern geschieht, auf die Möglichkeit hinweisen, den Testamentvollstrecker letztwillig zum Schlichter zu bestellen, noch auch sprechen dafür die besonderen Gesetzesvorschriften der §§ 2048, 2151, 2153 bis 2156, 2192, 2193 BGB. § 8 Testamentvollstrecker a. B., II. v. 29. April 07, 506/06 IV. — Hamburg.

Sitzilprojekterordnung.

§. §§ 263, 608—611, 614—616 ZPO. Im Eheanfechtungs- und Ehescheidungsprozeß muß der beklagte Ehegatte seine Anfechtungs- oder Ehebegründungen bei Vermeidung späterer Nichtberücksichtigung im Wege der Widerklage geltend machen. Erforderlich der Feststellung betriebl. Zuständigkeit bei der Frage der Rechtsfähigkeit? Ist Sühnevertrag bei Anfechtungsklagen erforderlich?]

Die Eheleute haben zunächst im Bezirk des LG. G. zusammen gelebt. Seit einiger Zeit leben sie getrennt, der Ehemann in G., die Ehefrau in S. bei Berlin. Mit der am 10. April 1906 bei dem LG. II zu Berlin erhobenen Klage hat der Ehemann die Ehe der Parteien auf Grund der §§ 1333, 1334 BGB. angefochten. Die Ehefrau behauptet, sie habe dem Ehemann an seinem Wohnsitz im Bezirk G. bereits im März 1906 eine auf die §§ 1333, 1334, 1566 BGB. gestützte Klage auf Anfechtung eventual Echeidung der Ehe zu stellen lassen, das angegangene LG. zu G., vor dem der erste Termin bereits am 10. April 1906 anberaumt habe, habe auf Grund des Beweisbeschlusses vom 12. Mai 1906 Beweis über den Ehebegründungsgrund erhoben. Dem gegenüber behauptete der Ehemann, er habe bereits im März 1906 seinen Wohnsitz nach

G. verlegt, dorthin sei ihm die seinem Inspektor zugestellte Klage der Ehefrau nachgesandt worden. Das LG. II zu Berlin wies die Klage auf Grund der Evidenz der Rechtsfähigkeit ab. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Die letztere machte in erster Linie geltend, der Ehemann sei zwar berechtigt, aber nicht verpflichtet gewesen, seine Anfechtungsklage bei dem LG. zu G. im Wege der Widerklage zur Geltung zu bringen, seine Klage sei auf andere Tatsachen gestützt als die Klage der Ehefrau: Die besondere Gestaltung des Prozeßverfahrens in Ehefällen, insbesondere die Vorschriften der §§ 614—616 ZPO. bezweckten im öffentlichen Interesse eine Verwirklichung der auf Lösung der Ehe gerichteten Prozesse unter denselben Ehegatten vorzubringen. Zu diesem Zwecke sollen die Ehegatten, falls von einem derselben der Bestand der Ehe in einer Richtung zum Gegenstand einer Anfechtungs- oder Ehebegründungsklage gemacht wird, nicht nur berechtigt sein, sondern auch genötigt werden, soweit es das ihnen zur Verfügung stehende Lastenmaterial zuläßt, alle auf Anfechtung oder Echeidung der Ehe gerichteten Ansprüche im Wege der Klage oder Widerklage bei Vermeidung späterer Nichtberücksichtigung geltend zu machen. Die rechtskräftige Abweisung der Anfechtungs- oder Ehebegründungsklage hat nach § 616 ZPO. zur Folge, daß jeder auf der Seite des einen oder anderen Ehegatten etwa vorhandene getrocknete Anfechtungs- oder Ehebegründungsgrund, der in dem früheren Rechtsstreit geltend gemacht werden konnte, erledigt und verbraucht ist. Wird von einem Ehegatten eine der im § 616 ZPO. bezeichneten Klagen erhoben, so wird hierdurch der Bestand der Ehe in seinem ganzen Umfang ergriffen und rechtsbändig (RG. 19, 408; 42, 384. Urteil des RG. vom 21. Januar 1904 IV 538/03. Z. 104, 147¹¹). Es ist jedoch nicht rechtsbändig, wenn das Berufungsgericht angenommen hat, durch die zuerst von der Ehefrau bei dem LG. in G. anhängig gemachte Anfechtungs- und Ehebegründungsklage sei die Evidenz der Rechtsfähigkeit gegenüber der später von dem Ehemann bei dem LG. II in Berlin erhobenen Anfechtungsklage begründet worden. Es genügt auch, daß das LG. G. bereits vor der am 10. April 1906 erfolgten Zustellung der Berliner Klage in eine unrichtmässige Erlebigung der bei ihm schwebenden Anfechtungs- und Ehebegründungsklage eingetreten war (Gauß-Stein, ZPO. § 263 I). Die späteste Ehebegründung der Klage bei dem LG. zu G. begründete die Rechtsfähigkeit der Streitfrage im Sinne des § 263 ZPO. Daneben behauptet es nicht noch der Feststellung der betriebl. Zuständigkeit des LG. zu G. für die bei ihm anhängige Eheklage. Das Berufungsgericht hat ferner mit Recht angenommen, daß die Zahlung zum Sühnetermin, die der Ehemann bereits vor dem 26. März 1906 herbeigeführt haben will, für eine Anfechtungsklage nicht die Wirkung der Rechtsfähigkeit gehabt hat. Die vom Sühnevertrag in Ehefällen handelnden Vorschriften der ZPO. (§§ 608—611) finden auf Anfechtungsklagen überhaupt keine Anwendung. v. G. a. v. G., II. v. 8. Mai 07, 30/07 IV. — Berlin.

10. §§ 269, 527. Stillfügende Einwirkung in die Klagenüberleitung durch widerspruchsfreies Verhandeln auch bei einer demnachst von Amts wegen erfolgten Vertagung dieser Verhandlung.]

Das Berufungsgericht hat die Frage, ob mangels einer Klage der Klagenüberleitung in der mündlichen Verhandlung vom

11. Mai 1906 die Einwilligung des Beklagten in diese Änderung anzunehmen sei, demnach, weil ausschließlich des Verhandlungsprotokolls vom 11. Mai 1906 eine erschöpfende Verhandlung der Sache nicht stattgefunden habe, sondern die Sache wegen nicht genügender Vorbereitung von Amts wegen vertagt worden, eine Einlassung des Beklagten auf die abgeänderte Klage somit noch nicht erfolgt sei. Diese Ausföhrung ist rechtserfindlich. Hat sich der Beklagte in der mündlichen Verhandlung vom 11. Mai 1906 auf die abgeänderte Klage eingelassen, ohne der Änderung zu widersprechen, so ist nach § 269 ZPO. seine Einwilligung in die Änderung der Klage anzunehmen, auch wenn die Verhandlung nicht erschöpfend war und zum Zwecke weiterer Vorbereitung vertagt wurde. S. o. S., II. v. 14. Mai 07, 499/06 III. — Gele.

11. § 313* ZPO. Bezugnahme auf Akten bei Darstellung der Sache und Streitstandes.]

Ein Angriff wird von der Revision erhoben mit Bezug auf folgenden in dem Zustande des Berufungsurteils sich findenden Satz: „Aus der Personal- und Disziplinarakte des Klägers wurde das Wesentliche referiert.“ Die Revision sieht hierin einen Verstoß gegen prozessuale Regeln, weil bei dieser Angabe völlig ungewiß bleibe, welche Bestandteile der Akten Gegenstand der mündlichen Verhandlung und der Erhebung des Urkundenbeweises gewesen seien, und glaubt für diese Auffassung auf ein Urteil des RG. vom 17. Mai 1904 (ZS. S. 416 Nr. 33) berufen zu können. Der damals entschiedene Fall ist jedoch von dem jetzt vorliegenden insofern verschieden, als damals allgemein der Inhalt der beiderseitigen Handakten als vorgetragen bezeichnet war und es hiernach, da der ganze Inhalt dieser Akten nicht vorgetragen sein konnte, ungewiß war, welche einzelnen Urkunden Gegenstand der mündlichen Verhandlung gewesen waren. In dem gegenwärtigen Fall ist dagegen im Berufungsurteil nur gesagt, daß aus den Personal- und Disziplinarakten das Wesentliche vorgetragen sei. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Ausdruck an sich ein sehr unbestimmter ist. Er findet aber dadurch seine Erläuterung und Begrenzung, daß in den Entscheidungsgründen alle einzelnen Urkunden, welche der Berufungsrichter für wesentlich erachtet und auf welche er seine Entscheidung gründet, genau nach der Blattzahl der Disziplinarakten und nach ihrem Inhalt bezeichnet sind. Im Zusammenhalt mit den Entscheidungsgründen kann daher der Ausdruck, daß das Wesentliche aus den Akten vorgetragen sei, nur dahin verstanden werden, daß das in den Entscheidungsgründen Erwähnte vorgetragen ist. S. o. S., II. v. 13. Mai 07, 516/06 IV. — Hamburg.

12. §§ 357, 367, 397, 398 ZPO. — Nicht ordnungsmäßige Vernehmung eines Zeugen in seiner Wohnung, wenn die Vernehmung statt zur festgesetzten Terminstunde gemaue Zeit später erfolgt.]

Die Feststellung der für die Berufungsentcheidung wesentlichen Akte, betreffend die Erstredung der Versicherung auf Gelegenheitsfahrten ist unter Verletzung prozessualer Rechtsnormen getroffen. Die gebotene Feststellung beruht lediglich auf dem Zeugnisse des Agenten W., der, da er durch Krankheit am Erscheinen an der Gerichtsstelle verhindert war, durch einen ersuchten Richter in seiner Wohnung vernommen worden ist, und zwar ohne Anwesenheit der Parteien oder ihrer Prozeßbevoll-

mächtigten. Als unstrittig ist anzusehen, daß die beiderseitigen Anwälte sich zur festgesetzten Terminstunde, 11¼ Uhr, in der Wohnung des Zeugen eingefunden und dort bis 12 Uhr gewartet, dann aber in der Annahme, das Gericht sei an der Wahrnehmung des Termins verhindert, sich entfernt haben. Vorher hatten beide Vertreter den Zeugen ersucht, er möge, falls das Gericht doch noch erscheine, seine — schon nach einigen Tagen mögliche — Vernehmung an der Gerichtsstelle beantragen. Dem auf diese Tatsachen gestützten Antrag des Klägers auf nochmalige Vernehmung des Zeugen durfte das Berufungsgericht nicht, wie geschehen, mit der Begründung ablehnen, es erfolge weder die Untunlichkeit längerem Verweilen in der Wohnung des Zeugen, noch habe Grund zu der Annahme vorgelegen, daß die Gerichtsbeamten nicht mehr erschienen würden. Der für Termine an der Gerichtsstelle, insbesondere für Verhandlungstermine geltende Grundsatz, daß die in der Ladung angegebene Stunde nur den frühesten Beginn des Termins bezeichnet, im übrigen aber die Sache jederzeit während der Dauer der Gerichtsitzung aufgerufen werden kann, läßt sich nicht ohne weiteres auf Termine in der Wohnung eines Zeugen ausdehnen. Eine angemessene Zeit zu warten wird natürlich auch hier den Beteiligten zugemutet werden dürfen; wann diese Zeit abgelaufen ist, läßt sich nur nach Lage der besonderen Verhältnisse des einzelnen Falles beurteilen. Hier kam in Betracht, daß beide Anwälte übereinstimmend annahmen, die Gerichtsbeamten würden nicht mehr erscheinen, und daß, soweit ersichtlich, der Zeuge selbst damit einverstanden war, daß demnach ein neuer Termin zu seiner Vernehmung an der Gerichtsstelle anberaumt werde. Bei dieser Sachlage war die Befugnis wohl berechtigt, die nochmalige Vernehmung des Zeugen zu verlangen. Der § 398 ZPO., der die Wiederholung der Vernehmung in das Ermessen des Gerichts stellt, setzt eine prozeßordnungsgemäß vorgenommene Vernehmung voraus, er kann da nicht zur Anwendung kommen, wo eine Partei in den ihr nach den §§ 357, 367 ZPO. zustehenden Rechten verläßt worden ist. Darauf, ob die Voraussetzungen des § 367 Abs. 2 ZPO. vorliegen, kommt es nicht an; denn diese Bestimmung handelt von (der Nachholung einer unterbliebenen und) der Parteipflichtigung einer ordnungsmäßigen Beweisaufnahme; solche liegt aber nicht vor, wenn die Parteien nicht gehörig geladen waren. Und letzteres muß angenommen werden, wenn die Beweisaufnahme zu einer anderen Zeit als der in der Ladung bestimmten stattgefunden hat. O. U. B. o. S., II. v. 16. April 07, 285/06 VII. — Cassel.

13. § 767 ZPO. in Verk. mit § 515 Abs. 3. Geltendmachung des Einwandes des Vergleiches nach Justiznahme der Berufung.]

Das Berufungsgericht geht von dem zutreffenden Gesichtspunkte aus, daß die Entscheidung über die Zulässigkeit der hier angestrebten Vollstreckungsgegenklage von der Beantwortung der Frage abhängt, ob die jetzt Klagend geltend gemachte Einwendung, Beklagter sei vergleichsweise wegen der ihm im Vorprozeß zurkannten Ansprüche befriedigt, noch im Vorprozeß hätte erhoben werden können. Denn § 767 Abs. 2 ZPO. läßt Einwendungen, welche, wie die hier geltend gemachte, den durch das Urteil festgestellten Anspruch betreffen, nur unter der doppelten Voraussetzung zu, daß sie nach der mündlichen Ver-

handlung, auf welche das zu vollstreckende Urteil ergangen ist, enthalten sind, und daß sie mittels Einspruchs nicht mehr geltend gemacht werden können. Als das zu vollstreckende Urteil bezeichnet der Klagenantrag mit Recht das erstinstanzliche Urteil des Vorprozesses vom 26. September 1904. Dieses stellt den Anspruch, wegen dessen der Beklagte sich mit der Klägerin verglichen haben soll, fest (§ 767 Abs. 1 ZPO.) und aus diesem Urteile fordert der Kläger nach ihrer Angabe die Zwangsvollstreckung. Der Vergleich ist unstreitig erst am 16. März 1905, also nach dem Erlasse des ersten Urteils, geschlossen. Aber weil zu jener Zeit die Sache in der Berufungsinstanz anhängig war und nach dem Abschlusse des Vergleichs noch der Verhandlungstermin am 4. Juli 1905 ankam, nimmt das Berufungsgericht an, daß die jetzt erhobenen Einwendungen in diesem Verhandlungstermine hätten geltend gemacht werden können und müssen, und daß deshalb die hier angeführte Klage unzulässig sei. Diese Ausführungen sind von der Revision als den § 767 verletzend angesehen und ihren Angriffen nach der Erfolg nicht zu versagen. Im Verhandlungstermin am 4. Juli 1905 ist freitig nicht verhandelt, sondern es ist die Klägerin (damalige Beklagte) auf Antrag der Gegenpartei infolge Zurücknahme ihrer Berufung durch Versäumisurteil des Rechtsmittels für verloschen erklärt und in der Kosten der Berufungslastung verurteilt worden. Es entspricht man schon bei Annahme des jetzt angefochtenen Urteils, daß die Berufung erst in dem Verhandlungstermine zurückgenommen sei, nicht der im übrigen festgestellten Sachlage. (Wird dargelegt.) Hiernach ist anzunehmen, daß die Berufung von der Klägerin im Juni 1905, also vor dem 4. Juli 1905 durch eine dem § 194 ZPO. entsprechende Zustimmung des die Zurücknahme entlassenden Schriftfahes zurückgenommen ist. Die Zurücknahme der Berufung hat nach § 515 Abs. 3 ZPO. den Verlust des Rechtsmittels zur Folge; das erstinstanzliche Urteil erlangt dadurch die Rechtskraft. Diese Wirkung tritt ein, auch ohne daß sie durch ein nach der Zurücknahme erlassenes Urteil besonders ausgesprochen wird. Das im § 515 Abs. 3 ZPO. vorgesehene Urteil hat — abgesehen von der Kostenentscheidung — nur formale Bedeutung. Es stellt die schon eingetretene Rechtskraft des erstinstanzlichen Urteils nur noch formell fest. Daraus ergibt sich die von der Annahme des Berufungsgerichts abzuleitende Folgerung, daß nach der Zurücknahme der Berufung alle Einwendungen, welche den nunmehr durch das erstinstanzliche Urteil rechtskräftig festgestellten Anspruch betreffen, in der Berufungslastung, auch wenn Verhandlungstermin dort noch ankam, doch nicht mehr verhandelt werden konnte. Selbst mit Zustimmung des Gegners wurde eine Verhandlung über die von der Klägerin jetzt erhobenen Einwendungen im Verhandlungstermine vom 4. Juli 1905 nicht mehr zulässig gewesen sein, denn eine statische Berufung lag nach der Zurücknahme nicht mehr vor. (§ 535 ZPO.) Dieser Annahme stehen die vom Berufungsgericht für seine gegenteilige Ansicht angeführten Entscheidungen des RG. nicht entgegen. (Wird dargelegt.) Das Recht, der drohenden Zwangsvollstreckung aus dem Urteile vom 26. September 1904 mit der Behauptung der nachträglichen vergleichswise Befriedigung des Beklagten entgegenzutreten, ist der Klägerin verfallen, und die prozessualen Voraussetzungen für die Klage aus § 767 ZPO. sind nach

dem Vorausgesetzten gegeben. Weder im Verhandlungstermin vom 4. Juli 1905 noch durch Einspruch gegen das an diesem Tage erlassene Versäumisurteil konnte die streitige Einwendung erhoben werden. Über dieselbe ist jetzt materiell zu entscheiden, und es war deshalb die Sache unter Aufhebung des angefochtenen Urteils zur weiteren Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. (S. B. c. 2. II. v. 10. Mai 07, 367/06 VII. — Gm.)

Biliprozessnovelle vom 5. Juni 1905.

14. § 554a Abs. 1 ZPO. Unterzeichnung einer Revisionsbegründungsschrift durch einen Reichsgerichtsanwalt und einen anderen Anwalt ist unzulässig.]

Die Revision mußte gemäß § 554a Abs. 1 ZPO. in der Fassung der Novelle vom 5. Juni 1905 als unzulässig verworfen werden, weil die Begründungsschrift nicht der gesetzlichen Form entspricht. Der II. S. des RG. hat in einem Falle, in welchem der Anwalt der Revisionsinstanz seiner Unterschrift unter der Begründung des Vermerks beigefügt hatte: „Verfasser Rechtsanwalt Dr. J. Rindgen“, ausgesprochen, daß es bei der Unterzeichnung der Revisionsbegründung durch einen beim RG. zugelassenen Anwalt, wie sie durch die §§ 554 Abs. 5, 553 Abs. 2, 130 Abs. 6, 78 ZPO. vorgeschrieben sei, wesentlich darauf ankomme, ob der Anwalt auf Grund der von ihm selbst vorgenommenen Prüfung die volle Verantwortung für den gesamten Inhalt des Schriftfahes in dem Sinne übernehmen wolle, daß er die darin enthaltenen Revisionsbegründungen bei der mündlichen Verhandlung vertreten wolle. Wenn ein der Unterschrift beigefügter Zusatz als eine Abkürzung dieser Verantwortung aufzufassen ist, so liegt keine dem Gesetz entsprechende Unterschrift vor. Der Zusatz wurde in diesem Sinne aufgefaßt und deshalb die Revision als unzulässig verworfen (Urteil vom 11. Januar 1907, II 257/06, abgedruckt in ZfR. S. 147²⁹). Der jetzt erlassene Senat findet keinen Anlaß, von der in dem angezogenen Urteile niedergelegten Rechtsanschauung abzuweichen. Geht man aber davon aus, so ergibt die Prüfung der in der vorliegenden Sache eingereichten Revisionsbegründung, daß der Revisionsanwalt keinesfalls allein die Verantwortung für den Inhalt des Schriftfahes übernehmen wollte; dieser ist nicht bloß von ihm, sondern auch von dem als solcher geltend gemachten Verfasser, einem Rechtsanwalt in Lüdenscheid, unterschrieben und daraus geht klar hervor, daß der Revisionsanwalt, wenn überhaupt, so doch nur in Gemeinschaft mit dem Verfasser für die Ausführungen der Revisionschrift verantwortlich sein will. Ein anderer triftiger Grund dafür, daß der den Urheber des Schriftfahes seine Unterschrift hat beifügen lassen, ist von dem Vertreter der Revision nicht angegeben. Insbesondere ist nicht geltend gemacht, daß für die Mitunterzeichnung etwas die Rücksicht auf das geistige Eigentum des Verfassers bestimmend war, so daß es auf sich beruhen darf, ob von solcher Rücksicht überhaupt die Rede sein kann, wenn jenes Eigentum dem beim RG. zugelassenen Anwalt zur Verfügung gestellt wird. Das Gesetz fordert eine Revisionsbegründung, die sich der Revisionsanwalt, wenn er sie auch ausnahmsweise nicht selbst verfaßt haben sollte, nach persönlicher Prüfung völlig zu eigen gemacht und mit seinem Namen gezeichnet hat. Hieran fehlt es in der gegenwärtigen Sache und deshalb war die Revision als unzu-

läßig zu vertreten. B. R. R. c. D. R. 2., U. v. 24. Mai 07, 278/06 VII. — *Samm.*

Schickschastlichkeit vom 7. Juni 1871.

15. § 1 **Schicksch.** Begriff des **Schickschast**.
Schaden von Pferden ohne Betriebsfähigkeit der Eisenbahn.
[Anspruchzusammenhang.]

B. erfüllt beim Folschaden einen Unfall, indem seine Pferde auf der Gasse scheitern, und B. dem Wagon fiel, wobei er ein Bein brach. Aus Anlaß dieses Unfalls hat die klagende Berufsgenossenschaft Auslagen für ärztliche Behandlung des Verletzten gemacht und demselben eine Rente gezahlt. Die Klägerin nimmt auf Grund von § 151 **Polz.** und § 1 **Schicksch.** die klagende Straßengasse als Unfall an. In Ansehung. Die Klage wurde abgewiesen und die Revision zurückgewiesen: Der Transport der Waggons hat sich allerdings zum Zeitpunkt des Unfalls im Betriebe befunden. Die Klage, während deren er seine Fahrt unterbrach, bedeutete nicht etwa einen Zustand der völligen Betriebsruhe, vielmehr nur dazu, durch das Sammeln von Dampf die Fortsetzung der Fahrt unmittelbar vorzubereiten. Allein mit Recht geht das Berufungsgericht davon aus, daß zu einem Betriebsunfall im Sinne von § 1 **Schicksch.** nicht nur ein äußerer, d. h. zeitlicher und örtlicher Zusammenhang des Unfalls mit einem Betriebsvorgang der Eisenbahn, sondern auch ein innerer ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden gehört. (Vgl. **R. R.** Bd. 50 Nr. 20 S. 92 ff., Bd. 55 Nr. 53 S. 239 ff., auch Urteil des **R. R.** vom 28. Februar 1907 VI. Nr. 314/06.) Dieser ursächliche Zusammenhang muß zwar soweit es sich um den Betrieb im engeren Sinne, die eigentliche Beförderungsleistung der Eisenbahn handelt, nicht im Einzelnen noch besonders nachgewiesen werden, allein wenn der konkrete Vorgang ihn von vornherein als ausgeschlossen erscheinen läßt, so kann auch beim Vorliegen eines äußeren Zusammenhangs des Unfalls mit der Beförderungsleistung der Eisenbahn die Haftung des Unternehmers nach § 1 **Schicksch.** nicht begründet sein. — Die Folgerung des Berufungsgerichts nun, daß im gegenwärtigen Falle um bedenklich, weil der Betrieb gar nicht in die äußere Erscheinung trat, auch kein Betriebsvorgang die Ursache für das Scheitern der Pferde sein könne, ist nicht richtig. Was hier in der Kaufmanns zur Gefährdung gekommen ist und schädigend gewirkt hat, ist nur die äußere Form eines Betriebsmittels der Eisenbahn, der Lokomotive, im gegebenen Zeitpunkt unterbrochen Gegenstand für sich. Dieser Gegenstand hätte durch die Einwirkung auf den Geschäftsführer der Pferde vermehrt seiner für diese ungewohnte Gestalt die Tiere erschreckt und schon gemacht, ohne daß hierbei die Betriebsfähigkeit der Bahn eine Rolle gespielt hat. Denn der Unfall, daß die Lokomotive durch die Ausführung des Bahnbetriebs in die Nähe der Unfallstelle gelangt war, kann hier nicht entscheidend in Betracht kommen. Der Betrieb hat insofern nicht anders gewirkt, als es ein gleiches Verkommen beim Nichtbetriebe, etwa während einer Betriebsruhe getan hätte. In einem anderen Falle, wenn also der Zustand, der für den laufenden Verlauf in Frage kommt, genau derselbe war, wie wenn kein Betrieb stattgefunden hätte, ist soweit es sich um betriebs außerhalb des Bahnbetriebs stehende Personen handelt, ein innerer ursächlicher Zusammenhang des schädigenden Ereignisses mit dem Eisenbahnbetriebe

nicht als gegeben anzusehen. Solche Fälle liegen nicht mehr im Bereiche des **Schicksch.** B. c. R., U. v. 13. Mai 07, 364/06 VI. — *Rein.*

Gez. betreffend **Gesellschaft** m. b. H. vom 20. April 1892/20. Mai 1898.

16. Ein Vorvertrag über Abfindung eines **Gesellschaft**-vertrages, durch den eine **Gesellschaft** m. b. H. errichtet werden soll, bedarf der Form des § 2 **GmbHG.**

Im August 1904 verstarb der Inhaber der Firma „Bergedorfer Eisenwerke B. B.“, Kommerzienrat B. B. in S. mit Hinterlassung eines am 26. März 1903 notariell errichteten Testaments, in welchem er seine sieben Kinder, darunter die Mithälerin Frau R. und den Beklagten, zu Erben eingesetzt, sonstige Verfügungen getroffen, und die drei zuerst genannten Kläger zu Testamentvollstreckern ernannt hatte. Am 12. Februar 1906 schloßen die drei Testamentvollstreckern und die sieben Testamentserben in notarieller Form einen Vertrag, der ein Vorvertrag über Abfindung eines **Gesellschaft**-vertrages, durch den eine **Gesellschaft** m. b. H. errichtet werden soll, ist. Nachgefolgt ist dem Vertrage ein drundzwanzig Paragraphen umfassender Entwurf eines Vertrages über die Errichtung der **Gesellschaft** m. b. H. Die Testamentvollstreckern und nach der Behauptung der Kläger auch alle sechs Witerben des Beklagten haben dann den **Gesellschaft**-vertrag zum Protokolle des Notars in A. vollzogen. Der Beklagte verweigert die Vollziehung. Deshalb ist gegen ihn die gegenwärtige Klage erhoben worden mit dem Antrage, ihn zu verurteilen, den nach dem Vertrage vom 12. Februar 1906 in Aussicht genommenen **Gesellschaft**-vertrag in notarieller Form zu vollziehen. Der Beklagte stützt seine Weigerung insbesondere darauf, es könne durch einen, wenn auch unter Beobachtung der Formvorschrift des § 2 **GmbHG.**, abgeschlossenen Vorvertrag, eine klagbare Verpflichtung zur Gründung oder Widergründung einer **Gesellschaft** m. b. H. nicht übernommen werden, und der abgeschlossene Vorvertrag sei auch um bedenklich nicht bindend, weil in ihm der Betrag des Stammkapitals und der von jedem einzelnen **Gesellschaft**-ter zu leistenden Einlage nicht angegeben sei. Der Beklagte ist in allen Instanzen verurteilt! — Es kommt darauf an, ob der Vertrag vom 12. Februar 1905 rechtsverbindliche Kraft hat. Vom erkennenden Senat ist wiederholt, so noch in einem Urteil vom 24. Juni 1906, Rep. I 51/06 (abgedruckt in **Goldh. R. R.** Bd. 55, 291 ff.), entschieden worden, daß ein Vorvertrag über Abfindung eines **Gesellschaft**-vertrages, durch den eine **Gesellschaft** m. b. H. errichtet werden soll, nur in der Form des § 2 **GmbHG.**, gültig geschlossen werden könne. Damit ist zweierlei ausgesprochen: es wird verneint, daß ein formloser Vorvertrag des bezeichneten Inhalts gültig sei, andererseits aber anerkannt, daß unter Beobachtung der Form ein solcher Vorvertrag geschlossen werden könne. Gegen den verneinenden Ausspruch richten sich die Ausführungen der **Staubachensburg**, Kommentar zum **GmbHG.**, 2. Aufl. Ann. 48 zu § 2, die indes nicht überzeugend sind. Zugabe wird dort, daß es in den Fällen, in denen ein obligatorischer Vertrag an eine Form gebunden sei, auch keine formlose Verpflichtung zur Eingehung dieses Vertrages gebe. Wenn nun auch, wie vorher betont wird, der vom Gesetz geforderte **Gesellschaft**-vertrag ein Vertrag ist, durch den in Verbindung mit

hingutretender Eintragung in das Handelsregister die Gesellschaft m. b. H. ins Leben gerufen wird, so ist er doch deshalb nicht weniger ein obligatorischer Vertrag, da durch ihn jeder Gesellschaftler sich zur Leistung einer Einlage auf das Stammkapital verpflichtet (§ 3 Abs. 1 Nr. 4) und möglicherweise noch andere Verpflichtungen übernimmt (§ 3 Abs. 2 des Gesetzes). Wegen der Annahme, daß unter Beobachtung der Form ein Vorvertrag der in Rede stehenden Art gültig geschlossen werden könne, läßt sich nicht Zwingendes vorbringen. Das BGB. enthält zwar keine allgemeinen Bestimmungen über den Vorvertrag. Aber es steht auf dem Boden der Vertragsfreiheit, und daraus folgt, daß ein Vorvertrag möglich ist, soweit nicht besondere Gründe entgegenstehen. Das Gesetz, betreffend die Gesellschaften m. b. H., schließt die Möglichkeit eines Vorvertrages, durch den die Verpflichtung zur Abschließung eines Gesellschaftsvertrages übernommen wird, nicht aus. Im vorliegenden Falle ist ein derartiger Vorvertrag in der Form des § 2 des Gesetzes geschlossen; es fragt sich daher, ob auch sein Inhalt genügt. An sich stehen Vorverträge, was die an ihrem Inhalt zu stellenden Anforderungen betrifft, unter den allgemeinen Vertragsgrundsätzen, und diese erfordern für den Inhalt nicht mehr, als ein solches Maß von Bestimmtheit, daß im Streitfall der Inhalt des versprochenen Vertrages richtiglich festgelegt werden kann. Dieses Maß von Bestimmtheit hat ohne Zweifel der hier vorliegende Vorvertrag, und die Formvorschrift im § 2 GmbHG. zwingt nicht dazu, darüber hinaus diejenige Genauigkeit des Inhalts, die nach § 3 des Gesetzes der Gesellschaftsvertrag selbst haben muß, schon für den Vorvertrag über die Abschließung eines solchen zu verlangen. Die vorgeschriebene Form hat einen doppelten Zweck. Sie soll einmal den Beteiligten die Bedeutung der von ihnen abzugebenden Willenserklärungen zum Bewußtsein bringen (vgl. RG. 54, 419), und sie soll ferner die Grundlage des Gesellschaftsverhältnisses für Dritte erkennbar machen (vgl. Begründung des Gesetzentwurfs S. 33). Weil die Grundlage des Gesellschaftsverhältnisses für Dritte erkennbar sein muß, was es außerdem notwendig, für den Inhalt des Gesellschaftsvertrages selbst das Erfordernis ziffermäßiger Feststellung der Höhe des Stammkapitals und der auf das Stammkapital zu leistenden Einlagen aufzustellen. Den Zweck, den Beteiligten die Bedeutung ihrer Willenserklärungen zum Bewußtsein zu bringen, würde die vorgeschriebene Form auch schon bei einer solchen Genauigkeit des Vertragsinhalts hinsichtlich des Stammkapitals und der Einlagen erreichen, die zur Bildung eines Urteils über die Tragweite der eingetragenen Verpflichtung genügt. Eine größere Genauigkeit als diese braucht daher der Inhalt des Vorvertrages, für welchen letzteren der zweite Zweck der Form nicht in Betracht kommt, nicht zu haben, und es läßt sich nicht bestreiten, daß auch den hiernach an den Vorvertragseinhalt zu stellenden Anforderungen der Vorvertrag vom 12. Februar 1906 entspricht. Zu prüfen ist dann nur noch, ob die in Anlage 4 der Klage sich findenden Bestimmungen über Stammkapital und Einlagen sich in den Grenzen derjenigen Festsetzungen halten, die darüber in den Vorverträge getroffen worden waren. Auch das ist zu bejahen. (Wird bargelegt.) B. c. B. und Gen., II. v. 5. Mai 07, 237/06. — Jena.

Grundbuchordnung vom 24. März 1897/20. Mai 1898.

17. §§ 12, 56, 70, 71 GBO. Haftung des Staats für Pflichtverletzungen des Grundbuchrichters. Begriff des Beteiligten im Sinne des § 12.]

Ein früherer Amtsrichter P. hatte seinem Darlehensgläubiger zwei von ihm gefällte Grundbuchbriefe verschrieben. Da er nicht zahlen konnte, nahm der Gläubiger R. den Neffenburgischen Staat, vertreten durch das Justizministerium, in Anspruch; die Vorderriecher wiesen die Klage ab, sie meinten, der Kläger gehöre nicht zu den „Beteiligten“, denen in § 12 ein Schadenersatzanspruch gegen den Staat eingeräumt worden sei, unter Beteiligten im Sinne des § 12 seien nur solche Personen zu verstehen, deren Rechtskreis unmittelbar durch die Richtererfüllung der Amtspflicht des Grundbuchbeamten betroffen werde, daß aber der Rechtskreis der Klägerin durch die Herstellung des falschen Grundbuchbriefes durch P. nicht berührt worden, sondern ihre Schädigung erst vermittelt worden sei durch die Ergebung des falschen Grundbuchbriefes, also durch eine selbständige Handlung, die P. nicht als Grundbuchbeamter, sondern als Privatperson vorgenommen habe. Das RG. hob auf und urteilte: Den Vorzug verdient die Ansicht, die das unterscheidende Merkmal in den Rechtskreis verlegt, der verletzt wird, nämlich unter den Beteiligten diejenigen Personen versteht, in deren Rechtskreis durch die Pflichtverletzung des Grundbuchbeamten unmittelbar eingegriffen wird. Schon nach der natürlichen Wortbedeutung sind beteiligt bei der pflichtwidrigen Handlung oder Unterlassung eines Grundbuchbeamten diejenigen, deren Rechte dadurch berührt werden. Es brauchen dies nicht immer solche Personen zu sein, die auch ein Recht zur Beschwerde gegen die pflichtwidrige Handlung oder Unterlassung gehabt haben würden — wie dies wohl behauptet worden ist und auch vom ersten Richter angenommen zu werden scheint —; denn abgesehen von der Beschränkung, der die Beschwerde in Grundbuchsachen unterworfen ist (§ 71 Abs. 2 GBO.), können die Fälle auch so liegen, daß jemand erst durch die eintretende Verletzung seiner Rechte zum Beteiligten wird und daß eine eingetretene Verletzung durch Beschwerde überhaupt nicht mehr beseitigt werden könnte. In der Denkschrift zur Reichsgesetzvorlage zur GBO. (§ 11) ist zur Begründung der Haftung des Staats für Versehen der Grundbuchbeamten hervorgehoben worden, daß die aus der Regelung des Eigentumsrechts, wie sie im BGB. vorgenommen sei, namentlich aus dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs, für die Beteiligten entstehenden Gefahren ein Entsetzen des Staats für die daraus erwachsenden Nachteile als billig erscheinen lasse. Diesen Gefahren unterliegt aber jeder, der in die Lage kommt, sich auf die richtige Darstellung der Grundbucheinträge verlassen zu müssen; für beteiligt im Sinne des § 12 GBO. muß daher auch jeder gelten, der durch eine Täuschung in diesem Vertrauen durch Schuld des Grundbuchbeamten unmittelbar einen Schaden erleidet. Den Gegenstand dazu bilden Nachteile, die erst wieder infolge oder durch Vermittlung des durch die Pflichtverletzung geschaffenen Zustandes auf einen Rechtsgebiete in die Erscheinung treten, das an sich durch die Pflichtverletzung nicht berührt wird, wofür auf das oben angeführte Beispiel in den Motiven zu § 4 des I. Entw.

wurfs der GGO. Bezug genommen werden kann. Hiernach muß die Beklagte als eine Beteiligten im Sinne des § 12 GGO. gelten, denn sie hat im Vertrauen auf den öffentlichen Glauben des Grundbuchbriefs diesen in Pfand genommen und beliehen und ist durch die Mithilfe des Pfandes, also wenn diese auf eine Amtspflichtverletzung des Grundbuchbeamten zurückzuführen ist, durch diese Pflichtverletzung unmittelbar in einen Vermögensverlust geraten. Die im Anspruch genommene Haftung des Staates hängt nun aber in erster Linie davon ab, ob der Schaden dadurch entstanden ist, daß ein Grundbuchbeamter vorsätzlich oder fahrlässig seine Amtspflicht verletzt hat (§ 12 GGO.). Die festgestellten Amtspflichtverletzungen waren geeignet, die Entstehung eines Schadens zu verursachen, sie lagen gerade auf dem Gebiet der den Grundbuchämtern durch die Grundbuchgesetzgebung zugewiesenen Aufgaben, zu denen die Ausfertigung und Ausdeutung der Grundbuchbriefe gehört (§§ 70, 56 ff. GGO.), und dadurch wird wieder die hier vertretete Überwachungsspflicht des Grundbuchrichters herbeigeführt. R.-O. v. Justizministerium, II. v. 1. Mai 07, 537/06 V. — Rchof.

Gewerbanfallversicherungs-gesetz vom 30. Juni 1900 § 1, verbunden mit Gewerbeordnung vom 30. Juni und 26. Juli 1900 §§ 135, 136.

18. Versicherungspflicht bezüglich eines der Gewerbeordnung zufolge im Fabrikbetriebe angestellten Kindes unter 13 Jahren.]

Der am 8. Februar 1892 geborene Kläger hatte vom Beklagten den Auftrag erhalten, das Holagerüst der Beladebrücke einer für das vom Beklagten betriebene Braunkohlenwerk erbauen und für den Transport der Kohlen bestimmten Drahtseilbahn mit einem von der Bergbehörde angeordneten Feuerlöcher Anstrich zu versehen. Als er sich nach Erledigung einer ihm aufgetragenen Meldung an seine oberhalb des Drahtseils und Lauftrades befindliche Arbeitsstelle zurückbegeben, trat er eine Quersackung mehrerer Finger der linken Hand dadurch, daß er beim Hinausklettern ausglitt, das im Gange befindliche Drahtseil ergriß und mit der Hand unter eine damals — vor der beschriebenen Abnahme — noch nicht verarbeitete Laufrolle griet. Die Steinbruchbergwerksgenossenschaft, welcher der Bergwerbsbetrieb des Beklagten überwiesen ist, lehnte es ab, Entschädigung zu gewähren, weil der Kläger unerlaubterweise gegen das Verbot im § 135 und § 154 a GewO. beschäftigt worden sei. Der Kläger hat gegen diesen Beschleiß Berufung nicht eingelegt, seine wegen Verlust seiner Arbeitsstelle geltend gegen den Geschäftsherrn erhobene Klage wurde abgewiesen, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Der § 135 GewO. vom 30. Juni und 26. Juli 1900 (RGBl. 871) bestimmt, daß Kinder unter dreizehn Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, und nach § 154 a findet diese Bestimmung auf die Besitzer und Arbeiter von Bergwerken, Salzen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Betrieben oder Gruben entsprechende Anwendung. Das Verbot hat aber nicht zur Folge, daß das dem Verbote zufolge in der Fabrik oder in einem der gleichgestellten Betriebe beschäftigte Kind von der Unfallversicherung ausgeschlossen sei. Auf die Bestimmung des § 134 GGO., daß ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot verstößt, nichtig ist, wenn sich nicht aus dem Gesetz ein anderes

ergibt — kann man sich hierfür nicht berufen. Nach dem GewlRG. vom 30. Juli/5. Juli 1900 (RGBl. 585 ff.) ist ein mit dem Willen des Arbeitgeber begründetes, tatsächlich zustande gekommenes Arbeitsverhältnis zur Entstehung der Unfallversicherung ausreißend; einen vollständig gültigen Dienstvertrag setzt das Gesetz nicht voraus. Wenn daher auch der gegen das Verbot des § 135 GewO. abgeschlossene Dienstvertrag nichtig ist und weder dem Arbeitgeber noch dem Arbeiter einen erzwingbaren Anspruch auf die Leistung aus dem Vertrage gibt, so ist doch die Versicherung in Kraft getreten, sobald nur, wie im vorliegenden Falle — das Arbeitsverhältnis mit dem Willen des Unternehmers begründet worden ist und tatsächlich bestanden hat. Das Reichsgesetz betreffend Abänderung der GewO. vom 1. Juni 1891 (RGBl. 261), welches dem § 135 GewO. entnommen ist, hat hieran nichts geändert. Zur Bestätigung der verbotenen Beschäftigung ist im § 146 GewO. gegen die Gewerbetreibenden, die dem § 135 zuwiderhandeln, eine Strafbestimmung aufgestellt. Das beabsichtigt worden sei, den § 1 GewlRG. einzuschränken und die gegen das Verbot beschäftigten Kinder unter dreizehn Jahren von der Unfallversicherung auszuschließen, ist weder aus dem Inhalt des Gesetzes noch aus dem Gesetzesmaterialien zu entnehmen. So wenig ein Unfall, den eine Arbeiterin bei einer durch § 137 des Gesetzes vom 1. Juni 1891 untersagten Beschäftigung erleidet, der Anwendung des Unfallversicherungsgesetzes entzogen ist, ebenso wenig trifft dies bei einem dem Verbote des § 135 zuwider beschäftigten Kinde unter dreizehn Jahren zu. Der abgewiesenen in dem Bescheide der Steinbruchbergwerksgenossenschaft ausgesprochenen und von Oaßn (das RandVerf. 2. Aufl. S. 16 zu § 1 Kmm. 1b), Bültz (die Unfallversicherungsgesetze — 1902 — S. 62 zu § 1 GewlRG. unter III 4), Repl (Reichs- und Reichsversicherungsrecht — 1894 — S. 938, S. 106, 107 und Kmm. 1) vertretenen Ansicht kann hiernach nicht beigetreten werden. R. o. d. v. 23. April 07, 412/06 III. — Dresden.

Reichsstempelgesetz vom 14. Juni 1900.

19. §§ 22, 27 RStempG. Ist der Geschäftsführer einer Gesellschaft m. b. H., welche eine Auspachtung durch das Hydrosystem veranfaßt, zur Entrichtung des Reichsstempels verpflichtet?]

Die Elbsaßtrab-Gesellschaft m. b. H. setzte Jahresübers im Wege der sogenannten Hydrosystems um. Kläger, der Geschäftsführer der Gesellschaft, wurde wegen Nichtentrichtung der nach §§ 22 ff. RStempG. vom 14. Juni 1900 erforderlichen Stempelabgabe nach § 286 RStempG. und dem RStempG. bestraft. Die Steuerbehörde berechnete auf den Kläger einen hinterzogenen Stempelbetrag von 26 700 Mark. Diese Summe wurde vom Finanzminister aus Billigkeitsrücksichten auf 5 000 Mark ermäßigt. Der Kläger hat im Wege der Klage beantragt, den besagten Fiskus zu verurteilen, anzuerkennen, daß ihm ein Anspruch auf Zahlung von 5 000 Mark Reichsstempelabgabe nicht zusteht. Das LG. verurteilte, das RG. stelle fest, daß der Anspruch des Beklagten auf Entrichtung der Stempelabgabe dem Grunde nach gerechtfertigt sei. Das RG. hob auf und wies die Berufung des Beklagten gegen das landgerichtliche Urteil zurück, indem zunächst zur Hinweis auf RGZ. 60, 379 u. a. Aufschreibungen ausgesprochen wurde, daß der Unfall von Waren, im Wege

des sogenannten Hybridsystems, sich als „öffentlich veranfaltete Auspielung von Gewinnern“ im Sinne der Tarifnummer 5 des RStempG. vom 14. Juni 1900 darstellt, und die zum Zwecke dieses Umfanges betriebenen Geschäfte die Ausweise über diese Auspielung sind, auf denen die Reichsstempelabgabe ruht. Aus dem ferneren Entscheidungsergebnis: Als „Veranstalter“ — § 22 RStempG. — ist beizuziehen anzusehen, der die planmäßige Ausführung des gesamten Unternehmens selbst oder durch andere ins Werk setzt. Mit dem sprachgebräuchlichen Sinne des Wortes „veranstalten“ würde es aber nicht vereinbar sein, wenn man als Veranstalter auch die anderen Personen ansehen wollte, die im Namen und Auftrage des Leiters der Insowertsetzung der Auspielung tätige sind, oder sogar alle Personen, welche durch ihre Mitwirkung anderen die Beteiligung an der Auspielung ermöglichen, ohne an der Insowertsetzung des Unternehmens selbst irgendwie beteiligt zu sein. Daß nicht nur physische, sondern auch juristische Personen Träger der Stempelspflicht sind, sobald auf sie die gesetzlichen Voraussetzungen dieser Verpflichtung zutreffen, ist unter den Parteien nicht strittig und ebenso für den Bereich des Reichsstempelrechts wie für den des preussischen Stempelrechts nicht zu bezweifeln. Besondere Bestimmungen sind nur hinsichtlich der Befreiung wegen Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften betreffend die Stempelentrichtung getroffen, weil nach allgemeinen Grundsätzen des Strafrechts nur physische Personen mit Strafe belegt werden können. Deshalb ist durch die Reichstagskommission für den Gesetzesentwurf betreffend die Abänderung des RStempG. vom 1. Juli 1881 in das RStempG. vom 29. Mai 1885 unter § 23a die mit dem § 45 des RStempG. vom 14. Juni 1900 übereinstimmende Vorschrift aufgenommen worden, die später unverändert in das RStempG. vom 27. April 1894 und vom 14. Juni 1900 übernommen worden ist. Diese neue Vorschrift lautet im Abs. 1: „Die auf Grund dieses Gesetzes zu verhängenden Strafen sind bei Genossenschaften und Aktiengesellschaften gegen die Vorstandswirtschaft, bei Kommanditgesellschaften gegen die persönlich haftenden Gesellschafter, bei offenen Handelsgesellschaften gegen die Gesellschaften nur im einmaligen Betrage jedoch unter Höchstbeschränkung jedes einzelnen als Gesamtschuldner schulpflichtig. Ebenso ist in anderen Fällen zu verfahren, in denen bei einem Geschäft mehrere Personen als Vertreter desselben Kontrahenten oder als gemeinschaftliche Kontrahenten beteiligt sind.“ Die Einführung der neuen Vorschrift wurde von der Reichstagskommission damit begründet, daß es „rechtlich als absolut unzulässig angesehen werden müsse, eine Firma als eines Steuerorgans schulpflichtig zu sprechen und mit Strafe zu belegen.“ (Reichstagsverhandlungen 1884/85 Nr. 286 S. 39, 48; ferner 93. Sitzung S. 2650 und 2653 sowie Nr. 387 S. 5.) Wenn in der Vorschrift, abweichend von der Bestimmung des § 17 Abs. 6 des erst im Jahre 1895 erlassenen preussischen Stempelsteuergesetzes, die Gesellschaften m. b. H. nicht besonders aufgeführt sind, so erklärt sich das daraus, daß dies Rechtsgebilde erst nach 1885, nämlich durch das Reichsgesetz vom 20. April 1892 neu eingeführt worden ist. Bei der Übernahme der reichsgesetzlichen Vorschrift in das RStempG. vom 14. Juni 1900 ist die Hinzufügung der Gesellschaften m. b. H. unterlassen worden, anscheinend deshalb, weil sie schon nach der allgemeinen Fassung des zweiten Satzes

des Abs. 1 der Vorschrift vor der Heranziehung zur Strafe geschützt waren. Hiernach ist die Vorschrift des § 27 RStempG. vom 14. Juni 1900, wonach die Nichterfüllung der im § 22 bezeichneten Verpflichtung mit Geldstrafe geahndet wird, mit Rücksicht auf die Bestimmung des § 45 deselben, dahin zu verstehen, daß, wenn der Veranstalter der Auspielung eine physische Person ist, diese zu bestrafen ist, daß aber bei der durch eine juristische Person, insbesondere eine Gesellschaft m. b. H. bewirkten Veranstaltung einer Auspielung, deren beauftragte Vertreter mit Strafe zu verfolgen sind. Aus dem Umstande, daß im vorliegenden Fall der Kläger wegen Zuwiderhandlung gegen § 22 deselben bestraft ist, folgt hiernach nichts dafür, daß er auch zur Entrichtung der Stempelabgabe verpflichtet sei. Soweit die vorstehend vertretene Auffassung von den Ausführungen des II. und des III. OStS. des ROb. in den Urteilen vom 27. Februar 1903 und 18. November 1901 (RAb. 36, 124 und 34, 447) abweicht, ist dadurch ein Anlaß zur Anrufung des Plenums des ROb. gemäß § 137 Abs. 2 GOVb. nicht gegeben, denn bei diesen Entscheidungen handelte es sich lediglich um die Frage, ob die Anrufung wegen Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften des RStempG. über die Besteuerung der Auspielungen zu bestrafen waren; die Entscheidungen sind aber nicht auf einen Rechtsgrund hin begründet, daß die wegen der Zuwiderhandlung mit Strafe bedrohten Personen zugleich stets diejenigen sind, welche zur Entrichtung des hinterlegenen Stempelbetrages verpflichtet waren. J. v. Prütz. Jahrb., II. v. 19. April 07, 256/06 VII. — Berlin.

II. Preussisches Recht.

Preussisches Stempelgesetz vom 31. Juli 1895.

20. Tarifstelle 75 Abs. 2 in Verbindung mit Tarifstelle 32 Abs. 11 Ziff. 3. Die Befreiungsvorschrift der Tarifstelle 32 ist, wenn deren Voraussetzung gegeben, auch gegenüber § 10 zur Anwendung zu bringen.]

Das Verurteilungsarrest gilt von der zutreffenden, auch von der Revision nicht angefochtenen Annahme aus, daß der Vertrag vom 30. Juli/5. August 1904 ein Werkvertrag ist. Gegenstand des Vertrags war, wie schon seine Überschrift ergibt, die „Anfertigung, Lieferung und betriebsfähige Aufstellung einer Schiebebühne“. Die Schiebebühne bildete das herzustellende Werk. Mit Recht hat ferner das Berufungsgericht auf den vorliegenden Werkvertrag die Tarifstelle 75 Abs. 2 des Preussischen Stempelgesetzes vom 31. Juli 1895 (Gesetzsamml. S. 413) angewendet. Aus § 5 des Vertrags geht hervor, daß es sich bei dem herzustellenden Werke um Sachen handelt, die „mit dem Grunde und Boden in dauernde Verbindung gebracht werden“ sollten. Das Werk im ganzen, wenn es „angefertigt, geliefert und betriebsfähig aufgestellt“ war, bildete also eine nicht bewegliche Sache (Abs. 2 der Tarifstelle 75), mochte auch ein Teil davon (woraus der Name „Schiebebühne“ hinzubringen scheint) innerhalb eines gewissen Umkreises gehoben werden können, also beweglich sein. Zitiert nach Inhalt des Vertrags (§ 5), daß den vereinbarten Gesamtvergütung von 7190 Mark auf die zu dem Werke erforderlichen, von der Klägerin anzuschaffenden beweglichen Sachen in demjenigen Zustand, in welchem sie in die vorher erwähnte Verbindung mit dem Grunde und Boden gebracht werden sollten,

6640 Mark entfielen. Ferner ist vom Berufungsgericht auf Grund der Briviergebühren einwandfrei festgestellt, daß hiervon 3 566,25 Mark auf „Mengen von Sachen“ kommen, die im Inland im Betriebe der Klägerin hergestellt sind. Hinsichtlich dieses Teiles der zu dem Werte angekauften und verwendeten Sachen ist demnach die Klägerin nach Abs. 3 der Tarifstelle 75 die Befreiungsvorschrift der Tarifstelle 32 Abs. 11 Ziff. 3 für sich im Anspruch zu nehmen berechtigt. Freilich sollen nach der, gemäß Abs. 3 der Tarifstelle 75 entsprechend anzuwendenden Vorschrift des § 10 des Stempelgesetzes bei Rechtsgeschäften über mehrere, verschiedenen Steuerfögen unterliegende Gegenstände die Aufsteller der Urkunde, wenn in dieser das Entgelt ohne Angabe der Einzelwerte ungetrennt in einer Summe verabreicht ist, auf der Urkunde die Werte für die einzelnen Gegenstände innerhalb der Frist des § 16 nach nachträglich angeben; geschieht dies nicht, so soll für die Berechnung des Stempels der höchste der verschiedenen Steuerföge zur Anwendung kommen. Bei der angeordneten „entsprechenden Anwendung“ dieser Vorschrift könnte man annehmen, daß in einem Falle der vorliegenden Art, in dem es sich nicht um verschiedene Steuerföge handelt, sondern die eine Gruppe der zu liegenden Sachen einem und demselben Steuerföge (1/2 Prozent) unterliegt, die andere Gruppe steuerfrei ist, die Vergütung aber (auch in der gedachten Frist) nicht nach diesen Gruppen gefordert worden ist, nunmehr der Stempel nach dem genannten Steuerföge von dem ganzen Betrage der Vergütung für die zu liegenden Sachen zu entrichten sei. Allein der erkennende Senat hat bereits in dem ebenfalls eine Steuerföge der Parteien des gegenwärtigen Rechtsstreits betreffenden (demnachst zum Abdruck gelangenden) Urteile vom 25. Januar/19. März 1907 VII. 132/06 entschieden, daß die Befreiungsvorschrift, sofern und insoweit nur ihre Voraussetzungen an sich gegeben sind, auch gegenüber dem § 10 zur Geltung zu bringen ist, wenn gleich die dort bezeichnete Frist verflutet ist. Hieran und an dem dafür in dem genannten Urteile dargelegten Gründen wird nach erneuter Prüfung festgehalten. R. v. U. v. 3. Mai 1907, 423/06 VII. — Geßel.

Aus der Praxis der Straffenate des Reichsgerichts.

(Entscheidungen bis Ende 1906.)

Bericht erstattet im Auftrage des Vereinsvorstandes von Friedrich Rieppel, Rechtsanwalt beim Obergerichtsgericht, Dresden-Wlasewitz.

A. Zum Strafgesetzbuche.

1. § 44 Abs. 4 StGB. Allerdings hat die Strafkammer die §§ 243, 14 StGB. insofern verurteilt, als sie die Einzelstrafen für die fünf vollendeten schweren Diebstähle nur auf je fünf Monate Zuchthaus bemessen hat, während sie auf mindestens je ein Jahr Zuchthaus hätten bemessen werden müssen; der Angeklagte ist aber dadurch nicht beschwert. Dieser würde auch nicht etwa geltend machen können, er sei deshalb beschwert, weil der erste Richter nicht unter analoger Anwendung des § 44 Abs. 4 StGB. die Einzelstrafen von je fünf Monaten Zuchthaus in Gefängnis umgewandelt habe. Würde man

nämlich auf diese Befehre eingehen und das erste Urteil aufheben, so würde das nicht zu einer Verbesse rung des von der Strafkammer begangenen Fehlers, sondern nur zu einer weiteren Unrichtigkeit, zu einem mit den getroffenen Feststellungen unvereinbaren Urteile führen; der Angeklagte würde, obwohl selbst, daß er fünf vollendete schwere und vier versuchte schwere Diebstähle begangen hat und daß mildernde Umstände nicht vorliegen, doch nicht mit Zuchthaus, sondern nur mit Gefängnis bestraft werden können. Es gehört aber nicht zu den Aufgaben des Rechtsmittelgerichts, durch Weiterverfolgung eines von der Vorinstanz eingeschlagenen, demnachst aber wieder verlassenen unrichtigen Weges auf die Herbeiführung eines unrichtigen Endergebnisses hinzuwirken und damit den begangenen Fehler noch zu vergrößern. Das jetzt vorliegende Urteil, das auf drei Jahre Zuchthaus und Zuchthaus mit Polizeiaufsicht lautet, steht trotz des vorgekommenen Fehlers im Endergebnisse nicht nur mit den getroffenen Feststellungen, sondern auch mit dem Gesetz im Einklange. Ur. d. III. Sen. v. 29. Okt. 1906 (1043/06).

2. §§ 110, 111 StGB. In der Ausführung des Artikels vom 13. Januar 1906, unter gewissen Voraussetzungen, „kann man einen kleinen Vorstoß wagen“, findet der Vorderrichter nicht nur eine Anreizung der nicht bestehenden Klassen zum Vorgehen gegen die bestehenden zum Zwecke der Abschaffung des Besizes, sondern auch eine Aufforderung „zu gewalttätiger Despothierung, demnach eine Aufforderung zum Ungehorsam gegen staatliche Gesetze und zur Begehung strafbarer Handlungen“. Die Ausführung des Artikels vom 20. Januar 1906, zur Freier der russischen Revolution sei für einen Tag — den Jahrestag der Revolution — jede Arbeit einzustellen und die „europäische Kultur stillzulegen“, erachtet der Vorderrichter für eine Aufforderung zum Generalstreik schlechthin. Er nimmt an, es sei im Anschlusse daran „zu Gewalttätigkeiten und zum Kampfe gegen eine andere Bevölkerungsklasse, zum Blutvergießen, also zu Körperverletzung und Mord, somit zur Begehung strafbarer Handlungen und zum Ungehorsam gegen staatliche Gesetze aufgefördert“ worden. Ob hiermit der Sinn der Artikel richtig wiedergegeben ist, ob insbesondere aus dem der perussischen Sozialdemokratie gemachten Vorwurfe, daß sie — im Gegensatz zu den geliebten russischen Aufständischen — ihr Blut nicht für die Freiheit vergießen, und aus der Bemerkung, daß das unschuldig vergossene Blut Rache heische, der Wunsch des Artikelschreibers entnommen werden kann, daß Körperverletzung und Mord begangen werden sollen, ist als eine Frage der Auslegung und somit der Beweiswürdigung der Nachprüfung des Revisionsgerichts entzogen (376 StGB.), jedenfalls stellt der Vorderrichter nicht fest, zu welchen bestimmten Handlungen oder Unterlassungen die Artikelschreiber ihre Leser in einer für diese erkennbaren Weise zu bestimmen suchten, inwiefern die erwänten Handlungen oder Unterlassungen sich im Falle ihrer Begehung als Ungehorsam gegen ein Gesetz bestimmten Inhalts oder als Verletzung eines bestimmten Strafgesetzes darstellen würden, und inwiefern die Artikelschreiber diese bestimmten Tatbestände des Ungehorsams und der strafbaren Handlungen in ihre Beweisaufnahme aufgenommen hatten. Hiernach hat aber der Vorderrichter den Begriff der Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und zur Begehung strafbarer Handlungen verkannt (RGSt. 27, S. 406, 409; 36, S. 417, 422). Er hat

nur die vorsätzliche Herbeiführung einer Stimmung, die zum Ungehorsam gegen Geheiß und zur Begehung strafbarer Handlungen genügt macht, festzustellen, und hat somit den Begriff der Aufforderung rechtsfertigmäßig demjenigen des Anreizens gleichgesetzt. Es war daher die Auffassung des angeführten Urteils erforderlich. Bei der erneuten Verhandlung wird zu beachten sein, daß, soweit eine Aufforderung zur Begehung strafbarer Handlungen feststellbar ist (§ 111 StGB.), die festgestellte Tat nicht zugleich ein Vergehen gegen § 110 StGB. darstellen würde (RGSt. 4 S. 106, 108). Ur. b. II. Sen. v. 7. Dez. 1906 (691/06).

3. § 111 StGB.] Nach der den Urteilsgründen zu entnehmenden Feststellung hat der Angeklagte seine katholischen Mitbürger öffentlich aufgefordert, ihre schulpflichtigen Kinder mit Rücksicht auf die ungläubige und atheistische Gesinnung des an die katholische Volksschule in W. versetzten Lehrers E. nicht in diese Schule zu schicken, sie vielmehr, solange E. hier den Unterricht erteilt, von dem Schulunterricht trotz etwaiger Verhängung polizeilicher Strafen fern zu halten. Das 2. B. läßt die Frage dahingestellt, ob objektiv die Tat, zu deren Begehung der Angeklagte hiernach aufgefordert hat, gegen die für die Stadt W. geltende Verordnung der Regierung zu Düsseldorf über die Bestrafung unentschuldigter Schulversummnisse vom 12. Juni 1900 verstoßen würde, die in § 4 bei einer ohne genügende Entschuldigung stattfindenden Schulversummnis den Eltern schulpflichtiger Kinder eine Geld- oder Haftstrafe androht. Es gelangt vielmehr schon aus einem auf subjektivem Gebiete liegenden Grunde zur Freisprechung, nämlich auf Grund der Unterstellung der, sei es auch irrtümlichen, Annahme des Angeklagten, daß gläubige katholische Eltern im Interesse der rechtsgläubigen Erziehung ihrer Kinder nicht verpflichtet seien, diese durch einen ungläubigen Lehrer unterrichten zu lassen, und daß ein hierauf gegründetes Fernbleiben der Kinder vom dem Unterricht keine unentschuldigbare Schulversummnis sei. Das Tatbestandsmerkmal des Mangels einer genügenden Entschuldigung setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, einem tatsächlichen, dem aus einem Ereignis oder Zustande bestehenden Entschuldigungsgrunde, und einem rechtlichen, in einer Schlussfolgerung bestehenden, die den Einfluß des tatsächlichen Verhältnisses auf die Stattpflichtigkeit der Schulversummnis, also die Stattpflichtigkeit des Entschuldigungsgrundes zum Gegenstand hat. Die Frage, ob die Entschuldigung einer Schulversummnis im konkreten Falle zur Abwendung der Strafe aus § 4 W.D. vom 12. Juni 1900 genügt, fällt zusammen mit der Frage nach der Anwendbarkeit dieser Vorschrift auf den zugrunde liegenden Fall, betrifft also den Sinn und die Tragweite der Vorschrift. In der Rechtsprechung besteht aus darüber kein Zweifel, daß diese Frage — anders wie beispielsweise im Falle des § 3 W.D. die Zulänglichkeit des an die Stelle der Schule tretenden anderweitigen Unterrichts — nicht durch die Organe der Schulbehörde, sondern selbständig durch den Strafrichter zu entscheiden ist. Der Mangel der genügenden Entschuldigung bildet sonach ein der richterlichen Prüfung unterliegendes Begriffsmerkmal im Tatbestande der Strafvorschrift, das, wie erwähnt, in einem tatsächlichen und einem rechtlichen Bestandteil zerfällt. Diese Unterzeichnung wird von Bedeutung, wenn es sich um die Beurteilung der Wirkung einer durch Irrtum ver-

ursachten Unkenntnis jenes Begriffsmerkmals handelt. Der Irrtum ist, soweit er sich auf das den Entschuldigungsgrund bildende tatsächliche Verhältnis erstreckt, nach § 59 StGB. beachtlich, soweit er aber in das Gebiet der rechtlichen Würdigung des Einflusses der Entschuldigung auf die Strafbarkeit eingreift, zur Strafausschließung nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen ungenügend, weil er ein Begriffsmerkmal des angewandten Strafgesetzes betrifft. Die Frage, die hierin eine gewisse Klarheit sein mag, ist im vorliegenden Falle leicht zu ziehen. Das Urteil unterstellt einen doppelten Irrtum; der eine, der sich auf die Gesinnung des Lehrers E., also auf die tatsächliche Grundlage der geltend gemachten Entschuldigung bezieht, würde bei Anwendung des § 4 W.D. vom 12. Juni 1900 Beachtung zu finden haben. Zur Freisprechung des Angeklagten bedurfte es aber noch der Beachtlichkeit des zweiten Irrtums, der nach der Auffassung des Urteils in der Annahme besteht, daß mit Rücksicht auf die vermeintliche ungläubige und atheistische Gesinnung des Lehrers E. gläubigen katholischen Eltern in W. nicht verpflichtet seien, ihren Kindern den vorgeschriebenen Unterricht angedeihen zu lassen. Auf diesen Irrtum, der einen zum Tatbestande gehörenden Rechtsbegriff betrifft, würde sich gegenüber der Entschuldigung aus § 4 W.D. vom 12. Juni 1900 der Täter nicht stützen können. Ebenfalls wenig vermag aber ein solcher Irrtum, wenn es sich um eine öffentliche Aufforderung zur Zusammenkunft gegen diese Vorschrift handelt, gegenüber der Entschuldigung aus § 111 StGB. durchzugreifen. Ur. b. III. Sen. v. 20. Dez. 1906 (947/06).

4. § 113 StGB.] Eine Prüfung der Rechtmäßigkeit eines erlassenen Bescheides liegt dem ausführenden Vollstreckungsbeamten nicht ob, die Vollziehung eines zwar unrechtmäßigen, aber innerhalb des Zuständigkeitsbereiches des Bescheides des Vorgesetzten ist deshalb nicht selbst unrechtmäßig. (RGKpr. 2, 424; GoldKpr. 47, 177/178.) Der Polizeisergeant war bei seinem Vorgehen geblieben, wenn der Bescheid an sich zulässigen vorgesetzten Bescheid, zur Ausführung der Versammlung zu sprechen, sobald derselbe sich als eine „öffentliche“ erwies. Seinem pflichtmäßigen Ermessen unterstand es, zu beurteilen, ob und in welchem Augenblicke dieses der Fall war, irrte er hierbei aus tatsächlichen Erwägungen, so wurde um desswillen seine Amtstätigkeit noch keine unrechtmäßige. Ur. b. III. Sen. v. 13. Dez. 1906 (707/06).

5. §§ 113, 120 StGB.] 1. Für den Tatbestand des § 120 StGB. ist die objektive Rechtmäßigkeit der Anzeigebildung, durch welche die Gefangenennahme bewirkt ist, kein begriffliches Erfordernis. 2. Den Polizeibeamten liegt unabhängig von ihnen in § 161 StPD. geregelten kriminalpolizeilichen Funktionen auch auf dem Gebiete der sogenannten Präventivpolizei eine selbständige Tätigkeit ob, die durch die StPD. nicht berührt ist und ihren Grund in der allgemeinen Norm des § 10 Z. II Tit. 17 RSt. hat. Aus dieser Vorschrift ist bereits in früheren Entscheidungen des RG. die Befugnis der Polizeibeamten zu Maßnahmen hergeleitet, die in ihrer Wirkung mit der Beschlagnahme im Sinne der StPD. übereinstimmen. (RGSt. 9, 121 und 13, 44.) Zur Durchsuchung gilt dasselbe. Ur. b. III. Sen. v. 4. Okt. 1906 (517/06).

6. § 114 StGB.] Die Anklage einer zulässigen Beschwerde kann zwar auch als „Drohung“ erscheinen, denn

der Inhalt der Drohung ist im Gesetz nach keiner Seite beschränkt und es genügt deshalb die Ankündigung eines jeden Übels, auch eines solchen, das sich aus einer völlig berechtigten Handlung des Drohenden für den Bedrohten ergeben kann. Erfordert wird aber, daß — auch objektiv, nicht nur nach der Meinung des Täters — ein wirkliches Übel in Aussicht gestellt wird, mit dessen Androhung nach der Auffassung des Ankündigenden der Bedrohte in eine seine Willensfreiheit beschränkende Notlage zu kommen zu müssen, versteht wird. Bei der Androhung einer Bestrafung wird die Frage, ob ein Übel der genannten Art in Aussicht gestellt ist, sich nach den Umständen des Falls entscheiden. Es bedarf regelmäßig des Nachweises, daß mit der Bestrafungsandrohung nicht etwa ausschließlich bedroht werden soll, eine abändernde Anordnung aus sachlichen Gründen beizuführen, sondern es müssen daraus persönliche Nachteile für den Beamten erwachsen können, die dieser nach der Meinung des Täters besorgt sieht, daß er dadurch in seiner Willensfreiheit beschränkt wird. Ur. d. I. Sen. v. 15. Nov. 1906 (774/06).

7. § 117 StGB.] Im dem Urteil des erkennenden Senats vom 12. Juli 1881 (RGSt. 4, 374) ist bergelegt, daß allerdings der § 117 StGB. eine gegen den Beamten entrichtete aktive Tätigkeit voraussetzt, die dazu bestimmt und an und für sich geeignet ist, die Verrichtung der Diensthandlung des Beamten nicht zur Vollenbung gelangen zu lassen, und die als Gewalt oder Bedrohung mit Gewalt sich darstellt, daß aber die vorausgesetzte Diensthandlung des Beamten nicht auf die jenen Momente zu beschränken ist, in denen der Beamte rätlich gegen den Widerstandleistenden vorgeht. Strafbar ist, wer den Beamten in der Ausübung seines Amtes Widerstand leistet. Sein Amt übt aber der Beamte nicht nur da aus, wo er eine Handlung, die er beizuführen beauftragt ist, erzwingt, sondern auch da, wo er zu ihrer Ausführung aufgefordert und die freiwillige Leistung zu bewirken versucht. Es war also ohne Belang, daß der Beamte noch nicht dazu geschritten war, dem Angeklagten das Weil gewaltsam zu entziehen. Die Amtsausübung hatte mit der Aufforderung zur Herausgabe begonnen und setzte sich fort auch in den folgenden Augenblicken, wo der Beamte bei dem Aufgeforderten blieb, um entweder das abverlangte Weil in Empfang zu nehmen oder, falls das nötig wurde, es dem Aufgeforderten gewaltsam zu entziehen. Alle diese Momente charakterisierten sich als Amtsausübung. Wurde der Verwindung dieser begonnenen Amtsausübung Widerstand entgegengelegt, wurde mit einer Gewalt gedroht, die den Beamten hindern sollte und konnte, seine Amtshandlung bis zum vorbestimmten Ziele durchzuführen, so lag strafbarer Widerstand vor. Zur Bedrohung aber mit Gewalt war nicht gerade eine Verwundung des Angeklagten, als ob er mit dem Weil zum Schlagen ansholen wollte, erforderlich; es genügte jede verständliche Art der Ankündigung einer eventuell bevorstehenden Gewaltanwendung. Ur. d. I. Sen. v. 20. Nov. 1906 (611/06).

8. § 117 StGB.] Die Strafkammer hat angenommen, daß der vom Waldbesitzer und Jagdberechtigten bestellte Kuffner berechtigt sei, die bei der Wildbetei Betroffenen zu verfolgen und die Beweisstücke der Tat zu sichern. Dies ist in Anbetracht der Befugnis der Pflanzung und Durchsuchung rechts-

irrig. Seit der von der Strafkammer in Bezug genommenen Entscheidung des RG. Bd. 22 S. 302 ist das damals in Preußen bestehende Pflanzungsrecht eines Jagdberechtigten zum Schutze des Jagdrechts befristet worden, da die die Pflanzung betreffenden Vorschriften des RM. 21.1. Tit. 14, §§ 413 ff., 417 in Art. 89 PreußStGB vom 20. September 1899 ausdrücklich aufgehoben sind. Die Frage, ob der Förster zur Beschlagnahme und Durchsuchung berechtigt war, hätte, soweit sie nach den privatrechtlich dem Jagdberechtigten zukommenden Befugnissen zu entscheiden ist, von dem Gesichtspunkte aus geprüft werden müssen, ob das Vorgehen des Försters nach den obwaltenden Umständen als eine für den Jagdberechtigten nach § 227 StGB. erlaubte Verteidigungsmaßregel sich darstellt. Vgl. RGSt. 35 S. 403 (406, 407); 34, 156. Ur. d. IV. Sen. v. 11. Dez. 1906 (711/06).

9. § 125 StGB.] Eine bloß teilweise Zerstörung ist zur Erfüllung des Tatbestandes des Mf. 2 nicht ausreichend. Ur. d. III. Sen. v. 27. Okt. 1906 (406/06).

10. § 156 StGB.] Die Angeklagten hatten bei dem zuständigen Nachlassgericht die Erteilung eines Erbscheins bezüglich des Nachlasses ihrer am 9. März 1901 begn. am 27. Dezember 1903 verstorbenen Eltern beantragt und daraufhin zu Protokoll des AG. am 26. Juli 1904 die Erklärung abgegeben, daß ihre Eltern unter anderem den am 23. Mai 1867 geborenen Josef P., unbenannten Aufenthalt, also einen Bruder der Angeklagten, als gesetzlichen Erben hinterlassen hätten. Im Anschluß daran versicherten sie gemäß § 2356 Mf. 2 StGB. an Obergericht, daß ihnen nichts bekannt sei, was der Richtigkeit ihrer Angaben entgegenstehe. Diese Feststellungen rechtfertigten die Annahme, daß der objektive Tatbestand des der Verurteilung zugrunde gelegten § 156 StGB. gegeben ist, da Josef P. im Jahre 1899 oder 1900 in der Ostsee beim Fischen ertrunken, und den Angeklagten dies bekannt war. Die Sterbeurkunde eines Standesbeamten ließ sich nicht beschaffen, und eine subjektive Todeserklärung war bisher nicht erfolgt. Was nun den subjektiven Tatbestand anlangt, so haben die Angeklagten die fragliche Versicherung wider besseres Wissen nur dann abgegeben, wenn sie im Augenblick der Erklärung sich bewußt waren, daß das, was sie wußten, ihren Angaben entgegenstehe. Es wird dies zwar regelmäßig aus der Natur der Sache ohne weiteres zu folgern, der vorliegende Fall aber ist besonders geeignet. Der Vordrucker sieht nämlich als erwiesen an, daß die Angeklagten sich wegen Erteilung des Erbscheins zunächst an den in der Gerichtskasse der Mf. angestellten Hilfskassen B. gewandt und von diesem die Auskunft erhalten hatten, sie müßten, um die Umständen einer Todeserklärung zu umgehen, ihren Bruder für lebend erklären. Sollte damit gleichzeitig schiefgestellt sein, die Angeklagten haben erkannt, daß der einzige Weg, das Ausgehensverfahren zum Zwecke der Todeserklärung zu vermeiden, sei, die Unwahrheit vor dem Richter zu sagen, so kann natürlich die Annahme der Willensfreiheit keinem Bedenken unterliegen. Dies ist aber als schiefgestellt deswegen nicht anzusehen, weil im übrigen darauf hingewiesen wird, daß die Angeklagten auf geringer Bildungstufe stehen, den B. für einen rechtsunbigen und rechtsschaffenen Mann hielten und die fragliche Versicherung lediglich auf

dessen Veranlassung abgegeben haben. Danach gewinnt es den Anschein, als ob die Angeklagten infolge der Erklärungen des B. den ihnen gewährten Weg für einen erlaubten gehalten haben und schließlich der Meinung gewesen sind, mit Rücksicht auf die Unmöglichkeit der Beschaffung einer Sterbeurkunde und des Unterbleibens der Todeserklärung stehe ihrer Angabe, ihre Eltern hätten auch den Josef B. als gesetzlichen Erben hinterlassen, und dieser sei unbekannten Aufenthalts, der Umstand nicht entgegen, daß sie vom seinem vor dem Tode ihrer Eltern erfolgten Tode gehört hätten. Da es sich dann um einen Irrtum aus dem Gebiete des bürgerlichen Rechts handelte, so würde derselbe nach der gleichmäßigen Rechtsprechung des RG. ebenso zu behandeln sein, wie wenn die Angeklagten aus tatsächlichen Gründen den zwischen ihren Angaben und den ihnen sonst bekannten Tatsachen bestehenden Widerspruch nicht erkannt hätten. Ur. d. V. Sen. v. 23. Okt. 1906 (578/06).

11. § 160 StGB.] Der § 160 StGB. betrifft denjenigen mit Strafe, der einen anderen zur Abkündigung eines falschen Eides verleitet oder zur Verleiten versucht. Der „falsche“ Eid steht im Gegensatz zum Meineid und umfaßt sowohl den lediglich objektiv falschen als auch den sachlich falschen Eid (RGSt. 35, 213). Die Verleitung darf also nicht darauf gerichtet sein, daß der Verleitete den Eid wissentlich falsch leistet. Die Verleitung begriff aber nicht nur die Fälle des § 153 StGB., sondern auch die des § 154 befaßt. In Bezug auf die letzteren ist hiernach unter dem Verleiten zum Abkünden eines falschen Eides das Verleiten zur nichtwissentlichen Abgabe eines objektiv falschen eidlichen Zeugnisses zu verstehen. „Verleiten“ in § 160 StGB. bedeutet mäßig, daß das „beste Wissen“ des Zeugen — diesem selbst unbekannt — auf falsche Bahnen gelenkt wird. Der Verleitende muß sich also einerseits bewußt sein, daß die Aussage, die der Zeuge nach seinem Willen machen soll, falsch sein würde, und daß der Zeuge zur Zeit ein anderes „bestes Wissen“ hat. Andererseits muß sein Wille darauf gerichtet sein, daß der Zeuge die Falschheit der ihm zugeworfenen Aussage selbst nicht erkennt; er muß ihm, um einen Ausdruck des angesprochenen Urteils zu gebrauchen, die Überzeugung von der falschen Tatsache „suggerieren“. Ur. d. V. Sen. v. 14. Dez. 1906 (701/06).

12. § 163 StGB.] Durch die Forderung einer nach „bestem“ Wissen erfolgten Angabe aller Vermögensstände im Verzeichnis hat der Gesetzgeber den Schwerverbenden zur besonderen Sorgfalt verpflichtet und damit ausgesprochen, daß die Eidespflicht nicht nur dasjenige umfaßt, von dem der Offenbarende weiß, daß es zu dem Bestande gehört, sondern auch dasjenige, von dem er bei Anwendung der ihm obliegenden Sorgfalt hätte wissen müssen, daß es in das Verzeichnis aufzunehmen sei (RGSt. 27, 267; 34, 400). Die Ausserachtlassung der gebotenen Sorgfalt hat Vorberichtern einwandfrei darin gefunden, daß Versuchsweselführer bei seiner Kenntnis der wahren Sachlage auf diese Mitteilung seiner Ehefrau sich nicht habe verlassen dürfen; daß es seine Pflicht gewesen sei, sich durch eigene Prüfung über seine Vermögensstände Gewißheit zu verschaffen; daß er nicht das geringste hierzu getan und auch nicht die Absicht, dies zu tun, gehabt habe; daß er das Verzeichnis nicht sorgsam zu Hause nach Beschäftigung der Eltern,

sondern an der Gerichtsstelle in oberflächlicher Eile hergestellt habe. Ur. d. III. Sen. v. 17. Dez. 1906 (725/06).

13. § 169 StGB.] Ein bereits unterdrückter Personenstand kann nochmals unterdrückt werden, indem die Entbedung des wahren Personenstandes verhindert wird. Ur. d. I. Sen. v. 29. Okt. 1906 (1134/05).

14. § 176 Rr. 3 StGB.] Die vollendete Unzuchtshandlung ist, wenn sie als solche nicht bestraft werden kann, weil der Angeklagte nicht irrgenomme, das Mädchen sei unter 14 Jahren alt, während sie in Wirklichkeit dieses Alter bereits überschritten hatte, als Versuch zu bestrafen. Ur. des I. Sen. v. 6. Dez. 1906 (794/06).

15. § 184 Ziff. 1 StGB.] Es kann der verdächtigsten Staatsanwaltschaft zugestanden werden, daß den Rkpoteuren im allgemeinen eine Prüfungspflicht bezüglich der von ihnen selbsterhaltenen Druckschriften obliegt. Ein sachliches Versehen ist jedoch bei unterlassener Prüfung keineswegs ohne weiteres anzunehmen; das wird insbesondere dann nicht der Fall sein, wenn der Rkpoteur, sei es mit Rücksicht auf die Personlichkeit und geschäftliche Qualität seines Bekannten, sei es, was insbesondere beim Betriebe periodischer Druckschriften zu trifft, mit Rücksicht auf deren allgemeine Haltung und Tendenz keinerlei Grund zu der Annahme hat, daß die fragliche Druckchrift unter § 184 Ziff. 1 StGB. oder § 66 Ziff. 12 Gew.O. falle. Ur. d. III. Sen. v. 6. Dez. 1906 (857/06).

16. § 185 StGB.] Die erchristlichen Feststellungen, daß zwischen evangelischen und katholischen christlichen Gewerkschaften in Deutschland eine konfessionelle Trennung, wie Angeklagter sie behauptet, nicht vorliege und die Organisation der christlichen Gewerkschaften eine einheitliche sei, sind tatsächlicher Natur und lassen einen Abscheitum nicht erkennen. Wenn nun der Vorbericht weiter feststellt, die Äußerungen des inkriminierten Artikels seien auf die gesamten christlichen Gewerkschaften zu beziehen und hätten sich nach der Absicht des Angeklagten auf diese beziehen sollen, und wieder hieraus die Strafammer zu dem ferneren Ausspruch gelangt, daß ohne Ausnahme sämtliche Mitglieder der christlichen Gewerkschaften Deutschlands zu dem Beseidigten gehörten, so kann diesen Feststellungen nicht entgegengehalten werden, daß der Kreis der von der Beseidigung betroffenen Personen zu unbegrenzt und unbestimmt sei, um genügend erkennen zu lassen, welche Einzelpersonen gemeint sein können. Der größer oder geringere Umfang einer Personenmehrheit schließt an sich und ohne weiteres die Möglichkeit der Annahme einer Kollektivbeseidigung noch nicht aus, erforderlich ist nur, daß eine Personenmehrheit als solche aus der Allgemeinheit ersichtlich und erkennbar hervortritt, und dies hat der Vorbericht einwandfrei festgestellt. Es ist außerdem auch zur Feststellung gebraucht, daß die Absicht des Angeklagten gerade daraufhin gerichtet gewesen ist, unterschiedslos die christlichen Gewerkschaftsorganisationen zu treffen, er daher die Kollektivbeseidigung absichtlich gewollt hat, um hiermit sämtliche zu ihr gehörenden Einzelpersonen für den Leser zu kennzeichnen. Jedes einzelne Mitglied derselben ist daher beleidigt und zum Strafanspruch berechtigt. Versuchsweselführer sucht zwar noch geltend zu machen, daß die christlichen Organisationen weder eine „Gesamtorganisation noch eine juristische Einheit bilden, übersteigt dabei

aber einmal, daß der Vorbericht über einen „Gesamt“-organisation überhaupt nicht spricht und zweitens, daß für die Frage nach einer kollektiven Personenkreis nicht entscheidend ist, ob derselbe als eine juristische Person anzusehen ist oder nicht. Keinenfalls steht aber der breite Umfang einer durch eine Kollektivbezeichnung getroffenen Personengruppe der Annahme entgegen — RSt. 31, 189 —, daß alle darunter begriffenen Einzelpersonen ausnahmslos als beleidigt gelten können, falls dieselbe, daß dieser Erfolg von dem Vorbehalt des Rundgebenden umfaßt wird. Und gerade dies hat der Vorbericht festgestellt. Darauf, ob dem Beleidigten die unter die Kollektivbezeichnung fallenden Personen nach ihrem Namen oder ihrer Zahl nach bekannt sind, kommt es nicht an. Ur. d. III. Sen. v. 10. Dez. 1906 (735/06).

17. § 193 StGB. Eine Anwendung der für Urteile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen gegebene Ausnahmestimmung auf die Kritik des Verhaltens öffentlicher Behörden ist nicht zulässig. Ur. d. II. Sen. v. 14. Dez. 1906 (863/06).

18. § 193 StGB. Wenn schon nicht ausschließlich den Täter allein angehende Angelegenheiten den Gegenstand eines berechtigten Interesses für ihn zu bilden vermögen, sondern auch Angelegenheiten, die eine Personengemeinschaft, der er angehört, angehen, so muß doch, um nicht eine allgemeine gegenseitige Beleidigungsfreiheit im Kampfe um jedem Staatsbürger eigene Interessen allgemeiner Natur, beispielsweise solche der Nationalität, Konfession, politischen Gesinnung, einzurufen zu lassen, die nicht im Sinne des Gesetzes liegt, die Wahrnehmung von Interessen solcher Personengemeinschaften im beschränkten Sinne verstanden werden, wenn sie gemäß § 193 den Anspruch auf Berechtigung haben soll. Es ist deshalb vom RG. angenommen worden, daß Wahrnehmung berechtigter Interessen durch den einzelnen nur im Hinblick auf die gemeinsamen Interessen solcher Personenteile in Betracht kommen kann, die durch konkretere Zwecke verbunden, gegenüber der Allgemeinheit erkennbar abgegrenzt und in ihrer Zusammengehörigkeit übersehbar sind, wie z. B. Vereine, Gemeinden, bei denen tatsächlich der einzelne durch das Gesamtinteresse nahe berührt wird. Den Charakter eines geschlossenen Personenkreises in diesem engeren Sinne trägt eine politische Partei nicht. RGSt. 8, 714; Urteil des erkennenden Senates vom 12. Juli 1895 D. 2062/95 gegen S. Auf einen Auftrag der Personen, die als berührt in Frage kommen, kann sich der Angeklagte nicht beziehen. Ur. d. IV. Sen. v. 21. Dez. 1906 (803/06).

19. § 193 StGB. Das Kommunikationsrecht ist ein gesetzlich anerkanntes Recht; die auf die Ausübung dieses Rechts gerichtete Tätigkeit der Richter — und dazu gehört auch die Agitation im Interesse der eigenen Partei — muß demnach regelmäßig auch den Schutz des § 193 genießen, sofern nur die gesetzlich vorgedachten Grenzen innegehalten werden. Ur. d. III. Sen. v. 12. Nov. 1906 (848/06).

20. § 193 StGB. Da auf die Absicht des Täters in den Fällen des § 193 StGB. ausschließlich aus der äußeren Form und den begleitenden äußeren Umständen geschlossen werden darf, so sind innere Vorgänge, insbesondere die Kenntnis des Täters von bestimmten Umständen hierzu nicht geeignet. Aus solchen inneren Vorgängen, insbesondere den Motiven des

Täters, seiner Kenntnis von der Unwahrheit oder Unrichtigkeit seiner Behauptungen mag sich, soweit sie nachweisbar sind, im Eingriff der Schluss rechtfertigen, daß die Rundgebung überhaupt nicht die in § 193 StGB. vorgesehenen Zwecke verfolgt; steht aber der Wille des Täters, berechtigte Interessen zu wahren einmal fest, so sind jene Vorgänge nicht geeignet, zum Nachweis der absichtlichen Überschreitung der Grenzen der Interessenswahrnehmung herangezogen zu werden, weil sie die Rundgebung in ihrer äußeren Erscheinung nicht beeinflussen. Ur. d. I. Sen. v. 13. Dez. 1906 (675/06).

21. § 193 StGB. Es wird von der Strafkammer festgestellt, der Angeklagte habe die der Verurteilung zugrunde gelegten Äußerungen in ein Gewand gekleidet, das ihnen den Stempel der Beleidigung aufdrückte; hieraus ergebe sich der Beweis, daß er die Absicht hatte, zu beleidigen. Das ist rechtsirrtümlich. Unter dem Gewand, in das die Äußerung gekleidet ist, kann nichts anderes verstanden werden, als die Form, die ihr gegeben wurde. Ist aber die Äußerung zur Wahrnehmung von Rechten alsbald gemacht, so kommt der Form rechtlich die Bedeutung zu, daß sie die Äußerung zu einer Beleidigung werden läßt, wenn aus ihr die Absicht, zu beleidigen, hervorgeht. Die Strafkammer hat das zu Verwechseln hiernach in unzulässiger Weise vertauscht, wenn sie aus dem Stempel der Beleidigung, der der Äußerung durch ihr Gewand aufgedrückt worden sei, auf die Beleidigungsabsicht schließt. Andererseits steht diese Schlussfolgerung nicht im Einklang mit der vorausgesetzten Feststellung der Strafkammer, daß aus der Form der allerdings teilweise recht strengen Äußerung die Absicht einer Beleidigung an sich nicht entnommen werden könne. Es wäre auch richtig, wenn die Strafkammer angenommen hätte, der Beleidigung des Klägers reiche hier für sich allein oder in Verbindung mit der gewählten Einleitungsform aus, um im Sinne des § 193 StGB. die Absicht der Beleidigung klarzustellen. Denn nach dieser Vorschrift darf die Absicht — bei dem Vorliegen der sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen — nur aus der Form oder den die Äußerung begleitenden Umständen hergeleitet werden. Ur. d. V. Sen. v. 18. Dez. 1906 (731/06).

22. § 193 StGB. Wenn die Urteilsgründe ausführen: „der Angeklagte habe nur deshalb durch seine Haushalterin schreiben lassen, um sich an R. zu rächen, also nicht um berechtigten Interessen der der vorgesetzten Behörde des R. wahrzunehmen“, so ist damit zwar auch hier zum Ausdruck gebracht, daß es dem Angeklagten keineswegs um Erhaltung der öffentlichen Rechtsordnung, um die Bekämpfung der Schuldtaten, um die Vergeltung begangener Unbill zu tun war, sondern daß er lediglich und allein aus Rache, also eben nicht „zur Wahrnehmung berechtigter Interessen“ gehandelt hat. Das Urteil unterliegt aber aus einem anderen Grunde der Aufhebung. Der Angeklagte ist nicht als Täter, sondern als Ankläger verurteilt. Da die Strafbarkeit des Anklägers davon abhängt, daß der Angeklagte die strafbare Handlung verübt hat, zu der er bestimmt wurde, bedurfte es einer selbständigen Feststellung des von der Juri R. verübten Verbrechens. Die Strafbarkeit der letzteren hängt jedoch davon ab, daß sie mit dem Vorbehalt der Beleidigung kannte. Wollte die Täterin, wie das Urteil als Inhalt ihrer Auflage festsetzt, nur das

Recht ausüben, der vorgeetzten Behörde des Zeugen R. Kenntnis von den ständigen Verschönerungen des letzteren zu geben, so hatte sie auf den Schutz des § 193 StGB. Anspruch. Der Kläger ihrer mußte daher nachgewiesen werden, daß sie nicht zur Ausführung eines Rechts oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe. Dabei konnte ihren Motiven Bedeutung zukommen; auf die Beweggründe des Anklagten und auf den Entwurf, den dieser verfolgte, als er die Zeugin R. zur Abholung der Engage bestimmte, kam es dagegen nicht an. Ur. d. V. Sen. v. 30. Okt. 1906 (478/06).

23. § 196 StGB.] Der Vorstand einer katholischen Kirchengemeinde in Preußen ist eine Behörde im Sinne des § 196 StGB. Eine Behörde ist Trägerin einer Amtsfunktion, die Gegenstand des Angriffs durch eine beleidigende Rundgebung sein kann. Als Beleidigte im Sinne des § 61 ebenfalls hier in einem Falle wie dem vorliegenden nicht die einzelnen natürlichen Personen, die den Kirchenvorstand bilden, sondern der Kirchenvorstand als solcher anzusehen. Ur. d. V. Sen. v. 6. Nov. 1906 (391/06).

24. § 222 StGB.] Der Angeklagte war als beruflicher Leiter des Verladegeschäfts verpflichtet, sich zu vergewissern, daß das Gewicht des zu verladenden Steines die für den Raupen zulässige Höchstgrenze von 50 Zentnern nicht überschreite. Er hat das Gewicht des Steines nur nach dem Augenschein geschätzt, angebliß auf 45–50 Zentner. Das Gewicht hätte auch durch Messung des Kubikhalts des Steines bestimmt werden können. Dies wäre allerdings, wie das Urteil ausführt, für den Angeklagten als einen „technisch nicht vorgelbten Steinverpacker“ schon wegen der eigentümlichen Form des Steines „schwierig“ und auch für einen Fachmann „erschwert“ gewesen; immerhin wäre aber danach für den Angeklagten die Bestimmung des Gewichtes durch Messung möglich gewesen, wenn sie auch ihre Schwierigkeiten gehabt haben würde. Das Urteil geht daher mit sich selbst in Widerspruch, wenn es an anderer Stelle sagt, daß dem Angeklagten außer der Schätzung nach dem Augenmaße und der nach den Umständen nicht in Betracht zu ziehenden Eisenbahnwaagenwaage andere Mittel zur Gewichtbestimmung nicht zu Gebote gestanden seien. Die Möglichkeit, das Gewicht des Steins durch Messung entweder selbst zu bestimmen oder durch einen Sachverständigen bestimmen zu lassen, durfte der Angeklagte nur dann unterlassen lassen, wenn er bei Anwendung pflichtgemäßer Sorgfalt zu der Überzeugung gelangen konnte, daß die Schätzung des Gewichtes nach dem Augenmaße zuverlässig genug sei, um eine Überschreitung des zulässigen Höchstgewichtes und damit eine Gefährdung Anderer zu vermeiden. Das Gericht ersucht nun zwar einen genügenden Beweis dafür nicht als erbracht, daß der Angeklagte bei der Abschätzung des Gewichtes diejenige Aufmerksamkeit außer acht gelassen habe, zu der er im gegebenen Falle vermöge seines Berufs verpflichtet gewesen sei, allein die Ausführungen, mit denen dies begründet wird, geben dem Verdacht Raum, daß der Erstrichter dabei das Maß der von dem Angeklagten zu verlangenden Sorgfalt von einem unrichtigen Gesichtspunkte aus beurteilt hat. Es liegt die Annahme nahe, daß der Erstrichter auf die Vermeidung einer Verzögerung des Verladegeschäfts zu viel Gewicht gelegt und dem

Angeklagten zugehandelt hat, das Maß seiner Sorgfalt nach diesen Interessen des Verladegeschäfts einzuordnen. Bei der Forderung, es seien dem Angeklagten beim Verladegeschäfte keine anderen Mittel zur Gewichtbestimmung zu Gebote gestanden, ist der Erstrichter nach dem Zusammenhang der Urteilsgründe augenscheinlich von dem Gedanken an eine mit der Anwendung anderer Mittel verbundene Verzögerung des Verladegeschäfts beeinflusst gewesen und hat er dabei die Pflicht des Angeklagten zur Vermeidung einer Gefährdung Anderer bei Durchsührung des Verladegeschäfts gegenüber dem Streben der Angeklagten nach Vermeidung einer Verzögerung außer Augen gelassen. Die Sorgfalt, welche im Verstehe zur Vermeidung von Gefährdungen anderer verlangt werden muß, darf aber vor der nach den Umständen möglichen Bewältigung von Schwierigkeiten, welche sich der Befreiung einer Gefährdung entgegenstellen, nicht zurücktreten und nicht nach einseitigen Interessen bemessen werden auf die Gefahr hin, die Interessen anderer rechtswidrig zu beeinträchtigen. Der Schluss auf eine Verletzung der Pflichten des Angeklagten in der besprochenen Richtung liegt auch besonders deshalb nahe, weil der Erstrichter, obgleich es nach Lage der Sache geboten gewesen wäre, sich nicht darüber ausgesprochen hat, ob der Angeklagte seine Schätzung nach dem Augenmaße wirklich für unbedingt genügend halten konnte und durfte, oder ob er nicht bei Anwendung pflichtgemäßer Sorgfalt unter den obwaltenden Umständen, insbesondere bei der eigentümlichen Form des Steines, Grund zu Zweifeln an der Zulänglichkeit seiner eigenen bis an die zulässige Höchstgrenze heranreichenden Schätzung und zur Annahme der Möglichkeit einer Unterschätzung hätte finden können und müssen. Ur. d. V. Sen. v. 14. Dez. 1906 (705/06).

25. § 222, 230 StGB.] Ein Straftatbestandlicher Irrtum würde es gewesen sein, wenn der Angeklagte geglaubt hätte, er bedürfe der Einwilligung des Patienten oder der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters eines minderjährigen Patienten überhaupt nicht; dagegen war der Irrtum des Angeklagten, er bedürfe bei einem selbständigen Rassenmische eine solche Genehmigung nicht, ein selbständiges Mitglied sei, auch wenn minderjährig, berechtigt, selbst seinen Körper ärztlichen Eingriffen zur Verfügung zu stellen, als ein Irrtum über die Grenzen der Dispositionsbefugnis eines Minderjährigen und den Umfang der Vertretungsmacht des gesetzlichen Vertreters hinsichtlich der Person des Minderjährigen ein zivilrechtlicher und als solcher geeignet, die Bestrafung des Angeklagten wegen vorsätzlicher Körperverletzung auszuheben. Entscheidend für die Abgrenzung der Vertretungsmacht des gesetzlichen Vertreters gegenüber dem selbständigen Mitglied ist nicht das gleiche hinsichtlich strafrechtlicher Körperverletzung. Es steht fest, daß der Tatbestand nicht gegeben zu werden braucht und daß dies bei vorsätzlicher und sachgemäßer Untersuchung durch einen sachverständigen Sacharzt hätte erkannt werden können. Die Strafkammer vernimmt hier die strafbare Fahrlässigkeit um deswillen, weil der Angeklagte bei seiner mangelhaften Vorbildung auch im Falle sorgfältiger Untersuchung die Möglichkeit der Gefährdung des Lebens nicht habe erkennen können, sie vernimmt also selbst für den Fall, daß der Angeklagte sich durch nicht sorgfältige Untersuchung einer Nachlässigkeit schuldig gemacht haben sollte, den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Nachlässigkeit des Angeklagten bei

Unterfuchung des Zahnes und dem eingetretenen schädigenden Erfolg. Insofern ist die Begründung der Freisprechung nicht frei von Nachtheil. Wie das RG. wiederholt anerkannt (RGKfr. 4, 313; GoldRch. 44, 395) auch der erkennende Senat in den Urteilen vom 29. September und 15. Dezember 1904 D. 951/04 und 2909/04 ausgeführt hat, hat jeder, welcher die Heilunde gewerbmäßig betreibt, Zehrer gegen anerkannte Regeln der Heilkunde ebenso zu vertreten, wie eine approbierte und geprüfte Heilpersonalperson. Es darf nicht gesagt werden: was dem sachmännisch gebildeten Zahnarzt zum Verschulden anzurechnen ist, kann dem nicht sachmännisch ausgebildeten Heilkundigen wegen seiner mangelnden Fachkenntnisse überhaupt nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Jeder, der die Heilkunde gewerbmäßig betreibt, ist verpflichtet, sich bei zu deren Ausübung erforderlichen Fähigkeiten anzueignen. Versäumt er dies und übernimmt er trotzdem die Behandlung einer Krankheit, die er nach dem Stande seiner Kenntnisse und seiner Ausbildung entweder nicht richtig zu erkennen oder nicht richtig zu behandeln versteht, so kann er im einzelnen Falle schon dadurch fahrlässig handeln, daß er trotz seiner mangelnden Ausbildung die Behandlung übernimmt, ohne sorgfältig zu prüfen, wie weit er nach seinen individuellen Fähigkeiten sachgemäße Hilfe leisten kann. Ur. d. III. Sen. v. 16. Okt. 1906 (420/06).

26. § 222, 230 StGB.] Der Vorbericht stellt fest, daß bei der verurteilten B., einer Ergebährnden, die Geburtswehen am 1. Februar 1906 begonnen haben und daß infolge des fahrlässigen Verhaltens der Angeklagten die Leibesfrucht, noch bevor sie ganz oder zum Teil den Mutter Schoß verlassen hatte, abgestorben ist. Er schließt sich dem Gutachten der Sachverständigen an, daß bei Erstgebärenden der Eintritt der Wehen als der Beginn des Geburtsaktes anzusehen sei, verneint aber die rechtliche Eigenschaft der Echten Leibesfrucht als eines Menschen im Sinne des § 222 StGB. und nimmt vielmehr an, daß dieselbe zur Zeit ihres Absterbens nur als ein Teil des mütterlichen Körpers zu betrachten ist. Demgemäß ist Verurteilung nicht wegen fahrlässiger Tötung des Echten Kindes, sondern wegen fahrlässiger Körperverletzung der Ehefrau B. erfolgt. Dies ist ersichtlich. Der erkennende Senat tritt den beiden Urteilen des I. StG. und deren Begründung (RGSt. 9, 131; 26, 178) bei und nimmt in Übereinstimmung mit diesen Urteilen an, daß mit dem Beginn des Geburtsaktes die Leibesfrucht des Kindes gegen die Vernichtung fremder Menschenleben gerichteten strafrechtlichen Bestimmungen teilhaftig werde, daß als Beginn des Geburtsaktes die natürlichen, das Wehen nach Auslösung der Frucht aus dem Mutterleibe erkennenden Erscheinungen im mütterlichen Körper anzusehen seien und daß es namentlich nicht von rechtlicher Verbindlichkeit sei, ob die Leibesfrucht bereits ganz oder zum Teil aus dem mütterlichen Körper herausgetreten sei. Der § 1 StGB., nach welchem die Tötlung der Frucht als der Zeitpunkt anzusehen ist, von dem an die Rechtssfähigkeit des Menschen beginnt, kommt für die vorliegende Frage nicht in Betracht (RGSt. 1, 446). Hiernach hat die Revision nach den von ihr getroffenen Feststellungen zu Unrecht die Angeklagte wegen fahrlässiger Körperverletzung der Ehefrau B. verurteilt, während die getroffenen Feststellungen den Tatbestand

der fahrlässigen Tötung des Echten Kindes bezeugt erscheinen lassen. Ur. d. IV. Sen. v. 14. Dez. 1906 (966/06).

27. § 230 Abs. 2 StGB.] Zwar ist der Vormund eines Volljährigen oder Minderjährigen nicht Beamter im Sinne des § 359 StGB. Der Vormund hat nach § 1793 StGB. das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Mündels zu sorgen, insbesondere den Mündel zu vertreten. Seine Befugnisse und Verpflichtungen sind allerdings ihrem Inhalte nach von denjenigen, welche der Vater kraft der elterlichen Gewalt gegenüber dem Kinde hat (§§ 1627, 1630 Abs. 1 StGB.), nicht verschieden. Es besteht jedoch zwischen dem Vater und dem Vormunde insofern ein erheblicher Unterschied, als jenem die Rechte und Pflichten vermöge seiner natürlichen Beziehungen zum Kinde kraft der elterlichen Gewalt zustehen, ohne daß eine Übertragung durch den Staat hierbei stattfindet, während bei dem Vormunde von dem die Vormundschaft anverwandten Gerichte dadurch übertragen worden, daß er als solcher bestellt wird. Der Vater übt den Kinde gegenüber kein Amt aus, der Vormund erlangt dagegen durch die Bestellung ein Amt, das unter der Autorität des Staates ihm übertragen ist und von ihm ausgeübt wird, und das dem öffentlichen Interesse dient, weil es zum Schutze derjenigen bestimmt ist, welche, des elterlichen Schutzes entbehrend, für sich selbst zu sorgen außerstande sind und deshalb unter der Fürsorge des Staates stehen. Aus diesen Gründen wird vom BGH. der darin (vgl. § 1793 flg.) gergelte Wirkungsfreis des Vormundes ausdrücklich als Amt begründet (§§ 1854, 1878, 1895, 1896, 1890, 1893). Seine andere Bedeutung kommt aber diesen Worte nach dem Sprachgebrauche und der erkennbaren Absicht des Gesetzes in den §§ 230 Abs. 2 und 232 Abs. 2 StGB., zu, in welchen Amt neben Beruf und Gewerbe erwähnt und in gleicher Weise wie diese als zur Aufmerksamkeit besonders verpflichtend erachtet wird. Das Amt des Vormundes mit Rücksicht auf § 31 Abs. 2 StGB. ist nicht ein vom Staat übertragenes Amt, vielmehr es nicht zu den „öffentlichen Ämtern“ im Sinne § 31 Abs. 2 StGB. gehört. Ur. d. II. Sen. v. 12. Okt. 1906 (779/06).

28. § 243 StGB.] Es ist festzustellen, daß die Ehefrau des Angeklagten in den umschlossenen Hof und Garten, wo der Holzhofen lagerte, über einen Baum eingestiegen ist, Holz zugegangen hat, es dem jenem des Hauses stehenden Angeklagten zugeordnet hat, über den Baum zurückschlagen ist und sie und der Angeklagte mit dem entwendeten Holze nach Hause gegangen sind. Es ist dann weiter angenommen, daß der Angeklagte sich seiner Ehefrau, einer geisteskranken, daher willenlosfähigen Person als Werkzeuge bedient habe. Das Tatbestandsmerkmal des Eingestiegens war nach dem festgestellten Sachverhalte nicht gegeben. Es verlangt begründlich, daß der Täter in eigener Person sich in das Gebäude oder den umschlossenen Raum begibt, entschlüpft dagegen, wenn das Entfernern der geschlossenen Sache aus dem umschlossenen Räume nur mittelst Werkzeugs erfolgt. Ur. d. I. Sen. v. 27. Okt. 1906 (363/06).

29. § 243 StGB.] Der Verstoß des Tors bestand darin, daß innerhalb des Gebäudes ein Steder in drei Eten eingeführt wurde, was ohne Zustimmung eines Berechtigten mit der Hand geschehen konnte und geschah. Wenn nun der

Angeschlagte sich zur Eröffnung des Eingangs eines Meißels oder ähnlichen Werkzeugs in der Weise bedient hat, daß er damit von außen durch den Spalt der beiden Vorläufer durchgreifend den Steder aus den Osen gehoben hat, so hat er mit diesem Werkzeug nicht den ordnungsmäßigen Schlüssel erseht und zu ersehen gebraucht, er hat kein Schlüsselmittel für diesen letzteren in Gestalt eines solchen Schlüssels oder Dietrichs angewendet und die Bestimmung des § 243 Nr. 3 StGB. versagt für den vorliegenden Fall — RStSt. 13, 200; 37, 285. RStMpr. 6, 516 —. Dagegen hat das Urteil festgestellt, daß der Angeklagte, um den Steder emporzuschleusen, eines starken Schlags mit dem Meißel bedurft hat. Der Angeklagte mußte hiernach mit Gewalt vorgehen, um den Zusammenhang des Verschlusses aufzubrechen, er hat also aus einem Gebäude mittels Einbruchs zu stellen versucht, der nur das gewaltsame Bewirken einer Öffnung, nicht aber eine Verletzung oder Beschädigung des Verschlusses erfordert, wobei das notwendige Maß des Kraftaufwandens sich nach der Widerstandskraft des Hindernisses im gegebenen Fall richtet — RStSt. 13, 200 (206) —. Im Urteil sind somit die tatsächlichen Grundlagen zu finden, auf denen die rechtlich einwandfreie Annahme eines Erschwerungsgrundes (§ 243 Nr. 2 StGB.), auch soweit das Eindringen des Angeklagten in die Güterhalle in Betracht kommt, sich stützen kann. Ur. d. I. Sen. v. 10. Dec. 1906 (651/06).

30. § 243 StGB.] Behaupten ergeben sich gegen die erstinstanzliche Feststellung, daß der Angeklagte zur Eröffnung des Behältnisses ein zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmtes Werkzeug angewendet habe. Dies würde voraussetzen, daß der Angeklagte ein an dem Behältnis (Automaten) befindliches Schloß oder schloßähnlichen Mechanismus in Bewegung gesetzt und so die Öffnung des Automaten bewirkt hätte (RStSt. 13, 200; 34, 45). Das trifft nach den Feststellungen der Strafkammer nicht zu, denn danach hat der Angeklagte irgend welche Tätigkeit an den zum Verschlüssen und Öffnen des Automaten dienenden Vorrichtungen überhaupt nicht vorgenommen, vielmehr mit einem Taschennmesser bijnähe Spreizerb zurückgebeugen, welche bestimmungsgemäß beim Einfallen des Balles in eines der drei mittleren Fächer sich lösen und das Herausfallen einer Klemmarte aus einer Öffnung des Automaten bewirken. Mittels Jandbügelns dieser Spreizerb hat der Angeklagte nach der getroffenen Feststellung bewirkt, daß die Klemmarten „von selbst herausfielen“. Sonach hat eine Eröffnung des Behältnisses im Sinne der R. 3 des § 243 StGB. überhaupt nicht stattgefunden. Das angefochtene Urteil war deshalb aufzuheben. In der neuen Verhandlung wird zu prüfen sein, ob durch die Handlungsweise des Angeklagten das erscheinende Moment des Erbrechens eines im Innern eines Gebäudes befindlichen Behältnisses (§ 243 Nr. 2 StGB.) erfüllt wird. Ur. d. II. Sen. v. 11. Dec. 1906 (790/06).

31. § 243 StGB. § 264 StGB.] Die R. 3 des § 243 StGB. kommt zur Anwendung, wenn das Behältnis nicht durch gewaltsamen Einwirkung auf seine Umhüllung „erbrochen“ wird (§ 243 Nr. 2), sondern zur Eröffnung solcher Schlüssel oder andere zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmte Werkzeuge angewendet werden. Daraus folgt, daß es sich um ein durch Schließvorrichtung — ein eigen-

liches Schloß oder einen schloßartigen Mechanismus — gesichertes Behältnis handeln muß, zu dessen ordnungsmäßiger Eröffnung entweder ein Schlüssel oder ein anderes dazu „bestimmtes“ Werkzeug nach dem Willen des Verfassungsberechtigten verwendet wird, während der den Verschuß bewirkende Mechanismus von dem Täter durch ein anderes als das dazu bestimmte Werkzeug bewirkt Öffnung des Behältnisses in Bewegung gesetzt wird. Davon trifft hier, wie die erstinstanzlichen Feststellungen ergeben, nichts zu. Danach bestand der Verschuß des Gosalautomaten aus einem zusammengelegenen starken Kupferdraht, der durch ein Loch in den Automaten geführt und dann mit einer Plombierzange herumgedreht wurde; auf dem Kupferdraht war eine mit dem Zinnenkempel der Gosalnastl verschiedene Plombe fest aufgedrückt, so daß sie nur mit einer gewissen Anstrengung losgemacht werden konnte. Es ist weiter festgestellt, daß der Angeklagte der Gosalnastl sich stets zum Öffnen des Gosalautomaten „einer Drahtzange“ bediente, daß ohne eine solche der Kupferdraht nicht „auseinandergerißt“ werden konnte, und daß dieser Angeklagte am 15. Januar den Automaten „gewaltsam eröffnet“ vorfand. Der erste Richter hat den Angeklagten für überführt erachtet, den Automaten „gewaltsam eröffnet“ und sich hierzu einer Drahtzange bedient zu haben. Demnach wurde der Verschuß des Automaten weder durch ein Schloß noch durch einen schloßähnlichen Mechanismus hergestellt, und es war auch ein zu dessen ordnungsmäßiger Eröffnung bestimmtes Werkzeug nicht vorhanden; der Angeklagte war gar nicht in der Lage, einen verschließenden Mechanismus in Bewegung zu setzen. Die Anwendung der R. 3 des § 243 mußte deshalb ausbleiben. Wenn nun auch nach den Feststellungen der Strafkammer die Voraussetzungen des in Nr. 2 dieser Gesetzesstelle vorgesehenen erscheinenden Umstandes aufeinander vorliegen, so mußte der hervorgehobene Mangel doch zur Aufhebung des Urteils führen, da auch der Eröffnungsbeschluß in Übereinstimmung mit der Anklage von derselben irrigen Rechtsansicht ausgegangen ist und nur § 243 Nr. 3 StGB. als das Anknüpfung zu bringende Strafgesetz ansetzt. Es hätte deshalb in der Hauptverhandlung, bevor der Tatbestand des § 243 Nr. 2 StGB. gegen den Angeklagten festgestellt werden konnte, eines Hinweises im Sinne des § 264 Abs. 1 StGB. bedurft. Beim Fehlen eines solchen kann in der Revisionsinstanz der Tatbestand des § 243 Nr. 2 an die Stelle des für erwiesen angegebenen Tatbestandes des § 243 Nr. 3 StGB. nicht gesetzt werden (RStMpr. 7, 138; RStSt. 23, 47; 30, 123). Dies würde nur dann zulässig sein, wenn nach den besonderen Umständen des Falles anzunehmen wäre, daß der Angeklagte sich aus der veränderten Anklage gegenüber nicht anders hätte verteidigen können. Eine andere Verteidigung kann aber hier als ausgeschlossen nicht bezeichnet werden. Ur. d. V. Sen. v. 19. Oct. 1906 (550/06).

32. § 253 StGB.] Der Vorderrichter führt aus, die Äußerung des Angeklagten, er wolle den B. in die schmerzhafte Lüste der böswilligen Schuldner aufnehmen, enthalte objektiv eine Beladigung. Der Inhalt einer Äußerung sei nach § 193 StGB. dann straflos, wenn durch dieselbe berechtigte Interessen nichtgenommen werden, sofern nicht das Verhandensein einer Beladigung aus der Form der Äußerung oder den Umständen

hervergehe. Das letztere sei hier zweifellos der Fall. Die Absicht zu beleidigen ergebe sich aus der Form der Aufschriften und der Art der Aufzählung. Dadurch, daß Angeklagter erklärte, er werde auch anderen Personen mitteilen, daß B. ein böswilliger Schuldner sei, werde diese Erklärung zu dem Zweck Tatbestand der Kränkung erforderlichen Bedrohung. Diese Darlegung ist durchaus ungenügend und irrig und läßt die vom RG. 37, 104 f. für die zur Beurteilung der Frage entwickelten Rechtsgrundsätze völlig unbeachtet. Abgesehen davon, daß das Urteil über den Zweck und Betrieb des Inflationbureaus, dessen Stellung zu den „Mitgliedern“ nichts enthält und sich damit begnügt auszusprechen, Angeklagter sei verantwortlicher Geschäftsführer dieses Instituts, so leuchtet es für die Beurteilung des Tatbestandes aus dem Gesichtspunkte der §§ 240, 43 StGB. nicht darauf an, ob die Äußerung des Angeklagten im Briefe an B., er werde ihn in die schwarze Liste der böswilligen Schuldner, falls er nicht zahle, aufnehmen, eine Beleidigung enthält, es hätte vielmehr geprüft werden müssen, ob durch die Inanspruchnahme der Aufnahme in die schwarze Liste der böswilligen Schuldner eine strafbare Beleidigung, ein Vergehen, angedroht wurde; ob der Angeklagte, wenn er an die Mitglieder der Kaufsanleihe über B. die Mitteilung machte, dieser sei ein böswilliger Schuldner, hiermit sei es eigene, sei es fremde berechtigter Interessen, nämlich die der Mitglieder des Bureaus, wahrnehmen konnte und wollte, sowie ob, wenn dies zu bejahen wäre, etwa aus der Form der in Aussicht gestellten Mitteilung in der Liste oder den begleitenden Umständen das Vorhandensein einer Beleidigung hervorgehe. Urk. d. IV. Sen. a. 2. Nov. 1906. (473/06).

33. § 253 StGB. Es ist unrichtig, daß allgemein jeder Inhaber eines mit einer Kaufsanleihe verbundenen Schuldeneinziehungsgeschäftes unter allen Umständen in Wahrnehmung berechtigter Interessen handle, wenn er Schuldner, die auf Mahnung nicht zahlen, in die sogenannte „schwarze Liste“ schlechter und kümmeriger Zahler aufnimmt und diese Liste an andere mitteilt. Wie in dem Urteile Bd. 37 S. 104 aus einandergelegt ist, muß es stets den Gegenstand der richterlichen Prüfung im Einzelfalle bilden, ob dessen besondere Umstände die Annahme rechtfertigen, daß der Betreffende bei der Verbreitung der bezeichneten ehrenrührigen Tatsache zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt hätte. Die Bejahung dieser Frage mußte die Feststellungen voraussetzen, daß 1. für den Inhaber der Kaufsanleihe überhaupt nach der konkreten Einrichtung seines Geschäftsbetriebes, insbesondere der Beschaffenheit seiner Beziehungen zu seinen Kunden oder sonstigen anderen, ein eigenes Recht zur Wahrnehmung ihrer Interessen durch Mitteilungen der fraglichen Art begründet war, 2. die Ausführung der im Einzelfalle angeordneten Mitteilung über die Rechtsverhältnisse der bestimmten Person diesem mit dem berechtigten Interesse anderer zusammenfallenden eigenen berechtigten Interesse des Geschäftsinhabers dienen sollte. Zu 1 ist im vorliegenden Falle festgestellt, daß irgend eine Vertragsverpflichtung, seinen Abnehmern oder den mit ihm in Geschäftsverbindung stehenden anderen Kaufsanleihen schlechter Zahler mitzuteilen, für den Angeklagten nicht bestand, daß ein Zusammenfluß dieser Abnehmern und sonstigen Inter-

essenten irgend gegenseitigen Austausch ihrer Erfahrungen über die Kreditwürdigkeit von Schuldnern nicht vorlag, und daß bei den Umständen des gegenwärtigen Falles an der Mitteilung des Ergebnisses des Schuldreinzugsversuchs nur der den Kränkung erzielende Gläubiger ein berechtigtes Interesse gehabt habe. Zu 2 ist festgestellt, daß der Angeklagte jedenfalls ein eigenes oder fremdes berechtigtes Interesse gar nicht habe wahrnehmen wollen. Er sei sich bewußt gewesen, daß die Tatsache, daß ein Schuldner auf Mahnung nicht gezahlt habe, zur Fällung des Urteils, daß er an das böse Willen nicht zahle, keineswegs ausreiche, er habe also an die Wahrheit der in Aussicht gestellten Mitteilung selbst nicht geglaubt; ja er habe gar nicht im Sinne gehabt, die Androhung wahr zu machen und die sogenannte schwarze Liste zu verbreiten. Ob die Feststellung zu 1 alle zu berücksichtigenden Umstände, aus denen ein Recht zur Wahrnehmung fremder berechtigter Interessen für den Angeklagten hergeleitet gewesen wäre, erschöpft, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Feststellung zu 2, die ausschließlich auf tatsächlicher Beweiswürdigung beruht, rechtlich nicht zu beanstanden. Auch sie wird die Annahme getragen, daß die eine Beleidigung in sich schließende Mitteilung an andere unter dem Schutze des § 193 StGB. nicht gestanden haben würde, und daß, da dem Angeklagten dies bewußt war, ein vorsätzlicher Verstoß mit einem Vergehen, ausgesprochen zu dem Zwecke, verlor. Urk. d. IV. Sen. a. 21. Dez. 1906 (773/06).

34. § 253 StGB. Das Tatbestandsmerkmal der Bedrohung ist objektiv wie subjektiv erfüllt. Die angeordnete Beleidigung liegt darin, daß die schwarzen Listen mit den Namen der Adressaten an die umfangreiche Zahl der Abnehmern an den verschiedensten Orten umhergeschickt, oder, daß jenen das Verzeichnis in Einzelabdrücken gegebenen Falles zugesandt werden soll. Die Ausführung dieses Vorhabens würde, wie das erste Urteil feststellt, eine Rundgebung der Geringschätzung und Mißachtung und eine Ehrenkränkung selbst wirklich böswilligen Schuldnern gegenüber bedeuten, insofern als die Betroffenen als wider Treu und Glauben sich ihren Verbindlichkeiten entziehende sittlich minderwertige Menschen gekennzeichnet werden würden. Nach dieser Annahme handelt es sich in Wahrheit um eine Beleidigung im Sinne des § 185 des StGB; nicht aber hätten die Angeklagten lediglich die Tatsache behauptet oder verbreitet, daß die in die schwarze Liste aufgenommenen ihren Zahlungspflichten nicht nachgekommen seien. Nach der Mitteilung 2 ist die schwarze Liste eine Zusammenstellung aller böswilligen und kümmerigen Schuldner, die absolut nicht zur Zahlung zu bringen sind, und ihre Verbreitung sollte somach ausdrücklich die sein, über die Gefährdung und das Verhalten der Eingetragenen ein Urteil auszusprechen, und zwar ein ehrenkränkendes. Ferner hat der Vorberichter angenommen, daß der objektive Tatbestand der Beleidigung dadurch erfüllt worden wäre, sollte die Angeklagten ihre Drohung wahr gemacht hätten, der mit der Dienstliste angehen und durch deren Ausfertigung „Schuldeneinzugsbureau“ äußerlich als ihren Abgesandten gekennzeichneten Reklamboten täglich mehrmals in die Behausung der Adressaten geschickt hätten. Wenn der Vorberichter feststellt, daß durch jenes Tun die Schuldner bloßgestellt und der Geringschätzung weiter Kreise preisgegeben

worden, so ist das in tatsächlicher Hinsicht unanfechtbar, und in rechtsgrundbühlicher ist eine Verletzung des Begriffs Verleugung bei Anwendung des § 185 auf Grund jenes Tatbestandes nicht erkennbar. Der subjektive Tatbestand des Beregnens der Verleugung würde, wie das Gericht weiter feststellt, durchweg um gewissen erfüllt sein, weil die Angeklagten im Falle der Ausführung der angeordneten Maßregeln sich des eckdrückenden Charakters ihres Tuns den Schuldnern gegenüber in allen Fällen bewusst sein würden. Der Vorbericht hat wohl unterstellt, die Befehlswegführer seien von der Rechtsbefähigung der ihnen zur Einziehung überwiesenen Forderungen überzeugt gewesen, dagegen nicht auch, daß sie hätten annehmen können, die Schuldner hätten nicht gewillt, weil sie sich weder Treu und Glauben der Verpflichtung entziehen wollten. Das Urteil führt vielmehr aus, daß die Angeklagten an die Böswilligkeit der Schuldner zu glauben keinen Anlaß hatten. Ferner ist festgesetzt, die Vertragsabmachung zwischen den Angeklagten und den einzelnen Abkommen sei nur dahingegangen, daß die ersteren die überwiesenen Forderungen einziehen und das Geld abliefern oder aber das negative Ergebnis berichten sollten; die Mitteilung des Begriffs des dagegen, das zur Reinigung auch anderer, außerhalb des Obligationsverhältnisses stehender Personen als böswilliger Schuldner bestimmt gewesen, habe innerhalb des Vertrages, über der rechtlich geschützten Interessen der Abkommen und sonach auch derjenigen der Angeklagten nicht gelegen. Wenn das Vorbericht auf Grund dessen es verneint, daß die den Schuldnern angeordnete Mitteilung der schwarzen Liste an die Abkommen zur Wahrung berechtigter Interessen der Angeklagten geboten hätte, so kann das nur gebilligt werden. Ein Interesse der Angeklagten zur Sache war nur soweit anzuwenden, als durch den Vertrag für sie ein Anspruch oder eine Verpflichtung begründet wurde; was jenseits dieser Grenze lag, berührte die Rechtshäute der Angeklagten überhaupt nicht. Falls sie ihren Abkommen die allgemeine schwarze Liste mitteilten, nahmen sie auftragslos eine Angelegenheit wahr, die höchstens für die Benachteiligung selbst von Vorteil sein konnte. Der Rechtsfuß des § 193 könnte ihnen mithin insofern nicht zukommen. Denn auch das ist festgesetzt, daß der in Aussicht gestellte Ehemann nach den Intentionen der Angeklagten berechtigten Interessen nicht dienen sollte. In Hinsicht der angeordneten Maßnahme durch den Rassenboten ist der Vorbericht davon ausgegangen, daß die Angeklagten an sich berechtigt wären, die künftigen Schuldner durch ihren Rassenboten häufig zu mahnen. Andererseits aber legt er dar, daß für jenen Zweck die Verwendung eines Rassenboten in bürgerlicher Kleidung und ohne das geschäftliche auffällige Abzeichen genügen möchte, und die Anwesenbarkeit des § 193 des StGB. verlangt er im vorliegenden Falle um bestimmten, weil die Ausstattung des Rassenboten mit auffälliger Uniform als ein begleitender Umstand zu gelten habe, um dem das Vorhandensein der Verleugung zu schließen sei. Ein Rechtsverstoß ist hierin nicht erkennbar. Wenn die Befehlswegführer darauf hinweisen, daß es statthalt wäre, einen uniformierten Gerichtsdiener oder Polizeibeamten wiederholt in die Wohnung des Schuldners zu schicken, so bestreiten sie, daß die Verwendung solcher Beamten das vom Gesetz

ausdrücklich gewährte Zwangsmittel bedeutet, und daß auch die Art, jenes Mittel zu gebrauchen, vom Gesetz ausdrücklich geregelt ist; daß dagegen die von den Befehlswegführern angeordnete Verwendung des Rassenboten nur als ein Akt von Selbsthilfe aufzufassen wäre, deren Berechtigung oder Unberechtigung in jedem einzelnen Falle nach den besonderen Umständen, insbesondere auch nach der Natur des jenseitig verwendeten Mittels selbst zu prüfen ist. Für die Exemplifikation der Befehlswegführer auf uniformierte Beamten selbst ist an jeder tatsächlichen Unterlage. Ur. v. III. Sen. v. 29. Okt. 1906 (511/06).

35. § 263 StGB.] Die Strafkammer stellt fest, der Angeklagte habe darauf gerechnet, G. werde sich durch den Abbruch des Hauses notgebrungen veranlaßt sehen, das Haus zu räumen. Angeklagter habe G. auf diese Weise zwingen wollen, von seiner Einschließung zu weiterer Ausübung seines Gebrauchsrechts — als Mieter — Abstand zu nehmen und die Entziehung des Mietbesitzes zu dulden. Hierzu habe er sich des Mittels der Gewalt bedient, eben des Abbruchs des Hauses, und diese Gewalt habe sich jedenfalls mittelbar zugleich gegen die Person G. gerichtet. In diesen Feststellungen findet die Annahme der Strafkammer, daß sich der Angeklagte dem G. gegenüber der versuchten Kötigung schuldig gemacht habe, ihre rechtmäßige Begründung. Insbesondere ergibt sich die Rechtswidrigkeit der Handlungsmittel des Angeklagten ohne weiteres daraus, daß G. im Mietbesitz war, den weiteren Mietbesitz dem Angeklagten gegenüber auch ausdrücklich als Recht für sich in Anspruch genommen hatte, und daß dem Angeklagten erkennbar jedes Recht fehlte, Eigennacht gegen G. anzuwenden d. h. ihn ohne Anrufung des Gerichts seines Mietbesitzes zu entsetzen. Selbst wenn das Mietverhältnis bereits sein Ende erreicht gehabt hätte, würde er dazu nicht ohne weiteres berechtigt gewesen sein. Zwar würde er das Recht zu eigennächtiger Entziehung gehabt haben, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen eines Selbsthilferechts vorgelegen hätten. Allein dafür, daß dies hier objektiv oder auch nur in den Vorstellungen des Angeklagten der Fall war, fehlt es gegenüber den Urteilsfeststellungen an jedem Anhalt. Damit erscheint die Rechtswidrigkeit namentlich auch nach der subjektiven Seite hinreichend nachgewiesen. Ur. v. V. Sen. v. 9. Nov. 1906 (494/06).

36. § 263 StGB.] Die Unberechtigung der dem Angeklagten in dem angebotenen Urteil nachgewiesenen Freiheitsberaubung als Mittel der Kötigung entfällt, sofern der Angeklagte nach bürgerlichem Recht besetzt war, zur Erreichung des von ihm verfolgten Zwecks Gewalt gegen die Ehefrau E. in Anwendung zu bringen. In der am 14. September 1905 von den Vermietern erklärten Steigerung des Mietpreises auf 40 Mark lag eine rechtmäßige Kündigung des Mietvertrages verbunden mit einem neuen Vertragsantrage. Da dieser von dem Angeklagten abgelehnt und auch die von seiner Ehefrau vorgeschlagene Vereinbarung auf einen Mietzins von 37 Mark von den Vermietern nicht angenommen worden war, so war mit Ablauf des 30. September 1905 das Mietverhältnis erloschen. Eine stillschweigende Erneuerung durch das Verbleiben in der Wohnung wurde nur unter der Voraussetzung angenommen werden können, daß die Vertragskündigung ihr Ein-

verständnis mit den gegenseitigen Vorschlägen nicht, wie es tatsächlich der Fall war, ausdrücklich abgelehnt hätten. Am 2. Oktober 1906 bestand also eine Mietzinsforderung nicht, und wenn der Angeklagte den Betrag des nach dem früheren Vertrage zu zahlenden Mietzinses für Oktober „auf den Tisch aufgestellt und danach das Miet quittungsbuch gelegt hatte“, so kann dies, falls der Angeklagte die Rechtslage richtig erkannt hatte, keine andere Bedeutung haben, als daß er den Vermietern den Antrag stellte, das Mietverhältnis unter den bisherigen Bedingungen fortzusetzen zu lassen und sich mit den aufgestellten 35 Mark für den laufenden Monat bezahlt zu machen. Die Aneignung des noch im Besitz des Angeklagten befindlichen Geldes war den Vermietern nur unter der Voraussetzung gestattet, daß sie auf den Antrag des Angeklagten eingehen und über den Empfang der ganzen Monatsrate quittieren würden. Die Wegnahme erfolgte also ohne den Willen des Angeklagten, sie war rechtswidrig im Sinne des § 358 StGB, und verbotene Eigenmacht selbst dann, wenn die Besitzverzin den Willen des Angeklagten nicht erkannt und in gutem Glauben gehandelt haben würde. Wenn nun der Angeklagte das ihm mittels verbotener Eigenmacht vorgenommene Geld der Frau S. mit Gewalt wieder abzunehmen suchte, so ist er nicht durch Erteilung der Quittung sich mit seinem Antrag einverstanden erklären sollte, so handelte er in Ausübung des dem Besitzer nach § 359 StGB zustehenden besonderen Selbstschutzes und nicht widerrechtlich. Ur. d. I. Sen. v. 18. Okt. 1906 (419/06).

37. § 259 StGB.] Kann nach der Rechtsprechung des RG. (RGSt. 6, 218 [221]) ein Gewert mittels Urkundenfälschung oder Fälschung als „Erlangung mittels“ strafbarer Handlung im Sinne des § 259 gelten, so steht auch kein grundsätzliches Bedenken der Annahme entgegen, daß an der durch das Vergleichen der begünstigten erlangten Sache Fälschung im Sinne des § 259 möglich ist. Ur. d. IV. Sen. v. 30. Okt. 1906 (514/06).

38. § 259 StGB.] Für die Annahme einer Fälschung ist es gleichgültig, welcher Art die strafbare Handlung war, durch welche die gefälschte Sache erlangt wurde. Es ist sohin eine Fälschung auch an einer gefälschten Sache möglich. Ur. d. III. Sen. v. 1. Nov. 1906 (818/06).

39. § 259 StGB.] Ein Verschlimmern der Sache selbst, wie das RG. bereits wiederholt ausgesprochen hat, ein Einwirken eine Beziehung auf das Deliktobjekt voraus, eine Handlung, ein Tun, das darauf abzielt, den Verbleib der Sache zu verbergen, ihre Entdeckung zu verhindern und im eigenen Interesse deren Rückkehrung an den Verletzten zu vereiteln. Ein Verschlimmern wird daher sowohl in dem Abkneipen des Befehls einem berechtigten Fragen gegenüber geschehen werden können, nicht aber ohne weiteres in der noch dazu an dem Hauptdelikt selbst gerichteten Ausforderung zum Schweigen. Ur. d. III. Sen. v. 22. Okt. 1906 (467/06).

40. § 259 StGB.] Überantwortet ein Ehemann die von ihm mittels strafbarer Handlung erlangten Sachen an seine mit ihm in häuslicher Gemeinschaft lebende Ehefrau, so lassen sich ihr gegenüber aus der bloßen Tatsache, daß sie das Überantwortete annimmt und im Haushalt verwendet oder zu ähnlicher benutzter Verwendung aufbewahrt, noch keine

bündigen Folgerungen in der Richtung ziehen, ob eine Übertragung der ganzen Verfügungsgewalt oder die Einräumung einer Verfügungsgehalt beabsichtigt war und ob spätere Verfügungen der Ehefrau als in Vertretung eigener Willensentscheidung oder als nur in Vertretung des Ehemanns geschehen, anzusehen sind. Ur. d. I. Sen. v. 13. Dez. 1906 (977/06).

41. § 263 StGB.] Nach den Urteilsgründen „liest“ die Firma A. mehr als 200 Geschäftskunden, darunter auch dem Angeklagten, Sammelbücher nebst den zum Hineinlegen bestimmten Rabattmarken „zum Preise“ von 1 Mark für je 100 Marken. Die Kaufleute haben auf Verlangen ihren Kunden bei Barreinkäufen für je 90 Pf. der Kaufsumme eine Marke unentgeltlich abzugeben. Die Kunden lieben die Marken in das ihnen ausgehändigte Buch. Sind 600 Marken eingelöst, also Barreinkäufe für 180 Mark gemacht worden, so kann der Inhaber des Buchs in irgend einem der betreffenden Geschäftskunden im Kaufpreise von 5 Mark gegen Eingabe des Buchs ohne weitere Zahlung entnehmen. Die Firma A. läßt dann die vollgeliebten Bücher von den Geschäftskunden gegen Zahlung von 5 Mark wieder ein. Der Angeklagte hat nun in sechs verschiedenen Fällen, die sich auf mehrere Jahre verteilen, aus dem ihm „gelieferten“ Markenbestande je ein Buch selbst vollgeliebt und dafür in anderen Geschäftskunden im Kaufpreis von je 5 Mark gegen Eingabe des Buchs ohne weitere Zahlung in Empfang genommen, und die Firma A. hat die Bücher mit je 5 Mark eingelöst. Hierin findet die Staatsanwaltschaft Vergehen des Betrugs. Zur Begründung sagt sie lediglich: Durch die Vorlegung der Sammelbücher zur Empfangnahme von Waren im Werte von 5 Mark habe der Angeklagte die Geschäftskunden in den Glauben verlegt, es handle sich um Kundenbücher. Die Firma A. habe die Bücher mit 30 Mark eingelöst und sei um diesen Betrag geschädigt. Denn der Angeklagte habe für die verwendeten Marken nichts bezahlt und gewußt, daß er nach seiner Vermögenslage nichts dafür bezahlen konnte. Diese Begründung ist unklar und nicht schlüssig. Zunächst ist nicht ersichtlich, worin die Vorpiegelung falscher Tatsachen gefunden werden kann. Denn nach den tatsächlichen Feststellungen des Vorderrichters hat der Angeklagte die Bücher selbst bestellt „als Vergütung für die aus seinem eigenen Geschäft zur Verrentung im eigenen Geschäft entnommenen Waren“ und er ist sich nicht bewußt gewesen, daß er hierzu nicht berechtigt war. Wenn er die Bücher dann zur Entnahme von Waren in anderen Geschäftskunden vorlegte und in den Inhabern tatsächlich den Glauben erweckte, daß es sich um Kundenbücher handle, so kann bei dem guten Glauben, daß er etwas Erlaubtes getan habe, weder von einer Vorpiegelung falscher Tatsachen, noch von einer vorsätzlichen Erregung eines Irrtums die Rede sein. Sodann aber selbst es an einer Feststellung, daß der Irrtum der Geschäftskunden irgend einen Unfuss auf ihr Handeln gehabt habe, daß sie also dem Angeklagten die Waren nicht gegeben haben würden, wenn sie gewußt hätten, daß der Angeklagte die Bücher selbst aus seinem Markenbestande vollgeliebt hatte. Über die Absicht des Angeklagten, sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, sagen die Urteilsgründe gar nichts Näheres. Endlich ist der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Irrtum und der Vermögensschädigung

gung nicht erdient; es fehlt an einer Darlegung, daß die Firma A. nicht beschädigt worden wäre, wenn die Geschäftsinhaber, welche die Waren gegen die Sammelbücher geben, gewußt hätten, daß es keine Kundenbücher waren. Ist, wie die Urteilsgründe sagen, die Firma dadurch in ihrem Vermögen beschädigt worden, daß der Angeklagte die ihm „gelieferten“ Waren verwendet hat, ohne sie zu bezahlen und ohne sie bezahlen zu können, so kann aus den für erwiesene tatsächlichen Umständen möglicherweise geschlossen werden, daß der Angeklagte die Absicht gehabt hat, die Waren, ohne Entgelt dafür zu geben, zur Erlangung von Waren zu verwenden, also sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen. Allein ein Betrag würde nur dann vorliegen, wenn feststände, daß die Geschäftsinhaber, welche für die Sammelbücher Waren gegeben haben, dies nicht getan haben würden, wenn sie gewußt hätten, daß der Angeklagte die Waren nicht bezahlen werde, und wenn der Angeklagte ihnen das Gegenteil versprochen hätte. Dann könnte ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Irrtumserregung und der Vermögensbeschädigung festgestellt werden. Für beides geben aber die Urteilsgründe keinen Anhalt. Die Kaufleute, welche wußten, daß die Firma A. ihnen gegenüber verpflichtet war, die Bücher einzulösen, hatten nach den bisherigen Feststellungen an der Frage, wie die Rechtsverhältnisse zwischen dem Angeklagten und der Firma lagen, kein Interesse, und der Angeklagte hatte weder eine Rechtspflicht noch eine Verpflichtung, diese Verhältnisse aufzuklären. Das Urteil war danach auszuheben. Dem Antrage des Beschwerdeführers auf Freisprechung konnte jedoch nicht stattgegeben werden. Bei einer erneuten Hauptverhandlung wird der Vertrag zwischen dem Angeklagten und der Firma A. näher zu erörtern sein, namentlich die Bedeutung des „Lieferns“ der Waren zu einem „Briefe“, und es ist dann nicht ausgeschlossen, daß ein strafbarer Tatbestand festgestellt werden kann. Ur. d. V. Sen. v. 7. Dez. 1906 (713/06).

42. § 263, 268 StGB.) Der Erfolg, den der Angeklagte mittels des Briefes herbeiführen wollte, war, die Aufnahme seines Interesses durch Sch. in dessen Zeitung zu erzielen, und er bediente sich zur Herbeiführung dieses Ergebnisses der Namensunterschrift A. R., weil er wußte, daß Sch. die Aufnahme des Interesses verteidigt haben würde, wenn der Brief seine, des Angeklagten, Unterschrift getragen hätte. Nun ist es keinemwegs ausgeschlossen, daß ein strafbarer Tatbestand in Bezug auf die Tatsache, daß er den Brief auf Genehmigung des A. R. mit dessen Namen unterzeichnete, gütiggläubig gewesen ist; daß ihm andererseits jedoch in Ansehung der Rechtlosigkeit seiner ganzen Handlungswerte der gute Glaube gefehlt, daß er vielmehr insoweit dolos gehandelt hat. Wesen nämlich Sch. auf Grund des vorliegenden Briefes annahm — und eine solche Annahme lag doch sehr nahe —, daß D. R. nicht nur der Unterzeichner des Briefes, sondern auch derjenige sei, der bei ihm die Aufnahme des Interesses bestelle, und mit dem er bei Aufnahme des Interesses den Vertrag schließe; D. R. dagegen trotz Einwilligung in die Unterzeichnung des Briefes mit seinem Namen sich Sch. gegenüber doch nicht hat verpflichtet machen wollen, und den Angeklagten zum Vertragsschluß namens seiner nicht ermächtigt hatte; so hätte Sch. ungeachtet der Aufnahme eines Vertragsschuldners dennoch nicht

erworben; — in der Person des A. R. nicht, weil diesem der Vertragswille überhaupt gefehlt hätte und die Unterzeichnung seines Namens durch einen anderen mangelnd eines Stellvertretungsverhältnisses als eigenhändige Namensunterschrift im Sinne des § 126 StGB. nicht hätte gelten können — RGJ. 50 S. 51, 56; 58, 387 —; in der Person des Angeklagten jedoch schon um deswillen nicht, weil er, mit diesem zu kontrahieren, keinesfalls gar nicht willens gewesen war. Das rechtliche Ergebnis wäre mithin gewesen, daß Sch. zufolge seines Irrtums über die Person des Besizers, — welcher nachträglich dem Angeklagten war —, sich zu einer Leistung entschlossen hätte, für welche er eine vertragmäßige Gegenleistung zu erlangen gewillt war, für welche er einen vertraglichen Anspruch tatsächlich jedoch nicht erwarb. — Das Vorberichtigte hat es unterlassen, die Tat des Angeklagten auch von diesem Gesichtspunkte aus zu prüfen, in subjektiver Hinsicht insbesondere also die Absicht des Angeklagten nicht nur in Richtung auf die Tatsache der Unterzeichnung des Briefes, sondern auch in Hinsicht auf die rechtlichen Ergebnisse seiner Tatfache zu prüfen. Im erneuten Verfahren wird somit, soweit der Betrag in Betracht kommt, noch festzustellen sein, objektiv, ob der Angeklagte des Vermögens des Sch. nicht dadurch geschädigt hat, daß er in ihm einen Irrtum über die Person des Besizers — des Differenz — erregte; ob ferner die Aufnahme des Interesses durch Sch. in dessen Zeitung für den Angeklagten nicht einen Vorteil bedeutet hat, auf den er keinen Rechtsanspruch hatte, und ob für das ganze Tun des Angeklagten nicht die Absicht leitend gewesen ist, sich jenen Vorteil zu verschaffen. — Das Instanzgericht wird die Tat auch aus dem Gesichtspunkte des § 268 StGB. nochmals prüfen müssen. Es wird dabei zu erwägen sein, daß es für den Tatbestand des § 268 irrelevant wäre, ob dem Angeklagten die Glaubwürdigkeit, seinen Brief mit D. R. zu unterzeichnen, nicht gerade zu dem Zwecke ertheilt worden, Sch. über die Person des Besizers zu täuschen — RGSt. 28, 420 — und ob der Angeklagte nicht im Bewußtsein dessen den Besizerbrief angefertigt und gebraucht hat, so daß die fälschliche Anfertigung einer Urkunde nicht schließlich in der Unterzeichnung des Besizerbriefes mit dem Namen D. R., sondern in der Anfertigung eines Schriftstücks zu finden wäre, das über die Person des Besizers zu täuschen nach seinem ganzen Inhalte geeignet war. Ur. d. III. Sen. v. 11. Okt. 1906 (386/06).

43. § 266 StGB.) Mit Recht ist auch der Gesichtspunkt der Aufrechnung von der Strafammer abgelehnt worden; es fehlt vor allem an einer Erklärung des Angeklagten gegenüber der Gesellschaft, ohne welche dieser Schuldverfügungsgrund nicht eintreten konnte. Die bloße Möglichkeit einer Aufrechnung, die in Wirklichkeit zu keinem Ausdruck gelangt ist, schließt den Eintritt eines Vermögensschadens nicht aus. Ur. d. V. Sen. v. 14. Dez. 1906 (727/06).

44. § 268 StGB.) In der Abweisung verurteilte Weiber unter falscher Angabe des zahlenden Schuldners oder der getilgten Schuld liegt eine Verfügung zum Raubteil des Auftragsgebers. Ur. d. V. Sen. v. 28. Dez. 1906 (760/06).

45. § 267 StGB.) Der Angeklagte hat im Protokoll die von ihm abgegebene Erklärung mit einem fremden Namen unterzeichnet. Diese Namensnennung hat dem Gehehlen schrift-

lichen Ausdruck, daß die vorangehenden Erklärungen von dem Unterzeichneten abgegeben seien. Durch die Namenszeichnung wurde sonach eine Urkunde mit einem selbständigen, von der Beweiskraft des Protokolls nicht betroffenen Inhalt hergestellt, die nicht vom Gerichtsschreiber zu öffentlichen Akten, sondern vom Angeklagten ausgestellt und deshalb keine öffentliche, sondern eine Privaturkunde ist; und zwar eine Privaturkunde im Rahmen einer öffentlichen Urkunde, mit der sie äußerlich ein einheitliches Ganzes bildete. Urk. v. III. Sen. v. 22. Dez. 1906 (990/06).

46. § 267.) Die Angeklagte hat bei der Unterzeichnung des Kaufvertrags sich des Familiennamens ihrer Geliebten R. bedient, also die Urkunden mit der Unterschrift „Babette R.“ statt „Babette B.“ versehen. Die also unterzeichneten Urkunden hat sie dem R. übergeben. Das Schöffengericht der Angeklagten ist dahin zu verstehen, daß die Angeklagte nicht über die Identität ihrer Person, sondern über ihren Familiennamen habe täuschen wollen. Die Strafkammer hat Urkundenfälschung angenommen, weil „es nicht erforderlich sei, daß gerade über das in der Urkunde verbriefte Rechtsverhältnis getäuscht werde; es genüge vielmehr, daß über den Inhalt der Urkunde als einer Gedankenäußerung getäuscht werde; diesen Erfolg aber habe die Angeklagte in beiden Fällen herbeigeführt“; denn sie habe dem R. „zu dem Glauben veranlaßt, daß die abgegebenen Erklärungen von der Babette R., der Ehefrau des R., nicht von der Babette B., der Konkubine desselben, herrührten“. Danach hat die Strafkammer angenommen, daß die Angeklagte von den Urkunden zu dem Zwecke Gebrauch gemacht habe, um über das „Rechtsverhältnis“ des Bestehens einer Ehe zwischen ihr und R. zu täuschen. Ob die Angeklagte zugleich auch über die Identität ihrer Person täuschen wollte, darüber spricht sich das Urteil nicht aus und ist überhaupt aus ihm nichts zu entnehmen. Auf dieser Grundlage erweist sich die Verurteilung der Angeklagten als richtig. Das Wesen der Urkundenfälschung (§ 267 StGB.) besteht in dem Mißbrauch der Beweiskraft der Urkunde durch Herstellung einer falschen Beglaubigungsform. Durch die falschliche Anfertigung wird einer Urkunde der Schein verliehen, als sei sie von einer anderen Person als derjenigen ausgestellt, welche sie wirklich ausgestellt hat, und durch die Verfälschung wird der Schein erweckt, als sei die Urkunde in ihrer gegenständlichen Form durch den Urheber hergestellt. Auf den falschen urkundlichen Schein muß sich der Mißbrauch der Urkunde und die damit begleitete Täuschung gründen; es muß von der Urkunde Gebrauch gemacht werden, um über ihre Echtheit und ihre Eigenheit als geeignetes Beweismittel zu täuschen (RGSt. 33, 137; 5, S. 437, 440). Vorliegend müßte also, wenn der Tatbestand der Urkundenfälschung gegeben sein sollte, die Urkunde gebraucht worden sein, um darüber zu täuschen, daß die Ausstellerin der Urkunde nicht die Barbara B., sondern eine andere Person gewesen sei, nämlich die mit der B. nicht identische und überhaupt nicht existierende Ehefrau R. Der Tatbestand der Urkundenfälschung würde dagegen nicht vorliegen, wenn eine Täuschung nicht über die Identität der Ausstellerin bewirkt gewesen wäre; sondern ausschließlich über deren Familienname. In diesem Falle würde es sich nur um eine Täuschung durch den unwahren Inhalt einer — vornehmlich subjektiv — echten Urkunde handeln,

nicht aber um eine Täuschung durch eine fälschlich angefertigte unechte Urkunde (vgl. RGSt. 30, 43). Dies hat die Strafkammer verkannt, indem sie auf die Täuschung über die Eigenheit der Ausstellerin als Gebrauch oder Konklusion des allein entscheidenden Gewichts gelegt hat. Nicht minder hat sie aber auch den von der Reichspräsidenten des RG. anerkannten Satz mißverstanden, daß die Täuschung nicht über dasjenige Recht oder Rechtsverhältnis unternommen sein muß, dessen Beglaubigung die ursprüngliche Bestimmung der Urkunde war, indem sie den in seiner Tragweite nicht recht verständlichen Satz aufstellte, es genüge, „daß über den Inhalt der Urkunde als einer Gedankenäußerung getäuscht wird“. Mit jenem Satz hat gesagt werden sollen, der Gebrauch der falschen Urkunde zum Zwecke der Täuschung erfordere nur, daß die Täuschung hinsichtlich irgendwelcher rechtserheblicher Tatsachen bewirkt werde, die durch die Urkunde im Falle ihrer Echtheit werden erwiesen werden (RGSt. 19, 113; 26, 383). Urk. v. V. Sen. v. 7. Dez. 1906 (710/06).

47. § 267 StGB.) Was weiter die Frage anlangt, ob Angeklagter sich dadurch, daß er in dem Kassennotizbuche die Zahlen 10 dreimal in 40, einmal in 110 umänderte, einer Urkundenfälschung schuldig gemacht hat, so geht die Strafkammer davon aus, es liege zwar objektiv eine Fälschung vor, da die Eintragungen an anderen Tagen erfolgt sind, als der Angeklagte sie gebucht hat, es könne jedoch, wenn der Angeklagte, wie unwiderlegt, die Änderungen nur vorgenommen habe, um einen neuen Eintrag zu ersparen und, da er zur Führung des Kassabuches an sich befugt war, nicht ohne weiteres angenommen werden, daß er in rechtswidriger Absicht gehandelt habe, es sei überdies von den abgeänderten — veränderten — Einträgen im Kassennotizbuche nicht zum Zwecke der Fälschung Gebrauch gemacht worden. Diese Ausführungen sind nicht frei von durchgreifenden Bedenken. Der Umstand, daß der Angeklagte die Eintragungen der fraglichen Beträge an anderen Tagen gebucht hat, als er sie entnommen hat, würde allerdings an sich nicht ausreichen, auch nur die Annahme objektiver Verfälschung einer Urkunde zu begründen; inhaltlich unrichtige Buchung wäre lediglich schriftliche Fälschung. Da aber vorliegend der inhaltlich abgeschlossenen Urkunde durch die Änderung nachher ein anderer Inhalt gegeben und dadurch der Schein erweckt wurde, der Zahl habe schon ursprünglich so geklungen, wie nach der Anbeutung, lag allerdings objektiv ohne Zweifel eine Verfälschung der echten Urkunde vor und dies nicht weniger um deswillen, weil der Angeklagte nur aus Bequemlichkeit gehandelt und weil er zur Führung des Buches an sich berechtigt war, Die in dem Buche gemachten Einträge durften ohne Einspruch anders, als die an deren Unterfertigung ein Interesse hatten, nicht geändert werden, auch nicht von dem, der zur Führung des Buches berechtigt war und auch dann nicht, wenn er mit der Änderung nicht einen materiell rechtswidrigen Erfolg erstrebte, sondern sich nur die Arbeit eines neuen Eintrages ersparen wollte. (RGSt. 36, S. 167, 168; 36, 193.) Der bei dem Angeklagten etwa vorhandene Glaube, er sei, weil zur Führung des Buches berechtigt und nur zur Bequemlichkeit handelnd zur Änderung befugt, würde ein lediglich strafrechtlicher Irrtum sein. Urk. v. III. Sen. v. 10. Dez. 1906 (715/06).

48. § 267 StGB.] In den Anzeigen, die dazu bestimmt waren, die zur Strafverfolgung berufenen Behörden zum Einschreiten zu veranlassen, hat das StB. mit Recht bewertungsfähige Privatathenden erlitten. Der gleichen rechtlichen Beurteilung unterliegt aber auch die dritte unter fremdem Namen erstattete Anzeige der Angeklagten, die sie an den Kreisarzt Dr. E. hat gelangen lassen, obgleich der Kreisarzt nicht zu den Beamten oder Behörden des Polizei- und Sicherheitsdienstes (§ 156 StGB.) zählt und mit der Frage der Strafverfolgung an sich nichts zu tun hat. Denn staatlicher Beamter ist der Kreisarzt immerhin. Er ist auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete der öffentlichen Verwaltung Organ der Staatsregierung. Er ist, wie § 1 des Preussischen Gesetzes vom 16. September 1899 besagt, der staatliche Gesundheitsbeamte des Kreises, zu dessen medizinisch-polizeilichen Dienstobligationen es innerhalb gewisser Grenzen namentlich auch gehört, bei Anzeigen von Straftaten, welche auf Selbstmord weisen, zur Klarstellung der Todesursache mitzuwirken. Die Postkarte der Angeklagten war aber ersichtlich darauf berechnet, auch nach dieser Richtung hin die Tätigkeit der zuständigen Anstalt in Bewegung zu setzen, indem sie dem Kreisarzt zur Kenntnis brachte: der Kaufmannskommis R. habe sich erschossen; es werde aber bezweifelt, daß er Selbstmord begangen habe, wahrscheinlich sei derselbe erschossen worden. Ur. d. II. Sen. v. 18. Dez. 1906 (783/06).

49. § 268 StGB.] Eine Absicht des Angeklagten, sich über einen anderen einen Vermögensvorteil zu verschaffen, ist vom StB. nicht als genügend festgesetzt erachtet, weil sie mit dessen Absicht, einen Angehörigen vor Strafe zu bewahren, nicht notwendig zusammenfällt und aus dessen sonstigem Verhalten keineswegs zu entnehmen sei. Überdies stehe das Gericht im Gegensatz zur Entscheidung des RG. (RGSt. 33, 333) auf dem Standpunkte des Urteils (RGSt. 2, 33) und nehme an, daß es im vorliegenden Falle überhaupt an einer erreichbaren positiven Vermögensverbesserung fehle, die eben in der bloßen Bewahrung vor möglicher Geldstrafe nicht zu erblicken sei. Das landgerichtliche Urteil gilt, wenn gleich es davon spricht, daß eine auf Verschaffung eines Vermögensvorteils gerichtete Absicht aus dem Verhalten des Angeklagten nicht zu entnehmen sei, dennoch durch seine Begründung deutlich zu erkennen, daß es das Vorhandensein jener Absicht nicht nur aus tatsächlichen Ermüdungen, sondern vorzugsweise mit Rücksicht auf die im reichsgerichtlichen Urteil vom 1. Mai 1880 (RGSt. 2, 33) ausgesprochene, von der Strafbarkeit getrennte rechtliche Anschauung verneint. Diese Ansicht ist jedoch von dem III. StS. des RG., wie derselbe in seinem Urteil vom 5. Juli 1900 (RGSt. 33, 333 [334]) näher darlegt, ausdrücklich aufgegeben worden und wird auch von dem erlenannten Senate nicht gebilligt. Allerdings wird die Strafe „um ihrer selbst willen verhängt, nicht in der Absicht, den Vermögensvorteil zu vermitteln“ (RGSt. 2, 33 [41]). Allein nicht die rechtliche Natur der Strafe, sondern die Wirkungen, welche sie auf den Verurteilten ausübt, kommen hier in Betracht. Im Hinblick auf die für diesen mit einer Geldstrafe verbundenen wirtschaftlichen Folgen kann deren Verhängung einen Vermögensnachteil bilden. Folgerichtig kann auch in der Absicht, einen drohenden Vermögensnachteil abzuwenden, die

Absicht einer günstigeren Befallung der Vermögenslage gefunden werden (RGSt. 33, 333 [334]). Ob die letztgedachte Absicht nach den konkreten Umständen ersichtbar ist, erscheint nicht von Belang. Die Absicht, einem anderen einen solchen Vorteil zu verschaffen, fällt, wie der erste Richter zutreffend annimmt, mit derjenigen, einen Angehörigen vor Strafe zu bewahren, nicht notwendig zusammen. Es kann für den Täter die Rücksichtnahme auf die Ehre seines Angehörigen bestimmend gewesen sein. Daß der Angeklagte nur die Ehre seiner Ehefrau im Auge hatte, ist im Urteile nicht gesagt und wegen der an (RGSt. 2, 33) sich anschließenden Ausführungen desselben auch nicht als die Auffassung des Vorberichteten anzunehmen. Hätte aber der Angeklagte zu dem Zwecke gehandelt, sowohl die Ehre seiner Frau zu schützen, als auch deren Vermögen vor dem mit einer Geldstrafe verknüpften Folgen zu bewahren, so wäre seine Absicht auch auf Verschaffung eines Vermögensvorteils gerichtet gewesen (RGSt. 27, 217). Ur. d. II. Sen. v. 30. Okt. 1906 (531/06).

50. § 304 StGB.] Entziehen des Wasserzulaufes ist nicht Beschädigung der Wasserleitung. Ur. d. V. Sen. v. 11. Dez. 1906 (711/06).

51. § 304 StGB.] Ob in einem Maxillare der trigonometrischen Randentnahme ein „Gegenstand der Wirtschaft“ erblickt werden kann, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls handelt es sich um einen dem „öffentlichen Nutzen“ dienenden Gegenstand im Sinne des § 304 StGB. Ur. d. III. Sen. v. 15. Okt. 1906 (382/06).

52. § 340 StGB. Zuchtigungsrecht des Lehrers in Preußen, insbesondere Regierungsbezirk Trier.] Es war zunächst zu prüfen, ob am Orte der Tat Rechtsnormen über den Umfang des Zuchtigungsrechts des Lehrers in Geltung sind, welche das Schlagen an den Kopf verbieten. Daß der preussische Staat ein Zuchtigungsrecht des Lehrers an sich anerkennt, ist zweifellos. In der Allerhöchsten Kabinettsordre vom 14. Mai 1835, betreffend die Schulzucht in den Provinzen, wo das ALN. noch nicht eingeführt ist (Gesetzsamml. S. 149), waren in Anlehnung an das ALN. 21. II Tit. 12 §§ 60 ff. Bestimmungen über die Schulzucht getroffen, im wesentlichen des Inhalts, daß die Schulzucht niemals bis zu gesundheitsgefährlichen Mißhandlungen ausgedehnt, in angemessenen Schranken verbleibende Zuchtigungen aber kriminell straflos sein sollten; speciellere Bestimmungen über den Umfang der Schulzucht enthielt das Gesetz nicht. Später waren aber Art und Maß des Zuchtigungsrechts mehrfache Ausfüllungsbestimmungen der Verwaltungsbehörden erlassen. Um im Interesse der Schulzucht die Lehrer gegen die Ausdehnung eines strafrechtlichen Einschreitens zu schützen, hat dann das Ministerium der geistlichen usw. Angelegenheiten durch Zirkularverfügungen vom 3. April und 3. Oktober 1888 an die königlichen Regierungen die Weisung erlassen, alle bezüglichen Vorschriften, welche dem Zuchtigungsrecht des Lehrers hinsichtlich des Maßes und der Art seiner Ausübung enger Grenzen zogen, als es die bestehenden Gesetze tun, ausdrücklich aufzuheben, wogegen den Regierungen bzw. Schulaufsichtsbehörden anheim gegeben wurde, ihren Willen bezüglich der Art und Weise der Handhabung des Zuchtigungsrechts den Lehrpersonen unter Hinweis auf strenge disziplinarische Abmahnung pädagogischer Maßgriffe in geeigneter Weise kundzugeben, jedoch

unter Wahrung des informativischen Charakters solcher Vorschriften und unter Vermeidung einer unmittelbar beschließenden Form (vgl. Wiebe & Hilberbrandt, *Vereinerungen betr. das Volksschulwesen* 4. Aufl. 3. Nachtrag S. 218 ff.). Dem entsprechend hat die Königliche Regierung zu Trier in Verfügungen an die KreisSchulinspektoren vom 14. Mai 1888 und 12. August 1889 die früher erlassenen Vorschriften über Handhabung der Schulsucht für aufgehoben erklärt und in der Form von Informationen und Warnungen gewisse Reize für die Lehrer ausgesprochen, so: ein pädagogischer Mißgriff würde es sein, wenn Schüler an den Kopf geschlagen würden (Hägel, *Gefahr* usw. über die Volksschulen in Preußen 1894 S. 378 ff.). Hiernach besteht gegenwärtig im Regierungsbezirk Trier weder ein Gesetz im engeren Sinne, noch etwa eine demselben gleichwertende, allgemein verbindende, von zuständigen Behörden erlassene Norm, welche spezielle Vorschriften über das Maß und die Art des von Lehrern zuübenden Züchtigungsrechts, namentlich das Schlagen an den Kopf gibt (vgl. *RSch.* 15, 376; 16, 34; 19, 265; 23, 161), während die staatliche Anerkennung eines Züchtigungsrechts überhaupt fortbesteht, das, wie auch die erwähnten behördlichen Anordnungen ergeben, in mäßiger, verständiger und zweckentsprechender Weise ausübt werden soll, und bezüglich dessen für den Beizel des Täters in der vorliegenden Sache eine instruktionsartige Weisung des in den Gründen des ersinnungsmäßigen Urteils festgestellten Inhalts ebenfalls gegeben ist. Erwägt man nun, daß am Orte der Tat spezielle gerichtliche Vorschriften über den Umfang des Züchtigungsrechts des Lehrers nicht galten, daß ferner die zuständige Zentralbehörde alle behördlichen Erlasse und Anordnungen über diesen Gegenstand ausdrücklich für aufgehoben erklärt und den fortan zu treffenden Anordnungen der Schulaufsichtsbehörden ausdrücklich den Charakter bindender Normen versagt hat, so kommt man zu dem Schlusse, daß dort ein Züchtigungsrecht des Lehrers besteht, über Umfang und Art der Ausübung dieses Rechts aber in jedem einzelnen Falle unter Berücksichtigung der konkreten Umstände und der oben wiedergegebenen Grundzüge zu befinden und nach richterlichem Ermessen darüber, ob eine erlaubte oder strafbare Züchtigung begangen ist, zu entscheiden ist. *Ur. d. V. Sen. v. 30. Okt. 1906 (477/06).*

B. Zur Gerichtsverfassung und Prozeßordnung.

53. § 52 StGB. Die Revision meint, weil zwischen der Zeit der Aufstellung der Urteilen und der Hauptverhandlung ein Teil des Landgerichtsbereichs abgetrennt und einem neu gebildeten LG. überwiesen worden ist, hätten die Geschworenen, welche in diesem abgetrennten Teil weohnhaft sind, nicht in die Prozeßakte aufgenommen werden dürfen, sondern seien vor der Auslösung in der Jahresliste zu streichen gewesen. Eine Notiz, welche dieses anordnet oder auch nur zulasse, enthält aber das StGB. nicht, und nirgends findet sich eine Bestimmung, wonach ein Geschworener, welcher nicht in dem Landgerichtsbereich wohnt, zur Ausübung des Geschworenenamts unfähig wäre. *Ur. d. I. Sen. v. 22. Nov. 1906 (1264/06).*

54. § 98 StGB. Über die Zulässigkeit der Verlegung der Verhandlung von der Gerichtsstelle finden sich im StGB. und der StPO. keine Bestimmungen, dagegen enthält § 219 StPO. die Norm,

daß die Termine an der Gerichtsstelle abzuhalten sind. Es sind aber Ausnahmen zugelassen, so selbstverständlich bei Einnahme eines Augenzeugs an Ort und Stelle, und wenn eine Verhandlung erforderlich ist, welche an der Gerichtsstelle nicht vorgenommen werden kann. Unbedenklich gelten die gleichen Grundzüge für das Strafverfahren. *Ur. d. III. Sen. v. 22. Dez. 1906 (1901/06).*

55. § 98 StPO. Zu dem Inbegriffe der Verhandlung, aus dem der Richter seine Überzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit von Tatsachen zu schöpfen hat, gehören außer dem Geschehnisse der vorgelieferten Beweismittel unmittelbar, nicht von ihm ausgesuchte Wahrscheinungen und Einwürfe des Richters in der Hauptverhandlung selbst. Dapin sind zu rechnen die Erscheinungen, welche eine Frage, eine Aussage in dem Mienenspiel, in den Gebärden, dem Verhalten einer in der Verhandlung anwesenden Person hervorruft; das Verhältnis der körperlichen Größe der erschienenen Personen („der größere der beiden Angeklagten, der kleinere von ihnen“); die körperlichen Eigenschaften eines Zeugen, dessen Lobung und Vernehmung in erster Linie nur die Übermittlung seiner Wissenschaft von der Strafsache begreift; und anderes. Soweit es sich um den Zustand, die Beschaffenheit eines in der Hauptverhandlung zu Gesicht gebrachten Gegenstandes, einer in ihr aufgetretenen Person handelt, kann außerdem die Beschäftigung beschloffen werden, und liegt dann die Einnahme eines Augenzeugs vor; dadurch wird insofern die Berücksichtigung der bereits unwillkürlich eintreffenden Einwürfe bei Bildung der Überzeugung nicht ausgeschlossen. In der Natur der Sache liegt es, daß das Sitzungsprotokoll zur Behauptung der nicht ausgesuchten Wahrscheinungen nicht bestimmt sein kann. Daß solche Wahrscheinungen, denen gerade wegen ihrer Unmittelbarkeit oft eine besondere Überzeugungskraft beizumessen, unberücksichtigt bleiben müssen, kann nicht daraus gefolgert werden, daß die StPO. sich nicht ausdrücklich mit ihnen beschäftigt. Die Zulässigkeit ihrer Berücksichtigung ergibt sich aus der Vorschrift, daß die Überzeugung des Richters aus dem Inbegriffe der Verhandlung zu schöpfen ist. *Ur. d. II. Sen. v. 4. Dez. 1906 (663/06).*

56. § 127 StPO. Daß der § 127 StPO. nicht nur die Befugnis gewährt, unter den gegebenen Voraussetzungen den Täter in Person vorläufig festzunehmen, sondern auch die, allein eine bei ihm vorgefundene Sache vorläufig in Besitz zu nehmen, folgt aus dem allgemeinen Rechtsgrundsatz, daß ein Recht zum Mehreren das Recht zum Minderen gleicher Art in sich schließt (*Uml. zum VStR.* § 91). Das Gesetz will in § 127 a. d. in Mittel geben, durch welches die Festhaltung einer Persönlichkeit, die sich nicht sofort betriebsmäßig löst, für künftig ermöglicht werden soll, und wenn das Gesetz zu solchem Zwecke sogar die vorläufige Festnahme der Person gestattet, so muß in seinem Sinne die Wegnahme einer im Besitze des unbekannten Täters vorgefundene Sache zu eben dem Zwecke bezeichneten Zwecke ebenfalls statthaft sein. Unzweifelhaft ist sich ein solches Vorgehen gegen den Täter als ein milderer Eingriff in seine Rechtssphäre dar als ein Angriff auf seine persönliche Freiheit überhaupt. Selbstverständlich Voraussetzung bleibt für alle Fälle nur, daß seitens des Handelnden nichts anderes beabsichtigt ist, als eine vorläufige Maßregel zu dem

in § 127 bezeichneten Zwecke und auf Grund der ebenfalls aufgeführten Voraussetzungen. Ur. d. III. Sen. v. 2. Dez. 1906 (573/06).

57. § 221 StPO.] Waren, wie die Revisionen behauptet, außer den in der Anklageschrift als Beweismittel bezeichneten, in den Geschäftsakten befindlichen vier Briefabschriften noch weitere vier Briefabschriften aus den Vormundschaftsakten vorgelesen worden, so würde eine solche Maßnahme in der Befugnis des Gerichts, in Ansehung der Beweisführung des Sachverhalts in jeder ihm geeignet erscheinenden Weise aufzuklären, also auch solche Beweisbedürfnisse zu benutzen, welche von der Staatsanwaltschaft nicht in Bezug genommen sind, ihre Berechtigung gefunden haben (§§ 153 Abs. 2, 230, 243 Abs. 3 StPO.). Einer vorherigen Benachrichtigung des Angeklagten von der eventuellen Benutzung dieser Beweismittel bedurfte es nicht, da die Vorschrift des § 221 StPO. sich nur auf Zeugen und Sachverständige bezieht. Ur. d. IV. Sen. v. 7. Dez. 1906 (671/06).

58. § 222 Abs. 2 StPO.] Die Entscheidung der Frage, ob das Erscheinen eines Zeugen wegen großer Entfernung im Sinne des § 222 Abs. 2 StPO. besonders erschwert sein werde, liegt wesentlich auf tatständlichem Gebiet und ihrer Bejahung würde einem Revisionsangriff nur dann unterliegen, wenn sie erkennbar durch Rechtsirrtum beeinflusst worden wäre. Dies trifft hier nicht zu. Daß für die im Bezirk des erkennenden Gerichts wohnhaften Zeugen die Anwesenheitszeit des § 222 Abs. 2 und insoweit auch die des § 250 StPO. rechtsgutheilsfähig ausgefloßen wäre, kann nicht anerkannt werden (RWBst. 18, 261). Daß aber das Erscheinen des in Braunschweig wohnhaften Zeugen in der in Italienien stattgefundenen Hauptverhandlung besonders erschwert gewesen wäre, wie sie auch offenbar getan hat, die Strafkammer mit Rücksicht auf die durch die räumliche Entfernung und geographische Lage der beiden Orte bedingte und tatständlich bestehende Schwierigkeit in Ansehung der Benutzung der zu Gebote stehenden Transportmittel unbedenklich annehmen. Ur. d. IV. Sen. v. 18. Dez. 1906 (905/06).

59. § 253 StPO.] Wie die Revisionen selbst in zutreffender Weise anerkennen, ist unter einem Erkenntnis im Sinne des § 253 a. O. nicht ein formelles Schuldverkenntnis zu verstehen, es erfüllt vielmehr den Begriff des „Erkenntnisses“ das Einräumen von Tatsachen, aus denen Schlussfolgerungen auf die Schuld des Erklärenden gezogen werden können (RWBst. 6, 554). Die Frage, ob in einem richterlichen Protokoll Tatsachen dieser Art zugestanden worden sind, ist wesentlich nur auf Grund der Ergebnisse der Hauptverhandlung zu entscheiden und eine Nachprüfung dieser Entscheidung in der Revisionsinstanz muß sich demgemäß darauf beschränken, ob der rechtliche Begriff des „Erkenntnisses“ zutreffend gewürdigt ist. Dafür, daß dies nicht der Fall sei, bietet der Inhalt des erwähnten Protokolls keinen Anhalt. Gegenüber den Auslassungen der Beschuldigten, daß Sch. keine ihn der Beihilfe zum Mord verdächtigenden Tatsachen zugestanden habe, vielmehr erklärt habe, erst nach Vollendung der Tat an den Tat derfelben gekommen zu sein, bedarf es keiner weiteren Erweiterung, daß auch schon in dem Einräumen der Anwesenheit am Tatorte seitens des Sch. der Zuträglichkeit einen Umstand

finden konnte, der Schlussfolgerungen auf seine Beteiligung an dem zur Aburteilung stehenden Mord gestattete. Ur. d. IV. Sen. v. 29. Dez. 1906 (1382/06).

60. § 250 Abs. 1 StPO.] Irig wäre es allerdings, wenn das Gericht rechtsgutheilsfähig hätte ausprechen wollen, daß jeder Soldat, der sich im mobilen Zustand vor dem Feinde, oder der sich bei der Schutztruppe einer unserer Kolonien befindet, als nicht zu ermitteln anzusehen sei. Allein im vorliegenden Falle wird auf die eigenartigen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes und den Umstand Gewicht gelegt, daß der Zeuge mit seiner Truppe in jenen vordrängenden und zur Zeit noch schwer zugänglichen Geländen den Aufenthalt fortwährend vorstellte. Das Gericht hat deshalb im vorliegenden Falle rechtlich nicht geirrt, daß es die Vernehmung des Zeugen nicht als eine solche ansah, die in einer für die Strafverurteilung in Betracht zu nehmenden Zeit zu erwarten sei. Ur. d. V. Sen. v. 16. Nov. 1906 (642/06).

61. § 255 StPO.] Mit Rücksicht auf die gesetzgeberische Absicht muß angenommen werden, daß die sachlichen Körperverletzungen nicht nur leichten, sondern auch schweren Erfolgs unter die im § 255 StPO. bezeichneten Körperverletzungen fallen, welche nicht zu den schweren gehören, die schweren Körperverletzungen des § 255 a. O. also nur die vorläufigen Körperverletzungen mit schwerem Ergebnis (§ 224 StGB.) umfassen. Ur. d. V. Sen. v. 27. Nov. 1906 (517/06).

62. § 274 StPO.] Die Urteilsgründe lassen darüber keinen Zweifel, daß eine von dem erkennenden Gericht an dem in Rede stehenden Zeugnis vorgenommene Prüfung durch Einnahme des Augenscheins zu dem Ergebnis geführt hat, daß dies Zeugnis verlässlich sei. Im Sitzungsprotokolle wird nur befundet, daß der Angeklagte erklärte: er wisse nicht, wie die Akturen auf das Schriftstück gekommen seien, und daß demnach das Schriftstück verlesen ist. Da das Protokoll einer Augenscheineinnahme durch das Gericht nicht Erwähnung tut, muß mit Rücksicht auf die ausschließliche Beweiskraft des Protokolls die Behauptung der Revision: die im Urteil erwähnte Augenscheineinnahme sei nicht in der Hauptverhandlung, sondern außerhalb derselben vorgenommen, als nicht widerlegt gelten; insbesondere bringt die Verurteilung über die Verlesung des Schriftstücks nicht zum Ausdruck, daß es Gegenstand der Besichtigung durch die Richter gewesen ist. Ur. d. II. Sen. v. 6. Nov. 1906 (1032/06).

63. § 274 StPO.] Die Behauptung der Revision, daß im Sitzungsprotokoll in dem Satz „Änderungen und Ergänzungen der Fragen wurden nicht beantragt, auch Einwendungen gegen dieselben nicht erhoben“ die Worte „nicht erhoben“ als durchdringlich anzusehen seien, ist unzutreffend. Der über die betreffende Seite des Protokolls gezogene offenbar verächtlich um 1 cm zu lang gezogene Strich hat offenbar nicht den Zweck, diese beiden Worte zu streichen, da hierdurch der Satz unvollständig werden würde. Ur. d. IV. Sen. v. 18. Dez. 1906 (1328/06).

64. § 377 Abs. 8 StPO.] In dem Umstand, daß der Vorsitzende dem Angeklagten den wiederholten Gebrauch der Ausdrücke „Betrug“ und „betrügerischer Vandalismus“ in Richtung auf den Zeugen D. unterlag hat, läßt sich eine unzulässige Befristung der Verteidigung nicht erblicken. Denn eine feste,

unausgesprochene Wiederholung jener Ausdrücke kann zu einer wirksamen Verteidigung nicht unentschädigt gewesen sein. Ur. b. I. Sen. v. 13. Dez. 1906 (1876/06).

65. § 392 Abs. 1 StPO.] Wenn der Verteidiger in seiner Revisionschrift bemerkt, sein primär gestellter Antrag hätte nach § 243 StPO. einer ausdrücklichen Beschlußfassung bedurft, so ist dies durchaus richtig, aber noch keine gemäß § 392 Abs. 1 StPO. zulässige Revisionsbeschwerde: Es fehlt die Angabe der Tatsache, daß der Angeklagte und sein Verteidiger vor der Urteilsfindung nicht nochmals das Wort erhalten haben und hierdurch an der Geltendmachung neuer Verteidigungsbegehre verhindert worden sind. Ur. b. I. Sen. v. 20. Dez. 1906 (870/06).

C. Andere Reichs- und Landesgerichte.

66. GewO. § 153.] Der allgemeine Boykott, der über ein Warenhaus verhängt wird, und zwar zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen seiner Gewerbetätigen, bedeutet eine Verabredung im Sinne des § 153 GewO. Sie ist an sich gescheitert. Mit Strafe bedroht ist es aber — § 153 a. a. D. —, wenn auch nur der Versuch gemacht wird, andere zur Teilnahme an der Verabredung durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verurteilung zu bestimmen. Daß der Beschwordeführer sich eines solchen Versuches schuldig gemacht hat, ist vom Vorbericht ohne Rechtsirrhum angenommen. Es ist festzustellen, daß der Beschwordeführer Flugblätter verlegt und verbreitet hat, die sich in erster Linie an die organisierte Arbeitererschaft, sodann aber auch an die ganze Bevölkerung richteten und die Äußerung enthielten: Die Ehre verbietet es bei J. zu kaufen. Kein rechtlich denkbarer Mensch dürfte die Streikenden im Stiche lassen. Der Boykott sei der Ausdruck der Solidarität der Arbeiter, die, verbunden mit allen menschlich und rechtlich denkenden Mitarbeitern, durch die Tat erklärten: bei solchem Arbeiterfeinde läuft man nicht. Jeder, der kauft, mache sich zum Mitschuldigen des J. Die Versprechungen von Rabatt usw. seien die Sülberlinge, mit denen man „auch als Vertreter an der Sache der Streikenden einkaufen möchte.“ J. wird als preußig und hochfahrend bezeichnet; er deute seine Arbeiter schlimmer aus, als in Fabrik und Werkstätten geschehe. Wenn das Gericht in diesen Äußerungen den Ausdruck von Ehrverletzungen und Verurteilungen gegenüber denjenigen gefunden hat, die trotz des Boykotts bei J. kaufen würden, so beruht sich das auf tatsächlichen Gebieten und unterliegt somit nicht der Nachprüfung. Das Ergebnis der Erkennbarkeit der Individuen, gegen welche der Angeklagte von den Mitteln der Ehrverletzung und der Verurteilung Gebrauch gemacht hat, ist erfüllt, weil die Erklärung des Angeklagten sich an „jedermann“ gewendet hat, und jeder, der bei J. kauft, als Mitschuldiger des Genannten bezeichnet worden ist. Wenn das Verdictgericht die Bezeichnung „ander“ in § 153 GewO. als so unfaßend angesehen hat, daß jedermann als ein anderer gelten könne, gegen den sich der Angriff im Sinne jener Bestimmung richte, „gleichgültig ob er auf derselben Seite der Lohnbewegung stehe oder nicht, ob er Berufsgenosse sei oder nicht,“ so läßt sich auch das nicht beanstanden. Es steht in Einklang mit den Urteilen des RG. 30, 380 und 36, 306 (RGZ.). Der Wortlaut wie die Tendenz der Strafbestimmung des § 153 a. a. D. lassen

eine Einschränkung des Begriffs, die jener Auslegung des Vorberichtes entgegensteht, nicht zu. Mit dem Urteile des VI. ZS. des RG. vom 12. Juli 1906 wider B. und Gen. Rep. VI. 497/05 befindet sich die vorliegende Entscheidung nicht im Widerspruch. In jenem Urteile ist ausdrücklich ausgesprochen, daß die Ankündigung des Boykotts dem Gegner gegenüber keine Drohung im Sinne des § 153 GewO. sei. Im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um Maßnahmen gegenüber dem Gegner und auch nicht um Drohungen, sondern um Verurteilungen und Ehrverletzung Dritter. Wenn das Verdictgericht schließlich ausgeführt hat: „Abgesehen stelle sich die Handlungsweise des Angeklagten auch schon deshalb als ein Vergehen gegen § 153 a. a. D. dar, weil er den J. durch die Boykottierungsbekanntmachungen zu bestimmen versucht habe,“ so kann diese Auslegung freilich nicht Billigung finden. Aber auf jenem Satze beruht die Entscheidung auch nicht, wie schon seine Fassung und seine Stellung innerhalb des Urteils ergibt, und mit Rechtigkeit aus dem Umstande ersicht, daß diejenigen Ausführungen, welche die Schlussfolgerung und die darauf gegründete Gesetzesanwendung tragen, völlig unabhängig von jenem Satze zuvor bereits abgeschlossen waren. Ur. b. III. Sen. v. 29. Okt. 1906 (839/06).

67. Gesetz vom 8. November 1867 betr. die Organisation der Bundeslenkstelle § 20.] § 20 beschränkt die Zuständigkeit der Konsuln nicht auf die Abfertigung und Beiziehung von deutschen Reichsangehörigen, im Gegenstande zu der im § 16 geregelten notariellen Tätigkeit. Ebenso wenig ist eine solche Beschränkung in der Dienstinstruktion vom 6. Juni 1871 enthalten. Ur. b. II. Sen. v. 14. Dez. 1906 (804/06).

68. Preuß. § 6 Abs. 1.] Die Frage, ob der Drucker mit Angabe seines Namens und Wohnorts seinen preßgesetzlichen Pflichten genügt habe oder auch für Angabe des Namens und Wohnorts des Verlegers verantwortlich sei, muß in letzterem Sinne beantwortet werden. Ur. b. III. Sen. v. 8. Okt. 1906 (774/06).

69. Reichsgesetz vom 11. Januar 1876 betr. das Urheberrecht an Kunst- und Modellen § 1 Abs. 2.] Gerechtfertigt ist aber die Rüge, daß die Urteilsbegründung in Ansehung des subjektiven Tatbestandes widerspruchsvoll und unvollständig ist. Nach dem Zusammenhang der Urteilsgründe muß angenommen werden, daß das Gericht „vorsätzlich“ handeln gegen den Angeklagten feststellt hat. Von Fahrlässigkeit ist nur insoweit die Rede, als ein von der Verteidigung erhobener Einwand, daß nicht einmal von Fahrlässigkeit gesprochen werden könne, zurückgewiesen ist. Dagegen deutet auf die Annahme vorsätzlichen Handelns der Satz: „Er hat diese Nachbildung vorsätzlich herstellen lassen, wie er einmüß.“ Mit Recht macht der Beschwordeführer geltend, daß letzteres mit dem im Urteil wiedergegebenen Äußerungen des Angeklagten im Widerspruch steht. Vorsätzlich im Sinne des Strafgesetzes handelt, wer sich des Vorliegens aller tatsächlichen Umstände bewußt ist, welche die Anwendung des Gesetzes rechtfertigen. Angeklagter hat aber, wie im Urteil angegeben, behauptet, er habe keine Kenntnis davon, daß das Probemuster geschützt gewesen sei, gehabt, daselbst sei auch keine Verurteilung ein neues und er habe ferner auch gar nicht die Absicht gehabt, es nachzuahmen, sondern ein neues Muster herstellen lassen wollen. Hiermit ist die Feststellung, er

habe eingeräumt, daß er die Nachbildung vorsätzlich habe herstellen lassen, unterinbar. Auch eine genügende Begründung für ein Handeln mit Eventualdolus enthält das Urteil nicht. Die Annahme, er habe mit der Möglichkeit gerechnet, daß das Muster einer kleineren Firma gehöre, widerlegt nur den Einwand, er habe angenommen, es handle sich um ein einer Schweizer Firma gehöriges Muster, läßt aber die Frage unberührt, ob er sich der Möglichkeit bewußt gewesen ist, daß er durch die Nachbildung ein Schutzrecht verletzen könne, und ob er dessen ungeachtet die Nachbildung hat herstellen lassen. Begründet ist aber ferner auch die Rüge, daß die Frage, ob der Angeklagte in einschlägigem tatsächlichen oder rechtlichen Irrtum in gutem Glauben gehandelt habe, unzureichend in Erwägung gezogen sei. Diese Rüge ist dahin zu verstehen, daß die in der angegebenen Richtung erhobenen Einwendungen nicht gründigst worden seien, und dies ist als richtig anzuerkennen. Der Einwand der Betrübnung, es könne nicht einmal von Fahrlässigkeit in der Verletzung des Musterrechtes der Firma Z. gesprochen werden, ist nur in der Richtung geprüft, ob Angeklagter in der Lage gewesen ist, zu erfahren, daß es sich um ein geschütztes Muster handle. Angeklagter hätte aber auch einwenden, es seien die Motive des Musters in dem bei ihm gefertigten Muster nur frei benutzt, sein Muster sei als ein neues anzusehen und er habe nicht nachahmen, sondern ein neues Muster herstellen lassen wollen. Dieser Einwand konnte nur dahin verstanden werden, daß das beim Angeklagten gefertigte Muster von ihm nicht als eine Nachbildung, sondern als ein neues angesehen worden sei. Damit war geltend gemacht, daß er sich in dem guten Glauben befunden habe, keine unerlaubte Nachbildung herstellen zu lassen, und dieser Einwand mußte gemäß § 18 Abs. 2 des Gesetzes vom 11. Juni 1876, § 14 des Gesetzes vom 11. Januar 1876 und § 266 Abs. 2 St.P.O. im Urteil ausdrücklich widerlegt werden. Dies ist nicht geschehen. Ur. d. IV. Sen. v. 21. Dez. 1906 (991/06).

70. Viehtuchengesetz §§ 8, 13. Die Gültigkeit der nach § 8 und § 13 erlassenen Anordnung der im Gesetze zugelassenen Schutzmaßregeln ist dadurch bedingt, daß aus der erlassenen Anordnung die Konstatierung einer bestimmten Seuchengefahr ersichtlich ist. Ur. d. III. Sen. v. 19. Nov. 1906 (593/06).

71. KrankVersG. § 82b. 1. Nach den Feststellungen der Berufung befand sich der Angeklagte in sehr schlechter Vermögenslage und war deshalb oft nicht in der Lage, den von ihm beschäftigten Arbeitern den Lohn oder den vollen Lohn zu zahlen; er hat vielmehr den Lohn entweder gar nicht oder nur zum Teil gezahlt und war deshalb gar nicht in der Lage, den Arbeitern Abzüge für die Beiträge zur Krankenkasse zu machen. Durch die hiermit getroffene Feststellung, daß der Angeklagte seinen Arbeitern in der fraglichen Zeit Krankenversicherungsbeiträge vom Lohn überhaupt nicht abgezogen hat, wird die Freisprechung gerechtfertigt. Ur. d. II. Sen. v. 21. Dez. 1906 (706/06).

72. KrankVersG. §§ 82a b. 1. Wer als Arbeitgeber gemäß § 53 Abs. 1 KrankVersG. seinen Arbeitern Beiträge zum Lohne abzieht, aber seiner Verpflichtung zur Abführung dieser Beiträge an die Kasse nicht nachkommt, enthält damit die Beiträge im Sinne des § 82b der Kasse vor. Dieser Begriff erfordert nicht etwa eine rechtswidrige Verfühlung oder Zu-

weisung in bezug auf die Beiträge. Das bloße Vorenthalten, die vorsätzliche Nichterfüllung der Abführungspflicht in der vom Gesetze ersehenen „Abzicht“ ist mit Strafe bedroht, so daß auch gleichgültig ist, ob der Arbeitgeber oder sein Vertreter sich im Besitze der abgezogenen Lohnbeiträge befindet oder nicht. Selbst die Tatsache, daß ihm ein Dritter zur Beschaffung der Mittel für Bezahlung der Arbeitslöhne oder der Krankenkassenbeiträge vertragmäßig verpflichtet ist, enthebt ihn nicht der eigenen Abführungspflicht. Und unter der „Abzicht“, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen oder die Krankenkasse zu schädigen, versteht das Gesetz nichts weiter, als das Bewußtsein davon, daß der bezeichnete Erfolg durch das Vorenthalten eintreten müsse. Eine Schädigung der Krankenkasse wird aber bereits durch Nichterlangung des ihr nach dem Gesetze Gehörenden zur Zeit der Fälligkeit vermittelt. Und wenn auch das Bewußtsein vom Eintritte dieser Schädigung wie im Falle des von der Strafkammer angelegenen Urteils (RdSt. 28, 254) durch die Annahme ausgeschlossen wird, daß ein anderer die Beiträge an die Krankenkasse zahlen werde, so ist doch vom Vorhandensein eines derartigen Verhältnisses im vorliegenden Falle keine Rede. Ur. d. IV. Sen. v. 28. Dez. 1906 (787/06).

73. KrankVersG. § 82 b. 2. ImVersG. § 182 Abs. 2. Es ist zulässig, mehrere Handlungen, die teils das eine, teils das andere Gesetz verletzen, als einheitliches, in Idealkonkurrenz gegen beide verstoßendes fortgesetztes Vergehen zu behandeln. Ur. d. III. Sen. v. 22. Nov. 1906 (556/06).

74. SprengG. § 9 Abs. 1. Der Begriff des Überlassens erfordert, ohne den Rücksicht eines Veräußerungsgehaltes vorauszusetzen, nichts mehr als die Einräumung der tatsächlichen Verfügungsgewalt über die überlassene Sache (RdSt. 17, 257), und, da schon die Übertragung der Verfügung einer solchen Gesamtausübung zur Erfüllung des Erfordernisses genügt, so kommt es nicht auf den Inhalt des übertragenen Rechts sondern nur auf die durch die Verfügungserklärung geschaffene tatsächliche Lage an. Es steht deshalb auch, wie das RG. herrscht angenommen hat, nichts entgegen, in der Übertragung der Verwaltung eines Vorrats von Sprengstoffen durch den Betriebsleiter an einen beauftragten Stellvertreter ein „Überlassen“ zu finden, sofern dieser die tatsächliche Verfügung erstlangt, aber den Lagerbestand auch in anderer Weise zu veräußern (RdSt. 3, 538). Ur. d. III. Sen. v. 22. Nov. 1906 (583/06).

75. SprengG. Verordnung vom 19. Oktober 1893 betreffend Sprengung von Sprengstoffen auf Land- und Wasserwegen mit Ausnahme des Eisenbahn- und Festortverkehrs. Kleinbahnen sind nicht Eisenbahnen im Sinne dieser Verordnung. Ur. d. III. Sen. v. 8. Okt. 1906 (705/06).

76. WarenG. § 13. Es ist keine „Angabe“ über die Herstellungsort, und Erzeugnisse dieser Art sind indessen nicht in dem Falle am Plage, wo jemand zur Bezeichnung seiner Waren eine charakteristische Wortbezeichnung schafft und sich schützen läßt, die wohl für Eingeweihte vermöge der Art der Wortbildung erkennen läßt, welcher Sinn mit dem Ausdrücke verbunden und welcher Hinweis auf die Art der Herstellung in ihm mehr oder weniger verborgen liegen sollte, die aber als Angabe über die Art der Herstellung nicht verstanden

üblich, vielmehr vermöge ihrer Keupheit und Eigentümlichkeit zur Unterscheidung der aus einem bestimmten Geschäftsbetriebe stammenden Waren recht wohl geeignet ist. (Wied näher ausgeführt). Ur. d. IV. Sen. v. 5. Okt. 1906 (376/06).

77. Warenz.B. § 13. Dem Einwand der Vertiefung, daß das vom Angeklagten geschädigte Wort „Krus“, um einen Teil der von ihm in den Handel gebrachten Kisten zu bezeichnen, eine Beschaiffenheitsangabe (Bogen) der verschiedenen Abteilungen enthaltenden Kisten bedeute, die nach § 4 Abs. 1 Nr. 1, Warenz.B., nicht schußfähig sei, begegnet das Urteil mit der Erwägung, daß ein an sich nicht schußfähiges Wort nie gebraucht werden dürfe, sobald die Gefahr einer Verwechslung mit einem geschützten Warenzeichen bestehe. Der Satz in dieser Allgemeinheit ist allerdings richtig und beruht gegen die klare Bestimmung des § 13 a. a. O., wonach Angaben über die Beschaffenheit von Waren, sei es auch in einem einfachen Wortzeichen ohne anderweitige Bestandteile auf Waren anzuwenden, unbedingt erlaubt ist. Unter diesen Umständen hätte es der Prüfung und Feststellung bedurft, ob der Angeklagte durch den Gebrauch des Wortes „Krus“ bewußt irreführend (§ 14 a. a. O.) gehandelt habe, und dem ist bei der geschätzten Sachlage die jeder näheren tatsächlichen Unterlage entbehrende Schlussannahme nicht gerecht geworden. Ur. d. V. Sen. v. 26. Okt. 1906 (474/06).

78. Warenz.B. § 14. In dem der Nebenkläger sich das Wort „Grosin“, „Grosinseife“ schützen ließ, wollte er erreichen, daß alle unter dieser Bezeichnung in den Handel kommende Seife als mit Grosin, das aus seiner Fabrik stamme, hergestellt gekennzeichnet werde. Eben desselben hat er dem L. die Benutzung des ihm geschützten Warenzeichens nur unter der Bedingung gestattet, daß L. es ausschließlich für Seifen benützen dürfe, die mit vom Nebenkläger gelieferten Grosin hergestellt waren. Die Befugnis des L. zur Benutzung des Warenzeichens des Nebenklägers war also eine beschränkte und wurde verletzt, wenn er Seife, die nicht mit vom Nebenkläger bezogenen Grosin hergestellt war, als Grosinseife etikettierte, er verletzete sie aber ebenso auch dann, wenn er Seife, die mit Grosin des Nebenklägers hergestellt war, als Grosinseife mit einem Zusatz bezeichnet, der den vom Nebenkläger mit seinem Zeichenschutz erstrebten, oben näher begründeten Zweck in das dritte Gegenteil verkehrt. Bringt er das Warenzeichen des Nebenklägers auf der mit Grosin des Nebenklägers hergestellten Seife mit einem Zusatz an, der darauf hinweist, daß die Seife nicht mit Grosin des Nebenklägers, sondern mit anderem Grosin hergestellt ist, so bleibt er nicht mehr innerhalb der Grenzen der ihm gestatteten Verwendung des fremden Warenzeichens, sondern er verfehlt in diesem Falle die Ware widerrechtlich mit dem dem Nebenkläger geschützten Warenzeichen, es sei denn, daß der bestrittene Zusatz ein derart wesentlicher, die Natur des ursprünglichen Warenzeichens derart verändernder ist, daß die Ware als überhaupt mit einem anderen Zeichen als dem geschützten versehen zu erachten ist. Ur. d. III. Sen. v. 10. Dez. 1906 (783/06).

79. Gesetz vom 16. Mai 1894 über die Abzahlungs geschäfte, § 7. Es sollte mit dieser Strafvorschrift, die sich gegen die Veräußerung der im Gesetze aufgeführten Lospapiere

unter der Verabredung von Teilzahlungen, also unter einer die Anschaffung besonders reichhaltigen Wohnung richtet, dem unsoliden, zum Spiel anreizenden Handel mit solchen Papieren auf inländischem Boden entgegen getreten werden. Dieser Zweck des Gesetzes würde nicht erreicht werden, wenn die Möglichkeit offengelassen wäre, im Lande Lospapiere der fraglichen Art unter den im Gesetze verbotenen Bedingungen in der Weise an den Mann zu bringen, daß die den Erwerb herbeiführenden obligatorischen Rechtsgeschäfte außerhalb des Geltungsgebietes des Gesetzes zum Abflusse gebracht werden. Ur. d. IV. Sen. v. 6. Nov. 1906 (1111/06).

80. Untz.B. § 10. Wie das RG. bereits anerkannt hat, bezeichnet der Ausdruck „unternehmen“ im Sinne des § 10 Untz.B., ebenso wie in § 159 StGB., jede Handlung, die zur Erreichung des vom Gesetz verbotenen Erfolges vor genommen wird. Er umschließt darnach jedenfalls die Handlungen, die nach § 43 StGB. einen Versuch darstellen. Insofern kommen deshalb eintretendenfalls auch die Grundsätze zur Anwendung, die das RG. hinsichtlich des sogenannten unausglichen Versuches, d. h. des Versuches mit unausglichen Mitteln und an unausglichen Gegenstand entwickelt hat. Entscheidend ist demgemäß für den Tatbestand des § 10 Untz.B. die Betätigung des auf die Herbeiführung des Erfolges gerichteten Willens. Es kommt deshalb im Sinne dieser Vorschrift überhaupt nicht notwendig auf das tatsächliche Vorhandensein eines schußfähigen Betriedelgeheimnisses an. Ur. d. V. Sen. v. 13. Nov. 1906 (602/06).

81. W.B. § 762. Das Wort „Spiel“ in § 762 W.B. kann nicht anders als allgemein, d. h. dahin verstanden werden, daß es auch reine Glücksspielspiele (z. B. Preiszettel, nach Befinden aber auch Willard usw., selbst Schach) in sich faßt, und die Klagbarkeit solcher Spiele ist mithin nach dem jetzt geltenden Rechte ausgeschlossen. Ur. d. V. Sen. v. 7. Dez. 1906 (473/06).

82. RD. § 192 fgg. Unrichtig ist, daß der Konkurs seinem Wesen nach das Vorhandensein mehrerer Gläubiger voraussetze. Der Anspruch des Gläubigers einer eingetragenen Genossenschaft, daß der zahlungsunfähigen Genossenschaft durch die Geltendmachung der gesetzlichen Rückzahlungspflicht ihrer Genossen neue Befriedigungsmittel zugeführt werden, läßt sich nur im Rahmen des Konkurses verwirklichen. Ob man beim Vorhandensein nur eines Gläubigers noch von Zahlungs einstellung reden darf, kann unerheblich bleiben, da die Zahlungsunfähigkeit der Genossenschaft genügt und feststeht. Ur. d. II. Sen. v. 30. Nov. 1906 (692/06).

83. RD. § 240. Die Revision macht geltend, durch materielle Unrichtigkeiten in der Bewertung von Vermögenswerten werde die Buchführung keine „unwesentliche“ im Sinne des § 240 RD., dessen Nr. 3 nur die formellen Mängel der Buchführung mit Strafe bestraft. Dies ist unzutreffend. Wenn der Kaufmann verpflichtet ist, in seinen Büchern die Lage seines Vermögens nach den Grundsätzen ordnungsmäßiger Buchführung richtig zu machen (§ 38 StGB.) und zu dem Zweck seine Vermögensgegenstände mit Angabe des Wertes jedes einzelnen genau zu verzeichnen (§ 39 dafelbst), auch in der Bilanz nach dem Zeitwerte anzusetzen (§ 40 dafelbst), so ist zweifellos, daß ihm die Verpflichtung obliegt, hierbei

allenthalben nach bestem Wissen und Gewissen zu verfahren. Er versteht schon seine formelle Pflicht zu „ordentlich“ Buchführung, wenn er seine Vermögensstände auch nur willkürlich berichtet, noch größer, wenn er Werte für sie einsetzt, die, wie er weiß, falsch sind. Ur. d. IV. Sen. v. 26. Okt. 1906 (337/06).

84. Rd. § 240.] Der Beurteilung des Angeklagten steht nicht entgegen, daß er gegen Ende seiner Geschäftsführerzeit dem Buchtreiber mit der Anlegung neuer Bücher beauftragt hat und daß dem Buchtreiber die Gewinnung einer Übersicht über den Vermögenszustand und die Kasierlegung der neuen Bücher gelungen ist. Allerdings kann unter Umständen dadurch, daß Unerhebungen in der Buchführung beseitigt worden und infolgedessen eine Vermögensübersicht zur Zeit der Zahlungseinstellung oder Konkursöffnung (vgl. RSt. 29 S. 292, 294) möglich wird, die Anwendung des § 243 RD. ausgeschlossen werden. Aber die Anlegung neuer Bücher für die zurückliegenden 7 bis 8 Monate war keine Führung von Handelsbüchern für diese Monate nach den Grundsätzen ordnungsmäßiger Buchführung. Die neuen Bücher waren keine ordentlich geführten. Ur. d. II. Sen. v. 26. Okt. 1906 (436/06).

85. Rd. § 240.] Allerdings schließt die spätere Ordnungsmäßigkeit der Buchführung die Anwendung der Strafvorschrift nicht unbedingt aus, nämlich eben dann nicht, wenn mit Rücksicht auf die besondere Gestaltung der Sachlage die Mängel der früheren Buchführung noch zur Zeit der Zahlungseinstellung oder der Konkursöffnung fortwirkend erscheinen. Hieraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, in einem Falle dieser Art zu prüfen, ob ein Zusammenhang der früheren oder späteren Buchführung besteht, der den Einfluß der Ordnungsmäßigkeit auf die Zeit der Zahlungseinstellung oder Konkursöffnung fortstreicht, also auch dann noch die Bücher unberücksichtigt macht. Die im angefochtenen Urteil angeführte, in der DJZ. 04. 364 abgedruckte Entscheidung des erkennenden Senats vom 11. Januar 1904 (D. 3921/03) bekräftigt nicht die Annahme, daß die nachträgliche ordnungsmäßige Buchführung bei ununterbrochener Fortsetzung des Geschäftes ohne Belang sei, sondern erachtet den zeitlichen Zusammenhang der unordentlichen Buchführung mit der Konkursöffnung nur unter der Voraussetzung für kein notwendiges Tatbestandsmerkmal, daß, wie dort mit Rücksicht auf die Kürze der Zwischenzeit und die Art der Mängel als die Auffassung des ersten Nichtes unterstellt ist, die Mängel noch bis zur Konkursöffnung fortgewirkt und auch dann noch die Übersichtlichkeit der Bücher beeinträchtigt haben. Im vorliegenden Falle ist ein Anhalt hierfür dem angefochtenen Urteil nicht zu entnehmen. Ur. d. III. Sen. v. 13. Dez. 1906 (923/06).

86. Weingeseh. § 2 Nr. 4.] Wie Grund weiß das Urteil darauf hin, daß das Gesetz nicht die Absicht der erheblichen Mengenvermehrung, sondern nur vorsätzlichen Handeln des Täters verlangt, und folgerichtig konnte es sich mit der Feststellung begnügen, daß der als erheblich erachtete Zusatz von Zuckersüßer zu Naturwein mit Wissen und Willen des Angeklagten als Zusatz des Geschmacks gemacht worden ist, und daß der Angeklagte das so hergestellte Getränk in Kenntnis einer Zusammenfälschung verkauft hat, auch wenn ihm, wie an

anderer Stelle des Urteils dem Angeklagten eingeräumt wird, nicht zum Bewußtsein kam, daß beim Zudern des Weines über die vom Gesetz gezogenen Schranken hinausgegangen worden ist. § 59 StGB. ist keineswegs verletzt. Was unter „erheblicher“ Vermehrung nach § 2 Nr. 4, a. a. O. zu verstehen ist, erweist sich lediglich als eine Frage der Gefährdungslegung, das Gesetz hat es ausdrücklich dem richterlichen Ermessen anheim gestellt, im einzelnen Fall zu entscheiden, ob durch den Zusatz von Zuckersüßer die Menge des Getränkes erheblich vermehrt worden ist. Ein Irrtum des Angeklagten nach dieser Seite war daher kein solcher über Tatumsstände, welche zum gesetzlichen Tatbestand gehören, sondern ein nach § 59 StGB. unbedeutender Irrtum über Umfang und Bedeutung des Strafgesetzes. Ur. d. I. Sen. vom 27. Okt. 1906 (1091/06).

87. Weingeseh. vom 24. Mai 1901. §§ 3 Abs. 1 Nr. 1, 13.] Die Flüssigkeit, die in dem angefochtenen Urteil als „Tresterwein“, von der Revision als „Tresterwasser“ bezeichnet wird, ist von dem Angeklagten in der Weist hergestellt worden, daß er Wasser aus entrostete Trauben (Trester), um diese auszulangen, aufgoß, dann wieder abseigte, und das gewonnene Erzeugnis — die sogenannte Tresterbrühe — abfüllte und gären ließ. Nach beendeter Gärungsperiode entfiel die Flüssigkeit Alkohol, wenn auch in geringerer Menge, sowie Extraktstoffe und wies einen ziemlich erheblichen Gehalt an Mineralstoffen auf. Nach Annahme des Urteils erfolgte die Herstellung der Flüssigkeit zu dem Zwecke, um Zucker darin zu lösen und mit der Lösung zum Vertrieb im Handel bestimmte Weine zu fälschen. Es handelt sich sonach um eine von dem Angeklagten innerhals seines Gewerbebetriebes als Weinbändler zur gewerblichen gewinnbringenden Verwertung und somit gewerbenmäßig hergestelltes Erzeugnis, das durch Gärung von Traubenmost gewonnen ist, der mittels Wasserzugesatz Tresterern entnommen wurde. Die Frage, ob die so hergestellte Flüssigkeit als „Wein oder Nachmachung von Wein“, also als fertiger sogenannter „Kunstwein“ anzusehen ist und die Herstellung demgemäß unter die Strafbestimmung des § 13 Nr. 1, verbunden mit § 3 Abs. 1 Nr. 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1901 fällt, oder ob die Flüssigkeit nur als ein zur verdächtigenden Verwertung von Kunstwein oder Verfälschung von Wein bestimmter Stoff oder als Halbfabrikat zu gelten hat, ist in dem angefochtenen Urteil im ersten Sinne entschieden worden; die Entscheidung ist dahin begründet, daß die Flüssigkeit nach dem Urteil der Sachverständigen eine Nachmachung von Wein sei, und daß „verarbeitete Produkte“, — nach dem Zusammenhang der Urteilsgründe richtiger Erzeugnisse von ähnlicher Zusammenfälschung, Herstellung und Verschlepperei —, andererseits als Tresterwein, Genwein und Gendweinern getrunken werden und daß sie geeignet sind, bei der Aufzuckerung und Überfälschung dem Naturwein Verwundung zu finden. Wenn in § 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1901 betreffend den Verkehr mit Wein „Wein“ als das durch alkoholische Gärung aus dem Saft der Weintraube gewonnene Getränk begrifflich bestimmt ist, so hat als „Nachmachung“ von Wein nur wieder ein „Getränk“, also eine zum menschlichen Genuß bestimmte und dazu geeignete Flüssigkeit zu gelten, die dem äußeren Anschein nach als aus dem Saft der Weintraube in erlaubter Herstellungsart und ohne verbotene Zusätze gewonnen gelten kann, in Wirklichkeit diesen

Erfordernissen aber nicht entspricht. Den Urteilsgründen ist zu entnehmen, daß die von dem Angeklagten hergestellte Flüssigkeit ein „Getränk“ war; sie ist als zum Genuße für ebenso geeignet erachtet worden, wie andere Erzeugnisse ähnlicher Art, sie war auch nach den Urteilsbegründungen dazu bestimmt, als Getränk zu dienen, wenn auch nicht unerwähnt, so doch nach Vermischung mit Wein und als wesentlicher Bestandteil dieser künftigen Mischung. Dadurch, daß die Flüssigkeit, so wie sie bereit war, nicht als trinkfertiges Getränk in den Verkehr gelangen sollte, wird ihr die Eigenschaft als Getränk ebenso wenig genommen wie dadurch, daß sie — nach der Darstellung der Revision — nach Ausscheln und Verschmad nicht zum Genuße einladend war. Die Erfahrung lehrt, daß auch der fertige Tresterwein — wie er durch Aufguß von Sudertrauben auf entmosselte Trauben in feinstemüßiger Behandlung bereit wird — obwohl er infolge der Mittergärung des Sudertraubens einen erheblichen Milchsäuregehalt aufweist, als die hier in Rede stehende Flüssigkeit und in jeder Beziehung dem „Wein“ ähnlich ist — in der großen Mehrzahl der Fälle nicht als Traubwein in den Verkehr gelangt, sondern als Verschnittwein. Gerade dieser letzteren Verwendung wollten aber die gesetzlichen Bestimmungen entgegenstehen durch das allgemeine Verbot, bei Herstellung von Wein Trester gewerbenmäßig zu verwerten. Der Grund des Verbots trifft auf das hier in Frage kommende „Tresteraasser“ in gleichem Maße zu wie auf den Tresterwein; die Reichhaltigkeit an Kalk- und Mineralbestandteilen macht das genannte Erzeugnis hervorragend geeignet zu Gießungszwecken, denn es wird bei dessen Verschnitt mit Wein eine bedeutende Vermehrung der Menge ermöglicht, ehe der Gehalt des Weins an Mineralbestandteilen unter die Grenzwerte sinkt. Der Umstand, daß das Tresteraasser regelmäßig zu Verschnittzwecken in den Verkehr gebracht wird, und — weil alkalisch und wenig schmeckhaft — nicht als Traubwein, vermag hiernach für sich allein dem Tresteraasser die Eigenschaft einer „Nachmachung“ von Wein nicht zu nehmen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß, nachdem im Gesetz die alkalische Gärung als ein wesentliches Merkmal des „Weins“ hervorgehoben und andererseits der Aufguss von Wasser auf Trester demjenigen von Sudertrauben, dessen das frühere Weinergesetz allein erwähnte, gleichgestellt und verboten wurde, die Trestertrube, sobald sie die für die Weinbereitung übliche und erforderliche Reifebehandlung erfahren und insbesondere die erste Gärung durchgemacht hat, als fertiger Traubwein genau wie der eigentliche Tresterwein zu gelten hat und daß deshalb schon die gewerbenmäßige Herstellung des Tresteraassers nicht etwa erst dessen Verwertung zu Gießungszwecken strafbar ist (§ 3 Abs. 1 Nr. 1 WeinG.). Dagegen bleibt die Strafbarkeit der gewerbenmäßigen Herstellung von Tresteraasser, das je nach dem Proportions der Trester und der Menge des Wasseraufgusses sowie nach den sonstigen Umständen seiner Zubereitung eine ganz verschiedenartige Zusammensetzung und Beschaffenheit haben kann, im Einzelnen davon abhängig, daß das Erzeugnis in seiner äußeren Gesamterscheinung sich überhaupt noch als „Wein“ darstellt und die Möglichkeit besteht, daß es in den Verkehr gebracht als solcher angeboten werden kann. RGZ. 36, 427/39; Urteile des erkennenden Senats gegen RS. D. 1086/03 vom 11. Juni 1903 und D. 3599/04 vom

22. März 1905. Ob dies zutrifft ist Sache tatrichterlicher Prüfung und Entscheidung, die sich darauf erstrecken wird, ob das Tresteraasser in bezug auf Farbe und sonstigen Ausscheln, Geruch und Verschmad dem Wein in seinen charakteristischen äußeren Merkmalen — mögen diese auch nach Ursprungsort, Traubensorte und Weinbehandlung noch so verschiedenartig sein — ähnlich erachtet werden kann. Eine Herstellungsart, die selbst in dem angefochtenen Urteil. Die Angabe über die Zusammensetzung des Tresteraassers, die durch Übergabe der Zahlen der chemischen Analyse erfolgt ist, vermag sie nicht zu ersetzen; auch die Angabe, daß von dem Angeklagten hergestellte Tresteraasser sei „nach dem Satzungen der Sachverständigen nachgemacht“ ist dazu nicht geeignet, denn es handelt sich bei Beurteilung der Frage, ob eine Nachmachung von Wein vorliegt, um die dem Gericht obliegende Feststellung eines Tatbestandesmerkmals und es bedarf der Angabe von Tatsachen, worin dieses gefunden wird; endlich genügt auch nicht der in dem Urteil enthaltene Hinweis darauf, daß Tresteraasser anderwärts als Ernteerzeugnis „getrunken“ wird, denn dadurch ist der Nachweis, daß das allein in Betracht kommende, von dem Angeklagten hergestellte Tresteraasser in seiner äußeren Erscheinung dem „Wein“ ähnlich gewesen sei, nicht geführt. Für die Schuld des Angeklagten ist es, sofern der äußere Tatbestand nachgewiesen wird, zwar belanglos, ob er die Herstellung von Tresteraasser zu Verschnittzwecken nicht für verboten hielt oder, wie die Revision meint, nicht für eine vollendete Straftat, sondern nur für die Vorbereitung einer künftigen strafbaren Verfüßung von Wein, denn ein solcher Irrtum wäre nicht von tatrichterlicher Art, vielmehr ein solcher über das Strafgesetz. Dagegen ist in bezug auf die Feststellung des inneren Tatbestandes, wie die Revision zutreffend rügt, die Annahme des Urteils, der Angeklagte habe sein Erzeugnis als „Nachmachung von Wein“ zu erkennen verstanden und erkannt, der Nachprüfung auf ihre Richtigkeit entzogen, weil auch hier Einzelumstände, aus denen die Eigenschaft des Erzeugnisses als „Nachmachung“ hergeleitet wird, nicht angegeben sind. Ur. d. I. Sen. v. 20. Dez. 1906 (686/06).

88. Gesetz vom 19. Juni 1901, betr. Urheberrecht an Schriftwerken. § 38.] Wenn der Vorderrichter zur Begründung seiner Annahme, daß die Theaterzettel Schriftwerke seien, auf die geistige Tätigkeit hinweist, welche die richtige Besetzung der Rollen eines Stüdes, die Bereinigung der Pläne, die Berechnung der Dauer der Vorstellung und Ähnliches erfordern, so überläßt er, daß diese Tätigkeiten nicht auf die Herstellung eines Schriftwerkes, sondern auf die Leitung des Theaterunternehmens Bezug haben und auch dann ausübt werden müßten, wenn die Herausgabe eines Theaterzettels nicht erfolgte. Dieser teilt nur Tatsachen mit, über deren Herbeiführung sich die Theaterleitung schuldig gemacht hat, und wird mittels einer im wesentlichen mechanischen Heftarbeit hergestellt. Ur. d. II. Sen. v. 27. Nov. 1906 (287/06).

89. Dasselbe Gesetz.] Die Erwägungen, welche die Strafkammer dazu geführt haben, Obenstabsrat bei dem Angeklagten A. anzunehmen, beruhen auf einer Überspannung dieses Rechtsbegriffs. Der Vorderrichter geht davon aus, der Betrieb der Redaktion habe darin bestanden, daß in der Hauptsache aus anderen Zeitungen (nachdemstehende Artikel entnommen

und in verstärktem hies. etwas überarbeiteten Zustande aufgenommen wurden; der Angeklagte H. habe sich als Leiter in jedem einzelnen Falle davon überzeugen müssen, ob die zur Aufnahme bestimmten Artikel nicht etwa bloß eine Übergabe der aus den verschobenen Zeitchriften entnommenen Artikel waren; überzeuge sich H., wie im vorliegenden Falle, hiervon nicht, so sei anzunehmen, daß, trotzdem er die Verletzung von der Möglichkeit der Verletzung fremden Urheberrechts hatte, diese Verletzung also voraus setz, er doch auch für den Fall, daß die Verletzung tatsächlich eintrat, diese in seinen Willen aufgenommen hat.“ Dies wäre nicht zu beanstanden, wenn feststellbar wäre, daß H. speziell von der Aufnahme des inkriminierten Artikels Kenntnis gehabt oder wenigstens die Aufnahme gerade dieses Artikels als möglich in seine Vorstellung aufgenommen hätte. Aber dies hat der erste Richter ersichtlich nicht angenommen, vielmehr ergibt sich als seine Meinung, daß dem Angeklagten H. schon, weil er, im allgemeinen pflichtwidrig handelnd, sich nicht davon überzeuge, daß die zur Aufnahme bestimmten Artikel sich als verbotene Nachdrücke nicht darstellen, weil er im allgemeinen die Möglichkeit der Verletzung fremden Urheberrechts voraussetz und für den Fall, daß eine solche eintrat, diese in seinen Willen aufgenommen hatte, auch für den zur Aburteilung stehenden konkreten Fall der Verletzung des Urheberrechts des Lebensklügers durch unberechtigte Vervielfältigung des Artikels der die Strafbarkeit begründende Eventualvoratz belurteilt sei. Diese Ansicht kann nicht gebilligt werden, weil der dabei zugrunde gelegte Begriff eines auf die Verlegung von Straftaten im allgemeinen oder auch von Straftaten einer bestimmten Gattung gerichteten generellen Eventualvoratz dem geltenden Rechte fremd ist. Während der im Strafrecht anerkannte Eventualvoratz sich vom direkten Voratz dadurch unterscheidet, daß der strafrechtlich bedeutsame Erfolg einer Handlung bei ersterem als nicht möglich, bei letzterem als gewiß angenommen wird, haben beide Formen des Voratzes doch die Richtung auf ein konkretes Geschehnis mit einander gemein. Auch Eventualvoratz kann deshalb nur dann als gegeben angesehen werden, wenn feststellbar ist, daß der Täter gerade die zur Aburteilung stehende Tat, wenn auch nicht in allen Einzelheiten ihres Verlaufs, aber doch ihrem Wesen nach sich als möglich vorgestellt und sie auch für den Fall, daß sie den vorgestellten Erfolg habe, gewollt hat. (R. 29, 40; 31, 211 (217), Rechts für Strafrecht 52, 395.) Ur. d. II. Sen. v. 13. Nov. 1906 (471/06).

90. Gesetz vom 14. Juli 1904 betr. Entschädigung für unschuldige erlittene Untersuchungsgefahr § 4.) Wie die vorliegenden Akten des 2. W. zu Jauern ausweisen, ist gegen den Angeklagten wegen Mordes durch Beschluß des Untersuchungsrichters vom 16. August 1905 die Verurteilung eröffnet und am 21. desselben Monats Haftbefehl erlassen worden, der noch am gleichen Tage vollstreckt, aber auf erhebende Beschwerden am 22. August wieder aufgehoben, und am 23. tatsächlich außer Wirkung gesetzt wurde. Die Strafkammer hat den Angeklagten mit Erkenntnis vom 19. Oktober 1905 wegen schuldlosen Haftschicks als einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt in der Erwägung, daß sich gegen ihn kein Anhaltspunkt für eine willensmäßige Verletzung der Überprüfungsgefahr,

daß er aber pflichtwidrig eine bessere Prüfung seines Gedächtnisses und eine sorgfältigste Selbsterforschung auf Grund sachdienlicher Erkundigungen vernachlässigt habe. Dagegen ist durch Urteil des Senats vom 19. April 1906 der Revision des Angeklagten stattgegeben und dieser unter Übernahme der Kosten auf die Kaiserliche Staatskasse von der Anklage freigesprochen worden, weil er nach den landgerichtlichen Einzelverurteilungen von der Richtigkeit seiner Erinnerung überzeugt und darum zu Nachforschungen irgend welcher Art weder gedrängt noch angezogen gewesen sei. Nachdem er schließlich um Entschädigung für die ihm entstandenen Kosten und Nachteile gebeten, hat die Strafkammer mit Beschluß vom 30. Mai 1906 ausgesprochen, daß die Beschuldigung der Untersuchung nicht verpfändet sei, ihm für die zufolge Haftbefehls vom 21. August 1905 (soll heißen: 1905) erlittene Untersuchungsgefahr Entschädigung zu leisten. Ein neues Gesetz des Angeklagten vom 5. August 1906 ist dem Oberberufungsamt vorgelegt worden und von diesem mit entsprechendem Antrag an den Senat weitergegeben. Die Zuständigkeit des Senats zur Beschlußfassung gemäß § 4 Abs. 1 des Reichsgesetzes vom 14. Juli 1904, betreffend die Entschädigung für unschuldige erlittene Untersuchungsgefahr, war entgegen den Ausführungen des Oberberufungsamts zu verneinen, obwohl an sich manches für das Gegenteil zu sprechen scheint. 1. Entscheidend ist, daß das Gesetz vom 14. Juli 1904 nach seiner Entstehungsgeschichte und seinem Gesamtinhalt keinerlei Eingriffe in die Vorgefährdungen, insbesondere kein eigenartiges Beweisverfahren und keine Verschärfung der für den Rechtsmittelzug und seinen Verlauf maßgebenden Bestimmungen, bedingt hat, daß vielmehr bei Erlassung des Gesetzes im Anschluß an die Darlegungen der amlichen Begründung und der Kommissionsberichte davon ausgegangen wurde, im Einzelnen seien die Unterlagen für eine richtige Anwendung des neuen Gesetzes durch Eingliederung der erforderlichen Erhebungen in die Beweisaufnahme zur Hauptsache, d. i. durch das Ergebnis der für die Freisprechung grundlegenden mündlichen Verhandlung, ohne weiteres zu beschaffen. Hieraus erfließt sich die allgemeine Fassung des § 4 Abs. 1, wonach „über die Verpflichtung der Staatskasse zur Entschädigung von dem Gericht gleichzeitig mit seinem den Verurteilten freisprechenden Urteil durch besonderen Beschluß Bestimmung getroffen“ wird, eine Fassung, die dem Wortlaut nach jedes eine Freisprechung verfügende Gericht, folglich auch das Revisionsgericht, zur Beschlußfassung anweist. Allein die sachlichen Voraussetzungen, von denen das Gesetz die Entstehung eines Entschädigungsanspruchs abhängig macht, ergeben überzeugend, daß § 4 Abs. 1 auf Revisionsgerichte unanwendbar und daß dem Gesetz dem eigentümlichen Ausnahmefall des § 304 Abs. 1 StP.O. nicht Rechnung getragen ist. Nach § 1 des Gesetzes können freigesprochene (oder außer Verfolgung gesetzte) Personen für erlittene Untersuchungsgefahr Entschädigung verlangen, wenn das Verfahren ihre Unschuld ergeben oder dargetan hat, daß gegen sie ein begründeter Verdacht nicht vorliegt. Schon aus dieser Bedingung erhellt, daß zur Entstehung eines Entschädigungsanspruchs nicht die bloße Tatsache der — nach § 262 Abs. 1 der StP.O. durch eine Widerrechtlichkeit herbeiführbaren — Freisprechung ausreicht, sondern noch ein weiteres unentbehrliches Erfordernis hinzutritt, über dessen Vorhandensein oder Nicht-

vorhandensein das Gericht mangels abweichender Vorschriften gemäß § 198 Abs. 1 StPO. nach einfacher Stimmenmehrheit entscheidet. Außerdem ist laut § 2 Abs. 1 der Anspruch schließlich ausgeschrieben, wenn der Verurteilte die Untersuchungshaft vorläufig herausführt oder durch große Geldlosigkeit verschuldet hat, und er kann weiterhin aus einer Reihe sonstiger Gründe ausgeschlossen werden. Sowohl über jenes Erfordernis, als auch über diese Gründe läßt sich nur nach Klärung der einzelnen im Gesetz genannten Tatumsstände entscheiden, weshalb angeordnet ist, wenn eine Freisprechung in Frage kommt und ehe sie verurteilt wird. Dem Revisionsgericht ist aber das Gebiet der Betreuerkaufnahme grundsätzlich verschlossen. Es hat nach § 376 StPO. nur zu prüfen, ob das angefochtene Urteil auf einer Verletzung des Gesetzes beruht, d. h. ob eine Rechtsnorm nicht oder nicht richtig angewendet ist. Die Lastfrage im Sinne der Tatsachensicherstellung zur Hauptfache scheidet sonach vollständig aus und bleibt zu Beweisüberzeugungen vor dem Revisionsgericht höchstens bei Projektionen einiger Raum. Außerdem trägt ein aus sachlichen Gründen ergebendes, freisprechendes Erkenntnis des Revisionsgerichts den Stempel einer eigentlichen Freisprechung, d. h. einer Verneinung der Schuldfrage im Sinne von § 262 der StPO. überhaupt nicht an sich, bedarf vielmehr nur auf, daß die rechtliche, also notwendige Folge der erstinstanzlichen Tatsachensicherstellung eine Freisprechung des Angeklagten schon im ersten Rechtszug gewesen sei, und ergibt erst bei wirklicher Stimmenmehrheit, nicht schon bei der nach § 262 Abs. 1 der Strafprozeßordnung zur Freisprechung hinreichenden Minderheit. Jedenfalls erscheint unbedenklich, daß das Gesetz in bewußter Durchbrechung des obersten Grundgesetzes der StPO. für das Revisionsverfahren, nämlich der Befreiung des Rechtsmittels aus Rechtsfragen, dem Revisionsgericht eine mit seiner bisherigen Stellung nicht wohl vereinbare, neue Zuständigkeit und Aufgabe zu übertragen beabsichtigt hätte. Auf deshalbs die Vorschrift in § 4 Abs. 1 StPO. allein auf den Tatrichter — im schwergerichtlichen Verfahren übrigens nach §§ 293 ff. StPO. auf das Schwurgericht, nicht die Geschworenen — bezogen werden, so erbringt eine getreue Festlegung hierfür der Umstand, daß bei einer anderen Auslegung die in § 394 Abs. 1 StPO. schließlich zugunsten des Angeklagten gegebene Sonderbestimmung zum Ziel außer Wirkung käme, d. h. daß das Revisionsgericht fälschlich nicht mehr in der Sache selbst zu entscheiden hätte, „sofern ohne weitere tatsächliche Erwägungen nur auf Freisprechung oder auf Einstellung zu erkennen ist“ (zu vergleichen unten Ziffer 2 Abs. 2). Hätte das Gesetz vom 14. Juli 1904 dem Revisionsgericht, obgleich es nach bestehender Vorschrift „nur auf Freisprechung“ erkennen soll, eine Verpflichtung zur Befehlssatzung über die Entscheidung der Frage aufzulegen beabsichtigt, so wäre eine ausdrückliche Vorschrift angezeigt gewesen; denn so, wie seine Einzelbestimmungen jetzt lauten, setzen sie voraus, daß sich das über die Entscheidung beschließende Gericht unmittelbar vorher mit der Schuldfrage in vollem Umfang, namentlich mit der maßgebenden Tatsachensicherstellung, befaßt hat. 2. Gegenüber diesem Ergebnis fällt zunächst nicht ins Gewicht, daß nach der vom Oberreichsanwalt beigebrachten Mitteilung ursprünglich der jetzige § 4 Abs. 1 den Wortlaut

hätte: „Über die Verpflichtung der Staatsanwaltschaft zur Entscheidung wird von dem Gericht gleichzeitig mit seiner das Verfahren beendigenden Entscheidung durch besonderen Beschluß Bestimmung getroffen.“ Denn ein derartiger Wortlaut wäre kein schlüssiger Gegenbeweis gegen das Obwaltende des Grundgedankens, die Pflicht zur Befehlssatzung über den Entscheidungsantrag durch den Tatrichter, und nur ihm, aufzuerlegen. Von einer ausdrücklichen Erweiterung des Falles revisionssicherlicher Freisprechung bei den vorbereitenden Verhandlungen enthält jene Mitteilung nichts, und die darin mehrfach vorkommende Bezeichnung „Rechtsmittel“ findet ihre Erklärung in § 203 Abs. 2 StPO., wonach gegen einen die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnenden Beschluß die Beschwerde zugelassen und so ein genügender Anlaß, den Rechtsmitteln statt von Berufung zu sprechen, an die Hand gegeben wird. Allerdings befaßt sich § 4 Abs. 2 des Gesetzes mit dem Fall, daß „auf ein eingelegtes Rechtsmittel von neuem auf Freisprechung erkannt“ wird, und Freisprechung ist nur in einem erstinstanzlichen Urteil, ferner im Berufungs- und Revisions-, nicht aber im Beschwerdeverfahren möglich. In diesem handelt es sich in § 4 Abs. 2 offenbar hauptsächlich um den Fall, wo der erste Richter nach Zurückverweisung der Sache durch ein früheres Gericht an ihn — zum zweitenmal zu einer Freisprechung gelangt, und neben diesem Hauptfall kommt nur noch in Betracht, daß der Berufungsrichter, zufolge eigener Tatsachensicherstellung, den Angeklagten, wie schon der erste Richter, dem Ergebnis nach abermals freispricht und dieses Ergebnis in die Form eines die Berufung verworfenen Urteilsfasses stellen kann; das Revisionsgericht verfügt lediglich Verwerfung des Rechtsmittels, niemals eine ausdrückliche oder schlüssigweisende Freisprechung, wenn es in dem angefochtenen freisprechenden Urteil keine Gesetzesverletzung findet. Unbereinlichbar hiermit bemerkt die amtliche Begründung: „Drauf, des RZ. 11. ZP. I. S. 1903/04, Nr. 202 S. 11 vorl. Abs. zu § 4. „Dagegen bedarf es keiner neuen Befehlssatzung, wenn ein Rechtsmittel als unzulässig verworfen oder die gegen ein freisprechendes Urteil eingelegte Revision zurückgewiesen wird, weil in diesen Fällen nicht in der Sache selbst dem neuem entscheiden wird.“ Danach sagt § 4 Abs. 2 mehr nicht, als daß das freisprechende Berufungsgericht immer selbständig über den Entscheidungsantrag zu befinden habe. Auch § 7 Abs. 1, wonach „die Entscheidung aus der Kasse des Bundeskanzlers gepaßt wird, bei dessen Gericht das Strafverfahren in I. Instanz abhängig war“, deutet nicht auf Sicherheit auf eine Zuständigkeit des Revisionsgerichts hin, sofern nach der bestehenden Rechtsenteilung mehrere Landesgerichte, also Berufungs-Sprengel aus den Bezirken von AL. verschiedener Bundesstaaten zusammengefaßt sind. Ferner läßt sich dem Oberreichsanwalt nicht zugedenken, daß das Revisionsgericht in den Fällen des § 394 Abs. 1 StPO. regelmäßig ohne Schwierigkeit über den Entscheidungsantrag Beschluß fassen, außerordentlich aber nach § 393 Abs. 2 StPO. die Sache zur Entscheidung an die Vorinstanz zurückverweisen könne. Gelangt die Strafkammer zu einer Verurteilung, so erübrigt sich im allgemeinen schon für die Hauptverhandlung und besonders für die Abklärung der Urteilsgründe ein Eingehen auf die für § 1, § 2 Abs. 1, 3 des Gesetzes erheblichen Verhältnisse, und hievon abgesehen darf in dem Urteils-

gründen ein Unfahnd, der eine andere oder eine schwerere Schuld des Angeklagten dartun würde, nach § 262 Abs. 1 StP.O. (sich dann für nicht feststellbar erklärt oder ganz übergegangen worden, wenn er den zwei Stimmen, das ist von der Minderheit, berrührt ist). Daher geschieht es für das Revisionsgericht an jeder Gewand, daß die Feststellungen, wie sie in einem vorerwähnten Erkenntnis der Strafkammer niedergelegt sind, eine vollständige und eine von der Mehrheit gebilligte Unterlage für den Beschluß über die Entschädigungsfrage abgeben. Beispielsweise könnten vorliegendenfalls in der Besetzung der Strafkammer drei Mitglieder für Bejahung der Schuld des Angeklagten aus einem bestimmten selbständigen tatsächlichen Gesichtspunkt gestimmt haben, eine Ermahnung dieses Gesichtspunktes aber in den Urteilsgründen im Hinblick auf § 262 Abs. 1 StP.O. unterbleiben sein; dann wäre, trotz der im Revisionsverfahren eingetretenen und notwendig zu verfassenden Freisprechung, die Zuzahlung eines Entschädigungsanspruchs offenbar ungerechtfertigt. Für die Beurteilung, ob einer der den Anspruch ausschließenden Gründe des § 2 Abs. 1 des Gesetzes vorliegt, werden regelmäßig die Akten keinerlei Anhalt geben und eine Zuzahlung durch das obere Gericht verhältnismäßig fernstehende Revisionsgericht könnte leicht eine empfindliche Schädigung des Rechtsgefühls zur Folge haben. Gewandzu unmöglich würde jedoch eine Beschlußfassung über den Entschädigungsanspruch dem Revisionsgericht in schwergerichtlichen Fällen, wo bloß der Spruch der Schwerverurteilten vorliegt und über die Verhältnisse im Sinne von § 1, § 2 Abs. 1, § 3 des Gesetzes nicht das Geringste feststeht. Sodann hätte die Zurückverweisung der Sache nach § 394 Abs. 2 StP.O. eine mit den Anforderungen geometer Rechtspflege und, wenn sich der Angeklagte noch in Haft befindet, mit den allgemeinsten Grundfätzen über die persönliche Freiheit untereinander Vergehens- und Verhinderung spruchreifer Strafsachen im Gefolge; sie ließe dazu noch dem zwingenden Gebote in § 394 Abs. 1 StP.O. zuwider und muß für gesetzwidrig erachtet werden, so lange nicht § 394 Abs. 1 in klarer, unabweisbarer Form befreit oder eingeschränkt ist. Endlich gibt keinen Anhalt das Bedenken, daß § 4 Abs. 1 des Gesetzes ausnahmslos Gleichzeitigkeit der Beschlußfassung über den Entschädigungsanspruch und der Urteilsfindung erfordere und daß nirgend Vorkehrungen darüber getroffen sind, durch welches Gericht und in welchem Verfahren über den Entschädigungsanspruch zu befinden wäre, wofern das Revisionsgericht zur Freisprechung des Angeklagten verurteilen sollte. Auch für den durchaus möglichen, dem Leben angehörenden Fall, daß der freisprechende Richter, sei er erster, sei er Berufungsrichter, wesentlich die Beschlußfassung verabsäumt, läßt das Gesetz vollständig im Stich. Solchenfalls dem Angeklagten kurzer Hand einen Entschädigungsanspruch ganz zu verweigern, würde ebenso unsinnig wie widersinnig. Mühen muß hier eine Abhilfe gesucht, die dem Gesetz sichtlich anhaftende Lücke ergänzt werden. Aus § 4 Abs. 1 und 2 erhellt als leitender Gedanke des Gesetzes, daß der letzte Richter über den Entschädigungsanspruch zu entscheiden hat, und die Gerichtsbeurteilung wie das einstufige Verfahren haben sich — da für entsprechende Anwendung von § 320 Abs. 4 ZPO. jeder Handhabe fehlt — nach denjenigen gesetzlichen Bestimmungen zu richten, welche sich über nachträgliche Entscheidungen des

Rechtsgericht verdrängen (§§ 490 bis 492, 494, 496 StP.O., §§ 30 Abs. 2, 77, 82 GVG.). Größere, unabweisliche Schwierigkeiten treten auch dann nicht, wenn das Revisionsgericht beim Zutreffen von § 394 Abs. 1 StP.O. auf sofortige Freisprechung erkannt und deshalb vor dem Richter noch ein Nachtragsverfahren über den Entschädigungsanspruch des Freigesprochenen für relative Untersuchungskasse notwendig wird. Bechl. v. I. Sen. v. 3. Dez. 1906 (1569/05).

91. Reichsgesetz vom 4. Juli 1905 über Remontetten § 3, 6.] Nachdem durch den § 3 des Gesetzes vom 4. Juli 1905 das geschäftsmäßige Vermitteln von Betten für öffentlich im Zu- und Auslaufe veranaltete Pferderrennen ausnahmslos verboten und in § 6 unter Strafe gestellt ist, kann eine Verpflichtung zur Anmeldung der Eröffnung eines Betriebes der im § 3 bezeichneten Art nicht mehr bestehen. Jemandem die Vermeidung von Strafe die Verpflichtung zur Anmeldung des Beginns seiner strafbaren Handlung aufzulegen, wäre gesetzgeßerlich ebenso verfehlt, wie die Übernahme der Aufsicht über die strafbare Handlung durch eine Behörde. Bei Geltung des Gesetzes vom 4. Juli 1905 kann sich ferner derjenige, welcher geschäftsmäßig Pferderrennen vermittelt, nicht des Vergehens gegen die §§ 25 Abs. 2, 27 AStG-G. in Inoffizialkurrenz mit dem Vergehen gegen § 3, 6 des erwähnten Gesetzes — so wenig wie in Inoffizialkurrenz mit Beispielen zum gewerbsmäßigen Gläubigerspiel eines Buchmachers — schuldig machen. Denn nach den die gesamte Steuergerichtsverfassung beherrschenden Grundsätzen können staatliche Abgaben nur von Unternehmungen erhoben werden, die an sich gestattet sind. Ur. v. II. Sen. v. 16. Nov. 1906 (449/06).

92. Daselbe Gesetz.] Das geschäftsmäßige Vermitteln im Sinne dieser Gesetzesbestimmung umfaßt nicht nur die auf Herbeiführung der Willensmeinung anderer gerichtete Tätigkeit, sondern darüber hinaus auch die weitere Tätigkeit, welche auf die Abwicklung des durch die Willensmeinung zwischen dem Wettunternehmer und dem Wettenen zustande gekommenen Geschäftes abzielt. Ur. v. III. Sen. v. 15. Okt. 1906 (448/06).

93. Bayerisches Gesetz Art. 87.] Nach dieser Gesetzesstelle ist die Entlohnung an aufgearbeitetem, zum Verlaufe oder Verbrauch bereits zugerichteten Holz nach dem allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen über den Diebstahl zu befestigen. Als „aufgearbeitet“ kann das Holz dann angesehen werden, wenn an ihm diejenigen Arbeiten vorgenommen sind, welche erforderlich werden, um das Holz für die konkrete Verwendung verwendbar erscheinen zu lassen. Diese bereits in dem Urteile des erkennenden Senats vom 4. März 1886 (RGSt. 13, 383) ausgesprochenen Sätze sind aber nicht in dem Sinne zu verstehen, daß das Holz stets bereits zugerichtet sein müßte, daß es vor seiner Verwendung als Raup- oder Bernholz überhaupt keiner weiteren Bearbeitung mehr bedürfte; es muß vielmehr im Auge behalten werden, daß es sich dabei um ein Aufarbeiten und Zurichten des Holzes im Walde handelt und dort ein Zurichten nur soweit in Frage kommen kann, als es nach den jeweiligen Verhältnissen oder Beschaffenheiten vorgenommen wird, um das Holz im Walde so herzustellen, wie es verkauft oder der denkschriftlichen Verwendung aus dem Walde zu gefahrt werden soll. Ur. v. I. Sen. v. 25. Okt. 1906 (732/06).

94. Bayerisches Gesetz vom 2. Februar 1898 betr. Fortsetzung der Grundbesitzung.] Die Fortsetzung eines Anwesens liegt nicht immer nur dann vor, wenn der Reßkomplex nicht mehr als ein landwirtschaftliches Anwesen angesehen werden kann; sie ist vielmehr stets gegeben, wenn das Anwesen als ein bestimmtes wirtschaftliches Ganzes zum Gegenstand einer Zersplitterung gemacht und so sein früherer Bestand als solches Ganzes aufgehoben wird, und es ist dies namentlich immer dann anzunehmen, wenn ein landwirtschaftliches Anwesen durch Vergrößerung von Grundstücken der wirtschaftlichen Betriebsobjekt in seinem Bestande derart verändert wird, daß die juristisch beibehaltenen Grundbesitzheiten und Grundstücke wirtschaftlich nur mehr als ein Reß des früheren Ganzes erachtet werden können. Ur. des I. Sen. v. 20. Dez. 1906 (449/06).

Vom Oberverwaltungsgericht.*)

Bericht von Rechtsanwalt Dr. Gheres in Berlin.

Krankenversicherungspflicht. Stehender Gewerbebetrieb.

Der Bezirksausschuß hat den beklagten Ortsarmenverband zur Zahlung der auf den Krankenwärter B. veranlaßten Unterhaltungskosten an Kläger verurteilt. Die Entscheidung enthält folgende Ausführungen:

„B. ist als Herbergswater konfessionierter Wirt. Er führt nach Mitteilung des Vorstandes das Geschäft nicht auf eigene Rechnung, sondern auf Rechnung der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde. B. war bei B. in an sich krankenversicherungspflichtiger Beschäftigung, da B. konfessionierter Wirt. Seine Abrechnung mit der Gesellschaft Armenfreunde kommt hierfür nicht in Betracht.“ Der Umstand, daß B. im Besitze der Erlaubnis zum Betriebe einer Schankwirtschaft war, ist aber für die Frage, ob es sich bei dem Herbergswaterunternehmen, in dem B. beschäftigt wurde, um einen stehenden Gewerbebetrieb handelte und ob B. deshalb Pflichtmitglied der beklagten Kasse war, nicht ausschlaggebend. Die Herberge zur Heimat kann ein stehender Gewerbebetrieb sowohl dann sein, wenn die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde sie betreibt, als auch dann, wenn sie von B. betrieben wird. Im erstern Falle schließt der Umstand, daß die Gesellschaft lediglich humanitären Zwecken verfolgt, die Annahme eines Gewerbebetriebes dann nicht aus, wenn bei dem Betriebe der Herberge ein Gewinn erzielt wird, selbst wenn er von der Gesellschaft lediglich im Interesse der Arbeiter oder sonst für humanitären Zwecken verwendet wird (vgl. d. Landmann-Rechner Bd. I Einleitung S. 37). B. würde also in diesem Falle, selbst wenn er im Dienste der Gesellschaft und nicht des B. gestanden hätte, dennoch krankenversicherungspflichtig gewesen sein. Dasselbe würde gelten, wenn zwar B. und nicht die Gesellschaft sein Arbeitgeber gewesen wäre, sofern B. nicht lediglich Angestellter der die Herberge auf ihrer Kosten betreibenden Gesellschaft, sondern selbständiger Unternehmer ist, der den Betrieb nicht auf Befehl und Kosten der Gesellschaft, sondern aus Grund der mit dieser getroffenen Abmachung auf seine eigene Rechnung führt.

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Da der Bezirksausschuß die Krankenversicherungspflicht des B. nur deshalb bejaht, weil B. konfessionierter Wirt ist, aber nicht geprüft hat, ob das Unternehmen nach den vorstehenden Gesichtspunkten als stehender Gewerbebetrieb zu betrachten ist, so unterliegt seine Entscheidung der Aufhebung (§§ 94 ff. des Landesverwaltungsorganges vom 30. Juli 1883).

Bei freier Beurteilung ist die Sache nicht spruchreif, da die Akten keine ausreichende Grundlage bieten, um festzustellen, welcher Art das Verhältnis der Gesellschaft zu dem Herbergswater ist und ob B. desfalls in einem stehenden Gewerbebetriebe beschäftigt gewesen und somit Mitglied der beklagten Kasse gewesen ist. Die Sache war daher, um die nach den obigen Ausführungen noch erforderlichen Ermittlungen vorzunehmen, zurückzuweisen in die Vorinstanz. Ist B. nicht Unternehmer und bejaht die Gesellschaft bei dem Betriebe der Herberge nicht die Erzielung eines Gewinnes, so ist die Klage abzuweisen. U. v. 31. Jan. 07, III 254. Rep. Nr. III C 116/06. Bezirksausschuß Schlegel.

Zwangsdetastifizierung nur für die Zukunft statthaft.

Die Ausführung des Vorberichtes, daß im Verwaltungsstreitverfahren die Angemessenheit und Zweckmäßigkeit einer Zwangsdetastifizierung nicht nachzuprüfen sei, steht im Einklange mit der ständigen Rechtsprechung des Gerichtshofes. Dagegen konnte die Klage und kann die Berufung nicht mit Erfolg darauf gestützt werden, daß die klagende Gemeinde schon anderweitig sehr stark belastet sei und in Rücksicht auf die Einkünfte aus ihrem Walde das bisherige Föhrergehalt für ein sprechend halte. Auch darin ist dem Bezirksausschuße beizutreten, daß der Regierungspräsident zuständig ist, die Gehälter der Gemeindeforschungsbeamten festzusetzen. Dagegen war er nicht befugt, auch für einen vergangenen Zeitraum die Erhöhung des Gehalts zu fordern. Nach den allgemeinen, für den Umfang des Aufsichtrechts maßgebenden Regeln kann die Anordnung, daß eine bestimmte Stelle mit einem höheren Gehalt auszustatten sei, ebenso wenig für die Vergangenheit wirksam werden, wie eine andere Auflage, die einer Gemeinde eine neue Einrichtung zur Pflicht macht. Allerdings hatte der Oberpräsident den Zeitpunkt für das Inkrafttreten der neuen Besoldungsordnung auf den 1. April 1905 bestimmt. Da sich jedoch die Verhandlungen über die Leistungsfähigkeit der Gemeinden und die Durchführung der Maßnahme so lange verzögerten, daß erst am 9. Februar 1906 die ständemäßige Herausgabe der Klagen festgestellt werden konnte, beschränkte sich die Zuständigkeit der Regierungspräsidenten zur Feststellung der Leistung auf die Zeit vom nächstfolgenden Gehaltszahlungstermin an, das heißt für das Etatsjahr vom 1. April 1906 ab. Mit der Feststellung für das Rechnungsjahr 1905 hat der Regierungspräsident seine Befugnis überschritten. Die Feststellung der Leistung war demnach nicht gesetzmäßig erfolgt und die Verfügung des Landrats vom 26. März 1906 entbehrt daher der erforderlichen Unterlage.

Hieraus machte der Klage statgebend und die Vorentscheidung dementsprechend abgeändert werden. U. v. 27. Jan. 07 (VSB. Nr. I. 129. Rep. Nr. I B 41/06. Bezirksausschuß Schlegel).

Kunt: Gefektsm. Abh. d. Schörrg. d. Bauvergn. DZS. 12. Jg. 667—664.
 Scherer: Gefektsm. det. d. Schörrg. d. Bauvergn. Bauvergn. 88. Jg. 62—67.

7. Willkürvertrag.

Kufienbed: Wpr. d. W. in Bezug auf d. Willkürvertrag. 3. W. 86. Jg. 84—88.
 Marcus: Vergütungs- u. Kraft füllig. Verein. Recht. 11. Jg. 114—115.

8. Kusttrag.

Marcus: Kustg. d. Bonnier f. Nat. u. Gewerksch. Gef. u. W. 8. Jg. 242—243.
 Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.
 Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

9. Geschäftsführung ohne Auftrag.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.
 Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.
 Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

10. Verwahrung.

Hilse: Verwahrung d. vom Bankanten anvertrauten Leihungsfälle durch d. W. 3. W. 86. Jg. 40—41.
 Marcus: Vergütungs- u. Kraft füllig. Verein. Recht. 11. Jg. 114—115.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

11. Gesellschaft.

Reb: Tarifvertr. Gewerksch. 88. Wb. 69—100.
 u. Siegler: Gewerksch. Gewerksch. 15. Jg. 25—27.

12. Gemeinschaft.

Grom: Wb. Teilgeb. Gewerksch. 72. Jg. 1—8.

13. Zeitschriften.

Zandberg: Zeitschriften als Zeitschriften. 10. Jg. 1—2.

14. Spiel Wette.

Düringer: J. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Schörrg: Spiel u. Wette. Gef. u. W. 8. Jg. 114—115.

15. Bürgschaft.

Zandberg: Kustg. d. Kustg. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Rej: J. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Schörrg: Spiel u. Wette. Gef. u. W. 8. Jg. 114—115.

16. Anweisung.

Danz: Wb. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Schörrg: Spiel u. Wette. Gef. u. W. 8. Jg. 114—115.
 Rej: J. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Schörrg: Spiel u. Wette. Gef. u. W. 8. Jg. 114—115.

17. Schuldverpflichtung auf den Zinshaber.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.
 Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.
 Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

18. Unlautbare Handlungen.

Kreuz: Wb. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Rej: J. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Schörrg: Spiel u. Wette. Gef. u. W. 8. Jg. 114—115.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.
 Rej: J. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Scherer: Gefektsm. det. d. Schörrg. d. Bauvergn. Bauvergn. 88. Jg. 62—67.

Kufienbed: Wpr. d. W. in Bezug auf d. Willkürvertrag. 3. W. 86. Jg. 84—88.

Marcus: Vergütungs- u. Kraft füllig. Verein. Recht. 11. Jg. 114—115.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.

Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.

Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.

Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Gamm: Oberl. Eingr. d. Kustg. DZS. 12. Jg. 447—452.

Jelline: W. d. Geschäftsführung f. Kustg. u. W. W. d. Geschäftsführung f. Kustg. 8. Jg. 656—693.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Kustg. d. W. d. W. d. W. d. W. 8. Jg. 161—164.

Rej: Gewerksch. Kustvergn. 80. Wb. 47—118.

Winter: Kustvergn. d. Kustg. Gef. u. W. 8. Jg. 190—194.

Birnbacher: *Geograph. Ab. d. Schweiz. d. Bauhgen. Jahrbuch.*
40. Jg. 249—271.

b) Im besonderen.

Reineibam: Verpächterpfandrecht. 233. 11. 34. 1889—1891.
Riehl: Zessionsprop. Grundst. Beitr. 51. 34. 142—161.

Überred: Ber. Ab. b. Rlyr. in ÖB. jaden. 2. Rstb. 7. 35. 113—212.

Einlaß: Zyp. 1853/4 n. S. 880 2000. Bezg. 3. Jg. 16—18

у. Bräunnd: Fernenbgn. b. Gdft. Befigeb. Grudofeldz. 51. 3d.
299—311.

1815. — Schaner: 233. 12. 36. 589—590. — Seiger: 590.

Dennler: Erbbaurecht u. Mündelbesitz. Gef. u. R. 6. Jg. 148—150.
 Heitenroth: Erbbaurecht. Gef. u. R. 34. Jg. 177—181.

6. Hypothek, Grundschuld, Rentenschuld.

Rempner: Änderung des Hyp.-Glg. RRG. 18. Jg. 16—17.
 Rohrer: Hypothekendarleuhhaber. BankArch. 6. Jg. 121—125
 Reychgmar: B. Hyp. d. RRG. ab. d. wcl. Befandthe. RRG. 11. Jg.

Print: Gentile, c. G. 15. b. Sidorp. b. Soudgen. D38. 12. 3g. 557-564

IV. Familienrecht.

b) Im besonderen

1. *Stratella* Ehrh.

2) **உதவிக்கக் குறிக்கப்பட்ட.**

2. Угрозамећајућа

Häckerl: Straß. nach Straßenebenen. 22. H. v. Appellus.
(479 S.) Bln., Gullentag, 1.50 M.
Straß. (110 S.) Bln., Schwab.

v. Nibel: Kommentar, Bay. Straß. u. 26. 12. 1871. 7. Aufl.,
Hsg. v. v. Nibel. (XXI, 866 S.) Bln., Bied.
Schäfer: Pol. Straß. u. Pol. Straß. in Bln. 4. Aufl. 1. Bg.
(VIII u. S. 1—416) Stuttgart, Roth.

Schroeder: Rechtsfälle. 2. Bg. Straß. d. Bln. (VIII, 97 S.)
Köln, Hoffmann.

Stoep: Straß. d. Bln. (48 S.) Bln., Deutscher, 06.

Entwurf: a. allg. Bg. Straß. d. Bln. u. 26. 12. 1871. 7. Aufl.
(XIV, 227 S.) Bln., Gullentag.
Zerrenstimm: D. neue russ. Straß. d. Bln. 12. Bg. 160—166.

3. Kongresse. — Sammlungen und Herausgaben von Entscheidungen.

Kiepmann, R.: Straß. Verordn. d. 28. DZ. Ger. 70. Bd. 44—78.
Philippson: Die Straß. d. 28. DZ. Straß. 27. Bd.
106—116.

Wittl: D. 39. B. 2. Bg. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
Zinckenberg: D. 39. B. 1. Bg. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 321—326.

6. Spruchsamml. d. DZ. 3. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
(96 Sp.) — 7. Spruch. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.
Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

II. Allgemeiner Teil des materiellen Straß.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

1. Das Straß.

u. Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

2. Das Verbrechen.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

a) Begriffsmerkmale.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Kiepmann: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

*) Vgl. a. Internat. Straß.

**) Vgl. a. Kriminalpolitik.

**) Vgl. Bg. Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

3. Die Straß.

a) Straß. — Straß. u. Straß.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

Wanninger: Straß. d. Straß. d. 28. DZ. Straß. d. 28. DZ. Straß. 12. Bg. 512—516.
u. d. Landesstr. 00/06. (102 Sp.) Bln., Hoffmann.

*) Vgl. a. Kriminalpolitik, Straß.

u. Veltlich: Verwaltungsgesetzrath. Betradigen. Schöffk. 2. 3. 1—8.

Hirch: Gesetz. d. Off. u. priv. R. (IV, 46 S.) Bln., Heymann. Hölzer: Amt, Selbstverm. u. jur. Verf. Wochenschr. 21. Bd. 308—342. Schmidt: Würt. Bez. d. 28. 7. 06. (187 S.) Stuttgart, Gsch. 06. Schulze-Haase: Off. Laufen u. Ehemann (Wochenschr.). Wochenschr. 29. Bd. 168—240. — Gern: Verberu. 28. 3. 07—678.

u. Stadtsanzen: Wer trägt d. Kosten f. Beschäft. u. Wochenschr. u. d. Stadtsanzen. Schuldverhältnisse. 7. Wochenschr. 6. 3. 17—19. Hoffen: D. oberverwaltungsger. Schuß d. Industrie u. d. Gew. sowie d. Verfassungsgesetz. 44. pol. Ein- u. Übergänge (VII, 140 S.) Bonn, Schwann.

II. Verwaltungsgerichtsbarkeit; Verfahren in Verwaltungsbehörden.

* G. v. 14. 3. 07 betr. Wähb. d. G. v. 6. 1. 03 ab. d. Kosten in Verwaltungsbehörden. Wochenschr. 645.

* Richter. v. 18. 2. 07 v. G. v. 3. 11. 99 betr. Ingeborg. w. g. gen. Beh. u. Naturalismus im Verwaltungsbehörden. Wochenschr. 16.

* R. v. 2. 07 betr. Zust. d. Verwaltungsbehörden f. Straßb. d. nach reichsges. Wdh. im Verwaltungsbehörden. v. einseitigen fah. Wdh. 27. 1. 06. D. Wdh. v. d. Verwaltungsbehörden. (VIII, 230 S.) Bln., Heymann.

* Kampf: D. preuß. Verwaltungsbehörden. v. R. 8. 3. 252—281. Kunze u. Kuntz: Wochenschr. d. fah. pr. DWh. 4. Aufl. Wochenschr. 06/06. (XI, 319 S.) Bln., Guttentag, 06.

Schulze-Haase: Zeitschrift im preuß. Verwaltungsbehörden. Verberu. 28. 3. 605—608.

Schulze-Haase: Verwaltungsgerichtsbarkeit I. D. R. DWh. 12. 3. 148—154.

Hoffen: Oberverwaltungsger. Schuß d. Industrie u. d. Gew. (VII, 140 S.) Bonn, Schwann.

III. Kommunen und Kommunalverbände.

1. Allgemeines. — Kommunales Verfassungsrecht. — Kommunalbeamte.

Gollat: Bericht. d. 14. wess. Verberu. Verberu. 28. 3. 226. Hölzer: Amt, Selbstverm. u. jur. Verf. Wochenschr. 21. Bd. 308—346. Hölzer: D. Staatsrechte Preußens nach der Verfassung. v. 1. 12. 06. Verberu. 28. 3. 169—164.

* G. v. 14. 1. 07. betr. Wähb. d. Kreis-O. d. 18. 8. 55. Wochenschr. 3.

* G. v. 6. 3. 07. betr. Wdh. d. 38. Landgen. O. Verberu. 28. 3. 232—253.

Gemeindeverbände u. Bürgerrechts-Gesetz d. v. nicht unter d. Städte-O. fah. Wdh. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Reichmann: Würt. d. Staatsverf. d. Wdh. d. 19. 10. 06. h. m. 1. 1. 06. gen. Wdh. (IV, 150 S.) Berlin, Wochenschr.

Koppel: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Gemeinde-Beamten. Selbstverm. 34. 3. 115. Dacht: Kammernunterverf. Selbstverm. 34. 3. 49—61.

2. Kommunales Finanz- und Steuerrecht.

* G. v. 4. 8. 07. betr. Wdh. d. G. v. 18. 8. 55. Wochenschr. 3.

* Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn. Krenzien: Wdh. d. Gew. Beamten in Pr. (VIII, 311 S.) Bln., Kuhn.

*) Vgl. a. Finanzwesen.

- Munter: „Verpflichtung.“ h. Kettenzwang. Rechtsf. 15. Jg. 91. —
Zennhoff: 187—188.
Duché: Verf. u. Rassenfärbung im Gemischte. Rechtsf. 28. Jg. 508—509.
Garon: Verleumdung d. Kommunen an gem. Unterrichtsge. Rechtsf. 28. Jg. 617—618.
Giles: Emilio: d. Eingemeindungsrecht. Rechtsf. 11. Jg. 525—529.
Gidrl: Zustimmungsvorv. im Stadtegem. u. Straßenbahnunternehm. Wienb. 23. Bd. 205—209.
v. Kijchovpp: D. Träger d. Haftpflichten. Rechtsf. 28. Jg. 605—611.

B. Befonderer Teil.

I. Allgemeine Ordnungs-, Sitten- und Sittlichkeitspolizei.*

1. Allgemeine Ordnungs- und Sittlichkeitspolizei.

- * S. v. 22. 12. 06 betr. Abw. v. Familien- u. Vornamen. CbW. 67. 4. — Rechtsf. 07, 257. — Rechtsf. 443.
Häcker: Namensänderung. Gef. u. R. 8. Jg. 118—119.

- * Wk. v. 6. 8. 07 betr. Sonntagsruhe. Gef. u. R. 33.
* 24. 8. v. 20. 2. 07 betr. Abw. d. B. v. 18. 6. 92 Ab. h. wörtl. Geier d. Sonn- u. Feiertage. Rechtsf. 139.
Haberland: Geier d. Sonn- u. Feiertage. (48 S.) Regensburg, Beckmann.

- Hofacker: Wirtschaftsgewerkepolizei in Würt. Würtf. 49. Jg. 89—96, 116—121.

- Duché: Prostitution, Vorbeugen, Bekämpfung. Gef. u. R. 34. Jg. 145—146, 161—163.

- Schulgenstein: Antikommunistische Gesetze. Gef. u. R. 8. Jg. 269—270.

- Hgl. Schf. Verordnung betr. d. Vorführ. m. Kinnalogographen v. 24. 11. 06. (8 S.) Bielefeld, Feig.

2. Sicherheitspolizei.

a) Verordnungs- und Versammlungspolizei; Wankverordnungen.

- Deinl: Gef. u. R. betr. gen. Berufsvereine. Rechtsf. 28. Jg. 173—176.

- Deinl: D. neuerste Abw. auf d. Geb. d. Vereins- u. Vereinsrech. Selbstverw. 33. Jg. 786—788, 801—804.

- Deinl: Verbot d. Selbstverordnungen am Kaufverbot d. Kaufes u. Abw. sowie am Geb. d. Parlaments. Rechtsf. 28. Jg. 253—255.

- Deinl: Öffentl. Vereinsrecht. Gef. u. R. 8. Jg. 245—252, 278—283.

- Häcker: durch d. Vereins- u. Versammlungsrecht. (72 S.) Bielefeld, Feig.

- * S. v. 26. 11. 06 betr. d. öffentl. Anstalten ufm. von Plätzen ufm. Wankverordn. 128.

- Schulgenstein, E.: Wankverordnungen. Gef. u. R. 8. Jg. 135.

b) Unfall-, Insekten-, Spritzen- und Feuerpolizei.

- * Gef. v. 12. 11. 06 betr. Abw. d. Spritzenverordnungsge. u. 9. 10. 93. Braunf. u. R. 519.

- * Wk. v. 30. 1. 07 j. Wk. d. B. v. 31. 8. 06 betr. d. Feuerf. u. Kettenzwang. Gef. u. R. 1.

- * Wk. v. 30. 1. 07 betr. Ztg.-Strafverordn. f. d. Feuerf. Gef. u. R. 19.

- Gidrl: Feuerf. u. Strafen nach d. pr. Gef. v. 21. Dez. 04. D. 33. 11. Jg. 1294—1299.

- W. L. Herberg: Abw. d. Feuerf. u. d. Feuerf. u. Strafen auf d. platten Lande d. Prov. Sachsen. (16 S.) Regensburg, Beckmann.

* Sgl. u. Straff. Handl. gegen d. Ordnung ufm. Polizei.

c) Fremdenpolizei, Ausweisung.

- * Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Gef. u. R. 11.
Internierung gef. u. R. d. Ausweisung. Würtf. 49. Jg. 120—127.

- Rein: Ausweisung d. Ausweisung. Gef. u. R. 70. Bd. 114.

- u. D. v. 18. 12. 06 betr. d. Ausweisung. (XI, 148 S.)

Karlsruhe, Neumann.

II. Wahlrechtspolizei; Sozialpolitik.*

1. Allgemeines.

- Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Concorvia. 14. Jg. 29—31.

- Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Concorvia. 14. Jg. 29—31.

- Hahn, Georg: Abw. des Sozialpolitikers. Staatsf. 68. Jg. 133—138.

- Reich: Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Staatsf. 68. Jg. 133—138.

- Rudolf: Gemeindef. Wahlrechtspolizei. Rechtsf. 28. Jg. 586—588.

- Sint: Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. Rechtsf. 24. Jg. 173—174.

- Neumann: Gef. u. R. betr. d. Ausweisung. Staatsf. 68. Jg. 133—138.

- D. Organisation d. Wahlrechtspolizei. (Sgl. d. Wahlrechtspolizei. f. Wk. u. Wahlrechtspolizei. Nr. 30.) (III, 75 S.) Bielefeld, Feig.

- Reich: Wahlrechtspolizei. f. Wk. u. Wahlrechtspolizei. (VIII, 239 S.) Bielefeld, Feig.

- Reich: Wahlrechtspolizei. f. Wk. u. Wahlrechtspolizei. (VIII, 239 S.) Bielefeld, Feig.

- Schmoller: Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Staatsf. 68. Jg. 133—138.

- Schmoller: Wk. v. 3. 12. 06 betr. d. Ausweisung. Staatsf. 68. Jg. 133—138.

- Sin, d. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

- u. Wahlrechtspolizei. u. Wahlrechtspolizei. (46 S.) Bielefeld, Feig.

* Sgl. u. Wahlrechtspolizei. (soziale Wk. u. Sgl.).

Edwards, Jr.: Muskelatrophie inf. Beckenverengung u. Schwed. *Kräftöfönd* 3. 13. 3g. 109—112.

Edwards u. Gifford: Traumat. Dysurie. *Medicin*. 3. 3g. 429—430.

Edwards: 4. internat. Congr. f. Orthopädie in Wien u. 11. 11. 18. 15. IX. 06. (24 S.) Prag, Koenig. — *Hydrophob*: *Hydrophob* 7. 3g. 9—14.

Eliaert: Begr. d. Erwerbsunf. auf d. Geb. d. Vers. Wes. 2. Aufl. (XXIV, 166 S.) Wien, Verheyden, 06.

Ergner: Muskelatrophie nach Trauma. *Kräftöfönd* 3. 13. 3g. 5—8.

Eisner: Traumat. Phosphor u. Nit. Verg. *Kräftöfönd* 3. 13. 3g. 29—30.

Erbe: Deut. d. Heilber. d. Heilber. Unfallversicherung. *Kräftöfönd* 3. 13. 3g. 69—71.

Eysmann: Kr. Ber. u. Kitzler. (31 S.) Wien, Wöhlisch, 06.

III. Gesundheitswesen. — Soziale Medizin.

1. Medizinalliteratur.

Farman: D. pres. Medizinalliter. im Stat. f. 1907/08. *Stets* 20. 3g. 62—68. — *Verz.* d. Medizinalliter. 06: 312—322.

Fischer: Zusammenf. d. gesetzl. Medizin. Ges. Ber. f. d. Medizinalliter. im Pr. (268 S.) Prag, Koenig.

a) Medizinalliteratur.

* *Stets* u. 17. 12. 06 betr. Medizinalliter. f. gerichtl. Ber. d. Physiol. Braunf. 645.

* *Stets* u. 23. 5. 07 betr. Prüfungsbegr. f. Physiol. *Medizin* 20. 3g. 62—68. — *Verz.* d. Medizinalliter. 06: 312—322.

* *Stets* u. 28. 12. 06 betr. Kynologie. *Medizin* 18.

* *Stets* u. 17. 1. 07 betr. Medizinalliter. d. Physiol. *Medizin* 1. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 24. 2. 07 betr. d. Medizinalliter. *Medizin* 147.

* *Stets* u. 28. 11. 06 betr. Ber. d. Physiol. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. im Stat. Kynologie. 7. 3g. 433—434.

Wetling: Medizinalliter. (5 S.) Wien, Koenig.

Wetling, W. u. H.: *Verz.* d. Geb. f. d. Physik. Ber. u. Kynologie. 2. Aufl. (VII, 264 S.) Wien, Koenig.

Wetling, W. u. H.: *Verz.* d. Geb. f. d. Physik. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. d. Physiol. *Medizin* 15. 3g. 60—116.

Wetling: D. Medizinalliter. *Medizin* 20. 3g. 168—169.

Wetling: Medizinalliter. d. Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. d. Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

2. Sanitätswesen.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

a) Sanitätsliteratur.

* *Stets* u. 5. 4. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 31. 5. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 22. 2. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 27. 4. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 27. 4. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 27. 4. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

* *Stets* u. 27. 4. 07 betr. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

D. Wetling betr. d. Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

3. Soziale Medizin und Hygiene.

a) Hygiene.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Wetling: Medizinalliter. Ber. u. Kynologie. *Medizin* 15. 3g. 177—178.

Hegelmaier: D. dir. Steuern in Würt. (IV, 117 S.) Stuttgart, Kofschumacher, 06.

Statist. Mitteilg. aus d. Bern. d. direkten Steuern im Kgr. Sachsen. VIII. Bb. 5. u. 6. S. (XIII u. S. 317—465). Dresden, Feinrich.

a) Einkommen- und Vermögenssteuer.

* WZM. v. 12. 2. 07 betr. Kauf/Verkauf v. Grundst. v. 12. 5. 06. CDSB. 77.

Bewertung in Grundst. Kaufvertr. WZM. 3. 49. 3p. 124—126.

Badisch: D. pr. Grundst. v. 19. 6. 06. Ent. (Kais. Reichsbl.). (71 S.) Trier, Paulinus-Dr.

Einkommensteuer d. kleinen Geschäftsmannes u. Handwerker. (16 S.) Kempten, Stöckl.

Gernow: Grundst. Kaufvertr. u. Kauf. 6. Aufl. Bln., Guttentag, 3 W.

Kaufing: D. preuß. dir. Steuern. 1. Bd. Komm. v. Grundst. 7. Aufl. (XX, 993 S.) Bln., Heymann.

Korber: Komm. zur Steuerreform. 1. XL: Grundst. 6. Aufl. Regensburg, Meyer, 1.00 M.

Komm: Steuerreformation d. Kgl. u. Kgl. 3. Aufl. (66 S.) Berlin, Borch & J.

Krieger: Einkommensteuerf. d. Berufsvereine. FZS. 11. 3p. 1308—1310.

Landmann: Preuß. Kgl. in Grundst. Kaufvertr. (VII, 84 S.) Bresl., Schöner, 06.

Landw. Hoff: Grundst. Grundst. v. 24. 7. 00. 2. Aufl. (IV, 110 S.) Leipzig, Kofsch.

Land: D. Kgl. Bilanz u. das steuerbare Einkommen. 4. Aufl. (VIII, 344 S.) Bln., Heymann.

Statist. Mitteilg. aus d. Bern. d. dir. Steuern i. pr. St. Statistik d. pr. Einkommensteuer. für 06. Bln., Bert. d. L. Statist. Landesamt, 06. 5 M.

Thierack: Bewertung in Einkommensteuer Kaufvertr. WZM. 3. 49. 3p. 64—67.

Wobig: Mitteilg. d. pr. Grundst. v. 19. 6. 06 auf d. Steuerreform. d. Reichsfinanzvertr. WZM. 3. 49. 3p. 401—404.

Wobig: Kaufvertr. d. Grundst. d. CDSB. in Grundst. 12. Bb. Bd. 1: Einl. u. Ergänzung. (96 S.) Bln., Heymann.

Wobig: Kaufvertr. d. Grundst. d. CDSB. in Grundst. 12. Bb. Bd. 2: Grundst. Kaufvertr. nach d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Wobig: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

b) Erbschaftsteuer.

Hofendorff: Immobilien-Verkauf. v. WZM. 3. 49. 3p. 1369.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

Hofendorff: Grundst. Kaufvertr. d. Grundst. v. 19. 6. 06. (48 S.) Kempten, Stöckl.

c) Verdrachte Steuern.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

Brandweinsteuer-Kauf-Vertrag. 2. XL: Weinvertrieb.

*) Wertpapiersteuer f. kommunales Finanz- u. Steuerrecht.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: W. Mofer Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallhütterbühlstr. 34. 35.

Preis für den Jahrgang 36 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Hg. Inserate die 1. Zeile 50 Hg. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallhütterbühlstr. 34. 35.

XVIII. Deutscher Anwaltstag in Mannheim.

Diesem Herren Kollegen, welche an dem in der Zeit vom 10. bis 14. September d. J. in Mannheim stattfindenden Deutschen Anwaltstag teilzunehmen beabsichtigen, werden ersucht, ihre Anmeldungen möglichst bald an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses Herrn Rechtsanwalt Dr. E. Jordan in Mannheim, unter Angabe der gewünschten Zimmer gelangen zu lassen, damit für geeignete Unterbringung Sorge getragen werden kann.

Es wird dabei darauf hingewiesen, daß außer den Wohnhöfen in Mannheim eine größere Anzahl guter Privatlogis zur Verfügung stehen.

Vereinsnachrichten.

Die Mitgliederversammlung des Deutschen Anwaltvereins (ordentlicher Anwaltstag) wird am

11. und 12. September 1907, Mittw. 9 Uhr nach Mannheim im Versammlungssaal des „Rosengartens“ (Häblsche Festhalle) berufen.

Tagesordnung:

1. Rechnungslegung und Entlastung des Vorstandes.
2. Auswahl von 4 Vorstandsmitgliedern.
Nach § 8 der Satzungen scheiden infolge Auslösung aus die Herren Justizrat Dr. Eugen Juchs in Berlin, Justizrat Karl Eder in München, Rechtsanwalt Dr. Schall und Justizrat Dr. Langbein in Leipzig.
3. Herabsetzung des Mitgliederbeitrags auf 15 Mark jährlich. Änderung des § 3 der Satzungen.
Berichterhatter: Justizrat Dr. Teiß in Leipzig.
4. Erweiterung und Beschließfassung über Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung und der Gebührensordnung für Rechtsanwälte im Hinblick auf die geplante Justizreform.
Berichterhatter: Rechtsanwalt Dr. Hasenow in Poppel.
5. Empfehlung sich eine gegenseitige Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?
Berichterhatter: Rechtsanwalt Dr. Bloß I in München.
6. Empfehlung es sich, dem § 63 der Rechtsanwaltsordnung einen Absatz 3 anzufügen des Inhalts:
„Wegen leichter Verletzungen eines Rechtsanwalts kann der Vorstand ohne Einleitung des im § 67 ff. der WVO. vorgeschriebenen Verfahrens eine Warnung, eine Mißbilligung oder eine Geldstrafe

bis 100 Mark aussprechen. Der Rechtsanwalt, gegen den vom Vorstand eine solche Strafe ausgesprochen wird, hat das Recht, innerhalb einer Woche von einer Woche seit der Feststellung des Beschlusses des Vorstandes, bei diesem Anträge auf Entscheidung durch das Obergericht zu stellen.“

Berichterhatter: Oberjustizrat Dr. Mittasch in Dresden.

7. Nach § 6 Nr. 2 Abs. 2 der Satzungen: der Antrag der Herren Rechtsanwälte Schroder in Friburg und Genossen

a) der erste Satz des Abs. 1 des § 7 der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins wird gestrichen und an seine Stelle tritt folgende Bestimmung:

Der Vorstand besteht aus 15 Mitgliedern; von diesen dürfen höchstens 12 solche Rechtsanwälte sein, die ihren Wohnsitz an einem Orte haben, der Sitz eines Kollegialgerichts (Kreisgericht, Oberstes Landesgericht, Obergericht, Landgericht) ist.

b) Im Falle der Annahme des Antrages zu a): Im Satz 2 des ersten Absatzes des § 7 werden die Worte: „Diese wählen aus ihrer“ gestrichen und an ihre Stelle die Worte: „Der Vorstand wählt aus seiner“ gesetzt.

c) Im Falle der Annahme des Antrages zu a): die danach erforderlichen Wahlen vorzunehmen.

Leipzig, den 10. Juni 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erythrospl,

Schleimer Justizrat, Vorsitzender.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die dreizehnwöchentliche ordentliche Generalversammlung wird am

den 12. September 1907, Mittw. 9 Uhr, nach Mannheim in die Häblsche Festhalle (Versammlungssaal des „Rosengartens“) berufen.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. der vom Vorstande zu erstellende Geschäftsbericht für das mit dem 30. Juni 1907 abgelaufene Geschäftsjahr;
2. Prüfung der Jahresrechnung und Entlastung des Vorstandes;

3. die Wahl von Verhandlungsmitgliedern in Gemäßheit des § 9 der Satzung;
4. die Wahl von Rechnungsrevisoren;
5. die Wahl des nächsten Versammlungsortes;
6. der seinerzeit vom Vorstande angenommene, seitens der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar 1907 vertagte Antrag des Justizrats Elze zu Halle a. S. dahin:

„Die Ruhegelder, Witwen- und Waisenbasse für deutsche Rechtsanwälte, welche auf Grund der vom deutschen Anwaltstages in Hannover genehmigten und durch Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Justizrat für Privatversicherung in Berlin festgestellten Satzung begründet werden soll, entspricht zwar nicht ganz der Rasse, welche der § 2 Abs. 1 der Satzungen der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte im Auge hat, sie reicht aber das gleiche Ziel und ist zur Zeit die Ruhegelderklasse, welche zum Segen der deutschen Rechtsanwälte und ihrer Witwen und Waisen begründet werden kann, wenn sich etwa 700 Anwälte daran beteiligen.“

Es werden deshalb dieser Rasse, sofern ihr 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark zur Hälfte in 3 1/2 Prozentigen, zur anderen Hälfte in 3 Prozentigen Staatspapieren und dem angemessenen Kapitalgrundfuss der Hilfskasse überwiesen. Diese Hilfskasse wird dann aber nicht aufgeführt, sondern bleibt weiter bestehen. Sie beschränkt sich auf den im § 2 b bestimmten Zweck und arbeitet fortan auch der ausstehenden verändernden Satzung. Namentlich kann sie die Zinsen auch von dem ihr verbleibenden Kapitalgrundfuss zu Unterhaltungszwecken verwenden.“

Die vorge schlagenen weiteren Satzungsänderungen lauten:

- a) § 2 wird dahin gefaßt:
„Der Zweck des Vereins ist, die aus- und einwärtsfähige gewordene deutsche Rechtsanwälte, sowie deren Hinterlassene durch Geldbeiträge zu unterstützen.“
- b) Im § 3 wird der Abs. 2 gestrichen.
- c) Im § 17 werden der erste Absatz ganz und im zweiten Absatz die Worte:
„und anderen Gründen“
gestrichen.

Leipzig, den 15. Juni 1907.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr,

Justizrat, Vorsitzender des Vorstands.

Die Anwaltskammern im Bezirke der Oberlandesgerichte zu Gießen, Rammberg a. S. und Posen haben der Rasse übermalt beigesteuert und zwar Gießen 750 Mark, Rammberg a. S. 1500 Mark und Posen 2 000 Mark genehmigt. Den Kammern und ihren Vorständen ist für die reichen Beihilfen der aufrichtige Dank auszusprechen worden.

Vereinsnachrichten.

H. v. Dörsers Verlag in Berlin SW. 19 hat sich bereit erklärt, das im Erscheinen begriffene Werk:
Die Handelsregeln des Fußballs, umfassend das Handels-, Wechsel-, Konkurs- und Scheckrecht aller Kulturstädte

an die Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins zu einem Vorzugspreise und zwar den Bogen umfasst für Mark 0,50 für Mark 0,35 zu liefern.

Prospekte über die Lieferung sind bei der Verlagshandlung direkt zu erbitten.

Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Bismarckstr. 2 zu richten.

Leipzig, den 13. Mai 1907.

Dr. Weiß, Justizrat, Schriftführer.

Die Verlagsbuchhandlung B. Necker gibt an die Mitglieder des Anwaltvereins den zweiten Jahrgang der Literaturübersicht des Jahres 1906, erschienen unter dem Titel „Jurisprudenz Germanica 1906“ zum Vorzugspreise von 6 Mark ab. Bestellungen bitten direkt an den Vorstand des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Bismarckstr. 2 zu richten.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz „Aufrechnung und Zurückbehaltung gegenüber Gläubigersforderungen“ ist auf Seite 385 Spalte 2 in Zeile 15 von oben zwischen dem Worte „dagegen“ und dem Worte „um“ das Wort „nicht“ einzufügen.

Zum Gerichtsvollzieherwesen.

Von Rechtsanwalt Meyer, Halle a. S.

Das Ergebnis der kürzlich dem preussischen Abgeordnetenhaus zugegangenen Denkschrift des Justizministers über das Gerichtsvollzieherwesen fordert zu eingehendem Widerspruch heraus. Die Denkschrift kommt zu dem Schlusse, daß das geltende System des Gerichtsvollzieherwesens so vorzüglich sei, daß, abgesehen von kleinen Änderungen, daran unbedingt festgehalten werden müsse. Und dennoch die wiederholten lebhaften Klagen, auf die hin der Minister seine Umfrage erlassen hat, die der Denkschrift zugrunde liegt! — Schon die Tatsache dieser „erneuten, lebhaften“ Klagen mahnt zur Vorsicht gegenüber dem von den Oberlandesgerichtspräsidenten einstimmig abgegebenen vom Minister gebilligten Zeugnis der Bewährtheit des Systems. Denn diese Klagen waren doch unter dem früheren System nicht vorhanden! —

Diesem Umstand gegenüber können auch alle Lobpreisungen der herrschenden Gerichtsvollzieherordnung nicht verfangen. Ebenso wenig können die Äußerungen derjenigen Stellen maßgebend sein, welche nicht unmittelbar die Wirkungen des herrschenden Systems verspüren: der Kammerpräsidenten, Landes- und Oberlandesgerichtspräsidenten, denn sie alle urteilen vom grünen Tisch. Es würde deswegen sehr interessant sein, die Äußerungen gerade der unmittelbar beteiligten Kreise (der Rechtsanwälte, Gewerbetreibenden, Handelskammern und Banken) kennen zu lernen. Die Gerichtsvollzieher haben sich der Denkschrift zufolge in der Deutschen Gerichtsvollzieherzeitung für das geltende System erklärt; aber diese Stellungnahme beruht offenbar keineswegs auf einer Umfrage oder einer Art Abstimmung unter den Gerichtsvollziehern, denn ein großer Teil der noch unter dem früheren System tätig gewesenenen Beamten ist ganz anderer Ansicht. Bedeutsam ist bei den Ausführungen in der Gerichtsvollzieher-

setzung der Bank misbilligend gewesen, an maßgebender Stelle nicht angestrichen. Reinesfalls kann die Reimung der Gerichtsvollzieher maßgebend sein, wenn es sich um die Frage der Brauchbarkeit des Systems handelt; denn es kann nicht gelugnet werden, daß eine Reihe von Gerichtsvollziehern persönlich durch das neue System gewonnen hat, und dies beinhalte natürlich ihre Einstellungnahme.

Ein wesentlicher Grund für den negativen Erfolg der Umfrage scheint darin zu liegen, daß die Klagen nicht in allen Einzelheiten erschoßend beantwortet sind. Die Denkschrift wendet sich im wesentlichen gegen 4 Beschwerdepunkte: Vereitelung des unmittelbaren Verkehrs zwischen Gläubiger und Gerichtsvollzieher, Verlangsamung der Zustellungen und der Zwangsvollstreckungen, Mißerfolg der Zwangsvollstreckungen und verbotene Beziehungen zwischen Gerichtsvollzieher und Schuldner.

Der letztere Punkt ist sicher der unbedenklichste und mag hier außer Betracht bleiben. Falsch gestellt aber ist die Frage, ob das geltende System den persönlichen Verkehr zwischen Gläubiger und Gerichtsvollzieher nicht zulasse. Natürlich läßt es ihn zu, wenn auch durch das Dazwischenschalten der Verteilungsstelle dieser persönliche Verkehr auf einen geringen Bruchteil des früheren beschränkt wird. Aber darauf kommt es ja auch gar nicht an. Das Entscheidende liegt vielmehr in dem Ausschluß der freien Wahl des Gerichtsvollziehers. In dieser freien Wahl lag nicht nur — wie die Denkschrift meint — eine Bequemlichkeit für den Auftraggeber, sondern sie bildete geradezu das Fundament für alle Leistungen des Gerichtsvollziehers zum Auftraggeber und für die Art der Handhabung des Gerichtsvollzieheramtes. Sie sicherte dem Auftraggeber, namentlich dem größeren, ein allseitig bereites und zuverlässiges Werkzeug der Vollstreckung. Das ist mehr als eine bloße Bequemlichkeit, das ist ein sehr großer, sehr realer Vorteil! — Man sollte eigentlich nicht nötig haben, ein Wort darüber zu verlieren, daß ein Mann, der durch seinen Auftraggeber viel verdient und der genötigt sein muß, die Aufträge zu verlieren, falls er sie nicht pünktlich ausführt, viel besser arbeitet als ein anderer, dem es ganz gleichgültig sein kann, ob er die Aufträge bekommt und wie er sie ausführt. Dennoch aber muß dies der Denkschrift gegenüber wiederholt betont werden. Also nicht sowohl der persönliche Verkehr zwischen Auftraggeber und Gerichtsvollzieher ist es, den wir vermissen, als vielmehr die früher bestandene freie Auswahl unter den Gerichtsvollziehern! —

Hier liegt der Angelpunkt der ganzen Einrichtung. Unter dem freien Wettbewerbe kam es nicht vor, daß ein Gerichtsvollzieher Abends nach 6 Uhr seinen Auftrag meist annahm, daß er keine zur Annahme der Aufträge geeignete Person im Bureau zurückließ, daß eine etwa unabhängige Kasse die Zustellung verweigerte, daß — auch in Fällen, wo gar keine Gefahr vorhanden — Vorlauf erfordert und dadurch die Vollstreckung gehindert wurde. Heute hat man mit all diesen Unzulänglichkeiten und noch mit vielen anderen zu kämpfen. Die Abdrücken der Pfändungsprotokolle und auch sonstige schriftliche Nachrichten lassen sehr lange auf sich warten, weil die Gerichtsvollzieher an dem Schreibbisch sparen. Häufig — gerade in eiligen Fällen — ist der pfändende Gerichtsvollzieher erkrankt, beurlaubt oder bierlich abwesend; der Bote, der ihm den

Auftrag bringt, galoppiert zum Vertreter, der oft in entfernter Gegend wohnt, und sitzt auch bei diesem auf leere Kist. Die Verteilungsstelle bestimmt einen Gerichtsvollzieher, aber auch dieser ist nicht zu haben; er leidet aus wegen eigener dringender Geschäfte; inzwischen ist die Frist zur Zustellung, die günstige Gelegenheit zur Zwangsvollstreckung verstrichen! — Und dabei kann man keiner einzelnen Person einen Vorwurf machen; der Fehler liegt im System! —

Al! die schönen Vorschriften über den Verkehr mit und auf der Verteilungsstelle, so ideal sie erdacht sein mögen, versagen gegenüber den Ansprüchen des praktischen Lebens. Es ist unmöglich, den Wechsel der Gerichtsvollzieher, wie er durch Befetzungen, Erkrankung, Beurlaubung eintritt, den Beteiligten so rasch und sicher mitzuteilen, daß sie nicht Schaden dadurch haben können, und es ist für die Beteiligten ungenügend, sich in dieser unendlichen Folge von Verschiebungen stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Wenn die Denkschrift hervorhebt, daß der Erfolg der Zwangsvollstreckungen auch unter der heutigen Ordnung gewährleistet sei durch die Kontrolle des Gläubigers, die Schadenersatzpflicht des Gerichtsvollziehers und die Dienstaufsicht, so bestanden ja diese drei Faktoren auch früher schon; sie können aber nimmermehr den früheren Dienstes der Beamten ersetzen. Wenn in keinem Falle der fruchtlosen Zwangsvollstreckung nachgewiesen ist, daß die Schuld daran den Gerichtsvollziehern trifft, so ist das kein Beweis für die Güte der Vollstreckung. Die Schuld des Gerichtsvollziehers, wenn sie nur in Nachlässigkeit besteht, wird niemals nachzuweisen sein. Gerade darum sollte man möglichst Garantien schaffen, daß die Zwangsvollstreckung auch wirklich mit dem nötigen Interesse an der Sache geschieht. Daß sie „unparteiisch“ geschieht, wie die Denkschrift wünscht, erscheint verfehlt. Der Gerichtsvollzieher ist Beauftragter der Partei und kann also gar nicht unparteiisch sein. Selbstverständlich hat er sich im Rahmen der Befehle zu halten, hat dies aber auch unter der früheren Ordnung stets getan. Er muß aber gerade gegenüber der — auch von der Denkschrift betonten — Erörterung der Kreise der unpfändbaren Sachen und der Reklamation der Gläubiger zu weiterer Auslegung dieser Vorschriften bis unmittelbar an diese dem Gesetz georgene Grenze vordringen. Daß, insbesondere in größeren Städten, auch die Schläuche böswilliger Schuldner und ihrer Helfershelfer häufig ein scharfes Vorgehen unerlässlich macht, darf wohl hervorgerufen werden. In solchen Fällen gab der persönliche Verkehr des Gerichtsvollziehers unter dem früheren System dem Gläubiger häufig Handhaben, um — durch Anfechtung oder im Arrestverfahren — seinen Anspruch trotzdem noch zu sichern. Heute findet sich sehr ausnahmsweise im Pfändungsprotokoll, das auch noch verpätet eintrifft, eine spärliche schriftliche Bemerkung — Schema F.! —

Nicht zu verlernen ist, daß die neue Ordnung auch ihre guten Seiten hat. Zutreffend heißt der Kammergerichtspräsident eine gleichmäßigere Befassung der Gerichtsvollzieher und ihre Befreiung von der Abhängigkeit vom großen Auftraggeber hervor. Es ist aber wohl nicht oft vorgekommen, daß sich häßliche Konkurrenzlämpfe unter den Gerichtsvollziehern entwickelt hätten, und es kann nicht zugegeben werden, daß die Gerichtsvollzieher bereitwillige „Diener“ des Auftraggebers

geworden seien, die deren Interessen mehr wahrnahmen als ihre dienlichen Weisungen. Es zeigt sich gerade in diesen Andeutungen klar das Ziel der Denkschrift und ihre Gegenfah zu den Anschauungen derjenigen Kreise, welche die frühere Ordnung zurücksetzen. Auf der einen Seite der Beamten, dem die durch den freien Wettbewerb geschaffene Durchbrechung seines ausschließlichen Einflusses auf die Untergebenen, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Fiskus und ihre Abhängigkeit vom Erwerbsstande als große Reizerei erscheint, auf der anderen Seite dieser Erwerbskassen selber, der im schweren Ringen um seine Erhaltung einer nachdrücklichen und jederzeit bereiten Hilfe zur Durchsetzung seiner gerechten, insbesondere der ihm durch Richterpruch zuerkannten Ansprüche bedarf. Jede Auffassung findet ihr System allein brauchbar. Darüber kann aber wohl kein Zweifel sein, daß der Maßstab der Brauchbarkeit der Vorschriften einzig und allein von ihrer wirtschaftlichen und rechtlichen Wirkung hergenommen werden darf, und es liegt auf der Hand, daß hiernach das heutige System nicht annähernd an das frühere heranreicht. Der Kampf um dieses darf daher nicht aufgegeben werden. Er muß beginnen mit einer Prüfung der Gründe, welche zu seiner Aufhebung geführt haben. Waren diese doch wesentlich beamten-hierarchischen Rücksichten entnommenen Gründe wirklich so stark, daß sie die Aufhebung des zu allgemeiner Zufriedenheit der an Zustellungen und Vollstreckungen Beteiligten arbeitenden Systems rechtfertigten? — Wer die Schwereigkeiten des neuen Systems am eigenen Leibe spürt, muß die Frage verneinen. Viel mehr Rücksicht als die stramme Durchführung der Beamtenorganisation verdient das wirtschaftliche Wohlergehen des kleinen Erwerbsstandes, der den bei weitem größten Teil der Preyserei liefert, und der ein kräftiges und bequemes Zwangsverfügungsorgan nicht entbehren kann. Unter dem jetzigen System verliert er sich entläuft und verärgert ab von einer Ordnung der Dinge, die so gar nicht imstande ist, und die auch so gar kein Interesse daran zeigt, ihm zur Verwirklichung seines Rechtes zu helfen.

Darum sollen alle beruflichen Organisationen, namentlich Anwaltskammern und Handelskammern, auch jetzt nicht müde werden, alles Material zusammenzutragen, welches die Vorzüge des freien Wettbewerbs vor dem jetzt herrschenden System veranschaulicht, und sollen nicht nachlassen, wieder und wieder die Richter zum früheren System zu fordern.

Zu den geplanten Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Zivilprozessordnung.

Von Justizrat A. Westrum, Göttingen.

Vor mir liegt die Juristische Wochenschrift für 1907 Nr. 3 mit der (S. 93) Eingabe des Vorstandes der Anwaltskammer zu Nürnberg.

Wenn sie sich gegen die Ausdehnung der amtsgerichtlichen Kompetenz und die Abschneidung der Berufung für kleinere Sachen wendet, so wollen alle die, zum Teil recht plausiblen Gegengründe der Anwaltskammer zu Nürnberg mir schließlich doch nicht durchschlagend erscheinen, wenn ich mir ins Gedächtnis rufe, daß wir das, was jetzt eingeführt werden soll, in der Provinz Hannover, wenn auch in etwas geringerm Umfange,

bereits einmal hatten, ohne daß je Beschwerden dieserhalb empfaßen und laut wurden. Die amtsgerichtliche Kompetenz reicht bis zu 450 Mark und an das Oberlandesgericht kamen nur Sachen von über 900 Mark, weil die Berufungen in Sachen von 450—900 Mark von den sog. großen Senaten der Obergerichte erledigt wurden. Ebenso gab es für die kleinsten Sachen nur eine einzige Instanz. Was damals in den fünfziger Jahren, als diese Kammergerichte eingerichtet worden, 150 Tlr. = 450 Mark ausmachten, machen heutigen Tages kaum 1000 Mark aus. Ich bin selbst als sog. Auditor, dann als Referendar, als Advokat und als Appellationsgerichtsbeamter 12 Jahre unter der Herrschaft der Kammergerichte tätig gewesen und niemals habe ich Klagen über zu weitgehende amtsgerichtliche Kompetenz vernommen. Gestlagt wurde höchstens über die sog. kleinen Senate, in der Besetzung mit 5 Richtern, die man geringer einschätzte, denn die Amtsgerichte, und auch wohl Genamtverordnungen nannte, weil sie meist mit einem wirklichen Richter und daneben mit 4 Rateln besetzt seien.

Es wird daher, wenn nicht zu der Verfrischung der Kompetenzgrenzen noch andere schädigende Momente hinzukommen, sich wohl am letzten Ende alles auf vorübergehende Schwäbungen beschränken, Schwäbungen der Landgerichtsämter und der Anwälte an den Oberlandesgerichten, Schwäbungen für diejenigen, welche gerade augenblicklich an den benachteiligten Gerichten tätig sind, Schwäbungen aber, die sich im Laufe der Zeit ausgleichen werden und die von denen in den Lauf genommen werden müssen, die im allgemeinen eine Dezentralisation für wünschenswert erachten und glauben, daß manchem kleinen Orte durch die Übertragung eines Amtsgerichts oder Vermehrung der richterlichen Beamten, Anwälte und Unterbeamten ein Anstoß zu neuem Aufschwung gegeben werden kann. Wer gesehen hat, wie umgekehrt so mancher Ort durch die Aufhebung seines Amtsgerichts oder Verlegung des Amtes heruntergefallen ist, wird jene Hoffnung auf neuen Aufschwung nicht so ganz unberechtigt finden.

Und die Abschneidung der Berufung könnte man ja mildern dadurch, daß man für diese Sachen das Rechtsmittel der Reurteilung, — unter diesem oder auch einem anderen Namen —, wieder einführt. Dieses Rechtsmittel ist der Gegenwart unbekannt und unverständlich. Ein Rechtsmittel, über welches derselbe Richter entscheidet, dessen Urteil man angreift! Und doch wäre gerade ein solches Rechtsmittel am Platze. Es reicht aus, um eine Remede offenkundiger Beschuldigungen, von denen der betreffende Richter sich selbst überzeugt, zu verfügen und bietet andererseits so wenig Chancen des Erfolges, daß — zumal bei der Kleinheit der Objekte — von demselben nur in den seltensten Fällen wird Gebrauch gemacht werden.

Wenn größten Interesse und jedenfalls größeres Interesse als alle übrigen in der Eingabe behandelten Fragen ist für die deutsche Anwaltschaft die unter IV g gestellte Frage der Armenschaften. Es wird mit Recht hervorgehoben, ein so enormes Opfer — etwa 3 Millionen jährlich — durch unentgeltliche Wahrnehmung der Armensachen die deutsche Anwaltschaft bringt und mit Recht über die Summe der Armensachen geklagt. „Nobile officium“ sagt man und tröstet uns mit dem ererbenden Gespöße, auch dem Armen und Schwachen in

Kampfe um sein Recht beizulegen. Nun, es mag ja ein erhebendes Gefühl sein, in einer Ehepause — und die Ehepaare liefern ja das Hauptkontingent zu den Armenfachen — mitzutun bei der Befriedigung, ob der Transferebold I seine lieberliche Ehefrau gesundeitsgefährlich oder nur ungesährlich verprägt und ob nur sie oder auch er die Ehe gebrochen und ob er seinerseits nur den Ehebruch mit J, oder auch den mit J gutgehehen hat. Aber weshalb lassen sich denn andere Säunde nicht an dem erhebenden Gefühle der Pflichterfüllung gemäßen, weshalb J. B. nicht die Ärzte, fordern vielmehr auch bei Armen Bezahlung von dem, der überhaupt die Armenlasten zu tragen hat.

Die Nürnbergberger Eingabe kommt denen, welche diese ungerechte Etribelastung der zu den Armenlasten noch überher, gleich allen anderen Staatsbürgern, beizulegenden Anwälte wissen, noch viel zu weit entgegen, wenn sie von einem „Vortheile des Anwaltszwangs“ spricht, den man habe gegen die Förderung einer Honorierung der Armenfachen auszuspielen können. Der „Anwaltszwang“ besagt, daß der Staat in seinem eigenen Interesse, weil die Verhandlung mit ungewandten, rechtsunkundigen Personen die doppelte Zeit erfordern würde, verlangt, daß bei seinen höheren Gerichten nur diejenigen auftreten, welche durch die vorgeschriebenen Examen ihre Befähigung dazu erweisen. Diese können dann aber, abgesehen vom Reichsgericht, „an jedem beliebigen Gerichte und in unbeschränkter Zahl sich niederlassen“.

Wenn man dem Staate, der für die Armen — selbst oder durch seine Unterverbände — zu sorgen hat, gestatten will, von den Anwälten deshalb die unengstliche Küßhaltung, die aus Befriedigung von Auslagen in Armenfachen zu fordern, weil er von ihnen zuvor geordert hat, daß sie — oft unter schweren Sorgen und Kämpfen um die Beschaffung der erforderlichen Mittel — viele Tausende für ihre juristische Ausbildung vorausgaben, daß sie, in Jahren, da der Arbeiter und junge Kaufmann sich bereits als gemachter Mann fühlt und der junge Leutnant eine Stütze des Staates bildet, ihre Relationen und Boten, ängstlich bemüht, ihre hohen Vorgesetzten zu befriedigen, gleich Schulartikeln niederschreiben, daß sie proximal — wenn nicht öfter — in ein Examen marschieren, dessen Ausgang auch der Beste nicht mit absoluter Sicherheit vorhersehen kann, daß sie sich Disziplinargefährden unterwerfen, nach denen aber sie allerlei Strafen bis zur Verurteilung hin verhängt werden können für Dinge, um derenwillen einem getöblichen Menschen kein Haar gekrümmt wird, wenn man dem Staate gestatten will, mit Rücksicht hierauf und in Anrechnung dagegen den Anwälten die Armenfachen aufzubürden, so möge man zuvor die Bestimmungen des StGB. über Aufrechnung abändern und gestatten, daß ein Schuldner 2 Schulden an denselben Gläubiger unter einander kompensieren darf. Das würde eine ganz analoge und gleich gerechte Bestimmung sein.

Und daher dürfen wir auch diese uns sich jetzt bietende Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, ohne wieder und immer wieder zu betonen, eine um ungerechte Belastung die Armenfachen für uns bilden, und zu fordern, daß für dieselben eine Vergütung gezahlt werde, die man, wenn wir selbst auch keinen unmittelbaren persönlichen Nutzen daraus ziehen, unseren Vätern und Vätern zugute kommen lassen möge.

Wie groß unsere Belastung durch die Armenfachen ist, wissen die wenigsten, daß wir gar Auslagen in denselben aus eigener Tasche beitreten und bei Briefchen womöglich die Streichsumme aus unserer Tasche zahlen müssen, hören die meisten mit ungläubigen, erstaunten Gesichtern, und als ich einmal über die Unbilligkeit jener Belastung einem Reichstagsmitglied gegenüber sagte, antwortete dasselbe mir ganz mair, die Unbilligkeit sei ja nicht zu verkennen, die Anwälte müßten für die Armenfachen honoriert werden, allein eine solche Honorierung sei ja noch niemals im Reichstage angeregt, auszuführen könne man sie den Anwälten doch nicht. Das ist die Lehre von den bescheidenden Kindern.

Zur Eingabe des Kammerpräsidenten Nürnberg.*)

Von Rechtskanzlei Dr. Meierhöfer, Nürnberg.

In Nr. 5 b. J. polemisiert Herr Justizrat Böhm vom Standpunkt der amtsgerichtlichen Anwälte aus gegen die in der Überschrift bezeichnete, auf S. 93 b. J. abgedruckte Eingabe. Die dagegen vorgebrachten Gründe möchte ich nicht unwillkürlich lassen, da sie in allen wesentlichen Punkten nicht zutreffen.

1. Die Anwaltskammer Nürnberg wirft in ihrer Eingabe die Frage auf, ob der amtsgerichtliche Anwalt im Durchschnitt erpöbten Anforderungen ohne weiteres genügt. Sie begründet diese Fragestellung damit, daß sie darauf hinweist, daß dem ländlichen Juristen der innige Kenner mit einer Rechtspraxis anderer Juristen, der wohl am stärksten juristische Denken und wissenschaftliche Auffassung wie Vertiefung praktischer Rechtskenntnis fordern, abgehe. Ich sehe es als Einzelanwalt ab, an dieser Stelle ein Urteil über die Begründetheit dieser Bedenken abzugeben, dagegen möchte ich einzelne Anführungen des Herrn Justizrats Böhm zu berichtigen versuchen. Insbesondere ist die Richtigkeit des bezeichneten Hinweises der Kammer nicht wohl bestrittbar und inzwischen auch anderorts (z. B. Oberregierungsrat Schmitt in Bl. f. M. 1907 Nr. 1; Stein, Zur Justizreform, 6 Vorträge, S. 76; ferner Ausdeutung des Verhaufschusses des Anwaltsvereins Nürnberg in Nr. 88/1907 der Münch. Neuesten Nachr.) hervorgehoben worden. Wer unterlagen diesen Gesichtspunkt prüft, wer das wissenschaftliche Zusammenarbeiten und die durch die Vielzahl der an großen Gerichten schwebenden Rechts-

*) In Nr. 6 der Jb. bekennt Herr Kollege Friedrich den Einfluß der Reform vom Standpunkt des Oberlandesgerichtsanwalts aus; seinen Ausführungen möchte ich nur wenig beitreten. Doch hat Herr Kollege Friedrich sich irren lassen, als er meinte, die Anwaltskammer Nürnberg hätte die Reform nicht auch in Hinblick auf die Oberlandesgerichtsanwälte geprüft. In IV. 1 der Nürnbergberger Eingabe ist betont, daß die meisten — gemeint ist natürlich — Oberlandesgerichte fast beschäftigungslos wären, da ihnen 75 % aller Sachen entzogen würden. Daraus ergibt sich von selbst, daß die oberlandesgerichtlichen Anwälte insofern beeinträchtigt wären. Übrigens hat eine Etate 1906 von dem bayerischen Justizministerium veranlaßt, statistische Erhebung für Bayern die Justizleistung der Schöpfung der Streitwerte zwischen 500 und 1000 Mark auf etwa 75 % m. B. ergaben.

sachen wie durch Befprechung mit anderen Kollegen oder Richtern sich ergebende Anregung für den landgerichtlichen Anwalt mit der doch nicht wegzuliegenden Forderung des dem Durchschnitt bildenden ländlichen Amtsgerichtsamtall verglichen, kann den günstigen Einfluß solcher geistigen Befruchtung nicht wohl bestreiten. Die durch Herrn Justizrat Böhm aufgestellte Behauptung, daß der an Industrieorten ansässige Amtsgerichtsamtall häufig derartig schwierige Materien bearbeite, daß er den durch die projektierte Novelle gestellten höheren Anforderungen genüge, ist gewiß zutreffend; aber die Amtsgerichte mit industriellen Niederlassungen von reinem Einfluß auf die Amtsallpraxis — wie sie z. B. in Schlesien und der Rheinprovinz vorkommen — sind die Ausnahme, das Gegenteil aber ist Regel. In rein ländlichen Bezirken stellt auch die von Herrn Justizrat Böhm aus der Betrachtung von Notariat mit Amtsallstisch stichende Befruchtung; dazu kommt, daß bei weitem nicht alle Amtsgerichtsamtall Notare und in Süddeutschland die Berufs des Notars und Amtsallstisch getrennt sind. Nicht die Amtsallstisch Nürnberg verallgemeinert daher bedenklich, sondern Herr Justizrat Böhm macht aus Ausnahmeverhältnissen die Regel. Schließlich merkt Herr Justizrat Böhm, wenn wirklich die Amtsgerichtsamtall nicht in allen Materien genügend vertraut wären, müßte man ihnen im Interesse der praktischen Ausbildung die Möglichkeit dazu und zwar, wie dem Sinne nach gemeint sein muß, durch Erhebung der amtsgerichtlichen Zuständigkeitsgrenze gewähren. Letzterer Schluß wäre nur richtig, wenn nicht bei der Frage der Zuständigkeitsveränderung zwei wichtigerer Momente im Vordergrund ständen; denn nur, um einen Teil der Amtsall besser auszubilden, kann doch nicht wohl eine so einschneidende Änderung bestehender Verhältnisse wie die fragliche, befristet werden.

2. Die Amtsallstisch stellt mit Recht den von Herrn Justizrat Böhm bekämpften Satz auf, daß der amtsgerichtliche Anwalt ein tatsächliches Monopol besitzt. Auch hier läßt derselbe außer acht, daß regelmäßig an den kleinen ländlichen Amtsgerichten — der weit überwiegenen Mehrzahl — sich ein einziger Anwalt, selten 2 oder gar mehr befinden. Die Erfahrung lehrt — schon mit Rücksicht auf die höheren Kosten und die zumest ausgesprochene Nichterhaltungsfähigkeit der Reisenden eines auswärtigen Amtsall — daß die einheimische Bevölkerung sich dieses konfuzionslosen Amtsall bedient und daß aus der größten Umgebung, insbesondere auch aus den benachbarten vielfach amtsalllosen Amtsgerichten diesem die Vertretungen zuströmen. Das ist ein tatsächliches Monopol. Daß auswärtige Amtsall Klagen zum AG. stellen, wird dadurch aufgehoben, daß der amtsgerichtliche Anwalt selbst an andere AG. Klagen einzurichten Gelegenheit hat. Wenn Herr Justizrat Böhm hervorhebt, daß an manchen AG., z. B. in Kammerbezirk Nürnberg, kein Anwalt Sitz genommen hat, weil er dort keinen genügenden Aufwandsstand finden würde, so kommt diese Tatsache gerade den benachbarten Amtsgerichtsamtall zugute.

3. Mit Ungrund bemängelt Herr Justizrat Böhm die Behauptung, der amtsgerichtliche Anwalt habe einen ganz geringen sachlichen Aufwands. Die Bemänglung der Richtigkeit dieser Behauptung wird damit begründet, daß auch Ausgabenscheinungen bei den Amtsall in größeren Städten

bestehen und vielfach Amtsgerichtsall eine größere Besatzungsziffer ausweisen als Landgerichtsall. Auch hier wird der Nürnberger Kammer der Vorwurf bedenklicher Verallgemeinerung gemacht, obwohl doch gerade hier in die Augen springt, daß die von Herrn Justizrat Böhm geschilderten Verhältnisse die Ausnahme sind. Wenn auch die Ausgaben der Amtsall in München, Berlin, Köln usw. von einander verschieden sein mögen, daß ist sicher, daß die Kassen und Gehälter des ländlichen Amtsgerichtsamtall — dieser ist, wie oben betont, die Regel — verschwindend klein gegenüber den von der weitaus größten Zahl der Landgerichtsamtall aufzuwendenden Gehältern und Kassen.

4. Wer die Verhältnisse des eigentlichen ländlichen Amtsgerichtsamtall kennt und nicht auch in diesem Punkte — wie es Herr Justizrat Böhm tut — die glückliche Ausnahme als Regel annimmt, weiß, daß die Krisenrisikobildungen und Zagegriffe (der Überschuß über die meist geringen wirklichen Reisepfeifen) wesentlich ins Gewicht fallen. Die von Herrn Justizrat Böhm als Normalverhältnisse geschilderten Verhältnisse des Amtsgerichtsamtall würden gerade betreiben, daß der Amtsgerichtsamtall in der Regel genügend gut aus seinem Berufs hundert ist. Es ist klar, daß bei einem Zivilprozeß mit dem Streittwert von beispielsweise 60—120 Mark (Gebühr 4 Mark) die bei mehreren Terminen mehrfach zu liquidierenden Beträge (12 Mark + 6 Mark Ab- und Zugang = 18 Mark) zugleich Überschuß der Entlohnungsvergütung über die wirklichen (Pfeifen) mehr ausmachen wie die eigentlichen Gebühren, zumal gerade der Amtsgerichtsamtall nicht selten an einem Tag an mehreren von seinem Sitz verschiedenen Gerichten tätig wird. Reine Anführungen entsprechen den mir gemachten Mitteilungen bezüglich Amtsgerichtsamtall; noch dieser Tage befristete mir ein früherer Amtsgerichtsamtall deren Richtigkeit.

5. Herr Justizrat Böhm meint, die Amtsallstisch bezeichne die Amtsallgebühren der ersten 4 Einklassen als unwürdig und lächerlich, wolle aber doch alles beim alten lassen. Die Amtsallstisch Nürnberg hat aber im Gegenteil erklärt, daß im Fall der Gebührenerhöhung der projektierten Zuständigkeitsänderung die Sätze erhöht werden müßten. Dazu aber, ob — wenn die Änderung nicht erfolgt — eine Gebührenerhöhung nötig sei, hat sie sich nicht ausgesprochen, weil diese Frage nicht in den Rahmen ihrer Eingabe paßte. Ich für meine Person sehe nicht an, zu erklären, daß die bezeichneten Gebührensätze schon heute ein des rechtskundigen Betreters unwürdiges Entgelt darstellen und in keinem Verhältnis zu dem von ihm zu leistenden Aufwand an Vorbildung, Zeit und sachlichen Ausgaben stehen. Zum vornehmsten muß — ich habe das in einem Referat gelegentlich einer Nürnberger Amtsallstischversammlung der wenig Monaten ausdrücklich als anstrebenswert bezeichnet — eine Honorierung der Offizialvertretungen durch den Staat als Ausgleich gefordert werden.

6. Herr Justizrat Böhm sagt darüber, daß die Amtsgerichtsamtall in den Vorständen der Amtsallstisch nicht vertreten sind. Daß solche Vertretung da oder dort zweckmäßig sein mag, will nicht bestritten werden. Aber zu Unrecht meint Herr Justizrat Böhm, daß die angeblich unzutreffenden Verallgemeinerungen der Nürnberger Kammer anderen

falls vermieden worden sollten. Wenn Eingabe wurde in einer Plenarversammlung nach Vortrag ihrer wesentlichen Gründe ohne Widerspruch gegen letztere beschloffen; sämtliche Anwälte einschließlich der Amtsgerichtsanwälte des Bezirks waren gerade zu der in der Eingabe behandelten Frage besonders eingeladen; nicht ein einziger Amtsgerichtsanwalt ist dazu erschienen!

7. Zum Schluß möchte noch betont werden, daß die Beeinträchtigung der amtserichterlichen Zuständigkeitsgrenze nach oben dem Anwaltsstande als Ganzem Schaden bringen müßte, weil in der Mehrzahl der Fälle der Landgerichtsanwalt nicht durch den Amtsgerichtsanwalt ersetzt, sondern der Anwalt überhaupt durch eigene Parteivertretung, Bittelskavalanten usw. ausgeschaltet wird. Dazu tritt, daß die Zuständigkeitsänderung die Abwanderung eines großen Teils der Landgerichtsanwälte in die ländlichen Amtsgerichtsbezirke zur Folge haben, also den Amtsgerichtsanwälten kaum etwas nützen würde (so auch Schmidt l. c.). Aus diesen Gründen hätte die Amtsgerichtsankwaltschaft Anlaß, zusammen mit der Gesamtanwaltschaft gegen die projektierte Änderung energisch Front zu machen und mit ihr die im Hinblick auf die verteuerten Lebensverhältnisse erforderliche Gehaltserhöhung und Honorierung der Officialvertretungen zu begehren, durch Gründung einer gemeinsamen Amtsgerichtsankwaltsvereinigung wird die Gefahr einer Zersplitterung in die deutsche Anwaltschaft getragen und eine Verschärfung von Interessen gegenüber gefördert.

Erweiterung der amtserichterlichen Zuständigkeit und die Gebühren der Rechtsanwälte bei den Landgerichten.

Entgegnung auf den Artikel des Herrn Justizrat Kosska, Berlin, in Nr. 10.

Von Rechtsanwalt und Notar Alfred Loh, Altenburg.

Nach Ansicht des Herrn Justizrat Kosska und der Versammlung der Kammergerichtsanwälte vom 13. März 1907 ist von einer Gebührenerhöhung für die Tätigkeit der Landgerichtsanwälte in der Berufungsinstanz abzusehen, weil die Landgerichtsanwälte einen gewissen Ausgleich darin finden, daß ihnen die den LG. neu zugewiesenen Sachen für die Berufungsinstanz zufallen, und weil ihr begründete Aussicht darauf hätten, solche Sachen künftig in zwei Instanzen zu vertreten.

Ein gewisser Ausgleich wird durch die Vertretung jener Sachen in der Berufungsinstanz allerdings geschaffen, aber durchaus kein ausreichender Ausgleich, und die Aussicht auf Vertretung jener Sachen in zwei Instanzen ist auch nur eine sehr bedingte:

Bekanntlich gehen von den freitägigen Amtsgerichtssachen durchschnittlich nicht mehr als der vierte Teil in die Berufungsinstanz. Aber auch die Vertretung vor dem LG. wird bei der Mehrzahl jener Sachen den Landgerichtsanwälten nicht zufallen. Für die Ausübung der Amtsgerichtsprozeß kommt bei den Landgerichtsanwälten doch nur das AG. am Sitz des LG. in Betracht, es gehen ihnen daher, mit seltenen Ausnahmen, alle Sachen verloren, für die ein anderes AG. des Landgerichts-

bezirks zuständig werden würde. Außerdem wird ihnen aber auch ein Teil der Sachen entgehen, die beim AG. am Sitz des LG. anhängig werden, nämlich die Sachen, in die Parteien sich selbst vertreten oder sich durch Prozeßagenten vertreten lassen.

Die Landgerichtsanwälte würden also für den Verlust, den sie an ersinstanzlichen Vertretungen erleiden würden, nur zu einem verhältnismäßig geringen Teile dadurch entschädigt werden, daß sich ihre Tätigkeit in der Berufungsinstanz erhöht. Und dabei ist auch noch zu beachten, daß hinsichtlich des Kostenpunktes eine ersinstanzliche und eine zweitinstanzliche Vertretung für den Anwalt nicht gleichwertig sind, da in der Berufungsinstanz viel seltener eine Betreibungsaufnahme stattfindet, der Regel nach geringere Schreibgebühren entstehen, und muß auch alle Nebengebühren — z. B. für Kostenfestsetzung, Zwangsversteigerung, Geldempfang usw. — wegfallen.

Da es wohl auch für die Allgemeinheit Interesse hat, festzustellen, welche Wirkung die Erhöhung der Zuständigkeit der AG. für die bei einem einzelnen LG. zugelassenen Anwälte haben wird, so gestatte ich mir, für den Landgerichtsbezirk Altenburg auf Grund der amtlichen „Übersicht der Geschäfte der Obergerichts- und Landgerichte“ auf die Jahre 1897 bis 1904 folgende Zahlen mitzuteilen:

Zum Landgerichtsbezirk Altenburg gehören 7 AG.: Altenburg, Eilenburg, Rastau, Reichenbach, Roda, Ronneburg und Schmalk. Bei diesen AG. sind in den 8 Jahren insgesamt 35 683 Prozesse — einschließlich der Urkundenprozesse — anhängig geworden, darunter 3 577 freitägige Sachen, in denen Urteil ergangen ist, also durchschnittlich jedes Jahr 4460 anhängige Prozesse mit 447 freitägigen Urteilen = 10 Prozent. Von diesen freitägigen Urteilen sind in den 8 Jahren insgesamt 612 durch Berufung angefochten worden, also durchschnittlich im Jahre 101 = 22,7 Prozent von 447 freitägigen Amtsgerichtsurteilen.

Beim LG. sind in diesen 8 Jahren, wieder einschließlich der Urkundenprozesse, insgesamt 4920 ersinstanzliche Prozesse anhängig gemacht worden, müssen jährlich im Durchschnitt 615.

Wenn man den Verlust, den infolge der Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit die Landgerichtsanwälte an ersinstanzlichen Sachen erleiden, mit Herrn Justizrat Kosska auf 40 Prozent annimmt, so würden den Altenburger Landgerichtsanwälten jährlich 246 Sachen entgehen.

Von der Gesamtzahl der Amtsgerichtsprozesse entfallen auf das AG. Altenburg durchschnittlich 44 Prozent, jährlich 1962. Von den dem LG. entzogenen 246 Prozessen würden also 44 Prozent = 108 Sachen dem AG. Altenburg zufallen, die übrigen 138 Sachen dagegen den anderen AG. des Landgerichtsbezirks.

Die letzteren Prozesse würden die Landgerichtsanwälte bis auf 2,27 Prozent, d. h. bis auf 3 Sachen, entgültig einbüßen, da nur in 10 Prozent der Amtsgerichtsprozesse freitägiges Urteil ergeht, und diese nur in 22,7 Prozent der Fälle durch Berufung angefochten wird.

Die Prozentätze der freitägigen Urteile und der Berufungen sind bei dem LG. allerdings bedeutend höher als bei den AG.: Es sind, wie schon erwähnt, beim LG. Altenburg in den

8 Jahren insgesamt 4 820 erstinstanzliche Sachen anhängig geworden, jährlich 615. Streitige Urteile hat daraus das LG. insgesamt 1 549 erlassen, das sind jährlich 194 = 31,5 Prozent der anhängigen erstinstanzlichen Sachen. Dagegen sind beim OLG. Jena innerhalb derselben Zeit 455 Berufungen gegen Urteile des LG. Altenburg anhängig gemacht worden, das sind jährlich 57 = 29,4 Prozent der landgerichtlichen Urteile.

Wenn man diese höheren Prozentsätze einstellt, so bleibt den Altenburger Landgerichtsämtern von 138 Sachen, die an die übrigen OLG. des Landgerichtsbezirks abgehen, nur in 13 Sachen die Vertretung in der Berufungsinflanz; Unter den 138 Sachen wird es danach bei 31,5 Prozent, also in 44 Sachen, zu einem streitigen Urteil kommen, und von diesen 44 Urteilen werden 29,4 Prozent, also 13 Urteile, durch Berufung angefochten werden. Den Landgerichtsämtern geht also von den 138 Sachen die Vertretung in wenigstens 125 Fällen verloren.

Darüber, bei wieviel Prozent der Amtsgerichtsachen eine Vertretung durch Anwälte nicht stattfindet, ergibt die Altenburger Statistik keine Unterlagen. Es kann aber wohl angenommen werden, daß dies bei mindestens 10 Prozent der Amtsgerichtsachen der Fall ist, namentlich wenn man die Fälle mit Berücksichtigt, wo nur eine Partei vertreten ist. Hiernach würden auch von den 108 Prozessen, die vom LG. an das OLG. Altenburg abzuwandern würden, mindestens noch 11 Vertretungen den Landgerichtsämtern verloren gehen.

Nach alledem würde sich die Sachlage so gestalten, daß die Altenburger Landgerichtsämter in mindestens 136 der jetzigen Landgerichtsachen die Vertretung einbüßen würden.

Wie steht es nun demgegenüber mit dem von Herrn Justizrat Koffka hervorgehobenen Vorteile der Landgerichtsämter, in Sachen, die in Zukunft nicht vom OLG. übertragen werden sollen, in zwei Instanzen anstatt wie bisher in einer Instanz tätig zu sein? Von den 108 dem OLG. Altenburg zuzuleitenden Sachen würde nach den für das OLG. Altenburg ermittelten Prozentsätzen in 31,5 Prozent, also in 34 Sachen, ein streitiges Urteil ergehen und dagegen würde in 29,4 Prozent der Fälle, also in 10 Fällen, Berufung eingelegt werden. Lediglich diese 10 Vertretungen in der Berufungsinflanz würden den Landgerichtsämtern noch zugute kommen.

Die Einbuße der Landgerichtsämter würde sich dadurch aus den 136 auf 126 Sachen mindern, das sind aber 20 Prozent aller jetzigen erstinstanzlichen Landgerichtsachen, und dementsprechend würden sich auch ihre Einnahmen aus den Landgerichtsachen um 20 Prozent vermindern.

Die Oberlandesgerichtsämter dagegen würden bei einem angenommenen Rückgang der Landgerichtsachen um 40 Prozent auch 40 Prozent von den bisherigen Berufungssachen einbüßen. Das würde für die Ämter beim OLG. Jena eine Einbuße von jährlich 23 Sachen bedeuten, gegenüber der bisherigen Zahl von 57 Altenburger Berufungssachen.

Relativ betrachtet, ist hiernach die Einbuße der Oberlandesgerichtsämter allerdings beträchtlich höher — doppelt so hoch — wie die der Landgerichtsämter. Absolut genommen, beträgt jedoch die Einbuße der Landgerichtsämter das 5½-fache von der der Oberlandesgerichtsämter. Tatsächlich

sind es also die Landgerichtsämter, die durch die erhöhte Zuständigkeit der OLG. vorzugsweise geschädigt würden. Sie können deshalb mit noch viel mehr Recht als die Oberlandesgerichtsämter einen Ausgleich durch eine Gehaltserhöhung fordern.

Durch die vorgeschlagene Erhöhung der Gebühren für die Berufungsinflanz um 30 Prozent würden die Einkünfte der Oberlandesgerichtsämter wohl annähernd ausgleichend werden, da diese vorzugsweise in Berufungssachen arbeiten. Bei den Landgerichtsämtern dagegen würde von einem wirklichen Ausgleich nicht die Rede sein können, weil die Berufungssachen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil ihrer Tätigkeit ausmachen, und weil es sich bei den landgerichtlichen Berufungssachen in der weitaus größten Zahl der Fälle um geringe Objekte handelt.

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scheele zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 8. bis 28. Juni 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Rechtsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. § 6 BGB. Unterschied zwischen Geisteschwäche und Geisteskrantheit. StrGB. § 51.]

Der Geisteszustand der Beklagten kommt nach zwei Richtungen in Betracht, nämlich für ihre Prozeßfähigkeit und für ihre Verantwortung hinsichtlich der von ihr begangenen Handlungen. Beide Vorbedingen haben auf Grund des von dem Medizinrat Dr. C. erstatteten Gutachtens nicht Geisteskrantheit sondern nur Geisteschwäche der Beklagten festgestellt. Der Sachverständige hat am Schluß seines schriftlichen Gutachtens die Beklagte als geisteschwach im Sinne des § 6 BGB. bezeichnet und diese seine Ansicht näher begründet. Wenn in den vorangegangenen Sätzen des Gutachtens von einer dauernden geistigen Erkrankung der Beklagten gesprochen wird, so ist zu erwidern, daß auch Geisteschwäche eine dauernde geistige Erkrankung darstellt. Die Worte: Frau W. mußte demnach vom ärztlichen Standpunkt aus als geisteskrank erklärt werden, sind schon im Urteile des OLG., dem das OLG. beigetreten ist, dahin gewandt worden, daß darin von der Erkrankung des Geistes im allgemeinen medizinischen Sinne die Rede ist, keineswegs aber Geisteskrantheit im Sinne des § 6 Nr. 1 BGB. hat festgestellt werden sollen. Es ist nicht ersichtlich, daß diese dem ärztlichen Gutachten zuziehende Auslegung richtig ist. Nach § 1565 BGB. kann ein Ehegatte auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte sich des Ehebruchs schuldig macht. Ihm muß die durch den Ehebruch begangene Verletzung der ehelichen Treue als eine Schuld angedreht werden können. Der Tatrichter muß daher bei der Anwendung des § 1565 auch die Frage des Verschuldens prüfen. Beide Vorbedingen haben sich dieser Prüfung unterzogen, indem sie zutreffend davon ausgegangen sind, daß

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

auch ein geistesschwacher (und infolgedessen nur beschränkt geschäftsfähiger) Ehegatte sich des Ehebruchs schuldig machen könne, so daß dem anderen Ehegatten das Scheidungsrecht erwachse. Das OLG hat angenommen, die Beklagte sei sich in beiden letzteren Ehebrüchen ihres Verbreitens vollständig bewußt gewesen. Diese Annahme hat das OLG des näheren begründet, insbesondere aus dem Verhalten der Beklagten geschlossen, die in kluger Weise ihre Zusammenkünfte mit den fremden Männern zu verheimlichen verstanden habe. Dafür aber, daß die Ehebrüche in einem Zustande handhafter, die freie Willensbestimmung ausschließender Eitüchung der Geistesfähigkeit verübt worden seien, sei ein Anhalt nicht vorhanden. Das OLG ist der gleichen Ansicht, denn der Sachverhalt habe, wie es im Berufungsurteil heißt, nur geschäftliche Jügellosigkeit der Beklagten, nicht aber Betrugshilfslosigkeit oder geistige Eitüchung im Sinne des § 51 StGB. ergeben. Nach der Auffassung des OLG ist es sogar zweifelhaft, ob die Beklagte zur Zeit der Ehebrüche überhaupt geistesschwach gewesen sei, da ihre, allerdings später geschriebenen Briefe viel Zweckmäßigkeit, geistige Ordnung und Übersicht über die Sachlage beweisen. Diese Ausführungen der Tatsichter lassen einen Verstoß nicht erkennen. Da die Beklagte nach ärztlichem Gutachten geistesschwach ist, so lag für den Richter besonderer Anlaß vor, zu prüfen, ob die Voraussetzungen des § 51 StGB, unter denen eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, gegeben seien. Im Verlaufsfall läge Ehebruch im strafrechtlichen Sinne nicht vor. Daraus würde sich dann die weitere Folge ergeben, daß auch kein Scheidungsrecht wegen Ehebruchs erwachse sei, denn der Tatbestand des Ehebruchs nach dem StGB ist derselbe wie nach dem StGB. Begr. Bd. 4 S. 582. Briefe Bederrichter haben nun die Voraussetzungen des § 51 StGB. als nicht gegeben erachtet und im übrigen die Verantwortlichkeit der Beklagten für ihre Ehebrüche aus rechtsinwandfreien Erwägungen bejaht. R. a. R., II. v. 27. Mai 07, 501/06 IV. — Breslau.

2. § 123 Abs. 1 BGB. Auch Anpreisungen, empfehlende Zusicherungen, können den Tatbestand der arglistigen Täuschung erfüllen.]

Vom Beklagten wird als erster Einwand gegen die Klage auf Zahlung rückständiger Zinsen von der auf seinem Grundstücke gemäß dem Kaufvertrage vom 18. November 1903 für den Kläger eingetragenen Restschuldzinspfeil und als Grundlage für die Widerklage auf Feststellung der Richtigkeit des Vertrages geltend gemacht, er sei zum Abschluß des Vertrages dadurch bestimmt worden, daß Kläger wider besseres Wissen versichert habe bei der vor dem Vertragsschluß im November 1903 vorgenommenen Besichtigung der Kallgrube: der Kall reiche bis an das Ende des Planes und werde noch 15 bis 18 Jahre lang vorhalten. Der Berufungsrichter sieht in diesen Zusicherungen nur unbedingte Anpreisungen und nimmt an, der Kläger habe erwarten können, der Beklagte werde auch erkennen, daß es sich nur um solche Anpreisungen handle, auch erachtet er durch die erstinstanzliche Beweisaufnahme keinerlei Umstände dafür als erlaubt, daß der Kläger die Angaben wider besseres Wissen gemacht habe. Die Aufassung des Berufungsrichters ist richtig. Der Beklagte wäre im Sinne des § 123 Abs. 1 BGB. zum Abschluß des Vertrages durch

arglistige Täuschung bestimmt worden, wenn ihm der Kläger hinsichtlich des Kaufgegenstandes offensichtlich falsche Angaben gemacht hätte in dem Bewußtsein, daß der Beklagte bei Kenntnis der wahren Sachlage den Vertrag nicht oder doch nicht so, wie geschlossen, schließen würde, und wenn diese Angaben auch tatsächlich für den Beklagten zum Abschluß des Vertrages bestimmend gewesen wären (Dernburg, Bürgerliches Recht Bd. 1 § 140 Nr. 1 V. 1, 2, 3). Daß die Vorspiegelungen wesentliche Vertragsbestimmungen betreffen, war nicht erforderlich (Wand, Ann. 2 zu § 123 BGB.). Daher können die nach der Behauptung des Beklagten vom Kläger abgegebenen Versicherungen, daß der Kall bis an das Ende des Planes reiche und noch 15 bis 18 Jahre lang vorhalten werde, auch dann, wenn sie, wie der Berufungsrichter annimmt, nur Anpreisungen, empfehlende Zusicherungen wären, den Tatbestand der arglistigen Täuschung erfüllen, sofern nur der Kläger dadurch bei dem Beklagten einen für den Vertragsschluß maßgeblichen Irrtum hat hervorgerufen wollen und hervorgerufen hat. Dies verlangt der Berufungsrichter, der erklärt, es sei hinsichtlich der mündlichen Zusicherungen über die Ausdehnung des Kallagers und die Dauer der Ausbeutungsfähigkeit der Kallgrube eine arglistige Täuschung nicht festzustellen, da, auch wenn bei den Vorverhandlungen davon die Rede gewesen sei, daß der Kall bis an das Ende des Planes gehe und noch 15 bis 18 Jahre reiche, dies nicht als eine bestimmte, von dem Verkäufer zu vertretende, sondern nur als eine empfehlende Zusicherung angesehen werden könne. Allerdings fügt der Berufungsrichter noch hinzu, der Kläger habe erwarten können, daß der Beklagte erkenne habe, wie es sich bei solchen Angaben nicht um bestimmte Zusagen, sondern bloß um Anpreisungen handle. Aber einestheils ist diese Bemerkung für die Frage, ob die Zurückweisung des Vertragsinstandes gerechtfertigt ist, belanglos, da sie nicht etwa die Feststellung enthält, daß die genannten Angaben des Klägers für den Beklagten überhaupt nicht zum Vertragsabschluß bestimmend gewesen seien, und andererseits ist auch sie offensichtlich von der Aufassung beherrscht, daß, wenn seitens des Verkäufers nicht bestimmte, von ihm zu vertretende Zusicherungen, sondern nur Anpreisungen bezüglich des Kaufgegenstandes erfolgt seien, eine arglistige Täuschung des Käufers gar nicht vorliegen könne. Demnach beruht dieser Entscheidungsbegründung für die Zurückweisung des vorvertragsinstandes auf Verletzung des § 123 BGB. R. a. R., II. v. 5. Juni 07, 369/06 V. — Raumburg.

3. § 138 BGB. Kauf und Verkauf einer ärztlichen Praxis als Verstoß gegen die guten Sitten beurteilt.]

Der Beklagte, der praktischer Arzt ist und in D. in dem Hause W.-Straße Nr. 4 eine Praxis für Zahn- und Mundkrankheiten betreibt, hat mit dem Kläger, ebenfalls einem praktischen Arzt, einen Vertrag vom 1. Dezember 1902 über den weiteren Betrieb der Praxis in jenem Hause durch den Kläger geschlossen. Der Kläger, der die Praxis am 1. April 1903 von dem Beklagten übernommen hat und über dessen Vermögen im November 1903 auf Antrag des Beklagten das (unzulässig benannte) Konkursverfahren eröffnet ist, hat jenen Vertrag als nichtig angefochten und zwar einmal, weil er gegen § 134 BGB. in Verbindung mit der Standesordnung für die ärztlichen Beiräte

vereine im Königreich Sachsen vom 14. März 1899 verstoße, die den Kauf und Verkauf der ägyptischen Wäxiz verbiete, und sodann, weil der Vertrag die guten Sitten verletze und somit unter § 138 BGB. falle. Das U. V. hat den ersten Grund für durchgreifend erachtet; auf die Verletzung des Bellagten hat das O. V. in seinem jetzt mit der Revision angegriffenen Urteil die Berücksichtigung des Klägers zur Ansicht des Vertrages aus § 134 BGB. unentschieden gelassen, die Anfechtung aber aus § 138 für begründet erachtet. Die Revision des Bellagten ist zurückgewiesen worden: In dem Vertrage sind seinem Verlaufe nach nur Inventarliste und Gebrauchsgüter als verkauft bezeichnet und zwar für einen Preis in Höhe des Bierfasses der Bruttoeinnahmen des Bellagten aus seiner Wäxiz im letzten Quartale seines Betriebes (1. Januar bis 31. März 1903), zum Höchstbetrage von 70 000 Mark, auf welche Summe der Preis demnächst zwischen Parteien bestimmt ist. Der Berufungsrichter hat in Übereinstimmung mit dem ersten Richter und mit einem in dieser Angelegenheit ergangenen Urteil des ägyptischen Obergerichtshofs für den Reglementsbeizl D. unangefochten festgestellt, daß trotz jenes Verlaufs des Vertrages die Absicht der Parteien dahin gegangen sei, dem Kläger die ägyptische Wäxiz des Bellagten gegen Entgelt zu übertragen, und in dem Abschluß des Vertrages ein Verkauf der bis dahin von dem Bellagten betriebenen Wäxiz für Bajan- und Mundkonsumten liege. Der Berufungsrichter nimmt zu der Frage, ob der sog. Verkauf einer ägyptischen Wäxiz gegen die guten Sitten verstoße (und deshalb nicht ist), nicht grundsätzliche Stellung, sieht aber wenigstens im vorliegenden Falle den Vertrag als gegen die guten Sitten verstoßend an, indem er in betreff desselben und seines weiteren Inhalts — außer der Übertragung der Wäxiz zum Preise von 70 000 Mark — noch folgendes, ebenfalls unangefochten feststellt: Der Kaufpreis (bezieht auf das Bierfass der vom Bellagten in einem Quartale erzielten Bruttoeinnahme und demnächst bestimmt auf 70 000 Mark) habe zu dem Werte der als verkauft bezeichneten Gegenstände in seinem Verhältnis gestanden. Der Preis habe in Monatsraten von 1 500 Mark getilgt werden sollen, die unter allen Umständen vornehmlich sechs mal zu entrichten gewesen seien. Wenn der Käufer sich auch dann von dem Vertrage habe lösen können, so habe er in solchem Falle doch die geleisteten Zahlungen verloren und habe, um den Erlös des (von den 70 000 Mark) noch rückständigen Kaufgeldbetrages erzielen zu können, die verkauften Gegenstände sämtlich zurückgeben müssen. Auch sei ihm solchenfalls jede Ausübung weiterer ägyptischer Tätigkeit in der Reichskauptmannschaft Dresden bei einer Vertragsstrafe von 25 000 Mark untersagt gewesen. In der Begründung seines Urteils hat der Berufungsrichter zunächst im allgemeinen ausgeführt, der Kzt. betriebe seine Wäxiz nicht als eine reine Erwerbstätigkeit; er solle sie nicht nur um des Vermögensgewinnes willen ausüben, sondern zugleich auch zur Förderung des allgemeinen Wohls und als eine Tätigkeit, die für dieses von großer Bedeutung sei. Wie hierdurch der ägyptische Verkauf aus dem Rahmen des gewöhnlichen Erwerbslebens herausgehoben werde, so erachte dem Kzt. auch zugleich die Pflicht, insbesondere bei seinem mit der Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit zusammenhängenden Verhalten, Rücksichten zu beobachten, die dem ihm vom Publikum entgegengebrachten Vertrauen entspreche; und die Rücksichtnahme der

ihm hiernach gezogenen Grenzen könne, bei einem Handeln auf rechtsgeschäftlichem Gebiete, den Charakter eines Verstoßes gegen die guten Sitten annehmen. Der Berufungsrichter sieht einen solchen Verstoß insbesondere auch dann für gegeben an, wenn ein Kzt. des ihm entgegengebrachten Vertrauens dadurch mißtraut, daß er seine Wäxiz an eine andere Person unter Umständen überträgt, die eine Verwertung dieses Vertrauens zum Zwecke reinen Vermögensgewinnes dant. Dieses aber erachtet der Berufungsrichter hier für vorliegend, und er stützt diese seine Annahme auf die oben misgeteilten Tatsachen sowie das folgende: Bei den Schwierigkeiten, die aus den Bestimmungen des Vertrages für den Kläger in bezug auf sein wirtschaftliches Fortkommen erwachsen, habe es auf der Hand gelegen, daß der Weiterbetrieb der Wäxiz bei ihm von der Notwendigkeit, hierbei unter allen Umständen möglichst hohe Einnahmen zu erzielen, in einem für die Hilfesuchenden sehr nachteiligen Grade beeinflusst sein mußte, ganz abgesehen davon, daß auch sonst einem unter so drückenden Verhältnissen arbeitenden Kzt. die Kreisfreudigkeit und die Gerechtigkeit, bei seiner Tätigkeit zugleich dem Allgemeinwohl zu dienen, in erheblichem Maße abgehen werde. Die hieraus sich ergebenden Umstände traten im vorliegenden Falle noch hinzu zu dem an sich bei jedem Verkauf der ägyptischen Wäxiz gegebenen Nachteil, daß der Verkäufer weniger auf die wirtschaftliche und sittliche Verfassung seines Kaufers als auf die Höhe des Kaufpreises Rücksicht nehmen und trotzdem zu einer Empfehlung seines Kaufers, den der alte Kundenkreis aus Gewohnheit und Bequemlichkeit aufsuche, durch sein pekuniäres Interesse gedrungen geräth. — Endlich hat der Berufungsrichter noch ausgeführt, daß ein Verhalten, wie es in dem Abschluß des angefochtenen Vertrages liege, nicht nur die Standesfitt, sondern auch die dem Kzt. der Allgemeinheit gegenüber obliegenden Pflichten, nicht nur das Standesbewußtsein und ein bloß gesteigertes Standesgefühl der Kzt., sondern auch die sittliche Empfindung der Gesamtheit verlege. Die gesamten Ausführungen des Berufungsrichters lassen einen Rechtsirrtum nirgends erkennen; sie werden vielmehr durch die treffenden Feststellungen getragen und sind jedenfalls in bezug auf den vorliegenden Fall zutreffend und billigerwert. Es hat sich bei dem Vertrage der Parteien um eine rein vermögensrechtliche Transaktion, um die rein geschäftsmäßige Übertragung der Wäxiz gehandelt; die ägyptische Wäxiz ist der Kaufgegenstand gewesen; der Einfluss, den der Bellagte als Kzt. auf das Publikum gewonnen hatte, und das Vertrauen, das ihm vom Publikum entgegengebracht wurde, sind zum Gegenstande eines Gewinns germaßen und in gewinnstüchtiger Absicht ausgenutzt worden. Dieses ist unter Bedingungen geschehen, die dem übernehmenden Kzt. nöthigen — oder doch zum mindesten die Gefahr in sich bergen, daß der übernehmende Kzt. unter dem Einflusse eines starken wirtschaftlichen Druckes dazu geführt werden würde —, daß er bei Ausübung seines Berufs sein Augenmerk vor allem und unter Ausschließung voller Berücksichtigung der Interessen der seine Hilfe nachsuchenden Personen auf die Erzielung möglichst hoher Einnahmen richtete. Am vorerzählten Vertrag unter beantragten Bedingungen verlegt, wie von dem Berufungsrichter ebenfalls ausdrücklich hervorgehoben ist, nicht nur das Standesbewußtsein

und das Standesinteresse der Ärzte, sondern das allgemeine Volkswohlwollen, die Anschauungen der Gesamtheit der billig und gerecht Denkenden, und vertritt somit gegen die guten Sitten. B. o. R., II. v. 17. Mai 07, 22/07 II. — Treiben.

4. § 138 BGB. Für Ärzte (Zahnärzte) wie für Rechtsanwälte vertritt ein vertragsmäßiges Konkurrenzverbot gegen die guten Sitten.]

Der Beklagte war vom 2. Januar 1899 bis zum 4. November 1905 „Kassier resp. Vertreter“ des klagenden Zahnarztes. Er verpflichtete sich, vom Tage seines Austritts beim Kläger innerhalb dreier Jahre weder in R. noch im Umkreise vom 12 Kilometern eine ähnliche Stellung zu übernehmen oder sich zu niedergelassen, und erklärte sich im Falle einer Zuwiderhandlung gegen diese Verpflichtung zur Zahlung einer Entschädigungssumme von 10 000 Mark an den Kläger bereit. Seit Dezember 1905 betreibt der Beklagte in R. zahnärztliche Praxis, nachdem er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes seine sofortige Entlassung erheben hatte. Kläger fordert die Vertragsstrafe von 10 000 Mark. Das RG. hat zu dem gemäß § 243 BGB. ermäßigten Betrage von 7 000 Mark verurteilt. Die Berufung des Beklagten ist zurückgewiesen. Das RG. hob auf Revision des Klägers auf und wies die Klage ab: Die Ausübung der Heilkunde auf Grund staatlicher Approbation ist, trotzdem sie meist im Wege des privatrechtlichen Vertrages geleistet und honoriert wird, ihrem innern und eigentlichen Wesen nach (abgesehen vom gewerblich betriebenen Privatambulanzwesen) kein gewerbliches Unternehmen.) Zunächst nicht im Sinne der Gew.D. hat einen bestimmten Begriff des Gewerbes nicht aufgestellt und nicht aufstellen wollen. Die Motive zum 1. Entwurf vom 7. April 1863 lauten ausdrücklich: „Eine Definition des Begriffs Gewerbe zu geben mußte vermieden werden“, und die Motive zum II. Entwurf vom 4. März 1869 fügen hinzu: „Es ist in dem vorliegenden Entwurf darauf verzichtet, den Begriff des Gewerbes abzugrenzen, weil die Vielgestaltigkeit der gewerblichen Entwicklung eine scharfe Begriffsbestimmung nicht gestattet.“ Die Einbeziehung der Medizinischen Personen in die Gewerbeordnung hatte nach den Motiven zu § 29 den Zweck, denselben die Freigabe innerhalb des Bundesgebietes zu ermöglichen und zu gewährleisten; deshalb sind die Prüfungen und Approbationen der Medizinischen Personen vom Reichs wegen geordnet. Satz 2 des Abs. 1 des § 6 Gew.D. besagt demgemäß, daß das Gesetz auf die Ausübung der Heilkunde nur insoweit Anwendung findet, als dieselbe ausdrückliche Bestimmungen darüber enthält; vgl. JZ. 02 Jahrg. S. 228 Sp. 2. Aus der Gew.D. ist hiernach für die Natur des ärztlichen Berufes positiv nichts zu gewinnen. Eine positive Behandlung über das Wesen des ärztlichen Berufes ist dagegen gegeben in den Standesanschauungen, welche in den den praktischen Ärzten (nicht auch den Zahnärzten) staatlich zuteilten Organisationen unter staatlicher Autorität durchgeführt werden. Der für Preußen auf Grund des Gesetzes, betreffend die ärztlichen Ehrengerichte, das Umlagegesetz und die Kassen der Ärztekammern vom 25. November 1899 seit 1. April 1900 bestehende ärztliche Ehrengerichtshof hat in einer Reihe von

Entscheidungen Klagen, Angriffe auf den Besitzstand eines Berufsgenossen, Verbindungen mit Kurpfuschern als Standesunterschiede geurteilt. Diese Sprache laufen mitstehenden Entscheidungen des Ehrengerichtshofs für Deutsche Rechtsämter völlig parallel. Beide Ehrengerichtshöfe finden einen Verstoß gegen die Standesethik auch in dem Kauf und Verkauf der Praxis, weil hierdurch der überle Wert des persönlichen Vertrauens in Geld umgesetzt werde. Beide Ehrengerichtshöfe rügen also Maßnahmen, welche erlaubte und gewöhnliche Geschäfte eines gewerblichen Unternehmens sind, beim Arzt und Rechtsanwalt als Berufspflichtverletzung. Die sich unter staatlicher Autorität durchsetzende sittliche Überzeugung und die tatsächliche Sitte der deutschen Ärzte geht dahin, daß der ärztliche Beruf, wie der Rechtsanwaltsberuf, als „Erwerbe“, d. h. als eine Erwerbsquelle, als ein auf Geldverdienenden gerichtetes Unternehmen nicht ausgedeutet wird und nicht ausgedeutet werden darf. Die Überzeugung vom dem höheren sittlichen Zweck beider Berufe greift über die Standesethik hinaus: sie ist eine allgemeine. Nach den Sittenanschauungen nicht nur der Ärzte und Rechtsanwälte selbst, und nicht nur der sonst höher gebildeten Volksschichten, sondern des gesamten deutschen Volkes stehen die allgemeinen Interessen dierenden Berufe des Arztes und des Rechtsanwalts über dem Niveau einer Gelderwerbsmöglichkeit und dürfen auf die Stufe eines gewerblichen Unternehmens nicht herabgezogen werden. Dem „durchschnittlichen Volksschicht“, „dem Handwerkerstande“ aber billig und gerecht Denkenden“ ist es anstößig, wenn der Beruf des Arztes und des Rechtsanwalts lediglich zum Zwecke des Geldverdienens und nach den Motiven dieses Gesetzes ausgedeutet wird. Das eigentümliche und entscheidende Gepräge beider Berufe liegt darin, daß sie fundamental, allgemein, öffentliche Zwecke, nämlich die der Gesundheitspflege und der Rechtspflege, auf Grund staatlich geordneter und grundsätzlich freier wissenschaftlicher Vorbildung unter besonderer Vereinnahmung zu erfüllen haben. Die Honorierung der Berufstätigkeit des Arztes und des Rechtsanwalts tut diesem inneren Kern derselben keinen Abbruch. Summa die römische Anschauung, welche J. A. den professoribus juris civilis einen Honoratianspruch besagte, quia iura civilia sapientia nec anctantissima, quae pretio nummario non aut aestimanda nec dehonorenda (C. I. § 5 D. 50, 13), läßt dem Arztem geistigen ist, daß auch die höchste geistige Arbeit ohne Abbruch ihrer Würde ihren materiellen Lohn finden darf und soll; vgl. Jhering, der Zweck im Recht, Bd. I S. 106/115 und 186/192. Es ist eine Tatsache, daß das sittliche Berufswesen aller Volksschichten gegen eine Ausnutzung des ärztlichen und anwaltschaftlichen Berufes wie einer Gelderwerbsquelle feindselig und lebhaft reagiert als gegen einen Mißbrauch einer öffentlichen Pflichtenstellung. Insbesondere ist auch die Stellung des nicht beamteten Arztes durch eine Reihe öffentlich-rechtlicher Rechte und Pflichten gekennzeichnet. Als die für Medizinischen Personen bestehenden Landesgesetzlichen Bestimmungen, welche ihnen einen Zwang zu ärztlicher Hilfe unter Androhung von Strafen auferlegen, durch § 144 Abs. 1 Gew.D. aufgehoben wurden, hat der Antragsteller, der Abgeordnete Dr. Löwe, ohne Widerspruch bemerkt, „Staat und Gemeinde wissen sehr wohl, daß die Gesetze der Ethik für den Stand der Ärzte so verpflichtend sind, daß

*) Vgl. unten unter Nr. 34.

Komm. des Entwurfs.

ße ihn zu viel weiteren Leistungen führen, als die Straßgehe durch Androhung irgend führen können.“ Entsprechend hat der Preussische Obergerichtshof für Ärzte ausgesprochen: „die Verweigerung ärztlicher Hilfeleistung in Fällen dringender Lebensgefahr, mag diese durch eine plötzliche schwere Erkrankung oder durch die plötzliche Verschlimmerung einer bereits bestehenden Krankheit herbeigeführt sein, enthält einen Verstoß gegen die ärztlichen Standespflichten.“ Zahlreiche gesetzliche Bestimmungen lassen den Entschluß des preussischen Ministers der Medizinalangelegenheiten vom 31. August 1901, daß auch die nichtbeamteten Ärzte nicht mehr als Privatpersonen (im Sinne des gerade in Frage kommenden Stempelsteuergesetzes) anzusehen sind, sondern aus dem Gebiet der Gesundheitspflege, wie die Rechtsanwältin auf dem der Rechtspflege, eine eigenartige Stellung öffentlich-rechtlichen Charakters beileihen, als wohlbegründet erscheinen. Ist hiernach der Arztberuf nicht nur und nicht ausschließlich die Betätigung einer wirtschaftlichen Kraft, sind vielmehr Ärzte, wie Rechtsanwältin, Träger geistiger Kräfte im Dienste des Gemeinwohls, so erscheinen Konkurrenzkläufen zwischen Ärzten, wie zwischen Rechtsanwältin, in besonderem Maße anstößig. Es ziemt nach allgemeiner Anschauung den Vertretern dieser wissenschaftlichen, staatlich geordneten, den wichtigsten Gemeininteressen dienenden Berufe nicht, der Berufsausübung irgend eine Beschränkung (nach Ort, nach Zeit oder gegenständlich) aufzuerlegen oder auferlegen zu lassen. Diese Berufe müssen frei sein kraft der ihnen innewohnenden sittlichen Würde und im öffentlichen Interesse. Es verletzt das öffentliche Interesse unmittelbar, wenn für die Ausübung dieser Berufe private Monopole irgend welcher Art geschaffen und diese der Allgemeinheit gewidmeten Funktionen in privatem Interesse und zu privatem Nutzen irgend gehemmt und gebunden werden. Dies hat in treffenden Sätzen bereits betont die Kassationsbehörde, unter deren Jurisdiktion das für deutsche Verhältnisse und Anschauungen abweichende Urteil des Pariser Kassationshofes vom 18. Mai 1861 die vertragsmäßige Unterlassung ärztlicher Praxis innerhalb eines bestimmten Rayons für erlaubt und durch kein Gesetz verboten erklärte, vgl. Sirey, Recueil général des lois et des arrêts, 1861 S. 640/641. Solche Konkurrenzkläufen trifft der Satz, daß Verträge gegen die guten Sitten verstoßen, welche eine Monopolische Leistung in Kaufabsehung zu einer Unterlassung setzen, die von Moral wegen in Kaufabsehung zu Geld oder Geldwert nicht stehen soll, vgl. auch, der unzulässige Vertrag S. 73; vgl. Kohler im Arch. für Rechtsw. Bd. 5 S. 218, 255 und im Lehrbuch des bürgerlichen Rechts II 1 S. 101/102. Eine Konkurrenzkläufen zwischen Rechtsanwältin ist denn auch dem Obergerichtshof für Rechtsanwältin normale unterworfen. Die Entscheidung Bd. 111 S. 117 hatte es nur mit dem Falle zu tun, daß ein Rechtsanwalt seinem Schreiber eine fünfjährige Konkurrenzkläufen (sich an einem bestimmten Ort weder als Rechtskonsulent niederzulassen noch dort bei einem solchen oder bei einem Rechtsanwalt tätig zu sein) auferlegt hatte: der Obergerichtshof erklärte diese Stipulation an sich für standesunwürdig. Dem preussischen Obergerichtshof für Ärzte hat der Fall einer Konkurrenzkläufen zwischen Ärzten nur einmal vorgelegen, der Verkauf der ärztlichen Praxis wurde als standesunwürdig geahndet. Nach dem zu obergerichtlicher Untersuchung ge-

kommenen Tatsachenmaterial muß angenommen werden, daß die tatsächliche gute Sitte der Ärzte und Rechtsanwältin es durchaus verzieht und abzieht, ein Konkurrenzverbot aufzuerlegen und auf sich zu nehmen. Die bisherige Darlegung betraf die approbierten praktischen Ärzte. Sie umfaßt aber auch die staatlich geprüften und approbierten Zahnärzte, also die gegenwärtigen Parteien. Die Zahnärztlunde ist ein spezieller Zweig der Heilkunde, der an sich jedem andern ärztlichen Spezialfach gleichsteht. Es sind nur technische und historische Umstände, daß die Zahnärzte als Spezialärzte auf Grund einer besonderen und zwar geringeren Vorbildung staatlich zugelassen werden, vgl. die Not. zu § 29 der GenD., und daß dieselben nicht organisiert sind. Diese zufälligen Momente können nicht dazu führen, die den praktischen Ärzten in einer Reihe gesetzlicher Rechte und Pflichten gleichstehenden approbierten Zahnärzte als außerhalb und zwar unterhalb der ärztlichen Standes- und Sittengesamtheiten stehend zu erachten. Eine solche Unterordnung wird denn auch von dem allgemeinen Volksempfinden nicht gemacht. Nicht wenige praktische Ärzte üben ausschließlich die Zahnärztlunde aus. § 3 der Ärzteordnung für das Königreich Sachsen vom 15. August 1904 bestimmt „Approbierte Zahnärzte können auf ihren Antrag durch Beschluß eines Bezirksvereins als Mitglieder aufgenommen werden“, hält also die approbierten Zahnärzte an sich für fähig der Rechte und Pflichten, welche den Mitgliedern der ärztlichen Bezirksvereine zustehen bezu. obliegen. B. v. B., II. v. 11. Juni 07, 21/07 III. — Nürnberg.

§. 144, 467 BGB. Erfordernis der unbedingten Vertragsanfechtung.]

Die Beklagten verkaufen dem Kläger ein Hausgrundstück; dieser sucht den Verkauf wegen arglistiger Täuschung an. Das LG. verurteilt, die Revision wurde zurückgewiesen. Die Revision machte geltend: Grundständig ist zwar eine Anfechtung unwirksam, wenn sie unter einer solchen Bedingung erklärt wird. Eine in solcher Weise bedingte Anfechtung hat demnach grundsätzlich die Wirkung der Aufhebung des Rechtsgeschäfts nicht und im Regelfall bedarf es zur Aufhebung des Rechtsgeschäfts einer erneuten unbedingten Anfechtung innerhalb der gesetzlich bestimmten Anfechtungsfrist. Das ist zwar im BGB. nicht ausdrücklich ausgesprochen, ergibt sich aber aus dem Wesen der Anfechtung als einseitiger empfangsbedürftiger Willenserklärung; sie muß einen sofort bestimmten Rechtszustand schaffen, der Vertragsgegner braucht sich nicht auf einen, insbesondere von seinem Willen unabhängigen Sachverhalt einzulassen. Die Anfechtung wäre daher unwirksam, wenn sie nur unter der aufstehenden Bedingung des Unterliegens mit der Abandlung erklärt worden wäre. So liegt indes im gegebenen Falle die Sache nicht. Der Kauf der Klage ist dahin anzulegen, daß die Anfechtung unbedingte sowie vorbehaltlos erklärt ist und durch die Wandlungsanprüche der Beklagten, wenn sie darauf eingehen wollten, nur die Möglichkeit eingeräumt werden sollte, das Vertragsverhältnis in der durch § 467 BGB. geregelten Weise mit den Klägern auseinander zu setzen. So aufgestellt liegt eine bedingte Anfechtung nicht vor. B. v. B., II. v. 17. Mai 07, 45/07 II. — Karlsruhe.

6. § 254 BGB. Grundzüge für die Anwendung des Gesetzes, namentlich wenn zwei Beklagte aus zwei verschiedenen Gründen ersatzpflichtig sind.]

Der Fuhrrecht B. ist in der Nacht mit einer Fuhrer Holz durch die alte Friedrichstraße in der Gemeinde B. gefallen. Der Wagen ist die Straßeneinfahrt hinuntergefahren und hat den Fuhrmann getötet. Die klagende Baugewerkschaft-Berufsgenossenschaft, die gemäß dem Urteil der Witwe und den Kindern des Getöteten ein Erbvermögen und Renten gepachtet hat, fordert von der Gemeinde B. und dem Anlieger der Straße, in dessen Eigentum die Unfallstelle gestanden hat, den Ersatz dieser Leistungen. Die Klage ist in beiden Vorinstanzen abgewiesen. Das RG. hob auf: Das Berufungsgericht hat unterlassen, die Art und den Umfang des als mitwirkende Ursache des Schadens unterstellten Verschuldens der Beklagten näher zu umgrenzen. Bei der von § 254 BGB. gebotenen Abwägung der Umstände darf nicht Genüßes mit Unbefunden verglichen werden. Im vorliegenden Falle ist nicht erkennbar, wer als der am Unfall Schuldige angesehen wird, ob die Gemeinde oder S. oder beide Beklagten. Infolgedessen bleibt auch der Grad ihres Verschuldens ungewiß, der sich zudem möglicherweise bei dem einzelnen Anlieger anders darstellen kann, als bei der Gemeinde. Die letztere hat vielleicht auch darin schuldvoll gehandelt, daß sie, nachdem die Gefährlichkeit der alten Friedrichstraße erkannt und darum die neue gebaut war, erstere nicht für den Lastwagenverkehr sperrte, oder wenn sie die alte Straße auch ferner für den Wagenverkehr frei ließ, für eine Sicherung der gefährlichen Stelle sorgte. Es kommt hier namentlich in Frage, ob die Beschaffenheit der alten Friedrichstraße an dem Ende, wo die neue abzwirgte, herankommende Fußgänger zu dem Glauben bringen konnte, sie hätten die Wahl zwischen zwei Straßen, die beide gefahrlos zu passieren seien. Ist dieser Umstand bei der Entstehung des Schadens mitwirkend gewesen, so bedingt sich zugleich der Zweifel auf, inwiefern der einzelne unterhaltspflichtige Anlieger glauben durfte, es sei nach dem Bau der neuen Friedrichstraße nicht mehr auf einen Lastwagenverkehr zu rechnen und auf ihn bei der Befahrung der Straße nicht Rücksicht zu nehmen. Es bedarf daher vor allem noch der Beantwortung der Frage, wer von den Beklagten schuldhaft gehandelt hat und inwiefern seine Fahrlässigkeit die Ursache des Unfalls gewesen ist. Erst dann läßt sich übersehen, ob das Verhältnis der beiderseits mitwirkenden Ursachen richtig bemessen worden ist. Rf. Baugewerkschaft-Berufsgenossenschaft c. Gemeinde B. u. S., II. v. 13. Juni 07, 456/06 VI. — Hamm.

7. § 273 BGB. Rechtliche Bedeutung und Voraussetzung des Zurückbehaltungsrechts.]

Der Kläger hatte gegen den Beklagten eine Gesamtforderung von 9873 Mark nebst Zinsen aus Darlehen und aus einem Kaufgeschäft eingeklagt. Für ein am 15. Juni 1904 ergabenes Darlehen von 7000 Mark war ihm vom Beklagten eine für diesen auf Blatt Nr. 82 Bd. 115 des Grundbuchs der Belagerte Käufer Abteilung III Nr. 9 bestehende Hypothek von 8000 Mark mittels schriftlicher Urkunden vom 15. und 17. Juni 1904 unter Übergabe des Briefes verpfändet worden. Der Beklagte wendete ein, daß er schon zur Zeit des Anschlusses der Klage zugrunde liegenden Geschäftes und auch

der Verpfändung geisteskrank gewesen sei, und beantragte widerklagen, den Kläger zur Herausgabe des Hypothekenbriefes zu verurteilen. Der Kläger begehrt Abtretung der Widerklage. Er bestritt das Vorbringen des Beklagten und machte eventuell wegen des ihm in Höhe des Darlehens von 7000 Mark angeblich zustehenden Verdrückungsanspruches ein Zurückbehaltungsrecht aus dem Hypothekenbriefe geltend. Das RG. wies die Klage ab, ohne über die Widerklage zu erkennen. Dieses Urteil ist rechtskräftig geworden. Es wurde auf Antrag des Beklagten dahin ergänzt, daß der Kläger verurteilt wurde, den Hypothekenbrief über 8000 Mark an den Beklagten Zug um Zug gegen Zahlung von 7000 Mark herauszugeben. Gegen dieses Ergänzungsurteil legte der Beklagte Berufung ein, diese hatte in der Hauptsache keinen Erfolg; das RG. hob auf: Die Widerklage ist aus Herausgabe des Hypothekenbriefes gerichtet, der dem Kläger die Verpfändung der in Tatbestande näher bezeichneten Poff übergeben worden ist. Da das Pfandgeschäft wegen der Geisteskrankheit des Beklagten nichtig ist, so hat der Kläger an sich, wie unstreitig, den Brief dem Beklagten wieder auszuhandeln und es kommt nur darauf an, ob die Einrede der Zurückbehaltung begründet ist. Sie stützt sich auf den § 273 Abs. 1 BGB. Diese Bestimmung gestattet die Verneinung, eine geschuldete Leistung zu verweigern, bis der andere Teil einen in gewissem Zusammenhang mit ihr stehenden Anspruch befriedigt hat. Es wird dadurch nicht ein dingliches Recht, insbesondere nicht das Recht eingeräumt, sich aus dem zurückbehaltenen Gegenstande wegen der geschuldeten Gegenforderung zu befriedigen. Vielmehr erlaubt dem Schuldner nur eine seine Leistungspflicht hemmende Einrede, die auf derselben Grundlage beruht, wie die Einrede der Abgilt. Er soll nicht zu leisten brauchen, wenn es wider Treu und Glauben versprochen würde, daß von ihm die Leistung verlangt wird, ohne daß die Gegenleistung eine ihr obliegende Leistung bewirkt. Darum ist es auch unbedenklich, das — obligatorisch wirkende — Zurückbehaltungsrecht aus § 273 BGB. auch in solchen Fällen zuzugestehen, in denen die geschuldete Leistung die Herausgabe einer nicht zu den Wertpapieren oder wenigstens nicht zu den vollkommenen Wertpapieren gehörenden Urkunde, namentlich eines Hypothekenbriefes, wie im gegenwärtigen Rechtsstreit, betrifft. Das Gesetz läßt nach seinem Wortlaut keinen Zweifel darüber, daß jede Art von Leistung, wozu sie überhaupt nur eine Sicherung für einen Gegenanspruch zu gewähren vermag, Gegenstand des Zurückbehaltungsrechtes sein kann. Wie es sich mit dem kaufmännischen Retentionsrechte verhält, braucht nicht untersucht zu werden (§. § 368 BGB.). Ist hiernach der Hypothekenbrief eine zur Ausübung des Rechtes aus § 273 BGB. geeignete Sache, auch gegenüber dem die Herausgabe fordernden Gläubiger und Eigentümer, so ist der vom Gesetz erforderliche Zusammenhang zwischen beiden Ansprüchen gegeben, wozu dem Kläger — was noch zu erörtern ist — ein Anspruch aus der Verdrückung auf Zahlung von 7000 Mark zusteht. Nach der Rechtsprechung des II. BS. des RG., der zu folgen der erkennende Senat keinen Anstand nimmt, kommt es für das Zurückbehaltungsrecht nicht darauf an, daß Leistung und Gegenleistung in einem sich bedingenden Verhältnis zu einander stehen, sondern vielmehr darauf, ob sie einem inermittig zusammengehörigen, einheitlichen Lebensverhältnis

entstehenden und sich darauf beziehen, so daß der natürliche Zusammenhang der beiderseitigen Ansprüche die gleichzeitige Erledigung als angemessen erscheinen läßt (R. 57, 7, ferner bei Gruchot 51, 168 ff.). Diese zunächst für das rechtsgeschäftliche Gebiet zur Geltung gebrachte Auffassung von dem Wesen der Konsumität im Sinne des § 273 BGB. trifft auch für den vorliegenden Fall zu, in welchem es sich nicht um wirkliche Rechtsgeschäfte, sondern nur um den äußeren Tatbestand von solchen handelt. Die Vorgänge, aus denen der Befehl des Briefes auf der einen, der Befehl des Geldes auf der anderen Seite sich entwickelt haben, stehen in untrennbarer Verbindung mit einander. Der Kläger gab dem Beklagten 7000 Mark als Darlehen, dieser überlieferte dem Kläger die Urkunde über die zur Sicherheit des Darlehens verpfändete Hypothek; der Kläger erlangte also den Befehl des Briefes, weil er dem Beklagten 7000 Mark gab, und der Beklagte den Befehl des Geldes, weil er dem Kläger den Brief aushändigte. Wie es nun nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge selbstverständlich gewesen wäre, daß der Beklagte die Hypothekenunderung nur gegen Rückzahlung des Darlehens fordern dürfte, so ist es auch das Natürliche, daß bei Nichtigkeit des Darlehens wie des Verpfändungsgeschäfts die daraus erwachsenden gegenseitigen Ansprüche gleichzeitig abgewandt werden, daß also der Beklagte den Brief nicht erhält, wenn er nicht das Geld zurückgibt, wie andererseits der Kläger das Geld nicht ohne Auslieferung des Briefes verlangen kann. S. c. A., II. v. 28. Mai 07, 454/06 VII. — Estetin.

H. § 398 BGB. Unzulässigkeit der negativen Feststellungsklage gegen den Lebenden, der vor der Zustellung der Klage seine Forderung gegen den Kläger abgetreten hat.]

Der Rubellagte B. hat unter Bietungsangebot behauptet, daß er vor Zustellung der Klage seinen Provisionsanspruch dem Rubellaggen J. abgetreten und den Kläger davon in Kenntnis gesetzt habe. Ist dies richtig, der Anspruch zur Erhebung der Klage von ihm abgetreten, so entfällt ihm gegenüber die Feststellungsklage. Das Rechtsverhältnis zwischen ihm und dem Kläger gehört dann der Vergangenheit an, ohne daß er für sich noch irgend welche Rechtsfolgen aus demselben ableitet. Damit entfallen die für die Zulässigkeit der Feststellungsklage geltenden Voraussetzungen. Das gegen ihn erlassene Urteil unterliegt deshalb der Aufhebung unter Zurückverweisung der Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung. J. v. B. c. B., II. v. 28. Mai 07, 443/06 III. — Berlin.

B. §§ 459, 462, 463, 472 BGB. Begründet die Unterlassung der Benutzung eines Bauwerks seitens der Polizei einen Mangel im Recht?]

Kläger haben vom Beklagten ein Fleischereigrundstück, auf dessen Gemarkung sich neben einer als Wagenremise benutzten Gartenlaube zwei überdachte Räume (Heuschuppen und Geräteschuppen) befinden, gekauft und aufstellen erhalten. Unstreitig sind der Heuschuppen und der Geräteschuppen ohne polizeiliche Genehmigung errichtet und ist die Benutzung der Gartenlaube als Wagenremise unzulässig; auch ist demgemäß den Klägern bald nach dem Erwerbe des Grundstücks polizeilich diese weitere Benutzung der Wagenremise untersagt und der Abbau der beiden Schuppen aufgegeben worden. Kläger erkliden in den

hierdurch zu Tage tretenden Eigentumsbeschränkungen einen Mangel im Recht. Sie verlangen Ersatz desjenigen Schadens, der ihnen durch Beeinträchtigung der Benutzung des Grundstücks und des Betriebes der Fleischerei infolge des in Rede stehenden Mangels erwachsen ist. Der zweite Richter hat den Anspruch auf Geldentschädigung dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Das R. hob auf: Der Berufungsrichter nimmt an, ein Sachmangel liege nicht vor, da sowohl die Laube wie die beiden Schuppen nach ihrer Bauart und Einrichtung zu der Zweckbestimmung, der sie nach dem Willen der Parteien dienen sollten — Benutzung als Wagenremise und als Heu- und Geräteschuppen — an sich geeignet gewesen seien und nur der Umstand, daß polizeiliche Bestimmungen entgegenstanden, eine solche Benutzung unmöglich gemacht habe. Deshalb sei der Mangel ein Mangel im Recht. Diese Annahme ist rechtsirrtümlich. Die der Polizeibehörde im Interesse des Gemeinwohls zustehenden Befugnisse können nicht als Rechte Dritter im Sinne des § 434 BGB. angesehen werden, da die Polizeibehörde kein Rechtssubjekt ist. Das R. hat denn auch bereits wiederholt ausgesprochen, daß die Unbenutzbarkeit oder sonstige Unbenutzbarkeit eines Raumes, die in dessen bezugswidriger Beschaffenheit ihren Grund hat, unter dem Begriff des Sachmangels fällt. (Urteile des erkennenden Ernsts vom 11. Oktober und 13. Dezember 1905, V. 50/05, V. 226/05 und vom 30. Januar 1906, V. 290/05.) Von diesem Standpunkt aus, den auszugeben seine Veranlassung vorliegt, konnte der Kläger einen Schadenersuchanspruch nur erheben, wenn es sich entweder um das Fehlen einer zugesicherten Eigenschaft oder um einen arglistig verschwiegenen Mangel handelte, § 463 BGB. Andernfalls stand ihm nur das Recht der Preisumänderung gemäß §§ 462, 472 BGB. (das Wandlungsrecht) somit nach gegenwärtiger Fassung nicht in Betracht) zu, sofern nicht nach § 459 Abs. 1 Satz 2 BGB. überhaupt jeder Anspruch wegfällt. B. c. L., II. v. 1. Juni 07, 487/06 V. — Naumburg.

10. § 469 BGB. Wandlung beim Kauf zusammengehörender Sachen.]

Die Parteien hatten einen Kaufvertrag über 78 Stiere zum Preise von 310 Mark für das Stück abgeschlossen. Der Kläger begehrt die Wandlung dieses Vertrages bezüglich 58 Stiere; er behauptet zur Begründung dieses Anspruchs, der Beklagte habe bei Abschluss des Vertrages zugesichert, daß jeder der verkauften Stiere ein Gewicht von 8–10 Centnern habe; das treffe, wie sich beim Wiegen der Tiere einige Tage nach der Ablieferung ergab, bezüglich der 58 Stiere, wegen deren der Wandlungsanspruch erheben sei, nicht zu. Das O. erachtet diesen Anspruch auf Grund des § 469 Satz 2 BGB. für unbegründet, weil die Stiere als zusammengehörend verkauft worden seien, und daher die Wandlung nicht auf einen Teil hätte beschränkt werden dürfen, sondern alle 78 Stiere zu erstören gewesen wäre. Das R. hob auf: Diese Begründung beruht auf unrichtiger Auslegung des § 469 Satz 2 BGB. Für den Fall, daß von mehreren verkauften Sachen nur einzelne mangelhaft sind, gilt nach § 469 Satz 1 BGB. als Regel, daß nur in Ansehung dieser die Wandlung gefordert werden kann, auch wenn ein Gesamtpreis für alle Sachen festgesetzt ist. Das entspricht auch durchgängig in solchen Fällen naturgemäß der

gegebenen Sach- und Rechtslage. Eine Ausnahme ist gerechtfertigt und durch § 469 Satz 2 für den Fall vorgesehen, daß „die Sachen als zusammengehörig verkauft worden sind“, indem dann jeder Teil verlangen kann, daß die Wandlung auf das Ganze erstreckt wird, wenn die mangelhaftesten Sachen nicht ohne Nachteil für ihn von den übrigen getrennt werden können. Hiernach, insbesondere nach den Schlussworten des ersten Satzes, ergibt sich, daß aus der Art der Bestimmung des Preises ein entscheidendes Moment dafür, daß ein Ausnahmefall des zweiten Satzes gegeben sei, nicht hergeleitet werden kann; und es ist daher schon ersichtlich, wenn das OLG gerade auf dieses Moment wesentlichen Gewicht gelegt hat. Im übrigen müssen, um Satz 2 zur Anwendung zu bringen, zwei Voraussetzungen vorliegen. Zunächst müssen die mehreren Sachen als zusammengehörig d. h. als dazu bestimmt, zusammen zu bleiben, verkauft sein; die objektive Zusammengehörigkeit ist also allein nicht entscheidend, der Gesetzgeber hat es absichtlich vermieden, die Vorbedingung darauf zu stellen, daß eine sogenannte Gesamtsache (Sachgesamtheit, Inbegriff) den Gegenstand des Vertrages bildet (vgl. R. v. § 389—391 B. d. S. 235). Es kommt vielmehr darauf an, daß die Absicht beider Vertragstheilnehmenden, sowohl des Verkäufers als des Käufers, dahin ging, über die mehreren Sachen lediglich in ihrer durch einen gewissen Zweck bestimmten Zusammengehörigkeit zu kontrahieren. Damit ist aber auch die Bedeutung des zweiten Glieds vom OLG verkannt. Es vornehmlich für die Anwendbarkeit des § 469 Satz 2, daß die mangelhaftesten Sachen für den Teil, der die Erfüllung der Wandlung verlangt, nicht ohne Nachteil von den übrigen getrennt werden können, dahin gegeben, daß durch die Trennung als solche wegen des durch die Zusammengehörigkeit bedingten höheren Wertes ein wirtschaftlicher Nachteil entstehen muß, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß auch subjektive Interessen der Beteiligten von Bedeutung sein können. Daraus ergibt sich aber, daß es weiterhin richtig ist, wenn das OLG angenommen hat, durch die infolge der nur teilweisen Wandlung bedingte Trennung ergabe sich ein Nachteil für den Beklagten gemäß § 469 Satz 2 BGB. um deswillen, weil Kläger die guten Stiere behielt, dagegen bezüglich der mangelhaften den Vertrag rückgängig machen wollte. Auch wenn ein Gesamtpreis nicht in Frage stünde, könnte von einem Nachteil, wie ihn § 469 Satz 2 im Auge hat, nicht die Rede sein. Zur diesen Fall hat nämlich der Kläger, soweit er die den Vertragsbedingungen entsprechenden Stiere zu dem bedungenen Preise von je 310 Mark behält, das behalten, was er nach dem Vertrage zu beanspruchen hatte; lediglich durch die Erfüllung des Vertrages kann aber dem Beklagten ein Nachteil nicht erwachsen sein. Soweit dagegen ein Teil der Stiere nicht dem Vertrage entsprechen und daher dem Wandlungsanspruch stattzugeben sein sollte, würde der Beklagte die vertragsmäßigen Stiere um deswillen zurückbekommen, weil er wegen seiner mangelhaften Lieferung einen Anspruch auf Vertragsrückstellung, insbesondere auf Zahlung des Kaufpreises nicht haben würde. Ein Nachteil im Sinne des § 469 Satz 2 kann aber nicht darin liegen, daß der Beklagte ausdrücklich gesagt wird, einen unberechtigten Anspruch geltend zu machen. R. a. G., II. v. 17. Mai 07, 26/07 II. — Randeröder.

11. §§ 614, 666, 675 verb. mit § 259 BGB. Vor Rechnungslegung über eine Geschäftsführung kann der Dienstverpflichtete Vergütung nicht fordern.]

Das Berufungsgericht hat den Gehaltsanspruch des Klägers auf Grund der Umrede der Beklagten abgewiesen, daß der Kläger zunächst über die ihm übertragene Verwaltung des Ritterguts R. Rechnung legen müsse, ehe er Zahlung der vertragemäßigen Vergütung seiner Dienste von der Gutsherrin fordern könne. Die Revision des Klägers wurde zurückgewiesen: Der Dienstvertrag, vermöge dessen der Kläger der Beklagten seine Dienste zu leisten hatte, betraf die Verwaltung des Ritterguts R., das der Beklagten gehörte. Es handelte sich also um einen Dienstvertrag, der eine Geschäftsführung zum Gegenstand hatte. Demnach war der Kläger auf Grund der §§ 675, 666 BGB. verpflichtet, über die Verwaltung des Guts Rechnung abzulegen, d. h. nach § 259 BGB. ordnungsmäßig Rechnung zu legen. Diese Pflicht der Rechnungslegung ist bei dem Dienstvertrage, die eine Geschäftsführung zum Gegenstand haben, ein Teil der im Dienstvertrage vom Dienstverpflichteten übernommenen Leistungen und bildet den Abschluß der versprochenen Dienste. Erst mit Erfüllung dieser Pflicht hat der Dienstverpflichtete die zugehörigen Dienste vollständig geleistet. Da nun in Ermangelung anderweitiger Vertragsabreden für die Leistung der Dienste im Verhältnis zu ihrer Entlohnung die Pflicht der Vorleistung besteht (§ 614 BGB.), so erstreckt sich diese Vorleistungspflicht auch auf die Rechnungslegung. Der Dienstverpflichtete kann nicht eher Vergütung der Dienste fordern als bis er über die Geschäftsführung ordnungsmäßig Rechnung gelegt hat. R. a. P., II. v. 11. Juni 07, 477/06 III. — Posen.

12. §§ 633, 634 BGB. Wandlungsanspruch wegen Lieferung nicht vertragsmäßiger Materialien zu einem Bau.]

Die Beklagten haben in Ausführung des Bauvertrags Kacherner Steine anstatt Kacherteller Steine, deren Verwendung bei einem Kirchenbau für die klagende Gemeinde ausbedungen war, verwendet. Die Klägerin verlangt Wandlung. Das OLG wies ab, das RG hob auf und verurteilte die Beklagte zur Einwirkung in die Wandlung des abgeschlossenen Bauvertrages: Der Mangel des Werks, den der Unternehmer nach § 633 BGB. zu vertreten hat, besteht entweder in dessen Beschaffenheit mit Fehlern, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gestifteten oder den nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch ausfüllen bzw. mindern, oder in dem Nichtvorhandensein der zugesicherten Eigenschaften ohne Rücksicht auf dadurch bewirkte Minderung des Werts oder der Tauglichkeit des Werks. Das Gesetz stellt in § 634 Abs. 3 BGB. den Ausschluß abhängig von der Minderung des Werts auf den Wert oder die Tauglichkeit des Werks nach; die Annahme, daß der Ausschluß sich lediglich bezieht auf die erlgangene Art der Mängel, die in der Minderung des Werts oder der Tauglichkeit ihren Grund haben, im Gegensatz zu der zweigedachten Art, die ohne Rücksicht auf Minderung des Werts oder der Tauglichkeit vorhanden sind, liegt danach, unbeschadet des Umstandes, daß beide Arten, wie in § 633, so auch in § 634 Abs. 1 und 2 unter dem Ausdruck Mangel befaßt sind, mindestens ebenso nahe als die im angeführten Urteil vertretene Annahme. Es kann daher jedenfalls nur Zweideutigkeit des Ausdrucks

jugegeben werden; ist das aber der Fall, dann bleibt entscheidend, daß unter Umständen dazwischen liegen, die Wirkung des in dem Nichtvorhandensein der zugesicherten Eigenschaften bestehenden Mangels des Werts auf den Rangbaltungsanspruch ausdrücklich nach der Würdigung des Werts oder der Tauglichkeit zu bestimmen und den Rangbaltungsanspruch trotz Nichtvorhandenseins der zugesicherten Eigenschaften bloß deshalb zu verlagern, weil die Vertragswürdigkeit der Leistung auf dem objektiven Wert oder der Tauglichkeit ruhen oder nur unerheblichen Einfluß hat. Es erscheint nicht gerechtfertigt, dem Verlester die Rechtsbefugnis gegen den Unternehmer zu verlagern, der seine Vertragspflicht durch Nichtachtung der bezüglich der Eigenschaften des Werks getroffenen Vereinbarungen absichtlich oder unabsichtlich verletzt, die ihm gegen den Unternehmer zusteht, der ein Werk liefert, das mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit nicht unerheblich mindern. R. o. R., II. v. 31. Mai 07, 483/06 III. — Colmar.

13. §§ 844, 1603 BGB. Anspruch des Vaters eines durch einen Unfall getöteten Sohnes gegenüber dem zum Schadenersatz Verpflichteten nach Rückgabe der Unterhaltspflichtung des Getöteten.]

Der Sohn des Klägers ist dadurch getötet worden, daß von dem Grundstück des Beklagten, wo dessen Arbeiter mit dem Fortschaffen von Steinen beschäftigt waren, ein dort lagernder Wurzelstock ins Rollen kam und auf das untere Grundstück, wo der Sohn des Klägers arbeitete, hinunterfiel. Wegen der Tötung seines Sohnes hat der Kläger vom Beklagten Schadenersatz gefordert. Sein in dem Berufungsurteil dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärter Anspruch ist dahin gegangen: den Beklagten zu verurteilen, dem Kläger bis zu dessen 70. Lebensjahre ein im Voraus feststehende Jahresrente von 250 Mark zu zahlen. Das RG. hob auf: Das Berufungsurteil beruht auf einer irrigen Anwendung des § 844 BGB. Nach seiner Vorchrift hat der Beklagte dem Kläger insoweit Schadenersatz zu leisten, als durch den Tod des ihm gegenüber unterhaltspflichtigen Sohnes während dessen mutmaßlicher Lebensdauer ihm der Unterhalt entzogen ist, zu dessen Gewährung der Sohn kraft Gesetzes verpflichtet war. Diese Verpflichtung ist aber an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Nach § 1612 BGB. ist der Vater gegenüber dem Sohne nur dann unterhaltspflichtig, wenn er außerstande ist, sich selbst zu unterhalten, und der Sohn nach § 1603 BGB. nur unterhaltspflichtig, wenn er bei Verdächtigungs seiner sonstigen Verpflichtungen imstande ist, ohne Unterstützung seines familiengemäßen Unterhalts dem Vater den Unterhalt zu gewähren. Der Kläger hatte also für seinen Erfolgsanspruch gegen den Beklagten darzutun, daß er nach diesen Bestimmungen einen Unterhaltungsanspruch gegen seinen Sohn in dem von der Klage geltend gemachten Umfang gehabt hat. Das Berufungsgericht hat aber von einer näheren Erörterung der Bedürftigkeit des Klägers und der Leistungsfähigkeit des Sohnes abgesehen. Die Urteilsgründe sagen nur: der Getötete habe zu dem Kläger in einem Verhältnis gestanden, vermöge dessen er kraft Gesetzes diesem gegenüber unterhaltspflichtig gewesen sei. Tatsächlich habe auch der Sohn schon auf Grund dieser Verpflichtung dem Kläger einen Beitrag zu seinem Unterhalt gegeben. Der Sohn sei zur Zeit des Unfalls 16 Jahre alt gewesen und habe nach dem

gewöhnlichen Lauf der Dinge seinen zur Zeit des Unfalls 48 Jahre alten Vater bis am besten 70. Lebensjahre unterstützen müssen. Das Berufungsgericht verkennt hiernach, daß die Unterhaltspflicht des Sohnes erst wirksam wird, wenn der Vater bedürftig ist, also nicht ohne weiteres mit dem Unfallstage, und daß es nicht darauf ankomme, wo der Sohn dem Kläger bisher von seinem Verdienste tatsächlich abgeben hat, sondern was er kraft Gesetzes leisten mußte. Es würde also unerheblich sein, wenn der minderjährige Haussohn dem Kläger seinen Verdienst zur Verwahrung für den Haushalt vom Teil überlassen hätte. Der daraus für den Kläger entstehende Gewinn wäre nicht ein Ausfluß der gesetzlichen Unterhaltspflicht des Sohnes. R. o. R., II. v. 10. Juni 07, 504/06 VI. — Glin.

14. § 1300 BGB. Begriff der „Unbescholtenheit.“]

Zutreffend ist die Klage, der Berufungsrichter habe den Begriff der Unbescholtenheit verkannt. Der Beklagte hatte geltend gemacht, die Klägerin habe ihm früher erzählt, sie habe mit einem jungen Mann Geschlechtsverkehr gehabt, sie habe sich wegen dieses Verkehrs mit ihrer Mutter überworfen und sich in Berlin wo anders selbständig eingemietet. Der Berufungsrichter hat eine Beweiserteilung darüber abgelehnt mit folgender Begründung: „Durch einen Geschlechtsverkehr, der geheim bleibt, nur den Beteiligten bekannt ist, wird eine Bescholtenheit nicht herbeigeführt. Wenn die Bescholtenheit ist eine Folge der niedrigen Bewertung, die der Ruf eines Menschen innerhalb seines Lebenskreises von dritter Seite erfährt (RG. 52, 48). Von einer solchen niedrigen Bewertung des Rufes von dritter Seite infolge eines Geschlechtsverkehrs kann aber keine Rede sein, wenn dieser unbekannt bleibt. Ganz abgesehen hiervon kann aber der Beklagte sich auf einen solchen Geschlechtsverkehr als einen Grund der Bescholtenheit der Klägerin nicht berufen, da er nach seinem ganzen Verhalten die Klägerin nicht deshalb niedriger bewertet, sondern weiter mit ihr verkehrt, ihr die Ehe versprochen und dadurch gezeigt hat, daß er die Klägerin nicht als bescholten ansieht.“ Zu § 182 StGB. hat das RG. (RGSt. 37, 96) ausgesprochen, es sei nicht gerechtfertigt, der allgemeinen sprachlichen Bedeutung des Wortes „bescholten“ entprechend Wert darauf zu legen, daß die die Geschlechtsverkehr betreffenden Tatsachen bekannt sein müßten, denn es sei kein gesetzgeberischer Grund denkbar, dem Klägers, dem es gelungen sei, im Verborgenen Geschlechtsbeziehungen zu Männern zu unterhalten, hinsichtlich des Geschlechtsverhältnisses eine Verurteilung einzurufen. Im Einklange damit ist auch zu § 1300 BGB. angenommen worden, es sei nicht zu fordern, daß geschlechtliche Ausbeziehungen einer Frauensperson in einem weiteren Kreise bekannt geworden seien, auch diejenige, die nur in engem Kreise oder bei einzelnen Personen „bescholten“ sei, könne die Bezeichnung einer unbescholtenen Person nicht für sich in Anspruch nehmen (Urteil vom 2. November 1905 IV 297/05, 15. März 1906 IV 452/05). Wenn ein außerehelicher Geschlechtsverkehr mit einem Dritten festgefunden hat, wird die Voraussetzung der Unbescholtenheit regelmäßig fehlen. Nach dem Vorbringen des Beklagten soll aber sogar wegen des Geschlechtsverkehrs mit dem Dritten ein Zerwürfnis der Klägerin mit ihrer Mutter eingetreten sein und Klägerin sich selbständig eine Wohnung

gemietet haben, um den Verkehr fortzusetzen. Darnach wird, wenn die Angaben des Beklagten richtig sind, kaum zweifelhaft sein können, daß die Klägerin nicht als unbefolgt zu gelten hat. Der Zivilsenat auf das Erkenntnis des RG. vom 10. Juni 1902 (RGZ. 52, 46) vermag die Auffassung des Berufungsgerichts nicht zu stützen, denn in jenem Falle handelte es sich um die Frage, ob der Verlobte den Einwand, die Klägerin sei nicht unbefolgt gewesen, daraus herleiten dürfe, daß er selber schon früher mit ihr Geschlechtsverkehr gehabt habe. Diese Frage ist hier nicht streitig; deswegen geht auch die Erwägung fehl, der Beklagte könne sich auf den von ihm behaupteten Geschlechtsverkehr der Klägerin nicht berufen, weil er nach seinem ganzen Verhalten die Klägerin nicht niedriger bewertet, vielmehr mit ihr verkehrt, ihr die Ehe versprochen und dadurch gezeigt habe, daß er die Klägerin nicht als befolgt angesehen habe. Die Kenntnis der Tatsachen, die den Rang der Unbefolgsfreiheit begründen, auf Seite des Verlobten ersieht nicht die Unbefolgsfreiheit auf Seite der Frau; sie vermag höchstens zu beweisen, daß der Verlobte, der trotz der Kenntnis des Verlöbnißs eingeht oder fortgeht, sich nicht auf die ihm schon früher bekannten Tatsachen zur Rechtfertigung seines Rücktritts berufen kann. E. o. F., U. v. 13. Mai 07, 514/06 IV. — Cassel.

15. §§ 1371, 1389, 1437, 1498 BGB. verb. mit Art. 45 § 1 Abs. 1 PrAG.]

Die Eheleute leben getrennt, sie hatten die Gemeinschaft der Güter und des Gewerbs ausgeschlossen. Auf eine von der Ehefrau erhobene Klage auf Zahlung einer Forderung hat der Beklagte mit der Widerklage in beiden Vorinstanzen die Verurteilung der seit Februar 1904 dauernd von ihm getrennt lebenden Klägerin dazu erreicht, daß sie insähernd stehender Ehe zur Beseitigung des ehelichen Aufwandes an den Beklagten jährlich 1900 Mark zahle. Die Revision der Klägerin und Widerbeteiligte wurde zurückgewiesen: Gemäß dem im Tatbestand erwähnten Ehevertrage verb. mit Art. 45 § 1 Abs. 1 PrAG. und § 1371 BGB. ist die Klägerin verpflichtet, aus ihrem Vorbehaltsgut dem Beklagten einen Beitrag zur Beseitigung des ehelichen Aufwandes und zwar, da Auslagen des eingebrachten Gutes im Streitfalle nicht in Frage stehen, im vollen Umfange des § 1427 Abs. 2 BGB. zu leisten. Mit Unrecht behauptet sie, diese ihre Verpflichtung sei dadurch erloschen, daß sie von ihrem Ehemann getrennt lebt und, wie der Berufungsrichter anerkennt, zur Beseitigung der häuslichen Gemeinschaft nicht verpflichtet ist. Wechsel und Entstehungsgeschichte des Gesetzes bieten keinerlei Anhalt dafür, daß unter dem ehelichen Aufwand (§§ 1371, 1389, 1427, 1441, 1458, 1529 BGB.) nur der durch die tatsächliche Ausübung der ehelichen Lebensgemeinschaft, nicht schließlich der durch den Bestand der Ehe verursachte Aufwand zu verstehen sei. Schon die Schilbung der Ehe dringt die Notwendigkeit der Einrichtung eines Haushaltes, ihre Fortbestehen derjenige der Erhaltung der Wirtschaft mit sich (§§ 1620, 1624 BGB.). Der ganze hierdurch gegebene Lebensaufwand kann nicht von heute auf morgen und kann auf absehbare Zeit überhaupt nicht geändert werden, wenn wie im Streitfalle eheliche, der häuslichen Erziehung bedürftige Kinder vorhanden sind. Das Fernsein der Hausfrau und Mutter pflegt ersatzungsmäßig

sogar eine Steigerung statt eine Verminderung der Haushaltskosten zur Folge zu haben. So wenig daher im gesetzlichen Güterstande das Vermählungs- und Vermögensrecht des Mannes, wozu gemäß § 1389 BGB. die Pflicht zur Tragung des ehelichen Aufwandes in enger Verbindung steht, durch das tatsächliche Getrennleben der Ehegatten beeinträchtigt wird, so wenig ist auch im getrennten Güterstande die Frau berechtigt, insähernd des Getrennlebens den Zusatz zu verweigern, den ihr das Gesetz als Ausgleich für die ihr selbst vorbehaltenen Vermögensanwendungen auferlegt. Insoweit sie ausnahmsweise den Beitrag zurückbehalten darf, bestimmt § 1428 BGB. Es gericht deshalb der Klägerin nur zugunsten, wenn ihr der Berufungsrichter zu Zwecken ihres eigenen Unterhalts einen Abzug von jährlich 1000 Mark gestattet hat, ohne erst zu untersuchen, ob eine erhebliche Gefährdung ihres Anspruchs auf die Unterhaltsrente (§ 1361 BGB.) vorliege. Im übrigen ist zwar richtig, daß der Begriff des ehelichen Aufwandes den eigenen Unterhalt sowohl der Ehegatten als der gemeinschaftlichen, mindestens der den elterlichen Haushalt stützenden Abkömmlinge mit umfaßt. Er wird aber damit nicht erschöpft. Es ist deshalb unrichtig, wenn die Klägerin glaubt, hat der Beitrag den Mann wie die Kinder auf Erhebung des gesetzlichen Unterhaltsanspruchs gegen sie verwiesen zu dürfen. Die auch vom Gesetz anerkannte Regel bildet vielmehr, daß die Frau gerade durch Zahlung des Beitrags den Mann in den Stand setzt, unter andern auch seinen Unterhaltsverpflichtungen sowohl ihr als den Kindern gegenüber nachzukommen. Wäre sie tatsächlich gezwungen worden, ihren Kindern unmittelbar den Unterhalt zu gewähren, so könnte allerdings in Frage kommen, ob sie die hierzu gemachten Aufwendungen dem Mann gegenüber am Beitrage kürzen dürfe. Mit Recht hat aber der Berufungsrichter ihren Einwand zurückgewiesen, daß sie von den Kindern auf Unterhalt verlastet sei, da sie dieser Klage ja gerade durch Zahlung des Beitrags an den Mann wirksam begegnen könne. Jedenfalls hat sie nicht behauptet, daß auch in diesem Falle der Unterhalt der Kinder gefährdet sein würde und daß sie deshalb den Beitrag zur eignen Verwendung zurückbehalten dürfe (§ 1428 Abs. 1 BGB.). Es kann deshalb auf sich beruhen, ob ihr, wie der Berufungsrichter annimmt, bezüglich des Beitrags der Rechtsbehelf aus § 323 ZPO. ohne weiteres zur Seite stehen würde. E. o. F., U. v. 27. Mai 07, 489/06 IV. — Berlin.

Zivilprozeßordnung.
16. §§ 214, 549, 618 ZPO. Erfordernis der Zahlung für die Erlassung eines Vermögensurteils.]

Auf Klage der Ehefrau war dem AG. auf Grund von § 1568 BGB. die Ehe der Parteien aus dem Grunde gelichen worden, weil der Beklagte, nachdem er schon vor der Abschließung schwerer Vorstrafen erlitten hatte und auch bereits mit Justizhaus bestraft worden war, während der Ehe eine Reihe weiterer Straftaten verübt hat, die zu seiner Verurteilung geführt haben. Er hat zweimal wegen Diebstahls im Rückfalle Strafen verbüßt und ist zuletzt wegen versuchten schweren Diebstahls in zwei Fällen sowie wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs zu drei Jahren und sechs Monaten Justizhaus und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren verurteilt worden,

welch jugendlich seine Stellung unter Polizeiaufsicht für zulässig erklärt worden ist. Das RG. hob zufolge § 618 Abs. 3 ZPO. auf: In der Berufungssitzung fand am 16. Oktober 1906 die erste mündliche Verhandlung statt. In diesem Termin erschienen nur der Prozeßbevollmächtigte der Klägerin und Berufungsklägerin. Der Beklagte blieb unvertreten. Es wurde beschlossen und verhandelt, zur weiteren mündlichen Verhandlung sowie zur Vorlegung näher begründeter Strafsakten einen Termin auf den 26. Oktober 1906 vormittags 11 Uhr anzuberaumen. In diesem Termine war zwar auch der Prozeßbevollmächtigte des Beklagten erschienen. Er erklärte jedoch vor dem Eintritt in die mündliche Verhandlung, daß er nicht informiert sei und beantragte unter Widerspruch des klägerischen Prozeßbevollmächtigten, die Verhandlung zu vertagen. Der Antrag wurde abgelehnt, worauf sich der Prozeßbevollmächtigte des Beklagten mit der Erklärung entsandte, daß er nicht auftreten wolle. Eine Feststellung, daß der Beklagte zu dem Termin am 26. Oktober 1906 erschienen war, hat der Berufungsrichter nicht getroffen. Diese Falschung, die gemäß § 214 ZPO. von der Klägerin hätte ausgehen müssen, ist auch hinterher nicht nachgewiesen worden, insbesondere nicht in der Revisionsinstanz. Ohne die Feststellung der Falschung war eine Verhandlung in Abwesenheit des Prozeßbevollmächtigten gemäß § 618 Abs. 3 nicht zulässig und da sie im gegebenen Falle zum Entsch. des Urteils geführt hat, so drückt das Urteil im Sinne des § 549 ZPO. auf dieser Gesetzesverletzung. Dadurch, daß der Prozeßbevollmächtigte des Beklagten vor dem Eintritt in die mündliche Verhandlung deren Vertagung beantragte, weil er sich mit dem seine Strafe veräußernden Beklagten noch nicht hatte in Verbindung setzen können, ist die Voraussetzung des § 558 ZPO., unter der dem Beklagten die erhobene Klage abgegriffen sein würde, nicht erfüllt. D. v. B., II. v. 3. Juni 07, 525/06 IV. — Berlin.

17. § 256 ZPO. Die negative Feststellungsklage erfordert nicht unbedingt ein Verbleiben seitens des Beklagten.]

Der Berufungsrichter hat mit Recht die Zulässigkeit der negativen Feststellungsklage bejaht. Der § 256 ZPO. erfordert nicht, daß der Beklagte ausdrücklich das Verbleiben des Rechtsverhältnisses behauptet, dessen Nichtbestehen der Kläger feststellen verlangt. Es ist nur nötig, daß der Kläger an der alsbaldigen Feststellung des Nichtbestehens des Rechtsverhältnisses ein rechtliches Interesse hat. Dieses Interesse wird allerdings regelmäßig nur dann vorliegen, wenn sich der Beklagte des bestehenden Rechts ausdrücklich berahmt. Es kann aber auch dann vorhanden sein, wenn der Kläger gerechten Anspruch auf die Befristung hat, daß ihm der Beklagte auf Grund seines vermeintlichen Rechts ernstliche Hindernisse entgegensetzt werde. Und das ist hier der Fall. S. c. F., II. v. 29. Mai 07, 521/06 V. — Hamburg.

18. §§ 286, 551, 554 Abs. 3 Ziff. 2 n ZPO. Erfordernis der Revisionsbegründung.]

Die Revision macht geltend, das OLG. habe unter Verletzung materieller, sowie prozeduraler Gesetzesvorschriften angenommen, daß der Kläger die freizügigen Rüge an den Beklagten verkauft habe. Welche materielle Gesetzesvorschrift verletzt sein soll, sagt die Revisionsbegründung, entgegen der Vorschrift des § 554 Abs. 3 Ziff. 2 a, nicht. Als prozedurale Gesetzesvorschriften,

bezieht seien, bezeichnet sie die §§ 286 und 551 Ziff. 7 ZPO. Der in § 551 Ziff. 7 angegebenen absolute Revisionsgrund, „wenn die Entscheidung nicht mit Gründen versehen ist“, hat völlig auszuweichen, da das Berufungsurteil der Seiten Entscheidungsgünde enthält. Aber auch § 286 ist nicht verletzt, da das Berufungsgericht die Gründe ringsherum angegriffen hat, die für seine Überzeugung, daß der Kaufvertrag zwischen den Parteien zustande gekommen sei, leidend gewesen sind, und da nicht erkennbar ist, daß das Berufungsgericht hierbei nicht den gesamten Inhalt der Verhandlungen berücksichtigt hätte. Offenbar wenig tritt hervor, daß sich das Berufungsgericht etwa irrig an gesetzliche Beweisregeln gebunden angesehen hätte. D. c. R., II. v. 11. Mai 07, 520/06 I. — Köln.

19. §§ 304, 521, 529 ZPO. Zulässigkeit der Klagerweiterung in II. Instanz bei einem Zwischenurteil über den Grund des Anspruchs.]

Die Revision behauptet Verletzung der §§ 304, 521, 529 ZPO., weil der Rechtsstreit nur bezüglich des Grundes des Anspruchs an das Berufungsgericht gelangt war und deshalb eine Erweiterung des Klagenpruchs im Wege der Anschlußberufung nicht zulässig gewesen sei. Die Klage ist unbestritten. Es ist, wie auch vom RG. schon wiederholt ausgeprochen wurde (vgl. RG. 29, 378 f.; 45, 322; 51, 254 f.) im allgemeinen zulässig, daß der Kläger, auch wenn in I. Instanz völlig nach seinem Antrage erkannt wurde, mittels der Anschlußklage an die vom Beklagten eingelegte Berufung in II. Instanz seinen Klageantrag im Rahmen von § 268 Nr. 2, 3 und § 529 ZPO. erweitert. Auch bei einem über den Grund des Anspruchs nach § 304 ZPO. ergangenen Zwischenurteil kann dem Kläger die Verfolgung der Klagerweiterung nach Maßgabe von § 268 Nr. 2 ZPO., ungeachtet der durch § 538 Nr. 3 ZPO. gegebenen Einschränkung des Revoletiveffektes nicht verweigert werden. Die Anschlußklage des Klägers im vorliegenden Fall, welche nach dem Tatbestand des Berufungsurteils unter „Erhöhung des Klagenanspruchs auf 2700 Mark“ und nach dem Sitzungsprotokoll vom 18. September 1906 mittels Verlesung der Erklärung in dem Schriftsatz vom 13. September 1906 in prozeßgemäßer Weise erfolgt ist, hat denn auch das Berufungsgericht — ohne Rechtsverstoß — als zulässig behandelt. D. c. R., II. v. 6. Juni 07, 449/06 VI. — Marienwerder.

20. §§ 304, 554, 559 ZPO. Unterlassene schriftliche Klage des § 304 ZPO.]

Der Gemann und Vater der Kläger wurde auf dem Bahnhof B. bei Überschreitung des freien Gleises von dem auf diesem Gleis einfahrenden Zuge erfaßt, überfahren und getötet. Die Kläger haben den Beklagten verklagt, ihnen allen Schaden aus dem Unfall zu ersetzen, demgemäß ihnen eine Jahresrente von 3500 Mark vom Unfalltage bis zum 70. Lebensjahre des Verunglückten zu zahlen. Das OLG. hat den Klagenanspruch im vollen Umfang, das OLG. hat ihn zu 1/2 dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Die Revision wurde zurückgewiesen. Aus den Entscheidungsründen: Das Berufungsgericht hat den Anspruch der Kläger auf eine Gesamrente bis zum 70. Lebensjahre des Getöteten dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, ohne zu erörtern, ob der Verunglückte mutmaßlich so lange am Leben geblieben wäre, und ohne zwischen dem Rentenanspruch der Witwe und dem des minderjährigen

Sohnes — dessen Alter nicht einmal festgestellt ist — zu unterstützen, obwohl die Ehefrau unbeteiligt, der Sohn nur für die Dauer der Unterhaltungsbedürftigkeit ein Recht auf Unterhalt hatte, §§ 1360, 1601, 1602, 1603 BGB. Die prüfende Begründung der Renten beider Kläger hätte, wie der erlernende Senat schon häufig für die Fälle des § 844 BGB. ausgesprochen hat, in der Vorabentscheidung über den Grund des Anspruchs festgestellt werden sollen. Indes ist anzunehmen, daß das Berufungsgericht die einschlägigen Vorschriften des BGB. nicht verkannt hat, sondern daß es die Entscheidung insoweit dem Nachverfahren über den Betrag vorbehalten wollte. Hierin liegt eine Verletzung des § 304 ZPO, die jedoch in der Revisionsbegründung nicht gerügt ist, daher zur Aufhebung des Urteils nicht führen kann, §§ 559, 554 ZPO. V. Orensbahn-
festes e. R., II. v. 3. Juni 07, 408/06 VI. — Köln.

21. § 313 Ziff. 3 ZPO. Zum Begriff des Tatbestandes. Bezugnahme auf viele Schriftsätze und Akten.]

Das Urteil des LG. hat in seinem Tatbestande unter 13 Nummern nach dem Sachvertrage des Klägers die Tatsachen zusammengestellt, aus denen der Kläger die Behauptung herleitet, daß der Beklagte wider die guten Sitten vorsätzlich zum Schaden der Gewerkschaft und des Klägers gehandelt habe, sowie die Gegenansführungen des Beklagten zur Darstellung gebracht, beides nicht in einer alle Einzelheiten erschöpfenden Weise, was die Fülle der tatsächlichen Stoffe des vorliegenden Rechtsstreits ausschließt, aber in übersichtlicher Gruppierung und gedrängter, der Vorschrift des § 313 Ziff. 3 ZPO. entsprechenden Erzählung. Am Schluß des Tatbestandes findet sich jedoch eine Bezugnahme auf den „vorgetragenen Inhalt“ aller vorbereitenden Schriftsätze der Parteien ohne Ausnahme und ohne Beschränkung auf bestimmte Teile, in denen etwa eine nähere Ausführung des Tatsächlichen und der Aktritte der Parteien enthalten wäre, vielmehr in uneingeschränkter Allgemeinheit. Die so in Bezug genommenen Schriftsätze umfassen die Zahl von 17 und begreifen mehrere hunderte von Blättern der Akten. In der Berufungsinstanz hat zwischen den Parteien wie in der I. Instanz wiederum ein sehr umfangreicher Schriftwechsel stattgefunden, der eine Fülle tatsächlicher Ausführungen enthält. Das Urteil des Berufungsgerichts nimmt, ohne eine eigene Sachdarstellung zu geben, für seinen Tatbestand scheinlich auf alle diese Schriftsätze nebst mündlichen Äußerungen, für die I. Instanz aber auf das vorgetragene Urteil des LG. sowohl wie auf alle vorbereitenden Schriftsätze Bezug. Zugleich ist in den Urteilen beider Instanzen auf eine größere Anzahl von Akten Bezug genommen, die vorgelegt und „zum Gegenstand der Verhandlung gemacht“ oder „ihren Inhalte nach vorgetragen“ worden sind, ohne daß auch hier jenseit dieser Teile der Akten ausgesondert und bezeichnet werden, die Gegenstand einer Beweisnahme gewesen sind. Zu den in dem Urteile des Berufungsgerichts in Bezug genommenen Schriftstücken gehören ferner drei Briefe des Beklagten an den Kläger und an die Reichsbankstelle zu Frankfurt a. O. vom 15. und 18. Februar 1902, die in einem Schriftsatz des Beklagten vom 4. Mai 1906 erwähnt, erst mit einem Schriftsatz vom 16. Mai aber zu den Akten gebracht worden sind, und auf die eine Erklärung des Klägers in einem Schriftsatz vom 18. Mai 1906 niedergelegt ist, der gleichfalls in dem Urteilstatbestande in

Bezug genommen worden ist, während die letzte mündliche Verhandlung, auf die das Urteil erging, am 8. Mai 1906 stattgefunden hat. Die Revision des Klägers rügt auf Grund dieses Sachverhalts die Verletzung der §§ 313 Ziff. 3, 128 ZPO., da das Berufungsurteil einen geschnittenen Tatbestand nicht enthalte und auf einem Verstoß gegen die Mündlichkeit des Verfahrens beruhe: Der Angriff der Revision war für begründet zu erachten. Was die Überschreitung der Briefe vom 15. und 18. Februar 1902 und die Erklärung darauf in dem Schriftsatz vom 18. Mai 1906 angeht, so darf zwar angenommen werden, daß der Inhalt der Briefe sowie die Äußerung des Klägers darauf Gegenstand des Vortrags in der mündlichen Verhandlung gewesen sind, und es sich daher nur um ein nachträgliches Hinzubringen handelt. Wäre die Bezugnahme auf den erst nach der letzten mündlichen Verhandlung eingereichten Schriftsatz allerdings auch dann gescheitert (ZBl. 04, 119⁹), so würde auf diesem Verstoß doch das Urteil nicht beruhen. Dagegen muß der Mangel jeder selbständigen Darstellung des Sach- und Streitstandes in der Berufungsinstanz in dem Urteile des Berufungsgerichts, die an Stelle einer solchen Darstellung ganz allgemein ausgesprochene Verweisung auf alle vorbereitenden Schriftsätze der Parteien und ihre Anlagen um so mehr, als eine die Aufhebung des Urteils begründende Verfehlung vorliegt, erscheinen, als auch das vorgetragene Urteil der I. Instanz an dem Mangel eines ordnungsgemäßen Tatbestandes leidet, indem das LG., wie ihm folgen das Berufungsgericht, neben der an sich dem Werke genügenden Sachdarstellung im Tatbestande des ersten Urteils auf alle vorbereitenden Schriftsätze in ihrem ganzen Umfange verweisen hat. Dadurch wird der Entscheidung ein doppelter Tatbestand untergelegt und die Beweisbarkeit der in dem Urteile gegebenen selbständigen Sachdarstellung aufgehoben (RG. 10, 74). Das Berufungsurteil entbehrt aber einer solchen überhaupt, und das Verfahren, anstatt der im § 313 Ziff. 3 ZPO. vorgeschriebenen Sachdarstellung, die nach Absatz 2 dieses Paragraphen durch eine Bezugnahme auf Schriftsätze ergänzt werden kann — was im gegebenen Falle bei der Fülle des dem Gericht unterbreiteten tatsächlichen Materials wesentlicher und mindereventueller Art geübt werden muß und billigerweise gewesen wäre — lediglich auf vorbereitende Schriftsätze, und zwar solche in größerer Anzahl und großen Umfange zu verweisen, muß auch, abgesehen von der mangelhaften Grundlage in dem fehlerhaften Tatbestande des ersten Urteils, als dem Sinn und Wesen der ZPO. widersprechend erachtet werden, da die zugelassene Verweisung auf Schriftsätze die Übersichtlichkeit der Darstellung des Sach- und Streitstandes stört, nicht aber die Überfüllung machen soll (RG. 2, 406; 4, 188; 6, 350; 10 E. 75, 317; 17, 362; am neueren Zeit: 55, 411; ZBl. 03 E. 239¹, 291¹; 04 E. 119⁹, 415¹; 06 E. 319¹, 374¹; 06 E. 114⁹, 474¹, 572¹; 07 E. 81¹⁰, 205¹¹). In gleicher Weise muß auch die allgemeine Bezugnahme auf Akten, die zum Zwecke der Beweisnahme vorgelegt worden sind, ohne Bezeichnung derjenigen Aktenstücke und Urkunden, und ohne ihnen zum Vortrage gelangt sind, als prozeßordnungswidrig bezeichnet werden (RG. 46, 410; ZBl. 04, 416⁹; 06, 27¹¹). Es ist schließlich ausgeschlossen, daß die sämtlichen vorbereitenden

Schlichter nicht allen ihren Anlagen, außerdem aber alle die Aktien, die in dem Tatbestande des Berufungsurteils als vorgetragen bezeichnet sind, Gegenstand des Vertrages in der mündlichen Verhandlung gewesen sind. Das Urteil des Berufungsgerichts beruht aber auch auf diesen Verfügungen (§ 549 ZPO.), da es infolge des Mangels des Tatbestandes an einer sicheren und prozessgerechten tatsächlichen Unterlage für die Entscheidung selbst fehlt. In den Entscheidungsgründen des Urteils ist eine Reihe von Tatsachen in Kürze gewürdigt. Das Urteil selbst bemerkt, daß es „im vorliegenden: die wichtigsten der dem Beklagten vom Kläger gemachten Eingekaufsurteile“ erwähnt habe, es kommt zu dem Resultate, daß die beschriebenen Vorwürfe die Behauptung des Beklagten, daß der Beklagte auf den Zusammenbruch des Bergwerks hingewirkt habe, um es billig zu ersetzen, und daß er durch Kollosion und Verschönerung dieses Ziel auch erreicht habe, nicht rechtfertigen, „auch nicht im Zusammenhange mit den einzelnen vom Kläger behaupteten Tatsachen, auf die hier bei der Fülle des Stoffes nicht ausdrücklich eingegangen ist.“ Da es im Tatbestande wie in den Entscheidungsgründen an einer Bezeichnung dieser Tatsachen völlig fehlt, ist eine Vergegenwärtigung der Richtigkeit dieser Ausführung, die eine Vergegenwärtigung des gesamten Sachverhalts erfordert — ihrer prozessuale Zulässigkeit im übrigen einstweilen vorausgesetzt — unmöglich. B. o. R., II. v. 13. Mai 07, 270/06 VI. — Berlin.

22. § 451 ZPO. Eidesantrag an den Vertreter des Fiskus über an Verwaltungsstellen geleistete Zahlungen.]

Der Kläger hält sich zur Zahlung einer Stempelabgabe für die Jahre 1896 und 1897 nicht für verpflichtet und behauptet, die Steuer für die Jahre 1898 bis 1902 auf Grund gehörig aufgestellten und versiegelter Mietverzeichnisse gemäß der Tarifstelle 48 des preussischen Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 entrichtet zu haben. Er gibt zu, nicht mehr im Besitze dieser Mietverzeichnisse zu sein, die er verloren haben will. Mit der Klage beantragt er, festzustellen, daß das Hauptsteueramt für inländische Gegenstände durch die Verfügung vom 8. Juli 1904 zu Unrecht von ihm 167 Mark als angeblich nicht bezahlte Mietstempelsteuer eingefordert habe. Das RG. hat die Entscheidung von einem dem Provinzialsteuerdirektor für die Provinz Brandenburg auferlegten Eide dahin abhängig gemacht, er habe nach sorgfältiger Prüfung und Erkundigung die Überzeugung erlangt, daß der Kläger die für die Jahre 1898 bis 1902 zu entrichtenden Mietstempelbeträge von 126 Mark nicht bezahlt habe. Für den Fall der Nichtleistung des Eides ist festgestellt, daß der besagte Fiskus zu Unrecht 126 Mark Stempelsteuer eingefordert hat, für den Fall der Leistung, daß der Stempelanspruch von 126 Mark für die Jahre 1898 bis 1902 begründet ist. Das RG. hob auf: Durch den zugesprochenen, dem Provinzialsteuerdirektor auferlegten Eid soll die Behauptung des Klägers widerlegt werden, „daß er die für sein . . . Quas für die Jahre 1898 bis 1902 zu entrichtenden Mietstempelbeträge im Gesamtbetrage von 126 Mark bezahlt hat“. Diese Behauptung ist nach Lage des Falls für zu allgemein gehalten anzusehen, als daß sie der Gegenstand einer Eidesaufhebung an den Beklagten sein könnte. Zwar wird es, wenn Privatpersonen um eine Geldschuld streiten, zur Begründung des

Zahlungseinkommens regelmäßig als ausreichend angesehen werden können, daß die Behauptung der Zahlung an den Gegner ohne nähere Angabe der Umstände aufgestellt wird, unter denen die Zahlung erfolgt sein soll. Dies trifft aber schon dann nicht mehr zu, wenn die Vermögensverwaltung der Rechtsperson, an welche die Zahlung erfolgt sein soll, eine so umfangreiche ist, daß mehrere zum Empfang von Zahlungen bestimmte Geschäftstellen haben eingerichtet werden müssen. Im vorliegenden Fall aber genügt der Kläger seiner Stempelspflicht nach Abs. 2 der Tarifstelle schon durch Versteuerung „bei einer Steuerstelle“. Nimmt man auch an, daß infolge des vom Finanzminister erlassenen Rechtsatz 1 zu den Ausfuhrungsbestimmungen (amtliche Ausgabe S. 8 ff. Ziff. 9) die Versteuerung der Verzeichnisse nur bei dem zuständigen Hauptamt, oder „bei einem benachbarten Stempelversteiler“ zu erfolgen hätte, so ist doch immer noch der Kreis der für die Zahlung in Betracht kommenden Steuerstellen, da der Begriff der „benachbarten Stempelversteiler“ ein unbestimmter ist, ein so großer, daß es dem schwachmütigen Provinzialsteuerdirektor nicht möglich ist, jedenfalls nicht zugemutet werden kann, bei allen diesen in Betracht kommenden Steuerstellen die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Der Kläger wird daher näher angeben müssen, wann und bei welcher Steuerstelle die Zahlung der einzelnen Stempelbeträge erfolgt ist. Sollte er dazu jetzt nicht mehr in der Lage sein, so wird er doch den Kreis der Steuerstellen, bei denen die behaupteten Zahlungen erfolgt sein sollen, in seinen Angaben so eng ziehen müssen, daß der Vertreter des Beklagten in der Lage ist, ohne zu weit gehende Ermittlungen sich darüber zu vergewissern, ob aus dem Aktenmaterial der fraglichen Steuerstellen oder aus sonstigen Unterlagen sich etwas über die angeblichen Zahlungen feststellen läßt. Preuss. Staatssekret. o. D., II. v. 17. Mai 07, 424/06 VII. — Berlin.

23. § 554 ZPO. Begründung von Prozeßtagen.]

Die in der Revisionsschrift der Klägerin eingeflochtene Bemerkung, der Berufungsrichter sei über die Vertretung des Beklagten hinausgegangen, enthielt, da sie nicht ergeben ließ, worin die Überschreitung des Vertretungsvorbringens bestanden haben soll, keine ausreichende Begründung einer damit erhobenen Prozeßfrage (§ 554 Abs. 3 Nr. 25 ZPO.). Die erst in der mündlichen Verhandlung gegebene Erklärung: „Beklagter habe selbst nicht behauptet, daß er durch die Übernahme der Bürgschaft gegen sein eigenes Interesse gehandelt hätte, und daß deshalb die Genehmigung des Rates in einem Minderheit der Interessen erteilt sei, konnte gemäß § 559 ZPO. keine Beachtung finden. B. o. R., II. v. 30. Mai 07, 513/06 IV. — Berlin.

24. § 554 ZPO. Bezüglich mehrerer selbständiger Ansprüche unterliegt jeder dieser von dem Revisionsantrage betroffenen Ansprüche dem Begründungsantrag.

Der am 8. Juli 1901 in Großsteinberg bei Grünau verstorbene Privatmann J. B. Sch. hat durch gerichtliches Testament vom 16. November 1895 zwei seiner Kinder, die Klägerin und den Beklagten, zu Erben seines Nachlasses zu gleichen Teilen eingesetzt, diese haben den Nachlaß angetreten. Über die Verteilung dieses Nachlasses, der sich in den Händen des Beklagten befindet, ist zwischen den Partien Streit entstanden; die Klägerin behauptet, daß sie aus dem Nachlaß noch 4592 Mark zu be-

ansprechen habe, und fordert 3777 Mark nebst Zinsen in bar, 400 Mark durch Überweisung einer noch auf den Namen des Erblassers eingetragenen Hypothek und 415 Mark durch Zuweisung einer Darlehnsforderung, die dem Erblasser an ihren Ehemann zugestanden hat. Diefem Klageantrag ist, trotz der zuletzt erlassene Darlehnsforderung anlangt, schon in erster Instanz unbedingt stattgegeben worden, und der Beklagte hat hiergegen kein Rechtsmittel eingelegt. Im übrigen hat die erste Instanz die Klage, soweit ein mehreres als die Überweisung der Hypothek von 400 Mark und die Zahlung von 2926 Mark 50 Pf. samt Zinsen gefordert war, unbedingt abgewiesen und bezüglich der Hypothek von 400 Mark und der 2926 Mark 50 Pf. die Entscheidung von zwei dem Beklagten aufgelegten Eiden abhängig gemacht. Dagegen hat das OLG. Dresden auf die Berufung der Klägerin den Beklagten unbedingt verurteilt, in Umschreibung der Hypothek von 400 Mark f. K. auf die Klägerin zu willigen und ihr 726 Mark 50 Pf. nebst Zinsen zu 4 Prozent von 678 Mark 50 Pf. seit dem 8. Juli 1901 zu zahlen. Die Entscheidung wegen weiterer 2350 Mark nebst gleichen Zinsen ist von einem Eide der Klägerin, diejenige betreffs weiterer 600 Mark und 300 Mark samt Zinsen von zwei Eiden des Beklagten abhängig gemacht worden. Hiergegen hat der Beklagte Revision eingelegt, er verlangt Zurückweisung der Berufung der Klägerin gegen das erste Urteil. Die Revision ist als unzulässig verworfen. Der auf Wiederherstellung des ersten Urteils gerichtete Revisionsantrag des Beklagten hat einen Gesamtbetrag von mehr als 2600 Mark zum Gegenstande. In der schriftlichen Revisionsbegründung sind aber Angriffe nur gegen den Teil des Berufungsurteils erhoben worden, welcher sich auf die Klüppel von 2350 Mark bezieht. In soweit handelt es sich, da, wenn die 2350 Mark als Bestandteil des Nachlasses anzusehen sind, hier von beiden Parteien je die Hälfte zuzuklären, um ein Stereidikt von 1175 Mark. Die Revision wäre daher nur dann zulässig (ZPO. § 546), wenn anzunehmen wäre, daß von den übrigen stirgend gebliebenen Völkern Beträge von mehr als 1325 Mark in Berücksichtigung zu ziehen seien, obwohl in der Revisionsbegründung Angriffe gegen den diese Völkern betreffenden Teil der vorinstanzlichen Entscheidung nicht erhoben worden sind. Das erscheint aber nicht statthaft. Der II. RS. des RG. hat in einem Urteil vom 7. November 1908 (RG. 62, 15 ff.) ausgesprochen, daß bei einem Urteil, in dem aber mehrere selbständige Ansprüche erkannt sei, die Revision bezüglich jedes der von dem Revisionsantrag betroffenen Ansprüche den Begründungsmomente unterliege, das Rechtsmittel also, soweit den Bestimmungen in § 554 ZPO. betreffs einzelner Ansprüche nicht genügt worden, als unzulässig zu erachten sei. Dieser Auffassung tritt der jetzt erlassene Senat bei. Ein Urteil der bezeichneten Art stellt sich der Sache nach als Zusammenfassung einer Mehrzahl an sich selbständiger Entscheidungen dar, und es ist als Konsequenz des durch § 554 zur Einführung gelangten prozessualen Rechtsinstituts anzusehen, daß bei einem solchen Urteil den Vorschriften in § 554 Abs. 2 Satz 2 für jede der darin enthaltenen Einzelentscheidungen entsprechen werden muß. Man wird allerdings im vorliegenden Falle die einzelnen streitigen Ansprüche nicht zum Gegenstande entsprechender einzelner selbständiger Parteianträge gemacht, der Prozeß ist vielmehr in der Weise geführt

worden, daß die Parteien über die Höhe des unter ihnen zu tilgenden Nachlasses gestritten haben, und von der Klägerin die Herauszahlung einer einheitlichen Summe gefordert worden ist, wobei sie nur sich bereit erklärt bezw. verlangt hat, daß ihr ein Teilbetrag von 400 Mark durch Überweisung einer zum Nachlass gehörigen hypothekarischen Forderung eingeräumt werde, ein Solutionsmobiliar, gegen den der Beklagte an sich keine Einwendungen erhoben hat. Immerhin handelt es sich bei den streitigen Völkern um einmütig, je auf einem besonderen Tatbestande beruhende Rechte, welche die Parteien gegen einander geltend machen, und teilweise auch um einzelne selbständige Forderungen. Bei dieser Sachlage hätte die Revision, soweit sie diese einzelnen selbständigen Ansprüche betrifft, zumal aber diese in dem Berufungsurteil je eine besondere selbständige Entscheidung getroffen ist, nach Maßgabe von § 544 ZPO. begründet werden müssen, und sie ist in diesem Umfang unzulässig, weil diesem formalen Erfordernis nicht genügt worden ist. Bezüglich der übrigen Ansprüche ist Revisionsanträge nicht vorhanden. S. a. Ld., II. v. 3. Juni 07, 418/06 VI. — Dresden.

25. §§ 830, 945 ZPO. Zum Begriffe des aus der Vollziehung des Arrestes entstandenen Schadens.]

Besteht es, wenn das Berufungsgericht die Abweisung der Klage auf die Erwidigung stützt, nach § 945 ZPO. sei nur der Schaden zu ersetzen, der aus der Vollziehung des Arrestes entsteht, in Ansehung der Hypothek sei aber die Pfändung nur dem Grundbesitznehmer gegenüber (§ 830 Abs. 2 ZPO.) zum Vollzug gekommen, dagegen habe die Beklagte sich nicht in den Besitz des Hypothekenbriefes gesetzt, also sei die Pfändung der Hypothekforderung nicht bewirkt worden, demnach sei, wenn der Kläger den ihm versprochenen Kredit nicht erhalten habe, dies nicht mit der Vollziehung, sondern mit der Anrechnung des Arrestes im Zusammenhang zu bringen. Richtig ist, daß nach § 945 der Schaden zu ersetzen ist, der aus der Vollziehung des angewendeten Arrestes entsteht. Die Vollziehung begann aber schon mit dem Pfändungsbeschlusse, den die Beklagte dritten Personen zustellen ließ (vgl. §§ 928, 930 ZPO., ZB. 1890 S. 191 R. 4). Die Beklagte hat den Dritten verboten lassen, an den Kläger zu zahlen, hat auch den Anspruch des Klägers auf Herausgabe des Hypothekenbriefes geltend und dem Kläger die Verfügung über die Hypothekforderung unmöglich gemacht. Ob die Vollziehungsmaßnahmen geeignet waren, der Beklagten ein Pfändungs zu verschaffen, ist ohne Belang, jedenfalls waren sie geeignet, eine Schädigung des Klägers herbeizuführen. Wenn aber durch die bezeichneten, an die Dritten und an den Kläger gerichteten gerichtlichen Verfügungen dem Kläger ein Schaden erwachsen ist, so ist der Schaden aus der Vollziehung des Arrestes entstanden. S. a. Ld., II. v. 27. Mai 07, 499/06 IV. — Dresden.

26. §§ 935, 940 ZPO. Regelung eines dauernden Rechtsverhältnisses durch einstweilige Verfügung. Befristung der Befristung einer Mäßigung durch Wiederholte seitens des Wirtes nach der Kündigung.]

Auf den Antrag des Ratheos eines Familienscheidungskommisses ist durch einstweilige Verfügung dem Besitzer dieses Fideikommisses aufgegeben, bei Straferwidmung die von dem Ratheo beabsichtigte und ihm von der Fideikommissbehörde aufgetragene Befristung und Unterfuchung der auf den Fideikommissgütern

bestehenden Drainage unter Zuziehung des in der einstweiligen Verfügung benannten Kulturschlichters oder durch diesen zu gestalten und zum Zweck dieser Untersuchung die im Besitz des Antragseigners befindlichen Drainagekarten sofort zur Stelle zu schaffen und vorzulegen. Infolge Widerstands wurde diese Verfügung durch Urteil bestätigt und die Revision des Beklagten zurückgewiesen: Der Beklagte bestritt die Fideikommissbehörde und dem Fideikommisskurator hinsichtlich der aus Alotmitteln angeführten Drainageanlage ein jedes Aufsichtrecht, insbesondere auch das Recht, die zur Abstellung von Mängeln erforderlichen Maßregeln anzuordnen und zur Ausführung zu bringen. Es handelt sich mithin um ein der Regelung durch einstweilige Verfügung zugängliches dauerndes Rechtsverhältnis und es kann nicht als unzulässig angesehen werden, daß durch einstweilige Verfügung der dem Aufsichtrecht entsprechende tatsächliche Zustand zur teilweisen Beseitigung gebracht wird (vgl. das in OLGKlpr. 9 S. 86, 87 mitgeteilte Urteil des OLG Kiel vom 29. Oktober 1903). Über den Rahmen des § 940 ZPO. geht eine solche Anordnung nicht heraus und es kann deshalb dahingestellt bleiben, ob eine gleiche Anordnung auch auf Grund des § 935 ZPO. getroffen werden konnte. Eingeworfen sei hierbei noch darauf, daß eine einstweilige Verfügung ähnlich der aus § 940 ZPO. vielfach in Mietfachen zu ergeben pflegt, um den Mieter, der nach der Räumung sich weigert, Mietkloßungen die Befähigung der Wohnung zu gestalten, hierzu in beschleunigten Verfahren anzuhalten (vgl. Henckes, Mietrecht S. 374). B. o. B., II. v. 13. Juni 07, 511/06 IV. — Breslau.

Handelsgerichtbuch.

27. § 272 Abs. 1 HGB. in Verb. mit den §§ 515, 566 ZPO. Die Vertretung einer Kommanditgesellschaft auf Aktien in einem Prozesse durch ihren persönlich haftenden Geschäftsführer und ihren Aufsichtsrat ist eine Gesamtervertretung, Unzulässigkeit der nur vom Aufsichtsrat eingeleiteten Revision.]

Der Kläger (sich als Kommanditist der Beklagten der Beschluß der Generalversammlung vom 18. September 1905, insofern er die Entlassung von Aufsichtsratsmitgliedern betraf, mittels Klage bei dem OLG. I. in Berlin an. In der mündlichen Verhandlung traten auf: a) als Projektbevollmächtigter des Kaufmanns G. S. in B., der persönlich haftende Geschäftsführer der Beklagten, der Rechtsanwalt Dr. R. mit der Erklärung, er habe gegen die Anschuldigungen der Klage nichts einzuwenden; b) als Projektbevollmächtigter des Aufsichtsrats der Beklagten der Rechtsanwalt Dr. K. mit dem Antrage auf Abweisung der Klage. Der Kläger beantragte, weil die Beklagte nicht gesetzmäßig vertreten sei, den Erlass des Beschlusses zurückzuweisen. Das OLG. wies durch Urteil vom 15. November 1905 die Klage ab. Es nahm an, daß der Fall der Vertretung nicht vorliege, weil unter entsprechender Anwendung der Vorschriften über notwendigen Streitgenossenchaft eine Vertretung des unzulässigen Gesellschaftsorgans durch das tätige anzunehmen sei, hielt aber die Klage sachlich für nicht begründet. Wegen dieses Urteils legte der Kläger die Berufung ein und beantragte, die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das OLG. zurückzuweisen, nötigenfalls nach dem Klageantrage zu erkennen. Der Rechtsanwalt Dr. A., als Projektbevollmächtigter des persönlich haftenden Geschäftsführers, und der von dem Vorsitzenden

des Aufsichtsrats der Beklagten zum Projektbevollmächtigten bestellte Rechtsanwalt H. beantragten die Zurückweisung der Berufung. Das OLG. hob laut Urteil vom 26. August 1906 das Urteil des OLG. nebst dem zugrunde liegenden Verfahren auf und wies die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an dieses Gericht zurück. Wegen dieses Urteils hat der Rechtsanwalt Justizrat Dr. J. namens der Beklagten die Revision eingelegt. Er beantragt die Zurückweisung der Berufung. Die von ihm auf Verlangen des Gegners vorgelegte Projektvollmacht zur Vertretung der Beklagten ist von dem Aufsichtsrat derselben ausgefertigt. Die Revision der Beklagten ist als unzulässig verworfen: Die Klage bezweckt die Aufhebung eines Beschlusses der Generalversammlung der beklagten Gesellschaft, welche in dem Rechtsstreit, gemäß §§ 272 (Abs. 1), 325 Nr. 4 HGB., durch ihren persönlich haftenden Geschäftsführer und ihren Aufsichtsrat vertreten werden muß. Die gemeinsame Vertretung durch beide Organe der Gesellschaft ist als Gesamtervertretung aufzufassen. Hierfür spricht außer der allgemeinen Erwägung, daß aus dem Gebiete des Privat, wie des öffentlichen Rechts die an mehrere erteilte Vollmacht, wenn sich aus ihr nicht das Gegenteil ergibt, dahin zu verstehen ist, daß die mehreren Bevollmächtigten zusammenwirken müssen, um ihren Rechtgeber zu verpflichten (vgl. ZfB. 04, 370*; Rb. V. 35. vom 23. April 1904), sowohl der Wortlaut des § 272 (Abs. 1) HGB., durch die Zweck seiner Bestimmung. Derselbe enthält kein neues Recht, sondern gibt das alte (Art. 190 a HGB.) deutlicher wieder. Der Art. 190 a wurde durch das Reichsgesetz, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften vom 18. Juli 1884 eingeführt. Aus der Begründung des Entwurfs zu diesem Gesetze aber geht hervor, daß die Zuziehung des Aufsichtsrats im Interesse aller Aktionäre erfolgen, und durch die angeordnete gemeinsame Vertretung wie durch die vorgeschriebene unverzügliche Bekanntmachung der Erhebung der Klage und des Termins zur mündlichen Verhandlung etwaigen Kollisionen zwischen dem Ansetzungsakläger und den Vertretern der Gesellschaft im Rechtsstreit vorgebeugt werden sollte. (Vgl. Verhandlungen des RZ. IV. S. 1884, Aktenl. Nr. 21 S. 83.) Die für den Ansetzungsprozess vorgesehene besondere gesetzliche Vertretung der Gesellschaft bezweckt die Überwachung des einen Organs derselben durch das andere. Beide zu gesetzlichen Vertretern bestellte Organe müssen daher die Gesellschaft einheitlich vertreten. Sollte einem jeden Einzelvertretungsmacht eingeräumt werden sollen, so würde das Gegenteil seines Zweckes erreicht werden, nämlich das eine Organ durch seine Handlungen die des anderen wirksam durchkreuzen, beispielsweise die vom Aufsichtsrat eingeleitete Revision vom persönlich haftenden Geschäftsführer ohne Einwilligung des Aufsichtsrats zurückgenommen werden können (§§ 566, 515 ZPO.). Das in Rb. 14, 142 abgeurteilte Urteil des erkennenden Senats nimmt zu der vorstehend referierten Frage keine grundsätzliche Stellung, sondern verneint nur die Erhaltungspflicht des Gegners für die Kosten eines zweiten Projektbevollmächtigten. Aus der Notwendigkeit des Zusammenwirkens beider Organe der Gesellschaft folgt, daß sie auch nur gemeinsam einen Projektbevollmächtigten bestellen und Rechtsmittel nur von dem gemeinsam bestellten Projektbevollmächtigten eingelegt werden können. Die im vorliegenden Falle von dem Rechtsanwalt

Zufügung Dr. J. auf Grund einer ihm von dem Aufsichtsrat der Wertpapiere allein erteilten Vollmacht eingeleitete Revision ist somit nicht rechtmäßig. Die Einlegung eines Revisionsmittels steht nur der Partei oder namens der Partei ihrem (geschäftlichen oder bevollmächtigten) Vertreter zu. Ein Revisionsmittel, das zwar namens der Partei, aber im Auftrage eines dazu nicht berechtigten Vertreters eingeleitet wird, ist mangels einer Vorgevorsatzung unstatthaft. Die eingeleitete Revision war daher gemäß § 554 a BPO. als unzulässig zu verwerfen. U. B. St. G. W., 10. v. 30. April 07, 149/06 I. — Berlin.

28. § 340 HGB. verb. mit §§ 2, 15 HGB. Recht des stillen Gesellschafters auf Zahlung seiner Einlage nach Auflösung der Gesellschaft. Einbringungen des Handelsgesellschafts in eine Gesellschaft m. b. H. Formvorschrift bezüglich der Beteiligung des stillen Gesellschafters.]

Die Klägerin war bei einem von dem Beklagten betriebenen Handelsgesellschafter mit einer Einlage von 100 000 Mark als stille Gesellschaftlerin beteiligt. Dieses Geschäft brachte der Beklagte in die unter derselben Firma gegründete Gesellschaft m. b. H. ein. Mit der Behauptung, daß diese ohne ihre Zustimmung geschlossen sei, und sie daher die Auszahlung ihres Guthabens als stille Gesellschaftlerin verlangen könne, beantragte die Klägerin den Beklagten zur Zahlung eines Teilbetrags ihrer Einlage, nämlich von 10 000 Mark, zu verurteilen. Der Beklagte wandte ein, die Klägerin habe sich vor der Errichtung der Gesellschaft m. b. H. ihm gegenüber verpflichtet, für ihr Guthaben einen Geschäftsanteil von 110 000 Mark anzunehmen. Das LG. wies die Klage ab. Es nahm an, durch die Einbringung des Handelsgeschäfts der Beklagten in die Gesellschaft m. b. H. sei die stille Gesellschaft mit der Klägerin zwar aufgelöst, diese müsse aber zunächst die Auseinandersetzung mit dem Beklagten zum Zwecke der Befriedigung ihres Guthabens herbeiführen. Das RG. verurteilt, die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Das RG. erlaubt einmündlich: die zwischen den Parteien bestehende stille Gesellschaft sei durch das Einbringen des Handelsgeschäfts der Beklagten in die Gesellschaft m. b. H. von selbst aufgelöst worden. Um zur Befriedigung seines Guthabens zu gelangen, brauche der stille Gesellschafter nicht auf Auseinandersetzung mit dem Komplementär zu klagen, sondern er könne nach Auflösung der Gesellschaft Zahlung des Guthabens fordern, wenn er den Nachweis der zur Begründung seines Anspruches erforderlichen Thatfachen übernehme. Mit Recht ist daher die vorliegende Klage vom RG. für zulässig und durch die von der Klägerin aufgestellten Behauptungen für genügend begründet erklärt. Es hat den Verwendung des Beklagten, die Klägerin habe sich vor der Errichtung der Gesellschaft m. b. H. verpflichtet, für ihr Guthaben einen Geschäftsanteil anzunehmen, zurückgewiesen, weil diese Vereinbarung mangelnd der in § 15 Abs. 4 GewStG. für die Vertretung eines Geschäftsanteils vorgeschriebenen Form unglültig sei. Dieser Einwand läßt allerdings dem Zweifel Raum, ob damit die Verpflichtung zur Abtretung eines (künftigen) Geschäftsanteils oder zur Beteiligung bei der Gründung der Gesellschaft m. b. H. durch Übernahme einer Stammeinlage behauptet werden sollte. Im letzteren Falle würde ein Verbot vorliegen, zu dessen Gültigkeit ebenfalls der Abfluß in gerichtlicher oder notarieller Form erforderlich gewesen wäre.

(vgl. § 2 Abs. 1 UmwG. und RRG. 43, 139). Im erstern Falle hätte die Vererrinerung derselben Form zur Geltung nach § 15 Abs. 4 UmwG. bedurft (vgl. RRG. 57, 81). Denn es ist nicht etwa behauptet, daß der Besagte im Auftrage der Rürgerin eine Stammenlage bei der Gründung der Gesellschaft erworben sollte und infolge dieses Auftrages zur Abtretung verpflichtet sei (vgl. RRG. 50, 45). Im Ergebnisse war daher dem R.ß. bezüglich der Zurückweisung des Eintrages des Besagten beizustimmen. W. a. S. II. v. 8. Juni 07, 368.06. I. — Berlin.

Verifikationsrecht

29. Auslegung des vom Janus in Hamburg mit dem Nögm. Deutschen Jagdschut-Berein geschlossenen Versicherungsvertrages über Haftpflicht.]

Die Beklagte hat mit dem Allgemeinen Deutschen Jagdschützen-Berein den Vertrag vom 20. August 1903/29. Februar 1904 abgeschlossen. Nach demselben gestattet die Beklagte für die Zeit vom 15. August 1903 bis zum 1. Januar 1914 den Mitgliedern des Jagdschützenvereins und deren Angehörigen bezogen der Verwaltung unterstellten Förkern und Jägern Jagdschützenversicherung gegen Entschädigungsansprüche Dritter in dem im § 1 des Vertrags bestimmten Umfange. Die jährliche Prämie für jede versicherte Person beträgt nach § 2 des Vertrags 5 Mark für das Kalenderjahr, sie ist an die Kasse der jeweiligen Landesvereine zu entrichten. Der Kläger, für den die Prämien für die Jahre 1903 und 1904 gezahlt sind, nimmt die Beklagte auf Grund des erwähnten Vertrags in Anspruch. Sein Erwerbszweig hat sich am 9. Juli 1904 auf der Fahrt zur Jagd entladen und durch den Sturz infolge der neben ihm stehende Kautschuk-Ö. schwer verletzt. Er fordert nach der Behauptung des Klägers vom diesem als Entschädigung für die Folgen der Verletzung eine jährliche Rente von 1000 Mark. Kläger hält die Beklagte zur Zahlung derselben an Ö. für verpflichtet, da er — Kläger — zur Zeit des Unfalles als Jagdschützer von sechs Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Jagdschützen-Bereins angestellt gewesen sei, und diese ihm außerdem die gesamten aus der Versicherung entstehenden Ansprüche abgetreten hätten. Er hat demgemäß in I. Instanz beantragt, die Beklagte zu verurteilen, an Ö. vom 9. Juli 1904 ab eine jährliche Rente von 1000 Mark zu zahlen. Das LG. hat die Klage abgewiesen. Der Kläger hat Berufung eingelegt und beantragt: nach dem Klageantrage zu erkennen, eventuell: den Kläger von Ansprüchen des Erwerbsz. aus dem Unfälle freizusprechen. Die Beklagte hat unter anderem eingewendet, daß die Versicherung des Klägers keine rechtmäßige sei, da derselbe nicht, wie ihr angemeldet sei, Jagdschützer des Rentners St. gewesen, sondern von der Schuldner Jagdschützer, die als solche nicht Mitglied des Allgemeinen Deutschen Jagdschützen-Bereins sei, angestellt sei. Das LG. hat unter Abänderung des erwähnlichen Urteils die Beklagte nach dem Eventualantrage des Klägers verurteilt. Das RG. hob auf: Bei der Entscheidung des Berufungsgerichtes, daß Kläger zu den Versicherern gehöre, als solcher unmittelbare Rechte aus dem Versicherungsvertrage erworben habe, und daß deshalb der Eventualantrag der Klage begründet sei, war den Revisionsangriffen der Erfolg nicht zu versagen. Unbegründet ist es zwar, wenn die Revision geltend macht, es liege der Annahme des Berufungsgerichtes schon entgegen, daß Kläger Jagdschützer

fei, da nach dem Vertrage nur angestellte „Höfner“ und „Jäger“ versicherungsüberhöht sein. Jäger und Jagdaussseher haben in gleicher Weise Dienste bei der Ausübung der Jagd zu leisten, es handelt sich nur um eine verschiedene Bezeichnung des Verdienstes; entscheidend aber ist nicht die dem Verdienstleistungen beigesetzte Bezeichnung, sondern allein der Umstand, ob er zur Verrichtung von Diensten angestellt ist, welche der Pflanze der Jagd angehören. Das ist bei dem Kläger der Fall und die Beklagte hat auch seine Anmeldung zur Versicherung unter der Standesbezeichnung Jagdaussseher in den Jahren 1903 und 1904 damals nicht bemängelt, sondern die Prämie unbeanstandet angenommen. Es ist ferner den Ausführungen der Beklagten darin nicht zu folgen, daß das Berufungsgericht ohne nähere Feststellungen, insbesondere über den Zweck des Vertrages nicht habe annehmen dürfen, den Angestellten dieser ein unmittelbarer Anspruch an die Beklagte zu. Dieser Anspruch ergibt sich schon aus der rechtlichen Beurteilung des Vertrages selbst. Derselbe ist, insofern die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Jagdschützenvereins das Versicherungsrecht für ihre Angestellten sich gewähren lassen, ein Vertrag zugunsten Dritter, als Dritten und gewährt ihnen einen unmittelbaren Versicherungsanspruch. Entscheidend ist nun, ob der Kläger in ein solches Vertragsverhältnis eingetreten ist. Das Berufungsgericht behauptet dies und erachtet eine Feststellung darüber für nicht erforderlich, ob Kläger Angestellter des Rentners St. war und ob letzterer in der betreffenden Zeit der Juldare Jagdgesellschaft, von welcher Kläger angestellt war, angehört hat. Die Revision hält dies für unzulässig, da Kläger nur als Angestellter des Rentners St. versichert sei. Die Ausführungen des Berufungsgerichts würden nicht zu beanstanden sein, wenn es im Wege der Vertragsauslegung und unter tatsächlicher, der Nachprüfung in der Revisionsinstanz entzogener Feststellung des Willens der Vertragsschließenden zu der Annahme gelangt ist, daß zum Zwecke des Versicherungsanspruchs für Angestellte nur zwei Voraussetzungen erforderlich sind: a) Anstellung bei einem Mitgliede des Jagdschützenvereins als Jagdbediensteter, auch wenn dieses Mitglied der Beklagten nicht benannt ist, b) Zahlung der Prämie. Die Prämie ist für Kläger unbezinstet gezahlt. So ist der Revision auch nicht zuzugehen, daß das Berufungsgericht gesagt hat, indem es den Kläger nicht als Angestellten einer Gesellschaft erachtet hat und deshalb darauf nicht eingegangen ist, ob vom Jagdschützenvereins Angestellte versicherungsbererechtigt sind. Das Berufungsgericht konnte vielmehr, da Gegenwärtiges nicht behauptet ist, der für Jagdschützen nahe liegenden Auffassung folgen, die Juldare Jagdgesellschaft für eine Gesellschaft nach §§ 705 ff. BGB. und damit den Kläger als Angestellten der einzelnen Mitglieder ansehen, ohne damit einen Verstoß zu begehen. Zweifelslos ist aber in dem angefochtenen Urteile nicht ausgeführt, daß das Berufungsgericht dem Vertrage die vorsehend erwähnte Auslegung hat geben wollen. Die Ausführung läßt die Annahme zu, daß das Berufungsgericht dennoch auf die Anstellung des Klägers bei dem in der Anmeldung benannten St., sei es bei diesem allein oder bei ihm als gleichzeitigem Mitgliede der Juldare Jagdgesellschaft, Gewicht gelegt hat. Ein bestimmter Anspruch über die Auslegung des Vertrages ist aber erforderlich. Gemäß nach dem Vertrage zur Erlangung eines Versicherungsauspruchs neben

der Zahlung der Prämie die Anstellung bei einem der Beklagten auch nicht benannten Mitglieder des Jagdschützenvereins nicht, ist vielmehr, wie die Beklagte behauptet, hierzu Anstellung bei einem ihr namhaft gemachten Mitgliede erforderlich, so ist die Feststellung, ob Kläger Angestellter des St. war, unerlässlich. War er das nicht, so ist bei einer der Auslegung der Beklagten entsprechenden Auslegung davon zu prüfen, welchen Einfluß es auf die rechtliche Beurteilung des klägerischen Anspruchs hat, daß Kläger zwar als Angestellter eines Mitgliedes des Jagdschützenvereins angemeldet ist, bei dem er tatsächlich nicht bedienstet war, daß er aber immerhin sich als Jagdaussseher im Dienste anderer Mitglieder dieses Vereins befand. Zur Verhandlung und Entscheidung über das Vorgehen war die Sache in die Revision zurückzuverweisen. *Janus c. B., U. v. 28. Mai 07, 267/06 VII. — Hamburg.*

30. Geschäftliche Inbrandsetzung der Fabrik einer Aktiengesellschaft durch den Direktor. Inanspruchnahme bezüglich der Versicherungssumme.]

Der Vertreter in dem zu dem Vermögen einer Aktiengesellschaft erstreckten Kontakte klagte gegen Versicherungsgesellschaften auf Zahlung der Versicherungssumme. Die Beklagten machten geltend, der Vorstand der klagenden Aktiengesellschaft habe den Brand vorsätzlich herbeigeführt. Das OLG verurteilt, das AG. hob auf und verwies zurück: Versichert ist eine Aktiengesellschaft; sie kann als solche nur durch ihre Organe in das Rechtswesen eingreifen, nur durch sie Rechte erwerben, Verpflichtungen erfüllen. Das zu ihrer Vertretung berufene Organ ist ihr Vorstand (§ 231 BGB.). Demnach ist die Aktiengesellschaft den Versicherungsanspruch, durch ihn erfüllt sie ihre Vertragspflichten, und folgerichtig wird deshalb auch Nichterfüllung oder Zuwiderhandeln gegen die Vertragspflichten seitens der Vertretungsorgane unmittelbar gegen die Gesellschaft selbst. Verletzung solcher Vertragspflichten, die nach den Versicherungsbedingungen den Verlust des Anspruchs auf die Versicherungssumme nach sich ziehen, halten die Beklagten aber der Klageforderung entgegen. Zur Begründung des Einwands der Verwirkung des Anspruchs reicht aus, daß behauptet ist, entgegen dem Vertragsbunde, der Sicherung gegen die durch einen zufälligen Brand herbeigeführte wirtschaftliche Schädigung sei der Schaden vorsätzlich verursacht. Ist dies durch dasjenige Organ geschehen, welches die Versicherungsbedingungen für die versicherte Gesellschaft zu erfüllen hat, so ist damit eine Vertragsverletzung begangen, als deren Folge § 10 der Versicherungsbedingungen Verlust des Anspruchs auf Entschädigung verbleibt. Diese Folge aber trifft die versicherte Aktiengesellschaft als Vertragsgegnerin, ohne daß dies noch besonders in den Bedingungen ausgesprochen zu werden braucht. Derselbe rechtliche Beurteilung greift Platz hinsichtlich der weiteren Behauptung der Beklagten, der Anspruch sei nach § 6 Abs. 2, § 8 Abs. 1 in Verbindung mit § 10 der Versicherungsbedingungen dadurch verwirkt, daß O. böswillig Rettung unterlassen, Beläge, Denen und Verzeichnisse, welche die Versicherer zu fordern berechtigt seien, nicht beigebracht habe. Auch hier sind Handlungen und Unterlassungen desjenigen Organs, welches die versicherte Gesellschaft in der Vertragserfüllung zu vertreten hat, identisch mit Handlungen und Unterlassungen der Vertragskontakthentin selbst. Durch das Vertretungsorgan begangene Vertragsverletzungen haben die Verwirkung des An-

brucht auch hier zur Folge, soweit die Vertragsbedingungen Verletzung an solche Versicherungen knüpfen. Angaben im Schadenersatzverfahren endlich können für eine verschleierte Kienigenschaft gar nicht anders als durch das sie vertretende Organ gemacht werden. Der Versuch spricht für die Gesellschaft, seine Erklärungen sind diejenigen der Versicherten selbst und sofern von ihm dabei betrügerisch gehandelt wird, müssen notwenigerweise die Folgen einer dadurch begangenen Vertragsverletzung die verschleierte Gesellschaft treffen. Sind Verwirklichungen schon an vollständig falsche Angaben über den Umfang des Schadens geknüpft, so ist auch nicht entscheidend, daß diese Angaben, weil der Versicherer ihnen nicht geglaubt hat, tatsächlich zu einer ungerechtfertigten Schadenersatzleistung nicht geführt haben. Auch der Betrugsversuch kann nach den Versicherungsbedingungen schon die Verwirklichung zur Folge haben.

Begründet ist auch der letzte Revisionangriff, welcher die auf § 11 der Versicherungsbedingungen gestützte Entscheidung über die Verurteilung der Versicherungssumme als rechtsirrtümlich ansieht. Nach der erwähnten Vertragsbestimmung ist die Entschädigungssumme dem Versicherten binnen Monatsfrist, nachdem ihm der gesamte Betrag und die Verpflichtung der Gesellschaft zur Zahlung durch Anerkenntnis beider Teile, Vergleich oder rechtskräftiges Urteil festgesetzt ist, zu zahlen. Zur Vergütung von Zinsen ist die Gesellschaft erst nach Ablauf der vorbezeichneten Monatsfrist verpflichtet. Die Annahme des Berufungsgerichts, daß die nach § 9 der Versicherungsbedingungen getroffene Entscheidung des Schöngutskommissars über die Höhe des Anspruches dem Anerkenntnis und Vergleich im § 11 gleichstehe, ist nicht zu billigen. Anerkenntnis und Vergleich sind in ihrem rechtlichen Eigenschaften wesentlich anders geartet, als ein solcher Ausspruch. Der Ausspruch, daß in solcher Festsetzung ein Schöngutgerichtspruch liege, ist das RG., I. 85., bereits in dem Urteile vom 30. Januar 1895 — *Grundbesitz*. 39, 635 — entgegengetreten. Der jetzt erkennende Senat schließt sich der dortigen Auffassung an; der Ausspruch der Arbitratoren über die Höhe der Entschädigungssumme stellt Zahlungspflicht im Sinne des § 11 noch nicht fest und ist deshalb für die Fälligkeit nicht maßgebend. Über die Verurteilung ist somit eventuell anderweit zu entscheiden. In mehrfachen Entscheidungen hat das RG. auch bereits in Übereinstimmung mit dem RDG. (RDG. 6, 412 ff.) ausgesprochen, daß eine Versicherungsbedingung, wie die vorliegende, an sich gegen die guten Sitten nicht verstößt, daß nur die Anwendung einer solchen Vertragsbestimmung nicht dazu führen darf, belos und schändlich den Versicherten hinzuhalten und daß, wenn dies geschieht, die Berufung auf die Versicherungsbedingung gegen Treue und Glauben verstößt und den guten Sitten zuwiderläuft. (RG. 6, 198; 8, 169; 33, 343.) Diesen unter der Herrschaft des alten Rechts getroffenen Entscheidungen, auf deren nähere Ausführungen verwiesen werden kann, schließt sich der hier erkennende Senat auch für die Anwendung des § 138 BGB. an. *U. A. O. c. Romani* II., U. v. 4. Juni 07, 379/06 VII. — *Stuttgarter*. Weset vom 9. Januar 1876, betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Kunst.

31. §§ 1—5, 14 KunstUrhG. Ist das „Bühnenbild“ ein *schöpfungsfähiges Werk*?

Die Beklagten haben für ein Theater in Berlin das

Bühnenbild zum Bildeszenen Stück „Salome“ geliefert, welches eine affektuelle Architektur nebst landschaftlichem Hintergrund und das Gesamtbild darstellt, welches die Bühne nach dem Aufgehen des Vorhangs dem Zuschauer darbietet. Dieses Bühnenbild will der Kläger entwerfen haben; er behauptet, dasselbe sei eine freie Kunstschöpfung und sowohl in bezug auf die einzelnen Teile als in bezug auf die Zusammenfassung derselben zu einem Gesamtbild als künstlerische Komposition zu betrachten. Die Beklagten, welche dieses Bühnenbild nach Skizzen und Entwürfen des Klägers, die Änderungen erforderten, für den Theaterunternehmer des Kleinen Theaters hergestellt hätten, haben dasselbe ohne Wissen des Klägers für den Theaterunternehmer B. nochmals angefertigt und diesem überlassen. Hierin erklärt der Kläger, der sich an dem Bühnenbild das Urheberrecht nach Maßgabe des KunstUrhG. zukreibt, eine unzureichende Nachbildung. Er behauptet aber zugleich auch eine Verletzung seines eingetragenen Gebrauchsmusters „Relieffalisse“, bei der das Bild reliefartig auf der Vorderseite angeordnet ist, weil die Beklagten, obwohl sie bei der Erstellung des Auftrags auf das Gebrauchsmuster des Klägers aufmerksam gemacht worden waren, das gleiche Verfahren bei Herstellung des Bühnenbildes für B. benutzt hätten. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Die Revision wird auf die Beauptung gestützt, daß das Urteil des RG. auf einer Verletzung der §§ 1 bis 5 KunstUrhG. beruhe, und der Begriff des Kunstwerkes von der Vorrichtung verlannt und zu eng gefaßt worden sei. Diese Vorurteile enthalten jedoch der Verletzung, und die Prüfung der Gründe, mit welchen das Berufungsgericht die vom BG. ausgesprochene Abweisung des Klageantrags gebilligt hat, führt zu dem Ergebnis, daß die beiden von der Vorrichtung gegebenen Entscheidungsgründe — das Bühnenbild sei kein schöpfungsfähiges Werk der bildenden Künste im Sinne des Gesetzes und der Kläger sei gar nicht der Urheber dieses Bühnenbildes — mit dem geltenden Rechte im Einklang stehen. Die Revision geht von dem Begriffe des „Kunstwerkes“ aus, schreibt dem hier in Rede stehenden Bühnenbild alle Eigenschaften eines Kunstwerkes zu und beschwert sich darüber, daß dennoch dem Bühnenbild der Schutz des Gesetzes vom 9. Januar 1876 verweigert worden ist. Diese Schlussweise beruht aber auf der rechtsirrigen Auffassung, als ob jedes „Kunstwerk“ nach Maßgabe des Gesetzes vom 9. Januar 1876 Schutz genieße. Daß diese Auffassung falsch ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß nach § 3 des Gesetzes die Bestimmungen desselben auf die Benutzung, auch wenn sie künstlerische Zwecke verfolgt, keine Anwendung zu finden haben und daß somit auf diesem ganzen weiten Gebiete Schöpfungen freier künstlerischer Tätigkeit, welche zur Befriedigung des ästhetischen Gefühls durch Anschauen bestimmt sind, sich keines gesetzlichen Schutzes erfreuen. Ausdrücklich ausgenommen von diesem Schutze sind aber nach § 14 des Gesetzes auch solche Werke der bildenden Künste, bei denen der Urheber gestattet hat, daß sie an einem Werke der Industrie, der Fabrik, der Handwerke und der Manufaktur nachgebildet werden, sofern diese Nachbildungen selbst und ihre Vervielfältigungen in Frage stehen. Bei diesem Stand der früheren Gesetzgebung ist das Berufungsgericht bei der Beurteilung des vom Kläger erhobenen Anspruches ganz zutreffend nicht von

dem Begriffe des „Kunstwerks“ an sich, sondern von den positiven Bestimmungen des geltenden Gesetzes über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste ausgegangen. Nach diesem Gesetz ist der Satz, daß nur Werke der zeichnenden und malenden Kunst sowie der Plastik — mit Ausnahme der Werke der Baukunst — schutzfähige Gegenstände sind, richtig, und die Schlussfolgerung nicht zu beanstanden, daß das Bühnenbild als fremde Dekoration zu vorübergehendem Zweck, gestaltet aus der Zusammenfugung beweglicher Einzelstücke — Hintergrund, Solisten, Kulissen, Verlässe und Dekorationsbuden —, ein Werk der bildenden Künste im Sinne des Gesetzes vom 8. Januar 1876 auch dann nicht ist, wenn dem Plane der Zusammenstellung eine künstlerische Idee zugrunde liegt, welche in einer des Schöpfers fähigen malerischen, zeichnerischen oder plastischen Skizze ihren Ausdruck gefunden hat. Gemälde und Werke der Plastik, die bei dem Bühnenbilde verwendet werden, können für sich den Schutz des Gesetzes genießen; das Bühnenbild als solches ist ein Werk der bildenden Künste nicht, weil es weder ein künstlerisches Gebilde vom fester, sich gleichbleibender Form darstellt noch den Endpunkt der Verwirklichung des Schönen in sich selbst trägt, sondern immer nur Ausstattung zu anderem Zwecke bleibt. Es ist aber auch der zweite Anfechtungsgrund des Berufungsgerichtes zu billigen, daß dem Kläger das in der Klage in Anspruch genommene Recht nicht zur Seite steht, weil er der Urheber des Bühnenbildes gar nicht ist. Die vom Berufungsgericht festgestellten Tatsachen rechtfertigen diesen Schluss. Es ist festzustellen, daß dem Kläger nur die erste Skizze und einige andere Skizzen betreffen, während das plastische Modell für das Bühnenbild, wie es sich dem Auge des Beschauers darstellt, ebenso wie die in der endgültigen Form ausgeführten Bestandteile des Bühnenbildes von den Beklagten und deren Angehörigen angefertigt worden sind, und zwar nach Weisungen, welche ihnen der Theaterdirektor K., der Unternehmer der Aufführung, nach Einkolung verschiedener anderer Entwürfe und Rücksprache mit verschiedenen künstlerischen Beratern in der Weise gab, daß er die Leitung des Ganzen in der Hand behielt und seine Anordnungen für die künstlerische und technische Gestaltung des Bühnenbildes, wie es sich schließlich ergab, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sind. An der formgebenden Tätigkeit, welche das Bühnenbild schuf, hatte schon der Kläger keinerlei Anteil, — und wenn hiernach das Berufungsgericht den Schluss zieht, daß jedenfalls nicht der Kläger der Urheber des Bühnenbildes ist, so ist hagegen kein rechtlich begründeter Einwand zu erheben, mag aus der Direktor K. oder die Beklagten oder diese mit jenen zusammen als Urheber des Bühnenbildes angesehen sein. R. o. B., U. v. 29. Mai 07, 361/06 I. — Berlin.

Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1888.

§ 2, § 51 Abs. 1 GenG. Von wann an läuft die Anfechtungsfrist für den in einer Versammlung nicht erschienenen Genossen?

Es handelt sich um die Rechtsfrage, ob die einmonatige Frist des Abs. 1 § 51 GenG. auch für den in der Versammlung nicht erschienenen Genossen gilt, bezw. ob sie auch für ihn vom Tage der Versammlung an läuft. Nach Viersch, Kommentar zum GenG. § 51 Anm. 5, soll die Frist für den nicht erschienenen Genossen erst durch die Kenntnis des Be-

schlusses eröffnet werden und ihm höchstens der Nachweis obliegen, daß er diese Kenntnis erst innerhalb eines Monats vor Klagerhebung erlangt habe. Carlus und Gräber vertreten früher denselben Standpunkt. Früher hat ihn jedoch in der neuesten (5.) Auflage des Kommentars in Anm. 4 zu § 51 zugunsten der entgegenstehenden, auch von Jeel, GenG. S. 547, geteilten Ansicht ausgegeben. Darüber, daß der gleichlautende § 271 HGB. (Art. 190 a des Gesetzes vom 18. Juli 1884), der dem GenG. als Vorbild gedient hat, in dem letzteren Sinne auszulegen ist, besteht unter den Kommentatoren keine Meinungsverschiedenheit. Nach Vortlaut und Entstehungsgeschichte des Gesetzes kann die Richtigkeit der strengerer Auslegung nicht bezweifelt werden. (Wied weiter ausgeführt.) D. e. Mollerei A., U. v. 13. Mai 07, 432/06 I. — Marienwerder.

§ 3, § 51, 73 GenG. Grundbesitzes Fortbauer der Aktienlegitimation des während des Anfechtungsprozesses aus der Genossenschaft scheidenden Genossen.]

Die klagende Genossenschaft, seit 10. September 1902 in Liquidation, war als Mitglied der beklagten Genossenschaft im Genossenschaftsregister eingetragen. Auf Grund Kündigung ist sie zum 30. September 1904 ausgeschieden. Die Ausscheidung ist am 26. August 1904 in das Register eingetragen worden. Am 7. Juni 1904 hat eine Generalversammlung der Beklagten stattgefunden, in welcher u. a. die in dem Klagenantrag näher bezeichneten Beschlüsse gefaßt worden sind. Mit der, dem Vorstand am 5. dem Aufsichtsrat am 6. Juni 1904 zugestellten Klage, welche nach ausführlicher Erklärung der Klägerin in der Berufungskinstanz lediglich als Anfechtungssache aus § 51 GenG. gelten soll, hat die Klägerin beantragt, diese Beschlüsse für nichtig zu erklären. Die Beklagte hat um Abweisung der Klage gebeten. Beide Parteierbitter haben die Klage abgelehnt, weil Kläger nach ihrem Austritt aus der beklagten Genossenschaft zur Anfechtungssache nicht mehr legitimiert sei. Das RW. hob auf: Das RW. glaubt, wie schon das LG. getan hat, seine Ansicht auf § 73 GenG. stützen zu können. Weil sich hiernach durch das Ausscheiden eines Genossen sein Rechtsverhältnis zur Genossenschaft auflöse in einen ihm gegen die Genossenschaft oder dieser gegen ihn zustehenden Anspruch auf Zahlung einer Geldsumme, und dieser eventuelle Anspruch der Klägerin inzwischen fällig geworden sei, so wäre, meint es, die Klägerin, wenn sie ein Gutbahnen behauptet, auf die Leistungsschuld angewiesen gewesen, sonst auf die Feststellungssache, daß die Beklagte von ihr nichts oder nicht mehr als einen bestimmten Betrag zu fordern habe. Den der eingetretenen Änderung der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse entsprechenden Übergang von der ursprünglich zulässig angestrichenen Anfechtungssache zu diesen anderen Klagen habe sie jedoch nicht vorgenommen, sondern sei bei der Anfechtungssache des § 51 verblieben und für diese Klage habe sie mit ihrer Mitgliedschaft auch ihre Aktienlegitimation verloren. Diese Begründung beruht auf Nöthertum. Eine Verklammerung, daß der anscheinende Genosse während der ganzen Dauer des Anfechtungsprozesses Mitglied der Genossenschaft sein müsse, enthält das GenG. nicht. Für die Aktienlegitimation allerdings besteht der Grundsatz, daß die Legitimation des Aktionärs für die Anfechtungssache des § 271 HGB. durch den fortbauenden Besitz wenigstens einer der Aktien bedingt ist, auf Grund deren

er dem angeforderten Beschlusse der Generalversammlung mitzuteilen hat. Zwischen Aktiengesellschaft und Genossenschaft ist aber die Verschiedenheit in der rechtlichen Konstruktion so groß und wesentlich, daß sich eine entsprechende Übertragung des Satzes auf die genossenschaftlichen Anfechtungen von selbst verbietet. Auch der § 73 GenG. rechtfertigt nicht die Ansicht des RG. Es folgt daraus keineswegs, daß die Tatsache des Ausschaltens aus der Genossenschaft im Laufe des anhängigen Anfechtungsprozesses dem anfechtenden Genossen die Aktivlegitimation für die Fortsetzung des Verfahrens entziehe. Man kann sehr wohl mit Parissus-Grüger: das Reichsgesetz betr. die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, zu § 51 unter 3, (S. 366 der 6. Aufl.) das Anfechtungsrecht als ein Individualrecht des Genossen bezeichnen, das dieser nicht habe, „zur Geltendmachung von vermögensrechtlichen Ansprüchen zu eigenem Vortheile, sondern namens und im Interesse der Genossenschaft“ (wobei nur das „namens“ nicht unbedingt verstanden werden darf). Dennoch bleibt es wahr, daß wenn er auf diese Weise im Interesse der Genossenschaft, d. h. zum Schutze der Minderheitsrechte, sein Individualrecht der Anfechtung betätigt, er damit zugleich auch seine eigene Rechtsposition der Genossenschaft gegenüber sicher stellt, und wenn auch freiwillig nicht eigene vermögensrechtliche Ansprüche gegen sie geltend macht, doch sich damit die notwendige Unterlage für deren künftige Geltendmachung entzöpft. Bei dieser materiellen Tragweite der Anfechtung bleibt die Durchföhrung der Klage von Bedeutung für den Genossen auch dann noch, wenn er infolge seines Ausschaltens kein Interesse mehr hat, für die Wahrung der Minderheitsrechte an sich einzutreten. Der Inhalt des § 73 steht der Durchföhrung des Anfechtungsprozesses nicht entgegen. Die Frage des praktischen Interesses hat auch das RG. erwogen, seine Ausführungen sind aber nicht befriedigend. (Wird dargelegt.) Die Fortdauer der Aktivlegitimation, welche hiernach grundsätzlich anzunehmen ist, beruht deshalb doch nicht in allen Fällen zu gelten. Die Erwägungen, auf welche die Annahme dieser Fortdauer gestützt ist, rechtfertigen andererseits auch die Ausnahme, daß mit dem Ausschreiben, genauer mit dem Zeitpunkt, wo dieses Ausschreiben endgültig wird (§ 75 GenG.), die Aktivlegitimation des Anfechtungsklägers dann und insoweit aufhört, als die Anfechtung gegen Beschlüsse gerichtet ist, an deren Vernichtung der ausgeschriebene Genosse kein Interesse mehr hat. Der Mangel des Interesses ist dann anzunehmen, wenn der Erfolg der Anfechtung keinen dem Anfechtungskläger günstigen Einfluß auf das Ergebnis der Auseinandersetzung haben und auch keine, trotz dem Ausschreiben noch mögliche genossenschaftliche Haftung nicht herabsetzen würde. Es ist aber nicht von dem Anfechtungskläger der Nachweis seines Interesses zu verlangen, vielmehr liegt es dem Anfechtungsgegner ob, das Fehlen dieses Interesses und damit den Wegfall der Aktivlegitimation darzutun. Auf die Feststellung eines solchen Mangels des Klageninteresses ist die angeforderte Entscheidung nicht gegründet. Vielmehr ist die Frage der Aktivlegitimation in dieser Richtung noch gar nicht geprüft. Das Revisionsgericht ist nicht in der Lage, selbst die Prüfung abschließend vorzunehmen. Es ist deshalb die Sache an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. J. R. G., U. v. 13. Mai 1897, 35/06 I. — Berlin.

Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883.

34. § 1 Nr. 3 KrankVersG. in Verb. mit § 30 GewD. Der ärztliche Beruf als solcher ist kein Gewerbe im Sinne der Gewerbesteuer; Voraussetzungen, unter denen der Betrieb einer Privatkrankenanstalt Gewerbebetrieb ist.]

Das Berufungsgericht geht bei der Prüfung der zur Entscheidung stehenden Frage von dem zutreffenden Gesichtspunkte aus, daß die in der Privatkrankenanstalt der Kläger gegen Gehalt und Lohn beschäftigten Personen nach § 1 Nr. 2 KrankVersG. vom 15. Juni 1883 versicherungspflichtig sind, wenn ihre Beschäftigung im stehenden Gewerbebetriebe der Kläger — zwei Ärzte — erfolgt. Es ist auch richtig, daß der Begriff des Gewerbebetriebes aus der GewD. zu entnehmen ist, und daß ihre Bestimmungen darüber entscheidend, ob von den Klägern ein Gewerbebetriebe ausübt wird. Das Vorliegen dieser Voraussetzung der Versicherungspflicht des hier in Frage stehenden Personals der Kläger wird vom Berufungsgericht aus zwei Gründen bejaht. Zunächst erscheint es schon die Ausübung des ärztlichen Berufs zum Zwecke des Erwerbes an sich für einen Gewerbebetrieb. Weiter nimmt das Berufungsgericht aber auch an, daß abgesehen hiervon die Kläger als Unternehmer einer Privatkrankenanstalt nach § 30 GewD. Gewerbebetriebe sind und daß sie die Krankenanstalt in Gewinnerzielung halten. Zu dem letzten Teile der vorstehenden Feststellung ist das Berufungsgericht gelangt, indem es den Anstaltsbetrieb zusammen mit der ärztlichen Tätigkeit der Kläger als die Grundlage ihres auf Erwerb gerichteten Berufs ansieht. Es führt aus, daß, wenn, wie die Kläger behaupten, die Anstalt auch für sich allein keinen Gewinn abwerfe, doch tatsächlich und wirtschaftlich den Klägern in den ärztlichen Honoraren zugleich die Entschädigung für die Anstaltspflege und die sonstige Benutzung der Anstaltsbeinrichtungen ihrem Willen gemäß gewährt werde. Obgleich seien beide Einnahmequellen nicht zu trennen und deshalb sei, da die Kläger die ärztliche Praxis mit Gewinn ausüben, auch der Betrieb der Krankenanstalt ein auf Gewinn abzielender. Den von der Revision gegen diese Feststellungen erhobenen Angriffen, welche Verletzung der Bestimmungen der GewD. und des KrankVersG. rügen, war der Erfolg nicht zu verlagern: Zunächst ist es nicht aufrecht zu erhalten, daß der ärztliche Beruf als solcher, wenn er zum Zwecke des Erwerbes ausübt wird, schon einen Gewerbebetrieb darstellt. Zwar hat das vom Berufungsgericht angezogene Urteil des VI. JS. des RG. vom 30. September 1897 — RG. 39, 134 ff. — die Ausübung der Heilbahn durch approbierte Ärzte als Gewerbe im Sinne des § 3 des Reichsgesetzes vom 13. Mai 1870 wegen Beilegung der Doppelbezeichnung bejaht. Dieser Senat hat indessen in dem Urteile vom 4. Oktober 1906 in Sachen Goldschmidt o. Verein der Ärzte des Regierungsbereichs Breslau VI. 614/05 — ausgedehnter abgeurteilt in der DJS. vom 1907 Nr. 1 Spruchbeilage — bei der Prüfung der Frage, ob der ärztliche Beruf als Gewerbebetrieb und damit als sonstiges Recht im Sinne des § 823 Abs. 1 BGB. anzusehen ist, den früheren Standpunkt nicht aufrecht erhalten. In dem zuletzt erwähnten Urteile ist in Übereinstimmung mit der in der Literatur vertretenen Ansicht und mit der preussischen Verwaltungspraxis angenommen, daß die Ausübung des ärztlichen Berufs, obgleich sie in Erwerbsabsicht stattfindet, wenn mit

derselben die Darbietung von Räumen und Einrichtungen zur Krankenpflege zum Zwecke der Gewinnzielung nicht verbunden ist, wegen des dabei obwaltenden höheren wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses außerhalb des materiellen Gewerbebegriffs liegt; dadurch, daß die Ausübung der Heilkunde, soweit dies im öffentlichen Interesse geboten sei, durch die Gew.D. geregelt werde (§§ 6, 29, 53, 80 Abs. 2 in der Fassung vom 26. Juli 1900) sei die ärztliche Berufstätigkeit selbst nicht hinsichtlich als ein Gewerbe charakterisiert. Der IV. Senat des RG. hat in dem Urteile vom 6. März 1902 — auszugswise abgedruckt in der ZM. 1902 Beilage S. 237 Nr. 88 — ebenfalls ausgesprochen, daß der ärztliche Beruf als solcher umfaßt die vorstehend erwähnten Bestimmungen der Gewerbeordnung kein Gewerbe im Sinne derselben sei. Der jetzt erkennende Senat schließt sich den beiden neueren Urteilen an und sieht ebenfalls durch die Gew.D. die Ausübung der ärztlichen Berufstätigkeit nur nach ihrer gewerbetypologischen Seite hin für geregelt an, ohne daß dadurch die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Berufstätigkeit des approbierten Arztes selbst zum Gewerbe gemacht ist. Damit entfällt der erste Grund des Berufungsgerichts. Die Ausübung der ärztlichen Praxis allein ist kein die Versicherungspflicht des Personals des Arztes behebender Gewerbebetrieb. Durch besondere Bestimmung, wie dies zu 2a des § 1 hinsichtlich der bei anderen, ebenfalls nicht Gewerbetreibenden (Anwälte, Rotare, Gerichtsvollzieher ufm.) beschäftigten Personen geschieht, ist die Versicherungspflicht der Beihilfeten des Arztes nicht befreit. Es ist das nicht für ratsam erachtet, weil sich bei ihnen schwer vermeiden lasse, ob sie Dienstboten oder im Geschäftsbetriebe beschäftigte Personen seien. (Wochsch. KrankVersch. 5. Aufl. Anm. 14 zu § 1 S. 69). Auch der zweite Versicherungsgrund des Berufungsgerichts ist bei der jetzigen Lage der Sache nicht für ausreichend befunden, die Entscheidung zu tragen. Zwar trifft es zu, daß nach der Gew.D. (§ 30) Unternehmer von Privatkrankenanstalten Gewerbetreibende sind, und daß eine Privatklinik, sofern sie dauernden Betrieb haben, diese Eigenschaft als Gewerbebetrieb nicht dadurch verliert, daß ein Arzt der Unternehmer ist. Für ausreichend festgestellt aber kann durch die Ausführungen des Berufungsurteils nicht erachtet werden, daß die für den Gewerbebegriff unerlässliche Absicht, aus dem Anstaltsbetriebe Gewinn zu erzielen, bei den Klägern vorhanden ist. Es kann dem Berufungsgerichte nicht zugegeben werden, daß allein schon dadurch, daß die auf Gewinnzielung gerichtete ärztliche Tätigkeit der Kläger die Unterhaltung der Anstalt erfordert, der Anstaltsbetrieb mit zur Grundlage des auf Gewinn abzielenden Berufs der Kläger wird, und daß es, weil der Betrieb der Anstalt und die Ausübung der Heilkunde für die Frage der Gewinnzielung untrennbare Faktoren sind, genügt, wenn nur die Heilkunde mit Gewinnabsicht ausgeübt wird. In Übereinstimmung mit der Rechtsprechung des Preuß. O. über die Besteuerung der von einem Arzte gehaltenen Krankenanstalt — zusammengestellt im Urteile vom 5. Mai 1898, O. 37, 418 — und mit dem Beschluß des I. S. des RG. vom 14. Januar 1901 — RGZ. 21A, 247 — nimmt vielmehr der Senat an, daß auch für die hier zu entscheidende Frage der Anstaltsbetrieb des Arztes einer besonderen Beurteilung zu unterliegen ist. Nur wenn die Anstalt als ein selbständiges Mittel zur Erzielung

einer dauernden Einnahmequelle vom Arzt gehalten wird, macht sie ihn zum Gewerbetreibenden und damit das Anstaltspersonal versicherungspflichtig. Dies ist noch näher für den vorliegenden Fall zu erörtern, weshalb die Zurückweisung in die Instanz erfolgt ist. Dr. E. und W. E. O. R. G., U. v. 17. Mai 07, 310/06 VII. — Gelle.

Patentgesetz vom 7. April 1891.

35. Begriff des Gewerbetreibenden im Sinne des § 4.

Die Klage des Klägers ist infolgedessen eines Patentes für eine Läutevorrichtung für Gloden, welche bestimmt ist, die hierzu erforderliche Arbeit durch einen passenden Maschinenantrieb leisten zu lassen. Kläger behauptet, daß eine an der Glode der M.-Rinde in Frankfurt a. M. angebrachte maschinelle Vorrichtung in ihrem Patentschutz eingegriffen und beantragt Verurteilung der Beklagten, bei Vermeidung einer Strafe von 1 000 Mark für jeden Fall der Zuwiderhandlung jene Läutemaschine nicht mehr zu benutzen. Der Beklagte Eynoldsdorff hat Abweisung der Klage beantragt. Er hat der Glodenmacher den Streit verlinket, da er von dieser die Läutemaschine käuflich erworben hat; diese ist dem Streit beigetreten und hat gleichfalls Abweisung der Klage beantragt. Letztere wurde abgewiesen und die Berufung zurückgewiesen; das RG. hob auf: Das OLG. geht mit Recht davon aus, daß der Begriff „gewerbetreibend“ in § 4 Pat.G. als eines sich mit dem Erfinderrecht befaßenden Sondergesetzes selbständig an der Hand dieses Gesetzes zu ermitteln und festzustellen ist, und daß er sich nicht mit dem Begriff der Gewerbetreibend im Sinne des Handelsrechts, der Gew.D. und anderer Gesetze deckt. Es erweist sich auch zutreffend, daß die Vorschrift des § 5 Abs. 2 des Gesetzes „überflüssig, ja sinnlos wäre“, wenn zum Begriff der Gewerbetreibend in § 4 des Gesetzes die auf dem Gebiete des Handels- und Gewerbetriebs und auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit ihm verwandte Begriffe einer auf Gewinn und Gewinn gerichteten Tätigkeit erforderlich wäre. Gleichwohl glaubt das OLG. die Anwendbarkeit des § 4 im vorliegenden Falle verneinen zu müssen, weil eben das Gesetz den Ausdruck „gewerbetreibend gebrauchen“, gewählt habe ein Gebrauch für Zwecke des höchsten Gewerbetriebs aber niemals als ein gewerbetreibend aufgefaßt werden könne. Das neue Pat.G. vom 7. April 1891 hat die Unterscheidung, welche hier zwischen Maschinen, Betriebsvorrichtungen, Arbeitsgerät einerseits und den übrigen Gebrauchsgegenständen andererseits gemacht ist, als innerlich unrichtig beseitigt. Er gehört auch hinsichtlich des Gebrauchs den Patentschutz ohne jede Einschränkung in gegenständlicher Hinsicht. Es macht diesen Schutz nur davon abhängig, daß der Gebrauch ein „gewerbetreibend“ sei, dabei wird in den Motiven erklärt, daß gewerbliche Benutzung im weitesten Sinne zu verstehen sei, daß es aber unzulässig sei, den Patentschutz auch auf das Gebiet des höchsten Gebrauchs zu erstrecken (vgl. Reichsgesetzbl. 8. Legislaturperiode I. Session 1890 Nr. 153 S. 15). Darüber, was der Gesetzgeber gewollt hat, kann nach dieser Stelle der Motive laien ein Zweifel bestehen. Es sollte der häusliche Gebrauch, der rein persönliche und private, insbesondere auch der Gebrauch zu Studienzwecken ausgenommen werden, in allen übrigen Beziehungen aber der Schutz des Gesetzes wirksam sein. Und eine ausdrückliche Konsequenz aus dieser seiner Auffassung hat der

Gesetzgeber durch die Bestimmung des § 5 Abs. 2 gezogen, in welcher er eine Benutzung, welche keine gewerbmäßige im Sinne des gemeinen Sprachgebrauchs sondern eine solche „im Interesse der gemeinen Volkshoheit“ ist, der Wirkung des Patentes entzieht, obwohl sie gar nicht unter den Patentschutz fallen würde, wenn jede Benutzung, die nicht in einem Gewerbe erfolgt, auch keine gewerbmäßige im Sinne des § 4 wäre. Den Gegensatz zu dem „häuslichen Gebrauch“ bildet eben nicht nur der Gebrauch in einem eigentlichen Gewerbebetrieb, sondern jede nicht rein private Benutzung, wenn sie auch nicht für Zwecke eines Gewerbes erfolgt. Der Ausdruck „gewerbmäßig“ in § 4 muß, wie das OLG selbst jagt, interpretiert, er muß auch richtig interpretiert werden. Für die hier gebilligte Auffassung sind die ersten wissenschaftlichen Autoritäten auf dem Gebiete des Patentrechts literarisch eingetreten; so insbesondere Koller in Grünsatz's 25. S. 209, 217 ff.; derselbe in seinem Handbuch des Deutschen Patentrechts S. 433; Volze im „Recht“ 1907 S. 5 ff.; Seligsohn, PatW., III. Aufl. § 4 Nr 5; vgl. auch Say, PatW. S. 140. Hiernach kann es aber keinen Zweifel unterliegen, daß die Benutzung einer Vorrichtung durch eine Kirchengemeinde für die Zwecke eines regelmäßigen öffentlichen Gottesdienstes, weil sie nicht bloß einen häuslichen privaten Gebrauch darstellt, unter die Bestimmung des § 4 des Gesetzes fällt. Die Benutzung ist eine gewerbmäßige, zwar nicht im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, wohl aber im Sinne des PatW., welches den Ausdruck „gewerbmäßig“ „im weitesten Sinne“ verstanden wissen und damit den Gegensatz zur häuslichen Benutzung treffen will. V. e. Stadtsynodalverband, II. v. 29. Mai 07, 867/06 I. — Frankfurt.

Wettbewerbsgesetz vom 27. Mai 1896.

36. § 1 UntWZ. Voraussetzungen des Erfordernisses „Hervorrufen des Anscheins eines günstigen Angebots.“

Die Klägerin — Kaiserin's Malzlaßfabrikation Ges. m. b. H. — betreibt die Fabrikation von Getreide- und Malzlaß und läßt die letztere Ware im Detailhandel zu 0,35 Mark für das Pfund verkaufen. Der Beklagte bringt zum Preise von 0,30 Mark für das Pfund ein Kaffeeextrakt in den Verkehr, welches in Tüten feilgehalten wird, die den Aufdruck „feinster Malzlaß“ tragen. Klägerin erhob gegen den Beklagten Klage auf Grund folgender Behauptungen: Während das von ihr, der Klägerin, in den Handel gebrachte Surrogat tatsächlich aus gemalzter Gerste hergestellt werde, habe das vom Beklagten als Malzlaß vertriebene Produkt einen Malzlaßprozeß nicht durchgemacht. Die vom Beklagten für seine Ware gewählte Bezeichnung entspreche daher nicht den Tatsachen. Auch sei der vom Beklagten geforderte Preis von 0,30 Mark für das Pfundpalet seines Kaffees geeignet, den Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorzuwirken, da durch die gewählte Bezeichnung der Anschein erweckt werde, die Ware habe das kostspielige Malzlaßverfahren durchgemacht. Durch dieses Verfahren werde überdies ein Gewinnsverlust von 28 Prozent der Gerste bewirkt. Der Klageantrag ging daher dahin, 1. zu erkennen, die beklagte Partei habe in öffentlichen Bekanntmachungen oder Mitteilungen, welche für einen größeren Kreis von Personen bestimmt seien, die Bezeichnung des von ihr in den Handel gebrachten oder überhaupt eines Getreidekaffees

mit dem Namen „Malzlaß“ zu unterlassen bei Beibehaltung einer falschen Strafe von 500 Mark für jeden Zuwiderhandlungsfall, 2. der Klägerin die Befugnis zuzusprechen, den erkennenden Teil des Urteils auf Kosten des Beklagten im Hammerbergs Couriers zu veröffentlichen. Der Beklagte beantragte Abweisung der Klage, indem er im wesentlichen folgendes ausführte: Dasjenige, was er unter dem Namen „feinster Malzlaß“ verkauft habe und verlaufe, sei in der Tat Malzgerste. Die erwähnte Bezeichnung sei daher durchaus zutreffend. Er habe diese Ware von der Braunschweiger Aktien-Eichorienfabrik bezogen, die ihm als Malzlaß nur tatsächlich gemälzt und gut geleimte Gerste geliefert habe. Über die Zusammensetzung und die Qualität des Kaffees sei er mangels genügender Fachkenntnis nicht unterrichtet gewesen. Er habe diese Ware nicht zu einem zu billigen Preise vertrieben. Der erste Richter verurteilte nach dem Klageantrag, der zweite Richter wies die Klage ab. Das OLG hob auf und verwies die Sache in die Instanz zurück. Das Berufungsgericht hat zunächst die Klägerin als zur Erhebung der Klage gemäß § 1 Abs. 1 S. 2 UntWZ. legitimiert angesehen. Es hat ferner angenommen, daß der Ausdruck „feinster Malzlaß“ mit dem der Beklagte die von ihm in seinem Laden feilgehaltenen und sonst in den Verkehr gebrachten, den angeblichen Malzlaß enthaltenden Paletts hat versehen lassen, als eine für einen größeren Kreis den Personen bestimmte Mitteilung im Sinne des § 1 cit. anzusehen sei, und daß der Beklagte mittels dieses Aufdrucks über die Beschaffenheit und die Herstellungsort derjenigen Ware, die in den vom Sachverständigen untersuchten drei Paletts enthalten gewesen sei, unrichtige Angaben tatsächlicher Art gemacht habe, indem diese als „feinster Malzlaß“ bezeichnete Ware überhaupt keine gemälzte Ware, also auch kein Malzlaß gewesen sei. Das Berufungsgericht hat jedoch das weitere Erfordernis des § 1 cit., daß die von dem Beklagten gemachte unrichtige Angabe auch geeignet sei, den Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorzuwirken, für nicht gegeben erachtet. Die das zuletzt erwähnte Erfordernis betreffenden Ausführungen des Berufungsgerichts können nicht in allen Punkten für richtig befriedigend erachtet werden. Zwar stehen dieselben mit der Rechtsprechung des erkennenden Senats insoweit im Einklang, als dargelegt ist, daß der Anschein eines besonders günstigen Angebots nicht notwendig mit der Preisermäßigung der Ware verknüpft sei, sondern daß er auch in andern Umständen, insbesondere in der Anpreisung der Beschaffenheit der Ware gefunden werden könne und daß in diesem Hinsicht die Auffassung des Publikums, für das die Ware bestimmt ist, maßgebend sei (vgl. die Urteile des erkennenden Senats vom 7. Dezember 1900, 3VB. 01, 13, vom 14. Juni 1904 11 480/03, vom 17. Juni 1904 Rb. 58, 281 ff.). Dagegen sind die weiteren Ausführungen des Berufungsgerichts, daß der hier in Rede stehende Aufdruck „feinster Malzlaß“ nicht geeignet gewesen sei, den Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorzuwirken, als durch Rechtsirrtum beeinflusst anzusehen. Vor allem ist es nicht zu billigen, daß das Berufungsgericht hierbei (vermutlich um bezüglich der in den fraglichen Worten enthaltenen Beschaffenheitsangaben das hier in Rede stehende Tatbestandsmerkmal zu vermeiden), die Worte „feinster Malzlaß“ nicht als eine zusammen-

mit Hilfe anderer Personen Abgeschüsse hergestellt hat, selbst noch nicht, daß er auf diese Weise sich eine wirtschaftliche Erlöse schaffen kann, und der Hinweis darauf, daß ihm nur Deutschland und Österreich verschlossen sei, verleiht seine Bedeutung gegenüber der Erwägung, daß dem Beklagten, der verheiratet ist, Familie beisteht und in dürftigen Verhältnissen lebt, billigerweise nicht zugemutet werden kann, sich in anderen Ländern um die Erlösung einer seinen Kenntnissen entsprechenden Erlöse zu bemühen. Die Gesichtspunkte führen mit Notwendigkeit zu dem Schlusse, daß die fragliche Konkurrenzklause den guten Sitten zuwiderläuft, daher nichtig ist. Z. e. W., II. v. 14. Mai 07, 31/07 II. — Dresden.

11. Preussisches Recht.

38. § 19 Tit. 6 I A.P. in Verb. mit §§ 823, 254 BGB. Anwendung des allgemeinen Rechts auf eine vor 1900 begonnene und nach 1900 fortgesetzte unerlaubte Handlung; fortgesetztes Delikt.]

Die Beklagte zu 1 betrieb im Jahre 1899 zu Berlin unter der Firma B. N. ein sogenanntes Patentbureau, und ihr Ehemann, der Beklagte zu 2, war in diesem Geschäft als ihr Prokurist tätig. Im dieser Eigenschaft verschaffte er sich im August 1899 zu Stuttgart für die genannte Firma den Besitz gewisser Zeichnungen mit dazu gehöriger Beschreibung, die einen vom Kläger erfindenen sogenannten Batterie-Isolationsapparat darstellten und dem Kläger gehörten; dieser verlangte von den Beklagten in Berlin wiederum wegzuholen die Herausgabe der genannten Gegenstände, welche ihm dann noch lange, bis zur Anstellung der vorliegenden, auf Schadenersatz gerichteten Klage vorenthalten wurden. Das Berufungsgericht findet in der Verweisung der Gegenstände keine unerlaubte Handlung der Beklagten, weil diese durch entsehbaren Irrtum veranlaßt worden sei, wohl aber stellt es ein grobes Versehen in der weiteren Vorenthaltung der Zeichnungen und Beschreibung, hält jedoch die Beklagten deshalb nicht für schadensersatzpflichtig dafür, weil dem Kläger selbst ein grobes Versehen in der Unterlassung der Klavierung des Schadens zur Last falle, und er deswegen nach dem hier anzunehmenden § 19 Preuss. A.P. I. 6 keinen Anspruch auf Ersatz des von ihm ausschließlich geltend gemachten mittelbaren Schadens, bezw. entgangenen Gewinnes habe. Das RG. hob das klagabweisende Urteil auf: Abgesehen davon, daß die Feststellung, den Kläger treffe ein grobes Versehen, nicht bedenkenfrei ist, hat das Berufungsgericht aus darin rechtlich geirrt, daß es nur das vor dem Jahre 1900 geltende Recht, hier also das Preuss. A.P., für anwendbar gehalten hat. Es handelt sich, wie in dem laut RG. 52. S. 120 ff. abgeurteilten Falle, um ein fortgesetztes Delikt, hier nämlich um die dauernde widerrechtliche Vorenthaltung der mehrerwähnten Gegenstände auch noch nach dem 1. Januar 1900. Für diese Zeit hat mühen § 823 Abs. 1 BGB. zur Anwendung zu kommen, und diesem gegenüber ist natürlich § 10 A.P. I. 6 bedeutungslos, vielmehr nur der § 254 BGB., insbesondere auch in seinem Abs. 2, in Betracht zu ziehen. Insofern könnte man sogar dann, wenn man sich im übrigen auf den Standpunkt des Kammergerichts stellen wollte, möglichlicherweise zu einem anderen Ergebnisse gelangen. Z. e. W., II. v. 27. Mai 07, 443/06 VI. — Berlin.

Preussisches Gesetz betr. Fürsorge für Beamte infolge von Betriebsunfällen vom 18. Juni 1887 bezw. 2. Juni 1902.

39. Art. 1. Die Feststellung der Dienstunfähigkeit des Beamten ist der richterlichen Entscheidung entzogen.]

Der Berufungsrichter hat den auf Art. 1 des Preussischen Gesetzes betreffend die Fürsorge für Beamte infolge von Betriebsunfällen vom 18. Juni 1887 bezw. 2. Juni 1902 gestützten Anspruch des Klägers anerkannt, indem er vollständige Dienstunfähigkeit des Klägers, auch zu dem Amte eines Bahnschaffners auf Station Essen-Nord, feststellte. Die Verwaltungsbehörden dagegen hatten den Kläger für fähig zum Bahnschaffnerdienst in Essen-Nord erachtet und wegen Verweigerung der Übernahme dieses Dienstes entlassen. Die Revision rügt, daß die Feststellung der Dienstunfähigkeit auch nach Art. 1 Abs. 1 des Preussischen Fürsorgegesetzes der richterlichen Entscheidung entzogen sei: Dieser Angriff trifft zu, wie dieser Senat bereits in der Entscheidung vom 15. Februar 1907 in Sachen des Preussischen Eisenbahnsystems gegen den früheren Reichsanwalt Johann W., durch welche das Urteil grade auch des I. B.S. des LG. zu Hamm vom 21. April 1906 aufgehoben wurde, näher dargelegt hat. Die Ansprüche auf Grund des Gesetzes vom 18. Juni 1887 bezw. 2. Juni 1902 sind Pensionsansprüche und unterliegen der Bestimmung des § 5 des Preussischen Gesetzes vom 24. Mai 1861. Das angefochtene Urteil ist daher aufzuheben. Zur Sache kann in der Revisionsinstanz nicht entschieden werden. Denn der Kläger hat auch vollständige Erwerbsunfähigkeit als durch Betriebsunfall verursacht geltend gemacht, § 7 des Tatbestandes des angefochtenen Urteils. Diese auf Abs. 2 des Art. 1 des Fürsorgegesetzes gestützte Klagebegründung ist vom Berufungsrichter noch nicht gewürdigt. Pr. O.-B. e. W., II. v. 7. Juni 07, 474/06 III. — Hamm.

Vom Oberverwaltungsgericht. *)

Bericht des Rechtsanw. Dr. Görrs in Berlin.

§ 33 b Gew.O. § 7 BGB.

Kläger, der in A. mit Grundbesitz angeschlossen ist und dort einen Wohnsitz hat, nahm das Recht in Anspruch, ohne besondere polizeiliche Erlaubnis seine Schiffschule in D. auf einem angemieteten Privatgrundstück auch während der Kirche und des Schöpfungsfestes gewerbenmäßig darzubieten. Hierbei ging er davon aus, daß auf seinen Gewerbebetrieb § 33 b Gew.O. betriebsmäßig anzuwenden sei, weil er ein Zimmer in D. angemietet habe und dort auch die Steuern entrichte. Die Ortspolizeibehörde stellte fest, daß der Kläger in dem eingemieteten Zimmer kurz vor Beginn der Kirche zwar ein altes Bett, einen alten Tisch und einige Stühle untergebracht, jedoch niemals geschlafen und daß er sich in D. auch nur für seine Person und nicht auch seine Familie angemietet habe. Sie erlösbete ihm, daß er in D. keinen festen Wohnsitz habe und

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

daß sie ihm die nach § 60a I. c. erforderliche Erlaubnis für den Gewerbebetrieb verweigerte. Zugleich brachte sie ihm für den Fall der Zuwiderhandlung keine Befristung und die Schätzung des Gewerbebetriebs an.

Nachdem der Kläger noch angeführt hatte, daß er als von Ort zu Ort reisender Schaukellner einen festen Wohnsitz, wie ihn der Handelsmann habe, nicht begründen könne, auch eines solchen, da er im Wagon schlafe, nicht bedürfe, wies der Vorderrichter die Klage ab. Die Berufung ist nicht begründet. In Übereinstimmung mit der diesseitigen, namentlich vom Straßensatz des RG. gestützten Auffassung erachtet der Vorderrichter für die auf einem Privatgrundstück im stehenden Gewerbebetrieb dargebotenen Lustbarkeiten ufm. die Einholung der in § 33b vorgeschriebenen ordnungsgemäßen Erlaubnis nicht für erforderlich. An ihr ist auch gegenüber dem im Preßerzbl. 27, 463 ff. veröffentlichten Ausführungen festzuhalten, die, soweit sie sich für den gegnerischen Standpunkt auf die der Feststellung des § 33b vorausgegangenen Verhandlungen berufen, nichts beibringen, noch nicht bereits diesseits berührt worden sind. Reges-irrtümlich dagegen ist die Meinung des Vorderrichters, nur beim Vorhandensein einer festen Betriebsstätte sei das im Gemeindebezirk des Wohnortes betriebene Gewerbe als ein stehendes anzusehen. Der in der R. Gew. D. nicht erläuterte Begriff des stehenden Gewerbes ist dem § 55 zu entnehmen. Alle Gewerbeformen, die § 55 nicht als Gewerbebetrieb im Umherziehen kennzeichnet, sind stehender Gewerbebetrieb. Danach ist das Vorhandensein einer gewerblichen Niederlassung, — als solche gilt eine feste Betriebsstätte, — eine unerlässliche Voraussetzung, um das außerhalb des Wohnorts betriebene Gewerbe als ein stehendes beurteilen zu können, nicht aber auch für das im Wohnorte betriebene Gewerbe. Letzteres ist stehender Gewerbebetrieb auch dann, wenn es nicht in einer festen Betriebsstätte, sondern von Haus zu Haus oder auf öffentlichen Straßen und Plätzen betrieben wird.

Der Begriff des Wohnsitzes ist im Sinne der R. Gew. D. nach den Grundrissen des bürgerlichen Rechts gegeben, danach gilt als Wohnsitz nicht der Ort, wo die Steuern bezahlt werden, es genügt auch zu seiner Begründung nicht schon der Besitz zum Wohnen geeigneter Räume, sondern es kommt darauf an, ob den Umständen nach sich die Annahme rechtfertigt, daß die Räume als örtlicher Mittelpunkt der Lebenshaltung der betreffenden Person dienen sollen, und daß demgemäß mit einer ständigen Niederlassung an dem Ort, wo sich die Räume befinden, zu rechnen ist (§ 7 BGB., auch OBG. 30, 24). Daß es an dieser Voraussetzung hier fehlt, hat der Vorderrichter mit Recht angenommen. Beschluß vom 14. Juni 1906. Rep. Nr. 111 B 55/06. Bezirksauschuss Kaden.

§ 58 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung. Zukünftigkeit der Verwaltungsgerichte.

Die vom Kläger gegen die Entscheidung des Bezirksauschusses eingeleitete Revision ist begründet. Der beklagte Knappschaftsbezirksrat hat seinen Sitz zu Bochum, die beklagte Knappschaftsbezirksversammlung hat ihren Sitz zu Berlin. Nach § 58 cit. bedürfte es daher der vorgängigen Bestimmung des für das Verwaltungsstreitverfahren zuständigen Bezirksauschusses durch das OBG. Da eine solche Bestimmung bisher nicht ergangen ist, war der Bezirksauschuss zu Arnberg nicht zuständig und die von ihm getroffene Entscheidung unterliegt der Aufhebung (§ 94 Ziff. 2 a. a. O.).

Bei der eintretenden freien Beurteilung ist der Gerichtshof nicht in der Lage, in der Sache selbst zu erkennen, weil ihm hierfür die unerlässliche Grundlage in Gestalt einer von einem

zuständigen Gerichtes I. Instanz ergangenen Entscheidung mangelt (vgl. OBG. 32, 197 und 40, 264). Es muß vielmehr Zurückweisung an den Bezirksauschuss ausgedrückt werden, welcher durch besonderen Beschluß vom heutigen Tage gemäß § 58 cit. als zuständiges Verwaltungsgericht bestimmt werden ist. Derselbe wird in der Sache auch neue zu befinden haben, falls der Kläger nicht vorzieht, die Klage zurückzunehmen. Denn im Verwaltungsstreitverfahren, welches für die Verwaltungsgerichte ausschließlich in Betracht kommt, wird der Kläger die von ihm erhobenen Forderungen keinesfalls zur Durchföhrung bringen können. Im Verwaltungsstreitverfahren ist von den Anträgen des Klägers nur über den einen zu entscheiden, welcher dahin geht, daß die seit dem 1. April stattgehabten Überweisungen vom Beiträger seiner Unfallrente rückgängig gemacht werden sollen. Dieser Antrag ist im Hinblick auf § 25 OBG., nach denen eine Erstattung durch Überweisung von Rentenbeiträgen statthaft, unzulässig, und es gereicht ihm auch namentlich der vom Kläger betreibende Umstand nicht zur Last, daß er die Ansprüche sowohl auf Invaliditätsrente als auch auf rückgeschickte Invalidenrente durch Vertragsgeldleistung erworben habe. Zur Feststellung der Verpflichtungen des Knappschaftsbezirks gegenüber dem Kläger sind die Verwaltungsgerichte nicht zuständig. Sie haben nicht zu prüfen, ob der Kläger wegen seiner Forderungen an den Knappschaftsbezirk nicht vollständig befriedigt worden ist, insbesondere, ob der Knappschaftsbezirk seiner statutarischen Verbindlichkeit genügt, wenn er dem Kläger eine Zulagenrente gewährt, oder ob er dem Kläger, wie dieser beauptet, anstatt der einen Beitragsinvalidenrente von höherem Betrage zahlen muß. U. v. 7. Verg. 07, III 319. Rep. Nr. 111 C 107/06. Bezirksauschuss Arnberg.

Grundlegende Entscheidungen.

In Entsch. Nr. 3 wird der auf Übertragung einer ägyptischen Papiere gegen Entgelt gerichtete Vertrag, in Entsch. Nr. 4 in ausführlicher, auch für die Rechtskenntnis bezeichnender Begründung das einen ägyptischen Kollagen vertragmäßig ausstehende Kollagenverbot als gegen § 138 BGB. verstoßend und deshalb für nichtig erachtet.

Bedingte Anfechtung ist keine Anfechtung, besagt die unter Nr. 5 im Auszug wiedergegebene Entsch.

Entsch. Nr. 7 erklärt auch eine nicht zu den Wertpapieren gehörende Urkunde (einen Hypothekenbrief) als geeigneten Gegenstand des Zurückbehaltungsrechts und nennt Remerzitt (§ 273 BGB.) auch an, wenn das Zurückbehaltungsrecht nicht dem Vertragsanspruch sondern dem an dessen Stelle wegen Nichtigkeit des Rechtsgeschäfts tretenden Bereicherungsanspruch gegenüber geltend gemacht wird.

Wappelschütz Rängel oder Beschränkungen vorhandener Pauschalzinsen bedeuten nicht einen Rängel im Recht, sondern in den Eigenschaften der Sache, wie Entsch. Nr. 9 im Anschluß an die bisherige Rechtsprechung darlegt.

Entsch. Nr. 10 rätet, wenn im Sinne der Gewährleistungsvorschriften insbesondere des § 469 BGB. mehrere verkaufte Sachen als zusammengehörend anzusehen sind.

Entsch. Nr. 12 verlegt dem Abf. 3 des § 634 BGB., der die Handlung beim Verforttrag ausschließt, wenn der Rängel den Wert oder die Tauglichkeit des Verles nur unerheblich mindert, die Anwendbarkeit, wenn das Handlungsgeschehen auf das Nichtvorhandensein zugesicherter Eigenschaften gestützt wird. R.

Für die Redaktionen verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Neumann in Berlin W. 35, Potsdamer Straße 118.
Druck: W. Moritz Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Für die Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins liegen bei: Die Bekanntmachungen der Tagesordnung und des Festprogramms des XVIII. Deutschen Anwaltstages in Mannheim nebst Karte zur Veranstaltung von Logis und zur Anmeldung der Teilnahme am Festmahl.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 26.

Verlag und Expedition: **W. Mofer Buchhandlung**, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 26 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pfg. Inzerate die 2. gehaltene Zeile je 50 Pfg. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Die Mitgliederversammlung des Deutschen Anwaltvereins (ordentlicher Anwaltskongress) wird am

11. und 12. September 1907, Mittwochs 9 Uhr

nach Rausheim in das Versammlungslokal des „Hofengartens“ (städtische Festhalle) berufen.

Tagesordnung:

1. Rechnungslegung und Entlassung des Vorstandes.

2. Auswahl von 4 Vorstandsmitgliedern.

Nach § 8 der Satzungen scheiden infolge Auslosung aus die Herren Justizrat Dr. Eugen Buchs in Berlin, Justizrat Karl Edert in München, Rechtsanwalt Dr. Schall und Justizrat Dr. Langbein in Leipzig.

3. Verabschiedung des Mitgliederbeitrags auf 15 Mark jährlich. Änderung des § 3 der Satzungen.

Berichtshatter: Justizrat Dr. Delb in Leipzig.

4. Erweiterung und Beschlußfassung über Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozessordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte im Hinblick auf die geplante Justizreform.

Berichtshatter: Rechtsanwalt Dr. Fochenburg in Wonnheim und Rechtsanwalt Dr. Wamow in Joppo.

5. Empfiehlt sich eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?

Berichtshatter: Rechtsanwalt Dr. Bloch I in München.

6. Empfiehlt es sich, dem § 63 der Rechtsanwaltsordnung einen Absatz 3 anzufügen des Inhalts:

„Wegen leichter Verstößen eines Rechtsanwalts kann der Vorstand ohne Einleitung des im § 67 ff. der RVO. vorgeschriebenen Verfahrens eine Warnung, eine Mißbilligung oder eine Geldstrafe bis 100 Mark aussprechen. Der Rechtsanwalt, gegen den vom Vorstände eine solche Strafe ausgesprochen wird, hat das Recht, innerhalb einer Kasse von einer Woche seit der Zustellung des Beschlusses des Vorstandes, bei diesem Anträge

auf Entscheidung durch das Ehrengericht zu stellen.“

Berichtshatter: Oberjustizrat Dr. Wittsch in Dresden und Rechtsanwalt R. Levi in Stuttgart ebenfalls Rechtsanwalt Conrad Hausmann in Stuttgart.

7. Nach § 6 Nr. 2 Abs. 2 der Satzungen: der Antrag der Herren Rechtsanwalt Schroeder in Hohenfals und Genossen

a) der erste Satz des Abs. 1 des § 7 der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins wird gestrichen und an seine Stelle tritt folgende Bestimmung:

Der Vorstand besteht aus 15 Mitgliedern; von diesen dürfen höchstens 12 solche Rechtsanwälte sein, die ihren Wohnsitz an einem Orte haben, der Sitz eines Kollegialgerichts (Reichsgericht, Oberstes Landesgericht, Oberlandesgericht, Landgericht) ist.

b) Im Falle der Annahme des Antrages zu a:

Im Satz 2 des ersten Absatzes des § 7 werden die Worte: „Diese wählen aus ihrer“ gestrichen und an ihre Stelle die Worte: „Der Vorstand wählt aus seiner“ gesetzt.

c) Im Falle der Annahme des Antrages zu a: die danach erforderlichen Wahlen vorzunehmen.

Leipzig, den 10. Juni 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erstherpel,

Schreiber Justizrat, Vorsitzender.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die dreinundzwanzigste ordentliche Generalversammlung wird am

den 12. September 1907, Mittwochs 9 Uhr,

nach Rausheim in die städtische Festhalle (Versammlungslokal des „Hofengartens“) berufen.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. der vom Vorstände zu erstellende Geschäftsbericht für das mit dem 30. Juni 1907 abgelaufene Geschäftsjahr;

2. Prüfung der Jahresrechnung und Entlassung des Vorstandes;
3. die Wahl von Vorstandsmitgliedern in Gemäßheit des § 9 der Satzungen;
4. die Wahl von Rechnungsrevisoren;
5. die Wahl des nächsten Versammlungsortes;
6. der seinerzeit vom Vorstande angenommene, seitens der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar 1907 verlegte Antrag des Justizrats Elze zu Folge a. E. dahin:

„Die Anwalts-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte, welche auf Grund der vom deutschen Anwaltstage in Hannover genehmigten und durch Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Justizrat für Lebensversicherung in Berlin festgestellten Satzung begründet werden soll, entspricht zwar nicht ganz der Kasse, welche der § 2 Abs. a der Satzungen der Hülfskasse für deutsche Rechtsanwälte im Auge hat, sie erfüllt aber das gleiche Ziel und ist zur Zeit die Anwaltskassette, welche zum Segen der deutschen Rechtsanwälte und ihrer Witwen und Waisen begründet werden kann, wenn sich etwa 700 Anwälte daran beteiligen.“

Es werden deshalb dieser Kasse, sofern ihr 700 Anwälte beitreten, 500 000 Mark zur Hälfte in 3 1/2 prozentigen, zur anderen Hälfte in 3 prozentigen Staatspapieren aus dem angesammelten Kapitalgrundstock der Hülfskasse überwiesen. Diese Hülfskasse wird dann aber nicht aufgelöst, sondern bleibt weiter bestehen. Sie beschränkt sich auf den im § 2 b bestimmten Zweck und arbeitet fortan nach der anliegenden veränderten Satzung. Namentlich kann sie die Zinsen auch von dem ihr verbleibenden Kapitalgrundstock zu Unterstützungszwecken verwenden.“

Die vorgeschlagenen weiteren Satzungsänderungen lauten:

- a) § 2 wird dahin gefaßt:
„Der Zweck des Vereins ist, dienß- und erwerbsunfähig gewordene deutsche Rechtsanwälte, sowie deren Hinterlassene durch Geldbeiträgen zu unterstützen.“
- b) Im § 3 wird der Abs. 2 gestrichen.
- c) Im § 17 werden der erste Absatz ganz und im zweiten Absatz die Worte:
„aus anderen Gründen“
gestrichen.

Leipzig, den 15. Juni 1907.

Hülfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Herr,

Justizrat, Vorsitzender des Vorstandes.

Mit Bezug auf vorstehende Bekanntmachung werden die Herren Mitglieder der Hülfskasse wiederholt auf den

Besatz zu § 8 der Satzungen aufmerksam gemacht, welcher bestimmt:

„Das Stimmrecht in den Generalversammlungen darf durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden, der Mitglied der Hülfskasse sein muß. Ein Bevollmächtigter darf nicht mehr als 20 Mitglieder vertreten. Die Vertretenen dürfen keinem anderen Anwaltskammerbezirk angehören als der Bevollmächtigte.“

In der außerordentlichen Generalversammlung vom 20. Januar d. J. hat sich herausgestellt, daß die Feststellung der Bevollmächtigten und die Prüfung der Legitimationen bei Beginn der Verhandlung erhebliche Schwierigkeiten bietet und nur unter großer Verzögerung der Beratungen möglich ist. Die Herren Mitglieder, welche Vollmachten erteilen, oder übernehmen wollen, werden daher ersucht, solche mit einem geordneten Verzeichnisse und soweit der Vollmachtgeber nicht bereits in das vorjährige Verzeichnis aufgenommen ist, unter Beifügung der Mitgliedskarte bis zum 5. September d. J. hierher einzureichen.

Leipzig, den 16. Juli 1907.

Der Vorsitzende des Vorstandes.

Herr, Justizrat.

Die Anwaltskammer im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Stuttgart hat der Kasse abermals eine Beihilfe von 1200 Mark gewährt. Der Kammer und ihrem Vorstande ist für die reiche Beihilfe der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Der Deutsche Anwaltverein.

Eine Anregung zum Mannheimer Anwaltstage.

Von Dr. Wilhelm Rosenthal, München.

I.

Von zwei zu zwei Jahren hält der Deutsche Anwaltverein bald da bald dort seine ordentlichen Mitgliederversammlungen — Anwaltstage — ab; jeder, der einmal einem solchen Anwaltstage bewohnt, wird der Gründlichkeit der Beratungen seine Anerkennung nicht verkagen können und zugleich müssen, daß die Verhandlungen dieser Anwaltstage in jedem Maße geeignet erscheinen, dem in § 1 der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins bestimmten Zweck:

I. Förderung des Gemeinfinns der Standesgenossen und Pflege des wissenschaftlichen Geistes;

II. Förderung der Rechtspflege und der Gesetzgebung des Deutschen Reichs;

III. Vertretung der Berufsinteressen gerecht zu werden.

Bei der reichen Tätigkeit und dem ernsten Streben auf den deutschen Anwaltstagen muß man sich aber um so mehr darüber wundern, daß ihre Beschlässe im Gegensatz zu denen anderer

Standesvertretungen nach außen bei Behörden wie nach innen bei der gesamten deutschen Anwaltschaft allgemein und jeweils bei weiteren nicht die Bedeutung beigemessen wird, wie es im Interesse der Anwaltschaft und der Rechtspflege gewünscht werden sollte.

Der Grund für diese beachtliche, aber nicht zu bestreitende Tatsache liegt wohl vor allem darin, daß der Deutsche Anwaltverein, wenn auch einen sehr großen Teil der deutschen Anwälte, so doch immerhin nur einen Teil der deutschen Anwälte zu seinen Mitgliedern zählt, und daß die Beschlüsse der Anwaltsstage infolge der Organisation des Vereins mehr oder weniger auf Zufallsmajoritäten beruhen; denn die Besucher des Anwaltsstages kommen aus mehrfachen, offensichtlich ungleichen zum großen Teil aus dem Orte oder Bezirke, wo gerade der Anwaltsstag stattfindet, und je nachdem der eine oder andere Antrag, der gerade zur Diskussion steht, der Stimmung der Anwaltschaft des Bezirkes des Tagungsortes entspricht oder nicht, wird regelmäßig die Beschlußfassung ausfallen.

Nicht die Gesamtheit des Deutschen Anwaltvereins oder eine von den gesamten deutschen Anwälten in verhältnismäßig gleicher Zahl beschickte Versammlung gibt so den Ausschlag bei den Abstimmungen, sondern vielmehr in der Hauptsache die Anwaltschaft des Bezirkes, wo die Versammlung gerade stattfindet; dadurch haben in gleichen Fragen verschiedene Anwaltsstage oft recht verschiedene Beschlüsse gegiebt.

So recht betrieft dies das Schicksal des Antrages über Errichtung einer Kuchergasse und Mützen- und Haufenkasse; in Danzig (1901) wurde der Grund/satz der Zwangspensionskasse angenommen, in Straßburg (1903) wurde, um nicht den Entwurf lassen zu lassen — auf Antrag der Verfasser des Entwurfs — die Betragung der Abstimmung beschlossen; in Hannover (1905) wurde das Prinzip der Zwangspensionskasse abgelehnt und die Errichtung einer freiwilligen Kasse und die Überweisung eines entsprechenden Kapitalgrundstückes aus der Kuchergasse für deutsche Rechtsanwältinnen beschlossen, und nun wird seit dem Anwaltsstage in Hannover gearbeitet und gehofft — freilich nur von einer kleinen Minderheit der deutschen Anwaltschaft — um auch diesen Beschluß wieder auszuführen, so daß auch der diesjährige Anwaltsstag sich wieder mit dieser Frage wird beschäftigen müssen.

Noch ein anderes Beispiel:

Der Antrag auf Einführung eines Bienniums, dem in Hannover ein so eiliges Begründnis bereitet wurde, würde sicherlich, wäre er auf einem in München oder Nürnberg oder auch in Karlsruhe stattfindenden Anwaltsstag zur Sprache gekommen, nicht nur nicht abgelehnt, sondern mit wahrscheinlich recht großer Majorität angenommen werden sein, weil eben in diesen Bezirken die allgemeine Stimmung unter den Anwälten seit langem schon die Einführung des Bienniums oder doch einer ähnlichen Maßregel verlangt und also auf einem süddeutschen Anwaltsstage die Freunde des Bienniums in größerer Zahl als dessen Gegner vertreten gewesen wären.

Verzerrten Zufälligkeiten sollten aber die Beschlüsse des Anwaltvereins so wenig als irgend möglich ausgesetzt sein; will man also die Bedeutung der Anwaltvereinsbeschlüsse nach innen und außen heben, so müßte vor allem dafür Sorge ge-

tragen werden, daß der Einfluß der Anwälte des jeweiligen Versammlungsortes auf ein solches Maß zurückgeführt, die Beteiligung der Anwälte eine allgemeinere wird und so die Zusammenfassung der Anwaltsstage selbst eine größere Stetigkeit als bisher erhält.

II.

Bei Betrachtung der bisherigen Zusammenfassung der Anwaltsstage muß es sofort auffallen, daß die deutschen Anwaltskammern und sonstige Anwaltvereinigungen auf diesen Tagungen eine Vertretung nicht hatten, vielmehr eine solche Vertretung bei anderen Ständevereinigungen (z. B. den Ärzten) allgemein üblich ist und sicherlich auch dem Standesinteresse in hohem Maße entgegenkommt. Bisher war dies auf den Anwaltsstagen nicht möglich, weil nach den Satzungen des Deutschen Anwaltvereins eben nur Rechtsanwältinnen persönlich dem Verein als Mitglieder beitreten konnten; denn § 2 der Satzungen gründet das Recht zum Eintritt in den Verein nur „jedem bei einem deutschen Gericht zugelassenen Rechtsanwalte“, nicht aber irgendwelchen Rezipienten, gleichviel ob sie auf Grund Gesetzes (wie die Anwaltskammern) gebildet, oder infolge privater Vereinbarung, wie die lokalen Anwaltvereine, entstanden sind.

Daß der Beitritt der deutschen Anwaltskammern und privater Anwaltvereine zum Deutschen Anwaltverein für diesen ein erheblicher Vorteil wäre, braucht wohl nicht besonders betont zu werden; denn dadurch würde (wovon diese Vereinigungen nun in der Tat auch als Mitglieder beitreten, was eben durch eine entsprechende Agitation in den Kreisen der betreffenden Vereinigungen selbst erreicht werden müßte) der Anwaltverein weit mehr als bisher eine Vertretung der gesamten Anwaltschaft Deutschlands werden; seine Beschlüsse würden demgemäß auch eine erhöhte Bedeutung für sich beanspruchen und wohl auch mehr Berücksichtigung innerhalb und außerhalb der deutschen Anwaltschaft finden können.

Darf schon angenommen werden, daß eine derartige Änderung in der Organisation des Deutschen Anwaltvereins für diesen und damit für die deutsche Anwaltschaft von Nutzen wäre, so entsteht — vorausgesetzt, daß die Satzungen des Deutschen Anwaltvereins selbst demgemäß geändert würden — die weitere Frage, ob denn der Beitritt für die einzelnen Anwaltvereinigungen nach Gesetz und Satzung überhaupt auch möglich wäre. Bei den freiwilligen Anwaltvereinigungen, wie z. B. dem Verein der Amtsgerichtsanwälte oder lokalen Anwaltvereinen, scheint dies kaum einer besonderen Erwägung, da es diesen Vereinen frei steht, ihre Satzungen, falls diese bisher einen solchen Beitritt nicht ermöglichen sollten, zu diesem Zwecke zu ändern.

Aber auch hinsichtlich der Anwaltskammern selbst wird ein beträchtlicher Zweifel darüber nicht bestehen können, daß sie als solche dem Deutschen Anwaltverein beitreten und etwa hierzu notwendige Mittel gemäß § 48 Ziff. 2 A.N.O. als „einen für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten erforderlichen Aufwand“ bewilligen dürfen.

In außerordentlich klarer Weise hat das O.B. Dresden, VI. 35. in seinem Beschlusse vom 14. Dezember 1904 (abgedruckt in der Z.M. 05, 97 ff.), den Beitritt der Anwalts-

lammern des Königreichs Sachsen zur Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte für möglich und zulässig beizutragen und dabei ausdrücklich hervorzuheben, daß wie jeder einzelne Anwalt die Kräftigung des Standesbessers als Berufspflicht betrachten müsse, so auch „jede Anwaltskammer es als ihre vornehmste Aufgabe zu erachten habe, die Würde und den guten Ruf des ganzen Standes ohne Ralsel ausser Acht zu lassen und daß alle Maßnahmen, die zur Erreichung dieses Zieles nötig seien, demnach eine „gemeinsame Angelegenheit“ der Kammermitglieder seien.“

Dieser Beschluß billigt den Anwaltskammern das Recht zu, durch Präventivmaßnahmen die Ursachen zu beseitigen, aus denen Veruntüchtigungen des Standesbessers sich einstellen können, und stützt sich in Begründung dieser Anschauung vor allem auf die R.D.; diese Ausführungen und Grundzüge, wie sie im Beschluß des D.C.G. Dresden niedergelegt sind, lassen also auch den Beitritt der Anwaltskammern zum Deutschen Anwaltverein recht wohl zu; denn dieser Verein ist nach seinen Satzungen wie nach seiner bisherigen Tätigkeit und Entwicklung in hohem Maße geeignet, den Anwaltsstand nach jeder Richtung zu heben und dadurch auch sein Ansehen und seinen Ruf zu fördern. —

III.

Da also die Möglichkeit, daß die Anwaltskammern dem Deutschen Anwaltverein als Mitglieder beitreten, grundsätzlich hiernach wohl gegeben ist, wäre lediglich noch zu erörtern, in welcher Weise die Satzungen des Deutschen Anwaltvereins geändert werden müssen, um die Rechte und Pflichten des dem Verein als Mitglieder beitretenden Anwaltskammern und sonstigen Anwaltsvereine in zweckentsprechender Weise festzusetzen. — Hier müßte wohl davon ausgegangen werden, daß jede Anwaltskammer einer Anwaltsvereinigung eine bestimmte Anzahl von Stimmen erhalten würde, welche aber, um nicht ein allzu starkes Übergewicht der großen Anwaltskammern zu erzeugen, nach oben zu begrenzen wäre; andererseits aber müßten auch diejenigen Anwaltskammern, die nur eine sehr geringe Anzahl von Mitgliedern zählen, doch innerlich eine bestimmte Mindestzahl von Stimmen geltend machen können, da es wohl unbillig wäre, wenn eine Anwaltskammer nicht mehr Stimmen, als jeder einzelne Anwalt haben sollte; entsprechend der Stimmenberechtigung würde dann auch die Vertretung zur Zahlung der Mitgliedsbeiträge der einzelnen Anwaltskammern festzusetzen sein.

Ich denke mir hier, daß eine Anwaltskammer oder ein Anwaltverein für je 25 Mitglieder eine Stimme hätte, wobei durch 25 meist teilbare Zahlen auf die nächst höhere durch 25 teilbare Ziffer abgerundet werden sollte; die Mindeststimmengruppe für eine Anwaltskammer könnte etwa 3, die Höchstzahl etwa 25 Stimmen betragen.

Das Stimmrecht müßte durch einen oder mehrere Delegierte der Anwaltskammern oder Vereinigungen ausgeübt werden.

Bei Annahme einer so geregelten Stimmabgabe würden nach dem Stand der Anwaltskammern, wie solcher aus der Übersicht der Juristischen Wochenschrift per Januar 1907 ersichtlich ist, für den Fall, daß sämtliche Anwaltskammern dem Deutschen Anwaltverein beitreten, sich für die einzelnen Anwaltskammern folgende Stimmrechte ergeben:

Anwaltskammer bezieht:	Bestand an Anwälten:	Stimmenzahl:	Anwaltskammer bezieht:	Bestand an Anwälten:	Stimmenzahl:
Angewandte . . .	116	5	Karlsruhe . . .	304	13
Bamberg . . .	144	6	Kiel	178	8
Berlin	1246	25	Königsberg . .	199	8
Braunschweig .	82	4	Marienburg . .	149	6
Breslau . . .	486	20	München . . .	359	19
Cassel	84	4	Nürnberg . . .	345	11
Elbe	291	12	Osnabrück . . .	170	7
Elm	625	25	Oldenburg . . .	16	3
Elmar	134	6	Potsdam	204	9
Darmstadt . .	182	8	Rostock	157	7
Dresden . . .	806	25	Stettin	168	7
Frankfurt a. M.	257	11	Stuttgart	292	12
Hamburg . . .	329	14	Worms	99	4
Hann	455	19	Kriegsgericht . .	25	3
Jena	175	7			

Dadurch würde die Stimmenzahl des Deutschen Anwaltvereins um ungefähr 300 erhöht; da bisher regelmäßig, von einigen Ausnahmen abgesehen, die Teilnehmerzahl der deutschen Anwaltsstage ungefähr 300 bis 400 betragen hat, würden im Falle des Beitritts der deutschen Anwaltskammern diese durch Ausübung ihres Stimmrechtes den Anwaltsstagen eine breitere und stabilere Grundlage geben können und sich ein allzu starkes Hervortreten lokaler Einflüsse vermeiden lassen; diese Folge würde im Falle des Beitritts anderer Anwaltsvereine noch in verstärktem Maße eintreten. Abgesehen von dem weiteren finanziellen Vorteile — bei Berechnung des Mitgliedsbeitrages mit 10 Mark pro Stimme würde dies innerlich eine Mehreinnahme von mindestens 3000 Mark bedeuten —, würde aber zweifellos die Vertiefung der deutschen Anwaltskammern an den Anwaltsstagen deren Beschlüssen von vornherein ein erhöhtes Gewicht verleihen.

Es würde auch ein regerer Kontakt zwischen den Anwaltskammern und dem Deutschen Anwaltverein hergestellt werden, indem eben die Delegierten der Anwaltskammern diesem über die Tätigkeit der jeweiligen Anwaltsstage regelmäßige Bericht erstatten würden.

Eine besatzige Entwicklung würde aber gerade in den jetzigen Zeitläufen, wo allerorten mehr und mehr die Anwaltsvereine zur Hebung ihrer Standesinteressen sich zusammenzuschließen genötigt sind, für die Anwaltsstufe selbst und für den Deutschen Anwaltverein von größter Bedeutung werden müssen.

Darum möchte ich wünschen, daß der heutige Anwaltsstag dieser Anregung näher treten und dadurch an dem Ausbau und der Festigung des Deutschen Anwaltvereins mitarbeiten möchte, auf daß die deutschen Anwaltsstage und ihre Beschlüsse künftighin nicht nur am ihrem Werte, sondern auch nach außen gegenüber den Reichs- und Landesstellen an Ansehen und Schätzung gewinnen mögen.

Justizreformfragen — Geldfragen!

Von Rechtsanwalt Dr. C. Spöhr in Gießen.

Hinter allen Ruf nach Justizreform, um was es sich immer handeln möge, schreitet als Scherzgerüst einher die Geldfrage. Sie birgt in sich Gegenstände von weitestgehender

Bedeutung, mit denen sich nahezu jeder Reformgedanke auseinanderlegen muß. Hier ruft das Publikum, seit dem Postulat in die Massen geworfen wurde, nach Unentgeltlichkeit oder doch Verringerung der Rechtspflege, dort verlangen alle an der Rechtspflege beteiligten Organe nach hinreichender Honorierung ihrer Arbeit, nach ausreichen gesicherter Lebensstellung. Unverstand und Reiz verschärfen nur alles auf diese Gegensätze; gar vielen ist es nicht gegeben, sich in einigermaßen zutreffender Weise in die Interessen der anderen einzufühlen, und sie legen überall den eigenen Maßstab an die anderen, uneingedenk des maßgebenden Bildes von der Frontperspektive. Ja sogar die, welche nach ihrer eigenen Stellung einander nahe stehen, innigst verwandte Interessen zu vertreten hätten, spüren oft genug mehr die Gegensätze als den Gemeinsamkeiten nach und machen sich das Leben fauer, anstatt sich gegenseitig zu stützen. Fürten und Verurteile vergangener Zeiten, die längst verwunden sein müßten, tun ein übriges, um die Gegensätze zu verschärfen. Was soll man z. B. heute noch dazu sagen, wenn der wertvollste Satz: *semper aliquid haeret* in unserer Zeit eine solch schwerwiegende Unterstützung erhält, wie sie im § 1 des Gesetzes, betreffend die Abkündigung für unzulässig erlassene Untersuchungsakten vom 14. Juli 1904 mit den Worten enthalten ist: „wenn das Verfahren ihrer Unzulässigkeit ergeben oder dargelegt hat, daß gegen sie ein begründeter Verdacht nicht vorliegt.“ Welch ungeheuerliche Begriffsverwirrung! Sollte man nicht meinen, daß die Unvereinbarkeit dieser Bestimmung mit § 190 Satz 2 StGB. auf der Hand lag, also eine solche Bestimmung hätte aufzuheben müssen? Statt dessen bietet sie nun eine neue Stütze für jene unerläßliche Rechtsprechung, die den § 499 Abs. 2 StPD. nahezu illusorisch macht — und doch ist diese Bestimmung schon durch das Wort „notwendige“ Auslagen recht fragwürdig gewesen. Jeder Kenner unserer Rechtspflege weiß, daß diese Notwendigkeit im Verhältnis zum Privatkläger oder Privatbeschuldigten stets die Verteidigungskosten miteinschließt, während der Staatsklasse gegenüber nur in seltenen Fällen die Notwendigkeit anwaltschaftlicher Verteidigung anerkannt wird, selbst dann, wenn sonstige Ausgaben der Staatsklasse auferlegt werden. Geldfragen und Sozialismus trennen eine gesunde Entwicklung, eine gesunde Organisation, eine gesunde Rechtspflege!

Von den zur Zeit schwebenden Justizreformfragen wird materiell der Anwaltsstand am meisten berührt werden. Mag es sich nun um die Stellung der Bureauangestellten handeln oder um die Gerichtsverfassungen — und insbesondere Amtsgerichtsprozessreform, für die Anwälte und die Einkommen werden sich hieraus schwerwiegende Einflüsse und Verschönerungen ergeben. Darüber muß man sich freilich klar sein, daß eine Erhebung der Stellung des Bureaupersonals ohne eine Besserung der Rechtspflege nicht durchführbar ist. Man bedenke doch nur, daß seit 1879 dieselben Sätze für die Bureauangestellten in Geltung geblieben sind, nämlich 10 Pfennig für die Seite, wobei nebenbei bemerkt die Rechtsprechung in empfindlicher Weise für Subvertierung und Abschiebung Kopialien nicht publiziert. Seit 1879 sind jedoch die Bureauangestellten ständig ganz erheblich gestiegen; mag man sich, nach dem Papier anlangt, zum Teil durch Wahlrecht mindervorteiliger Qualitäten der Zensurung entzogen haben, der Steigerung der Bureauangestellten, sowie der Löhne für die

Angestellten hat sich niemand entziehen können, ganz abgesehen davon, daß längst Sonntagstraße und Vertilgung der Arbeitszeit ein übriges in dieser Richtung getan hat; eine gewisse Ersparnis mag durch Einführung der Schreibmaschine zugegeben werden, so teuer die Maschinen auch noch sind. Ich habe eine Zeilung genau statistisch geführt und bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die besetzten Kopialien auf meinem Bureau nur circa 55 bis 60 Pst. der Bureauausgaben zu decken vermochten; der Rest mußte also aus den Gehältern gedeckt werden. Und dabei hatte ich neben dem Vorleser damals nur zwei jüngere Gehilfen, und zwei Schreibmaschinen waren im Gebrauch. Soll also die Erhebung der Stellung des Bureaupersonals in hinreichender Weise erfolgen und gewährleistet werden, so wird als erster Schritt hierzu eine Erhöhung der Kopialien gefordert werden müssen. Man kann sie getrost verdoppeln und dann auch verlangen, daß im Verkehr mit den Behörden bestimmte Normalpapierer bedient werden und daß den Bureauangestellten alle die angestrebten sozialen Besserungen zuteil werden: Bessere Gehälter, Bureauräume mit genügend Licht und Luft, Arbeitszeit nicht über acht Stunden, Sonntagsruhe, angemessene Ferien und vor allem genügender Unterricht und Unterweisung zu ihrem Fortkommen. Das sind lauter berechtigter Forderungen, denen sich kein Anwalt, der sozialen Geist besitzt, entziehen wird. Aber: *ultra posse nemo obligatur!* Der Satz für Kopialien muß auf 20 Pfennig pro Seite erhöht werden, wenn ein ausreichender Fortschritt für unsere Angeestellten gewährleistet werden soll.

Mag man nun diese Frage als von mehr untergeordneter Bedeutung juristischen — meines Gedankens ist sie außerordentlich wichtig und verdient jede Förderung —, so wird die kommende Justizreform unter allen Umständen weitgehendsten Einfluß auf die Einkommensverhältnisse der Anwälte ausüben. Wie seit 1879 die Kopialien trotz steigender Ausgaben auf dem alten Satz geblieben sind, so auch im wesentlichen die anwaltschaftlichen Gehälter, ja wir haben bei diesen sogar teilweise recht erhebliche Einbußen zu verzeichnen. Man drücke nur an § 9 a StGB. Andererseits ist die Anwaltspraxis für Armenanwälte erheblich angewachsen, zumal es an den größeren Amtsgerichten nicht ausbleiben konnte, daß auch hier freiwillige Organisation dem mangelnden Anspruch auf Bezeichnung eines Anwaltes abhalf und gerade hier seit 1900 eine Fülle von Mitemmilitaristen im Armenrecht geführt werden, da die Verfassung dieser Ansprüche schon durch Errichtung der Vormundschaften für ungeliebte Kinder auch da, wo dies früher nicht der Fall war, eine viel häufigere geworden ist. Gewiß ist ja auch sonst die Zahl der Prozesse erheblich gestiegen, — aber ganz gewiß nicht in höherem Maße, als auch die anwaltschaftliche Anzahl. Den goldenen Boden, den die ältere Rechtslehre gehabt hat, den hat die Kriminalistik heute im allgemeinen lange nicht mehr; daß es Ausnahmen gibt, besonders in den Industriezentren und den größeren Städten, wer möchte das leugnen? Es ist eine alte Erfahrung, daß das Publikum seine Rechte vorzieht und gar nicht weiß und merkt, daß diese absolut nicht inlande sind, ihre persönliche Arbeit den übertragenden Sachen zu widmen, beseitigt man einen kleinen Teil persönlich bearbeitet, alle übrigen mehr oder weniger ihren Hilfsarbeitern, vom Sozial, Affektor bis zum Akzessor und Bureauvorsteher hinunter, über

affen müssen. Im großen ganzen sind die Anwaltsentlohnungen gestiegen und halten sich zur Zeit an der Grenze, unterhalb deren Ansehen und landesübliche Lebens- wie Berufsführung Einbuße erleiden müßten; das Armenrecht aber trifft auch bei der üblichen Verteilung den beschäftigten wie weniger beschäftigten Anwalt in gleichem Maße. Das darin eine große Ungerechtigkeit liegt, ist evident! Wenn ich daher auch nicht der Erhöhung der Gebühren im allgemeinen das Wort reden will und lediglich weiteren Abstrichen widerstehen möchte, so wäre doch der Erwägung wert, ob nicht dem Anwalt Gebühren und Auslagen in Armensachen aus der Staatskasse zu ersetzen seien, wie ja in Staatsachen der Officialbetreibender vom Staate honoriert wird. Gewiß, der Anwaltszwang bedarf notwendigerweise als Korrelat des Armenrechts mit Verordnung eines Anwalts im Armenrecht, weil ja sonst der Arme von der Rechtsverfolgung insoweit ausgeschlossen wäre, als Anwaltszwang existiert. Allein man muß doch bedenken, daß der Anwaltszwang in allererster Linie dazu dienen soll, daß einmal die Prozesse sachdienlich geführt, die Verhandlungen von alle dem entlastet werden, was die Institution des Prozeßes zur Aufgabe hat, zum andern sinnlose Ansprüche nicht geltend gemacht werden können, weil ein Anwalt solche nicht vertreten kann und darf. Es waren also sachliche Momente, die in erster Linie das Institut des Anwaltszwanges ergaben; erst nebensächlich bedeutete der Anwaltszwang eine materielle Stärkung des Anwaltsstandes, sofern man eben in diesen Sachen den Anwalt nicht umgehen kann, den übrigens kaum jemand umgehen würde, wenn er sicher wäre, daß er den Anwalt auch nur im Falle des Obdiesgens unter keinen Umständen zu bezahlen brauchte (s. u.). Wir bedürfen meines Erachtens des Anwaltszwanges für uns nicht; an jedem etwas beschäftigten Gericht ergibt sich für alle Prozeßbeteiligten die Notwendigkeit der Bestellung eines Anwalts ganz von selbst.

Hiernach ergibt sich aber: Die Belastung mit Armensachen ist eine Bekrakerung des Anwalts, wie sie sonst so gut wie nirgends vorkommt; an einem mittleren Gericht involviert sie durchschnittlich im Jahre an Gebühren und Auslagen gering gerechnet 500 Mark, also einen sehr erheblichen Steuerzopf. Es ist in der That nicht einzusehen, warum ein einzelner Stand diese Last für die Allgemeinheit tragen soll. Nachdem der Staat mit Zug und Recht die unergänzbare Selbsthilfe auf äußerste eingeschränkt hat, nachdem alle Staatsangehörigen jenseits der Erlangung freier gemachter Ansprüche die Hilfe des Staates anrufen müssen, ist es billig und recht, daß auch die Allgemeinheit diejenigen Kosten trägt, die dieses System verursacht und zu deren Ertrag sei es ein zahlungsfähiger oder ein zahlungsunfähiger Verpflichteter nicht gegeben ist. Das wird gerade bei Armensachen, in denen so häufig auf beiden Seiten Armenparteien streiten — z. B. Erbscheidungsprozesse, Alimentenforderungen usw. — so recht auffällig! Überhaupt liegt hierin vielleicht der berechnete Kern der Forderung sogenannter unentgeltlicher Rechtspflege: Der Staat, welcher in seiner Gerichtsorganisation alle Selbsthilfe aufzuheben und die Rechtshilfe monopolisiert hat, muß zu Lasten der Allgemeinheit die Kosten dieser Institution tragen, soweit nicht ein zahlungsfähiger Kostenschuldner vorhanden ist. Die Forderung unentgeltlicher Rechtspflege bogen sich nicht über das Ziel hinaus, wo sie

verlangt, daß die Rechtspflege überhaupt unentgeltlich gehandhabt werden soll; aber soweit jemand gewonnen ist, zur Durchsetzung seines guten Rechts die Hilfe der Gerichte anzurufen oder soweit er vor die Gerichte gezwungen wird, soweit müßte ihm die Allgemeinheit diejenigen Kosten ersetzen, die er von dem ihm zum Ersatzverpflichteten Gegner nicht beitreiben kann, weil der nichts hat. Soweit er selbst jedoch unterliegt, hat er selbstredend keinen Anspruch, daß ihm solche Kosten ersetzt werden. Sicherlich würde mit einer solchen Bestimmung die Agitation um unentgeltliche Rechtspflege entsoffnet werden. Dem Anwaltsstand aber würde das selber getragene Opfer unentgeltlicher Räuberhaltung abgenommen sein. Aber auch das alles ist wieder mal eine Geldfrage; was man einstweilen ungerechtfertigt auf einzelne abfährt, denen man entweder den Weg losenloser Selbsthilfe verbaut hat oder denen man Verpflichtungen auferlegt, das müßte auf die Allgemeinheit übernommen werden! Und ein weiterer Fortschritt könnte dann gemacht werden: vom *numerus clausus* über den Anwaltszwang mit Revisionspflicht und allerhand Freizügigkeitsbeschränkungen zur freien Advokatur mit völliger Freizügigkeit im Deutschen Reich mit Ausnahme der Revisionsgerichte, an denen man sogar nach *numerus clausus* zurückkehren könnte, jedenfalls aber den Anwaltszwang beibehalten müßte! Nur der Satz müßte allgemein anerkannt werden, daß die Kosten anwaltslicher Betheiligung jeder Art und vor jedem Gericht, in jeder Sache stets zu den sogenannten notwendigen Kosten gehören, die der kostenpflichtige Gegner trägt. Der Staat sofern der Gegner zahlungsunfähig ist oder ein Gegner nicht vorhanden ist, erstatten muß, selbstredend mit Ausnahme von Reisekosten, wo genügende Auswahl an Anwälten am Ort getroffen werden konnte.

Vorausgesetzt man, daß der Deutschen Anwaltschaft die Lasten des Armenrechts abgenommen werden, vorausgesetzt, daß ihre Freizügigkeit gewahrt, Anwaltszwang aufgehoben und dabei anerkannt wird, daß die Kosten anwaltslicher Hilfe unter allen Umständen zu den notwendigen ersatzfähigen Auslagen gehören, unter diesen Voraussetzungen würde im wesentlichen allen Bedenken gegen eine gründliche Gerichtsverfassungsreform, soweit sie aus der anwaltslichen Lebensstellung von heute entspringt, der Boden entzogen sein. Kann dem Deutschen Volk ausgerechnet unentgeltliche Rechtspflege in dem oben bezeichneten beschränkten Umfang gewährt werden, um so besser! Das alles sind Geldfragen, deren Lösung nur möglich sein wird, wenn wir uns darauf besinnen, daß neben der direkten Besteuerung ganz besonders die indirekten Steuern auf die bloßen Genusmittel und Vergnügungen und auf alle jene Anstaltssachen, die nicht Nahrungsmittel oder dauernde, vererbende Werte schaffen, schon angezogen werden müssen, insbesondere Tabak und Alkohol!

Indessen auf diese Deduktionsfrage kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sollten nur die Voraussetzungen aufgestellt werden, auf denen eine Reform aufbauen müßte, wollte man einerseits gründlich reformieren und andererseits nicht den bestehenden Anwaltsstand einem Sturme aussetzen, dem viele zum Opfer fallen müßten. Ungangbar muß insbesondere der Weg bezeichnet werden, der die Kosten der Rechtsverfolgung in Wechsel- oder Vermögenssachen noch weiter herunterzudrücken wollte; im Prinzip ist unser heutiges System nicht zu be-

anstanden; es müssen die höheren Gebühren der großen Objekte und es muß der verhältnismäßig mäßige Verdienst der Versäumnisfachen und der Beschlägen den Kassa wettmachen, den häufige erneute Verurteilung mit den streitigen Sachen und nun gar in geringen Objekten involviert.

Unter diesen Voraussetzungen könnte mit der Weg, den W. Krümann in Nr 13 der JZB. von 1907 vorschlägt, gangbar; nur in einem Punkte kann ich ihm nicht zustimmen: mir will scheinen, daß der Instanzenzug ganz einseitig dahin geregelt zu werden verdient: 1. Instanz: Amtsgericht. Berufungsinstanz in allen Sachen: Das Landgericht in der heute üblichen Besetzung mit 3 Richtern. Revisionsinstanz: 1. bei Objekten bis zu 3 000 Mark das Oberlandesgericht mit 3 Richtern, 2. bei höheren Objekten und in allen nichtvermögensrechtlichen Streitigkeiten: Das Reichsgericht besetzt mit je 5 Richtern. Ich weiche also darin von ihm ab, daß das Berufungsgericht verschieden sein soll und daß es beim Landgericht nur mit einem Richter besetzt sein soll. Krümann schlägt da doch das Gewicht der tatsächlichen Gegebenheiten zu gering ein; wie oft sind gerade diese durch eine Rechtsauffassung beeinflusst und gestützt! Aber vor allem: Wie weit ist die Partei, die Seides des Streitgegenstandes vom Sitz des Oberlandesgerichts entfernt! Das Landgericht wird auf diese Weise der natürliche Mittelpunkt aller der Parteien bleiben, die unter zu großer Entfernung nur leiden können. Bei den reinen Rechtsfragen ist es einseitig, wo sie entschieden werden, wenn nur keine allzu große juristische Distanzstellung eintritt; dieser Umstände ja dadurch in etwas ausgeglichen werden, daß die Oberlandesgerichte in den Sachen, wo sie von einer Entscheidung des Reichsgerichts abzuweichen wollen, die Entscheidung der vereinigten Senate des Oberlandesgerichts anrufen können (S. u.).

Durch solche Organisation werden sicherlich schon viele Reizstoffe erspart, mehr als an Einzelrichtern erforderlich werden würden; denn alle Versäumnisfachen und die vielen Sachen, die erfahrungsgemäß nicht in die zweite Instanz kommen, mögen sie nun verhängen oder durch Urteil überzeugend entschieden werden, besonders da, wo die Beweisnahmen schlagen sind, werden dem Kollis entzogen und erspart. Beim Amtsgericht könnten die Versäumnisfachen oder durch einen obligatorischen Vortermin ebenfalls dem Spruchrichter abgenommen werden, wie auch im Vortermin mancher Vergleich und manches Anerkenntnisurteil erledigt werden könnte. Sehr beypflichten ist Krümanns Forderung, daß gerade die Amtsgerichte mit älteren erfahreneren Herren besetzt werden sollten, nur müßte man ihnen so manche schematische Last abnehmen, die heute auf ihnen ruht; es eignet sich nicht jeder zum Grundbuchrichter, zur Standesämterrevision und dergl. mehr. Überhaupt müßte hier auf die Begabung mehr Rücksicht genommen werden, ausgedehnte Wünsche könnten berücksichtigt werden u. s. w. Heutzutage geht alles mehr oder weniger nach Schema F und mancher des Schlimmsten Unzulänge wird in den Strom geworfen und geht darin unter. Die Kassen gehören zusammen mit einem älteren Richter ins Kolleg und erst dann ohne Engpässigkeit in alleinstehenden Stellen. Ein reger Austausch zwischen Kantölen und Richtern wäre nur wünschenswert.

Aber all das sind schließlich wieder Geldfragen: Die Amtsgerichte müßten bedeutend vergrößert werden und zwar an Be-

setzung wie auch an Gebäuden. Die Landgerichte würden etwas schwächer beschaffen sein, aber als Berufungsgerichte nur mit kontrabitorischen Sachen. Die Oberlandesgerichte würden ganz erheblich entlastet werden, weil nur noch Revisionsinstanzen, also im allgemeinen ohne Beweisverhandlungen arbeiten. Sie könnten bestreuen auch in den Senaten mit 3 Richtern auskommen. Das Landgericht bliebe für alle streitigen Sachen der Mittelpunkt. Alles in allem würden die Kosten der Neureorganisation wesentlich Kosten der Amtsgerichte, etwas entlastet durch Winkeln an den Oberlandesgerichten. Stark entlastet könnte das Reichsgericht werden, wenn j. B. die Revisionssumme für das selbst auf 5 000 Mark oder noch mehr hinaufgesetzt würde; als Gegengewicht müßten die Oberlandesgerichte das Recht haben, Streitfragen, die noch nirgendwo vom Reichsgericht entschieden wurden, diesem zur Entscheidung vorzulegen, auch wo nicht die reichsgerichtliche Revisionssumme gegeben würde. Alles in allem würde die Neureorganisation wohl keine allzu große Erhöhung der Kosten der Rechtspflege bedeuten.

Sehr einsehend hingegen würde sie an sich für die Erhaltung der Anwaltsverhältnisse. Hier träte eine große Verschiebung ein, weil den bisherigen Landgerichtskantölen der große Teil jener Sachen entginge, die in 1. Instanz früher am Landgericht erledigt wurden. Es würde notwendig eine Verteilung auf die Amtsgerichte stattfinden, ohne vielleicht gerade eine Stärkung ihrer Position zu bedeuten, weil die Konkurrenz jetzt zu machen geeignet wäre, was jenseits. An den Seiten der Oberlandesgerichte würden Simultanverfahren ausgleichend wirken. Im großen ganzen träte eine Verteilung ein, deren Gegengewicht nur in der Abnahme der Kammerrichterstellen und in den andern oben bezeichneten Voraussetzungen zu finden wäre. Der Wegfall des Anwaltszwanges würde größenteils bedeutungslos, wenn einmal stets anwaltliche Hilfe als zu den notwendigen Kosten der Rechtsverfolgung gehörend anzusehen wäre, besonders aber wenn zum andern jener berechnigte Kern der Förderung unentgeltlicher Rechtspflege verwirklicht würde, daß stets der Staat die Kosten ersetzen müßte, wenn am kostensparenden Gegner nicht Erfolg zu erlangen wäre. Denn dann würde auch ohne Anwaltszwang so gut wie niemand den Anwalt umgehen.

Was dagegen jetzt ohne jede innerliche Harmonie geplant zu sein scheint, wäre nur geeignet die Position des Anwaltes zu schwächen, was nun im Laufe der Jahre durch Embargoverbote aller Art schon wiederholt geschehen ist. Eine geringe Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte wird den Amtsgerichtskantölen in seiner Position nur stärken nach dem alten Worte: zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Alles in allem Halbesleben, weil die Selbstgabe jeder gründlichen Reform im Wege steht, sofern die Übernahme der Parteikosten im bezeichneten Umfang auf die Staatskasse erhebliche Mehrbelastung dieser wäre.

Einfluß der Kompetenzerhöhung auf Landgerichts- und Oberlandesgerichtskantöle.

In der letzten Nummer vom 15. Juli der Juristischen Wochenchrift schreibt Herr Kollege Leß in Altmann auf den Kuss der Herrn Justizrats Koffin in Berlin mit der Be-

hauptung, daß durch die erhöhte Zuständigkeit die Landgerichtsämter vorzugsweise in erheblicherem Maße als die Oberlandesgerichtsämter geschäftig würden.

Diese Zusage beruht auf einem Exempel, das rechnerisch unzutreffend ist. Herr Kollege Lohs berechnet bei der Einbuße der Landgerichtsämter sämtliche Sachen des Landgerichts Altenburg, bei der Einbuße der Oberlandesgerichtsämter aber nur die Berufungssachen aus dem Landgericht Altenburg, während zum Oberlandesgericht Jena 8 Landgerichte gehören, deren Berufungen zu mindestens 40 Prozent durch die Erweiterung der Kompetenz beseitigt werden. Wenn nun aber auch die anderen 7 Landgerichte wahrscheinlich geringere Zahlen von Berufungen haben, was ich aus der durchschnittlich geringeren Anzahl der zugelassenen Anträge schätze, so bleibt doch ungefähr das Fache davon dem übrig, was Herr Kollege Lohs annimmt. Die Anträge am Oberlandesgericht Jena verlieren also nicht 23, sondern 140 Sachen. Der Ausfall beträgt also nicht den fünften Teil des Ausfalls der Landgerichtsämter, wie Herr Kollege Lohs annimmt, ist vielmehr abseits höher an Zahlen der Mandate und teiler noch höher an positivem Umfang, da die Berufungsinflanz doch ungefähr 90 Prozent kontradiktorischer Sachen enthält. Die Einbuße von 10 Prozent aller erstinstanzlichen Landgerichtssachen bedeutet auch keine Einbuße von 20 Prozent der Einnahme, denn die Landgerichtsämter müssen die Objekte über 1000 Mark ja nicht ein. Die 60 Prozent mit höherem Objekt stellen selbstverständlich einen höheren Prozentsatz der Einnahme dar. Außerdem wird der Prozentsatz der kontradiktorischen Sachen für die Landgerichtsämter durch die Neueinführung der Berufung im ganzen gesteigert, nämlich nach Herrn Lohs um 23 Sachen, und schließlich bilden die bisherigen Amtsgerichtssachen immerhin einen großen Teil der Einnahme der Landgerichtsämter.

Anderserseits ist selbstverständlich der Prozentsatz der niedrigen Objekte ganz verschieden je nach den Verhältnissen der betreffenden Gegend. Wenn in Berlin die Objekte unter 1000 Mark für die Kammergerichtsämter 40 Prozent ihrer Sachen ausmachen, so stellen sie in Stettin nach der Statistik des Herrn Kollegen Friedberg ungefähr 50 Prozent, in Nürnberg nach der Erhebung der Anwaltskammer 76 Prozent der Berufungsprozesse von den Oberlandesgerichten dar.

Wenn auch die Berechnung des Herrn Kollegen Lohs rechnerisch unzutreffend ist, so läßt sich dagegen, daß der Berufsamtswahl beim Landgericht für die Tätigkeit in der Berufungsinflanz ebenso erhöhte Gebühren beanspruchen dürfte, als der Oberlandesgerichtsamtswahl, für den Fall nichts einwenden, daß er selbst die Partei in erster Instanz nicht vertreten hat. Für diesen Fall liegt allerdings eine Mehrbelastung vor, die der Amtswahl am Oberlandesgericht in jeder Sache hat, wenigstens in Preußen, daß die Einmalanrufung nicht kennt.

Im übrigen sind die Ausführungen des Herrn Justizrats Koffke Wort für Wort zu unterzeichnen. Es besteht seit 1879 eine Ungleichheit bezüglich des Entgelts der Amtswahl am Oberlandesgericht und der am Landgericht in doppelter Art. Einmal ist es dem Oberlandesgerichtsamtswahl fast durchweg verweigert, maßvolle Tätigkeit durch maßvollerem Entgelt im Berufungsverfahren, Urkundenprozeß, Kontakverfahren, Zwangsvoll-

streckungsinflanz auszugleichen. Diese Folge der Arbeitsverteilung muß an sich getragen werden. Dann aber erfordert Prozeßbetrieb, Informationseingiehung und Verhandlung schon deshalb, weil eine Fülle erstinstanzlicher Materials vorliegt, durch die sich der Berufsamtswahl erst durcharbeiten muß, unbedeutend mehr Arbeitszeit und tatsächliche Mühehaltung für den Amtswahl zweiten Instanz. Die Erkenntnis dieses Unterschiedes ist wohl erst allen im Laufe der Jahre klar geworden.

Noch auf eins mag hingewiesen werden. Die Belastung der zweiten Instanz mit Armenfällen ist eine erheblich höhere. Sie nimmt auch von Jahr zu Jahr zu, zum Teil deshalb, weil das kommunale Armenrat oft zu leicht erteilt wird. Dann bedarf der Überprüfung bezüglich der Erteilung des Armenrechts dringend einer gesetzlichen Regelung, da in ganz ausfichtlosen Sachen das Armenrecht erteilt werden muß, nur wenn die Partei behauptet, sie wolle eine erhebliche Tatsache unter Eid stellen, während sie selbst davon überzeugt ist, daß der Gegner den Eid leisten wird.

Mit der Instanz erhöht sich aber auch der Prozeßsach, denn einmal geht die arme Partei leichter durch mehrere Instanzen, und andererseits wird sehr oft in zweiter Instanz das Armenrecht nachgeholt, wenn es in erster Instanz nicht beantragt wurde. Der Berufungskläger glaubt dann zugleich ein Gutachten über die Aussicht seines Prozesses zu erhalten und Freiheit von der Beweisspflicht. Der Berufungsgeklagte glaubt sich durch den Schutz des ersten Urteils gesichert.

Durch Umfragen bei den Kollegen des Oberlandesgerichts Stettin habe ich für das Jahr 1906 festgestellt, daß bei rund 1700 Mandaten rund 205 Officialmandate waren, daß unter diesen 60 Mandate, also 30 Prozesse waren, in denen beide Parteien das Armenrecht hatten, 95 Mandate, in denen die Partei in erster Instanz das Armenrecht nicht beantragt hatte. Das heißt mit anderen Worten, 12 Prozent aller Mandate sind Armenmandate, in 30 Prozent aller Sachen zweiter Instanz hat eine Partei das Armenrecht, 12 Prozent der tatsächlich vertreten Officialmandate werden für solche Parteien geführt, die in erster Instanz nicht das Armenrecht begehrt hatten, und in 3/4 Prozent aller Berufungsprozesse arbeitet sowohl der Staat wie die Amtswahl umsonst.

Ich glaube kaum, daß eine Statistik für die erste Instanz solche Ziffern ergeben wird, auch wenn man nur die kontradiktorischen Sachen berücksichtigt. Im Verhältnis zu den nicht kontradiktorischen Prozessen erster Instanz verhielten sich die Ziffern noch mehr.

Eine genuine Statistik, inwiefern die Einlegung der Berufung durch die arme Partei ausfichtlos, habe ich jetzt nicht schaffen können, weil dabei jeder Fall geprüft werden müßte. Von den Prozessen, in denen ich den armen Berufungskläger vertrat, sind in jenem Jahr ungefähr 50 Prozent der Berufungen gänzlich jurisdiktionsfrei, zum Teil allerdings erst nach Beweisannahme.

Wenn nun auch alle diese Momente zusammenzuweisen, um die Tätigkeit des Oberlandesgerichtsamtswahls weniger lukrativ zu gestalten, als die des Amtswahls erster Instanz, so kann ein innerer Grund zur Abminderung der Gebührensätze nur in der größeren Belastung der Arbeitskraft bezüglich des Prozeßbetriebes gefunden werden. Der Umstand, daß den

Oberlandesgerichtsamödien tatsächlich ihr Arbeitsfeld entgegen wird, konnte an sich nicht gemüß; entweder erscheint die Erweiterung der Zuständigkeit allgemein aus objektiven Gründen unzumutbar, und zu diesen objektiven Gründen mag man auch die sich ergebende Verschärfung und Abwandlung unter den Umständen rechnen, oder die Erweiterung ist zumutbar, dann könnte man den von den Kollegen Roska, Friedberg, früher schon von den Allen vorgeschlagenen Abänderungen entgegenhalten, daß der Oberlandesgerichtskassant für weniger Arbeit dasselbe Entgelt haben sollte. In Wirklichkeit wird aber eben nur ausgeglichen, was man 1879 nicht überfaß.

Eine Honorierung der Armenpflegen, die ja ebenfalls in der letzten Juristischen Wochenschrift angeregt wurde, hält ich nicht für erstrebenswert. Eine Erstattung der Ausgaben mag geschätzt werden, im übrigen das *nobile officium* bestehen bleiben. Nur muß die Vorprüfung unangenehm in die Hände eines Amödien, und zwar eines andern als desjenigen, der zum Prozeßvertreter bestellt wird, gelegt werden. Erst aus einer Konferenz mit der Partei läßt sich wirklich ersehen, ob ein praktischer Erfolg denkbar ist.

Zelter.

Vom Reichsgericht. *)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scherle zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 1. bis 27. Juli 1907 ausgefertigten Willensäußerungen.

I. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 12, 823, 824, 862, 1004 BGB. verb. mit dem Wettbewerbsgesetz. Unterlassungsklage wegen Störung und Beeinträchtigung des Gewerbebetriebes außerhalb des Wettbewerbsgesetzes.]

Die Entscheidung des Berufungsgerichts, daß ein bereits eingerichteter und ausgeübter Betrieb eines selbständigen Gewerbes ein Rechtsgut sei, dessen Verletzung negatorische Abwehr begründen könne, steht in Übereinstimmung mit der Rechtsprechung des VI. BS. des RG. Wenn aber der VI. Senat die Unterlassungsklage schon wegen objektiver Rechtsverletzung zuläßt, so gründet er dies nicht, wie das Berufungsgericht, auf die §§ 893 und 824, sondern auf analoge Anwendung der §§ 12, 862, 1004 BGB. als *quasi negatoria*. Der ermittelte Senat trägt kein Bedenken, der Rechtsprechung des VI. Senats beizutreten. C. a. P., II. d. 9. Juli 07, 116/07 II. — Berlin.

2. §§ 104, 107, 113, 276, 287 BGB. Begründet Vornahme der Operation ohne Zustimmung des Patienten unter allen Umständen ein Verschulden des Arztes.]

Bei einer durch den Erblasser der Beklagten vorgenommenen Schieloperation verlor die minderjährige Klägerin das Auge. Während das LG. den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärte, hob das RG. aus prozeßualen hier nicht interessierenden und aus materiellen Gründen auf: Es ist zwar richtig, daß (vgl. auch RGSt. Bd. 26 Nr. 127) die

Verurteilung des Arztes zu einer Operation von einer Zustimmung des Willensklären des Branten und, wenn dieser gemäß § 106 BGB. ein in der Geschäftsfähigkeit beschränkter Minderjähriger ist, von der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters desselben nach § 107 BGB. abhängt. Es kann auch nicht angenommen werden, daß infolge der Ermächtigung der Klägerin durch ihren gesetzlichen Vertreter in Dienst zu treten (BGB. § 113), diese Ermächtigung sich auch auf die Vornahme der vorliegenden Operation im Hospital erstreckt, selbst wenn man erwägt, daß diese Aufnahme infolge der für Dienstboten bestehenden Krankenversicherung erfolgt ist und letztere auch auf die Vornahme der in Rede stehenden Operation sich erstreckt; dies um so weniger, als die fragliche (Schiel-) Operation im Interesse des Lebens oder der Gesundheit an sich unumgänglich nicht geboten, wenn auch zur Beseitigung des Schielens erforderlich war und der gesetzliche Vertreter der Klägerin in der Umgegend wohnte, die Genehmigung des Vertreters also ohne irgend welche Nachteile, da die Operation nicht im mindesten eile, eingeführt werden konnte. — Wenn das Berufungsgericht aber dann von einer ausdrücklichen Einwilligung spricht, welche nur nicht bei jeder Operation erforderlich sei, so muß dem gegenüber darauf hingewiesen werden, daß grundsätzlich die stillschweigende der ausdrücklichen Einwilligung gleichsteht. Es kann sich vielmehr nur fragen, ob der Arzt, der beim Mangel einer ausdrücklichen Einwilligung eine stillschweigende Einwilligung irrig annimmt oder nicht für erforderlich erachtet, im Falle der Vornahme der Operation schuldhaft im Sinne des § 276 BGB. handelt, d. h. die im Verleze erforderliche Sorgfalt außer acht läßt. In dieser Beziehung ist nicht entscheidend, wie das Berufungsgericht meint, daß durch die Operation das Auge der Klägerin in seinem Bestand geändert werden sollte, denn diese Veränderung bestand ja darin, daß das Auge wie ein ursprünglich normales funktionieren, der Klägerin also einen Vorteil gewähren sollte. Ebenso wenig ist maßgebend, daß von vornherein die Möglichkeit bestand, die Operation werde den jetzt eingetretenen schlimmen Erfolg haben. Diese Möglichkeit wird bei jeder Operation durch irgend welchen Zufall niemals völlig ausgeschlossen sein. Es kommt vielmehr darauf an, wie zu dieser ein so abstrakten Möglichkeit sich die Beweislage verhält, und in dieser Beziehung hat der gerichtliche Sachverständige hervorgehoben, es sei ein sehr seltenes Vorkommnis, daß ein schieloperiertes Auge durch Störung verloren gehe, er habe einen solchen Ausgang in 25 jähriger Praxis noch nicht erlebt, auch ein durch frühere Entzündung krankhaft geänderter Auge neige nicht mehr zu Infektionen nach der Schieloperation als ein gesundes. Auch wenn der beklagte Erblasser die Klägerin für minderjährig hielt, konnte er bei deren Mangel ohne Geschäftsfähigkeit die Einwilligung der Einwilligung als erfolgt ansehen: jama! angesichts des regelmäßigen Verlaufes einer solchen Operation, oder er konnte auch solche angesichts der bestehenden Dienstbotenversicherung, die sich auf die fragliche Operation erstreckt, besonders in Verbindung mit § 113 BGB., aber dessen rechtliche Bedeutung ein Laie nicht ohne weiteres eine richtige Meinung zu haben braucht, die Einwilligung als notwendig erachten; ein solcher Rechtsirrtum wäre noch keineswegs unentschuldigbar. Es kann aus diesen Gründen von einer Fahrlässigkeit keine Rede sein. —

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

Es kommt aber dazu, daß der ursächliche Zusammenhang, über den das Berufungsgericht sich jeder Äußerung entschlägt, zwischen einem etwaigen Verschulden des beklagten Erblasers und dem der Klägerin durch die Operation etwaigen Schaden vollständig fehlen würde. Denn es kann nach dem durch § 287 ZPO. festgestellten freien Ermessen, welches sich gerade auch auf den Kausalzusammenhang erstreckt (J. B. R. Bd. 6 Nr. 107 S. 257, Bd. 9 Nr. 120 S. 418, Bd. 10 Nr. 18 S. 65, Bd. 46 Nr. 120 S. 408), keinem Zweifel unterliegen, daß der klägerische gerichtliche Vertreter, falls er darum angegangen worden wäre, seine Einwilligung zu der, von sehr seltenen Fall nie vorkommenden Ausnahmen abgesehen, geschlossenen Schließoperation, auf die sich zudem die Dienstbotenversicherung erstreckte, gegeben haben würde: dies um so mehr, als der bereits 18 Jahre 7 Monate alte Klägerin nicht nur an sich das Schließen unangenehm war, sondern dasselbe auch deshalb, weil sie vom Straßenspublikum hieselbst angerufen wurde, besonders lästig wurde. Unter diesen Umständen wäre es Sache der Klägerin gewesen, nachzuweisen, aus welchen besonderen Gründen eine Einwilligung zur Operation nicht erteilt worden wäre. R. v. B., II. v. 21. Juni 07, 465/06 III. — Darmstadt.

3. §§ 119, 121, 139, 143 BGB. Anfechtung eines zwischen zwei Ehepartnern abgeschlossenen Kaufvertrages seitens einer Ehefrau, die der deutschen Sprache nicht mächtig gewesen sein will. Wer hat die Anfechtung nicht und gegen wen?

Der Kläger klagt als Rechtsnachfolger der Ehefrau Z auf Erfüllung des zwischen diesen und den Beklagten geschlossenen Kaufvertrages. Die Beklagten wenden unter anderem ein, der Vertrag sei nichtig, weil die Beklagte der deutschen Sprache nicht mächtig sei und dies dem den Vertrag beurkundenden Notar auch erklärt habe. Das OLG wies die Klage ab, das RG hob auf: Die Revision ist wegen Verletzung der §§ 119, 121, 143 BGB. begründet. Die Beklagten haben die in der notariellen Urkunde in deutscher Sprache niedergeschriebene Erklärung abgegeben. Der Umstand, daß die beklagte Ehefrau der deutschen Sprache nicht mächtig ist, hinderte sie nicht, die Erklärung in dieser Sprache abzugeben. Wenn eine Vertragspartei der Sprache, in der sie eine Erklärung abgibt, nicht mächtig ist, so braucht deswegen doch nicht die abgegebene Erklärung ihrer tatsächlichen Willensmeinung nicht zu entsprechen. Möglich ist dies allerdings. Es ist aber auch ebenso wohl möglich, daß Erklärung und Wille übereinstimmen. Der Berufungsrichter stellt nun unter eingehender Begründung fest, daß die in dem Vertrage niedergelegte Erklärung der Beklagten ihre tatsächliche Willensmeinung nicht entspricht. Demnach ist der Vertrag gemäß §§ 119, 121, 143 BGB. wegen Irrtums anfechtbar. Der Berufungsrichter nimmt aber an, daß der Vertrag auch ohne Anfechtung nichtig sei. Das angefochtene Urteil unterliegt daher der Aufhebung. Die Sache muß in die Berufungshand zurückverwiesen werden. Bei der erneuten Verhandlung und Entscheidung wird der Berufungsrichter besonders zu prüfen haben, ob die Anfechtungserklärung von beiden beklagten Eheleuten oder von welchem von ihnen und ob sie den beiden Eheleuten B. oder welchem von ihnen gegenüber abgegeben ist. Dabei ist der § 139 BGB. zu beachten. R. v. B., II. v. 12. Juni 07, 557/06 V. — Josen.

4. § 169 BGB. Nachweis der Verhinderung nicht bloß der Erföhrerung des Eintritts der Bedingung erforderlich.]

Im Frühjahr 1905 schrieb die Hamburger Baudeputation für die Zeit vom 1. Januar 1906 bis 31. Dezember 1910 eine Subvention auf die Lieferung von Grund aus, auf welche außer andern Unternehmern die Parteien, die Kiebelände A. und der Hauptverleibhaber F. Sch., Offerten einreichten. Am 18. Juni 1905 vereinbarten die Parteien, daß die Klägerin, falls sie selbst den Zuschlag erhielt, der Beklagten für jedes der 5 Jahre 1000 Mark zahlen solle; erhielt A. den Zuschlag, so sollte die gleiche Zahlung von der Beklagten an die Klägerin geleistet werden; würde der Zuschlag der Beklagten erteilt, so sollte sie für jeden Kubimeter Grund 10 Pf. an die Klägerin vergüten. Der Bremenadmiral sollte von der Vereinbarung ausgenommen sein. Obgleich die Bewerber 12 Wochen nach dem Ausschreibungstermin an ihre Angebote gebunden waren, richteten innerhalb dieser Frist am 6. und 7. Juli jedoch die Beklagte wie A. an die Baudeputation Schreiben, worin sie um Entbindung von den Offerten baten. Nach Behauptung der Klägerin wäre A. hierzu von der Beklagten bestimmt. Die Beklagte bestritt dies. Zur Wahrung ihrer eigenen Offerte will sie durch die Mitteilung eines Beamten der Baudeputation bezeugt sein, wonach die Bedingung auf Lieferung ausschließlich aus einer einzigen der in der Offerte aufgeführten Grund der Beklagten bestehen und für den Transport des Grundes an die Verwendungsstelle einen anderen Hauptverleibhaber als denjenigen, mit dem die Beklagte kontrahiert hatte, verlangen würde. Am 6. Juli 1905 traf die Beklagte mit dem Hauptverleibhaber F. Sch. ein Abkommen, wodurch sie sich für den Fall seiner Verzichtsfähigkeit den Absatz ihres Grundes in gewisser Weise sicherte. Sch. verpflichtete sich, den dritten Teil des von ihm zu liefernden Grundes zum Preise von 3,30 Mark pro Kubimeter franco Rahm am Ausladeplatz Hammerbrook von der Beklagten zu beziehen, es sei denn, daß ihm der Zuschlag nur auf ein einziges Los erteilt würde. Bei der Vergebung der Lieferungen, die dann erfolgte, wurden weder die Parteien noch A. benachteiligt. Sch. erhielt einzelne Lieferungen übertragen, und zwar zum Teil auf Grund seiner Offerte im Submissionsverfahren, teils auf ein freihändiges Angebot, das er mit Bezug auf bestimmte Lose nachträglich billiger gestellt hatte. Die Klage geht davon aus, daß die Beklagte durch die Rücknahme ihrer Offerte, durch Bestimmung A. zu dem gleichen Schritt und durch das Abkommen mit Sch. wider Treu und Glauben verfahren habe. Daher sei sie so zu behandeln, wie wenn an Stelle Sch. sie selbst die Lieferungen übertragen erhalten hätte. Demgemäß ist beantragt schwebend, daß die Beklagte verpflichtet sei, der Klägerin für jeden von Sch. in den Jahren 1906 bis einschließlich 1910 zu liefernden, ursprünglich in der Submission ausgeschriebenem Kubimeter Pfahlgelände, mit Ausnahme von Bremenadmiral, den Betrag von 10 Pf. zu vergüten. Die Beklagte beantragte Abweisung der Klage. Das LG. Hamburg erklärte hierauf, die Berufung wurde vom Senatshofen OLG. zurückgewiesen. Beide Instanzen erklärten in der Zurückziehung der Offerte der Beklagten wie in dem Abkömmlich mit Sch. Verträge gegen Treu und Glauben, vermeinten aber, daß der Zuschlag als ihr erteilt gelte. Das Berufungsgericht erwie,

es lasse sich nicht nachweisen, daß die Zurückziehung der Offerte den Beweggrund gebildet habe, ihr den Zuschlag zu versagen. Revision ist zurückgewiesen: In dem Vertrage vom 18. Juni 1905 hat die Beklagte der Klägerin eine Abgabe von 10 Pf. pro Kubikmeter Grund für den Fall versprochen, wenn ihr für die ausgeschriebenen Lieferungen der Zuschlag erteilt würde. Der Zuschlag ist dritten Personen, darunter dem Fuhrwerksbesitzer Sch. erteilt. Die Ansicht der Revision, daß trotzdem die Bedingung des Zahlungsvortritts schon deshalb als eingetreten gelte, weil die Beklagte in bestimmten Beziehungen wider Treu und Glauben gehandelt habe, verkennt die Bedeutung des BGB. § 162 Abs. 1. Treffen die Vorwürfe der Klägerin zu, verlegt die Beklagte mißlich die ihr obliegenden Vertragspflichten (vgl. BGB. § 242), so ergibt sich daraus nach BGB. § 276 zunächst nur soviel, daß sie den der Klägerin entstandenen Schaden ersetzen muß. Damit die Bedingung als eingetreten, der Zuschlag als der Beklagten erteilt gilt, ist mehr erforderlich: die willkürliche Erteilung des Zuschlags an sie muß durch ihr vertragswidriges Handeln verhindert, die Nichterteilung dadurch verursacht sein. Diesen Kaufsalszusammenhang nachzuweisen liegt der Klägerin als der bedingt Berechtigten ob, ebenso wie im umgekehrten Falle des Abs. 2 § 162 die im Willkürkeit eingetretene Bedingung nur dann als ausgefallen angesehen wird, wenn der bedingt Verpflichtete dargetut, daß ihr Eintritt wider Treu und Glauben vom Gegner herbeigeführt wurde. Schon der Wortlaut des Gesetzes spricht die Gedanken aus, als ob ein Kaufsalszusammenhang zwischen der Entschreibung der Bedingung und zwischen Vertragsverletzungen, die während ihrer Schwere begangen wurden, hätte eingetreten werden sollen. Eine solche Fiktion würde darauf hinauslaufen, den obligatorischen Regus bei bedingten Schuldverhältnissen härter wirken zu lassen als bei unbedingten. Wie hierfür ein verhältnismäßiger Grund nicht aufzufinden wäre, so liegt der Gedanke auch der Entstehungsgeschichte des Gesetzes fern. (Wied ausgeführt). Für den hier in Rede stehenden Ursachenzusammenhang kommt dem Vertragschluß der Beklagten mit Sch. und der von der Klägerin behaupteten Bestimmung der Riedworte R. zum Widerspruch der Offerte keine Bedeutung zu. Diese Tatsachen können die Behörde schlechterdings nicht bezogen haben, der Beklagten den Zuschlag zu versagen. Es fragt sich nur, ob die Verlesung darauf zurückzuführen ist, daß die Beklagte ihre eigene Offerte mißversteht. Wäre das der Fall und hätte der Widerspruch eine Vertragsverletzung gegenüber der Klägerin enthalten, so würde der Zuschlag als der Beklagten erteilt gelten. Es ist aber nicht der Fall, weshalb die oben bezeichnete zweite Voraussetzung nicht unterzucht zu werden braucht. Der Berufungsrichter nimmt an, es sei weder nachzuweisen noch nachweisbar, daß die Beklagte ohne die Zurückziehung ihrer Offerte den Zuschlag erteilt haben würde. Ein Verstoß gegen Rechtsnormen fällt ihm bei dieser Annahme nicht zur Last. Daß sich häufig nicht mit Sicherheit erkennen läßt, was geschehen wäre, wenn ein bestimmtes Ereignis nicht stattgefunden hätte, ist vom Berufungsrichter nicht verkannt. „Er begnügt sich nicht mit Konstatierung der abstrakten Möglichkeit einer Übergang der Beklagten, sondern führt Gründe an, die positiv für die Übergang sprachen: die größere Willigkeit der Offerte der Klägerin, den Umstand, daß die Behörde das Material eines

der von der Beklagten ausgegebenen Riedworte beachtete, und den ferneren Umstand, daß ihr der Fuhrunternehmer, mit dem die Beklagte abgeschlossen hatte, nicht genehm war. Diese Tatsachen reichten für sich allein schon aus, um die Schlussfolgerung des Berufungsrichters zu rechtfertigen. Es kommt aber noch folgendes in Betracht. Soll ein bestimmtes Handeln als Ursache des Ausfalls einer Bedingung gebodt werden und steht nur fest, daß eine das Handeln die Bedingung hätte eintreten können, nicht daß sie dann eingetreten wäre, so muß zum mindesten die Sache so liegen, daß infolge des Handelns die Bedingung nicht mehr eintreten konnte. Davon ist hier ebenfalls nicht die Rede. Trotz der Zurückziehung der Offerte war die Erteilung des Zuschlags an die Beklagte möglich, denn die Zurückziehung war eine bloße Bitte und rechtlich unwirksam. Allerdings wird der Staat, worauf das BG. hingewiesen hat, oft Bedenken tragen, den Zuschlag einem Untermieter zu erteilen, der sich seinen Pflichten nur widerwillig unterwirft. Aber diese Erwägung vermag an dem Tatbestand nichts zu ändern. Es ist völlig unsicher, ob die Beklagte ohne die Zurücknahme ihrer Offerte den Zuschlag erhalten hätte, und die rechtliche und tatsächliche Möglichkeit, daß sie ihm erteilt, blieb trotz der Zurücknahme bestehen. Bei dieser Sachlage hätte — was aber nicht einmal geschehen ist — höchstens festgestellt werden können, daß die Zurücknahme die Erteilung des Zuschlags an die Beklagte noch ungewisser gemacht habe, als sie bis dahin war. Auch damit wären die Erfordernisse des § 162 Abs. 1 nicht erfüllt. Der Eintritt der Bedingung muß verhindert sein, es genügt nicht, wenn er erschwert wurde. Hat der bedingt Verpflichtete nichts weiter getan, als daß er in einer für den Gegner ungünstigen Richtung auf die Chancen der Bedingung einwirkte, so greift die Fiktion des Eintritts der Bedingung nicht Platz. B. u. E. o. Sch. u. F., II. v. 17. Juni 07, 495/06 I. — Hamburg.

5. §§ 226, 249, 826 BGB. betr. mit § 12 WarenzG. Der gesetzliche Schutz eines Warenzeichens schließt die Anwendung der Schutzbestimmungen des BGB. nicht aus.]

Klägerin hat auf Grund der §§ 12, 14 WarenzG. Klage mit dem Antrag erhoben, der Beklagten bei Vermeidung einer Strafe für jeden Fall der Zuwiderhandlung zu unterlegen, bei der Verpodung ober Umhüllung ihrer Waren die für Klägerin geschützten Verschlussstreifen und Banderolen zu benutzen. Beklagte erwidert, die Klägerin zu verurteilen, es zu unterlassen, die unter den Nummern 75 221 und 75 322 eingetragene Banderole und Verschlussstreifen für Ausstattung von Zigarren, Zigarillos und Zigaretten zu verwenden. Das BG. hat Klage und Widerklage abgewiesen. Das OLG. hat auf Berufung beider Teile die Berufung der Klägerin zurückgewiesen und dem Widerklageantrag der Beklagten entsprochen. Das OLG. hat einen Fall der Anwendung des § 826 BGB. für gegeben erachtet. Die Klägerin habe nämlich in der offenkundigen Absicht die Annahme der Zeichen vorgenommen, ihren Waren das Aussehen der Waren der Beklagten zu geben, so daß das Publikum die seit lange eingeführte Ware der Beklagten vor sich zu haben glaube. Klägerin habe so die Ware der Beklagten vom Markt zu verdrängen versucht. Die eingetragenen Zeichen trügen nichts an sich, was etwa auf eine Verleumdung beim Publikum rechnen lasse. Der Klägerin sei es weniger um die Zeichen an sich als darum zu tun ge-

wesen, ihre Ware als die der Beklagten auszugeben. Diese Absicht habe sie auch erreicht, namentlich habe sie auch, wie ihr an Beklagte gerichteter Brief ergebe, die Beklagte durch die Eintragung des Verschlußzeichens und Bankrotelle zu zwingen versucht, angesichts der ihr durch das Verschäffen der Klägerin entstandenen und noch existierenden Schädigung, der Klägerin die Rückzahlung des für Beklagte eingetragenen Dreiecksteils zu gestatten. Dadurch habe die Klägerin eine noch ähnlichere Ausstattung ihrer Ware erstrebt; ein Ziel, dessen Vortell von der Klägerin selbst nicht gelangt werden könne. Wäre dieser Vortell, den die Klägerin bereits erreicht habe und noch erreichen wolle, nicht so offenbar, so könnte man sogar an die Anwendung des Schilanderbotes (§ 226 BGB.) denken. Jedenfalls liege aber in der Art und Weise des soeben erwähnten Vorgehens der Klägerin mit Rücksicht auf den von ihr verfolgten Zweck ein Übergriffen der Grenzen, die im Geschäftsvertrah für die Anforderungen an Redlichkeit und Anstand in § 226 BGB. gezogen sein. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Die Ausführungen des OLG. erfüllen das Unterband des § 226 BGB., der sowohl einen Anspruch auf Unterlassung der schädigenden Handlung als auch solche auf Beseitigung der zuwider dem § 226 BGB. erlangten Eintragung gibt (§ 249 BGB.). Die Klägerin begehrt zwar, daß ihr der § 226 BGB. zur Anwendung gebracht werden könne, weil Klägerin nur von einem ihr nach § 12 Waren-3. zugehörigen Recht Gebrauch mache und ihr auch die Befugnis zu beliebiger Annahme eines Warenzeichens zustehe; allein das Waren-3. ist, wenn es auch das ihm zugewiesene Gebiet ausschließlicly regelt, immerhin ein Sondergesetz und will den Grundregeln des BGB., welche Schutz gegen illoyale Handlungen im Vertriebskreise bestanden, den Eingang nicht verschließen (vgl. RG. 48, 119). S. o. 23., II. v. 21. Juni 07, 78/07 II. — Zweibrücken.

6. § 313 BGB. Bedeutung der Tatsache, daß ein Kauf und nicht ein Kauf abgeschlossen sei und der nicht angegebenen Art der Veräußerung des Preises.]

Kläger klagt auf Erfüllung eines notariellen Vertrages, durch den er von dem Beklagten dessen Grundstück für 5000 Mark gekauft hat, mit dem Antrage, den Beklagten zur Erteilung der Auflassung zu verurteilen. Der Berufungsrichter hat die Klage abgewiesen. Die Revision ist zurückgewiesen worden: Nach Inhalt des Vertrages ist der Kaufpreis von 5000 Mark, „wie die Parteien anerkennen, bezahlt“. Die Art der Veräußerung ist nicht angegeben. Der Verkaufspreis stellt aber tatsächlich fest, es sei zwischen Parteien von vorne herein vereinbart worden, daß die Gegenleistung für den Erwerb des veräußerten Grundstücks die Abtretung einer für den Kläger auf dem Gütergute G. bestehenden Leihpfandhaft von 22 000 Mark bilden sollte. Unter diesen Umständen erscheint der Berufungsrichter den Vertrag für nichtig gemäß § 313 BGB., weil sein Inhalt in der notariellen Urkunde nach einem juristischen Gesichtspunkte unvollständig beurteilt worden sei. Einmal liege ein Kaufgeschäft (nicht Kauf) vor und ein solches Geschäft, das nach § 515 BGB. ebenfalls der gerichtlichen oder notariellen Form bedürftig hätte, sei in der Notariatsurkunde nicht zum Ausdruck gelangt. So dann sei, selbst wenn man das Geschäft als Kauf charakterisiere,

zur Wahrung der Formvorschrift des § 313 BGB. notwendig gewesen, auch die Abreden über die Belegung des Kaufpreises, die ebenfalls wesentliche Vertragsbestandteile seien, in die Notariatsurkunde aufzunehmen. Das sei nicht geschehen. Diese Ausführungen werden von der Revision als rechtlich angegriffen. Sie sind aber zutreffend. Das Urteil des erkennenden Senats vom 12. Dezember 1903, abgedruckt in der JZ. 04 S. 55 Hff. 6, das die Revision für ihre Ansicht heranzieht, betrifft einen wesentlich anderen liegenden Fall. Dort war aus der Urkunde ersichtlich, daß der Kaufpreis durch Eingabe von Hypotheken bedingt werden sollte, und der Streit drehte sich nur darum, ob die Vereinbarung der Parteien darüber, welche Hypotheken den Gegenstand der Eingabe an Zahlungsstatt bildeten, ebenfalls in die Urkunde hätte aufgenommen werden müssen, oder ob genügender Anhalt dafür vorlag, daß der im Wege der Auslegung sichergestellende Urkundeninhalt jene Vereinbarung mitumfaßte. Davon kann im gegenwärtigen Falle keine Rede sein. II. o. S., II. v. 22. Juni 07, 633/06 V. — Breslau.

7. § 313 BGB. Form der Beurkundung.]

Durch Art. 142 EGBGB. ist bestimmt, daß die landesgesetzlichen Vorschriften, wonach in Beziehung der in dem Gebiete eines Bundesstaates liegenden Grundstücke für die Beurkundungen nach den §§ 313 und 378 ABG. 2 BGB. außer den Gerichten und Notaren noch andere Behörden zuständig sein, unberührt bleiben, und für das Herzogtum Meiningen, das hier in Frage steht, sind durch Art. 14 § 2 EGBGB. unter anderen auch die Vorsteher derjenigen Gemeinden, in denen die ober eines der zu veräußernden Grundstücke liegen, zur Beurkundung der Kaufverträge usw. über dieselben für zuständig erklärt worden. Es mangelt, wie die Vorinstanzen zutreffend angenommen haben, an der nach § 313 cit. erforderlichen Beurkundung des Vertrages durch den Gemeindevorstand. Bei Prüfung dieser Frage kann dahin gestellt bleiben, ob die Vorschriften in den §§ 168, 176 und 177 BGB. betreffend die gerichtliche und die notarielle Beurkundung eines Rechtsgeschäftes auch auf die Beurkundungen durch solche Behörden, welche gemäß Art. 142 EGBGB. landesgesetzlich für zuständig erklärt worden sind, direkt anwendbar sind, da, auch wenn man das nicht annehmen will — wofür die Denkschrift zum Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit, Fohn, Materialien usw. S. 81 allerdings angeführt werden kann, nach dem Rinkaufserkenntnis für die Beurkundung, wie es sich schon aus § 313 ergibt, im vorliegenden Falle nicht genügt ist. Die Beurteilung des genannten Geschäftes B. an der Beurkundung des freireigen Rechtsgeschäftes hat sich nach dem vorgelegten Schriftsatz darauf beschränkt, daß er unter das an die privatrechtliche Vertragsurkunde sich anschließende und diese gleichmäßigende, als Protokoll gefaßte und von dem Vertragsschließenden allein unterschriebene Schriftstück, unter räumlicher Trennung und besonderer Dattierung nach Ort und Zeit die Worte setzte: „Bescheinige hierdurch, daß vorstehende Unterschriften eigenhändig vollzogen worden sind.“ und dieses unterschrieb. Diese Unterschriftsüberzeugung ist nun aber ihrem Inhalt nach keine Beurkundung der Willenserklärung der Beteiligten über den Kaufvertrag bezüglich der in Frage stehenden Grundstücke, also keine Beurkundung des Vertrages selbst, wie sie § 313 erfordert, sondern nur die Befestigung der Identität

der die Unterschriften unter dem die Willenserklärungen und den Vertragsschluß enthaltenden Schriftstück leistenden Personen. An dieser Sachlage kann für den vorliegenden Fall auch der Umstand nichts ändern, daß in dem als Protokoll gefaßten Schriftstück gesagt ist, daß die Vertragsschließenden vor dem „unmittelbar“ Ortsvorstand erschienen seien, daß dieselben ihm bekannt seien, und daß das Protokoll und der Kaufvertrag den Erscheinenden vorgelesen, von ihnen genehmigt und wie folgt, unterschrieben sei; denn das Protokoll ist von dem Schultheiß B. nicht unterschrieben, und auch in anderer Weise ergibt sich aus der Urkunde irgend eine Beteiligung desselben an den in dem Protokoll bezeichneten Vorgängen, insbesondere eine urkundliche Bestätigung der Richtigkeit derselben seinerseits nicht. Gerade das aber ist schon nach dem rechtlichen Begriffe der Beurkundung, insbesondere auch in § 318 erforderlich, daß die Mitwirkung der Urkundsperson an der Beurkundung des Rechtsgeschäfts durch eine eigene Erklärung derselben in der Urkunde festgestellt wird. Deshalb war auch der durch den Schultheiß B. als Zeugen angetretene Beweis, daß der Vertrag und das Protokoll vom 25. Juni 1906 den Vertragsschließenden vorgelesen worden sei, unentscheidend und konnte vom Oberlandesgericht nach der für seine Begründung gegebenen Anschauung übergangen werden. Zur Begründung der Revision ist zwar noch geltend gemacht worden, es sei vom Oberlandesgericht übersehen, daß wie aus § 126 BGB. hervorzuleiten sei, die Beglaubigung der Unterschriften nicht bloß die Unterschriften, sondern auch die unterzeichnete Erklärung mit beglaubige. Das ist indessen nicht richtig, folgt insbesondere nicht aus § 126 BGB. Die Wirkung der Unterschriftenbeglaubigung erstreckt sich nicht weiter als ihr urkundlicher Inhalt ergibt. Insbesondere kann auch mit Erfolg nicht geltend gemacht werden, der pp. B. habe die Absicht gehabt, durch die Beglaubigung der Unterschriften auch den Inhalt des Protokolls zu bestätigen. Auf eine solche Absicht kann es nicht ankommen, da das Gesetz deren Ausföhrung, nämlich die wirklich erfolgte Beurkundung der Vertragsschließung, fordert. R. a. O., II. v. 5. Juli 07, 127/07 II. — Jena.

B. § 363 BGB. Folgen der Annahme einer geschuldeten Leistung hinsichtlich der Beweislast.]

Der § 363 BGB. ändert nichts an den materiellen Rechten und Pflichten des Gläubigers und des Schuldners; insbesondere folgt aus der Annahme der Leistung als Erfüllung an sich und aus § 363 keinerlei Aufgeben irgend welcher Rechte und keinerlei Verzicht auf solche. Der Wortlaut des Paragraphen läßt darüber keinen Zweifel; er ergibt klar, daß sich infolge der Annahme nur die Beweislast ändert. Vor der Annahme als Erfüllung hat der Schuldner die erdennungs-mäßige, dem Betrage entsprechende Erfüllung zu beweisen, nach der Annahme fällt dem Gläubiger die Beweislast zu, daß die Leistung unvollständig gewesen sei, und es besteht dabei in Theorie und Praxis kein Zweifel darüber, daß unter einer „unvollständigen“ Leistung im Sinne des § 363 eine mangelhafte Leistung mitzuverstehen ist. Der Wille des Gläubigers im Falle des § 363 muß nur darauf gerichtet sein, diejenige Leistung, insbesondere also für den vorliegenden Fall diejenige Ware, die ihm von dem Schuldner als Erfüllung angeboten worden ist, als die von ihm gekaufte Ware anzunehmen (um sie — falls sich nicht etwa die Verrechnung zur Wandlung

ergeben sollte — zu behalten); tut er dieses, so hat er nachher die von ihm behaupteten Mängel der Ware zu beweisen, und dieses alles selbst dann, wenn er bei der Annahme der Ware als Erfüllung ausdrücklich Vorbehalte gemacht und ausdrücklich erklärt hat, die Fehlerlosigkeit und Vertragsmäßigkeit der Ware nicht anzuerkennen (RKG 30 S. 6, 7; 57, 299). Ob eine Annahme als Erfüllung stattgefunden hat, ist aus den Umständen des Falles zu entnehmen. R. a. O., II. v. 7. Juni 07, 63/07 II. — Geln.

B. § 365 BGB. Beweislast bei der Annahme einer verkauften Spezie als Erfüllung.]

Es ist zu erörtern, ob nicht den Käufer die Beweislast um bestimmen trifft, weil er die übergebene Kaufsache im Sinne des § 363 BGB. als Erfüllung angenommen hat. Beim Speziekauf hat die Rechtsprechung des RGSt. und des RG. für das gemeine Recht und für das Allgemeine Landrecht in Verbindung mit dem BGB. die Beweislast des Käufers angenommen. — Für das Recht des BGB. ist die letztere Frage lebhaft umstritten. Nach der einen Ansicht genügt beim Speziekauf der Verkäufer, auch falls eine Eigenschaft zugesichert wurde, seiner Erfüllungspflicht, wenn er die verkaufte Spezie ohne die zugesicherte Eigenschaft liefert. Nach einer anderen Ansicht ist es ein Teil der Erfüllungspflicht, daß der Verkäufer die verkaufte Spezie als mit der zugesicherten Eigenschaft liefert. Nach dieser Auffassung hat der Käufer die Einrede des nichterfüllten Vertrages gegen den Anspruch auf Zahlung des Kaufpreises, wenn die verkaufte Spezie als nicht die zugesicherte Eigenschaft hat, und den Verkäufer trifft, auch wenn er die Kaufsache bereits übergeben, dieser Einrede gegenüber die Beweislast dafür, daß die von ihm übergebene Kaufsache die zugesicherte Eigenschaft hat, es sei denn, daß der Käufer die verkaufte Spezie als Erfüllung im Sinne des § 363 BGB. angenommen und ihn auf Grund letzterer Gesetzesvorschrift die Beweislast trifft. — Der erkennende Senat muß in folgerichtiger Ausübung seiner Urteil vom 24. Oktober 1902, II 192/02 — RG. 52, 352 — zugrunde liegenden Auffassung der letzteren Ansicht beitreten und darnach annehmen, daß im gegebenen Falle zur Klage auf Zahlung des Kaufpreises den Verkäufer die Beweislast dafür trifft, daß der von ihm übergebene Motor die zugesicherte Eigenschaft — hier in Bezug auf den Dampfverbrauch — hatte, es sei denn, daß der Käufer den Motor als Erfüllung im Sinne des § 363 BGB. angenommen hat. Wie in dem Urteile des erkennenden Senats vom 7. Juni 1907 — II 63/07 — ausgesprochen ist, kann der rechtliche Begriff der „Annahme als Erfüllung“ im Sinne des § 363 negativ dahin abgegrenzt werden, er verlangt keine so weitgehende Willensrichtung bei der Annahme auf Seiten des Gläubigers, daß er das der Leistung zugrunde liegende Schuldverhältnis zufolge der ihm als Erfüllung angebotenen und von ihm als solche angenommene Leistung als durch Erfüllung erledigt erachte; denn § 363 ändert nichts an den materiellen Rechten und Pflichten des Gläubigers und Schuldners, insbesondere folgt aus der Annahme der Leistung als Erfüllung im Sinne des § 363 keinerlei Aufgeben irgend welcher Rechte und keinerlei Verzicht auf solche, es ändert sich nur die Beweislast.

7) Siehe oben R. 6.

Der erkennende Senat hat hier in dem gedachten Urteil den rechtlichen Begriff der „Annahme als Erfüllung“ im Sinne des § 363 positiv dahin näher zu bestimmen versucht, der Wille des Gläubigers müsse im Falle des § 363 nur darauf gerichtet sein, die Leistung, also vorläufig den gelauteten Motor, als die gelautete Sache anzunehmen, um sie zu behalten, falls sich nicht etwa die Berechtigung zur Forderung ergeben sollte. Dort ist noch ausgeführt: „Tut er dies“, daß ist, hat er die Leistung als Erfüllung in dem dargelegten Sinne angenommen, „so hat er nachher die von ihm behaupteten Mängel der Ware“ — es handelte sich damals um einen Gattungskauf — „zu beweisen und dies alles selbst dann, wenn er bei der Annahme der Ware als Erfüllung ausdrücklich Vorbehalte gemacht und ausdrücklich erklärt hat, die Fehlerlosigkeit und Vertragstauglichkeit der Ware nicht anzuerkennen.“ — Im übrigen geht das gedachte Urteil gleichfalls davon aus, es sei aus den Umständen des Falles zu entscheiden, ob eine Annahme als Erfüllung in dem dort dargelegten Sinne stattgefunden habe. Im gegebenen Falle handelt es sich um Forderung einer Eigenschaft — Menge des Motorbrennstoffes —, deren Vorhandensein erst nach dem Ingebrauchgehen des Motors in Händen des Käufers erkannt werden kann. Bei solcher Sachlage wird aber nach Auffassung des erkennenden Senats eine Annahme bezuhs Prüfung und Untersuchung in der Regel noch nicht „Annahme als Erfüllung“ im Sinne des § 363 sein, es sei denn, daß weitere besondere Umstände den Schluß rechtfertigen, es habe auch in einem solchen Fall schon vor der Prüfung und Untersuchung eine Annahme als Erfüllung stattgefunden. — Mit diesen Darlegungen verhält der Senat nicht etwa die in seinem Urteil vom 7. Juni 1907, II 63/07 ausgesprochene rechtsgrundhaltige Auffassung, er gibt ihr nur die für einen Fall, wie er hier zu entscheiden ist, gebotene nähere Begrenzung. 2. o. W., II. v. 2. Juli 07, 126/07 II. — Hamm.

10. §§ 394, 1620, 1623 BGB. verb. mit §§ 233, 240 ZPO. II 2 und § 851. Aufrechnung gegen einen Auskunftsanspruch.]

Der Kläger erhob gegen den Beklagten, dessen Schwäger er zur Frau hat, Klage auf Zahlung eines Betrages von 5 000 Mark mit folgender Begründung: Der am 20. Mai 1905 verstorbene Vater des Beklagten und Schwägerbruder des Klägers habe diesem im Jahre 1894 vor dessen Verheiratung mit seiner Tochter eine Mithgift von 20 000 Mark versprochen und zwar in der Weise, daß 15 000 Mark sofort, 5 000 Mark aber erst dann gezahlt werden sollten, wenn eine seiner anderen Töchter ebenfalls weitere 5 000 Mark erhalten haben würde, was fünf Jahre nach deren Verheiratung hätte geschehen sollen. Im Jahre 1906 sei die Zahlung der 5 000 Mark an eine andere Tochter, nachdem darauf Klage erhoben worden sei, erfolgt. Der Beklagte sei der alleinige Testamentserbe seines Vaters. Der Beklagte bestreite das behauptete Versprechen einer weiteren Zahlung von 5 000 Mark und mache Gegenforderungen geltend. Beide Vorstellungen machten die Entscheidung von einem dem Kläger anvertrauten Eide abhängig. Das RG. hob auf: Der Beklagte hat gegen die Klageforderung mit Gegenansprüchen aufgerechnet, die seinem Erblasser gegen den Kläger aus diesem gewährten Darlehen und der Begleichung von Schulden des

selben erwachsen sein sollen und bezüglich deren die Ehefrau des Klägers sich als Gesamtschuldnerin mit verpflichtet haben soll. Der Berufungsrichter hat die Aufrechnung mit diesen vom Kläger bestrittenen Forderungen für unzulässig erklärt und seinen Standpunkt in folgender Weise begründet: Der Mithgiftanspruch sei höchst persönlicher Natur, von gleichen Erwägungen gehe auch die Ansicht des neuen Rechts für die Ausflußverpflichtung § 1623 BGB. aus. Der ganze Zweck der Mithgift wäre verscheit, wenn sie nicht wirklich als Heiratsgut dem Eheleuten zufließen könne. Die Ausflußverpflichtung beruhe auf dem sittlichen Bedürfnisse zwischen Eltern und Kindern; sie ändere ihren Charakter nicht dadurch, daß an Stelle der sittlichen Pflicht ein in deren Erfüllung erzieltes klagbares Versprechen trete; der Mithgiftanspruch sei daher nicht übertragbar und somit nicht pfändbar (§ 851 ZPO.). Gemäß § 394 BGB. könne aber gegen eine der Pfändung nicht unterworfenen Forderung nicht aufgerechnet werden. Dieser Auffassung kann, so beschend sie auch auf den ersten Blick erscheint, dennoch nicht begetreten werden. Das RG. enthält keine ausdrückliche Bestimmung darüber, daß die Ansprüche aus einem klagbaren Mithgiftversprechen nicht übertragbar sein, und daß dagegen mit Gegenforderungen nicht aufgerechnet werden könne. Man bestimmt sich die Übertragbarkeit einer vor dem Inkrafttreten des BGB. entstandenen Forderung nach dem bisherigen Recht, wodurch für die Aufrechnungsfähigkeit das neue Recht maßgebend ist. Nach diesem kann gegen eine nicht übertragbare Forderung nicht aufgerechnet werden § 394 BGB., § 851 Abs. 1 ZPO. (Die Bestimmung des § 851 Abs. 2 ZPO. kommt im gegenwärtigen Fall nicht in Betracht, da die Übertragbarkeit hier keinesfalls deshalb für ausgeschlossen erachtet werden kann, weil dadurch der Inhalt der Forderung verändert werden würde.) Entscheidend ist demgemäß, ob aus allgemeinen Erwägungen sich herleiten läßt, daß nach dem RG. die Forderung aus einem klagbaren Mithgiftversprechen nicht übertragbar war. Forcht man den Gedanken des Berufungsrichters näher nach, so ist erkennbar, daß zwei Gründe für die von ihm angenommene Unübertragbarkeit einer solchen Forderung neben einander herlaufen; der eine ist dem Zweck, der andere dem Ursprung des Mithgiftversprechens entnommen. Was den erstern angeht, so meint der Berufungsrichter, der Zweck der Mithgift sei verscheit, wenn sie nicht wirklich als „Heiratsgut“ den Eheleuten zufließen könnte. Dieser Erwägung kann nur in beschränktem Maße zugestimmt werden. Der Ausdruck „Heiratsgut“ ist zu allgemein und vieldeutig, als daß hieraus gesicherte Schlüsse gezogen werden könnten. Zutreffend erscheint die Annahme des Berufungsrichters nur in Ansehung der Ausflußer d. i. derjenigen Ausflußung der betrauten Tochter, die „zur Errichtung des Haushalts (§ 1620 BGB.) oder wie das RG. sagt (§ 233 II. 2), zur ersten Einrichtung des Hauswesens“ erforderlich ist. Diese Ausflußung ist nach ihrem Zwecke allerdings so individueller und persönlicher Natur, so sehr an die Person der auszustattenden Tochter und ihres Ehegatten geknüpft und für diese bestimmt und berechnet, wie die Unübertragbarkeit des Anspruchs hieraus, wenn es nach den Bestimmungen des RG. die ihm nach diesem an sich nicht zustehende (cf. § 240 II. 2) Klagebarkeit erlaubt hat, auch für das RG. wird anerkennen können, obgleich dieses nicht, wie

das BGB. (§ 1623), eine entsprechende ausdrückliche Bestimmung enthält. Dagegen kann ein über den Umfang der Auslieferung hinausreichender Wirtisananspruch, wie er gegenwärtig vorliegt, nach dem RR. nicht für unabtragbar gehalten werden. Hier kommt der zweite aus dem Ursprung des Anspruchs, nämlich aus dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, entnommene Grund des Berufungsrichters in Betracht. Er erscheint indes nicht als stichhältig. Deswegen, weil auf dem Boden der sittlichen Pflicht der Eltern ein klagbarer Anspruch entstanden ist, muß dieser nicht notwendig in seinem Wesen, also in Ausübung seiner rechtlichen Eigenschaften vom jenem Ursprung abhängig bleiben. Es kann sich nur fragen, ob sich nach Inhalt und Zweck dieses Anspruchs dessen Übertragung an andere verbietet. Das ist zu verneinen. Was den Inhalt angeht, so handelt es sich um einen Geldanspruch. Bezüglich des Zwecks kann auf den § 1624 BGB. verwiesen werden, wofürst dieser gesetzt ist in der Begründung oder Erhaltung der Wirtschaft oder der Lebensstellung des Kindes. Mit solchen Zwecken ist die Übertragung an andere und die Wertverteilung des Anspruchs durch Übertragung nicht unvereinbar. Bezüglich des § 1624 BGB. sei bemerkt, daß hier eine die Übertragbarkeit ausschließende Bestimmung fehlt und in der Literatur (f. Cypel, das Verwandschaftsrecht nach dem BGB. (1899) S. 145 Note 21) wird die Ansicht vertreten, daß dieser Ausfallungsanspruch, sofern er im einzelnen Fall die Eigenschaft eines klagbaren Verpruchs gewonnen habe, abtretungsfähig sei. Die Frage braucht hier für das BGB. nicht entschieden zu werden, da dieses nicht zur Anwendung steht. Für das RR. muß jedenfalls die Zulässigkeit der Abtretung anerkannt werden. Da durch das heute geltende positive Recht die Übertragbarkeit und Ausfallungsfähigkeit in engen Zusammenhang gebracht sind, so mußten die obigen ausschlaggebenden Erwägungen sich an die ersten knüpfen. Sieht man hiervon ab und betrachtet man die Frage für sich allein, ob gegen solchen Wirtisananspruch nicht vom Verpächter oder dessen Erben dem ursprünglichen Forderungsinhaber gegenüber ausgerechnet werden könne und zwar insbesondere mit solchen Forderungen, wie sie hier geltend gemacht werden, so ist nicht einzusehen, weshalb die Natur des Wirtisvertrags der Aufrechnung entgegenstehen sollte. Da die Auslieferung mit dem entsprechenden Teil der bei der Verpachtung gezahlten 15 000 Mark getrübt war, so konnte der Zweck der jetzt weiter geforderten 5 000 Mark doch nur dahin gehen, daß sie der Erhaltung der Lebensstellung des Klägers und seiner Frau dienen sollten. Oben diesem Zweck haben aber die vom Verlasser des Beklagten dem Kläger gewährten Darlehen und die Befreiung von Schulden des Klägers gebietet, denn diese Zahlungen sollten, wie der Berufungsrichter jetzt sagt, den Kläger im Gewerbestande erhalten. Bei solcher Lage der Dinge läßt sich die Zulässigkeit der geltend gemachten Aufrechnung nicht leugnen. C. a. S., II. v. 9. Juli 07, 487/06 VII. — Berlin.

11. § 567 BGB. verb. mit Art. 170, 171 GG. Bedeutung des § 567 namentlich für unter der Herrschaft des früheren Rechts abgeschlossene Verträge.]

Der beklagte Reichsmilitärstatthalter hat mit der klagenden A.-G. Eisenbahngesellschaft im Jahre 1886 einen schriftlichen Ver-

trag geschlossen, durch welchen er der Klägerin für einen jährlichen „Wirtis“ ein vor dem Eisenbahnhause vorzüglich der Zuckerberger Gasse zu R. gelegenes militärökonomisches Terrainstück „verpachtet“ hat. § 3 dieses Vertrages lautet: „Eine Kündigung des Wirtisverhältnisses seitens der Militärbehörde findet nur statt im Falle einer Aemterung der Festung oder wenn die in diesem Vertrage stipulierten Bedingungen seitens der Bahngesellschaft nicht inne gehalten werden. Beim eventuellen Eingehen der Bahngesellschaft über das Wirtisverhältnis, sobald die Befreiung der Bahngesellschaft nach den Angaben der Militärbehörde erfolgt ist, auf.“ Beklagter hat am 19. Mai 1906 der Klägerin schriftlich mitgeteilt, daß nach Auflassung der Stadtumwallung der Wirtisvertrag zum 1. Januar 1916 gekündigt werden wird. Klägerin hat daraufhin Klage erhoben mit dem Antrag, „den Beklagten zu verurteilen, anzuerkennen, daß ihm ein Recht, den mit der Klägerin geschlossenen Wirtisvertrag zum 1. Januar 1916 oder überhaupt in anderen als in den durch § 3 dieses Vertrages vorgesehenen Fällen zu kündigen, nicht zusteht“. Der Beklagte hat Widerklage auf Annullierung seines Kündigungsrechts erhoben, eventuell dahin, daß ihm das Recht zustehe, den Vertrag zum 1. Januar 1930 zu kündigen. Das RG. hat die Klage und den prinzipialen Widerklageantrag abgewiesen, den eventuellen Widerklageantrag aber zugelassen. Das OLG. hat beide Verurteilungen zurückgewiesen. Das RG. hob auf Revision der Klägerin auf und wies die Aufschlagsurteile des Beklagten zurück: Die Vorinstanzen gehen fälschlicherweise mit Recht von der Gültigkeit des Vertrages nach dem RR. aus, denn nach diesem erscheint ein Aufschluß der Kündigung auf seinen des Vermerks zulässig (Entsch. des OLG. 51, 214). Insbesondere der Frage, ob § 567 BGB. rückwirkende Kraft hat, stellt Art. 170 GG. BGB. den Grundsatze der Nichtrückwirkung bei dem Recht der Schuldverhältnisse auf. Ebenso wenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß sonstige Vorschriften, insbesondere Art. 171 GG. BGB. (RG. Bd. 53 Nr. 42) den vorliegenden Fall den Bestimmungen des BGB. nicht unterwerfen. Es ist nun allerdings durch die Vorschrift des Art. 170 GG. BGB. nicht ausgeschlossen, daß, wenn einzelne Normen des BGB. einen reformatorischen oder prohibitiven Charakter dergestalt haben, daß sie auch die zur Zeit des Inkrafttretens bestehenden Schuldverhältnisse zu regeln beabsichtigen, dieser rückwirkenden Tendenz Folge zu geben ist, und die bestehenden Schuldverhältnisse zur Anwendung zu bringen sind (Rat. zu Art. 103 des Entwurfs eines GG. BGB. — Art. 170 GG. BGB. — S. 257). In dieser Hinsicht ist zunächst mit dem Verfassungsgerichte davon auszugehen, daß § 567 BGB. an sich einen prohibitiven Charakter hat. Es ergibt sich dies sowohl aus dessen Wortlaut, nach dem eine Bestimmung gerade für den Fall des Aufschlusses eines Wirtisvertrages über eine bestimmte Zeit hinaus getroffen wird, als auch aus dem Motiven zu § 523 des ersten Entwurfs (BGB. § 567) Bd. 2 S. 413, wonach, wenn möglich die zeitliche Begrenzung der Gebrauchsbefreiung schon begrifflich möglich für die Rechte notwendig ist, doch die Bestimmung des § 523 — § 567 BGB. — eine positive ist. Allein hiervon allein folgt noch nicht, wie auch das Verfassungsgericht anerkennt, daß dem § 567 BGB. auch eine Rückwirkung auf ergangene Rechtsverhältnisse beizulegen ist (RG. Bd. 42 Nr. 24 S. 103),

es muß vielmehr noch der erkennbare Wille des Gesetzgebers hinzukommen, daß er nicht allein der Vertragsfreiheit für die Zukunft Schranken setzen, sondern sogar wohlüberlebene Vertragsrechte verletzen will. Diese Absicht muß nun aber im Gegensatz zu den Entscheidungen der Vorinstanzen hinsichtlich des § 567 BGB. auf das Entschiedenste verneint werden. Wegen eines derartigen Absichts der Gesetzgebung spricht zunächst der Inhalt des § 567 BGB. Denn darnach kann nicht nur, wenn ein Mietvertrag für eine längere Zeit als 30 Jahre geschlossen wird, nach 30 Jahren jeder Teil das Mietverhältnis unter Einhaltung der gesetzlichen Frist kündigen, sondern es ist auch die Kündigung unzulässig, wenn der Vertrag für die Lebenszeit des Vermieters oder des Mieters geschlossen ist. Hieraus ergibt sich, daß unter Umständen (allerdings nur bei natürlichen Personen) ein Mietvertrag auch über eine bedeutend längere Zeit als 30 Jahre ohne Kündigungsbezugnis geschlossen werden kann. Darnach aber hat der Zeitraum von 30 Jahren eine absolute Bedeutung nicht und ist es daher mit dieser Bestimmung nicht vereinbar, daß § 567 BGB. eine Bedeutung auch in bezug auf vergangene Rechtsverhältnisse beizumessen. Ebenso spricht die Entstehungsgeschichte des Gesetzes gegen eine derartige Tragweite desselben. (Hierzu weiter ausgeführt.) R.-E. Offenbacher, c. Reichsmittelschatz, U. v. 14. Juni 07, 12 07 III. — Königsberg.

12. § 655 BGB. Ermäßigung des Wäfferlohes kann durch den Richter stattfinden.]

Durch Vermittelung des Klägers ist der Beklagte mit seiner Kassa-Kapelle vom 1. Juli 1901 ab für ein Restaurant gegen eine Tagesgage von 50 Mark engagiert worden. Als Provision für die Vermittelung sind vom Beklagten an den Kläger vom 1. Juli 1901 bis 9. März 1906 wöchentlich 35 Mark, insgesamt 8540 Mark gezahlt worden. Unter der Behauptung, es sei eine Provision von 10 Prozent der Gage des Beklagten für die Dauer des Vertragsverhältnisses vereinbart worden, fordert der Kläger die Provision für die Zeit vom 9. März bis 24. April 1906 im Betrage von 226 Mark nebst Zinsen. Der Beklagte hat Abweisung der Klage beantragt und Widerklage gegen den Antrag: festzustellen, daß dem Kläger kein Anspruch mehr gegen ihn zustehe. — Er bestreitet, das behauptete Provisionsversprechen gegeben zu haben, und wendet ein, daß ein Wäfferlohn von 10 Prozent unverhältnismäßig hoch sei und dem Gericht nach § 655 BGB. herabgesetzt werden müsse; von seinem Donorar habe er die acht Mitglieder seiner Kapelle besolden müssen, die zwischen 4,50 Mark und 6 Mark täglich bekämen. Das RG. verurteilte unter Aufweisung der Widerklage. Das RG. hob auf: Begründet ist der Angriff der Revision, der sich gegen die Annahme des Berufungsurteils richtet, daß eine Herabsetzung des Wäfferlohnes nach § 655 BGB. nicht erfolgen könne. Der § 655 BGB. gehört zu den gesetzlichen Vorschriften, die den wirtschaftlich Schwachen Schutz gewähren sollen. Zur Befestigung der Bestimmung wurde bei der Kommissionsberatung und im Reichstag auf die bei Wäffergehilfen häufig hervortretenden Übelstände hingewiesen, daß bedeutende Überbeteiligungen, insbesondere Diensthelfenden, Schauspielern usw. gegenüber sehr häufig seien (vgl. Bericht der XII. Kommission über den Entwurf eines BGB. Nr. 440 S. 93). Dem Sinn und Zweck des Gesetzes entspricht es aber nicht, für

den Fall, daß bereits die gezahlten Raten eine angemessene oder gar übermäßige Vergütung darstellen, bezüglich der künftigen Raten nur eine Ermäßigung, nicht den gänzlichen Wegfall zuzulassen und demzufolge den Schuldner, obwohl er schon eine angemessene oder gar übermäßige Vergütung empfangen hat, doch noch zu weiteren Zahlungen für verpflichtet zu erachten. Die abweichende Ansicht des Berufungsgerichts findet nicht einmal in dem Wortlaut des § 655 BGB. eine Stütze. Die Bestimmung im Satz 2, daß nach der Entrichtung des Lohnes die Herabsetzung ausgeschlossen ist, hat die Bedeutung, daß eine Rückforderung gezahlter Beträge in keinem Falle stattfinden und deshalb nach der Zahlung eine Herabsetzung nicht eintreten soll. Wird im Falle von Teilzahlungen oder Ratenzahlungen durch die geleisteten Zahlungen der angemessene Betrag schon erreicht, so erfolgt die Herabsetzung des Wäfferlohnes auf den angemessenen Betrag nach Satz 1 des § 655 dadurch, daß der noch nicht gezahlte Teil des Lohnes ganz in Wegfall kommt; denn der vereinbarte Wäfferlohn ist, auch wenn er in Prozenten von einem Einkommen des Schuldners festgesetzt ist, von dem Gesichtspunkt aus, ob er angemessen oder unverhältnismäßig hoch sei, als ein Ganzes und Einheitsliches zu betrachten. Die vom Berufungsgericht vorgenommene Unterschreitung der Lohnforderung für die Vergangenheit und der Lohnforderung für die Zukunft geht daher fehl. Ob man zu dem Zweck der Herabsetzung des Wäfferlohnes den Prozentsatz für die ganze Vertragsdauer ermäßigt oder ihn für den Teil der Vertragszeit, für den der Lohn gezahlt ist, bestehen läßt und für die übrige Vertragszeit die Lohnforderung ganz streicht, betrifft nur die Art der Berechnung und ist von keiner grundsätzlichen Bedeutung. Ist der Lohn in Prozenten von fortwährenden Beträgen des Schuldners ausbezahlt, dann hängt die Übermäßigkeit der Forderung nicht allein von der Höhe des Prozentsatzes, sondern wesentlich auch von der Länge der Zeit ab, für welche die Prozente zu leisten sind. Die Herabsetzung des Wäfferlohnes kann daher nicht nur durch Ermäßigung des Prozentsatzes, sondern auch durch Verkürzung der Zeit erfolgen. Anzuerkennen ist ferner die Ausföhrung des Berufungsgerichts, der Beklagte habe seinen Einwand nicht genügend begründet, da er sich auf die bloße Behauptung, daß der Lohn im Verhältnis zu den Bemühungen des Klägers unverhältnismäßig hoch sei, beschränkt und die erforderliche nähere Darlegung nicht gegeben habe. Die festgestellten Tatsachen reichen zur Beurteilung der zu entscheidenden Frage vollkommen aus. Die Provision von 10 Prozent der Gage des Beklagten ist schon für sich allein außerordentlich hoch, wenn man erkennt, daß der Kläger nach dem Inhalt der Klage die Provision nur dafür verlangt, daß er das Engagement des Beklagten zum 1. Juli 1901 vermittelt habe, und wenn man andererseits in Betracht zieht, daß die Gage des Beklagten nur 50 Mark täglich betrug und er hieron, was vom Kläger nicht bestritten ist, den acht Mitgliedern seiner Kapelle eine Besoldung von je 4,50 bis 6 Mark täglich bezahlen muß. Eine unverhältnismäßige Höhe erreicht aber der Wäfferlohn weiter dadurch, daß der Kläger die 10 Prozent nicht nur für die Dauer des ursprünglichen Engagements, das vom Beklagten auf zehn Monate angegeben ist, sondern auch für die Dauer der

durch mehrfache Prolongationen erneuerten Engagements des Beklagten in Anspruch nimmt. Unter zutreffender Begründung hat das OLG. angenommen, daß der Kläger für seine Willensfestigkeit durch die vom Beklagten bisher gezahlten 8540 Mark bereits einen unverhältnismäßig hohen Lohn erhalten habe. Diese Beurteilung trifft aber auch dann noch zu, wenn der Beklagte, wie vom Kläger in der Berufungsinstante geltend gemacht ist, die Provision von 10 Prozent nur bis Anfang 1906, also in Höhe von 8200 Mark bezahlt hat. Die Behauptung des Klägers, daß die Vermittlungsgeldbühr von 10 Prozent dem polizeilich genehmigten Tarif entspräche, ist unzutreffend, weil die polizeiliche Genehmigung die Prüfung der Angemessenheit im Sinne des § 655 BGB. nicht ausschließt. Unentschieden ist ferner die Behauptung, daß die Gebühr von 10 Prozent allgemein üblich sei; auch allgemein übliche Provisionsätze können nach § 655 BGB. herausgehoben werden, wenn sie unverhältnismäßig hoch sind (vgl. den Bericht der XII. Kommission und Zentralverfügung des preussischen Ministers des Innern und des Ministers für Handel und Gewerbe vom 30. November 1892, MBL für die innere Verwaltung 1893 S. 103). Es ist deshalb auch verfehlt, wenn das Berufungsgericht eine Beweisunterbrechung des Beklagten dafür vermisst, daß der vereinbarte Lohn im Verhältnis zu gleichen und ähnlichen Vermittlungsgeschäften hoch erscheine. Mit Recht hat das OLG. angenommen, daß dem unfertigen Sachverhältnis gegenüber es Sache des Klägers gewesen wäre, besondere Umstände darzulegen, welche im vorliegenden Fall den vereinbarten Willenslohn trotzdem als angemessen erscheinen lassen könnten. Wenn also Behauptungen des Klägers als richtig unterstellt und zu seinen Gunsten bei Bemessung der Provision berücksichtigt werden, so ist immer noch die gezahlte Provision von 8200 Mark als unverhältnismäßig hoch anzusehen, und deshalb die Klage unbegründet, die Willensfestigkeit begründet. R. o. N., U. v. 14. Juni 07, 102/07 III. — Berlin.

13. § 765 ff., 1115, 1190 BGB. Liegt Bürgschaft vor, wenn ohne Bezugnahme auf die Schuld eines Dritten eine Hypothek bestellt wird? Nicht erfolgte Bezeichnung der zu sichernden Forderung.]

Die klagende Bankfirma hatte dem Ehemann der Beklagten einen laufenden Kredit bis zu 22 000 Mark eingeräumt und sich Sicherungshypotheken in dieser Höhe teils auf seinen, teils auf den Grundstücken seiner Frau ausbedungen. Die Beklagte, die hierdurch durch ihren Mann in Kenntnis gesetzt worden war, ist mit ihrem Mann auf dem Grundbuchamt erschienen und hat unter Genehmigung des Mannes den Antrag zu Protokoll erklärt, daß ohne vorliegende Urkunde auf ihren Grundstücken eine Sicherungshypothek für die Klägerin zum Höchstbetrage von 15 000 Mark eingetragen und davon die Gläubigerin benachrichtigt werde. Weides ist geschehen; die Eintragung lautet wie bestritten. Der Mann der Beklagten ist in Konkurs geraten, der Konkurs ist durch Zwangsvergleich beendet worden, die Klägerin ist mit mehr als 15 000 Mark ausgefallen und nimmt nun mit der verbleibenden Klage die Beklagte in Anspruch dahin, daß sie wegen fälliger 15 000 Mark die Zwangsversteigerung in ihrer Grundstücke bulde. Die Beklagte wurde verurteilt, ihre Berufung und Revision sind zurückgewiesen worden: Eine Bürgschaft liegt offensichtlich und wie der Be-

zugswörtersteller feststellt nicht vor, von einer persönlichen Haftung der Beklagten für die Schulden ihres Mannes ist nirgends die Rede gewesen, sie hat dafür lediglich eine dingliche Haftung mit ihren Grundstücken übernommen und dazu bedurfte es keiner weiteren Form als zu Hypothekensicherungen überhaupt. Von Beschuldigung ist daher nur der Angriff, daß der Berufungsrichter den Einwand, daß die Eintragung der Hypothek im Grundbuch ungültig sei, zu Unrecht verworfen habe. Die in dieser Beziehung hervorgerufenen Bedenken: daß der Eintragungsvormerkel so wenig wie die darin in Bezug genommene Eintragungsbeurteilung eine Bezeichnung der zu sichernden Forderung enthalte und auch nicht angebe, daß fremde Forderungen (Forderung gegen den Ehemann der Grundstückeigentümerin) gesichert werden sollten, lassen sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen und sind auch vom Berufungsrichter nicht verstanden worden. Es hebt hervor, daß, wenigstens nach der herrschenden Ansicht, bei der Verkehrshypothek eine nähere Bezeichnung der Forderung in der Eintragung selbst oder doch in der darin in Bezug genommenen Eintragungsbeurteilung enthalten sein müsse (§ 1115 BGB.), wenn auch eine falsche Bezeichnung noch nicht die Ungültigkeit der Hypothek nach sich zieht. Hier handle es sich aber um eine Höchstbetrags-Sicherungshypothek, bei der nach § 1190 BGB. das Wesentlichste die Angabe des Höchstbetrages sei, bis zu welchem die Hypothek gelte. Ob es dabei auch einer Angabe des Schuldgrundes bedürfe, sei strittig, von der Mehrzahl der Schriftsteller werde dies angenommen, aber der Berufungsrichter schloß sich der vereinigten Ansicht wenigstens insoweit an, als es nicht unter allen Umständen einer näheren Bezeichnung der Forderung bedürfe, insbesondere dann nicht, wenn, wie hier, die Höchstbetragshypothek für alle, auch die nach nicht bestehenden, Forderungen gegen den Schuldner haften solle. Nun würde zwar die vorliegende Eintragung, die von einer Sicherung fremder Forderungen nichts erwähnt, zunächst auf Forderungen gegen die Beklagte selbst zu beziehen sein, aber darüber herrsche kein Streit, daß dies nicht so gemeint war, sondern daß die Hypothek für die Forderungen der Klägerin gegen den Ehemann der Beklagten bestellt werden sei. Es liege infolgedessen nur eine falsche Bezeichnung der Forderungen vor, die auf die Gültigkeit der Hypothek keinen Einfluß übe. Zu der vom Berufungsrichter berührten Einzelfrage, ob bei Bestellung einer Höchstbetragshypothek, dem Wortlaut des § 1190 BGB. entsprechend, eine Feststellung der Forderung überhaupt, nach allen Richtungen, nicht bloß hinsichtlich des Betrages, unterbleiben und vorbeschalten werden dürfe, braucht für den vorliegenden Fall nicht Erörterung genommen zu werden. Es kann eine solche Hypothek auch für alle Forderungen eines bestimmten Gläubigers, jedenfalls für alle seine Forderungen gegen einen bestimmten Schuldner bestellt werden. Wenn dies geschieht, kommt eine nähere Bezeichnung der Forderungen nach Schuldgrund oder Rechtsverhältnis von selbst in Wegfall, weil keine Begrenzung der Haftung auf bestimmte Forderungen gewollt ist. Höchstens könnte in Frage kommen, ob jedenfalls nicht in der Eintragung oder der Eintragungsbeurteilung zum Ausdruck kommen müsse, daß die Hypothek für alle Forderungen haften solle. Wenn man das für nötig halten wollte, so würde es doch immer im einzelnen Fall Sache der Auslegung sein,

ob solchem Erfordernis genügt worden sei, und daß dies vorliegendensfalls geschehen ist, wird vom Berufungsrichter festgesetzt. Seine Ausführungen müssen dahin verstanden werden, daß die Eintragung, so wie sie lautet, nur auf alle Forderungen der Klägerin gegen den Ehemann bezogen werden können. Diese Auslegung findet auch in den vorliegenden Umständen eine genügende Rechtfertigung, wenn etwaens wird, daß die Eintragung wegen Fehlens einer Gegenung, auf alle Forderungen des Gläubigers bezogen werden durfte, daß als Gläubiger eine Bank genannt war, es sich also zwar um Forderungen aus dem Bankverleiste handelte, aber um alle Forderungen der Bank, weil das Entstehen von Forderungen anderer Art nicht vorausgesetzt werden konnte, und daß nicht mit der Klägerin selbst, wohl aber mit ihrem Ehemann Bankgeschäfte von der Klägerin gemacht werden sollten. Daraus rechtfertigt sich die getroffene Entscheidung. Es mag noch hinzugefügt werden, daß die Auslegung des Berufungsrichters auch darin eine Unterstützung findet, daß die Beklagte gar nicht versucht hat, im Revisionsvertrage eine Verichtigung der Eintragung herbeizuführen, was ihr nach § 54 OGD. zugestanden haben würde, wenn die Hypothekensetzung nicht den Inhalt gehabt hätte, den der Berufungsrichter in der Eintragung ausgedrückt findet, die sie aber auch in Wirklichkeit unbestritten haben sollte. C. e. D., II. v. 22. Juni 07, 568/06 V. — Braunschweig.

14. §§ 823, 844 BGB. Ist Voraussetzbarkeit des tödlichen Erfolgs im Falle des Schadenersatzanspruchs bei einer vorsätzlichen rechtswidrigen Körperverletzung erforderlich?

Der Ehemann und Vater der Kläger G. wurde auf der Straße vom dem Beklagten, als er dessen Sohn, der mit anderen Raubern auf der Straße gelaufen hatte, laffen wollte, durch einen Schlag mit der Hand ins Gesicht mißhandelt. G. fiel sturz zur Erde, schlug den Kopf auf und starb am selben Tage. Die Kläger haben einen Schadenersatzanspruch erhoben und das LG hat den Klagenanspruch für begründet erklärt. Das OLG hat die Klage abgewiesen, weil Beklagter den tödlichen Erfolg seines Tuns auch bei pflichtmäßiger Aufmerksamkeit und Überlegung nicht habe voraussehen können. Das RG. hob auf: Der rechtlichen Auffassung des Berufungsgerichts, § 844 BGB. sei nur dann anwendbar, wenn der tödliche Erfolg für den Erschaffpflichtigen voraussehbar war, konnte nicht beigetragen werden. Tötung ist die Zerstörung des menschlichen Lebens, also jede Handlung, durch die der Tod eines Menschen verursacht wurde. Die Tötung im Sinne des § 844 erfordert nach der Stellung der Vorschriften im Gesetzbuch weiter, daß die Handlung eine unerlaubte war. Die Bedeutung des § 844 (wie des § 845) liegt darin, daß unter Durchbrechung der Regel, wonach nur dem durch eine unerlaubte Handlung unmittelbarer Verletzten ein Erschaffanspruch zusteht, den mittelbar geschädigten Personen, denen durch die Tötung des Unterhaltspflichtigen das Recht auf den Unterhalt entzogen wurde, ein Schadenersatzanspruch gewährt wird. Hierfür ist es gleichgültig, ob der Unterhaltspflichtige durch eine vorsätzliche oder fahrlässige Tötung in dem engeren strafrechtlichen Sinn ums Leben gekommen ist, oder ob sein Tod die tatsächliche Folge einer schuldhaften Verletzung seines Körpers oder seiner Gesundheit war. Kommt aber der Tod des Verletzten nur als Folge einer unerlaubten Handlung in Betracht, so greift der allgemeine Rechtsatz Flag,

daß das Verschulden d. i. das Kennen oder Kennenmüssen des rechtswidrigen Tatbestandes (Vorfall oder Fahrlässigkeit) sich nur auf die unerlaubte Handlung, also hier auf die Körperverletzung, aber nicht auf ihre weitere Schädensetzung zu erstrecken braucht. (Bgl. Fernst II § 27, Crome 1 § 109, Dertmann S. 87, 90.) Es ist nicht einzusehen, warum die Erschaffpflicht vor dem Tode des Verletzten, weil er nicht voraussehbar war, Galt machen, aber aber, ebenso wenig voraussehbar Folgen wie Lähmung, Gefühlskrankheit, Verlust eines wichtigen Gliedes, schwere Kränkung usw. mitanzusehen soll, Folgen, deren Ausdehnung, wie die gerichtliche Erfahrung lehrt, sehr häufig den Erschaffpflichtigen weit übersteigend befeht, als die Schädelschädigung der Hinterbliebenen. Die Anschauung des Berufungsgerichts müßte auch zu dem unannehmbaren Ergebnis führen, daß der nicht voraussehbare tödliche Erfolg einer Körperverletzung den Täter glücklicher stellen würde als der nicht voraussehbare Eintritt einer selbst minder schweren Gesundheitsbeschädigung. Die Weitergabe der Verhandlungen der zweiten Kammer zu § 844 (Prot. II S. 614, 615) scheint ungenau zu sein, denn sie ist widersprüchlich und unklar; sie sind daher so wie sie vorfindlich sind, für die gegenwärtige Entscheidung nicht verwertbar. (Bgl. auch Rümelin, Rauschabegriff, Arch. für Pr. 90, 241.) Jedenfalls würde ihnen gegenüber dem Wortlaut des Gesetzes, das eine Voraussehbareit des tödlichen Erfolgs nicht fordert, kein durchschlagendes Gewicht zukommen. Hier vielmals handelt es sich nach der Feststellung des Berufungsgerichts um eine vorsätzliche rechtswidrige Körperverletzung, müßten um den schuldhaften Verstoß gegen ein Schutzgesetz im Sinne des § 823 Abs. 2 BGB. Das diesen Fall hat der erkennende Senat bereits in dem Urteil vom 19. November 1901 (JRB. 02, 11) im Einklang mit der Rechtslehre ausgesprochen, daß es nicht darauf ankomme, ob der das Schutzgesetz Verletzende bestimmte Folgen seines Verhaltens voraussehen mußte, sondern nur darauf, ob er schuldhafter Weise das Gesetz übertreten hat. C. e. R., II. v. 1. Juli 07, 488/06 VI. — Karlsruhe.

15. § 839 BGB. Besteht eine Verpflichtung des Notars vor Aufnahme einer Amtshandlung des Wundbuchs einzusehen?

Vom OLG. ist mit Recht angenommen worden, daß der Notar ohne besondere Veranlassung nicht verpflichtet ist, vor Aufnahme einer Handlung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, aus der eine Eintragung im Grundbuchs beauftragt werden kann, dieses selbst darauf einzusehen, ob die Voraussetzungen für die Eintragung, von denen die Beteiligten ausgehen, richtig sind. C. e. R., II. v. 28. Juni 07, 26/07 III. — Rumburg.

16. §§ 1117, 1154 BGB. Die Briefübergabe bei Übergabe des Briefpostens kann durch Vereinbarung ersetzt werden.

Die Parteien streiten darüber, wem der Erlös aus dem Zwangsversteigerung eines Grundstücks zuzulernen. Die Klägerin behauptet, daß sie sowohl 22 500 Mark Briefpostens als die Inhaber der Hypothek zu 93 000 Mark, von welcher dem Beklagten ein Teil abgetreten war, soweit möglich, aus einem von ihr bewilligten Kausdarlehen nach und nach, entsprechend dem Fortschreiten des Neubaus, habe bezahlen wollen, daß ihr deswegen am 11. November 1902 die ganzen 93 000 Mark mit Bewilligung unmittelbarer Briefauszahlung abgetreten worden seien, daß sie auch 45 000 Mark auf genannte Zwecke

Handelt es sich um die Firma einer offenen Handelsgesellschaft, so sind es die Gesellschaft, die unter dieser Firma im Handel ihre Geschäfte betreiben und ihre Unterschrift abgeben, aber nicht als Einzelpersonen, sondern als Gesamtheit, in ihrer Zusammenfassung unter der Firma der Gesellschaft. Die Urteile der Vereinbarungen lassen es nun völlig im Unklaren, ob die Firma B. die Firma eines Einzelfaßmanns oder die einer Handelsgesellschaft ist; es wird bald dem einen, bald von mehreren Inhabern der Fabrikanlage gesprochen. Nach dem dem erkennenden Senat überreichten beglaubigten Auszug aus dem Handelsregister war jene Firma zur Zeit der erfolgten Klagerhebung der Name einer offenen Handelsgesellschaft, deren Gesellschaft bildeten daher damals in jener Zusammenfassung die beklagte Partei; laut Eintrag vom 14. April 1903 ist die Gesellschaft durch den Tod des einen aufgelöst und der andere jetzt alleiniger Inhaber der Firma. Infolge der Auflösung der offenen Handelsgesellschaft während des Prozesses treten, sofern nicht eine Liquidation eintritt, an die Stelle der Handelsgesellschaft die bisherigen Gesellschaften, bezw. wenn die Gesellschaft durch den Tod eines Gesellschafters aufgelöst wird, der überlebende Gesellschaft und die Erben des Verstorbenen als Einzelpersonen, als Erbtengenossen, und zwar auch dann, wenn einer der bisherigen Gesellschaften das Geschäft unter der gleichen Firma weiter betreibt; etwas anderes gilt nur dann, wenn die Parteien mit dem Ausschreiben des anderen bisherigen Gesellschafters, bezw. seiner Erben aus dem Prozesse einverstanden sind. Es wird Aufgabe des Berufungsgerichts sein, bei der in der Sache gebotenen anderweiten Behandlung der Sache die in diesen Beziehungen hier vorliegenden Verhältnisse aufzuklären; der erkennende Senat darf hierzu nicht in der Lage. V. o. W., II. v. 24. Juni 07, 444/06 VI. — Darmstadt.

19. §§ 51, 57, 289, 523, 567 ZPO. verb. mit §§ 49, 125, 161, 170, 243, 320, 328 ZPO. Wie wird eine Aktienkommanditgesellschaft in einem von dem alleinigen persönlich haftenden Gesellschafter gegen sie angebrachten Prozesse vertreten? Enthält die nachträgliche Erklärung, die Klage werde gegen die Kommanditistengesamtheit gerichtet, eine Klageänderung?

Der Kläger ist der einzige persönlich haftende Gesellschafter der beklagten Aktienkommanditgesellschaft. Das Statut der Beklagten bestimmt für den Fall, wo nur ein persönlich haftender Gesellschafter vorhanden ist, daß dieser in Gemeinschaft mit einem Prokuristen oder zwei Prokuristen gemeinschaftlich zur Vertretung der Gesellschaft ermächtigt sind. Eine einstweilige Verfügung des LG. hat dem Kläger die Befugnis zur Geschäftsführung für die Beklagte (nicht aber seine Vertreterrechte) entzogen und auf den Kaufmann G. übertragen. Durch Beschluß des RG. ist dem Kläger die Vertretungsbefugnis in Prozessen der Beklagten gegen frühere Aufsichtsratsmitglieder, Neuvoten, Kuratoren entzogen und für solche Prozesse der eben genannte Kaufmann G. als Vertreter bestellt worden. Der Kläger fordert Auszahlung seines rückständigen Gehalts. Die im Urkenntnisprozeß erhobene Klage ist gegen die Beklagte, so wie sie im Rubrum bezeichnet ist, gerichtet. Zugestellt ist die Klage nach der Urkunde vom 17. April 1906, da der Poststempel in dem Geschäftsstempel der Beklagten kein Mitglied des Vorstandes antrifft, an den dort anzuwendenden Kassennoten. In I. Instanz ist für die Beklagte ein durch Vollmacht von 2 Prokuristen be-

stellter Prozeßvertreter tätig geworden. Das LG. hat die Beklagte unter Vorbehalt der Aufklärung ihrer Rechte zur Zahlung verurteilt. Die Frage nach der gesetzlichen Vertretung der Beklagten ist nicht berührt worden. Gegen die Entscheidung des LG. hat die Beklagte Berufung eingelegt, wiederum durch einen mit Vollmacht von 2 Prokuristen versehenen Prozeßvertreter. Zur Begründung der Berufung hat die Beklagte in erster Linie geltend gemacht, daß es ihr an der für die gültige Klagerhebung erforderlichen gesetzlichen Vertretung fehle. Der Kläger hat ebenfalls erklärt, daß die Klage als gegen die Kommanditistengesamtheit, vertreten durch den Aufsichtsrat, gerichtet zu gelten habe. Das RG. wies die Klage ab, die Revision der Kläger wurde zurückgewiesen: Das RG. gelangt zur Abweisung der Klage aus der Erwägung, daß der Kläger, als der einzige geschäftliche Vertreter der beklagten Aktienkommanditgesellschaft gegen diese die Klage nicht wirksam habe erheben können, daß aus diesem Mangel durch die Einlösung der Prokuristen der Beklagten auf den Prozeß nicht abgeholfen worden sei, vielmehr es der Klage trotzdem an dem erforderlichen Prozeßvoraussetzungen fehle. Seine Entscheidung ist, mit Ausnahme eines nachher zu besprechenden Punktes, nur als eine prozeßuale — absolutio ab instantia — aufzufassen. Der Auffassung des RG. ist durchaus beizutreten. Aus dem Wesen des Zivilprozesses ergibt sich mit Notwendigkeit das Erfordernis prozessualer, sich unabhängig gegenüberstehender Parteien. Diesem Erfordernis ist hier genug getan. Die besondere Bedeutung aber, die nach der ZPO. dem geschäftlichen Vertreter der prozessunfähigen Partei, im Gegenlage zu jedem anderen Vertreter oder Bevollmächtigten zukommt, führt mit gleicher Notwendigkeit zu dem Satz, daß zwischen den geschäftlichen Vertretern der beiden Parteien oder zwischen der einen Partei und dem geschäftlichen Vertreter der anderen, keine Personeneinheit bestehen darf. „Der geschäftliche Vertreter ist zwar nicht selbst Partei, hat aber nach außen, d. h. dem Prozeßgegner und dem Gerichte gegenüber, die Befugnisse und Pflichten einer Partei, soweit nicht das Gesetz etwas anderes bestimmt“ (Gauß-Siein, ZPO. VIII/IX. Anz. zu § 51 unter IV). Für die Möglichkeit eines materiell gültigen Prozeßverhältnisses ist, bei Prozeßunfähigkeit der Partei, das Vorhandensein eines geschäftlichen Vertreters ebenso unerlässlich, wie das Vorhandensein der Partei selbst, und kann durch kein anderes Vertretungsverhältnis ersetzt werden, wie schon daraus klar wird, daß Eideszuschiebungen und Zurücksetzungen zwar an dem geschäftlichen Vertreter, und von diesem, nicht aber an und von anderen Vertretern, erfolgen können. Es ergibt sich hieraus, daß gegen eine prozessunfähige Partei, die keinen geschäftlichen Vertreter hat — vorbehaltlich der prozessualen Zulassung nach § 67 ZPO. — eine Klage gar nicht gültig erhoben werden kann und weiter auch, bedingt der Unzulässigkeit einer Verbindung der beiden Parteien in einer Person und der Übertragung dieses Satzes auf das Verhältnis des geschäftlichen Vertreters zur anderen Partei oder zum geschäftlichen Vertreter der anderen Partei, daß ein materiell wirksamer Prozeß zwischen einem Kläger, der zugleich der (einzige) geschäftliche Vertreter des prozessunfähigen Beklagten ist, und diesem Beklagten nicht möglich ist, vgl. Nach, Ombuch § 51 S. 517/588; Reichmann, Lehrbuch § 24 unter 3 (S. 78). Zweifellos nun ist die beklagte Aktienkommandi-

gesellschaft als solche prozessfähig. Ihr einziger gesetzlicher Vertreter aber ist, als einziger Komplementär, der Kläger (§ 320 Abs. 2, § 161 Abs. 2, § 125, § 170 GGB.). Der Auffichtherr (§ 320 Abs. 3, §§ 243 ff. daf.) ist nur gesetzlicher Vertreter der Gemeinschaft der Kommanditisten (§ 328 daf.) aber nicht der Aktienkommanditgesellschaft selbst. Ausnahmeweise kann er zwar auch diese vertreten (vgl. § 247 daf.) aber einen Rechtsfall, daß ihm bei Verhinderung des oder der Komplementäre die gesetzliche Vertretung der Gesellschaft zukomme, ist dem Gesetz unbekannt. Da der Kläger rechtlich vertritt, in dem von ihm selbst gegen die Beklagte erhobenen Prozesse zugleich als deren gesetzlicher Vertreter zu handeln, so war und ist die beklagte Aktienkommanditgesellschaft insoweit ohne jede gesetzliche Vertretung. Der Kläger konnte daher gegen sie die Klage erst dann rechtswirksam anstellen, wenn dafür sorgte war, daß die Beklagte einen anderen gesetzlichen Vertreter erhielt, was zweifellos nicht geschehen ist. Versucht ist es, wenn die Revision sich diesem Tatbestand gegenüber darauf beruft, daß die Gesellschaft statutenmäßig durch zwei Prokuristen vertreten werde, daß diese auch zur Prozessführung befugt seien, und durch Bestellung der Sachwalter den Prozess tatsächlich für die Beklagte geführt hätten. Allerdings läßt sich aus § 49 GGB. die Ermächtigung des Prokuristen zur Prozessführung in einem Umfang ableiten, der an sich auch die vorliegende Klage mit umfassen würde. Mit Recht aber hat das RG. angenommen, daß hiermit dem festgestellten Mangel in den Prozessvorurtheilen nicht abgeholfen sei. Denn wie weit auch die Vertretungsbefugnisse des Prokuristen reichen, so ist er doch nicht ein gesetzlicher Vertreter des Prinzipals. Das Charakteristische für den gesetzlichen Vertreter ist, daß seine „Vertretungsmacht nicht auf dem Willen des Vertretenen, sondern entweder unmittelbar auf dem Gesetz oder doch nach Maßgabe des letzteren auf der Anordnung der Staatsgewalt beruht.“ (Savigny-Ehrlich a. a. O. zu § 51 unter IV S. 148, Ruch a. a. O. S. 567, Schmidt a. a. O. § 57 S. 365), vgl. auch Urteil des RG. I 413/01 vom 2. April 1902. Die Vertretungsmacht des Prokuristen aber, wenn sie auch in ihrem Umfange durch das Gesetz bestimmt wird, doch ihrem Bestande nach auf den Willen des Geschäftsherrn zurückzuführen, der sie nach Belieben verleihen oder entziehen kann. Die Rechtsprechung des RG. hat denn auch stets daran festgehalten, daß der Prokurist kein gesetzlicher Vertreter des Prinzipals ist. Man darf nicht einwenden, daß dadurch die im § 49 GGB. ausgesprochene Ermächtigung zur Prozessführung ihre Bedeutung verliere. Es bleibt noch ein weites Anwendungsfeld in den Fällen übrig, wo der Prinzipal selbst prozessfähig ist oder bei Prozessunfähigkeit einen — rechtlich nicht behinderten — gesetzlichen Vertreter hat; nur der Mangel in der gesetzlichen Vertretung läßt sich auf diesem Wege nicht beheben. Der Mangel des Verfahrens hätte durch spätere Genehmigung geholt werden können. Aber dazu wäre vor allem erforderlich gewesen, daß die Beklagte im Laufe des Prozesses einen vom Kläger vertretenen gesetzlichen Vertreter erhalten hätte. Da dies nicht geschehen ist, vielmehr dieser Mangel noch besteht, so kann darauf nichts ankommen, ob an sich das Verhalten der zur gesetzlichen Vertretung nicht befugten Organe der Beklagten als eine Genehmigung aufzufassen wäre oder nicht. Mit der

hier allein erhebbaren Frage hat es auch nichts zu tun und ist deshalb mit Recht vom RG. nicht näher geprüft worden, ob die Zustellung der Klage zu Händen des Auffichtherrn dem Gesetz entgegen oder ob doch, worauf die Revision unter 12 der Begründungsschriftsätze hinweist, ein etwaiger Mangel der Zustellung nach § 187 ZPO. geheilt wäre. Hiernach ist die Abweisung der Klage, soweit sie gegen die Aktienkommanditgesellschaft selbst gerichtet ist, zu Recht erfolgt. Die Revision rügt aber weiter, daß das RG. nicht auf die in der Klage zum Protokolle vom 11. Oktober 1906 beantragte Berichtigung des Klagebetrags eingegangen sei. Diese Klage enthält die Erklärung des klägerischen Prozessbevollmächtigten der II. Instanz, das Klagebrotum werde dahin berichtigt, daß die Klage gegen die Kommanditistengesellschaft, vertreten durch den Auffichtherr, gerichtet werde. Der wesentliche Inhalt dieser Erklärung ist übrigens in den Berufungstatbestand, hier als eventuelles Vorbringen aufgenommen. Übersehen hat das RG. diese „Berichtigung“ nicht. Daraus ergibt sich seine Ausführung im Eingange der Entscheidungserläute, daß der Klagenpruch nur gegen die Aktienkommanditgesellschaft, nicht gegen die Kommanditistengesellschaft klagen geltend gemacht werden. Endlich ist hiergegen nichts einzuwenden. Es ergibt sich aber aus dieser Begründung, daß insoweit die abweisende Entscheidung des RG. nicht bloß prozessuale, sondern materielle Bedeutung hat, obgleich die Zulässigkeit der Klagenanstellung gar nicht geprüft worden ist. Man muß aber schon die Zulässigkeit verneinen. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß im Laufe eines Prozesses andere Parteien, die nicht Gesamtschuldnerschaften sind, an Stelle des Klägers sowohl wie des Beklagten treten. In der Rechtsprechung des RG. ist dieser Parteienwechsel unter dem Gesichtspunkte der Klagenänderung behandelt worden, vgl. Urteil I 162/01 vom 26. Juni 1902 (RG. 49, 376). Demgemäß kann es in der Berufungsinstanz nur mit Einwilligung des Gegners stattfinden. § 527 ZPO. Man könnte aber fragen, ob der Eventualantrag, gegen den nach dem Tatbestand ein Widerspruch nicht erhoben worden ist, nicht auf Grund der §§ 523, 569 ZPO. zugelassen wäre. Allein diese Folge hätte das Stillschweigen doch nur haben können, wenn es von der neu bezeichneten Beklagten, der Kommanditistengesellschaft, ausgegangen oder sonst von ihr zu vertreten wäre; denn selbstverständlich kann ein an dem Verfahren bisher nicht Beteiligter nicht dadurch in den Prozeß hineinverwoben werden, daß der Kläger ihn als neuen Beklagten bezeichnet und der bisherige Beklagte dagegen keinen Widerspruch erhebt. S. a. v. U. v. 22. Juni 07, 40/07 I. — Berlin.

20. § 233 ZPO. Armenrechtsverfügung und die ver spätete Zahlung, wenn das Unternehmen zur Befriedigung der Prozesskosten nicht nachgewiesen, ist kein unabwendbarer Zufall.]

Der Kläger hat wider das am 7. Dezember 1906 zugestellte Urteil durch die am 23. Januar 1907 eingegangene Revisionsschrift Revision eingelegt und gleichzeitig Widerverfügung in den vorliegenden Stand gegen Ablauf der Rechtskraft beantragt. Unter Zurückweisung dieses Antrages ist die Revision als unzulässig verworfen worden: Durch Gerichtsbescheid vom 4. Januar 1907 ist verneint, daß die für Bewilligung des Armenrechts erforderliche Voraussetzung des Un-

vermögens zur Befriedigung der Prozeßkosten auf Seiten des Klägers besteht, und demgemäß das für die Revisionsinstanz zugewiesene Kammernrecht verlagert. Damit ist die Annahme, daß Kläger an der Einhaltung der Kostfrist durch unabwendbaren Zufall gehindert worden, ausgeschlossen. Hatte derselbe Anspruch auf Bewilligung des Kammernrechts überhaupt nicht, so kann der Umstand, daß der ablehnende Beschluß erst nach Ablauf der Kostfrist ihm zugestellt worden, als solcher Zufall selbstständig nicht in Betracht kommen. Es mag dem Kläger immerhin zugegeben werden, daß ihm als Verschulbung nicht anzurechnen ist, wenn er im Hinblick auf das als Ergänzungs-Kammernrecht von ihm bezogene Zeugnis des Magistrats zu G. d. d. 27. Dezember 1906, daß am 4. Januar 1907 hier selbst eingegangen ist, zur Annahme gelangt ist, daß bei Verlegung desselben sein Unterbringen zur Befriedigung der Prozeßkosten nicht werde beanstandet werden. Allein das ist ohne Belang; der Mangel der Verschulbung ergibt nicht den unabwendbaren Zufall. Im übrigen ist die Klaffung, Vollziehung und Ausfertigung des Beschlusses vom 4. Januar 1907 unter Einhaltung des regelmäßigen Geschäftsganges erfolgt, die Zustellung desselben nach Ablauf der Kostfrist durch Störung bei Behandlung der Sache nicht bewirkt. O. v. G., II. v. 21. Juni 07, 31/07 III. — Berlin.

21. §§ 253, 304 ZPO. Fassung des Klagantrages, um eine Vorabentscheidung zu rechtfertigen.]

Der Kläger wurde bei der von dem Krieger- und Landwehrcorps 2. vormaligen Freier zu Kaiser's Geburtstag durch das Explorieren eines Felders, bei dessen Bezeichnung er dem mit dem Böhmerischen beauftragten J. half, an der linken Hand so schwer verletzt, daß ihm der Unterarm abgenommen werden mußte. Er hat die Verbandswundtät des Beins als die Ursache der Verletzung, als Gesamtschuldner ihm den durch den Unfall entstandenen, von Sachverständigen festgestellten Schaden zu ersetzen. Das RG. hat die Klage abgewiesen. In der Berufungsinstanz hat der Kläger den Klagantrag wiederholt mit dem Zusatz: die Beklagten ebenfalls als Gesamtschuldner zu verurteilen, an ihn 5 000 Mark zu bezahlen. Das OLG. hat den Klaganspruch zu 1/2 dem Grunde nach für berechtigt erklärt mit der Maßgabe, daß der dem Kläger wegen Erwerbsminderung zuzurechnende Schadenersatz nicht durch eine Kapitalabfindung zu leisten sei. Das RG. hob auf Revision der Beklagten auf: Der Angriff der Revision, daß das Berufungsurteil die §§ 253 Z. 2 und 304 ZPO. verletze, ist berechtigt. Der ersinnliche Antrag des Klägers war, wenn auch in die äußere Form eines Leistungsanspruchs gekleidet, in Wahrheit der Antrag auf Feststellung, daß die Beklagten verpflichtet seien, ihm den Schaden aus dem Unfall zu ersetzen. Dieses Feststellungsbegehren hat Kläger in der zweiten Instanz aufrechterhalten und ihm den Zusatz beigefügt: die Beklagten ebenfalls zu verurteilen, an Kläger 5 000 Mark zu zahlen. In welchem Verhältnis beide Anträge zu einander standen, insbesondere, ob der erste, ohne selbständige Bedeutung, nur zur Begründung des zweiten Antrags dienen sollte, ist nicht ersichtlich. Das Berufungsgericht hat am Schluß der Entscheidungsgründe den zweiten Antrag als Eventualantrag auf eine Kapitalabfindung bezeichnet. Für diese Auffassung, auf Grund welcher das Berufungsgericht folgerichtig nach dem ersten Antrag und

nicht wie es getan, nach dem zweiten hätte erkennen müssen, liegt aber nichts vor. Jedenfalls steht dem zweiten Antrag, dem die angeforderte Entscheidung erfolgt ist, jegliche Begründung, welcher Schaden mit den geforderten 5 000 Mark gedeckt werden soll. In Betracht könnten kommen: Kosten der Heilung und weiterer Ruhen, Kosten künstlicher Gliedmaßen, vermehrte Bedürfnisse, Erwerbsminderung, Schmerzensgeld und Schadensersatz. Das Berufungsgericht hat ganz willkürlich die verlangte Summe als Kapitalabfindung betrachtet. Eine solche kann an Stelle einer Rente nur bezogen werden wegen Aufhebung oder Minderung der Erwerbsfähigkeit oder wegen Vermehrung der Bedürfnisse § 843 Art. 1 und 3 BGB. Wenn nun das Berufungsgericht den Klaganspruch, d. i. nach seiner Meinung den Anspruch auf eine Kapitalabfindung dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt hat mit der Maßgabe, daß der Schadenersatz wegen Minderung der Erwerbsfähigkeit nicht durch eine Kapitalabfindung — also wohl durch eine Rente — zu leisten sei, so müßte die buchstäbliche Auslegung der Urteilsformel an der Hand der Entscheidungsgründe zu dem Schluß führen, daß dem Kläger wegen Erwerbsminderung eine Rente, wegen Vermehrung seiner Bedürfnisse eine Kapitalabfindung, aber kein Ersatz seines andern Schadens zukomme. Dieses Ergebnis wäre widersinnig und ist ohne Zweifel von dem Berufungsgericht nicht gewollt. Hieraus wird aber deutlich, daß es geboten ist, den Kläger zur näheren Darlegung nach Vorchrift des § 253 Z. 2 ZPO. anzuhalten, auf welche Nachweise seine Erwerbsminderung sich gründet, damit der Richter für eine Vorabentscheidung zum Grunde des Anspruchs einen festen Boden gewinnt, und die Beklagten in ihrer Verteidigung nicht behindert werden oder Geschehen kaufen, mit unnötigen neuen Prozessen dem Kläger überlegen zu werden. R. v. G., II. v. 20. Juni 07, 463/06 VI. — Göln.

22. § 270 ZPO. schließt auch eine Ansetzung, daß die Klagenänderung zulässig, aus.]

Nach § 270 ZPO. ist nicht nur die Entscheidung, daß eine Änderung der Klage nicht vorliegt, sondern auch der Anspruch unanfechtbar, daß die Änderung zulässig sei. Dies letztere hat das RG. ausgesprochen, eine Ansetzung der Zulassung mittels Revision ist daher unstatthaft und es kann und darf nicht näher untersucht werden, ob die Entscheidung richtig oder falsch begründet worden ist. Unanfechtbarkeit wollte der Gesetzgeber, indem er den in der alten ZPO. enthaltenen Zusatz „oder daß die Änderung zulässig sei“ im neuen § 270 ZPO. beibehielt, im höheren Maße wie früher den nur das Verfahren betreffenden, der Sachentscheidung selbst nachteiligen und meist zu unnötiger Verdoppelung der Rechtsmittellegungen führenden Einwand der Klagenänderung und die Rechtsmittellegungen deswegen einschränken und deshalb hat er zwar die Vorschriften über Widerspruch gegen Klagenänderung in §§ 369, 527 ZPO. aufrechterhalten, aber für den Fall, daß sie einmal mit Unrecht zugunsten der Klagenänderung angewendet worden sein sollten, ein Rechtsmittel verlagert. Rgl. Caupp-Stein ZPO. § 270 Anm. 2 Abs. 2 S. 621 f., Rughan, Materialien zur Zivilprozeßnovelle S. 101. R. v. G., II. v. 19. Juni 07, 590/06 V. — Berlin.

23. §§ 295, 360, 461, 462, 469, 530, 533 ZPO. Zeitbarkeit des Mangels, betreffend die Aufrechterhaltung eines Eides durch Beschluß. Folgen der Erklärung, einen Eid nicht leisten

zu wollen, wenn der Eidespflichtige nachträglich nur einen Teil nicht leisten will.]

Die Parteien waren miteinander verheiratet, standen zu Beginn des gegenwärtigen Rechtsstreits im Eheverbrüchungsprozeß und sind jetzt rechtskräftig geschieden. Im Jahre 1900 haben sie vertragsgemäß die Gütertrennung unter Ausschluß der Verwaltung und Kapitalziehung des Beklagten vereinbart und durch einen privaten Vertrag ihre Vermögensverhältnisse für den Fall einer Eheauflösung geregelt. Die Klägerin hat behauptet, dem Beklagten am 28. März 1900 ein Darlehen durch Übergabe von Wertpapieren gegeben zu haben, und fordert Rückzahlung eines Kapitalrestes, sowie vereinbarte Zinsen. Der Beklagte hatte in der I. Instanz — infolge Mißverständnisses der erhaltenen Information durch den Anwalt der Instanz, wie er in der Berufungsinstanz vorgetragen hat — nicht nur das Verzinsungsverprechen, sondern auch den Darlehenscharakter der Forderung bestritten. Aber dieses hatte die Klägerin dem Beklagten den Eid zugesprochen, den dieser angenommen hatte; das O. v. verhandelte beide Tatsachen in einer Eidesnorm dahin, daß der Beklagte „bis 159 827,40 Mark nicht als ein Darlehen empfangen und nicht versprochen habe, sie der Klägerin mit 4 Prozent zu verzinsen“, und ordnete die Leistung dieses Eides durch den Beklagten durch einen Betreibersbeschluss an. Der Beklagte verzweigte die Leistung des Eides, was zu seiner Verurteilung zu Kapital und Zinsen im Urteil des O. v. führte. In der Berufungsinstanz gab der Beklagte den darlehensweisen Empfang des Geldes zu und bestritt nur noch das Zinsversprechen. Seine Verzweigung des Eides in I. Instanz beruhte darauf, daß es nur das Zinsversprechen, nicht den Darlehens Empfang, eidesfähig nach Abrede nehmen können; da beide Tatsachen in einen Eid gefügt worden seien, habe er den ganzen Eid verzweigt, in Unkenntnis davon, daß er sich zur Leistung eines nur das Zinsversprechen betreffenden Eides habe erheben können. Er hat verlangt, in der Berufungsinstanz zu einem Eid verurteilt zu werden, der nur die jetzt noch bestrittene Tatsache enthält. Das Berufungsgericht hat diesem Verlangen entsprochen. Das O. v. hob auf und wies die Berufung des Beklagten zurück: Die Anrechnung des durch den Betreibersbeschluss vom Kläger erforderten zugesprochenen Eides in I. Instanz ist ohne Frage auf Grund des § 461 Abs. 2 ZPO. erfolgt; ein Einverständnis der Parteien über Norm und Eidesfähigkeit des Eides ist nicht erklärt, auch in dem Betreibersbeschluss nicht als Voraussetzung erwähnt, und um einen Zinsanspruch handelt es sich nicht. Überformung aber um ein selbständiges Angriffs mittel nach § 461 Abs. 2 (R. 60, 366), da der Eid den ganzen Klagenanspruch erledigt. Der Eid konnte danach durch Betreibersbeschluss nicht angeordnet werden. Dieser Mangel ist aber nach § 295 ZPO. heilbar; der Mangel, der lediglich in der Wahl der Beschlusform anstatt der Urteilsform besteht, konnte, da er nicht in den nächsten mündlichen Verhandlung der I. Instanz gerügt worden ist, in der Berufungsinstanz nicht mehr gerügt werden. Das hat auch das Berufungsgericht mit Recht angenommen (S. Wauppstein, ZPO. 8. u. 9. Aufl. Nr. II zu § 461 und die dort zitierten Entscheidungen). Davon verschieden ist die Frage, ob die Eidesverzweigung, die der Beklagte in I. Instanz erklärt hat, etwa nach § 538 Abs. 2 ZPO. ihre Wirkkraft verliert, weil das Berufungsgericht den

Beschluß, durch den die Leistung des Eides angeordnet war, nicht für gerechtfertigt erachtet hat. Zu den Punkten, die das Berufungsgericht hier nachprüfen hat, gehören alle Voraussetzungen der Anrechnung des Eides: Die Eidesfähigkeit des Eides, die Betreibersfähigkeit, die Zulässigkeit der Eidesaufhebung, die Richtigkeit und Sachgemäßheit der Eidesnorm, an und für sich auch die Zulässigkeit der Auflage durch Beschluß nach dem vorher Ausgeführten. Diese aber nur, wenn der Mangel gerügt war. Das Berufungsgericht erachtet nun einen Fall, daß die Verzweigung der Eidesleistung ihrer Wirksamkeit verliere habe, für gegeben, da die Eidesnorm für sachwidrig zu erachten sei, die Tatsachen des Darlehens Empfanges und des Zinsversprechens hätten nicht in einen Eid zusammengefaßt werden dürfen, sondern es hätten zwei getrennte Eide normiert werden müssen, von denen der über das Zinsversprechen nur zu leisten war, wenn derjenige über den Darlehens Empfang verzweigt wurde, weil die Leistung des letzteren den ganzen Anspruch, Kapital und Zinsen, erledigte. Dem war nicht zuzustimmen. Gewiß hätte das Gericht I. Instanz in dieser Weise die Eidesnorm leichten und den einen von ihm erforderten Eid in zwei selbständige Eide zerlegen können. Es ist aber nicht anzuerkennen, daß es durch die Zusammenfassung des Eides einen Verstoß gegen prozessualische Normen begangen hat. Es handelt sich um einen einheitlichen Vorgang; bei der Übergabe des Darlehens soll nach der Behauptung der Klägerin der Beklagte dessen Verzinsung versprochen haben. Die darlehensweise Übergabe des Geldes sowohl wie das Zinsversprechen war dem Beklagten bestritten; die Einheit des äußeren Vorgangs und die innere Zusammengehörigkeit beider unter Eidesbeweis gestellten Tatsachen rechtfertigte nach dem Parteivorlage, wie er bei der Normierung des Eides dem Gericht vorlag, die vom O. v. fest gesetzte Eidesnorm um so mehr, als die Eidesnorm die beiden abzuweisenden Tatsachen nur äußerlich aneinanderrückt, so daß ihre Trennbarkeit für die Eidesleistung ersichtlich ist, und eine Wiederholung der Formelworte des § 469 vor jeder einzelnen Tatsache eine überflüssige Formalität wäre. Wenn der Beklagte der Sachlage gemäß erklärt hätte, daß er den Darlehens Empfang nicht weiter bestritten wolle, sondern nur bei der Bestreitung des Zinsversprechens beharre, würde das Berufungsgericht nach § 469 oder nach § 360 ZPO. demgemäß die Norm des Eides abgeändert haben. Der Beklagte hat aber die Erklärung abgegeben, daß er die Leistung des ihm auferlegten Eides überhaupt verweigere, und diese Erklärung, die sich auf alle Tatsachen des Eides bezieht, hat nach § 404 ZPO. zur Folge, daß das Gegenteil der zu bestrittenden Tatsache, hier also die Wahrheit der von der Klägerin behaupteten und unter Eidesbeweis gestellten Tatsachen des Darlehens Empfanges und des Zinsversprechens für voll erwiesen gilt. Der Beklagte muß sich gemäß § 538 ZPO. diese Wirkung auch in der Berufungsinstanz entgegenstellen lassen. S. a. S., U. v. 13. Juni 07, 466/06 VI. — Kostod.

24. §§ 802, 600, 717, 926, 942, 945 ZPO. verb. mit Gesetz vom 17. Mai 1898. Jede Aufhebung des Vollstreckungsurteils begründet die Verpflichtung zum Schadensersatz.]

Die ZPO. vom 30. Januar 1877 enthält in § 655 Abs. 2 die Bestimmung: „Soweit ein für vorläufig vollstreckbar

erklärtes Urteil aufgehoben oder abgeändert wird, ist der Kläger auf Antrag des Beklagten zur Erstattung des von diesem auf Grund des Urteils Gefallenen oder Geleisteten zu verurteilen.“ Diese Vorschrift wurde dahin ausgelegt, daß die Erstattungs-pflicht eintrete, sobald der Vollstreckungstitel in Wegfall kommt, insbesondere auch in dem Falle, wenn ein zur vorläufig vollstreckbar erklärtes Urteil i. Instanz vom dem Berufungsgericht aufgehoben und ein befristetes Urteil erlassen werde (vgl. die Urteile des RG. I. Sen. vom 14. März 1883 Bd. 12 S. 359 und vom 1. Oktober 1893, JZB. S. 603 Nr. 24, II. Sen. vom 26. September 1893, JZB. S. 486 Nr. 6, IV. Sen. vom 12. März 1896, JZB. S. 249 Nr. 15, V. Sen. vom 24. November 1897, JZB. 1898 S. 48 Nr. 15). Durch das Gesetz vom 17. Mai 1898 ist die Haftung des Gläubigers erneuert worden, die Voraussetzung der Haftung aber — die Aufhebung oder Abänderung des für vorläufig vollstreckbar erklärten Urteils — ist unverändert gelassen worden. Es ist daher anzunehmen, daß ebenso, wie früher an jede Aufhebung des Vollstreckungstitels die Verpflichtung zur Erstattung auf Grund des Urteils Gefallenen sich knüpfte, auch jetzt mit jeder Aufhebung des Vollstreckungstitels die Verpflichtung zum Schadenersatz eintreten hat. Wenn in der Begründung zu dem Abänderungsentwurf für § 655 hervorgehoben ist, die Schadenersatzverbindlichkeit trete nicht ein, wenn nur die Vollstreckbarkeit des Urteils beseitigt werde, so steht das mit der Gesetzesbestimmung völlig in Einklang. Tritt nur die Vollstreckbarkeit des Urteils außer Kraft (vgl. Abs. 1 des § 717), so entsteht noch keine Verpflichtung zum Schadenersatz. Anders aber ist es, wenn die Entscheidung in der Sache selbst, also das für vollstreckbar erklärte Urteil, aufgehoben oder abgeändert wird, in diesem Falle ist der Schaden, der aus der vorzeitigen Zwangsvollstreckung erwachsen ist, zu ersetzen. Es hat denn auch das RG. zu § 717 Abs. 2 JZB. schon erkannt, daß jede in der Sache selbst ergehende Aufhebung eines für vorläufig vollstreckbar erklärten Urteils zur Begründung der Schadenersatzpflicht ausreichend sei, und daß es genüge, wenn das Berufungsgericht an Stelle der in i. Instanz unbedingt ausgesprochenen Verurteilung ein befristetes Urteil erlässe (vgl. Urteil des IV. Sen. vom 9. November 1905, IV. 236/05, I. Sen. vom 14. November 1906, JZB. 1907 S. 19 Nr. 22). Die Entscheidung vom 19. März 1902 (JZB. S. 254 Nr. 19), auf die das Berufungsgericht hingewiesen hat, steht mit dieser Rechtsprechung nicht in Widerspruch. Nicht zureichend ist auch der Hinweis des Betreibers der Revisionsschulden auf die Bestimmungen in § 302 Abs. 4, 600 Abs. 2 und 945 JZB. In den Fällen des § 945 genügt es zur Entstehung der Schadenersatzpflicht, daß die Anordnung des Arrests oder der einstweiligen Verfügung sich als vom Anfang an ungerechtfertigt erweist oder die angeordnete Maßregel auf Grund des § 926 Abs. 2 oder des § 942 Abs. 3 aufgehoben wird, was auch der Anspruch der Partei, welche die Anordnung erwirkt hat, rechtlich begründet sein. In den §§ 302 und 600 dagegen ist der Eintritt der Schadenersatzpflicht davon abhängig gemacht, daß der Anspruch des Klägers in dem Rechtsverfahren sich als unbegründet erweist. S. a. S., II. u. d. 4. Juli 07, 578/06 IV. — Berlin.

25. § 323 JZB. setzt eine förmliche Klage voraus.]

Eine Abänderung des Urteils kann nach § 323 JZB. nur im Wege der förmlichen Klage verlangt werden. Nicht nur ist der Vorlaute des § 323 JZB. (Abs. 1 „im Wege der Klage“; Abs. 2 „die Klage ist nur insoweit zulässig“; Abs. 3 „für die Zeit nach Erhebung der Klage“) unabweislich. Auch die Quellen des § 323 JZB., nämlich I. Entwurf eines BGB. § 724 Abs. 6, Mot. 2, 790; Prot. der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs 6, 660/661 setzen die Notwendigkeit einer förmlichen Klage vor. Ebenso die Entscheidungen die zu § 7 Abs. 2 des JZB. vom 7. Juni 1871 ergangen sind: RGZB. 24, 269; RGZ. 1, 318/318; 3, 4/5; 17, 24/25; 20, 124; Strauch. 35, 309. Wie das RGZ. 47, 411 den § 323 JZB., so erklären alle diese Entscheidungen den § 7 Abs. 2 JZB. für eine positive Ausnahme von den Grundsätzen der Rechtskraft, sei es, weil über die deutlich erkennbare Absicht des Gesetzgebers nicht hinausgegangen werden dürfe. Eine dem § 323 ähnliche Ausnahme von den Regeln der Rechtskraft bildet § 767 JZB. Auch er bestimmt, wie in den Motiven zu §§ 617, 634/638 des Entwurfs der JZB. näher begründet wird, den „Weg der Klage“. Die Motive zu § 323 JZB. (= § 293a des Entwurfs der Novelle vom 17. Mai 1898) führen aus, daß in Abereinstimmung mit diesem § 767 (früher § 689) die Klage auf Abänderung des früheren Urteils nur so weit zugelassen sei, als Abs. 2 vorsieht. Die Klage des § 323 JZB. setzt, wie die aus § 7 Abs. 2 JZB. JZB., RGZ. 1, 319, ein prozessual selbständiges Verfahren in Lauf. Der § 323 JZB. stellt die Rechtsgrundlagen des PrAW. II. I Tit. 6 § 118, des Code civil Art. 209, 210 und des JZB. § 7 Abs. 2 auf eine neue gesetzliche Grundlage, RGZ. 52, 345/347. Diese Grundlage ist eine einseitige, sowohl für den Fall, daß der Gläubiger der wiederkehrenden Leistungen einer Ersetzung als für den Fall, daß der Schuldner eine Ermäßigung oder Befreiung derselben verlangt. Für beide Fälle ist ausschließlich der Weg der förmlichen Klage gegeben. Dem Gläubiger nur die Klage, dem Schuldner auch den Weg der Einwendung eröffnen hier die einseitige Prozess-institut entgegen dem Vorlaute und entgegen dem Zwecke des § 323 JZB. in verschiedenartige Rechtsbegehre präzisieren. B. a. S., II. u. d. 21. Juni 07, 39/07 III. — Berlin.

26. § 446 JZB. Ist eventueller Eidesatz unzulässig, wenn der über die nämliche Behauptung angretene Zeugenbeweis abgelehnt ist?

Den Hauptstreitpunkt der Parteien hat die Frage gebildet, ob die unvollständige oder begründete Darlegungsschuld der Beklagten zu 1 ihr noch auf ein Jahr vom 30. Januar 1906 an gestundet werden lie. Die Beklagte hat hierfür in der Berufungsinstanz ihrer Mutter als Zeugin benannt und sich außerdem der eventuellen Eideszuschreibung bedient, das Berufungsgericht hat aber die Vernehmung jener abgelehnt und die Eideszuschreibung für nach § 446 JZB. unzulässig erachtet. Wenn nun die Beklagte schon in jener Abklärung für sich allein einen prozessualen Beifall hat finden wollen, so kann ihr darin freilich nicht Recht gegeben werden. Die Vernehmung der Zeugin ist keineswegs aus dem Grunde unterblieben, weil sie erst in der zweiten Instanz vorgeschlagen, oder weil sie die Mutter der Beklagten sei, sondern deshalb, weil das Gericht,

falls sie die Behauptung der Beklagten bestätigen sollte, ihr den vorliegenden Gegenstandsgründen gegenüber doch keinen Glauben würde beizumessen können; wobei allerdings zur Unterstützung auf jene beiden Umstände hingewiesen ist. Dies alles ist rechtlich unbedenklich, und es bedurfte nach der Sachlage auch nicht noch einer besonderen Darlegung, weshalb das RG. die vorgezogene Begrün für „offenbar erheblich interessiert“ halte. Aber von dem so gewonnenen Standpunkt aus durfte dann nicht daneben auch noch die Wideraufhebung, weil das Gegenteil der durch sie darzustellenden Tatsache bereits erwiesen sei, für unzulässig erklärt werden. Denn für den Fall, daß die Begrün im Sinne der Behauptung der Beklagten ausfallen sollte, konnte das Berufungsgericht nach seinen eignen Ausführungen doch nicht das Gegenteil als bewiesen, sondern immer nur den von der Beklagten unternehmen Beweis als nicht erbracht ansehen; wenigstens fehlt es ganz an der Darlegung des Beweises, weshalb auch unter jener Voraussetzung das Gegenteil noch als erwiesen gelten müßte. Diese Erwägung führt dahin, die Aufhebung des angefochtenen Urteils als notwendig erscheinen zu lassen. S. a. S., II. v. 20. Juni 07, 499/06 VI. — Berlin.

27. § 546 BPO. Vorhandensein der Revisionssumme.]

Die Klägerin hat beantragt: die Beklagte zu verurteilen, 1. in die Zahlung ihres Bauspariens Nr. 38896 für Schreibmaschinen, Schreibmaschinpapier, Reklampapier, Farbbänder, Papeteriekländer in der Seitenrolle zu willigen, 2. dem Widerspruch zurückzuführen, welchen sie gegen die Bauspariensanmeldungen K 9666/27 und K 9666/27 WZ der Klägerin beim Patentamt erhoben hat, und die Eintragung der angemeldeten Zeichen zu gestatten. Das LG. wies die Klage ab, das RG. wies die Revision zurück und sprach sich über das Vorhandensein der Revisionssumme wie folgt aus: Das LG. hat durch Beschluß den Wert des Streitgegenstandes auf 5000 Mark festgestellt, nachdem auf Anfrage der Prozeßvollmächtigte der Klägerin ihm auf 5000 Mark und der Prozeßvollmächtigte der Beklagten ihm für jeden der beiden Klagenträge auf 3000 Mark bemessen hatte, eine Herabsetzung des festgesetzten Streitwertes ist bisher von keiner Seite beantragt, und für sie auch in der jetzigen Verhandlung von der Beklagten nichts Erhebliches vorgebracht worden; das Vorhandensein der Revisionssumme ist daher glaubhaft gemacht. R. a. R., II. v. 21. Juni 07, 58/07 II. — Frankfurt.

28. § 616 BPO. Notwendigkeit eines einschläßigen kontraktlichen Urteils im Ehegerichtsprozeß.]

Die Revision beknüpft mit Recht die Annahme des Berufungsgerichts, daß das auf Abweisung der Klage lautende „Versäumnisurteil“ vom 2. Januar 1906 rechtskräftig geworden sei. Diese Auffassung des Berufungsgerichts setzt sich in Widerspruch mit der Entscheidung des RG. in RG. 58, 377 ff., an der überall festgehalten bleibt. In dieser Entscheidung ist nicht bloß ausgeführt, daß in einem Rechtsstreit, in welchem mittels Klage und Widerklage die Scheidung der Ehe beantragt ist, ein auf Scheidung und Schuldigerklärung ergebendes Teilurteil unzulässig ist. Vielmehr ist dort auch die Abweisung der Klage oder Widerklage durch Teilurteil für unzulässig erklärt (vgl. S. 313, 314 dafelbst). Dies gilt in gleicher Weise, mag eine Abweisung im kontraktlichen oder im Ver-

säumnisverfahren in Frage kommen. In beiden Fällen ergäben sich bei Annahme der Zulässigkeit der Teilurteilscheidung die nämlichen Folgen, wie sie das Berufungsgericht in formaler Konsequenz unter Zugrundelegung des § 616 BPO. entwickelt hat. Angesichts der Unhaltbarkeit solcher Folgerungen muß daher auch für den vorliegenden Fall in Über einstimmung mit der angeführten Entscheidung des RG. davon ausgegangen werden, daß es unzulässig war, neben der kontraktlichen, die Scheidung auf die Widerklage aussprechenden, Entscheidung gleichzeitig im Wege des Versäumnisurteils die Klage abzuweisen und damit die Möglichkeit einer besonderen rechtskräftigen Teilurteilscheidung zu schaffen. Nach der Natur des Ehegerichtsprozesses konnte diese Entscheidung nur als einschläßiges kontraktliches Urteil ergehen, gegen das allein die Berufung in der ganzen Ausdehnung dieses Rechtsmittels und ohne die vom Berufungsgericht gestellten Schranken gegeben war. Das angefochtene Urteil war hiernach aufzuheben und die Sache zu anderweiter Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. P. a. P., II. v. 4. Juli 07, 574/06 IV. — Breslau.

29. §§ 717, 767 BPO. Begriff des Einwendunges, welche den durch das Urteil festgestellten Anspruch betreffen.]

Auf Grund eines dem Beklagten abgetretenen Rechts hat der Kläger im Wechselprozeß ein Versäumnisurteil vom 19. Juli 1905 erwirkt, das den Beklagten zur Zahlung der Wechselsumme von 3844,10 Mark nebst Zinsen und Kosten verurteilt. Um die Zwangsvollstreckung aus dem für vorläufig vollstreckbar erklärten Urteile abzuwenden, hat der Beklagte an den Kläger gehandelt. Er hat dem Einspruch eingelegt mit dem Antrag, das Versäumnisurteil aufzuheben, die Klage abzuweisen und den Kläger zur Erstattung des eingezogenen Betrages zu verurteilen. Im Laufe des kontraktlichen Verfahrens nahm der Kläger vom Wechselprozeß Abstand und versuchte, den Klagenanspruch außer auf dem Wechsel auch auf das dem Wechsel zugrunde liegende Schuldverhältnis, die kausale Forderung von Bauerscheinen, zu stützen. Das LG. ließ die Klageänderung nicht zu, erkannte unter Aufhebung des Versäumnisurteils auf Abweisung der Klage und verurteilte den Kläger zur Zurückzahlung. Am 7. November 1906 ließ der Kläger dem Beklagten erklären, daß er gegen die ihm durch das Urteil auferlegte Rückzahlungspflicht mit seiner Forderung auf das Kaufgeld für die Bauerscheine aufreche. Einen Monat später erhob er unter Berufung auf § 767 BPO. die jetzige Klage, in der er — gestützt auf diese Aufrechnung — beantragte, die Klage, welche die Zwangsvollstreckung aus dem Urteile vom 27. September 1905 auf freien des Beklagten unzulässig sei, und den Beklagten zu verurteilen, anzuerkennen, daß er wegen dieses Urteils befriedigt sei. Nachdem der Beklagte dann das Urteil vom 27. September 1905 zur Zwangsvollstreckung gebracht und die zu zahlende Summe vom Kläger beigetrieben hatte, änderte der Kläger den Klagenantrag dahin, daß der Beklagte verurteilt werden möge, diesen aus dem Urteile beigetriebenen Betrag an ihn zurückzahlen. Nach dem er hißtenweise einen weiteren Maß auf das Kaufgeld gestützten Antrag nach, den Beklagten zur Zahlung von 2817,20 Mark nebst Zinsen zu verurteilen. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen: Die BPO. von 1877

bestimmte in § 655 Abs. 2 für den Fall, daß ein für vorläufig vollstreckbar erklärtes Urteil aufgehoben oder abgeändert wurde, daß der Kläger auf Antrag des Beklagten „zur Erstattung des von diesem auf Grund des Urteils Gezahlten oder Geleisteten“ zu verurteilen sei. Auf Grund dieser Vorschrift ist angenommen worden, daß der Kläger seine Verurteilung zu dieser Erstattung durch Erhebung von Aufrechnungsbeiträgen nicht abwenden könne (RG. 34, 354). Die ZPO. von 1898 hat in § 717 Abs. 2 den Erstattungsanspruch ersetzt durch einen Schadenersatzanspruch. In der Literatur wird überwiegend angenommen, daß infolge dieser Änderung Aufrechnungsbeiträge nunmehr unbeschränkt zulässig seien. Es kommt aber in Betracht, daß — wie der erkennende Senat bereits ausgesprochen hat, RG. 64, 283 — auch der Schadenersatzanspruch der neuen Fassung in erster Linie darin besteht, daß die Vermögensverminderung, die durch die Zwangsvollstreckung für den Beklagten herbeigeführt ist, wieder ausgeglichen wird, daß also, wie es früher hieß, „die Erstattung des Gezahlten oder Geleisteten“ erfolge. Und ferner, daß der Zweck der abgeänderten Gesetzesfassung, wie die Vorarbeiten erschein lassen, nicht in einer Milderung der Rechte des Beklagten, sondern in einem noch wirksameren Schutze für ihn bestand. Die Streiffrage kann aber unentschieden bleiben. Denn wenn auch an dem in RG. 34, 354 angenommenen Grundsätze für das geltende Recht festzuhalten wäre, so könnte damit der hier vorliegenden Klage doch nicht aufgegeben werden. Denn das ist zweifellos, daß der § 767 nur für solche Einwendungen die Gelegenhcit zum nachträglichen Vorbringen schafft, die wegen ihrer späteren zeitlichen Entstehung im Prozesse selbst nicht geltend gemacht werden konnten, daß er aber nicht den Zweck verfolgt, dem Schuldner einen Weg zu eröffnen, nachträglich Einwendungen vorzubringen, die, wenn er sie im Prozesse selbst vorgebracht hätte, als unzulässig hätten verworfen werden müssen. Das sind keine „Einwendungen, welche den durch das Urteil festgestellten Anspruch selbst betreffen“. Einwendungen, die nicht zur Befreiung des Anspruchs tauglich sind, können auch die Vollstreckungsgegenklage nicht stützen. O. v. R., II. v. 1. Juni 07, 475/06 I. — Wesen.

30. §§ 766, 771 ZPO. Anspruch gegen den Inhaber eines fideicommissarischen, wenn er der persönliche Schuldner ist? Widerspruchklage dieses Inhabers als des „Dritten“ zur Vertretung einer besonderen Vermögensklasse Berechtigten.]

Den beklagten fideicommissarischen Personen steht gegen den Nachlass des im Jahre 1899 verstorbenen Fürsten A. J. eine Forderung von 250 000 Mark zu, die nach ihrer Abzahlung der Herr Kläger persönlich übernommen haben soll. Zur Sicherung dieser Forderung liehen sie auf Grund eines Arrêtschle eine Forderung des Herrn Klägers pfänden. Wegen dieser Pfändung erhob der Herr Kläger Widerspruchklage nach § 771 ZPO. mit dem Antrage, die Pfändung für unzulässig zu erklären. Die Beklagten erhoben Widerklage auf Zahlung von 250 000 Mark. Das O. erklärte die Pfändung für unzulässig und wies die Widerklage ab. Berufung und Revision wurden zurückgewiesen. Die Beklagten behaupten: daß der Herr Kläger Schuldner und daher kein Dritter im Sinne des § 771 ZPO. sei. Wie die Vertiefung auf das im RG. 30, S. 385 ff. veröffentlichte Urteil des RG. beweist, geht die Revision davon

aus, daß der Herr Kläger seinen Widerspruch gegen die Pfändung nur im Wege der Einwendungen nach § 766 ZPO., nicht im Wege der Klage nach § 771 ZPO. geltend machen könne. In dem erstinstanzlichen Urteil ist dem Fideicommissarsherrn das Recht zuerkannt, gegen die Pfändung von Fideicommissgegenständen Widerspruchklage zu erheben, und es ist dabei nur beiläufig bemerkt, daß das Widerspruchrecht ja auch dem Ehegatten, d. h. dem Fideicommissinhaber, in der Form des § 685, jetzt § 766 ZPO. zuzulassen wäre. Durch diese gelegentliche Bemerkung hat das RG. keineswegs entschieden, daß der Fideicommissinhaber den Widerspruch nur nach § 766 und nicht auch nach § 771 ZPO. erheben könne. Vielmehr läßt sich gerade aus jenem Urteile eine gewichtige Stütze für die Zulassung der Klage entnehmen. Es wird dort ausgesprochen, daß die Vertretungshinderung der Rechte sei das Obererkenntnis der Familie, ein unüberwindliches, der Zwangsvollstreckung nicht unterliegendes Recht, das für jeden Teilhaber eine Klage gegen jeden es verletzenden Dritten erzeuge. Die rechtliche Konstruktion eines Obererkenntnisses der Familie muß jedenfalls für den vorliegenden Fall für zutreffend erachtet werden, da die Rechtspersonalität der hochadeligen Familie in Wissenhaft und Rechtssprechung anerkannt, und überdies in den Hausgesetzen des Gesamtkaufes das Stammgutvermögen für alleit unüberwindliches Familiengut erklärt ist. Dementsprechend sieht dann auch das landgerichtliche Urteil aus, es stehe nicht das Vermögen des Herrn Klägers, sondern das unüberwindliche und unteilbare Erbgut der fürstlichen Familie J. in Frage. Das O. hatte weiter keinen Anlaß, sich mit dieser Frage besonders zu beschäftigen; es ist aber unbedingt anzunehmen, daß es die Auflassung des O. billigt. Daß nun das Obererkenntnis der Familie, objektiv betrachtet, ein nach § 771 ZPO. verfolgbares Recht ist, wenn Fideicommissbestandteile von einem Privatgläubiger des derzeitigen Fideicommissinhabers in Anspruch genommen werden, kann keinem Zweifel unterliegen und ist in dem bereits erwähnten reichsgerichtlichen Urteile dargelegt. Es kann sich also nur fragen, ob die Geltendmachung des Rechtes im Wege des § 771 ZPO. deshalb ausgeschlossen ist, weil zur Rechtsverfolgung im gegebenen Falle der mit Zwangsvollstreckung belangte Schuldner selbst berufen ist. Das ist zu verneinen. Als Dritter im Sinne des § 771 ZPO. kann und muß auch der Vollstreckungsschuldner selbst angesehen werden, wenn er in seiner Person die rechtliche Vertretung zweier verschiedener Vermögensklassen vereint, von denen der eine für die Verbindlichkeiten des anderen nicht haftet. So ist nicht zu bezweifeln, daß der Testamentsvollstrecker, der Kontokorrenthalter, der Ehegatte, der Erbe vor Annahme der Erbschaft in die Lage kommen kann, einer gegen ihn selbst gerichteten Zwangsvollstreckung zu widersprechen, weil Schuld und Vollstreckungsgegenstand verschiedenen von ihm vertretenen Vermögenskreisen angehören, und daß er insoweit als Dritter im Sinne des § 771 ZPO. angesehen ist. (Vgl. Gaupp-Eisen, ZPO. zu § 771 II. 4.) Dem Fideicommissinhaber, der sich hinsichtlich des Fideicommisses einerseits, seines Privatvermögens andererseits in ganz ähnlicher Lage befindet, die gleiche Rechtsstellung zu versagen, besteht kein zu reichender Grund. Den Verfahren nach § 766 ZPO. mag gleichfalls zulässig sein; es ist aber in erster Linie für Streitigkeiten ganz anderer Art bestimmt und an sich wenig geeignet

zur Untertragung so wichtiger Sturiftagen wie es die vorliegende der Zugehörigkeit eines Vermögensstückes zum Fiskusdomin ist. 2. a. 2., II. v. 28. Juni 07, 451/06 VII. — Geln.

Handelsgesetzbuch.

21. §§ 18 und 37 Abs. 2 HGB. Übergang einer Firma, in welcher der Name eines früheren Inhabers enthalten ist, entgegen der Vereinbarung des Letztern mit seinem ursprünglichen Kontrahenten.]

Die Revision ist teilweise begründet. Das OLG hat die Klage auch insoweit abgewiesen, als sie die Feststellung des OLG betrifft, daß der Beklagte bei der Führung seiner Firma sich der Worte: „Karl B.“ nicht bedienen dürfe. Das OLG nimmt auf Grund der gemäß den Annahmen erfolgten Eintragungen in das Handelsregister an, daß B. das Handelsgeschäft mit der Firma von dem Kläger Karl B. erworben und mit dessen Firma so, wie gegeben, auf den Beklagten weiter habe übertragen können. Nach der Erklärung des Klägers vom 21. Mai 1904 war aber B. nur berechtigt, das Geschäft unter der Firma: „Buch-, Altbuch- und Kunstbinder Karl B. Nachfolger Friedrich L.“ weiter zu führen. War dieses Recht, wie das OLG annimmt, nicht an seine Person gebunden, so würde hieraus lediglich folgen, daß er nach dem mit dem Kläger geschlossenen Vertrage das Geschäft nebst jener Firma sollte weiter übertragen dürfen. Statt dessen hat er nach der Feststellung des OLG bei dem Kaufe des Geschäfts an den Beklagten ihm die Befugnis eingeräumt, das Geschäft unter der Firma: „Buch-, Altbuch- und Kunstbinder Karl B. Nachfolger Robert L.“ weiter zu führen. Hierzu hatte der Kläger keinesfalls seine Einwilligung erteilt. Der Gebrauch dieser Firma verletzt sein Namensrecht und zugleich den § 18 HGB. Das angefochtene Urteil unterliegt daher, da dem Kläger der § 37 Abs. 2 HGB. zur Seite steht, der Aufhebung wegen Verletzung des Gesetzes. R. a. 2., II. v. 24. April 07, 602/06 I. — Karlsruhe.

32. § 118 HGB. Recht des Gesellschafters auf Auskunftsverteilung.]

Die Klägerin und der Beklagte waren Gesellschafter einer offenen Handelsgesellschaft. Beklagter war zur Vertretung nach außen allein berechtigt. Mit Rücksicht auf den Rückgang in den Vermögensverhältnissen der offenen Handelsgesellschaft beantragte die Klägerin, die Handelsbücher und Geschäftspapiere der Gesellschaft von Zeit zu Zeit unter Zugrundelegung eines Sachverständigen einzusehen, und ersucht, da sie sich mit dem Beklagten über die Person des Sachverständigen nicht einigen konnte, Klage mit dem Antrage, den Beklagten zu verurteilen, ihr und dem von ihr zu bestimmenden Sachverständigen B. die sämtlichen Handelsbücher und die sämtlichen Papiere der offenen Handelsgesellschaft zwecks Einsicht vorzulegen und die zum Verständnis der Bücher und Geschäftspapiere etwa erforderliche Auskunft zu erteilen. Der Beklagte wurde verurteilt und seine Revision zurückgewiesen. Die Ansicht des OLG., daß die Klägerin befugt sei, sich bei Ausübung des Kontrollrechts der Einsicht eines Sachverständigen zu bedienen, ist rechtlich einwandfrei (vgl. RG. 25, 88). Wenn die Revision das Urteil des OLG. deshalb angreift, weil es dem Antrage der Klägerin, ihr und ihrem Vertrauensmann die zum Verständnis der Bücher und der Geschäftspapiere etwa erforderliche Auskunft

zu erteilen, stattgegeben habe, obwohl der § 118 HGB. von einem solchen Rechte auf Mitteilung von Auskunft nichts enthalte, so wird diese Entscheidung durch die Erläuterung gerechtfertigt, die ihr das OLG. gegeben hat. Es erwidert nämlich: Die Notwendigkeit zur Auskunftserteilung falle fort, wenn, wie es das OLG. voraussetzt, die Bücher und Papiere so sorgfältig geführt wären, daß sie in sich verständlich wären und namentlich für einen Sachverständigen die Geschäftslage klarlegen; (sind sich aber Lücken oder Widersprüche, so solle Beklagter nur mündlich dasjenige nachholen, was er bei sorgfamer Buchführung ohnehin hätte schriftlich klarstellen müssen. Dieses Begehren der Klägerin halte sich im Rahmen der ihr nach § 118 HGB. zustehenden Befugnisse. Die Ausführungen des OLG. verletzen nicht das Gesetz. Sie geben dem § 118 lediglich die Bedeutung, die ihm zukommt, weil andernfalls das darin dem Gesellschafters eingeräumte Kontrollrecht in unzumutbarer Weise nicht ausübt werden könnte. R. a. 2., II. v. 8. Juni 07, 322/06 I. — Breslau.

Wechselrecht.

33. Art. 36, 55 B.D. Durchsicherung vom Indossamenten, wenn zwei solche vor und nach dem Giro des Beklagten in Frage sind.]

Der Beklagte war von dem Kläger als nachprotestfähigem Indossator auf Grund eines Wechsels in Anspruch genommen worden, welcher vor und nach dem Giro des Beklagten das G. St. getragen hatte. Der Beklagte hat eingewandt, daß zu der Zeit, als er den Wechsel indossierte, die erste Unterschrift G. St.s noch nicht durchsichergestellt gewesen sei, und daß er seine Unterschrift überhaupt nur deshalb hergegeben habe, weil diejenige G. St.s bereits auf dem Wechsel stand. Durch die Durchsicherung der Unterschriften G. St.s ist augenscheinlich eine Veränderung der wechselsrechtlichen Erklärungen vorgenommen worden. Das RG. meint, daß dieselbe für die Legitimation des Klägers unerschütterlich sei, da ja die B.D. selbst unter Umständen zur Durchsicherung von Indossamenten ermächtigt (vgl. Art. 36, 55 B.D.), ohne dem Wechsel dadurch seine Bewirkung zu nehmen. Das RG. übersteht dabei, daß die in Frage stehenden Durchsicherungen gerade die wechselsmäßige Verpflichtung des Beklagten gegenüber dem Hissator des G. St. betreffen. Unter diesen Umständen ist die Durchsicherung keine „unveränderliche“. Sie ist vielmehr eine solche Veränderung der wechselsrechtlichen Erklärungen, welche für die Verpflichtung des Beklagten gerade entscheidend ist. Der Kläger, welcher Ansprüche aus dem Wechsel geltend macht, muß daher beweisen, entweder, daß die erste Unterschrift G. St.s auf dem Wechsel, welche sich als eine nachträglich durchsicherte darstellt, tatsächlich schon in dem Zeitpunkt durchsichert war, als Beklagter sich durch seine Unterschrift wechselsmäßig obligierte — vgl. Staub-Sirag, B.D. Art. 76 Num. 19 und Rheinb., Art. 76 Num. 4 —, oder, daß Beklagter zur Durchsicherung zugestimmt hat, oder endlich, daß G. St., weil er einen seiner Nachbarn beauftragte, zur Durchsicherung berechtigt gewesen ist. Da der Kläger einen Beweis in dieser Richtung mit den im Wechselprotest zulässigen Beweismitteln nicht antreten hat, war die Klage als in der gestellten Prozeßart unzulässig abzuweisen. R. a. 2., II. v. 8. Juni 07, 46/07 I. — Berlin.

Versicherungsrecht.

24. Über die nachträgliche Erklärung, wodurch eine Versicherungssumme einem anderen überlassen werden soll. [Ansetzung einer solchen Erklärung seitens des Konkursverwalters.]

Der am 8. Juli 1904 früh 8 Uhr verstorbene Sattlermeister R., über dessen Nachlaß im vorausfolgenden Oktober der Konkurs eröffnet wurde, hatte sein Leben bei der Berlinischen Lebensversicherungsgesellschaft auf zwei Policen vom 2. Juni 1881 und 8. März 1887 mit je 3000 Mark versichert. Die ursprüngliche Bestimmung: „zahlbar an den Inhaber“ wurde auf den vom Versicherten am 2. Juli 1904 unterschriebenen schriftlichen Antrag am 8. Juli, seinem Todestage, dahin umgeschrieben: „zahlbar an dessen Tochter Minna R.“. Die Policen befanden sich damals im unmittelbaren Besitze der Versicherungsgesellschaft, welcher sie der Versicherte für ein ihm geliehene Darlehen verpfändet hatte. Die nach Abzug dieses Darlehens verbleibende Versicherungssumme von 4161 Mark 40 Pf. erhielt die Beklagte Minna R. am 5. September 1904 von der Gesellschaft ausgezahlt. Diesen Betrag nebst 4 Prozent Zinsen vom 5. September 1904 an fordert der Konkursverwalter mit der vorliegenden Klage juräid, indem er geltend macht, der Umschreibungsantrag sei erst nach dem Tode des Versicherten bei der Gesellschaft eingegangen, daher wirkungslos, eventuell werde die Übertragung des Anspruchs auf die Tochter auf Grund des § 32 Nr. 1 R.O. angefochten. Das RG. verurteilt, das RG. weist ab. Das RG. hob auf und verwies juräid: Die Benennung eines von dem Versicherten bezog. seinem Nachlaß verbleibenden Bezugsberechtigten, die nicht schon beim Vertragsabschluß, sondern erst im Laufe der Vertragsdauer erfolgt, ist eine Änderung des ursprünglichen Vertrags. Der Brief des Generalagenten an die Direktion vom 21. Juni 1904 lautet: „Der Versicherte will seine beiden Versicherungen auf den Namen seiner Tochter umschreiben lassen. Wir bitten um gefl. Vermittlung eines entsprechenden Antragsformulars.“ Dieser Zusatz ist von Bedeutung; er läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß der Brief als eine, die Vertragsänderung bewirkende oder beantragende rechtsgeschäftliche Willenserklärung des R. aufgefaßt wird. Es ist nicht einmal ersichtlich und nicht festgestellt, daß der Brief auf Veranlassung des Versicherten geschrieben ist. Und ebenso hat die Gesellschaft, indem sie erst nach Stellung eines Antrags nach Formular forderte, darauf zu erkennen gegeben, daß sie die Mitteilung des Generalagenten nicht als rechtsgeschäftliche Erklärung des Versicherten ansah und keineswegs als solche gelten lassen. Der Übergang des Bezugsrechts auf die Beklagte kann demnach, wenn überhaupt, nur auf Grund des vom Versicherten selbst am 2. Juli 1904 gestellten Antrags erfolgt sein. Ob aber dieser Antrag den beabsichtigten Erfolg herbeigeführt hat, ist zunächst vom Berufungsgerichte zu prüfen und zu entscheiden, da hierbei noch nicht feststehende Umstände tatsächlicher Art in Betracht kommen. Da die Police auf den Inhaber als Bezugsberechtigten ausgestellt ist, muß durch Auslegung des Vertrags ermittelt werden, ob nicht in diesem Falle die Gesellschaft sich die Genehmigung der Umschreibung vorbehalten will, und ob nicht erst mit der vollzogenen Umschreibung die Vertragsänderung eintritt. Die Bestimmungen in § 17 Abs. 3 und in § 33 Satz 2 der allgemeinen Versicherungsbedingungen

schreiben eine derartige Auslegung nahe zu legen. Es wird ferner die Prüfung und Entscheidung nicht umgangen werden können, nach welchem ertlichen und zeitlichen Recht der Antrag des Versicherten zu beurteilen ist. Nach gemeinem Recht erlischt der Vertragsantrag mit dem Tode des Antragstellers, nach PrAW. (Zl. I Tit. 5 § 106) und nach dem Rechte des BGB. (§ 153) dagegen nicht. Schon aus den bisher erörterten Gründen ist die Aufhebung des angefochtenen Urteils und die Zurückverweisung der Sache an die Berufung geboten, da, falls die Übertragung des Bezugsrechts an die Beklagte nicht wirksam erfolgt ist, es zur Rechtfertigung des Klageanspruchs der Ansetzung der Übertragung nicht erst bedarf. Für den Fall, daß es auch bei der neuerlichen Entscheidung auf den Klagegrund der Ansetzung ankommt, sei schon jetzt darauf hingewiesen, daß auch in diesem Punkte das angefochtene Urteil auf Rechtsirrtum beruht. Zutreffend und im Anschluß an die Rechtsprechung des RG. selbst das Berufungsgericht zunächst aus, daß die unentgeltliche Zuwendung der Lebensversicherungssumme an einen Dritten zwar stets anfechtbar ist, die Rückgewährspflicht des Begünstigten dagegen sich verschieben gestaltet, je nachdem der Versicherungseinknehmer den Vertrag von Anfang an zugunsten des Dritten geschlossen, oder das Bezugsrecht auf die Versicherungssumme aus einer ursprünglich zu eigenen Gunsten (oder zugunsten seines Nachlasses oder seiner Erben als solcher) genommenen Versicherung nachträglich dem Dritten zugewendet hat. Im ersten Falle liegen nur die während des letzten Jahres oder der letzten zwei Jahre (§ 32 Nr. 1, 2 R.O., § 3 Nr. 3, 4 Einführungsgesetz) befallenen Prämissen, im letzteren Falle die vom Begünstigten bezogene Versicherungssumme juräid zugunsten. Dem ist beizutreten. Der erkennende Senat hat sich in diesem Sinne auch bereits früher ausgesprochen — Urteil vom 10. November 1906, RG. 63, 46 — und findet keine Veranlassung, hiervon abzugehen. Rechtlich besteht kein Zweifel, daß die Ausführungen des Berufungsgerichts, die sich auf die Bedeutung der hier fraglichen Zuwendung beziehen, und zum großen Teile einem Urteile des BayObdG. — StaufR. Bd. 41 Nr. 138 —, zum Teil aber auch nicht hierzu passenden oder vom Berufungsgerichte mißverstandenen Entscheidungen des RG. entnommen sind. Eine Unterscheidung zwischen dem sofort aus dem Vertragsabschluß entstehenden Rechte des Versicherten und dem demnachfolgenden Rechte auf den Bezug der Versicherungssumme ist am Platze, wenn der Vertrag zugunsten eines Dritten geschlossen ist; hat dagegen der Versicherte die Versicherung für sich (oder seinen Nachlaß oder seine Erben als solche) genommen, so entsteht die Unterscheidung der inneren Veräußerung, sie ist irrelevant und hat in Wissenschaft und Rechtsprechung keinen blühenden Fortschritt. Steht der Fälligkeitstag fest, so wird schwerlich jemand auf den Gedanken kommen, daß das Bezugsrecht, das Recht, die Forderung bei Befall für sich einzufahren, nicht schon jetzt zum Vermögen des Versicherten gehört, sondern erst künftig, am Fälligkeitstage, als ein von der Forderung losgelöstes selbständiges Recht zur Entziehung gelange. Es ist vielmehr selbstverständlich, daß das „Bezugsrecht“ von Anfang an als unmittelbarer Ausfluß und hauptsächlichster Wesensbestandteil der Forderung selbst, mit dieser für den Gläubiger begründet ist. Was am Fälligkeitstage neu hinzukommt, ist

lediglich die Fälligkeit der Forderung mit dem in ihr begriffenen Bezugsrecht, an dem Inhalt der Forderung ändert sich nichts. Dasselbe gilt aber auch, wenn statt eines bestimmten Kalenderlages der Todestag des Verschicherten als Fälligkeitstermin vereinbart worden ist. Freilich kann in diesem Fall der Verschicherte die Forderung nicht selbst einziehen, er muß sich von vornherein seinem Rechtsnachfolger überlassen. Aber das hat die Forderung schließlich mit jeder anderen Forderung gemein, deren Fälligkeit der Gläubiger nicht erhebt. Ganz schlagend erweist sich die Wesensgleichheit des Bezugsrechts mit der Forderung selbst, wenn der Gläubiger die Forderung bei Dritten einem Dritten abgetreten hat. Der Übergang des Bezugsrechtes auf den neuen Gläubiger, den doch sicher niemand in Zweifel ziehen wird, wäre nicht möglich, weil nicht schon der Abtretende daselbst besitzen hätte, da niemand mehr Rechte übertragen kann als er selbst hat. Gelangt aber der Zessionar das Bezugsrecht aus dem Vermögen des ersten Gläubigers bezw. seines Vormannes, so kann für die Gesamtrechtsnachfolger nichts anderes gelten. Allerdings hat gelegentlich auch das RG. — vgl. Urteil vom 18. Mai 1897, VI. 129/97, JZB. S. 293²¹ — die hier beanstandete Unterscheidung machen zu sollen geglaubt. Allein jenes Urteil schließt gleichzeitig die Möglichkeit irriger Folgerungen selbst aus, indem es sofort hinzusetzt, das Bezugsrecht gehöre zum Nachschuß, weil es lediglich als unmittelbare Wirkung und als Ausfluß der durch den Vertrag begründeten Forderung sich darstellt. Das heißt mit anderen Worten: Die Geben können die Forderung einziehen, weil eben die Forderung durch Erhebung auf sie übergegangen ist. Wenn das Bezugsrecht²² als unselbständiger Wesensanteil der ursprünglichen Forderung dem Verschicherten zustand und ohne die Vertragsänderung auch fernhin in dessen Vermögen geblieben wäre, so ist klar, daß der Dritte das Bezugsrecht aus dem Vermögen des Verschicherten erhält, gerade so wie der Nießbraucher oder der Hypothekengläubiger sein Recht aus dem Vermögen des Bestellers, obgleich auch diese Rechte vorher nicht als selbständige Rechte, nicht in dieser rechtlichen Gestalt, im Vermögen des Bestellers enthalten waren. — Das Berufungsgericht scheint nun aber der Meinung zu sein, daß der Fall ursprünglicher Bestellung eines Bezugsberechtigten vorliegt, wenn sich der Verschicherte beim Vertragsabschlusse die Bestellung eines solchen vorbehalten habe und später von dem Vorbehalt Gebrauch made. Auch das ist richtig. Da die nachträgliche Benennung eines Begünstigten, wie erwähnt, eine Änderung des ursprünglichen Vertrags enthält, so erfordert sie die Zustimmung des anderen Vertragsstellers, des Verschicherten. Diese Zustimmung entbehrt zu machen, die Änderung an die einseitige Erklärung des Verschicherungseigners zu knüpfen, ist Jure und Wirkung des Vorbehalts. Wie es aber möglich sein sollte, durch den Vorbehalt die Tatsache zu beseitigen, daß die zur Vornahme der Vertragsänderung das volle, durch ein Bezugsrecht Dritter nicht beschränkte Gläubigerrecht beim Verschicherungseigner war und daß dieser erst durch die Benennung des Begünstigten den wesentlichen Teil seiner Rechtsbefugnisse dem Begünstigten einräumt, ist nicht zu verstehen. Hieraus ergibt sich, daß hinsichtlich der Frage, ob eine Zustimmung aus dem Vermögen des Verschicherten vorliegt, zwischen der Abtretung der Forderung und der nachträglichen Umnachnahme in einen solchen auf Leistung an

Dritte kein Unterschied zu machen ist. Es ist noch zu untersuchen, ob hieran etwas die Bestimmung „nachher an den Inhaber der Police“ etwas ändert. Auch dies ist zu verneinen. (Wird weiter ausgeführt.) R. S. Rensard a. R., II. v. 7. Mai 07, 412/06 VII. — Darmstadt.

35. Fonn des Vertrages; Versicherung des Hauses der Ehefrau durch den Ehemann, aber Vollziehung des Antrages durch die Ehefrau namens des Ehemannes. Täuschung des Agenten.]

Der Kläger versicherte für „eigene Rechnung“ gegen Brandschaden die Summe von 4 500 Mark, wovon 4 000 Mark auf ein in R. liegendes Haus und 500 Mark auf das darin befindliche, dem Kläger gehörige Mobilier entfielen. Das Haus war, was sich aus der Police nicht ergibt, Eigentum der Ehefrau des Klägers, die mit ihm in getrennten Häusern lebt. Im Versicherungsantrage war es als Eigentum des Klägers bezeichnet. Die Police ist von dem Generalagenten der Beklagten, nicht aber auch vom Kläger selbst, sondern in seiner Anwesenheit von seiner Ehefrau, jedoch mit dem Namen des Ehemannes unterschrieben worden. Als das versicherte Haus mit dem Mobilier vollständig abbrannte, verteidigte Beklagte die Forderung einer Brandentschädigung. Der Kläger hat deshalb Klage erhoben und einen Hilfsantrag dahin gestellt, die Beklagte zur Zahlung des eingeklagten Betrages nicht an ihn, sondern an seine Ehefrau zu verurteilen. Das RG. hat nach diesem letzteren Antrage des Klägers erkannt. Berufung und Revision der Beklagten wurden zurückgewiesen: Ohne Grund begehrte die Beklagte, daß ein gültiger Versicherungsvertrag zwischen ihr und dem Kläger zustande gekommen sei. Zwar ist insofern der Police der Kläger diejenige Person, die der Beklagten als Versicherungseigner und Verschichter gegenübersteht, während untrüglich die Police nicht vom Kläger selbst, sondern von seiner Ehefrau mit seinem Namen, und zwar mit Namen und Wollen des Klägers, unterschrieben ist. Ob aber durch eine solche Unterscheidung ein schriftlicher Vertrag zustande gekommen ist, kann dahingestellt bleiben, denn es bedurfte im vorliegenden Falle zur Entstehung des Versicherungsverhältnisses eines schriftlichen Vertrages nicht. Durch Gesetz wird die schriftliche Verurkundung für den Abschluß des Versicherungsvertrages nicht erfordert. Ob und inwieweit die Schriftform durch das französische Recht, dessen Verriß, soweit es besondere Vorschriften über das Versicherungsrecht enthält, das britische Versicherungsverhältnis nach Art. 75 CDBGB. angeht, für Versicherungsverträge erfordert wird, kann dahingestellt bleiben, da solche Vorschriften jedenfalls durch Art. 317 CDB. in Verbindung mit § 1 CGB. betreffen, denn Gesetz für Gesetzgebungen vom 19. Juni 1873 für den Bezirk des DGB. Galmat befreit sind. Auch durch Rechtsgeschäft ist im vorliegenden Fall schriftliche Form nicht angedrungen. Zwar bestimmt der § 3 der dem Versicherungsvertrag zugrunde liegenden allgemeinen Versicherungsbedingungen, daß die Verpflichtung der beklagten Gesellschaft sich lediglich nach dem Inhalte der Police, bezw. des Polyzustellungscheins und der etwa bezugsberechtigten Veränderungen genehmigungen und Nachträge bestimme, daß durch die von Seiten des Verschicherten erfolgte Annahme dieser Urkunden sein Verhältniß mit den darin enthaltenen Bestimmungen festgestellt werde, und daß die Versicherung nur durch die

gehörig geleistete Prämienzahlung gültig werde. Unter der Police ist aber nicht ein von beiden Vertragsparteien vollzogener Versicherungsvertrag zu verstehen, sondern die einseitig vom Versicherer ausgestellte Urkunde über den Versicherungsvertrag. Diese ist hier von den Beklagten vollzogen. Daß auch die das Unversehrtheits des Versicherten mit dem Vertragsschluß darstellende Annahme der Police durch den Annehmenden schriftlich beurkundet werden mußte, ist in den allgemeinen Versicherungsbedingungen nicht bestimmt und auch sonst nicht vereinbart. Demgegenüber kann es nicht darauf ankommen, daß das Policenformular hier am Schluß den Vordruck: „D... Versicherung — L'assuré“ enthält, daß dieser Vordruck durch die von der Ehefrau des Klägers geleistete Unterschrift seines Namens vollzogen ist, und daß der Kläger, der die Gültigkeit des Vertragsschlusses behauptet, sich in den Beweislasten auf den Standpunkt gestellt hat, diese von ihm genehmigte Unterschrift reiche zur Herstellung eines beiderseits schriftlich beurkundeten Vertrages aus. Zur Sicherung des Beweises der Annahme mag es aus praktischen Erwägungen die Beklagte für zweckmäßig halten, daß der Versicherte seine Unterschrift der Police beifügt. Dieser Beweis kann aber auch anderweitig geführt werden und ist hier entscheidend, da der Kläger unstreitig die auf seinen Namen lautende Police angenommen und die Prämie bezogen, auch die durch seine Ehefrau mit seinem Namen bewirkte Unterschrift des Versicherungsantrages genehmigt hat. Zur Rechtswirkksamkeit des Versicherungsvertrages ist jedenfalls die Unterschrift des Klägers als rechtsgerichtliche Erklärung, den Vertrag mit der Beklagten zu schließen, nicht erforderlich gewesen. Auch der Umstand steht der Gültigkeit des Versicherungsvertrages nicht entgegen, daß der mit seiner Ehefrau in getrennten Gütern lebende Kläger nicht nur das ihm gehörige Mobiliar, sondern auch fremdes Eigentum, nämlich das seiner Ehefrau gehörige Haus, versichert hat. Daß es sich hierbei um eine sogenannte Wettversicherung handelte, behauptet die Beklagte selbst nicht. Eine solche Wettversicherung liegt auch hier nicht vor. Vielmehr hatte der Kläger aus Grund der zwischen ihm und seiner Ehefrau bestehenden ehelichen Lebensgemeinschaft (§ 1353 BGB.), sowie des Umstandes, daß er selbst das Haus mietbewohnte, und daß in diesem sein Mobiliar untergebracht war, ein persönliches und wirtschaftliches Interesse daran, das Haus gegen Brandschaden zu versichern, und zwar bereit, daß der Versicherungsanspruch in seiner Person zur Entfaltung gelangte. Der Tatsache, daß in solchen Fällen der Ehemann bei der Versicherung ohne Rücksicht auf den bestehenden Güterstand für die eheliche Gemeinschaft handelt, pflegen auch die Versicherungsgesellschaften dadurch Rechnung zu tragen, daß sie bei der Versicherung einen Unterschied dahin, ob die einzelnen versicherten Stücke dem Ehemann oder der Ehefrau gehören, nicht machen. Schon aus diesem Grunde steht es auch der Gültigkeit der Versicherung nicht entgegen, daß in dem Versicherungsantrage, nicht in der Police, der Kläger als Eigentümer des Hauses bezeichnet ist. Dieser Umstand erhöhte die Gefahr der Beklagten nicht und war deshalb für sie ohne Bedeutung, zumal die Frau mit der Versicherung des Hauses durch den Mann einverstanden war und eine Doppelversicherung nicht vorgenommen hat. Die im § 4 der allgemeinen Versicherungsbedingungen für den Fall unrichtiger

Angaben im Versicherungsantrage angedrohte Verwirkung des Entschädigungsrechtes des Versicherten ist hier schon deshalb nicht eingetreten, weil der Kläger, der sich im Einmütigen der ehelichen Gemeinschaft für das Versicherungsverhältnis als Eigentümer des Hauses ansehen durfte, deshalb wegen der insolge unrichtiger Rechtsauffassung unrichtig erfolgten, die Rechtslage für den Versicherer nicht erschwerenden Angabe als entschuldigt erachtet werden muß. Das trifft hier um so mehr zu, als der von der Beklagten angestellte Vertrauensmann, Agent B., nach seiner Zeugenaussage selbst das Antragsformular ausgefüllt und dabei den Kläger als den Eigentümer des Hauses bezeichnet hat, obwohl er wußte, daß die Eheleute in Gütertrennung lebten und das Haus der Frau gehörte. Den mit der Rechtsprechung des erkennenden Senats übereinstimmenden Ausführungen des Berufungsgerichts wird bei diesem Punkte beigetreten. R. a. S. II. v. 14. Juni 07, 4002/06 VII. — Colmar.

36. Zum Begriffe des Kaufhandels. Versicherungsbedingungen, der sich bei solchem betriebl. ihn mitbeginnt und fortsetzt.]

A., der verstorbenen Ehemann der Klägerin, war bei der Beklagten gegen die Folgen Körperlicher Unfälle versichert, und zwar für den Fall des Todes mit 10 000 Mark, zahlbar an seine hinterlassene Ehefrau, die Klägerin. Er wurde vor seiner Verheiratung von B. durch Wessersche verletzt; er ist an demselben Tage an den Folgen der Verletzung verstorben, und B. ist rechtskräftig wegen Körperverletzung mit Todesfolge zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Die Klägerin beansprucht die Versicherungssumme. Die Beklagte hat eingewendet, daß eine Zahlungspflicht für sie nicht bestehe, da der Ehemann der Klägerin bei einem Kaufhandel tödlich verletzt sei, von der Versicherung aber Unfälle bei Kaufhandeln ausdrücklich ausgeschlossen seien. Das RG. verurteilt, das OLG. wies die Berufung zurück, das RG. hob auf und wies die Klage ab: Die Frage, ob die festgestellten Tatsachen ein subjektives Verschulden darstellen, ist in der Revisioninstanz nachzuprüfen — JZB. 1900 S. 441 Nr. 13 — und der Revision ist zuzugeden, daß die Verneinung einer schuldhaften Beteiligung des Ehemannes der Klägerin an dem auch nach der Annahme des Berufungsgerichts objektiv vorliegenden Kaufhandel den Rechtsbegriff des Verschuldens verletzt. Schuldhaft ist das Verhalten des Ehemannes der Klägerin in zweifacher Beziehung. Zunächst sind die Tätschkeiten und damit der Kaufhandel durch ihn und seinen Schwiegervater begangen. Für das Verhalten des letzteren ist A. selbstverständlich nicht verantwortlich, wohl aber fällt entscheidend ins Gewicht, daß er selbst dem A. sofort eine Ohrfeige gegeben hat. Wenn auch zugunsten des A. angenommen wird, daß er nach der Mitteilung seiner Ehefrau seinen Hund bedroht und damit sein Eigentum als gefährdet ansehen konnte, so lag doch für ihn kein berechtigter und entschuldigbarer Anlaß vor, tödlich zu werden. Von Seiten der maßgebenden Personen, so unangemessen ihr Verhalten auch war, waren bis dahin nur Worte gefallen, Worte waren deshalb zur Abwehr auch zunächst ausreichend und es ist dem Berufungsgerichte darin nicht beizutreten, daß die durch die Verhältnisse gebotene Abwehr einer sofortigen Tätschkeit entschuldigbar machte. Auch der Umstand, daß A. ein einfacher, an die Decret der Verwölkung seines Wohnortes gewöhnter Mann war, ist nicht geeignet, eine der Klägerin günstige Be-

urteilung zu rechtfertigen. Denn gerade wenn er eine sich hieraus ergebende Gemüthsheit der Bevölkerung zu Täuschungen kamte, mußte er die Erwidmung des von ihm versetzten Schlags und eine Kauferei voraussetzen. Daß dem B. die seinen Begleitern zugefügten Täuschungen keinen berechtigten Anlaß zum Gebrauch des Messers gaben, kommt für die Frage des Verschuldens des A. nicht in Betracht. Denn von Verletzung ist hier nicht der Grad des Verschuldens bei den einzelnen Beteiligten, sondern allein entscheidend ist, ob eine schuldhaftige Beteiligung des Verschuldeten A. vorliegt. Diese besteht außer in dem dem Kaufhandel mit dransessenden Schläge aber auch weiter noch darin, daß A. den B., nachdem er von diesem durch einen Messerschlag an der Hand, vielleicht auch schon im Rücken verletzt war, mit dem bereitgestellten Schutzhaken verfolgt und niedergeschlagen hat. B. war, nachdem er die ersten Schläge gegen A. gerichtet hatte, gestochen; es ist dem Berufungsgerichte nicht darin zu folgen, daß A., ohne daß ihm dies zum Verschulden anzurechnen ist, ihn verfolgen und zu weiteren Täuschungen gegen ihn schreiben durfte. Er setzte vielmehr hierdurch den begonnenen Kaufhandel fort und, wenn er bei diesem zweiten Zusammenstoßen den tödlichen Stich erhalten hat, so ist das ebenfalls bei einer schuldhaften Beteiligung am Kaufhandel geschehen. Zum Verdrängen des schon gestochenen B. sollte jeder Anlaß; daß es A. nicht bloß auf die Feststellung der Persönlichkeit des B. oder auf die Wegnahme des Messers ankam, ergibt sich daraus, daß er auf B., als er diesen erreicht hatte, mit dem Schutzhaken einschlug. Dieses Verhalten ist auch durch die schon existente Verletzung und die dadurch hervorgerufene Aufregung nicht zu entschuldigen. Mag A. den tödlichen Stich bei dem ersten Zusammenstoßen oder bei dem zweiten erhalten haben, in beiden Fällen ist er verletzt bei einem Kaufhandel, an dem er schuldhaft beteiligt war, er hat den Kaufhandel mitgenommen, und er hat ihn fortgesetzt, ohne daß Verschulden auf seiner Seite ausschließende Gründe vorliegen. Die Ausnahmsbestimmung des § 3 Abs. 2 der Verschuldensbedingungen, auf welche sich die Beklagte berufen hat, kommt somit zur Anwendung, ein entschuldigungsbedingender Unfall liegt nicht vor und die Klage ist nicht begründet. S. a. H., U. v. 9. Juli 07, 462/06 VII. — Karlsruhe.

Patentgesetz vom 7. April 1891.

37. § 3 PatG. Wiberu der Entloiligung des Erfinders für das Recht des Kanneliers.]

Das Recht des Kanneliers auf Erteilung des Patents ist nach § 3 PatG. nur dann ausgeschlossen, wenn es zur Zeit der Anmeldung selbst an der Entloiligung des Erfinders gefehlt hat. Der spätere Wiberu der Entloiligung hat diese Wirkung nicht, vgl. May, PatG., Anhang zu §§ 1 u. 2 Ann. 20, 45; Rent, PatG., Ann. 109 zu § 3 (S. 323). S. a. H., U. v. 19. Juni 07, 453/06 I. — Berlin.

Wettbewerbsgesetz.

38. §§ 1 und 6 UnlWbG. Grundzüge für die Annahme einer unzulässigen Anpreisung.]

Der erkennende Senat hält in ständiger Rechtsprechung daran fest, daß für die Prüfung und Feststellung des nach § 1 oder 6 UnlWbG. maßgebenden Inhaltes einer Ankündigung oder Angabe entscheidend ist, wie die beteiligten Verkehrsleute, für

die jene Ankündigung oder Angabe bestimmt ist, deren Inhalt in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Er hat ferner bereits mehrfach ausgesprochen, daß auch Urteile als tatsächliche Angaben erscheinen können, wenn das Urteil selbst etwas als geschehen oder vorhanden hinstellt, so daß es in bezug auf seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit objektiv im gegebenen Falle festgestellt werden kann. Nicht wie der Werbener einer Ankündigung diese verstanden wissen will oder im Wettbewerbsprozeß verstanden zu haben erklärt, kommt in Betracht, sondern wie die beteiligten Verkehrsleute die Ankündigung aufzufassen; und auch auf die Auffassung der beteiligten Verkehrsleute, nicht auf die subjektive Meinung des Urhebers der Ankündigung kommt es an, ob ihr Inhalt sich nur als eine marktgerichtliche Anpreisung, als ein subjektives Urteil oder zugleich als eine Angabe tatsächlicher Art darstellt. Darum ist vor allem diese Auffassung der beteiligten Verkehrsleute festzustellen. Nur an der Hand dieser Feststellung kann geprüft werden, ob die Ankündigung eine Angabe tatsächlicher Art oder nur ein rein subjektives Urteil, eine rein marktgerichtliche Anpreisung enthalte. S. a. H., U. v. 28. Juni 07, 75/07 II. — Berlin.

39. § 13 UnlWbG. Verb. mit §§ 226, 824, 826 BGB. und §§ 256, 546 BGB. Bekanntmachung von Entscheidungen über Beurteilung auf Grund des UnlWbG. Unzulässigkeit der Geschäftsverträge. Revisionssumme.]

Ein immer zwischen den Parteien in umgekehrter Parteistellung anhängig gewesenen Prozesse ist die jetzige Klägerin auf Grund von § 1 UnlWbG. verurteilt worden, sich in Zukunft nicht mehr als Generalvertreterin für den Verkauf eines Schiffslebensversicherers der Firma M. in B. zu bezeichnen, zugleich wurde der jetzige Beklagte für befugt erklärt, den verfügenden Teil dieses Urteils einmal in zwei näher bezeichneten Zeitungen auf Kosten der jetzigen Klägerin öffentlich bekannt zu machen. Deren Berufung wurde zurückgewiesen und damit das Urteil des LG. rechtskräftig. Der Beklagte hat darauf im August 1906 den verfügenden Teil des Urteils in jenen beiden Zeitungen mit dem Zusatz bekannt gemacht, daß die Berufung der Klägerin zurückgewiesen und daß dieser die Kosten der Berufungsklage auferlegt worden sind. Die Klägerin ist der Ansicht, daß der Beklagte nicht berechtigt gewesen sei, jenen Zusatz zu machen, und zwar auch dann nicht, wenn er, wie er behauptet, sie aber bestritt, die dadurch entstandenen Kosten selbst getragen hätte. Der Beklagte hat aber auch von jener Bekanntmachung Abbildungen in großer Zahl herstellen lassen und solche unter Befugung von Ankäufen für sein Geschäft nicht bloß an seine Kunden, sondern nach der Behauptung der Klägerin auch an ihre Kunden und auch nach Orten geschickt, die nicht zu dem Bezirk gehören, für den er die Generalvertretung von M. hat. Auch dieses Vorgehen findet die Klägerin unrechtmäßig. Sie ist der Ansicht, daß in beiden Beziehungen das Verhalten des Beklagten wider die guten Sitten verstoßen habe und daß es mit dem Vorsatz bekräftigt worden sei, ihr Schaden zuzufügen. Sie hat daher gemäß auf § 826 BGB. Klage erhoben mit dem Antrag: 1. den Beklagten zu verurteilen, die fernere Herstellung von Abbildungen des Urteils und insbesondere die Verbreitung verurteilter Abbildungen an dritte Personen bei 300 Mark Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall zu unterlassen; 2. festzustellen, 1. daß dem Beklagten eine andere Art der Bekannt-

machung des Urteils als die im verfügenden Teil des Urteils selbst bestimmte Art nicht zulegt; 2. daß daher der Beklagte nicht berechtigt war, Abdrücke des Urteils anzufertigen und zu versenden, und 3. daß er ferner nicht berechtigt war, bei den durch das Urteil bestimmten Veröffentlichungen in zwei Zeitungen einen Zusatz des Inhalts abdrucken zu lassen, daß die Klägerin gegen das Urteil Berufung eingelegt habe und daß diese Berufung jurisdiktionsfrei sei. Das OLG. wies die Klage ab, die Revision blieb erfolglos. Bei der Bemessung des Betrags des Beschwerdegenstandes für die Revisionsinstanz ist zu berücksichtigen, daß durch weitere Versendung von Abdrücken der geschädigten Ruf und damit der Erwerb der Klägerin geschädigt werden kann; besonders kommt aber in Betracht, daß mit den unter II des Klagantrags begehrten Feststellungen die Feststellung des Elements eines Schadenersatzanspruchs verlangt wird, die in einem von der Klägerin wider den Beklagten anzurechtenden Prozeß wegen Leistung von Schadenersatz von Bedeutung werden könnte. Unter diesen Umständen trägt der erkennende Senat kein Bedenken, das Vorhandensein der Revisionssumme für genügend glaubhaft gemacht anzusehen. Es ist nicht richtig, wenn die Revision der der obliegenden Partei gemäß § 13 Abs. 4 UnfW.G. zuerkannten Publikationsbefugnis die rechtliche Natur einer Strafe des Gegners beilegt, das trifft nur zu, soweit es sich um die im Abs. 1 und 2 erwähnten, auf Grund der §§ 4, 7 ergangenen Strafurteile handelt, nicht aber auch dann, wenn die Publikationsbefugnis auf Grund des Abs. 4 § 13 bezüglich eines gemäß § 1 (ober §§ 6, 8) ergangenen, die Verurteilung zu einer Unterlassung aussprechenden Zivilurteils ausgesprochen worden ist. Im diesem letzteren Falle handelt es sich lediglich um eine privatrechtliche Maßregel, um „ein dem Privatrecht angehöriges Sicherungsmittel“. (Rohler, Arch. für Prot. 88, 261; Müller, das Reichsgericht zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs 215, Pinner, das Reichsgericht zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs zu § 13 Abschnitt D sub 2.) Es ist weiter durchaus irrig, wenn die Revisoren ausführen, daß durch die Bestimmung im § 13 Abs. 4 erst das Recht gegeben werde, die ergangene Entscheidung zu veröffentlichen, daß daher der obliegenden Partei eine Veröffentlichung nur in der im Urteil bezeichneten Weise zustehe. Das Wesentliche jener Bestimmung ist vielmehr, daß der Verurteilte seinem Gegner selbst die Kosten bieten muß, um das gegen ihn ergangene Urteil zu veröffentlichen, während grundsätzlich jeder Partei das Recht zusteht, auf ihre Kosten die in ihrer Sache ergangenen gerichtlichen Entscheidungen, wenn auch vielleicht nicht durch öffentliche Blätter, so doch privatim in Abdruck oder Druck Dritten mitzuteilen (Rohler a. a. O. S. 202 ff., Müller a. a. O. S. 218, Pinner a. a. O. Abschnitt A sub 4). Die erwähnte Bestimmung gestattet weder eine von der im Urteil bestimmten Art abweichende Art der Veröffentlichung, noch verbietet sie sie; bedingen kann von einer Verletzung des UnfW.G. nicht die Rede sein. Die Frage nach der rechtlichen Zulässigkeit von Mitteilungen jener Art ist lediglich nach den Vorschriften des UnfW.G. zu beurteilen und sie kann im Einzelfalle nur auf Grund von §§ 226, 824, 826 verneint werden. Das Berufungsgericht hat dies auch nicht verkannt; es hat nachdem es die Unantastbarkeit des § 226 einwandfrei dargelegt hat,

ausgeführt, daß das Verhalten des Beklagten nicht wider die guten Sitten verstoßen hat, und es ist auch diesen Ausführungen beizutreten. Es ist nicht zutreffend, wenn die Revision meint, das Berufungsgericht heiße jede Veröffentlichung unbegrenzt nach Zeit und Ort gut. Im angefochtenen Urteil wird vielmehr ausgeführt, daß der Beklagte berechtigten Anlaß hatte, durch Mitteilung der Verurteilung der Klägerin innerhalb und außerhalb seines Vertretungsbezirks den Schaden zu beseitigen, der ihm durch den unlauteren Wettbewerb der Klägerin verursacht sein konnte, und daß seinem billigen Ermessen überlassen sein mußte, die Zahl der zu versendenden Abdrücke, die Versendungsorte und die Personen der Empfänger unter Berücksichtigung jener Schädigung zu bestimmen, daß er auch durch dieses Ermessen gebotene Maß bisher nicht überschritten hat. Hierin ist ebenso wenig wie in der weiteren Annahme des Berufungsgerichts, daß die Form der Abdrücke der Klägerin keinen Anlaß zu einer Beschwerde bieten kann, ein Rechtsirrtum zu finden. Hieraus ergibt sich zunächst, daß das, was der Beklagte nach der Befragung der Klägerin bisher getan hat, nicht wider die guten Sitten verstoßen, auch nicht objektiv widerrechtlich war, und nur bezüglich des Zulasses, daß die Berufung der Klägerin jurisdiktionsfrei worden, mag gegenüber dem oben gemachten Vorbehalt hinsichtlich einer über das im Urteil bestimmte Maß hinausgehenden Mitteilung in öffentlichen Blättern noch darauf hingewiesen werden, einerseits, daß es völlig unerheblich ist, wie die Klägerin durch diesen Zusatz sich in ihren Interessen beeinträchtigt fühlen kann, andererseits, daß der Beklagte durchaus nicht widerrechtlich gehandelt hat, wenn er dem verfügenden Teil des Urteils den Zusatz folgen ließ. Aus diesen Gründen erweisen sich die Klaganträge unter II als hinwiegend; sie sind aber schon deswegen von vornherein unzulässig, weil ihr Gegenstand nicht die Feststellung eines Rechtsverhältnisses bildet (§ 350, § 356); vielmehr handelt es sich insoweit nur um die Feststellung von Voraussetzungen eines Schadenersatzanspruchs; eine solche Feststellung durch Urteil ist aber unzulässig. Mit dem Klagantrag unter I wird ein Anspruch auf Unterlassung geltend gemacht; zu dessen Begründung gehört, daß die Gesehe einer Wiederholung einer objektiv widerrechtlichen Handlung droht. Wie bereits hervorgehoben, müßte in einer nach Zeit, Versendungsorte und Personkreis der Empfänger über alles vernünftige Maß hinausgehenden Versendung von Abdrücken eine objektiv widerrechtliche Handlung, ein Handeln gegen die guten Sitten erblickt werden. Daß ein solches Verhalten des Beklagten in Zukunft zu befürchten sei, dafür hat es die Klägerin an jeder Begründung fehlen lassen; sie hat es nicht einmal behauptet, obgleich sie gegenüber der Vertretung des Beklagten, daß die Versendung der Abdrücke bereits zur Zeit der Klageerhebung eingestellt gewesen, daß er alle noch nicht verschickten Abdrücke vernichtet habe und nicht daran denke, weitere Abdrücke oder deren Versendung zu veranlassen, dazu allen Anlaß gehabt hätte. Aber auch die Gesehe, daß der Beklagte mit Versendung von Abdrücken noch fortfahren sollte, könnte für sich allein den Klagantrag noch nicht begründen, schon deswegen nicht, weil nicht abzusehen ist, warum der Beklagte Abdrücke nicht an solche Personen sollte schicken dürfen, die etwa noch der Meinung sind, daß die Klägerin Generalvertreterin für den

Vertrieb des von der Firma H. hergestellten patentierten Spiritusperforators für zwei Reiben sei. S. a. W., II. v. 27. Juni 07, 464/06 VI. — *Seitlin*.

Warenbezeichnungsgesetz vom 12. Mai 1894.

40. § 13 Warenz. Bedeutung beibehalten.]

Der § 13 Warenz. bestimmt lediglich, daß niemand durch die Eintragung eines Warenzeichens gehindert wird, seinen Namen, seine Firma, seine Wohnung, sowie Angaben näher bezeichneter Art auf Waren (deren Verpackung oder Umhüllung) anzubringen und dergleichen Angaben im Geschäftsverkehr zu gebrauchen. Der Paragraph besagt danach nichts über das Verhältnis eines Warenzeichens zu einem anderen Warenzeichen; er schützt vielmehr nur die Bezeichnung von Waren in bestimmter Weise, insbesondere auch nach der Richtung hin, daß jedermann seinen Namen oder seine Firma ungeachtet der Eintragung eines Warenzeichens für einen anderen auch bei dem Vertriebe seiner Ware ungehindert gebrauchen kann; der Paragraph gibt aber kein unbedingtes Recht, aus seinem Namen oder seiner Firma in Verbindung noch mit anderen Worten ein Warenzeichen zu bilden, insbesondere auch kein Recht, seinen Namen oder seine Firma in die Zeichenrolle als Warenzeichen eintragen zu lassen, obwohl einer solchen Eintragung ein bereits früher angemeldetes und eingetragenes Zeichen entgegensteht. Das Beibehalten zweier übereinstimmender Zeichen in der Zeichenrolle für dieselben oder für gleichartige Waren ist bei dem Widerspruch des Inhabers des älteren Zeichens nach den klaren Bestimmungen der diese Frage regelnden §§ 5, 6, 9 Abs. 1 Nr. 1 des Gesetzes ausgeschlossen. (Vgl. Entsch. des R. v. 6. Februar 1900, im Blatt für Patent, Marken- und Zeichenwesen, Jahrgang 1900, 67. 6 S. 215.) U. Z. a. U. v. 25. Juni 07, 64/07. I. — *Glin*.

Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit.

41. §§ 12, 23, 27 FGG. verb. mit §§ 570, 575 ZPO. Zulässigkeit der Vertretung am das Amtsgesicht seines des Landgerichts für den Fall weiterer Beteiligungsnahme.]

Die Eheleute S. leben seit 1904 getrennt; der Ehemann wohnt in Schwern, die Ehefrau in Berlin. Ein Scheidungsprozess ist in II. Instanz bei dem R. anhängig. Von den fünf Kindern der Eheleute befinden sich im Jahre 1906 drei bei der Mutter, zwei Knaben bei dem Vater. Im Februar 1906 erließ das Prozessgericht eine einstweilige Verfügung, wodurch die Sorge für die Person der beiden Knaben auf die Dauer des Scheidungsverfahrens der Mutter übertragen wurde. Daraus beantragte der Vater bei dem Vormundschaftsgericht in Schwern, die Fürsorge für die Person der beiden Kinder, die in Schwern Schulen besuchen, für die Dauer des Scheidungsverfahrens beiden Eltern abzunehmen und für die Kinder einen Pfleger zu bestellen. Das Vormundschaftsgericht verfügte am 15. Februar 1906, daß die beiden Kinder ihrer Mutter nicht herauszugeben seien und daß beiden Eltern das Recht der Sorge für die Person der beiden Kinder entzogen werde. Zugleich wurde eine Pflegschaft anordnet und ein Pfleger bestellt. Die Ehefrau erhob Beschwerde. Das O. hob die Verfügung des R. mit der Maßgabe auf, daß die Unterbringung der Herausgabe der Kinder und die Anordnung der Pflegschaft als vorläufige Maßregeln bis zur definitiven Ent-

scheidung über den von dem Vater gestellten Antrag bestehen sollten, und verwies die Sache zur Erlassung der endgültigen Entscheidung an das R. zurück. Die Ehefrau legte weitere Beschwerde ein. Sie beantragte, die einstweilige Pflegschaft gänzlich aufzuheben. Das O. w. zu Kassel ergründete die weitere Beschwerde für unbegründet, hielt insbesondere auch die Zurückverweisung der Sache an das R. für zulässig, legte aber die Beschwerde dem R. vor, weil das R. in einer Entscheidung vom 7. Dezember 1905 (Entsch. in Angel. der freiw. Gerichtsbarkeit und des Grundbuchrechts Bd. 7 S. 18) ausgesprochen habe, es sei gescheitert, wenn das Beschwerdegericht die erforderlichen Ermittlungen nicht selbst vornehme, sondern die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an das R. zurückverweise. Das R. wies die weitere Beschwerde zurück: Die Voraussetzungen, unter denen das R. nach § 28 FGG. Entscheidung zu treffen hat, sind gegeben. In der Sache selbst ist der Auffassung des O. w. zu Kassel beizutreten. Das R. hat in dem Beschlusse vom 7. Dezember 1905 ausgeführt, das O. habe als Beschwerdegericht nicht, wie nach § 27 FGG. das Gericht der weiteren Beschwerde, nur darüber zu entscheiden, ob die Vertretung auf Beschwerdeverlegung beruhe, es habe vielmehr auch die Aufgabe zu erledigen, dabei nach § 23 FGG. neue Tatsachen und Beweismittel zu berücksichtigen, überhaupt ebenso wie die I. Instanz den Tatsachenzustand festzustellen und zu diesem Zweck auch von Amts wegen auf Grund des § 12 die erforderlichen Ermittlungen zu veranlassen und die geeignet erscheinenden Beweise aufzunehmen. Das O. hat zu treffend, daß der Sachverhalt aber nicht den Schluss, daß in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit dem Beschwerdegericht die in § 575 ZPO. bezeichnete Befugnis nicht zustehe. Wenn, wie aus § 12 FGG. zu entnehmen ist, das mit einer Angelegenheit befaßte Gericht von Amts wegen die erforderlichen Ermittlungen zu veranlassen und von Amts wegen die geeignet erscheinenden Beweise aufzunehmen hat, so wird durch diese Vorschrift nicht ausgeschlossen, daß das O. das Beschwerdeverfahren mit einer Entscheidung beendet, wodurch die mit Beschwerde angegriffene Verfügung aufgehoben und die Angelegenheit in die I. Instanz zurückgebracht wird. Ob ein solches Verfahren zulässig ist, ergibt sich weder aus § 12 noch aus § 28 FGG., der mit § 570 ZPO. übereinstimmt. Aber das Beschwerdeverfahren hat das FGG. einige Vorschriften gegeben, die im wesentlichen sich den Bestimmungen der ZPO. anschließen. Eine dem § 575 ZPO. entsprechende Vorschrift ist nicht gegeben worden, aber eine solche Vorschrift ist, wie die Denkschrift zu § 23 des Entwurfs betont, nur deshalb nicht aufgenommen worden, weil ihr Inhalt für ein Verfahren in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit selbstverständlich ist. Im Ermangelung einer entgegenstehenden Bestimmung ergibt sich, wie es schon in der Denkschrift heißt, ohne weiteres, daß das Beschwerdegericht, falls es die Beschwerde für begründet erachtet, die erforderlichen Anordnungen entweder seinerseits treffen oder für den Gericht I. Instanz übertragen kann. Gerade weil nach dem Prinzip des § 12 FGG. das Verfahren dem Parteibetrieb entzogen ist und die Beteiligten kein Recht darauf haben, bei den Ermittlungen und Beweisüberhebungen zugezogen zu werden (vgl. R. v. 6. 278), wird es sehr häufig angemessen erscheinen, die Würdigung tatsächlicher Verhältnisse in der

I. Instand vornehmen zu lassen, damit den Beteiligten eine Instand verbleibt, in welcher Angriffe gegen tatsächliche Feststellungen erhoben werden dürfen (vgl. hierzu die Entsch. des RG. vom 29. Febr. 1904, LZBRK/Pr. 8, 375). Pflichtigkeit über die minderjährigen Kinder S. betr., Beschl. v. 20. Juni 07, B 211/07 IV. — Rostock. Urhebergesetz vom 19. Juni 1901.

42. Zitiert. Verh. mit §§ 824, 826 BGB. und § 33 Abs. 2 ZPO. Verurteilung des Beklagten vom 26. April 1851. §§ 13, 16 BGB. Ist Nachdruck von Theaterzetteln verboten? (Zur Abklärung von Sondergerichten?)

Klägerin hat bei dem Geheimen Justizrat I. Instand Klage mit dem Antrage erhoben festzustellen, daß der Herr Beklagte nicht berechtigt ist, ihr den Abdruck der Programme der königlichen Schauspiele in ihrer Zeitung „Berliner Theater-Welt und Rongier-Zeitung“ auf Grund des Urheberrechtsgesetzes vom 19. Juni 1901 zu untersagen; ferner, daß sie beantragt, festzustellen, daß der Herr Beklagte nicht berechtigt sei, ihr zu untersagen, aus den Programmen der königlichen Schauspiele die Angaben über die Titel der an dem betreffenden und am nächsten Abend zur Aufführung kommenden Stücke, über die Namen der Verfasser und Übersetzer, Ort und Zeit der Handlung, über die Personen des Stüdes und die darstellenden Schauspieler, über das Theater, in welchem die Aufführung stattfindet, über Beginn und Schluß der Aufführung, über die neuen Dekorationen und ihre Verfertiger in der oben erwähnten Zeitung abzuheben. Der Herr Beklagte hat auf Abweisung der Klage beantragt und Widerklage dahin erhoben: a) der Klägerin die Verurteilung einer fiktionalen Strafe von 300 Mark für jeden Fall der Zuwiderhandlung den Abdruck der Programme der königlichen Schauspiele in ihrer oben erwähnten Zeitung zu untersagen, b) die Klägerin zum Ersatz des der königlichen Generalintendanten durch den Vertrieb der gedruckten Zeitung verursachten Schadens zu verurteilen. Klägerin hat um Zurückweisung der Widerklage gebeten. Der Geheimen Justizrat I. Instand hat unter Zurückweisung des prinzipialen Klageantrages im wesentlichen nach dem Gesamtantrag der Klägerin erlassen und die Widerklage abgewiesen. Die Berufung des Herrn Beklagten ist durch Urteil des Geheimen Justizrats II. Instand und auch die Revision wurde zurückgewiesen: Während in dem Privilegiumsverfahren der älteren Zeit die Person des Autors als solcher völlig in den Hintergrund trat, hat die Rechtsentwicklung dahin geführt, die geistige Urheberchaft als Ausgangspunkt für den hier in Frage stehenden Rechtsschutz zu gewinnen. Zudem das Bundesgesetz vom 11. Juni 1870 betr. das Urheberrecht am Schriftwerke usw. grundsätzlich den „Urheber eines Schriftwerkes“ als den Schutzberechtigten bezeichnet, bildet es den Abschluß dieser Entwicklung (vgl. Gierke a. a. D.). An dem hierdurch gewonnenen Fundamente kann auch durch historische Reminiscenzen nicht gestützt werden. Von einer geistigen Urheberchaft kann aber der Natur der Sache nach nur gesprochen werden, wo eine selbständige Geistestätigkeit sich in bestimmter Form individualisiert. Deshalb ist schon in den Motiven zu dem oben erwähnten Gesetz hervorgehoben, daß das Gesetz nicht jede Schrift schützen solle, sondern „nur solche Werke, welche sich als Ausfluß einer individuellen geistigen Tätigkeit darstellen“. Das neue Urheberrechtsgesetz vom 19. Juni 1901 steht auf dem gleichen prinzipiellen Stand-

punkt. Die rein objektive Ankündigung bestimmter Daten, ohne jedes individuelle Gepräge, wie sie die Theaterzettel in der Regel darstellen, kann hiernach als ein zu schützendes „Schriftwerk“ im Sinne des Urheberrechtsgesetzes nicht erscheinen. Dem entsprechend hat auch der II. Strafsenat des RG. in seinem Urteil vom 27. November 1906 (vgl. RGSt. Bd. 39 Nr. 92 S. 282) ausgeprochen, daß Ankündigungen, die lediglich eine sachliche, geschäftsmäßige Veranschaulichung des Publikums über aufzuführende Stücke enthalten, als Erzeugnisse individueller Geistestätigkeit nicht aufzufassen seien.

Von einer vorsätzlichen Verbreitung unwarhrer Tatsachen, von einer vorsätzlichen Schädigung des Herrn Beklagten durch dieselbe kann nach Lage des Falles keine Rede sein. Der § 826 BGB. scheidet daher ohne weiteres aus. Aber auch § 824 BGB. kann auf das Verhalten der Klägerin keine Anwendung finden. Zwar kam die Verurteilung des Berufungsgerichts, daß eine fahrlässige Verbreitung unwahrer Nachrichten keine unerlaubte Handlung darstelle, in dieser Allgemeinheit nicht gebilligt worden. Es muß aber gegenüber den Ausführungen des Herrn Beklagten betont werden, daß ein Behaupten oder Verbreiten unwarhrer Tatsachen der Klägerin überhaupt nicht zur Last fällt. Die in die Zeitung derselben aufgenommenen Angaben über den Inhalt der Ankündigungen der Aufführungen sind zur Zeit der Aufnahme wahr und richtig gewesen. Sie haben in den hier in Frage stehenden Fällen erst infolge nachträglicher Änderungen ihre Richtigkeit verloren; sie sind veraltet, aber nicht unwahr geworden. Denn so, wie in der Zeitung der Klägerin angegeben, war die Aufführung tatsächlich angekündigt gewesen. Die Klägerin hat nicht mehr, als daß sie dem Publikum durch ihre Zeitung die Kenntnis dessen vermittelt, was an den Bühnen zu sehen war. So wenig die Generalintendanten selbst mit ihren dort angeschlagenen Theaterzetteln im Falle einer späteren Änderung unwarhrer Tatsachen verbreiten, so wenig tut es die Klägerin. Hinsichtlich der Widerklage sind die Behauptungen nicht in eine sachliche Prüfung eingetreten, da sie dieselbe für prozessual unzulässig erachteten. Der hiergegen erhobene Revisionsantrag ist nicht begründet. Der Geheimen Justizrat ist ein Sondergericht, dessen Zuständigkeit wegen des Gegenstands auch durch Vereinbarung nicht würde begründet werden können (vgl. § 33 Abs. 2 ZPO. und Verur. des. vom 26. April 1851, Gesetz-Samml. 1851 S. 181). In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten kann — von dem Falle des Schiedsvertrages abgesehen — die Entscheidung dem ordentlichen Gerichte nicht durch eine Privatvereinbarung entzogen werden (vgl. Strudmann & Koch Kommentar VII. Aufl. S. 1176 Anm. 10 zu § 13 BGB.). Deshalb kann auch auf ein Sondergericht nicht prozessiert werden. Die Zulassung der Widerklage würde dem Grundsatze des § 16 Satz 2 BGB. widersprechen. Es. Waj. König Wilhelm II. a. G., II. d. 19. Juni 07, 403/06 I. — Ob. Justizrat II. Instand.

II. Preussisches Recht.

Stempelsteuer vom 31. Juli 1896.

43. Tarifstelle 32 zu a. Stempelsteuer bezüglich eines Kaufvertrages, betr. die Lieferung von Maurersteinen zum Bau eines Hauses.]

Der Kläger hat an einen Bauunternehmer 300 000 Maurer-Steine zum Gesamtpreise von 9 000 Mark verkauft. Über den

Kaufabschluß hängten sich die Vertragsschließenden gegenseitig Besichtigungsschreiben ein. Der besagte Fiskus erforderte für den nach seiner Meinung durch diese Schreiben beurteilten Kaufvertrag nach der Tarifstelle 32 zu c des Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 den Kaufstempel von $\frac{1}{2}$ v. H. mit 30 Mark. Der Kläger hat diesen Betrag bezahlt und forderte mit der Klage vom Beklagten dessen Rückzahlung. Klage, Berufung und Revision wurden zurückgewiesen. Nach der Befreiungsvorschrift Ziffer 3 der Tarifstelle 32 sind vom Stempel befreit „Kauf- und Veräußerungsverträge über Mengen von Sachen oder Waren, sofern dieselben entweder zum unmittelbaren Verbrauch in einem Gewerbe oder zur Weiterveräußerung in derselben Beschaffenheit oder nach vorgängiger Verarbeitung oder Verarbeitung dienen sollen oder im Inlande in dem Betriebe eines der Vertragsschließenden erzeugt oder hergestellt sind.“ Der Berufungsrichter versteht diese Vorschrift dahin, daß das im Eingange stehende Wort „dieselben“ sich auf das vorhergehende Wort „Mengen“ beziehe und er hält deshalb die Befreiungsvorschrift hier für unanwendbar, da das Haus, in das die gekauften Steine hineingearbeitet werden sollten und das als Gegenstand der beabsichtigten Weiterveräußerung anzusehen sei, als eine Menge von Sachen oder Waren (Steinen) nicht bezeichnet werden könne. Diese Auslegung ist jedoch unvereinbar mit dem Wortlaut der Befreiungsvorschrift. Wenn diese auf die „Weiterveräußerung in derselben Beschaffenheit“ oder nach vorgängiger Verarbeitung oder Verarbeitung“ Gewicht legt, so können die Worte Beschaffenheit, Verarbeitung und Verarbeitung sinngemäß nicht auf den abstrakten Begriff „Mengen“, sondern nur auf die unmittelbar vorangegangenen Worte „Sachen oder Waren“ bezogen werden. Ist hiernach der Entstehungsgrund des Berufungsgerichts nicht zu billigen, so war doch die Entscheidung selbst aufrecht zu erhalten. Der Bauunternehmer hat die den Gegenstand des Kaufvertrages bildenden Mauersteine unfreiwillig nicht gekauft, um sie als solche wieder zu veräußern, sondern um sie durch Einbau in ein von ihm zu errichtendes Gebäude zu dessen Bestandteilen zu machen und dann das Gebäude zu veräußern. In einem solchen Falle kann von einer Absicht, die Steine wieder zu veräußern, nicht gesprochen werden, denn diese haben durch den Einbau nicht nur wirtschaftlich, sondern nach § 94 BGB. auch rechtlich ihre Sonderart verloren. Es handelt sich bei dem Einbau der Steine nicht um eine bloße Verarbeitung oder Bearbeitung der Steine, denn nach erfolgtem Einbau sind nicht bearbeitete oder verarbeitete Mauersteine, sondern es ist nur ein neues Gebäude vorhanden, das Gegenstand der Veräußerung, nicht aber der Weiterveräußerung sein kann, da es noch niemals veräußert war. Jedenfalls ist die Anwendung dann ausgeschlossen, wenn sie Bestandteile einer unbeweglichen Sache werden sollen. Im letzteren Falle trifft der gesetzgeberische Grund der Befreiungsvorschrift nicht zu, der insofern der Begründung zum Entwurf des Stempelsteuergesetzes (S. 45) in der Erwägung beruht, daß der Umsatz einer Ware, die gekauft wird, um sie weiter zu verkaufen, und die durch die verschiedenen Hände geht, die sie bis zum Verbraucher gelangt, nicht dieser Steuer tragen kann wie der Umsatz einer Ware, die im bauenden Besitz des Erwerbers verbleibt. B. c. R. Fiskus, U. v. 2. Juli 07, 458/06 VII. — Berlin.

44. Tarifstelle 58 I. Sind Schreiben über die Gewährung hypothekarischer Darlehen stempelpflichtig?

Der Kläger ist mit der Norddeutschen Grundtreuhant im Jahre 1903 in Verhandlungen über ihm zu gewöhnliche hypothekarische Darlehen getreten. Am 11. Juni 1903 richtete die Bank an den Kläger zwei gleichlautende Schreiben. In denselben teilt sie dem Kläger mit, daß sie ihm auf seine Grundstücke Darlehen im Betrage von je 72 500 Mark zu den Verzinsungs-, Zahlungs-, Fälligkeits- und Rückforderungsbestimmungen, wie sie in der im Entwurf beigefügten, vor einem Notar zu verlaubtorenden Schuldurkunde stipuliert seien, bewilligt habe. Sie bedingt sich eine Abschlußprovision von je 906 Mark 25 Pf. aus und ersucht unter Aufzählung der die zur Zahlung nach beizubringenden Urkunden und Nachweise den Kläger, sein Einverständnis durch Besorgung und umgebende Rückgabe der Anlage zu bestätigen. Der Kläger hat darauf durch zwei Briefe vom 12. Juni 1903 den Empfang der Schreiben vom 11. Juni 1903 der Bank bestätigt und sich mit der Gewährung der Darlehen zu den in diesen Schreiben angegebenen Verzinsungs-, Fälligkeits- usw. Bestimmungen einverstanden erklärt. Die Darlehen sind demnach gewährt und hypothekarisch eingetragen, zu dem vom Kläger aufgestellten notariellen Urkunden ist nach seiner Behauptung der Schuldverschreibungstempel verwendet. Die Norddeutsche Grundtreuhant hat zu den beiden Schreiben vom 11. Juni 1903 einen Stempel von je 2 Mark 50 Pf. entworfen lassen; der besagte Fiskus hat diese Verpfehlung für nicht ausreichend erachtet und für die Schreiben den Schuldverschreibungstempel über die Darlehen zuzüglich der Provision im Betrage von noch weiteren je 59 Mark erfordert. Die Bank hat den Stempel gezahlt und ihre Rechte auf Zurückforderung desselben dem Kläger abgetreten. Letzterer hat im vorliegenden Rechtsstreit beantragt, dem Beklagten zur Zahlung von 118 Mark zu verurteilen. Die Klage ist abgewiesen und die Berufung zurückgewiesen worden. Das RG. hob auf und verurteilte: Das Berufungsgericht erachtet in Übereinstimmung mit dem ersten Richter die Schreiben des Klägers vom 12. Juni 1903 für den Stempel der Tarifstelle 58 I des Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1905 unterliegende Schuldverschreibungen. Den von der Revision gegen diese Auffassung erhobenen Angriffen, welche Verletzung des Gesetzes zeigen, war der Erfolg nicht zu verlagern. Es ist dem Berufungsgerichte nicht darin zu folgen, daß in dem erwähnten Schreiben alle Voraussetzungen einer stempelpflichtigen Schuldverschreibung gegeben sind. Vielmehr ist in Übereinstimmung mit dem Urteile des Senats vom 22. Februar 1907 in Sachen Fiskus c. Kofz VII 248/06, in dem ebenfalls die Stempelpflichtigkeit des vom Darlehensnehmer an die Bank gerichteten Besichtigungsschreibens fast gleichen Inhalts in Frage stand, auch hier zu verneinen, daß in den Annahmeerklärungen des Klägers die Rückzahlungspflicht als solche selbständig beurteilt worden ist. Die Schreiben der Bank vom 11. Juni 1903 teilen dem Kläger mit, daß die Bank denselben hypothekarisch einzutragende Darlehen zu den Verzinsungs-, Zahlungs- und Rückforderungsbestimmungen, wie sie in der im Entwurf beigefügten, vor einem Notar zu verlaubtorenden Schuldurkunde stipuliert sind, bewilligt habe. Dem Kläger wird eröffnet, daß er vor der Zahlung der Dar-

lehne neben anderen Bescheinigungen und Urkunden den Hypothekenbrief über die erfüllte Eintragung der Darlehne beizubringen habe, und er wird aufgefordert, sein Einverständnis mit dem Inhalt des Schreibens durch Vollziehung und Rückgabe der Anlage des- selben zu bezeugen. In diesen Bescheinigungsschreiben — den hier in Frage stehenden Schreiben vom 12. Juni 1903 — erklärt sich der Kläger mit der Gewährung der hypothekarischen Darlehne zu den im Schreiben der Bank angegebenen Verzinsungs-, Fälligkeitsbestimmungen usw. einverstanden. Die Bescheinigungsschreiben sollen die Bank überzeugen, daß Kläger ihr Schreiben empfangen hat, daß er bereit ist, unter den ihm vorgeschlagenen Bedingungen einen Darlehnsvertrag einzugehen, eine Schuldverteilung des Inhalts, wie ihn der dem Schreiben beigelegte Entwurf vorschlägt, notariell zu verlaubaren und die sonstigen vor der Gewährung des Darlehns erforderlichen Nachweise, Feuerversicherungspolice, Gebrauchsausnahmeschein usw. beizubringen. Die selbständige Übernahme oder das Anerkenntnis der Rückzahlungspflicht ist in den Schreiben des Klägers nach nicht enthalten, sie ist in den Worten zu den angegebenen Verzinsungs-, Fälligkeits- usw. Bestimmungen nicht zu finden. Denn, daß diese Hervorhebung keine selbständige Bedeutung haben sollte, sondern nur zur Verdeutlichung der Annahmeerklärung dient, ergibt daraus, daß die Ausstellung einer notariellen Urkunde, in der die Bedingungen der Verzinsung, der Fälligkeit und der Rückzahlung des Darlehns festzulegen sind, vor der Gewährung des Darlehns ausdrücklich vorgesehen ist. Diese zweite Urkunde ist auch ausgeschlossen, erst sie enthält die Schuldverschreibung. Dieser Annahme steht eine gegenteilige Feststellung des Willens der Vertragsschließenden durch das Berufungsgericht nicht entgegen. Es ist nicht festgestellt und erscheint nach Lage der Sache bei der ausdrücklich vorgesehenen Ausstellung einer zweiten Urkunde auch ausgeschlossen, daß bei Gewährung der Verzinsungs- und Fälligkeitsbestimmungen zur Verdeutlichung der uneingeschränkten Annahme des Angebotes, einen Darlehnsvertrag mit der Bank unter den von dieser vorgeschlagenen Bedingungen einzugehen, schon die Absicht auf Beurkundung der Rückzahlungspflicht des später zu gewährenden Darlehns gerichtet gewesen ist. (§ 3 Abs. 3 des Stempelsteuergesetzes.) Es ist deshalb auch der an sich zutreffende Entscheidungsgrund, daß die bedingte Schuldverschreibung nach § 3 Abs. 2 des Gesetzes ebenso stempelspflichtig ist, wie eine unbefristete, und daher der Stempel auch für Schuldverschreibungen zu entrichten ist, die in der Erwartung der bevorstehenden Zahlung des Darlehns ausgestellt sind, nicht ausreichend, das angefochtene Urteil zu tragen. R. e. Rgl. Preuß. Staats, II. v. 7. Juni 07, 357/06 VII. — Berlin.

Gesetz, betreffend die Verwaltung gemeinschaftlicher Jagdbezirke vom 4. Juli 1905.

45. § 1 verb. mit §§ 74, 88 der Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891, §§ 401, 407 RSt. I 21, §§ 565, 581 BVerf. Gem. des Jagdpachtvertrages. Befindlichkeit des Gemeindevorstehers. Bedeutung der Zustimmung der Schöffen zu einem Vertragsabschlusse, bei dem der befähigte Vorseher teilgenommen hat. Recht des BVerf. I]

Der Beklagte hat in seiner Eigenschaft als Gemeindevorsteher durch schriftlichen Pachtvertrag unter Zustimmung der

zwei Schöffen die Gemeindejagd, die er selbst bis zum 1. März 1904 gepachtet hatte, von da ab für 12 Jahre freihändig an seinen Vetter für 50 Mark jährlich verpachtet. Die Jagden der Jagdgenossenschaft verlangt vom Beklagten Schadenersatz im Betrage von 250 Mark, weil, wie sie behauptet und die Berufungsentscheidungen tatsächlich feststellen, der Dominionspächter R. schon längere Zeit vor dem 10. August 1904 dem Beklagten für die bezirksweite Gemeindejagd ein Pachtgeld von jährlich 300 Mark angeboten und der Beklagte als Vertreter der Jagdgenossenschaft durch Zurückweisung dieses Angebotes und Abschluß des Vertrages mit R. die Jagdgenossenschaft um jährlich 250 Mark geschädigt habe. Das LG. hat nach dem Klageantrag erkannt. Berufung und Revision sind zurückgewiesen worden: 1. Die Jagdgenossenschaft wird durch den Gemeindevorsteher als Jagdvorsteher und im Falle seiner Befähigung durch die Schöffen gesetzlich vertreten (§ 1 Abs. 2, 3 des Gesetzes, betreffend die Verwaltung gemeinschaftlicher Jagdbezirke vom 4. Juli 1905 in Verbindung mit § 74 Abs. 1, 2 der Landgemeindeordnung für die sieben sächsischen Provinzen der Monarchie vom 3. Juli 1891). Mit Recht hat das Berufungsgericht nicht nur den zuständigen Gemeindevorsteher, sondern auch die beiden Schöffen als behindert angesehen, weil sie beide gemeinsam mit dem Beklagten den Pachtvertrag unterschrieben haben und infolgedessen ein Widerstreit der Interessen vorliegt; wegen ihres Zusammenwirkens mit dem Beklagten haben sie ein eigenes persönliches Interesse, welches ihren Pflichten als Vertretern der Jagdgenossenschaft widerspricht. Nach § 74 Abs. 5 der Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 hat daher der für Behinderungsfälle gestellte stellvertretende Schöffe einzutreten. Durch Verfügung vom 16. August 1905 hat der Landrat des Kreises R. „den stellvertretenden Gemeindevorsteher R.“ zum Vertreter des Gemeindevorstehers zum Zwecke der Erhebung der vorliegenden Klage ernannt. Aus dem Inhalt dieser Verfügung geht hervor, daß R. der gewählte gesetzliche Vertreter der Schöffen ist. Daß der Landrat ihn zum Vertreter ernannt hat, ändert hieran nichts und ist unbedeutend. Die Behauptung der Revision, daß es zur Erhebung der Klage durch R. eines Gemeindeverwaltungsbeschlusses bedurft habe, entbehrt der gesetzlichen Grundlage. Die Befähigung des gesetzlichen Vertreters zur Erhebung der Klage wird auch nicht dadurch beeinträchtigt, daß die Jagdgenossen zum Teil gegen die Verpachtung sind. 2. Nach der Feststellung des Berufungsgerichts waren die Vertragschließenden darüber einig, daß der Vertrag erst mit der schriftlichen Fixierung als gültig zustande gekommen angesehen, also erst am 10. August 1904 wirksam werden sollte; es wird dies insbesondere daraus gefolgert, daß dem Landrat ein Entwurf des Vertrages vorgelegt wurde. Der Einwand der Revision, daß diese Annahme einer genügenden Begründung ermangele und die §§ 285, 551 Bff. 7, 139 BVerf. nicht zureichend sei. Es kommt jedoch hierauf nicht an, weil die Schriftform zur Gültigkeit des Jagdpachtvertrages nach § 88 Abs. 4 Bff. 7 der Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 und §§ 407, 401 RSt. I 21. 21 erforderlich war. (Rgl. Urteil des RG., ZfR. 28. 1. 84 Rr. 89 mit Präzedenz, insbesondere Urteil des OTr. 60 C. 302 ff., 307; 68, 116 ff.; GoldArch. 24, 599 ff.; WStZ. Bd. 19 Rr. 93 C. 327, 328)

StrichhoffArch. 58, 155; OVB. 28, 409.) Das OVB. hat in dieser Beziehung nichts geändert, da nach Art. 69 OVB. die landesgerichtlichen Vorchriften über Jagd unbeschädigt der Vorchriften des § 953 Abs. 2 und über den Ertrag des Wildschadens unberührt bleiben. Das Urteil des VII. JS. des Rh. (Rh. Wd. 51 Nr. 67 S. 279 ff.) steht nicht entgegen, weil es nur die Frage betrifft, ob in dem rheinisch-französischen Rechtsgebiete Perukens, in welchem es für die Gültigkeit des Jagdpachtvertrages bis zum Inkrafttreten des OVB. einer besonderen Form nicht bedurfte, durch § 581 Abs. 2, § 566 OVB. eine solche eingeführt sei. Das Berufungsgericht hat hiermit mit Recht angenommen, daß für die Kenntnis des Beklagten von dem höheren Gebot des Dominionspächters R. der Zeitpunkt der schriftlichen Beurkundung — 10. August 1904 —, nicht der Zeitpunkt des angeblich schon im Dezember 1903 mündlich geschlossenen Vertrages maßgebend ist, und daß der Beklagte, da das Gebot schon Anfang 1904 erfolgte, die Möglichkeit hatte, die Jagd an R. zu verpachten. R. c. J., II. v. 5. Juli 07, 36/07 III. — Töfen.

Die geplante Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in Zivilsachen.

Ein Vortrag, gehalten von Justizrat Emil Kosska in der Sitzung des Berliner Anwaltsvereins vom 16. Mai 1907.

Wie man vor dreißig Jahren bei Erlass des Gerichtsverfassungsgesetzes an die Frage der Abgrenzung der sachlichen Zuständigkeit zwischen den Land- und den Amtsgerichten herantrat, war man ganz allgemein von der Überzeugung durchdrungen, daß die Rechtspflege durch Kollegialgerichte gegenüber verfahren bei Einzelrichtern die größeren Garantien für die Güte der Rechtspflege biete, und daß daher nur solche Sachen den Amtsgerichten überwiegen werden dürften, welche entweder einer besonderen Beschäftigung bedürften, die man von den Amtsgerichten mehr als von den Landgerichten erwartete, oder welche wegen ihrer Einsachheit den großen und kostspieligen Apparat des Kollegialgerichtlichen Verfahrens nicht nötig hätten. Die Schwierigkeit für den Gesetzgeber lag dabei nur darin, wie dieser gesetzgeberische Gehalt in die Tat umgesetzt werden sollte. Sachliche Momente, welche das Unterscheidungskriterium hätten bilden können, fand man nur verhältnismäßig wenige, und diese sachlichen Momente haben ihren Ausdruck in den Bestimmungen des § 53 Nr. 2 OVB. gefunden, wonach Minderwertigkeiten, Geschmacksheftigkeiten und ähnliches den Amtsgerichten zugewiesen worden sind. Im Übrigen aber wurde das sachliche Kriterium durch das Kriterium des Wertes des Streitgegenstandes ersetzt, indem man ohne weiteres annahm, daß der geringere Wert des Streitgegenstandes auch die größere Einsachheit der Sache bedinge, und so wurden die Sachen mit einem Wert des Streitgegenstandes bis zu 300 Mark den Amtsgerichten übertragen.

Die Abgrenzung hiernach unzulässig nicht ganz. Denn bekanntlich ist der Begriff des Wertes ein sehr subjektiver, und was für den Großhändler eine Bagatelle ist, kann für den Tagelöhner eine Lebensnotfrage sein. Außerdem ist es nicht ganz richtig, daß die Sachen mit dem geringeren Objekt auch stets die tatächlich und rechtlich einfachen sind, und dies hatte zur Folge, daß das vom Anwaltszwange befreite, einer sicheren Befristung des tatständigen Materials entbehrende Verfahren vor den Amtsgerichten, zumal bei dem dort so häufig eintretenden Richterwechsel, sich in den Fällen durchaus nicht bewährt hat, in welchen es sich um die Erörterung rechtlich unstatistischeren Materials gehandelt hat.

Darum sind auch oft Klagen über das amtsgerichtliche Verfahren erhoben worden, und es ist die ganze Abgrenzung der sachlichen Zuständigkeit als pluralistisch und antijural bezeichnet worden.

Nichtsoweniger ist man schon der Jahren an den Gedanken herangereitet, diese pluralistische und antijurale Trennung des Gerichtsverfassungsgesetzes dadurch auch zu verschärfen, daß man die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit ins Auge gefaßt hat. Schon im Jahre 1893 hat der preussische Justizminister eine Kaffage an die preussischen Oberlandesgerichte und Vorstände der preussischen Kammerkammern gerichtet, ob sich eine Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte auf etwa 500 Mark empfiele. Wie sich die Oberlandesgerichte hierüber geäußert haben, ist mir nicht bekannt. Die erhaltenen Entwürfe der Vorstände der Kammerkammern haben sich aber damals kurzweg in verneinendem Sinne ausgesprochen. Diese Frage wurde dann auf die Tagesordnung des 13. Deutschen Anwaltskongresses vom Jahre 1896 gesetzt, und auch dort wurde sie auf Grund des Referats des Justizrats Teubach in Gotthaus mit einer am Einkimmigkeit grenzenden Majorität in verneinendem Sinne beantwortet. Auch im Jahre 1892 befand darüber noch keine Meinungsverschiedenheit, daß die Entscheidung durch Kollegialgerichte an sich die größeren Garantien biete, und man hat damals nur die Frage aufgeworfen, ob trotz der ansehnlichen Überlegenheit der Kollegialgerichte vor dem Einzelrichter die Zahl der minderwertigen Sachen aus gewissen Zweckmäßigkeitsgründen quantitativ erhöht werden könnte. Als solche Zweckmäßigkeitsgründe wurden angegeben:

1. die Befreiung jener Sachen vom Anwaltszwange und
2. die Entlastung der Landgerichte.

Da im Laufe der Jahre eine ständige und erhebliche Vermehrung der Zahl der Prozesse eingetreten war, mit welcher die Vermehrung der Richterstellen bei weitem nicht gleichen Schritt gehalten hatte, so wollte man die Landgerichte entlasten, um nicht genötigt zu sein, zu einer erheblichen Vermehrung der Richterstellen bei den Landgerichten und folglich auch bei den Oberlandesgerichten zu überreiten. Nicht als ob man damals der Meinung gewesen wäre, daß der Justizverwaltung die erforderliche Anzahl von geeigneten Richterkräften nicht mehr zur Verfügung stehe. Eine solche Ansicht war damals noch nicht aufgetaucht. Es können nur finanzielle Gesichtspunkte gewesen sein, welche es den Regierungen unüberwindlich erscheinen ließen, dem Zwange einer Vermehrung des Richterpersonals durch Überweisung von mehr Sachen an die Amtsgerichte nachzugeben.

Waren dies Gründe der Erspahrung von den einem beträchtlichen Kosten, so dachte man gleichzeitig auch an eine Kostenersparnis für das Publikum, indem man erzwang, daß die den Landgerichten abzusprechenden Sachen vom Anwaltszwange befreit werden würden.

Die Randfrage des preussischen Justizministers erstreckte sich hiernach auf folgende Fragen:

1. Sind die Erfahrungen, welche man seither mit der Rechtspflege der Amtsgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gemacht hat, hinreichend, um einen Vertrauensvorschuss auf die Einsachheit von Sachen mit höherem Objekt übertragen kann?
2. Ist ferner das Publikum gewöhnt gewesen, sich in Rechtsstreitigkeiten vor den Amtsgerichten selbst zu vertreten oder hat es die Vertretung besonders in größeren Sachen vorwiegend den Anwälten übertragen?

Daneben wurde noch die Frage zur Erörterung gestellt, ob die durch die geplante Erhöhung der Zuständigkeit bedingte Verfristung auf die Landgerichte etwa verhältnis eintreten würde, daß sie fortan nicht mehr genügend beschäftigt sein würden und daher zum Teil eingezogen müßten und wie sich die Rechtskontrolle an diesen geringen beschäftigten Landgerichten dieser Aufgabe gegenüber stellen müßten.

Zuletzt Dehshy hat es verneint, daß die Rechtsprechung bei den Amtsgerichten sich selber so bemüht habe, daß man ihnen ohne Gefahr für die Rechtspflege auch noch größere Sachen zur Entscheidung anvertrauen könnte. Er hat dies aus sachlichen und persönlichen Gründen verneint. Die sachlichen Gründe sind:

1. in der geringeren Zuverlässigkeit des Richterpersonals eines Einzelrichters gegenüber den auf gründlicher Beratung beruhenden Entscheidungen der Kollegialgerichte
2. in dem gegenüber dem Landgerichtsdienstleistungen ergriffenen Versehen vor den Amtsgerichten, welches keine genügenden Garantien für gründliche Vorbereitung der Sache durch Schriftsätze biete,
3. endlich in der Gefährdung der Einheitlichkeit der Rechtsprechung, wenn ein erheblicher Prozentsatz von Sachen in zweiter Instanz endgültig durch die Landgerichte anstatt die Oberlandesgerichte aufsteigen würde.

Die persönlichen Gründe findet er in dem jüngsten Personalwechsel bei den Amtsgerichten und deren Befetzung mit jüngeren und weniger geübten Richtern.

Er verneint ferner, daß der Fortfall des Anwaltszwanges dem Interesse des rechtsuchenden Publikums entgegenstehe und weist dabei darauf hin, daß schon gegenwärtig in den höheren Reichs- und amtsgerichtlichen Prozessen von 500 bis 800 Mark 75 Prozent unter Zugabe von Kosten geführt würden und daß einer etwa im einzelnen Falle durch Fortfall des Anwaltszwanges eintretenden Beeinträchtigung der Prozesse in anderen Fällen eine Verringerung infolge des Umfandes gegenüberstehen würde, daß bei räumlichen Amtsgerichten eine nicht genügende Anzahl von Rechtsanwältinnen vorhanden sei und daher die Hilfe eines Anwalts in Anspruch nehmenden Parteien zugunsten sein würden, sich an außerordentlich mehrern Rechtsanwältinnen zu wenden und infolgedessen noch mit dessen Reisekosten belastet werden würden.

Einschläßig der Organisation der Gerichte weist er darauf hin, daß bei einer Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit auf den Betrag von 500 Mark etwa 30 Prozent der landgerichtlichen Sachen auf die Amtsgerichte übergehen würden und damit die Lebensfähigkeit von nicht weniger als 38 mit der gesetzlichen Mindestzahl von 8 Richtern besetzten Landgerichten in Frage gestellt werden würde.

Er verneint auch, daß der Geldwert seit Erloß der Justizgesetze zu gewinnen sei, daß eine Summe von 500 Mark zur Zeit daselbst bedeute, wie früher eine Summe von 300 Mark. Und was diesen Punkt angeht, so soll, um dies gleich zu erledigen, bemerkt werden, daß der Justizrat Dr. Stern in Fragebogen in seinem Kreise in der Juristischen Wochenschrift vom 16. April 1907 unter Berufung auf nationalökonomische Autoritäten darauf hingewiesen hat, daß ein allgemeines, außerordentliches, befähigendes, von Konjunkturaufschwüngen, dauerndes Einlenken des Geldwerts mit gleichmäßiger Wirkung für sämtliche Wirtschaftsklassen und für sämtliche geographischen Wirtschaftsteile des Deutschen Reichs nicht festzustellen sei. In der Tat mag es auch ausfallen, daß der Prozentsatz der landgerichtlichen Sachen an der Gesamtzahl der Zivilprozesse seit dem Jahre 1879 nicht gestiegen, sondern im wesentlichen immer der gleiche geblieben ist, ein Beweis dafür, daß der absolute Geldwert der geringfügigen Sachen im Laufe der verflochten 30 Jahre sich nicht nach oben hin verändert haben kann.

Wenn somit damals die Deutsche Anwaltschaft sich so gut wie geschlossen dahin ausgesprochen hat, daß die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz in Zivilsachen weder im Interesse der Rechtspflege noch des rechtsuchenden Publikums liege, so hätte man meinen sollen, daß dieses fernst sachlich begründete und ohne Rücksicht auf eigene Interessen ausgesprochene Urteil einer zur Vertretung des rechtsuchenden Publikums in jeder Sache bestimmten Berufsklasse

die Reichsjustizverwaltung davon hätte zurückschrecken sollen, die Frage einer solchen Erweiterung erneut in Erwägung zu ziehen. Hat doch auch kein Obergericht als der Oberlandesgerichtspräsident Dr. Vierhaus die bloße Erhöhung des Zuständigkeitsgrenze als eine Verstärkung des gerade von ihm als pluralistisch und deshalb antisozial bezeichneten Schiedsmann unserer gegenwärtigen Gerichtsverfassung bezeichnet.

Die ganze Frage hat aber mit einem Male in letzter Zeit dadurch eine völlig andere Bedeutung erhalten, daß man daran gegangen ist, an dem selber allgemein festgehaltenen Gedanken zu zirkeln, daß die Aufhebung durch Kollegialgerichte größerer Garantien für ihre Güte und Gerechtigkeit biete, als die durch den Einzelrichter. Es ist bekanntlich der Oberbürgermeister Wieses gewesen, welcher in seinen epochenmachenden Reden und Vorträgen unter Hinweis auf die englische Rechtspflege diesen Gedanken als einen Fehlschluss des Beamtenstaats bezeichnet hat. Wieses will denn auch die Aufhebung aller Sachen in erster Instanz schlechthin den Einzelrichtern überweisen, sei es, daß es sich dabei um Amtsgerichte oder Landgerichte handeln handelt. Seine weit ausgedehnten Pläne und Ideen Forderungen, die ohne jeden Zweifel die ernstste Beachtung verdienen, stehen aber jetzt nicht zur Erörterung. Sein Grundgedanke ist, daß eine kleine, aber auserlesene Zahl bewährter und erfahrener richterlicher Kräfte in hervorragender sozialer Stellung die beste Garantie für eine gute Rechtspflege gibt. Sein Ideal einer mit einer Summe juristischer Kenntnisse und tatsächlicher Lebenserfahrung ausgestatteten, an Ehrlichkeit und Verschwiegenheit hervorragenden und darum die Achtung und das Vertrauen des juristischen Publikums in gleicher Weise wie das äußere Ansehen in allen Rechtskategorien des Reichs genießenden Einzelrichter ist natürlich nur zu erfüllen, wenn alle seine die ganze bestehende Gerichtsorganisation umschneidenden Pläne zur Verwirklichung gelangen. Mit der gegenwärtig geplanten Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit hat indes Wieses nicht das geringste zu schaffen, und wer unter Berufung auf ihn für diese Erweiterung Stimmung zu machen suchen wollte, würde unter einem solchen Pöze liegen. Zwar spricht sich auch Wieses im Rahmen seiner unvollständigen Organisationspläne für eine Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit aus. Aber er verlangt, daß, bevor in dieser Erweiterung geschritten wird, die Erfüllung der erforderlichen autoritativen Bedingungen in der Person des Amtsrichters festgestellt wird. Er hält es für unannehmlich, den bei den kleinen Amtsgerichten angestellten Richtern allgemein eine höhere Zuständigkeit zu gewähren und verlangt daher, daß die legendäre organisierte Zusammensetzung des Amtsrichters eines Landes als oder ähnlichen Beizugs im allgemeinen ihre bisherige Zuständigkeit behalten und nur einem bei in der Rechtsprechung stehenden Amtsrichter die erweiterte Zuständigkeit für den ganzen Kreis übertragen wird, und befürwortet außerdem auch wieder nach englischen Muster für alle Sachen über 300 Mark eine konzentrierende Zuständigkeit für das Landgericht in der Weise, daß solche Sachen auch bei dem Landgericht anhängig gemacht werden können, dieses aber berechtigt sein soll, die Sache unter Umständen an das Amtsgericht zu verweisen oder aber den Kläger, wenn ausdritterweise statt des Landgerichts das Landgericht eingegangen ist, um im Falle eines Offensens mit Kosten zu beladen. Aber auch alle diese Vor schläge mag Wieses lediglich im Rahmen seiner allgemeinen, die ganze bestehende Gerichtsorganisation umschneidenden und die Zahl der Richter auf ein Minimum reduzierenden Reformvorwürfe. Er bringt zwar die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit auch als provisorische Maßnahme in Verbindung mit dem Erziele der Vollstreckung durch Einzelrichter in Anregung, will aber diese Maßnahme zunächst nur für die großen Städte durchgeführt wissen und allmählich auch den Richtern an den Amtsgerichten in diesen großen Städten eine Hilfe ausgedehnt wissen,

welcher die höhere Zuständigkeit verlieren werden kann. Dem nahe-
liegenden Einwand, warum er denn überhaupt noch einen Unterschied
zwischen Landesgerichten und Landgerichten machen will, wenn doch auch
bei den Landesgerichten nur Einzelrichter in Tätigkeit treten sollen,
beantwortet er damit, daß es sich bei den Landesgerichten um ein-
zelne Sachen handelt, für welche sich auch ein einzelner Richter und von
dem Anwaltschaftsmangel befreit Verfahren rechtfertigt.

Die großhiesigen Anzeigen des *Widels* haben sich bekanntlich
schon in einem förmlichen Gesetzeseingeklagte vertheilt, welcher in
der Deutschen Jurisprudenz von der Kugel dem juristischen Publikum
unterbreitet worden ist. Auch dieser will die Prozesse erster Instanz
vor den Landesgerichten durch Einzelrichter aufschreiben lassen und den
Landesgerichten eine Zuständigkeit bis zur Wertgrenze von 1000 Mark
geben. Die Berufung gegen die Urtheile der Landesgerichte in erster
Instanz und diejenigen der Landesgerichte gestaltet er insofern voll-
ständig gleichmäßig, als über sie die Landesgerichte in kollegialer
Zusammensetzung von 3 Mitgliedern entscheiden sollen. Der Ober-
landesgerichtspräsident Dr. Goldacker hat sich in seinem im „*Recht*“
veröffentlichten Vorschlägen zur Justisreform den wichtigsten Vor-
schlägen im wesentlichen angeschlossen, jedoch mit der erheblichen
Modifikation, daß er bezüglich des Einzelrichters erster Instanz den
Unterschied zwischen Amts- und Landesgerichten ganz fallen lassen und
ohne Einmischung des Verhältnisses nach oben alle Sachen, die nicht
wegen ihrer geringfügigkeit dem gewöhnlichen Landesgerichte ver-
bleiben, einem Oberamtsrichter überweisen will, der an institutionellem
Wissen und Können, sowie an praktischer Erfahrung denselben An-
forderungen entspricht, die wir heute an einen Landgericht-
direktor oder Oberlandesgerichtspräsident zu stellen pflegen.

Wenn somit Kugel und Goldacker mit *Widels* darin über-
einstimmen, daß die Geschäftsstellen erster Instanz durchaus durch
Einzelrichter getroffen werden sollen, so begründen sie ihre Ver-
werfung des Einzelrichters vor dem Kollegium abweichend von
Widels nur damit, daß es bei der fortwährend überwachsenden
Geschäftsstelle der Gerichte auf die Dauer unmöglich sein würde, so
viele wichtige Richter zu bekommen, wie sie nach der jetzigen Lage
der Gesetzgebung erforderlich sein müßten. Auch sie streben daher
wie *Widels* eine erhebliche Verringerung der Zahl der Richter an,
um noch an Quantität abgibt, an Qualität zu gewinnen.

Mit diese Vorschläge haben mit der gegenwärtig geplanten Er-
höhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit nichts zu tun. Ich muß
es als entbehrlich unendlich bezeichnen, wenn in einer Eingabe des
Vorstandes der Anwaltskammer Nürnberg an das Bayerische Justiz-
ministerium der gegenwärtige Reformplan der Reichsregierung die
erste Etappe in der Richtung der *Widelschen*, *Goldacker'schen*
und *Holzschweigen'schen* Reformvorschläge genannt wird. Man tut damit
diesem Reformplane zu viel Ehre an. Rang diesem Plane bleibt es
mit unserer bisherigen Gerichtsorganisation im übrigen ganz beim
alten, und wir müssen bei ihm dieselbe Richterquantität zugrunde
legen, welche wir jetzt haben, und werden durch die Beobachtungen
dieser hohen Justizbeamten nur in unserer Meinung befestigt werden
können, daß es die Dinge nur einmal jetzt liegen, im hohen
Maße geistlich sein würde, die Geschäftsstelle über erhebliche Rechts-
güter dem Einzelrichter zu überlassen. Alle Bedenken, welche im
Jahre 1896 von der Anwaltschaft dagegen geltend gemacht sind,
treffen auch noch jetzt zu, und es ist kein neues Moment hinzuge-
kommen, welches geeignet wäre, ein Gegenargument gegen diese Be-
denken zu bilden und trotz ihrer daher zu einer Erweiterung der
amtsgerichtlichen Zuständigkeit zu föhren. Alle Gründe für die
Erhöhung werden geltend gemacht:

1. die Notwendigkeit der Entlastung der Landgerichte,
2. die wünschenswerthe Befreiung des Publikums vom An-
waltschaftsmangel und

3. die lebensfähige Ausgestaltung der Rechtsanwaltschaft an
den Landgerichten.

Was den letzten Grund angeht, so kann ich mich nicht davon
überzeugen, daß er für die geplante Erhöhung wirklich von maß-
gebendem Einflusse gewesen ist. Liegt an sich die Erhöhung nicht
im Interesse der Rechtschaffigkeit und des rechtshabenden Publikums, so
daß man sich auch durch die Rücksicht auf die Anwaltschaft an den
kleinen Landesgerichten nicht hierzu bestimmen lassen. Es gilt aber
auch ein viel einfacheres Mittel, diesen auszubessern, man gewähre
ihnen einfach ganz allgemein zugleich die Zustellung bei den Land-
gerichten ihres Amtsgerichts, und es wird ihnen geholfen sein. Es
ist direkt unersinnlich, aus welchen Gründen sich die Justisverwaltungen
gegen diese so einfache Maßnahme sträuben.

Aus die Entlastung der Landgerichte.

Bei der Beschränkung der Revision sieht es Entlastung des
Reichsgerichts, und den Gesichtspunkt, daß es schließlich eine Grenze
in der Zahl der Richter am Reichsgericht geben muß, welche nicht
übersteitten werden kann, ohne die Sicherung einheitlicher Rechts-
prechung zu gefährden, müssen auch diejenigen gelten lassen, welche die
Wichtigkeit der Ansehung einer zweiten Instanz weniger gilt als die
Erhaltung der Rechtschaffigkeit, und welche sich daher gegen die Be-
schränkung der Revision ausgesprochen haben. Aber warum ist es
dann notwendig, die Landgerichte zu entlasten? Die Wichtigkeit der
Bereinigung der Richterstellen an den Landgerichten ist jetzt immer
noch vorhanden. Zahlreiche Klagen warten auf ihre Aufklärung,
und an Richterstellen fehlt es daher noch nicht, auch nicht an
solchen Kräften, welche geeignet sind, die nach Maßgabe der gegen-
wärtigen Gerichtsorganisation an sie zu stellenden Anforderungen
zu erfüllen. Wohl hätte ja die Justizprüfungscommission sie zu
leicht durch das Examen kommen lassen. Wenn man daher die
Landgerichte entlasten will, so können nur finanzielle Gesichtspunkte
maßgebend gewesen sein, diese dürfen aber niemals dazu führen, die
Rechtschaffigkeit zu vernachlässigen.

Endlich die Befreiung vom Anwaltschaftsmangel.

Auch hier ist schon den Bedenken der *Reichsjustiz* entgegen-
zuhalten, daß ein Bedenken hierzu im Interesse der Rechtsschaffigkeit bei dem
Publikum nicht vorhanden ist. Alle drei Gründe müssen daher gegen-
über den sehr erheblichen Bedenken, welche gegen die Erhöhung der
Landesgerichtszuständigkeit vorgebracht worden sind, verjagen, und
diesen Bedenken ist noch das Weitere hinzuzufügen, daß, da an der
Zuständigkeit der Landgerichte für die Entscheidungen über die Be-
rufungen gegen die Landgerichtsurteile nichts geändert werden soll,
in zahlreichen wichtigen Sachen die Landgerichte als Berufungsgerichte
in letzter Instanz entscheiden, welche doch bei unserer gegenwärtigen
Organisation nicht dieselben Quantitäten für die Abfertigung der Urteile
bieten, wie die Oberlandesgerichte. Alle Bedenken, welche im Jahre 1896
von der Anwaltschaft geltend gemacht sind, haben aber zur Zeit noch
ein weit größeres Gewicht, wo es sich nicht nur um die relative gerin-
gfügige Erhöhung der Zuständigkeit auf nur 500 Mark handelt. Man
kann hieraus nur Recht geben, wenn er bemerkt, die Zahl der
Sachen, die durch Erhöhung der Zuständigkeit der Landesgerichte durch
den Einzelrichter zugewiesen würden, sei sehr groß, es würde
mit der sozialen Gerechtigkeit nicht vereinbar sein, sie zu begraben, und
nur für die höchsten Objekte das bessere Verfahren beibehalten zu
lassen. Der Wichtigkeit dieser von Bierhaus ausgesprochenen Meinung
hat man sich in den maßgebenden Kreisen der Justisverwaltungen
offenbar auch nicht vergeschlossen. Aber wenn man nicht alles durch-
setzt, ist es auch ein weiterer Gebanke von *Widels* gewesen, dem man
sich bei dem geplanten neuen Gesetz anschließen zu sollen glaubte,
indem man den Gesetzesentwurf nicht einfach auf die Erhöhung der
amtsgerichtlichen Zuständigkeit beschränkt, sondern mit dem Vorzuge
einer Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens verbunden hat. So

kann man im gewissen Sinne zwar nicht Absicht, wohl aber Verschulden an den Vater des jüngerer Geschwens zu knüpfen, der auch schon im Jahre 1903, also lange vor Weidels, seine Zweifel darüber ausgesprochen hat, ob einer Entscheidung durch Kollegialgericht im Prinzip der Vorzug vor der Entscheidung durch den Einzigerichter gegeben werden müsse. Verschulden ist es, widerst mit Entscheidbarkeit auf den wichtigsten Umständen hingewiesen hat, daß man in der Zivilprozessordnung das Verschulden vor den Zuständigkeiten als das normale angesehen und dieses ohne weiteres mit geringfügigen Modifikationen auf die Amtsgerichte übertragen hat, während dieselben Verfahren auf einem anderen als dem Kausalprozeß eigentlich gar nicht paßt. Er hat daher dem Beschluß gemacht, das Verschulden vor den Amtsgerichten auf selbständiger Grundlage auszuhebeln, den bisherigen Wichtigkeit, Belegbarkeit mit Beweisbarkeit zu vertauschen, welche das Verschulden der großen Mehrheit der Bevölkerung erfordert, und hat für den Fall einer lebendigen Ausprägung des Verschuldens vor den Amtsgerichten auch die Möglichkeit einer Ausdehnung der materiellgerichtlichen Zuständigkeit beibehalten. Trotzdem aber glaube ich, daß Verschulden sich zur Tatsächlichkeit des jetzt vorliegenden Geschwensurteils nicht kennen würde, und zwar aus drei Gründen. Einmal hat er nicht eine Erhöhung der Beweisbarkeit für den verschuldeten materiellgerichtlichen Prozeß im Auge gefaßt, sondern nur zu der Erhöhung aufgeführt, ob die materiellgerichtliche Zuständigkeit nicht nach sachlichen Merkmalen unter Ausdehnung des Art. 10 in § 23 Abs. 3 des Reichsgesetzes über die Zuständigkeiten der Gerichte erweitert werden könne. Sodann geht der Gehalt von Verschulden offenbar dahin, zunächst einmal das materiellgerichtliche Verschulden zu reformieren und erst dann, wenn die in der Praxis damit gesammelten Erfahrungen eine Erhöhung rechtfertigen sollten, in einer solchen zu streifen. Letzteres aber glaube ich nicht, daß dasjenige, was in dem Beschlusse über die Reform des materiellgerichtlichen Verschuldens in Beschlag gebracht werden ist, demjenigen entspricht, was Verschulden unter einer lebendigen Ausprägung dieses Verschuldens verbinden hat. Gerade dasjenige, was hier vermieden zu sein wünscher, nämlich die Reduktion des materiellgerichtlichen Verschuldens nach den Kriterien des Kausalprozeßes, ist beibehalten worden, denn die betreffenden Bestimmungen beginnen mit der Vorschrift, daß auf das Verschulden vor den Amtsgerichten die Vorschriften über das Verschulden vor den Landesgerichten Anwendung finden, soweit sich nicht aus speziellen Bestimmungen etwas Abweichendes ergibt. Beispielsweise ist vor allem die volle Minderjährigkeit mit allen ihren Konsequenzen, zu inkonsistent nach der Bestimmung, daß die Parteien in jedem Termine erscheinen müssen, widrigenfalls gegen die ausbleibende Partei auf Antrag Verschuldenurteil zu ergehen hat. Keine Bestimmungen sind darüber getroffen, auf welche Weise das tatsächliche Verschulden, wenn es nicht durch Schriftwechsel vorbereitet ist, zu fixieren ist, und so ergeben sich für das neue Verschulden alle diejenigen Inkonsistenzen, welche bisher bei den Landesgerichten ohnehin bestanden haben, wenn die Parteien nicht durch Anwalt vertreten gewesen sind und daher ein Schriftwechsel nicht stattgefunden hat. Einem bereits ungerichteten Verfahren Schaden von größerer Bedeutung angeworfen, ist selbst unangenehm. Verschulden hat offenbar an eine Reform nach dem Muster der österreichischen Zivilprozessordnung gedacht. Reformwürdigkeit versteht sich der Umkreis aber von anderen einschneidenden Änderungen offenbar großen Erfolgs, welche geeignet sein sollen, eine gezielte Nachprüfung bei den Amtsgerichten und im größeren Maße zu gewährleisten. Die wesentlichen Abänderungen von höherem Interesse, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, haben sich ganz andere Tendenzen, als die, für Sicherung und Befestigung des tatsächlichen Verschuldens der Parteien zu sorgen. Diese Tendenz kann dahin charakterisiert werden, daß sie auf Mißtrauen gegen den Anwaltstand für höchsten Verstoß zwischen dem Gericht und den Parteien sogar durch Zwangsmittel Folge tragen will. Es handelt sich dabei abweichend um einen Versuch einer Verwirklichung des Verschuldens des Professors Schwarz, den Versuch von unten heraus zu reformieren, um, wenn sie die in dem Entwurf niedergelegten Grundzüge bewahren sollten, diese auch auf das Verschulden vor den Landesgerichten zu übertragen. Es ist also gerade das Gegenteil von dem, was hieraus vorgezogen hat, nämlich einer grundsätzlichen Verwirklichung der Gestaltung des Partei und des Kausalprozeßes.

Die ganze Tendenz des Entwurfs hinsichtlich der Reform des materiellgerichtlichen Verschuldens ist zu verwirren, wird sie aber vernünftigt, so sollte man mit ihr einen Versuch in der Praxis erst bei den kleineren Objekten machen und diesen Versuch nicht nach mit der Erweiterung der materiellgerichtlichen Zuständigkeit verbinden.

Grundlegende Entscheidungen.

Ensch. Nr. 9 gibt wichtige Fingerzeige für das Erfordern einer zusammenfassenden Erklärung eines zu operierenden Patienten oder eines geschädigten Verletzten, beabsichtigt seiner die Voraussetzungen der Schadenerschaftspflicht des Operateurs sowie den Kausalzusammenhang zwischen dem Mangel der Zustimmung und dem Schaden.

Ensch. Nr. 3 erachtet die Erklärung, die eine fremdsprachige Partei abgegeben hat, ohne der gebrauchten Sprache mächtig zu sein, im Falle der Richterbereitschaft von der Erklärung und Willen für ansprechbar, nicht aber für richtig.

Allopathie Vereitelung einer Bedingung ist Gegenstand der Erörterung in Ensch. Nr. 4; danach genügt zur Fixierung des Eintritts der vereitelten Bedingung nicht schon die bloße Erörterung ihres Eintritts, vielmehr muß die Vereitelung auf Verhinderung des Eintritts beruhen.

Anmeldung eines von einem Konkurrenten lange tatsächlich benutzten Zeichens als Warenzeichen kann trotz der durch die Anmeldung auf Grund des Warenz. G. geschaffenen Rechtsschlage als unlautere Handlung mit den Bestimmungen des § 826 BGB. zu beurteilen sein, wie in Ensch. Nr. 5 des näheren ausgeführt wird.

Der notarielle Grundfidejucommisierungsvertrag muß auch die getroffenen Absichten über die Verlegung des Kaufpreises enthalten. Es genügt also, wie in Ensch. Nr. 6 dargelegt wird, nicht die Bemerkung, daß der Kaufpreis, wie die Parteien anerkannt, bereitgestellt sei, wenn die Gegenleistung etwa in einer abgetretenen Hypothek besteht.

Über die rechtliche Bedeutung der Annahme des geänderten Gegenstands als Erfüllung im Sinne des § 363 BGB. als eines lediglich die Vertriebsart ändernden Vorgangs lassen sich Ensch. Nr. 8 und 9 aus.

In Ensch. Nr. 10 wird die Rechtsnatur des Kaufvertrags, seine Abtretungs- und Aufrechnungsfähigkeit eingehend erörtert.

Ensch. Nr. 11 spricht der Vorschrift des § 567 BGB., die die Rücktrittsfrist des für länger als auf 30 Jahre geschlossenen Mietvertrags stellt, den Charakter eines absoluten, auf auf Mietverträge allein Rechtes anzuwendenden Rechtsfaktes ab.

Ensch. Nr. 12 erörtert eine Reihe von Fragen, die mit der richtigen Darstellung der unvollständigen hohen Mindergebühren (§ 855 BGB.) zusammenhängen.

Schuldhaftes Verschulden gegen ein Schutzgesetz (§ 823 Abs. 2) begründet Schadenerschaftspflicht für die Folgen dieses Verschuldens ohne Rücksicht darauf, ob und inwieweit der Täter die Folgen seiner Handlung voraussehen mußte, es kommt, wie in Ensch. Nr. 14 an einem Zahlungsloste dargelegt wird, nur darauf an, ob das Gesetz schuldhaft übertritten ist.

Der Platz ist, wie Ensch. Nr. 15 ergibt, ohne besondere Voraussetzung nicht verpfändet, der Aufnahme eines Aktes durch Einsichtnahme des Grundbuchs beschränkt, ob die Voraussetzungen für eine Eintragung richtig sind, von denen die Beteiligten ausgehen.

In Ensch. Nr. 16 wird die früher vom RG. noch nicht beantwortete Frage, ob schon die Erlangung der Verfügungs- und Veräußerungsbefugnis seitens des Grundbuchamts zur Rechtsanweisung nach §§ 1154, 1117 BGB. genügt, beantwortet.

Ensch. Nr. 17 erklärt das Verschulden eines Rechtsbehältnisses mit einer Kaufschilling als eine diesem immerwohnende Eigenschaft und Wendet deshalb die in dem BGB. für die Haftung der Ehegatten gebundene Frist nicht auf den Fall an, daß es sich um ein vor dem Inkrafttreten des BGB. geborenes Kind handelt.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: **H. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stadtfriedrichstraße 34, 35.**

Preis für den Jahrgang 26 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inzerate die 3-spaltige Zeile 50 Pf. Beilagen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stadtfriedrichstraße 34, 35.

Die gegenseitige Vertretung der Rechtsanwälte und die mündliche Verhandlung vor den Amtsgerichten.

Von Amtsrichter Schmale, Dortmund.

In den zahlreichen Schriften, die in letzter Zeit zur Justizreform speziell zur Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens erschienen sind, scheint mir ein Punkt viel zu wenig gewürdigt zu sein, nämlich die vollständig verschiedene Entwicklung, die das Verfahren an großen und kleinen AG. genommen hat. Vor allem wird die Tatsache, daß an großen AG. fast alle Prozesse von Rechtsanwälten geführt werden, zu wenig berücksichtigt. Die damit zusammenhängende Notwendigkeit gegenseitiger Vertretung hat auch auf das Verfahren selbst eingewirkt und in der Praxis zu einem Verfahren geführt, das von dem Ideal des amtsgerichtlichen Prozesses der GPO. vollständig abweicht. Setzt sich aber in der Praxis ein neues Verfahren praeter legem, so faßt contra legem durch, so ist dies der sicherste Fingerzeig, daß das Gesetz den Bedürfnissen der Mündlichkeit nicht entspricht. Es ist deshalb jedenfalls von Interesse, die einschlägigen Fragen, speziell die Einwirkung des Vertretungswekens näher zu beleuchten. *)

Das amtsgerichtliche Verfahren der GPO. betont durch Ausschließung des Anwaltszwanges und der Notwendigkeit des Schriftsatzverfahrens das Mündlichkeitsprinzip noch stärker. Es will der Partei die Zugänglichkeit des Rechtsweges und das Verbringen der Streitfragen möglichst vereinfachen und erleichtern. Dieser Erfolg wird aber nur am kleinen Gericht erreicht, wo die Partei oder der Prozeßbevollmächtigte selbst erscheint, und der Richter Zeit hat, im ersten mündlichen Termin den ganzen Streitstoff mit den Parteien zu erörtern. Dagegen versagt das Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit fast ganz an den großen Gerichten, wo das Wahrnehmen der Termine durch die eigentlichen Prozeßbevollmächtigten vielfach unmöglich, eine vertretende Vertretung also notwendig geworden ist.

*) Folgende geht in seinen Ausführungen im „Recht“ 10, 1893 ff. auf diesen Punkt, speziell auf das Kartell, wie es am Dortmunds Land- und Amtsgericht besteht, allerdings ein, kommt aber zu einer abfälligen und meines Erachtens auch unrichtigen Würdigung dieser Einrichtung.

Um diese Vertretung möglichst zu erleichtern, sie gewissenmaßen zu organisieren und so die Nachteile nach Mündlichkeit zu mindern, haben sich in Dortmund und nach Dortmund Vorbild in anderen Städten die Rechtsanwälte zu dem sogenannten Vertretungskartell zusammengeschlossen. Für die Sitzung jedes Prozeßrichters werden für das ganze Jahr je dieselben zwei Anwälte bestimmt, die die sämtlichen Sitzungen wahrzunehmen müssen, und zwar je dieselben zwei Anwälte dieselbe Wochentagsitzung. Diese treten in sämtlichen Sachen auf, wenn der eigentliche Prozeßbevollmächtigte, was die Regel ist, nicht erscheint. Durch generelle Ermächtigung, die dem Gericht bekannt ist, haben sich alle dem Kartell angehörenden Anwälte gegenseitig für alle Sachen Substitutionsvollmacht erteilt. Hierdurch ist erreicht, daß für jede Sitzung stets Vertreter vor Stelle sind, daß im Beförderungsfall je jeder anwesende Anwalt für den Kartellvertreter eintreten kann, und daß das zeitnahe und lästige Ausstellen und Überreichen von Unter Vollmachten fortfällt. Ferner ermöglicht das Kartell den Anwälten, wieder freier über ihre Zeit zu verfügen, da sie nur an ihren Kartelltagen an bestimmte Sitzungen gebunden sind und demnach an den anderen Tagen wichtige Sachen selbst wahrnehmen, Vertretungen führen können usw., ohne sich um Vertretung in ihren anderen Sachen bemühen zu müssen.

Vor jeder Sitzung werden die mit einem Informationszettel zum Gericht gekunden Handbaten von dem vom Kartell angeordneten Boten nach dem Alphabet der Anwaltsnamen geordnet auf die Anwaltsliste gelegt. Bei Kurfuss der Sachen durch den Richter werden die Namen der Prozeßbevollmächtigten mitgemerkt, so daß eine Verzögerung durch Suchen nach Handbaten und Information kaum entsteht. Da ferner je dieselbe Kartellvertreter dieselben Alphabetsbuchstaben seiner Kollegen übernimmt, so ist ein Kurfuss in den beschriebenen Terminen für verschiedene Parteien leicht zu vermeiden.

Daß ein vorheriges Zusenden der Handbaten an den Kartellvertreter und eine Durchsicht der Akten durch diesen unumgänglich ist und da auch die Information nur in kurzen Notizen bestehen kann, so ist allerdings der Widerspruch vorhanden, daß die Sachen in der Regel von nichtinformierten Vertretern wahrgenommen werden, daß deshalb eine eigentliche mündliche Verhandlung mit tatsächlichen Vortrag der Parteibehauptungen nicht mehr stattfindet, und nicht mehr statt-

finden kann. Dieser Mißstand ist aber nicht, wie Holtzgerben (l. c.) meint, eine Folge des Kartells, sondern eine Folge der bei großen Gerichten entstandenen Notwendigkeit gegenseitiger Vertretung.

Dagegen hat die Einrichtung des Kartells, — und hier liegt der Schwerpunkt und die vornehmste Wirkung dieser Organisation der Vertretung — zur Folge, daß sämtliche Sachen auch am AG. in außerordentlich gründlicher Weise durch Schriftsätze vorbereitet werden. Jeder Anwalt muß damit rechnen, daß er in seinen eigenen Sachen nicht selbst auftreten kann; jeder weiß, daß infolge der Organisation eine Vertretung stets zur Stelle ist; jeder bearbeitet deshalb in sorgfältiger Weise alle Sachen schriftlich. Das Kartell ist indirekt, ohne daß dies zunächst bräuhig ist, war eine Stütze hierzu aus.

Diese gründliche Vorbereitung durch Schriftsätze bewirkt aber, daß der Richter den ganzen Streitstoff in den Akten hat, ein mündlicher Vortrag desselben ist so im allgemeinen überflüssig. Aus dem mündlichen Verfahren ist so in allen von Anwälten geführten Sachen ein schriftliches geworden, zwar nicht in der äußeren Form, aber der Sache nach. Beschluß und Urteil ergeht in diesen Sachen auf Grund der Schriftsätze, nicht mehr auf Grund des mündlichen Vortrags. Denn, abgesehen von den Ausnahmefällen, wo der Prozeßvollmächtigte selbst auftritt, oder wo er gerade auch Parteivertreter bei dem betreffenden Richter ist, besteht die mündliche Verhandlung nur noch darin, daß die Kartellvertreter erklären, die Schriftsätze sollen als vorgetragen gelten, oder was daselbe in kürzester Form sagen soll, sie erklären: „Wir verhandeln!“ woraus der Richter nach Lage der Akten seine Entscheidung verlinde. Auch in den angegebenen Ausnahmefällen besteht der Vortrag gewöhnlich nur in einem rechtlichen Monolog, nicht in einem nochmaligen Vortrag des in den Schriftsätzen bereits gebrauchten Streitstoffes. Wie im Termin ein Schriftsatz überreicht, so hat nach der jedenfalls stillschweigend bestehenden Abrede der Gegner Anspruch auf Vertagung, die dann von beiden Anwälten beantragt wird und vom Richter beschloffen werden muß. Also: die mündliche Verhandlung ist zu einer inhaltslosen äußeren Form geworden, die nur aufrechterhalten wird, um der Vorschrift der Prozeßordnung formell Genüge zu leisten. Materiell ist das Verfahren ein schriftliches geworden. Es ist dies eine Entwidlung, die das Ansehen der großen AG. mit Notwendigkeit herbeigeführt hat und die auch kaum wieder zu beseitigen ist.

Durch die Organisation der nun einmal notwendig geworden gegenseitigen Vertretung der Anwälte ergeben sich weitere folgende Vorteile. Zunächst ist den Prozeßvollmächtigten die Möglichkeit gewahrt, selbst den ganzen Rechtsstreit, allerdings in schriftlichem Verkehr mit dem Richter zu führen. Die Verhandlungen über den Schriftsatzwechsel sichern ihm, daß nichts Entscheidendes von der Gegenseite vorgebracht wird und zu einer Entscheidung führt, was nicht zuvor zu seiner Kenntnis gelangt, so daß ihm Gelegenheit zur Erwiderung bleibt. Dem Richter andererseits ist eine viel bessere Vorbereitung für die Verhandlung möglich. Da ihm das Parteivorbringen vorher schriftlich zugibt, weiß er vor der Verhandlung, welche Sachen zum Erlaß eines Urteils oder Beschlusses reif sind, und er kann diese vorher formulieren. Werden Erklärungen, die noch

notwendig sind, nicht gebracht, so genügt eine Auflage an die erklärungspflichtige Partei, um diese bis zum nächsten Termin zu beschaffen. Die mündliche Verhandlung der durch Anwälte vertretenen Sachen erledigt sich bei diesem Verfahren ferner außerordentlich schnell, da der Schwerpunkt der Vorbereitung die Darstellung und Mitteilung des Streitstoffes durch die Partei und die Bearbeitung desselben durch den Richter nicht mehr in der Sitzung, sondern vor derselben liegt. Bei diesem Verfahren ist es möglich, 50 bis 60 Sachen, darunter über 50 Prozent streitig in nicht zu ausgedehnten Sitzungen zu erledigen, stets rechtzeitig zur Entscheidung zu kommen und genügend Zeit für diejenigen Sachen zu gewinnen, in denen die Parteien noch selbst erscheinen und den Streitstoff mündlich vortragen. Die fehlende Information der Kartellvertreter wird mehr als wogegen durch die gute schriftliche Bearbeitung jeder Sache und die dadurch ermöglichte bessere Vorbereitung seitens des Richters. Diese ist auch im Falle unerwarteter Vertagung nicht verloren, da eine kurze Durchsicht der Akten oder des vorher fixierten Notums zur neuen Orientierung genügt. Dagegen würde ein mündlicher Vortrag, wenn er zu einer Vertagung führt, meistens verlorene Zeit sein, denn es ist unmöglich, bei umfangreichen Sitzungen die mündlichen Ausführungen der einzelnen Parteien bis zum nächsten Termin im Gedächtnis zu behalten.

Daß bei dem Schriftsatzwechsel häufiger Vertagungen notwendig werden, ist nicht zu bestreiten, aber dieses hat auf die Gesamtdauer des Prozesses keinen erheblichen Einfluß; denn bei ordnungsmäßigem mündlichen Vortrag und der notwendigen Protokollierung einzelner Verhandlungen könnte kaum die Hälfte der jetzt anstehenden Sachen für eine Sitzung angelegt werden. Der erste Termin müßte nach Eingang der Klage weiter herausgeschoben werden und die Vertagungsersuchen zwischen den einzelnen Terminen würden entsprechend länger. Endlich würde, was jetzt kaum der Fall ist, bei umfangreichen neuen Parteivorbringen in der mündlichen Verhandlung häufig eine Vertagung von Amts wegen erfolgen, weil der Richter den mündlich vorgetragenen Streitstoff nicht so beherrschen kann, daß er jedesmal gleich die sachgemäße Entscheidung trifft. Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade die mannigfachen Verhältnisse des täglichen Lebens und die sich daraus ergebenden Differenzen rechtlich oft am schwersten zu erfassen sind und daß es viel leichter ist, eine schriftliche Sachdarstellung als einen mündlichen Vortrag sofort richtig zu wärdigen.

Wichtig ist nun, daß die geschaffene Art der mündlichen Verhandlung kaum nach dem Buchstaben, jedenfalls aber nicht dem Geist der ZPO., dem Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit entspricht. Nicht mehr das gesprochene, sondern wieder wie im früheren Prozeß das geschriebene Wort ist als Parteivorbringen für den Richter erheblich geworden; der alte Grundsatz „quod non in actis, non est in mundo“ ist wieder wertlos zu verstehen. Das Prinzip der Mündlichkeit wird nur durch eine Fiktion aufrecht erhalten, durch die formale Erklärung, daß die Schriftsätze als mündlich vorgetragen gelten sollen. Die Entwidlung der Großstädte, die damit verbundene Vergrößerung und Zentralisation der Gerichte, die Zunahme der Prozesse und der Anwaltsvertretung in denselben — all diese Umstände haben sich hier ein neues schriftliches Verfahren erzwungen,

das nur noch äußerlich der 3PD. entspricht. Das wirkliche Leben mit seinen Anforderungen ist härter gewesen, als die Vorchrift des Gesetzes.

Es würde unmöglich sein, diese Entwicklung zurechtzufahren und durch irgend welche Reformen das wirkliche mündliche Verfahren, wie es für kleinere AG. selbstverständlich und zweckmäßig ist, wieder erlangen zu wollen. Denn auch die Tatsache, daß ein großer AG. fast alle Sachen einem Rechtsanwalt übertragen werden, ist eine Folge der geschäftlichen Entwicklung mit seinen ganz andern persönlichen und geschäftlichen Beziehungen. Es besteht hier nicht mehr das Bedürfnis nach frieblichem Ausgleich zwischen den Parteien, auf welchen das besondere amtsgerichtliche Verfahren mit dem persönlichen Erscheinen der Parteien hinwirken sollte. Die Parteien sind sich persönlich fremd und die bestehenden geschäftlichen Beziehungen lassen sich bei Differenzen meistens leicht durch andere entsprechende ersetzen. Während an kleinen Orten das Auseinandergewiesensein der Parteien vielfach einen frieblichen Ausgleich auch ihnen wünschenswert erscheinen läßt, verfolgen die Parteien am großen Gericht lediglich ihr Recht, unbekümmert um die Kosten und die persönlichen Folgen. Bei der größeren Anwaltsaufnahme durch Geschäft und Arbeit sind sie auch nicht so in der Lage, persönlich die Termine wahrzunehmen. Die hierdurch entstehenden Verluste würden die für den Anwalt aufzubringenden Kosten häufig übersteigen. Die Tatsache, daß die große Mehrzahl der Amtsgerichtssachen jetzt von Anwälten geführt wird, läßt sich also durch eine Reform des Verfahrens nicht beseitigen; denn daß an eine Ausschließung der Anwälte wie beim Gewerbegericht nicht zu denken ist, bedarf keiner Erörterung. Mit dieser Tatsache ist also bei jeder Reformrechnung zu rechnen.

Wie es unendlich ist, die Bekämpfung dieses neuen schriftlichen Verfahrens, so ist sie auch nutzlos. Es hat für den Einzelrichter keinen Zweck, daß ihm dasjenige, was er in schriftlicher Form bereits gelesen und verarbeitet hat, noch einmal mündlich vorgetragen wird, jama! der Vortrag doch nur in einem Vorlesen der ihm bekannten Schriftsätze bestehen würde.

Kommt es zu einer Reform der Gerichtsorganisation im Sinne der Vorschläge von Mügel oder Holtgreben drart, daß alle Sachen in I. Instanz einem Einzelrichter zuzallen oder wird auch nur die Zuständigkeit der AG. erhöht, so wird sich das geschäftliche Verfahren tatsächlicher Schriftlichkeit mit rein formaler Mündlichkeit erweisen. An allen größeren Orten mit Gerichten I. Instanz wird die Anzahl der Stellen, wo gleichzeitig Prozesse verhandelt werden, sich noch vermehren; denn es ist wohl unumkehrbar, daß der Einzelrichter in den jetzt der Zivilkammer zuzulassenden Sachen nicht dieselbe Anzahl in einer Sitzung bearbeiten kann, wie das Kollegium von drei Richtern, auf die sich jetzt die Bearbeitung verteilt. Die Anzahl der ersteninstanzlichen Prozesssachen und ihrer Verteilung auf die Anwälte wird dieselbe bleiben, ja mit steigender Bevölkerung wie bisher zunehmen. Es wird also unter den Anwälten das Bedürfnis nach gegenseitiger Vertretung sich noch steigern. Dazu kommt, daß dann ein wesentlicher Grund, der jetzt bei den Kollegialgerichten noch zu mündlicher mündlicher Verhandlung zwingt, die Notwendigkeit, dem nichterfahrenen Richter den

Streitstoff mitzuteilen, wegfällt wird. Anwälte und Einzelrichter werden es für Arbeits- und Zeitvergeudung halten, daß dasjenige noch einmal mündlich vorgetragen wird, was bereits schriftlich zu den Akten gebracht und dem Richter bekannt geworden ist. Die mündliche Verhandlung wird auch, wenn der Prozeßbevollmächtigte selbst auftritt, zu einem rechtlichen Plaidoyer werden.

Es drängt sich hiernach eigentlich von selbst die Frage auf: muß oder soll bei der zu erwartenden Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens das ausschließliche Prinzip der Mündlichkeit bestehen bleiben? Ob Schriftlichkeit oder Mündlichkeit der Prozeßform ist lediglich eine Zweckmäßigkeitsfrage. Man kann aber nicht eine Form aufrechterhalten, die dem wirklichen Leben mit seiner Entwicklung nicht genügt hat, über die hinaus diese Entwicklung sich bereits in ein neues dem Inhalte nach schriftliches Verfahren erzwungen hat. Wie die Reform, die hier einzuführen ist, im einzelnen zu gestalten ist, kann ich hier nur andeuten. Die Mündlichkeit, wie sie tatsächlich das Verfahren vor den kleinen AG. beherrscht, wird bestehen bleiben, daneben aber in ein fakultativer schriftliches Verfahren treten müssen, vielleicht mit Anwaltszwang, etwa dertat, daß der Richter entscheidet, entweder auf Grund des mündlichen Parteivortragens oder auf Grund dessen, was der bevollmächtigte Anwalt schriftlich vorbringt und beantragt.

Wie aus allen wirtschaftlichen Gebieten, so hat sich auch im Prozeßbetrieb der Großbetriebe gewissermaßen ein Großbetrieb ausgebildet. Jeder Großbetrieb erfordert aber Arbeitsteilung und jede Arbeitsteilung zweckmäßige Organisation. Das Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit, das mündlichen Vortrag durch die Partei oder ihren Vertreter und Beweisannahme vor dem erkennenden Richter verlangt, verlagert hier. Da die Verteilung der einzelnen Prozesssachen auf die Anwälte sich nach andern Grundätzen regelt und regeln muß, als die Verteilung auf die einzelnen Richter, so kann hier nur durch Wiedereinführung fakultativer Schriftlichkeit ein Ausgleich geschaffen werden. Es ist kein Grund vorhanden, heute im Zeitalter der Schreibmaschine und des Telefons nicht auch im Prozeßverfahren der Schriftlichkeit wieder eine größere Bedeutung zuzuwenden.

Zur Natur des Räumigungsrechts in den Fällen der §§ 725 BGB., 135 GGB., 66 GenG.

Von Landgerichtsrat Dr. Marcus, Berlin.

Das in vorstehend zitierten Bestimmungen dem Gläubiger eines in einem Gesellschafts- oder Genossenschaftsverband stehenden Schuldners gebundene Räumigungsrecht, das im übrigen nach deren Voraussetzungen nicht gleichartig ist, bietet — wie ein Blick in die Kommentare beweist — manche ungelöste Schwierigkeiten. So hinsichtlich der dazugehörigen den Räumigungsgegnern zuzurechnenden Einreden hinsichtlich der Dauer des Vertrages, der Art der Auseinandersetzung u. a., vgl. Staudinger Kommentar zu § 725, Staub-Pinner und Goldmann zu § 135 GGB.

Jetzt daß nicht die Gesellschafts- und Genossenschaftsansprüche dem Zugriff des Gläubigers unterliegen, sondern nur das Auseinandersetzungsgutbahns des Schuldners, das

erscheint gegenüber § 717 BGB. aus dem Wortlaut der hier fraglichen Einzelbestimmungen nicht bestritten, wie denn auch § 725 BGB. und Übereinstimmung § 859 Abs. 1 BPO. von Pfändbarkeit des „Anteils am Gesellschaftsvermögen“ nur in diesem Sinne spricht. Diese Pfändung bedeutet keine Succession in die Gesellschaftsstellung, § 725^a BGB., sondern gibt dem Gläubiger nur das Recht auf Auszahlung des dem gesellschaftlich gebundenen Schuldners auf den diesem zukünftigen Gewinnanteil — nach Auflösung. Diese zu ermöglichen, ist das Kündigungsrecht, als Hülfrecht des Zugriffsrechts des Gläubigers bestimmt. Nun gehört das Kündigungsrecht im Sinne der Zielmannschen Einteilung der subjektiven Rechte zu den sog. Annenrechten, vermöge deren der Berechtigte durch seine Willenserklärung die Anberung eines Rechtsoberbaltisses herbeiführen kann, wie das Ansetzungsrecht, das Aufrechnungsrecht, das Zurückbehaltungsrecht. Allen diesen ist gemeinsam ihre Unselbstständigkeit — als solche sind sie, wie Sohm „Der Gegenstand“ 1905 dargelegt hat, keine Vermögensgegenstände, weil nicht selbstständige Verfügungsgegenstände repräsentierend. Ohne die Rechte, denen sie entfloßen, sind sie nicht selbständig abtretbar, auch nicht Gegenstände der Zwangsversteigerung. So fallen sie auch nicht unter den Begriff der „anderen Vermögensrechte“ in Sachen § 857 BPO.

Wenn nun in den hier zur Erörterung stehenden Fällen der Gläubiger doch ein Kündigungsrecht erhält ohne Succession in das Gesellschafts- oder Genossenschaftsrecht, so ist jenes damit zu einem originalen, im Dienste der Zwangsversteigerung gestempelt zugunsten des Pfändungsberechtigten Gläubigers, der sein Pfandrecht am Vermögensanteil seines Schuldners erworben hat, zwar im Gesellschaftsrecht des letzteren tunc und, aber von diesem unabhängig gemacht in seiner konkreten Funktion. Wie haben hier also ein sog. Annenrecht des Gläubigers, ein Gesellschaftsrecht besonderer Art, im Dienste der Zwangsversteigerung, aus dessen so eigenartiger gearteter Natur heraus die Entscheidung der obengedachten streitigen Fragen einzuholen werden muß.

Ohne daß letztere hier erschöpfend behandelt werden sollen, sei auf einige praktische Konsequenzen hingewiesen: Zunächst steht dem Gläubiger eine gesellschaftsvertragliche Beschneidung der Kündigungsfrist nicht entgegen, denn diese, sein Recht, ist nicht abgeleitet von dem Recht seines Schuldners: vgl. Staub-Pinner Ann. 5 § 136 contra Weidmann Ann. 13 § 135 BGB. Sobald die Kündigung erklärt ist, können die Gesellschaftsmitglieder mehr das Recht aus § 268 BGB. ausüben, um der Auflösung zu begnügen; denn diese kann durch das *ius offerendi* des § 268 BGB. überhaupt nicht befristet werden — was vielfach übersehen ist. Soweit das Recht aus § 141 BGB. Platz greift, welches den übrigen Gesellschaftern gegeben ist, um durch Beschluß die Fortsetzung der Gesellschaft im Interesse der letzteren, trotz Ausscheidens des Exequens zu ermöglichen — so sagt das Gesetz nicht, in welcher Frist ein solcher Beschluß dem kündigenden Gläubiger mitzuteilen. Staub-Pinner Ann. 1a zu § 141 wollen die Fassung des Beschlusses und Erklärung an den Gläubiger „bis zum Eintritt der Auflösung, also bis zum Ablauf des Geschäftsjahres“, zulassen. Dies wird nach § 135 und § 141 Abs. 1 Satz 2 BGB. als äußerster Termin zu gelten haben; auf Grund des Gesellschaftsvertrages

stehen dem Gläubiger Einreden, die in diesem Punkte sein Recht einschränken sollen, nicht entgegen: Certmann zu § 725 BGB., Ann. 2 S. 2. Das Kündigungsrecht des Gläubigers unterliegt als solches, da kein Vermögensrecht, nicht der Pfändung, kann aber nach Pfändung des Gläubigeranspruches auch seitens des Interessenten der Fortsetzungsanstellung accessiorisch ausübt werden.

Was als Folge der Kündigung sich ergibt, ist: die Auseinandersetzung gemäß § 731 BGB., die Liquidation nach § 745 BGB., soweit solcher eben nicht durch Willensfreiheit der Erhaltungsgründe des BGB. in concreto der Auflösung der Gesellschaft entgegensteht. Soweit es sich um die hierbei liquid zu stellenden Rechte des Gesellschafters handelt, gegen den die Pfändung betrieben ist, so kann aus dem Kündigungsrecht des Pfändungsgläubigers nicht, wie dies Staubinger a. a. O. tut, gefolgert werden, daß die Vertragsbestimmungen der Gesellschaft, welche die Auseinandersetzung materiell regeln, dem Gläubiger gegenüber unwirksam werden. Denn das materielle Befriedigungsrecht des Gläubigers wurzelt ganz im Rechte seines gesellschaftlich verpflichteten Schuldners — daran ändert sich keines Kündigungsrecht nichts. Daraus sei zum Schluß hier hingewiesen.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig und Justizrat Scheele zu Leipzig.

Wie berichtet über die in der Zeit vom 29. Juli bis 10. August 1907 abgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsgericht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 119, 121, 925 BGB. Rechtliche Folgen der Divergenz zwischen dem übereinstimmenden Willen und der übereinstimmenden Erklärung der Auflassungsbeteiligten.)

Der Berufungsrichter nimmt an, Kläger zu 4 und Beklagter zu 2 hätten in dem Auflassungsprotokolle vom 30. Juni 1904 nicht bezüglich der Kennenbannweise, sondern nur bezüglich der verkaufen in der Ziegler Post liegenden Möbdrücke eine Einigung über den Eigentumsübergang erklärt, es liege nicht ein Irrtum in der Erklärung des Willens vor, sondern es sei nur der Gegenstand der Einigung unwirksam bezeichnet und sei daher nach dem wahren, von beiden Beteiligten gemeinten Sinne der Einigungserklärungen nur die Möbdrücke, nicht auch die von der falschen Bezeichnung mitumfaßte Kennenbannweise gütlich aufzulassen und in das Eigentum des Beklagten zu 2 übergegangen. Die Revision greift diese Ausführungen als erwiderungslos an. Der erkennende Senat hat jedoch in dem Urteil vom 17. April 1907 V. 374/06 (abgedruckt in JB. 07 S. 327 Nr. 3) bezüglich solcher Fälle, in denen die von den Beteiligten übereinstimmend abgegebenen Auflassungserklärungen sich mit dem hinsichtlich des Gegenstandes der Auflassung von den Beteiligten übereinstimmend Gewollten nicht decken, in denen insbesondere, wie vorliegend, die Beteiligten die Auflassung hinsichtlich des ganzen auf einem

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

Grundbuchblatte bezeichneten Grundbesitzes erklärt h. v. entgegengenommen haben, während nach ihrem übereinstimmenden Willen nur ein bestimmter Teil dieses Grundbesitzes aufgegeben werden sollte, in Übereinstimmung mit der Verteilung solcher Fälle nach früherem preussischen Rechte betreffenden ständigen Rechtsprechung des RG. (vgl. RG. 20, 225; 28, 307; Grundr. d. Verh. 34, 707; 37, 1096; 44, 993) und entgegen der in der Rechtslehre mehrfach vertretenen abweichenden Ansicht (vgl. Eisenbinger Verm. A III 2 zu § 925 BGB.; Turrau-Höfster Eigentumsübertretung I, 292, aber auch S. 484) ausgesprochen, die Divergenz zwischen dem übereinstimmenden Willen und der übereinstimmenden Erklärung der Auflassungsbeteiligten bewirkt nicht bloß, daß die Auflassung wegen Irrtums gemäß §§ 119, 121 BGB. von den Beteiligten angefochten werden könne, sondern hindert das Zustandekommen einer wirksamen Auflassung, also einer rechtsgültigen Einigung über den Eigentumsübergang, überhaupt insoweit, als die Auflassungserklärung hinsichtlich des zu übertragenden Gegenstandes nicht dem übereinstimmenden Willen der Beteiligten entspricht. Hierdurch abgesehen liegt kein Anlaß vor. Ist insbesondere, wie vorliegend, nur ein Teil des auf einem Grundbuchblatte bezeichneten Grundbesitzes Gegenstand des Verkaufsvertrages h. v. Gewerkschaften der Beteiligten, die Auflassung aber in der irrständlichen Annahme, daß nur jener Teil auf dem Grundbuchblatt eingetragen sei, hinsichtlich des ganzen Grundbesitzes erklärt h. v. entgegengenommen worden, so ist nach dem maßgeblichen Sinne, den die Beteiligten den Auflassungserklärungen übereinstimmend beilegt haben, in Wahrheit nur hinsichtlich jenes Teils rechtsgültig die Auflassung erklärt und die Übereignung entgangen. Es ist dann einseitig in dieser Beziehung rechtlich bedeutungslos, daß die Auflassungserklärungen ihrem Wortsinne nach den übrigen auf dem Grundbuchblatte sonst noch bezeichneten Grundbesitz miteinfaßten, und liegt andererseits hinsichtlich dieses anderen Grundbesitzes tatsächlich nur ein Schein, nicht die Wirksamkeit einer Einigung über den Eigentumsübergang vor. Hiernach hat der Berufungsgericht mit Recht angenommen, daß durch die Auflassung vom 30. Juni 1904 zwar das Eigentum an der durch den Vertrag vom 1. März 1904 von den Klägern verkauften Rodkieswiese, nicht aber auch das Eigentum an der nicht verkauften Ronnenkammwiese übertragen worden ist. B. u. Sen. c. R. u. Sen. II. v. 6. Juli 07, 600/06 V. — Berlin.

2. §§ 243, 276, 459 ff. BGB. Beweislaß bei Schadenersatzanspruch für die schuldlose Lieferung einer der Gattung nach bestimmten mangelhaften Sache.]

Das Berufungsgericht geht rechtlich zutreffend davon aus, daß der Verkäufer einer nur der Gattung nach bestimmten Sache bei schuldhafter Lieferung einer mangelhaften Sache dem Käufer zum Erfolge des demselben durch den Mangel verursachten Schadens aus diesem Verschulden verpflichtet ist. Daß dem Kläger durch die Lieferung von indiskontem Reis, in welchem sich giftige Ärgernisse befinden, seitens der Beklagten der eingeklagte Schaden entstanden ist, indem mehrere Pferde der Knechtmer desselben infolge der Fütterung mit diesem Reis verendet, und er diesen den dadurch entstandenen Verlust hat bezahlen müssen, ist nicht streitig. Auch über die objektive Mangelhaftigkeit der zu Futtergetreide bestimmten Ware gemäß

§ 243 BGB. kann ein Zweifel nicht bestehen. Die Beklagten haben dagegen bestritten, daß ihnen bei Lieferung der einen Teil einer größeren Sendung stibenden Ware ein Verschulden zur Last falle. Das Berufungsgericht hat demgegenüber angenommen, die Beklagten hätten hinsichtlich der in Frage stehenden Lieferung die Beobachtung der im Verleiche erforderlichen Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns zu vertreten gehabt; angründete der Vertragswichtigkeit der Lieferung treffe sie hierfür die Beweislaß; dieser Beweislaßpflicht hätten sie, wie näher dargelegt wird, nicht genügt; daher sei der Klagsanspruch begründet. Dieser rechtlichen Annahme kann indessen für das Recht des BGB. nicht beigegeben werden. Wichtig ist, daß von der früheren Rechtsprechung sowohl des preussischen OLG., als des RG. und des RG. angenommen wurde, daß bei mangelhafter Vertragserfüllung, insbesondere der vertragsgemäßen Lieferung von Waren der Verkäufer, um sich von der Verpflichtung zur Teilung des Erfüllungsinteresses frei zu machen, sich zu entlasten habe, daß er nachzuweisen habe, er sei ungeschuldet geblieben; Sorgfalt nicht in der Lage gewesen, vertragsgemäß zu erfüllen (OLG. 74, 159; RG. 14, 15; 15, 293; RG. 21, 906; 22, 172; 25 S. 113, 114; Folge I R. 477; Staub 6/7. Aufl. zu § 347 Ann. 16). Diese Rechtsprechung, die auf der dem Standpunkt des BGB. entnommenen Auflassung beruht, daß schon die vertragswidrige und mangelhafte Erfüllung an sich der Regel nach als eine von dem Verpflichteten verschuldet anzusehen sei, kann für das BGB. als rechtlich zutreffend nicht erachtet werden. Dasselbe hat die Entscheidungssachen wegen Mängel der Sache in den §§ 459 ff. lediglich an die Tatsache der objektiven Mangelhaftigkeit ohne Rücksicht auf die Frage der subjektiven Verschuldung geknüpft. Die bereits oben erwähnte Rechtsprechung, welche neben den Verschuldungsansprüchen im Falle der schuldlosen Lieferung einer nur der Gattung nach bestimmten mangelhaften Sache dem Käufer auch einen Anspruch auf Ersatz des ihm infolge der Mangelhaftigkeit entstandenen Schadens zuerkennt, gründet sich im wesentlichen auf den in § 276 BGB. ausgesprochenen Grundsatze, daß der Schuldner mangels anderweitiger Bestimmung Vorsatz und Fahrlässigkeit zu vertreten habe, indem angenommen wird, daß diese Vertretungsspflicht „nicht anders verwirklicht werden könne, als daß der Schuldner dem anderen Teile den Schaden erzeuge, der demselben durch sein verschuldetes oder fahrlässiges Handeln entstanden sei“ (RG. 52, 19). Nach dieser rechtlichen Konstruktion bildet aber dieses verschuldete oder fahrlässige Handeln einen besonderen und selbständigen Grund des Schadenersatzanspruches, den derjenige, der ihn erhebt, zu beweisen hat (Staub-Könige 8. Aufl. zu § 377 Ann. 130). Daß in vielen Fällen das Verschulden schon in der bei der Lieferung selbst nicht beobachteten Sorgfalt tatsächlich gefunden werden kann, kann an dieser nach dem BGB. sich ergebenden rechtlichen Sachlage bezüglich der Frage der Beweislaß nichts ändern. Das Berufungsgericht ist daher bei der Verteilung der für den Klagsanspruch auf Schadenersatz entscheidenden Schuldfrage von einer rechtlich nicht zutreffenden Verteilung der Beweislaß ausgegangen, und auch seitens der Aufstellungen derselben für die positive Annahme eines Verschuldens der Beklagten bei Lieferung des mit giftigen Ärgernissen durchsetzten Reises an den Käufer zu sprechen scheinen,

bleibt es zweifelhaft, ob diese Annahme nicht durch jene rechtlich unzutreffende Auffassung beeinflusst wurde. Das angesprochene Urteil mußte daher aufgehoben, die Sache selbst aber zur erneuten Verhandlung und Entscheidung über diesen Punkt, wobei davon auszugehen sein wird, daß die Beweislast für das Verschulden der Beklagten den Kläger trifft, an das Berufungsgericht zurückverwiesen werden. B. a. St., II. v. 9. Juli 07, 115,07 II. — Berlin.

Sitzprozeßordnung.

3. §§ 766, 850 ZPO. Unanwendbarkeit dieser Vorschrift bei Einwendungen, die gegen das Forderungsrecht gerichtet sind.]

Der Klägerin steht gegen den Beklagten zu 1 eine ihr durch rechtskräftiges Urteil des RG. in Frankfurt a. M. vom 19. Dezember 1901 zugesprochene Forderung von 37 608 Mark nebst Zinsen zu. Die Beklagte zu 2 ist als Mägen des Beklagten zu 1 durch rechtskräftiges Urteil desselben Gerichts vom 17. Dezember 1901 zur Zahlung von 17 500 Mark an die Klägerin verurteilt worden. Die Zwangsvollstreckung gegen beide Schuldner hat zu einer Befriedigung der Klägerin nicht geführt. Durch einen mit den Beklagten zu 1 und 2, deren Ehe damals noch bestand, am 8. Januar 1900 geschlossenen schriftlichen Vertrag hatte sich der Beklagte zu 3, Vater der Beklagten zu 2, verpflichtet, dieser „weiterhin als elterliche Beiträge und als Elemente eine Rente zu bewilligen, und zwar für die Jahre 1900 und 1901 eine Rente von monatlich 333,34 Mark, am 1. eines jeden Monats pränumerando zahlbar, für die späteren Jahre eine solche von je 300 Mark monatlich, in gleicher Weise zahlbar . . .“ Dabei hatte sich der Beklagte zu 3 vorbehalten, zu jedem beliebigen Zeitpunkt diese Rentenverpflichtung durch Zahlung eines Kapitals von 50 000 Mark abzulösen. Auch war in dem Vertrage bestimmt, daß Renten- und Ablösungskapital Vorbehaltsgut der Beklagten zu 2 bilden und „jedes Verwaltungs-, Nutzungsmäßig- und Verfügungsrecht ihres Ehemannes ausgeschlossen“ sein sollte, sowie ferner, daß „sowohl die . . . Renten als auch außer und neben denselben das zur Ablösung künftiger Rentenbeträge . . . gezahlte Ablösungskapital von 50 000 Mark . . . auf den demnachstigen Erbteil und Pflichtteil der Frau Luise S. ged. Peter in Anrechnung zu bringen“ seien. Durch notariellen Vertrag vom 10. September 1901, in dessen Einleitung die Beklagten zu 1 und 2 erklärten, sich für den Fall der Scheidung ihrer Ehe bezüglich der vermögensrechtlichen Folgen im voraus gereinigt zu haben, überließ die Beklagte zu 2 für den gegebenen Fall die Erziehung der aus der Ehe hervorgegangenen Kinder, der Beklagten zu 4, ausschließlich dem Beklagten zu 1; zugleich trat sie diesem „ihren Anspruch gegen ihren Vater . . . auf Zahlung einer Rente von monatlich 300 Mark bzw. nach dessen Wahl auf Zahlung von 50 000 Mark . . . zu 1/2 der zu zahlenden Beträge . . .“ ab und erklärte sich „für die Valuta im Wege der Abrechnung der ehe- und güterrechtlichen Verhältnisse befriedigt“. Am 14. August 1902 wurde, nachdem inzwischen die Ehe rechtskräftig geschieden worden war, zwischen dem Beklagten zu 1 und dem Beklagten zu 3 ein schriftlicher Vertrag geschlossen, durch den der Beklagte zu 1 unter der Erklärung, er sei „ausgeschiedlich nicht in der Lage, in sachgemäßer, dem Wohle und den Interessen“ der Beklagten zu 4 „dienenden Weise für deren Erziehung Sorge zu tragen“, das Erziehungs-

recht dem Beklagten zu 3 überließ. Zugleich erklärte der Beklagte zu 1, daß er „mit Rücksicht hierauf . . . auf die ihm laut notariellen Vertrage vom 10. September 1901 zustehende Rente den 100 Mark monatlich zugunsten der Kinder Margarete und Ludwig E.“ verzichte. Andererseits erklärte der Beklagte zu 2, daß er „diese monatliche Rente von 100 Mark zugunsten der beiden Kinder in gegen einer Veranlagung . . . anlegen“ werde. Schon vor Abschluß dieses Vertrages war durch Beschluß des RG. in Frankfurt a. M. vom 24. März 1902 wegen des Auftrags der Klägerin aus dem Urteile vom 17. Dezember 1901 die der Beklagten zu 2 aus dem Vertrage vom 8. Januar 1900 gegen den Beklagten zu 3 zustehende Rentenforderung, insofern sie den Betrag von 1500 Mark jährlich übersteigt, auf Höhe von 17 500 Mark nebst Zinsen für die Klägerin gepfändet und dieser zur Einziehung überwießen worden. Außerdem ist, nach Erhebung der gegenwärtigen Klage, durch Beschluß desselben RG. vom 23. Januar 1903 wegen ihres Auftrags gegen den Beklagten zu 1 aus dem Urteile vom 19. Dezember 1901 die dem Beklagten zu 1 gegen den Beklagten zu 3 auf Grund der Beträge vom 8. Januar 1900 und 10. September 1901 zustehende Rentenforderung von monatlich 100 Mark mit Wirkung vom 1. Januar 1903 an für die Klägerin gepfändet und ihr zur Einziehung überwießen worden. Die Beträge vom 10. September 1901 und 14. August 1902 hat die Klägerin mittels der gegenwärtigen Klage auf Grund des Urteils vom 21. Juli 1874/20. Mai 1898 — RGZ 98, 709 — als ihr gegenüber unwirksam angefochten. In der Berufungseinlegung ist Beklagter zu 3 verurteilt. Auf dessen Revisions hin hat das RG. auf und wies die Sache an das Berufungsgericht zurück. — Der Beklagte zu 3 — Peter — hatte unter anderem gegen die Klage geltend gemacht, daß der Pfändungs- und Überweisungsbeschluß, auf den sich die Klägerin berufe, unwirksam sei, weil die Rentenforderung der Pfändung nicht unterliege, da sie nichts anderes sei, als der durch Vertrag erzeugte, auf gesetzlicher Vorchrift beruhende Unterhaltsanspruch der Tochter gegen ihren Vater (§ 850 Abs. 1 Sff. 2 ZPO.). Das Berufungsgericht hat diese Einrede für sachlich unbegründet erklärt, weil nach seiner Feststellung die Rente als Auszahlung versprochen, der Anspruch auf die einzelnen Rentenbeträge also nicht Unterhaltsanspruch sei. Abgesehen hiervon hat das Berufungsgericht aber auch ausgeführt, daß dem Beklagten Peter, wenn er als Drittschuldner die Einwendung aus § 850 a. a. D. überhaupt erheben könne, hierzu nur derselbe Weg offen stehe, den die Schuldnerin selbst dafür haben würde, nämlich der durch § 766 ZPO. geordnete Weg der Vorsehung bei dem Vollstreckungsgerichte und gegen dessen Entscheidung der Weg der Beschwerde. Diese Auffassung ist bezüglich der in § 850 vorgeschriebenen prozessualen Beschränkungen der Pfändbarkeit nicht zu beanstanden. Sie steht mit der Rechtsprechung des RG. in Einklang; es genügt der Hinweis insbesondere auf die Urteile vom 29. Oktober 1894, RG. 34, S. 380—381, vom 22. Oktober 1897, RG. 40, 366, vom 29. Oktober 1900, ZfR. 00, 899. Der Beklagte, Peter, hatte aber die Unpfändbarkeit nicht allein auf die prozessuale Bestimmung des § 850 a. a. D. gegründet, sondern er hatte sie auch aus seiner eigenen materiellen Rechtsstellung hergeleitet, indem er, wie aus seinem in den Lai-

beständen der Urtile der Vorinstanzen widergegebenen Vereinbar zu entnehmen ist, geltend machte, daß er durch den Vertrag vom 8. Januar 1900 seiner Tochter nur eine an ihre Person geknüpfte, höchstpersönliche Förderung eingeäumt habe, zu Leistungen daraus also nur an sie, nicht an Dritte, verpflichtet sein könne. Damit machte der Beklagte nicht das geltend, was in § 766 B.G.D. als Kautelen, Einwendungen, und Erinnerungen, welche die Art und Weise der Zwangsvollstreckung ... betreffen, bezeichnet und auf den dort geordneten Weg geübt ist, sondern er erhob eine Einwendung gegen das Forderungszrecht selbst, wie es die Klägerin auf Grund der Pfändung und Überweisung namentlich in ihrer Person geltend machen zu können. Auf eine Einwendung dieser Art bezieht sich die vorhin erwähnte Rechtsprechung des R.G. nicht. Es ist kein gesetzlicher Grund vorhanden, aus dem diese Einwendung nicht im Prozeß sollte erhoben werden können. Sie bedurft deshalb sachlicher Prüfung und Entschcheidung, das Berufungsgericht vermisst läßt. Soll diese Prüfung etwa in dem in den Entschidungsgründen (Blatt 456) enthaltenen Satze: „Eine analoge Anwendung der Grundzüge über den Bausgelvertrags ist schon wegen der Besonderheiten, die sich aus der Natur dieses Vertrages ergeben, ausgeschlossen,“ erledigt werden, so wird damit jedenfalls nicht das getroffen, worauf es ankommt. Nicht lediglich auf dem Gesichtspunkt eines entsprechenden Antwortschrittes der Grundzüge über den Bausgelvertrags, sondern vor allem nach der eigenen Natur des von dem Beklagten, Peter, geltend gemachten Rechts war die Einrede zu prüfen. Zur Nachholung dieser Prüfung auf Grund erneuter mündlicher Verhandlung mußte hiernach, unter entsprechender Aufhebung des angefochtenen Urteils, die Sache an das Berufungsgericht zurückerwiesen werden. Dieses wird im Zusammenhang mit dem behaupteten höchst persönlichen Charakter der Rentenforderung auch zu untersuchen haben, ob nicht die Voraussetzung des § 399 B.G.B. zutrifft, und welche Beurteilung sich, bejahendenfalls, daraus für die Einrede des Beklagten, Peter, ergibt, wobei freilich auch die Bestimmung des § 851 B.G.B. zu berücksichtigen sein wird. P. 2. a. G. u. Gen., II. v. 21. Juni 07, 410/06 VII. — Frankfurt.

Handelsgesetzbuch.

§. 70 H.G.B. Entlassungsgründe, die sich vor der Anstellung des Handelsgesellen ereignen.]

Die Revision trägt Verletzung des § 70 H.G.B. Hinsichtlich des § 70 H.G.B. wird geltend gemacht, daß Gründe, die sich vor der Anstellung eines Handelsgesellen ereignen hätten, nur als Anstellungsgründe wegen Irrtums, nicht aber als Entlassungsgründe gemäß § 70 H.G.B. dienen könnten. Zwar ist es richtig, daß diese Meinung in der handelsrechtlichen Literatur vertreten wird (Döringer-Hagenberg, H.G.B., § 70 Anm. 1; Sorwicz, das Recht des Handelsgesellen, 2. Aufl. § 29 Ziff. 11 5), und daß sie auch bei Staub, H.G.B., 8. Aufl. an einer Stelle (§ 70 Anm. 8) zum Ausdruck kommt (anders dagegen § 70 Anm. 24). Ihr kann aber nicht zugestimmt werden, und sie wird auch in Wissenschaft und Praxis überwiegend widerprochen (Wolter, H.G.B., § 70 Anm. 1a; Goldmann, H.G.B., I S. 336; Pfand, B.G.B., II § 626 Anm. 3b; Essminger, B.G.B., II § 626 Anm. 11*;

Derstmann, Schuldverhältnisse, § 626 Anm. 4; R.G. in J.Z. 00, 624¹⁾). Das Gesetz gewährt die Befugnis fristloser Kündigung, wenn „ein wichtiger Grund vorliegt“. Es wird also nichts weiter verlangt, als daß während der Dauer des Dienstvertrags eine Störung des normalen, durch den Dienstvertrag geschaffenen Verhältnisses zwischen Prinzipal und Gehilfen eintritt. Diese Störung kann auch in einem Ereignis ihren Grund haben, das schon vor der Anstellung liegt, sofern nur seine Wirkungen sich auf die Zeit der Vertragsdauer hinein erstrecken und derartige sind, daß dem anderen Teile die Fortsetzung des Dienstverhältnisses nicht weiter zugunsten ist. Daß eine vor der Anstellung erlittene zweijährige Justizvollstreckung des Angefallenen wegen Bandendiebstahls, die dem Prinzipal nachträglich bekannt wird, eine solche Wirkung äußern kann, ist nicht zu bezweifeln. L. a. G. u. v. 12. Juli 07, 468/06 III. — Berlin.

Wechselordnung.

§. Art. 23 und 62 B.O. Der Zeichner eines Blankoakzeptes haftet dem gutgläubigen Erwerber des ihn legitimierenden ausgefüllten oder von ihm gutgläubig ausgefüllten Akzeptes nach Wechselrecht.]

Der Beklagte wurde laut Urteil des O.B. vom 29. Mai 1905 aus einem von ihm angemommenen, von Frau Anna v. D. ausgestellten und an die Klägerin indossierten bei Sicht fälligen Wechsel über 5000 Mark im Wechselprozeß unter Vorbehalt seiner Rechte zur Zahlung der Wechselsumme nebst Zinsen und Kosten verurteilt. Im Nachverfahren beantragte der Beklagte die Aufhebung dieses Urteils und die Abweisung der Klage, indem er unter anderem einwendete, v. D. und K. hätten ihn (Beklagten) betrogen und die Ausstellerin des Wechsels wie die Klägerin getuscht, wie v. D. den Wechsel erhalten habe. Das O.B. hielt das im Wechselprozeß ergangene Urteil aufrecht. Es nahm an, daß die Einrede des Mißbrauchers Frau v. D. oder K. nicht entgegenstehe. Der Berufungsrichter wies die Klage ab. R.G. hob auf und wies die Sache an das Berufungsgericht zurück: Das O.B. hat die Klage auf Grund der Einrede des Mißbrauchers abgewiesen. Es hält für erwiesen, daß v. D. von dem Beklagten den mit dessen Akzept versehenen und im übrigen mit Ausnahme des Ausstellervermerks ausgefüllten Klagewechsel am 15. Dezember 1903 erhalten und am 7. März 1904 seiner Ehefrau geschenkt und diese ihm am folgenden Tage als Ausstellerin unterschrieben habe. Es stellt weiter fest, daß alsdann v. D., als Generalvollmachtigter seiner Ehefrau, den von ihr mit ihrem Indossament an die Klägerin versehenen Wechsel, um ihn zu Geld zu machen, dem Wechselhändler R. übergeben oder übergeben, der ihn mit Brief vom 17. März 1905 an die Klägerin eingeliefert habe, aus dem sich ergebe, daß sie trotz des auf dem Wechsel befindlichen Vollindossaments ihn nur im Auftrage und für Rechnung der Indossantin habe geltend machen sollen. (Rgl. R.G.B. II, 9; 36, 55; 41, 115.) Das O.B. führt weiter aus, der Ehemann v. D. als Nehmer eines bis auf den Namen des Ausstellers ausgefüllten Blankoakzeptes habe für ermächtigt gegolten, entweder durch die Unterschrift seines eigenen Namens einen vollständigen Wechsel herzustellen oder den Wechsel mit der gleichen Ermächtigung an einen dritten Nehmer weiter zu geben. Hiernach folgt jedoch nur, daß durch die obenbeschriebene erfolgte Übergabe des Blanko-

akzeptiert an die Ehefrau v. D. auch die Befugnis ihres Ehe-mannes zur Ausfüllung des Wechsels auf sie übergegangen war und sie bis zur Ausfüllung sich in dessen Person begründeten Einreden gefallen lassen mußte. Dagegen vertritt die Annahme des OLG., daß ihr dieselben schließlich — also auch nach gutgläubiger Zeichnung des Wechsels mit der Aus-füllungsvermerkschrift — entgegengesetzt werden könnten, gegen den vom RG. häufig anerkannten Rechtsgrundsatz, daß der Zeichner eines Blankotzesses dem gutgläubigen Erwerber des ihm legiti-misierenden ausgefüllten oder von ihm gutgläubig ausgefüllten Akzepts nach Wechselrecht haftet, so daß Einreden gegen diesen nur nach Maßgabe des Art. 82 HGB. erhoben werden können (vgl. RGSt. 19, 137). Hat der Erwerber seine Unterschrift als Aussteller gutgläubig auf den Wechsel gesetzt, so haftet ihm der Blankotzessant nach Art. 23 HGB. 2 HGB. (vgl. das Urteil des erlernenden Senats vom 27. März 1907 I. S. Wäpfer gegen Vogel I 531/06). Die nach Ansicht des OLG. gegen den Ehemann v. D. begründete Einrede des Wuchers trifft daher nicht ohne weiteres auch die Ehefrau v. D., sondern nur gemäß Art. 82 HGB. Die hieraus sich beziehenden Be-hauptungen des Beklagten, daß die Ehefrau v. D. von der durch ihren Ehemann erfolgten wucherlichen Ausbeutung des Beklagten Kenntnis gehabt oder sich als vorgegebene Person beteiligt habe, mußten daher, weil für die rechtliche Beurteilung erheblich, von dem OLG. erörtert werden. Seine Entscheidung vertritt die Art. 23 (HGB. 2) und 82 HGB. und unterliegt der Aufhebung, obwohl im übrigen seine die Einrede des Wuchers betreffenden Ausführungen einen Verstoß gegen Rechtsnormen nicht erkennen lassen. Hiernach hatte gemäß § 565 ZPO. die Zurückverweisung der Sache an das Berufungsgericht zu erfolgen. O. & C. a. v. D., II. v. D. Juli 07, 537/06 I. — Dresden.

6. Art. 91 Satz 2 HGB. Auslegung dieser Vorschrift.]

Am 10. August 1905 zog der Kommissionsrat Ernst Heyler in Stuttgart einen an eigene Order lautenden, am 5. No- vember 1905 zahlbaren Wechsel über 1500 Mark auf den da-mals in Stuttgart, jetzt in Straßburg wohnhaften Bäckereimeister Max Fink, und lieferte akzeptierte den Wechsel. Von Heyler gelangte der Wechsel nacheinander durch Blankotzessanten an den Wirt Friedrich Löffler, den Wirt Karl Scherer, an den Kläger und schließlich an den Bankier Wolff Gumrich. Dieser gab ihn durch Blankotzessanten an die Firma Mayer Wod jr., diese an die Mitteldeutsche Kreditbank und diese an die Reichs-bankhauptstelle in Stuttgart. Vor Weiterbegebung des Wechsels legte Gumrich im Einverständnis mit Fink unter die auf diesen in Stuttgart, Königsplatz 13, lautende Adresse den Ver-merk: „zahlbar bei dem Zentralbureau in Stuttgart, Oberhard-straße 43“. Bei Verfall läßt der Kläger den Wechsel, nach- dem er die Rittersitzung erhalten hatte, daß dieser von dem Akzeptanten Fink nicht bezahlt würde, ohne Protest ein. Am 7. November 1905 begab er sich dann in die Geschäftsräume des Beklagten, um diesen mit der Protesterhebung zu beauf-tragen. Den Auftrag nahm aber nicht der Beklagte persönlich, sondern dessen Assistent Sommer, ein Offiziel im Sinne des Art. 96 HGB. entgegen, und Sommer führte ihn auch aus. Er erhob aber den Protest nur an der nachträglich beigelegten Kopie, dem „Zentralbureau“ in Stuttgart,

Oberhardstraße 43. Auf Grund dieses Protestes erhob der Kläger, nachdem er auf dem Wechsel sein und seiner Nach-männer Inbassament hatte durchstreichen lassen, gegen Fink, Heyler, Löffler, Scherer und Scherer Klage. Fink, Heyler und Löffler wurden durch rechtskräftig gewordenen Beschlüssen der Instanzen als Gesamtschuldner verurteilt und zwar Heyler und Löffler zur Zahlung von 1505 Mark nebst 6 vom Hundert von 1500 Mark seit dem 5. November 1905, Fink zur Zahlung von 1500 Mark nebst 6 vom Hundert Zinsen seit dem 6. Dezember 1905. Scherer und Löffler mußten gegen den Rückgriffsanspruch geltend, der im Geschäftsprotokoll des Zentral-bureaus erhobene Protest sei ihnen gegenüber ungültig, weil der Vermerk „zahlbar bei dem Zentralbureau“ erst nachträglich ohne ihr Wissen und Willen beigelegt worden sei; der Protest sei aber überhaupt ungültig, weil bei der Protestaufnahme die Rückinbassamente nicht durchgestrichen gewesen seien und der Kläger deshalb zur Protesterhebung nicht wechselfähig legitimiert gewesen sei. Aus dem zuletzt angeführten Grunde ist die Klage gegen Löffler und Scherer rechtskräftig abgewiesen worden. Die Verurteilten Fink, Heyler und Löffler bestritten jedoch jetzt Vermögen noch haben sie solchen zur Zeit der Fälligkeit des Wechsels oder ihrer Beurteilung beiseite, während Scherer und Löffler nach der Behauptung des Beklagten zur Zahlung der Wechselsumme und der Kosten des Rechts-streits inlande sein würden. Der Kläger verlangt des-halb, weil er nicht in die Lage gekommen sei, diese beiden Inbassanten mit Erfolg im Wege des Rückgriffs auf Zahlung der Wechselsumme nebst Zinsen und Protest-kosten in Anspruch zu nehmen, von dem Beklagten Ersatz des Schadens in Höhe dieser Beträge und der Kosten des verlorenen Rechtsstreits. Er macht geltend: der Protestbante sei auf Grund des zwischen ihm, Kläger und dem Beklagten ab-geschlossenen Dienstvertrages verpflichtet gewesen, vor der Protesterhebung den wechselfähigen Autorisierter, des Klägers, Erteilung des Auftrages zur Protestaufnahme zu prüfen und die Durchstreichung der diesem Autorisierten entgegenstehenden Inbassamente zu veranlassen. Da der Assistent des Beklagten dieser Verpflichtung nicht nachgekommen sei, so liege eine Fahrlässigkeit vor, die den eingetretenen Schaden verursacht habe und für die der Beklagte nach § 278 HGB. hafte. Die nach-trägliche Beilegung der Kopie sei mit Wissen und Willen sämtlicher Wechselverpflichteten erfolgt, keinesfalls aber hätten Scherer und Löffler hieraus einen Einwand gegen den Rück-griffsanspruch entnehmen können, weil jedenfalls der Akzeptant, Fink, damit einverstanden gewesen sei. Der Kläger hat die Verurteilung des Beklagten zur Zahlung von 1968 Mark Pf. nebst Zinsen beantragt. In I. Instanz ist die Klage abgewiesen, in II. Instanz ist der Beklagte zum größten Teil verurteilt. Das RG. hob auf und behielt die Abweisung der Klage; zunächst wurde dargelegt und näher begründet, daß die von dem Kläger beantragte Zulässigkeit der Revision nach § 547 Nr. 2 ZPO. in Verbindung mit § 70 ZPO. und Art. 8 Nr. 3 Württ. St. G. zu diesem vom 24. Januar 1879 keinem Bedenken unterliege. In der Sache wurde die Revision des Klägers für begründet erachtet. Der Beklagte hat u. a. den Einwand erhoben, daß der ursächliche Zusammenhang zwischen der Unterhandlung des erhobenen Protestes und dem dem Kläger etwaigen Schaden

dadurch ausgeschlossen gewesen sei, daß diesem überhaupt kein Rückgriffsrecht gegen seine allein zahlungsfähigen Vormänner Scherer und Löffler deshalb zugestanden habe, weil die Bezeichnung der Zahlstelle auf dem Wechsel „zahlbar bei dem Zentralbureau in Stuttgart, Oberpostkasse 43“ reiß nachträglich ohne Genehmigung oder Zustimmung jener beiden Vormänner eingetragen worden sei, und der Wechsel nur an dieser Stelle, nicht aber im Geschäftslokale des Akzeptanten in Stuttgart, Münchstraße 12, das sich aus der Wechseladresse ergeben habe, protestiert worden sei. Das Berufungsgericht hat diesen Einwand, den das LG. für durchgreifend erachtet hatte, aus folgenden Gründen verworfen: Bei nachträglichen einseitigen Veränderungen des Wechselinhalts hatte jeder Unterzeichner einer Wechselerklärung nur nach Maßgabe desjenigen Inhaltes, den der Wechsel zur Zeit der Abgabe seiner Unterschrift gehabt oder nachträglich mit seiner Zustimmung erhalten habe. Die Beifügung einer bloßen Zahlstelle, im Gegensatz zur Beifügung eines willkürlichen Domizilbemerks habe nun die Wirkung, daß der Wechsel an der Zahlstelle, aber nicht deren Inhaber, sondern dem Bezogenen selbst zur Zahlung vorgelegt, und, wenn sie nicht erfolge, zu protestieren sei. Der Grund zur nachträglichen Beifügung der Zahlstelle habe nun darin gelegen, daß der Bezogene, Hinz, vor Verfall des Wechsels seine Wohnung in Stuttgart aufgegeben habe und nach Straßburg verzogen sei, und daß deshalb zwischen dem Rührer, dem Akzeptanten, Hinz, und einer Reihe weiterer an dem Wechsel beteiligter Personen die Weiterbefolgung der Zahlung in Stuttgart bezugsfakt vereinbart worden sei, daß Hinz besprochen habe, das Geld zur Einlösung des Wechsels dem Zentralbureau zu überreichen. Die Beifügung sei nach dem Ergebnisse der Beweisabnahme ohne Wissen und Willen Löfflers erfolgt und dafür, daß Scherer damit einverstanden gewesen sei oder sie nachträglich genehmigt habe, sei kein Beweis erbracht. Hiernach könne zunächst kein Zweifel darüber sein, daß Hinz sich damit einverstanden erklärt habe, es solle der Wechsel mit Wirkung für und gegen ihn auf dem Zentralbureau zur Zahlung vorgelegt werden. Da er aber auch wohl gewußt habe, daß der Wechsel, wenn auf Vorgehen keine Zahlung erfolgen würde, werde protestiert werden, so müsse in seiner Zustimmung zur Beifügung der Zahlstelle zugleich eine Erklärung seines Einverständnisses damit gefunden werden, daß der Wechsel für den Fall, daß er nicht eingelöst werde, an dieser Zahlstelle protestiert werde. Nach Art. 91 Satz 2 WO. könne aber die Präsentation eines Wechsels und die Protesterhebung dann in einem anderen Lokale als dem Geschäftslokale oder der Wohnung des Bezogenen erfolgen, wenn der Protestat damit einverstanden sei. Da nun nach dem Ausgesprochenen die Protestaufnahme in den Räumen des Zentralbureaus im Einverständnisse mit dem Protestanten, Hinz, habe erfolgen sollen, und da diesem Einverständnisse Rechtskraft widerstand gegen alle Wechselverpflichteten zukomme, so hätte der ausgenommene Protest genügt, als Grundlage der gegen Scherer und Löffler erhobenen Rückgriffsansprüche zu dienen, wenn er nicht wegen des Mangels des Widerstands des Rührers als Eigentümers des Wechsel rechtsunwirksam gewesen wäre. Gegen diesen Teil der Begründung des Berufungsurteils erhebt die Revision mit Recht die Rüge der Verletzung des Art. 91

WO. Daß die nach Wechselrecht bei einer bestimmten Person vorzunehmenden Handlungen an einem anderen Orte als in deren Geschäftslokale oder in Ermangelung eines solchen in deren Wohnung vorgenommen werden, steht nach Satz 2 dieses Artikels das „beiderseitige Einverständnis“ voraus. Darüber, daß die beiden Seiten einerseits die Person, bei der die Handlung vorzunehmen ist, sofern es sich um die Protesterhebung handelt, also der Protestat, andererseits die Person ist, welche die Handlung ihm gegenüber vorzunehmen hat, bei der Protesterhebung also der Protestant, der durch den Protest beamteten vertreten wird, herrscht in Wissenschaft und Rechtsprechung Einverständnis. Vgl. hierüber Staub, WO., § 16 zu Art. 91, Bernheim, WO., § 2 Nr. 1 zu Art. 91 WO. Diese Vereinbarung, die, wie mit Recht angenommen wird, an keine Form gebunden ist, insbesondere auch stillschweigend erfolgen kann, stellt sich aber als eine vom Gesetze zugelassene Abereinkunft über die Änderung eines an sich wesentlichen Essembenisses der vorzunehmenden Handlung, insbesondere des auszunehmenden Protestes, desjenigen nämlich, das darin besteht, daß sie an dem richtigen Orte vorgenommen werde. Eine solche Vereinbarung ist also verschieden von derjenigen, die einer Veränderung der Drifkraft, in der der Wechsel zu präsentieren ufm. ist, oder der Lokalität, in der dies zu geschehen soll, auf dem Wechsel selbst, also einer Domizilierung, ehen oder uneben, das Wechsel zugrunde liegt. Man steht aber die Person desjenigen, der eine der in Art. 91 WO. bezeichneten Handlungen vorzunehmen, insbesondere einen Protest erheben zu lassen haben wird, regelmäßig im voraus noch gar nicht fest, wenn eine Vereinbarung über die Drifkraft, wo die Handlung, abweichend von derjenigen, die sich aus dem maßgebenden Wechselinhalte ergibt, vorzunehmen ist, getroffen wird; denn der Wechsel kann nachher noch immer weiter begeben werden. Jeder spätere Erwerber des Wechsels ist dann zwar gemäß dem in der Entscheidung des RG. 32, 36 ausgesprochenen Grundsätze an eine Abereinkunft gebunden, vermöge deren der Zahlungsort oder die Zahlstelle gegenüber dem ursprünglichen Inhalte des Wechsels nach dessen neueren Inhalt geändert worden ist, eben weil diese Änderung sich für ihn aus dem Wechsel selbst ergibt. Dagegen hat, sofern in einer solchen Abereinkunft zugleich, wie das Berufungsgericht annimmt, eine dem Satz 2 des Art. 91 WO. entsprechende Vereinbarung der bei der Präsentation der Protestierung ufm. in Betracht kommenden Parteien darüber enthalten sein soll, daß diese Handlungen an einer anderen Stelle vorzunehmen seien, als an der sie sonst vorzunehmen sein würden, ein solches Abkommen für den späteren Erwerber des Wechsels, der an seiner Schlichtung nicht beteiligt gewesen ist, an sich keine Bedeutung, weil diese Vereinbarung aus aus dem neueren Inhalte des Wechsels nicht ersichtlich ist und nach Art. 91 WO. nur das Einverständnis desjenigen, der eine der dort bezeichneten Handlungen willkürlich vornehmen läßt, mit der Vornahme der Handlung an einem anderen als dem aus dem Wechselinhalte sich ergebenden Orte bindende Wirkung für alle Wechselbeteiligten hat. Dies überfließt Bernheim, der in seiner Einführung zur WO., § 2 Nr. 2 zu Art. 91 ausführt, daß, weil die Protestparteien will-

hüch mit Verschämtheit für alle Wechselbeteiligten eine Proteststelle vereinbaren könnten, es auch zulässig sein müsse, daß eine Proteststelle von vornherein im Wechsel festgesetzt werde. Denn diejenigen, die eine solche Festsetzung im voraus treffen, sind nicht notwendig und nicht einmal regelmäßig identisch mit den künftigen Protestparteiern, vielmehr soweit die Person des Wechselberechtigten in Frage kommt. Es ist deshalb grundsätzlich abzulehnen, daß in einer Vereinbarung, die an sich nur bezweckt, an die Stelle des aus dem ursprünglichen Wechselinhalte sich ergebenden Geschäftslokals oder der Wohnung des Bezogenen als des gesetzlichen Ortes für die Vornahme der in Art. 91 bezeichneten Handlungen einen anderen Ort, insbesondere eine andere Zahlstelle durch Änderung des Wechselinhalts zu setzen, zugleich eine Unterinkunft zwischen demjenigen, der in Zukunft eine jener Handlungen vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, insbesondere einen Protest erheben zu lassen haben werde, und demjenigen, bei dem die Handlung vorzunehmen, insbesondere der Protest zu erheben sein werde, dahin gefunden werde, daß insoweit der Ort für die Vornahme der Handlung gemäß Satz 2 des Art. 91 des D. im Wege der Vereinbarung zwischen dem an der Handlung Beteiligten, beim Proteste also zwischen dem Protestanten und dem Protestaten, geändert werde. Nur bei der Protesthandlung selbst und eben dadurch, daß der Protestat sich auch wirklich auf die Präsentation zur Annahme oder Zahlung und das bei der Protestierung an ihn gestellte Begehren eingelassen hat, kann die Vereinbarung über die Änderung des gesetzlichen Ortes für die Vornahme dieser Handlungen getroffen werden. Daß das Gesetz auf Fälle der hier vorliegenden Art die Bestimmung des zweiten Satzes des Artikels nicht bezogen wissen will, ist auch aus seinem sonstigen Inhalte und der Entstehungsgeschichte des Art. 91 zu entnehmen. (Wird dargelegt.) In der Wissenschaft ist die vorliegende Rechtsfrage nur von Renaud, Lehrbuch des Allgemeinen Deutschen Wechselrechts, insofern behandelt worden, als er in § 28 S. 112 anführt, ein Einverständnis im Sinne des Art. 91 Satz 2 des D. sei dann anzunehmen, wenn derjenige, gegen welchen die Protesterhebung statthaben sollte, persönlich angetroffen werde und der Protest eine Einwendung desselben gegen die Lokalität, in welcher der Akt vorgenommen, nicht ergebe. Der Kläger hätte demnach, auch wenn sein Ausweis als Eigentümer des Wechsels und somit als zur Erhebung des Protestes mangels Zahlung Berechtigter nicht zu beanstanden gewesen wäre, doch mit seiner gegen Echer und Wölfer gerichteten Klagegriffelle abgewiesen werden müssen, weil der Wechsel nicht nach Maßgabe desjenigen Inhalts des Wechsels, der für deren Haftung nach den Grundbüchern, die das R.G. in Art. 32, 36 festgelegt hat, entscheidend war, d. h. auch in dem früheren Geschäftslokale des Bezogenen, Sins, oder in dessen Ermangelung in seiner früheren Wohnung in Stuttgart protestiert worden ist, den Beklagten oder seinen Wistanten, die von der beschränkten Geltung des nachträglich beigefügten Proteststellenermerks keine Kenntnis hatten, auch keine Schuld daran beizumessen ist, daß dies unterblieben ist, wie dies dann der Kläger selbst auch gar nicht behauptet hat. Das angefochtene Urteil ist deshalb, soweit dadurch der Be-

klage verurteilt worden ist, aufzuheben. Die Sache ist zugleich, wie sich aus dem Dargelegten ergibt, zur Endentscheidung reif, und zwar dahin, daß die Berufung gegen das die Klage abweisende Urteil des LG. zurückgewiesen ist. D. a. D., II v. 12. Juli 07, 45/07 III. — Stuttgart.

II. Preussisches Recht.

Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883.

§ 6 in Verb. mit dem Gesetz über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 § 30, mit der Verordnung vom 7. September 1879, betreffend Zwangsverwaltungsverfahren. Ausschluß des Rechtsweges auch für die Feststellungsklage, betreffend Zahlungspflicht der durch polizeiliche Maßnahmen verursachten Kosten.]

Seit der 1853/54 erfolgten Eröffnung des Betriebes auf der jetzigen Staatsbahnstrecke Hienaburg-Vordörfelermühle wurde ist dem Vorbesitzer des Beklagten und diesem selbst eine private Überfahrt für ihre Papierfabrik bei Kilometer 170,458 eingeräumt. Seit September 1905 lehnt es der Beklagte ab, sie jebeimal nach gemacht Gebrauch wieder zu schließen, wie solches früher geschehen ist. Der Eisenbahnstatut hat daher mit dem Antrage gesagt: den Beklagten zu verurteilen 1. jenen Privatübergang nach der jedesmaligen Benutzung zu verschließen bei Vererbung von 1000 Mark Strafe für jeden einzelnen Übertretungsfall, 2. dem Kläger den Aufwand zu ersetzen, der diesem aus der Benutzung des gedachten Übergangs seit dem 28. September 1905 erwächst, solange nicht der Beklagte dem Antrag 1 zu nachkommt. Der Beklagte hat Klageabweisung beantragt, die auch vom ersten Richter im wesentlichen deshalb ausgesprochen wurde, weil der ungemein gesteigerte Verkehr auf jener Eisenbahnstrecke nimmere die ständige Benutzung der Überfahrt unbedingt erfordere und diese Benutzung nicht dem Beklagten, sondern nur dem Kläger zugemutet werden könne. Auf Berufung des Klägers hat das OLG. zu Kiel durch Urteil vom 3. November 1906 festgestellt, daß der Beklagte verpflichtet ist, dem Kläger alle Aufwendungen zu ersetzen, welche für den letzteren aus der Benutzung des bei der Papierfabrik des Beklagten befindlichen Privatübergangs dadurch, daß der Beklagte die Schranken dieses Übergangs nach der jedesmaligen Benutzung zu schließen unterläßt, seit dem 28. September 1905 erwachsen sind und noch erwachsen werden. Im übrigen wurde die Berufung zurückgewiesen. Auf Revision des Beklagten hat das R.G. das 1. Urteil wieder hergestellt. Das OLG. begründet seine Aufschreibung im wesentlichen wie folgt: Der ursprüngliche Antragtrag 1 sei weder durch Vertrag noch durch Gesetz oder Langjährige tatsächliche Übung der Schließung des Bahnübergangs privatrechtlich zu begründen. Zur Erzwingung der Erfüllung einer öffentlich rechtlichen Verpflichtung, wie sie hier in Frage stehe, sei aber der Rechtsweg ausgeschlossen. Dagegen sei der Rechtsweg für den Antragtrag 2 zulässig. Allerdings entbehre dieser als Leistungsbegehren der erforderlichen Bestimmtheit, oder nach ausdrücklicher Erklärung des Klägers vor dem Berufungsgericht sei er nur als Feststellungstrag auszusprechen und also solcher nach der Sachlage zulässig, aber auch begründet. Aus der Eisenbahn-, Bau- und Betriebsordnung vom 4. November 1904 ergebe sich die Schließungspflicht des Beklagten. An ihr andere

die inzwischen eingetretene große Verkehrssteigerung der Eisenbahnen nicht. Die Privatbahnbauerei sei dem Vorkessiger des Besagten nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung der Möglichkeit beliebiger Verkehrssteigerung eingeräumt worden. Die damit verbundene Erhöhung der Dienstbarkeitsausübung trifft allein auf den Besagten. Ein etwa denkbarer Schadensanspruch desselben wegen Unmöglichkeit der Dienstbarkeitsausübung steht jetzt nicht in Frage. Da aber der Besagte nunmehr seiner öffentlich-rechtlichen Verpflichtung nicht nachkomme und der Kläger notgedrungen durch Verwahrung des Übergangs Ertrag habe schaffen müssen, so sei der Besagte nach §§ 677, 679, aber auch nach § 823 Abs. 2 BGB. zur Erhaltung des dem Kläger infolgedessen erwachsenen und weiter erwachsenden Aufwands verpflichtet. Diese Entscheidung kann nicht aufreht erhalten werden. Unbefristet steht dem Besagten die privatrechtliche Dienstbarkeit aus dem Bahniübergang und die Bahnüberfahrt zu. Ihm günstig aber auch einseitig ist die Feststellung des Vorderrichters, daß der Kläger keine Behauptung, daß dieser Dienstbarkeit auch eine privatrechtliche Verpflichtung zur jedwedenmaligen Verschließung der Schranken entspreche, in seiner Weise dargan habe. Zutreffend nimmt das OLG. ferner an, daß zur Erzielung einer öffentlich-rechtlichen Pflichterfüllung, also für den Klageantrag zu 1 der Rechtsweg ausgeschlossen sei. Es fragt sich aber sodann, ob nicht gleiches für den 2. Klageantrag gelten müsse, womit Feststellung der Verpflichtung des Besagten begehrt wird, dem Eisenbahnfiskus seinen durch Erfassungsregeln erwachsenden Aufwand zu ersetzen, welche Frage bejaht werden muß. Mit Unrecht hat das OLG. in dieser Richtung die Zulässigkeit des Rechtswegs angenommen. Es kann hier dahin gestellt bleiben, ob dieser Rechtsverstoß in der schriftlichen Revisionsbegründung nach §§ 554, 559 ZPO. ausdrücklich gerügt werden mußte und ob andernfalls das Revisionsgericht nur seine eigene Zuständigkeit verneinen und daher die Revision als unzulässig verworfen mußte, aber nicht die Annahme der Zulässigkeit des Rechtswegs durch den Vorderrichter beseitigen könnte — vgl. Recht 05, 453 —; denn es ist, wenn auch nicht besonders deutlich, in der schriftlichen Revisionsbegründung jener Widerspruch des Berufungsrichters gerügt, daß er den Rechtsweg für den Klageantrag 1 verneint, für den Klageantrag 2 zuläßt. Daher muß das Berufungsurteil aufgehoben werden, wenn sich diese Klage als begründet erweist. Nach § 6 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juni 1883 (G.-S. S. 195) bleiben in Bezug auf die amtliche Stellung, die Befugnisse, die Zuständigkeit und das Verfahren der Verwaltungsbehörden die bestehenden Vorschriften in Recht, soweit sie nicht durch bezeichnetes Gesetz abgeändert wurden. Der § 20 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 (G.-S. S. 265) gibt ganz allgemein sämtlichen, also auch den vom zuerstbezeichneten Gesetz vom 30. Juni 1883 nicht berührten Polizeibehörden die Exekutionsgewalt, namentlich die Befugnis, ihre polizeilichen Verfügungen durch Anwendung der gesetzlichen Zwangsmittel durchzuführen und die hiernach nötigen Maßnahmen auf Kosten des Säumigen zur Ausführung zu bringen. Daß aber der Eisenbahnverwaltung in Preußen Polizeigewalt zusteht, kann nicht bezweifelt werden und ist auch schon vom RG. mit ausführlicher Begründung ausgesprochen

worden. Vgl. Verwaltungsordnung für die Staatsbahnen Preußens vom 15. Dezember 1894 (G.-S. 1895 S. 11) § 10, RGZ. 55, 145. Da nun ferner nach der gemäß § 14 Pr.-RGZPO. vom 24. März 1879 erlassenen Verordnung vom 7. September 1879 (G.-S. S. 591) betreffend das Verwaltungszwangsvorfahren wegen Verweigerung von Geldbeiträgen die Verweigerung aller derjenigen Geldbeiträge, die nach den bestehenden Vorschriften auf Grund einer Entscheidung oder Anerkennung der zuständigen Verwaltungsbehörde einzutreiben sind, ausschließlich dieser selbst zugevoien ist, so kann ein Antrag, wie der jetzt in Rede stehende, mag er unmittelbar auf Zahlung der durch polizeiliche Maßnahmen verursachten Kosten oder auf bloße Feststellung solcher Zahlungspflicht gerichtet sein, an die ordentlichen Gerichte nicht gebracht, sondern nur im Verwaltungswege behandelt und durchgeführt werden. In gleichem Sinne hat sich auch der I. BS. des RG. in RGZ. 43, 293 bereits für einen ähnlichen Fall ausgesprochen, er hat dabei insbesondere ein Wahlrecht des Fiskus zwischen dem Verwaltungswege und der zivilrechtlichen Ersatzklage verneint, und es besteht kein Anlaß, von dieser Entscheidung hier abzuweichen. Die schonbar entgegenstehenden Urteile des IV. BS. des RG. IV 328/98 vom 9. März 1899 (JZB. S. 820) und des VII. BS. des RG. VII 19/00 vom 10. April 1900 (JZB. S. 423) können hieran nichts ändern, sie beruhen auf anderem Sachverhalt, das erste behandelt ein Rechtsverhältnis zwischen dem Fiskus und einer Stadtgemeinde, das zweite die Klage einer Privatperson gegen die andere. Nach dem allem ist gemäß §§ 13, 17 Abs. 1 BGB. die Zulässigkeit des Rechtswegs auch für den zweiten Klageantrag, der auf Ertrag der vom Kläger für Verwahrung des Bahniübergangs gemachten Aufwendungen gerichtet ist, ausgeschlossen und weil der Berufungsrichter dies erkannt hat, muß sein Urteil aufgehoben und das landgerichtliche Urteil durch gänzliche Zurückweisung der klägerischen Berufung wieder hergestellt werden. R. v. O. F., U. v. 10. Juli 07, 611/06 V. — Kiel.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895.

8. Tarifstelle 32. Die Befreiungsvorschrift 8 ist nicht davon abhängig, daß die Herstellung im Betriebe des Veräußerers erfolgt ist.]

Die Annahme des Berufungsrichters, Gegenstand der beiden vom Fiskus für stempelpflichtig erachteten Kaufverträge vom 12. September 1904 und 6. Dezember 1905 sei nicht das lebende Vieh, sondern das aus diesem gewonnene Schlachtfleisch gewesen, beruht auf der vom Revisionsgericht in tatsächlicher Beziehung nicht nachprüfenden Auslegung der Verträge, ist rechtlich möglich und von der Revision nicht angeschlossen, also hier nicht zu beanstanden. Sie entspricht übrigens völlig der Sachlage. Auch der von der Revision nicht angegriffenen Ausführung des Berufungsrichters ist beizustimmen, daß in dem Schlachten des Viehs und der besonderen Zubereitung der Leberkörper zu gebrauchsfähigem Schlachtfleisch, die Hervorbringung eines neuen Verschleißgutes, also ein Ersatz von Mengen von Sachen oder Waren zu finden ist. Die Revision hält aber, im Gegensatz zu der Auffassung der beiden Vorinstanzen, die Befreiungsvorschrift 8 der Tarifstelle 32 des preussischen Stempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 hier

für nicht anwendbar, weil die Herstellung nicht im Betriebe des Verkäufers, sondern in dem des Erwerbers erfolgt sei. Die letztere Lastade ist ungenau. Die Revision irrt jedoch, wenn sie annimmt, daß die Befreiung nur dann Platz greife, wenn die Herstellung im Betriebe des Verkäufers erfolgt ist. Regelmäßig zwar wird der Verkäufer diejenige Person sein, in deren Betriebe die Herstellung erfolgt. Die Befreiungsvorschrift 3 ist aber ganz allgemein dahin formuliert, daß Kauf- und Lieferungsverträge über Mengen von Sachen oder Waren befreit sind, „sofern dieselben . . . im Inland in dem Betriebe eines der Vertragsschließenden erzeugt oder hergestellt sind.“ Diese Fassung des Gesetzes wäre unklar, wenn der Gesetzgeber die Befreiung von der Herstellung im Betrieb gerade des Verkäufers hätte abhängig machen wollen und sie gibt, daß weniger der Betrieb des Verkäufers, als vielmehr objektiv die Herstellung selbst, also die Schaffung neuer Verfertigungsgüter, hat steuerlich begünstigt werden sollen. Damit stimmt auch die Begründung des Entwurfs zum Stempelsteuergesetz (S. 45, 46) überein, insofern deren die Vorschrift, die im Entwurf sich auf eine bloße Ermäßigung des Stempels auf $\frac{1}{2}$ v. H. beschränkt, ganz allgemein den Interessen der Landwirtschaft, des Handels, Gewerbes und der Industrie dienen sollte. Auch in der Literatur ist, entgegen der Behauptung der Revision, soweit ersichtlich nirgends die Meinung vertreten, daß die Befreiungsvorschrift verstoße, wenn die Herstellung im Betriebe des Erwerbers erfolgt ist. *B. o. J.*, II. v. 9. Juli 07, 480 06 VII. — Berlin.

Aus der Praxis des Strafsenats des Reichsgerichts.

(Entscheidungen von Januar bis Mitte Juli 1907.)

Bericht erstattet im Auftrage des Revisionsvorstandes von Friedrich Klorppel, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht, Dresden-Neustadt.

A. Strafgesetzbuch.

1. § 40 StGB.) Es beanstandet war der Ausspruch, daß die beschlagnahmten Karten eingezogen worden. Zunächst gehörten die Karten dem Angeklagten nicht mehr, da er sie verkauft hatte. Allerdings verstoße der Verkauf gegen ein gesetzliches Verbot und war deshalb gemäß § 134 StGB. nichtig. Allein die Nichtigkeit ergreift nur das durch den Kauf begründete obligatorische Rechtsverhältnis. Die auf sachverhältnismäßigem liegenden Erfüllungsgeldschulden werden dagegen von der Verbotswidrigkeit oder der Unstiftlichkeit des ihr zugrunde liegenden Kaufgeschäftes nicht in dem Sinne beeinflusst, daß auch sie deswegen nichtig wären (vgl. RGSt. 63 S. 179, 185). Die Postkarten gehörten demnach dem Käufer. Daß derselbe als Teilnehmer an dem vom Angeklagten begangenen Vergehen anzusehen wäre, dafür ist dem Urteil nichts zu entnehmen. *Urt. d. V. Sen. v. 19. März 1907 (1300/06).*

2. § 53 StGB. Notwehr.) Freilich ist in der Rechtsprechung des RG. schon anerkannt worden, daß Nüsse denkbar sind, wo es als Pflicht des rechtswidrig Angegriffenen erscheint, die Notwehr des Angriffs durch eigenen Verstoß gegen das Strafgesetz zu unterlassen. Dies aber nur unter ganz besonders gelagerten Verhältnissen; und steht es hierbei darauf hingewiesen worden, daß von dem Angegriffenen niemals ein Verzicht auf

berechtigte eigene Interessen verlangt, und daß Nüsse und Rückzug im besonderen ihm nur dann angeschlossen werden können, wenn sie nach den sozialen Anschauungen unter den vorliegenden Umständen nicht als schimpflich oder unehrenhaft erachtet werden — *RGSt. 16, 60; RGSt. 9, 471; GoldArch. 46, 31; 48, 304; Urteil des erlenkenden Senats vom 30. November 1905 gegen Reinhardt, 317/05 —. Urt. d. I. Sen. v. 21. Jan. 1907 (1007/06).*

3. § 53 StGB. Notwehrüberschreitung (unangemessene Festhaltung.) Die Verurteilung der Notwehr ist nicht einwandfrei begründet. Der erste Richter stellt fest, daß der Angeklagte angegriffen wurde und sich zunächst nur gegen diesen rechtswidrigen Angriff wehrte, also in Notwehr handelte. An einer späteren Stelle wird dann unter Aufzählung dieser Feststellung ausgeführt, daß er zunächst im Stande der Notwehr zu handeln geglaubt haben möge, dann aber im Verlaufe des Kampfes zum Angriff übergegangen sei, ohne daß gesagt wird, wann dies gescheh und aus welchen Umständen oder aus welchen Handlungen des Angeklagten das Gericht diese Überzeugung gewonnen hat. Es wird in dieser Hinsicht lediglich bemerkt, daß er auch nach dem Zügelwerden seines Bruders blindlings weiter losgeschlagen habe. Das genügt nicht, um nachzuprüfen, ob das Gericht den Begriff der Notwehr nicht verkennt hat. Wenn der erste Richter, wie es scheint, der Ansicht gewesen sein sollte, daß bei der Verteidigung gegen einen rechtswidrigen Angriff jedes angreifswürdige Vorgehen des zur Notwehr Berechtigten aus der Notwehr herausfalle, so wäre diese Auffassung rechtsirrthümlich; denn es ist sehr wohl denkbar, daß ein Angriff erforderlich ist, um dem Angriff eines anderen zu begegnen und der Erneuerung desselben vorzubeugen. *Urt. d. IV. Sen. v. 18. Jan. 1907 (1086/06).*

4. § 61 StGB. (Strafantrag eines Vereins.) Der Strafantrag muß von dem Verletzten selbst ausgehen. Dazu ist erforderlich, daß dieser die auf Herbeiführung des Strafverfahrens gerichtete Willensklärung eigenen Namens, sei es persönlich, sei es durch einen Vertreter, abgibt. Eine Erklärung dieses Inhalts ist in der Eingabe an die Staatsanwaltschaft nicht enthalten. Der Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung hat nur in dieser Eigenschaft, nicht eigenen Namens und auch nicht als Beauftragter der einzelnen Personen, die der Versammlung als Mitglieder angehören, Strafantrag gestellt; er hat vielmehr durch die Bezeichnung auf den Beschluß der Versammlung die Annahme ausgesprochen, daß auch er selbst oder andere Mitglieder persönlich, nicht namens der Körperschaft, die Bestrafung herbeiführen wollten. (GoldArch. 24, 340; RGSt. 34, 70.) Umstand, daß die Mehrzahl aller antragsberechtigten Mitglieder der Versammlung durch ihre Abstimmung den Beschluß der Körperschaft zustande gebracht hat, der die berufenen Vertretungsorgane der Körperschaft zur Stellung eines Strafantrags für diese berechtigt, ist völlig belanglos für die Frage, ob die beteiligten Mitglieder durch den Vorsitzenden als ihren gewählten privaten Stellvertreter Strafantrag gestellt haben. Wenn schon die Beschlüsse der Stadtverordneten zur Abstimmung und Beschlußfassung nicht ihr eigenes persönliches Recht ist, sondern ein solches, daß sie von der Gesamtheit der

Bähler ableiten, und kann hiernach die Abstimmlung keine Willensbetätigung in eigenen Angelegenheiten enthält, so kommt ein durch die Abstimmlung herbeigeführter Beschluß nach außen überhaupt nicht als erfüllter Wille einzeln, sondern, wenn er durch die beruflichen Vertretungsorgane kundgegeben ist, nur als solcher der Körperschaft in Betracht. Die Mitteilung des Beschlusses an die Staatsanwaltschaft steht daher einer zur Herbeiführung der Strafverfügung gerichteten Erklärung der Weisheit der beleidigten Stadtverordneten nicht gleich, es ist vielmehr dadurch nur für die nicht beleidigte Körperschaft durch den Vorsitzenden der Versammlung Strafanktrag gestellt worden. Ur. d. I. Sen. v. 30. Mai 1907 (161/07).

5. § 61 StGB. (Strafantrag des Universitätsrektors.) Die Stellung von Strafanträgen gehört zu den Maßregeln, die zur ordnungsmäßigen Verwaltung der Sache erforderlich sein können. Sie muß daher, unbeschadet der Befugnis der zur rechtsfähigen Verfügung über die Sache zuständigen Behörde, derjenigen Behörde zustehen, welcher, sei es auch unter Aufsicht einer höheren Behörde, die Verwaltung des Geschäftsbereiches zusteht, dem die Sache zu dienen bestimmt ist. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch Rektor und Senat zur Stellung des Strafantrages wegen Beschädigung des Universitätsgebäudes befähigt. Ur. d. II. Sen. v. 21. Juni 1907 (286/07).

6. § 61 StGB. (Strafantrag bei Beleidigung der Geschworenen oder des Schwurgerichts.) Sind lediglich die Geschworenen in ihrer Ehre gekränkt, so ist der Landgerichtspräsident zum Strafantrage für sie keinesfalls berechtigt. Sind zwar zunächst die Geschworenen, mit ihnen und durch sie aber das Schwurgericht, eine Behörde, selbst beleidigt, oder hat sich die Beleidigung von vornherein nur gegen das Schwurgericht als solches gerichtet, so wird die Befugnis des Landgerichtspräsidenten, Strafantrag wegen Beleidigung des Schwurgerichts zu stellen, nicht zu beanstanden sein. Ur. d. V. Sen. v. 18. Juni 1907 (187/07).

7. §§ 108, 360^a StGB. (Wahlfälschung durch falsche Namensangabe.) Gefährdungstötung zwischen § 360 Nr. 8 und § 108 StGB. besteht nicht, da die Wahlfälschung auch in anderer Weise, als durch Angabe eines falschen Namens verwirklicht werden kann. Wird sie durch Angabe eines falschen Namens gegenüber dem Wahlvorsteher begangen, so liegt Verfallentwertung vor. Gelangt die Wahlfälschung nicht zur Vollendung, weil der Wahlvorsteher dem Bekräftigen des Angelegten keinen Glauben schenkt, so bleibt die falsche Namensangabe, da der Versuch der Wahlfälschung nicht unter Strafe gestellt ist, solange sie als Mittel zur Wahlfälschung dienen sollte, straflos, sie bleibt aber strafbar, soweit sie eine Übertretung nach § 360 Nr. 8 StGB. bildet. Ur. d. III. Sen. v. 10. Juni 1907 (388/07).

8. § 110 StGB. (Verstoß der Frage, ob gegen Anordnungen der Obrigkeit zum Ungehorsam aufgerufen sei, kann die Feststellung nicht genügen, eine Anordnung liege „im Sinne“ einer behördlichen Verfügung; vielmehr muß festgestellt werden, daß die Anordnung im behördlichen Erlasse klar und verständlich zum Ausdruck komme. Ur. d. IV. Sen. v. 21. Juni 1907 (413/07).

9. § 110, 111 StGB. (Menschenmenge.) Die Ansicht, daß der Begriff der Menschenmenge eine ungerichtete und

zusammengeworfene Mehrheit erfordere, findet im Gesetz keine Stütze. Die äußere Ordnung der Versammlung, etwa des auf die vorhandenen Plätze verteilten Publikums eines Theaters, kann nach dem Zwecke der Strafvorschrift kein Umstand sein, durch den die Strafbarkeit der Aufforderung beseitigt wird. Es ist auch nicht abzusehen, warum nach dem Zwecke des Gesetzes nicht die Abstreifung einer Fabel oder die nur durch ihre politische Gesinnung verbundenen Teilnehmer einer Versammlung eine Menschenmenge darstellen könnten. Ur. d. II. Sen. v. 12. März 1907 (1112/06).

10. § 110 StGB. (Polnischer Schulteil.) Die Meinung des Beschwerdeführers, zwischen der Verfügung des Oberpräsidenten vom 27. Oktober 1873 und der Regierung zu Bromberg vom 24. Mai 1893 bestehe ein Widerspruch, insofern erstere die Erteilung des Religionsunterrichts in deutscher Sprache nur auf der Mittel- und Oberstufe der Volksschule zulasse, letztere dagegen den Gebrauch der deutschen Sprache im Religionsunterricht für alle Stufen, auch die Unterstufe, vorsehe, ist verfehlt. Die Oberpräsidentenverfügung trifft in ihrer Ziffer 11 Anordnungen bezüglich des Religionsunterrichts der Kinder „polnischer Junge“, d. h. solcher Kinder, die bei dem Eintritt in die Schule nur der polnischen, nicht auch der deutschen Sprache mächtig sind. Die bezeichnete allgemeine Regierungsverfügung aber hat in erster Linie, und die hier in Betracht kommenden Einzelverordnungen für besondere Schulen haben ausschließlich zum Gegenstande die Verhältnisse in den sogenannten „zweisprachigen“ Schulen, too nämlich die Kinder — in der überwiegenden Mehrzahl — bereits beim Eintritt in die Schule der polnischen und der deutschen Sprache mächtig sind. Solche Kinder sind nicht als Kinder „polnischer Junge“ zu betrachten, die Verfügung des Oberpräsidenten trifft also ihre Unterrichtsverhältnisse nicht. Was aber die in den „zweisprachigen“ Schulen allenfalls vorhandene Minderheit nicht mit genügendem Verständnis der deutschen Sprache ausgestatteter Kinder anlangt, so ist bezüglich ihrer in den Anordnungen der Regierung die Vorfalsnahme der polnischen Sprache ausdrücklich verfügt. Und nicht nur diese, sondern auch die übrigen Vorschriften der Verfügung vom 24. Mai 1893 stehen mit dem Sinne und Zwecke des Oberpräsidentenlasses vom 27. Oktober 1873 im Einklang. Ebenso unzutreffend ist die Auslegung des Beschwerdeführers, in einem von ihm angezogenen Ministerialerlasse vom 16. März 1894 sei anerkannt, daß die Erteilung des Religionsunterrichts in deutscher Sprache nur auf der Mittelstufe und Oberstufe in polnischer Sprache zulässig sei. Dieser Erlass (abgedruckt bei „Bachofen, Bezerrungen betreffend des Volksschulwesens des Regierungsbezirks Bromberg“ S. 564) trifft Anordnungen nur in bezug auf die Erteilung des Leses- und Schreibunterrichts in der polnischen Sprache zur „Förderung des Religionsunterrichts“ für diejenigen Kinder polnischer Muttersprache, die in Gemäßheit des Oberpräsidentenlasses vom 27. Oktober 1873 den schulpflichtigen Religionsunterricht auf der Mittel- oder Oberstufe in polnischer Sprache empfangen. Der Ministerialerlass knüpft also nur an die bezeichnete Oberpräsidentenverfügung an und gibt keine einzelnen Anordnungen über die Frage, unter welchen Umständen der Religionsunterricht in deutscher oder polnischer Sprache zu erteilen ist, sondern nur über die Erteilung des polnischen Sprachunterrichts als

selbständigen Lehrgangsanstalt. Ur. d. IV. Sen. v. 10. Mai 1907 (101/07).

11. § 110 StGB. (Polnischer Schulstreik.) Für die Entscheidung der Frage, welche Unterrichtsprache im katholischen Religionsunterricht anzuwenden ist, ist nicht die Zuständigkeit der katholischen Kirche begründet und auch eine Mitwirkung oder Genehmigung ihrer Organe nicht erforderlich. Die Maß der Unterrichtsprache wird vorwiegend durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmt, zunächst durch die Rücksicht darauf, mittels welcher Sprache die vollkommene Erziehung des Unterrichtswerts verbürgt wird. Der Staat hat das Bestimmungsrecht, durch welche seiner Organe die Regelung der Angelegenheit erfolgen soll und in Preußen sind danach die Regierungen zuständig. (Weis unter Bezug auf Art. 12, 24, 26, 112 preussischer Verfassung, auf die Gesetze vom 10. Juli 1906, 11. März 1872, 28. Juli 1906, Akkordschle Kabinettsorder vom 23. August 1821 ausdrücklich begründet.) Ur. d. IV. Sen. v. 26. Febr./12. März 1907 (32 u. 41/07), 30. April 1907 (104/07), 10. Mai 1907 (190/07), 31. Mai 1907 (309. 214. 381. 390/07), 7. Juni 1907 (117/07), 21. Juni 1907 (265. 297 u. 427/07), 28. Juni 1907 (285. 370. 442. 444/07).

12. §§ 110, 111 StGB. [Der Tatbestand des § 111 StGB. erfordert, daß auf die im § 110 bezeichnete Weise zu einer konkreten strafbaren Handlung aufgefordert worden ist. Wenn es auch nicht nötig ist, daß keines des Auffordernden die zu begehende Tat nach Zeit oder Ort genau bezeichnet wird, so bedarf es doch immer einer derartig bestimmten Bezeichnung, daß im Falle der Begehung einer strafbaren Handlung deren Zusammenhang mit der Aufforderung erkannt werden kann. Ur. d. IV. Sen. v. 18. Jan. 1907 (854/06).

13. § 113 StGB. (Rechtmäßigkeit der Amtsausübung eines Gerichtsvollziehers.) I. In den Fällen der §§ 183, 181 Ziff. 4 ZPO. muß die Zustellungsurkunde auch die Eigenschaft des Angetrossenen als eines Gewerbebesitzers des Schuldners ersichtlich machen, die Zustellungsurkunde, die diese Angabe nicht enthält, kann wegen wesentlichen Formmangels als eine Zustellungsurkunde im Sinne des Gesetzes überhaupt nicht gelten. Allen hiervon wird die Gültigkeit der erfolgten Zustellung nicht berührt. II. Der Gerichtsvollzieher muß in dem Falle des § 769 ZPO. zwar zunächst von einer gewaltsamen Durchsetzung seiner Amtshandlung absehen. Dagegen wird ihm nicht zugemutet, daß er sich auf jeden Widerspruch von der Seite des Schuldners schamlosig zurückziehen hätte, um Täuschungen zu entgehen. Verweicht daher der Gerichtsvollzieher nach noch dem Widerstand in den Räumen des Schuldners, ohne seinerseits zu Gewaltanwendung zu schreiten, sei es, weil er durch Verfehlungen auf den Schuldner oder die sonst in Betracht kommenden Personen begünstigt einwirken will, sei es, weil er das Eintreffen zweier Zeugen abwarten will, so befindet er sich noch nicht vor in der Ausübung seines Amtes und diese ist als rechtmäßige anzusehen. Ur. d. V. Sen. v. 18. Juni 1907 (359/07).

14. § 113 StGB. (Rechtmäßigkeit der Amtsausübung.) Angesehen von dem Falle der Enteignung ist die Stadtgemeinde in ihren privatrechtlichen Beziehungen zu anderen Personen bei Verletzung einer öffentlichen Gemeindefunktion im Sinne des § 4

der preussischen Städteordnung an dieselben Beschränkungen gebunden, wie bei Verletzung einer Privatanklage. Um einen wie im anderen Falle steht ein Privatstreit dem anderen gegenüber, und ein hierüber entstehender Streit ist nach den Vorschriften des bürgerlichen Rechts und der ZPO. zum Austrage zu bringen. In einen solchen Streit eingreifen, um das Recht der einen Partei gegenüber der anderen im Zwangswege zur Durchführung zu bringen, gehört nicht zu den Aufgaben der Polizeibehörde. In einem Falle dieser Art vermag auch der Umstand, daß sich die Polizeibeamten in der Ausführung eines Dienstbefehls ihres Vorgesetzten befanden, das Erfordernis der rechtmäßigen Amtsausübung nicht zu begründen. Bezweifle der Auftrag die Durchführung eines Privatanspruchs, so überschreitet er die allgemeine sachliche Zuständigkeit der Polizeibehörde, und die Beamten befanden sich bei Ausführung des Auftrags in einer ihrer amtlichen Stellung fremden Tätigkeit, die das Merkmal der rechtmäßigen Amtsausübung nicht an sich trägt. Ur. d. III. Sen. v. 10. Juni 1907 (134/07).

15. § 117 StGB. (Privatauflaßer.) Die Festnahme einer unbeteiligten Person ist ungerechtfertigt, einreißt ob sie von einem Privatauflaßer oder von einem Beamten ausgeht. Während aber zum Schutze der Amtshandlungen der Beamten der durch die Rücksicht auf die Wahrung der beherrschenden Autorität gebotene Grundsatze gilt, daß der Widerstand auch gegen eine an sich nicht gerechtfertigte Amtshandlung nach § 117 StGB. strafbar ist, wenn der Beamte in Fällen, in welchen er berufen ist, unter gewissen seiner Prüfung anheimfallenden Voraussetzungen einzuschreiten, sich bei der Annahme jener Voraussetzungen in einem ihn trotz pflichtmäßiger und vernünftiger Prüfung beherrschenden tatsächlichen Irrtum befindet, gilt ein gleiches nicht für den Jagdberechtigten und den von ihm bestellten unbeteiligten Privatauflaßer. Gegenüber diesen ist vielmehr die objektive Rechtmäßigkeit ihres Handelns und das Bewußtsein des Täters von dieser Rechtmäßigkeit die notwendige Voraussetzung eines nach § 117 StGB. strafbaren Widerstandes. Ur. d. IV. Sen. v. 23. April 1907 (72/07).

16. § 123 StGB. [Zum Einbringen im Sinne des § 123 StGB. ist nicht erforderlich, daß der ganze Körper des Täters in die Wohnung usw. eines anderen gelangt. Das Gesetz erfordert insbesondere kein Eintreten, kein Hineingehen. Ur. d. II. Sen. v. 19. Febr. 1907 (890/06).

17. § 157 Ziff. 2 StGB. Die Anwendung der Bestimmung ist nicht auf den Fall beschränkt, wo die Person, zu deren Gunsten die falsche Aussage abgelegt wird, dem Zeugen im Prozeß als Partei oder als Beschuldigter gegenüber steht, wenn schon nach den geltenden Prozessordnungen nur in diesem Falle eine Belehrung des Zeugen über sein Recht, die Aussage abzulehnen zu dürfen, statt hat. Vielmehr kommt die Verurteilung dem Zeugen sowohl dann zugut, wenn ihm vor seiner Vernehmung keine Belehrung erteilt worden ist, als obgleich sie ihm hätte erteilt werden sollen, als auch dann, wenn das Unterbleiben darauf beruht, daß eine Belehrung prozessordnungsmäßig nicht erteilt zu werden durfte (§ 54 StPO.). Ur. d. II. Sen. v. 5. März 1907 (134/07).

18. § 163 StGB. (Ungenügende Feststellung des Jagdschlüsselsitzes.) Die Jagdschlüsselsitzes des Angeschuldigten wird nicht durch bestimmte Angaben tatsächlicher Art oder durch

Schlussfolgerungen aus Tatsachen, sondern nur dahin nachgewiesen, „daß der Angeklagte bei gründlicher Überlegung und Prüfung zu dem Schlusse hätte kommen müssen, daß er den ihm auferlegten Eid mit gutem Gewissen nicht leisten könne“. Damit ist die subjektive Verursachung des Angeklagten nicht anders als lediglich durch Wiedergabe einer formelmäßigen Umschreibung des Begriffes der Fahrlässigkeit begründet, während konkrete Tatsachen, aus denen zu entnehmen wäre, daß der Angeklagte die Pflicht zur Überlegung und Prüfung schuldhaft verabsäumt habe, nicht angegeben sind. Unter diesen Umständen ist eine Nachprüfung, ob in dem Urteil der Begriff der Fahrlässigkeit bei Würdigung der Schuldfrage erkannt ist, unmöglich. Es war Aufgabe des Urteils, nachzuweisen, in welcher Weise der Angeklagte insbände gewesen wäre, eine klare Vorstellung vom dem Umfang der eigenen Forderungen und damit von der Bedeutung der im Brief vom 10. Februar 1902 enthaltenen sowie der mündlichen Aufforderungen des Zeugen S. zu erlangen; wie er bessere Einsicht in den Sinn des ihm zugesprochenen Eides hätte gewinnen können; wie er seine nach Annahme des Urteils irrtümliche Meinung, daß im Eid nur eine „formeller“ Ränzigung und Aufforderung in Rede zu stellen sei, hätte berichtigen können; durch welche schuldhaft verabsäumten Arbeit sowie dergleichen Irrtum hätte vermeiden werden können, auf Grund dessen der Angeklagte gutgläubig die Unwahrheit behauptet. Ur. d. I. Sen. v. 12. Jan. 1907 (1131/06).

19. § 164 StGB. (Anzeige bei Schulze.) Schulze als untere Beamte des Polizeidienstes sind nicht Behörden im Sinne der Gesetzesvorschrift; bei einer Behörde handelt es sich die Anzeige hieran erst dann, wenn sie von ihnen dem Willen des Anzeigenden entsprechend als Anzeige an die Behörde tatsächlich weitergegeben ist. Insoweit begründet es an sich auch keinen rechtlichen Unterschied, ob der Schulze die Anzeige in den Diensträumen seiner Behörde entgegengenommen hat. Bei einer Behörde angebracht ist sie mit der bloßen Entgegennahme auch in diesem Falle nur dann, wenn der Schulze insoweit d. h. hinsichtlich der Entgegennahme von Anzeigen zur Vertretung seiner Behörde ermächtigt war. Ur. d. V. Sen. v. 8. Jan. 1907 (797/06).

20. § 166 StGB. (Begriff der Öffentlichkeit.) Die Zugehörigkeit zu einem Verein und die dadurch bedingte Gemeinsamkeit eines verfolgten Zweckes kann unter Umständen einen innerlichen Zusammenschluß der einzelnen Mitglieder begründen, der ihnen die Eigenheit eines engeren, in sich verbundenen, nach außen bestimmt abgegrenzten Personenkreises verleiht, also den Begriff der Öffentlichkeit ausschließt. Dies ist aber keine aus dem allgemeinen Wesen der Vereinsbildung sich ergebende Rechtsfolge, sondern abhängig von der besonderen Gestaltung des Vereins. Insbesondere liegt danach dem Urteil Gewicht auf die Größe der Mitgliederzahl und auf die Öffentlichkeit, mit der sich nicht bloß nach den Sitzungen der Eintritt in den Verein, sondern auch der Zutritt zu der hier in Frage kommenden Versammlung vollzog, zu der, wie das Urteil hervorhebt, auch die gegen Zahlung eines Beitrags von 30 Pf. vorläufig aufgenommenen Mitglieder zugelassen waren. Ur. d. III. Sen. v. 27. Juni 1907 (290/07).

21. § 167 StGB. (Wahrgewandenes Recht für die Frage, ob es sich um eine im Staat bestehende Religionsgesellschaft

handelt.) Der Schutz des § 167 StGB. wird nicht allein, sondern nur den im Staate bestehenden Religionsgesellschaften zuteil. Dies führt zu der Frage, unter welchen Voraussetzungen eine Religionsgesellschaft als solche im Gebiete des Einzstaats besteht. Diese Frage ist nicht, nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1869 in Verbindung mit Vorschriften der Reichsverfassung, einheitlich für das Gebiet des Deutschen Reichs, sondern lediglich nach dem Staatskirchenrecht des Bundesstaats, um dessen Gebiet es sich handelt, zu entscheiden. Ur. d. IV. Sen. v. 22. Jan. 1907 (1245/06).

22. § 181 StGB. (Vorbestrafen der Eltern gegenüber großjährigen Kindern.) Eine Nichtpflicht der Eltern zum Einschreiten gegen das unzüchtige Treiben ihrer Kinder kann nur in der Erziehungsgewalt ihren Grund finden, die wiederum ein Ausfluß der elterlichen Gewalt ist und sich daher nur auf minderjährige Kinder erstreckt (§§ 1627, 1631 BGB.). Die Pflicht, auch nach Eintritt der Großjährigkeit der Kinder deren sittliches Wohl zu fördern und das elterliche Ansehen zur Verhütung eines laßhaftesten Treibens der Kinder zu bewahren, liegt lediglich auf dem Gebiete der Moral. Ein Nichtverhindern großjähriger Kinder an unzüchtigen Verlehen fällt also nicht unter § 181 StGB. Ur. d. III. Sen. v. 11. Mai 1907 (33/07).

23. §§ 74, 181 StGB. Da die Gewohnheitsmäßigkeit in den Fällen des § 181 StGB. weder ein strafbegründendes noch ein strafbefreiendes, sondern ein für den Tatbestand unerheblicher Umstand ist, folgt die rechtliche Unmöglichkeit, die einzelnen den Tatbestand des angezogenen Strafgesetzes bereits vollständig erfüllenden Tätigkeitsakte auf Grund einer vorliegenden Gewohnheitsmäßigkeit zu der Einheit eines Kollektivdeliktes zusammenzufügen. Ur. d. I. Sen. v. 19. März 1907 (1189/06).

24. § 184 StGB. (Ausstellung in verschlossenen Umhüllungen.) Wer eine Ware in einer Verpackung bei sich öffentlich zum Verkauf stellt, kündigt damit allerdings noch nicht ohne weiteres die Ware selbst an. Dies geschieht nur insoweit, als entweder eine Aufschrift auf der Verpackung oder ein sie im Handelsverkehr erscheinendes Zeichen den Inhalt anzeigt, oder das Publikum auch ohne einen derartigen äußeren Hinweis schon aus der gewählten Form der Ausgestaltung die Ware nach Art und Beschaffenheit zu erkennen vermag. Allein, daß dies jehermanns aus dem Publikum zu erkennen vermöge, ist nicht erforderlich. Es genügt, wenn nur einem Teile des Publikums, dem sachkundigen Teile, die Ware, unter der versteht sich zum unzüchtigen Gebrauche bestimmter Gegenstand angeboten wird, als eine solche bekannt ist, unter der sich solche Dinge herkömmlich zu verstehen pflegen. Ur. d. II. Sen. v. 8. März 1907 (978/06).

25. § 184 Abs. 1 StGB. Nicht beizutreten ist der Ansicht, daß die Verbreitung von Druckschriften in Bazarpalmen als eine öffentliche Verbreitung derselben nicht angesehen werden könne. Der Umstand, daß eine Druckschrift als Bazarpalet verwendet wird, daß also ihre Ausshändigung an den Empfänger, von dem die Bestellung ausging, nur gegen Zahlung des Kaufpreises erfolgt, schließt nicht aus, daß sie jedem beliebigen Besteller zugänglich gemacht wird und

daßer Verbreitung im Publikum findet. Ur. d. IV. Sen. v. 5. Febr. 1907 (920/06).

26. § 184¹ StGB. Eine Verurteilung wegen Vergehens nach § 184 Abs. 3 StGB. kann dann nicht eintreten, wenn der Angeklagte bei Anpreisung der Gegenstände berechtigt annehmen konnte und angemessen hat, sie würden ausschließlich bei verheirateten Personen zum Zwecke des Gebrauchs in der Ehe Verkauft werden, auch nicht einmal mit der Möglichkeit anderweitiger Verwendung gerechnet hat. Ur. d. III. Sen. v. 27. April 1907 (186/07).

27. § 193 StGB. (Klage öffentlicher Mißstände.) Es kann nicht der Ausführung des Urteils beigetreten werden, daß der einzelne Gerichtsbergungsbeamte nicht in Wahrnehmung berechtigter Interessen handele, wenn er, um die Entfernung eines ungeordneten richterlichen Beamten herbeizuführen, die Gesamtheit betreffende Mißstände an zuständiger Stelle zur Sprache bringe. Allerdings hat nach dem Gesetze der einzelne in gewissen Fällen das Recht, den Richter abzulernen, um damit einer Schädigung seiner Interessen vorzubeugen; allein diese Befugnis schließt nicht das Recht aus, im eigenen wie im öffentlichen Interesse von vermeintlichen Mißständen Anzeige zu erstatten. In der Rechtsprechung des RG. (RGSt. 26, 18; 29, 149) ist bereits wiederholt ausgesprochen, daß zu den berechtigten Interessen alle gehören, welche das Recht anerkennen, auch solche, welche aus dem „öffentlichen Rechte erwachsen“. Jedes Interesse ist berechtigt, das sich „bei billiger Beurteilung der konkreten Sachlage als gerechtfertigt“ darstellt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist in der Rechtsprechung der Schutz des § 193 StGB. insbesondere auch in den Fällen nicht verweigert worden, wo der zuständige Beamte angebliche Vorgänge zur Kenntnis gebracht waren, deren Prüfung im Interesse der öffentlichen Rechtsordnung — RGSt. 29, 54; 34, 216 — als erwünscht oder geboten erscheinen durfte. Ur. d. I. Sen. v. 8. April 1907 (151/07).

28. § 196 StGB. Es ist Kenntnis davon zu verschaffen, ob in dem Amtsbezirk das Verhalten der einzelnen Personen vom ordnungs- und sicherheitspolizeilichen Standpunkte aus bedenklich erschien oder nicht, und über diese amtlich erlangte Kenntnis im staatlichen Interesse Auskunft zu erteilen, gehört zu den beruflichen Aufgaben des Amtsvorstehers als Leiters der Ortspolizeibehörde. Wenngleich der Amtsvorsteher, als er vor Gericht abhört bekundet, daß der Angeklagte „sichmugelte“, in Erfüllung der allgemeinen Zeugenpflicht und daher nicht in Ausübung seines polizeilichen Berufs handelte, so fiel seine Aussage doch inhaltlich mit einer polizeilichen Auskunft über den Kumund des Angeklagten zusammen. Seine Zeugnisaussage stand deshalb in Beziehung zu seinem Beruf. Die gleiche Beziehung auf den Beruf des Amtsvorstehers hat daher auch der Vorwurf, daß diese Aussage von ihm unter dem Eide leichtfertig abgegeben worden sei. (Goldt. 45, 28.) Ur. d. II. Sen. v. 11. Jan. 1907 (1241/06).

29. § 224 StGB. (Entstellung.) Daß bei dem Geßen als Entstellung hervorretrende Verunstaltung des Rebenlagers (Verletzung des Oberbogens) beim Etchen oder Etzen vorliegen, nimmt ihr die Eigentümlichkeit einer Entstellung nicht. Ebenso ist es rechtlich ohne Bedeutung, ob die Persönlichkeit des Rebenlagers ohnehin unanfechtlich war. Auch eine vorstet-

liche Steigerung der vorhandenen Unschönheit der Gesamtentstellung ist eine Entstellung im Sinne des § 224 StGB. Ur. d. II. Sen. v. 1. Febr. 1907 (56/07).

30. § 235 StGB. (Entführung aus einer Zwangs-erziehungsanstalt.) Für die Anwendung des § 235 ist es entscheidend, daß dem Vormund bei der Entführung, Bewachung oder Aufstehaltsbestimmung des Kindes ein Recht der Mitwirkung zusteht. Gegenüber einem nach § 1666 BGB., Art. 135 EGBGB. beauftragten Zwangs-erziehung in eine Anstalt untergebrachten Kinde steht dem Vormund ein solches Recht nicht zu; ihm kann also das Kind nicht entzogen werden. Der Anstaltsvorstand steht zu dem Pfleger in keinem elterlichen Verhältnis; er ist in Elterlich-Verhältnissen aber auch weder Vormund noch Pfleger des in der Anstalt Untergebrachten. Ur. d. I. Sen. v. 21. Febr. 1907 (1130/06).

31. § 240 StGB. (Ausüben einer nicht betriebsbaren Forderung.) Die öffentliche Ausübung der Forderung zum Zwecke der Einziehung war an sich für den Schuldner behebend, allein dem Gläubiger und seinem Beauftragten stand an sich hierbei der Schutz des § 193 StGB. zur Seite, und es lag deshalb der Tatbestand der Vergehens der Beleidigung nur dann vor, wenn aus der Form der Beforderung oder den Umständen sich eine Beleidigungsabsicht ergab. Daß dem Angeklagten zur Last gelegte Vergehen gegen § 240 StGB. erfordert den Nachweis, daß die angebotene Mahregel im Falle ihrer Ausführung ein „Vergehen“ und mithin eine strafbare Beleidigung enthalten hätte. Angedenkt war dem Schuldner nur die öffentliche Ausübung der Forderung unter Namensnennung „in einer geleseenen Zeitung“ des Orts. War der Angeklagte an sich zur Ausübung berechtigt, so konnte ihm aus der Wahl einer „gelesenen“ Zeitung kein Vorwurf gemacht werden. Je größer der Leserteil der Zeitung war, um so mehr durfte auf die Erreichung des beabsichtigten Zweckes gerechnet werden. Für sachdienlich durfte er auch die Wahl einer am Orte erscheinenden Zeitung halten, und erforderlich war die Nennung des Namens des Schuldners. Hiernach hätte die Ausführung der Tat, so wie sie angedroht war, den an sich gegebenen Strafausschließungsgrund des § 193 StGB. nicht beseitigen können. Ur. d. I. Sen. v. 6. April 1907 (1274/06).

32. § 242 StGB. (Entwendung von Biermarken beufes Raufs von Bier bei dem Beschlagnahme.) Es kommt nicht darauf an, ob der Täter beabsichtigt, die Sache dem Eigentümer dauernd zu entziehen oder sie dauernd für sich zu behalten. Wer beispielsweise einem anderen unbefugt Geld wegnimmt, um damit abzuheben einen Gegenstand käuflich für sich zu erwerben, eignet sich das Geld unter allen Umständen rechtswidrig an. Es begründet dabei keinen Unterschied, ob er den Gegenstand bei einem beliebigen Dritten oder bei dem Eigentümer des Geldes selbst erworben, das Geld dem Eigentümer also wieder zulassen will. Die Zueignung bleibt auch in diesem letzteren Falle vollendet, obwohl das Geld in seiner Körperlichkeit und seinem Werte völlig unverändert alsbald wieder in den Besitz des Eigentümers übergehen soll. Das für den Begriff der Zueignung Wesentliche ist hiernach darin zu finden, daß der Täter die Sache ihrem Sach-(Substanz-)Werte nach für sich ausnützen will. Die Absicht, die Sache dem Eigentümer alsbald wieder zu übergeben, bedingt daher keines-

wegs mit der Absicht, die Sache nur zu gebrauchen. Ur. d. V. Sen. v. 19. Febr. 1907 (858/06).

33. § 242 StGB.) Daß der Angestellte, als er von dem Benzin in den Automobilen Besitz ergriff, lediglich die Absicht verfolgte hätte, den Eigentümern der Automobile das Benzin zu entziehen und sie durch dessen Verbrennung hyn. Vergeltung zu schädigen, stellt das Gericht nicht fest. Der gegebene Sachverhalt spricht vielmehr dafür, daß er es, wie auch das Urteil selbst anerkennt, als Antiebstmittel zur Fortbewegung des Automobils hat verwenden, in diesem Sinne also seinen Interessen hat dienlich machen wollen. Hat der Angestellte aber auf solche Weise das fremde Benzin der Substanz nach für sich verbraucht, so hat er es, wenn auch nur vorübergehend, seinem Vermögen zugeführt. Davin liegt, daß er es sich zugeeignet hat. Unverständlich ist, wie die Absicht der Zueignung dadurch ausgeschlossen sein soll, daß der Angestellte die Wegnahme des Benzins als Mittel zur Erreichung eines bestimmten anderen Zweckes, nämlich zur Ausführung der mit dem Automobil geplanten Spazierfahrten, ins Auge gefaßt hat, und ebenso unverständlich, daß das Benzin deshalb nicht in das Vermögen des Angestellten gelangt sein soll, weil es von ihm sofort nach dem Befahren des Automobils und noch während der Fahrt verbraucht worden ist. Wo der wirtschaftliche Wert einer Sache gerade darin besteht, daß sie verbraucht und durch den Gebrauch verzehrt (zerstört) wird, schließt der in solcher Absicht bewirkte Verbrauch die Zueignungsabsicht nicht aus. Ur. d. II. Sen. v. 28. Mai 1907 (144/07).

34. § 242 StGB. (Diebstahl an jagdbaren Tieren.) Nach § 958 Abs. 2 StGB, dessen Anwendbarkeit auf den der Landesjagdverbund vorbehaltenen Gebieten der Jagd und der Fischerei in Art. 69 StGB. ausdrücklich angedeutet ist, findet der in Abs. 1 des § 958 für zulässig erklärte Eigentumsverstoß an einer fremden beweglichen Sache nicht statt, wenn durch die Besitzergreifung das Aneignungsrecht eines anderen verletzt wird. Wenn nun auch das Aneignungsrecht des Jagdberechtigten sich nur auf die im Jagdbezirk, nicht aber auf die außerhalb desselben befindlichen jagdbaren Tiere erstreckt, so folgt daraus aus den Entschöden des Aneignungsrechtes bezüglich solcher Tiere, die sich aus dem Jagdbezirk entfernt haben oder nach ihrer widerrechtlichen Fortschaffung an einen zugelassenen Erwerber gelangt sind. Sofern diese Voraussetzungen aber nicht vorliegen und der durch widerrechtliche Fortschaffung des Tieres zur Entziehung gelangte Zustand durch gleichfalls widerrechtliche Grenzhaltung des Tieres von dem Jagdbezirk des Aneignungsberechtigten aufrecht erhalten wird, kann das Recht des letzteren nicht als verletzt angesehen werden. Es kann also auch der Dritte, der das Tier in Kenntnis der Widerrechtlichkeit der Entziehung von dem Jagdbereiter erhalten hat, kein Eigentum erworben und es kann ihm gegenüber an dem Tiere kein Diebstahl begangen werden. Die Tatsache, daß er das Tier gezähmt hat, ist ohne Bedeutung, selbst wenn man annehmen wollte, daß das ringelte Exemplar der jagdbaren Tiergattung jenseitige Zähmung nicht mehr als wild und deshalb dem Aneignungsrecht des Jagdberechtigten nicht mehr als unterworfen zu betrachten wäre. Ur. d. IV. Sen. v. 5. Febr. 1907 (788/06).

35. § 243 StGB. § 3 StGB.) Die Bestimmung im § 243 StGB. „mittels Erbrechens von Behältnissen“

enthält keineswegs das Tatbestandserfordernis, es müsse unmittelbar dasjenige Behältnis erschossen sein, in dem sich der Gegenstand der Entwendung befindet; die Anwendung der Gewalt ist auch dann eine zur Verübung des Diebstahls geeignet und die Ausführung desselben vermittelnde Handlung, wenn das den Schlüssel eines anderen Behältnisses, aus welchem gestohlen werden soll, enthaltende Behältnis erschossen wird, um daraus jenen Schlüssel zu entnehmen und ihn zur Eröffnung des ersten Behältnisses zu benutzen, um daraus den Gegenstand, auf dessen Aneignung es abgesehen ist, wegzuschleppen. (RGKp. 3, 102.) Das gleiche ist bezüglich der im § 243 StGB. vorgesehenen Anwendung falscher Schlüssel oder zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge zu sagen. Auch für diesen erscheinenden Unfand ist es bedeutungslos, ob die mittels des falschen Schlüssels oder Werkzeuges ausgeführte Eröffnung eines Raumes, einer Türe oder eines Behältnisses unmittelbar zu dem Diebstahlsgegenstande oder zunächst zu dem richtigen Schlüssel führte, mittels dessen eine Klauenschließung oder ein Behältnis eröffnet wird, in dem sich der demnach gestohlene Gegenstand befand. Ur. d. V. Sen. v. 3. Mai 1907 (33/07).

36. § 243 StGB. § 3 StGB.) Die außerhalb des Gebäudes erfolgte gewaltsame Eröffnung von Behältnissen kommt für den Tatbestand des schweren Diebstahls nicht in Betracht. Das ist in der Rechtsprechung anerkannt für die im Freien oder auch in einem Gebäude erfolgte Eröffnung des Aufschlusses behältnisses, wenn sie der innerhalb eines anderen Gebäudes ausgeführten Wegnahmehandlung nachfolgt. Das Gleiche muß für das Erbrechen von Behältnissen außerhalb des Diebstahlsgebäudes gelten, wenn es derjenigen Diebstahlsanbahnung, die in § 243 Nr. 2 StGB. umschrieben ist, vorausgeht, wenn also z. B. der Dieb die Schlüssellücke für den Diebstahl sich auf diese Weise verschafft. Ur. d. I. Sen. v. 21. Febr. 1907 (1436/06).

37. § 243 StGB. (Falscher Schlüssel.) Wie der zur Verfügung über die Eröffnung eines Gebäudes Berechtigte die unbefristete Bestimmung eines Schlüssels zur Eröffnung widerrufen kann nicht nur für die Zeit von der Widerrufserklärung an, sondern auch von einem dieser Erklärung nachfolgenden Zeitpunkte an, so kann er auch von vornherein die Bestimmung auf eine Frist begrenzen, namentlich in der Weise, daß die Frist mit der Verabgung eines Rechtsbehältnisses z. B. Dienstrechtsmittels abläuft, das den Antrag gegeben hat, den Schlüssel zur Eröffnung zu bestimmen. Ur. d. II. Sen. v. 19. März 1907 (1127/06).

38. § 246 StGB. (Unterschlagung.) Sachen, die der Dieb zum Nachteil des Eigentümers einem andern in Verwahrung gibt, hindern nicht im Sinne des § 246 StGB. anvertraute. Ur. d. II. Sen. v. 18. Juni 1907 (308/07).

39. § 246, 266 StGB. (Unterschlagung und Untreue des Gemeinverwalters gegenüber dem Konduktverwalter.) Körperliche Sachen, die zur Konduktmasse gehören, stehen, da die Konduktmasse kein Rechtsobjekt ist und als Rechtsobjekt weder den Gläubigern noch dem Konduktverwalter gehört, im Eigentum des Gemeinverwalters und sind für diesen keine fremden Sachen, wie sie § 246 StGB. für seine Anwendung erfordert. Dagegen haben Konduktverwalter, die der Debit des

Konkursverwalter mit der Befugnis zur alleinigen rechtlichen Verfügung anvertraut sind, sonach auch die bei Fortführung des Erwerbsgeschäftes des Gemeinshalters verzinnten Beiträge als „Vermögensstücke“ des Konkursverwalters zu gelten; treulose Verfügungen über diese durch Bevollmächtigte gerichten ihm „zum Nachteil“, so daß auch der vom Verwalter mit der Fortführung des Geschäftes betraute Gemeinshalter an dem von ihm eingenommenen Geldern Untreue begehen kann. Ur. d. I. Sen. v. 3./31. Jan. 1907 (861/06).

40. § 247 StGB. Der Anstift., daß alle Hausgenossen — auch die zum Gewinde gehörigen Personen in ihrem Verhältnis zu einander — „als von dem Tatbestand eines privilegierten Gewinde-Hausdiebstahls betroffene Personen zu gelten hätten und daß daher in allen diesen Fällen als Antagonistberechtigter nicht ausschließlich der Hausherr, sondern der jedesmalige Berichter (§ 65 StGB.) anzusehen sei“, kann nicht beigetreten werden. Ur. d. IV. Sen. v. 29. Jan. 1907 (933/06).

41. § 247 StGB. Der Wortlaut des § 247 StGB. nötigt nicht zu der Ansicht, daß der Beschlusse derjenige sein müsse, der nach dem Dienstvertrage die Dienste des Gewindes gemietet hat, gestattet vielmehr die Auslegung, daß das Gewinde den Dienstherren sich als Gewinde auch in der häuslichen Gemeinshaft seiner mit ihm zusammenlebenden Ehefrau befindet. Ur. d. II. Sen. v. 31. Mai 1907 (293/07).

42. § 257 StGB. (Sichern durch ein öffentliches Versprechen, den Dieb bei Rückgabe der Ware zu entschädigen.) Ein Sichern braucht zwar nicht notwendig darin zu bestehen, daß die Diebe im Besitze des Geschlossenen erhalten werden, kann vielmehr auch in der Weise erfolgen, daß ihnen die Ausnutzung und Vertretung der in dem geschlossenen Gute liegenden Vermögensvorteile ermöglicht und erleichtert wird. Allein das trifft dann nicht zu, wenn wie hier das Ziel verfolgt wird, die Diebe durch eine öffentliche Anklündigung, ihnen im Fall des Zweifelsbruchs des Geschlossenen eine Entschädigung zu zahlen, hinsichtlich des geschlossenen Gutes nicht gegen die Eigentümer oder die Obrigkeit in Schutz zu nehmen, ihnen vielmehr das Geschlossene zu entziehen und es den Eigentümern wieder zu verschaffen. In einem solchen Falle steht rechtlich nichts entgegen, die den Dieben in Aussicht gestellte Entschädigung lediglich als ein Geldopfer zu betrachten, das nach der Auffassung der Täter unter dem gegebenen Verhältnisse notwendig war, um ihnen ihr ganzes Vorgehen beherrschenden Zweck zu verwirklichen d. h. den rechtmäßigen Zustand wieder herzustellen. Ur. d. V. Sen. v. 22. Febr. 1907 (971/06).

43. § 259 StGB. (Mitwirken zum Abflaß.) Von einem Mitwirken zum Abflaß kann nur dann die Rede sein, wenn ein fremder Abflaß in Frage kommt, zu dem der Helfer mitwirken wollte und mitgewirkt hat. Der Abflaßwille muß bei demjenigen vorliegen, in dessen Interesse die Vertreibung der Sache geschieht, und dieser muß seinen Willen in irgend einer Weise betätigt haben. Doch kann ein Mitwirken auch vorliegen, ohne daß der Besitzer, die den Abflaßwille zu erkennen gegeben hat, von der Förderung des Abflaßes etwas weiß. Es bedarf keiner ausdrücklichen Entwerbungsanerkennung desjenigen, der die Sache für sich verwerten will, gegenüber dem Mitwirkenden und der letztere braucht nicht rechtlich als Mitteil-

presen zwischen dem unrechtlichen Besitzer und dem dritten Erwerber aufzutreten; aber notwendig ist, daß tatsächlich die Vertretung geschehen soll, um den unrechtlichen Besitzer zu dem von diesem erstrebten Abflaß zu veranlassen. Ur. d. V. Sen. v. 24. Mai 1907 (1025/06).

44. §§ 269, 242, 48 StGB. (Hehlerei in Konklurrenz mit Anstiftung zu Diebstahl.) Es ist zwar grundsätzlich nicht ausgeschlossen, daß Anstiftung zum Diebstahl und Hehlerei an den Sachen, welche durch den infolge der Anstiftung begangenen Diebstahl erlangt sind, im Verhältnis der Konklurrenz zu einander stehen können, es bedarf indessen beim Zusammenfallen dieser Straftat die Annahme der Konklurrenz einer der Besonderheit des Falles entsprechenden tatsächlichen Begründung; eine solche wird namentlich dann geboten sein, wenn bereits bei der Anstiftung zum Diebstahl die Abnahme der zu fliehenden Sachen dem Angestifteten in Aussicht gestellt ist; in einem solchen Falle wird zu erörtern sein, ob Anstiftung und Hehlerei sich nicht als eine natürliche Handlungseinheit darstellen. Ur. d. IV. Sen. v. 5. Juli 1907 (419/07).

45. § 259 StGB. (Anschaffbringen seitens des unterhaltspflichtigen Ehemannes der Diebin.) Die Teilnahme an den Vorteilen eines Diebstahls durch den Mißbrauch der geschlossenen Sache ist für sich allein nicht ausreichend, um die Befassung wegen Hehlerei zu rechtfertigen. Das Urteil hebt nun allerdings hervor, daß der Angeklagte für den Haushalt zu sorgen habe. Hat es damit nicht bloß das Tatbestandsmerkmal „seines Vorteils wegen“ begründet, sondern besagen wollen, daß daraus auch das Merkmal des „Anschaffbringens“ gefolgt werde, so kann dieser Folgerung nicht beigetreten werden. Aus dieser Unterhaltspflicht, auch in Verbindung mit dem Mißbrauch, folgt an sich noch nicht eine das „Anschaffbringen“ verkörpernde Handlung; diese bedarf vielmehr einer besonderen Herleitung und Begründung. Nun ist allerdings das Urteil nach § 1367 BGB. berechtigt, innerhals ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Daraus ergibt sich aber nicht, daß die Frau des Angeklagten im vorliegenden Falle, in dem dieser lediglich das von ihr entnommene Gut mitverkauft hat, bei der Ermöglichung des Mißbrauches in Stellvertretung ihres Mannes in dem Sinne gehandelt hat, daß dieser durch sie die Verfügungsgewalt über die geschlossenen Sachen erwarb. Ur. d. V. Sen. v. 15. Jan. 1907 (836/06).

46. § 263 StGB. Vermögensbeschädigung (es kommt auf den Wert der Forderung bei Übergabe des Darlehens an, nachträgliche Zahlung oder Nichtzahlung wider Erwarten ist gleichgültig.) War der Angeklagte bei dem Empfang der Darlehen willens, sie zurückzuzahlen und voranschickte zur Zeit der verabreichten Rückgabe zahlungsfähig, so erlitten die Darlehensgeber an Stelle ihres Geldes eine Forderung, die einen ihrem Willen entsprechenden Gegenwert für das eingegabene Geld darstellte. Die Vorspiegelungen des Angeklagten hatten dann nicht den Erfolg einer Vermögensbeschädigung, d. h. einer Verminderung des Gesamtvermögensstandes der Geschädigten (RGSt. 16, 1 f.). Ob sie später das Geld gar nicht oder nur teilweise zurückzahlen haben, ist für die Frage, ob durch die Täuschung das Vermögen beschädigt ist, ebenso unerheblich, wie es umgekehrt nicht in Betracht kommen würde, wenn die Ge-

täuschten eine wertvolle Forderung für ihr Geld erhalten hätten, der Angeklagte aber später, unvertreten in gute Verhältnisse gekommen, das Geld erstattet hätte. Wenn die Darlehensforderungen wertlos, so betrug die Vermögensbeschädigung ebenfalls, wie das Darlehen, nicht aber nur soviel, als später nicht zurückgestellt worden ist. Ur. d. I. Sen. v. 28. Jan. 1907 (1502/06).

47. § 263 StGB. Vermögensbeschädigung (NichtgenöÙ der versprochenen Sicherheit.) Eine Vermögensbeschädigung ist nicht ohne weiteres in dem Ausbleiben der für die Darlehen versprochenen Sicherheit zu erblicken. Wäre zur Zeit des Darlehensempfanges die Vermögenslage des Angeklagten noch eine solche gewesen, daß die Forderung aus RückgenöÙ der Darlehens ein volles Äquivalent für den Wert der gegebenen Darlehenssumme bildete, so läge eine Beschädigung des Vermögens der Gläubiger nicht vor. Ur. d. II. Sen. v. 29. Jan. 1907 (49/07).

48. § 263 StGB. Vermögensbeschädigung (Verstärkung einer bereits übernommenen Verbindlichkeit.) Das StG. übersieht, daß die Angeklagten, bevor sie den Betrag begingen, bereits einen im Jahre 1907 oder 1908 fälligen Wechsel über 1200 Mark ausgestellt und übergeben erhalten hatten. P. war also schon damals um die 1200 Mark geschädigt, da er den Wechsel bei Fälligkeit einlösen mußte und sich von der Verpflichtung, wenn der Wechsel in die Hände eines gutgläubigen Dritten gelangt war, auch nicht etwas durch Anschaffung des Wechselbetrages zu befreien imstande war. Ebenso hatten die Angeklagten schon damals mit dem Wechsel über 1200 Mark, den sie jederzeit verwerten konnten, einen dem Vermögensschaden des P. entsprechenden, rechtswidrigen Vermögensvorteil erlangt. Wenn nun die Angeklagten am 11. Juni 1904 infolge des Betrugs von P. die notarielle Übernahme der Verpflichtung, am 1. Januar und am 1. März je 300 Mark in bar zu zahlen, und außerdem einen am 1. Januar 1905 fälligen Wechsel über 600 Mark erhielten, bagagen aber vereinbarungsgemäß der bis dahin in ihrem Besitz gebliebenen Wechsel über 1200 Mark, wie in dem angeführten Urteile ausdrücklich festgestellt ist, zerrißten wurde, so lag der von ihnen durch den Betrug erlangte Vermögensvorteil allein darin, daß sie für ihren bereits bestehenden Anspruch auf Zahlung von 1200 Mark ein früheres Fälligkeitstermin (bzw. zwei solche) festgesetzt wurde. Es ist müßig verheißentlich, wenn der Verteidiger als den erlangten Vermögensvorteil den Abschluß des notariellen Vertrages und die Eingabe des Wechsels über 600 Mark angesehen hat. Schon aus diesem Grunde konnte die Entscheidung des StG. nicht aufreht erhalten werden; dabei ist noch darauf hinzuweisen, daß, selbst wenn der Vermögensvorteil, bzw. die Vermögensbeschädigung in Höhe von 1200 Mark in jener Übernahme der Verbindlichkeiten und der Eingabe des am 1. Januar 1905 fälligen Wechsels zu erblicken gewesen wäre, daneben nicht als solche noch, wie das StG. angenommen hat, die Erfüllung dieser Verpflichtung erfolgte Zahlung von Geld in Betracht kommen dürfte. Ur. d. V. Sen. v. 4. Jan. 1907 (590/06).

49. § 263 StGB. (Betrug durch falsus procurator.) Da nach § 179 Abs. 1 StGB. der falsche Vertreter dem anderen

Teile, dem Dritten, nach dessen Wahl zur Erfüllung oder zum Schadenersatz verpflichtet ist, wenn der Vertreter die Genehmigung des Betrags erteilt, der Dritte also durch den Vertragsabschluß die sichere Aussicht erlangt, jedenfalls Erfüllung verlangen zu dürfen, und nur in der Schwere liegt, gegen wen er sein Verlangen zu richten haben wird, ob gegen den Vertreter oder gegen den Vertreter, so ist es keine Rechtsnotwendigkeit, daß das Vermögen des Dritten schon aus diesem Gesichtspunkt erscheint, weil der Dritte gegen den Vertreter nur einem bedingten, gegen den Vertreter aber zunächst und möglicherweise überhaupt keinen Erfüllungsanspruch erwirbt. Ist der Vertreter nach seinen Vermögens- und persönlichen Verhältnissen in vollem Maße erfüllungsfähig und sogar auch erfüllungsbereit, so würde man rechtlich nicht gehindert sein, anzunehmen, daß das Vermögen des Dritten in seiner Gesamtheit eine Schmälerung nicht erfahren habe. Vermögensbeschädigungen werden zwar auch in Fällen dieser Art nicht ausgeschlossen sein, so, wenn der Vertreter durch sein Verhalten die Klarstellung der rechtlichen Beziehungen verhindern will und verhindert, wenn dadurch für den Dritten Gefahren oder Verluste entstehen oder wenn er zu Konsequenzen veranlaßt wird, die wie Prozeßkosten gegenüber dem Vertreter nicht unter den Erfüllungsanspruch gegen den Vertreter fallen würden. Allein das alles hängt ganz von den Umständen des Einzelfalles ab. Andererseits wird eine Schädigung ebenfalls dann unabweislich sein, wenn der getreue zu machende Erfüllungsanspruch gegen den Vertreter schon mit Rücksicht auf dessen ungünstige wirtschaftliche Lage mindernwertig oder wertlos sein würde. Ur. d. V. Sen. v. 1. Febr. 1907 (354/06).

50. § 263 StGB. (Täuschung des Richters.) Eine unter § 263 fallende Täuschung des Richters ist ebensowohl durch einen Zeugen- als durch einen Urkundenbeweis möglich; denn die Vernehmung vorzunehmen ist der Richter infolge des von der Partei gestellten Beweisanspruchs, falls dieser erheblich ist, verpflichtet, und die abgegebene Zeugenaussage ist deshalb nicht minder ein von der Partei beigebrachter Beweismittel als die vorgelegte Urkunde. Ur. d. I. Sen. v. 11. Febr. 1907 (326/06).

51. § 263 StGB. (Täuschung des Richters.) Das Urteil erachtet für erwiesen, daß der Angeklagte, um die Richterfalschung d. i. den Eschlag der gegen ihn verhängten Geldstrafe zu erzielen und den durch deren Zahlung ihm entstehenden Geldverlust zu vermeiden, also einen rechtswidrigen Vermögensvorteil sich zu verschaffen, durch seine Angaben und die Forderung der unwichtig basierten Quittung und deren Überreichung bei der Protokollaufnahme bewußt die falsche Tatsache, die Kläumung der Kassegrube sei spätestens am 17. Mai 1906 erfolgt, wahrheitswidrig vorgelegt hat, um dem Polizeipräsidenten S. zu täuschen und daß er dabei sich bewußt gewesen ist, daß durch den Eintritt des von ihm befohlenen Eschlages, durch die Richterfalschung der Geldstrafe, die Anklasse, in welcher die wegen der Überbreitung der in Betracht kommenden Polizeiverordnung verhängten Geldstrafen stehen, um diesen Betrag in ihrem Vermögen geschädigt werde. Die hierauf gestützte Anwendung der §§ 263, 43 StGB. ist nicht zu beanstanden. Ur. d. IV. Sen. v. 2. Juli 1907 (328/07).

52. § 266 Abs. 1 und 2 StGB. (Unterschied zwischen den Mitgliedern des Gläubigerausschusses.) Als Bevollmächtigter des Gemeinschuldners können die Mitglieder des Gläubigerausschusses als solche nicht angesehen werden, und ebenso verkehrt über die Befugnisse des Gläubigerausschusses als eines Vertretungsorgans des Konkursverwalters, dem er zur selbstständigen Bewachung des Ganges des Konkursverfahrens an die Seite gestellt ist. Es muß aber auch die Frage verneint werden, ob die Mitglieder des Gläubigerausschusses als Bevollmächtigte der Gläubiger im Sinne des § 266 Nr. 2 StGB gelten können. Endlich können sie auch nicht einem der in § 266 Nr. 1 StGB. aufgeführten Personentypen eingeordnet werden. Ur. d. III. Sen. v. 17. Jan. 1907 (816/06).

53. § 267 StGB. (Fahrrad-Kennzeichenschilder.) Die von der Polizei ausgegebenen Fahrrad-Kennzeichenschilder, die polizeilich registriert nicht bloß zur Kennzeichnung des Rades, sondern zum Nachweise der Person des Fahrers dienen und deshalb dem Inhaber die Pflicht auferlegen, jeden Wechsel im Besitze des Kennzeichenschildes oder des damit versehenen Fahrrad, sowie jeden Wechsel des Wohnortes anzuzeigen, sind öffentliche Urkunden. Ur. d. III. Sen. v. 11. Mai 1907 (202/07).

54. § 267 StGB. (Kontrollapparate.) Der Angeklagte war Weber in einer Tuchfabrik; sein Lohn wurde nach der Anzahl der Schüsse, die das von ihm gewirchte Tuch enthielt, bemessen. Zur Feststellung der Zahl der Schüsse diente eine an seinem Nachschuß befestigte Schußzählvorrichtung, von der die Zahl abgelesen wurde. Der Angeklagte hat die Vorrichtung eines Schußzählapparats geöffnet und das Uhrwerk so verstellt, daß es mehr Schüsse als geteilt anzeigte, als geteilt worden waren. Die Verurteilung wegen Urkundenfälschung läßt sich nicht aufrecht erhalten, denn eine Urkunde im Sinne des § 267 StGB. fehlt als Inhalt der Gehaltsanforderung eines Menschen voraus. So auch RGSt. 34 S. 435, 438 in einem Falle, in dem es sich um die in einer Fabrikanlage angebrachten Kontrolltafeln handelte. Ur. d. II. Sen. v. 4. Juni 1907 (150/07).

55. § 267 StGB. (Schriftstücke ohne Unterschrift.) Allerdings erfordert der Begriff der Urkunde nicht notwendig, daß der angebliche Aussteller dieselbe mit seiner Namensunterschrift versehen hat, es ist vielmehr in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob ungeachtet des Fehlens der Unterschrift eine Urkunde im Rechtsinne vorliegt. Dies wird regelmäßig zu bejahen sein, wenn die Person des Ausstellers aus dem sonstigen Inhalte der Urkunde mit genügender Deutlichkeit hervortritt. Einem der Unterschrift entbehrenden Schriftstücke ist aber die Urkundeneigenschaft dann zu verweigern, wenn nur unter Zuhilfenahme völlig außerhalb des Inhaltes liegender Tatsachen die Person des Ausstellers erkennbar wird. Ur. d. III. Sen. v. 13. Juni 1907 (189/07).

56. § 267 StGB. (Privatschriftliche Zeugnisse.) Ein sogenanntes privatschriftliches Zeugnis hat in der Regel keine Beweiskraft, es beweist nicht mehr, als sein Vorhandensein und die Tatsache der Abgabe einer seinem Inhalte entsprechenden Erklärung, für die Richtigkeit dieses Inhaltes aber ist es ohne beweisende Kraft. Allein das ist nur eine bis zur andernweit Klarstellung der urkundlichen Bedeutung des Schriftstücks gehende Regel. Dementsprechend hat das

RG. auch bereits wiederholt anerkannt, daß unter besonderen im Einzelfalle nachzuweisenden Umständen auch privatschriftliche Zeugnisse in dem bezeichneten Sinne Urkundeneigenschaft haben können. (RGSt. 19, 174 [178]; 35, 400.) Die zu dieser Eigenschaft erforderliche Beweiskraft bedarf sich dabei nicht notwendig auf besondere gesetzliche Bestimmungen zu gründen, kann vielmehr ebensogut aus Umständen, wie insbesondere auch auf Vereinbarung beruhen. Ur. d. V. Sen. v. 30. April 1907 (8/07).

57. § 267 StGB. (Pausentafeln.) Ob Pausentafeln, wie sie von Kaufleuten und anderen Gewerbetreibenden in die sogenannten Kopierbücher genommen zu werden pflegen, bloße Abschriften sind oder ob sie für sich bestehende selbständige Urkunden und in diesem Sinne Urkunden (Originale) darstellen, hängt ganz von den Umständen ab. Entscheidend ist hierfür insbesondere, welche Bestimmung sie von dem als Fälscher in Betracht kommenden tatsächlichen Hersteller oder Verwender erkennbar erhalten haben, ob sie danach nicht lediglich Wiedergabe einer anderen Urkunde sein, sondern in der vorliegenden Form unmittelbar als Erklärungen desjenigen gelten sollen, der sich nach ihrem Inhalt als ihr Aussteller gibt, ob sie also von dem tatsächlichen Hersteller und Verwender als Urchriften, d. h. als Urkunden, ausgegeben werden, die so, wie sie vorliegen, mit dem Willen ihres angeblichen Ausstellers hergestellt oder doch seinem Willen gemäß in den Rechtsverkehr eingetreten sind. Ur. d. V. Sen. v. 16. Mai 1907 (99/07).

58. § 267 StGB. (Die vom Vorderrichter als Urkunden erachteten Postkarten enthalten Anträge auf Gewährung, und Bescheidigungen über den Empfang von Darlehen. Für diese Willenserklärungen können sie aber ein Beweismittel nur dann bilden, wenn die Person des Ausstellers der schriftlichen Willenserklärung aus den Postkarten, sei es auch in Verbindung mit anderen Umständen, hervorgeht. Die Unterschrift „Familie“ John oder Japke läßt nicht erkennen, ob ein Mitglied der Familie und welches bestimmte Mitglied die Willenserklärung abgegeben hat, sondern nur, daß irgend jemand für die Familie eine solche Erklärung abgegeben hat. Die Familie als solche kann, da sie der juristischen Persönlichkeit ermangelt, Willenserklärungen nicht abgeben. Wer die Person ist, die für die Familie auftritt, namentlich, daß es das Familienhaupt ist, ergibt sich aus dem sonstigen Inhalte der Schriftstücke nicht. Läßt sich aus ihm der Erklärende nicht feststellen, so ist das Schriftstück auch nicht ohne weiteres zum Beweise einer Willenserklärung geeignet. Das gleiche gilt von den „J. J.“ unterzeichneten Schriftstücke. Ur. d. II. Sen. v. 23. April 1907 (17/07).

59. § 267 StGB. (Eingabe an eine Zeitungseredaktion.) Es steht rechtlich nichts entgegen in der Einforderung einer Anzeige an eine Zeitungseredaktion den Auftrag zur Einrückung der Anzeige in die betreffende Zeitung zu finden, auch wenn ein dahingehender ausdrücklicher Auftrag nicht beipflichtet ist. Hiernach hat der Vorderrichter nicht geirrt, wenn er es als ausreichend ansah, daß das Schriftstück, seine Echtheit vorausgesetzt, unter dem Signatur seiner Überbringung an Zeitungseredaktionen für das Auftragsverhältnis zwischen ihnen und dem Einföhrer beweiskräftig war. Ur. d. V. Sen. v. 12. März 1907 (1045/06).

60. §§ 267, 269 StGB.] Durch die Abtrennung des Textes von der Unterschrift wurde die Ausstellungsurkunde vernichtet. Namentlich bildet weder der obere noch der untere Teil für sich allein eine beweiserhebliche Urkunde. Der untere Teil wurde zu einem mit der Unterschrift des Gemeindevorstehers versehenen Papier und ohne dessen Willen hat der Angeklagte diesem Papiere durch Ausfüllung einen urkundlichen Inhalt gegeben; er hat dadurch nicht eine Urkunde verfälscht (§ 267), sondern sich gegen § 269 verstoßt. Ur. d. II. Sen. v. 5. März 1907 (1136/06).

61. § 267, 348 StGB. (Entwertungsbemerkung auf Stempelmarken.)] Der auf eine Stempelmarke gesetzte Entwertungsbemerkung ist als eine Urkunde dann nicht anzusehen, wenn er nicht dazu bestimmt ist, auf eine außer ihm gelegene Tatsache hinzuweisen, sondern nur die Marke entwerten, Tatsache und Modalität der Entwertung lenklich machen soll. Anders liegt die Sache jedoch dann, wenn der Entwertungsbemerkung darüber hinaus noch für andere Tatsachen und für andere Zwecke Beweis liefern soll. In diesem Falle ist dem Entwertungsbemerkung die Urkundenqualität keineswegs abgesprochen. Diese Urkundenqualität wird der Entwertungsbemerkung in der Regel dann beizugehen, wenn in ihm auf Grund bestehender besonderer Vorschriften das Datum der Entwertung ausgenommen werden muß und insolge dessen durch den Entwertungsbemerkung nicht nur die Tatsache der Entwertung, sondern darüber hinaus andrer, etwa der Zeitpunkt der Verwertung oder der Entwertung der Marke, bewiesen werden soll. Das ist der Fall nach § 15 des Gesetzes vom 31. Juli 1895, wonach der Notar verpflichtet ist, die von ihm ausgenommenen Verhandlungen binnen 2 Wochen nach dem Tage der Ausstellung der Urkunde mit dem gesetzlichen Stempel zu versehen und die verwertenden Stempelmarken in der Weise zu entwerten, daß auf der Marke Ort und Tag der Ausstellung, der Name des Notars und die Nummer des Notariatstegisters zu vermerken ist. Diese Entwertungsbemerkungen sind „öffentliche“ Urkunden im Sinne des § 348 Abs. 1 StGB. Ur. d. III. Sen. v. 3. Jan. 1907 (1104/06).

62. § 274 Abs. 1 StGB.] Eine Urkunde kann nicht nur gegenüber demjenigen unterdrückt werden, dem bereits ein Anspruch auf ihre Benutzung als Beweismittel zusteht oder der schon ein Recht an ihr erlangt hat, sondern auch gegenüber dem, in dessen Interesse sie erstellt oder für den sie bestimmt ist und der kraft dieser Bestimmung des Ausstellers einen Anspruch auf Kenntnisnahme von ihr besitzt, oder deren Anspruch und Verlegung verlangen darf. (RGSt. Bd. 20 S. 413, 415, sowie Bd. 1 S. 181 und Bd. 10 S. 391.) Ur. d. IV. Sen. v. 11./22. Jan. 1907 (824/06).

63. § 274 Abs. 1 StGB., § 264 StGB.] § 274 Abs. 1 StGB. richtet seine Strafandrohung gegen denjenigen, der eine Urkunde, die ihm überhaupt nicht oder nicht ausschließlich gehört, der Benutzung des Berechtigten entzieht, um ihm dadurch Nachteile zuzufügen. Ob er zu diesem Zwecke die Urkunde vernichtet, sie beschädigt, oder sie ihrer Substanz nach unterseht, ist und ihre Verwertung dem Berechtigten in anderer Weise unmöglich macht, ist gleichgültig. Eine Veränderung des rechtlichen Gesichtspunktes im Sinne des § 264 Abs. 1 StGB. steht nicht in Frage, wenn statt des einen Tatbestandes der

anderer angenommen wird. Ur. d. II. Sen. v. 5. April 1907 (1220/06).

64. § 292 StGB. (Aneignung vom Gezeihen.)] Es wird zwar eine auf Erlangung des Wildes gerichtete Absicht vorausgesetzt, aber nicht notwendig des Wildes als eines Ganzen. Die Verwechslungen eines Hirsches bilden, solange sie sich in ihrer natürlichen Verbindung mit der Hirschale befinden, Bestandteile des Körpers des Tieres. Wild in der Absicht, die Bestandteile des Tierkörpers zu erlangen, dem Wilde nachgestellt, so genügt auch diese Absicht zur Annahme einer Jagdausübungshandlung. Ur. d. I. Sen. v. 14. Febr. 1907 (1389/06).

65. § 330 StGB.] Wie das Baugerüst, so fällt unter den Begriff des „Baus“ im Sinne des § 330 StGB. auch eine Leiter, welche regelmäßig zum Befestigen des Gerüsts durch die an dem Ausbau beschäftigten Arbeiter und zum Transport der bei denselben erforderlichen Materialien auf das Gerüst benutzt wird. Ur. d. III. Sen. v. 31. Jan. 1907 (765/06).

66. § 348 StGB. (Unbefugte Veränderung einer Urkunde.)] Die Befugnis des Urhebers einer Urkunde zu beliebigen nachträglichen Änderungen reicht für grundsätzlich so lange, als er sie in Beziehung auf ihren positiven Untergrund wie auf ihren gedanklichen Inhalt in seiner ausschließlichen tatsächlichen und rechtlichen Verfügungsgewalt hat. Wogegen er nicht begründet die Abänderungsbefugnis des Urhebers, wenn ihm durch Begründung eines fremden Anspruchs auf Unversehrtheit der Urkunde auch nur die rechtliche Verfügungsgewalt entzogen und von dem Träger des Anspruchs nicht wieder eingeräumt wird. Ein derartiger Anspruch auf Unversehrtheit der Urkunde kann in verschiedener Art, er kann vor allem durch Eröffnung der äußerlich abgegrenzten Urkunde gegenüber einem Beteiligten, und für die zuständige Behörde bei Urkunden, die ein Beamter auf einem bereits vorliegenden urkundlichen Schriftstück beigelegt hat, schon durch Dienstvorschrift oder durch Begründung eines Wignorauftrags anderer Beamten ins Leben gerufen werden. Das Verfügungs- und Abänderungsrecht einerseits und der Gewissensanspruch andererseits fallen überhaupt nicht, am wenigsten aber bei einem Beamten, notwendig und immer zusammen. Ur. d. I. Sen. v. 1. Juli 1907 (249/07).

67. § 368 Nr. 11 StGB.] § 368 Nr. 11 StGB. soll eine gegen jedermann, sei es der Jagdberechtigte selbst oder eine andere Person, gerichtete Strafvorschrift sein ohne Rücksicht darauf, ob nach dem für den einzelnen Fall geltenden bürgerlichen Rechte die Eier oder Jungen des jagdbaren Federwildes auch ihrerseits als Gegenstände des Jagderechts anerkannt sind oder nicht. Diese Frage kann vielmehr für die Anwendung des § 368 Nr. 11 StGB. nur insofern von Bedeutung sein, als der Jagdberechtigte (oder der von ihm Ermächtigte) nicht „unbefugt“ handeln und sich deshalb nicht strafbar machen würde, wenn ihm durch das für ihn in Betracht kommende Recht das Ausnehmen von Eiern und Jungen von jagdbarem Federwild als Ausfluß seines Jagderechts unbeschränkt gestattet wäre; die gleiche Handlung eines nicht Jagdberechtigten würde dagegen im einen wie im anderen Falle immer den Tatbestand des § 368 Nr. 11 StGB. erfüllen müssen. Ur. d. I. Sen. v. 24. Juni 1907 (198/07).

B. Strafprozeßordnung.

68. §§ 22–24 StPD.] Die vom Vorsitzenden getroffene Auffassung eines Berichterschlusses, sei es, daß sie den Zweck verfolgt, um auf Grund des mündlichen Vortrags eines ein für allemal vom Vorsitzenden bestimmten Berichterschlusses die außerhalb der Hauptverhandlung in beratender Sitzung der Beschlußkammer etwa notwendig werdenden Entscheidungen zu treffen, sei es, daß nur der künftige Urteilsverlaufs bezeichnet werden sollte, verstößt nicht gegen das Gsfrg. Auch der Umstand, daß der zum „Berichterschlusse“ bestellte Richter, um sich für die Hauptverhandlung vorzubereiten, sich veranlaßt finden wird, von dem Akteninhalte Kenntnis zu nehmen, bildet keinen Grund, ihm zur Mitwirkung in der Hauptverhandlung unfähig erscheinen zu lassen. Ur. d. IV. Sen. d. 3. Mai 1907 (75/07).

69. § 46 StPD. Verhören des bestellten Verteidigers.] Für Entscheidung der Frage, ob ein Verhören des Verteidigers vor der Beschuldigten einen die Minderbereinigung in den vorliegenden Umständen unabwendbaren Fallfall darstellt, muß grundsätzlich zwischen den Wahlverteidigern und bestellten Verteidigern unterschieden werden. Da eine Einwirkung des Beschuldigten auf die Auswahl des Verteidigers völlig ausgeschlossen ist, so enthält es für den Angeklagten einen unabwendbaren Fallfall, daß ihm der Vorsitzende zum Verteidiger einen Referendar bestellte, der dem klaren Wortlaut des § 385 StPD. entsprechend nicht zu handeln verstand. Beschl. d. V. Sen. v. 9. April 1907 (399/07).

70. § 56 Ziff. 2 StPD.] Nach § 56 Ziff. 2 sind unbedürftig zu vernehmen Personen, welche nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung unfähig sind, als Zeugen eidlich vernommen zu werden. Da die StPD. hinsichtlich der Unfähigkeit zur Ablegung eidlichen Zeugnisses nicht auf die Bestimmungen des RStGB., sondern auf diejenigen „der Strafprozeßordnung“ verweist, also nicht vorschreibt, daß die Fähigkeit oder Unfähigkeit namentlich nach dem RStGB. zu beurteilen ist, sind unbedürftig auch solche Personen zu vernehmen, die infolge einer unter der Herrschaft früher geltender Landesgesetze geschehenen Verurteilung die Fähigkeit, als Zeugen eidlich vernommen zu werden, verloren hatten. Ur. d. III. Sen. v. 10. Jan. 1907 (979/06).

71. § 67 StPD.] Es ist nicht anzunehmen, daß der § 67 StPD. die Befragung des Zeugen in dem Sinne anordnet, daß ein Richter, welcher sie als nach Lage der Sache völlig bedeutungslos unterläßt, eine Gefährdungsverletzung begeht. Ur. d. II. Sen. v. 7. Mai 1907 (104/07).

72. §§ 141, 145 StPD. (Fortdauer des Verteidigeramtes für eine infolge Revision erneute Verhandlung.) Die nach § 141 StPD. erfolgte Bestellung hat bei der infolge Revision eintretenden Zurückverweisung des Prozesses auch für die erneute Verhandlung noch Geltung, d. h., daß auch in dieser neuen Verhandlung nach § 145 a. O. verfahren werden muß. Unvermeidlich ist es dabei, daß in der erneuten Hauptverhandlung seitens des Angeklagten keine Anträge in Bezug auf die Verteidigung oder eine Aussetzung der Verhandlung gestellt worden sind. Ur. d. V. Sen. v. 26. Febr. 1907 (983/06).

73. §§ 222, 223 StPD. (Zeugenvernehmungen im Ausland.) Wie bereits in dem Urteile RStSt. II. E. 391, (396, 397) ausführlich dargelegt ist, muß die Rücksicht auf das

Interesse des Angeklagten an Anwesenheit bei Vernehmung von Zeugen im Auslande — sei es in eigener Person, sei es in der Person des Verteidigers oder eines Vertreters — dann zurücktreten, wenn sie zum Verlust oder zur Nichterwerbsbarkeit der Beweismittel führen würde. Es ist deshalb für ausreichend zu erachten, wenn das ersuchende deutsche Gericht seinerseits tut, was nach den Umständen geschehen kann, um die Beweiserhaltung und Zulassung der Prozeßbeteiligten zu erwirken. Ob das ausländische Gericht im Rechte war, wenn es den Standpunkt vertrat, daß dem Verteidiger die Teilnahme an den Vernehmungsterminen nicht zu gestalten sei, kann dabei ganz unerörtert bleiben. Denn die Rechtsauffassung, die das ausländische Gericht zur Befragung solcher Teilnehmer führt, ist vom Standpunkt der inländischen Gerichtsbarkeit ein tatsächliches Hindernis. Ur. d. V. Sen. v. 31. Mai 1907 (241/07).

74. §§ 229, 377^a StPD. (Vorübergehende Entfernung des Angeklagten.) Nach dem Protokolle hat der Angeklagte „auf seine Bitte kurze Zeit abtreten dürfen“, als der Vertreter des Nebenklägers „den Vortrag“ hielt, in welchem er dem Antrage des Staatsanwalts gegenüber eine höhere Befängnisstrafe beantragte. Demzufolge beruht das Urteil auf einem wesentlichen Verstoße. Ur. d. III. Sen. v. 20. Juni 1907 (254/07).

75. § 243 StPD. (Ablehnung von Beweisansträgen.) Der Umstand, daß der Angeklagte erklärt hatte, er glaube nicht, daß der Zeuge bestimmte Angaben über die Identität der Geschlossenen und der beschlagnahmten Bähse machen könnte, gab der Strafammer keinen hinreichenden Anlaß zur Ablehnung des Beweisansatzes. Die so begründete Ablehnung enthält eine Verwertung des Beweises und hiermit eine unzulässige Beschneidung der Verteidigung. Ur. d. III. Sen. v. 7. Febr. 1907 (61/07).

76. § 243 StPD. (Ablehnung von Beweisansätzen über Glaubwürdigkeit einer Person.) Ein auf Feststellung der Glaubwürdigkeit einer Person gerichteter Zeugenbeweisanspruch kann mit der Begründung, daß es sich nur um Schlussfolgerungen handle, jedenfalls dann nicht zurückgewiesen werden, wenn als Sinn des Antrages ersichtlich ist, der Zeuge solle seine einen Schluss auf die Charaktereigenschaften ermöglichenden Wahrnehmungen dem Gericht vorlegen. Auch der Ablehnungsgrund — daß das Gericht auf Grund der Aussagen vorher Zeugen bereits vom Gegenteil überzeugt sei — konnte Bedenken erregen. Eine hierin in der Regel zu findende unzulässige Verwertung der Beweiswürdigung liegt aber nur dann vor, wenn das Gericht über den gegenseitigen Wert von schon erhobenen und noch zu erhebenden Beweismitteln im Voraus entscheidet, nicht auch dann, wenn es die Beweismittel für gleichwertig, die durch sie noch zu beweisenden Tatsachen aber, auch wenn sie erwiesen werden sollten, nicht für geeignet hält, die bereits gewonnenen Überzeugung zu ergänzen. Bei einem Zeugnisbeweis sind aber die zu beweisenden Tatsachen nicht die Glaubwürdigkeit oder andere innere Eigenschaften einer Person, sondern äußere Handlungen, aus denen das Gericht nach freiem Ermessen sich ein Urteil über jene Eigenschaften zu bilden hat. In der Ablehnung von Zeugen für die Glaubwürdigkeit der Angeklagten mit der obigen Begründung liegt also nicht die Erklärung, daß die von den

Zeugen zu bekundenden Tatsachen gegenüber den schon bekundeten nicht für wahr gehalten wurden, sondern die Feststellung, daß die letzteren schon so schwerwiegende Beispiele für den unzufriedensten, verlogenen und freizügigsten Charakter der Angeklagten erbracht haben, daß diesen gegenüber andere Tatsachen nicht in Betracht kommen könnten. Ur. d. I. Sen. v. 14. Jan. 1907 (967/06).

77. § 243 StPD. (Ablehnung von Beweisanzügen über Glaubwürdigkeit einer Person.) Die Ablehnung des Antrags auf Vernehmung des Bürgermeisters unterliegt erheblichen Bedenken. Dieser sollte bezeugen, daß der Mitangeklagte M. eine unglaubwürdige Person sei, auch Tatsachen anführen, aus denen sich dessen Unglaubwürdigkeit ergebe. Der Antrag ist mit der Begründung abgelehnt, daß unterstellt werde, daß die benannten Zeugen das bekunden würden, was sie nach dem Antrage bezeugen sollten. Dies geht schon deshalb fehl, weil bestimmte Tatsachen, aus denen das Gericht die Unglaubwürdigkeit folgern sollte, von dem Angeklagten gar nicht angegeben waren, das Gericht also nicht wissen konnte, welche Tatsachen die Zeugen anführen würden. Sodann aber kann ein Beweisanzug zwar dann abgelehnt werden, wenn die Tatsache, die bewiesen werden soll, ohne Beweis als wahr angenommen wird, aber nicht schon dann, wenn nur unterstellt wird, die Zeugen würden die Tatsache bekunden. Ur. d. I. Sen. v. 14. März 1907 (108/07).

78. § 243 StPD. (Versuche über das Auffassungsvermögen eines Zeugen.) Die StPD. enthält keine Vorschriften über Versuche, die Fähigkeit von Zeugen zu Sinneswahrnehmungen zu erproben. Solche Versuche sind zulässig. Aber ob sie auf gestellten Antrag vorzunehmen sind, hängt lediglich von dem Ermessen des erkennenden Gerichts ab. Die Frage, ob spätere mögliche Fehler in der Auffassung, Unterscheidung und Zusammenfassung den Wert des abgelegten Zeugnisses zu ändern vermögen, steht mit der Beurteilung des Zeugnisses in so engem Zusammenhang, daß sie sachgemäß nur von dem zur Entscheidung der Tatfrage berufenen Richter gelöst werden kann. Wie der Angeklagte kein Recht darauf hat, daß ein mit der Prüfung der geistigen Fähigkeiten einer Person beauftragter Sachverständiger gerade die vom Angeklagten gewünschten Akten der Untersuchung antwortet, so hat er kein Recht darauf, daß das Gericht bei seiner eigenen Prüfung diejenigen Prüfungsmittel anwendet, welche er benutzt haben will. Ur. d. II. Sen. v. 26. Febr. 1907 (127/07).

79. § 244 StPD. (Ablehnung seit der Eigenschaft eines herbeigeschafften Beweismittels auch die Erkennbarkeit als solches und die Verwertbarkeit zum Zwecke der Beweisführung voraus.) Daß aber hier der Zeuge dem erkennenden Gerichte nicht als ein herbeigeschafftes Beweismittel erkennbar und als solches verwertbar wurde, kann nach den Umständen des vorliegenden Falles dem Angeklagten nicht zum Nachteil gereichen. Denn der Vorliegende mußte in der Hauptverhandlung bei dem Auftrage der Zeugen darauf Beobacht nehmen, ob der Zeuge erschienen war, dessen Ladung der außerhalb der Hauptverhandlung tätige großene Vorstehende angeordnet und der Staatsanwalt dieser Anordnung gemäß bewirkt hatte. Die Erklärung des Vorstehenden, daß der Nachweis der Ladung in der Hauptverhandlung nicht vorgelegen habe, lege den Verdacht

nahe, daß er diese Beobachtung redlicherweise nur deshalb unterließ, weil der Nachweis der Ladung des Zeugen fehlte. Auch daß die Angeklagten überhaupt nicht versuchten, die Vernehmung des Zeugen herbeizuführen, kann die Sachlage im vorliegenden Falle um so weniger zu ihrem Ungunsten ändern, als sie von der Anordnung der Ladung des Zeugen erst nach der Hauptverhandlung Kenntnis erhielten. Ur. d. V. Sen. v. 16. April 1907 (30/07).

80. §§ 244, 260 StPD. (Die Beweisanzüge, deren Ablehnung zum Gegenstande der Revisionsbeschwerde gemacht ist, bedürften, Widerprüche zwischen den früheren Behauptungen der genannten Zeugen und ihrem dem Urteil zugrunde gelegten Aussagen in der Hauptverhandlung aufzuheben. Das Gericht hat die Ablehnung in folgender Weise begründet. Bezüglich des Gendarmeriewachmeisters S., der bekunden sollte, daß Vater und Tochter B. ihm den Verfall so erzählt hatten, wie er ihm in seiner Anzeige niedergeschrieben habe, ist gesagt, daß erfahrungsmäßig solche Anzeigen meistens übertrieben würden, die vorliegende Anzeige auch nicht auf Grund einer eingehenden Vernehmung der in Betracht kommenden Personen, sondern nach einer vielleicht übertriebenen Erzählung des V. angefertigt und hierbei ein Mißverständnis des Gendarmen nicht ausgeschlossen ist. Bezüglich des Amtsrichters und des Referendars, die als Beschreibende das gerichtliche Protokoll über die Aussage der B. aufgenommen haben, und in deren Müssen gefügt war, daß die Zeugin bei ihrer Vernehmung genau so ausgefragt habe, wie im Protokoll niedergeschrieben sei, ist im Beschlusse das Beweisverhältnis als wahr unterstellt, sodann aber in der Urteilsbegründung ausgeführt, daß sowohl die Protokollierung als auch die von ihrer Verkündung in der Hauptverhandlung abweichende Aussage auf einem Mißverständnis beruhen könne. In beiden Fällen hat hiernach die Strafkammer ihre Entscheidung hauptsächlich auf die Annahme gestützt, daß die nach Lage der Akten bestehende Verschiedenheit zwischen den früheren und späteren Aussagen der Zeugen auf Übertreibungen und Mißverständnissen zurückgeführt werden könne, die bei den früheren Darstellungen und Vernehmungen untergelaufen seien. In dieser Annahme liegt eine unzulässige Vortragsnahme des Beweises, denn aber die Möglichkeit von Übertreibungen und Mißverständnissen konnte und durfte die Strafkammer sich erst ein Urteil bilden, nachdem sie die in Vorlage gebrachten Zeugen über die Art und Weise, in der die früheren Aussagen zustande gekommen sind, vernommen hatte. Das Recht der freien Beweiswürdigung setzt voraus, daß der über erhebliche Punkte in zulässiger Weise angelegte Beweis auch wirklich erhoben ist. Ur. d. V. Sen. v. 14. Mai 1907 (108/07).

81. § 248 StPD. (Die Handlungsbilder in ihrer Gesamtheit gehören nicht zu den Urkunden oder sonstigen als Beweismitteln dienenden Schriftstücken, auf die sich nach § 248 StPD. der Urkundenbeweis erstreckt; es gilt hier dasselbe wie für Gerichtsakten; als urkundliche Beweismittel sind deshalb nur die einzelnen Schriftstücke und Eintragungen anzusehen, die vom Beweisführer als solche bestimmt zu bezeichnen sind. Diefem Erfordernis wird nicht dadurch genügt, daß ein längerer Zeitraum, im vorliegenden Falle von etwa einem und einem halben Jahre als Gegenstand der Prüfung der Bücher bezeichnet wird. Ur. d. III. Sen. v. 18. Febr. 1907 (905/06).

82. § 248 StPD. (Schriftenvergleichung.) Das Gericht war zur Schriftenvergleichung im Rüge Hofen Augenzeichens ohne Hinzuziehung eines Sachverständigen berechtigt und es liegt in der Natur einer in der Hauptverhandlung selbst bewirkten Augenzeicheneinnahme, daß sich das Ergebnis derselben im Sitzungsprotokoll nicht feststellen läßt, immerhin aber muß doch die Tatsache der Augenzeicheneinnahme dem Prozeßbeteiligten framtlich gemacht und zum Bewußtsein gebracht werden, damit sie Gelegenheit erhalten, mit sachdienlichen Erklärungen und Anträgen hervortreten, und daß dies geschehen sei, muß nach § 273 StPD. sich aus dem Sitzungsprotokoll ergeben. Ur. d. V. Sen. v. 5. April 1907 (1073/06).

83. § 251 StPD.] § 251 StPD. steht zwar der Benutzung solcher Erklärungen nicht entgegen, welche eine zur Zeugnisverweigerung berechtigte Person nicht bei einer Vernehmung als Zeuge sondern bei einer anderen Gelegenheit abgegeben hat. Dagegen ist die Benutzung einer vor einem Verfahrensbeamteten aufgenommenen protokollierten mündlichen Zeugenaussage in der Hauptverhandlung bei Vorliegen der Voraussetzungen des § 251 StPD. ausgeschlossen und zwar ohne Unterschied, ob die Vernehmung vor Gericht oder vor einer Vorzeigbehörde stattgefunden hat. Eine unzulässige Benutzung einer Zeugenaussage liegt ferner nicht nur dann vor, wenn aus dem Vernehmungsprotokoll Vorhalte gemacht werden, sondern insbesondere auch dann, wenn dem Beamteten, der über das Ergebnis der Vernehmung einer als Zeugnis verweigernden Person als Zeuge vernommen wird, das Vernehmungsprotokoll bei seiner Vernehmung zur Einsicht vorgelegt wird. Ur. d. IV. Sen. v. 5. Febr. 1907 (1094/06).

84. § 260 StPD.] Nach § 260 StPD. entscheidet das Gericht über das Ergebnis der Beweisaufnahme nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Überzeugung. Deshalb mußte das den Gegenstand der wegen Stillschleibungsvergehen erhebenden Anklage bildende Buch derselben werden, soweit dies zur Beurteilung erforderlich war und soweit nicht die Befreiung mangels eines auf für gerichteten Antrags durch eine Mitteilung des Vorstehenden über den Inhalt ersetzt wurde. Sein Inhalt wurde durch die Delamtschaft der Richter mit ihm nicht gerichtskundig. Ur. d. II. Sen. v. 5. März 1907 (1123/06).

85. § 266 StPD. (Alternative Feststellung im Urteil.) Die Feststellung geht dahin, daß der Angeklagte ein entweder dem Bädermeister W. oder der Stütze M. gehöriges Fahrrad entwendet hat; sie ist aber nach dem Zusammenhang nicht etwa so zu verstehen, als ob es sich um ein einziges Fahrrad handelte, bei dem nur der Eigentümer ungewiß wäre, sondern so, daß es sich um zwei ganz verschiedene Fahrräder handelte, von denen das eine dem W., das andere der Stütze M. gehörte, und die bei verschiedenen Gelegenheiten entwendet worden sind. Diese Feststellung ist nicht geeignet, die Verurteilung zu tragen. Eine alternative Feststellung ist zwar nicht grundsätzlich unzulässig, vielmehr hat das RG. schon in zahlreichen Fällen alternative Fragestellungen und damit auch alternative Feststellungen gebilligt. In diesen Fällen handelte es sich aber immer nur um Modalitäten der Ausführung, niemals um Umstände, durch welche die Identität der Tat selbst berührt worden wäre, und es ist vielmehr ausdrücklich betont worden, daß eine alternative Feststellung immer

zur Voraussetzung habe, daß die Identität der Tat dadurch nicht in Zweifel gesetzt werde. Ur. d. III. Sen. v. 11. Juli 1907 (496/07).

86. § 309 StPD., § 268 StGB. (Unbedeutender Mißspruch.) Durch die Gesamtschuldner zu der an § 268 Abs. 1 Nr. 2 StGB. sich anschließenden Hauptfrage ist festgestellt, daß der Angeklagte in rechtsverweigernder Absicht und in der Absicht, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, von einer verfallenen Urkunde, wissend, daß sie verfälscht war, zum Zweck einer Täuschung Gebrauch gemacht, aber hierbei nicht das Bewußtsein gehabt hat, daß die Urkunde eine öffentliche war. Demnach ist er bei Begehung der Tat in einem Irrtum, und zwar in einem auf Unkenntnis beruhenden Irrtum, befangen gewesen. Mißspruch ist aus dem Falsche nicht herauszufahren. Das Bewußtsein davon, daß eine bestimmte Urkunde eine öffentliche im Sinne von § 268 Abs. 1 Nr. 2 StGB. ist, kann aber dem Täter fehlen, erstens, weil er den allgemeinen gesetzlichen Begriff oder einzelne gesetzliche Begriffselemente unrichtig erfaßt, zweitens, weil er eine oder mehrere der maßgebenden sinnfälligen Eigenschaften der in Frage stehenden Urkunde oder der für ihre Entstehung bedürftlichen Vorgänge nicht kennt, drittens, weil er bei ihrer Vergleichung mit den gesetzlichen Begriffselementen einen Denkfehler begeht. Während offenbar nur im zweiten Fall eine Unkenntnis des Vorhandenseins von Tatsachengründen, wie sie § 59 Abs. 1 StGB. meint, in den beiden anderen Fällen aber lediglich ein für die Schuldfrage belangloses Irrtum über das Strafgesetz im allgemeinen oder über seine Anwendbarkeit auf den Einzelfall gegeben wird, läßt der Falsch bei der Antwort auf die Hauptfrage (1) ungewiß, welcher der drei Fälle zutrifft. Wegen dieses Offenkundigen dreier, rechtlich nicht gleichmäßig zu beurteilender Möglichkeiten war der Spruch „in der Sache unbedeutend“, so daß gemäß § 309 Abs. 1, § 311 StPD. das Verurteilungsverdicten eingelegt werden konnte. Ur. d. I. Sen. v. 10. Juni 1907 (330/07).

87. §§ 344, 369 StPD.] Die zweite Revisionsergründung, welche Aufhebung der Freisprechung der 3 Mitangeklagten beantragt, beginnt mit den Worten: Das Urteil, gegen das ich unbeschränkt Revision eingelegt und das ich am 8. d. M. bereits insoweit angefochten habe, als der gegen den Angeklagten F. erkannten Geldstrafe eine Freiheitsstrafe substituiert ist, wird nunmehr auch insoweit angefochten, als die 3 Mitangeklagten freigesprochen sind. Die Revisionsergründung der Staatsanwaltschaft ließ ungewiß, in welchem Umfange und in welcher Richtung das Urteil angefochten werden sollte. Hätte die erste Revisionsergründung sich darauf beschränkt, das Rechtsmittel in Bezug auf die Verurteilung der Angeklagten F. als ein zu dessen Gunsten eingelegtes zu bezeichnen und in dieser Richtung zu rechtfertigen, so würde nichts entgegenstehen haben, innerhalb der gesetzlichen Frist das Rechtsmittel noch in betreff der Freisprechung der 3 Mitangeklagten zu deren Ungunsten zu begründen. Allein der Schriftsatz vom 8. Dezember 1906 sagt nicht etwa, das Urteil werde in betreff des Angeklagten F. nur insoweit angefochten, als für den Fall der Unbedeutendheit der Geldstrafe auf eine Gefängnisstrafe erkannt sei, sondern er sagt, das Urteil werde nur insoweit angefochten, als bei der gegen F. erkannten Geldstrafe eine Freiheitsstrafe substituiert

fr. Er beschränkt also die Anfechtung des gegen die 4 Angeklagten ergangenen Urteils dahin, daß lediglich ein Teil der gegen den einen Angeklagten ergangenen Entscheidung angegriffen werde; damit erklärt er, daß die gegen die 3 übrigen Angeklagten ergangene Entscheidung nicht angefochten werden solle. Hierin liegt eine Zurücknahme des Rechtsmittels, soweit dies auch gegen die Freisprechung der 3 Mitangeklagten eingelegt war. Diese Zurücknahme war unzulässig. RGSt. 2, 78. Sie betrafte den Verlust des Rechtsmittels im Umfange der Zurücknahme. Demgemäß ist es als unzulässig zu verwerfen, soweit es die erlassene Freisprechung angeht. Ur. d. V. Sen. v. 22. Jan. 1807 (865/06).

88. § 377 Rff. 1 und 5, § 260 StPO.] Die Geschworenensanktion wäre allerdings nicht ordnungsmäßig befehrt gewesen, wenn ein Geschworener während eines Teils der Hauptverhandlung abwesend gewesen wäre. Aber der Aktenvermerk stellt es nicht gleich, daß ein Geschworener etwas einen Wegzug in der Hauptverhandlung nicht hört oder sieht. Das Revisionsgericht ist nicht befugt, die Vollständigkeit der Beweiserhebung zu prüfen und also zu untersuchen, ob jedes einzelne Vorurteil der Hauptverhandlung zuzurechnen ist. Um eine Unvollständigkeit der Beweiserhebung würde es sich aber handeln, wenn ein Geschworener, weil er einen Teil der Beweisaufnahme nicht gehört hat, auf diesen Teil bei seiner Entscheidung über die Schuld keine Rücksicht genommen hat. Ur. d. II. Sen. v. 26. Febr. 1907 (127/07).

89. § 385 StPO. (Revisionsanträge; Abfassung durch einen Rechtsanwalt.)] Aus der neben der Unterschrift des Angeklagten stehenden, am 2. April 1907 datierten und mit „Dr. P., Rechtsanwalt“ unterschriebenen Bemerkung, „die vorstehenden Anträge und Ausführungen mache ich hiermit zu den meinigen“ kann schlechterdings nicht gefolgert werden, daß der Rechtsanwalt Dr. P. die Schrift verfaßt oder doch bei deren Abfassung in wesentlicher Weise mitgewirkt habe. Die Vorschrift des § 385 StPO. ist nach dem Sinne derselben nur dahin zu verstehen, daß der unterzeichnende Verteidiger oder Rechtsanwalt die Schrift auch verfaßt haben muß. Beschl. d. V. Sen. d. 30. April 1907 (342/07).

90. § 389 StPO. (Verwertung einer Revision als unzulässig.)] Da eine Revisionseinlegung — abgesehen von Prozeßfragen — keiner Begründung bedarf und durch unrichtige Begründung nicht unwirksam wird, wird in der Regel die Behauptung der Richtigkeit einer materiellen Rechtsnorm genügen. Da es sich aber um eine Willenserklärung handelt, so können auch im Strafprozeß die besonderen Umstände des Falles zu der Annahme führen, daß der tatäcker Wille des Beschwerdeführers dem buchstäblichen Sinne seiner Erklärung nicht entspricht. Für die Auslegung der Willenserklärung müssen trotz der Bestimmung des § 392 StPO. die StPO. von Erheblichkeit sein die zur Begründung der Klage gemachten näheren Ausführungen. Ergibt die Prüfung des angefochtenen Urteils, daß die Annahme einer Geschehensklärung gänzlich ausgeschlossen, so wird dies einen Anhalt dafür bieten, daß der Revident eine solche in Wahrheit auch nicht hat behaupten wollen. Unter solchen Umständen würde aber die Verwertung der Sache zur Hauptverhandlung einzig und allein zur Verhinderung der Rechtskraft und damit zum Scheitern einer

geordneten Strafverfolgung gereichen, während durch beschleunigte Verwertung der Revision irgendwelche berechtigten Interessen des Angeklagten nicht verletzt werden. Beschl. d. I. Sen. v. 21. März 1907 (216/07).

91. § 384 StPO. (Prüfung der Strafmündigkeit bei Zurückverweisung.)] Wenn in dem früheren Revisionsurteile von dem ersten Urteile der Strafkammer „die Feststellungen zur Schuldfrage“ aufrecht erhalten sind, so bedeutet das lediglich, daß die Tatbestandsfeststellung für das weitere Verfahren maßgebend bleibt und nicht mehr in Zweifel gezogen werden darf. Wäre also beispielsweise, wie hier ursprünglich angenommen wurde, die Angeklagte zur Zeit der Tat noch nicht voll strafmündig gewesen, wäre aber das Vorhandensein der erforderlichen Einsicht, wie dies ihrer Beurteilung voraussetzt, festgestellt worden, so könnte fortan diese Einsicht nicht mehr in Zweifel gezogen und verneint werden. Es würde aber aus der ausgesprochenen Aufrechterhaltung der Feststellung zur Schuldfrage nicht folgen, daß die Angeklagte für das weitere Verfahren nun auch unter allen Umständen als nicht voll strafmündig angesehen und behandelt werden müßte. Denn die Tatsache der vollen Strafmündigkeit würde die Tatbestandsfeststellung nicht nur nicht in Frage stellen, sondern ihr im Gegenteil insofern eine noch weitere Rechtserläuterung geben, als es auf die Frage der Einsicht überhaupt nicht mehr ankomme. Andererseits kommt der Mangel voller Strafmündigkeit, wenn einmal auf Grund eines der Tatbestände des Strafgesetzes Beurteilung erfolgt ist, überhaupt nur noch im Sinne des § 57 StGB. für die Strafmündigkeit in Betracht. Insofern aber ist das frühere Strafmündigkeitsurteil durch das Revisionsurteil vollständig aufgehoben, so daß alle für die Strafmündigkeit erheblichen Tatsachen, soweit sie nicht in dem vorstehend dargelegten Sinne schon mit der Tatbestandsfeststellung gegeben erscheinen, erneut zu prüfen und festzustellen sind. Deshalb ist auch die Frage, ob die Angeklagte zur Zeit der Tat die volle Strafmündigkeit erreicht hatte, von dieser Prüfung nicht ausgeschlossen. Ur. d. V. Sen. d. 9. Juli 1907 (356/07).

92. § 387 StPO. (Anrechnung der bereits verübten Strafe.)] Es handelt sich in § 387 StPO. um einen der Ausnahmefälle, in denen nach der StPO. ein zuungunsten eines Angeklagten bereits rechtskräftig gewordenen Urteil zu dessen Gunsten trotz der eingetretenen Rechtskraft noch aufgehoben werden kann. Die Rechtslage ist daher ähnlich, wie in den Fällen des § 413 StPO., in denen bei abwärts erfolgter Verurteilung der Anrechnung der inzwischen etwa verübten früheren Strafe als selbstverständlich zu erachten ist (GoldArch. 47, 296). So wenig wie in diesen Fällen bedarf es auch hier in der Formel des späteren Urteils eines auf die Anrechnung bezüglichen besonderen Ausdrucks. Ur. d. V. Sen. v. 14. Juni 1907 (218/07).

C. Andere Reichs- und Landesgesetze.

93. §§ 62, 63 StGB. Es ist gesetzlich zulässig, daß das Präsidium, sofern für die während der Gerichtsferien zu bildende Kammer verfügbare Mitglieder des Landgerichts nicht in genügender Zahl vorhanden sind, der Kammer auch vorübergeordnete fünf ständige Mitglieder des Landgerichts zuweist und die Ergänzung der erforderlichen Zahl der Richter durch

Zuziehung eines Richters, hier eines der Personen nach nicht bezeichneten Kandidaten des Amtsgerichts A. anordnet, während die Bestimmung der Reihenfolge, in der die Richter des Amtsgerichts H. herangezogen werden sollen, dem Präsidenten überlassen bleibt. Art. d. IV. Sen. v. 22. März 1907 (1128/06).

94. §§ 123, 136 StGB. (Zuständiges Revisionsgericht.) Es werden in der Rechtfertigungschrift neben den §§ 6, 70 des Hamburgischen Feuerassengesetzes vom 20. Februar 1885 auch die §§ 376, 377 StGB. als verletzt bezeichnet; aus der Begründung geht aber hervor, daß sich der Angeklagte in Wirklichkeit nur über Verletzung der bezeichneten Hamburgischen Gesetze, nicht auch über Verletzung von Vorschriften des Verfahrens beschwerten will. Was nämlich zunächst den § 376 StGB. anbelangt, so enthält dieser nur eine Vorschrift über die Begründung der Revision; es ist demnach überhaupt ausgeschlossen, daß er vom LG. verletzt sein könnte. Aber auch die Klage der Verletzung des § 377 ist offenbar nicht ernst gemeint, denn es ist in keiner Weise ersichtlich gemacht, welcher von den dort angeführten acht Mängeln hier vorliegen soll. Die Ausführungen der Revision beschäftigen sich in der Hauptsache mit der Auslegung des § 70 des bezeichneten Hamburgischen Gesetzes; allein torna die Verletzung des § 70 unrichtig ausgesagt hat, so ist hierin nicht der Mangel des Verfahrens, sondern nur eine Verletzung materieller Hamburgischer Landesrechte zu finden und also das OLG. Hamburg zuständig. Art. d. III. Sen. v. 17. Juni 1907 (108/07).

95. § 10 Abs. 2 WStGB. 2. (Zuständiges Revisionsgericht.) Nach § 10 Abs. 2 WStGB. föhrt die Zuständigkeit der Revisionsgerichte zur Aburteilung einer ihr unterworfenen getauenen Person wegen einer Zuwiderhandlung gegen die allgemeinen Strafgesetze durch die Verneinung des Revisionsgerichtsbarkeit begründenden Verhältnisses dann nicht auf, wenn diese Zuwiderhandlung mit einem militärischen Verbrechen oder Vergehen zusammenstößt. Wie aus dem Worte „zusammenstößt“ sich ergibt, umfaßt die mitgeteilte Bestimmung sowohl den Fall der sogenannten Ideal- wie den Fall der Realkonkurrenz, und zwar ist die Frage, ob ein solches Zusammenstößen vorliegt, nach Maßgabe der gegenwärtigen prozessualen Lage der Sache zu beurteilen. Nach den Urteilsgründen ist das in Betracht kommende militärische Vergehen bereits seitens des Revisionsgerichts rechtskräftig abgeurteilt. Aus dieser prozessualen Tatsache ergeben sich aber folgende Folgerungen. Was der jetzt abgeurteilte Betrag mit dem bereits abgeurteilten militärischen Vergehen in Idealkonkurrenz begangen, so war für die Aburteilung dieser Tat lediglich das Revisionsgericht zuständig, da da das rein militärische Delikt keinesfalls einer anderen Zuständigkeit als der militärischen unterlag. Lediglich das Revisionsgericht ist daher auch gegenwärtig zur Entscheidung der Frage zuständig, ob die Straftat im vollen Umfange verbraucht und eine weitere strafgerichtliche Verurteilung des Angeklagten prozessual zulässig ist. Waren dagegen das militärische Vergehen und der gegenwärtig zur Aburteilung stehende Betrag in Realkonkurrenz begangen, so liegt, da das militärische Delikt wegen seiner rechtskräftigen Aburteilung gegenwärtig prozessual nicht mehr in Betracht kommt, ein Fall des Zusammenstößens im Sinne des § 10 Abs. 2 WStGB. zur Zeit überhaupt nicht mehr vor und die Zuständigkeit der bürgerlichen Gerichte zur Aburteilung des

gegenwärtig allein in Betracht kommenden nicht militärischen Deliktes ist außer Zweifel. Art. d. IV. Sen. v. 15. März 1907 (1355/06).

96. § 134 Vereinsstrafgesetz. Die Verjährung der Übertretung nach dem Vereinsstrafgesetz hindert die Erteilung einer Geldbuße nach § 134 des Vereinsstrafgesetzes nicht. Art. d. III. Sen. v. 3. Jan. 1907 (624/06).

97. §§ 136, 152 Vereinsstrafgesetz. (Vorjahr.) Eine Beurteilung nach § 136 Nr. 9 zweite Hälfte des Vereinsstrafgesetzes kann nur dann eintreten, wenn dem Angeklagten die Hinterziehungabsicht im vollen Umfange, d. h. das Bewußtsein, es sei eine Abgabe zu entrichten und die vorgenommene Handlung sei geeignet, dem Staate diese Abgabe zu entziehen und weiter der den erlittenen Erfolg direkt oder eventuell umfassende Vorbehalt nachgewiesen ist. Daneben besteht aber die Möglichkeit, daß der Angeklagte sich einer Übertretung nach § 152 des Vereinsstrafgesetzes schuldig gemacht hat. Der Umstand, daß § 152 Übertretungen der Vorschriften des Gesetzes und der Verwaltungsvorschriften treffen will, sofern keine besondere Strafe angedroht ist, steht selbstredend einer einzelnen Beurteilung des Angeklagten nach § 152 des Vereinsstrafgesetzes nicht im Wege; der Angeklagte kann, auch wenn ihm mangels Nachweises des subjektiven Tatbestandes ein Vergehen nach § 136 Nr. 9 zweite Hälfte nicht zur Last fällt, sich doch sehr wohl irgend welcher Ordnungswidrigkeit schuldig gemacht und damit die Ordnungsgeldstrafe des § 152 des Vereinsstrafgesetzes verwirklicht haben. Die Nichtanführung des § 136 Nr. 9 in § 137 Abs. 2 ist für die Anwendung des § 152 ohne Bedeutung (RStZ. 34, 223). Art. d. III. Sen. v. 15. April 1907 (133/07).

98. Postgesetz vom 28. Oktober 1871. (Portobefraufassung und Urkundenfälschung.) Wenn es auch richtig ist, daß das PostG. die strafrechtlich zu ahnenden Post- und Portobefraufassungen vollständig und erschöpfend regelt und deshalb in allen Fällen, in welchen das Zuwiderhandeln gegen das PostG. den strafbaren Tatbestand begründet, nur die Strafen des PostG. anzuwenden sind, nicht auch Strafen des StGB., mag auch an sich der Tatbestand eines im StGB. mit Strafe bedrohten Handlung gegeben sein, so setzt dies doch in einzelnen Fällen voraus, daß die Tatbestände sich gegenseitig decken, daß also z. B. Fälschung und Gebrauch einer Urkunde lediglich zum Zwecke der Portointerzeption geschieht. Trifft dies nicht zu, fällt die der Angeklagte die Urkunde nicht nur zum Zwecke der Portointerzeption, machte auch von ihr nicht nur der Post gegenüber zu diesem Zwecke Gebrauch, geschah vielmehr Verstellung und Gebrauch der Urkunde gleichgültig um deswillen, um in dem Korrespondenz den Klauen zu erweisen, die Mahnung zur Bezahlung seiner Schuld gehe von einem Gerichtsbeamten aus, und um auf diese Weise der Mahnung „größeren Nachdruck“ zu geben, dann ist die Beurteilung wegen Urkundenfälschung gerechtfertigt. Art. d. III. Sen. v. 18. April 1907 (1242/06).

99. § 1 PostG. Nach Annahme des Urteils haben Sendungen, „auch wenn sie in ihrer Form den Bestimmungen über Drucksachen entsprechen“, als postbefreiungspflichtige Briefe, — wenn auch als solche, die postfällig zu einer besonderen Gebühr befreit werden, — dann zu gelten, deren ihr gebührender Inhalt der eines „Briefes“ ist; andere Drucksachen sollen trotz gleicher Form der Verpackung und Versendung dem Post-

zwang nicht unterliegen. Diese Unterscheidung von zwei Arten von „Druckfachen“ lediglich nach Herausgabe des darin verkörpertten Gedankens ist unzulässig. Wenn in RGSt. 34, 337 ausgeführt ist, daß nicht die äußere Form der Sendung für ihre Eigenart als „Brief“ maßgebend, vielmehr nur ihre „Inhalt“ für die Besitzungsgeheimtheit entscheidend sei, so ist unter der Form die äußere Erscheinung der Sendung, insbesondere die Art ihrer Verpackung, unter dem „Inhalt“ aber keineswegs der Gedankeninhalt verstanden, der sich in der verpackten Sache verkörpert, sondern vielmehr die selbst als „Inhalt“ des Umschlages, des Kreuzbundes usw., also die Einlage der Umschlagung. Wird eine durch Druck oder ein ähnliches mechanisches Verfahren hergestellte Schrift verpackt, und es sind im übrigen die postalen Voraussetzungen zur Versendung als „Druckfache“ gegeben, so steht eine solche, nicht ein „Brief“ (§ 1 Abs. 1 PostG.) in Frage; die unverschlößene Sendung wird aber auch im verschlößenen Paket nicht zum „Brief“ und unterliegt deshalb auch innerhalb dieses dem Postzwang (§ 1 Abs. 3 PostG.) nicht. Ur. d. I. Sen. v. 7. März 1907 (1136/06).

100. § 21 Preßgesetz vom 7. Mai 1874.] Nach dem Verdictergebnis war Dr. L. verantwortlicher Redakteur, er war dazu vom Verleger durch Vertrag bestellt. Der erkennenden Strafkammer ist also vor Verurteilung ihres Urteils eine in dem Verlaufe der richterlichen Verhandlung sich befindende Person als verantwortlicher Redakteur nachgewiesen. Durch dieses Nachweis wurde nach Abs. 2 § 21 PreßG. die Bestrafung des Angeklagten wegen Verantwortlichkeit nach Abs. 1 ausgeschlossen. Daran ändert die Tatsache nichts, daß Dr. L. rechtserklärt freigesprochen ist. Ob der Nachweis des Abs. 2 zu einer Verurteilung des in der gerichtlichen Verhandlung Verurteilten führt, ist unerheblich. Ur. d. I. Sen. v. 29. Jan. 1907 (977/06).

101. § 153 GmD.] Es ist nicht erforderlich, daß die Teilnehmer einer gewerblichen Vereinigung es bei ihren Bestrebungen stets darauf abgesehen haben müßten, für sich selbst günstige Arbeitsverhältnisse herbeizuführen. Sie können ihre Organisation in einzelnen Fällen auch zugunsten an anderer, ihnen beruflich mehr oder minder nahe stehender Arbeitskreise einsetzen. Ur. d. II. Sen. v. 11. Jan. 1907 (787/06).

102. § 153 GmD. („Kudere“.)] An und für sich ist es nach der Ansicht des Gesetzgebers gleichgültig, wer die „anderen“ sind, ob sie Berufsge nossen oder Arbeiter anderer Berufsbezüge, ob sie gleichfalls Arbeitnehmer wie die den Zwang ausübenden oder Arbeitgeber sind bzw. ob umgekehrt von Arbeitgebern gegenüber solchen oder auch gegenüber Arbeitnehmern der Zwang ausgeübt wird; indessen soll die Möglichkeit eine Beteiligung an der Koalition sowie die Absicht, eine solche Teilnahme, ein solches Folgeziel zu erreichen, die Voraussetzung für die Anordnung des Gesetzes sein, durch welches ein besonderer gesetzlicher Schutz geschützt wurde, während im übrigen, also wenn es sich nur um zwangsweise Einwirkung auf andere zum Zwecke der Erlangung der Beteiligung an sie gestellter Forderungen handelt, die allgemeinen strafrechtlichen Vorschriften maßgebend bleiben. Ur. d. IV. Sen. v. 18. Juni 1907 (28/07).

103. § 69 Personenstandsgezet vom 6. Februar 1875. (Haltung des Standesbeamten für Handlungen seines Stellvertreters.)] In Fällen, wo Aufgebot und Erschließung zwar

von zwei Standesbeamten vollzogen werden, aber bei demselben Standesbeamte stattfinden, ist der Standesbeamte, welcher die Erschließung vorzunehmen hat, zur selbständigen Prüfung darüber nach dem Willen des Gesetzes verpflichtet, ob die zur Erschließung notwendigen Erfordernisse, so vor allem die Ehemündigkeit der Verlobten, vorhanden sind, und er allein ist hierfür strafrechtlich haftbar. Er übernimmt das von seinem Stellvertreter bei Erfolg des Aufgebotes Geschehene als sein Tun, indem er es zur Grundlage seines Handelns macht. Der Angeklagte konnte sich mit Erfolg nicht darauf berufen und durfte nicht von dem Gesichtspunkt aus freigesprochen werden, daß es ihm nicht obgelegen habe, die Frage der Ehemündigkeit der Verlobten nochmals von sich aus nachzuprüfen, nachdem sie von seinem Stellvertreter schon im bejahenden Sinne entschieden worden war. Ur. d. I. Sen. v. 1. Juli 1907 (222/07).

104. § 6 Gesetz betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste vom 9. Januar 1876. (Öffentlicher Platz.)] Es ist gleichgültig, ob sich der öffentliche Platz innerhalb oder außerhalb bewohnter Orte befindet, ob er dem allgemeinen Verkehr in weitestem Sinne, namentlich auch allem und jedem geschäftlichen Verkehr dient oder nicht und ob er sich äußerlich als bloße Erweiterung eines Straßenzuges darstellt oder nicht. Insbesondere wird die Öffentlichkeit eines Platzes, so wenig wie die einer Straße dadurch in Frage gestellt, daß der Verkehr desselben durch obrigkeitliche Anordnung geregelt und Beschränkungen unterworfen wird. Dagegen kann nur von solchen öffentlichen Plätzen die Rede sein, die ihrer öffentlichen Bestimmung für die Dauer gewidmet sind. Ein Friedhof kann daher als ein öffentlicher Platz in dem vorstehend entwickelten Sinne anzusehen sein. Ur. d. V. Sen. v. 12. April 1907 (104/06).

105. § 241 Konkursordnung vom 10. Februar 1877. (Begünstigung eines Gläubigers, der nach § 17 RD. einen Anspruch gegen den Gemeinschuldner hat.)] In drei Fällen des § 17 RD. erscheint das Gläubigerrecht, so lange der Konkursverwalter keine Entscheidung getroffen hat, gegebenenfalls also während der ganzen Dauer des Konkursverfahrens, nach Maßgabe der Wohlvergnügs des Verwalters gegen den Inhalt, der ihm nach dem bürgerlichen Rechte zukommen würde, verändert und beschränkt. Nach der Art dieser Umwandlung kann insoweit keine Rede davon sein, daß der Gläubiger nach der Konkursveröffnung einen gegenwärtigen Anspruch auf Leistung des vollen Schuldsummes hätte und im Zwangswege durchsetzen dürfte. Es liegt m. a. W. keinesfalls ein fälliger Erfüllungsanspruch vor. Wenn daher der Gläubiger während des gekennzeichneten Schutzbereichs von dem Gemeinshuldner gleichwohl die ganze Schuldsumme gezahlt erhält, so wird ihm eine Befriedigung gewährt, die er mindestens zu der Zeit nicht zu beanspruchen hatte. Zum Teil anders läge die Sache, wenn der Konkursverwalter Erfüllung gewährte, also etwa das gelieferte Wert zu Konkursmasse gezogen hätte. Der Umstand allein, daß der Vertragsgegner des Gemeinschuldners in diesem Falle Massegläubiger wäre, würde die Anwendbarkeit des § 241 allerdings nicht ausschließen. Zunächst wäre der Vertragsgegner auch als Massegläubiger Gläubiger des Gemeinschuldners. Auch hinsichtlich eines Massegläubigers können die sonstigen Tatbestandselemente des Gesetzes verwirklicht sein. Allen

totfächlich wird sich die Beurteilung mit Rücksicht auf die Rechtsstellung der Wassergläubiger in denselben Beziehungen anders als in den zuerst erörterten Fällen gestalten. Da der Wassergläubiger sehr wohl einen fälligen, der Konkursmasse gegenüber erzwingbaren Befriedigungsanspruch haben kann, würde, soweit dies zutrifft und auch der besondere Fall des § 60 Hf. 1 R.D. nicht gegeben ist, die Zahlung des entsprechenden Forderungsbetrags aus der Konkursmasse noch keine insondernde Ordnung darstellen. Andererseits wird selbst beim Vorhandensein insondernder Ordnung vielfach Befriedigungsabsicht auf Seiten des Gemeinschuldners nicht vorzuliegen brauchen. Denn hat der betreffende Wassergläubiger nach Lage des Konkurses die unbedingt sichere Aussicht auf volle Befriedigung aus der Masse und ist sich der Gemeinschuldner dessen bewußt, so wird auch mit der Hingabe an Erfüllungszustand nicht notwendig die Verschlebung verbunden sein, daß andere Gläubiger dadurch benachteiligt werden. Ur. d. V. Sen. v. 8. April 1907 (1116/06).

106. § 10 Abs. 2 Reichsgesetz vom 3. Juli 1878 betr. den Spielartensempel.] Spielarten, die seinerzeit mit dem vordrucksähnlichen, dem Herz-K- beizubehaltenen Stempel versehen worden waren, sind nicht deshalb den mit dem erforderlichen Stempel nicht versehenen Karten im Sinne der Strafbestimmung des § 10 Abs. 2 des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1878 beizupählen, weil, wie das Urteil feststellt, die Stempelabdrücke später einem solchen Grad der Unvollständigkeit erreicht hatten, daß Zweifel an der Vernahme des Auftrags entstehen konnten. Ur. d. III. Sen. v. 13. Juni 1907 (218/07).

107. § 10 Wahrungsmittelgesetz vom 14. Mai 1879.] Belanglos ist der angekl. in den Ankündigungen nicht ausgesprochene Vorbehalt, bei eintretendem Verkaufsfall über die wahre Beschaffenheit der Ware Aufklärung zu geben. Das Zurückhalten unter Verschönerung der Veranschaulichung stellt das Gesetz nicht unter Strafe, sondern läßt genügen, wenn beim Verkauf Aufklärung gegeben wird. Das Zurückhalten unter einer positiven, zur Täuschung geeigneten Bezeichnung bringt dagegen beim Vorliegen der sonstigen Erfordernisse das Vergehen zur Vollendung, ohne daß es auf die Absicht, beim Verkauf volle Aufklärung zu geben, ankommt. Ur. d. III. Sen. v. 2. Mai 1907 (1318/06).

108. § 12 Rahtmittel.] Welten ist „Erstellen“. Ebenso gehört zum Erstellen von Wäld die gesamte weitere Behandlung, welcher die Wäld je nach den Umständen vor der Fertigstellung zum Genusse zu unterziehen ist, insbesondere im vorliegenden Falle das Erhitzen. Ur. d. I. Sen. v. 24. Jan. 1907 (773/06).

109. § 27 Reichssperrengesetz vom 1. Juli 1881.] Die Bestimmung in § 27 Abs. 1 Satz 2 ist nicht auf die im § 22 Reichsgesetz genannten Unternehmer von Lotterien und Auspielungen beschränkt, sondern greift auch gegenüber den im § 23 Abs. 2 genannten Wettunternehmern Wäld (vgl. Hf. 31. 38, 306). Aus den dort angeführten Gründen muß angenommen werden, daß das Gesetz gegenüber dem Vermittler ausländischer Rennwetten, wie ihn § 25 Abs. 2 erwähnt, gilt, daß jedoch § 27 Abs. 1 Satz 2 sich nicht nur gegen den richtet, der den Betrieb ausländischer Lose oder Ausweise über Auspielungen im Bundesgebiete besorgt, sondern ebenso gegen den

jenigen, der Wetten der in § 25 Abs. 2 bezeichneten Art vermittelt. Ur. d. III. Sen. v. 27. Juni 1907 (333/07).

110. § 53 Abs. 1 Reichsgesetz (Verkehrsbesitz mit Kraftfahrzeugen.) Fahrten mit einem bereits gebrauchten und verkaufsfertigen, auf Lager genommenen Fahrzeug können nur dann als Verkehrsbesitz angesehen werden, wenn sie ausschließlich dazu dienen sollen, die Gebrauchsfähigkeit des Fahrzeuges zu prüfen und dessen besondere Eigenschaften kennen zu lernen, so daß solche Fahrten ausfallen, deren Zweck darin besteht, die Gebrauchsfähigkeit des Fahrzeugs zu erproben oder zu üben. Regelmäßig wird die von einem Fabrikanten oder Händler mit einem verkaufsfertigen Fahrzeug veranfaltete Fahrt nur dann als eine Probefahrt erachtet werden können, wenn sie zum Zweck eines Rechtsgeschäfts ausgeführt wird, hinsichtlich dessen die Personen der Fahrt zu erproben bereits bezeichnet sind und dessen Annahme oder Zustandekommen davon abhängt, ob der, welcher das Fahrzeug verwerten will, sich je nach dem Ausfallen der Fahrt zum Erworbe entschließt oder nicht. Ur. d. I. Sen. v. 1. Juli 1907 (465/07).

111. § 9 Sprengstoffgesetz vom 9. Juni 1884.] Wie das R.G.B., daß den Besitzverwerb gleichfalls an das rein objektive Erfordernis der Erlangung der tatsächlichen Gewalt knüpft, von dieser Regel den Fall ausnimmt, wo infolge eines Abhängigkeitsverhältnisses die Gewalt für einen anderen ausgeübt wird, und daher dieser andere der Besitzer ist (§§ 854, 855), so ist diese Unterscheidung auch für die Beurteilung des strafrechtlichen Begriffs des Besitzes und Gewahrsams von Bedeutung. Wird eine Sache von dem Dienstherrn dem Dienstherrn, von dem Geschäftsinhaber dem Angestellten, von dem Arbeitgeber oder dessen Vertreter dem Arbeiter zur Benutzung, zur Bearbeitung oder zum Verbrauch übergeben, so wird dadurch der Übergang des Besitzes oder Gewahrsams im Sinne des § 246 St.G.B. nicht notwendig vermittelt; Besit. wie Gewahrsam kann vielmehr der Person, welche die Sache aus der Hand gibt, verbleiben, sofern er durch die Möglichkeit der fortwährenden Kontrolle, der jederzeitigen Wiedererlangung der Verfügungsgewalt auf der einen, durch das Abhängigkeitsverhältnis auf der anderen Seite aufrecht erhalten wird. So kann auch das Bestehen eines solchen Abhängigkeitsverhältnisses dem Begriff des Besitzes im Tatbestande des § 9 des Gesetzes vom 9. Juni 1884 ausschließen. Entscheidend ist dabei, ob der Arbeiter, der aus der Hand des Berechtigten den Sprengstoff zu Betriebszwecken erhalten hat, darauf an dessen Willkür gebunden ist und darauf unter dessen jederzeitigem Einflusse steht, daß er tatsächlich für sich selbst über die Sache nicht zu verfügen vermag, und insbesondere verhindert ist, sie in anderer Weise als zur Ausführung der ihm übertragenen Arbeit zu verwenden. Ur. d. III. Sen. v. 28. Jan. 1907 (1197/06).

112. § 82. (Gesetz, betr. die Geschäftsarten m. b. H. vom 20. April 1892.) Die Vorschrift in § 82 Abs. 1 Gewb.G. bedroht allerdings nach ihrem Wortlaut mit Strafe „Geschäftsführer und Mitglieder“. Allein die Worte „und Mitglieder“ sind, wie nicht zweifelhaft sein kann, nur durch ein reaktionselles Versehen in das Gesetz gekommen. Streng ist ferner die Frage, welche Bedeutung einem Reaktionsfehler für die Handhabung des Gesetzes durch den Richter zukommt. In dieser Frage steht der erkennende Senat auf folgendem Standpunkte:

Wie weit die Befugnisse des Richters gegenüber dem Falle gehen, wo eine aus allgemein logischen oder besonderen rechtswissenschaftlichen, namentlich gesetzgebungspolitischen Gründen schlechteste Bestimmung des Gesetzes von den gesetzgebenden Faktoren gleichwohl geteilt und im Gesetze zum klaren, nicht unüberwindlichen Ausdruck gebracht ist, wo die Bestimmung also in einem sogenannten Gebotensfalle ihren Grund hat: das bedarf hier keiner Erörterung, ein solcher Fall liegt nicht vor. In einem Falle, wie er gegenwärtig zur Entscheidung steht, wo nachweisbar die gesetzgebenden Faktoren die strittige Gesetzesbestimmung selbst nicht geteilt haben, wo vielmehr zum Ausdruck des gesetzgeberischen Willens nur eine schlechteste Form gewählt ist, greift die Auslegungsbefugnis des Richters hin, dessen Befugnis zur kritischen Sichtung des Gesetzesdiktates Platz. Eigentlich wird zum Nachweise des mit dem beschlossenen und veröffentlichten Gesetzeswortlaut nicht im Einklange stehenden Willens der gesetzgebenden Faktoren nicht die alleinige Erwägung ausreichen, daß die Gesetzesbestimmung in der Sache unlogisch, unsinnig, unverständig, also verfassungsgebedürftig sei. Dagegen kann in einem Falle der vorliegenden Art der Richter nicht aus dem Grunde an den Gesetzeswortlaut gebunden sein, weil letzterer von den gesetzgebenden Faktoren durch ihre Beschlässe sanktioniert sei. Deren wahrer Wille entspricht beim Vorhandensein eines Unverständnisses eben ihren Beschlässen nicht. *Urt. d. IV. Sen. v. 4. Juni 1907 (166/07).*

113. § 13 Gesetz zum Schutze der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894. [Die Ansicht des LG., der § 13 WarenZG. stehe nicht demjenigen zur Seite, der seine Firma nur deshalb gebrauche, um Verwechslungen mit der Firma eines andern zu vermeiden und solchen unläuteren Konkurrenz zu machen, ist nicht zutreffend. *Urt. d. II. Sen. v. 22. März 1907 (48/07).*

114. § 14, 15 WarenZG. (Verwechslungsgefahr, Einfluß der Farbe.) Wenn nach Art und Inhalt von Anmeldung und Eintragung für das Bildzeichen eine bestimmte Farbengebung nicht wesentlich ist, so folgt daraus zunächst nur, daß einerseits der Berechtigte des Schutzes teilhaftig bleibt, auch wenn er zur Darstellung des Bildes andere Farben, als schwarz auf weißem Grunde wählt, während andererseits der Eingriff eines Dritten in das Zeichenrecht nicht dadurch in Frage gestellt erscheint, daß der Dritte für die Darstellung andere Farben benutzte als der Berechtigte (RGSt. 33 S. 90 [93]; *WZG.* 43 S. 93 [97]). Es folgt daraus aber nicht, daß die Farbengebung für die Frage der Verwechslungsgefahr bedeutungslos wäre. Vielmehr ist bei Prüfung dieser Frage gegebenenfalls auch sie zu berücksichtigen. *Urt. d. V. Sen. v. 26. Juni 1907 (125/07).*

115. § 4 Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs vom 27. Mai 1896. (Herkunftsbezeichnung.) Zur Erfüllung des inneren (subjektiven) Tatbestandes des in Rede stehenden Strafgesetzes genügt auch eventueller Vorbehalt. Ortsbezeichnungen, die im Verleiche ihre zeitliche Beziehung verlieren haben und aus Herkunftsbezeichnungen zu Beschaffenheits- und Gattungsbezeichnungen geworden sind, können durch Zusätze wieder zu Herkunftsangaben werden. Es kann die Bezeichnung von Wörtern, die sich äußerlich als Firmenbezeichnung geben oder den Namen einer Person darstellen, der zur Beschaffenheits- und Gattungsbezeichnung gewordenen Herkunftsangabe die

Eigenschaft einer Herkunftsbezeichnung wieder verleihen, wenn dadurch beispielsweise die Vorstellung erneuert wird, es handle sich um eine Firma, die an dem angegebenen Orte ihren Sitz oder eine Betriebsstätte hat oder um eine Person, die dort das Erzeugnis herstellt oder Befitzer der das Erzeugnis hervorbringenden Maschinen ist. Hierbei würde es nicht darauf ankommen, ob eine solche Firma wirklich besteht oder eine Person des angegebenen Namens lebt, es bedürfte etwa nur erachtete Namen sind. Entscheidend wäre nur, ob durch die Bezeichnung Vorstellungen der bezeichneten Art tatsächlich erneuert werden. Insofern wäre es nicht erforderlich, daß diese Vorstellung eine allgemeine sei; es würde vielmehr genügen, wenn sie auch nur in einem mehr oder minder großen Kreise von Beteiligten, insbesondere bei Käufern der Waren hervorgerufen wird. *Urt. d. V. Sen. v. 29. Juni 1907 (871/08).*

116. § 4 UntZG. (Begriff der Mitteilung.) Die Mitteilung darf, abweichend von den Fällen des § 1 UntZG., nicht lediglich in der Form einer Abbildung auftreten. Damit sind Abbildungen zwar nicht schließlich als Form der Mitteilung ausgeschlossen; erforderlich ist aber, daß sie mit einem wirklichen Gebrauchsdruck verbunden sind, dem sie zur Klarstellung, näheren Bestimmung, überhaupt zur Veranschaulichung dienen. Häufig wird für die Zwecke der Verbreitung das Mittel mechanischer Vervielfältigung durch Druck und dergl. gewählt. Begriffesnotwendig ist das aber nicht. Es kann als Gegenstand der Verbreitung auch ein einziges Mitteilungsstück genügen, so beispielsweise dann, wenn die Mitteilung in einem Schaukasten oder in dem für den Kundenverkehr bestimmten Geschäftsaum ausgehängt oder ausgelegt wird. Dabei ist nicht unbedingt erforderlich, daß die Rumbgabe gleichzeitig und mit einem Male an den größten Kreis von Personen erfolgt. Es reicht auch hin, wenn dies nach und nach geschieht. Wesentlich ist nur, daß die Mitteilung in der gewählten Form von vornherein zu solcher Verbreitung bestimmt war und daß mit dieser begonnen ist. *Urt. d. V. Sen. v. 12. April 1907 (1140/06).*

117. § 4 UntZG. (Herkunftsbezeichnung.) Die Ansicht, daß für die Herkunftsbezeichnung von Fabrikaten nicht der Ort der Herstellung des Fabrikates, sondern der Ort der Herkunft der Rohstoffe entscheidend sei, ist verfehlt. Es wird umgekehrt allerdings ebensosehr gesagt werden können, daß grundsätzlich nur der Ort der Herstellung entscheide. (RGSt. 28 S. 353, 355.) Vielmehr wird in jedem einzelnen Falle zu prüfen und festzustellen sein, ob hinsichtlich der Herkunftsbezeichnung eines Fabrikates nach den im Verleiche herrschenden Anschauungen der Ort der Herstellung oder der Ort der Herkunft der Rohstoffe entscheide. *Urt. d. III. Sen. v. 27. April 1907 (192/07).*

118. Reichsgesetz vom 15. Juni 1897 über den Verleiche mit Butter. [Die Frage ob dem Reichsgesetze vom 15. Juni 1897 über den Verleiche mit Butter ufm., soweit es Butterähnliche Fettzubereitungen betrifft, auch solche Zubereitungen unterfallen, die nicht für Butter schlechthin, sondern für Butter in Verbindung mit einem anderen nicht fettähnlichem Stoffe als Ersatzmittel dienen sollen und deshalb nicht der Butter schlechthin sondern der Butter in Verbindung mit diesem Stoffe ähnlich sind, ist zu bejahen. Die Übereinstimmung des Gebrauchswortes ist dabei eine wesentliche Voraussetzung der Annahme, daß der Stoff auch in seiner Zusammenfassung die Eigenschaften eines

zum Verkauf der Butter dienenden Fettstoffe hat, wie das Gesetz es erfordert. Die Antwendbarkeit des Gesetzes wird auch nicht aus dem Umstand ausgeschlossen, weil das Erzeugnis des Angestellten überhaupt kein Milchkaffee enthält; das Gesetz will alle Fettzubereitungen treffen, die der Butter ähnlich sind, ohne der Milch zu entspringen. *Ur. d. III. Sen. v. 2. Mai 1907 (1318/06).*

119. § 182 Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juni 1899. (Nichtvorhanden in Abzug gebrachter Beiträge.) Nach dem für zweiwöchentlichen Sachverhalte rechnete der Angestellte, der für den von ihm beschäftigt gewesenem Hausdiener Beiträge zur Invalidenversicherung nicht geleistet hatte, auch solche zu leisten nicht beschäftigte, gegenüber dessen eingeklagter Dienstlohnforderung in der Verhandlung vor dem Gewerbegericht mit einem Aufpruch auf Erstattung der Hälfte derjenigen Beiträge auf, die während der Beschäftigungszeit die Invalidenversicherung in Beitragsanwalzen vertribut haben wollte. Der Angestellte bejanderte hiermit die Erziehung eines Vergleichs; ein solcher kam auch zustande. Dies Beilagen des Angestellten war kein Nachzubringen von Lohnbeiträgen im Sinne der §§ 142, 189, sondern ging nur dahin, daß der Angestellte für berechtigt erklärt werde, bei der späteren Lohnzahlung den dem Kläger etwa zuzurechnenden Barbetrag um einen Betrag zu kürzen, also einen Abzug vorzunehmen. Eine Nichtvorwendung in Abzug gebrachter Beträge zu Versicherungsanwalzen liegt in den schätzbarsten Umständen nicht, und die der Verurteilung auf Grund des § 182 gegebene Begründung ist nicht haltbar. *Ur. d. II. Sen. v. 8. Febr. 1907 (909/06).*

120. § 104 Abs. 3 GewbVergl. (Schuldigung des Auftraggebers.) Ein Schuldigung des Auftraggebers kann nicht vorliegen, bevor er selbst zur Zahlung der Beiträge genötigt worden ist; denn er hatet ohne weiteres kraft Gesetzes für die Unternehmerbeiträge und erlangt dafür nur einen bei der Zahlungsunfähigkeit des Unternehmers wertlosen Erstattungsanspruch. Der Umstand, daß der Auftraggeber später durch Zahlung des Unternehmers wieder berechtigt wird, kann an dessen Verantwortlichkeit nichts ändern. *Ur. d. III. Sen. v. 4. März 1907 (1166/06).*

121. §§ 52 a, 82 Krankenversicherungsgesetz vom 10. April 1892. Wer mit Rücksicht auf § 52 a die in den übrigen Fällen nach § 53 zulässigen Lohnabzüge überhaupt nicht machen darf, aber trotzdem solche in irgend welcher Höhe macht, zieht höhere als die nach § 53 zulässigen Beträge ab, ebenso wie der, der Lohnabzüge in bestimmter Höhe nach § 53 machen darf, diese Gattung aber überschreitet und ist deshalb nach § 82 strafbar. *Ur. d. III. Sen. v. 6. April 1907 (1337/06).*

122. §§ 52 a, 53, 82 b KrankVergl. (Nachzubringen.) Zum Begriff des „Nachzubringens“ genügt jede tatsächliche Kürzung des vollen Lohnbetrags. *ABSt. 35, 341.* Eine solche hat vorliegend stattgefunden. Der volle Lohn bestand aus dem vereinbarten Stundenlohn zuzüglich dem Betrage der Krankenversicherungsbeträge. Bezüglich der Angestellte dem Arbeiter nur den Stundenlohn, befehlt aber die Versicherungsbeiträge zurück, so kürzt er eben hierdurch tatsächlich diese Beträge am Lohn. *Ur. d. III. Sen. v. 25. Febr. 1907 (995/06).* Ebenso entscheidet das Urteil des gleichen Senats vom 25. Febr. 1907 (996/06).

123. §§ 53, 82 b KrankVergl. Wenn der Arbeitgeber nur die Mittel besitzt, um die Arbeitslöhne abzüglich der Summe, die den von den Arbeitnehmern zu tragenden Krankenlöhnenbeiträgen entspricht, zu bezahlen, nicht aber auch die Mittel zur Bezahlung dieser Krankenbeiträge, dann darf er von den verfügbaren Geldern nur soviel zur Auszahlung an die Arbeitnehmer verwenden, als nicht zur Tilgung seiner Schuld der Krankenlöhne gegenüber erforderlich ist, muß insofern nicht einen der Lohnzahlung entsprechenden Abzug für die Krankenlöhne allerdings wirklich (effektiv) machen, um damit dieser Pflicht genügen zu können. Verfährt er nicht so, setzt er sich vielmehr bei Kenntnis seiner Vermögenslage durch die Auszahlung des ganzen verfügbaren Geldbetrags als Arbeitslohn hierzu benutzt außerhande, so enthält er die an die Krankenlöhne abzuführen gemachten Beiträge der Kasse wirklichlich vor. Insofern unterscheiden sich die Fälle des Abs. 1 und 3 des § 53 KrankVergl. nicht von einander. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Arbeitgeber in den Fällen des Abs. 1 den Abzug auf die Krankenbeiträge nicht zu machen braucht, während er in denen des Abs. 3 dazu verpflichtet ist und seine Ablieferungsspflicht der Krankenlöhne gegenüber alsdann noch dadurch beschärft erscheint, daß er den abgegebenen Betrag an die berechtigte Kasse sofort abzuliefern hat. *Ur. d. V. Sen. v. 21. Juni 1907 (384/07).*

124. § 1 Gesetz vom 9. April 1900 betr. die Bestrafung der Entziehung elektrischer Kraft. Wie für den Tatbestand des nach § 243 Abs. 1 Nr. 3 StGB. erscheinenden Diebstahls die Frage, ob ein zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmtes Werkzeug Verwendung zur Tat gefunden hat, so ist auch für den Begriff der „Bestimmung zur ordnungsmäßigen Entnahme elektrischer Arbeit“ lediglich die anderen erkennbar gewordenen Willenserklärung des Berechtigten entscheidend. *Ur. d. I. Sen. v. 17. Jan./14. Febr. 1907 (682/06).*

125. §§ 4, 13 BSt. 2 Weingesez vom 24. Mai 1901. Ein rein passives Verhalten desjenigen, der gedurte Weine verkauft oder kauft, genügt nicht; es muß vielmehr der Täter in der Beziehung des Weins auf dessen Naturerwerb hinweisen oder die Letztere sonst irgendwie zu sichern, obwohl er die Beschaffenheit des Weins und die künftige Wirkung seiner Angabe hätte erkennen müssen. *Ur. d. I. Sen. v. 7. März 1907 (1020/06).*

126. § 7 Weingesez, § 10 Nahrungsmittelgesez. (Zusatz von Salpür zu Most.) 1. Der Zusatz von Salpür zu süßem Most, der als solcher verkauft werden soll, verstößt nicht gegen das Weingesez, da süßer Most noch keine alkoholische Gährung durchgemacht hat, mithin nicht unter den Begriff Wein fällt. Wohl aber ist das der Fall bei „febrerweinem“ Most. 2. Daraus, daß die jüngeren und heißeren Gesez, das Weingesez (§ 7) sowie das Fleischbeschaugez vom 3. Juni 1900, ganz allgemein den Zusatz von Salpürsäure bei Herstellung von Wein und gewerbmäßiger Zubereitung von Fleisch verbieten, ist nicht zu schließen, daß das ältere Nahrungsmittelgesez die Verwendung von solcher Säure für alle Nahrungs- und Genussmittel freigegeben haben müsse. *Ur. d. I. Sen. v. 7. März 1907 (1175/06).*

127. § 2 b Süßholzgesez vom 7. Juli 1902. (Durchfuhr ohne Deklaration.) Gegenüber dem durch das Süßholzgesez

aufgestellten Einfuhrverbote ist in der Rechtsprechung des RG. bereits anerkannt, daß die Durchfuhr von Süßholz als zulässig zu erachten ist, wenn sie unter hängiger Kontrolle und Beaufsichtigung der Zoll- und Steuerbehörden erfolgt (RGSt. 39, 66; GoldArch. 52, 400). Notwendige Voraussetzung ist dabei die Kenntnis der Behörden davon, daß es sich um Süßholz handelt. Wurde die Erhebung nicht als Süßholz deklariert, sollte also der Süßholz den Behörden verborgen bleiben, dann hätte die Strafammer zur Annahme kommen müssen, daß die vom Angeklagten beabsichtigte Durchfuhr mit einer verbotenen Einfuhr im Sinne des Gesetzes begangen habe und erst auf dieser Grundlage hätte sie gegenüber der Rechtsvermutung des § 137 Abs. 1 mit § 136 Nr. 1 a. des Verurteilungsgesetzes zu prüfen gehabt, ob der Angeklagte den Nachweis geführt habe, daß eine Kontenbande nicht beabsichtigt war. Ur. d. I. Sen. v. 13. Mai und 13. Juni 1907 (1275/06).

1208. § 6 Preussisches Gesetz vom 12. Februar 1850, den Schutz der persönlichen Freiheit betreffend. § 127 StPD. (Festnahme bei Nachtzeit.)] So wenig im Falle der Strafverfolgung beim Vorliegen der Voraussetzungen des § 127 StPD. die vorläufige Festnahme eine Beschränkung auf die Tageszeit verträgt, vielmehr angenommen werden muß, daß eine vorläufige Festnahme im Rahmen des § 127 jederzeit und an jedem Orte vorgenommen werden darf, so muß das gleiche auch dann gelten, wenn eine vorläufige Festnahme als dringende polizeiliche Vorbeugungsmaßregel im Sinne des § 6 des Gesetzes zum Schutz der persönlichen Freiheit vom 12. Februar 1850 in Frage kommt. Soweit dem Urteile des erkennenden Senats vom 7. November 1898 — RGSt. 31, 307 — eine gegenteilige Auslegung des § 6 zu entnehmen wäre, würde der Senat von der früheren Rechtsprechung abgehen. Ur. d. III. Sen. v. 4./18. Febr. 1907 (16/07).

1209. §§ 6, 18 Preussisches Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880. Die Urteilsgründe lauten: „Wenn die Apfel auch damals noch nicht ganz reif waren und ihr damaliger Verkaufspreis ein geringer gewesen sein mag, so standen sie doch nicht vor der Reife, und es ist daher die Annahme gerechtfertigt, daß, wenn sie nicht entwendet und deshalb zu früh gepflückt wären, sie zur Reife gelangt wären und einen Wert über 10 Mark erzielt hätten. Ist daher lediglich durch die Tat des Angeklagten die Wertvermehrung eingetreten, so kann sie ihm nicht zugute kommen.“ Das ist richtig, nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes ist lediglich der Zeitpunkt der Entwendung maßgebend. Ur. d. II. Sen. v. 22. Jan. 1907 (21/07).

130. Preussische Regierungsverordnung vom 12. Dezember 1902. (Rufpolizei.)] Die von der Revision vertretene Auffassung, daß die Polizeiverordnung des Regierungspräsidenten von Trier über Bekämpfung der Rufpolizei vom 12. Dezember 1902 ungültig sei, weil die betreffende Materie durch die RVerfO. vollständig geregelt sei, ist unzutreffend. Wirt der Regelung der Verhältnisse des unteren Heilpersonals, dem die Angeklagte beizuzählen ist, befaßt sich die RVerfO. überhaupt nicht, mit alleiniger Ausnahme der Hebammen (§ 30 Abs. 2). Auch mit den Bestimmungen des AllWbG, besonders § 4 besteht, befindet die Polizeiverordnung sich nicht im Widerspruch, weil das genannte Reichsgesetz vorzugsweise dem

Schutz privatswirtschaftlicher Interessen der Gewerbetreibenden dienen will, während es sich bei der Polizeiverordnung um den Schutz des Publikums gegen Schädigungen durch das Treiben der Rufpolizei handelt. Ur. d. V. Sen. v. 18. Juni 1907 (164/07).

131. § 3 Preussisches Lotteriegesez vom 29. August 1904.] Die unter der Herrschaft des früheren Preussischen Lotteriegesezes vom 29. Juli 1885 rechtskräftig erfolgten Verurteilungen kommen als solche im Sinne des § 3 des Gesetzes vom 29. August 1904 in Betracht. Ur. d. III. Sen. v. 21. Jan. 1907 (839/06).

Vom Oberverwaltungsgericht.)*

Bericht von Rechtsanwalt Dr. Götzke in Berlin.

Verteilung des gewerblichen Einkommens aus mehreren Betriebsgemeinden zwecks Besteuerung.

Der Vorderichter hat nach Überweisung des Einkommens aus Kapitalvermögen und aus Grundstücken und Spekulation an die Wohnortsgemeinde Kiel das gewerbliche Einkommen unter die preussischen und außerpreussischen Betriebsorte nach Verhältnis der Gehälter und Löhne verteilt und hat, weil das so verteilte Gesamteinkommen den Höchstbetrag der bei der Staatssteueranlagung angeordneten Staatssteuerstufe überstieg, nach § 51 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 eine Herabsetzung der Einkommensbeträge für die einzelnen preussischen Gemeinden vorgenommen. Er hat dadurch die erwähnte Gesetzesbestimmung zum Nachteil des Revisionklägers verletzt. Sie darf nur dann Anwendung finden, wenn das der Gemeindebesteuerung und das der Staatsbesteuerung unterliegende Einkommen sich beden, und das ist hier nicht der Fall. Zwar besteuern sowohl die preussischen Gemeinden wie auch der Staat das gewerbliche Einkommen des Jensten mit Ausnahme desjenigen, welches außerhalb Preussens in Deutschland erwächst (das Ganzaußland ist nicht beteiligt); aber während derjenige Teil jenes Einkommens, welcher den preussischen Gemeinden zufällt, objektiv durch die §§ 47 ff. des Kommunalabgabengesetzes bestimmt wird, besteht eine dazwischen liegende Begrenzung für die Staatssteuer nicht. So kann es kommen, daß steuerberechtigter preussische Gemeinden ein innerhalb und außerhalb Preussens entstehendes Gewerbeeinkommen in vollem Umfang für sich besteuern dürfen, weil außerhalb Preussens keine Ausgaben an Gehältern und Löhnen entstehen, während der Staat auch in einem solchen Falle einen Teil des Einkommens als außerhalb Preussens erwachsen freiläßt; ebenso kann umgekehrt das Vorhandensein eines Steuerobjekts für die preussischen Gemeinden mangels der Entlohnung von Gehältern und Löhnen in ihnen fehlen, während für den Staat gleichwohl ein steuerpflichtiges Einkommen vorhanden ist. Hieraus ergibt sich, daß das staatssteuerpflichtige und das gemeindesteuerpflichtige Gewerbeeinkommen in Fällen, wo letzteres nach den Vorschriften der §§ 47 ff. cit. ermittelt werden muß, zwar der Art nach gleich sind, dagegen dem Umfang nach nicht grundsätzlich zusammenfallen, sich also nicht bedingen (vgl. Ur. v. 26. Juni 1900,

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Pr. 224. 23, 121). Der dargelegte Rechtsirrtum des Vorderrichters führt zur Aufhebung seiner Entscheidung. Magistrat zu R. u. R., II. v. 18. Sept. 06, II 1791. Rep. Nr. 11 C 238.05. Begründung siehe.

Erteilung von Tanzunterricht. § 35 Gew.O.

Dem Verleihsaufschusse kann nicht beigetreten werden, wenn er ausführt, eine Tanzlehrer im Sinne des § 35 a. O. könne nicht schon in dem Beweise gefunden werden, daß der Beklagte in Wirklichkeit nicht Tanzunterrichtslehrer, sondern öffentliche Tanzbelustigungen veranstalte, ohne vorher die vorgeschriebene polizeiliche Erlaubnis einzuholen.

Nach § 33 a Gew.O. richtet sich die Abhaltung von Tanzbelustigungen nach den landesrechtlichen Bestimmungen. Für die nach verurteiltem Rechte zulässige Beschränkung der Tanzbelustigungen durch Polizeiverordnung kommt hauptsächlich der Gesichtspunkt in Betracht, daß nicht durch zu häufiges Bestehen solcher Tanzbelustigungen die Arbeitslosen und Saisonverdiener gefährdet werden soll. (Urteil vom 17. Dezember 1881, OAB. 9, 400.) Der Zweck der Beschränkung ist also, die Tanzbelustigungen auf dasjenige Maß einzuschränken, welches mit dem Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit vereinbar ist (§ 405 a. O.). Danach ist keineswegs grundsätzlich ausgeschlossen, aus der Tatsache, daß ein Tanzlehrer unter dem Deckmantel der Erteilung von Tanzunterricht öffentliche Tanzbelustigungen veranstaltet und sonach den im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit erlassenen Polizeiverordnungen zuwiderhandelt, im Sinne des § 35 Gew.O. einen Schluß auf seine Unzuverlässigkeit in Bezug auf den Gewerbebetrieb als Tanzlehrer zu ziehen (vgl. Entsch. des OAB. vom 24. Januar 1905, Bd. V. S. 225, auch abgedruckt im OAB. für das Deutsche Reich Bd. V. S. 269). Damit stimmen auch die Motive zur Novelle vom 1. Juli 1893 (RAB. S. 159) durch die der § 35 Abs. 1 die nummerierte geltende Fassung erhalten hat, überein, indem hier (§ 28, auch abgedruckt in Landmann, Gew.O., Anm. 2 zu § 35, V. Aufl. Bd. I. S. 333) bemerkt:

„Arbeitslose Personen von der niedrigsten Bildungsstufe und von getrübttem Lrumbund haben sich nicht selten als Tanzlehrer etabliert und finden mit Rücksicht auf die bestehenden Beschränkungen der öffentlichen Tanzbelustigungen großen Zulauf. Nur in seltenen Fällen gelingt es, sie wegen Übertretung der auf die öffentlichen Tanzbelustigungen bezüglichen Verbote zur Strafe zu ziehen. Durch diese Art von Tanzunterricht, woran häufig Prostituierte und Unverschämte teilnehmen, wird die Unkeuschheit und die Genußsucht in sehr bedenklicher Weise gefördert. Es ist deshalb im öffentlichen Interesse erforderlich, daß die Möglichkeit, unzuverlässige und übel beleumdete Personen von dieser Erwerbsart fernzuhalten, erweitert wird.“

Polizeiverordnung zu Halle a. S. 1906. Sch. u. v. 7. Febr. 07, III 320. Rep. Nr. 111 R. 93.05. Begründung siehe.

Grundlegende Entscheidungen in Strafsachen.

Die Frage, welche Bedeutung es hat, wenn in der Zuweisungsurkunde die Eigenschaft des im Geschäftsfeld angegriffenen als eines Geschäftsfeldbesitzers nicht angegeben wurde (§§ 184, 191 StGB.), ob dadurch nur die Verurteilung der Zuweisungsurkunde als einer öffentlichen Urkunde aufgehoben oder ob die Zuweisung selbst unanfechtbar gemacht wird, ist von den Präsidien des RG. verschiedentlich beantwortet worden (f. RG. 17, 411; 19, 423; 52, 11; Gruchot-Beitr. 26, 1155;

27, 1082; 36, 124). Der V. St. S. schließt sich in seinem unter Nr. 13 abgedruckten Urteil der ersten Auffassung an.

In Nr. 34 wird erörtert, ob und unter welchen Voraussetzungen an einem jagdbaren Tiere von einem Anderen als dem Jagdberechtigten Eigentum erworben werden kann, so daß dem Dritten gegenüber ein Diebstahl an dem Tiere möglich ist.

Denn auch durch die Nichtigkeit des zugrunde liegenden, gegen die guten Sitten verstoßenden Rechtsgeschäftes das Verbot des Anvertrauens nicht ausgeschlossen wird (Goldw. 48, 445), so gelten nach dem in Nr. 38 angeführten Urteil, in dem vom Dieb einem Dritten in Verwahrung gegebenen Sachen doch nicht als anvertraut.

In dem Urteil Nr. 40 schließt der IV. St. in Aberkennung mit der herrschenden Ansicht und unter Vertretung der von Frank, StGB. § 247 vertretenen Meinung die Anwendung des § 247 StGB. auf einen Diebstahl seitens eines Dienstherrn gegen einen Mitbewerber aus.

Ob der Dritte durch den Vertragsabschluß mit einem solchen Vertreter eine Vermögensschädigung im Sinne des § 263 StGB. erleidet, ist nach dem unter Nr. 51 angeführten Urteil eine je nach den Umständen veränderliche zu beantwortende, also nicht abschließend zu bejahende Frage.

Ob die Mitglieder des Gläubigerausschusses eine Untreue (§ 266 StGB.) begehen können, erörtert Nr. 52.

Während RG. St. 34, 435 die in einer Fabel angebrachte Reintreibung, an der der Nachschreiber auf seiner Kunde einen niedrigen und so auf der Papierrolle einen Strich hervorbrachte, als Urkunde erachtete, weil hier der Apparat den Gedanken eines Menschen wiedergibt, erklärt das Urteil Nr. 54 den an einen Fabelschreiber angebrachten Schriftsteller wegen Fälschung dieses Dokumentes nicht als Urkunde.

Über die auf eine Stempelmarke gerichteten Entwertungsmittel, die je nach ihren Bestimmungen entweder Urkunden sind oder nicht, äußert sich das Urteil Nr. 61. Die Ansicht von Hummel-Specht, Kommentar zum Preussischen Stempelgesetz, die dem Entwertungsmittel allgemein die Urkundenqualität abspricht, wird dabei verworfen und ausgeführt, daß die Verungeltung dieses Dokumentes auf ein früheres Reichsgerichtsurteil auf einer mißverständlichen Auslegung beruht.

Daß die Aneignung von Gewehren Jagdwaffen sein kann, erörtert das Urteil Nr. 64.

Das Verschulden des bestellten Vertreters rechtfertigt nach Nr. 69 im Gegensatz zu einem Verschulden des Wahlverordneters den Antrag auf Wiedereröffnung in den vorliegenden Fällen.

Über die Ablehnung von Petitionsklagen, die sich auf die Glaubwürdigkeit einer Person beziehen, lassen sich die beiden Urteile Nr. 76 und 77 aus.

Befugnis und Verpflichtung des Gerichts zur Vernehmung von Zeugenprüfungen werden in Nr. 78 erörtert.

Fälle, in denen eine alternative Feststellung im Urteil zulässig ist, werden in Nr. 85 besprochen.

Den in RG. St. 36, 236 ausgesprochenen Rechtsatz, daß der § 153 Gew.O. nicht ohne weiteres schon dann unanwendbar ist, wenn der Zwang seitens der Arbeitnehmer sich gegen den Arbeitgeber richtet, hält auch das Urteil Nr. 102 für richtig, betont aber ausdrücklich, daß nicht allgemein der Grundsatz gelte, es müsse bei der zwangsgewaltigen Einwirkung im Lohnkampf auf den Gegner unter allen Umständen § 153 Anwendung finden, also auch dann, wenn von dem Gegner einzig und allein die Beendigung von Forderungen verlangt werde.

Das Urteil Nr. 106 erörtert ausführlich die Frage, wann in den Fällen des § 17 A.O. eine Glaubwürdigkeitsprüfung statt finden könne.

Verneinende Grundätze über Gefährdungslage bei unterlaufenden Reaktionsverfahren enthält Nr. 112.

Roeppel.

Für die Redaktion verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Neumann in Berlin W. 36, Postbamer Straße 118.

Druck: M. Weiser Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 35.

Verlag und Expedition: **H. Maser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.**

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inzerat die 2 gespaltene Zeile 60 Pf. Beilagen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallchreiberstr. 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozessordnung, des Gerichtsferiengesetzes und der Gefahrenordnung für Rechtsanwälte, nebst Begründung, im Reichsanzeiger Nr. 238 veröffentlicht, liegt dieser Nummer bei, und wird der vom Mannheimer Anwaltskongress beschlossene außerordentliche Anwaltskongress voranschicklich zum 23. November d. J. nach Leipzig berufen werden.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

In der am 12. September 1907 zu Mannheim stattgehabten dreizehnhundertachtundzwanzigsten ordentlichen Generalversammlung wurde der Bericht des Vorstandes über das Geschäftsjahr 1906/1907 zur Kenntnis gebracht. Nach dem Bericht zählt die Kasse eine Gesamtzahl von 5 429 Mitgliedsnern gegen 5 284 im Vorjahre. Der Kapitalgrundstock hat sich von 1 135 105 Mark 44 Pf. auf 1 159 894 Mark 48 Pf. erhöht. Der für das vierundzwanzigste Verwaltungsjahr vorhandene Unterstützungsfonds beläuft sich auf 112 122 Mark 75 Pf., wovon bis zum 1. Juli 1907 bereits über 111 854 Mark verfügt war. Der Geschäftsbericht wurde genehmigt und dem Vorstande Entlassung erteilt. Die jahrgangsmäßig auszuführenden Mitglieder des Vorstandes wurden wiedergewählt und als Rechnungsprüfer für das laufende Geschäftsjahr die Herren Justizrat Dr. Drucker und Rechtsanwalt Dr. Knischky in Leipzig bestellt. Als Ort der nächsten ordentlichen Generalversammlung wurde Leipzig bestimmt, der Vorstand jedoch ermächtigt, die Versammlung auch nach einem anderen deutschen Orte, wo ein Anwaltskongress oder ein Juristentag stattfindet, zu berufen.

Zum übrigen wird im wesentlichen auf den Seite 576—577 der Nr. 17 der Juristischen Wochenschrift vom 1. Oktober 1907 ersetzten Bericht Bezug genommen.

Der zu Mannheim in der dreizehnhundertachtundzwanzigsten ordentlichen Generalversammlung der Hilfskassen für deutsche Rechtsanwälte am 12. September 1907 jahrgangsmäßig gebildete Vorstand besteht aus folgenden Personen:

1. Paul Herr, Justizrat, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig, Vorsitzender.
2. Dr. Max Reiß, Justizrat, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig, Stellvertreter des Vorsitzenden.
3. Arnold Zenetti, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig, Schriftführer.
4. Karl Scheele, Justizrat, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig, Stellvertreter des Schriftführers.
5. Dr. Louis Seelig, Geheimrat Justizrat, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig, Schatzmeister.
6. Dr. Oscar Dehme, Geheimrat Justizrat, Rechtsanwalt beim Landgericht zu Leipzig, Stellvertreter des Schatzmeisters.
7. Max Böck, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht zu Karlsruhe.
8. Max Jacobsohn, Justizrat, Rechtsanwalt beim Landgericht I zu Berlin.
9. Dr. Richard Schall, Rechtsanwalt beim Reichsgericht zu Leipzig.
10. Curt Elje, Justizrat, Rechtsanwalt beim Landgericht zu Halle a. S.
11. Hans Barth, Justizrat, Rechtsanwalt beim Landgericht zu Leipzig.
12. Carl Edert, Justizrat, Rechtsanwalt beim Obersten Landesgericht, Oberlandesgericht und den Landgerichten München I und II.

Leipzig, den 10. Oktober 1907.

Herr,

Justizrat,
Vorsitzender.

Zenetti,

Rechtsanwalt,
Schriftführer.

Dr. Seelig,

Geheimer Justizrat,
Schatzmeister.

Verzeichnis

der

Teilnehmer am XVIII. Deutschen Anwaltstag zu Mannheim.

1. Abel, Max, Rechtsanwalt, Essen a. d. Ruhr.
2. Abraham, Hans, Justizrat, Berlin.
3. Abraham, Hugo, Rechtsanwalt, St. Johann a. S.
4. Abraham, Max, Rechtsanwalt, Böttingen.
5. Abs, Dr. Josef, Rechtsanwalt, Bonn.
6. Ackermann, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
7. Albrecht, Friedrich, Rechtsanwalt, Marbach.
8. Albrecht, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Hamburg.
9. Alexander-Rag, Dr. Richard, Rechtsanwalt, Berlin.
10. Alt, Dr. Th., Rechtsanwalt, Mannheim.
11. Aronsohn, Justizrat, Bromberg.
12. Asmann, Dr. Arnold L., Rechtsanwalt, Berlin.
13. Auerbach, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
14. Averbach, Justizrat, Potsdam.
15. Bach, Rechtsanwalt, Stuttgart.
16. Bachmann, Fritz, Justizrat, Sulzbach.
17. Badrian, Gustav, Justizrat, Rattow.
18. Baer, Dr. Bruno, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
19. Balzer, Georg, Rechtsanwalt, Pösch.
20. Barth, Hans, Justizrat, Leipzig.
21. Barnick, S., Rechtsanwalt, Worms.
22. Baffermann, Ernst, Rechtsanwalt, Mannheim.
23. Bauer, Ludwig, Justizrat, Augsburg.
24. Bauer, Dr., Rechtsanwalt, München.
25. Baumann, Wilh., Rechtsanwalt, Dürkheim.
26. Baumeister, Maximilian, Rechtsanwalt, Weilheim.
27. Baumer, Gg., Justizrat, Spandau.
28. Bayer, Adolf, Rechtsanwalt, Ansbach.
29. Becker, Richard, Rechtsanwalt, Berlin.
30. Beck, Dr. Eugen, Rechtsanwalt, Garmisch.
31. Beck, Georg, Rechtsanwalt, Würzburg.
32. Becker, Dr. Rob., Justizrat, Düsseldorf.
33. Beckh, Dr. Herm., Justizrat, Nürnberg.
34. Behrendt, Dr. Roland, Rechtsanwalt, Hamburg.
35. Behrendt, Joh., Rechtsanwalt, Danzig.
36. Benken III, Dr. Ph., Rechtsanwalt, Hannover.
37. Bennigshoff, Dr. Philipp, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
38. Berg, Dr. Eduard, Rechtsanwalt, Hildesheim.
39. Berne, Dr. Jakob, Rechtsanwalt, Berlin.
40. Berner, L., Rechtsanwalt, Hamburg.
41. Bernheim, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
42. Bertelsmann, Casar, Rechtsanwalt, Bielefeld.
43. Beyerle, Rechtsanwalt, Konstanz.
44. Bidel, Fritz, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
45. Bielefeld, Dr. Rich., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
46. Bierienger, Ludwig, Rechtsanwalt, Reg.
47. Binswanger, Dr., Rechtsanwalt, Augsburg.
48. Binz, Dr., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
49. Bischoff, Rechtsanwalt, Ludwigshafen a. Rh.
50. Bittel, Paul, Rechtsanwalt, Laubersheim.
51. Bloch, Dr. Adolf, Rechtsanwalt, Regensburg.
52. Bloch I, Dr. Edmund, Rechtsanwalt, München.
53. Blüher, Curt, Rechtsanwalt, Dresden.
54. Blum, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
55. Blumenthal, Adolf, Rechtsanwalt, Berlin.
56. Blüthe, Dr. Leo, Rechtsanwalt, Kaiserslautern.
57. Bödel, Fritz, Rechtsanwalt, Jena.
58. Boguski, Paul, Rechtsanwalt, Königsberg.
59. Böhm, Justizrat, Briesg.
60. Böhm, Jakob, Rechtsanwalt, Sagan.
61. Böhnde, Herrn., Rechtsanwalt, Magdeburg.
62. Bong-Schmidt, Justizrat, Flensburg.
63. Bonheim, Dr. John, Rechtsanwalt, Schwerin.
64. Bopp, Dr. Alexander, Rechtsanwalt, Darmstadt.
65. Boskowitz, Dr. Leo, Rechtsanwalt, Rast.
66. Brandus, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Magdeburg.
67. Breckfeld, Dr. Friedr., Rechtsanwalt, Coburg.
68. Broda, Dr. Gust., Justizrat, Leipzig.
69. Brud, Georg, Rechtsanwalt, Berlin.
70. Brud, Dr. Richard, Justizrat, Frankfurt a. M.
71. Brucher, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Bad Nauheim.
72. Burghelm, Paul, Justizrat, Minden i. Westf.
73. Burghold, Julius, Justizrat, Frankfurt a. M.
74. Cahn, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Nürnberg.
75. Caffel, Eduard, Justizrat, Berlin.
76. Cohen, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Köln.
77. Cohen, Dr. Herm., Rechtsanwalt, Nürnberg.
78. Cohn, Georg, Justizrat, Tilsit.
79. Cohn, Dr. Martin, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
80. Cohn, Otto, Rechtsanwalt, Magdeburg.
81. Cohn, Siegfried, Rechtsanwalt, Hildesheim.
82. Crespel, Alex., Rechtsanwalt, Flensburg.
83. Cner, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Braunschweig.
84. Dalberg, Max, Rechtsanwalt, Rostheim.
85. v. Damm, Kurt, Rechtsanwalt, Wolfenbüttel.
86. Dannhoff, Ernst, Rechtsanwalt, Tübingen.
87. Darmstädter, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
88. David, Hugo, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.

89. v. Davidsohn, Aug., Rechtsanwalt, Coblenz.
90. Deimling, Rechtsanwalt, Durlach.
91. Deiß, Dr., Justizrat, Leipzig.
92. Deutsch, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
93. Didmann, Ludwig, Rechtsanwalt, Vorbeck.
94. Dieringer, Rud., Rechtsanwalt, Rottweil.
95. Dolmet, Heinrich, Geheimrer Justizrat, Colmar i. G.
96. Dormiger, Dr., Justizrat, Nürnberg.
97. Dörnberg, Dr., Rechtsanwalt, Eichwege.
98. Dornoff, Dr. Josef, Rechtsanwalt, Freiburg i. B.
99. Dörret, Theodor, Rechtsanwalt, Würzburg.
100. Dreisuh, Emil, Rechtsanwalt, Emmendingen.
101. Dreßcher, Karl, Rechtsanwalt, Schweinfurt.
102. Dressdner, Max, Rechtsanwalt, Wiegeln.
103. Duffner, Theobald, Rechtsanwalt, Rottweil.
104. v. Duhn, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
105. Dämmler, Eugen, Justizrat, Mülhausen i. G.
106. Darenheimer, Dr. Albert, Rechtsanwalt, Mannheim.
107. Ebertsheim, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
108. Edermann, Theod., Rechtsanwalt, Wiesbaden.
109. Edert, Karl, Justizrat, München.
110. Eggers, Wilhelm, Rechtsanwalt, Hamburg.
111. Ehlrich, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Tilsit.
112. Eisele, Anton, Rechtsanwalt, Ellwangen.
113. Eilemann, Max, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
114. Eilenberg, Dr. Ferd., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
115. Eljas, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Stuttgart.
116. Elze, Kurt, Justizrat, Halle.
117. Enderlein, Ernst, Justizrat, Ansbach.
118. Engels, Dr. Josef, Rechtsanwalt, D.-Mühlert.
119. Engels, Dr. Wilhelm, Rechtsanwalt, Gelsenkirchen.
120. Engert, Otto, Rechtsanwalt, Dresden.
121. Erlanger, Dr. Rich., Rechtsanwalt, Nürnberg.
122. Erystropel, Geh. Justizrat, Leipzig.
123. Eßlinger II, Gustav, Rechtsanwalt, Stuttgart.
124. Falk, Bernhard, Rechtsanwalt, Geln.
125. Feist, Dr., Rechtsanwalt, Mainzheim.
126. Fensch, Bruno, Justizrat, Wriezen.
127. Fester, Dr. Adolf, Justizrat, Frankfurt a. M.
128. Filscher I, Gg., Rechtsanwalt, Geln.
129. Filscher, Joh., Rechtsanwalt, Nördlingen.
130. Filscher, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Augsburg.
131. Filscher, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
132. Filscher, Julius, Rechtsanwalt, Berlin.
133. Frank, Edward, Rechtsanwalt, Konstanz.
134. Frank, Karl, Rechtsanwalt, Trier.
135. Frank, Dr. Ludwig, Rechtsanwalt, Mannheim.
136. Franken, Dr. Oskar, Rechtsanwalt, Aachen.
137. Frankenstein, Kurt, Rechtsanwalt, Breslau.
138. Frenzel, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Dresden.
139. Freßel, Friedrich, Justizrat, Paderburg.
140. Freudenheim, Dr. Martin, Rechtsanwalt, Berlin.
141. Freudenthal, Dr. Felix, Rechtsanwalt, Würzburg.
142. Freund, Justizrat, Offenbach a. M.
143. Freund, Ludwig, Rechtsanwalt, Mannheim.
144. Freunlich, Dr. Rudw., Rechtsanwalt, Berlin.
145. Frey, Wilhelm, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
146. Friederich, Heinrich, Rechtsanwalt, Bad Dürkheim.
147. Friedrichs, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
148. Frittsch, Bruno, Rechtsanwalt, Freiburg i. B.
149. Frittsch, Eugen, Rechtsanwalt, Freiburg i. B.
150. Fröhlich, Dr., Justizrat, Geln.
151. Fuchs, Dr. Eugen, Justizrat, Berlin.
152. Fürt, Dr. Friedr., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
153. Fürst, Dr. Rud., Rechtsanwalt, Heidelberg.
154. Gallus, Ernst, Rechtsanwalt, Darmstadt.
155. Gallus, Ferd., Rechtsanwalt, Darmstadt.
156. Gammersbach, Edward, Justizrat, Geln.
157. Gebhart, Anton, Justizrat, Weiden.
158. Gehrte, Dr. Max, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
159. Geiershöfer, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Nürnberg.
160. Geiger, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
161. Geisler, Max, Justizrat, Geln.
162. Geismar, Leopold, Rechtsanwalt, Mannheim.
163. Gentil, Josef, Rechtsanwalt, Mannheim.
164. Gieseke, Ludwig, Justizrat, Magdeburg.
165. Gieken, Heinrich, Justizrat, Weiden.
166. Glas, Dr. Salo, Justizrat, Schneidemühl.
167. Goldberg, Justizrat, Warburg.
168. Goldfeld, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Hamburg.
169. Goldschmidt, Dr. Ed., Rechtsanwalt, Stuttgart.
170. Goldschmidt, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Berlin.
171. Goldstein, Dr. Eugen, Rechtsanwalt, Rottweil.
172. Goldstein, Dr. Justiz, Rechtsanwalt, Nürnberg.
173. Görres, Dr. Carl, Rechtsanwalt, Berlin.
174. Götz, Hans, Justizrat, Regensburg.
175. Gottschall, Fritz, Rechtsanwalt, Vornburg.
176. Gottschall, Dr. Hermann, Rechtsanwalt, Leipzig.
177. Götz, Otto, Rechtsanwalt, Rüssel.
178. Groppler, Paul, Rechtsanwalt, Dessau.
179. Großart, Rechtsanwalt, Stralsund.
180. Groß, Fr., Rechtsanwalt, Mergentheim.
181. Groß, Oskar, Rechtsanwalt, Regensburg.
182. Große, Joh., Rechtsanwalt, Gernsbach.
183. Große, Dr. Oskar, Rechtsanwalt, Dresden.
184. Grumbacher, Otto, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
185. Grünberg, Adolf, Rechtsanwalt, Hofenfelden.
186. Grünbaum, Michael, Rechtsanwalt, Kischewburg.
187. Grünwald, Wilhelm, Rechtsanwalt, Gießen.
188. Guggenheim, Dr., Rechtsanwalt, Offenbach.
189. Guldner, Dr., Rechtsanwalt, Varnen.
190. Gumbel, Dr. Sigmund, Rechtsanwalt, Heilbronn.
191. Gump, Benno, Rechtsanwalt, Ulm a. d. D.
192. Guntzer, Alfred, Rechtsanwalt, Schuppenstedt.
193. Gutschowski, Rechtsanwalt, Sallupönen.
194. Gutman, Otto, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
195. Guttmann, Edward, Rechtsanwalt, Magdeburg.
196. Guttmann, Max, Justizrat, Wiesbaden.
197. Gylling, Robert, Justizrat, Königsberg.
198. Haager, Ludwig, Rechtsanwalt, Kischewburg.
199. Haas, Dr. Joh., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
200. Haase, Dr. Berthold, Rechtsanwalt, Posen.
201. Haber, Julius, Justizrat, Leipzig.
202. Hachenburg, Dr. Max, Rechtsanwalt, Mannheim.
203. Hädel, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Dresden.
204. Hahn, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Gießen.
205. Haidlen, Dr., Rechtsanwalt, Stuttgart.
206. Hallwachs, Justizrat, Darmstadt.
207. Händel, Wilhelm, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
208. v. Harder, Alex., Rechtsanwalt, Mannheim.

209. Harmjen, Theob., Rechtsanwalt, Hildesheim.
 210. Harnier, Dr. Edward, Rechtsanwalt, Cassel.
 211. Harrer, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 212. Hasum, Dr. Eiman, Rechtsanwalt, Tübingen.
 213. Hecht, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Mannheim.
 214. Hedmann, Dr., Rechtsanwalt, Weinheim.
 215. Hehner, Dr. Adolf, Justizrat, Wiesbaden.
 216. Heilbrunn, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 217. Helliger, Arthur, Geh. Justizrat, Geln.
 218. Hellmann, Josef, Rechtsanwalt, Billingen.
 219. Hein, Jakob, Justizrat, Schleswig.
 220. Heinsheimer, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 221. Heltmann, Bernh., Rechtsanwalt, Ruhrt.
 222. Helm, Dr. Reinhold Ludwig, Justizrat, Dresden.
 223. Hemmes, Wilhelm, Rechtsanwalt, Bensheim.
 224. Herwegen, Friedr., Rechtsanwalt, Braunschweig.
 225. Herald, Paul, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 226. Herr, Paul, Justizrat, Leipzig.
 227. Herr, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Hamm.
 228. Herrmann, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Baden-Baden.
 229. Herrmann, Dr., Rechtsanwalt, Lauterbach.
 230. Herrmanns, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Bonn.
 231. Herp, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 232. Herz, Dr., Rechtsanwalt, Ludwigshafen a. Rh.
 233. Herzfeld, Dr. Adolf, Rechtsanwalt, Chemnitz.
 234. Heß, Dr. E., Rechtsanwalt, Stuttgart.
 235. Heymann, Dr. Adolf, Rechtsanwalt, Berlin.
 236. Heymann, Dr. Edward, Rechtsanwalt, Dargitz.
 237. Heyne, Carl, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 238. Hingert, Michael, Rechtsanwalt, Landsk.
 239. Hirschfeld, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Göttingen.
 240. Hölpe, Dr. Jakob, Rechtsanwalt, Dresden.
 241. Hirsch, Alex., Rechtsanwalt, Heidelberg.
 242. Hirsch, Guno, Rechtsanwalt, Coburg.
 243. Hirschler, Dr. Franz, Rechtsanwalt, Mannheim.
 244. Hoffmann, Ernst, Justizrat, Pankow-Berlin.
 245. Hoffmann, Gustav, Rechtsanwalt, Leipzig.
 246. Holländer, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
 247. Hollander, Dr. Gottfried, Rechtsanwalt, Berlin.
 248. Holz, Dr. Ferdinand, Rechtsanwalt, Mannheim.
 249. Hammelsheim, Dr. Hubert, Rechtsanwalt, Metz.
 250. Honig, Dr. Leop., Rechtsanwalt, Nürnberg.
 251. Hord, Dr. Hermann, Justizrat, Mainz.
 252. Harwig, Dr. Oskar, Rechtsanwalt, Hamburg.
 253. Hummer, Dr. Gust., Geh. Justizrat, Frankfurt a. M.
 254. Hünhof, Emil, Justizrat, Halle a. S.
 255. Hüneberg, Dr. Albert, Rechtsanwalt, Hamm L.W.
 256. Huth, Dr., Rechtsanwalt, Sangerhausen.
 257. Jacob, Dr. Derbert, Rechtsanwalt, München.
 258. Jachabsch, Max, Justizrat, Berlin.
 259. Jardi, Siegfried, Rechtsanwalt, Posen.
 260. Jasper, Rechtsanwalt, Buxtehude.
 261. Jehle, Ernst, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 262. Jelschahn, Dr. Max, Rechtsanwalt, Mannheim.
 263. Joachim, Albert, Justizrat, Berlin.
 264. Jordan, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
 265. Jaki, Carl, Rechtsanwalt, Alzen.
 266. Jaurdan, Dr. Euz., Rechtsanwalt, Mainz.
 267. Israel, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Hamburg.
 268. Jund, Dr. Johannes, Justizrat, Leipzig.
 269. Jünger, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
 270. Kache, Carl, Rechtsanwalt, Waltershausen.
 271. Kahn, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 272. Kahn, Maximilian, Rechtsanwalt, München.
 273. Kaehne, Dr. Hermann, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 274. Kallfer, Dr. Josef, Rechtsanwalt, Leipzig.
 275. Kämpfer, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
 276. Kasperer, Aug., Rechtsanwalt, Weßbach.
 277. Kappeler, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 278. Karbe, Ottomar, Rechtsanwalt, Wittenberg, Bez. Halle.
 279. Kay, Edwin, Justizrat, Berlin.
 280. Kay, Otto, Rechtsanwalt, Offenburg.
 281. Kay, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Mannheim.
 282. Kayenfeld, Dr., Rechtsanwalt, Cassel.
 283. Kayenfeld, Dr. Siegfried, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 284. Kauffmann, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Mannheim.
 285. Kaufmann, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Mannheim.
 286. Kaufmann, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Gießen.
 287. Kaufmann, Dr. Jul., Rechtsanwalt, Cassel.
 288. Kaufmann, Dr. Theodor, Rechtsanwalt, Heidelberg.
 289. Kennes, Carl, Rechtsanwalt, Potsdam.
 290. Kerner, Ed., Rechtsanwalt, Neuburg a. D.
 291. Kieselstein, Albert, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 292. Kleefeld, Eugen, Rechtsanwalt, Worms.
 293. Klein, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 294. Klein, Carl, Rechtsanwalt, Mannheim.
 295. Klein, Carl, Rechtsanwalt, Mannheim.
 296. Kleinratz, Otto, Rechtsanwalt, Hannover.
 297. Klement, Dr. Adolf, Rechtsanwalt, Geln.
 298. Klöppel, Friedrich, Rechtsanwalt, Dresden.
 299. Klaf, Gottfried, Rechtsanwalt, Groß-Schönau.
 300. Knebel, Paul, Rechtsanwalt, Jöhndorf-Berlin.
 301. Koch, Carl, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 302. Kolberg, Max, Justizrat, Fürstentum.
 303. Kallen, Justizrat, Berlin.
 304. König, Rechtsanwalt, Mannheim.
 305. Königberg, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
 306. Kappel, Dr. Friedr., Justizrat, Berlin.
 307. Köstlin, August, Rechtsanwalt, Heilbronn.
 308. Kraemer, Emil, Rechtsanwalt, München.
 309. Krämer, Paul, Rechtsanwalt, Worms.
 310. Kraut, Heinrich, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 311. Krelsch, Leo, Rechtsanwalt, Bonn.
 312. Krupp, Hubert, Rechtsanwalt, Bonn.
 313. Kühne, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
 314. Kuhse, Erich, Justizrat, Tempelberg.
 315. Külle, Dr. Walter, Rechtsanwalt, Marburg.
 316. Kusel, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 317. Kuznitsch, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Berlin.
 318. Laiblein, Dr. Reinhold, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 319. Landfried, Fritz, Rechtsanwalt, Heidelberg.
 320. Landsberg, Adolf, Justizrat, Posen.
 321. Langhein, Dr. Oskar, Rechtsanwalt, Leipzig.
 322. Lange, Dr. Aug., Rechtsanwalt, Cuedlinburg.
 323. Lascher, Dr. Leo, Justizrat, Hannover.
 324. Lascher, Dr., Rechtsanwalt, Straßburg.
 325. Lauber, Theodor, Rechtsanwalt, Weimar a. D.
 326. Laue, Jakob, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 327. Leberecht, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
 328. Leers, Albert, Rechtsanwalt, Berlin.
 329. Lehmann, Siegfried, Rechtsanwalt, Potsdam.
 330. Leiser, Julius, Rechtsanwalt, Metz.

331. Pemberg, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
332. Pempsch, Julius, Rechtsanwalt, Redarsulm.
333. Leonhardt, Rudolf, Justizrat, Freiburg i. E.
334. Peun, Ludwig, Rechtsanwalt, Gießen.
335. Peul, Ernst, Rechtsanwalt, Stuttgart.
336. Penig, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
337. Penison, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
338. Peuv, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Berlin.
339. Peuv, Karl, Rechtsanwalt, Stettin.
340. Pernald, Karl, Justizrat, Leipzig.
341. Lewin, Dr. Max, Justizrat, Berlin.
342. Peuv, Georg, Rechtsanwalt, Berlin.
343. Peyser, Fern., Justizrat, Berlin.
344. Picht, Ernst, Justizrat, Geln.
345. Piche, Rechtsanwalt, Chemnitz.
346. Pind, Anton, Rechtsanwalt, Mannheim.
347. Pöb, Dr. Max, Rechtsanwalt, Mainz.
348. Poeb, Dr. J., Rechtsanwalt, Mannheim.
349. Pomm, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Berlin.
350. Pönnich, Georg, Rechtsanwalt, Coblenz.
351. Pönnich, Dr. Max, Rechtsanwalt, Mainz.
352. Pönnich, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Stuttgart.
353. Pönnich, Adolf, Rechtsanwalt, Paderborn.
354. Pönnich, Rechtsanwalt, Gießen.
355. Pönnich, Gg. Friedrich, Justizrat, Jäbern.
356. Pönnich, Hermann, Rechtsanwalt, Nürnberg.
357. Pönnich, Roder, Hannover.
358. Pönnich, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Jena.
359. Pönnich, Heinrich, Rechtsanwalt, Königsberg (Taunus).
360. Pönnich, Dr. Max, Rechtsanwalt, München.
361. Pönnich, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Stuttgart.
362. Pönnich, Dr. Friedrich, Rechtsanwalt, Darmstadt.
363. Pönnich, Dr., Justizrat, Stettin.
364. Pönnich, Dr. Rich., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
365. Pönnich, Dr. Viktor, Rechtsanwalt, Ludwigshafen.
366. Pönnich, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
367. Pönnich, Jos., Justizrat, Paderborn.
368. Pönnich, August, Rechtsanwalt, Mannheim.
369. Pönnich, Moriz, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
370. Pönnich, Gg., Justizrat, Kempten.
371. Pönnich, Th., Rechtsanwalt, Ebernburg.
372. Pönnich, Walter, Rechtsanwalt, Marzahn.
373. Pönnich, Dr. Eugen, Rechtsanwalt, Saargemünd.
374. Pönnich, Justizrat, Dortmund.
375. Pönnich, Albert, Rechtsanwalt, Ludwigshafen.
376. Pönnich, Bernhard, Rechtsanwalt, Straßburg i. E.
377. Pönnich, Fritz, Rechtsanwalt, Straßburg.
378. Pönnich, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Mannheim.
379. Pönnich, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Elmangen.
380. Pönnich, Dr. Moriz, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
381. Pönnich, Dr. Oscar, Rechtsanwalt, Mannheim.
382. Pönnich, Dr., Rechtsanwalt, Braunschweig.
383. Pönnich, Carl, Rechtsanwalt, Altona.
384. Pönnich, Johannes, Rechtsanwalt, Bonn.
385. Pönnich, Justizrat, Frankfurt a. M.
386. Pönnich, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Magdeburg.
387. Pönnich, Dr. Rich., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
388. Pönnich, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Offenbach a. M.
389. Pönnich, Dr. Theodor, Rechtsanwalt, Speyerheim.
390. Pönnich, Dr. Oscar, Rechtsanwalt, Freiburg (Breisgau).
391. Pönnich, Justizrat, Mühlental.
392. Pönnich, Dr. Franz, Rechtsanwalt, Friedberg (Hessen).
393. Pönnich III, Dr., Rechtsanwalt, Hannover.
394. Pönnich, Dr. Fritz, Justizrat, Frankfurt a. M.
395. Pönnich, Paul, Rechtsanwalt, Berlin.
396. Pönnich, Dr. Max, Oberjustizrat, Dresden.
397. Pönnich, Dr. Friedrich, Rechtsanwalt, Mannheim.
398. Pönnich, Dr. Klaus, Rechtsanwalt, Coblenz.
399. Pönnich, Alfons, Justizrat, Angermünde.
400. Pönnich, Dr. Eduard, Rechtsanwalt, Quedlinburg.
401. Pönnich, Dr. Ernst, Justizrat, Mag.
402. Pönnich, Georg, Rechtsanwalt, Chemnitz.
403. Pönnich, Gustav, Rechtsanwalt, Ludwigshafen.
404. Pönnich, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt, Heidelberg.
405. Pönnich, Fern., Rechtsanwalt, Quakenbrück.
406. Pönnich, Dr. Walter, Rechtsanwalt, Chemnitz.
407. Pönnich, Walter, Rechtsanwalt, Stuhl i. Belp.
408. Pönnich, Dr. Viktor, Rechtsanwalt, Mannheim.
409. Pönnich, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Lübeck.
410. Pönnich, Dr. Peter, Rechtsanwalt, Coblenz.
411. Pönnich, Friedrich, Rechtsanwalt, Paderborn.
412. Pönnich, Rechtsanwalt, Baden-Baden.
413. Pönnich, Max, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
414. Pönnich, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
415. Pönnich, Dr. Hugo, Justizrat, Berlin.
416. Pönnich, Justizrat, Gera.
417. Pönnich, Wilhelm, Justizrat, Landau.
418. Pönnich, Rechtsanwalt, Gießen.
419. Pönnich, Dr. Eberhard, Rechtsanwalt, Bremen.
420. Pönnich, Gustav, Justizrat, Neustadt i. Westph.
421. Pönnich, Dr., Rechtsanwalt, Darmstadt.
422. Pönnich, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
423. Pönnich, Wilhelm, Justizrat, Breslau.
424. Pönnich, Siegfried, Rechtsanwalt, Nürnberg.
425. Pönnich, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
426. Pönnich, Alex, Rechtsanwalt, Hildesheim.
427. Pönnich, Ernst, Rechtsanwalt, Würzburg.
428. Pönnich, Dr. Rich., Rechtsanwalt, Darmstadt.
429. Pönnich, Ernst, Rechtsanwalt, Syd i. Ostpr.
430. Pönnich, Richard, Rechtsanwalt, Danzig.
431. Pönnich, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
432. Pönnich, Rechtsanwalt, Coblenz.
433. Pönnich, Dr. Moriz, Rechtsanwalt, Weinheim.
434. Pönnich, Robert, Justizrat, Hannover.
435. Pönnich, Rechtsanwalt, Kassel.
436. Pönnich, v. Braun, Geheimer Justizrat, Nürnberg.
437. Pönnich, Dr. Fritz, Rechtsanwalt, Mannheim.
438. Pönnich, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Halle a. S.
439. Pönnich, Richard, Rechtsanwalt, Kue (Sachsen).
440. Pönnich, Paul, Rechtsanwalt, Hannover.
441. Pönnich, Moriz, Justizrat, Berlin.
442. Pönnich, Benno, Rechtsanwalt, Braunschweig.
443. Pönnich, Dr. Rich., Justizrat, Hannover.
444. Pönnich, Erwin, Rechtsanwalt, Weiden.
445. Pönnich, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Straßburg.
446. Pönnich, Walter, Justizrat, Erfurt.
447. Pönnich, Dr. Gustav, Rechtsanwalt, Mannheim.
448. Pönnich, Dr., Rechtsanwalt, Kaiserslautern

449. Riekes, Karl, Rechtsanwalt, Eesfen.
450. Riffel, Rechtsanwalt, Reustadt a. D.
451. Robert, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Braunschweig.
452. Robinoiu, Dr. R., Rechtsanwalt, Hamburg.
453. Roedel, Franz, Rechtsanwalt, Ludwigsbader a. Rh.
454. Roediger, Hermann, Rechtsanwalt, Mannheim.
455. Röhrig, Heinrich, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
456. Rose, Eduard, Rechtsanwalt, Saarburg.
457. Rosenberg, Emil, Rechtsanwalt, Bonn.
458. Rosenberg, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Gießen.
459. Rosenbergs, Julius, Rechtsanwalt, Göttingen.
460. Rosenfeld, Fritz, Rechtsanwalt, Mannheim.
461. Rosenfeld, Dr. F., Rechtsanwalt, Mannheim.
462. Rosenheim, Dr. Alex, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
463. Rosenmeier, Dr. Arth., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
464. Rosenthal, Dr. Ignaz, Rechtsanwalt, Wiesbaden.
465. Rosenthal, Dr. Wilh., Rechtsanwalt, München.
466. Röser, Franz, Rechtsanwalt, Freising.
467. Roth, Dr. Alfons, Rechtsanwalt, Heidelberg.
468. Rothbarth, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
469. Rothe, Carl, Rechtsanwalt, Altenburg.
470. Rothschild, Dr. Eugen, Rechtsanwalt, Freiburg.
471. Rothschild, Martin, Rechtsanwalt, Garmstadt.
472. Rothschild, Moriz, Rechtsanwalt, Bruchsal.
473. Rubensohn, Dr., Rechtsanwalt, Rhodni.
474. Salzer, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
475. Sander, Emil, Rechtsanwalt, Hildesheim.
476. Sander, Georg, Justizrat, Rusterhausen a. D.
477. Sängers, Adolf, Rechtsanwalt, Stuttgart.
478. Sängers, Dr. Leo, Rechtsanwalt, Berlin.
479. Sehall, Dr. Richard, Rechtsanwalt, Leipzig.
480. Seharlach II, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Hamburg.
481. Sehaner, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Paris.
482. Schaul, Georg, Rechtsanwalt, Jorbach.
483. Scheib, Karl, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
484. Scherer, Dr. Martin, Rechtsanwalt, Leipzig.
485. Scherer, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Mainz.
486. Schirren, Julius, Justizrat, Kiel.
487. Schloß, Bernhard, Rechtsanwalt, Wültingen.
488. Schmidt, Josef, Rechtsanwalt, Schrobenthausen.
489. Schmidt, Albert, Rechtsanwalt, Duderstadt.
490. Schmidtmüller, Justizrat, Solmar i. E.
491. Schneider, Heinrich, Rechtsanwalt, Warburg.
492. Schnitzer, Dr. Anton, Rechtsanwalt, Geln.
493. Schuch, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Heidelberg.
494. Schon, Hans, Rechtsanwalt, Bonn.
495. Schneider, Leonhard, Rechtsanwalt, Freising.
496. Schöps, Dr. Gustav, Justizrat, Berlin.
497. Schott, Emil, Rechtsanwalt, Heidelberg.
498. Schrag, Dr. Conrad, Justizrat, Dresden.
499. Schrag, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
500. Schrammen, Heinz, Rechtsanwalt, Geln.
501. Schreiber, Herbert, Rechtsanwalt, Hacht.
502. Schröder, Max, Rechtsanwalt, Hohenalza.
503. Schüd, Siegf., Rechtsanwalt, Breslau.
504. Schumacher I, Jos., Rechtsanwalt, Bonn.
505. Schuler, Karl, Justizrat, Zweibrücken.
506. Schulhof, Dr. Hugo, Rechtsanwalt, Odenbrück.
507. Schulte, Otto, Rechtsanwalt, Witten.
508. Schulz, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
509. Schulz, Dr. Hermann, Rechtsanwalt, Delitzsch.
510. Schuß, Rechtsanwalt, Schm.-Holl.
511. Schwabe, Max, Justizrat, Hannover.
512. Schwarz, Dr., Rechtsanwalt, Trier.
513. Schwarz, Dr. Conrad, Rechtsanwalt, Trier.
514. Schwarzgopf, Jos., Rechtsanwalt, Nördlingen.
515. Schwarzgöhl, Dr. S., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
516. Schweidert, Justizrat, Frankfurt a. M.
517. Schweiger, Hermann, Rechtsanwalt, Straßburg.
518. Scriba II, Rich., Rechtsanwalt, Bad Nauheim.
519. Seber, Joh. Baptist, Justizrat, Trier.
520. Seeger, Adolf, Rechtsanwalt, Straßburg.
521. Seelig, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Berlin.
522. Seelig, Dr. Louis, Weimer Justizrat, Leipzig.
523. Seelig, Dr. Ludwig, Rechtsanwalt, Mannheim.
524. Seeligmann, Dr. Arnold, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
525. Seeligsohn, Dr. Leopold, Justizrat, Wiesbaden.
526. Seiler, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Mannheim.
527. Seib, Georg, Rechtsanwalt, Mannheim.
528. Seigmann, Sally, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
529. Seyfert, Paul, Rechtsanwalt, Baugen i. S.
530. Siebert, Karl, Rechtsanwalt, Walldorf.
531. Sieg, Justizrat, Schleswig.
532. Sieger, Fr., Rechtsanwalt, Darmstadt.
533. Simon, Dr. Carl, Rechtsanwalt, Darmstadt.
534. Simon, Dr. Gustav, Justizrat, Grefeld.
535. Simon, Dr. Wilhelm, Rechtsanwalt, Leipzig.
536. Sinauer, Rechtsanwalt, Freiburg.
537. Sinauer, Dr. Jul., Rechtsanwalt, Nürnberg.
538. Sinn, Peter, Justizrat, Remsburg.
539. Sinsheimer, Dr. Ludw., Rechtsanwalt, Grünstadt.
540. Sinsheimer, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
541. Smolla, Rechtsanwalt, Wülfer.
542. Soergel, Conrad, Rechtsanwalt, Nürnberg.
543. Soldan, Fritz, Rechtsanwalt, Worms.
544. Soldan, Hans, Rechtsanwalt, Mainz.
545. Sommer, Oscar, Rechtsanwalt, Höchst a. M.
546. Spanier-Herford, Dr. Victor, Rechtsanwalt, Braunschweig.
547. Spiegel, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
548. Spiegel, E., Rechtsanwalt, Zanderbischhofheim.
549. Spier, Dr. Gust., Rechtsanwalt, Frankfurt.
550. Spöhr, Dr. Kurt, Rechtsanwalt, Gießen.
551. Sprenger, Dr., Rechtsanwalt, Bremen.
552. Staabeder, Dr. junior, Rechtsanwalt, Mannheim.
553. Staabeder, Dr. senior, Rechtsanwalt, Mannheim.
554. Stahl, Dr., Rechtsanwalt, Wiesbaden.
555. Stahl, Arthur, Rechtsanwalt, Bad Nauheim.
556. Stahl, Simon, Rechtsanwalt, Gießen.
557. Steinberg, Hugo, Rechtsanwalt, Göttingen.
558. Steinhardt, Dr. Eigmund, Rechtsanwalt, München.
559. Stemmer, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Schweinfurt.
560. Strenglein, Ludwig, Rechtsanwalt, Hamburg.
561. Stern, Dr. Bruno, Rechtsanwalt, Würzburg.
562. v. Stern, Max, Justizrat, Chemnitz.
563. Stern, Dr. S., Rechtsanwalt, Mannheim.
564. Sternau, Dr. Leop., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
565. Stettinheimer, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
566. Stölze, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Kempten.
567. Straub, Max, Rechtsanwalt, Soulgau i. Weibg.

568. Strauß, Adolf, Rechtsanwalt, Bruchsal.
 569. Strauß, Dr., Rechtsanwalt, Ludwigshafen.
 570. Strauß, Dr., Rechtsanwalt, Worms.
 571. Strauß, Dr. J., Rechtsanwalt, Darmstadt.
 572. Strauß, Wotik, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 573. Strauß, Dr. Siegmund, Rechtsanwalt, Mannheim.
 574. Streiß, Hugo, Rechtsanwalt, Stettin.
 575. Strupp, Dr. Albert, Justizrat, Weinlagen.
 576. Süpße, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 577. Sujemühl, Emil, Rechtsanwalt, Kiel.
 578. Syring, Paul, Justizrat, Leipzig.
 579. Täscher, Konstantin, Rechtsanwalt, Freiberg i. S.
 580. Teutsch, Dr. Albert, Rechtsanwalt, Nürnberg.
 581. Teutsch, Dr. Robert, Rechtsanwalt, München.
 582. Tharandt, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Dresden.
 583. Thien I, Dr. Johann, Rechtsanwalt, Würzburg.
 584. Thiel, Edwin, Rechtsanwalt, Berlin.
 585. Thoholte, Fritz, Rechtsanwalt, Schwerte.
 586. Thomann, Rechtsanwalt, Göttingen.
 587. Tilmann, Josef, Justizrat, Neuwied.
 588. Tittel, Heinrich, Justizrat, Borsig.
 589. Todtenkopf, Jodor, Justizrat, Wirsig.
 590. Tollknecht, Robert, Justizrat, Raumburg a. S.
 591. Tuchmann, Dr. Paul, Rechtsanwalt, München.
 592. Ullmann, Jakob, Justizrat, Posen.
 593. Ulrich, Hermann, Justizrat, Goslar.
 594. Urb, Dr. Joh., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 595. Uebig, Carl, Justizrat, Berlin.
 596. Vivroux, Justizrat, Sulzbach.
 597. Vossien, Dr. Julius, Justizrat, Colmar i. G.
 598. Wache, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Delmen.
 599. Wachtel, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Leipzig.
 600. Walter, Christian, Rechtsanwalt, Völklingen.
 601. Wannow, Richard, Rechtsanwalt, Poppo.
 602. Wasser, Dr. Martin, Rechtsanwalt, Berlin.
 603. Wehrmann, Paul, Justizrat, Stettin.
 604. Weigl, Max, Justizrat, Augsburg.
 605. Weil, Otto, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 606. Weiss, Dr. Fried., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 607. Weingart, Dr. Eugen, Rechtsanwalt, Mannheim.
 608. Weiss, Dr., Rechtsanwalt, Wiesbaden.
 609. Weiss, Dr. Leo, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 610. Wernick, Dr. Max, Justizrat, Eisenach.
 611. Wernick, Gustav, Rechtsanwalt, Gera.
 612. Wertheimer, Carl, Justizrat, Frankfurt a. M.
 613. Wertheimer, Emil, Justizrat, Kaiserslautern.
 614. Wertheimer, Dr. Eudm., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 615. Wertheimer, Dr. Ralf, Rechtsanwalt, Baden-Baden.
 616. Wertheimer, Dr. Robert, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 617. Westhoff, Franz, Justizrat, Oelde.
 618. Wegel, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 619. Wieland, Dr. Felix, Rechtsanwalt, Paris.
 620. Wilhagen, Dr., Justizrat, Leipzig.
 621. Winkler, Carl, Rechtsanwalt, Berlin.
 622. Winkler, Gg., Rechtsanwalt, Vangerfolga.
 623. Winkler, Rich., Rechtsanwalt, Belgia.
 624. Wittmaad, Carl, Rechtsanwalt, Neumünster.
 625. Wittmer, Dr. Felix, Rechtsanwalt, Mannheim.
 626. Wolke, Dr. Josef, Rechtsanwalt, Hannover.
 627. Wolff, Edmund, Rechtsanwalt, Vissa.
 628. Wolff, Julius, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 629. Wollmann, Albert, Justizrat, Magdeburg.
 630. Wölz, Otto, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 631. Wrechner, E., Justizrat, Berlin.
 632. Wulff, Dr. Albert, Rechtsanwalt, Hamburg.
 633. Zander, Wilhelm, Rechtsanwalt, Erfurt.
 634. Zeilmann, Hans, Rechtsanwalt, Göttingen.
 635. Zieger, Friedrich, Justizrat, Leipzig.
 636. Ziemgen, Dr. Wilh., Rechtsanwalt, Demmin.
 637. Zimmermann, Dr. Oskar, Justizrat, Pommern v. d. Höhe.
 638. Zoeller, Eudm., Rechtsanwalt, Greifbrücken.
 639. Zühl, Rudolf, Rechtsanwalt, Bredend.
 640. Zutt, Otto, Rechtsanwalt, Karlsruhe.

Verhandlungen

des

XVIII. Deutschen Anwaltstages

zu Mannheim

am 11. und 12. September 1907.

Stenographischer Bericht.

Erste Sitzung.

Mittwoch den 11. September 1907.

Der Vorsitzende, Geheimrat Justizrat Ertrhopel-
Leipzig, eröffnet die Sitzung um 9½ Uhr.

Vorsitzender: Der XVIII. Deutsche Anwaltstag
ist eröffnet.

Meine Herren, nach § 6 Nr. 2 der Satzungen hat
der Vorstand folgende Befugnisse:

Er erläßt die Einladungen durch öffentliches
Aus Schreiben in dem Vereinsorgan, der Juristischen
Wochenschrift, und dem Reichsanzeiger unter
Bekanntgabe der von ihm festgestellten Tages-
ordnung.

Diese Bekanntmachungen sind erlassen im „Reichs-
anzeiger“ vom 16. Juli 1907 und in der „Juristischen
Wochenschrift“ von demselben Tage. Es enthält die
Einladung, wie sich die Herren eventuell überzeugen
können, die vom Vorstande festgesetzte Tagesordnung.

Wir haben dann zur **Bildung des Bureau** zu
schreiten. Der Vorstand schlägt Ihnen in Über-
einstimmung mit dem Ortskomitee, daß als Stell-
vertreter des Vorsitzenden — nach § 6 führt den
Vorsth der Vorsitzende des Vorstandes oder dessen
Stellvertreter oder in deren Behinderung ein anderes,
vom Vorstand zu wählendes Mitglied desselben; der
Anwaltsstag kann Stellvertreter des Vorsitzenden aus
den anwesenden Mitgliedern des Anwaltstages er-
wählen — folgende Herren vor:

Rechtsanwalt **Selb** in Mannheim,
Geheimer Justizrat **Humser** in Frankfurt a. M.,
Justizrat **Schweidert** in Frankfurt a. M.

Ferner wurden um Übernahme des Schriftführer-
amts zu bitten sein die Herren: Rechtsanwalt
Dr. **Oelenheime**, Rechtsanwalt Dr. **Seelig**, Rechts-
anwalt Dr. **Decht**, Rechtsanwalt Dr. **Reiß**, sämtlich
in Mannheim.

Wenn kein Widerspruch erfolgt nehme ich an, daß
die Versammelten mit diesen Vorschlägen ein-
verstanden sind.

(Zuruf: Dr. Seelig ist nicht anwesend.)

— Drei Herren werden vielleicht vorläufig ausreichen;
Herr Dr. Seelig würde später, wenn er noch kommen
sollte, tätig sein können, und wenn er dann tätig
sein muß, so gilt er als gewählt. — Wenn die
Versammlung mit diesen Vorschlägen einverstanden
ist, — bitte ich die von mir genannten Herren hier
Platz nehmen zu wollen.

(Geschlecht.)

Meine Herren, ich habe Ihnen dann noch über die
Akt der Verhandlung folgende Mitteilungen zu
machen.

Eine Geschäftsordnung existiert nicht; es ist aber
von jeher Sitte gewesen, daß jedem Redner, mit Aus-
nahme der Herren Referenten, nicht mehr als 10 Minuten
für seine Ausführungen gestattet sind. Ich werde mich
an diese Sitte auch heute halten.

Dann bitte ich die Redner, sich bei dem Herrn
Schriftführer zum Worte zu melden und dort ihre
Anträge schriftlich einzureichen. Dabei bemerke ich,
daß Anträge von mindestens 15 Mitgliedern unter-
schrieben sein müssen; es würde also ein Antrag
nicht berücksichtigt werden können, der diese Anzahl
der Unterschriften nicht hat.

Ferner habe ich den Herren mitzuteilen, daß Herr
Geheimer Oberregierungsrat **Buch** aus Karlsruhe uns
die Ehre geschenkt hat, an unserer heutigen Verhandlung
als Vertreter der Regierung teilzunehmen, und mich
ersucht hat, ihn zum Worte zu veranlassen. Ferner
hat Herr Bürgermeister **Martin** als Stellvertreter
des Herrn Oberbürgermeisters denselben Wunsch an
mich gerichtet, und es wird schließlich Herr Landgerichts-
präsident **Christ** aus Mannheim Sie hier begrüßen.

Geheimer Oberregierungsrat **Buch** Karlsruhe:
Hochgeehrte Versammlung! In Vertretung Seiner

Erzelenz des Herrn Staats- und Justizministers habe ich die Ehre, Sie zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen im schönen Badener Lande, dem Lande des hochfinnigen, ehrenwürdigen und in ganz Deutschland auch hochverehrten Fürsten, dessen wahrhaft königliche Hoheit in seinem langen, reich gezeichneten Leben, in seiner langen, reichgezeichneten Regierung immer mehr geworben ist aus einem historischen Prädestinat eine von allen anerkannte historische Tatsache. Wir Juristen, meine Herren, verehren im Großherzog Friedrich von Baden zugleich eine lebendige und würdevolle Verkörperung der Idee des Rechtsstaats, der so wenig den Willen eines einzigen wie den Willen der Masse als Gesetz gelten läßt, sondern die Interessen aller Volksteile und den Willen aller einzelnen zum gerechten Gesamtwillen erzieht, aufzusammelfassen, organisieren, lenken und fäutern will zum Wohle des Ganzen.

Sie, meine Herren, stehen zwar nicht im Dienste des Staats, aber doch im Dienste der Idee des Rechtsstaats. Eine freie Rechtsanwaltschaft neben dem freien Richterstande scheint dem modernen Rechtsstaat ebenso notwendig zu sein, wie ein freies Parlament neben der Regierungsgewalt, um sie vor der eigenen Willkür zu schützen. Meine Herren, eine eminente moralische Macht ist damit in Ihre Hände gelegt, aber auch eine eminente moralische Verantwortung. Diese moralische Macht wird sich heigern in dem Maße, in welchem sich die deutsche Rechtsanwaltschaft fernerhin fühlen und bewähren wird als eine hochtragende Säule im nationalen Tempel des Rechts, als ein Hort der Freiheit und der Ordnung.

Auf dem festen Grunde dieser idealen Anschauungen standen von jeher Führer und Rekrutruppen der deutschen Rechtsanwaltschaft. Mögen auch die Verhandlungen des XVIII. Deutschen Anwaltskongresses von diesem guten Geiste getragen und gezeichnet sein!

(Rechtsrater Beifall.)

Bürgermeister **Martin-Mannheim**: Hochansehnliche Versammlung! Sehr verehrte Herren! „Du steigst heraus, du scheinst — und sinkst in Herrlichkeit!“ Also, wie Manfred dem scheidenden Tagesgestirn, möchte ich voll Begeisterung dem nun langsam zu Ende gehenden, ereignisreichen Mannheimer Jubiläumsum-, Ausstellungs- und Kongresskongress zurufen. Denn, wie um uns den Abschied recht schwer zu machen, schüttet er zuguterletzt nochmals ein wahres Füllhorn köstlichster willkommener Gaben über uns aus: Herbstausstellungen mit technischen, künstlerischen und pomologischen Wunderwerten ziehen in den Roßengarten ein; ein Tiefenwaldsfeiertag ruft uns die farbenfrohen Frühlingsspiele im heurigen Jubiläumsmal in die Erinnerung zurück; weit draußen im schwül verschwiegenen Zaubergarten blüht die Victoria regia, und die Reigenfolge der Kongresse, in deren lebhaftem Zu- und Abströmen durch die Sommerstille des August eine höchst bedauerliche Störung eingetreten war, bringt uns nunmehr im September und Oktober noch eine ganze Anzahl hervorragender, ausserordentlicher Tagungen, die dem geistigen Leben nicht minder wie dem geistlichen Treiben in unserer leider trotz aller gegenteiligen Bemühungen noch immer etwas

weissenden und weltentlegenen Stadt einen neuen, kräftigen Impuls zu geben versprechen.

Hochverehrte Anwesende! Doch wir unter diesen Nachzügeln, die wir, wie freudig überraschte Eltern ihre Spätlinge, als Rekruten mit um so größerer Liebe und Wärme in unsere weitgeöffneten Arme schließen, auch Sie, die deutschen Rechtsanwälte, bei uns begrüßen dürfen, doch ist uns eine wahrhaft große, aufrichtige Freude. Und ganz besonders herzlich sei deshalb auch der Willkommenruß, den ich namens der Stadtverwaltung und im speziellen Auftrage des zu seinem Neubauern noch fern von hier weilenden Herrn Oberbürgermeisters dem XVIII. Deutschen Anwaltskongress hiermit entbiete.

Wir wissen die hohe Ehre Ihres Besuches um so mehr zu schätzen, als Sie, getreu den Satzungen Ihres nunmehr 36 Jahre alten, also in der schönsten Blüte des sogenannten Mannesalters stehenden Vereins, für Ihre Mannheimer Tagung ein Programm aufgestellt haben, das neben eingehender Behandlung verschiedener wichtiger Berufs- und Standesfragen auch der Pflege wissenschaftlichen Geistes wie der Förderung der Rechtspflege und Gesetzgebung weiten Spielraum läßt und insbesondere ja auch den mit allseitiger Spannung erwarteten Aufschluß bringen soll über die Stellungnahme einer so hervorragenden Versammlung von Fachmännern, wie die Ihre, zu den tief eingreifenden, weitesten Kreise seit langem mit Recht bewegenden Fragen der deutschen Justizreform: Fragen, an sich schon von allerhöchster und allgemeinsten Bedeutung, und nun erdörtet und beleuchtet von Ausgewählten unter den Berufsleuten: Welche „Pforten der Gerechtigkeit“, wie viel fruchtbare Anregungen, welche nachhaltige Bereicherung unseres Wissens dürfen wir da mit Sicherheit erhoffen! Ich sage absichtlich: „wir“, meine hochverehrten Anwesenden, ohne zu fürchten, daß Sie mich als Verwaltungsbesetzten und deshalb als Nicht- oder höchstens als Halbfachmann der Annäherung gehen werden. Weis ich doch, daß gerade die Rechtsanwälte, als die Träger, Wahrer und Fürsprecher des im Volke lebendigen Rechts- und Gerechtigkeitsgefühls, als die berufenen Vermittler zwischen rein formal theoretischer Rechtspflege und den vielgestaltigen praktischen Bedürfnissen des Lebens, mehr als irgend ein anderer Berufsstand darauf hingewiesen sind, unter Fernhaltung jeglichen Standesbegriffs die sogenannte mittlere Kompromisslinie zu wandeln und Tolozanz nach allen Richtungen zu üben. Und so wollen Sie, meine hochverehrten Herren, aus den reichen Blüten des Geistes und Wissens, die Ihre delegierten Referenten in ihren Vorträgen vor uns emporwachen lassen werden, einigen Honig zu saugen auch uns Nicht- und Halbfachleuten freudvollst verstatte.

So anregend, reichhaltig und fesselnd aber nun auch Ihre Verhandlungen sein mögen, so werden Sie doch dadurch, wie das Programm Ihrer Tagung zum Glück hoffen läßt, nicht ausschließlich in Anspruch genommen sein. Sie werden uns vielmehr erfreulicherweise auch erwünschte Gelegenheit geben, Sie nach getaner Arbeit mit Mannheim und seiner Umgebung, mit den verschiedenen Erholungsorten, die wir ja gerade in diesem Jahre in so reichem Maße an unseren lieben Gärten zubereitet haben, und, wenn Sie wollen, unter der

sachkundigen Führung Ihrer der städtischen Verwaltung angehörigen Berufsgenossen auch mit dem großstädtischen Mannheimer Vergnügungs- und Nachleben vertraut zu machen.

(Heiterkeit.)

An reichen beruflichen Anregungen mancherlei Art wird es Ihnen sicherlich auch dort nicht fehlen. Denn abgesehen von den verschiedenen interessanten kleineren Rechtsfällen der Ausstellung und der nicht mit Unrecht so berühmten Zurißprudenz des täglichen Lebens, bildet ja allein schon die von Ihnen ausgewählte Theatervorstellung „Salome“ ein solches Konglomerat der interessantesten zivil- und strafrechtlichen Probleme,

(Heiterkeit)

daß diese Wahl auch vom Standpunkt Ihrer Berufsinteressen aus nur auf das Beste gebilligt werden kann.

(Wiederholte Heiterkeit.)

Meine hochverehrten Herren! So wünsche ich denn herzlichste Förderung und reichen Erfolg Ihrer ersten Arbeit, mannigfache Unterhaltung und heitere Anregung Ihnen hoffentlich nicht allzu kärglich bemessenen Mußestunden. Ich verbinde mit diesem Wunsch den allerherzlichsten Dank für Ihre der Stadtverwaltung zugegangene freundliche Einladung zu Ihren Veranstaltungen und heiße Sie und Ihre hochverehrten Damen in unserer Jubelstadt Mannheim, in der Sie es sich „tunlichst“ wohlgefallen lassen mögen, nochmals aufs herzlichste willkommen.

(Stillemischer Beifall.)

Vandgerichtspräsident **Christ-Mannheim**: Hochansehnliche Versammlung! Meine Herren! Nach den Begrüßungen, die Ihnen seitens des Vertreters der Großherzoglichen Regierung und seitens des Vertreters der Stadt Mannheim zuteil geworden ist, bleibt mir nur noch der ehrenvolle Auftrag, Sie im Namen des Mannheimer Richterstandes und speziell des Mannheimer Vandgerichts, dessen Vorstand zu sein ich die Ehre habe, herzlich zu begrüßen. Meine Herren, wir Richter danken Ihnen vor allem herzlich dafür, daß Sie das Feld Ihrer Tätigkeit in diesem Jahre nach Mannheim verlegt haben. Wenn 700 Männer, die in ernster Arbeit um das Recht jahraus jahrein begriffen sind, einen Ort auswählen für ihre erste Tagung, so darf man wohl annehmen, daß hier auch ein juristischer Gesichtspunkt mit maßgebend war: ich darf wohl annehmen, daß hierbei die Rücksicht maßgebend war, daß Sie hier gleichgesinnte Männer treffen, Männer, die bestrebt sind, für das Wohl des Vaterlandes, für die Entwicklung des Rechts mit Ihnen zu wirken. Man hat zwar Mannheim in den letzten Monaten hauptsächlich als eine Jubel- und Ausstellungsstadt betrachtet; man hat hierbei vielleicht vielfach übersehen, daß Mannheim auch das Zentrum geistiger Bestrebungen ist und schon lange war, ehe es seine Bedeutung als Handels- und Industriestadt erlangt hat. Ja, meine Herren, was häufig übersehen wird: Mannheim war von jeher der Sitz der badischen und vorher der päpstlichen Zurißprudenz. Mannheim war jahrhundert-

lang der Sitz des höchsten Gerichtshofs für das Land: es war, seitdem wir 1803 an Baden gekommen sind, bis zur Einführung der Reichszivilprozeßordnung und Gerichtsverfassung Sitz des höchsten badischen Gerichtshofs, des badischen Obergerichts, dessen Rechtsprechung weit über die Grenzen Badens hinaus sich der Anerkennung erfreut hat. Und von diesen Traditionen ist uns auch noch etwas geblieben; auch wir Epigonen — darf ich wohl ohne Überhebung sagen — wandeln noch in den Spuren unserer großen juristischen Vorgänger und halten das Banner, das wir von unseren Vorfahren übernommen haben, aufrecht. Und wenn es uns gelungen ist, unter allerdings wesentlich veränderten Verhältnissen auch heute noch das Recht so zu sprechen und zu finden, wie es unseren Vorfahren gelungen ist, so verdanken wir das hauptsächlich auch Ihrer Mitarbeit. Ich darf wohl sagen: die Mannheimer Rechtsprechung stünde nicht auf der Höhe — nehmen Sie mir das Wort nicht übel, sagen Sie es nicht als eine Überhebung auf —, wenn die Richter nicht jeweils unterstützt wären von einem Anwaltsstand, der vollständig auf der Höhe seiner Aufgabe steht und sich seiner Pflichten vollumfänglich bewußt ist. In diesem schönen Zusammenwirken von Richtern und Anwälten sehe ich die Gewähr dafür, daß dem Recht sein Recht wird.

Meine Herren, noch aus einem anderen Grunde darf ich Ihre Anwesenheit hier begrüßen und Ihnen im Namen der Richter danken. Ich darf wohl sagen, Sie wären nicht nach Mannheim gekommen, wenn nicht über die Grenzen Mannheims hinaus bekannt wäre, welch freundlichste kollegiales Verhältnis zwischen den Richtern und den Anwälten jeweils hier bestanden hat.

(Bravo!)

Ich darf sagen, in dieser Beziehung sind wir vielleicht vorbildlich für manche andere Stadt; von den vielfachen Differenzen, von denen man leider hört, daß sie zwischen Richtern und Anwälten sich zuweilen ereignen, werden Ihre Kollegen von Mannheim wenig zu erzählen wissen. Benignstens wir Richter geben uns die größte Mühe, mit unseren Anwaltskollegen einträchtig zusammenzuwirken, weil wir uns bewußt sind, daß ohne ihre Mitarbeit die Rechtsfindung nicht möglich ist.

(Bravo!)

Und deshalb begrüße ich Sie, deshalb finde ich eine große Ehre der Mannheimer Richter darin, daß Sie gerade Mannheim als die Juristenstadt gewählt haben. Es ist das eine Auszeichnung, die Sie dem ganzen Richterstand hier erwiesen haben, und für die ich Ihnen im Namen meiner sämtlichen Herren Kollegen den herzlichsten Dank ausspreche. Seien Sie versichert, meine Herren, daß wir Ihren Verhandlungen mit dem größten Interesse folgen; behandeln Sie doch Praktanden, die zum Teil aus unsere Interessen geradezu nahe führen wie die Ihren. Ich kann nur wünschen, daß es Ihnen gelingen möge, Ihre Aufgaben zu einem schönen Erfolg zu bringen. Meine Herren, ich schliesse mit einem herzlichen „Guttag!“

(Anhaltender, lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, ich glaube in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich dem Herrn Vertreter der Staatsregierung, dem Herrn Vertreter der Stadt Mannheim und dem Herrn Landgerichtspräsidenten unseren aufrichtigen Dank für die freundlichen Worte ausspreche, mit denen sie uns begrüßt haben.

(Beifall)

Wie wir in unsere Tagesordnung eintreten, habe ich noch einige kleine geschäftliche Mitteilungen zu machen.

Mit dem Herrn Vorsitzenden der Hilfskasse, die morgen tagen wird, habe ich, damit die Zeit des Anwaltsvereins nicht zu sehr beeinträchtigt wird, Vereinbarung dahin getroffen, daß die Verhandlungen der Hilfskasse, die morgen um 9 Uhr beginnen, etwa um 12 Uhr beendigt sind.

Es hat sich ferner der Herr Justizrat Herr Geber, den Herren mitzuteilen, daß von morgen früh 8 Uhr ab die Möglichkeit besteht, die Vollmachten, die bei der Abstimmung in der Hilfskasse zulässig sind, zu prüfen, und er bittet die Herren, die mit solchen Vollmachten versehen sind, sich vor Beginn der Hilfskassenversammlung, also von 8 Uhr ab, im hiesigen Saale einzufinden zu wollen.

Ferner hat Herr Rechtsanwalt Stern vom Ortskomitee noch einige Mitteilungen zu machen.

Rechtsanwalt Stern-Mannheim: Sehr geehrte Herren, ich möchte Ihnen mitteilen, daß für die Hafenfahrt, die seitens der Stadtgemeinde uns morgen Nachmittag um 1/4 4 Uhr geboten wird, pünktliche Abfahrt festgelegt ist, und zwar an der Landungsstelle der Rhein-Düsseldorfer Boote, an der sogenannten „Rheinluft“ hier. Ich möchte die Herren darauf aufmerksam, daß die Straßenbahndirektion den Verkehr auf der Linie Bafferturm-Rheinluft von 1/3 3 Uhr ab verdrängen wird, so daß die Herren von dort ab mit der Trambahn bis zur Landungsstelle gelangen können. Außerdem möchte ich darauf aufmerksam, daß nach Schluß der Hafenfahrt 10 Extra-Doppelzüge der Straßenbahn aufgestellt sein werden; die eine Hälfte fährt durch die Rheinkraße, die andere am Schloß vorbei, alle bis zum Bahnhof. Die Teilnehmer können also unmittelbar nach Schluß der Fahrt in ihre bezüglichen Wohnungen zurückkehren.

Vorsitzender: Meine Herren, der Vorstand hält sich verpflichtet, vor dem Eintritt in die Verhandlungen den Herren diejenigen Tatsachen mitzuteilen, die dazu geführt haben, daß der Vorstand keinen außerordentlichen Anwaltskongress einberufen, sondern dasjenige, worüber der außerordentliche Anwaltskongress verhandelt werden sollte, bis auf die heutige Verhandlung verschoben hat.

Als zuerst die Anwaltschaft durch die Mitteilung benachrichtigt wurde, daß die Reichsregierung tiefgreifende Änderungen in Bezug auf das Gerichtsverfassungsgezet und die Zivilprozeßordnung vorschlagen beabsichtige, suchten wir zunächst in vertraulicher Weise über Berlin Nachrichten darüber einzuziehen, ob der Anwaltschaft Gelegenheit gegeben werden würde, darüber gehört zu werden. Diese Mitteilungen wurden uns in vertraulicher Weise gegeben. Dann habe ich

im Januar dieses Jahres Veranlassung genommen, an das Reichsjustizamt die formelle Anfrage zu richten, ob der Anwaltschaft Gelegenheit gegeben werden würde, sich auszusprechen, und ich erhielt darauf im März eine Antwort, wonach der Herr Staatssekretär des Reichsjustizamts mir mitteilte, daß er die Bundesregierungen ersucht habe, ehe der Entwurf den gesetzgebenden Körpern vorgelegt würde, ihn den Anwaltskammern mitzuteilen. Den Herren ist bekannt, daß ich am 15. März in der „Juristischen Wochenschrift“ diese Antwort zur Kenntnis gebracht habe.

Meine Herren, mittlerweile hatte infolge der großen Erregung, die mit Recht in der Anwaltschaft bestand, der Bonner Anwaltsverein in Übereinstimmung mit verschiedenen Frankfurter Kollegen beschloffen, an den Vorstand den Antrag zu stellen, durch den Deutschen Anwaltsverein einen außerordentlichen Anwaltskongress in Frankfurt a. M. auf den 21. April 1907 einberufen zu lassen mit der Tagesordnung: Die bevorstehende Reform der Gerichtsverfassung und des Zivilprozeßverfahrens. Von diesem Rundschreiben erhielt ich Kenntnis am 10. März. Ich schrieb darauf an Herrn Rechtsanwalt Peters, den Schriftführer dieses Komitees, daß ich mittlerweile eine Antwort vom Staatssekretär erhalten hätte, wonach die Anwälte gehört werden würden, und daß die angeregte Frage in die vorläufige Tagesordnung des diesjährigen Anwaltskongresses aufgenommen sei; ich fragte ihn, ob unter diesen Umständen Veranlassung sei, den außerordentlichen Anwaltskongress zu berufen. Ich erhielt darauf keine Antwort. Am 15. April ging dann beim Vorstände der Antrag ein, der nun mittlerweile unter den Kollegen im Deutschen Reiche ungelungen war mit einer sehr erheblichen Anzahl von Unterschriften — es waren 2304. Die Herren standen bereit naturgemäß unter dem Eindruck, es müsse in dieser für uns brennenden Frage etwas geschehen.

Nun war aber, als dieser Antrag sich im Umlauf bei den Kollegen befand, mittlerweile von den Landesjustizverwaltungen der vorläufige Entwurf des Gesetzes den Vorständen der Anwaltskammern vertraulich zur Berichterstattung zugegangen, und es hat dann der Vorstand der Anwaltskammern des Kammergerichts Veranlassung genommen, Delegierte sämtlicher Vorstände auf den 14. Mai nach Berlin zu berufen. Meine Herren, Sie werden mir gedenken, daß durch diese veränderte Sachlage für uns eine ganz besondere Schwierigkeit bestand. Ich bemerke, es war der erste Antrag gerichtet auf Einberufung des außerordentlichen Anwaltskongresses auf den 21. April — die Zeit war vorüber; die Herren Bonner Anwälte hielten es deshalb für richtig, bei uns zu beantragen, ihn im Mai zu berufen. Jetzt war der Mai ins Land gekommen, und es war mittlerweile den Anwälten die Möglichkeit gegeben, innerhalb ihrer Kammern — wenigstens habe ich das angenommen, daß die Vorstände der Kammern das mitteilen würden —

(Widerspruch)

— ja, meine Herren, wenn das nicht geschehen ist, so sind wir doch dafür nicht verantwortlich — wir nahmen an, daß die Anwaltskammern den Kollegen Kenntnis gegeben haben würden. — Jetzt fand also am 14. Mai in Berlin die Berammlung statt. Wir

hielten es nicht für richtig, jetzt schon mit der Einberufung vorzugehen, sondern erst zu hören, was die Anwälte im Deutschen Reich zu sagen hätten. Dann habe ich, nachdem die Versammlung in Berlin stattgefunden hatte, in einer Zeit, wo in Preußen die Herren Kollegen schon gehört waren, wo aber die Verhandlungen der Anwaltskammern im übrigen Deutschen Reich noch ausstanden, eine Vorstandssitzung berufen. In dieser Vorstandssitzung war die allgemeine Überzeugung, es werde der Aufsicht der überwiegenden Anzahl derjenigen Herren Kollegen, die den Antrag auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltsstages gestellt hätten, entsprechen, wenn wir bei der jetzt vorhandenen Sachlage den außerordentlichen Anwaltsstag vor dem Mannheimer ordentlichen nicht einberufen würden.

Meine Herren, wir halten diese Auffassung auch deshalb für richtig, weil sich in unserem Gremium, also im Vorstand, ein Herr befindet, der den Antrag ebenfalls unterschrieben hat, und der uns gesagt hat: Wenn ich gewirkt hätte, wie sich die Sache jetzt entwickelt hat, so würde ich auf den außerordentlichen Anwaltsstag keinen Wert legen, sondern der Meinung sein, daß es besser sei, die Frage zu vertagen, bis der einflussreiche nur vertraulich bekannte Entwurf der geplanten Anwaltschaft bekannt ist. Das ist nun heute noch nicht der Fall; aber auch dafür sind wir nicht verantwortlich.

Ich will ferner bemerken, daß für uns entscheidend war, daß in meiner Abwesenheit der Herr stellvertretende Vorsitzende, als zunächst die Eingabe eingelaufen war, die Herren Kollegen in Bonn darauf aufmerksam machte, es hätte doch die Sachlage sich verändert, Zeit und Ort des Anwaltsstages hätte der Vorstand zu bestimmen; ob es nicht vielleicht richtiger wäre, mit der Sache zu warten; und er darauf von Bonn die Antwort erhielt, daß nach den Erklärungen, die gegeben wären, der Vorstand den außerordentlichen Anwaltsstag wohl nach Mannheim berufen würde auf dieselbe Zeit, wo der ordentliche daselbst tagen sollte. Wir haben die Sache so aufgefaßt, daß denjenigen Herren, die die ganze Bewegung in Szene gesetzt hatten, derzeit nicht daran gelegen war, daß der außerordentliche Anwaltsstag jetzt schon zustande käme, daß sie dieselben Erwägungen anstelleten, die wir angestellt haben.

(Widerpruch.)

— Wenn diese meine Voraussetzung unrichtig war, so bitte ich, den Brief nachzulesen. Er kann ja so verstanden werden, daß es bloß Ironie sein sollte; das habe ich aber nicht angenommen, daß solche Briefe überhaupt in ironischem Tone geschrieben würden. — Also unter diesem Eindruck saßen wir. Jetzt bebauern wir, daß unsere Auffassung von der Sache einem Teil derjenigen Herren, die den Antrag unterschrieben haben, nicht entspricht. Wir haben aber noch gerade so wie damals die Überzeugung, daß es der Absicht der großen Mehrzahl derjenigen Herren, die den Antrag gestellt haben, entspricht, daß der Vorstand den Anwaltsstag, der auf den 21. April einberufen werden sollte, nun nicht Hals über Kopf jetzt im Mai oder Juni berief, in einer Zeit also, wo die Verhältnisse

nach nicht vollständig klargestellt waren. Wir waren der Meinung, es entspräche der großen Mehrzahl der Antragsteller, daß wir einmündigen den außerordentlichen Anwaltsstag nicht beriefen.

Nun, meine Herren, dieser Meinung sind wir noch heute; ich bin noch heute überzeugt, daß es ein der großen Mehrzahl entsprechender Gedankengang war: besser ist es, wenn das Material in der Beziehung vollständig vorliegt. Meine Herren, ich frage Sie: ist es bei einem Gegenstande, wie der der Art. 4 der Tagesordnung, wo so die Interessen der Anwaltschaft engagiert sind, nicht erwünscht, daß eine große Anzahl von Kollegen an den Beratungen teilnimmt? Und weiter frage ich Sie: wenn der außerordentliche Anwaltsstag berufen wäre innerhalb der Geschäftszeit oder im Anfange der Ferien oder auch in der Mitte der Ferien, — glauben Sie, daß es uns gelungen wäre, eine solche Anzahl von Kollegen zu versammeln, wie wir sie heute haben? Endlich frage ich Sie: ist denn in der Sache selbst irgend etwas verabsäumt? Die Beratungen der gesetzgebenden Faktoren sind nicht eingetreten und werden vor November nicht eintreten; unser Votum kommt heute gerade so früh, wie es vor mehreren Wochen der Fall gewesen wäre, — und ich glaube, es ist jetzt wirksamer, als wenn die Ferien noch vor uns lägen. Meine Herren, das ist der Standpunkt des Vorstandes — wir haben die Beschlüsse einstimmig gefaßt; sollte die Mehrheit der hiesigen Versammlung und der Antragsteller glauben, daß wir in unserem guten Glauben unsere Befugnis überschritten hätten, so müssen wir die Konsequenzen übernehmen. —

Meine Herren, ich habe dies mitteilen wollen, ehe wir in die Tagesordnung eintreten. Es wird ja der Punkt 4 der Tagesordnung den Herren Kollegen Gelegenheit geben, wenn sie anderer Auffassung sind, in der Beziehung ihre Ansichten vorzutragen.

Was nun die Tagesordnung anbetrifft, so ist Ihnen ja bekannt, daß sie einmündigen so geordnet ist, wie es der Reihenfolge der Eingänge entspricht. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß nicht in der einen oder anderen Beziehung eine Änderung eintreten könne; darüber hat die Versammlung zu beschließen. Ich will aber bemerken, daß außer den mitgeteilten Gegenständen der Tagesordnung noch am 8. August, also in den Ferien, zu einer Zeit, wo ich den Vorstand nicht zusammenberufen konnte, folgender Antrag eingegangen ist:

Der XVIII. Deutsche Anwaltsstag wolle beschließen:

Zu § 6 Ziffer 2 wird hinter den Worten:

Er

— das ist der Vorstand —

bestimmt Zeit und Ort der abzuhaltenden Anwaltsstage,

eingeschaltet:

hat jedoch bei Aenderung eines von einem Zehntel der Mitglieder beantragten außerordentlichen Anwaltsstages eine Frist von 6 Wochen innezuhalten.

Es liegt also darin die formelle Verpflichtung für den Vorstand, daß, wenn ein ausreichend unterschritter Antrag auf Einberufung eines außerordentlichen An-

wahlstages eingeht, er sofort, ohne irgendwies darüber nachzudenken, innerhalb 6 Wochen den außerordentlichen Anwaltstags berufen muß. — Es ist dazu zu bemerken, daß nach dem § 9 der Satzungen der Antrag früh genug gekommen ist, weil er 4 Wochen vor dem Anwaltstags bei dem Vorsitzenden eingebracht ist. Der Vorstand hat in seiner gestrigen Sitzung beschloffen, diesen Antrag mit auf die heutige Tagesordnung zu legen, jedoch er also zu der beauftragten Tagesordnung hinzutritt.

Der Vorstand ist nun der Meinung, daß es richtig sei, die Tagesordnung so, wie sie publiziert ist, innezuhalten, legt aber an sich darauf kein Gewicht, daß es in der Weise geschieht, und ich bemerke das mit Rücksicht darauf, weil mittlerweile mehrere Anträge zur Tagesordnung eingegangen sind. Zunächst:

Im Erwägung, daß die Frage der Justizreform, insbesondere die Frage der Erweiterung der anwaltlichen Zuständigkeit, derzeit in hervorragendem Maße das Interesse der deutschen Anwaltschaft in Anspruch nimmt, und daß es deshalb angezeigt erscheint, dieses Thema an die Spitze der Erörterungen des beginnenden Anwaltstages zu stellen, stellen die Unterzeichneten zur Tagesordnung folgenden Antrag:

Es wolle die Tagesordnung dahin abgeändert werden, daß Ziffer 4 der Tagesordnung an erster Stelle zum Gegenstand der Verhandlung und Beschlußfassung gemacht wird.

Es sollen also die Ziffern 1 bis 3, die sich auf die Entlastung des Vorstandes, das Rechnungswesen usw. beziehen, zurückgestellt werden, damit unsere Beratungen sich heute, unbeeinträchtigt von allen persönlichen Antipathien und Unzufriedenheiten, lediglich auf die materielle Sache beschränken.

(Bravo!)

Ferner ist ein Antrag zur Tagesordnung eingegangen:

Die Reihenfolge der in der „Juristischen Wochenschrift“ veröffentlichten Tagesordnung für die Mitgliederversammlung des Deutschen Anwaltstages in Mannheim dahin abzuändern, daß der Punkt 7 der Tagesordnung zwischen die Punkte 2 und 3 der Tagesordnung eingeschoben wird.

Meine Herren, dieser Punkt 7 ist der Antrag der Herren Rechtsanwälte beim Amtsgericht, die eine Änderung der Statuten nach der Richtung hin heranzutragen, daß der Vorstand in Zukunft aus 15 Mitgliedern bestehen muß, von denen 3 ihren Sitz an einem Orte haben müssen, wo sich kein Landgericht und kein Oberlandesgericht befindet. Ich gebe zu, daß dieser Antrag praktisch zusammen mit den Neuwahlen erledigt wird. Ich persönlich würde also auch gegen die Berechtigung dieses Antrags nichts haben, ich bitte aber zunächst Herrn Justizrat Dr. Widdhagen, der sich zu dem ersten Antrag zur Geschäftsordnung gemeldet hat, das Wort zu nehmen.

Justizrat Dr. Widdhagen-Leipzig: Meine Herren Kollegen! Der erste Antrag zur Tagesordnung, der vorgelesen worden ist, ist von mir im Verein mit 4 Kol-

legen und unterstützt von weiteren 30 Kollegen gestellt worden; er ist in beschränkter Anzahl gedruckt und wird sich, soweit er vorhanden ist, in Ihren Händen befinden. Wie Sie aus dem Antrag ersiehen, ist er aus der Erwägung hervorgegangen, daß die Frage der Justizreform nicht nur als der die Allgemeinheit am meisten berührende, sondern wohl überhaupt das weitestgehende Interesse in Anspruch nehmende Gegenstand unserer diesjährigen Tagesordnung bezeichnet werden muß, und da ist es doch jedenfalls richtig, daß wir uns zunächst diesem wichtigsten Gegenstand unserer Tagesordnung widmen. Nicht, als ob andere Gegenstände nicht auch wichtig wären; aber wenn einer überwiegt, so ist es richtig, sich dem zunächst zuzuwenden.

Es ist außerdem noch ein zweiter Grund vorhanden. Noch den durchaus lokalen Erörterungen, welche unser Herr Vorsitzender abgegeben hat, ist doch zu erwarten, daß einer oder der andere der Herren, die obwiederer Auffassung sind, den Wunsch hat, sich darüber zu äußern. Dann ist es aber richtiger, das nicht sofort zu tun, sondern zunächst sich mit der Sache selber zu beschäftigen.

(Bravo!)

Denn es ist ja möglich und zu erhoffen, daß in der Sache selber ein Ergebnis der Vertagung und Beschlußfassung erzielt werden wird, dem gegenüber die Frage, was in der Vergangenheit hätte geschehen sollen, vollkommen in den Hintergrund treten muß.

(Sehr richtig!)

Was den zweiten Antrag betrifft, so will ich mich darüber nicht äußern. Wir haben uns darauf beschränkt, der Beschlußfassung der Herren Kollegen die Frage zu unterbreiten, ob Sie einverstanden sind, daß jetzt bei frischen Kräften zunächst der Punkt 4 der Tagesordnung zur Verhandlung kommt. Ich bitte Sie, diesen Antrag anzunehmen.

(Lebhafter Beifall.)

Rechtsanwalt **Solban-Worms**: Meine Herren, diejenigen Kollegen aus allen Teilen Deutschlands, die sich zusammengesetzt haben, um die Frage zu untersuchen, ob wir dem Vorstande Entlastung erteilen sollen oder nicht, stehen ebenfalls auf dem Standpunkt, der eben vorgetragen ist.

(Bravo!)

daß es wünschenswert ist, daß die Frage der Justizreform zunächst zur Verhandlung gebracht wird. Bevor wir das wußten, habe ich mich zu dieser ersten Frage zum Wort gemeldet und dabei wurde mir gesagt: ja, diese Frage kommt heute nicht mehr zur Verhandlung. Meine Herren, wir setzen voraus, daß sie heute noch zur Verhandlung kommt, daß sie nicht etwa ad Calendas graecas vertagt werde, daß wir also nicht, wenn alle übrigen Gegenstände so eingebracht verhandelt werden, hinten herunterfallen. Es müßte jetzt eine authentische Interpretation gegeben werden, was es heißen soll: „heute kommt das nicht mehr vor“. Wenn wir hinter die wichtigere Frage der Justizreform zurücktreten, so sollte man außer Acht lassen anerkennen; denn wir sind die Verlegten und haben uns über den Vorstand zu

bescheiden, und wenn wir es tun, so tun wir es der Sache wegen. Aber dann muß man doch selbstverständlich erwarten, daß wir auch heute noch drankommen.

Vorsitzender: Ich weiß nicht, wer dem Herrn Kollegen Solban eine offizielle Antwort gegeben hat; nach meiner Meinung bin ich der einzige, der eine solche geben könnte. Ich habe ihn aber gar nicht gesprochen. Übrigens will ich — das wird wahrscheinlich der betreffende Herr angenommen haben — bemerken, daß der Punkt 4 der Tagesordnung heute wahrscheinlich unsere Zeit voll in Anspruch nehmen wird; wenn das nicht der Fall ist, dann steht es ja immer noch frei, auf den anderen Punkt einzugehen; der Vorstand hat ganz gewiß nicht die Absicht, in die Rechte des Herrn Solban einzugreifen. Beschließt die Versammlung, daß der Punkt 4 erledigt wird, dann dauert es so lange, wie es dauert, und nachher kommt dann die Drehfrage. Wir haben sicherlich absolut gar kein Interesse daran, daß diese Frage nicht erledigt werde.

Justizrat Gebhart-Zweibrücken: Ich habe dem Herrn Kollegen Solban gesagt, daß heute wahrscheinlich der Punkt 1 nicht mehr zur Erledigung kommen werde, weil noch mir gewordenen Mitteilungen der Punkt 4 an die erste Stelle gerückt werden solle; ich habe angenommen, Punkt 4 würde die ganze heutige Sitzung ausfüllen. Ist der Punkt 4 erledigt, dann kommt der Punkt 1 an die Reihe, und wenn das heute nicht mehr möglich ist, dann geschieht es eben morgen. Über die Reihenfolge der Beratungsgegenstände ist ja die Versammlung souverän zu beschließen.

Vorsitzender: Meine Herren, es ist noch folgender Antrag zur Tagesordnung eingegangen:

1. Aussetzung der Beratung und Beschlußfassung über den unter Nummer 4 stehenden Gegenstand;
2. Wahl einer Kommission von 15 Mitgliedern — $\frac{1}{2}$ Kollegialgerichts-, $\frac{1}{2}$ Amtsgerichtsanwälte —, welche einem außerordentlichen Anwaltstag, dessen rechtzeitige Einberufung hierdurch beschlossen wird, ein Protokoll zum Gegenstand des Punktes 4 der heutigen Tagesordnung vorzulegen hat; die Minorität der Kommission hat das Recht eigener Berichterstattung.

Der Antrag ist gestellt von dem Herrn Kollegen Dr. Elsas.

Ich möchte die Herren bitten, zunächst darüber abzustimmen, ob überhaupt die Umstellung der Tagesordnung nach dem Antrag Wilmshagen erfolgen soll.

Abstimmung. Der Antrag Wilmshagen wird mit großer Mehrheit, fast Einstimmigkeit angenommen.

Vorsitzender: Wir kommen nunmehr zur Verhandlung des eben verlesenen Antrags des Kollegen Dr. Elsas.

Antragsteller Rechtsanwalt Dr. Elsas-Stuttgart: Meine verehrten Herren Kollegen! Der Antrag, den

ich heute im Namen einer großen Anzahl von Kollegen zu stellen mir erlaubt habe, hat folgende Geschichte. Es ist Ihnen das Protokoll der Herren Kollegen Delenheinz und Genossen, wodurch zu einer Vorversammlung von Kollegen am gestrigen Tage eingeladen wurde, zugegangen. Diese Vorversammlung hat stattgefunden. Es war von den Herren Kollegen Delenheinz und Genossen der Antrag zu einer Vorverhandlung für die heutige Verhandlung damit begründet, daß betont wurde, daß der Punkt 4 unserer Tagesordnung, meine Herren Kollegen, die vitalsten Interessen der Anwaltschaft berühre, daß die knapp bemessene Zeit kaum ausreichen würde, diesen umfassenden Stoff erschöpfend zu behandeln, und daß — darauf lege ich besonderes Gewicht — mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der aus den Kollegienreisen bisher zu der Frage des Punktes 4 veröffentlichten Ansichten eine interne mündliche Aussprache besonders wichtig und von erhöhter Bedeutung sei. Nun, meine Herren, wir haben gestern in sehr langer Verhandlung über Punkt 4 der heutigen Tagesordnung beraten, und ich darf vielleicht ganz kurz — die Verhandlungen sollen im Detail nicht an die Öffentlichkeit kommen — das Wesentliche im Namen der Kommission hier sagen.

Wir haben als den Hauptgesichtspunkt betrachtet, daß der Deutsche Anwaltstag in seiner Fassung zur Novelle zur Gerichtsverfassung und zur Zivilprozessordnung mit größtem Nachdruck gegenüber der Öffentlichkeit, gegenüber der öffentlichen Meinung in Deutschland einheitlich dastehen soll.

(Bravo! Sehr richtig!)

Wir haben und gesagt, daß, nachdem aus den Kreisen unserer amtsgerichtlichen Kollegen von der Majorität der Landgerichtsanwälte sehr stark abweichende Ansichten laut geworden sind, es nicht im Interesse der deutschen Anwaltschaft gelegen wäre, wenn heute ein geteiltes Votum des Deutschen Anwaltstages zum Ausdruck komme;

(Bravo!)

und nachdem die überwiegende Mehrheit der gestrigen Versammlung dieser Meinung gewesen ist, hat die gestrige Versammlung eine kleine Kommission gebildet, deren Auftrag gewesen ist, mit den unter sich bereits vereinigten Herren Amtsgerichtsanwälten zu verhandeln. Wir haben gestern Nachmittag diese Unterhandlung gepflogen, und es hat sich eine Einstimmigkeit darüber ergeben, einmal daß der Gegenstand des Punktes 4 unserer Tagesordnung noch keineswegs genügend vorbereitet ist, um heute zu einer Beschlußfassung geeignet zu sein.

(Sehr richtig! — Widerspruch.)

— Meine Herren, ich höre verschiedene Oho-Rufe; ich darf aber denjenigen Herren, die gestern nicht anwesend gewesen sind, mitteilen, daß, mit Ausnahme der Kollegen des Oberlandesgerichts Stuttgart und der Kollegen des Oberlandesgerichtsbezirks Nürnberg, über die Details der geplanten Novelle zur Gerichtsverfassung, zur Zivilprozessordnung und zur Gebührenordnung die Herren Kollegen nicht unterrichtet gewesen sind, und zwar deswegen nicht — ich sage das nicht in der Form eines

Vorwurfs —, weil die Vertretungen der Anwälte in den betreffenden Kammerbezirken sich gegenüber den kompetenten Behörden zum Stillstehen über diese Vorschläge verpflichtet gefühlt haben. Also es mag das in den verschiedenen Landestheilen verschieden behandelt worden sein; Tatsache ist, daß die Kollegenschaft gestern gar nicht darüber im Zweifel war, daß die deutsche Anwaltschaft im großen ganzen darüber unterrichtet war, daß die Kompetenz der Amtsgerichte über 300 Mark bis zu etwa 1500 oder 1000 Mark erhöht werden sollte, daß aber die ebenso wichtigen, ja für die Würde der Anwaltschaft noch wichtigeren übrigen Bestimmungen der Zivilprozeßnovelle den Herren Kollegen noch nicht bekannt gewesen sind.

(Sehr richtig!)

Nun, meine Herren, haben wir uns gesagt, es ist positiv unmöglich, diese einschneiden und, wie ich vorhin gesagt habe, mit den vitalsten Interessen der Anwaltschaft im engsten Zusammenhang stehenden Fragen in einer großen Versammlung der Kollegen so zu behandeln, wie die Bedeutung dieser Frage es erfordert. Das war der eine Gesichtspunkt; der zweite Gesichtspunkt war der, daß, wenn wir trotzdem hier über diesen Gegenstand beraten, diejenigen Anwälte, die von den betreffenden Regierungen, insbesondere von der preussischen Regierung, bereits im Vorstadium der Beratungen zugezogen worden sind — das sind die Amtsgerichtsanwälte — eine von der Majorität voraussichtlich abweichende Meinung hier vertreten werden; und daß das für die Anwaltschaft in Deutschland durchaus schädlich ist, darüber waren wir alle einer Meinung.

Meine Herren, wir haben uns in der Sitzung von gestern Abend dann dahin resolved — und wir unterlegen dieses Votum, welches die Meinung der gestrigen Versammlung zum Ausdruck bringt, der heutigen Mitgliederversammlung —, daß der Punkt 4 von der Tagesordnung abgesetzt werden soll, und daß der außerordentliche Anwaltskongress, der schon früher beschloffen war, nun heute in der Form beschloffen werden soll, daß an unseren Vorstand aus der Mitte der Generalversammlung das Ersuchen gerichtet wird, diesen Anwaltskongress in möglichst rascher Zeit zu berufen, daß bis dahin eine Kommission, die aus einer Mehrzahl von Landgerichtssampulanten und aus einer entsprechenden Minderzahl von Amtsgerichtsanwälten zu bestehen hat, ein Votum vorzubereiten hat, und daß auf dem neuen Anwaltskongress im Interesse unseres Standes, aber — wie ich es verleihe — in erster Linie im Interesse der Rechtspflege ein Beschluß gefaßt wird, der zum Gegen der Rechtspflege und der Würde der Anwaltschaft entsprechend ausfallen möge. Wenn wir heute Punkt 4 erörtern, so ist gar nicht zu vermeiden, daß die Zweifelhaftheit der wirtschaftlichen Situation der Land- und Amtsgerichtsanwälte hier zum Ausdruck kommt, daß wir zu einem einheitlichen Beschluß nicht kommen werden, und daß dieser nicht einheitliche Beschluß nach außen hin in Deutschland und insbesondere gegenüber der Reichsregierung und gegenüber den Regierungen der Einzelstaaten in diesem Stadium der Frage einen sehr schlechten Eindruck machen würde.

(Sehr richtig!)

Das müssen wir vermeiden, meine Herren; ich beantrage daher, den Gegenstand von der heutigen Tagesordnung abzugeben.

(Beifälliger Beifall.)

Rechtsanwalt Kleinrath-Hannover: Meine verehrten Herren! Auch ich war von der gestrigen Versammlung mit in die Kommission gewählt worden, welche es versuchen sollte, mit dem Verein der Amtsgerichtsanwälte eine Einigung über gewisse Richtlinien herbeizuführen, die möglicherweise der Deutsche Anwaltskongress heute hätte festlegen können. Wir sind nach eingehender Besprechung der Sachlage auf beiden Seiten — das möchte ich ausdrücklich betonen — zu der Überzeugung gekommen, daß wir alle Veranlassung haben, uns die Vorlage im ganzen, zumal sie der großen Mehrzahl der Mitglieder noch nicht bekannt gewesen ist, genauer anzusehen und Zeit zu gewinnen, daß seitens einer dazu eingesetzten Kommission diese Fragen einer genaueren Prüfung unterworfen werden. Meine Herren, es sind heute morgen hier schon Drucksachen verteilt worden, die die Anträge der beiden Herren Berichterstatter enthalten. Diese Anträge werden voneinander ab. Sie sind, wie ich gehört habe, geteilt worden, ohne daß die beiden Herren Berichterstatter sich auch nur ihrerseits persönlich darüber verständigt haben. Uab, meine Herren, auch darauf lege ich großes Gewicht: es ist nach meiner Meinung vorzuziehen, daß versucht wird, bevor einem Deutschen Anwaltskongress Vorschläge gemacht werden, daß auch die Berichterstatter untereinander — und dazu würde ja die Kommission am besten Gelegenheit bieten — sich auf einer Grundlinie zu einigen und gemeinsame Vorschläge dem Deutschen Anwaltskongress zu unterbreiten versuchen. Das sind die Gesichtspunkte, die gestern auf beiden Seiten dazu geführt haben, übereinstimmend den Wunsch zum Ausdruck zu bringen, daß eine solche Kommission eingesetzt werden möge.

Ich möchte nur noch in geschäftlicher Beziehung, um vielleicht einer weitläufigen Erörterung vorbeugen, meinerseits bemerken, daß der Antrag, wie ihn Herr Kollege Elsas mit einer großen Anzahl der anderen Herren, insbesondere auch von Amtsgerichtssampulanten, eingebracht hat, insofern nach meiner Meinung nicht ganz scharf zur Tagesordnung gefaßt ist, als der Antrag 2 auf Einsetzung einer Kommission gerichtet ist und daher wohl kaum noch als Antrag zur Tagesordnung anzusehen ist. Ich habe deshalb auch in Übereinstimmung mit dem Kollegen Elsas den Antrag zur Tagesordnung folgendermaßen gefaßt:

Der Deutsche Anwaltskongress wolle beschließen:

Zu Punkt 4 der Tagesordnung wird von der Erstattung der Referate und der sachlichen Beratung und Beschlußfassung abgesehen, und lediglich über den damit angekündigten Antrag beraten und abgestimmt.

Der Deutsche Anwaltskongress wolle beschließen — ufw. (nun folgt der Antrag auf Einsetzung einer Kommission).

Vorsitzender: Ich möchte den Herren, die noch zur Geschäftsordnung gemeldet sind, empfehlen, in

Erzögunq zu ziehen, ob es nicht richtig ist, zunächst die Herren Referenten zu hören; wir können ja dann nachher immer noch Beschluß darüber fassen, ob wir zu einer Resolution kommen wollen oder nicht.

(Rufe: Schluß!)

Zum Worte sind noch gemeldet die Herren: Geleersöhner-Mannberg, Dr. Fürst-Mannheim, Herrmann, Kuersbach-Frankfurt a./M. Wenn der Schluß der Geschäftsordnungsdebatte angenommen wird, so können selbstverständlich auch die gemeldeten Herren nicht mehr zum Worte kommen, — und ich bin der Meinung, daß, wenn wir über die Geschäftsordnung noch so viele Herren hören, wir nicht ganz weit in der Debatte kommen werden.

Abstimmung. Der Antrag, die Geschäftsordnungsdebatte einstweilen zu unterbrechen und zunächst die Berichterstatter zu hören, wird mit großer Mehrheit angenommen.

Vorsitzender: Nachdem die Herren Referenten gesprochen haben werden, können ja die gestellten Anträge wieder in die Erscheinung treten.

Ich bitte, nunmehr die Herren Referenten anzuhören zu wollen.

Berichterstatter Rechtsanwalt Dr. **Gachenburg-Mannheim** (von lebhaftem Beifall begrüßt): Meine Herren Kollegen! Noch vor drei Jahren konnte der Deutsche Anwaltstag in Straßburg seine Überzeugung dahin aussprechen, daß eine wesentliche Verschleppung der Zivilprozesse durch eine sachgemäße Handhabung der bestehenden Bestimmungen seitens der Gerichte und der Rechtsanwälte erreicht werden könne. Ein Bedürfnis einer Veränderung sah man nicht annehmen zu wollen: von einer Reform war damals keine Rede. Rasch hat sich die Zeit und die Stimmung geändert. Ich habe heute die Frage, ob eine Reform eintreten soll, nicht mehr zu prüfen, — nur über das Wann und Wie wird gestritten — und zwar, wie Sie aus den Verhandlungen schon bemerkt haben, recht energisch gestritten.

Meine Herren, es ist heute nicht mehr möglich, der gewaltigen Strömung, die sich im Deutschen Reiche bemerkbar macht, Widerstand zu leisten. Der Neugestaltung unseres Zivilrechts in unserem Bürgerlichen Gesetzbuche wird auch eine Neugestaltung des Prozeßrechts folgen müssen.

Wern mag ich zugeben, daß ein Teil der Wünsche und Beschwerden zurückzuführen sein wird auf eine gewisse allgemeine Nervosität und Unruhe im heutigen Volkstörper. Ein solches Unbehagen sucht nach Punkten, in denen es nach außen hin hervortreten kann; der „Reformdazillus“ — das hat Geheimrat Justizrat Brettnier im „Recht“ vor einiger Zeit geschrieben — dringt auch in unser Rechtseleben ein. Aber dann mag derselbe Herr doch auch selbst wieder seine Reformvorschlüge. Sie sehen also, es ist zweifellos auch objektiv eine Störung, ein Mißstand irgendwo vorhanden, für den Abhilfe geschafft werden muß. Und hierbei ist die Mitarbeit auch des Deutschen Anwaltstages als eines besonders berufenen Vertreters der deutschen Rechtspflege unbedingt erforderlich und geboten.

Meine Herren, wie Sie vorhin schon aus den einleitenden Bemerkungen unseres Herrn Vorsitzenden gehört haben, ist bereits im Frühjahr dieses Jahres ein vorläufiger Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung und der Geschäftsordnung für Rechtsanwälte im Reichsjustizamt ausgearbeitet worden. Dieser Entwurf kam — auch das ist durch Bursche aus der Versammlung wiederholt betont worden — zunächst vertraulich an die Vorstände der Anwaltskammern, er kam vertraulich an die Mitglieder der einzelnen Vorstände, und vertraulich fand eine Besprechung und Berichterstattung statt. Nun hat auf meine Anfrage das Reichsjustizamt es ausdrücklich gestattet, über diesen Entwurf heute auch hier zu sprechen, soweit ich dies für eine sachgemäße Erörterung der die Rechtsanwaltschaft interessierenden Fragen für geboten erachte. Von dieser Erlaubnis gedenke ich auch Gebrauch zu machen. Gleichzeitig allerdings hat der Herr Staatssekretär beauftragt, daß der Entwurf heute schon nicht mehr derselbe sei, wie im März; er werde bereits einer Umarbeitung unterzogen. Nähere Mitteilung konnte der Herr Staatssekretär darüber nicht machen, weil die Verhandlungen darüber noch nicht abgeschlossen sind. Inzwischen hatte Ende Juli dieses Jahres wieder das preussische Justizministerium noch die Reichsverwaltung dazu irgend welche Stellung genommen. Ich glaube daher, es ist heute die richtige Zeit, zu diesem Entwurf und zu der ganzen Frage der Reformbewegung unserer Rechtsstellung zu nehmen.

Der Entwurf als solcher hat freilich dadurch, daß er nicht mehr offizielle Regierungsvorlage ist, nicht mehr die volle Bedeutung, die er im März und April gehabt hat. Aber er ist immerhin noch ungeheuer wertvoll. Er trägt in die große Zahl der Reformvorschlüge, der Gedanken, die in Dugenden von Schriften und Aufsätzen bekannt gemacht worden sind. Aber er ist der wichtigste Fundus derselben.

Und über all diese Beschwerden und Wünsche, über die Vorschläge und über die Kritiken dieser Vorschläge werde ich Ihnen heute zu berichten haben. Ich werde Ihnen dabei manches Altbekannte sagen müssen; — vielleicht kann ich Sie das eine oder andere Mal auch einen unbetretenen Weg führen. Es ist nicht leicht, sich über Einzelheiten bei diesen Fragen ein absolut festes Urteil zu bilden. Es handelt sich ja wesentlich um praktische Momente. Da kann erst die Probe zeigen, ob die Rechnung stimmt. Und ich muß Ihnen ein Geständnis machen, meine Herren. Als ich im August im Schwarzwald das Material durgearbeitet habe — und es soll mir von allen Seiten sehr reichlich zu —, da habe ich bei Einzelfragen manchmal vom Morgen bis zum Abend meine Ansicht geändert. Was ich tags zuvor verworfen hatte, griff ich anderen Tages wieder auf. Das muß ich ephemerweise vorausschicken. Ich muß auch sagen, daß ich mich gar nicht der Doffnung hingabe, daß alle die einzelnen Punkte, die ich aufgezählt habe, allen oder vielleicht nur der Mehrheit recht sein werden. Es wird fast jeder von uns sich je nach Temperament und Erfahrung, nach Lesart oder Bepresung bereits seine feste Überzeugung gebildet haben, von der er schwer wieder zurückzukehren wird. Meine Herren, ich habe meine Anträge

wesentlich so formuliert, um eine Aussprache darüber herbeizuführen; ich muß es Ihnen überlassen, ob Sie diese überhaupt zu einer Abstimmung bringen wollen, oder ob Sie sie lediglich als gewisse Anhaltspunkte für die Diskussion betrachten. Ich habe diese Themen aufgestellt, um zu zeigen, daß der Deutsche Anwaltstag den Standpunkt einnimmt: wir sind nicht nur negativ, wir arbeiten auch positiv.

(Sehr richtig!)

Wir wollen zeigen, wie wir uns mit der Frage der Prozeßreform befassen, wir wollen mitwirken an der Neugestaltung des Prozeßrechtes. Und eine Mitarbeit kann nur dann erfolgreich sein, wenn wir zeigen, was und wie nach unserem besten Wissen und Gewissen Hilfe not tut.

Meine Herren, ich frage nun: was wißt man unserem heutigen Prozeßverfahren vor, was fehlt es denn, was soll gebessert werden? Da möchte ich an eine Bemerkung anknüpfen, die der Herr Staatssekretär der Justiz am 20. April im Reichstag gemacht hat. Er hat damals als Ziel der bevorstehenden Prozeßreform bezeichnet: „für den kleinen Mann ein billigeres und rascheres Verfahren zu ermöglichen.“ Lassen wir mal den kleinen Mann zunächst beiseite. Ich komme an geeigneter Stelle auf ihn zu sprechen. Halten wir hier die Worte fest: „billiger und rascher.“ Lassen Sie mich, was allerdings der Herr Staatssekretär nicht erwähnte, auf Grund der Vorschläge noch ein weiteres hinzufügen. Man verlangt auch in weiten Kreisen, daß unsere Rechtsprechung volkstümlicher sein soll. Man wißt unserem Verfahren vor, es sei zu teuer, zu langsam, — wie ein neuerdings geprägtes Wort lauter: zu volkreimb! Sind diese Vorwürfe begründet? Sie werden sich vielleicht selbst schon ein Urteil gebildet haben. Ich möchte auf das Ergebnis der Untersuchung bei den Einzelfragen verweisen. Sie werden dann wohl finden, daß es hier wie bei den meisten ähnlichen Angriffen steht. Halb haben sie recht und halb unrecht. Und die Wahrheit liegt in der Mitte.

Beginnen wir mit dem, was sonst beim Verfahren am Schluß kommt: mit den Prozeßkosten. Hier ist ein doppelter Gesichtspunkt möglich. Zunächst der Standpunkt der Staatskasse. Der Staat besoldet die Richter, erbaut die Gerichtsgebäude usw. Nun ist in der neueren Zeit wiederholt geklagt worden, daß unsere Zivilrechtspflege zu teuer sei. Ich habe versucht, mir selbst Ziffern darüber zu verschaffen, was die Rechtspflege kostet. Straf- und Ziviljustiz fand ich ungetrennt. Ich verlohne Sie aber mit diesem Material. Interessanter ist eine Bemerkung, die ich in einem Aufsatz von Wügel, vortragendem Rat im preussischen Justizministerium, in der „Deutschen Juristenzeitung“ von 1906 gefunden habe. Wügel spricht von einem Mißverhältnisse der Ausgaben und Einnahmen. Auch die Zivilrechtspflege arbeitet mit Unterbilanz. Schon im Jahre 1899 habe der preussische Staat 14 Millionen Aufschuß zu der Zivilrechtspflege bezahlen müssen. Solange dies dauere, sei eine Verbesserung der Richtergehälter unmöglich. Ob die Ziffern richtig sind, können wir nicht kontrollieren. Nehmen wir sie aber als gegeben an. Demgegenüber müssen wir

hier schon betonen: dieser Gesichtspunkt, daß Ausgaben und Einnahmen bei der Justizverwaltung sich decken müßten, daß eine Unterbilanz beseitigt werden müsse, ist bei jeder Frage der Rechtspflege, ganz besonders bei der neuen Organisation unserer Gerichtsverfassung, absolut ausgeschlossen.

(Sehr wahr!)

Es wäre ein schwerer Vorwurf, den man einer Gesetzgebung machen könnte, wenn sie sich bei derartigen Lebensfragen von rein finanziellen Gesichtspunkten leiten ließe. Wie bei den Ausgaben für Heer und Schutz, müssen auch bei der Justiz solche Momente abgelehnt werden. Die Rechtspflege ist ein so notwendiger Teil im Leben des Staates, daß jede gesunde Sparsamkeit sich am ganzen Leibe bitter rächen würde. Niemals darf bei einer Neugestaltung der Gerichtsverfassung und des Prozeßes die Geldfrage als treibendes Motiv erscheinen. Ich hebe dies am Anfang hervor. Sie ahnen jetzt schon, bei welcher spezieller Frage ich darauf zurückkomme.

Und nun der zweite Gesichtspunkt bei der Kostenfrage. Er ist nicht so einfach zu lösen. Hier ist die Frage der Kosten vom Standpunkte der Partei aus zu betrachten. Nach unserem deutschrechtlichen Prinzip zählt bekanntlich derjenige, der den Prozeß verliert, die Kosten. Das zwingt uns, sehr vorsichtig gegenüber den Beschwerden über die Größe der Prozeßkosten zu sein. Jahrzehnte sind die Herren Kollegen erschienen. Aber ich glaube, in dem ganzen Saal finden wir nicht einen Rechtsanwalt, der einen Klienten besitzt, der bei einem verlorenen Prozeß gern seine Kosten bezahlt hätte. Das ist menschlich begreiflich. Und umgekehrt werden gar viele erzählen können, daß ein Klient, der den Prozeß gewonnen hat, sich freut, wenn die andere Partei recht viel Kosten bezahlen muß.

(Weiterleide.)

Auch der Klient ist freigeig gegen den Anwalt, wenn's den Gegner trifft. Darin liegt aber auch ein berechtigtes Moment. Die Prozeßkosten dienen nicht nur dazu, daß sie dem Staat einen Teil seiner Ausgaben wieder ersetzen und dem Rechtsanwalte die Existenzbasis schaffen. Sie enthalten auch ein ethisches und ein volkswirtschaftliches Moment. Ethisch insofern, als es dem Obliegenden eine gewisse Verantwortung gewährt, dafür, daß der Gegner ihn in einen Prozeß hineingezogen hat, der seiner Ansicht nach ein ungerechtfertigter war. Jetzt wird er sich leichtfertiger und zweifelhafter Prozesse verwehren. Auch das wirtschaftliche Moment gehört zu den alltäglichen Erfahrungen. Ich glaube, die meisten von Ihnen haben den römischen Zivilprozeß, den Sie auf der Universität gelernt haben, vergessen. Ich für meine Person: geteilt ganz offen, daß mir die *legis actiones* in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt sind. Aber das eine wissen wir noch: die Römer mit ihrem kostenlosen Prozeß haben sich zu schätzen gewußt durch die Prozeßstrafen. Die erfüllen denselben Zweck, wie bei uns die Kosten. Es ist aus Kollegentreifen mit einer Anregung zugegangen, für Abschaffung der Gerichtskosten einzutreten. Meine Herren, der Staat würde sich darauf schon aus den eingangs gestellten finanziellen Gründen nie einlassen.

Abgesehen davon, wäre es das wirtschaftlich Unpraktischste und Unmöglichste, was ein Volk tun kann. Es entstünde eine Flut von Prozessen, die das größte Heer von Richtern und Rechtsanwältinnen kaum zu beherrschen vermöchte. Die eine Hälfte der Nation läge im Streite, und die andere Hälfte richtete. Dasselbe gilt von einer Verbilligung der Kosten. Auch der Austrag eines Prozesses ist ein wirtschaftlicher Vorgang. Er soll sich nur dann abspielen, wenn ethische oder wirtschaftliche Interessen den Aufwand an Arbeit und Kapital rechtfertigen. Um zu wissen, ob unsere Kosten zu hoch sind, müßten wir eine statistische Aufstellung aller für Zivilprozesse in einem Jahre bezahlten Gerichts- und Anwaltskosten haben, aber auch der Werte, um die gestritten wird. Erst dann könnten wir erörtern, ob das deutsche Volk für seine Zivilrechtspflege zu viel an Kosten aufbringt, ob sie die deutsche Volkswirtschaft zu sehr belasten. Ich behaupte — das entspricht freilich nur meiner beschränkten eigenen Erfahrung und dem persönlichen Gefühle —: wenn wir die Gesamtheit der Kosten, die das deutsche Volk aufbringt, vergleichen mit der Zahl und der Bedeutung der Objekte, die im Jahre bewältigt werden, wenn wir dann den Blick werfen auf die Nachbarländer Frankreich, Belgien, Holland, England, — wir werden zu dem Ergebnis kommen, daß der deutsche Kostenaufwand nicht zu viel ist für die Güter, um welche es sich dreht, und in einem geringen Verhältnis steht zu dem, was andere Nationen an Kosten aufbringen.

(Sehr wahr!)

Meine Herren, damit ist aber noch nicht gesagt, daß nicht ein billigeres Kostenkalkül — „billig“ nicht im Sinne von „wohlfeil“, sondern im Sinne von „gerecht“ — erwünscht sei. Da bin ich allerdings zu dem Ergebnis gekommen, daß das rein schematische Verfahren unserer Geseze, das im wesentlichen nach dem Streitwert operiert, auf die Dauer nicht haltbar sein wird. In erster Linie spielt hier wieder der Gedanke herein, der unser ganzes heutiges Leben und unsere Gesetzgebung durchdringt, das soziale Moment, der Schutz des wirtschaftlich Schwachen. Hier kommen die Worte des Herrn Staatssekretärs, die ich vorhin zitierte, zu ihrem Rechte: der Gedanke, für den kleinen Mann ein billigeres Prozessieren herbeizuführen. Das kann man natürlich nicht in der Weise machen, daß man die Prozesskosten nach dem Steuerzettel reguliert. Aber wohl wäre es möglich, für die Prozeßgegenstände, die lediglich oder fast ausschließlich die jawohreren Schultern treffen, billigere Kosten einzuführen. Und hierfür bietet meines Erachtens das so oft schon erwähnte Verfahren vor den Kaufmanns- und Gewergerichten einen gewissen Anhalt. Man sollte für alle Klagen aus dem Arbeitsvertrag, also für diejenigen, die nur von ihrer Hände oder ihres Kopfes Arbeit leben, billigere Sätze einführen. Einerlei also, ob es sich um Fabrikarbeiter und Kaufmannsgehilfen, oder um Dienstmoten, landwirtschaftliche Tagelöhner, Lehrer oder Hemiker handelt. Diese Verbilligung hört dann auf, wenn das Einkommen aus dem Arbeitsvertrage eine gewisse Höhe übersteigt. Die Schultern sind dann stark genug, die normalen Kosten zu tragen. Es mögen sich bei Prüfung dieser Fragen wohl noch

andere ähnliche Verhältnisse finden lassen. Hier soll schon betont werden, daß für jede Herabsetzung von Kosten (ich meine damit stets Gerichts- und Anwaltskosten) unbedingt eine Ausgleitung durch Erhöhung bei anderen Objekten gefunden werden muß. Abgesehen von der generellen Erhöhung, auf die ich später komme, für die Anwaltsgebühren. Andere Objekte, die es besser ertragen können, sollen stärker belastet werden. Und da scheint mir, daß der Erbschaftsprozeß, der meist kompliziert ist und viel Arbeit macht, sehr wohl in der Lage ist, eine höhere Gebühr zu tragen. Handelt es sich doch hier auch um einen mühseligen Erwerb der Streitenden. Andere Gesichtspunkte bei unserer Frage kreuzen sich. In einer Schrift unseres Kollegen Guttman-Wiesbaden „Unmittelbarkeit und freie Beweiswürdigung“ — eine Schrift, in der unendlich viel mehr steht, als der Titel besagt — wird dem Gedanken einer Kostenverteilung nach ethischen Motiven, nach Schuld oder Nichtschuld, nach Erwägungen, ob der Prozeß leichsinig oder wohlbegründet begonnen wurde, das Wort geredet. Das wird sich praktisch nicht durchführen lassen. Sehr viel scheint der eine Satz für sich zu haben, daß, wenn ein Prozeß deshalb verloren wird, weil ein Gericht von einer feststehenden Meinung abweicht, namentlich wenn das Reichsgericht seine Praxis ändert, in diesem Falle die Gerichtskosten gestrichen werden sollen. So schön der Gedanke ist, — ich glaube nicht, daß sich die Staatskasse darauf einlassen wird. Eine andere Frage ist es aber wieder, ob das Verschulden der Parteien in der Weise in Rechnung zu ziehen ist, daß dann, wenn die Prozesse durch ihre Nachlässigkeit sich in die Länge ziehen und einen erhöhten Zeit- und Arbeitsaufwand bedingen, eine Kostensteigerung eintritt. Das kann nur mit den Fragen der Verfahrensreform behandelt werden.

Nach ein letztes hier über die Kosten bei den einzelnen Verfahrensarten. Hier hat man in unserem heutigen Gesetz zu unterscheiden versucht. Man hat für einzelne Arten billigere Kostensätze eingeführt, aber an der unrichtigen Stelle. Für Klagen aus dem schiedsgerichtlichen Verfahren, für Arrestprozesse, Urkunden- und Wechselprozesse haben wir die niedrigeren Gebühren. Hier aber sollte man sich offen zugestehen, daß die billigeren Sätze ein Mißgriff waren. Wer jemals einen wirklichen Urkundenprozeß geführt hat, der weiß, daß er mit zu dem Allerschwersten gehört, was es geben kann. Auch die Arrestprozesse mit ihrer atemlosen Hast und der Wichtigkeit ihrer Folgen rechtfertigen keinen Nachlaß. Wenn wir hier die Kosten höher stellen, so sind wir in der Lage, sie in der Verfahrensart zu mindern, bei der ein dringendes Bedürfnis dafür vorhanden ist. Ich meine das Vertreibungsverfahren. Mit Recht beschwert man sich darüber, daß die Einleitung eines faulen Schuldeners oft sehr viel mehr kostet, als der Schuldner wert ist. Da ist der Ruf nach Verbilligung der Kosten gerechtfertigt und begründet. Keist dem, der die Gerichtshilfe in Anspruch nimmt, um zu seinem Gelde zu gelangen, weil er sich nicht selbst dazu helfen kann und darf, die Hand des Staates mit verhältnismäßig geringeren Kosten! Es ist wirtschaftlich und ethisch falsch, den betrieblenden Gläubiger mehr bezahlen zu lassen, als der für ihn aufgewendeten Arbeit entspricht, damit die Kosten für die streitigen Prozesse

geringer bleiben können. Für diese ist der Gedanke der Eindämmung zweifelhafter, der Vergütung trivialer Prozesse durch die Kosten unentbehrlich. Unanwendbar ist er für die Betreibung. Hier ist die Verbilligung wirtschaftlich geboten. Das ist nicht nur für den Gläubiger, das ist auch für den schwachen Schuldner von Wert. Wer von uns hat es nicht erlebt, wie Leute, die schwer gekämpft haben, die sich redliche Mühe geben, ihren Verpflichtungen nachzukommen, immer wieder durch die großen Kosten der Betreibungen zu Boden gedrückt worden sind?

Freilich, wenn wir das Betreibungsverfahren mit geringeren Kosten ausstatten, dann muß es als solches geändert, vereinfacht werden. Und damit komme ich wieder mitten in das Verfahren hinein. Sie sehen, es läßt sich die Frage der Justizreform nicht lösen, ohne daß man das Ganze als Einheit betrachtet. Es ist unmöglich, ein vollständiges und befriedigendes Resultat zu erzielen, wenn nicht alle Materien, Kosten, Verfahren, Verfassung, gemeinsam behandelt werden.

(Sehr richtig!)

Eines greift in das andere ein. Ein Stülz von dem gesamten Justizwesen herausgerissen, zerstört den Zusammenhang. Die Neugestaltung nur eines einzelnen Punktes wird ein Flickwerk bilden. Zu unserer Vertragspraxis haben wir es jeden Tag vor Augen. Zwischen zwei Parteien besteht ein Rechtsverhältnis. Es wird zunächst nur ein Punkt geändert und im Jahre drauf wieder einer und dann wieder einer. Schließlich wird auch der Tüchtlige nicht aus der Geschichte herauskommen. Es zeigen sich die Widersprüche. Mühen klaffen. Eines paßt nicht mehr in das andere hinein. Stückwerk, Flickwerk. Das Ende ist ein Prozeß. So in erhöhtem Maße ist's bei der Gesetzgebung. Gewiß, es mögen Fälle vorkommen, daß ein Punkt des Gesetzes sich als falsch erweist. Er muß sofort geändert werden. Es können schreiende Mißstände an einer Stelle hervortreten. Man kann nicht solange warten, bis das Ganze umgestaltet wird. Aber ich bestreite entschieden, daß heute für das deutsche Volk ein Bedürfnis vorliegt, einen Teil der Justizpflege, einen Teil des Prozeßverfahrens, speziell des amtsgerichtlichen Verfahrens, zu regeln, ehe man überhaupt an das ganze Werk herangeht. Ich bestreite, daß ein solches Verlangen aus den beteiligten Kreisen erhoben wurde; ich bestreite, daß eine Berücksichtigung hierzu erwiesen ist oder erwiesen werden kann.

(Bravo!)

Meine Herren, ich bestreite damit, daß der Standpunkt, den der vorläufige Entwurf des Reichsjustizamts in dieser Beziehung eingenommen hat, zu stillen ist. Ich irre mich wohl kaum, wenn ich sage: hätten nicht die deutschen Regierungen den Wunsch, die amtsgerichtliche Kompetenz zu erhöhen, man wäre nicht auf den Gedanken gekommen, ein Gesetz über den amtsgerichtlichen Prozeß als Spezialverfahren herbeizuführen.

(Sehr richtig!)

Aber auch, meine Herren, wenn wir eine Sanierung unseres gesamten Prozesses an Haupt und Gliedern vornehmen, auch dann halte ich den Stand-

punkt für falsch, daß man zwischen dem amts- und dem landgerichtlichen Verfahren eine Kluft schaffen will, daß man beide in einen diametralen Gegensatz stellt. Es haben sich allerdings auch Stimmen dafür erhoben. Professor Friedrich Stein in seinem Buche „Zur Justizreform“ — wie ich hervorheben möchte, mit das wertvollste, was zu dieser Frage geschrieben wurde — hält es für einen ungelunden Zustand, „daß gegenwärtig das amtsgerichtliche Verfahren nicht selbständig seinen eigenen Lebensbedingungen entsprechend geregelt ist, sondern einen verdünnten Ausguß des landgerichtlichen Verfahrens darstellt“. Der Vortwurf ist nicht begründet. Wenn man das amtsgerichtliche Verfahren an das landgerichtliche angliederte, so war dies lediglich eine Folge der Technik der Gesetzgebung. Man vermeidet zwecklose Wiederholungen. Nur soweit Verschiedenes gilt, waren besondere Regeln nötig. Die Bestimmungen für das landgerichtliche Verfahren passen freilich nicht alle für das amtsgerichtliche. Die Partei, die nicht durch den Rechtsanwalt vertreten ist, bedarf in prozessualer Hinsicht Beachtung. Darin muß gebessert werden. Stein hat auch recht, wenn er sich darüber aufhält, daß man den Parteien einen mündlichen Vortrag in freier Rede zuzumute, was man doch weiß, daß der nicht Rechtskundige dazu gar nicht in der Lage ist. Ja, meine Herren, welcher Amtsrichter kommt denn auf den Gedanken, das von der Partei zu verlangen und ihr zu sagen: nun halten Sie mir einen recht schönen Vortrag, sonst gebe ich Ihnen kein Urteil? Ein solcher Amtsrichter existiert im ganzen Deutschen Reiche nicht!

(Zurufe: Wohl! Massenhalt!)

— Ich würde es sehr bedauern, wenn ein solcher Amtsrichter wirklich vorhanden wäre. Ich habe noch keinen solchen kennen gelernt. — Und wenn weiter gesagt wird, die Partei braucht im amtsgerichtlichen Verfahren jemand, der ihr über die prozessualen Klippen hindürhelft, so behaupte ich: das tun unsere Richter auch heute schon. Wenn man eine Verbesserung des Prozeßrechts dahin erstrebt, daß man solche Bestimmungen ausdrücklich in das Gesetz hineinschreibt, wenn man eine Belehrung über Fristen und Rechtsmittel wünscht, dagegen wird niemand etwas einzuwenden haben. Das bleibt alles auf dem Boden der aus der Abwesenheit des Anwalts erwachenden Bescheidenheit. Aber einen tieferen Gegenstand aufzustellen, einen Unterschied in den prinzipiellen Grundlagen zu treffen, dazu liegt kein Anlaß vor. Die Frage ist brennend. Auch der vorläufige Entwurf baute auf diesem Gedanken auf: Offizialbetrieb für das Amtsgericht und Parteibetrieb für das Landgericht, Wahrheitserforschung durch das Gericht und Inquisitionsverfahren für jenes und Verhandlungsprinzip und Disposition der Beteiligten für dieses. Denn können wir nicht zustimmen.

(Bravo!)

Meine Herren, was heißt denn eigentlich „Offizialbetrieb“? Was heißt „Wahrheitserforschung“ im Zivilprozeß? Das ist ein Ding, das der beste Richter beim besten Willen nicht zuzugeben kann. Wir haben ja z. B. Offizialbetrieb im Ehegerichtsverfahren. Ich möchte fragen: wie viele von Ihnen

haben es erlebt, daß ex officio das Gericht sich in die Sache hineingemischt, Zeugen von sich aus geladen aber sonst die Aufnahme von Beweisen von Amts wegen angeordnet hat? Ich glaube, es wird, ja, denn es für das Amtsgericht eingeführt werden sollte, dieses Prinzip der Wahrheitsforschung und um feinetwegen der Officialbetrieb im großen und ganzen ein totgeborenes Kind, ein leerer Buchstabe bleiben. Die Aufstellung dieser Grundsätze wäre ein schwer zu befallender Fall in Zeiten, die vergangen sind. Wir kämpfen im Strafverfahren gegen das Inquisitionsprinzip und sollten es im Zivilprozeß wieder einführen? Der Richter soll Recht sprechen. Er soll darüber wachen, daß im Prozeß und durch das Verfahren kein Teil Unrecht leide. Aber nimmer kann es seine Aufgabe sein, die Interna des Lebens oder des Geschäfts einer Partei aufzudecken, mit Mitteln, die nur dem Gericht, nicht auch der Gegenpartei zustehen.

Aber, meine Herren, nehmen wir einmal als richtig an, daß es zur Aufgabe der Zivilgerichte gehöre, unbedingt die Wahrheit aus den tiefsten Tiefen der Seele der Parteien herauszuholen, — warum sollte denn im landgerichtlichen Prozeß nicht dasselbe gelten? Warum soll ein Prozeß, der über hunderttausend Mark geführt wird, in dieser ethischen Beziehung nicht genau dasselbe Bedürfnis hervorrufen, wie ein Prozeß über eine Mark? Kann aber beim Landgericht dieses Prinzip nicht durchgeführt werden, so muß es auch beim Amtsgericht weichen. Einen Gegenfall des Verfahrens darf man aber sicher nicht darauf gründen. Das Gefährliche eines solchen Prinzips besteht in den praktischen Ausflüssen. Ich gestatte mir zwei hervorzuheben; sie finden sich im vorliegenden Entwurfe. Der eine ist, daß das Gericht berechtigt sein soll, schon vor Beginn der Verhandlung auf Grund der Schriftsätze Beweisklässe über die Beweis-erhebung zu treffen, insbesondere auch Zeugen und Sachverständige zu laden, Urkunden zu erheben, Vorlage von solchen anzuordnen usw. Das andere ist der Zwang zum Erscheinen der Partei unter Androhung von Geldstrafen. Aber das erstere komme ich etwas leicht hinweg. Ich glaube in der Tat, daß in der Praxis das Gericht sich im wesentlichen auf das beschränkt, was die Parteien vorzulegen. Selten wird der Fall eintreten, daß ein Gericht der Partei erklärt: du hast dich auf den Zeugen nicht berufen, gerade deshalb wollen wir ihn hören. Unmöglich sind solche Fälle aber nicht. Es ist von Gutmann in der Schrift, die ich zitierte, der Fall erwähnt worden, daß ein Anwalt, der mit einem Klienten einen Prozeß führte, aus Rücksicht auf die Standswürde es ablehnte, sich auf seinen Gehilfen als Zeugen zu berufen. Der Beklagte hatte, freilich aus anderen Motiven, sich ebenfalls nicht dazu veranlaßt gesehen. Wie wäre es, wenn das Gericht gerade deshalb von sich aus die Einberufung dieses Zeugen anordnete? — Über beide Parteien wollen eine Urkunde, deren Inhalt für die Streitfrage entscheidend sein könnte, deshalb nicht vor Gericht bringen, weil andere Dinge dringender, deren Geheimhaltung für beide von Interesse ist. Soll denn das Gericht trotzdem diese Geheimhaltung durchbrechen? Man sagt, das wird ein vernünftiger Richter auch nicht tun? Dann bedarf es aber ganz gewiß solcher Bestimmungen nicht.

Viel schwieriger ist aber das andere Moment, der Zwang zum Erscheinen der Partei. Man weiß darauf hin, daß auch heute schon im Gewerbe-gerichts- und Kaufmannsgerichtsverfahren eine solche Bestimmung besteht, wonach das persönliche Erscheinen der Partei bei Geldstrafe bis zu 100 Mark angeordnet werden kann. Meine Herren, das ist kein Argument! Man trägt es bis jetzt. Aber schon fängt diese Bestimmung an, böses Blut zu machen. Es gibt heute schon Fälle, in denen sie einfach benützt wird, um einen Geschäftseigentümer, einen Leiter einer großen Fabrik, zu einem Vergleich zu veranlassen, den er sonst nicht eingegangen wäre. Er wird sich vielfach, ehe er seine kostbare Zeit vor dem Kaufmannsgericht zubringt, zur Zahlung des verlangten Betrags, oft eine Bagatelle, entschließen. Das würde die Folge dieser Bestimmung auch im amtsgerichtlichen Verfahren sein. Ich glaube nicht, daß man das beabsichtigt; ich halte es sogar für absolut ausgeschlossen. Aber wir müssen damit rechnen, daß in der besprochenen Weise davon Gebrauch gemacht werden kann. Eine Dame ist von ihrem Dienstmädchen verklagt worden. Es wird Vergleich vorgeschlagen. Der Anwalt der Dame erklärt, unter keiner Bedingung werde sich seine Klientin vergleichen. Das Gericht ordnet das persönliche Erscheinen an. Dann bezahlt unter hundert Fällen neunundneunzigmal lieber die Dame das Geld, ehe sie sich der Aufregung des Erscheinens vor Gericht aussetzt. Und, last not least, ich halte die Bestimmung auch für den Anwaltsstand für recht bedenklich und schädlich. Auch hier nehme ich keinen Anstand, so sagen: ich glaube im entferntesten nicht, daß seitens der Regierung eine Absicht in der Beziehung vorliegt. Ich denke viel zu hoch vom Anwaltsstand, als daß ich der Regierung einen solchen Gehanten überhaupt nur unterstellen könnte, und die Regierung ihrerseits denkt auch wieder viel zu hoch von uns.

(Weiterkeit.)

— Ja, meine Herren, Sie haben es ja am Eingang unserer Sitzung aus beruflichem Munde gehört. Ich bitte sehr, meine Worte nicht etwa scherzhaft zu nehmen. Es ist mein vollständiger Ernst.

(Draba!)

Ich halte es für ausgeschlossen, daß eine solche Absicht vorliegt. Aber eben deswegen müssen wir vor den unbeabsichtigten Folgen warnen. Eben weil man an der Stelle, wo der Entwurf ausgearbeitet wird, nicht in alle Details hineinschauen kann, deshalb müssen wir von unserem Standpunkt zelgen: das werden die Folgen sein. Und nun bedenken Sie auf einem kleinen Amtsgericht die Situation! Der Anwaltsrichter wünscht, den Prozeß totzumachen oder in ein Sachversteher hineinzubringen, bei dem er mit dem Anwalt nicht durchkommt. Er ordnet das persönliche Erscheinen der Partei an. Nun soll der Richter die Partei inquirieren, soll sie anhalten, die lautere Wahrheit zu sprechen. Also der Kläger — oder der Beklagte — wird zum Angeklagten, der sich rechtfertigen muß, wenn er sein gutes Recht verteidigt! Und in welcher Lage ist nun der Anwalt? Er hat den Fall mit seinem Klienten durchgesprochen. Er kennt ihn vielleicht

genauer und viel besser als der Klient selber. Aber woche ihn, wenn er sich zum Worte meldet! Er wird zur Ruhe verwiesen. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen: — er will die Erforschung der lautersten Wahrheit verhindern. Oder er schwört; es kommt dann ein Protokoll zustande, über das sich nachher der Klient beikümmert: das habe er doch nicht gesagt und gemeint. Wie konnten Sie zugeben, daß das bereinkomme, Herr Rechtsanwalt! Dann wird Vertrauen zwischen Anwalt und Klient gefest. Das Vertrauen unserer Klienten zu uns, ist das Kostbarste, was wir haben. Daran darf in keiner Weise gerüttelt werden!

(Bravo!)

Aber, meine Herren, ich wiederhole, was ich gesagt habe. Nehmen Sie den Fall an, alles wäre falsch, was ich sagte. Denken Sie, der Entouffé hätte recht mit seinem Grundprinzip und seinen beiden Folgen hieron. Dann muß ich wiederum fragen: warum soll denn das Landgericht nicht dasselbe Recht haben wie das Amtsgericht? Warum soll es nicht ebenso gut die Partei selber untersuchen? Sie nicht ebenso trotz ihres Rechtsanwalts zittern und zwingen, die reine Wahrheit zu sagen? — Sie sehen, mit der Klust zwischen den beiden Prozeßarten, mit den verschiedenen Grundprinzipien wird man im vorliegenden Falle nicht rechnen dürfen, mit ihr eine geforderte Bezahlung des amtsgerichtlichen Verfahrens nicht begründen können. Wohl aber besteht für alle beide Gerichte ein gleiches Bedürfnis, das einer Beschleunigung des Verfahrens. Gerade das zeigt wieder die Notwendigkeit einer gemeinsamen Behandlung. Es läßt sich nicht begründen, warum ein Anspruch auf 3000 Mark nicht ebensowohl in tünlich rascher Weise zu erledigen ist, wie eine Forderung von 200 Mark.

Meine Herren, ich komme damit auf einen Punkt, der Ihnen von meinen Eingangsworten als eine der Klagen in Erinnerung ist: die Langsamkeit unseres Verfahrens. Was ich bei den Kosten sagte, gilt auch hier. Sühnen wir uns davor, die Beschwerden, die in einzelnen Punkten begründet sein mögen, zu verallgemeinern und blind dem Schlagworte „Beschleunigung“ nachzugeben. Recht finden und dabei das Rechte finden, ist eine schwere, eine ungeheuer verantwortliche Aufgabe. Der Todfeind des Rechtsfindens aber ist eine nervöse Hysterie.

(Bravo!)

Wer von uns ist nicht schon in der Lage gewesen, dem Klienten um Zeit zur ruhigen Überlegung bitten zu müssen. Und vernünftige Klienten werden dankbar sein für die gründliche Prüfung. Es wird ihnen nicht einfallen, von ihrem Rechtsbeistande deshalb geringer zu denken. Und im Gegenzug dazu soll man dem Gericht eine atomlose Last vorzeichnen, ein ständiges „nur vorwärts, vorwärts, sorgt, daß der Prozeß zu Ende kommt!“ zurufen? „Ein schnelles Urteil — ein gutes Urteil,“ hat man wohl gesagt. Aber das ist kein gutes Wort, was da geprägt worden ist.

(Bravo!)

Wir Rechtsanwälte haben Grund und Recht, dem energisch zu widersprechen.

Meine Herren, man hat vielfach auf den österreichischen Zivilprozeß hingewiesen. Ich gestehe, daß von den verschiedenen Materialien, die ich durchgesehen hatte, mir das Studium des österreichischen Prozesses mit das interessanteste war. Ich habe viel daraus gelernt: teilweise, wie man es machen, — aber noch viel mehr, wie man es nicht machen soll. Die österreichische Prozeßordnung ist das Wert eines genialen Menschen, des Justizministers Klein. Sie festelt und fassiniert; sie hat auch auf die österreichischen Juristen einen ähnlichen Einfluß gehabt. Aber wir sehen daran, wie bedenklich es ist, wenn im Prozeßverfahren nur nach dem einen Gedanken hin gearbeitet wird: Schnelligkeit! Trotzdem wir im Zeitalter des Verkehrs und der Elektrizität stehen: meine Herren, ich glaube doch, daß man in der österreichischen Prozeßordnung zu elektrisch vorgegangen ist.

(Weiterkeit.)

Es scheint mir wichtig, sich darüber ein Bild zu machen. Sie vergehen die kleine Abweisung auf das Gebiet der österreichischen Zivilprozeßordnung.

Zwei Dinge will ich nur hervorheben. Sie werden genügen, um das Urteil für uns zu rechtfertigen. Hier der eine Gedanke. Der Beschleunigung wegen werden die Parteien in ihren Ausführungen beschränkt. Der Prozeß beginnt mit der Einleitung der Klage. Dann wird sehr rasch ein Vortermin bestimmt. Man ist geteilter Meinung über ihn. Die meisten allerdings loben ihn. Wegen den nicht erschienenen Beklagten ergeht Versäumnisurteil. Ist der Beklagte erschienen, so werden prozeßhindernde Einreden geltend gemacht. Vergleichsversuche finden statt. Führen sie zu keinem Ergebnisse, so wird dem Beklagten eine kurze Frist zur Klagebeantwortung bestimmt. Die Frist darf nicht über vier Wochen sein. Ein Rechtsmittel gegen die Festsetzung der Frist gibt es nicht; denn sonst könnte die Schnelligkeit darunter leiden. Wenn nun aber der Beklagte nicht innerhalb der kurzen Frist seine Klagebeantwortung abgibt, dann ist er mit seinen sachlichen Einwänden ausgeschlossen. Es wird auf Antrag des Klägers Termin angesetzt. Dazu mag der Beklagte kommen; aber reden darf er nicht mehr. Es ergeht gegen den anwesenden Beklagten ein Versäumnisurteil. Gibt er die Klagebeantwortung ab, dann wird die Tagssagung anderaunt. Nun dürfen Replik und Duplik abgegeben, es können Anträge gestellt werden usw. Aber — sagt das Gesetz — wenn in der Tagssagung sich ergibt, daß jemand mit irgend einem Vorbringen zu spät hervortritt, wenn er verächtlich ist, die Sache verzögern zu wollen: er wird präkludiert durch Gerichtsbeschuß. Das bedeutet aber nicht, wie bei uns im deutschen Prozesse, daß man ihn sanft beiseite schiebt und auf die nächste Instanz verweist. Er ist damit ein für allemal ausgeschlossen. Sie sehen, daß die alte Eventualmaxime in den österreichischen Prozeß bedeutend hineinspielt.

Aber viel gewaltiger wirkt der zweite Punkt, die Bedeutung der Tagssagung — „Termin“ sagen wir im deutschen Rechte —: es gibt keine Vertagung, auch wenn das Gericht wollte, und auch wenn die Parteien einig sind. Nur wenn ein unübersteigliches Hindernis vorliegt, dann darf das Gericht ver-

tagen. Die österreichischen Kollegen erklären, daß das äußerst selten vorkommt. Verhinderung eines Anwalts durch einen anderen Termin ist kein Grund; Krankheit ist kein Grund; mangelnde Information ist kein Grund, — es müßte denn ein ganz besonders schwerer und eigenartiger Fall sein. Das führt auch dazu, daß die Anwälte unvorbereitet sich über ein neues Vorbringen erklären müssen. Was dabei herauskommt, können wir uns wohl selbst denken. Meine Herren, es wird dadurch allerdings vermieden, daß Vertagungen eintreten; aber um welchen Preis!

Und den Schlusstein dieses Gebäudes bildet die Beschränkung der Rechtsmittel. Die Berufung des österreichischen Prozesses ist überhaupt keine Berufung mehr in unserem Sinne. Selbst der Verfasser der Prozessordnung, Justizminister Klein, hat zugegeben, daß ihre Behandlung doch zu einigen Bedenken Veranlassung geben könne. Die österreichische Prozessordnung bestimmt ausdrücklich, daß weder ein neuer Anspruch erhoben noch eine neue Forderung vorgebracht werden darf. Die Berufung ist so geschmälert, daß sie im wesentlichen nur auf eine Nachprüfung des in erster Instanz Vorgetragenen vom rechtlichen Gesichtspunkt herauskommt. Sie ist beinahe eine Art Revision geworden. Ich habe beim Studium dieses Gesetzes das Gefühl gehabt, als werden die Parteien dort in einen rasenden Schnellzug gepackt: ob die Leute wollen oder nicht, „nur rasch ans Ziel!“ ist die Losung! Es gibt keinen Aufenthalt, kein Aremholen. Ich habe mich an einen österreichischen Kollegen, einen Mann, der mitten im praktischen Leben arbeitet, gewandt. Er steht der österreichischen Prozessordnung sympathisch gegenüber. Durch seine Antwort geht ein stolzes Gefühl. Und doch hat er betonen müssen, daß die Gründlichkeit leidet. Die Richter dort sind ungehalten, periodisch Anstöße zu geben, wie rasch sie ihre Prozesse erledigen.

(Seiterkeit.)

— Meine Herren, das ist bitterer Ernst! — Es wird als Durchschüttel angenommen, daß ein Gerichtshofsprozeß durch die drei Instanzen in drei Vierteljahre hindurchkomme. Der Richter, heißt es in der Auskunft des Kollegen, ist gerichtet, der nicht innerhalb dieser Zeit mit seinen Prozessen fertig wird. Die Anzeigen daraus lassen sich an den fünf Fingern abzählen. Das Augenmerk der Gerichte ist darauf gerichtet, das Verfahren schnell zu beendigen. Daher das Bestreben, die Beweisverhandlungen möglichst abzuschnüden; daher die absolute Absehnung jeder Vertagungsbitte. In diesem Fall, meine Herren, muß ich sagen, ist mir unser altes deutsches Verfahren trotz seiner Mängel immer noch lieber als dieses österreichische, hochmodern geworden. Ich muß in diesem Falle an Ducl de Braggi denken, der zu Karl von Weismann sagt: „In der Nichtigkeit warst du mich über, aber in der Zeitigkeit war ich dich über.“ Du halte ich es lieber mit Karl von Weismann als mit Ducl de Braggi. Ich glaube auch nicht, daß man in Deutschland ernstlich daran gedacht hat, dieses österreichische System zu akzeptieren. Auch in dem vorläufigen Entwurf findet sich in dieser Richtung keine Spur. Daß aber etwas geschehen muß, das Verfahren auch in Deutschland zu einem rascheren zu gestalten, ist trotzdem zweifellos.

Nur darf die Schnelligkeit nie auf Kosten der Gründlichkeit erreicht werden.

Nun, meine Herren, hat man im Entwurf einen Gedanken angeregt, der sehr wohl der Erziehung wert ist. Sie sehen, daß ich gern anerkenne, was der Entwurf Gutes birgt. Sie entfallen sich eines Punktes aus dem Gebiete der Kosten, den ich vorhin schon gestreift habe. Sie kennen ja den § 48 unseres heutigen Gerichtsstatutes, der in gewissen beschränkten Fällen, bei Verschleppung usw., dem Richter gestattet, eine weitere Gebühr anzulegen. Man hat nun die Sache dahin erweitert, daß, wenn mehr als drei Termine nötig werden, dann für den vierten und jeden folgenden Termin eine besondere $\frac{1}{10}$ -Gebühr erhoben werden soll. In dieser Form ist der Vorschlag nicht brauchbar. Ich habe zuerst das Gefühl gehabt, wir sollten uns gegen den ganzen Gedanken stemmen. Aber hier trat einer der Fälle ein, in denen ich mich selbst eines Besseren belehrt habe. Es das wirklich das „Bessere“ ist, magen Sie selbst befinden. Ich habe auch Rücksprache genommen mit Freunden aus Richterkreisen, denen ich ein ruhiges, objektives Urteil zutraue. Ich mußte zugeben, daß mir Recht geklagt wird über die allzu vielen, oft vermeidbaren Vertagungen. Der Nachteil trifft auch uns Anwältel selbst. Wir dürfen hier ein offenes Wort sprechen und hören. Es kommen Fälle vor, daß sowohl Richter wie Rechtsanwältel sich vorbereitet haben. Erst in der letzten Minute findet der Kollege sich bewogen, zu erklären: er könne, er wolle nicht verhandeln. Meist läßt ihn der Akteur warten. Aber die Nachteile fühlen Richter wie Anwälte. Da habe ich mir gesagt: dem muß ein Miegel vorgekehrt werden. Nach der Elle dürfen wir natürlich die Sachen nicht messen. Wir dürfen nicht sagen: jeder Prozeß bekommt drei Termine, was darüber ist, kostet Geld. Das würde zu Ungerechtigkeiten führen. Wenn Sie aber zunächst die Prozesse nach dem Objekt abtufen, und wenn Sie weiter festsetzen, daß, wenn die Anwälte oder die Parteien eine Woche vorher dem Gerichte mitteilen, es wird nicht verhandelt, der Grund zur Erhebung der Tage fortfällt, so wird die Bestimmung wohl schon annehmbarer. In zweiter Linie muß es jeder Partei gewährt sein, zu zeigen, daß eine Nachlässigkeit, ein Verschulden nicht vorliegt. Auch dann hat die Gebühr zu unterbleiben. Endlich darf sie nicht rein fiskalisch bleiben. Der Staat darf nicht die erhöhte Gebühr für sich allein fordern. So gut wie der Richter die Akten zwecklos studiert hat, ebenso ist es auch von der anderen Seite, vom Anwalt, anzunehmen. Wir müssen eine Erhöhung der Gebühr für beide Teile eintreten lassen. Dann ist die Parität gewahrt; dann wird auch bei uns die Frage erheblich sympathischer aufgenommen werden können. Aber ich gebe zu, es läßt sich darüber streiten. Man kann sehr verschiedener Meinung sein. Ich habe schon gesagt, daß auch in meiner Brust zwei Seelen wohnen.

Sehr wichtig ist nun aber, daß das Gerichte in der Lage ist, wenn die Vertagungen unterbleiben, auch wirklich prompt zu arbeiten. Und dazu gehört, daß wir das Gerichte so organisieren, das Verfahren so gestalten, daß dem Richter alles das abgenommen wird, womit man ihn heute unnötig belastet hat, daß wir uns vor Überspannung von Prinzipien hüten, daß

wir von einer rein doktrinen, theoretischen Ausbildung des Gedankens der Mündlichkeit zurückkehren zur praktischen Anwendung, und daß wir andererseits die Fälle der Schreibarbeit der Gerichte beseitigen, unter der sie stöhnen.

Da kann ich den Haden, den ich bei der Kostenfrage abdrack, hier wieder anspinnen. Ich habe gesagt, daß wir auch das Versäumnisverfahren anders regeln können und müssen. Hier lassen Sie mich bei den Verbesserungsvorschlägen beginnen. Auch hier herrliche Offenheit! Welchen Wert hat das Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit bei einem Versäumnisurteil? Wie spielt sich denn das ab? Je nach dem Temperament oder der Gewissenhaftigkeit des Richters oder seinem Formalismus wird vielleicht nicht nur der Anspruch vorgelesen. Es wird der Klageninhalt vorgelesen. Es wird gründlich geprüft, ob in der Tat die Voraussetzungen des Anspruches richtig gegeben sind, und dann das Urteil gefällt, wie es vorgeschrieben. Andere Richter, die deshalb nicht zu den schlechteren rechnen, sehen sich vorher die Sache an. Der Antrag wird rasch mit möglichst Unbeachtlichkeit vorgelesen. Der Vorstehende blüht vielleicht noch rechts und links zu seinen Beisitzern. Er murmelt: „Versäumnisurteil“, und damit ist die Sache fertig. Das ist eine Komödie der Mündlichkeit, die wir entbehren können. Vergleichen wir auf das mündliche Verfahren in Betreibungssachen, so gewinnen wir nicht nur eine Entlastung des Gerichts, sondern auch eine Verschleppung des Verfahrens da, wo sie am meisten not tut, beim Versäumnisverfahren.

Wir haben heute schon das schriftliche Verfahren bei unserem Mahnverfahren. Allerdings wird davon wenig Gebrauch gemacht. Worin liegt dies? Stein in seiner Schrift „Ihr Justizreform“ (ich habe sie schon einmal erwähnt) findet, daß an dem geringen Gebrauch dieses Verfahrens zum erheblichen Teil die Rechtsanwälte schuld sind. Es wird hervorgehoben, daß die Arbeit, die der Anwalt beim Versäumnisurteil hat, gleich Null ist. Im Vorbeigehen meldet er sich auf dem Gericht. In zwei Minuten ist die Sache erledigt, und er bekommt das Dreifache an Gebühren wie beim Mahnverfahren. „Die Müß“ ist klein, und der klingende Spott ist groß.“ Ich gestehe, Spott hat mir die Stelle in dem Buch nicht gemacht.

(Bravo!)

Gerade weil ich den Verfasser und sein Werk sehr hoch stelle, schmerzt eine solche Bemerkung. Ich kenne einen Lehrer des Zivilrechts, der hat sich, um das Immobilienrecht in der Praxis kennen zu lernen, wochenlang auf das Grundbuchamt gesetzt. Dies Studium kam seinem Werte zugute. Hätte doch Stein bei dem Amtsgericht seines Wohnorts dasselbe getan, daß er sich die Mühe genommen, das Mahnverfahren und seine Benutzung durch die Rechtsanwälte genauer anzusehen, ja hätte er auch nur irgend einen tüchtigen und ehrenwerten Anwalt gefragt, so würde er die merkwürdige Beobachtung gemacht haben, daß in einer speziellen Betreibungssache das Mahnverfahren trotz der geringeren Höhe bei den Anwälten beliebt ist. Wenn wir Hypotheken zu betreiben haben, dann erwirken wir einen Zahlbefehl für die Pfen. Die Erfahrung lehrt, daß der Hypothekenschuldner sich unterwirft. Wir ver-

sichten nicht nur auf die höhere Gebühr der Klage, sondern auch auf die Gebühr aus dem hohen Objekt. Und wenn wir das tun, dann können wir uns also auch gegen den Vorwurf verwahren, daß wir der größeren Gebühren wegen einen dem Klienten vorteilhafteren Rechtsweg vermeiden. Der Fehler liegt nicht an uns, sondern am Verfahren. Es führt direkt zur Prozeßverschleppung. Der saule Schuldner braucht ja gar nichts zu tun, als auf eine Postkarte zu schreiben: „Ich erhebe Widerspruch“. Mit diesen paar Worten ist der ganze Zahlbefehl beseitigt. Dem Kläger bleiben nur die erhöhten Kosten. Man sucht es zu verbessern. Der vorläufige Entwurf schlägt vor, daß beim Widerspruch sofort von Amt wegen zu laden ist. Das würde nur eine beschränkte Hilfe gewähren. Es gilt nur für die Antwoorter; denn der Antwoorter kann nicht vor das Landgericht laden. Vor allem bleibt für den Schuldner die leichte Art des Einspruchs durch seine formlose Erklärung.

Man wird daher einen Schritt weiter gehen müssen. Man wird doch überhaupt unter ganzes Versäumnisverfahren zu einem schriftlichen. Ich gebe kurz die Gründe an, wie ich sie mir denke. Die Klage wird eingereicht. Das Gericht gibt sie dem Beklagten zur Erklärung innerhalb einer Woche. Die Frist genügt. Sie ist ja auch beim Zahlbefehl hinreichend. Innerhalb dieser Woche kann der Beklagte — aber wohl gemerkt: beim Landgericht nur durch den Rechtsanwalt — dem Klagebegehren widersprechen. Dann setzt das Gericht sofort einen Termin zur mündlichen Verhandlung an. Kommt aber der Widerspruch nicht, dann erläßt das Gericht an dem Tage, den der Beschluß festsetzt, ein Versäumnisurteil. Also ein einfaches Verfahren ohne den Apparat der mündlichen Verhandlung und der Urteilsverhandlung. Ob Sie dieses Urteil, wie es vielfach gewünscht wird, dem Gerichtsschreiber geben, darüber läßt sich streiten. Ich kenne Gerichtsschreiber, die als Beamte des Handelsregisters sich den schweren Fragen des Aktiengesetzes gewachsen zeigen. Warum sollten sie nicht auch in Kauf- oder Mietklagen das Urteil verfassen und unterschreiben dürfen? Für bestimmte Fälle wäre die Befragung des Richters vorsehen. So, wenn der Gerichtsschreiber die Klage abweisen will. Eodent man den Gerichtsschreiber ab, dann müßte man mindestens sagen, daß es zwecklos ist, daß drei Richter im landgerichtlichen Verfahren das Versäumnisurteil unterschreiben. Einer genügt hier jedenfalls. So viel Vertrauen dürfen wir zu dem Vorstehenden unserer Kammern haben und wohl auch zu jedem einzelnen anderen Richter, daß es richtig erlassen wird.

Noch in einem anderen Punkte scheint mir das Versäumnisverfahren einer Verbesserung fähig und würdig. Im deutschen Rechte gilt jede Verhandlung für sich selber. Der Beklagte, der einmal nicht erscheint, wird kontumaziert. Hier ist einer der Punkte, in denen wir zu Österreich lernen können. Es hat mir stets widerstrebt, daß die Arbeit umsonst sein soll, daß das ganze Beweisverfahren einfach ignoriert werden muß, weil einmal der Beklagte nicht da ist. Wie mandmal forbert der Vorstehende des Gerichtes den erschienenen Anwalt auf, gegen den ausgebliebenen Kollegen Versäumnisurteil zu beantragen! Es geschieht

nicht; denn es hilft nichts. Der andere erhebt Einspruch. Die betreffende Partei erhält den Termin wieder um so und so viel Wochen später. Wir verlangten nur das Verfahren. In Österreich sind bei der Urteilsfällung nicht bloß die Ergebnisse vorangegangener Beweisenaufnahmen, sondern alle früheren Erklärungen und tatsächlichen Angaben der nummehr säumigen Partei zu berücksichtigen. So möchte man es auch bei uns. Dann fällt für falsche Urteile der Einspruch fort. Sie sind Endurteile zur Sache. Dann hat es Sinn, beim Ausbleiben des Gegners das Urteil zu beantragen. Es geschieht ihm kein Unrecht. Das Gericht urteilt nach der Sachlage.

Ratsam wäre auch — um noch ein weiteres Detail zur Vereinfachung des zu weitgehenden Mündlichkeitsprinzips anzuführen —, daß man das Gericht ermächtigt, bei mangelnden Prozeßvoraussetzungen die Sache ohne mündliche Verhandlung zu erledigen. Warum soll das Gericht, wenn der Rechtsweg unzulässig ist, wenn ein Minderjähriger verklagt ist, Arbeit und Kosten der Verhandlung aufgewendet werden. Hier dürfte sich eine einfache Erledigung durch Beschluß sehr wohl durchführen lassen. Das gilt natürlich nur für die von Amts wegen zu berücksichtigenden Momente. Aber auch für die Einrede der Ungünstbarkeit habe ich eine Verbesserung zu erwähen. Sie finden sie im vorläufigen Entwurf; sie ist dort allerdings nur für die Amtsgerichte geplant. Die Einrede der Ungünstbarkeit soll nicht zur Abweisung der Klage durch Urteil, sondern zur Verweisung an das zuständige Gericht führen. Dadurch werden Zeit und Kosten erspart. Ich verlange aber dieselbe Zeit- und Kostenersparnis auch für das Landgericht. Der Kläger hat hier dasselbe Interesse wie der kleine Mann, der das Amtsgericht mit seiner Klage angeht.

Es werden sich noch mehr Punkte finden lassen, bei denen das auf der Mündlichkeit aufgebaute Verfahren einer Änderung vom praktischen Standpunkte zugänglich ist. Das Angegebene möge hier genügen. Wie hier vor einer zu weitgehenden Mündlichkeit gewarnt werden mußte, so bildet das Gegenstück hierzu die allzu große Schreibarbeit. Ein Wort an uns selbst, meine Herren Kollegen! Die Schriftsätze sind bestimmt, das tatsächliche Material dem Gericht in gedrängter Kürze zu unterbreiten. Rechtsausführungen gehören in der Regel nicht in die vorbereitenden Schriftsätze hinein, — aber noch weniger die Parteidiskussionen.

(Sehr wahr!)

Meine Herren, wir machen unsere Schriftsätze heute — vielleicht nicht alle, aber die meisten von uns — viel zu groß. Wir verbrauchen zu viel Zeit, sie zu verfassen, und nutzen dem Gericht zu viel Zeit zu, sie zu lesen. Wie oft enthalten die späteren Urteile nur das, was schon mehrfach vorher gesagt war! Die Partei wiederholt es. Das mag sie tun. Aber der Anwalt sollte diese Ausführungen dem Gegner und dem Richter ersparen. In diesem Punkt können wir nur selber Remedur schaffen, und ich möchte es Ihnen dringend ans Herz legen. Gewiß, wenn eine neue Rechtsfrage aufsteht, wird es uns niemand verargen, wenn wir dem Gerichtshof unsere Meinung in einer besonderen Schrift vorlegen. Als Regel ver-

lange das Gesetz kurze Sachdarstellung. Jede Kürzung des Schreibwerks ist Kürzung des Beweiswerts! Je weniger der Richter lesen muß, desto mehr Zeit hat er zum Denken. Man hat angeregt, die Schriftsätze drucken zu lassen; dann könne man sie an sämtliche Mitglieder des Gerichts verteilen. Davon kann man absehen. Auch der Druck kostet Zeit und Geld! Wenn die Schriftsätze kurz gefaßt werden, findet jeder Richter hinreichend Zeit, sie zu lesen.

Damit im Zusammenhange steht ein weiterer Punkt aus dem Gebiet der Kosten: ich meine hier die Pauschalisierung der Schreibgebühren. Auch sie ist vom vorläufigen Entwurf aufgenommen. Das ist dankenswert. Nur ist die Durchführung nicht richtig. Vor allem stoße ich mich daran, daß das Maximum, das der Rechtsanwalt als Äquivalent für die Schreibarbeit bekommen soll, 30 Mark beträgt. Auch sonst ist der Satz, 10 Prozent der erwachsenen Gebühren, der für alle Prozesse gilt, zu gering. Meine Herren, man soll nicht am falschen Orte sparen. Man führe den Anwalt nicht in Verdrachung, den Schriftsatz lieber nicht zu machen, da die 30 Mark aufgebraucht sind. Wenn wir einen Prozeß führen, der sich um 10 000 Mark und mehr dreht, so reicht ein solches Maximum, so reichen auch 10 Prozent der Gebühren nicht aus. Meine Herren,

die Schreibauslagen sollen für den Anwalt eine Vergütung seiner Aufwendungen sein. Täglichlich werden solche Auslagen teuer, weil das Personalmaterial geskulturer und besser werden soll, und weil dessen Ansprüche sich erhöhen. Wir ist von seiten der Notariats- und Rechtsanwaltsbureaubeamten ein Exemplar ihrer Zeitschrift zugeföhrt worden. Die Herren haben auf ihrem Kongresse sich mit der Justizreform befaßt. Sie haben in ihren Ausführungen Wert darauf gelegt, daß die Anwälte so gestellt sind, daß sie ihr Bureaupersonal ordentlich bezahlen können. Das soll auch geschehen; dann aber müssen wir doch auch das erhalten, was aufgewendet werden soll. Vermeiden müssen wir ferner bei der Pauschalisierung, daß außer den Schreibauslagen auch außerordentliche Auslagen in das Pauschale hineinommen sollen. In einer großen Handelsstadt gibt es eine Reihe von Auslagen, die nicht Schreiberei sind. Wir kommen dazwischen Male in die Lage, dringend an einen Klienten, der in Berlin oder Janina wohnt, zu telefonieren, um eine rechtzeitige Auskunft zu haben, um verhandeln zu können. Dann darf es nicht hinterher heißen: „Sie haben zwar 9 oder 6 Mark für Telefongespräche in dem Prozeß verbraucht; wir sehen auch ein, daß sie zur Rechtsverfolgung erforderlich waren. Aber sie müssen aus den 30 Mark bezahlt werden.“ Das wäre kleinlich und schädlich. Durch die Pauschalisierung gewinnen wir eine leichtere Kostenberechnung. Ist die Schreibgebühr lediglich als Pauschale nach Prozenzfätzen der Kosten zu berechnen, dann fällt die Silbenzählerei und die Seitenmaßrechnung fort. Das wäre eine Wohltat für das Gericht und für den Anwalt.

Wird nun aus den beschriebenen Wegen den Gerichten viel Arbeit abgenommen — und noch anderes werde ich erwähen können, das hier zu dient —, so wird es möglich sein, zu erreichen, was heute schon als Ideal vorschwebt, aber praktisch nicht durchführbar ist: eine wahre Unmittelbarkeit in der Verhandlung des Streitstoffes selbst. Der Schwerpunkt liegt in dem Vortrag. Vor

allem aber ist das Gericht in der Lage, die Zeugen und Sachverständigen selbst zu hören! Wir haben heute darin die Unmittelbarkeit nur auf dem Papier. Zu der großen Mehrzahl der Fälle kann bei der Arbeitslast des Gerichtes der Gerichtshof die Zeugen nicht selbst hören, den Augenschein nicht selbst vornehmen. Es klingt wie Ironie, von Augenschein zu reden, der nachher von dem einen Mitgliede dem Gerichtshof erzählt wird. Viel mehr als das vollständige Vorlesen der Zeugenprotokolle ist es für die Rechtspflege wert, wenn das gesamte Gericht die Personen sieht und sprechen hört. Damit beschleunigen wir wiederum das Verfahren. Dann kann sich an die Zeugeneinvernahme und an den Augenschein die Schlussverhandlung und das Urteil anknüpfen.

Ich bitte, mir bei dem Urteil nochmals zur Frage des Schreibewerts zu folgen. Sind unsere Schriftsätze, wie ich sie vortrage, ja werden wir den Tatbestand im Urteil nicht mehr brauchen. Das ist freilich einer der Punkte, über die sehr viel geschrieben und gestritten worden ist. Es werden seitens der Obergerichte und der Obergerichtsanwälte Bedenken geäußert. Ich bezweifle aber nicht, daß ein Obergericht, wenn die Schriftsätze kurz und knapp sind, vollständig in der Lage ist, sich sein Urteil über das Urteil zu bilden. Ich verstehe es, wenn unsere Richter klagen: unsere kostbarste Zeit verbringen wir damit, aus den Schriftsätzen den Tatbestand zu ergründen, und meist ist es rein zwecklose Schreibarbeit. Man kommt in Frankreich ohne Tatbestand aus; es wird auch bei uns gehen. Wäre nicht die Gefahr einer unrichtigen Feststellung, und liesse nicht die kurze Berichtigungsfrist, wie viele von uns würden diesen Teil des Urteils lesen? Wenn das Gericht sein Urteil begründet, so muß es die Tatsachen, die ihm vorgetragen sind, besprechen. Das genügt allen Tellen.

Wie wir aus den Tatbestand verzichten, so können wir auch in der Vollstreckungseinstang die Gründe entbehren. Nicht, daß keine Gründe gemacht werden; sie sollen nur für den Gerichtsvollzieher zur Pfändung nicht verlangt werden. Hierzu muß ihm der Tenor des Urteils und der Ausweis der Gerichtsschreiberei über die Vollstreckbarkeit genügen. Glauben Sie denn, daß jemals ein Gerichtsschreiber die Gründe gelesen hat? Die sind ihm furchtbar gleichgültig! Der Gerichtsrichter töpft den Verurteilten, der ihm mit der vollstreckbaren Ausfertigung des Urteils übergeben wird, — und der Gerichtsvollzieher dürfte nicht einmal einen Schrank im Werte von 26 Mark ohne Gründe pfänden?! — Allerdings, die vereinfachte Vollstreckung gerät in Konflikt mit dem Gedanken der Prozeßordnung, es dürfe nicht vollstreckt werden, ehe das ganze Urteil zugestellt ist. Das wieder hängt mit der Einlegung der Berufung und ihrer Frist zusammen. Zuerst war ich aus diesen Gründen gegen die Vollstreckung auf Grund des Tenors allein. Dann aber schien mir der andere Ausweg der richtigere: wir müssen auch die Berufung ändern. Führen wir doch das Einlegen der Berufung — wie im Strafverfahren — durch Anzeige an das Gericht ein! Es braucht dann nicht der Berufungsführer in tausend Ängsten zu sein, ob nicht der Postbote bei der Zustellung einen Fehler macht. Meine Herren, wenn Sie die Entscheidungen

des Reichsgerichts über diese Fragen durchgehen, so finden Sie einen Tummelplatz seiner Zursprunz. Der junge Jurist mag seinen Ehschritt daran schulen. Aber es ist doch recht bedenklich, wenn ein Recht davon abhängen soll, ob die Puffrau eines Rechtsanwalts zu seinem Hausgebinde gehört oder nicht. Aus den Urteilen habe ich immer gesehen, daß das Reichsgericht stets bemüht ist, diesen Folgen aus dem Wege zu gehen. Mehr als eine Entscheidung hätte bei rein formalistischem Denken leicht zu anderen Ergebnissen führen können. Wohl uns, daß das Reichsgericht sich nicht dazu zwingen läßt! Aber noch besser wäre es, wenn das Gesetz die Begriffsjurisprudenz abschaffe und sich mit der bei dem Untergericht abzugebenden präzisen Willenserklärung, Berufung einzulegen, begnüge. Die Folge dieses Systems wäre, daß die Berufungsfrist getürzt werden müßte. Besondere Kasten entstehen durch die einfache Anzeige nicht.

Dann, meine Herren, wäre ich basir, daß eine kurze Berufungsbegründungsfrist eintritt. Damit würden eine Reihe von Berufungen beim Oberlandesgericht, durch die man lediglich einige Monate Zeit gewinnen will, vermieden werden. Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen. Ich komme abmieses zu tief in die Details. Alles, was man hier tun könnte, vermag ich doch nicht zu berichten. Es bleiben noch viele andere wichtige Fragen.

Nur noch ein Wort auf diesem Gebiete! Ist denn nicht überhaupt die Berufung in gewissen Fällen besser auszuschließen? Hat es Jemand, in Bagatellsachen eine Berufung anzulassen? Meine Herren, viel ist ganz besonders über diesen Punkt geschrieben, für und wider. Viel Gefühl für den kleinen Mann wurde ausgesprochen. Ich glaube, es ist eine rein praktische Frage. Mit Gefühlsmomenten kann man sie nicht entscheiden. Es wird vielfach ein Ausdruck zitiert (er wird verschriebenen alten Juristen in den Mund gelegt): daß es der Maus genau so weh tut, wie dem Elefanten, wenn man ihr das Fell über die Ohren zieht. Damit soll gesagt werden, daß es dem armen Teufel ebenso schmerzhaft ist, 20 Mark, wie dem Millionär, 20000 Mark zu verlieren. Dieser Schmerz, der sich ja kaum abmessen läßt, darf aber bei einer praktischen Frage der Gesetzgebung nicht ausschlaggebend sein. Wir will scheinen, daß, wenn man für 20, 40, höchstens 60 Mark die Berufung ausschließt, das deutsche Volk sich nicht beschwert fühlen wird. Eine wesentliche Abholung von Arbeit, die in keinem Verhältnis zum wirtschaftlichen Werte steht, wird erreicht.

Überbings spielt hier ein weiteres Moment herein. Witten in diese Frage „Berufungsverlängerung oder nicht“ erdnt der Hof nach anderen Richtern. Schafft uns solche Gerichte, die das schrankenlose Vertrauen der Nation genießen, und sie entbehrt den Anschluß der Berufung nicht! Und damit komme ich endlich zu dem Punkte meines Berichtes, den Sie vielleicht als den Kernpunkt der ganzen Helam betrachten, und der jedenfalls heute im Mittelpunkt der Debatte steht: zur Gerichtsorganisation. Meine Herren, ich habe Sie absichtlich den Weg durch den Zivilprozeß geführt. Wir müssen uns des Zusammenhangs des ganzen Werkes bewußt bleiben. Die Frage der Gerichtsverfassung ohne das Verfahren verliert den festen Boden.

Am 30. März 1906 schnitt der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes die Materie in seiner berühmten Herrenhausrede an. In rascher Folge kamen seine Aufsätze und Schriften darüber. Zuerst sein Aufsatz in der „Deutschen Juristenzeitung“, dann seine bekannte Schrift mit demselben Namen „Grundlinien durchgreifender Justizreform“. Schließlich in diesem Jahre sein letztes, meines Erachtens bestes Werk „Zur Verändingung über die Justizreform“. — Der Herr Staatssekretär des Reichsamts der Justiz hat die Adickes'schen Gedanken ein juristisches Ereignis genannt. Und wenn Sie die zahllose Literatur ansehen, die sich an diese Schrift angeschlossen hat, werden Sie ihm schon deshalb vollständig recht geben. In der Tagespresse und den juristischen Zeitschriften wurden die Adickes'schen Vorschläge eifrig besprochen. Eine Reihe von Broschüren erschien. Einige habe ich schon gelegentlich genannt. Auch die Arbeit unseres Kollegen Ernst Juchs-Karlsruhe „Schriftsühnung und Richteramt“, die durch das hinreichende Temperament, mit dem sie verfaßt ist, Aufsehen erregte, gehört in diese Gruppe. Die Frage nach der Möglichkeit unserer Justizgerichtsverfassung wurde in den Vordergrund gehoben. Wenn Adickes weiter nichts erreicht hätte, als das Augenmerk der Juristenwelt auf diesen Punkt zu richten, so wäre das schon allein ein hervorragendes Verdienst. Anerkennung verdient die Unerfahrenheit, mit der er das Problem angreift. Sie lesen in seinen „Grundlinien“ den Satz, „daß die nach den Regeln der Beamtenhierarchie und in den Formen einer ausgebildeten Beamtenkarriere erfolgende Beförderung der höheren Gerichte der tiefste Grund für die Weltfremdheit, d. h. die mangelnde Vertrautheit der Richter mit dem wirklichen Leben und den wirtschaftlichen sozialen Vorgängen, zu suchen ist“. In der „Verändingung“ ruft er: „Wichtiger als Beförderung sind gute Richter“. Ich halte weder die Voraussetzungen, von denen Adickes ausgeht, für richtig noch das System, das er aufbaut, für die deutschen Verhältnisse praktisch durchführbar. Der Wert seines Vorgehens wird aber dadurch nicht herabgesetzt.

(Bravo!)

Wenn ich von den deutschen Verhältnissen spreche, so will ich damit den oft gehörten Vorwurf nicht wiederholen, als wolle Adickes englisches Recht auf deutschen Boden verpflanzen. Der ist unbegründet. England dient ihm nur als Folie. In der „Verändingung“, der letzten Schrift, befreit er sich von diesem Hintergrund. „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen“, sagt er selbst. Er will sein System lediglich auf den deutschen Verhältnissen aufbauen. Und obwohl oder weil ich finde, daß es für diese nicht paßt, muß ich näher auf seine Vorschläge eingehen. Sie bilden, wenn auch nicht historisch, so doch juristisch den Ausgang für die Frage: Einzelrichter oder Kollegium. Die Adickes'schen Ideen dienen zur Rechtsfertigung für die Bestreitung zur Erweiterung der Kompetenz der Amtsgerichte, freilich gegen seinen Willen. Aus ihnen wurde erst die prinzipielle und tiefer gehende Begründung dieses nicht neuen Planes gewonnen.

Sie begreifen, daß ich das Adickes'sche System kritisieren muß. Wir bekommen dadurch den richtigen Ge-

sichtswinkel für die Spezialfrage der Kompetenzerhöhung. Hören wir ihn. Prinzipiell entscheidend Einzelrichter alle Sachen in erster Instanz. Nur für die Oberlandesgerichte und für das Reichsgericht bleibt es beim Kollegialsystem, aber mit verringerter Richterszahl. Bei den Einzelrichtern kennt er grundsätzlich nur eine Kategorie, die Amtsrichter. Sie werden nicht in die Landgerichte nach dem heute üblichen Verfahren befördert; Amtsrichter sind sie und Amtsrichter bleiben sie. Sie rücken mit steigenden Jahren zwar im Gehalt auf; weiteren Erbsätze sollen sie nicht haben. In „gehobener Stellung“ über denselben die wenigen Landgerichtsmitglieder. Hier gibt es nur Präsidenten und Direktoren; diese werden ausgewählt aus den vortrefflichsten Amtsrichtern und Rechtsanwältinnen. Dasselbe gilt von den Oberlandesgerichten. Wir haben also auf der einen Seite die meisten Massen der Amtsrichter und auf der anderen Seite die wenigen gehobenen Richter im Land- und Oberlandesgericht. Damit wand in Hand geht die Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte. Adickes scheint nicht abgeneigt, die Kompetenz seiner Amtsrichter noch höher zu stellen als 1200 Mark. Dieses System begründet er aus unseren deutschen Verhältnissen. Unsere Richterszahl, so führte er aus, steigt und steigt mit jedem Jahre. Und die Gefahr ihrer Verschlechterung wächst und wächst. Je mehr Personen, desto geringer die Auswahl, desto schlechter die Qualität. Deshalb müssen wir die Richterszahl verringern, damit wir die Qualität verbessern können. Wir haben die Wahl, ob wenige und gute oder ob viele und schlechte Richter. Einen weiteren Mißstand sieht Adickes in dem Bestreben gerade der besten Amtsrichter, in das Landgericht befördert zu werden. Das raubt dem Amtsgericht seine vorzüglichsten Kräfte.

Wenn wir, meint nun Adickes, mit unserem heutigen hierarchischen System brechen, dann fällt die Bluthut der besten Amtsrichter in das Landgericht fort, dann werden die Leute gern am Amtsgerichtssitz bleiben. Dort werden sie mit der Bevölkerung fest verwachsen und deren Vertrauen genießen. In den Landgerichten verschwinde beide auch nur scheinbare Abhängigkeit der jüngeren Landrichter von den Präsidenten oder Direktoren. Für diese aber sei die Möglichkeit gegeben, eine Elite von Richtern zu bilden, die wieder Vorbild auf die ganze Rechtspflege wirke. Alle Richter in den Landgerichten und den Oberlandesgerichten (mit Ausnahme der Präsidenten der letzteren) stehen einander völlig gleich. Es ist also auch hier für eine Stabilität gesorgt. Ein interessantes Bild ist es, das Adickes entwirft, bestehend aus den ersten Bild und doch nur ein Bild. Keine Herren, ich glaube, bei näherer Betrachtung werden Sie mir zustimmen, wenn ich es nicht der Verwirrung fähig halte.

Zunächst sind schon die Prämissen sehr bedenklich. Adickes sagt, wir brauchen jetzt jedes Jahr mehr und mehr Richter, und diese werden immer schlechter und schlechter. Er stellt uns vor die Alternative: entweder viel und schlecht oder wenig und gut. Er selbst anerkennt, daß unser deutscher Richterstand Vortreffliches geleistet hat. Das dürfen wir als Praktiker bejahen. Die Einführung des neuen Zivilrechts hat sich ohne irgendwelche Störung vollzogen. Blasi und ruhig sind wir in das neue Recht hiniübergegangen. Das verdanken wir vor

allen Dingen unserem deutschen Richterstande. Dem widerspricht es, daß er mit einem Male in jedem Jahre schlechter wird. Ich kann auch der Ansicht Krümmann's nicht beistimmen, wenn er sagt, er habe als Examinator hieselbe Erfahrung gemacht. Alle Hochachtung vor den Herren Examinatoren — aber maßgebend sind die Examina und Examinatoren nicht. Der Anwaltstand kennt die Richter in ihrer praktischen Tätigkeit. Ein Sinken der Qualität können wir nicht bestreiten. Gewiß, die Zahl der Richter steigt, aber nicht über das Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung und des Volkswohlstandes hinaus! Weshalb soll nicht ein Volk wie das deutsche die nötige Zahl brauchbarer Richter erzeugen? Ständig wächst der Bedarf an Männern der Technik. Nirgends eine Klage, daß wir nicht Chemiker und Ingenieure in geeigneter Art und Zahl besitzen. Man verlangt hier keine Genies, sondern wackere verständige Arbeiter in ihrem Gebiete. Und die werden wir in künftigen Jahren auch in dem übrigen finden.

Aber weiter! Nehmen wir an, wir verringerten wirklich unsere Richter. Wie sollen diese gemählt werden? Wie sollen wir die besseren herausfinden? Doch wohl nur mittels der Examina! Die Herren aus Baden und weiteren Kreisen wissen, daß das boshafte Ministerium für die Affessoren einen *numerus clausus* eingeführt hat. Die Herren, welche die „Deutsche Juristenzeitung“ gelesen haben, entinnen sich des Aufsages des Freiburger Staatsrechtslehrers Rosin über diese Anordnung. Sie werden zugeben, daß alles, was dort über die Auswahl aus den Affessoren gesagt ist, doppelt und zehnmal gilt, wenn man das Adickes'sche System akzeptieren wollte. Alle Fragen, die Rosin stellt, lassen sich mit höchstem Nachdruck hier aufwerfen. Ich greife einige heraus: „Ist der Zeitpunkt unmittelbar nach dem zweiten Examen wirklich schon der geeignete, um mit vollem Erfolge die Auslese zu treffen?“ Und weiter: „Nun wird, ja kann denn die Auslese immer unparteiisch erfolgen?“ Und dann: „Der Minister kann nicht alles selbst entscheiden. Die Urklagen werden die Berichte der unteren Instanzen bilden, bei denen der junge Mann im Vorbereitungsdiensie gearbeitet hat. Ist es da ausgeschlossen, daß wenigstens bei manchen ein Strebertum genährt wird, die in der Unsicherheit der dreizehnjährigen Jahre nicht bloß durch Fleiß und Arbeit, sondern sicherer durch persönliche Liebedienerei sich die Gunst der Vorgesetzten verschaffen zu können meinen?“ Und endlich: „Wird es nicht im Volke umgehen: der Richterstand wird einheitig zusammengesetzt?“ Das sind beachtenswerte Worte von beachtenswerter Seite. Unter Bedarf an Richtern auch bei der Ertapung, wie sie Adickes glaubt annehmen zu dürfen, ist ein viel zu großer, als daß nicht die Auswahl in der beschriebenen Weise und mit den beschriebenen Mängeln vor sich gehen müßte.

Meine Herren, ich glaube schließlich auch nicht, daß man in Adickes'schen System die Flucht vom Amtsgericht vermeidet. Wenn Sie es genauer ansehen, so finden Sie, daß es doch wieder hierarchisch gliedert. Er will nämlich die „Amtsrichter schlechthin“ nur bis zu 300 Mark entscheiden lassen. Über Prozesse zwischen 300 und 1 200 oder 1 500 Mark entscheiden die „Amtsgerichtspräsidenten, Direktoren oder besonders bewährte

Amtsrichter, die an den Amtsgerichtspräsidenten zusammengefaßt werden“. Wir haben also doch wieder ein besonderes Gericht, mögen auch seine Mitglieder nur Einzelrichter sein und in Menge den anderen Amtsrichtern gleichstehen. Und dann wird die Flucht von dem kleinen Amtsgericht nach dem Amtsgerichtspräsidenten ganz unzweifelhaft kommen, wie heute vom Amtsgericht in das Landgericht. Menschen sind wir alle, auch die Richter. Daß jemand, der einen Teil seiner besten Jahre in einem kleinen Nest in der Provinz hosen zugebracht hat oder oben im Schwarzwald, lieber in eine größere Stadt geht, wird ihm niemand verübeln können. Da hilft es nichts, daß man ihm sagt: du bist ja genau derselbe Amtsrichter dort wie in der Stadt Berlin oder Karlsruhe. Der Mann, der in die gehobenen Stellen beim Landgericht kommen will, wird suchen, zu den bewährteren Amtsrichtern gezählt zu werden. Also, meine Herren, mit dieser Verbesserung der Amtsgerichte, glaube ich, werden wir auch bei dem System Adickes nicht rechnen können. Drum spitzt sich die ganze Frage schließlich darauf zu: Einzelrichter oder Kollegialrichter — was ist das bessere?

Hier, meine Herren, kann ich mich sehr kurz fassen. Darüber haben Sie selbst unendlich viel zu teilen bekommen. Die verschiedenen Momente sagt Kollege Strang in seinem Aufsatz in den jüngsten Hefen der „Juristenzeitung“ zusammen. Treffend hebt er hervor, daß die vor einem hohen Jahrhundert in der bayerischen Abgeordnetenkammer borgelegten Gründe heute noch ebenso wahr sind. Lesen Sie an dieser Stelle nach (sie ist auch von Strang wörtlich zitiert), welchen Wert und welchen Einfluß das Zusammenarbeiten des Kollegen mit dem anderen hat, wie die geistig kräftigeren Mitglieder einen bildenden Einfluß auf die minder befähigten ausüben, die wissenschaftlichen Bestrebungen und Ergründungsgenien einzelner im Wege der kollegialen Beratung Gemeinut werden ufl. Auch wir Anwälte wissen die kollegiale Besprechung zu schätzen. Wer einen Partner hat, wird regelmäßig die wichtigeren Fragen mit ihm durchgehen. Oder man sucht Rat und Auskunft bei einem Kollegen. Dabei merken wir, daß es ein ganz anderer Ding ist, einem anderen die eigenen Gedanken klar zu machen und zu belegen, als wenn man es nur mit sich selbst zu tun hat. So wirkt jedes Moment auch auf den Richter im Kollegium. Er findet Zurechtfindung, und die Debatten klären die Meinungen. Je rascher wir das Tempo unserer Prozesse und zu gestalten bemöhen, desto mehr Wert müssen wir darauf legen, daß dabei auch der Grundsätzlichkeit ihr Recht wird.

Allerdings klingt es ganz schön, daß beim Einzelrichter die Verantwortung freige und damit auch seine Leistungen. Der Schluss, meine Herren, ist doch bedenklich. Schon die Frage, ob die Verantwortung steigt, möchte ich anzweifeln. Aber mit der Erhöhung der Leistung dürfen wir nun und nimmermehr rechnen. Ja, meine Herren, wenn wir einen solchen Idealarbeiter hätten, wie ihn unser Kollege Fuchs-Karlsruhe schildert, einen Mann, innerlich und äußerlich unabhängig, mit den Gebräuchen seiner Mitbürger in Fandel und Wandel innig vertraut, in steter Verührung mit dem allgemeinen Rechtsbewusstsein stehend, einen Mann, aus innigste Verwachsen mit der Bevölkerung, jeden kennend und doch

über allen schwebend, gründlich unterrichtet im Gesetz und den Pulsschlag seines Volkes fühlend, einen Mann, der rasch und gründlich zugleich arbeitet, der Genie und Intuition verbindet mit einer uns kleinen gebenden liebevollen Arbeitsfähigkeit und Arbeitskraft; ja, dann unterforschende ich bedingungslos das System des Einzelrichtertums. Kollege Fuchs ist nicht umsonst Anhänger Niebsches. Ihm schwebt ein Traumbild vor: ein Überrichter. Der läßt sich so wenig züchten wie der Niebsche Übermensch. Wir müssen rechnen mit Menschen von Fleisch und Blut, mit Menschen mit vortrefflichen Eigenschaften und mit Fehlern, bald mit voller Kraft arbeitend, bald nachlassend, bald mit scharfem Auge für das Leben, bald mehr für das Buchwissen begabt. Durch die Vereinigung dieser verschiedenen Köpfe in ehrlicher Zusammenarbeit haben wir bis jetzt gute Ergebnisse erzielt. Ohne überzeugenden zwingenden Grund dürfen wir dies System nicht preisgeben.

(Bravo!)

Man versucht einzuwenden, daß auch diese Auffassung des Kollegialgerichtes häufig ein Idealbild bleibe. Der Schwerpunkt liege doch beim Referenten. Im Grunde mache doch der einzelne das Urteil. Das ist, so weit es zutrifft, nur die Folge einer Überlastung der Richter. Man befreie sie von der Schreibarbeit und gebe ihnen die nötige Zeit zum richterlichen Denken. Dann wird jeder Richter in jeder Sache mitwirken. Der Vorwurf trifft nicht das System, sondern die Momente, die seiner Entfaltung hinderlich sind. Sie sehen aber auch hier wieder den innigen Zusammenhang der ganzen Gesetzgebung. Die Reform des Verfahrens ist von Bedeutung für die Frage der Verfassungsänderung.

Meine Herren, es ist auch unrichtig, wenn man behauptet hat, daß der Einzelrichter weniger weltfremd sei als der Kollegialrichter. Weltfremdheit heißt doch Unkenntnis der bestehenden Sitten und Gebräuche des Volkes, Unfähigkeit, sich in das Denken und Fühlen der verschiedensten Menschen hineinzufinden. Wie soll es kommen, daß der Einzelrichter größere Begabung dafür, größere Erfahrung darin habe? Das ist individuell verschieden; auch der Kollegialrichter kann sie in hohem Maße besitzen. Man verwechselt damit nicht die Kenntnis des Richters von der Person der Partei oder gar seine persönlichen Beziehungen zu derselben. Das erstere kann mitunter nützen. Es muß es nicht. Es kann auch den Blick trüben. Das letztere ist stets nachteilig. Beide Momente mögen Sie ebensowohl beim Kollegial- wie beim Einzelrichter finden. Nur die Größe des Fluges, das Zielsetzende bedingt diese persönlichen Kenntnisse.

Für versteht habe ich es endlich auch, wenn behauptet wird, der Einzelrichter sei in der Lage, der Freund seiner Bevölkerung, ihr wohlwollender Berater in ihren Rechtsangelegenheiten zu werden. Das heißt, den Richterberuf völlig verkennen. Niemand kann Richter und Helfer in streitigen Sachen sein. Denn der Richter soll richten und nicht beraten. Die Spaltung in den beiden Aufgaben der Rechtspflege, die sich in Anwaltschaft und Richteramt ausdrückt, ist keine Erfindung der Willkür. Sie ist eine notwendige Arbeitsteilung. Denken Sie sich nur den Fall, es kommen beide Teile zum Richter. Vom Anwalt erwarten wir als selbst-

verständlich, daß, wenn er *Ä* beraten hat, er den *B*, der auch zu ihm kommt, abweist. Der Anwärter aber sollte sich innerlich umfalten, er soll, nachdem er dem einen schon beraten hat, nun auch zu dem zweiten sagen: jetzt bin ich dein Freund. Ich glaube, das würde das Ansehen der Justiz mehr untergraben, als ihr nützen.

Wir kommen also, meine Herren, zu dem Ergebnisse, daß festzuhalten ist an unserem Kollegialsystem. Wir würden dem Volke etwas nehmen, was es hat, ohne ihm etwas zu geben, was ihm bisher fehlte. Und damit werden Sie sehen, daß das Abideische System, so schön es klingen mag, in der Praxis nicht umzusetzen ist. Aber wertvoll ist es trotzdem, weil es durch die Anregung weiter wirkt. Es löste eine Fülle von Ideen aus. Manches steht auch da übers Ziel hinaus; aber auch manches Praktische und Brauchbare wird zutage gefördert. Ich meine dabei weniger, daß auch Abide eine andere Vorbildung der Juristen verlangt hat, und die Vorschläge, die sich hieran knüpfen. Am ehesten geht wieder Kollege Fuchs-Karlruhe. Er fängt mit der Kritik der Gymnasialbildung an und will einen ganz anderen Werdegang an deren Stelle setzen. Andere wünschen den Beginn des Rechtsberufs von der praktischen Seite. Wieder Andere legen Wert auf die Beschäftigung des fertigen Juristen im kaufmännischen Gebiete. Wichtig ist freilich die Vorbildung. Aber scheiden wir heute lieber das ganze Moment aus. Die Materie, die uns beschäftigt, ist immer noch eine sehr große. Abide hat recht, wenn er von einer Verquickung dieser Frage mit der Reform der Rechtspflege eine Verzögerung fürchtet. Bleiben wir bei unserer Spezialfrage.

Wir spinnen den Abideischen Gedanken weiter. — Man sucht die Weltfremdheit der Gerichte zu beseitigen. Was liegt näher, als zu sagen: ihr wollt volkstümliche Richter, wollt eine dem Volke näherstehende Rechtspflege, — so zieht doch die Mitglieder des Volkes selbst heran! So finden Sie das Verlangen des Valentinsgerichtes, ähnlich wie im Strafsverfahren, einen Berufsrichter und zwei Mitrichter aus Valentreifen. Meine Herren, auch da hüten wir uns vor der scheinbaren Popularität solcher Ideen und vor allem vor Schlagwörtern! Auch diese Bewegung ist zu verstehen. Sie versieht zwar den Ruf nach Beschleunigung; aber sie verspricht enge Fühlung mit dem Volke selbst. Ihr Beweismittel ist das Kaufmannsgericht. Nun ist wohl anzunehmen, daß das Begehren größerer Volkstümlichkeit und Heranziehung des Valentinsmoms auch in Zivilsachen in einem Zusammenhang mit einem gewissen Streben der breiteren Volksklassen nach der Mitregierung steht. Wie man im staatlichen, im kommunalen Leben aus der eigenen Mitte heraus die Leute in die Gesetzgebung und in die Verwaltung bringt, so soll es auch bei der Rechtspflege geschehen. Das scheint schon daran, daß wir gar nicht in der Lage wären, die Schöffen auszubringen. Es hat schon recht schwere Verdenten, das Schöffensmaterial für die Strafgerichte zu stellen. Undenkbar wäre es in allen Zivilrechtsfällen. Raum einer von denen, die sich für den Zivilschöffen begeistern, wird gewollt sein, seine Zeit dafür zu opfern. Welchen Sinn und Zweck könnte es haben, in Erbschaftsprozessen in den subtilen Fragen des Mindertheilsrechts, wo die mathematischen Formeln so viel Kopfzerbrechen machen,

Schöffen zuzuziehen? Was sollten sie bei Prozessen über Hypothek- und Grundschuldb., bei Auflösung und Bürgschaft? Ihre Mitarbeit wäre flache, eine nutzlose Verschwendung von Menschennaterial. Und trotzdem steht in dem Gedanken ein richtiger Kern. Er wird da verwirklicht werden können, wo das Gericht angewiesen ist, direkte Fühlung mit dem Volksleben zu nehmen. Sie kennen das System unseres neuen Zivilrechts. In einer Reihe von Fällen gibt es keine festen Regeln. Da soll der Richter nach der Verheerung und der Volksanschauung urteilen. Er soll sein Erkenntnis der Lage des Einzelfalles anpassen. Er soll sagen, ob etwas gegen die guten Sitten ist oder dem Anstande entspricht. Es ist hier leicht möglich, daß der Berufsrichter sich hier irrt. Solche Erkenntnisse sind es, die den Vorwurf der Willkür herbeiführen. Hier wäre einzufügen. Freilich auch hier muß mit den vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten gerechnet werden. Man kann nicht für jede dieser Fragen das Schöffengericht bilden. Man muß zufrieden sein, wenn man dies für die Fälle erreicht, in denen sie die große Mehrzahl bilden.

Man spricht schon oft von einer Kammerzivilisierung unseres Zivilrechts. Das Handelsrecht ist für zahlreiche Vorschriften unseres heutigen Bürgerlichen Gesetzbuchs vorbildlich gewesen. Das mag auch im Prozesse gelten. Man kann für bestimmte Fälle des Zivilrechts besondere Schöffenkammern einführen. Hier findet, wie in den Kammern für Handelsfachen, der Jurist mit seinen beiden Beihilfern zusammen das Urteil. Ich kann hier nur einzelne Punkte herausgreifen.

Der erste sei wieder der Arbeitsvertrag. Klagen aus den Verträgen der Gewerbetätigen und Handlungsgehilfen hat man heute besonderen Gerichten zuweisen. Sie sind besonders populär. Zwei ihrer Richter werden von den Arbeitgebern, zwei von den Arbeitern gestellt. Das ist wohl eine Verschwendung von Kraft und Arbeit. Ein Dreierichterkollegium würde auch in diesem Falle vollständig genügen. Schon treten weitere Kreise auf, welche auch für sich solche Gerichte fordern. Sie werden für Dienstboten verlangt, und bald werden andere folgen. Bald wird der Anwaltsgehilfe so gut wie die Musiklehrerin, der Privatsekretär wie der Adreßknecht? Verallgemeinern wir also diesen Gedanken. Schaffen wir Kammern für Arbeitsfachen. Ihnen fiele die Prozesse zuzuweisen, für die ich geringere Kosten ansetze. Sie werden die Spezialgerichte wieder in sich aufnehmen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, alle die Fälle zu suchen, in denen sich ähnliche Kammern bilden ließen. Es müßten stets solche sein, die denen das freie Ermessen, das Rechtsempfinden im Vordergrund steht. Solche Kammern brauchen nicht stets voll besetzt zu sein. Es genügt, wenn sie zur Entscheidung eines Falles oder zweier zusammenreten. So hat man Kammern für Enteignungsprozesse angeregt, die sich in Hamburg schon demöbrierten. So mag man an Kammern für Baufachen denken. Ich verweise auf die mehrgenannte Broschüre des Kollegen Guttman. Er hat den Gedanken eigener Kammern für Patentsachen angeregt mit Zentralisierung in bestimmten großen Städten. Ich überlasse die Nachprüfung dieser Details Ihnen selbst.

Aber eines mußten Sie mir nach gehalten zu erwähnen. Ich wünschte, daß wir Kammern für

Ehescheidungsachen hätten, damit wir da auch den Beteiligten selbst das Wort geben könnten. Die Ehe kann gelassen werden, wenn ein Ehegatte sich ja schwere Verfehlungen zuschulden kommen ließ, daß dem anderen Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann; das kann nur jemand einschätzen, der selbst reiche, tiefe Erfahrungen hat, wie es im Eheleben zugeht.

(Weiterkeit.)

— Meine Herren, ich glaube, Ihre Weiterkeit war etwas verfrüht. Es ist ja wohl selbstverständlich, daß ich dabei nur diejenigen meine, die verheiratet sind. Mein Gedanke war der, die Beisitzer in einem solchen Falle aus den Verheirateten zu nehmen. Ich gehe aber noch weiter — und das ist ein Weg auf den Sie mir vielleicht anfänglich schwer folgen werden —: ich möchte als Beisitzer haben einen verheirateten Mann und eine verheiratete Frau.

(Weiterkeit. Verheirater Beisatz.)

— Ich bitte, die Sache durchaus ernsthaft zu nehmen. Ich habe das ja gewünscht, daß dieser Punkt überaus deutlich wirkt. Aber wenn Sie sich den Fall ruhig überlegen, so werden Sie finden, daß dieses Begehren absolut nichts Väterliches und absolut nichts Unbegründetes hat.

(Zustimmung.)

Ich habe es begriffen, daß man seitens der Regierung seinerzeit es ablehnen konnte, bei den Kaufmannsgerichten den weiblichen Handlungsgehilfen auch die weiblichen Richter zu geben. Sie unterliehen sich kaum in irgendeinem hier wesentlichen Punkte den männlichen Kollegen. Das Geschlecht spielt bei diesen Prozessen keine Rolle. Aber wer in Ehescheidungsachen gearbeitet hat, der weiß, welch große Bedeutung hier das psychische Element hat. Wer beantwortet aber die Frage: wie faßt die Seele der Frau die Sache auf? Man hat verlangt, daß bei dem Kaufmannsgericht auch die Arbeitnehmer vertreten sein sollen. So möchte ich auch hier fordern: wenn wir Ehesachen haben, ja fallen darf beide Teile zu Worte kommen. Wir haben den weiblichen Vortmund in das bürgerliche Recht eingeführt: führen wir ruhig — ohne daß wir in den Verdacht kommen, politische Frauenrechte und das weibliche Stimmrecht zu wollen — hier die Frau als Richter ein. Geben wir der Frau in diesem Falle, was ihr Recht ist. Schaffen wir ihr die Möglichkeit, da, wo es sich um das eigentliche innere Empfinden des Weibes handelt, ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Nach meinem Dafürhalten würde der Deutsche Anwaltsrat sich ein bauernbeses Anwaltsblatt erwerben, wenn er den Mut hätte, auch dafür heute schon seine Stimme zu erheben.

(Verheirater Beisatz.)

Meine Herren, hatte die hier besprochene Weiterentwicklung des bürgerlichen Denkens an die Frage der Befestigung oder Wiederergewinnung der Volkstümlichkeit der Gerichte angeknüpft, so komme ich jetzt zu einer anderen Ausstrahlung desselben, einer Abwägung nach einer anderen Richtung. Ich erreiche endlich den lange erwarteten Punkt, die Amtsgerichts-

frage. Aber vielleicht entschuldigen Sie mich doch und begreifen, warum ich Sie den langen, langen Weg geführt habe. Ich habe es getan, weil ich mir sagte, die ganze Frage „Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz oder nicht“ kann nur als ein Glied des Ganzen begriffen werden. Wir verlieren den richtigen Gesichtspunkt, wenn wir sie isoliert nehmen. Man muß sie als ein Stück, und zwar als relativ kleines Stück der großen Reformbewegung erkennen. Und, meine Herren, Sie sehen ja, wir arbeiten darauf hin, unser ganzes Verfahren zu verbessern, zu beschleunigen. Dann, denke ich, werden Sie schon mit Bedenken an einen Vorschlag herantreten, der die amtsgerichtliche Zuständigkeit erhöhen will, weil wir dadurch eine schnellere Gerechtigkeit erzielen. Haben wir die Möglichkeit einer solchen Entscheidung auch für das Landgericht, dann brauchen wir diesen Vorbehalt nicht. Müssen Sie sich ins Gedächtnis rufen, was ich über die Abwägung zwischen Einzel- und Kollegialrichtern bei Besprechung des Abdesischen Systems sagte; es gilt alles auch hier. Sie werden die Frage nach der Wirkung für die Rechtspflege an die Spitze der Erwägung stellen. Wird diese durch den Übergang zum Einzelrichter verschlechtert, so muß dieser abgelehnt werden, man verspreche sich von ihm, was man wolle. Die Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte ist eine Art Kompromiß. Man will den Einzelrichter nicht prinzipiell für alle Sachen einführen; man will ihm nur eine große Menge bisheriger Landgerichtssachen zuwenden. Das ist unkonsequent. Entweder ist der Einzelrichter der richtige, dann führe man ihn überall ein; oder man kommt zu dem abzulehnenden Ergebnis, man gibt zu, der Kollegialrichter ist das bessere, — dann darf man auch dem Mittelstand den Kollegialrichter nicht entziehen. Ist der Erhöhungsvorschlag des Kassationsführers, dem 800 Mark zuzufügen, für ihn nicht so bedeutsam wie der Pflichtteilsanspruch eines Millionärsobannes?

Zu den allgemeinen Erwägungen über Kollegium und Einzelrichter tritt hier das Besondere unsere heutige Lage. Ich brauche mich nicht dagegen zu verteidigen, daß ich unseren Richterstand nicht doch genug stelle; aber wir können, wir müssen erklären: die deutsche Anwaltschaft ist der Meinung, daß die deutschen Amtsgerichte, wie sie heute sind, nicht in der Lage sind, den Aufgaben, die man ihnen überweisen will, zu entsprechen.

(Beifällige Zustimmung.)

Ich sage absichtlich nicht „Amtsrichter“, sondern „Amtsgerichte“. Hier richten in zahlreichen Fällen junge Klerikern. Und dann flagt man über Weltfremdheit der Gerichte! Es ist doch selbstverständlich, daß die Herren, die eben in das Leben hereintreten, die ihre Vorgeht aus der Universität und in den Gerichtssälen eben vollendet haben, die Welt noch nicht in sich aufgenommen. Wir verlangen vom Richter mit Recht, daß er nicht bloß das bürgerliche Gesetzbuch, daß er auch das ungeschriebene Recht, die Volksauffassung, kennt. Woher soll das jemand nehmen, der noch nicht in das Leben hinein geschaut, es noch nicht selbst gelebt hat! Wir verlangen vom Richter, daß er Menschenkenntnis besitzt, den schlauen Geschäftsmann zu durchschauen, und sich nicht von eleganten Manieren bestechen lasse. Dazu gehört Erfahrung und Schulung. Wie manchmal

begegnen wir Urteilen, die unverdaut philosophische und soziale Probleme enthalten! Es gehört Selbstbeherrschung und Abklärung dazu, daß der junge Jurist vor der Veruchung geübt wird, solche Töten in das praktische Leben umzuformen. Das lernt er im Laufe der Tätigkeit im Landgerichte neben den älteren Kollegen — oder auch als Einzelrichter an solchen Dingen, die verhältnismäßig unbedeutend sind.

Ich wiederhole also: ich sehe in dem Übergang zum Einzelrichter keine Besserung. In der Übertragung der Prozesse des Mittelstandes an die Amtsgerichte liegt eine Gefahr für die Güte der Rechtspflege. Meine Herren, es hat sich bereits ein wesentlicher Teil der deutschen Anwaltschaft bewegen gegen die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz ausgesprochen. Man hat uns als Partei bezeichnet; Furcht für die Gebühren soll der tiefere Grund sein. Meine Herren, das ist sicher nicht der Fall! Wenn ich mich davon überzeugt hätte, daß das Einzelrichtertum das bessere ist, wenn ich wüßte, daß die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz für die deutsche Rechtspflege das wünschenswertere ist, — ich würde unbedingt dafür stimmen. Ich bin sicher, daß in solchen Fällen auch die Ausgleichung der Nachteile, welche der Anwaltschaft entstehen, unbedingt erfolgen müßte. Wir wehren uns aber deshalb gegen diesen Plan, weil wir uns als Warner des deutschen Volkes fühlen. Wir müssen es ausdrücken, daß eine Verdrängung der Kompetenz ein schwer zu erzielender Nachteil für die ganze deutsche Rechtspflege wäre.

Und wenn man uns nicht glaubt, höre man die anderen Stimmen! Da scheint es mir interessant genug, was eine Reihe Autoritäten aus dem Gebiete der Wissenschaft gesagt haben, um es Ihnen vorzulegen. So schreibt Stein: „Nichts würde ich mehr betrogen, als wenn man sich die Arbeit in der Weise bequem machte, daß man vorschläge, für die Zuständigkeit der Amtsgerichte das Objekt von 300 Mark mechanisch und für alle Sachen auf 1000 oder 1200 Mark zu erhöhen.“ Man höre vor allen Dingen auch Abdes, den man vielfach beschuldigt hat, der Vater dieses Gedankens zu sein. Abdes äußert sich ausdrücklich in seiner letzten Schrift über die Art der Reform von sich ab. „Meines Erachtens“, heißt es, „würde die einfache Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in Zivilsachen bis zu 1000 oder 1200 Mark bei völliger Aufrechterhaltung der jetzigen Organisation allerdings eine erhebliche Verschlechterung unserer Rechtspflege bedeuten.“ Ich muß erkennen, daß man diese Abdesischen Worte nicht weiter verbreitet hat. Es ist in der Presse sehr viel die Rede gewesen von dem Abdesischen Gedanken: warum hat denn die Presse nicht auch diese Stelle aufgegriffen und diese Warnung orte et ubi bekannt gemacht? — Aber auch aus Richterkreisen hören sich die Bedenken. Sie haben jüngst in der „Deutschen Juriszeitung“ den Aufsatz des Leipziger Landgerichtsdirektors Anger gelesen. Er hat beherzigswürdige Worte gesprochen. Besonders freute mich, daß er die Anwaltschaft als am besten über die Qualität der Arbeit beim Landgericht und Amtsgericht unterrichtet ansieht. Der bayerische Richterverein hat darüber beraten. Der Münchener Oberanwaltschafts-Rat hat dort einen Vortrag erstattet. Er

sieht im Einzelrichter das Ideal. „Trotzdem halte ich es“, so fährt er aber fort, „für blinde Vereinnahmung, zu behaupten, der Einzelrichter arbeite ebenso gründlich wie das Kollegium.“ Er verneint die Frage, ob eine Erweiterung der Zuständigkeit des Amtsgerichts über die jetzige Wertgrenze hinaus im Interesse der Rechtspflege geboten sei. Der Richterverein schloß sich dieser Ansicht an. Ich glaube, das sind sachverständige Urteile, über die man nicht leicht wird hinweggehen können.

Ich habe es schon früher gesagt und darf es hier nochmals aussprechen: erwartet, befürchtet man von der Verschiebung der Kompetenz eine Verschlechterung der Rechtspflege, so genügt dies Moment, um das Projekt als unbrauchbar zu bezeichnen. Kein Vorteil kann das Gericht dieses Zustandes ausgleichen. Der Vorzug der größeren Schnelligkeit, die man dem Amtsrichter vor dem Landgerichte nachrühmt, tritt weit zurück. Ich zitiere hier wieder aus dem Berichte eines sachkundigen Mannes, des bayerischen Oberamtsrichters Klig: „Wer als Einzelrichter geübtlich wirken will, muß die Kraft eines raschen Entschlusses und den Mut zu entscheidendem Zugreifen haben; damit läßt sich das sorgfältige Eingehen auf die minder wichtigen Teile einer Streitfache nicht vereinigen.“ Und später: „Wenn die Amtsgerichte einer- und die Landgerichte andererseits richtig besetzt sind, und das Verfahren entsprechend geregelt ist, wird der Amtsrichter rascher, die Zivilkammer gründlicher arbeiten.“ Und wieder muß ich betonen, daß die Michtigkeit des Urteils nicht erliegt wird durch die Schnelligkeit. Dazu kommt, daß sich erhebliche Zweifel regen, ob denn in der Tat die Verzögerung der mittleren Prozesse an die Amtsgerichte die Beilehnung herbeiführt.

Nun, wenn dieses Moment gestrichen wird, wenn wir zu der Überzeugung gelangen, wir haben die Verschlechterung der Rechtspflege, dann sind meines Erachtens alle anderen Gesichtspunkte, die man ins Feld führen könnte, nicht mehr beachtlich, wenigstens nicht in der Weise, daß sie uns dazu bringen könnten, unser heutiges System in der besprochenen Weise durch die totale Erhöhung der Kompetenz zu verlassen.

Die Erfahrung lehrt, daß beim komplizierten Fall auch der Einzelrichter langsamer wird, wenn die Verantwortung steigt. Hier fehlt ihm die Hilfe der Kollegen, die ihm zur raschen Erleuchtung helfen, die einen Teil der Verantwortung mit ihm tragen. Es fehlen ihm nicht nur die Mitarbeiter. Oft mangelt es an der Bararbeit, welche die Anwälte leisten. Aber nehmen Sie selbst an, der Amtsrichter könnte in allen Prozessen etwas rascher zum Ziele kommen als das Kollegium, was hilft ihm die Schnelligkeit, da seine Urteile über 300 Mark doch nicht vorläufig vollstreckbar sind? Der Kläger bekommt vielleicht schneller das Urteil, — aber kommt er rascher zu seinem Recht, zu seinem Gelde? Das glaube ich nicht. Wenn der Gegner Berufung einlegt, dann wandert die Sache an das Landgericht. Das wird bei weitem dem größten Teil der Fälle sein. Namentlich die Beilehnung des Anwaltszwanges wird dazu führen. Ich will nicht von der Güte der Berufungsurteile der Landgerichte sprechen. Ich weise nur darauf hin, daß die Sache in der zweiten Instanz nun doch vor dem langsamsten Kollegium ver-

handelt wird. Der berühmte kleine Mann, für den man das beschleunigte Verfahren vor dem Amtsgerichte will, muß dann ruhig warten, bis er im Berufungsverfahren sein Urteil erstreiten kann. Nur der Kläger, der Mittel oder Kredit genug hat zu hinterlegen, macht das Urteil des Amtsgerichts hierdurch sofort vollstreckbar. Die erhoffte Beilehnung käme also nur den wohlhabenden Klassen zugute. Und so zeigt die angeblich soziale Reform plötzlich ein plutokratisches Gesicht. Dieses Moment verbietet, in der breiten Öffentlichkeit bekannt zu werden. Es würde vielleicht manchem Schwärmer für die Kompetenzerhöhung die Augen öffnen. Die Konsequenz zu ziehen und alle amtsgerichtlichen Urteile auch bis zur neuen Höhe für vorläufig vollstreckbar zu erklären, hat auch der vorliegende Entwurf nicht genügt. Ich fand sie in einer Petition des Zentralverbandes der baltischen Haus- und Grundbesitzer Dresdens und des sächsischen Innungsverbandes an den Reichstag. Ich verwende diese Petition dem Herrn Kollegen Haffermann. Mir scheint, die Herren Petenten fühlen sich hierbei ja ausschließlich als Kläger. Mäher würde ein sehr erkanntes Gesicht machen, wenn er als Beklagter sich der sofortigen Vollstreckung eines Urteils von 1000 Mark gegenüberfände. Die vorläufige Vollstreckbarkeit der bisherigen amtsgerichtlichen Urteile gründet sich doch nicht darauf, daß ein Einzelrichter das Urteil erläßt, sondern weil es sich um verhältnismäßig kleine Posten dreht. Sie sehen aber, welche Folgerungen die Kompetenzerhöhung zeltigt.

Wozu zu verwerfen ist freilich auch hier der Gedanke der Erreichung einer rascheren Entscheidung durch den Amtsrichter nicht. Es gibt in der Tat Fälle, bei denen die Schnelligkeit des Urteils einen erheblichen Teil seines Wertes ausmacht, wo rasches Zugreifen, das Durchhauen des Knotens mehr sein kann als eine gründliche, langsamere Lösung. Das ist heute schon in der Gerichtsverfassung anerkannt für die Sachen, die man ohne Rücksicht auf den Streitwert den Amtsgerichten zugewiesen hat. Eine Vermehrung dieser ist möglich, ist erstrebenswert.

Man kann und soll die sachliche Zuständigkeit des Amtsgerichts erhöhen, ohne ihm einfach schematisch alle Werte über 300 bis zu 1200 Mark zuzuwenden. Schon Stein hat darauf hingewiesen. Anger macht Vorschläge in dieser Richtung. Und in der Tat, es bieten sich eine ganze Reihe geeigneter Fälle. Mit Recht wird auf den Widerspruch hingewiesen: wenn das uneheliche Kind auf Ernährung klagt, so gebe es vor den Amtsrichter; aber das eheliche Kind und die Ehefrau verwerten wir an das Landgericht! Es gibt keinen logischen Grund für diese Trennung! Es wird mit Recht gesagt: wenn wir die Mietraumungsklage dem Amtsgericht zuweisen, warum nicht auch die Klage aus dem Mietzins, aus Erlaß der Befristung der Mietfasse? Alle Widerspruchsklagen gegen Zwangsvollstreckung gleichen sich. Es passen für das Amtsgericht. Und auch hier muß ich des Arbeitsvertrags gedenken. Wir werden am besten die Wiedereingliederung der Kaufmannsgerichte in das allgemeine System herbeiführen — und die müssen wir herbeiführen! —

(Belsall)

wenn wir die Kammern für Arbeitsfachen schaffen, bestehend aus dem Amtsrichter und den zwei Beisitzern, den Schöffen. Sie sehen, wie diese Prozesse besonders behandelt werden sollen. Niedrigere Kassen, Laien- und amtsgerichtliche Zuständigkeit. Da dürfte doch das besondere Gericht keine Erstinstanzberechtigung mehr haben. Noch andere Fälle hat man aufgezählt. Man dachte an den Urkundenprozeß. Das ist mir nicht unbedenklich. Ich will ja hier nur skizzieren. Ich überlaß es Ihrem Nachdenken, noch weitere Sachen, die für die Amtsgerichte passen, zu finden.

Wenn wir nun erkennen, daß die Rechtspflege durch die Kompetenzverschiebung leidet, wenn wir uns nicht einmal überzeugen, daß die größere Schnelligkeit gewährleistet wird, so wird der Verdacht, den ich ganz am Eingang meiner Ausführungen schon erwähnt habe, daß bei dem Plane der Erhöhung der Kompetenz hinter dem Justizminister der Finanzminister stehe, immer mehr und mehr verstärkt. Meine Herren, das ist ein Verdacht, den wir natürlich nicht beweisen können. Aber er bekommt eine gewisse Nahrung durch das, was ich Ihnen aus dem Mägelschen Aufsatz zitiert habe. Gewiß, es ist die Arbeit einer Privatperson und nicht die offizielle Ansicht des Ministeriums. Aber wenn ein Rat in einem Ministerium eine solche Ansicht ausdrückt, dann ist sie doch in dem Ministerium auch vorhanden. Sie wird sich auch in der Praxis Geltung verschaffen. Interessant war mir weiter, daß in der Petition des Zentralverbandes der Hausbesitzer in Dresden um die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz — ich habe sie schon erwähnt — naïv erklärt wird: „Da es auch für die Reichsregierung bedeutend leichter ist, die Zahl der Richter am Amtsgericht als das Richteralkogium am Landgericht zu vermehren, da weiter auch bedeutend geringere Unkosten für den Staat mit erstem Vorgehen verbunden sein würden, so erscheint es unzweifelhaft, daß auch die Regierung ein Interesse hat usw.“ Deutlicher kann man den fiskalischen Gedanken nicht ausdrücken. Schon daß diese Meinung in breiteren Volkskreisen auftauchen kann, sollte zur Vorsicht mahnen. Wenn ich als Anwalt vor einem Schritte stehe, den ich abwäge, den ich tun, den ich auch unterlassen kann, wenn ich mir vorstelle, er könnte den Anschein erwecken, als ob ich nur einer Gehärd wegen vorgehe, dann unterlasse ich den Schritt. Ich will nicht als Anwalt in den Verdacht kommen, meine Maßnahmen nach den Gebühren getroffen zu haben. Und was von einem simplen Anwalt verlangt wird, das sollen auch die deutschen Regierungen tun! Sie sollen auch den Verdacht von sich fern halten, als ob sie aus fiskalischen Gründen an die Reform unseres Rechtes herantreten.

(Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, ein letztes Moment noch. Man mag geltend für die Kompetenzerhöhung, daß dadurch wenigstens teilweise eine Befreiung vom Anwaltszwange für die Rechtsgutenden eintrete. Das finden Sie ebenfalls in der mehrzitierten Mägelschen Schrift. Sie finden es auch in den angeführten Petitionen und in der Tagespresse erwähnt. Meine Herren, dieses Moment spricht nicht für, es spricht gegen den Plan. Denn auch dieses Moment hat eine Verschlechterung

der Rechtspflege unbedingt zur Folge. Die Herren Petenten vom Dresdener Innungsverband mögen sich doch ins Gedächtnis zurückrufen, daß, wenn man dem Kläger den Jurist zum Amtsgegner ohne Anwalt erleichtert, man es auch dem Beklagten tut. Es wird mancher recht unangenehm überrascht sein, wenn er sieht, daß der Beklagte ihm sein Recht vor dem Amtsgerichte jetzt freitig macht, während er früher beim Landgericht, solange der Mann einen Anwalt brauchte, vor frivolen Einreden geschützt war.

Aber abgesehen von dieser präkubierenden Wirkung ist die Mitwirkung der deutschen Anwaltschaft in der deutschen Rechtspflege eine unbedingte Notwendigkeit. Wir dürften ruhig sagen, meine Herren, daß, je mehr man die Anwälte von der Rechtspflege ausschließen würde, desto mehr unsere Rechtspflege würde herabsinken müssen. Meine Herren, es hat mir in der innersten Seele wohlgetan, als bei Eröffnung unserer Sitzung der Herr Landgerichtspräsident erklärte, daß die Mannheimer Rechtspflege nicht auf ihrer Höhe stünde, wenn die Richter nicht unterstützt würden durch die Mitwirkung einer Anwaltschaft, die sich der Größe ihrer Aufgabe und ihrer Pflicht bewußt ist. Das sind Worte, die nicht nur für Mannheim gelten. Ich akzeptiere sie für den ganzen deutschen Anwaltsstand. Wir dürfen sie dem deutschen Volke zurufen. Wir sind uns unserer Aufgabe und Würde bewußt, aber wir sind uns auch dessen, was wir für die Rechtspflege bedeuten, bewußt. Meine Herren, wenn man von einer „Befreiung vom Anwaltszwange“ spricht, so hört sich das beinahe an, als hätte man das deutsche Volk bisher an die Kette der Anwaltschaft gelegt. Meine Herren, es mag auch populär klingen, wenn man dem Volke verkündet: wir lösen dich von dieser Kette, wir erklären dich hiermit für mündig, für fähig deine Rechtssachen selbst zu führen. Aber richtig ist das nicht. Das sehen Sie schon an der Inkonsequenz des geplanten Systems. Wäre es in der Tat wahr, daß der Anwalt und seine Mitwirkung bei der Rechtsfindung entbehrlich ist, warum schafft man ihn nicht vollständig ab? Gibt es denn einen größeren Widerspruch, als einem harmlosen Bäuerlein vom Oberrhein oder einem Fischer von der Ostseeküste zu gestatten, seinen Erbschaftsprozess über 1 000 Mark selbst zu führen, — wenn aber die Aktien-Gesellschaft „Hibernia“ mit der Dresdener Bank prozessiert, diesen großen Institutionen den Anwalt auszuweichen? Auch hier muß das sich darin zeigende plutokratische Moment zur Vorsicht mahnen; man muß erkennen, daß man mit der Befreiung vom Anwaltszwange dem deutschen Volke kein Geschenk machen, sondern eine Wohlthat wegnehmen wird. Der Anwaltszwang ist doch nicht der Anwalt wegen eingeführt, ja wenig wie der Schulzwang der Schullehrer oder der Impfwang der Ärzte wegen. Hätte man nicht bei Schaffung unserer Gerichtsverfassung das Bewußtsein gehabt, daß die Mitarbeit der Anwaltschaft unbedingt notwendig ist, so würde man sie damals nicht eingeführt haben. Und wir sind in dem Vierteljahrhundert keine anderen Menschen geworden. Man weiß nicht auf das Vorbild Englands hin, das gesetzlich keinen Anwaltszwang kennt. Meine Herren, in England herrscht ein ganz anderes Empfinden im rechtshabenden Publikum. Für den Engländer ist es selbstverständlich, daß er zu

seinem Anwalt geht. Es würde auffallen, ja unmöglich sein, daß der Mann seine Rechte bei einem englischen Gerichtshof selbst suchen würde. In Deutschland würde das Experiment gemacht werden, daß man zuerst versucht, sich seine Sache selbst zu besorgen. Man läßt zum Anwalt meistens erst dann, wenn es zu spät sein wird. Einen Ratgeber sucht sich der Mensch wohl auch bei Abschaffung des Anwaltszwanges, aber nicht den Rechtsanwalt, sondern den Winkelkonsulenten. Man beseitigt den Anwaltszwang, und die Rechtsagenten schließen wie Pilze aus der Erde.

(Sehr wahr!)

Man verschlechtert also den Rechtsbeistand, den man dem deutschen Volke früher gegeben hatte. Unsere Rechtspflege bedarf der Rechtsanwältin so nötig fast wie der Richter. Sie ist ohne jene nicht durchführbar. Die prozeßvorbereitende Arbeit der Anwaltschaft ist ein so wesentliches Glied in der Kette der Justiz, daß ihrertwegen der Anwaltszwang eingeführt wurde. Meine Herren, die erste Aufgabe des Anwalts ist es, den Rechtsstoff zunächst zu sichten, zu sondern, zu klären. Die deutsche Anwaltschaft ist das große Sieb, durch das alle Rechtsstreitigkeiten hindurch müssen, ohne das sie nicht an die Pforte des Gerichts gelangen können. Wenn einmal ein Anwalt eine Sache führt, die nicht ganz reinlich und zweifellosne erscheint, dann erfährt es die Öffentlichkeit, dann wird darüber geredet und geflagt. Von den hundert und hundert Fällen aber, in denen der ehrenhafte Anwalt den Kläger bestimmt, einen Prozeß nicht zu führen, weiß keiner etwas!

(Weis!)

Nur wer jahrelang in der Praxis steht, kennt diese stille Arbeit im Verborgenen. Hier ist aber Zeit und Ort, davon zu reden. Lassen Sie mich es hier aussprechen, daß wir uns dieser unserer Aufgabe stets bewußt sind; lassen Sie uns darauf hinweisen, was man dem deutschen Volke nehmen würde, wenn man den Anwalt als seinen Rechtsrat beseitigen wollte.

Aber der Anwalt ist nicht nur der Rechtsrat, er ist in vielen Fällen auch der Gewissenrat. Er wirkt als Erzieher. Der Herr Vertreter der Stadtgemeinde Mannheim hat hervorgehoben, wie er die Anwaltschaft aufzucht als die Leute, die die Mittellinie finden, die die Toleranz zu pflegen haben. Auch für dieses Wort dürfen wir danken. Wir dürfen es auch stolz als richtig annehmen. In einer Reihe von Fällen — sie sind durch das Berufsgeheimnis im einzelnen gedeckt — ist er der Beichtvater seines Klienten, der sein beladenes Herz erleichtert. Wie viel Familienfrieden lag schon in der Hand des Anwalts! Im Dunkel und Wandel des Kaufmanns ist er die führende Hand, die jenem den rechten Weg finden hilft. Wie oft hören wir: sagen Sie nicht, was das Gesetz bestimmt; sondern: was soll ich als anständiger Mensch im vorliegenden Falle tun? Meine Herren, drängen Sie nicht den Klienten von seinem Anwalt, von seinem Vertrauensmann fort! Schaffen Sie kein Mißtrauen gegen den Anwaltshand, indem Sie dessen Mitwirkung bei den Rechtsstreitigkeiten für unnötig erklären! Denn es ist ganz selbstverständlich:

wenn man erst dem Rechtsuchenden sagt, du kannst deine Sache selbst führen, dann schließen wir die Tür zum Rechtsanwalt fest zu. Er wird den Weg dahin auch dann nicht mehr finden, wenn ihn sein Gewissen drängt. Ich meine, alle Kreise, hoch und nieder, hätten allen Grund, dafür zu sorgen, daß die deutsche Rechtsanwaltschaft in dieser Weise, wie sie bisher ihre Pflicht getan hat, erhalten bleibt. Nicht bloß der Ruf nach guten Richtern, auch der Ruf nach guten, ausgewählten Rechtsanwältin ist gerechtfertigt. Die deutsche Nation hat einen Anspruch darauf, in dem Rechtsanwalt ihren Rechtsrat, ihren Gewissenrat zu behalten.

Dazu verlangen wir in erster Linie eine derartige wirtschaftliche Stellung des Anwalts, daß er diesen hohen Beruf nachkommen kann. Es ist unmöglich für den Anwalt, der mit Nahrungsforgen für Weib und Kind ringt, daß er dem Klienten gegenüber die objektive Festigkeit bewahre, die für ihn erforderlich ist. Selbst! Schwer mir vor, wie vor Jahren mir, dem Anfänger, ein alter inzwischen längst verstorbener Kollege sagte: „Führen Sie Ihre Prozesse so, daß der Klient sich eine Ehre daraus machen muß, wenn Sie seine Sache annehmen.“ Das ist der rechte Standpunkt. Dann müssen wir Rechtsanwältin so gestellt sein, daß wir einem Klienten auch einmal die Tür weisen können. Ist der Anwalt nicht mehr in dieser Lage, daß er sich unabhängig weiß und fühlt, dann wird er aus dem Führer zum Diener des Klienten, — und einen schlechteren Dienst kann man dem rechtsuchenden Publikum nicht erwischen, als wenn man den Anwalt dazu herabsinken läßt.

(Bravo!)

Ein solcher Anwalt verliert die Fähigkeit, zu unterscheiden; wofür führt er die Prozesse. Man erstrebt eine Entlastung der Gerichte. Was man mit allen Maßnahmen hier erzielt, verdirbt man wieder, wenn man nicht zugleich den Anwalt petunier unabhängig stellt. Mängel findet eine Ursache der vielen Berufungen gegen die Urteile der Amtsgerichte in der Prozeßführung der Rechtsanwältin. Dem dürfen wir heute getrost energisch widersprechen. Allein — man brüde das Niveau des Anwaltsstandes herab: die Prozesse und Berufungen werden sich mehren, das Vertrauen des Volkes zu seinen Anwältin wird sich mindern, — damit aber auch das Ansehen der deutschen Justiz.

Wir verlangen vom Rechtsanwalt wie vom Richter, daß er nicht weltfremd sein darf. Er muß besonders die Seele seines Volkes kennen. Sie muß sich ihm öffnen, daß er in ihre tiefsten Tiefen dringen kann. Und das gewinnt er nur dann, wenn auch das Volk selbst ihm das Vertrauen jederzeit zuwendet, wenn er offen und frei zu seinen Klienten reden darf, ohne Rücksicht, ob dieser den Ausdruck gern hört oder nicht. Man muß ihn als Mann der Wahrheit kennen; dann sieht ihm auch die Wahrheit zu.

Damit der Klient Vertrauen zu seinem Anwalt habe, fordern wir auch, daß er wissenschaftlich auf der Höhe seines Berufes bleibe. Er darf nicht zum Handwerker degradiert werden. Meine Herren, es ist unser Stolz, daß die deutsche Anwaltschaft auch auf dem Gebiete der Wissenschaft Brauchbares geleistet hat. Wir haben der deutschen Nation den Mann gegeben, der da hindurch

wurde auf dem Gebiet der Kommentierung der Gesetze: unserer untergeordneten Staub.

(Bravo!)

Dazu wäre die Anwaltschaft nicht in der Lage, wenn die schwarze Sorge ständig hinter ihr säße. Drum muß es die Aufgabe jeder Reform sein, sie mag ihr Ziel im Verfahren oder in der Gerichtsverfassung suchen, diesen Punkt im Auge zu behalten.

Schwer arbeitet heute schon der Anwaltstand. Schwere Lasten und schwere Sorgen liegen auf ihm. Er hat dazu geschwiegen, vielleicht zu lange geschwiegen! Wir treffen mitunter auf einen Kaufmann, dessen Geschäft zurückgeht, der sich schämt, der Steuerbehörde dies zu erklären, und lieber die hohen Steuern weiter zahlt. Beinahe so hat der Anwaltstand bisher gehandelt. Aber immer stärker wird die Furcht vor einem wirtschaftlichen Niedergang, immer größer die Notlage, immer lauter und mächtiger werden die Stimmen, die eine offene Darlegung der Lage fordern. Und wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen. Denn es ist nur die Macht der Verhältnisse, die das herbeigeführt hat. Die Bonner Kollegen haben bereits im Frühjahr einen Mahnruf erlassen.

(Ruf: Das war ein Rotschrei!)

Er fand in der Anwaltschaft Widerhall. In dem letzten Heft der „Deutschen Juristenzeitung“ schlägt Kollege Kitzinger-München ähnliche Töne an. Lesen Sie seine Schilderung, wie da jede Mark um und um gewendet werden muß, und wie wenig übrig bleibt, um für die alten Tage etwas zurückzulegen. Meine Herren, in symptomatisch ist für die heutigen Verhältnisse der Anwaltschaft der Wunsch nach der Zwangsversicherung. Das wäre den Anwälten doch nicht einfallen, wenn sie in der Lage wären, neben dem, was sie brauchen, auch für das Alter einen Sparpfennig zurückzulegen. Wir haben keine abschließenden statistischen Erhebungen über das Durchschnittseinkommen der Anwälte. Was die einzelnen Anwaltskammern bei ihren Berichten mitgeteilt haben, sind teilweise Schätzungen. Auch der Kitzingerische Aufsatz kann keine auf allgemein gültiger Grundlage ruhende Berechnung geben. Aber aus dem, was zu Gebote steht, müssen wir schließen, daß der Durchschnitt der Anwälte über ein Einkommen von jährlich 5000 Mark nicht hinauskommt. Es ist wohl richtig, daß einzelne Anwälte, namentlich in der Metropole, ein Einkommen mit fünfstelligen Zahlen haben. Das sind aber Ausnahmefälle. Man darf ja auch das Gehalt der Offiziere nicht nach dem Einkommen eines kommandierenden Generals und das der Richter nicht nach dem des Reichsgerichtspräsidenten bemessen. Es wäre geboten, daß hierüber ein authentisches Material seitens der Regierung gesammelt würde. Es wird sich dann ergeben, mit welchem Einkommen der Anwälte überhaupt zu rechnen ist. Es werden Zahlen zum Vorschein kommen, die schwer zu denken geben. Die Regierungen sind nicht blind gegenüber dem, was die Anwaltschaft wert ist, und was sie bedarf. Das Ergebnis dieser Untersuchung würde auch bei der Neugestaltung der Gerichtsverfassung seine Stütze finden. Man werfe man in diese heutigen Verhältnisse eine Umwälzung der Gerichtsorganisation, wie sie geplant

wird, hinein! Nicht deshalb dürfen wir ihr widersprechen, weil dadurch einzelne in ihrem Einkommen gestört werden. Manche schwer errungene Praxis wird leiden. Mehr als einer muß von neuem beginnen oder eine andere Stätte suchen. Das wissen wir mit in Kauf nehmen. Das sind Übergangs Schmerzen, die sich bei jeder Umänderung einer bestehenden Lage einfinden. Eine Ausgleichung in diesen Punkten wird eintreten. Allein stets muß Bedacht darauf genommen werden, daß der Anwaltstand wirtschaftlich so gestellt ist und wird, daß er seiner hohen Aufgabe entsprechen kann.

(Bravo!)

Das kann er heute schon nicht mehr! Dazu wird er nur instand gesetzt durch eine Änderung unserer Gebührenordnung noch oben, — darüber ist schon auf früheren Anwaltsstagen verhandelt worden. Es fällt mir heute nicht ein, Ihnen darüber auch noch einen Vortrag halten zu wollen; Sie haben schon ein reiches Material auf Grund der Arbeiten der von den vorhergehenden Tagungen bestellten Kommission. Kollege Ziemer-Berlin hat den Berliner Kollegen einen eingehenden Vortrag darüber gehalten, der im Druck erschienen ist. Ich kann Ihnen dessen Lesart dringend empfehlen. Auch die Regierungen finden darin die Unterlage für eine Neubearbeitung. Ich habe eingangs bemerkt, daß ich bei einzelnen Sachen eine Herabsetzung, bei anderen eine Erhöhung wünsche. Das bezog sich auf das Verhältnis der einzelnen Materien zu einander. Hier handelt es sich um die generelle Erhöhung der Einkommensquellen. Das Ergebnis muß so sein, daß es den verschiedensten Zeitverhältnissen angepaßt ist.

Man hat weiter angeregt, auch in Armensachen eine Änderung eintreten zu lassen. Man will von der Staatskasse den Erlös der Kosten in Zivilsachen, wie sie der Staatsverteidiger in Strafsachen erhält. Meine Herren, ich bitte Sie, diesen Gedanken nicht aufzugreifen. Es ist allerdings eine nicht unbedeutende Last, die wir zu tragen haben. Es ist vielleicht einzig dastehend, daß man dem Unbemittelten nicht auf Kosten der Allgemeinheit hilft, sondern den Anwälten zumutet, nicht nur unentgeltlich zu arbeiten, sondern auch auf Ersatz ihrer Ausgaben zu verzichten. Und trotzdem wird die Anwaltschaft sich diese Härte für die Unbemittelten nicht nehmen lassen. Sie hat damit begonnen freiwillig, auch ihren Mediaten zur Verrichtung der Prozesse unentgeltlich dem Unbemittelten zu gewähren. Ich begrüße das als Fortschritt. Dann dürfen wir auch nicht einen Rückschritt in der anderen Richtung tun. Aber auch da ist die Voraussetzung, die ich immer wiederhole: man stelle den deutschen Anwalt auch so, daß er diese Last ruhig auf seine Schultern nehmen kann!

(Bravo!)

Und weiter: man hat auch den Gedanken herbeigetragen, daß die Amtsgerichtsanwälte bei unserer ganzen Frage eine gesonderte Stellung einnehmen. Man hat ihnen — und das ist auch bei Mädel zu lesen — als verletzendes Moment hingehalten: ihre Stellung bedarf der Verbesserung, — wir verbessern sie ja dadurch, daß wir den Amtsgerichten die Sachen dis-

zu 1 200 Mark geben. Ich möchte an die Herren Kollegen von den Amtsgerichten die dringende Bitte richten, sich dadurch nicht verblenden zu lassen! Es ist ja anzunehmen, daß einzelne Anwälte an den Amtsgerichten eine größere Einnahme erhielten. Das wäre eine vorübergehende Hilfe für kurze Zeit. Es ist doch selbstverständlich, daß, wenn an das Amtsgericht die Einnahme bis 1 200 Mark kommen, dann vom Landgericht oder vom Oberlandesgericht eine Abwanderung stattfindet. Und in ganz kurzer Zeit ist das Verhältnis genau so, wie es früher gewesen ist. Der Deutsche Anwaltstag in Hannover hat vor zwei Jahren seine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß den Amtsgerichtsanwälten nur geholfen werden kann, wenn sie Landgerichtsanwälte werden. Man verlangt ihre gleichzeitige Zulassung beim Landgericht. Den Standpunkt teile ich heute auch; ich gestehe offen, daß ich während meiner Zugehörigkeit zum Vorstande der badischen Anwaltskammer darin eine Wandlung durchgemacht habe. Ich war ein Gegner der betagten Anwälte; die Anwaltsordnung wollte sie auch offenbar nur ausnahmsweise. Aber ich habe mich überzeugt, daß die Erfordernisse des Lebens wichtiger sind als das Gesetz. Die Abwanderung der Rechtsanwälte in die kleineren Plätze ist nicht nur aus der Überfüllung der großen Städte zu erklären. Sie entspricht dem Bedürfnisse der Bevölkerung der kleinen Orte. Auch sie verlangt nicht nur den Anwalt, der ihr die Prozesse führt, sondern den stets erreichbaren Rechtsfreund. Das mag Nachteile für die Anwälte an den Landgerichten haben. Aber dieses Moment hat zurückzutreten hinter dem wichtigeren, dem Bedürfnisse der Rechtssuchenden. Es ist auch ein erfreuliches Zeichen von der wachsenden Würdigung der Aufgabe des Anwalts im Volke.

Selbstverständlich muß dann auch der Anwalt am Orte des Amtsgerichts die seiner würdige Stellung bekommen. Dann darf es keine Unterscheidung zwischen den beiden Kategorien, Landgerichts- und Amtsgerichtsanwälten, geben. Diese sind stets auch bei dem Landgericht zuzulassen. Es ist ein Opfer, das die Landgerichtsanwälte bringen, wenn sie den Kollegen, die dranhängen an den Amtsgerichten wohnen und dem Publikum räumlich näher stehen, die besten Vertrauen und Zuneigung entgegen, diesen Weg öffnen und für deren Zulassung an den Landgerichten eintreten. Deswegen dürfen wir auch an die Kollegen von den Amtsgerichten den Appell richten: denkt nicht an eure einseitigen Interessen, an den scheinbaren Vorteil, der euch winkt! denkt an die Allgemeinheit, von der ihr ein Teil seid! denkt an die Zukunft!

(Beifälliger Beifall.)

Meine Herren, ich fürchte, wenn den Amtsgerichtsanwälten heute das zugestellt würde, was man ihnen verspricht, die Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte, dann wäre es ein für allemal zu Ende mit der Möglichkeit der Gleichstellung, der Zulassung bei den Landgerichten. Nimmer wird man das Ziel erreichen, das der Hannoversche Anwaltstag als höchstes ausgesprochen hat.

Und noch eines tut not. Auch darüber hat sich der Anwaltstag zu Hannover ausgesprochen. Er hat den Kampf um die Beieignung der Rechtsagenten und

Winkelfonsulenten an den Amtsgerichten aufgenommen. Sie ist eine unbedingte Notwendigkeit. Auch in den Schriften der Theoretiker, bei Adides, Stein, Krümann usw., überall findet man es als selbstverständlich hingestellt, daß der Anwalt von der ihn erniedrigenden Konkurrenz des Rechtsagententums befreit werden muß. Nicht der Gesichtspunkt spielt dabei die Hauptrolle. Es ist die Würde des Standes, die in erster Linie betont werden muß. Wenn man dem Anwalt zumutet, mit einem Rechtsagenten, vielleicht einem ehemaligen Anwaltschreiber, zu verhandeln, dann zwingt man ihn auch, auf dessen Methode einzugehen. Ein solcher Herr arbeitet mit anderen Mitteln, als der Anwalt darf und soll. Nicht niemand kontrolliert ihn; weder das Gesetz noch ein Disziplinarhof ist über ihm. Und welcher Nachteil dem Publikum dadurch entsteht, das können Sie oft genug in den Zeitungen finden. Immer wieder ist zu lesen, daß da oder dort einer der Herren mit den eingewundenen Weibern flüchtig geworden ist, oder daß er sie für sich verbraucht hat. Der deutsche Anwalt soll im Volke nicht nur die Garantie des guten Rechtsrats, sondern überhaupt die Garantie der absoluten Zuverlässigkeit bieten. Darum muß jede Zusammenstellung mit dem Rechtsagententum unterbleiben. Überall, wo Rechtsanwälte sind, muß die unbedingte Abweisung aller Rechtsagenten erfolgen.

An ein anderes Moment noch erinnert mich der Hannoversche Anwaltstag. Nicht ohne ein gewisses Bedauern streife ich es hier. Ich meine die Vorbereitung zur Anwaltschaft. Schon bei den Rechtsagenten habe ich das ethische Moment hervorgehoben. Meine Herren, auch hier spielt es herein. Es ist dringend wünschenswert, daß die jungen Juristen nicht unmittelbar nach dem zweiten Examen die Anwaltspraxis ausüben. Ich darf heute das nicht schelten, was die Herren in Hannover vor zwei Jahren beschlossen haben. Aber, ich habe es schon eingangs gesagt, rasch ändert sich die Zeit und rasch die Stimmung. Mir scheint, es wird nicht allzu lange dauern, und wir werden auch darin unsere Ansicht geändert haben. Die Reform hat auch hier einzusetzen. Wir wollen gute Rechtsanwälte schaffen, Leute, die fest im Charakter und fähig des Volkslebens sind. Dazu bedarf es der Reife.

Man hat auch endlich Wert darauf gelegt, die Stellung des Anwalts sozial den Richtern gegenüber zu heben. Hier spielt der Adides'sche Gedanke eine gewisse Rolle, daß aus den bewährten Rechtsanwälten die oberen Stellen besetzt werden sollen. In den ersten Schriften wollte er alle gehobenen Stellen in dieser Weise behandeln. Begreiflicherweise fand das lebhaften Widerspruch. In der „Verhandlung“ hat Adides den Vorschlag modifiziert. Man soll — Sie entsinnen sich — teilweise bewährte Richter, teilweise bewährte Rechtsanwälte nehmen. Zum Schluß meint er dann, die Herübernahme der Rechtsanwälte könne erst dann geschehen, wenn unser bisheriger Richterstand nicht mehr das Material liefern könne, diese Stellen zu besetzen. Das erleben wir voraussichtlich alle nicht. Praktisch hat also Adides diesen Gedanken als geistliche Grublgabe so aufgehoben, daß er für uns aufgehoben ist. Wir sehen die Begründetheit der Einwände gegen den

Adickes'schen Vorschlag auch ein. Unsere deutschen Verhältnisse lassen sich mit den englischen absolut nicht vergleichen. Wünschenswert und erreichbar wäre es aber doch, wenn die Übernahme einzelner Anwälte in die oberen Gerichte stärker als bisher erfolgen würde, schon des guten Beispiels wegen, schon damit die jüngeren Herren Richter sich hüten, den Anwalt schlecht zu behandeln. Möglicherweise steht in ihm ein späterer Richter am Oberlandesgericht.

(Seiterteil.)

Von ausschlaggebendem Werte sind solche Momente nicht. Im Grunde genommen ist die Stellung, die uns von den Gerichten gegeben wird, diejenige, die wir uns selbst zu verschaffen und zu behaupten wissen. Ich glaube, daß nicht nur in Mannheim, wie der Herr Präsident bestätigte, daß auch weithin im Deutschen Reich eine Kollegialität zwischen den Richtern und den Anwälten überall dann besteht, wenn der Anwalt die richtige Arbeit leistet und den richtigen Ton trifft, wenn er sich als Mitglied der Rechtspflege gleich dem Richter empfindet. Ob wir unsere Entschädigung in Gebühren oder in Gehalt bekommen, das ist im Ergebnis vollständig gleichgültig. Der Anwalt achtet den Richter und der Richter den Anwalt, den er als pflichtgetreuen ehrenhaften Mann erkennt.

Meine Herren, lassen Sie mich hier abbrechen. Ich habe ein gewaltiges Gebiet zu durchwandern gehabt und habe doch nur einzelne Städte Ihnen vortragen können, — manches werde ich übersehen haben. Trotzdem fürchte ich, daß ich zu weit und zu breit geworden bin.

(Widerspruch.)

Halten Sie es mir zugute!

Nun bitte ich Sie, in die Verhandlung einzutreten. Ich wiederhole, daß meine Vorschläge, die ich Ihnen unterbreite, meine persönliche Meinung darstellen. Sie erheben nicht den Anspruch, daß sie in allen Details durchaus die Meinung des deutschen Anwaltsstandes werden wollen. Die großen Prinzipien sollen Sie daraus entnehmen und weiter nichts. Nur die Grundlage Ihrer Beratung sollen sie werden, nicht Ihr Ziel.

Wäre diese Beratung eine nutzbringende sein für die deutsche Anwaltschaft und damit auch für das ganze deutsche Volk!

(Stürmischer, anhaltender Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, ich beabsichtige, nun eine Pause eintreten zu lassen, damit die Herren sich etwas erholen können und zwar auf eine halbe Stunde. Zuvor noch eins. Es ist bei mir folgende Depesche eingegangen:

Dem Herrn Vorsitzenden des Deutschen Anwaltstages, Mannheim, erlaube ich mir die besten Wünsche zur Tagung in Mannheim, mit dem lebhaftesten Bedauern meiner Verhinderung, auszusprechen.

Obersürgermeister Bed.

(Brauo!)

(Pause von 12¼ bis 1½ Uhr.)

Mitbeteiligter statter Rechtsanwalt Dr. Wannow-Boppot: Meine sehr verehrten Herren! Als die Absicht der Reichsjustizverwaltung bekannt wurde, das amtsgerichtliche Verfahren durch Vereinfachung der Prozeßvorschriften und Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit zu reformieren, fand dieser Plan überall allgemeine Billigung, nicht nur im deutschen Volk, das die Reform in Parlament und Presse längst gefordert hatte, sondern auch in den Kreisen der Juristen. Im allgemeinen fand und findet der Reformplan nur bei der Anwaltschaft Widerspruch, obwohl doch die Anwälte von allen Juristen mit dem Publikum die engste Fühlung haben und daher mit den Ansprüchen des Volks an die Rechtspflege am besten vertraut sind.

Die Erklärung dieser auffälligen Tatsache liegt in zwei Ursachen. Auf die eine hat Justizrat Heinich in seinem Aufsatz „Zivilprozeßreform und Rechtsanwaltschaft“ hingewiesen. Der Ausgangspunkt der Reformbestrebungen war die allgemeine Klage über Prozeßverschleppungen, an denen die Justizverwaltung hauptsächlich der Anwaltschaft schuld gab. Die Anwälte fürchten nun, daß man bei der unter diesen Zeichen eingeleiteten Reform sie schlecht behandeln werde. Die andere Ursache der geringen Sympathie, die man in Anwaltskreisen dem Reformplan entgegenbringt, liegt wohl darin, daß zusammen mit den neuen Verfahrens Vorschriften eine erweiterte Zuständigkeit der Amtsgerichte eingeführt werden soll, und daß viele Anwälte ihre Antipathie gegen die Zuständigkeitsverweiterung auf den ganzen Reformplan übertragen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte in die materielle Lage der Anwaltschaft tief einschneidet. Es läßt sich auch die Gefahr nicht übersehen, daß eine Prozeßreform in dem Zeitalter, in dem man die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte der Anwaltschaft verperkte und ihr den Prozeßbogen in den Fels setzte, zu übertriebener Rücksichtnahme auf Stellung und Interessen der Anwälte nicht neigen wird.

Dennoch tun wir nicht gut, bei der Reform ganz abseits zu stehen. Denn einerseits ist, wie Justizrat Heinich betont, die Reform mit einem anderen Maßstabe zu messen, als nach einseitigem Standesinteresse; andererseits verliert aber die Anwaltschaft, wenn sie sich in den Schmollwinkel zurückzieht, den letzten Einfluß auf die Gestaltung der Reform und vernebt dadurch gerade die Gefahr, daß dieselbe einen der Anwaltschaft unerwünschten Verlauf nehme, indem deren Wünsche und Erfahrungen ungehört bleiben.

Wollen wir praktische Politik verfolgen und Erreichbares anstreben, so sollten wir darauf verzichten, gegen die Reform durch eine Kundgebung Front zu machen, auf die doch niemand hören wird. Wir nehmen unsere Interessen nur dann wirksam wahr, wenn wir, da offenbar die Reform in den Hauptzügen beschlossene Sache ist

(Widerspruch)

und es sich nur noch um Abänderungen an der Hand der bekannt gewordenen Vorschläge handeln kann, unsere Aufgabe darauf beschränken, die Erfahrungen und berechtigten Interessen der Anwaltschaft bei der Reform zur Geltung zu bringen. Um

so eher werden wir erreichen, daß man auf unsere Wünsche hört und, wo die Reform der Anwaltschaft materiellen Schaden bringt, ihr Ausgleich bewilligt.

(Sehr richtig!)

Diesen Standpunkt sollte die Anwaltschaft schon aus tatsächlichen Gründen den Reformplänen gegenüber einnehmen.

Ich gehe nunmehr auf diese Reformpläne selbst ein. In Einzelheiten, die mit dem antzgerichtlichen Verfahren nichts zu tun haben, in den Entwürfen aber geregelt sind, will ich vorausschicken, daß die Kostenfestsetzung künftig durch den Gerichtsschreiber stattfinden soll, und daß an Stelle gewisser Gerichtsauslagen und der Anwaltsauslagen Pauschquanten treten sollen.

Diese Vorschläge haben bisher nirgends Gegner gefunden, jedoch sich ein näheres Eingehen erübrigt. Für uns Anwälte ist insbesondere, daß die Pauschquanten angemessen und nicht zu niedrig bemessen werden; namentlich wird das Minimum nicht zu niedrig festzusetzen sein, während andererseits die Feststellung einer Grenze nach oben hin ungerechtfertigt ist.

Es soll ferner künftig an Gerichtskosten eine Zuschlaggebühr erhoben werden, wenn mehr als 3 Verhandlungstermine stattfinden. Meine Herren, das sieht schlimmer aus, als es eigentlich gemeint ist; denn nicht mitgerechnet werden ja diejenigen Termine, die von Amts wegen vertagt oder vertagt werden; nicht mitgerechnet sollen auch Beweistermine werden. Ich glaube, meine Herren, daß diese Bestimmung weniger geschaffen ist gegen die Anwaltschaft, als aus fiskalischen Gründen, weil eben Prozesse, die mehr Nähe machen, teurer bezahlt werden sollen. Ich glaube allerdings, daß man diesen Standpunkt dann auch zugunsten der Anwaltsgebühren einnehmen muß, und daß man daher, wenn mehr als 3 Verhandlungstermine stattfinden, auch den Anwälten eine Zuschlaggebühr wird bewilligen müssen.

Nun zu der Reform des antzgerichtlichen Verfahrens selbst.

Herr Kollege Hachenburg legt darauf Wert, daß die Reform des antzgerichtlichen Verfahrens nicht für sich, sondern nur zusammen mit dem gesamten Prozeßverfahren erfolge. Auch ich würde, da die ganze Zivilprozeßordnung und nicht nur der Abschnitt über das antzgerichtliche Verfahren reformbedürftig ist, es vorziehen, wenn man gleich ganze Arbeit täte und die Reform von Grund aus und nicht nur stückweise vornähme. Aber ich glaube, daß bei Aufschau der Reform des antzgerichtlichen Verfahrens Gefahr im Verzuge ist. Die Unpopularität des antzgerichtlichen Verfahrens hat zur Begründung der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte geführt; schon verlangen die Landwirte Sondergerichte, und bald werden alle Berufsstände ihre Hände danach erheben. Wenn man die allgemeine Zivilprozeßreform, über deren Vorbereitung viele Jahre vergehen, abwarten wollte, statt belgischen ein vereinfachtes antzgerichtliches Verfahren zu schaffen, so werden von dem noch immer stolzen Bau der Justiz sich weitere Quabern lösen, weil schon Gewerbe- und Kaufmannsgerichte abgedrückt sind, während die schleimige Einführung eines vereinfachten und populären antzgerichtlichen Verfahrens einen Teil der Beschwerden

ausschaltet, auf die sich das Verlangen nach Sondergerichten gründet; soweit aber Laienbetheiliger gefordert werden, die künftigen wie die bestehenden Standesgerichte den ordentlichen Amtsgerichten ohne Not angegliedert werden können. Übrigens sind mehr als 80 Prozent aller Prozesse Amtsgerichtsprozesse. Es verlohnt sich also auch aus diesem Gesichtspunkt eine Teilregelung.

Es wird dann ferner gegen diese Reform gesagt, man solle nicht einen Dualismus des Verfahrens schaffen. Ja, meine Herren, den Dualismus des Verfahrens gibt es in gewissem Grade doch heute schon. Es ist doch schon heute in der Zivilprozeßordnung das antzgerichtliche Verfahren in einem gesonderten Abschnitt, abweichend von dem sonstigen Verfahren, geordnet; es handelt sich jetzt nur darum, zu der schon vorhandenen Sonderregelung einige Zusatzbestimmungen zu treffen. Gewiß, diese Zusatzbestimmungen vertiefen noch den Dualismus. Aber, meine Herren, der Zug der Zeit geht dahin: es wird nach dem Vorbilde des antzgerichtlichen Verfahrens allmählich das ganze Verfahren umgestaltet werden. Es ist schon ziemlich häufig der Fall gewesen, so in Preußen, daß nach dem Vorbilde der Bagatelprozesse, nachdem man dort Erfahrungen gesammelt hatte, das Verfahren für alle Prozesse geordnet wurde.

Das Verlangen nach Reform des Amtsgerichtsverfahrens gründet sich darauf, daß das bisherige Verfahren zu umständlich, zu langwierig und zu kostspielig sei. Die leitenden Ziele sind also: Vereinfachung, Beschleunigung, Verbilligung des Verfahrens. Es lag nahe, auf die Verfahrensdoorischriften der Gewerbegerichte zurückzugreifen, welche dieselben Ziele verfolgten. In der Tat lehnt sich auch der vorläufige Regierungsentwurf in der Hauptsache an jene Vorschriften an.

In erster Linie soll, um eine Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens zu erreichen, der Parteibetrieb durch den Amtsbetrieb ergänzt werden. Insofern künftig die Zustellungen in der Regel von Amts wegen erfolgen sollen, hat die Einführung des Amtsbetriebes meines Wissens bisher Gegner nicht gefunden. Auch der geplante Bestimmung, daß die Termine von Amts wegen bestimmt und die Parteien dazu durch den Gerichtsschreiber geladen werden sollen, ist nirgend widerprochen worden. Ebenso wenig ist bemängelt worden, daß die Verläumdungsurteile künftig regelmäßig ohne Auftrag durch Vermittelung des Gerichtsschreibers zugestellt werden sollen. Bedeuten diese Änderungen doch eine dankenswerte Entlastung der Prozeßführenden von formellen Geschäften und damit eine Vereinfachung des Verfahrens. Andererseits greifen sie nur in mechanischer Weise in die Rechte der Partei, als des dominus litis, ein.

Dagegen haben diejenigen Reformvorschläge, welche unter materiellem Eingriff in letztere Rechte das Prozeßleitungsrecht des Gerichts wesentlich erweitern wollen, bei der Anwaltschaft lebhaften Widerspruch gefunden, besonders auch bei der preussischen Anwaltschaft. Man fürchtet hier offenbar, daß bei Beschränkung des Parteibetriebes der Rechtsanwalt zu einem Zustellungsbeamten herabsinken möchte, zu dem die Preussische Allgemeine Gerichtsordnung den freien Advokaten herabgedrückt hatte.

Ich kann der Ansicht nicht beipflichten, daß eine Vermehrung des richterlichen Prozeßleistungsrechtes das Ansehen des Anwaltsstandes notwendig mindern müsse. Im Gegenteil! Ich erwarte an dieser Mehrung nicht nur eine sehr notwendige Stärkung der Autorität der Gerichte, sondern überhaupt des Ansehens der ganzen Rechtspflege und damit auch der an ihr mitwirkenden Anwaltschaft.

(Sehr richtig!)

Es kommt ja auch für das allein maßgebende Gemeinwohl nicht auf die Stellung der Anwaltschaft im Prozeß an, sondern lediglich darauf, ob der Prozeß durch Vermehrung des richterlichen Prozeßleistungsrechtes vereinfacht und beschleunigt wird. Mag nun die dem Gericht von der Zivilprozessordnung aufgeworfene Zurückhaltung im Prozeßgang beim Anwaltsprozeß für das rechtsuchende Publikum nicht oder minder schädlich sein, ohne Zweifel ist sie wenig angebracht und vom Ubel im Amtsgerichtsprozeß als Pauciprozeß. Dieser muß derart geregelt sein, daß ihn der Pauc ohne Rechtsbeistand führen kann. Dies ist aber ohne lebhafteste Mitwirkung des Gerichts schon heute nicht möglich. Eine solche Mitwirkung hat daher auch unter den jetzt geltenden Bestimmungen im Pauciprozeß in der Regel stattgefunden; aber der Richter geriet bei den Prozeßparteiien in den Verdacht der Unfreundlichkeit und mangelnden Entgegenkommens. Man hat eben im Volk kein Verständnis dafür, daß die Partei selbst den Prozeß zu betreiben habe, und erwartet die Förderung des Prozeßganges vom Richter. Daraus folgt, daß das Verfahren vor den Amtsgerichten, um vollständig zu sein, ja einfach für die Partei gefastet werden muß, daß sie im wesentlichen nichts anderes zu tun hat, als den Richter anzurufen, unter seiner Leitung das Sach- und Streitverhältnis zu erörtern und die Entscheidung entgegenzunehmen.

(Heiterkeit.)

Aus diesem Gesichtspunkt hat der vorläufige Entwurf des Reichsjustizgesetzes die Bestimmungen des § 502 getroffen, von denen wohl anzunehmen ist, daß sie auch im endgültigen Entwurf enthalten sein werden. Der Wortlaut befindet sich auf der Ihnen überreichten Anlage meines Vortrages. Der § 502 lautet:

In der mündlichen Verhandlung hat das Gericht das Sach- und Streitverhältnis zu erörtern.

Das Gericht hat zusätzlich auf eine gütliche Erledigung des Rechtsstreits hinzuwirken. Es kann den Güterverzug in jeder Lage des Verfahrens erneuern.

Kommt ein Vergleich nicht zustande, so hat das Gericht dahin zu wirken, daß die Parteien über alle erheblichen Tatsachen sich wahrheitsgemäß und vollständig erklären und sachdienliche Anträge stellen.

Diese neuen Bestimmungen haben lebhafteste Gegenwehr gefunden unter denen, welche um jeden Preis die Durchbrechung der geliebten Verhandlungsmaxime scheuen. Diese bereinigt auch gegenüber der österreichischen Prozeßordnung laut geäußerten Bedenken hat ihr genialer Schöpfer Klein durch den Hinweis bekämpft, daß einem Prozeßprinzip ein selbständiger

Wert nicht innewohne und es daher nicht auf die richterliche Durchföhrung eines Prozeßprinzips ankomme, sondern überall die Zweckmäßigkeit entscheiden müsse.

Mit diesem Maßstabe der Zweckmäßigkeit ist der Wert der neuen Prozeßbestimmungen zu messen.

Ihr erster Satz lautet:

In der mündlichen Verhandlung hat das Gericht das Sach- und Streitverhältnis mit den Parteien zu erörtern.

Früher galt allein die im Entwurf onrecht erhaltene Bestimmung:

Bei der mündlichen Verhandlung hat das Gericht dahin zu wirken, daß die Parteien über alle erheblichen Tatsachen sich vollständig erklären und die sachdienlichen Anträge stellen.

Früher hatten also die Parteien den Tatbestand vorzutragen, und das Gericht hatte die Parteien nur dazu anzuhalten. Künftig soll das Gericht selbst mit den Parteien das Sach- und Streitverhältnis erörtern. Im Prinzip ist das ein großer Unterschied; de facto wird sich wenig ändern, wenn die neue Bestimmung Geseh wird. Wenn die Parteien oder ihre Vertreter das Sach- und Streitverhältnis klar und erschöpfend vortragen, wird auch nach Einführung jener Bestimmung das Gericht sich nicht mehr in überflüssige Erörterung einlassen, während schon heute das Gericht mit Parteien, die des Verhandels nicht fähig sind, das Sach- und Streitverhältnis erörtert und sich nicht etwa damit begnügt, auf vollständigen Vortrag in freier Rede hinzuwirken, ein Ziel, das doch nicht zu erreichen ist.

Weniger wohlwollende und schwerfällige Amtsrichter überlassen allerdings das Verhandeln und die Verantwortung für den Fortgang des Prozesses den Parteien und erhalten Minderndeutung im Geseh. Ich habe es einmal erlebt, daß ein Amtsrichter einen ländlichen Kläger mündlich aufforderte, seine Klage zu substantiieren, und, als dieser ein verständnisloses Gesicht machte, in das Protokoll den Satz aufnahm: „Kläger, aufgefordert, seine Klage zu substantiieren, kam dieser Aufforderung nicht nach.“

Man wird zugeben müssen, daß die neue Gesehsbestimmung zweckmäßig ist, welche dem Gericht das Verhalten ausdrücklich zur Pflicht macht, das ein praktischer und wohlwollender Richter in geeigneten Fällen schon von jeher geübt hat, nämlich die mit den Parteien gepflogene Erörterung des Sach- und Streitverhältnisses.

Der angelegene Paragraph des vorläufigen Entwurfs sieht ferner die Bestimmung vor,

daß das Gericht zusätzlich auf eine gütliche Erledigung des Rechtsstreits hinzuwirken habe.

Diese Bestimmung ist dem Gesehsverfahren entnommen und soll sich dort außerordentlich gut bewährt haben. Verständige Richter haben auch ohne diese Bestimmung schon immer auf gütliche Erledigung der Rechtsstreite hingewirkt.

(Sehr richtig!)

Denn ein magerer Vergleich ist nun einmal besser als ein fetter Prozeß. Gütliche Erledigung eines Prozesses ist auch nicht nur vom wirtschaftlichen,

sondern ebenso meist vom ethischen Standpunkt dem Weiterstreiten vorzuziehen. Man wirft zwar manchen Richtern, die gern Vergleiche stiften, Vergleichswort vor. Ich habe aber beobachtet, daß solche vergleichswürdigen Richter gegenständig wirken und im Publikum beliebt sind. Abgesehen liegt das ja in der Hand jedes Anwalts, seinem Klienten von einem unbilligen Vergleich abzuraten. Der Anwalt wird regelmäßig so viel Einfluß auf die Partei besitzen, daß diese ihm folgt. Folgt sie ihm nicht, so braucht sie sich nicht zu beklagen, vom Gericht überredet zu sein.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch bemerken, daß in dem vorläufigen Entwurf eine Bestimmung vorgesehen war, wonach

der Beschluß, welcher das persönliche Erscheinen der Partei anordnet, der Partei persönlich aufzustellen ist, auch wenn sie einen Prozeßbevollmächtigten gestellt hat,

und daß für die unentschuldigst ausgebliebene Partei eine Strafe vorgesehen war. Ich habe zu der Einsicht der Justizverwaltung das Vertrauen, daß sie die Strafbestimmung fallen lassen wird. Dieselbe fand bei den zur Beiprägung des Entwurfs aus preussische Justizministerien eingeladenen 17 Anwälten einmütigen Widerspruch aus Gründen, die zu sehr auf der Hand liegen, als daß sie noch zu erörtern wären, und die ja auch schon der Herr Vorredner erörtert hat.

Dagegen halte ich die Forderung der Ladung zum persönlichen Erscheinen an die Partei selbst für durchaus zweckmäßig. Die Partei wird der direkten Ladung eher Folge leisten als der durch den Anwalt vermittelten.

(Widerspruch.)

Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß der Bestimmung die Furcht zugrunde liegt, der Anwalt könnte der Partei vom persönlichen Erscheinen abreden. Diese Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, wenn feststeht, daß viele Anwälte in dem Erscheinen der Partei vor Gericht eine lästige Kontrolle erblicken, daß die Mehrheit der Anwaltschaft der Erweiterung des Prozeßleitungsrechts des Richters widerspricht, und daß die berufsmäßige Vertretung einseitiger Parteiinteressen den Anwalt notwendig parteiisch machen muß. Jedemfalls glaube ich, daß diese Bestimmung ertragen werden muß. Alle deutsche Prozeßvorschriften ähneln ihr. Nichts gegen die Friedensliebe der Anwälte viel rücksichtsvoller. Es finden sich Bestimmungen, welche dem Advokaten die Gegenwart bei gerichtlichen Vergleichsverhandlungen verbieten.

Ich komme nun auf den Hinen im Druck vorliegenden § 502 zurück, und zwar auf den Schlusssatz. Das Gericht soll dahin wirken,

daß die Parteien über alle erheblichen Tatsachen sich wahrheitsgemäß und vollständig erklären und sachdienliche Anträge stellen.

Diese Bestimmung befindet sich wörtlich schon jetzt in der Zivilprozeßordnung bis auf den Ausdruck wahrheitsgemäß.

Es ist nur aus dem Bestreben, das Verhandlungsprinzip logisch bis in die fernsten Konsequenzen durchzuführen, erklärlich, wenn die Pflicht der Partei, im Zivilprozeß vor Gericht die Wahrheit zu sagen, wissen-

schaftlich vielfach bestritten wird. Wer diese Pflicht leugnet, kann nicht besser widerlegt werden, als durch einen Verzicht der Preussischen Allgemeinen Gerichtsordnung, Einleitung § 13. Dort heißt es:

daß die Parteien schuldig seien, die zur Entscheidung ihres Prozeßes erforderlichen Tatsachen der Wahrheit und ihrer besten Wissenschaft gemäß dem Richter vorzutragen, da niemand seinen Vorteil durch unerlaubte Handlungen befördern dürfe.

Dieser dem altdeutschen Prozeßbrauch entnommene, also vollstündliche Satz kommt in der modernen Gesetzgebung wiederum zu Ehren. Die österreichische Prozeßordnung ordnet an:

Jede Partei hat in ihren Vorträgen alle im einzelnen Falle zur Begründung ihrer Anträge erforderlichen tatsächlichen Umstände, der Wahrheit gemäß, vollständig und bestimmt anzugeben.

Der Schöpfer dieser Prozeßordnung, Justizminister Klein, hat in seiner Schrift „Zeit- und Geistesströmungen im Prozeß“ auf den Widerspruch hingewiesen, daß im Zivilrechte die bona fides leitend sei, im Zivilprozeß aber die mala fides gebildet werde. Und ein anderer bekannter Prozeßualist, Schwarz, hat in seiner Schrift über die Zivilprozeßreform die Eineinlegung des ethischen Moments in den Prozeß gefordert. Wer die Betonung von Treu und Glauben in der Kodifikation des modernen Privatrechts billigt, wird daran nicht Anstoß nehmen können, daß dieser Gesichtspunkt auch in der Zivilprozeßordnung ausdrücklich hervorgehoben wird, und dann höchstens fordern, daß auch für das langgerichtliche Verfahren ausdrücklich die gleiche Bestimmung getroffen wird.

Die bisher erörterten Bestimmungen sind solche, mittels deren der Parteibetrieb durch Amtsbetrieb ergänzt werden soll. Ich möchte nun kurz eine Bestimmung des Entwurfs berühren, die meines Erachtens eine sehr gesunde Bezeichnung des Prinzips der reinen Mündlichkeit enthält. Der Richter soll künftig schon vor der mündlichen Verhandlung gewisse Anordnungen, sogar Ladungen von Zeugen und Sachverständigen treffen können, wenn diese Anordnungen sachdienlich erscheinen. Zur Vermeidung überflüssiger Kosten sind einige Beschränkungen vorgesehen.

Diese Bestimmung ist dem neuen österreichischen Prozeßverfahren entlehnt und soll sich dort bewährt haben. Ich habe an ihrer Zweckmäßigkeit keinen Zweifel und sehe darin eine Vereinfachung und Beschleunigung des Prozeßes. Das Verfahren wird auch volkstümlicher, wenn Beweiserhebungen schriftlich beantragt werden können. Das Publikum hat niemals begreifen wollen, daß nur mündliche Beweisangebote gehört werden, und jeder Laie schüttelt verständnislos den Kopf, wenn ihn sein Rechtsanwalt darüber belehrt.

Auch sonst dürfte im Interesse der Zweckmäßigkeit die Mündlichkeit einzuschränken sein, etwa im Sinne des preussischen Verwaltungsverfahren, das je nach Zweckmäßigkeit und Antrag schriftlich oder mündliches Verfahren zuläßt.

Ich will nur noch einige Bestimmungen kurz berühren, die meines Erachtens für sich selbst sprechen und auch deshalb keine näheren Erörterungen bedürfen,

weil sie dem Gewerbegerichtsgesetz entlehnt sind und bei dessen Einführung eingehend erörtert sind.

Der Parteieid soll künftig je nach dem Ermessen des Gerichts durch bedingtes Einbuitel oder Beweisbeschuß abgenommen werden. Zeugen und Sachverständige sollen nur beeidigt werden, wenn das Gericht die Vermeidung zur Herbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage für notwendig erachtet, oder eine Partei es verlangt. Bei Beurteilung zu einer Handlung ist auf Antrag zugleich die Entschädigung für den Fall nicht rechtzeitiger Vorladung festzusetzen.

Zweckgemäß erscheint auch eine vorgesehene neue Bestimmung, wonach Urteile ohne Tatbestand und Gründe auszufertigen sind, sofern nicht von der Partei ein anderes beantragt wird. Die Streitfrage, ob und inwieweit überhaupt Urteile der schriftlichen Begründung oder wenigstens des Tatbestandes entbehren könnten, ist im Entwurfe noch nicht angeschnitten worden. Es sind also auch künftig alle Urteile mit Tatbestand und Gründen zu versehen.

Meines Erachtens wäre es zweckmäßig, überhaupt oder mindestens für das amtsgerichtliche Verfahren zu bestimmen, daß bei der Darstellung des Tatbestandes eine Bezugnahme auf die zum Sitzungsprotokoll erfolgten Feststellungen und die überreichten Schriftsätze zulässig ist. Heute heißt es, daß diese Bezugnahme nicht ausgeschlossen ist.

Meine Herren, zum Schluß der Erörterungen über die prozeßrechtlichen Neuerungen komme ich auf den geplanten Ausschuß der Berufung bei einem Streitgegenstand bis zu 100 Mark.

Andere Staaten, ja England, Frankreich, Österreich, haben die Zulässigkeit der Berufung schon längst eingeschränkt, da kleine Objekte die hohen Kosten zweier Instanzen nicht tragen können. Das Gewerbegerichtsgesetz hat die Berufung bis zu 100 Mark, das Kaufmannsgerichtsgesetz sogar bis zu 300 Mark ausgeschlossen. Eine erhebliche Einschränkung der Berufung hat in Juristenkreisen fast allgemein Zustimmung gefunden, ja bei Hamm, Holtgreven, Mügel, Winter, Riedner, Hendrichs, Abdes. Auch der Kammervorstand Nürnberg hat die Abschneidung der Berufung bei Objekten bis zu 100 Mark für zweckmäßig erklärt. Zimmerlin läßt sich aber das für und Wider und die Wertgrenze streiten. Für empfehlenswert halte ich den Vorschlag, den Jastrow gemacht hat, bei Bogaßobjekten statt der Berufung die sofortige Beschwerde zuzulassen. Ich bin der Meinung, daß dieser vermittelnde Vorschlag das Richtige trifft.

Meine Herren, der Herr Vorredner hat Ihnen nun viele Bedenken gegen die österreichische Zivilprozeßordnung vorgetragen und mit diesen Bedenken die vorgeschlagene Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens bekämpft. Das geht doch aber nicht an, wenn feststeht, daß die getabelten Bestimmungen der österreichischen Prozeßordnung zum größten Teil in dem Entwurf zur Zivilprozeßnovelle Aufnahme nicht gefunden haben. Es handelt sich hier nicht um die österreichische Prozeßordnung, sondern um die vorgeschlagene Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens, die ich im Interesse der Rechtspflege herbeiwünsche und vom Standpunkt amtsgerichtlichen Interesses aus für ungünstig ansehe.

Ich verstehe nicht den Widerstand, den die geplante Abänderung des amtsgerichtlichen Verfahrens in Anwaltskreisen findet.

Wohl aber ist mir sehr verständlich die Abneigung der Anwaltschaft gegen den zweiten Teil der Reform, die vorgeschlagene Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte auf 1 200 Mark; denn dies ist eine Maßregel, die tief in die Lebensverhältnisse der Anwaltschaft einschneidet. Durch die Aufhebung des Anwaltszwanges für die Objekte von 300 bis 1 200 Mark, welche die Überweisung dieser Wertklassen an die Amtsgerichte zur Folge hat, werden viele Prozesse der anwaltschaftlichen Mitwirkung überhaupt entzogen. Andererseits wird das Arbeitsfeld der Oberlandesgerichtsämter zugunsten der Landgerichtsämter und das der letzteren zugunsten der Amtsgerichtsämter eingeschränkt. Es handelt sich also für die Anwälte um eine Brotfrage, für viele sogar um eine Existenzfrage.

(Sehr richtig!)

Dem gemeinen Wohle muß aber der Vorteil des einzelnen weichen. Es steht nicht zur Erörterung, ob die Ausdehnung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit im Interesse des Anwaltsstandes liegt, sondern die Frage, ob das Interesse der Rechtspflege und der Rechtssuchenden es erlauben, daß Prozesse mit einem Streitgegenstand von 300 bis 1 200 Mark künftig vom Amtsgericht, statt wie bisher vom Landgericht, entschieden werden.

Erst in zweiter Linie ist die Frage aufzuwerfen, welchen Einfluß die Zuständigkeitsverweiterung auf die Lage des Anwaltsstandes haben wird, und in welcher Weise schädliche Einwirkungen ausgeglichen werden können.

Die Gegner der Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte begründen ihren Widerspruch hauptsächlich damit, daß nur die Kollegialgerichte die Gewähr einer guten und gründlichen Rechtspflege böten, und somit die Überweisung der Prozesse von 300 bis 1 200 Mark an den Amtsrichter eine Verschlechterung der Rechtspflege bedeute.

Die Ansicht, daß das Kollegialgericht eine bessere Rechtspflege gewährleiste als der Einzelrichter, ist nicht unbefritten. Ein Mann von der Lebenserfahrung und dem gereiften Urteil eines Abdes bezeichnet es als einen alten Aberglauben des Beamtenstandes, daß ein Kollegium an sich und allgemein größere Garantien böte als ein Einzelrichter. Bierhaus hat den bei uns historisch gewordenen Satz, daß die Mitwirkung einer größeren Zahl von Richtern eine größere Gewähr für ein richterliches Urteil biete, als erst noch des Beweises bedürftig erklärt. In neuerer Zeit haben sich Mügel, Holtgreven, Hamm, der Senatspräsident Bomhardt vom Reichsgericht und der Reichslehrer Krüdmann für das erntungsanliche Einzelrichtertum ausgesprochen. Krüdmann hält das Einzelrichtertum für empfehlenswert, weil der Einzelrichter innerlich und äußerlich die Verantwortung trage und darum sein Wissen und Können stärker einsehe. Auf dieses psychologische Moment hat auch einer der größten Menschenkenner aller Zeiten, Fürst Bismarck, hingewiesen, indem er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“

bei Schilderung seiner Erlebnisse bei Gericht und Regierungen folgendes äußert:

Wohl aber nehme ich an, daß die amtlichen Entschlüsseungen an Ehrlichkeit und Angemessenheit dadurch nicht gewinnen, daß sie kollegialisiert gefaßt werden; abgesehen davon, daß Kritik und Zufall bei den Majoritätsvoten an die Stelle logischer Begründungen treten, geht das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, in welcher die wesentliche Bürgschaft für die Gewissenhaftigkeit der Entscheidung liegt, sofort verloren, wenn diese durch anonyme Majoritäten erfolgt.

(Zuruf: Damals war er 17 Jahre alt!)

— Herr Kollege, wenn Sie nachher sprechen, werde ich Sie nicht unterbrechen. —

Meine Herren, die Zuständigkeit des Einzelrichters besteht auch in anderen Staaten, in England unbeschränkt, in Österreich bis zu 1000 Kronen, in Italien bis 1500 Lire, in Frankreich bis 600 Francs. Warum sollte man den Einzelrichter in Deutschland nicht Objekte bis zu 1200 Mark anvertrauen können?

Soll ich nun zu der Streitfrage, ob für Prozesse von 300 bis 1200 Mark das kollegiale Landgericht zuständig bleiben oder die Zuständigkeit des einzelrichterlichen Amtsgerichts eingeführt werden soll, Stellung nehmen, so bin ich allerdings der Ansicht, daß im großen Durchschnitt die Landgerichte gerade wegen ihres Charakters als Kollegialgerichte mehr als der Amtsrichter eine Rechtspflege vorbringen, die höheren wissenschaftlichen Anforderungen genügt. Andererseits ist aber der Amtsrichter, weil er im allgemeinen den Persönlichkeiten und Verhältnissen näher steht und den Tatsachen nach seiner wirtschaftlichen Seite und den mit spielenden persönlichen Momenten hin mehr überblickt, meist besser in der Lage, den Prozeßgang wirksam zu fördern und auf eine sachgemäße Entscheidung oder billigen Ausgleich hinzuwirken. Dazu kommt, daß das amtsgerichtliche Verfahren schon heute von einfacherer Gestaltung ist und künftig noch einfacher sein wird, daß der Amtsrichter für die Rechtstuchenden leichter und ohne erhebliche Kosten an Zeit und Geld erreichbar ist, und daß auch die Beweisaufnahme, weil der Beweisort näher dem Gerichtsort zu liegen pflegt, sich nicht nur unmittelbarer, sondern auch billiger gestaltet.

Wenn diese offensbaren Vorzüge des amtsgerichtlichen Verfahrens den Prozessen von 300 bis 1200 Mark zuteil werden, so sind diese Vorzüge selbst um den Preis einer geringeren wissenschaftlichen Gründlichkeit der Entscheidungen nicht zu teuer erkauft. Das Publikum legt keinen Wert auf wissenschaftliche Urteilsbegründungen,

(sehr wohl!)

sondern, wie die in Verträgen immer häufiger sich findende Schiedsgerichtsklausel beweist, auf praktische und schnelle Entscheidungen; ja, bei regelmäßig schneller Erledigung der Prozesse nimmt es ab und so sogar ein unrichtig begründetes, ja ein selbst unrichtiges Urteil gern mit in den Kauf.

Andererseits ist dadurch, daß für die Objekte über 1200 Mark schon in erster Instanz und für alle Objekte in der Berufungs- und Revisionsinstanz Kollegial-

gerichte zuständig bleiben, die sichere Bürgschaft gegeben, daß die Rechtspflege im allgemeinen des Vorzuges der Kollegialgerichtsbarkeit, der höheren Wissenschaftlichkeit, nicht verlustig geht.

Ich würde sogar angesichts der Tatsache, daß die zweite Instanz kollegial besetzt ist, nichts dagegen haben, daß die erste Instanz durchweg dem Einzelrichter überlassen werde. Doch hier handelt es sich ja nicht um eine so weit gehende Reform, sondern nur darum, welche Grenze zu bestimmen ist, wenn man das bisherige System, Kollegialgericht für größere und Einzelrichter für kleinere Objekte, beibehält.

Die Gegner der Kompetenzerhöhung nehmen ihr Material auch zum Teil aus der historischen Rückfammer; sie stellen es so dar, als ob in Deutschland das Kollegialgericht schließlich historisch sei, und als ob die Zuständigkeit des Einzelrichters sich von jeher nur auf Bagatell-sachen erstreckt habe. In Wahrheit betrug die Einführung des Gerichtsverfassungsgesetzes der Durchschnitt der amtsrichterlichen Zuständigkeiten Deutschlands 467 Mark, eine für damalige Verhältnisse sehr hohe Summe, und die damals in Deutschland dem Einzelrichter zugewiesenen Prozesse mußten mehr als 90 Prozent, wahrscheinlich 95 Prozent, aller Prozesse ausgemacht haben! Man kann also kaum sagen, daß das Kollegialgericht in Deutschland bei größeren Objekten historisch sei. Meine Herren, wenn damals die Regierungsvorlage die Grenze von 300 Mark vorschlug, die hinter jener Durchschnittssumme erheblich zurückblieb, so hatte dies darin seine Ursache, das Preußen erst 1867 die Zuständigkeit des Amtsrichters von 150 auf 300 Mark erhöht hatte, und diese Summe auch die Mitte hielt der einzelrichterlichen Zuständigkeiten der süddeutschen Bundesstaaten. Schon damals wurde aber in der Reichstagskommission von vielen energisch die Grenze von 500 Mark befürwortet. Der dahingehende Antrag Pfaffers, gestützt von Miquel, Dr. Baehr, Dr. Reichensperger, wurde nur mit knapper Mehrheit, 14 gegen 12 Stimmen, abgelehnt. Den Ausschlag gab wohl der große Staatsrechtslehrer Gneist. Dieser führte, von preussischen Verhältnissen ausgehend, aus, daß erst seit kurzem die Juristen sich an den Einzelrichter für Nichtbagatellsachen gewöhnt hätten, das Publikum sich aber so schnell noch nicht gewöhnt habe; man solle abwarten, wie der Einzelrichter sich bewähre und sich Vertrauen erwerbe, und alsdann erst eine höhere Zuständigkeit einführen.

Meine Herren, wenn Gneist heute noch lebte, er würde den Moment zur Kompetenzerhöhung gekommen erachten. Seitdem Pfaffers die Grenze von 500 Mark verlangt hat, ist das Verlangen nach Zuständigkeits-erweiterung immer wiederkehrt und immer lauter geworden, ein Vertrauensvotum für den Einzelrichter. Im Reichstag und anderen parlamentarischen Körperlichkeiten, in der Presse und in der Fachliteratur wird fortgesetzt die Erhöhung der Zuständigkeitsgrenze gefordert, und zwar verlangt man heute nicht nur die Verschiebung auf 500 bis 600 Mark, sondern fast durchweg eine Grenze von 1000 Mark oder mehr.

In der Tat wäre eine Erhöhung auf 600 Mark nicht ausreichend. Es wäre dies ja auch keine eigentliche Kompetenzerweiterung, sondern lediglich eine Wiederherstellung des vom Gesetzgeber gewollten Zustandes;

beim was 1879 300 Mark waren, sind heute kaum 600 Mark. Diese Tatsache läßt sich nicht leugnen. Sie läßt sich auch nicht, wie Justizrat Stern es versucht, durch den an sich wohl richtigen Satz widerlegen,

daß ein allgemeines, ausnahmsloses, beständiges, von Konjunkturen unabhängiges, dauerndes Sinken des Geldwertes mit gleichmäßiger Wirkung für sämtliche geographische Wirtschaftsgebiete und für sämtliche Wirtschaftsgruppen Deutschlands nicht festzustellen sei.

Selbstverständlich sind seit 1879 nicht alle Preise gestiegen, am allerwenigsten gleichmäßig und unabhängig von den Konjunkturen und von der örtlichen Lage; es gibt Ausnahmen, und der Aufstieg der Preise ist zeitlich und örtlich unregelmäßig. Das eine aber steht fest und wird von jedem Wirtschaftsmann bestätigt werden, daß 500 bis 600 Mark heute kaum so viel bedeuten, als 1879 die Summe von 300 Mark.

Aber nicht nur der Geldwert hat sich geändert, gewaltig verändert haben sich seit 1879 der Handel und Wandel. Über kleinatlantisches Stilleben ist der Weltverkehr geküht. Zeit ist Geld, ist der Leitsatz; und: schnell Geld ist doppelt Geld.

Wer angesichts des gesunkenen Geldwertes den vom Gesetzgeber gemollten Zustand wiederherstellen will, der mag die Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte auf etwa 600 Mark fordern. Wer aber dem gesteigerten Verkehr Rechnung trägt, der muß eine wirklich erhebliche Erhöhung der Zuständigkeit fordern.

Auf welche Summe die Grenze zu normieren ist, läßt sich nicht prinzipiell beantworten. Entscheidend sind Zweckmäßigkeitsgründe. Der von Pfaffert 1879 verlangten Grenze von 500 Mark würde heute eine solche von etwa 1000 Mark oder 1200 Mark entsprechen, wenn man den gesunkenen Geldwert mit veranschlagt. Die Festsetzung einer Grenze von 1200 Mark würde, wie festgestellt ist, die Beteiligung der Landgerichte an der Gesamtzahl der Prozesse auf denjenigen Prozentfuß zurückführen, zu dem sie 1880 an den gesamten Prozessen beteiligt waren, und insofern eine Wiederherstellung des damaligen Zustandes bedeuten. Die Grenze von 1200 Mark ist auch darum richtig gewählt, weil die Prozesse des gewöhnlichen Geschäftsverkehrs, die einer besonders schleunigen und einfachen Erledigung bedürfen, etwa bis zu dieser Wertstufe heranzureichen pflegen. Kein Moment aber ist für die Zuständigkeitsverweiterung auf mindestens 1200 Mark ausschlaggebend, als gerade, daß das rechtshabende Publikum eine solche fordert. Jeder weiß selbst am besten, was ihm frommt.

(Sehr richtig!)

Es bleiben einige Bedenken zu erörtern, die der Kompetenzerhöhung entgegengestellt werden.

Manche meinen, daß das vorhandene Amtsrichter-material den absehbaren zu stellenden erhöhten Anforderungen nicht genügen werde. Ich halte diese Befürchtung für unbegründet oder jedenfalls für sehr übertrieben. Selbst bei erweiterter Zuständigkeit der Amtsgerichte wird meines Erachtens der Durchchnittsamtpräsident und nicht etwa nur der

von vielen vorgeschlagene Oberamtspräsident zu einer den Berichtsbedürfnissen genügenden Rechtsprechung fähig sein. Es kommt dazu, daß die erhöhte Zuständigkeit das Ansehen und das Selbstbewußtsein des Amtsrichters erhöhen und damit seine Persönlichkeit heben wird, auf die es ja — wie erst neuester Zeit zum lebendigen Bewußtsein kommt — bei der Person des Richtenden nicht weniger ankommt als auf juristische Durchbildung. Wer aber glaubt, daß den erhöhten Ansprüchen nur eine Auslese der Amtsrichter genügen könne, wird zugeben müssen, daß sich diese Auslese bei größeren Amtsgerichten, die drei oder mehr Richter haben, leicht treffen läßt, während auf der anderen Seite die Prozesse bei den kleineren Amtsgerichten, wo diese Auslese nicht oder nur beschränkt getroffen werden kann, wegen der ländlichen oder verkehrsarmen Lage dieser Amtsgerichtsbezirke im allgemeinen geringere Objekte aufweisen und andererseits auch einfacher, minder kompliziert und weniger mannigfaltig sind als die Prozesse bei größeren Gerichten, sodann auch der selbst minderbefähigte Richter sich leichter einarbeiten kann. Etwa nur dem Amtsrichter der Kreisstadt die erhöhte Kompetenz zu geben, wie Abies es vorschlägt, halte ich für verfehlt. Unsere so überaus komplizierte behördliche Organisation gibt schon heute ein allzu schiefes Bild, dessen vermehrte Buntheit den Eindruck der Großartigkeit der Justiz immer mehr verwischen würde, zum Schaden ihres Ansehens.

Dem Kammervorstand Nürnberg gebührt das Verdienst, ein weiteres Bedenken angeregt zu haben, indem er den Nachweis versucht hat, daß nicht nur die Amtsrichter, sondern auch die Amtsgerichtsanwälte im Durchschnitt den erhöhten Anforderungen an Kenntnissen und Erfahrungen, welche bei Kompetenzerhöhung an sie gestellt werden müßten, nicht genügen würden. Ich halte diese Anregung für verdienstvoll, weil sie erweist, zu welchen einseitigen Auffassungen die Kammervorstände leicht kommen, wenn sie einseitig aus Kollegialgerichtsanwälten zusammengesetzt sind, statt durch eine dem Verhältnis der einzelnen Anwaltskategorien entsprechende Zusammenfassung eine Vertretung der Ansichten und Interessen der gesamten Anwaltschaft zu gewährleisten.

(Sehr richtig!)

Nur um dies klarzustellen, gehe ich auf eine Frage ein, die sonst aufzuwerfen mir, dem Amtsgerichtsanwalt, mein Stolz verboten hätte.

Meine Herren, wenn man gegen die Kompetenzerhöhung ins Feld zog mit dem jungen, neugeborenen Amtsrichter, oder gar mit dem jungen Assessor — sagen wir mit Roeten: mit dem grünen Assessor —, ja, meine Herren, das hatte etwas für sich trotz der immerhin bedenklichen Verallgemeinerung. Aber die Amtsgerichtsanwälte sind doch im Durchschnitt nicht jünger als die übrigen Anwälte. Allerdings, der Kommer mit vielen anderen Juristen, der sicherlich häufig befruchtend und anregend wirkt, setzt vielen Amtsgerichtsanwälten. Dieser Kommer birgt aber zugleich in sich die Gefahr kostenmäßigen Abflusses und weltfremder Juristenweisheit und wirkt daher nicht immer fördernd. Was der Amtsgerichtsanwalt aber vor seinen großstädtischen Kollegen voraus hat und den Vorteil

des Kommerzes mit vielen anderen Juristen ausgleicht, das ist die nähere Verührung mit dem Prozeßstoff selbst, mit den örtlichen Verhältnissen und den beteiligten Persönlichkeiten; ein Vorteil, der das lebensvolle Verständnis der wirtschaftlichen Seite des Prozesses und der Rechtsnat des Klienten wesentlich erleichtert. Diesen Vorteil hat das Publikum längst erkannt, indem es sich sehr häufig in Landgerichtsprozessen des Amtsgerichtsanwalts als Korrespondenzanwalts bedient, trotz der erhöhten Kosten. Daß die Amtsgerichtsanwälte auch von ihren Landgerichtskollegen nicht für unfähig zur Bewältigung größerer Prozesse gehalten werden, beweist doch vor allem die Erfahrungstatsache, daß der Landgerichtsanwalt, dem sein Kollege vom Amtsgericht die Landgerichtsprozesse überträgt, in der Regel dessen Information fast wörtlich, recht häufig durch eine Klammer, in seine Schriftsätze übernimmt.

Meine Herren, gegen die Erhöhung der Zuständigkeit hat der Herr Vorredner noch angeführt, daß dadurch eine Anzahl Prozesse dem Anwaltszwang und damit zum Teil anwaltschaftlicher Mitwirkung entzogen werden würden, und daß hierdurch eine Verschlechterung der Rechtspflege eintreten müßte. Meine Herren, wer beim Amtsgericht praktiziert, der weiß, daß mit dem Objekt die Beteiligung der Anwaltschaft wächst, und daß bei Objekten von 200 bis 300 Mark in mindestens 80 bis 95 Prozent der Fälle Anwälte auftreten. Es läßt sich daher annehmen, daß, wenn wirklich die Zuständigkeit der Amtsgerichte erweitert wird, von den kontrabitratorischen Sachen zwischen 300 und 1200 Mark mindestens 95 Prozent unter anwaltschaftlicher Mitwirkung ausgeführt werden würden, und zwar darunter natürlich die rechtlich schwierigen, sobald die Rechtspflege kaum Schaden leiden dürfte. Auch die Anwaltschaft dürfte, angesichts der ihr verbleibenden 95 Prozent der Prozesse zwischen 300 und 1200 Mark, materiell keinen wesentlichen Schaden leiden. Wenn Herr Kollege Hagenburg dem Anwaltszwang insofern eine ideale Seite zuweist, als derselbe das Vertrauensverhältnis zwischen Anwalt und Publikum fördere, so möchte ich darauf hinweisen, daß dieses Vertrauensverhältnis solcher Förderung nicht bedarf, wie das Beispiel der Amtsgerichtsanwälte zeigt, die, ohne daß beim Amtsgericht Anwaltszwang wäre, dennoch eine sehr feste Vertrauensstellung im Publikum erreichen. Überhaupt sollte die Anwaltschaft den Anwaltszwang nicht gar so sehr als Privileg ansehen. Ich glaube, er ist eher für uns ein privilegium odiosum. Er macht uns unbeliebt beim Publikum, denn niemand läßt sich gern Zwang gefallen; die Leute würden auch ohne den Zwang aus eigenem wohlverstandenen Interesse zu uns kommen, und zwar freudiger als bisher. Ich glaube ferner, daß, wenn der Anwaltszwang aufgehoben oder beschränkt würde, Regierung und Parlament mit einer sehr erheblichen Erhöhung der Gebühren sehr einverstanden sein würden, und daß die Anwaltschaft Schaden dabei nicht leiden würde.

Meine Herren, ich habe nachzuweisen versucht, daß die Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte im Interesse des Gemeinwohls verlangt werden muß. Es bleibt zu prüfen, welche Einwirkungen daraus für den Anwaltsstand erwachsen werden, und wie den für den Anwaltsstand nachteiligen Folgen zu begegnen ist.

Denn da der Anwaltsstand im allgemeinen nicht auf Rosen gebettet ist und seinem hohen Beruf nur genügen kann, wenn er von wirtschaftlichen Sorgen nicht bedrückt wird, wird man uns Opfer nicht anlegen, ohne uns zu entschädigen. Schon Adels hat es als selbstverständlich bezeichnet, daß der Anwaltsstand, wenn er bei der Reform Opfer bringen müsse, durch Änderung der Gebührenordnung zu entschädigen sein werde.

Also zunächst zu der Schadensfrage, dann zu der Entschädigungsfrage.

Vermögensschaden erleidet zunächst im allgemeinen die Anwaltschaft dadurch, daß ein Teil der Prozesse von 300 bis 1200 Mark, indem diese durch Überweisung an die Amtsgerichte dem Anwaltszwange entzogen werden, überhaupt anwaltschaftlicher Mitwirkung entzogen werden. Von den kontrabitratorischen Sachen werden dies, wie ich schon vorher anführte, kaum 5 Prozent sein. Sehr viel größer wird sein der Einnahmefall in nicht kontrabitratorischen Sachen, da in einfachen Sachen, namentlich bei Waren- und Wechselklagen, von denen anzunehmen ist, daß sie sich ohne Widerspruch erledigen, die Kläger, namentlich große Firmen, sich häufig selbst vertreten. Gerade diese Prozesse gewähren einen nützlichen Verdienst, durch den manche nicht angemessen bezahlte Arbeit in kontrabitratorischen Sachen wieder ausgeglichen wurde.

Dieser Ausfall trifft die Landgerichtsanwälte. Diese werden teilweise dadurch entschädigt, daß sie den größten Teil der Prozesse von 300 bis 1200 Mark, die sie bisher beim Landgericht geführt haben, künftig selbst beim Amtsgericht führen werden und auch in auswärtigen Sachen von 300 bis 1200 Mark den Prozeß selbst führen können, und daß sie ferner die Verurteilungssachen in den den Amtsgerichten überwiesenen Sachen gewinnen. Immerhin wird ihr Schaden nicht unerheblich sein, trotz dieses Gewinnes. Die Oberlandesgerichtsanwälte dagegen verlieren die Verurteilungen bei Objekten von 300 bis 1200 Mark ohne jedes Äquivalent. Allerdings ihnen steht es frei, beim Amtsgerichte zu prozessieren. Es scheint mir aber die Behauptung der Oberlandesgerichtsanwälte zutreffend, daß sich dies in der Regel schwer praktisch ausführen läßt.

Der den Landgerichtsanwälten und Oberlandesgerichtsanwälten erscheinende Ausfall wird übrigens dadurch etwas ausgeglichen werden, daß der Fußloß der Anwälte zu den Landgerichten und Oberlandesgerichten nachlassen wird.

Vorteil von der Zuständigkeiterweiterung werden die Amtsgerichtsanwälte haben. Ich glaube, daß man ihnen diesen Vorteil gönnen muß. Denn soweit sie nicht bei den Landgerichten zugelassen oder nicht Notare sind, bedürfen sie einer Verbesserung ihres Einkommens ganz besonders dringend. Der Kammervorstand Nürnberg ist allerdings anderer Ansicht. Er preßt die Amtsgerichtsprozesse als ein wertvolles und erprießliches tatsächliches Monopol der Amtsgerichtsanwälte, richtet sich aber selbst, indem er in derselben berühmten Eingabe die Gebührensätze der vier untersten Wertklassen als färglich und des rechtskundigen Beraters unwürdig bezeichnet und zu der dem Nichtkenner vielleicht einleuchtenden, den Sachkenner aber geradezu verblüffenden Behauptung greift, daß das Einkommen der Amts-

gerichtsanwälte durch Reisegebühren einen erheblichen Zuwachs erfahren. Meine Herren, Reisegebühren werden mit den Knochen verdient! Ich beneide den Anwalt, der sein Einkommen durch Reisegebühren aufbessern soll, nicht!

Jeder Kenner der Verhältnisse wird bestätigen, daß das Einkommen eines lediglich auf Amtsgeschäftsprozeß angewiesenen Anwalts nur sehr kärglich sein kann; wer daran zweifelt, lese die Steuerlisten an.

Im Interesse der Debung der Amtsgerichtsanwälte ist daher, wie Adides, Stein und Nügel betont haben, die Zuständigkeitsverweiterung besonders freudig zu begrüßen. Die große Mehrheit derjenigen Amtsgerichtsanwälte, die nicht zugleich die Zulassung beim Landgericht oder das Notariat erreicht haben, wird erst jetzt ein annähernd landesgemäßes Einkommen erlangen. Allerdings werden künftig bei den Amtsgerichten sich mehr Anwälte niederlassen. Dadurch wird den bisherigen Amtsgerichtsanwälten im gewissen Umfang Konkurrenz erwachsen. Bei dem erweiterten Wirkungskreis werden aber die neuen Amtsgerichtsanwälte neben den bisherigen ihr gutes Brot finden, ohne daß letztere bei dem Vorprung, den sie durch langjährige vertraute Fühlung mit dem Publikum und durch ihre Erfahrung gewonnen haben, die Konkurrenz fürchten müßten. Darin liegt ja gerade ein großer Vorteil der Kompetenz-erhöhung, daß künftig bei den Amtsgerichten die Anwälte häufiger sein werden, und das Publikum nicht mehr große Reisen zu machen braucht, um Rechtsrat einzuholen.

Es heißt nun, die Amtsgerichtsanwälte sollen nicht Vorteil erstreben auf Kosten der Kollegen. Das ist in der Tat ein schönes Schlagwort; die Reform ist aber doch von ganz anderer Seite in die Wege geleitet, als seitens der Amtsgerichtsanwälte; warum sollten die Amtsgerichtsanwälte sich derselben zu ihrem Schaden und der Kollegen Vorteil entgegenstellen! Die Amtsgerichtsanwälte erstreben doch auch nicht, besser gestellt zu werden als ihre Kollegen, sondern nur Gleichstellung. Übrigens sind die Amtsgerichtsanwälte wohl alle bereit, Schulter an Schulter mit den geschäftigsten Landgerichts- und Oberlandesgerichtsanwälten für diese Ausgleich zu fordern.

Ich möchte mir nun erlauben vorzuschlagen, daß wir die Erhöhung der Anwaltsgebühren in Landgerichtsprozessen um $\frac{1}{10}$ und in Oberlandesgerichtsprozessen um $\frac{1}{20}$ erbitten. Ich halte diese Bitte für nicht ausfiskalisch, da die erbetene Gebührenerhöhung nur die größeren Objekte treffen würde und in der größeren Schwierigkeit des Verfahrens vor den Kollegialgerichten ihren inneren Grund hat.

Ich schlage ferner vor, daß wir eine neue Regelung der Prozeßagentenfrage von der Justizverwaltung nicht nur in unserem Standesinteresse erbitten, sondern im Interesse der Rechtspflege dringend fordern. Die Gelegenheit ist günstig.

(Seiterteil.)

Es läßt sich nicht annehmen, daß die Justizverwaltung Prozeßagenten auch bei Objekten von 300 bis 1200 Mark wird dulden wollen. Es liegt also nahe, gerade jetzt eine Neuordnung der Prozeßagentenfrage zu fordern. Man rühmt so sehr, gerade in amtlichen Kreisen, die österreichische Prozeßordnung. Auch in der Prozeß-

agentenfrage bietet sie ein Vorbild, indem sie im Valenprozeß als Prozeßbevollmächtigte an Orten, wo Anwaltsvertretung möglich ist, nur Anwälte zuläßt, und indem sie sogar wörtlich anordnet:

„daß Personen, die dem Richter als Winkelschreiber bekannt sind, weder zur Verhandlung noch zu anderen Prozeßhandlungen als Bevollmächtigte zugelassen werden dürfen.“

Welch mobilistischer Gegensatz in der amtlichen Auffassung, der sich zeigt in dem Ausdruck der österreichischen Prozeßordnung „Winkelschreiber“ und in dem von unserer Justizverwaltung für diese Kategorie von Rechtsberatern eingeführten Ausdruck „Prozeßagent“. Meines Erachtens ist es eine Forderung, die wir nicht nur im Interesse des Anwaltsstandes, sondern des Gemeinwohls erheben, und bei der wir die öffentliche Meinung auf unserer Seite haben, wenn wir fordern, daß, wie es auch die österreichische Prozeßordnung anordnet, wo Anwälte vorhanden sind, die Zulassung von Prozeßagenten überhaupt verboten werde.

Meine Herren, dies sind begehrende Wünsche, die aber den Vorzug der Erfüllbarkeit haben, und deren Erfüllung die Justizverwaltung, ohne gegen irgend einen Begehrten ihres Reformplanes zu verstoßen, uns gewähren kann. Daß aber die Justizverwaltung etwas dem Anwaltsstande zuleibe von der Verwirklichung der überall geforderten Reform, insbesondere von der Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte, absehen wird, läßt sich wirklich nicht erwarten. Jeder Widerstand, den der Anwaltsstand der Reform entgegensetzt, schaltet, wie ich schon betonte, unseren Einfluß auf deren Gestaltung aus, während die Mitarbeit der Anwaltschaft an dieser populären Reform sie von dem überall in der Literatur unvorhehlen geäußerten Verdacht der Interessentpolitik entlasten und eine wohlwollende Prüfung anwaltschaftlicher Wünsche nabegleiten wird.

Bevor ich meinen Vortrag schlicke — —

(lebhaftes Bravo)

— meine Herren, ich werde nun nicht schliefen, sondern vielleicht noch zwei Stunden sprechen —

(Seiterteil)

nehme ich noch Stellung zu den von dem Herrn Vorredner gestellten Anträgen.

Von meinem Ihnen dargelegten Standpunkte aus muß ich Sie bitten, den Antrag 1 des Herrn Kollegen Hachenburg abzulehnen. Auch den Antrag 2 halte ich nicht für opportun, da zu befürchten ist, daß, wenn eine Abstufung der Prozesse nach ihrer Art und eine entsprechende Gebührenverteilung vorgenommen wird, der Anwaltsstand zu kurz kommt. Hat man doch auch die Anwaltsgebühren für Emmissionsprozesse und Alimentsklagen herabgesetzt, ohne den Anwälten ein Äquivalent durch Erhöhung der Gebühren für gewöhnliche andere Prozeßarten zu gewähren.

Was den Antrag 3 angeht, so ergibt mein Bericht, daß ich gegen den ersten Satz prinzipiell Stellung nehme. Der Satz 2 scheint mir für den Anwaltsstand nicht ipso iure. Der Anwaltsrat hat sich mit der Frage, ob ein vernehtes richterliches Prozeßleitungsrecht dem Prozeßgange förderlich ist, noch nicht eingehend genug beschäftigt, um sein Votum abgeben und

namentlich das Vorbild der anscheinend so glänzend bewährten österreichischen Prozeßordnung ablehnen zu können. Was den dritten Satz des Antrages angeht, so stimme ich dessen Inhalt in den Grundlinien zu, halte aber die Aufzählung der einzelnen Punkte für nicht zweckmäßig, weil man bei prinzipieller Zustimmung im einzelnen verschiedener Ansicht sein kann.

Den Antrag 4 bitte ich aus den in meinem Bericht erörterten Gründen abzulehnen.

Dem Antrag 5 stimme ich in allem bei.

Ich meinerseits empfehle, statt der Anträge 1, 2, 3, 4, des Herrn Kollegen Hachenburg folgende Anträge anzunehmen:

1. Eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens ist im Interesse der Rechtspflege und unaufschiebbar.
2. Eine Reform des gesamten Zivilprozeßverfahrens ist einzuleiten, sobald die nötigen Vorarbeiten beendet und insbesondere über das neue amtsgerichtliche Verfahren Erfahrungen gesammelt sein werden.
3. Die Zuständigkeit der Amtsgerichte ist auf 1 200 Mark zu erweitern.
4. Der Anwaltsstand wird für die Anwälte, welche ihm durch die Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte erwachsen, zu entschädigen sein. Als angemessener Ausgleich erscheint die Erhöhung der Anwaltsgebühren für Prozesse vor den Landgerichten um $\frac{1}{100}$, vor den Oberlandesgerichten um $\frac{1}{10}$ der sonstigen Gebührensätze.

Also, meine Herren, ich schließe jetzt wirklich, und ich schließe mit dem Wunsche, daß die Reform des Amtsgerichtsverfahrens zum Segen des deutschen Volkes zustande komme, daß sie ein Vorläufer sein möge einer allgemeinen Reform des Prozeßverfahrens, und daß, wie die Teilreform und die zukünftige allgemeine Reform sich auch gestalten, die Stellung der Anwaltschaft im Prozeß und außerhalb des Prozeßes bei Justizverwaltung und Parlament verständnisvolle Würdigung finden möge, zum Wohle der Anwaltschaft und zum Wohle der Gesamtheit.

(Lebhafter Beifall. — Jischen.)

— Ich habe mir nicht erlaubt zu jischen, als mein Gegner sprach, und würde Ihnen, meine Herren, aus naheliegenden Gründen das gleiche empfehlen.

Vorsitzender: Meine Herren, es liegt nun, da der Antrag des Kollegen Elsas nur zum Teil — nämlich bezüglich der Erstattung der Referate — abgelehnt worden ist, der weitere Antrag Elsas vor, von der sachlichen Beratung und Beschlußfassung abzusehen und lediglich über den weiter angelegten Antrag auf Einsetzung einer Kommission zu verhandeln. Bevor ich über diesen Antrag die Diskussion eröffne, möchte ich Ihnen noch die Anträge mitteilen, die zur Hauptsache gestellt sind.

Das sind in erster Linie die von den beiden Herren Referenten gestellten Anträge, die Ihnen so bekannt sind. Dann ist ferner eingegangen ein Antrag des Rechtsanwalts Dr. Fürst-Karlsruhe, der mir aber eben

mitteilt, daß er diesen Antrag zurückziehe. Sodann ist ein Antrag eingegangen von den Herren Kollegen Dr. Herr in Hamm und Dr. Weiershöfer in Nürnberg:

Der XVIII. Deutsche Anwaltstag wolle beschließen:

Der XVIII. Deutsche Anwaltstag ist der Überzeugung, daß die geplante Justizreform, insbesondere die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit bis zum Betrage von 1000 oder 1200 Mark, nicht als eine Verbesserung der Rechtspflege zu erachten, vielmehr geeignet ist, eine wesentliche Schädigung derselben herbeizuführen.

Hierzu ist ein Antrag gestellt vom Herrn Kollegen Dr. Auerbach-Frankfurt a. M., dahin gehend:

1. im Antrag Herr-Weiershöfer die Worte „bis zum Betrage von 1000 oder 1200 Mark“ zu streichen;

2. die „Begründung“ des Antrages nicht zum Beschluß zu erheben, begn. zu streichen — die habe ich auch nicht mit versehen —;

3. dem Antrage folgenden Zusatz zu geben:

Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn der Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte und damit der Stärkung der Macht des Einzelrichters nicht eine organische Reform der Gerichtsorganisation und einzelner Teile des Zivilprozeßes vorgeht.

Ferner liegt vor ein weiterer Antrag der Kollegen Dr. Herr und Dr. Weiershöfer:

Der XVIII. Deutsche Anwaltstag gibt für den Fall, daß die geplante Änderung der Justizgesetzgebung zustande kommen sollte, die Erklärung ab, daß es in diesem Falle unbedingt geboten und als eine unabweisliche Pflicht des Staates erscheint, eine Entschädigung für Führung der zahlreichen, sich ständig stark vermehrenden Armensachen, die eine große Arbeitsbelastung der Anwaltschaft mit sich bringen, entsprechend den Vorschriften der Gebührenordnung für Rechtsanwälte aus Staatsmitteln zu gewähren.

Ferner liegt ein Antrag vor vom Herrn Kollegen Dr. Wulff aus Hamm:

Der Deutsche Anwaltverein wolle das Reichsjustizamt ersuchen, den abgeänderten Entwurf des Gesetzes betreffend Änderung der Gerichtsverfassung usw. tunlichst bald nach Fertigstellung dem Deutschen Anwaltverein zugehen zu lassen.

Weiter liegt ein Antrag vor vom Herrn Kollegen Dr. Weis-Frankfurt a. M.:

Der Deutsche Anwaltstag wolle beschließen, den Vorstand zu beauftragen, den heute gefaßten Beschluß nebst einem Abdruck des Referats des Referenten Hachenburg tunlichst bald dem Reichsjustizamt, sämtlichen deutschen Bundesstaaten und sämtlichen Mitgliedern des Deutschen Reichstags zur Kenntnis zu bringen.

Sodann liegt hier ein Antrag von Herrn Kollegen Rose; der ist aber nicht genügend unterstützt, und ich kann ihn deshalb nicht zur Diskussion stellen.

Ferner ein Antrag von Dr. Goldfeld-Hamburg, der ebenfalls nicht unterstützt ist; schließlich ein Antrag Wildhagen und Dr. Reumann, unterstützt von 15 Mitgliedern, der sich an die Anträge des Herrn Referenten anschließt und sich von denselben dadurch unterscheidet, daß die speziellen Punkte, soweit sie mit in Nr. 3 des Antrags aufgenommen sind, wegfallen, und nur die Prinzipien festzustellen sind; es ist außerdem beantragt, über das weitere Verfahren dem Vorstände eine Direktive zu geben. Ich erlaube mir den Antrag vorzulegen:

Der Anwaltsrat wolle beschließen:

1. Eine Reform des Zivilprozesses, der Gerichtsverfassung, des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte kann nur einheitlich und gleichzeitig erfolgen. Die Neubearbeitung nur eines Teiles ist abzulehnen.
2. Bei der Reform des Kostenwesens (Gerichts- und Anwaltsgebühren) ist eine gerechtere Verteilung der Kosten anzustreben. Es ist eine Abmilderung der Prozesse nach ihrem Gegenstande wünschenswert. Insbesondere sind für Klagen aus den Arbeitsverträgen, ebenso für das Verzinsungsverfahren, die Kosten zu mindern. Der Herabsetzung muß eine Erhöhung der Kosten in anderen streitigen Sachen entsprechen. Für Arrestprozesse, Klagen aus Schiedsgerichtsurteilen, für den Urkundenprozeß sind die vollen Gebühren angezeigt.
3. Bei der Reform des Verfahrens ist eine besondere Gestaltung des amtsgerichtlichen Verfahrens nach anderen Prinzipien als des landgerichtlichen, insbesondere unter Einführung des Offizial- und Inquisitionsprinzips, abzulehnen.

Es ist ebenso eine Gestaltung des Prozesses, die nach dem Vorbilde der österreichischen Zivilprozeßordnung für alle Prozeßformen den Parteibetrieb völlig ausschaltet und die Parteivorträge einschränkt, abzulehnen.

Es ist eine Beschleunigung des Verfahrens anzustreben, die aber ohne Gefährdung der Öffentlichkeit und Richtigkeit der Entscheidung erfolgt.

4. Bei der Reform der Gerichtsverfassung ist das bisherige System der Kollegialgerichte beizubehalten. Eine Ersetzung desselben durch das System der Einzelrichter ist abzulehnen. Es ist für besondere Fälle die Zugiehung von Zivilschöffen, unter Wiedereingliederung der Kaufmanns- und Gewerbegerichte in die ordentliche Gerichtsbarkeit, in Aussicht zu nehmen.

Ein System, das die Zuständigkeit der Amtsgerichte lediglich nach dem Streitwerte erhöht, ist abzulehnen. Zu beistimmen ist dagegen eine Überweisung bestimmter hierzu geeigneter Sachen, insbesondere der Klagen aus dem Arbeitsvertrage und aus Unterhaltsansprüchen.

5. Bei der Reform der Rechtsanwaltsordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte ist eine Regelung derselben dahin notwendig, daß der Rechtsanwalt wirtschaftlich und sozial so gestellt wird, daß er seiner Aufgabe als Glied der Rechtspflege in juristischer und ethischer Hinsicht entsprechen kann. Es ist eine Revision der Gebührenordnung herbeizuführen, die durch Erhöhung der Sätze eine Verbesserung der Existenzbedingungen der Rechtsanwälte (unter Berücksichtigung des unter 2. niedergelegten Prinzips) ermöglicht. Es hat die Befreiung der gewerbemässigen Vertretung der Parteien vor den Amtsgerichten durch Personen, die nicht Rechtsanwälte sind, zu erfolgen. Es ist die Zulassung aller innerhalb eines Landgerichtsbezirktes an einem Gerichte desselben niedergelassenen Rechtsanwälte beim Landgericht zu gewähren. Es ist auf eine stärkere Übernahme von Rechtsanwalts als Richter in die oberen Gerichte hinzuwirken.

6. Der Vorstand wird beauftragt, sobald ein Entwurf der Reichsregierung über diese Materie veröffentlicht sein wird, erforderlichenfalls zur weiteren Beratung und Beschlußfassung über Einzelfragen einen außerordentlichen Anwaltsrat einzuberufen.

Wir kommen nunmehr zur Debatte über den Antrag des Herrn Kollegen Dr. Elias auf Vertagung der Beratung und Beschlußfassung. Ich möchte den Herren vorschlagen, daß, damit unsere sehr in Anspruch genommene Zeit nicht durch die Geschäftsordnungsdebatte zu sehr in Anspruch genommen wird, wir die Redezeit von 10 Minuten auf 3 Minuten beschränken.

(Zuruf: 5!)

— Ja, meine Herren, wollen wir handeln? Ich meine, in 3 Minuten kann man zur Geschäftsordnung seine Ansicht hinreichend vortragen. — Ich bitte, daß diejenigen, die für eine Beschränkung auf 3 Minuten sind, die Hand erheben.

(Geschwiegt.)

Ich kann feststellen, daß der Antrag, die Redezeit auf 3 Minuten zu beschränken, mit großer Mehrheit, so ziemlich Einstimmigkeit, angenommen ist.

Rechtsanwalt Dr. **Giercks-Höfer**-Nürnberg (zur Geschäftsordnung): Meine Herren, den geteilten Antrag des Kollegen Elias bitte ich Sie abzulehnen. Eine Verschiebung erachte ich für außerordentlich ungewöhnlich; wir müssen entschieden Stellung nehmen. Die Ablehnung dieser Hauptfrage von der Tagesordnung bedeutet die Abfertigung des Hauptthemas des diesjährigen Anwaltsrates. Informiert sind wir, es ist auch sonst genügend gesprochen; Einheitlichkeit aber werden wir niemals erzielen. Auch sonst entscheiden Majoritäten und nicht Einheiten. Es sind immer Differenzen vorhanden, und auch auf einem künftigen Anwaltsrat wird nichts anderes herauskommen. Die Allgemeinheit wird nur sagen: die Anwälte haben zunächst im Offizialbetriebe des Vorstandes von Amts

wegen die beantragte außerordentliche Tagung nach Mannheim verschoben, und dort weiter sie wieder, — das entspricht ihrer Vertragsgesamtheit.

(Heiterkeit.)

Deswegen, meine Herren, lehnen Sie den Antrag ab!

Rechtsanwalt Dr. Celenberg-Mannheim (zur Geschäftsordnung): Hochgeehrte Herren, ich fühle mich verpflichtet, nur wenige Worte zu sagen, weil Herr Kollege Elsas namens einer Kommission gesprochen hat, die wir gestern eingeleitet haben. Den Herren ist wohl allen bekannt, daß wir gestern eine Vorversammlung abgehalten haben, die den Zweck hatte, außer einer Orientierung über die Pläne der Regierung auch eine Aussprache zwischen Amtsgerichts- und Landgerichtsanwälten herbeizuführen und an alle Kollegen den Appell zu richten, daß sie in dieser Sache allein das allgemeine Wohl berücksichtigen, und daß irgendwelche Sonderinteressen dabei nicht maßgebend sein dürfen. Der Gedanke war ja von den Herren in Bonn und Köln angeregt worden. Die geführten Verhandlungen haben sehr lange gedauert. Ich habe aus den Verhandlungen zu meiner Freude entnommen, daß sehr viele Amtsgerichtsanwälte auch auf dem Standpunkt stehen, daß die Erhöhung der Zuständigkeit bedenklich ist, und daß die Herren jedenfalls zum größten Teil, oder doch zu einem großen Teil, nur von dem Gedanken beseelt sind, daß eine Reform zum Wohle des Volkes gemacht werden soll. Der Vorstand des Vereins der Amtsgerichtsanwälte hat sich allerdings strikte gegen eine Erhöhung der Zuständigkeit ausgesprochen, und zwar auch hier — muß ich annehmen — zum großen Teil aus theoretischen, vielleicht aber auch persönlichen oder praktischen Gründen. Ich war nun persönlich dagegen, daß eine Kommission zur Herbeiführung einer förmlichen Verständigung eingeleitet würde, so ich der Ansicht war, diese erste Aussprache sei genügend und mehr nicht zu erreichen; es wurde aber doch eine Kommission eingeleitet, die mit den Herren Amtsgerichtscollegen verhandeln sollte, so man sich vielleicht auf eine gemeinsame Marschroute einigen könnte auch mit denjenigen Kollegen, die an und für sich für die Zuständigkeits-erhöhung waren. Man dachte daran, daß man Bedingungen festsetzen könnte, unter denen eine gewisse Erhöhung vielleicht zulässig wäre. Die Kommission hat nun aber mit den Herren einen Vertrag gemacht, dahin, daß heute überhaupt nicht verhandelt werden sollte, und die Herren Amtsgerichtscollegen behaupten, auf diesen Vertrag hin hätten sie von einer Resolution, die sie sonst gefaßt hätten, abgesehen. Wenn das der Fall wäre, würde ich das sehr bedauern; aber die Herren konnten dort nicht wissen, so die Annahmen dieser Kommission den Beisatz des Anwaltsstages finden würden, zumal die Kommission den Baum des diesjährigen Anwaltsstages mit der Wurzel ausreißten und überhaupt wider ein Referat noch eine Debatte zulassen wollte. Daraus ist der Antrag Elsas entstanden, was ich zur Würdigung nur mitteilen wollte.

Justizrat Dr. Bohlen-Colmar i. G. (zur Geschäftsordnung): Meine verehrten Herren Kollegen, ich werde sehr kurz sein. Nach den vorzüglichen Worten unseres

Kollegen Hachenburg wäre es geradezu ein Unrecht, wenn wir heute die Verhandlung nicht fortsetzen, und ich bitte Sie deshalb, den Vertragstrag abzuheben, damit wir unter dem Eindruck dieser vorzüglichen Rede, die geradezu großzügig dasjenige gesagt hat, was zu sagen ist, unseren Beschluß fassen.

(Lebhafter Beisatz.)

Rechtsanwalt Palm-Hamburg (zur Geschäftsordnung): Meine sehr verehrten Herren Kollegen! Es sprechen meines Erachtens doch ganz erhebliche Gründe für den Antrag des Herrn Elsas. Soll die Stimme des Deutschen Anwaltsstages bei der Regierung und bei dem Parlament das Gewicht finden, welches ihr zukommt, so ist es meines Erachtens dringend notwendig, daß die Beschlüsse in einer so wichtigen Angelegenheit mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden, und daß eine Spaltung der Anwaltschaft vermieden wird. Schreiten Sie aber heute zur Debatte und Beschlußfassung, so ist nach meiner Ueberzeugung eine Spaltung der Deutschen Anwaltschaft unvermeidlich. Wir haben gestern in der Generalversammlung des Vereins der Amtsgerichtsanwälte Gelegenheit gehabt, den Reformentwurf zu besprechen. Dabei ergab sich bei bedeutender Mithat, daß zwar den meisten Kollegen die Absicht der Regierung, die Zuständigkeit der Amtsgerichte zu erhöhen, bekannt war, daß ihnen aber die übrigen einschneidenden Punkte des Entwurfs unbekannt waren; es war ihnen deshalb nicht möglich, ein bestimmtes Urteil zu gewinnen. Jedenfalls aber sind wir Amtsgerichtsanwälte zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Absicht der Regierung, das amtsgerichtliche Verfahren zu vereinfachen und die Zuständigkeit der Amtsgerichte zu erhöhen, einem tief empfundenen Bedürfnis aller Schichten der Bevölkerung entspricht, und daß deshalb eine Ablehnung des Entwurfs a priori nicht möglich ist und im Interesse der Rechtspflege nicht geschehen darf. Wir werden deshalb einen entsprechenden Antrag einbringen und dafür stimmen. Wir sind ja davon überzeugt, daß wir mit dem Antrag heute unterliegen werden; wir werden daher gezwungen sein, unsere Ansichten durch schriftliche Eingaben darzulegen. — Ich scheue mich nicht, Ihnen das hier ganz offen zu erklären, damit Sie nicht glauben, daß wir mit verdoemt Bistier kämpfen. — Geht es das, so ist die Spaltung da. Uns Amtsgerichtsanwälten liegt die Einheitlichkeit der Anwaltschaft ebenso sehr am Herzen wie Ihnen. Ich bitte Sie, gewähren Sie uns die Möglichkeit einer Einigung, indem Sie eine Kommission einsetzen, in der die Ansichten geklärt werden. Ich bin gewiß, daß dann ein Beschluß mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden wird.

Rechtsanwalt Dr. A. Wulff-Hamburg (zur Geschäftsordnung): Meine sehr geehrten Herren! Ich bin der Meinung, daß wir dem vortrefflichen Referat des Herrn Kollegen Hachenburg nur dann gerecht werden und wirklich auf seine Ausführungen eingehen, wenn wir heute nicht sofort beschließen. Er hat Ihnen gerade dargelegt, wie er in wichtigen Fragen geschwankt habe, wie er morgens eine andere Ansicht gehabt habe

als abends, — und da sollen wir, so glänzend seine Ausführungen auch gewesen sind, sofort antworten! Das will ja Dr. Hachenburg gar nicht! Ich würde den Antrag der Kollegen Dr. Neumann und Justizrat Bildhagen ohne weiteres mit unterstützen, wenn er sich nicht an die Regierungsvorlage anlehnte und aus ihr hervorgegangen wäre. Wir sind es dem Herrn Referenten und der Regierung schuldig, daß wir heute noch nicht beschließen; denn wir kritisieren damit den Regierungsentwurf, der uns noch nicht bekannt war. Dr. Hachenburg hat ihn uns in einem ganz anderen Lichte gezeigt, als wir in der Vorversammlung von dem Kollegen aus Nürnberg ihn geschildert erhalten haben. Wie sollen wir abstimmen, die wir den Entwurf nicht kennen? Meine Herren, die Kommission wird die Sache eingehend prüfen und wird versuchen, statuttisches Material zu beschaffen, um die Regierung zu überzeugen, daß das richtig ist, was Dr. Hachenburg anggeführt hat; sie wird ein ausführliches Gutachten einem späteren Anwaltsstage vorlegen können, und dann werden alle Kollegen mit der Sache vertraut sein, dann wird auch eine Beschlußfassung möglich sein, wor der die Regierung Achtung bezugen muß. Sie wird dann vom Anwaltsstag nicht sagen: das ist keine legale Vertretung, die legale Vertretung sind die Anwaltskammern. Meine sehr geehrten Herren, lassen Sie sich dadurch, daß das Referat glänzend war, nicht bestimmen, sofort heute unter dem Eindruck dieses Referats zu beschließen. Die Frage der Willkürschöngerichte bedarf weiterer Prüfung. Ich erinnere Sie daran: als Kollege Hachenburg den Gedanken aufwarf, in Geschäftsverhandlungen außer einem verheirateten Mann auch eine verheiratete Frau als Beisitzer hinzuzuziehen, da erhob sich zuerst ein ironisches Lachen

(Widerspruch)

— gewiß war es das bei vielen —, und nach wenigen Minuten hatte Dr. Hachenburg Sie überzeugt. — Ich bitte Sie, heute noch nicht zu beschließen, sondern ein ausführliches Gutachten durch eine Kommission erstatten zu lassen, und daselbe dann später dem Anwaltsstage zur Beschlußfassung vorzulegen.

(Lebhafter Beifall.)

Berichterstatter Rechtsanwalt Dr. Hachenburg-Mannheim (zur Geschäftsvorbereitung): Meine Herren, ich habe Ihnen nur zu erklären, daß ich die Verbesserung meiner Anträge durch den Herrn Kollegen Bildhagen mit Freuden begrüße. Ich glaube, daß er das richtige getroffen hat, wenn die Details unter 3 fortbleiben. Ich habe ja auch gleich anfangs bei meinen Ausführungen gesagt, daß sie mehr zum Zwecke der Diskussion aufgestellt sind. Konsequenz wäre es dann vielleicht auch, bei Ziffer 2 nur den ersten Satz streichen zu lassen und die folgenden Sätze ebenfalls zu streichen.

(Widerspruch.)

— Wenn die Herren das lieber streichen wollen, dann ist mir das natürlich auch recht. — Ich habe also ausdrücklich zu erklären, daß ich mit der Fassung des Antrags Bildhagen und Genossen einverstanden bin und ihn für den besseren erklärte gegenüber meiner Fassung.

Abstimmung. Der Antrag Eljas, von jeder Beratung und Beschlußfassung heute abzusehen, wird, wie der Vorsitzende feststellte, mit überwältigender Majorität abgelehnt.

Vorsitzender: Meine Herren, was nun die Verhandlung zur Hauptsache betrifft, so halte ich es für richtig, sie in der Weise zu trennen, daß wir zunächst über die Anträge des Herrn Referenten in Verbindung mit den dazu gestellten Unteranträgen und mit den Anträgen des Herrn Korreferenten verhandeln. Ich würde zunächst Herrn Kollegen Hugo Neumann, als Antragsteller zu den modifizierten Anträgen des Herrn Referenten, das Wort zu nehmen bitten.

(Zuruf: 5 Minuten!)

Meine Herren, wenn Sie für den Rest unserer heutigen Verhandlung eine Beschränkung der Redezeit wünschen, so bringe ich diesen Antrag zur Abstimmung. (Der Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen.)

Ich bitte also die Herren, sich bei ihren Ausführungen auf 5 Minuten einzurichten.

Justizrat Dr. Hugo Neumann-Berlin: Ich bin in der angenehmen Lage, mich zur Begründung unseres Antrags auf den Herrn Referenten zu beziehen, und kann sagen: „Insoratur die Information des Kollegen Hachenburg.“ Ich habe seinen glänzenden Ausführungen nichts beizufügen und möchte nur einige kurze Bemerkungen machen.

Wir alle lassen uns leiten von dem Besten des Anwaltsstandes und nicht nur des Anwaltsstandes, sondern vor allem der Rechtspflege. Das eigentliche ist nur, daß zwei ganz verschiedene Lösungen herauskommen: auf der einen Seite die Lösung der Amtsgerichtsanwälte, auf der anderen Seite die der nicht beim Amtsgericht allein zugelassenen Anwälte. Meine Herren, ein höchst unerfreulicher Zustand! Wir sollen hier in dem Anwaltsverein ein einigendes Band finden, und das wollen wir darin suchen, daß wir nur beim Amtsgericht zugelassene Anwälte überhaupt nicht mehr kennen, sondern wir wollen sie alle zugelassen sehen bei demjenigen Landgericht, in dessen Bezirk sie wohnen. Wenn dies geschieht, fallen die Differenzen fort, und der Streit, der in die Anwaltschaft augenblicklich getrieben ist, wird herausgezogen. Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir unseren Antrag gestellt, wenn auch zufälligerweise dieser Satz erst am Schluß des Antrags steht, so ist er deswegen nicht der geringste; im Gegenteil, er ist einer der wichtigsten. Ich bin der Meinung, daß die Ausführungen, die von dem Herrn Kollegen Wannow gemacht worden sind, zum Teil nicht auf einem Anwaltsstag vorgebracht werden sollten.

(Sehr richtig!)

Zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß die Anschauungen, die Herr Kollege Wannow im Interesse der Amtsgerichtsanwälte vorgetragen hat, sich zum Teil vollkommen mit dem denken, was die Feinde der freien Advokatur vorzubringen pflegen. Im Interesse der Durchbringung der eigenen Wünsche sind uns Ausführungen gemacht worden, die vollkommen im Widerspruch stehen mit den Grundsätzen, in denen wir groß geworden sind.

Unser Antrag ist im wesentlichen der Antrag Dachenburg, aus dem aber die Einzelheiten fortgelassen sind, die Dachenburg zur Beschleunigung des Prozesses vorschlägt. Aber einzelne Punkte dieser seiner Vorschläge kann man sehr geteilter Meinung sein. Ich halte einzelne nicht für annehmbar. Eine Durchberatung im einzelnen ist indes hier nicht möglich. Ich glaube auch, daß wir nicht auf diese Einzelheiten eingugehen brauchen, sondern gut tun, und auf die Prinzipien zu beschränken, und bitte Sie — auch die bloß beim Amtsgericht zugelassenen Herren Kollegen, die den letzten Satz besonders würdigen mögen —, möglichst zahlreich für unseren Antrag zu stimmen.

Rechtsanwalt Dr. **Geiershöfer**-Münberg: Meine Herren, der Herr Kollege Wannow hat unrecht: es ist nicht so, daß die Frage der Reform bereits entschieden ist; dann könnten wir uns jedes Wort in dieser Frage sparen. Die Vorlage ist nicht nur eingebracht aus pekuniärem Interesse, sondern sie bedeutet vor allem, wie Kollege Dachenburg sagte, eine erhebliche Schwächung der Rechtspflege. Auf Einzelheiten eingugehen, muß ich unterlassen; aber ich mache darauf aufmerksam, daß auch der württembergische Landtag in seiner Zweiten Kammer gegen die Reform Stellung genommen hat.

Zur Tendenz des Reformwerkes möchte ich nur zwei Worte sprechen. Kollege Dachenburg meint, man hätte die Ausschaltung des Anwalts nicht wohl seitens der Regierung im Auge gehabt. Er beruft zu gut von der Reichsregierung; das hat man gewollt, und Mügel sagt auch nichts anderes: in 95 Prozent aller Sachen soll der Anwalt ausgeschaltet werden. Darum auch der Erscheinungszwang gegen die Partei, wonach durch Geldstrafe das Erscheinen erzwungen werden kann. Es werden sich wenige einen Anwalt nehmen, wenn sie immer und immer wieder selbst kommen müssen; und ein Mißtrauen gegen den Anwaltsstand ist es, wenn man sagt: nicht dem Anwalt, sondern der Partei ist die Ladung zum Erscheinen zuzustellen. Der Amtsrichter wird allmächtig — er wird die mächtigste Person im Deutschen Reich in Privatsachen der Parteien.

Daß der § 48 O.G.B. unerträglich ist, kann ich wegen der mangelnden Zeit nicht weiter begründen; aber es ist zweifellos der Fall. Es ist die Schrecksgebührenfrage eine an sich nicht unwichtige, aber doch im Verhältnis zu den anderen Fragen minder wichtig. Aber charakteristisch ist, daß man die Gerichtskosten erhöhen will, die Anwaltskosten aber nicht. Rechtsausführungen — da sehe ich nicht im Einklang mit den Ausführungen des Kollegen Dachenburg — bedarf es seitens des Anwalts in Schriftsätzen nach dem Entwurf nicht; wenigstens gibt man ihm dafür keine Kopialien. Das ist charakteristisch, nicht der Kopialien, sondern der Tendenz wegen. Das Postkalkül des Anwalts, welches eingelegt werden soll, ist nach oben eingeschränkt; das Gerichtsaußenlospauschale nicht. Und dann ist das neue Gerichtskostenpauschale sehr bedenklich, weil es für nicht existierende Auslagen erhoben wird. Verbildung war ursprünglich die Forderung, — und Verrechnung ist das Resultat geworden.

Alledem entspricht die Behandlung des Anwalts im Reich und in Preußen. Soll ich auf die Pauschale hinweisen, die der Anwaltsstand bekommen hat in den Ge-

siehen betreffend die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte? Soll ich auf die Mißachtung hinweisen, die sich darin zu erkennen gab, daß der preussische Minister am 16. Mai ex. die Amtsgerichtsanwälte gehört hat, nicht aber unseren Verein? Soll ich darauf hinweisen, daß er die von ihm nach Berlin berufenen preussischen Kammervorstände nicht einmal persönlich empfangen hat? —

Also, meine Herren, Fiskalität ist der Grund der ganzen Reform auf der einen, Anwaltsfeindschaft auf der anderen Seite. Hat denn die Anwaltschaft das verdient? Nein! Die Anwälte haben mitgeholfen, das Bürgerliche Gesetzbuch einzuführen; sie haben die Armenlasten ruhig getragen. Das *nobile officium* kann nicht in dieser Weise weitergetragen werden; wir müssen uns zusammen tun, es muß entschieden gehandelt werden. Es hat der Anwaltsvereinsvorstand sich nicht zur Reformfrage geäußert, auch die „Juristische Wochenchrift“ hat nicht etwa sofort die Sache behandelt, sondern erst recht spät.

Was meine Anträge, die ich gestellt habe, betrifft, so ziehe ich sie zugunsten des modifizierten Antrags Dachenburg, dessen glänzenden Ausführungen wir im wesentlichen uns nur anschließen können, zurück; ich empfehle Ihnen diesen Antrag anzunehmen.

Zum Schluß erlaube ich mir noch zu bemerken: die deutsche Anwaltschaft, gebunden an langbauernde Studien und Examina, pekuniär eingeengt durch die Gebührenordnung, unterworfen den Standesgesetzen, genötigt zur unentgeltlichen Betretung der unbemittelten Parteien, darf und muß eine größere Berücksichtigung finden, als sie in dem anwaltsfeindlichen Reformwerk zu finden ist.

(Stürmischer Beifall.)

Vorsitzender: Ich habe den Herrn Kollegen dahin verstanden, daß er seinen ersten Antrag zurückzieht. Nun liegt aber noch ein zweiter Antrag vor, den er zusammen mit dem Kollegen Dr. Herr gestellt hat.

(Derselbe wird gleichfalls zurückgezogen.)

Rechtsanwalt Dr. **Luerbach**-Trautvetter a. M.: Meine Herren, ich werde mich sehr kurz fassen und nicht über das Materielle sprechen, — nicht deshalb, weil ich nur 5 Minuten Zeit habe, sondern weil ich der Ansicht bin, daß durch die glänzenden Ausführungen des Kollegen Dachenburg die Sache so großartig geklärt ist, daß wir es nicht nötig haben, uns über die Gründe für unseren Beschluß noch weiter zu unterhalten. Des weiteren muß ich mich kurz fassen, weil wir der Boden unter den Füßen weggezogen ist, nämlich das Annehmen Geiershöfers, über das ich sprechen wollte. Ich meinerseits hätte es für wünschenswerter gehalten, wenn eine positive Fassung der negativen vorgezogen wäre; da der Antrag aber zurückgezogen ist, kann ich darüber nichts mehr sagen.

Aber noch eins. Es bleibt jetzt der Antrag Dachenburg; diesem muß ich jetzt meine Zustimmung geben, da er immer noch das bessere ist. Er hat dann auch die beiden Erfordernisse erfüllt, die wir erfüllen müssen: einmal die negativen und das andere Mal auch gewisse positive Vorschläge. Nur in einer Beziehung möchte

ich die Antragsteller des Amendements zum Hagenburgischen Antrag bitten, ihren Antrag abzuändern. Es heisst unter Nr. 6:

Der Vorstand wird beauftragt, sobald ein Entwurf der Reichsregierung über diese Materie veröffentlicht sein wird, erforderlichenfalls zur weiteren Beratung und Beschlußfassung über Einzelfragen einen außerordentlichen Anwaltskongress einzuberufen.

Da würde ich bitten, das Wort „erforderlichenfalls“ zu streichen.

(Bravo!)

Justizrat Landberg-Posen: Meine Herren Kollegen! Der heute viel gelobte, böse Kollege Hagenburg hat einem in der Tat alle Butter vom Brot genommen und eigentlich jedes Wort überflüssig gemacht. Mit Rücksicht darauf bleibt nur eine kleine Nachlese übrig.

Meine Herren Kollegen, ein Appell an die Amtsgerichtsanwälte ist schon von verschiedenen Seiten mit eindringlichen Worten gerichtet worden. Ich möchte nun versuchen zu zeigen, daß der wirtschaftliche Hintergrund dieser ganzen Zuständigkeitsreform nur eine untergeordnete Rolle spielen kann und keine Scheidewand errichten darf zwischen den Anwälten, die, was man auch immer sagen mag, bisher doch auf ihr Standesbewußtsein und auf ihr Zusammengehörigkeitsgefühl stolz gewesen sind.

(Bravo!)

Was wird denn das wirkliche Endergebnis dieser Erweiterung der Zuständigkeit sein? — Den Amtsgerichtsanwälten ist schon entgegengehalten worden, daß sie sich des schönen Festes nicht lange erfreuen können; der ganze Nachwuchs wird den Amtsgerichten zufließen, die Kollegen vom Landgericht werden zum Teil dahin überfiedeln. Und wenn sie es bisher verschmäht haben, die Amtsgerichtspraxis bis zu 300 Mark wahrzunehmen, wird es ihnen vielleicht lobnend erscheinen, solche bis zu 1000 Mark wahrzunehmen, und sie werden auch Konkurrenten der Amtsgerichtsanwälte werden. Wenn das Einkommen der Amtsgerichtsanwälte also bisher x betragen hat und auf $\frac{3x}{2}$ anwächst, dann werden es

nachher nur $\frac{3x}{4}$ sein, — also ein Danaergeisest.

Und was die soziale Stellung anlangt, — wird denn die noch dem Wert der Objekte bemessen? Nichts das Publikum sein Vertrauen danach ein, ob es sich um 300 oder um 1000 Mark handelt? Gibt nicht der Anwalt beim Amtsgericht sich selber seine Stellung und Geltung? Er ist genau so vornehm an sich wie alle Landgerichts- und Oberlandesgerichtsanwälte. „Den nenn' ich vornehm, der sich streng beschreiben die eigne Ehre gibt und wenig fragt, ob ihn die Nachbarn lästern oder neiden.“ In Posen hat es einen bescheidenen Eindruck gemacht, als ein älterer Kollege vom Amtsgericht aufstand und sagte, er sei stolz darauf, ein Amtsgerichtsanwalt zu sein und zu bleiben. Und mit ihm haben noch 4 oder 5 von den 16 zur Kammerversammlung erschienenen Amtsgerichtsanwälten

gegen die Zuständigkeitserweiterung gestimmt. Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel hier Nachahmung fände.

Die eigentlichen Leidtragenden wären die Oberlandesgerichtsanwälte, zu denen ich auch zähle, ohne hier schamrot zu werden. Ihnen würde die Hälfte der Berufungssachen entzogen: ein Eingriff in *jura quæsitæ*, der seinesgleichen sucht. Man kommt ihnen mit dem billigen Rezept: abwandern! Ja, meine Herren, sie haben sich als Spezialisten beim Oberlandesgericht niedergelassen, haben sich einen Schatz von Vertrauen beim Publikum und bei den Anwälten der Vorinstanz erworben, — das sollen sie so leichtin fortwerfen? Nein, meine Herren, Abwanderung — das ist nichts, mit dieser Art von Sachjüngerei wollen die Oberlandesgerichtsanwälte nichts zu tun haben. Und den Ausgleich durch die Gebührenordnung würden sie nur sehr ungern in den Kauf nehmen. Sie wollen unter den alten honorarigen Bedingungen ihren Beruf fortsetzen, nicht nach dem Grundsatz: weniger Arbeit und höhere Bezahlung.

Vorsitzender: Ich mache den Herrn Redner darauf aufmerksam, daß seine Zeit abgelaufen ist.

Justizrat Landberg-Posen: Also, meine Herren, wenn wir von allen Schlagworten absehen, die diese Reformatmosphäre erfüllen, so müssen wir zum Schluß wohl sagen: es mag doch das hinter der ganzen Vorlage schlummern, was schon Kollege Hagenburg mit unwilligem Kopfschütteln abgelehnt hat, daß man den Anwälten nicht grün ist trotz aller feierlichen Versicherungen. Meine Herren, da muß der Anwaltsstand sich auf sich selber besinnen und gegen diese Reform auftreten, weil sie eine Reformatio in peius ist.

(Bravo!)

Rechtsanwalt Dr. Löwenstein-Stuttgart: Meine Herren Kollegen, ich habe den Eindruck, daß ein ganz guter Beschluß heute zustande kommen wird. Da halte ich es für notwendig, daß eine Seite ganz kräftig angeschlagen wird, die heute noch nicht berührt worden ist, daß die Stimmen im Anwaltskongress sich auch wenden an unsere Kollegen im Reichstag. Wir haben etwa drei Dutzend unserer Berufsgenossen im höchsten Parlamente sitzen; sie gehören den verschiedensten Parteien an, und nicht wenige davon sind in fähiger Stellung. Davon hat man aber bis jetzt, wenigstens in den letzten Jahren, wenn es die Interessen unseres Standes gepollt hat, herzlich wenig bemerkt, da hat das Goetheische Wort gegolten:

Nur allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürst du
Kaum einen Hauch.

(Heiterkeit.)

Als vor einigen Jahren auf Grund der Beschlüsse der Reichstagskommission uns in so tränkender und ungerechtfertigter Weise der Zutritt zu den Kaufmannsgerichten entzogen wurde, da hat aus der Mitte unserer Kollegen sich keine Stimme für uns erhoben.

Rein, zwei Kollegen, einer aus Hamburg und einer aus Köln, waren die ersten, die gegen unsere Zulassung plädierten haben. Es ist ja wahr, wir paar tausend Anwälte sind keine große Zahlsmasse, unsere Beliebtheit — ich will mich vorsichtig ausdrücken — läßt zu wünschen übrig, wenigstens so mancher Kollege glaubt, daß er persönlich außerordentlich beliebt sei.

(Große Heiterkeit.)

Das Publikum hält uns unsere Gebühren, die wir wahrlich schwer genug erwerben müssen, vor; der unterlegene Gegner zahlt sie sehr ungern, die unterlegene eigene Partei nur mit höchster Entrüstung.

(Heiterkeit.)

Wenn wir rücksichtslos im Interesse der Sache, die wir vertreten, vorgehen müssen, so heißt das Härte. Also überall haben wir, bis jetzt wenigstens, wenig Freunde und viel Feinde gehabt, wenn es die Interessen unseres Standes getroffen hat. Ich hege die Zuversicht, daß unsere Kollegen im Reichstag in dieser Sache unseren Standpunkt verstehen werden. Wir wollen keine Interessenpolitik und sind auch noch außen hin nicht geneigt, so laut zu reden, wie es der biedere Landwirt in der Gewohnheit hat.

(Heiterkeit.)

Aber in einer Frage wie der vorliegenden, wo das Interesse des Standes so ganz zusammenhängt und sich deckt mit dem Interesse der Allgemeinheit, geben wir uns der Erwartung hin, daß wenigstens diesmal unsere Kollegen im Parlament sich trüffig unser annehmen. Wir haben heute gesehen, welche prächtige alte Herren wir unter unseren Kollegen haben; man muß auch dafür sorgen, daß der Nachwuchs ein guter wird, — und da trifft die Kollegen im Parlament in erster Linie die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß unser Beruf und unsere Berufsgenossen auf voller Höhe erhalten werden, daß künftighin Männer von geistiger Bedeutung, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen und die ausgestattet sind mit Stärke des Charakters, unserem Berufe nicht um deswillen fernbleiben, weil sie in diesem Berufe nicht mehr die Existenzmöglichkeit zu sehen vermögen.

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, es ist der Antrag auf Schluß der Debatte gestellt worden. Ich bin aber der Meinung, daß die Herren Amtsgerichtsanwälte mit Recht verlangen können, daß zuvor einer von ihnen zum Worte gelangt. Ich werde also den Schlußantrag zurückstellen, bis wir den Kollegen Roje gehört haben.

Rechtsanwalt Roje: Meine Herren, ich danke Ihnen zunächst, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, vor Schluß der Debatte Ihnen noch meine Meinung darzulegen. Ich darf daran die fernere Bitte knüpfen, mir meine Aufgabe, einige Worte gegen die Ansicht der Majorität zu sagen, nicht allzu sehr zu erschweren.

Meine Herren, wir sind, und vor allen Dingen ich persönlich bin durchaus der Ansicht, daß für die

Frage, die wir heute so ausgiebig und in so vorzüglicher Weise haben behandeln hören, nicht das wirtschaftliche Interesse oder überhaupt ein Interesse der Anwaltschaft maßgebend sein kann, sondern meine Ansicht ist allerdings, daß die Allgemeinheit des rechtssuchenden Publikums und die Rechtspflege das Maßgebende sein muß. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß von dieser Allgemeinheit ein Stütz, und zwar ein recht tüchtiger Stütz, auch die Anwaltschaft ist. Und deshalb würde es ganz merkwürdig sein, wenn auf einem Anwaltsstage nicht die Einwirkung dieser Reformpläne auf die Anwaltschaft ausgiebig zur Erörterung käme.

Wenn ich von diesem Standpunkt aus die Sache betrachte, so bin ich der Ansicht, daß die Anwälte an den Amtsgerichten der Sache unbefangener gegenüberstehen, als die Herren an den Kollegialgerichten, und zwar deshalb, weil irgend ein wirtschaftliches Interesse für uns bei der ganzen Justisreform meines Erachtens nicht herauskommt, während umgekehrt die Sache für die Herren an den Kollegialgerichten eine Drosselfrage ist. Es ist das heute nicht oder doch nur sehr nebensächlich zur Sprache gekommen; aber ich habe sonst in dieser letzten Zeit vielfach Gelegenheit gehabt, mit befreundeten Herren zu sprechen, und da hieß es: wenn das Gesetz wird, bin ich ruiniert, dann kann ich meine Familie nicht ernähren, usw. Diese Bedenken sind nun sicher zum mindesten ganz erheblich übertrieben. Aber sie werden doch einmal gehegt. Wenn ich nun den Herren auch gern glaube, daß sie von diesem Standpunkt absehen und sagen, ich prüfe das ganz unbefangenen vom Standpunkt der Allgemeinheit aus, so gibt mir das doch zu dem Bedenken Anlaß, daß von vornherein der Blick der Herren der Reform gegenüber getrübt oder einseitig prädisponiert sei.

Auf der anderen Seite ist wiederholt uns von unseren Gegnern vorgehalten worden, wir hätten gar nichts von der Sache. Das ist völlig richtig. Einmal entspricht es vollständig den Tatsachen, daß der erste Teil des Entwurfs, dem ich im Interesse der Allgemeinheit sehr freundlich gegenüberstehe, möglichst weit zur Ausdehnung der Anwaltschaft bis zu einem gewissen Grade führen kann; das will ich gern in den Kauf nehmen. Ebenso glaube ich, daß eine ganz erhebliche Anzahl von neueren Anwälten — ich spreche nicht von einer Abwanderung der Herren von den Kollegialgerichten an die Amtsgerichte — und gerade der junge überreichliche Nachwuchs vielleicht in Verkennung der Lage sich an den Amtsgerichten in erheblich größerer Anzahl niederlassen wird, als es das Bedürfnis erfordert. Also es ist meine Überzeugung, daß wir irgend ein wirtschaftliches Interesse an der Sache nicht haben.

Sie werden dann vielleicht fragen: weshalb seid ihr denn so eifrig und leidenschaftlich dafür? Einmal — wenn wir von unserem eigenen Interesse sprechen dürfen —, weil es seit 30 Jahren der erste Schritt ist, der uns geboten wird, uns aus der demütigenden Stellung innerhalb der Anwaltschaft herauszubringen, nur die kleinsten Bagatelldinge führen zu dürfen. Wenn der Herr Vorredner gesagt hat: ihr müßt eure Stellung auch selbst schaffen, das muß ein jeder, — so braucht uns das nicht gesagt zu werden, das versteht

sich von selbst. Aber das nimmt und nicht das Gefühl, daß uns tagtäglich die Klientel kommt, und wir ihr sagen müssen: wir sind eigentlich nach den gesetzlichen Bestimmungen so unfähig, daß wir dich nur in Prozessen das zu 300 Mark vertreten können. Und das ist uns sogar aus den Kreisen der —

Vorsitzender: Herr Kollege, die 5 Minuten sind zu Ende.

(Allseitiger Ruf: Weiterprechen!)

Rechtsanwalt Rose-Harburg: Meine Herren, ich danke Ihnen. Ich sage also: das ist uns ja auch mit großer Deutlichkeit in einem amtlichen Schriftstück sogar aus dem Kreise der Anwälte an den Kollegialgerichten gesagt worden. Ich kann nur sagen, daß die Eingabe der Münchener Anwaltskammer an das bayerische Justizministerium, in der uns die Fähigkeit direkt abgesprochen wurde, in höheren Objekten aufzutreten, in unseren Reihen Erbitterung hervorgerufen hat, weil wir uns in ungerechtfertigter Weise in unserer Standesehre verletzt gefühlt haben. Vielleicht würde unser Standpunkt ohne diese Eingabe noch nicht einmal ein so scharfer geworden sein.

Wenn ich nun von diesem, an und für sich der Vorlage günstigen Gesichtspunkt aus — weil er uns eben diesen ersten Schritt zur idealen Verbesserung unserer Stellung gibt — an die Vorlage herantrete, so sehe ich zugleich, daß wir uns in recht guter Gesellschaft befinden. Ich will zunächst gar nicht darauf eingehen, daß der Entwurf der Regierung — also die Regierung — in diesem Falle mit uns geht. Es gibt ja sehr viele Menschen, die nicht nur sagen: ich kenne die Absichten der Regierung nicht, und deshalb mißbillige ich sie; — nein, es gibt viele unter uns, die an jeder auch bekannten Vorlage der Regierung einen derartigen kritischen Maßstab anlegen, daß sie von vornherein gegenständig gegen sie sich stellen. Kritik muß selbstverständlich geübt werden und muß an einer solchen Vorlage scharf geübt werden, — und das wollen wir auch.

(Rufe: Schluß!)

Vorsitzender: Meine Herren, nachdem wir einmal nach Ablauf der 5 Minuten das Weiterprechen gestattet haben, bin ich der Meinung, daß wir damit auch neue 5 Minuten konsumiert haben.

(Bravo!)

Rechtsanwalt Rose-Harburg: Man mag dagegen sagen, was man will: immerhin ist ein derartiges Werk doch ein solches, was gründlich in den maßgebenden Instanzen überlegt ist, und man kann der Regierung nicht ohne weiteres imputieren, wie das geschehen ist, daß sie die Vorlage im wesentlichen aus finanziellen Gesichtspunkten entworfen habe.

Meine Herren, wir haben dann noch Dankesgewissen in der Fachpresse; für unsere Bestrebungen sind doch ganz erhebliche Stimmen laut geworden, und zwar nicht etwa aus unseren Kreisen — wir haben uns ja kaum darüber gedauert —, aber von Seiten der Richter an den Kollegialgerichten. Ich erinnere nur

an die Schrift von Simonson, an das Buch von Professor Herr, das in unserem Sinne zu verwerthen ist, und an verschiedene Äußerungen aus den Kreisen der Richter an den Oberlandesgerichten, auf die ich nicht weiter eingehen will. Und wenn dadurch nun unsere freundliche Stellung zu dem Entwurf gefestigt wurde, so glaube ich, daß derselbe bei einer weiteren sachlichen Prüfung wohl handhält. Er zerfällt in drei Teile; den Teil, der die Kostenfrage betrifft, lasse ich beiseite, das würde uns ja zu weit führen; ich spreche nur von dem ersten Teil, der das antgerichtliche Verfahren kürzer fassen will. Auch wenn Sie mir als Amtsgerichtsanwalt die Simultanauflassung oder die Inständigkeitsverbodung geben und damit jedes auch nur denkbare persönliche Interesse beseitigen würden, ich würde immer im Interesse der Rechtspflege für diesen Teil des Entwurfs im wesentlichen sein. Daß da Sachen drin sind, die mir nicht gefallen, daß neben anderem z. B. der Zwang der Parteien zum Erscheinen unter allen Umständen zu verneinen ist, das ist mir gar nicht zweifelhaft. Aber hier von dieser Tribüne aus sind nur die Nachteile des Entwurfs vorgetragen, nicht das, was darin gut ist. Man kann mit Recht sagen — und das wird das Vertrauen des Anwaltsstandes sehr beeinträchtigen —: es wird über eine Sache beschloffen, die den Anwälten in ihrer großen Mehrheit im wesentlichen unbekannt ist. Selbst in den ausführlichen und vorzüglichen Ausführungen des Herrn Dr. Hachenburg war es nicht möglich —

Vorsitzender: Nun muß ich aber im Interesse unserer sehr beschränkten Zeit doch bitten, zum Schluß zu kommen.

Rechtsanwalt Rose-Harburg: Ich sage: selbst da war es nicht möglich, die Sache richtig zu überschauen, schon deshalb, weil Herr Kollege Hachenburg vielfach Dinge berührt hat, die in dem Entwurf nicht stehen. Meine Herren, ich muß schließen; ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich noch länger angehört haben, als Sie verpflichtet waren. Ich hätte gern auch noch über die Kompetenzerhöhung gesprochen, muß aber leider meine Ausführungen hier abbrechen, weil die Zeit abgelaufen ist.

Vorsitzender: Wir kommen nun zur Abstimmung über den Schlußantrag.

(Derselbe wird angenommen.)

Rechtsanwalt Schröder-Hohenhausen (zur Geschäftsordnung): Ich möchte nur feststellen, daß ein einziger Amtsgerichtsanwalt zum Wort gekommen ist gegen 10 Kollegialgerichtsanwälte.

Vorsitzender: Ich würde nun also die Herren Referenten noch zum Wort aufzurufen haben.

(Dieselben verzichten.)

Abstimmung. Nachdem der Berichterstatter, Rechtsanwalt Dr. Hachenburg, im Einvernehmen mit den Antragstellern Wildbagen und Dr. Neumann, ich

mit der Streichung des Wortes „erforderlichenfalls“ in Art. 6 des Antrags einverstanden erklärt hat, wird dieser so modifizierte Antrag, wie durch Probe und Gegenprobe festgestellt wird, mit überwältigender Majorität angenommen. Der Beschluß lautet demnach:

1. Eine Reform des Zivilprozesses, der Gerichtsverfassung, des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte kann nur einheitlich und gleichzeitig erfolgen. Die Neubearbeitung nur eines Teiles ist abzulehnen.
2. Bei der Reform des Kostenwesens (Gerichts- und Anwaltsgebühren) ist eine gerechtere Verteilung der Kosten anzustreben. Es ist eine Abkürzung der Prozesse nach ihrem Gegenstande wünschenswert. Insbesondere sind für Klagen aus den Arbeitsverträgen, ebenso für das Verschuldenverfahren, die Kosten zu mindern. Der Herabsetzung muß eine Erhöhung der Kosten in anderen streitigen Sachen entsprechen. Für Arbeitsprozesse, Klagen aus Schiedsgerichts-urteilen, für den Markenprozeß sind die vollen Gebühren angezogen.
3. Bei der Reform des Verfahrens ist eine besondere Gestaltung des Amtsgerichtlichen Verfahrens nach anderen Prinzipien als des landgerichtlichen, insbesondere unter Einführung des Offizial- und Inquisitionsprinzips, abzulehnen. Es ist ebenso eine Gestaltung des Prozesses, die nach dem Vorbilde der österreichischen Zivilprozeßordnung für alle Prozeßformen den Parteibetrieb völlig ausschaltet und die Parteivorträge einschränkt, abzulehnen.

Es ist eine Befestigung des Verfahrens anzustreben, die aber ohne Gefährdung der Grundsätze und Nichtigkeit der Urteilscheidung erfolgt.

4. Bei der Reform der Gerichtsverfassung ist das bisherige System der Kollegialgerichte beizubehalten. Eine Erhebung desselben durch das System der Einzelrichter ist abzulehnen.

Es ist für besondere Fälle die Zuziehung von Ratsschöffen, unter Wiedererlangung der Kaufmanns- und Gewerbeurichte in die ordentliche Gerichtsbarkeit, in Aussicht zu nehmen.

Ein System, das die Zuständigkeit der Amtsgerichte lediglich nach dem Streitwerte erhöht, ist abzulehnen. Zu bestimmten ist dagegen eine Überweisung bestimmter hierzu geeigneter Sachen, insbesondere der Klagen aus dem Arbeitsverträge und aus Unterhaltsansprüchen.

5. Bei der Reform der Rechtsanwaltsordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte ist eine Regelung derselben dahin notwendig, daß der Rechtsanwalt wirtschaftlich und sozial als Mitglied der Rechtspflege in juristischer und ethischer Hinsicht entsprechen kann. Es ist eine Revision der Gebührenordnung herbeizuführen, die durch Erhöhung der Sätze eine Verbesserung der Ertragsbedingungen der Rechtsanwälte (unter Berücksichtigung des unter 2. niedergelegten

Prinzips) ermöglicht. Es hat die Beseitigung der gewerbmäßigen Vertretung der Parteien vor den Landgerichten durch Personen, die nicht Rechtsanwälte sind, zu erfolgen. Es ist die Zulassung aller innerhalb eines Landgerichtsbezuges an einem Gerichte desselben niedergelassenen Rechtsanwälte beim Landgerichte zu gewähren. Es ist auf eine stärkere Übernahme von Rechtsanwalts als Richter in die oberen Gerichte hinzuwirken.

6. Der Vorstand wird beauftragt, sobald ein Entwurf der Reichsregierung über diese Materie veröffentlicht sein wird, zur weiteren Beratung und Beschlußfassung über Einzelfragen einen außerordentlichen Anwaltskongress einzuberufen.

Die Anträge des Widerberichterstatters, Rechtsanwalts Wannow-Joppot, sind damit erledigt.

Der Antrag Dr. Weiß:

der Deutsche Anwaltskongress wolle beschließen, den Vorstand zu beauftragen, den heute gestrichenen Beschluß, nebst einem Abdruck des Referats des Referenten Sachensachenburg, tunclichst bald dem Reichsjustizamt, sämtlichen deutschen Bundesregierungen und sämtlichen Mitgliedern des Deutschen Reichstags zur Kenntnis zu bringen,

wird mit großer Mehrheit angenommen.

Vorsitzender: Wir haben nun den Antrag des Kollegen Dr. Bussf zu erledigen, der dahin geht:

Der Deutsche Anwaltsverein wolle das Reichsjustizamt ersuchen, den abgeordneten Entwurf des Gesetzes betreffend Änderung der Gerichtsverfassung usw. tunclichst bald nach Fertigstellung dem Deutschen Anwaltsverein zugehen zu lassen.

Ich glaube, daß wir dem wohl noch vornehmen können, obgleich das Lokalomitee stark auf Schluß drängt.

Antwortlicher Rechtsanwalt Dr. W. Bussf-Hamburg: Meine Herren, ich will mit meinem Auftrag unferen Anwaltsverein bei der Regierung nur in Erinnerung bringen. Wir haben die Behandlung, die uns bisher zuteil geworden ist, nicht verdient, und wir sind keine Elemente, denen man sich „vertraulich“ Sachen zugehen lassen kann. Das will ich mir sagen und daran die Erwartung knüpfen, daß in Zukunft wir auch die Antwort zur Begutachtung und zur Beratung erhalten. Ich bemerke noch: Ich bin Anwalt in Hamburg, und wir sind nach der Sachlage vollkommen uninteressiert.

Abstimmung. Der Antrag wird einstimmig angenommen.

Vorsitzender: Damit sind wir für heute zum Schluß gekommen. Die nächste Sitzung findet morgen Mittag um 12 Uhr statt; sollte die Hilfskassen mit ihren Verhandlungen eher fertig sein, so beginnen wir eher.

(Schluß der Sitzung 4 Uhr.)

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 12. September 1907.

Der Vorsitzende, Geheimer Justizrat Erich Thropel, Leipzig, eröffnet die Sitzung um 1 1/2 Uhr.

Vorsitzender: Die Sitzung ist eröffnet.
Es kommt nunmehr zur Verhandlung Punkt 1 der Tagesordnung:

Rechnungslegung und Entlastung des Vorstandes.

Ich bitte Herrn Kollegen Deiß, seinen Bericht zu erstatten.

Justizrat Dr. Deiß-Leipzig: Die letzte bis zum 12. Juli 1906 auf dem Anwaltsstage in Hannover gelegte Rechnung schloß mit einem demorgierten Kassenbestande von 36 959,45 M.

1. Die Einnahme betrug vom 13. Juli bis 31. Dezember 1906	
a) an Mitgliederbeiträgen	109 080,00 M.
b) für Entscheidungen des Ehrengerichtshofs und Termintalender ..	122,00 "
c) Zinsen	1 252,56 "
Summa	110 454,56 "

2. Für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906	
a) an Mitgliederbeiträgen	91 725,00 M.
b) für Termintalender	46,10 "
c) Zinsen	3 301,96 "
Summa	95 073,06 "

3. Für die Zeit vom 1. Januar bis 4. Juli 1907	
a) an Mitgliederbeiträgen	4 785,00 M.
b) für Entscheidungen des Ehrengerichtshofs	48,00 "
c) Zinsen	1 790,57 "
Summa	6 624,07 "

Die Gesamteinnahme für die Rechnungsperiode bis zum 4. Juli 1907 beträgt demgemäß 249 111,12 M.

Die Ausgabe betrug:

1. Für die Zeit vom 13. Juli bis 31. Dezember 1906	55 076,73 M.
Hiervon entfallen folgende Hauptposten	
a) auf Rechnungsbetrag von Carl Heymanns Verlag für Termin-	
Seite	55 076,73 M.

Übertrag 55 076,73 M.

kalender und die damit verbundenen Verzeichnisse

11 098,75 M.
h) auf Rechnungsbetrag der Buchhandlung W. Moeser für die Juristische Wochenschrift und diverse andere Drucksachen 36 589,95 M.
noch Vorabzug u. a. des Anteils des Deutschen Anwaltsvereins am Ertrage der Abonnements, Inserate und Beilagen der Juristischen Wochenschrift in Höhe von 12 652,73 M.
(cf. fol. 152 Band 1905, II).

2. Für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906 127 856,13 "

Hiervon entfallen folgende Hauptposten

a) 25 000 M. für Anschaffung von Schuldverschreibungen der 3 1/2 prozentigen konsolidierten preussischen Staatsanleihe, eingetragen in das Preussische Staatsschuldbuch und 25 000 M. für Anschaffung von Schuldverschreibungen der 3 1/2 prozentigen Reichsanleihe, eingetragen in das Reichsschuldbuch (cf. fol. 180 Band 1905, II).
b) auf Rechnungsbetrag von Carl Heymanns Verlag für Termintalender und die damit verbundenen Verzeichnisse 12 198,10 M.
c) auf Rechnungsbetrag der Buchhandlung W. Moeser für die Juristische Wochenschrift, Entscheidungen des Ehrengerichtshofs und verschiedene andere Drucksachen 38 129,37 M.
d) nach Vorabzug u. a. des Anteils des Deutschen Anwaltsvereins am Ertrage der Abonnements, Inserate und Beilagen der Juristischen Wochenschrift in Höhe von 15 109,23 M.
(cf. fol. 94 Band 1906).

3. Für die Zeit vom 1. Januar bis 4. Juli 1907 11 172,07 M.

Die Gesamtausgabe der ganzen Rechnungsperiode beläuft sich demgemäß auf ... 194 104,93 M.

Bei der Gesamteinnahme von 249 111,12 M. und der Gesamtausgabe von 194 104,93 M. ergibt sich ein Bestand von 55 006,19 M.

Derselbe ist, soweit nicht laufende Ausgaben zu berücksichtigen sind, bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt in Leipzig auf Rechnungsbuch Nr. 62 134 verzinslich deponiert.

Die Kassenbücher für die Rechnungsperiode, sowie sämtliche Einnahme- und Ausgabebelege haben den von dem Vorstande zu Revisoren bestellten Herren Kollegen Dr. Anschütz und Dr. Bengtzel in Leipzig vorgelegen, nach vorheriger rechnerischer Prüfung der Rechnung durch den Bankbuchhalter der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt zu Leipzig, Herrn Hausburg.

Die Revisoren haben die Rechnung geprüft und bezeugt, daß sie nach Vornahme einer größeren Anzahl von Stichproben nichts zu beanstanden gehabt haben. Die Kassenbücher, sowie diese Bezeugungen liegen auf dem Tisch des Hauses aus.

Vorsitzender: Meine Herren, namens des Vorstandes habe ich auf Grund des eben erstatteten Berichts zu beantragen, daß dem Vorstände Entlastung erteilt werde, und eröffne über diesen Antrag die Diskussion.

Rechtsanwalt **Grünwald**, Wiesbaden: Ich habe die Ehre, im Auftrage von zahlreichen Kollegen aus Berlin, Rheinland, Hessen und Süddeutschland einen Antrag zu stellen, den ich dem Herrn Vorsitzenden überreiche.

(Berliest den Antrag.)

Vorsitzender: Dieser Antrag war mir bisher nicht bekannt. Ich möchte aber, daß wir die Diskussion dementsprechend teilen, und bitte, zunächst Beisitz zu fassen in bezug auf das Rechnungswesen; wir können ja hinterher über diesen zweiten Antrag verhandeln. Also ich formuliere den Antrag des Vorstandes dahin, daß der Anwaltsrat dem Vorstände in bezug auf die Rechnungslegung Entlastung erteilt.

(Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.)

Ich verlese nunmehr den eben eingereichten Antrag. Derselbe lautet:

Der Anwaltsrat wolle die Entlastung des Vorstandes ablehnen, weil derselbe im Widerspruch zu der Vorschrift des § 5 der Satzungen dem Antrag von 2304 Rechtsanwälten auf Einberufung einer außerordentlichen Tagung nicht entsprochen hat. Sollte der Vorstand der Versammlung zusichern, — —

Meine Herren, derartige Zusicherungen gibt der Vorstand überhaupt nicht ab.

(Bravol)

Damit fällt also dieser Teil des Antrags.

Justizrat Dr. **Bohsen-Golmar** i. G. (zur Geschäftsordnung): Ich möchte nur bitten, festzustellen, welche Anzahl etwa von Kollegen jetzt noch in der Versammlung ist.

Vorsitzender: Das können wir nicht. Wenn die Herren Kollegen unserer Einladung nicht Folge leisten, so müssen wir mit der Majorität rechnen, die da ist.

Justizrat Dr. **Bohsen-Golmar** i. G.: Gewiß, Herr Präsident, es ist aber interessant später zu wissen, welche Majorität hier war, und mit welchen Stimmen hier gegählt worden ist.

Vorsitzender: Ich kann der Anregung nicht folgen. Ich eröffne nunmehr die Diskussion über den Antrag Grünwald.

Antragsteller Rechtsanwalt **Grünwald**, Wiesbaden: Meine Herren, es waren über die Intentionen meiner Auftraggeber falsche Ansichten in der Richtung verbreitet, daß es sich darum handle, die Geschäftsführung des Vorstandes im allgemeinen anzugreifen. Das ist unrichtig; uns leitet nur das rein sachliche Interesse, daß wir feststellen, ob dem Deutschen Anwaltsverein das Recht, das ihm § 5 seiner Satzungen zuweist, wirklich zusteht, oder ob es durch Nichtbefolgung seitens des Vorstandes illusorisch gemacht werden kann. Im übrigen die Geschäftsführung des Vorstandes, insbesondere heute nach dem inspannenden Verlauf der Versammlung und der Verhandlungen und nach der Art und Weise, wie unser verehrter Vorsitzender diese geleitet hat, diese Geschäftsführung anzugreifen, liegt weder in unserem Sinn, noch ist es heute angebracht. Im Gegenteil, der Verlauf der Verhandlungen hat gezeigt, daß dieser Teil der Geschäftsführung nur unsere Achtung und Bewunderung hervorgerufen kann.

Aber, meine Herren, das entbindet uns nicht davon, nachzuprüfen, ob in der verstrichenen Zeit hinsichtlich des Antrags von 2304 Kollegen der Vorstand des Anwaltsvereins das Recht der Kollegen, die den Antrag gestellt haben, verletzt hat oder nicht.

Es liegen drei Tatsachen vor. Es liegt die Tatsache vor, daß 2304 Mitglieder den Antrag auf eine außerordentliche Tagung gestellt haben. Es liegt zweitens die Tatsache vor, daß § 5 der Satzungen imperativisch anordnet, daß der Vorstand einem derartigen Antrage, wenn er vom gebieten Teil der Mitglieder gestellt ist, zu entsprechen hat; es ist nicht eine Willkür des Vorstandes geschaffen, sondern es ist zwingende Vorschrift, der er ohne weiteres zu folgen hat — wie etwa der Vorstand einer Aktiengesellschaft nicht zu prüfen hat, ob ein formell korrekter Antrag einer gesetzlichen Minorität opportun ist oder nicht. Der Vorstand hat einfach einen Termin zu bestimmen und in die Reihen der Vereinsmitglieder zurückzutreten; er hat die Initiative dieser Antragsteller hinsichtlich der Verhandlung abzuwarten.

Es liegt die dritte Tatsache vor, daß der Vorstand den Antrag der 2304 Kollegen nicht befolgt hat.

Meine Herren, Sie haben gehört, welche Gründe den Vorstand hierbei geleitet haben, und ich erkenne ohne weiteres an, daß der Vorstand im guten Glauben an die Richtigkeit seiner Maxime gehandelt hat. Ich will des näheren auf die Begründung des Herrn Geheimrats Ertzgrapel nicht eingehen, will aber bemerken, daß die ganzen Ausführungen, die er uns gegeben hat, sich nur auf diese bona fides beziehen, also nur die subjektive Seite der Handlungsweise des Vorstandes in das richtige Bild zu stellen und von dieser Seite aus den Vorstand als entschuldigend erscheinen zu lassen geeignet sind. Aber, meine Herren, damit ist es nicht getan, sondern es handelt sich darum, ob objektiv durch den § 5 dem Verein das Recht zugewiesen ist, ganz ohne Rücksicht auf die Wünsche und Gedanken des Vorstandes eine außer-

ordentliche Tagung einuberufen. Von diesem Standpunkt aus habe ich den Antrag zu begründen, der nicht ein Mißtrauensvotum sein soll, sondern tatächlich sich nicht anders einordnen konnte, als daß man ihn bei Punkt 3 der Tagesordnung zur Sprache brachte.

Meine Herren, wir stehen auf dem Standpunkte, daß, nachdem der Vorstand den Antrag von 2304 Kollegen in der Hand hatte, er ohne weiteres die Tagung einberufen müßte, daß es ihm nicht zuhand, zu prüfen, ob schönes Wetter bevorstehe, oder ob ein geeigneter Tag oder ein geeigneter Ort vorhanden sei, oder ob irgendwelche Gründe dafür oder dagegen sprächen. Diese Erwägungen waren dem Vorstand vollständig entzogen; er hatte die Vorschrift zu befolgen, wonach außerordentliche Tagungen zu berufen sind, wenn 556 Mitglieder sie beantragen. Meine Herren, auch auf die Wünsche der Regierung etwa oder auf die Erwägungen, die sich ergeben haben in persönlichen Verhandlungen mit Regierungsvertretern, hat der Vorstand nicht Rücksicht zu nehmen; wir stehen auf dem Standpunkte, daß solche Rücksichten in jener Zeit besonders bedenklich und gefährlich waren. Man kann es verstehen, daß die Regierung einen Entwurf, der das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hatte, nicht der Öffentlichkeit preisgeben und von der Anwaltschaft kritisieren lassen wollte. Ich glaube, es würde ein Sturm der Entrüstung durch unsere Reihen gegangen sein, wenn aus der außerordentlichen Tagung der Entwurf, den wir gestern auch nur bruchstückweise kennen gelernt haben, den Kollegen mitgeteilt worden wäre. Meine Herren, es ist außerordentlich bedenklich, auf die Wünsche einer Regierung Wert zu legen, die — wie die gelegenden Faktoren überhaupt — seit dem Jahre 1879 niemals Wohlwollen gegen die Anwaltschaft gezeigt hat; es hat niemals Puls von dort heraus auf uns geschlagen. Wo irgendwie sich die gelegenden Faktoren mit der Anwaltschaft beschäftigt haben, da ist immer und allemal nur zum Nachteil der Anwälte gehandelt worden, und der Entwurf, der durch die Handhabung des Vorstandes nicht zu unserer Kenntnis gekommen ist, ist nicht nur nachteilig, sondern er ist direkt feindselig. Deshalb, meine Herren, glaube ich, daß gerade in diesem Falle es ganz besonders bedenklich und gefährlich war, aus Opportunitätsgründen, die auf die Wünsche der Regierung hinführten, in irgend einer Weise Rücksicht zu nehmen.

Wenn gesagt wird, daß es wohl nicht anders gewesen wäre, wenn im April in Frankfurt der Anwaltskongress stattgefunden und sich gegen die Regierungsvorlage erklärt hätte, so bin ich denn doch anderer Meinung. Es würde einmal durch diese außerordentliche Maßnahme mehr die allgemeine Aufmerksamkeit angeregt, die öffentliche Moral angereuert worden sein, als wenn aus einer ordentlichen Tagung im Rahmen des ordnungsmäßigen Verlaufs der Geschäftsbehandlung auch dieser Punkt zur Sprache kommt; er würde in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden sein, und davon hätte ich mir an sich schon eine größere Bedeutung des Beschlusses, der dort ergangen wäre, versprochen. Und, meine Herren, es ist meiner Ansicht nach auch nicht richtig, daß die eine oder andere der verbündeten Regierungen mehr Rücksicht als heute

auf einen damaligen Beschluß nicht genommen hätte. Nachdem wir heute gehört haben, vielleicht durch einen Bruch des Vertrauens, daß einzelne Regierungen sich schon festgelegt haben, so bestand doch damals eine solche Festlegung noch nicht, und unsere Kundgebung hätte unbeschriebene Blätter ange troffen — und ich glaube, daß die Regierungen der impotanten Kundgebung gegenüber, daß der Deutsche Anwaltverein eine außerordentliche Tagung veranstaltet und sich mit erdrückender Majorität gegen die Vorlage ausgesprochen hätte, doch nicht den Mut gehabt hätten, ihre Vertreter im Bundesrat für die Genehmigung dieser Vorlage zu instruieren.

(Rufe: Na! na!)

— Ja, wenn Sie Zweifel darüber äußern, so denke ich doch vielleicht von unseren Regierungen höher, als Sie es in diesem Falle tun.

Wir sind aber auch der Meinung, daß die Haltung des Vorstandes in dieser Frage nicht ganz singular zu beurteilen und zu betrachten ist, sondern daß sie in gewissem Sinne symptomatisch ist. Und diese tiefere Frage trifft auch unser Antrag. Wir wollen es zur Diskussion stellen und wollen es vom Anwaltverein auch ausgesprochen haben, daß die Vorstände unserer Anwaltskammern nicht unsere Vorgesetzten sind, sondern daß sie unsere Organe sind, daß sie unsere Interessen zu vertreten haben, und daß ihnen auch die Initiative in der Interessenvertretung zukommt. Wir hätten geglaubt, daß auch ohne den Antrag der 2304 Kollegen ohne weiteres schon seinerzeit der Vorstand Veranlassung genommen hätte, sich mit dieser eminent wichtigen Frage zu befassen,

(lebhafter Beifall)

daß er seinerseits schon jeden Tag im Jahr sich damit befaßt hätte und ohne weiteres in Kontakt zu der Kollegenschaft getreten wäre.

Ich bin auch der Meinung, daß vertrauliche Mitteilungen der Regierungen an den Vorstand sich nicht gehören, daß vielmehr der Vorstand zu sagen hat: wir wollen nichts Vertrauliches mitgeteilt haben, und wenn ihr uns etwas mitteilt, so erfahren es selbstverständlich auch unsere Berufsgenossen, wir sind verpflichtet, unseren Berufsgenossen diese Mitteilung zu machen, wir dürfen sie nicht irgendwie vertraulich behandeln.

(Bravos)

Und auch von diesem Gesichtspunkt aus haben wir es für nötig gehalten —

Vorsitzender: Ich muß den Herrn Redner darauf aufmerksam machen, daß die 10 Minuten um sind.

Antragsteller Rechtsanwalt Grünwald: Gießen: Ich bin gleich fertig; ich erkenne auch vollständig an, daß es geradezu eine fäthliche Wäkt ist, uns auf mögliche Kürze zu beschränken, und komme deshalb zum Schluß.

Wir gehen nicht in einer scharfen Weise gegen den Vorstand vor; wir erkennen die Tüchtigkeit des Vorstandes, wo sie anerkannt werden muß, vollständig und gern an; wir wollen aber gerührt

wissen das Recht des Vereins, daß der § 5 nicht nach Willkür behandelt wird, sondern daß der Vorstand, wenn der Antrag in korrekter Form an ihn kommt, ohne weiteres ihm stattzugeben hat. Es handelt sich lediglich um ein Recht, um das wir streiten, und ich sollte meinen, daß Rechtsanwölke uns dies Vorgehen nach seiner Seite hin verargen werden.

(Beifall.)

Vorsitzender: Ich möchte die folgenden Herren nur bitten, die tatsächliche Lage so zugrunde zu legen, wie ich sie gestern vorgetragen habe, und nicht uns etwas zu supponieren, was von dieser Seite nicht zugegeben ist. Ich bemerke das namentlich mit Rücksicht darauf, daß uns unterzogen wird, als ob wir auf die Wünsche der Regierung irgendwelche Rücksicht genommen hätten. Meine Herren, Sie können sich sachlich äußern, aber ich möchte nicht, daß etwas vorausgesetzt wird, was tatsächlich nicht vorliegt.

Rechtsanwalt Tolban-Moing: Meine Herren, für uns ist das, was der Herr Präsident soeben ausgeführt hat, auch das entscheidende Wort; wir legen unserer Auffassung zugrunde die Erklärung, die der Vorstand uns gegeben hat, und das Herr Kollege Grünwald jetzt nicht mehr das Wort hat, so muß ich das doch richtigstellen. Er hat keineswegs gesagt: der Vorstand hat mit der Regierung irgend etwas vereinbart und hat mit angelegenermaßen aus Rücksicht auf die Regierung etwas getan, — sondern er hat gesagt: die ganze Geschäftsführung hat uns den Eindruck gemacht. Meine Herren, über Eindrücke läßt sich sprechen, — diesen Eindruck haben wir gehabt, und wir haben ihn verstärkt bekommen durch das Verhalten des Vorstandes und gegenüber. Meine Herren, der Vorstand hat gestern eine Erklärung abgegeben, und ich habe das sehr bedauert. Der Herr Präsident hat dabei hinzugefügt, wir hätten morgen Gelegenheit, unsere Antipathien zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Meine Herren, wir kennen die Mitglieder des Vorstandes gar nicht; soweit wir sie jetzt auf dieser Tagung kennen gelernt haben, wissen wir, wer Mitglied des Vorstandes ist, das sind aber nur drei oder vier Personen; im übrigen ist der Vorstand für uns ein Abstraktum, und wir kämpfen weder für unsere Personen persönlich, noch kämpfen wir gegen eine Person des Vorstandes. Der Vorstand ist die Gesamtheit unserer Beauftragten; wir betrachten also den Anwaltverein als den Herrn des Geschäfts und den Vorstand als die Angestellten des Geschäfts. Das wollen wir dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir sagten: wir protestieren dagegen, daß diejenigen, die statutenmäßig den Anwaltverein zu vertreten haben, die Anträge der Mitglieder unbeachtet lassen. Und wenn wir nur ein Hehnel gewesen wären, so wären wir doch die Geschäftsinhaber. Wir protestieren dagegen, daß unsere Angestellten —

Vorsitzender: Ich muß Sie aber bitten, im Interesse der Würde des Vereins den Vorstand nicht als einen „Angestellten“ zu bezeichnen.

(Stürmischer Beifall. Lebhafter Ruf: Schluß! und Widerspruch dagegen.)

Rechtsanwalt Tolban-Moing: Meine Herren, solange Sie mir das Reden zur Sache unmöglich machen, laufen meine 10 Minuten nicht.

(Geisterkeit und Widerspruch.)

Das ginge doch gegen die guten Sitten; Obstruktion kann doch nicht zugelassen werden. — Meine Herren, ich frage Sie und auch diejenigen, die dem Herrn Präsidenten soeben recht gegeben haben, ich frage Sie, ob ich nicht diese juristische Unterscheidung zwischen Auftraggeber und Beauftragten machen darf, auch auf die höchsten Herrschaften übertragen. Meine Herren, Angestellte sind diejenigen, die den Auftrag generell empfangen, die nicht für ein spezielles Geschäft als Mandatäre auftreten. Ich kann den Direktor einer großen Aktiengesellschaft, den Minister, der angestellt ist wie jeder andere Beamte, nicht anders nennen, als ich es juristisch gelernt habe. Meine Herren, ich wollte lediglich dieses juristische Charakteristikum der Stellung des Vorstandes zum Ausdruck bringen, diese juristische Sachlage wollte ich klarstellen, und ich habe ausdrücklich gesagt, daß ich von einem Abstraktum und nicht von Personen spreche, und daß ich Personen angreifen nicht urteile und auch nicht urtheile habe; ich kämpfe nicht gegen Personen, die ich als solche kaum kenne.

Dann hat der Herr Präsident gesagt, wir sollten unsere Antipathien zum Ausdruck und zur Geltung bringen. Ich glaube der Satz „quisquis domus praesumitur“ muß doch auch unter uns gelten, solange Sie nicht den Gegenbeweis geführt haben; Sie müssen uns doch wohl als gleichberechtigte Rechtsanwölke behandeln und müssen uns das glauben, daß keinerlei persönliches Motiv uns geleitet hat, daß lediglich der Vorstand als solcher der Gegenstand unserer Besprechung ist.

Wir haben einen Anwaltstag beantragt, weil wir eine ganze Reihe von Anregungen für diesen außerordentlichen Anwaltstag hatten. Wir haben angenommen, daß für den heutigen Anwaltstag — und das ist Tatsache, Sie sehen es ja — die Tagesordnung außerordentlich überlastet sein wird; wir sind eingeteilt in die großen Vergnügungen eines ordentlichen Anwaltstages, der ja gewissermaßen einen festlichen Anstrich hat, und deshalb wollten wir einen außerordentlichen Anwaltstag haben.

Wenn wir das nun beantragen und uns alle diese verschiedenen Punkte überlegen, die wir zu Ihrer Kognition bringen wollen, und wir bekommen die Zustimmung von 2304 Kollegen, und dann kommt der Vorstand und sagt: das ist ein überleitender Antrag, — nehmen Sie es uns übel, meine Herren, wenn wir dann sagen: woher weiß denn das der Vorstand? Weiß denn der Vorstand, was wir vortragen wollen? Ja, weil er das nicht wissen kann, also zur Wahrung der Interessen der Vereinsmitglieder, schreibe ihm das Statut vor, wenn 666 Mitglieder es beantragen, ohne Untersuchung diesem Antrag stattzugeben. Und nunmehr hat der Herr Präsident gestern gesagt: wir sind auch heute noch der Überzeugung, daß die Mehrheit dieser 2304 Kollegen der Ansicht ist nach dem, was sie hier gehört haben, daß dieser Antrag ein überleitender war. Ich weiß nicht, wie man das sagen kann. Aber ich stelle mich auf den Boden: — was wahrhe denn

das bedeuten? Nehmen Sie an, mehr als die Hälfte der 2304 Antragsteller wäre jetzt dieser Ansicht, so wären wir immer noch das Doppelte der statutarischen Minderheit und hätten immer noch das Recht, auf unsern Verhandlungen zu bestehen; und wenn der Vorstand gar mit der Tatsache rechnet, daß es eine Minderheit von nur einem Drittel sei, so hätten wir immer noch 760 Stimmen, und wir brauchen bloß 556. — Ja, meine Herren, ich führe das aus, weil der Herr Präsident sagte: er brauche das nicht zu berücksichtigen, weil die Mehrheit anderer Ansicht ist. Das ist juristisch unhaltbar. Wenn mein Name auf einem Zettel mit 555 Kollegen steht, so habe ich das Recht auf Einberufung, und wenn ich das negiert bekomme, so darf ich hierher kommen und darf sagen: bitte, habe ich das Recht, oder habe ich es nicht? Ich will nicht etwa Unfrieden stiften, sondern ich wende mich an das Plenum als Richter.

Meine Herren, wenn Sie es für inopportun halten, daß wir diesen Gegenstand hier zur Sprache bringen, so sage ich Ihnen als Richter: die Frage der Opportunität haben Sie nicht zu berücksichtigen. Ich stelle die Frage: haben wir das Recht? Und da müssen Sie *nunc in et studio* und die Antwort geben: ihr habt das Recht! Meine Herren, ich frage Sie: was soll man dazu sagen in einer Versammlung von Advokaten, daß derjenige, der eine Klage erhebt, ein Friedensbrecher sei? Dann sind Sie ja gewerdmäßige Friedensbrecher! Und weil es nach dem Vorstand gegen unsere Regierung geht, soll die Klage ein *Vandfriedensbruch* sein! Wenn Sie den Auftrag annehmen, gegen die Regierung eine Klage zu erheben, so kann man Ihnen nicht den Vorwurf des *Vandfriedensbruchs* machen. Wie kann man den Advokaten, der die Regierung zu verklagen übernimmt, als *Rechtsbrecher*, als *Friedensbrecher* bezeichnen! Nein, wir sind Vertreter des Rechts, und wir dienen allen denjenigen, die verletzt sind oder verletzt zu sein glauben, und wir bringen damit nicht den Unfrieden, nicht den Krieg in die staatliche Gemeinschaft, sondern wir dienen dem Frieden, indem wir für das kämpfen, was die Grundlage des Friedens ist: das ist das Recht, — und wir wollen nicht mehr. Ich bitte: haben wir das Recht, oder haben wir es nicht? Ich bitte, geben Sie und die Antwort!

(Beifälliger Beifall.)

Rechtsanwalt **Konrad Haushmann**-Stuttgart (zur Geschäftsordnung): Meine Herren, ich verleihe die Stimmung der Kollegen, welche sich die Mühe gegeben haben, die Stimmen zusammenzubringen, und die auf dem Standpunkt stehen, daß die Ablehnung nicht richtig gewesen sei, wenn sie jetzt ihren Standpunkt hier begründen wollen. Das haben sie nun aber getan, und ich meine, es wäre jetzt genug. Ich bitte die anderen Herren, daß sie ihre Wortmeinung zurückziehen, und ich bitte die Herren, die den Antrag gestellt haben, nachdem wir jetzt die Genugtuung hatten, ihn zu begründen, die Spitze, die in demselben lag, hier zu vertreten, den Antrag zurückzuziehen.

(Bravo!)

Aus folgenden Gründen.

Es ist gesagt worden, die diesmalige XVIII. Versammlung des Anwaltsrates habe einen imponierenden Charakter gehabt. Das ist gewiß kein imponierender Charakter, wenn mit einer derartigen Debatte unsere Verhandlungen zu Ende gehen.

(Bravo!)

Wir wollen nicht miteinander die Frage zum Austrag bringen, wie die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung künftig gehandhabt werden soll; Sie können den Antrag auf Abänderung unserer Statuten oder auf authentische Auslegung künftig stellen. Sie haben außerdem die Genugtuung gehabt, daß wir gestern beschlossen haben, eine außerordentliche Versammlung einzuberufen; damit ist das ja weitgehend nachgeholt, und ich bitte Sie dringend, den wirklich ausgezeichneten Geist der Kollegialität, den wir besonders dringend notwendig haben, nicht noch außen dadurch zu schwächen, daß wir jetzt einen Streit mit unserem eigenen Vorstand entfachen, dessen Tätigkeit wir mehr als je brauchen, und der gestützt sein muß durch unser Vertrauen in den wichtigsten Akten, die er in der nächsten Zeit vorzunehmen hat.

(Stürmischer Beifall.)

Vorsitzender: Es ist folgender Antrag eingegangen:

Die Versammlung bedauert, daß entgegen den Zusicherungen dem Antrag der 2304 Kollegen auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltsrates im Frühjahr nicht stattgegeben wurde, und spricht die Erwartung aus, daß der Vorstand in Zukunft auf strenge Einhaltung der Statuten bedacht ist.

Meine Herren, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß, wenn nicht aus der Mitte der Versammlung jemand die Gründe vertritt, die den Vorstand zu seiner Auffassung berechtigt haben, für den Vorstand die Sache nicht so liegt, daß er einfach nach Hause geht und sich für das bedankt, was er hier gehört hat, sondern daß ganz andere Konsequenzen eintreten können, die Sie übernehmen müssen.

Herr Kollege **Haushmann** hat soeben den Schluß der Diskussion beantragt. Zum Worte bin noch gemeidet die Herren Dr. **Deisenheinz-Wannheim**, **Hirrichsen-Güfstrom**, **Fischer I-Göln**, Dr. **Seiershöfer-Kürnberg**, Dr. **Reh-Stuttgart**.

Ich würde der Meinung sein, daß nach den Herren, die sich in so liebenswürdiger Weise über den Vorstand geäußert haben, nun auch zunächst einer denjenigen sprechen möchte, die das Vorgehen des Vorstandes für gerechtfertigt halten.

(Zustimmung.)

Wenn die Herren damit einverstanden sind, so stelle ich die Abstimmung über den Schlußantrag einstweilen zurück.

Rechtsanwalt Dr. **Hirrichsen-Güfstrom:** Meine hochverehrten Herren Kollegen! Es ist in der letzten Zeit davon die Rede gewesen und auch darüber

Und nun, meine Herren, zum Schluß: Ich bitte Sie, im Interesse der Wahrung der Würde unseres Anwaltsstages, diese Diskussion abzuberechen.

(Stimmlos)

Ich bitte Sie, geben Sie dem Vorstände einstimmig Entlastung und erheben Sie uns — woran schon der Herr Vorredner Sie gewarnt hat — für den schweren Kampf, der uns bevorsteht, unsere altbewährten Führer, die mein vollstes Vertrauen besitzen.

(Lebhafter Beifall.)

Rechtsanwalt Dr. Cohen (zur Geschäftsordnung): Meine Herren, ich möchte doch eines kurz bemerken. Es sind von beiden Seiten ganz persönliche Angriffe gefallen; ich glaube, daß es nicht im Rahmen der Geschäftsordnung des Anwaltsvereins liegt, mit der sachlichen Diskussion persönliche Angriffe zu verbinden. Von der Seite, die angeblich unseren Vorstand vertritt, ist uns gesagt worden, daß eine größere Anzahl von uns anscheinend unter Unfähigkeit leide, und daß wir nicht in der Lage sind, ein Mitglied eines Kammerverbandes zu kritisieren.

Vorsitzender: Ich kann Ihnen nicht außer der Reihe der Redner das Wort gestatten, wenn Sie nicht zur Geschäftsordnung sprechen.

Meine Herren, außer den bereits mitgeteilten Anträgen ist noch ein von 15 Mitgliedern unterschriebener Antrag eingegangen, dahingehend:

Die Versammlung bedauert, daß dem Antrag von 2304 Kollegen auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltsstages nicht stattgegeben wurde, und spricht die Erwartung aus, daß der Vorstand in Zukunft auf Einhaltung der Statuten bedacht ist.

Ich weiß nicht, ob Herr Kollege Hinrichsen mit seinen Schlussworten einen besonderen Antrag hat stellen wollen.

Rechtsanwalt Dr. Hinrichsen-Häström: Ich habe für den Antrag des Vorstandes gesprochen, ihm unbedingte Entlastung zu erteilen.

Vorsitzender: Dann ist noch ein Antrag eingegangen:

Die Versammlung spricht nach der Erklärung des Vorstandes von gestern über die Gründe der Nichteinberufung eines außerordentlichen Anwaltsstages dem Vorstände ihr Vertrauen aus.

Wir können jetzt zur Abstimmung über den Antrag auf Schluß der Debatte.

Rechtsanwalt Grünwald: Gehen (zur Geschäftsordnung): Ich möchte eine persönliche Bemerkung gegenüber dem Herrn Kollegen Hinrichsen machen. Ich stelle es dem Ermessen der Versammlung anheim, ob eine solche Rede bei einer Diskussion unter Anwälten am Platze ist, ob durch sie die Diskussion auf würdiger Höhe gehalten worden ist.

Vorsitzender: Wir können uns unmöglich darauf einlassen, uns hier am Anwaltsstage gegenseitig Unfreundlichkeiten zu sagen. Ich kann nicht dulden, daß, solange ich noch die Ehre habe, den Vorsitz zu führen, in meine Leitung der Verhandlungen eingegriffen wird.

Rechtsanwalt Grünwald: Gehen (zur Geschäftsordnung): Dann habe ich zur Geschäftsordnung zu erklären, daß es meinen Auftraggebern und mir einzig und allein darauf ankommt, durch die Versammlung ausgesprochen zu sehen, daß der § 5 und das Recht gibt auf Einberufung eines außerordentlichen Anwaltsstages. Da der Kollege Delenheinz in seiner Resolution dies zum Ausdruck bringt, so liebe ich meinen Antrag zugunsten der Resolution Delenheinz zurück.

Vorsitzender: Ich frage nun also zunächst, ob die Debatte geschlossen werden soll.

(Der Antrag auf Schluß der Debatte wird angenommen.)

Ich bin nun der Meinung, daß zunächst zur Abstimmung zu stellen ist der Antrag des Vorstandes auf Entlastung, respektive der sich damit bedende Antrag auf Erteilung eines Vertrauensvotums. Also ich stelle zur Abstimmung:

Die Versammlung spricht nach der Erklärung des Vorstandes von gestern über die Gründe der Nichteinberufung eines außerordentlichen Anwaltsstages dem Vorstände ihr Vertrauen aus und gibt ihm gleichzeitig die Entlastung.

(Widerspruch.)

— Also die Herren wünschen eine Teilung der beiden Fragen. — Dann bitte ich zunächst diejenigen Herren, die den eben verlesenen Antrag, soweit er die Erteilung eines Vertrauensvotums will, annehmen wollen, die Hand zu erheben.

(Geschlecht.)

Ich bitte um die Gegenprobe.

(Dieselbe erfolgt. — Rufe: Namentliche Abstimmung!)

— Wenn die Herren noch eine namentliche Abstimmung wollen, so ist es mir lieb, dann weiß ich doch, wer für den Vorstand und wer gegen ihn ist. — Das Bureau ist einig, daß die Mehrheit den Antrag angenommen hat.

Damit kommt also der Antrag Delenheinz in Befrag, und ich beantrage jetzt, dem Vorstände Entlastung zu erteilen.

Abstimmung. Der Antrag auf Erteilung der Entlastung wird mit überwiegender Mehrheit angenommen.

Vorsitzender: Meine Herren, es folgt nun Punkt 2 der Tagesordnung:

Neuwahl von 4 Vorstandsmitgliedern.

Meine Herren, an sich wird die Neuwahl durch Stimmentzettel zu erfolgen haben, wenn sie nicht durch allgemeine Zustimmung erfolgt.

Zusatzrat Elze-Palle a. S.: Meine Herren Kollegen, ich bitte, daß wir das Vertrauensvotum, welches wir soeben ausgesprochen haben, dadurch bekräftigen, daß wir die ausgeschiedenen Herren durch Zutritt wiederwählen.

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Es ist niemand dagegen; also die ausgeschiedenen Mitglieder sind wieder gewählt.

Es liegt nun zur Tagesordnung ein Antrag der Herren Amtsgerichtsanwälte vor, ihren aus Nr. 7 der Tagesordnung befindlichen Antrag hinter Nr. 2 zu erörtern. Ich bedaure, daß unsere Zeit so beschränkt ist, daß die wissenschaftlichen Erörterungen, die wir noch vorhatten, auf ein so enges Maß beschränkt werden. Ich muß aber anerkennen, daß, da es sich um Änderung der Satzungen handelt, es richtig ist, diesen Antrag heute auf alle Fälle zu erledigen. Also ich würde jetzt, wenn kein Widerspruch erfolgt, — zu Nr. 7 der Tagesordnung übergehen:

Antrag der Herren Rechtsanwalt Schröder in Hohenfelde und Senoffen:

- a) der erste Satz des Abs. 1 des § 7 der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins wird gestrichen, und an seine Stelle tritt folgende Bestimmung:

Der Vorstand besteht aus 15 Mitgliedern; von diesen dürfen höchstens 12 solche Rechtsanwälte sein, die ihren Wohnsitz an einem Orte haben, der Sitz eines Kollegialgerichts (Reichsgericht, Oberstes Landesgericht, Oberlandesgericht, Landgericht) ist.

- b) Im Falle der Annahme des Antrages zu a: Im Satz 2 des ersten Absatzes des § 7 werden die Worte: „Diese wählen aus ihrer“ gestrichen und an ihre Stelle die Worte: „Der Vorstand wählt aus seiner“ gesetzt.

- c) Im Falle der Annahme des Antrages zu a: die danach erforderlichen Wahlen vorzunehmen.

Es ist dazu folgender Antrag eingegangen:

Es wolle eine Kommission eingesetzt werden mit der Aufgabe, zur Abänderung der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins baldmöglichst dem Deutschen Anwaltverein Vorschläge in Vorlage zu bringen. Hierbei soll auch die Beteiligung der Anwaltskammern und sonstigen korporativen Verbände der Anwälte vom Anwaltverein ermöglicht werden.

Meine Herren, mir war der Zusatzantrag bisher unbekannt. Ich stehe dem Gedanken an sich sehr sympathisch gegenüber, bin auch der Meinung, daß die Bedeutung unserer Anwaltsstage eine erhebliche Steigerung würde, wenn wir irgend einen Modus der Vertretung der Anwaltskammern fänden. Die Sache ist heute aber kaum zur Entscheidung reif. Unsere Zeit ist heute so kurz, daß, wenn wir diesen so wichtigen Gegenstand jetzt erörtern, gar nichts dabei herauskommt. — Der Herr Antragsteller, Rechts-

anwalt Dr. Rosenthal-München, teilt mir soeben mit, daß der zweite Satz zurückgezogen wird; es würde also nur der erste Satz bestehen bleiben:

Es wolle eine Kommission eingesetzt werden mit der Aufgabe, zur Abänderung der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins baldmöglichst dem Deutschen Anwaltverein Vorschläge in Vorlage zu bringen.

Rechtsanwalt Hofe-Harburg (zur Geschäftsordnung): Ich würde mich diesem weitergehenden Antrage anschließen und auf Erörterung des unrigen in der Voraussetzung, daß unsere Wünsche Berücksichtigung finden, nicht weiter bestehen.

Vorsitzender: Damit ist also der Antrag unter Nr. 7 der Tagesordnung in Befehl gekommen, und es steht nur der eben verlesene Antrag Rosenthal zur Verhandlung.

Antragsteller Rechtsanwalt Dr. Rosenthal-München: Ich brauche nur eine Minute, um den Antrag zu begründen. Alles, was an Einzelvorschlägen die Jahre hindurch vorgekommen ist, hat uns bewiesen, daß die Statuten des Deutschen Anwaltvereins, so segensreich seine Tätigkeit ist, nicht mehr maßgebend bleiben können, wenn die Tätigkeit des Anwaltvereins weiter wirken soll. Wir müssen ihn auf eine andere Basis bringen, wir müssen seine Organisation moderner um- und durchgestalten; und wenn wir das tun wollen, muß vorgearbeitet werden. Darum muß, so sehr man auch gegen Kommissionen sein mag, die erste Arbeit eine Kommission tun, und ich schlage vor, eine Kommission von 7 oder 9 Mitgliedern einzusetzen, die spätestens dem nächsten Anwaltsstag Bericht erstatten und Vorlage machen soll; dann liegt es an Ihnen, ob Sie die Vorlage annehmen wollen oder nicht.

Rechtsanwalt Kleinrath, Hannover: Wir haben von Hannover aus den auch vom Herrn Vorsitzenden bei der geklärten Eröffnung des Anwaltsstages angekündigten Antrag auf Satzungsänderung eingereicht, der sich auf die Einberufung außerordentlicher Anwaltsstage bezieht. Diesen Antrag ziehe ich hiermit zurück.

Rechtsanwalt Dr. Celenberg, Mannheim: Meine Herren Kollegen, es ist hier ein Antrag gestellt worden ganz allgemein auf Abänderung der Statuten in zweckmäßiger Form. Wir wissen nicht, was eigentlich mit dem Antrag gemeint ist, ob der Herr Kollege, der den Antrag vertritt, etwa damit erreichen will, daß der Vorstand in Zukunft in engerer Fesseln gefesselt werden soll, oder ob er vielleicht das Gegenteil haben will. Wir werden 7 Kommissionsmitglieder wählen — der eine sagt so, der andere sagt so —, wir werden vermutlich 7 Statuten bekommen, die dem Anwaltsstag vorgelegt werden sollen. Ich glaube, wir müßten doch erst wissen, in welcher Richtung die Statuten geändert werden sollen, und es müßten einigermaßen spezialisierte Vorschläge gemacht werden, ehe man einen derartigen allgemeinen Antrag annehmen kann. So hängt alles von den gewählten Personen ab. Vielleicht

hat der Antragsteller die Lebenswürdigkeit, und zu sagen, in welcher Richtung sich seine Vorschläge bewegen sollen.

(Sehr richtig!)

Rechtsanwalt Dr. Seiershöfer-Mürnberg: Meine Herren, ich habe gestern angeregt, daß eine Statutenänderung erfolgen möge. Die Organisation des heutigen Anwaltvereins vermag keine Kampforganisation zu sein, und eine solche müssen wir werden; wir müssen uns vor allen Dingen dezentralisieren nach den Bezirken der Landgerichte und Oberlandesgerichte. Das ist der Punkt, an dem wir in erster Linie einsehen müssen. Es liegen auch sonst noch viele andere Fragen vor, die sich aber vielleicht damit erledigen, daß die Organisation von Grund auf geändert werden muß. Sehen Sie die Kräfteorganisation und vergleichen an: wir sind ja fast tot und können nichts machen. Aus diesen weitergehenden Erwägungen heraus bitte ich Sie, den Antrag Rosenthal anzunehmen, ohne nach einer bestimmten Richtung hin Vorschläge zu machen.

Rechtsanwalt Dr. Rosenthal-München: Es fragt sich noch, wie viel Mitglieder die Kommission haben soll. Zu wenig ist nicht gut, und zu viel ist auch nicht gut. Andererseits ist ganz zweckmäßig angeregt worden, es soll von jeder Kammer ein Mitglied genommen werden; das sind 29 Stuhl. Das ist ja ganz richtig; aber es könnten sich doch einzelne Kategorien zurückgesetzt fühlen.

(Zuruf: Ernennung durch den Vorstand!)

— Mein, meine verehrten Herren, ich meine, wenn Sie eine Kommission wählen wollen, dann machen Sie es auch fertig.

(Zuruf: Drei Namen mit Kooptation!)

— Ich bitte, machen Sie doch Vorschläge.

Rechtsanwalt Rose-Darburg: Meine Herren, ich würde vorschlagen, eine Kommission von 9 Mitgliedern zu wählen und die Anzahl der Mitglieder, da die Amtsgerichtsanwälte ein erhebliches Interesse an der Sache haben, so zu verteilen, daß sechs von den Kollegialgerichtsanwälten und drei von den Amtsgerichtsanwälten gewählt werden. Ich glaube, das würde so ungefähr dem Verhältnis entsprechen. Die Herren von den Kollegialgerichten würden ja vielleicht die Güte haben, ihrerseits Kollegen vorzuschlagen; ich würde meinerseits nach den Wünschen meiner Freunde drei für die Kommission zu präferieren haben, nämlich die Kollegen Bamberger aus Aischersieben, Klees aus Eeten und meine Person.

Rechtsanwalt Wille-Berlin: Meine Herren, wenn ich Sie noch in der letzten Stunde aufhalte, so verzeihen Sie mir; ich meine aber, ich kann es nicht hinnehmen, und die Versammlung kann es auch nicht, daß gesagt wird, der Anwaldtag ist eigentlich tot und muß neues Leben bekommen durch eine neue Kommission. Ich meine, der Anwaldtag hat sich bisher auf einer respektablen Höhe gehalten, und wir wollen nur selbst diese Überzeugung behalten, dann werden wir auch

von außen so angesehen werden. Ich meine, daß wir mit unseren bisherigen Sitzungen recht gut ausgekommen sind, und deswegen bitte ich, den Antrag abzulehnen.

Rechtsanwalt Dr. Kuerbach-Frankfurt a. M.: Meine Herren, ich schlage Ihnen in Gemeinschaft mit anderen Kollegen vor, eine Kommission von neun Mitgliedern zu wählen, und zwar mit folgender Belegung: Rosenthal-München, Rose-Darburg, Hinrichsen-Güstrow, Reumann-Berlin, Fischer I.-Eöln; Wanno-Boppo und ferner drei vom Vorstande zu delegierende. Es ist meines Erachtens selbstverständlich, daß der Vorstand in dieser Kommission vertreten sein muß.

Rechtsanwalt Rose-Darburg: Ich bin damit einverstanden und würde mir bitten, in Übereinstimmung mit Besprechungen in unseren engeren Kreisen, an Stelle des Kollegen Wanno — der sicher damit einverstanden ist — den Herrn Justizrat Bamberger zu nehmen.

(Einverständnis des Antragstellers.)

Rechtsanwalt Dresbner-Biegnitz: Ich schließe mich den Anträgen der Vorredner durchaus an, bitte aber noch, der zu wählenden Kommission das Recht zu erteilen, drei weitere Mitglieder zu kooperieren. Es sind Kollegen vorhanden, die sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigt haben, und die Kommission wird betartige Herren zu finden wissen.

Abstimmung. Der Antrag auf Einsetzung einer Kommission mit der Aufgabe, zur Abänderung der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins baldmöglichst dem Deutschen Anwaltverein Vorschläge in Vorlage zu bringen, wird mit großer Mehrheit angenommen. Dem Antrag Kuerbach bezüglich der Belegung der Kommission wird seitens des Rechtsanwalts Ad.-Bonn widersprochen.

Vorsitzender: Wir würden hiernach zur Wahl der Kommission durch Stimmzettel kommen; ich möchte jedoch einen Vorschlag machen. Es ist gestern beschlossen worden, daß, sobald der Entwurf der Novelle vorliegt, der Vorstand verpflichtet ist, einen außerordentlichen Anwaldtag einzuberufen. Nun sollte ich doch meinen, daß es richtig ist, daß man die Zusammenlegung der Kommission auf diesen außerordentlichen Anwaldtag verschiebt; bis dahin können die nötigen Vorbereitungen getroffen werden.

(Zustimmung.)

Sind die Herren damit einverstanden? — Dann kann ich feststellen, daß der Anwaldtag so beschlossen hat.

Wir kommen zu Punkt 3 der Tagesordnung:

Herabsetzung des Mitgliederbeitrags auf 15 Mark jährlich. (Änderung des § 3 der Satzungen.)

Berichterstatler Justizrat Dr. Reiff-Berlin: Meine Herren, ich bitte Sie, einen Teil der Statuten schon

jezt abzuändern: es betrifft das die Bestimmung über den Mitgliederbeitrag. Der § 3 der Statuten bestimmt:

Der Beitrag jedes Mitglieds beträgt 20 Mark jährlich.

Der Beitrag hat früher jahrgangsmäßig 15 Mark betragen. Die Erhöhung auf 20 Mark wurde auf dem Anwaltsstage zu Straßburg im Jahre 1903 mit Rücksicht auf die damals dargelegten besonderen Ausgaben und Kassenverhältnisse beschloffen.

Inzwischen sind solche besonderen Ausgaben, wie Herausgabe des *Ruhlenbedschen Kommentars*, des Generalregisters für die *Juristische Wochenschrift*, für Spezialkommissionen nicht von neuem veranlaßt. Andererseits haben sich die Ausgaben durch den günstigeren neuen Vertrag mit *W. Moeller*, Buchhandlung, für die *Juristische Wochenschrift* wesentlich verringert,

(Bravo!)

und sind die Einnahmen durch erheblichen Mitgliederzuwachs und durch den vertragsmäßigen Anteil des Vereins an den Ergebnissen der Einnahmen aus den Abkommens der *Imprécation* und Beilagen der *Juristischen Wochenschrift* gestiegen. Der Anteil betrug im Jahre

1903.....	9 525 Mark 44 Pf.
1904.....	10 792 „ 71 „
1905.....	12 652 „ 73 „
1906.....	15 109 „ 23 „

Schon diese Zahlen ergeben, daß die Aufstellungen aus dem vorigen Anwaltsstage, nach denen der neue Vertrag keinen Vorteil für den Verein biete, unbegründet sind. Infolge der günstigen Kassenverhältnisse waren wir im Jahre 1906 in der Lage, ein Kapital von 50 000 Mark zu belegen. Wir halten es für angezeigt, daß dieses Kapital bis auf weiteres aufbewahrt wird, damit für besondere Vereinszwecke Mittel zur Verfügung stehen. In dieser Beziehung kommt u. a. in Betracht, daß es wünschenswert sein wird, die Herausgabe eines Generalregisters für die *Juristische Wochenschrift* zu veranlassen, wenn eine 10 jährige Jubilatur des Reichsgerichts zum Bürgerlichen Gesetzbuch vorliegt, und daß der Auftrag hierzu zwecks sorgfältiger Vorbereitung demnächst erteilt werden muß. Infolge der hiernach günstigen Kassenverhältnisse haben wir uns veranlaßt gesehen, im vorigen Herbst von dem jahrgangsmäßigen Beitrage von 20 Mark für das Jahr 1907 zunächst nur einen Betrag von 15 Mark einzuklagen, wiewohl unter Vorbehalt der Nachforderung von 5 Mark. Sollten die geehrten Herren wünschen, daß diese Nachforderung erfolgt, so sind wir gerne bereit, sie zu veranlassen. Wir sind aber der Ansicht, daß alle froh sind, wenn sie damit verschont bleiben, und daß auch für die Zukunft der Mitgliedsbeitrag für das Jahr wieder auf den früheren Satz von 15 Mark herabgesetzt wird.

Ich beantrage daher, den ersten Satz des § 3 der Satzungen dahin abzuändern:

Der Beitrag jedes Mitglieds beträgt 15 Mark jährlich.

Rechtsanwalt Dr. *Rosenthal-München*: Ich möchte bitten, diesen Antrag von der heutigen Tagesordnung abzugeben.

Zustizrat Dr. *Beth-Weipzig*: Meine Herren, ich möchte Sie doch bitten, dem Antrage stattzugeben. Wozu soll ich denn mehr Geld einziehen, als ich nötig habe?

(Heiterkeit und Zustimmung.)

Abstimmung. Der Antrag wird einstimmig angenommen.

Vorsitzender: Wir kommen zu Nr. 5 der Tagesordnung:

Empfiehlt sich eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten?

Ich bitte den Herrn Berichterstatter, Rechtsanwalt Dr. *Bloch I* in München, das Wort zu nehmen.

(Zuruf: Verstagen! — Widerspruch dagegen.)

Berichterstatter Rechtsanwalt Dr. *Bloch I-München*: Meine sehr verehrten Herren! Ich danke Ihnen, daß Sie trotz der vorgeordneten Zeit mir noch die Viertelstunde gewähren wollen, um über dieses Thema zu berichten. Ich hoffe, daß damit der Anwaltsstag wenigstens einen verständlichen Ausgang nimmt, und daß wir ein einstimmiges Resultat erzielen.

Das Thema: „Empfiehlt sich eine gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten“, dessen Berichterstattung mir übertragen wurde, fällt nämlich nicht, wie es den Anschein haben könnte, aus dem Rahmen der Tagesordnung des XVIII. Anwaltsstages heraus; kraft seiner sozialen und Standesbedeutung steht es vielmehr in engem inneren Zusammenhang mit den großen gestrigen hier und heute in der Generalversammlung der Häufstasse behandelten Fragen.

Häufiger, denn früher, sind in den letzten Jahren nach der mir zugänglichen Judikatur Prozesse anhängig gemacht worden, in denen Rechtsanwälte wegen „Kunstfehler“, die angeblich vor Jahr und Tag, ja sogar vor Jahrzehnten begangen wurden, und — was noch schlimmer ist — Rechtsanwaltsreklamen auf Schadensersatz verklagt wurden wegen angeblicher, vielfach weit zurückliegender Mandatsverfehlungen des verstorbenen Vaters oder Vaters.

Ich selbst habe 1905/06 vor dem Landgerichte München I die Reklamen eines seinerzeit hochangesehenen rheinischen Kollegen vertreten, von denen eine beträchtliche Schadenssumme verlangt wurde, weil der verlorbene Kollege im Jahre 1894 eine Vollstreckungsgegenklage ein halbes Jahr zu spät gestellt und dadurch den in der eingeklagten Summe ausgeübten Schaden verursacht haben sollte.

In all diesen Fällen wird sich schwer, und um so schwerer, je weiter zeitlich die angebliche Verfehlung zurückliegt, durch Urkunden oder Zeugen einwandfrei der Tatbestand feststellen lassen, auf Grund dessen der Schadensersatz verlangt wird; der Versuch der einwandfreien Feststellung muß auf Seiten der beklagten Partei

insbesondere dann scheitern, wenn die Akten von dem ehemaligen Klienten und nummehrigen Kläger zurückverlangt oder von dem Anwalt vernichtet wurden, und die Reklisten keine Ahnung haben von den einstigen rechtlichen Beziehungen des Erblassers zu ihrem jetzigen Prozeßgegner.

Besserer aber wird um so sicherer zu erwarten sein, je gewissenhafter der verleihe Kollege seinen Beruf ausübt, und je sorgfältiger er seine beruflichen Beziehungen und Sorgen dem Mitwissen seiner Angehörigen entzogen hatte.

Der Ausgang derartiger Prozesse wird daher in der Regel von einem Eide abhängig gemacht werden müssen, entweder dem Wissen der Kläger oder des verklagten Kollegen oder dem Übergangsbeide der Reklisten.

Wollen in dem kritischen Falle der Reklistenverklagung die Beklagten aus inneren Erwägungen den Eid nicht leisten, so bildet der Ausgang des Rechtsstreites eine Prämie für die Weisheit des klägerischen Bewusstseins oder die Unkantrallierbarkeit eines Eides.

In allen mir bekannt gewordenen Fällen haben nun die Gerichte, soweit das Rechtsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten prozessuale Tätigkeit des Anwalts zum Gegenstand hatte, sich ausnahmslos auf den Standpunkt gestellt, daß die Ansprüche aus diesem Rechtsverhältnisse erst in 30 Jahren verjähren.

Diese Verjährungsfrage ist es nun, die den Anlaß bildet, das nimmer von uns zu erörternde Thema auf die Tagesordnung des XVII. Anwaltstages zu setzen. Denn es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß angesichts der Eigenart unseres Berufes und seiner Einrichtungen die Haftungsfrist von 30 Jahren auch das solideste wirtschaftliche Gefühl auseinanderreißt, selbst noch im 3. und 4. Geschlecht.

Schließlich sei noch bemerkt, daß meines Erachtens bei unseren Untersuchungen die Möglichkeit der Haftpflichtversicherung außer Betracht zu bleiben hat, weil diese auf Kosten des Anwalts erfolgende Rückendeckung in keinem Zusammenhang mit der prinzipiellen Seite der von uns zu behandelnden Frage steht.

Der Vertrag, den der Rechtsanwalt mit seinem Klienten abschließt, ist bisher weder durch ein spezielles Reichsgesetz noch durch das BGB. generell und erschöpfend geregelt worden. Vielmehr beschränken sich die Reichsgesetze, welche sich mit diesem Vertrage zu befassen hatten, auf die Regelung einzelner Vertragspunkte oder einzelner Beziehungen der Vertragsparteien.

In Betracht kommen von derartigen Gesetzen die Rechtsanwaltsordnung, insbesondere mit ihren §§ 28 und 30 bis 32, die Gebührenordnung für Rechtsanwälte, insbesondere mit ihren §§ 2, 3, 15, 51, 84 bis 86 und vornehmlich 50, und endlich das BGB., das in § 196 Ziffer 15 und 16 die Ansprüche der Rechtsanwälte wegen ihrer Gebühren und Auslagen und der Parteien wegen der ihren Rechtsanwälten geleisteten Vorhelfe in zwei Jahren verjähren läßt.

Es ist daher mangels einer erschöpfenden Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen Anwalt und Klienten durch Reichsgesetz de lege lata der weitere Bedarf an Rechtsregeln zurzeit noch durch das BGB. zu decken.

Es fragt sich nun, welche Regeln des BGB. als maßgebend zu erachten sind.

Die Rechtsanwaltsordnung hat sich seinerzeit in ihren Motiven¹⁾ auf den Standpunkt gestellt, daß das Rechtsverhältnis zwischen einem Anwalt und seinem Vollmachtgeber sich nach den Grundsätzen über das Mandat (Auftrag, Vollmacht, Auftrag) regelt, hielt es daher aus Rücksicht für geboten, den Anspruch des Anwaltes auf Gebühren für seine Wührensaltung im Gesetz ausdrücklich festzustellen, „zumal er aus den Grundsätzen über das Mandat nicht ohne weiteres und mit aller Unbedingtheit hergeleitet werden könne“, und glaubte im übrigen mit der Präzisierung ihrer Auffassung die Streitfrage aus der Welt geschafft zu haben, ob das Rechtsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten, Mandat oder Dienstmiethen sei oder überhaupt des Vertragscharakters entbehre²⁾.

In den Verhandlungen des Reichstags über die Rechtsanwaltsordnung vom 12. Februar, 11., 13., 20. und 21. Mai 1878 wurde die Frage nach dem rechtlichen Charakter der Beziehungen des Anwalts zu seinem Klienten auch nicht mit einem Worte gestreift, vielmehr wurden auf Antrag Bindtrages die §§ 24 bis 93 der Regierungsvorlage en bloc angenommen.

An der von der Rechtsanwaltsordnung unterstellten Auffassung des Verhältnisses zwischen Anwalt und Klienten als eines Mandats hielt auch im großen und ganzen die Rechtspflege und die Literatur des gemeinen sowohl als des französischen Rechts fest³⁾; nur ausnahmsweise wurden von Lehrern des gemeinen Rechts die Verträge über die sogenannten *operae literales* der Dienstmiethen zugewiesen oder als selbstständige Verträge über den Gebrauch von Diensten erachtet.⁴⁾

Seit Einführung des BGB. ist die Möglichkeit, das Rechtsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten als reinen „Auftrag“ zu qualifizieren, in Bezug gekommen; denn § 662 BGB. statuiert als Begriffsmerkmal des Auftrags die Unentgeltlichkeit. Der Auftraggeber (Klient) kann als solcher keinen Entgelt für die Arbeit des Beauftragten (Rechtsanwaltes) zu sagen; daß der Auftraggeber verbunden ist, dem Beauftragten für bevorzogene Aufwendungen Barschaft und für gemachte Aufwendungen Ersatz zu leisten (§§ 669, 670), gründet sich nicht auf eine Zulage des

¹⁾ Sammlung sämtlicher Drucksachen des Deutschen Reichstags, 2. Legislaturperiode, II. Session 1878, Nr. 5 S. 62 (zu § 26), 68 I. (zu § 28) und 60 I. (zu § 30).

²⁾ Vgl. Weßel: System des obdient. Richterrechts, 3. Aufl. S. 63, 64; Rensd., Verhältn. des gemeinen Deutschen Zivilprozeßrechts, 2. Aufl. S. 169; Jacharitz, Handb. des franz. Zivilrechts, 6. Aufl., herausgegeben von Fuchel, II, 546, 547; Dahnwaldt in Jhering-Jinger, Jahrbücher für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts, XIII, S. 367 ff.; Windscheid, Verhältn. des Mandatarrechts, 4. Aufl., II, S. 513 ff.

³⁾ Dernburg, Pandekten, 6. Aufl. S. 320; Wächter, Pandekten, 8b. II, S. 452 Nr. 147; Riegler, Verträge, S. 73; Arnold, Verträge, S. 585; H. I. R. A. 10, 66; Seuffw. 64, 406; 80, 10; 128, 66, 147; JRS. 1889, 430; 1902, 572; Samml. der Entsch. des bayr. OLG. 7, 469 ff.; 10, 572; Weingärt. 81, 3 S. 8.

⁴⁾ Windscheid, Pandekten, 7. Aufl., Bd. II S. 404.

Auftraggebers, und eine solche Zusage würde nicht Verprechen eines Entgelts sein.¹⁾

Dementsprechend hat auch die gesamte Literatur des BGB. mit der Mandatstheorie gebrochen und den Vertrag zwischen Anwalt und Klienten im Rahmen des BGB. teils den Regeln über Dienst²⁾, teils den Grundsätzen über Werkvertrag³⁾ unterstellt, aber, wie Kuhlstedt⁴⁾ und Staudinger-Kober⁵⁾, ihn nach Vorgang Lotmar's (Der Arbeitsvertrag Bd. I S. 316) als eigenen Typus des Arbeitsvertrags bezeichnet.

Von oberstgerichtlichen, eingehend motivierten Entscheidungen der neuesten Zeit liegt mir nur eine Entscheidung des Bayerischen Obersten Landesgerichts vom 12. Januar 1906 (Samml. n. F. Bd. VII S. 19 ff.) vor, welche sich für Subjunktion unseres Vertrags unter die Regeln des Dienstvertrags ausspricht. Der Annahme eines Dienstvertrags, heißt es in dieser Entscheidung unter Bezugnahme auf die Protokolle der II. Kommission (Bd. II S. 276 und 277), stehe nicht entgegen, daß der Rechtsanwalt gegenüber dem Dienstberechtigten noch der Natur seines Berufs eine gewisse selbständige Stellung habe. Das „gewisse“ möchte ich gerne in Anführungszeichen setzen, weil es Einblicke gemährt in die Auffassung von Richterkreisen über die Beziehungen eines Anwalts zu seiner Klientel.

Aus diesem Doute verschiedener Meinungen will ich für meine Person die von Kuhlstedt übernommene und neuerdings auch von Staudinger-Kober geteilte Ansicht Lotmar's herausgreifen und adoptieren, wonach der Vertrag zwischen Anwalt und Klienten einen eigenen Typus des allgemeinen Arbeitsvertrags darstellt, des zweiseitigen Vertrags, in welchem Arbeit gegen Entgelt versprochen wird.

Bekanntlich hat sich das BGB. noch nicht an die Regelung des allgemeinen Arbeitsvertrags herangewagt, ist vielmehr — wohl faute de mieux — bei der durch die moderne Entwicklung längst überholten und daher unzeitgemäßen römisch-rechtlichen Scheidung zwischen Dienst- und Werkvertrag stehen geblieben.

Nachdem nun auch, wie oben gezeigt, die übrige Reichsgesetzgebung den speziellen Arbeitsvertrag zwischen Anwalt und Klienten nur in einzelnen wenigen Beziehungen geregelt, in allen anderen Beziehungen aber dem gemeinen Rechte unterstellt hat, können nach dem Inhalte des BGB. — und hiermit beantwortet sich die eingangs gestellte Frage — als gemeines Recht,

abgesehen von dem „Allgemeinen Teil“, nur diejenigen Vertragsregeln ergänzend herangezogen werden, welche von dem Dienst- und Werkvertrag handeln.

Hierzu treten gemäß § 675 BGB. noch eine Anzahl Vorschriften des Auftragsbuchs — einschließlich § 671 Abs. 2 —, da der anwaltliche Arbeitsvertrag ohne Zweifel eine Geschäftsbefugnis zum Gegenstande hat, und die jederzeitige Kündigung des Vertrags nach § 50 der Gebührenordnung wohl außer Zweifel stehen dürfte.

Ob im einzelnen Falle das Rechtsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten nach den Vorschriften über Dienst- oder über Werkvertrag zu beurteilen sein wird, ist *quæstio facti*.¹²⁾

Wie man die Übertragung und Annahme einer Prozeßführung in der Regel den Dienstvertragsbestimmungen wird unterstellen können, die Übertragung und Annahme der Fertigung eines Vertrags oder der Ausarbeitung eines Gutachtens oder sich, von Ausnahmefällen abgesehen, nach Werkvertragsregeln richten wird, so werden in zahllosen anderen Fällen die Grenzen zwischen Dienst- und Werkvertrag sich verwischen und ineinanderfließen.

Für den Anwalt wäre (nach der bisherigen Rechtsprechung) die Frage, ob seine Tätigkeit im einzelnen Falle nach Dienstvertrags- oder nach Werkvertragsrecht zu beurteilen sei, im wesentlichen nur mit Bezug auf die kurzen Werkvertragsverjährungsfristen des § 638 BGB. von Bedeutung gewesen, nachdem der Dienstvertrag der allgemeinen Verjährungsregel des § 195 unterliegt.

Seit jedoch neuerdings das Reichsgericht in Bd. 62 S. 119 ff. und in Bd. 64 S. 41 ff. seine Auffassung dahin festgelegt hat, daß die kurze Verjährung des § 638 nur auf einen Mangel des gelieferten Wertes selbst Bezug habe und nicht auch auf eine durch positives Zuwiderhandeln gegen die pflichtgemäße Sorgfalt der Herstellung des noch nicht vollendeten Wertes begangene Vertragsverletzung, wird angesichts der hohen Anforderungen an Erfüllung, welche der gewissenhafte Anwalt an sich selbst stellen muß, und welche in durchaus zu billiger Rechtsprechung des Ehrengerichtshofes von ihm verlangt werden, bei Schadenschadensforderungen gegen einen Anwalt wegen Pflichtverletzung, auch wenn das Rechtsverhältnis, aus dem heraus die Ansprüche erhoben werden, den Regeln des Werkvertrags unterstellt werden könnte, für den besagten Anwalt mit der kurzen Verjährungsfrist des § 638 nicht viel anfangen sein.

Ipso facto hat das BGB. mit der römisch- und gemeinrechtlichen Differenzierung der culpa aufgeräumt und auch für den Anwalt die Haftungsnorm in § 276 festgelegt. Die Beantwortung der Frage aber, ob ein Anwalt bei Ausübung seiner Berufstätigkeit fahrlässig gehandelt hat, wird sich in der Regel noch dem im Anwaltsstande selbst zur Anerkennung gelangten Auffassungen und Grundsätzen beantworten.

Nun hat der Ehrengerichtshof in feststehender Rechtsprechung¹³⁾ sich dahin bekundet, daß nicht einmal der

¹⁾ An obiger Auffassung wird auch durch den Umstand nicht geändert, daß, wie im gewöhnlichen Leben, so auch in mehreren Reichsgerichten (außer in der Preussischen Oberinstanz und der Reichsoberinstanz für Rechtsanwaltschaft & B. auch in der Reichsoberinstanz für Gerichtsverwaltung, im Depositen, im Gewerkschaftsversicherungsgesetz, sehr oft der Ausdruck „Auftrag“ und seine Ableitungen gebraucht werden, wo Ungebilligkeit vorliegt, (Vormer a. a. O. S. 36. Bgl. hierzu auch Prot. zu dem Entw. des BGB., Bd. II S. 2340).

²⁾ Endemann, Einführung, 6. Aufl. I S. 778; Geiseler I S. 140; Reumann, BGB., Handb., 5. Aufl., Bd. I S. 389; Pfand BGB., 1. Aufl., Bd. II S. 548, 568, 624.

³⁾ Riegler, Werkvertrag, S. 85; Wurm, System, II S. 678.

⁴⁾ RRG. 1904 S. 696, gleichzeitig als Berichtigung des Handb. Commentar, 2. Aufl. S. 494.

⁵⁾ Commentar, 2. Aufl., Bd. IIb S. 382.

¹²⁾ Interessant RRG. 62, 367 oben.

¹³⁾ Urtl. Bd. II S. 63, III S. 264, IV S. 162, V S. 64 und 126, X S. 70 und 123, XII S. 111.

gute Glaube bei Ratbeteiligung die ehrengerichtliche Bestrafung schlechthin ausschließe, jedenfalls dann nicht, wenn ein Irrtum zugrunde liege, der aus nicht gewissenhafter Prüfung der Sach- und Rechtslage entspringen, also nicht entschuldbar sei; die Pflichtwidrigkeit könne dann gerade in der Unterlassung hinlänglich sorgfamer Prüfung bestehen. Um wie viel mehr und eher wird der Richter in einem Schadenersatzprozeß die vom Ehrenrichter aufgetretenen Grundfälle gegen den Anwalt zum Nachteil seiner Fahrlässigkeit zur Anwendung bringen!

Das Ihnen vorstehend entwickelte Bild über die derzeitige Rechtslage im Vertragsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten ist ein wenig befriedigendes und wenig beruhigendes. Nicht nur der Dogmatiker und Paragraphenfreund, sondern jeder *bonus pater familias* im Anwaltsstande müßte sich nach einer umfassenden und erschöpfenden gesetzlichen Regelung seines „Arbeitsvertrags“ sehnen, zumal bei dieser Gelegenheit noch eine Reihe gesetzgeberisch noch niemals behandelter und aus dem BGB. nicht zu beantwortender Fragen geordnet werden könnte, beispielsweise die Frage der Zulässigkeit der Vertragskündigung, die meines Erachtens durch § 50 des Gebührengesetzes in Verbindung mit § 671 Abs. 2 BGB. nicht absolut einwandfrei geregelt ist, die Frage der Entlohnung minderwertiger Leistungen, die Frage des Zustandekommens des Vertrages zwischen Anwalt und Klienten, eine höchst wichtige Frage angesichts der bedeutlichen Rechtsgerichtsentcheidung in Rb. 62 S. 385, die Frage endlich der Assoziation mehrerer Anwälte, der gegenseitigen Haftung derselben und der Haftung der einzelnen Kollegen gegenüber dem Klienten u. a. m.

Nachdem jedoch die Rechtsgegebung sich auf die Dauer der gesetzlichen Regelung des allgemeinen Arbeitsvertrags nicht wird einzulassen können, halte ich es aus tatsächlichen und standespolitischen Gründen nicht für empfehlenswert, vor Regelung des allgemeinen Arbeitsvertrags die gesetzliche Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen Anwalt und Klienten in die Wege zu leiten, da bei der unlesbar vorhandenen wenig anwaltsfreundlichen Gestaltung unserer gesetzgebenden Faktoren und weiter Volkstrenne wir ohne Zweifel zurzeit eine Einschränkung unserer Freiheit, eine Art Reglementierung, auf alle Fälle eine *reformatio in peius* gegenüber dem jetzigen Zustande erfahren würden.

(Sehr richtig!)

Dagegen halte ich es für dringend geboten, die Frage der Verjährung der Ansprüche aus dem Rechtsverhältnis zwischen Anwalt und Klienten schon jetzt und mit tunlichster Beschleunigung der gesetzlichen Regelung auszuführen, gleichviel ob und wie späterhin das Rechtsverhältnis selbst gesetzlich ausgestaltet werden wird. Denn die dreißigjährige Verjährungsfrist bildet, wie selbst der dem Anwaltsstande fernstehende Regierungsrat Kober in München, der Kommentator von Staubinger-Kober, zugibt, eine große Härte für den Betroffenen, und wäre eine Änderung durch den Gesetzgeber hier gewiß veranlaßt.

Um das BGB. im fünften Abschnitt des ersten Buches doch bereits eine ganze Anzahl von einzelnen Verjährungsbestimmungen für Rechtsverhältnisse ge-

troffen, die noch ebenso wenig spezialgesetzlich ausgebaut sind wie unser Verhältnis zur Rente!, und hat es doch gerade durch § 196 Ziffer 15 und 16 einschneidend in unsere Beziehungen zu unseren „Arbeitgebern“ eingegriffen.

In der Einfügung einer weiteren speziellen Verjährungsbestimmung in dem fünften Abschnitt des ersten Buches kann ich daher eine Schwierigkeit vom Standpunkt der Gesetzgebungstechnik aus nicht erblicken.

Noch geringere technische Schwierigkeit böte die Aufnahme der Verjährungsbestimmung in die Rechtsanwaltsordnung. Und zwar würde ich, entsprechend der regulären Dauer der Aktenusbewahrungsfrist nach § 32 RAO., als Verjährungsfrist die Zeit von fünf Jahren nach Erledigung oder früherem Ende der anwaltschaftlichen Tätigkeit vorschlagen.

Wir alle wollen ja gewiß keine Beschränkung unserer Haftung dem Grab und Umfange nach. Wir sind vielmehr stolz darauf, daß gerade an unsere Berufsausübung so enorme wissenschaftliche und moralische Anforderungen gestellt werden, wie die Rechtsprechung des Ehrengerichtshofs sie statuiert hat; wir wollen diese Anforderungen und damit die Größe unserer Hofbarkeit aufrecht erhalten wissen im Interesse der *nobilitas officii*.

Aber wir wollen diese Haftung zeitlich auf ein vernünftiges und wirtschaftlich zu rechtfertigendes Maß reduziert haben, damit nicht, wenn die Erinnerung verblaßt ist, längst erledigte und vergessene Fälle wieder ins Leben zurückgerufen werden, oder nach unserem Tode der frivolen Prozeßführung gegen unsere hinterlassenen Tör und Tor geöffnet wird, — zumal die Eigenart des anwaltschaftlichen Berufs und seiner Ausgestaltung es mit sich bringt, daß die Beweise für unsere Tätigkeit in Handakten niedergelegt werden, welche nach Erledigung der Sache auf Verlangen dem Klienten ausgeliefert werden müssen oder nach Ablauf von fünf Jahren vernichtet werden dürfen (§ 32 RAO.).

Es kann also dem Anwalte durch seinen Klienten das zur Rechtsverteidigung in einem Schadenersatzprozeß notwendige Beweismaterial jederzeit durch Abverlangen der Handakten entzogen werden, ganz abgesehen davon, daß es einem einigermaßen beschäftigten Anwalte schon räumlich unmöglich sein wird, seine gesamten Akten dreißig Jahre lang aufzubewahren, und es nach meiner Kenntnis der Verhältnisse auch keineswegs der Übung entspricht, nach dem Tode eines Anwaltes dessen Registratur noch fast ein Menschenalter lang aufbewahren zu lassen.

Die Erfahrung aber lehrt, daß Schadenersatzprozesse vielfach erst lange nach Ausbändigung oder Vernichtung der Akten begannen wurden.

Mit einer Verjährungsfrist von fünf Jahren wäre nun nicht nur dem Interesse des Anwaltes, sondern gleichermaßen in vollem Umfange dem Interesse des Klienten gebient. Auch glaube ich, mich mit diesem Vorschlage im Einklang mit dem Willen des Gesetzgebers zu befinden, wenigstens des Gesetzgebers, dem wir die Rechtsanwaltsordnung verdanken.

In den Motiven zu § 32 RAO. (S. 61 a. a. O.) heißt es:

Im Interesse der Rechtsanwaltschaft erscheint es wünschenswert, im Gesetze selbst die zweifelhaft-

Frage entschieden zu sehen, wie lange die Handakten von dem Rechtsanwalt nach Beendigung des Auftrags auszubehalten sind. Die hierauf gerichteten, das Interesse des Rechtsanwalts wie des Mandanten gleichmäßig wahren Bestimmungen des zweiten Absatzes lehnen sich sämtlichen Vorschriften der Adokatatenordnungen für Oldenburg Artikel 10 §§ 4, 6, für Sachsen § 21 und für Sachsen-Koburg-Gotha Artikel 13 an.

Aus dieser Motivierung ist meines Erachtens unschwer zu erkennen, daß der Gesetzgeber des Jahres 1878 der wohl auf Erfahrung gegründeten Anschauung war, daß fünf Jahre nach Erledigung des Mandats auch die Akten über das Mandat für beide Teile als vollständig erledigt und gegenstandslos anzusehen seien.

Dabei übersteigt die Verjährungsfrist von 5 Jahren unter Umständen noch um 2 Jahre die Frist des § 852 BGB.

Es ist eine nur historisch erklärbare, aber keineswegs laglich oder wirtschaftlich zu rechtfertigende Gegenpflicht, daß der Anwalt für einen im Rahmen des Vertrags etwa begangenen „Kunstfehler“, gleichviel wann der Klient von dieser Verfehlung Kenntnis erlangt hat, 30 Jahre lang haften, dagegen für unerlaubte Handlungen gegenüber dem Klienten außerhalb des Vertragsrahmens unter Umständen schon in drei Jahren von der Haftung frei werden soll, — gleichwie ein Beamter von der Haftung für Amtspflichtverletzungen jeder Art (§ 839).

Ich habe hier bewußt den Anwalt in Vergleich gestellt zu dem Beamten, wiewohl untreulich für den Anwalt in der Beamtenschaft kein Platz ist.

Der Rechtsanwalt ist aber auch nicht einfach Arbeitnehmer oder Dienstverpflichteter im Sinne des bürgerlichen Rechts, nicht einfach Vertragsantrahent im Rahmen des freien Arbeitsvertrags; vielmehr ist, wie auch das Reichsgericht wiederholt anerkannt hat ¹⁾, seine Stellung — und dies ist eine weitere Eigenart unseres Berufs, die ihn der Beamtenschaft nähert — zugleich öffentlichrechtlicher Art. Nicht nur sind dem Anwalte durch die Rechtsanwaltsordnung Pflichten öffentlichrechtlicher Art auferlegt, so insbesondere in den §§ 18, 28, 29, 33, 34, und weiter durch verschiedene Bestimmungen der Zivilprozeßordnung, sondern er ist auch, und zwar namentlich durch das letztgenannte Gesetz, mit öffentlichrechtlichen Befugnissen ausgestattet, — eine Ausattung mit Rechten und Pflichten, die der Anwaltsstätigkeit gerade und erst ihren besondern Wert verleiht.

Auch diese Seite unseres Berufs rechtfertigt daher die Heraushebung unserer Vertretungsverträge aus dem Rahmen des allgemeinen Dienst- oder Arbeitsvertrages!

Sollten sich aber, meine Herren, der Regelung der Verjährungsfrage Schwierigkeiten in den Weg stellen, oder sollte die Erledigung der Sache verzögert werden, so empfehle ich der deutschen Anwaltschaft einen Akt der Selbsthilfe.

Die deutsche Anwaltschaft hat bisher meines Wissens noch nie zur Selbsthilfe gegriffen, sondern

aus Gleichgültigkeit, mangelndem Solidaritätsgefühl oder falscher Auffassung des nobilio officium es ruhig geschehen lassen, daß ihr wichtigste Interesse entfremdet wurden. Ich erinnere nur an die Ausdehnung der Anwaltschaft von den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten, die unter wenig schmeichelhafter Motivierung erfolgt ist.

Ich wäre stolz darauf, wenn meine Anregung es vermöchte, einen gemeinschaftlichen Akt der Selbsthilfe ins Leben zu rufen.

Nach § 225 BGB. ist eine Erleichterung der Verjährung, insbesondere der Verjährungsfrist, also auch eine Abkürzung der Verjährungsfrist, zulässig.

Ich beantrage, daß der Deutsche Anwaltskongress der gesamten deutschen Anwaltschaft empfehle, bei jeder Vertretungsübernahme mit dem Klienten zu vereinbaren, daß die Ansprüche aus dem durch die Vertretungsübernahme geschaffenen Rechtsverhältnisse mit Ablauf von fünf Jahren nach Erledigung der Vertretung verjähren.

Erfolgen solche Vereinbarungen in gleichmäßiger Form und Abung in Nord und Süd, wird mit der Zeit sich eine communis opinio ausbilden, deren Bedeutung und Wirkung sich auch der Gesetzgeber nicht wird entziehen können.

Meine Anträge fasse ich zusammen, wie folgt:

Der XVIII. Deutsche Anwaltskongress erachtet die Regelung des gesamten Rechtsverhältnisses zwischen Anwalt und Klienten durch die Gesetzgebung zurzeit als nicht vordringlich; dagegen hält er die Regelung der Verjährungsfrage und die Festsetzung der Verjährungsfrist für alle Ansprüche aus dem Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten auf fünf Jahre für dringend und unbedingt geboten.

Der XVIII. Deutsche Anwaltskongress beauftragt daher den Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins, den Herrn Reichstanzler um eine Vorlage an den Bundesrat zu ersuchen, laut welcher zwischen die §§ 197 und 198 BGB. ein neuer § 197 a oder zwischen die §§ 32 und 33 ABG. ein neuer § 32 a eingefügt werden soll folgenden Wortlauts:

In fünf Jahren verjähren die Ansprüche aus dem Rechtsverhältnisse zwischen Anwalt und Klienten. Die Verjährung beginnt mit der Erledigung oder dem sonstigen früheren Ende der Tätigkeit des Anwalts.

Bis zur gesetzlichen Regelung der Verjährungsfrage empfiehlt der XVIII. Deutsche Anwaltskongress allen deutschen Anwälten, bei Übernahme einer Vertretung mit dem Klienten jeweils eine Vereinbarung dahin zu treffen, daß die Ansprüche aus dem durch Übernahme der Vertretung ins Leben getretenen Rechtsverhältnisse mit Ablauf von fünf Jahren nach Erledigung oder Beendigung des Vertretungsverhältnisses verjähren.

(Beifälliger Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, ich bedauere sehr, daß unsere Zeit ja knapp bemessen ist. Mir hat eben Herr Kollege Delsenheinz mitgeteilt, daß um 1/4 Uhr das Schiff geht, und daß wir uns pünktlich dort ein-

¹⁾ DRZ. 65, 169.

finden sollen. Ich bedaure aber noch mehr, daß wir in so geringer Anzahl jetzt vorhanden sind, daß wir unmöglich einen Beschluß über den Antrag des Herrn Referenten fassen können. Wenn die Herren nachzählen, werden sie finden, daß wir nur so wenige sind, daß ein etwaiger Beschluß wohl kaum als ein Beschluß des XVIII. Deutschen Anwaltsages angesehen werden könnte.

Ich glaube, daß wir dem Herrn Referenten unseren Dank erstatten für die fleißige und sorgsame Bearbeitung des Themas, daß wir aber die weitere Diskussion und Beschlußfassung über seine Anträge heute absehen.

(Allgemeine Zustimmung.)

Es kommt dann Nr. 6 der Tagesordnung:

Empfehle ich, dem § 63 RAO. einen Absatz 3 anzufügen des Inhalts:

Wegen leichter Verfehlungen eines Rechtsanwalts kann der Vorstand ohne Einleitung des im § 67 ff. RAO. vorgeschriebenen Verfahrens eine Warnung, eine Mißbilligung oder eine Geldstrafe bis 100 Mark aussprechen. Der Rechtsanwalt, gegen den vom Vorstand eine solche Strafe ausgesprochen wird, hat das Recht, innerhalb einer Kassefrist von einer Woche seit der Zustellung des Beschlusses des Vorstandes bei diesem Anträge auf Entscheidung durch das Ehrengericht zu stellen.

Auch diese Frage, die für unsere Standesinteressen von großer Wichtigkeit ist, können wir heute nicht mehr verhandeln. Ich bitte also die Herren, sich damit einverstanden zu erklären, daß die Nr. 6 ebenfalls von der Tagesordnung abgesetzt wird.

Oberjustizrat Dr. Mittasch: Dresden: Meine Herren, ich bin Referent für diese Sache und beantrage selbst bei Ihnen, die Vertagung zu beschließen, und zwar aus folgenden Gründen. Ich bin durchaus nicht der Vater dieser Anregung und dieser Frage; auch ist es nicht die sächsische Anwaltskammer, sondern die mülttenbergische. Als Referenten hat mich der Vorsitzende zwar bestimmt; ich kamme aber in der Hauptsache zu einem negativen Resultat. Es würde also zu erwarten sein, daß hier eine Debatte sich entwickeln würde zwischen mir als Referenten und dem möglichststen noch auftretenden Referenten der Stuttgarter Anwaltskammer. Ich bin der Meinung, daß

wir bei dieser geringen Anzahl weder debattieren noch Beschluß fassen sollten, um so mehr, als vor zwanzig Jahren auf dem Anwaltsage in München der Beschluß gefaßt worden ist, das Rechtsmittel sei zulässig. Die Frage ist heute wieder gestellt. Diese Frage wurde damals mit 85 Stimmen bejaht; heute würden vielleicht höchstens 20 bis 30 Herren vorhanden sein, die den Beschluß fassen. Ich halte es für unwürdig, wenn der Anwaltsage heute einen Beschluß, der vor 20 Jahren mit 85 Stimmen gefaßt ist, erneut zur Abstimmung bringt, wo kaum ein Drittel der Herren noch da sind. Also, so leid es mir tut — wenn Sie meinen Vortrag noch hören wollen, so könnte ich unter einer halben Stunde ihn nicht erledigen; der Gegenstand ist zu wichtig, als daß man ihn in geringerer Zeit behandeln könnte —, so bin ich doch dafür, daß die Sache vertagt wird. Ich bin selbstverständlich auch morgen gern bereit, meinen Bericht zu erstatten; aber ich glaube, es wird sich auch morgen nicht die nötige Anzahl finden.

Vorsitzender: Ich darf noch bemerken, daß der Herr Kollege Haukmann erschienen war, um den Standpunkt der Stuttgarter Kollegen zu vertreten, und nachdem er sich überzeugt hat, daß die Sache nicht mehr zur Verhandlung kommen würde, ist er fortgegangen. Also, wenn kein Widerspruch erfolgt, nehme ich an, daß der Gegenstand von der heutigen Tagesordnung abgesetzt ist. — Dies ist der Fall.

Meine Herren, ehe wir nun auseinandergehen, möchte ich doch nicht unterlassen, noch einmal der Stadt Mannheim unseren aufrichtigen Dank für die liebenswürdige Einladung auszusprechen. Ich möchte ferner unseren besonderen Dank aussprechen dem Lokalkomitee, welches mit aufopferungsvollem Fleiß und Mühe sich der vergnügungsrechtlichen Seite des Anwaltsages angenommen hat, und schließlich möchte ich Sie bitten, auch den Herren Berichterstattern für die interessanten und gründlichen Arbeiten, die sie uns vorgetragen haben, insbesondere auch dem Herrn Kollegen Hagenburg, unseren herzlichsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

(Lebhafter Beifall.)

Und damit, meine Herren, schließe ich den XVIII. Deutschen Anwaltsage.

(Schluß der Sitzung 3 Uhr 10 Minuten.)

Für die Redaktionen verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Reumann in Berlin W. 85, Postdamer Straße 116.
Druck: W. Reiser Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Für die Mitglieder des Deutschen Anwaltsvereins liegt bei: Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, des Zivilprozeßgesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte, nebst Begründung.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 65.

Verlag und Expedition: **H. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stadtschreiberstraße 34. 35.**

Preis für den Jahrgang 26 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 30 Pf. Inzerat die Zeilenweise 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stadtschreiberstr. 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Es wird ein außerordentlicher Anwaltstag (Mitglieder-versammlung) am

Sonntag, den 23. November 1907, Vormittags 9 Uhr nach Leipzig berufen. Versammlungsort Aula der Universität.

Tagesordnung:

1. Beratung und Beschlußfassung über die Stellung zum Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Abänderung der Gerichtsverfassung, der Richterbildungsordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

Berichtshüter:

1. Herr Rechtsanwalt Dr. Max Hachenburg in Mannheim,

2. Herr Rechtsanwalt Dr. Robert Hinrichsen in Wismar.

2. Wahl einer Kommission zur Vorbereitung von Änderungen der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins.

Leipzig, den 18. Oktober 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erstzettel.

Sehr geehrte Justizrat, Vorstehende.

In der am 12. September 1907 stattgehabten Mitgliederversammlung (Anwaltstag) sind die nach § 8 der Satzungen durch Los ausgewählten Mitglieder und zwar: Herr Justizrat Dr. Eugen Buchs in Berlin, Herr Justizrat Karl Eder in München, Herr Justizrat Dr. Oskar Langbein in Leipzig und Herr Rechtsanwalt Dr. Richard Schall in Leipzig wiedergewählt.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Anwaltskammer im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Gelle hat der Kasse abermals eine Beihilfe von 2000 Mark gewährt. Der Kammer und ihrem Vorstande ist für die reiche Beihilfe der aufrichtigste Dank ausgesprochen worden.

Geschäftsbericht und Jahresrechnung über das mit dem 30. Juni 1907 abgeschlossene dreißigste Verwaltungsjahr der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

I.

Geschäftsbericht.

Die Mitgliederliste des dreißigsten Verwaltungsjahrs ergibt für den 30. Juni 1907 eine Gesamtzahl von 5 429 gegen 5 284 im Vorjahre. Auswärtlich der nachfolgenden Darstellung des Schatzmeisters hat sich der Kapitalgrundstock von 1 135 106 Mark 44 Pf. auf 1 159 994 Mark 48 Pf. erhöht.

Der am 30. Juni 1907 zu Unterbringungsorden ausgegebene Betrag beläuft sich auf . . . 112 122 Mark 75 Pf. Bis zum 30. Juni 1907 ist bereits

verfügt über . . . 111 854 . . .

Es hat die ordentliche Generalversammlung am 7. Oktober 1906 zu Leipzig stattgefunden. In dieser wurden der Geschäftsbericht und die Jahresrechnung genehmigt und wurde dem Vorstande Entlastung erteilt. Die satzungsmäßig auszuwählenden Mitglieder des Vorstandes wurden wiedergewählt. Als Rechnungsprüfer wurden der Rechtsanwalt Justizrat Dr. Drucker und der Rechtsanwalt Dr. Anschütz in Leipzig bestellt. Als nächster Versammlungsort wurde Leipzig bestimmt, der Vorstand jedoch ermächtigt, falls im Jahre 1907 ein Anwaltstag im September stattfinden sollte, die Generalversammlung an den für die Abhaltung dieses Tages zu bestimmenden Ort zu berufen.

Die sonstigen Vorstandsgeschäfte sind durch Ausschreiben erledigt.

Die Anwaltskammern haben reiche Beihilfen gewährt. Eingezahlt sind von:

Augsburg . . .	800 Mark,	Übertrag 15 300 Mark,
Bamberg . . .	1 500 .	Riel 2 000 .
Cassel	1 000 .	Regenwerder . . 1 500 .
Essen	2 000 .	Wien 2 500 .
Dresden	4 000 .	Naumburg . . . 1 500 .
Frankfurt a. M.	1 500 .	Nürnberg . . . 4 000 .
Hamm	3 000 .	Posen 500 .
Karlsruhe . . .	1 500 .	Stettin 1 000 .

zusammen 15 300 Mark, Gesamtsumme 28 300 Mark.

Außer diesen letztungsmäßig zu verwendenden 28 300 Mark haben die Anwaltskammer im Bezirk des Kammergerichts 5000 Mark, die Anwaltskammer im Oberlandesgerichtsbezirk zu Breslau 2000 Mark, die Anwaltskammer im Oberlandesgerichtsbezirk zu Köln 2000 Mark, die Anwaltskammer im Oberlandesgerichtsbezirk zu Königsberg 1500 Mark und die Anwaltskammer im Oberlandesgerichtsbezirk zu Weiden 200 Mark, sowie der Deutsche Anwaltverein für 1906/1907 3000 Mark und für 1906/1907 3000 Mark zu Unterstützungszwecken zugewendet.

An Geschenken sind eingegangen für den Kapitalgrundbesitz 3104 Mark 20 Pf.

Dem Unterstützungsfonds sind an Geschenken und Beispielen zugeflossen 17 730 Mark.

Das Geschäftsjahr 1906/1907 hat 7 neue im Ermittlungsverfahren begriffene Unterstützungsfälle übernommen. Die Zahl der neu anhängig gemachten Gesuche beträgt 49. — Von diesen 56 Gesuchen sind von Bewilligung einer Unterstützung zurückgelehnt 1, abgelehnt 3, im Prüfungsjahren befriedigt 4, bewilligt 48. Im übrigen ist aus der Verwaltungstätigkeit des Vorstands hervorzugehen, daß er einzelne Darlehnsgesuche abgelehnt hat und in einem Falle wie seit Jahren, die Zahlung einer von Verwandten für eine betagte Rechtsanwaltswitwe zusammengebrachten Rente vermittelt, um die Empfängerin der Bedachten zu schonen.

Die Summe der erstmaligen Bewilligungen beträgt 20 100 Mark.

Es sind im Geschäftsjahr 1906/1907 bewilligt:

I.		II.	
an in der 1. Rate noch nicht gewährte Rechtsanwältinnen		an ausgeschiedene Rechtsanwältinnen und an Hinterlassene von Rechtsanwältinnen	
1. zum 1. Male	6 700 M.	1. zum 1. Male	13 400 M.
2. „ 2. „	3 150 „	2. „ 2. „	10 750 „
3. „ 3. „	2 400 „	3. „ 3. „	7 100 „
4. „ 4. „	1 200 „	4. „ 4. „	7 480 „
5. „ 5. „	600 „	5. „ 5. „	8 300 „
6. „ 6. „	900 „	6. „ 6. „	6 150 „
7. „ 7. „	1 000 „	7. „ 7. „	4 050 „
8. „ 8. „	800 „	8. „ 8. „	5 600 „
9. „ 9. „	600 „	9. „ 9. „	5 850 „
zusammen	16 650 M.	10. „ 10. „	3 650 „
		11. „ 11. „	7 430 „
		12. „ 12. „	7 644 „
		13. „ 13. „	3 000 „
		14. „ 14. „	3 870 „
		15. „ 15. „	2 680 „
		16. „ 16. „	4 240 „
		17. „ 17. „	2 070 „
		18. „ 18. „	1 310 „
		19. „ 19. „	1 200 „
		20. „ 20. „	1 430 „
		21. „ 21. „	2 500 „
		22. „ 22. „	1 950 „
		23. „ 23. „	1 450 „
		zusammen	113 104 M.

Summe zu I . . . 16 650 Mark,

„ „ II . . . 113 104 „

Gesamtsumme 129 754 Mark.

Hierzu entfallen noch auf das dreizehntausigste Geschäftsjahr 17 900 Mark, während für das vierzehntausigste Geschäftsjahr 111 654 Mark bestimmt sind.

Es verteilen sich am 1. Juli 1906 die seit Gründung der Kasse — 1885 — anhängig gereiften Unterstützungsfälle nach Oberlandesgerichtsbezirken, wie folgt:

Kugelsburg	20	Jena	22
Bamberg	14	Karlshöhe	15
Berlin	63	Kiel	17
Braunschweig	5	Königsberg	55
Breslau	70	Marientorber	37
Cassel	23	München	35
Elbe	64	Raumburg	46
Essen	24	Nürnberg	29
Colmar	1	Posen	62
Darmstadt	11	Rostock	24
Dresden	71	Stettin	26
Frankfurt a. M.	8	Stuttgart	28
Hamburg	5	Wiesbaden	2
Hamm	20	Reichsgericht	1

Für die im Geschäftsjahr 1906/1907 hinzugekommenen Unterstützungsfälle ist das Verhältnis das folgende:

Kugelsburg	2	Frankfurt a. M.	1
Bamberg	1	Hamburg	1
Berlin	3	Hamm	1
Braunschweig	1	Jena	2
Breslau	1	Königsberg	3
Cassel	2	Marientorber	2
Elbe	4	München	2
Essen	4	Raumburg	7
Colmar	1	Nürnberg	1
Darmstadt	1	Posen	4
Dresden	2	Stuttgart	1
Düsseldorf	1		

Der Summe nach entfallen an Unterstützungen im abgelaufenen Geschäftsjahr auf:

Kugelsburg	3 950 Mark	Hamm	3 120 Mark
Bamberg	3 200 „	Jena	2 700 „
Berlin	9 764 „	Karlshöhe	3 200 „
Braunschweig	2 200 „	Kiel	3 700 „
Breslau	9 170 „	Königsberg	9 450 „
Cassel	3 480 „	Marientorber	4 650 „
Elbe	7 870 „	München	6 500 „
Essen	5 650 „	Raumburg	6 600 „
Colmar	700 „	Nürnberg	6 890 „
Darmstadt	1 050 „	Posen	11 370 „
Dresden	9 250 „	Rostock	2 230 „
Düsseldorf	1 000 „	Stettin	3 960 „
Frankfurt		Stuttgart	3 700 „
a. Main	2 300 „	Wiesbaden	300 „
Hamburg	1 800 „		

Der Oberlandesgerichtsbezirk Oldenburg und die Anwaltskammer bei dem Reichsgericht haben keine Unterstützungsfälle gehabt.

Am 18. November 1906 fand eine Sitzung des Vorstands in Leipzig statt.

In der eben am 20. Januar 1907 stattgehabten außerordentlichen Generalversammlung ist eine Änderung des § 8 der Satzungen dahin beschloffen worden:

„Das Stimmrecht in den Generalversammlungen darf durch einen Bevollmächtigten ausgeübt werden, der Mitglied der Hülfskasse sein muß. Ein Bevollmächtigter darf nicht mehr als 20 Mitglieder vertreten. Die Vertretenen dürfen keinem anderen Anwaltskammerbezirk angehören als der Bevollmächtigte.“

Diese Satzungsänderung ist unterm 12. März 1907 in das Genossenschaftsregister des Königl. Amtsgerichts Leipzig eingetragen.

Leipzig, den 8. Juli 1907.

Der Schriftführer:
Benetti, Rechtsanwält.

II.

XXIII. Jahresrechnung der Hülfskasse für deutsche Rechtsanwälte auf die Zeit vom 1. Juli 1906 bis 30. Juni 1907.

A. Kasse-Konto.

Einnahme:

1. Bestand am 1. Juli 1906	—	„ 59 „
2. Von der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt erhoben	128 373	„ 20 „
3. Von der Hülfsk. der Deutschen Bank erhoben	49 620	„ — „
4. Schenkungen an den Kapitalgrundbes.-f.	3 104	„ 20 „
5. Schenkungen an den Unterstüßungsfonds	17 730	„ — „
6. Beisüssen der Anwaltskammern	28 300	„ — „
7. Mitgliederbeiträge	108 040	„ — „
8. Zinsen	43 424	„ 25 „
9. Wegen Todesfalls u. jur. zurückgekommene Unterstüßungen	595	„ — „
Summa	579 187	„ 24 „

Ausgabe:

1. Unterstüßungen	118 903	„ 91 „
2. An die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt gezahlt	113 933	„ 20 „
3. An die Hülfsk. der Deutschen Bank gezahlt	50 120	„ — „
4. Ankauf von Wertpapieren	87 868	„ 95 „
5. Verwaltungskosten	7 547	„ 07 „
6. Rückzahlung von Beiträgen	240	„ — „
7. Bestand am 30. Juni 1907	574	„ 11 „
Summa	379 187	„ 24 „

B. Unterstüßungs-Konto.

Einnahme:

1. Bestand am 1. Juli 1906	118 617	„ 27 „
2. Schenkungen und Beisüssen der Anwaltskammern	17 730	„ — „
3. Zinsen nach A II. der Verwaltungsg.-grundsätze zu 4 % von 118 617 „ 27 „	4 744	„ 69 „
Seite	141 091	„ 96 „

Übertrag . . 141 091 „ 96 „

4. Satzungs-gemäße Überweisung:

Mitgliederbeiträge 108 040 „ — „
abzüglich Rück-
zahlungen 240 „ — „

107 800 „ — „

ab Ausgaben 7 547 „ 07 „
100 252 „ 93 „

Hierzu erhält der Unterstüßungs-
fonds $\frac{1}{4}$ sind 75 189 „ 70 „
und ferner $\frac{1}{4}$ von den Beiträgen
der Anwaltskammern zu A 6 14 150 „ — „

5. Zurückgekommene Unterstüßungen 595 „ — „
Summa 231 026 „ 66 „

Ausgabe:

1. An Unterstüßungen 118 903 „ 91 „
2. Bestand am 30. Juni 1907 112 122 „ 75 „

Summa 231 026 „ 66 „

(Anmerkung: Für das nächste Geschäftsjahr ist bereits
über 111 854 Mark verfügt worden.)

C. Kapitalgrundbes.-Konto.

1. Bestand am 1. Juli 1906 einschl. 2,60 Mark erhaltener Porto aus dem Jahre 1906	1 135 105	„ 44 „
2. Schenkungen	3 104	„ 20 „
3. Satzungs-gemäße Überweisungen: $\frac{1}{4}$ von 100 252 „ 93 „ 25 063 „ 23 „ $\frac{1}{4}$ von 28 300 „ = 14 150 „ — „ 39 213 „ 23 „		
4. Zinsen von 43 424 „ 25 „ ab (vergl. B. 3) 4 744 „ 69 „ 38 679 „ 56 „		
Summa einschl. des Martinsfonds	1 216 102	„ 43 „
Hierzu ab Kursverlust	56 207	„ 95 „
1 159 894 „ 48 „		

D. Wertpapier-Konto.

1. Bestand am 1. Juli 1906	1 184 422	„ 12 „
2. Für angekaufte Wertpapiere	87 868	„ 95 „
1 272 291 „ 07 „		
Die am 30. Juni 1907 vorhandenen Wert- papiere haben einen Wert von 1 216 083 „ 12 „ Der Kursverlust von 56 207 „ 95 „ ist auf Gewinn- und Verlust-Konto übertragen worden.		
An Wertpapieren sind vorhanden: 650 000 Mark Königl. f. sch. 3 % Rente à 83,85 Mark 545 025 „ — „ Einkaufszinsen von 459 500 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907 3 448 „ 25 „		
Seite	548 471	„ 25 „

81*

Übertrag	548 471 M 25 Pf
346 000 Mark königl. preuß. 3 1/2 % konf. Anleihe à 94,— Mark	325 240 „ — „
Einzins von 198 500 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907	1 736 „ 87 „
150 000 Mark königl. preuß. 3 % konf. Anleihe à 83,90 Mark	125 850 „ — „
Einzins von 150 000 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907	1 125 „ — „
110 000 Mark 3 % Deutsche Reichsanleihe à 83,90 Mark	92 290 „ — „
Einzins von 106 000 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907	795 „ — „
50 000 Mark 3 1/2 % Deutsche Reichsanleihe à 93,80 Mark	46 900 „ — „
40 000 Mark 3 1/2 % Schuldverschreibungen des Bremischen Staates zu 92 Mark	36 800 „ — „
Einzins von 30 000 Mark vom 1. Mai bis 30. Juni 1907	175 „ — „
Einzins von 10 000 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907	87 „ 50 „
20 000 Mark 3 % Schuldverschreibungen des Bremischen Staates zu 81,80 Mark	16 360 „ — „
Einzins von 20 000 Mark vom 1. April bis 30. Juni 1907	150 „ — „
15 000 Mark 4 % Schuldverschreibungen des Hessischen Staates zu 100,50 Mark	15 075 „ — „
5 000 Mark 4 % Schatzanweisungen à 100,55 Mark	5 027 „ 50 „
Summa	1 216 083 M 12 Pf

(Anmerkung: Sämtliche Wertpapiere sind in das königlich sächsische, in das königlich preussische Staatsschuldbuch, in das Reichsschuldbuch, in das Staatschuldbuch des bremischen Staates bzw. in das Staatschuldbuch des hessischen Staates eingetragen und der außer dem Barbestande von 574,11 Pf.

verhandene Betrag ist auf ein Rechnungsbuch bei der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt zu Leipzig mit 22 560 Mark und mit 32 800 Mark auf ein solches bei der Leipziger Filiale der Deutschen Bank eingezahlt. Das erstere Buch lautete nach der XXII. Jahresrechnung über

37 000 M — Pf	
eingezahlt wurden	113 933 „ 20 „
abgehoben wurden	150 933 M 20 Pf
	128 373 „ 20 „
Bestand	22 560 M — Pf
das letztere lautet über	32 300 M — Pf
eingezahlt wurden	50 120 „ — „
	82 420 M — Pf
abgehoben wurden	49 620 „ — „
Bestand	32 800 „ — „

E. Gewinn- und Verlaß-Konto.

Verlaß auf Wertpapiere 56 207 Mark 95 Pf. übertragen auf Kapitalgrundbuch-Konto, daselbst beträgt hiernach

1 216 102 M 43 Pf
56 207 „ 95 „

Summa . . . 1 159 894 M 48 Pf

Leipzig, den 30. Juni 1907.

Dr. Fertig.

Die vorstehende Rechnung ist von uns auf Grund der uns vorgelegten Bücher, Akten und Belege geprüft und für richtig befunden worden.

Leipzig, den 14. Juli 1907.

Dr. Drucker.

Dr. Anschütz.

Vergleichung mit dem Vorjahr.

Von	bis	Müglischer- beiträge	Anwalts- kammer- beiträge	Schenkungen				Zinsen	Ver- waltungs- kosten	Unter- stützungen	Bestand			
				zum Kapital- grundbuch	zum Unter- stützungs- fonds	zum Unter- stützungs- fonds	zum Unter- stützungs- fonds				des Kapital- grundbuches am Schluß des Geschäftsjahres	des Unter- stützungs- fonds am Schluß des Geschäftsjahres	des Kapital- grundbuches am Schluß des Geschäftsjahres	des Unter- stützungs- fonds am Schluß des Geschäftsjahres
1. Juli 1905	30. Juni 1906	106 290 —	34 500 —	2 913 15	16 742 —	*)	39 367 95	5 688 12	108 753 91	1 135 105 41	118 617 27			
1. Juli 1906	30. Juni 1907	107 800 —	28 900 —	8 104 20	17 790 —	**)	43 484 25	7 547 07	118 908 91	1 159 894 48	112 122 75			

*) Hierin sind folgende Beiträge von Anwaltskammern enthalten: von Berlin 5000 Mark, Breslau 2000 Mark, Cöln 2000 Mark, Königsberg 1000 Mark, Rostock 500 Mark, Speyer 200 Mark.

**) Hierin sind folgende Beiträge von Anwaltskammern enthalten: von Berlin 5000 Mark, Breslau 2000 Mark, Cöln 2000 Mark, Königsberg 1500 Mark, Speyer 200 Mark und von dem Deutschen Anwaltsverein 6000 Mark für die Geschäftsjahre 1906/07 und 1907/08.

Nachklänge zum Mannheimer Anwaltstag.

I.

Von Rechtsanwalt Jasecki in Posen.

Die schönen Tage des Mannheim sind schnell vorübergegaugen, und es regt sich das Verlangen, den Einbruch, den sie hinterließen, in ruhiger Betrachtung zu überdenken. Die schließliche Ausbeute der Verhandlungen war durch Hachenburgs meisterhaften Vortrag eine solche, den heftigen Angriffen auf den Vorstand wurde durch Hausmanns geschicktes Dazwischentreten ein schnelles Ende bereitet. Man kann dem Vorstand das ihm gewordene Vertrauensvotum tollaus gänzen, man kann sogar der Ansicht sein, daß sein Verhalten in der Frage der Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung von einer zureichenden Beurteilung der gegebenen Sachlage zeugte, und man kann doch mit Beharren empfinden, daß die Verhandlungen des Anwaltstages und insbesondere die Kundgebungen des Vorstehenden nicht jene Stimmung widerzuspiegeln vermochten, die in weiten Kreisen unseres Standes jetzt die vorherrschende ist. Dem nach der Ansicht sehr vieler Kollegen allzu friedlichen Auftreten des Vorstandes kam es zugute, daß in dem geräuschvollen plötzlichen Laube für den heftigen Ausbruch der Gegenfähigkeit keinen der geeignete Boden ist. Zudem war durch das heftige Verhältnis, das in dieser gesagten Gegen zwischen allen Organen der Rechtspflege obwaltet, eine Atmosphäre gegeben, die eine Reizung zu scharfen Worten schwer aufkommen ließ. Aber trotz alledem dürfte nicht verkannt werden, daß die Anwälte des gesamten Deutschlands ihre Tagung hatten, und diese mußte daher mehr von dem Geiste erkennen lassen, der heute die wohl überwiegende Zahl der deutschen Anwälte befeuert. So erscheint es schwer verständlich, warum dem Vorstehenden die betrübende Tatsache nicht hervorgehoben wurde, daß das Reichsjustizamt von jeder Vertretung bei den Verhandlungen abließ, in deren Mittelpunkt doch die große und jetzt so aktuelle Frage der Justizreform stand. Es kam unmöglich zutreffend sein, was man hier und da eintönen hört, daß die Reichsregierung eine maßgebende Vertretung der anwaltlichen Interessen nur in den Anwaltskammern erblicke. Denn auf dem Berliner Anwaltstage von 1896 ist der Staatssekretär der Justiz in eigener Person erschienen; und wiederum auch die Kaiserliche ihre gesetzlich geordneten Vertretungsorgane in den Handelskammern haben, sind die Zentralbehörden neulich auf dem Hamburger Bankiertage in hervortragender Weise vertreten gewesen. Ohne die Bedeutung der hier erörterten Probleme für die gesetzgeberische Tätigkeit der nächsten Zeit zu unterschätzen, läßt sich föhlich sagen, daß die jetzt im Vordergrund der öffentlichen Erörterung stehende, in kürzester Frist dem Reichstage zu unterbreitende Frage der Justizreform jenen Problemen an Wichtigkeit oder Dringlichkeit keineswegs nachsteht. Es ist eben in weiten Kreisen unseres Standes die Empfindung vorherrschend, daß er von den die geplanten Reformen vorbereitenden Behörden nicht in dem Maße, wie er es wünscht, wird und beanpruchen kann, als quantität respectable erachtet wird.

Je mehr wir dies empfinden, um so mehr haben wir auch Anlaß, diejenigen Anschauungen, die wir gegen, in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit zur Geltung zu bringen. Als

Hachenburg im Verlaufe seiner glänzenden Darlegungen die Tatsache hervorhob, daß eine weiterverbreitete Auffassung des Vorhabens der Regierung, die anwaltgerichtliche Zuständigkeit zu erweitern, mehr auf eine Reizung zur Spontaneität als auf ihre Zurückföhrung, die Interessen der Rechtspflege dadurch zu fördern, zurückföhrte, fügte er beschwichtigend hinzu, daß er selbst weit entfernt davon wäre, sich diesen der Regierung gemachten Vorwurf anzueignen. Schon der Widerspruch, der sich bei diesen Worten in den Reihen der gespannt und fast abhöchtig lauschenden, sonst so zustimmungsfreudigen Kollegen regte, ließ erkennen, wie wenig des Redners milde Auffassung die Stimmung der Zuhörer getroffen hatte. Und in der Tat, wer den Gang der Entwicklung des Reformplanes einigermaßen eingehend verfolgt, wer die Frage der öffentlichen Ausföhrungen in der Erinnerung hat, wer sich vergegenwärtigt, daß die Regierung aus den Anregungen von Adlers, von dessen Grundgedanken sie durch eine Weile getrennt ist, sehr gegen die Intentionen ihres Urhebers rein äußerlich nur diejenigen sich aneignet, die einen finanziellen Gewinn erhoffen lassen, der nur ein übermäßig verhältnismäßiges Geföhrte bröhten, wenn er der Regierung den oben gekennzeichneten schweren Vorwurf erspart.

Welchen Einbruch hätte es nicht gemacht, wenn das, was Tausende von Anwälten und von Freunden einer gebröhten Rechtspflege heute mit Bitterkeit empfinden, vom Deutschen Anwaltstage in ungehinderter Offenheit und mit wirkungsvoller Schärfe ausgesprochen worden wäre!

Als in seiner Begrüßungsansprache der verehrungswürdige Mannheimer Landgerichtspräsident in begeisterten Worten hervorhob, wie es ihm zum Stolz gereiche, an der Spitze eines Gerichts zu stehen, in dem Richter und Anwälte stets in gegenseitiger aufrichtiger Schöpfung zur Erfüllung der großen Aufgaben der Rechtspflege kollegial zusammengezwängt hätten, wurde er von lautem Beifall unserer Mannheimer Kollegen umhüllt. Uns Anwälte aus einer anderen glücklichen Zone machte der Vortrag wie ein Märchen aus alten Tagen an. Bei uns lebt gar mancher Richter im Bann der leingewissigen Anschauung, als ob er sich durch eine zu nahe Beröhrung mit den Mitgliedern des Anwaltsstandes an den Pflichten seines Amtes verhandigte. Und die jetzt fast allgöhtigen offenen und verdeckten Gegensätzlichkeiten zwischen Behörden und Anwälten können immer anderen Quelle entspringen, als der dem Geiste unserer Gerichtsverfassung zuwiderlaufenden Anschauung, die der Anwaltschaft die Bedeutung eines gleichberechtigten Organs der Rechtspflege verleiht. In uns Anwälten ist das Gefühl für die Würde unseres Standes zu lebendig, als daß solche Erscheinungen unsere Berufszugewandtheit zu lähmen vermöchten. Aber da im weiten Umkreise unseres Vaterlandes Tausende von Kollegen diese Erscheinungen mit Unmut empfinden, hätte es der Billigkeit entsprochen, wenn aus den Kundgebungen unserer beruflichen Vertretung in einigen lauten Tönen auch diese Weise herauszusöhren gewesen wäre.

Die unbedenklichen Angaben sprechen dafür, daß der Anwaltsstand diejenige Achtung, auf die er den selbstverhältnismäßigen Anspruch hat, bei den leitenden Behörden erst noch zu erringen habe. Weil wir auf diesem Gebiete einen Erfolg nur in einem mit der Würde, die wir uns schuldig sind, aber andererseits mit einer von falschen Rücksichten freien Entschiedenheit

geführten Kampf zu erschöpfen haben, darf, so scheint es mir, in den jetzigen bedeutsamen Zeiten der Deutsche Anwaltverein den Charakter einer Kampforganisation nicht gänzlich vermissen lassen.

Für die geistliche Befriedigung unserer Rechte auf zahlreichen Gebieten des Rechtslebens, namentlich auch im Strafverfahren, werden gerade die nächsten Jahre von einer besonderen Bedeutung sein. Möge dem deutschen Anwaltsstande der Einfluß der Vorwürfe erspart bleiben, daß der große Moment ein kleines Geschlecht gefunden habe!

II.

Von Rechtsanwalt Dr. Karl Schulz in Frankfurt a. M.

Eine einzige Stelle des wunderbaren Hagenburgschen Refrains, das in herrlichen gedankentiefen Worten der innersten Überzeugung der deutschen Anwaltschaft mächtigen Ausdruck verleiht, hat bei der hiesigen Versammlung des 11. September 1907 Widerstand hervorgerufen. Als der Redner die deutschen Anwälte mahnte, der Regierung trotz der neuen undurchsehbaren Pläne, die sie einschlage, volles Vertrauen entgegenzubringen, und hinzufügte: „Denn die Regierung denkt auch von uns und viel zu hoch“, da erklang erstmalig aus der Versammlung das Laufen des Zweifels und des Widerstands.

Wenngleich dieser pessimismus der deutschen Anwälte im Entwurfe der Zivilprozessreform, in der Art seiner Entstehung und in seinem Inhalte genugsam Stoff und Erklärung findet, so ist dennoch der überwiegenden Stimmung Hagenburgs der Vorrang zu geben.

Sie findet, abgesehen von Gründen der Opportunismus und von taktischen Erwägungen, ihre Stütze in einer Rede, mit welcher der Staatssekretär des Reichsjustizamtes, Rieberding, am 11. September 1896 im Namen der Reichsjustizverwaltung den XIII. Deutschen Anwaltstag in Berlin begrüßt hat:

„Als Bundesgenossen, meine Herren von der deutschen Anwaltschaft, möchte ich Sie hier begrüßen, als Bundesgenossen in den großen gesetzgeberischen Arbeiten, die der Reichsjustizverwaltung in den nächsten Jahren noch bevorstehen. Bundesgenossen, beherztlich, weisam, sympathisch, sind Sie uns gewesen, so oft es galt, unsern bürgerlichen Gesetzbuch über schlimme Klippen hinwegzuführen . . .“

„Da ist es denn die deutsche Anwaltschaft, die eintritt und, wo es not tut, die vor allem berufen ist, Verständnis für das neu Erworgene, Vernehmung ob der Opfer, die an liebgeordneten alten Einrichtungen gebracht werden müssen, in die Herzen des Volkes hineinzutragen. Denn, meine Herren, der Seele des Volkes auf dem Gebiete des Rechtslebens steht der Anwalt am nächsten; wo es gilt auszuklären, zu beschlichten, zu versöhnen: der Anwaltschaft ist dem Volke gegenüber die Macht dazu gegeben . . .“

„Der Seele des Volkes auf dem Gebiete des Rechtslebens steht der Anwalt am nächsten“: das sind kostbare Worte, die Sie von einer so autoritativen Stelle kommen und von dem nämlichen Vertreter der Reichsjustizverwaltung gesprochen wurden, der bei der Ausgestaltung des Gesetzes

ein entscheidendes Wort mitzureden und den fertigen Entwurf vor dem Reichstag zu vertreten haben wird; Worte von unschätzbarem Werte im Kampfe gegen den Entwurf, da sie die Sachkenntnis und Objektivität der deutschen Anwaltschaft als verbürgt und von oben anerkannt erscheinen lassen und da sie dafür Gewähr bieten, daß auch diesmal die Stimme der deutschen Anwaltschaft nicht ungehört verhallen wird; Worte, welche deshalb ermuntern und anfeuernd wirken müssen und die es wert sind, dem Beschlusse, der vom XVIII. Deutschen Anwaltstage nach den Antagen Hagenburgs gefaßt wurde, bei der Hingabegabe an die gesetzgebenden Körper und an die Justizverwaltung des Deutschen Reiches als Leitworte beigegeben zu werden.

Über die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urteil geschlossenen ehrengerichtlichen Verfahrens.

Von Justizrat Syring, Rechtsanwalt bei dem Reichsgericht in Leipzig.

Die R.W.O. bestimmt in § 66, daß, soweit sich nicht aus ihren Bestimmungen Abweichungen ergeben, auf das ehrengerichtliche Verfahren die Vorschriften der St.P.O. über das Verfahren in den zur Zuständigkeit der Landgerichte gehörigen Straf Sachen entsprechende Anwendung finden sollen. Über den Umfang, in welchem dies geschehen soll, sagen die Motive (S. 80) nichts. Die R.W.O. hält es aber für erforderlich, in § 91 zu bestimmen, daß auf das Verfahren in der Beschwerdeinstanz und in der Berufungseinstanz die Vorschriften der St.P.O., also diejenigen des dritten Buches, entsprechende Anwendung finden sollen. Es liegt hiernach nahe, die in § 66 angeordnete entsprechende Anwendung nur auf die allgemeinen Bestimmungen und das Verfahren in erster Instanz einschließlich der Kosten zu beziehen, nicht auf die im vierten Buche enthaltenen Bestimmungen über das außerordentliche Rechtsmittel der Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urteil geschlossenen Verfahrens, da sonst diese ebenso erwähnt worden wären wie diejenigen über die ordentlichen Rechtsmittel. Der Gedanke gewinnt an Gewicht, wenn man erwägt, daß bei der Abfassung der Vorschriften über das ehrengerichtliche Verfahren ausdrücklich der Motive (S. 77—94) vielfach das Reichsbranntweinergesetz als Vorbild gebient hat, dieses aber das der Wiederaufnahme entsprechende Rechtsmittel der Restitutio ausschließt, und daß die Motive zur R.W.O. (S. 80 und 93) die Wiederaufnahme gar nicht erwähnen. Hiernach dürfte es begründeten Zweifeln unterliegen, ob die Bestimmungen der St.P.O. über die Wiederaufnahme des Verfahrens überhaupt zur Anwendung gebracht werden sollen.

Bezieht man diese Frage aber mit dem Ehrengerichtschose, so entstehen weitere Zweifel darüber, unter welchen Voraussetzungen die Wiederaufnahme zulässig sein soll.

Die Bestimmungen der Rr. 1—4 des § 399 St.P.O. bieten keine Schwierigkeiten. Anders § 399 Rr. 5 und § 403 a. a. O.

Nach § 399 Rr. 5 findet die Wiederaufnahme statt, wenn neue Tatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, welche allein

oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung des Angeklagten oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind. Nach § 403 StPD. findet eine Wiederaufnahme zum Zwecke der Aenderung der Strafe innerhalb des durch dasselbe Gesetz bestimmten Strafmaßes nicht statt.

Beide Vorschriften setzen ein milderes und ein schärferes, also mehrere Strafgesetze voraus. Es tritt und daher die Frage entgegen, ob die RAO. mehrere Strafgesetze enthält.

In Betracht kommen §§ 62 und 63. Man könnte darin sowohl Strafgesetze finden, als dort Strafen angedroht sein, also 4 Strafgesetze. Man hat darin auch (StPD. 12, 80) wenigstens 2 besondere Strafgesetze gefunden, nämlich insofern ein schwereres, als Ausschließung, und insofern ein leichteres, als nur Warnung, Verweis und Geldstrafe angedroht sind. Dabei hat man an den Unterschied zwischen der reinigenden und der besseren Disziplin gedacht. Für diese Unterscheidung bieten die §§ 62 und 63 aber keinen Anhalt. Es würde also, wenn man darin mehrere Strafgesetze erblicken dürfte, nur möglich sein, 4 besondere Strafgesetze anzunehmen.

Mehrere Strafgesetze würden aber in jenen Vorschriften nur dann enthalten sein, wenn eine jede der angedrohten Strafen ihren besonderen Tatbestand oder besonders die Strafbarkeit erhöhende oder vermindemde Tatumstände zur Voraussetzung hätte (sfr. Locke StPD. Anm. 2 zu § 403). Die Strafen der RAO. haben jedoch sämtlich denselben einheitlichen ehrenstrafrechtlichen Tatbestand, nämlich die Verletzung der dem Rechtsanwalts obliegenden Pflichten. Sie sind auch nicht bedingt durch das Vorhandensein besonderer die Strafbarkeit erhöhender oder vermindender Tatumstände. Der § 63 bestimmt nur das Strafmaß für die in § 62 angeordnete Strafe. Die RAO. enthält daher in den §§ 62 und 63 nur ein einziges, einheitliches Strafgesetz.

Es kennt also ein milderes Strafgesetz im Sinne des § 399 Nr. 6 nicht und eine Wiederaufnahme des Verfahrens findet gemäß § 403 zum Zwecke der Aenderung der Strafe überhaupt nicht statt. Der Antrag auf Wiederaufnahme ist mithin lediglich zum Zwecke der Freisprechung des Verurteilten zulässig. Diesen Grundlag hat der Ehrengerichtshof in ständiger Praxis befolgt und er ist, nachdem er ihn in dem Beschlusse vom 2. November 1904 (StPD. 12, 80) verfaßt hatte, neuerdings zu ihm wieder zurückgekehrt.

Ist ein von der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossener in der Lage, den eigentlichen Grund der Ausschließung zu widerlegen, vermag er sich aber nicht von jedem Vorwurfe eines, wenn auch noch so geringen, Pflichtverstoßes frei zu machen, so daß immerhin gegen ihn auf Strafe, wenn auch nur auf Warnung, erkannt werden müßte, dann ist ihm der Weg des Wiederaufnahmeverfahrens verschlossen.

Dieser Zustand ist unerwünscht. Er kann nicht bestehen bleiben. Hier muß Wandel geschaffen werden. Die §§ 62 und 63 RAO. müssen eine solche Fassung erhalten, daß sie ein schärferes und ein milderes Strafgesetz enthalten, ein schärferes für die Strafen der sogenannten reinigenden Disziplin, also die Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft, und ein milderes für die Strafen der sogenannten besseren Disziplin, also für Warnung, Verweis und Geldstrafe.

Ist aus diesen Gründen eine Aenderung dieser Paragraphen dringend geboten, dann ist es ratsam, ihnen einen solchen Inhalt zu geben, daß dadurch die Voraussetzungen möglichst scharf angegeben werden, unter welchen die Strafen der besseren Disziplin nicht mehr als ausweichend angesehen werden sollen, und daher auf Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft zu erkennen ist.

Es könnte auch bei der Fassung dieser Vorschriften die Gelegenheit benutzt werden, um die immer wieder auftauchenden Zweifel über die Bestrafung bei mehreren Verschuldungen zu beseitigen und diese Frage im Anschluß an § 74 StGB. zu lösen.

Allen diesen Anforderungen würde entsprochen werden, wenn die bezeichneten Vorschriften durch folgende ersetzt würden:

§ 62.

Ein Rechtsanwalt, welcher die ihm obliegenden Pflichten (§ 28) verletzt, wird ehrengerichtlich bestraft.

Ehrengerichtliche Strafen sind:

1. Warnung,

2. Verweis,

3. Geldstrafe bis zu 5 000 Mark.

Geldstrafe kann mit Verweis verbunden werden.

Bei dem Zusammentreffen mehrerer Pflichtverletzungen ist auf eine Gesamtstrafe zu erkennen.

Bei der Strafzumessung ist das gesamte Verhalten des Angeklagten zu berücksichtigen.

§ 63.

Ein Rechtsanwalt, welcher durch schwere Verletzung der ihm obliegenden Pflichten (§ 28) unwürdig geworden ist, der Rechtsanwaltschaft anzugehören, wird ehrengerichtlich mit der Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft bestraft.

Wird einmal die Kinte der Gesetzgebung ergriffen, dann wird es sich empfehlen, Klar und zweifelsfrei zum Ausdruck zu bringen, daß die Bestimmungen der StPD. über die Wiederaufnahme des Verfahrens im ehrengerichtlichen Verfahren zur Anwendung zu kommen haben. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit wird zugleich dem Wiederaufnahmeverfahren eine zeitliche Schranke zu setzen sein. Ein fünfjähriger Zeitraum dürfte angemessen sein.

Ich möchte daher raten, durch die erforderliche Novelle dem § 91 RAO. folgenden Zusatz zu geben:

„Das Gleiche gilt für die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urteil geschlossenen Verfahrens. Nach Ablauf von fünf Jahren seit der Rechtskraft des Urteils ist die Wiederaufnahme nicht mehr zulässig.“

Die Verjährung der Forderungen der Bauunternehmer.

Von Landrichter Arnold Freymuth in Rom, Westph.

Die regelmäßige Verjährungsfrist beträgt nach StGB. § 186 dreißig Jahre. In zwei, oder wenn die Leistung für den Gewerbetrieb des Schuldners erfolgt, in vier Jahren verjähren jedoch nach § 186 Abs. 1 Ziff. 1 und Abs. 2 die

Ansprüche „der Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker für Ausführung von Arbeiten“. Es fragt sich, ob die Forderungen der Bauunternehmer gegen den Bauherrn hiernach der kurzen, d. h. 4 jährigen Verjährung oder der regelmäßigen, 30 jährigen Verjährung unterliegen, eine Frage, die für das Baugewerbe offenbar von erheblicher Wichtigkeit ist und die Gerichte öfters beschäftigt. Daß die Frage aufzuheben konnte, beruht auf folgenden Umständen:

Zunächst ist zweifelhaft geworden, in welcher Art man den Baubauvertrag, vielfach „Bauunterpreisvertrag“ genannt, in das Rechtssystem einzuordnen hatte. Es handelt sich dabei um Herstellung eines Werkes, eines Arbeitsproduktes, und so mußte man wohl annehmen, daß er vermögensrechtlich als *locatio conductio operis*, landrechtlich als *Wertverdingungsvertrag* im Sinne § 925 ff. ZBR. I 11 anzupflichten sei. In der Tat hat auch das gemeine Recht den Baubauvertrag (die „Bauunterpreise“) unter den Begriff der *locatio conductio operis* gebracht (vgl. Dernburg, Pandekten 2 § 113). Im preussischen Landrecht wird aber in den §§ 928, 929 I 11 beim Wertvertrag die eigene Tätigkeit des Wertmeisters als begriffnotwendig vorausgesetzt, wenn freilich der Wertmeister auch Gesellen zuziehen kann. Beim Baubauvertrag ist diese eigene Tätigkeit des Unternehmers gewöhnlich nicht vorhanden. Der Unternehmer ist vielmehr entweder überhaupt nicht vorhanden und vergibt die Arbeit in kleineren „Losen“ an den Zimmermann, den Maurer, den Tischler usw., oder er ist nur auf einem der in Betracht kommenden Gebiete Fachmann (z. B. gelernter Maurer), führt also jedenfalls nur einen Teil der Arbeiten selbstständig aus und vergibt den Rest an andere Personen weiter. Es hat man nach preussischem Recht die Bauunterpreise als einen Vertrag eigener Art aufgefaßt, bei welchem streitig war, ob man auf ihn die allgemeinen Vorschriften des Landrechts für Verträge über Handlungen anzuwenden habe oder die besonderen Vorschriften über die Wertverdingung analog (vgl. Motive zum BGB. 2 S. 472, 477; Dernburg, Preussisches Privatrecht 2 § 199 II). Daß die Bauunterpreise nach dem Recht des BGB., das für den Wertvertrag (§ 631) eine persönliche Mitwirkung des Wertmeisters nicht verlangt, unter den Begriff des Wertvertrags zu rechnen ist, ist wohl unzulässig und wohl auch allgemein anerkannt (vgl. Motive a. O., Dr. Mann § 631 Vorbemerkung 1 d und das unten angeführte Urteil des RG. in ZB. 1907, 325 Nr. 1). Mit dieser Feststellung ist die Frage aber noch nicht entschieden.

Es ist zwar unbedenklich, daß auch die Ansprüche aus Wertvertrag der kurzen Verjährung des § 196 unterliegen. Es sind aber Bedenken anderer Art aufgetaucht, die in der preussisch-berolinischen Praxis ihren Niederschlag gefunden haben. Auch nach preussischem Recht unterstanden nach dem Gesetz vom 31. März 1838 die Forderungen der „Fabrikanten, Kaufleute, Kaufleute und Handwerker“ für Arbeiten der kurzen Verjährung, und doch hat die Praxis diese Vorschrift der kurzen Verjährung auf die Forderungen der Bauunternehmer aus Bauunterpreise nicht angewandt, und zwar sowohl das Obertribunal nicht, wie auch das Reichsgericht nicht, vgl. OZ. 34, 97; RW. 28, 232; ZB. in ZB. 1900, 306 Nr. 32. Der Grund liegt darin, daß man gesagt hat, der Bauunternehmer,

auch wenn er Handwerker (z. B. Maurer) sei, trete bei der Bauunterpreise nicht als „Handwerker“, sondern als „Unternehmer“ auf. Für das Recht des BGB. wird man etwa zu folgenden Erwägungen gelangen: Der Bauunternehmer kann als „Fabrikant“ im Sinne § 196 Abs. 1 Ziff. 1 jedenfalls nicht in Frage kommen. Als „Handwerker“ kann er in Frage kommen, wenn er tatsächlich Handwerker, z. B. Maurermeister, Zimmermeister ist. Als Kaufmann kommt er dann in Frage, wenn er einen größeren Betrieb hat und sich ins Handelsregister hat eintragen lassen — wozu er verpflichtet ist, § 2 HGB. Sollte einmal der Fall eintreten, daß ein Grundstückeigentümer einen Menschen, der weder Handwerker noch gewerbetreibender „Bauunternehmer“ ist, mit dem Bau eines Hauses im ganzen betrauen sollte, so wäre ein solcher Wertmeister jedenfalls weder Kaufmann noch Handwerker. Seine Forderungen gegen den Bauherrn würden also jedenfalls nicht unter die kurze, sondern unter die gewöhnliche dreißigjährige Verjährung fallen. In vorstehender der Mehrzahl der Fälle wird aber der Wertmeister entweder Handwerker oder Kaufmann im Sinne des § 2 HGB. sein. Dann können also seine Forderungen an sich sehr wohl unter die kurze Verjährung fallen. Es fragt sich, ob die von der preussischen Praxis geltend gemachten Bedenken auch für das Recht des BGB. durchschlagend. Man wird dies für den gewerbetreibenden Bauunternehmer, also den Kaufmann des § 2 HGB. eigentlich kaum annehmen können. Denn das Bedenken der preussischen Praxis, daß der Handwerker nicht als solcher aufträte, will besagen, daß der Handwerker bei der Bauunterpreise etwas unternehme, was nicht in den Rahmen seiner gewöhnlichen Tätigkeit falle. Dies Bedenken ist bei dem gewerbetreibenden „Bauunternehmer“ nicht vorhanden. Da der gewerbetreibende Bauunternehmer nach dem neuen Recht (HGB. § 2) — anders als nach früherem Recht — „Kaufmann“ ist, so würde für ihn als Kaufmann bei der Bauunterpreise gerade eine Ausdehnung der in seinem Gewerbebetrieb fallenden Arbeiten in Frage stehen, also die Anwendung des § 196 unbedenklich sein. Für den Handwerker, der als Nichtkaufmann einen Baubauvertrag abschließt, bleiben allerdings auch jetzt dieselben Bedenken bestehen wie nach früherem Recht. Es würde aber wohl nicht angebracht sein, die verschiedenen Typen der Bauunternehmer unter verschiedenen rechtlichen Gesichtspunkten zu betrachten.

Man sieht, daß die hier aufgeworfene Frage ihrer Schwierigkeiten hat. Die Rechtsprechung des Reichsgericht hat sich bereits mehrfach mit dem Gegenstand befaßt, ohne jedoch zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen: Zunächst hat der dritte Zivilsenat in dem Urteil vom 2. Januar 1905 463/04 IV erklärt, daß die Ansprüche aus der Bauunterpreise die kurze Verjährung nicht Platz greife.^{*)} Dann hat der dritte Zivilsenat in der Entscheidung vom 11. April 1907 291/06 VI (ZB. 1907, 325 Nr. 1) für den Bauunternehmer erklärt: „Ist er Handwerker und hat er in Aus-

*) Das Urteil ist in ZB. 1905, 110 Nr. 1 teilweise abgedruckt. Es enthält dort gerade den Ausspruch, daß die kurze Verjährung nicht Platz greift, nicht; daß dieser Ausspruch in dem Urteil zu finden ist, bezeugt jedoch die unten erwähnte Entscheidung des dritten Zivilsenats vom 11. April 1907.

übung seines Gewerbes gehandelt, so unterliegt sein Anspruch auf die Vergütung der kurzen Verzögerung." Der Senat stellt fest, daß die erwähnten Beweisaufstellungen hier vorliegen, und erklärt die kurze Verzögerung für anwendbar. Ein Anlaß, die Entscheidung der vereinigten Zivilsenate anzuziehen (§ 137 G.B.), sei nicht vorhanden, da die oben erwähnte Entscheidung des vierten Senats auf der abweichenden Rechtsanschauung nicht beruhe. Nicht ganz zwei Wochen später, hat dann der siebente Zivilsenat, unter Anführung des erwähnten Urteils des vierten Senats vom 2. Januar 1905, in der Entscheidung vom 23. April 1907 261/06 VII (J.B. 1907, 358 Nr. 6) erklärt, daß die Ansprüche aus der Baumentrepre nicht unter die kurze Verzögerung fallen. Das abweichende oben bezeichnete Urteil des sechsten Senats vom 11. April 1907 war vielleicht dem siebenten Senat noch nicht bekannt; jedenfalls ist es von ihm nicht gewürdigt worden, auch ist eine Entscheidung der vereinigten Zivilsenate nicht herbeigeführt worden.

Es darf angenommen werden, daß jetzt, nachdem zwischen dem vierten und siebenten Zivilsenat einerseits und dem sechsten Zivilsenat andererseits ein offenkundiger Widerspruch hervorgetreten ist, die hier berührte, praktisch wichtige Frage bei nächster Gelegenheit unter Überwindung des *horror aequali* von den vereinigten Zivilsenaten des Reichsgerichts entschieden werden wird.

Die Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte und die Beschleunigung der Rechtspflege.

Von Rechtsanwalt Dr. Levinson, Düsseldorf.

Nachdem der Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozessordnung, des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte¹⁾ nebst Begründung durch den Reichsanzeiger vom 5. Oktober d. J. veröffentlicht worden ist, hat die wichtige Frage, nämlich die nach der Zuständigkeitsbegrenzung der Amtsgerichte, eine vorläufige Beantwortung gefunden.

Nach Art. I des Entwurfs soll der § 23 Nr. 1 G.B. dahin abgeändert werden, daß Streitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche, deren Gegenstand an Geld oder Geldeswert die Summe von 800 Mark nicht übersteigt, den Amtsgerichten zugewiesen werden, während bisher bekanntlich ein Betrag von 300 Mark die Zuständigkeitsgrenze darstellte.

Mit diesem Vorschlage sind zwar die Befürchtungen derjenigen, welche eine bedeutendere Erhöhung der Zuständigkeitsgrenze erwartet hatten, zunächst widerlegt worden, allein gleichwohl muß auch die vom Entwurfe vorgesehene Erhöhung auf das entscheidendste bekämpft werden, da sie eine Verschlechterung der Rechtspflege und eine Schwächung der Rechtspflege herbeiführen würde.

In dem glänzenden, von Hagenburg dem Anwaltsstage erstatteten und von diesem fast einstimmig gebilligten Referate ist gezeigt worden, daß eine Reform des amtsgerichtlichen Prozesses ohne gleichzeitige Revision des gesamten Prozesses unmöglich bleiben muß und eine wirksame Beseitigung der in der Rechtspflege bestehenden Mängel nicht herbeiführen kann. Hagenburg hat auch, indem er gleichzeitig eine Reihe von

bemerkenswerten Vorschlägen zur Verbesserung, Beschleunigung und Vereinfachung des bisherigen Verfahrens machte, die Bedenken, welche gegen die Erhöhung der Zuständigkeit sprechen, eingehend geteilt und geltend gemacht, so daß aus seine nach jeder Richtung hin zutreffenden Ausführungen hervorgehen werden kann. Seine Absicht geht nun dahin, zu zeigen, daß diejenige günstige Wirkung, welche der Entwurf und seine Vollstreckung in erster Linie von der Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit erhoffen, nämlich eine Beschleunigung und damit zugleich eine Verbesserung der Rechtspflege sicher nicht eintreten wird.

Schon heute arbeitet in großen Städten nach meinen bisherigen mehrjährigen Erfahrungen, welche, wie ich wohl annehmen darf, von meinen sämtlichen hiesigen Kollegen und wohl auch einem großen Teil der Richter geteilt werden, das Landgericht durchweg bedeutend schneller als das Amtsgericht.

Wenn in der Begründung des Entwurfs zu § 48 G.B. ausgeführt wird, daß im Jahre 1903 die Zahl der durch kontzabitorische Endurteile verhandelten Prozesse, welche länger als 6 Monate von dem Zeitpunkt zwischen Einreichung der Klageschrift und dem Endurteil gedauert haben, bei den Amtsgerichten 19,2 vom Hundert und bei den Landgerichten 46,6 vom Hundert betragen haben, so könnte daraus ja allerdings ein gegenteiliger Schluß gezogen werden. Aber es ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Amtsgerichte und der den Amtsgerichten überwiesenen Sachen eine unweit größere, als die der Landgerichte und der landgerichtlichen Sachen ist, und daß bei den Landgerichten ein weit größerer Prozentsatz schwieriger Prozesse zur Durchführung gelangt, als bei den Amtsgerichten. Da nun vor allem auch die außerordentliche Zahl der landgerichtlichen Amtsgerichte, in welchen schwieriger, und deshalb auch langwieriger Prozesse selten sind, mitgezählt wird, so ergibt jene Zahl durchaus keine zutreffende Antwort auf die Frage, ob das Land- oder Amtsgericht durchweg schneller arbeitet. Aus der Denkschrift geht dann auch hervor, daß die Zahl derjenigen landgerichtlichen Prozesse, in welcher viele Termine gezählt werden, für Amts- und Landgericht nicht sehr verschieden ist. Es mag allerdings zutreffend sein, daß die Verhältnisse in den großen und mittleren Städten nicht genau so liegen, wie in den kleineren. Allein obwohl, wie später noch gezeigt werden soll, die Schwankung der kleinen Amtsgerichte nach mancher, wenn auch anderer Seite hin, sehr zu wünschen ist, wirkt bezüglich der großen Städte schon die außerordentliche Zahl derjenigen Sachen, welche von den Amtsgerichten gegenüber den Landgerichten zu bewältigen sind, hemmend auf den Gang der Justiz. Während die Landgerichte, abgesehen von der Kammer für Handelsachen, vielleicht 30 bis 40 Sachen an einem Terminstage zu bewältigen haben, haben die Amtsgerichte durchschnittlich 80 bis 100, ja vielfach noch mehr Sachen in einer Sitzung zu erledigen. Schon daraus ergibt sich, daß eine sorgfältige und scharfene Rechtspflege bei den Amtsgerichten unerschwinglich ist; denn wenn man auch nur ein Drittel der amtsgerichtlichen Sachen als kontzabitorische rechnet will, so können diese unmöglich von einem Richter in verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigt werden. Tatsächlich werden dann auch bei den Amtsgerichten, falls eine Sache nicht im ersten Termine infolge ihrer Einfachheit verhandlungsfähig ist, die Ver-

handlungstermine viel weiter ausgesetzt, als dies bei den Landgerichten zu geschehen pflegt. Dasselbe gilt von den Beweisterminen.

Wenn die Zahl der Sachen, welche den Amtsgerichten überwiegen werden, erheblich gesteigert wird, so ist zu erwarten, daß die Erledigung der amtsgerichtlichen Prozesse eine noch längere Dauer als bisher in Anspruch nehmen wird, zumal mit den höheren Obergerichten auch schwieriger, namentlich Pensionsachen und dergl. das Amtsgericht beschäftigen werden.

Die vom Entwurf vorgeschlagene Bestimmung, daß schon von Amts wegen Zeugen und Sachverständige zum ersten Verhandlungstermine geladen werden können, wird schwerlich dazu führen, das Verfahren zu beschleunigen. Schon heute müssen die Amtsgerichte in den großen Städten vielfach von morgens 9 Uhr bis zum späten Nachmittage tagen, um die Beweisnahmen erledigen zu können. Gegenüber der großen Zahl der Sachen, welche in einer Sitzung abzuurteilen sind, vermag der Amtsrichter beim besten Willen nicht Beweisnahmen in noch nicht verhandelten Sachen einzuschreiben, ohne die Erledigung der schon vorher angehängten Sachen zu verzögern und zu verlängern, womit zugleich eine empfindliche Behinderung der betreffenden Parteien verbunden ist. Auch mag die in der mündlichen Verhandlung angeordnete Vorberufnahme in ganz einfach liegenden Sachen, in welchen ein einziger Punkt der Klärung durch einen oder zwei Zeugen erledigt, zweckmäßig sein. In vielen Fällen wird die vielfeilt auf einseitige Parteivorbringen angeordnete Beweisüberhebung nachträglich infolge der späteren Anträge der Gegenseite das Verfahren dadurch umständlicher machen, daß eben späterhin auch die gegnerischen Beweise erhoben werden müssen und nicht selten eine Gegenüberstellung der beiderseitigen Zeugen, unter nochmaliger Ladung der zum ersten Termine bestellten Zeugen, zur Klarstellung der Sachlage geboten sein wird; vielfach wird auch die vor kontradiktorischer Verhandlung angeordnete Beweisüberhebung durch die nachträglichen Parteierklärungen sich erübrigen. Eine Vermehrung der Zahl der Amtsrichter, wie dies ja unausweichlich und auch vorgesehen ist, wird dem Uebelstande kaum steuern. Schon heute ist es selbst einem weniger beschäftigten Anwalt kaum möglich, in den verschiedenen Abteilungen des Amtsgerichts — von der gleichzeitigen Tätigkeit beim Landgerichte sehe ich einmal ab — die ihm übertragenen Sachen persönlich wahrzunehmen, namentlich dann, wenn es sich um zeitraubende Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen handelt. In dieser Richtung können freilich die Justizverwaltungen durch entsprechende Maßnahmen die Tätigkeit der Anwälte und damit die Rechtspflege selbst erheblich fördern. Leider ist von dieser Maßnahme bisher wenig zu spüren, denn wenn an Landgerichten die Sitzungen der Amtsgerichte nicht in denselben Gebäuden abgehalten werden, wie die Landgerichtssitzungen, die Amtsgerichtsstelle vielmehr, wie es z. B. hier der Fall ist, teilweise in einem andern Gebäude, dazu noch mehrere Stagen hoch untergebracht sind, so wird hierdurch die ordnungsmäßige Erledigung der anwaltschaftlichen Berufsgeschäfte fast zur Unmöglichkeit.

Die Erleichterung der Wahrnehmung der Termine durch die Anwälte aber bedeutet unter allen Umständen auch eine Verlangsamung der Rechtspflege, wenigstens einer sachgemäßen

Rechtspflege. Gelegentlich der Neuerrichtung des OLG. Düsseldorf ist von der Justizverwaltung betont worden, daß eine allzufrühe Vernehmung der Senate nicht angängig sei, da die Anwälte, welchen das Publikum seine Sachen anvertraue, nicht zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen tätig sein könnten, und das gleichzeitige Tagen vieler Senate infolge der anderweitigen Inanspruchnahme der Anwälte den einen oder anderen Senat in seiner Tätigkeit beachtlich lege. Ebenso wird die allzu große Vernehmung der Richter und die Einrichtung vieler zu gleicher Zeit tagenden Amtsgerichtsteilungen lästend auf die Rechtspflege, weil der gewissenhafteste Anwalt die Termine beim besten Willen zu gleicher Zeit nicht pünktlich wahrnehmen kann und sich vertreten lassen muß. Das Vertretungswesen führt aber wieder zu Verzögerungen, weil der Substitut selbst bei sorgfältiger, schriftlicher Bearbeitung der Sache, niemals so informiert sein kann, wie derjenige Anwalt, der von der Kammer direkt schriftliche oder mündliche Information empfangen hat. Diese Mängel sind ja teilweise auch heute vorhanden; die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit würde sie zweifellos nicht beseitigen, sondern beträchtlich vermehren.

Und nun erst die Beschaffung des Anwaltszuges! Man gehe doch einmal in die Sitzungen des Amtsgerichts und stelle sich, wie wenig Zeit die von den Anwälten bearbeiteten und kurz und sachgemäß vorgetragenen Sachen gegenüber denjenigen in Anspruch nehmen, in welchen die Parteien bald pöbrend und störend, bald mit überquellender Beredsamkeit ihren Rechtsstandpunkt darlegen. Die im Entwurf vorgesehene neue Fassung des § 602 ZPO. (bisher § 603), welche dem Gericht die Erörterung des Streits und Sachverhaltsmäßig mit den Parteien ausdrücklich zur Pflicht macht, wird erst recht die Folge haben, daß die Parteien sich in ihren Ausführungen keinerlei Beschränkung auferlegen. Daß der Richter, falls er sachgemäß entscheiden soll, unter allen Umständen länger mit den Parteien verhandeln, ein weit größeres, für die Entscheidung unerwünschtes Material entgegennehmen muß, bedarf keiner Ausführung; deshalb ist auch gerade dem tüchtigen, sorgfältigen Richter die Mittelmäßigkeit des Anwalts willkommen und erträglich.

Und nun noch eins. Schon jetzt leidet die Rechtspflege der Amtsgerichte unter dem häufigen Richterwechsel; dieser Uebelstand muß sich bei der namentlich in den großen Städten unvermeidlichen Vermehrung des Amtsrichtersonals noch mehr fühlbar machen, zumal der Entwurf die Möglichkeit vorsieht, dieselben Personen gleichzeitig als Amts- und Landrichter zu verwenden. (§ 58 Nr. 2 GStG. in der Fassung des Entwurfs.) Man wird vielleicht die vordiehend geschiedenen Uebelstände nur auf die großen und mittleren Städte beziehen und behaupten, daß in den kleinen Amtsgerichten unter allen Umständen eine Beschleunigung der Rechtspflege zu erwarten sei. Aber abgesehen davon, daß der erhebliche Prozentsatz der großen und mittleren Städte, in welchen das stärkste wirtschaftliche Leben pulsiert, in erster Linie Berücksichtigung bedarf, wage ich auch die erhofften Vorteile für die kleinen Gerichtsstellen zu bezweifeln. Da die Amtsrichter an kleineren Plätzen neben der zivildienstlichen Tätigkeit mit anderen Geschäften hinfänglich belastet sind, so wird eine Vermehrung der Sitzungstage, ohne die eine Kompetenzerhöhung nicht durchzuführen ist, auf mangelhafte Schlichtungsstellen stoßen. Erfahrungsgemäß pflegen in kleinen Amtsgerichtsbezirken

die Termine häufig weiter ausgesetzt zu werden, als in den großen Verkehrscentren, was eben mit der Zahl der Sitzungen zusammenhängt.

Hierzu ein Beleg aus letzter Zeit. In einer Beschlusse, welche ich Ende September d. Js. bei einem kleineren Amtsgericht einreichte, wurde der erste Verhandlungstermin auf Ende Oktober anberaumt. Da ich annahm, daß es sich um ein Versehen handelte, ließ ich auf der Gerichtsschreiberei Nachfragen halten und erhielt den Befehl, infolge Arbeitsüberbürdung könne ein früherer Termin nicht angesetzt werden. Ein Kommentar zu dieser urkundlich ersichtbaren Tatsache erübrigt sich.

Es ist aber auch zu betonen, daß die Erledigung der einzelnen Sachen an den kleinen Gerichten verhältnismäßig mehr Zeit erfordert, als an den großen, und zwar schon wegen der hier zu beobachtenden geringeren Gewissenhaftigkeit des rechtsprechenden Publikums und der dadurch bedingten langsameren Verhandlung. Dazu kommt, daß die Kanzlei-Verhältnisse an kleinen Amtsgerichten viel ungünstiger sind, als in der Großstadt: hat nicht jeder von uns gelegentlich schon die Erfahrung gemacht, daß die Erlangung der vollständigen Ausfertigung eines Rechtsmittels in Berlin in zwei bis drei Tagen, in manchen kleinen Städten erst in zwei bis drei Wochen zu gewärtigen ist! Überhaupt ist die Erledigung des Schriftverkehrs, was meist übersehen wird, die schnellste Beschaffung der Protokollabschriften, Ursklaffe, Urteile und dergl. für eine prompte Rechtsprechung mindestens so bedeutsam, als alle auf Beschleunigung des Verfahrens abzielenden Maßnahmen. In den zahlreichen Fällen, in welchen es sich nur um Erlangung von vollstreckbaren Titeln, nicht um eigentliche Rechtsstreitigkeiten handelt, ist dem schlauen Kanzleibetrieb sogar das Hauptgericht beizumessen. Die Landgerichtskanzleien arbeiten aber, was vielfach mit der schlechteren Kontrolle und ihrer einfacheren Tätigkeit zusammenhängt, durchweg mit größerer Sorgsamkeit, als die amtsgerichtlichen, die durch das in das Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit fallende Schreibwerk in außerordentlichem Maße beschwert sind. — Und ist nicht auch die Belastung des Amtseidwärters mit den mannigfachen Aufgaben der freiwilligen Gerichtsbarkeit an sich ein Moment, welches von einer Verringerung der Prozessarbeit abhalten sollte!

Nach andere Bedenken, auf die ich aber hier nicht weiter eingehen will, z. B. Mangel an Gelegenheiten zur juristischen Durchbildung, lassen auch in kleinen Städten die Erhöhung der Amtsgerichtskompetenz nicht als einen Fortschritt erscheinen. Jedenfalls scheint mir der Hauptzweck der Kompetenzerhöhung, die Beschleunigung der Rechtsprechung auf dem im Entwurf angegebenen Wege unter keinen Umständen erreichbar und schon aus diesem Grunde der Vorschlag der Regierung unannehmbar: ich würde jegliche, auch die geringste Kompetenzerhöhung über den bisherigen Betrag hinaus unter den obwaltenden Verhältnissen als der Rechtspflege unbedeutend schädlich erachten. „Ob“, wie die Begründung des Entwurfs ausdrücklich hervorhebt, die Beforgnis, daß „der deutsche Amtseidwärters sich den ihm zu übertragenden größeren Aufgaben nicht in vollem Umfange gewachsen zeigen werde, unbegründet ist“, lasse ich dahingestellt. Nur möchte ich noch zu der hier reiterierten Frage den Ausdruck eines Mannes zitieren, der vermuthlich seines Namens und seiner Stellung in der Wissenschaft

nicht — wie der die Kompetenzerhöhung bekämpfende Kammrat — in den Verhandlungen geraten kann, aus wirtschaftlichen Gründen für das Kollegialgericht Partei genommen zu haben.

Rubolf v. Jerring sagt in seinem „Jugend im Recht“ Bd. 1 S. 399:

„Der Richterstand eines Landes seinem überwiegenden Teil nach von dem Geist der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit befeuert ist, bietet nach dem Befehl der großen Zahlen die kollegiale Beilegung der Gerichte die Garantie dar, daß der gewissenhafte Richter in ihnen dominiert, und das Zusammenwirken mit ihm legt auch den minder gewissenhaften eine gewisse Schranke auf. Bei dem Einzelrichter dagegen ist dem Zufall der Raum geöffnet, hier steht der gewissenlose für sich allein, der ausschlagende und jählende Einfluß der Kollegen fällt hinweg, es bleibt höchstens noch die Rücksicht auf die obere Instanz. Eben darum aber ist die letztere dem Einzelrichter gegenüber von doppelter Wert.“

Sollten diese goldenen Worte eines unserer bedeutendsten Rechtslehrer, in welchen gleichzeitig die im Entwurf vorgeschlagene Einschränkung der Berufung ihre beste Kritik erfährt, heute nicht mehr Beachtung verdienen?

Die Pauschalierung der Schreibgebühren und Porti.

Von Rechtsanwalt Dr. Jul. Goldfeld in Hamburg.

Der im Reichsanzeiger veröffentlichte Gesetzentwurf, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes ufm., steht mit Rücksicht auf die seit 1878 erfolgte Erhöhung der Schreibgebühren eine Erhöhung der Schreibgebühren auf 20 Pf. für die Seite vor. Diese erhöhten Schreibgebühren sollen aber nur für die Gerichtsvollzieher in alter Weise zur Berechnung kommen. Für die Gerichte und die Rechtsanwälte ist eine Pauschalierung der Schreibgebühren und Porti dahin vorgeschlagen, daß ein Zuschlag von 10 Prozent zu den Gerichtsvollziehergebühren, von 20 Prozent zu den Anwaltsgebühren erhoben werden soll. Dieser Zuschlag ist in seiner Höhe nach unten und oben begrenzt. Insbesondere soll in einer Instanz der Zuschlag zu den Gerichtsvollziehergebühren im Falle der Erhebung einer Klage mindestens 50 Pf. höchstens 100 Mark, der Zuschlag zu den Anwaltsgebühren des Prozeßvollstreckungsmittels mindestens 3 Mark, höchstens 60 Mark, und wenn ihm auch die Beweis- oder Vergleichsgebühr zuzurechnen, mindestens 4 Mark, höchstens 60 Mark betragen. Dem Anwalt sollen daneben Schreibgebühren in Höhe von 20 Pf. für die Seite nur für die etwa auf besondere Verlangen gefertigten Abschriften zuzurechnen, den Gerichten dagegen auch für alle Ausfertigungen und Abschriften, die nur auf Antrag erteilt werden, also insbesondere für alle Ausfertigungen von Protokollen, verkündeten Beschlüssen und Urteilen. Das Prinzip der Pauschalierung ist meines Erachtens an sich durchaus zu billigen, da durch dieselbe allen Beteiligten eine lästige und kleinliche Preisenrechnung erspart wird. Insbesondere der gerichtlichen Pauschale wäre jedoch zu wünschen, daß in dieselben mindestens auch noch die Erstellung einer Urteilsausfertigung für den obliegenden Teil (also wenn beide

Parteien teils gewinnen, teils verlieren, für beide) mit eingeschlossen sei. Unser Vorschlagsfahren erfordert als Voraussetzung die Zwangsversteigerung und der Rechtskraft die Zustellung des Urteils. Die Erteilung einer Urteilsausfertigung mindestens an eine Partei ist daher ein notwendiges Stück des Verfahrens, und das Schreibwerk der Gerichte würde sich dadurch nicht vergrößern, daß der obliegenden Partei eine Urteilsausfertigung von Amts wegen zu erteilen wäre. Andererseits ist der jetzige Zustand, wonach jedes Versäumnisurteil besonders bestellt und besonders bezahlt werden muß, ein durchaus unwirtschaftlicher. Die Kosten und das Porto des Antrags auf Erteilung der Ausfertigung und die Portokosten der Erhebung der Schreibgebühr des Urteils durch Nachnahme übersteigen in vielen Fällen den Betrag dieser Schreibgebühr, ganz abgesehen davon, daß durch dieses umständliche Verfahren sowohl den Gerichten wie den Anwälten und Parteien überflüssige Mühe, auch hinsichtlich der Kontrolle, verursacht wird. Nach der dem Entwurf als Anlage I beigefügten statistischen Übersicht machen in Preußen die Schreibgebühren und Porto der Gerichte bisher zirka 10 Prozent der Gebühren aus. Man stellt nach dem Entwurf diese 10 Prozent als Pauschsumme erhoben und daneben für die Ausfertigungen und Abschriften, welche nur auf Antrag erteilt werden, d. h. also für den bei weitem größten Teil der heute schreibgebührenpflichtigen Schriftstücke, die Schreibgebühren mit 20 Pf. pro Seite erhoben werden. Dem steht allerdings eine gewisse Vermehrung der von Amts wegen zu besorgenden Zustellungen infolge des vorgeschlagenen Öffentlichkeitsbetriebes bei den Amtsgerichten gegenüber. Aber trotzdem würde meiner Überzeugung nach der Zinsfuß bei den von dem Entwurf vorgeschlagenen Pauschgebühren noch ein recht gutes Geschäft machen, auch wenn er die eine Urteilsausfertigung gratis jagt.

Dagegen sind die für die Rechtsanwältinnen vorgeschlagenen Pauschgebühren keineswegs ausreißend, obwohl die Begründung des Entwurfs ausdrücklich anerkennt, daß sie in auskömmlicher Höhe bemessen werden müssen. Nach der eigenen Statistik des Entwurfs (Anlage II) derselben, welche auf Grund der Aufzeichnungen von 13 Berliner Anwälten über die in den Prozessen bis zur Wertstufe von 10 000 Mark etwaehenen Gebühren und Auslagen eine Vergrößerung der bisherigen Höhe mit den vorgeschlagenen Pauschhöhen (entfällt) betragen bisher bei einer Gesamtzahl von 717 Sachen die Gebühren 25 589,95 Mark, die Porto 1 202,46 Mark, die Schreibgebühren 3 458,87 Mark. Da die Schreibgebühren der gegnerischen Selbstkosten wegen ver doppelt werden sollen, beläuft sich also der zu pauschalierende Betrag auf 1 202,46 Mark Porto + $2 \times 3 458,87 = 8 917,74$ Mark, zusammen 8 120,20 Mark. Die Gesamtsumme der Pauschhöhe beträgt aber nach der eigenen Berechnung des Entwurfs nur 5 637,80 Mark, also 2 482,40 Mark zu wenig! Noch schlimmer gestaltet sich das Bild, wenn die Lage derjenigen Rechtsanwältinnen in Betracht gezogen wird, deren Praxis sich vorwiegend in den geringeren Wertstufen bewegt, und bei denen daher eine Erhaltung der wirklichen Selbstkosten für Schreibwerk und Porto am aller- notwendigsten ist. Nach der Tabelle des Entwurfs betragen in den Wertstufen bis 300 Mark bei 389 Sachen die Gebühren

4 104,05 Mark, die Porto 572,11 Mark, die bisherigen Schreibgebühren 1 460,35 Mark. Der zu pauschalierende Betrag beträgt also 572,11 Mark + $2 \times 1 460,35 = 2 920,70$ Mark, zusammen 5 492,81 Mark. Die Pauschgebühren des Entwurfs aber betragen nach dessen eigener Berechnung nur 1 339,90 Mark, also volle 2 152,91 Mark zu wenig. Mit anderen Worten: bei den Wertstufen bis zu 300 Mark würden die Anwälte bei den Pauschhöhen des Entwurfs noch mehr als die Hälfte ihrer Gebühren (nämlich 2 152,91 Mark von insgesamt 4 104,05 Mark) an den Auslagen suchen, und dabei sind die Gebühren bei den kleinen Objekten schon ohnehin so ungenügend, daß häufig ein Diensthmann für dieselbe Zeitaufwendung mehr bekommt als der Rechtsanwalt. Eine solche Pauschalisierung ist daher unannehmbar, und trotz der unlesbaren Vorzüge der Pauschalisierung an sich wäre die Beibehaltung der Einzelberechnung der Schreibgebühren und Porto vorzuziehen, wenn die Pauschhöhe insbesondere für die unteren Wertstufen nicht wesentlich erhöht werden. Ohne genauere statistische Unterlagen ist es natürlich schwierig, hierfür bestimmte Vorschläge zu machen. Doch dürfte nach den eigenen Zahlen des Entwurfs etwa eine Erhöhung der Pauschhöhe auf 30 Prozent unter Beibehaltung der vorgeschlagenen Minimalhöhe und unter Erhöhung der Minimalhöhe auf 4 Mark für Versäumnisakten, auf 6 Mark für freiwillige Sachen und auf 8 Mark für solche Sachen, in welchen eine Beweisaufnahme oder ein Vergleich hinzu kommt, erforderlich sein, um die Selbstkosten bei Zugrundelegung von 20 Pf. für die Schreibweise zu decken. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Satz von 20 Pf. jama! unter geschätzten Verhältnissen schon heute nicht mehr ausreicht (das Hanseatische Oberlandesgericht hat einen Sachverständigen für Abschriften 25 Pf. für die Schreibweise zugestimmt mit der Motivierung, daß im freien Verkehr die Kosten des Schreibwerks soviel betragen). Die Begründung des Entwurfs hat nur die Erhöhung der Schreibhöhe seit 1879 berücksichtigt. Für den Anwalt kommt aber auch die Erhöhung der sonstigen Bureaukosten (Miete, Reinigung usw. sachliche Unkosten) in Betracht, von welchen ein Teil natürlich bei den Selbstkosten des Schreibwerks mitzurechnen ist. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß alle diese Unkosten sich in aufsteigender Tendenz bewegen, während die neue Regelung der Auslagenvergütung voraussichtlich doch wieder etwa ein Menschenalter bestehen bleiben wird. Außerdem müßte von Rechts wegen die Auslagenersatzung für den Anwalt so bemessen sein, daß er aus derselben auch seine Auslagen in den Kammersachen decken kann. Sie müßte daher in den Richtarmensachen entsprechend größer sein als die Selbstkosten. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Anwälte nach der herrschenden Praxis für Urschriften von Klagen und Schriftsätzen, ferner für Rauderte überhaupt keine Schreibgebühren erheben, während dieselben doch ihre Papier und sonstige Schreibutensilien, zum Teil auch die Arbeit von Schreibern erfordern.

Im einzelnen mag zu den Vorschlägen des Entwurfs noch bemerkt werden, daß von der Pauschalisierung jedenfalls auch noch diejenigen Portokosten ausgeschlossen bleiben müssen, welche für Geld- und Wertsendungen aufzuwenden sind. Der Entwurf will die Telegrammgebühren und die Kosten von Ferngesprächen nach auswärts ausschließen, weil kein Anlaß

vorliege, von der Erhaltung dieser nur ausnahmsweise vor-
kommen, unter Umständen einen höheren Betrag erreichenden
Gebühren abzusehen. Diefelbe Erhöhung trifft auch bei Geld-
und Werthbungen zu, deren Kosten unter Umständen (man
denke an große Werthbungen nach dem Auslande) sogar sehr
erheblich sein können.

Patentgerichte.

Von Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin.

Der diesjährige Kongreß für gewerblichen Rechtsschutz zählt zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Versammlungen: Die behandelten Fragen waren geschäftlich und praktisch bedeutsam, die Beteiligung war qualitativ und quantitativ hervorragend; die Verhandlungen waren vortrefflich vorbereitet und fanden auf wissenschaftlicher Höhe. Wenn trotzdem die Freude an diesem Kongreß für uns Juristen keine ungetrübte ist, so liegt dies daran, daß auch auf diesem Kongreß sich niemand des Eindrucks erwehren konnte: Unsere Industrie ist mit der Tätigkeit unserer Gerichte auf dem Gebiete des gewerblichen Rechtsschutzes unzufrieden. Dies war der Grundton, der die Verhandlungen wie die Privatgespräche durchzog und der sogar in die Festschrift der gefälligen Veranaltungen hinüberklang. Schon die früheren Kongresse für gewerblichen Rechtsschutz, (Frankfurt a. M. 1900, Köln 1901, Hamburg 1903), hatten mit überwiegender Majorität Sondergerichte für Patentfachen verlangt, und es hat seitdem die Bewegung in den Kreisen der Techniker (man denke z. B. an die vielbekannte Rede Rieblers) und der Industrie nicht nachgelassen. Zwar ließ der Vertreter des preussischen Justizministeriums auf der Düsseldorf'er Tagung — Geheimrat Kübler — keinen Zweifel darüber, daß man an maßgebender Stelle nach sorgfältigster Prüfung des gesamten Materials nicht geneigt sei, diesen Bestrebungen nachzukommen, doch ließen der lebhafteste Widerspruch, welchen diese Ausführungen von Seiten des Kongreßes vorfinden und auch von anderer angesehener industrieller Seite fanden, deutlich erkennen, daß die beteiligten Kreise dieses Wort nicht als das letzte in dieser Sache gesprochene ansehen. Zwar läßt sich nicht leugnen: Vieles ist übertrieben, vieles ist auf die Schwäche menschlicher Einrichtungen überhaupt zurückzuführen; viele der geltend gemachten Gründe treffen nicht sowohl unsere Gerichtsbarkeit in Industriesachen, als unsere Gerichtsbarkeit überhaupt und bedarf sich, beweist und unterweist, mit den Gesichtspunkten, wie sie die Bewegung, die sich an den Namen Wides knüpft, geltend gemacht hat. Immerhin bleibt von den speziellen, gerade die Behandlung der Patentfachen betreffenden Klagen so viel übrig, daß wir ernstlicher Prüfung ihrer Berechtigung uns nicht entziehen dürfen:

Man rügt zunächst die mangelnde Vertrautheit der Gerichte mit der Rechtsmaterie des gewerblichen Rechtsschutzes: Selbst in den oberen Instanzen läme es nicht selten vor, daß beispielsweise der Einwand, ein Gebrauchsmuster sei nichtig, mit dem Hinweis abgetan würde, „solange es besteht, müsse es respektiert werden“, daß die Behauptung, ein Verfahren sei dem einem Patent „abhängig“, mit dem Hinweis darauf unbeachtet

bleibe, daß ja auf das Verfahren ein Patent erteilt sei u. dergl. mehr. Ähnlich, wie mit den Patentfachen ginge es mit den übrigen Immaterialgüterecken. Wohl im Zusammenhang mit dieser mangelnden Kenntnis der Rechtsmaterie stünde die inkonstante Abneigung, welche man vielfach bei den Gerichten gegenüber derartigen Sachen überhaupt fände. Vor allen Dingen aber unterschätzten die Gerichte — wenige Ausnahmen abgesehen — die wirtschaftliche Bedeutung der ihnen unterbreiteten Fragen. Einen drastischen Ausdruck findet dies in den fast durchweg zu niedrigen Objektvertheilungen, indem die Gerichte das Interesse der Parteien in der Regel auf etwa 2- bis 3000 Mark bewerteten, während das wirkliche Interesse oftmals in die Hunderttausende ginge. An sich könnte die Industrie das Geschick, welches ihr der Justizfiskus bei derartigen Objektvertheilungen mache, ganz gern gefallen lassen, wenn dies nicht andererseits diese Festsetzung einen Rückschlag auf die innere Bewertung zulasse, die die Gerichte diesen Sachen zuteil werden ließen. Hiermit im Zusammenhang stünde die Behandlung der Schadenersatzprozesse, die ein so sachkundiger Beurtheiler, wie Damm, mit Recht als „ein wahres Ärgerniß für die Beteiligten“ bezeichnet und über deren unzureichende Behandlung auch die (sonst in fast allen Fragen sehr beschiedenen gestimmten) Teilnehmer des Düsseldorf'er Kongresses einig waren.

Am bedauerlichsten aber sei es, daß die Juristen den technischen Fragen nicht das nötige Verständnis entgegenbrächten und nach der ganzen Art ihrer Aus- und Vorbildung auch nicht entgegenbringen könnten. Bei einfachen technischen Sachen läme es allerdings vor, daß Richter, die sich für die Materie interessieren, sich in dieselbe hineinzuarbeiten verständen. Komplizierten technischen Vorgängen — insbesondere den zum Teil überaus schwierigen Fragen, welche die Patentprozesse der chemischen Industrie zeigten — stünde der rechtsgelernte Richter in der Regel wehrlos gegenüber. Von einem eigenen Erfassen des Sachverhalts sei kaum die Rede, und die Folge sei ein blasses Nachbeten der Sachverständigen, denen nicht selten — entgegen dem Gesetz — der ganze Streitstoff — die Rechte und die Lasten — zur Beurteilung vorgelegt werde. Nur zu oft läme es vor, daß die Richter es geradezu ablehnten, den technischen Sachverhalt entgegenzunehmen mit der Motivierung, „davon verständen sie ja doch nichts, das müsse der Sachverständige erklären“. Man würde diesen Zustand, wenn auch nicht als einen dem Gesetz entsprechenden, immerhin ertragen können, wenn nicht das Material unserer Sachverständigen in häufigen Fällen durchaus nicht auf der Höhe stünde, was bei den geringen Gehaltsansätzen, über die zurzeit die Sachverständigen auf allen Gebieten klagten, auch nicht verwunderlich erschiene. Fast noch bedenklicher seien die Kollegialzustände (Pat. u. Sachverständigenkammern), die einen völligen Bruch mit dem gerade für diese Sachen so wichtigen Prinzip der Mündlichkeit bedeuten. Diesen Zuständen — oder vielmehr ihrem Schlußresultat — pflege man sich dann ohne eigene Nachprüfung anzuschließen. Manche Richter machten hieraus so wenig einen Hehl, daß man sogar die beschärfte Bemerkung höre,

„Patentprozeß seien für den Richter die leichtesten: über die Unterfangungslage entscheide der technische Sachverständige, über die Schadenersatzfrage der Richtertribunal“.

Maximale Beurteilung des gegenwärtigen Rechtszustandes geben hierbei wenigstens zu, daß an den großen Verletzungen und an Orten mit regem industriellen Leben die Verhältnisse besser lägen. Darüber, daß an den kleineren Gerichten die Verhältnisse durchaus im Allgemeinen besser, herrscht fast Einstimmigkeit. Die Folge seien mangelhafte Entscheidungen und eine umgekehrt lange Dauer der Prozesse; nirgends aber wirke die Verzögerung der Entscheidung so fälschlich und für weite Kreise nachteilig, wie gerade bei diesen Prozessen.

Die Vorschläge — die man gemacht hat, um diesen Zuständen abzuhelfen — bieten ein buntes Bild. Sie lassen sich in 2 Gruppen sondern: die, welche die Patentgerichtsbarkeit den bestehenden oberständlichen Gerichten angliedern wollen und die, welche sie besonderen Behörden zuweisen wollen:

Es wird vorgeschlagen, Kammern für Patent- und Gebrauchsmustersachen einzurichten. Die Kammern sollen wie die Kammern für Handelsachen gebildet werden, nur sollten statt zweier Kaufleute zwei Techniker als Richter fungieren.

Von denjenigen Vorschlägen, welche die Patentfachen den Gerichten gänzlich nehmen wollen, wollen die einen die Sachen dem Patentamt überweisen, dessen Abteilungen jetzt bereits durch Techniker und Juristen besetzt sind. Die meisten aber beabsichtigen die Einrichtung eines besonderen Patentgerichtshofs, und zwar wollen die einen: derartige Gerichtshöfe an allen größeren Instanzstellen mit einer Zentralinstanz in Berlin, während andere einen einheitlichen P.G.H. mit mehreren Instanzen eingerichtet sehen wollen, an welchen alle Patentfachen aus dem ganzen Reich gelangen.

Auch bezüglich des Instanzenzuges weichen die Vorschläge voneinander ab: Die meisten wollen das Reichsgericht als oberste Instanz bestehen lassen (manche mit dem Zusatz, daß auch der zukünftige Senat des Reichsgerichts technische Beisitzer erhalten soll); während andere als oberste Instanz eine Abteilung des P.G.H. selbst einrichten wollen.

Auch bezüglich des Zuständigkeitsbereichs dieses P.G.H. sind die Wünsche nicht einheitlich. Ein Teil der Reformen will dem P.G.H. lediglich die Verletzungs- und Abhängigkeitsklagen übertragen, bezüglich der Nichtigkeits- und Zurücknahmefragen aber es bei der Kompetenz des Pat.R. bewenden lassen. Von anderer Seite wird der Wunsch geäußert, daß vor den P.G.H. auch die Zurücknahme- und Nichtigkeitsklagen gelangen sollen.^{*)}

Auch über die Art, wie der betreffende P.G.H. fungieren solle und welche Fragen ihm zu unterbreiten sind, weichen die Vorschläge voneinander ab. Es entstehen nämlich die wesent-

lichsten Schwierigkeiten dadurch, daß eben nicht alle Patentfachen reine Patentfachen sind; es können bei den Verletzungs- Zivilsachen andere Gesichtspunkte mit zur Entscheidung stehen, und in Patentstrafsachen können andere Delikte (insbesondere Betrug) dreifach oder realiter konstatieren. Andererseits können in Nichtpatentprozessen patentrechtliche Fragen aufkommen — dies namentlich häufig bei den jetzt so beliebten Wettbewerbsklagen „auf Verbot der Verwertung wegen Patentverletzung“. Man vergegenwärtige sich ferner folgende Beispiele, die in der Praxis keineswegs selten sind: Bei einer gewöhnlichen Kaufsache erhebt der verklagte Käufer den Einwand, daß der verkaufte Gegenstand mit dem Patent eines Dritten kollidiere; gegenüber einer Patentverletzungsklage verteidigt sich der Beklagte lediglich damit, daß er zu der von ihm eingeräumten Benutzung des klagerrlichen Patentes vertragsgemäß befragt sei. Die erste dieser Klagen würde zweifellos vor das ordentliche Gericht, die zweite vor das Patentgericht kommen und demnach hängt bei der ersten Klage die Entscheidung lediglich von Patentfragen, bei der zweiten lediglich von nichtpatentrechtlichen Fragen ab. Daß derartige Prozesse nach Einrichtung eines P.G.H. ungleich schlechter entschieden würden, als dies selbst nach der Meinung der ärgsten Befürworter heute der Fall ist, leuchtet ein. Um diese Konsequenz zu vermeiden, hat man vorgeschlagen, daß der P.G.H. nicht sowohl den ganzen Prozeß, als vielmehr lediglich die Patentverletzungsfragen entscheiden soll. Auch hier divergieren die Vorschläge voneinander: Einige wollen dies für alle Patentprozesse, andere — so insbesondere die Kommission des Deutschen Vereins zum Schutz des geistigen Eigentums — nur für die Zivilprozesse gelten lassen, während es bezüglich der Strafprozesse bei dem bisherigen Recht bewenden bleiben soll (eine Konsequenz, mit der sich freilich niemand befremden wird, da im übrigen Einstimmigkeit darüber herrscht, daß die Zivilkammern der Strafgerichte in Patentfachen erheblich unter der Jurisdiktion in Zivilsachen steht). Diesem Bedenken suchen andere durch die — allerdings in das materielle Recht eingreifende — Bestimmung vorbeugen, daß eine Verletzung wegen Patentverletzung nur nach vorhergehender zivilrechtlicher Benutzungsverletzung eintreten dürfe.

Die Juristenwelt hat sich diesen Vorschlägen gegenüber fast bisher allgemein ablehnend verhalten und wir haben demgemäß auf den 4 Kongressen, welche sich mit dieser Frage beschäftigten, das eigentümliche Schauspiel erlebt, daß sich die Streitfrage fast zu einer Personalfrage Techniker contra Juristen zugespitzt hat.

Die Bedenken der Juristen sind vor allen Dingen prinzipieller Natur; sie richten sich gegen die leider nicht zu leugnende Tendenz unserer Zeit nach der Einrichtung weiterer Sondergerichte, welche in letzter Linie zu einer Zersplitterung und Atomisierung unserer gesamten Rechtspflege führen müßte. Mit demselben Recht — so hält man den Technikern entgegen — könnten auch die übrigen Berufsstände — welche von ihrer Bedeutung für Staat und Gesellschaft nicht minder durchdrungen seien, wie die Techniker von der übrigen — Sondergerichte für ihre speziellen Interessen verlangen. Daß jede Rechtsfrage ihre Ränge habe, sei in der Schwäche der menschlichen Natur begründet. Auch die Praxis des Pat.R. künde nichts weniger als unangefochten da und es sei vielleicht kein Zufall,

*) Ein Wunsch, der, wenn einmal ein P.G.H. eingerichtet werden sollte, wohl auch berechtigt erscheint, schon damit die Nichtigkeit des Patents aus einmündiger Geltend gemacht werden kann. Daß dies nicht geschehen kann, ist eine sich aus dem jetzigen System der verschiedenen Kompetenzen für die Verletzungs- und die Nichtigkeitsklagen notwendig ergebende, aber unerwünschte Folgerung, die nicht wenig zur Verzögerung der Prozesse, vor allen Dingen aber auch zu der Möglichkeit verschiedener Beurteilungen des nämlichen Patents im Verletzungs- und im Nichtigkeitsverfahren führt.

daß gerade diejenigen Kreise, welche am energischsten nach dem PöB. verlangen, auch die Jubilatur des Patz., insbesondere die im Erteilungsabersahen, scharfer Kritik unterworfen hätten.

Man unterschätzte aber auch die prozessualen Schwierigkeiten: Bei einem mit Techniken besetzten Gericht sehen die Sachverständigen im Kollegium des Gerichts; ihre Gutachten gäben sie im wesentlichen bei der Beratung. Einmalige Irrtümer läßen daher erst durch das Urteil zur Kenntnis der Parteien. Dem sei der jetzige Zustand bei weitem vorzuziehen, bei welchem der Gutachter vor dem Gericht gehört werde, die Parteien also Gelegenheit hätten, Irrtümer desselben richtig zu stellen. Ein weiteres Bedenken liege darin, daß das Gebiet der Technik ein so überaus viel verzweigtes sei, daß unmöglich ein einzelner alle Materien beherrschen könne. Wir würden also nicht zu einem PöB., sondern zu einer ganzen Anzahl von PöB. gelangen. Es würde aber überaus schwierig sein, für alle diese die richtigen Beisitzer zu finden. Selbst ein Spezialist für das betreffende Wissensgebiet dergebildeter Beisitzer könne aber unmöglich bei allen Fragen, wirklich sachverständig sein. Zwar werde von seiten der Beisitzer des PöB. immer betont, daß die technischen Beisitzer nicht die Sachverständigen ersetzen sollten, sondern daß sie nur in der Lage seien, die Gutachten der eigentlichen Sachverständigen besser zu verstehen und die den Sachverständigen vorzulegenden Fragen besser zu formulieren. Die Gefahr sei aber eine überaus große, daß das Kollegium sich in fast allen Fällen selbst für sachverständig halten werde, auch da, wo ihm die wirklichen Spezialkenntnisse abgingen.

Die Auswahl der geeigneten technischen Beisitzer bürde aber auch nach einer weiteren Richtung Schwierigkeiten: Nämlich aber auch die Richter im Nebenamt (sei es als Beamte im Nebenamt, sei es im Ehrenamt), so bestünde die große Gefahr, daß man Richter erhalte, die gerade bei den großen, einen ganzen Geschäftszweig umwälzenden Erfindungen nicht unbefangenen seien. Nämlich man Richter im Hauptamt, so sei es schwierig, bei den nun einmal im Deutschen Reich üblichen Richterbeförderungen geeignete Kräfte zu finden: Tüchtige Kräfte würden in der Industrie ungleich besser bezahlt; auch Rang und Standesstellung der Richter seien in Deutschland nicht dazwischen, daß sie, gegenüber den zum Teil überaus angesehenen Erfindungen in der Industrie, einen geeigneten Ausgleich hierfür böten. Es sei daher zu befürchten, daß sich nur mittelmäßige Talente melden, die andererseits nicht weiter gekommen seien. Bei Richtern im Hauptamt bestünde außerdem die Gefahr, daß sie allmählich die Fühlung mit der Industrie verlieren und der Vergesslichkeit anheimfallen würden.

Hiernit in Zusammenhang stehen die Schwierigkeiten bei der Frage, ob „Zentralisation“ oder „Dezentralisation“. Dezentralisierte man die Patentgerichtsbarkeit — etwa dazwischen, daß für je einen Oberlandesgerichtsbezirk ein PöB. I. Instanz eingerichtet würde — so würde dieser vielfach nicht genügend beschäftigt sein. Wegen einer Zentralisierung des PöB. in Berlin sprächen nicht zu unterschätzende politische Bedenken, dann aber auch die große Verteuerung und die Unbequemlichkeit, die dies für die Parteien mit sich bringe. Noch größere Schwierigkeiten ergäben sich bei der Vereinfachung: die Bezüge sämtlich nach Berlin kommen zu lassen oder

aber (auch dieser Vorschlag ist gemacht worden) den beauftragten Richter an den Wohnort der Zeugen zu senden, wird meist zu kostspielig sein; sie durch die erstinstanzlichen Amtsgerichte nehmen zu lassen, würde aber zweifellos eine erhebliche Verschlechterung des Verfahrens gegenüber dem bisherigen Zustand bedeuten. Schon jetzt habe das Patz. mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie würden — da im Verwaltungsverfahren Beweisaufnahmen viel häufiger sein — sich erheblich vermehren. Überwies man — so lautet ein weiteres Bedenken — nur die eigentlichen Patentverletzungssachen den Gerichten, nicht aber auch diejenigen Sachen, bei welchen eine Patentklageverletzung als Inzidentpunkt mit zu entscheiden wäre, so würden sich die bereits oben erwähnten Bedenken ergeben. Die Fälle und die Schwierigkeit der prozessualen Fragen bei einer Kumulation von Klagegründen, vor allen Dingen aber die Schwierigkeit, die in Strafprozessen bei Real oder Idealkonkurrenz verschiedener Straftaten entstehen, sei vollends unabweisbar. Keiner der bisher gemachten Vorschläge — auch nicht der zweifelslos überaus sorgsam beratene Entwurf, welchen die Kommission des Dtsch. V. z. Sch. d. g. Eig. ausgearbeitet hat — sei dieser Schwierigkeiten auch nur annähernd Herr geworden.

Grüße man aber zu der Lösung, dem PöB. lediglich die Inzidentfrage der Patentverletzung zu überweisen, so sei die Folge eine erhebliche Verzögerung der Prozesse. Eine solche zu vermeiden, sollte aber gerade eine der wichtigsten Aufgaben der Reform sein! Darf man nicht das oberinstanzliche Gericht darüber befinden, ob überhaupt die Patentverletzungssache in dem Prozesse interessiert, dann müßte der PöB. den patentrechtlichen Sachverhalt zur Entscheidung bringen. Vor dem PöB. müßte die Sache zunächst die Instanzen durchlaufen, ehe sie wieder an das oberinstanzliche Gericht zurückgelangt, welches dann wiederum im Instanzenzug — über die ihm verbleibenden Fragen zu urteilen habe.

Aus diesen prozessualen Erwägungen glauben selbst Juristen, welche an sich dem Projekt einer gemäßigten Gerichtsbarkeit sympathisch gegenüberstehen, den PöB. ablehnen zu sollen und dies jedenfalls zunächst, bis es gelungen sei, eine einigermaßen brauchbare Regelung zu finden. Es wird abzuwarten sein, ob der im nächsten Jahre nach Leipzig einuberufenen Kongreß für gewöhnlichen Rechtsschutz, welcher sich ex professo mit der Frage des PöB. beschäftigen soll, diese Regelung bringen wird!

Alle aber — Freunde und Gegner des PöB. — sind darüber einig, daß eine Reform der jetzigen Rechtsprechung unausführbar ist und daß sie eintreten muß, ehe noch die Frage des PöB. selbst gelöst wird, daß es also eine der dringendsten und wichtigsten Aufgaben ist, an der Hand der gegenwärtigen Verhältnisse eine Besserung der vielbeschlagenen Verhältnisse herbeizuführen.

Es wäre fahst, hier lediglich an die Behörden zu appellieren: Auch die Parteien und ihre Vertreter tragen einen nicht unerheblichen Teil der Schuld: Die Vorbereitung der Patentsachen durch die Parteien, der Vortrag der Sachen in den Terminen läßt nicht selten überaus viel zu wünschen übrig. Es kann hier auf den vorerwähnten Aufsatz von Rathenau: Verbesserung in Patentprozessen, (Wein. Anz. 1907 S. 156 — 159) verwiesen werden, welcher

eine Anzahl von durchaus zutreffenden Vorschlägen an die Parteien und ihre Vertreter enthält, wie diese zur Beschleunigung und zur besseren Entscheidung der Patentprozesse beitragen können.

Nun zu den Gerichten und ihrer Zusammenfassung: Seit Jahren haben die Interessenten vergeblich darum gekämpft, daß bei den Gerichten die Sachen aus dem gewerblichen Rechtsschutz nicht nach Buchstaben verteilt, sondern bestimmten Kammern überwiesen werden. Um so erstreblicher ist es, daß das preussische Justizministerium durch eine an die Präsidenten der Oberlandesgerichte gerichtete Verfügung vom 25. November 1904 an geregt hat, „für die Geschäftverteilung bei den Kollegialgerichten namentlich in den Industriebezirken darauf Bedacht zu nehmen, die den gewerblichen Rechtsschutz betreffenden Streitigkeiten (Patente, Muster, Marken, unlauterer Wettbewerb, übriges aus literarische und künstlerische Produktionen) zunächst einem einzigen Senat oder einer einzigen Kammer zu überweisen“ (PRAK 1906 S. 42). Dieser Verfügung ist bereits wiederholt nachgegeben worden, und namentlich die Entscheidungen, welche man bei den Berliner Gerichten mit dieser Geschäftverteilung gemacht hat, sind — wie auch von den schärfsten Gegnern der ordentlichen Gerichtsbarkeit anerkannt wird — beratend befruchtigend, daß die weitere Befolgung dieses Systems auch bei den übrigen Gerichten, auch in den anderen deutschen Bundesstaaten, nur dringend zu wünschen ist.

Keiner Auswirkung bedarf, daß der Wunsch der technischen Rechte berechtigt erscheint, daß die Justizverwaltung auch bei der Besetzung dieser Kammern auf die Schwierigkeit der vor ihnen zu verhandelnden Sachen Rücksicht nehme, daß ein häufiger Wechsel der Richter in diesen Senaten oder Kammern vermieden werde, dann aber, daß nur besonders tüchtige und mit technischem Interesse begabte Richter ihnen überwiesen werden.

Da das Pat. A. seit einer Reihe von Jahren genötigt ist, mehr Assessoren einzustellen, als es sich anstellen kann, und diese Assessoren dann wieder in den Justizdienst zurücktreten, so haben wir in diesen Assessoren — selbstverständlich ihre sonstige Eignung vorausgesetzt — das demnach vorzuziehende vorgebildete Material, aus dem gerade die Richter für diese Kammern entnommen werden können. Selbstverständlich ist hier Voraussetzung, daß die Assessoren im Pat. A. nicht lediglich mit Warenzeichen, sondern auch in den Anmeldungsstellen und in den Nichtigkeitsabteilungen beschäftigt werden.

Berechtigt erscheint auch der Wunsch, daß die Vorbildung der Richter aus dem Gebiete der Technik und aus dem Gebiete des gewerblichen Rechtsschutzes eine bessere werde. Man beginnt diesem Wunsche bereits jetzt Rechnung zu tragen. Schon jetzt hat man — wenigstens in Berlin — Übungen und Spezialvorlesungen für Referendare in diesen Materien eingerichtet und populäre Vorlesungen über Technik, Chemie, Naturwissenschaften ermöglicht es jedem, der dafür Sinn und Interesse hat, die allerdings sehr dürftigen Kenntnisse, mit denen der Abitulant das Gymnasium verläßt, zu vertiefen. Eine Vertiefung dieser Kenntnisse würde aber nicht nur den Patentjuden, sondern auch der Rechtspflege überhaupt zugute kommen.

Ein weiterer Punkt, in dem schon auf der Basis des bisherigen Rechtes die Reform einsehen müßte, ist die Sach-

verständigenfrage. Daß hier einer der wundesten Punkte der ganzen Patentgerichtsbarkeit — und nicht der Patentgerichtsbarkeit allein — liegt, darüber dürfte Einigkeit herrschen, wenn auch der Verfasser sich die nähere Ausführung dessen an dieser Stelle versagen muß!

Eindringlich ist aber auch auf folgendes aufmerksam zu machen: Wir bedürfen in diesen Sachen einer einheitlichen Jurisprudenz. Diese wird aber nur gewährleistet, wenn alle Sachen aus diesen Materien an das Reichsgericht gelangen können — ganz abgesehen von der Frage, ob nicht die Nachprüfung dieser Sachen durch das Reichsgericht, selbst bei den besten Instanzgerichten, für die Güte der Rechtspflege erforderlich ist.

Dies ist auch die Idee unseres Seghers: Einheitlich für das ganze Reich wird das Schwebrecht erteilt. Einheitlich für das ganze Reich muß auch die Tragweite des Schwebrechtes im Verlaufsprozess festgelegt werden. Leider ist nun durch den Gang, den die neuere Entwicklung der Rechtsprechung genommen hat, diese Einheitlichkeit der Rechtspflege stark in Frage gestellt. Es gibt nicht wenige Sachen aus dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes, welche die Wertstufe von 2500 Mark nicht erreichen oder richtiger gesagt: bei denen der Nachweis, daß das Interesse der Parteien ein derart großes ist, nicht zu erbringen ist. Schon äußerlich kommt die Mischlichkeit des gegenwärtigen Rechtszustandes dadurch zum Ausdruck, daß in den Revisionsbegründungen nicht selten die Erörterungen über den Streitwert einen beträchtlichen Raum einnehmen, als die materielle Begründung, und daß es namentlich kaum noch gelingt, eine Gebrauchsmustersache zur Entscheidung des Reichsgerichts zu bringen. Da überdies das Reichsgericht daran festhält, daß für den Streitwert auch in diesen Sachen das Interesse des Klägers das maßgebende ist, so kann es kommen, daß ein Müller rechtshängig auf Grund eines Oberlandesgerichtsurteils gelöst wird, obwohl ein anderes Oberlandesgericht dasselbe für schulpflichtig erachtet hat oder daß dasselbe Schwebrecht in verschiedenen Bezirken verschieden ausgelegt wird, daß also in Berlin verboten, was in Frankfurt oder Köln erlaubt wird. Daß der gegenwärtige Rechtszustand gerade auf diesem Gebiet ein kaum noch erträglicher ist, wird allseitig zugegeben. Dies würde aber noch viel schlimmer werden, wenn die Kompetenz der Amtsgerichte erhöht wird; denn tatsächlich gibt es nicht wenige Sachen, in denen der Nachweis, daß das Interesse über 800 Mark beträgt, schwer zu erbringen ist. Es würden diese Sachen dann vor die Amtsgerichte gelangen, und in II. Instanz vor die Landgerichte und es könnte ein wertvolles Gebrauchsmuster auf Grund der Klage eines Knechts, dessen Interesse an der Lösung sich auf etwa 500 Mark beläuft, rechtskräftig von einem Provinziallandgericht gelöst werden. Demgegenüber erscheint der Wunsch durchaus berechtigt, daß die Sachen aus dem gewerblichen Rechtsschutz ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes an die Landgerichte, also in letzter Instanz an das Reichsgericht, gelangen.

Wäge man es also zunächst versuchen, auf der Basis der bisherigen Gerichtsorganisation den Anforderungen gerecht zu werden, welche Technik und Industrie berechtigterweise an die Rechtspflege und ihre Organe stellen. Versagen diese Mittel

weiter Erwarten — dann, aber erst dann, möge die bessere Hand an die Organisation unserer Rechtspflege selbst gelegt werden!

Nachwort. Während des Druckes dieser Arbeit erschien der Erlass des Königlich Preussischen Justizministeriums, betreffend die Behandlung der Sachen aus der Materie des gewerblichen Rechtsschutzes. Durch diesen — allseitig mit großer Befriedigung aufgenommenen — Erlass ist einem großen Teile der oben geäußerten Wünsche bereits Rechnung getragen.

Angeht die Wichtigkeit des Erlasses für unsere gesamte Rechtspflege werden wir demnächst auf denselben näher zurückkommen. D. Red.

Vom Reichsgericht.*)

Bericht von dem Rechtsanwältin beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig, Justizrat Schuele und Justizrat Hade zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 12. August bis 19. Oktober 1907 ausgefallenen Zivilentscheidungen.

1. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. § 30 ff. BGB. Verpfändung verfassungsmäßiger Vertreter zur Zuziehung von Hilfsbeamten zwecks Unterstützung im Aufschreibedienst.]

Die Revision tritt die Anschauung, daß bei einem so ausgebreiteten, auf verschiedene, räumlich weit aufeinander liegenden Betriebsstellen verstreuten Betriebe wie dem der Postlaggen, deren verfassungsmäßige Vertreter unmöglich alle Anforderungen in betreff der erforderlichen Aufsicht und Überwachung selbst treffen oder überwachen könnten. Wenn man dies auch zugeben mag, so folgt daraus nur, daß in einem Betriebe vom Umfang desjenigen der Beklagten die verfassungsmäßigen Vertreter Stellvertreter und Hilfsbeamte zur Unterstützung im Aufschreibedienst haben müssen. Wie der erkennende Senat schon früher ausgesprochen hat, darf die Aufsicht in einem großen Betriebe nicht deshalb Not leiden, weil der Vorstand außerstande ist, sie persönlich zu üben. (Vgl. Ur. des 1. Senats vom 8./12. 06 Rep. 153/06.) II. E.-Geschäftsverf. a. J. u. v. 19. Sept. 07, 477/06 VI. — Berlin.

2. §§ 133, 434, 436, 439, 869 BGB. Begriff der Lasten in einem Kaufvertrag. Sind darunter auch Grunddienstbarkeiten zu verstehen. Vertragsauslegung.]

Der Beklagte verkaufte seine Güternreignungsfürsorge „mit allen Rechten und Lasten“ sowie sämtlichen zur Zeit darauf befindlichen Zubehör an den Kläger; letzterer klagt mit der Behauptung, den jeweiligen Eigentümer anderer Grundstücke habe das Recht aus Fortbestand von Wasserleitungen als Grunddienstbarkeiten zu, auf Veranlassung des Beklagten zur Befreiung der beiden Grunddienstbarkeiten. Der Beklagte machte geltend, in der Vertragsbestimmung, daß die Grundstücke „mit allen Rechten und Lasten“ verkauft würden, sei eine Vereinbarung dahin enthalten, daß dem Verkäufer die Gewährleistung wegen solcher Mängel im Rechte, wie die in

Recht stehenden, erlassen sein solle. Das RG. beurteilte, das OLG. wies ab, das RG. hob auf: Nach § 434 BGB. ist der Verkäufer verpflichtet, dem Käufer den verkauften Gegenstand frei von Rechten zu verschaffen, die von Dritten gegen den Käufer geltend gemacht werden können. Ausnahmen hiervon gelten beim Grundstückskauf nur bezüglich der auf dem Grundstücke ruhenden öffentlichen Lasten gemäß § 436 BGB. und bezüglich der dem Käufer bei dem Kaufschlusse bekannten Mängel im Rechte gemäß § 439 BGB. Es hat also nach dem Gesetz, soweit nicht solche Ausnahmen Platz greifen, der Verkäufer dem Käufer dafür aufzukommen, daß das verkaufte Grundstück nicht mit Rechten Dritter, insbesondere mitfin auch nicht mit Grunddienstbarkeiten, belastet ist. Das Berufungsgericht verlegt daher die Vorchrift des § 434 BGB., wenn es meint, der Wille der Vertragsschließenden sei ohne weiteres als darauf gerichtet zu ersehen, daß der Käufer sämtliche zur Verfügung des Verkäufers auf dem Grundstück ruhenden Lasten auf sich nehme. Vielmehr hat, wenn im Vertrage darüber nichts bestimmt ist, die Bestimmung des § 434 BGB. als Willensmeinung der Vertragsschließenden zu gelten. — Das Berufungsgericht findet nun allerdings ferner in der Vertragsbestimmung, daß die Grundstücke „mit allen Rechten und Lasten“ verkauft würden, einen klaren und unmissverständigen Ausdruck des Willens der vertragsschließenden Parteien, daß mit allen „Lasten“ auch die darunter unmissverständlich fallenden Grunddienstbarkeiten von dem kausenden Käufer übernommen werden sollten. Diese Auslegung der Vertragsbestimmung widerspricht aber der Bedeutung, welche das BGB. dem Worte „Lasten“ beilegt, und sie steht in dieser Hinsicht auch im Widerspruch mit dem allgemeinen juristischen Sprachgebrauch. Das BGB. enthält zwar nicht eine Begriffsbestimmung des Wortes „Lasten“; aber aus verschiedenen Vorschriften ergibt sich, daß das BGB. unter „Lasten“ nur versteht Belastungen, die aus dem Grundstück zu entrichten sind und die insofern im Gegensatz zu den Zugangsrechten stehen, als der Zugangsrecht des Grundbesitzers durch sie gemindert wird. Belastungen zugunsten Dritter, die nur das Eigentums- und Verfügungsgeschäft einschränken, nicht aber den Eigentümer als solchen zu Leistungen aus dem Grundstück verpflichten, wie Kirchbrauch, Grunddienstbarkeiten, dingliches Verkaufsrecht, werden nach dem BGB. von dem Ausdruck „Lasten“ nicht mitumfaßt. Es ist demnach schlagend, wenn das Berufungsgericht unter dem Worte „Lasten“ in der fraglichen Vertragsbestimmung ohne weiteres Grunddienstbarkeiten mitverstehen. Dies um so mehr, als in § 4 des Vertrages die Bedeutung „alle Rechte und Lasten“ wiederholt, sie dort aber offenbar die Bedeutung des vorerwähnten § 446 III. 1 Satz 2 BGB. hat, da bestimmt ist, daß an dem Tage der Übergabe auch „alle Rechte und Lasten“ auf den Käufer übergehen sollen. Das Berufungsgericht hat hiernach bei der Auslegung der Vertragsbestimmung, daß die Grundstücke „mit allen Rechten und Lasten“ verkauft würden, § 133 BGB. verletzt. Nur dann würden in dieser Vertragsbestimmung unter „Lasten“ auch Belastungen mit Rechten Dritter, insbesondere Grunddienstbarkeiten, mitzuverstehen sein, wenn die Parteien beim Vertragsschluß entsprechende Vereinbarungen hinsichtlich des Übernahme auch solcher Belastungen seitens des Käufers getroffen hätten. Dies ist aber, bisher

*) Radbruch ohne Angabe der Quelle verboten.

wenigstens, nicht dargelegt. R. v. Z., U. v. 21. Sept. 07, 601/06 V. — Dresden.

3. §§ 240, 463 BGB. Berechtigung des Käufers auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung hinsichtlich der vom Verkäufer vorgepiegelten aber nicht gewährten Eigenschaften der Kaufsache.

Nach der bedenkenfreien, von der Revision auch nicht angegriffenen tatsächlichen Feststellung des Berufungsrichters hat der Beklagte bei den Kaufverhandlungen über das hier fragliche Hausgrundstück auf Befragen des Klägers die Richtigkeit der diesem vorgelegten Ausstellung der Mietzinsen von zusammen 8408 Mark wiederholt versichert, ist diese Versicherung für den Käufer zum Kaufobjekt und zur Bestimmung eines Kaufpreises von 122 000 Mark bestimmt gewesen, und hat der Beklagte die Versicherung insofern wissenschaftlich falsch abgegeben, als die nach der Ausstellung an die Gesellschaft m. b. H. „Gubala“ und an den Fotografischen Kunstverlag „Erfüllung“ zu den Mietzinsen von 1812 bzw. 862 Mark vermieteten Räume nicht tatsächlich nicht vermietet waren, sondern der Beklagte wurde besseren Verlaufs seines Hauses die betreffenden Mietverträge nur fingiert hatte. Der hiernach durch arglistige Täuschung zum Schließen des Kaufvertrages verleitete Kläger sieht nicht den Vertrag gemäß §§ 123, 142 BGB. als ihm gegenüber nichtig an, sondern er will dabei stehen bleiben und verlangt den ihm durch die arglistige Täuschung zugefügten Schaden ersetzt. Hierzu ist er berechtigt. Der bei einem Vertragschluß Betroffene ist, wie das RG. wiederholt ausgesprochen hat (RG. 59, 157; 63, 110; ZB. 05 E. 76 Nr. 11, Urteil vom 22. März 1907 II, 466/08) nicht darauf beschränkt, Aufhebung des Vertrages und Rückgabe des in Erfüllung des Vertrages Geleisteten zu verlangen; er kann vielmehr unter Aufrechterhaltung des Vertrages wegen der gegen ihn verübten, gegen die guten Sitten verstoßenden arglistigen Täuschung Ersatz des ihm entstandenen Schadens gemäß § 826 BGB. verlangen. Handelt es sich, wie vorliegend, um eine Täuschung des Käufers durch wissenschaftlich falsche Versicherungen des Verkäufers über Eigenschaften der Kaufsache, so kann der Käufer, wie das RG. ebenfalls wiederholt ausgesprochen hat, (RG. 59, 150; 63, 112; ZB. 05, 77) verlangen, daß er von dem die falschen Zusagen machenden Verkäufer so gestellt werde, wie er stehen würde, wenn die abgegebenen Versicherungen auf Wahrheit beruht hätten, daß ihm also das positive Erfüllunginteresse als Schadenersatz gewährt werde. Dies folgt allerdings nicht, wie in den zitierten Entscheidungen ausgeführt worden ist, aus der Bestimmung des § 249 BGB., wonach wer zum Schadenersatz verpflichtet ist, den Zustand herzustellen hat, der bestehen würde, wenn der zum Ersatz verpflichtende Umstand nicht eingetreten wäre. Im Falle der betrügerischen Verleitung zum Abschluß eines Vertrages ist der zum Schadenersatz verpflichtende Umstand im Sinne dieser Vorschrift die erfolgte Täuschung. Der Käufer könnte mithin auf Grund des § 249 BGB. nur verlangen, daß er in die Lage versetzt werde, in der er sich befinden haben würde, wenn er nicht der Täuschung des Vertrages vom Verkäufer betrügerlich getäuscht wäre; sein Schadenersatzanspruch würde also auf das negative Vertragsinteresse beschränkt sein. Dieses Interesse würde, wenn der betrogene Käufer nicht den

Vertrag ansieht, sondern dabei stehen bleiben will, danach zu bemessen sein, wieviel der Käufer an Kaufpreis weniger bewilligt hätte, wenn er den wahren Sachverhalt hinsichtlich des Zustandes der Kaufsache gekannt hätte, denn durch eine entsprechende Herabsetzung des Kaufpreises wäre der Zustand hergestellt, der bestanden hätte, wenn die Täuschung nicht erfolgt wäre. (Vgl. Mommsen, Die Haftung der Kontrahenten bei der Nichterfüllung von Schuldverträgen S. 168 ff.) Jedoch ist aus der Bestimmung des § 463 BGB. zu entnehmen, daß nach dem Willen des Gesetzes der betrogene Käufer berechtigt ist, den Verkäufer an seinen falschen Versicherungen über die Eigenschaften der Kaufsache in der Weise schädigen zu lassen, daß er ihn zufolge Fehlens der Eigenschaften auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung in Anspruch nimmt. Nachdem im § 462 BGB. bestimmt ist, daß wegen eines vom Verkäufer zu vertretenden Mangels der Käufer Minderung oder Verringerung des Kaufpreises verlangen kann, wird im § 463 BGB. der Käufer für den Fall, daß der verkaufte Sache zur Zeit des Kaufes eine zugesicherte Eigenschaft fehlt oder daß der Verkäufer einen Fehler arglistig verschwiegen hat, für berechtigt erklärt, statt der Minderung oder Verringerung Schadenersatz wegen Nichterfüllung zu verlangen. Sieht dem Käufer aber ein solcher Schadenersatzanspruch wegen Fehlens einer zugesicherten Eigenschaft und wegen arglistigen Verschweigens eines Fehlers zu, so muß daraus wegen Gleichheit des Rechtsgutes gefolgert werden, daß das Gesetz dem Käufer auch wegen Fehlens solcher Eigenschaften, deren Vorhandensein vom Verkäufer beim Vertragschluß betrügerlich vorgepriesen worden ist, einen Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung gewähren will, wenn auch eine ausdrückliche Gesetzesvorschrift in dieser Hinsicht nicht gegeben ist. Der betrogene Käufer ist also für berechtigt zu erachten, den die Eigenschaften vorgepiegelten Verkäufer auf Schadenersatz so in Anspruch zu nehmen, wie wenn dieser ihm die Eigenschaften vertragsgemäß zugesichert, demnach aber nicht gewährt hätte. (Vgl. RG. 63 E. 112, 113.) Vorliegend kann daher der Kläger das Interesse, das er an Genäßung des gekauften Hausgrundstücks mit den vorgepiegelten Mietverträgen hatte, dem Schadenersatzanspruch zugunsten legen. Nach der weiteren bedenkenfreien Feststellung des Berufungsrichters haben die angeblich für 1812 bzw. 862 Mark an die „Gubala“ und an die „Erfüllung“ vermieteten Räume keinen anderen Windermeinungswort von 862 bzw. 362 Mark. Der Kläger kann demnach verlangen, daß er durch Geldentschädigung wirtschaftlich in die Lage gebracht werde, in der er sich zufolge des Kaufs befinden würde, wenn das gekaufte Hausgrundstück die vom Beklagten fälschlich angegebenen Mietverträge gehabt hätte. ZB. 05 E. 76 Nr. 11. Diese Geldentschädigung fordert er mit Recht in Höhe des Betrags, um den das Hausgrundstück nach Maßgabe der in Wirklichkeit zu erzielenden Mietverträge weniger wert ist, als wenn es die vorgepiegelten Mietverträge hätte; denn die Hinzurechnung dieses Betrags zu dem Vertragswert des Grundstücks ergibt sich der Kaufobjektwert, den der Käufer auf Grund des Kaufvertrages für den Preis von 122 000 Mark erlangen sollte. R. v. G., U. v. 2. Okt. 07, 8/07 V. — Berlin.

4. §§ 327, 346 BGB. Unstimmige Verfügung. Zurückbehaltungsrecht wegen eines Schadenersatzanspruches, wenn beide

Teile aus verschiedenen Gründen den Rücktritt von einem Vertrage erklärt haben.]

Die Beklagte übernahm für die Zeit von sechs Jahren die maschinelle Instandhaltung der Automobildroschke des Klägers gegen eine in bestimmten Prozenten an der Reinerinnahme dieses Geschäftsbetriebes bestimmte Vergütung, wofür 2200 Mark von dem Kläger angerechnet wurden. Im Vertrage ist gesagt, daß der Kläger sobald als möglich folgende Ersatzteile anschaffen wird: einen kompletten Getriebelassen, eine Steuerung und Hinterradaufhänge, ein Vorder- und ein Hinterrad, wenn dringend erforderlich auch einen Motor, einige Dedeln und Schläuche. Durch Schreiben vom 14. Februar 1907 ließ der Kläger die Beklagte auffordern, die seit mehr als fünf Wochen zur betriebsfähigen Herstellung bei ihr befindlichen Motordroschken binnen drei Tagen fertig abzuliefern und zwar unter der Androhung, daß er nach fruchtlosem Ablauf der Frist von dem Vertrage zurücktreten und eventuelle Schadenerschaftsansprüche geltend machen werde. Beklagte antwortete in dem Schreiben vom 16. Februar, daß die eine Motordroschke Ende nächster Woche fertiggestellt sein werde und daß die andere, wenn nicht Ersatzteile geliefert würden, eine sehr lange Reparaturzeit erfordere. Gleichzeitig setzte sie in diesem Schreiben dem Kläger zur Lieferung der in dem Vertrage bezeichneten Ersatzteile und Erfüllung der sonstigen Verpflichtungen hinsichtlich des Geschäftsbetriebes eine Frist bis zum 20. Februar mit dem Bemerken, daß bei Nichtinhaltung der Frist die Beklagte sich an den Vertrag nicht mehr gebunden halten und Schadenersatz fordern werde. Nachdem die Beklagte dann durch Brief vom 18. Februar zu der am 21. Februar vorzunehmenden Probe des Motors der Automobildroschke 2116 die Lieferung eines frisch geladenen Akkumulators, zweier Ketten und einer Spule geliefert hatte, erklärte der Kläger im Schreiben vom 21. Februar unter Bezugnahme darauf, daß die Beklagte nach dem Schreiben vom 16. Februar den Vertrag vom 20. Februar an als gelöst ansehe, seinerseits den Rücktritt vom Vertrage und lehnte jede Schadenerschaftspflicht ab. Da die Beklagte die Herausgabe der Automobildroschke 2116 verweigerte, so beantragte der Kläger, ihr durch einstweilige Verfügung die Herausgabe dieser Droschke sowie der weiteren in ihrem Besitz befindlichen Gegenstände, einer Hinterradaufhänge der Droschke 2885, eines Getriebes der Droschke 2318, einer Spule und des dem Antragsteller gehörigen Hinterrades an einen von diesem zu beauftragenden Gerichtsvollzieher auszugeben. Die Beklagte widersprach diesem Antrage. Sie hält sich zur Zurückbehaltung der Gegenstände für berechtigt, weil sie wegen Nichtlieferung der Ersatzteile trotz wiederholter Aufforderung und Fristsetzung mit Recht von dem Vertrage zurückgetreten sei und deshalb für die von ihr ausgeführten Reparaturen an Stelle der im Vertrage bestimmten Vergütung eine angemessene Entschädigung von 6288,25 Mark zu fordern habe. Das OLG. erließ die einstweilige Verfügung, machte sie aber von der Leistung einer Sicherheit von 4000 Mark abhängig. Das RG. ordnete abändernd die einstweilige Verfügung ohne Sicherheitsleistung an. Die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Der Anspruch auf Herausgabe der in der einstweiligen Verfügung bezeichneten dem Kläger gehörigen Gegenstände ist abgesehen von dem später zu behandelnden Rücktritts-

recht des Klägers schon kraft des Eigentums an sich begründet. Die Beklagte beruft sich darauf, daß der Vertrag durch den beiderseitigen Rücktritt vollständig aufgelöst sei. Das Berufungsgericht verneint eine solche Auflösung, weil nur der Kläger, nicht auch die Beklagte von dem Vertrage zurückgetreten sei. Würde aber auch anzunehmen sein, daß beide Parteien den Rücktritt in dem Sinne erklärt haben, daß dadurch der Vertrag aufgehoben sein sollte, so würde doch eine Aufhebung des Vertrages durch gegenseitige Willensbetätigung nicht nicht zustande gekommen sein. Ein jeder Teil hat den Rücktritt selbständig aus eigenem Rechte, weil er durch das vertragswidrige Verhalten des andern Teils hierzu veranlaßt sein will und diesen für schadenverursachend hält, nicht in Absehung der von dem anderen Teile abgegebenen Rücktrittserklärung und unter Billigung der von diesem erhobenen Ansprüche erklärt. Von einer Willenseinigung der Parteien kann deshalb keine Rede sein. Die Revision glaubt nun aber das Befehlen einer Gegenforderung auch daraus herleiten zu können, daß der Kläger seinerseits von dem Vertrage zurückgetreten sei. Richtig ist, daß der Kläger in dem Schreiben vom 21. Februar 1907, nachdem er der Beklagten in dem Schreiben vom 14. Februar zur betriebsfähigen Herstellung der Motordroschke 2116 eine Frist von drei Tagen unter Androhung des Rücktritts und allfälliger Schadenerschaftsansprüche gesetzt hatte, den Rücktritt vom Vertrage unter Ablehnung der gegnerischen Schadenerschaftsansprüche erklärt hat. Unverändert kann hierbei bleiben, ob und unter welchen Voraussetzungen der Kläger wegen Nichterfüllung eines Teils der Vertragsverbindlichkeiten durch den klümmigen Gegner von dem ganzen Vertrage und zwar nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Vergangenheit hätte zurücktreten dürfen (vgl. hierzu Düring-Hachenburg, Kommentar zum BGB. 3. 90 ff.; Jacobi in GruchotsBeitr. 50, 230 ff.; Hachenburg in der Leipziger Zeitschrift für 1907 S. 9 ff.; RG. 50, 140 ff. und bezüglich der noch nicht fällig gewordenen Raten eines Eulienlieferungsvertrages RG. 58, 420 ff. und 61, 130 ff.). Denn das Schreiben vom 21. Februar 1907 kam, wovon auch der Berufungsbescheid ausgeht, nur dahin ausgelegt werden, daß der Kläger — entsprechend seinem Interesse an teilweiser Aufrechterhaltung des Vertrages — den Rücktritt nicht für die Vergangenheit, sondern nur für die Zukunft ausspricht. Der in diesem Schreiben und ebenso im Prozesse von dem Kläger eingenommenen Standpunkt ist der, daß er die bisherigen Leistungen der Beklagten behalten und dieser den ihr für die Zeit bis zum 22. Februar 1907 in Gemäßheit des Vertrages geschuldeten Gewinnanteil belassen will, daß mithin die Rechte und Verpflichtungen aus dem Vertrage erst von diesem Zeitpunkt an aufhören sollen. Die Rücktrittserklärung des Klägers kommt hiernach die Beklagte nicht berechtigen, für die von ihr ausgeführten Reparaturarbeiten statt der erhaltenen vertragsmäßigen Vergütung gerade so Entschädigung zu fordern, als wenn der Vertrag auch für die Vergangenheit vollständig fortgefallen wäre. Und selbst in diesem Falle, wenn der Vertrag für die Vergangenheit aufgelöst wäre, würde die Beklagte gemäß der nach § 327 zur Anwendung kommenden Vorschrift des § 346 BGB. nur einen Anspruch auf die im Vertrage bestimmte Geldleistung haben. Der § 346 spricht vor, daß für geleistete Dienste, falls in dem Vertrage eine Gegenleistung in Geld bestimmt ist, diese

Gegenleistung zu entrichten ist. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß bei einem Vertrage der vorliegenden Art, in welchem die Beklagte die dauernde Instandhaltung der Motorbootschiffe übernommen hat, unter dem Begriff der geleisteten Dienste auch die in Reparaturen bestehende Arbeitsleistungen fallen und zwar auch dann, wenn mit den Arbeitsleistungen Materialaufwendungen verbunden sind. Als eine im Vertrage bestimmte Gegenleistung ist ferner auch eine solche anzusehen, deren Betrag zwar nicht pfermäßig festgesetzt ist, wohl aber auf Grund der im Vertrage vorgeschriebenen Berechnungsweise bestimmt werden kann. Der § 346 will nur den Minderwertanspruch nicht auf die dem Empfänger verbleibende Verrieherung beschränkt sein lassen, nicht aber einen über die vertragsmäßige Geldvergütung hinausgehenden Anspruch gewähren. R. d. B., II. 1. 7. Aug. 07, 384/07 VII (Pferseimast). — Berlin.

5. §§ 559, 630, 632, 936 BGB. Prüfungspflicht des Käufers von Gegenständen, die dem Vermieterpfandrecht unterliegen.]

Das mit dem Vermieterpfandrecht der Klägerin belastete Kleininventar in der Weinwirtschaft des J. ist von diesem zunächst an seinen Nachfolger im Mietvertrage G. und von G. an die Beklagte übergeben worden. Auf jeden dieser beiden Eigentumswechsel gründet die Beklagte ihren Einwand gegen die Klage, daß das Vermieterpfandrecht der Klägerin gemäß § 936 BGB. erloschen sei. Die Beklagte hat nach dem feststehenden Sachverhalte das Eigentum an dem Kleininventar nicht durch Übergabe, sondern durch constitutum possessorium (§ 930 BGB.) erworben, auch in der Folgezeit den unmittelbaren Besitz der Sachen nicht erlangt. Ihr Eigentumserwerb blieb hernach, wie das Berufungsgericht mit Recht ausführt, infolge der Bestimmung in § 936 Abs. 1 Satz 3 BGB. auf das Vermieterpfandrecht der Klägerin ohne Einfluß, und es kann sich nur fragen, ob der Rechtsvorgänger der Beklagten G. bereits pfandfreies Eigentum erworben hatte, in welches dann die Beklagte nachgefolgt wäre. Das Berufungsgericht hat die Frage verneint, indem es zu der Annahme gelangt, daß sich G. bei dem Erwerbe des Eigentums nicht in gutem Glauben befunden habe, weil er nur infolge grober Fahrlässigkeit in Unkenntnis von dem Bestehen des Vermieterpfandrechts gehandelt sei (§§ 936 Abs. 1, 932 Abs. 2 BGB.). Die Rechtsprechung geht hierbei von dem Satze aus, daß, wenn auch im allgemeinen der gute Glaube vermutet werde, doch bei dem Verlaufe von Sachen, die einem Mieter gehören und auf dem Mietgrundstücke selbst abzugeben werden, der Käufer damit rechnen müsse, daß möglicherweise ein Vermieterpfandrecht bestehe, und er grob fahrlässig handle, wenn er sich nicht nach dem Bestehen oder Nichtbestehen einer Nichtschuld erkundige. Diese Auffassung stimmt mit der Rechtsprechung (Paland, BGB., § 936 Anm. 5; Staubinger-Rober, BGB., § 936 Anm. IV 2b y; Neumann, BGB., § 560 Anm. 4a) überein und ist zutreffend. Dadurch, daß die grobfahrlässige Unkenntnis bestehender Rechte der wissenden Kenntnis gleichgestellt ist (§ 932 Abs. 2), wird dem Erwerber eine gewisse Nachforschungspflicht auferlegt, es wird verlangt, daß er, wenn Anlaß zu weiteren Nachforschungen vorliegt, einen solchen Anlaß nicht unberücksichtigt läßt (Motiv zum Entw. I, 3, 346). Das Gesetz geht davon aus, daß von dem Erwerber

ein gewisses Maß von Vorsicht geübt werde, daß er diejenige Prüfung in Ansehung des Rechtes seines Vormannes nicht unterlasse, die nach den gegebenen Umständen zu erwarten ist, und deren Nichterfüllung (Schlichtheit mit dem Verschalten eines ordentlichen Mannes) unbeträglich ist (RGZ. 68, 164). Am Anlaß zu Nachforschungen über ein etwa bestehendes Vermieterpfandrecht liegt aber für jeden vor, der sich von einem Mieter eingebrachte Sachen auf dem Mietgrundstücke abgeben läßt; die Prüfungspflicht ist eben im Interesse des dritten Berechtigten, der mit dem Verlust seines Rechtes bedroht ist, eingeführt. S. d. B., II. 1. 30. Sept. 07, 43/07 III. — Köln.

6. § 611 BGB. in Verb. mit § 60 BGB. und § 890 ZPO. Zulässigkeit der Klage des Prinzipals gegen seinen Handlungsgehilfen auf Unterlassung von Dienstleistungen bei einem andern Prinzipale während der Vertragsdauer.]

Die materielle Bestimmtheit der Streitfrage, daß es kein Klagerecht des Prinzipals gegen seinen Handlungsgehilfen gebe, während der Vertragsdauer seine Dienste nicht einem andern Prinzipale zu leisten, kann nicht für begründet erachtet werden. Allerdings hat das Berufungsgericht den Anspruch, der dem Feststellungsverlangen der Klägerin zugrunde liegt, als Erfüllungsanspruch betrachtet. Ein solcher ist er aber auch in der Tat. Denn, wie das Berufungsgericht mit Recht angenommen hat, beschränkt sich der Erfüllungsanspruch des Prinzipals gegen den Handlungsgehilfen nicht auf das Verlangen, daß dieser seine Vertragspflichten positiv, durch Leistung der versprochenen Dienste, erfülle, sondern er umfaßt auch negativ die Forderung auf Unterlassung jedes Verhaltens, das diesen Pflichten zuwiderläuft. Allerdings kann der Anspruch im vorliegenden Falle nicht auf § 60 BGB. gestützt werden, weil der Beklagte die 3. u. 2. als bloßer Konstatand weder für eigene noch für fremde Rechnung „Geschäfte macht“. Wohl aber folgt er aus § 611 BGB., weil der Handlungsgehilfe danach während der Dauer des Vertragsverhältnisses zur Leistung der versprochenen Dienste verpflichtet ist. Denn hierin liegt, daß der Gehilfe innerhalb der Vertragsdauer verbunden ist, seine Arbeitskraft während der Geschäftszeit zur Verfügung des Prinzipals zu halten. Er darf daher, solange er aus irgend einem Grunde diesen die versprochenen Dienste nicht wirklich leistet, insbesondere, wenn er sie infolge unbesorgten Verlassens seiner Stellung zu leisten unterläßt, nicht einem andern Dienste leisten. Er verdrängt damit das dem Prinzipale zustehende ausschließliche Recht auf seine, des Handlungsgehilfen, Arbeitskraft. Auf ein der Pflicht des letzteren entsprechendes Verhalten kann der Prinzipal im gegebenen Fall auch Klage erheben. Die gegenwärtige Ansicht (Staub, Erläuterung zum BGB., 8. Aufl., Anm. 15 zu § 70, auf die sich die Revision beruft, ist ohne jede Begründung hingestellt. Zudem erlaubt Staub selbst an, der Prinzipal könne die Erfüllung aller Vertragsverbindlichkeiten, also auch Einhaltung des § 60 BGB. verlangen. Es gewinnt den Anschein, als habe hier die Klagestellung eingewirkt, daß, weil die Zwangsabfertigung aus einem solchen auf Unterlassung der Dienste bei einem andern gerichteten Urteile nicht unmittelbar statthaft ist (ZPO. § 890), auch eine Verurteilung zur Unterlassung ausgeschlossen sei. Nebenfalls hat dieser Gedanke die bei Staub a. a. O. angegebene Ent-

Schreibung des OLG. in Dresden vom 1. November 1902 (Schöff. Nr. 13, 377) unzutreffendweise bestimmt. Denn gerade die Bestimmung des § 290 BGB. ergibt, daß auch Klagen und Benachteiligungen auf Unterlassung einer Handlung kassisch sind. R. a. G. & 2., U. v. 20. Sept. 07, 59/07 III. — Berlin.

7. §§ 618, 823 BGB. verb. mit § 367 Ziff. 14 StGB. Haftung des Hausbesizers für Gegenstände, die bei der Reparatur des Daches herabfallen und einen Dienstverpflichteten verletzen. Ungenügende Warnungszeichen.]

Die Klägerin war beim Beklagten auf dessen Gutshofe Posten als Wirtschaftsmamsell in Diensten. Als sie von der Kasse des Wirtschaftsgeländes aus den gewöhnlichen Weg nach dem für das Personal bestimmten Abort gehen wollte, wurde sie von einem mit Steinwurf gefüllten Eude, der vom Dache herabfiel, getroffen und schwer verletzt. Auf dem Dache waren Maurer mit Arbeiten an Eckschornstein beschäftigt. Bei deren Handlung kam der Eud in Folge. Wie Anspruch auf eine lebenslängliche Rente als Ersatz der ihr durch den Unfall verloren gegangenen Erwerbsfähigkeit wurde dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Revision des Beklagten zurückgewiesen: Nur Recht wird unter den vorliegenden Verhältnissen der Zugang nach dem Abort zu denjenigen Räumen gerechnet, die der Dienstherr seinen Dienstpersonal gegenüber so zu unterhalten hat, daß es gegen Gefahren für Leib und Leben in dem durch § 618 bezeichneten Maße geschützt ist. Zur Unterhaltung eines Wegs in diesem Sinne gehört auch die Sicherung gegen Gefahren, die von herabfallenden Sachen drohen. Diese Sicherung wird üblicherweise durch Aufstellung von Warnungszeichen bewirkt. Diese müssen aber, sollen sie den im Verkehr zu stehenden Anforderungen genügen, so beschaffen sein, daß sie die ganze gefährdete Strecke erkennbar machen. Der Anfang und das Ende des gefährdeten Raums an der Front eines Gebäudes, den der Vorübergehende meiden soll, muß ausreichend bezeichnet werden. Nicht zutreffend ist es, ein in der Mitte des Hauses angebrachtes Warnungszeichen beizubehalten die ganze Länge des Gebäudes als gefährdet. Verkehrssichtlich ist es vielmehr und muß auch erforderlich werden, daß Anfang und Ende des gefährdeten Raums durch je ein Warnungszeichen deutlich ersichtlich gemacht wird, dem Vorübergehenden können nicht erst besondere Erwägungen darüber angeschlossen werden, wie weit trotz ein einzelnes Warnungszeichen seine Wirkung nach den beiden Seiten erstrecken solle. Das Berufungsgericht rechnet dem Beklagten die Nichterfüllung der ihm in § 618 BGB. auferlegten Pflicht zur Schuld an. Es wird festgehalten, daß er, der auf dem Gutshofe gewohnt habe, die Verabkennung der erforderlichen Sicherungsmittel, deren Anbringung er den mit der Dacharbeit beauftragten Maurern überlassen hatte, an dem Nebenhause des Wirtschaftsgeländes wahrgenommen habe. War das der Fall, so hätte er einschreiten und das Besäumte nachholen müssen. Denn da die Erfahrung lehrt, daß bei Arbeiten auf einem Dache nicht nur der vertikal unter der Arbeitsstelle liegende Raum gefährdet ist, sondern eines herabfallenden Sachen eine bedeutend weitläufigere Richtung annehmen können, so mußte er bei gehöriger Aufmerksamkeit und Überlegung erkennen, daß die aufgestellte Leiter mit den beiden Enden den gefährdeten Raum nicht ausreichend bezeich-

nete. Hiernach liegt auf Seiten des Beklagten ein eigenes Verschulden vor. Es kommt auf die Frage, ob er auch auf Grund des § 278 BGB. für das Verschulden fremder Personen verantwortlich ist, ebensowenig an, wie auf die weitere Frage, ob der Beklagte neben § 618 BGB. auch aus § 823 Abs. 2 BGB. für den entstandenen Schaden verantwortlich ist. L. a. 2., U. v. 24. Sept. 07, 73/07 III. — Raumburg.

8. §§ 823, 254 BGB. Verschulden des Beschädigten. Erfüllung einer sittlichen Pflicht.]

Der Gheemann der Klägerin, der in der Maschinenfabrik der Beklagten als Oberingenieur angestellt war, ist am 13. Juli 1905 dadurch zu Tode gekommen, daß er mehreren, an einer Gangeisenmaschine durch Ausströmen von Gas verunglückten Arbeitern zu Hilfe eilen wollte und als er zu diesem Zwecke die Unfallstelle — die unter der Maschine liegende Grube — betrat, selbst bedrückt wurde und hilflos liegen blieb. Gestützt auf §§ 2, 3 Abs. 2 Staph. haben die Witwe und die Kinder des Getöteten von der Beklagten die Zahlung von Geldrenten gefordert. Die Vorinstanzen haben diesen Anspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt; die Revision ist zurückgewiesen worden: Die Ausfahrungen des Berufungsgerichts, mit denen jedes Verschulden des Getöteten verneint wird, lassen einen Rechtsirrtum nicht erkennen. Das Berufungsgericht führt aus: bei der gegebenen Sachlage habe für den Getöteten der Gedanke an die ihm selbst drohende Lebensgefahr zurücktreten müssen und es könne ihm nicht der Vorwurf der Ausrückung der im Verlethe erforderlichen Sorgfalt gemacht werden, wenn er im Interesse des Rettungswortes jede Rücksicht auf sich selbst abgewiesen habe. Der Revision kann zugegeben werden, daß dieser Sach. für sich allein betrachtet, das Bedenken hervorruft, daß, wenn einem anderen das Leben zu retten versucht, nicht auf Gefahr des haftpflichtigen Betriebes unternehmers ohne jede Vorsicht und Überlegung und ohne jede Aussicht auf Erfolg handeln darf. Wer sich selbst in Lebensgefahr begibt, um andere zu retten, handelt nur dann ohne Verschulden, wenn er nach den Umständen des Falles berechtigterweise annehmen durfte, sein Vorhaben werde von Erfolg begleitet sein, und nur beim Vorliegen solcher Umstände kann von Erfüllung einer sittlichen Pflicht die Rede sein. Das Berufungsgericht hat indessen drartige Umstände, die nicht vom Standpunkt kühler Überlegung, sondern unter Berücksichtigung der zu einem solchen Entschlüsse bedingenden Aufregung zu beurteilen sind, schätzte; es legt dar, der Getötete habe damit rechnen dürfen, daß der Zugang zu dem Raum, in dem die gefährdeten Arbeiter lagen, allmählich durch den Zutritt atmosphärischer Luft ungefährlich geworden war, er habe annehmen dürfen, daß Hilfe, wenn sie unüberzüglich gebracht werde, Aussicht auf Erfolg habe, und es ist ihm auch darin beizumessen, daß er nicht feierlich handelte, wenn er unter diesen Umständen nicht erst auf die Verbeisichtigung des Rauchhelms wartete. Hiernach ist der ihm von der Beklagten gemachte Vorwurf, er habe tollkühn und ohne jede Überlegung gehandelt und sein Leben durchaus zwecklos in die Schanze geschlagen, unbegründet; in der durch die Sachlage gerechtfertigten Annahme, daß seine Hilfe voraussichtlich von Erfolg begleitet sein werde, hat er zur Erfüllung einer sittlichen Pflicht und im Interesse seiner Prinzipalin, der Beklagten, sich in Gefahr

begeben. *Lf. & Co. v. D.*, U. v. 16. Sept. 07, 465/06 VI. — Hamm.

9. § 831 Abs. 1 BGB. Zu den Entlastungsbeweisen des § 831 Abs. 1 gehört niemals der Nachweis gehörig ausgeübter Kontrolle.]

Die Anschuldigung des Berufungsgerichts ist ohne Zweifel beeinflusst von seiner rechtswidrigen Annahme, daß zu den Entlastungsbeweisen, die den Geschäftsführer in den Fällen des § 831 Abs. 1 BGB. obliegen, niemals auch der Nachweis gehörig ausgeübter Kontrolle gehöre. Wie das RG. schon öfters hervorgehoben hat, hat zwar nach § 831 Abs. 1 der Geschäftsführer in den Fällen, wo er selbst die Ausführung der Verwaltung zu leiten hat — zu denen indessen der vorliegende nicht gehören dürfte —, zu beweisen, daß er bei der Leitung die im Verleiche erforderliche Sorgfalt beobachtet habe; aber wenn der Beklagte eine Kontrolle, die er hätte ausüben müssen, vernachlässigt haben sollte, so kann das nur nach § 823 BGB. als eine ihm nachzuweisenen Fahrlässigkeit in Betracht kommen. *B. v. D.*, U. v. 19. Sept. 07, 475/06 VI. — Hamm.

10. § 1568 BGB. Ehemännliches Verhalten nach der Trennung der Eheleute; Zerrüttung der Zerrüttung. Ehemännliches Verhalten, nachdem der Ehegatte von dem Ehebruch des anderen Kenntnis erhalten hat.]

Die Ehefrau klagte wegen Ehebruchs des Ehemannes, dieser rief die Widerklage wegen Ehebruchs, bzw. ehewidrigen Verhaltens. Das LG. sprach die Scheidung der Ehe sowohl auf die Widerklage als auch auf die Klage aus. Es erachtete hinsichtlich der Widerklage zwar den behaupteten Ehebruch der Klägerin mit U. nicht für festgelegt, nahm jedoch an, daß der Tatbestand des § 1568 vorliege. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Die Mehrzahl der Vorkommnisse, welche ein Liebesverhältnis der Klägerin mit U. darthun, fällt allerdings in die Zeit nach der Trennung der Eheleute, allein daraus folgt nicht ihre Unrechtfertigkeit. Solange das Band der Ehe noch nicht gelöst ist, bestehen die durch die Ehe begründeten Pflichten eines jeden Teils fort. Von diesen Pflichten wurde die Ehefrau auch dadurch nicht befreit, daß sich der Ehemann des Ehebruchs schuldig gemacht hatte, der Ehefrau ein Scheidungsantrag erwachsen war und die Scheidungsklage von ihr bereits erhoben war. Die Feststellung kann nicht beanstandet werden, daß das der Klägerin zum Vorwurfe gemachte Verhältnis zu U. die eheliche Beziehung des Beklagten aufs tiefste berührte. Wäre das eheliche Verhältnis auch schon vorher durch das Verschulden des Beklagten zerrüttet gewesen sein, inwiefern schloß dies nicht aus, daß die bereits vorhandene Zerrüttung durch das Verhalten der Klägerin noch verschärft, vertieft und befestigt wurde. Endlich muß es auch als ein Rechtswertum bezeichnet werden, wenn die Revision meint, die Klägerin habe, nachdem ihr Mann die Ehe gebrochen, keine besondere Rücksicht mehr auf sein Empfinden als Gatte nehmen brauchen, ihr Verhalten sei vielmehr entschuldigbar. Die hierauf gerichteten Ausführungen der Revision setzen im Widerspruch mit dem bereits erwähnten Grundsatze, daß die beiderseitigen Pflichten der Ehegatten bis zur Lösung des Bandes fortbestehen und die Verschuldungen des einen Teils für den anderen Teil keine Befreiung jener Pflichten mit sich bringen. *R. v. D.*, U. v. 23. Sept. 07, 45/07 IV. — Baumhüsch.

11. § 1603 BGB. Leistungsfähigkeit des zum Unterhalt Verpflichteten. Verwertung des Kapitalvermögens dazu.]

Der Beklagte war von dem Pfleger seiner minderjährigen Kinder wegen Zahlung von Unterhalt für die letzteren verklagt und, soweit er seine Verpflichtung dazu nicht anerkannt hatte, verurteilt worden. Seine Revision wurde zurückgewiesen: Was die Beurteilung der Leistungsfähigkeit betrifft, so findet bloß die Einnahmen, sondern ist auch das Stammvermögen des Unterhaltspflichtigen in Betracht zu ziehen. Die Revision geht hier von der unrichtigen Auffassung aus, es könne nicht verlangt werden, daß der Beklagte das „Kapitalvermögen“ angreife. Der Unterhaltspflichtige kann sich, wenn die Einnahmen nicht ausreichen, dem nicht entziehen, auch das Stammvermögen, um die Unterhaltsmittel zu gewinnen, anzugreifen; es kann dies insbesondere in der Weise geschehen, daß er unter Benutzung seines Rechts ein Darlehen aufnimmt (vgl. Urteil des erkennenden Senats vom 18. Juli 1904 IV, 537 1903). Für die Leistungsfähigkeit ist nun aber der Unterhaltspflichtige beweispflichtig. Es ist keine Sache, seine Vermögens- und Erwerbsverhältnisse insoweit klarzulegen, daß dem Gericht die Überzeugung von der Leistungsfähigkeit verschafft wird. Was der Beklagte in dieser Hinsicht vorgebracht hat, beschränkt sich darauf, daß er den augenblicklichen Stand der auf seinen Grundstücken eingetragenen Hypotheken, der Hypothekenzinsen und der Mieten angegeben hat, wonach kein Einnahmefehlbetrag vorliege, sondern noch ein Fehlbetrag herauskommen würde. Über den Wert der Grundstücke, über den Verbleib durch Bauunternehmerfähigkeit, den Betrag der ausgenommenen Darlehen, die Verwendung derselben und dergleichen hat er dagegen keine Angaben gemacht. Eine zur Feststellung der Leistungsfähigkeit ausreichende Darlegung hat damit der Beklagte nicht gegeben. *B. v. D.*, U. v. 19. Sept. 07, 541/07 IV. — Berlin.

Zivilprozedurordnung.

12. §§ 3, 6, 546, 547, 554 a ZPO. Schätzung des Streitwertes bei Klagen auf Richtigkeitsurteilung eines Kaufvertrages.]

Die Revision, deren Zulässigkeit gemäß den Bestimmungen der §§ 546, 547 ZPO. durch einen den Betrag von 2500 Mark überschreitenden Wert des Beschwerdegegenstandes bedingt ist, konnte für statthaft nicht erachtet werden (§ 554 a ZPO.). Der Kläger hat mit der Klage Übergabe eines Rektetles verlangt, der sich unter dem ihm verkauften Grundstück befindet, und ihm mit dem Grundstück mitzuerkaufen sein soll. Das Grundstück besteht aus zwei Waldungen einem Acker von 42,2 a und einem mit einer Ziegelfeils bebauten Teile des Plandes Nr. 668 a; an der Ziegelfeils liegt auch noch ein dem Kläger mitzuerkaufter Platz, unter ihr befindet sich der streitige Rektet. Der Kaufpreis für das Anwesen hat 4000 Mark betragen. Es ist offensichtlich, daß der Rektet im Verhältnis zu dem Anwesen einen nur sehr geringen Teil bildet, und es spricht auch nichts dafür, daß dieser geringe nicht übergebene Rekteteil im Verhältnis zu dem übrigen unfertig verkauften und übergebenen Grundstück einen besonders hohen Wert hätte. Es kann danach der Wert des streitigen Rektetles (§ 6 ZPO.) und so mit der Streitwert des Gegenstandes der Klage letztendlich auf mehr als allerhöchstens 1000 Mark, das ist schon der vierte Teil des Anwesens, angenommen werden. Auf jeden

ist danach auch der Wert des Gegenstandes der Befehlserteilung, insoweit diese dagegen gerichtet ist, daß die Beklagten (im Falle der Gabelleistung durch den Kläger) dem Klagerverlangen gemäß zu der Übergabe des Reklerteiles bereitwillig sind, höchstens zu bemessen (RG. 47, 422/423). Mit der Widerklage haben die Beklagten Nichtigkeitserklärung des von den Parteien am 27. April 1903 geschlossenen Vertrages beantragt. Dieses Begehren der Beklagten und Widerkläger, daß der Vertrag für nichtig erklärt werde, ist der Gegenstand des Streites auf die Widerklage. Gegenstand des gegenseitigen Rechtsstreites sind danach nicht diejenigen Rechte und Forderungen, die den Beklagten und Widerklägern bei einer Nichtigkeit des Vertrages zustehen; nicht diejenigen Rechte und Forderungen, die sie, die Nichtigkeit des Vertrages vorausgesetzt, geltend machen könnten, aber gegenwärtig — sei es ganz, sei es zum Teil, noch in ihrem Belieben stehen würde — noch nicht geltend gemacht haben. Demgemäß ist insbesondere nicht Gegenstand des gegenseitigen Rechtsstreites der Befehl des dem Kläger von den Beklagten auf Grund des Vertrages bereits übergebenen Grundstücks, und es ist deshalb hier, wo es sich auch nicht um die Feststellung des Bestehens oder Nichtbestehens eines zahlen-(summen-)mäßigen irgendwie feststehenden, unmittelbar zu realisierenden Leistungsanspruches, sondern lediglich um den Anspruch der Nichtigkeit eines Vertrages handelt (vgl. RG. 57, 413), nicht § 6 ZPO. anwendbar, wonach, wenn der Befehl einer Sache den Gegenstand des Streites bildet, der Streitwert nach dem Werte der Sache bestimmt wird. Anwendbar ist hier vielmehr für die Bestimmung des Wertes des Streitgegenstandes die allgemeine Regel des § 3 ZPO., nach der der Wert von dem Gericht nach freiem Ermessen und demgemäß nach dem Interesse zu bestimmen ist, das der auf die Nichtigkeitsklärung klagende Teil an der Nichtigkeit des Vertrages hat. Bei dieser Bestimmung kann aber, wie sich aus den obigen Darlegungen ergibt und das RG. auch schon wiederholt ausgesprochen hat, nicht einseitig der Wert der der einen Seite nach dem Kaufvertrage obliegenden Leistungen oder der Wert der bei Nichtigkeit des Vertrages von der einen Seite zurückzufordern (bzw. erfüllen) Leistungen von ohne weiteres maßgebender und rechtlich ausschlaggebender Bedeutung sein; maßgebend ist vielmehr derjenige Wert, den die von dem klagenden Teile begehrte Befreiung des ganzen Vertrages für ihn hat, im vorliegenden Fall also das Interesse der Beklagten und Widerkläger daran, daß sie den Vertrag nicht zu erfüllen brauchen, vielmehr einen Anspruch auf Zurückgabe des Grundstücks haben, dann aber auch den Kaufpreis von 4000 Mark nicht erhalten, und insoweit sie ihn bereits erhalten haben, zur Zurückzahlung verpflichtet sind (vgl. RG. 53, 409). Bei dieser Schätzung ist zunächst in Betracht zu ziehen, daß die Beklagten dann den streitigen Reklerteil dem Kläger nicht zu übergeben hätten. Das Interesse des Klägers an dieser Übergabe ist oben auf 1000 Mark (höchstens) angenommen; daß das Interesse der Beklagten als Widerkläger an der Nichtübergabe ein höheres wäre, ist nicht ersichtlich. Es kann kaum angenommen werden, daß sie Kaufverhandlungen im Betrage von mehr als 1000 Mark machen müßten, um dem Kläger den streitigen Teil des Reklerraumes zu verschaffen, und auch nicht, daß sie dem Kläger aus einer etwaigen Nichtbefreiung zu einem Schaden-

erfolg von mehr als 1000 Mark verbunden wären. Jedenfalls haben die Beklagten und Widerkläger nach diesen Richtungen hin nicht glaubhaft gemacht. Was dann im übrigen, abgesehen von der Übergabe oder Nichtübergabe des betreffenden Reklerteiles, das Interesse der Beklagten und Widerkläger an der Nichtigkeit des Vertrages anlangt, so haben sie selbst angegeben, und es erscheint dieses bei der Lage der Sache auch ohne weiteres klar, daß für sie das wesentliche sei, daß die Klage unbegründet sei und sie den streitigen Reklerteil nicht zu übergeben hätten. Dann kann aber das übrige Interesse der Beklagten und Widerkläger an der Nichtigkeit des Vertrages auf mehr als höchstens ebenfalls 1000 Mark nicht geschätzt und als glaubhaft gemacht nicht erachtet werden, und ist der Wert des gesamten Befehlsgegenstandes auf 1000 + 1000 = 2000 Mark anzunehmen. Die Revisionssumme ist danach nicht erreicht. R. o. S., II. v. 27. Sept. 07, 159/07 II. — Bamberg.

13. § 4 ZPO. Schadenersatzforderung als „Nebenforderung“]

Für die Revision kommen nur die folgenden zum Nachteil der Beklagten erlassenen und von dieser angefochtenen Entscheidungen des Berufungsgerichts zur Hauptsache in Betracht, nämlich die Feststellungen: daß Beklagter verpflichtet gewesen ist, 1. der Klägerin 150 bis 200 Doppelwagen fischen Wasserfall im Laufe des Jahres 1904 kassisch zu liefern 2. der Klägerin den ihr etwaigen Schaden aus der Nichtlieferung der der Beklagten von der Klägerin bestellten und noch zu bestellenden Quantitäten Kalf vorbeizufahren die Festsetzung der Höhe des Schadens zu erstaten. Die Entscheidung zu 2. hat nach § 546 Abs. 1 und § 4 Abs. 1 ZPO. bei der Wertberechnung überhaupt unberücksichtigt zu bleiben; denn diese Entscheidung betrifft lediglich eine Schadenersatzforderung der Klägerin, welche ihr nur wegen der Nichterfüllung derjenigen Verbindlichkeit der Beklagten dem Grunde nach zuerkannt ist, auf welche sich die obige Entscheidung zu 1. bezieht. Diese durch das Berufungsgericht zuerkannte Schadenersatzforderung steht daher zu der Gegenstand der Entscheidung 1 des angefochtenen Urteils bildenden Hauptforderung im Verhältnis einer Nebenforderung im Sinne des § 4 ZPO. und kommt daher für die Bemessung des Wertes des Befehlsgegenstandes überhaupt nicht in Betracht (vgl. Zbl. 1887 S. 288). S. & H. o. D., Nachf. v. 20. Sept. 07, 272/07 II. — Celle.

14. §§ 4, 546 ZPO. verb. mit § 341 Abs. 1 BGB. Bei Berechnung der Höhe des Streitgegenstandes im Falle Einforderung einer Gesellschaftsanteile hat eine wegen Stummis zu zahlende Vertragsstrafe außer Betracht zu bleiben.]

Nach dem Gesellschaftsvertrage sollte der Rest der Stammeinlagen in Raten von 25 Prozent gezahlt und im Falle der Stummis Bezugszinsen und 5 Prozent der Stammeinlagen als Konventionalstrafe eingefordert werden. Ein Gesellschaftsanteil war zu Zahlung von 2250 Mark nebst Zinsen und zu einer Vertragsstrafe von 2250 Mark verurteilt worden. Seine Revision wurde als unzulässig verworfen. Berechnet wird die Strafe nach dem Gesellschaftsvertrage allerdings nach der ganzen Stammeinlage, aber sie verfällt mit der Stummis in der Zahlung auch nur einer der vorgesehenen Raten von je 25 Prozent und bildet

damit eine vertragmäßige Nebenforderung zu dieser Rate der Stammeinlage. Nach § 4 ZPO. sollen nicht schließlich alle Nebenforderungen für die Berechnung des Wertes des Streitgegenstandes unberücksichtigt bleiben, sondern nur „Früchte, Zinsen, Zinsen, Schäden und Kosten“. Hier kann nur der Begriff der Schäden in Frage kommen. Dieser aber trifft auch zu. Verpflichtet der Schuldner eine Strafe für den Fall, daß er seine Verbindlichkeit nicht zur bestimmten Zeit erfüllt (§ 341 Abs. 1 BGB.), so muß im Zweifel davon ausgegangen werden, daß damit im voraus der Schade vertragsmäßig festgestellt worden soll, der dem Gläubiger durch den Verzug des Schuldners entsteht und dessen Ersatz dem Schuldner nach § 286 Abs. 1 BGB. obliegt. Daß dies auch der Standpunkt des BGH. ist, ergibt sich aus § 341 Abs. 2, wonach der Gläubiger die verwirkte Strafe als Mindestbetrag seines Schadens verlangen kann. Hier handelt es sich darum, daß der Gesellschaftsvertrag einer Gesellschaft m. b. H. bei nicht rechtzeitiger Einzahlung der Stammeinlagen Geldstrafen vorsieht. Für diesen Fall grundsätzlich der Strafe eine andere Bedeutung als die des vertragsmäßig geregelten Schadenersatzes zu geben, liegt keine Veranlassung vor. D. a. R., II. v. 18. Sept. 07, 567/06 I. — Reßler.

15. §§ 138, 288, 532 ZPO. Zur Frage ob ein gerichtliches Gesändnis vorliegt, wenn der Beklagte den Klageanspruch als solchen nicht bestritten zu wollen erklärt.]

Der Beklagte hatte in der Berufungsinstanz, nach der Beurkundung im Tatbestand, nicht nur, wie in I. Instanz, Gegenforderungen gegen die Klageforderungen aufrechnungsweise geltend gemacht, sondern auch die Klageforderungen in einzelnen Posten bestritten. Das LG. hat demgegenüber, entsprechend der Einlassung des Klägers, angenommen, daß der Beklagte bezüglich der Klageforderungen in I. Instanz ein gerichtliches Gesändnis im Sinne von § 288 ZPO. abgegeben habe, das gemäß § 532 ZPO. seine Wirksamkeit auch für die Berufungsinstanz behalte, so daß es einer Gewährung der über die nunmehr bestrittenen Klageposten angetretenen Beweise nicht bedürfe. Diese Annahme läßt sich auf die Beurkundung der Einlassung des Beklagten bei der mündlichen Verhandlung in I. Instanz in dem Tatbestand des Urteils des BGH. wörtlich dahin gest.: „Der Beklagte hat beantragt, die Klage abzuweisen. Er hat die Forderungen des Klägers an sich nicht bestritten; er hat aber eine ihnen mindestens gleichkommende Gegenforderung aufgestellt, die er zur Aufrechnung bringt.“ In dieser Erklärung findet das LG. ein Zugeständnis der den Klageforderungen zugrunde gelegten Tatsachen; wenn auch allerdings aus der übertriebenen Information an seinen Anwalt I. Instanz sich ergebe, daß der Beklagte die Klageforderungen bereits im späteren Verlauf der I. Instanz, im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Absicht, habe bestritten wollen, so sei eine solche Bestreitung doch keines des Prozeßbevollmächtigten des Beklagten vor dem BGH. nicht erklärt worden; das Gericht könne sich aber nur an die Handlungen der bevollmächtigten Anwälte halten: Bei diesen Erklärungen ist nicht berücksichtigt, daß die im Tatbestand beurkundete Einlassung des betreffenden Prozeßbevollmächtigten des Beklagten eine verschiedene Auslegung zuließ. In der Rechtsprechung wird anerkannt, daß eine Erklärung, den Klage-

anspruch als solchen nicht zu bestritten, zwar unter Umständen als ein gerichtliches Gesändnis bezüglich der demselben zugrunde liegenden tatsächlichen Behauptungen aufgefaßt werden kann, daß dieselbe aber nicht als solches aufgefaßt zu werden braucht. Es kommt insoweit auf den zu ermittelnden Inhalt einer solchen abgegebenen Erklärung im einzelnen Falle an. Es ist daher nicht zureichend, wenn das LG. ausführt, daß es mit Rücksicht auf die vorangeführte Beurkundung des Tatbestandes I. Instanz nicht auf die aus der erwähnten Information sich ergebende Auffassung ankommen könne. Diese konnte von Bedeutung sein auch für die Auslegung der in Frage stehenden Erklärung des Anwalts des Beklagten. Der Umstand, daß der Schwerpunkt der Einlassung des Anwalts des Beklagten bei der mündlichen Verhandlung vor dem LG. allerdings ausschließlich auf die Gegenforderungen und deren Aufrechnung gelegt wurde, ist jedenfalls allein nicht entscheidend, da derselbe immerhin die Möglichkeit offen ließ, daß der betreffende Anwalt die Befreiung der Hauptforderungen nicht für erforderlich erachtet hat, weil er davon ausging, daß schon die Entscheidung über die Gegenforderungen zu einem für den Beklagten günstigen Ergebnis führen werde. Dieser ersten Beurteilung folgte die vom Kläger angeregte Entscheidung des I. BGH. des BGH. vom 26. Oktober 1904 (ZB. 05 S. 26 Nr. 31) grundsätzlich nicht entgegen, da im vorliegenden Falle anderweitige Auslegungsmomente in Betracht kommen. Das LG. hätte mit Rücksicht auf diese erörterten und festgestellten Umstände, ob die erwähnte Einlassung des Prozeßbevollmächtigten des Beklagten in Wirklichkeit den Inhalt hatte, daß durch dieselbe die für die Klageforderung aufgestellten Tatsachen als der Grundlage entsprechend anerkannt werden sollten, oder ob sie bloß die negative Bedeutung einer Nichtbeurteilung gemäß § 138 ZPO. hatte. D. a. R., II. v. 20. Sept. 07, 124/07 II. — Breslau.

16. § 148 ZPO. Aufhebung des Verfahrens bis zur Erledigung des anderen Rechtsstreits.]

Die Klägerin hat gegen die Beklagten die Besitzführungs-Klage erhoben. Nachdem der erste Richter antragsgemäß erkannt hatte, haben die Beklagten in der Berufungsinstanz auf Grund des § 148 ZPO. beantragt, die Verhandlung bis zur Entscheidung eines anderen Prozesses auszusetzen, in dem ein gewisser E. gegen die Klägerische Gemeinde auf Anerkennung seines Eigentums oder Miteigentums klagt hat. Der Antrag ist durch Beschluß abgelehnt. Die dagegen eingelegte Beschwerde wird mit folgender Begründung zurückgewiesen: Da die Klage in dem andern Prozeß nicht von den Beklagten, sondern von einem an dem vorliegenden Prozeß nicht als Prozeßpartei beteiligten Dritten erhoben ist, so kann zufolge fehlender Parteidentität nach § 325 ZPO. nicht davon die Rede sein, daß das in jenem andern Prozeß etwa zugunsten des dortigen Klägers ergehende Urteil Rechtskraft zwischen den Parteien des gegenwärtigen Prozesses schafft. Vielmehr hat in allen Fällen das Prozeßgericht des letzteren Prozesses den Rechtsstreit auf Grund selbständiger sachlicher Prüfung zu entscheiden. Es steht daher an dem Abhängigkeitsverhältnis zwischen den beiden Rechtsstreitigkeiten, wie es § 148 ZPO. voraussetzt. II. a. R., Beschl. v. 21. Sept. 07, B 128/07 V. — Augsburg.

17. §§ 460 ff., 533 ZPO. Wirksamkeit eines in I. Instanz geleisteten Eides für die Berufungsinstanz.]

Die Revision nützt die Berufung der §§ 460 bis 463 ZPO., weil das Berufungsgericht von einer nochmaligen Aufklärung des in der I. Instanz aufgeschobenen und geleisteten Eides abgesehen hat. Dieser Angriff ist nicht begründet. Es kann dahin gestellt bleiben, ob die Leistung des Eides, wie dies in der I. Instanz geschehen ist, mangels des Einverständnisses der Parteien über Erheblichkeit und Norm durch Beweisbeschluss angeordnet werden durfte. Auch wenn dies, weil ein selbstständiges Angriffs- oder Verteidigungsmittel nicht in Frage stand, unzulässig war (§ 461 ZPO.), verstößt das Verfahren des Berufungsgerichts nicht gegen das Gesetz. Die Eidesleistung ist auch in der Berufungsinstanz das einzige Beweismittel für die mit Recht vom Berufungsgericht für erheblich erachtete Behauptung des Klägers geblieben, und der Eid würde, wenn er noch nicht geleistet wäre, nach der Ausführung des Berufungsurteils in der II. Instanz zum Erkenntnis gestellt sein. Daß nun mit Rücksicht auf die bereits erfolgte Eidesleistung bei der Gleichheit der erheblichen Tatsache und der Beweislage hiervon Abstand genommen und durch die Eidesleistung bereits die Klagerische Behauptung für widerlegt erachtet ist (§ 463 ZPO.), entspricht der Rechtsprechung des RG. Der Eid ist geschworen, und es würde mit der Heiligkeit des Eides sowie mit der Absicht der ZPO., überflüssige Eide zu vermeiden, im Widerspruch stehen, wenn der Richter aus formalen Gründen den Akt der Eidesleistung als nicht geschehen behandeln wollte. — RG. 9, 343; 37B. 09, S. 313. VII. B. c. 2, II. v. 20. Sept. 07, 224/07 VII. — Brunsau.

18. §§ 546, 554, 559 ZPO. Unzulässigkeit einer Revision, deren Antrag eine Summe von über 2500 Mark, deren Begründung aber einer geringeren Summe zum Gegenstande hat.]

Die Revision konnte nicht für zulässig erachtet werden. Nach § 546 ZPO. ist in Rechtsstreitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche — wie ein solcher hier in Frage steht — die Zulässigkeit der Revision durch einen den Betrag von 2500 Mark übersteigenden Wert des Streitgegenstandes bedingt. Ferner muß nach § 554 ZPO. von dem Revisionskläger die Revision 1. durch die Erklärung, inwieweit das Urteil angefochten und dessen Aufhebung beantragt werde (Abs. 3 Nr. 1 bafelstf.), 2. durch die Angabe der Revisionsgründe (Abs. 3 Nr. 2 bafelstf.) begründet werden. Im gegebenen Falle haben zwar die Beklagten, welche durch die Urteile der Vorinstanzen zur Zahlung der eingeklagten Summe von 2749,57 Mark nebst Zinsen verurteilt worden sind, gegen das Berufungsurteil ohne Einschränkung Revision eingelegt und sowohl in ihrer rechtzeitig eingereichten Revisionsbegründung als auch bei der mündlichen Verhandlung über das Rechtsmittel beantragt, das angefochtene Urteil aufzuheben und nach ihrem (als Klageabweisung gerichteten) Berufungsantrage zu erkennen. Der erdachten formellen Vorschrift des § 554 Abs. 3 Nr. 1 cit. ist daher genügt. Aus den sowohl in der schriftlichen Revisionsbegründung als auch bei der mündlichen Verhandlung vorgebrachten Revisionsgründen ergibt sich, daß die Revisionskläger sich nicht über ihre gesamte Verurteilung, sondern nur darüber beschwerten, daß sie vom Berufungsgerichte auch zur Begleichung

der Kaufpreise der an den Bestimmungsorten in ihrem Zustande angekommenen Güter verurteilt worden sind; denn die weiteren den Revisionsklägern ungünstigen und auch die Höhe der Urteilsurteile bestimmende Entscheidungen des Berufungsgerichts, wonach die von der Klägerin berechneten höheren und nicht die von den Beklagten behaupteten niedrigeren Kaufpreise der geleisteten Güter gerechtfertigt sind, sowie die Begründung dieser Entscheidung sind weder in der schriftlichen Revisionsbegründung noch bei der mündlichen Verhandlung angefochten worden. Hiernach ist zwar bezüglich des ersteren, nicht aber auch bezüglich des letzteren Streitpunktes der Parteien und der bei diesem in Frage stehenden Rechtsforderung der Klägerin den formellen Vorschriften des § 554 Abs. 3 Nr. 2 ZPO. genügt. Zugleich ist auch deshalb, weil die Revisionskläger bezüglich des letzteren, die Höhe der Kaufpreise betreffenden Streitpunktes weder vor noch bei der mündlichen Verhandlung irgend einen Revisionsgrund geltend gemacht haben, der Wert des Beschwerdegegenstandes lediglich nach dem ersteren, die Verpflichtung zur Begleichung der toten Güter betreffenden Streitpunkte zu bestimmen; denn die Revisionskläger haben durch ihr erdachten Verhalten zur Genüge zu erkennen gegeben, daß sie nur insoweit eine Aufhebung des Berufungsurteils beabsichtigen, und dies muß für den Umfang maßgebend sein, in welchem das Urteil überhaupt als angefochten zu gelten hat. Dieser Ansicht steht auch die Bestimmung des § 559 Satz 3 ZPO. nicht entgegen, wonach, soweit es sich nicht um eine das Verfahren betreffende Beschwerdeverletzung handelt, das Revisionsgericht an die von den Parteien geltend gemachten Revisionsgründe nicht gebunden ist; denn diese Vorschrift kann insoweit nicht zur Anwendung kommen, als nach dem Inhalte der schriftlichen und mündlichen Begründung des Rechtsmittels die eingelegte Revision auf einen Teil des an sich teilbaren Streitgegenstandes überhaupt nicht zu beziehen und somit hinsichtlich dieses Teils auch den Bestimmungen des § 554 Abs. 3 Nr. 2 ZPO. nicht genügt ist (vgl. den Beschluß des erkennenden Senats vom 7. November 1905 RG. 62, 15 ff.). Die Anwendung der in diesem Beschlusse dargelegten Grundsätze auf den gegenwärtigen Fall wird insbesondere nicht dadurch ausgeschlossen, daß hier nicht, — wie in dem früher entschiedenen Falle, — mehrere getrennte Klageanträge vorliegen, sondern daß nur ein Klageantrag und eine einheitliche Verurteilung der Beklagten zu einer Summe in Frage steht; denn dieser Antrag und diese Verurteilung betreffen trotz ihrer formellen Einheit eine quantitativ teilbare Gesamtsforderung, die aus mehreren Kauf auf die einzelnen Kaufverträge und Lieferungen läßt sich, ebenfalls teilbaren Kaufpreiserhöhrungen zusammengesetzt ist. Daher ist die nach vorstehender Erläuterung in Billigkeit nur wegen der den Beklagten ungünstigen Entscheidungen des einen Streitpunktes erfolgte Aufhebung des Berufungsurteils nicht notwendig als die Gesamtheit der Urteilsurteile, sondern nur auf denjenigen Teil derselben zu beziehen, welcher der Klägerin zufolge der ihr günstigen Entscheidung über die Begleichung der tot angekommenen Güter zugesprochen ist. Dieser Teil der Urteilsurteile, um welchen sich diese im Falle des Obhiegens der Revisionskläger mit dem von ihnen allein erhobenen Angriff vermindern würde, erreicht aber den Betrag von 2500 Mark nicht; denn die von der Klägerin geforderten

Kaufpreise derjenigen tot angekommenen Gänse, bezüglich deren das Berufungsgericht keine rechtzeitige Klagenanzeige als vorliegend angesehen und zu deren Bezahlung es daher die Beklagten der Klägerin gegenüber für verpflichtet erachtet hat, belaufen sich zusammen auf nur 1925,30 Mark. Hiernach war die Revision gemäß §§ 554 a und 546 ZPO. wegen Nichtvorhandenseins der Revisionssumme als unzulässig zu verwerfen. O. u. R. u. v. 24. Sept. 07, 166/07 II. — Dresden.

19. § 553 ZPO. Bedeutung des anrufenden Urteils in der Revisionschrift.]

Die Einlegung der Revision ist in der im § 553 ZPO. vorgeschriebenen Form erfolgt. Wenn auch in der innerhalb der Rechtsmittelfrist eingelegten Revisionschrift das Datum des Erlasses des angefochtenen Urteils fehlt, ist doch die Identität dieses im übrigen richtig bezeichneten Urteils nicht zweifelhaft und damit auch dem Erfordernis der Bedeutung des angefochtenen Urteils genügt. Es bedurfte deshalb nicht der wiederholten Einreichung der Revisionschrift, und es erübrigt sich daher auch ein Eingehen auf den mit dieser zweiten verspäteten Einreichung gestellten Antrag auf Wiedereinlegung in den vorigen Stand. R. u. R. u. v. 6. Sept. 07, 315/07 IV (Freienstein). — Marienwerder.

20. § 567 Abs. 2 ZPO. Unzulässigkeit einer Beschwerde an das RG. gegen die Entscheidung des OLG. auf Grund des § 28 des preussischen Gerichtskostengesetzes in der Fassung vom 6. Oktober 1899.]

Der Schuldner hatte gegen den Zuschlagsbeschluss des RG. im Oberwalde vom 31. Januar 1907 Beschwerde beim OLG. und sodann weitere Beschwerde beim RG. eingelegt. Der Beschwerdebetrag ist von dem RG. in dem angefochtenen Beschluss, entsprechend der Höhe des Restschulds, wofür der Zuschlag erteilt worden ist, auf 297 700 Mark festgesetzt worden. Das OLG. hatte vorher, am 21. März 1907, den Beschwerdebetrag auf 2000 Mark festgesetzt, hat ihn dann aber durch Beschluss vom 17. Juni 1907 ebenfalls auf 297 700 Mark hinaufgesetzt. Mit der Beschwerde verlangt der Beschwerdeführer Herabsetzung des Beschwerdebetrags auf 1000 Mark; die Beschwerde, die das RG. ohne Abhilfe dem RG. vorgelegt hat, konnte jedoch nicht für zulässig rachtet werden: Wie bereits in dem Beschluss des entscheidenden Senats vom 8. Januar 1902 (IV B 107/1901 in Gruchot-Beiz. 46, 1037) des näheren ausgeführt ist, ist das Reklamieren in Zwangsversteigerungsachen mit Einschluß der Wertfestsetzung und der Rechtsmittel ausdrücklich in dem PreRG. vom 25. Juni 1895 (vgl. §§ 24–28 der Fassung vom 6. Oktober 1899) geregelt und eine Beschwerde an das RG. nirgend vorgesehen. Die Entscheidungen der OLG. beim. des RG. nach § 28 a. a. O. sind demnach (wie dies jetzt auch in den reichsgerichtlichen Reklamationen nach § 567 Abs. 2 ZPO., § 16 Abs. 2 GRG. der Fall ist) endgültig. Hiernach war die Beschwerde als unzulässig zu verwerfen. Zwangsversteih. O., Beschl. v. 18. Sept. 07, B 125/07 V. — Berlin.

21. § 574 Abs. 2 ZPO. in Verk. mit § 16 Abs. 2 GRG. Unzulässigkeit einer Beschwerde gegen Wertfestsetzungsbeschlüsse der OLG.]

Nach dem Beschluss des OLG. vom 8. Juli 1907 ist eine vom 5. Juli 1907 datierte, als „Erinnerung“ gegen den Auflass vom Gerichtskosten gemäß § 4 GRG. bezugsweise schrift-

liche Eingabe des Klägers dem RG. zur Entscheidung überlassen worden. Die erwähnte Bedeutung war jedenfalls insofern falsch, als es sich ausdrücklich gar nicht um einzelne Aufträge von Gerichtskosten, sondern um zwei Beschlüsse des OLG. über die Wertfestsetzung handelt, einen vom 17. Juni 1907, durch den der Wert des Streitgegenstandes für die Berufungsschätzung auf 10 300 Mark festgesetzt ist, und einen anderen vom 24. Juni 1907, durch welchen eine vom Kläger durch seinen Anwalt gegen jenen Beschluss erhobene Erinnerung zurückgewiesen worden ist. Es müßte daher auch jedenfalls nicht der § 4, sondern der § 16 GRG. angeführt gewesen. Wenn es sich wirklich jetzt noch zunächst um eine bloße „Erinnerung“ handelte, so müßte ferner die für den Fall ihrer Zurückweisung gleichzeitig eingelegte Beschwerde schon deshalb unzulässig sein, weil mit Ausnahme der sofortigen Beschwerde gegen eine Entscheidung des beauftragten oder ersuchten Richters oder des Gerichtsschreibers keine Beschwerde im voraus gegen eine noch nicht ergangene Entscheidung eingelegt werden kann; vgl. RG. 46, 418 f. Dieser Grund für die Unzulässigkeit fällt jedoch jetzt weg, weil die Beschwerde gedacht werden kann und richtiger gedacht wird, als die nach § 16 Abs. 2 GRG. im allgemeinen zulässige Beschwerde gegen Wertfestsetzungsbeschlüsse, wie auch das OLG. sie ausgelegt hat. Im besonderen Falle ist freilich diese Beschwerde dennoch unzulässig und hätte deswegen nach § 574 Abs. 2 ZPO. schon vom OLG. verworfen werden sollen. Einestheils ist sie von der Partei selbst privatrechtlich eingelegt, während es nach § 569 Abs. 2 ZPO., der nach § 16 Abs. 2 GRG. auch auf die dort vorgesehene Beschwerde Anwendung findet, jedenfalls einer Erklärung vom Protokoll des Gerichtsschreibers des OLG. oder der Gürtelung einer zum Protokoll des Gerichtsschreibers eines RG. erklären oder von einem Rechtsanwalt unterzeichneten Beschwerdebefürs bedurft hätte. Andernteils ist aber seit der Prozessnovelle vom 5. Juni 1905 nach § 567 Abs. 2 ZPO., der ebenfalls nach § 16 Abs. 2 GRG. auch für die dort im allgemeinen zugelassene Beschwerde Geltung hat, gegen Wertfestsetzungsbeschlüsse der OLG. überhaupt keine Beschwerde mehr zulässig. Der Kläger hat allerdings auch darum gebeten, das RG. möge von Amte wegen entgegen, es nicht der Streitwert niedriger hätte bemessen werden müssen und demgemäß die Festsetzung ändern. Aber wenn auch nach § 16 Abs. 1 GRG. das Gericht der höheren Instanz im Laufe des Verfahrens die Wertfestsetzung von Amte wegen ändern kann, so ist doch, wie weit man hier die Werten auch lesen möge, jedenfalls ganz ausgeschlossen, daß dies in einer Sache geschehen könnte, die nur durch eine unzulässige Beschwerde gerade gegen den Wertfestsetzungsbeschluss an das höhere Gericht gelangt ist. D. u. R. u. v. 18. Sept. 07, B 145/07 VI. — Breslau.

22. §§ 707 und 718 ZPO. Die Abänderung einer Entscheidung über die vorläufige Vollstreckbarkeit ist nur gemäß § 718, nicht gemäß § 708 im Beschlussverfahren herbeizuführen.]

Das hier fragliche landgerichtliche Urteil ist gegen Sicherheitsleistung „in Höhe des jedesmal beigetribenen Betrags“ für vorläufig vollstreckbar erklärt. Ob eine derartig bestimmte Festsetzung des Betrags der Sicherheitsleistung mit den Bestimmungen der ZPO. verträglich ist, kann zweifelhaft sein. Der Schuldner, der die Unzulässigkeit geltend machen will, hat, da es sich um

einen Anspruch im Urteil handelt, dieses Urteil mittels Berufung anzufechten. Auf Antrag ist in der Berufungsinstanz über die vorläufige Vollstreckbarkeit vorab zu verhandeln und zu entscheiden. Daß dies aber nur gemäß § 718 ZPO. nach mündlicher Verhandlung und nur mittels Urteils geschehen kann, ist unweiterselbst. Ist die erhobene Beanstandung des Urteils begründet, so muß das Berufungsgericht den die vorläufige Vollstreckbarkeit betreffenden Anspruch des angefochtenen Urteils dem Erfolge gemäß abändern. Anders verhält es sich mit den Anträgen nach §§ 707, 719 ZPO. Sie lassen den die vorläufige Vollstreckbarkeit betreffenden Anspruch des Urteils unberührt. Sie bezwecken nicht dessen Befristung oder Abänderung, sondern die Verhinderung oder Hemmung oder Aufhebung der Vollstreckung des Urteils. Das Gericht kann, muß aber nicht eine der in § 707 ZPO. verzeichneten Anordnungen treffen. Eine Anordnung dahin, daß die Vollstreckung eines gegen Hinterlegung einer bestimmten Sicherheit für vorläufig vollstreckbar erklärten Urteils nur gegen Leistung einer höheren Sicherheit stattfinden dürfe, ist in § 707 nicht vorgesehen. Wohl aber kann angeordnet werden, daß ein unbedingte, ohne Sicherheit für vollstreckbar erklärtes Urteil nur gegen Sicherheit vollstreckt werden dürfe, und daraus mag die Folgerung zu ziehen sein, daß auch die zuerst erwähnte Anordnung zulässig ist. Daraus würde sich ergeben, daß der jetzt von den Beklagten erstrebte Endzweck, daß das Landgerichtliche Urteil nur nach Hinterlegung von 20000 Mark vollstreckt werden dürfe, auch auf dem Wege der §§ 707, 719 ZPO. erreicht werden kann. Allein das Berufungsgericht hat mit Recht angenommen, daß die Beklagten diesen Weg nicht beschritten haben. Sie sagen in ihrem Schriftsatz vom 18. Juni 1907, es brauche wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß der die vorläufige Vollstreckung betreffende Tenor des Urteils I. Instanz unzulässig sei, und sie beantragen ausdrücklich, die Entscheidung über die vorläufige Vollstreckbarkeit abzuändern. Dieser Antrag fällt unter den § 718 ZPO. Es kann auch nicht angenommen werden, daß die Beklagten etwa ihren Standpunkt geändert haben und nunmehr eine Anordnung nach § 707 erwirken wollten, sie hätten vielmehr ausdrücklich ihren Antrag vom 18. Juni 1907 aufrecht. Dieser Antrag aber kann nicht, wie dies beantragt ist, im Beschlußverfahren ohne mündliche Verhandlung erledigt werden. Die Beschwörung gegen den dies abweichenden Beschluß des AB. ist deshalb als unbegründet zurückzuweisen. B. O.-B. a. M. u. Gen., Beschl. v. 12. Juli 07, B 81/07 VII. — Berlin.

Handelsregisterbuch.

23. § 25 Abs. 2, § 15 HGB. Fortführung eines unter Lebenden erworbenen Handelsgeschäfts. [Ist „abweichende Vereinbarung“ wegen Übergangs der Forderungen aus dem Geschäftsvorteil mit einer Zwangsniederlassung im Handelsregister dieser oder der Hauptniederlassung einzutragen?]

§ 25 Abs. 1 HGB. läßt den Geschäftsbetriebsnehmer, der das Handelsgeschäft unter der bisherigen Firma fortführt, für die im Betriebe des Geschäfts begründeten Verbindlichkeiten des früheren Inhabers haften. Abs. 2 schreibt vor, daß eine abweichende Vereinbarung einem Dritten gegenüber nur wirksam ist, wenn sie in das Handelsregister eingetragen und bekannt gemacht oder von dem Erwerber oder Veräußerer dem

Dritten mitgeteilt worden ist. Da hier nur von „dem Handelsregister“ gesprochen wird, so entsteht die Frage, welches Handelsregister, wenn neben der Hauptniederlassung Zwangsniederlassungen bestehen, maßgebend sei. Das Berufungsgericht, will den § 15 Abs. 3 HGB., der bestimmt, daß für den Geschäftsvorteil mit einer in das Handelsregister eingetragenen Zwangsniederlassung die Eintragung und Bekanntmachung durch das Gericht der Zwangsniederlassung maßgebend ist, auf den Fall des § 25 unmittelbar anwenden. Dieser unmittelbaren Anwendung steht aber entgegen, daß sich § 15 Abs. 3, wie kein Wortlaut ergibt, nur auf die Fälle des § 15 Abs. 1 und 2 erstreckt, und daß § 25 Abs. 2 eine selbständige Norm über die Wirkung von Registererträgen ausspricht, die durch die Vorschriften der Abs. 1 und 2 des § 15 nicht ergänzt werden kann (ZB. 03, 401*). Gleichwohl muß man zu einer entsprechenden Anwendung des § 15 Abs. 3 im Falle des § 25 Abs. 2 gelangen. Letztere Vorschrift dient dem Zwecke, den Dritten im Geschäftsvorteil, möglichst zu schützen. Besteht eine Zwangsniederlassung, also ein Geschäftsmittelpunkt, von dem aus ein selbständiges Geschäftsvorteil stattfindet, so würde dieser Zweck nur unvollkommen erreicht werden, wenn der Dritte nicht das Register der Zwangsniederlassung auch im Hinblick auf die aus § 25 Abs. 1 sich ergebenden Rechtsbeziehungen zur Grundlage seiner geschäftlichen Maßnahmen nehmen dürfte. Es besteht für § 25 Abs. 2 dasselbe Bedürfnis, das Register der Zwangsniederlassung maßgebend sein zu lassen, welches für die verwandten Fälle des § 15 Abs. 1 und 2 dazu geführt hat, die Vorschrift des § 15 Abs. 3 auszuhebeln. Deshalb kann hinsichtlich der im Geschäftsvorteil mit der eingetragenen Zwangsniederlassung begründeten Forderungen und Verbindlichkeiten eine von der gesetzlichen Regel des § 25 Abs. 1 abweichende Vereinbarung dem Dritten gegenüber nur wirksam sein, wenn sie in das Handelsregister der Zwangsniederlassung eingetragen und bekannt gemacht oder von dem Erwerber oder dem Veräußerer dem Dritten mitgeteilt worden ist. R. u. Co. a. B., U. v. 17. Sept. 07, 69/07 III. — Hamburg.

Konkursordnung.

24. § 60 KO. Über die Höhe des auf eine Pfandschuld entfallenden Betrages ist nicht in einem Prozeß zwischen dem Gläubiger und dem Konkurs zu entscheiden.]

Auf die gemäß § 17 Abs. 2 KO. teilens der Klägerin an den früheren Konkursverwalter der beklagten Masse gerichtete Aufforderung hat dieser erklärt, er verlange Erfüllung des zwischen der Klägerin und der Gemeindefiskusin ab geschlossenen Vertrages. Mit Rücksicht darauf, daß während der Anhängigkeit des Rechtsstreits in I. Instanz das Konkursgericht gemäß § 60 KO. die Konkursmasse für unzureichend zur Deckung aller Pfandschulden erklärt hatte, nach übereinstimmender Erklärung der Parteien aber die Konkursmasse zur Zeit des Erlasses des Berufungsurteils 75 Prozent Befriedigung den Pfandschuldnern zu gewähren vermochte, hat der zweite Richter durch Teilurteil die Beklagte zur Zahlung dieser 75 prozentigen Rate des in der Berufungsinstanz eroberten Anspruchs verurteilt. Das AB. hob auf Revision der beklagten Konkursmasse auf: Wenn das Teilurteil der Klägerin 75 Prozent ihrer Forderung zuspricht, so ist dies offensichtlich in dem Sinne geschehen, daß die Klägerin auf diesen Teil der Forderung

tung ein unentziehbares Recht erlangen soll; es soll insbesondere bei der demnachstigen Urteilsvollstreckung dem Verfaller der besagten Waſſe nicht der Einwand zustehen, die Waſſe reiche zur Befriedigung der Klägerin in Höhe der zurklammerten Quote nicht aus, weil noch andere gleichberechtigte Waſſegläubiger vorhanden seien. Diese Auffassung ist rechtsverträglich. Zunächst erhebt nicht, daß der Konkursverfallter mit seiner im Tatbestande des Berufungsurteils wiedergegebenen Erklärung, „er bestreite nicht, daß der Waſſerbestand jetzt zur Befriedigung der Waſſegläubiger mit 75 Prozent ihrer Forderungen ausreiche“, überhaupt eine bindende Verpflichtung, die Klägerin wegen ihrer Forderung in der bezeichneten Höhe zu befriedigen, hat eingehen wollen. Die Tragweite der Erklärung ist, da es sich um die Beurteilung prozeßualer Vorgänge in einem anhängigen Rechtsstreit handelt, auch in gegenwärtiger Instanz ferri nachzuprüfen und sie läßt sich nach dem Zusammenhang, in dem die Erklärung abgegeben ist, nicht wohl anders als dahin bestimmen, daß der Konkursverfallter lediglich bezeugt hat, durch Auskunftserteilung über die Sachlage die gegnerische Behauptung, es könnten alle Waſſerforderungen durch den vorhandenen Bestand gedeckt werden, richtig zu stellen. Hiervon abgesehen geht aber die Entscheidung des Berufungsrichters auch über den Rahmen des im gegenwärtigen Prozeß den Streitgegenstand bildenden Verhandlungsstoffes hinaus. Darüber, wie im Falle des § 60 RD. die Unzulänglichkeit der Waſſe festzustellen und in welchen Formen die anteilweise Befriedigung der einzelnen Waſſegläubiger durchzuführen ist, herrscht, da diese Fragen gesetzlich nicht geregelt sind, in der Literatur Streit; der Streit betrifft namentlich die Frage, ob Feststellung der Unzulänglichkeit durch den Konkursverfallter genügt oder richterliche Feststellung erforderlich ist, sowie ob bei letzterer Annahme die Feststellung durch das Konkursgericht oder im Prozeßwege zu erfolgen hat (vgl. die Kommentare von Jäger, 2. Aufl. 1904, Anm. II 2, 3; v. Wilmsdell-Rutzbau, 6. Aufl. 1906, Anm. 2, 5; Petersen-Reinfelder, 4. Aufl. 1900, Anm. 6; Wolff, Anm. 4, 5 zu § 60 RD.; siehe auch RRG. 61 S. 263, 263). Für den vorliegenden Fall kann dies alles dahin gestellt bleiben. Denn nimmt man selbst an, die Feststellung der bei Unzulänglichkeit der Waſſe auf die einzelnen Waſſegläubiger entfallenden Quote stehe dem Prozeßrichter zu, so kann doch ein solcher Verteilungsgeſchäft jedenfalls nur im Prozeß zwischen den einzelnen Waſſegläubigern untereinander zum Austrage gebracht werden. Konkurswaſſe D. v. R. U. v. 25. Sept. 07, 638/06 V. — Raumburg.

Reichsgesetz, betr. den Schutz von Gebrauchsmustern vom 1. Juni 1891.

25. § 1 GebRustG. Wesentliche Teile einer Gesamtkombination sind musterfähig.]

Auf Anmeldung vom 21. September 1898 ist für den Kläger das Gebrauchsmuster Nr. 105 886 unter der Bezeichnung „Langstroßberſchmaschine, deren rotierende den Drehschloß ersehbare Walze mit radial gemieteten Umfangstrippen versehen ist,“ eingetragen. Die Schutzfrist wurde infolge vorzeitiger Zahlung der weiteren gesetzlich vorgeschriebenen Beiträge bis zum 21. September 1904 verlängert. Kläger behauptet, Beklagte habe in Kenntnis der Eintragung wiſſentlich, mindestens aber grobſchuldlich sein Schugrecht dadurch verletzt, daß sie seit Ende 1901 bis zum

Ablaufe der Schutzfrist in mindestens 200 Fällen von ihr hergestellte Langstroßberſchmaschinen mit der geschützten Funktion versehen und ihm dadurch einen Schaden von je 20 Mark — entsprechend der von ihm verlangten Lizenzgebühr — zugefügt habe. Er beantragt daher Verurteilung der Beklagten zur Zahlung von 4 000 Mark nebst 5 Prozent Zinsen. Beklagte beantragt Klagenabweisung. Sie bestreitet die Schutzzähigkeit des angemeldeten Modells, weil es sich dabei um eine komplizierte Maschine handelt. Auch der Drehschloß als Teil derselben würde nicht schutzfähig sein, weil er keine selbständige Funktion innerhalb der Maschine erfülle, und weil das Neue an ihm — die feste Lagerung — nicht in die äußere Erscheinung trete. Jedenfalls habe sie sich ohne Fälschung auf Grund eines ihr am 12. November 1902 von ihrem Patentanwalt erstatteten Gutachtens zur Nachbildung des Modells für sich berechtigt gehalten. Vor dieser Zeit habe sie es nicht bemerkt. Beide Vorberichter haben die Klage abgelehnt. Auf Revision des Klägers wurde das Berufungsurteil aufgehoben. Es ist in der Literatur die Ansicht vertreten worden, daß auch an sich komplizierte Maschinen dann Gegenstand des Gebrauchsmusters sein könnten, wenn sie im großen und ganzen bekannt sind und die Neuheit sich nur auf einen einzelnen, im Modell darstellbaren und relativ einfachen Bestandteil bezieht (i. Schanze, im SchArch. von 1900 S. 81 ff.). Man könnte vielleicht eine gewisse Unterstützung für diese Ansicht auch in einigen Entscheidungen des gegenständig erkennenden Senats, z. B. der vom 8. Januar 1902 (WMBl. 8, 132), betr. eine Hobelmaschine für Holzbohlen, oder der vom 14. Oktober 1899, betr. eine Registrierkarte, zu finden gemeint sein. Wäre ihre Beizurteilung, so würde schon die Annahme der Vereinigung, daß die Drehschloßmaschine im ganzen wegen ihrer Kompliziertheit des Gebrauchsmusterschutzes unzulässig sei, Bedenken unterliegen. Der Senat will aber diese Frage hier unentschieden lassen. Denn im gegenwärtigen Falle kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Anmelder für die Drehschloßmaschine im ganzen einen Schutz nicht beantragt, daß er vielmehr ausdrücklich nur die eigenartig geformte, den Drehschloß ersehbare Walze unter Schutz gestellt hat. (Wird aus der Erläuterung zur Anmeldung bargelegt.) Was nun die Schutzzähigkeit des eigenartig geformten Drehschloßes für sich anlangt, so ist es richtig, wenn das Berufungsgericht meint, er müsse um demwillen des Schutzes bestehen, weil er ein wesentlicher Teil der als ganzes wegen ihrer Kompliziertheit schutzfähigen Drehschloßmaschine sei. Das RG. hat nirgends ausgesprochen, daß wesentliche Teile einer Gesamtkombination, der im ganzen wegen ihrer Kompliziertheit nur der Patentschutz offen stünde, für sich nicht musterfähig sein können. In der Entscheidung, betr. den Bogenableger bei Schnelldruckern (Urteil 47, 1032), ist allerdings Wert darauf gelegt, daß es sich um eine für sich einfache Vorrichtung an einer komplizierten Maschine handelt, die eine selbständige Funktion verrichtet. Diese Vorrichtung bestand nicht in einem einfachen Körper von bestimmter Form, sondern bildete gewissermaßen eine kleine Maschine für sich. Es war daher für die Entscheidung von Bedeutung, ihre Unabhängigkeit vom Organismus der komplizierten Schnelldruckere Maschine festzustellen, weil daraus hervorging, daß das komplizierte Arbeiten der letzteren das relativ einfache Funktionieren des Bogenablegers nicht be-

rührte. Andererseits ist in RG. 39, 115 bei Unterstellung, daß die Güterpresse als Ganzes sich wegen ihrer Komplexität für den Musterdruck nicht eigne, angenommen, daß die eigentümlich geformten Güterplatten, die dort zweifelslos einen notwendigen und unentbehrlichen Teil der Gesamtkombination bilden, des Musterdruckes wohl fähig seien. Ebenso ist in der oben erwähnten Entscheidung betr. die Hobelmaschine für Holzbohlen angesetzt, daß dem Anmelder beizuputten wäre, wenn er den Schutz nur für die in Form der Seilen ausgeführten Schienen-einsätze und die wagenerförmige Einspannvorrichtung einer im übrigen bekannten Hobelmaschine beansprucht hätte — obwohl es sich auch hier zweifelslos um wesentliche Bestandteile der Gesamtkombination handelte, und wenn er nicht, wie angenommen wurde, die ganze komplexierte Maschine, die nicht nur in den erwähnten beiden Einrichtungen, sondern auch in mehreren andern Bestandteilen und in der Kombination ihrer verschiedenen Bauteile neu sein sollte, hätte unter Schutz gestellt wissen wollen. Im vorliegenden Falle trifft alles, was in RG. 39, 115 über die Güterplatten gesagt ist, analog auf den hier in Rede stehenden Druckloch zu. Er ist, wie diese, als ein Arbeitsgerät anzusehen, er dient der Arbeit, die von der Druckmaschine verrichtet wird. Der Erfindungsgedanke verkörpert sich in der Form, und die Funktion ist eine so allgemein verständliche und einfache, daß kein Grund vorliegt, ihn dem Musterdrucke auszuscheiden. Daß eine kurze Beschreibung erforderlich ist, um das Wesen der Erfindung klar zu machen, und daß erstere zeitlich aufeinander folgende Vorgänge begreift, steht nicht entgegen, denn es ist unrichtig, wenn Say Komment. zum GewbPatG. § 1 Anm. 21 meint, Erfindungen, deren Gegenstand nur ideell und zeitlich definiert werden können, seien als Einrichtungen nicht musterfähig. Es gibt zahllose Muster, keine Haus-haltsgegenstände und andere, deren Wesen nur mittels der damit zu verrichtenden Arbeit und ihrer Arbeitswirkung beschrieben werden kann. Diese Wirkung folgt aber regelmäßig der sie schenkenden Ursache, d. h. der Arbeit, nach. Der Senat ist daher der Ansicht, daß das Muster des Klägers so, wie es sich nach dem zurzeit maßgebenden Tatbestande darstellt, den Anforderungen des Gesetzes vom 1. Juni 1891 entspricht und, da gegen seine Neuheit nichts vorgebracht ist, als schutzfähig anerkannt werden muß. O. a. S., II. d. 21. Sept. 07, 574/06 I. — **Verlau.**

Gesetz. betr. die Konfulargerichtsbareit vom 7. April 1900.

26. Über Eintragung der Firma eines Reichsdeutschen in das Geschäftsbüro des deutschen Konsulats in Alexandrien.]

Der deutsche Reichsangehörige Kaufmann Friz A. hat am 7. Februar 1907 in Alexandrien mit dem Kaufmann C. als Vertreter der Firma Alfred C. & Co. in Leipzig einen Vertrag geschlossen, durch welchen die Errichtung einer Kommanditgesellschaft unter der Firma Friz A. & Co. mit dem Sitz in Alexandrien vereinbart wurde, die am 1. März 1907 ins Leben getreten ist. Nach dem geschlossenen Vertrage ist A. der einzige persönlich haftende Gesellschafter; die Firma Alfred C. & Co., deren Inhaber österreichische Staatsangehörige sind, ist als Kommanditistin in die Gesellschaft eingetreten. Durch Beschluß vom 30. Mai 1907 ist auf Grund des § 2 Abs. 2 Satz 3 KonG., § 132 Gew. und der §§ 12, 14, 106, 161,

162 HGB. der Kaufmann Friz A. in Alexandrien seitens des dortigen Kaiserlich Deutschen Konsulats zur Annahme der von ihm gegründeten Kommanditgesellschaft zur Eintragung in das Geschäftsbüro des Konsulats innerhalb sechs Wochen von der Zustellung des Beschlusses an bei Vermehrung einer Ordnungsgeldstrafe von 100 Mark aufgefordert worden. Der von A. eingelegte Einspruch ist durch Beschluß des Konsulats vom 25. Juli 1907 als unbegründet verworfen worden. Den letzteren am 27. Juli 1907 zugestellten Beschluß hat nunmehr A. mit der sofortigen Beschwerde angefochten. Der Beschwerde-führer sucht geltend zu machen, daß, wie in dem Vertrage vom 7. Februar 1897 auch besonders bedungen sei, die neu gegründete Gesellschaft den Gesetzen des gemischten Gerichts-hofes unterstehe und eine Eintragungspflicht zum Handelsregister des deutschen Konsulats für sie daher nicht begründet sei. Die Beschwerde wurde als unbegründet zurückgewiesen: Nach § 2 Abs. 1 Ziffer 1 KonG. sind die im Konsulargerichtsbezirk wohnhaften deutschen Reichsangehörigen der Konsulargerichts-bareit unterworfen, und diesen sind nach Abs. 2 Satz 3 gleich-gestellt die offenen Handelsgesellschaften und Kommandit-gesellschaften, die im Konsulargerichtsbezirk ihren Sitz haben, wenn die persönlich haftenden Gesellschafter sämtlich Deutsche sind. Diese Voraussetzung trifft im gegebenen Falle zu, da der deutsche Reichsangehörige Kaufmann Friz A. der einzige persönlich haftende Gesellschafter der Kommanditgesellschaft Friz A. & Co. ist. Die Begründung des Beschwerdeführers auf die Gesetze des gemischten Gerichtshofes ist verfehlt, da, wie der angefochtene Beschluß zutreffend ausführt, die Gerichts-bareit der deutschen Konsulargerichte in Ägypten durch das Gesetz vom 30. März 1874 (RGBl. 23) und die Kaiserliche Verordnung vom 23. Dezember 1875 (RGBl. 381) nur für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, in welchen nicht beide Parteien deutsche Reichsangehörige oder Schutzgenossen sind, aufgehoben und den als Landesgerichte fungierenden gemischten Gerichtshöfen übertragen ist. Der von dem Beschwerdeführer hervorgehobene Umstand, daß im Falle von Reichsangehörigen zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft die letzteren Gerichte zur Entscheidung berufen seien, und diese die Entscheidung auf Grund der für sie erlassenen Gesetze der *Codes mixtes* zu treffen haben würden, hebt die Gerichtsbarkeit des deutschen Konsulargerichts, soweit sie den Charakter der freiwilligen Gerichtsbarkeit hat, nicht auf, und die Erfüllung der von den Bestimmungen der *Codes mixtes* vorgeschriebenen Förmlichkeiten bei Begründung der Gesellschaft kann die für deutsche Gesellschaften, als welche die hier in Rede stehende Kommandit-gesellschaft anzusehen ist, nach den deutschen Gesetzen vor-geschriebene Eintragung im Handelsregister des deutschen Konsulats nicht ersetzen. Der Hinweis des Beschwerdeführers auf § 7 der Anordnung des Reichskanzlers betr. die Konsular-gerichtsbarkeit über Schutzgenossen vom 27. Oktober 1900 (RGBl. 574) ferner erledigt sich dadurch, daß die bezeichnete Anordnung nicht von den deutschen und den diesen gleich-gesetzten Gesellschaften des § 2 Abs. 2 Satz 1 und 2, sondern von den ausländischen Schutzgenossen und den ihnen gleich-gesetzten Gesellschaften des § 2 Abs. 2 Satz 3 KonG. handelt, wie sich schon aus ihrer Überschrift ergibt (vergl. auch § 2 Nr. 2, § 4 der angezogenen Anordnung). Die Eintragung

im Handelsregister des deutschen Konsulats wird endlich nicht, wie der Beschwerdeführer meint, eine „lettre morte“ bleiben, vielmehr gegenüber deutschen Reichsangehörigen oder ihnen gleichgestellten Gesellschaften, die mit der eingetragenen Gesellschaft in einen Rechtsverkehr treten, ihre Wirkung äußern, wie denn auch für Rechtsvertreter der Gesellschaft mit Personen und Gesellschaften deutscher Nationalität die Zuständigkeit des deutschen Konsulargerichts begründet sein wird. Die Firma H. M. & Co. betr. Beschl. des Senats v. 30. August 07, B 41/07 I.

II. Preussisches Recht.

Gesetz vom 21. Juni 1897. Ausführungsvorschriften des Staatsministeriums dazu.

27. Reisefloßen von Staatsbeamten bezüglich der Rückreise.

Über, wann ein Dienstreifen von Staatsbeamten nach erstliegendem Dienstgeschäfte die Weiter- oder die Rückreise anzutreten ist, enthält den Grundsatz die Bestimmung unter B 7 Abs. 1 der Ausführungsvorschriften des Staatsministeriums zu dem Gesetz vom 21. Juni 1897, betreffend die Tagelöhner und Reisefloßen der Staatsbeamten, vom 11. November 1903: „Die Weiter- oder Rückreise, namentlich bei kürzeren Reisen, ist nach beendeten Dienstgeschäfte möglichst noch an demselben Tage anzutreten, und zwar von Beamten, welche für Reisen auf Landwegen 60 Pf. für das Kilometer an Reisekosten erhalten, erforderlichenfalls unter Verzichtung von Extrapost oder Lohnfahrwerk.“ Leitend soll hiernach der Satz sein, daß das fernere Ziel der Reise oder der Rückreisen der Wohnort des Beamten so rasch wie möglich erreicht werde, dergestalt, daß, wo auf Landwegen eine regelmäßige Beförderung von Personen durch die Post eingeordnet ist oder für die betreffende Strecke Lohnfahrwerk zu haben ist, von den höheren Beamten mit Einschluß derjenigen der 6. Rangklasse (§ 1 Abs. 1 und § 4 II des Gesetzes vom 21. Juni 1897) selbst die Benutzung einer Extrapost oder eines Lohnfahrwerks gebietet wird, wenn mit der gewöhnlichen Beförderungsmöglichkeit an demselben Tage die Weiter- oder Rückreise nicht mehr angetreten werden könnte. Nur eine allgemeine Einschränkung ist gemacht: der Antritt der Weiter- oder der Rückreise nach beendeten Dienstgeschäfte soll nur „möglichst“ noch an demselben Tage erfolgen. Sie ist übereinstimmend mit dem Verwaltungsverfahren dazu auszulagen, daß unter billiger Berücksichtigung der Umstände zu ermessen ist, ob eine Reisefloßung, deren Benutzung für den Beamten nach Erwägung des Dienstgeschäfts noch möglich überhaupt möglich ist, von ihm auch wirklich benutzt werden muß, insbesondere ob dabei die körperlichen Bedürfnisse noch ausreichend befriedigt und die erforderlichen Vorbereitungen für die Reise ohne Überstürzung getroffen werden können. Daß dies im vorliegenden Falle ausführbar war, hat das Verwaltungsgericht angenommen. Taggen enthält die Einschaltung „namentlich bei kürzeren Reisen“ wieder eine Einschränkung, noch eine „Bestimmung“, sondern eine Erläuterung des aufgestellten Grundsatzes, wie die Wahl des Wortes „namentlich“ deutlich erkennen läßt, das die ausdrückliche Veranlassung eines hervor tretenden Beispiels bezeichnet. Was unter „kürzeren Reisen“ zu verstehen ist, wird von dieser Stelle nicht gesagt. Auch aus dem

Abs. 2 der Nr. 7 ist dies nicht allgemein zu entnehmen: „Daß das Dienstgeschäfte oder die Hinreise nebst dem Dienstgeschäfte sieben Stunden und darüber in Anspruch genommen, so werden unter kürzeren Reisen solche verstanden, welche in höchstens zwei Stunden zurückgelegt werden können.“ Denn hier wird der Begriff „kürzerer Reise“ nur für den Fall bestimmt begrenzt, daß das vorangegangene Dienstgeschäfte oder die Hinreise nebst dem Dienstgeschäfte sieben Stunden oder mehr in Anspruch genommen haben. Nur für diesen Fall soll dem Beamten die Zurücklegung seiner längeren Rückreise als einer solchen von höchstens zweiwöchiger Dauer noch an demselben Tage zugewendet werden. Daß damit allgemein, wenn der Beamte an demselben Tage neben einem Dienstgeschäfte noch eine Reise auszuführen hat, eine Gesamtleistung von neun Stunden für ausreichend erklärt wird, ergibt wieder aus dem Wortlaut noch dem erkennbaren Sinne der Bestimmung. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß bei ihrem Erfolge davon ausgegangen ist, nur nach einem lange Zeit in Anspruch nehmenden Dienstgeschäfte solle von dem Beamten nicht noch eine gleichfalls lange dauernde Rückreise an demselben Tage gefordert werden. Daraus ergibt, daß die Anwendbarkeit der Vorschrift gerade nur auf den nach ihrem Wortlaut vorausgesetzten Fall beschränkt ist. Ebenso wenig läßt sich ein allgemeiner Vorbehalt für die von dem Beamten auf Dienstreisen an einem Tage zu verlangende Gesamtleistung aus der Bestimmung zu B 4 Abs. 2 der Vorschriften gewinnen, wonach „zum Zwecke des Übernachts“ — „Unterbrechungen nur bei Reisen, deren Zweck eine außergewöhnliche Beschleunigung nicht bedingt, gestattet“ sind, und zwar a) bei Benutzung von Eisenbahnen oder Schiffen, wenn trotz vorbestimmter Verbindungen das Reiseziel erst nach einer zweiwöchigen Reisezeit erreicht werden kann.“ Denn hiernach ist eben nur eine Vorschrift darüber gegeben, wie lange, bei Reisen, die keiner außergewöhnlichen Beschleunigung bedürfen, ein Beamter an einem Tage auf die Reise betreiben muß, und berechtigt zu sein, demnachst ein Nachtquartier aufzusuchen und damit die Reise zu unterbrechen. Hiernach ist die Entscheidung nur aus der Regel der §§ 7 Abs. 1 zu entnehmen, die ihrem Wortlaut und Sinne nach nicht nur auf Rückreisen, die bloß einen „kürzeren Reise“ beinhalten, Anwendung finden, übrigens an sich, d. h. wenn nicht der Fall des Abs. 2 vorliegt, unter längeren Reisen solche von längerer als zweiwöchiger Dauer versteht, ihre Anwendung aber überhaupt nicht auf den Fall beschränkt, daß nur ein „kürzerer Reise“ zurückzulegen ist. Daß aber nach der einzigen wirklichen Einschränkung der an den Beamten gestellten Forderung, welche die Vorschrift durch den in dem Worte „möglichst“ enthaltenen Hinweis auf die Billigkeit macht, von dieser sehr wohl verlangt werden konnte, daß er die Rückreise nach B. noch an demselben Tage ausführt, hat das Verwaltungsgericht ohne rechtlichen Nachteil angenommen. v. R. a. Eisenbahngesetz, II. v. 24. Sept. 07, 85/07 III. — Posten.

Gesetz betr. die Fürsorge für Beamte infolge von Betriebsunfällen vom 2. Juni 1902.

28. § 1 Beamtenfürsorge. Begriff des Betriebsunfalls. Das Verwaltungsgericht hat angenommen, daß der Kläger durch einen im Dienste erlittenen Betriebsunfall dienstunfähig

gewesen ist, und hat den auf § 1 BeamtJürG. vom 2. Juni 1902 gestützten Klagenanspruch im Wesentlichen zum Gerichte 1. Instanz, das die Klage abgewiesen hatte, dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Dem Hauptangriff richtet die Revision gegen die Annahme des Berufungsgerichts, daß der Unfall, durch den der Kläger dienstunfähig geworden ist, als ein Betriebsunfall angesehen werden müsse. Dieser Angriff ist begründet. Der Kläger hatte am Morgen des 11. Oktober 1905 den Personenzug 306 von Landberg a. Rh. nach dem Bahnhofe Grumbold gefahren, wo er 9^u vormittags eingetroffen war. Auf dem Bahnhofe Grumbold hatte er bis 7^u abends Ruhepause, zu welcher Zeit er den Zug 303 nach Landberg zurückzufahren hatte. Die Maschine des Zugs 306 wurde in den Maschinenwagen eingestellt. Am Nachmittag begab sich der Kläger, der inzwischen zu Mittag gegessen hatte und einige Zeit spazieren gegangen war, wieder in den Maschinenwagen, um sein Bettzeug von seiner Maschine zu holen. Dabei befand er in der Absicht, warmes Wasser zum Waschen für sich zu entnehmen, eine neben seiner Maschine im Wagen stehende andere Maschine und kam beim Herausgehen von ihr dadurch zu Fall, daß er verständig annahm, diese Maschine habe ebenso wie die sonstige zwei Stufen, während sie deren drei hatte. Die durch den Fall hervorgerufene Verletzung hatte die Dienstunfähigkeit zur Folge. Bei dieser Sachlage kann der dem Kläger zugebilligte Unfall nicht als ein „Betriebsunfall“ gelten. Damit ein solcher vorliegt, wird neben dem zeitlichen und örtlichen Zusammenhange auch ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Betriebe und dem Unfälle erfordert (RG. 53, 77). An dem letzteren fehlt es hier. Der Kläger ist nicht bei der Beförderungstätigkeit der Eisenbahn, also dem eigentlichen Eisenbahnbetriebe, verunglückt, sondern bei einer Tätigkeit, die nur im mittelbaren Zusammenhange mit dem Betriebe stand und von ihm nur zufällig auf einer Maschine vorgenommen wurde, während sie sonst normalerweise in dem auf dem Bahnhofe vorhandenen Wägen- und Schlafsaume auszuführen war. Ein Unfall, der bei solcher Tätigkeit eintritt, kann aber nur dann als Betriebsunfall angesehen werden, wenn der Verunglückte den besonderen Betriebsgefahren zum Opfer gefallen ist, wenn die Umstände, unter denen sich der Unfall ereignete, eine Erhöhung des in der allgemeinen Lebensführung liegenden Unfallrisikos hervorbrachten, den Verunglückten als in Gefahrenbereiche des Betriebs besonders gefährdet erscheinen lassen. Einer solchen Betriebsgefahr ist der Kläger nicht erlegen, als er von der im Maschinenwagen stehenden Maschine, ohne daß irgend eine Hilfe geboten war, herabfiel, sondern einer dem Unfallrisiko des gewöhnlichen Lebens nicht verschriebenen Gefahr, die mit dem Herausgehen von einem erhöhten Standpunkte mittels Stufen jedesmal verbunden ist, wenn der Herabsteigende sich in der Zahl der Stufen irrt und infolge dieses Irrtums stürzt. Ihn der Klager sonach nicht durch einen Betriebsunfall dienstunfähig geworden, so ist sein Anspruch auf die erhöhte Pension des § 1 des Fürsorgegesetzes unbegründet und es ist dem Kantlage der Revision entsprechend das die Klage abweisende Urteil der 1. Instanz wiederherzustellen. R. O.-F. c. R., II. d. I. Okt. 07, 66/07 III. — Wesen.

Vom Oberverwaltungsgericht.*)

Bericht von Rechtsanwält Dr. Görres in Berlin.

Entscheidung genereller Prinzipienfragen aus dem Kommunalabgabengesetz.

Der Polizeimeister G. F. zu Heiligenstadt ist von dem Magistrat besetzt zu Schlachthausgebühren herangezogen worden und hat dagegen Einspruch mit dem Antrage auf Ermäßigung dieser Gebühren eingelegt. Der Einspruch wurde vom Magistrat durch Bescheid vom 22. März 1906 zurückgewiesen, welcher am 26. d. M. dem F. persönlich zugestellt worden ist. Gegen diesen Bescheid stand dem Herangezogenen nach § 70 Abs. 2 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 die Klage binnen einer Frist von zwei Wochen offen. Somit lief die Frist am 9. April 1906 ab. Die vom 20. d. M. datierte Klage ist dagegen erst am 26. April 1906, mithin zu spät, bei dem Bezirksausschuß eingegangen.

Demnach hat der Bezirksausschuß die Klage mit Recht wegen Fristversumms abgewiesen. Das deswegen von dem Kläger noch eingelegte Rechtsmittel der Revision konnte keinen Erfolg haben. Zwar behauptet Kläger, der § 69 des Kommunalabgabengesetzes könne keine Anwendung finden, weil es sich um eine „generelle Prinzipienfrage“ handle. Diese Behauptung beruht jedoch auf der irrigen Annahme, daß über solche allgemeinen Prinzipienfragen das Verwaltungsstreitverfahren überhaupt zugelassen sei. Gemäß § 7 Abs. 2 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1893 unterliegen der sachlichen Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte nur solche Streitigkeiten, die ihr durch besondere gesetzliche Bestimmungen zugewiesen sind. Demnach kann nicht das Recht des Beklagten zur Erhebung von Schlachthausgebühren überprüft, sondern nur der Anspruch des Klägers auf Herabsetzung von den auf ihn besonders veranlagten Gebühren Gegenstand des Streitverfahrens sein. F. c. Magistrat zu Heiligenstadt. B. v. 9. April 1907. Rep. Nr. II C 114/07. Bezirksausschuß Gerst.

Zulässigkeit der Erhebung von Kommunalsteuern auf den Verbrauch von Gas**)

Die städtischen Behörden zu Marienburg haben . . . den Erlass einer Steuerordnung beschlossen, nach welcher von dem im Gemeindebezirk Marienburg zu irgend welchem Zwecke verbrauchten Gase eine Steuer zu entrichten ist. Die Steuer beträgt für das Kubikmeter Gas 5 Pf., für das Kubikmeter Wasser zu technischen Zwecken 3 Pf. Der Verbrauch der Gemeinde ist von der Steuer befreit.

Die Steuerordnung, welche die Genehmigung des Bezirksausschusses und die Zustimmung der zuständigen Minister erhalten hat, ist mit der am 18. Juli 1906 erfolgten Veröffentlichung in Kraft getreten.

Als der Kläger auf Grund dieser Steuerordnung für den Verbrauch von Gas zu einem ihm Betrage noch nicht streitigen Steuer von 1,35 Mark herangezogen wurde, verlangte er nach

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

**) Entscheidung besonders interessant durch die Art, wie der Richter technische Fortschritte als vom Gesetzgeber vorzuziehen dem Gesetz unterwirft.

fruchtlosem Einspruch klagenb. Freistellung von dieser Abgabe mit der Begründung, daß die Erhebung einer Steuer für den Verbrauch von Gas nach der bestehenden Gesetzgebung unzulässig sei. Der Bezirksauschuß zu Danzig erachtete jedoch diese Einwendung für hinfällig und wies die Klage ab. Der Revision war jedoch der Erfolg nicht zu verlagern.

Der § 14 des Kommunalabgabengesetzes schreibt vor:

„Steuern auf den Verbrauch von Heiß-, Getreide-, Mehl-, Backwerk-, Kartoffeln- und Brennstoffen aller Art dürfen nicht neu eingeführt oder in ihren Sätzen erhöht werden.“

Der Bezirksauschuß ist der Meinung, daß diese Bestimmung der Erhebung einer Steuer von dem Verbrauch von Gas nicht entgegenstehe, da das Gas sich unter den Gegenständen, auf deren Verbrauch Steuern nicht eingeführt werden dürfen, nicht befindet, insbesondere auch nicht zu den Brennstoffen im Sinne des Gesetzes gehöre, denn wenn auch das Gas, namentlich in neuerer Zeit, vielfach zu Heizzwecken Verwendung finde, so liegt doch seine wesentliche Bedeutung in seiner Eigenschaft als Leuchtstoff.

Dem Bezirksauschuß ist darin beizupflichten, daß unter den Brennstoffen im Sinne des § 14 a. a. D. nur Heizstoffe und nicht auch Leuchtstoffe zu verstehen sind, der Bezirksauschuß irrt aber, wenn er das Gas den Heizstoffen nicht zuordnet.

Die Frage, welche Stoffe zu den Brennstoffen aller Art, deren Verbrauch der § 14 zu besteuern verbietet, zu rechnen sind, ist danach zu beurteilen, welche Stoffe nach dem Stande der Technik und der wirtschaftlichen Verhältnisse zur Zeit des Erlasses des maßgebenden Urteils zum Heizen verwendet werden. Es kann aber nun kein Zweifel darüber bestehen und wird auch seitens des Bezirksauschusses ausdrücklich anerkannt, daß in neuerer Zeit das Gas vielfach und in bedeutendem Umfang zu Heizzwecken verwendet wird, und daß zwar auch schon im Jahr 1905 der Fall, als die hier zur Antreibung gebrauchte Steuerordnung erlassen wurde. Nach dem Stande der Technik und der wirtschaftlichen Verhältnisse zu dieser Zeit war somit das Gas ein Heizstoff und als solcher ein Brennstoff im Sinne des § 14 a. a. D., so daß aus seinem Verbrauch eine Steuer nicht gelegt werden durfte. Dem steht einerseits der Umstand nicht entgegen, daß man bei Verlaß des Kommunalabgabengesetzes von der Ansicht ausgegangen sein mag, das Gas gehöre nicht zu den Heizstoffen und somit auch nicht zu den Brennstoffen; denn wollte man eine auf die damaligen Verhältnisse gestützte Beschränkung des Begriffs auf bestimmte einzelne Stoffe für alle Zeiten als maßgebend erachten, so würde man, wenn in späterer Zeit ein neuer, damals noch nicht bekannter Stoff zum Heizen gebraucht würde, die Besteuerung seines Verbrauchs zulassen müssen. Das aber würde dem Geiste widersprechen, welches aus der Verbotsbestimmung von Brennstoffen aller Art — nicht nur von einzelnen bestimmten Brennstoffen — eine Steuer zu legen verbietet. Das Gas als Heiz- und Brennstoff anzusehen, hindert aber auch andererseits nicht die Tatsache, daß das Gas auch zu Leuchtzwecken benutzt wird, und zwar auch dann nicht, wenn diese Art der Benutzung im allgemeinen oder an einzelnen Orten die überwiegende sein sollte. Denn wenn ein Stoff so allgemein, wie es beim Gase der Fall ist, zum Kochen und Heizen verwendet

wird, so ist er ein Brennstoff im Sinne des Gesetzes, und diese Eigenschaft kann er dadurch, daß er auch zu anderen Zwecken gebraucht wird, nicht verlieren.

Dennach ist die Verneinung, ohne daß es eines Eingehens auf die Frage bedarf, ob der Besteuerung des Gasverbrauchs die Vorschriften des Zollvereinsvertrages vom 8. Juli 1867 entgegenstehen, wegen Nichtanwendung des § 14 des Kommunalabgabengesetzes aufzuheben.

Bei freier Beurteilung ist der Kläger von der ihm abverlangten Steuer freizustellen, weil das Ortsrecht, das der Erhebung zugrunde liegt, gesetzwidrig und darum ungültig ist. U. v. 12. Febr. 07 i. S. des Gasmeisters F. e. Magistrat Marienburg Nr. 11 315. Rep. Nr. 11 C 195/06. Bezirksauschuß Danzig.

Grundlegende Entscheidungen.

Die Vertragsklausel, daß ein Grundstück mit allen „Rechten und Lasten“ verkauft werde, wird in Entsch. Nr. 2 — unter Hinweis auf die gleichartig auslegende Vorschrift der §§ 434, 446 BGB. — dahin gedeutet, daß Lasten nur solche aus dem Grundstücke zu ersiehenden Leistungen sind, die den Nutzungswert des Grundstücks mindern, daß dazu aber nicht solche Belastungen des Grundstücks gehören, die, wie der Nießbrauch, Grundgerechtigkeiten und Verkaufrecht, nur das Eigentum- und Verfügungsrecht einschränken.

Der durch Vorpflegung falscher Mietverträge des Raubgrundstücks getäuschte Käufer wird in Entsch. Nr. 3 für berechtigt erklärt, Schadenersatz wegen Nichterfüllung dem Verkäufer so zu verlangen, wie wenn dieser ihm die Mietverträge als Eigenschaft des Grundstücks zugesichert, diese Eigenschaft aber nicht gewährt hat.

Nach Entsch. Nr. 5 hat der Käufer einer Sache, die sich in einem vom Verkäufer mietweise innegehaltenen Raum befindet, die Nachforschungsspflicht wegen des etwa bestehenden Vermieterpfandrechts. Er kann seinen guten Glauben nicht schlechthin darauf stützen, daß er dieses Pfandrecht nicht gekannt habe.

Der Erfüllungsanspruch des Prinzipals gegen den Handlungsgehilfen beschränkt sich nicht auf den positiven Anspruch auf Leistung der Dienste, sondern umfaßt auch den Anspruch auf Unterlassung der Dienstleistung bei einem Dritten, wie in Entsch. Nr. 6 ausgeführt wird.

Entsch. Nr. 7 gibt Normen für die Art und Weise, in der Warnungsgeschehen bei Dacharbeiten beschaffen sein müssen und rechnet den Weg, den das Dienstpersonal eines Hauses von der Arbeitsstätte zu den Aborten zurückzulegen hat, zu den Räumen, die der Dienstherr den Dienstverpflichteten gegenüber frei vom Gefahren zu halten verpflichtet ist.

Die Vertragsstrafe, die zugleich mit der durch sie gesicherten Vertragserfüllung eingeleitet wird, bleibt nach Entsch. Nr. 14 für die Berechnung der Höhe des Straßengrundsatzes außer Betracht, da es sich um vertragsgemäß geregelter Schadenersatz handelt, der als Nebenforderung getrennt gemacht wird.

Entsch. Nr. 24 behandelt den Vertilgungsstreit, wenn die Kontaktsätze zur vollständigen Befriedigung aller Forderungsgläubiger nicht ausreicht. Dieser Streit kann nach der getroffenen Entscheidung nur zwischen den einzelnen Forderungsgläubigern untereinander, nicht aber zwischen einem von ihnen und dem Konkursverwalter entschieden werden.

Das Richtvorhandensein der Revisionsumme ist — mit Schaffstein — nachgewiesen außer in Entsch. Nr. 14 in den Entsch. Nr. 12 und 18.

Für die Redaktion verantwortlich: Justizrat Dr. Hugo Neumann in Berlin W. 55, Potsdamer Straße 118.

Druck: Dr. Meeser Buchdruckerei in Berlin S. 14.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 65.

Verlag und Expedition: W. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 80 Hg. Inzerate die 2gepalte Seite 60 Hg. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Es ist ein außerordentlicher Anwaltskongress (Mitglieder-versammlung) an

Sonntags, den 23. November 1907, Vormittags 9 Uhr nach Leipzig berufen. Versammlungsort: Aula der Universität.

Tagesordnung:

1. Beratung und Beschlußfassung über die Stellung zum Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Abänderung der Gerichtsverfassung, der Reichsjustizorganisationsordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

Berichterstatter:

1. Herr Rechtsanwalt Dr. Max Hansenburg in Mannheim,
2. Herr Rechtsanwalt Dr. Robert Finckh in Würzburg.

2. Wahl einer Kommission zur Vorbereitung von Änderungen der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins.

Leipzig, den 18. Oktober 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Erythropel,

Geheimer Justizrat, Vorsitzender.

Zur Vorbereitung der Verhandlungen des am 23. November 1907 in Leipzig tagenden außerordentlichen Anwaltskongresses werden die Herren Kollegen, die innerhalb der bekanntgegebenen Tagesordnung Beiträge stellen wollen, gebeten, solche schon vorher dem Vorstände schriftlich einzureichen.

Die Verendung des Terminkalenders für 1908 ist erfolgt. Erinnerungen wegen Richtmengen können nur berücksichtigt werden, wenn sie bis 25. November 1907 bei der Geschäftsstelle des Deutschen Anwaltvereins Leipzig, Bismarckstraße 2, geltend gemacht werden.

Carl Heymanns Verlag ist bereit, den Mitgliedern des Deutschen Anwaltvereins für ihren Bedarf weitere Exemplare des Kalenders zum Preise von Mark 1,50 zu liefern. Sie sind von Vereinsmitgliedern direkt bei dem genannten Verlage Berlin W. 8, Ranerstraße 43/44, zu bestellen.

Der Lebenspreis für das Exemplar beträgt für Nichtmitglieder Mark 3,60.

Leipzig, den 10. November 1907.

Dr. Weiß, Justizrat, Schriftführer.

Die Verlagshandlung C. E. W. Besser in Leipzig hat sich bereit erklärt, von jedem innerhalb sechs Monaten nach der gegenwärtigen Bekanntmachung verkauften Exemplare der „Geschichte der Rechtsanwaltschaft“ von Justizrat Weigert in Halle a. S.

der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte in Leipzig 10 Prozent des Lebenspreises zuzuwenden.

Leipzig, den 10. Oktober 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Im Verlage von W. Moser Buchhandlung, Berlin, ist das auf dem Rheinheimer Anwaltskongress mit viel Beifall aufgeführte Heft „Schulze gegen Kallide“ (Preis 1,50 Mark) im Druck erschienen. Der Reinertrag soll der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte überwiesen werden.

Wir empfehlen im Interesse des guten Zwecks die Anschaffung dieser kleinen Erinnerung.

Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Anwaltskammer im Bezirke des gemeinschaftlichen Thüringischen Oberlandesgerichts Jena hat der Kasse ebenfalls eine Beihilfe von 1000 Mark gewährt; die Kammer im Königreich Sachsen zu Dresden hat der Kasse einen Beitrag von jährlich 4 000 Mark auf die Geschäftsjahre 1907/1908 und 1908/1909 bewilligt. Den Nummern und ihren Verhältnissen ist für die reichen Beihilfen der anrichtigen Dank ausgesprochen worden.

Zur Änderung der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins.

1.

Von Geheimem Justizrat Erythropel.

Der XVIII. Deutsche Anwaltskongress hat beschlossen, eine Kommission einzusetzen mit der Aufgabe, dem Deutschen Anwaltskongress baldmöglichst Vorschläge zur Abänderung der Satzungen in Verlage zu bringen.

Da dem Vorschläge eine eigentliche Debatte nicht vorausging, so läßt sich schlechterdings nicht ersehen, nach welcher Richtung hin die Vorschläge sich bewegen sollen. Es scheint,

daß alles der Initiative dieser Kommission, die aus dem außerordentlichen Anwaltsstage gewählt werden soll, überlassen ist. Daß ein solcher Beschluß trotz der vom Herrn Kollegen Dr. Oelenstein in Mannheim geäußerten Bedenken, daß man nicht wisse, was der Antrag bedeuete, und daß man doch eigentlich wissen müßte, in welcher Richtung die Statuten geändert werden sollten, mit großer Majorität gefaßt wurde, beweist, daß die jetzige Organisation des Deutschen Anwaltsvereins weite Kreise der Rechtsanwaltschaft nicht befriedigt. Es verheißt dies eine Unternehmung, worin der Grund solcher Unzufriedenheit zu suchen und ob solchen abzuwehren ist. Die nachstehend geäußerten Gedanken sollen nur die Anregung zu einer literarischen Erörterung geben, die der zu erscheidenden Kommission Material für ihre Vorschläge verschaffen kann.

Nach § 1 der Satzungen des Deutschen Anwaltsvereins ist der Zweck desselben

- I. die Förderung des Gemeinfinns der Standesgenossen und die Pflege des wissenschaftlichen Geistes,
- II. die Förderung der Rechtspflege und der Gesetzgebung des Deutschen Reiches,
- III. die Vertretung der Berufsinteressen.

An diesen Vereinszweck darf nicht getüttelt werden. Der gegen den Verein in seiner jetzigen Organisation erhobene Vorwurf scheint sich insbesondere nach der Richtung hin zu bewegen, daß die sub II und III hervorgehobenen Zwecke, namentlich die Vertretung der Berufsinteressen, nicht genügend erreicht werden. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Beschlüsse des Deutschen Anwaltsstages sich bei den Zuständigkeitsverhältnissen nicht des Aufsehens erfreuen, das wünschenswert wäre. Wenigstens ist nicht bekannt geworden, daß irgend einer derselben Berücksichtigung gefunden hätte. Vielleicht findet dies in der Zusammenfassung der Anwaltsstage, die eine notwendige Folge der Organisation des Vereins ist, seine Erklärung. Naturgemäß nehmen an der Mitgliedserversammlung in überwiegender Zahl die Herren Kollegen teil, die am Orte der Versammlung und in dessen näherer Umgebung ihren Wohnsitz haben. Die notwendige Folge davon ist, daß die Entscheidung über Fragen, die die ganze Rechtsanwaltschaft betreffen, im wesentlichen von dem Orte abhängt, wo der Anwaltsstag zusammentritt und sogar mit diesem Orte wechselt. Es braucht nur an die Beschlüsse des Dampfer- und des Hammerortschen Anwaltsstages in bezug auf die Zwangsalterversorgung und Witwen- und Waisenlöhne erinnert zu werden. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß die Debatten der Anwaltsstage, abgesehen von den Vorträgen der Berichterstatter, nicht immer von erheblicher Bedeutung sind. Es wäre eine Organisation erwünscht, die diese Mängel beseitigt, namentlich die Beschlüsse von der Herrschaft des *genius loci* befreit und eine gründlichere Mitarbeit der einzelnen Vereinsmitglieder an den Ständen des Vereins ermöglicht.

Es ist der Gedanke erörtert und vertreten, an die Stelle der Mitgliedserversammlung eine Versammlung von Delegierten treten zu lassen. Zugaben ist, daß dann die erörterten Nachteile zum großen Teil wegfielen. Jeder Delegierte wird wohl vorbereitet zu den Tagungen ankommen und die von seinen Auftraggebern vertretene Auffassung zum Ausdruck bringen. Die Debatte wird inhaltreicher, der Beschluß nicht vom Orte der Versammlung abhängig sein. Mit Recht wird aber da-

gegen geltend gemacht, daß der Anwaltsverein dadurch seinen jetzigen Charakter vollständig verliert. Nicht zu seinen geringeren Aufgaben gehört die Förderung des Gemeinfinns der Standesgenossen und des wissenschaftlichen Geistes. Der Zweck, daß die Kollegen aus dem Deutschen Reiche mit einander in persönliche Verbindung treten, darf auch heute, obgleich er nicht mehr die Rolle, wie zur Zeit der Gründung des Vereins spielt, nicht unterschätzt werden. Es ist anzuerkennen, daß die geistigen Vergnügungen auf den Anwaltsstagen in letzter Zeit selbst zum Nachteil der sachlichen Beratungen abnehmend genommen haben, aber ganz beseitigen dürfen wir sie nicht. Auch muß jedem Mitgliede des Vereins die Möglichkeit geboten werden, persönlich seine Meinung zum Ausdruck zu bringen und zu vertreten. Es darf auch nicht die Pflege des wissenschaftlichen Geistes aus dem Programm des Anwaltsvereins gestrichen werden. Sie läßt bei einer Delegiertenversammlung vollständig in Wegfall.

An Anerkennung dieser Bedenken, die einer solchen Umgestaltung des Anwaltsvereins zwingend entgegenstehen, ist, wie der ursprünglich von Herrn Kollegen Rosenthal in München auf dem Anwaltsstage gestellte Antrag ergibt, daran gedacht, die Beteiligung der Anwaltskammern und sonstigen korporativen Verbände der Anwälte am Anwaltsverein zu ermöglichen. An die Anwaltskammern dürfte in dieser Beziehung wohl kaum zu denken sein. Sie sind eine staatliche Institution, ihre Aufgaben sind in der Rechtsanwaltsordnung im einzelnen bestimmt. Wenn man es auch für zulässig halten sollte, daß sie Mitglieder einer zur Förderung der Standesinteressen begründeten privaten Gesellschaft werden, so ist doch schwer ersichtlich, wie eine der staatlichen Aufsicht unterstehende Korporation ohne Rücksichtnahme auf diese den Interessen des Vereins sich sollte unterwerfen können und wie bei einem Konflikt die unter allen Umständen unerbittliche Einwirkung der Staatsbehörden zu vermeiden wäre. An solche andere korporative Verbände der Anwälte sonst gedacht ist, ist nicht ersichtlich. Es ist der Gedanke nicht ganz abzuweisen, die im Bezirk der einzelnen Anwaltskammern wohnenden Mitglieder des Deutschen Anwaltsvereins zu einer Korporation, einem *Mitgliedkörper* oder ähnlichem zusammenzufassen. Es soll aber schon hier betont werden, daß es seine großen Bedenken hat, dieser Korporation auf den Anwaltsstagen, wie sie jetzt bestehen, also in den Mitgliedserversammlungen, ein besonderes Stimmrecht zu geben. Es würden hierdurch in den Versammlungen Mitglieder I. und II. Klasse geschaffen, was unter allen Umständen zu vermeiden ist. Auch ist, wie die Erfahrung in der Versammlung der Hülfsklasse bei den durch Vollmachten legitimierten Mitgliedern gezeigt hat, die Art der Abstimmung präussend und praktisch schwer durchführbar.

Denkbar wäre eine Vertretung der Mitglieder des Anwaltsvereins in Delegierten tagen neben den eigentlichen Anwaltsstagen. Es könnte sachenmäßig vorgeschrieben werden, daß in einem Anwaltskammerbezirk wohnenden Mitglieder des Anwaltsvereins einen oder mehrere Delegierte, vielleicht auf je 20 Mitglieder einen Delegierten wählen, die zu Delegierten tagen zusammenzutreten. Die Vertretung der Delegierten tagen müßte in einer Versammlung der Vereinsmitglieder des Bezirks erfolgen. Die Delegierten tagen müßten alle zwei Jahre, als außerordentliche auf Verlangen einer bestimmten Anzahl von

Kammermitgliedern, zusammenzutreten. Die ordentlichen Mitgliederversammlungen können auf größere Zeitabschnitte verteilt werden. Die Tagesordnung der Delegiertenversammlung wäre vom Vorstände festzustellen. Dabei sind Vorschriften zu treffen, unter welchen Voraussetzungen von den Mitgliedern verlangt werden kann, daß bestimmte Gegenstände auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Eine Abgrenzung der Zuständigkeit des ordentlichen Anwaltsrates gegenüber dem Delegiertenrat ist nicht nötig. Es scheint sogar wünschig, beide Beratungen nebeneinander bestehen zu lassen, um Erfahrungen darüber zu sammeln, welche die Aufgaben des Anwaltsvereins am besten erfüllt.

Die hier erörterte Einrichtung würde den Vorteil haben, daß die einzelnen Mitglieder des Anwaltsrates mehr wie bisher zur praktischen Mitarbeit herangezogen werden, und daß die Beschlüsse der Delegiertenversammlungen geeigneter sind, sich eine größere Autorität wie die der Anwaltsräte zu erwerben.

Es lassen sich erhebliche Zweifel aufwerfen, ob diese Wege gangbar sind. Aber es ist wünschenswert, daß diese Zweifel öffentlich erörtert werden, ehe die in Aussicht genommene Kommission zusammentritt. Es kann sich sonst ereignen, daß ohne genügende Klärung dem nächsten Anwaltsrat Beschlüsse unterbreitet werden, die vorher gar nicht zur Kenntnis eines erheblichen Teils der Mitglieder des Anwaltsvereins gelangt sind, während doch eine Änderung der jetzigen Sachungen nur nach gründlicher Erörterung und nur mit möglicher Einseitigkeit sämtlicher Vereinsmitglieder erfolgen darf.

II.

Von Rechtsanwalt Dr. Celenzeing, Rannheim.

Unsere derzeitige Organisation genügt nicht, um die schweren Aufgaben, die uns bevorstehen, zu bewältigen. Darüber sind wir alle einig. Das Gewicht unserer Beschlüsse muß erhöht werden, dadurch, daß allen Mitgliedern des Standes die Möglichkeit gewährt wird, einen Einfluß auf das Zustandekommen der Beschlüsse auszuüben. Dies hat Herr Kollege Rosenthal richtig erkannt. Er sucht diesem Bedürfnis dadurch gerecht zu werden, daß er dem Beitritt der Anwaltsvereine und örtlichen Anwaltsvereine als Mitglieder zum Deutschen Anwaltsverein vorschlägt und diesen Vereinigungen eine erhöhte Stimmengabe bei dem Anwaltsrat einräumt. Wenn dadurch auch die Bedeutung der Anwaltsräte erhöht werden mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß ein derartig komplizierter Ausbau der Mitgliederversammlungen harte Schattenwürfe hat. Man braucht sich nur eine Abstimmung mit dieser unheimlichen Stimmenberechnung vorzustellen, um die Schwere der Sache zu fühlen. Organisation sich klar zu machen. Das Beispiel der Ärzteschaft ist keineswegs zu. Der Anwaltsrat ist nicht eine Versammlung aller Ärzte, die einem Verein angehören, sondern eine Versammlung von Delegierten der Ärztesvereine, welche dem deutschen Ärztesrat beitreten. Einzelmitglieder können der Ärztesvereins nicht. Bei einer solchen, naturgemäß nur von einer beschränkten Personenzahl besuchten Versammlung, bietet die Abstimmung auch nach einem verwickelteren Modus

keine erhebliche Schwierigkeit. Trotzdem stimmt auch der Anwaltsrat regelmäßig nach einfacher Mehrheit der anwesenden Abgeordneten.

Nicht zu verkennen ist ferner, daß das Übergewicht der Stimmen der Anwaltsvereine und Vereine, deren Vertreter teilweise mit gebundener Mandatsbefugnis erschienen werden, dem einzelnen Vereinsmitglied die Freude an der Teilnahme bei den Beratungen mehr oder minder vergällen wird. Der Anwaltsrat könnte dadurch seinen Charakter als allgemeine Mitgliederversammlung überhaupt verlieren, und eine Versammlung der Vorstände der Kammern und Vereine werden, deren Beschlüsse vielleicht erst recht keine größere Bedeutung erlangen werden als die der jetzigen Anwaltsräte.

Sicherlich aber wäre unsere Organisation im Hinblick auf Beweglichkeit und Schlagfertigkeit um nichts gebessert.

Ich glaube deshalb, daß der Fehel an ganz anderer Stelle anzusetzen ist. Ein Verband von mehreren Tausend von Menschen, die zudem in weit zerstreuten Gegenden wohnen, kann sich in einer allgemeinen Versammlung der Mitglieder überhaupt nicht regieren. Wie jedem zu einer bestimmten Größe herangezogenen Volk, das an der Bestimmung seiner Geschicke selbst mitarbeiten will, tut und nichts mehr und nichts weniger als ein Parlament, eine Versammlung von gewählten Vertretern der einzelnen Bezirke, welche jederzeit zur Erörterung wichtiger Fragen zusammenberufen werden kann, und Kommissionen zur genaueren Prüfung einzusetzen befugt ist.

Wie im einzelnen diese Organisation auszugestaltet ist, darüber wird sich eine Einigung unlösbar erweisen lassen. Ich möchte vorschlagen, daß jeder Kammerbezirk zwei oder drei Vertreter wählt. Die Wahl soll in der Kammerversammlung stattfinden, wahlberechtigt sollen auch Nichtmitglieder des Deutschen Anwaltsvereins sein, während der Gewählte natürlich dem Verein angehören muß. Wo der Kammerbezirk die Leitung der Wahl nicht übernimmt, mag der Vereinsvorstand für die Wahl sorgen. Die Bezirksvertreter sollen nicht gleichzeitig Mitglieder der Kammerbezirksversammlungen sein dürfen. Wenn ein Mitglied des Kammerbezirks zum Delegierten gewählt werden will, so mag es sein Amt als Vorstandsmitglied niederlegen. Neben dem Kammerbezirksvertreter müssen eine Anzahl Delegierter auch direkt durch den Anwaltsrat gewählt werden, um die aus der notwendigen Beschneidung der Zahl der Vertreter eines Bezirks entstehenden Unbilligkeiten auszugleichen.

Die Vertreterversammlung soll ihren ständigen Sitz in einer zentral gelegenen Stadt — vielleicht Berlin — haben. Die baren Ausgaben müssen aus der Vereinskasse ersetzt werden. Sitzungen sollen jedes Vierteljahr, außerordentliche Sitzungen auf Antrag des Vereinsvorstandes oder einer bestimmten Anzahl von Delegierten stattfinden. Die Mitglieder des Vorstandes sollen auch in der Delegiertenversammlung wahlberechtigt sein.

In die Kommissionen sollen nicht nur Delegierte, sondern auch jedes andere Vereinsmitglied gewählt werden können, damit möglichst alle in der Anwaltschaft vorhandenen Kräfte zum Nutzen des Standes mobil gemacht werden können.

Der Anwaltsrat würde neben dieser Delegiertenversammlung bestehen bleiben. Welche der beiden Versammlungen die größere moralische Bedeutung gewinnen wird, wird die Zukunft lehren. Vielleicht empfiehlt es sich, eine Delegiertenversammlung jeweils

mit dem Anwaltstag zu verbinden und bei solchen Tagungen nur den übereinstimmenden Beschlüssen beider Versammlungen bindende Kraft zu verleihen.

III.

Von Rumann.

Wie haben wir das Ansehen unseres Vereins und seiner Beischlässe nach innen und nach außen? Zu dieser Frage, die sich die für die Vorbereitung der Statutenänderung zu wählende Kommission wird vorzulegen haben, einige Bemerkungen.

Der Deutsche Anwaltverein steht heute völlig außer Zusammenhang mit den lokalen Vereinigungen der Rechtsanwälte, obwohl doch die meisten Mitglieder der lokalen Vereinigungen zugleich Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins sind. Eine Umfrage wird ergeben, daß in vielen Bezirken, namentlich in den größeren Städten lokale Anwaltsvereine bestehen. Wo sie nicht bestehen, wird es nur einer Anregung bedürfen, um ihre Bildung in die Wege zu leiten. Die Zusammenfassung aller vorhandenen und noch zu bildenden Anwaltvereine durch das Band des Deutschen Anwaltvereins würde eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen der zentralen und der lokalen Organisation ermöglichen. Die lokalen Vereinigungen würden Fragen und Angelegenheiten, deren Erörterung ihnen als wünschenswert erscheinen, der Zentralverwaltung mitteilen, diese sie — neben sonstigen Anregungen — den lokalen Vereinigungen zur Erörterung empfehlen. Das Ergebnis solcher Erörterungen würde in der Zentrale gesammelt und zum Gegenstand eines Berichts in der Vereinszeitschrift gemacht werden. Es würde jederzeit die Meinung der deutschen Anwaltschaft in den die Rechtspflege und die Standesinteressen betreffenden Fragen feststellbar werden können, wenigstens, wenn sich eine übereinstimmende Meinung aller oder doch der meisten Vereine ergäbe. Fragen, in denen wesentliche Meinungsverschiedenheiten hervortreten, wären die geeigneten Beratungsgegenstände für den Anwaltstag. Umfragen und Sammlungen von statistischem und sonstigem Material, die von dem Zentralrat aus Anregung der lokalen Vereinigungen oder ohne solche ausgehen, könnten von den lokalen Vereinigungen erledigt werden.

Die lokalen Vereinigungen hätten eine nach der Zahl der Vereinsmitglieder abzuführende Anzahl von Abgeordneten in den neu zu begründenden Vorstandsrat zu entsenden.

Der Vorstandsrat hätte sich nach Bedarf, mindestens alljährlich einmal zu versammeln. Er hat den Vorstand in der Durchführung der Vereinswerke zu unterstützen. Er hat die Tagesordnung für den Anwaltstag festzusetzen und die Beratungsgegenstände vorzubereiten. Vielleicht wäre es auch zweckmäßig, dem Vorstandsrat die Befugnis zu geben, den Anwaltstagen ein bestimmtes Votum vorzuschlagen. Es würden dadurch überflüssig und in sich widerspruchsvolle Beschlüsse vermieden werden.

Vor allem aber bedarf es so großer Berier, wie der unser, eines im Hauptsaal für ihn tätigen Geschäftsführers oder Generalsekretärs. Die richtig verstandenen Aufgaben eines Deutschen Anwaltvereins bringen eine solche Menge von Arbeit mit sich, daß sie in wirklich sachgemäßer und fruchtbringender Weise von dem mit den Anforderungen des eigenen Berufs

belasteten ehrenamtlichen Vorstandsmännern nicht geleistet werden kann. Der Geschäftsführer ist von dem Vorstandsrat zu wählen und mit jährlicher Kündigungsmöglichkeit anzustellen. Er hat, mit den erforderlichen Hilfspersonen ausgestattet, die gesamte Arbeit, die das Vereinsleben mit sich bringt, unter Aufsicht des Vorstandes zu leisten und hat sich bei den Sitzungen des Vorstandes und des Vorstandsrates mit beratender Stimme zu betheiligen.

Er hätte namentlich die Leitung der Vereinszeitschrift zu übernehmen und sie, sobald die bestehenden Hindernisse überwunden sein werden, auf eine der Bedeutung unseres Vereins und unseres Standes würdige Höhe zu bringen. Und darin wäre sehr viel zu tun. Aber auch andere Aufgaben harrten noch der Lösung.

Der Vorstand würde nur aus fünf Mitgliedern, dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter sowie drei Beisitzern, zu bestehen brauchen, in zu wichtigen Fällen der Vorstandsrat hinzuzuziehen ist. Dabei würde es sich empfehlen, grundsätzlich eine zeitliche Begrenzung für die Zugehörigkeit zum Vorstande statutenmäßig festzusetzen.

Der so von mir skizzierte Inhalt des Statuts mit Beiratsvereinen und Geschäftsführer ist kein Phantasiegebilde, sondern die bewährte Grundlage des seit Jahrzehnten blühenden Vereins Deutscher Ingenieure, dessen Wirksamkeit für die Wissenschaft und den Stand der Ingenieure wir uns zum Beispiel nehmen mögen.

Zur Entlastung des Reichsgerichts.

Von Justizrat Syring, Rechtsanwalt bei dem Reichsgericht in Leipzig.

Die Überlastung des Reichsgerichts macht sich wieder fühlbar. Es werden jetzt schon Termine bis in den September l. J. hinein anberaumt. Dieser Zustand ist unhaltbar. Eine Änderung ist nur von gesetzgeberischen Maßnahmen zu erwarten. Solche werden augenblicklich viel erzwungen. Es wäre zu wünschen, daß Mittel gefunden würden, welche die Entlastung herbeiführen, ohne die Rechtspflege zu beeinträchtigen. Nachdem die Revision bereits durch die Novelle vom 5. Juni 1905 eine Änderung erfahren hat, die vielfach als vielfache unvermeidliche Verschleppung angesehen wird, ist es dringend geboten, Schritte zu unterlassen, die eine nochmalige Verschleppung des Rechtsmittels bedeuten würden.

Zu Maßregeln dieser Art würde es gehören, wenn bestimmt würde, daß solche Revisionen, die von dem zuständigen Senate für ausschließlich sachlich werden, ohne mündliche Verhandlung als unbegründet zurückgewiesen werden dürfen. Die großen Bedenken gegen eine derartige Einrichtung sind bereits in dem Berichte der XII. Reichstagskommission über den Entwurf eines Gesetzes betreffend Änderung der Zivilprozedur (Nr. 782 der Drucksachen des Reichstags 11. Legisl.-Per. I. Session 1905/06 S. 15–16) eingehend dargelegt. Es kann auf die dortigen Ausführungen verwiesen werden. Besonders betont sei noch, daß nicht selten Revisionen a limine abgewiesen werden würden, die auf Grund mündlicher Verhandlung Erfolg haben würden. Manche Sachen bekommen in der mündlichen Verhandlung ein anderes Gesicht, als sie bei

dem hohen Stadium der Akten zeigen. Darum ist es zunächst zulässig, daß zuweilen Revisionen durchdringen, zu deren Einlegung der Partei wegen Ausfichtslosigkeit das Armenrecht verweigert worden war.

Dieser Nachteil würde sich steigern, wenn man gar über die Erörterungen jener Kommission hinaus dazu schreiten würde, die Entscheidung über die Ausficht der Revisionen nicht dem ganzen Senat, sondern einigen, etwa zwei, Mitgliedern aufzutragen. Kann es vorkommen, daß ein ganzer Senat eine Revision zunächst ohne mündliche Verhandlung ungünstig beurteilt als nachher auf Grund mündlicher Verhandlung, so ist diese Möglichkeit in erhöhtem Maße vorhanden, wenn nur zwei Mitglieder auf Grund der Akten die Prüfung der Sache vornehmen. Damit ist es zu erklären, daß so manches Mal Revisionen, die zu Anfang der Verhandlung ungünstig erschienen, schließlich zur Aufhebung des angefochtenen Urteils führen. Solche Revisionen, die gegen das Urteil jener beiden Mitglieder des Senats durchdringen, würden im Beschlußverfahren in den meisten Fällen der Abweisung unterliegen. Die Einführung einer derartigen Maßregel würde daher eine bedauerliche Verschlechterung des Rechtsmittels enthalten.

Sie würde auch eine Beeinträchtigung des Vertrauens gegenüber der Rechtsprechung des Reichsgerichts zur Folge haben. Tatsächlich besteht — ob mit Recht oder Unrecht, kann dahin gestellt bleiben — im Deutschen Volk ein Mißtrauen gegen Entscheidungen, die hinter verschlossenen Thüren erlassen werden. Daher der flegelich vorgegriffene Dreck nach Öffentlichkeit und Mündlichkeit. Daß die Einrichtung der Vorprüfung nur mit Mißtrauen angesehen werden würde, kann deshalb kaum zweifelhaft sein.

Die Vorprüfung durch den Senat oder zwei Mitglieder desselben würde aber auch gar nicht die erhoffte Entlastung, sondern vielmehr sogar eine Belastung des Reichsgerichts bewirken.

Soll sie durch den ganzen Senat erfolgen, dann würde, wie bereits in der Richtstagskommission hervorgehoben ist, nicht selten der Fall eintreten, daß dieselbe Sache, weil sie verhandlungswürdig erscheint, den Senat viermal beschäftigen müßte. Dieser Mißbrauch von Zeit und Kraft würde einen Teil des wünschigen Gewinnes aufheben.

Dazu kommt noch folgendes. Die Rechtsanwältin beim Reichsgericht prüfen jetzt die ihnen zugewendeten Aufträge zur Einlegung von Revisionen sorgfältig daraufhin, ob die Revision durchführbar ist. Sie lehnen im allgemeinen die nach pflichtmäßigem Ermessen ausfichtslosen Sachen ab. Daß zuweilen unter besonderen Umständen Sachen zur Verhandlung gebracht werden, die ausfichtslos erscheinen, ändert an jener Regel nichts. Von den Anwälten der Provinzen ist ja vielfach darüber Klage geführt worden, daß in der Abweisung von Aufträgen zu weit gegangen werde. Mag dieser Vorwurf auch un begründet sein, jedenfalls halten die Rechtsanwältin bei dem Reichsgericht polizeirecht zur Verhandlung ungeeignete Sachen von der mündlichen Verhandlung fern. Dies muß anders werden, wenn eine Vorprüfung durch den Senat oder gar durch zwei Mitglieder stattfindet. Es ist dann nicht zu vermeiden, daß Revisionen eingelegt und aufrecht erhalten werden, die sonst zurückgewiesen oder wieder zurückgenommen werden würden. Einerseits wird den Anwälten das Gefühl der Ver-

antwortlichkeit abgenommen. Sie werden, wenn eine Sache zur Verhandlung zugelassen wird, nicht mehr Bedenken tragen, sie der Entscheidung des Reichsgerichts zu unterbreiten, da die Vorprüfung in andere Hände übergegangen ist. Andererseits wird, wenn eine Vorprüfung durch das Reichsgericht erfolgt, den Parteien von den Anwälten nicht gut die Möglichkeit verschlossen werden können, ihre Sachen wenigstens dieser Vorprüfung zu unterwerfen. Hierfür kann jemand, der in der Praxis steht, nicht den mindesten Zweifel haben, auch wenn er es mit der Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten sehr ernst nimmt. Das Reichsgericht wird daher aller Maßförmlichkeit nach berat mit Revisionen belastet werden, daß dadurch der erstrebte Gewinn an Zeit und Kraft ausgeglichen und vielleicht sogar die Arbeitslast noch vergrößert wird.

Eine Maßnahme mit so nachteiligen Wirkungen und so zweifelhaftem Erfolge sollte man nicht in den Kreis der Erwägungen ziehen, solange es noch andere Mittel gibt. Dies ist aber der Fall.

Die nochmalige Erhöhung der Revisionssumme wäre gegenüber der Vorprüfung noch das geringere Übel. Aber auch diese ist nicht erforderlich.

Am nächsten dürfte die Einrichtung zweier neuer Senate liegen. Man hat dagegen geltend gemacht, es sche im Deutschen Reich an geeigneten Akten zur Besetzung der neuen Stellen. Es wäre traurig um das Deutsche Reich bestell, wenn diese Besorgnis begründet wäre. Aber sie wird man zu Tagesordnung übergehen können.

Weiter ist ausgeführt worden, die Einseitigkeit der Rechtsprechung würde in noch höherem Maße als bisher gefährdet werden. Diese Gefährdung ist insofern schon an sich nicht groß, da die Geschäfte unter die einzelnen Senate nach Materien verteilt sind. Sie kann aber auch ganz vermieden werden. Dies dadurch, daß den beiden neuen Senaten — erforderlichenfalls neben einigen speziellen Materien — alle diejenigen Sachen überwiesen werden, in denen die Revision darauf gestützt wird, daß die Entscheidung auf der Verletzung einer anderen Rechtsnorm als eines Reichsgesetzes oder eines Gesetzes des gemeinen oder französischen Rechts beruhe. Es würden davon alle diejenigen Gesetze betroffen, welche in der Kaiserlichen Verordnung vom 28. September 1879 und in den Gesetzen vom 15. März 1881, 24. Juni 1886 und 30. März 1893 aufgeführt sind. Damit würden die zahlreichen Rechtsfreizügigkeiten über fischereyliche Verhältnisse, Schulbauwesen, Familienstandsverhältnisse, Lehen, Bergrecht, Wasserrecht, Landwirtschaftsangelegenheiten, Enteignungen, Festsetzung von Straßenfluchtlinien, Jagd, Fischerei, Steuern und Stempel, soweit diese Rechtsfreizügigkeiten dem Landesrecht angehören, den neuen Senaten überwiesen. Mit der Absonderung dieser Sachen würden die übrigen Senate erheblich entlastet. Sie würden für die übrigen Sachen arbeitsfähig erhalten werden. Diese würden dann nach wie vor von 7 Senaten erledigt. Die Einheit der Rechtsprechung würde also nicht in höherem Maße als gegenwärtig gefährdet sein.

Als weiteres Mittel zur Entlastung des Reichsgerichts kommt in Betracht die Abseignung der prozessualen Sachen, mit denen der höchste Gerichtshof jetzt belastet ist.

Das gilt zunächst von den Bescheid- und Berufsungen in den Sachen, welche in § 14 RevG. vom 7. April 1900

und § 2 Schußgeß. vom 10. September 1900 ausgeführt sind. Soweit für sie nicht gemäß § 6 Nr. 6 des letzteren Gesetzes Besorgnis getroffen ist, könnte die Entscheidung einem Oberlandesgerichte, etwa demjenigen in Hamburg oder dem Kammergericht, übertragen werden.

Auch mit den Berufungen gegen die Entscheidungen des Patentamtes gemäß § 33 PatG. vom 7. April 1891 könnte das Reichsgericht beschon bleiben. Gerade diese Sachen nehmen den ersten Ernst außerordentlich stark in Anspruch. Die Bildung einer II. Instanz bei dem Patentamt selbst dürfte möglich und zweckmäßig sein. Die dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte haben eine eingehende Erörterung gefunden in dem Aufsatze ZB. 07, 665.

Zu erwähnen wird ferner sein, ob es nicht angängig ist, Ziff. 2 des § 547 ZPO. zu streichen oder einzuschränken. Die in § 70 ZPO. bezeichneten Angelegenheiten sind, mindestens zum Teil, nicht von solcher Bedeutung, daß bei ihnen die Revision ohne Rücksicht auf den Wert des Rechtsverhältnisses stattfinden müßte.

Endlich dürfte auch die von Herrn Kollegen Dr. Hasenburger auf dem Anwaltskongreß in Mannheim (ZB. 07, 615) gegebene Anregung, Streitigkeiten aus gewissen Rechtsverhältnissen den Amtsgerichten zu überweisen, sehr wohl Beachtung verdienen. Diese Streitigkeiten würden von dem Reichsgerichte fern gehalten werden.

Die hier angegebenen Wege würden zu einer ausreichenden Entlastung des Reichsgerichts führen, ohne daß dadurch eine Verschlechterung der Rechtspflege bewirkt würde. Vielleicht lassen sich noch andere Wege ausfindig machen, die zu demselben Ziele führen, ohne eine weitere Berufungslast des Rechtsmittels in sich zu bergen. Unter allen Umständen aber ist die Vermeidung zu vermeiden. Sie wäre ein sehr schädliches und vornehm wirksames Hilfsmittel. Es wäre zu bebauern, wenn sie von dem Bundesrat dem Reichstage vorgelegt würde. Daß sie vom Reichstage angenommen werden würde, ist kaum zu bezweifeln. Jedenfalls hat die gesamte Anwaltschaft die Verpflichtung, sie im Interesse einer guten und vom Vertrauen des Volkes getragenen Rechtspflege auf das Schärfste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen.

Zur Reform.

Von Justizrat Zelter, Stuttgart.

Hier will ich nur untersuchen, ob die Zwecke des Entwurfs, Vereinfachung, Beschleunigung und Vertilgung der Rechtspflege, wirklich und in welchem Maße gefördert werden, und ob die Mittel und Konsequenzen mit dem errichteten Zwecke harmonisieren, ob die wissenschaftliche Bedeutung des Entwurfs die Anwendung solcher Mittel lohnt.

I. Vereinfachung der Rechtspflege.

1. Der Offizialbetrieb vereinfacht das Verfahren vor dem Amtsgericht nicht. Die Zustellung des Gerichtsbüchchens wird zwar bei der Klage ausgeschrieben; jede Ladung muß aber doppelt zugestellt werden. Das Gericht hat zu prüfen, ob es einen Schriftsatz zustellt oder nicht, das Gericht hat durch die Vorchrift des § 501 eine gesteigerte Prüfungspflicht und Verantwortlichkeit.

2. Eine Vereinfachung sieht der Entwurf in dem Unmittelbarkeitsprinzip, daß der Partei direkt und nicht zu Händen des Anwalts, wenn sie persönlich erscheinen soll, Meldung gemacht wird. Es kann dies im amtsgerichtlichen Verfahren schon zum ersten Termin und auch geschehen, ohne daß der Anwalt von der Ladung Kenntnis erhält.

Nach den Motiven darf man die Mitteilung an die Partei nicht dem Ermessen des Anwalts überlassen.

Mit Unrecht! Jeder erfahrene Anwalt weiß, daß das Gericht aus dem Ausbleiben der Partei Schlüsse gegen ihre Verhalten im Prozeß ziehen kann und dazu geneigt ist. Er wird der Partei regerepflichtig, wenn er ihr nicht Gelegenheit gibt, das ihre zu tun. Er macht sich einer Achtungsbeleidigung gegen das Gericht schuldig und disziplinarisch verantwortlich, wenn er der Mitteilung keine Folge gibt, — alles das traut man dem deutschen Anwalt zu, von dessen Pflichterfüllung man doch sonst so viel verlangt!

Die Ladung der Partei darf man also auch im Amtsgerichtsprozess nur neben gleichzeitiger Mitteilung an den Anwalt gestatten.

II. Beschleunigung der Rechtspflege.

1. Versäumnisurteile. Hier tritt eine Beschleunigung nicht ein. Die Einlassungsfrist ist zwar etwas kürzer, aber es muß ja nunmehr doch die Klage beiden Parteien zugestellt werden, und nur wenn der Kläger selbst auf die Terminansetzung wartet, kommt er schneller zum ersten Termin.

Die Einlassungsfrist zählt doch erst von der letzten Zustellung! Im Entwurf steht es zwar nicht, das ist aber selbstverständlich. Niemand kann vor dem Termine sich berechnen, ob er ein Versäumnisurteil erhält oder den Gegner zur Verhandlung zwingen kann. Die Sanierung einer mangelhaften Zustellung wird erschwert.

2. Die Erledigung der kontraktverletzenden Sachen soll schneller vor sich gehen. Die einzelne Verhandlung vor dem Amtsgericht ist zwar kürzer, aber der Unterschied von 6,24 Terminen (ZB.) zu 5,63 (ZB.) in der Statistik zu § 48 ist nicht so sehr bedeutend, um die Zuweisung an den Einzelrichter allein als beschleunigendes Moment darzustellen, und der Durchschnittssatz von 5,63 Terminen umfaßt alle späteren Objekte mit. Die Statistik hilft also dieser Annahme nicht. Die Vertagung wird nicht vermieden, an ihre Stelle tritt das Nichterscheinen.

3. Die Beschleunigung der Beweisaufnahme dadurch, daß das Amtsgericht ex officio schon zum ersten Termin bei kontraktverletzenden Sachen Zeugen vernehmen kann, steht im wesentlichen auf dem Papier. Würde sie zur Genüge, so könnte sie zur Überumpelung des Gegners führen.

Der Vorschlag kann verhindern, daß über die Behauptungen des Klägers allein im ersten Termin Beweis erhoben wird, wenn er eben erst im Termin oder kurz vor dem Termin widerspricht.

Doch die ganze Maßnahme wird einfach technisch nicht durchführbar sein, da der Amtsrichter seine Termine zunächst so ansetzt, als wenn er keine Zeugen zu laden hat.¹⁾

¹⁾ Herr Präsident Roska verlangt sogar eine Verschärfung: „hat“ statt „kann“. Nach ihm besteht ev. die gewinnende Partei unzulängliche Kosten, weil sie sich auf den Zeugen berufen hat, dessen Vernehmung durch die Verhandlung selbst überflüssig wurde.

4. Als Hauptzwang zur Befriedigung, und zwar für alle Prozesse, soll nun die Neuregelung des § 48 G.R.G. dienen. Es ist technisch wenig drauher und wird weiter ganz die finanziellen Resultate beibehalten, die man sich von ihr verspricht, noch sonst günstig wirken.

Zunächst machen die Gründe hier wieder den Anwalt zum Schuldner, dem man aus Mitleid die verdiente Strafe erläßt. Die Vertragungsstatistik ist aber keine sichere.

Das Prinzip ist insofern ein ungerechtes, als die Erhöhung der Prozesskosten lediglich von der unterliegenden Partei getragen wird, selbst wenn niemand an der Verlängerung des Rechtsstreits schuld hat! Es fällt der Termin mit, den der Anwalt insofern plötzlicher Erkrankung nicht wahrnehmen kann; der Termin, welcher durch eine unvorhergesehene Kollision vereitelt wird; der Termin, welcher dadurch entsteht, daß das Gericht sein Prozeßrecht ausübt; der Termin, dessen Anberaumung im Publikationstermin zum Zwecke der Wiedereröffnung vor Gericht beschloffen wird.

So kann der Richter im Anwaltsprozeß sehr schnell dazu kommen, die Anzahl von 3 Terminen bei einfacher kontraviktorischer Verhandlung zu überschreiten und dem Staat Rechenposten zuzurechnen, wenn er die Termine möglichst kurz ansetzt.⁷⁾ Die Ansicht der beiden Referenten, daß der Anwalt ebenfalls für eine erhöhte Anzahl von Terminen mehr liquidieren sollte, hält ich nicht für billig; denn dadurch gibt man dem Anwalt ein pekuniäres Interesse an der Verlängerung des Rechtsstreits, welches weiteres Mißtrauen in seinem Verhältnis zum Klienten schaffen kann.⁸⁾

Will man für Befriedigung des Richters und des Anwalts Erhöhung eintreten lassen, warum schafft man dann nicht eine Gebühr für das vorbereitende Verfahren? Warum beläßt man nicht die Termine, in denen verhandelt wird, sondern die, in denen es nicht geschieht?

Die Ersparung unniöher Vorarbeit läßt sich auf andere Weise erreichen. Vor dem Oberlandesgericht Stettin besteht seit einigen Jahren die Praxis, daß die Anwälte die Reihenfolge der zur Verhandlung kommenden Sachen anzeigen und zugleich mitteilen, welche Sachen, weil noch nicht vorbereitet, nicht zur Verhandlung kommen können. Der Weg ist für alle nicht zu großen Gerichte gangbar.

5. Schließlich ist eine Befriedigung des Rechtsstreits zu billigen, die Abgrenzung der Berufungen für kleine Objekte. Für so kleine Objekte unter 50 Mark genügt allerdings eine Tatsacheneinholung. Unwesentlich ist aber die vollständige Aufschaltung eines jeden Rechtsmittels. Hier muß also das Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde bleiben.

III. Verbilligung der Rechtspflege.

1. Das Verfahren wird nicht verbilligt; die Rechtsbeschaffung der Interessenten folgt aus der Bestimmung über die Schreibgebühren.

2. Neben dem Pauschquantum bleiben die Schreibgebühren zu 20 Pf. für diejenigen Fälle, in welchen, wie die Statistik

sagen, Schreibgebühren ausnahmsweise noch in Anspruch gelangen sollen, d. h. diejenigen Schreibgebühren für Ausfertigungen und Abschriften, welche nur auf Antrag oder zur Herstellung der notwendigen Akte erforderlich werden. (§ 79 G.R.G.)

Die dem Entwurf beigefügte Statistik gibt keinen Anhalt darüber, welchen Prozentsatz die Antragsschreibgebühren darstellen. Er läßt sich aber annähernd berechnen. Zu den Antragsschreibgebühren gehören sämtliche Abschriften der Urteile, der Beweisbeschlüsse, der Beweisaufnahme, der Urkunden. Zu den anderen gehören nur die Kosten für die von Amts wegen zuzufertigenden Abschriften, also die Lokationen an die Zeugen, Zustellungen von Beweisbeschlüssen an Sachverständige, Requisitionen an die ersuchten Gerichte und ein Teil der nicht veränderten Beschlüsse (vgl. §§ 86, 80 a, 80 b, 45 G.R.G.).

Im Amtsgerichtsprozeß sind beide Arten geringfügig. Im Berufungsverfahren entsteht mindestens als Antragsschreibgebühr die Ausfertigung des Urteils. Im kontraviktorischen Verfahren vor den Amtsgerichten entstehen sie in etwas erhöhtem Maße, da auch der unterliegende Teil, soweit er durch den Anwalt vertreten ist, sich ein Urteil geben läßt. Wo beide Parteien vertreten sind, umfassen die Antragsschreibgebühren einen noch größeren Teil und führen noch in höherem Maße vor Landgericht und Oberlandesgericht. Ich habe mit hundertfünfzig Gerichtsreferenten gesprochen, ich habe eine Reihe von Gerichtsstößen durchgesehen, in welchen Antragsschreibgebühren und Amtsschreibgebühren mit Rücksicht auf die verschiedenen Kostenpflichten getrennt aufgeführt sind, geprüft. Danach sind mindestens drei Viertel der landgerichtlichen und oberlandesgerichtlichen Schreibgebühren Antragsschreibgebühren.

3. Amtsgerichtsprozeß. Ich fahre hier nur ein als Antragsschreibgebühren für 794 579 Verlaumdurteile⁹⁾ je 40 Pf. mit 317 831,60 Mark. Sie waren in Höhe von 158 915,80 Mark in den bisherigen Schreibgebühren von 1 371 926 Mark enthalten. Die übrigen Schreibgebühren, 1 054 094,40 Mark beziehen sich also auf kontraviktorische Sachen; von diesen nur (gering geschätzt) die Hälfte als Antragsschreibgebühren jetzt neu mit dem doppelten Satz bezahlt, ergibt 1 054 094,40 Mark. In den in der Statistik nur berechneten Pauschgebühren von 1 107 233 Mark treten also an Kosten im ganzen 1 371 926 Mark hinzu.

Ferner ermäßigt ein weiteres Plus dadurch, daß für Objekte unter 60 Mark das Pauschquantum von 50 Pf. die in der Statistik berechneten 10 Prozent mit 40 Pf. resp. 25 Pf. übersteigt. Bei der Statistik in Anlage II des Entwurfs stellen diese Objekte 1/4 der Amtsgerichtsobjekte dar;¹⁰⁾ schon das ergibt bei 1 369 000 Amtsgerichtsprozessen und durchschnittlich 30 Pf. Zuschlag 410 000 Mark mehr.

Nach dieser Berechnung ergibt sich also ein Plus für den Amtsgerichtsprozeß von 2 899 159 Mark (1 107 233 Mark [10 Prozent] + 1 371 926 Mark Antragsschreibgebühren und 410 000 Mark [Mindestzuschlag]) weniger 1 500 405 Mark bisheriger Kosten, also rund 1 398 000 Mark.

⁷⁾ Der doppelte Satz des Oberlandesgerichts Stettin v. B. arbeitet oft mit Terminen von 10 resp. 14 Tagen.

⁸⁾ Der Aufsatz des Registrator (Heinrich D.J.) erscheint mir nicht zulässig, dem Gegner gegenüber unvollständig.

⁹⁾ Hauptübersicht für 1904, XXXII, 55, 233.

¹⁰⁾ Das wird noch zu wenig sein, weil Anlage II nur Amtsgerichtsprozesse umfaßt.

Tagegen spart die Partei die Kosten der Klagezustellung durch den Gerichtsvollzieher mit 50 Pf. = 685 000 Mark, und für weitere, seltene Parteiladungen bei 360 000 kontradiktorischen Sachen höchstens noch 115 000 Mark also 800 000 Mark.

Für den Fiskus ist andererseits der Betrag von 1 400 000 Mark rein reiner Verdienst, für ihn tritt eine positive Belastung ein, die neuen Ladungsstellen und eine Verminderung des Ertrages aus den Gerichtsvollziehergebühren.

a) Die positive Belastung bemesse ich ziemlich hoch, wenn ich für jede Klage bei vereinfachter Zustellung 60 Pf. einstelle, für jeden kontradiktorischen Prozeß die Zustellung zweier weiterer Schriftsätze mit 40 Pf. veranschlage und schließlich annehme, daß in jedem dritten kontradiktorischen Amtsgerichtsprozeß ein Rußen des Verfahrens eintritt.

Daraus ergeben sich Ladungsstellen des Gerichts

821 400 Mark (1 369 000 Prozesse),

144 000 Mark (bei 360 000 kontradiktorischen Sachen),

72 000 Mark (für 120 000 Fälle des Rußens),

1 037 400 Mark.

Das ist also eine Einbuße des Justizfiskus und Einnahme des Reichspostfiskus zugleich.

b) Die 685 000 Mark Mindereinnahme der Gerichtsvollzieher tragen diese nur zu 25 Prozent, zu 75 Prozent entgehen sie dem Justizfiskus.

Das Resultat ist daher folgendes:

1. Die Partei zahlt mehr 600 000 Mark,

2. die Gerichtsvollzieher verlieren prinzipiell 170 000 Mark.

Schreibgebühren für Aktenschaften sind in der Statistik nicht enthalten.

4. Die höheren Instanzen.

Etwas anders gestaltet sich das Verhältnis für die höheren Instanzen, in denen (abgesehen von den Objekten für 300 bis 800 Mark) die Auslagen des Fiskus fortfallen. Die Schreibgebühren für Landgerichte und Obergerichte betragen nach der Statistik für 1904 806 735 Mark. Davon ergeben 1/2 Antragschreibgebühren mit 604 500 Mark jetzt zu dem doppelten Satze einen Aufschlag von 1 209 000 Mark, der Aufschlag ein beträchtliches Mehr von 371 765 Mark. Das Plus der Gerichtskosten für die Parteien beträgt hier also 1 580 000 Mark. Andererseits erspart die Partei an Ladungsstellen für die Sachen von 300 bis 800 Mark ungefähr 120 000 Mark. 48 Prozent der gewöhnlichen Prozesse und 57 Prozent der Handelsgerichtsprozesse scheiden aus. Im Jahre 1904 betrug dieser Prozentsatz von 123 000 Landgerichtsvollprozessen 57 000 und von 69 000 Handelsgerichtsprozessen 39 000, 96 000 Prozesse. Bei diesen 96 000 Sachen rechne ich 75 Pf. für die Zustellung der Klage (Gerichtsvollzieher und Post), und für circa 32 000 kontradiktorische Prozesse 35 Pf. für weitere Posten bei Zustellung von Anwalt zu Anwalt.

5. Die Partei zahlt also für die höheren Instanzen 1 460 000 Mark, für die bisherigen Amtsgerichtsprozesse fast 600 000 Mark Gerichtskosten mehr als sie erspart, im ganzen über 2 Millionen Mark mehr, dem preussischen Justizfiskus fallen als reiner Verdienst ungefähr 1 1/2 Millionen, dem Reichspostfiskus außerdem durch Verminderung des preussischen Fiskus ungefähr 1/2 Million mehr zu als bisher.

Die ganze Mehrbelastung des Publikums für Deutschland an Gerichtskosten wird 3 bis 3 1/2 Millionen pro Jahr betragen, weil die Kosten von 1904 überholt sind. Für die süddeutschen Staaten wird die Einführung so nicht ganz so vorteilhaft sein.

6. Das Maßnahmenverfahren lasse ich außer Betracht. Wahrscheinlich erhöht es noch den Prozentsatz der Statistik, wenn seine Schreibgebühren in Anlage 1 miteinhalten sind; der Staat steht aber bezüglich der Gerichtskosten nicht schlechter.)

7. Den Meinertrag aus § 48 vermag ich nicht annähernd zu schätzen, weil nicht zu übersehen ist, inwieweit die Anwälte dem Publikum die Mehrbelastung ersparen können. Bleiben die Terminalsätze derselben, dann wird allerdings Preußen wohl allein um mehr als eine Million Plus rechnen können.)

IV. Einbuße der Anwälte.

Die Verschiebung der Anwaltsentnahmen in Preußen gestaltet sich so:

Oberlandesgerichtsanwälte.

Diese verlieren die Einnahmen aus den Prozessen von 300 bis 800 Mark; nach den Notizen 23 Prozent, nach meiner Statistik und der anderer Kollegen ungefähr 40 Prozent aller Sachen, also bei 1/2 8000 Sachen und 16 000 Mandate nach der Statistik von 1904. Für das Jahr 1906 ist der Kausal noch etwas höher, nämlich 9 — 10 000 Sachen. 16 000 Mandate bedeuten einen Ausfall für die Oberlandesgerichtsanwälte von insgesamt lediglich an Gebühren 720 000 Mark. Als Durchschnittssatz lege ich 45 Mark zugrunde. Davon zieht ich vorerst für ersparte unentgeltliche Anwaltsarbeit in Aktenschaften) mit Rücksicht auf den verzinnten Eingang von Gebühren noch 80 000 Mark ab. Die Summe von 640 000 Mark für den Landesgerichtsanwälten wieder zu, während sie circa 280 Oberlandesgerichtsanwälten (Kalender 1904, Preußen) verloren geht, also ein Verlust von 2 300 bis 2 400 Mark auf den Anwalt nur im Durchschnitt.

Landgerichts- und Amtsgerichtsanwälte.

An das Amtsgericht gehen 57 000 Zivilkammerprozesse und 39 000 Handelsgerichtsprozesse. Die ersteren zu 60 Prozent Verlaummerteil, zu 40 Prozent kontradiktorisch), ergeben für 22 800 kontradiktorische Prozesse mit einer Gebühr von je 45 Mark für 2 Anwälte 2 052 000 Mark, für 34 200 Verlaummerteil mit einer Durchschnittsgebühr von 25 Mark für einen Anwalt 855 000 Mark; zusammen 2 907 000 Mark.

Der 39 000 Handelskammerprozesse werden nach dem Verhältnis, ZRSt. 05, 247 (30 000 zu 39 000), so zu teilen sein, daß 17 000 gewöhnliche Handelsprozesse und 22 000 Urkundenprozesse, hauptsächlich Wechselprozesse an das Amtsgericht gelangen. Die Wechselprozesse sind zu 10 Prozent, die andern zu 30 Prozent kontradiktorisch (ZRSt. a. a. O. S. 249).

) Geringerer Gebührensatz früher 20 Pf. Gebühren + 20 Pf. Schreibgebühren; jetzt 20 Pf. Gebühren + 10 Pf. Aufschlagssatz + 40 Pf. = 70 Pf., aber bei Erhebung des Widerspruches 1,10 Mark.

) Circa 360 000 kontradiktorische Amtsgerichtssachen, circa 44 000 kontradiktorische Landgerichtssachen, von diesen seien circa 1/2, über 4, 1/2 über 7 Termine haben.

) 10 Prozent der Mandate, ZRSt. 07, 502.

) ZRSt. a. a. O. 248.

Alle Gebührensummen:

Handelsprozesse	5 100 · 90 =	459 000 Mark
	11 900 · 25 =	297 500 „
Wechselprozesse	2 200 · 54 =	119 800 „
	19 800 · 15 =	297 000 „
		1 173 300 Mark.

Es fällt daher den Amtsgerichtsanwälten formell zu einer Gebührenmenge von 4 080 000 Mark. Ich will nun zugunsten der Anwaltschaft einfließen, daß $\frac{1}{2}$ dieser Gebühren, abgesehen von den Armenfällen, den Anwälten erhalten bleiben.¹²⁾ Die Landgerichts- und Amtsgerichtsanwälte verlieren also zusammen 1 020 000 — 660 000 = 360 000 Mark. Das preussische Publikum spart an Anwaltskosten im ganzen eine Million, während es an Gerichtskosten zwei Millionen mehr zu zahlen hat.

Die Beschuldigung zwischen Landgerichten- und Amtsgerichtsanwälten läßt sich im einzelnen nicht berechnen, weil ein statistisches Material, worin die Landgerichtsobjekte auf die einzelnen Amtsgerichte sich verteilen werden, fehlt. Es verlieren jedenfalls die am meisten, die am mühselvollsten erziehen.

V. Schreibgebühren der Anwälte.

Nach den Notizen sollen sämtliche Anwälte mit Rücksicht auf Anlage II des Entwurfs eine Erhöhung von ungefähr 20 Prozent erhalten.

1. Dieser Schluß ist unrichtig. Jene Statistik kommt aus dem Bureau von 13 besonders angesehenen Berliner Anwälten mit guter Praxis, und war auch nicht dazu bestimmt, als Durchschnitt zu dienen.

a) Der Prozeß erster Instanz, Amtsgericht und Landgericht zusammen genommen, müßte eine Durchschnittsgebühr von 35 Mark für den Anwalt haben. Das trifft, wie ich durch Rückfragen festgestellt habe, für andere Landgerichte nicht zu. Der Durchschnittssatz wird mit Rücksicht auf das Ueberwiegen der Amtsgerichtsfällen und der Versäumnisfälle höchstens auf 20 bis 25 Mark anzunehmen sein.

b) Nach den Notizen machen die Objekte von 300 bis 600 Mark 60 Prozent der gesamten Landgerichtspraxis aus. Nach der Berliner Statistik haben sie einen kleineren Prozentsatz. Wie finden auch verhältnismäßig viel kontrabitatorische Prozesse mit Beweis- oder Vergleichsgebühr gegenüber der Hauptverurteilung. Alles dies erklärt sich aus den typischen Verhältnissen. 90 Prozent der Gebühren entsprechen durchschnittlich den jetzigen Schreibgebühren und Auslagen nicht.

2. Das Verteilungsprinzip ist in sich unbillig. Es enthält nur einen erheblichen Vorteil für die Anwälte am Reichsgericht, welche verhältnismäßig geringe Schreibauslagen haben. Dagegen verliert der Amtsgerichtsanwalt schon nach der Berliner Statistik fast durchschnittlich 1 Mark pro Sache gegen den bisherigen Satz, nach meinen Zahlen aber auch der Landgerichtsanwalt und der Anwalt am Oberlandesgericht.

3. Der Anspruch auf erhöhte Schreibgebühren für auf besonderen Wunsch der Partei gefertigte Schriftsätze hat für den Anwalt keine Bedeutung, da solche nur in den seltensten

Fällen vorkommen, denn, was bisher als erstattungsfähig galt, das hat der Anwalt pflichtgemäß zu leisten, und wird durch das Proportionalquantum abgegolten.

4. Will man ein gesundes billiges Basisfaktorenprinzip haben, so teile man nicht nach dem Objekt, sondern nach der Durchschnittsleistung des Schreibwerts und lasse das Porto als nicht erstattungsfähig demüthig aus dem Anwaltsprozeß heraus! Ein Normalatz für die Versäumnisfälle, unabhängig vom Objekt, der prozessualbedingte Satz für kontrabitatorische, der vierfache Satz für die Prozesse mit Beweisaufnahme, ein fester Zuschlag für das vorbereitende Verfahren und jede Vollstreckung. Bei den bisherigen Sätzen würden ohne Porto vielleicht 2 Mark für das Versäumnisverfahren, 5 Mark für das kontrabitatorische, 8 Mark für die Prozesse mit Beweis des Durchschnittssatz bilden, man gebe also 4 Mark, 10 Mark, 16 Mark, für das vorbereitende Verfahren und jede Vollstreckung 3 resp. 2 Mark. Abkufung ist nur nötig, wenn man auch das Porto zuzählt. Aber auch für den Fiskus ist festzusetzen, was er an Schreibwert zu leisten hat und dafür ein festes Basisquantum, vielleicht nur nach Instanzen abgeköpft, zu nominieren. So erhält der Anwalt im Durchschnitt nicht einmal dieselben Schreibgebühren, der Fiskus 220 Prozent der bisherigen Gebühren, und unter Ausgleichung der Zahlungsdosen, die keine Barausgabe darstellen, ein Plus von $\frac{1}{2}$!

VI. Die Neuorganisation.

Eine Verbilligung zugunsten des Staates scheint allerdings auch noch durch Erparung von Richtern geplant. Es würden demnach $\frac{1}{2}$ der Oberlandesgerichtsämter, $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ der Landrichter, also nach dem Stand von 1904 75 Oberlandesgerichtsräte, 100 Landgerichtsdirektoren, 200 Landrichter erspart werden können. Die letztere Zahl mindere ich wegen des höheren Prozentsatzes der Contumacialurteile der niederen Objekte auf 90 und 180.

Die neuen Berufungskammern der Landgerichte würden dagegen vielleicht 20 Verköpfe und 60 Beisitzer erfordern. An Stelle der ausscheidenden Landrichter würde man nur 150 Amtsrichter brauchen, da die formelle Arbeitslast des Amtsrichters etwas erleichtert wird. Es ergibt sich das Rechenexempel: 3·0 — 220 = 140. Also würde man 140 Richter sparen können, was für den Staat immer eine künftige Minderausgabe von ungefähr 6—700 000 Mark darstellt.

Aber andererseits sind ja unsere Richter zu hart belastet. Trotz der Arbeitsfälle in den Jahren der Übergangszeit ist die Anzahl der Richter doch lange nicht im Verhältnis zu dem Umfang der Tätigkeit gewachsen. Die Anzahl der Zivilprozesse bei dem Oberlandesgericht ist von 1881 bis 1904 in Preußen um 160 Prozent gestiegen (die Revisionen noch mehr), die Anzahl der Richter ist nur um 35 Prozent erhöht worden, nämlich von 234 auf 306. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Landgerichten, 100 Prozent zu 35 Prozent. Man hat also bisher auf Kosten der Richter gespart, man darf nicht weiter sparen! Überhaupt scheint es wieder richtig noch unendlich, den für die Stellung und Berufsfähigkeit des Richters notwendigen Grundlohn der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit lebhaft mit Rücksicht auf die verhältnismäßig unwichtige

¹²⁾ Ich gehe weiter als der Entwurf, aber muß weniger rechnen als Bannow, der wohl nur die Verhältnisse des kleinen Amtsgerichts berücksichtigt.

Reform zu durchbrechen, wenn die Statistik nicht Triumphe feiern soll. Selbst wenn man den Oberlandesgerichten $\frac{1}{2}$ ihrer Tätigkeit nimmt, so haben sie doch noch über 50 Prozent an Arbeit und nicht 50 Prozent Richter mehr als im Jahre 1881, und volle Entlastung tritt doch erst nach einer Übergangszeit ein, die wieder von selbst Läden geschaffen hat.

VII. Schluß.

Diese statistische Kleinarbeit war notwendig, um zu zeigen, wie enervierte Tendenz und Effekt der Revolle darstellen.

1. Erscheint es nun objektiv angemessen, die Erhöhung der Gerichtskosten zum Teil von den Parteien, zum großen Teil von den Anwälten tragen zu lassen? Das ist zu verneinen.

Man wird weiter fragen: Ist es denn überhaupt möglich, daß der Anwaltsstand solche Lasten tragen kann? Besitzt die Regierung statistisches Material, daß der Anwaltsstand so überreich entlastet wird, daß man ihn ein derartiges Opfer zumuten kann? Ist nicht gerade das Gegenteil der Fall?

2. Ebenso betrübungsbevoll ist aber die Einführung, insbesondere die Neugestaltung der §§ 48 StGB., 141 StPO. auf die Stellung des Anwalts zur Partei, zum Richter und untereinander. Der Einführung des Offizialbetriebes im Amtsgerichtsprozeß bedarf es weder zur Beschleunigung noch zur Vereinfachung. Für den Anwalt wird ja manches bequemer, aber die Nachteile für die Partei schäme ich böser ein. Ist aber das Einführungsmotiv das, den Offizialbetrieb dem Parteibetrieb zu vergleichen, um ihn eventuell auch später in den höheren Instanzen zu substituieren, dann heißt es für die Vertreter der freien Advokatur: principia obsta! Mit dem reinen Offizialbetrieb erscheint auch der Justizkommissarius.

Ja, auch die Kinderung der Anwaltsentnahmen gibt zu solchen Bedenken Veranlassung: man wird später vielleicht im Interesse der Stärkung der vorhandenen Anwälte den numerus clausus verlangen. Und alle Anhänger des Offizialbetriebes werden nach Einführung der Reform mit Recht betonen, daß für die Gerichte erster Instanz ein vollkommen widerspruchsvoller Zustand geschaffen sei. Der Streit um die Reform wird nicht einmal verlagert, geschweige denn gebrochen.

3. Die Tendenz des Entwurfes ist viel einfacher zu erreichen. Verbilligen könnte man den Prozeß, indem man die Gerichtskosten verbilligt, anstatt sie zu erhöhen. Man könnte auch diejenigen Sachen vom Anwaltszwang befreien, die ihrer Qualität nach derselben nicht bedürfen. Hier kann auf die hochgerichtlichen Vorschläge wie auf die sterrische Zivilprozeßordnung verwiesen werden, die für den Fortschritt und Reformisurteil nur den fatalen Anwaltszwang kennt.

Soll dagegen der wirtschaftliche Effekt des Entwurfes erreicht werden, erhöhe man doch offen die Gerichtskosten! Will man nur verhehlen, daß die oberen Instanzen zu stark belastet werden, so liegen sich Mittelwege finden.

Will man den Gang der Prozesse beschleunigen, so erhöhe man vor allem die Zahl der Richter. Die Statistik bringt hier den klaren Beweis, daß der Staat seiner Kulturamgabe nicht genügt hat, und ich zweifle nicht, daß das preussische Parlament bereit ist, den Justizminister in der Erfüllung der Kulturamgabe

zu unterstützen, selbst wenn der Finanzminister glaubte, er dürfe der Justiz keine Mittel mehr anweisen. Die Zahlen sprechen eine zu berechte Sprache!

Die Pauschalierung der Post- und Schreibgebühren der Rechtsanwälte nach dem Entwurf.

I.

Ein Rechenexempel mit etwas Polemik.

Von Rechtsanwalt Dr. Frank, Magdeburg.

Die Regelung der Vergütung der Rechtsanwaltsleistungen gehört nicht zu den tiefsten Problemen der Rechtswissenschaft. Immerhin ist sie für die Rechtsanwälte selbst nicht bedeutungslos, und sie äußert auch eine Rückwirkung auf die Befolgung der Bureauangelegenheiten. Deshalb ist eine Betrachtung darüber, welche Wirkung die Sätze des Entwurfes gegenüber dem jetzt bestehenden Zustande haben werden, wohl nicht als gänzlich abwegig zu betrachten.

Die Begründung des Entwurfes, welche eine vergleichende Übersicht über 717 Prozesse nach statistischen Ermittlungen von 13 Berliner Kollegen gibt, beschäftigt sich ja auch mit diesen Wirkungen.

1. Will man sich ein klares Bild über die Wirkungen der Pauschale des Entwurfes machen, so muß man Postgebühren und Schreibverordnungen trennen. Man kann im Prinzip nicht wissen, daß der Anwalt als Postgebühren mehr vergütet bekommt, als er ausgibt, und ebensoviele, daß er einen Teil der Postgebühren aus seiner Tasche bezahlt.

Die wirklich interessierende Frage ist also die:

Wie stellt sich nach dem Entwurf bei vollständiger Vergütung der bemittelten Postgebühren die Vergütung für das Schreibverord?

Es sind deshalb im folgenden die Postgebühren, bei denen die Zahlen der vergleichenden Übersicht des Entwurfes zunächst zugrunde gelegt sind, überall schon vorgetragen.

II. Man gehe von der vergleichenden Übersicht des Entwurfes aus.

In den gezeigten 717 Prozessen erhält der Rechtsanwalt nach der jetzigen Regelung (10 Pf. für die Seite) an Schreibgebühren 3458 Mark.

Nach dem Entwurf soll er 4435 Mark erhalten.

Das wäre für die Seite etwa 12 $\frac{1}{2}$ Pf.

III. Man kann nicht annehmen, daß der Entwurf lediglich die Talsache zur Kenntnis bringen will, es würden in 717 von 13 Berliner Kollegen gezeigten Prozessen bei den neuen Sätzen die Schreibgebühren um etwa 25 Prozent, die Vergütung für die Seite von 10 auf 12 $\frac{1}{2}$ Pf. steigen. Diese Talsache soll für sich allein möchte wohl nur wenige interessieren. Die Begründung des Entwurfes sagt ja vielmehr auch selbst, daß die statistischen Ermittlungen über diese 717 Prozesse einen Anhalt für die Beurteilung der Wirkungen im allgemeinen bieten sollen.

Es fragt sich nun:

Ist eine Steigerung im allgemeinen wirklich anzunehmen oder nicht?

Die Frage ist mit Sicherheit zu verneinen.

Natürlich ist bei jenen 717 Prozessen die obige Gesamtsumme und damit die Steigerung festgelegt. Darüber kann kein Zweifel sein. Aber völlig unzutreffend ist ein Schluß aus jener Zählung auf die Gesamtheit der Prozesse.

Von den gezählten 717 Prozessen sind 389 solche bis 300 Mark und 328 mit höheren Wertstufen.

Dies ergibt ein Verhältnis von etwa 55:45.

Wie verhält es sich in der Statistik?

Im Jahre 1905 sind bei den Amtsgerichten rund 2117000 und bei den Landgerichten rund 314000 Prozesse anhängig gemacht. (Siehe die Einleitung der Begründung des Entwurfs.) Auf 100 Prozesse entfallen also 87 amtsgerichtliche und 13 landgerichtliche.

Nun bedenkt sich zwar auch der jetzigen Organisation Amtsgerichtsprozesse nicht ohne weiteres mit solchen bis zum Betrage von 300 Mark, und Landgerichtsprozesse nicht mit den höheren Wertstufen.

Man mag annehmen, daß die Zahl der Amtsgerichtsprozesse mit den Werten über 300 Mark erheblich größer ist, als diejenige der Landgerichtsprozesse unter 300 Mark.

Weitere kommt natürlich in Betracht, daß die Landgerichtsprozesse sämtlich von Anwälten geführt werden, dagegen bei den Amtsgerichtsprozessen ein erheblicher Teil ausfällt.

Man mag deshalb für die Anwälte vielleicht 350000 höhere und nur 1400000 Objekte bis 300 Mark rechnen¹⁾ — dann ist das Verhältnis immer noch 20:80.

Stellt man sich eine eingehende Umfrage bei den „Landgerichtsanwälten“ an, wie viele von ihnen einen besseren Durchschnitt haben, und erwäge man weiter, daß die zahlreichen, nur beim Amtsgericht zugelassenen Kollegen fast nur Objekte bis 300 Mark haben.

Wird man also 717 Prozesse oder irgend eine andere Anzahl nach dem tatsächlich für die Anwaltschaft bestehenden Verhältnisse betrachten, so muß man auf 100 Prozesse 80 und auf 717 Prozesse etwa 574 mit Werten bis zu 300 Mark rechnen. Hiervon kommt man zu folgendem Ergebnis:

Bei der jetzigen Regelung werden vergütet

für 574 Objekte bis 300 Mark	2 152 Mark,
für 143 höhere	871 „
zusammen	3 023 Mark,

nach dem Entwurf

für die 574 Prozesse	1 136 Mark,
für die 143 „	1 600 „
zusammen	2 736 Mark.

Hiernach würde sich die Durchschnittsvergütung auf 9 Pf. belaufen.

Nach meiner Auffassung wird sich jedoch ein erheblich geringerer Durchschnitt, nämlich von etwa 7 Pf. ergeben. Siehe die Ausführungen zu VI.

IV. Den meisten Kollegen wird mit Kenntnis einer Durchschnittsvergütung für die Anwaltschaft nur wenig geboten

sein. Um die Wirkungen des Entwurfs wirklich kennen zu lernen, muß man die Einzelwirkungen ins Auge fassen. Hierbei ergeben sich, wobei die von der Statistik des Entwurfs für die einzelnen Projektgruppen aufgestellten Zahlen, soweit vorhanden, vollständig unverändert beibehalten sind, beachtenswerte Resultate.

A. Die Prozesse beim Reichsgericht.

Der Entwurf sagt über sie nichts Besonderes.

Die Herren Kollegen werden in den Pauschbühnen (nach Erhaltung der Postgebühren) im Durchschnitt für die Seite Schreibezeit einige Mark, vielleicht noch viel mehr erhalten.

Es handelt sich hierbei um einige Tausend Prozesse, etwa ein Tausendstel der Gesamtprozesszahl.

B. Die Oberlandesgerichtsprozesse.

Sie werden etwa 20 Pf. für die Seite ergeben.

Dies folgt aus den Zahlen zu C, wobei angenommen ist, daß beim Oberlandesgericht die höheren Objekte etwas überwiegen.

Es handelt sich hierbei wohl um einige Prozent des Gesamtprozesswerts.

C. Die Prozesse über 300 Mark im allgemeinen.

Unter Zugrundelegung der Zahlen des Entwurfs stellt sich die Vergütung auf etwa 18% Pf. für die Seite und für den Prozeß auf 11,08 Mark, während sie jetzt nur 6,09 Mark beträgt.

Sondert man in zwei Klassen, so beträgt die Vergütung

- a) bei den Objekten bis 900 Mark etwa 12 Pf.,
- b) bei den höheren etwa 22 Pf.

Es handelt sich bei diesen Objekten zusammen um etwa ein Fünftel der Prozesse.

D. Die Prozesse bis 300 Mark.

Unter Zugrundelegung der Zahlen des Entwurfs wird (nach Erhaltung der Postgebühren) die Vergütung für die Seite etwa 5% Pf. betragen.

Es handelt sich hierbei um etwa 1/4 der Prozesse.

Das Schreibezeit wird bei diesen Prozessen nach den Zahlen des Entwurfs bisher mit je 3,75 Mark (also im Durchschnitt 37% Seiten) vergütet. In Zukunft soll die Vergütung nur 1,98 Mark betragen. Bei jedem Prozesse wird sich eine Kindervergütung von 1,77 Mark ergeben.

V. Unter Zugrundelegung der Zahlen des Entwurfs würde ein „Landgerichtsamtswahl“ mit 500 Prozessen bis 300 Mark, und 125 Prozessen darüber eine Kindervergütung von etwa 300 Mark erhalten.

Ein „Amtsgerichtsamtswahl“ mit 600 Prozessen bis zu 300 Mark würde hierbei eine Kindervergütung von etwa 1000 Mark haben.

Würde der Amtsgerichtsamtswahl durch Erweiterung der Zuständigkeit etwa noch 50 Prozesse bis 300 Mark bekommen,²⁾ so würde er für diese Prozesse eine Durchschnittsvergütung

¹⁾ Nach meiner Ansicht ist hierbei das Verhältnis für die höheren Wertstufen viel zu günstig angenommen.

²⁾ Ob dem Kollegen beim Amtsgericht die Erweiterung der Zuständigkeit wirklich diesen Vorteil bringen wird, erwidere ich nicht.

von etwa 11 Pf. erhalten,⁷⁾ und die Durchschnittvergütung für sein Gesamtschreibwerk würde sich auf etwas mehr als 6 Pf. belaufen.

VI. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht wird bei einem sehr erheblichen Teil der Anwälte, vielleicht bei der Majorität, die Durchschnittvergütung für das Schreibwerk noch viel geringer, als zu 1 VC und D angenommen ist, und der Verlust deshalb noch erheblich größer sein, als die Berechnung zu V ergibt.

1. Die Statistik des Entwurfs gibt bei 328 Prozessen über 300 Mark 146 Objekte bis 900 Mark und 182 mit höheren Werten an. Dies ist ein Verhältnis von 45:55, das aber keineswegs dem allgemeinen Durchschnitt entspricht.

Von den landgerichtlichen vermögensrechtlichen Sachen entfallen vielmehr nach der vorstehenden Statistik schon auf die Objekte von 300 bis 800 Mark 48 Prozent der Zivilkammer- und 57–58 Prozent der Handelskammerfachen. (Siehe die Begründung des Entwurfs zu § 23 GRS.)

Die Objekte von 300–900 Mark werden hiernach nicht, wie man aus der Statistik der 717 Prozesse folgern könnte, 45 Prozent, sondern wohl im Durchschnitt 60 Prozent, und die höheren nicht 55 Prozent, sondern nur etwa 40 Prozent ausmachen.

Gerade die Objekte über 900 Mark ergeben aber bei den Pauschalen des Entwurfs der 717 Prozesse folgern könnte, 45 Prozent, sondern wohl im Durchschnitt 60 Prozent, und die höheren nicht 55 Prozent, sondern nur etwa 40 Prozent ausmachen.

Gerade die Objekte über 900 Mark ergeben aber bei den Pauschalen des Entwurfs der 717 Prozesse folgern könnte, 45 Prozent, sondern wohl im Durchschnitt 60 Prozent, und die höheren nicht 55 Prozent, sondern nur etwa 40 Prozent ausmachen.

2. Die Berliner Kollegen haben zu einem großen Teil hauptsächlich mit in Berlin wohnenden Mandanten zu tun. Auch die Gegenanwälte wohnen meistens in Berlin.

Durch den Fernsprecher können mit dem Mandanten und dem Gegenanwalt viele Rücksprachen erledigt werden. Eventuell kommt, auch für schwerere Briefe, nur das Disporto von 5 Pf. zur Erhebung.

Bei den Anwälten in mittleren und kleineren Städten wird die Post mehr benutzt werden müssen. Es wachsen mehr Schreiben und auch mehr Postgebühren.

Dies wird bei den größeren und kleineren Werten, vornehmlich allerdings bei den letzteren, sehr merkbare Wirksamkeit äußern.

Wie bereits oben gezeigt, sind bei den Sägen des Entwurfs nach Abzug der von den Berliner Kollegen vorausgesetzten Postgebühren für die Prozesse bis zu 300 Mark bei einem Schreibwerk von 37% Seiten 1,48 Mark, und für die Seite etwas mehr als 5 Pf. vorhanden.

Ist meine Annahme richtig, daß namentlich die vorausgesetzten Postgebühren sich für eine sehr erhebliche Anzahl von Anwälten gegenüber der Statistik des Entwurfs nicht unwesentlich erhöhen, so wird die Durchschnittvergütung in den Prozessen bis 300 Mark noch nicht 4 Pf. und bei den höheren

Objekten der I. Instanz (unter Berücksichtigung des zu VII angeführten) 13–14 Pf. betragen.

Dann ergibt sich für alle rechtskräftigen Sachen ein Durchschnittssatz von kaum 7 Pf.⁸⁾

Der Verlust des gemäß V beschäftigten Landgerichtsanwalts wird sich auf etwa 600 Mark, der des Amtsgerichtsanwalts mit 600 kleineren Sachen auf 1200–1300 Mark belaufen.

Ein Bruchteil der Landgerichtsanwälte mag allerdings keinen Verlust und einzelne recht glückliche mögen eine höhere Vergütung als jetzt haben.

VII. Die Begründung des Entwurfs sagt zu § 80 GRS.:

Die Verhältnisse, welche für die Festlegung der Schreibgebühr auf 10 Pf. für die Seite maßgebend waren, haben sich seit dem Jahre 1879 wesentlich verschoben, indem die Schreibhöhen von Jahr zu Jahr gestiegen sind und infolgedessen die Schreibgebühren je länger je mehr eine unzureichende Entschädigung für die Unkosten des Schreibwerks darstellen. Auch von Seiten der Rechtsanwalts- und Gerichtsvollzieher wird lebhafteste Klage über die Unzulänglichkeit der Schreibgebühren geführt.

Es erscheint daher angezeigt, für diejenigen Fälle, in denen Schreibgebühren ausnahmsweise noch in Ansatz gelangen sollen, eine auskömmliche Entschädigung zu gewähren. Zu diesem Zwecke erscheint eine Verdoppelung des bisherigen Satzes geboten.

Des weiteren heißt es bei § 76 RMD.:

Andererseits ist in Betracht zu ziehen, daß die bisherigen Schreibgebühren zur Deduktion der tatsächlichen Auslagen nicht ausreichen.

Die Regelung des Entwurfs gewährt den Vorteil, daß auch Rechtsanwalts-, die hauptsächlich Prozesse mit kleinen Werten zu führen haben, in den Pauschalen eine auskömmliche Entschädigung für ihre Auslagen finden.

Wird der letzte Satz gläubig finden?

VIII. Ganz besondere Beachtung wird den Herren Kollegen nach der neue Abs. 2 des § 76 mit seinem Minimalatz von 50 Pf. — namentlich in Hinblick auf die Zwangsversteigerung bei den kleineren Objekten — empfohlen.

Andererseits ist eine Beträchtung der Pauschalen des Entwurfs für die Gerichtskosten (nach der Anlage I des Entwurfs) nicht ohne Interesse.

Bei der Position „Freiwillige Rechtspflege in Zivilsachen“ machen die Pauschalen von 10 Prozent der Gebühren fast genau soviel aus, wie die jetzigen Auslagen für Schreibgebühren und Porto (etwa 2 400 000 Mark).

Nach dem Entwurf werden aber, und zwar mit dem Satz von 20 Pf., die Schreibgebühren für die auf Antrag zu

⁷⁾ Nicht von 12 Pf. Denn diese Durchschnittvergütung ergab sich nur unter Vereinnahmung aller Objekte bis 900 Mark. Das Mehr über den jetzigen Satz von 10 Pf. wird aber hauptsächlich erst durch die Verteilung von 650–900 Mark gebracht, während die Objekte von 300–450 Mark selbst nach den Zahlen des Entwurfs immer noch etwas weniger als 10 Pf. ergeben.

⁸⁾ Nach der Statistik des Entwurfs beträgt das Schreibwerk des Prozesses über 300 Mark etwa $\frac{1}{2}$, der kleineren Prozesse, je doch — die ersten Prozesse auf $\frac{1}{10}$, angenommen — der Schreibwerk des Gesamtschreibwerks der rechtskräftigen Prozesse ausmacht.
 $3 \cdot 14 + 7 \cdot 4 = 7 \text{ Pf.}$
 10

erteilenden Ausfertigungen und Abschriften nach besonders erhoben. Darunter fallen, wenn ich den Entwurf recht verstehe, die Protokollabschriften und die Urteilsausfertigungen.

Sollten diese Schriftstücke nicht wohl mindestens die Hälfte des gesamten gerichtlichen Schreibens ausmachen, und deshalb nicht noch etwa zwei Millionen hinzukommen?

II.

Von Rechtsanwalt Dr. Alfred Bloch II, München.

Während über die in Aufsatz genannte Änderung der ZPO. sich schon seit langem ein lebhafter Meinungsaustausch in allen beteiligten Kreisen entwickelt hat, wurde bisher der bevorstehenden Reform der RMdO. auch unter den Anwälten selbst eine geringe Beachtung geschenkt. Und doch besteht für die Anwälte, gerade mit Rücksicht auf die unübersehbar herrschende, dem Anwaltsstand ungünstige Strömung, aller Anlaß, sich die neue Sache besonders zu betrachten und der ihr gegebenen Begründung die volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Die RMdO. hat bisher über die bei der Mandatsführung etwaig anfallenden Auslagen lediglich Taten für die Schreibgebühren sowie für Reisen festgesetzt und bestimmt, daß für Verpackung von Briefen und Akten Auslagen nicht zu berechnen seien. Im übrigen aber galt, wie die Reiter der RMdO. sagen, aus der Natur des Mandatsverhältnisses sich ergebende Rechtsgutachten, daß alle notwendigen und nützlichen Auslagen tatsächlich von dem Auftraggeber vergütet werden müssen. Der Entwurf schränkt diese Regel wesentlich ein, indem er für die ganze Prospektfähigkeit des Anwalts nicht mehr den wirklichen Aufwand als ersatzfähig erklärt, sondern hier wie bei den Prospektgebühren ein Pauschalssystem vorsieht. Die Auslagen des Anwalts bestehen hauptsächlich in der Aufwendung für Schreibarbeit und für Postgebühren. Deshalb will der Entwurf gerade diese Auslagen treffen, indem er in Abänderung des bisherigen § 78 RMdO. gewisse Pauschale vorsieht.

Die Anwaltschaft muß sich nun fragen, ob denn wirklich genügende Grundlagen dafür geschaffen worden sind, um solche Bestimmungen zu treffen und ob die neue Ordnung einen Gewähr dafür bietet, daß die bei der Mandatsführung in der Regel entstandenen Aufwendungen genügenden Ersatz finden. Die bisherige, schwerer, vor Verlusten stehende Rechtsgrundlage soll ja verlassen werden und nur in Ausnahmefällen der tatsächliche Auslagenaufwand für Schreibarbeit und Post zu Berechnung kommen.

Die Begründung des Entwurfes verfaßt nahezu vollständig, wenn man in ihr eine Grundlage für den aufgestellten Pauschalssatz sucht. Als im Jahre 1887 die Reichsregierung den Versuch machte, eine Änderung der RMdO. und zwar eine Verabreichung der Gebührensätze herbeizuführen, blieb die geplante Novelle in der Kommission, welcher sie zur Beratung überwiesen war, stecken. Die Kommission vermochte die notwendigen statistischen Unterlagen und den Nachweis dafür, daß überall im Reich die Entlohnungsverhältnisse der Anwälte darnach gesteckt seien, um eine Umänderung der Gebühren zu erzwingen.

Jetzt kommt eine gesetzliche Änderung, welche in ihrer Begründung für einen sehr großen Teil der Anwaltsstätigkeit gar nicht den Versuch macht, die Wirkung zu prüfen, während sie für einen anderen Teil geradezu ein winziges Material, das aus einem eng begrenzten Gebiete genommen ist, verwerten will.

Die Begründung der Novelle schweigt sich vollkommen darüber aus, wie sich nach den neuen Bestimmungen die Verhältnisse in dem Strafverfahren, in dem Kontaktsverfahren und in der Zwangsvollstreckung gegenüber dem jetzigen Zustand gestalten werden. Nur für das Zivilprozeßverfahren I. Instanz hat sie 389 amtsgerichtliche und 338 landgerichtliche Akten, welche aus 13 Berliner Anwaltskanzleien stammen, zur Nachprüfung herangezogen. Sie spricht davon, daß 2117 619 amtsgerichtliche und 313 787 landgerichtliche Prozesse im Jahre 1905 bei den Gerichten des ganzen Reichs angefallen seien. Um eine neue Bestimmung zu rechtfertigen, hat sie also nur 0,1 Prozent der landgerichtlichen Sachen herangezogen und, wenn man annimmt, daß $\frac{1}{4}$ der amtsgerichtlichen Prozesse durch Anwälte geführt werden, nur 0,07 Prozent der amtsgerichtlichen Sachen.

Daß eine solche rein örtliche Miniaturstatistik mehr als unzuverlässig sein muß, liegt auf der Hand und es besteht somit die Gefahr, daß der deutschen Anwaltschaft durch die Novelle das Entkommen in beträchtlichem Maß geschnitten wird. Die volle Berechtigung dieser Annahme folgt daraus, daß bei einer richtigen Zusammenstellung des von den 13 Berliner Kanzleien stammenden Materials die Wirkung des neuen Pauschalssystems nicht etwa in dem Erreichen oder gar Übersteigen der tatsächlichen Schreib- und Postauslagen, sondern durchgehend in einer bedeutenden Verringerung des Erfolges der wirklichen Aufwendungen des Anwaltes sich zu erkennen gibt.

Die als Anlage II dem Gesetzentwurf beigefügte Tabelle enthält nämlich zwei schwere Fehler. Sie berechnet zunächst die Schreibgebühren, welche sie den Pauschalssätzen gegenüberstellt, nach der bisherigen Lage von 10 Pf. pro Seite. Nun stellt die Begründung ausdrücklich fest, daß dieser Satz sowohl für Gerichte, wie für Rechtsanwälte und Gerichtswaldbereiter bei den heutigen Verhältnissen je länger je mehr eine unzureichende Entschädigung für die Aufkosten des Schreibwerkes darstellt, da die Verhältnisse sich seit dem Jahre 1879 wesentlich verschoben haben und die Schreiblöhne von Jahr zu Jahr steigen sind. Bei den Anwälten bleibt abererner zu beachten, daß ihre Kanzleispeisen nicht nur durch die Steigerung der Schreiblöhne, sondern auch durch andere Umstände bedeuend gewachsen sind. Es sei nur auf die Erhöhung der Kosten für Miete, für Heizung und Beleuchtung, auf das Telefon und auf die Drucksätze zu den gesetzlichen Verbesserungen der Gebühren hingewiesen. Die letzteren zählt der Anwalt ex nobili officio weiß ganz. Der heute angemessene Ersatz für Schreiblohn beträgt also nach des Gesetgebers eigenen richtigen Ausführungen nicht 10 Pf., sondern 20 Pf. pro Seite und dieser Ersatz muß zugrunde gelegt werden, wenn ein für heutige Verhältnisse zureichendes Pauschalssystem gefunden werden will. In der hier folgenden Tabelle finden sich nun die Endergebnisse der Anlage II der Begründung zusammengestellt mit Aufzählung einer Spalte, in welcher der Zwangssystemsfall für die Schreibseite angenommen ist.

Wertstufe	Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe der Schreib- und Postgebühren		Summe der Pauschal- sätze
			Stück zu 10 Pf.	Stück zu 20 Pf.	
0— 60	139	856,15	654,80	1 122,00	460,00
60— 300	250	3 247,90	1 378,16	2 370,81	870,90
300— 900	146	5 679,90	968,45	1 091,70	1 116,10
900— 2100	109	7 423,90	921,85	1 617,85	1 485,00
2100—10000	78	8 482,10	738,57	1 317,84	1 696,80
Zusammen . .	717	25 589,95	4 661,83	8 120,20	5 637,80

Als Resultat findet sich, daß die Vergütung nach dem in Aussicht genommenen Pauschalsystem weit hinter dem wirklichen Aufwand des Anwalts zurückbleibt. Der von der Tabelle des Entwurfs in den Fußzahlen ausgewiesene Überschuß der Pauschalsummen ist verschwunden. Er geht aber auch sofort verloren und das gewonnenen Ergebnis wird ein noch viel ungünstigeres, wenn man einen weiteren schweren Fehler der dem Gesetzentwurf beigefügten Vergleichstabelle beifügt.

Die Tabelle stellt nämlich bei dem Vergleich von 717 Fällen 389 Amtsgerichtliche Sachen 328 landgerichtlichen Sachen gegenüber, als ob tatsächlich diese Zahlen dem im Reich bestehenden Verhältnisse entsprechen würden. Nimmt man wie schon oben an, daß $\frac{1}{2}$ aller Amtsgerichtlichen Sachen durch Anwälte geführt wird, und diese Zahl dürfte eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein, so treffen auf die 313 787 landgerichtlichen Prozesse des Jahres 1905, von welchen die Begründung spricht, 528 403 durch Anwälte vertretene Amtsgerichtssachen. Nur 37 Prozent aller im Deutschen Reich von Anwälten bei Land- und Amtsgerichten geführten Prozesse betreffen also Streitwerte über 300 Mark.

Werden in der Tabelle nur so viel landgerichtliche Sachen mit ihren Gebühren und Auslagen eingesetzt, als auf 389 Amtsgerichtssachen danach treffen, nämlich 229, so sinkt die Pauschalsumme unter den Betrag, welcher schon heute der Anwaltschaft bei dem anerkannt zu geringen Erlörsatz von 10 Pf. zu vergüten ist, herab. Das Pauschal-system des neuen § 76 gewährt also nach der richtig gestellten eigenen Rechnung des Entwurfs nicht nur nicht einen den heutigen Verhältnissen angemessenen Auslagenersatz, sondern noch weniger als der bisherige Status mit seiner ungenügenden Schreiblage ergab. Für die am Amtsgericht ausschließlich tätigen Anwälte aber leidet die Tabelle, daß sie auch bei der geplanten Verbesserung der Zuständigkeit auf 800 Mark für die erwachsenen Auslagen gar nicht oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen die eigenen Spesen selbst bei Zugrundelegen der Zehnprozentrate ersetzt erhalten.

Der neue § 76 nimmt nun weiter gar keine Rücksicht darauf, ob mehrere Kläger oder Beklagte im Prozesse beteiligt sind. Er bestimmt ferner im Urkandensprozeß die Pauschalschuldung nach der ohnehin geringen Gebühr von $\frac{1}{10}$, obgleich gerade hier schon die Art des Prozesses eine Mehrzahl des Schreibwerkes bedingt. Es wird jedem Praktiker ein leichtes sein, Tuzende von Beispielen auszuspielen, in welchen die vorgesehene Neuregelung unbedingt dem Anwalt zum

Schaden gereicht und schon bei der Einreichung der Klage das Pauschale überschritten werden muß.

Bei den hohen Streitwerten läßt sich mit Rücksicht auf ihre verhältnismäßig geringere Zahl durch die Versicherung kein Ersatz bieten, insbesondere weil ein Maximum von 60 Mark geschaffen ist. Das heißt mit anderen Worten in keiner kontrastistischen Sache mit mehr als 28 000 Mark Streitwert kann der Anwalt über 60 Mark für Schreibkosten und Postgebühren erhalten. Man erfordert aber solche größere Angelegenheiten eine ganz besondere Vorbereitung, oft den Verkehr mit einem Korrespondenzanwalt und eingehende rechtliche und sachliche Behandlung in den Schriftsätzen. Der Anwalt führt gerade hier nur zu oft die Unzulänglichkeit der Gebührensala des § 9 AWO, weil für den mit den Schriftsätzen verbundenen Aufwand an Zeit und Arbeit eine hinreichende Entschädigung nicht gewährt ist. In jedem einigermaßen verteilten Falle wird sich ein Überschreiten des Maximums ergeben.

Die Entwurfsbegründung sagt, es werde zu der Pflicht treue der Anwaltschaft das Vertrauen gelegt, daß die Pauschalierung der Schreibgebühren die Entwidlung der erforderlichen Schriftsätze nicht beeinträchtigen wird. Es heißt nun aber doch die Anforderungen an die Pflichttreue zu hoch spannen, wenn die Gewissenhaftigkeit in der Arbeit dadurch geradezu gestiftet wird, daß der Anwalt für seine Sorgfalt noch aus eigener Tasche bezahlen muß. Die zur Beratung der AWO, im Jahre 1879 eingesetzte Kommission und der Reichstag nahmen einen anderen Standpunkt ein als der jetzige Entwurf. Ursprünglich sollte ein Ersatz für den Briefwechsel mit der Partei nicht gewährt werden, die Regierungsvorlage wurde aber abgeändert und die Erhaltungsfähigkeit festgesetzt, um dem Verkehr mit dem Mandaten keinen Abbruch zu tun.

Es würde zu weit gehen, ohne die Schaffung eines genauen statistischen Rückhalts hier alle eventuellen Einzelheiten aufzuführen. Auf die Zwangsversteigerung aber sei besonders hingewiesen, bei welcher sich ganz eigenartige Ergebnisse des neuen Systems herausbilden. Da die Zahl der von Anwälten geführten Streitigkeiten unter 300 Mark weit größer als die Summe der Sachen mit größeren Werten ist und das gleiche Verhältnis für die Vollstreckungsinstanz zutreffen muß, so kann nach dem neuen § 76 in der Mehrzahl der Fälle der Anwalt nicht mehr als 60 Pf. Pauschale bei einer Vollstreckungsmaßnahme erhalten. Nun erfordert beispielsweise die Zerstörungsbildung mit der vorhergehenden Benachrichtigung schon unbedingt einen größeren Aufwand. In der Vollstreckungsinstanz kommt es aber gerade am häufigsten zu Unterhandlungen, der Erwidnung von Stundung oder Ratenzahlung, wodurch notwendigerweise größere Auslagen verursacht werden. Auch die höheren Streitwerten bildet das Ende oftmals ein Vollstreckungsstück auf eine geringe Summe, man denke an den Vergleich oder an die teilweise Abweisung der Klage. Hier will nur ein Beispiel herangezogen werden, um zu erkennen, welche Früchte durch die geplante Neubearbeitung geerntet werden können. Ein landgerichtlicher Rechtsstreit zu 1 200 Mark endet mit einem 20 Seiten langen Urteil, welches dem Kläger nur 200 Mark zuspricht. Für den Vollstreckungsauftrag erhält der Anwalt 2,10 Mark, wozu noch 50 Pf. Pauschale kommen würden, in Summa 2,60 Mark. Das Urteil muß mit der Begründung

zugestellt werden und die Abkürzt allein erfordert somit bereits einen Betrag von 4 Mark. Obst der Gläubiger nun selbst zum Gerichtsschlichter, so hat dieser für Herstellung der Abkürzt zu sorgen, dafür 4 Mark zu verrechnen und mitzubringen. Die Partei, welche einen Anwalt wählt, zahlt also weniger, als wenn sie selbst das Verfahren betreiben würde. Der Anwalt muß auf das Anbot aus eigener Tasche daraufzahlen und hat noch außerdem die Haftung für ein etwa unterlaufendes Verschöben zu tragen. Da der Anwalt in der Regel nur für den Ortstermin Telefonanruf ist, nach § 76 aber auch für Gespräche im Bezirksvorsteher keinen besonderen Ersatz erhält, vermag ein einziges notwendiges Gespräch mit einem Nachbarn das ganze für die Vollstreckungseinstellung gewährte Pauschale zu verschlingen.

Alle diese schweren Nachteile würden sich nur dadurch vermeiden lassen, daß nach § 93 RAGO. durch schriftliche Vereinbarung für die Schreibarbeit und Postgebühren eine besondere Abrede mit der Partei getroffen wird. Von künftigen Mitteln, mit welchen sich die Vorzeisten umgehen ließen, muß der Anwalt Abstand nehmen, wenn er nicht mit seinen Standespflichten in Widerspruch geraten will. Aber die Vereinbarung einer besonderen Entschädigung für Schreibkosten und Postgebühren erscheint schon an sich mit der Würde des rechtskundigen Parteivertreters unvereinbar.

Die deutsche Anwaltschaft hat schon jetzt mit den wirtschaftlichen Verhältnissen schwer zu kämpfen. Sie trägt die Last der Armenschaften, über deren Größe sich ein Bild gewinnen läßt, wenn man zum Beispiel weiß, daß unter allen im Jahre 1905 bei den Zivilkammern des Königl. Landgerichts München I angefallenen Sachen I. und II. Instanz sich 23 Prozent Armenmandate befanden haben. Für die sämtlichen Landgerichte Bayerns beziffern sich im Durchschnitt 17 Prozent. Da geht es wohl nicht an, den Anwalt nach zugunsten der zahlungsunfähigen Parteien weiter zu belassen und eine Gebührenordnung festlegen zu wollen, unter welcher in zahlreichen Fällen die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Anwalt für seine Arbeit und Auslagen nichts erhält, sondern selbst bare Zuschüsse machen und also mit Verlusten arbeiten muß. Da kann auch der Rückschlag auf die Anwaltschaften, der sich in der Umderung des Personals und der Beschränkung auf billige Arbeitskräfte geltend machen wird, nicht ausbleiben.

Die Bestimmung des neuen § 76 Abs. V hat sehr wenig Bedeutung. Ihre Anwendung dürfte nicht nur eine Ausnahme, sondern eine Varietät bilden. Denn nicht die Partei bestellt Justizräten und Abkürzten beim Anwalt, sondern dieser hat die Initiative, er muß entscheiden, was dem Klienten schriftlich und abkürztlich mitzuteilen ist. Der neue § 76 steht im grollen Gegensatz zu den Ideen, welche der Gesetzgeber bei Erlaß der RAGO. geleitet haben, in deren Begründung es heißt:

„Vor allem mußte als eine Bestimmung der RAGO. im Auge behalten werden, dem für die Rechtspflege notwendigen Berufsstand eine angemessene Entlohnung für seine Leistungen und damit zugleich eine würdige Lebensstellung zu sichern.“

Solange die in diesem Sinne zustande gekommene RAGO. und als ihr Korrelat die mit einem wirtschaftlich gesunden Anwaltsstand rechnenden übrigen rechtsgerichtlichen Bestimmungen

geilen, darf und muß die deutsche Anwaltschaft verlangen, daß die Grundidee ihrer RAGO. nicht durch eine mangelhaft vorbereitete Novelle verletzt wird.

Wenn eine Verbilligung der Rechtspflege erstrebt werden will, so hat die Gesamtheit der Bevölkerung gleichmäßig den Ausfall zu tragen. Man möge die Gerichtskosten herabsetzen und durch eine höhere allgemeine Besteuerung den Ausfall bedrücken. Der Entwurf jedoch will die Verbilligung zum größten Teil auf Kosten des Anwaltsstandes, der bereits große Lasten für die Allgemeinheit trägt, durchsetzen. Jeder anderen Anwalt für das Abgehen von dem bisherigen, der allgemeinen Rechtsregel entsprechenden Grundsatz für den Ersatz den Auslagen läßt die Begründung der Novelle vermissen. Sie enthält laßschick nur den Beleg dafür, daß der gegenwärtige Ersatz mit der 10-Bl.-Schreibrate zu gering ist. Trotzdem soll ein Pauschalbetrag für die Prozessauslagen kommen, welches viel zu geringer wäre enthält, sich für einen großen Teil der anwaltschaftlichen Tätigkeit, insbesondere für die nach der RAGO. zu behandelnde Zwangsvollstreckung überhaupt nicht eignet und somit eine wesentliche Verschlechterung der Einkommensverhältnisse des Anwalts und die Einführung eines bisher unmöglichen Verlustrisikos in die anwaltschaftliche Tätigkeit bedeutet.

III.

Von Rechtsanwalt Dr. Rudolf Järs in Heidelberg.

Der Rechtsanwaltsstand als Ganzes und die Rechtspflege haben zweifellos ein hohes Interesse daran, daß die gesetzlichen Vorschriften über die Vergütungen nicht den Durchschnitt der Rechtsanwalts in präsumierter Sorgen bringen. Eine richtige Vergütung der Tätigkeit des Rechtsanwalts ist eine Notwendigkeit. Von diesem Standpunkte aus müssen auch die Reformvorschlüsse über die Änderungen der RAGO. geprüft werden.

Es muß nun von vornherein zugestanden werden, daß die Pauschallierung der Schreibgebühren für die Rechtsanwalts große Annehmlichkeiten bringen wird. Die Kostenberechnung gegenüber dem Klienten wie dem Gegner wird vereinfacht und von rechtlich mühseligen Verhandlungen von Kleinigkeiten befreit, die Einziehung von Kostenvorschlüssen erleichtert. Allein dies darf nicht damit erlaßt werden, daß die Pauschale so niedrig bemessen sind, daß der Rechtsanwalt durch sie eine Entbehrung erleidet. Im allgemeinen darf angenommen werden, daß 20 Prozent der Gebühren bei Objekten etwa von 1000 Mark die Schreibkosten bedecken. Es wird zwar jeder Rechtsanwalt mit Rechtsstudium auswarten können, wo die Schreibereien bedeutend mehr als 20 Prozent betragen, in vielen Prozessen bleiben sie aber unter diesem Satz und eine Aufschreibung wird stattfinden. Dies ergibt auch die Tabelle, welche mit dem vorliegenden Gesetzentwurf als Anlage II veröffentlicht ist, wenn auch viele Kollegen der Meinung sein werden, daß im Durchschnitt die Schreibkosten höher sein werden, als es bei einer Reihe der herausgegriffenen Fälle der Zufall wollte. Diefle Tabelle aber erweist auch, daß die Mindestgebühren von 3 bzw. 4 Mark viel zu niedrig gegriffen sind, daß die bisherigen Schreibgebühren in keinem der Fälle gebet wurden, wo diese Mindestgebühr beteiligt ist. Der Ausfall ist ein sehr

erheblicher, bei 170 amtserichterlichen Sätzen über 500 Mark, ja bis 40 Prozent der jetzigen Schreibgebühren. Und nicht viel anders steht es mit den Prozessen mit Streitworten bis 650 Mark. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Regierungsbeurteilung zu der Änderung des § 76 RRG. selbst sagt (Abf. 1. berichtigter Satz):

„Inwiefern ist in Betracht zu ziehen, daß die bisherigen Schreibgebühren zur Deckung der tatsächlichen Auslagen nicht ausreichen.“

Diernach sollte man erwarten, daß die Reform eine Erhöhung der Vergütung für die Schreibwerke mit sich bringen müßte. Gleichwohl soll den Anwälten, die hauptsächlich mit kleinen Streitworten befaßt sind, also den Amtsgerichtsanwälten, auch bei Erhöhung der amtserichterlichen Kompetenz auf 800 Mark, den Anhängern, den Anwälten an kleinen Orten, zugemutet werden, daß sie über die Hälfte ihrer wirklichen Auslagen für das Schreibwerk nicht wieder ersetzt erhalten. Eine Erhöhung der Rindbesitzgebühren von 3 auf 4 Mark und bezw. 4 auf 6 Mark würde eine wohl gerechtfertigte Rinderung dieses Ausfalles um circa 300 Mark, also auf weniger als 20 Prozent herbeiführen. Sie ist also als unabweislich zu betrachten und ebenso die Erhöhung der Rindbesitzgebühr für das Schreibwerk zur Erhebung einer Klage von dem minimalen Satze von 50 Pf. Man bringe doch die Rechtsanwältel nicht dazu, daß sie mit dem Mandanten ein Abkommen wegen besonderer Schreibvergütung treffen müssen, wie es bei den Rindbesitzfällen des Entwurfs unausweichlich sein würde.

Auch wäre es sehr erwünscht, wenn uns mit dem Schreibwerk einige Erleichterung geschahe würde. Namentlich gilt dies vom Urkunden- und vor allem vom Wechselprozeß. Wenn hier Wechsel, Protesturkunde und Retourrechnung mit der Klage dem Gericht wie dem Gegner oder bei mehreren Beklagten jedem einzelnen von diesen abstrichlich mitgeteilt werden müssen, ist die Gebühr von 3 oder 4 Mark fast schon mit der Klage aufgebraucht. Es wäre wohl angängig zu bestimmen, daß den Beklagten Abstrich der Protesturkunde und der Retourrechnung nicht mitgeteilt zu werden braucht. Erstgenanntes ist ferner der eben berührte Punkt: bei mehreren Gegnern wie auch bei mehreren Auftraggebern ist doch eine Erhöhung der Schreibgebühren geboten. Wie rasch sind bei einer Reihe von Beklagten, deren jeder eine Klagestellung erhalten muß, z. B. bei der Klage gegen mehrere Miterben, die Schreibgebühren aufgebraucht. Soll man hier von dem Auftraggeber sich besondere Schreibgebühren bedingen, oder soll dieser zur Vermeidung einer solchen ihm zur Last bleibenden Strafzahlungsvergütung dazu kommen, jeden einzelnen besonders einzulassen zu lassen? Hier ist eine Erhöhung des Pauschalquantums das einzig Richtige. Das gleiche gilt, wenn man statt mit einem Auftraggeber mit mehreren zu fortprobieren hat.

Endlich gibt es erheblichen Bedenken der vorgeschlagene Höchstbetrag Anlaß. Er wird in der Regel nicht erreicht werden nur bei Prozessen mit Streitworten von mehr als 28 000 Mark.

Das ist ganz sicher, daß die Rechtsstreite mit großen Streitworten in der Regel eine weit umfangreichere Vorbereitung bedürfen, als die kleineren Sätzen; hier werden häufig sehr große Abstriche und bezgl. notwendig sein. Hierin den Rechtsanwalt zu beschränken, liegt keinerlei Anlaß vor. Ebenso ist

kein Grund vorhanden, gerade bei den größeren Objekten eine gewisse Wechselbelastung auszusprechen; im Gegenteil ist die wirkliche großen Streitworten ist die Vergütung, die der Rechtsanwalt erhält, völlig ungenügend. Es beträgt ja die einfache Gebühr bei einem Objekt von 10 000 Mark 0,84 Prozent des Streitwertes bei einem solchen von 50 000 Mark 0,288 Prozent, bei 100 000 Mark nur 0,219 Prozent und der Prozentsatz sinkt, so daß sie bei 200 000 Mark nur noch 0,1565 Prozent und bei 500 000 Mark gar nur 0,1038 Prozent, also wenig mehr als 1/100 beträgt. Für die Durchführung eines Rechtsstreites mit einem Objekt von 250 000 Mark, in dem Beweis erhoben ist, erhält der Rechtsanwalt 1 107 Mark, wozu noch 60 Mark Schreibpauschgebühren kommen soll, also 1 167 Mark oder noch nicht einmal 1/10 Prozent der Streitsumme. Dagegen betragen die Gerichtsgeldgebühren für diesen Fall (abgesehen von dem Schreibpauschquantum von 100 Mark und den Schreibgebühren für die beantragten Abstriche) 4 020 Mark, also etwa viermal so viel als die Gebühren des Anwaltes, und das Verhältnis wird um so größer, je höher der Streitwert steigt. Es wäre durchaus nicht zu viel, wenn die Gebühren so bemessen würden, daß die einfache Gebühr für ein Objekt von 10 000 Mark 100 Mark betragen würde, dann bei weiteren Wertsteufen von je 10 000 Mark steigen würden und die Gebühren bis zu 50 000 Mark um 25 Mark, bis zu 100 000 Mark um 20 Mark und von da ab um 15, oder auch um 10 Mark pro Stufe. Diese Belastung könnte sehr wohl ertragen werden, selbst wenn die sehr rasch und sehr hoch zu bedeutender Höhe ansteigenden Gerichtsgeldgebühren unverändert bleiben. Denn auch dann erhält der Rechtsanwalt für die Führung eines Rechtsstreites noch kaum mehr oder nicht einmal so viel, als jumeist dem Klienten, der einen Hauskauf vermittelt, bezahlt wird oder als manche Hypothekendarlehen neben der Verzinsung für sogenannte Abstrichprovisionen abzieht. Und für diese verhältnismäßig kleine Vergütung, welche Summe geistiger Arbeit hat der Rechtsanwalt aufzuwenden, welche große Verantwortung ruht auf seinen Schultern, zu welcher Haftung ist er bei Versagen ausgesetzt. Diese Seite des Anwaltsberufes hatte man sich auch wohl vor Augen, wenn die Abänderung der RRG. zur Beratung steht.

IV.

Von Rechtsanwalt Dr. Paul Wolff, Hamburg v. d. H.

Mit der Reform des Amtsgerichtsprozesses soll gleichzeitig eine Abänderung des RRG. sowie der RRG. hinsichtlich der Schreibauslagen in Kraft treten.

In der dem Entwurf beigegebenen Begründung wird ausgeführt, daß die bisher genutzte Entschädigung von 10 Pf. für die Seite sich als viel zu niedrig herausgestellt habe und deshalb eine Erhöhung dieses Satzes erforderlich erscheine.

Im Entwurf (§ 76 RRG.) wird dann bestimmt, daß für Herstellung des Schreibwertes und Erlass der Pauschalgebühren der Rechtsanwalt Pauschgebühren erhalten solle in Höhe von 20 Prozent der Gebühren. Der zum Prozeßbevollmächtigten bestellte Anwalt soll eine Pauschale von mindestens 10 Mark, falls ein Beweis erhoben oder ein Vergleich geschlossen ist, von mindestens 5 Mark erhalten, die Gegengen nach oben sind auf

50 Mark beim 60 Mark fixiert. In der Begründung wird ausgeführt, daß einen Anhalt für die Beurteilung dieser Sätze die statistischen Ermittlungen bieten, die 13 Berliner Anwälte über ihre aus Prozessen über Werte bis zu 10 000 Mark flammenden Einnahmen an Gebühren, Schreibgebühren und Postgebühren vorgenommen haben. Auf Grund dieser Ermittlungen ist eine Tabelle aber die in 717 Sachen angelegten Gebühren, Schreib- und Postgebühren aufgestellt und der Begründung beigelegt worden.

Nach welchem Modus die 717 Sachen aus der Praxis der 13 Anwälte einmündig sind, darüber enthält die Begründung des Entwurfs nichts.

Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß die statistischen Ermittlungen von 13 Berliner Anwälten nicht imstande sind, ein richtiges Bild für die Beurteilung der Wirkung eines Gesetzes für die gesamte deutsche Anwaltschaft zu geben. Ein Blick auf die Tabelle zeigt, daß es sich um eine völlig willkürliche rein zufällige Zusammenfassung handelt. Von den 717 Sachen sind 389 Amtsgerichtssachen, 328 Landgerichtssachen im Werte bis zu 10 000 Mark, während nach der amtlichen Statistik auf 2 117 612 Amtsgerichtssachen nur 313 787 Landgerichtssachen entfallen. Von den Sachen ohne Beweisaufnahme liegen 7 in der Wertstufe von 8 200—10 000 Mark und nur 2 in der Stufe von 6 700—8 200 Mark, 9 in der Stufe von 3 400—4 300 Mark und nur 3 in der Stufe von 2 700 bis 3 400 ufo.

Das merkwürdigste aber ist, daß die Summe der Anwaltsgebühren aus 717 Sachen auf 25 589,95 Mark angegeben ist, eine Summe, die sicherlich um das Doppelte zu hoch angenommen ist.

Als Resultat dieser Annahme werden dann die Schreib- und Postgebühren nach dem bisherigen Verfahren auf 4 661,33 Mark, nach dem neuen Verfahren auf 6 637,80 Mark beziffert.

Setzt man für die Gesamtsumme der Gebühren aus 717 Prozeßsachen anstatt 25 589,95 den der Wirklichkeit näher kommenden Betrag von 13 000 Mark ein, so erhält man statt der Pauschalgebühr 6 637,80 Mark eine solche von circa 2 900 Mark, also anstatt eines Plus von 1 000 Mark ein Minus von circa 1 700 Mark.

Die genannte Tabelle ist überschrieben „Vergleichung der Schreib- und Postgebühren der Rechtsanwälte nach den jetzigen Vorschriften der Gebührenordnung mit den Pauschalen des Entwurfs“.

Die Verfasser des Entwurfs scheinen deshalb eine Anwaltspraxis mit 25 589,95 Mark Gebühren (pro Jahr oder für welche Zeit sonst?) für das Normale zu halten.

Sollten die Verfasser nicht wissen, daß eine Anwaltspraxis von 10—12 000 Mark pro Jahr schon eine gute genannt wird, daß Tausende von Anwälten eine Praxis von viel geringerem Umfange haben und, daß 25 589,95 Mark Gebühreneinnahme aus Prozessen eine außerordentliche Seltenheit ist? Warum ist nicht einmal der Versuch gemacht, die Vergleichung auf die Amtsrichtersanwaltschaft auszuweiten?

Auch hier zeigt ein Blick in die Tabelle, daß eine solche Vergleichung ein anderes Bild ergeben hätte.

Von den Sachen mit Beweisaufnahme ergeben 53 Sachen mit einem Objekt von 0—60 Mark anstatt 368,22 Mark

Schreib- und Postgebühren nur 208 Mark Pauschalgebühren und 80 Sachen mit einem Objekt von 60—300 Mark anstatt 624,54 Mark Schreib- und Postgebühren nur 360,90 Mark Pauschalgebühren.

Denjenigen Anwälten, welche sich schon mit den niedrigen Anwaltsgebühren der unteren Wertstufen begnügen müssen, sollen also nach dem Entwurf auch ihre baren Auslagen zugunsten ihrer besser situierten Kollegen beschritten werden.

Ich glaube nicht, daß es einen Anwalt gibt, der aus den Schreibgebühren Gewinn ziehen will, aber dazu sollen die Schreibgebühren dienen, die Angelegten angemessen zu bezahlen, und das ist dem Anwalt mit geringer Praxis nur möglich, wenn für das Schreibwerk angemessene Sätze gewährt werden. Wie einseitig der Entwurf vorgeht, zeigt, daß er den Anwälten am Reichsgericht, die fast gar keine Bureaukosten haben und deren Schreib- und Postgebühren minimal sind, ebenfalls die prozentige Pauschalsumme gewährt.

Die „Auslagen“ stellen keine Gebühren für die Tätigkeit des Anwaltes dar, sie sollten von der Höhe des Objektes ebenso unabhängig sein wie es die Gebühren der Zeugen und Sachverständigen sind.

Will man aber die geringeren Wertstufen entlasten, so darf es doch nicht in der Weise geschehen, daß die Übernahme eines streitigen mit Beweisaufnahme verbundenen Bagatelprozesses direkt eine Vermögensschädigung für den Anwalt bedeutet, wie es bei den Sätzen des Entwurfs der Fall ist. Die Gesetzgebung der letzten Jahre hat durch Einführung der Gekörbes- und Kaufmannsgerichte, durch § 9 a G.R.G. und § 103 Z.P.O. gerade den Anwalt mit geringer Praxis schwer getroffen, es wäre sehr zu bedauern, wenn die bevorstehende Reform auf diesem Wege fortgeschritten sollte.

Vom Reichsgericht.*)

Berichtet von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Wb. Justizrat Dr. Seelig, Justizrat Scheele und Justizrat Hade zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 19. Oktober bis 2. November 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsrecht.

Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Bürgerliches Gesetzbuch.

1. Art. 17 u. 29 G.E.B.G. § 1568 B.G.B. Zuständigkeit deutscher Gerichte für die Übersetzung von Ausländern. Bödelike Verlobung als „absoluter Ehegrund.“]

Die Eheverlobungslage des Ehepaars wurde abgelehnt, die Revision hatte keinen Erfolg: Der Kläger geistig, wie das Verlobungsgericht in Übereinstimmung mit dem 2. Instanzteil hat, keinem Staat an, hat auch früher keinem Staate angehört. Er hat in England die Ehe geschlossen, einige Zeit in der Schweiz gewohnt und sich am 18. März 1905 in Mannheim zum Aufenthalt angemeldet. In Mannheim hat er im November 1905 die Eheverlobungslage erhoben, nachdem seine Frau am 4. März 1905 von der Schweiz aus nach England ab-

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

gegriffen war. Das OLG. und das Berufungsgericht haben angenommen, nach Art. 17 Abs. 1 in Verbindung mit Art. 29 GG. sei die Scheidungslage nach dem Recht des BGB. zu beurteilen. Das Berufungsgericht hat noch beifügt, die Abweisung der Klage, die nach § 1568 BGB. nicht begründet sei, erhebe gemäß Art. 17 Abs. 4 GG. selbst dann gerechtfertigt, wenn Kläger nicht „Auslandsangehörigkeitslos“ wäre und irgendwelches ausländische Gesetz seine ehelichen Verhältnisse regelte. Es ist nicht anzunehmen, daß der Berufungsrichter mit dieser Erwägung die Feststellung, der Kläger gehöre keinem Staate an, bestritten wollte. Bestritten die Parteien einem ausländischen Staate an, so hätte die Scheidungslage im Inlande nur unter der in § 606 Abs. 4 BPO. bezeichneten Voraussetzung erheben können. — Nicht zutreffend ist es ferner, wenn das OLG. und das Berufungsgericht davon ausgegangen sind, es komme nur das Recht des BGB. zur Anwendung, weil der Kläger keinem Staate angehört und angehört habe, zur Zeit der Klagerhebung aber im Inlande seinen Wohnsitz oder Aufenthalt gehabt habe. Allerdings ist, wenn nach deutschem Recht kein Scheidungsgrund besteht, die Abweisung der Klage schon nach Art. 17 Abs. 4 GG. geboten. Wäre jedoch in den von dem Kläger behaupteten Vorgängen, die in England und in der Schweiz sich ereigneten, nach deutschem Recht ein Scheidungsgrund zu finden gewesen, so hätte — wie sich aus Art. 17 Abs. 2 in Verbindung mit Art. 29 GG. ergibt — die Prüfung nicht unterlassen werden dürfen, ob die — nach deutschem Recht die Scheidung begründenden — Tatsachen auch nach dem Gesetze des Staates, in welchem der Ehemann zu der Zeit, als die Tatsachen sich ereigneten, seinen Wohnsitz oder in Ermangelung eines Wohnsitzes seinen Aufenthalt hatte, die Scheidung begründeten. Auch zur Frage der Anwendung des § 1568 BGB. sind die Erwägungen des Berufungsgerichts nicht bedeutungslos. Die Revision macht geltend, der Berufungsrichter habe den § 1568 verletzt, indem er den Umstand, daß die Beklagte den Kläger am 4. März 1905 verlassen habe und sich gegen seinen Willen in England aufhalte, grundsätzlich bei der Betrachtung, ob die Voraussetzungen des § 1568 gegeben seien, ausgeklammert habe, daraus, daß die bösliche Verlassung nur unter den in § 1567 aufgestellten Voraussetzungen einen Scheidungsgrund bilde, folge nicht, daß nicht die Tatsache der Trennung der Frau von dem Mann mit anderen Tatsachen zusammen den Tatbestand des § 1568 erfüllen könne. Die Klage ist zutreffend. Der Berufungsrichter hat ausgeführt, die willkürlich feindlich der Beklagten vollzogene Trennung von dem Kläger falle ihrer Natur nach gar nicht unter § 1568, mangels der Voraussetzungen des § 1567 Nr. 2 sei ihre die Bedeutung eines ehelichen Lebens zerstörend abzusprechen. Mit diesen Erwägungen hat das Berufungsgericht die Bestimmung des § 1568 verletzt. Unter den Voraussetzungen, die § 1567 bestimmt, bildet die „böswillige Verlassung“ einen absoluten Scheidungsgrund. Ziehen die Voraussetzungen des § 1567 nicht vor, so kann wegen böswilliger Verlassung die Scheidung nicht verlangt werden; immerhin liegt in dem Verhalten eines Ehemannes, der sich in böswilliger Absicht von der häuslichen Gemeinschaft trennt, eine Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten, die wie jede andere Eheverletzung bei

der Prüfung, ob der Tatbestand des § 1568 gegeben ist, Verwendung finden kann. Das RG. hat denn auch schon in dem Urteile vom 7. Juli 1904 IV 192/04 ausgesprochen: „Unter Umständen kann auch in der Aufhebung der häuslichen Gemeinschaft eine Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten liegen, die, wenn nicht für sich allein, doch in Verbindung mit anderen Verletzungen die Anwendung des § 1568 zu rechtfertigen vermag.“ (Es folgt eine Ausführung, wonach die Entscheidung des Berufungsgerichts nicht auf der gestützten Gesetzesverletzung beruht.) S. a. S., U. v. 17. Okt. 07, 106/07 IV. — Karlsruhe.

2. §§ 96, 133 BGB. Amortisationsfonds als Bestandteil des Grundstücks. [Vertragsauslegung.]

Die Kläger veräußerten ihr Grundstück an den Beklagten. In dem Vertrage war bestimmt: „Auf dem fraglichen Grundstück haften ein Pfandbriefdarlehen der Wesener Landtschaft. Die Rechte aus der bisherigen Amortisation gehen auf den Käufer nicht über. Derselbe ist vielmehr damit einverstanden, daß das auf Grund der Amortisation für die Eigentümer des Grundstücks schuldhaftende Guthaben von der Landtschaft an die Verkäufer ausgezahlt wird.“ Der Beklagte erlosb den landtschaftlichen Amortisationsfonds und behauptet, daß die Kläger sich diesen Betrag auf den Kaufpreis anrechnen müssen, wogegen die Kläger meinen, daß sie nach dem Vertrage den Amortisationsfonds neben dem vollen Kaufpreise zu beanspruchen haben. Das OLG. wies ab, das RG. hob auf und verurteilte: Das angefochtene Berufungsurteil beruht ebenso wie das erste Urteil landtschaftlich lediglich auf Vertragsauslegung. In der Vertragsinsanz hat zwar auch ein Zeugnisbeweis stattgefunden, dessen den Klägern „schinbar“ günstigen Ergebnis aber der Berufungsrichter keinen Einfluß auf die Auslegung des Vertrages eingebracht hat. Die Auslegung des Berufungsrichters, von der er selbst anerkennt, daß sie dem Wortlaut der betreffenden Vertragsstelle nicht entspricht, wird von der Revision mit Grund angefochten, da sie nicht bloß logisch, sondern auch rechtliche Bedenken entgegenstellt. Eine klare und bestimmte Feststellung des Vertragsinhalts läßt das Berufungsurteil vermissen. Der Berufungsrichter kommt immer wieder darauf zurück, die Kläger würden, wenn der Amortisationsfonds in die Kaufsumme nicht eingerechnet wird, denselben Betrag doppelt erlangen. Hierin liegt offenbar eine Vorannahme dessen (petitio principii), was dem Wortlaut gegenüber erst zu beweisen ist, nämlich, daß der Amortisationsfonds den Klägern nicht unbedingt, sondern nur als Teil des Kaufpreises zukommen solle. Nach § 96 BGB. ist das Recht des Eigentümers eines demselben besicherten Grundstücks auf den Amortisationsfonds bezw. Resteurefonds als Bestandteil (nicht wesentlicher Bestandteil) des Grundstücks anzusehen. (Vgl. RG. 12, 267, Tarnau-Görster Rh. 11 S. 381 3. Aufl.) Als (wertetragender) Bestandteil des Gutes wird es, falls nichts anderes verabredet ist, auf den Käufer übergehen und sein Äquivalent in dem erhöhten Kaufpreis finden. Bezieht es sich aber der Verkäufer des, dann ist es eben nicht mit verkauft und der Kaufpreis hat damit nichts zu schaffen. Diese rechtliche Bedeutung des Rechts auf den Amortisationsfonds hat der Berufungsrichter verkannt, und es erscheint daher schon aus diesem rechtlichen Gesichtspunkt seine Auslegung nicht haltbar, die aber auch einer schlüssigen Be-

gründung entbehrt. Verkauf war im vorliegenden Falle das Grundstück ohne das Recht auf das Amortisationsgut haben, das je nach der ausdrücklichen Vertragsbestimmung von der Kaufschale an die Käufer ausgegahlt werden sollte. Das Recht auf den Amortisationsfonds sollte also nicht auf den Käufer übergehen, war also nicht Gegenstand des Kaufvertrages, und der vereinbarte Kaufpreis von 27 300 Mark bildet das Äquivalent lediglich für das und zwar (abgesehen von der Rente) lastenfreie Grundstück. Strittig ist ferner die Vertragsauslegung des Berufungsgerichts aus rechtlichen und logischen Gründen nicht haltbar, so unterliegt die allein auf dieser Auslegung beruhende Entscheidung der Aufhebung. Einer Zurückverweisung an das Berufungsgericht bedurfte es nicht, da der Wortlaut des klagebegründenden Vertrages feststellt, und die Sachlage keinen Anhalt zu einer weiteren Verhandlung über zur Vertragsauslegung lässige Tatsachen bietet. Der klare Wortlaut des Vertrages läßt aber, worin dem ersten Richter beigezeichnet werden mußte, keinen begründeten Zweifel zu, daß den Klägern der Betrag ihres Amortisationsgut haben außer dem Kaufpreis zuteil werden sollte, und daß sich nur so die das Amortisationsgut haben betreffende Vertragsbestimmung erklären läßt, die, wenn die Auffassung des Beklagten die richtige wäre, ganz überflüssig sein würde. R. e. S., II. v. 16. Okt. 1907, 34/07 V. — Wesen.

3. §§ 97, 98 BGB. Ist eine zu einer Glashütte gehörige sogenannte Materialerfode und der auf der Hütte befindliche Fuhrpart Zubehör oder Bestandteil?

1. Die sogenannte Materialerfode lagerte zu der Zeit, als die Beklagte von dem Konkursverwalter im Rahmen Kontrakte die zu dieser gehörige Glashütte samt Zubehör erwarb, auf dem zu dieser gehörigen Grund und Boden, und sie diente zur Ausbesserung der Herde, Ofen und Bannen oder auch zum Ersetz alter abgenutzter Teile durch neue. Das Berufungsgericht hat hieraus gefolgert, daß jene Gegenstände bestimmungsgemäß dem wirtschaftlichen Zwecke der Hauptsache, nämlich der Hütte, gebieten haben, und es hat weiter auch festgestellt, daß es eines solchen Vorrats in dem vorhandenen Umfang bedurfte, falls die Hütte überhaupt als betriebsfähig gelten sollte. Bei dieser Sachlage liegt die von dem Konkursverwalter gerügte Verletzung des § 97 BGB. nicht vor. Bestandteile würden jene Glashütte erst, nachdem sie in das Grundstück oder Gebäude eingebaut waren; vorher waren sie selbständige bewegliche Sachen und unterlagen also solche auch der Vorschrift des § 97 a. O. Richtig ist nun, daß, wie der Verwalter geltend macht, die größere Anzahl der Schmelzherde — vgl. bei Turnau-Höfner Bd. I S. 36, 3. Aufl. — die Ansicht vertritt, daß eine Sache, um als Zubehör gelten zu können, dazu bestimmt sein müsse, als bewegliche Sache dem wirtschaftlichen Zwecke der Hauptsache zu dienen, und daß dies ausgeschlossen ist, wenn sie bestimmungsgemäß Bestandteil werden und damit ihre Selbstständigkeit verlieren solle. Allein dieser Auffassung kann nicht zugestimmt werden. Sie findet keine Stütze in dem Wortlaute des § 97, und es steht ihr entgegen die Vorschrift des § 98 Abs. 2. An der letzten Stelle wird der auf einem Landgute gewonnene Dünger, trotzdem er durch die Verbindung mit dem Grundstücke Bestandteil wird, dennoch zum Zubehör gerechnet. Das

Gesetz hat — Prot. Bd. III S. 20 — für die Entscheidung darüber, was als Zubehör anzusehen, dem richterlichen Ermessen für den Einzelfall weiten Spielraum lassen wollen, und hat, — Prot. Bd. III S. 22, Raffon-Ringel Bd. 41 S. 148 — die Einzelvorschriften des jetzigen § 98 (früher § 781) gegeben, nicht um die Vorschrift des § 97 auf bestimmte Fälle zu „erweitern“, sondern lediglich, um sie zu „erklären und zu verdeutlichen“. Es geschah dies in der ausgeprochenen Erwartung, damit der Praxis „gute Dienste zu leisten“ und mithin ihr für die im Einzelfalle zu treffende Entscheidung eine Richtschnur zu bieten. Hiernach muß angenommen werden, daß die Zubehörereigenschaft auch solchen Sachen zukommen kann, die dem wirtschaftlichen Zwecke der Hauptsache zu dienen bestimmt sind, woran auch unter demnachstiger Aufhebung ihrer eigenen Selbstständigkeit. Diese Ansicht wird unter Hinweis insbesondere auf die Vorschriften der §§ 88, 92 i. V. M. R. geteilt von Dernburg. BGB. Bd. III S. 20, Oertle Bd. II S. 81.

Für den vorliegenden Fall kommt noch hinzu, daß es sich um Glashütten für Herde, Ofen und Bannen handelt, die der gleichen rechtlichen Beurteilung unterliegen müssen wie — § 98 Abs. 1 BGB. — bei einer Fabrik die für den Betrieb bestimmten Maschinen und sonstigen Gerätschaften. Dem Betriebe dienen auch jene Glashütten, da ohne einen entsprechenden Vorrat an solchen die Hütte, wie festgestellt ist, überhaupt nicht betriebsfähig sein würde. Nach dem allen ist die Zubehörereigenschaft für jene Glashütten mit Recht bejaht worden.

2. Auch die Anschlußrevision der Beklagten erscheint unbegründet. Nach der Feststellung des Berufungsgerichts hat von den 3 Aufschüben nur der eine dem wirtschaftlichen Bedürfnisse der Hütte gebietet, dagegen hat es sich bei der Anschaffung der beiden anderen und ebenso auch bei der Anschaffung des Ersatzes nur um einen „übermäßigen, durch das wirtschaftliche Bedürfnis nicht veranlaßten Aufwand“ gehandelt. Nur der angemessene Fuhrpart ist als Zubehör erachtet und nur für diesen ist anerkannt worden, daß er dauernd dem Zwecke der Hütte gebietet und nach der Vertriebsauffassung zum Zubehör gehört habe. R. e. Konf. e. S., II. v. 5. Okt. 1907, 67/07 V. — Dresden.

4. §§ 137, 381 BGB. Privatveräußerungsvorbehalt. Rangvorbehalt.]

Durch Vertrag vom 16. November 1900 veräußerte die Beklagte verschiedene Grundstücke gegen Grundbucheintrag des P. I. für die Beklagte auf die eingetragenen Grundstücke eine Tauschhypothek von 48 000 Mark einzutragen; jedoch befristet er sich vor, mit dem Range vor der Hypothek eine andere Hypothek oder Grundschuld in Höhe bis zu 20 000 Mark einzutragen zu lassen. Am 29. Dezember 1900 wurde der Vertrag hinsichtlich dieses Vorbehalts dahin geändert, daß der Vorbehalt in Höhe von 10 000 Mark unbedingt fortbestehen, P. aber über die weiteren 10 000 Mark erst nach Erhebung gewisser von der Beklagten geltend gemachten Entschädigungsansprüche mit Einwilligung der Beklagten zu verfügen berechtigt sein sollte. In dieser Weise wurde der Vorbehalt bei der Tauschhypothek der Beklagten eingetragen. Zur Zeit der Eintragung der Hypothek fand an den Grundstücken eine Hypothek von 12 000 Mark bereits eingetragen. P. machte demnachst von

dem erwähnten umbegebenen Vorbehalt Gebrauch und ließ eine Hypothek von 10 000 Mark mit dem Range vor der Taufgeldhypothek der Beklagten eintreiben. Durch Vertrag vom 8. August 1901 kaufte der Ehemann der Beklagten vom dem Kläger ein Grundstück. Zur teilweisen Deckung des Kaufpreises trat die Beklagte mit Genehmigung ihres Ehemanns, mit dem sie in getrennten Gütern lebt, ihre vorgenannte Hypothek „ohne Übernahme der Gewährleistung für die Eischeit“ an den Kläger ab. Nachdem P. in Konkurs gerieten war, besetzte der Konkursverwalter auf Grund einer mit der Beklagten am 1. oder 11. September 1901 getroffenen Vereinbarung die zweiten von P. vorbehaltenen 10 000 Mark mit einer Grundschuld für die Beklagte in gleicher Höhe. Als dann im Jahre 1902 die belasteten Grundstücke zur Zwangsversteigerung kamen, liquidierte die Beklagte im Kaufgeldbelegungsantrag ihre Grundschuld von 10 000 Mark mit Vorrat der bei an den Kläger abgetretenen Hypothek von 49 000 Mark. Es kam zugleich der Zinsen mit 10 256,94 Mark soll zur Hebung, während Kläger mit 46 000 Mark ausfiel. Auf Widerspruch des Klägers wurde die Hebung der Beklagten zu einer Streitmasse genommen. Kläger erhob dann Klage auf Auszahlung der Streitmasse an ihn. Er behauptete, beim Abschluß des Kaufvertrages vom 8. August 1901 habe sowohl der Ehemann der Beklagten wie auch diese selbst ihm wider besseres Wissen die Zusicherung gegeben, daß die Hypothek von 49 000 Mark „nach oben mit 71 000 Mark abschneide“. Danach habe die Beklagte das Vorrat ihrer Grundschuld nicht zum Nachteil der ihm abgetretenen Hypothek geltend machen dürfen. Das Berufungsgericht verurteilte die Beklagte zur Bewilligung der Auszahlung des Teilbetrages der Streitmasse von 8 204,80 Mark an den Kläger, während es im übrigen die Klage abwies und den Kläger zur Bewilligung der Auszahlung des Teilbetrages der Streitmasse von 2 052,14 Mark an die Beklagte verurteilte. Aus den Gründen: Der Berufungsrichter führt aus, die Beklagte habe durch das bezeichnete Vorgehen dem Kläger in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise veräußerlich Schaden zugefügt und sei deshalb gemäß § 896 BGB. verpflichtet, dem Kläger den durch die Einrückung ihrer Grundschuld vor die ihm abgetretene Hypothek entstandenen Schaden zu ersetzen. Die hiergegen von der Revision erhobene Klage kann nicht für begründet erachtet werden. (Wird näher begründet)... Mit Recht hat daher der Berufungsrichter die Beklagte für verpflichtet erachtet, dem Kläger den durch die Einrückung der Grundschuld von 10 000 Mark entstandenen Schaden zu ersetzen. Diesen Schaden bemisst der Berufungsrichter, inwieweit die Beklagte mit ihrer Grundschuld in der Zwangsversteigerung soll zur Hebung gelangt, dagegen der Kläger mit seiner Hypothek in Höhe von 46 000 Mark ausgefallen ist, abgesehen von den Zinsen auf nur 8 000 Mark, während er den Kläger mit den mehrgeforderten 2 000 Mark abweist. Zu dieser Unternehmung zwischen dem Betragen von 8 000 und 2 000 Mark gelangt der Berufungsrichter deswegen, weil nach dem Eintragungsvermerk des Rangvorbehalts über diesen erst nach Erledigung der Entscheidungsforderung der Beklagten gegen P. von dem Konkursverwalter habe verfügt werden dürfen, die Entscheidungsforderung der Beklagten durch die Vereinbarung mit dem Konkursverwalter vom 1. oder 11. September 1901 auf nur 8 000 Mark

festgestellt worden sei, danach der Konkursverwalter über den Rangvorbehalt in Höhe der weiteren 2 000 Mark auch zugunsten eines Dritten hätte verfügen können und daher der Kläger dadurch, daß der Konkursverwalter den Vorbehalt in dieser Höhe gegen Zahlung von 2 000 Mark ebenfalls mit einer Grundschuld der Beklagten besetzte, nicht geschädigt worden sei. Die Revision macht geltend, der Kläger sei auch nicht in Höhe der 8 000 Mark geschädigt, denn die Befugnis des P., über den Vorbehalt zu verfügen, habe gemäß § 137 BGB. nicht mit Wirksamkeit gegen Dritte ausgeschlossen werden dürfen, an die lediglich obligatorisch wirkende Bestimmung, daß P. ohne Zustimmung der Beklagten über den Vorbehalt nicht verfügen dürfe, sei gemäß § 13 RD. der Konkursverwalter des P. nicht gebunden gewesen und daher habe der Konkursverwalter auch über die 8 000 Mark zugunsten eines Dritten verfügen dürfen. Dies ist im wesentlichen nicht für zutreffend zu erachten. Es kann dahingestellt bleiben, ob mit Rücksicht auf die Bestimmung des § 137 Satz 1 BGB., wonach die Befugnis zur Verfügung über ein veräußerliches Recht nicht mit Wirksamkeit gegen Dritte durch Rechtsgeschäft ausgeschlossen oder beschränkt werden kann, der Konkursverwalter trotz der von dem Gemeinschuldner P. rechtsgeschäftlich übernommenen und in das Grundbuch eingetragenen Verpflichtung, über den Rangvorbehalt nicht ohne Zustimmung der Beklagten zu verfügen, mit Rechtswirksamkeit auch ohne Zustimmung der Beklagten zugunsten eines Dritten über den Vorbehalt hätte verfügen können. Jedenfalls war gemäß § 137 Satz 2 BGB. die übernommene Verpflichtung für P. im Verhältnis zur Beklagten rechtverbindlich und daher war auch der Konkursverwalter, der nicht ein Dritter ist, der Beklagten gegenüber an die Verpflichtung gebunden. Er würde vertragswidrig gehandelt und die Konkursmasse der Beklagten gegenüber schadenverursachend gemacht haben, wenn er ohne Einwilligung der Beklagten zugunsten eines anderen über den Rangvorbehalt verfügt hätte (Kläger, Anm. 5 zu § 13 RD.). Danach ist, wenn auch der Berufungsrichter augenscheinlich ausgeht, nicht anzunehmen, daß der Konkursverwalter über den Vorbehalt überhaupt verfügt hätte, wenn nicht gerade die Beklagte verlangt hätte, daß zur Sicherung ihrer Entscheidungsforderung gegen P. von 8 000 Mark der Vorbehalt zu ihren Gunsten mit einer Grundschuld in dieser Höhe besetzt werde. Würde dieses von Seiten der Beklagten nicht geschehen, so wäre der Rangvorbehalt vom Konkursverwalter unausgenutzt geblieben und daher gemäß §§ 52 RM. 1 Satz 2, 91 RM. 1 BGB. mit dem Aufschlag an den Ersteher erloschen (Pland, Anm. 3 zu § 881 BGB.). Es hat also die Beklagte dadurch allein, daß sie den Vorbehalt mit einer Grundschuld für ihre Entscheidungsforderung besetzen ließ, die Winderung der Eischeit der an den Kläger abgetretenen Hypothek herbeigeführt und somit den Ausfall des Klägers mit seiner Hypothek in Höhe der 8 000 Mark verursacht. Hiernach sind die Revisionsanträge unbegründet. J. c. S., U. v. S. Ott, 17. 07. 13. 07. — Königsberg.

5. § 138 BGB. [In ein Verzicht des Jagdverpächters auf die Schonzeit schon von vornherein zulässig oder unzulässig.] Eine Gemeinschaft der zur Selbstausübung der Jagd nicht berechtigten Grundstückseigentümer, vertreten durch den Gemeindevorstand, hatte die Ausübung der Jagd verpachtet. Das LG. hatte ihre Aufkündigung des Pachtrabattes wegen

Verträge gegen die Schongesetze deshalb für unbedeutend erklärt, weil die Beklagte von Anfang an ein für allemal darauf verzichtet habe, aus der Ausübung der Jagd während der Schongzeit sei es auf Rehe oder Hasen einen Grund zur Aufhebung der Jagdpacht herzuholen. Das AB. hob auf: Der Berufungsrichter übersieht, daß ein solcher Verzicht auf eine Abänderung des abgeschlossenen Pachtvertrags dahin hinausläuft, daß eine gesetzwidrige Jagdausübung ein Recht zur Aufkündigung nicht geben soll. Der so geänderte Vertragsinhalt verstößt gegen § 9 Abs. 7 des Schwarzj. Gesetzes vom 17. Februar 1870. Wenn durch Gesetz bestimmt ist, daß das Wild nur zu bestimmten Zeiten geschossen werden darf, und darüber bestimmt ist, daß ein Verstoß hiergegen dem Jagdpächter die Befugnis gibt, den Pachtvertrag ohne Entschädigung sofort aufzukündigen, so kann der Pächter, der von einer gesetzwidrigen Jagdausübung des Pächters Kenntnis erlangt, diesem gegenüber auf das ihm etwaige Kündigungsrecht rechtswirksam verzichten, allein er kann nicht durch einen von vornherein ein für allemal erklärten Verzicht den Pächter in die Lage bringen, gegen die staatlichen, im öffentlichen Interesse erlassenen Jagdgesetze zu verstoßen ohne die Aufkündigung geodürftig zu müssen. Ein allgemeiner, auch für die Zukunft ausgeprochenen Verzicht auf das im Gesetz gegebene Kündigungsrecht verstößt nicht nur gegen die zwingende Gesetzesvorschrift, sondern ist auch unter dem Gesichtspunkt, daß er geradezu eine Begünstigung der Verletzungen der Schongesetze enthalten würde, unfähig. O. v. O., II. v. 1. Okt. 07, 512/06 VII. — Rammberg.

6. § 193 BGB. Berechnung der Kündigungsfrist bei Mietverträgen.]

Die Klägerin hat von der Beklagten gewisse Räume gemietet. Der Vertrag enthält die Bestimmung „Sechs Monate vor Ablauf der Vertragszeit (31. März 1905) kann jeder Teil dem andern kündigen, widrigenfalls dieser Mietvertrag unter denselben Bedingungen — unter gegenseitiger sechsmonatlicher Kündigungsbezugnahme auf den 31. März oder den 30. September eines jeden Jahres — stückweisig fortbesteht“. Die Klägerin kündigte auf den 30. September 1907 mittels zweier der Beklagten gleichzeitig am 2. April 1907 zugegangener Briefe vom 31. März und 2. April 1907. Der 31. März und 1. April 1907 waren die Osterfeiertage. Die Beklagte bekennt die Rechtzeitigkeit dieser Kündigung. Die Klägerin verlangt Feststellung der Rechtswirksamkeit derselben auf den 30. September 1907. Beklagte wurde verurteilt und ihre Reklusen zurückgewiesen: Der Berufungsrichter hat § 193 BGB. angewendet. Die Reklusen trägt dies als rechtswirksam. Die Kündigungsbezugnahme ist in § 5 der Mietverträge so geregelt, daß zwischen der geschlossenen Kündigung und dem Ablauf der Vertragszeit ein Zeitraum von mindestens sechs Monaten liegen und daß die Vertragszeit nur mit einem 31. März oder einem 30. September ablaufen soll. Die Kündigung konnte erfolgen vom Eintritt der Parteien in das Mietverhältnis an für jeden der folgenden Tage, die ein 31. März oder ein 30. September waren, nur hatte sie dem durch die Kündigung gewollten Vertragsablauf um mindestens sechs Monate vorausgehen; sie mußte demnach erfolgen spätestens am 31. März für den 30. September desselben Jahres und spätestens am 30. September für den 31. März des folgenden Jahres. Es liegt also eine

Erklärungsfrist vor, deren Anfang durch den Beginn des Mietverhältnisses und deren letzter Tag in üblicher Weise durch das Erfordernis einer zwischen geschlossener Kündigung und Vertragsablauf liegenden Zeitspanne bestimmt ist. Der letzte Tag der Frist zur Kündigung fiel am 30. September 1907 war der 31. März 1907. Die Klage der Reklusen ist hiernach ungerichtsfertig; die von ihr aufgestellte Ansicht, daß bei der üblichen Regelung der Kündigungsbezugnahme allein durch eine sogenannte Kündigungsfrist (Frist zwischen geschlossener Kündigung und Vertragsende) die Kündigung weder an einen Termin noch an eine Frist gebunden sei, sondern zu jeder beliebigen Zeit erfolgen könne, wird denn auch in der Literatur, soweit ersichtlich, nirgends vertreten. Der Berufungsrichter erwidert weiter, ob nicht etwa die Auslegungsvorschrift des § 193 BGB. durch abweichenden Parteinutzen ausgeglichen ist. Sie wäre ausgeglichen, wenn die Parteien wollten, daß die sechs Monate zwischen geschlossener Kündigung und Vertragsende unter allen Umständen unverändert ablaufen sollen. R. v. O., II. v. 8. Okt. 07, 555/07 III. — Hamburg.

7. § 254 BGB.]

Der Kläger ist von einem Kraftwagen des Beklagten überfahren worden; sein Anspruch ist dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und die Reklusen des Beklagten zurückgewiesen worden: Die Reklusen wendet sich gegen die Ausführungen des Berufungsgerichts, mit denen ein mitwirkendes Verschulden des Klägers verneint wird. Wer den Straßendamm überschreitet, mußte sich umsehen, um Gefahren auszuweichen, besonders dann, wenn er schwerverfürg ist; dies verneint das Berufungsgericht ohne jeden Grund. Sei der Kläger, wie der Beklagte behauptet habe, so schwerverfürg, daß er Signale nicht habe hören können, so sei die Nichtabgabe oder die ungenügende Abgabe von Signalen überhaupt nicht kausal für den Unfall gewesen. Dieser Angriff ist unbegründet und beruht zum Teil auf einer solchen Auffassung des angesprochenen Urteils. Das Berufungsgericht hat keineswegs ausgeprochen, daß, wer den Fahrdamm einer verkehrsreichen Straße überschreitet, sich nach etwa herankommenden Fahrzeugen nicht umsehen brauche. Der Unfall hat sich nicht ereignet unmittelbar, nachdem der Kläger den Fahrdamm betreten hat, sondern erst, nachdem er einige Schritte auf diesem gegangen war, und die Ausführung des Berufungsgerichts geht dahin, daß der den Fahrdamm überschreitende Fußgänger nicht weißt, aber die Straße nach rechts und links zu sehen braucht, ob ein Kraftwagen herankommt, daß er vielmehr davon ausgehen darf, der Lenker des Kraftwagens werde auf ihn Rücksicht nehmen. Das ist durch- aus zutreffend. Wer den Fahrdamm überschreitet, darf erwarten, daß ein nicht an Schienen gebundenes Fahrzeug, das sich dem ihm noch in solcher Entfernung befindet, daß es ihm ausweichen kann, dies auch tut, wenn nötig, unter Verringerung seiner Geschwindigkeit; bei der großen Geschwindigkeit, die insbesondere Kraftwagen einzuschlagen pflegen, würde sonst eine überaus starke Hemmung des Fußgängerverkehrs eintreten. Z. v. O., II. v. 14. Okt. 07, 533/06 VI. — Rammberg.

8. §§ 276, 278, 535, 537, 538 BGB. Haftung des Gastwirts wegen des Sturzes des Gastes aus einem Fenster?]

Der Kläger ist, als er im Gasthause des Beklagten übernachtete, in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde,

auf dem Fenster auf die Straße geführt und hat sich schwer verletzt. Die Brüstung des Fensters hatte nur eine Höhe von 55 cm über dem Zimmerfußboden, die nach außen schlagenden Fenstersügel waren nicht geschlossen, der Vorhang herabgelassen, so daß er das Fenster bedeckte und nicht erkennen ließ, ob es offen oder geschlossen sei. Aber den Vorgang des Unfalls behauptet der Kläger, er habe sich in der Nähe des Fensters, diesem den Rücken lehnend, stehend die Stiefel ausziehen wollen, dabei sei er, als er den linken Stiefel mit den Händen gefaßt hielt und daran zog, ausgeglichen und rüdtlings durch das Fenster hinausgefallen. Er macht den Beklagten für den entstandenen Schaden verantwortlich. Das Berufungsgericht hat für den Fall, daß der Kläger einen richterlichen Eid über den von ihm behaupteten Vorgang des Sturzes leistet, den Klageanspruch dem Grunde nach für berechtigt erklärt. Das RG. hob auf: Der zwischen den Parteien geschlossene Vertrag über die Übernahme des Klägers im Kaufkauf des Beklagten ist ein Mietvertrag und die Rechte und Pflichten der Streitteile sind demnach auf Grund der §§ 535 ff. BGB. zu bestimmen. Würde anzunehmen sein, daß die festgestellte Beschaffenheit des Fensters ein Fehler des angewiesenen Wohnraumes sei, der seine Tauglichkeit zu dem vertragsmäßigen Gebrauche aushebe oder mindere, so würde der Beklagte dem Kläger für den entstandenen Schaden haften, ohne daß dabei ein ihm zur Last fallendes Verschulden ersordert würde (§§ 537, 538 BGB.). Soweit aber der entstandene Schaden nicht auf einen solchen Fehler der vermieteten Sache, sondern auf anderweitige Verletzung der Vertragspflichten durch den Beklagten zurückzuführen wäre, würde seine Haftung durch ein schuldhaftes Verhalten des Beklagten oder seiner Gehilfen (§§ 276, 278 BGB.), durch die Ausprägung der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt in bezug auf die Sicherheit seiner Gäste bedingt sein (§ 276, 73*). Nach dem, was über die Lage und die Beschaffenheit des Fensters zur Zeit des Unfalls festgestellt ist, kann jedoch weder angenommen werden, daß der Beklagte ein nicht dem Vertrage entsprechendes, mit einem Fehler im Sinne des § 537 BGB. behaftetes Zimmer dem Gaste zur Verfügung gestellt hat, noch daß er es sonst an der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt irgendwie hat fehlen lassen. Die Fenster eines Wohnraumes haben den Zweck, ihm Licht und Luft zuzuführen und dem Bewohner den Ausblick zu gestatten. Ihre Öffnungen bedingen andererseits aber auch eine gewisse Gefahr. Die Gefahr des Hinausfallens, die an sich bei jedem Fenster vorhanden ist, steigert sich, wenn die Brüstungen der Fenster sehr niedrig sind. Trotzdem werden niedrige Brüstungen sehr häufig verwendet, weil sie den freien Ausblick und den Zutritt von Licht und Luft begünstigen. Ein bestimmtes Maß für die Höhe dieser Brüstungen, das der Verkehr als unerschließlich ansieht, gibt es nicht, die Bauweise zeigt allerdings solche Verschwiegenheiten, daß man von einem Fenster mit einer 55 cm hohen Brüstung nicht sagen kann, es übersteige die verschwiegenen Gefährlichkeitsgrenze. Für den gewöhnlichen und voraussetzenden Gebrauch des Zimmers durch Erwachsene ist ein solches Fenster kein störender oder beeinträchtigender Mangel. Das gilt auch für ein Wohnhaus, wie es der Beklagte unter den einfachen Verhältnissen einer Kleinstadt betreibt. In der Anweisung des fraglichen Zimmers zur Übernahme kann demnach eine Ver-

letzung der Vertragspflichten durch den Beklagten nicht gefunden werden. Eine Haftung des Beklagten für den eingetretenen Schaden auf Grund des § 538 BGB. ist ausgeschlossen. Auch sonst ergibt der festgestellte Sachverhalt nicht, daß der Beklagte seine Pflicht, für die Verkehrssicherheit der Räume zu sorgen, vernachlässigt habe. R. a. G., II. v. 18. Okt. 07, 101/07 III. — Ollz.

9. § 326 BGB. Vertragsmäßige Setzung einer Nachfrist zur Erfüllung.]

Das RG. hat in feststehender Rechtsprechung zu § 326 BGB. angenommen, daß es der Setzung der dort vorgesehenen Frist nicht bedürfe, wenn der Schuldner die Erfüllung bestimmt und endgültig verweigert habe. Dasselbe wird regelmäßig gelten müssen, wenn in einem Vertrage die Setzung einer Nachfrist zur Erfüllung vorgesehen ist; auch hier wird im Regelfalle die Fristsetzung sich erübrigen, wenn der Schuldner bestimmt und endgültig die Erfüllung verweigert und durch sein Verhalten des Bruchfalls darzulegen hat, daß er auf die Fristsetzung keinen Wert lege und er überhaupt nicht erfüllen wolle. R. a. O. u. G., II. v. 1. Okt. 07, 171/07 II. — Ollz.

10. § 326 BGB. Rücktrittsrecht auch bei positiven Vertragsverletzungen.]

In einem von den Parteien im Januar 1901 geschlossenen Vertrag, durch den die Beklagte der Klägerin die Lieferung der maschinellen Einrichtung ihrer zu errichtenden Bleitischfabrik übertrug, verpflichtete sich die Beklagte, alle weiteren Verfügungen auf maschinelle Anlagen, die innerhalb der ersten fünf Jahre gemacht würden, jedenfalls aber die zwei noch auszustellenden Bleitischpressen nebst Zubehör ohne weiteres bei der Klägerin zu bestellen, unter Zugrundelegung der jetzigen Materialpreise. Im Februar 1905 übertrug gleichwohl die Beklagte die Lieferung einer Presse nebst Zubehör, Triebapparat und den baulichen Gehtteilen für zwei Pressen einer anderen Firma. Die Klägerin fordert deshalb im gegenwärtigen Rechtsstreit als Schadenersatz den ihr entgangenen Gewinn. Die Beklagte macht geltend, die Klägerin habe die Hauptleistung aus dem Vertrage (die Einrichtung der Bleitischfabrik) zu mangelhaft ausgeführt, daß begründeter Kausalz von der Annahme bestanden habe, sie werde auch die jetzt in Frage stehende weitere Ausrüstung nicht vertragsgemäß ausführen. Es könne deshalb ihr, der Beklagten, die Bestellung dieses Werkes bei der Klägerin nicht zugemutet werden, sie sei vielmehr auf Grund des § 326 BGB. zum Rücktritt vom Vertrage berechtigt. Es kann sich zunächst fragen, ob der ausdrücklich nur vom dem Verzuge des einen Teils handelnde § 326 auch auf positive Vertragsverletzungen Anwendung findet. Die Frage ist in der Literatur streitig. Der II. S. des RG. hat sie in einer grundlegenden Entscheidung (RG. 54, 98 ff.) bejaht, und hat an seiner Ansicht in dem Urteile vom 23. Februar 1904 (RG. 57, 114 ff.) festgehalten. Der erkennende Senat trägt kein Bedenken, diesen Entscheidungen und ihrer übertragenden Begründung beizutreten. Ansehend stellt sich auch das Berufungsgericht grundtätig auf denselben Standpunkt; es hält ihn aber auf den vorliegenden Fall deshalb nicht für anwendbar, weil bei Zufuhrleistungsgeschäften nur eine dauernde vertragswidrige Lieferung den Rücktritt rechtfertigt,

während es sich hier nur um eine einmalige Vertragsverletzung handelte. In dieser Auslegung tritt eine rechtserrige Auffassung des von dem II. O. entwickelten Rechtsgrundgesetzes entgegen. Dieser Grundsatz geht dahin, daß bei gegenseitigen Verträgen „auch wegen positiver Vertragsverletzungen des einen Teils, welche die Erreichung des Vertragszwecks gefährden“, der andere Teil unter entprechender Anwendung des § 326 BGB. vom Vertrage zurücktreten könne. (Wird näher ausgeführt.) D. v. R. & R., II. v. 8. O. 07, 545/06 VII. — Raumberg.

11. §§ 398, 310, 138 BGB. Möglichkeit der Abtretung künftiger Forderungen. Voraussetzung derselben: Gegenstände Bestimmtheit und Bestimmtheit.]

Der spätere Gemeinsschuldner K. stellte unter dem 14. März 1903 der Klägerin, der Firma S. & Co., mit der er seit langer Zeit durch Bezug von Dingemitteln in Geschäftsverbindungen gestanden hatte, folgende schriftliche „Erklärung“ aus. „Im Beginn des Schriftstückes heißt es, daß, wenn die von ihm gegebenen laufenden Akte von ihm eingeleitet würden, ein offenes fälliges Guthaben der Klägerin in Höhe von 4 332 Mark 18 Pf. verbleibe, und daß ferner von ihm in Aussicht genommen sei, für die Frühjahrssaison weitere Warenlieferungen von der Klägerin zu beziehen. Der weitere Inhalt der Erklärung lautet wörtlich folgendermaßen: Zur Sicherung meiner Gläubigerin schulde ich dieser nicht bloß die in der anliegenden Zusammenfassung aufgeführten Außenstände, sondern auch die weiteren, durch zukünftige Lieferungen an meine Abnehmer entstehenden Forderungen zu Eigentum, wobei ich gewisser, für die Güte dieser meiner Aussagen einzustehen, und etwaige Einziehungskosten übernehmen. Ich verpflichte mich, die an mich gezahlten Beträge für die Firma S. & Co. zu vereinnahmen und zu beistehen und auf das Guthaben der Firma abzuführen.“ Nachdem im Januar 1904 über das Vermögen des K. der Konkurs eröffnet worden war, erhob die Klägerin gegen den Konkursverwalter Klage mit dem Antrage, ihn zur Zahlung von 2 600 Mark an sie zu verurteilen. Sie begründete diesen Anspruch mit der Behauptung, daß die zur Zeit der Konkursöffnung vorhandenen Außenstände von 8 133 Mark 90 Pf. in Höhe ihrer zur Zeit der Konkursöffnung bestehenden Forderung von insgesamt 5 803 Mark 19 Pf. auf Grund des Abkommens vom 14. März 1903 ihr gehörten; denn der in der Klagsmarge angeführte Teil dieser Außenstände bedeute sich mit dem ihr in dem gedachten Abkommen namentlich verpflichteten, damals bereits vorhanden gewesen Forderungen, die übrigen Außenstände seien aber sämtlich durch Warenverläufe nach Abschluß jenes Abkommens entstanden. An der Befragte von diesen Außenständen mindestens einen ihrer Gesamtforderung gleichkommenden Betrag zur Konkursmasse eingezogen habe, so sei diese auf Grund des Abkommens sowie nach den Grundätzen der ungerechtfertigten Bereicherung zur Herausgabe der vereinnahmten Beträge bis zur Höhe von 5 803 Mark 19 Pf. an sie verpflichtet, von denen sie zunächst nur einen Teilbetrag von 2 600 Mark geltend mache. Das die Befragte verurteilende Berufungsurteil wurde aus folgenden Gründen aufgehoben: Es handelt sich lediglich um die Frage, ob die in dem Schriftstück des Gemeinsschuldners vom 14. März 1903 erklärte Abtretung der für ihn aus zukünftigen Lieferungen

an seine Abnehmer entstehenden Forderungen wirksam ist. Dies ist in Abtretung von der Ansicht des Berufungsrichters zu verneinen. Allerdings muß an der im Urteil des erkennenden Senats (R. O. 55, 394) ausgesprochenen Ansicht, — der imvorigen der III. O. des R. O. sich angegeschlossen hat (R. O. 58, 79) — daß die Abtretung künftiger Forderungen nach dem BGB. rechtlich möglich ist, festgehalten werden. Die dagegen in der Literatur von sehr beachtenswerter Seite geltend gemachten Erwägungen können nicht für durchgreifend erachtet werden. Es kann insbesondere der Auffassung nicht beigegeben werden, daß es zum Wesen der Verfügung im Sinne des BGB. gehöre, daß der Gegenstand, auf den sie einzuwirken solle, gleichviel ob dieser eine Sache oder ein Recht sei, zur Zeit der Verfügung existiere, und daß die durch die Verfügung gewollte Rechtsveränderung im Augenblicke der Verfügung möglich sei. Wenn oder soweit Verfügungen über eine Sache, das ist (§ 90 BGB.) über einen körperlichen Gegenstand, nicht möglich sind, sofern es sich um eine zur Zeit der Verfügung in der Körperwelt noch nicht vorhandene Sache handelt, so liegt dies daran, daß zu solchen Verfügungen jedenfalls bei beweglichen Sachen gewisse in der äußeren Erscheinungswelt sich vollziehende Handlungen erforderlich sind, die nach ihrer Natur nur an einer vorhandenen Sache möglich sind. Die gegenwärtige körperliche Übergabe eines gegenwärtig noch nicht vorhandenen körperlichen Gegenstandes ist allerdings ein Unbding. Anders bei den der gedachten Welt angehörnden Rechten. Gleich gilt auch für diese der Satz, daß ohne das Vorhandensein eines Gegenstandes die Begründung eines dinglichen oder dem dinglichen entsprechenden Verhältnisses logisch unbenutzbar ist. Allein hieraus folgt lediglich, daß selbstverständlich die Abtretung zukünftiger Forderungen nur ex tunc d. h. erst im Augenblicke der Entstehung dieser Forderungen die gewollte dingliche Wirkung übt und üben kann, nicht ex nunc. Dagegen erscheint es nach dem Wesen der Willenserklärung, die allein zur Abtretung erforderlich ist, logisch wohl denkbar, daß diese Willenserklärung schon vor dem Zeitpunkt, in welchem die Rechte existieren werden, mit dem Erfolge abgegeben wird, daß sie im Augenblicke des Existenzwerdens der Rechte auf diese wirksam wird und sie unmittelbar ergreift. Daß dieser Erfolg künftig eintritt, ist eine wesentliche Wirkung, die die Abtretung bereits im Zeitpunkt ihrer Erklärung hat. Wenn hiernach auch im Grundsatze bei der Abtretbarkeit zukünftiger Forderungen zu verharren ist, so kann doch der Abtretung der zukünftigen Forderungen des Gemeinsschuldners, um die es sich im Streitfall handelt, rechtliche Gültigkeit nicht beigemessen werden. Wie weit oder eng der Rahmen für die Anforderungen an eine Individualisierung der abgetretenen zukünftigen Forderungen im übrigen zu spannen ist, kann hier dahingestellt bleiben. Keinenfalls kann eine Abtretung so allgemeiner Art, wie sie hier vorliegt, für rechtlich zulässig gehalten werden; sie entbehrt in jeder Richtung der erforderlichen Bestimmtheit und Bestimmbarkeit der zukünftigen Forderungen, und die dadurch hervorgerufene Ungewissheit des Inhalts und Gegenstandes des Rechtsgeschäftes wird um so größer, als die Abtretung zum Teil mit zur Deckung zukünftiger, ebenfalls völlig unbestimmter Forderungen des Fiskusars dienen soll. Daß die

zukünftigen Forderungen als solche bezeichnet sind, die aus zukünftigen „Lieferungen“ an die „Abnehmer“ des Gemeinschuldners entstehen würden, genügt nicht, um das Erfordernis einer ausdrücklichen Bestimmtheit und Bestimmtheit zu erfüllen, das der Gemeinschuldner Inhaber eines Bergwerks, eines Glashütten- und eines Holzverarbeitungs- und war außerdem noch einen Getreide- und Düngemittelhandel betrieb, und nicht sicher erkennbar ist, welche aus diesen verschiedenen Betrieben entstehende Forderungen der Abtretung unterworfen sein sollten. Würde darauf etwa die Abgabe des Gemeinschuldners gerichtet gewesen, schließlich alle seine zukünftigen Geschäftsforderungen an die Klägerin abzutreten, so müßte dies, wenn auch nicht in unmittelbarer Anwendung, so doch in Verfolg des Grundgesetzes des § 310 BGB. sowie nach Maßgabe des § 138 AB. 1 BGB. für unzulässig erachtet werden. R. o. S. & Co., II. v. 1. O. 07, 524/06 VII. — Jena.

12. § 399 BGB. Abtretbarkeit des Anspruchs aus dem Darlehensvertrage.]

Der Berufungsgericht hat an der Hand des Wortlautes und der Entstehungsgeschichte des § 388 BGB. ausgeführt, daß nach dieser Bestimmung, welche auf den bereits im gemeinen Rechte anerkannten Rechtssatz fußt, der Anspruch aus einem pactum de mutuo dando der Zession nicht fähig sei, da hier durch Eintritt eines Zessionars die versprochene Leistung inhaltlich eine unstatthafte Veränderung erleiden würde. . . . Zwar ist dem Berufungsgericht grundsätzlich darin beizustimmen, daß der Anspruch aus einem Darlehensvertrage für die Regel nach § 399 BGB. nicht abgetreten werden kann, denn hier wird die Einschließung einer anderen Person als Kontrahenten für den künftigen Hauptvertragsgegenstand sowohl in rechtlicher als wirtschaftlicher Beziehung eine unvorhersehbare Änderung des Inhaltes der Obligation bezeugen. Allein diese Bedeutung des Darlehensvertrages mit der Wirkung der Unabtretbarkeit der Forderung ist eben nur die Regel, keine absolute Norm; es kann auch das Gegenteil ausgemacht sein (vgl. Dertmann, das Recht der Schuldverhältnisse, 2. Aufl. § 610 Bem. 6 S. 587 und § 399 Bem. 1 a S. 265). Rechtlich möglich ist es, daß im konkreten Falle nach dem ausgesprochenen oder zu vermutenden Willen der Vertragschließenden dem Versprechungs-empänger auch eine andere von diesem zu bestimmende Person als Empfangsberechtigter und künftiger Darlehensschuldner subliniert werden darf. . . . Es ist aber auch denkbar, daß eine Abtretbarkeit des Anspruchs in beschränktem Umfang durch Vereinbarung der Vertragschließenden begründet wird, daß nämlich hiernach durch Auszahlung des Betrages, welchen der Darlehensgeber an den „Fessionar“ zahlen würde, der „Fessionar“ Schuldner des Darlehensgebotes werden, dem dritten aber ein Recht auf die Auszahlung des Geldes an ihn verschafft werden soll. Im vorliegenden Falle liegt die Sache nicht so, daß ohne alle weitere Prüfung die Abtretbarkeit der Forderung verneint werden dürfte. (Wie näher ausgeführt.) Da hiernach eine weitere Feststellung und Prüfung des Sachverhaltes erforderlich erscheint, war das Berufungsgericht auszusprechen und die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuweisen. 2. o. C., II. v. 7. O. 07, 12/07 VI. — Braunschw.

13. §§ 474, 768, 770 BGB. Steht dem Bürgen das Recht, die Wandlungseinderede zu erheben, zu? Recht des Bürgen auf die Wandlungseinderede?]

Ob, verkauft ein Haus mit Reditorei an St. Für den Restkaufpreis übernahm der Beklagte die selbstschuldnerische Bürgschaft um 9500 Mark davon trat G. sofort an die beiden Kläger ab. In notariell beglaubigter Urkunde vom 15. April 1902 erkannte dies der Beklagte an und bestellte Sicherungshypothek für die 8200 Mark der Kläger aus seinem Grundbesitz. Die Übergabe des künftigen Hauses an St. ist am 16. Mai 1901 erfolgt. Eine Wandlungsklage St. gegen G. wegen ersatzlicher Zusage eines Jahresumsatzes zu 40000 Mark, sowie ein desfallsiger Schadenersatzanspruch St. zu 42000 Mark sind rechtskräftig abgewiesen worden. Beklagter wurde auf Grund seiner Bürgschaft verurteilt, auf seine Revision wurde aufgehoben. 1) Im Endergebnisse muß der Ausspruch des OLG. gebilligt werden, daß der jetzige Beklagte die Wandlungseinderede nicht vorbringen kann. Zwar soll nach § 768 BGB. der Bürge die dem Hauptschuldner zustehenden Einreden geltend machen können, Voraussetzung dafür ist aber im Einzelfalle, daß dies der rechtliche Inhalt der betreffenden Einrede gestattet, daß die Einrede nicht dem Hauptschuldner ausschließlich zusteht, nicht nur von ihm allein vorgebracht werden kann, eine Voraussetzung, die bei dem Wandlungsanspruch und der Wandlungseinderede nicht zutrifft. Die Motive zum BGB. II S. 663 sprechen geradezu aus, daß der Bürge nicht belangt ist, Willensakte an Stelle des Hauptschuldners vorzunehmen und solche Verfügungen über den Inhalt der Schuld zu treffen, die von einer einseitigen Erklärung des Schuldners abhängen, wie Wahl, Rücktritt vom Vertrage, Wandlung, Abtretung. Freilich genügt diese Abgrenzung der Geschäftsbegrenzung nur insoweit, als sie unmissverständlich Ausdruck im Gesetze selbst gefunden hat, und dem scheint allerdings der § 768 BGB., der dem Bürgen ganz allgemein die Einreden des Hauptschuldners gibt, entgegenzusetzen. Aber dennoch ist aus der Bestimmung des § 770 AB. 1 zu entnehmen, daß das Gesetz selbst dem Bürgen ebenso wie die Anschlussendeinderede auch die ihr nahe verwandte Wandlungseinderede nicht als eine den Anspruch des Verkäufers dauernd ausschließende, sondern nur als eine aufsteigende höchstens so lange gewähren will, als sie noch dem Hauptschuldner zusteht. Die Denkschrift zum BGB. sagt S. 92 über die Anschlussendeinderede: „Nur der Hauptschuldner selbst hat darüber zu befinden, ob er von diesem (Anschluss-)Rechte Gebrauch machen will. Andererseits kann, solange das Anschlussrecht besteht, dem Bürgen Willkür nicht zugemutet werden, die Hauptverbindlichkeit zu erfüllen, da er im Falle nachträglicher Anschluss berechtigt sein würde, das Geschäft nach den Vorschriften über die Herausgabe einer ungerichteten Verjährung zurückzuführen. Der Entwurf gibt ihm daher bis zum Erlöschen des Anschlussrechts die Befugnis, die Verjährung des Gläubigers zu verweigern.“ Es besteht kein Grund, diese Verfügungen und die mit ihr übereinstimmende Geschäftsvorfälle in § 770 AB. 1 BGB. nicht auf die Wandlungseinderede entsprechend anzuwenden. Auch diese begründet wegen der auf Rückgrat des Verkäufers zustehenden Regress die Aufhebung des Vertrages, und auch über eine denartige Aufhebung kann nur der Hauptschuldner, der Käufer, allein befinden.

Auch die Rechtsowissenschaft verfaßt fast einstimmig dem Bürgen die Wandlungseinde — vergl. Dernburg, Bürg. Recht II § 2 S. 295 f., Exrme, das Bürg. Recht II S. 678, Rissen in JZ. 02, 460. — Da nun, wie sichtlich, in vorliegender Sache der Hauspächter den Wandlungsanspruch einbüßig verloren hat, und da den vorstehenden zivilrechtlichen Gründen die prozeßrechtliche Erwägung, daß an sich das Urteil gegen den Hauspächter nicht Rechtskraft gegen den Bürgen schafft, nicht entgegenstehen kann, so kommt dem jetzigen Beklagten die Wandlungseinde nicht zu. 2) Anders verhält es sich aber mit der Minderungseinde. Zwar wollten, wie erwähnt, die Motive zum BGG. auch diese dem Bürgen verweigern; aber nirgends, auch nicht stillschweigend und mittelbar, wie hinsichtlich des Wandlungseinde, hat dies im Gesetze selbst Ausdruck gefunden und der Grundsatz des § 768 BGG., der § 425 laßt sich, der mehrere Gesamtschuldner in der Regel gesondert behandelt, und namentlich auch der § 474 BGG., wonach bei Beteiligung mehrerer jeder die Minderung verlangen kann, steht dem geradezu entgegen, wie denn auch die Mehrzahl der Rechtslehrer die Minderungseinde dem Bürgen allgemein gewährt will. Wenn hiergegen der Vorderrichter sich auf die Berufung des Obertribunals (OTr. 34, 73) berufen will, die nach abgewiesener Wandlungseinde aus der Klauer selbst das Minderungsrecht ableitet, so kann dieser Rechtsatz keinesfalls nach BGG. und ZPO. Anwendung finden. Nach diesen sind die dreierte Ansprüche so voneinander unabhängig, daß die Abweisung des einen die Erhebung des anderen nicht ausschließen vermag. Der § 322 ZPO. verleiht nur der Aufzeichnung über den erhobenen Anspruch Rechtskraft, und jedenfalls gibt § 768 BGG. dem Bürgen die Einrede des Gesamtschuldners als selbständige, soweit der § 770 nicht Ausnahmen begründet. R. c. F., II. v. 28. Sept. 07, 5/07 V. — Hamm.

14. §§ 558, 606, 852 BGG. Die kurze Verzögerung von Ansprüchen des Vermieters bzw. des Verleiheres gilt auch für schuldliche oder vorsätzliche Beschädigungen durch den Mieter oder Entleiher.]

Der Kläger hat am 28. Oktober 1905 Schadenersatzklage erhoben, weil die Beklagten einem ihnen geliehenen, nach der Behauptung der Beklagten ihnen vermieteten Gasmotor in beschuldigtem Zustande zurückgeliefert hätten. Die Beschädigung sei von ihnen dadurch verursacht, daß die Maschine statt unter der höchstzulässigen Belastung von 52 Pferdekraften mit einer solchen von bis über 70 Pferdekraften verwendet sei. Die Klage ist in beiden Vorinstanzen auf Grund der §§ 558 bzw. 606 BGG. abgewiesen, weil Kläger den Gasmotor vor dem 28. April 1905 zurückgeliefert habe, die erhobene Klage daher verjährt gewesen sei. Die Revision wurde zurückgewiesen: Wegen dieser Entscheidung des OLG. erhebt die Revision zwei Angriffe; zunächst: es sei nicht geprüft, ob nicht der Anspruch auf eine unerlaubte Handlung der Beklagten gestützt werden könne; in solchem Falle könne nicht die Verjährung der §§ 558, 606 cit. Platz greifen, sondern nur die nicht abgelaufene dreijährige des § 852 BGG. Unter den in den §§ 558, 606 verminteten Ansprüchen könnten nach der Stellung dieser Bestimmungen im System immer nur Ersatzaufprüche aus dem Miet- bzw. Leihverhältnis selbst verstanden werden. Der

Angriff ist unbegründet. Wegen ihm spricht schon der Wortlaut der genannten Paragraffen, welcher ganz allgemein alle Ersatzaufprüche des Vermieters wegen Verschlechterung der vermieteten bzw. verliehenen Sache umfasst und sie nicht auf Ansprüche aus dem Miet- bzw. Leihvertrage beschränkt, vor allem aber die Erwägung, daß die ganze Bestimmung im wesentlichen bedeutungslos sein würde, wenn schuldliche oder vorsätzliche Beschädigungen auskiesen, da für zulässige Verschlechterungen der Mieter überhaupt nicht haftet. Es hat aber auch die zweite Kommission zur Beratung des BGG. (vgl. Prot. 2, S. 194, 275) ausdrücklich ausgesprochen, es müsse die Vorschrift für alle Ersatzaufprüche wegen der durch vertragswidriges Verhalten des Mieters (bzw. Entleiheres, cf. S. 275 cit.) entstandenen Veränderungen und Verschlechterungen gelten, also auch für die auf das Eigentum oder auf eine unerlaubte Handlung gegründeten Ansprüche dieser Art. R. c. F., II. v. 8. Okt. 07, 86/07 III. — Hamm.

15. § 781 BGG. Schuldanterkenntnis.]

Nach dem hier maßgebenden Rechte des BGG. erzeugt das einseitige Anerkenntnis des Schuldners noch keine rechtliche Verbindlichkeit, wenn es auch als Beweismittel für das Bestehen eines Schuldverhältnisses in Betracht kommen kann. Zur Selbstbindung, von dem Bestehen eines früheren Schuldverhältnisses unabhängigen Begründung der Verpflichtung eines Schuldners bedarf es eines rechtswirksamen Vertrages mit dem Gläubiger. R. c. F., II. v. 14. Okt. 07, 68/07 IV. — Ettlin.

16. §§ 823, 844, 846, 254 BGG. Einwilligung des Getöteten.]

Mit ihrer Einwilligung ist die Tochter der Klägerin von dem Ersatze der Beklagten getötet worden. Aus den Gründen: Es handelt sich hier um die Frage, ob durch die Einwilligung des Verletzten in die an sich unerlaubte Handlung die Widerrechtlichkeit als beseitigt erscheint. Die Meinung, wonach der Einwilligung des Beschädigten diese Wirkung beizumessen sein soll, würde hier keinesfalls in Betracht kommen, weil bei der Tötung als die Beschädigten nach §§ 844, 845 BGG. andere Personen als der Verletzte zu gelten haben, hier eben die Klägerin und deren Einwilligung nicht in Frage steht; vgl. Rot. zum BGG. Bd. 2 S. 730, 770 I., und Stitzmann im ArchZivProz. 99, 54 Anm. 41. Das aber die Einwilligung des Verletzten anlangt, so ist zwar die Frage, ob diese der Annahme einer Widerrechtlichkeit der Verletzung entgegensteht, nach Verschleiden der Fälle verchieden zu beantworten; vgl. Stitzmann a. a. O. S. 47 ff., Pland BGG. (Kauf. 3), Bd. 2, Bem. 3 zu § 823, S. 977 f., Dertmann, Schuldverhältnisse (Kauf. 2), Bem. 7, d zu § 823, S. 950, v. Staubinger (Engelmann), Kommentar zum BGG. (Kauf. 2), Bd. 2 Abs. 2, Bem. 5 zu § 823, S. 462 f.; aber einsehender zu verneinen ist sie, und zwar, ungeachtet der abweichenden Ansicht Plands, schon auf Grund des § 216 BGG., für den Fall der Verletzung des Lebens eines andern. Mit Recht leitet übrigens Stitzmann (a. a. O. S. 77) dieses Ergebnis auch noch daraus ab, daß die Einwilligung in die eigne Tötung gegen die guten Sitten verstoße (vgl. § 138 Abs. 1 BGG.). R. c. F., II. v. 16. Sept. 07, 20/07 VI. — Kammergericht.

17. §§ 823, 828, 834, 846, 254 BGB. Tier Schäden. Vertragsverhältnis zwischen Tierhalter und Besizer. Eigenes Verschulden (Beweislosigkeit).]

Nachdem der Beklagte am 16. September 1902 den Kläger als Geschäftskutscher in Dienst genommen hatte, machte Kläger am 17. September mit dem Einspännermeister des Beklagten eine Fabel. Als er bei Beginn der zweiten Fabel vor dem Geschäftsfeld des Beklagten stehen wollte, fiel der linke Scherbaum des Wagens heraus. Das Pferd wurde dadurch zum Durchgehen veranlaßt. Kläger verlor die Herrschaft über das Tier; bei einem Zusammenstoß mit einem Straßenbahnwagen wurde er dem Tod heruntergeschleudert und erlitt schwere Verletzungen. Das dem Beklagten zum Schadenersatz verurteilende Berufungsurteil verneinte den Einwand des eigenen Verschuldens. Aus den Gründen: Die Revision macht mit Recht geltend, daß der Einwand des eigenen Verschuldens mit ungenügender Begründung verworfen worden ist. Der Berufungsrichter hat anerkannt, daß dem Kläger als Kutscher obgelegen habe, sich vor Beginn der Fabel von dem ordnungsmäßigen Zustand des Fuhrwerks zu überzeugen. Er führt dann aber aus: „Eine Mitteraufsuchung des Unfalls des Klägers durch eigenes Verschulden hat nicht für einen solchen angesehen werden können.“ Ferner: „Dem Kläger würde nur dann ein eigenes Verschulden an seinem Unfall nachgewiesen sein, wenn er es überhaupt unterlassen hätte, dem Anbringen des Scherbaums am Wagen den erforderlichen Splint vorzuführen; mag dies gerade auch nicht unmöglich oder unaussprechlich sein, so ist es doch nicht erwiesen, und andererseits, wie die Behandlung des R. zeigt, wäre selbst bei gehöriger Einwirkung des Splintes nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß bei der ersten Geschäftsfahrt des Klägers der Splint unmerklich aus dem Spalt herausgerutscht war. Zu der Feststellung eines eigenen Verschuldens des Klägers, welches für seine Körperbeschädigung ursächlich war, ist daher nach Lage der Beweislastnahme nicht zu gelangen.“ Der Berufungsrichter hat den Einfluß außer acht gelassen, den das zur Zeit des Unfalls bestehende Vertragsverhältnis hinsichtlich der Beweislast ausüben muß. Wenn das dem Kläger zur Verfügung gestellte Gerät ordnungsmäßig beschaffen war, bei der Ausföhrung der dem Kläger übertragenen Dienstverrichtung aber ein Unfall sich ereignete, so ist es Sache des Klägers, nachzuweisen, daß er seinen Dienstverpflichtungen genügt und die Sorgfalt eines ordentlichen Kutschers angewandt hat (vgl. R. 33.05 S. 392¹⁰, 393¹¹, 528⁷). Die Verurteilung des Beklagten läßt sich daher nicht mit der Erwägung begründen, es sei zwar nicht unmöglich oder unaussprechlich, daß Kläger — pflichtwidrig — unterlassen habe, beim Bereitstellen oder Wiederangebrauchnahme des Wagens den zum Festhalten des Scherbaums erforderlichen Splint vorzuführen, es sei dies aber nicht erwiesen. Sollte nicht erwiesen sein, daß der Kläger die Sorgfalt eines ordentlichen Kutschers angewandt hat — sei es bei dem Herrichten des Wagens zur ersten Fabel, sei es bei der Prüfung, ob das Geschäft in Ordnung sei, vor Beginn der zweiten Fabel, sei es bei der Leitung des Pferdes beim Wendem des Wagens —, so ist davon auszugehen, daß die ihm zur Last gesetzte Unachtsamkeit von ihm begangen ist. Nach den Umständen des Falles ist abdem zu entscheiden, ob der Anspruch des Klägers ganz abzuweisen ist, oder ob das bei der Entstehung des Schadens

mitwirkende Verschulden des Klägers nur auf den Umfang des Schadenersatzes den Einfluß ist (§ 254 BGB). L. c. S. 11. v. 26. Sept. 07, 74/07 IV. — Kammergericht.

18. § 844 BGB. verb. mit § 1 Haftpflicht. Der Anspruch des großjährigen Kindes auf Unterhalt wegen Verunglückung des dazu Verpflichteten erfordert bei eigener Klage gegen den Haftpflichtigen die Notwendigkeit des Unterhalts. Feststellungslage.]

Die Klägerin ist die Tochter des durch eine Rangierbewegung verletzten und an den Folgen der Verletzung gestorbenen R. Sie fordert vom Beklagten die Zahlung einer Rente als Entschädigung für den Verlust des Unterhalts, den der Verletzte ihr während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens gewährt haben würde. Der Anspruch aus dem Berufungsgericht zur Hälfte dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt, die andere Hälfte ist der Klägerin abgeprochen, weil bei der Entstehung des Schadens ein eigenes Verschulden des Verletzten mitgewirkt habe. Das R. hob auf: Der Berufungsrichter irrte, wenn er den Rechtsgrund für den Klageanspruch in erster Linie in dem Sachvertrage finden will. Mit der Vertragsschließung kann nur ein Schaden geltend gemacht werden, der dem Erschaffer der Klage als Vertragschließenden aus dem vertragswidrigen Verhalten des Beklagten erwachsen ist. Ein solcher wird hier aber nicht geltend gemacht. Vom der Verlust, den die Tochter durch den Untergang des ihr zustehenden Rechts auf Unterhalt erlitten hat, hat nicht der Beklagte betroffen. Der Anspruch auf Entschädigung ist nicht in der Person des Erschaffers entstanden und durch Erbgang auf die Klägerin übergegangen, vielmehr handelt es sich um die Entschädigung für den Verlust eines Anspruches, der der Klägerin aus eigenem Recht und unabhängig vom dem Vertrage zustand. Sie kann sich daher nur auf die vom Berufungsgericht auch mitangelegenen Vorschriften des Haftpflicht- und des BGB. über unerlaubte Handlungen stützen. Auf Grund dieser Gesetze erhebt man die Revision gegen den Anspruch der Klägerin den Einwand, diese habe als großjährige Ruch nach § 1602 BGB. nur insoweit einen gesetzlichen Anspruch auf Erhaltung des Unterhalts von Seiten ihres Vaters gehabt, als sie außerstande sei, sich selbst zu unterhalten. Das diese Voraussetzung für den von ihr erhobenen Rentenanspruch vorgelegen habe, sei von ihr zwar behauptet, indem sie angegeben habe, sie sei lungenkrank und außerstande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aber der Beklagte habe diese Angaben ausdrücklich bestritten und der Berufungsrichter sei auf diese streitigen Tatsachen nicht eingegangen. Ohne deren Feststellung könne aber der von der Klägerin erhobene Leistungsanspruch nicht dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt werden. Die Behauptung ist begründet. Sowohl nach dem Haftpflicht- wie nach § 844 BGB. ist der Beklagte nur insoweit zum Schadenersatz verpflichtet, als der Getötete während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts gesetzlich verpflichtet gewesen sein würde und die gesetzliche Pflicht besteht nur, wenn das großjährige Kind außerstande ist, sich selbst zu unterhalten. Solange nicht festgestellt ist, daß dieser Fall vorliegt, besteht nur die Möglichkeit, daß der Getötete kraft Gesetzes unterhaltspflichtig werden konnte und es kann dann nicht die Beurteilung zur Zahlung einer den Unterhalt ersetzenden

Rente, sondern nur die Befriedigung gefordert werden, daß im Falle die erlösbare gesetzliche Voraussetzung später eintreten sollte, die Erbschaft des Beklagten besteht. Demnach mußte das Berufungsurteil aufgehoben werden, insofern es den Leistungsanspruch für den Grunde nach gerechtfertigt erklärt hat. *Pr. Odenbachsches a. W., II. v. 17. Okt. 07., 5/07 VI. — Wesen.*

19. §§ 1154, 1192 BGB. Erbverträge für die Abtretung einer Eigentümergrundschuld.]

Der Berufungsrichter hat angenommen, daß, wenn die Klägerin den Anspruch an einen Dritten abgetreten habe, sie zur Geltendmachung des Anspruchs nicht mehr aktiv legitimiert sei. Er hat ferner weiter ausgesprochen, daß die Abtretung nicht rechtswirksam sei, weil sie nicht ins Grundbuch eingetragen sei. Diese Ansicht verstoßt gegen die §§ 1192, 1154 BGB. Zur Abtretung der Eigentümergrundschuld bedarf es nicht der Eintragung ins Grundbuch; es genügt die schriftliche Abtretungserklärung und die Ausbündigung des Briefes. Die vom Berufungsrichter angelegene Entscheidung des RG. (III. 04, 8 Nr. 8) steht dieser Auffassung nicht entgegen. Sie spricht von einer Buchhypothek, während es sich hier um eine Briefhypothek handelt, die, soweit sie gültig ist, zu einer Eigentümergrundschuld der Klägerin geworden ist. (Art. 192, 193 BGB, Art. 33 § 1 BGB, Föderer-Turnau, 3 Aufl. S. 719). *S. a. W., II. v. 9. Okt. 07, 629/06 V. — Wesen.*

20. § 1568 BGB. Grobe Mißhandlung.]

Am 27. Juli 1904 kam es in der Rüge zwischen den Parteien zu einem Streit über die Art und Weise, wie die Rüge zum Tragen der Rüge herbeigeführt werden sollte. Dies hatte zur Folge, daß Kläger später in der Rüge die Beklagte klagte. Er gab ihr die Rüge auf und versetzte ihr mit einer Rüge Schläge auf das nackte Gesicht und zwischen die nackten Beine. Der Berufungsrichter mißbilligt die Annahme des ersten Richters, daß hierdurch ein Fall der Anwendung des § 1568 BGB gegeben sei. Er lehnt die Anwendung dieser Gesetzesvorschrift aus dem Grunde ab, weil die Mißhandlung keine grobe gewesen sei. Das Werkzeug der Züchtigung sei eine dünne Wischen aus dem Bänge nur eines halben Armes und darum ungeeignet gewesen, erhebliche Folgen herbeizuführen. Eine grobe Mißhandlung liegt auch dann nicht vor, wenn die Rüge auf eine beschimpfende oder die Beklagte erniedrigende Art und Weise erfolgt sei. Denn der Kläger sei gereizt worden. . . . Das ganze Verhalten des Klägers sei, wenn es auch vielleicht ein ungehöriges genannt werden müsse, infolge dieses Angeiffs der Beklagten verständig. Nach den Anschauungen der Bevölkerungstiefe, zu denen die Parteien gehören, sei aber auch anzunehmen, daß die Züchtigung von der Beklagten nicht besonders schwer empfunden worden sei. Kläger seinerseits habe jedenfalls, wie auf Grund der ganzen Sachlage als erwiesen gelten könne, weder die Absicht gehabt, die Beklagte durch die Züchtigung zu beschimpfen noch aus das Betruhen davon gehabt, daß die Beklagte durch die Art und Weise, wie er sie züchtigte, beschimpft werden würde. Diese Ausführungen beruhen zunächst auf einer Verlesung des Rechtsbegriffs der groben Mißhandlung. Dieser Begriff schließt nicht nur die Fälle der lebens- oder gesundheitsgefährlichen Mißhandlung in sich, sondern er ist ein weiterer (vgl. RG. 47, 31 ff.) und umfaßt auch solche vorläufige Körperverletzungen, die ohne das

Leben und die Gesundheit des Verletzten Ehegatten in Gefahr zu bringen, unter Umständen aber in einer Art begangen werden, die sie als eine besonders rohe, das allgemeine Rechtsempfinden schwer verletzende Ausprägung erscheinen lassen. Es ist insbesondere in der Rechtsprechung des RG. bereits wiederholt hervorgehoben worden, daß unter dem Begriff auch solche Mißhandlungen fallen, die mit einer ehrenrührigen Herabwürdigung des mißhandelten Ehegatten verbunden sind; so in Sachen S. e. S. (IV. 14/04) durch Ur. vom 25. Februar 1904 sowie in Sachen S. e. W. (IV. 539/03) durch Ur. vom 17. März 1904. Um einen solchen Fall handelt es sich gegenwärtig. Kläger hat nicht nur durch die Züchtigung an sich sondern namentlich auch durch die Art ihrer Ausführung seiner Frau eine Schmach angetan, die jedem Sittlichkeits- und Rechtsempfinden schädlich widerspricht. Es kam darüber hinausgegangen werden, daß der Berufungsrichter dies in Zweifel zieht, da er es doch selbst wenigstens als möglich unterstellt, daß objektiv betrachtet die Züchtigung für die Beklagte erniedrigend gewesen sein könnte. Dieser objektive Maßstab ist aber für die Frage, ob die Beklagte in grober Weise mißhandelt worden ist, wenn nicht allein entscheidend, so doch von der allertatsächlichen Bedeutung. Eine grobe Mißhandlung bleibt eine solche, gleichviel wodurch sie veranlaßt und ob sie insbesondere durch eine von dem Verletzten verschuldete Erregung des Mißhandelnden hervorgerufen wurde. Ihr Vorhandensein ist auch unabhängig von ihrer Wirkung auf das subjektive innere Empfinden des Verletzten. Das angenommene Widerwärtige der Beklagten und ihre vermeintlich nur geringe Empfindlichkeit werden daher vom Berufungsrichter in einem rechtlich fehlenden Zusammenhang gewürdigt. Beides kann bei der Entscheidung darüber, ob die Tatbestandsvoraussetzungen des § 1568 gegeben sind, unter Umständen an anderer Stelle von Gerichtspräsidenten sein. Hat die Beklagte die Züchtigung nicht besonders schwer empfunden, so kann es sich fragen, ob dies die Annahme ausschließt, daß ihre eheliche Stellung gänzlich zerstört, in ihrer Person also die subjektive Folge der Ehezerstörung enthalten ist. Hat sie andererseits den Mann durch ihr Verhalten zum Zorn gereizt, so entsteht die Frage, ob bei objektiver Würdigung des Falles die Ehezerstörung so beschaffen ist, daß es dem Wesen der Ehe nicht mehr entspricht, ihr die Fortsetzung dieser Ehe zuzumuten (vgl. III. 06 496¹¹, 690¹⁹). Sollte übrigens die Verschleppung des Klägers unter den Begriff der groben Mißhandlung nach Lage der Verhältnisse nicht fallen, so bliebe immer noch die Möglichkeit bestehen, daß in seinem Verhalten gleichwohl eine schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten erlitten werden müßte. (RG. 47, 33.) *R. a. R., II. v. 14. Okt. 07, 98/07 IV. — Kofod.*

21. §§ 1611, 1610 BGB. Begriff des „notdürftigen“ Unterhalts.]

Die Rüge der Revision, das Berufungsgericht habe den Begriff des notdürftigen Unterhalts verkannt, erscheint nicht begründet. Eine Begriffsbestimmung des notdürftigen Unterhalts gibt das BGB. nicht. Der notdürftige Unterhalt umfaßt seinem Inhalte nach allerdings ebenso wie der bandenmäßige Unterhalt den gesamten Lebensbedarf der Person (§ 1610 Abs. 2 Begründung IV, 699; § 1488 Abs. 1 Entwurf I). Die Be-

Stimmung im § 1610 W.B. 2 ist also nicht nur für den handesmäßigen, sondern auch für den notwendigen Unterhalt maßgebend. Dagegen unterscheidet sich der notwendige vom handesmäßigen Unterhalt in Aufsehung des Wertes der zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse zu gewährenden Mittel. Diese sind beim notwendigen Unterhalt — anders als beim handesmäßigen — nur auf das unbedingt Notwendige zu bemessen. Was zum Lebensbedarf einer Person gehört und wieviel zu dessen Deckung bei Gewährung des notwendigen Unterhalts ausreicht, ist nach den Umständen des einzelnen Falles unter Beachtung des § 1610 W.B. 2 zu beurteilen. *S. c. F., II. v. 7. Okt. 07, 260/07 IV. — Kammergericht.*

Givilprozeßordnung.

22. §§ 4, 546 ZPO. Maßgebender Zeitpunkt für das Vorhandensein der Revisionsinstanz. Teilweise Erledigung der Hauptsache vor Einlegung der Revision. — Stellung von Anträgen, die mit dem eigenen Vorbringen in Widerspruch stehen.]

Der III. O.S. des R.G. hat in dem in R.G. 15, 406 ff. veröffentlichten Urteil ausgesprochen, daß die Bestimmung des § 4 ZPO. bei der Feststellung des Wertes des Beschwergegenstandes in der Revisionsinstanz unanwendbar sei, wenn sich im Laufe des Prozesses nicht sowohl der Wert des Streitgegenstandes als dieser selbst ändere, und daß es für die Revisionsinstanz in der Regel auf das Vorhandensein des Beschwergegenstandes zur Zeit der Einlegung der Revision ankomme. Auf Grund dieser Erwägungen hat der III. O.S. in dem damals vorliegenden Falle die Revision für unzulässig erklärt, weil der damals in den beiden Berufungen abgewiesene Kläger nach Beendigung des Berufungsurteils und vor Einlegung der Revision vom dem Beklagten in der Hauptsache (nicht in Aufsehung der Prozeßkosten) freiwillig vollständig klaglos gestellt worden war. Der erkennende Senat schließt sich dieser Ansicht des III. Senats an und ist der Meinung, daß dem Falle, wenn der in der Berufungseinstanz abgewiesene Kläger, der nur eine Klageforderung erhoben hat, wegen dieser in der Hauptsache (d. h. also abgesehen von den Kosten) in der Zeit zwischen Einlegung des Berufungsurteils und Revisions-einlegung vollständig klaglos gestellt worden ist, der andere Fall entsprechend gleichzustellen ist, wenn der Kläger in der Berufungseinstanz mit zwei selbständigen, von einander unabhängigen Klageforderungen abgewiesen worden ist und nunmehr vor der Revisions-einlegung in der Hauptsache vollständig nur bezüglich der einen derselben befristet wird. So liegt die Sache hier. Der Revisionskläger hat selbst anerkannt, daß es sich in diesem Rechtsstreit um zwei selbständige von einander unabhängige Klagenansprüche handle und daß er bezüglich des höheren Klagenanspruchs mit einem Werte von 2900 Mark nach der am 30. Mai 1906 erfolgten Verlinkung des Berufungsurteils, aber vor der am 5. Juli 1906 erfolgten Zustellung desselben und somit auch vor der am 14. Juli 1906 gefassten Revisions-einlegung, nämlich am 26. Juni 1906, klaglos gestellt sei. Danach war infolge dieser inzwischen eingetretenen Veränderung des Streitgegenstandes zur Zeit der Revisions-einlegung ein Beschwergegenstand in der Hauptsache nur noch in Gestalt des anderen Klagenanspruchs vorhanden, mit welchem Kläger ebenfalls abgewiesen worden war. Der Wert dieses Klagenanspruchs bleibt aber unbestritten unter dem Betrage von

2500 Mark, so daß danach die Revision für unzulässig erachtet werden mußte. Daß der Revisionskläger seinen auf Beurteilung der Beklagten auch zu Punkt 2 gerichteten Revisionsantrag trotz der von ihm selbst zugegebenen in der Hauptsache erfolgten Erledigung dieses Punktes aufrecht erhalten hat, ist belanglos, da Anträgen, die mit dem eigenen Vorbringen der betreffenden Partei in Widerspruch stehen, keine maßgebliche Bedeutung beigemessen werden kann. Das in der Z.B. 99, 830¹ mitgeteilte Urteil gibt dem Senat keinen genügenden Anlaß zur Anwendung des § 137 ZPO., da es sich dort um teilweise Befriedigung einer einheitlichen Forderung nach Erlass des Berufungsurteils und vor Einlegung der Revision handelte und dieser Fall dem von dem III. O.S. entschiedenen und dem jetzt in Frage stehenden nicht unbedingt gleich gestellt werden muß, sondern die Möglichkeit einer anderen Beurteilung zuläßt. Dasselbe gilt von den rechtsgerichtlichen Entscheidungen, die sich mit der zwischen Erlass des Berufungsurteils und der Revisions-einlegung erfolgten Ermäßigung des Klagenanspruchs beziehungsweise dem Bericht auf diesen beschäftigen, so unter anderen von den Entscheidungen des I. O.S. vom 18. Oktober 1890 I. 176/90, und 9. Oktober 1897 II. 172/97, und des II. O.S. vom 10. Juni 1902 II. 26. 199/02. R. c. L., II. v. 27. Sept. 07, 324/06 VII. — Frankfurt a. M.

23. Klage gegen eine offene Handelsgesellschaft und einen Gesellschaftler. Ist dadurch dessen ganze Rechtspersönlichkeit in den Streit hineingezogen?

Der Vater des Klägers und Bruder des Beklagten zu 2 Traugott R. ist, durch Vertrag vom 12. Februar 1894 in das bis dahin vom Beklagten zu 1 allein unter der Firma Adolf R. in G. geführte Geschäft als Gesellschaftler eingetreten und hat in dieses Geschäft eine Einlage gemacht. Nach dem Tode des Traugott R. hat der Beklagte zu 2 das Geschäft weitergeführt, bald aber, ohne Änderung der Firma, den Kaufmann Fritz R., Bruder des Klägers, als Gesellschaftler aufgenommen. Die Eintragung dieser offenen Handelsgesellschaft in Handelsregister des zuständigen R.G. datiert vom 17. April 1900 und besagt, daß die Gesellschaft am 1. April 1900 begonnen habe, nach der Behauptung des Beklagten zu 2 war der Beginn schon auf den 1. Januar desselben Jahres vereinbart worden. Schon zu Lebzeiten des Traugott R. bestand, unabhängig von dem Geschäft in G., die Firma Adolf R. in G., deren alleiniger Inhaber der Beklagte zu 2 war. Später, noch vor der Klageerhebung, nahm er jedoch seinen Sohn Traugott R. als Gesellschaftler auf. Der Kläger, der zu 1/3 Anteile seines Vaters geworden ist, berechnet die Einlage des Erblassers auf 11235,17 Mark und hat die Herauszahlung seines Anteils von 2831,29 Mark mit 4 Prozent Zinsen seit dem 1. April 1904 verlangt. Die Klage hatte ursprünglich als Beklagte bezeichnet: die Firma Adolf R. in G., was aber im Laufe der 1. Instanz dahin berichtigt wurde, daß Beklagte sein sollte die offene Handelsgesellschaft in Firma Adolf R. in G. Gleichzeitig befragte der Kläger die Klage auf den Mithhaber dieser Beklagten, den Adolf R. in G. aus. Demgemäß war nunmehr die Klage gegen die beiden im Rubrum bezeichneten Beklagten gerichtet, mit dem Antrage, die Beklagte zu 1 (die offene Handelsgesellschaft in Firma Adolf R. in G.) als Gesamtschuldnerin mit dem Beklagten zu 2 (dem Mithhaber der Beklagten zu 1,

Adolf R.) zu der angegebenen Zahlung zu verurteilen. Die Beklagten haben gegen diese Ausdehnung als eine unzulässige Klageränderung protestiert, im übrigen sowohl die Mitteilungsmitteilung des Klägers als die Passivlegitimation der Beklagten zu 2 bestritten. Die 1. Instanz hat aber die Ausdehnung der Klage unter dem Gesichtspunkt der subjektiven Klagebefugnis für zulässig erachtet und unter Beibehaltung der Mitteilungsmitteilung des Klägers zu 2 durch Teiltrittteil zur Zahlung des geforderten Betrages verurteilt. Dagegen hat sie die Passivlegitimation der Beklagten zu 1 beseitigt und dieser Beklagten gegenüber durch Endurteil die Klage abgewiesen. Gegen das erste Urteil ist von dem Beklagten zu 2, gegen das zweite von dem Kläger Berufung eingelegt worden. Zur Begründung seiner Berufung macht der Beklagte zu 2 geltend, daß er, weil nur als Mitinhaber der Beklagten zu 1 beklagt, welche die Klageforderung nicht schulde, für diese auch selbst passiv nicht legitimiert sei. Dagegen vertritt der Kläger den Standpunkt, daß es auf diese juristische Bezeichnung nicht ankomme, daß vielmehr der Beklagte zu 2 in seiner ganzen Rechtspersönlichkeit beklagt sei, wie denn auch das O. die Klage als selbständige Klage gegen diesen Beklagten zugelassen habe. Der Kläger will aber auch überdies das Klagerubrum dahin berichtigten, daß bei der Bezeichnung des Beklagten zu 2 die Worte „Mitinhaber der Beklagten zu 1“ weggelassen sollten. Dieser „Berichtigung“ widerspricht der Beklagte zu 2 als einer unzulässigen Klageränderung. Das Berufungsgericht hat die Berufung des Klägers zurückgewiesen, auf die Berufung des Beklagten zu 2 die Klage auch ihm gegenüber abgewiesen. Der Revisionsbegriff wendet sich gegen die Beurteilung der Klage in ihrer Richtung gegen den Beklagten zu 2. Die Revision macht geltend, daß diese Klage vom Berufungsgericht selbst für zulässig erklärt worden, und daß es rechtsirrtümlich sei, wenn es die Klage trotzdem wegen des der Bezeichnung des Beklagten gemachten Zusatzes als Mitinhabers der zu 1 beklagten Firma für unbegründet halte und der Streichung dieses Zusatzes, als einer unzulässigen Klageränderung entgegengetreten sei. Dieser Angriff ist begründet. Das Berufungsgericht ist der Ansicht, daß insolge des erwähnten Zusatzes, der Beklagte zu 2 nur in seiner Eigenschaft als Mitinhaber der Firma Adolf R. in G. & L. — der Beklagte zu 1 — beklagt und daß auch nur in dieser Beschränkung die Klage gegen ihn vom O. zugelassen sei. Es sei aber rechtlich falsch zu scheitern zwischen den Verbindlichkeiten, für die jemand insolge eines bestimmten, nach Handelsrecht zu beurteilenden Gesellschaftsverhältnisses haftet, und jenenjenigen, welche ihm aus anderen Gründen verfallen. Da es den Anspruch gegen die Beklagte zu 1 nicht für begründet ansieht, so hält es auch den Anspruch gegen den nur in Beschränkung auf seine Haftung für diese Firma belangten Beklagten zu 2 für unbegründet und findet in der Streichung des diese Beschränkung enthaltenden Zusatzes eine Klageränderung, welche es, beim Widerstande der Beklagten, für unzulässig erklärt. Dem kann nicht beigetreten werden. Wenn neben der offenen Handelsgesellschaft, die unter ihrem Namen beklagt worden ist, auch noch, wie hier geschehen, ein Gesellschaftsleiter miteingeklagt wird, so tritt bei diesem Beklagten nicht eine Teilung seiner Rechtspersönlichkeit ein, dergestalt, daß er nur mit demjenigen Teile, an welchem das Gesellschaftsverhältnis haftet — was schon an sich ein unmöglicher Gedanke

wäre — in den Rechtsstreit hineingezogen würde. Vielmehr ist er Partei in seiner ganzen, unteilbaren Persönlichkeit. Die Beziehung auf die Gesellschaft, als deren Mitinhaber er belangt wird, hat nur Bedeutung für die materielle Anspruchsbeurteilung, indem sich daraus zunächst die Befugnis ergibt, kann, daß ein Schuldverhältnis, welches an sich in der eigentümlich abgegrenzten Rechtssphäre der Gesellschaft entstanden ist, auch für den belangten Gesellschaftsleiter, außerhalb dieser Sphäre wirksam geworden sei und in dieser Richtung solle geltend gemacht werden. Bei der Frage, ob ihm gegenüber in diesem Prozesse, statt der Schuld derjenigen Gesellschaft, als deren Mitinhaber er bezeichnet ist, die Schuld einer anderen Gesellschaft, wofür er ebenfalls präsumiert haftet, geltend gemacht werden könne, handelt es sich nicht darum, ob dem zunächst belangten Beklagten im Laufe des Verfahrens ein anderer Beklagter substituiert werden müsse, sondern bei verteilender Identität des Beklagten um die Zulässigkeit einer gewöhnlichen, materiellen Klageränderung. Das Wesen des Berufungsgerichts gegen die Streichung des Zusatzes im Klagerubrum, wodurch der Beklagte zu 2 als Mitinhaber der Beklagten zu 1 bezeichnet wird, kann daher keineswegs seine Rechtfertigung darin finden, daß damit eine bisher vorhandene Beschränkung in seiner Beklagtenrolle beseitigt würde. Zur Prüfung steht vielmehr nur die Frage, ob in der gedruckten sachlichen Begründung des Anspruchs gegenüber dem Beklagten zu 2 eine unzulässige Klageränderung zu finden sei, und hierfür ist es, neben dem übrigen Parteivorbringen, gleichgültig, ob der Zusatz gestrichen wird oder bestehen bleibt. Was nun aber die Frage betrifft, ob es dem Kläger gestattet war, dem Beklagten zu 2 gegenüber den im übrigen unverändert bleibenden Anspruch nachträglich darauf zu stützen, daß die Einlage seines Gesellschafters nicht in die zu 1 beklagte Gesellschaft in G. & L., sondern in die gleichnamige Gesellschaft in O. gemacht worden sei, so muß für schon aus dem Grunde bejaht werden, weil darin, diesem Beklagten gegenüber, nicht eine Änderung des Klagerandes, sondern nur eine tatsächliche Verichtigung nach § 268 Ziff. 1 ZPO liegt. Der Klagegrund blieb nach wie vor das durch den Gesellschaftsvertrag vom 10. Februar 1894 begründete Rechtsverhältnis. Aber auch bei Unterstellung einer Klageränderung gelangt man zu dem gleichen Ergebnisse, weil alsdann die Zulässigkeit der Änderung bereits durch das Teiltrittteil des O. entschieden ist. Denn, indem dieses die Erstreckung der Klage auf den Beklagten zu 2 zuließ und daraufhin diesen Beklagten nach dem Klagegrund verurteilte, trotzdem dasselbe schon schloß, daß die Einlage in das Geschäft in O. erfolgt war, kann es unmöglich der Ansicht gewesen sein und hat daher stillschweigend verneint, daß insoweit eine unzulässige Klageränderung vorliege. Die sachliche Begründung des Anspruchs hat auch das Berufungsgericht anerkannt. Hiernach ist die Beurteilung des Beklagten zu 2, wie sie das landgerichtliche Teiltrittteil ausgesprochen hat, gerechtfertigt. R. v. R., II. v. 2. Okt. 07, 69/07 I. — Kammergericht.

24. §§ 240, 249 ZPO, § 10 RD. Rechtsmittelverfahren einer während durch Konkursverförmung unterbrochenen Verjährung eingelegten Revision. Keine Heilung durch nachträgliche Aufnahme des Verjährungs durch den Konkursverwalter.]

Gegen das Berufungsurteil, das am 21. März 1907 vom O. gestellt ist, ist von dem Beklagten am 18. April 1907 Revision

eingelegt; am 3. Mai ist diese begründet. Inzwischen war, und zwar am 13. April 1907, über das Vermögen des Klägers das Konkursverfahren eröffnet. Namens des Konkursverwalters war mittels eines dem Gegner am 11. Mai 1907 zugestellten Schriftsatzes das Verfahren aufgenommen worden. Zuvor hatte der Anwalt des Verwalters in einem vorbereitenden Schriftsatz vom 25. April als Vertreter des Revisionsbeteiligten den Antrag in Aussicht gestellt gehabt, die Revision zurückzuweisen. Namens des Verwalters der Konkursmasse ist in erster Linie der Antrag verwiesen, die Revision als unzulässig zu verwerfen; nur hilfsweise ist noch der Antrag auf Zurückweisung der Revision (als unbegründet) gestellt. Gründe: Der Rechtsstreit betrifft das zur Konkursmasse gehörige Vermögen des Gemeinschuldners; er war zur Zeit der Konkursöffnung für denselben anhängig. Das Verfahren wurde durch die Konkursöffnung am 13. April 1907, ohne Rücksicht auf die Kenntnis dieser Tatsache seitens des Beklagten, gemäß § 240 ZPO. unterbrochen und zwar bis es nach den für den Konkurs geltenden Bestimmungen aufgenommen (oder der Konkurs aufgehoben) wurde. Der Konkursverwalter hat das Verfahren auf Grund des § 10 Abs. 1 RD. am 11. Mai 1907 aufgenommen; der Rechtsstreit war also vom 13. April bis 11. Mai unterbrochen. Dieses hatte zur Folge, daß die während dieser Zeit von einer Partei in Ansehung der Hauptsache vorgenommenen Prozeßhandlungen der anderen Partei gegenüber ohne rechtliche Wirkung waren (§ 249 Abs. 2 ZPO.). Demgemäß ist die Einlegung der Revision, die am 18. April stattgehabt hat (ebenso wie die am 3. Mai erfolgte Revisionsbegründung) wirkungslos. Das Berufungsurteil ist bereits am 21. März 1907 zugestellt; eine anderweitige Einlegung und Begründung der Revision als die vorbezeichnete, Wirkungskasse, insbesondere eine solche nach Aufnahme des Verfahrens am 11. Mai 1907, mit welchem Tage die gesetzlichen Fristen dazu von neuem zu laufen begannen (§ 249 Abs. 1 ZPO.), hat nicht stattgehabt. Die Revision ist danach unzulässig. Der Revisionskläger hat zwar noch auszuführen versucht, der Konkursverwalter habe darauf verzichtet, geltend zu machen, daß die Einlegung und Begründung der Revision während der Unterbrechung des Verfahrens erfolgt sei; denn es sei einmal angehängt worden, es werde der Antrag verwiesen worden: die Revision (als unbegründet) zurückzuweisen, und ferner habe der Konkursverwalter nach Kenntnis von der Revisionseinlegung und Begründung vom 18. April und 3. Mai am 11. Mai die Aufnahme des Verfahrens erklärt. Es kann aber, wenn auch ein Verzicht des Konkursverwalters auf den Eintritt der Wirkungen des § 249 Abs. 2 ZPO. an sich zulässig erscheint (RG. 14, 334; 51, 97), weder in der einen noch in der anderen der von dem Beklagten geltend gemachten Tatsachen ein derartiger Verzicht ersicht werden. In dem vorbereitenden Schriftsatz vom 25. April 1907 hat Rechtsanwalt A. als Vertreter des Revisionsbeteiligten in Aussicht gestellt, daß er den Antrag auf Zurückweisung der Revision verwiesen werde. Es muß danach angenommen werden, daß der vorbereitende Schriftsatz vom 25. April 1907 gar nicht vom dem Konkursverwalter, — der das Verfahren erst am 11. Mai aufgenommen hat — sondern noch von dem Gemeinschuldner persönlich ausgegangen und schon darum ohne rechtliche Bedeutung ist. Sodann aber kann in der hohen

Ankündigung, daß ein bestimmter Antrag verwiesen werden werde, ein Verzicht darauf, andere Anträge zu stellen und Prozeßwürdigkeiten zu rügen, regelmäßig nicht gefunden werden. Die Aufnahme des Verfahrens durch den Konkursverwalter als einen Verzicht in der bezeichneten Richtung anzufassen, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß der Verwalter, wenn er sich nicht einer Verjährung schuldig machen wollte, zwecks ordnungsmäßiger Fortsetzung und Beendigung des Verfahrens die Aufnahme erklären mußte und die Wirkungslosigkeit der von dem Revisionskläger während der Unterbrechung vorgenommenen Prozeßhandlungen zu rügen erst vermochte, nachdem das Verfahren aufgenommen war. 2. a. 2., II. v. 4. Okt. 07, 170/07 II. — Hamburg.

25. §§ 301, 523 ZPO. Unzulässigkeit der Zurückweisung einer Widerklage durch Teilurteil, wenn diese und die Klage denselben Gegenstand betreffen.]

Das OLG. hat in Anwendung der §§ 301, 523 ZPO. die Berufung zur Widerklage durch Teilurteil zurückgewiesen. Nach § 301 hat das Gericht, wenn bei erhebender Widerklage nach der Klage oder die Widerklage zur Endentscheidung reif ist, dieselbe durch Endurteil (Teilurteil) zu erlassen. Es ist aber anerkannt, daß die für die Erlassung des Teilurteils vorausgesetzte Entscheidungsreife fehlt, wenn Klage und Widerklage denselben Gegenstand betreffen, so daß beide sich gegenseitig ausschließen oder einschränken. Nachdem durch obige Klage und Widerklage sachlich nur in einem Urteil entschieden werden. Im vorliegenden Falle ist dies der Fall. B. o. 2., II. v. 6. Okt. 07, 583/06 I. — Stuttgart.

26. § 432 ZPO. Antrag auf Verweisung von Ermittlungssakten.]

Kläger hatte in der Berufungskammer Neuen vorgebracht und sich für die Nichtigkeit desselben auf neue Zeugen berufen, die im Ermittlungsverfahren bereits vernommen seien und deren Namen er noch angeben werde. Gleichzeitig hatte er sich dafür auf die Ermittlungssakten bezogen. Das Berufungsgericht hat diesen neuen Beweisansprüchen die Berücksichtigung verweigert. Der Zeugenbeweis sei anzutreten unter Benennung der Zeugen (§ 373 ZPO.), das heißt durch Angabe ihrer Namen. Es sei daher unzulässig, wenn der Kläger sich auf Zeugen berufe, die in einem Ermittlungsverfahren vernommen sein sollen, ohne die Namen anzugeben. Die Vorlegung der Ermittlungssakten, auf welche sich der Kläger auch als Beweismittel beriefe, habe sich erübrigt, weil ohne Zustimmung des Prozeßgegners die darin enthaltenen Zeugenaussagen hier nicht als Beweismittel verwertet werden dürften, weil ferner in den polizeilichen Ermittlungssakten nur unechte Zeugenaussagen enthalten sein könnten, die gegenüber den berechneten Aussagen der hier vernommenen Zeugen nicht ins Gewicht fallen könnten. . . . Es kann dahingestellt bleiben, ob der Angriff hinsichtlich der Ablehnung des Zeugnisbeweises begründet ist, ob namentlich die Bezugnahme auf die Ermittlungssakten als eine Benennung der Zeugen im Sinne von § 373 ZPO. gelten könnte, ob auf einen solchen Fall die Vorschrift des § 356 ZPO. anwendbar ist, oder ob die letztere Bestimmung hier schon deshalb nicht Platz greifen würde, weil der Kläger eine Freilegung nicht beantragt hat. Berechtigt ist jedenfalls die Klage wegen Nichtberücksichtigung des Antrages auf Verweisung der Ermittlungssakten.

alten. Dieser Beweistritt untersteht nach der Beschaffenheit der hier fraglichen Urkunden ohne Zweifel der Vorchrift des Abs. 1 (nicht der des Abs. 2) des § 432 ZPO. Der Kläger wollte, wie auch das Berufungsgericht es ausspricht, die von ihm bezeichneten Akten der Urteilschöpfung beizugeben. Der Staatsanwaltschaft, insbesondere die Protokolle über Vernehmung der Zeugen im Wege des Urkundenbeweises beizugeben. Das war an sich unbedenklich zulässig, und zulässig war demgemäß, vorausgesetzt, daß die zu beweisenden Tatsachen hinreichend bestimmt angegeben waren, der Antrag auf Einholung der Akten. Unrichtig ist die Meinung des Berufungsgerichts, daß die fraglichen Zeugenaussagen ohne Zustimmung des Prozeßgegners im Prozesse als Beweismittel nicht verwertet werden können. Das Einverständnis der Gegenpartei wäre nur dann erforderlich gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, daß in den Ermittlungsakten niedergelegte Beweisergebnisse faktisch statt Zeugenbeweises gelten zu lassen oder wenn die Befragte auf Abänderung der Zeugen zum Gegenbeweis gegenüber dem aus den Urkundenbeweise hergeleitenden Ergebnisse hätte berichten sollen (vgl. *Gerichtspr.* 50, 125; *Urt.* des erkennenden Senats vom 7. Jan. 1907 VI. 184/06. S. *abrigens* Gausp-Stein, ZPO. § 286 III. 4. 8/9. *Kuff.* S. 668.) Ein Fall, in dem das Einverständnis der Parteien erforderlich gewesen wäre, fand hier nach gar nicht in Frage, wie denn auch eine Erklärung des Beklagten hierüber noch nicht erfolgt ist. Wenn der Kläger, wie es scheint, in erster Linie die Vernehmung der Zeugen im Prozesse hat beantragen wollen, so muß das den angetretenen Urkundenbeweis nicht unzulässig. Unschädlich würden auch unbedingte Auslagen der Zeugen des Strafverfahrens im Rechtsstreit nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung (ZPO. § 286) zum Urkundenbeweis beizugeben werden können, und das Berufungsgericht war nicht in der Lage, über den Beweiswert solcher Auslagen im Verhältnis zu den Verbindungen anderer, im Prozesse vernommenen Zeugen zum Voraus so, wie es im Berufungsurteil geschieht, abzuurteilen. R. o. B. G. Str., U. v. 10. Okt. 07, 601/06 VI. — Kammergericht.

27. § 453 ZPO. Benennung eines Zeugen nach Annahme des aufgehobenen Eides.]

Dem Antrage des Beklagten und Revisionsklägers konnte nicht stattgegeben werden. Der Beklagte hat ihm darauf geführt, daß das Berufungsgericht, nachdem er eine Zeugin zur Führung des ihm obliegenden und durch eine Eideszuschiebung angetretenen Beweises neu benannt hatte, trotz der schon geschehenen Annahme des aufgehobenen Eides (vgl. § 453 ZPO.) diesen nicht hätte abnehmen dürfen, sondern zunächst Beweis durch Vernehmung der Zeugin hätte erheben müssen; denn der Grund, daß, wenn auch die Zeugin die unter ihr Zeugnis gestellten Behauptungen völlig bekräftigen sollte, sich darum doch an der Würdigung des Beweisergebnisses nichts ändern würde, entspreche der genügenden Begründung, da das Gericht hierüber erst nach Vernehmung der Zeugin ein sicheres Urteil würde gewinnen können. Diese Ausführung trifft in keiner Weise zu. Es ist wohl unter Umständen ein Berufungsurteil deswegen aufgehoben worden, weil das Berufungsgericht im voraus die Aussage eines noch nicht vernommenen Zeugen eventuell für unglaubwürdig erklärt hatte. Das steht hier aber gar nicht in Frage. Hier handelt es sich darum, daß eine als Zeugin geltend gemachte Tatsache

für unerschöpflich für die Beweisführung erklärt worden ist. Das Beweisethema ist: was die Klägerin unter einer gewissen Voraussetzung in einer gewissen Verletzung getan haben würde. Auf dieses Thema bezieht sich natürlich weder die Eideszuschiebung noch die Zeugenbenennung direkt; vielmehr haben beide verschiedene Anknüpfungen zum Gegenstande. Das auf den Eid gestellte ist vom OStG. für nicht unerschöpflich gehalten, und deshalb hat dieses die Ableistung des angenommenen Eides verfügt. Das in das Wissen der Zeugin gestellte Anknüpfen ist nach der freien Überzeugung des Berufungsgerichts (§ 286 ZPO.) eine für den Beweissatz bedeutungslose Tatsache, und daran könnte sich natürlich auch dadurch nichts ändern, daß etwa die Zeugin die Behauptung des Beklagten als wahr bekräftigte. S. o. B., U. v. 3. Okt. 07, 519/06 VI. — Hamburg.

Handelsregisterbuch.

28. §§ 23, 37, 130 HGB., §§ 12, 240 BGB. Vertragliche Regulierung der Führung und Übertragung der Gesellschaftsfirmen im Gesellschaftsvertrag (Gesellschaftsschutz). — Verletzung des Namensrechts.]

R. R. in F. hat als Sohn und Rechtsnachfolger seines Vaters J. R. Alexander R., Frau G. R. als Witwe und Statutarerbin dieselben gegen die drei Beklagten Klage mit dem Antrag erhoben, den Beklagten A. B. zu verurteilen, zu bewirken, daß die beiden anderen Beklagten die Führung der Firma R.-S. unterlassen, die letztgenannten (G. H. und G. B.) zu verurteilen, die Führung der Firma zu unterlassen. Die Kläger stützen ihren Anspruch hinsichtlich der Firma, welche von der offenen Handelsgesellschaft in Firma S. R. seit Jahrzehnten geführt, aber ausschließliches Eigentum des Erblassers gewesen sei, teils auf das Registerbuch des Z. P. R. und auf Gesellschaftsvertrag, teils auf das was ihnen nach den Grundbüchern des BGB. zustehende Namensrecht. Die gegen das dem Klageanspruch statigehende Berufungsurteil eingelegte Revision wurde zurückgewiesen. Aus den Gründen: Die Berechtigung des Klageanspruchs gegenüber dem Beklagten A. B. folgt unmittelbar aus dem Gesellschaftsvertrag in Verbindung mit § 240 BGB. Es ist für die Beurteilung des vorliegenden Streitverhältnisses entscheidend, daß die beteiligten Gesellschaften das Recht zur Führung und Übertragung der Gesellschaftsfirmen R.-S. im Verhältnis untereinander als ein Individualrecht behandeln und anerkennen. (Wird näher ausgeführt.) Die Rechtsgültigkeit und Verbindlichkeit dieser Verpflichtung im internen Verhältnis der Gesellschaften kann nicht bezweifelt werden. Insbesondere tritt sie nicht mit dem in § 23 HGB. aufgestellten Prinzip, wonach eine Firma nicht ohne das Handelsregisterbuch, für das sie geführt wird, veräußert werden kann, in Widerspruch, da eine Führung oder Übertragung der Firma ohne das Geschäft in den bezeichneten Verfügungen nicht vorgesehen ist. In dem der Beklagte A. B. bei seinem Auscheiden aus der Gesellschaft das Geschäft samt der Firma R.-S. Personen überließ, die unbeschränktermaßen nicht zur Defension dem Alexander R. oder A. B. oder J. H. gehören, verleihe er seine Pflichten aus dem Vertrage und ist den Rechtsnachfolgern des Alexander R. zum Schadenersatz d. h. zur Wiederherstellung des Zustandes verpflichtet, der bestehen würde, wenn er seine Vertragspflicht erfüllt hätte. Die Bestimmung des § 6 des Vertrags lautet ganz allgemein:

„Eine Überlassung der Firma an Dritte nicht zur Befriedigung des Herrn Alexander M. oder A. B. oder F. H. gehörige Personen ist unstatthaft.“ Sie begründete nach der rechtlichen Auffassung des OLG. nicht nur eine Verbindlichkeit der einzelnen Kontenheften für ihre Person, sondern sie hatte den Zweck eine Gesellschaftsschuld zu statuieren, mit der Wirkung, daß sie gemäß § 130 HGB. auch für alle in der Folge in die Gesellschaft eintretenden Gesellschaftler maßgebend blieb, daß also auch diese für ihre Erfüllung haften. Diese Beurteilung, welche von dem OLG. eingehend und unter Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse motiviert wird, ist rechtlich nicht zu beanstanden. Insbesondere unterliegt es keinem Bedenken, daß Verbindlichkeiten, welche sich auf die Führung der Gesellschaftsfirmen beziehen, auch von der offenen Handelsgesellschaft als solcher übernommen wurden; denn sie sind wesentlich vermögensrechtlicher Natur, und der Zweck der Bestimmung des § 6 konnte, wie das OLG. zutreffend hervorhebt, in concreto nur dann erreicht werden, wenn für ihre Erfüllung die unter der Firma der offenen Handelsgesellschaft vereinigten Personen als Gesamtschuldner haften, und zwar sowohl die hormaligen als die künftig eintretenden. . . . Die Beklagten G. H. und G. B. sind daher zur Unterlassung dieser Firmenföhrung verpflichtet, wobei es unerheblich ist, ob sie bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft jene Verbindlichkeit kannten oder nicht. Ein Schutz des guten Glaubens kommt hier nicht in Frage. Die Gesellschaftler haften nach § 130 HGB. auch für diejenigen Verbindlichkeiten der Gesellschaft, welche sie bei ihrem Eintritt nicht gekannt haben. Zutreffend hat das OLG. den Klageanspruch auch aus den §§ 12 HGB., 37 HGB. begründet. Die Beklagten G. H. und G. B. gebrauchten den Namen M. in ihrer Firma; sie gebrauchten ihn unbefugt, weil die Vorschrift des § 24 HGB. durch die Bestimmungen des § 6 des Vertrags in einer auch für die neu eintretenden Gesellschaftler bindenden Weise im internen Verhältnis der Gesellschaftler und ihrer Rechtsnachfolger zueinander außer Kraft gesetzt ist. Sie verlegen sonach durch die unbefugte Firmenföhrung vertragliche Rechte der Kläger (§ 37) und auch das Interesse (§ 12), das dieselben daran haben, daß nicht andere als die im § 6 l. c. erwähnten Personen sich des im Geschäftsleben altrenommierten Namens M. bedienen. R. e. M., II. v. 21. Sept. 07, 502.06 I. — Frankfurt.

29. § 243 ff. HGB. Beschlußfassungen des Aufsichtsrats einer Aktiengesellschaft. Notwendigkeit der Einladung aller Mitglieder.]

Der Kläger war Mitglied des Vorstandes der beklagten Gesellschaft. Am 23. Dezember 1905 kündigte er seine Stellung zum 1. Juli 1906. Durch Schreiben vom gleichen Tage antwortete der Vorsitzende des Aufsichtsrats, daß der Aufsichtsrat die Kündigung des Klägers angenommen habe, „jedoch mit der für die Gesellschaft kürzest zulässigen Kündigungsfrist“. Darauf erwiderte der Kläger, daß er mit der Annahme seiner Kündigung auf den nächsten gesetzlichen Kündigungsstermin sich nicht einverstanden erklären könne und seinen Kündigungsbrief beständige. Die Parteien stritten darüber, ob die Kündigung für den 1. Juli 1906 oder, wie Beklagte behauptet, schon für den 1. April 1906 wirksam sei. Beklagte wurde verurteilt 3 000 Mark zu zahlen und ihre Revision

zurückzuweisen. Zugunsten der Beklagten ist der Ausdruck des OLG., daß das Schreiben der Beklagten nicht deswegen unwirksam gewesen sei, weil es entgegen der nur als instruktionsell anzusehenden Bestimmung des § 19 der Satzung, vor der Unterschrift des B. nicht die Worte enthielt: „Der Aufsichtsrat.“ Trotzdem vernied das Berufungsgericht die Wirksamkeit dieser Kündigung und zwar aus dem Grunde, weil der auf die Kündigung gerichtete Aufsichtsratsbeschluß nicht gültig gewesen sei. An der Aufsichtsratsbesetzung vom 21. Dezember 1905, in welcher der Kündigungsbeschluß gefaßt worden ist, haben von den 5 Mitgliedern des Aufsichtsrats nur 3 teilgenommen. Der Vorsitzende hat sich nicht beteiligt. Das in der Sitzung nicht anwesende Aufsichtsratsmitglied S. in Berlin war gar nicht geladen. In der unterbliebenen Zuziehung dieses Aufsichtsratsmitgliedes erblickt das Berufungsgericht den entscheidenden Mangel des gefaßten Beschlusses. Dieser Auflösung tritt der Senat bei. Für den Aufsichtsrat der Beklagten gelten nach Art. 21 der Satzung die einschlagenden Vorschriften des Aktienrechts. In der Literatur viel verhandelt und verschiedenes beantwortet ist die Frage, ob der Aufsichtsrat nur bei Teilnahme aller Mitglieder beschlußfähig sei. Diese Frage erhebt sich hier dadurch, daß die Satzung selbst in Art. 18 Abs. 2 darüber Bestimmung getroffen hat: Der Aufsichtsrat ist beschlußfähig, wenn mindestens 3 Mitglieder anwesend sind. Damit ist aber noch nichts über die hier allein erhebliche ganz andere Frage entschieden, ob ein Aufsichtsratsbeschluß, bei genügender Anzahl und auch genügender Stimmzahl, dann vorhanden sei, wenn nicht alle Mitglieder anwesend sind. Die Möglichkeit der Nichtteilnahme gegeben, also bei in Sitzungen gefaßten Beschlüssen, wenn ihnen nicht wenigstens die Sitzung mitgeteilt war. Dem Berufungsgericht ist zu zugunsten, daß sich die Verneinung dieser Frage mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Aufsichtsrats, als eines Kollegiums, ergibt, daß es sich dabei um die Bildung eines Kollegialwillens, nicht um die bloße Summierung der Einzelwillen der Mitglieder handelt. Deswegen kann es auch nicht darauf ankommen, ob man bereits aus der Summierung der Einzelwillensklärungen mit Sicherheit entnehmen konnte, daß die Majorität des Kollegiums sich in einem bestimmten Sinne entscheiden würde, und es darf kein Gewicht darauf gelegt werden, daß sich die Übergangung nur auf ein Mitglied oder auf eine so geringe Anzahl von Mitgliedern beschränkt, daß die Übergangung keinen bestimmten Einfluß auf das Ergebnis der Beschlußfassung hätten haben können. Auch in diesem Falle ist ein Beschluß des Kollegiums nicht zustande gekommen. Daraus, daß es möglich gewesen wäre, einen ordnungsmäßigen Kollegialbeschluß gleich Inhalt zu erreichen, folgt nicht, daß man den mangelhaften Beschluß dieses Inhalts als einen ordnungsmäßigen, auf dem Kollegialwillen beruhenden behandeln darf. Es und insoweit es zulässig wäre, die Schwierigkeiten und Gefahren, welche mit diesem Formerfordernis in der praktischen Betätigung solcher gesellschaftlichen Kollegialorgane verbunden sind, durch Satzungsbestimmungen auszugleichen, braucht hier nicht untersucht zu werden. Denn jedenfalls enthält die Satzung der Beklagten keine derartigen Bestimmungen. Insbesondere hat die schon erwähnte Vorschrift in Art. 18 Abs. 2 keinen Bezug darauf. Es ist ausgeschlossen, in der Bestimmung einer Kündigungsfrist für die Beschlußfähigkeit

des Aufsichtsrats auch die Bestimmung zu finden, daß bei Erfüllung dieses Erfordernisses stets und ohne Rücksicht auf die Mängel der Einberufung die gefassten Beschlüsse als Aufsichtsratsbeschlüsse zu gelten hätten. Mit Recht hat daher das Berufungsgericht dem in der Sitzung vom 21. Dezember 1905 ergangenen Beschlüsse die Eigenschaft eines Beschlusses des Aufsichtsrats abgesprochen. Vgl. hierzu: Staub-Hachenburg, Gesellschaft m. b. H., II. Aufl. § 52 Anm. 42 (S. 406). Molitor, HGB., XIII. Aufl. zu § 243 Anm. 111a S. 634. Staub-Pinner, HGB., VIII. Aufl. zu § 246 Anm. 14 S. 839. Der begangene Fehler hat dem tatsächlich gefassten Beschlüsse die Eigenschaft eines Aufsichtsratsbeschlusses entzogen, so daß ein Aufsichtsratsbeschluss überhaupt nicht zustande gekommen ist, sondern nur ein als solcher unwirksamer Beschluss einer Mehrzahl von Mitgliedern. Es ist nicht ersichtlich, warum sich auf diesen Mangel nicht auch ein Dritter stützen können, warum insbesondere der Kläger nicht sollte geltend machen können, daß der Aufsichtsrat, der hierzu satzungsmäßig allein befugt war, die Räumung gar nicht beschlossen habe. Die Sitzung der Beklagten setzt regelmäßig voraus, daß die Beschlüsse des Aufsichtsrats in Sitzungen gefasst werden. Für eilige Fälle aber kennt sie auch eine Beschlussfassung im Wege schriftlicher oder telegraphischer Abstimmung. Art. 18 Abs. 2 letzter Satz. Das Berufungsgericht hält auch eine Verbindung beider Verfahren für zulässig und behauptet das Vorhandensein eines Falles. Es hält daher die beifällige Zustimmung des S. nicht für wirkungslos, will ihr aber eine Wirkung nur in dem Sinne zuerkennen, daß erst im Augenblicke des Beitritts dieses bisher nicht befragten Aufsichtsratsmitgliedes ein Aufsichtsratsbeschluss zustande gekommen sei. Es verneint eine Rückbeziehung auf den Zeitpunkt der früheren Beschlussfassung und lehnt insbesondere die Anwendung des § 184 HGB. ab, da es sich nicht um eine nachträgliche Zustimmung im Sinne dieses Paragraphen handele. Auch diese Ausführungen sind rechtlich nicht zu beanstanden. Daraus folgt ohne weiteres, daß der nachträgliche Beitritt des S. für die Frage, ob die Räumung der Beklagten schon zum 1. April 1906 wirksam war, keine Bedeutung haben kann. Das Berufungsgericht nimmt weiter an, daß die strenge Regel der Ausziehung sämtlicher Aufsichtsratsmitglieder zwar nicht eine Ausnahme erleide, aber eine besondere Anwendung dadurch finden könne, daß eine, sei es ausdrückliche, sei es stillschweigende Delegation der Rechte der einzelnen Aufsichtsratsmitglieder, eine von vornherein erteilte generelle Zustimmung zu dem, was die übrigen Mitglieder beschließen würden, unter Umständen für möglich und nicht unzulässig zu erachten sei. Insbesondere könne bei Beschlüssen von untergeordneter Bedeutung eine solche Delegation angenommen werden. Für den vorliegenden Fall will es aber diesem Gesichtspunkte keine Entscheidung beilegen, weil der Beschluss darüber, ob dem Kläger als Vorstandsmitglied, dessen Bedeutung für die Gesellschaft aus dem ihm bezogenen, erheblichen Gehalte ohne weiteres erselie, gekündigt werden solle, kein Beschluss von untergeordneter Bedeutung, sondern im Gegenteil ein außerordentlich wichtiger Beschluss getroffen sei. Der hiergegen erhobene Angriff scheitert schon daran, daß, wenn es auch Fälle geben sollte, wo man mit dem Berufungsgerichte wegen der untergeordneten

Bedeutung des Beschlussesgegenstandes die Möglichkeit eines stillschweigenden Beitritts auf die Mitwirkung annehmen hätte, darunter doch niemals solche Beschlüsse fallen könnten, die zum Inhalt eine zur Wirksamkeit nach außen bestimmte Willenserklärung des Aufsichtsrats haben. Solche Beschlüsse müssen schon an sich als Beschlüsse von größerer Wichtigkeit angesehen werden. Das Berufungsgericht prüft, aber verneint die Frage, ob die Räumung trotz Ungültigkeit des Räumungsbeschlusses dennoch wirksam gewesen sei, weil sie der Vorstehende in diesem Schreiben als ein nach außen hin kraft seiner Vollmacht befugter Vertreter des Klägers gegenüber ausgesprochen habe. Es läßt dahingestellt, ob die Vertretungsmacht des Aufsichtsratsvorsitzenden soweit gehen würde, weil es nach dem Inhalte des Schreibens für sich selbst ansetzt, daß er (der Vorstehende) nicht als solcher seinerseits dem Kläger gekündigt, sondern daß er sich darauf beschränkt hat, die vom Aufsichtsrat angeblich beschlossene Räumung ohne eigenen rechtsgeschäftlichen Willen als Bote des Aufsichtsrats an den Kläger weiter zu geben. Auch der hiergegen erhobene Angriff ist unbegründet. Der Aufsichtsrat als solcher, d. h. die Gesamtheit seiner Mitglieder kann nicht nur mündliche Erklärungen an Dritte wirksam vornehmen, sondern es steht auch, trotz Art. 19, nichts entgegen, daß sein Wille in einer von der Gesamtheit unterzeichneten Schrift ausgesprochen und damit zugleich materiell als sein Beschluss bestätigt werde. Aber auch sonst ist die Argumentation verfehlt. Aus Art. 19 der Satzung ist nicht abzuleiten, daß die Bestimmung in Art. 21 Abs. 2 unter k, wonach die Vertretung der Gesellschaft bei Übernahme von Rechtsgeschäften gegenüber den Mitgliedern des Vorstandes dem Aufsichtsrate zusteht, nur nach innen gelten solle, während nach außen und Dritten gegenüber, wogegen die Mitglieder des Vorstandes allerdings auch geboten würden, diese Vertretung der Gesellschaft oder die Vertretung des Aufsichtsrats in seiner Vertretungsmäßigkeit durch den Vorsitzenden ausgedrückt werde. Vielmehr folgt aus Art. 19 nichts mehr, als daß bei schriftlicher Erklärung der Vorsitzende oder dessen Stellvertreter zur Mitteilung der vom Aufsichtsrat gefassten Beschlüsse befugt ist, eine Befugnis, die betragte Schriftsteller — Hachenburg-Staub, Staub-Pinner a. a. O. — auch ohne besondere Satzungsbestimmung für jede Art der Mitteilung besaßen. In dieser Mitteilung ist allerdings eine rechtsgeschäftliche Tätigkeit des Vorsitzenden enthalten, die er selbst, aber im Namen des Aufsichtsrats, vornimmt. Insofern braucht er nicht bloßer Bote zu sein. Dafür aber, daß er bei der Mitteilung der Beschlüsse zugleich als Vertreter des Aufsichtsrats im Beschlussewille tätig werde, bietet der Art. 19 keinen Anhalt, noch weniger dafür, daß seine Vertretung immer diesen weiteren Umfang haben müsse. Art. 19 steht daher nicht im Widerspruch zu der Auslegung, welche das Berufungsgericht dem Schreiben des Vorsitzenden gegeben hat. D. a. W., II. v. 12. Okt. 07, 606/08 I. — Hamburg.

30. § 140 GenG. v. d. d. mit § 1 KapStG. Ist Betriebsunternehmer während der Herstellung von Eisenbahnbauten die Eisenbahn oder die Baugesellschaft?

Ein bei der klagenden Baugesellschaft beschäftigter Arbeiter der Nebeninterventionsin, der Eisenbahnbaugesellschaft B.

ist während der Bauarbeiten an der Kleinbahn B.—D., die dieser Gesellschaft von der beklagten Kleinbahn übertragen waren, durch Entgelzung des Materialwagens eines Wagens, mit dem er fuhr, verlegt worden. Klägerin hat die Beklagte auf Grund des § 140 GewRStG. verklagt, ihr die dem Verletzten bezahlte und künftige zu zahlende Entschädigung zu ersetzen. Die Klage wurde abgewiesen, weil nicht die Beklagte, sondern B. die Betriebsunternehmer des Eisenbahnbetriebs, bei dem der Unfall sich ereignete, gewesen seien. Die Revision der Klägerin wurde zurückgewiesen: Zu einem verlässigen Ergebnis wird man nur gelangen, wenn man als den Unternehmer eines Eisenbahnbetriebs denjenigen bezeichnet, der die Eisenbahn für eigene Rechnung betreibt, und dem die Verfügung über den Betrieb kraft eigenen, wenn auch abgeleiteten Rechts zusteht. (Vgl. Lit. des erstennenden Senats vom 27. Juni 1907 Rep. VI. 526/06.) Ein Eisenbahnbetrieb geht auf Rechnung dessen, der die Ausgaben für den Betrieb bestreitet und die Einnahmen daraus bezieht. Unmittelbare Einnahmen weist der Betrieb den Arbeitstagen nicht ab. Hier fragt sich daher, wer die Kosten für den Bauzugesbetrieb bezahlt hat. Nach § 4 der Bedingungen hatten B., falls ihnen von der beklagten Arbeitstages gestellt wurden, die Kosten der Züge zu tragen. Aus dem Wortlaut ergibt sich nichts anderes, als daß die Beklagte der Baugesellschaft Arbeitstages, das sind Lokomotive und Wagen, zur Verfügung stellte, und daß die Gesellschaft die Betriebskosten zu tragen hatte, gerade so, wie wenn sie ihrer eigenen in erster Linie zu benutzenden Bahnmotoren oder Rollwagen verwendet hätte. Das Berufungsgericht gibt denn auch einwandfrei der Bestimmung die Auslegung, daß B. alle Kosten des Bauzugesbetriebs zu tragen hatten. Darnach ist zu verstehen die Bezahlung des Personals, des Heiz- und Schmiermaterials, der Befuchung usw. Insbesondere erhielt auch, wie das Berufungsgericht hervorhebt, der Lokomotivführer L., den die Beklagte ebenfalls der Baugesellschaft zur Verfügung gestellt, seine Löhnung von der letzteren. Für die Frage, wer die Betriebskosten bestreuten hat, kommt es daher nicht darauf an, daß die Anstellung des L. bei der Beklagten während seiner Dienstleistung bei B. nicht aufgehoben war. Hatten B. mittels der Arbeitstages die Oberbaumaterialien vom Lagerplatz zur Verwendungsstelle zu befördern, so ergibt sich aus der Natur der Sache, daß sie auch die Verfügungsberechtigten Herren des Bauzugesbetriebs waren: Denn nur die Bauunternehmerin konnte befehlen, wann, wo und welche Materialien gebraucht wurden, von welchem Lager sie abgeholt, in welcher Menge sie verwendet werden sollten. Der Betrieb der Bauzüge mußte daher notwendig ihrer Leitung und Befehl unterliegen. Durch die Befugnis der Beklagten, Verkehrsverordnungen allgemeiner Natur zu erlassen, hat die selbständige Verfügungsmacht der Bauunternehmerin über die Ausführung des Betriebs der Arbeitstages keinen Eintrag erteilt. T. e. V., II. v. 14. Ct. 07, 523/06 VI. — Hamm.

Gesetz betr. den Gebrauchsmusterchutz vom 1. Juni 1891.

§ 1. § 1 GewRStG. (Doppelpentträger in einer Kontrollklasse.)

Die Revisionsklägerin meint, der Doppelpentträger in einer Kontrollklasse sei weder eine Arbeitsgerätschaft, noch ein

Gebrauchsgegenstand, noch ein Teil dieser beiden im Sinne des § 1 GewRStG. Der Doppelpentträger ist vielmehr lediglich ein wesentlicher Bestandteil der ziemlich komplizierten Maschinerie einer Kontrollklasse, der auf den Schuß nach Maßgabe des GewRStG. keinen Anspruch habe. Dieser Auslassung kann jedoch nicht beigepflichtet werden. Denn es steht nichts entgegen, den Doppelpentträger, der aus der Revisionsklasse herausgenommen und durch einen andern ersetzt werden kann, für sich als einen Gebrauchsgegenstand zu erachten, der, wenn er durch eine neue Gestaltung dem Gebrauchsgegenstand dienlich gemacht wird, auch nach Maßgabe des § 1 des Gesetzes schutzfähig ist. Das Vorbringen der Revisionsklägerin, daß ein des Gebrauchsmusterrechtes fähiger Gegenstand überhaupt nicht vorliege, ist demnach nicht haltbar. R. G. R. Co. e. S. & S., II. v. 2. Ct. 07, 589/06 I. — Dresden.

II. Preussisches Recht.

Allgemeines Berggesetz vom 24. Juni 1865.

§ 2. §§ 130, 133 ABergG. (§§ 705, 707, 826 BGB.) Vertragsmäßige Bestimmung über den Verfall von Gesellschaftsanteilen (Radikulation.)

Der Kläger hatte 45 Anteilscheine der Kaliberggesellschaft E. erworben. Die Kaliberggesellschaft E. ist durch Generalversammlungsbefehl in die jetzt beklagte Gesellschaft umgewandelt worden. Die Anteilscheine sind auf den Namen des Klägers eingeschrieben worden und dieser ist noch jetzt in deren Besitz. Die Beklagte will den Kläger nicht mehr als ihr Mitglied gelten lassen, da seine Gesellschaftsanteile laizisiert seien. Dies hat den Kläger veranlaßt, klagbar zu werden mit dem Antrage, die Beklagte zu verurteilen, anzuerkennen, daß er mit den 45 Anteilen beteiligt ist und zu beizuliegen beizugehen zu veranlassen, daß die Anteile auf seinen Namen umgeschrieben würden. Die Klägerin hat um Klagerabweisung gebeten und widerklagend beantragt, festzustellen, daß auch die weiteren 36 Anteile des Klägers an der beklagten Gesellschaft laizisiert seien und dem Kläger nicht mehr zustünden. Aus dem Sach- und Streitstand ist hervorzuheben: Schon das Statut der alten Gesellschaft hatte in §§ 12, 13 die Verpflichtung der Gesellschaften zu Zuzügen und den Verfall der Anteile des mit der Zahlung der Zuzüge Säumnigen vorgeesehen. Nach § 3 Abs. 2 des Gesellschaftsvertrages für die umgewandelte Gesellschaft vom 17. Juni 1899 sind die Gesellschaften verpflichtet, die Beiträge (Zuzüge), die zur Errichtung des Gesellschaftswerkes, zur Erfüllung der Schuldverbindlichkeiten der Gesellschaft und zum Betriebe erforderlich sind, nach Verhältnis ihrer Anteile zu zahlen¹⁾. Über Zahlung und Höhe der Zuzüge beschließt nach § 7 mit verbindlicher Kraft die Generalversammlung. Die Folgen der Säumnis in der Zahlung sind ebenfalls in folgender Weise bestimmt: „Zahlt ein Gesellschaftsmitglied gemäß eingeforderten Beiträgen innerhalb 14 Tagen nach der ersten Aufforderung nicht, so wird er vom Vorstandsmitgliedern nochmals durch eingeschriebenen Brief aufgefordert. Folgt nach dieser Aufforderung die Zahlung nicht innerhalb acht Tagen, so verfällt der Anteil des säumnigen Gesellschafters zugunsten der übrigen Gesellschaften. Der Vorstand ist berechtigt, einen solchen Anteil in einer Generalversammlung an den Nicht-bietenden zuzubieten zu verkaufen; der Erlös fließt in die

Gesellschaftskasse. Außerdem kann das sämige Mitglied im Rechtswege zur Zahlung der Zusage nebst 6 Prozent Verzugszinsen trotz Verfall des Anteils angehalten werden. Der Vorstand kann durch Beschluß die Zinsen erstatten und den Verfall des Anteils rückgängig machen.“ Am 6. Mai 1900 ist in einer Generalversammlung, in welcher der Kläger vertreten war, die Erhebung einer Zusage einstimmig beschloffen worden. Diese wurde beschlußmäßig eingefordert, der Kläger hat sie aber nicht bezahlt, worauf die Beklagte seine Anteile für verfallen erklärt und den Kläger in der Mitgliedsliste gestrichen hat. Aus den Gründen: Die Revision des Klägers rügt Verletzung der §§ 705, 707 und 826 HGB. sowie der Grundzüge über Auslegung von Verträgen. Die Angriffe sind nicht begründet. Nicht zuzugeben ist der Revision, daß die Bestimmung in § 7 der neuen Satzung über den Verfall der Gesellschaftsanteile unzulässig sei, weil sie gegen die Zwecke der Gesellschaft, namentlich aber gegen die guten Sitten verstoße. Wie durch diese Ratifizierungsbestimmung, welche gerade die Durchführung der gesellschaftlichen Aufgaben ermöglichen soll, gegen die Zwecke der Gesellschaft verstoßen sein könnte, ist ganz unfernehmlich. Aber auch von einer Verletzung der guten Sitten kann nicht die Rede sein. Es genügt der Hinweis darauf, daß in gleicher Weise, wie dies hier durch die Satzung vorgegeben ist, auch das Gesetz selbst Ratifizierungsfälle kennt, so in § 219 HGB. für Anteilsrecht und bereits geleistete Einzahlungen des Aktionärs, der den eingeforderten Betrag seiner Aktienzeichnung nicht rechtzeitig zahlt, in § 21 GmbHG. für den Gesellschaftsanteil und die bisherigen Teilzahlungen des Gesellschafters beim Ausbleiben der Einzahlung des auf seine Stammeinlage eingeforderten Betrages. Etwas Unbilliges kann daher in diesem Artikel, auf die Erfüllung der vom Gesellschaftler geschuldeten Beträge einzurufen, nicht liegen und es ist nicht einzusehen, warum es nicht auch außerhalb der gesetzlichen Fälle durch Bestimmung des Gesellschaftsvertrages sollte eingeführt werden können. Die Revision meint aber, daß es jedenfalls die Grenzen des Zulässigen überschreite, wenn nach § 7 der Satzungen trotz dem Verluste der Mitgliedschaft und des Gesellschaftsanteils infolge des Verfalls doch noch die rückständige Zusage von dem ausweisenden Gesellschaftler sollte verlangt werden können. Auch darin kann der Revision nicht Recht gegeben werden. Allerdings ist es richtig, daß nach dem ABergG. vom 24. Juni 1865, § 130, worauf die Revision hinweist, dem Gewerbetreibenden, der auf Zahlung seines Beitrags verurteilt ist, die Befugnis zusteht, Verrückung und Exekution dadurch abzumenden, daß er unter Überzeichnung des Ausgabens den Verkauf seines Anteils befehle Befriedigung der Gewerkschaft anseinstellt. Diese Bestimmung kann aber nach § 133 halsstichig durch Vereinbarung ausgeglichen werden und stellt sich daher keineswegs als eine Vorkehrung dar, die auf zwingenden Gründen der Eitelkeit oder der öffentlichen Ordnung beruht und woraus Folgerungen gegen die Zulässigkeit einer abweichenden Regelung gezogen werden könnten. Daß aber die Fortdauer der Einzahlungsverpflichtung neben dem Verfall der Gesellschaftsanteile, wie sie § 7 der Satzungen bestimmt, nicht gegen die guten Sitten verstoßen kann, ergibt sich auch positiv daraus, daß das HGB. und das GmbHG. an den oben angeführten Stellen die Haftung des Aktionärs und des Gesellschafters trotz der Ratifizierung in

weitem Umfange fortbestehen läßt. J. a. S. S., II. v. 18. Sept. 07, 872/06 I. — Hamm.

Enteignungsgesetz vom 11. Juni 1874.

33. Ermittlung des Wertes. Differenz zwischen Gebrauchs- und Verkaufswert ist aufzulösen.]

Im Jahre 1894 war für die R.-Straße in B. eine neue Fluchtlinie festgelegt worden, durch welche von dem Grundstück der Kläger eine Fläche von 20 qm betroffen wurde. Die Beklagte machte im Jahre 1900 von ihrem Enteignungsrechte Gebrauch; sie erklärte sich auf Verlangen der Kläger zur Übernahme des ganzen Grundstücks bereit und beantragte beim Polizeipräsidenten die Feststellung der Entschädigung. Diese wurde auf 391941 Mark 80 Pf. festgesetzt. Die Kläger forderten im Rechtswege die Erhöhung der Entschädigung um 90000 Mark nebst Zinsen. Das Berufungsgericht hat die Forderung zum Teil zugewilligt. Das RG. hob auf. Aus den Gründen: Der Sachverhalt der R., dem der Berufungsrichter folgt, gelangt zu einem Einheitspreise von 1022 Mark für das Quadratmeter der enteigneten Fläche. Die Beklagte hat bei dem freihändigen Verkauf des Grundstücks nur einen Preis von 940 Mark für das Quadratmeter erzielt, trotzdem nach der Feststellung des Berufungsrichters die Preise sich gegen die Zeit der Enteignung, wenn auch nur um ein Kleines, gehoben haben. Der Unterschied zwischen dem Preise, den die Beklagte erhalten hat, und der Entschädigung, die sie zahlen soll, beträgt sonach 82 Mark für das Quadratmeter und im ganzen 36654 Mark. Der sich angesichts dieser Summe aufdrängende Zweifel an der Richtigkeit der Schätzung des Grundstücks nach dem Ertragswerte wird vom Berufungsrichter durch die Erwägung beseitigt, daß die Differenz von 82 Mark den „Unternehmensgewinn“ darstelle, den die Stadt als freihändigen Verkäuferin ihrem Käufer lassen müsse, ihrerseits aber von den Klägern nicht beanspruchen könne. Man wird dies dahin verstehen dürfen, daß der Enteignete Anspruch auf Ertrag des ihm durch die Entziehung seines Eigentums erwachsenen Rechtes in vollem Umfange habe, während der Unternehmer (der Enteignende) bei einer Weiterveräußerung des für das Unternehmen nicht gebrauchten Restgrundstücks nicht auf einen entsprechenden Kaufpreis rechnen könne, weil der Käufer sein Angebot in Hinblick auf einen durch das Geschäft zu erzielenden Gewinn mache und deshalb den Preis mit Erfolg herabdrücke. Diese Betrachtung mag insofern zutreffen, als der Enteignende in vielen Fällen gereizt sein wird, das für seine Zwecke entbehrliche Gelände zu einem billigen Preise loszugeben, und es daher der von ihm erzielte Preis keinen besonders sicheren Maßstab für die Ermittlung des Kaufwertes des Grundstücks bietet. Man wird es aber nicht als einen allgemeinen gültigen Satz hinzusetzen haben, daß der Enteignende seinem Käufer einen Preisnachlass bewilligen müsse, der die oben besprochene Summe gegenüber dem ermittelten Ertragswerte ausmache, und es ist keineswegs eine in der Natur des freihändigen Verkaufs begründete Notwendigkeit, daß sich der Käufer den sogenannten Unternehmensgewinn, den der Berufungsrichter auf durchschnittlich 10 vom Hundert veranschlagt, von dem Preise abzieht. Es ist vom RG. schon mehrfach ausgesprochen, daß zwischen dem Ertrags- (Gebrauchs-) werte eines Grundstücks und dem Verkaufs- (Verkaufs-) werte kein Gegensatz bestehe, daß vielmehr regelmäßig der erstere in dem

Preis zum Ausdruck gelange, der unter normalen Verhältnissen zu erzielen sei, und daß, wenn in der Schätzung beider Werte ein erheblicher Unterschied hervortrete, ohne daß dieser eine genügende Erklärung finde, der Verdacht begründet sei, daß eine von beiden Schätzungen nicht zuverlässig sein könne. Die eine dient daher zur Rücksichtigung oder auch zur Beibehaltung der anderen. Ist nun im vorliegenden Falle nicht ersichtlich, daß die Stadt zu billig verkauft habe, und entspricht, wie zunächst in Ermangelung anderweitiger Feststellungen anzunehmen ist, der erzielte Preis den tatsächlichen Verhältnissen, ist ferner der vom Berufungsrichter aufgestellte Satz, durch den er die hervorgetretene Differenz allein zu befriedigen sucht, als eine allgemeine Wahrheit nicht anzuerkennen, so ist eine nachträgliche Prüfung der Ertragslage unter Beachtung des Verkaufsergebnisses nicht von der Hand zu weisen. Eine Lage beruht im wesentlichen auf flüchtiger Grundlage, auf Kombinationen, die naturgemäß nicht den Anspruch unumstößlicher Richtigkeit erheben können. Ihre sorgfältige Nachprüfung ist jedenfalls dann nicht zu wagen, wenn ihr Ergebnis sich mit einer unkontrollierten Tatsache in einen nicht ohne weiteres zu lösenden Widerspruch setzt, wenn also die Wirklichkeit der bloßen Berechnung gegenübertritt und die Vermutung eines Fehlers in der letzteren nach werden muß. Zahlt ein Käufer einen Preis, der beträchtlich hinter dem geschätzten Gebrauchswerte zurückbleibt, ohne daß besondere Umstände für eine solche Differenz erkennbar sind, so liegt die Annahme nahe, daß der Gebrauchswert zu hoch gegriffen ist, und daß der Käufer, der in erster Linie den Preis bestimmt, geringer, als berechnet, sein wird. Gerade bei der Ertragsberechnung, die nicht von gegebenen Faktoren ausgeht, sondern sich auf die größtmögliche Ausnutzungsfähigkeit des Grundstücks gründet, ist die größte Vorsicht geboten, damit nicht eine Entschädigungssumme dem Entzogenen zugebilligt wird, die in keinem Verhältnis zu dem wahren Werte des Grundstücks steht und den bei einem frühzeitigen Verkauf unter günstigen Verhältnissen zu erzielenden Preis weit übersteigt. V. c. B., II. a. 1. Okt. 07, 515/06 VII. — Kammergericht.

34. Grundzüge für die Ermittlung des Werts.]

Der Sachverständige hat sowohl den „Verkaufswert“ des klägerischen Grundstücks vor der Enteignung als auch denjenigen des Grundstücks in der Weise ermittelt, daß er den Grund-, Gebäude- und kapitalisierten Ertragswert zusammengerchnet, von dieser Summe den Durchschnitt gezogen und von letzterem den auf 12 1/2 Prozent des kapitalisierten Ertragswertes angemessenen Betrag der Abgaben und Lasten abgezogen hat. Diese Methode bildet nicht ohne weiteres die Gewähr, daß der Eigentümer des von der Enteignung betroffenen Grundstücks durch eine nach Maßgabe einer solchen Wertberechnung festgesetzte Entschädigung richtig entschädigt wird. . . . Es kann nicht anerkannt werden, daß, wenn wie bei der Enteignung, der wirkliche, durch die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse bedingte Verkaufswert eines einzelnen, bestimmten Grundstücks ermittelt werden soll, alsdann auch weiterer lediglich durch mechanische Halbteilung des Unterschiedes zwischen Grund- und Gebäudewert einerseits und Ertragswert andererseits mit ignoranter Evidenz der wirkliche Verkaufswert gefunden werden könnte. Es ist nicht einzusehen, welche allgemeinen theoretischen Erwägungen und Gründe die Nichtigkeit dieses Ergebnisses für

den einzelnen Fall verbürgen sollten. Im allgemeinen gültiger Erfassungsfähigkeit dieses Ansatzes kann aber nicht bezweifelt, da die maßgebenden örtlichen und zeitlichen Verhältnisse zu verschiedenen sind. Im allgemeinen ist unter den fraglichen Verhältnissen der Verkaufswert nach Maßgabe des Ertragswertes, jedoch unter Berücksichtigung etwaiger entsprechender Vergleichsfälle oder der sonst feststellenden Preise der in der betreffenden Gegend bei belegen gleichartigen Grundstück zu ermitteln. Dabei ist in der Regel zu erfordern, daß die Feststellung des Ertragswertes in eingehender Weise erfolgt, daß insbesondere die Ausgaben, Lasten und Unkosten nicht summarisch nach einer allgemeinen Schablone, sondern im einzelnen berechnet und dabei auf Alter und Beschaffenheit des Gebäudes und die daraus für die Ertragsbemessung sich ergebenden Faktoren Rücksicht genommen wird. R. c. Brugg. Urteil, II. n. 20. Sept. 07, 540/06 VII. — Obergericht.

35. §§ 11, 8 EnteignungsG. Anspruch des Mieters.]

Der Kläger hatte als Mieter seit dem 1. Januar 1897 in dem dem St. geistigen Hause in B. einen Laden zu dem in den letzten Jahren 3400 Mark betragenden Jahresmietzins inne, in dem er ein Kolonialwarengeschäft betrieb. Sein Mietrecht sollte vertraglich erst am 1. April 1903 zu Ende gehen. Im Jahre 1901 wurde dies Haus auf Antrag der Beklagten enteignet. Am 1. Oktober 1901 mußte der Kläger den Laden räumen. Bei dem Enteignungsverfahren hatte sich der Kläger als Nebenberechtigter beteiligt, war aber mit seinem Entschädigungsanspruch durch Beschluß der Enteignungsbehörde mit der Begründung zurückgewiesen worden, daß ihm solche Ansprüche nicht zustünden, da sein Mietrecht des dinglichen Charakters entbehe. Gegen diesen Beschluß hat der Kläger den Rechtszug bestritten. Aus den Gründen: Nach § 11 EnteignungsG. vom 11. Januar 1874 hat der Kläger als Mieter Ersatz, und zwar ebenso wie der enteignete Grundstückseigentümer vollständigen Ersatz des Schadens zu beanspruchen, den er durch die Enteignung erlitten hat. Bei der Bemessung des Schadens sind alle vermögensrechtlichen Vorteile zu berücksichtigen, die ihm aus der mietweisen Benutzung des Grundstücks erwachsen waren und durch die Enteignung entzogen worden sind. Der Kläger hat daher Anspruch nicht nur auf den Betrag, um den für die Zeit vom 1. Oktober 1901 bis zum 1. April 1903 die zu zahlende Miete hinter dem objektiven Mietwert des von ihm genutzten Ladens zurückblieb, sondern darüber hinaus auf Ersatz aller sonstigen Schäden, die ihm dadurch entstanden sind, daß er sein Geschäft nicht erst am 1. April 1903, sondern schon am 1. Oktober 1901 aus dem enteigneten Grundstück verdrängen mußte. Dabei muß es einen Unterschied, ob das Mietrecht des Klägers dinglicher oder nur persönlicher Art ist (RG. 29, 273). . . . Der Berufungsrichter wird aber weiter zu prüfen haben, ob und inwieweit der zu ermittelnde Schadenbetrag in der nach § 8 EnteignungsG. für das enteignete Grundstück bestimmten Entschädigung begriffen ist. Diese Entschädigung, die durch den Beschluß des Polizeipräsidenten aus 662 929 Mark 50 Pf. festgesetzt worden ist, sollte teils nach der Ansicht dieser Behörde eine dem Kläger gebührende Entschädigung nicht mit umfassen, denn nach der Meinung dieser Behörde handelte dem Kläger Ansprüche auf eine Entschädigung überhaupt nicht zu. Der Berufungsrichter

wird aber selbständig zu prüfen haben, ob nicht die Begründung des Beschlusses ergibt, daß in der dort festgesetzten Entschädigung der dem Kläger gebührende Betrag ganz oder zum Teil enthalten ist. B. o. R., II. v. 27. Sept. 07, 516,06 VII. — Kammergericht.

Fluchtliniengesetz vom 2. Juli 1875.

36. Entschädigungsanspruch des Klägers wegen Nichtausführung des Fluchtlinienplanes.]

Die Kläger sind Eigentümer eines Hausgrundstücks. Auf diesem Grundstücke errichteten sie im Jahre 1895 an Stelle eines abgetragenen Hauses einen Neubau. Die Bauerlaubnis hierzu hatte die Polizeibehörde zu G. entsprechend dem Fluchtlinienplane vom Jahre 1887 von der Bedingung abhängig gemacht, daß der Neubau um etwa 50 cm tiefer als die Straßenkante errichtet werden müsse. Dieser Bedingung gemäß bauten die Kläger, so daß die unterste Treitstufe des Eingangs des Hauses etwa 50 cm unter der Straßenkante zu liegen kam. Die Beklagte ließ in Zukunft auf ihre Kosten eine Einrichtung treffen, welche die ungünstige Lage des Hauses verbessern sollte, indem sie Straßenzäune eine Futtermauer mit aufstrebendem Gitter errichten ließ. Sie weigerte sich aber bisher, dem wiederholten Verlangen der Kläger nachzukommen, die Straßenkante entsprechend dem Riegelungsplane von 1887 tiefer zu legen. Die Kläger haben nun behauptet, es sei ihnen dadurch, daß die Tieflegung der Futtermauer vor ihrem Hause unterbleiben sei, ein Schaden entstanden. Sie haben deshalb Klage erhoben mit dem Antrage, die Beklagte zum Erfolge des Schadens oder Mindertwerts zu verurteilen, der den Klägern dadurch entstanden sei, daß sie bei Errichtung des Neubaus gemäß Bauerlaubnisfchein gezwungen worden seien, den Neubau 0,50 m unter der damaligen Straßenkante zu errichten, demgemäß die Beklagte zu verurteilen, eine vom Gericht, nötigenfalls nach Anhörung von Sachverständigen, zu bestimmende Kapitalabfindung oder eine in verteilbaren Raten zu entrichtende Jahresrente nebst Zinsen zu 4 Prozent seit dem Klagezuge zu zahlen. Daß die Klage abweisende Berufungsurteil ist vom RG. bestätigt worden, da weder ein den Klageanspruch begründendes Vertragsverhältnis noch ein gesetzliches Recht auf Schadenersatz bestehe. G. u. Sen. o. G., II. v. 4. Okt. 07, 143,07 II. — Köln.

Die Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und die Gebühren der Oberlandesgerichtsanwälte.

Die Anwaltschaft beim Oberlandesgericht Karlsruhe hat die nachstehende Eingabe an das Großherzogliche Badische Justizministerium gerichtet und gleichzeitig beschaffen, sich mit den Anwaltskassen bei den anderen Oberlandesgerichten in Verbindung zu setzen, damit diese in gleichem Sinne bei ihren Bundesratsverwaltungen vortritt. *) Dasselbe hat geglaubt, jetzt schon vorgehen und insbesondere auch nicht den demnach abzuhalten außerordentlichen Anwaltskongress zu

fallen, weil es sich nicht sowohl um eine Beurteilung des Gesetzentwurfes als um die Aufnahme einer Sonderbestimmung handelt; auch war sie der Ansicht, daß gerade jetzt bei der Beratung des Gesetzes im Bundesrat der geeignete Zeitpunkt sei, in welchem die Aufnahme einer solchen Bestimmung am besten erreicht werden könnte. Eine solche hielt sie für die Oberlandesgerichtsämter deshalb für besonders notwendig, weil diesen ein Teil ihrer Praxis ohne sonstigen Ersatz weggenommen wird, während die Landgerichteämter, falls sie durch die Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte an Praxis bei diesen einbüßen sollten, hierfür durch die erweiterte Zuständigkeit der Landgerichte in der Berufungsinanz wenigstens einigermaßen entschädigt werden.

Die Eingabe selbst hat folgenden Wortlaut:

an
das Großherzogliche Ministerium der Justiz,
des Kultus und des Unterrichts

Karlsruhe.

Der Entwurf eines Gesetzes, betr. Änderung des GVG, der JPC., des GVG. und der MAG., ist in der Beilage zum Reichsanzeiger vom 4. d. M. veröffentlicht, ohne daß hierbei dem auf Grund des Referats des Rechtsanwalts Dr. Hasenbuch erfolgten nahezu einstimmigen Beschlusse des 18. Deutschen Anwaltskongresses in Mannheim, welches eine geforderte Reform des amtserichterlichen Verfahrens ablehnte und eine solche vielmehr nur im Zusammenhang mit einer durchgreifenden Reform der JPC. vorgekommen wissen wollte, Rechnung getragen worden wäre.

Obwohl wir und der Hofnung hingeben, daß in den meisten Städten der Weghebung dieser von der deutschen Anwaltschaft vertretene Gesichtspunkt doch noch als der richtige von den gesetzgebenden Faktoren anerkannt werden wird, müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß auf Grund des jetzt veröffentlichten Entwurfs ein Gesetz zustande kommt.

Die Anwaltschaft beim Großherzoglichen Oberlandesgericht Karlsruhe steht sich infolgedessen genötigt, beim Großherzoglichen Ministerium wegen der Folgen, die für sie, wie für die sämtlichen bei den deutschen Oberlandesgerichten zugelassenen Rechtsanwältinnen aus der Bestimmung in Art. 1 dieses Gesetzentwurfes zu erwarten sind, vorstellig zu werden.

Die darnach geplante Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit wird einen wesentlichen Rückgang der bei den Oberlandesgerichten anhängigen Prozesse zur Folge haben; wie die Begründung selbst mittelst, werden nach der vorläufigen Statistik 33—34 Prozent aller bei den Oberlandesgerichten anhängigen Prozesse in Wegfall kommen, in Baden nach der dem Großherzoglichen Ministerium vom 2. April d. J. abgegebenen Statistik mindestens 30 Prozent; für Bayern wird der Prozentsatz weit höher geschätzt (bei 1000 Mark je 75 Prozent aller oberlandesgerichtlichen Sachen). Selbst bei einer Erhöhung der amtserichterlichen Zuständigkeit auf bloß 500 Mark, würden in Baden hiervon 15 Prozent, in anderen Bundesstaaten weit mehr, etwa ein Viertel aller oberlandesgerichtlichen Sachen betroffen. Es bedarf keiner Ausführung, daß der Wegfall einer solchen Zahl von Prozessen aus einer wesentlichen Minderung in den Einkommensverhältnissen der bei den Oberlandesgerichten zugelassenen Rechtsanwältinnen bedeutet — eine Folge, deren der Gesetzentwurf und seine Begründung mit keinem Worte Erwähnung tut.

Anderserseits wird allseitig anerkannt, daß die Erhaltung eines in gehörter materieller Lage befindlichen und dadurch berufserlaubigen und berufstätigen Anwaltsstandes nur im

*) Die Rechtsanwältinnen des Kammergerichts haben zu der Frage bereits im gleichen Sinne Stellung genommen. Vgl. den Kassischen Anwalt (Jb. 07, 297).

eigenen Interesse der Rechtspflege und damit des Staates selbst gelegen ist. Dies trifft ganz besonders für die bei den Oberlandesgerichten tätigen Anwälte zu; hier aber soll einer größeren Anzahl von Kollegen ohne weiteres ein Teil der Grundlage ihrer materiellen Existenz entzogen werden.

Ein solches Vorgehen setzt an sich schon damit in Widerspruch, daß die Erhebung der anstößigsten Zuständigkeit mit dem Niedergang des Reichsgerichts seit 1879 begründet wird; logischerweise müßte dieser Umstand zu einer allgemeinen Erhöhung der Rechtsanwaltsgebühren führen.

Gerade für die bei den Oberlandesgerichten zugelassenen Rechtsanwälte ist aber schon früher die Vergütung keineswegs eine der besonderen Art und Schwierigkeit ihrer Tätigkeit entsprechende gewesen. Dies ist bereits in einer Reihe von Aufsätzen, so von Friedberg, *JZB.* 1907 Nr. 6 S. 163, Roffo, *JZB.* 1907 Nr. 10 S. 297 ff., Zeiter, *JZB.* 1907 Nr. 15 S. 563 ff., und Kienter, *Deutsche Rechtsanwaltszeitung* 1907 S. 44 ff., ausgeführt; wir erlauben uns, auf diese, besonders den ruffischen Aufsatz, zu verweisen und insbesondere folgende Gesichtspunkte hervorzuheben:

Den Oberlandesgerichtsanwälten sind in der Gebührenordnung für Rechtsanwälte lediglich die gleichen Sätze zugewiesen, wie den bei den Landesgerichten zugelassenen Rechtsanwälten, offenbar, weil man nicht vorhersehen konnte, wie verschiedenartig sich die Tätigkeit dieser gestalten würde. Schon bei Schaffung der jetzigen *RRG.* trafen für eine Erhöhung der Rechtsanwaltsgebühren bei den Oberlandesgerichten zwei Grundgedanken zu, welche für die Erhebung der Gerichtskosten in der Berufungsinstanz maßgebend waren, nämlich:

- a) die in den meisten Fällen vorhandene größere Schwierigkeit der rechtlichen Beurteilung,
- b) das Bedürfnis, die höheren Instanzen gegen eine Überhöhung mit unbilligen Entzügen zu schützen.

Jetzt, da ein nicht unerheblicher Teil unserer seitherigen Einkommens und abgeschrieben zu werden droht, erweist sich eine Erhöhung der Rechtsanwaltsgebühren bei den Oberlandesgerichten um drei Zehntel unserer Grandsatz als eine Notwendigkeit, und ist ebenso gerechtfertigt, wie nach § 52 *RRG.* für die beim Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälte. Denn die Tätigkeit der Rechtsanwälte bei den Oberlandesgerichten ist zum mindesten eine ebenso schwierige und verantwortungsvolle, wie die jener. Wir haben nicht nur den ganzen Prozeß nach seiner rechtlichen Seite, sondern auch daneben in tatsächlicher Beziehung auf die größtmögliche durchzuarbeiten, da ja die Berufungsinstanz die letzte Tatsachenninstanz ist und deshalb das gesamte Tatsachenmaterial beibringen muß. Zu diesem Zweck muß der Oberlandesgerichtsanwalt die sehr ausnehmend sehr umfangreichen Akten erster Instanz nicht bloß auf das genaueste durchstudieren und bearbeiten; eine Aufgabe, die bei schon räumlichen Akten an sich viel schwieriger ist, als das Anknüpfen des Prozesses von Grund aus, wie es durch die Annahme erster Instanz erfolgt. Da aber der gesamte Prozeßstoff in zweiter Instanz beibringen muß, um nicht selten der Oberlandesgerichtsinstanz auch neue Tatsachen zu sammeln und beizubringen; denn es gehört nicht zu den Ausnahmen, daß im Interesse einer raschen Erledigung der Prozesse in erster Instanz die gründliche Behandlung der Sache zu kurz gekommen ist. Stets muß der Oberlandesgerichtsanwalt die in erster Instanz erhobenen Beweise (häufig sehr eingehende Zeugenvernahmen und umfangreiche Gutachten) auf das gründlichste durchforschen und bewerten, ohne daß er hierfür eine besondere Beweisgebühr erhielt. Nur wenn in zweiter Instanz eine abermalige Beweisüberprüfung erfolgt, was aber nicht in einem Viertel aller Fälle vor dem Oberlandesgericht zutrifft, erwachsen für ihn 30 Zehntel Gebühren; in allen

anderen Fällen wird seine Tätigkeit sowohl für diese eingehende Bearbeitung des Prozeßstoffes zu Hause, wie für den zeitverzehrenden Vortrag des gesamten erstinstanzlichen Prozeßstoffes, einschließlich aller Beweisverhandlungen und des Bringens der neuen Tatsachen und Gesichtspunkte zweiter Instanz durch die Prozeß- bzw. Verhandlungsgebühr von je 10 Zehntel abgegolten. Dabei ist diese Arbeit nicht selten nur wegen eines verhältnismäßig geringfügigen, für die zweite Instanz noch übrig gebliebenen Teiles der erstinstanzlichen Streitsumme zu leisten; hieran wird es auch kaum etwas ändern, wenn nach § 511a die allerhöchsten Fälle durch die Befristung der Berufung auf eine Beschlußvernehmung von mehr als 50 Mart befristet werden. Im Gegensatz hierzu sind die Fälle äußerst selten, wo in der Berufungsinstanz eine Erhöhung des Streitwertes gegenüber der ersten Instanz eintritt; durch Erhebung einer Widerklage ist eine solche Erhöhung bekanntlich unmöglich. Andererseits fallen für die Annahme der bei den Oberlandesgerichten alle diejenigen Tätigkeiten der Erstinstanz anwaltsmäßig weg, bei welchen dieselben für eine verhältnismäßig geringere Arbeit ein verhältnismäßig größeres Entgelt zuteil wird, insbesondere die Einreichung von Anträgen und Verurteilungen, die Tätigkeit im Zwangsversteigerungs- und Kontroversverfahren usw. Dem einzigen Fall, wo der Anwalt beim Oberlandesgericht seine Gebühren (10 Zehntel Prozeßgebühr und 5 Zwangsversteigerungsgebühren) verhältnismäßig mäßig verdient, nämlich, wenn der Kläger ohne Verschuldung zur Sache die Berufung zurücknimmt, stehen die Fälle gegenüber, in denen der Anwalt der eigenen Partei entweder vor Einlegung der Berufung von dieser abtritt, wofür er nur 5 Zehntel Gebühr erhält, oder nach Einlegung der Berufung zu deren Zurücknahme rat, wobei ihm lediglich die Prozeßgebühr von 10 Zehntel erwächst. Erfahrungsgemäß erfordert aber gerade diese Tätigkeit in den meisten Fällen eine besonders große Mühe, weil es in der Regel sehr schwer hält, das Publikum zum Verzicht auf ein außerordentliches Rechtsmittel zu bewegen. Gerade hierdurch werden aber die Gerichte vor unbilliger Arbeit bewahrt; es trifft also der zweite für die Erhebung der Gerichtskosten in der Berufungsinstanz maßgebende Gesichtspunkt der Abschreckung auch zugunsten einer Erhöhung der anwaltschaftlichen Gebühren zu.

Endlich ist noch darauf hinzuweisen, daß zu den aus der ersten Instanz in die zweite Instanz gelangenden Aktenstücken noch die nicht unerhebliche Zahl derjenigen kommt, für die erst in der zweiten Instanz das Aktenrecht nachgeholt und beseitigt wird, und daß die Rechtsanwälte bei den Oberlandesgerichten für ihre Tätigkeit in den vom Reichsgericht zurückverwiesenen Sachen überhaupt keine besonderen Gebühren bezühen, obwohl hier die Sache in der Regel nochmals ganz neu nach den vom Reichsgericht aufgestellten Gesichtspunkten bearbeitet werden muß, und obwohl sehr häufig eine nochmalige, umfangreiche Beweisüberprüfung stattfindet.

Völlig unangemessen wäre es aber infolge dessen, anstatt der Zulassung der von uns vorgeschlagenen Gebührenerhöhung die Oberlandesgerichtsanwälte auf eine Erweiterung ihrer Tätigkeit durch Annahme von Sachen bei anderen Gerichten, also insbesondere von untergerichtlichen und von Strafossen, zu verweisen. Eine solche Zersplitterung der Tätigkeit dieser Rechtsanwälte liegt durchaus nicht im Interesse der Rechtspflege; sie würden dadurch von ihrer eigentlichen Aufgabe, der Bearbeitung der wichtigsten oberlandesgerichtlichen Sachen, in einer Weise abgelenkt, wie sie die Oberlandesgerichte selbst unter keinen Umständen für zweckmäßig erachten werden, ganz abgesehen davon, daß sich durch die Auflösung der Termine an anderen Gerichten mit denen beim Oberlandesgericht die größten Schwierigkeiten ergeben würden. Diese Gesichtspunkte gelten in gleicher Weise gegenüber einer

etwasen Betrachung darauf, daß die Oberlandesgerichtsammler entweder die Abfertigung mit Vandergerichtsnoten, oder die gleichzeitige Zulassung bei den Vordrücken in größerem Umfang einbringen sollten.

Nachstehend erlaube wir uns eine Tabelle vorzulegen, aus der sich ergibt, um welche Beträge es sich bei den von uns vorgeschlagenen Gebührenerhöhung für die Streitwerte von 800 bis 10 000 Mark handelt; nach derselben kann nicht behauptet werden, daß diese Erhöhung für das Publikum im Verhältnis zu den Gebühren eine neuvermehrte Betreibung der Prozeßführung bedeuten würde, während sie für das Einkommen der Anwälte immerhin ein Gewinn ist.

Streitwert	Erhöhung der einzelnen Gebühr für einen Anwalt	Die Kosten der beiderseitigen Anwälte zu der Verurteilungszahlung beitragen für den unterliegenden Teil:					
		ohne Beweis-aufnahme			mit Beweis-aufnahme		
		jetzt	nach unserem Vorschlag	also mehr	jetzt	nach unserem Vorschlag	also mehr
„	„	„	„	„	„	„	„
800— 900	7,20	96	124,80	28,80	144	187,20	47,20
900— 1 200	8,40	112	145,60	33,60	168	218,40	50,40
1 200— 1 600	9,60	128	166,40	38,40	192	249,60	57,60
1 600— 2 400	10,80	144	187,20	43,20	216	280,80	64,80
2 400— 2 700	12,—	160	208,—	48,—	240	312,—	72,—
2 700— 3 400	13,20	176	229,60	53,60	264	343,20	79,20
3 400— 4 400	14,40	192	249,60	57,60	288	374,40	86,40
4 400— 5 400	15,60	208	270,40	62,40	312	405,60	93,60
5 400— 6 700	16,80	224	291,20	67,20	336	436,80	100,80
6 700— 8 200	18,—	240	312,—	72,—	360	468,—	108,—
8 200— 10 000	19,20	256	332,80	76,80	384	499,20	115,20

Wir sind der festen Überzeugung, daß alle unsere vorstehenden Ausführungen nicht nur von unseren Kollegen bei den deutschen Oberlandesgerichten, mit denen wir uns gleichzeitig in Verbindung gesetzt haben, sondern auch von den Oberlandesgerichten selbst in vollem Maße als richtig anerkannt werden, und wir stellen daher auf Grund einstimmigen Beschlusses der Anwaltschaft bei dem Großherzoglichen Oberlandesgericht Karlsruhe an Großherzoglich Justizministerium die ergebende

Mitte,

Großherzoglich Justizministerium wolle bei der Beratung des oben genannten Gesetzentwurfs im hohen Bundesrat dahin wirken, daß für den Fall einer Erhöhung der anwaltschaftlichen Zuständigkeit eine weitere Bestimmung in das zu erlassende Gesetz aufgenommen wird, wonach die Gebühren der Rechtsanwältin im Verfahren vor den Oberlandesgerichten um drei Fünftel erhöht werden.

Karlsruhe, den 17. Oktober 1907.

Die Anwaltschaft beim Großherzogl. Oberlandesgericht.

Kand. Rittinger;

Dr. Rathfeld. Dr. Friedr. Jähr.

Zur Zukunftsreform

hat die Anwaltskammer im Beistand des OLG. in Frankfurt a. M. in ihrer am 26. Oktober d. J. abgehaltenen, sehr zahlreich besetzten Jahresversammlung folgende Resolution einstimmig gefaßt:

Eine Reorganisation des anwaltschaftlichen Verfahrens allein, ohne gleichzeitige Reform des Zivilprozeßes überhaupt und der Kosten-gesetze, ist abzulehnen.

Der in Abschlusssitzer verabschiedete Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung u. s. w. ist nicht geeignet, eine Vereinfachung und Beschleunigung des anwaltschaftlichen Verfahrens herbeizuführen.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob bei einer anderen geregelteren Zukunftsorganisation eine Erweiterung der anwaltschaftlichen Zuständigkeit nach sachlichen Kriterien gerechtfertigt erscheinen könnte; jedenfalls gefährdet unter den gegenwärtigen Verhältnissen, jenseitig in den Geschäften, die Erweiterung der anwaltschaftlichen Kompetenz eine sachdienliche Behandlung der Prozesse.

Das Drängen und die Anstrengung eines zahlreichen Publikums in mehr unzureichenden Klammern, die Überbürdung der Richter in der öffentlichen Sitzung mit Geschäften subalternen Natur (Verkaufsstunden und Kassenanmeldungen, Offenbarungsbefragungen u. a. m.) verhindern vielmehr schon jetzt, daß die Rechtserleichterungen mit der erforderlichen Ruhe, Sammlung und Würde behandelt werden. Nicht minder steht einer solchen und sachdienlichen Erledigung der Prozesse der häufige Wechsel in der Person der zur Rechtsprechung berufenen Richter entgegen. Hierzu kommt, daß die im Entwurf vorgesehene Einschränkung der Vertretung durch Anwälte eine vorübergehende und erschießende Zustärkung und damit eine eifrigste Rechtsprechung gefährdet.

Die vom Entwurf vorgesehene Milderung des § 48 OLG. bedingt ferner eine erhebliche Vertiefung der Rechtspflege.

Würde diese Bestimmung zum Gesetz erhoben, so wären häufig die Parteivertreter genötigt, Prozesse, deren Streitstoff noch nicht zusammengetragen ist, vorzeitig zur Verhandlung zu bringen oder — zur Vermeidung der Folgen des § 48 — das Verfahren ruhen zu lassen. Im erstern Falle wäre eine vorzeitige Entscheidung und damit eine häufigere Inanspruchnahme der II. Instanz die Folge; im zweiten Falle würde die Bestimmung ihren Zweck verfehlen. Überdies ist an den Gerichten der Großstädte, bei denen jährliche Kammern und Abteilungen gleichzeitig tagen, eine Terminverlegung häufig durch äußere Umstände geboten, auf welche Partei und Anwalt ohne Einfluß sind.

Vom Oberverwaltungsgericht.*)

Berichtet von Rechtsanwält Dr. Gierke in Berlin.

Welten die öffentlich-rechtlichen Bestimmungen des Preuss. in den ehemals französischen Gebietsanteilen Preußens? Bauinspektorenrecht und früheres französisches Recht.

Die Polizeiverordnung der kaiserlichen Präfektur Befinden vom 10. Juni 1905 bestimmt in § 1:

Die Straßenfronten aller Bauten an Straßen müssen in der Bauinspektorenlinie errichtet werden.

Auf Veranlassung der Bauinspektoren hatte Klager mit der Klage Beschwerde der Bauinspektoren beantragt. Der Kreis-

*) Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

ausschluß wies ab; auf klägerische Berufung hob der Bezirksauschuß das Urteil auf.

Die Bauerlaubnis ist auf Grund der Polizeiverordnung vom 10. Juni 1905 demovigert. Der Vorderrichter hat diese Verordnung für nicht rechtsgültig erklärt, weil er meint, der § 66 Tit. 8 ZL I RSt. biete der Polizei keine Handhabe zum Erlass einer Beschränkung, wie sie der § 1 der Verordnung enthalte. Er hat hierbei entweder übersehen, daß Bedingungen in dem ehemaligen französisch gewordenen Teile der Rheinprovinz liegt, oder er ist der Ansicht, die öffentlich-rechtlichen Bestimmungen des RSt. gälten auch in demjenigen Gebiete der preussischen Monarchie, das einst unter französischer Herrschaft gestanden hat. Dort ist aber jetzt noch das auch durch das BGB. unberührt gebliebene (Art. 55 GGStGB.) französische öffentliche Recht in Kraft, soweit es nicht durch Gesetz, die später für die ganze preussische Monarchie oder für deren früher französische Landesteile ergangenen, aufgehoben oder abgeändert ist. Was insbesondere den § 66 Tit. 8 ZL I RSt. anlangt, so gehört die Abwehr von Berufungsklagen der Städte und öffentlichen Plätze nicht zu den allgemeinen Aufgaben der Polizei, wie sie sich aus deren Begriff und Wesen von selbst ergeben und in der Generalklausel des § 10 Tit. 17 ZL II RSt. zum Ausdruck gebracht sind. Der § 66 Tit. 8 ZL I RSt. erweitert vielmehr in gewissen Umfang die Befugnisse der Polizei auf einem ganz bestimmten Gebiete, der Baupolizei, und daher sind seine Vorschriften nur dort anwendbar, wo das öffentliche Recht des RSt. Geltung hat (vgl. DStB. 20, 395; 35, 387). Beruht demnach die angefochtene Entscheidung auf der Nichtanwendung des im Gemeindebezirk bedingten herrschenden öffentlichen Rechts, so ist der Beschl. durch die Beschränkung, das Urteil des Bezirksauschusses war daher an sich aufzuheben (§ 94 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883). Die freie Beurteilung konnte jedoch zu keinem dem Beklagten günstigeren Ergebnis führen.

Das preussische Bauausführungsgesetz vom 2. Juli 1875 bestimmt im § 11, daß Neubauten, Um- oder Ausbauten über die Fluchtlinie hinaus unterlag werden können, enthält aber kein Gebot der Art, daß Bauten nur auf der Fluchtlinie oder in einer bestimmten Entfernung von der Fluchtlinie parallel zu dieser ausgeführt werden dürfen. Es ist nicht anzuerkennen, daß es wegen des Mangels an einem solchen Gebot eine Lücke aufweist. Denn das Gesetz will die Anlegung oder Veränderung von Straßen und Plätzen, nicht aber den Bau von Häusern regeln. Deshalb gehört in seinen Rahmen nur die Befugnis des Verbots von Bauten „über die Fluchtlinie hinaus“ (§ 11), nicht aber die Ordnung der Bauten in und hinter der Fluchtlinie; und deshalb werden diese Bauten nur soweit ausnahmsweise (§ 12) vom Gesetz mitbestimmt, als dadurch ein den Gemeindefürsorge nachteiliger Einfluß auf noch nicht verkehr- und anbaufähige Straßen ausgehen würde. Eine Norm, wie die der Polizeiverordnung vom 10. Juni 1905, hat daher mit Inhalt und Zweck des Bauausführungsgesetzes nichts zu tun. Der § 19 a. O. hat nun die allgemeinen und besonderen gesetzlichen Vorschriften nur insoweit aufgehoben, als sie dem Gesetz vom 2. Juli 1875 entgegenstehen. Ein vor der preussischen Herrschaft im Gemeindebezirk bedingten

gültig gewordenes französisches Gesetz, das den Straßenanliegern das Einrücken in die Fluchtlinie oder die Einhaltung einer gewissen Entfernung von der Fluchtlinie aufzähle, würde also durch das Fluchtliniengesetz nicht beseitigt sein. Nun wird aber durch die frühere französische Fluchtliniengesetzgebung weder eine Vorschrift des bezeichneten Inhalts getroffen, noch der Polizei befähigt die Befugnis eingeräumt, eine Verbots- oder Befugnis mit diesem Inhalt zu erlassen. (Wird näher dargelegt.) Gezwungenermaßen ist die Entscheidung zu Gunsten der Stadt vom 7. Juni 1907, VIII 1043. Rep. Nr. VIII C. 73/06. Bezirksauschuß Teier.

Grundlegende Entscheidungen.

In Entsch. Nr. 2 finden sich Ausführungen über die Rechtsnatur des aus Amortisationszahlungen aus einer amortisierbaren Hypothek aufgelaufenen Fonds als Bestandteil des Grundbuchs.

Die auf einem Habitrundstück befindliche sogenannte Materialreserve, d. h. die zur Ausbesserung von Bestandteilen des Habitrundstücks bestimmten Sachen, deren Vorhandensein zur Betriebssicherheit der Fabrik gehört, wird in Entsch. Nr. 3 als Zubehör, nicht als Bestandteil erachtet.

Ein allgemeiner auch für die Zukunft ausgesprochener Verzicht des Jagdbesitzers auf Räumung des Jagdbesitzes wegen des gesetzlichen Räumungsgesetzes, daß der Jäger gegen die Bestimmungen über die Schonzeit verstößt, wird in Entsch. Nr. 5 für unverbindlich erklärt.

Auf die Frist zur Räumung eines Mietvertrages, die vertragmäßig sechs Monate vor Ablauf, regelmäßig spätestens also am 31. März oder 30. September, zu erfolgen hatte, wurde, da der 31. März und 1. April die Fristtermine waren, in Entsch. Nr. 6 die Vorschrift des § 193 angewendet, und die am 2. April zugangene Räumung für rechtzeitig erklärt, da die Vertragsauslegung nicht ergab, daß die sechsmonatige Räumungsfrist unter allen Umständen unverzüglich werden sollte.

Entsch. Nr. 7 behandelt die Pflicht des Kraftwagenführers, auf die Fußgänger einer Straße Rücksicht zu nehmen, und ihnen auszuweichen, wenn die Möglichkeit dazu, nötigenfalls unter Geschwindigkeitsverringerung, besteht.

Entsch. Nr. 9 überträgt die herrschende Meinung, daß im Falle des § 326 BGB. eine Nachfrist nicht gerügt zu werden braucht, wenn der Schlichter die Erfüllung bestimmt und abgültig verweigert habe, auf den Fall, daß die Setzung einer Nachfrist im Vertrage besonders vorgesehen war.

Die Abtretung zukünftiger Forderungen wird in Entsch. Nr. 11 grundsätzlich zugelassen, wenn die Forderungen genügend bestimmt und individualisiert sind.

Die Frage der Abtretbarkeit des Anspruchs aus den Darlehensverträgen wird in Entsch. Nr. 12 erörtert.

Der Satz, daß der Bürger die dem Hausbesitzer zu stehenden Entschäden geltend machen kann, wird in Entsch. Nr. 13 auf seine Anwendbarkeit betreffend der Wandlungs- und Räumungseinde geprüft. Die Wandlungseinde wird dem Bürger verweigert, die Räumung darf er geltend machen.

Nach Entsch. Nr. 14 findet alle Erbschaftsprüfung des Vermieters wegen Verschlechterung der Räumung durch § 558 BGB. der letzten, sechsmonatigen Verschlechterung unterworfen, auch wenn die Verschlechterung auf unerlaubter Handlung (Verstoß oder Fahrlässigkeit) beruht.

Mit einer Einwilligung war die Tochter der Klägerin von dem Erblasser der Beklagten getraut worden. Nach Entsch. Nr. 16 beseitigt die Einwilligung der Beteiligten nicht die Widerrechtlichkeit der unerlaubten Handlung und die Schadenersatzpflicht des Täters.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Reumann,

Rechtsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 85.

Verlag und Expedition: W. Mafer Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallstreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 35 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 80 Pf. Inseerte die 2. Spalte der Zeitschrift 60 Pf. Beilagen übernimmt jede Buchhandlung und Buchhalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallstreiberstr. 34. 35.

Vereinsnachrichten.

Die Verlagshandlung G. E. M. Pfeffer in Leipzig hat sich bereit erklärt, von jedem innerhalb sechs Monaten nach der gegenwärtigen Bekanntmachung verkauften Exemplare der „Geschichte der Rechtsanwaltschaft“ von Justizrat Reicher in Halle a. S.

der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte in Leipzig 10 Prozent des Ladenpreises zuzuwenden.

Bestellkarten liegen dieser Kammer der Juristischen Wochenschrift bei.

Leipzig, den 10. Oktober 1907.

Der Vorstand des Deutschen Anwaltvereins.

Im Verlage von W. Mafer Buchhandlung, Berlin, ist das auf dem Mannheimer Anwaltsstage mit vielem Beifall aufgeführte Heftspiel „Schulze gegen Kallide“ (Preis 1,50 Mark) im Druck erschienen. Der Reinertrag soll der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte überwiesen werden.

Wir empfehlen im Interesse des guten Zwecks die Anschaffung dieser kleinen Erinnerung.

Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse.

Durch Entscheidung des Kaiserlichen Kassenamts für Privatversicherungen vom 11. d. Mis. ist die Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse für Deutsche Rechtsanwälte unter Anerkennung als kleiner Verein im Sinne des § 53 des Gesetzes vom 12. Mai 1901 und unter Genehmigung der Regierung zum Geschäftsbetrieb im Deutschen Reich zugelassen worden.

Die Gründung des Geschäftsbetriebes ist jedoch von der Überweisung der 500 000 Mark seitens der Hilfskasse abhängig gemacht worden.

Damit diese Überweisung erfolgen kann, muß nachgewiesen werden, daß die Kasse 700 Mitglieder hat. Bis jetzt haben sich aber erst etwas mehr als 500 Kollegen als Mitglieder gemeldet.

Die Herren Kollegen werden deshalb dringend gebeten, sich schnellstmöglich anzumelden, damit die Gründung des Betriebes mit Wenigste beginnen kann.

Halle a. S., den 25. November 1907.

Elze, Justizrat.

Der außerordentliche Anwaltsstag in Leipzig.

Herliche Stunden liegen hinter uns. Der außerordentliche Anwaltsstag zu Leipzig hat sie uns gebracht — der Anwaltsstag, dessen Zustandekommen so viele Kämpfe hervorgerufen hatte, und zu dem mancher mit peinlichen Erwartungen gegangen war: Innerhalb der Kollegenchaft hatte man Kämpfe erwartet, die um so betrüblicher gewesen wären, weil Interessengengensätze als ihre Ursache hätten erscheinen müssen. Vermutungen hatten befürchtet, daß diese Interessengengensätze einen Keil in die Anwaltschaft treiben würden und daß die — leider zahlreich und einflussreich — Feinde, die die Anwaltschaft hat, frohlockend konstatieren könnten, daß die Einmütigkeit der Anwaltschaft da versage, wo das Selbstinteresse in Frage stehe, daß die Anwaltschaft in 2 Gruppen zerfalle, von denen sich die eine Fortsetze, die andere Nachfolge vom Regierungskontinuum verspreche. Viele hatten auch befürchtet, daß ein Anwaltsstag außerhalb der Gerichtsferien, zur Zeit des beginnenden Winters, zur Zeit der drängendsten Arbeit, die quantitative und qualitative Betätigung beeinträchtigen werde.

Wie ganz anders der Erfolg! Allerdings erweist sich die Wahl des Ortes als eine außerordentlich glückliche. In der Mitte unseres Vaterlandes gelegen, war Leipzig als Sitz des Reichsgerichts der günstigste Ort, den man finden konnte. Für nicht törmige Teilnehmer bot aber auch das Ansehen an dort belichtete schöne Szenen, die Freude, die Stätten großer Jugenderinnerungen aufsuchen zu können, die alte alma mater wieder zu besuchen und die Lehren wiederzuerlangen, zu deren Füssen sie einst gesessen, einen weiteren Reiz. So waren sie denn herbeigeströmt aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes, und es verdient hervorzuheben zu werden, daß die beiden entlegenen Landgerichtsbezirke: Magd., der sächsischste, und Jena, der württembergische, es waren, die im Verhältnis zur Zahl ihrer Anwälte die relativ größte Anzahl von Vertretern entsandt hatten. Und auch

das soll hervorgehoben werden: so groß die Zahl der Teilnehmer war, so verschiedenartig ihr Alter, Temperament, Charakter, politische Auffassung — kein Rißfing stürzte das Zusammensein und trotz der selbstverständlich zum Teil sehr großen Interessensgegensätze kein persönlicher Zwist, kein überlültes Wort! Schon am Begrüßungabend, zu dem die Leipziger Kollegen die zahlreichen Teilnehmer in die herrlichen, mit erlesenen Kunstwerken geschmückten, von den Stadtheubere freundllich zur Verfügung gestellten Säle des neuen Rathauses gastlich geladen hatten, gab sich die Stimmung kund, die alle befehlte.

Vor allem aber zeigten die Verhandlungen selbst, die mit sachlichem Ernst geführt wurden, auf welcher Höhe der deutsche Anwaltsstand steht.

Den Ausgangspunkt der Verhandlungen bildete, wie in Mannheim, das Referat Hackenburs. Mit einer gewissen Spannung sah man dem Redner entgegen: Wie kann er, nachdem er vor wenigen Monaten über das nämliche Thema ausführlich gesprochen, nunmehr gegenüber dem Entwurf noch neue Gesichtspunkte entwickeln? Und es war möglich. Schon formell, gleichsam vom Standpunkt der christlichen Tugend aus, war die Rede ein Triumph echter Bescheidenheit, jener Bescheidenheit, von der das Wort gilt: *pectus facit oratorem!* Ohne einen Blick in ein Manuskript zu tun, sprach der Redner fast 2 1/2 Stunde in formvollendeter, ständig dahinschwebender Rede. Mit schonungsloser Klarheit entrollte er das wahre Bild des Entwurfes, legte, wie mit dem Skalpell des Anatomen, seine innerste Natur, bedeckte seine inneren Widersprüche und Unzulänglichkeiten auf: Der Entwurf sei nicht sowohl ein Versuch zur Verbesserung der Prozeßrechtspflege, als zur Verbesserung der fiskalischen Einnahmen. Williger werde die Rechtspflege allerdings werden, aber nicht für das Volk, sondern für den Fiskus, welcher an Richtern spare, wenn ein erheblicher Verdienst der Sachen, statt wie bisher durch drei und fünf, nunmehr durch einen und drei Richter entschieden würde. Auch das Prozeßquantum sei ungleich geregelt: da, wo es sich um die Auslagen des Fiskus und da, wo es sich um die Auslagen der Anwälte handle. Der Fiskus werde durch das Prozeßquantum gewinnen, da gerade die teueren, umfangreicheren Geschäfte (Urteilaussfertigungen und Vergleiche) nicht in baselbe fielen, der Anwalt dagegen verlieren. (Der Redner gebrauchte für dieses, der Rhetorik des heiligen Geistworts folgende Prinzip das neu geprägte, von der Versammlung mit Heiterkeit und Beifall aufgenommene Wort „Gründigkeit.“) Alles in allem werde das Volk — wie die Statistik lehrt — hierdurch um etwa drei Millionen mehr belastet. Die Bereicherung des Fiskus geschehe also auf Kosten des Volkes und auf Kosten der Anwaltschaft. Wie bedenklich letzteres sei, verleihe dem Entwurf gleichfalls. Er verleihe dem Notstand, der schon heute im Anwaltsstand herrsche und daß der Anwaltsstand — belastet durch eine kostspielige Vorbereitungszeit, eingerngt durch soziale und gesellschaftliche Rücksichten, unter dem Zwange strenger Disziplinarverordnungen, belastet vor allem auch mit der noch immer viel zu gering eingeschränkten Rotenbigkeit der unentgeltlichen Führung der Armensachen — an vielen Orten hart um seine Existenz ringen müßte. Der Entwurf verleihe auch, daß, wenn man dem Anwalt nicht ein angemessenes Entgelt für die Arbeiten seines Bureau gewähre, er den an sich durchaus

berechtigten Bestrebungen der anwaltlichen Bureauangehörten, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, nicht mehr entsprechen könne, so gern er es auch wolle. Auch sonst sei der angeblich so mittelstandsfeindliche Entwurf ein Feind des Mittelstandes und ein Feind des kleinen Mannes. Dies zeige sich schon im Ausschluß der Berufung bei den kleinen Prozessen. Es sei zwar richtig, daß nicht nur kleine Leute diese Prozesse führten, aber der Regel entspräche dies doch! und diese Prozesse seien dem Bestehen eines einzelnen, doch allen Möglichkeiten des Justizs unterworfenen Mannes ausgesetzt. Daß der Ausschluß der Berufung bei Obervertrichtungs- und Kaufmannsgerichtssachen sich anscheinend bemüht habe, spräche nicht dagegen, denn diese Entscheidungen seien gerade Kollegialentscheidungen und zwar die eines in eigener Art zusammengesetzten, gerade für beratende Sachen besonders qualifizierten Gerichts. Mittelstandsfeindlich sei aber, im Grunde genommen, auch die Aufhebung des Anwaltszwanges für die Prozesse von 300 bis 800 Mark: Die großen Aktiengesellschaften und Reederien, die geschäftsgegenständlichen Kaufleute, würden sich in diesen Sachen zweifellos nach wie vor des Anwalts bedienen, ebenso wie solche Parteien schon jetzt ihre Ausgerichtungsprozesse durch Anwälte führen ließen. Der kleine Mann, der einen beratenden, gerade für ihn und seine Existenz unter Umständen eminent wichtigen Prozeß führen müßte, werde dies nicht mit der nämlichen Sicherheit tun. Ihm gegenüber sei die Bevormundung, die der Staat dadurch ausübe, daß er ihn zwingt, seine Sachen durch einen prozessgegenständlichen Vertreter zu führen, eine wohlthuende. So werde gerade für die Prozesse des Mittelstandes die ohnehin schon bestehende Ungleichheit der Macht zugunsten des Kapitals noch verstärkt. Mittelstandsfeindlich aber sei der Entwurf auch insofern, als gerade der Mittelstand der Anwälte durch denselben bedrückt werde. Diejenigen Anwälte, die sich im Besitz einer vornehmen Klientel befänden, in deren Bureau vorzugsweise große Objekte gelangten, würden durch den Entwurf nur Vorteile haben. Gefährdet werde der Anfänger, der hart um seine Existenz ringende kleine Anwalt. Wie durch die Beförderung der Linie, seinen Kunden persönlich näher tretende Banden zugunsten der Großbanken vernichtet werden sei, so werde der Entwurf die großen Anwaltsfirmen stärken, bei denen sich an einem einzelnen glänzenden Namen ein Stab von jüngeren Anwälten, Hilfsarbeitern, Bureauarbeitern ufm. anschließe. An Stelle des „Rechtsfreunde“, der dem Klienten ein wohlmeinender Berater in allen Lagen des Lebens sei, dem dieser sein Herz ausschütten könne, trete die „Prozeßfabrik“, für die der einzelne Klient nur „eine Nummer“, der einzelne Prozeß nur „eine Sache“ sei. Das sei die praktische Mittelstandsfeindlichkeit des Entwurfes!

Die stürmische Zustimmung, welche gerade diese Ausführungen des Vortragenden fanden, zeigte, wie sehr er hier das Innerste von dem, was die Anwaltschaft bewegt, getroffen, wie zutreffend er den Gang gekennzeichnet hat, den die Entwurfsbildung aus unserer Stände leider zu nehmen beginnt und der durch den Entwurf noch beschleunigt werden würde.

Nicht so überzeugend für einen großen Teil der Versammlung — die Objektivität gebietet es, dies nicht zu verschweigen! — waren die Darlegungen des Vortragenden über „die wohlthuende Wirkung, welche die Prozeßkosten zur Verhinderung frivoler

Prozesse ausüben“, und seine Verwerfung auf die diesbezüglichen Ausführungen des Mannheimer Schiedsgerichts. Dem Prozesse werden allerdings durch hohe Kosten verhindert, wer klagt und aber dafür, daß dies nur seltene Prozesse sind! daß nicht auch mancher seinen an sich gerechtfertigten Anspruch eben dieser Kosten wegen nicht verfolgt und daß mancher einem als ungerechtfertigt empfundenen Anspruch, nachgibt, weil er die bloße Möglichkeit des Unterliegens und die damit verbundenen Kosten scheut! Und wer will leugnen, daß gerade dies für die Prozesse des Mittelstandes am meisten gilt, den einerseits eine Belastung mit hohen Kosten schwer trifft und der andererseits nicht in der Lage ist, das Armenrecht zu erlangen!

Um so lebhafter Zustimmung fanden dagegen die weiteren Ausführungen des Referenten über das Reformwesen, welches die Bestimmung über die direkte Verlobung der Partei zwischen Klient und Anwalt fahre, sowie namentlich über die Verhältnissteile der Prozeßagenten. Das Plakat, welches der Entwurf durch die Einschränkung der Zulassung von Prozeßagenten gewähre, sei nur eine scheinbare Hilfe, denn die Hauptgefahr drohe der Anwaltschaft von den nicht zugelassenen Prozeßagenten, die von der Gnade des Richters existieren („ein Wink und sie verstummen!“).

Der Vortragende legte mit überzeugender juristischer Schärfe die prozeßrechtliche Unstimmigkeit und die Halbsheit des Entwurfes dar, verlangte, daß das Gut, was der Entwurf bringe, (welches er bereitwillig als solches anerkennt) in gleicher Weise auch dem Landgerichtspräsidenten zuteil werde, da bei diesen Bestimmungen keinerlei innerer, aus der Verschiedenheit der Struktur beider Prozeßarten sich ergebender Grund für die verschiedene Behandlung vorliege; er wies nach, daß nichts dagegen spreche, die notwendige Reform es Prozesses auch auf den Landgerichtspräsidenten auszuheben, wie denn auch die Resolution des Reichstags die Revision des ganzen Prozeßrechts verlangt habe. Er zeigte die Schwierigkeiten, zu denen die verschiedenartige Behandlung völlig gleichartiger Rechtsfragen (z. B. bei der Fristenabrechnung) führe, und wie bedenklich die verschiedene Behandlung der Revisionsvernehmungen bei beiden Prozeßarten sei. Überall Unstimmigkeiten! Keine Frage in die Tiefe verfolgt! Qualität und Quantität sei die Signatur des Entwurfes!

Er beantragt in Übereinstimmung mit dem zweiten Referenten, an den Bundesrat und an den Reichstag folgendes Ersuchen zu richten:

Den vom Reichsjustizamt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes, betr. Änderungen des Gerichtsverfahrensgesetzes, der Zivilprozeßordnung, des Gerichtsloshengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwältinnen nicht zur Grundlegung der Beratung zu machen, sondern die Ausarbeitung eines Entwurfes, der alle Gebiete des Prozesses umfaßt, in tündlicher Eile anzuordnen.

Für den Fall der Ablehnung dieses Ersuchens schlug er eine Reihe von Änderungen vor.

Es war keine leichte Aufgabe, die dem Korreferenten, Kollegen Hineischen aus Göttingen i. M., zuteil, als er — nachdem der stürmische Beschluß, den die Rede Hadenburgs ausprobiert hatte, sich endlich gelegt — die Rednertribüne betrat.

Es spricht am besten für die Wertvollheit eines Vortrages, daß er nach solchem Referat gehört wurde, mit

Interesse gehört wurde, und daß man mit steigender Spannung seinen Ausführungen folgte: Auch der Korreferent verweist den Entwurf. Er belächelt ihn als ein lediglich von formalen Interessen beherrschtes Werk und belächelt jene, wenn auch vielleicht unbewußt, im Effekt aber um so gefährlicheren Anwaltsfeindlichkeit. Eine Reform unseres Prozeßrechts müsse kommen, aber eine wohlverordnete Reform, nicht eine solche, die in den kunstvollen Bau des Gesetzes fremde Elemente ohne organische Verschmelzung einfüge. Eine Schöpfung der Amtsgerichts-kompetenz könne nicht gerechtfertigt werden, ohne daß eine Statistik über das Schicksal der Amtsgerichtsprozesse in der Berufungsinstanz vorgelegt werde; der Durchschnitt unserer Amtsgerichte sei nicht so besetzt, wie man dies schon für die jetzigen Aufgaben der Amtsgerichte fordern müsse. Das Sindern des Geldwerts sei nicht so erheblich, um eine derart hohe Kompetenzverteilung zu rechtfertigen.

Die weiteren Ausführungen des Korreferenten, mit welchen dieser die Einzelbestimmungen des Entwurfes durchging, gemanen dadurch ein besonderes Interesse, daß er sich nicht auf das theoretische Studium der österreichischen Prozeßordnung beschränkt hat, sondern daß er — und zwar unter dankenswerter Unterstützung der österreichischen Justizbehörden — das österreichische Zivilverfahren in Österreich selbst praktisch studiert hat, und daß er seine dort gemachten Erfahrungen und ihre Ausanwendung für die Reform unseres Zivilprozeßrechts der Versammlung mitteilen konnte, welche diesen Ausführungen mit Interesse — wenn auch nicht in allen Punkten überzeugt — folgte: Denn manchem erschien das Bild, welches der Vortragende von dem österreichischen Prozeßverfahren entrollte, als ein zu rosiges, und es fanden seine Erfahrungen in der Tat im Gegensatz mit den Erfahrungen, welche andere — freilich auf Grund milder genauer Beschäftigung mit diesem Verfahren — gemacht hatten. Immerhin aber zeigte der Vortragende, wie man an derartige Fragen herantreten müsse und wie die Reform des Prozeßrechts praktisch vorbereitet werden müsse.

Um so bedauerlicher ist es, daß leider der Raum verriet, auf die hochinteressanten und schärfsinnigen, mit höchstem Beifall von der Versammlung aufgenommenen Einzelaussagen des Vortragenden zu den besonderen Bestimmungen des Entwurfes hier näher eingegangen.

Die angesichts der Stimmung der Versammlung in der Tat recht schwierige Aufgabe, für den Entwurf zu sprechen, unternahm als erster Redner der Rostöge Schulze aus Delitzsch. Er setzte in knapper, objektiv gehaltener Darstellung, alle Gründe der Freunde des Entwurfes zusammen und wies es insbesondere juri, daß man das Bestreben, mittels der Neuordnung des Entwurfes die Staatsrenten zu vermindern, der Regierung zum Vorwurfe mache. Die gegenwärtige Lage unserer Finanzen lasse dies umwänglich nötig erscheinen. Nicht nur vom Standpunkt der Amtsgerichts-anwaltschaft, deren Bestrebungen gleichfalls Förderung verdienten, sei der Entwurf daher mit Freude zu begrüßen. Die Schöpfung der Kompetenzsumme sei angesichts des gesunkenen Geldwertes etwas Selbstverständliches. Zu verwirren sei die Aufschüpfung der Schwebegeldrenten. Eine Erhöhung der niedrigsten Gebührensätze und die Aufschüpfung einer Rentenrente für den Anwaltsstand sei zu erstreben.

Es war ein eigentümlicher, von der Versammlung mit großer Heiterkeit aufgenommenen Zufall, daß gerade nachdem dieser Redner gesprochen, ein Zeilemann der Amtsgerichtsanwaltschaft von Gutzrau einlief, die „den Anwaltsrat des Erfolgs in der Bekämpfung des Regierungsentwurfs wünschen“, und daß demnach die Erklärung des Reichstagsabgeordneten Roth mitgeteilt wurde, der selbst Anwalt an einem Amtsgericht, Vertreter eines rein ländlichen Kreises und Mitglied der „Wirtschaftlichen Vereinigung“, die Erhöhung der Amtsgerichtskompetenz mit Entschiedenheit bekämpft.

Gegen den Entwurf sprach der folgende Redner, Justizrat Stroh-König, welcher die Fiskalität als einen schwerwiegenden Vorwand, des fiskalischen Interesses wegen, das Verfahren verschleppet werde und dies gerade für die kleineren Objekte für die ärmern Volksschicht. Den Anwälten böse nur damit gebietet sein, wenn sie von den höchsten Instanzen Bagatelprozessen befreit würden, aber dem Volke könne man den Ausschluß der Berufung bei den kleinen Objekten nicht zumuten, jermal der Richter nicht einmal für schwere Zeitläufer baste. Der Entwurf sei daher wegen seiner antisozialen Tendenz abzulehnen.

Die Fiskalität des Entwurfs betonte auch der folgende Redner Justizrat Emil Kosska-Berlin: Wenn die Motive der oberrechtlichen Prozeßordnung das fiskalische Interesse besonders betont haben, weil bei Ausnahme einer niedrigeren Kompetenzsiffer die Rechtspflege für den Staat zu teuer und die Beschaffung des Richtermaterials zu schwer fallen würde, so erfahre uns an diesen Motiven — wie der Redner mit erheblicher Stimme und unter dem laut zustimmenden Beifall der Versammlung ausrief! — die Unzulässigkeit des oberrechtlichen Gesetzbuchs und betrübend sei es, daß bei uns jmar dieselben Gründe maßgebend gewesen, aber nicht ausgesprochen worden seien, daß der Entwurf zwar vorgebe, das Amtsgerichtverfahren zu verbessern, in Wirklichkeit aber die Kosten ersparen wolle, so daß sich der Gesetzgeber geradezu den Vorwurf der Simulation gefallen lassen müsse.

Schwerer Vorwürfe erbob auch der folgende Redner, Geh. Justizrat Dr. Paul Krause-Berlin. Seine mit großer Frische und Energie vorgetragenen Worte fanden um so mehr Beachtung, als sowohl die Persönlichkeit des Redners, wie seine hervorragende parlamentarische Stellung als Vizepräsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, das, was er sagte, besonders beachtet werden erschienen ließ. Gerade angestreift der maßvollen und besonnenen Haltung, welche wir von diesem hervorragenden Kollegen kennen, gewann seine Anklage erhöhtes Gewicht; es sei ein schwerer Fehler, daß der Entwurf einer Prozeßordnung herausgegeben worden sei, ohne daß die deutsche Anwaltschaft zu Rate gezogen wurde; und es sei für die Zukunft bringen zu wünschen, daß der Vertrauensmißbrauch nicht nur aus der Handhabung, sondern auch aus der Schaffung der Gesetze verschwinde. Es sei auch eine Mißachtung gegenüber der deutschen Anwaltschaft, daß das Reichsjustizamt es nicht für erforderlich erachtet habe, zu diesem Anwaltsrat einen Vertreter zu entsenden. Um so dankbarer sei es zu begrüßen, daß die Fußfährverwaltung des Senates, in dem die Tagung stattfände, vertreten sei und vor allem, daß der höchste Richter des Deutschen Reichs, der Reichsgerichtspräsident, es sich nicht habe nehmen lassen, den Verhandlungen beizuwohnen.

Es folgte nunmehr die Rede des Kollegen Rose-Hartung, welcher den Entwurf bekämpfte (da es unmöglich sei, die Zahl der Landrichter ins unermessliche zu vermehren, da die Kompetenzerhöhung für die Amtsgerichtsanwälte bringendes Bedürfnis sei) und alsdann die mit großer Spannung erwartete Rede des Ministerpräsidenten der Prozeßreform, Adolf Wach. Auch er verurteilte mit unmissverständlicher Schärfe den Entwurf: Er verwurfs die Verschönerung der Berufung, er verwurfs die Ausdehnung der Zuständigkeit des Amtsgerichtes und er verwurfs den ganzen Entwurf als Ethik- und Fiskalwerk, welches in das große einheitliche Werk unserer Zivilprozeßordnung eine Fehlfuge lege. Er verwurfs die ganze Methode dieser Art der Gesetzgebung und den platonischen Zug, der den Entwurf befehlige: Der Entwurf lichte im ganzen, wie in den Einzelbestimmungen, an Widersprüchen und Fehlern. Es sei „ein kompletter Unfug“, wenn die Frage der Vereinigung für die erste Instanz anders geregelt sei, als für die zweite Instanz. Auch sei es ein Widerspruch, in Strafsachen für die Einführung der Berufung einzutreten, für in Zivilsachen abzulehnen. Belastungswert sei aber auch, daß dieser Gesetzentwurf die Eizierung und die Solidität eines gesunden deutschen Anwaltsstandes und damit eines der tüchtigsten Elemente der Rechtspflege gefährde. Kommen müsse die Reform, aber als eine ganze. Es sei auch unmaße, daß unsere Prozeßordnung sich nicht benötigert habe und daß sie nicht das Vertrauen des Volkes genies. Gerade der Entwurf sei geeignet, das Vertrauen in die Rechtspflege zu schaden, denn das Vertrauen werde durch nichts mehr gestützt als durch die Disharmonien in den Urteilen der verschiedenen Gerichte. Solche Disharmonien hätten wir leider im Strafrecht und wir wollten sie nicht auch im Zivilrecht bekommen.

Mit dieser in Begeisterung aufgenommenen Rede des großen Rechtslehrers war der Höhepunkt der Diskussion erreicht; der Fortsetzung hätte nur einen Abfall von dieser Höhe bedeuten können. Aus diesem Gefühl heraus nahm die Versammlung den Antrag auf Schluß der Diskussion an. Dies war berechtigt, so sehr sich auch vielleicht darüber streiten läßt, ob es an sich gerade bei derartigen Fragen zweckmäßig ist, Rednern das Wort zu entziehen und — gleichviel ob berechtigten oder unberechtigten — Angriffen Raum zu geben, es sei irgend ein Argument nicht gehört, irgend eine Meinung nicht vertreten worden. Hier allerdings war dieser Vorwurf in der Tat nicht berechtigt gewesen, da ja alles, was zugunsten des Entwurfs zu sagen war, in den Motiven gesagt worden ist, als Redner gehört worden sind, die für den Entwurf sprachen und vor allem, da die beiden Referenten, wenn sie auch den Entwurf mit Entschiedenheit bekämpften, doch alle Argumente, die in der Literatur, wie in den Motiven für diesen geltend gemacht worden sind, der Versammlung nicht vorenthalten hatten.

Das Ergebnis der Abstimmung war, daß die etwa 1200 Personen starke Versammlung mit allen gegen 9 Stimmen die Anträge der Referenten annahm.

Die weiteren Beratungen des Anwaltsrates betrafen die Bildung eines Agitationsausschusses, welcher in wirksamer Weise die Öffentlichkeit über die Tragweite des Entwurfs aufklären soll, sowie die Wahl einer Kommission zur Vorbereitung einer

Revision der Satzungen des Anwaltsvereins. Auch diese Verhandlungen zeigten, trotz mancher Differenzen im einzelnen, keine erheblichen Widersprüche.

Hoffen wir, daß die gesetzgebenden Instanzen — denen wohl auch durch die infallirenden Verhandlungen dieses Tages manch neuer Gesichtspunkt erschlossen, manch neues, bisher nicht beachtetes Motiv dargelegt ist — sich diesen Ausführungen nicht verschließen werden, und daß der Wunsch, mit dem Sachverhalt seine Ausführungen schloß, in Erfüllung gehe: daß die Stimme, die die deutsche Anwaltschaft an diesem Tage so einmütig erhoben hat, „gehört werde im deutschen Lande!“

Berlin, 26. November 1907.

Ragnus.

Zur Frage der Beschleunigung des antiserichtlichen Verfahrens.

Von Rechtsanwalt Striemer, Königsberg i. Pr.

I. Der Justizreformentwurf strebt Beschleunigung für das antiserichtliche Verfahren an, dies besonders durch §§ 501 und 509. Daß aber Schnelligkeit sich mit Gründlichkeit in der Regel nicht verträgt, ist eine alte Weisheitsweisheit, die der Entwurf ganz vergeißt. Nur geniale Köpfe können rasch und eingehend zugleich arbeiten. Geniale Köpfe aber sind im Richteramt wie in der Anwaltschaft und überhaupt in der Rechtswelt nur wenige. Die allermeisten Richter halten sich auf mittlerer Linie; sie liefern, wenn sie die nötige Zeit und Ruhe zum Arbeiten haben, anständige, brauchbare Durchschnittsleistungen. Diese Richter aber und erst recht diejenigen, die hinter dem Durchschnitt zurückbleiben, sind außerstande, schnell und gut zugleich zu prozedieren und zu jubilieren. Läßt sich beides aber nicht zusammen erreichen, so darf nur noch Gründlichkeit angestrebt werden; Schnelligkeit ist dann unbedingt zu vertreiben.

II. Schlüssler ist, daß die vorgelegten Bestimmungen in §§ 501 und 509 aber geradezu zur Ungerechtfertigkeit, zur Wahrheitsgerhörigkeit führen müssen.

Das Antisericht kann nämlich Anordnungen, die zur Ausfüllung des Sachverhalts dienlich erscheinen, schon vor der mündlichen Verhandlung treffen. Auf welcher Grundlage? Der Entwurf sagt: Auf Grund der Klageschrift oder der vorbereitenden Schriftsätze; also auch auf Grund der Klageschrift allein, ohne daß der Beklagte sich irgendwas geäußert hat. Das steht aber mit dem Grundsatz in Widerspruch: Audiatur et altera pars. Haben sich nicht beide Parteien schriftlich bereits dargelegt geäußert, daß ihre Äußerungen vorläufig von ihnen als abschließend bezeichnet sind, so ist jede Beweisnehmung, die dem vorgezogen, unzulässig. Sie muß insbesondere dann, wenn der Kläger allein sich geäußert hat und allein auf seinen Äußerungen die interimsische Beweisanzahlung beruht, bei dem Richter notornotwendig oder wenigstens oft genug ein halbes d. h. ein schiefes Bild erzeugen. Hat sich aber erst ein Bild in der Seele des Richters festgesetzt, so ist es hinterher schwer zu verbessern. Der Richter wird nicht geneigt sein, neue Behauptungen des Gegners überhaupt auch nur ruhig anzuhören, wenn sie dahin zielen, ein beim Richter schon festendes Bild zu erschüttern.

Noch weniger wird er geneigt sein, dazwischen Gegenbeweise zu erheben. Oft kann man selbst bei besseren Richtern beobachten, daß, wenn sie mehrere Beugen vernahmen, sie schon bei der zweiten Vernehmung nicht mehr die volle Unbefangenheit haben, sondern von der ersten Behandlung ausgehen, als ob diese die untrügliche wäre! Nun soll zwar der Antisericht nicht alle Beweisanzordnungen treffen dürfen, ehe der Beklagte sich geäußert hat. „Anordnungen von besonderer Tragweite“, wie die Denkschrift sich ausdrückt, soll der Antisericht nur treffen können, wenn der Beklagte mindestens einen schriftlichen Abwehrungsantrag gestellt hat und noch gewisse andere Voraussetzungen hinzutreten. Als solche „Anordnungen von besonderer Tragweite“ betrachtet der Entwurf aber nur die Zuhörung von Zeugen und Sachverständigen, ferner die Einnahme des Augenscheins und die Begutachtung durch Sachverständige; nicht dagegen: Vernehmung von Parteivertretern, Einforderung amtlicher Urkunden, Einziehen amtlicher Auskünfte. Pergleich fragt man, warum nicht auch diese als „Beweisanordnungen von besonderer Tragweite“ gelten. Denn auch sie können, wenn sie vor der Gegenüberstellung der Beteiligten liegen, im Richter ein halbes und darum falsches Bild erzeugen. Aber auch die Parteien, die der Entwurf für die vorzeitige Zuhörung von Zeugen und Sachverständigen und für die antizipierte Einnahme des Augenscheins und Begutachtung durch Sachverständige ausstellt, sind völlig ungenügend. Zunächst ist der Entwurf nämlich nicht, daß diese „Anordnungen von besonderer Tragweite“ nur bei Einhaltung bestimmter Voraussetzungen ergehen dürfen, sondern daß sie nur bei Vorhandensein jener Voraussetzungen ergehen sollen. Es handelt sich also nur um eine instruktionsmäßige Selbstvorschrift. Winkelt der Richter sie, so schadet es nicht; der Akt bleibt auch dann wirksam. Und welches sind nun die Voraussetzungen, die der Richter beobachten soll? Zunächst, daß der Beklagte mindestens schriftlich den Klageabwehrungsantrag gestellt habe. Aber was hilft das? Aus ihm allein kann der Richter doch nicht erkennen, was der Beklagte an Tatsachen vorbringen will; und so lenkt der Richter ganz einseitig bei seinen Anordnungen, insbesondere bei seinem antizipierten Augenschein und der Begutachtung durch Sachverständige sein Augenmerk nur auf die einseitigen Behauptungen des Klägers. Nun soll freilich der Abwehrungsantrag des Beklagten allein noch nicht genügen, um dem Richter zu jenen „Anordnungen von besonderer Tragweite“ zu ermächtigen. Zu dieser Voraussetzung des Abwehrungsantrags muß vielmehr noch alternativ eine von 3 anderen Voraussetzungen hinzutreten, nämlich entweder 1., daß die vorzeitige Beweisanzahlung von beiden Parteien beantragt wird (und das ist der einzige Fall, in dem sie erträglich und sogar tödlichentwertend ist); oder 2., wenn die verfrühte Beweisanzahlung zur Vermeidung wesentlicher Nachteile geboten ist; oder 3., wenn sie dem Parteien besonders Kosten nicht verursacht. Diese beiden letzteren Voraussetzungen sind völlig zu vertreiben. Sie sind unnütz. Wann erscheint eine verfrühte Beweisanzahlung zur Vermeidung wesentlicher Nachteile geboten? doch nur dann, wenn sonst der Verlust des Beweismittels oder eine ersichtliche Vernichtung desselben zu befürchten ist. Dazur aber gibt es die Beweisanzahlung zum ewigen Gedächtnis. Zu befürchten steht aber, daß ein Antisericht, der vom Beschleunigungsstreben befreit ist,

diese Voraussetzung leicht dahin mißzuverstehen wird: zur Vermeidung wesentlicher Nachteile sei die verstüßte Beweisaufnahme schon dann geboten, wenn die Sache sonst voraussichtlich nicht in einem Termin zu Ende kommen würde. Wöllig mythisch bleibt endlich die alternative Voraussetzung, daß die Beweisaneuerung den Parteien besondere Kosten nicht verursache. Zeugen und Sachverständige verursachen doch prinzipiell Kosten. Soll „besondere Kosten“ vielleicht heißen: ungewöhnlich hohe Kosten? z. B. Reisekosten von weit entfernt wohnenden Zeugen und Sachverständigen?

Nun hebt die Denkschrift hervor: „Die Aufnahme des Beweises hat, abgesehen von dem Fall des Abs. 1 Nr. 6 (Augenscheinseinnahme und Begutachtung durch Sachverständige) immer erst dann zu erfolgen, wenn sie auf Grund der mündlichen Verhandlung durch Beweisbeschluß angeordnet worden ist.“ Es ist höchst bezeichnend, daß wichtigen Satz nur in der Denkschrift und nicht im Text des Gesetzes hervorzuheben. Es gibt Richter, die prinzipiell keine Denkschriften oder Kommentare lesen, und die nach dem Gesetzestext leicht auch zu gegenteiliger Ansicht kommen können.

Ferner sollen die Parteien von der verstüßten Beweisaneuerung benachrichtigt werden, aber natürlich, um Kosten zu sparen, formlos, ohne Beurkundung! Und dabei handelt es sich, wie die Denkschrift selbst sagt, um „Anordnungen von besonderer Tragweite!“ Und wenn nun die Benachrichtigung verloren geht? — Der Entwurf schreibt auch nicht vor, bis wann die Partei von der Anordnung benachrichtigt werden soll. Der überreichte Besagte erhält daher die Benachrichtigung vielleicht erst in letzter Stunde, wo Gegenmaßregeln unmöglich sind. Für die Beweisaneuerung wird sogar unter Umständen — Fall Nr. 6 — eine eigene Beweisbeschränkung vom Entwurf vorgeschlagen! Und doch steht nichts im Wege, daß der Gegner die durch Augenschein oder Sachverständigengutachten schließliche Behauptung in der mündlichen Verhandlung demnachst zugreift; ja er hätte vielleicht nie die Absicht, sie zu bekämpfen!

Das alles sind mangelhafte Vorschläge, in der Praxis unzureichende Bestimmungen. Unter ihnen wird das Publikum schwer zu leiden haben.

Speziell gegen die Anwaltschaft aber richtet sich die Vorschrift, daß das Gericht schon lediglich auf Grund der Klage schrift das persönliche Erscheinen der Parteien anordnen kann. Zurend eine weitere Voraussetzung wird nicht aufgestellt. Selbst also wenn der Besagte noch nicht einmal angeklagt hat, daß er den Abweisungsantrag stellen werde, ferner, wenn er dies zwar tat, aber noch nicht geschrieben hat, was er vorbringen will, kann das persönliche Erscheinen der Parteien vom Richter angeordnet werden, also wenn noch nicht einmal klar ist, ob die Sache kompliziert werden kann, oder ob ein „wahrheitsverderbender“ Anwalt sich an der Sache beteiligen wird! Welches vernünftige Motiv liegt wohl in dieser Vorschrift?

Sowohl über § 501.

Auch die Beschleunigung, welche § 509 anstrebt, muß sich als Wahrheitsvermittlung erweisen. Danach soll das Gericht Zeugen und Sachverständige zunächst sofort vernehmen. Wann sind sie aber sofort zur Stelle? Weist man dann, wenn sie durch die oben redigierten antizipierten Beweisaneuerung geladen sind, oder wenn eine Partei sie mitgebracht hat. Aber Zeugen

und Sachverständige, die sich so ungeladen miterschleppen lassen, pflegen der einen Partei sehr nahe zu stehen und Beweismittel von sehr zweifelhaftem Wert zu sein. Und die Gegenpartei, die nicht so gefällige Freunde hat, die vielleicht den Zeugen und Sachverständigen ganz fern steht, ist übel daran; ebenso, wenn ihre Zeugen und Sachverständigen auswärts wohnen. Denn sind erst die von einer Partei sofort zur Stelle gedachten Beweismittel erbracht, so hat der Richter eben kein Lastenbild gewonnen; Gegenbeweis wird er jetzt meist für überflüssig halten. Handelt er im Geiste des Entwurfs, so wird er auch Gegenbeweise schon deshalb zunächst abzuordnen suchen, weil sie das Hauptziel vereiteln: Prozeßerledigung zunächst in einem Termin! Wozu auch Gegenbeweise?! Der Entwurf traut ja den Zeugen und Sachverständigen regelmäßig sowie Wahrheitsliebe und Sorgfalt zu, daß sie auch unendlich die Wahrheit sagen werden. Man darf also — so drückt sich das der Entwurf — meist davon ausgehen, daß die von einer Partei herangeführten Zeugen und Sachverständigen zur Wahrheitsklärung vollkommen genügen. Wie ein Automobil jagt der Prozeß daher und die Wahrheit wird dabei umgelaufen.

Noch einige Bemerkungen über die oben gestrichelte Bestimmung, daß die Zeugen und Sachverständigen fortan in der Regel unendlich ausfragen sollen. Ist auch die Gültigkeit ein absoluter Schutz zur Erreichung wahrheitsgemäßer Behauptungen, so ist sie doch ein harter Schutz. Hält dieser Schutz, so wird im Zivilprozeß von den Zeugen und Sachverständigen gerne so oft das Blau vom Himmel heruntergelassen werden, wie im Vorverfahren des Strafprozesses; und noch mehr als im Strafprozeß! Denn dort ist es die Zeugen und Sachverständigen wenigstens im Vorverfahren, daß sie im Hauptverfahren werden verurteilt werden; sie werden auf diese Eventualität sofort verwiesen und richten oft ihre Aussagen im Hinblick darauf vorsichtig ein. Und doch: wie erschreckt oft andere Zeuge und Sachverständige in der Hauptverhandlung des Strafprozesses ihre frühere unendliche Aussage ab! Will man also den Eid im Zivilprozeß ausmerzen, so muß man einen andern Strafschutz gegen falsche unendliche Aussagen schaffen. Und nun die Ausnahmen, in denen der Entwurf die Verdrängung von Zeugen und Sachverständigen gestattet will! Dies einmal, wenn das Gericht den Eid zur Herbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage für notwendig erachtet. Dann wird aber jeder anhängende Wunsch, den der Richter erteilt, weil er dem Richter persönlich keinen angenehmen Eindruck macht, die Verdrängung als eine Kränkung empfinden. Man wird das Wort prägen können: „Verdrängung ist Verdrängung“. Absolut unlosbar aber ist der zweite Verdrängungsfall: wenn nämlich eine Partei die Verdrängung vor Abschluß der Vernehmung beantragt. Nach der Ansicht der Denkschrift, die vorläufig ersudlicherweise im Gegenentwurf selbst nicht enthalten ist, kann dieser Antrag aber anstehend nicht etwa vor der Vernehmung, nicht im Laufe der Vernehmung, nicht im vorbereitenden Schriftsatz, sondern nur unmittelbar nach Abschluß der Vernehmung gestellt werden. Denn die Denkschrift betont, daß die Partei, die die Verdrängung wünscht, auch bei allen Vernehmungen vor erstunken Richtern antworten sein muß. Offenbar soll also die Partei oder ihr Rechtsanwalt genau im Augenblick des Vernehmungschlusses den Verdrängungsantrag stellen. Was soll der Rechtsanwalt

aber machen, der gerade in diesem Augenblick an anderer Gerichtsstätte durch eine Vertheidigung festgehalten wird oder durch eine anderweitige Ingerathenheit, bei der er gleichfalls den bringenden Wunsch hat, im Augenblick des Vernehmungsbefehles anwesend zu sein, um den schwerwiegenden Vernehmungsbefehl zu stellen! Und wie nun gar, wenn er vier oder sechs solcher Termine gleichzeitig hat! Man wird antworten: er könne ja Stellvertreter schicken. Weit gefehlt! Denn für die Frage, ob dem Anwalt Vertheidigung erforderlich scheint, ist gerade der persönliche Eindruck des Zeugen oder Sachverständigen wichtig. Auch sind geeignete Vertreter nicht immer auffindbar. Und ferner: er kann ja vorher gar nicht immer wissen, daß in einem Termin, den er nur als Verhandlungstermin tagiert hatte, die Gegenpartei vielleicht mit einem oder mehreren Zeugen anrücken würde, die der Richter sofort vernehmen will. Und welche Vernehmung, wenn in einem Prozeß mehrere Zeugen, die auswärts an verschiedenen Orten wohnen, durch ersuchten Richter vernommen werden! Dann braucht jede Partei zu jedem Zeugen je einen Rechtsanwalt. So etwas bietet ein Entwurf, der unter der falschen Flagge der „Billigkeit“ segelt! Aber nachträgliche Vertheidigung gestattet der Entwurf nicht; denn das herrliche Ziel der Prozeßvereinfachung in einem Termin wäre dann wieder nicht erreichbar! Mag auch die Wahrheit nicht gefunden werden: Nun schnell zu Ende! Das ist die Parole. Und welcher verkehrte Gedanke, daß sogar der Kläger, der die Vernehmung eines Zeugen wünscht, den Prozeß „verschleppen“ wolle! Man wirft dem Richter — zum Teil zu Unrecht — Mißverstand vor. Aber die Verfassers des Entwurfs trifft dieser Vorwurf aus den angegebenen Gründen in voller Schärfe.

Und nun noch einige Konsequenzen des § 509 Abs. 2. Prozeßkosten wie um 801 Mark, also beim Landgericht, so findet reguläre Vertheidigung statt. Wenn sich der Prozeß aber um 800 Mark mehr 5 Prozentsätzen (Zinsen seit 4 Jahren, also zusammen 960 Mark) dreht, so bedarf es keiner Vertheidigung, ebenso bei allen kleineren Objekten. Eine Ausnahme machen aber die bekannten fiskalischen Prozesse aus §§ 70 Abs. 2 und 3. In diesen, also z. B. in einem preussischen Stempelprozeß muß selbst bei einem Streitwert von 1 Mark die Vertheidigung stattfinden, weil diese Prozesse vor dem Landgericht verhandelt werden! Auch der wohlwollendste Beurtheiler des Entwurfs wird zugeben müssen, daß wir hier auf einer sehr tiefen Stufe der Gesetzgebungskunst angelangt sind.

III. Schließlich sei auch noch § 48 WRG. gestrichet, obgleich gegenwärtiger Artikel sich auf die Befehlsmäßigkeit des amtsgerichtlichen Verfahrens beschränkt, während § 48 Befehlsmäßigkeit auch für die Kollisionsgerichte erstrebt. Dieser Paragraph und seine förmliche Begründung in der Denkschrift erinnert lebhaft an den griechischen Sagenmann Prokustes und sein Bett. Die Prozesse sollen künftig in solches Prokustesbett gezwängt werden. Findet eine Terminanordnung statt, so werden den Prozessen zum bisherigen Verlaufe sechs Termine vergönnt, ohne Terminanordnung nur drei. Jeder Termin darüber kostet eine halbe Sitzungsgebühr. Die Vertheibung des Entwurfs ist zwar nicht ganz so grausam, wie die des Prokustes. Denn letzterer hatte seinen Gästen die Beine ab, wenn die Beine länger waren als das Bett; der Entwurf

dagegen duldet die längeren Beine, bestreut sie aber und zwar um so mehr, je länger sie sind. Die Vertheibung des Entwurfs ist aber ganz so hart wie die des Prokustes. Denn jede Terminhörsung über das erlaubte Maß, was sie auch ohne alle Schuld erfolgen, wird von der erhöhten Steuer getroffen. Man vergegenwärtige sich nur die tausend Fälle und Nebenwichtigkeiten, die zu neuen Terminanordnungen führen z. B. die Partei ist krank, vertritt der Buchhalter oder Prokurist des prozeßführenden Kaufmanns ist krank oder krankhaft, der Kaufmann daher mit Arbeit überbürdet, so daß der Rechtsanwalt nicht rechtzeitig Information vor dem Termin erhält; der Anwalt ist mit Arbeiten überhäuft, sätzt sich zur Bearbeitung größerer Schriftsätze nicht wohl genug, muß plötzlich verreisen; aus Versehen wird statt des richtigen Zeugen Otto Müller ein falscher geladen, was sich erst während seiner Vernehmung herausstellt; das Gericht übt das Jüngere mit Verlegungsfolge verdorren aus, ohne daß in späteren Terminen darauf zurückgegangen wird usw. In allen diesen Fällen fordert der Prozeß unerbillig für jeden Termin über das Maximalmaß hinaus eine halbe Gebühr mehr. Eine herrliche Ausflucht bieten auch die drohenden Regeßprozesse. Eine Partei, welche erhöhte Gerichtskosten zu zahlen hat, wird versuchen, dieselben, wenn irgend thöulich, auf ihren Prozeßbevollmächtigten abzuwälzen. Es muß nun eine hochgerichtliche Untersuchung darüber erfolgen, ob die Terminverletzung auf einer Fahrlässigkeit des Prozeßbevollmächtigten beruht, ob er nicht den vorbereitenden Schriftsatz bei adäquater Falschheit hätte freiliegen können, ob der Kopfschmerz, der zur Terminverletzung führte, auf natürlicher Anlage oder auf Unmäßigkeit beruhte, usw. Man müßte am gefunden Sinne des deutschen Volkes verzweifeln, wenn es diesen unerhöhten § 48 nicht zugehen würde.

Zur Frage der passiven Scheckfähigkeit.

Von Rechtsanwalt Dr. James Breit zu Dresden.

Der vorläufige Entwurf eines Scheckgesetzes, der im Reichsanzeiger vom 13. Juli d. J. veröffentlicht worden ist, schreibt als wesentliches Erfordernis des Schecks in § 1 Biff. 2 vor:

„die an eine Person oder Firma (den Bezogenen) gerichtete Aufforderung des Ausstellers, aus seinem Guthaben eine bestimmte Summe zu zahlen.“

Die Bestimmung entspricht Art. 4 Biff. 7 W.D. Danach muß der gezogene Wechsel enthalten: Den Namen der Person oder die Firma, welche die Zahlung leisten soll, (des Bezogenen oder Kassanten).

Während nun aber die Wechselordnung in Art. 1 bestimmt: Wechselfähig ist jeder, welcher sich durch Beiträge verpflichten kann, und den Kreis der wechselfähigen Personen nicht weiter einengt, schreibt § 2 des Entwurfs zum Scheckgesetz vor:

„Als Bezogene dürfen bezeichnet werden:

1. die Reichsbank und diejenigen bankellen und kommunalen Geld- und Kreditinstitute sowie diejenigen in das Gemein-

*) Vgl. zu dieser Vorfrage meine Geschäftsfähigkeit S. 69 ff.

spezialreguliert eingetragenen Genossenschaften, welche sich nach den für ihren Geschäftsbetrieb maßgebenden Bestimmungen mit der Annahme von Geldern und der Leistung von Zahlungen für fremde Rechnung befassen.

2. die in das Handelsregister eingetragenen Firmen, welche gewerbmäßig Bankiergeschäfte betreiben."

Damit bekamt sich der Entwurf zum Prinzip der Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit.

Die Frage, vor als Scheckbezogener figurieren kann, gehört zu der schwierigsten Probleme jeder Scheckgesetzgebung. Das klassische Land des Scheckverkehrs, England, lenkt nur den auf Banken gezogenen Scheck, ebenso vor allem die Vereinigten Staaten und Österreich-Ungarn.

Dagegen schreiben Frankreich, Belgien ufo. eine Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit nicht vor.

In der Wissenschaft sind die Ansichten, welches System den Vorzug verdient, geteilt. Georg Cohn vertritt jede Einschränkung. Die Mehrzahl der Stimmen ist dagegen für eine Einschränkung im Sinne des deutschen Entwurfs. Auch Kieffer ist jetzt den Anhängern der Einschränkung der Scheckfähigkeit beigetreten. Zutritt dürfte die Zahl der Anhänger der Einschränkung weit größer sein, als die der Verfechter der gegenteiligen Ansicht.⁷⁾

Trotzdem vermag ich diesen Standpunkt, der ja natürlich auf den ersten Blick sehr befriedigend, nicht für zweckmäßig zu erachten. Es soll daher die Frage in den folgenden Zeilen einer nochmaligen Prüfung unterzogen werden.

I.

1. Man wirft in der Regel zwei Dinge zusammen: Die Frage, ob eine Beschränkung des Scheckverkehrs auf Bankchecks wünschenswert ist, und die Frage, ob die Einschränkung gesetzlich vorzuschreiben ist.

Dah die erste Frage zu bejahen ist, steht außer allem Zweifel. Ein Bedürfnis für Schecks auf Nicht-Bankhäuser besteht nicht. Mit der Vorstellung des Schecks verknüpft sich untrennbar die einer bankmäßigen Organisation des Zahlungsverkehrs.

Aber die Tatsache, daß die Einschränkung des Scheckverkehrs auf Bankchecks wünschenswert ist, ist allein noch kein zwingendes Argument für die Notwendigkeit einer entsprechenden gesetzlichen Regelung. Nicht alles, was der Gesetzgeber für wünschenswert erachtet, darf er im Gesetze ausprechen.

Man hat als Argument für die Zweckmäßigkeit der Einschränkung die Ausdehnung des Scheckverkehrs in England angeführt: hier im klassischen Lande des Scheckverkehrs bestände die Einschränkung, während z. B. in Frankreich trotz der dort herrschenden uneingeschränkten Scheckfähigkeit ein nennenswerter Scheckverkehr sich nicht entwickelt hätte. Daraus fuhen unter anderem auch die Motive zum österreichischen Scheckgesetz. Aber auch dieses Argument ist nicht haltbar. Gewiß ist

richtig, daß das allgemeine Vertrauen, das man in England dem Scheck entgegen bringt und das die notwendige Basis für eine gedeihliche Entwicklung des Scheckverkehrs bildet, mit den strengen Grundföhen zusammenhängt, die die englischen Depositoren banks bei der Annahme ihrer Kunden zu befolgen pflegen. Aber man darf sich doch nicht dem Irrtum hingeben, als ob hierbei die gesetzliche Einschränkung der Scheckfähigkeit einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hätte. Die tatsächliche Einschränkung des Scheckverkehrs auf Bankchecks liegt in der Natur des Schecks begründet: diese Einschränkung war in England durch die Gewohnheit bekanntlich längst sanktioniert, als das Rechtswort des Gesetzgebers hinzutrat. Überhaupt ist in der Scheckgesetzfrage eine Bezugnahme auf England niemals beweiskräftig. Denn England hatte eben schon lange seinen hochentwickelten Scheckverkehr, und Sache des Gesetzgebers war es nur, die bereits durch die Gewohnheit anerkannten Normen zu Rechtssätzen zu erheben. In Deutschland soll ja aber erst die große Menge zum Scheck gezogen werden. Und es fragt sich eben, ob für die Erzielung zum Scheck die gesetzliche Einschränkung der Scheckfähigkeit oder die Freiheit der Scheckfähigkeit das geeigneter Mittel darbietet.⁸⁾

Dazu kommt, daß ein englischer Scheck, der nicht auf einen banken gezogen ist, eben einen gewöhnlichen Scheckwechsel darstellt. Dem Inhaber verleiht also sein Klerk an die Bankmänner. Nach deutschem Recht würde der Scheck auf Nicht-Bankiers ein wertloses Stück Papier sein. Darüber unter —.

Also wohlgerne: die Anerkennung einer uneingeschränkten Geschäftsfähigkeit wird auch in Deutschland ebenso wenig wie in England andere als Bankchecks aufkommen lassen. Sollten sie trotzdem hier und da einmal aufkommen, so würden das jedenfalls kaum nennenswerte Ausnahmefälle sein. Es ist selbstverständlich, daß auch das deutsche Publikum, wenn es zum Scheck gezogen werden soll, zum Bankcheck gezogen werden soll. Aber diese Erziehung zum Bankcheck kann eben meiner Überzeugung nach nur auf der Basis einer gesetzlich nicht eingeschränkten Scheckfähigkeit erzielt werden.

Man kann also sehr wohl alle die Gründe, die für die Einschränkung der Scheckfähigkeit sprechen, voll und ganz billigen und sich trotzdem gegen eine gesetzliche Einschränkung wehren.

Der Scheckverkehr beruht auf einem Unpomerablen, dem Vertrauen. In den Augen des Empfängers muß der Scheck — der Banknote gleich — der Geld sein. Nur wenn es gelingt, dieses Vertrauen in den verschiedensten Volksschichten allmählich zu erwecken und zu nähern, nur dann entspricht das kommende Scheckgesetz einem Bedürfnis.

Nicht müssen in erster Linie die Vorschriften des Scheckgesetzes selbst bereit beschaffen sein, daß sie zur Geltung dieses Vertrauens noch fehlenden Vertrauens dienen können. Erfüllt das Gesetz diese wesentliche Aufgabe nicht,

⁷⁾ Die Korporationen des Handelsbankes, die bisher zum neuen Scheckgesetzverwurf Stellung genommen haben, von allen die Räte der Berliner Kaufmannschaft, billigen sämtlich die Einschränkung. Diese Äußerungen belegen jedoch für die Zweckmäßigkeit der im Entwurf vorgesehenen Regelung deswegen nicht viel, weil keine der Korporationen sich darüber ausdrückt, welche Wirkungen sich an dem auf eine nicht geschäftliche Person gezogenen Scheck knüpfen sollen.

⁸⁾ In England ist jeder Scheck bekanntlich Bankpflichtig, trotzdem tut hier diese Einschränkung dem Scheckverkehr nicht den geringsten Abbruch. Dagegen wird in Deutschland die Stempelfreiheit als eines der wesentlichsten Pluspunkte des Scheckverkehrs aufgeführt. Ganz mit Recht: ist der Scheck einmal eingeführt, so kann er leicht bestraft werden, anders solange sich der Scheckverkehr noch in dem embryonalen Stadium befindet, in dem wir ihn in Deutschland kennen.

dann ist es besser, vorläufig von einer Regelung des Scheckverkehrs überhaupt abzusehen und durch andere Mittel dafür Sorge zu tragen, daß das Vertrauen gehoben wird. Dann verzieht man auf das Gesetz und überläßt die Entwicklung der tatsächlichen Übung.

Gewiß soll das künftige Scheckgesetz die noch fehlende Rechtsicherheit auf diesem Gebiete schaffen. Aber dieser Erfolg darf nicht dadurch erlauft werden, daß das Vertrauen zum Scheck untergraben wird. Das Vertrauen, daß der Scheck vom Bezogenen honoriert werde, ist wertvoller, weit wertvoller, als die Ausmerzung rechtlicher Zweifel.

Der erste und wichtigste Faktor für die Hebung des Vertrauens zum Scheck ist nun die Überzeugung, daß eine sich äußerlich in der Gestalt eines Schecks darstellende Urkunde auch tatsächlich ein Scheck ist. Mit anderen Worten, der Empfänger muß der Urkunde ansehen können, ob sie — ihre Echtheit selbstverständlich vorausgesetzt — als Scheck gültig ist oder nicht.

Kann dem Standpunkte des Entourss Gefeß an der das nicht. Nicht alle Personen, die gewerbenmäßig Bankergeschäfte betreiben und deren Firmen in das Handelsregister eingetragen sind, sind so bekannt wie die Deutsche Bank oder die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt. Woher soll der Empfänger des Schecks wissen, ob die als Bezogene benannte Firma Friedrich Schneider in Berlin, Potsdamerstraße 134, gewerbenmäßig Bankergeschäfte betreibt oder nicht? Ob daher die als Scheck angegebene Urkunde ein Scheck im Sinne des deutschen Scheckgesetzes ist oder nicht?

Wird der § 2 des Entourss Gefeß, und gewinnt sich das Publikum allmählich mehr an den Scheck, so wird die notwendige Folge die sein, daß die Depoziten mehr und mehr bei den großen Bankinstituten zusammenfließen. Es erleichtert ja auch naturgemäß den Scheckverkehr, je geringer die Zahl der in Frage kommenden Kassaten ist. Scheckverkehr und Giroverkehr sind Zwillingsgeschwestern. Daher haben die kleineren Bankergeschäfte jedenfalls ein erhebliches Interesse daran, daß das Prinzip der Einschränkung der Scheckfähigkeit fällt: sie laufen sonst Gefahr, daß die allgemein als scheckfähig bekannten Großbanken ihnen noch einen weiteren Teil ihrer Kunden fortnehmen. Denn schließlich muß es seinen Geschäftsmann, der mit Schecks zahlen will, betragen werden, wenn er seinen Scheckverkehr so auszuhalten sucht, daß ihm dabei möglichst wenig Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstehen.

Ich glaube daher, daß jeder, der eine weitere Ausdehnung der kleinen Bankergeschäfte durch die Großbanken im Interesse der Nationalwirtschaft vermeiden wissen will, gegen die gesetzliche Einschränkung der Scheckfähigkeit Front machen muß.

2. Man wendet ein: eine allgemeine Scheckfähigkeit würde zweifellos wilde Schecks hervorgerufen. So z. B. Schanz¹⁾. Gewiß kann mit der Scheckform Unfug getrieben werden: wie die allgemeine Wechselfähigkeit der Wechselordnung der Reiterwechsel nachteilig macht, so die Scheckfähigkeit den wilden Scheck. Aber die Nachteile, die für die Allgemeinheit aus dem wilden Scheck entstehen können, sind verschwindend: verschwindend jedenfalls gegenüber dem Schaden, den der Reiterwechsel anrichtet.²⁾

Der wilde Scheck ist eine eingebildete Gefahr! Wer einmal einem anderen wertlose Papiere aufhellen will, wird dazu reiß zum Wechsel und niemals zum Scheck greifen. Wechsel, die ein Ehemann auf seine Ehefrau zieht, zirkulieren zu Tausenden, ein Scheck, in dem der Ehemann seine Ehefrau anweist, aus seinem Guthaben 2 000 Mark zu zahlen, würde schwertlich einem Liebhaber finden. Die kurze Präsentationsfrist von einer Woche, der Ausschluss der Annahme des Schecks durch den Bezogenen, und schließlich die doch schon dem größeren Teil unseres Volkes in Fälschung und Blat übertragene Überzeugung, daß nur der Bankscheck ein echter Scheck ist und eine Gewähr für die spätere Einlösung bietet, alle diese Momente stehen einer mißbräuchlichen Verwendung der Scheckform im Wege. Und was die den Scheck vor dem Wechsel auszeichnende Stempelfreiheit anlangt, so kann der dadurch gegebene Anreiz, statt zum Wechselformular zu greifen, eine Scheckanweisung auszuschreiben, durch die Stempelgebühr der nicht auf Bankers gezogenen Schecks ausgeglichen werden.

Und schließlich darf man doch nicht übersehen, daß das gedruckte Scheckformular eine gewisse Suggestion ausübt. Ein Scheck, der sich äußerlich als von der bezogenen Firma herrührend präsentiert, also auf einem gedruckten Scheckformular der bezogenen Firma aufgestellt ist, wird weit eher einen Nehmer finden, als der vom ersten bis zum letzten Worte geschriebene Scheckbrief. Das große Publikum weiß, daß gedruckte Scheckformulare nur die Bankers ausgeben, und es weiß ferner, daß in den Besitz dieser Formulare nur solche Personen gelangen, die zurzeit oder wenigstens früher einmal ein Guthaben bei der betreffenden Bank hatten. Dadurch unterscheidet sich der Scheck zwar nur in einem äußerlichen Momente vom Wechsel, aber dieses Moment ist trotz seiner Außersichtlichkeit von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Das gedruckte Formular erweckt Vertrauen, das geschriebene Mißtrauen.

3. Selbst wenn man aber einmal ausnahmsweise ein Scheck auf eine Firma gezogen werden sollte, die nicht gewerbenmäßig Bankergeschäfte betreibt — bedeutet das wirklich eine Gefahr für den Banknotenstand? Doch solche Schecks, selbst wenn man ihnen die Scheckqualität absprechen müßte, als gewöhnliche Anweisungen im Sinne der §§ 783 ff. B.O.B. gültig sind, ist nicht zu bezweifeln. Davon wird sofort noch zu handeln sein. Auch man sie aber als Anweisungen respektieren, so ist nicht einzusehen, weshalb sie gerade in ihrer Eigenschaft als Schecks so außerordentlich nachteilig wirken sollten. Ich bleibe daher dabei stehen: Der wilde Scheck und seine angeblichen Gefahren sind ein von der eigenen Phantasie geschaffenes Gespenst. Die Gefahren des Scheckverkehrs liegen nicht im Austausch von Schecks auf Nicht-Bankiers, sondern in dem ungedeckten Scheck auf Bankfirmen. Will jemand die Scheckform zu unautentischen Manipulationen benutzen, so wird er sich mit Unrecht eines Schecks bedienen, der auf eine möglichst bekannte Bankfirma lautet!³⁾

¹⁾ Witterbach der Volkswirtschaft 2, 764.

²⁾ Vgl. Bankarchiv 1, 85.

³⁾ Über Scheckreiterei (Rittung) vgl. Jid., Scheckgesetzgebung S. 321 f.

II.

Die bisherigen Ausführungen haben versucht, den Nachweis zu erbringen, daß die gesetzliche Anerkennung allgemeiner Schadefreiheit volkswirtschaftlichen Schäden nicht nach sich ziehen werde. Nimmte ich zu zeigen, daß gegen die gesetzliche Einschränkung der Schadefreiheit in der dem Entwurf vorgesehenen Weise sich starke rechtliche Bedenken ergeben.

Zunächst erhebt sich die Frage: welcher rechtliche Charakter kommt dem nicht auf einen Bankier gezogenen Scheck nach dem Entwurf zu?

In diesem Punkte muß ich den Rießerschen Ausführungen entgegenstehen.⁷⁾ Rießler meint: es sei unklar, was der Entwurf mit den Worten habe sagen wollen: „als Bezogene dürfen bezeichnet werden“. Zweifellos sei nur, daß er damit andere als Bankiers vom Rechte, als Bezogene eines Schecks zu figurieren, habe ausschließen wollen. Zweifelhaft sei aber, was nach der Ansicht des Entwurfs eintreten solle, wenn dem Bethe zuwider dennoch andere Personen als Bezogene bezeichnet werden.

„Legt man den Sprachgebrauch des BGB. zugrunde, der allerdings leider in der bisherigen Fassung des Entwurfs nicht überall beachtet ist, so ist festzustellen, daß der negative Ausdruck „darf nicht“ (im Gegensatz zu „kann nicht“) dort in dem Sinne gebraucht wird, daß im Falle der Verletzung des Verbots nicht etwa Unwirksamkeit (Nichtigkeit) eintritt.“

Dafür, daß dies auch hier gelten muß, spricht die Tatsache, daß die Einführung der sogenannten passiven Scheckfähigkeit mit dem Ausdruck „als Bezogene dürfen bezeichnet werden“ eine besondere Stelle im § 2 gefunden hat, also nicht zum wesentlichen Inhalt des Schecks gehört, der im § 1 mit den Worten bezeichnet ist: „der Scheck muß enthalten“.

Hiernach würde, wenn der Scheck auf einen nicht kraft § 2 berechtigten Bezogenen ausgestellt ist, nur die Folge eintreten, daß alsdann gemäß § 28 die für gewöhnliche Anweisungen geltende Wechselstempelsteuer einzutreten hat, wobei jedoch auch hier vorauszusetzen ist, daß der Entwurf klipp und klar zum Ausdruck bringt, daß der Scheck im Zweifel eine Anweisung ist.“

Zunächst ist es meiner Ansicht nach schon verfehlt, wenn sich Rießler auf den angeblichen Sprachgebrauch des BGB. beruft und aus der Wahl des Wortes „darf“ in § 2 Rechtsfolgen herzuweisen sucht. Ob der Umgang des § 2 in dem künftigen Gesetze lauten sollte: „Als Bezogene dürfen bezeichnet werden“, oder „als Bezogene können bezeichnet werden“, wäre für die Rechtsfolgen, die sich an eine Übertretung dieser Vorschrift knüpfen, ganz gleichgültig. Man lasse den Buchstabenlaut bei der Auslegung des künftigen Scheckgesetzes bei Seite! Er ist schon bei der Interpretation des BGB. keine erstreckende Erklärung.

Weiter bezieht sich die Unterscheidung zwischen „dürfen“ und „können“ nur auf die mit der Negation verbundenen Verben. „Werden“ die Worte kann und darf negativ gebraucht, wird also gesagt, daß etwas nicht geschehen kann oder

darf, so wird zwar auch hier durch beide Ausdrücke die rechtliche Unzulässigkeit des Geschehens bestimmt, die Folgen des Zuwiderhandelns aber sind verschiedene. Der Rechtsakt, in Beziehung auf den gesagt wird, daß er nicht geschehen kann, ist, wenn er trotzdem vorgenommen wird, unwirksam; so z. B. die §§ 8, 35, 38, 108, Abs. 2, 469, 470. Der Rechtsakt dagegen, von dem gesagt wird, daß er nicht vorgenommen werden darf, ist wirksam und zieht für denjenigen, welcher ihn der Vorschrift zuwider vorgenommen hat, nur andere Nachteile nach sich, insbesondere die Verpflichtung zum Schadenersatz; so z. B. die §§ 52, Abs. 2, 627, Abs. 2, 671, Abs. 2.⁸⁾

Betrachtet man nun sagen: Der Scheck „als Bezogene dürfen bezeichnet werden“ bezieht eben: andere Personen, „dürfen nicht“ bezeichnet werden. Wer aber überhaupt glaubt, daß die Terminologie des BGB. für die Auslegung von Rechtswirkungen bestimmend sei, muß sich eben auch an den Buchstaben halten. Im übrigen gibt Vland selbst zu: „in betreff des „nicht dürfen“ ist diese Terminologie nicht consequent festgehalten; vielmehr wird diese Ausdrucksweise baldwilen auch da gebraucht, wo die Unwirksamkeit des Rechtstatkes die Folge des Zuwiderhandelns ist: jedoch wird in solchen Fällen eine stärkere Wirkung regelmäßig ausdrücklich bestimmt.“

Frägt man nun, welche Rechtsfolgen hat nach dem Entwurf der auf eine andere als in § 2 genannte Person gezogene Scheck, so kann die Antwort nur lauten: die Urkunde ist kein Scheck im Sinne des Scheckgesetzes. Wie Rießler je bei Annahme kommt, es trete nur die Folge ein, daß alsdann der Scheck nach dem Wechselstempelgesetz stempelpllichtig ist, ist mir nicht recht begreiflich. Gewiß: auch diese Folge tritt ein — aber das ist die in letzter Reihe eintretende.

Daß einer solchen Urkunde nicht die Qualität eines Schecks im Sinne des Scheckgesetzes zukommt, darüber kann gar kein Zweifel aufkommen. Ebenso ist zweifellos, daß sie nicht als Wechsel Gültigkeit besitzt: das deutsche Recht fordert ja die Bezeichnung als Wechsel in der Wechselchrift. Fraglich ist nur, ob eine solche Urkunde eine Anweisung im Sinne des BGB., bezw. eine kaufmännische Anweisung im Sinne des HGB. ist oder ob sie auch dieser Qualität entbehrt und mithin schlechthin ungültig und wirkungslos ist.

Sicher ist: die Urkunde ist kein Scheck. Daraus folgt: sie ist nicht die spezifisch scheckrechtlichen Wirkungen aus. Zu diesen scheckrechtlichen Wirkungen gehören alle die Wirkungen, die der Anweisung des BGB. und des Handelsrechts fremd sind. Vor allem also die kurze Präsentationsfrist des § 2, die Unzulässigkeit des Widerrufs § 11 Abs. 3, der direkte Anspruch des Scheckinhabers gegen den Bezogenen nach § 11 Abs. 1, der Regressanspruch der §§ 14 ff. usw.

Der Zweifel beginnt erst bei der Frage: ist ein solcher Scheck als Anweisung wirksam?

Unzweifelhaft ist, daß ein wesentlicher Erfordernis entbehrt, zivilrechtliche Verpflichtungen zu begründen vermag, ist bekanntlich sehr zweifelhaft.⁹⁾ Jedenfalls aber hat

⁷⁾ Bankarchiv 6, 281.

⁸⁾ Vgl. Vland BGB. 1, 27, 28.

⁹⁾ Vgl. Bernheim ZRG. § 1 Nr. 3 zu Art. 7.

das ehemalige R.D.G. den nicht formgerechten Wechsel als kaufmännischen Verpfändungsschein aufrecht erhalten.¹⁷⁾ Ich glaube nicht, daß ein Grund vorliegt, den formungültigen Scheck oder den auf eine nicht scheckfähige Person gezogenen Scheck anders zu behandeln.

Der Scheck ist bisher in der deutschen Praxis und Judikatur stets als eine spezielle Erscheinungsart der Anweisung behandelt worden. Eine Anweisung bleibt der Scheck auch nach Erlass der Scheckgesetze.

Man könnte ja das Gesetz natürlich ausdrücklich verordnen, daß der als solcher unwirksame Scheck auch als Anweisung wirkungslos ist.

Aber der Entwurf schweigt.

Bei Weiterung dieser Frage ist auch auf die Vorschriften in §§ 3 und 6 hinzuweisen.

Der § 3 lautet:

„Der bei dem Namen oder der Firma des Bezogenen angegebene Ort gilt als Zahlungsort und zugleich als Wohnort des Bezogenen. Ist ein solcher Ort nicht angegeben, so vertritt dessen Stelle der Auszahlungsort.“

Die Angabe eines andern Zahlungsortes macht den Scheck als solchen ungültig.“

Und § 6 schreibt vor:

„Der Scheck ist bei Sicht zahlbar. Die Angabe eines andern Zahlungszeits macht den Scheck als solchen ungültig.“

Die Worte in diesen beiden Vorschriften: „als solche,“ können nur bedeuten: die Urkunde ist nicht vollständig ungültig, sondern ihre Fiktion nur der spezielle Scheckcharakter, mit andern Worten, sie ist eine bloße Anweisung.

Man findet zwei Interpretationsmöglichkeiten gegeben: entweder man folgert demmittels eines argumentum a contrario, daß bei Verstößen gegen die in §§ 1, 2 aufgeführten Erfordernisse der Scheck nicht nur als solcher ungültig ist, da ja hier eine entsprechende Vorschrift im Entwurf steht. Oder man kann als allgemeines Prinzip anerkennen, daß die Verletzung dieser Formvorschrift des Scheckgesetzes den Scheck nur als solchen ungültig macht. Daffür läßt sich jedenfalls anführen, daß diese Regelung dem bisherigen Rechte entspricht. Und weiter steht diese Regelung im Einklang mit der allgemeinen Norm des § 140 BGB.:

„Erfüllt ein nichtiges Rechtsgeschäft den Erfordernissen eines andern Rechtsgeschäfts, so gilt das letztere, wenn anzunehmen ist, daß dessen Geltung bei Kenntnis der Nichtigkeit gewollt sein würde.“

Derjenige, der einen Scheck ausstellen will, gibt stets eine Anweisungserklärung ab. Es ist nicht einzusehen, weshalb eine Erklärung schlechthin wirkungslos sein sollte, in der wesentlich das Wort Scheck ausgelassen worden ist, die aber im übrigen allen Anforderungen einer kaufmännischen Anweisung entspricht. Rein Mensch, der einen Scheck ausstellen will, will nur einen Scheck als solchen, nicht aber auch zugleich eine Anweisung schaffen!

Freilich würde diese letztere Interpretation eine verschiedene Beurteilung des auf den Scheck gestellten Annahmevermerks bedingen. Nach § 8 des Entwurfs darf der Scheck nicht angenommen werden, und es gilt der auf den Scheck gesetzte

Annahmevermerk als nicht geschrieben. Diese Bestimmung könnte keine Anwendung leiden, wenn der Scheck als solcher ungültig ist: die Anweisung des bürgerlichen Rechts kann angenommen werden. Diese verschiebenartige Regelung ist auch wieder kein Unglück: wirklich Bankrotts werden in der Praxis niemals akzeptiert werden und wenn auf Fiktionsschecks der Bezogene eine Annahmeverklärung schreibt, so wird er in der Regel mit dem Kassehalter gemeinsam operieren. Dann mag er auch auf Grund seiner Annahmeverklärung dem Entwerber haften.

Schließlich darf auch nicht übersehen werden, daß das österreichische Recht denselben Standpunkt einnimmt. Der § 2 Abs. 2 des österreichischen Scheckgesetzes vom 3. April 1906 lautet:

„Was einer Scheck, der eines dieser Erfordernisse fehlt oder in welcher die Zahlungsaussperrung an einen nicht scheckfähigen Bezogenen gerichtet ist, sowie auch den auf eine solche Scheck gestellten Indossamenten entsteht keine Verbindlichkeit im Sinne dieses Gesetzes. Ob und welche andern Feststellungen eine solche Scheck äußert, ist nach den sonstigen Bestimmungen des Zivil- und Handelsrechtes zu beurteilen.“

So sagt denn auch v. Canstein, der beruhten Interpret des österreichischen Scheckgesetzes: „Schecks, die nicht auf scheckfähige Personen gezogen sind, sind bloß Fiktionsschecks, die als Anweisungen nach allgemeinem Privat- oder nach Handelsrecht zu behandeln sind.“¹⁸⁾

Das ist denn meiner Ansicht nach auch der Standpunkt des künftigen deutschen Scheckrechts. Allerdings erachte ich es zur Klärscheidung von Zweifeln für ratsam, wenn der Entwurf eine ausdrückliche Bestimmung über die Qualität des Fiktionsschecks aufnehmen würde. Die Bestimmung könnte auch hier lauten:

„Ist auf den Scheck eine der wesentlichen Erfordernisse, so ist er als solcher ungültig.“

Sollte es bei der Einschränkung der Scheckfreiheit verbleiben, so müßte die Vorschrift auch diesen Fehler einbegreifen.

III.

Die Wirkung der Einschränkung der Scheckfähigkeit nach ihrer rechtlichen Seite würde sonach die sein: Schecks auf nicht scheckfähige Personen sind Anweisungen und zwar je nachdem sie auf einen Kaufmann lauten oder nicht, kaufmännische Anweisungen im Sinne der §§ 363 ff. HGB. oder bürgerlich-rechtliche im Sinne der §§ 767 ff. BGB. Es würden also zwei Arten von Schecks im Umlauf sein: echte Schecks und Fiktionsschecks. Der Fiktionsscheck ist zwar auch inoffiziell, sofern er zur Klasse der kaufmännischen Anweisungen gehört, aber er genügt nicht das Regierrecht gegen die Bankämter, das der echte Scheck mit dem Wechsel gemeinsam hat, ist unbeschränkt widerruflich und genügt nicht die Honorierungsanfrage gegen den Bezogenen.

Wie nun aber auch Kriesee mit Recht betont, ist der Begriff des Bankiers durchaus kein feststehender. Kriesee erachtet es daher auch für notwendig, daß das Gesetz den Begriff des Bankiers näher definiert. Er vermag aber keinen Weg anzugeben, der gangbar ist. Es gibt wohl auch keinen.

¹⁷⁾ Urteil vom 6. Mai 1872, R.D.G. S. 130.

¹⁸⁾ Der Scheck nach dem österreichischen Gesetz. Berlin 1906. S. 98.
93*

Er schlägt denn schließlich nur eine Ergänzung des § 28 des Entwurfs vor: Es soll nur eine Ordnungsskizze bis zu 150 Mark eintreten, sofern eine Streichstrichzeichnung beabsichtigt sei.

Dieser Vorschlag beruht auf der Ansicht, daß der Unterschied zwischen den echten Schecks und den Wechseln die Stempelspflicht sei. Auf dieser Auffassung basieren eben alle weiteren Ausführungen Rießers zu diesem Punkte.

Wird man aber zu, daß sich die Unterscheidung über das Stempelrecht hinaus auf das materielle Recht erstreckt, so folgt aus der Einschränkung der Scheckfreiheit eine außerordentliche Rechtsunsicherheit. Der Nehmer eines Schecks, der nicht auf eine scheckfähige Person lautet, hat keinen scheckrechtlichen Regressanspruch gegen den Aussteller oder einen der sonstigen Normänner. Die Unbestimmtheit des Begriffs „Bankier“ bedeutet daher bei dem Standpunkte des Entwurfs, d. h. der Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit, eine schwere Gefährdung für den Scheckbesitzer. In England ist trotz der Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit auf Bankiers diese Rechtsunsicherheit nicht vorhanden, weil der nicht auf einen bankier gezogenen Scheck eben immer noch ein Wechsel ist — das englische Recht kennt weder die Scheck- noch die Wechselklausel — und daher steht dem Scheckinhaber der Regress gegen die Normänner und Aussteller offen. In Deutschland fällt aber mit dem Scheck auch der Regress. Man sieht, wie wenig der Hinweis auf England und die dort herrschende Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit befragt: eine vernünftige Scheckgesetzgebung kann nur dann die Scheckfähigkeit nach dem englischen Vorbild auf bankiers einschränken, wenn sie zum mindesten auf die Wechselklausel verzichtet, um dem Inhaber den wechselseitigen Regress zu belassen. Oder natürlich, wenn sie auch mit der bloßen kaufmännischen Kennzeichnung den Regress vernimmt. Beides ist nicht der Standpunkt des deutschen Rechts. Und deshalb muß das Prinzip der Einschränkung der passiven Scheckfähigkeit fallen, wenn man nicht zu einer bedauerlichen Rechtsunsicherheit gelangen will.

Will man diese Rechtsunsicherheit einigermaßen mindern, so bleibt — da der Begriff „Bankier“ sich durch gesetzliche Definitionen nicht schließen läßt — nur der Weg, der unter anderem von Conrad empfohlen wird¹²⁾: der Formularscheck. Dafür spricht jedenfalls, daß andere als Formularschecks im Handelsverkehr kaum aufkaufen, daß insbesondere auch der engste Zahlungsverkehr sich tatsächlich auf Formularschecks beschränkt und daß daher eine Bestimmung, wonach der Scheck nur auf ein dem Bezogenen herrührendes Formular geschrieben werden darf, eine wesentliche Einschränkung des Scheckrechts nicht zur Folge haben würde. Was Georg Cohen¹³⁾ gegen die Formularisierung des Schecks einwendet — Einschränkung für Kleinen, Verwertung für die Banken — ist nicht stichhaltig. Insbesondere ist der letztere Einwand gegenüber der tatsächlichen Praxis völlig hinfällig. Was meiner Ansicht nach allein gegen die Formularisierung spricht, ist der Umstand, daß gerade dadurch betrügerische Manipulationen erleichtert werden können. Denn die Bevorzugung des

Formulars würde dazu führen, ihm in den Augen des großen Publikums einen ausgiebigen Wert beizulegen: das Publikum könnte leicht, statt die Annahme von der Qualität des Ausstellers abhängig zu machen, den Scheck schon lediglich als Formular wegen annehmen, mit anderen Worten, es könnte im Formular die Garantie für die Einlösung erblicken, den Scheck also der Banknote gleichstellen. Das würde wiederum einen Anreiz zu Fälschungen von Scheckformularen geben.

Immerhin ließe ich auf dem Standpunkt, daß, wenn überhaupt die passive Scheckfähigkeit auf Banken eingeschränkt werden soll, das Erfordernis der Formularmäßigkeit des Schecks den einzigen Weg bietet, um Rechtssicherheit zu schaffen. Freilich müßte aber dann die Regelung der Art sein, daß die bloße Tatsache der Formularmäßigkeit dem gutgläubigen Inhaber des Schecks alle Rechte gegen seine Normänner gibt, die der Scheck auslöst. Auch gegen daher das Formular gefälscht sein sollte, müßte der gutgläubige Inhaber gegen seine Normänner scheckrechtlich Regress nehmen können.

IV.

Wäre die Auslegung, die Rieger dem § 2 des Entwurfs gibt, die zutreffende, so hätte der Entwurf in Wahrheit das Prinzip der uneingeschränkten Scheckfähigkeit akzeptiert. Er hätte nur je nach der Person des Bezogenen zwei Klassen von Schecks aufgestellt, stempelfreie und stempelpflichtige. Da der Wechsel nun einmal stempelpflichtig ist, da die Scheckform trotz der grundsätzlichen Verschiedenheit von Wechsel und Scheck dem Wesen einer Wechselzusage dienlich gemacht werden kann, so wird man auch bei der Forderung einer uneingeschränkten Scheckfähigkeit nicht umhin können, die Wechselklausur trotz der Bezeichnung als Scheck für stempelpflichtig zu erklären. Und da nach § 24 Abs. 2 des Wechselstempelgesetzes der nicht auf Banken und Geldinstitute gezogene Scheck stempelpflichtig ist, so erscheint es zweckmäßig, diesen Rechtszustand auch weiter bestehen zu lassen¹⁴⁾. Es fällt dadurch jedenfalls der Anreiz fort, Schecks auf Nichtbankiers zu ziehen. Freilich darf deshalb nicht übersehen werden, daß nicht nur die eigentlichen Depozitengläubiger, für die ja der Scheckverkehr allein bestimmt ist, sondern überhaupt alle Gläubiger einer Bank oder eines Geldinstituts — also auch Warengläubiger — in der Lage sind, ihre Forderungen gegen Banken durch stempelfreie Schecks einzuziehen.

Das ist eine unerwünschte aber nicht zu vermeidende Konsequenz des § 24.

¹²⁾ Koch, über Bedürfnis und Inhalt eines Scheckgesetzes (Berlin 1883), sagt S. 24: „Unter dem Namen ‚Bankier‘ und ‚Bank‘ verstehen sich Geschäftsunternehmungen der allerersten Klassen und oft bedeutender Art. Der Begriff ist daher für die Bestimmung des wesentlichen Erfordernisses eines Wechselpapiers, wie der Scheck, nicht zu vernachlässigen. Er ist auf der einen Seite zu weit, auf der anderen nach der ständigen Entwicklung unserer Scheckweise zu eng. Es bleibt meines Erachtens nichts übrig, als den Scheck nach dieser Richtung hin freizugeben, wenn man nicht zu polizeilichen Ermittlungen über doch zu den bedenklischen Kennzeichen der Fälschung in gewisse Register (sei es der Versteck oder der Steuerbehörden) seine Zuflucht nehmen will. Der stempelbare Begriff des Schecks mag immerhin eng bleiben.“

¹¹⁾ S. 57, 92 ff.

¹²⁾ Bergsbl. 1, 428.

V.

Der Unterschied zwischen der Rießler'schen Auffassung und der meigten ist sonach im Grunde genommen nur eine Interpretationsfrage. Den Rechtszustand, den ich für winstfindendst erachte, hält auch Rießler für erstrebenswert. Wir diskutieren nur insofern, als er diesen erstrebten Zustand im Entwurf als verwirklicht betrachtet. Das ist meiner Überzeugung nach ein Irrtum. Söll auch der auf einen Nicht-Bankier bezogene Scheck dem Erwerber das Akzeptrecht und den Honorierungsanspruch verschaffen, so muß der Eingang des § 2 die folgende Fassung erhalten:

Als Bezogene sollen nur bezeichnet werden sein.

Nur dann kann — auch wenn man den Sprachgebrauch des BGB. ganz bei Seite läßt — kein Zweifel darüber aufkommen, daß der auf einen Nicht-Bankier bezogene Scheck sich vom Bankscheck allein durch die Stempelstich unterscheidet.

Das ist dann aber keine Einschränkung der Scheckfreiheit, sondern uneingeschränkte Scheckfreiheit!

Vom Reichsgericht.*)

Berichtet von den Rechtsanwältinnen dem Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig, Justizrat Scheele und Justizrat Hade zu Leipzig.

Wir berühren über die in der Zeit vom 4. bis 16. November 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

I. Reichsrecht.

Bürgerliches Gesetzbuch.

1. §§ 104, 114 BGB. Entmündigung wegen beschränkter Geschäftsfähigkeit schließt richterliche Feststellung absoluter Geschäftsunfähigkeit nicht aus.]

Eine wegen beschränkter Geschäftsfähigkeit (Geisteschwäche) Entmündigte errichtete während schwebenden Entmündigungsverfahrens ein Testament. Im Laufe des Aufschungsverfahrens starb sie. — Richter forschten das Testament an, weil die Testatrix zur Zeit der Errichtung desselben absolut geschäftsunfähig gewesen sei. Der Klage wurde nach Beweisaufnahme stattgegeben. Die Revision der Beklagten wurde mit folgender Begründung zurückgewiesen: Die Revision führt aus: Nur die rechtliche Beurteilung habe nur zu gelten, daß die Erblasserin geistesfähig gewesen sei, weil das Entmündigungsgericht nur zur Annahme der Geisteschwäche gekommen sei. Den Geisteschwachen stehe aber das Recht zum Widerruf eines vor der Entmündigung errichteten Testaments schlechthin zu (§ 2263 Abs. 2 BGB.). Der Nachweis, daß die Erblasserin geschäftsunfähig gewesen sei und deshalb nicht widerrufen konnte, sei ausgeschlossen. Der Angriff geht fehl. Die im Entmündigungsverfahren ausgesprochene Entmündigung der Erblasserin wegen Geisteschwäche kann schon deshalb nicht von maßgebender Bedeutung sein, weil das Entmündigungsverfahren nicht zum Abschluß geführt und das landgerichtliche Urteil nicht die Rechtskraft beschränkt hat. Würde aber auch die Entmündigung wegen Geisteschwäche in jenem Verfahren unanfechtbar ausgesprochen worden sein, so würde dadurch der Prozeßrichter nicht behindert sein, im Einzel-

saße darüber hinaus festzustellen, daß die Erblasserin gemäß § 104 Nr. 2 BGB. völlig geschäftsunfähig gewesen ist. Die beschränkte konstitutive Bedeutung des nur wegen Geisteschwäche ergehenden Entmündigungsurteils schließt eine dahingehende prozeßrichterliche Feststellung keineswegs aus. (S. a. F., U. v. 21. Okt. 07, 88/07 IV. — Grenzfurt.)

2. §§ 119, 143 BGB. Beim Kreditverlauf im Handelsverkehr kann der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Käufers beim Vertragsschluß als Irrtum über eine Eigenschaft der Person ausgelegt werden; Rückigkeit des obligatorischen Kaufvertrages und des dinglichen Übertragungsgeschäftes.]

Ende September 1905 erhielt die Klägerin eine mit „Eichblau“ unterzeichnete Depesche, mit der ein Waggon Eier bestellt wurde. Sie glaubte, die Depesche sei von der Verhandlung 2. in St. abgehandelt und bestätigte durch Brief vom 30. September 1905 an diese das Geschäft. 2. in St. benachrichtigte die Klägerin durch Brief vom 2. Oktober, es müsse ein Irrtum vorliegen, er habe keine Eier bestellt, der Besteller werde jedenfalls Josef 2. in M. — der Beklagte — sein. Durch Brief vom 6. Oktober bestätigte die Klägerin das Geschäft mit Josef 2. in M. unter Mitteilung, daß sie die Verschreibung als Rachnahmeverschreibung abgehandelt habe, da sie ihn — den Besteller — nicht kenne. Durch Brief vom 7. Oktober drückte der Beklagte sein Ersauern darüber aus, daß ihm die Ware gegen Rachnahme zugesendet sei; er hob hervor, daß er noch nie Eier gegen Rachnahme erhalten habe, und schrieb weiter: „Halle Sie nun die Rachnahme juristisch und einen Wechsel, zahlbar 20 Tage nach dem Abrolle, aufstellen, wie ich das bei italienischen Eiern gewohnt bin, nehme ich die Ware an.“ Am 10. Oktober telegraphisierte der Beklagte an die Klägerin: „Ruffet sofort telegraphisch Rachnahme Rachnahme abrufen. Waggon gestern eingelaufen.“ — Die Klägerin hob daraufhin die Rachnahme auf und der Beklagte nahm die Eier in Empfang. Am 12. Oktober erhielt Klägerin ein Zirkular vom 11. Oktober, in dem der Beklagte durch Rechtsanwalt B. seinen Gläubigern mitteilte, er sehe sich zur Zahlungseinstellung genötigt, er erstrecke ein Kravement zu 60 Prozent, und erlaube die Klägerin um ihrer Zustimmung. Nach jenem Zirkular bestanden die Aktiven aus 300 Aktien italienischer Eier und 30 Aktien Holzwollener; in den 300 Aktien sind die 100 Aktien enthalten, die von der Klägerin in dem fraglichen Waggon zugesendet waren. Am 14. Oktober wurde über das Vermögen des Beklagten der Konkurs eröffnet. Noch am gleichen Tage hat ein Vertreter der Klägerin gegenüber dem Konkursverwalter die Anschuldigung erklärt. Der Konkursverwalter hat die von der Klägerin gelieferten Eier am 18. Oktober versteigert und deren Erlös mit 8460 Mark hinterlegt. Während des vorliegenden Rechtsstreits kam ein Zwangsvergleich zustande, in dem die Konkursgläubiger 16 Prozent erhielten. Nach Aufhebung des Konkursverfahrens hat in der Berufungsinstanz der Beklagte an Stelle des Konkursverwalters den Rechtsstreit fortgesetzt. Durch die am 11. November 1905 zugestellte Klage war beantragt, dem zwischen der Klägerin und dem Gemeindefiskus anfangs Oktober 1905 über 100 Aktien Eier, getrocknet V 3, abgeschlossenen Kauf als von Anfang an nichtig anzuerkennen und demgemäß den Beklagten Konkursverwalter zu verurteilen, deren Erlös mit 4 Prozent Zinsen vom Tage der Klagezustellung an

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

die Klägerin zu bejahen. — Der beklagte Kontokorrentverwalter beantragte, die Klage abzuweisen. Die RG. des OLG. zu Köln haften hat durch Urteil vom 9. Februar 1906 nach dem Handelsgesetzbuch erkannt. Die Berufung des Beklagten, bei deren Verhandlung die Klägerin beantragt hatte, den Beklagten zur Zahlung von 8460 Mark — dem Betrage des Erlöses — zu verurteilen, wurde durch Urteil des OLG. zu Colmar vom 12. Februar 1907, das ein gegen den Beklagten ergangenes Rekursurteil vom 16. Oktober 1906 aufrechterhält, mit der Maßgabe zurückgewiesen, daß Beklagter zur Zahlung von 8460 Mark und 4 Prozent Zinsen seit dem 11. November 1905 verurteilt wurde. Die Revision des Beklagten ist zurückgewiesen. 1. Das Berufungsgericht hat mit dem ersten Richter angenommen, daß beim Kreditkauf im Handelsverkehr die Zahlungsfähigkeit des Käufers eine Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 BGB. sei, und darnach wegen Irrtums über die Zahlungsfähigkeit des Käufers bei dem Vertragsschluß die Anfechtung auf Grund dieser Gesichtsbekundung zulassen. Nach der gegebenen Sachlage wäre es weit näher gelegen, das Vorliegen einer arglistigen Täuschung anzunehmen. Die Klägerin und die Instanzgerichte haben indes die Anfechtung nur auf einen Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Beklagten beim Vertragsschluß und auf § 119 Abs. 2 gestützt. Von dieser Grundlage aus muß das Berufungsurteil geprüft werden. Die Frage, welcher Einfluß die Kreditfähigkeit, insbesondere beim Kreditkauf, einem Irrtum des Kreditnehmers über die Zahlungsfähigkeit des Kreditnehmers beim Vertragsschluß auf den Bestand des Kreditvertrages einzuräumen sei, wurde bereits unter der Herrschaft des alten Rechts lebhaft erörtert. Nach gemeinem Rechte konnte der Gesichtspunkt eines Irrtums über eine Eigenschaft der Person für sich allein nicht erheblich sein. War die Zahlungsfähigkeit nicht ausdrücklich vereinbart, so konnte nur unter dem Gesichtspunkte der „Vorausestzung“ ein solcher Irrtum rechtlich erheblich sein. Das PrWR. entspringt in den §§ 77 und 81 ZI. I Tit. 4 Vorschriften, die dem § 119 Abs. 2 BGB. ähnlich, allerdings nicht völlig gleich waren, und das Pr. Lr. hatte — Stiechoff 80, 304 — verneint, daß beim Kreditkauf die Zahlungsfähigkeit des Käufers vorausgesetzte Eigenschaft sei. Die Rechtsprechung des R.O. hat indes, über die ältere preussische Rechtsprechung hinausgehend, einen erweiterten Begriff der Eigenschaft einer Person angenommen; sie hat den Begriff der Eigenschaft einer Person im Sinne der §§ 77 und 81 ZI. I Tit. 4 dahin ausgelegt, daß dazu auch solche tatsächliche und rechtliche Verhältnisse der Person gehören, die in ihren Beziehungen zu anderen Personen und Sachen wurzeln und nach den Anschauungen des Verkehrs einen Einfluß auf die Schätzung der Person zu üben pflegen. Hierher wurde auch der Besitz von Vermögen gerechnet, wenn es sich um Geschäfte handelte, bei denen solcher Besitz ein für die Entscheidung maßgebender Umstand zu sein pflegt. Von dieser Auffassung aus hat soeben die Rechtsprechung im Gebiete des Handels angenommen, daß beim Kreditkauf im Handelsverkehr der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Käufers beim Vertragsschluß grundsätzlich als Irrtum über eine Eigenschaft der Person aufzufassen werden könne. Die Literatur zum BGB. geht in ihrer überwiegenden Mehrheit davon aus, daß darge-

legten Ergebnisse der Rechtsprechung zum R.R. seien auf die Auslegung des rechtlichen Begriffes einer Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 anzuwenden, und leitet daraus ab, daß auch nach dem Rechte des BGB. beim Kreditkauf im Handelsverkehr der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Käufers beim Vertragsschluß grundsätzlich als Irrtum über eine Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 aufzufassen werden könne und dann geeignet sei, eine Anfechtung des Kreditkaufes wegen Irrtums zu rechtfertigen. In gleichem Sinne haben sich bereits mehrere OLG. ausgesprochen und der III. StS. des RG. hat in einem Urteile vom 2. Juni 1904 — D. 441/04; GoldArch. 51, 397 — für das Darlehensversprechen ausgeführt, der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit sei beim Darlehensversprechen als Irrtum über eine Eigenschaft der Person nach § 119 Abs. 2 BGB. zu beurteilen und rechtfertige dessen Anfechtbarkeit wegen Irrtums. Nur wenige — allerdings sehr beachtenswerte — Stimmen haben sich gegen eine solche ausdehnende Auffassung des rechtlichen Begriffes einer Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 ausgesprochen. Sie haben auf die Gefährdung der Rechte- und Verkehrssicherheit hingewiesen, wenn die Sachen und noch mehr bei Personen der Begriff der zur Anfechtbarkeit wegen Irrtums zurechnenden Eigenschaften allzuweit verläßt und dadurch der rechtliche Bestand des Geschäftes von der zufälligen Auffassung im Einzelfalle abhängig gemacht werde. Sie haben weiter darauf hingewiesen, daß die §§ 157 und 242 BGB., § 246 F.B.R. zureichen, um den Kreditgeber — hier den Kreditverleiher —, der noch nicht erfüllt hat, von seiner Verpflichtung zu befreien. Der erkennende Senat verkennt die Tragweite der Bedenken nicht, die im Gebiete der Anfechtbarkeit der Rechtsgeschäfte wegen Irrtums gegen eine ausdehnende Auffassung des Begriffes der „Eigenschaften“ einer Person bestehen. Dennoch tritt er der letzteren Auffassung bei; sie ist mit dem Wortlaute und Sinne des § 119 Abs. 2 vereinbar und wird auch sachlich gerechtfertigt durch die wohl erwoogenen Gründe, von denen die Rechtsprechung des RG. im Gebiete des R.R. geleitet war. Darnach kann auch nach dem Rechte des BGB. beim Kreditkauf im Handelsverkehr der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Käufers beim Vertragsschluß als Irrtum über eine Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 aufzufassen werden und die Anfechtbarkeit des Kreditkaufes wegen Irrtums rechtfertigen. Das Berufungsgericht hat daher das Gesetz nicht verlegt, wenn es die Anfechtung des vorliegenden Kreditkaufes wegen Irrtums der Klägerin über die Zahlungsfähigkeit des Beklagten durch § 119 Abs. 2 als gerechtfertigt ansah. — 2. Die rechtsverlethende Anfechtung hat nach § 142 BGB. die Wirkung, daß das rechtswirksam abgeschlossene Rechtsgeschäft als von Anfang an nichtig angesehen wird. Diese Wirkung tritt ohne weiteres ein; sie ist in diesem Sinne bündig. Die Anfechtung begründet nicht, wie der Rücktritt im Rechte der Schuldverhältnisse, nur einen obligatorischen Anspruch auf Wiederherstellung des früheren Zustandes. Im gegebenen Falle liegen zwei Rechtsgeschäfte vor — das obligatorische Kaufgeschäft, der Kaufvertrag — und das bündig — abstrakte — Übertragungsgehalt. Es ist daher zu prüfen, ob der Anfechtungsgrund und folgerweise die Anfechtung beide Rechtsgeschäfte umfaßt hat und darnach auch

das dingliche Übereignungsgeschäft als von Anfang an nichtig angesehen wird. In letzterem Falle ist der erhobene Aussonderungsanspruch gegen die Konklaratskasse begründet. Wäre dagegen die Anschaffung nur gegen das obligatorische Kaufgeschäft gerechtfertigt, nicht aber gegen das in dessen Erfüllung geschlossene dingliche Übereignungsgeschäft, so würde die rechtswirksame Anschaffung des ersten nur einen obligatorischen Verzeigerungsanspruch auf Herausgabe und Verschaffung des Eigentums an der Kaufsache — §§ 812 ff. BGB. — begründen. Ein solcher obligatorischer Verzeigerungsanspruch gibt aber im Konklarats kein Aussonderungsrecht. — Ein dahin gerichteter Antrag wurde bei Beratung der Änderung von § 36 der alten RD. abgelehnt. — Auch die vom Berufungsgericht in einer fälschlichen Erwägung versuchte Anwendung des § 59 Nr. 3 RD. greift bei solcher Sachlage nicht Platz. Um die Anwendung des § 59 Nr. 3 zu rechtfertigen, muß die Bereicherung der Waffe unmittelbar zugestanden sein. Das ist hier nicht der Fall. Der Beklagte hatte vor der Konklaratsöffnung die Waffe in Empfang genommen; die dingliche Übereignung war vor der Konklaratsöffnung vollendet. Nach richtiger Rechtsansicht können inbetreff des Kaufgeschäfts und das dingliche Übereignungsgeschäft auch kein Anschaffungsgründe des Irrtums gemeinsam ansehbar sein, wenn beide Geschäfte in einem einheitlichen Willensakte zusammenfallen und dieser an dem Anschaffungsgründe des Irrtums leidet. Eine solche Einheit liegt in dem vorliegenden Falle nach der schärfsten Sachlage vor. (Wird dargelegt.) 2. o. S. d. C. P., II. v. 18. Okt. 97, 194/07 II. — Colmar.

3. §§ 209, 639, 477 AB. 2, 211 AB. 2, 212 AB. 1 BGB. (§ 488 StGB.) Unterbrechung der Verjährung durch Erweiterung einer Zeilfrage. Unterbrechung durch Beweisführungsamtage, auf den nicht verzagt wurde.]

Es handelt sich um Schadenersatz wegen mangelhafter Erfüllung eines unter der Herrschaft des Preussischen Landrechts abgeschlossenen Werbetragtes, nämlich eines Bauwertrages, und zwar wegen schlechter Beschaffenheit der Materialien des Bauwerkes. Von dem jetzt im ganzen geschätzten 7500 Mark hat die Klägerin in diesem Prozeß anfanglich nur 400 Mark nebst Prozeßkosten eingeklagt, die ihr auch gleich in 1. Instanz zugestanden worden sind; erst am 22. Februar 1906 hat sie ihren Klageantrag auf 7500 Mark nebst Zinsen erweitert. Die 7100 Mark sind ihr auf Grund des Einwandes der Verjährung abgeprochen worden, weil seit dem 1. Januar 1900 nach Art. 169 GGStGB. der ganze Anspruch der fünfjährigen Verjährung des § 638 AB. 1 BGB. unterlegen habe, und die fünf Jahre mit dem 31. Dezember 1904 abgelaufen seien, folglich der Antrag vom 22. Februar 1906 in dieser Beziehung keine Wirkung mehr habe ausüben können. Diese Begründung ist jedenfalls an sich rechtlich zureichend, da, wie der erkennende Senat laut RG. 57, 373 ff. schon ausgeführt hat, nach dem Rechte des BGB. durch die gerichtliche Geltendmachung eines Teiles eines Anspruchs die Verjährung des übrigen Teiles mindestens in der Regel nicht unterbrochen wird. Nun hat freilich die Klägerin sich darauf berufen, daß hier gerade der damals noch offen gelassene Fall vorliege, daß nämlich die Weitertheit der vor Ablauf der Verjährungsfrist vorgenommenen Klagebegründung schon den Anspruch in seinem

ganzen Umfange dargelegt, und die Geltendmachung des Restes vorbehalten, und diese jedoch noch in demselben Prozesse mittels Klageerweiterung nach § 268 Nr. 2 StGB. erfolgt sei. Wenn die Klägerin dafür, daß in einem solchen Falle die anfängliche Einklageung eines Teiles als Unterbrechung der Verjährung für den ganzen Anspruch wirkt, auf die Ausführungen von Rehrlein, BGB. Abt. I, Bem. IV, 1, o zu §§ 194—225, S. 319, Bezug genommen hat, so trifft das insofern nicht einmal zu, als Rehrlein dort voraussetzt, daß bei dem Vorbehalte auch schon der Betrag des Gesamtanspruchs beziffert worden wäre, was im vorliegenden Falle nicht geschähen war; aber überhaupt hat der Senat inwieweit im Urteil zur S. VI. 276/06 (jetzt gedruckt in RG. 65, 398 f.), auf dessen Gründe hier verwiesen werden kann, sich bereits gegen die Rehrleinsche Ansicht ausgesprochen. Es bleibt noch die weitere Rechtsbehauptung der Klägerin zu erörtern, daß eben durch den Antrag auf Beweisführung zur Sicherung des Beweises die Verjährung in Ansehung des ganzen Anspruchs unterbrochen sei. Allerdings wird nach § 639 AB. 1 dgl. m. § 477 AB. 2 BGB. die fünfjährige Verjährung des § 638 AB. 1 durch einen solchen Antrag unterbrochen. Das OLG. läßt nun dahin gestellt, ob die Klägerin hier einen solchen Antrag in rechtswirksamer Weise angebracht hat, worüber aber den in § 477 AB. 2 in Bezug genommenen § 212 AB. 1 BGB. entsprechend an, nach welchem im Falle der Zurücknahme der Klage die Unterbrechung als nicht erfolgt gilt; es findet nämlich eine Zurücknahme des Antrages darin, daß die Klägerin, während das Gericht auf denselben nicht verzagt habe, nach ihrer Klageerhebung niemals auf ihn juristisch gekommen sei. Dieser Entschreibungsgrund ist von der Revision als Klägerin mit Recht angegriffen worden, da er jeder gesetzlichen Grundlage entbehrt. Welche Folgen das Nichterwidern einer bei Gericht angebrachten Sache für die Verjährungsunterbrechung hat, ist in § 211 AB. 2 BGB. bestimmt, der nach § 477 AB. 2 hier ebenfalls entsprechend anzuwenden ist. Danach würde hier der Stellung jenes Antrages eine neue fünfjährige Verjährung zu laufen angefangen haben, die noch lange nicht vollendet sein würde. . . . Trotzdem muß die Entschreibung des OLG. auch in diesem Punkt aus einem anderen Grunde aufrecht erhalten werden, nämlich weil die Klägerin gar kein Gesuch wegen Sicherung des Beweises in rechtswirksamer Weise gestellt hat. Denn die Unterbrechung der Verjährung eines für den Gegner bestimmten Schriftsatzes durch die Gerichtsschreiberei ist überhaupt keine Einreichung eines Schriftsatzes an das Gericht. Daher kann ein außerhalb der mündlichen Verhandlung der Sitzungsdebatte direkt beim Gerichte zu stellender Antrag gar nicht durch Aufnahme in einen direkt dem Gegner zuzulegenden Schriftsatz gestellt werden. (Wird näher ausgeführt.) S. o. S. d. C. P., II. v. 10. Okt. 07, 16/07 VI. — Hamm.

4. §§ 247, 372 ff. BGB. Art. 170 GGStGB. Anwendbarkeit des § 247 auf Darlehen, die vor dem Inkrafttreten des BGB. gegeben wurden. Unterbrechung im Fall des Knapfungsverzuges nach altem Recht zu beurteilen.] Aus den Gründen: Der Beklagte hat vom Kläger 100 000 Mark als Darlehen erhalten, die mit 8 Prozent vierteljährlich zu verzinsen waren. Da auf die am 1. Juli, 1. Oktober 1905

und 1. Januar 1906 fällig gewordenen Zinsen nur je 1000 Mark gezahlt sind, so ist der Anspruch des Klägers auf Zahlung weiterer 3000 Mark begründet. Der Beklagte meint, er sei zur Zahlung der Zinsen auf den Betrag von 50 000 Mark deshalb nicht verpflichtet, weil er in Anwendung des § 247 BGB. das Kapital von 50 000 Mark dem Kläger zum 1. Juli 1904 gestundet und bei der Registrierung zu D. am 30. Januar 1905 hinterlegt habe. Der Kläger hält die Anwendung des § 247 BGB. und damit die Räumung wie die Hinterlegung für unzulässig. Mit Recht hat aber der Berufungsrichter angenommen, daß § 247 BGB. Anwendung findet, obgleich die Darlehensgabe bereits vor dem Inkrafttreten des BGB. stattgefunden hat. Allerdings bleiben für ein Schuldverhältnis, das vor dem Inkrafttreten des BGB. entstanden ist, nach Art. 170 GG/BGB. die bisherigen Gesetze maßgebend. Danach war die Räumung nicht rechtsunwirksam, weil beide Teile als Apotheker Kaufleute sind. Art. 170 GG/BGB. findet jedoch nicht Anwendung, wenn sich aus einer Vorschrift ergibt, daß sie auch auf ein schon vor dem Inkrafttreten des BGB. entstandenes Schuldverhältnis Anwendung finden soll. Das ist der Fall beim § 247. Er ist, wie sich auch aus seinem Satz 2: „das Räumungsgeld kann nicht durch Vertrag ausgeschlossen oder beschränkt werden.“ ergibt, im öffentlichen Interesse zum Schutze des wirtschaftlich Schwächeren gegeben. Durch ihn sollen also auch diejenigen Schuldner geschützt werden, die es schon vor dem Inkrafttreten des BGB. geworden sind (Paland Art. 170 GG/BGB. Nr. 10, Rechtsim BGB. Bd. II S. 41 R. 33). . . . Daß nun der Berufungsrichter das Gesetz versteht, indem er auf Grund der von ihm bisher getroffenen Feststellungen annimmt, daß der Beklagte durch die Hinterlegung von seiner Verbindlichkeit gemäß § 378 BGB. befreit ist, und daß, wenn man dies nicht annehmen wollte, weil erst am 28. Juni 1905 auf die Rücknahme verzichtet wurde, der Beklagte gemäß § 379 BGB. den Kläger auf die hinterlegte Summe verweisen könne und Zinsen nicht zu zahlen brauche. Die Hinterlegung hat die in den §§ 378, 379 bezeichnete Wirkung nur dann, wenn sie rechtmäßig ist, wenn die Voraussetzungen des § 372 BGB. vorliegen (Rd. 59, 17 f.). Nach § 372 Satz 1 — die Voraussetzungen des § 372 Satz 2 liegen jedenfalls nicht vor — ist die Hinterlegung nur zulässig, wenn der Gläubiger im Verzuge der Annahme ist. Die Voraussetzungen und Wirkungen des Annahmeverzuges sind, da der ursprüngliche Vertrag schon im Jahre 1899 geschlossen ist, nach den Vorschriften des AB. und nicht nach denen des BGB. zu beurteilen. (Wird weiter ausgeführt). (S. c. B., U. v. 26. Okt. 07, 56/07 V. — Hamm.

5. § 254 BGB. (§ 1 Haftpflicht). Abhängen von der Straßenbahn. Mitwirkendes eigenes Verschulden. Steigerung der Betriebsgefahr.]

Der Kläger habe zusammen mit B. auf der elektrischen Straßenbahn mit einem bis zur Reihe 3. gültigen Fahrchein; er wollte aber schon an der Haltestelle bei der B. ihren Witz, wo die Wagen nur bei Bedarf halten, ausbeugen; ob er diese Absicht dem Schaffner zu erkennen gegeben, ist nicht festzustellen; bei der gedachten Haltestelle sprang, während der Wagen — jedenfalls infolge der Angabe des B., daß er absteigen wollte — die Fahrt verlangsamte hatte, B. ab. Der Kläger folgte ihm, verließ aber den Wagen erst, als der

Schaffner bereits das Zeichen zur Durchfahrt gegeben hatte, und die Wagen wieder in schnellerem Tempo zu fahren begannen. Beim Absteigen fiel er und wurde überfahren. Aus den Gründen: Daß das Abhängen von einem in Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen, von besonders gearteten Ausnahmefällen abgesehen, ein Verschulden des Fahrgastes darstellt, ist vom Berufungsgericht mit Recht angenommen. Dieses mitwirkende eigene Verschulden des Klägers ist gegen die von dem Grund der Haftung der besagten Betriebsunternehmerin nach § 1 Haftpflicht. bildende Betriebsgefahr der Straßenbahn gemäß § 254 BGB. abzumildern. Bei dieser Abmildung kommt dem Kläger, wie die Gerichte der Vorinstanzen zurecht erkennen haben, zuflatten, daß die Wagen ihrer Fahrt bereits so verlangsamt hatten, daß das Halten dem Kläger erwartet werden konnte; statt dessen wurde plötzlich im dem Moment, als der Kläger eben abstieg, die Fahrt wieder beschleunigt; nur dadurch ist der Kläger zu Falle gekommen und verletzt worden. Daß der Kläger seine Absicht, an dieser Haltestelle aussteigen, dem Schaffner nicht kundgegeben hat, ist ihm nicht als Verschulden anzurechnen. Eine solche Mitteilung hat nur den Zweck, das Anhalten der Wagen an einer Haltestelle, auf der nicht regelmäßig, sondern nur nach Bedarf gehalten wird, herbeizuführen. Hat ein Fahrgast, der absteigen will, dies dem Schaffner eröffnet, so ist damit das Anhalten veranlaßt, und es ist der weiteren Sache des Schaffners, an der Haltestelle zu verharren, ob nicht noch andere Personen absteigen; er darf das Zeichen zur Weiterfahrt erst geben, nachdem er sich überzeugt hat, daß das Ab- oder Aussteigen beendet ist. Offenbar hat der Schaffner im gegebenen Falle, sei es schuldhaft, sei es unverschuldet, verfehlt, übersehen, daß der Kläger, der sich zuerst auf dem Hinterpetten des ersten Wagens befunden hatte, ebenfalls aussteigen sich anschickte, und dadurch ist der Unfall schließlich herbeigeführt worden. Darin liegt eine Steigerung der Betriebsgefahr, die es rechtfertigt, daß der besagten Betriebsunternehmerin ein Teil des Schadens, der dem Kläger aus dem Unfall erwachsen ist, auch gegenüber dem eigenen mitwirkenden Verschulden des Klägers auferlegt werden ist. Gegen die vom Berufungsgericht vorgenommene Verteilung dem Maße nach (je zur Hälfte) sind rechtliche Bedenken nicht zu erheben. (S. f. Straßenbahn c. R., U. v. 28. Okt. 07, 58/07 VI. — Oln.

6. § 254 Abs. 2 BGB. Auch die Unterstellung, den Schaden abzumildern oder zu mindern, setzt ein Verschulden voraus. (Unterlassung eines operativen Eingriffs.))

Der Beklagte behauptet, daß die Verletzung in der Lage gewesen wäre, durch den Gebrauch ärztlicher Hilfe den Schaden zu mindern. Das Berufungsgericht sieht gegenüber diesem Vorwurfe des schuldhaft unterlassenen Kureingriffs aus: Es müßte zwar aus den Gründen des in RG. 60, 147 ff. abgetretenen Urteiles der Verletzung dem Verleger gegenüber nur verpflichtet erachtet werden, die ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um die schädlichen Folgen abzumildern und sich unter Umständen aus einer ärztlichen Behandlung zu unterziehen; ein operativer Eingriff könne ihm aber nur dann zugemutet werden, wenn derselbe den Erfolg gewährleisten, soweit eine solche Gewißheit nach ärztlicher Anschauung überhaupt bestehen könne, und wenn der Verletzte zu der Überzeugung gelangen müßte, daß ein solcher Eingriff gefahrlos sei. Im vorliegenden

fallte sei nun durch die Aussagen des Dr. med. R. erwiefen, daß dieser die fragliche Operation durchaus nicht als sicheren Erfolg versprechend und gefahrlos hingestellt habe. Allerdings habe Dr. R. eine entgegengelegte Ansicht geäußert, andererseits aber habe er die Operation von einem Verzicht der Verletzten auf Schadenersatzansprüche abhängig gemacht. Diese Tatsache sei, selbst wenn sie nur auf einer allgemeinen Übung beruht hätte, immerhin geeignet gewesen, die Verletzte bedenklich zu machen. Unter diesen Umständen habe dieselbe sich der fraglichen Operation nicht zu unterziehen brauchen, und es könne ihr daher nicht als mitwirkendes Verschulden angerechnet werden, wenn sie auf den Vorschlag des Dr. R. nicht einging. Die Revision bekämpft diese Urteilsbegründung, indem sie den § 254 BGB. sowie § 286 StGB. als verletzt bezeichnet und sich auf das vorangeführte Urteil des RG. beruft. . . . Mit dieser Rüge vermag die Revision nicht durchzubringen. Daß die Entscheidung des Berufungsgerichts auf einer grundtätiglich unrichtigen Beurteilung der hier einschlagenden Rechtsfrage beruhe, ist nicht anzunehmen. Was im Berufungsurteil über die Voraussetzungen der Verschuldung des Verletzten, sich einer Operation zu unterziehen, ausgesprochen wird, kann im wesentlichen als richtig gelten. Obgleich steht bei den in der mehrerwähnten Entscheidung des erkennenden Senats aufgeführten allgemeinen Grundsätzen nicht etwa im Gegensatz. Doch läßt sich eine für alle Fälle gleichmäßig gültige Norm schwer bestimmen. Es sind im Einzelfalle die konkreten Verhältnisse zu wägen, wobei es hauptsächlich auf die Verschaffenheit des Leidens, die Schwere und Gefährlichkeit der Operation, die mehr oder minder sichere Aussicht auf Erfolg ankommen wird, aber möglicherweise auch noch andere, besonders Umstände in Betracht kommen können. (Vgl. Weichold, das mitwirkende Verschulden des Beschädigten § 13 S. 95; Dertmann, Recht der Schuldverhältnisse zu § 254 B. d. S. 44; Wehl, System der Verschuldensbegriffe im BGB. § 709, S. 601, 3. 3a; Strußk. Bd. 46 Nr. 189 I und II.) Daraus, ob es sich vorliegend um eine Operation im eigentlichen Sinne handelt, ist kein Gewicht zu legen, jedenfalls steht ein ärztlicher Eingriff von der Art in Frage (eine Ausschabung der Gebärmutter), daß hierfür die gleichen Grundsätze zur Anwendung kommen. — Wenn man nun die Sachlage lediglich so, wie sie sich nach den tatsächlichen Äußerungen des Dr. R. objektiv darstellt, zu betrachten hätte, so müßte man gewiß der Revision darin beistimmen, daß der Verletzte sehr wohl habe zugemutet werden können, sich der ihm vorge schlagenen Behandlung zu unterziehen, zumal wenn der Beklagte sich bereit erklärte, die hierfür erforderlichen Kosten einzustellen vorzuschießen. Hätte sich die Verletzte aus übergehender Anglichkeit oder Empfindlichkeit, aus reinem Eigennutten oder gar aus Böswilligkeit geweigert, auf den Vorschlag einzugehen, so wäre ihre Verhalten im Verhältnis gegenüber dem Beklagten nicht gerechtfertigt. Allein auch die Verletzte in § 254 Abs. 2 BGB. legt ein Verschulden des Beschädigten voraus, das Berufungsgericht hat zugunsten der Verletzten Tatsachen berücksichtigt, welche geeignet sind, ihre Weigerung zu nicht als begründet, so doch als entschuldbar erscheinen zu lassen. . . . Es war in der Tat wohl erklärlich, wenn die Verletzte und deren Ehemann (Eute aus bürgerlichem Stande) bei den Mitteilungen der Ärzte häufig

wurden und demzufolge die Versicherungen des Dr. R. nicht mit dem entsprechenden Vertrauen und Verständnis aufnehmen. Keinesfalls kann es für entscheidend erachtet werden, daß der Berufungsrichter bei dieser Sachlage in dem Verhalten der Verletzten ein mitwirkendes Verschulden derselben nicht erblickt hat. (Eisenbahnfiskus c. L., II. a. 24. Okt. 07, 2307 VI. — Hann.)

7. §§ 278, 664 BGB. Fassung des Notars für das Verlehen seines Bureauvorstehers.]

Im dem am 8. März 1903 eröffneten Testament des Rates des Klägers ist dieser nicht seinen Geschäftsführern bezogen. Deren Testament zum Erben eingesetzt, es ist ihm jedoch jede Verfügung unter Lebenden über seinen Erbteil untersagt und sind ihm als Nacherben seine Kinder substituirt. Er beschloß deshalb, die Erbschaft aus dem Testament auszuwickeln und seinen Pflanzteil zu fordern. Diese Ausschlagung erklärte er am 14. April 1905 vor dem Beklagten als Notar zu Protokoll und machte ihn dabei darauf aufmerksam, daß die Ausschlagungserklärung bereits am 18. April 1905 ablaufe: Erklärte hat der Bureauvorsteher des Beklagten die Ausschlagungserklärung erst am 22. April 1906, also zu spät, bei Gericht eingereicht, und ist Kläger infolgedessen Erbe aus dem Testament geworden. Er behauptet, hierdurch erheblich geschädigt zu sein, und verlangt von dem Beklagten mit der gegenwärtigen Rüge 95 920, eventuell 63 954,39 Mark gegen Abtretung der ihm nach dem Testament zufallenden Räumlichkeiten. Das Berufungsgericht hat in Abweisung, mit dem ersten Richter den Klagenanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erkannt, indem es den Schaden auf eine fahrlässige Art des Beklagten oder seines Bureauvorstehers, für den er haftbar sei, zurückführt und sämtliche von dem Beklagten erforderten Entwendungen zurückweist. Die Revision rügt, daß das Berufungsgericht den beklagten Notar für das Verlehen seines Bureauvorstehers für haftbar erachtet habe. Nehme man auch mit dem Berufungsgericht ein Klagsverhältnis zwischen Kläger und Beklagten dahin an, daß dieser auf die Verbesserung der Ausschlagungsurkunde an das Gericht übernommen habe, so sei das doch nur ein Auftrag zu rein mechanischen Denkleistungen und könne nur dahin verstanden werden, daß er sein Bureaupersonal mit entsprechender Anweisung versehen, was Beklagter getan habe. Er habe damit die Ausführung des Auftrags einem Dritten übertragen, und der Bureauvorsteher sei daher nicht schuldig, sondern ein Dritter, für den er nach § 664 Satz 2 BGB. nur hinsichtlich der Klagszahlung haften. Diese Ausführungen können als zutreffend nicht anerkannt werden. Die Verbesserung ist lediglich Zubehör des Hauptauftrags, für die Ausschlagung des Erbes aus dem Testament das Nötige zu besorgen, und ist bei der Bedeutung der Rechtsgenossenschaft auch nicht bloß mechanischer Natur. Nach § 664 Satz 1 BGB. ist aber im Zweifel die Übertragung der Ausführung des Auftrags übertragen nicht gestattet, und es erscheint nach der Sachlage angebracht, daß der Kläger hinsichtlich eines Teils des ihm erteilten Auftrags den Beklagten von seiner persönlichen Verantwortung hätte entlasten wollen. Sein Wille war, daß der Notar für die rechtmäßige Verbesserung Sorge trage. Dazu hat sich dieser seines Bureauvorstehers als seines Gehilfen, nicht als eines substituirtten Beauftragten des Klägers bedient. Für ein Verschulden seines Gehilfen hat aber der Beklagte nach § 278

BGB. einzufügen. R. v. Sch., II. v. 15. Okt. 07, 468/06 III. — Berlin.

8. §§ 404, 406 BGB. Aufrechnung mit einer Forderung gegen den Schuldner.]

Nach § 404 BGB. kann der Schuldner dem neuen Gläubiger alle Einwendungen usw. entgegensetzen. Unter Einwendungen sind nicht bloß Einreden im eigentlichen Sinne, sondern auch rechtsförmliche und rechtsverbindende Tatsachen verstanden (Mot. II, 124). Es konnte also dem Widerkläger, als dem neuen Gläubiger, von dem Widerbeklagten entgegengesetzt werden, daß seine Forderung durch Aufrechnung (zwischen dem Widerbeklagten, als dem Schuldner, und dem R., als dem bisherigen Gläubiger) untergegangen sei. Eine Forderung geht aber nicht schon kraft Gesetzes unter, wenn ihr eine nach § 387 BGB. aufrechnungsfähige Forderung des Schuldners gegenübersteht. Zum Untergang einer Forderung durch Aufrechnung ist vielmehr ein einseitiges empfangsbefähigtes Rechtsgeschäft des Schuldners nötig (Paland § 388 R. 1.). Die Aufrechnungserklärung muß dem Gläubiger gegenüber erklärt werden. Würde die Vorchrift des § 406 BGB. nicht bestehen, so könnte der Schuldner dem neuen Gläubiger gegenüber nicht aufrechnen mit einer Forderung, die ihm gegen den bisherigen Gläubiger zusteht. Denn die Aufrechnungserklärung kann nach den §§ 387, 388 BGB. nur dann, wenn zwei Personen einander Leistungen schulden, von dem einen Teil dem andern gegenüber erklärt werden. Der Widerkläger, als der neue Gläubiger, schuldet aber dem Widerbeklagten nichts, sondern der bisherige Gläubiger. An dieser Lage ändert auch nichts die Vorchrift des § 404 BGB., daß der Schuldner dem neuen Gläubiger die Einwendungen entgegensetzen kann, die zur Zeit der Abtretung der Forderung gegen den bisherigen Gläubiger begründet waren. Der Schuldner kann hiernach allerdings dem neuen Gläubiger alle Einwendungen entgegensetzen, die sich aus auch erst nach der Abtretung der Forderung eingetretene Tatsachen gründen, die nach dem Wesen und dem Inhalt des Schuldverhältnisses dem Schuldner zu einer Einrede berechtigen (Mot. II, 129). Aber die nach der Abtretung der Forderung eingetretene Tatsache, daß der Widerbeklagte (Schuldner) die beiden Forderungen, mit denen er aufrechnen will, gegen R. (den bisherigen Gläubiger) erworben hat, berechtigt nicht zu einer Aufrechnungseinrede gegen den Widerkläger (den neuen Gläubiger). Es kommt also darauf an, ob die Vorchrift des § 406 BGB. dem Widerbeklagten zur Seite steht. R. v. Sch., II. v. 23. Okt. 07, 70/07 V. — Berlin.

9. §§ 414 bis 416 BGB. Übernahme von Hypotheken beim Verkauf eines Grundstücks. Genehmigung seitens des Gläubigers, aber keine des § 416 entsprechende „Mitteilung“. [Ist Genehmigung wirksam?]

Der Beklagte hat im Jahre 1899 zur Sicherung des eingetragenen Vermögens seiner Ehefrau in Höhe von 10 000 Mark eine Hypothek auf seinen Grundstücken eintragen lassen. Am 23. März 1900 verkaufte er die Grundstücke an den Refraurateur J. Dieser übernahm die eingetragenen Hypotheken im Gesamtbetrage von 61 000 Mark unter Anrechnung auf den Kaufpreis als Selbstschuldner. In dem Kaufakt wurde zwischen dem Beklagten und J. vereinbart, daß von den eingetragenen

10 000 Mark ein Teilbetrag von 3 000 Mark am 1. Januar 1901, der Rest nach vierjähriger Richtigkeit zahlbar sein sollte. Die Ehefrau des Beklagten erklärte sich in einer Urkunde vom 3. April 1900 mit der veränderten Zahlungsbedingung und mit der Räumungsbefreiung einverstanden; sie bewilligte und beauftragte die Eintragung dieser Bestimmungen in das Grundbuch. In derselben Urkunde beauftragte der Beklagte als eingetragener Eigentümer der Grundstücke ebenfalls die Eintragung. Am 2. Mai 1900 wurde J. als Eigentümer eingetragen. Bei der im Jahre 1904 erfolgten Zwangsversteigerung der belasteten Grundstücke fiel die Forderung von 3 000 Mark mit Zinsen und Kosten aus. Derselbe wurde alsdann gegen den Beklagten als persönlichen Schuldner eingelagert. Die Beteiligten wiesen die Klage zurück. Das RG. bestätigte mit folgender Begründung: Das Berufungsgericht hat angenommen, die Ehefrau des Beklagten habe als Gläubigerin durch ihre Erklärung vom 3. April 1900 die zwischen dem Beklagten und dem Grundstücksverkäufer J. vereinbarte Schuldübernahme genehmigt, die Genehmigung sei wirksam, obgleich keine schriftliche, den Erfordernissen des § 416 BGB. genügende Mitteilung vorhergegangen sei. Die Revision rügt, das Berufungsgericht habe hierdurch die Bestimmungen der §§ 414 bis 416 verletzt und die Rechtsgrundsätze verkannt, die in dem Urteile des erkennenden Ernsts vom 4. Juli 1904 (33. 550.) niedergelegt seien. Dem Angriff ist kein Erfolg zu gewähren, da die in dem angeführten Urteile vertretene Ansicht nicht aufrecht erhalten wird. Die Bestimmungen des § 416 sind hervorgegangen aus Beschläffen der Kommission für die zweite Lesung (vgl. Komprot. I S. 413 ff.). Man benötigte, dem Verkäufer eines Grundstücks die Befreiung von der persönlichen Haftung für die das Grundstück belastenden Hypothekschulden zu erleichtern. Zu diesem Zwecke sollte nach § 315 Entw. I eine Vorchrift eingefügt werden, die nach dem Vorschlage der Redaktionskommission lautete: „Hat im Falle der Veräußerung eines Grundstücks der Erwerber mit dem Verkäufer die Übernahme einer Schuld desselben vereinbart, für welche eine Hypothek an dem Grundstück besteht, so gilt die Genehmigung des Gläubigers als erteilt, wenn der Gläubiger nach Empfang der ihm von dem Verkäufer gemachten Mitteilung nicht binnen sechs Monaten die Genehmigung verweigert; die Vorchrift des § 315 Abs. 2 Satz 3 findet keine Anwendung. Die Verweigerung der Genehmigung kann, auch wenn die Mitteilung von dem Erwerber gemacht ist, nur dem Verkäufer gegenüber erklärt werden. Die Mitteilung des Verkäufers kann wirksam erst erfolgen, wenn der Erwerber als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen ist. Sie muß schriftlich gemacht werden und dem Hinweis enthalten, daß, wenn die Verweigerung nicht innerhalb der Frist erklärt werde, der Übernehmer an die Stelle des bisherigen Schuldners trete.“ Bei dieser Fassung konnte kein Zweifel bestehen, daß die Sondervorchrift — von Satz 2 abgesehen — lediglich darüber Bestimmungen geben sollte, unter welchen Voraussetzungen das Stillschweigen des Gläubigers als Genehmigung zu gelten habe. Die von der Redaktionskommission beschlossene Fassung des § 315a wurde beanstandet. Es wurde das Bedenken geäußert, der Erwerber könne nach § 315 Entw. I dem Gläubiger die Mitteilung von der Schuldübernahme

machen und eine Fests. setzen, mit deren Ablauf die Genehmigung gemäß § 315 als verweigert gelte. Um dem vorzubeugen, wurde beschloffen, nur den Verkäufer für berechtigt zu erklären, die Schulübernahme nach Maßgabe des § 315 Abs. 1 dem Gläubiger zur Genehmigung mitzutheilen (RomProt. 2 S. 472). Als § 359 Entw. II erfuhr die Vorchrift alsdann die Fassung: „Hat der Erwerber eines Grundstücks mit dem Verkäufer die Übernahme einer Schuld derselben vereinbart, für die eine Hypothek an dem Grundstück besteht, so kann der Gläubiger die Schulübernahme wirksam nur genehmigen, wenn sie ihm von dem Verkäufer mitgeteilt ist. Die Genehmigung gilt als erteilt, wenn der Gläubiger nicht binnen sechs Monaten nach dem Empfang der Mitteilung die Genehmigung dem Verkäufer gegenüber verweigert; die Vorchrift des § 358 Abs. 2 Satz 2 findet keine Anwendung. Die Mitteilung des Verkäufers kann wirksam erst erfolgen, nachdem der Erwerber als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen ist. Sie muß schriftlich gemacht werden und den Inhalt enthalten, daß, wenn die Verweigerung nicht innerhalb der sechs Monate erklärt wird, der Übernehmer an die Stelle des bisherigen Schuldners tritt.“ Dem Wortlaut nach enthält diese Vorchrift, die mit unwesentlichen Änderungen in § 416 Gesetz geworden ist, in Satz 1 eine Beschränkung des Rechts des Gläubigers, durch seine Genehmigung die Schulübernahme zu seinen Gunsten wirksam zu machen. Gemeint war jedoch eine Bestimmung dieses Inhaltes nicht; man hatte bloß bestimmen wollen, die Mitteilung, auf die hin der Gläubiger der Verweigerung des Eintrags der gefälligen Fiktion sich zu erklären habe, dürfe nur von dem Verkäufer ausgehen. Wird Satz 1 des § 416 in diesem Sinne ausgelegt, so lautet, wie in der Entsch. des RG., 5. GS., vom 10. März 1906 Bd. 63 S. 49 schon dargelegt ist, die Auslegung der übrigen Sätze des Paragraphen keine Schwierigkeiten. Der Paragraph enthält alsdann in Abs. 1 und 2 lediglich Bestimmungen darüber, unter welchen Voraussetzungen die Fiktion der Genehmigung eintreft. Im übrigen findet § 415 auch auf die Übernahme von Hypothekenschulden Anwendung, wie denn in § 416 Abs. 1 Satz 2 einzig und allein die Vorchrift in Satz 2 Abs. 2 des § 415 — Fiktion der Verweigerung der Genehmigung — als nicht anwendbar bezeichnet ist. S. a. R., II. d. 24. Okt. 07, 529/06 IV. — Berlin.

10. §§ 433, 324, 325 BGB. Verkauf unter Vorbehalt des Eigentums. Verlaß des Vorbehalts durch Pfändung seitens des Verkäufers?

Dem Ausgang des Berufungsgerichts in seinen rechtlichen Ausführungen ist beizustimmen. Beim Verkauf unter Vorbehalt des Eigentums hat der Verkäufer durch die Übergabe der Kaufsache seine Verpflichtung aus § 433 Abs. 1 BGB., das Eigentum zu verschaffen, noch nicht vollständig erfüllt — vgl. Ur. des VII. GS. vom 12. Okt. 06 — E. 64, 335/336 —, auch Ur. des I. GS. vom 20. Okt. 06 — I. 141/05 —. Soweit dem Verkäufer durch einen von ihm zu vertretenden Umstand unmöglich wird, das Eigentum zu verschaffen, tritt seine Haftung aus § 325 BGB. ein. Die Haftung des Käufers bleibt dagegen bestehen — § 324 BGB. —, wenn durch einen Umstand, den er zu vertreten hat, dem Verkäufer unmöglich

gemacht wird, das Eigentum zu verschaffen. . . . Die Klägerin hat nun selbst aus Vorführungsstücken gegen den Beklagten Gegenstände der Zwangsversteigerung, die dem Beklagten abgeben waren, an denen sie sich jedoch das Eigentum bis zur vollständigen Zahlung des Kaufpreises vorbehalten hat, bei dem Beklagten selbst und versteigern lassen. Das Berufungsgericht hat angenommen, daß die Klägerin eine durch solche Zwangsversteigerungen herbeigeführte Unmöglichkeit, das Eigentum zu verschaffen, vertreten müsse. Diese Ausführungen geben zu rechtlichen Bedenken Anlaß. In der Rechtslehre wird die Ansicht vertreten, der Verkäufer, der die von ihm unter Vorbehalt des Eigentums verkaufte und als solche dem Käufer übergebene Sache vor der vollständigen Zahlung des Kaufpreises und danach noch während des Schwehens der ausstehenden Bedingung aus einem Vollstreckungsakt gegen den Käufer selbst in Zwangsversteigerung pfänden läßt, verliere dadurch den Vorbehalt des Eigentums an der Sache — Dernburg, das bürgerliche Recht II 2 § 171 Anm. 12. — Er verliere dadurch auf die durch jenen Vorbehalt zu seinen Gunsten begründete Rechtsstellung. Der erkennende Senat vermag zwar dieser Ansicht nicht beizustimmen, soweit sie in einer solchen Pfändung der unter Vorbehalt des Eigentums verkauften und als solche übergebenen Sachen durch den Verkäufer oder doch wenigstens in deren Versteigerung im Zwangswege durch letzteren schlechthin einen Verzicht auf den Eigentumsvorbehalt findet. Nach seiner Auffassung kann ein solcher Verzicht darin liegen, und hängt es von den Umständen des einzelnen Falles ab, ob ein solcher darin zu finden ist. Ist aber nach den Umständen des Falles ein solcher Verzicht des Verkäufers anzunehmen, so hat der Verkäufer mit der Rückgabe dieses Verzichtes an den Käufer grundsätzlich auch die ihm obliegende Verpflichtung zur Verschaffung des Eigentums erfüllt; denn durch den mit einem solchen Verzicht verknüpften Wegfall der ausschließenden Bedingung ist der Käufer von Rechts wegen Eigentümer der Sache geworden. Dann aber kann der Käufer, dem das Eigentum verschafft ist, überhaupt nicht mehr aus jener vom Verkäufer gegen ihn durchgeführten Zwangsversteigerung eine vom Verkäufer zu vertretende Unmöglichkeit, das Eigentum zu verschaffen, ableiten. (Wird näher ausgeführt.) S. a. R., II. d. 4. Okt. 07, 138/07 II. — Berlin.

11. § 477 BGB. (§ 489 ZPO.) Unterbrechung der Verjährung durch Beweiserhebungsantrag findet nicht statt, wenn der Antragsteller bietet, zur Zeit noch nicht dem Antrag gemäß zu verfahren.]

Kläger hatte zur Sicherung des Beweises Beweiserhebungen auf Grund § 488 ZPO. beantragt, in einem gleichseitig eingereichten Antrag jedoch gebeten, auf jenen Antrag zur Zeit noch nicht zu verfahren, sondern weitere Mitteilung abzuwarten, da der Antrag zunächst nur zur Unterbrechung der Verjährung eingereicht sei. In dem dann geführten Prozeß wurde die Frage der Unterbrechung der Verjährung verneint. Das RG. beharrte aus folgenden Gründen: Nach § 477 Abs. 2 BGB. soll allerdings der Antrag auf Beweisaufnahme zur Sicherung des Beweises die Verjährung unterbrechen und nach den dort angegebenen §§ 211 Abs. 2 und 212 BGB. soll diese Unterbrechung auch im Falle des Stillstandes (Nichtbetriebs) des Verfahrens und im Falle der Rücknahme des Antrags, im

letzen Falle dann ihre Wirkung behalten, wenn innerhalb 6 Monaten das Verjährten festgestellt wird. Dies setzt aber voraus, daß in der Tat ein ernstlich gemeinter Antrag auf Beweisführung vorliegt. Ein solcher Antrag enthält eine gerichtliche Geltendmachung des Anspruchs, und der Gegner wird bei normalem Verlauf der Dinge in die Lage versetzt, gegenüber der durch die Unterbrechung der Verjährung eintretenden Sinauscheidung des Verjährungsablaufs seine Maßnahmen zu ergreifen, insbesondere jedenfalls die Sicherung des Beweisstoffes zu betreiben (Paland, Anm. 2 zu § 209, Anm. 3 zu § 478 BGB, Denkschrift zur Nachschickvorlage des BGB. § 472 S. 97). Es läßt aber der Antragsteller von vornherein, daß er eine richterliche Verfügung nicht wollte, den Antrag vielmehr nur zur Unterbrechung der Verjährung einreichen, so nimmt er dem Antrage seine Bedeutung als Beweisführungsantrag, die Eingabe sinkt zu einer bloßen Anmeldung des Anspruchs herab und bleibt in den Akten liegen. Die bloße gerichtliche Anmeldung des Anspruchs und selbst die Zustellung der Erklärung durch den Gerichtsvollzieher aber reicht nach dem BGB. zur Unterbrechung der Verjährung nicht aus (Rat. zu § 170 des I. Entw. eines BGB., Bd. I S. 330). R. o. S., II. v. 26. Okt. 07, 58/07 V. — Breslau.

12. § 530 BGB. Widerruf einer Schenkung wegen Unbalt.]

Aus den Gründen: Nach dem ersten Entwurf des BGB. (§ 449) sollte in Anlehnung an das gemeine Recht (a. 10 Cod. 8. 56) und das Prax. (I. 11 §§ 1151 ff.) nur wegen einzelner bestimmt begränkter Fälle des Unbaltes ein Widerruf von Schenkungen stattfinden. In der zweiten Kommission wurde ein zur Annahme gelangter, genau dem jetzigen Absatz 1 des § 530 BGB. entsprechender Abänderungsvorschlag gemacht. Zur Begründung wurde angeführt: „Der Entwurf gehe, indem er 1. B. in jeder körperlichen Willkürhandlung des Schenkenden einen groben Unbalt erblickt, unter Umständen zu weit: auf der anderen Seite liege es nahe, auch in anderen vom Entwurf nicht erfaßten Fällen . . . den Widerruf zuzulassen. Aus diesen Gründen erscheine es . . . richtiger, wegen jeder schweren Verletzung gegen den Schenkten ein Widerrufsrecht zu geben, wenn und soweit in ihr nach den Umständen des Falles ein grober Unbalt zu erblicken sei.“ Hiernach gewähren weder die Entstehungsgründe noch auch der Wortlaut und Zweck der Vorschrift des § 530 Abs. 1 BGB. einen Anhalt für das vom Berufungsgericht in Anlehnung an eine Bemerkung Leubingers Bd. II zu § 530 BGB. aufgeführte Erfordernis, es müsse eine Verletzung zwischen der vom groben Unbalt zeugenden Handlungsweise des Beschenkten einerseits und dem Schenkungsakte sowie dessen Wohltat andererseits bestehen. Erforderlich ist, daß die schwere Verletzung einen groben Unbalt des Beschenkten in sich schließt. Für den Begriff des groben Unbaltes kommt es, wie das RG. (Urteil vom 11. Febr. 05 I. S. Swierost o. Klotzsch V 553/04) bereits ausgesprochen hat, abstrakt darauf an, daß die schwere Verletzung ein gewisses Maß erreicht hat. Daneben kommt in subjektiver Hinsicht auch die Gewinnung in Betracht, von der sich der Beschenkte bei der die Verletzung enthaltenden Tat leiten ließ. Es kann daher sehr wohl von Bedeutung sein, daß der Beschenkte sich ohne Veranlassung selbst gereizt hat, oder ab er unter dem Eindruck einer schweren

Reizung seitens des Schenkenden hand. Darüber, ob im Einzelfall die Handlungsweise des Beschenkten sich als grober Unbalt darstellt, hat der Richter unter Berücksichtigung aller erheblichen Umstände nach freiem Ermessen zu entscheiden. R. o. S. v. 2. v. 30. Okt. 07, 90/07 IV. — Breslau.

13. §§ 640, 634 Abs. 3 BGB. (Wertvertag). Auch bei nur unbedeutenden Mängeln keine Pflicht zur Abnahme.] Die Entscheidung des Berufungsgerichts, daß das Mißbehalt wegen dieses Fehlers nicht abnahmepflichtig sei, erachtet die Revision für rechtsirrtümlich, weil § 634 Abs. 3 BGB. die Handlung wegen Mängel, die den Wert oder die Tauglichkeit des Werks nur unwesentlich mindern, ausschließt. Diese Rege ist nicht begründet. Abnahmepflicht besteht nur hinsichtlich eines vollständig vertragsgemäß hergestellten Werks, auch unbedeutende Mängel schließen die Verpflichtung zur Abnahme aus. Der im ersten Entw. eines BGB. — § 672 Satz 2 — enthaltene Bestimmung, daß der Besteller die Abnahme wegen eines den Wert oder die Tauglichkeit nur im unbedeutenden Maße verringenden Mangels nicht verweigern könne, ist in den jetzigen § 640 BGB. nicht übernommen. Sofern das Mißbehalt noch nicht abgenommen ist, kommt es danach, ob der vorerwähnte Fehler ein erheblicher Mangel ist oder nicht, überhaupt nicht an. R. o. S., II. v. 1. Dez. 07, 42/07 VII. — Berlin.

14. § 652 ff. BGB. Ist die Verpflichtung zur Zahlung der Mälergebühr abhängig von der Kenntnis des Auftraggebers von der dem Kaufvertrag vorausgegangenen Vermittlungstätigkeit des Mälers? [Beurteilung.]

Das Berufungsgericht erachtet den Provisionsanspruch des Klägers für unbegründet, weil der Kläger den Beweis nicht erbracht habe, daß die Klage beim Abschluß des Kaufvertrages mit dem Hotelbesitzer D. sich bewußt gewesen sei, der Kläger wie eine Vermittlungstätigkeit für sie aus . . . Das Berufungsgericht fordert den in der Rechtsprechung des RG. anerkannten Grundsatz, daß der Auftraggeber von der Mälerstätigkeit auf glaubhafte Weise Kenntnis erlangt haben müsse, wenn der Provisionsanspruch begründet sein soll, (RG. 31, 289; Folge, Preuß. Bd. I Nr. 974, 333. 1899, 59, 85) auf das festgestellte Sachverhältnis unrichtig an . . . Nach der Rechtsprechung ist der leitende Gesichtspunkt der, daß der Auftraggeber in der Lage sein müsse, die Bestimmung des Kaufpreises die dem Mäler zu zahlende Provision zu berücksichtigen. Hierzu genügt aber die Mitteilung, an den Auftraggeber, daß der Mäler tätig gewesen sei, und das aus dieser Mitteilung folgende Bewußtsein des Auftraggebers, daß die Mitteilung richtig sein könnte; nicht ist der Nachweis zu fordern, daß der Auftraggeber von der Richtigkeit der Mitteilung aber gar von dem Erfolg der Tätigkeit des Mälers überzeugt sei. Hatte die Beklagte Zweifel, ob der Kläger, — sei es selbst oder durch seinen Gehilfen, — tätig geworden sei und zur Verwirklichung des Kaufabschlusses mitgewirkt habe, so hätte sie bei dem Käufer D. nähere Erklärungen einholen müssen. R. o. S., II. v. 29. Okt. 07, 81/07 III. — Berlin.

15. § 764 BGB. (Differenzgeschäft).]

Nach BGB. § 764 ist ein auf Lieferung von Waren gerichteter Vertrag nicht nur dann als Speul anzusehen, wenn die Differenz zwischen dem Vertragspreis und dem Börsen

oder Marktpreis der Lieferungszeit als Geschäftsgegenstand vereinbart ist. Vielmehr gilt das Gleiche auch dann, wenn nur die Hälfte des einen Teiles auf Zahlung der Differenz gerichtet war, der andere Teil aber die Hälfte kammt oder kennen mußte. *S. v. R., II. v. 23. Okt. 07, 4/07 I. — Raumburg.*

16. §§ 774, 398, 401 BGB. (Art. 16 Abs. 2 B.D.) Eintritt des Bürgen in die Rechte des Gläubigers. Abtretung der Rechte aus einem protestierten Wechsel. Radzinbofament. Analoge Anwendung des § 401 BGB.]

Der verstorbenen Ehefrau der Klägerin B. hat in einer Urkunde vom 26. Mai 1908 der Reichsbankstelle zu L. gegenüber die selbstschuldnerische Bürgschaft für den Zugang aller Wechsel übernommen, welche von der Firma Sp. & Cie. bei der genannten Stelle diskontiert worden sind bzw. noch diskontiert werden bis zum Betrage von 100 000 Mark. Unter diesen befanden sich auch zwei von Sp. & Cie. als Ausstellerin gezeichnete, von ihr indossierte, der Reichsbankstelle ausgehändigte Akzente des Beklagten über 7918 Mark 30 Pf. per 12. September 1901 und über 7903 Mark 55 Pf. per 19. September 1901. Die Wechsel wurden bei Verfall nicht bezahlt und gingen in Protest. Die Reichsbank hat in der Folge 32 Prozent der Wechselsumme von Sp. & Cie. erhalten; für den Rest mit 10 776 Mark ist die Reichsbank nach Behauptung der Klägerin von ihrem verstorbenen Mann bezahlt worden, nachdem sie bei der Zahlung die Akzente ausgehändig; dieselben mit Indossament zu versehen, hat die Reichsbank abgelehnt. Klägerin steht auf dem Standpunkt, daß die Rechte der Reichsbank aus den Akzenten nach § 774 BGB. auf ihren Mann übergegangen seien, als dessen alleiniger Erbin und Rechtsnachfolgerin sie dieselben im vorliegenden Prozesse geltend macht. Sie hat beantragt, Beklagten zur Zahlung von 10 776 Mark nebst 6 Prozent Zinsen vom 28. März 1903 an zu verurteilen. Die erhobene Klage wurde vom OLG. abgewiesen. Der Revision wurde aus folgenden Gründen stattgegeben: Das OLG. nimmt zunächst Stellung gegen die Auffassung, welcher das RG., I. 35., in dem Urteile vom 1. März 1905 Rep. 1 491/04 (RG. 60, 181) Ausdruck gegeben hat. Dort ist für einen wesentl. gleich gelagerten Fall ausgeführt, die Anwendung des § 774 Abs. 1 BGB. in Verbindung mit der unbefristeten Laufzeit, daß B., als er der Reichsbank die rechtliche Wechselkaufnahme übernahm, von ihr die Wechsel ausgehändig erhielt, ergabe ohne weiteres, daß B. damit in die Rechte der Reichsbank eintrat. Das OLG. meint, das RG. habe nach den Worten „ohne weiteres“ zu schließen, den behaupteten Sach für so selbstverständlich gehalten, daß es der Aufklärung einer Geschäftsstelle zu seiner Rechtfertigung nicht bedürfte. Eine Geschäftsbestimmung, welche diese Wirkung ausprüche, bestünde aber nicht und für selbstverständlich könne sie nicht angesehen werden. Das OLG. hat die Worte „ohne weiteres“ offenbar mißverständlich aufgefaßt. Das RG. hat aus dem ihm vorliegenden Sachverhalte, daß der Bürge des Ausstellers den Inhaber des bereits protestierten Wechsels befreite und darauf hin von ihm den Wechsel vorbeschaltlos ausgehändig erhielt, den Schluss gezogen, daß der Bürge damit in die Rechte des Inhabers aus dem Wechsel eingetreten ist und zwar ohne weiteres d. h. ohne daß es weiterer Erklärungen oder Formlichkeiten, insbesondere ohne daß es eines sogen. Rad-

zinbofamentes bedurft. Das RG. erblickte also in dem ihm unterbreiteten Sachverhalte eine rückweisende Fiktion. Es konnte den tatsächlichen Vorgang der Auslösung der Wechsel nur dahin würdigen, daß darin der Wille der Reichsbank, dem sie befreizuhabenden Bürgen des Ausstellers alle Rechte aus dem protestierten Wechsel zu übertragen, und der Wille des Bürgen, diese Rechte zu erwerben, zum Ausdruck kam. An dieser Beurteilung hält das RG. auch für den jetzt vorliegenden Fall fest. Das sogen. Radzinbofament, d. h. das nach der Protestierung eines Wechsels auf denselben gesetzte Indossament (Art. 16 Abs. 2 B.D.) wirkt nach Art einer Abtretung. Der protestierte Wechsel ist kein Umlaufpapier mehr: sein Gegenstand sind nunmehr nur noch die durch den Protest fixierten Rechte, welche nicht dem Anspruch gegen den Akzeptanten. Vgl. RG. 55, 395; Staub-Straß, WD. Art. 16 Ann. 8; Reßlein, WD., VII. Aufl. Art. 9—17, Ann. 23. Diese Rechte können aber nicht nur durch das Radzinbofament, sie können ebenso gut auch durch einfache Abtretung (§ 398 BGB.) ohne weitere Formlichkeiten übertragen werden (vgl. RG. a. a. O.). Das Radzinbofament ist zwar eine häufige Form, die beabsichtigte Übertragung zu bewirken, aber keineswegs eine notwendige. Nach der Sachlage kann die ohne jeden Vorbehalt vollzogene Aushändigung der Wechsel an B., welcher gemäß § 774 Abs. 1 BGB. jedenfalls in die Rechte der Reichsbank gegen Sp. & Cie. eingetreten war, nur dahin ausgelegt werden, daß die Reichsbank damit ihre Ansprüche aus den Wechseln schließlich an B. übertrug. Denn da sie die Wechsel vorbeschaltlos aus der Hand gab, konnte sie ja ihre Rechte gegen den Akzeptanten nicht mehr verfolgen. Es kam aber nicht angenommen werden, daß sie dieselben einfach preiszugeben wollte und ebenso wenig kann mit dem OLG. unterstellt werden, daß Sp. & Cie. in der Lage sein würden, den Bürgen zu befreizuhabenden, um dann überflüssig die Rechte gegen den Akzeptanten zu verfolgen. Hätte Sp. & Cie. die Wechsel einlösen können, so hätte es der Zahlung des Bürgen nicht bedurft. Hiernach muß in Ermangelung entgegenstehender Anhaltspunkte das der Sachlage entsprechende als von den Beteiligten gemeint angenommen werden, nämlich die Übertragung aller Rechte aus den übergebenen Wechseln. Der Umstand, daß, wie im vorliegenden Falle festgestellt, die Reichsbank die Übertragung eines Radzinbofamentes gegenüber B. ausdrücklich abgelehnt hat, steht dieser Auffassung nicht entgegen. Die Gründe dieser Ablehnung sind nicht festgesetzt. Die Reichsbank konnte — und zwar mit Recht — der Ansicht sein, daß es neben der Aushändigung der Wechsel dieser Formlichkeit zur Übertragung der Rechte aus den Wechseln nicht bedürfte. Es kann zunächst dahingestellt bleiben, ob auch abgesehen von der Übertragung die Rechte gegen den Akzeptanten an B. übergegangen sind und ob hiernach B. auf die Rechte gegen den Akzeptanten auch der Reichsbank gegenüber einen Rechtsanspruch hatte. Der Vertreter der Revisionsklägerin macht in dieser Richtung geltend, daß mit der durch die Zahlung des Bürgen befriedigten Forderung auch alle mit ihr im Zusammenhang stehenden Rechte, (nicht nur eigentliche Nebenrechte) übergegangen seien (vgl. § 401 BGB. und RG. 65, 170). In dieser Beziehung vermute ich, der Senat allerdings nicht der Auffassung des III. 35. in dem Urteile vom 13. Oktober 1905 Rep. 1 77/05 beizutreten, wonach ein bloßer Übergang der Wechselrückgriffe-

forderung ohne die prinzipiale Forderung gegen den Altpflanzen überhaupt nicht möglich sei, weil jene nur ein unselbständiges Nebenrecht zu dieser habe. Einer Entscheidung dieser von der Revision angeregten Frage bedurfte es für das vorliegende Urteil nicht, da der Senat, wie erwähnt, seinen Zweifel darüber hegt, daß die Reichsbank mit der Ausfällung der Wechsel aus ihre Rechte gegen den Altpflanzen mit übertrag. Die Frage wird aber allerdings dann erheblich werden, wenn der Beklagte den vom ihm auswärtlich des Tatbestandes des angefochtenen Urteils erhobenen Einspruch aus § 410 BGB. aufrechterhält, und die Klägerin nicht in der Lage ist, die umfängliche Abfertigungserklärung zu beschaffen. Das OLG. hat über diesen Einspruch noch nicht entschieden und brauchte nicht über ihn zu entscheiden, da es eine Abfertigung des Anspruchs gegen den Altpflanzen überhaupt nicht annahm. Der Senat trägt kein Bedenken, der Aufhebung des VI. ZS. in seinem Urteil vom 7. Februar 1907 Rep. VI 266/06 (RG. 35, 170 ff.), wonach eine ausweichende und analoge Anwendung des § 401 BGB. geboten und dem Willen des Ehegatten entsprechend anzusehen ist, beizutreten. Das OLG. hat die gegen den Altpflanzen erhobene Klage abgewiesen, weil die Rechte gegen denselben nicht auf die Klägerin übergegangen sind. Diese Erwägung, auf welcher die angefochtene Entscheidung ausschließlich beruht, ist rechtsirrtümlich. Das oberlandesgerichtliche Urteil unterlag sonach der Aufhebung. B. o. R., II. v. 18. Okt. 07, 5.07 I. — Hamburg.

17. § 826 BGB. Der Boykott kann durch die Art, wie er im Welt gefest wird, den Charakter einer unerlaubten Handlung annehmen.]

Die Klägerin betreibt in einem ihr gehörigen, an der Hammerlandstraße in Hamburg gelegenen Grundstück eine Schankwirtschaft, deren Besucher überwiegend den Arbeiterkreisen angehören. Bei den Tanzmusikern, die sie regelmäßig an Sonntag und Festtagen veranstaltet, beschäftigt sie infolge eines im Mai 1905 von ihrem Manne für sie mit dem Beklagten zu 4 getroffenen schriftlichen Abkommens mehrere Monate hindurch Musiker, die ihr durch diesen Beklagten zugewiesen wurden; im August 1905 löste sie das Vertragsverhältnis und trat mit einem andern Musikerverband in Verbindung. Infolgedessen erschienen in der Zeitung „Das Hamburger Echo“ wiederholt Bekanntmachungen mit der Unterschrift: „Zentralverband der Büblmusiker Deutschlands, Ortsverwaltung Hamburg, die Kommission“, in denen ausgesprochen war, daß infolge von Differenzen das Lokal der Klägerin für gesperrt erklärt werde, und die Musiker gebeten wurden, dort nicht eher in Arbeit zu treten, bis die Sache von dem Verband als geregelt erklärt sei. Dem war der Satz beigelegt: „Gewerkschaften und sonstige Arbeitervereine ersuchen wir, auf obiges Bezug zu nehmen“. Zur gleichen Zeit wurden öfter vor der Wirtschaft der Klägerin an das dort auf der Straße verkehrende Publikum Zettel verteilt, die oben die Aufschrift: Zentralverband der Büblmusiker Deutschlands, Ortsverwaltung Hamburg und die Unterschrift: „Die Kommission“ trugen und dahin lauteten: „Küchem, Arbeitsbrüder. Wegen Nichtanerkennung der Organisation haben wir uns genötigt gesehen, das Lokal „Zur Erholung“, Hammerlandstraße 29 (Zuh. L. Soltau) zu sperren. Wir bitten die Arbeiter, uns dadurch zu unterstützen, daß dieselben während

der Sperrzeit das Lokal meiden.“ Die Beklagten zu 1, 2, 3 haben sich, wie zuletzt nicht mehr streitig gewesen ist, an der Einrückung der Zeitungsinserate und an der Verbreitung der Zettel beteiligt, ebenso ist unstreitig, daß die in Rede stehenden Maßnahmen infolge von Beschlüssen der Hamburger Ortsverwaltung des müßeligen Verbandes ergriffen worden sind. Auf Antrag der Klägerin ist durch einstweilige Verfügung des LG. Hamburg vom 18. September 1905 den vier Beklagten unter Strafanordnung untersagt worden, Annoncen des vorstehend bezeichneten Inhalts in Zeitungen einrücken zu lassen und Zettel der angegebenen Art zu verbreiten. Zugleich hat die Klägerin Klage auf Unterlassung dieser Maßnahmen und auf Schadenersatz in Höhe von 700 Mark erhoben. Das LG. Hamburg hat durch das Urteil vom 17. Oktober 1905 die einstweilige Verfügung bestätigt und durch Urteil vom 16. November 1905 die Beklagten verurteilt, die Einrückung der Annoncen und die Verbreitung der Zettel zu unterlassen, auch den erhobenen Schadenersatzanspruch dem Grunde nach für berechtigt erklärt. Auf die hiergegen von den Beklagten eingetragenen Berufungen hat das Hanseatische OLG. die landgerichtlichen Urteile und die einstweilige Verfügung insofern aufgehoben, als darin den Beklagten auch verboten war, Annoncen zu lassen und Zettel zu verteilen, in denen die Musiker aufgefordert werden, bei der Klägerin nicht in Arbeit zu treten, im übrigen sind die Berufungen zurückgewiesen worden. Die Revision der Beklagten ist zurückgewiesen: Der von beiden Berufungen, wenn auch mit verschiedener Begründung vertretenen Auffassung, daß den Beklagten eine rechtswidrige Handlung im Sinne des § 826 BGB. zu Last falle, ist beizutreten. Allerdings ist, wie der jetzt erkennende Senat bereits in dem Urteil Rep. VI 487/06 vom 12. Juli 1906 (RG. 64, 53 ff.) ausgeführt hat, in dem Kampf um Klassenkampf zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgeber der Boykott nicht ein schlechtes Mittel gegen die guten Sitten verstoßend unerlaubtes Kampfmittel, und er wird dies auch nicht ohne weiteres dadurch, daß dabei von der einen oder anderen Seite, insbesondere von den Arbeitnehmern durch die Presse oder sonst durch Druckschriften die Unterstützung teilt, an dem Streite an sich unbeteiligter Kreise angerufen wird; wohl aber kann diese Maßnahme durch die Art, wie sie im Welt gefest wird, den Charakter einer unerlaubten Handlung annehmen, und eine solche Sachgestaltung liegt hier vor. Die in einem Kampfe der bezeichneten Art durch die Presse oder durch Verbreitung von Flugzetteln an die Bevölkerung eines Ortes oder Bezirks im allgemeinen oder doch an große Bevölkerungsteile gerichtete Aufforderung, für den einen Streikteil Partei zu ergreifen und zu dessen Gunsten auf den Ausgang des Kampfes durch den Gegner schädigende Maßnahmen tätig einzuwirken, kann nämlich nur dann als sittlich erträglich und daher erlaubt angesehen werden, wenn bei denen, deren Beteiligung an dem Kampfe durch solche öffentliche Rundgebungen nachgefragt wird, eine ausreichende Kenntnis davon, um was es sich bei dem Streite handelt, und der Umstände, die zu diesem geführt haben, vorliegt, so daß sie sich nicht als bloße Teilnehmer an dem Streite, sondern als Teilnehmer an dem Streite betrachten können, der auf dem bezeichneten

Wege an sich unbeteiligte Kreise zu seinem Vorteil in den Kampf hineinzuziehen unternimmt, verlangt werden, daß er vor oder mit der hierauf abzielenden öffentlichen Rundgebungen den Sachverhalt wahrheitsgemäß sowie klarlegt, daß diejenigen Personen, an welche er sich wendet, in die Lage gesetzt werden, sich ein eigenes Urteil in der Sache zu bilden und danach ihre Verhalten einzurichten. Als gegen die guten Sitten verstoßend muß es daher betrachtet werden, wenn bei solchen Aufforderungen keineswegs im Kampf stehender Arbeitnehmer unternommen wird, in öffentlichen Rundgebungen durch allgemeine, auf das Solidaritätsgefühl der Arbeiter berechnete Schlagworte diese wider den Gegner aufzureizen und zu einem diesem nachteiligen, insbesondere ihn an seinem Vermögen schädigenden Verhalten zu veranlassen. In dieser Weise aber sind die Beklagten vorgegangen. (Wird dargelegt.) L. u. Sen. a. S., U. v. 14. Okt. 07, 508/06 VI. — Hamburg.

18. § 930 BGB. Zulässigkeit eines erst in der Zukunft wirksamen Beschlusses.]

Es war zu prüfen, ob ein wirksamer Beschlusses (§ 930 BGB.) vorliegt. Im § 2 des Vertrags vom 18. Mai 1905 ist bestimmt, daß die Klägerin die gekauften Sachen den Beklagten, Eheleuten Sch., mietweise belasse; das Mietverhältnis sei bezüglich des Betrages und der Berechtigung des Mietzinses, wie in sonstiger Hinsicht, näher geregelt. Diese Vertragsbestimmung war an sich geeignet, der Klägerin den mittelbaren Besitz (§ 868 BGB.) zu verschaffen und somit die zur Eigentumsübertragung erforderliche Übergabe zu ersetzen. Voraussetzung war aber nach § 930 BGB. auch hier, daß die Eheleute Sch. selbst bereits Eigentümer und Besitzer der Sachen waren. Da dies nicht der Fall war, so kann in jener Abmachung allerdings ein alsbald wirksamer Übergabereffekt nicht gefunden werden. Rechtlich denkbar ist es aber (vgl. RG. 56, 59), daß sich die gegenwärtige Willenseinigung der Beteiligten bezüglich auf die Zukunft richtet, daß von dem Zeitpunkt des späteren Besitzwerbes des Veräußerers an dieser als Mieter des Erwerbers bestehen soll; in solchen Fällen würde bei entsprechendem Verhalten das Beschlusses mit dem gedachten Zeitpunkt in Wirksamkeit treten, d. h.: den Eigentumsübergang nach § 930 zur Folge haben. Von selbst versteht sich freilich unter den Umständen der vorliegenden Art jene in die Zukunft zielende Willenseinigung keineswegs; sie muß, wie der erkennende Senat bereits in dem vorhin angezogenen Urteil ausgesprochen hat, sei es auch stillschweigend, vereinbart sein. Daß solche Vereinbarung bei Abschluß des Vertrags vom 18. Mai 1905 zwischen den Eheleuten Sch. und der Klägerin stattgefunden habe, ist vom Berufungsgerichte zwar verneint worden, indes mit ungenügender Begründung. (Wird dargelegt.) L. u. S. a. S., U. v. 11. Okt. 07, 150/07 VII. — Frankfurt a. M.

Zivilprozeßordnung.

19. § 301 ZPO. Voraussetzungen des Teilurteils.]

Durch Teilurteil ist der Widerkläger mit seiner Widerklagerforderung in Höhe von 2600 Mark nebst Zinsen abgewiesen. Mit der Revision ist der Erlass des Teilurteils als prozeßualisch unzulässig gerügt. Die Klage erscheint begründet. Ein Teilurteil konnte — trotz des gemeinschaftlichen Antrages beider Parteien — gemäß § 301 ZPO. erst erlassen werden, wenn ein

Klagend oder widerklagend geltend gemachter Anspruch oder ein bestimmter Teil eines solchen Anspruchs zur Endentscheidung reif war. Hier war die Klagerforderung grundsätzlich und der Höhe nach bestritten. Die widerklagend geltend gemachte Forderung war an sich unbestritten, aber es war ihr ein Teil der Klagerforderung aufrechnungswegweise entgegengesetzt. . . . Das Teilurteil setzt voraus, daß genau feststellen muß, über welchen Teil des Anspruchs entschieden werden ist. Deshalb kann ein Teilurteil nicht in der Weise erlassen werden, daß bei einer Forderung, die sich aus einer Reihe von Einzelforderungen oder einzelnen Posten zusammensetzt, lediglich festgestellt wird, der Beklagte schulde einen bestimmten Betrag. Es muß vielmehr erkennbar gemacht werden, über welchen Posten entschieden wird, und es gehört zur Spruchweise, daß eine Endentscheidung (über einen Teil) erlassen werden kann, für die die künftige Entscheidung über den anderen Teil ohne Belang ist. Dasselbe gilt von dem Teilurteil bezüglich der Widerklage, wenn der Kläger seine Forderung vorwiegend zur Aufrechnung benutzt hat. L. u. S. a. S., U. v. 22. Okt. 07, 900/07 II. — Düsseldorf.

20. § 536 ZPO. Reformatio in pejus.]

Der erste Richter hatte nach erobertem Zeugenbeweise auf einen über die Klageratsache zugrundeliegenden Eid für den Beklagten erkannt. Im Fall der Eidesleistung sollte der Kläger abgewiesen werden, im Fall der Eidesverweigerung wurde der Anspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Die von dem Kläger mit dem Antrage, den Klagenanspruch unbedingt dem Grunde nach für berechtigt zu erklären, eingelegte Berufung ist nach weiterer Beweisaufnahme mit der Maßgabe zurückgewiesen worden, daß der dem Beklagten auferlegte Eid in Fortfall kommt und der Kläger unbedingt mit seiner Klage abgewiesen wird. Die Revision fand hierin eine unzulässige reformatio in pejus. Ist ihr stattgegeben worden aus folgenden Gründen: Nach § 536 ZPO. darf das Urteil I. Instanz vom Berufungsgericht nur insoweit abgeändert werden, als eine Abänderung zutrifft. Diese Bestimmung enthält das Verbot der reformatio in pejus, d. h. der Abänderung eines Urteils zum Nachteil derjenigen Partei, die allein das Rechtsmittel dagegen eingelegt hat. In diesem Sinne und in dieser Begrenzung ist die Vorschrift eine zwingende, und wenn das RG. in einem Falle an Stelle des Berufungsrichters erkennend, durch § 536 a. a. O. sich nicht gehindert gesehen hat, eine schwebepflichtige Partei, ohne einen darauf gerichteten Antrag von der Eidesleistung zu befreien und unbedingt so zu erkennen, wie im Fall der Eidesleistung zu erkennen war (RG. 15, 308), und wenn in einem anderen Falle (RG. 44, 366) die Bestätigung eines in I. Instanz aufgetragenen Eides vom RG. gebilligt wurde, so lag doch in beiden Fällen die Sache so, daß eine Berufungsteilung der betreffenden Berufungskläger mit einem Vernein werden konnte, da im ersten Fall die Berufung verlosene Partei selbst durch ihre veränderte Rechtsveränderung den in I. Instanz den Klägern auferlegten Eid überflüssig gemacht hatte, während im zweiten Fall die Entscheidung, soweit sie für den Berufungskläger nachteilig ausfiel, nicht auf Bestätigung des in I. Instanz dem Gegner auferlegten Eides beruhte, insoweit vielmehr durch Bestätigung des Berufungsklägers zum Erfüllungszustand des letzteren erkannt worden war, wodurch zugleich

die Beibehaltung des in 1. Instanz erlassenen Eides sich als eine logische Unmöglichkeit erwies. Weher aus diesen Urteilen, noch aus dem Urteil Rb. 29, 3, — welches die Abweisung der Klage wegen Unzulässigkeit des Rechtsweges billigte, obwohl in 1. Instanz über einen Teil des Anspruches auf einen Eid zugunsten des Klägers erkannt war, nur der Klägers Berufung eingelegt, und der Beklagte unter Erhebung des Einwandes der Unzulässigkeit des Rechtsweges nur die Zurückweisung der Berufung beantragt hatte, — kann ein allgemeiner Satz des Inhalts entnommen werden, daß der Berufungsrichter befugt sei, ohne einen darauf gerichteten Rechtsmittelantrag einen in 1. Instanz aufgelegten richterlichen oder Parteieid zu beseitigen, falls er denselben für unerschlich oder das Gegenteil der durch Leistung oder Nichtleistung des Eides festzustellenden Tatsache für voll bewiesen erachtet. Demgemäß hat auch das Rb. in wiederholten Entscheidungen (Rb. 29, 428; 49, 381; Gruchot-Beitr. 39, 446) durch jene Urteile sich nicht gebindert gesehen, die Beseitigung eines in 1. Instanz aufgetragenen Eides in der Berufungsinstanz, weil zum Nachteil der Berufung verfolgten Partei gereichend, als Verstoß gegen § 536 ZPO. zu erachten, und zwar auch dann, wenn die zur Beseitigung des Eides führende Überzeugung des Berufungsgerichts auf einer erst in 11. Instanz stattgehabten Beweisüberlegung beruht (Gruchot 39, 446). So liegt der Fall auch hier, und es würde der Anrufung der Verz. bedürfen, wenn im vorliegenden Fall die Beseitigung des dem Beklagten auferlegten Eides zum Nachteil des Klägers gestillt werden sollte. Eine Veranlassung hierzu ist aber nicht gegeben, da in Übereinstimmung mit jenen Urteilen die Umwandlung einer durch Eid bedingten Beurteilung oder Klageabweisung in eine unbefugte als eine Verschlechterung der Rechtslage derjenigen Partei angesehen werden muß, der aus der Leistung oder Nichtleistung des dem Gegner auferlegten Eides eine günstigere Entscheidung entzogen wurde. Eine allgemeine Befugnis, ungeschickte oder unnütze Eidesauflagen auch ohne Parteiantrag zu beseitigen, ist dem Berufungsgericht in der ZPO. nicht erteilt, und hat ihm, wie die gesetzgeberischen Verhandlungen ergeben, nicht erteilt werden sollen. (Vgl. Oahn, Materialien s. 1, 951; 2, 951.) Hiernach hat der Berufungsrichter, indem er unter Beseitigung des dem Beklagten auferlegten Eides unbedingt auf Abweisung des Klägers erkannt, ohne daß von seiten des Gegners ein entsprechender Antrag gestellt war, das erste Urteil zum Nachteil des Berufungsklägers geändert und dadurch gegen § 536 ZPO. verstoßen. R. v. B., II. v. 16. Okt. 07, 567/06 V. — Wesen.

21. §§ 646 Rf. 1, 680, 684 ZPO. Wegfall der Legitimation des Antragberechtigten nach dem Erlaß des Entmündigungsbeschlusses ist für die Anfechtungslage unbeachtlich.]

Der Kläger wurde auf Antrag der Beklagten, seiner damaligen Ehefrau, durch Beschluß des Rb. vom 31. März 1905 wegen Verschwendung und Trunksucht entmündigt. Der Beschluß wurde dem Kläger am 1. April 1905 zugestellt. Die Ehe der Parteien wurde durch Urteil des Rb. vom 18. Februar 1905 geschieden; dieses Urteil wurde am 14. April 1905 rechtskräftig. Mittels der am 27. April 1906 der Beklagten zugestellten Klage forderte der Kläger den Entmündigungsbeschuß an. Die Revision (des Klägers) verließ zur rechtlichen Nachprüfung, ob die Entmündigung noch ergehen dürfte,

nachdem die Ehe der Parteien rechtskräftig getrennt war, und die Beklagte dadurch ihr Antragsrecht verloren gehabt hätte. Die Passivlegitimation der Beklagten für den Anfechtungsprozeß ist indes vom Berufungsgericht mit Recht angenommen. Allerdings darf gemäß § 680 ZPO. der wegen Verschwendung oder Trunksucht vom Rb. ergebende Entmündigungsbeschuß nur auf Antrag erlassen werden. Demgemäß mag das Berufungsgericht dem Rb. einzu stellen sein, wenn in dem vor ihm schwebenden Verfahren der Antragsteller stirbt oder diejenige Eigenschaft verliert, die ihn zum Antrag befähigt, so insbesondere wenn die Ehe geschieden wird, nachdem die Ehefrau den Antrag gestellt hat (§§ 680 Rf. 3, 646 Rf. 1 ZPO). Anders verhält es sich aber, nachdem einmal der Entmündigungsbeschuß vom Rb. erlassen ist. Die hiergegen erhebende Anfechtungslage hat nach schließender Rechtsprechung des Rb. zum Ziele die Bekämpfung der Rechtmäßigkeit des Entmündigungsbeschlusses zur Zeit seiner Erlassung. Schon nach diesem allgemeinen Grundsatz haben im Anfechtungsverfahren Tatsachen, die auf das ursprünglich begründete Anfechtungsrecht nachträglich abändernd eingewirkt haben, unberücksichtigt zu bleiben, sofern sich nicht im Einzelfalle aus dem Gesetze ein anderes ergibt. Des besonderen bestätigt aber auch der Inhalt des § 684 Rf. 3 ZPO., daß ein nach dem Erlaß des Entmündigungsbeschlusses eingetretener Wegfall der Legitimation des Antragberechtigten unbeachtlich zu bleiben hat. Denn hier ist formal durchgreifend bestimmt, daß die Klage gegen denjenigen zu richten ist, welcher die Entmündigung beantragt hatte. Danach bleibt die Passivlegitimation der Beklagten unänderlich gegeben, wenn sie nur für das Vorverfahren legitimiert war. Dem liegt ersichtlich der Gedanke zugrunde, daß die einmal auf Grund rechtmäßigen Antrags im amtsgerichtlichen Verfahren ausgesprochene Entmündigung nicht hinterher lediglich deshalb in Frage gestellt werden darf, weil sich demnach die Antragsberechtigung geändert hat. Daß dies die prinzipielle Auffassung des Gesetzes ist, ergibt der weitere Inhalt eines dieser Gesetzesvorschriften. Hiernach ist, falls der Antragsteller verstorben, oder sein Aufnahmestand unkenntlich oder im Auslande ist, die Anfechtungslage gegen den StA. zu richten. In diesem Falle ist die Antragsberechtigung durch den Wegfall beseitigt, die Befähigung ihres Subjekts aufgehoben oder ihre Ausübung erschwert. Dennoch wird das Verfahren nicht hinfällig, sondern fortgesetzt, und zur praktischen Durchführung an Stelle des weggefallenen oder behinderten Subjekts ausnahmsweise der StA. die Parteivollmacht zugewiesen. Die Passivlegitimation der Beklagten ist nach allem dem gegeben. (Bismarck-Gesetz-Samml. 39, 8/9, Aufl. Bism. II zu § 684.) R. v. B., II. v. 30. Okt. 07, 303/07 IV. — Stettin.

22. §§ 1040, 1041 ZPO. Welche Wirkung hat die Vereinbarung: es solle im freien Belieben eines Kontrahenten, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen oder nicht zu unterwerfen? In einem zwischen den Parteien abgeschlossenen Vertrag ist im § 13 Rf. 1 folgendes bestimmt: „Entstehen mit Bezug auf diesen Vertrag und die hierdurch bedingten Rechtsverhältnisse Differenzen oder Streitigkeiten irgend welcher Art zwischen den Kontrahenten, so soll zunächst der Versuch gemacht werden, dieselben durch ein Schiedsgericht zu schlichten.“ Der Rf. 2 regelt die Zusammenfassung des Schiedsgerichts, und der Rf. 3

bestimmt: „Nach ergangenem Schiedspruch haben sich die Parteien innerhalb zweier Wochen zu erklären, ob sie sich dem Schiedspruch unterwerfen oder nicht. Demjenigen, welcher dem Schiedspruch nicht anerkennet, steht es frei, den ordentlichen Rechtsweg innerhalb eines Monats nach der Bestätigung des Schiedspruchs zu beschreiten . . .“ Gegen den Spruch des Schiedsgerichtes hat die Klägerin mittels der gegenwärtigen Klage, unter Inanspruchnahme der vertragsmäßig bestimmten Frist, die Aufhebung des ordentlichen Gerichtes anzufragen. Die Vorinstanzen hoben den zugunsten der Beklagten lautenden Schiedspruch auf und erkannten für Klägerin. — Die Revision der Beklagten wurde mit folgender Begründung zurückgewiesen: Nach § 1040 BPO. hat der Schiedspruch unter den Parteien die Wirkungen eines rechtskräftigen gerichtlichen Urteils; nur in den durch § 1041 bestimmten Fällen kann mit Klage vor den ordentlichen Gerichten die Aufhebung des Schiedspruchs gefordert werden. Ein freies Belieben der Parteien, sich dem Schiedspruch zu unterwerfen oder nicht zu unterwerfen, ist mit der zwingenden Vorschrift des § 1040 nicht vereinbar. Wird gleichwohl durch den Vertrag solches Belieben den Parteien eingeräumt und wird ihnen, auch außerhalb der Voraussetzungen des § 1041, gestattet, sei es auch nur in bestimmter Frist, gegen den Schiedspruch die Aufhebung der ordentlichen Gerichte anzufragen, so ist ein rechtswirksamer Schiedsvertrag nicht vorhanden (§§. 94, 507). Mit Recht hat hiernach die Revision aus den Bestimmungen in § 13 des Vertrages die Forderung hergeleitet, daß der Vertrag, insoweit er als Schiedsvertrag vereinbart ist, der Rechtsgültigkeit entbehrt. Unrichtig aber ist der weitere Schluß der Revision, daß danach die auf Aufhebung des Schiedspruchs gerichtete Klage von vornherein hätte abgewiesen werden müssen. Zwei Auffassungen sind möglich: Entweder ist die Vorschrift des § 1041 BPO. wozu die Aufhebung des Schiedspruchs beantragt werden kann, wenn das Verfahren unzulässig war, auch auf den Fall zu beziehen, wenn ein schiedsgerichtliches Verfahren, wie hier, mangels eines rechtsgültigen Schiedsvertrages überhaupt nicht hätte stattfinden dürfen; dann findet der auf Aufhebung des Schiedspruchs gerichtete Teil des Klageantrags, dem unter I der landgerichtlichen Urteilsformel entprochen worden ist, seine Rechtfertigung eben in § 1041 a. a. O. Oder die gedachte Vorschrift ist nur eines an sich gültigen Schiedsvertrages voraus und bezieht sich auf den hier nicht vorliegenden Fall, daß im Rahmen dieses Vertrags ein aus anderen Gründen unzulässiges Verfahren vor dem Schiedsgerichte stattgefunden hat; dann kann allerdings der § 1041 auf den gegenwärtigen Fall nicht zur Anwendung kommen, die „Aufhebung“ des nach der eigenen und richtigen Meinung der Revision nichtigen Schiedspruchs hat dann eben nur die Bedeutung, daß auch der äußere Schein seines Bestehens beseitigt wird. Die von der Revision geäußerte Verlegung der §§ 1040, 1041 BPO. ist sonach weder bei dieser noch bei jener Auffassung vorhanden. Auch ist in beiden Fällen aus den bestehenden Gesetzen kein Bedenken dagegen zu entnehmen, daß mit dem Antrag auf Aufhebung des Schiedspruchs der Antrag auf Entscheidung in der Sache selbst verbunden worden ist, und daß demzufolge die Vorinstanzen mit jener Aufhebung diese Entscheidung verbunden haben. . . . (Es

folgt die materielle Prüfung der Streitpunkte.) F. Gietzholdt, vortr. a. F., U. v. 21. Okt. 07, 275/07 VII. — Jena.

Versicherungsrecht.

23. Unfallsicherer Zusammenhang.]

Der Erschlagene der Klägerin war bei der beklagten Gesellschaft gegen Unfall versichert. Nach § 1 der Versicherungsbedingungen wird die Versicherung getätigt „gegen die Folgen von Unfällen, insofern durch dieselben für sich allein und nicht beeinflusst durch irgendwelche, mit dem Unfall nicht in ursächlichen Zusammenhang stehende Krankheiten oder andere Umstände der Tod oder die Arbeits- bezw. Erwerbs- (Dienst-) unfähigkeit verursacht worden ist.“ Die Klage auf Zahlung der polizeimäßigen Entschädigung wurde in den Vorinstanzen abgewiesen. Das RG. bestätigte aus folgenden Gründen: Der Berufungsrichter stellt fest, daß der Versicherte an dem Tage des Sturzes, nämlich am 30. Januar 1901, bereits an tuberos dorsalis gelitten habe, daß die Krankheit aber in den allerersten Stadien der Entzündung sich befunden habe und vielleicht noch lange latent und stationär geblieben wäre, ohne auf die Erwerbsfähigkeit des Versicherten einen Einfluß auszuüben, daß jedoch dessen plötzliche Erwerbsunfähigkeit durch eine traumatische Steigerung der tuberos infolge des Sturzes herbeigeführt worden sei. Er nimmt aber auch weiter an, daß der Unfall an und für sich nicht zur Erwerbsunfähigkeit des Klägers geführt haben würde, wenn nicht die tuberos vorhanden gewesen wäre, und gelangt zu dem Ergebnis, daß der Zustand des Versicherten nicht durch den Unfall allein verursacht worden sei, sondern nur in dessen Verbindung mit bereits bestehender tuberos, also beeinflusst durch diese Krankheit, und daß daher gemäß § 1 der Bedingungen der Versicherungsfall nicht gegeben sei. Diese Auffassung ist rechtlich nicht zu beanstanden. Wenn die Beklagte nach dem unabweisenden Werturteil ihrer Bedingungen, welche die Grundlage des Versicherungsvertrages bilden, nicht halten will, sofern zu dem schadenbringenden Zustande ein von dem Unfall unabhängiger Umstand, insbesondere Krankheit, mitgewirkt hat, so ist die Anwendung dieser Bestimmung auf einen Fall nicht zu mißbilligen, in welchem lediglich eine bereits in dem Körper des Versicherten schlummernde schwere Krankheit den unglücklichen Verlauf der Sache herbeigeführt hat, während ohne diese Krankheit das als Unfall gekennzeichnete Ereignis weitere Folgen nicht gehabt haben würde. Es ist richtig, daß eine streng wörtliche Auslegung der in der Police gegebenen Definition des Unfalles zu einer mit dem Versicherungswort unbereinigten Einschränkung der Kausalität führen würde. Andererseits ist eine Auslegung zu bevorzugen, die auf eine Befristung der nur einmal gezogenen Grenze der Haftung hinauslaufen würde. Auf die Umstände des Einzelfalles wird es ankommen, ob noch gesagt werden kann, daß der Unfall die alleinige, im wesentlichen nicht durch sonstige mitwirkende Ursachen beeinflusste Ursache des Todes oder der Invalidität des Versicherten gewesen sei. Dies ist schon in dem Urteile des erkennenden Senats vom 19. Februar 1907 (VII. 200. 06) ausgeführt, in welchem es sich darum handelte, ob bei vor dem Unfall vorhandenem Krebsleiden dieses als die den Versicherungsfall auslösende Ursache des Todes des Versicherten zu betrachten sei. Der Berufungsrichter hatte die Frage bejaht, und dem ist der Senat gefolgt, indem darauf hingewirkt

wurde, daß der getroffenen Entscheidung nicht andere scheinbar abweichende Entscheidungen entgegengehalten werden könnten; das Urteil sei nach Lage des einzelnen Falles zu sprechen. Findet sich daher in einer Reihe von Urteilen der Ausdruck, daß der Unfall als die direkte und ausschließliche Ursache des Todes oder der Erwerbsunfähigkeit auch dann bezeichnet werden könne, wenn durch Alter, allgemeine Kränklichkeit, Schwäche einzelner Organe und andere im Laufe der Versicherungsperiode eingetretene natürliche Zustände eine besondere Empfänglichkeit des Körpers für die nachteiligen Wirkungen des Unfalls vorhanden gewesen sei (vgl. das Urteil vom 12. Februar 1907 — VII. 198. 06 — und die dort angeführten weiteren Urteile), so hat damit keine überall und gleichmäßig zu beachtende Regel aufgestellt werden sollen. Im gegenwärtigen Prozesse liegt die Sache so, daß erst die Krankheit, die tabes dorsalis, dem Unfall das Gepräge eines schadenbringenden Ereignisses gegeben hat. Wollte man hier den Unfall trotz der Bestimmung in der Police die Bedrohung der allseitigen Ursache der eingetretenen nachteiligen Folgen bezeichnen, so würde man jene Bestimmung überhaupt ausschalten. Darum vermag der gegen die Auslegung des § 1 der Bedingungen gerichtete Revisionsangriff. S. o. R. U. Abt. 1. Instanz, U. v. 22. Okt. 07, 24/07 VII. — Dornblath.

24. Unschlüssiger Zusammenhang. Tod während der Karwoche für die Operation.]

Infolge der Revision trägt, daß der Berufungsrichter zu Unrecht den unschlüssigen Zusammenhang zwischen dem Unfall, den der Versicherte im März 1905 erlitten hat, und dem darauf eingetretenen Tode angenommen habe, erscheint sie nicht begründet. Es ist unangefochten und unanfechtbar festgestellt, daß der Sturz vom Wagen die Vornahme einer Operation, nämlich die Reposition des Hüftgelenks, in der Karwoche bedingte. Die Karwoche war durchaus erforderlich, um die Folgen des Unfalls zu beseitigen. Daß die Anwendung des Chloroforms irgend ein Kunstfehler von den behandelnden Ärzten begangen worden wäre, ist nicht ersichtlich und auch vom der Beklagten selbst nicht behauptet. Auch das liegt nicht vor, daß die tödliche Wirkung der Karwoche auf eine regelwidrige Körperbeschaffenheit des Verletzten zurückzuführen sei. Man kann nur sagen, daß er nicht mehr die genügende Widerstandsfähigkeit besaß, um den Einfluß des Betäubungsmittels zu überwinden. Unter diesen Umständen läßt sich nicht mit der Revision annehmen, daß der Tod durch die Karwoche als eine selbständig wirkende Bedingung verursacht worden sei, daß also mit ihr eine neue Kausalitätsreihe begangen habe. Die Karwoche war durch den Unfall unabwendbar gewordene Mittel, ohne welches die Heilung nicht bezogen werden konnte. Sie bildete die notwendige Vorbereitung für die sich aus dem Unfall ergebenden operativen Maßnahmen und kann für die hier zu beantwortende Frage des Kausalzusammenhangs nicht anders beurteilt werden, wie diese selbst. Verlaufen sie einschließlich der vorausgegangenen Karwoche ungünstig, ohne daß besondere Zufälle für einen solchen Verlauf zu ermitteln wären, so ist es allein der Unfall, der als Ursache des Ablebens des Verletzten in Betracht kommt. Daß dies dem Sinne der Versicherungsbedingungen entspricht, ergibt sich aus dem Hinweis auf hinzutretende oder schon bestehende

Krankheiten (der § 3 spricht von der Komplikation mit anderen Ursachen), die eine Gefährdung ausschließen oder beschränken sollen. Nur ungenügende, außer der Berechnung liegende Vorankommisse, welche die durch den Unfall in Bewegung gesetzte Kette der Ereignisse ungünstig beeinflussen, sollen als mitwirkende Ursachen gelten. Eine lediglich misslungene Operation gibt der Beklagten nicht das Recht, die Zahlung der Versicherungssumme zu verweigern. S. U. Abt.-Gef. o. R., U. v. 25. Okt. 07, 26/07 VII. — Raumburg.

Patentgesetz vom 7. April 1891.

25. § 4 PatG. (§§ 935 ff. BGB.). Unrechtmäßige Verletzung zum Schutz gegen die Verletzung einer Patentverletzung. Was ist glaubhaft zu machen?]

Die Frage, ob derjenige, welcher gegenüber der Verletzung einer Patentverletzung den Schutz des Richters durch einstweilige Verfügung nachsucht, glaubhaft zu machen hat, daß ihm die behauptete Patentverletzung nicht zur Last fällt, oder ob es genügt, wenn er nur die Tatsache der Verletzung geltend macht, ist in der Literatur bestritten. Zugunsten der letzteren Auffassung wird ausgeführt, daß grundsätzlich nach dem Prinzip der Gewerbetreibenden davon auszugehen sei, daß jeder seine gewerbliche Tätigkeit frei ausüben könne, und daß daher derjenige, welcher eine Verletzung derselben durch ein ihm zustehendes Schutzrecht behauptet, dessen Vorhandensein glaubhaft zu machen habe. (Vgl. insbesondere Kant, PatG. § 4 Nr. 487.) Diese Ansicht, welche sich auch auf ältere Erkenntnisse berufen kann, ist jedoch in dem Urteil des OLG vom 24. Februar 1904 Rep. I 458/03 (vgl. PatRchSchr. Bd. X, 293 ff.) abgelehnt, und der Senat hat bei nochmaliger Prüfung der Frage sich nicht veranlaßt gesehen, von der zuletzt vertretenen Auffassung abzugehen. Aber eine einstweilige Verfügung nachsucht, hat ihre tatsächlichen Voraussetzungen glaubhaft zu machen. Er hat, wenn er wie im vorliegenden Falle, die Wahrung seines Rechtsfriedens, seiner ungehinderten gewerblichen Betätigung beansprucht, nicht nur die Störung sondern auch weitere glaubhafte zu machen, daß der Störer unberechtigterweise in seinen Gewerbebetrieb eingreift. Gegenüber der Tatsache, daß der letztere sich auf eine lex specialis, sein Patentrecht, beruft, kann der allgemeine Hinweis auf das Prinzip der Gewerbetreibenden nicht genügen. Aber auch die Tatsache, daß der Beklagte selbst für sich ein Patent, und zwar ein späteres Patent als das der Klägerin wann auch gebohrte, erworben hat, kann diese Glaubhaftmachung nicht ersetzen, da das Patentamt die Erteilung eines neuen Patents die Frage der Abhängigkeit derselben von einem früheren Patente nicht zu entscheiden hat. B. o. G., U. v. 19. Okt. 07, 578/07 I. — Berlin.

Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen.

26. § 20. Anzuwendende Grundsätze für Prüfung der Verwechslungsgefahr.]

Es geben die folgenden Ausführungen des Berufungsgerichts zu rechtlichen Bedenken Anlaß, wodurch die Gefahr einer Verwechslung der von den Parfimen auf ihrem Säckchen benutzten Zeichen vermehrt ist. Bei Prüfung der Verwechslungsgefahr ist das Berufungsgericht von einer genaueren Betrachtung beider Zeichen ausgegangen und es hat hierbei die Ähnlichkeit der Umschriften und deren Inhalt von mehreren bei der Ver-

gleichung ausgeschlossen und sich im vorstehenden auf eine Vergleichung des hauptsächlichsten Bestandteil beider Zeichen, nämlich des fünfjädigen Sterns mit dem Worte Sternmarke in dem älteren Zeichen und des vierjädigen Sterns mit dem vier Punkte in dem neueren Zeichen der Vergleichung. Man kann zwar nach der feststehenden Rechtsprechung des erkennenden Senats ein einzelner Bestandteil eines Warenzeichens aus diesem oder jenen Grunde so vortrefflich und eine so hervorragende Bedeutung haben, daß dadurch der Gesamteindruck des Warenzeichens bestimmt wird. Dies darf jedoch, da nur das Gesamtbild das Entscheidende ist, nicht dazu führen, von vornherein bei der Vergleichung zweier Zeichen die Kennzeichnung in Haupt- und Nebenbestandteile zu zerlegen; vielmehr können auch diejenigen Teile eines Warenzeichens, welche an und für sich und bei genauer Betrachtung als nebensächlich erscheinen, durch die Art ihrer Anordnung, Umschrift u. dgl. im Zusammenhalt mit dem übrigen Inhalte des Zeichens dazu beitragen, den Gesamteindruck zu bestimmen und damit die Gefahr einer Verwechslung zu begründen oder zu erhöhen. Nicht ohne alle Bedeutung für den Gesamteindruck ist übrigens auch der Einfluß, der durch die bestimmungsmäßige und verletzliche Art der Verwendung eines Zeichens ausgeübt wird. Grundständig hat zwar das Berufungsgericht darin recht, daß das Warenzeichen nur in der eingetragenen Gestaltung Schutz genießt, und daß der Zeicheninhaber für eine deutliche Anbringung des Zeichens Sorge tragen muß. Der Grundlag muß auch mit einer gewissen Strenge angefaßt werden, um die Grenze des Zeichenschutzes nicht zu verwischen. Allein seine Anwendung darf nicht starr und ohne jede Rücksicht auf die Zweckbestimmung der Warenzeichen und die Umstände des Falles bis zur äußersten Remission durchgeführt werden. Das Warenzeichen hat die Bestimmung, den Bedürfnissen des geschäftlichen Verkehrs zu dienen, und diese seine Zweckbestimmung bedingt, daß bei der Prüfung einer Verwechslungsgefahr der Eindruck, wie es sich bei bestimmungsmäßiger und verletzlicher Art seines Gebrauches darstellt, nicht ganz außer Betracht bleiben darf. Man wird aber bei Waren, welche wie Milch u. dgl. in Säcken verpackt werden, das Warenzeichen nach den Gepflogenheiten des Verkehrs auf den Säcken selbst angebracht und es ist naturgemäß, daß dadurch je nach Beschaffenheit der Ware der Eindruck des Zeichens im Verkehr beeinflusst wird. Das Berufungsgericht geht nun zu weit, wenn es diesem in der Natur der Sache liegenden Einflüsse des Gebrauches auf den Gesamteindruck eines Zeichens alle und jede Bedeutung für die Frage der Verwechslungsgefahr abspricht. Da hiernach das Berufungsgericht bei Anwendung des § 20 MarkenG. von unwichtigen Rechtsgründen ausgeht, so war das angefochtene Urteil aufzuheben und die noch nicht spruchreife Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückzuverweisen. Th. v. M. D., II. v. 16. Okt. 07, 149/07 II. — Darmstadt.

Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. März 1897/20. Mai 1898.

27. §§ 63, 112. Anwendung dieser Vorschriften auch bei Veräußerung einzelner Grundstücksgruppen.]

Der im Grundbuch von D. Bd. VI Bl. 4 und Bd. XII Bl. 5, auf jedem mit einer großen Anzahl einzelner Grund-

stücke, eingetragene Grundbesitz des St. B. gen. D. kam im Jahre 1906 gleichzeitig zur Zwangsversteigerung. Im Versteigerungstermin am 20. Oktober 1906 wurden zunächst die Grundstücke jedes der beiden Grundbuchblätter für sich ausbezogen, ohne Inventar, wie die Gläubiger beantragt hatten, das Inventar sollte eventuell nachträglich besonders versteigert werden und wurde von allen Beteiligten zu einem Wert von 3000 Mark eingeschätzt. Es wurde ein Höchstgebot abgegeben auf Bd. VI Bl. 4 von 27 700 Mark, auf Bd. XII Bl. 5 von 17 400 Mark. Inzwischen hatten sämtliche Beteiligten sich damit einverstanden erklärt, daß das Angebot der einzelnen Grundstücke jedes Grundbuchblattes unterbleiben sollte. Darauf wurden die sämtlichen Grundstücke beider Grundbuchblätter zusammen ausbezogen, mit Inventar; es erfolgte ein Höchstgebot von 48 950 Mark. Die erschienenen Beteiligten erklärten sich für den Zuschlag auf das Gesamtangebot von 48 950 Mark; der Höchstpreis auf die Einzelgüter verzichtete nun auf seine Rechte daraus. Der Zuschlag wurde dann durch Beschluß vom 27. Oktober 1906 diesem Gesamtangebot erteilt; der Zuschlag ist rechtskräftig geworden. Im Versteigerungstermin am 11. Dezember 1906 wurde gemäß § 112 ZPO eine Verteilung des Gesamtresultates auf die Grundstücke je von Bd. VI Bl. 4 und Bd. XII Bl. 5 vorgenommen. Die Teilungsmasse wurde mit 86 483,98 Mark festgestellt. Nachdem das Verhältniß der beiden Grundstücksgruppen in vorgefertigter Weise, nach § 112 Abs. 3 Satz 1 ZPO; § 11 ZPO. und Art. 8 Preuß. J. ZPO., auf 28 836 Mark für Bd. VI Bl. 4 und 16 267 Mark für Bd. XII Bl. 5 ermittelt war, wurde dementsprechend die Teilungsmasse mit 37 399,24 Mark auf Bd. VI Bl. 4 und 21 084,74 Mark auf Bd. XII Bl. 5, also der bare Erlös, unter Abrechnung der bestanden gebliebenen Hypotheken, dort 160 Mark, hier 10 000 Mark, je mit 37 249,24 Mark und 21 084,74 Mark auf die beiden Gruppen verteilt. Auf Bd. XII Bl. 5 hatte der Kaufmann M., der hier auch der betreibende Gläubiger war, Hypothekenforderungen von zusammen 18 670,05 Mark angemeldet, denen, abgesehen von dem Anteil an dem vorweg zu berichtenden Kosten usw. Forderungen, nur 820,87 Mark vorgingen. Er würde demnach zum größten Teil zur Befriedigung gekommen sein, wenn der Zuschlag auf das Einzelgebot von 17 400 Mark erteilt worden wäre. Es kam daher in Frage, ob nicht die Verteilung des Gesamtresultates nach § 112 Abs. 3 vorzunehmen sei, nämlich so, daß der dort bezeichnete Forderungsbetrag dem verhältnismäßigen Werte von Bd. XII Bl. 5 hinzu — und vom Wert von Bd. VI Bl. 4 abgerechnet wurde. Das RG. hat auch eine solche Berechnung aufgestellt, wonach der Forderungsbetrag sich auf 6003,54 Mark, unter Zurechnung eines entsprechenden Anteils dem Durchschnittswert des nicht mit ausbezogenen Inventars mit rein 1 216,90 Mark sogar auf 7 220,44 Mark beläuft. M. würde demnach bei solcher Verteilung einen um diesen Betrag geringeren Ausfall erleiden. Dagegen würde dann ein Ausfall gleicher Höhe bei Bd. VI Bl. 4 an letzter Stelle zum Zuge gelangenden Gläubiger treffen, nämlich zunächst die unter V. 10 des Verteilungsplans aufgeführten Forderungen von Witwe Sch., B. B., W. B. und B. B. (jetzt Frau F.) an zweiwöchigen Leihzins (Leihzinsgefällen)

nach Abfindungen um im ganzen 16 809 Mark, auf die anderenfalls 5 430,02 Mark vom Gesamterlöse entfallen würden, und weiterhin auch die Hypothekensforderung des Joh. G. von 3 488,45 Mark (Plan V 8), die sonst voll befriedigt werden würde. Das AG. hat jedoch die in § 112 Abs. 3 vorgesehene Verteilung nicht angenommen, sondern nach Abs. 2 zu verteilen beschlossen, wonach M. mit 9 405,98 Mark ausfällt. Hiergegen erhob der Bädermeister J. G., als Zeisinnar des M. Widerspruch. Infolgedessen wurden zwei Streitmassen hinterlegt: zwischen J. G. und G. von 1 748,45 Mark; zwischen J. G. und den genannten Gläubigern unter V 10 des Verteilungsplans von 5 430,02 Mark. G. hat dann rechtzeitig die vorliegende Klage mit dem Antrag erhoben, die Beklagten zur Einmüßigung in die Auszahlung der Streitmassen mit Zinsen an ihn zu verurteilen. Verklagt sind 1. G., 2. M. B., 3. M. F., 4. R. R. (dem die Witte Sch., H. B. und H. F. ihrer Abfindungsforderungen abgetreten haben) und 5. Frau J. Der Streit zwischen dem Kläger und G. ist noch nicht zur Aburteilung gelangt, es handelt sich also nur um die andere Streitmasse von 5 430,02 Mark. Der Kläger beruft sich auf die Vorschrift in § 112 Abs. 3 ZPO., die vom AG. nicht befolgt worden ist. Von den in Betracht kommenden Beklagten 2 bis 5 hat sich Frau J. (5) im Prozesse nicht vertreten lassen. Die anderen Beklagten bestreiten die Anwendbarkeit jener Gesetzesvorschrift, die nach ihrer Ansicht bloß auf den Fall des vorherigen Ausgebots einzelner Grundstücke (§ 63 Abs. 1 ZPO.), dagegen nicht auf das hier geschehene Ausgebot von zwei Grundstücksgruppen zu beziehen ist, um so weniger als — wie sie geltend machen — das Gruppenausgebot das Inventar nicht mit umfasse habe und darum eine Vergleichung der Reizebote nicht möglich sei. Sie wollen überdies in den Erklärungen der Beteiligten im Versteigerungstermin einen Verzicht auf die Ergebnisse des Einzelausgebots finden. Der Kläger widerspricht diesen Ausführungen. In 1. Instanz ist die Streitmasse dem Kläger zugesprochen worden, wobei die Beklagte 5, Frau J., sich beruft hat. Die Beratung und Revision der übrigen Beklagten ist zurückgewiesen: Sotwohl das AG. wie das OLG. haben angenommen — abweichend von dem Vollstreckungsrichter —, daß die Verteilung des Erlöses aus dem Gesamtausgebot über die beiden versteigerten Grundstücksgruppen (auf Ab. XII Bl. 5 und Ab. VI Bl. 4 des Grundbuchs) nach Maßgabe des § 112 Abs. 3 ZPO. zu geschehen habe. In den Vorinstanzen haben die Beklagten die Anwendbarkeit dieser Gesetzesbestimmung auf den vorliegenden Fall hauptsächlich mit der Begründung bestritten, daß ihrer Meinung nach ein Einzelausgebot in dem dort vorausgesetzten Sinne hier überhaupt nicht stattgefunden habe. Der § 112 befaßt sich mit dem Falle, daß bei der Versteigerung mehrerer Grundstücke der Zuschlag auf Grund eines Gesamtausgebots (vgl. § 63 Abs. 2) erteilt worden ist und nun eine Verteilung des Erlöses auf die einzelnen Grundstücke notwendig wird. Dann soll der Überschuß, der sich nach Deduktion der Kosten und sonstigen gemeinschaftlichen Belastungen ergibt (Abs. 1), der Regel nach auf die einzelnen Grundstücke nach dem Verhältnis ihres Wertes verteilt werden (Abs. 2). Wenn jedoch der viernach auf das einzelne Grundstück entfallende Erlösanteil nicht zur Befriedigung u. a. derjenigen Ansprüche

ausreicht, die gedeckt sein würden, wenn dem auf das Einzelausgebot dieses Grundstücks abgegebenen Reizebote der Zuschlag erteilt worden wäre, so soll sich der Anteil dieses Grundstücks an dem Überschuß um den Selbstbetrag erhöhen (Abs. 3). Die Beklagten sind nun der Ansicht, daß in § 112 das Gesamtausgebot und das Einzelausgebot einander in dem Sinne gegenübergestellt seien, daß unter Einzelausgebot nur das Ausgebot jedes einzelnen Grundstücks zu verstehen sei, das nach § 63 Abs. 1 allemal stattfinden muß, sofern nicht von dem in Abs. 5 näher bezeichneten Beteiligten darauf verzichtet wird. Sie berufen sich darauf, daß dem gegenüber in Abs. 2 des § 63 nicht bloß das Ausgebot aller, sondern auch das einzige Grundstücke als Gesamtausgebot bezeichnet wird, und wollen daraus schließen, daß auch unter dem in § 112 Abs. 2 gebrauchten Ausdruck „Einzelausgebot“ nur ein Ausgebot der einzelnen Grundstücke verstanden werden dürfe, also nicht das hier neben dem Gesamtausgebot sämtlicher Grundstücke veranfallende (auch Gesamt-)Ausgebot der beiden großen Grundstücksgruppen je von Ab. XII Bl. 5 und Ab. VI Bl. 4 des Grundbuchs. Den Wortlaut der §§ 63 und 112 hat diese Auffassung in gewisser Weise für sich, aber auch nichts weiter; es kann vielmehr einem Zweifel unterliegen, daß nach Absicht des Gesetzes der in § 112 Abs. 3 vorgeschriebene Verteilungsmahß jedesmal angewandt werden soll, sobald neben dem Gesamtausgebot, auf das der Zuschlag erteilt wird, weniger umfangreiche Ausgebote mit einem für bestimmte Gläubiger günstigeren Ergebnisse stattgefunden haben. Die Zuleitung eines Gesamtausgebots verlangt den Vorzug, einen möglichst hohen Erlös zu erzielen, weil (wie es in der Denkschrift heißt, Heymannsche Ausg. S. 81) das Gesamtausgebot ersatzmäßig nicht selten ein besseres Versteigerungsergebnis liefert als das Einzelausgebot. Dabei kommt dem Gesetzgeber aber nicht entgegen, daß trotzdem das Einzelausgebot für diesen oder jenen Gläubiger ein günstigeres Ergebnis liefern kann, und diesen Widerspruch der Interessen hat er dahin gelöst, daß ein solcher Vorteil dem Gläubiger auch beim Zuschlag auf das Gesamtausgebot erhalten bleiben soll. Schon die Motive bemerken zum § 63, um die Bestimmung zu rechtfertigen, daß neben dem Einzelausgebot auf Verlangen jedes Beteiligten ein Gesamtausgebot stattfinden muß, trotz Widerspruch anderer Beteiligten: das weitere Versehen sei so geregelt, daß der Zuschlag auf Grund des Gesamtausgebots nur erteilt werde, wenn auf diesem Wege die berechtigten Interessen in größerem Umfange Berücksichtigung finden als durch die Einzelersteigerung. Zu der damit gemeinten Regelung gehört besonders die Bestimmung in Abs. 3 des § 112 (vgl. auch § 63 Abs. 4). Wenn die hier vorliegende Absicht des Gesetzes sich auf Fälle wie den vorliegenden nicht beziehen sollte, wie die Beklagten meinen, so enthielte das Gesetz eine unerlässliche Lücke. Hier standen dem Gesamtausgebot zwar nicht Ausgebote der zahlreichen einzelnen Grundstücke, wozu von den Beteiligten nach § 63 Abs. 5 verzichtet worden war, wohl aber Ausgebote von zwei Grundstücksgruppen gegenüber, die dann auch noch zusammen ausgetreten wurden. Daß solchem Zusammenausgebot gegenüber die Ausgebote der beiden einzelnen Grundstücksgruppen Einzelausgebote sind und auch richtig als solche bezeichnet werden dürfen, ist nicht zu bestreiten; auch das dieses Einzelausgebot

der Gruppe Bb. XII Bl. 5 für den Zehnten des Klägers das günstigste Ergebnis geliefert, das in dem vom Gesetzgeber in § 112 Abs. 3 vorausgesetzten Fall bei dem Zuschlage auf das Gesamtaussgebot erhalten werden soll. Mühte gleichwohl dieser Gläubiger auf den Vortheil aus dem erwünschten Einzelaussgebot jenseits anderer Gläubiger verzichten, so wäre dies schlechthin nicht zu verstehen. Nachdem in Abs. 2 des § 63 auch das Ausgebot einiger Grundstücke — im Gegensatz zu dem Ausgebot der einzelnen und aller Grundstücke — zugelassen worden war, mußte der Gesetzgeber mit der Möglichkeit rechnen, daß daneben noch ein Gesamtaussgebot aller Grundstücke stattfinden werde, wenn nach § 63 Abs. 3 kann jeder Beteiligte ein solches Gesamtaussgebot sogar verlangen. Daraus mußte sich dann aber die weitere Möglichkeit aufdrängen, daß die Gruppenausgebote und das Gesamtaussgebot für die einzelnen Gläubiger ein verschiedenes Ergebnis liefern konnten. Dieser Interessenschutz bedurfte aber gerade so gut einer Lösung wie beim Zusammenreffen von Ausgeboten einzelner Grundstücke und einem Gesamtaussgebot. Eine verschiedenartige Behandlung dieser beiden Fälle würde sich aber nicht erklären lassen. Sie unterscheiden sich zwar darin, daß das Ausgebot der einzelnen Grundstücke zwingend vorgeschrieben ist, sofern nicht darauf verzichtet wird (§ 63 Abs. 1 u. 5), während Gruppenausgebote nur auf Antrag anzunehmen sind oder doch angeordnet werden können (Abs. 3), allein daraus ergeben sich weder rechtliche noch tatsächliche Anhaltspunkte für eine verschiedenartige Bewertung der Gläubigerinteressen, die dabei miteinander in Widerspruch kommen können. Auch mußte der Gesetzgeber, trotzdem daß er für das Ausgebot einiger Grundstücke einen Antrag fordert, mit einem häufigen Vorkommen solcher Ausgebote rechnen, namentlich in Gegenden, wo, wie anscheinend in der hier in Frage stehenden, das Zusammenschreiben mehrerer Grundstücke auf einem gemeinschaftlichen Grundbuchblatt (§ 4 GBO.) üblich ist und infolgedessen Gruppenausgebote gewisse praktische Vorteile vor dem Ausgebot der einzelnen Grundstücke haben können. Um so weniger darf angenommen werden, daß der Gesetzgeber dies dadurch ershwert oder sogar verhindert habe, daß er dem günstigen Ausfall eines Gruppenausgebots für einzelne Gläubiger jede Berücksichtigung gegenüber einem Gesamtaussgebot verweigerte. Aus allen diesen Erwägungen erscheint es vielmehr als zweifellos, daß mit den Vorberichten die Vorchrift in § 112 Abs. 3 BVO. auch auf den vorliegenden Fall bezogen werden muß, daß die (Einzel-) Ausgebote einiger Grundstücke für bestimmte Gläubiger günstiger ausgefallen sind als das Gesamtaussgebot aller zur Berücksichtigung stehenden Grundstücke. U. und Gen. c. F., U. v. 19. Okt. 07, 44/07 V. — Hamm.

Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz vom 5. Juli 1900.

28. §§ 135, 140 GewUnfV. (§ 45 BauUnfV.) Zeitpunkt des Überganges des Entschädigungsanspruches auf die Berufsgenossenschaft.]

Die offene Handelsgesellschaft in Firma F. & G. hatte vom Hausbesitzer S. die Lieferungen seines Hauses übertragen erhalten und überließ einen Teil der dabei vorzunehmenden Schreinerarbeiten der Frau des Klägers übertragen, in deren Schreinerwerkstatt dieser als Geschäftsführer oder sonstiger

Angestellter tätig war. Als der Kläger im Keller jenes Hauses, den die Beklagten, die Teilhaber der offenen Handelsgesellschaft, zur Aufbewahrung der zum Umbau notwendigen Baumaterialien benutzten, nach alten Treppentufen suchte, die bei den Schreinerarbeiten Verwendung finden sollten, stürzte er in einem nicht genügend vertohlenen Schacht und verletzte sich dadurch. Auf Grund der §§ 842, 843 BGB. hat er von den Beklagten Schadenersatz gefordert. Aus den Gründen: Es kann den Ausführungen, mit denen das Berufungsgericht den dem § 45 des BauUnfV. entnommenen Einwand der Beklagten zurückgewiesen hat, nicht bezw. nicht nach der bisher festgestellten Sachlage beigetreten werden. Die Beklagten haben unter Bezugnahme auf den durch jene Gesetzesbestimmung für anwendbar erklärten §§ 135 des GewUnfV. geltend gemacht, der Kläger habe in ihrem Betrieb den Unfall erlitten, könne daher und da gegen sie durch strafgerichtliches Urteil nicht festgestellt sei, daß sie den Unfall vorsätzlich herbeigeführt hätten, von ihnen Ersatz des infolge des Unfalls erlittenen Schadens nicht fordern. Die Zurückweisung dieses Einwands hat das Berufungsgericht in folgender Weise begründet. Der Kläger habe zu dem Beklagten, bezw. deren Firma nicht in dem Verhältnis eines Arbeiters gestanden. Die von ihm vorzunehmenden Arbeiten habe er vielmehr lediglich in Ausführung eines namens seiner Frau mit F. & G. abgeschlossenen Mietvertrages zu verrichten gehabt. Der Unfall sei somit nicht im Betriebe der Handelsgesellschaft, sondern im Betriebe des auf den Namen der Frau des Klägers gestützten Schreinergeschäftes erfolgt. Ob in diesem Betriebe der Kläger nach dem UnfV. versicherungspflichtig gewesen sei, brauche nicht untersucht zu werden. Denn die Beklagten würden sich darauf, daß dem Kläger die Berufsgenossenschaft, der der Betrieb der Frau des Klägers angehört, für die Folgen des Unfalls aufzukommen habe, nur dann berufen können, wenn sie dartun könnten, daß und in welchem Umfange die Entschädigungspflicht dieser Berufsgenossenschaft festgesetzt sei. Diese letztere Ausführung, mit der das Sachverhältnis dem durch den angezogenen § 45 ebenfalls für anwendbar erklärten § 140 des UnfV. unterstellt wird, findet zwar eine Stütze in dem vom Berufungsgericht angezogenen Urteil des erkennenden Senats, abgedruckt in RG. 55, 385 ff.; die hier entwickelte Auffassung hat aber der Senat verlassen und ausgesprochen, daß die Forderung des Beteiligten gegen den Dritten gemäß dem angezogenen § 140 bereits im Augenblick ihrer Entstehung auf die Berufsgenossenschaft übergeht (RG. 60, 200 ff.). Hieran ist festzuhalten. Vorausgesetzt nun, daß der Betrieb, in dem der Kläger verunglückt ist, versicherungspflichtig ist, und daß der Kläger darin versichert war gemäß dem UnfV. — worüber das Berufungsgericht noch keine Feststellungen getroffen hat —, würde der Klagenanspruch daher, wenn mit dem angeführten Urteil anzunehmen sein sollte, daß der Kläger den Unfall nicht im Betriebe der Handelsgesellschaft der Beklagten, sondern im Betriebe des Schreinergeschäftes seiner Frau erlitten hat, nach § 140 doch „im Umfang der durch dieses Gesetz begründeten Entschädigungspflicht“ der Berufsgenossenschaft umgründet sein, da dem Kläger insoweit die Aktiolegitimatio fehler würde; in diesem Umfang würde der Klagenanspruch der Berufsgenossenschaft gegen die Beklagten zuzuehen. Sollte jedoch, wie die Revision

geltend macht, der Unfall sich im Betriebe der Handelsgesellschaft zugetragen haben, so würde beim Vorliegen der erwähnten Voraussetzungen dem Kläger überhaupt kein Anspruch gegen die Beklagten zustehen (§ 155). F. & E. C. B., U. v. 24. Okt. 07, 62/07 VI. — Götln.

II. Preussisches Recht.

Allgemeines Preussisches Landrecht.

20. Für das Eigentum einer Gemeinde an öffentlichen Wegen spricht die Vermutung.]

Die Revision wendet sich gegen die Annahme, daß für das Eigentum der Gemeinde an öffentlichen Wegen die Vermutung spreche, und sie glaubt, daß eine solche Vermutung nur dann Platz greife, wenn nachweislich die Gemeinde Besitzhandlungen an dem Wege vorgenommen habe. — Die Rüge ist nicht begründet. — In der Rechtsprechung ist anerkannt, daß der öffentlichen Wegen das Eigentum am Wegeforten einem andern als der Gemeinde zustehen kann. Dies aber ist, wie bereits in Rb. 22, 305 hervorgehoben ist, jedenfalls die Ausnahme. Öffentliche Wege und namentlich solche, die wie der streitige Weg, den Verlethe von Ort zu Ort vermitteln, sind dazu bestimmt, von und für die Allgemeinheit benutzt zu werden. Deshalb ist, soweit im Einzelfalle nicht etwas besondere Rechtstitel in Frage kommen, auch die Unterhaltung eines öffentlichen Weges Sache der Gemeinde. Auch dies rechtfertigt es, von dem Eigentume der Gemeinde am Wegeforten als dem Regelfalle auszugehen. Wichtig ist nun zwar, daß, wie der Zeuge A. behauptet, die Gemeinde ihre Unterhaltungspflicht demnach läßt fast, aber andererseits haben auch die Anlieger „nur das Notwendigste für die Instandhaltung“ getan. Das Verwaltungsgericht hat dies nicht unterdrückt gelassen, es offenbar aber nicht für ausreichend erachtet, um die Zustimmung der Gemeinde aus der Zweckbestimmung und Benutzung des Weges sich ergebende Eigentumsvermutung zu entlasten. Die Verletzung einer Rechtsnorm ist hierin nicht zu finden. Daß in dem im Urteile Rb. 22, 306 zur Entscheidung gelangten Falle die Gemeinde den Weg nach mit Bäumen bepflanzt hatte, mußte als weitere Befestigung für das Eigentum der Gemeinde gelten; allein das Verwaltungsgericht war nicht gehindert, auch schon ohne solche besonderen Befestigungen davon, daß eine Vermutung für das Eigentum der Gemeinde begründet sei, auszugehen. F. v. Gemeinde A., U. v. 30. Okt. 07, 64/07 V. — Breslau.

30. §§ 68, 69 Zl. II Tit. 10 RKR. Begriff des „mittelbaren Staatsbeamten“.]

Den Hauptangriff richtet die Revision gegen die Feststellung des Verwaltungsgerichts, daß der Kläger zu der Zeit, als ihm die Beklagte die triftlose Kündigung seines Dienstverhältnisses erklärte, die Stellung eines mittelbaren Staatsbeamten gehabt habe und als solcher nur im Wege des förmlichen Disziplinarverfahrens habe entlassen werden können. Dieser Revisionsangriff ist nicht begründet. Mittelbare Staatsbeamte sind nach den §§ 68, 69 II, 10 RKR. die im „unmittelbaren Dienste gewisser dem Staate untergeordneter Kollegien, Korporationen und Gemeinden“, also im Dienste der sogenannten Korporationen des öffentlichen Rechts stehenden Beamten (Rb. 62, 241). Zu den Körperschaften des öffentlichen Rechts gehören nach ihrem Aufgaben, ihrer Verfassung

und ihrer Eingliederung in den staatlichen Organismus auch die Landwirtschaftskammern (§§ 1, 2, 3 und 20 des Gesetzes vom 30. Juni 1894), und ihre Beamten sind mittelbare Staatsbeamte. Für die Korporationen schreiben die §§ 159, 160 II, 6 RKR. vor, daß sie der Regel nach beauftragt sind, sich ihre Beamten selbst zu wählen, jedoch die Wahl der vorerwähnten Obrigkeit zur Genehmigung anzeigen müssen. Nach § 166 kann aber durch besondere Gesetze und durch die Verfassung der Korporation etwas Abweichendes bestimmt werden. Die Verfassung kann der Korporation die Befugnis erteilen, ihre Beamten selbständig und ohne Mitwirkung der Oberbehörde anzustellen. Die Ansicht der Revision, daß eine solche Satzungsbestimmung ungültig sei, ist gegenüber dem § 166 unhaltbar. Zur Anstellung des Klägers als Beamten der Beklagten, die durch Beschallung vom 2. Oktober 1898 erfolgte, ist unstreitig eine Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht erteilt worden, sie wurde auch nicht nachgeholt. Das Verwaltungsgericht hat angenommen, daß eine solche Genehmigung nicht erforderlich gewesen sei. Es legt die unter dem 7. Oktober 1895 gegebene Satzung der Beklagten in dem Sinne aus, daß sie die ministerielle Genehmigung zur Anstellung der Beamten für nicht erforderlich erkläre und demnach die Anwendung des § 160 II, 6 RKR. ausschließe. Eine solche Auslegung ist rechtlich möglich, auf ihre tatsächliche Richtigkeit kann sie in der Revisionsinstanz nicht nachgeprüft werden. Das Verwaltungsgericht hat aber noch einen zweiten Grund dafür, daß der Kläger die Eigenschaft eines mittelbaren Staatsbeamten nicht gehabt, gegeben und diese Feststellungen tragen selbständig neben dem ersten das Urteil. Auf Anregung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten hat die Beklagte ihre Satzung durch Beschluß vom 17. März 1903 geändert, indem sie dem § 13 folgenden Satz anfügte: „Über die Anstellung und Entlassung ihrer Beamten bestimmt die Landwirtschaftskammer selbständig ohne Mitwirkung der Aufsichtsbehörde.“ Die Satzungsänderung ist nach Maßgabe des § 3 des Gesetzes vom 30. Juni 1894 und des § 2 der Verordnung vom 2. August 1895 gesetzmäßig zustande gekommen und am 30. November 1903 veröffentlicht worden. Der Kläger war von der Beklagten in den Formen angestellt worden, in denen sie ihre Beamten anzustellen hatte, er wurde in den der Beschallung angefügten Anstellungsbestimmungen als Beamter der Kammer bezeichnet, aus Anlaß einer Ministerialverfügung vom 5. Juli 1902, die an sämtliche Landwirtschaftskammern erging und die Rechtsverhältnisse der „Beamten“ der Kammern ausdrücklich erörterte, wurde er am 26. September 1902 berichtigt und nach Inkrafttreten der Satzungsänderung blieb er ohne jede Änderung seiner Rechtsbeziehungen zur Beklagten über zwei Jahre in seiner Stellung. Hieraus ergibt sich, daß der Rüge des Klägers und der Beklagten auf die Begründung eines Dienstverhältnisses und bei der Satzungsänderung auf dessen Fortdauer gerichtet war. Wäre anzunehmen, daß zur Rechtsverhältnisse dieses Dienstverhältnisses anfangs noch die Genehmigung der Aufsichtsbehörde gefehlt habe, so trat die Rechtsverhältnisse mit dem Augenblicke ein, als die Genehmigung durch die Satzungsänderung als Erfordernis der Beamtenstellung beseitigt wurde. Hinsichtlich von diesem Zeitpunkte an hatte der Kläger die Eigenschaft eines mittelbaren Staats-

beamteten und konnte nicht auf dem Wege privatrechtlicher Räumung entlassen werden. S. a. R. u. v. 20. Okt. 07, 107/07 III. — Voten.

Preussisches Gesetz über die Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838.

§ 1. § 25 Gef. — Sachfragen. Anwendbarkeit der §§ 254, 278 BGB.

Die Vorinstanz geht im Anschluß an die Darlegungen in dem reichsgerichtlichen Urteil vom 3. Mai 1906, RG. 63, 270 fig.) davon aus, daß bei den unter die Bestimmungen in § 25 des preussischen Gesetzes über die Eisenbahnunternehmungen fallenden Schäden der Anspruch des Beschädigten, sofern nicht ein unabwendbarer äußerer Zufall vorliegt, nur dann ausgeschlossen sei, wenn der Schaden nachweislich durch ein den Beschädigten selbst zur Last fallendes Verschulden verursacht worden sei. . . . Dem erkennenden Senate sind indes gegen diese von ihm bisher vertretene Auffassung Bedenken beigegeben, die es positivitätserfordern lassen, ob an ihre festgehalten sein werde. Einer Entscheidung darüber bedarf es aber jetzt nicht, da nach dem hier vorliegenden Sachverhalt ganz abgesehen von der im § 254 Abs. 2 BGB. enthaltenen Vermutung auf § 278 der in diesem ausgeprochenen Rechtsgrundsatz gegen die Klägerin zur Anwendung zu kommen hat. Dadurch, daß die Klägerin bei der Bahnverwaltung die Erstellung eines offenen Bahnweges behufs der Beförderung von (durch Funderflug in Brand geratenen) Flachs und Heide beantragt, und die Bahnverwaltung diesem Verlangen entsprochen hat, ist zwischen den Parteien ein Vertragsverhältnis begründet worden. Was das Abkommen über die Erstellung des Bahnweges als Teil des Vertrags über die Beförderung des Frachtgutes anzusehen sein oder als eine neben dem Frachttvertrage bestehende, ihn vorbereitende Vereinbarung, in jedem Falle erweist daraus für die Klägerin die Vertragspflicht, die Verabreichung unter Beobachtung der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt zu auszuführen, daß dabei eine Beschädigung des Eigentums des Beklagten, insbesondere des gestörten Bahnweges, vermieden, also auch der Entzündung des leicht Feuer fassenden Frachtgutes soweit möglich vorgebeugt wurde. Ist bei der Verabreichung hiergegen verstoßen worden, so hat die Bestimmung in § 278 Anwendung zu finden, auch dann, wenn anzunehmen wäre, daß durch die von der Klägerin bewirkte Beförderung des Bahnweges für sie noch keine verbindende Verpflichtung zur Anlieferung des Frachtgutes entstanden sei; denn jedenfalls war, sofern die Klägerin die Anlieferung bewirkte, dies eine zur Erfüllung des getroffenen Abkommens notwendige Handlung, die, wenn sie in vertragswidriger Weise ausgeführt wurde, nach dem in § 278 ausgeprochenen Grundsatz beurteilt werden muß. An der hieraus sich ergebenden Folgerung, daß die Klägerin für ein etwaiges Verschulden der Personen, deren sie sich zur Verabreichung der Ware in den ihr vom Beklagten gestellten Wagen bediente, einzustehen hat, ändert sich auch nicht, wenn an der vorerwähnten Auffassung, daß der Anspruch aus § 25 des Gesetzes von 1838 der Beschädigte nur ihm selbst zur Last fallendes Verschulden zu vertreten habe, grundsätzlich festgehalten wird. Denn da der Schaden, dessen Ertrag die Klägerin fordert, bei der Verabreichung von Handlungen eingetreten ist, die zur Ausführung eines zwischen den Parteien geschlossenen Vertrags hatten, so ist auch die Frage, ob und inwieweit die Vertragspflichten des Beklagten einzustehen hat, nach den für Vertragsverhältnisse geltenden allgemeinen Vorschriften zu beantworten. S. a. Ob.-Justiz, II. v. 24. Okt. 07, 551/06 VI. — Gutachten.

III. Befähigtes Recht.

Bahnhof Landerst., S. 2 § 3 Abs. 3 in Verbindung mit Art. 2 Abs. 3 Code de civ.

22. Nach beiden Reden ist übereinstimmend für das Kolliktverbot der Grundlag der Rück- und Weiterverweisung nicht ausgeschlossen.]

Die Parteien haben sich am 11. Dezember 1895 zu London vereinigt. Der Beklagte ist preussischer Staatsangehöriger;

die Klägerin war russische Staatsangehörige und hatte durch obige Feuert die preussische Staatsangehörigkeit erworben. Die Parteien nahmen den ersten ehelichen Wohnsitz zu Berlin. Dort haben sie zu gerichtlichen Protokollen vom 28. Januar 1896 erklärt, daß sie Berlin zum ersten ehelichen Wohnsitz erwählten und anerkannten, daß sie nach männlichem Rechte in getrennten Gütern leben. Im Mai oder Juni 1896 wurde der eheliche Wohnsitz nach Baden verlegt. Im September 1896 verließ die Klägerin die eheliche Wohnung und begab sich nach Wiesbaden. Dort hat sie am 6. November 1896 die Tochter Radine geboren. Die Ehe der Parteien ist durch rechtskräftiges Urteil des OLG zu Karlsruhe vom 6. Juli 1904 wegen beiderseitigen Verschuldens geschieden. Die Klägerin behauptet, sie habe dem Beklagten im Februar 1896 und im September 1896 je 20 000 Mark als Darlehen gegeben. Durch die Klage war die Verurteilung des Beklagten zur Zahlung von 40 000 Mark und Zinsen beantragt. Der Beklagte beantragte die Klage abzuweisen. Die Klägerin hat am 8. Dezember 1896 zu Wiesbaden dem Beklagten eine von ihr geschriebene und unterschriebene Urkunde mit folgendem Inhalte ausgestellt: „Hiermit erkläre ich die meinen Ranne . . . gebene Summe von 20 000 Mark im Februar 1896 als Eigentum unfreier Tochter Radine, dessen Vererbung von den Jansen dieses Kapitals besitzten werden soll. Die weiteren 20 000 Mark, welche mein Mann am 26. September 1896 von mir erhalten hat, überlasse ich letzterem für die entstehenden Kosten als wie: Sachverständigen, Anwaltskosten und dgl. Ich unfreier am 11. Dezember geschlossenen Ehe bis heute.“ Auf diesen Revers war der Antrag auf Klagenabweisung gestützt. Die Klägerin entgegnete, der Revers sei unrichtig aus verschiedenen Rechtsgründen, unter anderem, weil er unter der Bedingung ausgestellt wurde, daß der Beklagte in eine friedliche Scheidung einwillinge, und weil er als Schenkung ganz oder doch teilweise nichtig ist. In 1. Instanz wurde nach dem Klagenantrag erkannt, in 11. Instanz die Klage abgewiesen. Mit der Revision der Klägerin ist beantragt, das angefochtene Urteil infomitt aufzuheben, als die Klägerin mit ihrer Klage bis zum Betrage von 20 000 Mark mit Zinsen abgewiesen wurde, und in diesem Umfange den Beklagten nach dem Inhalte der Klage zu verurteilen. Derselben Antrag gemäß erkannt das RG. Der Revers vom 8. Dezember 1896 ist in Wiesbaden errichtet. Nach der internationalrechtlichen Kollisionsnorm in § 13b des VI. badischen Konstitutionsaktes, die richtig ist, ist, wenn die Parteien nicht badische Staatsangehörige sind, das Recht des Ortes anzuwenden, wo die räumliche oder unerläubte Handlung vorgenommen wurde, die lex loci contractus. . . . Das war für die im Revers enthaltenen Rechtsgeschäfte das zu Wiesbaden damals geltende gemeine Recht. Das Berufungsgericht prüft nun, ob das gemeine Recht in seiner Gesamtheit, also mit seinen international-rechtlichen Kollisionsnormen, anzuwenden sei. — Grundlag der Rückverweisung und Weiterverweisung — oder ob es bei dem Anwenden der Kollisionsnormen des badischen Rechts hin Verwenden habe. Fürsich ist wie das Berufungsgericht zutreffend ausführt, entscheidend der Inhalt der Kollisionsnormen des badischen Rechts und nicht, wie es oben auf, daß sie die Rück- und Weiterverweisung ausschließen. Es laien sich für seine Ansicht auf die neuen Präzise der badischen Gerichte und auf die Urteile des erkennenden Senate in badischen Sachen vom 31. Mai 1893 — II. 100/89 RG. 24, 326 — vom 18. Februar 1890 — II. 314/89, RG. 25, 341 — und vom 24. April 1894 — Pucheltz RG. 25, 437 Bad.Km. 60, 215, 230 — berufen; es konnte weiter noch die neue Literatur auf dem Gebiete der internationalen Privatrechts anrufen, die überwiegend den Grundlag der Rück- und Weiterverweisung billigt. Der erkennende Senat hat nicht in seinem Urteile vom 30. November 1906 — II. 174/06 RG. 64, 393 — für das Kolliktverbot des schweizerisch-französischen Gesetzbuchs — a. a. — das Gegenteil angenommen und durch die Vorschriften insbesondere des Art. 3 Abs. 3 a. e. den Grundlag der Rück- und Weiterverweisung nicht als ausgeschlossen angesehen. Er hält nach wiederholter Prüfung an dieser Auf-

lösung steht. Was aber für Art. 3 Abs. 3 c. e. c. anerkannt wird, muß auch für Satz 3 Abs. 3 bad. Landr., der den Art. 3 Abs. 3 c. e. wörtlich übertrifft, gelten, jama da es an einem Anhalte dafür fehlt, daß der badische Gesetzgeber das Revisionsrecht abtöndert von dem Revisionsrecht des c. e. zu regeln beabsichtigte. Von dieser Grundlage aus ist aber auch der Vorbericht in § 13b des VI. Konstitutionsgesetzes dahin auszulagen, daß für den Grundbesitz der Rüd. und Weiterverwertung nicht ausgeschlossen. Nach dem Revisionsnormen des in Wiesbaden geltenden gemeinen Rechts sind die in dem Kreis vom 8. September 1896 geschlossenen Geschäfte grundsätzlich an und für sich nach dem Rechte des Wohnsitzes der Parteien zu beurteilen. Das ist, da die Parteien damals unrichtig ihren Wohnsitz zu Baden-Baden hatten, damals geltende badischer Landrecht. — Das Berufungsgericht versucht auszuführen, der in jenem Revers ausgesprochene Gehalt der für streitigen 20 000 Mark enthaltene keine wertvolle Schenkung, da nach Absicht beider Teile der Beklagte nur für gewisse Aufwendungen abgezogen werden sollte. Diese Auffassung ist nicht haltbar. Die Aufwendungen des Beklagten, die dadurch abgezogen werden sollten, waren weder fiktiv noch zurichende Grundlage einer natürlichen Verbindlichkeit, soweit eine solche im badischen Recht überhaupt anerkannt war. Darnach reichen die Feststellungen des Berufungsgerichts nur zu, der gedachten Zuwendung an den Beklagten den Charakter einer remuneratorischen Schenkung zu geben, nicht aber für die Scharnhuttsnatur ganz zu erlöschen. Nach dem badischen Rechte, übrigens auch nach dem gemeinen Rechte, ist eine Schenkung durch Erlass einer Forderung gegen den Beschenkten formlos. Jene Schenkung war indes eine Schenkung unter Ehegatten; daher war zu prüfen, ob sie als solche wirksam, nützlich oder doch widerrechtlich war. — Zu dieser Frage nimmt das Berufungsgericht den unrichtigen Ausgang, sie gehöre dem ehelichen Güterrechte an; auf diesem Wege gelangt es zu dem Ergebnisse, daß württembergisches Güterrecht und subsidiär das R.N. anzuwenden sei. Nach beiden Rechten sind Schenkungen unter Ehegatten gültig. — Nach richtiger Ansicht — vgl. v. Bar, Internationales Privatrecht, I 222 und die dort Zitierten — fällt aber die Frage, ob Schenkungen unter Ehegatten gültig seien, unter das Personalstatut der Ehegatten. Nach der Revisionsnorm des badischen Rechts — Landrechtssatz 3 Abs. 3, der mit Art. 3 Abs. 3 c. e. übereinstimmt — ist für das Personalstatut der Ehegatten das Recht der Staatsangehörigkeit maßgebend. Das wäre hier, da die Parteien preussische Staatsangehörige waren und ihren letzten Wohnsitz in Preußen zu Berlin hatten, das R.N. Nach der neuen Rechtsprechung des erkennenden Senats schließt aber, wie unter 1 in einzelnen dargelegt ist, Art. 3 Abs. 3 c. e. und folgerichtig Landrechtssatz 3 Abs. 3 nicht die Rüd. und Weiterverwertung aus. Darnach sind die Revisionsnormen des R.N. anzuwenden. Letzteres läßt zum Personalstatut der Ehegatten den Wohnsitz einschließen. Für die Frage, ob die Schenkung unter Ehegatten im Revers vom 8. Dezember 1896 gültig, nützlich oder doch widerrechtlich war, ist daher maßgebend das badische Landrecht, da in dessen Rechtsgebiete — in Baden-Baden — die Parteien zur Zeit ihrer Veranlassung den Wohnsitz hatten. Nach Landrechtssatz 1096 sind Schenkungen unter Ehegatten dem Widerruf unterworfen; diese Vorschrift findet auf remuneratorischen Schenkungen unbeschränkt Anwendung. Sie vor dem 1. Januar 1900 vorgenommene Schenkung blieb auch nach dem 1. Januar 1900 widerrechtlich — vgl. Fohst, ZGBW. 536 zu Note 2 und die dort Zitierten. — Die Klägerin hat dieses Widerrufsrecht ferner nicht dadurch verloren, daß auch aus ihrem Verschulden die Ehe geschieden worden ist. Nach dem Beklagten war daher ihr Widerruf einer in dem Revers vom 8. Dezember 1896 enthaltenen remuneratorischen Schenkung an ihren Ehemann rechtlich wirksam und ist ihr mit der Klage erfolgter Nachforderunganspruch wegen der am 26. September 1896 gegebenen

20 000 Mark mit den begeherten Zinsen schon aus diesem Grunde gerechtfertigt, wenn schließe, daß sie im 20 000 Mark dem Beklagten als Zinsen gegeben habe. Das ist anzunehmen. (Wid. dargelegt.) R. c. S. 4, U. b. 15. Ofr. 07, 133/07 II. — Karlsruhe.

Grundlegende Entscheidungen.

Entmündigung wegen Geisteschwäche schließt, wie Entsch. Nr. 1 ausführt, nicht aus, daß der im Gemütskranken für den einzelnen Fall vom Prozeßgericht als gesonnen und damit als geschäftsunfähig erachtet wird.

In ausführlicher Begründung nimmt Entsch. Nr. 2 an, daß beim Kreditkauf im Handelsverkehr der Irrtum über die Zahlungsfähigkeit des Käufers als ein die Anfechtung begründender Irrtum über einer Eigenschaft der Person im Sinne des § 118 Abs. 2 BGB. zu erachten. In dem entschiedenen Falle wurde sowohl das obligatorische als auch das (dingliche) Erfüllungsgeschäft als durch den Irrtum betroffen für nichtig erklärt.

Die Entsch. Nr. 3 und Nr. 11 betreffen die Unterbrechung der Verjährung des Gewährleistungsanspruchs durch Zurücklassung des Antrags auf Beseitigung des Kaufers als ein die Anfechtung begründender Irrtum über einer Eigenschaft der Person im Sinne des § 118 Abs. 2 BGB. zu erachten. In dem entschiedenen Falle wurde sowohl das obligatorische als auch das (dingliche) Erfüllungsgeschäft als durch den Irrtum betroffen für nichtig erklärt.

Nach Entsch. Nr. 4 ist die dem Schuldner einer mit mehr als sechs Prozent verzinsbaren Forderung das Kündigungsrecht während der Vorfrist des § 247 BGB. auch auf Schuldverhältnisse älteren Rechts anwendbar.

Einen Fall der Haftung des Notars für das Versehen seines Bureauvorstehers behandelt Entsch. Nr. 7.

Entsch. Nr. 9 legt § 416 BGB. — im Anschluß an Abs. 63, 49 — dahin aus, daß durch diese Vorschrift nur die Voraussetzungen für das Präjudiz der Genehmigung der Schuldübernahme durch den Hypothekengläubiger bestimmt, nicht aber die Genehmigung nach Rückgabe des § 415 BGB. ausgeschlossen werden soll.

Entsch. Nr. 10 behandelt den Fall, daß der Verkäufer einer unter Vorbehalt des Eigentums übergebenen Kaufsache während der Dauer des Vorbehalts diese Sache im Wege der Zwangsversteigerung gegen den Käufer pänden und versteigern läßt.

Der Begriff des groben Unfalls als Grund für den Widerruf einer Schenkung wird in Entsch. Nr. 12 erörtert.

Der Markenanspruch ist voraus, daß der Geschädigte zur Zeit des Vertragsabschlusses Kenntnis von der Nutzung der Marke hatte. Für diese Kenntnis genügt nach Entsch. Nr. 14 eine dem Geschädigten genossene Mitteilung und kein voraus folgendes Bewußtsein, daß die Mitteilung richtig sein könnte, nicht erforderlich ist die Überzeugung des Geschädigten von der Richtigkeit der Mitteilung oder von dem Erfolg der Markenklage.

Die öffentliche Aufforderung zum Boykott wird in Entsch. Nr. 17 als eine nach § 826 zum Schadensersatz verpflichtende Handlung erachtet, wenn die als Grund des Boykotts dienenden Tatsachen nicht wahrheitsgemäß dargelegt werden; der Kipper an das Solidaritätsgefühl der Arbeiter durch allgemeine, die Nachprüfung nicht gestattende Schlagworte wird als Verstoß gegen die guten Sitten erachtet.

Juristische Wochenschrift.

Organ des deutschen Anwalt-Vereins.

Herausgegeben von

Justizrat Dr. Hugo Brumann,

Rathsanwalt beim Kammergericht und Notar, Berlin W. 55.

Verlag und Expedition: **W. Moeser Buchhandlung**, Berlin S. 14, Stallstreiberstraße 34. 35.

Preis für den Jahrgang 25 Mark, einzelne Nummern pro Bogen 80 Pf. Inserate die Zeilspaltenbreite 50 Pf. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt sowie die Expedition Berlin S. 14, Stallstreiberstr. 34. 35.

Verzeichnis der Teilnehmer

und

Verhandlungen

des

XIX. (außerordentlichen) Deutschen Anwaltstages zu Leipzig

am

23. November 1907.



Verzeichnis

der

Teilnehmer am XIX. (außerordentlichen) Deutschen Anwaltstag zu Leipzig.

1. Klabach, Dr., Rechtsanwalt, Hirschberg i. Schl.
2. Ackermann, Rechtsanwalt, Chemnitz.
3. Adler, Rechtsanwalt, Döbeln.
4. Al, Rechtsanwalt, Leipzig.
5. Alberti, Dr. Herm., Rechtsanwalt, Dresden.
6. Albrecht, Dr., Rechtsanwalt, Walschin.
7. Albrecht, Dr. Karl, Rechtsanwalt, Hamburg.
8. André, Dr., Rechtsanwalt, Weimar.
9. Andree, Heinz, Rechtsanwalt, Braunschweig.
10. Angermann, Rechtsanwalt, Grefeld.
11. Anschütz, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
12. Anton, Fritz, Rechtsanwalt, Dresden.
13. Anz, Justizrat, Essen.
14. Armer, Dr., Rechtsanwalt, Breßlau.
15. Arndt, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
16. Arndt, Dr., Rechtsanwalt, Remscheid.
17. Aronsohn, Rechtsanwalt, Bromberg.
18. Aronsohn, Rechtsanwalt, Halle a. S.
19. Asch, Dr., Justizrat, Posen.
20. Aschenheim, Dr., Rechtsanwalt, Erfurt.
21. Ascher, Justizrat, Osnabrück.
22. Ascher, Rechtsanwalt, Schwandau.
23. Asmann, Dr. Arnold, Rechtsanwalt, Berlin.
24. Auerbach, Dr., Rechtsanwalt, Schneberg.
25. Auerbach, Eugen B., Rechtsanwalt, Berlin.
26. Auerbach, Dr. Ernst, Frankfurt a. M.
27. Avenarius, Dr., Justizrat, Hirschberg i. Schl.
28. Averdunk, Justizrat, Potsdam.
29. Axhausen, Rechtsanwalt, Leipzig.
30. Axmacher, Rechtsanwalt, Hirschberg.
31. Bacher, Rechtsanwalt, Magdeburg.
32. Bachmann, Justizrat, Plauen i. V.
33. Badoen, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Dresden.
34. Baer, Dr., Rechtsanwalt, Merseburg.
35. Baer, Dr., Rechtsanwalt, Bayreuth.
36. Baerwald, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
37. Baerwinkel, M. F., Rechtsanwalt, Leipzig.
38. Baerwinkel, Oberjustizrat, Leipzig.
39. Bamberger, Justizrat, Wiesbaden.
40. Bandmann, Eugen, Rechtsanwalt, Breslau.
41. Bandoly, Rechtsanwalt, Stargard i. P.
42. Barlach, Rechtsanwalt, Neumünster.
43. Bartels, Rechtsanwalt, Saargemünd.
44. Barth, Hans, Justizrat, Leipzig.
45. Barthel, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
46. Barthels, Dr., Rechtsanwalt, Großenhain.
47. Böhneke, Justizrat, Schneidmühl.
48. Baum, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Berlin.
49. Baum, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
50. Baumeier, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
51. Beyer, Adolf, Rechtsanwalt, Ansbach.
52. Bed, Dr., Rechtsanwalt, Garmisch.
53. Beder, Heinrich, Justizrat, Garmisch (Bom.).
54. Beder, Dr., Justizrat, Düsseldorf.
55. Beder, Justizrat, Torgau.
56. Behrendt, Edwin, Rechtsanwalt, Berlin.
57. Behrmann, Rechtsanwalt, Hannover.
58. Beier, Dr. C., Rechtsanwalt, Leipzig.
59. Beier, Dr. R., Rechtsanwalt, Leipzig.
60. Beiersdorf, Rechtsanwalt, Hirschberg i. Schl.
61. Bein, Arthur, Rechtsanwalt, Magdeburg.
62. Berger, Dr. Max, Rechtsanwalt, Leipzig.
63. Berger, Dr. B., Rechtsanwalt, Leipzig.
64. Bergner, Dr. E., Rechtsanwalt, Annaberg i. G.
65. Bernhard, Rechtsanwalt, Magdeburg.
66. Bernhardt, Rechtsanwalt, Leipzig.
67. Bernstein, Rechtsanwalt, Dresden.
68. Bestelmeyer, Fritz, Rechtsanwalt, Weiden.
69. Bettzich, Dr., Rechtsanwalt, Altenburg.
70. Beutler, Dr., Rechtsanwalt, Ansbach.
71. Beutler, Rechtsanwalt, Chemnitz.
72. Beyer, Dr., Justizrat, Göttingen.
73. Bid, Georg, Rechtsanwalt, Breslau.
74. Bickel, Dr., Rechtsanwalt, Wiesbaden.
75. Bie, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
76. Bierschowsky, Justizrat, Breslau.
77. Biemann, van, I., Rechtsanwalt, Hannover.
78. Biemann, Dr., Rechtsanwalt, Garmisch.
79. Biemann, Dr., Rechtsanwalt, Garmisch.
80. Bindewald, Justizrat, Magdeburg.
81. Bing, Dr., Rechtsanwalt, Köln.
82. Bing, Max, Rechtsanwalt, München.
83. Bing, Rudolf, Rechtsanwalt, Nürnberg.
84. Bining, Dr., Rechtsanwalt, Sandberg a. W.
85. Bing, Dr., Rechtsanwalt, Karlsruhe i. B.
86. Blach, Dr., Rechtsanwalt, München.

87. Blüher, Curt, Rechtsanwalt, Dresden.
88. Blüher, Curt, Rechtsanwalt, Freiberg i. S.
89. Blumner, Rechtsanwalt, Torgau.
90. Blumberg, S., Rechtsanwalt, Juidau.
91. Blume, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
92. Bod, Rechtsanwalt, Magdeburg.
93. Bödel, Dr., Rechtsanwalt, Jena.
94. Böder, Dr., Rechtsanwalt, Pösch a. M.
95. Böder, Dr., Justizrat, Magdeburg.
96. Bode, Rechtsanwalt, Halberstadt.
97. Bodenstein, Justizrat, Leipzig.
98. Bödicker, Dr., Rechtsanwalt, Münster.
99. Boedner, Justizrat, Götting.
100. Boerner, Rechtsanwalt, Leipzig.
101. Boeters, Rechtsanwalt, Leipzig.
102. Böhmke, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Leipzig.
103. Böhmig, Dr. Johannes, Rechtsanwalt, Dresden.
104. Böhringer, Rechtsanwalt, Burgstädt i. Sa.
105. Bondi, Dr. Felix, Justizrat, Dresden.
106. Bong-Schmidt, Justizrat, Hienzburg.
107. Böning, Rechtsanwalt, Celle.
108. Böning, Rechtsanwalt, Nordhausen.
109. Börner, Justizrat, Böbau i. Sa.
110. Börner, Karl, Rechtsanwalt, Neuburg a. D.
111. Bostwick, Dr., Rechtsanwalt, Jülich.
112. Böttich, Rechtsanwalt, Naumburg a. S.
113. Böhme, Rechtsanwalt, Berlin.
114. Boyens, Justizrat, Leipzig.
115. Brandus, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
116. Bräner, Justizrat, Dresden.
117. Braun, Dr. Karl, Breslau.
118. Brecht, K., Rechtsanwalt, Leipzig.
119. Breit, Rechtsanwalt, Berlin.
120. Breit, Dr. James, Dresden.
121. Breit, Max W., Rechtsanwalt, Leipzig.
122. Brenning, S., Rechtsanwalt, Hirteln a. W.
123. Breslauer, Dr. Albert, Justizrat, Breslau.
124. Breyfeld, Dr. Friedr., Rechtsanwalt, Gamburg.
125. Brieger, Rechtsanwalt, Gleiwiß.
126. Brachhaus, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
127. Brockmann, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
128. Braba, Justizrat, Leipzig.
129. Brodnik, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
130. Brückelmeyer, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
131. Brückner, P., Rechtsanwalt, Dresden.
132. Brüll, Rechtsanwalt, Götting.
133. Brummund, Rechtsanwalt, Kößlin.
134. Brünell, Dr., Rechtsanwalt, Geln.
135. Buchenau, Dr. K., Rechtsanwalt, Bremen.
136. Buchta, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
137. Buchmann, Dr., Rechtsanwalt, Regensburg.
138. Buchmann, Rechtsanwalt, München.
139. Bujakowsky, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
140. Burchel, Justizrat, Rechtsanwalt, Mag.
141. Burgheim, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
142. Burgheim, Paul, Rechtsanwalt, Minden.
143. Bursla, Dr. E., Rechtsanwalt, Leipzig.
144. Burthardt, Rechtsanwalt, Erfurt.
145. Bursian, Rechtsanwalt, Dresden.
146. Busch, Justizrat, Tilsit.
147. Cahn, Rechtsanwalt, Geln.
148. Cahn, Dr., Rechtsanwalt, Alnberg.
149. Cantan, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
150. Carstens, Rechtsanwalt, Gottbus.
151. Chadziesner, Max, Berlin.
152. Chadziesner, S., Rechtsanwalt, Charlottenburg.
153. Christians, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
154. Citron, Justizrat, Danzig.
155. Claus, Dr., Rechtsanwalt, Plauen.
156. Cohn I., Justizrat, Berlin.
157. Cohn, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Breslau.
158. Cohn, Dr., Rechtsanwalt, Dessau.
159. Cohn, Dr. Richard, Rechtsanwalt, Leipzig.
160. Cohn, Rechtsanwalt, Magdeburg.
161. Cohn, Leopold, Justizrat, Oppeln.
162. Cohn, Justizrat, Rechtsanwalt, Tilsit.
163. Cosmann, Rechtsanwalt, Offen a. Ruhr.
164. Cramer, Dr., Rechtsanwalt, Bielefeld.
165. Crull, Geheimrath Justizrat, Rostock.
166. Dähnhardt, Rechtsanwalt, Paderborn.
167. Danziger, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
168. Daujiger, Rechtsanwalt, Brieg.
169. David, Rechtsanwalt, Frankenthal.
170. David, Dr. Fritz, Rechtsanwalt, M.-Glabach.
171. Davidsohn, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
172. Debalph, Justizrat, Gottbus.
173. Deesen, Rechtsanwalt, Halberstadt.
174. Degenkalt, Willh., Rechtsanwalt, Gera.
175. Dehn, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
176. Deimling, P., Rechtsanwalt, Durlach.
177. Deiß, Dr., Justizrat, Leipzig.
178. Demmler, Dr., Rechtsanwalt, Stuttgart.
179. Dende, Dr., Rechtsanwalt, Göttingen.
180. Dessauer, Rechtsanwalt, Magdeburg.
181. Deumer, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt, Leipzig.
182. Dietrich, Rechtsanwalt, Freiberg i. Sa.
183. Dietrich, Dr., Rechtsanwalt, Grafenhain.
184. Dietrich, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
185. Diepe, S., Rechtsanwalt, Meisa.
186. Diepe, Rechtsanwalt, Weissensee i. Thür.
187. Dittenberger, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S.
188. Domnick, Rechtsanwalt, Greifswald.
189. Donat, Fuga, Rechtsanwalt, Leipzig.
190. Döring, Dr., Dessau.
191. Dorn, E., Justizrat, Berlin.
192. Drescher, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
193. Drucker, Max, Rechtsanwalt, Berlin.
194. Drucker, Dr., Justizrat, Leipzig.
195. Drucker, Dr. W., Rechtsanwalt, Leipzig.
196. Duennwald, Rechtsanwalt, Bochum.
197. Dührenheimer, Dr. K., Rechtsanwalt, Mannheim.
198. Dümmler, Rechtsanwalt, Mülhausen i. E.
199. Ebel, Dr., Rechtsanwalt, Gießen.
200. Ebert, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
201. Eberhardt, Rechtsanwalt, Jannau.
202. v. Ed., Justizrat, Wiesbaden.
203. Edels, Ad., Rechtsanwalt, Göttingen.
204. Edert, Karl, Justizrat, München.
205. Eger, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
206. Eggert, Rechtsanwalt, Bremen.
207. Eggert, Dr. W., Wilhelmshagen.
208. Ehrenwerth, Rechtsanwalt, Stettin.
209. Eghardt, Rechtsanwalt, Dresden.
210. Eghardt, Rechtsanwalt, Weimar.
211. Eibes, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.

212. Eichhoff, Rechtsanwalt, Leipzig.
213. Eichhoff, Dr., Justizrat, Leipzig.
214. Eisele, Dr., Rechtsanwalt, Dillingen a. E.
215. Eijenshaedt, A., Rechtsanwalt, Berlin.
216. Elsas, Dr., Rechtsanwalt, Stuttgart.
217. Elsner, Dr., Rechtsanwalt, Jüdensburg.
218. Elze, Justizrat, Halle a. S.
219. Emminger, Rechtsanwalt, Augsburg.
220. Emmrich, Rechtsanwalt, Jüdisau i. Sa.
221. Engert, Otto, Rechtsanwalt, Dresden.
222. Epstein, Dr., Rechtsanwalt, Augsburg.
223. Erlanger, Dr. W., Rechtsanwalt, Nürnberg.
224. Ernthropel, Geheimer Justizrat, Leipzig.
225. Eulenburger, Rechtsanwalt, Halle a. S.
226. Faber, Rechtsanwalt, München.
227. Facillides, Dr., Rechtsanwalt, Plauen i. V.
228. Faerber, Dr., Rechtsanwalt, Reuthen O.-S.
229. Fable, Dr., Rechtsanwalt, Münster.
230. Fable, Robert, Justizrat, Posen.
231. Fald, Justizrat, Stargard.
232. Favreau, Dr., Rechtsanwalt, Königswinter.
233. Feilchenfeld I, Rechtsanwalt, Berlin.
234. Feister, Dr. Ad., Justizrat, Frankfurt a. M.
235. Feister, Hans, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
236. Feßner, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
237. Fichtner, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
238. Fischer, Dr. H., Rechtsanwalt, Charlottenburg.
239. Fikau, Rechtsanwalt, Dierdörfen.
240. Fleckheim, Dr., Rechtsanwalt, Cöln.
241. Fleißhauer, Dr. E., Rechtsanwalt, Dresden.
242. Föhring, Kurt, Justizrat, Halle a. S.
243. Förster, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
244. Fraenkel, Fritz, Rechtsanwalt, Berlin.
245. Fraenkel, B., Rechtsanwalt, Berlin.
246. Franke, Justizrat, Meissen.
247. Franke, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Meissen.
248. Frant, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
249. Franke, Rechtsanwalt, Dessau.
250. Franke, Dr., Rechtsanwalt, Halberstadt.
251. Fränkel, Ed., Rechtsanwalt, Berlin.
252. Frankenstein, Dr., Justizrat, Bielefeld.
253. Frankenstein, Curt, Rechtsanwalt, Breslau.
254. Franz, Dr., Rechtsanwalt, Grimma.
255. Frendel, Geheimer Justizrat, Dessau.
256. Frenkel, Paul, Justizrat, Leipzig.
257. Frenzel, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
258. Freytag, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
259. Freytag, Dr. Edward, Rechtsanwalt, Leipzig.
260. Freytag, Otto Emil, Rechtsanwalt, Leipzig.
261. Friedenthal, Dr. Felix, Rechtsanwalt, Berlin.
262. Friedländer, Dr. S., Rechtsanwalt, Charlottenburg.
263. Friedländer, Rechtsanwalt, Berlin.
264. Friedländer, Rechtsanwalt, Lublin.
265. Friedmann, Leopold, Rechtsanwalt, Berlin.
266. Friedmann, Justizrat, Glogau.
267. Friedrich, Rechtsanwalt, Leipzig.
268. Friedrich, Justizrat, Sangerhausen.
269. Froeber, Dr., Rechtsanwalt, Jena.
270. Fromme, Dr., Justizrat, Halberstadt.
271. Frössel, Justizrat, Eimburg.
272. Fuchs I, Max, Justizrat, Berlin.
273. Fuchs, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
274. Fünde, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S.
275. Fürk, Dr. A., Rechtsanwalt, Heidelberg.
276. Fürk, Dr. Friedr., Rechtsanwalt, Karlsruhe.
277. Gaebele, Rechtsanwalt, Guben.
278. Gailer, Rechtsanwalt, Mannheim.
279. Galland, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
280. Galle, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Dresden.
281. Ganj, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
282. Gause, Rechtsanwalt, Wittenberg.
283. Gaze, Dr., Halle a. S.
284. Gehrt, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
285. Geierhöfer, Dr., Rechtsanwalt, Nürnberg.
286. Geiger, Dr. A., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
287. Gerlach, Dr., Rechtsanwalt, Plauen.
288. Gerlach, Rechtsanwalt, Plauen i. V.
289. Germaun, Maximil., Rechtsanwalt, Schneeberg.
290. Gerstenfeldt, Rechtsanwalt, Jüdensburg.
291. Gerth, D., Rechtsanwalt, Sangerhausen.
292. Gessing, Justizrat, Osnabrück.
293. Geyer, Carl, Rechtsanwalt, Altenburg, S.-A.
294. Giese, Rechtsanwalt, Dresden.
295. Giese, Rechtsanwalt, Magdeburg.
296. Glängel, E., Rechtsanwalt, Reichenbach i. R.
297. Glaser, Dr., Rechtsanwalt, Borna.
298. Glas, Dr., Justizrat, Schneidemühl.
299. Gläsmann, Rechtsanwalt, Berlin.
300. Gneipelt, Dr., Justizrat, Dresden.
301. Gneiß, Dr., Rechtsanwalt, Jessen.
302. Goebede, Rechtsanwalt, Halle a. S.
303. Goering, Dr., Geheimer Justizrat, Leipzig.
304. Goerte, Justizrat, Berlin.
305. Goldbed-Löwe, Kiel.
306. Goldberg, Rechtsanwalt, Marburg.
307. Goldfeld, Dr., Rechtsanwalt, Danzberg.
308. Goldmann, Justizrat, Magdeburg.
309. Goldschmidt, Rechtsanwalt, Breslau.
310. Goldschmidt, Rechtsanwalt, Gera.
311. Goldschmidt, Dr. Frdr., Rechtsanwalt, München.
312. Goldschmidt, Rechtsanwalt, Ostrowo.
313. Görras, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
314. Gottschall, Dr., Justizrat, Dortmund.
315. Gottschall, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
316. v. Gottschall, Dr., Rechtsanwalt, Götting.
317. Götz, Rechtsanwalt, Lübeck.
318. Graumann, Rechtsanwalt, Breslau.
319. Graenhorst II, Rechtsanwalt, Bielefeld.
320. Greger, Fritz, Justizrat, Zerbst.
321. Grieb, Dr., Rechtsanwalt, Köslin.
322. Grille, Oberjustizrat, Eßau i. S.
323. Groeger, Justizrat, Schneidemühl.
324. Groepfer, Rechtsanwalt, Dessau.
325. Grosse, Justizrat, Chemnitz i. S.
326. Großke, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
327. Gruber, Georg, Rechtsanwalt, Hof.
328. Grünfeld, Justizrat, Berlin.
329. Günther, Ludwig, Justizrat, Altenburg.
330. Günther, A., Rechtsanwalt, Schöppenstedt.
331. Günther, Dr., Rechtsanwalt, Weimar.
332. Gutfleisch, Dr., Rechtsanwalt, Gießen.
333. Gutmann, Dr., Rechtsanwalt, Götting.
334. Gutmann, Rechtsanwalt, Magdeburg.
335. Gutsfeld, Rechtsanwalt, Berlin.

336. Guttfeld, Caspar, Rechtsanwalt, Berlin.
337. Gysling, Robert, Justizrat, Königsberg.
338. Haack, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
339. Haack, Dr. Ludwig, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
340. Haase, Rechtsanwalt, Augustsburg.
341. Haase, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
342. Haber, Justizrat, Leipzig.
343. Häbler, Dr., Justizrat, Leipzig.
344. Hachenburg, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
345. Hädel, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
346. Hadra, Rechtsanwalt, Berlin.
347. Haensel, Rechtsanwalt, Jittau.
348. Hagen, Dr. R., Rechtsanwalt, Leipzig.
349. Hagen, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt, Leipzig.
350. Haller, Hermann, Rechtsanwalt, Gera.
351. Hallig, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
352. Hamburger, Justizrat, Posen.
353. Hamburger, Leo, Rechtsanwalt, Berlin.
354. Hammerichmidt, Justizrat, Göttingen.
355. Harnß, Dr., Rechtsanwalt, Weß i. P.
356. Harber, Rechtsanwalt, Adlershof.
357. Harber, Hermann, Rechtsanwalt, Mannheim.
358. Harmening, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Jena.
359. Harmen, Hildesheim.
360. Harnisch, Dr. R., Rechtsanwalt, Chemnitz.
361. Hartleben, Dr. von, Rechtsanwalt, Leipzig.
362. Hartwich, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Weimaringen.
363. Hartwig, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
364. Haake, Dr., Rechtsanwalt, Adelsheim.
365. Hauber, G., Rechtsanwalt, Augsburg.
366. Haun, Rechtsanwalt, Jüdisch i. S.
367. Hauptvogel, Rechtsanwalt, Leipzig.
368. Hausdorf, Rechtsanwalt, Breslau.
369. Haugmann, Rechtsanwalt, Breslau.
370. Haug, Rechtsanwalt, Leipzig.
371. Heermann, Otto, Rechtsanwalt, Hünfeld.
372. Hegener, Dr., Rechtsanwalt, Duisburg.
373. Hegewald, Dr., Justizrat, Dresden.
374. Heidemann, Dr., Rechtsanwalt, Adelsheim.
375. Heilberg, Justizrat, Breslau.
376. Heilborn, Justizrat, Hünfeld.
377. Heilborn, Justizrat, Hünfeld i. Schl.
378. Heilbrun, Dr., Rechtsanwalt, Erfurt.
379. Heiliger, Arthur, Geheimrat Justizrat, Göttingen.
380. Heiling, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Jüdisch.
381. Heilpern, Max, Rechtsanwalt, Leipzig.
382. Heilpern, S., Rechtsanwalt, Leipzig.
383. Heim, Paul, Justizrat, Breslau.
384. Heim, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
385. Heimann, Dr. J., Rechtsanwalt, Hamburg.
386. Heimann, Rechtsanwalt, Hamm i. W.
387. Heine, Hermann, Rechtsanwalt, Berlin.
388. Heine, Dr., Rechtsanwalt, Döbeln.
389. Heinemann, Dr., Rechtsanwalt, Essen.
390. Heinemann II, Dr. S., Rechtsanwalt, Hannover.
391. Heinemann, Robert, Rechtsanwalt, Rünzberg.
392. Heinemann, Justizrat, Magdeburg.
393. Heins, Rechtsanwalt, Göttingen.
394. Heitzig, Dr., Rechtsanwalt, Jüdisch.
395. Held, Rechtsanwalt, Borna.
396. Heß, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
397. Heller, Dr., Rechtsanwalt, Eisenach.
398. Helm, Dr., Justizrat, Dresden.
399. Helmke, Dr., Rechtsanwalt, Hagen i. W.
400. Helmke, Rechtsanwalt, Bremen.
401. Hentel, Rechtsanwalt, Nürnberg.
402. Hentel, Rechtsanwalt, Wuppertal.
403. Hennede, Rechtsanwalt, Essen.
404. Hennig, C., Rechtsanwalt, Breslau.
405. Herald, Rechtsanwalt, Halle a. S.
406. Herold, Rechtsanwalt, Schweidnitz.
407. Herr, Dr., Rechtsanwalt, Hamm i. W.
408. Herr, Justizrat, Leipzig.
409. Herrmann, Richard, Rechtsanwalt, Aken a. E.
410. Herrmann, Dr., Rechtsanwalt, Lauterbach.
411. Herschel, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
412. Herschel, Dr., Dresden.
413. Herzfeld, Dr., Rechtsanwalt, Chemnitz.
414. Herzfeld, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
415. Herzfelder, Dr. Felix, Rechtsanwalt, München.
416. Heise, Justizrat, Göttingen.
417. Heiser, Rechtsanwalt, Leipzig.
418. Heusinger, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
419. Heusinger, Rechtsanwalt, Dresden.
420. Hey, Erich, Rechtsanwalt, Neustadt i. Sa.
421. Heymann, S., Justizrat, Berlin.
422. Heymann, Justizrat, Braunschweig.
423. Hienrich, Rechtsanwalt, Dresden.
424. Hinrichsen, Dr., Rechtsanwalt, Göttingen.
425. Hinrichsen, Dr. R., Hamburg.
426. Hippe, Dr. Joh., Rechtsanwalt, Dresden.
427. Hippe II, R., Rechtsanwalt, Dresden.
428. Hirsch, Anna, Rechtsanwalt, Göttingen.
429. Hirschfeld, Dr., Rechtsanwalt, Erteln.
430. Hiemann, Justizrat, Guben.
431. Hoyer, Ernst, Rechtsanwalt, Kottbus.
432. Höfner, Rechtsanwalt, Dresden.
433. Hoffmann, Justizrat, Rantow-Berlin.
434. Hoffmann, Rechtsanwalt, Berlin.
435. Höhnke, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
436. Höhnke, Georg, Rechtsanwalt, Hünfeld.
437. Holdermann, Rechtsanwalt, Essen.
438. Hölzel, Rechtsanwalt, Grimma.
439. Horwich, Dr., Justizrat, Berlin.
440. Horwich, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
441. Humbert, Dr., Justizrat, Magdeburg.
442. Hummer, Dr., Geheimrat Justizrat, Frankfurt a. M.
443. Hünfeld, Justizrat, Halle a. S.
444. Hüfke, Justizrat, Erfurt.
445. Huß, Rechtsanwalt, Jüdisch.
446. Jacobi, Rechtsanwalt, Frankfurt a. E.
447. Jacobs, Dr., Rechtsanwalt, Jena.
448. Jacobsen, Alfr., Rechtsanwalt, Hamburg.
449. Jacobsohn, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Berlin.
450. Jacobsohn, Max, Justizrat, Berlin.
451. Jacobson, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
452. Jaessing, Dr., Rechtsanwalt, Elmshorn i. Sa.
453. Jasse, Rechtsanwalt, Breslau.
454. Jannich, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
455. Jannich, Rechtsanwalt, Jüdisch.
456. Jansen, Dr. C. W., Rechtsanwalt, Hamburg.
457. Jarecki, Rechtsanwalt, Posen.
458. Jäffing, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
459. Jekel, Viktor, Rechtsanwalt, Leipzig.
460. Jekel, Ernst, Rechtsanwalt, Stuttgart.

461. Jerrentrup, Rechtsanwalt, Unna.
 462. Jersch, Rechtsanwalt, Bochum.
 463. Jesmann, Dr., Rechtsanwalt, Flauen i. V.
 464. Jaachim, Dr., Justizrat, Berlin.
 465. Jaedel, Otto, Rechtsanwalt, Friedberg i. H.
 466. Joch, Carl, Justizrat, Breslau.
 467. Jahn, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 468. Jalles, Dr. Hugo, Dresden.
 469. Jarden, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 470. Jürgens, Rechtsanwalt, Essen.
 471. Jäseph, Dr. Edm., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 472. Jäsephsahn, Rechtsanwalt, Potsdam.
 473. Jäsmann, W., Rechtsanwalt, Gr.-Vichtersfelde.
 474. Jrmier, Justizrat, Berlin.
 475. Jsaacsahn, Rechtsanwalt, Berlin.
 476. Jsaac, Dr. Alfred, Rechtsanwalt, Hamburg.
 477. Jsaac, Rechtsanwalt, Bismarck.
 478. Jund, Dr. C., Rechtsanwalt, Leipzig.
 479. Jund, Dr. Johannes, Justizrat, Leipzig.
 480. Jungmann, Justizrat, Döbeln.
 481. Jungwirth, Rechtsanwalt, Eilenburg.
 482. Kaempfer, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
 483. Kachner, Dr. H., Rechtsanwalt, Ividau.
 484. Kahle, Dr., Rechtsanwalt, Altona.
 485. Kahn, Rechtsanwalt, Hannover.
 486. Kaiser, Dr. Fritz, Rechtsanwalt, Dresden.
 487. Kaiser, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 488. Kaiser, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 489. Kaiser, Dr., Rechtsanwalt, Weß.
 490. Kallir, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 491. Kallmann, Dr., Justizrat, Frankfurt a. M.
 492. Karbe, Rechtsanwalt, Wittenberg.
 493. Karweil, Dr., Rechtsanwalt, Döbelnleben.
 494. Kahler, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S.
 495. Käß, C., Justizrat, Berlin.
 496. Käß, Dr. R., Rechtsanwalt, Mannheim.
 497. Kagenstein, Dr., Rechtsanwalt, Cassel.
 498. Kagenstein, Rechtsanwalt, Eisenach.
 499. Kaufmann, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 500. Kaufmann, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 501. Keil, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
 502. Keller, Rechtsanwalt, Schweidnitz.
 503. Kelbing, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
 504. Kempes, A., Rechtsanwalt, Essen.
 505. Kempner, Leo, Rechtsanwalt, Berlin.
 506. Kennes, Rechtsanwalt, Potsdam.
 507. Kerscher, Dr., Rechtsanwalt, Altona, S.-H.
 508. Kettembeil, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 509. Kiener, Edward, Rechtsanwalt, Neuburg a. D.
 510. Kirchsbaum, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 511. Kirchner, Fritz, Justizrat, Brandenburg a. H.
 512. Kigel, Justizrat, Götting.
 513. Klein, Rechtsanwalt, Cöpenitz.
 514. Kleinau, Dr., Rechtsanwalt, Bitterfeld.
 515. Kleinert, Dr. W., Rechtsanwalt, Leipzig.
 516. Kleinrath, O., Rechtsanwalt, Hannover.
 517. Klien, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 518. Klöckner, Rechtsanwalt, Dresden.
 519. Klappel, Rechtsanwalt, Dresden-Blasewitz.
 520. Klase, Rechtsanwalt, Großschönau.
 521. Klag, Dr. Edmund, Rechtsanwalt, Martranzstadt.
 522. Klöcker, W., Rechtsanwalt, Dresden.
 523. Knebusch, Dr., Rechtsanwalt, Güstrow.
 524. Knechte, Dr., Rechtsanwalt, Pöbau i. Sa.
 525. Knischewsky, Dr., Rechtsanwalt, Schwerin a. W.
 526. Knoll, G., Rechtsanwalt, Rugsburg.
 527. Knapp, Oskar, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 528. Koch, Karl Gustav, Chemnitz.
 529. Koch, Karl, Rechtsanwalt, Frankenthal.
 530. Koch, Justizrat, Guben.
 531. Koepfel, Justizrat, Rechtsanwalt, Belgard.
 532. Koffka, Emil, Justizrat, Berlin.
 533. Köhler, Rechtsanwalt, Eberfeld.
 534. Kolber, Justizrat, Fürstentum.
 535. Kollenscher, Dr., Rechtsanwalt, Posen.
 536. Königsberg, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
 537. Koppel, Dr. Friedrich, Rechtsanwalt, Berlin.
 538. Koppisch, Rechtsanwalt, Werden i. S.
 539. Kopisch, Dr., Rechtsanwalt, Hofheim.
 540. Koriher, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 541. Kormann, Dr., Justizrat, Leipzig.
 542. Körner, Dr., Rechtsanwalt, Borna.
 543. Körner, Dr. Emil, Oberjustizrat, Dresden.
 544. Körner, Dr. Emil Joh., Rechtsanwalt, Dresden.
 545. Körner, Dr. W., Rechtsanwalt, Eisenach.
 546. Kossina, Rechtsanwalt, Nordhausen.
 547. Kötigen, Dr., Rechtsanwalt, Darmund.
 548. Kraemer, C., Rechtsanwalt, Rindgen.
 549. Kraemer, Rechtsanwalt, Potsdam.
 550. Kraemer, Dr., Rechtsanwalt, Torgau.
 551. Kraneer, Arthur, Rechtsanwalt, Leipzig.
 552. Kranz, Rechtsanwalt, Eberfeld.
 553. Kratt, Dr. H., Wetzlar.
 554. Krause, Dr., Geheimrat Justizrat, Berlin.
 555. Krause, Fritz, Rechtsanwalt, Charlottenburg.
 556. Krause, Rechtsanwalt, Biele.
 557. Krause, Paul, Sprotau.
 558. Kress, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Leipzig.
 559. Kresse, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 560. Kretschmann, Dr. Curt, Rechtsanwalt, Leipzig.
 561. Kretzner, Dr., Rechtsanwalt, München.
 562. Kretschmar, Justizrat, Gropshain.
 563. Kricheldorf, Rechtsanwalt, Stendal.
 564. Krimke, Dr., Justizrat, Verden.
 565. Krippenbarf, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 566. Kröber, Rechtsanwalt, Raumburg a. S.
 567. Krad, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 568. Krafeld, Dr., Justizrat, Weimar.
 569. Krag, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 570. Krieger, Justizrat, Halberstadt.
 571. Krieger, Rechtsanwalt, Leipzig.
 572. Kuehne, Max, Rechtsanwalt, Altona S.-H.
 573. Kuhfuß, Rechtsanwalt, Altona.
 574. Kuhlmann, Rechtsanwalt, Bochum.
 575. Kunath-Israel, Dr., Dresden.
 576. Kühn, Justizrat, Jauer.
 577. Kühne, Walter, Rechtsanwalt, Glatz.
 578. Kühne, Justizrat, Götting.
 579. Kungen, O., Rechtsanwalt, Plankenburg a. H.
 580. Kurbaum, Rechtsanwalt, Leipzig.
 581. Kusel, Albert, Rechtsanwalt, Karlsruhe.
 582. Kyri, Rechtsanwalt, Cüstrin.
 583. Ladewig, Rechtsanwalt, Köslin.
 584. Lambert, Hugo, Justizrat, M.-Gladbach.
 585. Landgrebe, Dr., Rechtsanwalt, Cassel.

586. Landmann, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 587. Landsberg, Justizrat, Posen.
 588. Landsberg, Rechtsanwalt, Schneidberg.
 589. Landsberger, Rechtsanwalt, Wels (Schlef.).
 590. Langbein, Dr., Oberjustizrat, Leipzig.
 591. Langbein, Dr. Erich, Rechtsanwalt, Leipzig.
 592. Lange, Rechtsanwalt, Ostrowo.
 593. Lange, Rechtsanwalt, Bempflung.
 594. Langheinfen, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 595. Lapp, Justizrat, Königsberg i. Pr.
 596. Lappe, Dr., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 597. Laub, Rechtsanwalt, Meiningen.
 598. Lauber, Theod., Rechtsanwalt, Neuburg a. D.
 599. Lebin, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Berlin.
 600. Lebrecht, Rechtsanwalt, Leipzig.
 601. Ledermann, Justizrat, Hirschberg i. Schl.
 602. Leers, Albert, Rechtsanwalt, Berlin.
 603. Lehfeld, Rechtsanwalt, Berlin.
 604. Lehmann, Eugen, Rechtsanwalt, Jaidan i. S.
 605. Lehmann, Joh., Rechtsanwalt, Dresden.
 606. Lehmann, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Leipzig.
 607. Lehmann, Dr., Rechtsanwalt, Plauen i. V.
 608. Lehmann, Dr., Rechtsanwalt, Potsdam.
 609. Leift, Justizrat, Magdeburg.
 610. Lemberg, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Breslau.
 611. Lengnick, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 612. Lenzberg, Georg, Justizrat, Hannover.
 613. Leo, Dr., Rechtsanwalt, Hannover.
 614. Leon, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 615. Leonhardt, R., Rechtsanwalt, Freiberg i. Sa.
 616. Leonhardt, Rechtsanwalt, Leipzig.
 617. Lerol, Justizrat, Bamau.
 618. Leubke, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
 619. Levi, Dr., Rechtsanwalt, Gdrlitz.
 620. Levin, Justizrat, Bitttenberg.
 621. Levijon, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 622. Levy, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Berlin.
 623. Levy, Carl, Rechtsanwalt, Stettin.
 624. Levy, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Berlin.
 625. Levy, Max, Rechtsanwalt, Berlin.
 626. Lewald, Geheimrer Justizrat, Leipzig.
 627. Lewin, Pub., Rechtsanwalt, Berlin.
 628. Lewinsky, Adolf, Berlin.
 629. Lehn, Rechtsanwalt, Merane.
 630. Leyfer, Rechtsanwalt, Charlottenburg.
 631. Leyfer, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 632. Legius, Rechtsanwalt, Goethen.
 633. Lichenheim, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 634. Lichtenstein, Dr., Justizrat, Königsberg.
 635. Liebling, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 636. Lieble, Dr., Rechtsanwalt, Hlensburg.
 637. Limmert, Dr., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 638. Lind, Dr., Rechtsanwalt, Gittau.
 639. Lindelmann, Dr., Rechtsanwalt, Hannover.
 640. Lipke, Rechtsanwalt, Sendal.
 641. Lippmann, Dr., Rechtsanwalt, Hannover.
 642. Lissaucr, Dr., Rechtsanwalt, Hirschentombe.
 643. List, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 644. Litzmann, Dr., Rechtsanwalt, Bielefeld.
 645. Löbner, Rechtsanwalt, Dersberg.
 646. Loebl, Rechtsanwalt, Halberstadt.
 647. Loeber, Rechtsanwalt, Kahl.
 648. Loeffler, Rechtsanwalt, Leipzig.
 649. Lohmann, Dr., Justizrat, Hlensburg.
 650. Lohse, Rechtsanwalt, Oldenburg.
 651. Lomig, Rechtsanwalt, Berlin.
 652. Lorenz, Rechtsanwalt, Calbe a. S.
 653. Lortz, Rechtsanwalt, Alenburg S.-M.
 654. Lüdig, Dr. Walter, Rechtsanwalt, Dresden.
 655. Loevinson, Justizrat, Berlin.
 656. Löwenstein, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 657. Löwenstein, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 658. Ludwig, Dr., Rechtsanwalt, Braunschweig.
 659. Lüderich, Dr., Rechtsanwalt, Zerbst.
 660. Lurje, Justizrat, Stettin.
 661. Lurbe, Rechtsanwalt, Feldrungen.
 662. Lütten, Rechtsanwalt, Altona.
 663. Maajer, Rechtsanwalt, Jena.
 664. Maerz, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Dresden.
 665. Magnus, Rechtsanwalt, Berlin.
 666. Mangser, Rechtsanwalt, Stuttgart.
 667. Malkwitz, Justizrat, Leipzig.
 668. Mamroth, Dr., Justizrat, Breslau.
 669. Mande, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 670. Mann, Dr. E., Rechtsanwalt, Dresden.
 671. Mann, Dr., Rechtsanwalt, Frankenthal.
 672. Mann, Dr., Justizrat, Stettin.
 673. Marcus, Dr., Rechtsanwalt, Dessau.
 674. Marcus, Justizrat, Guben.
 675. Marcker, Rechtsanwalt, Leipzig.
 676. Marjchner, Rechtsanwalt, Leipzig.
 677. Martin, Selma, Rechtsanwalt, Leipzig.
 678. Martin I., Rechtsanwalt, Leipzig.
 679. Martini, Justizrat, Leipzig.
 680. Matthaei, Justizrat, Hildebeim.
 681. Maurmeier, Rechtsanwalt, München.
 682. Mayer, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt.
 683. Mayer, Simon, Rechtsanwalt, Eln.
 684. Mebing, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 685. Mehl, Dr., Rechtsanwalt, Guben.
 686. Mehnert, Rechtsanwalt, Alenburg S.-M.
 687. Meißner, Rechtsanwalt, Hlitzburg.
 688. Mendelsohn, Justizrat, Breslau.
 689. Mengel, Dr. S., Rechtsanwalt, Gera.
 690. Mengendorff, Justizrat, Bitterfeld.
 691. Merz, Rechtsanwalt, Plauen.
 692. Meschelsohn, Dr., Justizrat, Berlin.
 693. Messow, Justizrat, Berlin.
 694. Meumann, Dr., Rechtsanwalt, Essen.
 695. Meuser, Rechtsanwalt, Bochum.
 696. Meyboden, Dr., Rechtsanwalt, Verden a. All.
 697. Meyer-Höbberg, Rechtsanwalt, München.
 698. Meyer, Dr. Gustav, Justizrat, Celle.
 699. Meyer, Rechtsanwalt, Halle.
 700. Meyer, Dr., Justizrat, Hannover.
 701. Meyer III, Dr. Ludw., Rechtsanwalt, Hannover.
 702. Meyer, Paul, Justizrat, Landsberg a. W.
 703. Meyer, Rechtsanwalt, Leipzig.
 704. Meyer, Otto, Rechtsanwalt, Leipzig.
 705. Meyer, Dr., Münster.
 706. Meyer, Justizrat, Stargard.
 707. Meyerowicz, Rechtsanwalt, Königsberg.
 708. Michaelis, Dr. Max, Rechtsanwalt, Berlin.
 709. Michaelis, Dr., Rechtsanwalt, Delitzsch.
 710. Michl, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
 711. Mirus, Dr. Josef, Reimig.

712. Mittasch, Dr., Oberjustizrat, Dresden.
 713. Mittelstaedt, Rechtsanwalt, Leipzig.
 714. Mödellinghoff, Rechtsanwalt, Münster.
 715. Moeller, Dr., Justizrat, Plauen i. B.
 716. Möller I., Kiel.
 717. Moses, Richard, Rechtsanwalt, Berlin.
 718. Mollé, Justizrat, Berlin.
 719. Mofson, Alphonse, Justizrat, Angermünde.
 720. Mothes, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt, Leipzig.
 721. Mühlsam, Rechtsanwalt, Götting.
 722. Müller, Rud., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 723. Müller, L., Rechtsanwalt, Glogau.
 724. Müller, Dr., Rechtsanwalt, Halle.
 725. Müller, F. III., Rechtsanwalt, Hannover.
 726. Müller, Dr. A. O., Justizrat, Leipzig.
 727. Müller, Dr. Carl, Justizrat, Leipzig.
 728. Müller, Eduard, Rechtsanwalt, Leipzig.
 729. Müller, Dr. Fritz, Rechtsanwalt, Leipzig.
 730. Müller, Peter, Rechtsanwalt, Leipzig.
 731. Müller, Dr. Walter, Rechtsanwalt, Leipzig.
 732. Müller, Rechtsanwalt, Deberau.
 733. Müller, Rechtsanwalt, Qualenbrück.
 734. Müller, Dr. A., Rechtsanwalt, Stuttgart.
 735. Nathan, Albert, Justizrat, Götting.
 736. Nathan, Rechtsanwalt, Breslau.
 737. Nathansohn, Rechtsanwalt, Dresden.
 738. Raumann, Dr. W., Rechtsanwalt, Bauen.
 739. Reller, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 740. Reßler, Dr., Rechtsanwalt, Mittweida.
 741. Reide, Franz, Rechtsanwalt, Dresden.
 742. Reide, H., Rechtsanwalt, Plauen i. B.
 743. Reu, Rechtsanwalt, Leipzig.
 744. Reubert, Otto, Rechtsanwalt, Leipzig.
 745. Reugebauer, Dr., Leipzig.
 746. Reumann, Georg, Rechtsanwalt, Berlin.
 747. Reumann, Dr. Hugo, Justizrat, Berlin.
 748. Reumann, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 749. Reumann, Justizrat, Sorau.
 750. Reumde, Rechtsanwalt, Nordhausen a. H.
 751. Reumeister, Rechtsanwalt, Chemnitz.
 752. Ridel, Rechtsanwalt, Elberfeld.
 753. Riese, Justizrat, Kiel.
 754. Rissen, Dr., Justizrat, Kirchberg i. Schl.
 755. Risch, Dr., Justizrat, Salingen.
 756. Rölke, Rechtsanwalt, Hannover-Verden.
 757. Raltinius, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 758. Obermann, Rechtsanwalt, München.
 759. Oelenheinz, Dr., Rechtsanwalt, Mannheim.
 760. Oelze, Werner, Rechtsanwalt, Essen.
 761. Oetting, Rechtsanwalt, Breslau.
 762. Ogilvie, Rechtsanwalt, Schleusingen.
 763. Oht, Rechtsanwalt, Kiel.
 764. Ollendarff, Rechtsanwalt, Deutzen.
 765. Ollendarff, Justizrat, Breslau.
 766. Ollmann, Justizrat, Greifswald.
 767. Oppenheim, Dr., Rechtsanwalt, Gotha.
 768. Oppenheimer, Dr., Rechtsanwalt, Darmstadt.
 769. Oppenheimer, Rechtsanwalt, Hildesheim.
 770. Oppenheimer, Dr. E., Rechtsanwalt, München.
 771. Oppermann, Dr., Rechtsanwalt, Jüttau i. E.
 772. Opitz, Richard, Oberjustizrat, Dresden.
 773. Orty, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 774. Osnauld, W., Rechtsanwalt, Plauen i. B.
 775. Otta, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Leipzig.
 776. Otto, Dr., Rechtsanwalt, Elmshorn.
 777. Pabst, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 778. Pabst, Justizrat, Raumburg a. S.
 779. Pältergrimm, Justizrat, Neuruppin.
 780. Panja, Dr., Justizrat, Leipzig.
 781. Panje, Justizrat, Erfurt.
 782. Pajaste, Dr. Erich, Rechtsanwalt, Zeig.
 783. Pauwels, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 784. Pawel, Rechtsanwalt, Halle.
 785. Pean, Rechtsanwalt, Bachum.
 786. Peiser, Georg, Rechtsanwalt, Breslau.
 787. Peiß, Rechtsanwalt, Arnberg.
 788. Penzig, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 789. Perl, Dr., Justizrat, Berlin.
 790. Peter, Dr., Justizrat, Leipzig.
 791. Petermann, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 792. Peters, J., Rechtsanwalt, Bonn.
 793. Peters, Robert, Rechtsanwalt, Coblenz.
 794. Peterßen, Dr., Rechtsanwalt, Jüdensburg.
 795. Peggall, Rechtsanwalt, Berlin.
 796. Pegald, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 797. Pegald, Dr., Rechtsanwalt, Plauen.
 798. Pfeiffer, Rechtsanwalt, Gienach.
 799. Pfeiffer, Dr., Rechtsanwalt, Plauen i. B.
 800. Pijker, Hans, Rechtsanwalt, Ansbach i. B.
 801. Pilger, Dr. F. J., Rechtsanwalt, Weiden i. B.
 802. Philippi, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Dresden.
 803. Philippi, H., Rechtsanwalt, Reg.
 804. Pillert, Rechtsanwalt, Nordhausen.
 805. Pinn, Georg, Rechtsanwalt, Berlin.
 806. Pinner, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Breslau.
 807. Pistorius, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 808. Placzek, Justizrat, Posen.
 809. Pleigner, Dr., Justizrat, Dresden.
 810. Poerck, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 811. Pöggé, Rechtsanwalt, Barth.
 812. Pomme, Dr., Rechtsanwalt, Halberstadt.
 813. Pomorski, Rechtsanwalt, Ostrowo.
 814. Poppelbaum, H., Rechtsanwalt, Hannover.
 815. Portius, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 816. Prael, Th., Rechtsanwalt, Garburg.
 817. Prager, Dr. Julius, Rechtsanwalt, Fürth i. B.
 818. Prusche, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 819. Püschel, Rechtsanwalt, Frankfurt a. O.
 820. Pustan, Dr. van, Rechtsanwalt, Bremen.
 821. Puxler, Justizrat, Leipzig.
 822. Quard, B., Justizrat, Coburg.
 823. Quahnig, Justizrat, Senftenberg N.-L.
 824. Quertl, B., Rechtsanwalt, Leipzig.
 825. Raabe, Rechtsanwalt, Ruc.
 826. Rademacher, Dr., Rechtsanwalt, Merseburg.
 827. Raht, Justizrat, Elmshorn.
 828. Rapp, Rechtsanwalt, Hannover.
 829. Rasch, Rechtsanwalt, Gotha.
 830. Ratkowsky, Justizrat, Berlin.
 831. Reese, Dr., Rechtsanwalt, Kiel.
 832. Regula, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Garburg a. E.
 833. Reichardt, Dr., Rechtsanwalt, Raumburg a. S.
 834. Reide, Benna, Rechtsanwalt, Braunschweig.
 835. Reichert, Dr., Justizrat, Hannover.
 836. Reier, Dr. Otto, Rechtsanwalt, Kirchberg i. Schl.
 837. Reimer, Rechtsanwalt, Döbeln.

838. Weimer, Rechtsanwalt, Wittenberg.
 839. Reinhardt, Rechtsanwalt, Wittenberg.
 840. Reinhardt, Justizrat, Weihen.
 841. Reinhardt, Justizrat, Juidau.
 842. Reiz, Dr., Rechtsanwalt, Stuttgart.
 843. Reihert, Justizrat, Erfurt.
 844. Reihner, Hans, Rechtsanwalt, Hof.
 845. Reiz, Rechtsanwalt, Gerne.
 846. Reusche, Dr., Rechtsanwalt, Barna.
 847. Reyer, Dr., Rechtsanwalt, Weisnig.
 848. Rhade, Rechtsanwalt, Bochum.
 849. Richter, Dr. Egon, Rechtsanwalt, Dresden.
 850. Richter, Dr., Justizrat, Freiberg i. S.
 851. Richter, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 852. Richter, Dr. W., Rechtsanwalt, Rudolstadt i. Th.
 853. Riede, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 854. Riebel, A., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 855. Riebel, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 856. Riefes, Rechtsanwalt, Seefen.
 857. Rieg, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 858. Rieysch, Rechtsanwalt, Plauen i. V.
 859. Rintelen, Rechtsanwalt, Jagen.
 860. Robert, Dr., Rechtsanwalt, Braunschweig.
 861. Rabinow, Dr. R., Hamburg.
 862. Roeder, Rechtsanwalt, Frankfurt a. O.
 863. Roeder, Dr., Rechtsanwalt, Halberstadt.
 864. Roeder, Justizrat, Jülichau.
 865. Roemer, Dr., Justizrat, Bochum.
 866. Römis, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 867. Rammene, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 868. Ranniger, Rechtsanwalt, Leipzig.
 869. Rosdand, Dr., Rechtsanwalt, Potsdam.
 870. Rafe, Dr. Harry, Rechtsanwalt, Berlin.
 871. Rafe, Rechtsanwalt, Gurg.
 872. Rajenberg, Dr., Rechtsanwalt, Effen.
 873. Rajenberg, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Siegen.
 874. Rajenberg, Rechtsanwalt, Göttingen.
 875. Rajensfeld, Dr. S., Rechtsanwalt, Berlin.
 876. Rajenthal, Rechtsanwalt, Berlin.
 877. Rajenthal, Justizrat, Cottbus.
 878. Rajenthal, Justizrat, Cottbus.
 879. Rajenthal, Dr. W., Rechtsanwalt, Dresden.
 880. Rajenthal, Dr. W., Rechtsanwalt, München.
 881. Rath, Justizrat, Döbeln.
 882. Rathbarth, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 883. Rathe, Justizrat, Altenburg.
 884. Rathe, H. G., Rechtsanwalt, Altenburg.
 885. Rathe, Curt, Rechtsanwalt, Chemnitz.
 886. Rube, Dr., Rechtsanwalt, Penig.
 887. Rubert, R., Justizrat, Leipzig.
 888. Rudolf, War, Dresden.
 889. Rußm, Rechtsanwalt, Danzig.
 890. Rußnte, Justizrat, Halberstadt.
 891. Rumpf, Dr., Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
 892. Runge, Ewald, Rechtsanwalt, Berlin.
 893. Ruprecht, Rechtsanwalt, Coburg.
 894. Ruffell, W., Justizrat, Gassel.
 895. Sachs, Josef, Rechtsanwalt, Breslau.
 896. Sachs, Rechtsanwalt, Breslau.
 897. Sachs, Weimer Justizrat, Leipzig.
 898. Sachse, Dr., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 899. Sadler, Justizrat, Götting.
 900. Saenger, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 901. Saenger, Dr. Egon, Rechtsanwalt, Berlin.
 902. Sala, Dr. C., Rechtsanwalt, Dresden.
 903. Salamon, Dr. Ph., Rechtsanwalt, Berlin.
 904. Salamon, Rechtsanwalt, Dresden.
 905. Salamon, Justizrat, Magdeburg.
 906. Salamon, Justizrat, Polen.
 907. Salamanski, Rechtsanwalt, Berlin.
 908. Salzburg, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 909. Sammet, Rechtsanwalt, Leipzig.
 910. Sander, E., Hildesheim.
 911. Saul, Rechtsanwalt, Duisburg.
 912. Saupe, Rechtsanwalt, Großschloß.
 913. Schachtel, Rechtsanwalt, Vichtriberg.
 914. Schall, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 915. Schacht, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 916. Scheel, Rechtsanwalt, Flensburg.
 917. Scheele, Justizrat, Leipzig.
 918. Scheffer, Rechtsanwalt, Flensburg.
 919. Scheidt, Rechtsanwalt, M.-Wlabach.
 920. Schend, Rechtsanwalt, Jagen i. W.
 921. Schenk, Carl, Justizrat, Magdeburg.
 922. Scherer, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 923. Scherer, Dr., Rechtsanwalt, Mainz.
 924. Scheffler, Dr., Rechtsanwalt, Plauen i. V.
 925. Schlichting, Dr., Rechtsanwalt, Göttröm.
 926. Schiefer, Rechtsanwalt, Leipzig.
 927. Schiffmann, Justizrat, Oppeln.
 928. Schilde, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 929. Schiller, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 930. Schimmelpfeng, Rechtsanwalt, Darmstadt.
 931. v. Schimmelpfennig, Justizrat, Bartenstein.
 932. Schind, Rechtsanwalt, Frankfurt a. O.
 933. Schirmer, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Dresden.
 934. Schiffsle, A., Rechtsanwalt, Jagen i. W.
 935. Schleich, Alwin, Rechtsanwalt, Dresden.
 936. Schlegel, Dr., Rechtsanwalt, Göttröm.
 937. Schleich, Dr. W., Rechtsanwalt, Dresden.
 938. Schlegelinger, Rechtsanwalt, Leipzig.
 939. Schlichting, Dr., Rechtsanwalt, Göttröm i. W.
 940. Schliemann, Rechtsanwalt, Halle.
 941. Schlatter, Dr., Justizrat, Gera.
 942. Schlatter, Rechtsanwalt, Effen.
 943. Schmidt, Rechtsanwalt, Weiskerabe.
 944. Schmidt, Rechtsanwalt, Duderstadt.
 945. Schmidt, Rechtsanwalt, Effen.
 946. Schmidt, Dr., Justizrat, Gera.
 947. Schmidt, H. P., Rechtsanwalt, Leipzig.
 948. Schmidtmüller, Justizrat, Calmar.
 949. Schneichel, Rechtsanwalt, Erfurt.
 950. Schneiber, Rechtsanwalt, Gera.
 951. Schneiber, W., Rechtsanwalt, Leipzig.
 952. Schneiser, Rechtsanwalt, Charlottenburg.
 953. Schnigler, Dr., Rechtsanwalt, Grefeld.
 954. Scholt, Rechtsanwalt, Merseburg.
 955. Schomburg, Rechtsanwalt, Stollberg i. Erg.
 956. Schöne I, Paul, Rechtsanwalt, Dresden.
 957. Schönwald, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 958. Schapper, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 959. Schappeler, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 960. Schatt, Rechtsanwalt, Gassel.
 961. Schrag, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 962. Schramm, Dr., Rechtsanwalt, München.
 963. Schreder, Rechtsanwalt, Erfurt.

964. Schreiner, Rechtsanwalt, Berlin.
 965. Schreiterer, Rechtsanwalt, Leipzig.
 966. Schubert, Georg, Justizrat, Dresden.
 967. Schubert, Dr. Max, Rechtsanwalt, Dresden.
 968. Schuler, Justizrat, Jüterbochen.
 969. Schüller, Justizrat, Gleiwitz.
 970. Schulte, Rechtsanwalt, Hamm.
 971. Schulz, Justizrat, Cottbus.
 972. Schulz, Dr., Rechtsanwalt, Brantenthal.
 973. Schulz, Rechtsanwalt, Plauen i. S.
 974. Schulze, Dr., Rechtsanwalt, Delitzsch.
 975. Schulze, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Dresden.
 976. Schulze, Dr., Rechtsanwalt, Renssela.
 977. Schulz, Justizrat, Hamm.
 978. Schumann, Dr., Rechtsanwalt, Plauen.
 979. Schürer, H. A., Rechtsanwalt, Dresden.
 980. Schürich, H., Rechtsanwalt, Dresden.
 981. Schürich, H., Rechtsanwalt, Plauen.
 982. Schuster, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 983. Schütt, Karl, Rechtsanwalt, Neumünster.
 984. Schütz, Dr., Justizrat, Reichenbach i. B.
 985. Schwabe, Max, Justizrat, Hannover.
 986. Schwarze, Rechtsanwalt, Halle.
 987. Schwente, W., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 988. Schwering, Rechtsanwalt, Hamm.
 989. Seeger, Rechtsanwalt, Strohburg i. E.
 990. Seelig, Dr. Ernst, Berlin.
 991. Seelig, Dr., Weberer Justizrat, Leipzig.
 992. Seidemann, Rechtsanwalt, Rittau.
 993. Seifert, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 994. Selb, Rechtsanwalt, Mannheim.
 995. Seligsohn, Dr. A., Justizrat, Berlin.
 996. Senger, Rechtsanwalt, Nordhausen.
 997. Seyferth, Dr. G., Rechtsanwalt, Leipzig.
 998. Siegel, Dr., Rechtsanwalt, Mainz.
 999. Siede, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1000. Simon, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Berlin.
 1001. Simon, Rechtsanwalt, Breslau.
 1002. Simon, Dr., Rechtsanwalt, Darmstadt.
 1003. Simon, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1004. Sinn, Justizrat, Rendsburg.
 1005. Sing, Rechtsanwalt, Pausitz.
 1006. Skopnick, H., Justizrat, Königswusterhausen.
 1007. Sluzewski, Rechtsanwalt, Berlin.
 1008. Soldan, Hans, Rechtsanwalt, Moing.
 1009. Soldin, Rechtsanwalt, Schneidemühl.
 1010. Sommer, Rechtsanwalt, Götting.
 1011. Sommer, Justizrat, Rudolstadt.
 1012. Sommer, Rechtsanwälte, Weimar.
 1013. Sonnemann, Rechtsanwalt, Dresden.
 1014. Sonnenfeld, Rechtsanwalt, Berlin.
 1015. Sonnenfeld, Dr., Rechtsanwalt, Eisenach.
 1016. Sorger, H., Rechtsanwalt, Gera.
 1017. Spanjer-Herford, Rechtsanwalt, Braunschweig.
 1018. Speyer, Rechtsanwalt, Eisenach.
 1019. Spilling, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 1020. Spitzer, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 1021. Spohr, Dr. G., Rechtsanwalt, Vieheln.
 1022. Springer, Rechtsanwalt, Altona.
 1023. Springer, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1024. Staabeder, Rechtsanwalt, Mannheim.
 1025. Stabe, Rechtsanwalt, Berlin.
 1026. Stahl, Dr., Rechtsanwalt, Meßen.
 1027. Stahl, Dr., Rechtsanwalt, Jagen.
 1028. Stahl, Rechtsanwalt, Meß.
 1029. Stahl, Arthur, Rechtsanwalt, Bad Nauheim.
 1030. Starke, Justizrat, Meisse.
 1031. Staude, Dr., Rechtsanwalt, Rürnberg.
 1032. Staude, Justizrat, Stendal.
 1033. Steckner, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1034. Stehmann, Justizrat, Rlenzburg.
 1035. Steinberg, Rechtsanwalt, Anklam.
 1036. Steinborn, Dr., Rechtsanwalt, Rameuz.
 1037. Steinik, Hans, Rechtsanwalt, Berlin.
 1038. Stengel, Dr. W., Rechtsanwalt, Plauen i. S.
 1039. v. Stern, Justizrat, Chemnitz.
 1040. v. Stern, Rechtsanwalt, Chemnitz.
 1041. Sternau, Dr., Justizrat, Frankfurt a. M.
 1042. Stirl, A., Rechtsanwalt, Eichenstein.
 1043. Stolz, Rechtsanwalt, Altenburg S.-A.
 1044. Stöble, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Rempten.
 1045. Strahl, Rechtsanwalt, Albing.
 1046. Strang, Justizrat, Berlin.
 1047. Straßer, Dr. A., Rechtsanwalt, Rempten.
 1048. Strakmann, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
 1049. Straumer, Rechtsanwalt, Meßen.
 1050. Stranz, Rechtsanwalt, Mannheim.
 1051. Strauß I., Dr., Rechtsanwalt, München.
 1052. Strauß, Dr., Rechtsanwalt, Worms.
 1053. Streilig, Hugo, Rechtsanwalt, Stettin.
 1054. Ströbel, Karl, Rechtsanwalt, Hof.
 1055. Strohmeier, Rechtsanwalt, Badz.
 1056. Stroußberg, Dr., Rechtsanwalt, Magdeburg.
 1057. Strübig, Dr., Rechtsanwalt, Bischofswerden.
 1058. Strunt, Dr., Justizrat, Offen.
 1059. Suchsland, Karl, Justizrat, Halle a. S.
 1060. Suchsland, Oskar, Rechtsanwalt, Halle a. S.
 1061. Sulzberger, Rechtsanwalt, Würzen i. S.
 1062. Süß, Rechtsanwalt, Dippoldiswalde.
 1063. Suhmann, Rechtsanwalt, Halberstadt.
 1064. Swart, Dr., Rechtsanwalt, Münster.
 1065. Syring, Justizrat, Leipzig.
 1066. Tachner, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1067. Tarnowski, Dr. G., Rechtsanwalt, Breslau.
 1068. Tasse, Rechtsanwalt, Dessau.
 1069. Tegermeier, Dr., Rechtsanwalt, Weimar.
 1070. Teichmann, Rechtsanwalt, Jüdelau.
 1071. Tentler, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Hamburg.
 1072. Terrabe, Rechtsanwalt, Münster.
 1073. Tegner, G., Rechtsanwalt, Chemnitz i. S.
 1074. Teufsch, Justizrat, Meß.
 1075. Theile, Justizrat, Leipzig.
 1076. Theile, A., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1077. Thierich, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1078. Thoma, Rechtsanwalt, Augsburg.
 1079. Thomann, Rechtsanwalt, Göttingen.
 1080. Thomsen, Dr., Rechtsanwalt, Kiel.
 1081. Thraenhart, Rechtsanwalt, Bielefeld.
 1082. Thüme, Rechtsanwalt, Dresden.
 1083. Liebemann, H., Rechtsanwalt, Erfurt.
 1084. Tiedemann, Dr. Fritz, Rechtsanwalt, Barchim.
 1085. Tiepe, Gustav, Rechtsanwalt, Grimnitzgau.
 1086. Timm, Rechtsanwalt, Rostin.
 1087. Tittel, Justizrat, Borsis.
 1088. Tolle, Rechtsanwalt, Gelle.

1089. Tollknecht, Justizrat, Raumburg a. S.
 1090. Treuenfels, Dr. Franz, Rechtsanwalt, Breslau.
 1091. Tschermann, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1092. Tuchmann, Dr., München.
 1093. Tuscholsti, Max, Rechtsanwalt, Berlin.
 1094. Tzart, Rechtsanwalt, Gießen.
 1095. Uffländer, Rechtsanwalt, Essen.
 1096. Uhlenbrod, Rechtsanwalt, Friedenau.
 1097. Ulfelder I., Dr. Wilh., Rechtsanwalt, Nürnberg.
 1098. Ullrich, Hermann, Rechtsanwalt, Sayda.
 1099. Ullmann, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 1100. Ullmann, Rechtsanwalt, Magdeburg.
 1101. Ulrich, Oskar, Rechtsanwalt, Chemnitz.
 1102. Unger, Rechtsanwalt, Dresden.
 1103. Unger, Rechtsanwalt, Guben.
 1104. Unger, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1105. Unger, Rechtsanwalt, Leipzig.
 1106. Urban, Rechtsanwalt, Pirna a. E.
 1107. Uth, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 1108. Varenkamp, Justizrat, Düsseldorf.
 1109. Ventur, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1110. Verges, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1111. Vetter, Dr. R., Rechtsanwalt, Dresden.
 1112. Vetter, Rechtsanwalt, Leipzig.
 1113. Voigt, Rechtsanwalt, Ramez.
 1114. Voigt, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1115. Voß, Justizrat, Ostrowo.
 1116. Wache, Rechtsanwalt, Dessau.
 1117. Wachs, Rechtsanwalt, Penig.
 1118. Wachtel, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1119. Wächter, Dr., Rechtsanwalt, Vorna.
 1120. Wagner, Dr., Rechtsanwalt, Freiberg i. S.
 1121. Wagner, Rechtsanwalt, Schmalkalden.
 1122. Waldbheim, Rechtsanwalt, Leipzig.
 1123. Wallach I., Justizrat, Essen.
 1124. Wallach II., Rechtsanwalt, Essen.
 1125. Walter, Rechtsanwalt, Spremberg.
 1126. Walter, Dr., Rechtsanwalt, Völklingen.
 1127. Warschauer, Rechtsanwalt, Tremschen.
 1128. Bauer, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 1129. Wederth, Rechtsanwalt, Gditz.
 1130. Wedemann, Rechtsanwalt, Brand i. S.
 1131. Wedemann, G., Rechtsanwalt, Eisenach.
 1132. Wehrmann, Justizrat, Stettin.
 1133. Wehrmann, Rechtsanwalt, Stettin.
 1134. Weichardt, Dr., Rechtsanwalt, Döbisch.
 1135. Weichsel, Rechtsanwalt, Braunschweig.
 1136. Weidinger, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
 1137. Weigand, Rechtsanwalt, Dresden.
 1138. Weigl, Max, Justizrat, Augsburg.
 1139. Weil, Leo, Rechtsanwalt, München.
 1140. Weiß, Dr., Rechtsanwalt, Breslau.
 1141. Weiß, Dr., Rechtsanwalt, Flensburg.
 1142. Weiß, Rechtsanwalt, Hamm.
 1143. Wendt, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1144. Weniger, Dr. Ernst, Rechtsanwalt, Leipzig.
 1145. Werl, Dr., Rechtsanwalt, Eberfeld.
 1146. Werner, Justizrat, Bamberg.
 1147. Wernid, Dr. R., Justizrat, Eisenach.
 1148. Wernid, Dr., Rechtsanwalt, Jena.
 1149. Wernide, Rechtsanwalt, Gera.
 1150. Westhoff, Rechtsanwalt, Düsseldorf.
 1151. Weylich, Eduard, Dresden.
 1152. Weylich, Willibald, Chemnitz i. S.
 1153. Weydemann, Dr., Justizrat, Erfurt.
 1154. Wiebold, Rechtsanwalt, Celle.
 1155. Wilde, Dr., Rechtsanwalt, Chemnitz.
 1156. Wildhagen, Dr., Justizrat, Leipzig.
 1157. v. Wilmsdorf, Rechtsanwalt, Raumburg a. S.
 1158. Windthorst, Rechtsanwalt, Hamm i. B.
 1159. Winkelmann, Rechtsanwalt, Dortmund.
 1160. Witt, Dr., Justizrat, Stargard i. P.
 1161. Wittner, Alexander, Rechtsanwalt, Berlin.
 1162. Wobrizel, Dr., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1163. Wolbert, Justizrat, Potsdam.
 1164. Wolf, Joh., Rechtsanwalt, Dresden.
 1165. Wolf, Rechtsanwalt, Cöln.
 1166. Wolf, Dr., Rechtsanwalt, Flauen i. B.
 1167. Wolfes, Rechtsanwalt, Dortmund.
 1168. Wolff, Eugen, Justizrat, Berlin.
 1169. Wolff, Rechtsanwalt, Dortmund.
 1170. Wolff, Th., Justizrat, Dresden.
 1171. Wolff, Dr., Rechtsanwalt, Homburg v. d. H.
 1172. Wolff, Dr., Rechtsanwalt, Lissa.
 1173. Wollmer, Rechtsanwalt, Raumburg.
 1174. Wreschner, Rechtsanwalt, Berlin.
 1175. Wreschner, Ludwig, Justizrat, Berlin.
 1176. Wulff, Karl, Rechtsanwalt, Charlottenburg.
 1177. Wulff, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
 1178. Wunsch, Rechtsanwalt, Berlin-Charlottenburg.
 1179. Ragn, Dr., Rechtsanwalt, Essen.
 1180. Zander, Rechtsanwalt, Erfurt.
 1181. Zeltz, Dr. H., Justizrat, Jena.
 1182. Zelter, Justizrat, Stettin.
 1183. Zenetti, Justizrat, Leipzig.
 1184. Zieger, Justizrat, Leipzig.
 1185. Zierogel, Rechtsanwalt, Flensburg.
 1186. Zille, Rechtsanwalt, Breslau.
 1187. Zinkeisen, Dr. A., Rechtsanwalt, Leipzig.
 1188. Zinkeisen, Dr. B., Leipzig.
 1189. Zippel, Rechtsanwalt, Frankfurt a. O.
 1190. Zöbner, Rechtsanwalt, Hattenstein i. B.
 1191. Zöppel, Dr. Georg, Rechtsanwalt, Leipzig.
 1192. Zudermann, Justizrat, Forst i. L.

Verhandlungen

des

IX. (außerordentlichen) Deutschen Anwaltstages

zu Leipzig.

Sonntag, den 23. November 1907.

Stenographischer Bericht.

Der Vorsitzende, Geheime Justizrat Erythrapel, Leipzig, eröffnet die Sitzung um 9¹⁵ Uhr.

Vorsitzender: Der außerordentliche Anwaltstag ist eröffnet.

Meine Herren, ich habe zunächst in Gemäßheit der Satzungen mitzuteilen, daß die Ladung der heutigen Mitgliederversammlung des Anwaltvereins erschienen ist zunächst im „Rechtsanzeiger“ in der 4. Beilage der Nr. 251 am Montag den 21. Oktober 1907 und ferner in der „Juristischen Wochenschrift“ Nr. 19 am 1. November 1907.

Sodann bitte ich Sie, zur **Bildung des Bureau**s zu schreiten. Nach § 5 der Statuten führt den Vorsitz der Vorsitzende des Vorstandes oder dessen Stellvertreter oder in dessen Behinderung ein anderes, vom Vorstand zu wählendes Mitglied desselben; der Anwaltstag kann Stellvertreter des Vorsitzenden aus den anwesenden Mitgliedern des Anwaltstages ernennen. Es ist der Stellvertreter des Vorsitzenden, Justizrat Wehbart-Zweibrücken, leider verhindert; an dessen Stelle hat der Vorstand den Herrn Geheimen Justizrat Krause aus Berlin als Stellvertreter des Vorsitzenden bestimmt. Dann schlagen wir Ihnen vor, aus Ihrer Mitte den Herrn Vorsitzenden des Ortskomitees, Rechtsanwalt Freytag in Leipzig, und den Herrn Justizrat Humser in Frankfurt a. M. zu bitten, als Stellvertreter des Vorsitzenden fungieren zu wollen; als Schriftführer bringen wir Ihnen Herrn Dr. Rathes-Leipzig und Herrn Dr. Springer-Leipzig in Vorschlag. — Wenn kein Widerspruch erfolgt, nehme ich an, daß die Herren mit diesen Vorschlägen einverstanden sind.

(Allseitige Zustimmung.)

Dann bitte ich die genannten Herren, hier am Vorstandstische Platz zu nehmen.

(Geschlecht.)

Meine Herren, eine eigentliche Geschäftsordnung besteht für den Anwaltstag nicht; es haben sich aber übereinstimmend auf den Anwaltstagen Gewohnheiten

gebildet, die ich auch für die heutige Verhandlung gutzuheißen bitte.

Zunächst hat jeder Redner, der zum Worte verhilft, zu werden wünscht, sich beim Schriftführer zu melden, und da möchte ich bitten, daß die Herren, die sich melden, auch gleich angeben, ab sie für oder gegen die Anträge der Referenten sprechen wollen. Es ist das deshalb wünschenswert, weil es sich sonst sehr leicht ereignen könnte, daß infolge besonders solcher Meinungen einer gewissen Richtung eine andere überhaupt nicht berücksichtigt würde.

Sodann ist es Sitte, daß jedem der Herren Redner — wenn nicht die Zeit später noch kürzer festgesetzt wird — 10 Minuten als Sprechzeit bewilligt werden. Ich möchte aber bitten, weil eine starke Strömung innerhalb der Anwaltschaft gegen die in Mannheim gefaßten Beschlüsse ist, daß einem der Vertreter dieser Richtung — also derjenigen Herren, die lediglich bei einem Amtsgericht zugelassen sind — eine längere Sprechzeit bewilligt wird; ich halte das für billig.

Ferner bemerke ich noch, daß Anträge aus der Versammlung nur berücksichtigt werden können, wenn sie von mehr als 15 hier anwesenden Herren unterschrieben sind. Das bezieht sich auch auf diejenigen Anträge, die vorher an den Vorstand mit der Bitte, sie auf die Tagesordnung zu setzen, gerichtet sind. Wer heute hier einen Antrag stellen will, muß ihn also von 15 hier anwesenden Herren unterschreiben lassen.

Ich nehme an, daß die Herren mit dieser Geschäftsführung für die heutige Tagung einverstanden sind.

Ich habe den Herren mitzuteilen, daß als Vertreter Seiner Excellenz des sächsischen Herrn Justizministers der Herr Geheimrat Dr. Grünmann erschienen ist und die Herren namens Seiner Excellenz begrüßen möchte.

Geheimer Justizrat Dr. Grünmann, Dresden, vortragender Rat im Königlich sächsischen Justizministerium: Sachanfehnliche Versammlung! Im Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Staats- und Justizministers

Dr. v. Otto habe ich die Ehre die Herren zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen hier in Leipzig, das als Sitz des Reichsgerichts der Mittelpunkt des deutschen Rechtslebens und als Sitz einer alten hochansehnlichen Juristenfakultät ein Mittelpunkt der deutschen Rechtswissenschaft ist.

Meine hochverehrten Herren! Das Leben ist ein Kampf, das wissen wir alle; und namentlich ist das Rechtsleben ein Kampf, und der hohe und ritterliche Beruf des Rechtsanwalts ist es, zum Schutze des Vermögens, der Ehre, der Freiheit, ja zuweilen auch zum Schutze des Lebens anderer um das Recht zu kämpfen. Aber auch die gesetzgebende Arbeit ist ein Kampf, ein Kampf entgegengesetzter Interessen, ein Kampf verschiedener Gedanken über die Befriedigung dieser Interessen. Doch haben die Alten gesagt: der Kampf ist der Vater aller Dinge. Möge der Kampf, der jetzt über die künftige Gestaltung unseres Amtsgerichtsprozesses geführt wird, dieser Kampf, in dem mitzustritten die deutschen Rechtsanwälte berufen sind, dieser Kampf, in den Sie heute eintreten wollen, und für den Sie durch reiche und wertvolle Erfahrungen gewappnet und gestärkt sind, — möge dieser Kampf ein Vater guter Dinge werden! Das wünsche ich Ihnen, meine hochverehrten Herren, das wünsche ich unserem deutschen Vaterlande.

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, ich glaube in Ihrer aller Sinne zu sprechen, wenn ich Seiner Erzellenz für die freundlichen Worte, die sein Herr Vertreter hier soeben gesprochen hat, unseren herzlichsten Dank ausspreche. Es ist für uns von ungemeiner Wichtigkeit, daß die Justizverwaltung unseren Bestrebungen mit Aufmerksamkeit folgt, damit die Wünsche, die innerhalb der Rechtsanwaltschaft bestehen, in genügender Weise auch von der Gesetzgebung berücksichtigt werden.

(Bravo!)

Meine Herren, indem wir nun in die Tagesordnung eintreten, will ich bemerken, daß der außerordentliche Anwaltstag in Gemäßheit des Beschlusses des Mannheimer Anwaltstages eigentlich nur berufen wurde zum Zweck der Nr. 1 unserer Tagesordnung:

Beratung und Beschlußfassung über die Stellung zum Entwurf eines Reichsgesetzes betreffend die Abänderung der Gerichtsverfassung, der Zivilprozessordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

Es war reiner Zufall, daß auch noch der zweite Gegenstand auf die Tagesordnung kam:

Wahl einer Kommission zur Vorbereitung von Änderungen der Satzungen des Deutschen Anwaltsvereins.

Das kam daher, weil in Mannheim die Zeit zu kurz war, um diese Kommission zu wählen.

Es sind nun, nachdem der Anwaltstag einberufen war, an den Vorstand eine Reihe von Anträgen gelangt mit der Bitte, sie auf die Tagesordnung der heutigen Mitgliederversammlung zu setzen. Der Vorstand hat das abgelehnt, weil die Anträge zum Teil Satzungsänderungen enthielten, über die wir heute überhaupt

nicht verhandeln können, da die Formalitäten in Bezug auf die Änderung der Satzungen, namentlich die Vorschrift, daß Anträge auf Änderung der Satzungen 4 Wochen vor dem Anwaltstage schriftlich beim Vorstande eingereicht sein müssen, nicht erfüllt waren. Es sind aber diese Anträge auch deshalb abgelehnt worden, weil sie weit über den Rahmen desjenigen hinausgehen, was wir heute zu verhandeln haben, und wofür wir unsere Zeit absolut notwendig haben.

(Lebhafter Zustimmung.)

Sind nur möchte ich den Herren mitteilen. Wir rechnen zu Nr. 1 der Tagesordnung auch diejenigen Schritte, die der Anwaltsverein für nötig hält, um seinen Standpunkt, den er gegenüber den Vorschlägen einnimmt, öffentlich zur Geltung zu bringen. Wir rechnen also auch insbesondere dahin die Verhandlung darüber, ob eine organisatorische Einrichtung zu treffen ist, um für unsere Aufassung, wie sie heute in unseren Beschlüssen zum Ausdruck tritt, Propaganda zu machen. Ich möchte die Herren aber bitten, bei den Verhandlungen eine Haltung in dem Sinne einzunehmen, daß wir zunächst nur über unsere Stellung zu dem Gesetzesentwurf beraten und dann erst, wenn das erledigt ist, wenn wir unsere Beschlüsse in der Beziehung gefaßt haben, uns mit dem beschäftigen, was nun zu tun ist, um diesen unseren Standpunkt zur Geltung zu bringen.

(Bravo!)

Ich will gleich bemerken, daß der Vorstand beabsichtigt, zu diesem zweiten Teil folgenden Antrag zu stellen, der jetzt erst gedruckt wird und demnächst verteilt werden wird:

Es wird der Vorstand beauftragt, einen Geschäftsausschuß, bestehend aus 5 bis 7 Personen, zu bilden, welcher für eingehende Aufklärung über die Bedeutung und Tragweite des Gesetzesentwurfs betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgegesetzes, der Zivilprozessordnung usw. im Sinne der heutigen Beschlüsse in geeigneter Weise zu wirken hat.

Die Kosten bis zur Höhe von 20 000 Mark werden aus der Kasse des Deutschen Anwaltsvereins bestritten.

Meine Herren, es wird mir soeben mitgeteilt, daß Seine Erzellenz der Präsident des Reichsgerichts Freiherr v. Sedendorf soeben erschienen ist, um an unseren Verhandlungen teilzunehmen.

(Lebhaftes Bravo.)

Ich darf dann also bitten, in den ersten Gegenstand unserer Tagesordnung einzutreten:

Beratung und Beschlußfassung über die Stellung zum Entwurf eines Reichsgesetzes betreffend die Abänderung der Gerichtsverfassung, der Zivilprozessordnung und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

Berichterstatte Rechtsanwalt Dr. **Dachenburg**, Mannheim (von anhaltendem lebhaftem Beifall begrüßt): Meine Herren Kollegen! Meine Aufgabe ist heute

schwerer und doch wieder leichter, als sie vor zwei Monaten in Mannheim war. Schwer ist's, Ihnen etwas Neues über die großen Fragen der Justizreform zu bringen. Ich habe dort mein ganzes Herz vor Ihnen ausgeschüttet. Ich begreife es vollständig, daß ein Kollege mich vor einiger Zeit in tiefem Klingsgeßel fragte, ob ich dieselbe Rede hier noch einmal halten wolle. Dabar bleiben Sie bewahrt. Damals galt es, das ganze Gebiet der Justizreform zu durchwandern. Heute handelt es sich darum, und darin liegt die Erleichterung gegenüber früher, zu einer zum Zwecke der Kritik veröffentlichten Regierungsvorlage Stellung zu nehmen. Wir haben einen konkreten Stoff zu behandeln. Ein bestimmter Gegner steht uns gegenüber. Da kämpft es sich besser.

Und einen Kampf wird es geben.

Meine Herren, ich habe das Stenogramm meiner Mannheimer Ausführungen durchgesehen. Dabei hatte ich Gelegenheit, es Stück für Stück nachzuprüfen. Ich habe keinen Anlaß gefunden, von den Grundzügen, die ich Ihnen dort vortrug, etwas zurückzunehmen. Ich habe den neuen Entwurf gelesen und wieder gelesen. Ich habe mich bemüht, ihm gerecht zu werden. Ich bin durch dieses Studium in meiner Überzeugung von der Wichtigkeit der Mannheimer Beschlüsse bekräftigt worden. Nach wie vor halte ich es für ein falsches Unternehmen, ein kleines Stück aus der großen Prozeßreform herauszugreifen. Nach wie vor vermute ich einen tiefgehenden Unterschied in dem Verfahren vor den Amtsgerichte und den Landgerichte nicht zu finden. Nach wie vor sehe ich in der Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz nur noch dem Streitwerte die Gefahr einer Verschlechterung der deutschen Rechtspflege. Nach wie vor verlange ich als Teil der Justizreform eine Verdrächtigung der Rechtsanwaltschaft als eines gleichwertigen Faktors neben dem Richter

(lebhafter Beifall)

und deshalb eine Besserstellung in materieller und sozialer Beziehung. Und ich habe, daß auch der auferordentliche Deutsche Anwaltstag dieses „nach wie vor“ ausdrückt und fest zu setzen Worten, die er vor kurzem aussprach, stehen wird. Möglic, daß die Stetiker rede behalten, daß all unser Mühen vergeblich sein wird. Vielleicht wird man im Bundesrat und im Reichstage über unsere Warnrufe hinweggehen. Das soll und darf uns nicht abhalten, bis zum letzten Momente das zu vertreten, was wir für richtig erkannt haben. Nicht immer hat der unrecht, der den Prozeß verliert. Man hat mich einen Idealisten gescholten. Sei's drum! Ich nehme die Bezeichnung für uns alle an, die wir in Mannheim beschlossen haben und heute in Leipzig beraten. Kämpfen wir für dieses Ideal der Rechtspflege, das wir unserem Vaterlande wünschen, und sei es auch als moritur.

Der Entwurf ist in Ihrer aller Händen und — auch das ist eine Erleichterung — er bringt, was der vorläufige Vorkämpfer nicht hatte, eine Begründung. Sie führt uns in die Gedankenwelt der Verfasser des Entwurfs ein. Aus ihr entnehmen wir die grundsätzlichen Anschauungen der Redaktoren. Beginnen wir mit diesen.

Die Begründung gibt sofort am Anfang zu, „daß bei der praktischen Handhabung der Zivilprozeßordnung trotz ihrer unlegbaren Barage im Laufe der Jahre sich manche Mängel herausgestellt haben, welche die Notwendigkeit einer auf das ganze Gebiet des Zivilprozeßes sich erstreckende Revision nahe legen“. Allein der Zeitpunkt für diese Revision ist heute noch nicht gekommen. Über die Richtung dieser Reform gingen die Meinungen weit auseinander. Auf eine Ausgleichung der Gegensätze „sei vorerst nicht zu rechnen“. Dagegen herrsche darüber, daß das amtsgerichtliche Verfahren durch Annäherung an das Verfahren vor den Kaufmanns- und Gewerbegerichten einfacher und schneller gestaltet werden müsse, „in weiten Kreisen Einverständnis“. Auch bei einer Beschränkung auf die Amtsgerichte werde die Reform von größerer Bedeutung sein. Die Zahl der Prozesse vor ihnen sei zu eine viel größere (2 117 612) als die vor den Landgerichten verhandelten (313 787). Sie gewinne erheblich an Bedeutung, wenn man gleichzeitig die sachliche Zuständigkeit erweitere.

Das haben Sie ja alle selbst gelesen. Verzeihen Sie, daß ich es wiederholte. Ich lege Wert darauf, diese grundlegenden Gedanken hervorzuheben: derzeitige Unmöglichkeit einer Reform des ganzen Gebietes des Zivilprozeßes; Einverständnis über eine einfachere und schnellere Gestaltung des amtsgerichtlichen Verfahrens; Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte als Konsequenz der Beschränkung der Reform auf das amtsgerichtliche Verfahren. Das sind auch die drei Punkte, die wir zu unterfragen haben werden. Der Schwerpunkt liegt für mich heute in dem zweiten, der Beschränkung der Reform auf das Amtsgericht. Bleibt für diese kein Grund vor, so fallen der erste und der dritte Satz.

Die Kompetenzerhöhung wird vorgenommen, damit die Reform einem möglichst weiten Kreise zugute komme. Wenn sich die geplante Reform eines speziellen amtsgerichtlichen Verfahrens als verfehlt herausstellt, so muß lastigweise die Erweiterung der Kompetenz der Amtsgerichte fallen. Wenn Sie sehen werden, daß die Vorschläge des Entwurfs, mit wenig Ausnahmen, soweit sie brauchbar sind, auch für das landgerichtliche Verfahren verlangt werden müssen, so bleibt kein Grund, die Reform auf das Amtsgericht zu beschränken. Sie werden es daher begreiflich finden, wenn bei meinen Ausführungen die Bestimmungen des Entwurfs über das neue amtsgerichtliche Verfahren auf ihre Begründung aus dem besonderen Wesen des amtsgerichtlichen Prozeßes hin angesehen werden. Hier liegt der Angelpunkt für mich.

Doch zunächst die erste der drei oben aufgeführten Fragen. Die Reform des ganzen Prozeßes ist noch nicht spruchreif. Daher die Beschränkung auf das Amtsgericht geboten. Die hierfür angegebenen Gründe habe ich zitiert. Schon diese Ausführungen sind unvollständig. Damit, daß die Meinungen noch auseinandergehen, kann man jedes Geleit hinausschieben. Wollte man auf eine Ausgleichung der Gegensätze warten, so hätten wir noch heute unser Bürgerliches Gesetzbuch nicht. Hätte man bei dem Bedürfnisse eines einheitlichen Zivilrechts die schwierigen Materien ausgeduldet und nur einige spruchweise regeln wollen, ein

Sachen wäre durch die deutsche Juristenwelt gegangen. Wie wurde der erste Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs empfangen! Welche Gegenläufe kamen da zu Wort! Wenn ich mir ins Gedächtnis rufe, was über das Hypothekentrecht geschrieben und gesagt wurde, wenn ich an die Klippen denke, an denen das Ehegüterrecht vorbeisteuern mußte, so kommen mir die Meinungsverschiedenheiten im Gebiete des Zivilprozesses recht klein und unbedeutend vor. Man habe nur den Mut, auch hier zuzugreifen. Man hat ihn ja auch in Österreich gehabt. Wie schnell man im Reichsjustizamt arbeiten kann, sehe ich an den vorliegenden Entwürfe. Er ist so rasch gekommen, daß man nicht einmal das Ergebnis der Beratung des Deutschen Anwaltstages abwarten konnte. Nun, dann wird es auch möglich sein, im Jahresfrist eine Reform des deutschen Zivilprozesses zu publizieren. Die Ansichten werden sich dann reiben. Es werden Punkte spröhen. Aber man wird dann ebenso gut zu einer Verständigung und etwas Verständigem kommen wie auf allen anderen Gebieten der Gesetzgebung. Auch gehen über die Reform des antwärtigen Prozesses die Meinungen nicht ebenso weit auseinander? Wo ist hier die Ausgleichung der Gegensätze? Wo sind die „weiten Kreise“, in denen das Einverständnis darüber herrscht, daß man den antwärtigen Prozeß für sich beahnde? Wo die Einigkeit darüber, daß man ihn dem Verfahren vor den Kaufmannsgerichten annähert? Behauptung gegen Behauptung. Die weiten Kreise des Volkes wissen überhaupt noch nichts von dem, was vorgeht, und was es für sie bedeutet. Es war ein erfreuliches Zeichen für die Bedeutung des deutschen Anwaltstandes in dem Auge des Volkes, daß die Presse nach dem Mannheimer Anwaltstage der dort behandelten Frage näher trat. Und mehr als ein Zeitungsozblatt ist mir aus den Schreibtisch geflossen, in dem Bedenken gegen den Plan der Regierung ausgesprochen sind. Die Altkreise der Berliner Kaufmannschaft haben deutschen Widerspruch gegen den Entwurf eingelegt; Männer wie Adickes, Anger, Stein haben ihre Stimme gegen den Reformplan schon vor der Publikation des jetzigen Entwurfs erhoben. Hat nicht der bayerische Richterverein den Mut gehabt, sein „Nein“ auszusprechen? Kopfschütteln steht man da der Ansicht des Verfassers der Motive gegenüber, daß über die Amtsgerichtsreform in weiten Kreisen Einverständnis herrsche.

Nicht verlagen kann ich mir endlich, auch die Beratung der Motive auf eine Resolution, welche der Reichstag in der Sitzung vom 10. Juni 1904 bei Annahme des Kaufmannsgerichtsgesetzes sah, zu beleuchten. Nach der Begründung soll der Reichstag die unwürdige Einleitung einer durch die Annäherung des antwärtigen Verfahrens an das vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten eine einfachere und schleunigere Gestaltung jenes für erforderlich erklärt haben. Die Resolution lautet aber:

Den Herrn Reichstangler zu ersuchen, unverzüglich eine Reform des Zivilprozesses vorzunehmen in die Wege zu leiten, durch welche allgemein, insbesondere aber für die zur Zuständigkeit der Amtsgerichte gehörenden Rechtsstreitigkeiten, ein den Gesichtspunkten der Be-

schleunigung und Vereinfachung der Rechtspflege entsprechendes Verfahren eingeführt wird.

Es hat also nicht der Reichstag verlangt, daß unter Ausschaltung der anderen Gerichte nur das Verfahren vor den Amtsgerichten reformiert werde. Er hat eine allgemeine Reform gewollt. Der Hinweis auf das antwärtige Verfahren beruht darauf, daß man dann in der Lage zu sein glaubte, die Sondergerichte wieder den Amtsgerichten angliedern zu können. Man wollte aber damals allgemein die Reform des Zivilprozesses. Mit Eile und Recht.

Unrichtig ist daher auch, wenn heute die Begründung die Reform als Anlehnung des antwärtigen Verfahrens an das vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten bezeichnet. Damit wird das Verhältnis der Gerichte zu einander verschoben. Der ganze Prozeß sollte neu gestaltet werden, sodaß man die provisorischen Sondergerichte wieder in den allgemeinen Rahmen aufnehmen könnte. Nun werden sie benutzt, um die Amtsgerichte als weiteres Sondergericht im Gegensatz zum Landgerichte auszubilden. Ich halte diese Sondergerichte für ein nationales Unglück.

(Vehafter Beifall.)

Man beobachte nur die Wahlen der Richter aus den Arbeitnehmern. Politische Parteien betäuseln sich dabei aufs Meiste. Ein Gesetz, das solche Folgen zeitigt, ist schon deshalb zu verwerfen. Niemand müßte aus der Gewerbe- und Handlungsgesellschaft, daß sie eine rasche Justiz erhalten, niemand, daß bei der Urteilsfällung Eilen aus der Zahl der Prinzipale und der Gehilfen mitwirken. Aber falsch war es schon, hierfür ein Sondergericht zu schaffen, falsch ist es, das Amtsgericht ebenfalls als Sondergericht mit besonderem Verfahren hinstellen zu wollen und die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte als die Idealbilder für den antwärtigen Prozeß. Die spätere Betrachtung wird uns zeigen, daß eine Anzahl von Bestimmungen, die zuerst ihre Aufnahme bei jenen Sondergerichten fanden, der Ausfluß eines für alle Verfahren verwendbaren Prinzips sind. Stoßen wir irgendwo auf einen guten Gedanken, der auch für andere Fälle paßt, so nehme man ihn, wo man ihn trifft. Im Auslande wie im Inlande, im Verfahren vor dem Gewerbe- und Kaufmannsgerichten oder im antwärtigen Prozeß. Einzelne. Er sei willkommen. Nur behaupte man dann nicht, daß man für die Amtsgerichte durch Aufnahme der neuen Idee ein besonderes Verfahren ausbilde.

Das Verlangen, daß das Verfahren „einfacher und schleuniger“ werden soll, gilt für alle Rechtsstreitigkeiten. Was hat sich der Mann aufzubringen kommen lassen, der 1000 Mark zu fordern hat, daß man ihn das verbesserte Verfahren weigert? Einverständnis herrscht auch hier, daß geben die Motive zu, daß eine Verbesserung not tut. Man gebe sie für alle Rechtsstreitigkeiten und verdränge die landgerichtlichen Prozesse nicht auf eine nebelgraue Ferne der Ausgleichung der Gegensätze, — auf den Nimmerlebstag, wie man im Süden sagt.

Der Entwurf schreift nun aber auch gar nicht davon zurück, in einzelnen Punkten für das ganze Prozedere Änderungen zu treffen, die recht einschneidend sind, und über welche die Meinungen sehr

auseinandergehen. Sie haben prinzipielle Bedeutung. Aber sie geben jeweils nur ein Stückchen der gedachten Reform. Man ging — sagt die Begründung — über den Rahmen der Beschränkung auf die Amtsgerichte nur in einzelnen Fragen hinaus, die entweder mit der Änderung des ausgerichteten Verfahrens zusammenhängen oder aus besonderen Gründen auf eine Abhilfe dringend hinweisen. Sehen wir uns zuerst diese an. Ich halte es für sehr interessant, die Fälle kennen zu lernen, die denen mon sich entschloß, sofortige Abstellung von schreienden Missetänden zu gewähren. Liegen in Wahrheit keine solche vor, so werden Sie daraus wieder Ihre Rückschlüsse auf die Michtigkeit der Behauptung, daß die Reform des ganzen Prozesses noch nicht zeitgemäß sei, ziehen können.

Die Reform der Zivilprozeßordnung beginnt mit der Übertragung der Kostenfestsetzung an den Gerichtsschreiber (§§ 103 bis 107 ZPO.). Ich habe gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden. Er ist aber nur ein Teil des Verlängens nach der Entlastung der Richter. Er ist darin sogar von untergeordneter Bedeutung. Der bisherige § 105 Abs. 2 ZPO. gestattet, daß sich das Gericht bei der Prüfung des Gesuchs der Hilfe des Gerichtsschreibers bediene. Davon hat man allgemein Gebrauch gemacht. Jedermann weiß, daß bei der Kostenfestsetzung sich die Tätigkeit des Richters auf seine litterarische, von seltenen Ausnahmen abgesehen, beschränkt. Das Gesetz will die bisherige tatsächliche Sachlage zur gesetzlichen machen. Schön und gut. Daß hierfür aber eine Abhilfe dringend geboten war, läßt sich daraus nicht entnehmen. Dringend geboten ist die Entlastung der Richter von unnützem Schreibwerk, die Vereinfachung ihrer Arbeit und die Konzentration auf das Denken. Das ist hier und auch in der Zuweisung des Vollstreckungsbefehls an den Gerichtsschreiber anerkannt, aber nicht ausgeführt. Man wird auf diesem Wege, der Veranziehung des Gerichtsschreibers zu einer Reihe richterlichen Handlungen, nicht stehen bleiben. Freilich erfordert dies mehr als ein flüchtiges Streifen des Problems der Richterentlastung. Man wird auch, selbst wenn man dem Gerichtsschreiber nur die im Entwurf enthaltenen Funktionen gibt, die Ausbildung desselben zu regeln haben. Es gilt, einen Stand mittlerer Beamten herauszubilden, der geeignet ist, der Träger wichtiger Aufgaben zu sein, nicht nur ein Schreiber, sondern ein Nebenrichter. Dem Bestreben der Gerichtsschreiber, die für die Vorbildung die Absolvierung einer siebenklassigen Mittelschule und einen praktischen Vorbereitungsdiens von mindestens drei Jahren als reichsrechtliche Vorbedingung fordern, wird man sympathisch gegenüberstehen.

Weiter! Der Kostenbeschluss kann mit der Urteilsausfertigung verbunden werden. Davon verspreche ich mir nicht allzu viel. Die Verbindung ist von verschiedenen Bedingungen abhängig. Es muß ein vollstreckbarer Titel vorliegen. Es darf kein Widerich an den Kosten erfolgen. Es darf die Ausfertigung noch nicht erteilt sein. Es darf keine Verzögerung in derselben eintreten. Ich glaube kaum, daß hier eine Zeit- und Kraftersparnis ergibt wird. Schon hier beginnt der Verdacht, als ob man dabei mehr an die

Vermeidung einer von Amts wegen zu erteilenden und daher kostenlosen Ausfertigung und Zustellung dachte. Urteile bezahlte die Partei. Sie stellt sie zu. hinter dem Kleide der Verbesserung des Verfahrens sieht der Pferdefuß der Inflation ein wenig schon hier hervor.

(Weiterkeit.)

Interessant ist es, daß man die Verbindung von Urteil und Kostenbeschluss, die man bisher in § 103 ZPO. nur für die Amtsgerichte kannte, verallgemeinerte. Man fühlte also hier, daß eine Besonderheit des ausgerichteten Prozesses nicht vorliege. Die kleine Verbesserung wollte man allen Prozessen gönnen, obwohl gerade hierin bei der Seltenheit der vorläufig vollstreckbaren Urteile des Landgerichts auch selten die Verbindung praktisch wird.

Weniger wohlwollend kann ich eine zweite Verallgemeinerung einer erst für die Amtsgerichte gemachten Änderung aufnehmen. Ich meine den Zusatz zu § 141 ZPO. Auch im Anwaltsprozeß vor dem Landgericht ist die Partei, deren Erscheinen angeordnet ist, von Amts wegen zu laden. Die Ladung ist ihr selbst zugestellt, auch wenn sie einen Prozeßbevollmächtigten hat. Im vorläufigen Entwurf befand sich dieser Satz in § 103 als eine Regel für den ausgerichteten Prozeß. Das Erscheinen der Partei sollte nach dem Vorbild des gewerbegerichtlichen Prozesses durch Strafe erzwungen werden können. Die Stelle wurde energisch betämpft. Sie erschien als Ausfluß eines für das Amtsgericht im Gegensatz zum Landgericht behaupteten Offizialprinzips. Es droht einem Zwang auf die Partei auszuüben und Missetaten zwischen Anwalt und Klient zu säen.

(Sehr richtig!)

Schon in Mannheim habe ich aber erklärt, daß, wenn ein Gesetz eine solche Regel aufstelle, sie für alle Verfahrensorten gelten müßte. Die Bestimmung sei in dieser Ausdehnung. Ein kleiner Rest blieb. Er kam in den allgemeinen Teil und gilt für jede mündliche Verhandlung. Ich halte auch dieses Reststück für nicht annehmbar. Gewiß, der Druck auf die Partei ist nicht mehr da. Es steht ihr frei, ob sie zur Aufklärung der Sache erscheinen will oder nicht. Es kommt dann nicht als Inquisitionsobjekt, sondern nur zur Verteidigung ihrer Rechte. Sie wird hierüber mit ihrem Rechtsbeistand beraten. Wenn dieser ihr Fortbleiben für besser hält, so wird der Klient folgen. Ich darf aber besorgen, daß solche Fälle selten sind. Wenn eine Partei dem Termine fern bleibt, so geht diese Beizeigung zumeist von ihr aus. Aber die andere schlimmere Folge der Bestimmung bleibt. Die eigenartige Vorrichtung der direkten Ladung der Partei wird mit dem offensbaren Missetande begründet, „daß es von dem Ertressen des Prozeßbevollmächtigten abhängt, ob die Partei von dem Termine, zu dem das Gericht ihr persönliches Erscheinen angeordnet hat, Kenntnis erhält“. Sonst, daß dieser Missetand, so groß er schien, seinetwegen den Grundlag, daß landgerichtliche Verfahren unberührt zu lassen, zu durchbrechen. Man vertraut doch sonst dem Rechtsanwalt die Wahrung der Parteirechte an, weshalb hier diese Kontrolle? Es

Ist doch für den Klienten mindestens ebenso wichtig, von dem Termine der Beweisaufnahme unterrichtet zu sein. Man mühte ihn auch hier direkt haben. Man denke an den Fall, daß der Gegner den Eid leistet, daß Bücher vorzulegen sind. Im Interesse der Partei erfolgt also die direkte Vorladung nicht. Und weiter. Hat man denn wirklich die Erfahrung gemacht, daß der Rechtsanwalt dieses Ermessen mißbraucht? Ich beitrete das. Von den vielen Beschwerden, die ich als Mitglied des Anwaltsverbandes kennen lernte (und was hat man nicht alles dem Anwalt als Pflichtverletzung angedreht!), ist mir nie das begegnet, daß er es unterlassen habe, die Nachricht vom Termine zum persönlichen Erscheinen zu geben. Und nehmen wir einmal an, es sei im einzelnen Falle auch dieses Verkömniß vorgekommen oder auch hier und da ein obgleichliches Unterlassen, darf das einen Grund geben, eine Bestimmung einzuführen, die nur als ein Mißtrauensvotum gegen die Anwälte erscheint? Es wäre an und für sich gleichgültig, ob zu allen oder bestimmten Terminen das Gericht eine Ladung selbst vornimmt. Ich komme später auf die Frage der Portellabildung von Amts wegen. Was zu einem energischen Protest gegen diese zweifelhafte Vorschrift des § 141 R.P.D. zwingt, ist ihre verderbliche Wirkung, die sie auf das Verhältnis von Anwalt und Klient ausübt.

(Sehr richtig!)

Die Bestimmung selbst wird ein totgeborenes Kind bleiben. Auf den Prozeßweg wird sie keinen Einfluß haben. Aber die Anwaltschaft wird die Kränkung, die sie unverbessert erhält, empfinden, und die Rechtssuchenden werden sie sehen.

Auch außerhalb des Anwaltsstandes wird kaum jemand in der Lage sein, ein dringendes Bedürfnis gerade für diese Neuerung zu finden. Man gehe aber ein klein wenig tiefer auf die Frage des persönlichen Erscheinens der Partei ein, und man sieht allerdings auf einen schreienden Mißstand. Die Bestimmung des § 151 versteht ihren Zweck, weil sie eine Mischung von Portellouskunft und Portellverteilung ist, weil sie nicht nur dem Richter kein Zwangsmittel zum Erscheinen der Partei gibt, sondern weil sie die Gewissheit der wahrheitsgemäßen Aussage nicht verschaffen kann. Auch ich will die Portellverteilung, aber nicht zur Aufklärung der Sache nach dem Willen des Richters, der ihr glauben noch oder nicht. Ich will an Stelle des Portellverleides die Partei als Zeuge gehört haben. Ich glaube, darüber haben wir schon heute einen Ausgleich der Meinungen. Unser römisch-rechtlicher Eid ist überlebt. Er widerstrebt unserem Rechtsempfinden. Man frage doch Richter und Rechtsanwälte, man frage die Prozeßpartei selbst, was ihr besser erscheint, eine kurze Formel mit dem vorgeschriebenen „es ist nicht wahr, daß“, oder die eingehende Auskunft unter Eid. Es wird keiner sein, der nicht das letztere wählt. Wie eine Befreiung von mittelalterlichem Zwange mutet mich § 371 österr. R.P.D. an: „Der Beweis über freitrag, für die Entscheidung erforderliche Thatfachen kann auch durch Vernehmung der Parteien geführt werden.“ Ich halte diesen Teil des österreichischen Prozeßrechts nie für den bestgelungensten. Vorausgesetzt ist, daß der Beweis nicht durch andere

Beweismittel hergestellt wird. Das Gericht kann beide Parteien zuerst unbeeidigt hören. Dann beschließt es, welche Seite schwören soll. Peßen Sie die Details selbst noch in den §§ 371 bis 383 österr. R.P.D. Man empfindet auch in Deutschland das Unvollkommene der Portellouskunft. Man hat recht, wenn man hier einen Punkt sieht, der dringend der Abhilfe bedarf. Aber man mochte sich die Ursache des Mangels nicht klar. Es ist, als ob man ein haushälterisches Haus an einer Stelle mit neuer Farbe anstreichen wollte. Will man eingreifen, so habe man den Mut, das Übel an der Wurzel zu fassen. Freilich muß man dann den Zusammenhang des Ganzen suchen. Man muß dem Eidessystem unserer Zivilprozeßordnung zu Leibe rücken. Schneidet man diese Frage der Portell-einvernahme an, sieht man hier einen Mischstand, so werde man sich klar, worin er besteht, und man wird Schritt für Schritt weitergeschoben, in die große Reform hinein.

Dann sind die Bestimmungen des Entwurfs, welche allgemein das Verfahren im Zivilprozeß behandeln, zu Ende. Aber einige weitere folgen, die unmittelbar auf dasselbe einzuwirken bestimmt sind: die Kostenparagraphe.

Zunächst ein alter Bekannter aus dem vorläufigen Entwurf, über den ich schon in Wonnheim sprach, der § 48 G.R.G. Man bleibt bei der Regel der drei Termine. Nur für den Fall, daß eine Beweisaufnahme stattfindet, wird die Zahl verdoppelt. Für jeden weiteren Termin kostet es eine weitere halbe Gerichtsgebühr. Keine Rücksicht darauf, ob eine besondere Vorbereitungsarbeit des Gerichtes nutzlos aufgewendet wurde, keine Rücksicht, ob streitiges Verhandeln oder Betreibungsverschleppens, keinen Einwand, daß die Partei kein Verschulden trifft. Nicht statisch ist das Gesetz; nach statisch ist auch die Begründung. Daß die Zahl der Termine in vielen Prozessen eine übermäßig große sei, wird allgemein zugegeben. Eine statistische Aufstellung über die Anzahl der Termine in den land- und amtsgerichtlichen Sachen belegt dies. Nun sollte man die gewohnte Folgerung, daß Maßnahmen zu deren Verminderung notwendig seien, und daß hierzu die erhöhten Gebühren zählen, erwarten. Doch nein. Man rechtfertigt hierdurch den Anspruch auf höhere Gerichtskosten. Diese Zahl der Termine lege, „ganz unabhängig von der Frage der Prozeßverschleppung“ die Erwägung einer Abänderung der Kostenverteilung nahe. Lassen Sie mich hier einige Sätze mündlich zitieren.

Unter Gerichtsverteilungsgesetz beruht auf dem System der Pauschalgebühr. — Es liegt in der Natur der gerichtlichen Arbeit verzögert wird. Es führt aber zu Unbilligkeiten, wenn so erhebliche Verschleppungen in der Zahl der Termine, wie sie noch den obigen Darlegungen bestehen, ohne Einfluß auf die Höhe der Gebühren bleiben.

Was die Motive über diese Mängel des Pauschal-systems sagen, ist richtig. Das liegt unabweisbar in dessen Wesen. Es liegt aber genau ebenso in einem System, das nur nach der Zahl der Termine mechanisch rechnet, ohne auf die Ursache derselben zu sehen. Und

das liegt noch mehr in einem solchen, das aus beiden gemischt ist, wie es jetzt der Entwurf vorsieht. Nur die eine Unbilligkeit wird vermieden, daß der Staat einmal zu wenig für seine Arbeit bekomme. Es gibt aber auch Gebühren, die zu hoch sind. Ich erinnere nur an die Verfallgebühren. Hier empfindet man das Ungerechte nicht. Denn man will nicht eine gerechte Ausgleichung. Sonst müßte man eine Revision der Kosten mit Rücksicht auf die einzelnen Materien vornehmen. Man will nur eine Vergrößerung der Einnahmen. Fiskalisches, allzu Fiskalisches! Wie groß die Mehreinnahme der Staatskasse sein wird, läßt sich nicht sagen. Aber eine Million wird das deutsche Volk wohl an Gerichtskosten zahlen müssen. Widerspruch, du Herr der Welt! Ich schon der Königlich Preussische Gerichtsrat und deutsche Dichter Karl Immermann ausgerufen. Und gibt es einen größeren Widerspruch, als in einem Gesetze, das dem Wünsche weiter Kreise auf Verdünnung der Rechtspflege (ich komme auf diese noch zurück) Rechnung tragen will, das den Betrieb vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten zum Vorbild wählt, eine Vertretung der Gerichtsstände einzuführen? Und dieser Mehraufwand wird zu einem nicht kleinen Teile von den Leuten getragen werden, die man durch Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte und dem Fortfall des Anwaltszwanges veranlaßt, die Prozesse selbst zu führen. Denn je geschäftsunkundiger der Mann ist, desto weniger kann man mit einer raschen Durchführung der Sache rechnen. Ihm fehlt auch das Mittel, das den Rechtsanwälten hilft, die Sache bis zur Verhandlungsreife ruben zu lassen. Hier bei dem kleinen Mann, den man vom Anwaltszwange befreit, wird sich die Kostenrechnung nach Terminen am stärksten bemerkbar machen.

Allerdings, nachdem in den drei ersten Absätzen die Begründung zu § 48 den fiskalischen Standpunkt mit anerkennendster Offenheit kundgegeben hatte, schwärmt sie im Abs. 4 von dieser Richtlinie ab. Es sind doch „nicht finanzielle Erwägungen“, die für den Vorschlag maßgebend sind. Es werde seinem Sinne entsprechen, „wenn durch das Befolgen der Vorschrift die Zahl der Termine wesentlich eingeschränkt werde, und die Termingebühr tunlichst selten zum Anlaß käme“. Die Vorhoffahrt hört ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Wollte man dies und nur dies, so müßte man den § 48 anders fassen, so müßte man alle Fälle ausschalten, in denen eine Arbeitsübergebung nicht statt hat. Man dürfte nicht den Schuldigen mit dem Unschuldigen gleichmäßig treffen. Jetzt wird, wenn die prohibitorischen Wirkungen wirklich eintreten, eine Belastung gerade der Parteien eintreten, welche trotz aller Sorgfalt nicht mit den drei Terminen auskommen. Die Belastung mit höheren Gerichtskosten wird dann doppelt schwer empfunden werden.

Aber halten wir uns einmal nur an die gute Seite der Maßregel. Unterstellen wir, die neue Fassung wird so gestaltet, daß sie nur die Fälle zweifelloser Mehrarbeit der Richter und Anwälte besteuert, daß der rein fiskalische Gedanke wirklich ausgeschaltet würde. Sie gäbe sich nur als ein Mittel zur Prozessbeschleunigung. Weßhalb dringt der Entwurf gerade nur dieses? Wenn er empfindet, daß

auch für den landgerichtlichen Prozeß ein rascheres Tempo notwendig ist, wenn hier Abhilfe dringend geboten, weshalb gerade das Mittel, das am wenigsten im Publikum Freude erregen wird? Mit Recht weisen die Berliner Rätefen auch darauf hin, daß es gar nicht mehr möglich sein wird, die voraussichtlichsten Kosten eines Prozesses zu berechnen.

Und sind die Meinungen über diesen gesetzgeberischen Gedanken völlig ausgeglichen? Ich habe im Mannheimer Referat dieses Mittel mit in den Kauf genommen als ein Stück der ganzen Reform, die auf Beschleunigung der Prozesse hinarbeitet. Ich habe es akzeptiert, um zu zeigen, daß auch die Anwaltschaft den Mut hat, eine Maßregel, von der man Schlimmes für sie befürchtet, um des Wohles der Allgemeinheit willen zu ertragen. Herausgerufen aus dem Zusammenhang aber ist es unannehmbar. Will man, daß der Wagen eine Strecke rascher zurücklege, so mag man wohl auch dem Kutscher eine Peitsche geben. Aber vor allem hat man den Weg auszubessern und fahrbar herzustellen. Nur die Peitsche wäre verfehlt. Die Pferde bleiben trotzdem stecken und stürzen wohl auch, wenn sie zu sehr auf schlechtem Boden gebohrt werden. Ich habe es schon in Mannheim bemerkt, daß eine Maßnahme, welche die Parteien zu rascherem Tempo anspornt, nur Joch hat, wenn auch die Gerichte in der Lage sind, schneller zu arbeiten. Was hilft es, wenn die Parteien in jedem Termine verhandlungsbereit sind, das Gericht aber nicht mitkommt? Die Sache wird sich nicht so gestalten, daß die Richter von Amts wegen verlegen, weil sie nicht vorbereitet sind oder keine Zeit zur Verhandlung haben. Die Termine werden einfach auf so lange hinausgelegt, daß diesem Bedürfnisse des Gerichts, Zeit zur ruhigen Arbeit, genügt ist. Der Rechtszögung wird um kein Atom schneller werden. Man wird nur von weniger Terminen hören. Parteien und Gerichte werden sie scheuen. Man schaffe aber die Grundlage zu einem raschen Prozedere, man beseitige den Prozeßweg aus. Dann erst wird man ein Resultat erwarten dürfen. Und welche Fälle von Anregungen ist hier von allen Seiten geflossen! Das Bedürfnis der Beschleunigung anerkannt der Entwurf. Aber er hilft — in die Kasse des Fiskus. Es ist mir unverständlich, daß nicht die „weiten Kreise“, die nach der Meinung der Motive für den Gedanken des Entwurfs gestimmt sind, sich die Neuordnung der Gerichtsgebühren näher ansehen und in den Konsequenzen verfolgen. Das Volk ruft, so sagt man, nach einer schnelleren Erledigung der Prozesse, und der Fiskus bedrückt dies, seine Einnahmen zu erhöhen.

Mit Nichttrauen gehen wir nun über an die folgenden Kostenbestimmungen der §§ 79 bis 80b GKG. über die Endkosten der Staatskassen. Bisher erhielt die Staatskasse zufolge §§ 79 bis 80b GKG. an Ausgaben die Schreib-, Post- und Telegraphengebühren erst. Die Schreibgebühr betrug 10 Pf. für die Seite von mindestens 20 Zeilen und durchschnittlich 12 Silben. Für die Zustellungen von Akten wegen wurden bäre Ausgaben, also auch Postgebühren und Telegrammgebühren, nicht erhoben. Nur die Schreibgebühr war ersatzpflichtig. Auch diese nicht in bestimmten Fällen. Was hat der Entwurf an dessen Stelle gesetzt? Er will

das Verfahren vereinfachen und verbilligen. So sagen die Motive zu § 79 ausdrücklich. Das kann man durch eine allgemeine Herabsetzung der Gebühren nicht. Der „finanzielle Grund“ verbietet es. Aber im beschränkten Umfange will man es gewähren.

Sehen wir uns auch hier den „beschränkten Umfang“ an. Zunächst beginnt die Herabsetzung der Kosten damit, daß man die Schreibgebühr von 10 Pf. für die Seite auf 20 Pf. erhöhe (§ 80). Allerdings werden solche nur für die auf Antrag erteilten Ausfertigungen und Abschriften erhoben. Die Schreibgebühr für die von Amts wegen zu fertigenden Schriften fällt fort. Ebenso erhebt der Staat für seine Zustellungen von Amts wegen keinen Ersatz seiner Auslagen, soweit sie nicht durch Zustellung im Auslande oder öffentliche Bekanntmachung geschehen. Zur Deckung dieser durch die Parteien nicht zu erzielenden baren Auslagen empfängt er eine Pauschale von 10 Prozent der zum Anlaß gelangenden Gebühr. Meine Herren, ich kann Sie hier nicht mit Detailrechnungen aufhalten. Der Herr Korreferent wird dieses Thema im einzelnen behandeln. Aber darüber sind alle, welche diese Neuerungen nachgeprüft haben, einig, daß der Fiskus, der ja nicht „aus finanziellen Gründen“ handelt, ein recht gutes Geschäft bei der Sache macht. Herr Kollege Zelter in Stuttgart hatte die Güte, mir seine Arbeit über diese Frage im Manuskript zu überlassen. Sie ist jetzt in der „Juristischen Wochenchrift“ Nr. 20 erschienen. Er schätzt die Mehrbelastung des deutschen Publikums an Gerichtskosten durch die „Herabsetzungen“ der §§ 79 ff. GG. auf 3 bis 3½ Millionen im Jahre. Was die Schätzung übertrieben sein, mögen die einzelnen Anlässe bemängelt werden, so ist das eine zweifellos: die Staatskasse erhält auch durch diese Verbesserung des Kosten Systems eine Mehreinnahme. Es genügt, wenn ich nur ein oder das andere Moment hervorhebe. Die Motive legen eine Statistik bei. Sie entnehmen derselben, daß die Schreib- und Postgebühren für die Angelegenheiten der freitragenden Rechtspflege in Zivilsachen zusammen ziemlich genau 10 Prozent der Gebühren ausmachen. Es fällt sofort auf, daß in denselben ja die auf Antrag zu erteilenden Abschriften entfallen sind. Diese machen, da es sich hier um die großen Schriftstücke, Urteile, Beweisbeschlüsse, Protokolle, Urkunden usw. handelt, einen sehr erheblichen Betrag aus. Daraus folgt also allein schon, daß die 10 Prozent Auslagepauschale, berechnet auf der statistischen Grundlage der Gesamtauslagen, ein Mehr ergeben. Dazu aber die Verdoppelung der Schreibgebühr. Dem gegenüber sollen die Mehrkosten der Staatskasse durch die Übernahme der Zustellungen von Amts wegen nicht ins Gewicht. Man übersehe nicht, daß es sich hier um die abgekürzten Zustellungen handelt, bei denen die Gerichtskosten und die Gerichtsschreiber tätig sind. Man gehe nicht davon aus, daß die Staatskasse sich mit den Kosten belaste, die sie dem einzelnen an Zustellungsgebühren abnimmt. Auch die Bestimmungen der §§ 495 Abs. 5 und 497 Abs. 2 des neuen amtsgerichtlichen Verfahrens gehören hierher. Sie setzen an Stelle der Zustellung die formlose Mitteilung. Die Bestimmungen sind nicht unbedenklich. Die formlos angegebenen Termine werden leicht vergessen. Aber jedenfalls, und das ist

hier erheblich, dienen sie der Verbilligung und zwar wieder nur zugunsten des Fiskus.

Man wird mir vorhalten, daß trotzdem etwas erreicht werde. Man will ja das amtsgerichtliche Verfahren umgestalten. Für dieses, die kleinen und mittleren Werte, bedeutet das Vorgehen des Entwurfs doch sicher eine Entlastung. Die Begründung weist darauf hin, daß bei einem Werte von 20 Mark die Gebühr 1 Mark und das Pauschale 10 Pf. beträgt. Bisher haben die Kläger allein 50 Pf. für die Zustellung ausgegeben. Ich halte das Beispiel, das man an der kleinsten Wertklasse giebt, nicht gerade für das bestgewählte. Doch sei's drum. Nur vergesse man nicht, daß bei einer Verhandlung zur Sache zwei Gebühren entstehen, also 20 Pf. Pauschale. Nur beachte man weiter, daß für ein Urteil von fünf Seiten und das ist eine Unterdurchschnittszahl, die Vergütung früher 50 Pf., heute 1 Mark beträgt. Die Ersparung bedeutet also 30 Pf., die Mehrausgabe 50 Pf., mithin eine Mehrbelastung um 20 Pf. Man darf, wenn man das Prozeßlein des kleinen Mannes betrachtet, nicht die Erhöhung der Schreibgebühren verschmähen. Und ein Betrag! Ich will annehmen, der Fiskus bede wirklich nur seine Auslagen. Ich will glauben, es habe sein System eine Ersparnis für die kleinen Objekte zur Folge. Dann bleibt immer noch bedenklich, daß er die kleinen Objekte bevorzugt zu Kosten der mittleren und großen. Die Motive selbst heben hervor, daß die geringeren Streitwerte auf Kosten der darüber entlastet werden sollen. Also jedenfalls findet nach diesem Gesändnisse zu § 80 nicht nur, wie in der Begründung zu § 79 an die Spitze gestellt, nicht allgemein sondern auch überhaupt keine Herabsetzung der Gebühren in beschränktem Umfange statt. Nur eine Verbilligung will man vornehmen. Diese aber in einer ungerechten, weil wieder nur schematischen Weise. Wieder herrscht der Streitwert. Es ist aber falsch, zu sagen, daß nur der kleine Mann kleine Prozesse und nur der Reiche die großen führe. Weiß man denn nicht, wie zahllose Prozesse die großen Verhandlsäuler, die Abzahlungsgeschäfte in den Wertklassen von 20 bis 200 Mark führen? Denkt man nicht an die Nachforderungen der Wirte, die Wirtzinien der Hausmillionäre usw.? Verdienen diese eine Erleichterung? Sieht man nicht, daß die mittleren Werte sehr oft die Erstinstanzen des Mittelstandes berühren? Daß auch dieser von der Verbilligung profitiert, ist nicht zureichend. Die stärkste Mehrbelastung werden die sogenannten mittleren Werte spüren. Die großen Prozesse sind durch die Marginalgrenze gedeckt. Bei einem Prozeß über 800 Mark betragen die Kosten $3 \times 26 = 78$ Mark, also Pauschale 7,80 Mark, bei einem Objekte von 1500 Mark zahlt die Partei $3 \times 38 = 114$ Mark und hiernach 11,40 Mark usw., also weit mehr, als je die Auslagen betragen werden. Will man sozialpolitische Gesichtspunkte hier hereintragen, ja treibe man gerechte Politik. Ich habe in Mannheim darauf hingewiesen, daß unser Gebührensystem einer Besserung bedarf. Ich habe es oben bei der Besprechung des § 48 gestreift, und ich betone es hier nochmals. Nur durch ein anderes System, das nicht auf der mechanischen Festsetzung nach dem Objekte, sondern auf einer Differenzierung nach den Prozeßgründen und nach Prozeßzwecken beruht, läßt sich eine

gerechte Verteilung herbeiführen. Dann aber müßte der fiskalische Gedanke scheitern.

Ich komme jetzt zu dem letzten Stücke der für alle Instanzen geltenden Reform, der Herabsetzung der Anwaltsentnahmen. Wieder eine an sich kleinlich scheinende Materie. Aber wir können wieder viel aus ihr lernen. Die Anwaltsgebühren und Auslagen werden pauschalisiert. Sie betragen jetzt 20 Prozent. Aber damit werden alle Schriftsätze und alle Partiauslagen abgegolten. Dazu noch eine Maximalgrenze nach oben, die jetzt 50 Mark beträgt. Also, wie Sie von Anfang an sehen, eine Belastung hauptsächlich wieder der mittleren Werte. Als ob es etwas zu sagen hätte, wenn der Mann, der über 100 000 Mark prozessiert, eine Pauschale von 81,30 Mark bezahle statt 50 Mark. Was man aber mit der ganzen Maßregel will, ist, das ist aus den Gründen deutlich zu ersehen, eine Verminderung der Aufwendungen der Parteien für den Prozeß, eine Verabridung der Einnahmen der Anwälte. Gewiß, die Motive geben auch zwei andere Momente an. Das Festsetzungsverfahren wird vereinfacht. Es wird den Anwälten erspart, die Verantwortlichkeit für eine Kostenberechnung zu übernehmen, deren Nachprüfung ihnen kaum möglich ist. Nehmen wir die Gründe des Entwurfs einmal unbezogen und ungeprüft an. Ich bin auch dann nicht in der Lage, zuzugeben, daß diese isolierte Bestimmung aus besonderen Gründen, um eine dringende Abhilfe zu schaffen, nötig war. Ich kann nicht glauben, daß, wo so viele andere Uebelstände im Zivilprozeß nach Änderung rufen, eine Vereinfachung des Kostenfestsetzungsverfahrens, das ja jetzt in den Händen des Gerichtsschreibers liegt, durch Wegfall der Prüfung der Einzelsätze vor allem anderen anzunehmen war. Wer Kostenberechnungen kennt, der weiß, daß die Schreibgebühren nur einen Teil derselben bilden. Die Auslagen für Gerichtsdialgieher und Gerichtsboten, Telegraph und Telephon, Grundbucheinsicht und Handelsregistrauszüge, Reisepesen der Partei und des Anwalts und dergleichen andere bleiben. Eine Vereinfachung, daß man überhaupt keine Parteiberrechnung mehr braucht, ist doch nicht zu erzielen.

Um dieser Bagatelle an Heiterparnis für den Gerichtsschreiber willen brauchte man die Regel, das landgerichtliche Verfahren nicht anzutasten, nicht zu verlassen. Nicht besser ist's mit dem anderen Grunde. Ich glaube, man kann ein sehr feines und gutes Gefühl für die Verpflichtungen als Anwalt haben und wird sich keine Skrupel darüber machen, die Zusammenstellung der Schreibauslagen dem Bureauwirtscher zu überlassen. Auch die Richter haben bisher ohne Gewissensbiss die Kostenprüfung ihrer Aktenur unterschrieben. Die Herren Kollegen werden mir zustimmen, wenn ich darauf verzichte, daß man, um uns die Verantwortung für die Schreibrechnung abzunehmen, die Gesetzgebung ändert. Es bleibt also nur der erste und einzige Grund. Man will eine Verbilligung der Prozesse eintreten lassen. Die Vergütung für Schreibauslagen wird herabgesetzt. Sie soll eine Ersparnis bedeuten. Ich darf hier wieder nicht zu sehr ins einzelne gehen. Auch hier berufe ich mich auf die Arbeit des Herrn Kollegen Felter und die in der „Juristischen Wochenschrift“ erschienenen Ausführungen der anderen Kollegen.

Auch hier verweise ich auf die Ausführungen, die der Herr Korreferent Ihnen machen wird. Die Motive stützen sich auf eine Statistik von 13 angelegenen Berliner Anwälten. Ich weiß nicht, wie diese Prozesse zufällig liegen. Nach allen Aufstellungen, welche andere Kollegen machten, ist diese Abkündung absolut unzulänglich. Der Durchschnittssatz von 35 Mark Gebühr ist zu hoch. Er stimmt nicht für die kleinen Landgerichte, stimmt nicht für die Amtsgerichte.

Jedenfalls darf eine Frage von sa einschneidender Bedeutung nicht auf einer so einseitigen und geringen Statistik erwidert werden. Weshalb ließ man nicht durch die Anwaltskammern Erhebungen machen? Man hat den Verein der Amtsgerichtsanwälte als Organisation anerkannt, als man sein Gutachten über die Kompetenz-erhöhung wünschte. Weshalb hat man die nicht gefragt, wie die Maßregel auf seine Mitglieder wirkt? Wenn die Herren Kollegen von den Amtsgerichten immer noch Freunde des Entwurfs sind, insofern, die Bestimmung allein müßte ihnen die Augen öffnen. Am schwersten werden sie getroffen.

Man belastet also die Anwaltschaft mit dem den Parteien ersparten Betrag. Das bedeutet eine Verbilligung des Einkommens der Anwälte und zwar eine sehr erhebliche. Die Ausgaben für Bureaupersonal wachsen Tag für Tag, und die Schreibgebühren sollen gemindert werden. Man vergleiche man, was die Motive zu § 80 G.R.G. (über die Erhöhung der Schreibgebühren des Staates) sagen. Dort wird eingehend dargelegt, wie sich die Verhältnisse seit 1879 verändert haben. Der Satz von 10 Pf. pro Seite stelle je länger je mehr eine unzureichende Entschädigung des Schreibwerks dar. Auch von seiten der Rechtsanwälte und Gerichtsdialgieher würden Klagen über die Unzulänglichkeit des Schreibwerks geführt. Und noch ist die Folge hiervon? Daß zur Verbilligung der Prozesse die Gerichtsdialgieher heraus- und die Anwaltsgebühren herabgesetzt werden. Der Justus als heiliger Crispinus! Man lese in die van den Motiven beigelegte kleine Statistik statt 10 Pf. doch 20 Pf., die der Justus sich selbst als notwendig bewilligt, und das Bild bekommt ein anderes Aussehen. Der Anwaltsstand ist nicht imstande, bei seiner heutigen Lage einen Ausfall zu erleiden. Ich habe das ausführlich in Mannheim geschildert. Man glaubt im Reichsjustizamt jedenfalls, mit den 20 Prozent eine hinreichende Juffer getroffen zu haben. Die Meinung ist falsch. Eine ungenügende Vergütung der Schreibauslagen der Anwälte wird wieder auf deren Schreibgeschäften zurückwirken. Deckt der Pauschalsatz nicht mehr den Aufwand für die Speise, so wird der Anwalt wieder an Personal sparen, an Menschen undöhnen. Wir stehen den Bestrebungen der Anwaltsgehilfen, die einen Teil der Privatbeamten bilden, sympathisch gegenüber. Wir helfen aus unseren Mitteln dazu, daß sie sich eine ihrer Aufgabe entsprechende Stellung erringen. Nimmt man der Rechtsanwaltschaft die Möglichkeit hierzu, so stößt man auch die Beamten derselben zurück.

Alles, auch wenn man den Pauschalsatz so einrichtet, daß er den Anforderungen der Anwaltschaft entspricht, wir können ihn doch heute noch nicht brauchen. Ich habe in Mannheim erwähnt, daß es wünschenswert ist, die vorbereitenden Schriften zu kürzen, und

daß hierfür das Pauschalieren einen Anstoß geben kann. Aber das hat nur Sinn und Zweck, wenn die vorbereitenden Schriften im heutigen Umfange entbehrlich sind. Das sind sie nicht, solange nicht unser ganzer landgerichtlicher Prozeßbetrieb so gestaltet ist, daß, wie ich es auch gefordert habe, der Schwerpunkt im wörtlichen mündlichen Vortrage liegen kann. Dann muß der Richter so gestellt sein, daß ihm Zeit und Ruhe dazu bleibt. Er muß fähig sein, dem eingehenden Vortrage zu folgen und ihn in sich aufzunehmen. Solange dies nicht der Fall ist, ist der breite Schriftsatz, auf den verwiesen wird, und den das Gericht vorher oder nachher liest, mir immer noch lieber als eine mündliche gehetzte Verhandlung, bei der der Richter seufzend auf die noch abzuwandelnde Tagesordnung sieht und mit Ungebuld das Ende erwartet. Die Pauschalierung der Schreibgebühren wird bei den heutigen Verhältnissen eine Verschlechterung der Prozeßführung zur Folge haben. Die Meiste meinen zwar: „Zu der Pflichttreue der Anwälte wird das Vertrauen gehegt, daß die Pauschalierung der Schreibgebühren die Einreichung der erforderlichen Schriftsätze nicht beeinträchtigt wird.“ Es freut uns diese Anerkennung. Sie steht allerdings in einem Gegensatz zu der Meinung, die der Entwurf bei der Zustellung der Ladung zum persönlichen Erscheinen der Parteien von der Pflichttreue der Anwälte hat. Aber man bedenke, daß auch der pflichttreue Anwalt sich nach der Dede der Gesehe streckt. Er wird sparen müssen. Er wird suchen, mit dem, was man ihm gibt, auszureichen. Vorab aber betone ich, daß wir hier wieder einen Punkt herausfanden, der mit einer Reihe von andern zum Zwecke der Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens dienen mag, der sich aber in sein Gegenteil verkehrt, wenn er isoliert wird. Eine Kürzung der Schriften ohne gründliche Änderung des Verfahrens ist unbrauchbar. Damit ist die Vorschrift des § 79 RGO. unannehmbar.

Und nun vergleichen Sie mit diesen Resultaten die Behauptung an der Spitze der Motive, daß man in den landgerichtlichen Prozeß nur in den Fällen eingreife, in denen die Abhilfe dringend not tut. Als solche Fälle dringender Not hat sich lediglich eine Vermehrung der Einnahmen der Staatskassen und eine Verminderung der Anwaltsgebühren herausgestellt. Sehen Sie doch zurück auf die Fälle, die man behandelte. Vohnt es, hierfür in das bestehende Recht einzugreifen? Was haben wir denn gefunden? Die geringfügige Bestimmung über die Kostenfestsetzung durch den Gerichtsschreiber. Die wertlose über die unmittelbare Ladung der Parteien und im übrigen die Fürsorge für die Finanzen! Das sind die Fragen, die aus besonderen Gründen auf eine Abhilfe dringend hinweisen! Andere dringende Bedürfnisse fühlte man. Aber man ging an ihnen vorbei.

Und nun lassen Sie mich auf den eingangs erwähnten Kernpunkt kommen. Sehen wir uns die Reform des amtsgerichtlichen Prozesses an. Ein Gedanke, den der vorläufige Entwurf hatte, und gegen den ich mich in Mannheim wenden mußte, die Wahrheitsforschung ex officio im Gegensatz zu der Verhandlungsmaxime, die vor dem Landgerichte gelten sollte, ist nicht in den jetzigen Entwurf auf-

genommen. Das Verlangen des vorliegenden Entwurfs, daß das Gericht dahin wirken soll, „daß die Parteien über alle erhebliche Tatsachen sich wahrheitsgemäß und vollständig erklären“, ist mit dem Zwang zum Erscheinen der Parteien verschwunden. Wir finden keinen Aufbau des amtsgerichtlichen Prozesses auf einen grundsätzlichen Gegensatz in der Prozeßaufgabe, sondern nur das Bestreben, „das Verfahren vor den Amtsgerichten einfacher und schneller zu gestalten“.

Es sind nun vielleicht zwei Momente, die man als Besonderheiten des amtsgerichtlichen Verfahrens wird reklamieren können. Alle andern passen ebenso ja noch weit besser auch für das landgerichtliche. Welche Folgen hieraus zu ziehen sind, habe ich oben schon gesagt. Die beiden besonderen Momente fließen aus dem Umstande, daß bei den Amtsgerichten der Anwalt als notwendiger Mitarbeiter fehlt. Prozeßuale Arbeit, die sonst dem Anwalt obliegt, übernimmt hier der Richter. Das ist der sogenannte Amtsbetrieb.

Die erste dieser Bestimmungen ist die Einführung der Zustellungen und Ladungen von Amts wegen. (§§ 496 Abs. 1 und 497 Abs. 1) Es haben sich auch hier Bedenken erhoben. Man fürchtet, daß der Kläger keine Kontrolle über die Zustellung hat, und daß er nicht mehr weiß, ob er Versäumnisurteil erhält oder nicht. Ich halte diese Momente für untergeordnet. Das Gericht muß auch die Rechtzeitigkeit und Richtigkeit der Zustellung beachten. Man wird sich mit dem Grundgedanken einverstanden erklären können.

Eingervanden auch in dem Sinne, daß eine Verstärkung des Gebankens des Amtsbetriebs weder erwünscht noch geboten ist. Auch das wird von mancher Seite gefordert. So von Altsmann (DZ. 1907 Nr. 22). Hier spielt das System der österreichischen Zivilprozeßordnung herein, daß der einmal begonnene Prozeß der Partei aus der Hand genommen ist, daher von dieser Richtung aus der § 503 und die Möglichkeit des Berufensseßs beanstandet wird. Es ist dies begreiflich. Es gibt auch unter den Richtern Perennaturen, denen der Gedanke schon unsympathisch ist, daß die Parteivertreter in den Gang der Rechtssache eingreifen und ihr Stillstand oder ein langsameres Tempo gebieten können, wenn sie es im Interesse der Partei für geboten erachten. Gern anerkenne ich, daß der Entwurf diese Staatsfürsorge für den Prozeß nicht aufgenommen hat. War es dann aber nötig, die Zustellung und Ladung von Amts wegen auf den amtsgerichtlichen Prozeß zu beschränken?

Wir will fast scheinen, daß nichts hinderte, dasselbe System auch auf das Landgericht anzuwenden. Im Volke lebt heute noch der Gedanke, daß es genügt, die Klage einzureichen, und daß das Gericht beide Teile zum Termine läßt. Doch mag man aus praktischen Gründen es für angezeigt erachten, die Arbeit des Zustellens und der Ladung dem Rechtsanwalt zu belassen. Ähnliche Gefühle hatte ich auch bei dem zweiten Punkte. In § 502 wird neu eingefügt, daß das Gericht nicht nur für sachdienliche Anträge zu sorgen hat. Es soll das Sach- und Streitverhältnis mit den Parteien „erörtern“. Mir wäre eine solche Bestimmung auch für das Landgericht nicht unwillkommen. Ihre Bedeutung wird stets von der Begabung und der Auf-

fassung des Richters abhängen. Sie wird im landgerichtlichen Prozeß oft unnötig sein. Klein, gar manches Mal wäre es erwünscht, wenn das Gericht nicht nur kumm und still do sitzen und die Neben an sich vorüberlassen ließe. Gut wäre es, wenn es noch kurzer Darstellung des Falles in Erörterung über denselben mit den Rechtsanwältin eintreite. Es vereinfache den Rechtsvorgang. Es diene, Mißverständnisse auszuklären. Es zwingt den Richter, sich mit der Sache vertraut zu machen und selbst klar zu sein. Es veranlaßt die Rechtsanwältin zur Nachprüfung. Es bringe beide Teile auch menschlich einander näher. Aber bescheiden wir uns auch hier. Lassen wir dem Amtsgericht die Pflicht der Erörterung, und hoffen wir, daß sie beim Landgericht freiwillige Nachhahmung finde!

(Sehr richtig!)

Damit ist aber jedenfalls die Zahl der Vorschriften, die man auf das Amtsgericht beschränkt, erschöpft. Alle anderen muß ich als Gemeingut für alle Gerichte in Anspruch nehmen. Ihre Beschränkung auf die Amtsgerichte entzwingt nicht deren besonderer Natur, sondern dem Bestreben, ein eigenes Verfahren zu schaffen, aus dem man wieder die Berechtigung der Kompetenz-erhöhung ableitet.

Gehen wir den Prozeßweg durch. Es wird eine Klage eingereicht. Es sind Gerichtstermine. Sie kennen die Beschwerden, die über die unfeindliche Stellung, welche die zwei Monate Ferien dem schlechten Schulner bringen, zahlreich in Fach- und Tagespressen ertlangen. Man war in den letzten Jahren etwas stiller geworden. Andere Fragen waren in den Vordergrund getreten. Der Entwurf greift die Wünsche wieder auf. Er gibt den wir der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte gebührenden Prozeß, soweit sie an die ordentlichen Gerichte gelangen, die Eigenschaft als Ferienklage. Ferner soll bei den Amtsgerichten, um die Erlangung eines vollstreckbaren Titels möglichst zu beschleunigen, auf Antrag jede Sache, solange sie nicht streitig ist, als Ferienklage behandelt werden.¹⁴ Das ist die ganze Begründung, welche die Motive zu § 202 GVG. geben. Bei dem Amtsgericht bedarf es des einfachen Antrags, und die Sache ist Ferienklage. Erst wenn die Sache streitig wird, soll der Richter noch den sich jetzt für ihn ergebenden Umständen prüfen, ob der Prozeß der Beschleunigung bedarf. Beim Landgericht muß mit dem Antrage mindestens glaubhaft gemacht werden, daß die Sache der Beschleunigung bedarf. Wie unsere Gerichte das auffassen, ist bekannt. Und kein Versuch, dieses verchiedene Maß zu rechtfertigen! Ist nicht für den Mann, der sein bißchen Kapital, volle tausend Mark, einem Freund geliehen hat, für den Kaufmann, der sein Geld haben muß, um seine Schulden zu zahlen, ist nicht für jede Betreibung die landgerichtliche Sache mindestens ebenso der forschenden Erlangung des vollstreckbaren Titels bedürftig wie die amtsgerichtliche? Soll hier wieder der kleine Mann bevorzugt werden? Dazu liegt kein Anlaß vor, wenn man dasselbe Mittel auch dem vermögenden geben kann. Und muß ich wieder daran erinnern, daß der kleine Streitwert nicht immer das Zeichen des kleinen Mannes ist? Für die Arbeitslöhne im weitesten Sinne ist so ohnedies in Abs. 1 § 202 GVG. gesorgt. Was bleibt für die

Erweiterung aus dem neuen Abs. 2? Mindestens so viel Betreibungen vermögender als besitzloser Kläger. Wird der Entwurf Gesetz, so wird man zu einer Zerlegung der Klagen greifen. Statt einer Klage auf 1000 Mark erhebt man zwei auf je 500 Mark. Das Schlimmste, was passiert, ist, daß die Klagen verbunden werden. Das Amtsgericht bleibt aber zuständig. Die Folge wird eine Überflutung der Amtsgerichte mit Betreibungen in den Ferien sein. Schon dieses erste Beispiel zeigt die Absicht des Gesetzes. Um zu rechte fertigen, daß es einer besonderen amtsgerichtlichen Justizreform bedarf, gibt man die Verbesserung nur den Amtsgerichten! Das zeigt sich bei allen anderen Teilen. Durch die Klage soll eine Frist gewährt oder eine Verzögerung unterbrochen werden. Für das Amtsgericht tritt die Wirkung bereits mit Einreichung oder Anbringung des Antrags und der Erlöschung, nicht erst der Zustellung ein (§ 496 Abs. 3 Entw.), vorausgesetzt, daß die Zustellung innerhalb bestimmter Frist folge. Das wird damit begründet, daß die Zustellung der Einwirkung und der Beschleunigung durch die Parteien entzogen sei. Das trifft zu. Klein die Frage geht auch hier tiefer. Im Grunde genommen ist jede Zustellung der Einwirkung und Beschleunigung der Partei entzogen. Auch im landgerichtlichen Verfahren hat es der Rechtsanwalt nicht einmal in der Hand, die Klage rechtzeitig zum Prozeß der Zustellung zurückzubekommen. Noch weniger hat er eine Einwirkung auf die Gerichtsverfäher und Postboten. Noch weniger kann er verhindern, daß bei der Zustellung Versehen vorkommen. Der § 496 Abs. 3 schneidet einen wunder Punkt im ganzen Systeme an, die Abhängigkeit des materiellen Rechts von formellen Fehlern. Der Entwurf versucht hier, jenes von diesen zu befreien. In verklärtem Maße tritt der Gedanke in § 508 Abs. 2 Entw. hervor. Die Einlegung des Einspruchs gegen das Versäumnisurteil erfolgt durch seine Einreichung beim Gericht unabhängig von der Zustellung. Dem steht der Einspruch gegen den Vollstreckungsbefehl im Wohnverfahren gleich (§ 700 Entw.). Ich frage mich vergeblich, weshalb das Versäumnisurteil im amtsgerichtlichen Verfahren diesen Vorzug haben soll. Ist die Gefahr größer, daß das Amtsgericht die Zustellung versäumt, als im landgerichtlichen der Rechtsanwalt? Das wäre ein schlechtes Zeugnis für das Amtsgericht und für den Amtsrichter. Oder will man etwaige Prozesse gegen die Staatskasse wegen verspäteter Zustellung abschreiben, während man dem Rechtsanwalte das Risiko beläßt? Das wäre wieder mit ungemein hohem Maße gemessen. Und wie steht es, wenn die Zustellung an einem Mangel leidet? Dann ist es für das amtsgerichtliche Verfahren unerheblich, vor dem Landgericht zieht es den Verlust des Rechts nach sich. Der Entwurf bleibt auch hier auf halbem Wege stehen. Man denke sich hier wieder die Konsequenzen aus. Der Klient kommt am letzten Tage der Verjährungsfrist mit einer Sache von 5000 Mark zum Anwalt. Der Beklagte wohnt nicht am Gerichtsort. Eine Zustellung, selbst wenn die Klage mit Terminbestimmung am selben Tage dem Anwalt wieder zukommt, ist unmöglich. Ich würde in einem solchen Falle meine Klage bei dem Amtsgericht einreichen. Auf Einwand der Unzuständigkeit verweist dieses allerdings die Klage an das zuständige

Bandgericht. Die Sache ist aber dann bei diesem anhängig. Die Frist ist gewahrt. Ein Triumph des Juristenstands, aber ein Bankrott der Befehlsgebungskunst.

(Lebhafter Beifall.)

Ein System, das zu solchen Mitteln führt, bricht sich selbst den Stab. Es ist aber auch unbrauchbar wegen der Kompliziertheit, die es in das Prozeßrecht bringt. Bald läßt es alles Risiko der Zustellung der betreibenden Partei auf. So bei der Klage vor dem Bandgericht. Bald nimmt es ihr einen Teil ab. So im landgerichtlichen Verfahren bei der Wahrung der Nothfrist (§ 166 Abs. 2, § 207 Abs. 2 ZPO.), also bei Berufung und Einspruch, und bei der außergerichtlichen Klage. Es genügt die Einreichung, falls nur die Zustellung innerhalb bestimmter Zeit nachgeholt ist. Bald endlich befreit es die Partei von aller Gefahr, wie beim außergerichtlichen Versäumnisurteil. Es soll ein vereinfachtes Verfahren erstrebt werden. Man erwähne seine Handhabung nicht durch vermehrte Mannigfaltigkeit.

Es muß daher für alle Parteien, für alle Verfahren dasselbe Prinzip gelten. Zur Erhaltung von Rechten, materieller wie prozeßualer, genüge die Erklärung gegenüber dem Gerichte. Die Zustellung an den Gegner ist nur erforderlich, um diesem gegenüber den Prozeß in Lauf zu bringen. Man sieht wieder, daß die §§ 496 Abs. 3 und 700 des Entwurfs und das gewerbegerichtliche Verfahren, dem sie entspringen, richtige Gedanken enthalten. Sie passen einen Punkt, der der Abhilfe bedarf. Aber sie beschränken sich auf ein einzelnes Stüdchen. Den Grund kennen wir. Die bessere Hand ist oder ebenso dringend für das Bandgericht wie für das Amtsgericht geboten.

Die Klage ist erhoben. Der Prozeß beginnt. Der Beklagte schickt die Unzuständigkeit vor. Der § 505 bringt für das Amtsgericht die Neuerung — und eine gute Neuerung ist es —, daß das unzuständige Gericht, auf Antrag des Klägers, die Sache durch unanfechtbaren Beschluß an das sachlich und örtlich zuständige Gericht verweise. Die Motive rechtfertigen diese Bestimmung mit der hierdurch erzielten Vereinfachung und Beschleunigung. Auch dem stimmen wir zu. Aber auch hier sehe ich keine Möglichkeit, die Bestimmung aus einer außergerichtlichen Besonderheit zu erklären. Ist es für den Kläger, der 900 Mark bei einem Orte einlagte, den er für den Wohnsitz des Schuldners hielt, nicht ebenso nötig, zu sorgen, ist es hier nicht ebenso wünschenswert, unnötige Verzögerung und Kosten zu ersparen, als für den, der 800 Mark fordert?

Wir kommen zur kontraktatorischen Verhandlung. Der Beklagte zeigt an, daß er der Klage widerspricht. Das Gericht soll den Prozeß vorbereiten. Es kann Anordnungen, die nach der Klage oder den vorbereitenden Schriftsätzen zur Aufklärung des Sachverhalts dienlich erscheinen, schon vor der mündlichen Verhandlung erlassen (§ 501 Abs. 1 Satz 1 des Entwurfs). Es werden dann die Befragnisse insbesondere aufgeführt. Ich brauche sie Ihnen hier nicht vorzulesen. Zeugen und Sachverständigen laden, das persönliche Erscheinen der Partei anordnen, einen Augenblick beschließen soll das Gericht nur, wenn der Beklagte der Klage wider-

spricht, die Sache also kontraktatorisch wird, und wenn die Anordnung entweder keine besondere Kosten verursacht oder zur Vermeidung wesentlicher Nachteile geboten erscheint, oder wenn beide Parteien es beantragen. Ich habe mich gegen diese Bestimmung schon früher insofern gewandt, als sie dieser die Einmischung von Zeugen auch ohne jeden Antrag der Partei, auch gegen deren Willen, vorzunehmen gestattet. Ich brauche das nicht zu wiederholen. Auch im außergerichtlichen Verfahren muß man es der Partei überlassen, ob sie sich eines Beweismittels bedienen will. Es muß darauf bestanden werden, daß der Antrag einer Partei verlangt, oder doch der Wille der Partei sich dieses Beweismittels zu bedienen, ersichtlich sei. Auch vor dem Amtsgerichte soll keine Fürsorgepolizei in die Interna der Parteien gegen deren Willen eingreifen. Abgesehen aber davon ist der Gedanke der Vorbereitung gesund und gut. Nur wollen wir ihn auch zur Beschleunigung für das Bandgericht. Wir dürfen ruhig sagen, daß wir zu einem erfahrenen Vorsitzenden einer Zivilkammer mehr Vertrauen haben, daß er das Rechte ertzt, als zu dem jedenfalls an Jahren jüngeren und an Erfahrungen ärmeren Amtsrichter. Falsch ist's, wenn die Motive zu § 501 meinen, er stehe in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Amtsgerichte. Das wäre nur dann richtig, wenn man in dem Bogen des Gerichts ohne, ja gegen den Willen der Partei das Wesentliche der Bestimmung sieht. Das ist aber nur ein Nebenstückliches. Das Wesentliche ist die Anordnung von Beweisvorbereitungen vor der mündlichen Verhandlung. Das braucht man auch im landgerichtlichen Verfahren. Will man die Fürsorgspflicht für die Partei beim Amtsgericht so weit treiben, daß die Vorbereitungen auch ohne ihren Antrag oder Bezugnahme erfolgen, so könnte hierin, aber auch nur hierin, der Unterschied bestehen. Beim Bandgericht bedürfte es dann stets des Antrags. Sorgsame Vorsitzende ordnen heute schon die Erhebung von Akten anderer Behörden und Gerichtsstellen, welche eine Partei anruft, vor der Verhandlung an. Das sollte man für das Bandgericht ebenso legalisieren wie für das Amtsgericht. Freilich müssen die Gerichte Zeit haben, diese Beweisaufnahmen in der mündlichen Verhandlung zu besorgen. Das gilt aber wieder für beide, Amtsgericht und Bandgericht. Und hierin liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Sie führt auf die Vortermine, mit denen sie in der österreichischen Zivilprozeßordnung in engem Zusammenhang steht. Ich bezeichne mich aber. Die Erörterung führt zu weit ab. Der Herr Korreferent, der in dankenswerter Weise zur Vorbereitung seines Referates den österreichischen Prozeß an der Quelle studierte, wird Ihnen hierüber berichten.

Der Rechtsstreit führt zur Beweisvernehmung. Diese soll, soweit thunlich, sofort erfolgen. Zeuge und Sachverständige, falls sie zur Stelle sind oder ihre unverzügliche Stellung möglich ist, sollen sofort vernommen werden. (§ 509 Abs. 1 Entw.) Wieder wird diese Bestimmung mit der Beschleunigung begründet. Gut und recht. Aber bedarf der landgerichtliche Prozeß nicht derselben auch? In beiden Verfahren wäre die sofortige Beweisvernehmung das Beste. In beiden setzt sie Richter voraus, die Zeit und Ruhe hierzu haben. Auch die Amtsrichter in den Städten mit Tages-

ordnungen größer und doppelt so groß oft als das Landgericht können dieser Bestimmung nicht genügen, so wenig wie die Landgerichte die Beweisaufnahmen vor dem Plenum durchführen konnten trotz der Anordnung der Zivilprozessordnung. Durch das „soweit thunlich“ ist dem Momente, daß bei der heutigen Geschäftslast die sofortige Beweisaufnahme nicht möglich ist, Rechnung zugetragen. Will man diese an sich gute Anordnung verwirklichen, so schafft man ein anderes Verfahren für alle Gerichte, das den Richter auf die rein richterlichen Geschäfte beschränkt, das ihn von der Schreibarbeit befreit, und man wird für alle Gerichte die Möglichkeit der alldinglichen Beweisaufnahme haben.

Der Abs. 2 des § 503 zielt auf eine Verminderung der Eidesleistung ab. Er ist mir willkommen, wenn er auch in manchen Punkten verbesserungsfähig sein mag. Aber der Gedanke, daß der Zeuge nur dreiebt werden soll, wenn das Gericht dies zur Verbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage für nötig hält, oder eine Partei es beantragt, gilt wieder für alle Instanzen und für alle Streitwerte. Weshalb muß der Zeuge bei 20 000 Mark, auch wenn er noch so glaubhaft ist, schwören, und bei 700 Mark soll es unterbleiben?

(Lebhafter Beifall.)

Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Man kann für alle Verfahren des der Partei freigegeben, ob überhaupt eine gerichtliche Einvernahme nötig fällt. Wenn beide sich mit einer schriftlichen Äußerung der Zeugen begnügen, so muß dies das Gericht auch tun. Aber eine amtsgerichtliche Besonderheit gibt es hier nicht. Nur ein Privileg wäre geschaffen.

In Anlehnung an § 51 GewG. schafft § 510h eine Abklärung für den Fall, daß Schadenersatz an Stelle einer vom Beklagten nicht vorgenommenen Handlung gefordert wird. Der Beklagte ist im Urteile auf Antrag des Klägers für den Fall, daß die Handlung nicht binnen einer bestimmten Frist vorgenommen wird, zur Zahlung einer vom Gerichte nach freiem Ermessen festzusetzenden Entschädigung zu verurteilen. Ein andere Begründung als die Verweigerung auf das gewerbegerichtliche Verfahren geben die Motive nicht. Ihre Wurzel hat die Bestimmung in § 283 BGB., in dem Rechte des Klägers, dem rechtskräftig verurteilten Beklagten eine Frist zu setzen, nach deren Ablauf er Schadenersatz statt der Erfüllung fordern kann. Auch die Bestimmung des § 634 BGB. interessiert hier, die Fristsetzung zur Beseitigung des Mangels eines Wertes. Die Zivilprozessordnung hatte bisher zur rascheren Verwirklichung dieses Rechts im § 250 Abs. 1 den Kläger berechtigt, die Festsetzung der Frist im Urteile zu fordern. Den Schadenersatz mußte er nach dessen Ablauf besonders einfordern. Nun zieht § 510 h. auch die weitere Konsequenz. An Stelle direkter Vollstreckungsmahnegehe soll der Kläger, falls Beklagter dem Urteile nicht Folge leistet, den Anspruch auf Schadenersatz ohne Anstellung einer Klage auf dem kürzesten Wege zur Durchführung bringen. Und wieder fragen wir ersaunt: warum nur bei der Klage vor dem Amtsgericht? Wenn eine Aktiengesellschaft ihren Vorstand vor dem Landgericht auf Erfüllung seines noch auf drei Jahre laufenden Dienstvertrags verklagt, iornn der Bauherr den Baumeister verurteilen läßt, die Zehler des Hauses

zu verbessern, weshalb sollen diese nicht ebenso das Recht haben, daß ihnen sofort in diesem Urteile der Schadenersatz für den Fall der Nichterfüllung zugesprochen wird? Und weshalb bei den Klagen auf ein Tun stehen bleiben? Weshalb nicht den letzten Schritt tun und allgemein mit der Erfüllungsklage für alle Fälle des § 283 BGB. die Schadenersatzklage verbinden? Der Grund, weshalb es nicht geschah, ist durchschlicht. Man hielt sich wieder an die Vorfrist des Gewerbegerichtsgegesetzes. Man untersuchte nicht, ob nicht hierin ein Prinzip liegt, das für alle Prozesse verwendbar sei. Man übernahm diese Bestimmung für das Amtsgericht, weil man diesem den Vorteil der rascheren Erledigung zuwenden wollte. Das Landgericht blieb wieder der Stiefbruder.

Die Urteilsausfertigung (ich nehme hier ein Etüd des § 496 wieder auf) erfolgt, sofern nicht die Partei ein anderes beantragt, unter Weglassung des Tatbestandes und der Gründe. Ich habe dieser Bescheinigung des Verfahrens unter andern Mitteln ebenfalls schon früher das Wort geredet. Ich habe ihrer als eines der Punkte im Zusammenhange der ganzen Reform gedacht. Den Gedanken selbst begrüße ich auch hier. Zur Zwangsvollstreckung für den Gerichtsvollzieher muß die Urteilsformel genügen. Allein warum nur für den amtsgerichtlichen Prozeß? In der Mehrzahl der Fälle kommt es in dem Verfahren vor dem Amtsgericht dem Kläger nur darauf an, möglichst bald in den Besitz eines vollstreckbaren Titels zu gelangen,“ sagt die Begründung. Mit Verlon. Das ist bei den landgerichtlichen Klagen auch der Fall. Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß dieses praktische Interesse bei 700 Mark verstanden, bei 900 Mark aber dem theoretischen, zuerst zu wissen, warum der Prozeß gewonnen wurde, gewichen sein soll. Wenn die Begründung weiter berichtet, daß häufig weder der Kläger noch der Beklagte ein besonderes Interesse an den Gründen habe, so ist dies zweifellos richtig. Ich nehme diese Interessenlosigkeit aber auch für meine landgerichtlichen Klienten in Anspruch.

(Lebhafte Zustimmung.)

Nicht maßgeblich ist, daß nur beim Amtsgericht berufungslos Urteile erglont sind. Dann dürfte man die Beschränkung der Ausfertigung auf die Urteilsformel nur für die kleinsten Streitwerte einführen. Ich behaupte sogar, daß für einen Teil der landgerichtlichen Prozesse diese Neuerung in der Ausfertigung der Urteile von ganz besonderer Bedeutung ist: für die Urteile des Landgerichts als Berufungsinstanz. Wegen diese Urteile gibt es kein Mittel. Hier sind also die Gründe ganz besonders gleichgültig. Man denke, daß der Beklagte, der in erster Instanz verlor und auf Grund des rasch ausgefertigten Tenors bezahlen mußte, in zweiter Instanz gewinnt. Im Berufungsurteil ist der Kläger verurteilt, ihm den delatirten Betrag zurückzuerstatten. Der Beklagte muß aber jetzt warten, bis das ganze Urteil mit Tatbestand und Gründen ausgefertigt ist. Das macht Tage und mitunter Wochen aus. Man begreift es, wenn der Rechtssuchende diesen Unterschied nicht glauben will und die Schuld im Anwalt oder beim Gerichte

sucht. Und weshalb das alles? Ich weiß keine andere Antwort als die immer und immer gegebene, daß andernfalls wir kein besonderes amtsgerichtliches Verfahren haben würden.

Das Endergebnis ist also, wie ich es anfangs andeutete, eine Reihe guter und brauchbarer Vorrichtungen. Darin kann ich der Ausführung des Herrn Kollegen Heintz in der „Deutschen Juristenzeitung“ vom 1. November 1907 beistimmen. Aber überall finden Sie, daß es sich um Teile des großen Reformwerks handelt, die ebensowohl, ja oft noch mehr, für das Landgericht geboten sind. Nitzendes ein Anhaltspunkt dafür, daß diese Verbesserungen — und sie sind es sicher — aus dem Wesen des amtsgerichtlichen Prozesses quellen.

Künftig ist die Kluft geschaffen zwischen beiden Prozessarten dadurch, daß man nur für das Amtsgericht die Reformbestimmung trifft und das Landgericht nach alter Methode arbeiten läßt. Wenn ein Vater seinem einen Sohne ein Fahrrad kauft und den anderen zu Fuß gehen läßt, so darf man doch nicht behaupten, das reichere Vorankommen des ersteren entpierre dessen Natur. Sie schiebt nur aus der besondern Begünstigung. Wir aber wollen für beide Söhne die Räder, auch für das Landgericht und seine Prozesse. Wie notwendig diese gleiche Behandlung beider Verfahren ist, wird man begreifen, wenn man sich das Landgericht als Berufungsinstanz vergegenwärtigt. Man vergesse doch nicht, daß die Urteile, die über 300 Mark, nicht vorläufig vollstreckbar sind. Wie will man es dem Volke, dem man den Rechtsgang beschleunigen will, begreiflich machen, daß er in der zweiten Instanz viel langsamer wird, daß dieselbe Sache, die zum zweiten Male verhandelt wird, all der Wohltaten der ersten Instanz entbehrt? Ich bitte auch hier die Herren Abgeordneten, die in unserer Mitte sind, bei der Beratung des Entwurfs in dem Reichstage an den Herrn Regierungsvorsteher die Frage zu richten, wie er dieses Mißverhältnis begründen und den Zwiespalt lösen will. Eine andere Beseitigung als durch die Aufnahme der Reformbestimmungen für beide Instanzen und damit auch für alle landgerichtlichen Sachen wird er nicht finden.

Wir legen die Bestrebungen des Entwurfs nach einer Beschleunigung des Verfahrens nicht ab. Es ist also nicht zutreffend, wenn Senatspräsident Kofka (ZJZ. 1907 Nr. 21 S. 1164) meint, der Deutsche Anwaltstag fürchte, die Beschleunigung werde stets auf Kosten der Gründlichkeit erreicht. Freig ist es, wenn Hellwig im „Berliner Tageblatt“ (Justizreform und Anwaltschaft) eine Opposition der Rechtsanwälte auch gegen die Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens fürchtet, weil sie in begründeter Erregung wegen des bevorstehenden Eingriffs in ihre Berufsverhältnisse seien. Gegen diese Behauptung brauchen wir nur auf den Inhalt unserer Mannheimer Verhandlungen zu verweisen. Wir wehren uns nur gegen die Schnelligkeit, die der Gründlichkeit schadet. Doch wir überall, wo dies nicht zu befürchten ist, eintreten, sollen gerade meine heutigen Ausführungen zeigen. Wir nehmen die Vorschläge des Entwurfs auf und verallgemeinern sie sogar.

Und wenn das zutrifft, was ich zu zeigen versuchte, so ist damit erwiesen, daß kein Grund vorliegt,

die Reform auf den amtsgerichtlichen Prozeß zu beschränken. Das Verlangen nach der allgemeinen Justizreform ist erfüllbar. Man habe wieder Mut, die Konsequenzen zu ziehen und die Fragen in ihre Tiefen zu verfolgen. Es wird klar, daß auch daselbe Bedürfnis für das ganze Prozeßgebiet vorliegt. Eine Beschränkung auf den Rahmen der Amtsgerichte ist nicht haltbar. Es ist mit dem Ergebnis dieser Betrachtung des Entwurfs aber auch gezeigt, daß das Bestreben, einen prinzipiellen Gegensatz zwischen dem Verfahren vor dem Amtsgericht und dem Landgericht zu schaffen, ein vergebliches ist, und daß sich hierdurch eine Vornahme der amtsgerichtlichen Reform nicht begründen läßt. Es ist endlich aber auch die Frage der amtsgerichtlichen Kompetenzerhöhung erledigt. Ich erinnere wieder an die Begründung der Motive. Man will die Wohltat der Reform einem unendlich großen Kreise zuwenden. Kann man das landgerichtliche Verfahren noch nicht umgestalten, so soll wenigstens das der Reform fähige amtsgerichtliche eine größere Zahl von Prozessen umfassen. Wenn es aber ebenso möglich und ebenso rationell ist, alle die neuen Bestimmungen des amtsgerichtlichen Verfahrens für alle Instanzen und Gerichte aufzunehmen, so wird diese Wohltat allen Parteien zugänglich. Es bedarf der Kompetenzerweiterung nicht.

Allerdings finden wir neben diesem Momente noch andere Gründe für die Kompetenzerhöhung angeführt. Sie treten aber schon deshalb in den Hintergrund, weil sie das Band zwischen diesen beiden Teilen des Reformwerkes lösen. Ist die Verbesserung des Verfahrens nicht mehr auf die Amtsgerichte beschränkt, so muß man für die Zukündigkeitsverweigerung noch andere außerordentliche Gründe des Verfahrens suchen. Sie bieten wenig Neues. Ich darf mich auf die Mannheimer Beschlüsse beziehen und hier kurz sein.

Man empfiehlt diese Maßnahme aus zwei Gründen, der größeren Schnelligkeit und der Verbesserung wegen; auch abgesehen von der Reform des Verfahrens wolle sich daselbe vor dem Einzelrichter glatter und schneller ab. Es taucht auch in der Begründung wieder der Gedanke auf, daß der Einzelrichter schneller arbeite als das Kollegium. „Es liegt auf der Hand, daß ein Rechtsstreit vor dem Einzelrichter sich einfacher abwickeln läßt und schneller zur Entscheidung gebracht werden kann als vor einem Kollegium.“ Das wird als Axiom hingestellt. Bei allem, was mit „bekanntlich“ begründet wird, was „sich von selbst versteht“ und „auf der Hand liegt“, fehlen „bekanntlich“ die Gründe.

(Große Heiterkeit.)

Es liegen Gefühlsmomente vor. Ich brauche hier nicht wieder auf die Bedenken gegen diesen Satz einzugehen; Sie kennen sie aus meinen früheren Ausführungen. Ich teile die Befürchtung, daß bei größeren Sachen die reicheren Entscheidungen der Amtsrichter aufhören. Das Verantwortlichkeitsgefühl soll so erstarken mit der Wichtigkeit der Sache, und dieses wirkt stets lähmend auf den reichen Entschluß. Aber angenommen, es sei eine größere Schnelligkeit zu erzielen, so ist hier eines der Mittel, gegen das wir uns wenden. Denn es kann nur auf Kosten der Gründlichkeit und

Güte der Urteile wirken. Wir dürfen die Vorteile einer gebiegenden und sorgfältigen Rechtsprechung, die uns das Mehrheitsgericht bietet, nicht der Hoffnung, daß der Einzelrichter rascher zum Ziele kommt, opfern. Und sonderbar. Hierüber schweigen die Motive vollständig. Zu der großen Frage, die den Kern- und Angelpunkt aller Debatten bildet, nehmen sie keine Stellung. Man wird doch nicht glauben dürfen, daß man hier eine Ausgleichung der streitenden Meinungen angenommen hat. Man steht vor der Frage, wenn der Einzelrichter der bessere Richter ist, weshalb man ihn nicht allgemein einführt. Daraus wäre eine Antwort nicht möglich. Daher schweigen die Motive. Das Schweigen aber redet lauter als alle Ausführungen. Daran aber, daß das Kollegialsystem das bessere ist, halte ich trotz aller Einwände fest. Einer der tüchtigsten Richter, den ich kenne, hat mir vorgehalten, daß ich die Bedeutung des Zusammenarbeitens der drei Männer überschätze. Oft werde der gut unterrichtete (der Referent) von dem schlechtest unterrichteten (dem Vorsitzenden) mit Hilfe des gar nicht unterrichteten

(stürmische Heiterkeit.)

überstimmt. Das mag richtig sein. Dann aber beweist es nichts gegen den Vorzug des Kollegiums. Es zeigt nur die Mängel des Verfahrens, das nicht allen Richtern Zeit und Gelegenheit gibt, sich gleich gut zu informieren.

Wir haben als besondere Bedenken hervorgehoben, daß wir zu der heutigen Beschaffenheit der Amtsgerichte nicht das Vertrauen haben, daß man ihnen die Entscheidung der Rechtsfragen des Mittelstandes anvertrauen kann. Wir haben aus den Archibanden des *Missförismus* hingewiesen. Kein Wort hierüber in der Begründung. Man gleitet darüber hinweg, indem man den deutschen Amtsrichterstand verteidigt. Man begnügt sich, zu sagen, daß die Justizverwaltungen überall „eine hinreichende Zahl von Einzelrichtern zu finden wissen, die zur Verhandlung und Entscheidung von Prozessen mit großen Streitwerten befähigt sind“. Das Vertrauensdogma, das das Reichsjustizamt den Einzelrichtern erteilt, ist zu allgemein gehalten, als daß es von ausschlaggebender Bedeutung sein könnte. Ich erinnere wieder daran, daß Abides, der begeisterte Freund und Verfechter des Einzelrichters, von der Kompetenzerhöhung unserer heutigen Amtsgerichte nichts wissen will. Und man macht stets den Entwurf auch nicht einmal den Versuch einer Andeutung, daß man in der Richterbefetzung eine Verbesserung plant, daß man die Hilfs- und Wunderrichter beseitigen will. Das würde freilich höhere Ausgaben verurursachen. Mit dem Wechsel auf die Zukunft, der nur in dem persönlichen Vertrauen der Verfasser des Entwurfs Deckung hat, können wir uns nicht zufrieden geben.

(Lebhafter Beifall.)

Unsere Befürchtungen gründen sich auf unsere Erfahrungen. Sie stehen denen der Justizverwaltungen gegenüber. Wir haben sie am eigenen Leibe erprobt. So ganz als quantitativ unwichtig sollte hier der deutsche Anwaltstand nicht betrachtet werden.

Eigenartig nimmt sich gegenüber diesem Vertrauen in die Befähigung der Amtsgerichte mit tüchtigen

Richtern die Besorgnis der Motive aus, daß die Kollegialgerichte in den größeren Städten zum Teile schon jetzt einen Umfang angenommen haben, „der ihnen den Charakter eines in sich geschlossenen Gerichtshofes beinahe nimmt und für die Befugung des Vorsitzes in den Kammern der Landgerichte und der Ziviloberinstanzen bei den Oberlandesgerichten erhebliche Schwierigkeiten hervorruft, wenn man die Anforderungen an die dafür zu berufenen Richter nicht in einer der Rechtspflege nachteiligen Weise betrachten will“. Widerspruch, du Herr der Welt! Bei den Amtsgerichten wird man stets die guten Richter in Mengen haben. Für die wenigen Vöken der Kammerpräsidenten und Oberlandesgerichtsräte soll dies nicht der Fall sein. Dies Vertrauen haben nur wir wieder, daß es daran nicht gebrechen wird.

(Lebhafter Beifall.)

Belanglos ist auch die Befürchtung des allzu großen Umfangs der Kollegialgerichte. Was soll dieser Schaden? Beim Reichsgericht ist dies Moment von Belang. Denn seine Aufgabe ist es, die Einheit der Rechtsprechung zu gewährleisten. Das aber hat das mit den Landgerichten zu tun? Ist es schlimmer, wenn in zwei Kammern desselben Landgerichts verschiedene Ansichten zum Ausdruck gelangen, als wenn an zahlreichen Amtsgerichten jeder Einzelrichter seine eigene Meinung hat? Und bei wie vielen Kollegialgerichten außer in den wenigen Verfechtungszentralen findet sich dieser Riesenumfang? Wenn wir auf der anderen Seite — in den Motiven selbst wird es berichtet — von der Befürchtung hören, daß durch die Kompetenz-erhöhung den kleineren Landgerichten der Lebensnerven abgeschnitten werde, so wirkt das ein eigenes Licht auf die Angst vor der allzu starken Befähigung der Kollegialgerichte in den Großstädten. Dem eigentlichen Grund finden wir auch hier in den Eingangsworten der oben zitierten Stelle der Einleitung der Motive. Die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit hat die in hohem Grade bedeutsame Folge, „daß der mit der ständigen Zunahme der Prozesse verbundenen ungegrenzten Vermehrung der Richter an den Kollegialgerichten vorgebeugt wird“. Das also ist des Pudels Kern. Die Vermehrung der Richter an den Landgerichten und den Oberlandesgerichten ist unabwendbar. Davor schreit man gütlich. Sie ist teurer als die der Amtsrichter. Bei der Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz spart der Fiskus in doppelter Weise. Er vermeidet die Anstellung von Richtern in durchschnittlich höherer Gehaltsstufe. Er kommt, wenn er an Stelle des Kollegiums einen Richter setzt, mit einer etwas geringeren Anzahl, allerdings nicht mit einem an Stelle von drei, aus. Die Fiskalität des ganzen Kompetenzerhebungsplanes erscheint in hellem Lichte.

Meine Herren, man hat dem Mannheimer Anwaltstages und dem Referenten den Vorwurf gemacht (es geschah in einem Aufsatze des Herrn Kollegen Jarecki-Bölen in der „Juristischen Wochenschrift“), daß wir diesen Punkt nicht „mit ungehämelter Offenheit und mit wirkungsvoller Schärfe“ ausgeprochen haben. Ich soll erklärt haben, daß ich weit entfernt sei, mir diesen Vorwurf der Fiskalität des Entwurfs zu eigen zu

machen. Ich glaube, daß hier ein Irrtum vorliegt. Ich habe klipp und klar gesagt, daß der Verdacht, daß finanzielle Momente die eigentliche Triebfeder in der Kompetenzfrage seien, durch das VbB, das der vorläufige Entwurf ganz, verstärkt werde. Nur beweisen könnten wir dies Interessen der internen Absichten nicht. Es genügt aber nach der Strafprozeßordnung, daß jemand hinreichend verdächtig ist,

(stürmische Heiterkeit und lebhafter Beifall)

um die Anlage zu erheben. Und für hinreichend verdächtig, aus fiskalischen Gründen zu handeln, haben wir schon in Mannheim die deutschen Regierungen erklärt.

(Wiederholte Heiterkeit.)

Wenn Sie aber den und heute vorliegenden Entwurf ins Auge fassen, wenn Sie sich erinnern an das, was ich Ihnen bei der Besprechung der Neuordnung des Gerichtskostengesetzes gesagt habe, so werden Sie mir zustimmen, daß der Verdacht der Fiskalität wieder neue Nahrung gewonnen hat. Wenn Sie mir zugeben, daß die Verbesserungen, die für das amtsgerichtliche Verfahren vorgezogen sind, ebensoviel für das vor den Landgerichten passen, und daß man die Beschränkung auf jenes nur daraus erklären kann, daß man eine besondere Gestaltung desselben herbeizuführen suchte, so wird sich die Folgerung aufzwingen, daß hier die Reform des Amtsgerichtsprozesses nicht Selbstzweck ist, und daß sie nur als Schutzmantel dient für die durch die Kompetenzverchiebung erhoffte Richterexpropiation. Darüber aber, daß dieser Gesichtspunkt nicht maßgebend sein darf, brauche ich heute und hier kein Wort mehr zu verlieren. Der Entwurf und seine Begründung hüten sich wohl, diesen Gesichtspunkt auszusprechen. So offen wie in dem vielzitierten Müggelschen Aufsatze ist man bei solcher Gelegenheit nicht. Aber doch ist die Spur dieser Triebfeder auch in der Begründung zu erkennen. Ich habe eine vorhin erwähnt, die der Furcht vor der allzu starken Vermehrung der landgerichtlichen Stellen. Auch am Schlusse des Abf. 4 der allgemeinen Begründung lesen wir, daß die vom Entwurf vorgeschlagene Erweiterung sowohl dem Interesse des rechtshelenden Publikums entspreche als demjenigen des Staates. Daß das Publikum bei einer entsprechenden Verwertung des Reformgedankens kein Interesse an der Erhöhung der Kompetenz habe, ist erwiesen. Also bleibt nur das Interesse des Staates. Das ist nur das finanzielle. Gegen wir die Finger drauf. Wären wir vor dem Vollzuge des fiskalischen Planes, solange es noch Zeit ist.

Daß die Anwälte nicht grundsätzlich einer Überweisung weiterer Sachen widersprechen, haben wir in Mannheim gezeigt. Wir haben den Geboten aufgegeben, nicht nach dem Streinwerte blind schematisch, sondern nach Materien zu verfahren. Wir anerkennen, daß es bestimmte Fälle gibt, in denen der Einzelrichter besser am Platze ist als das Kollegium. Die Motive setzen sich auch mit diesem Gebanten auseinander. Sie finden ihn nicht dronbar. Die Meinungen über die hierzu geeigneten Sachen seien verschieden. Man habe willkürliche Aufstellungen gemacht. Gil dann wähle man die tauglichsten heraus. Dazu sind ja die Vor-

schläge da. Und weiter soll es bedenklich sein, die Einwirkung des Reichsgerichts auf die Ausgestaltung des Rechts für wichtige Rechtsgebiete völlig auszuhalten. Sonderbar. Man trug keine Bedenken, die Revisionssumme zu erhöhen, obwohl dies ähnliche Folgen hatte, und nun fürchtet man, daß für die Klage des Geklagten und der ehelichen Kinder auf Alimentation die Rechtsseinheit in Gefahr ist? Wann hat das Reichsgericht über Gebührenlagen der Rechtsanwölte entschieden? Und bleibt, wenn man Mietverhältnisse bei einem Mietzins unter 2000 Mark jährlich oder Dienst- und Arbeitsverträge bei einem Gehalte von nicht mehr als 3000 Mark dem Amtsgerichte zuweist, nicht immer noch die Möglichkeit, daß das Reichsgericht bei den höheren Werten entscheide? Entzieht man nicht durch die Kompetenzerhöhung alle Sachen bis 800 Mark den Entscheidungen des Oberlandesgerichts, die doch ebenso erheblich sind für die Rechtsseinheit als das Reichsgericht? Zum Schlusse wird die Befürchtung vorgebracht, daß unfruchtbarer und kostspielige Streitigkeiten über die Zuständigkeit unvermeidbar wären. Dabei übersehen man, daß der Entwurf selbst das Zuständigkeitsverfahren vereinfacht und verbilligt, sobald dieses Bedeutung keine Rolle spielt. Man hat doch auch bei den Kaufmannsgerichten, die ebenfalls eine bestimmte Sorte von Klagen einem Sondergerichte zuweisen, sich dadurch nicht zurückschrecken lassen. Und doch kann es dort fraglich sein, ob die Sache vor dieses oder das ordentliche Gericht gehört. Auch diese Gründe gegen die Ablehnung der Erweiterung der Kompetenz der Amtsgerichte nach Materien find also nicht überzeugend. Es bleibt immer nur, daß diese Erweiterung der Kompetenz nicht den Anforderungen des Fiskus genügt. Von den beiden Interessen, denen nach der zitierten Stelle der Begründung die Anberung des § 23 VbB. dienen soll, bleibt immer noch das des Staats unbedrängt.

Als weiterer Grund zur Kompetenzerhöhung spielt die Verbilligung des Verfahrens durch den Fortfall des Anwaltszwanges auch in der Begründung zum Entwurf eine erhebliche Rolle. Freilich wird die Befreiung von diesem an sich nicht als ein um seiner selbst willen erhaltenswertes Moment bezeichnet. Es dient nur als Mittel zur Kostenverminderung. Man sucht darzulegen, daß der Fortfall des Anwaltszwanges der Rechtspflege nichts schade, das Publikum aber Geld spare. Der Entwurf will freilich „nicht der Meinung Vorhieb leisten, als sei der Bestand eines Anwalts in allen Prozessen, bei denen der Anwaltszwang fortfallen soll, überhaupt entbehrlich“. Er will es der Prüfung der Parteien im Einzelfalle überlassen, ob sie wegen der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Sache des Anwalts bedarf. Ich habe schon früher auf die Inkonsequenz dieses Cautems hingewiesen. Was hier als Befürwortung für die Erhöhung der Amtsgerichts-kompetenz gesagt ist, gilt für den Anwaltszwang überhaupt. Gibt es nicht beim Landgericht auch Sachen, die „eine große wirtschaftliche Bedeutung nicht besitzen“? Was verschärfte es für einen Großkaufmann oder eine Vergewerkschaft, oder eine Neuderei oder einen Großgrundbesitzer, ob sie 1000 Mark mehr oder weniger haben? Die Frage ist ja gerade, ob man der Partei die Prüfung überlassen kann und darf, ob sie nicht, um

Kosten zu sparen, ihre eigenen Interessen in ungenügender Weise wahr, durch ihr Ungeschick den Gang der Rechtspflege hemmt und alle Fürsorge für die Befriedigung wieder vergeblich macht. Man übersieht, daß gerade die Kreise, die am besten in der Lage sind, den Prozeß selbst zu führen oder sich ein Urteil über die Notwendigkeit des Rechtsbestandes zu bilden, die Großkaufleute und Großgrundbesitzer, die Männer der Industrie und der Wissenschaft, stets abgeneigt sein werden, ihre Zeit auf dem Gerichte in überfülltem Zimmer in stundenlangem Warten zuzubringen. Die Selbstbehandlung wird der kleine Mittelstand versuchen. Ihm liegt daran, die Kosten zu sparen. Er geht mit dem Weibe und nicht mit seiner Zeit. Also gerade die Leute, denen die Hilfe am nötigsten ist, die nicht in der Lage sind, ihre Situation zu übersehen, die werden von der Freiheit der Wahl Gebrauch machen, zu ihrem und zu der Rechtspflege Schaden.

Der Grund, weshalb man nicht die volle Konsequenz bezüglich des Anwaltsmanges zieht, ist einleuchtend. Man hütet sich wohl, in dem landgerichtlichen Prozesse den Rechtsanwalt zu beseitigen. Denn man braucht ihn zur Vorbereitung der Prozesse. Ohne ihn verlangsamt sich der Fortgang derselben. Die unvorbereitete Partei aber wird vom Amtsgerichte nach Hause geschickt. Man gibt und nimmt zu gleicher Zeit, wenn man den Prozeß befiehlt und dieses erhebliche aller Befriedigungsmittel, die Vorarbeit der Rechtsanwälte, beseitigt.

Auch hierüber habe ich mich eingehend ausgesprochen. Will man uns glauben, so muß hier der einfache Hygienismus genügen.

Dem geschädigten Nachteile gegenüber müßte schon der Gedanke der Kostenverbilligung auf diesem Wege zurücktreten. Aber sehen wir nun auch diese selbst an. Das Entbehren des Anwalts vor Gericht ist der Weg, auf dem der Entwurf einem Wunsche der Bevölkerung entsprechen will, dem Wunsche nach Verbilligung der Prozesse. Jetzt ist es Zeit, sich die Bestimmungen des Entwurfs über die Neuordnung der Gerichtskosten wieder ins Gedächtnis zu rufen. Ich habe bei der Besprechung der Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes berichtet, daß der Staat eine Herabsetzung der Gerichtskosten ablehnt. Dies würde die Finanzen der Bundesstaaten in ungehöriger Weise belasten. Es seien auch weniger die Gerichtskosten, welche belästigen und mittleren Werten die Klagen über die Höhe der Prozesskosten hervorheben, als die „aneben zum Anlauf kommenden baren Auslagen und Anwaltskosten“ (Begründung zu § 79 G.R.G.). Ich habe Ihnen nun gezeigt, und Herr Kollege Hinrichsen wird das noch weit besser tun, in welcher Weise der Mißbrauch des Sparnis an seinen Auslagen herbeiführt. Er setzt die Vergütung für seine Auslagen so herab, daß ihm ein Überschuß zufließt. Das Gegenstück hierzu bildete schon bei den Schreibensklagen die Behandlung der Anwaltskosten. Und wieder tritt hier dasselbe System in das grellste Licht. „Durch die Beseitigung des Anwaltsmanges für eine große Zahl von Prozessen werden in zahlreichen dieser Fälle die Anwaltskosten wegfallen“, heißt es in der Begründung zu § 79 G.R.G. Welche Folge das für die

Anwaltschaft hat, darüber spricht man kein Wort. In der allgemeinen Einleitung ist nur die Rede davon, daß die Kompetenzerschließung in der „Übergangszeit“ für die Rechtsanwaltschaft manche Unzulänglichkeiten zur Folge habe, insbesondere eine Überforderung vom Landgericht zum Amtsgericht. Das werde sich als Vorteil für die Rechtsprechung erweisen. „So sehr im übrigen auch vom Standpunkt der allgemeinen Rechtsinteressen eine in ihrer wirtschaftlichen Erstreckung sicher und angemessen gestellte Anwaltschaft der staatlichen Vorsozge bedarf, so werden doch immer die Rücksichten auf die Bedürfnisse der rechtshelfenden Bevölkerung voranzutreten müssen.“

Wir scheint der ganze Gedankengang der Motive, daß eine Verbilligung für kleine und mittlere Werte erfolgen müsse, und daß diese zu Lasten des Anwaltsstandes, nicht der Staatskasse zu erfolgen habe, falsch. Es ist zunächst doch sehr zweifelhaft, ob man einer gerechten Herabsetzung der Prozesskosten das Wort reden soll. Ich verweise wieder auf meine Mannheimer Ausführungen über die Bedeutung der Kosten. Man erleichtere die Prozeßmöglichkeit, indem man den Damm der Anwaltskosten einreißt, und eine Flut von Prozessen wird sich über die Amtsgerichte ergießen. Jede Verbilligung einer staatlichen Leistung hat eine vermehrte Inanspruchnahme zur naturgemäßen Folge. Eine Dürfung der Rechtsfreiheiten ist stets ein wirtschaftliches Übel. Es ist höchst bedenklich, in dem Momente, in dem man einen Entwurf vorlegt, der auf Verschleppung hinarbeitet, das reibende Element der Arbeitshäufung einzuführen. Interessant ist mir eine Erscheinung, die ich an der Mannheimer Börse beobachtete. Dort besteht ein für den Getreidehandel sehr angenehmes Schiedsgericht. Vor wenigen Tagen sah ich, daß man die Kosten des schiedsgerichtlichen Verfahrens nicht unerheblich erhöhte. Als Grund wurde angegeben, daß bei den billigen Sätzen eine Befristung der Schiedsrichter mit Kleinigkeiten stattgefunden habe; dem wolle man vorbeugen. Der gesunde Sinn des profitorientierten Kaufmannes hat hier richtig empfunden und gehandelt. Sollte sich die Gesetzgebung diesem Gedanken verschließen? Ich habe in meinem ersten Referate angegeben, was ich unter einer Verbilligung der Kosten verstehe. Anzustreben ist eine billige und gerechtere Verteilung der Kosten nach der Art und Materie der Prozesse. Man erleichtere die Prozeßmöglichkeit denen, die speziell der Erleichterung bedürfen. Eine allgemeine Verbilligung der kleinen und mittleren Prozesse, die man als Schlagwort, um die aus anderen Gründen gewünschte Erhöhung der Kompetenz der Amtsgerichte populär zu machen, in die Massen wirft, mag dem einzelnen, der einen Prozeß vertiert, angenehm sein. Für die Allgemeinheit ist sie dem Übel.

Doch nehmen wir den Standpunkt der Regierung an. Man wünscht im Volke eine Verbilligung der Kosten, und diesem Wunsch soll entsprochen werden. Die „Bedürfnisse der rechtshelfenden Bevölkerung“ verlangen es. Auf wessen Kosten hat das anders zu geschehen als zu Lasten eben dieser Allgemeinheit? Wo in aller Welt hört man davon, daß ein solches Interesse nicht erfüllt wird aus Mitteln des Staates, sondern einer bestimmten Berufsgruppe? Fällt es heute jemand ein, in wirtschaftlichen Krisen der

ärmsten Bevölkerung billiges Brot zu schaffen, indem man den Müller und Bäcker zwingt, sein Mehl und Brot billiger abzugeben? Die Gerichtskosten kann man nicht herabsetzen. Das würde die Finanzen der Einzelstaaten belasten. Aber dem Anwaltsstande im gesamten einen erheblichen Teil seiner Subsistenz zu nehmen, davor sprecht man nicht zurück. Ein Verteidiger des Entwurfs, der Berliner Vangerrichtsdirektor Altomann, (DZ. 1907 Nr. 22) meint, die Nachteile, die ein Teil der Anwaltschaft für sich fürchte, dürften stark überschätzt werden. Herr Kollege Zelter hat uns in seiner Arbeit, die ich mehrfach anführte, die Summe der nach dieser Methode des Entwurfs in Preußen ersparten Anwaltskosten auf rund eine Million berechnet, dem er für Preußen den Mehrumschwand an Gerichtspfesen (abgesehen von den Folgen des § 48 GKG.) von 2 Millionen gegenüberstellt. Wägen diese Zahlen auch nur annähernd richtig sein, so sprechen sie eine so berebere Sprache, daß sie keines Kommentars bedürfen. Und weiter. Wir wollen auch das dem Fiskus glauben. Er kann seine Einnahmen aus den Zivilstreitigkeiten nicht mindern; weshalb schlägt er nicht für die Anwaltschaft denselben Weg ein wie für sich selbst? Bei der Pauschalisierung der Auslagen haben Sie gesehen, daß, wie aus der Begründung selbst ersichtlich, keine Verringerung, sondern eine Verschiebung der Lasten erfolgen soll. Sie entlastet die kleinen und belastet die großen Streitwerte. Sie vermutet doch die tragfähigen Schultern. Dann müßte man mindestens dieselbe Konsequenz hier ziehen. Man müßte, wie es schon seitens Kades mit Nachdruck verlangt wurde, wie es ein begeistelter Anhänger der Kompetenzerbhöhung, Herr Kollege Bannow, aus dem Mannheimer Anwaltskongreß gefordert hatte, für die landgerichtlichen und oberlandesgerichtlichen Sachen die Gebühren um mindestens $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{10}$ erhöhen. Was dem Fiskus recht ist, sollte dem Anwalt billig sein, wenn es der Regierung Ernst ist mit ihrer staatlichen Vorstufe für den wirtschaftlich sicher gestellten Anwaltsstand. Nach dem Inhalte des Entwurfs ist das nichts als ein leerer Schall. Von der Fürsorge ist nichts zu sehen. In der vorliegenden Nummer der DZ. (S. 1167) sagt Senatspräsident Köpke: „Sollte aber gleichwohl gerechtfertigtes Bedenken dagegen bestehen, daß die Anwälte petunär noch so gestellt bleiben, um ihre hohe Aufgabe wirklich erfüllen zu können, so ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß auf gerechtfertigte Wünsche der Anwaltschaft bezüglich einer Gebührenerhöhung eingegangen wird.“ Wir scheint, es wäre jetzt schon genug Material vorhanden, um der Regierung zu zeigen, daß die Anwaltschaft schon in den heutigen Verhältnissen nicht mehr weiter bestehen kann. Es sind heute schon mehr als nur Bedenken vorhanden, ob sie ihre Stellung, die sie sich selbst verdankt, wird bewahren können. Ihre Wünsche auf Besserstellung sind gerechtfertigt, nicht vom Standpunkte der Einzelwirtschaft aus, sondern dem des ganzen Volkes. Aber keine Silbe deutet auch nur an, daß man daran denkt hier zu helfen. Das Volk wünscht billigere Gerichtskosten, und man gibt sie ihm aus der Tasche der Anwaltschaft. Niemand tritt die Crispinität der Vorlage in ein so helles Licht als hier. Das hat auch der Koffische Aufsatz, ein warmer Verteidiger

der Regierung, gefühlt und darum sucht er das Trostwort einzuschleichen. Wir müssen uns leider an den Entwurf selbst halten, und der spricht anders.

Man überseht auch offenbar die Folgen dieser Maßnahmen nicht. Ich muß auf das, was ich in Mannheim bezüglich der wirtschaftlichen Not der Anwaltschaft berichtet, verweisen. Sie haben es dort bestätigt. Wiederholen wir es nochmals! Der Anwaltsstand leidet heute schon und kämpft unter Mühe und Sorgen um seine Stellung. Es ist ein Unrecht am deutschen Volke, diesen wichtigen Bestandteil der Rechtspflege nicht nur nicht zu heben, sondern zu schädigen. Es gibt allerdings eine Reihe von Anwälten, aus deren wirtschaftliche Existenz die Änderung der Kompetenz der Amtsgerichte keinen Einfluß hat. Ich darf mich selbst dazu rechnen. Aber gerade deshalb muß man uns glauben, wenn wir versichern, daß die Anwaltschaft als solche, der weitaus größte Teil der Kollegen, diese Verluste nicht ertragen kann. Es gibt eine Gruppe von Rechtsanwälden, auch zu diesen zähle ich mich, denen die Verschiebung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit sogar Vorteil bringt, nicht nur vorübergehenden, wie den Amtsgerichtsanwälten, sondern dauernden. Der Anwalt, dessen Klientel sich aus dem Großhandel und der Industrie zusammensetzt, ist sicher, daß er auch vor dem Amtsgerichte diese Partei vertritt. Ihm müßte zu Lasten der Kollegen am Oberlandesgericht die zweite Instanz zu. Und trotzdem erkläre ich auch für meine Kollegen, die in gleicher Lage sind, daß wir im Interesse der Gesamtheit der Anwaltschaft und daher im Interesse der Rechtspflege die Aushebung der Objekte von 300 bis 800 Mark von den landgerichtlichen Prozessen als verderblich für die Anwaltschaft ansehen müssen, wenn nicht mindestens ein Äquivalent geboten wird. Ich habe vorhin schon bemerkt, welche Bevölkerungsklassen besonders von dem Fortfalle des Anwaltszwanges Gebrauch machen werden. Es sind die Mittellassen, die kleineren Kaufleute, Krämer, Wirte, Handwerker, die Angestellten und Bauern. Und damit trifft man wieder gerade die Anwälte, welche in ihrem Beruf die Mittellasse und die mittlere Prozis repräsentieren. Und das sind diejenigen, die es nicht ertragen können.

(Sehr richtig!)

Wir wissen, daß das Durchschnittseinkommen des Anwaltes nicht über 5- bis 6000 Mark hinausgeht. Die Regierung möge sich durch Erhebungen hierüber veranlassen. Nun nehme man den mittleren Existenz dieser Basis ihrer Einnahmen, und die Folge wird eine unheilvolle sein. Wie das Wirtengesetz, ohne daß seine Urheber es wollten und bedachten, den mittleren Privatbankier vernichtete und die Großbanken zur Herrschaft brachte, so wird das System des Entwurfs den Großbetrieb der Anwaltschaft erzeugen. Die, die nicht mehr allein bestehen, suchen Unterschlupf in einer der großen Kanzleien. Namentlich die großen Städte werden diese Art des Geschäftsbetriebs haben. Und diejenigen, denen das nicht gelingt, sinken unter. Es werden die geistigen Wertzeuge in den Händen streupelloser Parteien. Nicht mit einem Schläge wird das kommen, nicht

über Nacht. Nicht durch die Verschiebung der Kompetenz der Amtsgerichte allein. Aber sie wird einen wesentlichen Teil dazu beitragen, der erste Anstoß zum Niedergange sein.

Es ist falsch, wenn die Begründung einen Gegensatz zwischen den Rücksichten auf die Bedürfnisse der rechtshabenden Bevölkerung und den allgemeinen Rechtsinteressen an der Erhaltung einer wirtschaftlich sichergestellten Anwaltschaft macht. Was ist richtig sein, was die Motive annehmen, daß die Bevölkerung eine Verbilligung der Gerichtskosten für alle mittleren und kleinen Werte haben will, und man ihr hierin Zugeständnisse machen soll (ich halte es für falsch), so besteht ein weit größeres Interesse an der Erhaltung ihres Anwaltsstandes in integrierter Höhe. Wer ein Organ seines Körpers durch Sportivität am unrechten Orte vernachlässigt, spürt es am ganzen Leibe. Die Übergangszeit, von der die Begründung spricht, müssen wir mit allen ihren Umständen mit in Kauf nehmen. Das wollen wir auch. Das haben wir schon oft erklärt. Einer dauernden Schädigung des Standes müssen wir uns entgegenstellen. Hier handelt es sich nicht um uns von heute, sondern um die Zukunft. Und wenn wir die mühen Arme sinken lassen und der jungen Generation den Stab übergeben, so soll man von uns nicht sagen, daß wir schweigend daneben ständen, als man die Wurzel des Lebensbaumes untergrub.

Die Begründung meint freilich, daß die vom Entwurf projektierte Regelung des „wohlbegründete Vertrauen“ der Bevölkerung oder des Anwaltsstandes nicht erschüttert werde. Sie nimmt das „ohne weiteres“ an. Ich fürchte das Gegenteil. Schon deshalb, weil die Befreiung vom Anwaltszwang die Stellung des Anwalts für die mittleren Klassen ändert. Bisher war er ein notwendiges Glied der Gerichtsorganisation. Er war so sehr zum Prozesse gehörig als der Richter. Jetzt wird er Kuriositätsstück für die Wohlhabenden. Wenn das Gesetz dem Volke verkündet, daß es den Anwalt nicht mehr als Rechtsbeistand braucht, so wird es auch seinen Rat vor der Aufnahme oder dem Beginn eines Prozesses nicht mehr einholen. Wer den Weg zum Anwalt nicht mehr zu gehen gewohnt ist, der findet ihn auch dann nicht, wo er notwendig wäre. Hand in Hand damit geht das Hinuntergleiten des Anwaltsstandes, wenn eine wirtschaftliche Lage nicht gebessert wird. Der hungert, greift nach dem Brote, eimerlei, welche Hand es ihm reicht. Er wird das Brod dessen fingen, dessen Brot er ist. Und der Brotgeber wird diesen von ihm abhängigen Stand ganz anders beurteilen als den freien und selbständigen Rechtsfreunds. Ich wiederhole mich hier selbst. Das habe ich schon gesagt. Aber nicht oft genug kann man hierauf hinweisen, nicht laut genug dem Parlamente und dem Volke zeigen, was aus dem Spiele steht.

Tun wir nun nicht vielleicht dem Entwurf unrecht, wenn wir meinen, er trage den Bedenken der Anwaltschaft keine Rechnung? Trifft er nicht in § 157 Abs. 2 eine Vorsorge für die Rechtsanwälte an den Amtsgerichten? Er greift dort bei Frage der Rechtsagenten auf. Die Begründung will „der in erster Reihe zur Vertretung der Parteien berufenen Rechtsanwaltschaft ihre berufsmäßige Tätigkeit wahren“. Man erwartet,

daß da, wo mindestens zwei Rechtsanwälte vorhanden sind, Bevollmächtigte und Beistände, die das mündliche Verhandeln vor Gericht gewerbmäßig betreiben, zurückzuweisen sind. Aber nein. Das tut der Entwurf nicht. Er verbietet für solche Fälle künftig nur die Zulassung der Prozeßagenten durch die Landesjustizverwaltung. Diese macht aber heute schon von ihrem Rechte der Zulassung spärlich Gebrauch. Ich habe mich zu unterrichten gesucht und mich an eine Anzahl von Kollegen der anderen Bundesstaaten gewendet. Reichlich ist mir das Material zusammengekommen, viel mehr, als ich Ihnen hier vortragen kann. Ich darf diesen Kollegen hier nochmals danken. Es ergibt sich folgendes Bild. In Baden existieren überhaupt keine solche Prozeßagenten. Man hatte einmal einen konfessioniert und mußte ihm die Konfession entziehen. In Hessen ist nie von der Befugnis Gebrauch gemacht worden. Ebenso anscheinend in Württemberg. Auch in Staaten, in denen man von diesem Zulassungsrecht Gebrauch machte („Prozeßagenten“ ist ihr offizieller Titel in Preußen und Sachsen, „Rechtskonfulenten“ in Bayern), sind die Verwaltungen jetzt zurückhaltend geworden. Die preussische Ministerialverordnung vom 25. September 1899 bestimmt, daß die Erlaubnis zum mündlichen Verhandeln, welche der Landgerichtspräsident erteilt, nur zu erteilen ist, „soweit ein Bedürfnis vorliegt“. Die Herren Kollegen aus Preußen werden über die Handhabung dieser Bestimmung näheres mitteilen können. Nach einer Ministerialverfügung dürfen z. B. für das Amtsgericht Breslau solche Agenten nicht bestellt werden. In Sachsen lautet die Verordnung ähnlich. Zuständig ist der Vorstand der Amtsgerichte. Die Erlaubnis soll namentlich erteilt werden an Orten, wo ein Anwalt nicht wohnt. In der Stadt Leipzig z. B. sind keine solche vorhanden. Auch in Rheinbayern, in dem die Verhältnisse deshalb eigenartig lagen, weil vor 1879 kein Anwalt vor den Amtsgerichten auftrat, hat vor kurzem der Justizminister im Finanzansatz der Kammer erklärt, daß künftig nur ausnahmsweise Zulassungen erfolgen sollen. Es ist heute schon in der Praxis das Bestreben vorhanden, den gewerbmäßigen Vertreter nur in Ermangelung der Rechtsanwälte zu konfessionieren. Wir anerkennen gerne, daß dies in eine für alle Staaten gleiche und feste Vorrichtung gebracht ist. Damit ist aber der eigentliche Eiz des Übels nicht getroffen. Wäre nur diese Möglichkeit, daß die Landesjustizverwaltung bestimmten Personen das Verhandeln vor Gericht gestatten kann, gegeben, man hätte auch mit der jetzigen Bestimmung bei der beschriebenen Anwendung derselben auskommen können. Der Krebsbissen aber sind die nicht konfessionierten Parteivertreter, die Geschäftsagenten, Winkelkonfulenten, oder wie man sie nennen mag, alle die, welche sich vor dem Amtsgerichte, gebüet durch den Richter, nicht zugelassen durch die Justizverwaltung, tummeln, — und ihre Zahl ist eine viel gewaltigere als die der Prozeßagenten. Hier finden die schlimmsten Elemente ihren Unterhalt. Nachdem Amtsrichter mag ein solcher Agent lieber sein als der Anwalt.

(Große Heiterkeit.)

Zener ist von ihm abhängig. Ein Wink, und er verstummt.

(Lebhafte Zustimmung.)

Menschliches, also Menschliches. Aber gerade das züchtet die unhaltbaren Verhältnisse, über welche die Rechtsanwaltschaft klagt. Hier wieder klagt der Widerspruch. Die Bundesjustizverwaltung verzichtet auf ihr Recht der Zulassung der Prozeßgerichte, sobald zwei Rechtsanwälte am Sitz des Amtsgerichts sind. Man verschließt ihnen die Pforte des Gerichts. Aber zur Hintertüre kommen sie wieder herein, ungeachtet, unkontrolliert, unbispliniert.

(Sehr wahr!)

Will man den Anwälten am Amtsgerichte die Stellung geben, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedürfen, will man das Publikum vor den Gefahren des Winkelankulenzentums bewahren, so habe man den Mut der Konsequenz. Die Bestimmung des § 157 Absatz 4 ist nur eine Halbheit.

Und das ist die Signatur des ganzen Entwurfs: die Halbheit, das Unentschiedene, Unausgegrenzte.

(Sehr wahr! Sehr richtig!)

Lebend nimmt man da ein Stück auf und dort ein anderes. Die volle Konsequenz wird nicht klar gezogen, und die Frage nicht in der Tiefe verfolgt. Eine Halbheit ist der Entwurf, wenn er nur wenige Stellen für das Prozeßrecht im allgemeinen heranzieht und bei diesen nur ein Stück behandelt. Eine Halbheit ist er, wenn er sich auf das amtsergerichtliche Verfahren beschränkt und nicht sieht, daß auch dieselben Bestimmungen für das Landgericht nötig sind. Eine Halbheit, wenn er den Anwaltsstand für die Werte bis 800 Mark aufhebt und nicht die Folgen dieser Maßregel für den Anwaltsstand und die Rechtspflege bedenkt und vermeidet. Eine Halbheit, wenn er die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte als Vorbild hinstellt und die Frage des Zugangs des Laienelements für bestimmte Materien übergeht. Eine Halbheit, wenn er von einer Anpassung der Amtsgerichte an das Verfahren vor diesen Sondergerichten ausgeht und den Gedanken der Wiedereingliederung derselben in die ordentlichen Gerichte auch nicht einmal berührt. Nur im Punkte der Gerichtsstätten ist er einheitlich und ganz. Halbheit und Fiskalität. Das ist das Zeugnis, das wir dem Entwurf schreiben können. Ich bedauere daher, die Hoffnung, mit der der mehrgenannte Kassische Aufsatz schließt, daß die Rechtsanwälte den Entwurf nicht allzu unfreundlich zurückweisen werden, nicht wahr machen zu können. Was er Gutes hat, erkenne ich gerne. Aber weil er ein Stückwerk und eine Halbheit ist, weil er die Rechtspflege verschlechtert und die Gerichtskosten erhöht und den Anwaltsstand schädigt, weise ich ihn zurück.

(Stenogr.)

Ich fürchte nicht, daß man den Rechtsanwälten vorwirft, daß sie nur aus persönlichen Interessen diesen Standpunkt einnehmen. Wir haben das Gegenteil bewiesen. Die Gründe zu unserer Stellungnahme sind rein sachlicher Natur. Ich würde den Entwurf bekämpfen, auch wenn er den Anwälten eine Verdoppelung nicht nur, wie für den Fiskus, der Schreibauslagen, auch wenn er falsche der Gebühren bringen würde. Ich habe erklärt, daß das System des Entwurfs

einer Gruppe von Anwälten, zu der ich selbst gehöre, Vorteil bringt. Ich kann verlangen, daß man dies uns glaubt. Und doch lehnen wir ihn ab. Ich fürchte auch nicht, daß man unsere Stellung gegen den Entwurf als berufsamtliche Vorurteile auffaßt, die alles bemängelt, was die Regierung an Gesetzen bringt. Wer hat vor 20 Jahren, als der erste Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs publiziert wurde, ihn begrüßt und ihn verteidigt? Die deutsche Rechtsanwaltschaft! Im Hause bei mir steht heute noch der dicke Band „Gedachten aus dem Anwaltsstand“. Es mögen wenig Perlen juristischer Weisheit darin sein, vielleicht gar keine. Aber durch all diese Aufsätze geht das ehrliche Empfinden, daß etwas für die Nation Großes geboten wurde, und daß man es gegen die unglücklichen Angriffe, die es von andern Seiten hegelte, schützen müsse. Wer diese Arbeit geleistet hat, der darf es auch wagen, einen unglücklichen Entwurf zu einer Stufenreform der Zivilprozeßordnung abzulehnen.

Und darauf geht in erster Linie unser Bestreben. Das bedeutet der erste Teil des Antrags. Das Gesetzgebenden Parlament, Bundesrat und Reichstag, mögen dieses Projekt dem Reichsjustizamt zurückgeben und die Ausarbeitung einer vollständigen Reform anordnen. Daß sie möglich ist, haben Sie gesehen. Daß ein Grund zur besonderen Vorwegnahme des Amtsgerichtsverfahrens nicht vorliegt, habe ich gezeigt. Ich bin überzeugt, daß eine Neuordnung gerade dieser Materie nicht so dringend ist, daß sie nicht ein oder zwei Jahre warten könnte. Wie lange wartet doch das deutsche Volk auf die Strafsprozeßreform! Ist diese nicht dringender als die des amtsergerichtlichen Zivilprozeßes? Weßhalb hat man nicht vor Jahren schon die Verurteilung in Strafsachen vorweggenommen und sie dem hienau drängenden Volke gegeben? An den Bundesrat wenden wir uns, Idealisten die wir sind, weil wir glauben, daß man auch dort und hören wird, wenn wir für die Erhaltung unserer Rechtspflege eintreten. Dem Reichstage gilt unser Ergehen, die Vorlage rein sachlich ohne politische Gedanken und ohne Parteirücksichten zu prüfen. Es handelt sich um eines der wichtigsten Güter der Nation. An die Presse und an das Volk selbst richten wir unser Wort.

(Lebhafter Beifall.)

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die heutige Tagung in weiteren Kreisen Wellen zieht, und daß sich die öffentliche Meinung so mächtig erhebt, daß der Entwurf fällt, um einem besseren Platz zu machen.

Doch wir müssen mit den Tatsachen rechnen. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß man seitens der Regierung nicht zurücktreten will. Man wird vielleicht auch im Reichstage vor dem Verlangen der ganzen Reform zurückweichen. Wahnt doch auch ein Mann wie Hellwig, sich mit dem Teile, dem Sperling in der Hand, zu begnügen, um nicht beschwerten zu müssen, gar nichts zu bekommen. Das ist es unsere Pflicht, nicht nur ablehnend zu verharren, sondern zu sagen, was, wenn die Reform stückweise erfolgt, an dem Entwurf geändert werden muß. Hierauf bezieht sich der Eventualantrag. Er ist nicht so zu verstehen, als solle er nur bei Ablehnung des Hauptantrags Ihrer Beschlußfassung unterbreitet werden. Er ist dem

Bundesrat und Reichstag gegenüber das Eventuelle, das „tolerari posse“.

Aber den Inhalt haben wir uns verständigt, Herr Kollege Dirrichsen und ich. Der Herr Referent hatte die Güte, die Besprechung der Einzelheiten unserer Anträge zu übernehmen. Für mich bleibt nur zu betonen, daß ich diese Änderungen, die wir vorschlagen, als die Konsequenzen meiner Ausführungen ansehe. Wenn wir die kleine Reform vornehmen, so muß sie so sein, daß ihre schädlichsten Stellen fallen, und die draußbaren allen Teilen der Prozeße zugute kommen.

Alle die Punkte, die für das Landgericht ebenso notwendig und gut sind wie für das Amtsgericht, sollen ihren richtigen Platz in dem allgemeinen Kapitel finden. Änderungen sind dabei nur an wenigen Stellen getroffen. Wir enthalten uns der Zusätze. Denn anderenfalls ist kein Halten. Man wird Schritt für Schritt weiter gedrängt. Aus demselben Grunde haben wir auch keine Anträge bezüglich einer Erweiterung des bei der Übertragung der Kostenbeschlüsse an den Gerichtsschreiber angeknüpften Gedankens gestellt. Auch bezüglich der Vorbildung der Gerichtsschreiber unterbleiben sie. Wir fürchten, aus dem gegebenen Rahmen herauszufallen. Es genügt hier die Anregung.

Die Stellen, die wir für unbrauchbar erklärten, sind gestrichen. Das ist vor allem die Erhöhung der Gerichtskosten, die in den §§ 48 und 79 ff. GKG. verankert werden. Kein deutscher Anwalt wird es übernehmen, und möchte er in dem Zustandekommen des Gesetzes noch so viel Vorteile für seine besondere Stellung sehen, diesen Preis zu bezahlen. Ist die Regierung ohne den Aufschlag auf die Gerichtskosten nicht für die Reform zu haben, so sage sie es. Die Schlussfolgerungen werden dann ohne Mühe von selbst da sein. Gestrichen haben wir auch die Bestimmung über den Pauschalatz bei den Anwaltschreibergebühren. Sie ist nicht draußbar, solange keine durchgreifende Änderung des ganzen Verfahrens vorliegt. Fürsorglich zeigen wir, was mindestens an Pauschalätzen zu gewähren ist. In erster Linie oder falls die ganze Bestimmung als verfrüht fallen. Gestrichen haben wir die Bestimmung über die Erhöhung der amtsgerichtlichen Kompetenz. Mit der Beschränkung der Reformbestimmungen auf das Amtsgericht fällt jeder Grund zu einer Überweisung der Prozeßobjekte lediglich nach dem Streitwerte. Auch hier hat die Regierung Gelegenheit, zu zeigen, was ihr mehr am Herzen liegt, die Vereinfachung und Beschleunigung des Rechtsganges oder die Herabsetzung ihrer Ausgaben. Hätte der Entwurf den ganzen Prozeß in seinen Bereich gezogen und dabei sich auf eine Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte beschränkt, die man mit der Veränderung des Geldwerts begründen mag, also auf 450 bis 500 Mark, so könnte man diese, um die anderen Vorteile zu erreichen, mit in den Kauf nehmen. Auch diese Veränderung ist nicht geboten. Auch sie wird nicht ohne Nachteile sein. Aber sie wäre zu ertragen. Eine Erhöhung als besonderes, herausgerissenes Stück ist und bleibt besonders auch bei der Beschränkung auf 500 Mark. Als selbstverständlich erscheint uns, und deshalb haben wir den Antrag unter III gestellt, daß, wenn eine Erhöhung eintritt, auch nur eine solche auf 500 Mark, eine Ausgleichung

zugunsten der Rechtsanwälte durch Erhöhung der Gebühr in den landgerichtlichen und oberlandesgerichtlichen Sachen zu erfolgen hat. Dies gilt auch, wenn der Weg der Erweiterung der Amtsgerichtskompetenz durch Zuweisung weiterer Sachen gewählt wird. Er scheint mir noch wie vor der bessere und möglicher.

Meine Herren! Bei der Einigung Ihrer Referenten haben beide, wie begreiflich, nicht von Anfang an übereingestimmt. In manchen Punkten wichen wir ab. Ich darf vielleicht hervorheben, daß ich persönlich kein Feind des Ausschlusses der Berufung in Bagatellsachen bin. Ich habe mich hier, um die Einheit zu wahren, der Meinung des Herrn Kollegen Dirrichsen gefügt.

(Bravo!)

Er selbst hat in gleicher Weise in andern Punkten nachgegeben. Und dieses Verhalten möchte ich auch der Versammlung ans Herz legen. So wie wir beide Referenten, der eine aus dem Norden und der andere aus dem Süden, uns verständigten, damit ein einheitliches Ganzes werde, so bitte ich auch die Herren Kollegen, ihre im einzelnen auseinandergehenden Ansichten dem Wahle des Ganzen untergeordnet. Versprechen Sie! Beraten Sie! Jeder gebe aus seiner Erfahrung, was ihm zu Gebote steht! Aber sorgen Sie dafür, daß die deutsche Anwaltschaft wie ein Mann aufstehe und ihre Stimme abgebe, damit sie gehört werde im deutschen Lande!

(Stürmischer, anhaltender, mehrfach sich wiederholender Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, es ist der Wunsch laut geworden, jetzt eine Pause eintreten zu lassen. Ich danke demgemäß, daß dem dringenden Wunsche des Disziplinkomitees gemäß diese Pause erst um 2 Uhr eintreten wird.

(Während des nun folgenden Vortrages übernimmt der stellvertretende Vorsitzende, Geheimrat Justizrat Dr. Krause-Berlin, den Vorsitz und tritt ihn gegen den Schluß des Vortrages wieder an den Geheimrat Erythropel-Leipzig ab.)

Stellvertretender Vorsitzender: Herr Justizrat! Ich möchte mich an die einleitenden Worte des Herrn Vorredners. Für mich ist es noch viel schwerer, Ihnen etwas Neues zu sagen, nachdem der Herr Vorredner seine glänzenden Mannheimer Ausführungen heute nun noch in so hervorragender Weise in besonderer Würdigung des vorliegenden Entwurfes ergänzt hat. Ich werde allerdings dadurch in die Lage versetzt, mich kürzer fassen zu können. Andererseits wird es meine Aufgabe sein, über Einzelheiten von teilweise kleinstem Charakter sprechen zu müssen. Ich werde dabei bemüht sein, meinerseits nicht Kleinlich zu werden, und wo es dennoch so scheinen sollte, bitte ich Sie vorweg, dies dem Gegenstande zugute zu halten, aber den ich zu sprechen habe. Für die Würdigung der Vorlage sind, wie Kosska in seinem angeführten Aufsatz betont hat, in erster Linie die Interessen der Allgemeinheit zu berücksichtigen, und wir als Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins und Vertreter des

Rechts werden es uns nicht nehmen lassen, gemäß unserer Statuten und unserer Stellung diesem Gesichtspunkte volle Würdigung zuteil werden zu lassen. Daneben müssen wir aber bei dieser Vorlage mit ihren tief in unsere vitalsten Interessen einschneidenden Bestimmungen auch prüfen, ob überwiegende Interessen der Allgemeinheit den unseren entgegenstehen, und wo dies nicht der Fall ist, zur energischen Abwehr schreiten. Namentlich müssen wir dies da, wo nur schwindend durch Neuerungen der Allgemeinheit gebient wird, in Wahrheit aber durch Gefährdung unserer Lebensbedingungen und unserer Integrität auch die Allgemeinheit in Mitleidenenschaft gezogen zu werden droht. Das wird für mich die Richtschnur bei den folgenden Erörterungen sein.

Ich für meine Person gehöre zu den Unmodernen, die das Bedürfnis einer alsbaldigen Reform der Zivilprozeßgesetze als dringend nicht anerkennen. Ich will, wie alle Sachkenner, eine Reform; aber ich will nur eine wohlverwogene und reiflich durchdachte Reform an Haupt und Gliedern und keine überstürzte Reform, die in Wahrheit eine *reformatio in pejus* ist, kein Rückwerk und Stützwerk, das in den Kunstvollen, feinen Aufbau unserer Zivilprozeßordnung fremde Elemente ohne organische Verschmelzung nur gewissermaßen gelegentlich einfügt, die in ihrer losen Verbindung das Werk entstellen und nicht verbessern. Als man vor 30 Jahren bei uns von dem schriftlichen Verfahren zum mündlichen überging, hat man die Grundzüge der Mündlichkeit und des Parteibetriebes mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit bis in ihre letzten, praktisch nicht mehr brauchbaren Ausläufer durchgeführt. An dieser Überspannung leidet das kunstvolle Gebäude. Hier muß also die Reform einsetzen. Als man in Österreich vor etwa 10 Jahren den gleichen Schritt tat, da hat der geistvolle Verfasser des dortigen Zivilprozeßgesetzes von uns gelernt und zwar sowohl, wie man es machen muß, als auch, wie man es nicht machen muß. Er hat ein achtunggebietendes Werk geschaffen. Dank dem großen Entgegenkommen des Herrn Justizministers Klein und der österreichischen Justizbehörden habe ich Gelegenheit gehabt, dies Werk an Ort und Stelle auch praktisch kennen zu lernen, und ich habe die Überzeugung mitgebracht, daß wir jetzt wieder von dort lernen können, freilich auch in manchen Punkten, wie man es nicht machen muß. Im großen und ganzen aber bietet uns der österreichische Prozeß ein glänzendes Vorbild für eine erfolgreiche Reform in dem vorbezeichneten Sinne. Ich werde auf manche Einzelheiten der Vorsehung unserer Vorlage zurückzukommen haben. Tizian, der ja etwas von Waleri verstand, hat das Wort geprägt: die richtige Farbe an den richtigen Fleck setzen, das ist das Malen. Das Reichsjustizamt hat häufiger die richtige Farbe getroffen, als den richtigen Fleck.

(Weiterkeit.)

Was die allgemeine Beurteilung des Entwurfs anlangt, so kann ich nur vorbehaltslos erklären, daß ich mit der Beurteilung durch den Herrn Vorredner vollkommen übereinstimme, und wie Sie aus den gedruckt vorliegenden Anträgen ersieht haben, haben wir uns auch über alle Einzelheiten im Ergebnisse voll-

ständig geeinigt. Soweit ich Einzelheiten übergehe, geschieht dies deshalb überall im Sinne meines Einverständnisses.

Der Charakter dieser Vorlage ist, wie Ihnen dargelegt ist, in erster Linie ein statalischer; daneben wird dem Richterstand und den Stand des Gerichtsdirektors zu heben; die kleineren Streitgegenstände sollen in mehrfacher Beziehung nicht mehr dieselbe geistliche Fürsorge genießen wie bisher, und die Kosten der ganzen Neuordnung soll einzig und allein die Anwaltschaft bezahlen. Mir persönlich liegt dabei die Auffassung durchaus fern, daß in den leitenden Kreisen dieser letztere Erfolg denkbar ist, oder daß man sich dabei gar durch eine anwaltsfeindliche Gesinnung leiten läßt. Dies wäre in solchem Maße unpolitisch, daß keine Regierung die Verantwortung hierfür zu übernehmen vermöchte. Und wird ja auch von allen Seiten, sowohl aus Regierungs- als auch aus Richterkreisen, versichert, daß man sich der Bedeutung eines Anwaltsstandes, der seiner hohen Aufgabe für die Rechtspflege gewachsen ist, voll bewußt sei. Ich glaube aber, daß man sich an leitender Stelle in einer bedauerlichen Unklarheit über unsere Verhältnisse befindet und deshalb einerseits die Größe der uns angedenkten Opfer und andererseits das Maß unserer Leistungsfähigkeit verkennet. Die Gründe dafür liegen nahe. Die Anwaltschaft hat es bisher als ihre vornehmste Pflicht betrachtet, sich lediglich und allein in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und sich wegen ihrer eigenen Wünsche und Bedürfnisse die allergrößte Zurückhaltung aufzuerlegen. Wenn heute ein Miß in die bis dahin einmütig in diesem Sinne zusammenstehende Anwaltschaft zu kommen droht, und sich innerhalb der Anwaltschaft eine gewaltige, für jeden Angehörigen dieses Standes besorgniserregende Wölung zeigt, so ist dies ein deutliches Zeichen, daß wir in der Beobachtung dieser Haltung an der Grenze des Möglichen angelangt sind, und daß wir in diesem Punkt unsere Stellung ändern müssen, damit die Regierung deutlich sehen, wie es bei uns bestellt ist. Wenn wir diese Zurückhaltung aufgeben und gleich zahlreichen wirtschaftlichen Vereinigungen den Regierungen deutlichen Aufschluß über unsere Lage und Bedürfnisse geben, so werden wir dabei, wie ich hoffe, nicht in Extreme verfallen, wie wir sie bei jenen Vereinigungen zu beobachten häufig genug Gelegenheit gehabt haben. Wir werden durch rein sachliche, rückhaltlose Darlegung der Verhältnisse ohne agitatorische Schärfe aufklären müssen, und ich hoffe, es wird auf diesem Wege gelingen, die beiden anscheinend in der Bildung begriffenen Erdmungen in der Anwaltschaft wieder zusammenzuführen zu einer geordneten Mitarbeit. Es werden sich die allzu Zurückhaltenden aufraffen müssen, um mitzutun, und die allzu Eifrigen werden sich einer gewissen Zurückhaltung befleißigen müssen, damit sie nicht durch allzu heftigen Vorstoß über das Ziel hinaussehen. In diesem Sinne bitte ich, meine Ausführungen zu verstehen, wenn dem einen oder dem anderen die sachliche Kritik der Vorlage nicht weit genug oder zu weit gehen sollte.

Den Kernpunkt der Vorlage bildet, darüber wird bei niemand ein Zweifel bestehen können, die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit. Mit

Ausnahme dieses einen Punktes habe ich die ganze Vorlage mit einem Amtsrichter, der auf der Höhe seiner Aufgabe steht und sich der vollsten Anerkennung sowohl seiner Kollegen als auch des rechtshabenden Publikums und der bei ihm beschäftigten Anwälte erfreut, durchgesprochen und festgestellt, daß wir in der Beurteilung der gesamten Vorlage mit dieser einen Ausnahme vollständig übereinstimmen. Gerade das Beispiel dieses Richters bestätigt für mich zweierlei: ein tüchtiger Richter kann auch bei der bestehenden Gesetzgebung trotz ihrer Schwächen die Aufgaben der Rechtspflege noch vollkommen zufriedenstellend erledigen, und auf den Posten eines Einzelrichters gehört ein ganzer Mann.

(Sehr richtig!)

Die Erfahrung, die wir Anwälte täglich machen und besser zu machen in der Lage sind als die Justizverwaltungen, zeigt, daß im Durchschnitt unsere Amtsgerichte nicht so besetzt sind, wie man es wegen ihrer schon jetzt schwierigen Aufgaben fordern muß. Daß das Gegenteil der Fall sei, behauptet die Begründung, es fehlt aber ein Nachweis dafür; nicht einmal eine Statistik über die Ergebnisse der Verurteilungen gegen amtsgerichtliche Urteile ist aufgestellt worden, wie ich noch später zu besprechen habe. Gegen das Vorhandensein geeigneter Einzelrichter in ausreichender Zahl spricht übrigens auch das Bekenntnis der Begründung, daß es schwer halte, eine ausreichende Zahl von Vorstehenden für die vermehrten Kammern und von Räten für die Oberlandesgerichte zu finden. Vielleicht kann hier Abhilfe geschaffen werden, wenn bei der Besetzung solcher Posten durch hervorragende Anwälte in Zukunft etwas weniger Zurückhaltung geübt wird. Zwar wird hierzu nicht jeder bedeutende Anwalt geeignet sein, aber immerhin eine mehr als ausreichende Zahl. Bedenklich ist auch, daß man jetzt, wo das amtsgerichtliche Verfahren umgestaltet werden soll, und der Richter sich erst mit dem neuen Verfahren vertraut machen und sich in das neue Verfahren einleben soll, gleichzeitig seine Aufgabe in der Richtung erweitern will, daß man ihm eine erheblich erhöhte Arbeitslast und die Entscheidung von Sachen mit einer viel höheren Verantwortlichkeit übertragen will. Ich dachte, daß für einen Versuch dieser Art eines zur Zeit genügen würde.

Wenn die Begründung zum Entwurf auf den wirtschaftlichen Aufschwung hinweist (gemeint ist natürlich, wie Geuffert in der Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern sagt, das Sinken des Geldwertes), so liegt hierin allerdings ein Kern von Wahrheit; aber es ist sicher nicht richtig, daß allgemein und für alle Berufsstände der Wert des Geldes gleichmäßig gesunken ist, und wie ebenfalls Geuffert betont, läßt sich damit die Erhöhung der Justiztätigkeit auf mehr als das Doppelte nicht begründen. Ich habe nichts davon gehört, daß die Richtergehälter oder die Anwaltsgebühren aus diesem Grunde etwa verdoppelt oder auch nur erheblich erhöht wären, und daß wäre die übrigen dringend erforderliche Gehaltsaufbesserung ein sehr wirksames Mittel, die von dem Entwurf angelegte Erhebung der Stellung und Berufsverteilung der Richter zu erzielen.

(Sehr richtig! und Forderung.)

Daß das Publikum, auf dessen Wünsche man in anderer Beziehung so weitgehende Rücksicht nehmen will, im allgemeinen den Amtsgerichtsvorschlag bevorzugt, kann sicher nicht behauptet werden. Die Ältesten der Kaufmannschaft und die Handelskammer in Berlin haben sich gegen den Entwurf erklärt. Ebenso zahlreiche Presstimmen. Wir hören als Anwälte stets die unverlässliche Meinung unserer Klienten über die Wertschätzung der Gerichte, wenn es sich darum handelt, ihre Rechte vor Gericht zu vertreten. Die Frage: „Können wir die Sache nicht an das Landgericht bringen?“ hören wir viel häufiger, als die andere Frage: „Können wir die Sache nicht an das Amtsgericht bringen?“ Dies letztere wünschen die Parteien nur dann, wenn es sich darum handelt, etwas durch Teilung unstreitiger Objekte kurze Einlassungsfristen und vorläufig vollstreckbare Urteile zu erreichen. Sobald es sich aber darum handelt, in einer streitigen Sache eine gründliche Prüfung und ein obigesigtes Erkenntnis zu erreichen, dann hat die Partei stets den Wunsch, die Sache an das mit einer Mehrheit von Richtern besetzte Landgericht zu bringen. Wenn es sich um die Wahrnehmung der eigenen Interessen handelt, so pflegen die Beteiligten ein sehr feines Gefühl zu haben, wo sie am besten beraten sind. Daß das Publikum in dieser Annahme nicht schiefte, wird jetzt auch aus Nichterweisen nicht mehr verneint bestätigt, und die Stimmen, die sich dafür erheben, sind gewichtige. Roffa selbst erwähnt in seinem angeführten Aufsatz den Namen Zastrows, dessen Erfahrungen auf dem Gebiete des Einzelrichtertums wohl niemand unterschätzen wird. Der Bayerische Rittersverein mit 1612 Mitgliedern hat sich einstimmig gegen die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Zuständigkeitsvermehrung auf 800 Mark erklärt. In einem sehr bemerkenswerten Vorschlag: „Über die Mäßigkeit als Grundlage des bürgerlichen Rechtes“, das in allerneuester Zeit erschienen ist und einmal aus der Tiefe schöpft, hat der Oberlandesgerichtsrat Schmidler in Hamm gerade mit Bezug auf die jetzt geplante Form die bemerkenswerten Sätze ausgesprochen:

Für die erkennende Tätigkeit ist die Wehrhaft besser als die Einzah. Schon das Sprichwort sagt: Vier Augen sehen mehr als zwei. Insbesondere sieht ein einzelner leicht eine Sache einseitig an, und es ist daher im Interesse der Objektivität, welche die erste Bedingung einer guten Rechtspflege ist, zu wünschen und geboten, daß die Mitwirkung anderer gegen eine etwaige Einseitigkeit der Auffassung eines einzelnen, insbesondere des Berichterstatters, Abhilfe schaffen kann. Der Richterpruch muß überhaupt möglichst von dem Persönlichen losgelöst erscheinen und deshalb als Erkenntnis eines Gerichtshofes und nicht eines einzelnen Richters erscheinen (S. 194).

Diese beherzigenswerten Worte sind ein schweres Gegengewicht gegen die Erregung der Begründung, daß der Amtsrichter regelmäßig den Persönlichkeiten und Verhältnissen näher steht und dadurch oft in der Lage ist, die vor ihm verhandelten Sachen besser zu übersehen.

Die preussische Justizverwaltung scheint dieser letzteren, meines Erachtens höchst fragwürdigen Er-

wägung auch symbolisch dadurch Ausdruck verleihen zu wollen, daß neuerlich der Themis die Binde von den Mägen genommen werden soll.

(Weiteren.)

Daß das Verfahren vor den Amtsgerichten schneller abgewandt wird als vor den Landgerichten, widerspricht für jede auch nur einigermaßen vervielfachte oder schwierige Sache der Erfahrung. Bei unserem gegenwärtigen Verfahren pflegt das Gegenteil der Fall zu sein. Und daß das Verfahren vor den Amtsgerichten billiger ist, trifft doch nur dann zu, wenn die Parteien nicht durch Anwälte oder andere sogenannte Rechtskundige vertreten sind, die wegen des Einzelnes ihrer Bemühungen nicht an eine Taxe gebunden sind und sich ihre in vielen Fällen höchst fragwürdige Hilfe oft noch teurer bezahlen lassen als die Anwälte. Schon heute zeigt bei uns die Erfahrung, daß bei Streitwerten von 2- bis 300 Mark jede Partei, die einen Anwalt bezahlen kann, sich in der Regel der Hilfe eines solchen bedient, unweifelhaft dann, wenn der Gegner durch einen Anwalt oder Winkelfonfulenten vertreten ist. Das wird in erhöhtem Maße der Fall sein, wenn es sich um höhere Streitwerte handelt wird, und es wird vielfach die Erscheinung beobachtet werden, die man auch schon jetzt bei geringeren Werten beobachten kann, daß die Partei zum Anwalt kommt, wenn sie zu der Einsicht gekommen ist, daß die Sachführung ihre Kräfte übersteigt, und daß sie trotz unsichtiger Zeitung durch den Antrichter dem gewandteren Gegner gegenüber Gefährdung läuft, ins Hintertreffen zu kommen und Rechtsverluste zu erleiden, oder schon solche erlitten hat. Es wird das auch beim Mittelstande nicht ausbleiben, der sich jetzt wohl in der Hauptsache die Befreiung von dem ihm lästig erscheinenden Anwaltszwange wünscht. Freilich wird den Winkelfonfulenten ein weites Feld eröffnet werden, und wenn beide Parteien sich des Bestandes derartiger Persönlichkeiten erfreuen, so wird die Mitwirkung von Anwälten ausgeschlossen werden, — ob zum Nutzen der Sache und mit dem Erfolg einer Verbilligung des Verfahrens, erscheint mir recht zweifelhaft. Sollen aber Anwälte in Zukunft einen großen Prozentsatz von Sätzen vor Amtsgerichten außerhalb ihres Wohnsitzes vertreten, die sie dis dahin vor dem Landgericht ihres Wohnsitzes vertreten haben, so wird das umgekehrt eine erhebliche Verteuerung, wahrscheinlich auch eine Verlangsamung der Prozeßführung mit sich bringen.

Wegen der großen industriellen Unternehmungen teils die Zuversicht des Herrn Vorredners nicht ganz. Für jeden großen Betrieb muß der Grundsatz der Arbeitsstellung so weit wie möglich durchgeführt werden. Es wird deshalb der Großgrundbesitzer niemals auf dem Gedanken kommen, seine Zeit damit zu verbringen, Prozesse in Person zu führen und darin seine Kraft, die er in der Wirtschaft besser verwenden kann, zu zersplittern oder Angestellte seines Betriebes mit solchen ihnen fern liegenden Geschäften zu betrauen. Bei großen industriellen Unternehmungen liegt die Sache aber schon etwas anders, namentlich dann, wenn sie Ringen und ähnlichen Vereinigungen angehören. Hier lohnt es sich schon eher, einen mit Rechtsachen

vertrauten Beamten, der seine Kenntnisse auf einer Geschäftsfähigkeit oder in einem Anwaltsbureau erworben hat oder nach halben oder ganzen Rechtsstudien unter dem verledenen Titel eines „Syndikus“ Anstellung findet, mit der ständigen Bearbeitung von Rechtsachen einfacher Art, namentlich der großen Menge der Schuldsagen, die durch Vermögensurteil erledigt werden, zu betrauen. Es ist dies nicht eine leere Vermutung meinerseits, sondern ich habe in Österreich persönlich beobachtet, und es ist mir dort von erfahrenen Richtern bestätigt worden, daß eine große Zahl derartiger Vertreter bedeutender Firmen ständig auf dem Gerichte verkehren, und daß von diesen Firmen ein Anwalt erst zugezogen wird, wenn die Sache nicht durch Vermögensurteil oder Anerkennnisurteil oder einen alsbald abgeschlossenen Vergleich erledigt wird. Daß derartige Erscheinungen auch bei uns in Deutschland nicht ausbleiben werden, halte ich für sehr wahrscheinlich, wenn infolge der Erweiterung der Amtsgerichtsbarkeit die Anstellung solcher Beamten sich als lohnend erweisen wird. Es wird dies namentlich in den großen Industrie- und Handelszentren der Fall sein, wo schon jetzt durch Vereinbarung des Erfüllungsortes die große Menge der Schuldsagen erledigt wird. Damit wird dem Anwaltsstande ein Gebiet verschlossen werden, das jetzt zu den einschlägigen gehört: die Erwirkung der Vermögensurteile auf Schuldsagen. Aber ich debaue diesen Ausfall nicht. Gerade auf diesem Gebiete hat der Anwaltszwang keine Berechtigung, und, wie der Herr Vorredner in Mannheim ja treffend ausgeführt hat, daß ich dem nichts hinzufügen kann, ist die Kostenhöhe gerade bei diesen Gegenständen drückend für alle Beteiligten. Dies Gebiet wollen wir räumen; aber es darf nicht außer Zusammenhang mit einer allgemeinen Reform unserer Gerichtsordnung uns entzogen werden, weil uns dadurch in ganz ungerechter Weise die wirtschaftliche Grundlage geschnitten wird. Es muß ein Ausgleich eintreten, der darin besteht, daß die schwierigeren Sachen gerechter bezahlt werden. In das System, das auf dem Ausgleich zwischen großen und kleinen Objekten und den schwierigen und einfachen Sachen beruht, darf nicht ohne Äquivalent eine lassende Lücke gerissen werden. Eine andere Folgeerscheinung, die ich für nichts weniger als winzigenswert und für eine außerordentliche Gefahr für unseren Stand ansehe, wird aber wahrscheinlich auch nicht ausbleiben. Große Establishments werden sonst sehr leicht verfaßt und später, wenn die Rat der Zeiten steigt, auch alten Mitglieder des Anwaltsstandes bereit finden, zu festen Sätzen ohne Rücksicht auf die Lage der Gebührenordnung ihre ständige Vertretung zu übernehmen. Heute schützt uns dagegen noch die Standesdisziplin, die in keinem anderen Zöllnlande ihresgleichen findet. Was geschehen wird, wenn die Proletarisierung des Anwaltsstandes einsetzt, vermögen wir nicht zu übersehen. Ich sehe in diesem Punkte sehr schwarz.

Mit der Verschlechterung der Rechtspflege hand in Hand wird also zweifellos eine besorgniserregende Gefährdung des Anwaltsstandes gehen. Die Vorlage in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist deshalb in diesem entscheidenden Punkte unannehmbar.

Dagegen sind die anderen beiden Abänderungsvorschläge wegen des Gerichtsverfassungsgesetzes durchaus empfehlenswert. Unbedingt enthält die vorgeschlagene Änderung des § 202 GZG. einen großen Fortschritt. Aber ich muß mich auch in diesem Punkt mit allem Nachdruck den Ausführungen des Herrn Vorredners anschließen. Es ist nicht ersichtlich, warum die gleiche Wohlthat nicht auch für das landgerichtliche Verfahren eingeführt werden soll. Speziell kann ich aus meinem engeren Vaterlande berichten, daß es schon mit Rücksicht auf eine glattere Abwicklung des Hypothekenverkehrs geboten erscheint, diese Ausdehnung vorzunehmen. Wir haben im Jahre 2 sogenannte Weidmühlungsstermine, von denen der eine in die Zeit vom 1. bis 7. Juli fällt. Wer innerhalb dieses Termins keine Verpflichtung zur Rückzahlung eines Grundschulds oder Hypothekencapitals nicht erfüllt, ohne daß er rechtliche Einwände zu erheben vermöchte, tann nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung regelmäßig erst im Oktober, also 3 Monate später, durch ein gerichtliches Urteil dazu gezwungen werden, weil der Ferien wegen nicht früher ein Verhandlungstermin vor dem Landgericht zu erlangen ist, wenn nicht ganz besondere Beschleunigungsgründe geltend und glaubhaft gemacht werden können. Wird die Erweiterung der Ferienzeiten auch für das Landgericht eingeführt, so wird man zunächst in kürzester Frist einen Verhandlungstermin erlangen, und die Regel wird sein, daß in diesem Termin ein Versäumnisurteil gegen den säumigen Schuldner ergeht. Sucht er aber die Sache hinauszuschieben, indem er rechtliche Einwände erhebt, so wird es nicht schwer fallen, das Gericht zu überzeugen, daß die Sache derjenigen Beschleunigung bedarf, die erforderlich ist, um auch die streitige Sache zu einer Feriensache zu machen und zu verhängen, daß der dann als böswillig erscheinende Schuldner dem Gläubiger noch leichter die Aufzinsen des Grundstücks entzieht.

Daß das Kostenfestsetzungsverfahren nach der vorgeschlagenen Änderung des § 204 GZG. in den Ferien seine Erledigung finden soll, ist ebenfalls als ein durchaus wünschenswerter Fortschritt mit Freude zu begrüßen. Es entspricht schon der bisherigen Übung der Gerichte, daß die Kostenfestsetzungsbeurteilung während der Ferien fertiggestellt wurden; und wenn dann der Gerichtsschreiber, wie ich es erlebt habe, versehentlich vor Ablauf der Ferien den Kostenfestsetzungsbescheid anstellte, und der Gläubiger auf Grund dieses Beschlusses die Vollstreckung vornahm, so war dies ein nichtiger Akt, weil der in den Ferien ersessene, das heißt an die Parteien hinausgegebene, Bescheid nichtig war. Derartige Ungerechtigkeiten werden für die Folge vermieden werden.

Bei der Beschreibung der für die Zivilprozedurordnung, das Gerichtskosten gesetz und die Gebührenordnung für Rechtsanwältinnen vorgeschlagenen Abänderungen möchte auch ich Sie bitten, mit mir dem Gange des Prozesses zu folgen. Ich erkläre dabei vorweg, daß ich den Amtsbetrieb, wie er für das Amtsgericht vorgeschlagen ist, nach meinen Beobachtungen in Österreich für eine durchaus wünschenswerte Neuerung halte.

Will vor dem Amtsgericht eine Partei ohne Vertretung durch einen Anwalt ihre Klage erheben, so

begibt sie sich auf die Gerichtsschreiberei und gibt die Klage zu Protokoll oder reicht sie schriftlich ein. Ist der Richter auf dem Gericht anwesend, so kann nach § 497 die Terminbestimmung sofort erfolgen, und der anwesenden Partei mündlich der Termin mitgeteilt werden. Hat die Partei keine Abschrift ihrer Klage zurückbehalten, also namentlich bei der Protokollführung durch den Gerichtsschreiber, so hat sie von diesem Augenblick an nichts in Händen, sie muß sich den Termin selbst merken, sie ersieht nicht einmal das Altkreuzchen. Vergißt sie den Termin oder merkt sie sich infolge eines Verlebens einen unrichtigen Termin, so ist sie der Gefahr des Versäumnisurteils ausgesetzt. Bei einigermassen beschäftigten Gerichten besteht nicht einmal die Möglichkeit, ohne Angabe des Altkreuzchens die Sache schnell wieder herauszufinden, und sind mehrere Parteien anwesend, oder sind auch nur mehrere Termine zugleich auf verschiedene Zeiten bestimmt, so können schon bei der Mitteilung durch den beschäftigten Gerichtsschreiber Verwechslungen veranlaßt werden. Um schließlich sich die Partei demnachst, einen Anwalt anzunehmen, so besteht wiederum die Gefahr, daß bei der Mitteilung des Termins an den Anwalt oder seine Angestellten Versehen oder Verwechslungen vorkommen. Wenn der Anwalt die Klage erhebt, so entsteht die weitere Frage, ob auch hier die Bestimmung Platz greift, daß bei Einreichung oder Anbringung der Klage die Terminbestimmung mündlich mitgeteilt werden kann, indem dies dem Vater des Anwalts gegenüber, der vielleicht eine ganze Reihe von Klagen gleichzeitig einreicht, unter Mitteilung verschiedener Termine erfolgt. Für die Anwälte würde dadurch ein Waf von Verantwortung begründet werden, das sie nicht zu tragen vermöchten, und sie würden deshalb auch in kleinen Orten genötigt sein, sich dauernd nach den Vorschlägen des Entwurfes auf ihre Kosten der Vermittlung der Post zu bedienen oder alle Klagen in den Briefkästen des Gerichts einlegen zu lassen, der nur in geistlich nicht kontrollierbaren Zwischenräumen durch die Gerichtsbeamten entleert wird. Diese auf äußerste Vereinfachung und Sparsamkeit gerichtete Vorschrift der mündlichen Mitteilung kann deshalb als eine glückliche nicht angesehen werden, um so weniger, weil sie nicht nur für Klagen gilt, sondern, wie Altmann (DZ. 1901 S. 1241) zutreffend hervorhebt, z. B. auch für den Einspruch, und dann die Partei ein zweites Versäumnisurteil riskiert. Der österreichische Prozeß kennt kein auch eine solche nur mündliche Mitteilung des Termins an die Parteien nicht; vielmehr wird dort sowohl der Kläger als der Beklagte auch im bezirksgerichtlichen Verfahren durch ein Formular geladen, auf das ich noch zurückkommen werde, und das dort der Richter unterschreibt. Bei uns würde an die Stelle der richterlichen Unterschrift selbstverständlich die des Gerichtsschreibers zu treten haben, und das Formular könnte vielleicht auch noch vereinfacht werden und für den Kläger etwa in einer einfachen Postkarte bestehen. Die Anwälte reihen in Österreich mit der Klage eine sogenannte Abschrift ein, einen halben Bogen, der die genaue Bezeichnung der Sache und des Prozeßbevollmächtigten enthält, und sie erhalten diese Abschrift demnachst mit der angefertigten Ladung zum Termin zurück.

Nachdem der Amtsrichter den Termin bestimmt hat, kommt dann für ihn in Frage, ob er von dem ihm im § 501 des Entwurfs eingeräumten Befugnissen Gebrauch machen will. Ich schide voraus, daß das, was ich hierzu sagen werde, nicht paßt auf den Betrieb bei ganz kleinen Amtsgerichten mit einem ganz geringen Geschäftsbetriebe. Für derartige Gerichte, bei denen namentlich auch der Richter den Persönlichkeiten und Verhältnissen besonders nahe steht, mag der vorgeschlagene § 501 sich als leidlich praktisch erweisen. Saldob aber das Gericht einen etwas umfangreicheren Betrieb hat, wird die Praxis bei uns dieselben Erscheinungen zeitigen, die sich bei den ganz ähnlichen Bestimmungen des österreichischen Prozesses dort gezeigt haben. Wie Ihnen allen bekannt ist, beginnt der österreichische Prozeß vor Gerichtshöfen, also den Kollegialgerichten, mit einem Vortermin, der ersten Tagung, die vor einem Einzelrichter stattfindet, nach meiner Ansicht eine durchaus praktische Einrichtung. In diesem Vortermin ergeht gegen den nichterschiedenen Beklagten das Versäumnisurteil und gegen den anerkenntenden Beklagten das Anerkenntnisurteil; auch können Vergleiche geschlossen werden, und es sind gewisse prozeßhindernde Einreden in diesem Termin vorzubringen. Wird die Sache materiell streitig, so wird im Verfahren vor den Gerichtshöfen dem Beklagten eine Frist zur Einreichung der Klagebeantwortung bestimmt, und von der rechtzeitigen Einreichung dieser Klagebeantwortung hängt dann im wesentlichen das Schicksal des ganzen weiteren Prozesses ab. Ob man dem unbedingt zustimmen soll, steht hier nicht zur Frage. Für das bezirksfürstliche Verfahren ist im § 440 ZPO. vorgeschrieben, daß in der Regel schon die erste Tagung zur Vornahme der Streitverhandlung zu bestimmen ist, daß also in der Regel dieser Vortermin nicht stattfindet. Schon 5 Jahre nach dem Inkrafttreten der Zivilprozeßordnung ist in einer mir vorliegenden Handausgabe dieses Gesetzes, die unter Mitwirkung des jetzigen Justizministers Klein veranlaßt ist, gesagt, daß die abgeänderte Abhaltung einer ersten Tagung sich namentlich bei Gerichten mit regelmäßig stärkerem Geschäftsbetriebe empfehle. Und die Praxis der Bezirksgerichte hat inzwischen dahin geführt, daß tatsächlich überall an Bezirksgerichten mit größerem Betriebe der Vortermin stattfindet, und daß, wie mir von zuverlässiger Seite in Österreich mitgeteilt worden ist, ein Bezirksgericht, das sich an die gesetzliche Regel hielt, von leitender Stelle darauf hingewiesen ist, daß es sich im Interesse eines geordneten Geschäftsganges empfehle, die erste Tagung als Regel einzuführen. Ich habe wiederholt solchen ersten Tagungen vor Bezirksgerichten beigewohnt. An einem Tage erledigte ein Bezirksfürstlicher in meiner Gegenwart 63 solcher Termine in einem Zeitraum von weniger als 2 Stunden ohne jede Überbürdung und daß, obwohl in Österreich nach der Vorschrift besteht, daß jedes Protokoll über eine gerichtliche Verhandlung von den Beteiligten zu unterschreiben und, soas für den leitenden Richter von nicht zu unterschätzender Bedeutung, auch zu verstemplen ist. Der Stempel stellt die Gerichtskosten dar, und der Richter hatet persönlich für die Verwendung des gesetzlichen Betrags.

Ein sehr großer Bruchteil der Sachen wird in der ersten Tagung durch Versäumnisurteil erledigt; ein anderer sehr großer Bruchteil von Sachen wird mit dem Bemerkten beiseite gelegt: „Ruht!“ Was das in Österreich bedeutet, ist Ihnen ja auch allen bekannt. Der Prozeß kann erst nach Ablauf von drei Monaten wieder fortgesetzt werden. Das nimmt selbstverständlich die klagende Partei, die zu ihrem Rechte kommen will, nicht gerne in den Kauf, und wenn eine Sache als ruhend zurückgelegt wird, so ist in der Regel anzunehmen, daß sie vor dem Termin durch Befriedigung des Gläubigers, durch Vergleich oder in anderer Weise erledigt ist, und der nach dem Ruhen wieder aufgenommenen Sachen sind nicht viele.

Ein weiterer minder großer Bruchteil wird durch Anerkenntnis oder durch Vergleich erledigt. Der Rest der Sachen wird streitig. Wenn sich beim Aufruf der Sachen nacheinander zu irgend einer Sache ein Beklagter meldet und erklärt, er wolle dem Klageantrage widersprechen, so wird die Sache zunächst zurückgestellt, bis alle in jener einfachen Weise erledigten Sachen von der Tagesordnung verschwunden sind. Dann wird eine streitige Sache nach der anderen vorgekommen. Der Richter informiert sich kurz darüber, um was es sich handelt, welche Beweismittel zur Verfügung stehen, macht sich dabei seine Notizen und bestimmt den Termin zur Streitverhandlung, zu dem dann eine weitere Ladung, wie auch bei uns, nicht erforderlich ist.

Einfache ganz einfache Sachen, die ohne Beweisaufnahme erledigt werden können, werden auch wohl sofort erledigt. So habe ich es an einem Vormittage erlebt, daß vor einem und demselben Bezirksrichter 3 Sachen sich dadurch erledigten, daß, während die Versäumnisurteile, Anerkenntnisurteile und Vergleiche zustande kamen, die Parteien durch Vergleichung ihrer teilweise erst durch Vermittlung von Vätern und Fernsprecher herbeigeordneten Geschäftsbücher mit vorhandenen Rechnungen und Quittungen feststellten, daß die Klage unbegründet war und zurückgenommen werden mußte. Dann handelte es sich nur noch um die Frage des Kostenersatzes, die dann ebenfalls sofort und zwar meist durch Vorzahlung der dem Beklagten zu erstattenden Kosten, soweit er solchen Anspruch erhob, erledigt wurde.

Diesenigen Sachen nun, in denen der Richter Termin zur Streitverhandlung bestimmt hat, bereitet er dann in der Weise vor, wie der § 501 des Entwurfs es schon für den ersten Termin vorsieht. Daß er dies in Österreich nicht, wie man dort nach dem Gesetz ebenfalls beabsichtigt, zum ersten Termin tut und tun kann, hat seine naheliegenden Gründe, die auch bei uns sich alsbald als zutreffend herausstellen werden. Selbst der geübteste Richter kann es häufig der einfachsten Sache nicht ansehen, ob sie als Versäumnis- oder als streitige Sache verhandelt werden wird. Wie oft hört man sowohl vor dem Landgericht wie vor dem Amtsgericht von dem prozeßleitenden Richter den Ausspruch: „Ich dachte, diese Sache würde sanftmütiglich werden,“ aber: „Ich dachte, diese Sache würde als Versäumnissache erledigt werden.“ Bei der großen Zahl der Sachen erweist es sich deshalb durchaus als praktisch, wie mein Mentor des österreichischen Zivilprozesses mir sagte, zunächst die Spreu vom Weizen zu scheiden.

Weiter aber kann auch ein beschäftigter Richter nicht mit seiner Zeit haushalten, wenn er in der Zeit zwischen der Terminbestimmung und dem sehr nahen ersten Verhandlungstermin jede einzelne Sache noch daraufhin prüfen soll, welche Maßregeln wohl zu ergreifen sein werden, um die Sache schon im ersten Termin zu klären, ob es sich empfiehlt das persönliche Erscheinen der Parteien anzurufen, ob es sich empfiehlt, Akten einzufordern, welche Urkunden und welche Augenscheinsgegenstände vorzulegen den Parteien aufzugeben ist, und ob es, wenn schon widerstrebende Anträge angekündigt sind, sich empfiehlt, die benannten Beweismittel schon herbeizuschaffen, ob dies namentlich zur Vermeidung wesentlicher Nachteile geboten erscheint, oder ob es nicht vielmehr richtiger ist, — und dies, meine Herren, ist namentlich ein Gedanke, der mir von dem Amtsrichter, den ich zu Rate gezogen habe, nahe gelegt ist, — zunächst noch seinen großen Beweisapparat anzubieten, sondern auch trotz des Antrags der Parteien zunächst einmal die Sache mit ihnen durchzusprechen und den Versuch einer glücklichen Beilegung zu machen, der oft viel schwieriger dadurch wird, daß schon Zeugen und Sachverständige geladen, und dadurch nicht unerhebliche Kosten entstanden sind. Selbstverständlich wird es aber auch Fälle geben, wo das Gegenteil zutrifft. Aber auch in diesen Fällen wird es der Regel nach richtiger sein, zunächst die erste Verhandlung abzuwarten und dann, wenn sich die Beweisaufnahme als notwendig erweist, einen ganz nahen Termin, wenn es ausnahmsweise tunlich ist, vielleicht noch auf denselben Tag zur Beweisaufnahme anzuberaumen. Findet aber selbst der Richter die nötige Zeit, die einzelnen Sachen in der beschriebenen Weise vor dem ersten Termin zu bearbeiten, und damit, wie man zu sagen pflegt, vielleicht viel leeres Stroh zu dreschen, weil demnach die Sachen durch Versäumnis- oder Anerkenntnisurteil, Vergleich oder Klagerücknahme erledigt werden, so kann er doch in anderer Beziehung mit seiner Zeit nicht haushalten; denn es ist unmöglich, bei Einholung kurzer Einlassungsfristen vorweg so zu disponieren, daß der Tag genug Stunden hat, um die vorher nicht zu übersehende Zahl der streitigen Sachen dann in Ruhe zu erledigen. Es wird vielmehr bei uns ebenso wie in Österreich notwendig werden, daß für die Streitverhandlungen einschließlich der Beweisaufnahmen der Richter besondere Termine bestimmt, die am Terminstage genügend weit auseinander liegen, um die Sache in Ruhe erledigen zu können. In Österreich besteht dafür allerdings aus dem Grunde noch ein geistesgetrübtes Bedürfnis, weil der Richter sofort nach Schluß der Verhandlung das Urteil sprechen muß, während er bei uns die Entscheidung aussetzen kann. Aber es ist auch für unsere Verhältnisse ganz sicher, daß ein Richter, der nicht übersehen kann, wie viel von den anstehenden Verhandlungen streitig werden und zur Beweisaufnahme führen, viel weniger Sachen auf einen Tag bestimmen und in der im § 501 vorgesehenen Weise vorbereiten kann, als wenn er zunächst die Tage gehäuft besetzt und erst nach Sichtung der Sachen diejenigen Termine, die Zeit erfordern, auf dazu freie Tage verlegt. In Österreich geschieht das in der Regel in der Weise, daß zu einer späteren Terminstunde den Vorterrminen Streitverhandlungen

folgen, und daß der geübte Richter die Zeit, die er zu seinem Vorterrmin gebraucht, richtig zu schätzen weiß und im Anschluß daran dann die ihrer Umfanglichkeit nach vorweg geprüften Streitverhandlungen erledigt. Nur das bleibt von den Bestimmungen des § 501 auch ohne Vorterrmin allemal praktisch, was in den §§ 437, 438 österr. ZPO. vorgeschrieben ist, daß durch das vorhin besprochene, durch die Praxis geschaffene Formular bei der Ladung zum Termin der Kläger aufgefordert wird, die während der Verhandlung in Augenschein zu nehmenden Gegenstände und die sich auf den Rechtsstreit beziehenden, dem Gerichte noch nicht in Urschrift vorliegenden Urkunden mitzubringen, und daß an den Beklagten bei der Ladung die Auforderung ergeht, die Augenscheinsgegenstände und Urkunden mitzubringen und wegen der im Besitze des Gegners oder in Verwahrung einer Behörde oder eines Notars befindlichen Beweiskurkunden sowie wegen der Vorladung von Zeugen noch vor dem Termine seine Anträge zu stellen. Es erleichtert dies dem Richter auch bei Abhaltung eines Vorterrmins selbstverständlich die Verhandlung sehr und führt, wie gesagt, in ganz einfachen Fällen auch zur alsbaldigen Erledigung der Sache in demselben Termin. Nicht die Vorchrift des § 501 in ihrer gegenwärtigen, dem österreichischen Prozesse entlehnten Gestalt ohne Einschaltung des Vorterrmins von Belan, so wird sie den Richter in Gewissensdruck und Verlegenheit bringen. Der Schritt zur Einführung des österreichischen Vorterrmins wird deshalb, selbst wenn nicht der ganze organische Aufbau unserer Zivilprozessordnung geändert werden soll, sondern nur eine provisorische Einfügung an sich fremdartiger Bestimmungen statfindet, auch im Interesse des Richters wohl getan werden müssen.

Will der Richter das persönliche Erscheinen anordnen, so sieht er § 141 des Entwurfs vor, daß der Partei die Ladung auch dann selbst zugestellt werden soll, wenn sie einen Prozeßvollmächtigten bestellt hat. Der Mißstand, der sich daraus ergeben kann, daß Parteivertreter die Parteien von solchen Anordnungen des Gerichts überhaupt nicht benachrichtigt haben, kann sich, wie auch ich annehmen muß, auf Fälle nicht beziehen, wo die Parteien durch Rechtsanwölle vertreten waren. Auch ich kann aus meinen und meiner Parteistandskollegen Erfahrungen meinen, daß uns Beschwerden dieser Art gegen Rechtsanwölle nicht bekannt geworden sind. Ein grundständiges Unterlassen dieser Anzeigte seitens eines Rechtsanwalts würde ich als eine Pflichtverletzung ansprechen. Wenn aber der Rechtsanwalt nach pflichtmäßiger Prüfung dazu kommt, seiner Partei das Erscheinen vor Gericht zu widerraten oder ihr zur Vermeidung unnötiger Aufregung gar keine Mitteilung von einer solchen Anordnung zu machen — und das kann bei merodben Parteien beiderlei Geschlechts sehr wohl angezeigt erscheinen —, so würde ich darin keine Verletzung erblicken können und zwar in dem Maße, nicht zu erscheinen, auch dann nicht, wenn die vorgesehene unmittelbare Benachrichtigung der Partei durch das Gericht demnach Befehl werden sollte. Es fragt sich, was ist der Würde des Gerichts abträglich: wenn die Partei überhaupt nicht benachrichtigt wird, oder wenn der Prozeßvollmächtigte der direkt de-

nachrichtigten Partei erklärt, sie brauche nicht zu erscheinen, und er empfehle ihr, der Ladung keine Folge zu leisten? Ich glaube, wenn man wirklich hier von einem Mißstand reden könnte, wäre das letztere der größere. Die grundsätzliche Mißbilligung der Partei kann nach den bei uns vorliegenden Erfahrungen deshalb wohl nur den Rechtskonsulenten zur Last gelegt werden und wird ein weiteres Vorgehen gegen deren über das dringendste Bedürfnis hinaus ersorgende Zulassung ergeben. Mit aus diesem Grunde möchte auch ich dafür eintreten, daß die Zulassung solcher Personen unter allen Umständen bedingt wird durch das Fehlen zweier Anwälte am Orte. Um das Vertrauensverhältnis der Anwälte zu ihren Klienten nicht zu trüben, möchte der § 141 die unmittelbare Ladung der Partei jedenfalls für den Fall ausschließen, daß die Partei durch einen Rechtsanwalt vertreten ist.

Nach dieser kleinen Abkürzung treten wir nun wieder in den anhängigen Rechtsstreit ein. Die im § 505 des Entwurfs vorgeschlagene Bestimmung paßt, wie der Herr Vorredner ausgeführt hat, ebenso gut für das Landgericht wie für das Amtsgericht. Das Gegenteil ist schlechterdings nicht zu begründen. Ich möchte aber auch sogar noch einen Schritt weiter gehen. Nach dem Vorschlage soll nur die Entscheidung unanfechtbar sein, die dem Beklagten in der Zuständigkeitsfrage recht gibt, nicht die Entscheidung, die dem Kläger recht gibt. Das ist nicht ganz konsequent. Auch wenn das Gericht seine Zuständigkeit bejaht, was durch Urteil oder einen abgeordneten Beschluß würde erfolgen können, möchte folgerichtig dieser Beschluß unanfechtbar sein, und nicht die Möglichkeit bestehen, demnach die Sache, die vielleicht zurecht entschieden ist, deshalb noch durch die Instanzen zu treiben, weil der Richter zu unrecht seine Zuständigkeit bejaht hat. Ich bin überzeugt, daß unsere Richter diese Frage auch in Zukunft gewissenhaft prüfen werden. Menschlich gedacht, möchte man aber eigentlich sagen, daß der Anreiz, die Zuständigkeit zu verneinen, größer sein möchte als der, sie zu bejahen. Und wenn man der richterlichen Entscheidung für den verneinenden Fall unbedingt Vertrauen schenkt, so möchte man es um so mehr für den bejahenden Fall.

Dat der Richter seine Zuständigkeit bejaht, so fallt er eine etwaige Beweisaufnahme künftighin fast gar nicht gehen lassen. Hier kann ich wie der Herr Vorredner nur erklären, daß diese Bestimmung schwerlich sehr praktisch werden wird. Es wird sich nur in einer ganz geringen Anzahl von Fällen ohne einen Vortermin eine alsbaldige Beweisaufnahme ermöglichen lassen. Wird der Vortermin eingeschaltet, so wird man aber in der Streitverhandlung dieses Ideal der alsbaldigen Erledigung der Beweisaufnahme in vielen Fällen erreichen, wie dies in Österreich schon heute der Fall ist. Man nimmt dabei aber etwas anderes in Kauf, was den Intentionen des Entwurfs nicht ganz entspricht. Schnell und billig soll in Zukunft das Verfahren sein. Wenn aber alle Beweise künftighin sofort aber, wie in Österreich, in einer Streitverhandlung aufgenommen werden sollen, so müssen sie zur Stelle geschätzt werden, und man wird es — wie ich auch in anderem Zusammenhange noch zu besprechen haben werde — nicht vermeiden können, daß Zeugen

und Sachverständige geladen und dann ohne Vernehmung wieder entlassen werden, weil schon die Beweisaufnahme über einen anderen Punkt, z. B. einen von mehreren klageverneinenden Einwänden, durchschlägt. Die Schnelligkeit wird deshalb nicht selten auf Kosten der Mäßigkeit erzielt werden. Wer die Fahrt in der Poststube zu langsam findet und im Automobil fahren will, muß die Mehrkosten nicht scheuen.

Daß die Zeugen und Sachverständigen nicht mehr regelmäßig beeidigt werden sollen, empfiehlt sich auch nach meiner Ansicht. Der österreichische Prozeß hat im § 337 eine sogenannte informativische Befragung des Zeugen vor seiner eigentlichen Vernehmung zugelassen, die, wie ich mich selbst habe überzeugen können, nicht selten dazu führt, daß die eigentliche Zeugenvernehmung überhaupt unterbleiben kann. Beide Parteien werden durch die kurze informativische Befragung des Zeugen über den Sachverhalt aufgeklärt und erklären sich über den bis dahin streitigen Punkt einverstanden.

Nach der Beweisaufnahme und eventuellen weiteren Verhandlung — die, nebenbei bemerkt, in Österreich nicht einmal obligatorisch ist (vorzeitiger Verhandlungsschluß, § 193 Abs. III ZPO.) — ergibt das Urteil, und es kann die Verurteilung nur begründet werden, die im § 510 b des Entwurfs vorgegeben ist, weil dadurch einer Verurteilung der Prozesse vorgebeugt wird. Aber diese Verurteilung eignet sich zweifellos ebenso wie die Bestimmung des § 509 auch für das landgerichtliche Verfahren, und wie ich namentlich nicht abzusehen, warum z. B. der Kläger, der in erster Instanz den Antrag auf Zahlung der Entscheidung nicht gestellt hat, nicht in der Berufungsinstanz vor dem Landgericht nach dazu in der Lage sein sollte. Der einzige denkbare Grund wäre, daß den Parteien dann wegen der Höhe der Entscheidungssumme eine Instanz verloren ginge. Da es aber die erste ist, die verloren geht, so kann ich diesem Einwande kein besonderes Gewicht beimessen. In Österreich ist diese eventuelle Zuerkennung einer Schadenssumme nicht auf die Verurteilung zur Vornahme einer Handlung beschränkt, sondern nach § 410 ZPO. ist sie zugelassen für alle Fälle, in denen ein Gegenstand zuerkannt wird, der nicht in einem Geldebetrage besteht, wenn der Kläger in der Klage oder während der Verhandlung sich bereit erklärt, den Geldebetrag statt der anderweitigen Leistung anzunehmen. Es ist das etwas Ähnliches, wenn auch nicht dasselbe, was der Herr Vorredner für die Ausdehnung dieser Bestimmung gefordert hat.

Das Urteil soll im allgemeinen auf Verreiben der Partei zugestellt werden. Eine Ausnahme wird nur für das Veräumnisurteil gemacht. Der hierfür angeführte Grund scheint mir diese Ausnahme nicht zu rechtfertigen. Für die durch Anwälte vertretenen Parteien wird es aber der Regel nach ohne Bedeutung sein, weil die Anwälte ausnahmslos die Ausfertigung des Veräumnisurteils erbitten werden. Beim Veräumnisurteil tritt uns übrigens etwas entgegen, was mit dem Amtsbetrieb verknüpft ist und uns, die wir an den Parteibetrieb gewöhnt sind, deshalb fremdartig anmuten wird. Der Kläger, der bestenfalls eine Abschrift seiner Klage und die mit Ladung veriehene

Ausbrüt in Händen hat, weiß, wenn er zum Termin erscheint, noch nicht, ob die Klage dem Beklagten ordnungsmäßig zugeht; denn die Zustellung erfolgt von Amts wegen. Auf keinen Antrag, Versäumnisurteil zu erlassen, erwidert ihm deshalb unter Umständen der Richter, daß der Zustellungsantrag noch nicht vorliege. Von Rechts wegen würde die Folge sein, daß nicht verhandelt werden könnte. Nun ist es aber häufig vorgekommen, daß der Zustellungsantrag dann nach dem Termine eingegangen ist, daß sich also nachträglich herausgestellt hat, daß Versäumnisurteil hätte erlassen werden können. Namentlich bei kurzen Einlassungsfristen wird auch bei uns diese Erscheinung nicht ganz ausbleiben. In Österreich hat man sich circa letztem damit geholfen, daß der Richter die Sache trotz Fehlens des Zustellungsantrages verhandeln läßt und erklärt, er gebe bedingt ein Versäumnisurteil, d. h. er werde, was nach dortigem Prozeßrecht zulässig ist, wenn ein ordnungsmäßiger Zustellungsantrag eingehe, das Versäumnisurteil schriftlich erlassen und den Parteien zustellen. Geht demnach binnen mäßiger Frist dieser Nachweis nicht ein, oder geht eine ungenügende Zustellungsurkunde ein, so wird von Amts wegen neuer Termin bestimmt, und zu diesem beide Parteien geladen. Bei uns würde man sich damit helfen können, daß der Richter Termin zur Verlinkung einer Entscheidung bestimmt, und ist dann der Zustellungsantrag eingegangen, Versäumnisurteil erläßt; geht der Zustellungsantrag nicht ein, so muß dann bei uns ebenfalls von Amts wegen neuer Termin bestimmt, und die Parteien zu diesem geladen werden. Wenn dieser Fall sich vor einem Amtsgericht ereignet wird, an dessen Sitz kein Anwalt wohnt, so wird das in manchen Fällen die unangenehme Folge haben, daß Anwaltskosten entstehen, die beim Parteibetriebe unter Umständen vermieden werden, weil der Anwalt vor Antritt seiner Reise die Frage der Zustellung selbständig prüfen könnte.

Die Verkürzung der Einspruchsfrist im amtsgesetzlichen Verfahren auf eine Woche ist mir hauptsächlich um deswillen bedenklich, weil das Fristenwesen, das schon ohnehin so außerordentlich kompliziert ist, dadurch noch um eine neue Bestimmung bereichert wird, die entbehrlich sein würde, und die nur wieder geeignet ist, die ohnehin schon hohe Verantwortung der Anwälte noch zu erhöhen. Eine schwache Abhilfe ist die Mitteilung der Frist im Urteil; denn der gedruckte Teil der Formulare wird nach dem im Moderne überlieferten Grundsatz der Glotzkatoren „*peracta non leguntur*“

(Feierlichkeit)

bekanntlich nie gelesen, und da diese Mitteilung allgemein erfolgt, wird sie zweifellos auch gedruckt werden.

Daß die Einlegung des Einspruchs durch Einreichung der Erklärung bei Gericht erfolgt, ist ein glänzender Fortschritt. Aber es ist fast unbegreiflich, warum man bei dieser Gelegenheit nicht mit dem ganzen Umweien der Fristenwahrung durch Zustellung aufdrummt und ein für allemal für alle Stufen, Einsprüche und Rechtsmittel den Zeitpunkt der Einreichung bei Gericht als entscheidend festlegt. Man hält den längst als solchen erkannten Anspruch des Parteibetriebes

aufrecht für den Einspruch gegen landgerichtliche Urteile und für die Berufung; bei der Revision dagegen entscheidet dann wieder die Einreichung bei Gericht. Dies ist einer der wunderlichsten Punkte unseres jetzigen Prozeßverfahrens, und müßte, wenn doch einmal geändert wird, in erster Reihe hierfür Abhilfe geschaffen werden.

Die Berufung gegen amtsgesetzliche Urteile will man im § 511a haben beschränkt, daß der Beschwerdegegenstand — nicht der Streitgegenstand — bei vermögensrechtlichen Ansprüchen den Betrag von 50 Mark übersteigt. In diesem Punkt steht ja der Herr Vorredner auf einem von dem meinigen abweichenden Standpunkt. Der Entwurf rechtfertigt diese Bestimmung damit, daß in früheren Landesgesetzen solche Beschränkungen bestanden hätten. Dadurch, daß man sie im Reichsrecht abgeschafft hat, hat man gezeigt, daß man sie nicht billigte. Nun soll die Erfahrung gelehrt haben, daß dies zu einer außerordentlichen Steigerung der Zahl der Berufungen geführt habe. Ein statistischer Nachweis dafür, in welchem Maße die Berufungen über Streitgegenstände bis 50 Mark einschließend an dieser Steigerung beteiligt sind, liegt nicht vor. Die mir von meiner Regierung zur Verfügung gestellte Statistik bezieht sich auf die im vorläufigen Entwurf vorgesehene Grenze von 100 Mark und ist deshalb nicht maßgebend. Danach würden — was möglicherweise für die Verhältnisse im ganzen Reich auch nicht einmal zutrifft — bei uns etwa 50 Prozent der Berufungen bei der Grenze von 100 Mark in Bezug kommen. Das wäre ja eine ganz erhebliche Entlastung der Vordgerichte als Berufungsinstanz. Ob auch nur annähernd eine solche Entlastung erzielt werden kann, wenn die Grenze bei 50 Mark gezogen wird, ist nicht ersichtlich, und beim Schwächen der Begründung ist anzunehmen, daß auch das Reichsjustizamt hierüber nicht unterrichtet ist. Auch darüber fehlen statistische Erhebungen und Nachweisungen, in welchem Maße diese Berufung bisher notwendig gewesen ist, d. h. wie viele Urteile dieser Art bestätigt und wie viele aufgehoben worden sind. Aus privaten Ermittlungen von Adlades u. a. sollen im allgemeinen etwa 40 Prozent, nach einer privaten Abklärung Statistik 50 Prozent der angefochtenen amtsgesetzlichen Urteile in der Berufungsinstanz abgeändert werden. Für das Jahr 1904 soll bei einem größeren preussischen Vordgerichte festgestellt sein, daß bei Streitwerten bis 100 Mark 316 Berufungen eingelegt wurden, von denen 119 Erfolg gehabt haben, während 114 zurückgewiesen sind; der Rest wird anderweitig erledigt sein. Daß diese Ziffern an sich nicht zu einer Beschränkung der Berufung ermutigen, wird niemand leugnen können, und es ist sicher ein schwerer Fehler der Begründung, für eine sozialpolitisch so einschneidende Maßregel, die namentlich auch den kleinen Mann in erheblichem Umfange trifft, nicht einmal eine statistische Grundlage zu schaffen. Das von der Begründung angeführte Beispiel der Gewerbegerichte und Kaufmannsgerichte, bei denen die Grenze bei 100 und bezw. 300 Mark gezogen ist, kann hier mit Erfolg nicht verwendet werden. Der Charakter dieser Gerichte ist mehr derjenige von Schiedsämtern. Es entscheidet nicht der Einzrichter über Dinge, die seiner eigenen Lebenssphäre fern liegen, sondern der Sachgenosse sitzt über den Sachgenossen zu Gericht. Der Streit bewegt sich stets in

dem engen Rahmen des Arbeitsvertrags. Die wenigen streitigen Fragen lehnen immer wieder, und die streitenden Teile, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, finden beide auf der Richterbank Gehörten im engeren Sinne.

Auch das Beispiel des Auslandes, das die Begründung ansührt, gibt nichts für die Frage her. Bei uns ist durch den § 839 BGB. die Synbittatsklage gerade gegen den urteilenden Richter darat eingeschränkt, daß man sagen kann, sie ist völlig ausgeschlossen. Wie dies in anderen, von der Begründung angeführten Ländern geregelt ist, weiß ich nicht. Nur in Österreich, auf das sich die Begründung ebenfalls beruft, ist diese Beschränkung der Synbittatsklage nicht eingeführt, vielmehr ist der Richter in vollem Umfange für jede bei Fällung des Urteils begangene Pflichtverletzung verantwortlich. Dort kann also auf einem Umwege für ein offenkundiges grobes Versehen, sei es bei der Berücksichtigung von Tatsachen, sei es bei der Anwendung des Gesetzes, Abhilfe geschaffen werden. Bei uns würde die geschädigte Partei ganz allein den Schaden tragen müssen. Das gilt selbst Koffta in seinem angezogenen Aufsatz zu. Altsmann's Appell (a. a. O. S. 1237) an die Ehrenhaftigkeit des Richters scheint mir als ernstliches Argument in Betracht zu kommen.

Man kann auch nicht mit Zug für die vorgeschlagene Bestimmung ansühren, daß die kleinen Streitgegenstände die großen Kosten zweier Instanzen nicht tragen. Denn die Fälle, in denen wegen eines kleinen Streitgegenstandes die Berufungsinstanz angerufen wird, sind häufig die, in denen schon die erstinstanzlichen Kosten weit höher sind als der Streitgegenstand selbst, sobald hauptsächlich der Streit dann wegen der Kosten fortgeführt wird. Und welche Inangruenz liegt darin, wenn wegen der Kosten allein unter Umständen zwei Instanzen aufgestanden werden, wegen des Streitgegenstandes selbst, der höher ist, aber nur eine Instanz! Freilich wird die selbständige Kostenbeschwerde aus § 99 Abs. III BPO. nur zulässig sein, wenn das Urteil in der Hauptsache anfechtbar gewesen sein würde. Aber immerhin bleibt es eine Ungerechtigkeit, daß man wegen eines Kostenbetrages, der viel geringer ist, ein Rechtsmittel hat, sobald die Hauptsache 51 Mark, wegen der Hauptsache aber nicht, wenn sie nur 50 Mark beträgt.

Ich habe vorhin gesagt, daß diese Beschränkung auch den kleinen Mann treffe. Es wird nun zwar behauptet — und auch nicht ganz mit Unrecht —, daß es durchaus nicht immer der kleine Mann ist, der um kleine Beträge prozessiert. Die Erfahrung lehrt aber doch, daß wenigstens auf der einen Seite regelmäßig der kleine Mann beteiligt ist. Und schon das muß genügen, um diese Maßregel nur dann als annehmbar erscheinen zu lassen, wenn zwingende Gründe dazu führen, die Statistik belegt werden können. Der Rotzweifel einer Ausdehnung der Synbittatsklage für diese Fälle ist nur ein schwacher. Das freilich muß ich zugeben, daß voraussichtlich die Zahl der Vergleiche, die bei kleinen Streitgegenständen in verhältnismäßig oft am Platze sein werden, steigen wird. Nach der Statistik über den österreichischen Vagatellprozeß werden dort von den Bezirksgerichten diese unanfechtbaren Urteile

nur in etwa 5 Prozent aller Fälle gesprochen, die übrigen 95 Prozent werden durch Verjüngnis-, Anerkenntnisurteile, Vergleich und in anderer Weise erledigt. Für uns gibt es eine solche Statistik weder für die Grenze von 100 Mark noch für die jetzt vorgeschlagene Grenze von 50 Mark. Nach dem allgemeinen Durchschnitt der Urteile in außergerichtlichen Sachen muß ich aber annehmen, daß bei uns in etwa 11 bis 12 Prozent aller außergerichtlichen Sachen Urteile gesprochen werden. Wie viele von den Vergleichen sich als ein Juangsvorgleich darstellen, der jedenfalls einem Teile dann wenig gerecht wird, läßt sich selbstverständlich auch nicht berechnen. Was ich persönlich von der Erledigung der Vagatellprozeße in Österreich gesehen habe, ermutigt mich auch nicht gerade, der Einführung dieser Einrichtung bei uns das Wort zu reden, wenn ich auch anerkennen muß, daß die Richter, vor denen ich Verhandlungen beigelegt habe, eine nicht unerhebliche Gewandtheit in der Behandlung der Sache und in der Erstattung der oft nicht ganz einfachen Beschlüsse an den Tag gelegt haben. Ich habe ja nur in verhältnismäßig seltenen Fällen solchen Verhandlungen und Urteilsverurteilungen beigelegt; ich habe aber keine Urteilsverurteilungen beigelegt, der nicht ein Beschluß des Richters vorausging, daß eine Anzahl angebotener, teilweise auch schon zur Stelle geschaffener Beweise nicht erhoben werden sollte, und ich glaube, daß ein ähnliches Verfahren bei uns Platz greifen würde, wenn der Antrichter demnachst unanfechtbare Urteile zu sprechen in die Lage kommen sollte. Auch wenn nicht der kleine Mann oder der Mittelstand bei der Sache beteiligt ist, kann die Unanfechtbarkeit solcher Vagatellurteile zu höchst unangenehmen Konsequenzen führen. Wir ist ein Fall dieser Art in meiner Praxis vorgekommen. Ein Bandwirt verlor seine Schmitzer von seinem Hofe. Die Schmitzer behaupteten, entlassen zu sein. Sie wurden wegen Dienstvergehens angeklagt, und weil das Schöffengericht ihre Schutzbehauptung, daß sie angenommen hätten, sie seien entlassen, für nicht widerlegt hielt, wurden sie freigesprochen. Nun klagte ein Schmitzer seine und seiner Ehefrau Kaution in Höhe von 36 Mark gegen den Bandwirt ein. Der erste Richter nahm auf Grund des Schöffengerichtsurteils an, daß der Kläger und seine Frau den Dienst mit Recht verlassen hätten, und verurteilte den Bandwirt zur Herauszahlung der 36 Mark. Wäre dies Urteil mit der Vertulung rechtskräftig geworden, so wären zweifellos die sämtlichen übrigen Schmitzer einzeln und nacheinander mit der gleichen Klage gegen den Bandwirt vorgegangen, und die Sache hätte diesem einige hundert Mark gekostet. Er legte deshalb Berufung ein, und die zweite Instanz erkannte auf Eid. Dadurch nahm die Sache für ihn eine günstigere Wendung. Es ist ja unbedingt wichtig, auf beartige einzelne Fälle zu exemplifizieren und aus solchen vereinzelten Unzulänglichkeiten allgemeine Schlüsse gegen die Zulässigkeit einer sonst empfehlenswerten Maßregel zu ziehen. Aber das Schöffengerichtsurteil ist bei uns im Norden in einem solchen Maße ausgebildet, die Bandwirtschaft ist bei uns in einem solchen Maße von diesen Dingen abhängig und der Konfliktbruch bei diesen Schöffengerichtsurteilen in einem solchen Maße üblich, daß hier Fall, trotzdem er vereinzelt dahegt, als symptomatisch mit

Recht angeprochen werden kann, und gerade für die Landwirtschaft, die mit schwierigen Rechtsverhältnissen schwerer zu kämpfen hat, in der Beschränkung der Berufung wegen kleiner Streitgegenstände eine große Gefahr zu erblicken ist.

Für die Anwälte andererseits liegt in dieser Bestimmung auch eine besondere Gefahr. Wer seine Sache sorgfältig bearbeitet und vorgetragen hat und dann wegen eines Vergehens des Richters den Prozeß verliert, hat mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß seine Partei ihm die Schuld an dem Mißerfolg beimißt, und er ist nicht in der Lage, nachzuweisen, daß ihn keine Schuld trifft. Er selbst wird oft den Mißerfolg, auch abgesehen von diesem Grunde, schwerer empfinden als die Partei selbst, weil er ein feineres Gefühl für die unheilbare Verletzung des Rechts hat. — Charakteristisch ist übrigens, daß der Staat für sich selbst keineswegs geneigt ist, auf das Rechtsmittel zu verzichten. Dieser wirtschaftlich mächtigste Faktor will sich für seine Interessen unter allen Umständen, auch wenn es sich um Kleinigkeiten handelt, den Instanzenzug offen halten, während er Privaten, die wenigstens zu einem größeren Bruchteil wirtschaftlich geradezu schwach gestellt sind, diesen vollen Rechtschutz verweigern will. Dabei kann auch nicht einmal geltend gemacht werden, daß für den Staat solche Entscheidungen präjudizielle Bedeutung haben könnten; denn in Fällen dieser Art wird in der Regel die Möglichkeit bestehen, eine Feststellungs- oder Widerklage mit höherem Streitgegenstand zu erheben.

Diese Bestimmung ist denn auch gerade in Richter- und Gelehrtenkreisen nicht ohne Widerspruch geblieben. Ich möchte nur verweisen auf die Ausführungen des Amtsgerichtsrats Fischer in der „Deutschen Juristenzeitung“ und in der „Zukunft“ und auf die Ausführungen Seufferts in der „Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern“. Ich für meine Person halte, da die Bedenken bei weitem überwiegen, die Beschränkung der Berufung schon aus sozialpolitischen Gründen für durchaus unannehmbar.

Vorur ich nun auf die Frage wegen der Kosten und ihrer Festsetzung eingehe, möchte ich noch die Bestimmungen kurz streifen, die wegen des Wohnverfahrens und der Zwangsvollstreckung getroffen werden sollen. Es entspricht meiner Stellungnahme, wenn ich die vorgeschlagene Aenderung des § 693 durchaus billige, wonach durch den Antrag auf Zahlungsbefehl schon die Verjährung unterbrochen werden soll, und wenn ich diese Bestimmung noch dahin erweitert wissen möchte, daß dies auch dann der Fall ist, wenn die Zustellung des Zahlungsbefehls nicht binnen einer zweiwöchigen Frist erfolgt, damit nicht hier die schon besprochene Kippe noch von Bestand bleibt. Ebenso halte ich es für sehr zweckmäßig, daß mit dem Antrage auf Zahlungsbefehl der Antrag auf Aberaumung eines Termins verbunden werden kann. Es ist dies ein unentgehrbarer Fortschritt gegenüber der im vorläufigen Entwurfe angeregten Bestimmung, daß im Falle des Widerspruchs unter allen Umständen alsobald ein Verhandlungstermin zu bestimmen sei. So hat es der Gläubiger in der Hand, ob er im Anschluß an das Wohnverfahren sofort einen Rechtsstreit gegen den Schuldner betreiben oder es bei dem verglichenen

Versuche, einen vollstreckbaren Titel zu erlangen, bewenden lassen will. Daß die sechsmonatige Frist für die Wirtung der Rechtshängigkeit auf die Hälfte beschränkt wird, halte ich für keinen glücklichen Gedanken. Die Sache ist aber von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Die Erteilung des Vollstreckungsbefehls durch den Gerichtsschreiber halte ich im Gegenzug zu meiner früheren Auslassung für unbedenklich. Es handelt sich hier schließlich um keine wesentlich andere Tätigkeit, als sie dem Gerichtsschreiber schon bisher in der Erteilung der Vollstreckungsklausel und der Rechtskraftbescheinigung zugewiesen war. Ich bitte aber hierbei zu beachten, daß der Entwurf selbst vorsieht, daß das Gesuch um Vollstreckungsbefehl dem Gerichte zur Entscheidung vorzulegen ist, wenn der Gerichtsschreiber ihm nicht entsprechen will, daß er also dem Gerichtsschreiber hier, wo es sich nur um die Prüfung rein formeller Fragen handelt, ein Ablehnungsgebot nicht einräumt. — Ich werde aus diesen Punkten gelegentlich der Besprechung der Kostenfestsetzung zurückgreifen. — Daß die Zwangsvollstreckung aus besonderen Kostenbeschüssen und vollstreckbaren Urkunden erst nach 3 Tagen, statt wie bisher nach einem Tage, zulässig sein soll, halte ich meinetens nicht für einen glücklichen Gedanken. Die eintägige Frist hat sich als ausreichend erwiesen, und die dreitägige Frist kann unter Umständen doch zu recht fühlbaren Unzulänglichkeiten für den Gläubiger führen.

Eine sehr anerkanntenswerte Neuerung ist die Streichung des § 866 Abs. 3 ZPO.; denn es fehlt tatsächlich an einem inneren Grunde für die Ausschließung der Sicherungshypothek aus Vollstreckungsbescheiden, und die Beschränkung auf einen Betrag von mehr als 300 Mark hat, wie die Begründung zutreffend hervorhebt, nur zu Härten gegen den Schuldner geführt und, wie ich hinzufügen möchte, auch zu Streitfragen, deren Fortfall die Rechtswissenschaft ohne Schaden ertragen wird.

Was wegen des Offenbarungseidesverfahrens bestimmt ist, entspricht teilweise schon der jetzigen Übung der Gerichte, teilweise sind es unbedenkliche Neuerungen, und ebenso die vorgesehene Bestimmung wegen des Arrestverfahrens.

Und jetzt, meine Herren, komme ich zu dem, was stets das Ende vom Liede ist: den Kosten.

Die Motive zur Gebührenordnung für Rechtsanwälte sagen, es müsse denn für die Rechtspflege notwendigen Berufsstände der Anwälte eine angemessene Entlohnung für seine Leistungen und damit zugleich eine würdige Lebensstellung gesichert werden. Die wirtschaftliche Grundlage und die gesellschaftliche Stellung des Anwaltes sind denn auch in Wahrheit die unerlässlichen Vorbedingungen für die Erfüllung seiner hohen Aufgabe. Zu derselben Stützung will der Entwurf den Anwaltsstand schmälern, und im Gegenzug hierzu will der Entwurf die Gerichtskosten verteuern. Das neue Schlagwort ist Verbilligung der Rechtspflege, und dieses Ziel soll erreicht werden durch eine für Gericht und Anwalt durchaus verschiefen wirkende Pauschalierung der Auslagen. Die der Begründung als Anlage I angegeschlossene Statistik wegen der Gerichtskosten ist für eine Vergleichung der Einnahmen des Staates mit und ohne Pauschalierung

völlig unbrauchbar, weil weder die Antragsgebühren, Fernsprech- und Telegraphenverläge, die auch in Zukunft und zwar die Schreibgebühren in doppelter Höhe erhoben werden, von den in Zukunft nicht zum Anschlag gelangenden Schreibgebühren und Portoverlägen getrennt sind, noch eine statistische Erhebung darüber stattdessen hat, wie viel Zustellungen von Akten wegen demnach auf Kosten des Staates werden erfolgen müssen, und welche Kosten sie verursachen werden. Auch die schärfsinnigen Untersuchungen Zelters in der „Juristischen Wochenschrift“ sind nicht geeignet, das Bild vollständig zu klären; nur so viel steht fest, daß ein ganz erheblicher Teil der bisher erhobenen Schreibgebühren auch in Zukunft und zwar, wie gesagt, in doppelter Höhe und daneben dann noch der Pauschalatz erhoben werden wird, so daß zunächst die Einnahmen des Staates sich annähernd verdreifachen, mindestens verdoppeln werden, und daß es dann von der Ökonomie der Gerichte abhängen wird, die omtlichen Zustellungen nach Möglichkeit zu verbilligen und dadurch die Mehreinnahme des Staates nicht allzu sehr zu schmälern. Die Wirtlichkeit des Gerichtsvollziehers ist ja bei der vereinfachten Zustellung bereits ausgeglichen, und wo die Entfernungen es zulassen, wird in Zukunft der Gerichtsschreiber und der Gerichtsdienner die ganze Arbeitslast zu tragen haben, ohne doch deshalb ihre Gehaltsbezüge vermehrt werden. Wenn aber das Ideal des Entwurfs, die große Masse der Prozesse des Amtsgerichts zunächst in einem Termine zu erledigen, auch nur annähernd verwirklicht wird, so wird die Zahl der Zustellungen so herabgesetzt, daß es auch nicht entfernt als ein gerechter Ausgleich mehr erscheinen kann, daß für die Übernahme dieser Last die Einnahmen des Staates um Millionen vergrößert werden.

Eine weitere Einnahmequelle will sich der Staat schaffen, indem er für den vierten bezw. siebenten Termin im Prozesse ohne bezw. mit Beweisaufnahme besondere Gebühren erhebt. Wenn durch diese Bestimmung erreicht wird, daß die Termine sich tatsächlich nur dankbar sein, so können nur Anwälte selbstverständlich nur dankbar sein. Ob dies in dem gleichen Maße oder dem rechtshabenden Publikum zugute kommt, ist höchst fraglich. Die Partei wird, wenn die Gebühr erhoben wird, der Regel nach für die Vertretung des Prozesses den Anwalt verantwortlich machen. Dem kann und wird der Anwalt sich nicht ausweichen lassen; er wird deshalb, wie ja schon von anderer Seite hervorgehoben ist, darauf bedacht sein, die Zahl der Termine nicht onwachsen zu lassen, es wird Ruhen des Verfahrens vereinbart werden, sobald nur die Befristung gehet werden kann, daß bis zum nächsten Termin die Sache nicht hinreichend vorbereitet sein könne, und es wird namentlich, wenn die Parteien ohne Anwalt prozessieren, zum Schaden der Sache, um der Vertretung des Prozesses vorzubeugen, manche Verhandlung und Entscheidung der ausreichenden Vorbereitung entbehren. Dadurch wird die Zahl der Vertretungen sicher nicht vermindert werden. Andererseits hat es die Partei und der Anwalt nicht in der Hand, selbst bei schnellem Betriebe die Zahl der Termine zu bestimmen. Beweiserhebungen lassen sich unter Umständen auch in drei Terminen nicht erschöpfend bewerkstelligen; oder auch solche Be-

weisenaufnahmen, die sich in einer kürzeren Zahl von Terminen erledigen lassen, werden häufig aus Prozeduralitätsgründen tatsächlich in einer Mehrheit von Terminen erledigt, weil das Gericht oder auch die Parteien das als im Interesse der Sache liegend ansehen. Wenn das Gericht etwa gegen den Wunsch der Parteien dieser Anschauung folgt, so müssen die Parteien trotzdem die erhöhten Kosten tragen.

Auch gegen die Anwalts- liegt in der Bestimmung insofern eine Ungerechtigkeit, als nicht gleichzeitig eine entsprechende Erhöhung ihrer Gebühren vorgesehen ist. Es ist uns entgegengehalten worden, daß eine Erhöhung der Anwaltsgebühren entsprechend der Zahl der Termine ein Anreiz zur Beschleppung der Sache sei. Gerade dieser Einwand charakterisiert deutlich, wie wenig die in ihrer Einseitigkeit unrichtige Bestimmung in unser Prozeßsystem hineinpaßt. Die besondere Bezahlung für jeden einzelnen Termin oder für die eine Maximalzahl überschreitenden Termine paßt, für Gericht und Anwalt gleichmäßig, nur in ein Prozeßsystem, wie es in Österreich besteht, mit geradezu zwingender Beschränkung. Wird aber eine solche Bestimmung in unser Kostenwesen hineingezwängt, so wirkt sie ungleichmäßig und ungerecht. Einseitig kostlos ist auch dieser Vorschlag und gleichmäßig unannehmbar für die Allgemeinheit des rechtshabenden Publikums und für die Anwälte.

Ganz anders nun als die Pauschalisierung der Gerichtskosten wirkt diese Maßregel bei den Anwaltskosten. Auch hier hat man der Begründung in Anlage II eine Statistik angeschlossen. Eine Miniaturstatistik ist sie genannt worden. Man könnte auch noch andere Bezeichnungen dafür finden.

Ihre Grundlagen bilden die Ergebnisse der Prozeßtätigkeit von 13 Berliner Anwälten. Die Ziffern jedes einzelnen dieser Herren werden unzweifelhaft richtig sein. Das Bild, das sie in der Gesamtheit ergeben, ist mit der gleichen Sicherheit unrichtig. Unrichtig ist für den Durchschnitt der Anwälte zunächst das Verhältnis der großen und kleinen Sachen zu einander — das ist insbesondere auch von einem Berliner Kollegen und Referenten gegenüber durch sein Rechnungsbuch nachgewiesen —, und unrichtig ist das Verhältnis der Sachen ohne bezw. mit Beweisaufnahme und Vergleich zu einander. Ein Durchschnitt dieser Art für alle Anwälte führt aber auch noch, selbst wenn diese beiden Verhältnissahlen richtiggestellt werden, zu einem schiefen Bild; denn die Einnahmen der Anwälte werden nicht wie die Einnahmen des Staates in einer Kasse vereinigt und nach bestimmten Grundsätzen auf die einzelnen Personen verteilt, sondern je nach Wunsch und Ungunst der Verhältnisse und je nach dem Wohnorte des Anwaltes hat er vorwiegend mit großen oder mit kleinen Sachen zu tun. Auch in der Praxis des vielbeschäftigten und gesuchten Anwaltes, dem die großen Objekte zufließen, kommt ein gut Teil kleiner Sachen vor; nicht aber ist das Umgekehrte der Fall. Dem Anwalt, der in einer ärmlichen und schwach bevölkerten Gegend wohnt, fehlen die großen Objekte, die, wie auch schon die Statistik der Begründung nachweist, den Ausgleich schaffen sollen. Unrichtig ist endlich — und das ist ein ganz auffallender Fehler in der Statistik des

Entwurfs —, daß nicht die als notwendig anerkannte erhöhte Schreibgebühr von 20 Pf. für die Seite, sondern die alte Schreibgebühr von 10 Pf. für die Seite zugrunde gelegt ist. Ich habe mir erlaubt, eine wenn auch wiederum unvollkommene Ergänzung dieser Statistik zu veranlassen. Um eine vollständige Statistik herbeizuführen, hätte es eines Zwangs bedurft, und es hätten dazu die Ferien zur Verfügung stehen müssen. Meine Bitte war gerichtet an die Vorstände der nord- und mitteldeutschen Anwaltskammern. Kollege Dr. Kneufisch in Gützkow hat die Güte gehabt, die aus 60 Anwaltsbetrieben rechtzeitig eingegangenen Zusammenstellungen — etwa die gleiche Anzahl hat, weil zu spät eingegangen, nicht mehr berücksichtigt werden können — zu ordnen und zu einer Auflistung zu vereinigen, die ich hier zur Einsicht niederlege. Aus jedem Betrieb sind fast durchweg etwa 50 Sachen, teils mit teils ohne Beieidsaufnahme und Vergleich, berücksichtigt. Der Regel nach haben die Herren Kollegen die ersten 50 Sachen eines Jahres genommen; einzelne Herren haben die Sachen auch blind ausgewählt. Einzelne Herren haben die Gebühren und Auslagen der Zwangsvollstreckung mit berücksichtigt; andere haben es nicht getan. Ich gebe zu, daß es nach der Fassung des Entwurfs in hohem Maße zweifelhaft ist, ob auch die Zwangsvollstreckungs-

gebühren pauschaliert werden sollten oder nur die Gebühren, die bis zum Urteil erwachsen und festgesetzt werden sollen. Für die letztere, sachlich sicher ganz verkehrte Auffassung (man denke nur an Pfändung von Mietsforderungen mit oder ohne vorgängige Anzeige) spricht sowohl die allgemeine Fassung der ersten beiden Absätze des § 76 als auch die Erstreckung der Pauschallierung auf die Angelegenheit der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Artikel VI des Entwurfs. Weiter sind mit Recht Zweifel darüber laut geworden, ob auch die Selbsterhebungsgebühr mitzurechnen ist, ob bei Beteiligung zweier Anwälte der schon jetzt zu schieds gestellte Substitutent auch nur den seinen geringen Gebühren entsprechenden Bruchteil des Pauschalamts erhält, oder ob jeder Anwalt selbständig eventuell noch Minimalsätze zu liquidieren hat, u. a. m. Sachen die Verschleppbarkeit der von den Herren Kollegen bei der Aufstellung der Statistik befolgten Grundzüge muß das Bild einigermaßen trüben. Sowie steht aber fest, und das bestätigt auch die Statistik in Anlage II der Begründung, daß die vorgeschlagenen Pauschsätze für die durch schon ohnehin zu geringe Gebühren entlohten kleinen Sachen durchaus nicht, aber auch für alle nach dem Entwurf künftig an die Amtsgerichte gehörenden Sachen nicht ausreichen. Ich darf Ihnen ganz wenige Zahlen mitteilen.

Es betragen die tatsächlichen Auslagen nach den bisherigen Sätzen zusammen:

für 1 006 Sachen bis 60 M.	3 804,73 M.,	der vorgeschlagene Pauschsatz	3 405,00 M.,
" 1 400 " von 60—300 M.	6 571,07 " "	" "	5 098,50 " "
" 442 " 300—900 M.	3 175,92 " "	" "	3 463,31 " "
für 2 848 Sachen bis 900 M.	13 551,72 M.,	der vorgeschlagene Pauschsatz	11 966,81 M.
Davon Postgebühr	3 016,42 " "		
Schreibgebühren	10 535,30 M.,	berechnet zu einem Satz	
von 20 M.	21 070,60 M.,		
dazu Postgebühren	3 016,42 " "	=	24 087,02 " "
		Einsätze somit	12 120,81 M.

Gegenüber einer Gebühreneinnahme von 42 787,90 M.

Bei den kleinen Sachen bis 60 Mark und andererseits von 60 bis 300 Mark allein stellt sich diese Einbuße noch viel erheblicher. In den ... 3 804,73 M. bisheriger Auslagenvergrößerung für die Sachen bis 60 Mark stehen an Postgebühr

es bleiben also für Schreibgebühren ... 2 937,90 M. Diese zum Satz von 20 Pf. berechnet würden ausmachen ... 5 874,40 M. dazu Postgebühren

Die Pauschalsätze betragen ... 3 405,00 M. somit Ausfall ... 3 336,93 M.

und dem gegenüber stehen für diese kleinen Sachen nur Gesamteinnahmen von 5 718,46 Mark; es werden hier also etwa drei Fünftel der Gebühren verloren.

Bei den Sachen von 60 bis 300 Mark stehen in den bisherigen Auslagen von ... 6 571,07 M. Postgebühren ... 1 544,97 M. verbleiben Schreibgebühren ... 5 026,10 M.

zum Satz von 20 Pf. berechnet ergeben diese 10 052,30 M. dazu Postgebühren ... 1 544,97 M. zusammen ... 11 597,27 M. pauschaliert sind ... 5 098,50 M.

somit Ausfall ... 6 498,77 M. gegenüber einer Gebühreneinnahme von 19 767,73 Mark, so daß hier etwa ein Drittel der Gebühren verloren wird.

Die großen Sachen von 900 bis 10 000 Mark schaffen zu einem gewissen Ausgleich für den, der sie zu bearbeiten hat; wie die Schlussziffern unserer Statistik zeigen, fällt aber bei den im ganzen berücksichtigten 3 450 Sachen auf eine Gebühreneinnahme von rund 97 000 Mark bei Berechnung von 20 Pf. Schreibgebühren auch hier noch ein Ausfall von rund 12 000 Mark.

Zu wesentlichen bestätigt werden meine Ermittlungen durch die von den Herren Kollegen in Hamburg und Magdeburg angestellten Erhebungen.

Hiernach steht fest: durch die vorgeschlagenen Maßnahmen werden am schwersten betroffen die kleineren

und mittleren Anwaltsbetriebe, namentlich, solange nicht die Simultanzulassung erfolgt, alle Amtsgerichtsanwälte. Ihnen wird zugunsten einer ungeredeten Schematisierung ein erheblicher Teil ihrer Einnahme entzogen. Unberücksichtigt läßt der Entwurf, daß bei einer Mehrheit von Gegnern, beim Urkunden- und Schriftspruch mit seinen geringen Gebühren und großem Schreibewert und dem in dieser Beziehung ähnlich liegenden Prozeß wegen Rechtsschlichtung eines Schiedsspruches das Pauschquantum völlig unzureichend ist. Übrigens hat die Statistik auch ein Kuriosum geliefert, das ich ausdrücklich als solches erwähne: in einem Prozesse einer Kirche gegen 75 Jurypflichtige hätte der Anwalt bei der Pauschalierung im Verhältnis zum 20-Pfennigsatz 650 Mark verloren. Die Begründung sagt, daß zu der Pflichttreue der Anwaltschaft das Vertrauen gelegt werde, die Pauschalierung der Schreibgebühren werde die Einrichtung der erforderlichen Schriftsätze nicht beeinträchtigen. Die Anwaltschaft kann mit diesem wohlverdienenden Vertrauensvotum durchaus zufrieden sein. Man überieht aber hier, daß die Einnahme aus der Berufstätigkeit dem Anwalt die wirtschaftliche Grundlage zu einer würdigen Existenz bieten soll, und daß es deshalb unmöglich ist, wenn er bei kleinen Sachen, die er schon jetzt tatsächlich fast umsonst besorgt, demnach noch direkte pekuniäre Verluste erleiden soll, und daß der vorwiegend mit kleinen Objekten beschäftigte Anwalt dies auch einfach nicht mehr kann. In einem Betriebe, wo die großen Sachen vorwiegen, kann man sich den Luxus auch später vielleicht noch gestatten, kleine Sachen mit zu erledigen. In einem kleinen Betriebe wird die Möglichkeit hierzu abgeschnitten sein, und dieser Nachteil trifft wiederum indirekt dasjenige Publikum, das um kleine Gegenstände Prozesse führen will, und damit einen großen Teil der sogenannten kleinen Leute und des Mittelstandes. Man wird es keinem Anwalte verdenken können, wenn er die Übernahme einer auswärtigen Sache mit kleinem Streitgegenstand ablehnt, weil der Unterschied der pauschalierten Verläge seine ganzen Gebühren aufheben müßte. Eine Vereinbarung mit der Partei, diesen Unterschied zu beden, ist für beide Teile gleich schädlich. Den Anwalt dringt sie in eine schiefe Lage zu seiner Partei, und dieser werden im Falle des Obiegens die Früchte des Prozesses gerade bei den kleinen Gegenständen in einem unverhältnismäßig hohen Maße geschmälert. Die Folge dieser vorgeschlagenen Maßregel wird deshalb eine auch in anderer Beziehung sozialpolitisch höchst unerwünschte sein. Die Anwälte werden gezwungen sein, ihr Hilfspersonal auf die denkbar geringste Zahl einzuschränken; in kleinen Betrieben werden sie selbst schreiben und ihre Familienangehörigen zur Schreibarbeit heranziehen müssen, in großen Betrieben wird man die Schreibkloben nach Möglichkeit herunterdrücken, und dadurch, daß die aus den kleinen und mittleren Betrieben ausscheidenden Kräfte frei werden, wird das Angebot von Kräften in unerwünschtem Maße steigen. Die Maschine wird noch mehr als bisher die menschliche Kraft verdrängen, und mit der Proletarisierung des Anwaltsstandes selbst Hand in Hand wird eine unbillige Verringerung der Zahl und Proletarisierung des Hilfspersonals gehen. Diese Maßregel wird nun

vorgeschlagen in einer Zeit, wo man ernstlich erwägt, welche Maßnahmen der sozialpolitischen Fürsorge gerade auch für die Privatangeestellten ergreifen werden sollen, und wo man, wie ich seit überzeugt bin, kurz davor steht, auch uns Anwälten als Arbeitgebern erneute Lasten in dieser Richtung aufzubürden. Alles, was uns in dieser Beziehung bisher angenommen ist, haben wir willig ausgenommen, weil uns das Wohl unserer Angestellten ebenso wie das eigene am Herzen liegt. Wird aber unsere wirtschaftliche Lage so verschlechtert, daß wir zu den bisherigen und weiteren Opfern nicht mehr tauglich sind, so bedeutet das eine weit über den Anwaltsstand hinausreichende soziale Gefahr. Finden die Anwälte, die ihre wirtschaftliche Selbständigkeit auf diesem Wege verlieren, zu einem Teil noch Unterschluß in den großen Betrieben oder in den wirtschaftlichen Establishments als unehelbändige Hilfsarbeiter, so wird, je mehr der Prozeß fortschreitet, desto weniger Gelegenheit für ein derartiges Fortkommen für ihre Angestellten bestehen, und gerade das Verarbeiten sowohl der Rechtswortungen selbst als auch ihrer Gehilfen in die Schichten der Dese des Volkes ist eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Allgemeinheit. Um diesen Preis will man die angebliche Vereinfachung des Verfahrens erkaufen, — und diese Vereinfachung besteht in Wahrheit nicht. Heute ist die Aufstellung der Schreib- und Postverläge eine rein mechanische Arbeit, die auf Grund der Akten von den jüngsten und ungeübtesten Schreibern hergestellt werden kann. Wird der Entwurf Gesetz, so muß der Schreiber, der die Kostenrechnung aufstellen soll, schon über eine gewisse Übung und Gewandtheit verfügen, damit er auseinanderhält, welche Ansätze in das Pauschquantum fallen, und welche Ansätze besonders zu liquidieren sind. Zu den letzteren zählen alle an das Gericht gezahlten Verläge, die nach einer in der „Juristischen Wochenschrift“ ausgesprochenen Ansicht seltener, noch meiner Erfahrung aber durchaus nicht so sehr seltenen Verläge für auf besonderes Verlangen gefertigte Abschriften. Daneben müssen die Zustellungskosten, die bei den Amtsgerichtsprozessen bis auf das Urteil in Portfol kommen sollen, die Reisekosten und Portoverläge des Auftraggebers, die Reisekosten des Anwalts, Telefon- und Telegrammgebühren, Verläge für Akteneinsicht, Handelsregisterrückzüge u. a. m. berücksichtigt werden. Die Kostenfestsetzung wird auch um deswillen nicht so sehr vereinfacht, weil als Verläge namentlich der Portoauslagen und Reisekosten der Partei selbst und Prüfung, wie weit sie zur zweckentsprechenden Nachverfolgung notwendig waren, die gesamten Kontanten doch allemal vorgelegt werden müssen.

Die Begründung macht geltend, daß der Gebante der Einführung von Pauschätzen gerade in den Kreisen der Rechtsanwälte Beifall gefunden hat. Das gebe ich gern zu, denn ich selber war zunächst, bevor ich Gelegenheit hatte, die Sache eingehender zu prüfen, sehr für diese Gebanten eingenommen. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, daß in Wahrheit die Sache dadurch nicht einfacher, sondern viel schwieriger wird und daß die Unregelmäßigkeit, die schon in unserem Kassensystem liegt, noch um ein Erhebliches vergrößert wird, daß auch die Verminderung der Verantwortlichkeit

für die Kostenrechnung keineswegs eintritt, vielmehr in Zukunft außer den Gebührenanfragen auch noch die Pauschläge durch die Anwälte nachgeprüft werden müssen, während sie die Berechnung der Einzelverläge nach wie vor der Gewissenhaftigkeit ihrer Angeestellten überlassen müssen, bin ich von dieser Anschauung zurückgekommen, und ich zweifle, daß von denjenigen Anwälten, die sich ursprünglich durch die Aussicht auf eine Vereinfachung des Auslagewesens haben bestechen lassen, ein großer Teil nach heute, nachdem er die Konsequenzen und den wahren Charakter der vorgelegenen Maßregel kennen gelernt hat, diese Vereinfachung für diese Neuordnung noch hegen wird. Will man eine wirkliche Vereinfachung durch Pauschläge einführen, so müßte man meines Erachtens reinen Tisch machen, und das könnte nur in der Form geschehen, daß ein gewisser Prozentsatz, der aber sehr schwer zu bestimmen sein wird, und der in der Weise abgestuft werden müßte, daß er bei den kleineren Objekten verhältnismäßig hoch, bei den höheren Objekten verhältnismäßig niedrig wäre, als ein für allemal erstattungsfähig erklärt würde, dann aber auch alle Auslagen umfaßte ohne jede Ausnahme. Wer diesen Pauschlag begehrt, braucht keinerlei Beläge und Begründung zu geben, deskommt aber auch nur diesen Pauschlag und außerdem nur noch die Gebühr. Wer mit diesem Pauschlag nicht zufrieden ist, muß noch wie vor die jetzt allein mögliche Einzelberechnung geben. Dabei werden die Schreibgebühren auf die als angemessen anerkannte Höhe von 20 Pf. für die Seite bestimmt. Jeder Anlag wird nach wie vor zu belegen sein. Dies System wird den Erfolg haben, daß man zur Vereinfachung des Verfahrens und des eigenen Betriebes in allen Fällen, wo der Pauschlag nur einigermaßen ausreicht, diesen wählen und sich die Einzelberechnung ersparen wird, und in geeigneten Fällen wird auch die Partei sich hierfür entscheiden und dem Anwalte sagen, er möge nur die einfachere Kostenliquidation dem Gegner gegenüber durchführen, seinen Ausfall würde sie ihm beden.

Ich beschloß, Ihnen einen diesem Auswege entsprechenden Antrag zu unterbreiten. Ich habe aber in diesem Punkte dem Herrn Kollegen Hachendurg gegenüber nachgegeben, der fürchtete, man würde uns den Vorwurf machen, wir wollten bei der Pauschalisierung zwar den guten Tropfen, nicht aber auch zugleich den bösen Tropfen nehmen. Wenn man wirklich das Vertrauen zu unserer Pflichttreue hegt, vom dem in der Begründung die Rede ist, so dürften wir eigentlich diesen Vorwurf nicht fürchten; aber ich habe mich beschreiben und werde es bei dieser Anregung bewenden lassen. Die Regierungen haben es ja in der Hand, wenn sie sich überzeugt haben werden, daß ihre Vorschläge nicht durchführbar sind, möglicherweise selbst auf diesen Ausweg, den ich für durchaus gangbar halte, zurückzugreifen.

Daß für Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, so insbesondere Erbregulierungen, die häufig mit einem ganz ungeheuren Schreibwerk verknüpft sind, diese Pauschalisierungsbestimmungen ganz und gar nicht passen, bedarf keiner näheren Darlegung. Für den Artikel VI, der dies unter anderem vorstelt, ist auch nicht einmal der Versuch einer Begründung gemacht,

und deshalb steht für mich außer Zweifel, daß diese Vereinfachung fallen muß.

Wer soll nun in Zukunft die Kostenrechnung der Partei und bezw. des Anwalts legalisieren und ihr ihre Vollstreckbarkeit gegenüber dem Gegner geben? Auch in diesem Punkte habe ich nach reiflicher Prüfung meine Ansicht geändert. Ich war zunächst ein entschiedener Gegner der Kostenfestsetzung durch den Gerichtsschreiber, und ich bin auch noch jetzt der Ansicht, daß sich vieles dagegen sagen läßt, daß sie aber unter gewissen Bedingungen nicht unentzählich ist. In der Bestimmung des § 103 ZPO, die nach dem Vorschlage des Entwurfs jetzt fallen soll, lag zweifellos ein gesunder Kern. Es ist von dieser Bestimmung nicht viel Gebrauch gemacht worden, weil sie kein zwingendes Recht enthielt. Eine Anzahl Amtsgerichte haben die Klageurchrift jedesmal mit einem kleinen Vermerk versehen, daß die Mehrheiten einer späteren Kostenfestsetzung im Falle eines Berufungsurteils den Kläger zur Last gelegt würden, und das hat die Folge gehabt, daß bei diesen Amtsgerichten die Bestimmung sich bewährt hat. In Österreich ist im § 54 ZPO vorgeschrieben, daß die Partei, welche Klagenantrag anspricht, bei sonstigem Verlust des Anspruchs das Kostenverzeichnis sowie die etwa erforderlichen Beläge vor Schluß der Verhandlung dem Gericht zu übergeben hat. Demgemäß fragt der Richter, bevor er sein Urteil spricht, die anwesenden Parteien oder Parteivertreter regelmäßig, ob Kostenverzeichnisse zu überreichen sind, und die Anwälte haben stets in ihren Prozessakten eine vollständige Kostenrechnung liegen, in die sie nur im letzten Augenblick die je nach Umfang und Inhalt der Verhandlung abgestuften Gebühr für den letzten Termin eintragen, und die sie dann dem Gerichte mit den etwa erforderlichen Belägen übergeben. In dieser letzteren Beziehung ist man in Österreich erheblich großzügiger als bei uns. Der Richter erfordert nicht für jeden Brief einen Belag, sondern, wie bei uns die Regierung, vertraut dort auch der Richter regelmäßig der Pflichttreue des Anwalts in dem Sinne, daß er nicht unnötig Briefe schreibt, und daß er nicht Briefe, die er nicht geschrieben hat, ansetzen wird. Dann bestimmt der Richter auch in komplizierten Fällen, namentlich bei Verteilung der Kosten nach Bruchteilen, im Urteile den Betrag der zu erstattenden Kosten. Was dort geht, sollte man annehmen, müßte auch bei uns gehen, und wenn dabei schließlich herauskommt, daß die Parteien für ihre persönlichen Prozesskosten nicht bis zum letzten Heller Ersatz erhalten, so ist das, solange es sich in Grenzen hält, kein so erhebliches Unglück. Es gibt, wie ja mehrfach auch in der Literatur besprochen ist, nur wenige Kulturststaaten, in denen der abgehende Teil allemal vollen Kostenersatz erlangt. Will man aber, statt die Vollstreckung des § 103 ZPO zu einer zwingenden zu erheben, sie fallen lassen und den Richter von dieser minder wichtigen richterlichen Tätigkeit entlasten, so muß ich zugeben, daß es nahe liegt, sie dem Gerichtsschreiber zu übertragen, der schon bisher einen gewissen Anteil an diesem Zwelge der Rechtsprechung gehabt hat, und dem man die rechnerische Nachprüfung und das Vergleichen der Beläge wohl anvertrauen kann und bisher anvertraut hat. Lieber wäre es mir freilich, wenn man sich entscheiden könnte,

sich in dieser Frage wieder den praktischen Sinn der alten Römer zum Vorbilde zu nehmen und sich des Satzes zu erinnern: *minima non curat praetor*. Die minutiöse Kassenrechnung steht doch auch in einem gewissen Gegensatz zu dem von der Begründung erwähnten Sinken des Geldwertes und gar der beabsichtigten Beschränkung der Berufung. Der Partei selbst gegenüber kommt der Gerichtsschreiber bei der Kostenfestsetzung in die eigenartige Lage, daß er selbst das Gesuch aufnimmt, daß die Partei berät und dann das Gesuch als Richter prüft und die Entscheidung trifft. Man sollte meinen, er steht dabei der Person und der Sache etwas zu nahe. Ist ein Anwalt beteiligt, so hat die Kostenfestsetzung durch den Gerichtsschreiber auch eine nicht zu unterschätzende soziale Bedeutung. Der Verein der Amtsgerichtsanwälte im Bezirke des Kammergerichts hat sich aus beachtlichen Gründen gegen die Kostenfestsetzung durch den Gerichtsschreiber ausgesprochen. Die Stellung des Anwalts muß sozial gehoben sein, wenn er seiner hohen Aufgabe wirklich voll gerecht werden soll, und sie ist tatsächlich noch heute bei uns eine sozial gehobene. Überall, in Staat und Gemeinde, steht der Anwalt mit in den ersten Reihen, und zum Anwalt geht in schwerer Lebenslage auch der Mann, der wissen will, nicht nur was Rechtens ist, sondern, was er als anständiger Mann auch in den Grenzen des Rechts noch verantworten kann. An dieser Stellung soll man, wie Sachburg in Mannheim so treffend ausgeführt hat, nicht rütteln. Es besteht aber die Gefahr, daß hier eine verhängnisvolle Verengung eintritt, wenn der Gerichtsschreiber, der nach seiner sozialen Stellung und seiner Vorbildung auf einer ganz anderen Stufe steht, auch in Ermessenfragen den Anwalt kritisieren soll. Ich bitte, mich dabei nicht mißzuverstehen. Ich kenne eine ganze Reihe erfahrener, auch noch jüngerer Gerichtsschreiber, die durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Interessen aus der Menge herausgehoben sind, und denen ich für meine Person, ohne das geringste für meine Stellung zu befürchten, diese Kritik ruhig anvertrauen möchte. Ich kenne aber auch eine ganze Anzahl Gerichtsschreiber, namentlich jüngere, bei denen das Gegenteil der Fall ist. Es ist auch zu unterscheiden zwischen der Großstadt und der Kleinstadt. In der Großstadt liegen die Kreise der Beteiligten so weit auseinander, daß schon dadurch nachteilige Folgen vermieden werden. In der Kleinstadt sind alle Angelegenheiten, auch die sich hinter den verschlossenen Türen der Behörden abspielen, Gemeingut der ganzen Einwohnerschaft, und wenn auch die Amtsvorherrschaft der Gerichtsschreiber nicht im geringsten angezweifelt werden soll, so ist doch sicher, daß der Bierantipistler seiner Schadenfreude laut Ausdruck geben wird, wenn der Herr Gerichtsschreiber dem gegnerischen Anwalt die Kostenrechnung gebüßig zusammengefrischen hat.

(Ehr! richtig!)

Daß der Richter demnächst die Anläge wieder hergestellt, ist kein Ausblick; denn das wird auf der Bierbank nicht erzählt. Die angegriffene Reputation des Anwalts erleidet ihren dauernden Schaden. Es ist weiter ein Unterschied zwischen dem älteren Anwalt, der schon in der bevorzugten Stellung sich befindet,

und der nicht viel mehr davon erfährt, wenn der Gerichtsschreiber seine Kostenrechnungen bemängelt, als daß er die von seinem Bureauvorsteher entworfene Erinnerung demnächst unterschreibt, und dem jungen Anwalt, der sich erst seine Stellung erobern soll, und dem dann vielleicht wegen unbegründeter Kritik seiner Rechnung durch den Subalternen der Klaisch und die Schadenfreude seiner Gegner das Emporkommen erschwert und die Festigung seiner Stellung unmöglich macht. Es ist auch wohl zu bedenken, daß ja in Zukunft die Kostenfestsetzung Feriensache wird, und daß in den Ferien, wenn der erfahrene und umsichtige Vorstand der Gerichtsschreiberei beurlaubt ist, namentlich in den kleinen Städten, der jugendliche Gerichtsschreibergehilfe, der noch vor vielleicht ganz kurzer Zeit die Schulbank gedrückt hat, um sich die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste zu erwerben, die wohlüberdachte und wohlbegründete Rechnung des gewissenhaften und erfahrenen Anwalts kritisiert. Diese Kritik soll Ermessenfragen umfassen, die eigentlich nur der erkennende Richter selbst entscheiden kann, wenn man dem Anwalt nicht noch weiter die Last einer besonderen Begründung für die Ansätze seiner Rechnung anfinnen will. Ich denke dabei z. B. an Partei- und Anwalts-reisefkosten, Fernspreck- und Telegrammgebühren und dergleichen mehr. Wir würden vielleicht noch gesammelte Entscheidungen der Gerichtsschreibereien erleben und halten müssen, um richtig zu liquidieren.

(Weiter!)

Allen diesen Bedenken, glaube ich, aber kann man begegnen, wenn man den Gerichtsschreiber nur ermächtigt, die positive Feststellung der Kostenrechnung vorzunehmen, wenn er gewissermaßen nur die Rechnung legalisiert und vollstreckbar macht, damit sie vom Gegner begetrieben werden kann. Die Tätigkeit steht dann etwa auf derselben Stufe, wenn auch nicht ganz, wie die Erteilung der Vollstreckungsklausel und des Vollstreckungsbefehles und tut der Stellung des Rechtsanwalts nicht wesentlich Abbruch, der sich ja auch der Hilfe des Gerichtsvollziehers bedienen muß, wenn er den Streitgegenstand oder die Kosten betreiben will. Will der Gerichtsschreiber an der Rechnung etwas streichen, so muß er die Entscheidung dem Richter überlassen. Bei Kollegialgerichten kann man dies meiner wegen einem Richter überlassen, etwa dem Referenten, dem in vielen Fällen doch wohl auch jetzt schon seine Kollegen ohne weitere Nachprüfung in solchen Fällen vertrauen. Es wird dadurch gleichzeitig erreicht, daß das Verfahren gegenüber dem Vorstöße des Entwurfs vereinfacht, und sehr viel Zeit gespart wird. Daß sich ein Anwalt den Abstrich seitens des Gerichtsschreibers gefallen läßt, wird zu den größten Seltenheiten gehören. Die Regel wird also bilden, daß er in solchen Fällen Erinnerung einlegt. Kosten entstehen dadurch nur für ihn; denn der Antwort steht vor, daß diese Erinnerung gebührenfrei bleibt. Er muß aber, damit sie Erfolg hat, wenigstens seinen Bureauvorsteher mit der Arbeit einer eingehenden Begründung belassen. Der Richter, der einen ungerechtfertigten Abstrich unterläßt und einen gerechtfertigten, wie jetzt üblich, im Kostenbeschlusse mit wenigen Worten begründet, muß auf die Erinnerung einen förmlichen Bescheid

mit Gründen, die der Nachprüfung der Beschwerdeinstanz unterliegen, fertigen. Für ihn wird also die Arbeit auch vereinfacht, wenn er in Fällen, wo der Gerichtsschreiber Bedenken hat, die Kosten wie berechnet festzusetzen, das Bedenken sofort selbst prüft und in allergebräuchlicher Weise den Kostenbeschluss erläßt. Dieser Gesichtspunkt ist mir von meinem richterlichen Vorgesetzten an die Hand gegeben und entspricht sicherlich durchaus der Sachlage. Überdies regt der Entwurf selbst dazu an, eine derartige Bestimmung aufzunehmen; denn sie findet sich bei der vorgeschlagenen Neuordnung des Vollstreckungsdekretes, dessen Erteilung oder Ablehnung, wie wir gesehen haben, nicht von Ermessensfragen, sondern von einer rein formellen Prüfung abhängt. Ich hoffe deshalb, daß dieser Ausweg auch dem Reichsjustizamt annehmbar erscheinen wird, und daß bei Einführung dieser Widerung auch die Herren Kollegen von den Amtsgerichten die Kostenfestsetzung durch den Gerichtsschreiber erträglich finden werden.

So bin ich denn am Schluß. Ich hoffe, wir haben gezeigt und werden noch durch unsere heutige Debatte zeigen, daß wir uns Mühsung auflegen und positiv mitarbeiten wollen. Unsere Mitarbeit sollte man aber bei den künftigen Reformwerke rechtzeitig erfordern, bevor fertige Entwürfe, auch vorläufige und vertrauliche, vorliegen, wie man bei anderen Gesetzesvorlagen vorher Sachverständige anhört und nach ihren Äußerungen die gesetzgeberischen Bedürfnisse feststellt. Diese Vorlage hat unseren Einwendungen gegen den vorläufigen Entwurf nur in bescheidenem Maße Rechnung getragen. Mögen die Regierungen noch jetzt in letzter Stunde unseren Mahnruß hören, und es ihnen gelingen, die Allgemeinheit vor einer späreren Schädigung der Rechtspflege und unserer Stande vor ernstester Gefahr zu bewahren!

Videtur Consules!

(Anhalten der stürmischer Beifall.)

Vorsitzender: Ich eröffne nunmehr die Debatte und gebe zunächst einem Vertreter der Amtsgerichtsanwälte das Wort und zwar dem Herrn Rechtsanwalt Dr. Schulze-Delitzsch.

Rechtsanwalt Dr. Schulze-Delitzsch: Meine sehr geehrten Herren, wir Amtsgerichtsanwälte hatten in Mannheim den Antrag unterstützt, eine gemischte Kommission zu wählen. Dieser Antrag wurde abgelehnt, und wir bedauern dies außerordentlich; denn wäre er angenommen, dann hätten wir in Mannheim sehr viel Zeit für wichtigere Sachen gefunden, und außerdem wäre es heute nicht nötig gewesen, die Versammlung mit vielen Einzelheiten zu beschäftigen. Ich bedaure dies um so mehr, weil ich annehme, daß wir Amtsgerichts- und Landgerichtsanwälte, wenn wir in einer Kommission zusammen gearbeitet hätten, bei einigermaßen gutem Willen in fast allen Punkten zu einem einseitigen Resultat gekommen wären.

Meine Herren, es ist ja klar und bedarf nicht allzu vieler Worte, daß wir dasjenige, was Ihnen, den Herren von den Kollegialgerichten, an dem Entwurf nicht gefällt, ebenfalls nicht billigen, während wir

andererseits das, was Sie Gutes an dem Entwurf finden — es ist ja eine ganze Menge; sonst würden Sie nicht das, was die Amtsgerichte bekommen sollen, an den Landgerichten auch haben wollen —, auch annehmen und uns freuen würden, wenn es Gesetz wäre. Wir kommen aber im Resultat auseinander. Sie sagen: weil so viele schlechte Bestimmungen in dem Entwurf sind, deshalb mögen wir ihn überhaupt nicht haben. Wir Amtsgerichtsanwälte sind aber anderer Ansicht; wir sagen: wir wollen erst einmal versuchen, es im Reichstage dahin zu bringen, daß die schlechten Bestimmungen herauskommen, und nur etwas übrig bleibt, was gut ist und für unser Volk von Vorteil.

Wir können deshalb den generellen Vorwurf, der der Vorlage der Regierung gemacht wird, nicht anerkennen, daß es sich nur um Stillschweigen handle. Meine Herren, wir Amtsgerichtsanwälte stehen dem Publikum sehr nahe; jede, auch die kleinste Einmischung der Abänderung des Gesetzes auf das Publikum fallen wir zuerst, und deshalb begrüßen wir die geringste Erleichterung mit Freude; hier handelt es sich aber nicht um geringe Erleichterungen, sondern um ganz erhebliche. Nehmen Sie z. B. einen kleinen Einwand an, der vorübergehend in Not ist, und von dem Sie 300 Mark Schulden einziehen müssen. Sie haben jetzt nur die Wahl, ihm entweder sein Betriebskapital zu nehmen, nämlich sein Vieh zu pfänden, oder den Hof zu subhastieren. Mit einer Zwangsversteigerung sich zu begnügen, ist Ihnen nicht möglich; Sie müssen, mögen Sie wollen oder nicht, zum Ruin des Mannes fahren. Diese wirtschaftlich ganz verkehrte Bestimmung soll jetzt aufgehoben werden, und da sollen wir sagen: nein, warten wir, bis die ganze Zivilprozeßreform kommt! Ich glaube, das ist nicht richtig. Und so sind eine Menge Bestimmungen in dem Entwurf, welche Dinge betreffen, die einer sofortigen Regelung genau so bedürfen, wie man in der Strafprozeßreform die Beseitigung des Zeugniszwanges für die Presse sofort fordert, ohne erst zu warten, bis die ganze Strafprozeßreform kommt.

Meine Herren, ebenso wenig wie den Vorwurf des Stillschweigens können wir einen weiteren Vorwurf anerkennen, den des Fiskalismus. Wenn es sich darum handelte, nur Überschüsse zu machen und an Richtern abzuknapsen, dann wäre der Vorwurf gerechtfertigt. Meine Herren, liegt es denn aber so? Es ist selbstverständlich, und darin sind wir wohl alle einig, daß die Kollegialgerichte Einzelrichtern vorzuziehen sind; aber Kollegialgerichte kosten auch mehr Geld, und die Frage, wieviel Kollegialgerichte, wieviel Einzelgerichte ein Staat sich leisten kann, hängt doch von seinen Finanzen ab. Wenn wir jetzt erwägen, daß das Reich in einer chronischen Finanznot ist,

(Widerspruch)

daß die Einzelstaaten infolge vieler Ausgaben, insbesondere durch die Erhöhung der Beamtengehälter, gezwungen sind, zu einer Erhöhung der Steuern zu schreiten, dann kann man es wohl den Regierungen nicht verdenken, wenn sie auch nach der Kostenbedeutung fragen. Das ist einfach Pflicht der Regierungen den Steuerzahlern gegenüber. Wenn man jetzt die Aufgabe der Herren Landgerichtsanwälte so liest — und die

Herrn schreiben ja jetzt fast alle —, so sollte man meinen, daß im Deutschen Reich die Millionen nur so herumliegen. Das ist aber leider Gottes nicht der Fall. Ich kann den Vorwurf also nicht anerkennen, abgesehen davon, daß gar nicht tatsächliche Gründe die Ursache des Entwurfs sind, sondern ein Beschluß des Reichstages von 1904.

Es lag auch ohnehin ein dringender Anlaß vor, das amtsgerichtliche Verfahren zu reformieren, weil, wie Ihnen ja allgemein bekannt ist, bereits erhebliche Teile abgeplittet waren; die Gewerbegerichte, die Kaufmannsgerichte sind geschaffen, weil man mit dem Verfahren nicht zufrieden war; und um weiteren Absplitterungen vorzubeugen, mußte man eine Reform des Amtsgerichtsverfahrens einleiten. Wir glauben also nicht, daß der Regierung daraus ein Vorwurf gemacht werden kann, sondern daß man im Gegenteil, so sehr man auchzugeben muß, daß viele Dinge, als am grünen Tisch erfinden, für die Praxis nicht brauchbar sind, doch anerkennen muß, daß die Regierung geschickt hat, etwas Gutes zu leisten.

Von den einzelnen Fehlern, die wir in dem Entwurf finden, möchte ich zunächst einen hervorheben. Wir können es nicht richtig finden, daß der Amtsgerichtsbetrieb im Amtsgerichtsverfahren eingeführt wird; wir halten es für einen Fehler, wenn es im Zivilprozeß zwei verschiedene Systeme gibt. Wir halten es auch nicht von Vorteil für die Partei; denn der Amtsgerichtsbetrieb äußert sich in der Paupersche dabei, daß die Aufstellung den Parteien abgenommen und den Richtern übertragen wird. Es kommt aber nicht bloß darauf an, daß zugestellt wird, sondern wann und wo. Das kann der Anwalt als Vertreter der Partei erheblich besser, bequemer und pünktlicher besorgen als das bureaukratische Verfahren.

Wir halten es ferner für eine Verschlechterung der Zivilprozeßordnung, wenn die Berufung auch für kleinere Objekte aufgehoben wird. Wir sind der Ansicht, daß, wie wir gegen jede kleine ordspolizeiliche Verfügung und gegen jede Verfügung in Strafsachen Rechtsmittel haben, so für die kleinen Zivilsachen ein Rechtsmittel nicht abgeschnitten werden soll. Es würde aber vielleicht genügen, wenn anstatt der Berufung sofortige Beschwerde geboten würde.

Wir halten die Bestimmung in § 48 des Gerichtsverfassungsgesetzes für ganz verfehlt, weil oft die Unschuldige die erhöhten Kosten bezahlen müßte. Wenn mehr Termine herauskommen, so kommt es in der Regel daher, weil die eine Partei auswärts wohnt, ihr Anwalt nicht informiert ist und deswegen einen neuen Termin beantragen muß. Derjenige, der am Orte wohnt, kann sofort Erklärungen abgeben; wenn er trotzdem den Prozeß verliert, so bezahlt er dafür, daß der andere Informationen nicht rechtzeitig zur Stelle schaffen kann.

Denn wir gegen Einführung des Amtsgerichtsverfahrens sind, so glauben wir doch, daß gewisse Bedenken der Gerichte gerechtfertigt sind. Es ist in der Tat Pflicht der Parteien, daß sie alles, was zur Entscheidung des Prozesses gehört, rechtzeitig zur Stelle schaffen, und daß es nicht zehnfacher Verzögerung bedarf, ehe das Gericht im Besitz des nötigen Materials ist. Ebenso muß das Gericht, wenn es den Prozeß für spruchreif

hält, den Spruch fällen können, ohne erst auf Verzögerung der Parteien hören zu müssen. Eine derartige Verbesserung wird man in den Entwurf bringen können, ohne das Amtsgerichtsverfahren einzuführen.

Wir sind schließlich gegen die Aufschlierung der Schreibgebühren und Porti, wir Amtsgerichtsanwälte am meisten. Der Herr Referent hat bereits hervorgehoben, daß wir den größten Schaden davon haben würden. Wir müssen jetzt schon einen großen Teil unserer geringen Gebühren zulegen zu den Bureaukosten, und nachher wird es noch schlimmer. Wir haben berechnet: es wird auf den einzelnen Amtsgerichtsanwalt mit einer normalen Praxis eine Einbuße bis ungefähr 1500 Mark kommen. Das können wir absolut nicht vertragen, da müssen wir entweder einpaßen oder unsere Bureaubeamten entlassen.

Und nun, meine Herren, die Kompetenzverhöhung. Man hat darüber häufig gelesen: wie kommt die Regierung eigentlich zu der Kompetenzverhöhung? dazu liegt ja gar kein Anlaß vor. — Ich halte sie eigentlich für selbstverständlich.

(Heiterkeit und Beifall.)

Meine Herren, wenn eine Kommune beschließt, eine alte Straße neu zu pflastern, wird sie die alte Breite wieder annehmen oder dem modernen Verkehr entsprechend eine größere Breite beschließen? Ebenso ist es hier: wenn man das amtsgerichtliche Verfahren einmal ändert, wird man auch die Grenze der modernen Zeit entsprechend ändern. Und da ist es doch keine Frage, daß man sich mit den 100 Talern nicht begnügen wird. Es wird mit niemand im ganzen Saale abstreiten, wenn ich sage: wenn heute die Zivilprozeßordnung neu gemacht würde, würde kein Mensch darauf kommen, 300 Mark als die geeignete Summe anzusehen.

(Lebhafter Widerspruch.)

— Unter 500 Mark würde es wohl keinesfalls werden. — Es ist dabei zu berücksichtigen, daß sich unser deutsches Volk in den 30 Jahren seit Schaffung der Zivilprozeßordnung kulturell bedeutend gehoben hat, und die Fortschritte, die auf allen Gebieten unseres Lebens zu verzeichnen sind, sollten am juristischen Gebiet spurlos vorübergehen? Es ist bis zum Ueberdruß das Schlagwort von der Verschlechterung der Rechtspflege ausgesprochen worden. Ich glaube, wir brauchen uns darüber nicht weiter groß zu unterhalten. Das habe ich bereits vorhin anerkannt, daß das Kollegialgericht selbstverständlich besser ist; aber wenn man konsequent sein will, müßte man es für alle Objekte einführen, denn die Prozesse von 150 bis 300 Mark sind für den, der sie führt, ebenso wichtig wie die Prozesse darüber. Da das absolut unmöglich ist, muß man den Einzelrichter haben. Die Sache ist nur die — und daran stoßen sich die meisten —: dann haben wir als zweite Instanz die Berufungskammern der Landgerichte, und das können wir nicht verantworten. Sehr richtig, und darum sind wir auch der Ansicht, daß, wenn die Kompetenzverhöhung kommt, auch dafür gesorgt wird, daß die Berufungsinstanz eine andere wird als bisher, und da ist aus Anwaltskreisen der Vorschlag gemacht worden, daß die Berufungskammer nicht mit Landrichtern, sondern mit Oberlandesgerichtsräten besetzt wird.

(Heiterkeit.)

Dann würde ein höherer Gehalt auch gewährleistet, daß ein Wechsel in den Berufungskammern nicht eintritt, und damit würde eine ständige Rechtspflege geschaffen, die jetzt fehlt. Wenn dies Bebenken beseitigt wird, sehe ich nicht ein, warum man nicht zu einer Erhöhung der Kompetenz kommen soll. Daß sie große Vorteile hat für das Publikum, ist sicher. Gestatten Sie mir, hierzu einige Punkte anzuführen!

Der Einzelrichter kennt die Verhältnisse besser und kann viel besser beurteilen, was die Parteien vordringen, als das Landgericht. Wir haben es häufig erlebt, daß bei uns kein Anwalt einen Klienten annehmen wollte, weil wir den Mann ganz genau kannten; er ging an das Landgericht, und wenn er einen reinen Fragen um und den nötigen Vorstoß in der Sache hatte, da fand er auch einen Anwalt. Im Gegensatz zum Herrn Referenten Hachenburg bin ich der Ansicht, daß die Prozesse, wenn der Anwaltszwang abgeschafft wird, nicht vermehrt, sondern vermindert werden.

(Weiterkeit.)

Erst durch die Erhöhung der Zuständigkeit wird es sich ermöglichen lassen, daß wir an den kleinen Orten einen lebensfähigen Anwaltsstand bekommen — das ist dringend notwendig — und auch eine Verbesserung der Rechtspflege. Daß das Bedürfnis dazu da ist, aber jetzt nicht gestillt werden kann, das lehren die vielen Annoncen, in denen Gemeinden mit kleinen Gerichten um Niederlassung eines Anwalts bitten.

In der Begründung des Entwurfes wird gesagt, daß die Kosten geringer werden; es wird auf die Nebenkosten hingewiesen. Ich habe noch nicht bemerken können, daß das Publikum über die Nebenkosten klagt; aber es klagt über die kolossalen Reisekosten der auswärtigen Anwälte. Deshalb muß man oft den Parteien abraten, ihr gutes Recht zu verfolgen, weil an dem Orte kein Anwalt ansässig ist.

Dann die Kostenteilung. An wen wendet sich das Publikum an kleinen Orten, wenn es einen Rat haben will? Jeden Menschen, von dem man glaubt, daß er etwas vom Jus versteht, konsultiert es, bis zum Ratsdiener. Und was für ein Rat kommt dabei heraus! Was entsteht dadurch für Schäden! Der wirtschaftliche Schaden durch falsche Kostenteilung ist für das Volk viel größer und verhängnisvoller, als wenn ein Einzelrichter einmal ein falsches Urteil macht.

(Bewegung.)

Und Amtsgerichtsanwälte wurde nach der Mannheimer Tagung der Vorwurf gemacht, daß wir für die Kompetenzerhöhung eintreten aus materiellen, pekuniären Gründen. Ich muß namens der Amtsgerichtsanwälte diesen Vorwurf entschieden zurückweisen. Die allermeisten von uns stehen auf dem Standpunkt, daß wir einen pekuniären Vorteil von der Sache gar nicht haben werden.

(Große Weiterkeit. Ruf: Na, na!)

— Die Konkurrenz werden Sie los, und wir bekommen sie. — Das einzige Interesse, das wir haben, ist, daß wir endlich einmal aus dem lähmenden, beschämenden und niederdrückenden Gefühl herauskommen, daß wir

zwar daselbe gelernt haben wie die Herren an den Kollegialgerichten, daß aber unsere Weisheit aufhöret, sobald die Summe von 300 Mark überschritten wird.

(Bewegung.)

Ich glaube überhaupt, meine Herren, die ganze Frage der Kompetenzerhöhung würde nicht so viel Staub in den Kollegialkreisen aufgewirbelt haben, wenn die Lage unseres Anwaltsstandes noch eine so sichere und feste wäre wie vielleicht vor 20 Jahren. Wir haben das alles schon mal erlebt. Als 1879 die Kreisgerichte aufgehoben wurden, mußten auch viele Anwälte von den Kreisgerichten zu den Landgerichten gehen. Damals ist die Presse nicht so in Bewegung gesetzt worden, ist nicht so lamentiert worden, weil damals noch genug Platz für Anwälte war. Das ist jetzt anders. Die Novelle wird uns etwas Schaden bringen durch Aufhebung des Anwaltszwanges bei Objekten von 300 bis 800 Mark. Aber das ist die Hauptfrage nicht. Unsere Lage ist schon schlecht genug; sie kann eben keine Verschlechterung mehr vertragen. Auch darum halten wir es nicht für richtig, wenn wir dem Entwurf ganz ablehnend gegenüberstehen, weil sicher anzunehmen ist, daß der Reichstag den Entwurf mit Abänderungen zum Gesetz werden läßt.

(Widerspruch.)

Wir halten es für viel richtiger, daß wir jetzt an die Regierung herantreten, auf die Notlage unseres Standes hinweisen und dahin zu wirken suchen, daß wir Kompensationen dafür bekommen, daß wir jetzt noch mehr ausgeben müssen.

Dann ist die Karenzzeit für den Anwaltsstand einzuführen; sonst erleben Sie es, daß viele Advokaten sich auf die Amtsgerichte stützen,

(aha!)

und die älteren Landgerichtsanwälte nachher zu spät kommen, die aus Amtsgerichten übergehen wollen.

Wir meinen ferner, daß mit dem Konsulentenstand gründlich aufgeräumt werden muß. Wenn die Amtsgerichte einmal erweitert werden, werden sich an allen Gerichten Anwälte niederlassen, und es wird nicht mehr nötig sein, Rechtskonsultanten zuzulassen. Die Lage unseres Anwaltsstandes ist keine rauhe; aber wir glauben, daß man richtiger handelt, wenn man jetzt den Moment benutzt, und wenn der Anwaltsstand dafür sorgt, daß uns die Erleichterungen gebracht werden, die wir verlangen können. Die Begründung zur Novelle spricht sich dahin aus, daß ein sicherer und festgestellter Anwaltsstand selbstverständlich vorhanden sein muß; die Mittel aber, wie er geschaffen werden soll, gibt sie nicht an. Ich glaube, die Antwort darauf werden wir nach zu erörtern haben.

(Beifall und lebhaftes Zischen.)

Vorsitzender: Meine Herren, es ist saeben folgende Depesche eingegangen:

Die Rechtsanwälte des Amtsgerichts Gubrau wünschen besten Erfolg in der Bekämpfung des Regierungsentwurfs.

(Stürmischer Beifall und große Weiterkeit.)

Meine Herren, es sind jetzt noch einige ausreichend unterstützte Anträge zu diesem Gegenstand der Tagesordnung eingegangen.

Zunächst ein Antrag des Herrn Kollegen Fürst aus Karlsruhe zu § 509 RPD:

Nach Absatz 1 des Entwurfs seien folgende Absätze einzufügen:

2. Diese Einvernahme ist jedoch nur bezüglich solcher Zeugen und Sachverständigen zulässig, welche dem Gegner in einem mindestens eine Woche vor dem Termin gestellten Schriftsatz, und, falls sie gegenbeweislich gegen solche vernommen werden sollen, in einem mindestens 3 Tage vor dem Termin gestellten Schriftsatz benannt sind.
3. Den Parteien und ihren Vertretern steht das Recht zu, Zeugen und Sachverständige gemäß § 377 ff. RPD, insbesondere mit der Wirkung der §§ 380 ff. direkt zu laden.

Ein zweiter Antrag desselben Herrn bezieht sich auf § 48 RPD:

Zu Absatz 1:

1. Satz 4 sei folgender Zusatz zu machen:
ferner von solchen Terminen, bezüglich deren die Parteien eine Woche vorher dem Gerichte übereinstimmend die Anzeige machen, daß die Sache in ihnen nicht verhandelt werden soll, und endlich von solchen Terminen, deren Verlegung oder Vertagung infolge einer dringenden Verhinderung eines Beteiligten erfolgt. Die Nichtberechnung dieses Termins erfolgt nur auf Antrag des Verhindernden; der Grund der Verhinderung ist glaubhaft zu machen; gegen die Ablehnung des Antrags steht dem Antragsteller die sofortige Beschwerde zu; wird dem Antrage stattgegeben, so hat der Gegner kein Rechtsmittel.

2. Als Absatz 2 einzufügen:

Die Bestimmung des Absatzes 1. Satz 1 findet keine Anwendung in solchen Sachen, in denen überhaupt in keinem Termin kontradiktorisch verhandelt wird.

3. Als Schlußabsatz zuzufügen:

Ein Regreß auf einen der beiderseitigen Rechtsanwälte wegen Entlafes der besonderen Gebühren ist ausgeschlossen;

(Heiterkeit)

diese faßten nur, wenn ihnen die Gebühr direkt auf Grund des § 102 auferlegt ist.

Es ist ferner noch ein Antrag eingegangen von Herrn Dr. Mayer-Brantenthal, ein Antrag, der nach meiner Auffassung nicht unter die Tagesordnung fällt; ich will ihn Ihnen mitteilen, glaube aber nicht, daß er zur Debatte gestellt werden kann. Er lautet:

Der Deutsche Anwaltsrat erhebt entschiedenen Widerspruch gegen den in der bayerischen Kammer der Abgeordneten am 22. November 1907 angenommenen Antrag: die bayerische Regierung

möge im Bundesrat auf Beseitigung des Anwaltszwanges im landgerichtlichen Verfahren hinwirken.

Es kommt dann eine längere Begründung. Ich bin einstweilen der Meinung, daß darüber nicht verhandelt wird, sondern nur über die zur Novelle selbst gestellten Anträge.

(Sehr richtig!)

Wir fahren nunmehr in der Debatte fort.

Justizrat Stroß-Ebling: Meine geehrten Herren, ich bin der Überzeugung, daß es für uns heute auf dreierlei ankommt: erstens darauf, daß wir uns darüber einig werden: dieser Gesetzentwurf bringt eine Verbesserung des Prozeßrechts nicht, sondern im Gegenteil eine erhebliche Verschlechterung, —

(bravos!)

zweitens darüber, daß dieser Entwurf, ohne eine Verbesserung des Prozeßrechtes herbeizuführen, an unseren vitalsten Interessen rührt, und drittens, daß er nicht geeignet sein darf, einen Zweifelspalt in die deutsche Rechtsanwaltschaft hineinzutragen.

(Lebhafter Beifall.)

Meine Herren, der ganze Entwurf, soweit er als Reformentwurf in Betracht kommt, scheint mir lebhaft aus zweier Bestimmungen willen gemacht zu sein: die eine ist die, durch welche die Kompetenz der Amtsgerichte auf 800 Mark erhöht wird; die andere ist die, durch welche die Berufung bei Objekten von 50 Mark und weniger ausgeschlossen wird. Beiden Bestimmungen liegt meiner Überzeugung nach — ich spreche das nicht nur als Vermutung aus — ein Motiv zugrunde, das fiskalische.

(Sehr richtig!)

Nur hieraus läßt sich erklären, daß man ein so wenig begründetes Stückwerk mit solcher Eile fertig zu machen sucht.

(Widerspruch.)

Meine Herren, ich bin entschieden der Meinung, daß reformiert werden muß, und bin auch der Ansicht, daß die Kompetenz der Amtsgerichte erweitert werden kann; aber man soll das doch nicht in der Weise machen, daß man noch Art eines Mehrgemeisters zum großen Messer greift und von der Landgerichtscompetenz wie von einer großen Wurst ein Ende abschneidet.

(Große Heiterkeit und lebhafter Beifall.)

Meine Herren, daß gerade bei einer Tätigkeit wie der richterlichen, bei der es nicht nur auf Wissen und Können, sondern fortgesetzt auf Erkennen ankommt, das Zusammenwirken von mehreren eine weit höhere Garantie dafür bietet, daß das Richtige gefunden wird, als die Tätigkeit eines einzelnen, darüber kann meiner Auffassung nach bei logisch denkenden Männern eigentlich kein Zweifel obwalten.

(Zustimmung und Widerspruch.)

Meines Erachtens ist die vollkommenste Rechtspflege gerade die, welche schon für die erste Instanz die

größtmöglichen Rautelen dafür schafft, daß das Richtige gefunden wird,

(sehr richtig!)

Indaß der Anwalt der unterlegenen Partei sagen muß: gegen dieses Urteil ist die Berufung ausgeschlossen.

(Bravo!)

Meine Herren, wir haben es wohl schon erfahren, wie schwer es bisweilen fällt, eine Partei, die sich durch ein offensichtlich unrichtiges Urteil in ihrem Rechte verkehrt sieht, zur Anrufung der höheren Instanz zu bewegen, ja, wie alles Bemühen bisweilen vergeblich ist, nicht allein deshalb, weil die Partei die höheren Kosten fürchtet, sondern weil ihr Vertrauen zu den Gerichten überhaupt durch diese Rechtsverleugung aufs tiefste erschüttert ist. Darum müssen wir uns mit aller Entschiedenheit dem entgegenstellen, daß die Rechtsprechung in der ersten Instanz verschleiert wird um des fiskalischen Interesses willen.

In der Ausgliederung der Berufung bei den niederen Werten, meine Herren, erblide ich — ich gestehe es unumwunden — eine Härte gegen die ärmeren Klassen des Volkes, gegen den kleinen Mann, den man doch immer besonders berücksichtigen zu müssen meint. Wenn mir hier auf unser Interesse sehen wollten, könnten wir dieser Maßnahme nur unsere volle Zustimmung geben;

(bravo!)

denn für den Kollegen beim Amtsgericht wird dadurch nichts geändert, und der Anwalt beim Obergericht wird dadurch nur von einer mühseligen, zeitraubenden Kleinarbeit befreit,

(sehr gut!)

für die er eine Entschädigung bezieht, die hinter den Sätzen der Tagelohnarbeiter noch zurücksteht.

(Sehr richtig!)

Gerade weil wir unser Sonderinteresse dem Interesse der Allgemeinheit — das ist wohlverstanden nicht der Fiskus —

(Heiterkeit)

unterordnen, müssen wir, auch wenn unsere Gebührensätze in den unteren Wertstufen nicht erhöht werden, doch aus Gerechtigkeitssinn gegen den kleinen Mann, dem an dem Betrage von 50 Mark viel mehr liegen kann als dem begüterten an einer viel größeren Summe, diese Änderung mit Entschiedenheit bekämpfen. Wir müssen dies um so mehr, als dem Betroffenen der Weg verschlossen ist, von dem Richter Schadenersatz zu fordern, wenn dieser ihn aus noch so grober Gefeszenkenntnis, aus noch so grober Fahrlässigkeit geschädigt hat.

(Bravo!)

Denn der Richter ist den Parteien nur für solche Pflichtverletzungen verantwortlich, die ihn gerichtlich strafbar machen. Gerade bei dieser Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches muß die Verlegung der Berufung als eine Ungerechtigkeit gegen die ärmeren Klassen des Volkes empfunden werden.

Meine Herren, der Entwurf, habe ich gesagt, rührt an unseren vitalen Interessen, ohne eine Verbesserung

des Prozeßrechtes zu bringen. Als in den siebziger Jahren die Justizgelehrte eingeführt wurden, als dem Rechtsanwaltsstand die große Last der Armenprozesse aufgebürdet wurde, da sagte man: ihr habt ja als Äquivalent dafür den Anwaltszwang und die hohen Gebührensätze. Man hatte doch ein gewisses Empfinden dafür, daß dem Rechtsanwalt etwas als Äquivalent geboten werden mußte. Heute scheint dieses Empfinden vollständig abhanden gekommen zu sein.

(Sehr richtig!)

Meine Herren, seit dem Inkrafttreten der Justizgelehrte ist bei jeder Gelegenheit alles geschehen, um die als Kompensation und gewährten Institutionen und zum Teil zu entziehen; es ist mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit gegen unseren Stand vorgegangen. Ich erinnere nur daran, daß man vor gar nicht langer Zeit den Klagen des Publikums über die Höhe der Prozeßkosten einfach dadurch abzuwehren verfuhr, daß man die Anwaltsgebühren erheblich herabsetzte, an der Gerichtskosten dagegen absolut nicht rührte; die sollten um keinen Deut verringert werden. Glücklicherweise ist jener Entwurf damals zum Scheitern gekommen. Man hat uns ferner von jeder Tätigkeit bei den Gewerbegerichten ausgeschlossen; man hat uns von jeder Tätigkeit bei den Kaufmannsgerichten ausgeschlossen; man hat den Prozeßagenten gegen uns losgelassen, und jetzt will man ganz unbestimmt um uns den Anwaltszwang zu einem erheblichen Teile beseitigen. Meine Herren, trotz aller Ungunst von dieser und jener Seite, muß ich doch sagen, sieht unter Anwaltsstand wie vielleicht kein anderer Stand mit der Volksschicht in einer engen Fühlung, und es will mir doch sehr zweifelhaft erscheinen, ob man gut tut für die Allgemeinheit und die Rechtspflege, einen solchen Stand bei all und jeder Gelegenheit zurückzusetzen und unbillig zu behandeln.

Vorsitzender: Die 10 Minuten sind um.

(Hedner verläßt die Tribüne unter lebhaftem Beifall der Versammlung.)

Meine Herren, es hat sich sodann zur Geschäftsordnung Herr Kollege Mainzger aus Stuttgart gemeldet. Ich will bemerken, daß sich die 10 Minuten nicht auf die Reden zur Geschäftsordnung beziehen; ich erwarte, daß dafür 3 Minuten ausreichen.

Rechtsanwalt Mainzger-Stuttgart: Meine Herren Kollegen, es ist heute mit Recht darauf hingewiesen worden, daß wir im Reichstag einen Appell finden sollten. Ich habe mich nun hier eines Auftrages zu entledigen, indem ich erkläre, daß ein bei einem Amtsgericht zugelassener Kollege, der Reichstagsabgeordneter Rath, mich ermächtigt hat, zu erklären, daß er ein energischer Gegner der Regierungsvorlage ist.

(Beifälliger Beifall.)

Er ist Mitglied der wirtschaftlichen Vereinigung; er ist Abgeordneter eines durchweg ländlichen Kreises. Ich hoffe, daß, wenn ein Mann aus diesem Milieu seine Erfahrungen in dieser Weise ausdrückt, seine Stimme nicht überhört werden kann.

Vorsitzender: Das gehört aber sicher nicht zur Geschäftsvorbereitung.

(Große Heiterkeit.)

Auf die Weise könnte sich ja jeder das Wort verschaffen.

(Erneute Heiterkeit.)

(Redner verläßt die Tribüne unter dem Beifall der Versammlung.)

Zustizrat **Koska**-Berlin: Meine Herren, die Zivilprozeßordnung haben wir seinerzeit bekommen aus dem Westen; jetzt, wo es sich um eine Reform handelt, wenden sich die Blide nicht nach dem Westen, sondern nach dem Osten: man will nach dem Muster der österreichischen Zivilprozeßordnung unsere deutsche Zivilprozeßordnung revidieren. Meine Herren, aus dem Westen haben wir immer den Fortschritt bekommen, aus dem Osten stets die Reaktion.

(Bravo!)

Wenn wir nach dem Vorbilde der österreichischen Zivilprozeßordnung reformieren würden, so würde das auch eine Reaktion sein.

(Sehr richtig!)

Meine Herren, ich kann in das begeisterte Lob, das vorhin der österreichischen Zivilprozeßordnung gespendet wurde, nicht einstimmen, obwohl ich nicht verkenne, daß es eine ganze Reihe von Bestimmungen gibt, die auch uns zum Muster dienen könnten. Im allgemeinen muß ich es entschieden als einen Mißgriff bezeichnen, wenn man in dieser Beziehung immer nach Österreich hinblickt.

Auf ein österreichisches Gesetzeswerk möchte ich aber doch Ihre Blicke lenken, auf die sogenannte Jurisdiktionsnorm; das ist das, was bei uns das Gerichtsverfassungsgesetz genannt wird. Diese Jurisdiktionsnorm, welche auch die Zuständigkeit zwischen den einzelnen Gerichten, den Bezirksamtsgerichten und den Gerichtshöfen erster Instanz — unseren Landgerichten — regelt und abgrenzt, stellt die Zuständigkeit der Bezirksamtsgerichte nach oben hin bis auf 500 Gulden fest. Meine Herren, was war damals für eine so enorm hohe Grenze maßgebend? Die Motive zur Jurisdiktionsnorm sagen: an sich ist nach dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Meinung darüber kein Zweifel, daß das Verfahren vor den Kollegialgerichten den erheblichen Vorzug vor dem Verfahren vor den Einzelgerichten hat, und wenn trotzdem dem Einzelrichter eine Reihe von Sachen überwiesen werden müssen, so können hierfür keine anderen Gründe maßgebend sein als solche der Justizverwaltung. Und mit vollkommener Offenheit sagt nun Klein in diesen Motiven: wenn wir die Grenze bis auf 1000 Gulden vorschlagen, so tun wir es bloß deshalb, weil wir keine Mittel dafür haben, um so viel Richter anzustellen,

(Hört! hört!)

und zweitens tun wir es, weil wir auch nicht glauben, daß wir so viel Richter für die höheren Instanzen finden können. Das sind die Gründe, die damals Klein für die Begründung einer so hohen Zu-

ständigkeitsgrenze angeführt hat. Meine Herren, was freut uns daran? Die Aufrichtigkeit, mit welcher dies gesagt wird.

(Stürmischer Beifall.)

Warum freut es uns? Es freut uns nur mit einem Auge, mit dem andern Auge schmerzt es uns, weil wir die gleiche Aufrichtigkeit bei unserer deutschen Reichsregierung nicht gefunden haben.

(Bravo!)

Wenn sie eine Willenserklärung dahin abgegeben hat: ich beabsichtige, den Amtsgerichtsprozeß zu reformieren, und um die Wohltaten dieses reformierten Amtsgerichtsprozesses einem recht großen Teil der Bevölkerung zukommen zu lassen, darum schiebe ich die Grenze der Zuständigkeit bis auf 800 Mark hinauf, — so sage ich: was die Regierung will, ist etwas anderes: sie will die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit nicht weiter. Wenn sie daneben eine Reform des amtsgerichtlichen Zivilprozesses vorgeschlagen hat, so ist das nichts weiter als ein Mantel, den sie diesem ihrem Willen umgehängt hat, der aber faßbarm ist, und durch dessen Rücken die finanziellen Blößen des Ganzen hindurchscheinen.

(Stürmischer Beifall.)

Meine Herren, das behauptet ich nicht nur, sondern das kann bewiesen werden, und das ist schon bewiesen worden durch die geistvollen Ausführungen des Referenten Sachenburg. Denn Sachenburg hat ausgeführt — und darum brauche ich es nicht zu wiederholen —, daß das, was uns hier als Reform des Amtsgerichtsprozesses vorgegeben ist, in der Tat gar nichts mit der Struktur des amtsgerichtlichen Verfahrens an sich zu tun hat,

(Sehr richtig!)

sondern daß man alle diese Maßnahmen ebenso gut auch auf den Landgerichtsprozeß hätte übertragen können, und daß man es nur deshalb nicht tut, um eben einen Unterschied zwischen Landgericht und Amtsgericht zu begründen und auf diese Weise die erhöhte Zuständigkeit zu gewinnen. Alles das konnte für das Landgerichtsverfahren auch vorgeschlagen werden, und darum, meine ich, ist es ganz klar, was die Regierung damit gewollt hat: eine angebliche Reform des Amtsgerichtsverfahrens zum Zwecke der Erhöhung der Zuständigkeit.

Es ist ja auch klar, daß die Regierung sich den Anschein geben mußte, als ob sie eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens beabsichtige; denn von maßgebender Seite ist sehr energisch darauf hingewiesen worden, daß das notwendig ist. Meine Herren, es ist ja bekannt, daß unserem gegenwärtigen Gerichtsverfassungsgesetz der Vorwurf gemacht worden ist, es sei ein plutokratisches System insofern, als man das vermeintlich bessere Verfahren nur für die größeren Objekte, und das schlechtere für die geringeren eingeführt hat. Es ist als plutokratisch gegeißelt worden von keinem Geringeren als dem Oberlandesgerichtspräsidenten Bierhaus. Bierhaus hat aber weiter gesagt: wenn man die Grenze nach oben noch erhöhen

würde für die Amtsgerichte, so würde selbstverständlich dieser pluriotatische Zug des gegenwärtigen Gerichtsverfassungsgesetzes noch bedeutend verstärkt werden, und das darf nicht sein. Aber Bierhaus hat dann fortgefahren: etwas ganz anderes ist es, ob nicht eine Reform des amtsgerichtlichen Prozesses eintreten könnte, und ob wir, wenn wir ein vernünftiges amtsgerichtliches Verfahren haben, nicht auch in die Erwägung eintreten könnten, ob wir einem so verbesserten amtsgerichtlichen Verfahren noch mehr Prozesse zuweisen können als gegenwärtig. Er verlangt bringen eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens. Aber was hier vorgeschlagen ist, ist nicht eine solche Reform.

Worauf muß sich eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens beziehen? Das dürfte klar sein. Sie müßte davon ausgehen, daß es innere Unterschiede zwischen dem amtsgerichtlichen Verfahren und dem Anwaltsprozeß gibt, innere Unterschiede, die darin liegen, daß beim Amtsgericht die Parteien nicht durch Anwälte vertreten zu sein brauchen, und die insolge dessen herbeiführen, daß alle Parteien, die in der Zivilprozeßordnung für eine gründliche Vorbereitung der mündlichen Verhandlungen durch die Schriftsätze geschaffen worden sind, beim Amtsgerichtsverfahren fehlen, und daß insolge dessen bei verwinkelten Sachen — je höher wir das Objekt schrauben, desto mehr verwinkelte Sachen wird es auch beim Amtsgericht geben —, wenn die Parteien sich nicht durch Anwälte vertreten lassen, eine Feststellung des tatsächlichen Materials nach Möglichkeit unserer gegenwärtigen Zivilprozeßordnung nicht möglich ist, weil des Amtsgerichtsverfahren lediglich als ein Appendix des Anwaltsprozesses behandelt ist und da eine flüchtigere Behandlung erfahren hat, worauf Bierhaus mit vollem Recht hingewiesen hat. Meine Herren, darum muß eine wirkliche Reform des Amtsgerichtsverfahrens dahin streben, daß das tatsächliche Material in verwinkelten Sachen auch eine genügende Feststellung finden kann. Da müssen Sicherungsmittel gefunden werden, und die lassen sich finden. Es ist merkwürdig: auch der Entwurf weist fortwährend nach der österreichischen Zivilprozeßordnung hin, aber die Beispiele, die er anführt, sind immer nur solche Bestimmungen, die dort nicht bloß für das amtsgerichtliche Verfahren, sondern auch für das Verfahren vor den Gerichtshöfen erster Instanz gegeben worden sind. Dagegen ist mit keinem Worte davon gesprochen worden, wie in Österreich das Verfahren vor den Einzelgerichten geordnet worden ist; ob das zum Muster genommen werden könnte, davon steht nichts da, und es scheint noch nicht einmal, daß die Reichsregierung einen Vertreter nach Österreich geschickt hat, der sich darüber informieren konnte, wie es unser Kollege hier gemacht hat.

Vorsitzender: Ich muß den Herrn Redner bitten, nun seine Ausführungen zu schließen. Ich kann keinen Unterschied machen, so interessant die Ausführungen auch sind.

(Rufe: Weiterreden! Schluß!)

— Meine Herren, wenn wir einmal eine Geschäftsverteilung haben, muß auch danach gehandelt werden;

denn die anderen Herren könnten sich beklagen, wenn ihnen das Wort entzogen wird.

(Redner verläßt unter lebhaftem Beifall der Versammlung die Tribüne.)

Geheimer Justizrat Dr. **Krause**-Berlin: Meine Herren, wenn hier eine Kompensation zulässig wäre, würde ich dasjenige, was bei meiner Rede an 10 Minuten fehlt, gern einem der Herren zedieren. Das wird aber nicht zulässig sein.

Ich habe im wesentlichen nur zwei Bemerkungen zu machen; die eine ist die. Der eine Kollege, der aus einem anderen Standpunkt steht als unsere beiden Referenten, hat einen sehr wertvollen Satz ausgesprochen, den ich festnageln möchte: „Darüber wird kein Zweifel sein, daß die Rechtspflege und Rechtsprechung durch ein Kollegialgericht besser ist als durch den Einzelrichter“.

(Sehr richtig!)

Mit diesem Satz hat er seine ganze Position aufgegeben.

(Sehr richtig!)

Denn unser deutsches Volk ist wert, die beste Rechtsprechung zu bekommen, die nur denkbar ist,

(sehr richtig!)

und deshalb muß man dahin wirken, daß es die beste Rechtsprechung bekommt, sie mag Geld kosten, so viel sie will.

(Bravo!)

Er hat auch die Finanzen des Reiches und Preußens und anderer Staaten herangezogen. Es gibt keine bessere und produktivere Ausgabe als die für eine gute Rechtspflege.

(Bravo!)

Meine Herren, ich möchte an dieser Stelle sprechen: ich würde es für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes halten, diese Kosten für die Rechtspflege in einem noch höheren Maße in dem Sinne aufzubringen, daß wir Richter besser gestellt werden. Die haben auch die pekuniären Mittel, die sie haben müßten, um an der vollen Höhe ihres Amtes zu stehen und zu wohnen.

(Sehr richtig!)

Das ist die einzige Bemerkung, die ich zu dem Entwurf zu machen habe. Meine zweite Bemerkung ist von allgemeinerer Bedeutung; es ist bereits darauf hingewiesen, ich glaube aber, daß es vor der versammelten Anwaltschaft noch einmal scharf ausgesprochen werden muß. Das ist das Verhältnis zwischen der Reichsregierung und der Anwaltschaft. Meine Herren, ein solcher Entwurf, wie er hier ausgearbeitet worden ist, und wie er zuerst in einem geheim zu haltenden Entwurf den Vorständen der Anwaltskammern bekannt gegeben worden ist, dürfte unter keinen Umständen ausgearbeitet werden, ohne daß die deutsche Anwaltschaft ausgezogen wurde.

(Stürmischer Beifall.)

Meine Herren, es entzieht sich meiner Kenntnis, inwieweit die Richter gefragt worden sind; ob man bloß die Verwaltungsbeamten gefragt hat, die Präsidenten der

Oberlandesgerichte, vielleicht auch der anderen Gerichte, oder ob man auch ganz besonders erfahrene Richter gefragt hat, das weiß ich nicht. Aber wenn man sie nicht gefragt hat, so würde zu dem Unrecht gegenüber der Anwaltschaft ein zweites Unrecht hinzutreten. Wenn man sie gefragt hat, ist es verfehlt, das eine wesentliche Element der Rechtspflege zu fragen, das andere nicht. Deshalb sage ich: es ist ein großer Fehler gewesen, und wir müssen für die Zukunft wünschen, daß die Gesetze nicht nur nicht bürokratisch gehandhabt werden, sondern auch nicht bürokratisch allein vorbereitet werden. Meine Herren, das deutsche Volk ist auf einer Kulturböhe, daß es nicht mehr möglich ist, vom grünen Tisch derartige Gesetze zu machen, sondern es müssen die lebendig mitwirkenden Elemente im Volke herangezogen werden; das ist die Aufgabe einer weisen und vorausschauenden Regierung.

(Stürmischer Beifall.)

Meine Herren, eine letzte Bemerkung. Ich erachte es für meine Person — ich glaube, das werden viele Kollegen mit mir empfinden — als eine Nichtachtung der Rechtsanwaltschaft, daß das Reichsjustizamt heute keinen Vertreter hierher entsandt hat.

(Vangenhaltender und mehrfach wiederholter stürmischer Beifall.)

Wenn der Herr Staatssekretär selbst verhindert ist, so konnte er einen Vertreter schicken, gerade so wie es das Königlich Sächsische Justizministerium getan hat.

(Bravo!)

Meine Herren, daß das Königlich Sächsische Justizministerium einen Vertreter hierher geschickt hat, und daß, was ich noch besonders betonen möchte, der höchste Richter des Reiches es sich nicht hat nehmen lassen, heute zu unserer Verhandlung zu erscheinen,

(Stürmischer Beifall.)

das wird die Anwaltschaft nicht vergessen. Wir betrachten die Anwesenheit dieser Herren nicht als eine Eitelkeitsfrage, nicht als ein Ornament für uns, sondern wir sehen, daß von diesen Stellen wenigstens der Anwaltschaft die Achtung entgegengebracht wird, auf die sie einen Anspruch hat.

(Anhaltender stürmischer Beifall.)

Meine Herren, zum Schluß eine kurze Bemerkung. Ich möchte mir eine Bitte und einen Wunsch erlauben. Wir haben bereits eine Reihe von Anträgen, die sich an einzelne Bestimmungen des Entwurfes anlehnen, und die mir im Verhältnis zu der ganzen Frage — die Herren Antragsteller mögen es mir nicht übel nehmen — sehr kleinlich erscheinen.

(Bravo!)

Ich weiß, daß weitere solche Anträge noch in Vorbereitung sind; es ist mir gesagt worden. Ich möchte dringend bitten, daß wir heute nicht fragen, ob die Herren Referenten in jedem einzelnen Punkte das vorschlagen, was dem oder jenem gefällt, sondern daß wir Entsagung üben, und daß wir allein diese Anträge zur Grundlage unserer Abstimmung machen.

(Stürmischer Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren; ich werde jetzt eine Pause eintreten lassen.

(Rufe: Abstimmen!)

— Meine Herren, ich muß die dringende Bitte an Sie richten, daß wir weiter verhandeln; wollen Sie sämtlichen anderen Herren das Wort abschneiden?

(Rufe: Ja! Rein! Schluß!)

Meine Herren, ich mache eine Pause bis 1/3 Uhr.

(Pause.)

Ich eröffne die Verhandlung wieder und gebe zunächst Herrn Kollegen Elze das Wort für eine Mitteilung, die sich nicht auf unsere gegenwärtigen Verhandlungen bezieht.

Justizrat Elze-Halle a. S.: Meine verehrten Herren Kollegen, es wird Sie gewiß freuen, wenn ich Ihnen mitteile, daß vor einigen Tagen bei mir vom Aufsichtsammt für Privatversicherung die Genehmigung unserer Penfions-, Witwen- und Waisenkasse eingetroffen ist.

(Bravo!)

An und liegt es nun, die Sache dadurch in Wirklichkeit zu setzen, daß die Herren Kollegen sich möglichst schnell anmelden, damit die 700 Mitglieder zusammenkommen, und daß die Kasse und dann die 500 000 Mark überweisen kann. Also, meine Herren, beileben Sie sich, damit wir im alten Jahr damit fertig werden und mit dem Jahre 1908 die Kasse eröffnen können!

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Meine Herren, denjenigen Herren in dieser Versammlung, die nicht Mitglieder des Anwaltsvereins sind, sich aber schon gemeldet haben, teile ich mit, daß die Mitgliedsarten für sie sich am Eingang beim Sekretär des Vereins befinden.

Es sind noch folgende Anträge eingegangen. Zunächst ein Antrag dahingehend:

Wir beantragen für den Fall der Annahme des Antrags der Referenten zu I in die Nummer I hinter das fünftelte Wort einzuschalten:

und der in entsprechender Änderung der Rechtsanwaltsordnung eine Simultanzulassung der bei einem Amtsgerichte zugelassenen Anwälte auch bei dem übergeordneten Landgericht vorsteht.

(Bravo!)

Ich habe die Herren gefragt, ob sie nicht, wenn sich eine Majorität für das Ganze finden läßt, damit einverstanden wären, auch für Nr. I zu stimmen — dann könnte dieser Vorstoß ohne weiteres mit aufgenommen werden —, habe aber eine zustimmende Antwort bis jetzt noch nicht erhalten. Der Antrag ist von Herrn Kollegen Schütt in Neumünster mit 15 Unterschriften gestellt.

Dann ist zur Geschäftsordnung ein Antrag dahin eingegangen:

Die Unterzeichneten beantragen nach den vorzüglichen, alles umfassenden Ausführungen der

Herrn Kollegen Hachenburg, Hinrichsen, Kassa und Krause erstens Schluß der Debatte, (bravo!)

zweitens, den Antrag Hachenburg zur Abstimmung zu bringen, über alle anderen Anträge zur Tagesordnung überzugehen.

(Lebhafter und anhaltender Beifall.)

Die Rednerliste enthält noch die Namen: Hamburger-Richterleben, Hofe-Harburg, Dr. Goldfeld-Hamburg, Schachtel-Nichtenberg (Berlin), Bartels-Saargemünd, Dr. Scherer-Weipzig, Kraemer-Potsdam, Dr. Regula-Harburg, Dr. Mayer-Frankenthal, Wallach-Essen, Dr. Krimke-Verden, Dr. Wildhagen-Weipzig, Dr. Scherer-Mainz, Suchsland-Halle, Kleinrath-Hannover, Dr. Bujakowsky-Breslau, Schulz-Hamm, Dr. Vittmann-Breslau, Saul-Duisburg, Dr. Fichtentheim-Königsberg, Dr. Spahr-Gießen, Kuerbach-Berlin, Dr. Weiershöfer-Kürnberg, Höfner-Dresden. Meine Herren, ich stelle also den auf Schluß der Debatte gestellten Antrag zur Abstimmung.

Rechtsanwalt Hofe-Harburg (zur Geschäftsordnung): Ich möchte bitten, doch nach einen von den Herren, die gegen die Anträge der Referenten sprechen wollen, zu hören.

(Widerpruch und Zustimmung.)

Bisher ist nur Herr Kollege Schulze aus Delitzsch zu Worte gekommen, während von der anderen Seite 5, 6 oder 7 Redner gesprochen haben.

(Sehr richtig!)

Ich glaube deswegen, daß man einen Redner doch noch hören sollte.

Vorsitzender: Ich kann über den Schlußantrag doch nicht hinwegkommen.

(Bei der Abstimmung über den Schlußantrag in Probe und Gegenprobe bleibt das Bureau über die Mehrheit zweifelhaft; die Debatte geht demnach weiter.)

Rechtsanwalt Hofe-Harburg: Meine Herren, nachdem die Regierung aus dem ersten vorgelegten Gesetzentwurf meines Erachtens die hauptsächlichsten Mängel — um mich so auszudrücken — ausgebracht hat, kann ich meinen Standpunkt nur dahin präzisieren, daß ich dem Entwurf noch freundlicher gegenüberstehe als früher, und daß ich meine, daß auch die Allgemeinheit ein ganz erhebliches Interesse daran hat, daß dieser Entwurf im wesentlichen Gesetz wird, insbesondere die Bestimmungen, die die Abklärung der Beweisaufnahme ermöglichen, und die Kompetenzvergrößerung. Daß einzelne Bestimmungen in dem Entwurf sind, die Verbesserungsbedürftig oder unannehmbar sind, verkenne ich nicht; ich zähle dazu insbesondere den § 48 WRG. und den § 76 RRG, die Pauschalierung der Kopialien in der in diesem Punkte gewöhnlichen Weise. Aber abgesehen davon, wundere ich mich eigentlich, daß der Gesetzentwurf in der Allgemeinheit unter dem rechtlichen Publikum aufsehend nicht mit größerer Freude begrüßt ist, als das geschehen ist.

(Seitertell.)

Ich finde das um so merkwürdiger, als — Herr Kollege Hachenburg hat ja schon darauf hingewiesen — im Jahre 1904 der Reichstag bereits eine Resolution gefaßt hat, die gerade, allerdings neben einer Änderung der Zivilprozeßordnung, insbesondere die Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens und zwar im Sinne der Beschleunigung, Vereinfachung und Vereinfachung gefordert hat.

Meine Herren, die Gründe aber, die insbesondere für die Hauptbestimmung, um die jetzt eigentlich der Streit hauptsächlich tobt, für die Kompetenzvergrößerung, sprechen, sind meines Erachtens so zwingend, daß man sich ihnen gar nicht verschließen kann.

Zunächst spricht die geschichtliche Entwicklung dafür. Schon bei Beratung des Gerichtskostengesetzes 1879 oder 1878 wurde bekanntlich von Passerott ein Antrag gestellt, die Kompetenz der Amtsgerichte — bei dem damals viel höheren Gelde — auf 500 Mark zu erhöhen. Dieser Antrag ist damals von Miquel, Bindhars und verschiedenen anderen bedeutenden Parlamentariern sowohl im Plenum wie in der Kommission unterstützt worden. Er ist schließlich nicht deshalb gefallen, weil man prinzipieller Gegner einer höheren Summe gewesen wäre, sondern deshalb, weil die ganze Justizorganisation damals noch etwas völlig Neues war, und man erst abwarten wollte, wie sich die Sache entwickeln würde. Das können Sie alles in den damaligen Verhandlungen nachlesen.

Nun aber hat sich meines Erachtens — auch da wird sich ein Widerpruch nicht erheben — in der Zwischengeit der Einzelrichter durchaus bewährt. Es sind ihm derartig verantwortungsvolle und schwierige Aufgaben übertragen, die er zur Zufriedenheit der Gesamtheit gelöst hat, daß man daraus ohne weiteres, glaube ich, den Schluß ziehen darf, daß er auch in Zivilprozessen bis zu 800 oder 1200 Mark seine Schuldigkeit tun wird.

(Sehr wahr! — Widerpruch.)

Ich brauche nur darauf hinzuweisen, welche wichtigen Gebiete das sind. Das sind: die Zwangsvollstreckungen in das unbewegliche Vermögen, das Konkursverfahren einschließlich des Beschlusses über die Einleitung des Verfahrens, die Fürsorgeerziehung, die Erziehungsfreiheiten, das gesamte Grundbuchwesen, das gesamte Vormundschaftswesen, die Handelsregisterachen: alles Sachen, in denen es sich um enorme Summen, unter Umständen um Millionenobjekte handelt — — —

(Große Unruhe.)

Vorsitzender: Ich bitte, den Herrn Redner nicht zu unterbrechen.

Rechtsanwalt Hofe-Harburg: — und teilweise um Eingriffe in das interne, das Familienleben des einzelnen, die viel wichtiger sind als die Abklärung eines Prozesses über 800 oder 1200 Mark. Und da kann auch nicht darauf hingewiesen werden, daß der Instanzenzug auf diesen Gebieten ein längerer sei als im Zivilprozeß, daß die erstinstanzliche Entscheidung nachher fortgerichtet werden könne; denn wenn einmal ein Konkurs eröffnet gewesen, wenn ein Kind in Fürsorgeerziehung gebracht ist, dann ist der Schade

für die Persönlichkeit eingetreten und kann durch den Inanspruchnahme nicht wieder weggeschafft werden.

Erfürchtete Bedenken gegen die Befassung dieser wichtigen Gebiete beim Einzelrichter sind aber meines Erachtens nicht erhoben worden, und es würde daher auch im Interesse einer gewissen Ausgleichung der ganzen Organisation sein und zur Erhöhung des Ansehens des Richters und zur Stärkung seiner Berufsfreudigkeit dienen, wenn man ihm auch auf dem Gebiete des Zivilprozesses das Obium abnähme, daß er lediglich Kogate Richter sei.

Das kann man aber nach meinem Dafürhalten um so unbedenklicher, weil er auch auf dem Gebiete des Prozeßwesens sich durchaus bewährt hat. Das wird — besser als durch Verallgemeinerung vielleicht vorgenommener einzelner Mißgriffe — durch die Statistik bewiesen. Es sind in Preußen in den Jahren 1895 bis 1905 von amtsgerichtlichen Urteilen mit der Berufung angegriffen 24,5 Prozent, während von den landgerichtlichen Urteilen 42,5 Prozent angefochten sind. Das zeigt recht deutlich, daß meines Erachtens der Amtsrichter sich eines größeren Vertrauens beim rechtsuchenden Publikum erfreut als das Appellationsgericht.

(Heiterkeit und Widerspruch.)

Diese Anschauung, daß der Einzelrichter ein größeres Vertrauen im Publikum genießt, wird auch dadurch unterstützt, daß es ihm gelungen ist, 51,5 Prozent seiner Prozesse zum Vergleich zu bringen, während die Landgerichte es nur auf 2 Prozent gebracht haben.

(Bewegung und Widerspruch.)

— Lassen Sie mich doch aussprechen; ich kenne ja Ihre gegenteilige Ansicht. Es tut Ihnen ja nicht weh, wenn Sie mich hören. —

(Heiterkeit.)

Endlich aber hat sich auch der Einzelrichter als geschickter erwiesen in der schnellen Erledigung der Prozesse als die Landgerichte. Denn während beim Amtsgericht etwas über 57 Prozent aller Prozesse in 3 Monaten erledigt sind, hat beim Landgericht der Prozentsatz nur 24 und einige Bruchteile betragen. Es ist also auch richtig, daß tatsächlich durch die Kompetenzerhöhung für eine Reihe von Prozessen eine nicht unerhebliche Beschleunigung ihrer Erledigung eintritt.

Neben diesen Gründen aber — und das ist auch schon von einem der Herren Barredner gestreift — ist es auch deshalb dringend nötig, die Kompetenz zu erhöhen, weil es so mit der rapiden Vermehrung unseres Richterpersonals nicht weiter geht wie bisher, weil tatsächlich die Gefahr begründet ist, daß, wenn es ja weiter gehen sollte, sich nicht mehr die erforderliche Anzahl von Personen mit dem für den Richter nötigen Maß von Charakter, Wissen und Tüchtigkeit finden wird.

(Bewegung.)

Auch dies will ich mit einigen Zahlen belegen.

Am 1. Januar 1897 betrug die Anzahl der Richter im Deutschen Reich 7736, am 1. Januar 1905 betrug sie bereits 8814, und am 1. Januar 1907 9403.

(Zuruf: Das ist doch gar nichts!)

Vorsitzender: Ich bitte wiederholt, den Herrn Redner nicht zu unterbrechen.

Rechtsanwalt **Rose-Harburg:** Meine Herren, das macht für die letzten beiden Jahre eine Vermehrung um 595 Stellen oder 6,8 Prozent. Daß die Bevölkerung sich nicht in zwei Jahren um 6,8 Prozent in Deutschland vermehrt, sondern etwa um 3 Prozent, das wird Ihnen allen bekannt sein. Nimmt man die ganzen 10 Jahre, so würde die Zahl der Richter sich um 21,8 Prozent vermehrt haben; die Bevölkerungszunahme in dieser Zeit hat aber nur 15,6 Prozent betragen. Es hat also in diesen 10 Jahren eine Vermehrung der Richter um 6 Prozent mehr als die Zunahme der Bevölkerung stattgefunden.

(Große Unruhe. **Rose:** Schluß!)

— Meine Herren, ich bin gleich fertig; nur noch ein paar Worte. — Ich würde es auch geradezu für ein Zeichen der Fehlerhaftigkeit unserer Justizorganisation halten, wenn die Zahl der Richter sich auch nur genau mit der Bevölkerungszunahme vermehren müßte; denn es würden dann die Justizbehörden in der Anzahl ihrer Richter stets der Bevölkerungszunahme nachhinken, und es würde niemals ein Beherrschungszustand eintreten.

Meine Herren, ich bin ferner der Ansicht, daß auch durch diese Kompetenzveränderung eine ganz erhebliche Verbilligung der Rechtspflege eintritt; es ist auch das schon von verschiedenen Herren berührt worden. Es gehört dahin: erstens das leichtere Angehen des Gerichts und des Anwalts seitens der Parteien; zweitens, daß die Zeugen und Sachverständigen leichter und bequemer zum Gericht kommen können, die Ertragung von Kleinstlasten, der geringere Zeitaufwand, also weniger Verschwendung; endlich aber auch — das komme ich auf einen Punkt, auf den Harburg auch näher eingegangen ist — wird eine erhebliche Ersparnis dadurch eintreten, daß der Anwaltszwang in dieser erhöhten Kompetenz fällt. Die Herren, die das sagen, der Anwaltszwang sei etwas Wünschenswertes und Notwendiges, er müsse der Partei verbleiben, verfahren meines Erachtens nicht konsequent; sie müßten dann alle Prozesse unter Anwaltszwang stellen; bisher fehlt aber der Anwaltszwang schon bei Objekten bis zu 300 Mark. Wenn Sie nun aber zugeben, daß es aus irgend welchen Gründen nicht möglich ist, daß die Prozesse der niedrigsten Wertstufen unter Anwaltszwang stehen, während Sie ihn doch sonst für notwendig halten, dann ist es doch nur eine Zweckmäßigkeitsfrage, ob man nicht um einige hundert Mark höher gehen und dort die Zuständigkeitsgrenze und Grenze des Anwaltszwanges eintreten lassen will.

(Unruhe. **Rose:** Schluß!)

Meine Herren, meine Zeit ist abgelaufen; einige Gründe für die Kompetenzveränderung hätte ich noch, aber ich kann sie nicht mehr vorbringen. Ich kann nur sagen, ich halte die Kompetenzveränderung in Übereinstimmung mit dem Oberlandesgerichtsrat Niedner für ein dringendes Bedürfnis.

(Beifall und Rufen.)

Vorsitzender: Der Herr Geheimre Rat Professor Dr. Wach hat sich auf unsere Bitte bereit erklärt, sich zu der Frage zu äußern.

(Beifall.)

Geheimer Rat Professor Dr. Wach-Weipzig: Meine hochgeehrten Herren! Ich bin nicht hier, um zu belehren, sondern um zu hören und zu lernen. Wenn ich dennoch spreche, so tue ich es auf den mir ausgesprochenen Wunsch Ihres verehrten Präsidiums, und ich tue es, um Ihnen — so zu sagen — eine Konfession mit meinen Worten abzulegen. Denn schon die engbegrenzte Zeit würde es ausschließen, daß ich hier in Beweisführungen eintrete; davon haben Sie genug und zum Teil in vortrefflicher Weise gehört.

Ich verbitte mich nicht in Vermutungen über die Motive der Regierung. Quisquis praesumitur bonus,

(Heiterkeit)

und ich habe allen Grund, anzunehmen, daß die besten Absichten das Reichsjustizamt geleitet haben. Ich möchte aber sofort mich dagegen erklären, daß einer der Herren Meiner es als einen Vortritt für die Reichsregierung bezeichnen, ihre Vorlage sei Stückwerk. Alles Menschenwerk ist Stückwerk, und dieses Menschenwerk ist ein großes Stückwerk.

(Große Heiterkeit.)

Es ist, könnte man vielleicht auch sagen, in gewisser Weise Stückwerk.

(Heiterkeit.)

Und das ist der erste Grund, der meine ablehnende Haltung gegenüber dieser Novelle bestimmt.

(Bravo!)

Denn ich bin der Ansicht, daß ein so großes organisches Gesetz, ein so in sich geschlossenes, wie die Zivilprozessordnung im Zusammenhang mit der Gerichtsverfassung, nicht durch derartige vereinzelte Eingriffe gestört, ja zum Teil destruiert werden darf.

(Bravo!)

Ich bin der Überzeugung, meine Herren, daß die langjährigen Erörterungen, die in der Literatur über diesen Gegenstand gepflogen sind, es ermöglicht haben würden, eine umfassendere Reform der Zivilprozessordnung, die ich selbst wiederholt als wünschenswert erklärt habe, anzubahnen.

(Bravo!)

Die Herren haben dargelegt, daß Vereinzelt in diesem Entwurf gut ist, daß dieses aber auch zur Verallgemeinerung in dem landgerichtlichen Prozeß geeignet erscheint. Ich will nur einen einzigen Punkt herausnehmen, weil er sehr charakteristisch ist: das ist die Bestimmung des § 509 der Novelle, Absatz 2, der von der Verteidigung der Zeugen und Sachverständigen spricht. Nun, meine Herren, was hier als Erleichterung des Eideszwanges vorgeschlagen wird, das ist z. B. von der Strafprozesskommission, der anzuhören ich die Ehre hatte, ähnlich für den ganzen Strafprozeß vorgeschlagen worden, das ist ja vielfach schon als

Bedürfnis angeregt und würde sich für den Landgerichtsprozeß genau so wie für den Amtsgerichtlichen qualifizieren. Und welcher Unfug kommt heraus, wenn im Amtsgerichtlichen erstinstanzlichen Verfahren dieser modus procedendi gilt, und in der Berufungsinstantz der gegenteilige!

(Beifall.)

Also das nur in bezug auf die Methode. So mache ich Front gegen die Methode der Behandlung. Aber ich muß mich auch des ferneren erklären gegen verschiedene und sehr tiefgehende organisatorische Bestimmungen. In erster Linie gegen die Einschränkung der Berufung.

(Bravo!)

Meine Herren, wir bewegen uns ja fortwährend in Widersprüchen, und das muß doch eine gewisse Grenze haben.

(Große Heiterkeit.)

Der Reichstag hat mit Sturm verlangt die Berufung in Strafsachen, die Reichsregierung ist dem geneigt, die Strafprozesskommission hat dementsprechend auch — etwas *contre coeur* vielleicht — beschlossen. Man hat bei der Frage der Revisionität die Erhöhung der Revisionssumme mit großer Entschiedenheit von gewissen Seiten bekämpft wegen des Plutokratismus, das in diesem Vorschlag liege. Die Revision ist ein ganz eigentümliches Rechtsmittel, das ja vor allen Dingen zur Aufrechterhaltung der Rechtseinheit bestimmt ist, und daher ist hier der Vortritt des Plutokratismus bei solcher Erhöhung der Revisionssumme nicht recht am Platze. Und jetzt will man bei allen Sachen mit einer summa inappellabilis von 50 Mark die Tür für die Berufung verschließen! Ja, meine Herren, wenn das nicht plutokratisch ist, dann weiß ich nicht, was plutokratisch ist.

(Sehr richtig!)

Ich meine, es ist doch der Haas ebenso empfindlich, wenn man ihn das Fell über die Ohren zieht, wie dem Elefanten.

(Heiterkeit.)

Und welche unabsehbaren Schwierigkeiten daraus hervorgehen, wenn mir diese summa inappellabilis in Amts- und Landgerichtssachen einführen würden, das will ich hier nicht weiter verfolgen.

Also ich widerstehe mit aller Entschiedenheit dieser Einschränkung der Berufung; denn mit ihr steht ja nun im innigsten, unlöslichen Zusammenhang die Ausdehnung der Zuständigkeit der Amtsgerichte.

(Zuständig!)

Denn wenn diese Zuständigkeit auf 800 Mark ausgedehnt wird, und es bei der alten Zulässigkeit der Berufung bleibt, so würde eine Belastung der Landgerichte als Berufungsgerichte erfolgen, die den Zweck, den man im Auge hat: Verminderung der Richterzahl und dergl., vollständig vereitelt.

(Sehr richtig!)

Ob man die Zuständigkeit des Einzelrichters erweitert aber nicht, ja, das ist eine Frage der Prat-

tifabilität, aber nicht des Prinzips. Darüber läßt sich streiten. Mein verehrter, längst verstorbener väterlicher Freund, der Präsident des Oberhandelsgerichts Boye, stand auf dem Standpunkte: nur der Einzelrichter in erster Instanz; und wenn unser Einzelrichter in erster Instanz ein Kadi wäre, und unser Verfahren kein so geistliches, unser Recht keine solche *lex scripta*, so könnten wir uns das ja vielleicht gefallen lassen.

(Heiterkeit.)

Sobald man aber den Einzelrichter und daneben ein Kollegialgericht als erstinstanzliches hat und anerkennt und anerkennen muß, daß das Kollegium die exakter, die sicherer arbeitende Instanz ist, also die härteren Garantien für eine gerechte Rechtspflege in sich trägt, so wird es nur noch eine Frage der praktischen Durchführbarkeit sein, ob man die bisherige Zuständigkeit des Amtsgerichts erweitern soll oder nicht. Konzeptionen in dieser Beziehung können ja gemacht werden, können durch die Verhältnisse geboten erscheinen; nur mit einem Vorbehalt: sie dürfen unter keinen Umständen die Existenz, die Selbstität, die Tüchtigkeit unseres Anwaltsstandes gefährden.

(Bravo!)

Unser Anwaltsstand ist eines der wichtigsten Elemente unseres gesunden Rechtslebens. Und solche Gefährdungen liegen doch in einer zu weitgehenden Extension der Zuständigkeit des Amtsgerichts.

Wenn ich also diese meine Konfession zusammenfasse, so geht sie dahin: diesem Entwurf stehe ich ablehnend gegenüber.

(Bravo!)

Bereinigtes aus diesem Entwurf ist annehmbar, das Wünschenswerte — ja, ich will sagen, das Notwendige ist die Revision an, sonde die Revision der Zivilprozeßordnung im Zusammenhang und damit auch zugleich die Regelung der etwaigen Zuständigkeitsfrage. Meine Herren, es ist nicht richtig, daß unsere Zivilprozeßordnung sich nicht bewährt hat;

(Bravo!)

es ist nicht richtig, wenn unsere Zivilrechtspflege nicht das Vertrauen, des Volks genießt;

(Bravo!)

es ist nicht richtig, wenn man aus der Existenz des Gewerbe- und Kaufmannsgerichts abfällige Schlüsse zieht für die sonstige Zivilrechtspflege.

(Bravo!)

Man muß nicht aus dem Umstande, daß schweigt, wer geschädigt ist durch den Ausgang eines Prozesses, in dem Appellabilität vorliegt, unangebrachte Schlüsse ziehen.

(Bravo!)

Es ist im höchsten Grade verwerflich, wenn wir mehr und mehr Disharmonie in unsere Rechtspflege tragen; denn dadurch nähren wir das Mißtrauen, dadurch nähren wir den Zweifel, da wird eins gegen das andere ausgepielt, — wie wir das z. B. im Strafprozeß leider Gottes haben.

(Stürmischer Beifall.)

Vorsitzender: Es liegt nunmehr wiederum der Antrag auf Schluß der Debatte vor. Ich stelle ihn zur Abstimmung.

(Der Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen. — Lebhafter Beifall.)

Berichterstatter Rechtsanwalt Dr. Sachsenburg-Mannheim: Ich würde auf das Schlußwort verzichten haben, wenn nicht der Antrag, der vorhin verlesen worden ist, vorläge, der einen Zusatz zu Ziffer I machen will. Ich möchte bitten, von diesem Zusatz abgesehen, und ich möchte speziell den Herrn Antragsteller bitten, diesen Antrag zurückzunehmen. Meine Herren, ich habe bereits in Mannheim denselben Antrag gestellt, und dieser Antrag ist bereits dort zum Beschluß erhoben worden; es ist dort festgestellt, daß wir für die große Justizreform wünschen, daß die Herren Kollegen von den Amtsgerichten simultan an den Landgerichten zugelassen werden. Es versteht sich also von selbst, daß wir heute, wenn wir den Entwurf ablehnen, unsere Beschlüsse von Mannheim aufrechterhalten.

(Bravo!)

Also in dieser Beziehung, glaube ich, würde es nicht nötig sein, einen Zusatz zu Ziffer I zu machen, der doch nur ein Etüdechen von dem geben könnte, was erwünscht ist, wenn wir in die große Justizreform hereinkommen.

Am übrigen aber glaube ich auf das Schlußwort verzichten zu dürfen.

(Bravo!)

Mitberichterstatter Rechtsanwalt Dr. Finrichsen-Güstrow verzichtet auf das Schlußwort.

Abstimmung. Die Anträge Fürst-Karlruhe werden zurückgezogen. Der zu Ziffer I der Anträge der Referenten vorgeschlagene Zusatz wird abgelehnt; demnach wird der Antrag I mit allen gegen 9, der Antrag II mit allen gegen 6 Stimmen angenommen.

Der Beschluß geht somit dahin:

Es ist an den Bundesrat und an den Reichstag folgendes Ersuchen zu richten:

- I. Den vom Reichsjustizamt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung, des Gerichtskosten-gesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte nicht zur Grundlage der Beratung zu machen, sondern die Ausarbeitung eines Entwurfs, der alle Gebiete des Prozesses umfaßt, in tüchtigster Eile auszuordnen.
- II. Sollte diesem Ersuchen nicht entsprochen werden können, so wollen in dem Entwurf folgende Änderungen vorgenommen werden:

Artikel I.

Ziffer 1. In § 23 Nr. 1 ZPO. bleibt das Wort dreihundert.

Ziffer 3. Der § 202 Abs. 3 ZPO. erhält folgende Fassung:

Das Gericht hat auf Antrag auf andere Sachen als Forderungssachen zu verzichten.

Werden in einer Sache, die durch Beschluß des Gerichts als Ferienfache bezeichnet ist, in einem Termine zur mündlichen Verhandlung einander widersprechende Anträge gestellt, so ist der Beschluß aufzuheben, sofern die Sache nicht besonderer Beschleunigung bedarf.

Artikel II.

Ziffer 1. In den vorgeschlagenen Abs. 3 des § 104 ZPO. ist folgender Satz einzufügen:

Will der Gerichtsschreiber dem Gesuche ganz oder teilweise nicht entsprechen, so hat er das Gesuch dem Gerichte zur Entscheidung vorzulegen.

Ziffer 3. Der vorgeschlagene Zusatz zu § 141 ZPO. ist zu streichen.

Ziffer 4. Der § 157 Abs. 1 ZPO. erhält folgende Fassung:

Das Gericht hat Bevollmächtigte und Beistände, welche das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, zurückzuweisen, sobald bei denselben mindestens zwei Rechtsanwälte zugelassen sind.

Abs. 2, 3 und 4 des Entwurfs bleiben.

Ziffer 5. Der vorgeschlagene Zusatz zu § 218 ZPO. ist zu streichen.

Ziffer 6.

1. An Stelle der Bestimmung des § 496 Abs. 3 und § 508 Abs. 3 ist allgemein auch für das landgerichtliche Verfahren zu bestimmen:

Soll durch Erhebung der Klage oder durch Zustellung eines Schriftsatzes eine Frist gewahrt oder eine Verzögerung unterbrochen werden, so tritt die Wirkung bereits mit der Einreichung bei Gericht ein. Dies gilt insbesondere bei Einlegung des Einspruchs und der Berufung.

2. Auf das landgerichtliche Verfahren sind die folgenden Bestimmungen des Entwurfs zu erstrecken:

§ 496 Abs. 6.

Der § 501, in dessen Nr. 4 hinter „Zeugen“ zu setzen ist: „auf welche sich die Partei bezogen hat“, und dessen Schlußsatz zu streichen ist.

Der § 505.

Der § 509.

Der § 510b.

3. Ziffer 7. Die §§ 511a und 511b des Entwurfs sind zu streichen.

Artikel III.

Ziffer 6. Der vorgeschlagene § 48 ORG. ist zu streichen.

Ziffer 7. Die vorgeschlagenen §§ 80 und 80b sind zu streichen.

Artikel IV.

1. Der vorgeschlagene § 76 RRG. des Entwurfs ist zu streichen, eventuell ist der Pauschalsatz in der Art abzustufen, daß für die Streit-

gegenstände bis 900 Mark einschließlich, den Urkunden- und Arrestprozeß und den Prozeß über Rechtsgültigkeit eines Schiedsspruches höhere Ansätze, im übrigen wenigstens 30 vom Hundert der Gebühren und ein Mindestsatz von 1 Mark zur Berechnung kommen, und daß diese Pauschalisierung der Auslagen nur für das Verfahren bis zum Endurteile vorgeschrieben wird, daß endlich, falls auf der Seite des Prozeßgegners mehrere durch besondere Rechtsanwälte vertretene oder den Rechtsstreit in Person führende Parteien beteiligt sind, sich für jeden derselben der Pauschalsatz um 10 Prozent erhöht.

Zu Abs. 3 des Entwurfs sind die Mindestsätze zu verdoppeln.

III. Für den Fall einer Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit ist hinter § 9 RRG. einzufügen:

In dem Verfahren vor den Landgerichten erhöhen sich die Gebühren um $\frac{1}{10}$, in dem vor den Oberlandesgerichten um $\frac{1}{10}$.

Artikel VI

ist zu streichen.

Vorsitzender: Wir kommen nunmehr zu dem vorhin bereits mitgeteilten, inzwischen in Ihre Hände gelangten Antrag des Vorstandes, der dahin geht:

Es wird der Vorstand beauftragt, einen Geschäftsausfluß, bestehend aus 5 bis 7 Personen, zu bilden, welcher für eingehende Ausklärung über die Bedeutung und Tragweite des Gesetzentwurfs betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung ufm. im Sinne der heutigen Beschlüsse in geeigneter Weise zu wirken hat.

Die Kosten bis zur Höhe von 20 000 Mark werden aus der Kasse des Deutschen Anwaltsvereins bestritten.

Meine Herren, es ist dazu ein allerdings nur von 11 Herren unterzeichneter Antrag eingegangen, — der aber, soviel ich höre, zurückgenommen werden soll: der Antrag der Hallenser Kollegen.

Justizrat **Giesecke**-Magdeburg: Ich bitte nur, in dem Antrage des Vorstandes statt „20 000 Mark“ zu setzen „30 000 Mark“.

Vorsitzender: Darüber müßten wir vor allen Dingen erst den Herrn Rechnungsführer hören.

Justizrat Dr. **Reich**-Leipzig: An sich ist es möglich, 30 000 Mark zur Verfügung zu stellen. Wir haben, wie ich das auf dem Anwaltsstag in Mannheim dargestellt habe, einen Dispositionsfonds von 50 000 Mark.

Vorsitzender: Danach würde also der Vorstand die Ziffer 20 000 in seinem Antrag in 30 000 umändern.

(Bravo!)

Ich eröffne nunmehr die Diskussion über diesen Antrag und möchte bitten, daß die Redegzeit für die einzelnen Redner jetzt auf 5 Minuten beschränkt wird.

(Allgemeine Zustimmung. Rufe: Drei!)

Zustizrat **Zuchowand**-Halle: Hochgeehrte Herren Kollegen! Der Antrag, welcher jetzt zur Beschlußfassung gestellt werden soll, ist gewissermaßen ausgegangen von uns, den Hallenser Kollegen.

(Bravo!)

Wie Sie alle wissen, hat der Vorschlag der Justizreform, man kann sagen, mit elementarer Gewalt in uns allen die Überzeugung befestigt, daß die Sache nicht so weiter gehen kann, wie sie bisher gegangen ist.

(Bravo!)

Wir alle haben die Überzeugung, und das ist ja heute schon sehr treffend zum Ausdruck gebracht worden, daß wir Anwälte nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung haben unserem Volk und Vaterland gegenüber, es aufrichtig und wahr zu beraten darüber, was an dem gegenwärtigen Gesetzesvorschlag ist. Wir haben heute gehört, daß dieser Vorschlag nicht viel wert ist, und wir haben alle die Überzeugung, daß es uns gelingen wird und muß, diesen Vorschlag zu Fall zu bringen, wenn wir ihm unsere Intelligenz entgegenstellen. Sie haben das heute schon erlebt in der Person unserer vorzüglichen Herren Referenten. Wenn wir die Wissenschaft, die uns diese Herren an die Hand gegeben haben, vor das Forum der Presse, vor die Öffentlichkeit, vor den gesunden Sinn unseres Volkes bringen, so haben wir die Überzeugung, daß dieser Vorschlag niemals Gesetz werden wird.

Und der Antrag, der jetzt vorliegt, hat den Zweck, diese Aufgabe zu erfüllen. Wir Kollegen in Halle haben, wie Sie ja wohl fast alle wissen, in Gestalt einer monatlichen juristischen Zeitungs-Korrespondenz ein Organ geschaffen, welches mit 200 der angesehensten Tageszeitungen in Beziehung steht, und welches bestimmt ist, unsere Anschauungen fortwährend in Fühlung mit unserem Volk zu erhalten. Wir nehmen als selbstverständlich an, daß es Aufgabe des Geschäftsausschusses sein wird, der hier vom Vorstand vorge schlagen wird, die Bestrebungen und die publizistischen Einrichtungen, die an mehreren Orten Deutschlands ganz impulsiv in Kreisen unseres Standes entstanden sind, einheitlich zusammenzufassen, damit wir so eine Zentralstelle erhalten, an der alle wissenschaftlichen und publizistischen Anregungen, die aus unserem Stande hervorgehen, gesammelt werden können, um sie mit der gebührenden Gewalt, wie sie der Intelligenz des Anwaltsstandes zukommt, in das Publikum zu werfen.

Diese Aufgabe sehe ich diesem Ausschusse gestellt, und deshalb erlaube ich die Summe von 30 000 Mark für zu wenig; ich beantrage, daß sie auf 50 000 Mark erhöht wird.

(Weiterkeit.)

Ich bedaure lebhaft, daß der Mitgliederbeitrag auf dem letzten Anwaltsstage auf 15 Mark herabgesetzt ist; wenn wir das durchsetzen wollen, daß wir wirklich ge-

achtet sind von der Reichsregierung und vom Publikum, dann muß das für jeden von uns ein Honorar von 30 Mark, wie es bei Schöffengerichtssachen üblich ist, wert sein,

(Weiterkeit.)

und wir müssen deshalb auch 30 Mark als Mitgliedsbeitrag zahlen; dann haben wir jährlich 180 000 Mark zur Verfügung, und ich bin der Überzeugung, daß davon 50 000 Mark in die Kasse dieses Geschäftsausschusses gehören. Es ist mir schon von Kollegen, was mich sehr gefreut hat, die Anregung gebracht worden: wir sollten es uns zur Aufgabe stellen, der Reichsregierung zu zeigen, daß wir nicht nur negativ sind, sondern auch positiv diesem Gesetzesvorschlag einen Gegenvorschlag formuliert gegenüberstellen sollten, der klipp und klar darlegt, wie wir uns die Reform denken. Wir ist dieser Vorschlag sehr sympathisch, und ich kann weiter sagen, daß ungeliebt und unfällig ich mir in der Person des Professors Stein, des bekannten Kommentators, schon die Persönlichkeit zur Verfügung gestellt hat, die gern an diesem Werk mitarbeiten wird, um zu zeigen, wie die Sache gemacht werden muß. Ich bin überzeugt, wir haben gar nicht nötig, der Reichsregierung einen Vorwurf zu machen; wir können ruhig anerkennen, daß sie die Sache so gut gemacht hat, wie sie es versteht.

(Stürmische Weiterkeit.)

Aber wir dürfen noch dazu setzen: das genügt nicht, — unsere Intelligenz ist dazu notwendig, damit etwas Passendes und Brauchbares herauskommt.

(Bravo!)

Zum Schluß, meine Herren, möchte ich Ihnen noch ein Wort des Trostes und ein Wort des berechtigten Stolzes in die Seele rufen. Wir sind meiner Ansicht nach berechtigt, dieser Reform — richtiger gesagt, diesem Reformrücken — die Empfindungen entgegenzusetzen, die in dem bekannten Vers enthalten sind: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn — die Intelligenz muß uns doch bleiben! — Und das genügt, meine Herren; wenn wir unsere Intelligenz diesem Entwurf gegenüberstellen, dann wird er verschwinden wie ein Gespenst der Nacht.

(Bravo!)

Rechtsanwalt **Soldan**-Mainz: Meine Herren, ich bin materiell einverstanden mit allem, was hier von unseren Referenten und von den meisten Herren, die dazu gesprochen haben, ausgeführt ist. Ich für mich allein hätte nicht die Unbedingtheit befehlen, mich zum Worte zu melden. Aber Sie wissen alle, meine Herren, daß ich gleichzeitig mit den hällischen Kollegen die Anregung herausgegeben habe, eine Zentralkommission zur Propagierung unserer berechtigten Wünsche und Gedanken zu bilden, und ich habe 400 Kollegen gefunden, die mir bis gestern Vormittag, als ich abreiste — gerade am Schluß sah ich noch eine ganze Anzahl von Postanweisungen eingehen — zirka 2600 Mark eingeschickt haben. Meine Herren, ich bin

damit zum Beauftragten von etwa 400 Kollegen geworden, und die Arbeit und das, was sie gesammelt haben, was sie getan haben in den Besprechungen, die wir hatten, und was sie vor allen Dingen zusammengelegt haben, wird dadurch eigentlich illusorisch gemacht, daß Sie diesen offiziellen Antrag, der jetzt gestellt worden ist, annehmen. Materiell ist es mir ja natürlich durchaus sympathisch — und wir Advokaten haben heute betont, daß es für uns persönliche Interessen nicht gibt, wenn wir uns überlegen, wie wir zu einer Frage Stellung nehmen. Ich glaube auch nicht, wenn ich sage, ich halte diese vorgeschlagene Reform nicht für richtig, mich gegen den Verdacht der Verteidigung zu müssen, daß ich etwa für meine Zerstreuung, die ich angeregt habe, und für die ich den Anfang fertigerbracht habe, sprechen wollte, sondern ich habe ein wirklich sachliches ernstes Bedenken.

Nun das ist das folgende. Die Arbeit dieser Kommission kann nur darin bestehen, Gedanken, die aus unserer Anwaltschaft herauskommen, zu sammeln, zu drücken und an die deutschen Zeitungen zu verteilen. Wenn nun diese Propagierung der verschiedenen Gedanken, — die sich ja notwendig auch widersprechen müssen — von der offiziellen Vertretung der deutschen Anwaltschaft ausgeht, so hat das doch ein gewisses Bedenken, und ich halte mich für verpflichtet, dieses Bedenken geltend zu machen. Es hat nur meiner schwachen Stimme bedurft, um sofort jetzt 2600 Mark für diesen Zweck zu bekommen. Diese 2600 Mark würde ich ja, wenn Sie heute im Sinne des Vorstandes beschließen, und wir damit unsere Tätigkeit einstellen müßten, auch auf den Altar des Vaterlandes legen; ich kann das für meine Person versichern, und ich bin überzeugt, daß ich auch im Sinne meiner Auftraggeber spreche, — vielleicht mit Beschränkungen, vielleicht mit einem Vorbehalt, der aber sachlich nichts zu bedeuten hat. Aber ich meine, das Bedenken ist groß genug und ich kann es deshalb auch geltend machen, weil es die Sache selbst nicht stört. Meine Herren, wenn wir uns heute hier anschließen, die Mittel aufzubringen und jeder 5 oder 10 Mark dazu zu geben, so haben wir ja durch ein einfaches Akten des Kopfes die 30 000 Mark im Nu zusammen, und dann können wir eine private Kommission bilden, die von den Erleuchteten unseres Standes geleitet werden kann. Wenn unsere Referenten sich zur Verfügung stellen wollen, um die Kommen, nach denen im allgemeinen diese Redaktion und diese Kommission zu arbeiten hat, mit auszuarbeiten, dann wird es etwas Gutes sein. Dann aber, meine Herren, wird es doch eine private Arbeit sein und keine Arbeit der offiziellen Vertretung der deutschen Anwaltschaft; dann können auch Widersprüche vorkommen, da könnte auch einmal eine Entgleisung geschehen, die dann nicht auf Konto der ganzen Anwaltschaft kommen würde, und außerdem würden die 30 000 Mark, die ein eiserner Bestand unseres Kriegsfonds sind, nicht angetastet werden. — Ich spreche materiell im Sinne unseres Antrages und im Sinne des Kollegen Suchland aus Halle. Formell, meine ich, ist unsere Modifikation wohl die bessere; wir wollen das aus privaten Mitteln aufbringen, die uns reichlich zufließen werden, wir wollen da einen Kriegsfonds schaffen.

Ich kann nicht alles aussprechen, was ich noch sagen möchte, weil die Guillotine der Zünfteunverbeschränkung über uns schwebt. Ich meine, unser Antrag würde die Arbeit der Kommission erleichtern, Bedenkllichkeiten würden nicht entstehen, und die tatsächliche Schwierigkeit, daß schließlich in allen entscheidenden Fragen eine Kommission, die sich auf ganz Deutschland verteilt, befragt werden müßte, wäre dann vermieden. In der Kriegsführung ist ein rascher Entschluß notwendig, und es darf nicht ein Reichstagskriegsrat dahinter stehen, der langsam arbeitet.

Deswegen meine ich, wählen Sie die Kommission, aber, damit wir diese Schwierigkeit heute nicht haben, geben Sie das Mandat den holländischen Kollegen, die das Verdienst haben, zuerst die Sache energisch in die Hand genommen zu haben, und geben Sie dem Vorstand den Auftrag, einige Personen dazu zu delegieren, die da mitarbeiten.

(Bravo!)

Geheimer Justizrat Dr. **Krause** Berlin: Meine Herren, die Bedenken, die Herr Kollege Soltau geäußert hat, glaube ich, würden mit Recht erhoben werden können, wenn man der ersten Anregung der holländischen Kollegen gefolgt wäre, eine ständige Kommission mit bezahlten Kräften einzurichten. Dann würde es allerdings schwierig sein, dieser Kommission eine richtige Stellung zu geben. Soll sie aus eigener Initiative handeln, dann entscheidet sie eben allein; sie weiß nicht, ob sie die Anwaltskammern und die Richter von den Kollegen hinter sich hat. Soll sie mit dem Vorstande zusammen arbeiten, dann würde auch der Vorstand ein sehr schweres Mandat übernehmen; er würde nicht wissen, ob er immer die Mehrheit des Anwaltsvereins auf seiner Seite hat. Das sind Zweckmäßigkeitsbedenken gegen eine ständige Kommission.

Ich kann aber dem Herrn Kollegen Soltau nicht zugeben, daß diese Bedenken auch vorliegen gegen eine ad hoc, zu einem bestimmten Zwecke gewählte Kommission, und ebenso wenig gegen die Entnahme des Geldes aus dem Fonds der Anwaltschaft. Meine Herren, wenn wir hier einmütig — denn die Unmöglichkeit ist so verschwappend, daß sie nicht in Betracht kommt — unseren Standpunkt festgelegt haben, dann wollen wir auch von einer Zerstreuung im Namen der gesamten Anwaltschaft und mit den Mitteln dieses Vereins hinter der Sache stehen. Ich möchte meinen, die Kommission, die in dieser Weise durch die bereits vorhandenen Gelder aus dem Fonds des Anwaltsvereins arbeitet, hat eine größere Stetigkeit, als es eine frei zusammengetretene Kommission aus frei eingebrachten Mitteln hat, und deswegen möchte ich Sie bitten, den Antrag anzunehmen, wie er vom Vorstande hier vorgeschlagen ist.

Ich bemerke übrigens, daß wir uns die Tätigkeit dieser Kommission in einem etwas weiteren Rahmen gedacht haben, als die Herren Kollegen angahen haben: nicht bloß die Presse mit ausfallenden Artikeln zu versorgen, nein, vor praktisch verfahren will, muß in erster Linie Einfluß gewinnen auf die Reichstagsabgeordneten,

(sehr richtig!)

der muß mit den Herren in Verbindung treten, sei es persönlich, sei es durch Delegierte, der muß auch mit den Baufreien in Verbindung treten, was noch viel wichtiger ist, und muß die Bevölkerung, die Mandanten der Reichstagsabgeordneten, darüber aufklären, was für sie aus dem Spiele steht.

(Zuruf: Donneredner!)

— Gewiß, es läßt sich eine Menge von Maßnahmen treffen.

(Zuruf: Bassermann!)

— Ja, meine Herren, es würde mich sehr freuen, wenn Sie auch auf Herrn Bassermann in dieser Weise einwirken könnten.

Also ich bitte, lassen Sie es bei dem Vorschlage des Vorstandes bewenden. Wenn der Vorstand die richtigen Männer findet, dann wird auch etwas geleistet werden können, und ich glaube, Sie können dem Vorstande das Vertrauen schenken, daß er sich bemühen wird, Männer, die Lust zur Arbeit haben, und die Fähigkeit haben, gerade in dieser eigenartigen Weise zu arbeiten, zu finden. Solche Männer können wir in einer Versammlung, wie die heutige ist, nicht wählen, es muß eine Stelle bestimmt werden, der dieses Mandat übertragen wird, und diese Stelle ist naturgemäß der Vorstand.

Rechtsanwalt **Rose**, Hamburg verzichtet auf das Wort.

Zustizrat **Zuchowland-Halle**: Ich wollte daselbst sagen, was Herr Kollege Krause in so vorzüglicher Weise ausgeführt hat. Ich verzichte ebenfalls auf das Wort.

Abstimmung. Der Antrag des Vorstandes, der dahin abgeändert ist, daß statt der Zahl 20 000 die Zahl 30 000 hineingesetzt wird, wird gegen wenige widersprechende Stimmen angenommen.

Vorsitzender: Wir kommen nun zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung:

Wahl einer Kommission zur Vorbereitung von Änderungen der Satzungen des Deutschen Anwaltvereins.

Ich darf denjenigen Herren, die auf dem Anwalts-tag in Mannheim nicht waren, über die Entstehung dieses Gegenstandes der Tagesordnung kurz Mitteilung machen.

Als in Mannheim die Versammlung sich schon sehr gelichtet hatte, wurde, ohne daß irgendwie über den Gegenstand weiter verhandelt worden wäre, der Antrag gestellt, eine Kommission zu erwählen, welche bestimmt wäre, Änderungen der Satzungen in Vorschlag zu bringen. Es ergab sich, daß die Aufgabe dieser Kommission im wesentlichen sein sollte, eine Organisation zu schaffen, die eine größere Mitarbeit der Mitglieder des Anwaltvereins gewährleisten, und Satzungen zu schaffen, in denen die nur beim Amtsgericht zugelassenen Anwälte eine bessere Vertretung hätten. Das war die Entstehungsgeschichte. Darauf wurde versucht, aus der Versammlung heraus eine

Kommission zu erwählen. Das scheiterte, und darauf wurde beschlossen, die Wahl dieser Kommission auf den außerordentlichen Anwalts-tag zu vertragen.

Meine Herren, wir stehen also an sich einem Votum gegenüber bezüglich dessen, was die Kommission soll, und ich habe deshalb Herrn Kollegen Rosenthal aus München, der den Antrag gestellt hat, gebeten, die Verhandlung über die Wahl der Kommission mit einigen Worten einzuleiten.

Rechtsanwalt **Dr. Rosenthal**, München: Meine verehrten Herren Kollegen! Es mag Ihnen, so wie mir selbst, als ein Wagnis erscheinen, wenn ich in einer Scheinbar — aber nur scheinbar — kleinen Sache nach dem imponierenden Verlauf der heutigen Versammlung das Wort nehme und mir erlaube, zu dieser Frage hier ganz kurz die Diskussion einzuleiten. Aber wenn man den Frieden will, muß man sich auf den Krieg rüsten, und wenn wir vermeiden wollen, daß wir künftighin als deutscher Anwaltsstand mit derartigen Vorlagen — ich will nicht sagen, überumpelt werden, wenn wir erreichen wollen, daß unsere Stimme künftighin nicht mehr ungehört verhallt, dann müssen wir beizeiten Vorleser treffen, und wir müssen sehen, daß der Anwaltverein auf eine breitere Basis gestellt wird, daß er mehr Schlagkraft bekommt, und dabei doch nach wie vor die großen Ziele, die unser Statut als Zweck des Vereins hinstellt, befolgen kann und die Zusammengehörigkeit unter den deutschen Anwälten mehr als bisher pflegt. Und wir wissen nicht, von welcher Seite und wie bald uns Gelegenheit gegeben wird, diese Zusammengehörigkeit aus neue zu beweisen, so wie wir sie heute, man kann wohl sagen, glänzend und einmütig bewiesen haben.

(Bravo!)

Darum habe ich mir beiseitend erlaubt, heute im Sommer eine kleine Anregung zu geben, wie vielleicht ein Weg gefunden werden könnte, den Deutschen Anwaltverein auszubauen, seine Organisation zu vertiefen und andererseits sein Tätigkeitsgebiet zu erweitern. Der Mannheimer Anwalts-tag hat nun zwar beschlossen, zu diesem Zwecke eine Kommission zu bilden, er war aber nicht in der Lage, auch schon die Kommissionsmitglieder zu wählen; aber obwohl keine Kommission gewählt war, habe ich in den paar Wochen von einer solchen Anzahl von Kollegen Zuschriften bekommen, förmliche Statutenänderungen, Vorschläge für bestimmte Gruppen, Statutenentwürfe, die bereits bereits haben auf Zusammenarbeit verschiedener Kollegen, — daß man sagen muß, es ist dringend notwendig, daß etwas geschieht.

Nun ist es aber durchaus unmöglich, die Frage im großen Plenum zu erörtern. Darum, so sehr man auch Abneigung gegen Kommissionen haben mag, in einer solchen Frage geht es doch nicht ohne Kommission. Sie müssen eine Kommission haben, damit diese vielen kleinen und kleinsten Punkte ausgeschaltet werden können, und man vor Sie tritt mit einem Werk, das beruht auf Übereinstimmung einer Anzahl von Kollegen aus den verschiedensten Teilen des deutschen Vaterlandes und von Vertretern der verschiedensten Gruppen unserer Anwaltschaft.

Nur dann ist es möglich, eine auf ruhiger Überlegung aufgebaute, den Zwecken nicht nur kurzer Jahre, sondern unserer ganzen Anwaltschaft auf Jahre und Jahrzehnte hinaus dienende Organisation zu schaffen. Ich habe eine Reihe von Entwürfen überliefert erhalten. Der Beweis, wie weit man sich schon mit dieser Frage beschäftigt hat, mag Ihnen auch darin liegen, daß die Ortsgruppe Hannover einen Antrag zu dieser Frage hier eingereicht oder vorbereitet hat, und daß die Kollegen unter Führung von Suchsland, Niede und Dittenberger nicht nur gleichfalls einen solchen Antrag gestellt, sondern auch förmliche Statuten unter sehr dankenswerter Gegenüberstellung der Statuten, wie sie gewesen sind, und wie sie werden sollen, ausgearbeitet und in Druck haben legen lassen. Also an Material wird es nicht fehlen, das ist schon vorhanden, und wir werden noch weit mehr bekommen; es muß gesichtet und aus dem Besten das Beste genommen werden, damit wir eine Lösung bekommen, die uns die Möglichkeit gibt, in uns gefestigt und nach außen wehrhaft zu sein.

Aber nun kommt eine schwierige Frage: wie sollen wir hier alles Material besprechen? Es hat mir der Herr Kollege Klöppel-Dresden, es hat mir der Herr Kollege Geiershöfer-Münster einen Entwurf geschickt, der Herr Kollege Delenbein-Mannheim hat einen Entwurf vorbereitet, der Herr Kollege Dr. Hugo Neumann-Berlin hat den Entwurf eines anderen, ähnlich organisierten Vereins zur Berücksichtigung empfohlen. Alle diese Entwürfe gehen auf eines hinaus: den Anwaltsverein schlagfertig zu machen. Der eine will eine Geschäftsstelle, der andere einen ständigen Ausschuß, der dritte ein Generalsekretariat: — ja, was davon das Zweckmäßigste ist, was den Interessen der Anwaltschaft in Deutschland am meisten entspricht, das läßt sich beim besten Willen nicht so in der Kürze beurteilen. Aber diese Anregungen müssen samt und sonders berücksichtigt werden; auch die Frage der Zentralstelle wird mit hereinzuziehen sein. Ich muß sagen, ich habe es außerordentlich dankbar begrüßt, mit welcher Eile und mit welcher Eloquenz der Herr Kollege Soldan-Mainz in dieser Frage das Wort ergriffen hat. Ich glaube, daß wir ihm danken müssen, wenn die deutsche Anwaltschaft jetzt im gegebenen Moment, der ein Moment der Spannung ist, auferüttelt worden ist, um sich zusammenzuschließen nicht nur für diesen wichtigen Kampf, sondern auch für die Zukunft.

(Bravo!)

Auch unser verehrter Herr Vorsitzender, Geheimrat Erystropel, hat in der jüngsten Wochenschrift, ebenso wie Justizrat Hugo Neumann, die Frage behandelt, und auch sie haben der Anregungen genug und über genug gegeben.

Aber es wird nötig sein, wie ich schon erwähnte, daß Sie zunächst eine Kommission wählen; wir haben zuerst gemeint, eine Kommission von 7 oder 9 Mitgliedern. Aber eine Kommission von 200 Mitgliedern ist leichter zu wählen als eine von 3 oder 5. Es ist ungeheuer schwer, alle die Gründe zu berücksichtigen, alle die Vorschläge in Erwägung zu ziehen und keine begründete Meinung abzulehnen. Wir haben

deshalb nach reichlicher Überlegung und nach Vereinbarung mit dem Vorstände Ihnen eine Liste präsentieren zu sollen geglaubt, und ich bitte, es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich Ihnen nachher die Liste verlese, obwohl ich selbst darauf strebe. Ich selber habe das erst auf Anregung von dritter Seite getan. Wir wollen Ihnen dann aber vorschlagen, es möge diese Kommission, die hier gewählt werden soll, nur der Grundskizze ein; wir wollen diese Kommission in der Weise erweitern lassen, daß jeder Oberlandesbezirksbezirk erwählt wird, Material zu dieser Frage zu liefern und einen geeigneten Vertreter in die Kommission abzuordnen. Ich glaube, es wird nicht viel Zweck und Erfolg haben, wenn man über die eine oder andere Person, wie es in Mannheim versucht worden ist, hier eine Debatte oder auch nur eine Abstimmung in kontrabstrischem Sinne — wenn ich so sagen darf — herbeiführen wollte. Sie würde das, was vielleicht die eine oder andere Gruppe erreichen will, doch nicht erreichen. Übrigens haben wir dafür gesorgt, daß die Aufstellung der Liste im Einvernehmen mit dem Vorstände, im Einvernehmen mit dem Verein der Amtsgerichtsanwälte, im Einvernehmen mit den Ortsgruppen Hannover und Halle erfolgt ist; alle diese sind in dieser Liste vertreten. Unsere Vorschlagsliste lautet wie folgt:

Als Delegierter des Vorstandes des Deutschen Anwaltsvereins:

Dr. Schall-Leipzig,

ferner:

1. Dr. Albrecht-Darmstadt,
2. Dr. Auerbach-Frankfurt a. M.,
3. Hamburger-Richterleben,
4. Barth-Leipzig,
5. Hans Fischer I-Göln a. Rh.,
6. Dr. Geiershöfer-Münster,
7. Dr. Herr-Mann,
8. Dr. Hinrichsen-Güstrow,
9. Klöppel-Dresden,
10. Kleinrath-Hannover,
11. Dr. Hugo Neumann-Berlin,
12. Dr. W. Rosenthal-München,
13. Dr. Reichert-Hannover,
14. Rose-Hamburg,
15. Suchsland-Halle,

mit dem Rechte der Ersatzwahl und Reorganisation.

Es ist angeregt worden, der Kommission eine verbindende Marschroute auf den Weg zu geben. Ich würde die Herren, die diese Anträge gestellt haben, bitten, das nicht zu tun. Man weiß nicht, was der eine oder andere Vorschlag, selbst wenn man grundsätzlich damit einverstanden ist, schließlich ausgelegt und verstanden werden kann. Wir werden ja schließlich doch darüber uns unterhalten müssen, und die Herren sind ja reichlich vertreten und können ihre Meinung geltend machen. Ich meine, wählen Sie die Männer Ihres Vertrauens, oder schenken Sie ihnen auch das Vertrauen, daß sie ohne Marschroute es richtig machen. —

Vorsitzender: Ich bitte, den Satz bezüglich der Reorganisation der Oberlandesgerichtsbezirke noch formulieren zu wollen.

Justizrat Zuchowland: Halle: Hochgeehrte Herren Kollegen! Ich hoffe und bin der lebhaften Überzeugung, daß Sie alle ebenso einig sein werden bei diesem Punkt der Tagesordnung, wie Sie es bei Punkt 1 der Tagesordnung gewesen sind: einig in der Ansicht bezüglich des Punktes 1, müssen wir auch einig sein in den Mitteln, wie wir weiter unser großes Ziel zu erreichen haben. Es ist schon hervorgehoben worden vom Herrn Kollegen Krause-Berlin, daß wir unsere Aufgabe nicht nur dahin aufassen müssen, diesen Entwurf der Justizreform zu bekämpfen, sondern daß wir dauernd uns die Aufgabe stellen müssen, die Gesetzgebung des Deutschen Reiches und die Gesetzgebung der Einzelstaaten zu beeinflussen. Das werden wir nur erreichen können, wenn wir unseren Verein so umformen, daß wir wirklich die geistige Tragkraft haben, eine solche Aufgabe zu erfüllen.

Wenn nun Herr Kollege Rosenthal gesagt hat, für uns wären Veißage in dem Sinne gestellt worden, als ob wir die Kommission auf eine gegebene Marschroute verpflichten wollten, so ist das ein Mißverständnis. Ich habe lediglich deshalb diese Veißage formuliert und einen spezialisierten Statutenentwurf Ihnen vorgelegt, weil ich mir sagte — genau so wie der Herr Vorsitzende es gesagt hat —: wir stehen vor einem Vakuum, wir können nicht sagen, was die Kommission soll, wie sie sich den Auftrag eigentlich denken soll. Aus diesem Grunde, und weil ich namentlich die anregenden Aussätze in der „Juristischen Wochenschrift“ von Dr. Hugo Neumann, von Delenheinz, von Erythropel, sagte ich mir: warum geht niemand daran, diese schönen Gedanken in einen positiven Satzungsentwurf umzuwandeln? Wir sind doch oft in der Lage, einen Satzungsentwurf in 24 Stunden machen zu müssen,

(Seiterteil)

woher machen wir nicht einen solchen für uns selbst? Ich freue mich, zu hören, daß einzelne Kollegen daran gewesen sind, solche Entwürfe zu machen; sie sind mir leider nicht bekannt gewesen.

Also ich stimme vollständig dem Herrn Kollegen Rosenthal bei, ziehe alle meine Anträge zugunsten dieses Vorschlags Rosenthal zurück und bitte Sie ebenfalls, daselbe zu tun. Wir wollen auch hier der Mahnung des Herrn Kollegen Hachenburg treu bleiben; wir müssen als Einheit auftreten und müssen, was wir wollen, möglichst schnell wollen und in die

Tat umsetzen, damit wir wirklich ein handlungsfähiger Verein nach außen sind.

Vorsitzender: Es ist noch ein Antrag des Kollegen Dr. Reichert eingegangen, — der aber eben zurückgezogen wird.

Abstimmung. Die vom Rechtsanwalt Rosenthal-München verlesene Vorschlagsliste wird ohne Widerspruch angenommen. Ferner wird beschloffen, daß die Kommission dadurch zu ergänzen sei, daß jede Anwaltskammer eingeladen werden soll, in diese Kommission einen Vertreter abzuordnen.

Vorsitzender: Damit wäre auch der zweite Gegenstand unserer Tagesordnung erledigt.

Ich habe nun noch die Aufgabe, unseren Dank abzusatteln allen den Herren, die uns die Ehre geschenkt haben, heute an unseren Verhandlungen teilzunehmen, vor allem dem Herrn Vertreter des Justizministeriums, der bis zum Ende der Verhandlungen an unseren Verhandlungen teilgenommen hat.

(Bravo!)

Wir sind der Universität, namentlich auch dem Herrn Geheimrat Dr. Bach, sehr dankbar, daß wir Ausführungen hier gehört haben, die nicht aus einem irgendwie interessierten Munde kamen, sondern sich auf rein wissenschaftlichem Gebiete bewegten.

Unser Hauptbank gebührt den Herren Berichterstattern, dann aber auch den Herren stellvertretenden Vorsitzenden, den Herren Schriftführern und insbesondere dem Lokalkomitee. Meine Herren, was die Mitglieder des Lokalkomitees zu tun gehabt haben, das können Sie sich gar nicht vorstellen.

(Lebhafter Beifall.)

Bedenken Sie, was dazu gehört, in den letzten 24 Stunden uns dieses Lokal zu beschaffen, und was dazu gehört, für die in so großer Anzahl erschienenen Herren überall Wohnung zu besorgen, — das ist unglaublich! Ich glaube, daß Sie mit mir einverstanden sind, wenn ich diesen Herren unseren herzlichsten Dank ausspreche.

(Wiederholter lebhafter Beifall.)

Damit schließe ich den außerordentlichen Anwaltstag.

(Schluß der Sitzung gegen 4½ Uhr.)

Anlage

zum Bericht über den außerordentlichen Anwaltskong.
(Zum Vortrage des Herrn Dr. Hinrichsen.)

Vergleichung der Schreib- und Postgebühren der Rechtsanwälte nach den
Zusammengestellt nach den Angaben

Verhältnisse:	A. Prozesse ohne Beweis- und Vergleichsgebühren								B. Prozesse		
	Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe der Schreib- und Postgebühren				Summe der Pauschätze		Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe der Pauschätze
			Post- gebühren	kleine Schreib- gebühren	Schreib- gebühren für Schrift- sätze	zu- sammen	3 .%	20 % der Gebühren			
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
0—60	615	2 677,20	442,27	657,20	761,20	1 861,27	1 846,00	—	891	3 041,00	435,00
60—300	810	8 006,00	690,10	958,00	1 197,20	2 846,20	2 430,00	—	690	11 761,00	854,00
300—900	235	6 146,25	213,25	390,20	608,70	1 213,25	—	1 231,25	207	11 154,25	390,20
0—900	1 660	16 830,00	1 346,25	2 007,20	2 568,00	5 921,25	5 506,00		1 188	25 957,00	1 669,00
Dasselbe bei Ver- gütung der Zeile mit 20 Pfennigen	1 660	16 830,00	1 346,25	4 614,00	5 136,00	10 496,25	5 506,00		1 188	25 957,00	1 669,00
900—2 100	144	6 676,20	129,20	292,00	402,70	824,20	—	1 335,20	151	13 735,20	316,70
2 100—10 000	155	11 919,00	171,20	376,70	544,70	1 093,20	—	2 385,20	152	21 830,20	398,70
900—10 000	299	18 595,20	301,20	668,00	947,20	1 917,20	—	3 720,20	303	35 565,20	704,70
Dasselbe bei Ver- gütung der Zeile mit 20 Pfennigen	299	18 595,20	301,20	1 337,00	1 894,00	3 333,20	—	3 720,20	303	35 565,20	704,70
zusammen . . .	1 959	35 425,00	1 647,25	2 675,00	3 515,20	7 839,25	9 227,00		1 491	61 522,70	2 374,00
Dasselbe bei Ver- gütung der Zeile mit 20 Pfennigen	1 939	35 425,00	1 647,25	5 351,00	7 838,00	14 030,25	9 227,00		1 491	61 522,70	2 374,00

jetzigen Vorschriften der Gebührenordnung mit den Pauschätzen des Entwurfes.

auf 60 Anwaltsbetrieben Norddeutschlands.

mit Beweis- oder Vergleichsgebühren					C. Insgesamt							
der Schreib- und Postgebühren			Summe der Pauschätze		Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe der Schreib- und Postgebühren				Summe der Pauschätze	
keine Schreibgebühren	Schreibgebühren für Schriftsätze	zusammen	4 M.	20 % der Gebühren			Postgebühren	keine Schreibgebühren	Schreibgebühren für Schriftsätze	zusammen		
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	
802,70	714,00	1 516,70	1 560,00	—	1 006	5 718,45	867,03	1 460,00	1 476,70	3 804,73	3 405,00	
1 540,10	1 829,00	3 374,00	2 668,00	—	1 400	19 767,70	1 544,07	2 439,00	2 527,10	6 571,07	5 098,00	
746,00	826,00	1 562,00	—	2 231,00	442	17 301,10	603,02	1 137,00	1 435,00	3 175,02	3 463,01	
3 069,00	2 870,00	7 639,00	6 459,00		2 848	42 787,00	3 016,03	5 096,00	5 438,00	13 551,73	11 966,01	
6 179,00	5 741,00	13 390,00	6 459,00		2 848	42 787,00	3 016,03	10 193,00	10 877,00	21 087,03	11 966,01	
626,00	606,00	1 547,00	—	2 758,70	295	20 411,00	445,00	917,00	1 009,00	2 372,00	4 083,00	
796,00	1 048,00	2 282,00	—	4 370,00	307	33 750,00	560,00	1 173,00	1 593,00	3 325,00	6 715,00	
1 422,00	1 655,00	3 780,00	—	7 124,00	602	54 161,00	1 005,70	2 090,00	2 602,00	5 697,00	10 845,10	
2 844,00	3 311,00	6 839,00	—	7 124,00	602	54 161,00	1 005,70	4 181,00	5 203,00	10 393,00	10 845,10	
4 511,00	4 526,00	11 402,00	13 584,10		3 450	96 948,00	4 022,10	7 187,00	8 041,70	19 241,00	22 796,00	
9 023,00	9 052,00	20 450,00	13 584,10		3 450	96 948,00	4 022,10	11 378,00	16 083,00	34 460,00	22 811,00	

Vereinsnachrichten.

Der vom außerordentlichen Kammlitage in Leipzig am 23. November d. J. beschlossene Geschäftsanstalt ist gebildet. Mittelungen sind an Herrn Rechtsanwält Dr. R. Drucker in Leipzig, Ritterstraße 1/3, zu richten.

Hilfsschasse für deutsche Rechtsanwälte.

Die Kammlitkassen im Bezirke der Oberlandesgerichte zu Karlsruhe, Kiel und Köln haben der Kasse abermals Beihilfen und zwar Karlsruhe 1200 Mark, Kiel 2000 Mark und Köln 2500 Mark gewährt. Die letztere Beihilfe ist zum Unterstützungsfonds bestimmt. Den Kassen und ihren Vorständen ist für die reichen Beihilfen der aufrichtige Dank ausgesprochen worden.

Huugehalts-, Witwen- und Waisenkasse für deutsche Rechtsanwälte.

Auf die vielen an mich gerichteten Anfragen teile ich den Herren Kollegen ergebenst mit, daß die unumkehr endgültig festgesetzte Satzung mit vollständigen Tarifen gedruckt wird.

Nach Fertigstellung des Druckes wird an alle Kollegen, auch an die, die sich schon angemeldet haben, eine solche Satzung mit einer, an den Vorstand in Leipzig gerichteten Kassebescheide versandt.

Der Vorstand erteilt dann dem Beitretenden eine Bescheinigung über die Mitgliedschaft (§ 2 der Satzung).

Jetzt bitte ich die Herren Kollegen, die sich noch nicht angemeldet haben, mir schleunigst kurz mitzuteilen: „Ich trete der Pensionskasse bei“, damit die 700 Mitglieder recht bald zusammen kommen, und ich bei der Hilfsschasse die Überweisung der 500 000 Mark beantragen kann. Denn vorher darf unsere Kasse ihren Geschäftsbetrieb nicht eröffnen.

Halle a. S., den 4. Dezember 1907.

Kollegialiter

Elze, Justizrat.

Vorenthalten einer Quittungskarte dem Karteninhaber gegenüber.

Eine Erwiderung.

Von Rechtsanwält Leonhard in Wapen.

Den Ausführungen des Herrn Kreisgerichtsrats Dr. Hülse auf S. 40 ff. d. J. bei Beantwortung der Frage, ob ein Rechtsanwalt eine ihm von seinem Mandatgeber anvertraute, auf den Namen eines Dritten ausgestellte Quittungskarte dem Karteninhaber vorenthalten dürfe, kann meines Erachtens nicht in allen Teilen beigetreten werden. Der Beantwortung liegt der Tatbestand zugrunde, daß einem Rechtsanwalt in einem Rechtsstreit die Quittungskarte einer Akteuerin von deren Ehemann übergeben worden war; die Ehefrau hatte die Rückablieferung der Karte

verlangt und, als diese verweigert wurde, die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen, ohne damit Erfolg zu haben. Darüber hat die Quittungskarte infolge § 135 JnVdG. ihre Gültigkeit verloren, so daß gemäß § 46 i. v. die aus der Versicherung sich ergebende Antwortschuld erledigt ist.

Herr Dr. Hülse wirft die Frage auf, ob dem Rechtsanwalt wegen Verweigerung der Herausgabe der Karte an die Ehefrau irgend welche Straffolgen oder Ersatzpflichten treffen, und legt dem Rechtsanwalt die Schadenersatzpflicht auf folgenden Gründen auf. Bei der Verweigerung der Herausgabe der Karte habe der Rechtsanwalt gegen die Bestimmungen der §§ 139 und 181 Ziff. 4 JnVdG. gefehlt, wonach die Zurückbehaltung einer Quittungskarte wider den Willen des Inhabers dem Arbeitgeber und jedem Dritten verboten (§ 139) und — bei Widerrechtlichkeit — strafbar (§ 181) ist. Der Rechtsanwalt habe widerrechtlich gehandelt, zum mindesten aber die im Verleß ersorderliche Sorgfalt (§ 276 BGB.) außer acht gelassen, weshalb er die vermögensrechtlichen Folgen seines Verhaltens gemäß § 823 BGB. tragen müsse, auch wenn seine Ersatzpflicht nicht schon aus § 139 JnVdG. zu folgen sei. Denn ihm hätte bei Anwendung auch nur geringer Sorgfalt bekannt sein müssen, daß seinem Mandatgeber ein Vermögensrecht über die auf den Namen seiner Ehefrau ausgestellte Quittungskarte nicht zustand, daß sein Mandatgeber daher in die Karte ohne Einwilligung seiner Ehefrau nicht in Verwahrung geben konnte, so daß ein formgerechter Verwahrungsbetrag gar nicht zustande gekommen sei. Auch ist der Rechtsanwalt als Verwahrer verpflichtet gewesen (§ 991 BGB.), die vereinbarte Art der Aufbewahrung zu ändern und die Karte bei der Polizeigebörde zu hinterlegen, wenn er sich nicht entschließen wollte oder nicht besagt zu sein glaubte, die Karte an die Inhaberin, die allein als Hinterlegerin gelten könne, auf ihren Antrag (§ 895 BGB.) auszuhandeln.

Es ist zunächst nicht zuzugeden, daß zwischen dem Rechtsanwalt und seinem Mandatgeber ein gültiger Verwahrungsbetrag deshalb nicht zustande gekommen sei, weil der Mandatgeber in Verfolgung über die Karte nicht berechtigt gewesen ist. Obligatorische Rechtsgeschäfte über fremde Sachen sind immerwiegend unzulässig und ungültig; so kann man sehr wohl ein fremde Sache verkaufen, und ein derartiger Kaufvertrag kann unter den Parteien voll wirksam sein. Ungültig ist im allgemeinen nur eine Verfügung im engsten Sinne, d. h. ein solches Rechtsgeschäft, welches hinsichtlich der fremden Sache eine Rechtsänderung unmittelbar bewirkt; das obligatorische Rechtsgeschäft hat diese Wirkung aber nicht, sondern begründet nur die Verpflichtung zur Herbeiführung der Rechtsänderung. Der Verwahrungsbetrag bewirkt aber keine unmittelbare Rechtsänderung bezüglich der Sache, und es ist nicht einzusehen, warum nicht über eine fremde Sache ein gültiger Verwahrungsbetrag voll wirksam werden können. Ein solcher Vertrag ist vielmehr voll wirksam unter den Vertragspartnern; eine andere Frage ist es, ob das Recht des Eigentümers davon berührt wird. Jedenfalls bestand aber im vorliegenden Falle ein Verwahrungsverhältnis nur zwischen dem Ehemann der Karteninhaberin und dem Rechtsanwalt — die Ehefrau konnte als Hinterlegerin doch nur gelten, wenn der Ehemann als ihr Stellvertreter gehandelt hätte —, so daß zur Begründung der

Schadenersatzpflicht des Rechtsanwalts gegenüber der Karteninhaberin § 691 BGB. nicht dahin erweitert werden darf, daß der Rechtsanwalt zur Hinterlegung der Karte bei der Polizeibehörde verpflichtet gewesen wäre; denn zwischen dem Rechtsanwalt und der Karteninhaberin bestand wie gesagt ein Vertragsverhältnis gar nicht. Überdies kann eine derartige Verpflichtung zur Abänderung der Vertrauensverhältnisse nicht aus § 691 BGB. gefolgert werden, sondern nur aus § 276 BGB. Denn § 691 bestimmt nur, daß der Vertrauensverhältnisse im Zweifel nicht berechtigt ist, die hinterlegte Sache bei einem Dritten zu hinterlegen und daß er, wenn die Hinterlegung bei einem Dritten gestattet ist, ein ihm bei der Hinterlegung zur Last fallendes Verschulden zu vertreten hat. Die ganz andere gestellte Frage, ob und wann der Vertrauensverhältnisse verpflichtet sein kann, die Sache bei einem Dritten zu hinterlegen, ist danach zu beantworten, ob die vom Vertrauensverhältnisse präsumierte Sorgfalt (§§ 276, 490 BGB.) eine derartige Hinterlegung im gegebenen Fall verlangt hätte. Im vorliegenden Fall wäre diese Frage meines Erachtens aus dem Zusammenhang des Rechtsanwalts und seinem Auftraggeber bestehenden Dienstvertrag zu beantworten, so daß die Entscheidung lediglich aus § 276 BGB. zu treffen wäre, wenn man nicht einen neben dem Dienstvertrag selbständig bestehenden Vertrauensverhältnisse annehmen und demgemäß § 690 BGB. anwenden will. Jedenfalls ist diese Frage aber, wie bemerkt, nur von Bedeutung in dem Verhältnis des Vertrauensverhältnisse zu seinem Auftraggeber; das war aber hier der Obermann der Karteninhaberin und nicht diese selber.

Herrn Dr. Hüfte ist meines Erachtens jedoch darin zu folgen, daß die Schadenersatzpflicht des Rechtsanwalts aus § 139 ZivProz. verb. mit § 823 Abs. 2 BGB. hergeleitet ist. Der § 139 ZivProz. wird als ein Schutzgesetz im Sinne des § 823 Abs. 2 BGB. anzusehen sein, insbesondere mit Rücksicht auf die Entstehung des § 181 Abs. 4 ZivProz. Ein Verschulden des Rechtsanwalts bei dem Verstoß gegen § 139 ZivProz. wird auch anzunehmen sein, da er sich gegenüber dem § 139 l. o. nicht darauf berufen können, daß er die Karte von seinem Auftraggeber erhalten hat. Dem Anspruch der Karteninhaberin auf Herausgabe gegenüber hätte er prüfen müssen, ob er zur Verweigerung der Karte berechtigt war. Wäre er dann im Zweifel, ob er zur Herausgabe an die Inhaberin berechtigt war, so mußte er seinem Auftraggeber Mitteilung machen; wenn dieser, seine Zustimmung zur Herausgabe verweigerte, die Herausgabe an sich selbst verlangte, so blieb dem Rechtsanwalt auf Grund § 372 BGB. infolge Unmöglichkeit über die Person des Berechtigten (Gläubigers) der Weg, die Karte zu hinterlegen; dann wäre es aber der Inhaberin möglich gewesen, das Erlöschen der aus der Versicherung sich ergebenden Anwartschaft zu verhindern. Das zur Begründung seiner Ersatzpflicht von § 823 BGB. geforderte Verschulden ist, namentlich mit Rücksicht auf die bei ihm als Rechtsanwalt vorausgesetzte Rechtskenntnis, darin zu finden, daß er die Karte einfach zurückbehalten hat. Er mußte und konnte sich darüber klar werden, ob er zur Herausgabe verpflichtet war oder nicht, und mußte wissen, daß für den Versicherungsanspruch der Karteninhaberin die Erfolge des Erlöschens voraus, so daß er die erforderlichen Schritte hätte tun müssen. Auf Grund derselben Erwägungen ist der Schadenersatzanspruch

meines Erachtens auch aus § 823 Abs. 1 BGB. begründet. Die Inhaberin der Leihungskarte als Trägerin des Versicherungsanspruchs war als solche Eigentümerin der Karte als Urkunde (§ 953 BGB.) und hatte daher einen Anspruch auf Herausgabe derselben gegen den Besitzer gemäß §§ 982, 986 BGB. Ihrem Herausgabeanspruch gegenüber konnte der Rechtsanwalt nur einwenden, daß sein Auftraggeber, der mittelbare Besitzer, zum Besitz berechtigt ist. War der Auftraggeber dies nicht, — und nichts spricht für seine Berechtigung —, so handelte der Rechtsanwalt widerrechtlich, als er die Herausgabe verweigerte. Er handelte aber auch, wie oben ausgeführt, schuldhaft, da er als Rechtsanwalt wissen mußte, ob er zur Verweigerung der Herausgabe berechtigt war oder nicht, und jedenfalls zu der ihm nach § 372 BGB. obliegenden Hinterlegung hätte schreiten müssen.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Irrtum hinweisen, der Herrn Dr. Hüfte untergelaufen zu sein scheint, indem er unter Anwendung des § 254 BGB. die Haftung auf Schadenersatz unter die Polizeibehörde und den Rechtsanwalt verteilen will. Der § 254 trifft nicht den Fall, daß mehrere, die einem Dritten auf Schadenersatz haften, ein Verschulden trifft, sondern daß der Schadenerschützer und dem Geschädigten ein Verschulden zur Last fällt; er kann also nur im Verhältnis des Schadenerschützers und des Geschädigten Anwendung finden mit der Wirkung, daß der erste ganz oder teilweise von seiner Ersatzpflicht frei wird; er kann also hier nur für das Verhältnis des Rechtsanwalts und der Polizeibehörde einerseits zu der Karteninhaberin andererseits in Betracht kommen. Für das Verhältnis des Rechtsanwalts und der Polizeibehörde zueinander, für die Verteilung der Schadenersatzpflicht unter sie wird § 426 BGB. maßgebend sein, da beide gemäß § 840 BGB. der Karteneigentümerin als Gesamtschuldner haften.

Vom Reichsgericht.)

Bericht von den Rechtsanwältinnen beim Reichsgericht Geh. Justizrat Dr. Seelig, Justizrat Scherel und Justizrat Haacke zu Leipzig.

Wir berichten über die in der Zeit vom 16. bis 30. November 1907 ausgefertigten Zivilentscheidungen.

1. Reichsgericht.

Bürogeheimnis Gesetzbuch.

1. §§ 116, 119 BGB. Bestrafung eines Schreiberfehlers im vertragmäßigen Abkommen.]

In einem von dem Bevollmächtigten der Klägerin an den Beklagten gerichteten Schreiben hieß es bezüglich der Provisionsgebühr der Klägerin: „Die Provision wird einheitlich auf 1,75 Mark pro Quadratrate erbauter Gütle geachtet.“ Die in dem der Klägerin direkt zugehenden Briefe des Beklagten enthaltene Antwort des Beklagten lautet: „Ihre Vorläufe für Provisionsanträge habe ich erhalten und teile Ihnen hierdurch mit, daß ich mit denselben einverstanden bin.“ Die Klägerin behauptet, ist nicht nur die in dem Schreiben vom 4. März 1904 gebrauchte Bezeichnung „Quadratrate“ ein Schreiberfehler und in Wirklichkeit der Ausdruck „Quadratfuß“

*) Nachdruck ohne Angabe der Quelle verboten.

beabsichtigt gewesen, sondern hat auch der Beklagte in voller Erkenntnis des Schreibfehlers und des wirklichen Willens der Klägerin, die Offerte auf Zahlung von 1,75 Mark pro Quadratfuß zum Kaufbruch zu bringen, sein vorgedachtes Antwortschreiben an sie abgehandelt. Die Richtigkeit dieser Behauptung vorausgesetzt, liegt eine rechtswirksame, verbindliche Einigung der Parteien über die Zahlung der Provision mit 1,75 Mark pro Quadratfuß beabachtet klar vor. Hatte der Beklagte den wirklichen Willen der Klägerin, den sie mit dem festgestellten Wort zur Erklärung bringen wollte, trotz des Fehlschritts dem Schreiben richtig entnommen, als er das vorgenannte Antwortschreiben erteilte, so sprach er, wie er sich nicht versehen konnte, mit der Erklärung des Einverständnisses der Klägerin seine Zustimmung zur Zahlung der Provision mit 1,75 Mark pro Quadratfuß beabachtet klar aus, und zwar es gemäß § 116 BGB. ohne Belang, ob er sich insgeheim vorbehalten, solche Zustimmung nicht zu erteilen. Die in § 119 BGB. getroffene Vorschrift steht dem Klagenanpruch nicht entgegen. Der wirkliche Wille hat, es sei denn, daß eine besondere Form für die Erklärung vorgeschrieben ist, seine erforderliche Erklärung gefunden, wenn der Erklärende, um ihm Kaufbruch zu versehen, das Wort gebraucht und der Empfänger der Willenserklärung trotz des Fehlschritts im Wort aus demselben den Sinn entnommen hat, den der Erklärende zur Ausdeutung seines Willens mit dem verständlich gebrauchten Wort verbunden hatte. Der Fall des Widerspruches zwischen Wille und Erklärung, d. h. zwischen vorhandenem und ausgesprochenem Willen, den die letztgenannte Gesetzesvorschrift behandelt, liegt bei dieser Sachlage nicht vor. (Wegen Abweisung von Beweisansprüchen über den fraglichen Schreibfehler erfolgte die Aufhebung des zweinstanzlichen Urteils). R. o. L., II. v. 29. Okt. 07, 151/07 III. — Berlin.

2. §§ 174, 177, 180, 184, 326 BGB. Wirkung einer Nachfristsetzung durch einen hierzu nicht Bevollmächtigten, wenn Gegner die Vertretungsmacht nicht beanstandet und Vertreter nachträglich genehmigt.]

Durch notarielle Vollmacht vom 27. März 1905 ermächtigten die Kläger den Kaufmann G. zu Osterode, ihr Grundstück Paderborn Nr. 45 zu verkaufen, das Kaufgeld in Empfang zu nehmen oder zu kreditieren, die Kaufsumme zu vollziehen, auch Eintragungen und Löschungen im Grundbuch zu bewilligen, wobei sie ihm die Kaufbedingungen vorzulesen, auch Selbstkauf zu diesen Bedingungen ihm bewilligten. G. verkaufte durch notariellen Vertrag vom 28. April 1905 das Grundstück für 9000 Mark an die Beklagten gegen 500 Mark Anzahlung. 1500 Mark sollten nebst Zinsen seit 1. April 1905 am 1. Juni 1905 bezahlt werden. Im Vertrag war anerkannt, daß die Übergabe am 1. April 1905 erfolgt sei, aber von der Auflassung war darin nichts gesagt. In G.s Auftrag richtete Rechtsanwalt A. zu B. am 18. Juni 1905 an die Beklagten die Aufforderung: „Wenn einer Frist von 2 Wochen an einem mit Herrn G. zu vereinbarenden Tage vor dem Königl. AG. zu Wehlhof, Zug um Zug die Auflassung des Grundstücks Paderborn Nr. 45 entgegenzunehmen und an Herrn G. den Betrag von 1500 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 1. April 1905 zu zahlen, widrigenfalls nach fruchtlosem Ablauf der Frist die Annahme der Leistung von Herrn

G. an dessen Vollmachtgebern abgelehnt wird.“ Am 1. Juli 1905 erwiderte der Beklagte Ghemann brieflich, daß er die 1500 Mark nicht beschaffen könne. Hieraus ließ G. namens der Kläger den Beklagten am 14. Juli 1905 die Klage zu stellen, worin der Klageakt vom Vertrag erklärt und beantragt ist, die Beklagten zu verurteilen, das Grundstück Paderborn Nr. 45 sofort zu räumen. Die Klage ist in den Vorinstanzen abgewiesen. Das AG. hob auf und verurteilte: Der Berufungsrichter hat die Nachfristsetzung aus § 326 BGB. wegen fehlender Bevollmächtigung G.s hierzu für unwirksam erklärt, mit Recht wird aber dieser Ausspruch vom Revisionskammer angegriffen. Hatte G. keine Vollmacht zur Nachfristsetzung, so kann hier zwar der § 174 BGB. nicht angewendet werden. Aber auch wenn man unterstellt, daß die Vollmacht fehle, so ist die Nachfristsetzung doch aus anderen Gründen erlaubt und rechtswirksam. Nach dem ersten Satze des § 180 BGB. ist bei einem einseitigen Rechtsgeschäft, wie es hier in Rede steht, Vertretung ohne Vertretungsmacht zwar unzulässig, aber nach Satz 2 daselbst sollen dann, wenn der Gegner die von dem Vertreter behauptete Vertretungsmacht nicht beanstandet, die Vertretung aus dem Vertrag entsprechend Anwendung finden. Gemäß § 177 daselbst hängt die Wirksamkeit eines ohne Vertretungsmacht geschlossenen Vertrags für und gegen den Vertreter von dessen Genehmigung ab. Da nun einerseits die Beklagten G.s Ermächtigung zur Nachfristsetzung zwar nicht beanstandet, andererseits die Kläger diese Handlung G.s zwar nicht schon zuweilen durch die wieder nur von G. veranlaßte Erhebung der jetzigen Klage, so doch jedenfalls durch die dem Genannten am 3. August 1905, also vor Beanstandung und Klageberufung seitens der Beklagten, erteilte Vollmacht in nach § 184 BGB. rückwirkender Weise genehmigt haben, so mußte die Nachfristsetzung vom 19. Juni 1905 als wirksam gegen die Beklagten gelten. Die den Beklagten gesetzte Zahlungsfrist war, da das Schreiben des Rechtsanwalts A. ihnen unterstritten am 20. Juni 1905 zugestellt worden war, mit dem 4. Juli 1905 fruchtlos abgelaufen. Von da an konnten sich die Kläger erklären, ob sie Schadenersatz verlangen oder von dem Vertrag zurücktreten. In der Klageerklärung haben sie in ausdrücklicher und genügender Weise den Vertragstritt erklärt und am 14. Juli 1905 ist die Klage den Beklagten zugestellt worden. Damit war der Kaufvertrag endgültig aufgehoben. Die späteren einseitigen und befristeten, um die Zeit des 23. August 1905 nach Bezahlung der Beklagten abgegebenen Erklärungen des Klagenben Ghemann, er denke nicht an Vertragstritt, sind unerheblich. Der einmal aufgehobene Vertrag über das Grundstück konnte nur nach Vorschrift des § 313 BGB. wieder neu ins Leben gerufen werden. §§ 327, 346, 349 daselbst. R. o. L., II. v. 2. Nov. 07, 6/07 V. — Königsberg.

3. § 181 BGB. Die Vorschrift gilt auch für den Vormund und Pfleger. Voraussetzung für die Ausnahmefälle des § 181. — Wirksamkeit des Beschlusses des LG. Colmar in Rechtsprechung der LZS. 6, 39.]

Der 1905 zu München verstorbene Schlossermeister S. hat als Erben hinterlassen seine Witwe, seinen großjährigen Sohn Johann und 4 noch minderjährige Kinder. Die Erben haben sich durch notariellen Vertrag vom 2. Mai 1907 über das zum Nachlaß gehörige Anwesen ausgetauscht und

bestimmt, daß dieses ihnen nach der Größe der Erbteile als Miteigentum zu Bruchteilen zugehen solle. Dementsprechend haben die Beteiligten die Auflassungserklärungen dahin abgegeben, daß das Eigentum zu $\frac{1}{4}$ auf die Witwe E. und zu je $\frac{1}{8}$ auf die 5 Kinder übergehen solle. Bei Abschluß des Vertrages und Abgabe der Auflassungserklärungen sind die 4 minderjährigen Kinder durch einen Pfleger vertreten gewesen. Die Verhandlungen sind vormundschäftlich genehmigt worden. — Das RG. München I hat durch Verfügung vom 13. Juli 1907 die beantragte Eintragung des Eigentumsübergangs abgelehnt, weil es nach § 181 BGB. der Bestellung eines besonderen Pflegers für jedes der 4 minderjährigen Kinder bedurft habe. Das RG. München I hat die von der Witwe E. und dem Pfleger eingelegte Beschwerde als unbegründet zurückgewiesen. Es ist dann von der Witwe E. weitere Beschwerden beim BayObdG. eingelegt. Auch dieses erachtet die Beschwerde für unbegründet und würde sie zurückweisen, es sieht sich hierin jedoch durch den Beschluß des OLG. zu Colmar, mitgeteilt in der Rechtsprechung der LZG. 6, 39, behindert, und hat deshalb die weitere Beschwerde dem RG. vorgelegt. — In Übereinstimmung mit dem ObdG. zu München muß die weitere Beschwerde für unbegründet erachtet werden und ist deshalb zurückzuweisen. Das Anwesen stand im Gesamteigentum der Erben und es sollte durch den notariellen Vertrag in Bruchteilseigentum der einzelnen Miterben umgewandelt werden. Den Gegenstand des Vertrages bildete daher eine teilweise Erbschaftsübertragung, und es bedurfte für die Umwandlung des Gesamteigentums in Bruchteilseigentum (RG. 57, 433) der Auflassung. Bei dem Vertrage wie bei der Auflassung gab der Pfleger als Vertreter eines jeden einzelnen Minderjährigen die erforderlichen Erklärungen ab und nahm solche zugleich als Vertreter der übrigen Minderjährigen entgegen. Er schloß jene Rechtsgeschäfte mühen ab im Namen jedes einzelnen Minderjährigen mit sich als gleichzeitigen Vertreter, auch der übrigen Minderjährigen. Dies war nach der ausdrücklichen Vorschrift des § 181 BGB. unstatthaft, sofern entweder: a, dem Pfleger nicht ein anderes gestattet war, oder b, das Rechtsgeschäft ausschließlich in der Erfüllung einer Verbindlichkeit bestand. Daß die Vorschrift des § 181 auch für den Vormund und den Pfleger gilt, kann nicht zweifelhaft sein; beide sind „Vertreter“ des Minderjährigen, da ihnen kraft Gesetzes „Vertretungsmacht“ zusteht. Überdies ist in § 1915 BGB. bestimmt, daß auf die Pflegschaft die für die Vormundschäft geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung finden, und es ist dann in § 1795, nachdem zunächst für einzelne Fälle die Vertretungsbefugnis des Vormundes ausgeschlossen worden, ausdrücklich hervorgehoben, daß im übrigen „die Vorschrift des § 181 BGB. unberührt bleibt“. Es kann sich daher nur fragen, ob einer jener beiden in § 181 BGB. vorgesehenen Ausnahmefälle hier vorliegt. Auch dies ist zu verneinen. — Dem Pfleger war zunächst nicht „gestattet“, den Vertrag für die mehreren Minderjährigen abzuschließen. Unrechtmäßig ist der Umstand, daß der der Auflassung zugrunde liegende Vertrag vormundschäftlich genehmigt ist. Von der vormundschäftlichen Genehmigung hing — § 182 BGB. — die Wirksamkeit des Vertrages ab, die Genehmigung mußte zu der Erklärung des Pflegers hinzutreten, es bedurfte der genehmigten und der genehmigenden Erklärung, wenn anders der Vertrag

für die Minderlichen überhaupt wirksam werden sollte. Die Genehmigung erfüllte das Erfordernis des § 1822 Nr. 2 BGB., allein so wenig sie eine Aufhebung der Erklärung des Pflegers wegen eines Willensmangels hindern konnte, ebenso wenig konnte sie einen Nachtrag der allgemeinen Verfügungen des Pfegers im Einzelfalle vorhandenen Mangel in der Vertretungsbefugnis beseitigen. Sonderverfügungen, die dem vormundschäftlichen Gerichte die Ermächtigung gaben, für die rechtsgeschäftliche Vertretung der mehreren Minderlichen eine Ausnahme von der Vorschrift des § 181 BGB. zu gestatten oder durch die eigene Genehmigung dem Mangel abzuhelfen, enthält das BGB. nicht. In dieser Beziehung ist insbesondere auch nicht die Vorschrift des § 1775 von Bedeutung, wonach der Regel nach für mehrere Geschwister nur ein Vormund bestellt werden soll; sie schließt nicht aus, daß verschiedene Vormünder oder Pfleger für die einzelnen Minderlichen bestellt werden müssen, sofern dies durch die Umstände des Falles geboten ist. Dies aber war vorliegend mit Rücksicht auf die Vorschrift in § 181 a. a. O. der Fall. Bloße Zweckmäßigkeitsgründe können nach Lage der Sache eine abweichende Auffassung nicht rechtfertigen. Auch Dernburg, der in seinem BBl. Bd. I S. 557 Krum. 5 die Ansicht des OLG. Colmar als zweckmäßig bezeichnet, betont, daß die Schwere des § 181 auch für die geschäftlichen Vertreter gelten, und er erklärt insbesondere in Bb. 4 S. 373 Krum. 8 bezüglich der Erbschaftsübertragung unter den Geschwistern, daß jeder Teil einen besonderen Vertreter haben müsse. Die gleiche Auffassung wird durchweg auch sonst in der Literatur — Pfand 3. Aufl. Bd. I S. 316, Bb. III S. 673, Staudinger 2. Aufl. Bd. I S. 505, Goldmann und Kluntzsch 2. Aufl. Bd. I S. 204 — vertreten, und sie entspricht auch — RGZ. 32 A 34, 101, 280; 23 A 89 — der ständigen Rechtsprechung des RG. Eine abweichende Auffassung liegt auch nicht dem Entscheidungssatz RG. 58, 299 und 61, 139 zugrunde. Hier handelte es sich für bestimmte Fälle um rechtsgeschäftliche Befugnisse des Testamentvollstreckers, die aus dem mit der Anordnung der Testamentvollstreckung vom Erblasser verfolgten Zwecke und damit auch dem Willen des Erblassers selbst hergeleitet werden. Für den vorliegenden Fall können solche Erwägungen nicht Platz greifen. — Liegt hiernach der erste Ausnahmefall des § 181 nicht vor, so stellt es weiter auch an den Voraussetzungen für den zweiten Ausnahmefall. Die Teilung des Anwesens bildet kein „Rechtsgeschäft, das ausschließlich in der Erfüllung einer Verbindlichkeit bestand“. Die gegenseitige Auflassung, die in der DZG. 1902, 267 vertreten ist, findet im Gesetze keine Stütze. Das Anwesen stand im Gesamteigentum der Miterben, ein Anspruch auf Umwandlung in Bruchteilseigentum, stand keinem Erben zu. Der einzelne Miterbe konnte — §§ 2042, 753 BGB. — lediglich einen Zwangsversteigerung die Aufhebung der Gemeineigentum durch Zwangsversteigerung beanspruchen, nicht aber Zuteilung von Bruchteilseigentum. Sollte letzteres durch Vertrag und Auflassung geschaffen werden, so handelte es sich weder überhaupt noch ausschließlich um die Erfüllung einer Verbindlichkeit, es wurde nicht — § 362 BGB. — eine geschuldete Leistung an den Gläubiger bewirkt und dadurch ein Schuldverhältnis zum Gläubiger gebracht. — Veröff. v. 9. Nov. 07, B 154/07 V. — München.

4. §§ 249, 251, 252, 839, 840 BGB. Haftpflicht des Substitutionsberechtigten und des Kautars wegen nicht gehöriger Anordnung des Termins. Verschulden. Zeitpunkt des eingetretenen Schadens und Voraussetzbarkeit durch den Täter.]

Dem Kläger stand laut valldisterraren Urteil eine hypothetisch gesicherte Forderung von 2 600 Mark gegen den S. früher in Stenbal, jetzt in Bitterfeld, zu. Auf Antrag des Klägers ist durch Beschluß des H. Stenbal, der von dem Beklagten zu 1 erlassen wurde, die Zwangsversteigerung in die Hypothek gerieten, in Stenbal gelegenen Immobilien des Schuldners gemäß § 15 BGB. angeordnet worden. Der Beklagte zu 2 hat die Zustellung dieses Beschlusses entgegen der Vorschrift des § 8 BGB. an den Schuldner S. gemäß § 4 BGB. mittels eingeschriebener Postsendung vom 9. Oktober 1902 angeordnet. Der Beklagte zu 1 hat dieser gesetzwidrigen Zustellung ungedruckt den Versteigerungstermin durch Beschluß auf den 21. Januar 1903 bestimmt, an diesem Tage die Versteigerung ausgeführt und in dem Versteigerungstermin Termin zur Verhandlung der Entscheidung über den Zuschlag auf den 28. Januar 1903 bestimmt. In der Versteigerung war Kläger für 12 504,50 Mark Höchstbietender geblieben. Kläger hat noch an demselben Tage seine Rechte aus dem Pfandbrief an die Eheleute B. laut notarieller Urkunde gegen die Summe von 15 000 Mark abgetreten. Durch von dem Beklagten zu 1 erlassenen Beschluß vom 28. Januar 1903 ist aber der Zuschlag wegen der gesetzlich unzulässigen Zustellung des Zwangsversteigerung anordnenden Beschlusses an den Schuldner versagt worden. Der Kläger hat darauf Fortsetzung des Verfahrens und neue Versteigerung der Grundstücke beantragt. Rummel wurde neuer Versteigerungstermin auf den 23. April 1903 bestimmt. In dieser Versteigerung ist Kläger mit im ganzen für 12 261,50 Mark Höchstbietender geblieben und hat Kläger den Zuschlag erhalten. Kläger hat hierauf die Immobilien um 14 500 Mark an die Eheleute B. verkauft. Mit der gegenwärtigen Klage verlangt Kläger auf Grund der §§ 839/840 BGB. Ersatz des Schadens, den er durch die am 9. Oktober 1902 erfolgte unrichtige Zustellung des Beschlusses vom 5. Oktober 1902 und die dadurch veranlaßte Verlosung des Zuschlags auf das in der Versteigerung vom 21. Januar 1903 abgegebene Höchstgebot, sowie die insalgebessenen notwendig gewordenen Versteigerung und deren Ergebnis erlitten hat. Das OLG. beurteilt, die Revision der Beklagten wurde zurückgewiesen: Zunächst kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Beklagten im Sinne des § 839 BGB. die ihnen einem Dritten, nämlich dem Kläger als betrieblendem Gläubiger und Höchstbietenden, obliegende Kautspflicht verletzt haben. Wenn Beklagte zu 2 jenes von ihm zu vertretende Verschulden deshalb verneinen will, weil eine zum Schadensersatz verpflichtende Verschuldung nur dann angenommen werden könne, wenn der Schuldige damit rechnen mußte, daß der Schaden und die zu ihm führenden, von seinen Handlungen unabhängigen Ereignisse, eintreten würden, und weil nicht festgestellt sei, daß er damit zu rechnen hatte, der Beklagte zu 1 werde die ihm obliegende Prüfung unterlassen, so ist dies nicht richtig. Denn ein Verschulden als Erfordernis der Schadensersatzpflicht besteht schließlich in der durch die Handlung herbeigeführte Rechtsverletzung selbst, hier also auf die Verletzung der Kautspflicht

durch die gesetzwidrige Zustellung, nicht aber darauf, daß der Täter den aus der Rechtsverletzung entstehenden Schaden voraussehen oder voraussetzen mußte (Paland, Kommentar zum BGB., 3. Aufl., Bd. 2, § 249 Anm. 2b). Ob also Beklagte zu 2 annehmen konnte, der Beklagte zu 1 werde den Fehler der Zustellung entdecken, ist für die Haftung des Beklagten zu 2 ebenso gleichgültig wie der Umstand, ob der Beklagte zu 1 den Fehler entdeckt oder nicht entdeckt hat. Das schuldhafteste Verhalten des Beklagten zu 1 hebt die Haftung des Beklagten zu 2 nicht auf, sondern betrifft nur nach § 840 BGB. eine Haftung Beider als Gesamtschuldner. — Wenn jedoch beide Beklagte die Verurteilung (betrifft) des entgangenen Gewinns und der durch den in der zweiten Versteigerung erfolgten Zuschlag notwendig gewordenen Aufwendungen) mit Rücksicht auf den durch § 249 f. BGB. in erster Linie für maßgebend erklärten Grundlag, daß der zu Schadensersatz Verpflichtete den Zustand herzustellen hat, der bestehen würde, wenn der zum Schadensersatz verpflichtende Umstand nicht eingetreten wäre, angreifen unter der Begründung, daß darnach, abgesehen von positiven speziellen Vorschriften nicht ohne weiteres ein Geldentschädigung verlangt werden könne, so ist dies im vorliegenden Falle nicht richtig. Eine solche Naturalbeseitigung war nicht denkbar. Kläger hatte Anspruch darauf, daß ihm der Vorteil verbleibe, der ihm durch die Abtretung des Höchstgebots an B. gegen Zahlung von 15 000 Mark geworden wäre. Dies war aber nicht mehr möglich nach der Verlosung des Zuschlags. Es war daher gemäß § 251 BGB. eine Entschädigung in Geld zu leisten. Dies wurde nicht anders durch die Abhaltung und das Ergebnis der zweiten Versteigerung, und es kann schließlich in Frage kommen, ob nicht durch dieses Ergebnis der Schaden wieder beseitigt werden konnte, was aber tatsächlich nicht der Fall war, denn Kläger erhielt nicht nur statt 15 000 nur 14 500 Mark, sondern mußte auch noch infolge des Zuschlags die in dem Verlosungsurteil nicht zugesprochenen Aufwendungen machen. Kläger war daher nach Erwerb des Grundstücks nicht verpflichtet, dasselbe den Beklagten zum Erwerb anzubieten. Was die von der Revision bestrittene Kaufsüßheit des dem Kläger erwaßenen Schadens mit dem Verschulden des Beklagten zu 1 betrifft, so wird solches mit Unrecht bestritten. Dadurch, daß Beklagte zu 1 die unrichtige Zustellung des Beklagten zu 2 nicht beachtet, den Versteigerungstermin anberaumte und abhielt, war es unmöglich, daß der Zuschlag erteilt wurde und Kläger die von B. ihm zugesicherten 15 000 Mark beziehungsweise die Differenz zwischen dieser Summe und seinem Höchstgebot von 12 504,50 Mark mit 2495,50 Mark ausbezahlt erhielt. Dies war zunächst der Schaden, den Kläger dadurch erlitten hatte, daß infolge des Verschuldens der beiden Beklagten auf die erste Versteigerung der Zuschlag nicht erteilt werden konnte. Würde die Zustellung eine ordnungsmäßige gewesen sein oder der Beklagte zu 1 statt der ordnungswidrigen Zustellung eine ordnungsmäßige rechtzeitig beantragt haben, dann würde Kläger die erwähnte Summe von B. ausbezahlt erhalten haben. Wegen der Klage ist ein Einwand aus § 252 Satz 2 BGB. erhoben worden, dahingehend, daß die Frage, ob ein erwarteter Gewinn mit Rücksicht auf die Erwartung werden konnte, nach dem Zeitpunkt, in welchem der zum Schadensersatz verpflichtende Umstand eintrat,

zu beurteilen sei. Im Gegensatz zum Berufungsurteil, in dem diese Frage verneint ist, ist in dem Urteile I. Instanz dieser Standpunkt eingenommen unter der weiteren Begründung, daß als maßgebender Zeitpunkt der der nicht ordnungsmäßigen Zustellung, der Unterlassung der Befragung dieser Zustellung und der Ansetzung des Versteigerungstermins anzusehen sei, sowie daß zurzeit dieser Handlungen und Unterlassungen der Kläger noch nicht darauf habe rechnen können, er werde das Versteigerungsgebot abgeben, den Zuschlag erhalten und durch Weiterveräußerung des Versteigerungsobjekts einen Gewinn von 500 Mark machen. In dieser Hinsicht ist zunächst jedenfalls irrig, daß der Kläger gerade die Erwartung der Wahrscheinlichkeit des Gewinns gehabt haben müsse, es ist vielmehr ein objektiver Maßstab anzulegen (Staudinger, Kommentar zum BGB. Bd. 2, § 252 R. 2, Abf. 6, S. 36 der 2. Aufl. von Rühlend). Sodann ist bezüglich des Beklagten zu 1 zu bemerken, daß dessen Verschulden sich nicht im Oktober 1902 erschöpft, sondern noch bis zu und in dem Versteigerungstermin andauerte. Wäre abgesehen hiervon hätte das Revisionsericht die prinzipielle Ansicht des Urteils I. Instanz mit der herrschenden Meinung (hier hat sich Wandel in der 3. Aufl. des Kommentars zum BGB. im Gegenfall zur 1./2. Aufl. angeschlossen, während umgekehrt der in der 1. Aufl. die herrschende Ansicht vertretende Kommentar zum BGB. von Staudinger in der 2. Aufl. von Rühlend die frühere Wandel'sche Ansicht bekräftigt), für unwichtig und hält vielmehr dafür, daß § 252 BGB. lediglich eine Beweisvereinfachung und nicht eine Beschränkung des Anspruchs auf Erfolg des entgangenen Gewinns (durch Heranziehung des Zeitpunkts, in welchem das Schadensereignis verschärfende Ereignis eintrat) vorschreibt. Hierfür spricht schon der Wortlaut des Gesetzes, der eine solche Beschränkung nicht enthält. Aber auch die Entstehungsgeschichte führt zu demselben Ergebnis. Schon die Motive zu § 218 Abf. 2 des ersten Entwurfs („Als entgangener Gewinn kommt nur derjenige in Betracht, welcher nach dem geschäftlichen Laufe der Dinge oder nach den besonderen Umständen, insbesondere nach getroffenen Anhalten und Vorkehrungen, mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnte.“) bemerken in Ab. 2 S. 18: „Die Vorhersicht des künftigen Abganges ist nicht zu entbehren. Durch sie erhält die Praxis im Hinblick auf § 260 B.D. die nötige Anmerkung, aus welcher erhellt, daß einerseits die volle Gewissheit, der Gewinn würde gezogen worden sein, nicht erforderlich sei, andererseits aber auch die bloße Möglichkeit, der Beschädigte würde den Gewinn erlangt haben, nicht ausreicht, daß vielmehr eine gewisse Wahrscheinlichkeit entfalle.“ In der zweiten Kommission waren verschiedene Änderungsanträge gestellt, die aber als lediglich die Fassung betreffend, der Redaktionskommission überwiegen wurden (Prot. von Köhlert ult. Bd. 1, S. 291/2), von der § 252 Satz 2 BGB. die jetzige Fassung erhielt. Auch wenn man nun annehmen wollte, daß aus anderen Vorgängen in der 2. Kommission j. V. der beschlossenen Aufnahme eines § 247 (der Bundesrat vorlegte: „Die Ersatzpflicht wegen Nichterfüllung einer Verbindlichkeit erstreckt sich nicht auf einen Schaden, dessen Entstehung außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit lag oder nach den Umständen, die der Schuldner kannte oder kennen mußte, als außerhalb dieses Be-

reichs liegend angesehen werden durfte;“ vgl. Prot. von Köhlert ult. Bd. 1, S. 292) sich der Standpunkt einer weiteren Beschränkung des Schadenserfolgs ergebe, so hat doch dieser § 247 keine Aufnahme in das BGB. gefunden, weil er vom Bundesrat gestrichen (in der dem Reichstage vorgelegten Denkschrift heißt es im 2. Buch, Ziff. 11 a. E. hinsichtlich des Umfangs des Schadenserfolgs: „Die Schadenersatzpflicht umfaßt . . . sowohl die erlittene Vermögensminderung als den entgangenen Gewinn . . . auch für die nicht voraussetzenden Folgen seines Verhaltens hat der Ersatzpflichtige zu haften“) und diese Beseitigung von der Reichstagskommission (Bericht S. 35/6) schließlich — trotz anfänglicher Annahme eines entsprechenden Antrags — gebilligt wurde. Erheblich aber ist namentlich, daß eine Trennung in den Erfordernissen des Anspruchs auf Vermögensminderung und auf entgangenen Gewinn nirgends (auch in jenem Vorschlag eines § 247 nicht) hervorgetreten ist. Zudem genügt vollständig die Bestimmung über den Kausalzusammenhang gemäß § 249 BGB., um zu weit gehende Ansprüche auf entgangenen Gewinn auszuschließen. Denn in dieser Beziehung genügt es nicht, um einen eingetretenen Schaden als durch einen bestimmten Umstand entstanden anzunehmen, daß letzterer die *conditio sine qua non* des eingetretenen Schadens sei, sondern es darf auch ausreichen die Möglichkeit des Eintritts nicht eine so entfernt liegende sein, daß sie nach der Auffassung des Erbes vernünftigerweise nicht in Betracht gezogen werden kann (Wandel, Kommentar zum BGB., 3. Aufl., Bd. 2 § 249, Ziff. 2b, S. 20 § 252, Ziff. 2, S. 29, vgl. Dernburg, Bürgerliches Recht, 3. Aufl., 2. Bd., 1. Abt. § 27, Rr. 11, 4. S. 70/1). Es ist daher dem Berufungsgericht darin beizuhelfen, daß nach § 252, Abf. 2 BGB. der entgangene Gewinn nicht bereits zur Zeit der schädigenden Handlung mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten gewesen sein müsse. Es ist vielmehr die Zuführung des entgangenen Gewinns nach der konkreten Sachlage nicht weiter zu beanstanden. R. u. O. c. P., II. v. 22. Okt. 07, 74/07 III. — Raumburg.

§§ 254, 276, 618, 823, 847 BGB. Haftung des Geschäftsherrn wegen Zuziehung eines nicht geeigneten Sachverständigen. Bedienung eines Kufjungs durch eine dazu ungeeignete Person. § 847 des BGB. ist dann nicht anwendbar, wenn lediglich aus dem Vertragsverhältnis geltend ist. Mitverschulden.]

Die Klägerin, eine in den Diensten des Beklagten stehende Rechnerin, ist durch das Herabfallen eines leeren Hesses, das ein Angestellter des Beklagten in einen Aufzug heraufgezogen hatte, verletzt worden. Das OLG. stellte den Klagsanspruch dem Grunde nach fest. Auf Revision des Beklagten änderte das RG. dahin ab, daß der Klagsanspruch nur der Hälfte nach für gerechtfertigt erklärt wurde: Das Berufungsgericht findet eine Fahrlässigkeit des Beklagten darin, daß er eine Kontrolle über den Hessaufzug, bei dessen Handhabung am 2. Juli 1905 die damals bei ihm als Rechnerin im Dienst stehende Klägerin einen Unfall erlitten hat, nicht ausübte und die Befreiung des Wagens am Führungsschalt des Aufzuges einem geeigneten Sachverständigen nicht übertragen habe; es ist der Ansicht, daß der Beklagte bei Ausübung der Kontrolle die alte Druckstufe entbede und bei Zuziehung eines geeigneten

Sachverständigen auf die schlechteste Konstruktion und die Zweckmäßigkeit einer Hemmvorrichtung aufmerksam geworden wäre. Dieser Begründung kann nicht beigetreten werden. Der Vorauszug, wie er in dem angefochtenen Urteil beschrieben wird, ist eine so einfache Einrichtung, daß der Beklagte nicht verpflichtet war, eine persönliche Kontrolle auszuüben; nur wenn er durch die Bediensteten oder auf andere Weise von einem Mangel des Aufzuges Kenntnis erhalten hätte, würde er fahrlässig gehandelt haben, wenn er nicht für Abhilfe sorgte; daß er von der Zwecklosigkeit am Führungsdraht Kenntnis gehabt habe, ist nicht festzustellen. Wollte man aber auch eine Verpflichtung des Beklagten zur Kontrolle annehmen, so entbehrt doch die Schlussfolgerung des Berufungsgerichts, daß er bei Erfüllung dieser Verpflichtung durch den zuziehenden Sachverständigen auf den Mangel der Konstruktion und die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit einer Hemmvorrichtung aufmerksam geworden wäre, einer genügenden Begründung und tatsächlichen Unterlage. Der Beklagte hätte seiner Verpflichtung genügt, wenn er die Reparatur des Balkens einem an seinen Wohnort vorhandenen Handwerker übertrug. Die Annahme des Berufungsgerichts, daß er einen geeigneten Sachverständigen habe zuziehen müssen, — der den Fehler der Konstruktion zu erkennen in der Lage war, — ist unbegründet; denn die Auskunft eines solchen Sachverständigen hätte zur Voraussetzung gehabt, daß der Beklagte selbst insstande gewesen wäre, den Fehler der Konstruktion zu erkennen oder wenigstens zu mutmaßen. Das Berufungsgericht nimmt aber an, daß ihm die zur Erkennung des Konstruktionsfehlers nötige Einsicht fehle, und es fällt nicht fest, daß er die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit einer Hemmvorrichtung erkannt habe. Es fehlt an jedem Anhalt dafür, daß der Beklagte durch einen mit Vornahme der Reparatur beauftragten Handwerker auf den Mangel der Konstruktion und der Hemmvorrichtung aufmerksam gemacht, und dieser Mangel beseitigt worden wäre. Der Beklagte hat auch nicht dadurch fahrlässig gehandelt, daß er der Klägerin keine Anleitung zur Handhabung des Fahrstuhls gab. Die Klägerin war zur Zeit des Unfalls sechsundzwanzig Jahre alt und vor dem Dienstantritt beim Beklagten schon lange Zeit Kellnerin. Vorauszüge kommen in vielen Dienstverhältnissen vor. Der Beklagte durfte daher voraussetzen, daß die Einrichtung und Bedienung eines Vorauszuges der Klägerin bekannt sei. Der Beklagte haftet aber, weil der von ihm mit der Bedienung des Aufzuges beauftragte Knecht W. den Unfall durch unrichtiges Handeln fahrlässig verursacht, und er bei der Auswahl der bestellten Person die im Verleth erforderliche Sorgfalt nicht beobachtet hat. Das Berufungsgericht stellt tatsächlich fest, daß W. mit der Handhabung des Aufzuges nicht genügend bekannt war, und daß der Beklagte an Stelle des Weigers R. der sonst regelmäßig den Vorauszug bediente, dem Knecht W. die Dienstleistung übertrug ohne sich über dessen Befähigung zu vergewissern. Der Beklagte ist daher nach § 823 Abs. 2, § 821 BGB., in Verbindung mit § 18 BGB., § 120 a RGewO. und auf Grund des Dienstvertrages nach §§ 618, 276, 278 BGB. zum Ersatz des Schadens verpflichtet. Diese Verpflichtung umfasst auch den Anspruch der Klägerin auf Schmerzensgeld. Die Beauptung der Revision, daß die Haftung aus dem Vertrag als die strengere als maßgebend und der belästigenden Haftung

vorgehend angesehen werden müsse, ist nicht zutreffend. Die Anwendbarkeit des § 847 BGB. ist ausgeschlossen, wenn lediglich aus dem Vertragsverhältnis die Schadensersatzpflicht begründet ist (Urteil des RG. III. 85. v. 26. 2. 1907, III 338/06), nicht aber, wenn daneben die Voraussetzungen einer unerlaubten Handlung nach den §§ 823, 821 BGB. vorliegen. Begründet ist die Rüge der Revision, daß das Berufungsgericht den § 254 BGB. durch Nichtanerkennung der Verletzung eines im mitteilenden Verschulden der Klägerin nicht annehme. (Wird weiter ausgeführt). J. a. O., II. v. 1. Nov. 07, 96/07 III. — Ränder.

6. §§ 313, 664 bis 670, 713 BGB. Der Anspruch eines Gesellschafters gegen den anderen auf Herausgabe von für die Gesellschaft gekauften Grundstücken unterliegt nicht der Formvorschrift des § 313.]

Kläger behauptet, der Beklagte habe die im Antrage näher bezeichneten Grundstücke nach dem Abschluß des Gesellschaftsvertrages für das gemeinschaftliche Unternehmen angekauft, im Grundbuche aber auf seinen Namen eintragen lassen. Wird dies als richtig unterstellt, so würde die Rechtslage die sein, daß der Beklagte beim Erwerb der Grundstücke als geschäftsführender Gesellschafter für die Gesellschaft gehandelt hätte. Nach § 713 BGB. bestimmen sich die Verpflichtungen des geschäftsführenden Gesellschafters nach den für den Kauf geltenden Vorschriften der §§ 664 bis 670, soweit sich nicht aus dem Gesellschaftsverhältnis ein anderes ergibt. Der Beauftragte ist nach § 667 verpflichtet, dem Auftraggeber alles, was er aus der Geschäftsbefugnis erlangt, herauszugeben. Der Beklagte würde demnach verpflichtet sein, die erworbenen Grundstücke an die Gesellschaft herauszugeben. Diese aus der Geschäftsbefugnis unmittelbar erwachsende Verpflichtung wird durch die Vorschrift des § 313 BGB. nicht berührt. „Ein Vertrag, durch den sich der eine Teil verpflichtet, das Eigentum an einem Grundstücke zu übertragen“, liegt nicht vor. Bgl. RG. 54, 76. J. a. O., II. v. 30. Okt. 07, 7/07 I. — Ede.

7. § 326 BGB. Erzug einer Nachfrist ist nur bei deutlicher Erfüllungszögerung entbehrlich, nicht schon bei einfacher Ablehnung.]

Der erkennende Senat hat wiederholt ausgesprochen, daß es zum Eintritt der in § 326 Abs. 1 Satz 2 BGB. bestimmten Rechtsfolgen der dafelbst vorgeschriebenen Fristbestimmung nicht bedürfe, wenn der in Bezug befindliche Teil die Vertragserfüllung ernstlich verzögere. (RG. 51, 349; 52, 152; 53, 166; 56, 238; 57, 113.) Es ist das aber nur unter der Voraussetzung gegeben und damit begründet worden, daß dieser Vertragsenteil durch die Weigerung deutlich zu erkennen gegeben habe, daß er weder eine Frist zur Erfüllung begehre, noch von einer ihm gesetzten Frist Gebrauch machen werde; er wolle nicht erfüllen; seine Weigerung enthalte daher einen Verzicht auf das Gelingen der Fristbestimmung; diese werde unter den gegebenen Umständen wertlos und überflüssig sein, und es könne nicht angenommen werden, daß im Rechtsverleth zweifelsfrei und überflüssige Handlungen getrieben seien (vgl. RG. 51, 350). Aus dieser Begründung ergibt sich aber, daß bei Beurteilung der Frage, ob eine solche Erfüllungszögerung vorliegt, welche den Eintritt der Folgen des § 326 Abs. 1 mit ohne Erzug einer Nachfrist rechtfertigt, ein strenger Maßstab

anzulegen ist; daß nicht schon die einfache Abrechnung, insbesondere wegen Differenzen über den Vertragsinhalts hierzu genügt, vielmehr eine solche nur dann angenommen werden darf, wenn gewichtige tatsächliche Momente vorliegen, welche es als nach Lage der Sache ausgeschlossen erscheinen lassen, daß man in Bezug befindliche Vertragsstille, wenn er durch Erlegung einer Nachfrist vor die Frage gestellt wird, ob er die Folgen des § 226 Abs. 1 auf sich nehmen, oder durch nachträgliche Erfüllung dieser Folgen von sich abwenden soll, sich zu der letzteren Alternative entschließen werde. S. v. G., II. u. 1. Nov. 07, 173/07 II. — Raumburg.

S. §§ 407, 412, 670 BGB. verb. mit HGB. § 25. Verhältnis des dem Gläubiger befriedigenden Bürgen zufolge Auftrags des Schuldners zu dem das Geschäft des letzteren mit der Firma übernehmenden Kaufmanns.]

Beklagte hat ein Handelsgeschäft am 26. Mai 1906 von dem Kaufmann B. K. erworben. Der Übergang des Geschäfts „mit Aktiven und Passiven“ ist am 4. Juli 1905 in das Handelsregister eingetragen worden. K. stand mit der D. Bank im Kontokorrentverhältnis; der Rechnungsschluß sollte „halbjährlich beim bei Aufhebung des Rechnungsvorhältnisses, welche jedem der Kontokorrentisten ohne Fristbestimmung zustehen, erfolgen“. Auf Verlangen des K. hatte die Klägerin der Bank gegenüber die Bürgschaft für alle Verbindlichkeiten des K. gegenüber der Bank bis zur Höhe von 15 000 Mark übernommen. Nachdem dann die Klägerin im April 1905 erfahren hatte, daß die Bank für der Bank das Guthaben des K. um mehr als 17 000 Mark überstiegen, suchte sie zunächst die Bank zur Kündigung des Kontokorrents zu veranlassen, und als diese sich dazu nicht verstehen wollte, zahlte die Klägerin am 22. Mai 1906 bei der Bank die Summe von 15 000 Mark ein. Sie ließ dabei erklären, daß sie die Bürgschaft einlösen wolle, und erhielt nach der Einzahlung den Bürgschaftschein zurück; gleichzeitig sandte die Bank an die Klägerin folgendes Schreiben: „Wegen die an unserer Kasse eingezahlten 15 000 Mark bar geben wir Ihnen den beiliegenden über den gleichen Betrag lautenden Bürgschaftschein zu Ihrer Entlassung zurück.“ Die Klägerin legte darauf die Summe von 15 000 Mark nebst Zinsen gegen K. ein. Dieser wurde auch zur Zahlung verurteilt; die Klägerin erlangte jedoch wegen des Unternehmens des K. keine Befriedigung. Gegenüber dem jetzt gegen den Beklagten geltend gemachten Anspruch auf Zahlung der 15 000 Mark nebst Zinsen und den Kosten des Vorprozesses wendet dieser namentlich ein, daß die Klägerin durch die bei der Bank gemachte Einzahlung ihre Bürgschaftspflicht nicht habe tilgen können, daß bei der Übernahme des Handelsgeschäfts die Haftung des Übernehmers für die Schuld des K. bei der Bank bis zu dem durch die klägerische Bürgschaft gesicherten Betrage von 15 000 Mark ausdrücklich ausgeschlossen worden sei, sowie daß der Übernehmer von dieser Vereinbarung der Bank sofortige Mitteilung gemacht habe. Das OLG. verurteilt, die Revision wurde zurückgewiesen: Die Befriedigung der Gläubigerin durch die Klägerin, als Bürgin, hatte eine doppelte Rechtfolge; einmal ging kraft der Vorschrift des § 774 BGB. die Forderung der genannten Bank gegen K. in Höhe der eingezahlten Summe auf die Klägerin über, sodann erlosch diese, da sie auf Grund eines Auftrags des Haupt-

schuldners K. — nach der Feststellung der Beizinsung — die Bürgschaft übernommen hatte, gemäß § 670 BGB. gegen K. einen Ersatzanspruch. Der Bank stand am 22. Mai 1905 eine tatsächliche Forderung zu, welche diese immerhin betrug und durch die weitere Einzahlung des Kontokorrents bedingt sein. Ebenso unbedenklich war die Feststellung des Übergangs der der Bank zustehenden Forderung auf die Klägerin ist die Annahme des Berufungsgerichts, daß auf die entsprechende Verpflichtung, in welcher K. seit dem 22. Mai 1906 gegenüber der Klägerin stand, die Vorschrift des § 25 Abs. 1 HGB. an sich Anwendung finden muß. Mit Recht hebt das Berufungsgericht hervor, daß sich diese Vorschrift auch auf betragte und bedingte Verbindlichkeiten erstreckt, und aus zureichenden Gründen hat das Gericht festgestellt, daß es sich zweifellos um eine im Betriebe des Geschäftes des K. begründete Verbindlichkeit handelt. Der Beklagte beruft sich aber darauf, daß eine dem § 25 Abs. 2 HGB. entsprechende Mitteilung vorliege, indem sie von der vereinbarten Rückübernahme der Schuld des K. der Bank rechtskräftig Nachricht gegeben habe. Der Berufungsrichter hat dieser Benachrichtigung deswegen die Wirksamkeit abgesprochen, weil sie nicht der Klägerin gegenüber gegeben sei; § 407 § 412 BGB. komme nicht zur Anwendung, weil die nach § 25 Abs. 2 HGB. zu machende Mitteilung keine rechtsgerichtliche Willenserklärung, sondern „lediglich die Mitteilung einer Tatsache“ sei und weil die Mitteilung auch nicht von dem bereitzügigen „Schuldner“ der Klägerin, sondern von dem Inhaber der beklagten Firma bewirkt worden sei. Dem ersten vom Berufungsrichter gegen die Anwendbarkeit des § 407 BGB. geltend gemachten Gründe, daß zweifellos nicht beigetragen worden. Wenn einmal mit der allgemein herrschenden Ansicht angenommen werden muß, daß im Sinne des § 407 Abs. 1 unter einem „Nachtragsgeschäft“ das zwischen dem Schuldner und dem bisherigen Gläubiger vorgenommene wird, auch die rechtsgerichtliche Willenserklärung, welche einseitig und empfangsbedürftig ist, zu verstehen ist, so muß auch ferner die Ansicht für richtig gehalten werden, daß die gedachte Mitteilung als ein solches Rechtsgeschäft anzusehen ist. Diese Mitteilung enthält zwar die Nachricht von einem vorhergegangenen Rechtsgeschäft, der Vereinbarung über den Ausschluss der Haftung, so daß man infolgedessen von der „Mitteilung einer Tatsache“ sprechen kann; dies schließt aber nicht aus, daß die Mitteilung zugleich selber den Charakter des Rechtsgeschäfts trägt, einer Willenserklärung, welche Rechtseffolgen herbeiführen kann und soll. (Vgl. Goldmann, Kommentar zum HGB., Ann. 2. I. 2. a zu § 25.) Auch gegen den zweiten vom Berufungsrichter gegen die Anwendung des § 407 BGB. angeführten Grund erhebt sich ein entscheidendes Bedenken. Wenn die Klägerin den Beklagten, welcher neben dem Schuldner K. infolge der Geschäftsbüßnahme für dessen Schuld haftet, auf Grund des § 25 HGB. in Anspruch nehmen will, so erscheint es ungerechtfertigt, dem neuen Schuldner die Befugnis abzuspochen, welche das Gesetz in §§ 407, 412 allgemein zugunsten des Schuldners gewährt. Danach verteidigt sich die Klage, welche der Berufungsrichter dem angefochtenen Urteil in dem § 774 BGB. in Verbindung mit dem § 25 HGB. gegeben hat, bei richtiger Anwendung des § 407 BGB. zwar nicht als haltbar. Nach Urteil wird jedoch von dem vertreten,

vom Berufungsrichter dem § 670 BGB. entnommenen Grunde getragen. Die mit der Befriedigung der genannten Gläubigerin des A. von der Klägerin, als der Beauftragten des K., gegen diesen erworbenen Ersatzforderung entstand von vornherein in der Person der Klägerin. In Ansehung dieser Forderung kann also eine Anwendung des § 407 BGB. überhaupt nicht in Frage kommen. Die der Forderung entsprechende Schuld des K. ging gemäß § 25 BGB. auf den Beklagten über, wozu er von dieser Schuld Kenntnis haben oder nicht (vgl. RG. 17, 96). S. c. F., U. v. 12. Okt. 07, 605/06 I. — Düsseldorf.

§. 823 BGB. verb. mit §§ 256, 304 BPD. (Feststellungsklage wegen künftiger Folgen eines Unfalls.)

Am 28. Juni 1905 ist auf dem Bürgersteig der Bräuerstraße zu Halle a. S. eine an die Hausmauer der Beklagten angelehnte große und flache leere Glaskiste der Beklagten, die zum Verladen von Schaumseifeschalen verwendet worden, umgekippt und auf den 8 Jahre alten Kläger zu 2 gefallen, der mit anderen Kindern daran gespielt hatte. Wegen der dem Knaben zugefügten körperlichen Beschädigung fordern die Kläger von den Beklagten Schadenersatz: Der Kläger zu 1 — der Vater — Erstattung der Auslagen für seinen Sohn mit 692 Mark, der Kläger zu 2 eine jährliche Rente vom 1. Oktober 1905 bis zum Verlassen der Schule von 600 Mark, von da bis zum 21. Lebensjahre von 1000 Mark, von da bis zu seinem Tode von 1500 Mark sowie einen festen Betrag von 5000 Mark. Die beiden Vorinstanzen haben den Klagenanspruch dem Grunde nach zur Hälfte für gerechtfertigt erklärt. Die Kläger haben Revision eingelegt mit dem Antrag, die Klagenansprüche (beider Kläger) in welchem Umfang dem Grunde nach für gerechtfertigt zu erklären. Die Beklagten haben sich der Revision angeschlossen und beantragt, die Klage gänzlich abzuweisen. Die Revision wurde zurückgewiesen, auf die Anschlussrevision der Beklagten wurde das Urteil nur insoweit aufgehoben, als der Anspruch des Klägers zu 2 auf eine Rente vom Verlassen der Schule an dem Grunde nach zur Hälfte für gerechtfertigt erklärt worden ist, und in diesem Umfang die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an das Berufungsgericht zurückverwiesen: Der Kläger zu 2 hat wegen Vermehrung seiner Bedürfnisse an Pflege, kräftigere Nahrung, Reisen und Nachschulunterricht bis zum Verlassen der Schule, von da an hierwegen und wegen Erwerbsentgangs eine befristete Rente begehrt. Soweit eine Rente wegen der als Folge des Unfalls alsbald eingetretenen und angestrichen fortwährenden Vermehrung der Bedürfnisse in Frage steht, konnte das Berufungsgericht unbedenklich dem Anspruch dem Grunde nach für berechtigt erachten, auch nach der Sachlage die zeitliche Begrenzung der Rente dem Nachverfahren überlassen. Was dagegen die künftige Erwerbsbeschränkung anlangt, so hat das Berufungsgericht schlicht bemerkt: bei dem Verletzten habe eine gewisse Vermin- derung des Aufzuchtvermögens längere Zeit nach dem Unfall gedauert, ob bis auf die Gegenwart und wie lange voraussichtlich in Zukunft könne jetzt dahingestellt bleiben. Trotzdem hat es den Anspruch auf eine Rente wegen Erwerbs- minderung dem Verlassen der Schule an, dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Würde das Urteil in Rechtskraft erwachsen, so müßte im Nachverfahren über den Betrag dem Kläger hie- wegen eine bestimmte Rente vom Verlassen der Schule an zu-

gesprochen werden. Dies wird aber ganz unmöglich sein, da zur Zeit auch nicht mit annähernder Sicherheit voraussagen ist, wie sich bei dem heute noch nicht 11 Jahre alten Kläger, der Ersatz nicht etwa für die abstrakte Verminderung seiner Erwerbsfähigkeit, sondern nur für den in deren Folge ihm wirklich entstehenden Erwerb fördern kann, die Erwerbsverhält- nisse und der Einfluß des Unfalls darauf in Zukunft gestalten werden. Wenn der Kläger, wie es in der Absicht seiner Eltern steht, sich dem Studium widmet, so wird ein Erwerbsverlust für ihn mit dem Abgang von der Schule überhaupt nicht ein- treten. Davon abgesehen, läßt sich aber auch nicht ermessen, ob und in welchem Maße in diesem vorrätig ganz ungewissen Zeitpunkt die Unfallfolgen, die wesentlich in nervösen Störungen zu bestehen scheinen, noch vorhanden sein und welchen Ausmaß durch Geldentschädigung sie erreichen werden. In solchen Fällen ist, wie der erkennende Senat des Obergerichts aus- gesprochen hat, keine Leistungsklage, sondern eine Feststellungsklage an- klage. Das Berufungsgericht wird daher auf eine Anerkennung der Leistungsklage wegen künftigen Erwerbsentgangs in eine Feststellungsklage hinarbeiten und, falls Kläger sich dazu nicht versteht, bei gleichbleibendem Sachverhalt die Prüfungslage abzuweisen haben. S. c. R., U. v. 30. Okt. 07, 270/07 VI. — Raumburg.

10. § 852 BGB. Dreijährige Verjährung bei Fortdauer der schädlichen Wirkungen einer schadenbringenden Handlung.]

Nachdem das den Beklagten teilweise zuzurechnende Urteil des Berufungsgerichts vom 15. Februar 1905 durch Urteil des erkennenden Senats vom 20. März 1906 unter Zurück- weisung der Sache an einen andern Senat des Berufungs- gerichtes aufgehoben worden, hat dieses nach erneuter Verhandlung durch Urteil vom 28. Februar 1907 die Klage wegen Verjährung abgewiesen. Gegen dieses Urteil hat der Kläger Revision eingelegt. Er hat beantragt, es aufzuheben und nach seinem in der Berufungseinstanz gestellten Antrage zu erkennen. Der Revisionsbeklagte hat die Zurückverweisung der Revision beantragt: Die Revision ist zulässig, aber nicht gerechtfertigt. Die Klage ist auf Ersatz desjenigen Schadens gerichtet, in dem Kläger durch Verschulden des Beklagten, insofern der mittel- wirkende einer einseitigen Verfügung ausgeführten Weg- nahme seiner Karren und deren widerrechtlicher Vorentsorgung entstanden sein soll. Sie stützt sich auf die Behauptung, der Beklagte habe, obwohl er gewußt habe, oder doch haben müssen, daß die Karren nicht von ihm angekauft und sein Eigentum seien, sich durch die einseitige Verfügung des Amtsgerichts in den Besitz der Karren gesetzt und diese auch nach Aufhebung der einseitigen Verfügung im Besitz behalten, bis Kläger sie im Frühjahr 1903 im Wege der Zwangsvollstreckung auf Grund rechtskräftigen Urteils des OLG. zu Köln vom 7. November 1902 zurückbekommen habe. Das Berufungsgericht hat die Klage wegen Ver- jährung mit Recht abgewiesen. Nach § 852 BGB. verjährt der Anspruch auf Ersatz des aus einer unerlaubten Handlung entstandenen Schadens in drei Jahren von dem Zeitpunkte an, in welchem der Verletzte von dem Schaden und der Person des Ersatzpflichtigen Kenntnis erlangt, ohne Rücksicht auf diese Kenntnis in dreißig Jahren von der Begehung der Handlung an. Der § 852 BGB. enthält eine zweifache Abweisung

von den allgemeinen für den Verjährungsbeginn maßgebenden Grundbüssen. Während nämlich einerseits die Verjährung gemäß § 198 BGB. mit der Entstehung des Anspruchs beginnt und es grundsätzlich nicht darauf ankommt, ob der Berechtigte seinen Anspruch kennt, erfordert der § 852 für den Beginn der dreißigjährigen Verjährungsfrist die Kenntnis des Verletzten sowohl vom dem Schaden als auch von der Person des Verschuldigten. Andererseits beginnt die dreißigjährige Verjährung schon mit der Begehung der unerlaubten Handlung, obgleich ein Anspruch erst mit dem Eintritt des Schadens, also unter Umständen erst nach dem Verjährungsbeginn entsteht. Man kann dem Revisionskläger zugeben werden, daß der ihm durch Entziehung und längere Zeit fortgesetzte Vorenthaltung der Ratten angeblich verursachte Schaden nicht mit einem Male, sondern erst nach und nach entstanden ist, und daß ein Schaden nicht von seiner Entstehung Gegenstand eines klagbaren Anspruchs sein kann, daß vielmehr der Verjährungsbeginn grundsätzlich mit der Fälligkeit und der Klagbarkeit der Leistung zusammenfällt. Allein die dreißigjährige Verjährungsfrist des § 852 BGB. ist aus praktischen Bedürfnissen im Anschlusse an das Preussische ALR. 21 I Tit. 6 § 54 f. eingeführt worden und beruht auf der Erwägung, daß, wenn jemand erst nach Verlauf einer beträchtlichen Reihe von Jahren mit der angeblichen Verletzung der schadenbringenden Handlung mit einem Entschädigungsanspruche auftritt, nicht allein der Gegner regelmäßig in seiner Verteidigung ungebührlich behindert erscheint, sondern auch die Vermutung dafür freisetzt, der Anspruch sei aus dem einen oder anderen Grunde ungerichtlich. (Nö. 2, 742.) In der Rechtsprechung des OLG. war es nun freilich geworden, ob die durch das ALR. 21 I Tit. 6 § 54 angeordnete dreißigjährige Verjährung auch in den Fällen, wo die beschädigende Handlung fortwährend, periodisch wiederkehrend, obwohl ihrem Wesen und Umfange nach wechselnde Rechte hervorbringt, auch auf diese später eintretenden nachteiligen Folgen sich erstreckt, so daß diese nicht mehr zum Gegenstande von Entschädigungsansprüchen gemacht werden können, wenn nicht die Klage innerhalb dreier Jahre nach der schadenbringenden Handlung angestellt worden ist, oder ob die Verjährung immer nur in Ansehung der Schäden Platz greift, für die der Verletzte seit ihrem Entstehen nicht innerhalb dreier Jahre Entschädigung eingeklagt hat. Die Streitfrage ist durch eine Plenarentscheidung des OLG. (OLG. 13, 19) im Sinne der ersten Alternative entschieden worden und zwar im wesentlichen mit Rücksicht auf die mit Einführung der kurzen Verjährung verfolgte Absicht des Gesetzgebers, der es widerstreben würde, die sich in der Zukunft periodisch erneuernden nachteiligen Folgen einer schadenbringenden Handlung immer als eine sich erneuernde Schadenszufügung und als einen neu entstehenden Schaden anzusehen. Von der Einführung ausgeschlossen sind jedoch die Fälle, wo aus einer Handlung erst lange nach ihrer Vollführung nachteilige Folgen sich geknüpft haben, oder außer den anfänglichen nachteiligen Folgen der schadenbringenden Handlung erst späterhin noch andere Nachteile entspringen, deren Ausfallszusammenhang mit der fraglichen Handlung sich nach voraussehen oder doch nur vielleicht befürchten ließ. Nicht berührt von der Entscheidung sind ferner die Fälle, in denen die schadenbringende Handlung selbst sich wiederholt hat. Denn in diesen Fällen wird eine neue

Beschädigung anzunehmen sein und nicht mehr von den Folgen der Handlung die Rede sein können, hinsichtlich welcher der Anspruch auf Schadenersatz beruht ist. Die in dieser Entscheidung entwickelten Grundsätze müssen mit Rücksicht auf den gleichen Grund und Zweck der Gesetzesbestimmung auch für die kurze Verjährung des § 852 BGB. als zutreffend anerkannt werden. Sie führen, da es sich nicht um eine Wiederholung der schadenbringenden Handlung, sondern nur um die Fortdauer ihrer schädlichen Wirkungen handelt und eine gewisse Dauer derselben von vornherein zu erwarten stand, zu dem Ergebnisse, daß der Schadenersatzanspruch des Klägers mit Recht in seinem ganzen Umfange und nicht bloß für denjenigen Zeitraum als verjährt angesehen worden ist, der länger als drei Jahre der Kräftigung der Klage zurückliegt. R. o. B., 11. v. 29. Okt. 07, 187/07 II. — Gln.

11. §§ 883, 892, 884, 899 BGB. verb. mit §§ 935, 938 B.G.B. Welches Sachverhalte steht dem Aufschlagskläger bezüglich der Schenkung eines Grundstücks seitens seines Schuldners an einen Dritten zu?

Der Beklagte zu 2 hatte seiner Ehefrau, der Beklagten zu 1, sein Grundstück geschenkt. Aufsehung und Enttragung der Beklagten zu 1 war erfolgt. Mit der Behauptung, es ständen ihre Forderungen gegen den Ehemann zu, ist auf Antrag der Klägerin durch einstweilige Verfügung des LG. ein Vermerk im Grundbuche des Inhalts angeordnet worden: daß der Eigentumsübergang auf die Ehefrau von der Aufschlagsklägerin angefochten sei. Dieser Vermerk ist im Grundbuche eingetragen worden. Wegen die einstweilige Verfügung haben die Gläubiger H. Widerspruch erhoben. Das LG. hielt die einstweilige Verfügung anstandslos für die Berufung wurde zurückgewiesen; das OLG. ordnete die Aufhebung der Verfügung an: Der Wortlaut des Vermerks: „Der Eigentumsübergang auf Frau . . . H. . . . ist angefochten von der Aufschlagsklägerin . . .“ läßt jedenfalls die der einstweiligen Verfügung beigegebene Begründung klar erkennen, welche rechtliche Bedeutung nach der Absicht der einstweiligen Verfügung die angeordnete Enttragung haben sollte. Am nächsten scheint der Gedanke zu liegen, daß die Enttragung als Vormerkung gedacht war. Das Berufungsgericht hat dies verneint. Die Ungültigkeit der Vormerkung in einem Falle der vorliegenden Art kann in der Tat begründeten Zweifeln nicht begegnen. Die Vormerkung ist nach § 883 BGB. „zur Sicherung des Anspruchs auf Einräumung oder Aufhebung eines Rechtes an einem Grundstücke oder an einem das Grundstück belastenden Rechte“ oder auf Änderung des Inhaltes oder des Ranges eines solchen Rechtes“ bestimmt. Hätte die Klägerin vermöge des Aufschlagsrechtes einen Anspruch auf Rückkauflassung des erworbenen Grundstücks an den Schuldner, so wäre die Vormerkung des § 883 erfüllt; es wäre dann der Anspruch auf eine dingliche Rechtsänderung vorhanden, die im Grundbuche vermerkt werden könnte, weil sie nach rechtlichster Durchföhrung der Aufhebung der endgültigen Enttragung im Grundbuche selbst wäre. Diesen dinglichen Charakter hat aber, wie in beständiger Rechtsprechung des OLG. schließt, das Aufschlagsrecht nicht, jedenfalls nicht, soweit es sich um die Aufhebung außerhalb des Kontrahats handelt, wie hier. Ein Anspruch auf Einräumung eines dinglichen Rechtes besteht sonach vermöge der Aufhebung nicht, und zwar weder der An-

spruch auf Rückübertragung des Eigentums an den Schuldner, noch etwa auf Bewilligung der Eintragung einer Hypothek für den anstehenden Gläubiger (Rd. 60, 424). Die Revision findet in der durch die einstweilige Verfügung angeordneten Eintragung nicht eine Verletzung, sondern einen Widerspruch im Sinne der §§ 892, 894, 899 BGB. Auch diese Auflassung erscheint nicht schließlich unmöglich. Entspräche sie der Absicht der einstweiligen Verfügung, so würde die Entscheidung des Berufungsgerichts wiederum auf Gesetzesverletzung beruhen. Die Eintragung eines Widerspruches ist nach den angezogenen Gesetzesbestimmungen die Unrichtigkeit des Grundbuchs in Ansehung eines Rechtes an dem Grundstück, eines Rechtes an einem solchen Rechte oder einer Verfügungsbeschränkung der in § 892 Abs. 1 bezeichneten Art voraus; nur der kann sie fordern, für den ein der Eintragung folgendes, aber noch nicht oder noch nicht richtig eingetragenes Recht besteht oder dessen Recht durch die Eintragung einer nicht bestehenden Belastung oder Beschränkung berührt wird. Hier ist, daß die Verwirklichung des Anfechtungsrechts in einem Falle der vorliegenden Art leicht vereitelt werden könnte, wenn dem Grundstückserwerber bis zur rechtskräftigen Durchführung des Anfechtungsprozesses die rechtliche Möglichkeit bliebe, mit Willkür auch dem Anfechtenden gegenüber das Grundstück weiter zu veräußern oder bis an die Wertgrenze zu belasten. Zum Schutze gegen diese Gefahr fehlt es aber nicht an dem gesetzlichen Mittel. Das Berufungsgericht hat zutreffend auf die Bestimmung des § 935 ZPO. hingewiesen, wonach einstweilige Verfügungen in Beziehung auf den Streitgegenstand zulässig sind, wenn zu besorgen ist, daß durch eine Veränderung des bestehenden Zustandes die Verwirklichung des Rechtes einer Partei vereitelt oder wesentlich erschwert werden könnte. Für solche Fälle ist in § 938 Abs. 2 ZPO. noch besonders bestimmt, daß durch die einstweilige Verfügung die Veräußerung, Belastung oder Verpfändung eines Grundstücks untersagt werden kann. Hier war für den vorliegenden Fall der richtige Weg gewiesen. Eine einstweilige Verfügung solchen Inhalts hätte, wenn die sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen dafür vorhanden wären, auf entsprechenden Antrag erlassen werden müssen; die Zulässigkeit der Eintragung der durch eine solche einstweilige Verfügung angeordneten Verfügungsbeschränkung konnte ebenfalls nicht zweifelhaft sein (§ 892 Abs. 1 Satz 2 BGB.). Das Berufungsgericht scheint denn auch in dem eingetragenen Vermerk eine Verfügungsbeschränkung dieser Art finden zu wollen. Eine solche Auslegung muß aber noch dem Wortlaut der Entscheidung, wie auch nach dem Inhalte der einstweiligen Verfügung als unmöglich bezeichnet werden, sie würde eine unzulässige Umdeutung bilden. O. v. B., II. v. B. 5. Nov. 07, 149/07 VII. — Berlin.

12. §§ 1207, 2040 BGB. Verhältnis des Bankiers zu Erben, von denen einige einem Dritten zu ihrer Vertretung Vollmacht erteilt hatten, nach deren Widerruf.]

Die Kläger sind die geschiedenen Erben ihrer Halbschwester. Diese hat vor ihrem Tode im Hause des K. gelebt und ist von diesem in der Verwaltung ihres Vermögens unterstützt worden. Die Kläger mit Ausnahme der Klägerin Frau K. erteilen dem K. Vollmacht zur Erhebung der nächsten Geschäfte, zur Vertretung der erforderlichen Auslagen aus den liquiden

Mitteln, eventuell befristet Befolgung von Barmitteln zur Verpfändung der vorhandenen Wertpapiere. K. sollte auch die Verwaltung und Auseinandersetzung des Rücklasses übernehmen und als Vergütung 1/2 des Rücklasses erhalten. Er lombardierte auf Grund dieser Vollmacht bei den Beklagten zum Rücklaste gehörende Wertpapiere zum Nominalbetrage von 5400 Mark. Er erhielt darauf Darlehen. Von Beklagten ist mit Genehmigung des K. zur Deckung seines Guthabens und zur Befriedigung der Kläger wegen eines gegen K. ausgetragenen Forderungspfänderechts der größte Teil der Wertpapiere veräußert worden. Inzwischen hatten die vier Kläger die K. erteilte Vollmacht widerrufen und sämtliche Kläger haben von dem Widerruf der dem K. erteilten Vollmacht den Beklagten benachrichtigt. Beklagter hat erwidert, daß er lediglich mit K. als „seiner Gegenkontrahenten“ zu tun habe. Die Kläger haben nun Klage mit dem Antrage erhoben, den Beklagten zu verurteilen, die Wertpapiere eventuell gegen Zahlung des Betrags von 5500 Mark herauszugeben, oder den höchsten Wert, welchen die Wertpapiere vom 20. Januar 1901, eventuell 15. März 1901 bis zur Gegenwart gehabt haben, zu ersetzen. Sie nehmen die Papiere als ihr Eigentum in Anspruch. Der Beklagte hat Abweisung der Klage beantragt. Er behauptet, das Mandat an den Papieren im guten Glauben erworben zu haben und vertritt auch ein, daß sämtliche Darlehen für die K. als Kasse verwendet worden seien. Das OLG. hat auf die Berufung der Kläger den Beklagten unter Klärung des rechtskräftigen Urteils verurteilt, die von den Klägern verlangten Wertpapiere herauszugeben oder den höchsten Wert zu ersetzen, den die Papiere von ihrer Verpfändung bis zur Gegenwart gehabt haben. Das RG. hob auf Revision des Beklagten auf und stellte das Urteil des OLG. wieder her. Dieses hatte den Beklagten verurteilt gegen die von den Klägern zu leistende Rückzahlung von 5500 Mark mehr Zinsen die im Klageantrage nicht bezeichneten Wertpapiere an die Kläger herauszugeben oder deren höchsten Wert in der Zeit vom 1. beginn. 15. April 1901 bis zur Gegenwart zu ersetzen. Es ist der Ausführung des Revisionsklägers darin nicht beigetreten, daß, wenn das Abkommen auch an sich als Verfügung über den Rücklast nicht bindend sei, doch die vier Erben, welche durch dasselbe in rechtliche Beziehung zum Beklagten getreten seien, die Herausgabe der Wertpapiere nicht fordern könnten, weil dies ein angestellter Verhalten sei, und daß die nicht beigetretene fünfte Erbtochter nur Schadenersatzansprüche an ihre Mütter habe. Welcher ist die Beurteilung des Berufungsgerichts, daß das Abkommen ganz ungültig sei und keinerlei rechtliche Beziehungen begründe, aufrecht gehalten. Diese Beurteilung schließt sich den Ausführungen an, welche in der Begründung der Kläger gegen K. im Urteile des III. BG. des RG. vom 9. Februar 1904 — III. 452/1903 — enthalten sind. Dort ist das Abkommen als eine Verfügung über Rücklastgegenstände für rechtsunzulässig erachtet, weil es nicht, wie § 2040 BGB. vorschreibt, von allen Erben getroffen sei, der Wortlaut der Urkunde auch widerlegt, daß die vier Erben zugleich für die fünfte Erbtochter, die Frau K. den Vertrag geschlossen hätten. Der jetzt erkennende Senat tritt dieser Ansicht bei, verneint ebenfalls durch das Abkommen begründete Rechtsbeziehungen und mangelt solcher ist auch das Verhalten der vier Erben, welche das rechts-

ungültige Abkommen gegen sich nicht gelten lassen wollen, kein arglistiges. Wenn nun hiernach auch als Ausgangspunkt zu nehmen ist, daß §. durch das Abkommen objektiv nicht berechtigt worden ist, über die Wertpapiere zu verfügen, so ist doch die Beurteilung des Berufungsgerichts hinsichtlich der subjektiven Handlungsweise des Beklagten, die Verneinung des guten Glaubens bei ihm nicht zurecht zu halten. Der gute Glaube ist ein Rechtsbegriff und der Nachprüfung des Revisionsgerichts unterliegt es, ob bei Würdigung des geschilderten Sachverhaltes dieser Begriff vorliegt ist. Das ist geschehen, indem das Berufungsgericht bei der Beurteilung dem Umstande, daß §. Inhaberpapiere, bei denen der bloße Besitz die Legitimation zur Verfügung über sie gibt, verpfändet hat, nicht die ihm zukommende Bedeutung beigemessen hat. Wird diese unrichtige Tatsache in der ihr gebührenden Weise gewürdigt, so stellt sich das Verhalten des Beklagten wesentlich anders bar und auch unter Anwendung des BGB. ist ihm Gutgläubigkeit bei denjenigen hier zunächst zu erörternden Verpfändungen nicht zu verneinen, welche zeitlich vor der Nachfrist von dem Widerruf der Vollmacht liegen. Die Papiere sind dem §. übergeben worden, um ihn für die von den Mätern gewünschten Verpfändungen zum Gegenstande des Beklagten zu machen, das ergab sich für den Beklagten daraus, daß §. in dem ihm legitimierenden Besitze der Papiere war. Es lag damit für den Beklagten die Sache geradezu, als wenn die §-schen Erben selbst, wie dies ursprünglich beabsichtigt war, die Papiere verpfändet hätten. Aus dem Umstande, daß Beklagter nur mit §. zu tun haben wollte, ist gegen seine Gutgläubigkeit nichts zu folgern, es ist dies Verlangen aus dem Bestreben, das Geschäft einfacher zu gestalten, nur an die Dispositionen einer Person gebunden zu sein, wohl zu erklären. Bei dieser Beurteilung aber kann die Kenntnis der Beklagten davon, daß die Papiere zum Nachlasse gehörten, gegen seine Gutgläubigkeit nur dann in Betracht kommen, wenn angenommen werden muß, er habe schon grobachtlosig dadurch gehandelt, daß er nicht geprüft hat, ob die ihm bekannt gewordenen Erben zur Verfügung über den Nachlaß und damit über die zu denselben gehörenden Wertpapiere allein berechtigt waren. Das nimmt das Berufungsgericht allerdings auch an und führt aus, daß Beklagter die Legitimation der Erben hätte prüfen müssen. Damit werden insofern die Anforderungen überspannt, die im Geschäftsleben an die Gutgläubigkeit gerade bei Geschäften mit Inhaberpapieren zu stellen sind. Es ist nicht anzüglich und würde den Geschäftsverkehr fast bis zur Unmöglichkeit erschweren, wenn einem Bankier Personen gegenüber, die an sich schon durch den Besitz der Inhaberpapiere zur Geltendmachung der Rechte aus denselben legitimiert sind, so weitgehende und in vielen Fällen gar nicht auszuführende Legitimationsprüfungen zur Pflicht gemacht werden, auch wenn, wie hier, sonst keinerlei verdächtige Umstände vorliegen. Eine andere Beurteilung müssen diejenigen Verpfändungen und Rechtsgeschäfte erfahren, welche vorgenommen sind, nachdem die §-schen Erben die Vollmacht zu ihrer Vertretung dem §. entzogen hätten. Über diese ist aber die veränderte Stellung der Erben zu §. aufklärende Mitteilung durch die Beklagte, obwohl es sich auch später um Inhaberpapiere handelte, nicht hinwegzulegen. Die letztstellige Tatsache, daß er wusste, die von §. verpfändeten Papiere gehörten zum Nachlasse, schließt,

nachdem ihm in glaubhafter Weise angezeigt war, §. sei nicht mehr Vertreter der Erben, Gutgläubigkeit bei den späteren Geschäften aus. Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß Beklagter durch die bis zum 1. April 1901 erfolgten Verpfändungen gemäß § 1207 BGB. ein rechtmäßiges Pfandrecht erworben hat, und daß deshalb die Kläger die Wertpapiere nur gegen Erfüllung der bis dahin auf sie gegebenen Darlehne im Betrage von 5500 Mark nebst Zinsen zurückverlangen können, daß dagegen wegen der späteren Darlehne dem Kläger an den Wertpapieren ein Pfandrecht nicht zusteht. *W. a. S. u. Gen., II. v. 1. Nov. 07, 68/07 VII. — München.*

13. §§ 1330, 1333, 1343, 1345, 1346, 1356, 1578, 1579, 1580, 1608, 1610 BGB. verb. mit §§ 313, 590 BGB. Über Unterhaltsansprüche der Frau, wenn die Ehe aus Klage des Mannes für nichtig erklärt worden ist. Bezeichnung der klagenden Frau nach ihrem Mädchennamen.]

Die Parteien waren miteinander verheiratet. Auf die Anfechtungsklage des jetzt klagenden Ehemannes ist durch rechtskräftiges Urteil die Ehe für nichtig erklärt worden. Diefem Urteile liegt die Feststellung zugrunde, daß zur Zeit der Eheschließung die jetzige Klägerin an Baginismus gelitten und ihr deshalb die Bewohnungsfähigkeit gestiftet habe; über diese persönliche Eigenschaft der Klägerin habe sich der jetzige Beklagte getrennt, sie würde ihn aber bei Kenntnis der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe von der Eingehung der Ehe abgehalten haben. Klägerin stellt jetzt dem Beklagten gegenüber das Verlangen, daß ihr Verhältnis in vermögensrechtlicher Beziehung, insbesondere in Ansehung der Unterhaltspflicht, so behandelt werde, wie wenn die Ehe zur Zeit der Nichtigkeitserklärung geschlossen und der Beklagte für allein schuldig erklärt worden wäre. Eine beantragt, daß der Beklagte verurteilt werde, ihr vom 10. September 1905 ab aus ihrer Lebenszeit oder doch bis zu ihrer Wiederverheiratung ständemäßigen Unterhalt durch Entziehung einer Geldrente von jährlich 1000 Mark zu gewähren. Das LG. hat durch Vorabentscheidung den erhobenen Anspruch seinem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt und hat die Sache zur weiteren Verhandlung und Entscheidung an das Gericht der I. Instanz zurückverwiesen. Die Revision des Beklagten wurde zurückgewiesen: Der erhobene Anspruch ist auf die §§ 1346 Satz 2, 1345 Abs. 1, 1578 Abs. 1 BGB. gestützt. I. Die Voraussetzungen dieser Gesetzesvorschriften liegen insofern vor, als die Ehe der Parteien vom jetzigen Beklagten als dem anfechtungsberechtigten Ehegatten wegen Irrtums angefochten und rechtskräftig für nichtig erklärt worden ist (§ 1346 Satz 2). Das Recht zu verlangen, daß das Verhältnis der früheren Eheleute zueinander in vermögensrechtlicher Beziehung so behandelt werde, wie wenn die Ehe zur Zeit der Nichtigkeitserklärung geschlossen und der andere Ehegatte für allein schuldig erklärt worden wäre, steht in einem solchen Falle gemäß § 1346 Satz 2 in Verbindung mit § 1345 Abs. 1 „dem zur Anfechtung nicht berechtigten Ehegatten zu“. Das Vorhandensein dieser Voraussetzung in der Person der jetzigen Klägerin stellt der erste Richter in Abrede und darauf beruhte sein auf Klageabweisung lautendes Urteil. Er nahm an, die Klägerin sei aus dem gleichen Grunde wie der jetzige Beklagte zur Anfechtung der Ehe wegen Irrtums berechtigt gewesen. Mit Recht hat der Berufungsrichter auf

die Verpflichtung dieses Entschädigungsgrundes hingewiesen, weil gemäß §§ 1830, 1833 BGB. es eine Ansetzung der Ehe wegen Irrtums über eigene persönliche Eigenschaften des ausgetretenen Ehegatten nicht gibt. Der Berufungsrichter hat auch angenommen, daß eine den Anforderungen des § 1578 Abs. 1 entsprechende Unterhaltsbedürftigkeit der jetzigen Klägerin bestehe. Er verneint außerdem, daß nach den Verhältnissen, unter denen die Eheleute gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich sei. Rechtlich ist hingegen nichts zu erinnern, insbesondere nicht insoweit, als der Berufungsrichter das an die Klägerin gestellte Ansuchen des Beklagten ablehnt, sie möge sich in eine dienende Stellung begeben und ihren Unterhalt auf diese Weise selbst erwerben (vgl. RG. 62, 299). Da der Annahme, daß eine der Anforderungen des § 1578 Abs. 1 entsprechende Unterhaltsbedürftigkeit bestehe, wird auch durch die Behauptung des Beklagten nichts geändert, wonach die Klägerin gegenwärtig den Haushalt ihrer Eltern führt und dafür von ihnen Verpflegung und Kleidung erhält. Gehört Klägerin nach der Auflösung ihrer Ehe dem Haushalt der Eltern von neuem an, so bringt es dieses Verhältnis von selbst mit sich, daß sie in Ermangelung eigener Vermögens Einkünfte den Unterhalt von den Eltern empfängt. Besteht sie in einem solchen Falle den Eltern Dienste im Hauswesen, so erwirbt sie nicht im Sinne des § 1578 Abs. 1 den Unterhalt durch ihre Arbeit, sondern umgekehrt, sie ist den Eltern gemäß § 1617 BGB. dienlichpflichtig, weil sie von ihnen den Unterhalt unentgeltlich erhält. Dafür, daß Klägerin abweichend von dem, was unter solchen Verhältnissen das Naturrecht und Regelmäßige ist, mit ihren Eltern einen Dienstvertrag abgeschlossen hat, ist vom Beklagten nichts erbracht. Es erübrigt sich daher die Frage, ob ein Erwerb durch Arbeit den Verhältnissen, unter denen die Parteien als Eheleute gelebt haben, selbst dann nicht entspricht, wenn sich der früheren Ehefrau die Gelegenheit zu diesem Erwerbe im Hause ihrer eigenen Eltern darbietet und sie dadurch in wirtschaftlicher Beziehung eine ähnliche Stellung einnimmt wie sie im Hause des Mannes der Ehefrau zukam (§ 1856 BGB.). II. Der Beklagte hält den Fall seiner Befreiung von der Unterhaltspflicht nach §§ 1579 Abs. 1 und 1608 BGB. für gegeben. Er weist auf die unstrittige Tatsache hin, daß er inzwischen eine zweite Ehe eingegangen sei und glaubt hieraus vorweg die Rechtsfolge herleiten zu können, daß, da er der jetzigen Ehefrau Unterhalt zu gewähren habe, seine Unterhaltspflicht der Klägerin gegenüber, wenn sie überhaupt bestünde, nicht mehr nach dem Maßstabe des § 1578 Abs. 1, sondern gemäß § 1579 Abs. 1 Satz 2 nach dem Billigkeitsmaßstabe bemessen werden müsse. Nach § 1579 Abs. 1 Satz 2 hat sich die geschiedene Ehefrau eine Verabminderung ihres Unterhaltsanspruchs auf ein der Billigkeit entsprechendes Maß nicht schon dann gefallen zu lassen, wenn nichts weiter vorliegt, als daß der frühere Ehemann einem minderjährigen unterverheirateten Kinde oder infolge seiner Wiederverheiratung dem neuen Ehegatten Unterhalt zu gewähren hat. Das Gesetz hält vielmehr bei der im zweiten Satze des § 1579 getroffenen Ermäßigungsbestimmung an der im ersten Satze der Gesetzesstelle angedeuteten Voraussetzung fest, daß der für schuldig erklärte Ehegatte bei Verschärfung seiner sonstigen Verpflichtungen oder Befreiung seines landesmäßigen Unterhalts

dem anderen Ehegatten keinen Unterhalt oder nicht den vollen landesmäßigen Unterhalt zu gewähren vermag (Urteil des RG. vom 4. Mai 1903, JZB. 1903, Beil. S. 88 Nr. 204). Daselbst gilt unter den Voraussetzungen des gegenwärtigen Rechtsfalls für die strengere Unterhaltspflicht des Beklagten. Der Berufungsrichter nimmt an, daß nach dem, was Beklagter selbst über sein Einkommen angebe, er insstande sei, sich und seine jetzige Ehefrau landesmäßig zu unterhalten und demnach zum Unterhalte der Klägerin beizutragen. Zur Zeit kann unentschieden bleiben, ob die Angaben des Beklagten zu diesem Sterkpunkte nicht für die Höhe des Klagenanspruchs von erheblicher Bedeutung seien. Hierüber werde der erste Richter bei der weiteren Verhandlung zu befinden haben; er werde insbesondere berücksichtigen müssen, welchen Einfluß die Wiederverheiratung des Beklagten sowie das Vermögen der zweiten Frau auf die Höhe des Klagenanspruchs ausüben. Der Berufungsrichter kommt in materieller Beziehung darauf hinaus, daß zwar zur Darreichung des vollen landesmäßigen Unterhalts der Beklagte außerstande sein möge, daß aber nach Satz 2 der Verhältnisse anzunehmen sei, er erleihe an dem eigenen landesmäßigen Unterhalt keinen Abbruch, wenn er zur Befriedigung des Bedarfs der Klägerin (§§ 1580 Abs. 3, 1610 Abs. 1 BGB.) wenigstens einen Teil des Erfordernisses herbeibringe. Eine derartige Feststellung würde unter anderen Verhältnissen, wie sie hier vorliegen, die Anwendung des § 1579 Abs. 1 Satz 2 nicht ausschließen, sondern gerade notwendig machen. Denn mit Rücksicht auf die schon hervorgehobene Übererfüllung in den Voraussetzungen, von denen die Ermäßigung der Unterhaltsverpflichtung des geschiedenen Ehegatten sowohl nach Satz 1 als auch nach Satz 2 der Gesetzesstelle abhängt, hat bei solcher Sachlage der Verpflichtete von seinen Unterhaltsmitteln nicht etwa schließlich nur soviel herzugeben, als ihm übrig bleibt, wenn wegen seines Eigenbedarfs er ohne Befreiung seinen landesmäßigen Unterhalt voll gedeckt ist, sondern es ist alsdann unter dem Gesichtspunkte der Billigkeit bei Berücksichtigung der Bedürfnisse sowie der Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Beteiligten darüber Entscheidung zu treffen, ob er darüber hinausgehen verpflichtet ist, ob er also dem unterhaltsberechtigten früheren Ehegatten selbst unter Befreiung des für den Eigenbedarf erforderlichen einen Mehrbetrag zu entrichten hat. Allein in dieser Beziehung liegt der gegenwärtige Rechtsfall aus dem Grunde anders, weil der Beklagte die Klägerin zur ferneren Begründung seines Einkommens auch auf ihre Eltern verweisen hat. Die Unterhaltspflicht dieser beiden Verwandten geht insoweit, als der Beklagte durch Darreichung des Unterhalts an seine frühere Ehefrau wegen seines eigenen landesmäßigen Unterhalts gefährdet sein würde, der Unterhaltspflicht des Beklagten gemäß § 1608 BGB. vor. Den Gegenstand des Unterhalts der Eltern (§ 1603 Abs. 1 vgl. RG. 57, 70 ff., insbesondere 76) hat die Klägerin nicht erhoben, im Gegenteil hat sie die Behauptung des Beklagten, ihre Eltern seien sehr wohlhabend, unbestritten gelassen. Unter diesen Umständen gebührt der Klägerin in der Tat nur ein Unterhaltsbeitrag, der dem Betrage gleichkommt, mit dem die Unterhaltsmittel des Beklagten über seinen durch § 1579 Abs. 1 Satz 1 (erster Halbsatz) umschriebenen Eigenbedarf hinausgehen. Hervorzuheben ist, daß die Begründung der

Vorabenschriftung es nicht ausschließt, in dem vorbehaltenen Verfahren über den Betrag zur vollständigen Klagebeweisung zu gelangen, wenn sich bei einem näheren Eingehen herausstellt, daß Beklagter ohne Beschädigung seines klandestinen Unterhalts zur Befriedigung des Unterhalts der Klägerin überhaupt nicht herzugeben vermag (ZfL 1899 S. 35¹¹). Bei der nach §§ 313 Nr. 1, 520 ZPO. erforderlichen Angabe des Namens und Standes der Klägerin mußte von ihrer Selbstbenennung und von der damit übereinstimmenden Angabe in den Urteilen 1. und II. Inanspruch genommen werden, weil die im § 1355 BGB. vorgesehene Wichtung der Ehebeschließung gemäß § 1343 BGB. aufgehoben ist, § 1346 Satz 2 damit nichts zu tun hat, und die Klägerin daher wieder den ihr nach § 1616 BGB. zukommenden Familiennamen zu führen hat. S. a. R., II. v. 7. Nov. 07, 116/07 IV. — Baum.

14. §§ 2265, 2279 BGB. Errichtung gemeinschaftlicher Erbverträge mit gegenseitiger Erbeinsetzung oder mit Erbeinsetzung eines Dritten unter Nach-Ehegatten ist zulässig.

Einen Einwand gegen die Gültigkeit des in Betracht kommenden Vertrages vom 14. April 1904 sucht die Revision daraus herzuweisen, daß der Vertrag zwei Erbverträge verschiedener Erblasser mit einem Dritten enthalte, die nicht bloß äußerlich in einer Urkunde miteinander verbunden sind, sondern auch nach ihrem Inhalt darauf zusammenhängen, daß sie ein einheitliches Ganzzes bilden. Nach der Meinung der Revision soll eine solche innere Verbindung mehrerer Erbverträge, von dem Ausnahmefalle des gegenseitigen Erbvertrages zwischen Ehegatten abgesehen, sowohl wegen der dadurch geschaffenen Möglichkeit den Komplikationen als auch deshalb unsittlich sein, weil sie gegen das Prinzip des § 2265 BGB. verstoße. Dem kann nicht beigetreten werden. Das BGB. hat zwar die Rechtsmaterie des Erbvertrages sachlich im durchgängigen Anschluß an die für das Testament gegebenen Vorschriften geregelt, auch in einzelnen Beziehungen formell die letzteren Vorschriften für entsprechend anwendbar auf Erbverträge erklärt, §§ 2276 Abs. 1, 2278 Abs. 1, 2300; oder eine die grundsätzliche Gleichstellung beider Verfügungsformen aussprechende allgemeine Vorschrift, etwa dahin, daß die Erbverträge den Vorschriften über Testamente insoweit unterliegen sollen, als nicht ein anderes bestimmt ist, findet sich nirgend. In Frage könnte also nur kommen, ob aus § 2278 Abs. 1, wonach auf vertragmäßige Zusammenhänge und Auflagen die für letztwillige Anordnungen und Auflagen geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung finden sollen, eine Übertragung der ein gemeinschaftliches Testament nur zwischen Ehegatten zulassenden Vorschrift des § 2265 auf das Gebiet der Erbverträge hergeleitet werden darf. Auch dies ist indessen zu verneinen. Der § 2278 des BGB. bezieht sich auf diejenigen testamentenrechtlichen Vorschriften, die den zulässigen Inhalt einer letztwilligen Verfügung sowie ihre notwendige Bestimmtheit und ihre Auslegung regeln, §§ 2064—2076, 2087—2093, 2096—2098, 2100—2107, 2147—2156, 2180—2183, bezgl. auf die Vorschriften, nach denen sich der Anfall und Erwerb des Zugewandten und die Verpflichtung der bescherten Person zur Erfüllung der ihr gemachten Auflage bestimmen, §§ 1937 bis 1959, 2094, 2095, 2176—2180. Daß es aber nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen hat, durch jene

Verweisung auch die Zulässigkeit gegenseitiger Zusammenhänge in einer dem § 2265 entsprechenden Weise zu beschränken, ergibt sich klar aus § 2298, wo ohne jede Anbeutung einer solchen Beschränkung ganz allgemein für gegenseitige Erbverträge der Fall geregelt wird, daß die vertragmäßige Verfügung des einen Erblassers wirksam ist. Darnach hat der Gesetzgeber die von der Revision betonte Gefahr der Entstehung komplizierter Rechtsverhältnisse keineswegs unberücksichtigt gelassen; er hat sie jedoch nicht für schwerwiegend genug erachtet, um daraus einen Anlaß zum Verbot der Errichtung gegenseitiger Erbverträge zwischen Nicht-Ehegatten zu entnehmen. Sind aber gemeinschaftliche Erbverträge, in denen gegenseitige Erbeinsetzungen vorliegen, unbeschränkt statthaft, so ist nicht ersichtlich, weshalb eine abweichende Beurteilung gegenüber solchen gemeinschaftlichen Erbverträgen eintreten soll, in denen die beiden Erblasser sich nicht gegenseitig, sondern zusammen einen Dritten als Erben eingesetzt haben. R. a. O., II. v. 9. Nov. 07, 73/07 V. — Raumburg.

Sivilprozeßordnung.

15. §§ 3, 548 ZPO. Streitwert bei Klagen auf Feststellung eines ziffermäßig nicht bestimmten Anspruchs.

Bei Feststellungsklagen dreht sich der Wert des Streitgegenstandes überhaupt nicht grundsätzlich und nicht immer mit dem Wert, der für die Leistungssklage in Betracht käme. Bei ihnen ist der Wert des Streitgegenstandes grundsätzlich nach § 3 ZPO. zu bemessen. In der Regel hat der Antrag auf Feststellung eines ziffermäßig bestimmten Anspruchs die gleiche Wirkung wie der Antrag auf die Verurteilung zur Leistung dieses Anspruchs und um denselben wird in solchen Fällen der Wert des Streitgegenstandes für die Feststellungssklage sich in der Regel mit dem Werte decken, der für die Leistungssklage in Betracht kommt. Handelt es sich dagegen um Feststellung eines ziffermäßig nicht bestimmten Anspruchs mit Teilleistungen, die sich in die Zukunft auf längere Zeit erstrecken und in ihrem Umfange von der wechselnden Gestaltung des Vertrages, von den wechselnden Bedürfnissen des Schuldners oder seines Betriebes abhängig sind, so kann im Rahmen des grundsätzlich allein anzuwendenden § 3 dem Umstande, daß es sich aus hier im einzelnen Falle um Feststellung des Anspruchs „beihilfe seiner unmittelbaren Realisierung“ handelt, nicht etwa die Bedeutung zukommen, daß der Wert des Streitgegenstandes für die Feststellungssklage nach dem Werte aller künftigen voraussichtlich zu machenden Leistungen bemessen werden muß. Der erkennende Senat hat zwar in freiem Beschlusse vom 22. April 1904 — II B. 66/04, RZ. 57, 411 — sich für die hier paralogismenreiche Auffassung ausgesprochen. Nach wiederholter Prüfung muß er sie aufgeben. Der Wert der künftigen Leistungen ist zwar auch in diesen Fällen einer der Faktoren, die im Rahmen des § 3 bei Festsetzung des Streitwertes solcher Feststellungsklagen zu berücksichtigen sind; er ist indes für dessen Festsetzung nicht ausschließlich maßgebend. — R. a. O., Beschl. v. 4. Nov. 07, 398/07 II. — Darmstadt.

16. Die Zulässigkeit des Rechtszuges ist nur auf Grund des vom Berufungsgerrichter festgestellten Sachverhalts zu entscheiden. In Frage konnte es nur sein, ob das Berufungsurteil auf Grund des neuen Vortragens in der Revisionsinstanz, das die

prozessordnungsgemäß und ohne Rechtsirrtum getroffene tatsächliche Feststellung des Berufungsrichters als objektiv unrichtig aufweist, angegriffen werden kann. Der Senat ist aber in dieser Frage der vom V. Senate in dem Urteile vom 6. Dezember 1905 (RWS. 62, 131) ausgesprochenen Ansicht beigetreten, daß die Zulässigkeit des Rechtszuges in der Revisionsinstanz nur auf Grund des Sachverhalts geprüft und entschieden werden kann, der dem angefochtenen Urteile zugrunde lag. Da dieser Sachverhalt, wie gezeigt, notwendig zur Abweisung der Klage wegen Unzulässigkeit des Rechtszuges führen mußte, so war die Revision als unbegründet zurückzuweisen. R. v. Reichspostfiskus, II. v. 5. Rev. 07, 121/07 III. — Breslau.

17. §§ 171, 172, 173, 268 Nr. 2, 529 Abs. 2 ZPO. Vertretung des Landesfiskus im bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Wirkungslosigkeit der Zustellung der Klage an einen nicht legitimierten Vertreter des Landesfiskus; Unzulässigkeit einer Anschlußberufung hinsichtlich eines dem Berufungsgericht nicht unterbreiteten Anspruchs.]

Der Klägerin ist zu Erweiterungsanlagen an der Linie der Sächsischen Staatsbahn Dresden-Bodenbach eine Parzelle enteignet und die Entschädigung durch den Bescheid der Amtshauptmannschaft zu Pirna vom 26. März 1903 auf 37 214 Mark 50 Pf. festgesetzt worden. Der Rekurs gegen diesen Bescheid ist durch den Beschluß der Amtshauptmannschaft zu Dresden vom 3. November 1904 zurückgewiesen. Der Beschluß ist der Klägerin frühstens am 16. November 1904 zugegangen. Sie hat gemäß § 33 des Sächsischen Enteignungsgesetzes vom 24. Juni 1903 gegen die Entscheidung der Verwaltungsbehörde den Rechtszug bestritten. Die auf Zahlung von 12 947 Mark nebst Zinsen gerichtete Klage ist der Königlichen Generaldirektion der Sächsischen Staatsbahnen zu Dresden am 10. November 1905 zugestellt. Der Beklagte rügte, daß nicht die Generaldirektion, sondern das Finanzministerium den Fiskus im Prozesse zu vertreten habe, und daß deshalb die für die Befristung des Rechtszuges zuglassene einjährige Frist verstrichen sei. In der Verhandlung vor dem OLG. beantragte die Klägerin, unter Vorbehalt der weiteren Ansprüche, die Verurteilung des Beklagten zur Zahlung von 2 600 Mark nebst Zinsen. Das OLG. erkannte dahin: „Die Klägerin wird mit ihrem jetzt erhobenen Teillagsanspruch von 2600 Mark f. A. abgewiesen. Die Entscheidung über die Prozeßführung bleibt dem Endurteil vorbehalten.“ Es wurde angenommen, daß die Klagefrist verstrichen sei. Die Klägerin legte Berufung ein mit dem Antrage, vorbehaltlich der weiteren Forderung den Beklagten zur Zahlung von 5 000 Mark nebst Zinsen zu verurteilen. Der Beklagte beantragte im Wege der Anschlußberufung, die Klage wegen Unrichtigkeit der Zustellung abzuweisen. Das OLG. wies die Berufung der Klägerin zurück und änderte auf die Anschlußberufung des Beklagten das landgerichtliche Urteil dahin ab, daß es die Klage als nicht richtig erhobenen unter Befragung der Klägerin mit den Kosten beider Instanzen abweist. Die Klägerin hat Revision eingelegt und beantragt, unter Aufhebung des angefochtenen Urteils auf die Berufung nach dem von ihr in II. Instanz gestellten Antrage zu erkennen und die Anschlußberufung des Beklagten zurückzuweisen. Das OLG. verwarf die Anschlußberufung, soweit selbige einen Betrag von mehr als 5 000 Mark

betrifft, als unzulässig, im übrigen aber die Revision als unbegründet: 1. Der die Befristung des § 171 ZPO. rügende Angriff der Revision kann nicht für begründet erachtet werden. Der Revision ist darin beizutreten, daß die Person, der wirksam die Klage zugestellt werden kann, nicht notwendig auch zur Prozeßführung berechtigt zu sein braucht, daß diese Frage vielmehr im Rechtsstreit selbst erst zum Austrage kommt. Allein im vorliegenden Falle greifen weder § 171 Abs. 2 und 3 noch die §§ 172, 173 ZPO. in Frage. Insbesondere ist die Generaldirektion der Sächsischen Staatsbahnen nicht, wie die Revision geltend zu machen sucht, Generalbevollmächtigte des Sächsischen Landesfiskus im Sinne des § 173 ZPO. Vielmehr handelt es sich lediglich um die Anwendung des § 171 Abs. 1; es ist zu prüfen, ob die Zustellung der Klage für den nicht prozeßfähigen Sächsischen Eisenbahnfiskus an den richtigen gesetzlichen Vertreter erfolgt ist. Wer den Landesfiskus in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zu vertreten hat, bestimmt sich nach den Gesetzen des betreffenden Bundesstaats. Sie entscheiden darüber, welche Behörden nach Maßgabe der in Betracht kommenden organisierten Vorschriften zur Befolgung der Rechte des Staates im Hinblick auf die zu realisierende Vermögensangelegenheit berufen ist. Diese Behörden und keine andere vertritt den Fiskus, wie ihr Sitz auch maßgebend für den Gerichtssitz ist (§ 18 ZPO.). Deshalb ist aber auch sie allein zur Empfangnahme von Zustellungen für den Rechtsstreit ermächtigt; sie ist die gesetzliche Vertreterin des Fiskus. Insonderheit bedarf sie der Befugnis zur Prozeßführung und die Befugnis zur Empfangnahme von Zustellungen. Sie würden nur dann auseinanderfallen, wenn — was praktisch nicht leicht vorkommen wird — mehrere Behörden zusammen den Fiskus zu vertreten hätten. Hier würde nach § 171 Abs. 3 ZPO. die Zustellung an eine genügen, auch wenn die Prozeßführung gemeinschaftlich erfolgen müßte. Der Fall ist aber nicht gegeben. Nach der auf dem irreversiblen Sächsischen Landrecht beruhenden Feststellung des Berufungsrichters ist allein das königliche Finanzministerium der Vertreter des Fiskus in streitigen Enteignungssachen, soweit der Betrag von 1 000 Mark überschritten wird, wovon sich ergibt, daß die Generaldirektion der Staatsbahnen als Vertreterin ausscheidet; sie ist es noch der unanfechtbaren Annahme des Berufungsrichters nur, sofern es sich um nicht streitige Enteignungssachen oder um Prozesse in solchen bis zum Betrage von 1 000 Mark handelt. Es läßt sich also nicht sagen, daß die Generaldirektion gesetzliche Vertreterin, wenn schon nicht berufen zur Prozeßführung sei. Darum war die Zustellung der Klage an sie wirkungsgeltes und es ist die Frist zur Klagerhebung nicht grobverletzt. 2. Begründet ist dagegen der zweite Revisionsangriff. Mit Recht wird gerügt, daß der Beklagte nicht mit der Anschlußberufung einen die Summe von 5 000 Mark überschreitenden Betrag zum Gegenstande der Entscheidung des Berufungsrichters machen konnte. Widerspruch war nicht erhoben; sie konnte auch ohne Einwilligung der Klägerin in der Berufungsinstanz nicht erhoben werden (§ 529 Abs. 2 ZPO.). Ebenso wenig steht eine Erweiterung des Klageantrages nach § 268 Nr. 2 ZPO. in Frage. Der vom Berufungsrichter aufgestellte Satz, daß der Beklagte, auch ohne diese Voraussetzungen, befugt sei, die Grenzen zu be-

stimmen, innerhalb deren der Rechtsstreit in der Berufungsinstanz zu entscheiden sei, ist nicht richtig und findet auch in den von ihm angeführten Urteilen des RG. keine Stütze. Der Beklagte konnte nicht mit der Anfechtungsberufung die Abweisung eines Anspruchs erzielen, der gar nicht dem Berufungsgericht zur Entscheidung unterbreitet war. Insofern war die Anfechtungsberufung unzulässig. R. d. G. a. R. S. 5., II. v. 12. Nov. 07, 69/07 VII. — Dresden.

18. §§ 173, 917, 920 BPO. Zustellung des Krefsbefehls an einen Generalvollmachtigten. Krefgrund.]

Der Beklagte ist im Jahre 1899 durch das zuständige Pariser Gericht entmündigt worden. Der ihm bestellte Vormund hat in dieser seiner Eigenschaft dem in Deutschland wohnenden Grafen v. G. Verwaltung- und Vertretungsvollmacht nach Maßgabe einer von ihm in Paris zu notariellen Protokoll erteilten Urkunde erteilt. Auf Antrag des Klägers hat das LG. zu G. wegen einer dem Kläger nach seiner Behauptung an den Beklagten zustehenden Forderung durch Beschluß den dinglichen Krefß in die angebliehen dem Beklagten aus dem Lehnfürstentum S. zustehenden Einkünfte angeordnet und gleichzeitig die dem Beklagten an den Generalvollmachtigten zustehende Forderung auf Auszahlung der Einkünfte gesperrt. Der Kläger hat den Krefß- und Pfändungsbefehl innerhalb der in § 929 Abs. 2, 3 BPO. bestimmten Fristen nur dem Grafen v. G., nicht auch dem Vormunde des Beklagten zu stellen lassen. Auf Widerspruch des letzteren ist der Krefßbefehl aufgehoben worden. Die Revision des Klägers wurde zurückgewiesen: Das OLG. hat angenommen, der Krefßbefehl müsse schon deshalb aufgehoben werden, weil er innerhalb der in § 929 Abs. 2 BPO. bestimmten Frist dem Vormunde des Beklagten nicht zugestellt worden sei; die Zustellung an den Grafen G. könne diejenige an den Vormund nicht ersetzen, weil Graf G. nach der ihm erteilten Vollmacht nur zur Verwaltung des dem Beklagten gehörigen Lehns und zu seiner Vertretung in den diese Verwaltung betreffenden Rechtsangelegenheiten ermächtigt gewesen sei, darunter falle nicht die Entgegennahme eines Krefßbefehls, der wegen einer rein persönlichen, mit dem Lehn in keinem Zusammenhang stehenden Geldforderung erlassen worden sei und nur die künftige Befriedigung des Klägers aus den Einkünften des Lehns sichern solle. Dieser Auffassung ist nicht beizutreten. Wie auch die Vereinigung annimmt die Zulässigkeit der in § 173 BPO. geregelten Zustellung an den Generalvollmachtigten einer Partei nicht auf die Fälle zu beschränken, in denen die Vollmacht schließlich als Vermögensangelegenheiten des Vollmachtigten umfaßt. Nach dem Sprachgebrauch wird im Rechtlichen der Ausdruck Generalvollmacht allgemein auch dann angewendet, wenn sich die Vollmacht nur auf einen bestimmten durch objektive Merkmale begrenzten größeren Kreis von Vermögensangelegenheiten des Vollmachtigenden bezieht, wenn sie nur den Vollmachtigten ermächtigt, innerhalb dieses Kreises den Vollmachtgeber bei allen Angelegenheiten zu vertreten und in diesem Umfang alle seine Geschäfte zu besorgen. Es liegt kein Grund vor, dem Ausdruck Generalvollmachtiger in § 173 in einem anderen engeren Sinne zu verstehen; auch bei der dort mitbehandelten Zustellung an den Prokuristen eines Kaufmanns handelt es sich um einen Vollmachtigten, der zur Vertretung seines

Vollmachtgebers nur für einen begrenzten Interessens- und Geschäftskreis, nämlich die Geschäfte und Rechtsangelegenheiten, die der Betrieb eines Handelsbetriebes mit sich bringt, berechtigt ist. (Hier folgt eine Ausführung, die sich auf den Umfang der Vollmacht des Grafen v. G. bezieht.) Die Revision des Klägers mußte indes gleichwohl ohne Erfolg bleiben, weil der Verstoß darin beizutimmen ist, daß ein zureichender Krefßgrund nicht vorliegt, wenigstens nicht glaubhaft gemacht ist. Das der Verletzung durch den Beklagten nicht zugängliche Archiv des S., das, wie bei dem Revisionsgerichte offensichtlich ist, insbesondere eine große Zahl wertvoller Landgüter in Schloß umfaßt, bringt wiederkehrende Einkünfte, die dauernd der Zwangsversteigerung in Deutschland nicht entzogen werden können. Aus der Verlegung des Krefß ist also für den Kläger nach dem, was bisher vorliegt, nur der Nachteil zu erwarten, daß er Befriedigung erst aus Reinkonten des Fürstentums zu erwarten hat, die zu und bezu. nach der Zeit gewonnen werden, zu welcher er einen in Deutschland vollstreckbaren Schuldbetitel gegen den Beklagten erlangen haben wird, möglicherweise auch, daß ihm andere Gläubiger durch früher gestellte Befriedigungsanträge zuvorkommen. Die letztere Möglichkeit ist überhaupt kein Krefßgrund, und der erst erwähnte Nachteil begründet nicht ohne weiteres die Gefährdung der Vereitelung oder auch nur der wesentlichen Erschöpfung der künftigen Zwangsversteigerung. B. a. Verzug von S., II. d. 30. Okt. 07, 81/07 VI. — Breslau.

19. §§ 250, 295, 553, 554 a BPO. Einlegung der Revision bei dem Reichsgericht nach Auslegung des Verfahrens infolge Todes der Partei der Zustellung der Aufnahmeverteilung an den Gegner. Verzicht auf das Rügegericht.]

Der verlassene D. hatte eine Klage gegen den Beklagten B. erhoben, mit der er durch Urteil des OLG. vom 25. Januar zugestimmt am 6. Februar 1907, abgewiesen worden war. Am 14. Februar 1907 starb D. Auf den Antrag seines Vizeprozeßvollmachtigten II. Instanz ist durch Beschluß des erennenden Senats vom 1. März 1907, zugestimmt am folgenden Tage, die Auslegung des Verfahrens angeordnet worden. Dieses hatte nach § 449 BPO. die Wirkung, 1. daß der Lauf der begonnenen, aber noch nicht beendigten Revisionsinstanz aufhörte, 2. daß die während der Auslegung von einer Partei in Ausübung der Hauptsache vorgenommenen Prozeßhandlungen der andern Partei gegenüber ohne rechtliche Wirkungen waren. Der Erben des ursprünglichen Klägers D. legten gemäß § 553 BPO. n. F. durch die am 18. Mai 1907 stattgehabte Einreichung der Revisionschrift bei dem Reichsgericht Revision ein, deren Zulässigkeit durch Prozeßakten zu bejahen ist. Es fragt sich zunächst, ob die Einlegung im Hinblick auf den Beschlußbefehl als an sich den gesetzlichen Vorschriften entsprechend zu erachten ist. Dies ist zu verneinen, da zur Zeit der Einlegung der Revision die Auslegung des Verfahrens in Wirklichkeit noch nicht beendet war, sondern fortbauerte. Zwar haben die Revisionskläger sich auf eine (formelle) Vereinbarung berufen, die vor der Einreichung ihrer Revisionschrift zwischen ihnen und dem Beklagten über die Aufnahme des ausgelegten Verfahrens übereinstimmend dahin getroffen worden sei, daß sie gegen Zurückziehung des von dem Beklagten gestellten Antrags auf Aufnahme des Verfahrens als Obden

des ursprünglichen Klägers durch Einlegung der Revision in den Prozeß eintreten würden. Eine solche Vereinbarung würde aber, selbst wenn sie bewiesen wäre, nicht für geeignet zu erachten sein, eine Aufnahme des Verfahrens und somit die Beendigung der Auslegung unmittelbar zu bewirken; denn nach § 250 SPO. hat die Aufnahme eines ausgelegten Verfahrens dadurch zu erfolgen, daß die aufnehmende Partei der anderen einen Schriftsatz zukommen läßt. An diesem formellen Erfordernisse ist in Übereinstimmung mit der bisherigen Rechtsprechung des RG. (vgl. RG. 13, 316; 14, 334; 30, 409; 38, 416; 41, 405) aus dem in dem letzten Urteile dargelegten Gründen festzuhalten. Von den Revisionsklägern wird aber nicht behauptet, daß ihrerseits dem Beklagten eine Aufnahmeerklärung gestellt worden sei. Nun ist zwar in der Revisionschrift von dem Revisionsklägern erklärt worden, daß sie das ausgelegte Verfahren aufnehmen. Diese Erklärung in der bei dem RG. eingereichten Revisionschrift genüge aber nach der hervorgehobenen Bedeutung des § 250 SPO. nicht, um die nach dieser Vorschrift erforderliche Parteiluststellung einer solchen Erklärung an den Beklagten zu ersetzen. Durch die erstere Erklärung ist daher die Aufnahme des ausgelegten Verfahrens nicht herbeigeführt worden. Die unter der Herrschaft der alten SPO. vorhandene Möglichkeit, durch die Einlegung der Aufnahmeerklärung in die Revisionschrift und durch die auf diese Weise erfolgende gleichzeitige Zustellung der Aufnahme- und der Revisionserklärung zu bewirken, daß die Aufnahme als gleichzeitig mit der Einlegung der Revision und somit rechtzeitig erklärt gelten könnte (vgl. RG. 30, 410), besteht seit dem Inkrafttreten der Novelle zur SPO. vom 5. Juni 1905 nicht mehr, da nach § 553 SPO. n. F. die Einlegung der Revision durch Einreichung der Revisionschrift bei dem Revisionsgerichte, somit in wesentlich anderer Weise erfolgt als die nach § 250 SPO. mittels Parteiluststellung zu bewirkende Erklärung der Aufnahme des Verfahrens. Der Umstand, daß hiernach die in der Revisionschrift enthaltene Aufnahmeerklärung nicht in der geforderten Form des § 250 SPO. erfolgt ist, erscheint aber als Verletzung einer das Verfahren und insbesondere die Form einer Prozeßhandlung betreffenden Vorschrift im Sinne des § 295 Abs. 1 SPO. (vgl. RG. 10, 69; 14, 334). Diese Verstoßverletzung kann daher nach dieser Bestimmung nicht mehr gerügt werden, wenn die Partei bei der nächsten mündlichen Verhandlung, welche auf Grund des betreffenden Verfahrens stattgefunden hat, den Mangel nicht gerügt hat, obgleich sie ersahen war und ihr der Mangel bekannt sein mußte. Diese Voraussetzungen liegen aber im gegebenen Falle bezüglich des hier in Rede stehenden Mangels vor; denn bei der nächsten mündlichen Verhandlung, welche auf Grund des mangelhaften Aufnahmeverfahrens stattgefunden hat, ist der Mangel der Zustellung der Aufnahmeerklärung seitens des Revisionsbeteiligten nicht rechtzeitig gerügt worden, obgleich diesem der Mangel einer an ihn erfolgten Zustellung dieser Erklärung hätte bekannt sein müssen. Hierbei handelt es sich auch um Verletzung nicht um einen Verzicht auf die Formulierung der Revision als solcher der nach §§ 554 a und 295 Abs. 2 SPO. ohne Bedeutung sein würde, sondern um einen Verzicht auf eine nur zur Sicherung der Interessen der beteiligten Partei

bestimmte und daher dem Verzicht derselben unterliegende Wirkung der Auslegung des Verfahrens (vgl. RG. 14, 334; 51, 98). Daher kann der Umstand, daß die Revision zu einer Zeit eingelegt worden ist, in der die Aufnahme des ausgelegten Verfahrens noch nicht in einer der Vorschrift des § 250 SPO. entsprechenden Form erklärt war, gegenwärtig nicht mehr dazu führen, die Revision als unzulässig zu verwerfen. D. a. E., U. v. 22. Okt. 07, 225/07 II. — Darmstadt.

20. §§ 286, 294, 707 SPO. Ob eine Einstellung der Zwangsvollstreckung ohne Sicherheitsleistung anzuordnen ist, muß auf Grund des freien richterlichen Ermessens geprüft werden.]

Wenn das Gericht eine Anordnung auf einstweilige Einstellung der Zwangsvollstreckung erlassen hat, so liegt, anders als in dem Falle der Zurückweisung eines dahin gerichteten Antrages, eine solche Entscheidung stets vor. Die Zurückweisung kann erfolgen, weil das Gericht den gestellten Antrag für unzulässig, oder weil es ihn für unbegründet erachtet; die Anordnung kann aber nur erlassen werden, wenn das Gericht den Antrag sowohl für zulässig als für begründet erachtet. Nach der letzteren Seite ist aber der Einstellungsbeschluß der Befestigung entzogen. Die Entscheidungen, die eine Einstellungsanordnung, werden von den Gerichten, ihrem praktischen Zweck entsprechend, mit einer Begründung nicht versehen. So ist auch die von der Klägerin angeforderte Einstellungsanordnung des RG. vom 14. Oktober 1907 ohne eine Begründung ergangen. Die Gründe, aus denen das Gericht die Zulässigkeit des Antrages angenommen hat, bleiben unausgesprochen. Dieser Mangel einer Begründung kann nicht etwa selbst schon als Unterlage einer zulässigen Beschwerde dienen, und ebensowenig kann eine solche zugelassen werden, weil die Nichtbegründung die Möglichkeit eines ungescheiterten Verfahrens offen läßt (vgl. Caupps-Stein R. III zu § 707 SPO.), vielmehr muß der Beschwerdeführer davor, daß die von ihm angeforderte Anordnung unter allen Umständen als ungescheit und unzulässig zu erachten sei, daß für sie die gesetzlichen Voraussetzungen in keinem Falle gegeben sind, wenn seine Beschwerde zugelassen werden soll. Davon hat im vorliegenden Falle keine Rede sein. Die Klägerin hat zur Begründung ihrer Beschwerde geltend, daß nach § 707 SPO. die Einstellung der Zwangsvollstreckung ohne Sicherheitsleistung, wie sie vom Kammergerichte angeordnet worden ist, nur zulässig sei, wenn glaubhaft gemacht werde, daß die Vollstreckung einen nicht zu ersehenden Nachteil bringen werde. Da es an dieser Glaubhaftmachung im vorliegenden Falle fehle, auch nicht erzeuge, daß ein unersehbarer Nachteil für den Schuldner von dem Gericht bei Erlass seiner Entscheidung angenommen worden sei, erscheine die angeordnete Anordnung als der gesetzlichen Grundlage entbehrend. Ob inessen jedoch ein Fall des unersehlichen Nachteils für den Schuldner gegeben sei, fällt in das Gebiet des der Anordnung entzogenen tatsächlichen richterlichen Ermessens, und eine besondere Glaubhaftmachung erübrigt sich, wenn die glaubhaft zu machende Tatsache schon nach den Umständen des Falles als glaubhaft anzunehmen ist, ebenso wie sich alsdann nach dem Grundsatze der freien Beweiswürdigung (§ 286 SPO.) eine Beweisaufnahme erübrigt würde (vgl. Caupps-Stein R. I, 1 zu § 294 SPO.). Die Beklagten haben ihrem Antrage auf Einstellung der Zwangsvoll-

Streckung eine Abschrift des Pfändungsprotokolls beiliegte. Wenn das Gericht aus der Qualität der darnach den Schuldner abgepfändeten Gegenstände einnimmen hat, daß die Fortführung der Zwangsversteigerung in diese ihnen einen unersetzlichen Nachteil bringen würde, so ist damit dem Geleite genügt. Die Möglichkeit, daß das Gericht auf diesem Wege zu seiner Anordnung gelangt ist, erweist aus, um die angegriffene Entscheidung der Aufhebung zu entziehen. S. a. S., Befehl v. 7. Nov. 07, B 216/07 VI. — Berlin.

21. Beweislast bezüglich der Behauptung, durch vorzeitige Zwangsversteigerung sei ein Schaden entstanden.]

Am 23. Dezember 1903 ließ der Beklagte S. durch den stellvertretenden Gerichtsvollzieher Sch. 80 Stück in seinem Pfandbesitz befindliche, dem Kläger gehörige Rüge im Wege der Zwangsversteigerung pfänden und am 4. Januar 1904 öffentlich versteigern, wobei ihm selbst um das Höchstgebot von 12 500 Mark der Zuschlag erteilt wurde. Auf Antrag des Klägers hatte das AG. in G. durch Beschluß vom 2. Januar 1904 den Versteigerungstermin aufgeschoben, das AG. in G. aber auf die Beschwerde des Beklagten zu I am 4. Januar den amtsgerichtlichen Beschluß aufgehoben. Dem Gerichtsvollzieher wurde der landgerichtliche Beschluß noch vor der Versteigerung vorgezeigt, dem Kläger dagegen erst am 5. Januar zugesellt. Der Kläger behauptet durch die Versteigerung einen Schaden von 100 000 Mark erlitten zu haben; er hat Rüge erhoben mit dem Antrage, festzustellen, daß der Zwangsverkauf redenswürdig und unzulässig gewesen sei, und demnach die Beklagten als Gesamtschuldner zu verurteilen, ihm den durch jenen Verkauf verursachten Schaden im Betrage von 100 000 Mark zu ersetzen. Das AG. wies ab, die Berufung wurde zurückgewiesen, das AG. hob auf: Nach § 329 RH. § 340. sind nicht verkündete Gerichtsbeschlüsse den Parteien von Amts wegen auszusprechen; erst durch die Zustellung erlangen sie nach außen Rechtsbestand und Geltung. Es steht unzweifelhaft fest, daß der landgerichtliche Beschluß dem Vollstreckungsschuldner, jetzigen Kläger, erst am 5. Januar 1904 zugesellt worden ist. Über die Zustellung an den Gläubiger S. gibt das Berufungsurteil keine Auskunft; sie ist auch nicht entscheidend, denn dem Schuldner gegenüber war der landgerichtliche Beschluß am 4. Jan. 1904 noch nicht in Kraft getreten, für ihn bestand noch der Versteigerungstermin aufhebende Beschluß des AG. vom 2. Januar zu Recht. Die Vornahme der Versteigerung am 4. Januar 1904 war demnach eine widerrechtliche, sie zum Schadenersatz verpflichtende Handlung der Beklagten. — Grundsätzlich nimmt das auch das Berufungsgericht an, gelangt aber gleichwohl zur Abweisung der Rüge, weil der Kläger den Beweis, daß ihm ein Schaden entstanden sei, nicht erbracht habe. Auf das Beteiligungsangebot dafür, daß die Rüge anfangs Januar 1904 einen Wert von 1500 Mark das Stück gehabt hätten, komme es nicht an, sondern darauf, ob eine neue Versteigerung, die nach der Sachlage höchstens auf eine bis zwei Wochen hinausverlegt worden wäre, ein besseres Ergebnis als 12 500 Mark erbracht hätte. Beweis hierfür habe aber der Kläger nicht einmal angetreten. — Diese Ausführungen greift die Revision mit Grund als rechtswidrig an. Den Beweis einer Schädigung hat der Kläger schon dann erbracht, wenn er dartut, daß die Rüge einen höheren Wert gehabt als 12 500 Mark, denn durch

die Versteigerung wurde ihm das Eigentum an den Rügen entzogen, und es gelangte als Gegenwert nur der Versteigerungserlös in sein Vermögen. Nun wäre freilich im Falle der Naturalerfüllung durch Rückgabe der Rüge das doppelte Pfandrecht des Beklagten S. wieder ausgelobt. Daß er auf Grund desselben die Vollstreckung sofort weiter betreiben hätte, ist wahrscheinlich, und daß auch bei einer neuen Versteigerung nicht mehr als 12 500 Mark erzielt worden wären, ist immerhin möglich. Gewiß ist aber weder das eine noch das andere. Im allgemeinen wird man vielmehr davon ausgehen müssen, daß bei einer öffentlichen Versteigerung ein angemessener, dem wahren Werte der Sache mindestens nahe kommender Preis die Regel bildet. Keinesfalls aber ist es Aufgabe des Klägers, nachzuweisen, daß bei einer späteren Versteigerung ein höherer Erlös erzielt worden wäre. Die gegenteilige Behauptung ist vielmehr ein Versteigerungsgeheimnis der Beklagten, müßte sie die, auch nach dem Rechte des BGB. zulässige und gebotene — vgl. RHG. 54, 140 — Vorratsaufschreibung bei der Schadensberechnung geltend machen. Der Kläger hat, außer der feststehenden rechtsstrafbaren schädigenden Handlung, nur den durch die Versteigerung des Wertes der Rüge mit dem Erlöse ohne weiteres gegebenen Betrag seines Schadens zu erweisen. Möllen die Beklagten sich darauf berufen, daß sie für diesen Schaden nicht auszukommen haben, weil der Kläger auch bei ordnungsmäßigem Verfahren den gleichen Schaden erlitten hätte, so ist es ihre Sache, dies zu beweisen. Wie dies anders möglich sein sollte, als durch den Nachweis, daß der Versteigerungserlös auch dem Werte der Rüge entspricht, ist nicht wohl abzusehen. Beliebt zwischen diesem Erlöse und dem Werte der Rüge wirklich ein so schreierbares Mißverhältnis, wie es nach den Wertangaben des Klägers und auch noch bei Zugrundelegung des Preises, den der Beklagte S. alsdann bei der Weiterveräußerung erzielt hat, der Fall wäre, dann ist doch schwerlich anzunehmen, daß bei ordnungsmäßigem Verfahren aus nur ein Schleuderpreis erzielt worden wäre. Das Ergebnis der Versteigerung vom 4. Januar kann hierfür nicht als maßgebend gelten, schon deshalb nicht, weil hierbei sämtliche Rüge auf einmal und als ein Objekt ausgetrieben wurden, während doch offenbar das Interesse des Klägers den Verkauf in einzelnen Stücken oder kleinen Gruppen gefordert hätte. Der Kläger hätte ferner durch Heranziehen des Kaufwilligen oder dergleichen Maßnahmen seine Interessen wahren können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Versteigerung überhaupt hindern zu lassen. Aus alledem ergibt sich, daß für die Entscheidung der wettliche Wert der Rüge in erster Linie maßgebend ist. Weniger Gewicht ist auf den bei der Wertermittlung zugrunde zu legenden Zeitpunkt zu legen, da der Kläger selbst nur von dem Werte ausgeht, den die Rüge am 4. Januar 1904 hatten, und sie darnach offenbar ständig im Werte verlieren sind. — Das Ergebnis der vorstehenden Erörterungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß das Berufungsgericht die unbilligbare bloße Möglichkeit eines gleich geringen Erlöses bei ordnungsmäßigem Verfahren als Grund zur Abweisung ansieht, solange nicht der Kläger die Erzielung eines Mehrerlöses nachweist, während bei unrichtiger Beurteilung der Sache von der Annahme eines wertentsprechenden Erlöses auszugehen ist, solange die Beklagten nicht das Gegenteil zu voller Gewißheit

erbracht haben. B. c. S. u. S. d. II. v. 25. Okt. 07, 35/07 VII. — Geln.

22. §§ 11, Abs. 2, 13, 39 GGGG. in Verb. mit § 39 GGGG. vom 17. April 1899. Keine Vorabentscheidung, wenn ein elass-lothringischer Beamter vor einem nicht elass-lothringischen Gericht wegen einer Amtshandlung verklagt wird.)

Zwar liegt der in § 39 GGGG. bestimmte Fall hier vor, daß ein Beamter wegen einer Handlung, die er in Ausübung der ihm anvertrauten öffentlichen Gewalt vorgenommen hat, zivilrechtlich verfolgt wird. Der vorliegende Fall hat aber die Besonderheit, daß der Rechtsstreit, wegen dessen die in § 39 cit. und § 11 Abs. 2 GGGG. bezeichnete Vorabentscheidung verlangt wird, nicht, — wie in den Fällen vom dem beschließenden Senat auf Antrag des Ministeriums von Elsass-Lothringen entschieden werden sollen, — vor einem elass-lothringischen Gericht, sondern vor dem RG. zu Bremen anhängig ist. Deshalb ist zunächst zu prüfen, ob auch in solchen Fällen, in denen ein elass-lothringischer Beamter vor einem nicht elass-lothringischen Gericht wegen einer Amtshandlung verklagt ist, die in den bezeichneten Bestimmungen vorgesehene Vorabentscheidung auf Antrag zu erlassen ist. Diese Frage ist zu verneinen. Der Elsass einer solchen Vorabentscheidung hat nämlich zur selbstständlichen, sich aus der Entstehungsgeschichte des § 11 Abs. 2 cit. ergebenden Voraussetzung, daß die Vorabentscheidung dann, wenn sie dahin geht, daß ein Beamter sich einer Überschreitung seiner Amtsbefugnisse oder der Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung nicht schuldig gemacht habe, für das Prozeßgericht, bei welchem der betreffende Rechtsstreit anhängig ist, bindend und somit auf Grund derselben eine weitere Verfolgung des Beamten vor dem mit dem Rechtsstreit befaßten ordentlichen Gerichte nicht statthalt ist, (während ein um umgekehrten Sinn ergebende Vorabentscheidung überhaupt in keinem Falle für das Prozeßgericht maßgebend ist, wie ebenfalls aus der Entstehungsgeschichte des § 11 Abs. 2 cit. erhellt). Im Hinblick hierauf und auf den Zweck der Vorabentscheidung überhaupt, durch welche die Beamten vor eingeleiteten schuldlichen Verfolgungen geschützt werden sollen (vgl. die Mot. zu § 39 cit.), ist daher nicht anzunehmen, daß das RG. durch die fraglichen Bestimmungen auch zum Elsass solcher Vorabentscheidung verpflichtet werden sollte, welche in einzelnen Fällen unter keinen Umständen für das Prozeßgericht bindend sein würden. Die angegebene Voraussetzung, daß die zu erlassende Vorabentscheidung, falls sie zugunsten der Beklagten ausfallen sollte, in dem dargelegten Sinne für das Prozeßgericht maßgebend sein würde, liegt aber hier nicht vor, weil die hauptsächlich in Frage kommende Bestimmung des § 39 GGGG. als ein Elsass-Lothringisches Landesgesetz für das mit dem vorliegenden Rechtsstreit befaßte Bremer Landgericht keine Geltung hat. Der Annahme einer solchen Wirkungseligenschaft von dem dem RG. etwa erlassenen Vorabentscheidung stehe auch die reichsgerichtliche Vorschrift des § 11 Abs. 2 GGGG. nicht entgegen; denn weder aus dem Wortlaut derselben („Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften“) noch aus ihrer Entstehungsgeschichte ist zu entnehmen, daß dadurch noch etwas Weiteres herbeigeführt werden sollte, als die eingeschränkte Aufrechterhaltung landesgesetzlicher Vorschriften in ihrer Wirksamkeit als Landesgesetze; insbesondere wäre die Ausdehnung des

Geltungsergebnis der fraglichen landesgesetzlichen Vorschriften auf das ganze Reich weder mit dem Sinn noch dem Zweck der Vorschrift des § 11 Abs. 2 cit. im Einklang zu bringen. Hiernach war der Elsass der beantragten Vorabentscheidung abzulehnen. B. c. P., Beschl. v. 12. Nov. 07, T. B. 58/07 II. — Rechtsgericht.

Konturordnung.

23. § 30. Benachteiligung der Konturgläubiger durch Veräußerung einer mit einem Eigentumsverbehalt behafteten Sache.]

Das Berufungsgericht weist die Klage des Konturverwalters deshalb ab, weil die Firma F. & B. seinerzeit sich bei dem Verkauf der streitigen Sachen an den späteren Gemeinsschuldner das Eigentum bis zur Bezahlung des Kaufpreises vorbehalten hatte. Es folgert hieraus, daß der Gemeinsschuldner durch die Weiterveräußerung die Sache an die jetzige Beklagte — Firma B. — nichts aus seinem Vermögen weggegeben habe, die Konturgläubiger nicht auf Kosten der Konturmasse benachteiligt seien. An der Rücklieferung eines Gegenstands zur Masse, den ihr ein Auslieferungsberechtigter sofort wieder entziehen würde, könnten die Konturgläubiger kein Interesse haben. — Diese Ausführungen sind rechtlich nicht haltbar. Es kann dahingestellt bleiben, ob sie zurechtfinden würden, wenn sich die Gegenstände im Besitze des Gemeinsschuldners etwas nur teilweise oder auf Grund eines sonstigen Verhältnisses befanden hätten, das eine Bewertung zugunsten der Masse ausschließen würde. In diesem Falle ließe sich wohl mit dem Berufungsgericht sagen, durch die Veräußerung sei nur eine Schadenersatzforderung des Eigentümers begründet worden, und mehr als die Befreiung der Masse von dieser Schadenersatzforderung könne der Konturverwalter nicht verlangen. Beim Eigentumsverbehalt liegt aber die Sache wesentlich anders. Der Käufer bei der Sachen im Besitze mit dem Rechte, jeden Augenblick durch Zahlung des jeweiligen Kaufpreises das volle Eigentum daran zu erwerben. Er kann auch nachträglich, nachdem er die Sachen anderweit veräußert hat, den früheren Eigentümer durch Zahlung des Kaufpreises befriedigen. Besteht, so sei nur noch ein geringer Teil des Kaufpreises rückständig, so würde der Vermögenswert, den der Besitz auf Grund des Kaufes zu den Käufer hat, dem vollen Schadenersatz nahe kommen. Unter solchen Umständen kann nicht gesagt werden, daß die Sachen nicht zum Vermögen des Käufers und Weiterveräußers gehört haben. Und ebenso ist klar, daß durch eine Weiterveräußerung die Gläubiger des Gemeinsschuldners geschädigt sind; denn aus der Konturverwalter könnte durch Zahlung des Kaufpreises das volle Eigentum erwerben. Nun steht hier allerdings nicht fest, wieviel von dem Kaufpreis an die Firma F. & B. bereits bezahlt, wieviel noch rückständig ist. Für die Frage, ob die Anschaffung im Unergriffenen des Gläubigers einen Vorteil bringen wird, kann dies von Einfluß sein. Für das Rechtsverhältnis des Verwalters der Beklagten gegenüber aber ist es ohne Bedeutung. Hier kommt nur die angefochtene Rechtsbehandlung und deren Erfolg in Betracht. Durch die Veräußerung an die Beklagte hat der Gemeinsschuldner die Sachen weggegeben und ist dafür durch Verrechnung einer Schuld von 2 500 Mark dieser Schuld ledig geworden. Im Falle erfolgreicher Inhaftung erhält die Konturmasse die

Sachen zurück und hat an die Beklagte die Konkursdividende auf 2500 Mark zu zahlen, ist also offenbar günstiger gestellt. Und ebenso wäre der Stand der Sache, wenn die angefochtene Berufung überhaupt nicht stattgefunden hätte. Wieviel die Kasse an die Firma J. & B. zu zahlen hätte, um die Rücknahme der Sachen zu hindern, ist der Beklagten gegenüber gleichgültig; die Berufung auf dieses Verhältnis ist für die Beklagte eine unzulässige Erwiderung aus dem Rechte eines Dritten. Diese Erwiderung ist aber auch sachlich gar nicht begründet. Denn die Firma J. & B. hat im Laufe des Rechtsstreits, noch vor Erlassung des ersinständigen Urteils, auf ihren Eigentumsvorbehalt ausdrücklich verzichtet. Aber auch ohne solchen Verzicht würde sie ihn nicht geltend machen können, denn die Anfechtung wirkt nicht binglich, sie hat nicht zur Folge, daß das durch die Veräußerung an die gutgläubige Beklagte untergegangene Eigentum der Firma J. & B. wieder ausfällt. Die Verpflichtung der Beklagten aus der Anfechtung geht nicht auf Rückübertragung des Eigentums, sondern nur auf Duldung der Verwertung der Kaufgegenstände für die Konkursmasse. Vgl. RG. 64, 143. — *Recht-R. B. c. B.*, II. u. 29. Okt. 07, 44/07 VII. — Gelle.

Handelsgesetzbuch.

24. §§ 15, 29, 31 HGB. in Verb. mit §§ 117 Abs. 1, 134 BGB. Die Richtigkeit des der Firmenübertragung zugrunde liegenden Kaufgeschäfts erregt eine Wirkung unter den Kontrahenten, nicht gegenüber Dritten, die sich auf Eintragung und Veröffentlichung der Firmenübertragung berufen können.]

Der Beklagte ist Hauptkassier der Mecklenburg-Schwerinschen Lotterieloterie und hat als solcher im Jahre 1903 einem gewissen G. in Berlin eine Anzahl Lose aus 6. Klasse der 265. Lotterie verkauft. G. hat die Lose an die Firma Robert M. & Co. in Berlin weiterverkauft und diese hat sie nach der Ziehung dem Beklagten überliefert mit dem Ersuchen, ihre die daraus entfallenden Gewinne zuzusenden zu lassen. Diese Gewinne betragen unstreitig 2844 Mark. Der Beklagte hat die Lose bei der Lotterieverlosung eingerichtet, und es sind ihm von dieser Verlosung diese Gewinne in seiner Rechnung gut gebracht. Er weigert sich aber M. & Co. den Betrag zu vergüten, weil er mit der Forderung aus der Kaufpreis der Lose ausrechen will, die ihm gegen G. zustehe. Der von Seiten der Firma Robert M. & Co. erhobene Klage auf Verurteilung des Beklagten zur Zahlung von 2844 Mark nebst 5 Prozent Zinsen seit dem 20. September 1903 hat das Landgericht zu Weßhof durch Urteil vom 7. Dezember 1905 stattgegeben. Das OLG. zu Rostock hat die Berufung der Beklagten zurückgewiesen und in seinem Urteile die Bezeichnung der klagenden Partei dahin getroffen: Firma Robert M. & Co. zu Berlin jetzt der Kaufmann Robert M. daselbst. Auf Revision des Beklagten wies RG. die Klage ab. — Die Klage ist erhoben auf dem Namen der Firma Robert M. & Co. Das Gesetz gestattet, daß der Kaufmann unter seiner Firma Klagen und verklagt werden kann (§ 17 Abs. 2 HGB). Da die Firma kein Rechtssubjekt, sondern nur der Name ist, unter dem der Kaufmann im Handel seine Geschäfte betreibt und die Unterschrift abgibt (§ 17 Abs. 1), folgt daraus, daß bei einer unter dem Namen einer Firma erhobenen Klage die Person

Kläger ist, die unter dieser Firma ihre Geschäfte betreibt und die Unterschrift abgibt (RG. 64, 16). Im vorliegenden Falle ist durch den beglaubigten Auszug aus dem Handelsregister (15) I dargetan, daß Inhaber der Firma Robert M. & Co. bis zum 11. Oktober 1901 der Kaufmann Robert M., und von da an — insbesondere also zu der Zeit, als der Streit anhängig wurde, und auch schon zu der Zeit, als das der Klage zugrunde liegende Rechtsgeschäft vorgenommen wurde — der Kaufmann Franz H. war. Auszugehen ist demnach davon, daß die Klage als für H. erhoben angesehen werden muß, wie dies auch in den Gründen des landgerichtlichen Urteils ausgesprochen ist. Das OLG. hat jedoch festgestellt, daß die Klage „tatsächlich von Robert M. erhoben“ sei, d. h. daß dieser den Anwalt beauftragt und den Auftrag zur Klageerhebung erteilt habe, und daß er den Anspruch für sich verfolge. Das OLG. sieht deswegen M. als den Kläger an und hat diesem auch unter Änderung der Urteilsüberschrift den eingeklagten Anspruch zurkannt. Die Frage nach der prozessualen Zulässigkeit dieses Verfahrens bedarf sich mit der Frage, ob eine unzulässige Klagenänderung vorliegt, wenn in der Berufungssinstanz unter Widerspruch des Beklagten an die Stelle des ursprünglichen Klägers ein neuer Kläger tritt. Das OLG. hat das ausdrücklich verneint, und da die Anfechtung dieser Entscheidung nach § 270 ZPO. ausgeschlossen ist, sind die dafür angegebenen Gründe insoweit nicht nachzuprüfen. Nachzuprüfen aber bleiben die Gründe, insoweit sie im Sinne des OLG. zugleich dargetun sollen, daß der Kaufmann Robert M. aktiv legitimiert sei, die Klage zu erheben. Auf Grund des schriftlichen Vertrages zwischen M. und G. vom 26. September 1901, (17) I, nimmt das OLG. an, daß die Übertragung der Firma von M. auf G. nur zum Schein und ohne gleichzeitige Übertragung des Handelsgeschäfts selbst erfolgt sei. Die Übertragung der Firma sei daher nach § 117 Abs. 1 HGB. und nach § 134 BGB. in Verbindung mit § 23 HGB. nichtig. In Wahrheit sei M. nach wie vor Inhaber der Firma und also auch Subjekt des eingeklagten, für die Firma entstandenen Anspruchs. Diese Ansicht ist nicht haltbar. Sie verkennt die selbständige rechtliche Bedeutung der Tatsache, daß der Übergang der Firma von M. auf G. und die Inhaberschaft Gs. auf Grund der von dem Kreisgericht abgegebenen Erklärungen beider eingetragen und öffentlich bekannt gemacht worden ist. Nach §§ 29, 31 HGB. ist es eine der Eintragung bedürftige Tatsache, der Inhaber des Handelsgeschäfts ist, und nach § 15 kann eine eintragende Tatsache, solange sie nicht eingetragen und bekannt gemacht ist, von dem, in dessen Angelegenheiten sie eingetragen war, einem Dritten nicht entgegengehalten werden, es sei den, daß sie diesem bekannt war (Abs. 1), während, wenn sie eingetragen und bekannt gemacht ist, ein Dritter die Tatsache gegen sich gelten lassen muß, es sei denn, daß er sie vorher kannte, noch kennen mußte (Abs. 2). Aus Abs. 1 folgt, daß M. dem Beklagten die Tatsache, daß in Wahrheit er Inhaber der Firma geblieben sei, nicht entgegensetzen kann. Denn daß dem Beklagten das Verhältnis zwischen M. und G. untereinander und die Richtigkeit des Übertragungsvertrages bekannt gewesen sei, ist weder festgestellt, noch behauptet, noch durch die Sachlage irgend wie angedeutet. Und aus Abs. 2 folgt, daß M. die Tatsache, daß G. Inhaber der Firma war, gegen sich gelten lassen muß, weil ohne weiteres klar ist, daß M. die

von ihm selbst mitveranlaßte Eintragung und Veröffentlichung kannte. Angesichts dieser vom Geleite bestimmten Wirkungen der Eintragung und Veröffentlichung kann die Richtigkeit des der Firmenübertragung zugrunde liegenden Kaufgeschäfts nur Wirkungen zwischen den Kontrahenten erzeugen. M. mag einen Anspruch gegen H. haben, daß dieser zu seiner Wiedereintragung als Inhaber der Firma mittelte, und daß die Geschäftsergebnisse als für seine Rechnung gehend anerkannt werden. Dritte Personen, die mit der Firma kontrahiert haben, berühren diese innere Beziehung des eingetragenen Inhabers mit einem andern ebenso wenig, wie in dem Falle, wo der Firmeninhaber das Geschäft für Rechnung eines andern betreibt (vgl. R. 37, 60). Der Dritte ist nicht verpflichtet, aus den mit der Firma geschlossenen Verträgen sich einen andern Gläubiger oder Schuldner unterzueben zu lassen, als den eingetragenen Inhaber. Mag M. auch aus Grund des Vertrages vom 26. September 1901 gegen H. einen Anspruch auf Abtretung der aus dem Geschäftsbetriebe entstehenden Forderungen, und auch der eingetragenen Forderung haben, so kann er die Forderung im eigenen Namen doch erst geltend machen, wenn sie ihm abgetreten ist. Daß dies geschehen sei, hat das OLG nicht festgestellt. Seine Annahme aber, daß M. der wesentlichen Berechtigten sei, erweist sich nach dem Ausgeführten als unrichtig. Es ergibt sich, daß das OLG mit Unrecht angenommen hat, daß M. zur Erhebung des eingetragenen Anspruchs aktiv legitimiert sei. Er kann ihn weder im eigenen Namen geltend machen, weil er ihm nicht zusteht, noch im Namen der Firma, weil er nicht besagt ist, namens einer Firma, deren Inhaber er nicht ist, zu prozessieren. Die Klage ist damit zur Abweisung ref. R. v. R. & Co., U. v. 30. Okt. 07, 604/06 I. — Reßod.

25. § 738 HGB. Grundsätze für Abwägung des beiderseitigen Verschuldens bei Zusammenstoß von Schiffen.]

Am 10. Juli 1900 abends 8 Uhr hat auf der Elbe zwischen Dömitz und Boizenburg ein Zusammenstoß zwischen dem Dampfer „Stettin“ und dem Rahne „Sachsen Nr. 25“ stattgefunden, infolge dessen der Rahn schwer beschädigt wurde. Der der Besagten gehörige Dampfer „Stettin“ fuhr ohne Anhang zu Berg, der dem Schiffer Mannmisch gehörige Rahn „Sachsen 25“, der mit Kies beladen war, ohne Segel zu Tal. Mannmisch hat seine Ansprüche auf Schadenersatz der Klägerin abgetreten. Diese verfolgt die Ansprüche mit der gegenwärtigen Klage, indem sie geltend macht, daß der Zusammenstoß durch Verschulden des Dampferführers S. herbeigeführt sei. Unter Vorlage einer Schadenschätzung hat sie beantragt, die Beklagte zur Zahlung von 9040,75 Mark nebst Verzinsungen mit der Mahngebühren zu verurteilen, daß sie mit dem Dampfer „Stettin“ und dessen Fracht habe. Die Beklagte bestreitet ein Verschulden ihres Schiffers und mißt dem Führer des Rahnes die Schuld an dem Zusammenstoß bei. Das OLG zu Breslau, Kammer für Handelsachen, hat durch Urteil vom 3. März 1906 die Klage abgewiesen. Auf die Berufung der Klägerin hat das OLG zu Breslau abändernd erkannt und den Klagenanspruch zu $\frac{1}{2}$ dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. Insofern ist die Sache zur Verhandlung und Entscheidung über den Betrag des Anspruchs an das OLG zurückverwiesen. Zu $\frac{1}{4}$ ist es bei der Abweisung der Klage geblieben. Die Beklagte hat Revision eingelegt. Sie beantragt,

das Urteil des OLG aufzuheben und die Berufung der Klägerin gegen das Urteil des OLG zurückzuweisen. Die Klägerin hat sich der Revision angeschlossen. Sie beantragt, das Urteil des OLG, insofern aufzuheben, als dem Berufungsantrag nicht vollständig entsprochen sei, und diesen Antrag gemäß zu erkennen. Das RG weist die Aufhebungserwision der Klägerin zurück und erklärte auf die Revision der Beklagten den Klagenanspruch nur zu $\frac{1}{4}$ für gerechtfertigt an: Das Urteil des OLG beruht auf der Annahme, daß der Zusammenstoß durch beiderseitiges Verschulden herbeigeführt worden sei (§ 735 Abs. 2 HGB. in Verbindung mit § 92 BinnSchiffG.). Die Schuld des Kapitäns S. vom Dampfer „Stettin“ wird darin gefunden, daß er es unternommen habe, an der gefährlichen Kante des bloßen „Sandes“ zwischen diesem und dem Rahn hindurch zu steuern, statt unterhalb dieses Sandes zu halten und den Rahn vorbeizulassen; die Schuld des Rahnführers R. darin, daß er es entgegen § 30 der Elbfischfahrtsordnung unterlassen habe, das Signal des Dampfers zum Rechtsabwenden, obwohl er es nicht befolgen konnte, als bald durch Winden mit einer blauen Flagge am Steuerbord dahin erwidert zu haben, daß links vorbeizulassen werden wolle. Die von den Parteien gegen die tatsächlichen Feststellungen und deren Beurteilung erhobenen Angriffe sind ungewandt. (Wird näher ausgeführt.) Bleiben hiernach so wie bei den tatsächlichen Feststellungen des OLG, wie deren Beurteilung in Kraft, so war doch der Revision der Beklagten insofern der Erfolg nicht zu verlagern, als sie sich gegen die Abwägung des beiderseitigen Verschuldens wendet. Das OLG hat die Klage des Rahnes zu $\frac{1}{2}$ zugestanden und zu $\frac{1}{4}$ abgewiesen. Eine nähere Begründung für diese Verteilung findet sich in den Gründen nicht. Augenblicklich aber sollte die Schuld des Dampfers höher bewertet werden, als die Schuld des Rahnes. Dies kann nicht gebilligt werden. Bei Anwendung des § 735 Abs. 2 HGB. ist vor allem darauf zu sehen, welches Schiff die gefährlichere Lage herbeigeführt hat. Wie die Seefahrtsgesetzordnung (RGBl. v. 1906 S. 120), so haben auch die polizeilichen Vorschriften über das Ausweichen der Schiffe auf Binnengewässern den Zweck im Auge, daß jede gefährliche Annäherung der Schiffe von vornherein vermieden wird. Mit Rücksicht auf das Verhalten der Schiffe zueinander ist dies zugleich das oberste Gebot der für den Verkehr erforderlichen nautischen Vorsicht. Die Gerichte haben alle Ursache, auf die Befolgung der hierfür gegebenen positiven Vorschriften mit besonderer Strenge zu halten. Ein Verstoß gegen diese Regeln wird auch deswegen besonders ins Gewicht fallen müssen, weil es sich dabei zumal um Maßnahmen handelt, für die dem Schiffer ausreichende Zeit zur Überlegung des Richtigen gegeben ist. Befiehlt bereits Gehalt des Zusammenstoßes, so erfordert die rasche Eingreifung der richtigen Abwehrmittel ein höheres Maß von Geistesgegenwart, Einsicht und Entschlußkraft, als in jenen Fällen. Hier liegt die Sache nach den angegebenen tatsächlichen Feststellungen des OLG. so, daß die erste und wichtigste Ursache des Zusammenstoßes darin gefunden werden muß, daß der Führer des Rahnes es unterlassen hat, durch Flaggsignale ein Vorbeifahren der Schiffe am Steuerbord herbeizuführen. Ihm war die Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Passierens am Bordbord erkennbar, nicht aber dem Dampferführer. Der Rahnführer verleitete durch sein Verhalten den Dampfer dazu, daß sich dieser dem Pfeifen

signale gemäß weiter rechts hielt. Die Nichtbefolgung des positiven Befehls der Eisenbahnsicherungsordnung durch den Kuhn hat daher die gefahrvolle Annäherung der Schiffe herbeigeführt. Die Schuld, die hierin liegt, muß nach § 735 Abs. 2 höher bemessen werden, als die Schuld des Dampfers. Dessen trifft nur der Vorwurf, daß er es in der ohne sein Verschulden entstandenen gefahrvollen Lage unterlassen hat, die durch die Verletzung gebotener Abwehrmaßregeln zu ergeben und durch Entstellen der Maschine dem Zusammenstoße auch jetzt noch vorzubeugen. Hiernach war in Anwendung der §§ 565 Abs. 3 Nr. 1, 57 Abs. 1, 92 Abs. 1 § 60, wie gesehen zu erkennen. Sch. D. R. e. Sch. B. N., II. v. 6. Nov. 07, 12/07 I. — Breslau.

Reichsgericht vom 7. Juni 1871.

26, § 1. Verhältnis der Eile, die eine Verletzung veranlaßt hat, zum Eisenbahnbetrieb.]

Das Verunglücksgericht verhielt gegen das materielle Recht, wenn es auf Grund der von ihm getroffenen Feststellungen annimmt, daß sich der Unfall „bei dem Betrieb“ der Eisenbahn zugefallen habe. Die Eile, die geboten war oder doch vom Kläger für nötig gehalten wurde, um die Abfahrt des — erst von Olpe abgehenden — Zugs nicht zu veräumen, hatte ihre Veranlassung nicht in irgend welchen Betriebseinsparungen, sondern lediglich in den persönlichen Verhältnissen des Klägers selbst. Es war der freie Entschluß des Klägers, nach dem Abort zu gehen; das Verlangen, ein ihn ansonst bedingendes Bedürfnis zu befriedigen, hat die Eile hervorgerufen und der Fall liegt nicht anders, als wenn jemand, der, zu Hause oder auf der Straße durch irgend einen Umstand aufgehalten, sich berufen muß, um den Zug nicht zu veräumen, infolge der Eile auf dem Bahnhofsplatz hinfällt. An dieser Beurteilung wird auch dadurch nichts geändert, daß der Kläger das Vorfahrverfahren der Lokomotive hat abwarten müssen und daß dadurch die ihm für den Gang zum Abort und wieder zurück zum Zug zu Gebote stehende Zeit in dem Maße vergrößert worden sein sollte, daß er Eile für geboten erachten mußte. Denn die Lokomotive kommt hier nur als ein räumliches Hindernis in Betracht, das mit dem durch den Betrieb hervorgerufenen Gefahren nichts zu tun hat; jedes andere Hindernis hätte dieselbe Wirkung gehabt. Ausschlaggebend für die Beurteilung des vorliegenden Falls ist, daß der vom Kläger beabsichtigte Gang nach dem Abort, auf den die infolge Vorbeifahrens der Lokomotive für notwendig gehaltene Eile eingewirkt hat, durch den Eisenbahnbetrieb nicht veranlaßt war, mit ihm in keiner Verbindung stand, und nur solche Fälle, in denen ein unfälliger Zusammenhang zwischen dem Eisenbahnbetrieb und der Handlung des Verletzten, bei der er Eile entwickelt hatte, vorlag, sind in der Rechtsprechung des RG. dem § 1 Reichsglück. unterstellt worden. Eisenbahnschuld e. S., II. v. 7. Nov. 07, 48/07 VI. — Köln.

Gesetz betr. die Gesellschaften m. b. H. vom 20. April 1892/20. Mai 1898.

27. Beträufung der Einlage für eine Gesellschaft m. b. H., seitens des Geschäftsführers zufolge Vertrages, wonach er Schulden der Gesellschaft bezahlen soll.]

Der Verwalter im Konkurse über das Vermögen einer Gesellschaft m. b. H. erhob gegen den früheren Geschäftsführer eine an sich nicht begründete Einlageforderung. Der

Beklagte machte Zahlungen an die Gesellschaftsgläubiger geltend. Durch diese letzteren Zahlungen sei die Einlageforderung, soweit sie noch bestanden haben sollte, erloschen. Das OLG. verurteilte, das RG. hob auf: Der Beklagte behauptet, er habe auf Grund eines Vertrages vom 12. April 1904 einen die rückständigen Einlagen übersteigenden Betrag aus seinem Vermögen zur Befriedigung der Gesellschaftsgläubiger aufgewandt. Die Klagefrist, daß auf solche Weise Einlagenschulden bezahlt worden sind, ist nicht von der Hand zu weisen. Es handelt sich nicht um den Fall, wenn ein bloßer Geschäftsführer Gesellschaftsgläubiger befriedigt. Beklagter war zugleich Geschäftsführer, und der andere Geschäftsführer hatte, durch Abschluß des Vertrages vom 12. April 1904, die Zustimmung dazu erteilt, daß die Einlage durch Befriedigung von Gesellschaftsgläubigern getilgt würde. Ist Beklagter demgemäß verfahren, so hat er seine Einlage berichtigt. Voraussetzung ist nur, daß die Forderungen der Gesellschaftsgläubiger, die er befriedigt, liquide und die Gesellschaft selbst solvent waren. Liegen diese Voraussetzungen aber vor, so ist der Gesellschaft durch Befriedigung von den Schulden der volle Geldwert der entsprechenden Forderungen zugeflossen. Wollte man gleichwohl die Einlage als offensichtlich befehllos, so würde das auf das Verlangen eines zureichenden Gewinns und Erschließens des Geldes hinauslaufen. Der Verunglücksrichter scheint dies an sich auch nicht zu verkennen. Die Erwägung aber, aus der heraus er die entwickelten Grundzüge auf den gegebenen Fall für unanwendbar erachtet, kann nicht gebilligt werden. Er nimmt daran Anstoß, daß Beklagter, wie im Vertrage vom 12. April 1904 vorgesehen, nur Buchschulden der Gesellschaft, nicht auch Hypothekenschulden bezahlt haben will. Daher, meint er, können die Zahlungen nicht als Einlagezahlungen gelten, denn sie hätten nicht, wie es zur Befriedigung der Einlagen gehöre, die Geldmittel der Gesellschaft in einer der Allgemeinheit der Gläubiger zugutekommenen Weise verfließen. Dies ist abwegig. Jede Abklopfung von Passiven kann eine Vermögensvermehrung für die Gesellschaft bedeuten. Dafür, daß mehrere Passiva zu gleichen Quoten abgezogen werden müßten, läßt sich ein Grund nicht auffinden. Das Urteil muß hiernach aufgehoben und die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung zurückgewiesen werden. Der Verunglücksrichter hat auszuwählen, ob und wieviel Gesellschaftsschulden Beklagter aus eigenen Mitteln berichtigt hat, ob die Schulden liquide und mit Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit der Gesellschaft vollwertig waren. R. e. Konf. D., II. v. 5. Okt. 07, 597/06 I. — Hamm.

Warenzeichengesetz vom 12. Mai 1894.

28. §§ 4 Abs. 2, 5, 9 Ziff. 1 und 15, 12 WarenzG. Begriffsbestimmung des Ausdrucks „gleichartige“ Waren.]

Die Entscheidung über die Revision hängt an erster Stelle davon ab, ob das RG. das zugunsten der Klägerin die Verwechslungsgefahr an sich zwischen den streitigen Zeichen der Parteien angenommen hat, in Hinsicht der Klagebeurteilung aus § 9 Ziff. 1 WarenzG. mit Recht verneint hat, daß die in dieser Beziehung in Betracht kommenden Zeichen der Parteien, nämlich das Zeichen der Klägerin Nr. 68 738 und das der Beklagten Nr. 75 991 für gleichartige Waren eingetragen sind. Das klagende Zeichen ist für Seife, Seifen-

präparate, kosmetische, ätherische und technische Öle u. dgl., das Zeichen der Beklagten für Baumwollsaatöl zu Speiseworden eingetragen. Das Warenz. hat den Ausdruck „gleichartige“ Waren in den §§ 4 Abs. 2, 5, 9 Abs. 1 und 15 und entsprechend Waren der „angemeldeten Art“ in dem § 12 getraut und zwar, wie der Inhalt dieser Vorschriften beweist, immer in der gleichen Bedeutung, ohne jedoch eine ausdrückliche Begriffsbegrenzung des Wortes zu geben. Das Warenzeichen im Sinne des Gesetzes vom 12. Mai 1894 bezweckt aber die Waren eines bestimmten Geschäftsbetriebes für den Verkehr kenntlich zu machen (§ 1). Dementsprechend haben denn auch die Regierungskommissionen in der Reichstagskommission zur Beratung des Gesetzes, und zwar ohne Widerspruch zu finden, in § 3 des Gesetzes auf die Aushörung eines Kommissionsmitgliedes, ob es nicht zweckmäßig sei, ein Zeichen überhaupt nur einmal zur Eintragung zuzulassen, die Erklärung abgegeben, bei Beantwortung des Erfordernisses der Gleichartigkeit sei der Hauptwert nicht darauf zu legen, ob die Waren, für welche ein Zeichen angemeldet sei, sich von den Waren, für welche es bereits geschützt sei, durch Herstellung und Material unterscheide, sondern daß auch hier darnach zu urteilen sei, ob die Möglichkeit einer Verwechselung oder Täuschung im Verkehr vorliege. Es wird also immer auf die tatsächlichen Verhältnisse des einzelnen Falles ankommen, ob dieselben so liegen, daß Verwechselungsgefahr im Verkehr anzunehmen ist, wenn das eingetragene Zeichen in einem anderen Geschäftsbetriebe zur Bezeichnung von Waren gebraucht wird, die an und für sich nicht mit den Waren übereinstimmen, für die das erstere Zeichen eingetragen ist. Von diesem rechtlichen Gesichtspunkte aus hat der erkennende Senat in der Entscheidung in RG. 60, S. 324 ff. ausgesprochen, daß in der Regel nach der Auffassung des Verkehrs als gleichartig solche Waren anzusehen seien, die in den gleichen Geschäften an denselben Kundenkreis vertrieben zu werden pflegen. Dieses trifft namentlich zu bei Waren derselben Gattung, die zu gleichen Zwecken verwendet werden, was nicht ausschließt, daß sie außerdem noch zu anderen Zwecken Verwendung finden. Das Z. hat nun das Gutachten des vorgenannten Sachverständigen dahin aufgestellt, daß Cottonöle zu Speiseworden und solche zu technischen Zwecken nach Gewinnungsart, nach Aussehen und inneren Verhältnissen, nach Verwendungszweck, nach Konsumtion und Kundenkreis als durchaus different angesehen würden, und beide WarenGattungen, die in Deutschland nur engros gehandelt würden, so verschieden seien, daß auch bei ähnlich klingenden Warenzeichen eine Verwechselung keines der in Betracht kommenden Abnehmer völlig ausgeschlossen sei. Es hat dieses Gutachten als zureichend raschet und deshalb die Gleichartigkeit der beiderseitigen Waren verneint. Nun ist gewiß richtig, daß Cottonöle zu Speiseworden und solche zu technischen Zwecken voneinander verschieden sind, und die ersten einen anderen Kundenkreis haben als die letzteren. Allein dieses ist nicht ausschlaggebend, vielmehr kommt es darauf an, ob im Verkehr die Gefahr besteht, daß jemand, der Cottonöl zu Speiseworden unter der Marke Sunlight kauft, mit Rücksicht auf die Warenzeicheneintragung der Klägerin glauben kann, dieses Öl komme aus dem Geschäftsbetriebe der Klägerin. Die Eintragungen der Parteien beziehen sich beiderseits auf Öle, also auf Waren derselben

Gattung. Die werden, wie der Berufungsrichter selbst angenommen hat, sowohl zur Bereitung von Speisefett, als auch zu technischen Zwecken, namentlich auch zur Seifebereitung verwendet. Wenn es nun richtig sein sollte, wofür die Klägerin ausdrücklich das Tatbestandes des Berufungsurteils einen umfangreichen Zeugenbeweis angetreten hat, daß nämlich die Fabrikation von Seifen und die Herstellung von Fett und Öl für Speisewerke vielfach in denselben Betrieben stattfindet, so ist nicht ausgeschlossen, daß der Berufungsrichter, eventuell nach Einholung eines weiteren Sachverständigengutachtens in der Feststellung gelangen kann, daß nach der Auffassung und den Gewohnheiten des Verkehrs jene Täuschung infolge der Zeicheneintragung der Beklagten eintreten kann. Ist dies aber der Fall, dann liegt Gleichartigkeit der beiderseitigen Waren im Sinne des Warenz. vor. Da der Sachverständige sein Gutachten ausschließlich auf die Gegenüberstellung von Baumwollsaatöl zu Speiseworden und zu technischen Zwecken gestellt hat, so kann auch die Entscheidung nicht darauf hin gehalten werden, daß er erklärt hat, beide WarenGattungen, die in Deutschland nur engros gehandelt würden, seien so verschieden, daß die in Betracht kommenden Abnehmer sie nicht verwechseln könnten auch bei ähnlich klingenden Warenzeichen. Übrigens ist hierbei noch zu bemerken, daß bei dem internationalen Charakter des Zeichenrechts Deutschland allein nicht in Betracht kommt, und daß nichts darüber festgestellt ist, ob nicht auch die Klägerin ihre Waren engros vertriebt. Das Z. hat den erbotenen Zeugenbeweis mit seinen Worten gerügt und damit § 286 ZPO. und § 9 Abs. 1 Warenz. verletzt. Auf diesen Gesetzesverletzungen beruht an erster Stelle keine Entscheidung, der prozessuale Verlust ist dem Gesetze entsprechend gerügt. Sonach mußte das Berufungsurteil aufgehoben werden. S. O. v. B. II. v. 5. Nov. 97, 235/07 II. — Berlin.

Wettbewerbsgesetz vom 27. Mai 1896.

20. § 1 UntWZ. verb. mit § 29 und 147 UntD. Bezeichnung: in Amerika staatlich approbierter Zahnarzt.

Der Beklagte, der ebenso wie der Kläger in D. die Zahnheilkunde ausübt, bezeichnet sich als „in Amerika staatlich approbierter Zahnarzt“ namentlich auf dem an seiner früheren und seiner jetzigen Wohnung angebrachten Schild und an der Hauswand seiner früheren Wohnung sowie in Zeitungen, ferner als „amerikanischer Zahnarzt“ auf einem weiteren Wohnungsschild, endlich als „dental surgeon“ in Zeitungen. Kläger erhebt auf Grund dieser Tatsachen und des weiteren Umstandes, daß der Beklagte in Deutschland nur die Volkshochschule, aber keine Universität besucht hat, gemäß § 1 UntWZ. Klage mit dem Antrage, den Beklagten zu verurteilen, unter Androhung einer Geldstrafe in öffentlichen Bekanntmachungen und in Zeitungen, die für einen größeren Personenkreis bestimmt sind, insbesondere in Geschäftsanzeigen, Zeitungen, Tagesblätter usw. die Führung der Bezeichnungen „in Amerika staatlich approbierter Zahnarzt“, „Amerikanischer Zahnarzt“ und gleichlautender Titel zu unterlassen. Der Beklagte beantragte Abweisung der Klage, in dem er seine Berechtigung zum Gebrauche der streitigen Bezeichnungen geltend machte, da er am 11. Januar 1896 nach erfolgter Prüfung vom dem State Board of Wisconsin die „License to practice dentistry“ für Wisconsin und am 13. März 1897 nach dreijährigem Studium und abgelegter Schlussprüfung auf dem

reputable Milwaukee Medical College das Diplom eines „doctor in chirurgica dentaria“ erlangt habe. Das OLG verurteilt; das RG verwarf die Revision mit der unten erschrifteten Maßgabe: Das Berufungsgericht hat angenommen, daß die von dem Beklagten gebrauchten Bezeichnungen „in Amerika staatlich approbierter Zahnarzt“ und „amerikanischer Zahnarzt“ gegen die Bestimmung des § 1 UniZGB. verstoßen, und hat dies insbesondere in wesentlichen folgendermaßen begründet: Soweit die fraglichen Angaben des Beklagten über die Art des Nachweises seiner Befähigung zur Ausübung der Zahnheilkunde nur befehligen, daß er seine Fachausbildung in Amerika erhalten habe, entsprechen sie der Wahrheit. . . . Die Angaben des Beklagten befehligen aber mehr, mindestens würden sie von dem Publikum, für das sie bestimmt seien und von dem sie gelesen würden, von dem die Hilfe eines Zahnheilkundigen suchenden Teile der Bevölkerung einer deutschen Stadt, dem der Beklagte seine Dienste anbietet, in einem weitergehenden Sinne verstanden. Der deutsche Leser verleihe unter einem „amerikanischen Zahnarzt“, einem „in Amerika approbierten Zahnarzt“ nicht nur einem Zahnheilkundigen, der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seine Fachausbildung erworben und die Befähigung, dort die Zahnheilkunde auszuüben, erlangt habe, sondern einen Zahnheilkundigen, der eine der Approbation des deutschen Zahnarztes entsprechende ausländische, in Nordamerika erlangte Approbation besitze. Eine solche große dem Beklagten ab, weil es eine Approbation im Sinne der deutschen Gesetzgebung, in den Vereinigten Staaten nicht gebe, und deshalb seien jene Bezeichnungen, weil sie in dem deutschen Leser eine falsche Vorstellung über den Befähigungsnachweis erregten, nach der maßgebenden Auffassung des Publikums, dem gegenüber sie gebraucht würden, unrichtig. Da nämlich im deutschen Reich das Gewerbe der Zahnheilkunde freigegeben sei und des Titels „Zahnarzt“ dort sich nur der Zahnheilkundige bedienen dürfe, der die in § 29 GewO. vorgeschriebene Approbation besitze, so verleihe man in Deutschland unter einem Zahnarzt eine staatlich approbierte Medizinalperson. Diese Approbation werde durch die Zentralbehörden der deutschen Bundesstaaten, die eine oder mehrere Landesuniversitäten hätten, für das ganze Gebiet des deutschen Reichs regelmäßig nur dem erzielten, der nach Erlangung einer höheren Schulbildung und nach einem dreijährigen Universitätsstudium seine wissenschaftliche Befähigung zur Ausübung der Zahnheilkunde in einer Staatsprüfung nachgewiesen habe. Die Approbation sei mithin ein Akt der Staatsverwaltung, durch den unter staatlicher Autorität und Mitwirkung die Befähigung des Approbierten zur Ausübung der Zahnheilkunde als einer Wissenschaft festgestellt und durch Verleihung der mit gewissen Vorrechten und Privilegien ausgestatteten Befähigung zur Führung des Titels „Zahnarzt“ staatlich anerkannt werde. Mit dieser Approbation sei die in einem der Vereinigten Staaten erteilte Licensse to practice dentistry, auf die der Beklagte seine Berechtigung zum Gebrauche der fraglichen Bezeichnungen stütze, weder gleichwertig noch vergleichbar, (was unter Bezugnahme auf die in den Vereinigten Staaten bestehenden Prüfungsstufe näher ausgeführt wird) Zahnärzte in dem in Deutschland damit verbundenen Sinne gebe es demnach in den Vereinigten Staaten überhaupt nicht. Die Lizenz, die dort jeder die Zahnheilkunde

als Gewerbe Ausübende besitzen müsse, gewährleiste nicht die auf den höchsten Bildungsniveaus erforderliche und staatlich anerkannte Befähigung zur Ausübung der Wissenschaft der Zahnheilkunde wie die deutsche Approbation, sondern nur das geringste Maß der Kenntnisse und Fertigkeiten, die jeder besitzen müsse, der sich dort mit der Zahnheilkunde als Gewerbe befaße. Die der Ausbildung des deutschen Zahnarztes annähernd gleiche Fachausbildung durch eine Universität oder eine reputable Hochschule werde nicht durch einen vom Staat verliehenen Titel, durch den die volle Befähigung zur Ausübung der Wissenschaft der Zahnheilkunde staatlich anerkannt werde, ausgezeichnet, sondern nur durch den akademischen Grad, einen der Promotion bei einer deutschen Universität ähnlichen Akt der Verwaltung der Unterrichtsanstalt dargeboten. . . . Wegen der von dem Beklagten in den Vereinigten Staaten erlangten Fachausbildung, die den dortigen höchsten Anforderungen entspräche, dürfe er sich doch nicht in Deutschland „amerikanischer Zahnarzt“ oder „in Amerika approbierter Zahnarzt“ nennen. Damit stelle er die unmaße Behauptung auf, daß die von ihm erlangte Fähigkeit zur Ausübung der Zahnheilkunde durch einen besonderen Akt der ausländischen Staatsverwaltung ausdrücklich anerkannt worden sei. Er dürfe seine in Wisconsin erlangte Fachausbildung nicht durch den Gebrauch jener irreführenden Bezeichnungen zur Anspreizung seiner gewerblichen Leistungen verwerten. Der Beklagte könne sich auch nicht darauf berufen, daß durch den Hinweis auf die ausländische Approbation eine Täuschung in der Richtung, daß er eine deutsche Approbation besitze, ausgeschlossen werde. Dieser Hinweis schließe vielmehr eine Strafbarkeit nach § 147 Nr. 3 GewO., nicht aber die Anwendung der zivilrechtlichen Bestimmungen, des § 1 UniZGB. gegen ihn aus. Diese Ausführungen, welche bezüglich der darin enthaltenen tatsächlichen Feststellungen und Annahmen, namentlich was die Auffassung der streitigen Bezeichnungen durch das betreffende Publikum betrifft, von dem Revisionsgerichte nicht nachzuweisen sind, erscheinen rechtlich als einwandfrei, namentlich auch als tatsächlich genügend begründet. Sie stehen auch nicht mit anderen Entscheidungen des ersten Instanzsenats im Widerspruch, durch welche Berufungsurteile aufrechterhalten worden sind, in denen auf Grund anderer, vielmehr noch in höherem Maße gegen die Vorschriften des UniZGB. verstoßender Tatbestände in dem Gebrauche derselben oder ähnlicher Bezeichnungen seitens in Amerika ausgebildeter Zahnheilkundiger Verstöße gegen § 1 UniZGB. angenommen worden sind. Insbesondere ist in dem diesseitigen Urteile vom 26. April 1904 II 589/03 auf Grund eines mit dem vorliegenden im wesentlichen gleichartigen Tatbestandes die in dem damals angefochtenen Berufungsurteile ausgesprochene Ansicht rechtlich gebilligt worden, daß die in Deutschland gebrauchte Bezeichnung „in Amerika approbierter Zahnarzt“ trotz des Hinweises auf die in Amerika erfolgte Approbation deshalb gegen § 1 UniZGB. verstoße, weil diese Bezeichnung bei dem deutschen Publikum den Anschein einer den deutschen Begriffen entsprechenden Ausbildung und staatlichen Prüfung als wirklicher Zahnarzt erwecke, in diesem Sinne aber die gebrauchte Bezeichnung unrichtig sei. Demgemäß ist auch die dem jetzt angefochtenen Berufungsurteile zugrunde liegende gleichartige Auffassung rechtlich nicht zu beanstanden; (vgl. auch in demselben Sinne das Urteil des

erkenntenden Senats vom 26. Januar 1904 II 482/03). Ramenthal ist kein Rechtsintimus darin zu finden, daß das Berufungsgericht bei seiner Würdigung des Sinnes der streitigen Bezeichnungen von der Auffassung des deutschen Publikums abgesehen, für das diese Bezeichnungen bestimmt sind, ausgegangen ist, — worunter ohne weiteres auch der verständige Teil des Publikums zu verstehen ist. Im übrigen beruht aber die ebenfalls beanstandete Ansicht des Berufungsgerichts, daß die dem Beklagten in Amerika erteilte Lizenz zur Ausübung der Zahnheilkunde nicht einer ihm in Deutschland erteilten Approbation gleichwertig noch damit vergleichbar sei, der Hauptsache nach auf einer rein tatsächlichen, im wesentlichen Bedenken nicht hervorruhenden Würdigung der in beiden Ländern bestehenden Einrichtungen. Die von dem Revisionskläger als verletzt bezeichneten §§ 29 und 147 Nr. 3 GewO., ebenso das lediglich diese Bestimmungen betreffende Urteil des III O. S. des R. O. vom 21. September 1905 (R. O. St. 88, 158) kommen für den gegenwärtigen Fall gar nicht in Betracht; denn es handelt sich hier nicht um eine Verletzung der angeführten Bestimmungen der GewO., sondern um eine Widerhandlung gegen die ihrem Inhalt und Zweck nach wesentlich davon verschiedene Vorschrift des § 1 UntW. O., insbesondere um den Tatbestand, daß der Beklagte dem beteiligten Publikum gegenüber die im Sinne des § 1 cit. unrichtige Behauptung aufstellt, die von ihm erlangte Fähigkeit zur Ausübung der Zahnheilkunde sei durch einen besonderen Akt der amerikanischen Staatsgewalt ausdrücklich anerkannt. Die Frage, ob die Angaben des Beklagten, er sei ein „in Amerika approbierter Zahnarzt“ oder ein „amerikanischer Zahnarzt“ im Sinne des § 1 UntW. O. das heißt: in den Augen des beteiligten Publikums unrichtig sei, ist daher von der nach § 147 Nr. 3 GewO. zu beurteilenden Frage unabhängig, ob der Beklagte durch die nämlichen Angaben der letzteren Vorschrift zuwidergehandelt hat. Der Revisionskläger hat ferner gerügt, das Berufungsgericht habe das weitere Erfordernis des § 1 UntW. O. verkannt, wonach die unrichtige Angabe geeignet sein muß, den Anschein eines besonders günstigen Angebots hervorzurufen. Dieses Tatbestandselement hat das Berufungsgericht deshalb als vorliegend erachtet, weil das Publikum auf Grund der streitigen Bezeichnungen annehme, daß die gewerblichen Leistungen des Beklagten vor denen seiner Gewerbetätigen, die eine solche, wenn auch nur im Ausland staatlich anerkannte Befähigung nicht besitzen, den Vorzug verdiene, und weil somit diese Bezeichnungen dem Beklagten einen Vorzug vor seinen Wettbewerbsgenossen verschaffen. Der Revisionskläger hat ferner geltend gemacht, er erweide durch diese Bezeichnungen nicht ausschließlich den Anschein eines besonders günstigen Angebotes, sondern sein Angebot sei in Wirklichkeit ein besonders günstiges; ebenso günstig, wie das der deutschen Zahnärzte trotz ihrer staatlichen Prüfung, weil er vermöge seiner Ausbildung und seines Exzens die selben Garantien in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht biete wie die deutschen Zahnärzte. Auf diese Umstände kann es jedoch bezüglich des hier in Rede stehenden Tatbestandesmerkmals des § 1 cit. nicht ankommen. Vielmehr genügt es in dieser Hinsicht, wenn das seitens des Gewerbetreibenden vorliegende Angebot nach Ansicht des beteiligten Publikums

diesem wegen der unrichtigen Angabe günstiger zu sein scheint, als es bei Berücksichtigung der Unrichtigkeit der Angabe in Wirklichkeit ist (vgl. das Urteil des erkenntenden Senats vom 31. Mai 1907 II 34/07). Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint aber die angefochtene Begründung des Berufungsurteils als reichlich zureichend. Dagegen hat der Revisionskläger mit Recht beanstandet, daß das Berufungsgericht ihm auch die Führung „gleichbedeutender Titel“ unterlag habe; denn aus dieser unbestimmten Bezeichnung ergibt sich nicht, welche weiteren Titel dem Beklagten verboten sind. Dieses Verbot würde daher in der Zwangsvollstreckung zu großen Unsicherheiten und Schwierigkeiten Anlaß geben und die eigentliche Entscheidung über die Befugnislosigkeit anderer etwa künftig von dem Beklagten zur Bezeichnung seines Gewerbes gebrauchter Ausdrücke in das Zwangsvollstreckungsverfahren verlegen, was nicht angängig ist. Der von dem Berufungsgericht für das fragliche Verbot angeführte Grund, daß die Befugnis bestehe, der Beklagte würde künftig gleichsinnige Bezeichnungen gebrauchen, kann gegenüber dem vorerwähnten Bedenken dieses Verbot nicht rechtfertigen. Ferner sind die bezeichneten Worte in der Entscheidung des Berufungsurteils zu streichen. R. v. R., U. v. 25. Okt. 07, 146/07 II. — Dresden.

Kriegsgefahr betr. Versorgung der Kriegseinsatzen und der Kriegseinsatzen vom 31. Mai 1901.

30. § 22 Nr. 1. Die Entscheidung über das Verlegen eines Schiffbruchs ist den Gerichten nicht entzogen; Begriff des „Schiffbruchs“.]

Am 24. März 1899 ist das Kriegsschiff *Cormoran* an das Wicherlundriff bei Neupommern aufgelaufen, hat dort 5 Tage festgelaufen und trotz „übermenschlicher“ Anstrengung der Besatzung erst, nachdem fast sämtliche treibbaren Gegenstände, darunter Geschütze, Dampfmaschinen, Eismaschinen, Dampfmaschinen, Anker und so ziemlich die gesamte Innenrichtung, über Bord geworfen und die Masten gekappt waren, wieder flott gemacht werden können. Die Beschädigungen, die das Schiff davon getragen hat, sind in dem im Tatbestand des Berufungsgerichts angegebenen in dieser Beziehung nicht bestrittenen Schriftsatz vom 6. Dezember 1905 angegeben. Nach dem Freiwerden des Schiffes gelang es demselben nach, den nahe (150 S. W.) gelegenen Friedrich-Wilhelmskanal zu erreichen und, nachdem es dort notwendig ausgebessert war, nach Sidney weiterzufahren, wo es dann einer Reihe Wochen dauernden Reparatur unterworfen wurde. Während des Bestehens des Schiffes befanden sich, da jeden Augenblick ein Durchbruch des Schiffes zu befürchten stand, so daß sich der Kommandant sogar entschloß, die Schiffspapiere zu vernichten, das Schiff selbst, sowie die gesamte Besatzung in größter Gefahr. Infolge der mit diesem Schiffskatastrophen verbundenen körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen ist außer einer Reihe anderer Personen auch der Kläger an einem Nervenzellen erkrankt, das zu seiner Pensionierung geführt hat. Es wurde ihm zunächst auf Grund des Gesetzes vom 31. Mai 1901 in der Annahme, daß ein „Schiffbruch“ im Sinne des § 22 Nr. 1 dieses Gesetzes vorliege, eine monatliche Pension von 51 Mark bewilligt, später aber diese auf Veranlassung des R. V. A. auf monatlich 21 Mark herabgesetzt, weil ein Schiffbruch nicht vorliege, und Kläger daher nur nach den

allgemeinen Gesetzen pensionsberechtigt sei. Kläger hält aber die frühere Auffassung für die richtige, und hat daher jetzt, nachdem er zunächst vergeblich die Entscheidung des RRR. eingeholt hatte, innerhalb der vorgeschriebenen Frist auf Zahlung der höheren Pension Klage erhoben. Das Berufungsgericht hat der Klage stattgegeben. Die Revision ist zurückgewiesen: Anlangend die Frage, ob die Entscheidung über das Vorliegen eines Schiffbruchs den Gerichten entgegen sei, so hat das Berufungsgericht in überzeugender Weise nachgewiesen, daß die Bestimmung des § 1 Abs. 3 des Gesetzes vom 31. Mai 1901, wonach der Kaiser zu bestimmen hat, ob eine kriegerische Unternehmung als ein Feldzug im Sinne dieses Gesetzes anzusehen sei, und ebenso die Bestimmung des § 115 b des Gesetzes vom 27. Juni 1871, wonach die Entscheidung darüber, ob ein Kriegs- oder Friedensverhältnis vorliegt, für die Gerichte bindend ist, mit der hier in Rede stehenden Frage, ob ein Schiffbruch vorliegt, mangels jeglicher Vergleichungspunkte gar nicht in Verbindung zu bringen ist. Was aber die Sache selbst, die Hauptfrage, ob ein Schiffbruch im Sinne des § 22 Nr. 1 des Gesetzes vom 31. Mai 1901 vorliegt, anlangt, so ist nicht zu verkennen, daß die Begründung des Berufungsgerichts, welche für den Begriff des Schiffbruchs eine schwere Beschädigung des Schiffes verlangt und diese lediglich darin findet, daß das Schiff 5 Tage lang seiner Bewegungsfähigkeit beraubt gewesen ist, nicht ohne Bedenken ist, und mit der Revision sich sagen läßt, daß, wenn nach 5 Tagen das Schiff ohne Beschädigung wieder frei geworden ist, jener vorübergehende Zustand nicht als eine Beschädigung des Schiffes angesehen werden kann. Aber es kann diese Begründung des Berufungsgerichts ganz dahingestellt bleiben, da nach der Gesamtschau des vorliegenden Falles ein Schiffbruch im Sinne des § 22 des Gesetzes vom 31. Mai 1901 angenommen werden muß. Das Gesetz gibt keine Definition des Schiffbruchs. Auch die Entscheidungsgeschichte, die sog. Materialien des Gesetzes, gibt keinen weiteren Anhalt für die Auslegung, als daß das Gesetz die Gefahren des Seerienstes den Gefahren des Kriegsdienstes hat gleichstellen wollen, und daß bei den Beratungen des Entwurfs der Vertreter der Marineverwaltung (vgl. Reichstagsprotokolle 1900/02 III. Anlagenband S. 1817) erklärt hat, die Bestimmung des § 22 Nr. 1 cit. sei auf Schiffbruch eingeschränkt und nicht auf die Folgen eines Schiffbrandes, einer Explosion usw. ausgedehnt, weil nur ein der Marine eigentümliches kriegerisches Ereignis habe getroffen werden sollen, die durch Brand, Explosion und dergleichen verunglückten Personen solchen Unglücksfällen aber auch auf dem Lande ausgesetzt seien. Sieht man aber auf diese Absicht des Gesetzes, den besonderen Gefahren der Seefahrt entsprechend denen des Krieges Rechnung zu tragen, und nur auszuscheiden, was in gleicher Weise auf dem Lande sich ereignen könne, dann muß auch der vorliegende Fall unter das Gesetz gebracht werden, da er ganz offenbar ein der Marine eigentümliches Ereignis ist, und kein Grund ersichtlich ist, die bei einem solchen Ereignis Verunglückten von den Woplanten des Gesetzes auszuscheiden. Aus dem Wort des Gesetzes „Schiffbruch“ ergibt sich zwar, daß das Ereignis das Schiff betreffen haben muß, und daß daher ein nur eine einzelne Person betreffendes Unglück, z. B. das Fortspülen eines Mannes über Bord, nicht unter das

Gesetz fällt. Aber das Wort kann nicht dahin gedeutet werden, daß das Schiff gebrochen sein muß, so daß Fälle, in welchen z. B. ein Schiff infolge Eindringens von Wasser ohne Beschädigung des Schiffskörpers in die Tiefe versinkt oder wenn es kentert oder wenn es ohne Beschädigung strandet, von der Anwendung des Gesetzes ausgeschlossen bleiben müßten. So hat denn auch das RRR. in der bei den Akten befindlichen Verfügung vom 2. Februar 1904 ausgesprochen, daß auch das Strand- und Kentern eines Schiffes als unter das Gesetz fallend anzusehen seien. Auch nach der Auffassung des Lebens werden solche Fälle dem Schiffbruch gleichgestellt, und daß in solchen Fällen die Besatzung des Schiffes anders behandelt werden sollte, als in den Fällen eines Zerschellens des Schiffes, läßt sich auch nach der Absicht des Gesetzgebers nicht annehmen. Die aufgeführten Fälle zeigen aber auch, daß eine eigenartige Beschädigung eine Verletzung der äußeren Integrität des Schiffes überhaupt nicht wesentlich ist, sondern daß nur entscheidend ist, daß das durch die eigentümlichen Gefahren der Seefahrt entstandene, das Schiff treffende Ereignis Gefahr für die Besatzung gebracht. Und das liegt hier unzweifelhaft vor. Wollte man aber auch eine Beschädigung des Schiffes für den Begriff des Schiffbruchs als notwendig annehmen, so irrte doch das Berufungsgericht auch darin, daß es lediglich die Beschädigung des äußeren Schiffskörpers berücksichtigt, und nicht auch den Verlust der Masten, der ganzen Tackelage, einer Anzahl Maschinen und fast des gesamten Inventars. Ob dieser Verlust unmittelbar durch das Auflaufen oder Strand- oder mittelbar auf dasselbe zurückzuführen ist, weil die Rettung des Schiffes das Aufgeben dieser Gegenstände notwendig machte, ist gleichgültig. Auch läßt sich von einer, wie das Berufungsgericht sagt, „bedingungslosen“ Beschädigung des Schiffes nicht sprechen, wenn das Schiff nur mit Not den nächsten Hafen erreicht und sodann viele Wochen zur Reparatur gebraucht hat. Auch von diesem Standpunkt aus wäre daher im vorliegenden Falle Schiffbruch anzunehmen und dem Kläger daher die begehrte höhere Pension zuzubilligen. R. B. v. B., II. v. 12. Nov. 07, 177/07 III. — Berlin.

II. Preussisches Recht.

Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895.

§ 1. § 10 Abs. 2 u. 3, § 25 Abs. 2 Tarifstelle 59 Abs. 3, Tarifstelle 75, Stempelpliktigkeit der Sicherstellungsleistungen und Vollmachtserteilungen. [Sogenannter Baniervertrag.]

Die Klägerin hand mit einer Bankpliktigkeit in T. in Geschäftsverbindung. Mittels Schreibens vom 10. Juli 1905 überbrachte sie dieser Bankplikt den halbjährigen Bedingungsbeschluss für das erste Halbjahr 1905, wonach sich für diese ein Saldo von mehreren hundert Mark ergab. Der Schluss des Schreibens lautete dahin: „Wir bitten Sie nach von den umstehend verzeichneten Bedingungen unseres Geschäftsvertrages, welche mit dem 1. Januar 1900 in Kraft befindlichen gesetzlichen Bestimmungen in Einklang gebracht worden sind, Remittens zu nehmen, und Ihre Unterhandlung mit denselben beizulegen und den befolgenden Brief mit Ihrer Unterschrift versehen zurücksenden zu wollen.“ Diefem von der Klägerin unterzeichneten Schreiben waren auf der dritten und vierten Seite in Druck „die allgemeinen Geschäftsbedingungen“ der Klägerin angefügt, die unter anderen folgende Bestimmungen

enthalten: „9. Alle Wertpapiere und sonstigen Sachen, welche im Laufe des Geschäftsverkehrs oder aus einem anderen Anlasse in unseren Besitz und unsere Verwahrung gelangt und nicht als fremdes Eigentum bezeichnet sind, bitten uns als Pfand zur Sicherheit für alle Forderungen aus der laufenden Geschäftsverbindung sowie für das jeweilig schwebende Geschäftskonto, soweit nicht besondere Vereinbarungen oder gerichtliche Bestimmungen entgegenstehen . . . 10. Wir sind ermächtigt, Aktien jeder Art, welche wir im Depot haben, in den Generalversammlungen der betreffenden Gesellschaften zur Ausübung des Stimmrechts zu benutzen. Sie erteilen zu solcher Benutzung durch die Erklärung Ihres Einverständnisses zu diesen allgemeinen Bestimmungen ein für alle Male Ihre Einwilligung, deren Einsolung mühen im Einzelfalle nicht erforderlich ist. Wir sind insofern nicht verpflichtet, von dieser Einwilligung Gebrauch zu machen, ebenso wie Sie auch hierdurch nicht gebindert sind, die erteilte Ermächtigung für einzelne Fälle durch rechtzeitig Benachrichtigung außer Kraft zu setzen.“ Dem Schreiben lag ferner ein gedrucktes Formular für das Antwortschreiben bei, das auf der zweiten und dritten Seite dieselben Geschäftsbedingungen abgedruckt aufwies. Die Gesellschaft in L. unterzeichnete das Antwortschreiben und übersandte es der Klägerin. Sein Inhalt ging dahin, daß sie den berechneten Saldo und das beigefügt gewesene Verzeichnis ihrer bei der Klägerin ruhenden Wertpapiere als richtig anerkannte. Der Schluß des Schreibens lautete: „Von Ihnen auf der Rückseite dieses Schreibens abgedruckten allgemeinen Geschäftsbedingungen haben wir Kenntnis genommen und erkennen dieselben als für uns verbindlich an.“ Die Streubehebe erblinde in den beiden Schreiben die Beurkundung eines Vertrages, ferner einer Vollmachtserteilung und einer Sicherstellung und erforderte von der Klägerin auf Grund des Vermögensstempelsteuergesetzes vom 31. Juli 1895 den allgemeinen Vertragstempel (Tariffstelle 71 Ziffer 2), den Vollmachtstempel (Tariffstelle 73 Abs. 3) und den Sicherstellungstempel (Tariffstelle 59 Abs. 3) mit je 1 Mark 50 Pf. Die Klägerin hat die geforderten Stempelbeträge mit zusammen 4 Mark 50 Pf. bezahlt und verlangt mit der jetzigen Klage die Rückzahlung dieser Summe, da die Stempel zu Unrecht erhoben seien. Das RG. wies die Klage ab, die Revision wurde zurückgewiesen: Die in der Nr. 9 der Geschäftsbedingungen enthaltene Vereinbarung ist nach der Entscheidung des Berufungsrichters auf Grund der Tariffstelle 59 Abs. 3 als „Sicherstellung von Rechten“ stempelpflichtig. Diese Auffassung entspricht der Rechtsprechung des ersten und zweiten Senats. Dieser hat schon im Urteil vom 7. April 1905 (VII 420/04) ausgesprochen, bei Kaufpfandbestellungen sei die Stempelpflicht nicht dadurch beseitigt, daß sie sich auf gegenwärtige Forderungen und Pfänder beziehen; die für die Stempelsteuer allein maßgebende Tatsache der Beurkundung einer rechtsgeschäftlichen Erklärung bleibe auch dann bestehen, wenn die beurkundete Sicherheitsbestellung zukünftige Forderungen und zukünftige in den Besitz des Gläubigers gelangende Vermögenswerte des Schuldners zum Gegenstand habe. Die in der Nr. 9 enthaltene Sicherstellung unterliegt hiernach dem Stempel der Tariffstelle 59 selbst dann, wenn man, entgegen der Auffassung des Berufungsrichters, annehmen würde, daß sich die eingeräumte Sicherheit auf die bei der Klägerin bereits

ruhenden Wertpapiere der Rheinischen Diskontogesellschaft nicht erstrecken sollte. Die Stempelpflicht wird auch dadurch nicht berührt, daß die Übergabe der Pfandstücke an den Gläubiger, worauf die Revision Gewicht legt, nicht besonders beachtet ist. Zwar erfordert die Entstehung des Pfandrechts, daß der Eigentümer die Pfandstücke dem Gläubiger übergibt oder daß der letztere bereit in deren Besitz ist (§ 1206 BGB.). Abgesehen aber auch davon, daß dies letztere Erfordernis insofern des Schreibens der Gesellschaft L. vom 15. Juli 1905 hinsichtlich der bei der Klägerin ruhenden Wertpapiere zutrifft, erledigt sich die Klage der Revision dadurch, daß der Steuer lediglich die Beurkundung der auf Herbeiführung der Sicherstellung gerichteten und dazu geeigneten rechtsgeschäftlichen Willenserklärung unterliegt. Die Tatsache der körperlichen Übergabe selbst entzieht sich der unmittelbaren Beurkundung; nur das Anerkennen der Vertragsschließenden, daß die Übergabe erfolgt sei, kann beurkundet werden. Aber auch dieser Beurkundung bedarf es zur Entstehung der Stempelpflicht nicht, sie knüpft sich vielmehr an die rechtsgeschäftliche Erklärung der Einnahme der Sicherheit ohne Rücksicht darauf, ob etwa die gewollte Rechtsänderung später durch das Ausbleiben der Übergabe vereitelt wird. Ob eine solche Vereitelung zur Erhaltung des verwendeten Stempels gemäß § 25 Abs. 2 des Stempelsteuergesetzes führen kann, ist hier nicht zu erörtern. Daß die in Nr. 10 der Geschäftsbedingungen der Klägerin erteilte „Ermächtigung“, Aktien jeder Art, die sie im Depot hat, in den Generalversammlungen der betreffenden Gesellschaften zur Ausübung des Stimmrechts zu benutzen, dem Stempel der Tariffstelle 73 („Vollmachten, Ermächtigungen und Aufträge“) unterliegt, kann mit Grund nicht bestritten werden. Mag auch, was die Revision ausführt, das durch die Nr. 10 begründete Rechtsverhältnis praktisch in vielen Fällen auf eine Reihe der Wertpapiere hinauslaufen, damit, daß die ermächtigte Firma sie in eigenem Namen und eigenem Interesse voll benutzen dürfen, so ist diese mangels einer Überweisung der Aktien doch zur Benutzung der Namensaktien nur unter Nachweis der Ermächtigung zur Benutzung befugt. Ein Gleiches gilt, wenn sie die in ihm Depot befindlichen fremden Inhaberkonten, wenn auch im eigenen Interesse, so doch gerade namens der Eigentümer dieser Aktien in der Generalversammlung benutzen will, was bei Abstimmungen unter Umständen rechtserheblich sein kann. In diesen Fällen kann die Klägerin nur auf Grund ihr erteilter Vertretungsmacht handeln, und zum Nachweis dieser Ermächtigung kann sie die von der Diskontogesellschaft vollzogenen Geschäftsbedingungen vorlegen. An der Rechtserheblichkeit und damit der Stempelpflichtigkeit der darin erteilten Ermächtigung ändert der von der Revision hervorgehobene Umstand nichts, daß zur Benutzung der fremden Aktien vielleicht noch nebenher ein besonderer Nachweis darüber verlangt werden darf, daß die einzelne Aktie auf Grund der Geschäftsverbindung im Besitze der Klägerin ist. Dieser Umstand macht den Nachweis der Ermächtigung nicht weniger notwendig. Endlich kann auch der letzte von der Revision erhobene Angriff zu einer Aufhebung des Berufungsurteils nicht führen. Er geht dahin, der Berufungsrichter habe die unter Nr. 9 und 10 der Geschäftsbedingungen beurkundeten Rechtsgeschäfte neben dem für die Gesamtheit der Geschäftsbedingungen erhobenen allgemeinen Vertragstempel nicht nach

besonderen Stempelabgaben unterwerfen dürfen, da jene Rechtsgeschäfte Bestandteile des einheitlichen, bereits beschriebenen Gesamtvertrages seien. Die in den „allgemeinen Geschäftsbedingungen“ unendlich zusammengefaßten Vereinbarungen mögen im wirtschaftlichen Sinne als eine Einheit angesehen werden können, sie stürzen aber im Sinne des Rechts, jedenfalls des Stempelrechts, einen einheitlichen Vertrag nicht dar, insbesondere nicht einen einheitlichen Kontokorrentvertrag. Nach Nr. 9 dienen der Klägerin als Pfand nicht nur die im Laufe des Geschäfts verlehrt, sondern auch die aus einem anderen Anlaß in ihren Besitz oder ihre Verwahrung gelangten Wertpapiere und sonstigen Sachen. In Nr. 10 ist der Klägerin die Ermächtigung zur Vertretung nicht nur hinsichtlich der auf Grund eines Kontokorrentverhältnisses bei ihr ruhenden, sondern hinsichtlich aller in ihr Depot gelangten Aktien der Diskontogesellschaft erteilt. Die Nr. 11 enthält Vorschriften für die der Klägerin ausstehenden Einziehung von Wechseln. Alle diese Bestimmungen greifen über den Rahmen eines Kontokorrentvertrages hinaus. Die Geschäftsbedingungen besitzen hiernach in einer Anzahl untereinander rechtlich nicht zusammengehörender, für die Abwicklung verschiedenartiger Geschäfte gedachter Vorschriften, die sich nicht innerhalb der rechtlichen Grenzen eines bestimmten Geschäfts bewegen. Ihrer vertragstypische Feststellung ist daher als eine Summe einzelner zivilrechtlich teils benannter teils unbekannter Rechtsgeschäfte zu erachten. Soweit eine Mehrheit von unbekannten, nach der Tarifliste 71 Ziffer 2 zu versteuernden Verträgen vorliegt, erhebt die Steuerbehörde nach ständiger Verwaltungsbauordnung den allgemeinen Vertragstempel nicht für jede einzelne Vereinbarung besonders, sondern im ganzen nur einmal. Die mehreren in derselben Urkunde zusammengefaßten benannten Rechtsgeschäfte (hier die Sicherstellung und die Vollmachterteilung) sind aber nach § 10 Abs. 2 des Stempelsteuergesetzes darauf zu versteuern, daß der Stempel von jedem Geschäft besonders zu erheben ist (vgl. das Urteil des erkennenden Senats vom 27. März 1903 VII 491/02). Nimmt man aber selbst mit der Revision an, daß die Geschäftsbedingungen in ihrer Gesamtheit rechtlich als der Inhalt eines eigenartigen Vertrages, etwa eines „Bankiervertrages“, anzusehen seien, dessen Anerkennung als eines einheitlichen Rechtsgeschäfts durch die Entwicklung des Verkehrsgesetzes erforderlich geworden sei, so würde dennoch hier die besondere Stempelspflicht der Sicherstellung und der Vollmachterteilung auch dann bestehen bleiben, wenn diese beiden Rechtsgeschäfte im Rechtssinn als Bestandteile jenes einheitlichen Bankiervertrages zu erachten wären. Denn die in Betracht kommende, von der Revision als verlegt bezeichnete Vorschrift des Abs. 3 des § 10 des Stempelsteuergesetzes geht dahin, daß, sofern die einzelnen in einer Urkunde enthaltenen Geschäfte sich als Bestandteile eines einheitlichen, nach dem Tarif steuerpflichtigen Rechtsgeschäfts darstellen, nur der für das letztere vorgesehene Stempelbetrag zu entrichten ist. Der Bankiervertrag als solcher aber ist als eine besondere stempelpflichtige Vertragsart im Stempelstatut nicht vorgesehen. Die Vorschrift des Abs. 3 des § 10 ist daher hier nicht anwendbar (vgl. das Urteil des RG. vom 2. Februar 1899 IV 272/98, 333. 99, 199 Ziff. 59). D. v. Preuß. Justiz, II. v. 23. Okt. 07, 6/07 VII. — Berlin.

Unfallversicherungs- und Unfallfürsorgegesetz vom 18. Juni 1887.

32. Burnkrankheit wie Burnkrankheit ist nicht Betriebsunfall, wohl aber ist Betriebsunfall eine durch die Behandlung eingetretene Erkrankung des Burnkrankheiten.]

Der Kläger hat bis zum 21. Mai 1903 auf der der Bergwerksgesellschaft Germania gebührenden Besche Schamrol als Bergmann gearbeitet; an diesem Tage wurde er, „als mit der Burnkrankheit befallen“, in das kaiserliche Krankenhaus in Bochum aufgenommen und dort an dieser Krankheit ärztlich und mit dem einzigen dafür bekannten und gebrauchlichen Heilmittel — extractum alicia — behandelt, infolgedessen er (unheilbar) erblindete. Nach seiner Behauptung hat Kläger sich die Infektion mit der Burnkrankheit bei der Bergarbeit zugezogen. Er nimmt den belangten Knappschaftsverein, dessen ständiges Mitglied er war, auf Zahlung der statutenmäßigen Invalidenrente und Schadenersatz wegen von ihm zu vertretenden Verschuldens in Anspruch. Die Aussagen des verlagten Vereins, gemäßen den ständigen Mitgliedern, die — wie Kläger — noch nicht durch 250 Wochen Beiträge gezahlt haben, eine Invalidenrente von 180 Mark jährlich nur im Falle der Verunglückung bei der Arbeit.“ Der erste Richter wies die Klage ab, da die Burnkrankheit nicht als eine Verunglückung bei der Bergarbeit, vielmehr als eine allmählich entstehende bergmännische Berufskrankheit anzusehen, ein Verschulden des Beklagten aber nicht dargelegt sei. Das Berufungsgericht nimmt im Gegensatz zum ersten Richter an, daß die in der Grube bei der Bergarbeit statthabende Infektion des Klägers mit den Erzeugern der Burnkrankheit (Burnmaren) als ein Betriebsunfall im Sinne des Unfallversicherungs- und des Unfallfürsorgegesetzes und folglich als eine Verunglückung bei der Bergarbeit im Sinne des § 26 des Knappschaftsstatuts anzusehen, daher der Beklagte dem Kläger das statutenmäßige Invalidengeld zu gewähren verpflichtet sei. Revision ist zurückgewiesen. Der Begriff des Unfalls im Sinne der Versicherungs- und Fürsorgegesetze ist durch Jurisprudenz und Wissenschaft positiv und negativ dahin festgelegt, daß darunter ein körperlich schädigendes zeitlich begrenztes mit dem Betriebe in innerem Zusammenhange stehendes Ereignis, nicht aber eine Summe fortwährender schädlicher Einflüsse des Betriebes zu verstehen ist, die allmählich zu einer Erkrankung der davon Betroffenen geführt haben. (Sogenannte Berufs- oder Berufskrankheit. Vgl. RG. 21, 77; 44, 254; v. Wobke not. 17 zu § 1 UBG. 4. Aufl. S. 89.) Der Berufungsrichter ist sich auch dieser Unterscheidung wohl bewußt und gelangt von diesem Standpunkt aus an der Hand des erhobenen Sachverständigenbeweises zu dem Ergebnis, daß das Einbringen von einer oder mehreren Burnmaren in den menschlichen Körper plötzlich also durch ein einmaliges Ereignis vor sich geht, und daß der so mit dem Krankheitsträger befallene vom Bergarbeit solange ausgeschlossen ist, bis er sich der vorgeschriebenen Kur mit Erfolg unterzogen hat. Er erachtet deshalb die durch ein einmaliges Ereignis entstandene Burnmareninfektion (die er von der eigentlichen Burnkrankheit unterscheidet) als einen Unfall im Sinne des Versicherungs- und demgemäß als Verunglückung im Sinne des Statuts. Das RG. hat sich dieser Auffassung nicht anschließen vermocht. Es fehlt zunächst die Feststellung und auch die Fest-

stellbarkeit desjenigen Zeitpunkts, in welchem sich die In-
vasion der Darmkarzinome vollzogen hat, und damit die zeitliche
Begrenzung und Individualisierung des Ereignisses, wie sie zum
Begriff des Betriebsunfalles gehört. Außerdem stellt der Ein-
tritt einer oder einiger Darmkarzinome in den Körper an sich noch
keine körperliche Schädigung dar, sondern bewirkt zunächst nur
eine Gefahr der Erkrankung und zwar, wie sich aus dem Gut-
achten des Rektalalkoholismus und des Rektalalkohol Dr. Z.
ergibt, nur eine entfernte Gefahr, die nur bei einem Verhältnis-
mäßig geringen Teil der Darmbetroffenen (etwa 10 Prozent)
die sogenannte Darmkrebtheit (Krankheit) zur Entwicklung kommt.
Dass jedoch der Berufungsgericht den Rechtsbegriff des Betriebs-
unfalles verkennt, so konnte das doch nicht zur Aufhebung des
Berufungsurteils führen, weil der Zustand eines Betriebs-
unfalles in dem oben angegebenen Sinne aus den festgestellten
Tatsachen eines weiteren Schrittes ergibt. Als dass der Unfall das
feststellbare Ereignis ist im vorliegenden Fall die Behandlung des
Klägers mit extractum alicis in Verbindung mit der dadurch
weiter Erworbenen herbeigeführten Erblindung des Behandelten
anzusehen. Es bleibt zu prüfen, ob dieser Unfall mit dem Be-
triebe des Vergewalt, in welchem der Kläger als Arbeiter be-
schäftigt war, in Verbindung steht. Das ist unbedingt zu be-
jahen. Die Verbindung braucht keine unmittelbare zu sein,
es bedarf auch keiner Einheit von Ort und Zeit zwischen dem
Betriebe selbst und dem Unfall darstellbaren Ereignis. Es
genügt, daß der Arbeiter bei Eintritt des Unfalles in einer mit
dem Betriebe im Zusammenhang stehenden, dem Betriebe dien-
stbaren Tätigkeit oder Situation gewissermaßen — nach dem
treffenden Ausdruck des RKA. — „im Banne des Betriebes“
sich befunden hat. (Vgl. Wöhrle a. a. D. S. 88.) So liegt
aber die Sache hier. Denn, wie der Berufungsgericht bedenken-
frei feststellt, ist der Darmbetroffene von der Bergarbeit so lange
ausgeschlossen, bis er sich der vorgeschriebenen Kur mit Erfolg
unterzogen hat; dadurch aber war der Kläger, nachdem er bei
der Bergarbeit die Darmbehandlung sich vorgenommen, genötigt, sich
der Behandlung, wie sie stattgefunden hat, zu unterwerfen,
einer Behandlung, die nicht bloß im Interesse des vom Darm
Betroffenen, sondern auch zur Sicherung des noch intakten Teiles
der Belegschaft und also im Interesse des Betriebes geboten
und vorgeschrieben war. Es läßt sich also auch hier sagen,
daß der Kläger während dieser Behandlung, der er sich nicht
entziehen konnte, „im Banne des Betriebes“ stand, woraus
dann folgt, daß die in diesem Falle unvorhersehbare Wirkung des
dem Kläger als Heil- oder Vorbeugungsmittel verabreichten
extractum alicis als ein bei d. h. in Verbindung mit dem
Betriebe entstandener Unfall anzusehen ist. Aus diesen Gründen
erwies sich die Verurteilung des Beklagten zur Zahlung der im
Fall der Verurteilung (§ 25 der Satzungen der Beklagten)
zu gewährenden Invalidenrente nebst Rückständen als gerecht-
fertigt. R. R. v. a. St., II. v. 6. Nov. 07, 86/07 V. — Hamm.

Grundlegende Entscheidungen.

Wird ein aus Irrtum falsch formulierter Vertragsantrag
von dem Antragempfänger in Erkenntnis des Irrtums an-
genommen, so ist die Umsetzung nach Entsch. Nr. 1 in An-
sehung des berichtigten Antrags zulässig gekommen.

Entsch. Nr. 2 behandelt eine Freistellung in Gemäßheit
des § 246 BGB. durch einen Vertreter ohne Vollmacht.

In Entsch. Nr. 3 wird für eine Erbschaftsübernahme
zwischen dem Vater oder der Mutter und den minderjährigen
Kindern verlangt, daß für jedes Kind ein besonderer Pfleger
bestellt werde.

Entsch. Nr. 4 behandelt einen Schadenersatzanspruch gegen
einen Vollstreckungsrichter und den Gerichtsschreiber. Es
werden dabei Strafverurteilungen über den Esatz entgangenen Gewinn
ausführlich behandelt.

Die Setzung einer Nachfrist im Falle des § 246 BGB.
ist nach Entsch. Nr. 7 nur bei einer Erfüllungseigerung ab-
bezüglich, die es ausgeschlossen erscheinen läßt, daß der Schuldner
bei Setzung einer Nachfrist noch erfüllen würde; eine solche
Ablehnung der Erfüllung ist also regelmäßig nicht genügt.

Bei Fortdauer der schädlichen Wirkungen einer unerlaubten
Handlung verläßt nach Entsch. Nr. 10 der Entschädigungs-
anspruch in drei Jahren seit der Vornahme der Handlung
gemäß § 852 BGB. nicht nur für denjenigen Zeitraum, der
länger als drei Jahre vor der Klage zurückliegt, sondern in
seinem ganzen Umfang.

In der wichtigen Entsch. Nr. 11 wird dem eine Grund-
stückübertragung anstehenden Gläubiger zur Sicherung seines
Ansetzungsrechtes der Weg der einstweiligen Verfügung gewiesen,
durch welche die Veräußerung oder Belastung des Grundstücks
untersagt wird, während Vormerkung und Widerspruch als un-
genügend erachtet werden.

Entsch. Nr. 12 enthält Erörterungen über das Verfügungs-
recht der Miterben und über die Voraussetzungen der Ge-
läufigkeit im Verkehr mit Inhaberpapieren.

Die Rechtsverhältnisse der Ehegatten einer wegen Inten-
dens seitens des Mannes angefochtenen und für nichtig erklärten Ehe
(Unterhaltsanspruch und Namensführung der Frau) sind Gegen-
stand der Entsch. Nr. 13.

Die Entsch. Nr. 14 erklärt die Errichtung von Erbverträgen
mit gegenseitiger Erbeinsetzung oder mit Erbeinsetzung eines
Dritten in einer Urkunde auch dann für zulässig, wenn die
Vertragsgläubigen nicht miteinander verheiratet sind.

Die Festsetzung des Streitwerts bei Klagen auf Feststellung
eines ziffernmäßig nicht bestimmten Anspruchs wird — in Ab-
weichung von der bisherigen Jurisprudenz — in Entsch. Nr. 15
behandelt.

In dem in Entsch. Nr. 23 entschiedenen Falle hatte der
Gemeinschuldner eine Sache veräußert, bezüglich deren ein Eigen-
tumsvorbehalt für einen Dritten bestand. Der Ansetzungs-
besagte wurde nicht mit dem Einwande gehört, daß die Konsum-
masse an der Rückgewähr kein Interesse habe, weil die Sache
ihre sofort von einem Auslieferungsberechtigten entzogen
werden könne. Es wurde berücksichtigt, daß die Konsummasse
durch Zahlung eines hinter dem Wert der Sache zurückbleibenden
Betrages jederzeit den Eigentumsvorbehalt beseitigen könne.

Wichtige sowohl für die Debitoren wie für die Creditoren
geltende Grundsätze über die Abtägung beiderseitigen Ver-
schuldens bei Zusammenstoßen von Schiffen gibt Entsch. Nr. 25.

In Entsch. Nr. 29 wird die Verrechnung „In America
staatlich approbierter Salznatrium“ als Gegenstand einer Klage auf
dem Unzulässig einer eingetragenen Beurteilung unterzogen. R.

Übersicht

über

die Jahresberichte der Vorstände der Anwaltskammern.

Januar 1907.

Die nachstehende Gesamtübersicht verbreitet sich über die Zeit vom 16. September 1904 bis 31. August 1906. Innerhalb dieser Grenze umfassen jedoch die Angaben für den einzelnen Bezirk immer nur den Zeitraum eines Jahres und zwar: des Kalenderjahres 1905 für die Bezirke Augsburg, Bamberg, Berlin, Braunschweig, Cassel, Köln, Colmar, Hamburg, Hamm, Karlsruhe, Königsberg, Marienwerder, Raumburg, Oldenburg, Posen, Rastatt, Stettin, Stuttgart und das Reichsgericht; des Zeitraums von Mitte September 1904 bis dahin 1905 für München,

1. Oktober 1904/1905 für Gelle, Darmstadt, Dresden, Frankfurt und Zweibrücken, 1. Dezember 1904/1905 für Breslau und Nürnberg, 1. Mai 1905/1906 für Kiel, sowie vom 1. September 1905 bis 31. August 1906 für Jena.

I. Personalbestand der Anwaltskammern.

1. Der Personalbestand der Anwaltskammern und die Bewegung innerhalb desselben ist aus nachstehender tabellarischer Zusammenstellung ersichtlich.

Anwaltskammer- bezirk	Bestand an Anwälten				Neue Zu- lassungen	In der Liste sind gelöscht				
	zu		Zunahme	Abnahme		Todes	infolge Überttritts in den Staats- oder Gemeinde- dienst	Über- siedlung in einen anderen Bezirk	aus sonstigen Gründen	Summa
	Anfang	Ende								
	des Berichtsjahres									
Kugsburg	116	113	—	3	13	2	10	3	1	16
Bamberg	141	144	3	—	17	2	—	—	12	14
Berlin	1 178	1 246	68	—	97	10	—	—	19	29
Braunschweig	84	82	—	2	3	2	—	1	2	5
Breslau	461	466	25	—	44	10	—	—	9	19
Cassel	86	84	—	2	5	3	—	—	4	7
Gelle	287	291	4	—	16	3	—	4	5	12
Köln	600	625	25	—	45	—	—	—	20	20
Colmar	124	134	10	—	11	—	1	—	—	1
Darmstadt	170	182	12	—	13	1	—	—	—	1
Dresden	765	806	41	—	67	14	5	—	7	26
Frankfurt a. M.	256	257	1	—	12	4	—	—	7	11
Hamburg	315	329	14	—	26	2	8	—	2	12
Hamm	437	455	18	—	29	5	—	—	6	11
Seite	5 020	5 234	221	7	398	58	24	8	94	184

Anwaltskammer- Bezirk	Bestand an Anwälten				Neue Zu- lassungen	In der Liste sind gelöscht					
	zu		Zunahme	Abnahme		Todes	infolge		aus sonstigen Gründen	Summa	
	Anfang	Ende					Übertretens in den Staats- oder Gemeinde- dienst	Über- siedlung in einen anderen Bezirk			
											des Berichtsjahres
Übertrag . . .	5 020	5 234	221	7	398	58	24	8	94	184	
Jena	168	175	7	—	14	4	—	—	3	7	
Karlsruhe	283	304	21	—	27	1	1	—	4	6	
Kiel	175	178	3	—	10	2	—	—	5	7	
Königsberg	193	199	6	—	11	3	—	—	2	5	
Karlsruhe	149	149	—	—	8	4	—	3	1	8	
München	446	459	13	—	43	3	—	—	27	30	
Raumburg	334	345	11	—	22	4	—	—	7	11	
Rürnberg	161	170	9	—	20	1	—	—	10	11	
Odenburg	16	16	—	—	—	—	—	—	—	—	
Posen	197	204	7	—	17	3	—	4	3	10	
Rostock	147	157	10	—	14	—	—	—	4	4	
Stettin	162	168	6	—	12	1	—	2	3	6	
Stuttgart	276	292	16	—	30	3	—	—	11	14	
Wiesbaden	100	99	—	1	12	—	—	—	13	13	
Reichsgericht	24	25	1	—	3	1	—	—	1	2	
	7 851	8 174	331	8	642	88	25	17	188	318	
			393								

Die Gesuche um neue Zulassung sind — abgesehen von der später zu erwähnenden Doppelzulassung — bis auf wenige Ausnahmen durchweg von den Vorständen befürwortet und von den Landesjustizverwaltungen genehmigt worden. Abgelehnt wurden solche Gesuche in den Bezirken Augsburg, Colmar und Hamm in je einem Falle, in Augsburg das Gesuch eines früheren Rechtsanwalts, in dem Bezirke Raumburg in zwei Fällen. Der Vorstand in Berlin hat von 104 ihm zur Auswertung zugegangenen Zulassungsgesuchen 6 abgelehnt.

Anlässlich der Abgabe eines Gutachtens über die Zulassung eines ausländischen Anwalts bei dem Landgericht Albed hat der Hanseatische Vorstand den Personalakten des Anwalts entnommen, daß der Präsident des Landgerichts, für welches die Zulassung in Frage kam, die Beobachtung des Rechtsanwalts in bezug auf sein Privatleben durch Kriminalbeamte in Zivil angeordnet hätte.

Der Vorstand nahm Veranlassung, gegen solches Vorgehen im Interesse des Anwaltsstandes Verwahrung einzulegen und gemäß § 50 RAO. beim Lübecker Senat dahin vorstellig zu werden, daß Vorkehrungen getroffen würden, welche die Wiederholung derartiger, das Ansehen und die Würde des Anwaltsstandes in schwerer Weise schädigenden Vorgänge verhinderten.

Von dem Senate ist dem Vorstande darauf die Antwort geworden, daß es bei der von ihm auf das Zulassungsgesuch abzugebenden Entscheidung nach Lage der Umstände erforderlich gewesen sei, Ermittlungen über die Lebensweise des Anwalts

anzustellen. Mit der Bormahme solcher, ein hohes Maß von Discretion erfordernder Ermittlungen habe die Justizkommission des Senats dem Landgerichtspräsidenten beauftragt. Dieser habe bei Erledigung des ihm gewordenen Auftrages seine Befugnisse in keiner Weise überschritten. Für den Senat liegt darnach keinerlei Veranlassung vor, Vorkehrungen der von Vorstande getroffenen Art zu treffen.

Gegenüber dieser Stellungnahme des Senats war für den Vorstand die Möglichkeit eines weiteren Vorgehens in dieser Angelegenheit nicht gegeben.

Der Vorstand hat sich jedoch veranlaßt gesehen, nochmals zum Ausdruck zu bringen, daß er den von ihm eingenommenen Standpunkt voll aufrecht erhalte und die vom Senate dem Anwalts gegenüber getroffenen oder doch gebilligten Maßnahmen, als gegen das Ansehen und die Würde des Anwaltsstandes verstoßend, beanstreue.

Zu dem vorjährigen Falle, betreffend Begnadigung und Wiederzulassung eines früher durch Urteil des Obergerichtshofes von der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossenen Anwalts, ging demselben Vorstande von der Senatskommission für die Justizverwaltung Hamburg ein erneutes Ersuchen zu um eine Äußerung darüber, ob etwa namentlich, d. h. auf Grund neu beigebrachter Befehrmäßigungen über die bisherige Führung des früheren Anwalts, die gegen seine Wiederzulassung früher geäußerten Bedenken fallen gelassen würden. Dabei war gebeten, davon auszugehen, daß für den Fall der Begnadigung weiter die

Vorschrift des § 5 Nr. 2, nach derjenige des § 5 Nr. 5 AVO. der Wiedergulassung im Wege stehen würden.

Der Vorstand hat sich nach nochmaliger Erwägung nicht veranlaßt sehen können, seinen früher eingenommenen Standpunkt aufzugeben.

Die Begründung des Gutachtens enthält folgende Ausführungen:

„Der Vorstand verkennt keineswegs die bedenklichen Konsequenzen, welche eintreten würden, wenn R. N. begnadigt würde, gleichwohl aber bei der Frage nach seiner Wiedergulassung zum Anwalt bei den hiesigen Gerichten die Bestimmung des § 5 Nr. 5 der AVO. Anwendung finden müßte. Während aber die Senatskommission diese Inkonsequenz dadurch beseitigen will, daß sie im Falle einer Begnadigung dem § 5 Nr. 5 der AVO. für unanwendbar hält, folgert der Vorstand im Gegensatz zu dieser Anschauung aus der zitierten Gesetzesbestimmung, daß nach dem Willen des Gesetzgebers die Begnadigung eines vom Ehrengericht aus der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossenen Anwalts, wenn überhaupt, jedenfalls nur dann sollte eintreten können, wenn nach der tatsächlichen Lage des Falles die Vorschrift des § 5 Nr. 5 der AVO. einer Wiedergulassung des ausgeschlossenen Anwaltes nicht entgegenstehen würde, m. a. W. wenn die sämtlichen bei der Frage nach der Wiedergulassung in Betracht kommenden Umstände der Überzeugung sind, daß der frühere Spruch des Ehrengerichts ein Fehlurteil war, und daß ein jetzt aus neue zusammentretendes Ehrengericht die Verfehlungen erheblich milder beurteilen würde. Solche Fälle lassen sich sehr wohl denken . . . Der Vorstand ist aber nicht der Meinung, daß diese Voraussetzung bei R. N. vorliegt.“

Ein Gerichtsassessor, der die Staatsprüfung in Weidenburg-Schwaria bestanden hatte, beantragte seine Zulassung als Anwalt im Bezirke Marienwerder. Die Mehrheit des Vorstandes glaubte zu einem Widerspruch keine Veranlassung zu haben, und es wurde demgemäß berichtet. Der Antrag eines Mitgliedes entsprechend wurde jedoch, um die Gegenseitigkeit beurteilen zu können, dem Vorstände in Kosthof angetragen, ob denn dort preussischen Assessoren die Zulassung geteilt werde. Die Antwort fiel verneinend aus, da bei preussischen Assessoren auf eine genügende Bekanntschaft mit dem Weidenburgischen Landesrecht nicht gerechnet werden könne. Sie wurde dem Bericht an den Justizminister nachgereicht, und es hat bisher dem weidenburgischen Assessor die Zulassung im Elbing verweigert.

Das Ehrengericht in Nürnberg hielt, entsprechend der Anschauung des dortigen Vorstandes, das Amt eines nur im zeitlichen Aufstiege befindlichen Verwaltungsbeamten mit dem Beruf des Anwalts unvereinbar. Der Ehrengerichtshof ist dem jedoch nicht beigetreten.

Die Abgetriebenen haben zum Teile das ehrengerichtliche Verfahren beschritten, dessen Erfolg unter VII näher dargelegt ist.

Der Zugang zur Rechtsanwaltschaft hat, wie eine Vergleichung dieser Auflistung mit der vorigen Übersicht ergibt, nur eine geringe Steigerung erfahren. Während die Gesamtzahl der neuen Zulassungen im vorigen Berichtsjahre 627 betrug, stellt sie sich gegenwärtig auf 642, also um 15 höher.

Die vorstehende Zahl der neuen Zulassungen macht 8,2 Prozent der Gesamtzahl der in den betreffenden Bezirken

am Beginne des Berichtsjahres vorhanden gewesenem Rechtsantwalle aus, während sich dieses Verhältnis in den vorausgegangenen Berichtsjahren auf 7,9, 8,3 und 8,3 Prozent stellte.

Nach diesen prozentualen Verhältniszahlen rückwärts der neuen Zulassungen geordnet, gruppierten sich die Kammerbezirke in nachstehender Reihenfolge:

Reichsgericht	13 pSt.	(23 im Vorjahre)
Hamburg	12 *	(8)
Zweibrücken	12 *	(15)
Kugelsberg	11 *	(12)
Stuttgart	11 *	(11)
Karlsruhe	10 *	(11)
München	10 *	(13)
Köln	10 *	(8)
Solmar	9 *	(10)
Dresden	9 *	(9)
Posen	9 *	(9)
Göln	8 *	(7)
Darmstadt	8 *	(7)
Hamburg	8 *	(8)
Jena	8 *	(7)
Nürnberg	8 *	(8)
Hamn	7 *	(11)
Raumburg	7 *	(6)
Stettin	7 *	(6)
Breslin	6 *	(7)
Cassel	6 *	(9)
Greß	6 *	(8)
Kiel	6 *	(12)
Königsberg	6 *	(5)
Breslau	5 *	(7)
Frankfurt a. M.	5 *	(5)
Marienwerder	5 *	(7)
Braunschweig	4 *	(2)
Oldenburg	0 *	(12)

Hauptsächlich sind es noch die süddeutschen Bezirke, welche hinsichtlich des Zugangs hervortreten.

Der Gesamtabgang an Rechtsantwällen in Höhe von 318 stellt 4 Prozent der am Beginne des Berichtsjahres vorhanden gewesenem Rechtsantwalle dar; also etwas weniger als im Vorjahre.

Soweit sich aus den Berichten erkennen läßt, sind 30 Prozent der Lösungen durch den Tod veranlaßt und 5 Lösungen eine Folge der ehrengerichtlichen Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft.

Infolge Todes sind von der Gesamtheit der Antwälle in den betreffenden Bezirken im Laufe des Jahres überhaupt 1,2 Prozent (gegen 1,8 Prozent im Vorjahre) ausgeschieden, also wiederum etwas weniger als im Vorjahre.

Die Zunahme des gesamten Anwaltspersonals im Deutschen Reiche beläuft sich auf 323 oder 4,1 Prozent gegen 4 Prozent im Vorjahre. Eine Steigerung des Anwachses ist also kaum mehr wahrzunehmen. Die Zunahme übertrifft aber immer noch um ein Mehrfaches die der Bevölkerung.

Von den 28 Kammerbezirken (einschließlich Reichsgericht) weisen 4 (1) eine Verminderung, 23 (26) eine Vermehrung und nur 2 (2) einen unveränderten Bestand auf. Ein verhältnis-

mäßig starker Zuwachs hat besonders in den Bezirken Colmar, Darmstadt, Karlsruhe und Hofstadt stattgefunden.

Über den früheren Stand der neu zugelassenen Rechtsanwölle ergeben die Berichte, daß solche in der Hauptsache unmittelbar aus den Kreisen der geprüften Rechtskundigen (Kesseltoren, Referendare u. dgl.) hervorgegangen. Daneben traten Rechtsanwölle aus anderen Bezirken hinzu: je einer in den Bezirken Hamburg und Kiel, 2 in Hamm und Marienwerder, 3 im Bezirke Stettin, 4 im Bezirke München und 12 im Bezirke Berlin. Ferner befanden sich unter den Zugelassenen richterliche Beamte bzw. Staatsanwälte: je einer in den Bezirken Berlin, Frankfurt a. M. und Marienwerder; aus anderen Lebensstellungen in Berlin 4, in Dresden ein Bürgermeister, in Kiel ein früherer Rechtsanwalt, in Hofstadt ein Bürgermeister.

Über die Art der Zulassung liegen nur folgende Angaben vor, wonach zugelassen wurden:

im Bezirk:	keim Oberlandesgericht	Landgericht	Amtsgericht
Augsburg	—	9	4
Bamberg	—	11	6
Berlin	9	80	8
Braunschweig	—	2	1
Cassel	—	3	2
Gelle	—	6	10
Frankfurt a. M.	1	10	1
Hamm	2	14	13
Jena	2	7	5
Karlsruhe	—	14	7
Kiel	—	4	6
Marienwerder	—	4	4
München	29	7	7
Raumburg	15	6	1
Rürnberg	—	18	2
Posen	—	8	11
Rostock	—	12	2
Strisbrücken	2	6	4

Doppelzulassungen beim Landgericht und einem auswärtigen Amtsgerichte fanden nur selten statt: 4 im Bezirke Karlsruhe, 3 im Bezirke Rostock, 2 im Bezirke Colmar und je eine im Bezirke Cassel, Frankfurt a. M. und Posen.

Gesuche von Amtsgerichtsanwälten um gleichzeitige Zulassung beim Landgerichte wurden im Bezirke Augsburg in einem Falle, in dem Bezirke München in 4 Fällen abgelehnt; genehmigt wurden solche Gesuche: 5 im Bezirke Frankfurt und eins im Bezirke Karlsruhe.

Im Bezirke München wurden 29 Anwölle zugleich beim Oberlandesgericht und dem Landgerichte München I und II neu zugelassen. Desgleichen im Bezirke Strisbrücken 2 Anwölle zugleich beim Oberlandesgericht und Landgerichte Strisbrücken. Landgerichtsanwälte erhielten die gleichzeitige Zulassung beim Oberlandesgerichte: 6 im Bezirke Augsburg, je 3 in München und Nürnberg, während in Augsburg, Stuttgart je ein Gesuch und in Nürnberg 5 andere derartige Gesuche abgelehnt wurden.

Im Bezirke Nürnberg wurde ferner das Gesuch des ausschließlich beim Oberlandesgerichte zugelassenen Anwalts um gleichzeitige Zulassung beim Landgerichte Nürnberg abgelehnt.

In Hamburg erstreckte sich die Zulassung — mit Ausnahme einer einzigen, welche sich auf das Landgericht beschränkte — zugleich auf das Oberlandesgericht, Landgericht und Amtsgericht des Wohnsitzes, die in Bremen gleichzeitig auch auf die Kammer für Handelsachen in Bremerhaven.

2. Sonstige Änderungen in der Zulassung und ein Wechsel des Wohnsitzes innerhalb des Oberlandesgerichtsbezirks sind zu vermerken: aus Berlin 17, Gelle 3, Colmar 1, Darmstadt 5, Dresden 7, Frankfurt 1, Hamm 4, Jena 1, Karlsruhe 8, Kiel 4, Königsberg 3, Marienwerder 2, München 7, Raumburg 2, Rürnberg 4, Oldenburg 1, Posen 3.

3. Über die Verteilung der Rechtsanwölle auf die verschiedenen Arten von Gerichten liegen nur folgende Mitteilungen vor, welche zu einer gleichartigen und übersichtlichen Aufstellung nicht genügen.

Von den Anwölle waren zugelassen im Bezirk:

Berlin: 95 beim Kammergerichte, 683 beim Landgerichte I Berlin, 201 im Bezirke des Landgerichts II Berlin und 177 in den übrigen Landgerichtsbezirken;
 Braunschweig: 51 in Braunschweig (davon 18 beim Oberlandesgerichte) und 31 an den andern Orten;
 Cassel: 6 beim Oberlandesgerichte, 58 beim Landgerichte, davon 7 zugleich bei Amtsgerichten und 20 nur bei Amtsgerichten;
 Gelle: 42 beim Oberlandesgerichte, 557 beim Landgerichte, 55 zugleich bei solchen und einem Amtsgerichte, 30 bei einer auswärtigen Kammer für Handelsachen und dem Amtsgerichte, die übrigen 141 nur beim Amtsgerichte;
 Colmar: 10 beim Oberlandesgerichte, 106 beim Landgericht und 18 zugleich beim Landgericht und Amtsgerichte;
 Darmstadt: 102 an Landgerichtsstellen und 78 an Amtsgerichtsstellen;
 Dresden: 37 beim Oberlandesgerichte, 554 an den Landgerichtsstellen, 207 nicht am Landgerichtsstelle, 8 nur beim Amtsgerichte;
 Frankfurt a. M.: 44 beim Oberlandesgerichte, 177 beim Landgericht, 14 beim Landgericht und einem auswärtigen Amtsgericht und 22 nur bei Amtsgerichten;
 Hamburg: 317 bei dem Oberlandesgerichte, Landgerichte und Amtsgerichte, 7 beim Landgericht und Amtsgerichte, 5 bei Amtsgerichten;
 Hamm: 23 beim Oberlandesgerichte, 237 bei den Landgerichten, 195 bei den Amtsgerichten;
 Jena: 15 am Sitz des Oberlandesgerichts, 96 an den Landgerichtsstellen, 63 in den Amtsgerichtsbezirken und 1 in Raumburg;
 Karlsruhe: 16 beim Oberlandesgerichte, 275 bei den Landgerichten, davon 65 an Amtsgerichtsstellen, 13 bei Amtsgerichten;
 München: 24 bei sämtlichen Kollegialgerichten in München, 5 nur beim Obersten Landesgerichte,

279 bei dem Oberlandesgericht und den Landgerichten München I und II, 4 nur beim Oberlandesgerichte, 8 nur beim Landgerichte München I, 8 nur beim Landgerichte München II, 58 bei den übrigen Landgerichten und 72 nur bei Amtsgerichten;

Nürnberg: 72 in Nürnberg, von denen 1 nur beim Oberlandesgericht, 47 beim Oberlandesgericht und Landgericht Nürnberg, ferner 24 nur beim Landgericht Nürnberg zugelassen sind, außerdem 60 bei den übrigen Landgerichten, 38 bei Amtsgerichten, wovon 4 zugleich beim Landgerichte zugelassen sind;

Odenburg: 11 am Oberlandesgerichtssitze, 9 am Landgerichtssitze und 3 an Amtsgerichtsorten;

Rostock: einer allein beim Oberlandesgerichte, 22 zugleich bei diesem und einem Landgerichte, 107 bei Landgerichten und 27 bei Amtsgerichten;

Stettin: 11 beim Oberlandesgerichte, 91 beim Landgerichte, davon 4 zugleich bei einem auswärtigen Amtsgerichte, 5 bei einer auswärtigen Kammer für Handelsfachen und 61 nur bei Amtsgerichten; Stuttgart: 35 beim Oberlandesgerichte, 249 bei den Landgerichten, davon 93 gleichzeitig bei Amtsgerichten zugelassen, und 8 nur bei Amtsgerichten;

Zweibrücken: 9 beim Oberlandesgericht und Landgerichte, 55 bei den Landgerichten und 35 nur bei Amtsgerichten.

4. Zugleich Notare waren im Bezirk

Berlin	356	von den 1946 Anwälten,
Braunschweig	33	„ „ 82 „
Dresden	227	„ „ 806 „
Raumburg	186	„ „ 345 „

5. Zu erwähnen bleibt endlich noch, daß nach den Berichten fünfzigjährige Jubiläen im Bezirk Berlin in 2 Fällen und in Celle in einem Falle gefeiert worden sind.

II. Vorstände der Anwaltskammern.

Soweit die Berichte über die Zusammenfassung der Vorstände der Anwaltskammern Aufschluß geben, befolgen dieselben

im Bezirke:	aus Mitgliedern	davon nicht am Sitze des Oberlandesgerichts wohnsaft
Augsburg	11	4
Berlin	15	3
Braunschweig	9	1
Dreslau	15	8
Gassel	10	4
Gelle	15	12
Elbn	15	9
Colmar	11	9
Darmstadt	9	6
Dresden	15	9
Frankfurt a. M.	9	4

im Bezirke:	aus Mitgliedern	davon nicht am Sitze des Oberlandesgerichts wohnsaft
Hamburg	13	7
Hann	15	10
Jena	10	9
Kiel	9	6
Königsberg	13	7
Marientwerder	12	10
München	15	5
Raumburg	15	12
Rürnberg	11	5
Odenburg	9	2
Posen	15	8
Rostock	9	6
Stettin	15	7
Stuttgart	14	7
Zweibrücken	9	6
Reichsgericht	9	—

Das bisherige Verhältnis, wonach etwas mehr als die Hälfte der Vorstandsmitglieder ihren Wohnort außerhalb des Sitzes des Oberlandesgerichts hat, waltet durchschnittlich auch jetzt noch ob.

Über den Geschäftsbetrieb der Vorstände geben nachstehende Daten Auskunft:

Bezirk	Zahl der Eingänge	Eisungen
Augsburg	—	11
Berlin	4 454	11 (mit Beschlußfassung in 617 Sachen)
Braunschweig	—	8
Dreslau	1 308	2 (in welchen 20 Gegenstände erledigt sind)
Gassel	158	2
Gelle	830	2
Elbn	—	10 (wovon auch 339 Beschlüsse den erledigt wurden)
Colmar	—	3 (in Straßburg — mit 32 Beschläüssen)
Darmstadt	—	7 (4 in Darmstadt und 3 in Mainz)
Dresden	2 251	10 (davon eine in Chemnitz)
Frankfurt a. M.	—	13
Hamburg	—	8
Hann	564	8
Jena	582	6
Karlsruhe	—	15
Kiel	—	2
Königsberg	—	7
Marientwerder	830	1 (gelegentlich der Kammerversammlung)
München	—	10
Raumburg	—	2 (im Anschluß an die Kammerversammlung in Halle bezw. Dessau)

Bezirk	Zahl der	
	Eingänge	Sitzungen
Mürnberg	355	12
Oldenburg	—	2 (eine davon im Anschluß an die Kammerversammlung)
Posen	690	5
Rostock	685	2
Stettin	728	5 (unter welchen über 119 Sachen Beschluß gefaßt wurde)
Stuttgart	—	6
Reichsgericht	—	9

Der Arbeitsumfang und die Zahl der abgehaltenen Verhandlungen skizziert im allgemeinen in den gleichen Grenzen wie im Vorjahr, die Sitzungszahl zwischen 1 und 15.

Die Erledigung der Sachen erfolgte teils durch Beschlußfassung in den Sitzungen, teils durch Umlaufschreiben, teils auch allein durch die Vorsitzenden.

III. Vorstellungen und Anträge der Kammerpräsidenten.

Von den in den Berichten mitgeteilten Vorstellungen und Anträgen, welche im Interesse der Rechtspflege und der Rechtsanwaltschaft an die Landesjustizverwaltungen und an Gerichte gerichtet worden, sind hier nur zu erwähnen:

vom Vorstande in Cassel eine Eingabe an den Oberlandesgerichtspräsidenten wegen Abhilfe der Mißstände auf dem Gebiete der Eigentümerverschuld bei Amortisationshypotheken;

vom Vorstande in Frankfurt a. M. ein Gesuchen an den Landesgerichtspräsidenten wegen Zulassung von Prozeßagenten und ein Bericht über die Erfahrungen betreffs des ehrsengerichtlichen Verfahrens sowie über die Erfahrungen der Anwaltschaft für den an die Justizverwaltung zu erstellenden Generalbericht;

vom Vorstande in Kiel eine die Beschäftigung der Referendare bezügliche Vorstellung;

vom Vorstande in Königsberg eine solche über die Zweckmäßigkeit der gleichzeitigen Zulassung von Amtsgerichtsanwälten beim Landgericht;

vom Vorstande in München Vorstellungen und Anträge an die Landesjustizverwaltung, betreffend: 1. einen Fall der Anordnung von Beschlagnahme in einer Anwaltskanzlei und von deren polizeilicher Durchsührung zur Erlangung eines dem Anwalte von seinem Klienten übergebenen Schriftstückes, 2. Parteivertretung durch Prozeßagenten vor Amtsgerichten;

vom Vorstande der Reichsgerichtsanzwaltskammer ein Bericht an den Präsidenten des Reichsgerichts über das Verhalten der Kammermitglieder bei Einforderung von Kostenverfügungen.

IV. Gutachten der Vorstände.

Auf Grund des § 49 Nr. 4 der Rechtsanwaltsordnung sind von der Landesverwaltung nur sehr selten Gutachten erbetet worden. Es sind solche Gutachten erstattet:

vom Vorstande in Augsburg und anderen bayrischen Bezirken über die Zweckmäßigkeit der Errichtung gemeindlicher Auskunftsämter zur rechtlichen Aufklärung und Beratung armer Parteien, wobei insbesondere in größeren Städten Anwälte fungieren sollten;

vom Vorstande in Braunschweig wegen einer Änderung der Bestimmungen über die Verpflichtung zur Ablieferung von Testamenten;

vom Vorstande in Hamburg über die Zulässigkeit der Nachzahlung des Armenrechts für die Partei nur für die Gerichtskosten;

vom Vorstande in Jena über die Notariatsordnung und die Frage der gesetzlichen Regelung der Rechtsverhältnisse der Gehilfen der Anwälte und Notare;

vom Vorstande in Königsberg und Raumburg je ein Gutachten;

vom Vorstande in München über den Vorbereitungs-

dienst von Rechtspraktikanten.

Ferner haben sich die Vorstände in Dresden, Hamburg, Marienwerder, München, Nürnberg, Posen und Stuttgart über den vom deutschen Anwaltverein ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Revision der Anwaltsgebührenerordnung, gutachtlich geäußert.

Über die Höhe von Gebührenforderungen sind auf Erfordern von Gerichten und anderen Behörden gutachtliche Äußerungen abgegeben worden:

vom Vorstande der Bezirke Braunschweig, Celle, Colmar, Dresden und Frankfurt a. M. in je einem Falle, vom Vorstande in Jena in 2 Fällen, vom Vorstande in Köln in 3 Fällen, von Berlin in 4 Fällen, während in einem Falle der Antrag abgelehnt wurde, vom Vorstande in Hamburg in 3 Fällen.

V. Beschwerden und Vermittlungssachen.

Über die eingegangenen Beschwerden und Vermittlungssachen und deren Erledigung gibt an der Hand der vorliegenden Mitteilungen nachstehende Übersicht Aufschluß.

Bezirk	Zahl der Beschwerden und Vermittlungsanträge			Auf den Rechtsvorg bezwiesen	Für begründet erachtet	An die Staats- anwalt- schaft abgegeben	Als unbegründet oder wegen Unzuständig- keit u. a. m. zurückgewiesen bzw. unge- eignet zur Behandlung	Erledigt durch Ver- mittlung, Zurück- nahme oder auf andere Weise	Un erledigt
	überhaupt	dadon vorjährige	gegen welche Anwälte						
Kugelsburg	42	4	—	—	1	3	17	9	11
Bamberg	50	8	—	—	—	8	jumeist	—	7
Berlin	788	69	—	58	42	14	489	165	20
Braunschweig	26	—	—	—	2	1	—	—	—
Breslau	229	7	—	—	—	1	172	52	4
Cassel	37	6	25	—	2	—	18	12	5
Celle	102	—	—	—	—	3	—	—	8
Elm	586	56	—	—	85	—	190	247	64
Colmar	100	25	—	—	3	6	34	31	26
Darmstadt	68	7	—	—	—	—	—	—	7
Dresden	366	22	—	—	60	4	225	58	19
Frankfurt a. M.	198	179	98	—	22	7	105	37	27
Hamburg	120	—	—	—	7	1	99	13	—
Hamm	274	33	—	24	8	1	134	53	54
Jena	79	—	—	—	9	6	42	8	14
Karlsruhe	154	16	94	—	38	22	34	49	11
Kiel	40	3	30	10	1	1	15	9	4
Königsberg	212	29	—	—	12	7	121	38	17
Marientwerder	130	2	126	8	8	2	43	68	5
München	263	7	137	—	28	39	169	19	8
Raumburg	208	8	—	—	20	13	134	17	16
Mürnberg	61	—	—	—	5	12	18	13	2
Oldenburg	12	—	—	—	—	1	2	6	4
Posen	119	—	—	9	11	6	57	30	6
Rostock	37	—	—	2	—	2	19	13	1
Stettin	98	14	—	—	6	—	50	18	24
Stuttgart	133	10	—	—	10	12	51	49	11
Zweibrücken	50	6	15	3	11	—	4	30	2
Reichsgericht	4	—	—	—	—	—	4	—	—

Vorstehende Tabelle schließt auch die Fälle ein, in welchen die Vermittelung von Streitigkeiten aus dem Auftragsverhältnis zwischen Rechtsanwältin und deren Auftraggeber von letzteren beantragt worden ist.

Die Zahl der Beschwerden hält sich im großen und ganzen in der des Vorjahres. In den einzelnen Bezirken zeigt sich teils eine geringe Zunahme (wie in Augsburg, München, Königsberg, Darmstadt und Celle), teils ein Zurückgehen (wie in Kiel und Colmar). Auffällige oder bemerkenswerte Abweichungen treten aber nicht hervor.

Den Beschwerden liegen jumeist wieder Klagen über Verzögerungen und Verschleppungen, ordnungswidrige oder fehlerhafte Prozeßführung, Mandatsablehnung, unterlassene Berichtserstattung, Erteilung falschen Rates, unberechtigte Gebührenforderungen, Vorenthaltung von Urkunden und Handakten, Verweigerung der Abrechnung oder der Auszahlung verrechneter

Gelder oder sonstiges unsittliches oder ungebührliches Verhalten zugrunde.

Der Vorstand in Posen hat eine Beschwerde gegen ein Kammermitglied, die grobe Beleidigungen enthielt, dem Staatsanwalt beauftragt die Einleitung des Strafverfahrens überwacht.

Aus Anlaß von Beschwerden sind einigen Rechtsanwältin Klagen in Form von Mißbilligungen oder Mahnungen erteilt worden, und zwar in Augsburg 1, in Berlin 8, in Braunschweig 2 (daneben 2 Vorhaltungen), in Cassel 2, in Celle 11, in Elm 32, in Dresden 23 (daneben 27 Vorhaltungen), Frankfurt a. M. 17, Hamburg 3, Hamm 8, Jena 4, Karlsruhe 28, Kiel 1, Königsberg 3, Marientwerder 8, München 27, Raumburg 10, Nürnberg 5, Posen 3, Stettin 8, Stuttgart 10, Zweibrücken 1, beim Reichsgericht 1.

Streitigkeiten zwischen Rechtsanwälten, zu deren Vermittelung der Vorstand eingezogen ist, werden aus folgenden Bezirken mitgeteilt:

- aus Augsburg keine,
- aus Berlin 78 Besuche (wovon 7 vorjährige); von diesen sind 11 zurückgezogen, 40 zurückgewiesen, 10 durch Einschreiten des Vorstandes erledigt (davon veranlaßten 2 die Einleitung des ehrsgerichtlichen Verfahrens), 13 durch Vermittelung erledigt und 4 unentschiedt,
- aus Celle 5 Fälle, wovon 3 Anlaß zur Mißbilligung des Verhaltens der Mitglieder gaben,
- aus Dresden 12 Fälle, von denen 9 vermittelt wurden,
- aus Hamburg 7 Fälle, wovon 4 vermittelt sind; eine Beschwerde wurde als unbegründet erachtet und zwei wurden dem Oberlandesamt überwiesen,
- aus Raumburg 3 vermittelte Fälle,
- aus Nürnberg ein vermittelter Fall,
- aus Stuttgart ein erledigter Fall,
- aus Zweibrücken ein vermittelter Fall.

Gegen die Einschreibungen des Vorstandes sind in den Bezirken Celle, München und Raumburg je zweimal erfolglos Beschwerden beim Oberlandesgericht eingelegt.

Beschwerden und Anzeigen von Gerichten und anderen Behörden über Rechtsanwalts werden erwähnt: aus Berlin 122 Mitteilungen über eingegangene Klagen und Zahlungsbefehle gegen Kammermitglieder, die zu einem besonderen Einschreiten keine Veranlassung gaben, aus Hamburg 7, aus Raumburg 2 Fälle, aus Nürnberg und Stuttgart je ein Fall.

VI. Sonstige Wirksamkeit der Kammerpräsidenten.

Über die sonstige Wirksamkeit der Kammerpräsidenten, insbesondere als Aufsichtsbefehle, verdient folgendes erwähnt zu werden:

1. Ordnungsstrafen sind gegen Kammermitglieder auf Grund des § 58 der Rechtsanwaltsordnung festgesetzt worden: im Bezirk Berlin: insgesamt 500 Mark,
 - Breslau: 100 Mark,
 - Köln: 26 Strafen gegen 5 Anwälte,
 - Raumburg: 5 Strafen von 30 bis 80 Mark, zusammen 230 Mark,
 - Nürnberg: 25 Mark,
 - Posen: 70 bzw. 10 Mark gegen zwei Anwälte,
 - Stuttgart: 50 Mark, bzw. 40, 30 und 30 Mark gegen vier Anwälte,
 - Zweibrücken: 6 Fälle von Strafandrohungen, die in einem Falle vollzogen wurde.

2. Der Vorstand in Bamberg hat unter Hinweis darauf, daß in nicht ganz seltenen Fällen gewisse Vereine Verträge mit Rechtsanwalts abschließen zur kostenlosen Einziehung von Forderungen der Vereinsmitglieder, ebenso zur kostenlosen Aufschluß- und Raterteilung an die Vereinsmitglieder durch den Rechtsanwalt, wobei dann der Vereinsanwalt aus der Vereinskasse nur ein sog. Jahrespauschalonorar zieht unter der Ge-

büßernordnung beziehe, die Annahme ausgesprochen, daß die Mitglieder solche Vereinbarungen ablehnen werden.

3. Auch der Vorstand in Celle hat Veranlassung genommen, aus einer zu seiner Kenntnis gelangten Geschäftsverbindung eines Mitglieds mit einem Inlaßgesellschaft der Kammermitglieder in einem Rundschreiben vor einer solchen Geschäftsverbindung zu warnen und gleichzeitig die Ortsmitglieds mitgeteilt, nach denen der Vorstand eine Geschäftsverbindung mit Instituten und Vereinen gegen ein festes Gehalt beurteilt.

4. Derselben Vorstände ist Kenntnis davon gegeben, daß eine Anzahl Kammermitglieder, welche nur bei einem Amtsgerichte zugelassen sind, Vereinbarungen zur Herbeiführung der Zuständigkeit der Amtsgerichte vorgenommen, auch durch Inlegung zusammengehöriger Forderungen solche in mehreren einzelnen Prozessen eingeklagt haben. — Die Älten lagen zur Zeit des Berichtes der Oberstaatsanwaltschaft vor.

5. Die von demselben Vorstände ausgesprochenen Mißbilligungen richteten sich gegen zwei Mitglieder, welche in ihren Eigenschaften als Konkursverwalter so erhebliche Vergehungen sich hatten zuschulden kommen lassen, daß das Landesamt darüber verurteilt wurde; gegen ein Mitglied, welches bei Parteivertretungen für und gegen einen Mandanten in Widerspruch mit den Pflichten eines Rechtsanwalts geraten war; ein Mitglied, welches als beizugewordener Armenanwalt es abgelehnt hatte, seinem Mandanten die zur Instruierung des Prozesses erforderlichen Beweisaufnahmeprotokolle zu überreichen und für die Erteilung von Abschriften derselben einen erheblichen Lösegeld vorzuschuß geleistet hatte; zwei Mitglieder, welche in Ausübung ihres Berufes Beamten gegenüber ehrenkränkende Bemerkungen gemacht hatten; ein Mitglied, welches gelegentlich einer Beteiligung in Strafsachen eine dritte, an der Verhandlung nicht beteiligte Person beleidigt hatte; ein Mitglied, welches in den ihm überlieferten Akten eines auswärtigen Rechtsanwalts beleidigende Notizen über den Auftraggeber des letzteren gemacht hatte; ein Mitglied, dessen außerdienstliches Verhalten zu erheblichen Bedenken Anlaß gegeben hatte; drei Mitglieder, welche sich erhebliche Säumnis in der Erledigung von Mandaten hatten zuschulden kommen lassen.

6. Im Bezirke Colmar fand in einer Aufsichtssache wegen Berechnung von Gebühren nach einem höheren als dem gerichtlich festgesetzten Streittorte der Vorstand das Verhalten des betreffenden Rechtsanwalts nicht einwandfrei. In einer weiteren Aufsichtssache, betreffend das Verhalten eines Kammermitgliedes als Verteidiger in einer Strafsache, wurden die Älten an den kaiserlichen Oberstaatsanwalt zur Erzwägung ehrsgerichtlichen Einschreitens abgegeben.

7. Im Dresdener Bezirke mußten in 31 Fällen wiederum flüchtige Kammermitglieder auf Ersuchen des königlichen Justizministeriums an die Erstattung des in § 8 Abs. 2 der Verordnung vom 17. September 1879, betreffend den Vorbereitungsdienst zur Erlangung der Fähigkeit zum Richteramt, vorgeschriebenen Berichtes über Befähigung, Leistungen und Verhalten der bei ihnen beschäftigten anwesenden Referendare erinnert werden.

8. Demselben Vorstände haben die Vorstände der Anwaltskammern zu Karlsruhe und Celle die Rundschreiben mitgeteilt, welche dort in Bezug auf den Abschluß von Verträgen mit

Bereinen oder Interessengruppen, durch welche diese für ihre Mitglieder Rechtshilfe oder Rechtschutz erlangen wollen, und bezüglich geschäftlicher Verbindung mit Detektivbüros, Auskunftseien, Agenten usw. an die Kammermitglieder erlassen worden sind. Der Vorstand hat diese Rundschreiben zur Kenntnis der Kammermitglieder gebracht und dabei hervorzuheben, daß er den darin enthaltenen Ausführungen allenfalls zustimme. Das Gleiche haben auch andere Vorstände getan.

9. Auch hat derselbe Vorstand die Mitteilung des Vorstandes der Anwaltskammer beim Reichsgericht, durch welche auf die den Rechtsanwälten durch das Gesetz vom 5. Juni 1905, betreffend Abänderungen der Zivilprozeßordnung, auferlegte erhöhte Verantwortlichkeit hingewiesen wird, den Kammermitgliedern zur Beachtung bringen anempfohlen.

Derselbe hat ferner aus Anlaß von Beschwerden folgende Aussprüche getan: daß es an sich zwar nicht gegen die Pflichten des Anwalts verstoße, wenn er sich zur Erforschung der Wahrheit von ihm gemachten Mitteilungen oder zur Klärung des Sachverhaltes einer Mittelperson bediene, daß jedoch bei Ausübung und Benützung von Mittelpersonen große Vorsicht geboten, die in dem der Beisitzerbe zugrunde liegenden Falle nicht in der erforderlichen Weise beobachtet worden sei; daß der Anwalt um die Würde seines Standes — im Gegensatz zu anderen, eigentliche Erwerbsgeschäfte treibenden Ständen — zu wahren, bei allen seine Person betreffenden Veröffentlichungen sich auf die dafür allgemein bestehende einfache Form zu beschränken und alles darüber hinausgehende, auch nur den Anschein einer Reklame Erweckende, zu vermeiden habe, daß es auch mit der Achtung, die er dem Vorstande der Anwaltskammer schulde, schwer vereinbar sei, wenn er den geringsten Vergang als eine „Kleinigkeit“ und eine „Nichtigkeit“, und die Kollegen, welche mit dem Vorstande daran Anstoß genommen haben, als „überensichtliche Demagogen“ bezeichne; daß das mit einem Klienten getroffene Abkommen, wonach der Anwalt denselben gegen eine feste Vergütung von insgesamt jährlich 120 Mark in allen seinen Rechts- und Verwaltungsgeschäften, sowie etwaigen Strafjahren zu vertreten und bei allen vorkommenden Rechtsfragen zu beraten übernehmen, mit der dem Anwalte obliegenden Pflicht zur Wahrung der Standeswürde und Fernhaltung unlauteren Wettbewerbes unvereinbar und daher sofort zu lösen sei; daß, wenn eine Partei einen Anwalt mit ihrer Vertretung beauftragt habe, der Anwalt nur mit dem Gegenanwalte zu verhandeln habe; daß es zu den kollektiven Pflichten gehöre, Handakten einander ohne Weiterungen zur Einsichtnahme mitzuteilen; daß es einer sorgfältigen Geschäftsführung nicht entspreche, wenn die Erledigung von Berufungssachen den Angestellten ohne eigene Überwachung und Nachprüfung überlassen werde; daß es bedenklich sei, wenn einer für die arme Partei verrinnahmten Vergleichsumme das Kostenquittung abzugeben, solange die arme Partei nicht ihr entsprechendes Zahlungswormigen entweder selbst anerkennt oder solche auf Betreiben des Anwaltes nach Maßgabe von § 126 der Zivilprozeßordnung festgestellt worden sei.

10. Ein Richter hatte gegen einen Anwalt des Hanseatischen Bezirkes Beschwerde erhoben, weil der Anwalt in einem gegen ihn gerichteten Ablehnungsgesuche die Grenzen

des Erlaubten in dem Maße überschritten habe, daß er die Anwaltskammer anrufen für angezeigt erachte. Der einer eingehenden Prüfung unterzogene Sachverhalt gab dem Vorstände Veranlassung, dem Anwalt eine ernste Rüge zu erteilen. In dem begründeten Bescheide ist ausgeführt, daß es dem Anwalt in sehr erheblichem Maße zum Vorwurf gerichte, die dem Ablehnungsgesuche zugrunde liegende, tatsächlich nicht zutreffende Behauptung, der abgeleitete Richter sei in der fraglichen Sache Referent gewesen, aufgestellt zu haben, ohne sich über ihre Richtigkeit und Begründetheit auf geeignet erscheinendem Wege vergewissert zu haben. Auch der Vorwurf der Vorrangnahme auf Seiten des Richters sei erhoben, ohne daß solcher Vorwurf irgendwie begründet sei. Anwalt habe deshalb der ihm als solchen obliegenden Pflicht, der Anbeugung des Ablehnungsgesuches eine sorgfältige Prüfung der Tatsachengrunde voranzusetzen zu lassen und das Ablehnungsgesuch nach Form und Inhalt in den gewiesenen Grenzen zu halten, nachgegeben.

11. Ein Kammermitglied desselben Bezirkes brachte den von ihm mit einem Vorsitzenden einer Zivilkammer in Hamburg stattgefundenen Schriftwechsel, betreffend Zulassung von Referendaren als Vertreter eines Rechtsanwalts vor dem Landgericht, zur Kenntnis des Vorstandes mit der Anbeugung, sich hierfür für sämtliche Hamburger Kollegen wichtigen Angelegenheit anzunehmen. Es handelte sich im wesentlichen um die Frage, ob es genüge, daß der Referendar von einem Anwalte bei Gericht stünde Ausführung der Parteirechte lediglich eingeführt (filiert) werde, oder ob verlangt werden könne, daß ein, und zwar in der Sache selbst instruierter, Anwalt während der ganzen vom Referendar wahrgenommenen Verhandlung ihm seinen Beistand leiste. Der Vorstand hat dem Anwalte seine Ansicht dahin kundgegeben, daß er eine grundsätzliche Stellungnahme des Vorstandes zu dieser Frage nicht für zweckmäßig halte, vielmehr empfehlen müsse, daß einerseits die Anwaltschaft unter der Hand bei den einzelnen Kammervorsitzenden auf ein entgegenkommendes Verhalten hinwirke und daß andererseits die Anwälte sich dahin vereinigen, im Regelfalle die Einarbeitung eines Referendars durch einen mit der Sache nicht vertrauten Kollegen nicht zu erkiten.

12. Ein Anwalt, der vom Gerichte außerhalb der üblichen Reihenfolge zum Offizialanwalt ernannt und hiergegen vergeblich beim Gerichte vorzeitig geworden war, ersuchte denselben Vorstand, beim Präsidenten des Landgerichtes dahin zu wirken, daß in solchen Fällen, in welchen der Anwalt persönlich die Führung der Sache mit einer Partei bereits bestritten, dann aber wegen der Honorarfrage die Führung nicht übernommen habe, der betreffende Anwalt nicht von Gerichtes wegen der Partei beigerufen werden möge. Der Vorstand beschloß, dieser Anregung nicht Folge zu geben, da nach dem Bescheide des Landgerichtes eine derartige Beordnung von Anwälten den Anwalt regelmäßig nicht beschwere, insofern bei solchen, außerhalb des regelmäßigen Turnus übertragenen Mandaten in der Weise ein Ausgleich geschaffen würde, daß der Anwalt erst entsprechend später eine abermalige Bestellung zum Kammeranwalt zu gewärtigen habe.

13. Der Vorstand in Jena hat sich wiederum mit der Frage der Zweigbüros zu beschäftigen gehabt.

14. Im Bezirke Kiel wurde auf Anfrage einem Kammermitgliede bemerkt, daß ein Kolonnen, wonach ein Anwalt auf einen Teil der ihm gesetzlich zukommenden Gebühren zugunsten eines Rechtskonsulenten verzichtet, nach Ansicht des Vorstandes für zulässig nicht erachtet werden könne.

15. Bei einem Amtsgericht des Bezirkes Marienwerder, bei dem nur ein Anwalt tätig, außerdem ein Prozeßagent zugelassen war, bestand die Übung, daß armen Parteien abwechselnd der Anwalt und der Prozeßagent zugeworfen wurde. Der Oberlandesgerichtspräsident ersuchte den Vorstand um gutachtliche Äußerung über die Geschäftsfähigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Übung. Der Vorstand war der Ansicht, daß dieselbe dem § 116 ZPO. widerspreche, daher unzulässig sei, daß aber auch diese Gleichstellung des Anwalts und des Prozeßagenten bei Übertragung öffentlicher Pflichten im Interesse des Anwaltsstandes unerwünscht erscheine. Der Oberlandesgerichtspräsident hat darauf die Amtsgerichte mit entsprechender Verfügung versehen, nachdem auch der Justizminister sich dahin ausgesprochen hatte, daß der § 116 ZPO. den Kreis derjenigen Personen erscheidend regelt, welche einer armen Partei, von Rechtsanwältinnen abgesehen, zur unentgeltlichen Bezeichnung ihrer Rechte beigeordnet werden können, unter gleichzeitiger Hinweis darauf, daß diese Auffassung auch in der Begründung der Novelle zur Zivilprozeßreformung zum Ausdruck gebracht sei.

16. Vom Münchener Vorlande wurde auch ein die Befreiung gewohnheitsmäßiger Zulassungsumgehungen betreffendes Rundschreiben erlassen.

17. Der Oberstaatsanwalt in Nürnberg brachte zur Kenntnis des Vorstandes, daß zwei Kammermitglieder, — der eine von der Strafkammer, der andere als Referentoffizier vom Kriegesgericht, — wegen Herausforderung zum Duellkampf mit tödlichen Waffen mit 1 Tag Festung bestraft seien, mit dem Bemerkte, daß er in deren Verhalten einen Verstoß gegen RAO. § 28 nicht finde und Klage im ehrengerichtlichen Verfahren nicht erhebe. Der Vorstand erklärte sein Einverständnis hiermit.

18. Im demselben Bezirke wurde einer Beschwerde, welche sich gegen einen Offizialanwalt richtete, weil er die Sache nicht persönlich vertrete und einen Beweisstermin unbeachtet gelassen habe, nach Erfolgung der Akten und nach den erteilten Aufschlüssen nicht Folge gegeben und dem Klienten bemerkt, daß er kein Recht darauf habe, daß der Armenanwalt ihn immer persönlich vertrete, er sich vielmehr auch mit einem geeigneten Substituten begnügen müsse.

Von demselben Vorstand wurde auch mißbilligt, daß ein Kammermitglied laut der vorliegenden Akten mit der Monbanthin des Gegenanwalts ohne dessen Zustimmung einen Vergleich schriftlich abschloß, während diese jedoch als nicht der mündlichen Vereinbarung entsprechend beanstandete.

19. Einem Anwalt im Bezirke Stuttgart, der in einer Privatklage das Gegenamt als Zwang dafür benannt hatte, daß die von ihm namens des Beschuldigten erhobene Widerklage eine Betrug untere Behauptung enthalte, wurde die Mißbilligung ausgesprochen, weil der Vorstand davon ausging, daß der Beitrittsantritt mit dem Tugnis des Kollegen weniger den Zwang folgte, die Interessen des Klienten zu wahren, als vielmehr in unzulässiger Weise dem Gegenanwalt

seine Disposition zu bezeugen. Mißbilligt wurde ferner das Verhalten eines Anwalts, welcher der Partei, der er als Armenanwalt beigeordnet war, nach Erhebung der Sache seine Kostenrechnung mit dem Anfügen überlieferte, falls die Partei in der Lage sein sollte, die Kosten binnen zwei Wochen an ihn zu bezahlen, so ermähige er sein Guthaben usw. Einem anderen Anwalt wurde die Mißbilligung des Vorstandes ausgesprochen wegen Umgehung des Gegenanwalts bei Abschluß eines Vergleichs.

20. Ein Mitglied derselben Kammer hat den Vorstand um Mitteilung seiner Ansicht darüber ersucht, ob es verpflichtet sei, die ihm als Armenanwalt von einem Bevollmächtigten der armen Partei bezahlten Prozeßkosten auf Verlangen der armen Partei zurückzuführen. Der Vorstand hielt sich auf Grund des ihm nach § 49 Ziffer 1 der RAO. zustehenden Aufschlusses für zuständig, zu der angeregten Frage Stellung zu nehmen und hat beschlossen, dem Kammermitglied auf seine Anfrage zu erwidern: es könne nach Lage der Sache die Verpflichtung zur Rückgewähr des Bezahlten nicht bewiesen werden, wenn nicht etwa der Tatbestand des § 125 ZPO. vorliege.

21. Im demselben Bezirke hat die Staatsanwaltschaft bei dem Oberlandesgericht infolge Austrags des Justizministeriums eine Anzeige gegen einige Anwälte erstattet, weil der Verdacht der mißbräuchlichen Verwendung einer bei den betreffenden Anwälten zur Einsichtnahme mitgeteilten Akten der Staatskammer befindlichen Urkunde vorliegt. Der Vorstand hat, da er weder eine ehrengerichtliche, noch eine bürgerliche zu abweisende Beschlusse als vorlegend erachtete, beschlossen, der Anzeige keine Folge zu geben.

22. Ein Anwalt derselbst hat beantragt, es wolle gegen ihn ein ehrengerichtliches Verfahren eingeleitet werden, weil ein Stadtvorstand in einer an die Staatsanwaltschaft gerichteten Eingabe in Beziehung auf ihn geäußert habe: „Ganz charakteristisch ist das Verhalten des Rechtsanwalts R. K., das ich von einem Juristen für ganz unmöglich gehalten hätte; ich glaube nicht, daß die Anwaltskammer dasselbe billigen würde.“ Der Vorstand hat beschlossen: dem Antrage keine Folge zu geben, weil die betreffende Äußerung des Stadtvorstandes ihn unmöglich veranlassen könne, wegen solcher, ganz allgemein gehaltenen, in keiner Weise tatsächlich begründeter Behauptungen ein Verfahren einzuleiten.

23. Wegen Stellungnahme gegen die Verleger von Geschäftsakten trat der Vorstand in Zweifelsfällen, den Beschlüssen der vorjährigen Versammlung entsprechend, mit den anderen Kammervorständen in Verbindung, die sich sämtlich zustimmend äußerten, jedoch eine öffentliche Abwehr hier nicht gebend, sondern die innerhalb der Kammer ergreifenden bzw. zu ergreifenden Schritte dagegen für genügend erachteten.

24. Auf Anregung eines Kammermitgliedes desselben Bezirkes, dem gegenüber von einem Kollegen der Vorwurf eines zu schnellen Verfahrens in einer Zwangsversteigerungsgeschichte gemacht wurde, äußerte der Vorstand seine Meinung dahin, daß das Verfahren im betreffenden Falle jedenfalls nicht zu beanstanden sei, die Zuständigkeit des Vorstandes, eine Entscheidung zu treffen oder auch nur einen Rat zu erteilen, jedoch

bestorift werden müßte, wenn ein Kollege innerhalb der gesetzlichen Vorschriften verfuhr, da andernfalls eine Unsicherheit in das Vollstreckungsverfahren gebracht würde, die den Rechtsanwalts in Konflikt mit den Pflichten gegen die Partei bringen könnte.

25. Von einer Reihe von Vorständen sind auch Erwägungen über den hinten mitgetheilten Beschluß der Kammerversammlung von Karlsruhe wegen der Verträge zwischen Rechtsanwältinnen

und Vereinen angestellt. Einige Vorstände haben den Beschluß den Kammermitgliedern mitgeteilt.

VII. Ehrengerichte.

1. Die Geschäftstätigkeit der Ehrengerichte und die bei ihnen anhängig gewordenen ehrengerichtlichen Untersuchungen werden auf Grund der vorliegenden Materialien in nachstehender tabellarischer Übersicht zur Anschauung gebracht.

Bezirk	Zahl der beim Ehrengericht anhängig gewordenen Untersuchungen			Verurteilt sind		Un- erledigt blieben	Von den ergangenen Urteilen			Zahl der Sitzungen
	über- haupt	darunter vor- jährig	davon in Zu- lassungs- sachen	vor Erlass eines Urteils (durch Ein- stellung, Tod u. a.)	durch Urteil		lauten auf			
							Strafe	Frei- sprechung	sind durch Berufung ange- fochten	
Kugelsburg	2	—	1	—	2	—	1	—	1	2
Bamberg	1	—	—	—	1	—	1	—	—	1
Berlin	7	—	—	—	7	—	5	2	7	6
Braunschweig	—	—	—	—	—	—	—	—	—	0
Dreslau	7	—	—	—	6	—	7	—	—	—
Erfurt	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gießen	4	—	—	—	2	2	1	1	2	—
Helm	6	—	1	—	6	—	4	1	—	6
Holzm	6	—	1	1	2	3	1	—	1	—
Darmstadt	2	—	1	—	—	2	—	—	—	—
Dresden	17	—	1	2	9	4	7	1	2	6
Frankfurt a. M.	4	—	—	—	1	3	1	—	—	—
Hamburg	7	—	1	—	5	2	4	—	1	10
Hann	6	—	1	—	6	—	3	2	2	5
Jena	10	—	1	—	9	1	6	2	2	—
Karlsruhe	—	—	—	—	5	—	5	—	2	5
Kiel	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—
Königsberg	—	—	—	—	3	—	3	—	1	—
Marienwerder	—	—	—	—	4	—	4	—	3	—
München	11	—	—	—	8	3	7	1	5	8
Raumburg	—	—	1	—	11	—	9	1	5	3
Rürnberg	14	—	1	4	8	2	6	1	5	8
Odenburg	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—
Posen	6	—	—	2	—	4	—	—	—	—
Rostock	1	—	—	—	1	—	1	—	1	—
Stettin	4	—	—	—	—	4	—	—	—	—
Stuttgart	—	—	—	—	3	1	3	—	2	2
Wiesbaden	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reichsgericht	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	10	—	100	—	73	12	42	—

2. Die Zahl der ehrengerichtlichen Untersuchungen und Urteile ist, soweit die Berichte darüber Aufschluß geben, gegen das Vorjahr wiederum gestiegen. Im vorliegenden Berichtsjahre kommt danach auf 100 Rechtsanwältinnen durchschnittlich

1,27 Urteil, während dieses Verhältnis im Vorjahr sich auf 1,00 stellte.

Von den ergangenen Urteilen — abgesehen von denjenigen in Zulassungssachen — lauten 87 Prozent (im Vorjahr 90)

auf Bestrafung und 13 Prozent auf Freisprechung. Durch Berufung sind 42 Prozent (im Vorjahre 43) der ergangenen Urteile angefochten worden.

Mit der Verlegung der Zulassung haben es 10 Unternehmungen zu tun, die alle zum Ueblen gelangten.

In einer vorjährigen Ehrengerichtssache des Bezirkes Celle in welcher ein Mitglied wegen Verletzung seiner Amtspflichten als Notar vom Ehrengerichte verurteilt war, ist auf die Berufung des Angeklagten das erste Urteil vom Ehrengerichtsurtheile in Leipzig aufgehoben und die Sache an das Ehrengericht zurückverwiesen. Der Ehrengerichtshof hat seiner früher ausgesprochenen Ansicht entgegen jetzt entschieden, daß der in einem anderen Disziplinarverfahren durch Urteil festgestellte Tatbestand nicht ohne weiteres für ein ehrengerichtliches Verfahren gegen einen Rechtsanwalt zugrunde gelegt werden dürfe, vielmehr der Tatbestand von neuem zu prüfen und festzustellen sei.

3. Die erkannten Strafen und die Gegenstände der betreffenden Untersuchungen sind, soweit die Berichte darüber Auskunft geben, nachstehend in Kürze dargestellt:

(über den Ausfall der eingeleiteten Berufungen vergl. noch den nächsten Abschnitt VIII)

im Bezirk Augsburg:

1. 250 Mark

— durch Berufung angefochten —

Hamburg:

1. Warnung.

Berlin:

1. Verweis wegen beleidigender Äußerungen gegenüber einem Kollegen vor und während der gerichtlichen Verhandlung.
2. Verweis und 1000 Mark wegen Nichterfüllung gesetzlicher Verpflichtungen, widerwärtigen Benehmens in öffentlicher Gerichts Sitzung, lässigen Prozeßbetriebes, Nichtbeachtung der Verfügungen des Vorstandes und anderer Verfehlungen.
3. Warnung wegen widerwärtigen Benehmens in Zwangsversteigerungsachen.
4. Verweis und 1000 Mark wegen wiederholter geßigter und ehrenkränkender Bemerkungen gegenüber einer Versicherungsgesellschaft, wegen Schuldnermachens und anderer Verfehlungen.
5. Ausschliefung wegen ungehörigen Benehmens gegen den Vorstand, gegen Kollegen und vor Gericht, Eklamie bei Abführung von Geldern, unzulässiger Einwirkung auf Zeugen, Vernachlässigung der Interessen seiner Auftraggeber, laizistischer Lebensweise und Eingehens von Beschleiverbindlichkeiten.

— zu 1 bis 5 durch Berufung angefochten. —

Celle:

1. Verweis und 1000 Mark wegen außergewöhnlicher Nachlässigkeit in der Mandatsverteilung.

— durch Berufung angefochten —

Cöln:

1. Verweis.
2. Verweis.
3. Warnung.
4. Warnung.

Colmar:

1. Ausschliefung wegen Verwundung fremder Gelder zu eigenem Nutzen, Unordnung im Bureau und Unwahrheit gegenüber den Parteien.

— durch Berufung angefochten —

Dresden:

1. Warnung wegen mißbräuchlicher Ausnutzung des Berufs als Verteidiger mit der verhafteten Beschuldigten in zwei Fällen.
2. Warnung wegen Mitwirkung zur Herbeiführung von Miet- bezw. Kaufverträgen, welche den Vorstellbetrieb zum Gegenstand hatten.
3. Warnung wegen Vertretung entgegen gesetzter Interessen.
4. Warnung wegen unzulässiger Vorteile gegen einen Sachverständigen und einen Richter.
5. Verweis wegen Beschimpfung eines Kollegen und eines Kaufmanns.
6. 200 Mark wegen Annahme von Aufträgen in etwa 50 Sachen von einem Rechtskonsulenten gegen Uebersetzung der Prozeßgebühren.
7. 100 Mark wegen Verweigerung eines Vorwurfsbetrages gegenüber dem Auftraggeber nach Bestrafung wegen mehrerer gleicher Verfehlungen.

— zu 4 ist Berufung eingelegt —

Frankfurt a. M.:

1. Verweis und 1000 Mark wegen Lässigkeit in der Betreibung übernommener Rechtsachen, Unterlassung der Auskunftserteilung und Nichtbefolgung der Aufträge des Vorstandes.

Hamburg:

1. Verweis und Geldstrafe.
2. Verweis und Geldstrafe.
3. Geldstrafe.
4. Warnung.

— zu 3 und 4 ist Berufung eingelegt —

Hann:

1. Warnung.
2. Verweis und 300 Mark.
3. a) Verweis und 600 Mark,
b) Verweis,
c) Warnung.

— zu 2 und 3 ist Berufung eingelegt —

Jena:

1. Warnung.
2. Warnung.
- 3.—6. Geldstrafen von im ganzen 450 Mark

— zu 3 ist Berufung eingelegt —

Karlsruhe:

1. Ausschlief von der Rechtsanwaltschaft.
2. Verweis und 1000 Mark.
3. Verweis und 1000 Mark.
4. Ausschliefung von der Rechtsanwaltschaft.
5. Verweis und 300 Mark

— zu 4 und 5 ist Berufung eingelegt —

Kiel:

1. Warnung wegen unpassender und beleidigender Äußerungen über einen Richter in eine an den Justizminister gerichteten Beschwerde.

Karlsruhe:

1. Warnung,
2. Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft,
3. Verweis und 1 500 Mark,
4. Warnung.

— Zu 1 bis 3 ist Berufung eingelegt —

Königsberg:

1. Warnung,
2. 200 Mark,
3. 300 Mark,
4. 50 Mark,
5. 125 Mark,
6. Verweis und Geldstrafe,
7. Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft.

— Zu 2 bis 6 und 7 ist Berufung eingelegt —

Kraumburg:

1. bis 4. Warnung wegen Beleidigung bzw. tadelnder Äußerungen über Kollegen,
5. Verweis bedinglich,
6. Verweis und 300 Mark wegen pflichtwidriger Ausübung der Berufstätigkeit,
7. 300 Mark wegen pflichtwidriger Einbehaltung von Unterhaltsgeldern als Armenanwalt und Deckung der Gebühren daraus,
8. Warnung wegen Vertretung entgegengelegter Interessen,
9. 300 Mark wegen derselben Verfehlung.

— In 5 Fällen ist Berufung eingelegt. —

Kürnberg:

1. 100 Mark wegen beharrlicher Weigerung eines zugelassenen Rechtsanwalts, den Eid gemäß § 17 R.A.O. zu leisten,
2. Verweis und 600 Mark wegen groblicher Verstoße gegen die Regeln der Sittlichkeit und des Anstandes, Beleidigung eines Staatsbeamten und landeswidriger Kesseltanz,
3. Geldstrafe gegen denselben Anwalt wegen ungebührlicher und ausfallender Äußerung dem Justizministerium,
4. 30 Mark wegen grober brieflicher Beleidigung eines Kollegen, welcher eine Forderung auf Posten nicht angenommen hatte,
5. Warnung wegen ungebührigen Ausfalls gegen einen Kollegen in der gerichtlichen Verhandlung,
6. Warnung wegen Mitwirkung bei einem zur Schädigung der Gläubiger abgeschlossenen Vermögensauseinandersehungsvertrags von Eheleuten.

— Zu 1 bis 4 ist Berufung eingelegt —

Köln:

1. Warnung wegen Gehörverweigerung von einer armen Partei.

Stuttgart:

1. Verweis und 300 Mark wegen Annahme eines Auftrags nach unethischem Verfehle mit der Auftraggeberin,

2. Verweis und 200 Mark wegen Nichtbeantwortung der Anfrage des Vorstands, umsofort Berichtserstattung an ihn und vergrößerte Geldablieferung,

3. Verweis und 400 Mark wegen lässiger Betreibung der Berufsgeschäfte, Nichtbeantwortung der Anfragen der Partei, Vergrößerung der Abrechnung und Ablieferung eingemommener Gelder, Erstattung wahrheitswidriger Berichte und hanebüchelhaftester Nachachtung der Auflagen des Vorstands.

— Zu 1 und 2 ist Berufung eingelegt —

4. Soweit aus vorstehenden Angaben zu entnehmen ist, sind von den Ehrengerichten in erster Instanz verhängt worden:

24 Warnungen (39 Prozent der Strafurteile), 6 Verweise (8 Prozent), 17 Geldstrafen (24 Prozent) und zwar in Höhe von 30 bis 300 Mark, 18 Verweise nebst Geldstrafe im Betrage bis 1 500 Mark (26 Prozent) und 6 Ausschließungen (8 Prozent).

Über die Fälle, in welchen gegen die Verfassung der Zulassung die Ehrengerichte angetreten sind, wird nur berichtet, daß in Dresden, Hamburg, Kraumburg und Nürnberg in je einem Falle der Verfassungsgrund für gerechtfertigt erachtet ist, wogegen in Göttingen, Hamm und Jena in je einem Falle zu gunsten des Antragstellers entschieden wurde.

In dem Bezirk Kürnberg wurde gegen zwei die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnende Beschlüsse von der Staatsanwaltschaft erfolglos Beschwerde eingelegt.

Bei den Fällen, in denen Freisprechung erfolgt, handelte es sich im Bezirke

Berlin um öffentliches Argernis erregendes, geschlechtes Zusammenleben mit der Wirtschafterin;

Celle um Verletzung unrichtigen Rats an einen Zeugen hinsichtlich der von ihm in einem Strafverfahren zu machenden Aussage;

Kürnberg um die Unterzeichnung der Eingaben einer Frau wegen polizeilicher Erlaubnis zum Betriebe eines Vorderkass.

VIII. Der Ehrengerichtshof.

Bei dem Ehrengerichtshof sind während des Kalenderjahres 1905 im ganzen 55 Berufungen — gegen 36 im Vorjahre — anhängig geworden, außerdem eine im Wiedernahmeverfahren. Eine Berufung erledigte sich alsbald durch Zurücknahme der Berufung. Die übrigen 55 Sachen, welche durchweg nur einen Rechtsanwalt betrafen, haben sämtlich durch Urteil ihre Erledigung gefunden. Dabei waren 42 Berufungen freisetzend der Angeklagten, 4 durch die Staatsanwaltschaft und 9 von beiden Seiten vor dem Ehrengerichtshof gebracht. Die lediglich von der Staatsanwaltschaft eingelegten 4 Berufungen haben nur in 3 Fällen Erfolg gehabt; und zwar wurde an Stelle der durch das Ehrengericht erlassenen Freisprechung je einmal auf Warnung und einmal auf Geldstrafe erkannt. Von den Berufungen der Angeklagten erglitten 11 eine Strafmilderung, davon führte eine zur völligen, eine andere (im Wiedernahmever-

verfahren) zur teilweisen Freisprechung und 2 andere erlitten statt der Ausschließung die Strafe des Verweises zusammen mit Geldstrafe. Die 5 Berufungen wegen Verlegung der Zulassung hatten durchweg den erwünschten Erfolg für die Antragsteller. Von den beiderseitig eingelegten Berufungen führten 3 eine Strafmilderung herbei (2 sogar die Freisprechung) und 3 eine Strafschärfung (die eine davon die Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft); die übrigen 3 Berufungen wurden verworfen.

Das Schicksal der Berufungen war überhaupt folgendes: Verworfen wurden solche in 55 Prozent der Fälle (nach der vorigen Übersicht in 65 Prozent), zugunsten der Angeklagten fielen 40 Prozent (im Vorjahr 26), zum Nachteil der Angeklagten 5 Prozent (im Vorjahr 9) aus. Die Berufungen hatten also einen günstigeren Erfolg für die Angeklagten als im Vorjahr.

Von den 29 Kammerbezirken waren 17 durch Berufungen vertreten.

Bezirk	Nummer der Abschn. VII 3 der Übersicht ausgeführten Straffälle	Das Urteil I. Instanz		Die Berufung ist eingelegt von		Das Urteil des Obergerichtshofs lautet auf	Bemerkungen
		war gegen wieviel Anwälte	lautete auf	dem Angeklagten	der Staatsanwaltschaft		
Mugaburg	vorjährig	1	30 Mark	1	1	300 Mark	
	vorjährig	1	120 Mark	1	—	Verwerfung	
	vorjährig	1	Verweis und 2000 Mark	1	1	Ausschließung	
Berlin	vorjährig	1	Ausschließung	1	—	Verwerfung	
	1	1	Verweis	1	—	Verwerfung	
	2	1	Verweis und 1000 Mark	1	—	Verwerfung	
	—	1	Freisprechung	—	1	Warnung	
	—	1	Freisprechung	—	1	Warnung	
	3	1	Warnung	1	1	Freisprechung	
Breslau	4	1	Verweis und 1000 Mark	1	1	Verwerfung	
	5	1	Ausschließung	1	—	Verwerfung	
	—	1	Verweis	1	1	Verwerfung	
	—	1	Verlegung der Zulassung	1	—	Verlegungsgrund nicht gerechtfertigt	
	—	1	Freisprechung	—	1	100 Mark	
	1	1	Verweis	1	—	Verwerfung	
Cöln	1	1	Ausschließung	1	—	Verwerfung	
	—	1	Verlegung der Zulassung	1	—	Verlegungsgrund nicht gerechtfertigt	
	4	1	Warnung	1	—	Verwerfung	
	—	1	Ausschließung	1	—	Verweis und 3000 Mark	
	vorjährig	1	Verweis und 500 Mark	1	—	Verwerfung	
	3	1	100 Mark	1	—	Warnung	
Hamburg	—	1	Verlegung der Zulassung	1	—	Verlegungsgrund nicht gerechtfertigt	
	4	1	Warnung	1	—	Verwerfung	
	vorjährig	1	Verweis und 600 Mark	1	—	Verwerfung	
	—	1	Freisprechung	—	1	Verwerfung	
	2	1	Verweis und 300 Mark	1	—	Verwerfung	
	vorjährig	1	Verweis und 500 Mark	1	—	Verweis	
Königsberg . . .	—	1	Verweis und 300 Mark	1	—	Verwerfung	
	—	1	Verweis	1	—	Verwerfung	
	1	1	Warnung	1	1	Verweis	
Mantenerde . . .	2	1	Ausschließung	1	—	Verwerfung	
	3	1	Verweis und 1500 Mark	1	1	Verweis und 300 Mark	

Bezirk	Nummer der Ab- schnitt VII 3 der Übersicht aufgeführten Straffälle	Das Urteil I. Instanz		Die Berufung ist eingelegt von		Das Urteil des Obergerichtshofs lautet auf	Bemerkungen
		war gegen wieviel Anwälte	lautete auf	dem Ange- klagten	der Staats- anwalt- schaft		
München . . .	2	1	200 Mark	1	—	Verurteilung	Berufung ist zurück- genommen
	7	1	Kaufschlichtung	1	—	Verurteilung	
	3	1	300 Mark	1	—	Verurteilung	
	4	1	50 Mark	1	—	Verurteilung	
	5	1	125 Mark	1	—	Warnung	
Raumburg . . .	vorjährig	1	Kaufschlichtung	1	—	Verurteilung	
	vorjährig	1	Kaufschlichtung	1	—	Verweis und 1500 Mark	
	—	1	Verfügung der Zulassung	1	—	Verfügungsgrund nicht gerechtfertigt	
	5	1	Verweis	1	—	Warnung	
	6	1	Verweis und 300 Mark	1	—	Warnung	
	1	1	Warnung	1	—	Verurteilung	
	2	1	Warnung	1	—	—	
	7	1	300 Mark	1	—	150 Mark	
	9	1	300 Mark	1	—	Verurteilung	
	—	1	Verfügung der Zulassung	1	—	Verfügungsgrund nicht gerechtfertigt	
Nürnberg . . .	4	1	30 Mark	1	—	Verurteilung	
	2	1	Verweis und 600 Mark	1	—	Verurteilung	
	1	1	100 Mark	1	—	Warnung	
	3	1	Verweis und 100 Mark	1	—	Verurteilung	
	—	1	Verweis und 200 Mark	1	—	Verurteilung	
Rostock	1	1	Warnung	1	—	Freisprechung	
Stuttgart . . .	1	1	Verweis und 300 Mark	1	1	Freisprechung	
	2	1	Verweis und 200 Mark	1	1	Verurteilung	
außerdem im Wiederaufnahmeverfahren							
Berlin	—	1	in I. Instanz Verweis und 3 000 Mark, in II. Instanz Kauf- schlichtung	1	—	Freisprechung in dem wiederaufgenommenen Falle; für die anderen Fälle Verweis und 2 000 Mark	

IX. Strafgerichtliche Untersuchungen.

Über strafgerichtliche Untersuchungen gegen Rechtsanwälte wird folgendes mitgeteilt: aus dem Bezirke Celle ein Strafverfahren, in welchem Freisprechung erfolgte, ein demnächst eingestelltes Verfahren und zwei zur Zeit der Berichterstattung noch anhängig getragene Fälle; im Dresdener Bezirke sind in 8 Fällen strafgerichtliche Untersuchungen gegen Kammermitglieder eingeleitet worden; 3 Fälle betrafen Beleidigungen, davon wurde in 2 Fällen infolge Rücknahme der Strafanträge das Verfahren eingestellt; im 3. Falle erfolgte Freisprechung; ein Kammermitglied wurde ferner wegen gemeinlich begangener Ver-

gehen gegen Artikel 249 a des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches und § 313 des Deutschen Handelsgesetzbuches zu 3 Monaten 2 Wochen Gefängnis und zu 300 und 200 Mark Geldstrafe, ein anderes wegen Betrugs gegen § 314 des Handelsgesetzbuches zu 750 Mark Geldstrafe verurteilt; in 3 Fällen, und zwar wegen Betrugs und Unterschlagung, wegen Begünstigung zu Betrug und Urkundenfälschung und wegen Beihilfe zum Betrug gegen § 317 des Handelsgesetzbuches, waren die Untersuchungen noch im Gange; im Frankfurter Bezirk ist eine Untersuchungsfache vorgenommen; im Bezirke Zweibrücken betrafen strafgerichtliche Untersuchungen einen demnächst gelösten Rechtsanwalt.

X. Armenschaften.

Aber die Zahl der Vetterungen in Armenschaften bringt wiederum nur der Darmstädter Bericht nähere Angaben. Demnach sind in diesem Bezirke beim Oberlandesgericht in 60 und bei den Landgerichten in 672 Fällen Rechtsanwältin zur Vetterung armer Parteien bestellt worden.

XI. Hilfskassen und Unterstützungsfassen.

Der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwältin, deren segensreiche Wirksamkeit fortwährend allgemeine Anerkennung findet, sind, soweit die Berichte darüber Auskunft geben, überwiesen worden: von Augsburg 800 Mark, Bamberg 1 500 Mark, Berlin 5 000 Mark, Breslau 2 000 Mark, Cassel 1 000 Mark, Celle 2 000 Mark, Köln 2 000 Mark, Darmstadt 500 Mark, Dresden 4 000 Mark, Frankfurt 1 500 Mark, Hamm 3 000 Mark, Jena 1 000 Mark, Karlsruhe 1 500 Mark, Kiel 1 500 Mark, Königsberg 1 000 Mark, Marienwerder 2 000 Mark, München 2 000 Mark, Raumburg 1 000 Mark, Rürnberg 2 000 Mark, Posen 2 000 Mark, Rostock 500 Mark, Stettin 1 000 Mark, Stuttgart 1 200 Mark, ferner von Colmar der Kassenerbeschuß des Ortsausschusses des XVI. deutschen Anwaltslags.

Die Vorstände haben jurellt Veranlassung genommen, denjenigen Kammermitgliedern, welche der Hilfskasse noch nicht angehören, den Beitritt zu derselben auch Herz zu legen.

Demnach hat es nicht an tätiger Fürsorge für die Kammermitglieder und deren Hinterbliebenen gefehlt.

Im Bezirke Bamberg erhielten zwei Witwen verstorbener Rechtsanwältin Unterstügungen von 300 bezw. 150 Mark. Aus den Mitteln der Breslauer Kammer sind an hilfsbedürftige Angehörige verstorbener Rechtsanwältin 4 320 Mark gezahlt, auch aus dem Bezirke Cassel erhielten Hinterbliebene von Rechtsanwältin laufende Unterstügungen. Im Bezirke Celle ist dem Anwaltsunterstützungsverein in Hannover eine Beihilfe von 750 Mark zugesprochen. Im Bezirke Darmstadt wurden 500 Mark Unterstügungen gewährt. Im Bezirke Dresden hatte die Damm-Ulrich-Stiftung einen Bestand von 2 151 Mark, die Stiftung des vormaligen Advokatenvereins einen solchen von 1 145 Mark. Der Vorstand in Frankfurt a. M. bewilligte aus den Erträgen des Vermögens des Collegii graduatorum der Witwe eines Anwalts eine Unterstügung von 300 Mark. Aus dem Unterstügungsfonds des Hanseatischen Bezirke mit einem Kapitalbestande von 58 627 Mark sind 3 000 Mark zu Unterstügungen an fünf Anwaltswitwen verwendet worden. Aus der Kammerkasse zu Karlsruhe wurden zur Unterstügung von Kammermitgliedern bezw. deren Angehörigen 900 Mark ausgesetzt. Im Marienwerder Bezirke sind zur Unterstügung eines aus dem Amte geschiedenen Anwalts und von Anwalts-Hinterbliebenen 1 600 Mark bewilligt worden. Das rentierliche Vermögen des Münchener Fonds zur Unterstügung in Not gekrankter bayerischer Anwältin belief sich auf 114 052 Mark. Derselben floßen außer 860 Mark Straßburgern an freiwilligen Beiträgen der Mitglieder des Münchener Bezirke 2 294 Mark, sowie aus dem Bezirke Rürnberg 1 000 Mark zu; aus dem Fonds wurden 1 500 Mark Unterstügungen an Kammermitglieder gewährt. Aus der Kasse des Pensionsvereins im Raumburger Bezirke, welche 211 Mitglieder zählt und ein Stammvermögen

von 214 841 Mark besitzt, erhielten 8 Pensionäre zusammen 10 450 Mark und 55 Witwen 20 350 Mark Unterstügung. Im Bezirke Posen sind an Angehörige von Kammermitgliedern zusammen 950 Mark laufende und 400 Mark einmalige Unterstügung gezahlt worden. Aus der Hilfskasse für medlenburgische Rechtsanwältin, deren Vermögen auf 96 599 Mark angetroffen ist, sind zusammen 2 255 Mark Unterstügungen gezahlt worden. Im Bezirke Stettin bezogen Anwaltswitwen 2 100 Mark Unterstügungen, im Bezirke Stuttgart wurden aus der Kammerkasse 200 Mark Unterstügung bewilligt.

Ferner erhielt der Verein des Anwaltsgehilfen-Berbandes Augsburg eine Unterstügung von 100 Mark; die Kranken- und Sterbekasse der Bureaubeamten der Rechtsanwältin und Rotare im Bezirke Celle 250 Mark und die Hilfskasse für Bureauangestellte im Bezirke Posen 2 000 Mark.

XII. Kassenverwaltung.

Eine gleichmäßige Übersicht der Einnahmen und Ausgaben herausstellen, ist aus den früher bereits dargelegten Gründen fortwährend nicht möglich. Der Vermögensbestand der Anwaltskammern betrug bis 5 000 Mark in Augsburg, Braunschweig, Darmstadt, Frankfurt a. M., Oldenburg, Posen und Zweibrücken, zwischen 5 000 und 50 000 Mark in Colmar, Dresden, Hamm, Jena, Kiel, Marienwerder, München, Raumburg, Rürnberg, Rostock, Stettin und Stuttgart, über 100 000 Mark in Berlin.

Die Höhe der Beiträge belief sich im Berichtsjahre für die Reichsgerichtskammer auf 50 Mark, für Posen auf 30 Mark, für Breslau auf 22 Mark, für Karlsruhe, Marienwerder, Raumburg, Rürnberg und Oldenburg auf 20 Mark, für Celle, Jena, Kiel, München und Rostock auf 15 Mark, für Frankfurt a. M. auf 12 Mark, für Augsburg, Colmar, Darmstadt und Stuttgart auf 10 Mark, für Zweibrücken auf 7 Mark. Im Raumburger Bezirk wird von jedem neuzugehörigen Anwalt 10 Mark Eintrittsgeld erhoben.

XIII. Kammerversammlungen.

Während des Berichtsjahrs haben in den Bezirken Augsburg, Dresden, Karlsruhe, Raumburg und Rostock je zwei, im Bezirke Oldenburg drei und beim Reichsgerichte vier Versammlungen stattgefunden. Im übrigen haben sich die Kammermitglieder nur einmal versammelt. Die Versammlung des Bezirke Cassel wurde in Stuttgart, die von Colmar in Straßburg, von Darmstadt in Mainz, von Hamburg in Bremen, von Kiel in Flensburg, von Marienwerder in Danzig, von Zweibrücken in Landau, die eine des Bezirke Karlsruhe in Heidelberg, die von Raumburg in Halle bezw. Dessau abgehalten.

Die Zahl der teilnehmenden Mitglieder betrug bei der Versammlung des Bezirke Berlin 376, Breslau 107, Colmar 76, Darmstadt 48, Dresden 145, Frankfurt a. M. 82, Hamm 54 Jena 22, Karlsruhe 58 bezw. 114, Kiel 48, Marienwerder 74, Rürnberg 37, Posen 59, Stettin 58, Stuttgart 49.

Die Versammlungen einer größeren Anzahl von Bezirken beschäftigten sich mit der gegebenen Anregung wegen Ausbaues der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwältin.

Ein Kammermitglied in Dresden forderte den Beschluß der Versammlung mit dem Rechtsmittel der Beschwerde an und be-

antragte beim Oberlandesgerichte, denselben auf Grund § 59¹ der Rechtsanwaltsordnung als gesetzwidrig aufzuheben. Der VI. Zivilsenat des Oberlandesgerichts hat jedoch mittels Beschlusses vom 14. Dezember 1904 die Beschwerde als unbegründet verworfen. Das Oberlandesgericht sagt am Schlusse seiner Ausführungen: „Der angefochtene Beschluß der Anwaltskammer enthält in keiner Beziehung eine Verletzung des Gesetzes, er ist vielmehr mit Genugtuung zu begrüßen im Interesse der Würde und Ehre des Anwaltsstandes, von der eine gebräuchliche Rechtspflege nicht minder abhängig ist, als von dem Ansehen des Richterstandes.“

In mehreren Versammlungen wurde ein Antrag des Vorstandes des Deutschen Anwaltsvereins wegen Änderung der Gebührenordnung für Rechtsanwälte beraten. Desgleichen die Frage des unterhältnismäßigen Zubrangs zur Rechtsanwaltschaft und der besseren praktischen Vorbildung der Rechtsanwältinnen.

Die Versammlung in Kiel beschloß, den Vorstand zu beauftragen, namens der Anwaltskammer bei der Landesjustizverwaltung auf Grund des § 50 der Rechtsanwaltsordnung gegen die von dem Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten ausgesprochene Ansicht, daß eine Ausbildung von Referendaren in den rechtsanwaltschaftlichen Geschäften bei einem nur bei einem Amtsgerichte zugelassenen Anwalt nicht erreicht werden könne, vorläufig zu verwehren.

Die außerordentliche Versammlung in Karlsruhe faßte mit allen gegen eine Stimme, dem Antrage des Vorstandes entsprechend, den Beschluß: „Verträge zwischen einem Rechtsanwalt und Vereinen oder Interessengruppen, durch welche diese für ihre Mitglieder Rechtswort oder Rechtschutz erlangen wollen, sind unzulässig; bestehende Verträge sind sofort zu lösen.“ Dieser Beschluß nebst Begründung wurde sämtlichen Vorständen der deutschen Anwaltskammern, sowie den baltischen Anwaltsvereinen durch besonderes Rundschreiben zur Kenntnis gebracht.

Abgelehnt wurde jedoch der Antrag desselben Vorstandes, einen Beschluß dahin zu fassen: „Es ist unzulässig, wenn Rechtsanwälte ihren Namen gegen Entgelt — Einrückungsgebühren, Abonnement usw. — in periodischen Veröffentlichungen, wie Adressbücher, Kalender u. dergl., aufnehmen lassen, es sei denn, daß dies die sämtlichen, am gleichen Orte wohnenden Rechtsanwältinnen tun.“ Dagegen faßte dieselbe Kammerversammlung, dem Antrage des Vorstandes entsprechend, in bezug auf die Anwaltsgehilfen folgende Beschlüsse: A. Rühnigungsfeiern betreffend. 1. Die Kammerversammlung spricht als ihre Ansicht aus, daß die Dienste der Bureauverwalter und der eine ähnliche Tätigkeit verrichtenden Rangleibeamten, in der Regel Dienste höherer Art im Sinne des § 622 BGB. sind. 2. Die Kammerversammlung empfiehlt den deutschen Anwaltsvereinen, durch Vereinsbeschlüsse festzusetzen, daß das Dienstverhältnis der Bureauverwalter und der eine ähnliche Tätigkeit verrichtenden Rangleibeamten, soweit sie nicht probe- oder ausübungsweise angestellt sind, abgesehen von wichtigen Gründen (§ 624 BGB.), nur auf den Schluß eines Kalendervertriebsjahres und nur unter

Einholung einer Rühnigungsfrist von sechs Wochen gekündigt werden kann. H. Sonntagsruhe betreffend. Die Kammerversammlung empfiehlt, daß die deutschen Anwaltsvereine die strikte Durchführung der Sonntagsruhe für das Rangleipersonal einführen und demgemäß beschließen, daß an Sonntagen und gesetzlichen Feiertagen das Rangleipersonal vom Erscheinen im Bureau vollständig entbunden wird. C. Rangleibeden be-
treffend. Die Kammerversammlung empfiehlt, daß die deutschen Anwaltsvereine die regelmäßigen Bureaustunden für das Rangleipersonal auf die Stunden von 8 bis 12 Uhr Vormittags und 2 bis 7 Uhr Nachmittags festsetzen.

Die in der Stadt Oldenburg ansässigen Rechtsanwältinnen haben beschloffen, an den Sonntags Nachmittagen von 1 Uhr an und an den ganzen Sonn- und allgemeinen Feiertagen ihre Geschäftsräume für den Verkehr mit dem Publikum zu schließen.

In der Zweibrücker Versammlung wurde zur Frage der Stellungnahme gegen die Verleger von Geschäftskalendern und dergleichen auf Antrag eines Kammermitgliedes der Vorstand beauftragt, den betr. Verlegern, die Antrichter zur Aufnahme der Namen von Rechtsanwältinnen gegen Entgelt machen, Kenntnis von dem betr. Beschlusse der Kammerversammlung vom 1. Oktober 1904 zu geben mit dem Beifügen, daß die Kammermitglieder solche Kalender, bei denen nur einzelne und nicht alle Rechtsanwältinnen der betr. Gerichte angeführt seien, nicht mehr bestellen würden. Auch soll Vernehmung namens der einzelnen ausführenden Kammermitglieder gegen den Verstoß eingelegt werden, als ob sie ihre Aufnahme durch Zahlung eines Entgelts veranlaßt hätten.

Zu der oben unter VI 24 berührten Frage wegen der Zwangs-
vollstreckung sprach die Kammer in Zweibrücken ihre Ansicht dahin aus, daß dieselbe durch das Gesetz geregelt sei und ein Vorgehen eines Kammermitgliedes innerhalb der Schranken des Gesetzes keinen Anlaß zu einem disziplinären Vorgehen abgeben könne.

In der Versammlung des Bezirks Zweibrücken wurden ferner seitens einzelner Kammermitglieder mehrfache Mißstände infolge der Zulassung von Prokurenanten an Amtsgerichten bekannt gegeben. Der Vorstand wurde beauftragt, nähere Erhebungen zu pflegen und Mißstände bei den einschlägigen Behörden in Anregung zu bringen.

Gegenstand der Darnstädter Versammlung war auch die Errichtung eines dritten Senats des Oberlandesgerichts.

Auf der Tagesordnung der Versammlung des Bezirks Rautenburg stand noch Beschlusfassung über einen Antrag auf Leistung von Beihilfen sowohl seitens der Kaffe der Anwaltskammer, als auch seitens der einzelnen Mitglieder derselben für die Unterstützungskasse und den Pensionsverein der Bureaubeamten der Rechtsanwältinnen und Notare im Deutschen Reich. Von Oldenburg wurde dem Pensionsverein der Betrag von 100 Mark zugewendet.

In der Kürnbergberger Versammlung wurde ein Gesuch des Verbandes deutscher Bureaubeamten um einen Beitrag zu einer Kasse, Invaliditäts- und Rentenversorgungskasse abgelehnt.

Entwurf eines Gesetzes,

betreffend

Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozessordnung, des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

Artikel I.

Das Gerichtsverfassungsgesetz wird dahin geändert:

1. Im § 20 Nr. 1 wird das Wort „dreihundert“ durch das Wort „achthundert“ ersetzt.

2. Der § 58 erhält folgenden Absatz 2:

Die Mitglieder können gleichzeitig Amtsrichter am Sitze des Landgerichts sein.

3. Im § 303 erhält

- a) der Schluß des Abs. 2 Nr. 4a folgende Fassung:

..... sowie die im § 4 Abs. 1 Nr. 1 bis 4 des Gewerbegerichtsgesetzes (Reichsgesetzbl. 1901 S. 353) und im § 5 Nr. 1 bis 4 des Gesetzes, betreffend Kaufmannsgerichte, vom 6. Juli 1904 (Reichsgesetzbl. S. 266) bezeichneten Streitigkeiten.

ferner wird

- b) der Abs. 3 durch folgende Vorschriften ersetzt:

Im dem Verfahren vor den Landgerichten hat das Gericht auf Antrag auch andere Sachen als Familiensachen zu bezeichnen. Werden in einer Sache, die durch Beschluß des Gerichts als Familiensache bezeichnet ist, in einem Termine zur mündlichen Verhandlung einander widersprechende Anträge gestellt, so ist der Beschluß auszuheben, sofern die Sache nicht besonderer Beiziehung bedarf.

Im dem Verfahren vor den Landgerichten sowie in dem Verfahren in den höheren Instanzen kann das Gericht auf Antrag auch solche Sachen, welche nicht unter die Vorschrift des Abs. 1 fallen, soweit sie besonderer Beiziehung bedürfen, als Familiensachen bezeichnen. Die gleiche Befugnis hat vorbehaltlich der Entscheidung des Gerichts der Vorsitzende.

4. Der Eingang des § 304 erhält folgende Fassung:

Auf das Kostenfestsetzungsverfahren, das Mahnverfahren....

Artikel II.

Die Zivilprozessordnung wird dahin geändert:

1. An die Stelle der §§ 103 bis 106 treten folgende Vorschriften:

§ 103.

Der Anspruch auf Erstattung der Prozesskosten kann nur auf Grund eines zur Zwangsvollstreckung geeigneten Titels geltend gemacht werden.

Das Gesuch um Festsetzung des zu erstattenden Betrags ist bei dem Gerichtsschreiber des Gerichts erster Instanz anzubringen. Die Kostenberechnung, die zur Mittelung an den Gegner bestimmte Abschrift derselben und die zur Rechtfertigung der einzelnen Ansätze dienenden Belege sind beizufügen.

§ 104.

Die Entscheidung über das Festsetzungsgeſuch erfolgt durch den Gerichtsschreiber.

Zur Berücksichtigung eines Anſpruches genügt, daß derselbe glaubhaft gemacht ist.

Über Erinnerungen gegen den Festsetzungsbeschluß entscheidet das Gericht, dessen Gerichtsschreiber den Beschluß erlassen hat. Die Erinnerungen sind binnen einer Frist von zwei Wochen, welche mit der Zustellung des Beschlusses beginnt, zu erheben. Gegen die Entscheidung des Gerichts findet sofortige Beschwerde statt.

§ 105.

Der Festsetzungsbeschluß kann auf das Urteil und die Ausfertigungen gesetzt werden, sofern bei der Anbringung des Gesuchs eine Ausfertigung des Urteils noch nicht erteilt ist und eine Verzögerung der Ausfertigung nicht eintritt. Eine besondere Ausfertigung und Zustellung des Festsetzungsbeschlusses findet in diesem Falle nicht statt. Den Parteien ist der festgesetzte Betrag mitzutheilen, dem Gegner des Antragstellers unter Beifügung der Abschrift der Kostenberechnung. Die Verbuchung des Festsetzungsbeschlusses mit dem Urteile soll unterbleiben, sofern dem Festsetzungsgeſuch auch nur teilweise nicht entsprochen wird.

Der Anbringung eines Festsetzungsgeſuchs bedarf es nicht, wenn die Partei vor der Verkündung des Urteils die Berechnung ihrer Kosten eingereicht hat; in

diesem Falle ist die dem Gegner mitzuteilende Abschrift der Kostenberechnung vom Amts wegen anzufertigen.

§ 106.

Sind die Prozesskosten ganz oder teilweise nach Quoten verteilt, so hat in den in erster Instanz vor einem Landgerichte verhandelten Sachen die Partei den Gegner von Abtretung des Besitzungsgefühls auszusondern, die Berechnung seiner Kosten binnen einer einschlägigen Frist bei dem Gerichtsschreiber einzureichen. In den in erster Instanz vor einem Amtsgerichte verhandelten Sachen ist die Aufforderung nach Abtretung eines Besitzungsgefühls von dem Gerichtsschreiber zu erlassen. Die Vorschriften des § 105 finden keine Anwendung.

Nach fruchtlosem Ablauf der einschlägigen Frist erfolgt die Entscheidung ohne Rücksicht auf die Kosten des Gegners, unbeschadet des Rechtes des letzteren, den Einspruch auf Erstattung nachträglich geltend zu machen. Der Gegner haftet für die Mehrkosten, welche durch das nachträgliche Verfahren entstehen.

2. Im § 107 werden

- a) im Abs. 1 Satz 2 die Worte „das Gericht erster Instanz“ durch die Worte „der Gerichtsschreiber des Gerichts erster Instanz“,
- b) im Abs. 2 Satz 1 die Worte „bei dem Gericht“ durch die Worte „bei dem Gerichtsschreiber“ ersetzt.

Ferner wird

- a) der zweite Satzatz im Abs. 2 Satz 1 gestrichen und
- b) der Abs. 3 dahin geändert:

Die Vorschriften des § 104 Abs. 3 finden Anwendung.

3. Der § 141 erhält folgenden Zusatz:

Wird das Erscheinen angesetzt, so ist die Partei vom Amts wegen zu laden. Die Ladung ist der Partei selbst zuzustellen, auch wenn sie einen Prozeßbevollmächtigten bestellt hat.

4. Der § 157 erhält folgende Fassung:

Das Gericht kann Bevollmächtigte und Beistände, welche das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, zurückschicken.

Das Gericht kann Parteien, Bevollmächtigte und Beistände, denen die Fähigkeit zum geeigneten Vortrag mangelt, den weiteren Vortrag untersagen. Einer Partei, welche einen ihr abgetretenen Anspruch geltend macht, kann der Vortrag auch untersagt werden, wenn die Partei das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreibt und ihr nach der Überzeugung des Gerichts der Anspruch abgetreten ist, um eine Zurückweisung auf Grund der Vorschrift des Abs. 1 zu vermeiden.

Eine Anfechtung dieser Anordnungen findet nicht statt. Die Vorschriften der Abs. 1, 2 finden auf Rechtsanwältinnen, die Vorschrift des Abs. 1 auf Personen, denen das mündliche Verhandeln vor Gericht durch eine fehlende der Justizverwaltung getroffene Anordnung gestattet ist, keine Anwendung. Die Justizverwaltung soll für Gerichte, bei denen mindestens zwei Rechtsanwältinnen zugelassen sind, eine solche Anordnung nicht treffen.

6. Der § 218 erhält folgende Fassung:

Zu Terminen, welche in verkündeten Entscheidungen

bestimmt sind, ist eine Ladung der Parteien unbeschadet der Vorschrift des § 141 Satz 2 nicht erforderlich.

6. An die Stelle des zweiten Abschnitts des zweiten Buches der Zivilprozeßordnung treten folgende Vorschriften:

Verfahren vor den Amtsgerichten.

§ 496.

Auf das Verfahren vor den Amtsgerichten finden die Vorschriften über das Verfahren vor den Landgerichten Anwendung, soweit nicht aus den allgemeinen Bestimmungen des ersten Buches, aus den nachfolgenden besonderen Bestimmungen und aus der Verfassung der Amtsgerichte sich Abweichungen ergeben.

§ 496.

Die Zustellungen erfolgen unbeschadet der Vorschrift des § 517 Abs. 1 vom Amts wegen.

Die Klage sowie sonstige Anträge und Erklärungen einer Partei, die gestellt werden sollen, sind bei dem Gerichte schriftlich einzureichen oder mündlich zum Protokoll des Gerichtsschreibers anzubringen. Die Partei soll den Schriftfäher, welche sie bei dem Gerichte einreicht, die für die Zustellung erforderliche Zahl von Abschriften beifügen.

Soll durch die Zustellung eine Frist gemacht oder die Verzögerung unterbrochen werden, so tritt die Wirkung bereits mit der Einreichung oder Anbringung des Antrags oder der Erklärung ein, sofern die Zustellung binnen einer Frist von zwei Wochen, die Zustellung mittels Urkunde anderer Behörden oder Beamten oder mittels öffentlicher Bekanntmachung innerhalb einer Frist von sechs Monaten erfolgt.

Wird eine Partei durch einen Anwalt vertreten, so genügt zum Nachweise der Zustellung das mit Datum und Unterschrift versehen schriftliche Empfangsbekenntnis des Anwalts.

Auf Bestimmung des Gerichts kann die Mitteilung von Anträgen und Erklärungen ohne besondere Form erfolgen.

Die Ausfertigung der Urteile erfolgt, sofern nicht von der Partei ein anderes beantragt wird, unter Weglassung des Tatbestandes und der Entscheidungsgründe. Die Zustellung einer solchen Ausfertigung steht in den Richtungen der Zustellung des vollständigen Urteils gleich.

§ 497.

Ladungen durch die Parteien finden nicht statt. Die Termine werden vom Amts wegen bestimmt. Nach Bestimmung des Termins ist die Ladung der Parteien durch den Gerichtsschreiber zu veranlassen.

Die Ladung einer Partei ist nicht erforderlich, wenn der Termin der Partei bei Einreichung oder Anbringung der Klage oder des Antrags, auf Grund dessen die Terminbestimmung stattfindet, mitgeteilt worden ist. Die erfolgte Mitteilung ist zu den Akten zu vermerken.

§ 498.

Dem Beklagten ist mit der Ladung die Klageschrift oder das die Klage enthaltende Protokoll zuzustellen. Die Klage gilt unbeschadet der Bestimmung im § 496 Abs. 3 erst mit der Zustellung an den Beklagten als erhoben.

§ 499.

Die Einlassungsfrist beträgt mindestens drei Tage, wenn die Zustellung im Besitze des Prozeßgerichts oder an einem Orte erfolgt, von dem ein Teil zu diesem Bezirke gehört; mindestens eine Woche, wenn die Zustellung sonst im Inlande erfolgt; in Reich- und Marktsachen mindestens vierundzwanzig Stunden.

Ist die Zustellung im Auslande vorzunehmen, so hat das Gericht bei Festsetzung des Termins die Einlassungsfrist zu bestimmen.

§ 500.

An ordentlichen Gerichtstagen können die Parteien zur Verhandlung des Rechtsstreits ohne Terminbestimmung vor Gericht erscheinen.

Die Erhebung der Klage erfolgt in diesem Falle durch den mündlichen Vortrag. Die Klage ist zu Protokoll zu nehmen, falls die Sache streitig bleibt.

§ 501.

Das Gericht kann Anordnungen, die nach der Klageschrift oder den vorbereitenden Schriftsätzen zur Klärung des Sachverhältnisses dienlich erscheinen, schon vor der mündlichen Verhandlung treffen. Das Gericht kann insbesondere:

1. den Parteien die Vorlegung der in ihren Händen befindlichen Urkunden, auf welche sie sich bezogen haben, sowie die Vorlegung von Stammbüchern, Wägen, Mäßen und sonstigen Zeugnissen aufgeben;
2. öffentliche Behörden oder öffentliche Beamte um Mitteilung von Urkunden, auf welche eine Partei sich bezogen hat, ersuchen;
3. amtliche Auskünfte von Behörden einholen;
4. Zeugen und Sachverständige zur mündlichen Verhandlung laden;
5. das persönliche Erscheinen der Parteien anordnen;
6. die Entnahme des Augenscheins sowie die Begutachtung durch Sachverständige anordnen.

Vorur eine mündliche Verhandlung stattgefunden hat, in der von beiden Parteien einander widersprechende Anträge gestellt worden sind, soll eine Anordnung der unter Nr. 4 und 6 bezeichneten Art nur erfolgen, wenn der Beklagte in einem vorbereitenden Schriftsatze dem Klageantrage widersprochen hat und wenn die Anordnung entweder den Parteien besondere Kosten nicht verursacht oder zur Beseitigung wesentlicher Nachteile geboten erscheint oder von beiden Parteien beantragt wird.

Die Parteien sind von der Anordnung zu benachrichtigen. Wird das persönliche Erscheinen der Parteien angeordnet, so findet die Vorschrift des § 141 Satz 2 Anwendung.

§ 502.

In der mündlichen Verhandlung hat das Gericht das Sach- und Streitverhältnis mit den Parteien zu erörtern und dahin zu wirken, daß die Parteien über alle erheblichen Tatsachen sich vollständig erklären und die sachdienlichen Anträge stellen.

§ 503.

Erscheinen in einem Termine zur mündlichen Verhandlung beide Parteien nicht, so ruht das Verfahren

bis die Ansetzung eines neuen Verhandlungstermins beantragt wird.

§ 504.

Die Vorschrift, daß prozeßdienliche Einreden gleichzeitig und vor der Verhandlung zur Hauptsache vorzubringen sind, findet nur insoweit Anwendung, als die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vor der Verhandlung zur Hauptsache geltend zu machen ist.

Auf Grund prozeßdienlicher Einreden darf die Verhandlung zur Hauptsache nicht verweigert werden; das Gericht kann jedoch die abgeforderte Verhandlung über diese Einrede anordnen.

§ 505.

Wird die Einrede der Unzuständigkeit rechtzeitig vorgebracht und für begründet erachtet oder ist ein anderes Gericht ausschließlich zuständig, so hat das angegangene Gericht, sofern das zuständige Gericht bestimmt werden kann, auf Antrag des Klägers durch Beschluß seine Unzuständigkeit auszusprechen und den Rechtsstreit an das zuständige Gericht zu verweisen.

Eine Ansetzung des Beschlusses findet nicht statt; mit der Verkündung des Beschlusses gilt der Rechtsstreit als bei dem im Beschlusse bezeichneten Gericht anhängig. Der Beschluß ist für dieses Gericht verbindlich.

Die im Verfahren vor dem angegangenen Gericht erwachsenen Kosten werden als Teil der Kosten behandelt, welche bei dem im Beschlusse bezeichneten Gericht erwachsen. Dem Kläger sind die entstandenen Rechtskosten auch dann aufzuerlegen, wenn er in der Hauptsache obliegt.

§ 506.

Wird in einem bei dem Amtsgericht anhängigen Prozeß durch Widerlage oder durch Erweiterung des Klageantrags (§ 268 Nr. 2, 3) ein Anspruch erhoben, der zur Zuständigkeit der Landgerichte gehört, oder wird in Gemäßheit des § 280 die Feststellung eines Rechtsverhältnisses beantragt, für welches die Landgerichte zuständig sind, so hat das Amtsgericht, sofern eine Partei vor weiterer Verhandlung zur Hauptsache darauf anträgt, durch Beschluß seine Unzuständigkeit auszusprechen und den Rechtsstreit an das Landgericht zu verweisen.

Die Vorschriften des § 505 Abs. 2, Abs. 3 Satz 1 finden entsprechende Anwendung.

§ 507.

Die Vorschriften des § 297 und der §§ 348 bis 354 finden auf das Verfahren vor den Amtsgerichten keine Anwendung.

§ 508.

Der Gerichtsschreiber hat die Zustellung des Beschlusses mitzuteilen, sofern nicht die Partei, welche das Urteil erreicht hat, erklärt hat, selbst einen Gerichtsvollzieher mit der Zustellung beauftragen zu wollen.

Die im § 339 Abs. 1 bezeichnete Frist beträgt eine Woche.

Die Einlegung des Einspruchs erfolgt durch Einreichung der Erklärung bei dem Gerichte, daß Einspruch eingelegt werde, oder durch Abgabe der Erklärung zum Protokolle des Gerichtsschreibers.

In der Formel des Verlaummittelteils ist der Partei zu eröffnen, in welcher Form und Frist ihr der Einspruch zusteht.

§ 509.

Befiehlt das Gericht eine Beweisvernehmung, so soll die Aufnahme des Beweises, soweit dies thunlich ist, sofort erfolgen, insbesondere sollen Zeugen und Sachverständige, falls sie zur Stelle sind oder ihre unverzügliche Beiziehung möglich ist, sofort vernommen werden.

Die Beiziehung der Zeugen und Sachverständigen erfolgt nur, wenn sie von dem Gerichte zur Hervorführung einer wahrheitsgemäßen Aussage für notwendig erachtet oder vom einer Partei vor Abschluß der Vernehmung beantragt wird. Die Vorschriften des § 391 Abs. 2 und des § 393 bleiben unberührt.

§ 510.

Wegen unterbliebener Erklärung ist eine Urkunde nur dann als anerkannt anzusehen, wenn die Partei durch das Gericht zur Erklärung über die Echtheit der Urkunde aufgefordert ist.

§ 510 a.

Anträge sowie die Erklärungen über Annahme oder Zurückweisung zugesandener Urbe sind durch das Sitzungsprotokoll festzustellen; anstatt der Feststellung genügt die Bezugnahme auf den Inhalt eines vorbereitenden Schriftstückes.

Sonstige Erklärungen einer Partei, insbesondere Geständnisse, sind durch das Protokoll insoweit festzustellen, als das Gericht bei dem Schluß der mündlichen Verhandlung die Feststellung für angemessen erachtet.

§ 510 b.

Erfolgt die Beurteilung zur Vornahme einer Handlung, so ist der Befragte zugleich auf Antrag des Klägers für den Fall, daß die Handlung nicht binnen einer zu bestimmenden Frist vorgenommen ist, zur Zahlung einer Entschädigung zu verurteilen; das Gericht hat die Entschädigung nach freiem Ermessen festzusetzen.

§ 510 c.

Wer eine Klage zu erheben beabsichtigt, kann unter Angabe des Gegenstandes seines Anspruchs bei dem Amtsgerichte, vor welchem der Gegner seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, beantragen, daß zum Zwecke eines Gütervergleichs Termin bestimmt werde. Erscheinen beide Parteien und wird ein Vergleich geschlossen, so ist der Vergleich zu Protokoll festzustellen. Kommt ein Vergleich nicht zustande, so wird auf Antrag beider Parteien der Rechtsstreit sofort verhandelt; die Erhebung der Klage erfolgt in diesem Falle durch den mündlichen Vertrag.

Ist der Gegner nicht erschienen, oder der Gütervergleich erfolglos geblieben, so werden die ersprochenen Kosten als Teil der Kosten des Rechtsstreits behandelt.

7. Hinter dem § 511 werden folgende Vorschriften eingefügt:

§ 511 a.

In Rechtsstreitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche ist die Zulässigkeit der Berufung durch einen dem Betrag von fünfzig Mark übersteigenden Wert des Beschworedegegenstandes bedingt.

In betreff des Wertes des Beschworedegegenstandes kommen die Vorschriften der §§ 8 bis 9 zur Anwendung.

Der Berufungsfähigkeit hat diesen Wert gleichzeit zu machen; zur Berücksichtigung ein Überschritt darf er nicht zugelassen werden.

§ 511 b.

In Rechtsstreitigkeiten über Ansprüche, für welche die Landgerichte ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes ausschließlich zuständig sind, findet die Berufung ohne Rücksicht auf den Wert des Beschworedegegenstandes statt.

8. Der § 577 Abs. 3 erhält folgende Fassung:

Das Gericht ist zu einer Änderung seiner, der Beschworede unterliegenden Entscheidung nicht befugt.

9. Im § 604 erhält

a) der Abs. 2 Satz 1 folgende Fassung:

Die Einlassungsfrist beträgt mindestens vierundzwanzig Stunden, wenn die Klage an dem Orte, der Sitz des Prozeßgerichts ist, zugestellt wird; mindestens drei Tage, wenn die Klage an einem anderen Orte zugestellt wird, der im Bezirke des Prozeßgerichts oder, falls dieses ein Amtsgericht ist, im Bezirke des dem Amtsgericht übergeordneten Landgerichts liegt, oder von dem ein Teil zu diesem Bezirke gehört; mindestens eine Woche, wenn die Klage sonst im Inlande zugestellt wird.

Jerner wird

b) der Abs. 3 dahin geändert:

In den höheren Instanzen beträgt die Einlassungs- und Ladungsfrist mindestens vierundzwanzig Stunden, wenn die Zustellung der Berufungs- oder Revisionschrift oder der Ladung an dem Orte erfolgt, der Sitz des höheren Gerichts ist; mindestens drei Tage, wenn die Zustellung an einem anderen Orte innerhalb des Landgerichtsbezirks erfolgt, in welchem das höhere Gericht seinen Sitz hat; mindestens eine Woche, wenn die Zustellung sonst im Inlande erfolgt.

10. Im § 609 Abs. 1 werden die Worte:

„und zu diesem Termine den Beklagten zu laden“ gestrichen.

11. Im § 610 Abs. 2 Satz 1 werden die Worte:

„und den Beklagten zu dem Termine laden“ gestrichen.

12. Der § 693 erhält folgende Fassung:

Die Zustellung des Zahlungsbefehls an den Schuldner erfolgt von Amts wegen.

Mit der Zustellung des Zahlungsbefehls treten die Wirkungen der Rechtsabdingung ein.

Soll durch die Zustellung eine Frist getraut oder die Verzögerung unterbrochen werden, so tritt die Wirkung, wenn die Zustellung binnen zwei Wochen erfolgt, bereits mit der Unterbrechung oder Andienung des Besuchs um Erlassung des Zahlungsbefehls ein. Der Gerichtsschreiber darf von der Zustellung des Zahlungsbefehls den Gläubiger in Kenntnis zu setzen.

13. Der § 696 Abs. 2 wird dahin geändert:

Termin zur mündlichen Verhandlung ist nur auf Antrag einer Partei zu bestimmen; der Antrag kann schon in dem Gesuch um Erlassung des Zahlungsbefehls

befehl gestellt werden; die Fadungsfrist beträgt mindestens drei Tage.

14. Im § 697 wird das Wort „sechsmonatigen“ durch das Wort „dreimonatigen“ ersetzt.

15. Im § 699 werden

- a) im Abs. 1 Satz 2 hinter den Worten „erfolgt durch einen“ die Worte „von dem Gerichtsschreiber“ eingefügt.

- b) dem Abs. 1 folgende Sätze hinzugefügt:

Die Zustellung des Vollstreckungsbefehls erfolgt auf Verreiben des Gläubigers. Der Gerichtsschreiber hat die Zustellung zu vermitteln, sofern nicht der Gläubiger erklärt hat, selbst einen Gerichtsvollzieher mit der Zustellung beauftragen zu wollen.

erner wird

- c) Der Abs. 2 durch folgende Vorschrift ersetzt:

Will der Gerichtsschreiber dem Gesuch des Gläubigers nicht entsprechen, so hat er das Gesuch dem Richter zur Entscheidung vorzulegen. Wegen des Beschlusses des Gerichts, durch welchen das Gesuch zurückgewiesen wird, findet sofortige Beschwerde statt.

16. Der § 700 Satz 2 erhält folgende Fassung:

Wegen den Vollstreckungsbeschlüssen findet der Einspruch statt; die Vorschriften über den Einspruch gegen ein von dem Amtsgericht erlassenes Verlaufsamturteil finden entsprechende Anwendung.

17. Der § 788 Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Als Kosten der Zwangsvollstreckung gelten auch die Kosten der Ausfertigung und der Zustellung des Urteils.

18. Im § 794 wird hinter Nr. 2 folgende neue Nummer eingeschaltet:

2a, aus Kostenfestsetzungsbeschlüssen.

19. Im § 796 werden die Worte

„in den §§ 796 bis 800“ ersetzt durch die Worte „in den §§ 796a bis 800“.

20. Hinter § 796 wird folgende Vorschrift eingefügt:

§ 796a.

Die Zwangsvollstreckung aus einem Kostenfestsetzungsbeschlüssen, der gemäß § 105 auf das Urteil gesetzt ist, erfolgt auf Grund einer vollstreckbaren Ausfertigung des Urteils; einer besonderen Vollstreckungsklausel für den Festsetzungsbeschluss bedarf es nicht.

21. Im § 796 Abs. 3 erhält der Schluss des Satzes 1 folgende Fassung:

..... das Amtsgericht zuständig, dessen Gerichtsschreiber den Vollstreckungsbeschluss erlässt hat.

22. Der § 798 erhält folgende Fassung:

Aus einem Kostenfestsetzungsbeschlüssen, der nicht auf das Urteil gesetzt ist, und den nach § 794 Nr. 3 aufgenommenen Urteilen darf die Zwangsvollstreckung nur beginnen, wenn der Schuldtitel mindestens drei Tage vorher zugestellt ist.

23. Im § 866 wird der Abs. 3 gestrichen.

24. Hinter § 888 wird folgende Vorschrift eingefügt:

§ 888a.

Die Zwangsvollstreckung in Gemäßheit der §§ 887, 888 ist im Falle des § 510b ausgeschlossen.

25. Der § 900 Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Das Verfahren beginnt mit dem Antrage des Gläubigers auf Bestimmung eines Termins zur Vernehmung

des Offenbarungseides. Dem Antrage sind der Vollstreckungsbefehl und die sonstigen Urkunden, aus denen sich die Verpflichtung des Schuldners zur Vernehmung des Eides ergibt, beizufügen.

26. An die Stelle des § 915 Abs. 2 tritt folgende Vorschrift:

Wird seit dem Schlusse des Jahres, in welchem die Eintragung in das Verzeichnis bewirkt ist, fünf Jahre verstrichen, so ist die Eintragung dadurch zu löschen, daß der Name unentgeltlich gemacht oder das Verzeichnis vernichtet wird.

27. Im § 924 wird dem Abs. 2 folgender Satz 2 hinzugefügt:

Ist das Amtsgericht ein Amtsgericht, so ist der Widerspruch unter Angabe der Gründe, welche für die Aufhebung des Urteiles geltend gemacht werden sollen, schriftlich oder zum Protokolle des Gerichtsschreibers zu erheben; das Gericht hat Termin zur mündlichen Verhandlung von Amts wegen zu bestimmen.

Artikel III.

Das Gerichtskostengesetz wird dahin geändert:

1. Wo § 22a wird folgende Vorschrift eingefügt:

Für eine auf Grund des § 501 der Zivilprozessordnung getroffene Anordnung des Gerichts wird die Beweisgebühr nur dann erhoben, wenn auf Grund der Anordnung vor dem mündlichen Verhandlung eine Beweisaufnahme stattgefunden hat.

2. Der § 30 Abs. 1 erhält folgende Fassung:

Benutzt das Amtsgericht einen Rechtsstreit an ein anderes Gericht (Zivilprozessordnung §§ 505, 506), so bildet das weitere Verfahren vor dem anderen Gerichte mit dem Verfahren vor dem Amtsgericht im Sinne des § 28 Eine Instanz.

3. Im § 38 werden in Nr. 1 die Worte „, sofern dieselbe im besonderen Verfahren erfolgt (Zivilprozessordnung § 106),“ gestrichen.

4. Im § 39 Abs. 3 werden die Worte „im besonderen Verfahren erfolgte“ gestrichen.

5. Im § 47 Abs. 1 wird hinter Nr. 5 folgende Vorschrift eingefügt:

5a, über Erinnerungen gegen den Kostenfestsetzungsbeschluss (Zivilprozessordnung § 104 Abs. 3);

6. Der § 48 erhält folgende Fassung:

Werden in einem Rechtsstreit mehr als drei Termine zur mündlichen Verhandlung über die Hauptsache in einer Instanz anberaumt, so wird für den vierten und für jeden folgenden Termin eine besondere Gebühr in Höhe von fünf Reichteln der vollen Gebühr (§ 8) erhoben. Wird die Beweisgebühr oder die im § 24 Abs. 2 bestimmte Gebühr erhoben, so ist die besondere Gebühr nur für den fünften und die folgenden Termine zu erheben. Ist auf Grund der Verhandlung in einem Termin ein Verlaufsamturteil erlassen, so wird dieser Termin nicht mitgerechnet. Das Gleiche gilt von Terminen, die von Amts wegen verlegt werden oder in denen vor Eintritt in die Verhandlung diese von Amts wegen verlegt wird.

Wird eine Sache aus das Gericht erster Instanz oder an das Berufungsgericht zurückverweisen (Zivilprozessordnung §§ 538, 539, 565), so gilt das weitere Verfahren nicht als Fortsetzung der Instanz im Sinne des Abs. 1.

7. Im § 79 erhalten die Art. 1, 2 folgende Fassung:

1. Schreibgebühren für solche Ausfertigungen und Abschriften, welche nur auf Antrag erteilt werden, oder welche angefertigt werden, weil die Partei es unterläßt, einem von Amts wegen zuzustellenden Schriftsatz die erforderliche Zahl von Abschriften beizufügen;
2. Telegraphengebühren und die im Fernsprecher nach § 7 der Fernsprechgebühren-Ordnung vom 30. Dezember 1899 (Reichsgesetzbl. S. 711) zu entrichtenden Gebühren;

8. An die Stelle der §§ 80, 80a, 80b treten folgende Vorschriften:

§ 80.

Die Schreibgebühr beträgt für die Seite, welche mindestens zwanzig Zeilen von durchschnittlich zwölf Silben enthält, zwanzig Pfennig, auch wenn die Feststellung auf mechanischem Wege festgestellt hat. Jede angelegene Seite wird als voll berechnet. Für Schriftsätze, die in fremden Sprachen abgefaßt sind, für Schriftsätze in tabellarischer Form sowie für Verzeichnisse, Listen, Rechnungen, Darstellungen und dergleichen kann die Höhe der Schreibgebühr von der Bundesjustizverwaltung anderweit bestimmt werden.

§ 80a.

Für die von Amts wegen bewirkten Zustellungen werden nur diejenigen baren Auslagen erhoben, welche durch die Zustellung im Ausland oder bei der öffentlichen Zustellung durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern entstehen.

§ 80b.

Zur Deckung der von den Parteien nicht zu erscheidenden baren Auslagen werden Pauschale erhoben. Der einzelne Pauschalbetrag jezt vom Hundert der zum Kaufe gelangenden Gebühr, jedoch nicht mehr als fünfzig Mark. Die Vorschrift des § 7 Abs. 2 findet Anwendung.

In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten beträgt im Falle der Erhebung einer Klage die Summe der in einer Instanz nach den §§ 18 bis 26, 29, 32, 35, 36, 37, § 38 Art. 1, 2, §§ 41, 46, 49 anzuwendenden Pauschale mindestens fünfzig Pfennig und höchstens einhundert Mark.

9. Im § 94 erhält der Eingang der Art. 3 folgende Fassung:
3. Eine nach § 47 Abs. 2 beschlossene Gebühr....

Artikel IV.

Die Gebührenordnung für Rechtsanwälte wird dahin geändert:

1. Im § 30 Abs. 3 werden die Worte „im besonderen Verfahren erfolgte“ gestrichen.
2. An die Stelle des § 76 tritt folgende Vorschrift:

§ 76.

Für die Herstellung des Schreibwertes sowie zum Ertrage der Postgebühren erhält der Rechtsanwalt Pauschale.

Der Pauschalbetrag beträgt zwanzig vom Hundert der zum Kaufe gelangenden Gebühr, jedoch mindestens fünfzig Pfennig und höchstens dreißig Mark.

Steht dem als Prozeßbevollmächtigten bestellten Rechtsanwalt nach § 13 Art. 1, §§ 19, 52 die Prozeßgebühr zu, so beträgt die Summe der nach den §§ 13,

16 bis 20, 27, 29, 30 Abs. 1 Art. 3, 37, 38, 42, 50 bis 52 in einer Instanz anzulegenden Pauschale mindestens drei Mark und höchstens fünfzig Mark und, wenn dem Rechtsanwalt auch nach § 13 Art. 4, § 19 die Beweisgebühr oder nach § 13 Art. 3, § 18 die Vergleichsgebühr zusteht, mindestens vier Mark und höchstens sechzig Mark.

Steht dem als Beileger oder als Vertreter eines Privatklägers, eines Nebenklägers oder einer Verwaltungsbehörde bestellten Rechtsanwalt die im § 63 bestimmte Gebühr zu, so beträgt der Pauschalbetrag mindestens vier Mark.

Neben den Pauschalen stehen dem Rechtsanwalt für die auf besonderes Verlangen gefertigten Abschriften Schreibgebühren zu. Für die Höhe der Schreibgebühren sind die Vorschriften des § 80 des Gerichtskostengesetzes maßgebend.

Der Antrag der im § 79 Nr. 2 des Gerichtskostengesetzes bezeichneten Gebühren wird durch den Pauschalbetrag nicht ausgeschlossen.

Artikel V.

Der Bundesrat kann bestimmen, daß benachbarte Orte im Sinne der §§ 493, 604 der Zivilprozeßordnung als ein Ort anzusehen sind; die Bestimmung ist im Reichsgesetzblatt bekannt zu machen.

Artikel VI.

Soweit in Reichsgesetzen oder in Landesgesetzen auf Vorschriften der in den Artikeln I bis IV bezeichneten Gesetze verwiesen ist, welche durch dieses Gesetz geändert werden, treten die entsprechenden Vorschriften dieses Gesetzes an ihre Stelle.

Artikel VII.

Dieses Gesetz tritt am in Kraft.

Artikel VIII.

Innerhalb drei Jahren nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes findet bei notwendiger Eingeleitung von Richterstellen die Vorschrift des § 8 Abs. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes Anwendung.

Artikel IX.

Eine Frist, die zur Zeit des Inkrafttretens dieses Gesetzes läuft, wird nach den bisherigen Vorschriften berechnet.

Die Frist zur Erhebung des Einspruchs gegen ein Versammlungs- oder einen Vollstreckungsbescheid richtet sich nach den bisherigen Vorschriften, wenn das Versammlungs- oder der Vollstreckungsbescheid vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes erlassen ist.

Artikel X.

Die Zulässigkeit der Berufung gegen die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes verkündeten Urteile richtet sich nach den bisherigen Vorschriften.

Artikel XI.

Auf die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes anhängig gewordenen Prozesse findet bis zur Beendigung der Instanz der § 48 des Gerichtskostengesetzes in der bisherigen Fassung Anwendung. Ebenso sind die Schreib- und Postgebühren in den vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes anhängig gewordenen Rechtsfällen bis zur Beendigung der Instanz nach den bisherigen Vorschriften des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte in Ansehung zu bringen.

Begründung.

Der Entwurf bedeutet in der Hauptsache eine Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens und geht über diesen Rahmen nur in einzelnen Fragen hinaus, die mit den Vorschlägen für die Änderung des Verfahrens vor den Amtsgerichten im Zusammenhang stehen oder aus denselben Gründen auf eine Abhilfe dringend hinweisen. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß bei der praktischen Handhabung der Zivilprozessordnung trotz ihrer unlegbaren Vorzüge im Laufe der Jahre sich manche Mängel herausgestellt haben, welche die Notwendigkeit einer auf das gesamte Gebiet des Zivilprozesses sich erstreckenden Revision nahe legen. Der Zeitpunkt für eine solche Revision ist jedoch noch nicht gekommen. Denn über die Revision, welche die Reform einschließen dürfte, wenn sie den Annahmeprozess umfassen sollte, gehen die Meinungen noch weit auseinander und auf eine Ausgleichung der Gegensätze ist vorerst nicht zu rechnen. Dagegen herrscht darüber, daß das amtsgerichtliche Verfahren durch Annäherung an das Verfahren vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten einfacher und schneller gestaltet werden muß, in weiten Kreisen Unverständliches. Insbesondere hat der Reichstag in einer Resolution, welche er in der Sitzung vom 16. Juni 1904 bei Annahme des Gesetzes über die Kaufmannsgerichte gefaßt hat, die unverzügliche Einleitung einer dahingehenden Reform für erforderlich erklärt.

Auch bei einer Beschränkung auf das Verfahren vor den Amtsgerichten ist die Reform von großer praktischer Tragweite sein. Denn schon jetzt wird die weit überwiegende Zahl aller Prozesse vor den Amtsgerichten geführt. So sind im Jahre 1904, abgesehen von den Wahnfahren, deren Zahl allein mehr als 2 Millionen betrug, bei den Amtsgerichten 2 117 612 ordentliche und Urkundenprozesse anhängig gemacht worden, während die Zahl der bei den Zivilkammern und den Kammer für Handelsachen anhängig gemachten Prozesse dieser Art zusammen nur 313 787 betrug.

Die Reform gewinnt noch erheblich an Bedeutung, wenn gleichzeitig die sachliche Zuständigkeit der Amtsgerichte eine Erweiterung erfährt. In der Fachliteratur wie in der Presse herrscht ganz überwiegend die Meinung, daß eine solche Erweiterung zweckmäßig und geboten ist. Sie ist auch im Reichstag und in den Landtagen sowie aus industriellen und landlichen Interessentkreisen mehrfach angeregt und befürwortet worden. Die Anträge darüber, in welcher Weise und in welchem Umfang die Erweiterung geschehen soll, gehen allerdings auseinander.

Von verschiedenen Seiten ist eine Ausdehnung des Kreises der Streitfälle, die im § 23 Nr. 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes den Amtsgerichten zugewiesen sind, vorgeschlagen. Dabei zeigt sich aber wieder eine große Meinungsverschiedenheit darüber, welche Streitfälle hierfür geeignet sind. Vorschläge nach dieser Richtung sind gemacht hinsichtlich der Hypotheken, Darlehen, Anlegungs-, der Wechselachen, Beschlüßungsachen, Wege- und Grenzstreitigkeiten, Teilungsachen, ferner der aus Mietverhältnissen entstehenden Streitigkeiten, der Entscheidung über den Erbspruch in Wahnfahren, der Klagen von Pächtern und Miethägern wegen ihrer Gehälten und Auslagen u. a. m. Die Streitung dieses Begees empfiehlt sich nicht. Abgesehen davon, daß die Vorschläge mehr oder weniger willkürlich sind und daß bei den in Frage kommenden mannigfachen Sonderinteressen eine Verständigung über die Anzahl der geeigneten Streitfachen große Schwierigkeiten bieten würde, erscheint es bedenklich, die Einwirkung des Reichsgerichts auf die Ausgestaltung des Rechts für wichtige Rechtsgebiete völlig auszuüben. Auch eine Erweiterung der für die Parteien nach unzuständigen und sonstigen Streitigkeiten über die Zuständigkeit wäre unvernünftig.

Es kann daher nur in Frage kommen, daß Gebiet der amtsgerichtlichen Zuständigkeit bei Streitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche durch eine Erhöhung der für die Zuständigkeit maßgebenden Werte des Streitgegenstandes zu erweitern. Eine Erweiterung auf dieser Grundlage, wie sie der Entwurf im Artikel 1 Nr. 1 vorschlägt, entspricht sowohl den Interessen des rechtshabenden Publikums als denjenigen des Staats.

Es liegt auf der Hand, daß ein Rechtsstreit in dem Verfahren vor dem Einzelrichter sich einfacher abwickeln läßt und schneller zur Entscheidung gebracht werden kann, als in dem Verfahren vor einem Kollegium. Der Einzelrichter ist meistens für die Parteien bequemer erreichbar, so daß sie ohne erhebliche Opfer an Zeit und Geld vor ihm erscheinen können. Sieht man von den großen Städten ab, so sind die Beweismittel in der Regel leichter zur Stelle zu machen, die Beweiserhebung kann einfacher und mit geringeren Unkosten vorgenommen werden; auch steht der Amtsrichter regelmäßig den Persönlichkeiten und Verhältnissen näher und ist dadurch oft in der Lage, die vor ihm verhandelte Sache besser zu übersehen, schneller zu fördern und auf eine sachgemäße Beilegung des Streites hinzuwirken. Die Erfahrung zeigt denn auch, daß der Prozeßsieg der durch Begleichung erzielten Sachverhalte bei den Richtern erheblich höher ist als bei den Kollegialen. Wägen dabei noch andere Ursachen mitwirken, so kann doch nicht in Zweifel gezogen werden, daß diese Erfahrung zu einem erheblichen Teile auf die eigenen Beziehungen des Amtsrichters zu den Gerichtsbeisitzenden, auf seine persönliche Ermittlung zurückzuführen ist. Bei einer Erhöhung der Zuständigkeit wird sich dieser Einfluß erweitern. Dadurch wird jedoch die Stellung und das Ansehen des Einzelrichters gehoben, seine Berufszuständigkeit gestärkt werden.

Für die Zweckmäßigkeit einer ausgedehnten Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit spricht weiter, daß dadurch für eine größere Zahl von Prozessen das Verfahren nicht nur vereinfacht und beschleunigt, sondern auch verbilligt wird. Denn abgesehen davon, daß bei allen durch die erweiterte Zuständigkeit den Amtsgerichten zugewiesenen Sachen die mit dem Parteiverfahren verbundenen beträchtlichen Nebenkosten für die Parteien ausfallen, entfällt den ihnen die Notwendigkeit der Stellung von Anwälten. Es wird damit also auch den Beschwerden über die Höhe der Prozeßkosten Rechnung getragen.

Andererseits ist eine Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit die in hohem Grade bedeutsame Folge, daß bei der häufigen Annahme der Prozesse vermehrt der amtsgerichtlichen Vermehrung der Richter an den Kollegialgerichten vorgebeugt wird. Die Kollegialgerichte in den größeren Städten haben zum Teil schon jetzt einen Umfang angenommen, der ihnen der Überzahl eines in sich gezielten Richterschoßes mehr als annähernd und für die Beilegung des Konflikts in den Kammer der Landgerichte und der Kollegialgerichte bei den Oberlandesgerichten erhebliche Schwierigkeiten bereitet, wenn man die Anforderungen an die dafür zu berufenen Richter nicht in einer der Hauptsache nachteiligen Weise herabsetzt. Besonders nach der Verkleinerung der Richter an den Kollegialgerichten eine Entlastung erfolgt. Wenn demgegenüber die Frage sich erhebt, ob nicht manche Kollegialgerichte in ihrer Lebensfähigkeit beeinträchtigt werden, so erscheint nach den massenhaften Ermittlungen eine solche Forderung für die Oberlandesgerichte unbedingt, für die Landgerichte vielfach von beträchtlichen Ausnahmen abgesehen als unbegründet. Was den Verdrängungsbedarf der Landgerichte betrifft, so ist zu berücksichtigen, daß die Verminderung, welche der Umfang ihrer Wirksamkeit durch den Wegfall eines Teiles der erscheinlichen Streitigkeiten erfährt, durch die Vermehrung der bei ihnen zur Entscheidung gelangenden Berufungssachen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen wird. Im übrigen muß der Entwurf einwogen Schwächen haben, die sich ergeben könnten, dadurch begangen, daß er (Artikel 1 Nr. 2) die

Stückliste eröffnet, an den Sitten kleinerer Landgerichte einzelne Land- oder Amtsrichter zugleich zu Amts- oder Landrichtern zu ernennen und in beiden Stellungen zu verwenden.

Die Befürchtung, daß der deutsche Amtsrichter sich den ihm zu übertragenden größeren Aufgaben nicht im vollen Umfange gewachsen zeigen werde, ist nach den Erfahrungen der Justizverwaltungen unbegründet. Es darf in ihm das Vertrauen gesetzt werden, daß er ebenia wie in anderen Ländern, in denen die Zuständigkeit der Einzelrichter vielfach weit über die Grenzen des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes hinausgeht, imstande sein wird, auch Rechtsverhältnisse größeren Gewichts sachgemäß zu entscheiden. Schon jetzt hat der Einzelrichter auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit sowie in Juugendvollstreckungs-, Kerk- und Konfuzsachen über ungetragene Werte wertvolle Entscheidungen zu treffen. Daß er auf diesen Gebieten den Anforderungen nicht genügt hätte, darüber sind berechtigte Klagen nicht laut geworden. Die Justizverwaltungen werden überall eine hinreichende Zahl von Einzelrichtern zu finden wissen, die zur Verhandlung und Entscheidung von Prozessen mit einem größeren Streitwerte befähigt sind. Auch dagegen, daß die Landgerichte als Berufungsinstanzen in erweiterten Umfang Zuständigkeiten in letzter Instanz zu entscheiden haben werden, lassen sich nach dem Urtile der Justizverwaltungen Bedenken nicht erheben. Uebrigens kann es auch als Nachteil für die Rechtspflege bezeichnet werden, wenn durch die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit vermögensrechtliche Prozesse, die eine größere wirtschaftliche Bedeutung mit sich bringen, dem Amtsinstanz ausgelassen werden. Daß es viele Rechtsfreistellen über einen Wert von mehr als 300 M gibt, in denen die Vertretung durch einen Rechtsbeistand ebensowenig nötig ist, wie bei Prozessen über geringere Wertbeträge, läßt sich nicht bestreiten. Andererseits steht es jeder Partei frei, sich auch vor dem Amtsgericht eines Anwalts zu bedienen. Der Entwurf will nicht der Meinung Ausdruck leisten, als sei der Bestand eines Anwalts in allen Prozessen, bei denen der Anwaltszwang feststehen soll, überhaupt erforderlich. Er will es lediglich der Verfügen der Parteien im Einzelnen unterstellen, als je wegen der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache der Bestehen eines Anwalts bedürftig. Daß eine solche Regelung das wohlgegründete Vertrauen der Bevölkerung in den Rechtsanwaltsstand nicht erschüttern wird, löst sich ohne weiteres annehmen. Die Regelung wird allerdings in der Übergangszeit für die Rechtsanwaltschaft manche Unzulänglichkeiten zur Folge haben, insbesondere eine größere Zahl von Anwälten dazu veranlassen müssen, von dem Landgericht an ein Amtsgericht zu gehen; gerade die letztere Folge wird aber in mancher Beziehung als ein Vorteil für die Rechtspflege im allgemeinen sich erweisen. So sehr im übrigen auch von Standpunkten der allgemeinen Rechtsinteressen die Erhaltung einer in ihrer wirtschaftlichen Stellung sicher und angemessen gestellten Anwaltschaft der staatlichen Vorzüge bedarf, ja werden doch immer die Rücksichten auf die Bedürfnisse der rechtsuchenden Bevölkerung vorzuziehen müssen. Abgesehen von den Vorschriften über das amtsgerichtliche Verfahren und die Erweiterung der sachlichen Zuständigkeit der Amtsgerichte enthält der Entwurf in den Titeln I und II nach einer Reihe Vorschriften, welche eine Erweiterung des Kreises der Parteien, des Streitgegenstandesverfahrens, die Befähigung der Parteien, die Regelung der Einleitungs- und Verhandlungsverfahren, des Bescheidverfahrens und des Zwangsverwaltungsverfahrens betreffen. Ferner werden in den Titeln III und IV im Zusammenhang mit der Fixierung des Verfahrens einige Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Gerichtsverordnungen für Rechtsanwaltschaften vorgeschlagen. Die weiteren Artikel enthalten die erforderlichen Übergangs- und Schlußbestimmungen.

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

Artikel I. Gerichtsverfassungsgesetz.

§ 23.

Was die yfferrnähmige Bestimmung der Wertgrenze für die amtsgerichtliche Zuständigkeit anlangt, so hatten sich schon im Jahre 1876 bei der Regelung der am 1. Oktober 1879 in Kraft getretenen Prozeßregeln gewichtige Stimmen für eine Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte bis auf 500 M. binnam erhoben. Seit jener Zeit ist in den wirtschaftlichen Verhältnissen

eine beträchtliche Umwandlung eingetreten, daß es schon mit Rücksicht hierauf gerechtfertigt erscheint, erheblich höhere zu geben, wenn jetzt die Zuständigkeit erweitert werden soll. Hierfür spricht ferner die Steigerung, welche die Geschäftszahl bei den Gerichten inzwischen erfahren haben. Während die Zahl der in erster Instanz anhängig gemachten ordentlichen Prozesse, einschließlich der Urkunden- und Wechselprozesse, im Jahre 1881

bei den Amtsgerichten 1 062 936
und bei den Landgerichten 153 138

betrug, ist sie im Jahre 1905

bei den Amtsgerichten auf ... 2 117 612, also um 99,4 %,
und bei den Landgerichten auf 313 747, „ 104,4 %

gestiegen. Die Zahl der anhängig gemachten Prozesse hat mithin bei den Landgerichten stärker zugenommen als bei den Amtsgerichten. Weil erheblicher ist der Unterschied in der Geschäftszahl bei den Landgerichten und Amtsgerichten, wenn man die Zahl der von den Amtsgerichten und der von Landgerichten in erster Instanz erlassenen Endurteile, abgesehen von den Endurteilen auf Berufungsmäßig, Vergleich, Kartennachweis und zur Erhebung eines bedingten Endurteils, miteinander vergleicht. Während die Zahl jener Urteile bei den Amtsgerichten von 218 346 im Jahre 1881 auf 240 792 im Jahre 1905, also nur um 10,4 % gestiegen ist, beträgt die Steigerung bei den Landgerichten 88,4 %, da landgerichtliche Urteile der begründeten Art im Jahre 1881 40 573, im Jahre 1905 aber 76 244 erlassen worden sind. In noch stärkerer Weise als bei den Landgerichten ist die Geschäftszahl bei den Oberlandesgerichten gestiegen. Die Zahl der bei diesen anhängig gemachten ordentlichen Prozesse einschließlich der Urkunden- und Wechselprozesse betrug

im Jahre 1881 13 728,
„ 1905 34 194

und die Zahl der von ihnen erlassenen Endurteile, abgesehen von den Endurteilen auf Berufungsmäßig, Vergleich, Kartennachweis und zur Erhebung eines bedingten Endurteils,

im Jahre 1881 8 896,
„ 1905 23 076.

Im dem Zeitraum von 1881 bis 1905 ist also bei den Oberlandesgerichten die Zahl der anhängig gemachten Prozesse um 149,4 % und die Zahl der erlassenen Endurteile um 134,4 % gestiegen. Hiernach erscheint eine Entlastung der Land- und Oberlandesgerichte nicht nur notwendig, sondern dringend geboten. Diese wird erreicht, ohne anderseits eine erhebliche Änderung in der Organisation der Gerichte notwendig zu machen, indem, wie der Entwurf vorsieht, die amtsgerichtliche Zuständigkeit auf 500 M. erhöht wird. Eine tarifmäßige Entlastung für das ganze Reich darüber, wie sich die Prozesse bei den Gerichten auf die einzelnen Bezirke verteilen, ist nicht vorhanden. Das sind Erhebungen nach dieser Richtung für einzelne Bezirke in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden vorgenommen. Die Ergebnisse dieser Erhebungen lassen keinen Zweifel darüber, daß man bei einer Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit auf 500 M. bei den Land- und Oberlandesgerichten noch nicht auf den Stand des Geschäftsumfanges zurückkommt, wie er anfangs der 80er Jahre gewesen ist. Denn der der vorgeschlagenen Erhöhung wurde nach den für Preußen angestellten Berechnungen von den bisher durch die Justizminister der Landgerichte in erster Instanz erlassenen vermögensrechtlichen Sachen etwas 40 % und von den durch die Kammer für Handelssachen erlassenen Prozessen etwas 57 bis 68 % auf die Amtsgerichte übergeben, während der Anstieg bei den Oberlandesgerichten auf etwa 33 bis 34 % anzuwachsen ist. Gegenüber der in den letzten Jahrzehnten erfolgten weit stärkeren Geschäftszunahme ist daher die von der vorgeschlagenen Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit zu erzielende Geschäftsverteilung nicht derart, daß die Entlastung geringer Gerichte in Rücksicht genommen werden müßte.

§§ 202, 204.

Entsprechend den Rücksichten, welche namentlich aus dem Handels- und Gewerbebetriebe laut geworden sind, will der Entwurf den Kreis der Parteien erweitern. Da auf die Streitigkeiten vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten die Parteien ohne Einfluß sind, ist es geboten, denselben Streitigkeiten, auch wenn sie vor den ordentlichen Gerichten zum Austrage kommen, in den Parteien eine schleunige Behandlung zu sichern. Für die Streitig-

feiten zwischen Dienstberechtigt und Geschäd, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hinsichtlich des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses (sowie für bestimmte in dem Gewerkschaftsgesetz bezeichnete Streitigkeiten) ist dies bereits durch die Novelle vom 17. Mai 1898 (§ 202 Abs. 2 Nr. 1a des Gerichtsverfassungsgesetzes) geschehen. Für die Streitigkeiten zwischen Kaufleuten und ihren Handlungsgehilfen oder Bedienten wird jetzt in dem Entwurf eine entsprechende Bestimmung vorgeschlagen. Ferner soll nach dem Entwurfe bei den Amtsgerichten, um die Erhaltung eines vollstreckbaren Urteils möglichst zu beschleunigen, auf Antrag des Zedat, solange sie nicht freiwillig, als Zwangsvollstreckung behandelt werden. Was ähnlicher Erhaltung ist das Zwangsvollstreckungsverfahren zur Zwangsvollstreckung erklärt worden.

Artikel II.

Zwangsprozedurordnung.

Die

§§ 103 bis 107

regeln das Verfahren behufs Zwangssetzung der dem Gegner zu erachtenden Kosten im Hinblick an die bisherigen Vorschriften, also nicht lediglich für das außergerichtliche Verfahren, mit folgenden Änderungen.

Nach dem geltenden Recht ist der Festsetzungsbeschluss von dem Gericht zu erlassen. Dieses kann sich je nach dem durch die Novelle vom 17. Mai 1898 eingeführten Abs. 2 des bisherigen § 105 bei der Prüfung des Gesuchs der Hilfe des Gerichtsschreibers bedienen. Repetire Vorchrift wurde getroffen, um den Gerichten das Vollnahmengesuch zu erleichtern und dadurch ihre Selbstständigkeit zu vermindern. Im Interesse einer noch wirksameren Einwirkung der Gerichte auf den Entwurf ist, dem Gerichtsschreiber die selbständige Entscheidung über das Festsetzungsgebot zu übertragen (§ 104 Abs. 1, § 107). Die Bedenken, welche früher gegen eine solche Maßnahme geltend gemacht wurden, fallen in der Hauptsache fort, wenn entsprechend den im Artikel III Nr. 7 und 8 und im Artikel IV Nr. 2 gemachten Vorschlägen die Schreib- und Vorkaufsbücher ausgemittelt werden. Es handelt sich bei der Festlegung im wesentlichen um eine gleiche Tätigkeit wie bei der Berechnung der Gerichtskosten, welche schon jetzt der Gerichtsschreiber selbständig vorzunehmen hat. Allerdings soll der Gerichtsschreiber in Zukunft bei der Kostenfestsetzung nicht nur redemptio tätig sein, sondern, im Namen des Gerichts, selbständig alle erforderlichen Einwendungen treffen. Auch soweit das Gesetz (§ 91) die Entscheidung darüber, inwieweit die unterliegende Partei die dem Gegner erscheidenden Kosten zu erstatten hat, in das Ermessen des Gerichts stellt, hat deshalb der Gerichtsschreiber nicht erst die Festsetzung des Richters einzuholen, sondern nach seinem Ermessen zu befinden, und ebenso sind in den seltenen Fällen, in denen in dem Kostenfestsetzungsverfahren eine Beweisannahme erforderlich wird, die Anordnungen fortan von dem Gerichtsschreiber selbständig zu erlassen. Hiervon ergibt sich aus, ohne daß es einer besonderen Hervorhebung im Gesetz bedarf, daß der Kostenfestsetzungsbeschluss, sofern er nicht gemäß § 105 auf das Urteil gelegt wird, wie bisher von Amts wegen auszustellen ist (§ 329 Abs. 3). Die Kostenfestsetzung in dieser Weise in die Hand des Gerichtsschreibers zu legen, kann einem Bedenken nicht unterliegen, zumal nach § 104 Abs. 3 des Entwurfs neben der Festlegung eine förmliche Erinnerung an den Richter ausgestellt werden und die sofortige Beschwerde erst gegen die Entscheidung des letzteren stattfinden soll.

Wird dem Gerichtsschreiber die Kostenfestsetzung übertragen, so muß von einer Kostenfestsetzung in dem Urteile, wie bei § 103 des geltenden Rechts für das Verfahren vor den Amtsgerichten getrennt, in Zukunft Abstand genommen werden. Der letzte § 103 ist daher von dem Entwurfe nicht übernommen. Die Vorteile, welche mit dieser Regelung verbunden waren, will der Entwurf aber möglichst dadurch sichern, daß er gestattet, den Festsetzungsbeschluss auf das Urteil zu legen und mit diesem zusammen auszusprechen (§ 106). Voraussetzung für die Festsetzung ist auch hier, daß ein zur Zwangsvollstreckung geeigneter Titel vorliegt, daß also das Urteil, auf Grund dessen die Festsetzung erfolgt, vollstreckbar ist. Voraussetzung für die Verbindung des Beschlusses mit dem Urteil ist ferner, daß der Antragsteller des Festsetzungsgebots eine Ausfertigung des Urteils noch nicht erteilt ist. Ist eine Ausfertigung bereits erteilt, so wäre die Verbindung schwer ausführbar und auch nicht mehr zweckmäßig. Der Entwurf (§ 106 Abs. 1 Satz 1) schließt jedoch

die Verbindung nicht nur für diesen Fall, sondern auch schon dann aus, wenn durch eine Verzögerung der Ausfertigung des Urteils eintreten würde. Das Verfahren wird also nur in solchen Fällen stattfinden können, bei denen die Fälligkeit der Kostenrechnung keine besondere Mühe verursacht, wie es namentlich in den zahlreichen Fällen, die durch Verjährungs- oder Maximalminutentitel erledigt werden, regelmäßig der Fall sein wird. Voraussetzung für die Verbindung ist endlich, daß in dem Beschlusse von der Kostenberechnung Abstriche nicht gemacht werden. Wird das Festsetzungsgebot, zum Teil zurückgewiesen, so können sich aus der Verbindung des Beschlusses mit dem Urteile namentlich in der Beweisverteilung Schwierigkeiten ergeben. Nach § 105 Abs. 1 Satz 4 soll deshalb die Verbindung unterbleiben, sofern dem Festsetzungsgebot auch nur teilweise nicht entsprechen werden kann. Aus dem gleichen Grunde sollen die Vorschriften des § 106 auch dann nicht anwendbar sein, wenn die Prozeßkosten ganz oder teilweise nach Quoten geteilt sind (§ 106 Abs. 1 Satz 2).

Wird der Beschluss auf das Urteil gelegt, so bildet er mit diesem, wie in dem Falle des bisherigen § 103, einen einheitlichen Titel. Es findet deshalb in diesem Falle eine besondere Ausfertigung und eine Zustellung des Beschlusses von Amts wegen nicht statt (§ 106 Abs. 1 Satz 2). Das gilt auch für das außergerichtliche Verfahren, da es nach dem Entwurfe (§ 406 Abs. 1) für die Aufhebung der außergerichtlichen Urteile die dem Parteibetriebe verbleiben soll. Urteil und Beschluss werden stets zusammen nur auf Betreiben der Parteien ausgestellt und zugestellt, und es erfolgt auch die Zwangsvollstreckung aus dem Beschlusse, wie durch den neu vorgeschlagenen § 730 a dargelegt wird, auf Grund einer vollständigen Ausfertigung des Urteils, ohne daß es einer besonderen Vollstreckungsklausel für den Festsetzungsbeschluss bedarf.

Da die Parteien ein wesentliches Interesse haben, von der Tatsache, daß der Festsetzungsbeschluss erlassen ist, alsbald Kenntnis zu erhalten, wird in § 105 Abs. 1 Satz 3 bestimmt, daß, wenn der Beschluss auf das Urteil gelegt wird und demgemäß eine Zustellung des Beschlusses von Amts wegen unterbleibt, der schriftliche Betrag den Parteien, dem Gegner des Antragstellers unter Befragung der Abstriche der Kostenberechnung, mitzuteilen ist. Für diese Mitteilung ist eine besondere Form oder eine Beurkundung nicht erforderlich, sie kann daher formlos erfolgen, z. B. durch Postkarte oder sonstige Zuführung der mit einem bemerkten versehenen Abstrich der Kostenberechnung oder der erteilten Ausfertigung des mit dem Beschlusse verbundenen Urteils. Eine solche Mitteilung erzieht jedoch nicht die Zustellung des Beschlusses. Durch sie wird deshalb die Erinnerungsrfrist (§ 104 Abs. 3 Satz 2) nicht in Lauf gesetzt. Diese beginnt erst mit der auf Betreiben einer Partei erfolgten Zustellung des mit dem Beschlusse zusammen ausgefertigten Urteils.

Die Vorchrift des § 105 Abs. 2, wonach es der Aufhebung eines Festsetzungsgebots nicht bedürfen soll, wenn die Partei vor der Festlegung des Urteils die Berechnung ihrer Kosten eingereicht hat, und in diesem Falle die dem Gegner mitzutellende Abstrich der Kostenberechnung von Amts wegen anzufertigen ist, bezweckt, das Verfahren zu vereinfachen und zu beschleunigen.

Der § 106 des Entwurfs, welcher ebenso wie der bisherige § 106 das Festsetzungsverfahren für den Fall regelt, daß die Prozeßkosten ganz oder teilweise nach Quoten verteilt sind, steht, abgesehen davon, daß auch hier die Entscheidungen fortan von dem Gerichtsschreiber zu treffen sind, wie die in erster Instanz von einem Vorstände verhandelten Sachen eine Abänderung gegenüber dem bisherigen Verfahren nicht vor. Die Bestimmung im Abs. 1 Satz 2, daß in der ersten Instanz vor einem Amtsgerichte verhandelten Sachen die Aufforderung an den Gegner zur Einreichung seiner Kosten nach der Anbringung eines Festsetzungsgebots von dem Gerichtsschreiber zu erlassen ist, trägt lediglich der in Kaufakt genommenen Einförmigkeit des Amtsbezirks für das Verfahren von dem Amtsgerichtlichen Rechnung.

§ 141.

Nach § 141 der Zivilprozedurordnung kann das Gericht das persönliche Erscheinen einer Partei im Aufklärung des Sachverhalts anordnen. Da der Beschluss, durch welchen die Anordnung erfolgt, zu verfallen ist, wird er der Partei nicht zugestellt (§ 329); auch findet eine Ladung der Partei selbst des Gerichts jetzt nicht statt. Das geltende Recht bietet mithin keine Gewähr dafür, daß die Partei von der Anordnung des Gerichts Kenntnis erhält. Die Beamtung, welche diese Regelung

vielfach erfahren hat, erscheint begründet. Es ist ein offenkundiger Mangel, daß es von dem Grundsatz des Prozeßvollständigen abdingt, ob die Partei von dem Termine, zu dem das Gericht ihr persönliches Erscheinen anordnet, das Kennnis erhält. Der Entwurf schließt deshalb vor, den § 141 für den gesamten Prozeßbetrieb dahin zu ergänzen, daß, wenn das Erscheinen anordnet wird, die Partei vom Amte wegen zu laßen und daß die Zahlung der Partei selbst zu stellen ist, auch wenn sie einen Prozeßvollständigen besitzt hat.

Für den

§ 157

Nach der Entwurf nach zwei Richtungen hin Ergänzungen vor. Nach dem geltenden Rechte (Rdt. 2) kann das Gericht Bevollmächtigte, welche das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, zurückweisen. Diese Vorschrift, die der Entwurf als Rdt. 1 übernimmt, wird jetzt vielfach dadurch vereitelt, daß die von dem Gläubiger mit seiner Vertretung beauftragten Personen, um die ihnen drohende Zurückweisung als Prozeßvollmächtigte zu verhindern, sich die Förderung abtreten lassen und im Prozeß selbst als Partei auftreten. Die daraus sich ergebenden Mängel können leicht verhärtet werden, wenn mit der Rückweisung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit der Preis der vom Kausalgeschäft ausgeschlossenen Sachen einverleert wird. Um derartigen Umgehungen des Gesetzes vorzubeugen, gerührt der Entwurf (Rdt. 2 Satz 2) im Hinblick auf die Vorschrift, wonach das Gericht einer Partei, die die Fähigkeit zum geeigneten Vortrag mangelt, den weiteren Vortrag unterlagen kann (Rdt. 1 des geltenden Gesetzes, Rdt. 2 Satz 1 des Entwurfs), diese Befugnis auch dann, wenn die Partei das mündliche Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreibt und ihr nach der Überzeugung des Gerichts der Anspruch abgetreten ist, um eine Rückweisung auf Grund des Rdt. 1 zu vermeiden. Eine Aufhebung dieser Entscheidung kann zur Vermeidung von Weiterungen hier ebenso wenig wie gegen die sonstigen auf Grund des § 157 ergehenden gerichtlichen Anordnungen zugelassen werden (Rdt. 3); Rügegründe sind indessen nicht zu befürchten, da die Amtsrichter durch die Praxis genügend Gelegenheit haben, die in Betracht kommenden Persönlichkeiten kennen zu lernen.

Durch die Fassung, welche der Rdt. 4 des § 157 in der Novelle vom 17. Mai 1898 erhalten hat, sind die Zuständigkeitsverhältnisse in den Stand gesetzt, geeigneten Persönlichkeiten das mündliche Verhandeln vor Gericht widerwillig mit der Wirkung zu gestatten, daß eine Zurückweisung auf Grund des Rdt. 2 (früher Rdt. 1) ausgeschlossen ist. Auch diese Vorschrift wird in ihrer Tragweite durch die Ausdehnung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit beeinträchtigt. Mit Rücksicht hierauf erscheint es, um bei in erster Reihe zur Vertretung der Parteien beruflichen Rechtsanwaltschaft ihre berufsmäßige Tätigkeit zu wahren, geboten, die Zulassung der Rechtsanwältinnen im Verwaltungsbereich künftig auf diejenigen Orte zu beschränken, an denen für eine Vertretung durch Rechtsanwältinnen nicht genügend gelingt ist. Der Entwurf bestimmt deshalb im Rdt. 4 Satz 2, daß derartige Zulassungen für Gerichte, bei denen mindestens zwei Rechtsanwältinnen vorhanden sind, nicht mehr erfolgen sollen.

Durch die veränderte Fassung des

§ 218

soll hergestellt werden, daß eine Partei, deren persönliches Erscheinen anordnet ist, gemäß der neuen Vorschrift des § 141 Satz 2 auch dann, wenn das Amte wegen zu laßen werden muß, wenn der Termin in einer veränderten Entscheidung bestimmt ist.

Das Verfahren vor den Amtsgerichten wird in den §§ 496 bis 510 neu geregelt.

Nach

§ 496

sollen wie bisher die allgemeinen Bestimmungen und die Vorschriften über das landgerichtliche Verfahren auch für die Amtsgerichte gelten, soweit nicht die besondere Gestaltung des amtsgerichtlichen Prozesses Änderungen erfordert. Die Abweichungen von den allgemeinen Bestimmungen sind jedoch nach dem Entwurf weit weitergehend als im geltenden Rechte, namentlich weil im Entwurf mit der Durchführung des Parteibetriebes gebrochen wird.

§ 49.

Die Rdt. 1, 2, 3 sind dem § 32 des Gewerbegerichtsgesetzes nachgebildet. In Anlehnung an dieses Gesetz und das Gesetz über die Kaufmannsgerichte soll der Entwurf eine Beschleunigung und Vereinfachung des amtsgerichtlichen Prozesses vor allem dadurch erreichen, daß für das Verfahren bis zum Einleiten des Urteils an Stelle des Parteibetriebes der Parteibetrieb in dessen Umfang eingeführt wird. Die allgemeine Durchführung der Aufstellungen und Verhandlungen vor Amte wegen erspart den Parteien einerseits Zeit und Arbeit und bringt ihnen andererseits insofern eine erhebliche Entlastung, als für die vor Amte wegen betriebenen Aufstellungen nach dem geltenden Rechte weder Gebühren noch Auslagen erhoben werden. Gerade die Arbeitskosten für die Parteiaufstellungen sind aber jetzt im amtsgerichtlichen Prozeß von verhältnismäßig großer Bedeutung.

Nur für die Aufstellung der Urteile soll es bei dem Parteibetrieb verbleiben. Das bestimmt der Rdt. 1, indem er die Vorschrift des § 117 Rdt. 1 auch für das amtsgerichtliche Verfahren unbeschränkt aufrecht erhält. Obwohl auch eine Abweichung von dem Parteibetrieb vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten liegt, so empfiehlt es sich doch, um den Parteien die Möglichkeit zu erhalten, die Zwangsvollstreckung gleichzeitig mit den nach § 750, 751 erforderlichen Aufstellungen vornehmen zu lassen; bei der Aufstellung von Amte wegen würde das ausgeschlossen sein. Auch werden durch eine solche Abweichung der Aufstellungen vermieden. Von den Amtsgerichten werden im Jahre etwa 1250 000 Urteile erlassen. Bei einer Aufstellung der Urteile von Amte wegen würden daher, da jedes Urteil beiden Parteien zugestellt werden, schon innerhalb der gegenwärtigen Zuständigkeit der Amtsgerichte 25 Millionen Aufstellungen erforderlich werden. Wegen befaßt sich die Zahl der Aufstellungen bei der Aufstellung der Urteile auf Betreiben der Parteien auf weniger als die Hälfte. Denn da die Parteiaufstellung auch gegen diejenige Partei wirkt, welche die Aufstellung hat bewirken lassen (§ 221), genügt es, wenn eine Partei das Urteil zustellen läßt. Abgesehen hiervon aber findet in den Fällen, in welchen die unterliegende Partei sich dem Urteile freiwillig unterwirft, in der Regel eine Aufstellung des Urteils überhaupt nicht statt. Wie im Gewerbe einerseits besondere Hervorhebung nicht bedarf, sind auch Beispiele, welche vor dem Amtsgerichte abgeschlossen wurden, nicht von Amte wegen zugelassen. Die Aufstellung eines Vergleichs ist nur erforderlich, wenn auch ihm eine Zwangsvollstreckung zukommen soll; die Aufstellung ist daher gegebenenfalls ebenso wie die anderer vollstreckbaren Urkunden von der Partei zu betreiben.

Der Rdt. 2 behandelt die Klage sowie sonstige Anträge und Erklärungen einer Partei. Die Schriftsätze sollen lediglich bei dem Amtsgericht eingereicht werden. Auch hier bedarf es eines Antrags auf Aufstellung nicht. Das Gericht hat vielmehr, wenn eine Aufstellung erforderlich ist, diese aus eigener Verantwortung zur Aufhebung zu bringen, also auch die Notwendigkeit der Aufstellung von Amte wegen zu prüfen. Welche Anträge und Erklärungen der Aufstellung an die Gegenpartei bedürfen, braucht im einzelnen nicht bestimmt zu werden. Der Regel nach wird schon der Inhalt und Zweck des Antrags oder der Erklärung einen Zweifel nicht aufkommen lassen. Die Bestimmung im Rdt. 2 Satz 2, wonach die Partei den Schriftsätzen, welche sie bei dem Gericht einreicht, die für die Aufstellung erforderliche Zahl von Abschriften beifügen soll, ist eine Ordnungsvorschrift, deren Nichtbeachtung prozeßuale Nachteile nicht zur Folge hat. Die erforderlichen Abschriften sind, wenn die Partei sie nicht nachträglich einreicht, auf Kosten der Partei zu fertigen (zu vergl. Artikel III St. 7, § 75 St. 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes).

Der Rdt. 3 enthält eine den § 207 Rdt. 1 fast entsprechende Vorschrift über den Zeitpunkt, in welchem die Klagen der Aufstellung aus eingereicht sein. Wenn die letztere der Einwirkung und insbesondere der Widerspruch seitens der Parteien entzogen wird, so muß Sorge dafür getroffen werden, daß in den Fällen, in welchen die Aufstellung zur Wahrung einer Frist oder zur Unterbrechung der Verjährung erforderlich ist, der Zeitraum, den die Aufstellung der Aufstellung nach der Einreichung oder Änderung des Antrags oder der Erklärung durch die Partei noch im Anspruch nimmt, über nicht zum Nachteil gereiche. Im § 32 des Gewerbegerichtsgesetzes ist die Zeit, innerhalb welcher die Aufstellung zu erfolgen hat, nicht näher bestimmt. Nach der dort im Rdt. 4 gegebenen Vorschrift soll die Wirkung

der Zustellung auf den Zeitpunkt der Einreichung oder Andienung des Antrags oder der Erfüllung vorzubeugen werden, wenn die Zustellung „unmittelbar“ erfolgt. Dieser Ausdruck ist indessen nichtswertig und entsteht namentlich für Zustellungen, die von Amts wegen zu bestehen, die, der genügenden Bestimmtheit. Zur Vermeidung von Zweifeln und Streitigkeiten empfiehlt es sich jedoch, ebenso wie in § 207 Abs. 2 eine Frist zu setzen, innerhalb welcher die Zustellung zu erfolgen hat. Die Frist soll nach dem Entwurf in der Regel wie in den Fällen des § 207 Abs. 2 zwei Wochen, bei den Zustellungen mittels Einschreibens anderer Behörden oder Beamten oder mittels öffentlicher Bekanntmachung, die hier die bezeichnete Frist nicht ausreicht, sechs Monate betragen.

Die Vorschrift im Abs. 4, wonach zum Nachweis der Zustellung an den Anwalt dessen mit Datum und Unterschrift versehenes schriftliches Empfangsbekenntnis genügen soll, ist dem § 198 Abs. 2 nachgebildet. Sie wird namentlich bei den kleineren Gerichten, bei denen ein unmittelbarer Verkehr zwischen dem Anwalt und dem Gerichtsschreiber möglich ist, das Zustellungsverfahren wesentlich vereinfachen. Da bei den Zustellungen von Amts wegen der Gerichtsschreiber für die Bezeichnung der Zustellung Sorge zu tragen hat (§ 209) und der Nachweis der Bezeichnung der Zustellung dem Richter selbst obliegt, so wird die Einführung des Amtsbeamten die Zustellung von Amts wegen (§ 198) für das Verfahren vor den Amtsgerichten maßgebend.

Die Vorschrift des Abs. 5, wonach unter Umständen die Mitteilung von Anträgen und Erklärungen ohne besondere Form erfolgen kann, bedeutet gleichfalls, eine Vereinfachung des Verfahrens zu ermöglichen. Sie ist dem bisherigen § 402 Abs. 2 entnommen, geht aber weiter, insofern sie sich nicht nur auf Erklärungen zum Protokoll des Gerichtsschreibers beschränkt, sondern auch auf die Mitteilung von der Bezeichnung des Gerichts abhängig gemacht wird. Die Mitteilung des Gerichts soll die Parteien davon schützen, daß der Gerichtsschreiber von der förmlichen Zustellung in Fällen absteht, in denen die Zustellung des Zeitpunkts der Mitteilung von wesentlicher Bedeutung ist.

Für die Mehrzahl der Fälle kommt es in dem Verfahren vor den Amtsgerichten dem Kläger nur darauf an, möglichst früh in den Besitz eines vollstreckbaren Urteils zu gelangen. An der Begründung des Urteils haben daher weder er noch der Beklagte ein besonderes Interesse. Dies wird namentlich bei den Enden der Fälle sein, welche nach dem im Entwurf vorgeschlagenen § 511a der Verurteilung entgegen werden sollen. Beduht der Beklagte um und zur Erparung unnötigen Schreibens die Mitteilung deshalb der Entwurf im Abs. 6, daß die Aufrechterhaltung der Urteile, sofern nicht von der Partei ein anderes beantragt wird, unter Weglassung des Zustandes und der Entscheidungsbegründe erfolgt und die Zustellung einer solchen Aufrechterhaltung in den Wirkungen der Zustellung des vollständigen Urteils gleichstellt. Es form also auf Grund einer solchen Aufrechterhaltung nicht nur die Zwangsvollstreckung erfolgen, sondern auch die Zustellung der Aufrechterhaltung wird auch der Zeit der Verurteilung in Gang geht. Unangenehmlichkeiten sind also Folge dieser Regelung nicht zu befürchten. Allerdings ist die Partei in der Regel nicht in der Lage, sich ohne Kenntnis der schriftlichen Entscheidungsbegründe über die Einlegung der Berufung schlüssig zu machen und diese zu rechtfertigen. Indessen wird sie sich, wenn ihr eine Urteilsaufrechterhaltung ohne Entscheidungsbegründe ausgestellt wird, stets ohne Schwierigkeit noch rechtzeitig eine Abschrift des vollständigen Urteils beschaffen können. Denn, wie aus der auch für das Amtsgerichtsvorverfahren geltenden Vorschrift des § 217 Abs. 2 folgt, darf der Gerichtsschreiber eine Ausfertigung des Urteils erst erteilen, nachdem das vollständige abgefaßte Urteil von dem Richter gemäß § 215 unterschrieben ist.

§§ 497, 498.

Die Vorschriften sind in der Gaupfasse den §§ 35, 36 des Gewerbegerichtsgesetzes nachgebildet.

Aus der Vorschrift, daß die Termine von Amts wegen bestimmt werden, folgt, daß das Gericht dem Verfahren, soweit möglich, Fortgang zu geben, daß es insbesondere auch ohne einen hierzu gerichteten Antrag der Partei einen Verhandlungstermin anzusetzen hat, wenn eine Parteibehandlung, wie die Andienung der Klage, des Einspruchs, des Antrags auf Ergänzung

des Urteils u. dgl., dies erforderlich macht. Die Befugnis der Parteien, das Verfahren ruhen zu lassen (§ 201), wird hierdurch nicht berührt, in diesem Falle hat die Partei, die das Verfahren ruhen aufnehmen will, nach § 508 des Entwurfs Vorrecht, die Andienung eines neuen Verhandlungstermins zu beantragen.

Nach § 218 ist zu Terminen, welche in veränderten Entscheidungen bestimmt sind, eine Ladung der Parteien nicht erforderlich. Zur Vereinfachung des Verfahrens bestimmt Abs. 2 des § 497 im Anschluß an den § 35 Abs. 3 des Gewerbegerichtsgesetzes, daß die Ladung einer Partei auch dann unterbleiben kann, wenn ihr der Termin der Einreichung oder Andienung der Klage oder des Antrags mitgeteilt worden ist. Für die Mitteilung schreibt das Gesetz eine Form nicht vor; in der Regel wird es sich jedoch der schriftlichen Handlungen Vorlesen empfehlen, doch der Partei eine schriftliche Kopie über den Termin auszugeben ist nicht. Daß die Mitteilung erfolgt, ist in den Akten durch einen Vermerk festzustellen.

Der

§ 499

bestimmt die Dauer der Einlassungsfrist im allgemeinen in gleicher Weise wie der bisherige § 498. Nur insofern weicht der Entwurf von dem geltenden Recht ab, als er eine dreitägige Frist nicht nur für die im Bezirke des Prozeßgerichts erfolgenden Zustellungen, sondern auch für diejenigen Zustellungen festsetzt, die zwar außerhalb des Bezirks des Prozeßgerichts, aber in einem Orte erfolgen, von dem ein Teil in diesem Bezirke gehört; im Abschlusse hiervon räumt ferner der Artikel des Entwurfs dem Bundesrat die Befugnis ein, zu bestimmen, daß Bundesstädte Orte als ein Ort im Sinne des § 499 angesehen sind. Die vorgeschlagene Änderung empfiehlt sich, weil namentlich in verkehrsreichen Orten, so z. B. in Berlin, mehrere selbständige Amtsgerichte errichtet sind und das geltende Recht den dadurch geschaffenen Verhältnissen nicht genügend Rechnung trägt. So kann es sehr in Berlin vorkommen, daß die Einlassungsfrist eine Woche betragen soll, wenn die Zustellung auf der einen Seite der Straße erfolgt, während sie nur drei Tage zu betragen bedarf, wenn sie auf der anderen Seite vorgenommen wird, und zwar deshalb, weil die beiden Seiten der Straße zu verschiedenen Gerichtsbezirken gehören. Derartige Unzulänglichkeiten will der Entwurf beseitigen. Wird auf Grund des Artikels V vom Bundesrat bestimmt, daß Berlin mit den umliegenden Bezirken im Sinne des § 499 als ein Ort angesehen ist, so bemerkt sich die Einlassungsfrist für geschuldete Prozesse bei allen denjenigen Amtsgerichten, deren Bezirk ganz oder teilweise in dem so abgetrennten Groß-Berlin liegen, auf drei Tage, vorausgesetzt, daß die Zustellung an irgend einer Stelle dieses Ortes erfolgt. Auch wird durch den Entwurf ermöglicht, die jetzt bestehende Eigentümlichkeit zu beibehalten, daß dort, wo das Gericht den Sitz nicht innerhalb seines Bezirks hat, die Einlassungsfrist bei einer Zustellung am Orte, an dem das Gericht sitzt, länger bemessen ist, als bei einer Zustellung im Bezirke des Gerichts. Ähnliche Verhältnisse wie in Berlin bestehen auch in anderen Orten, z. B. in Hamburg und Altona und deren Vororten. Da im Artikel V eine Veränderung nicht gemacht ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auf Grund dieser Vorschrift eine Bestimmung auch für benachbarte Orte, die verschiedenen Bundesstaaten angehören, vom Bundesrat getroffen werden kann.

Der

§ 500

gibt lediglich geltendes Recht wieder (§ 500 der Zivilprozeßordnung, in vergl. auch § 37 des Gewerbegerichtsgesetzes).

§ 501.

Die hier vorgeschlagene Bestimmung über die Vorbereitung der mündlichen Verhandlung durch gerichtliche Anordnungen, die zur Klärung des Sachverhältnisses dienlich erscheinen, steht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Einführung des Amtsbezirks. Der Entwurf folgt hier der österreichischen Zivilprozeßordnung. Die Weisung kann sich in allerlei Hinsicht, vorwiegend vermöge ihrer Anwendung der Prozeß regelmäßig in einer Streitverhandlung erledigt werden kann. Die meisten Anordnungen, die namentlich in Frage kommen, führt der Entwurf im Abs. 1 unter Nr. 1 bis 6 an. Auch diese Aufzählung wird aber die Reihe der zulässigen Anordnungen nicht begrenzt. Das Gericht kann also zur Vorbereitung der mündlichen Verhandlung auch noch andere Anordnungen treffen.

Durch die Vorschrift des Abf. 1 wird in das Beweisrecht selbst nicht eingegriffen. Die Befugnis des Gerichts, einen Beweis von Amtt wegen zu erheben, wird nicht erweitert, sondern es wird ihm nur die Ermächtigung erteilt, in Fällen, in denen eine freitliche Verhandlung nach Lage der Sache wünschenswert ist, die Verhandlung insbesondere durch Bereitstellung der Beweismittel zu unterstützen, daß sie möglichst in einem Termine zu Ende geführt werden kann. Das verfahrenmäßige Ermessen des Richters muß entscheiden, ob es im Einzelnen zweckmäßig ist, von dieser Befugnis Gebrauch zu machen. Die Aufnahme des Beweises hat, abgesehen vom dem Falle des Abf. 1 Art. 6, immer erst dann zu erfolgen, wenn sie auf Grund der mündlichen Verhandlung durch Beweisbedürfnis angezeigt worden ist. Hierdurch ist ausgeschlossen, daß von dem Gerichte Zeugen vernommen werden, auf deren Zeugnis sich in der mündlichen Verhandlung keine der Parteien berufen hat.

Die Vorschrift im Abf. 2, welche das Ermessen des Gerichts insofern einschränkt, als bestimmte Anordnungen von besonderer Tragweite, nämlich die Einholung von Zeugen und Sachverständigen, die Einmischung des Augenscheins und die Begutachtung durch Sachverständige, denen eine kontradiktorische Verhandlung stattgefunden hat, nur unter den beschriebenen Voraussetzungen getroffen werden sollen, soll verstehen, daß von der Befugnis seitens des Gerichts im förmlichen Gebrauch gemacht wird, in welchen dies nicht angezeigt erscheint. Die Vernachlässigung der Parteien von der Anordnung, die der Abf. 3 Satz 1 im Interesse der Parteien vorschreibt, behört der Beurteilung nicht und kann deshalb formlos erfolgen. Ist die, wenn ein Prozeßvervollmächtigter bestellt ist, in entsprechender Anwendung des § 176 an diesen zu richten. Wird das verfahrensmäßige Erscheinen einer Partei angeordnet, so ist, wie durch die Vorschrift des Abf. 3 Satz 2 festgestellt wird, die Partei vom Amtt wegen zu laden und die Ladung ihr zuzustellen, auch wenn sie einen Prozeßvervollmächtigten bestellt hat.

Die auf Grund des Abf. 1 getroffenen Anordnungen sind gebührenfrei. Eine Beweisgebühr ist nur dann zu erheben, wenn, wie im Falle des Abf. 1 Art. 6, auf Grund der Anordnung vor der mündlichen Verhandlung eine Beweisnahme stattfindet. Um jeden Zweifel darüber auszuheben, schlägt der Entwurf vor, so ist, wie durch die Vorschrift des Abf. 3 Satz 2 festgestellt wird, die Partei vom Amtt wegen zu laden und die Ladung ihr zuzustellen, auch wenn sie einen Prozeßvervollmächtigten bestellt hat.

§ 502.

Da in dem amtierenden Verfahren vielfach Personen verhandeln, die der Sache unabhängig und außerordentlich sind, ist Anliegen in freier Rede vorzutragen, daß schon der bisherige § 503 die Kustations- und Prozeßpflicht des Gerichts (§§ 136 bis 139) für das omittgerichtliche Verfahren erweitert. Der Richter soll bei der mündlichen Verhandlung dahin wirken, daß die Parteien über alle erheblichen Tatsachen sich vollständig erklären und die sachlichen Angelegenheiten stellen. Der Entwurf betont diesen Standpunkt noch stärker, indem er dem Gerichte besonders zur Pflicht macht, in der mündlichen Verhandlung mit den Parteien das Sach- und Streitverhältnis zu erörtern. Hierdurch wird dem Richter nicht die Befugnis eingebracht, die Parteien in Erklärungen, die sie nicht abgeben wollen, zu veranlassen; sondern es soll nur der Richter ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß er eine Partei, die ihre Rechte durch einen erscheinenden Vortrag des Sachverhalts nicht genügend wahrnehmen vermag, zu diesem Zwecke — unbeschadet der Vorschrift im § 157 Abf. 2 Satz 1 — in geeigneter Weise zu unterstützen hat.

§ 503.

Die Vorschrift ist bereits in der Bemerkung zu den §§ 497, 498 begründet.

§ 504.

Die Vorschriften betreffend dem Bisherigen § 504 Abf. 1, 3. Der Abf. 2 des Bisherigen § 504, wonach das Amtsgericht im Falle seiner sachlichen Unabhängigkeit den Beklagten vor der Verhandlung zur Dampflade auf die Unabhängigkeit aufmerksam zu machen hat, ist als überflüssig gestrichen. Diese Vorschrift ist auf eine Mitwirkung der Justizkommission des Reichstags in das Gesetz eingelegt worden, um rechtsunabhängige Personen gegen eine allzu strenge Dampflade des § 30 zu schützen; ihre Beseitigung genügt, jedoch der Partei nicht das Recht, die Einrede der Unabhängigkeit nachträglich geltend zu machen. Im übrigen

ergibt sich bereits aus der Vorschrift des § 502, wonach das Gericht auf die Stellung unabhängiger Anträge hinzuwirken hat, daß der Amtierende den Beklagten auf die Unabhängigkeit aufmerksam machen soll, falls dies nach den Umständen angezeigt erscheint.

§ 505.

Nach § 506 der Prozeßordnung hat das Amtsgericht, wenn im Falle eines bei ihm anhängigen Rechtsstreits durch Widerklage oder Erweiterung des Klageantrags ein zu unabhängigkeit der Vorhandlung gebührender Widerspruch erhoben oder die Feststellung eines Rechtsverhältnisses, für welches die Vorhandlung unabhängig ist, beantragt wird, auf Antrag durch Beschluß seine Unabhängigkeit auszusprechen und den Rechtsstreit an das Vorgericht zu verweisen; mit der Feststellung des — der Entscheidung nicht unterliegenden — Beschlusses gilt der Rechtsstreit als bei dem Vorgericht anhängig. Dagegen muß nach dem geltenden Rechte des Amtsgerichts, falls es von vornherein sachlich oder örtlich unabhängig ist, seine Unabhängigkeit durch Urteil auszusprechen. Der Kläger ist daher, sofern das angelegene Amtsgericht sachlich oder örtlich unabhängig erklärt, genötigt, die Klage bei dem zuständigen Amtsgericht von neuem zu erheben. Wird die Unabhängigkeit des Gerichts auf Grund der Bestimmungen über die sachliche Unabhängigkeit der Gerichte ausgesprochen, so ist zwar nach dem bisherigen § 505 auf Antrag des Klägers der Rechtsstreit an das Vorgericht zu verweisen; der Rechtsstreit gilt aber als anhängig bei dem Vorgericht erst, wenn das Urteil rechtskräftig ist. Diese Vorschriften ist unabhängig und bietet dem bürgerlichen Schuldner die Gewissheit, den Prozeß zu beschließen. Nach dem Entwurf soll deshalb im Interesse der Beschleunigung und Vereinfachung des Verfahrens auch, wenn das angelegene Amtsgericht von vornherein sachlich oder örtlich unabhängig gewesen ist, die Sache auf Antrag des Klägers durch einen unanfechtbaren Beschluß an das zuständige Gericht verweisen werden. Voraussetzung für einen solchen Überweisungsbeschluß ist jedoch, daß das zuständige Gericht ohne weiteres bestimmt werden kann. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, so ist die Unabhängigkeit nur wieder durch Urteil auszusprechen. Das Gleiche gilt, wenn der Kläger einen Antrag auf Überweisung nicht stellt. In diesem Falle darf die Überweisung nicht ausgesprochen werden, da es ein nicht zu rechtfertigender Eingriff in die Rechte des Klägers sein würde, wenn man ihn dazu zwingen wollte, den Rechtsstreit vor einem ihm nicht genehmen Gericht fortzuführen.

Die im Entwurf vorgeschlagene Regelung ist von besonderer Bedeutung für Orte, welche in mehrere Gerichtsbezirke geteilt sind, sowie für densofort, in wirtschaftlicher Beziehung und in der Straßenanlange zusammengewachsene Orte mit getrennten Gerichten. Denn eine Mehrheit von Gerichten innerhalb eines zusammenhängenden Wohn- und Verkehrsbezirks wird naturgemäß auch die Zweifel und Irrtümer darüber vermehren, welches Gericht im Einzelfall örtlich unabhängig ist. Doch ist die Anwendung der Vorschrift nicht auf solche Fälle beschränkt. Wird § 5. vor einem Amtsgericht tatsächlich eine Klage unabhängig gemacht, für welche ein entfernt liegendes Vorgericht ausschließlich zuständig ist, so hat auch ein solches Urteil das Amtsgericht auf den Antrag des Klägers den Rechtsstreit an das zuständige Vorgericht zu verweisen.

Die Vorschriften des Abf. 2 und des Abf. 3 Satz 1 sind dem bisherigen § 506 Abf. 2 entnommen. Die im Abf. 3 Satz 2 getroffene Vorschrift, wonach dem Kläger die Rechtskosten, welche dadurch entstehen, daß er die Klage zunächst bei einem zu unabhängigen Gericht anhängig gemacht hat, auch dann aufzuerlegen sind, wenn er in der Dampflade obliegt, entspricht den allgemeinen Grundsätzen über die Verteilung der Prozeßkosten. Solche Rechtskosten werden namentlich dann in Frage kommen, wenn der Beklagte sich durch einen Rechtsanwalt als Bevollmächtigten bei vertreten lassen und in der Person des Rechtsanwalts zufolge der Überweisung des Rechtsstreits an ein anderes Gericht ein Wechsel eintreten muß. Die Vorschriften des § 505 gelten nur für das Verfahren vor den ordentlichen Gerichten und sind im Verhältnis dieser und der besonderen Gerichte schon mit Rücksicht auf die Regelung, welche der Reichsanwalt im Abf. 3 gehandelt hat, nicht anwendbar. Die Amtsgerichte sind also nicht in der Lage, einen Rechtsstreit durch Beschluß an ein oberes oder Raumamtsgericht zu verweisen, vielmehr haben sie, wenn sie die Unabhängigkeit eines solchen Gerichts für gegeben erachten, ihr Unabhängigkeit wie bisher durch Urteil auszusprechen.

Der

§ 506

gibt die Vorschriften des bisherigen § 506 inhaltlich unverändert wieder.

§ 507.

Die Vorschriften über die Bestellung der Anträge (§ 297) und das vorbereitende Verfahren in Rechtsangelegenheiten, Ausnahmeverfahren und ähnlichen Prozessen (§§ 318 bis 354) finden bereits nach dem bisherigen § 508 auf das Verfahren vor den Amtsgerichten keine Anwendung. Hierbei soll es kein Verändern bedürfen. Dagegen soll, abweichend von dem bisherigen § 508, die im § 261 Abs. 2 getroffene Vorschrift, wonach der Termin zur mündlichen Verhandlung nur soweit hinausgerückt werden soll, als es zur Wahrung der Einlassungsfrist geboten erscheint, künftig auch auf das Verfahren vor den Amtsgerichten Anwendung finden. Das entspricht der Absicht der Reform, die gerade bei den Amtsgerichten auf eine größere Beschleunigung der Prozesse abzielt.

Der

§ 508

trifft einige Sonderbestimmungen für das Versäumnisverfahren. Nach § 496 Abs. 1 des Entwurfs in Verbindung mit § 317 Abs. 1 erfolgt die Einführung der Versäumnisurteile auch im außergerichtlichen Verfahren auf Betreiben der Parteien. Nach § 317 Abs. 2 Satz 1 kann jedoch im Verfahren vor den Amtsgerichten die Partei für die Beauftragung des Gerichtsschreibers mit den von ihr zu betreibenden Zustellungen die Vermittlung des Gerichtsschreibers des Prozeßgerichts in Anspruch nehmen. Im Interesse der Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens soll nach dem Entwurf der Antrag auf Erlassung des Versäumnisurteils im Zweifel als Antrag auf dessen Zustellung durch Vermittlung des Gerichtsschreibers angesehen werden. Hiernach wird, sofern nicht die Partei, die das Versäumnisurteil erwirkt hat, in Anspruch erklärt hat, daß sie sich einen Rechtsanwalt oder die Zustellung beauftragen wolle, der Gerichtsschreiber ohne weiteres für die Partei die Zustellung des Versäumnisurteils herbeiführen haben.

Im Abs. 2 wird die Einspruchsfrist, die für das Verfahren vor den Amtsgerichten nach § 339 Abs. 1 zwei Wochen beträgt, für das außergerichtliche Verfahren auf eine Woche herabgesetzt. Die Herabsetzung erscheint um so weniger bedenklich, als die Einlegung des Einspruchs nach Abs. 3 entsprechend dem § 40 des Gewerbegerichtsgesetzes nicht erst durch die Zustellung, sondern schon durch die Einreichung oder Einbringung einer Einspruchserklärung erfolgen soll. Auch dem Gange des Gewerbegerichtsgesetzes bezüglich der Einschrift in die Urteilsurkunde steht mit dem im § 496 Abs. 4 ausgeprochenen Grundsatz der Zurückweisung der Zustellung auf den Zeitpunkt der Einreichung; denn wenn auch dieser Grund für die Wägung der Einspruchsfrist an und für sich genügen würde, so erscheint doch die Anwendung desselben hier nicht ohne Bedenken, weil dabei für die Zeit von der Einreichung bis zur bewirkten Zustellung ein Zwischenzustand entstehen würde, welcher namentlich nach der Stellung zu Zweifeln Anlaß geben könnte, ob nicht, wenn in solchen eine vollständige Auswirkung des Versäumnisurteils verlangt wird, diesem Antrage entgegenzutreten werden müßte.

Die Vorschrift des Abs. 4, wonach der Partei zu eröffnen ist, in welcher Form und Frist ihr der Einspruch zuzuführen, schließt sich dem § 40 Abs. 2 des Gewerbegerichtsgesetzes an. Da nach dem Entwurf (§ 496 Abs. 6) die Ausfertigung der Urteile regelmäßig unter Begleitung des Landbuches und der Urteilsbelegurkunde erfolgen soll, erscheint es zweckmäßig, vorzuschreiben, daß die Eröffnung über Form und Frist des Einspruchs in die Urteilsurkunde des Versäumnisurteils aufgenommen ist.

§ 509.

Im Interesse der Beschleunigung des Verfahrens will der Abs. 1 darauf hinwirken, daß die Vereinnahmung im unmittelbaren Anschluß an den Bescheidbescheid in demselben Termin erfolgt und daß auf diese Weise der Rechtsstreit, wenn möglich, am Grund einer einzigen mündlichen Verhandlung erledigt wird. Die Miete hierfür bietet der § 501, welcher dem Richter die Pflicht auferlegt, die Verhandlung durch Vertretung der Beteiligten vorzubereiten. Auch wird es häufig möglich sein, nach im Termine selbst die Beweismittel heranzuziehen, z. B. einen Zeugen oder Sachverständigen auf kürzestem Wege herbeizuführen

und dadurch einer Vertagung der Verhandlung vorzubeugen. In dieser Weise verfahren die Gerichte in Österreich, und es wird gerade dadurch erreicht, daß Vertagungen zu den Seltenheiten gehören und die große Mehrzahl der Rechtsstreitigkeiten durch eine einzige mündliche Verhandlung zum Abschluß gebracht wird.

Die Vorschrift des Abs. 2 über die Beibehaltung der Zeugen und Sachverständigen entspricht im allgemeinen dem § 14 Abs. 2 des Gewerbegerichtsgesetzes, dessen auf eine Vereinfachung der Beweisführung abzielende Bestimmungen sich bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten bewährt haben. Der Antrag auf Beibehaltung wird nur bei zum Abschlusse der Verhandlung geführt. Danach wird allerdings eine Partei, wenn sie Wert darauf legt, daß die Verhandlung unter allen Umständen erfolgt, auch zu einer Vernehmung vor dem Richter oder dem Vorsitzenden des ersten Vorsitzenden oder dem Vorsitzenden der Verhandlungsbank wäre jedoch bedenklich, weil sie zu Verwicklungen benutzt werden könnte. Auswärtig einem in erster Instanz nicht bestehenden Zeugnis in der Berufungsinstanz Bedeutung beilegen ist, bestimmt sich nach allgemeinen Grundsätzen. Da hiernach in der ersten Instanz Zeugnisfähigkeit erfordere Zeugnisse vom Berufungsgericht zu berücksichtigen ist, so kann dieses auch das unbedeutende Zeugnis seiner Entscheidung zugrunde legen, sofern es nicht gemäß §§ 398, 523 die wiederholte Vernehmung des Zeugen anordnet.

Der

§ 510

stimmt mit dem bisherigen § 507 und der

§ 510a

mit dem bisherigen § 509 überein.

Der

§ 510b

geändert ebenso wie der § 51 Abs. 1 des Gewerbegerichtsgesetzes für den Fall der Verurteilung des Beklagten zur Entschädigung der Zahlung des Wagers des Klägers, gegen den Beklagten, welcher dem Urteile nicht Folge leistet, an Stelle direkter Schadenersatzmaßregeln ein Schadenersatz auf Anstellung eines neuen Klages auf dem Grunde der zur Durchführung zu bringen. Wird der Beklagte auf Grund dieser Vorschrift zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt, so ist die Zwangsvollstreckung in Gemäßheit der §§ 887, 888 ausgeschlossen, wie der Entwurf in Abs. 1 einstuft mit § 51 Abs. 2 des Gewerbegerichtsgesetzes in dem neu einzustellenden § 888a bestimmt.

Der

§ 510c

gibt die Vorschriften des bisherigen § 510 mit denselben Änderungen wieder, welche sich aus der Einführung des Amtsbezirks von Amts wegen ergeben.

§§ 511a, 511b.

Im Gegensatz zu den früheren Landesgesetzen läßt das geltende Reichsrecht die Verfahren gegen die in erster Instanz erlassenen Urteile unberührt. Die Beibehaltung der früheren Bestimmungen hat insofern, wie die Erhaltung gesichert hat, zu einer außerordentlichen Steigerung der Zahl der Berufungen geführt. Die Urteilungen an die Amtsgerichte haben sich im Reich stetig und sehr beträchtlich vermehrt; während im Jahre 1891 auf je 1000 Urteile der Amtsgerichte mit Einspruch der auf Versäumnis oder auf Grund eines Anerkenntnisses oder Bescheid ergangenen oder ein beabachtetes Urteils erlassenden Urteile, in ordentlichen Prozessen, Urkundenprozessen und Streitigkeiten 122 Urteilungen an die Amtsgerichte kamen, betrug im Jahre 1903 die entsprechende Zahl 248. Die Berufungen an die Oberlandesgerichte haben im Reich nicht mit der gleichen Steigerung zugenommen; insofern ist auch hier die Verhältniszahl von 335 im Jahre 1891 auf 425 im Jahre 1903 gestiegen. Es kann nicht Aufgabe der Reichsreform sein, für jede auch noch so geringfügige Streitigkeit die Möglichkeit einer Aufhebung in mehreren Instanzen zu gewähren. Bei der Einlegung eines Rechtsmittels in einem Prozeß um einen geringfügigen Streitgegenstand müssen regelmäßig die Kosten eine solche Höhe erreichen, daß sie in keinem Verhältnis zu dem eigentlichen Streitgegenstand stehen. Auch hinsichtlich der Erteilung geringfügiger Streitigkeiten als das Richtige anzusehen. Auf Grund dieser Erwägungen ist

bereits durch das Gewerbegerichtsgesetz für Baden mit einem Streitgegenstande bis zu 100 M. und durch das Gesetz, betreffend Kaufmannsgerichte, für Baden mit einem Streitgegenstande bis zu 300 M. die Berufung ausgeschlossen. Andere Staaten, wie England, Frankreich, die Niederlande, Belgien, Preussens, Österreich, haben gleichfalls die Zulässigkeit der Berufung erheblich eingeschränkt. Der Entwurf will hiernach auch für die vor die ordentlichen Gerichte gehörenden Rechtsstreitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche eine Berufungssumme einführen. Diese ist, abweichend von den für die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte geltenden Vorschriften, im § 511a Abs. 1 nur auf 50 M. festgesetzt, um den Bedenken wegen einer ungenügenden Beschränkung des Rechtsmittels zu begegnen; anderseits soll die Berufung aber ebenso wie nach § 546 die Revision nicht von dem Werte des Streitgegenstandes, sondern von dem des Beschwerdegegenstandes abhängig sein. Der einmalige Einwand, daß durch die vorgeschlagene Befreiung der Berufungssumme die ärmeren Volksschichten betroffen worden, kann als begründet nicht anerkannt werden; denn die Erfahrung zeigt, daß diese Klassen keineswegs bei den Prozessen mit geringen Streitwerten vorwiegend beteiligt sind. Bei der geringen Befreiung der Berufungssumme kann auch davon abgesehen werden, an die Stelle der Berufung ein beschränktes Rechtsmittel zu setzen, zumal hierdurch die mit dem Ausschusse der Berufung verbundenen Vorteile zum großen Teile wieder beseitigt werden würden.

Nach § 511a Abs. 2, 3 sollen für die Berechnung und die Währungsmaßung des Wertes des Beschwerdegegenstandes in der Berufungssumme die gleichen Grundsätze gelten wie in der Revisionssumme (zu vergl. § 546 Abs. 2, 3). Der § 511b legt in Rechtsstreitigkeiten über die im dem Gerichtsverfahrgesetze § 70 Abs. 2, 3 bestimmten Ansprüche die Berufung ohne Rücksicht auf den Wert des Beschwerdegegenstandes an. Diese Vorschrift ist eine notwendige Folge der im § 547 Nr. 2 für die Revision getroffenen Bestimmung, die auf der Ermüdung beruht, daß die Interessen des Rechts und der einzelnen Bundesstaaten eine einheitliche Rechtsprechung in den fraglichen Rechtsstreitigkeiten unbedingt fordern.

§ 577.

Im § 540 Abs. 8 der Justizorganisationsordnung ursprünglicher Fassung war für die Fälle der sofortigen Beschwerde allgemein bestimmt, daß das Gericht zu einer Abänderung seiner durch Beschwerde angegriffenen Verfügung nicht befugt sein soll. Durch die Projektion vom 17. Mai 1898 (§ 577) ist diese Vorschrift für das Kostenfestsetzungsverfahren dahin geändert worden, daß das Gericht seinen durch die sofortige Beschwerde angegriffenen Festsetzungsbescheid abändern darf. Hingehend hieß es vor der Ersetzung, daß künftig einzelne Fälle durch den Reichstag gerichtlich, demnach aber durch Nachzeichnung der erforderlichen Belege als zweifellos ersichtlich nachgewiesen werden und daß es in einem solchen Falle lediglich zu unbilligen Kosten und Weiterungen führt, wenn das Gericht einer Abänderung nicht selbst vornehmen darf, sondern sie dem Beschwerdegericht überlassen muß. Außerdem wurde damals für die übrigen Fälle der sofortigen Beschwerde durch die neue Fassung des Abs. 3 beibehalten, daß in der Prozeß aufgetretener Zweifel Hingehend, daß das Gericht seine Abänderung aus vorübergehender der sofortigen Beschwerde nicht abändern darf. Nach der von dem Entwurfe (§ 104 Abs. 2) vorgeschriebenen Regelung des Kostenfestsetzungsverfahrens, wonach gegen den vom Gerichtsschreiber erlassenen Kostenfestsetzungsbescheid, falls sich eine Partei bei demselben nicht bezeugen will, zunächst die Entscheidung des Gerichts anzufragen ist und erst gegen diese Entscheidung die sofortige Beschwerde statthabbar, erscheint die durch die Redebe vom 17. Mai 1900 getroffene Annahmeveränderung nicht mehr gerechtfertigt. Der Entwurf schlägt daher vor, die fragliche Vorschrift wieder zu streichen und allgemein zu bestimmen, daß für die Fälle der sofortigen Beschwerde das Gericht zu einer Abänderung seiner der Beschwerde unterliegenden Entscheidung nicht befugt ist.

§ 604.

Die Vorschriften des § 604 über die Einlassungs- und Ladungsstellen im Beschreibungsverfahren tragen in ihrer jetzigen Fassung den Nachtheil, wie sie sich in Baden und anderen, in mehrere Gerichtsbezirke zerfallenden Orten äußern, nicht genügend Rechnung. Die Einlassungs- und die Ladungsstellen sind hier ebenso wie die Einlassungsstellen im Amtsgerichtlichen Verfahren je nach

dem Justizamtort verschieden bemessen. Danach beträgt die Einlassungsstelle im Beschreibungsverfahren, wenn die Pläne am Orte des Beschreibungsamtes ausgestellt sind, mindestens 24 Stunden, wenn sie an einem anderen Orte innerhalb des Gerichtsbezirks, in welchem das Justizamtort seinen Sitz hat, ausgestellt wird, mindestens drei Tage; wenn sie an einem anderen deutschen Orte ausgestellt wird, mindestens eine Woche. Das Gleiche gilt von der Ladungsstelle, soweit sie nicht nach den allgemeinen Bestimmungen länger als die Einlassungsstelle ist. Eine Änderung des bestehenden Rechts ist hier nach der gleichen Richtung erwünscht, wie bei den Vorschriften über die Einlassungsstellen im Amtsgerichtlichen Verfahren (§ 499 des Entwurfs). Wenn ein Ort in mehrere Gerichtsbezirke geteilt ist, erscheint es nicht gerechtfertigt, die Frist für Zustellungen in dem einen Bezirk länger zu bemessen als in dem anderen Bezirke. Die Fassung des Abs. 2 Satz 1 ist daher entsprechend dem § 499 des Entwurfs geändert. Ferner empfiehlt es sich, der wirtschaftlichen Einseitigkeit gewisser benachteiligter Orte auch hier Rechnung zu tragen. Nach Artikel V soll deshalb der Bundesrat auch für den Bezirk des § 604 Bestimmungen fassen, daß benachteiligte Orte als ein Ort angesehen sind. Hierdurch wird erreicht, daß wenn z. B. eine solche Bestimmung für Berlin ergeht, die Einlassungsstelle in den Beschreibungsverfahren bei den Kammergerichten und bei allen benachteiligten Amtsgerichten, deren Bezirke ganz oder teilweise in dem durch jene Bestimmung zusammengefaßten Groß-Berlin liegen, stets nur 24 Stunden beträgt, vorausgesetzt, daß die Zustellung an irgend einer Stelle dieses Groß-Berlins erfolgt.

Folger der Änderung des Abs. 2 ist aus einer neuen Fassung des Abs. 3 geboten. Endlich ist hier eine Änderung nicht vorgenommen.

§§ 609, 610.

Die hier vorgeschlagenen Änderungen sind eine Folge der im § 497 getroffenen Vorschrift, daß vor den Amtsgerichten die Termine von Amt wegen bestimmt werden und daß nach der Bestimmung eines Terms die Ladung der Parteien durch den Gerichtsschreiber zu bewerkstelligen ist.

Die Änderungen, welche den §§ 609, 606, 607, 609, 700 in Bezug auf die Vorschriften über das Wohnortverfahren vorgelegt werden, stehen zum Teil mit der Einführung des Amtsbezirks für das Verfahren vor den Amtsgerichten im Zusammenhang und sollen im übrigen dem Wohnortverfahren, dessen Anwendung immer mehr abnimmt, durch eine treffendere Gestaltung in der Praxis größere Nützlichkeit verschaffen. Im Interesse der Beteiligten liegt es jedenfalls, daß zur Durchführung ungeschwieblicher Ansprüche von dem einfachen und weniger kostspieligen Wohnortverfahren ein möglichst weitgehender Gebrauch gemacht wird.

Auf Grund dieser Ersetzungen führt zunächst der

§ 609

im Abs. 1 den für die Zustellungen in den Amtsgerichtlichen Prozessen in Aussicht genommenen Amtsbezirk auch für die Zustellung des Zahlungsbefehls ein.

Der Abs. 2 gibt lediglich die Vorschrift des Abs. 1 des § 609 wieder, wonach mit der Zustellung des Zahlungsbefehls an den Schuldner die Wirkungen der Rechtsängstung eintreten.

Nach Abs. 3 sollen aus dem gleichen Grunde, wie sie für die Vorschrift im § 496 Abs. 3 des Entwurfs maßgebend gewesen sind, bei der Wahrung der Fristen und bei der Unterbrechung der Verjährung die Wirkungen der Zustellung, sofern diese binnen zwei Wochen erfolgt, bereits mit der Einreichung oder Andänderung des Bescheides um Erlassung des Zahlungsbefehls eintreten.

Die im Abs. 4 vorgeschriebene Benachteiligung des Gläubigers von der Zustellung des Zahlungsbefehls ist erforderlich, weil bei der Einführung des Amtsbezirks die Zustellungsfrist nicht mehr dem Gläubiger ausgenutzt wird, sondern dem Gerichte zugute. Die Benachteiligung kann formlos erfolgen und bedarf nicht der Beurkundung.

§§ 606, 607.

Nach § 604 des Gesetzes ist der Gläubiger von dem rechtlich erwerbenden Widerspruch in Kenntnis zu setzen und dem Schuldner auf Verlangen eine Bescheinigung darüber zu erteilen, daß er rechtlich Widerspruch erhoben hat. Das weitere Verfahren nach Erhebung des Widerspruches gestaltet sich verschieden,

le nachdem die wegen des Anspruchs zu erhebende Klage vor die Amtsgerichte oder die Landgerichte geht. In dem ersten Falle bedarf es nach dem geltenden Rechte (§ 436) zur Festsetzung des Verfahrens nicht der Erhebung einer besonderen Klage; die Klage wird vielmehr als mit der Zustimmung des Zahlungsbefehls erhoben angesehen und es kann jede Partei den Gegner mit dringlicher Frist zur mündlichen Verhandlung laden. Gehört die Klage vor die Amtsgerichte, so erlöschen die Wirkungen der Rechtsängstlichkeit, wenn nicht binnen einer sechsmonatigen Frist die Klage erhoben wird (§ 697 des Gesetzes).

Der Entwurf läßt für die Fälle der Zahlungsängstlichkeit des Landgerichts das Verfahren an sich unverändert und verfährt hier nur im § 697 die Frist, mit deren Ablauf die Wirkungen der Rechtsängstlichkeit erlöschen, auf drei Monate. Dieser Zeitraum erscheint genügend, um den Gläubiger in die Lage zu versetzen, sich über die Erhebung der Klage schlüssig zu machen; er liegt kein genügender Anlaß vor, ihm für längere Zeit zugunsten des Schuldners die Vorteile der Rechtsängstlichkeit zu sichern.

In den Fällen, in welchen die Klage vor die Amtsgerichte geht, soll es nach dem Entwurf ebenfalls dabei verbleiben, daß dem Verfahren nur auf Antrag einer Partei Fortgang gegeben wird. Den für das Verfahren vor den Amtsgerichten aufgestellten Grundregeln würde es ganz entsprechen, wenn nach rechtzeitiger Erhebung des Widerspruches die Parteien zur mündlichen Verhandlung sofort zum Amt wegen geladen würden. Der Entwurf sieht jedoch von einer solchen Regelung ab, da er zu einer unnötigen Vermehrung der Prozesse führen könnte. Wie die Erfahrung zeigt, steht der Gläubiger häufig nach Erhebung des Widerspruches vor einer weiteren Verfolgung der Sache ab, sei es weil er den Zahlungsbefehl zunächst nur verurtheilte als Mittel, um den Schuldner zur Befriedigung der Forderung zu veranlassen oder um die Verjährung zu unterbrechen, anderenfalls wollte, sei es, weil er die mit der Durchführung des Rechtsstreits verbundenen Kosten an Zeit und Geld mit Rücksicht auf die Ungewißheit des Ausgangs des Prozesses oder auf die Unmöglichkeit des Schuldners nicht auf sich nehmen will. Diesen Anschlüssen würde das Gesetz vorzuziehen, wenn durch die Bestimmung des Verhandlungstermins von Amt wegen der Gläubiger in die Zwangsverfügung gesetzt würde, entweder den Termin wahrzunehmen oder die Abweisung der Klage durch Verlaufsunterschied zu gewärtigen. Zur Fortsetzung des Verfahrens soll es jedoch einer Ladung durch die Parteien nicht mehr bedürfen; nur die Bestimmung des Termins soll von einem Parteiantrag abhängig sein (§ 496 Abs. 2 des Entwurfs), die Ladung der Parteien aber entsprechend den in §§ 456, 497 aufgestellten allgemeinen Grundregeln von Amt wegen erfolgen. Im Interesse der Beschleunigung des Verfahrens wird ferner dem Gläubiger gestattet, den Antrag auf Bestimmung des Termins bereits in dem Gesuch um Erlassung des Zahlungsbefehls zu stellen; ein Gläubiger, welcher von vornherein entlassen ist, im Falle der Erhebung des Widerspruches dem Verfahren Fortgang zu geben, wird es also in der Hand haben, durch vorzeitige Stellung eines solchen Antrags jede Verzögerung zu vermeiden. Wird das Gesuch um Erlassung eines Zahlungsbefehls mündlich angebracht und unterstellt gemäß § 702 die Aufnahme eines Protokolls, so ist künftig, wie im Gesetz nicht besonders bestimmt zu werden braucht, durch einen Vermerk in den Akten festzustellen, ob der Gläubiger für den Fall der Erhebung des Widerspruches gegen den Zahlungsbefehl vorsorglich den Antrag auf Bestimmung eines Termins zur mündlichen Verhandlung gestellt hat.

§ 699.

Bei der Entscheidung über das Gesuch um Erlassung des Zahlungsbefehls findet eine sachliche Prüfung des von dem Gläubiger geltend gemachten Anspruchs nicht mehr statt; die Prüfung beschränkt sich vielmehr in wesentlichen auf formelle Fragen, deren Beurteilung in der Regel nicht mit größerem Schwierigkeiten verknüpft ist als die Prüfung der Anträge auf Erteilung einer vollstreckbaren Urteilsausfertigung, über welche schon jetzt nach den §§ 724 ff. der Gerichtsschreiber der Regel nach schlüssig zu befinden hat. Um eine weitere Entlastung der Gerichte von solchen Beschlüssen herbeizuführen, die eine richterliche Entscheidung nicht unbedingt erfordern, schlägt deshalb der Entwurf (Abs. 1 Satz 3) vor, die Erlassung des Zahlungsbefehls dem Gerichtsschreiber zu übertragen. Derselben werden selbstverständlich die Vorschriften der §§ 727, 730, 736 nicht be-

steht; es versteht sich also dabei, daß, falls die Zwangsvollstreckung für einen anderen als den in dem Zahlungsbefehle bezeichneten Gläubiger oder gegen einen anderen als den in dem Bescheide bezeichneten Schuldner erfolgen soll, der Gerichtsschreiber die in diesen Fällen erforderliche vollständige Ausfertigung des Zahlungsbefehls nur auf Anordnung des Gerichts ertheilen darf. Abgesehen von diesen Ausnahmefällen soll aber der Gerichtsschreiber, wenn es ihm auch unbenommen bleibt, über etwaige Zweifel die Belehrung des Richters einholen, über das Gesuch des Gläubigers selbständig zu entscheiden haben. Nur eine Ablehnung des Gesuchs wird, um Konflikte zwischen dem Gerichtsschreiber und dem Richter, welcher den Zahlungsbefehl ertheilt hat, vorzubeugen, an die Mitwirkung des Gerichts zu binden sein. Nach der neuen Fassung des Abs. 2 soll daher die Ablehnung des Gesuchs dem Gerichte verbleiben. Die weitere Bestimmung des Abs. 2, daß gegen den Bescheid des Gerichts, durch welchen das Gesuch des Gläubigers zurückgewiesen wird, die sofortige Beschwerde statuiert, entspricht der Vorschrift des bisherigen § 699 Abs. 2.

Da der Vollstreckungsbefehl nach § 700 Satz 1 des Gesetzes einem auf Verlaufsunterschied erlassenen Urtheile gleichsteht, so müssen für die Zustimmung des Vollstreckungsbefehls die gleichen Grundvoraussetzungen gelten wie für die Zustimmung eines amtsgewärtigen Verlaufsunterschieds. Die Zustimmung wird daher nicht von Amt wegen zu bewirken, sondern, wie der Entwurf in Ergänzung des § 699 Abs. 1 bestimmt, dem Gläubiger zu überlassen sein. Die hier weiter gestaffelte Vorschrift, wonach der Gerichtsschreiber in Ermangelung einer entgegenstehenden Erklärung des Gläubigers die Zustimmung des Vollstreckungsbefehls zu vermitteln hat, entspricht der im § 508 Abs. 1 des Entwurfs für die Zustimmung der amtsgewärtigen Verlaufsunterschiede getroffenen Bestimmung.

§ 700.

Wird gegen den Vollstreckungsbefehl der Einspruch eingelegt, so richtet sich das Verfahren, wie § 700 Satz 2 des Gesetzes bestimmt, nach den Vorschriften der §§ 338 bis 346. Dies sind durch § 508 des Entwurfs für das Verfahren vor den Amtsgerichten nach zwei Abtheilungen getheilt. Die bei den Landgerichten nach § 339 Abs. 1 zwei Abtheilungen betragende Einspruchsfrist ist auf eine Woche herabgesetzt, und die Einlegung des Einspruchs soll nicht erst durch die Zustimmung eines Schriftführers an den Gegner erfolgen, sondern schon durch die Einreichung oder Androhung der Einspruchserklärung bei dem Gerichte. Da der Einspruch gegen einen Vollstreckungsbefehl stets dem Amtsgerichte einzulegen ist, so muß das Einspruchsverfahren hier ebenso geregelt werden wie für den amtsgewärtigen Prozeß. Demgemäß bestimmt der Entwurf, daß die Vorschriften über den Einspruch gegen ein von dem Amtsgerichte erlassenes Verlaufsunterschied auf den Einspruch gegen den Vollstreckungsbefehl entsprechende Anwendung finden. Das Verfahren richtet sich also, soweit sich nicht aus dem § 508 Abweichungen ergeben, aus hier nach den allgemeinen Vorschriften, welche für das Einspruchsverfahren gegen Verlaufsunterschiede gelten.

§ 701.

Nach § 701 Abs. 1 sind die notwendigen Kosten der Zwangsvollstreckung von dem Schuldner zugleich mit dem zur Zwangsvollstreckung stehenden Anspruche beizutreiben. Durch den vom Entwurf zu dieser Vorschrift vorgeschlagenen Zusatz soll zur Befriedigung derjenigen Partei, welche die Kosten der Ausfertigung und der Zustimmung des Urtheils anzusetzen sind, damit diese Kosten ohne besondere Festsetzung ausweislich dem zur Zwangsvollstreckung stehenden Anspruche beigetrieben werden können. Der Vorsatz steht im engen Zusammenhange mit der im § 506 vorgeschriebenen Regelung des Kostenfestsetzungsverfahrens. Wird der Festsetzungsbefehl auf das Urtheil gegründet, so können die Kosten der Ausfertigung und Zustimmung des Urtheils, da sie erst nachträglich entstehen, in dem auf das Urtheil zu legenden Rechtszettel nicht mit festgesetzt werden. Sie müssen also, falls sie nicht ohne Festsetzung zugleich mit dem Urteilsanpruche beigetrieben werden könnten, nachträglich besonders festgesetzt werden. Dadurch würden aber die Vorteile, welche das im § 506 des Entwurfs vorgesehene Verfahren den Parteien bietet, wieder in Frage gestellt.

§ 794.

Zum § 794 werden bisher unter den Vollstreckungsmitteln die *Rufensfreilegungsbeschlüsse* nicht besonders aufgeführt, weil nach dem geltenden Rechte aus der allgemeinen Vorschrift des § 794 Abs. 1 Nr. 3, daß aus Entschädigungen, gegen welche das Rechtsmittel der Beschwerde gegeben ist, die Zwangsvollstreckung unmittelbar, ohne weiteres folgt, daß die Rufensfreilegungsbeschlüsse zu den vollstreckbaren Titeln gehören. So noch den im § 104 getroffenen Vorschriften hinsichtlich der Rufensfreilegungsbeschlüsse des Rechtsmittels der sofortigen Beschwerde nicht mehr unmittelbar gegeben ist, empfiehlt es sich zur Befestigung von Zweifeln durch eine ausdrückliche Aufzählung der Rufensfreilegungsbeschlüsse im § 794 klar zu stellen, daß aus ihnen wie bisher die Zwangsvollstreckung stattfindet.

§§ 795, 796 a.

Die Vorschrift des § 795 a ist bereits in den Bemerkungen zu den §§ 103 bis 107 gerathen. Die Änderung des § 795 ist lediglich eine Folge der Einföhrung des § 795 a. Ebenso ist die zu dem

§ 796

vorgeschlagene Änderung lediglich durch die im § 699 getroffene Vorschrift bedingt, wonach der Vollstreckungsbefehl vom Gerichtsschreiber zu erlassen ist.

§ 798.

Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit eines raschen und energigen Rechtszuges hat die Billprojectkommission den Gerichten die nach dem früheren Rechte vielfach gegebene Befugnis entzogen, dem Schuldner im Urtheil eine den Umständen angemessene Erfüllungsdrist zu bestimmen. Nach § 790 genügt es, wenn das Urtheil beim Beginn der Zwangsvollstreckung angesetzt wird, und diese Vorschrift findet gemäß § 795 auf die übrigen vollstreckbaren Titel entsprechende Anwendung. Dievon macht der durch die Novelle vom 17. Mai 1898 eingeführte § 798 für Rufensfreilegungsbeschlüsse und für die nach § 794 Nr. 3 aufgenommenen Urtheile eine Ausnahme, indem er vorsehreibt, daß aus ihnen die Zwangsvollstreckung nur beginnen darf, wenn der Schuldtitel mindestens einen Tag vorher angesetzt ist. Abgesehen für diese Bestimmung war die Erwägung, daß es in den bezeichneten Fällen eine Härte sei, wenn die Zwangsvollstreckung sofort der Zustellung des Vollstreckungstitels folge, da der Schuldner meist erst aus dem Titel, namentlich bei zu erlöbenden Raten aus dem Erfüllungsbefehl, genau ersehen könne, was er eigentlich schulde. Die Vorschrift bezieht sich nach dem geltenden Rechte nur auf die im besonderen Verfahren erlassenen Rufensfreilegungsbeschlüsse, nicht aber auf die gemäß den bisherigen § 103 im Urtheil enthaltene Freilegung der Raten. Der Entwurf übernimmt die Vorschrift des bisherigen § 798 für die Rufensfreilegungsbeschlüsse, welche nicht auf das Urtheil gezieht sind, sowie für die nach § 794 Nr. 3 aufgenommenen Urtheile, verlängert jedoch die Frist, die zwischen der Zustellung des Schuldtitels und der Zwangsvollstreckung liegen muß, auf drei Tage, da die Erfahrung gezeigt hat, daß die einstige Frist in vielen Fällen nicht genügt, um den Zweck zu erreichen. Eine Andebnung der Vorschrift auf die Rufensfreilegungsbeschlüsse, welche gemäß § 105 auf das Urtheil gezieht werden, ist nicht angingig, da, wie in der Begründung zu § 105 bereits bemerkt ist, Urtheil und Beschluß einen einheitlichen Titel bilden, für die Zwangsvollstreckung aus Urtheilen es aber bei dem geltenden Rechte kein Verwehen behalten muß.

§ 806.

Nach § 806 Abs. 3 Satz 1 findet jetzt auf Grund eines Vollstreckungsbefehls die Eintragung einer *Sicherungshypothek* statt. Die Vorschrift ist in die Billprojectkommission erst durch die Novelle vom 17. Mai 1898 aufgenommen worden, und zwar zufolge eines Beschlusses des Reichstages, obwohl die sowohl von Vertretern der verhandelten Kreislagen als auch aus der Mitte des Reichstages bekannt wurde. Nach den inzwischen erfolgten Erörterungen haben sich die letztendlich geltend gemachten Bedenken als begründet erwiesen. Wie die Deutsche Justizstatistik (Jahrgang XII S. 109) ergibt, hat sich im Vergleich mit den ordentlichen und Urtheilsverfahren die Häufigkeit der Pfandföhrungen in den letzten Jahren abnehmend vermindert. Das freigelegte Verbot hat also lediglich dahin geführt, daß in

zahlreichen Fällen an die Stelle des Pfandverkehrs die festschreibere und mit größerem Reiterlinie verbundene Lage getreten ist. Zur Erhebung des Pfandverkehrs schlägt deshalb der Entwurf vor, die Vorschrift wieder fallen zu lassen. Auch die weitere in § 806 Abs. 3 getroffene Bestimmung, wonach auf Grund eines anderen Schuldtitels eine *Sicherungshypothek* nur für eine den Betrag von 300 M. übersteigende Forderung eingetragen werden darf, hat in der Praxis erhebliche Mängel hervorgehoben; denn die Bedingung der Abhängigkeit davon, sofort mit Pfändung und Zwangsvollstreckung vorzugehen, schlägt also in ihren Folgen gerade zum Nachtheil des Schuldners aus und trifft diesen unter Umständen besonders hart. Hiernach empfiehlt sich, den ganzen Abs. 3 zu streichen.

Zum

§ 888 a

ist auf die Bemerkungen zu § 510 b zu verweisen.

§ 900.

Die im Abs. 1 Satz 1 vorgeschlagene Änderung, nach der das Verfahren für die Abnahme des Offenbarungseides statt mit der Zahlung des Schuldners mit dem Antrag auf Bestimmung eines Termins zur Leistung des Eides beginnen soll, steht im Zusammenhang mit der im § 497 getroffenen Vorschrift, daß vor den Amtsgerichten die Zahlung der Beträge durch den Gerichtsschreiber zu veranlassen ist. Zur Befestigung der bereits erwähnten Vorschrift bestimmt ferner der Abs. 1 Satz 2, daß dem Antrag der Vollstreckungstitel und die sonstigen Urkunden, aus denen sich die Verpflichtung des Schuldners zur Leistung des Offenbarungseides ergibt, beizulegen sind, um dem Gerichte vor der Bestimmung des Termins die Prüfung der Voraussetzungen für die Eidespflicht zu ermöglichen.

§ 913.

Nach dem unverändert gelassenen Abs. 1 des § 913 hat das Vollstreckungsgericht ein *Beyragis* denselben Personen zu führen, welche vor ihm den Offenbarungseid geleistet haben oder gegen welche wegen Verweigerung des Eides die Haft angesetzt ist. Wie der bisherige Abs. 2 bestimmt, ist eine in dem Verzeihungs genachte Eintragung wieder zu löschen, wenn seit der Eidesleistung oder seit der Verhängung einer feshonmässigen Haft fünf Jahre verstrichen sind. Diese Vorschrift veranlaßt namentlich den größeren Amtsgerichten, bei denen die Zahl der Eintragungen sich auf tausende beläuft, eine unverhältnismäßig große Arbeit, da bei jeder einzelnen Eintragung besonders geprüft werden muß, ob die Frist abgelaufen ist. Ein weiterer Mangel ergibt sich in den Fällen, in denen die wegen Eidesverweigerung angesetzte Haft überhaupt nicht oder nicht bis zur Dauer von sechs Monaten vollstreckt wird, da hier die Eintragungen nach § 915 Abs. 2 in Verbindung mit § 914 bauernd bleiben müssen. Um das Verwaltungsverfahren zu vereinfachen und um zu erreichen, daß bei späteren Gerichtsverfahren geführt werden, bestimmt der Entwurf, daß die Eintragung zu löschen oder das *Beyragis* zu vernichten ist, wenn seit dem Schluß des Jahres, in welchem die Eintragung in das *Beyragis* bewirkt ist, fünf Jahre verstrichen sind. Allerdings wird infolgedessen das *Beyragis* unter Umständen den Beteiligten eine fahre Grundlage für die Beurteilung der Frage, ob der § 914 einem zwangswirksamen Vorgehen gegen den Schuldner entgegensteht, nicht mehr bieten; praktische Unzulänglichkeiten werden sich infolgedessen nicht ergeben, da die fünf Jahre zurückliegenden Eintragungen aus jetzt kaum eingeföhrten werden.

§ 924.

Erbeht eine Partei gegen den Beschluß, durch welchen ein Arrest angesetzt wird, *Widerpruch*, so hat sie nach dem geltenden Rechte den Gegner unter Mitteilung der Gründe, welche sie für die Aufhebung des Arrestes geltend machen will, zur mündlichen Verhandlung zu laden. Hierbei soll es für den Fall, daß das Kreisgericht ein *Kollegialgericht* ist, verbleiben. Dagegen muß das Verfahren für den Fall, daß das Kreisgericht ein *Amtegericht* ist, entsprechend den in den §§ 496, 497 angeordneten Grundregeln geändert werden. Der Entwurf bestimmt deshalb, daß in diesem Falle der *Widerpruch* schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers zu erheben und Termin zur mündlichen Verhandlung von Amts wegen zu bestimmen ist.

Artikel III. Gerichtskostenregel.

§ 22 a.

Die Vorschrift soll, wie schon in den Bemerkungen zu § 507 der Zivilprozessordnung hervorgehoben worden ist, klarstellen, daß eine auf Grund der letzteren Bestimmung getroffene Anordnung des Gerichts für sich allein keinen gebührenpflichtigen Akt bildet.

§ 30.

Die neue Fassung des Abs. I ist durch die vorgeschlagene Änderung des § 506 der Zivilprozessordnung geboten.

§§ 38, 39, 47.

Die hier in Aussicht genommenen Änderungen stehen mit der Umgestaltung des Kostenfestsetzungsverfahrens (§§ 103 bis 107 der Zivilprozessordnung) im Zusammenhang. Die Notwendigkeit einer Abänderung der §§ 38, 39 ergibt sich daraus, daß nach dem Entwurfe die Festsetzung der Kosten nicht mehr im Urteile selbst (bisheriger § 103 der Zivilprozessordnung) erfolgen kann, sondern stets eines besonderen Verfahrens bedarf. Für dieses Verfahren ist die gleiche Gebühr zu erheben, mag der Festsetzungsbescheid auf das Urteil gesetzt worden (§ 106 der Zivilprozessordnung) in der Fassung des Entwurfs oder nicht. Zugegen soll nach § 47 Abs. 5a die Urteilsabteilung des Gerichts oder einer Kammer gegen den vom Gerichtsvorstand erstellten Festsetzungsbescheid gebührenfrei erfolgen.

§ 48.

Die hier im § 48 enthaltenen Vorschriften sind dazu bestimmt, der Prozeßverflechtung entgegenzutreten. Sie geben dem Gericht die Befugnis, eine Strafgebühr, die in der vollen Gebühr besteht, aber bis auf 1/2 ermäßigt werden kann, festzusetzen, wenn durch Verschulden einer Partei oder ihres Vertreters die Veranlassung einer mündlichen Verhandlung oder die Abänderung eines Termins zur Fortsetzung der mündlichen Verhandlung veranlaßt oder durch veränderte Fortbringen von Ansprüchen oder Verteilungsterminen die Erhebung des Rechtsstreits verzögert worden ist. Wie die Erfahrung lehrt, sind diese Vorschriften nicht geeignet, den von ihnen bezielten Zweck zu erreichen. Zunächst sind die Voraussetzungen der Strafgebühr nur selten festzustellen; insbesondere verlag die Anwendung des § 48 in den zahlreichen Fällen, in denen die Abänderung eines neuen Termins die Folge übereinstimmender Anträge der Parteien ist oder in denen infolge des Nichterscheinens der Parteien ein Stufen des Verfahrens eintritt. Sodann steht einer häufigen Anwendung der Vorschrift der Umstand entgegen, daß sie die Feststellung des Verschuldens einer Partei oder ihres Vertreters zur Voraussetzung hat und daß das gute Verhältnis zwischen Richter und Anwalt nicht gefährdet würde, wenn das Gericht hierzu in eine Erörterung der Frage einzutreten wolle, ob einem Anwalt der Vorwurf der Prozeßverflechtung zu machen ist. Infolgedessen sind die Fälle der Anwendung des § 48 äußerst selten, obwohl die Klagen über eine übermäßig lange Dauer der Prozesse und die Menge der bereiteten Termine von Jahr zu Jahr lauter werden. Über die Dauer der Prozesse gibt die deutsche Justizstatistik Aufschluß. Danach hat im Jahre 1903 die Zahl der durch kontradiktorisches Urteilsteil betroffenen Prozesse, welche länger als sechs Monate von dem Zeitpunkt zwischen Einreichung der Klageschrift und dem Urteilsfälligkeit 1903 gegen den Angeklagten 194 vom Hundert und bei den klandestinen Prozessen im Durchschnitt 64,4 Termine auf einen Prozeß kamen, während in 2000 antwortpflichtigen Prozessen auf jeden Prozeß durchschnittlich 64,4 Termine entfielen. Die Verteilung der Gesamtzahl der Termine auf die einzelnen Prozesse ist nach dieser Statistik eine sehr ungleiche. Bei den nachstehenden

Angaben sind nur diejenigen Termine gezählt, die nach den Vorschlägen des Entwurfs zu § 48 Antrag zur Erhebung einer besonderen Gebühr geben können, also nur Verhandlungstermine mit Anwesenheit der von Klage wegen vertagten und vertagten, auf Grund deren ein Verschuldensurteil erlangen ist. Termine solcher Art gab es in einzelnen landgerichtlichen Prozessen bis zu 46, in antwortpflichtigen Prozessen bis zu 42. Auch mehr als 6 solcher Termine erforderten bei den Landgerichten 27,44 % der Prozesse, bei den Amtsgerichten 36,44 %, 4 bis 6 Termine bei den Landgerichten 36,44 %, bei den Amtsgerichten 34,4 %. Mehr als 6 Termine nahmen in Anspruch bei den Landgerichten 36,41 % und zwar 7 bis 10 Termine 24,70 %, 11 bis 20 Termine 10,44 % und 21 bis 46 Termine 1,41 %. Bei den Amtsgerichten nahmen mehr als 6 Termine in Anspruch 29,47 % und zwar 7 bis 10 Termine 18,00 %, 11 bis 20 Termine 10,44 % und 21 bis 46 Termine 1,41 %.

Die Tatsache, daß die Zahl der Termine in den einzelnen Prozessen eine so verschiedene ist, muß, ganz unabhängig von der Frage der Prozeßverflechtung, die Erwägung nahe legen, ob nicht eine Abänderung der Kostenfestsetzung geboten ist. Unser Kostenverfahren beruht auf dem System der Pauschalgebühren. Der verschiedene Umfang der Tätigkeit des Gerichts kommt bei der Bemessung der Gebühren für Prozeßprozeß insofern zur Geltung, als die nach dem Werte berechnete volle Gebühr je einmal für die kontradiktorische Verhandlung, die Abänderung einer Beweisaufnahme und die Urteilsabteilung in Anspruch kommt; im übrigen wird, abgesehen von einigen Bestimmungen von nebensächlicher Bedeutung (Zerabteilung der Beweisgebühren bei Nichterhebung des Prozesses, besondere Gebühren für Kostenfestsetzungen und dergl.), das Maß der gerichtlichen Arbeit bei der Bemessung der Gebühren nicht berücksichtigt. Von besonderer Bedeutung für den Umfang der Bemessung des Gerichts ist die Zahl der Termine, und zwar kommen hierbei nicht nur die Termine, die zu einer Verhandlung geführt haben, sondern wegen der Vorbereitung des Gerichts und des durch ausfallende Termine häufig bedingten Wartens auch die Termine in Betracht, in denen es zu einer Verhandlung nicht gekommen ist, sei es, daß die Verhandlung vertagt worden ist, sei es, daß die Parteien überhaupt nicht erschienen sind. Es liegt in der Natur der Pauschalgebühren, daß auf eine genaue Anpassung der einzelnen Gebühren an das Maß der gerichtlichen Arbeit verzichtet wird. Es führt aber zu Unbilligkeiten, wenn so erhebliche Verschärfungen in der Zahl der Termine, wie sie nach den obigen Darlegungen bestehen, ohne Einfluß auf die Höhe der Gebühren bleiben. Hierin liegt vom Standpunkte des Kostengesetzes aus die Rechtfertigung für den Vorschlag des Entwurfs. Der Vorschlag läßt innerhalb eines weit gestrichenen Rahmens (3 Termine für Prozesse ohne Beweisaufnahme, 6 Termine für Prozesse mit Beweisaufnahme) die Zahl der Termine unberücksichtigt, so daß die Vorgabe des Systems der Pauschalgebühren gewahrt bleiben. In der angegebenen Zahl von Terminen kann normalerweise ein Prozeß erledigt werden. Wird diese Zahl überschritten, so wird die Tätigkeit des Gerichts in einer den normalen Umfang überschreitenden Weise in Anspruch genommen, und es soll daher zur Abgeltung der höheren Arbeitsbelastung des Gerichts für jeden weiteren Termin eine besondere Gebühr erhoben werden. Die Erhebung dieser Gebühr, deren Begründung in der Arbeitsmehrung des Gerichts liegt, ist aus diesem Grunde unabhängig von der Frage eines Verschuldens der Parteien oder ihrer Vertreter; auch wenn die große Zahl der Termine, das ausnahmsweise Vorhandensein einer Partei, die Vermeidung der Verflechtung ihre Ursache hat, gereicht die Anhebung der besonderen Terminsgebühren den Parteien nicht zur Befriedigung, weil bei der Bemessung der Gerichtsgebühren neben anderen Gesichtspunkten der Umfang, in welchem die Tätigkeit des Gerichts in Anspruch genommen wird, in Betracht zu ziehen ist. Daß der Entwurf die Zahl der Termine, welche von der Terminsgebühr freibleiben sollen, verschieden bestimmt, je nachdem die Abänderung einer Beweisaufnahme stattfindet oder nicht, beruht auf der Erwägung, daß Prozesse, in denen es zur Beweisaufnahme kommt, einerseits mehr Termine erfordern, als andere Prozesse, andererseits infolge des Anstehens der Beweisabgabe dem Zeugen höhere Entschädigungen fließen. Es ist also gerechtfertigt, bei ihnen erst im Falle der Abänderung einer größeren Zahl der Termine eine Gebührenvermehrung in Form der Terminsgebühren vorzuschlagen. Eine weitere Bemessung für die in Aussicht genommene Abänderung des § 48 ergibt sich aus der Umgestaltung, welche das

amtsgerichtliche Verfahren erfolgen soll. Hierbei beschränkt eine gewisse Schranke gegen eine willkürliche Deutung von Terminen darin, daß, wenn eine Zahlung zu einem neuen Termine notwendig wurde, die Partei die Kosten der Zustellung zu tragen hatte. Werden in Zukunft die Terminabänderungen in dem Verfahren vor den Amtsgerichten von Amts wegen besorgt, so fallen die Zustellungskosten ab und nach den in den §§ 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

Er ergibt sich ferner aus den Umständen, auf den unser Gerichtsverfahrgesetz aufgebaut ist, in Verbindung mit den Vorschriften der Prozeßordnung über die Abdingbarkeit des Verfahrens vom Willen der Parteien und den Vorschriften des Entwurfs über die Verbodungen von Amts wegen die Rechtfertigung für die vorgeschlagene Vorschrift des § 48, ja sind es doch nicht finanzielle Erwägungen, die bei dem Beschluß maßgebend gewesen sind, vielmehr würde es seinem Sinne entsprechen, wenn durch das Bestehen dieser Vorschrift die Zahl der Termine wesentlich eingeschränkt würde und die besondere Termingebühr tüchtlich selten zum Ansage käme.

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken.

Die Vorschrift des § 48 erstreckt sich, wie die Beschränkung auf die Verhandlungen „aber die Hauptphase“ ergibt, nur auf Rechtsstreite im engeren Sinne, d. h. auf alle Fälle, in denen eine Klage erhoben ist oder nach § 696 Abs. 1 der Zivilprozeßordnung als erhoben gilt. Für Verfahren anderer Art fehlt es auch dann, wenn Verhandlungstermine stattfinden, an einem Bedürfnisse für eine entsprechende Vorschrift. Gedacht werden alle zur Verhandlung oder die Hauptphase anberaumten Termine, ohne Rücksicht darauf, ob es zu einer Verhandlung gekommen ist oder nicht. Ausgenommen sind jedoch diejenigen Termine, die von Amts wegen berufen werden in denen der Eintritt in die Verhandlung diese von Amts wegen beträgt, weil in diesen Fällen die Vereitelung des Termins unabhängig vom Verhalten der Parteien erfolgt; dagegen sind die Termine, in denen nach Eintritt in die Verhandlung diese von Amts wegen beträgt, weil diese mitzuführen, weil hier damit gerechnet werden muß, daß die Ursache der Verzögerung in einer mangelhaften Vorbereitung des Termins durch die Parteien zu suchen ist und weil ohne Mitwirkung dieser Termine der Zweck der Vorschrift durch den Beginn einer Verhandlung, die nicht zum Ziele führen kann, vereitelt werden könnte. Ausgenommen von der Zahlung ferner die Termine, in denen es zum Erlass eines Verurteilungsurteils kommt, weil in diesem Falle zufolge der Vorschriften des § 32 des Gerichtsverfahrgesetzes eine Erhöhung der Gebühren eintritt und die Nachteile, welche der Erlass eines Verurteilungsurteils für die klagende Partei mit sich bringt, als ausreichende Gegenleistung gegen die Zahlung von Gebühren erachtet werden können. Nicht mitgezählt werden Termine, die ausschließlich zur Verhandlung einer Urteilsfindung oder zur Annahmehaftung bestimmt sind, mit der Ausnahme, wenn ein Verurteilungsbescheid erlassen wird. Dagegen werden Verhandlungstermine vor dem Prozeßgericht, die gleichzeitig zur Verhandlung bestimmt sind (Zivilprozeßordnung § 870), mitgezählt; es erscheint dies angemessen, weil im Falle des Ausbleibens der Beisitzer die Zahl der von der Gebühr des § 48 befreiten Termine sich auf sechs erhöht. Auf dem gleichen Gesichtspunkte beruht die Mitzählung der Termine zur Verurteilung eines deliktischen Urteils. Termine im vorbereitenden Verfahren (Zivilprozeßordnung § 348) sind keine Verhandlungstermine und zählen daher nicht mit.

Die Frage, ob eine besondere Termingebühr anzusetzen ist für jede Instanz besonders zu entscheiden, eine Zusammenrechnung der Termine mehrerer Instanzen findet nicht statt. Hieraus ergibt sich, daß die Termine, die in einem Urteilsverfahren und in dem sich an diesen Prozeß anschließenden eventuellen Verfahren stattfinden, nicht zusammenzurechnen sind, da beide Verfahren nach § 33 des Gerichtsverfahrgesetzes als besondere Rechts-

streite gelten. Dagegen gelten nach § 50, wenn das Amtsgericht einen Rechtsstreit an ein anderes Gericht verweist, das weitere Verfahren vor dem anderen Gerichte und das Verfahren vor dem Amtsgericht als eine Instanz, so daß die Termine an beiden Gerichten zusammenzurechnen werden. Ueberhaupt werden an sich, wenn eine Sache zur anderweiten Verhandlung an das Gericht unter Instanz zurückverwiesen wird, die Termine der beiden Gerichte in dem ursprünglichen und dem Nachinstanzverfahren zusammenzurechnen sein, da beide Verfahren nach § 31 als eine Instanz anzusehen sind. Dies Ergebnis erscheint aber unbillig, weil die Zurückverweisung in Mängeln des früheren Verfahrens ihren Grund haben kann; Abs. 2 des § 48 schließt daher für diesen Fall die Zusammenrechnung aus.

Die Verpflichtung zur Zahlung der im § 48 bestimmten Gebühren trifft diejenigen, die überhaupt zur Tragung der Kosten des Prozesses verpflichtet ist, also in der Regel kein unterliegenden Teil. Der Verbindungs des Prozesses sind je gemäß §§ 94, 95 allfällig von demjenigen zu erheben, welcher das Verfahren der Instanz beantragt hat; von der im § 94 Abs. 3 für die diesbezügliche Gebühr des § 48 vorgesehene allodiale Erhebung der Gebühr steht der Antwort ab, und es ist deshalb im § 94 Abs. 3 die Bezugnahme auf den § 48 gestrichen. Ist die Annahme eines Termins die Folge einer unrichtigen Behandlung der Sache durch das Gericht, so kann die Termingebühr nach § 6 niedriger festgesetzt werden; ist die Verurteilung eines Termins aber die Folge einer Verhandlung durch die Klage einer Partei oder ihres Vertreters verschuldet, so fällt die Termingebühr dieser Partei zur Last (§ 95 Zivilprozeßordnung); bei grobem Verschulden des Vertreters kann das Gericht die Termingebühr diesem auferlegen (Zivilprozeßordnung § 102). Zur Anwendung dieser Maßregeln ist nicht erforderlich, daß die unrichtige Behandlung oder das Verschulden gerade die Ansetzung der Termins veranlaßt hat, für welchen die Termingebühr zum Ansage kommt, vielmehr können sie auch dann in Frage kommen, wenn es sich bei dem verteilten Termin um einen der ersten, nach § 48 die Termingebühr nicht begründenden Termine handelt, ohne daß Terminverteilung aber die Termingebühr nicht zum Ansage gekommen wäre. Dies hat zur Folge, daß die günstigen Wirkungen der neuen Vorschrift nicht erst dann Platz greifen, wenn schon 3 oder 6 Termine stattgefunden haben, daß vielmehr alle Beteiligten von vornherein ein Interesse daran haben, unnütze Termine zu vermeiden.

§ 79.

Dem Wunsch, daß mit einer Vereinfachung und Beschleunigung des amtsgerichtlichen Verfahrens auch eine Verringerung der gerichtlichen Kosten verbunden werde, kann aus finanziellen Gründen nur in beschränktem Umfang entprochen werden. Eine allgemeine Erhebung der Gerichtsgebühren würde die Finanzen der Bundesstaaten in einer Weise belasten, die nach Lage der Verhältnisse nicht möglich erscheint. Es sind auch weniger die Gerichtsgebühren, welche der kleinen und mittleren Werten die Klagen über die Höhe der Prozessen hervorruft, als die daneben zum Ansage kommenden baren Auslagen und Anwaltskosten. In dieser Hinsicht bringt schon der vom Entwurfe vorgeschlagene Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte nach zwei Richtungen hin eine sehr wesentliche Erleichterung. Durch die Befreiung des Anwaltszwanges für eine große Zahl von Prozessen werden in zahlreichen dieser Fälle die Anwaltskosten vermieden. Genauso wird dadurch, daß die Prozesse in erster Instanz von den Amtsgerichten an die Amtsgerichte und in zweiter Instanz von den Oberlandesgerichten an die Amtsgerichte übergehen, der Sitz des Gerichts sehr häufig dem Wohnort der Parteien und der Zeugen sowie dem Orte, an welchen Augenzeugenvernehmungen vorzunehmen sind, näher gerückt, was eine erhebliche Verminderung der Kosten zur Folge haben muß. Im übrigen läßt sich bezüglich der Auslagen durch eine auch aus sonstigen Gründen empfehlenswerte Maßregel eine der kleinen Werten im Verhältnis fallende Ersparnis erzielen, wenn, wie dies der Entwurf vorsieht, von einem Ansatze der Schreib- und Kopiergebühren in der Regel abgesehen und zur Deckung des Ausfalls ein nach dem Wert des Gegenstandes abgestuftes Pauschalgehalt (§ 74b) erhoben wird. Da der Grundsatz, wonach Zustellungen von Amts wegen gebührenfrei erfolgen, aufrecht erhalten und in seinem Anwendungsbereich dadurch bedeutend erweitert wird, daß im amtsgerichtlichen Prozeß alle Verbodungen von Amts wegen erfolgen, so hat die Pauschalisierung der Schreib-

und Postgebühren für die Prozesse über kleine Werte eine beträchtliche Ermäßigung zur Folge. Denn der von dem Entwurf in Aussicht genommene Zuschlag von 10 % kommt bei den in diesen Prozessen zum Anschlag gelangenden niedrigen Gebühren — bei Werten bis 20 M. beträgt die Gebühr 1 M. der Pauschlag also 10 % — kaum in Betracht, während die Höhe der nach dem geltenden Recht zu erhebenden Schreib- und Postgebühren vom Werte des Streitgegenstandes unabhängig ist und daher der kleinen Beträgen eine erhebliche Belastung bilden kann. Die Tragweite der Ermäßigung, welche die Pauschalierung der Schreib- und Postgebühren zur Folge hat, ist bei den kleinen Objekten um so erheblicher, als bei ihnen die Nebenkosten jetzt die Summe der Gebühren oder sogar den Betrag des Streitgegenstandes nicht selten übersteigen.

Nach den bisherigen Vorschriften der §§ 75, 80, 80a werden Schreibgebühren mit Ausnahme der im § 80a bestimmten Fälle für alle Aufstellungen und Abschriften erhoben, mögen für den Kants wegen oder auf Antrag erstellt sein, auch wenn alle bei Gericht einreichenden Voll- und Zeugnishaftgebühren den Parteien in Rechnung zu stellen. Den mit der Kostenanstellung befassten Beamten erwidert dadurch eine Arbeitslast, die ganz außer Verhältnis zu dem Ergebnisse steht. Außerdem führt die Anwendung der bestehenden Vorschriften zu mannigfachen Unweisen, wie denn namentlich die Abgrenzung der nach § 80a Nr. 1 in bestimmten Fällen freizeichnensfreien, von Kants wegen anzufertigenden Aufstellungen und Abschriften von den gebührenpflichtigen Urkunden immer etwas ist. Es bedeutet daher eine wesentliche Vereinfachung des Geschäftsverkehrs und bietet zugleich eine größere Gewähr für die Richtigkeit der Kostenrechnung, wenn von dem Eingangsstage der Schreib- und Postgebühren in der Regel abgesehen und an ihrer Stelle der im § 80b bestimmte Pauschlag erhoben wird.

Für Aufstellungen und Abschriften, die nur auf Antrag erstellt werden, kann allerdings von der Einlegung von Schreibgebühren nicht abgesehen werden, weil sonst der Umfang der Leistungen des Gerichts von dem Willen der Parteien abhängig wäre. Die Berechnung dieser Schreibgebühren führt auch zu einem gewissen Schwermuthe; sie sind stets von dem Antragsteller einzulegen (§ 80 Abs. 2) und lösen nach Anfertigung der Schriftstücke selbst (§ 97 Abs. 1), auch dann ihre vorläufige Zahlung gefordert werden (§ 97 Abs. 2), was ihrer Einlegung im Wege der Nachnahme ermöglicht. Einem ausdrücklichen Antrag auf Anfertigung einer Abschrift steht es gleich, wenn eine Partei einen Schriftsatz zum Zwecke der Zustellung einreicht, ohne die erforderliche Zahl von Abschriften beizufügen.

Besonderer Hervorhebung im Gesetze bedarf es nicht, daß der Fall der Mitteilung der einem Kostenvergleichungsbeizug zu Grunde liegenden Kostenberechnung dem Falle einer vom Kants wegen eingeleiteten Zustellung eines Schriftsatzes gleichsteht. Wird der Vergleichung, dem Preisvergleichungsbefehl die zur Mitteilung an den Gegner bestimmte Abschrift der Kostenberechnung beizufügen (§ 103 Abs. 2 Satz 2 der Zivilprozeßordnung in der Fassung des Entwurfs), nicht genügt, so stellt sich die Einbringung des Preisvergleichungsbefehls als Antrag auf Anfertigung der Abschrift dar. Hat die Partei vor Beizugung des Urteils ihre Kostenberechnung eingeleitet, so ist sie gemäß § 106 Abs. 1 a. a. O. von der Verpflichtung zur Beizugung einer Abschrift befreit und es wird die erforderliche Abschrift von Kants wegen angefertigt; in diesem Falle sind der Partei Schreibgebühren nicht in Rechnung zu stellen.

Die Postgebühren im engeren Sinne, einschließlich des Postportos für Übersendung von Akten, können ausnahmslos zu den gemöhnlichen, durch den Pauschlag zu deckenden Kosten gerechnet werden. Dagegen besteht kein Anlaß, von der Erstattung der nur ausnahmsweise vorkommenden, unter Umständen einen höheren Betrag erreichenden Zeugnishaftgebühren abzuweichen. Ähnlich steht es mit den Fernspreckgebühren. Hier sollen nur die nach § 7 der Fernspreckgesetzordnung im Fernverkehr für Benutzung der Verbindungsanlage zwischen verschiedenen Orten oder Orten mit verschiedenen Fernspreckstellen zu erhebenden Gebühren, welche den Betrag von 2 M. für ein Gespräch erreichen können, den Parteien berechnet werden, im übrigen findet eine Auslagenberechnung nicht statt und zwar ohne Unterschied, ob das Gericht eine Pauschalgebühr zahlt oder nicht. Weisungen im Vorort-, Nachort- und Beizugsverkehr, auf welche nicht § 7, sondern § 9 Nr. 6 der Fernspreckgesetzordnung Anwendung findet, begründen keine Erstattungsansprüche der Parteien.

§ 80.

Die Höhe der Schreibgebühren ist im Gerichtslophengesetz, dessen Bestimmungen auf die Schreibgebühren der Rechtsanwalte und Gerichtsschreiber für ammodat erstarkt sind, auf 10 % für die Seite festgelegt worden. Die Vorschriften, welche für die Festlegung maßgebend waren, haben sich seit dem Jahre 1879 wesentlich verändert, indem die Schreibhöhe von Jahr zu Jahr geringer sind und infolgedessen die Schreibgebühren je länger je mehr eine unangenehme Entlastung für die Unkosten des Schreibverkehrs darstellen. Wenn Anwaltgebühren für das Proß, in dem die Schreibhöhe geringer sind, gemäß der Umfang, daß die von der prozessualen Zustellungsmöglichkeit gestützten Schreibhöhe in der Allgemeinen Verfügung des Justizministers vom 4. September 1879 auf 5 bis 7 % für die Seite festgelegt waren, während die neuere Rangordnung vom 27. März 1907 Schreibhöhe von 6 bis 17 % verteilte. Auch von Seiten der Rechtsanwalte und Gerichtsschreiber wird lebhaft Klage über die Unzulänglichkeit der Schreibgebühren geführt. Es erscheint daher angezeigt, für diejenigen Fälle, in denen Schreibgebühren ausnahmsweise noch in Anschlag gelangen sollen, eine ausnahmsweise Entlastung zu gewähren. Zu diesem Zwecke erscheint eine Verdoppelung der bisherigen Sätze geboten.

Die in Satz 2 des § 80 vorgesehene Vorchrift dient zur Ausfüllung einer Lücke des Gesetzes, dessen Bestimmungen nur auf die gemöhnlich vorkommenden Schriftsätze berechnet sind. Für die hier bezeichneten Fälle empfiehlt es sich, die Bestimmung der Höhe der Schreibgebühren der Bundeszuteilungsverordnung zu überlassen, damit den jeweilig wechselnden Verhältnissen Rechnung getragen und eine Anpassung an die von den Zustellenden ihrerseits zu leistenden Entlastungen erreicht werden kann.

§ 80a.

Die in dem bisherigen § 80b vorgesehene Vorchrift der von Kants wegen erfolgten Zustellungen wird im § 80a des Entwurfs aufrechterhalten, jedoch mit der Einschränkung, daß die erheblichen Auslagen, welche durch eine Zustellung im Auslande oder bei der öffentlichen Zustellung durch die Bekanntmachung in öffentlichen Blättern entstehen, berechnet werden sollen. Der in Satz 2 des bisherigen § 80b enthaltene Vorbehalt des Anlasses einer Schreibgebühr für die Aufstellungen und Abschriften des auszufüllenden Schriftsatzes ist fallen gelassen; immertrotz der Zustellungen vom Kants wegen Schreibgebühren zu erhöhen sind, bestimmt sich im Zustande nach § 79 Nr. 1.

§ 80b.

Die Gesichtspunkte, welche für die Erhebung eines Auslagenpauschales sprechen, sind in der Begründung zu § 79 dargelegt. Nach der Bemessung der Pauschalgebühren, so wird dem verschiedenen Umfange der Auslagen am besten dadurch Rechnung getragen, daß zu jeder einzelnen zum Anschlag gelangenden Abschrift ein Zuschlag erhoben wird; denn im allgemeinen steht der Umfang des Schreibverkehrs im Verhältnis zu dem Werte, in welchem die gesamte gerichtliche Tätigkeit im Anspruch genommen wird, und diesem entspricht die Zahl der zum Anschlag gelangenden Abschriften. Auf diese Weise wird erreicht, daß ein kontradiktorisch gewordener Prozeß einen höheren Pauschlag bringt als ein ohne kontradiktorische Verhandlung durch Verständeinverstand erledigter Prozeß, und ein Prozeß mit Beweisaufnahme einen höheren Pauschlag als ein Prozeß ohne solche. Im übrigen ist zu bestimmen, daß die geringeren Streitwerte auf Kosten der höheren eintreffend werden; er ist deshalb nach einem bestimmten Prozentsatz der Gebühren zu erhöhen. Jedoch soll einer übermäßigen Belastung der Prozesse über große Werte dadurch vorgebeugt werden, daß der Pauschlag im Höchstbetrage auf die Summe von 50 M. begrenzt wird.

Anhaltspunkte für die Bemessung der Höhe des Prozentsatzes bietet eine für das Rechnungsjahr 1904 in Preußen angenommene Veranschlagungstabelle, der zufolge außer den Gebühren auch die in Anschlag gebrachten baren Auslagen, insbesondere die Schreibgebühren und Postgebühren freigelegt sind. Wie die anliegende Tabelle (Anlage 1) zeigt, werden für die Angelegenden der freitragenden Rechtspflege in Hofständen die Schreib- und Postgebühren zusammen ziemlich genau 10 % der Gebühren aus, während in Strafsachen der Satz von 10 % bei weitem zur Deckung der Auslagen an Schreibgebühren und Postgebühren nicht ausreicht. Allerdings kommen nicht sämtliche Schreibgebühren

in Wegfall, da für die auf Antrag erstellten Ausfertigungen und Abschriften auch weiterhin Schreibgebühren erhoben werden sollen. Auf der andern Seite kommt in Betracht, daß die der Staatskasse allein zur Last fallenden Kosten der Zustellungen von Amts wegen durch die Kosten der außergerichtlichen Verfahren und die Erweiterung der Zustellbarkeit der Ausfertigung sehr beträchtlich erhöht werden. Auch ist zu berücksichtigen, daß die bisher angelegten Schreibgebühren eine unzureichende Entschädigung des Staates für seine Auslagen darstellen. Demnach ist der Satz von 10 % der Gebühren, der zugleich eine bequeme Reduktion des Pauschalgebührens ermöglicht, für angemessen zu erachten. Dieser Prozentsatz bedeutet, wie die Tabelle ergibt, eine wesentliche Kostenersparnis für Prozesse über kleine und mittlere Werte, da in außergerichtlichen Prozessen ein Betrag von 10 % der Gebühren im Durchschnitt nur ausreicht, um die Summe der nach dem geltenden Verfahren erhobenen Schreibgebühren und Vorkosten zu einem Bruchteile zu decken, der wenig mehr als $\frac{1}{2}$ ausmacht.

Nach Zweckmäßigkeitsgründen soll die im § 7 Abs. 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes vorgesehene Abrechnung der Gebühren auf den wählenden durch 10 teilbaren Pfennigbetrag auch bei den Pauschbühren stattfinden; dagegen wird von einer Übertragung des im § 7 Abs. 1 bezeichneten Mindestbetrags von 30 \mathcal{M} abgesehen. Ein Mindestbetrag erscheint nur insoweit angelegentlich, als in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten im Falle der Erhebung einer Klage der Gesamtbetrag aller zum Kasse gelangenden Pauschalgebühren mindestens 50 \mathcal{M} betragen soll. Der Mindestbetrag hat praktische Bedeutung nur für die außergerichtlichen Prozesse. Hier ersparen die Parteien gegenüber dem geltenden Vorschriften insoweit der von Amts wegen erfolgenden Zustellung der Klage mindestens die Kosten einer Zustellung und damit mindestens 50 \mathcal{M} . Da der Pauschalbetrag außerdem die in Wegfall kommenden Schreib- und Vorkosten deckt, würde er, insbesondere in den Fällen der Zurücknahme der Klage, nur die Gebühr der Klerten bis 30 \mathcal{M} und nur 30 \mathcal{M} und bei Werten bis 60 \mathcal{M} nur 30 \mathcal{M} betragen, zu einer unbilligen Belastung der Staatskasse führen, wenn nicht wenigstens der zur Deckung der Kosten einer Zustellung auf jeden Fall erforderliche Betrag von 50 \mathcal{M} einbezogen würde. Auf diesen Mindestbetrag kommen alle in dem Prozesse überhaupt zum Anfall gelangenden Pauschalgebühren, welche sich durch Ausrichtung der einzelnen Gebührenvorschriften bestimmen, in Anrechnung. Dem Mindestbetrag entspricht ein Höchstmaß von 100 \mathcal{M} für die Summe der in einem Prozeß zum Anfall gelangenden Pauschalgebühren. Zur Begründung des Vorschlags wird der der Entscheidung über das Geschick um Erstattung eines Zahlungsbefehls von der Festsetzung des Mindestbetrags von 50 \mathcal{M} abgesehen, obwohl auch hier eine Zustellung von Amts wegen erfolgt; gilt insolge Erhebung des Widerpruchs nach § 696 Abs. 1 der Zivilprozeßordnung die Klage als erhoben, so wird der Mindestbetrag von 50 \mathcal{M} wegfallen.

§ 94.

Die Abänderung des § 94 Nr. 3 ist lediglich eine Folge der Abänderung des § 48. Da die Gebühr des § 48 nicht mehr eine vom Gericht besonders beschlossene Strafgebühr ist, kann ihre Festsetzung nicht mehr an einen Gerichtsbeschluss geknüpft werden.

Artikel IV.

Gebührenordnung für Rechtsanwälte.

§ 30.

Die Änderung des Abs. 3 ist aus dem gleichen Grunde notwendig wie diejenige des § 39 Abs. 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes.

§ 76.

Die Vorläufige bezüglich der Pauschalierung der Schreibgebühren und Vorkosten der Rechtsanwälte beruhen im wesentlichen auf denselben Erwägungen, wie die entsprechenden Änderungen der §§ 72, 80, 81 des Gerichtsverfassungsgesetzes. Bei den Rechtsanwälten sind als weitere Vorzüge der Pauschalierung zu erwähnen, daß eine wesentliche Vereinfachung des Kostenrechnungswesens eintritt, wenn die Einzelberechnung der Schreib- und Vorkosten durch deren Anrechnung seitens des Gerichts wegfällt, und daß so den Rechtsanwälten erspart wird, die Kostenverpflichtung für eine Kostenberechnung übernehmen zu müssen, deren Nachprüfung ihnen kaum möglich ist. Der Gedanke der Einführung von Pauschalgebühren hat in den Kreisen der Rechts-

anwälte vielfach gefunden. Der hierbei geäußerte Wunsch, daß der Pauschalbetrag in auskömmlicher Höhe bemessen werden möge, erscheint berechtigt. Der Entwurf setzt daher den Pauschalbetrag unter Berücksichtigung der Tatsache, daß auch die unter Umständen umfangreichen Schriftsätze von der Pauschalierung betroffen werden, auf 30 \mathcal{M} fest, während für die den Parteien nur 10 \mathcal{M} betragen. Da für die einzelnen Rechtsanwälte sich die Pauschalgebühren bei kleinen und großen Werten nicht ebenso ausgleichen, wie für den Prozeß, dem sämtliche Pauschalgebühren, sowohl die hohen als auch die geringen, zuzurechnen, so erscheint eine weitere Abmilderung von den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes dahin geboten, daß einerseits zwar der Höchstbetrag der Pauschalgebühren etwas geringer bemessen, andererseits aber allgemein ein Mindestbetrag festgesetzt wird und daß außerdem für Prozesse und für Streitigkeiten in Strafverfahren erhöhte Mindestbeträge festgesetzt werden. Ohne eine Bestimmung dieser Art würden die Bezüge derjenigen Rechtsanwälte, welche häufiger mit großen Werten zu tun haben, unverhältnismäßig erhöht werden, obwohl diese Rechtsanwälte bereits durch die hohen Gebühren begünstigt sind, während die Regelung des Entwurfs den Vorteil gewährt, daß auch Rechtsanwälte, die hauptsächlich Prozesse mit kleinen Werten zu führen haben, in den Pauschalgebühren eine auskömmliche Entschädigung für ihre Auslagen finden. Einen Anhalt für die Beurteilung der Richtigkeit der Pauschalgebühren zu § 76 bieten statistische Ermittlungen, die 13 Berliner Anwälte über ihre aus Prozessen aber Werte bis zu 10.000 \mathcal{M} flammenden Einnahmen an Gebühren, Schreibgebühren und Vorkosten zusammen haben. Diese bei auf Grund dieser Ermittlungen aufgestellte anliegende Tabelle (Zusatz II) ergibt, beträgt die Gesamtsumme aller in 717 Sachen angelegten Schreib- und Vorkosten 4.661,22 \mathcal{M} , während die Summe der Pauschalgebühren des Entwurfs 6.637,24 \mathcal{M} ausmacht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Werte über 10.000 \mathcal{M} , welche höhere Pauschalgebühren bringen, von den Ermittlungen ausgeschlossen worden sind, daß auch nicht sämtliche Schreibgebühren nach dem Entwurf wegfallen sollen und daß die erhebliche Inanspruchnahme des Bureau durch Aufzeichnung der Schreib- und Vorkosten und deren Berücksichtigung bei Ausstellung der Kostenberechnungen in Zukunft erspart werden wird. Andererseits ist in Betracht zu ziehen, daß die bisherigen Schreibgebühren zur Deckung der tatsächlichen Auslagen nicht ausreichen. Demnach soll die vom Entwurf vorgeschlagene Satz bemessen.

Der Umfang, in welchem Schreib- und Vorkosten durch die Pauschalgebühren gedeckt werden sollen, ist ebenso geregelt, wie bei den Gerichtssekretären. Insbesondere bleibt auch den Rechtsanwalts der Anfall der Telegraphengebühren und der im § 79 Nr. 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes bezeichneten Fernsprechgeldern vorbehalten. Schreibgebühren sollen nur für außerordentlichen Besondere angelegte Abschriften angelegt werden dürfen, so daß das geordnete regelmäßig vorkommende Schreibwerk, insbesondere die Korrespondenz mit der Partei und die Schriftsätze nach den Abschriften, Schreibsekretären bleiben. Im den Zweck der Einführung der Pauschalgebühren in vollem Umfang zu erreichen, ist davon abgesehen worden, die Berechnung von Schreibgebühren für Schriftsätze zugunsten. Die Mittelermäßigung der Schriftsätze in den Pauschalgebühren unter Vermehrung eines höheren Prozentsatzes, als der Pauschalbetrag bei den Gerichtsgebühren ausmacht, ist gerade aus den Kreisen der Rechtsanwälte bestritten worden. Der Entwurf ist dieser Anregung gefolgt. Zu der Abmilderung der Mindestsätze wird das Bestehen gesagt, daß die Pauschalierung der Schreibgebühren die Unterlegung der erforderlichen Schriftsätze nicht beeinträchtigen wird.

Zum

Artikel V

wird auf die Bemerkung zu den §§ 496, 604 der Zivilprozeßordnung verwiesen.

Die

Artikel VI bis XI

enthalten Schluß- und Übergangsbestimmungen.

In verschiedenen Reichs- und Landesgesetzen wird auf die durch den Entwurf berührten Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung, des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte Bezug genommen. Nach dem Vorbild anderer Gesetze stellt der Entwurf in Artikel III fest, daß die in den Artikeln I bis IV vorgesehenen Änderungen

auch für die Reichs- und Landesgerichte gelten, welche auf jene Vorschriften Bezug nehmen.

Die Geschäftsverteilung, welche die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit und die Beschänkung der Zuständigkeit der Berufung mit sich bringt, wird 1900, wie in den Bemerkungen zu § 23 des Gerichtsverfassungsgesetzes näher dargelegt ist, voraussichtlich keine Veränderung in der Organisation der Gerichte oder ihrer Bezirke, wohl aber möglicherweise bei den Land- und Oberlandesgerichten die Einziehung einzelner Richterstellen und bei den Amtsgerichten eine Vermehrung der Richterstellen notwendig machen. Da sich mit Rücksicht auf die Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse nicht mit Sicherheit im voraus berechnen läßt, wieviel Richter künftig bei den einzelnen Gerichten gebraucht werden, ist es im Interesse der Rechtspflege geboten, den Landesjustizverwaltungen für eine gewisse Zeit nach dem Inkrafttreten des Gesetzes freie Hand bei Änderungen in der Besetzung der Gerichte zu lassen. In den Fällen einer Veränderung der Organisation der Gerichte oder ihrer Bezirke sind sie nach § 6 Abs. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes befugt, unfreiwillige Versetzungen von Richtern an ein anderes Gericht oder Entfernungen vom Amte unter Befehlung des vollen Gerichts zu verfügen. Die gleichen Befugnisse sind ihnen hier einzuräumen. Der Entwurf bestimmt deshalb im Artikel VIII, daß die bezeichnete Vorschrift für eine Übergangszeit von drei Jahren auch bei notwendiger Einziehung von Richterstellen Anwendung finden soll. Weiterer Übergangsbedürfnisse bedarf es für die im Artikel I vorgeschlagenen Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes nicht. Auf die zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzes bereits andängigen Rechtstreitigkeiten ist die Erhebung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit ohne Einfluß. Denn nach den aus § 253 der Zivilprozeßordnung sich ergebenden Grundbüssen verliert das Prozeßgericht, wenn es zur Zeit der Erhebung der Klage zuständig war, durch eine spätere Änderung der Zuständigkeitsnormen seine Zuständigkeit nicht. Dagegen können die Vorschriften des Entwurfs, welche den Kreis der Ferienhöfen erweitern (§§ 202, 204 des Gerichtsverfassungsgesetzes), auf die zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzes bereits andängigen Rechtstreitigkeiten ebenfalls Anwendung finden. Das gleiche gilt in der Hauptsache von den im Entwurfe vorgesehenen Änderungen der Zivilprozeßordnung. Nur soweit gesetzliche Fristen geändert sind (§§ 49, 604, 627), erscheint es angemessen, für die Berechnung der Fristen, welche zur Zeit des Inkrafttretens des neuen Gesetzes bereits laufen, an den bisherigen Vorschriften festzuhalten; dies wird im Artikel IX Abs. 1 bestimmt. Hinsichtlich der Frist zur Erhebung des Einspruchs

gegen ein Berufungsurteil oder einen Vollstreckungsbesehl (§§ 506, 700 der Zivilprozeßordnung) geht der Entwurf noch weiter, indem er die Wirksamkeit des alten Rechts auf alle Fälle erstreckt, in denen das Berufungsurteil oder der Vollstreckungsbesehl vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes erlassen ist (Artikel IX Abs. 2). Die Anwendung des neuen Rechts auf solche Fälle würde unter Umständen zu Härten für die Parteien führen. Aus dem gleichen Grunde empfiehlt es sich, die neuen Vorschriften über die Berechnung der Berufung (§ 511 der Zivilprozeßordnung) auf die bereits vor dem bezeichneten Zeitpunkt verhandelten Urteile auszuwirken. Die Zuständigkeit der Berufung gegen solche Urteile soll sich deshalb gemäß Artikel X des Entwurfs noch nach den bisherigen Vorschriften richten.

Endlich kann, da die Kosten einer Rechtslage sich für eine Instanz nur nach einheitlichen Grundbüssen berechnen lassen, die Anwendung des abgeänderten § 48 des Gerichtsverfassungsgesetzes und der neuen Vorschriften über die Schreib- und Vollstreckungskosten (Artikel VII Ziff. 7, 8; Artikel IV Nr. 2) auf die vor dem bezeichneten Zeitpunkt andängig gewordenen Rechtslagen nur insoweit zugelassen werden, als die Sachen nach dem Inkrafttreten des Gesetzes in eine neue Instanz gelangen. Nach Artikel XI des Entwurfs sollen deshalb auf solche Sachen bis zur Beendigung der Instanz noch die bisherigen Vorschriften zur Anwendung kommen. Wenn eine Instanz aus demselben anzusehen ist, braucht nicht näher bestimmt zu werden, da sich dies in jedem Falle auf Grund der Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwältinnen in Verbindung mit den Vorschriften der Zivilprozeßordnung, Anwaltsordnung und Strafprozeßordnung ohne Schwierigkeiten feststellen läßt. Es können also z. B., wenn in einem Rechtsstreit nach dem Inkrafttreten des Gesetzes andängig gewordenen Prozeß erst nach diesem Zeitpunkt gegen das in erster Instanz erlassene Urteil Berufung eingelegt wird, für die Berufungslinstanz die neuen Vorschriften zur Anwendung, während das Verfahren erster Instanz, auch wenn es erst nach dem Inkrafttreten des Gesetzes beendet wird, die bisherigen Vorschriften maßgebend bleiben. Ebenso sind, wenn eine zur Zeit des Inkrafttretens des neuen Gesetzes bereits andängige Sache nach diesem Zeitpunkt an das Gericht unterer Instanz zurückverwiesen wird (Zivilprozeßordnung §§ 538, 589, 661), auf das weitere Verfahren vor dem Gerichte der unteren Instanz für die Kostenberechnung die bisherigen Vorschriften anzuwenden, da nach § 31 des Gerichtsverfassungsgesetzes und § 26 der Gebührenordnung für Rechtsanwältinnen das weitere Verfahren mit dem früheren Verfahren vor diesem Gerichte eine Instanz bildet.

Anlage I.

Jahre der Gebühren und Auslagen nach den statistischen Ermittlungen in Preußen für das Etatsjahr 1904.

Wartung der Geschäfte	Gebühren	Auslagen insgesamt	Schreibgebühren und Porto			10 % der Gebühren
			Schreib- gebühren	Porto	zusammen	
Freiwillige Gerichtsbarkeit	22 665 494	2 871 055	1 559 760	459 531	1 999 061	2 266 549
Streitige Rechtspflege in Zivilsachen	28 889 743	3 956 216	2 178 662	331 721	2 410 388	2 888 974
Strafsachen	3 309 474	4 177 640	473 507	193 327	666 834	330 947
zusammen	49 864 711	13 004 911	4 211 929	804 369	5 016 298	4 986 471
Streitige Rechtspflege in Zivilsachen.						
Kantonsgerichte	11 072 325	3 522 744	1 371 926	138 479	1 500 406	1 107 233
Landgerichte	10 303 815	1 960 732	650 610	75 600	726 210	1 080 382
Oberlandesgerichte	2 518 608	472 739	156 125	27 642	183 767	251 360

Anlage II.

Vergleichung der Schreib- und Postgebühren der Rechtsanwälte nach den

A. Prozesse ohne Beweis- und Vergleichsgebühren									B. Prozesse		
Wertstufe in M.	Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe der Schreib- und Postgebühren				Summe der Pauschätze		Zahl der Sachen	Summe der Gebühren	Summe Post- gebühren
			Post- gebühren	Kleine Schreib- gebühren	Schreib- gebühren für Schäfts- sätze u. so.	zu- sammen	3 M.	20 % der Gebühren			
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
20	52	111,00	22,03	35,00	47,00	112,03	96,00	—	10	68,00	20,01
60	55	267,00	54,00	59,00	59,00	173,00	165,00	—	42	408,00	81,31
0—60	87	379,00	84,00	96,00	106,00	286,00	261,00	—	52	476,00	102,03
120	64	389,00	88,00	90,00	106,10	285,10	192,00	—	30	570,00	71,00
200	53	541,00	61,00	69,00	88,00	219,00	159,00	—	31	595,10	62,07
300	53	766,70	65,00	69,00	113,00	249,10	159,00	—	19	584,00	45,07
60—300	170	1 698,10	216,07	229,00	307,00	753,00	510,00	—	80	1 549,00	169,34
450	31	675,00	36,70	44,00	66,10	149,07	—	135,10	16	700,00	40,00
650	31	839,70	41,00	46,00	77,00	165,00	—	168,00	23	1 241,00	54,04
900	26	872,00	35,00	32,70	67,00	133,00	—	174,00	19	1 260,00	36,30
300—900	88	2 389,00	113,01	123,70	211,00	448,00	—	477,70	58	3 191,00	131,00
1 200	19	808,00	32,00	44,00	45,00	122,00	—	161,70	16	1 268,00	38,00
1 600	23	1 021,00	37,10	33,00	70,00	141,00	—	204,30	15	1 360,00	39,00
2 100	17	1 022,10	24,07	26,00	62,00	114,07	—	204,00	19	1 908,00	53,07
900—2 100	59	2 852,00	94,01	104,00	179,00	378,01	—	570,00	50	4 571,70	131,04
2 700	6	321,00	7,00	9,00	10,00	27,00	—	64,00	6	662,00	21,01
3 400	3	220,00	1,70	3,00	1,00	6,00	—	44,00	5	635,00	16,00
4 300	9	602,00	14,00	16,30	44,00	75,00	—	130,00	6	833,00	14,07
5 400	5	377,00	4,00	6,00	21,00	32,00	—	75,00	4	624,00	16,00
6 700	4	277,70	4,00	5,00	3,00	13,00	—	55,00	5	864,00	13,11
8 200	2	259,10	3,00	5,00	18,00	26,00	—	51,00	6	1 152,00	14,00
10 000	7	552,00	8,00	7,00	12,10	29,00	—	110,00	5	1 019,00	18,00
2 100—10 000	36	2 690,70	44,10	54,70	111,00	211,00	—	538,00	37	5 791,00	114,00
Zusammen . .	440	10 008,00	553,09	608,00	916,00	2 077,00	2 367,70		277	15 581,00	649,07

jetzigen Vorschriften der Gebührenordnung mit den Pauschalen des Entwurfs.

mit Beweis- oder Vergleichsgebühren						C. Zusammen						
der Schreib- und Postgebühren			Summe der Pauschale		Zahl der Seiten	Summe der Gebühren	Summe der Schreib- und Postgebühren					Summe der Pauschale (ohne Unterscheidung aufweisen (Minde)betrag von 8 bezw. 4 Mk und 50 %)
keine Schreibgebühren	Schreibgebühren für Schriftsätze u. v. n.	zusammen	4 Mk	50 % der Gebühren			Postgebühren	keine Schreibgebühren	Schreibgebühren für Schriftsätze u. v. n.	zusammen		
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	
19,00	15,00	56,00	40,00	—	42	179,00	50,00	55,00	60,00	165,00	136,00	
106,00	125,00	312,00	168,00	—	97	676,00	135,00	165,00	140,00	435,00	333,00	
124,00	141,00	368,00	208,00	—	139	856,00	186,00	220,00	247,00	653,00	469,00	
72,00	110,00	214,00	120,00	—	94	769,00	159,00	163,00	206,00	528,00	312,00	
62,00	85,00	201,00	124,00	—	84	1 136,00	114,00	133,00	173,00	421,00	293,00	
51,00	82,00	178,00	—	116,00	72	1 351,00	111,00	120,00	195,00	427,00	279,00	
260,00												
186,00	268,00	624,00	344,00	116,00	250	3 247,00	385,00	416,00	576,00	1 378,00	870,00	
50,00	61,00	152,00	—	140,00	47	1 375,00	79,00	95,00	127,00	301,00	376,00	
60,00	97,00	217,00	—	218,00	54	2 081,00	95,00	112,00	175,00	382,00	416,00	
46,00	66,00	149,00	—	250,00	45	2 122,00	69,00	79,00	134,00	282,00	424,00	
162,00	224,00	519,00	—	638,00	146	5 579,00	245,00	285,00	436,00	968,00	1 116,00	
48,00	70,00	168,00	—	250,00	35	2 061,00	71,00	92,00	116,00	280,00	412,00	
58,00	48,00	146,00	—	275,00	38	2 381,00	76,00	92,00	119,00	297,00	476,00	
72,00	113,00	239,00	—	304,00	36	2 980,00	71,00	95,00	176,00	353,00	506,00	
179,00	233,00	643,00	—	914,00	109	7 423,00	235,00	280,00	412,00	921,00	1 486,00	
22,00	35,00	79,00	—	132,00	12	984,00	28,00	32,00	45,00	107,00	196,00	
32,00	24,00	72,00	—	127,00	8	856,00	18,00	36,00	25,00	79,00	171,00	
26,00	32,00	80,00	—	166,00	15	1 516,00	28,00	44,00	82,00	156,00	308,00	
25,00	32,00	74,00	—	124,00	9	1 009,00	21,00	31,00	54,00	107,00	200,00	
16,00	41,00	70,00	—	172,00	9	1 141,00	21,00	44,00	83,00	148,00	228,00	
27,00	30,00	72,00	—	230,00	8	1 411,00	18,00	32,00	48,00	98,00	282,00	
25,00	31,00	71,00	—	203,00	12	1 571,00	25,00	35,00	43,00	106,00	314,00	
178,00	233,00	627,00	—	1 153,00	73	8 482,00	159,00	234,00	345,00	738,00	1 696,00	
832,00	1 101,00	2 583,00	—	3 280,00	717	25 589,00	1 202,00	1 440,00	2 018,00	4 661,00	5 637,00	

Deutsche Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.*)

Bibliographischer Bericht über die Zeit vom 21. Mai bis 20. November 1907

von Dr. jur. Otto Waldschütz, Berlin.

Erste Abteilung.

Allgemeine Werke der Rechtswissenschaft.

I. Bibliographisches.

- Neue Bücher ab. N.-u. Staatswiss. Mitgeteilt Frühjahr 07, Sommer 07.
 1906, Hirsch.
 Katalog d. Bibl. d. kais. Patentamt. 6. Nachtr. (VIII u. S. 795
 bis 1134). Bin, Köln.
 Meas, Georg: Jurisprudentia Germanica 1906. (XXII, 286 S.)
 Bin, Krefeld.
 Müller, G.: D. Schrifttum d. Jahres 1906, bes. im Privat- u.
 Zivilprozeßrech. ZPBL 19. Bd. 145—150.

II. Biographisches.

- Appellus f. DZS. 12. Jg. 947.
 Berolzheimer: Josef Kohler. ZPBL 19. Bd. 97—99.
 Bolje: RÖM. Recht f. DZS. 12. Jg. 1128. — Döringer:
 Leipzig. 1. Jg. 821.
 Hellweg: Hinton f. DZS. 12. Jg. 642.
 Königs: RÖM. Recht f. DZS. 1. Jg. 737—738.
 Landsberg: Leipzig f. DZS. 12. Jg. 641—642.
 Lisco, RÖM. Recht f. DZS. 12. Jg. 869—870.
 Mittermeyer: 800-jähr. Bestehen d. Univ. Gießen. DZS. 12. Jg.
 866—868.
 Pland: RÖM. Recht f. DZS. 11. Jg. 1308.
 Rosabowitsch. DZS. 12. Jg. 810—811.
 Rosin: Hinton f. DZS. 12. Jg. 750—751.
 Rühl, v. Schmidt f. DZS. 12. Jg. 640—641.
 Schmeller: Gustav Meinel. Schmeller f. DZS. 1. Jg. 1—58.
 Schilling: Richard H. Dove f. DZS. 12. Jg. 1068—1067.
 v. Seuffert: v. Seuffert f. DZS. 12. Jg. 864—865.
 Steinbach f. Jurisprud. Nr. 6.
 RÖM. Stellmacher f. Weltrech. 54. Jg. 353—355.
 v. Thun: Zu Hefters 90. Geburtstag. DZS. 12. Jg. 868.
 Wittmann: Emil Steinbach f. DZS. 12. Jg. 169—170. —
 Emil Steinbach als Sozialphilosoph. (28 S.) Wien, Manz.

III. Rechtsphilosophie. — Schriften über allgemeine Fragen.

- Kröner f. Recht- u. Wirtschaftswissenschaften. 4. Jg. 4. (1. u. 184 S.) Bin, Reichshaus.
 Bernhöft: J. Eder von d. Willen. (Aus d. Festgabe f.
 G. J. Heffter.) (62 S.) Weimar, Böhlau.

- Berolzheimer: Engel u. Rant in d. mod. Rechtsphilos. DZS.
 12. Jg. 1006—1008.
 Bogl: D. Weltanschauung d. Jurisprudenz. (VIII, 227 S.)
 Hannover, Helwing.
 Dreyer: Moderne Rechtsanschauungen. Jurisprud. 40. Jg. 433—435.
 Ehrlich: Tatsachen d. Gesellschaftsrecht. (42 S.) Wien, Deuticke.
 Garret: Vom Begr. d. Gesellschaftsrecht. (Aus d. Festgabe f. d. jur.
 Prof. im Gießen.) (40 S.) G., Töpelmann.
 Günter u. Goldron: J. Vorlesung d. Rechts. Gedächtnis d. Natur-
 rechts. Übers. v. Hübner. 4. Jg. d. Festgabe f. d. jur. Prof.
 (IV, 171 S.) 1906, Dietrich.
 Jung: „Positive“ Recht. (Aus d. Festgabe f. d. jur. Prof. im
 Gießen.) (50 S.) G., Töpelmann.
 Kohler: Rech. Rechtsphilos. (Aus Nat. u. Gießen.) (V, 105 S.)
 1906, Teubner.
 Lenzner: Kleine Beitr. z. jurist. Epochen. DZS. 25. Jg.
 861—883.
 Leuning: R. Wurzels u. Wesens d. Rechts. 40. (40 S.) Bonn,
 Fischer.
 Losowitsch: D. Philosophie im Privatrecht. II Bd. D. Recht.
 (XIV, 469 S.) Halle, Niemeyer.
 Ostl. u. zeitl. Spaltung d. Rechtswissenschaft. Versuche ihrer Über-
 brückung. (Inhaltsangabe v. Vorlesung von Wurzels.) DZS. 12. Jg.
 868—869.
 Stammler: Unbestimmtheit d. Rechtsbegriffs. (Aus d. Festgabe f.
 d. jur. Prof. im Gießen.) (44 S.) G., Töpelmann.
 Sternberg: v. Kirchmann u. f. Kritik d. Rechtswissenschaft. (XX,
 209 S.) Bin, Reichshaus, 08.
 Wendt: Recht u. Wissenschaft. (Aus d. Festgabe f. d. jur. Prof. im
 Gießen.) (32 S.) G., Töpelmann.
 Winkler: D. Gef. d. äußeren Kaufmanns. Recht. 11. Jg. 925—932.

- Krumbhaar: D. Richter als Stimmrichter. ZPBL 36. Jg. 358—359.
 Krüger: D. Recht d. Richteramt. (III, 214 S.) Bin, Göttingen.
 Glauert: D. Richteramt. 4. Jg. d. Festgabe f. DZS. 12. Jg. 1191—1192.
 Juch, Ernst: Philosoph. u. jurist. Natur. Rechtsbegriffs. 16. Jg.
 181—189.
 Juch: Contempt of Court. Recht. 11. Jg. 872—873.
 Keller: Der Recht. Begriff u. Richteramt. DZS. 25. Bd. 465
 bis 470, 545—552, 625—634, 728—729.
 Reinhold: D. Berichterstatter. DZS. 12. Jg. 711—712.
 Vogel: D. Strafrecht f. Strafrechtswissenschaft. Recht. 11. Jg.
 861—870.
 Sauer: Schlichter d. Richteramt f. polit. Tätigkeit aus d. DZS.
 12. Jg. 789—793.

*) Der Raumersparnis halber sind die meisten Titel gekürzt und
 die rechtsgeschichtlichen Titel gar nicht aufgenommen worden.

Juristenlehre. ZBL 36. Jg. 376—377.

Kraus: Rpr. u. Richterstand. DRWZ. 58. Jg. 313—316, 323 bis 325, 329—332.

Kulemann: Recht ab. Wissen? DZJ. 12. Jg. 1176—1180.
Kandberg: D. Gesetzgebung in unserm Rechtszuge. DRWZ. 58. Jg. 209—226.

Mainhard: 3. Teil „Das“. Rpr. 73. Jg. 240—242.
Petersen: Bedeutung d. Sachverständigen. DZJ. 12. Jg. 908—914.
Pothoff: Spezialgesetzgebung ab. Rpr.? GewR. 12. Jg. 273—277.

Richter: Gesetzgebung, richterl. Recht. ZBL 36. Jg. 481—483.
Schulgenstein, G.: D. Jurist als Sprachführer. G. u. R. 9. Jg. 21—26.

Sievers: Stellung d. richterl. Autorität. DZJ. 12. Jg. 897—902.
Teutsche Sprache. [Beschr. im Bezug — im Bezug.] Rpr. 8. Jg. 87—88.

Stenberg: Rechtspflege u. Presse in Lf. DZJ. 12. Jg. 960—961.
Treilow: Präjudizien. G. u. R. 9. Jg. 234—239.
Tschilling: Reiner Rpr. u. Philosophie. Rpr. 11. Jg. 1046—1048.
Verhauer: Rechtsraum. (Spezialgesetzgebung.) R. u. G. 11. Jg. 87—88.

Wulff: D. Strafrecht, u. Kaufrecht d. Zukunft. G. u. R. 9. Jg. 7—13, 46—53, 64—69.

Zeller: G. Reichsamt f. Gesetzgebung. Rpr. 11. Jg. 436—442.

IV. Ausbildungen und Studienfragen.)

* Landesh. u. 15. 5. 07 betr. Vorbereit. f. höh. öffentl. Dienst in d. Justiz u. inneren Verw. DRWZ. 183.

* Min. d. u. 10. 8. 07 betr. d. Titel der Justiz. Rpr. 11. Jg. 1046—1048.

* Min. d. u. 9. 9. 07 betr. d. Entlassung d. Richter von Schreib. Rpr. 11. Jg. 257.

* Min. d. u. 20. 8. 07 betr. Beschäftigung d. Rechtspraktikanten sowie d. Gerichte u. Regierungsstellen. Rpr. 11. Jg. 191.

* Richterbesoldung. u. 29. 8. 07. Preß. 11. Jg. 1254.

* Richter: 3. Besoldungs. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

* Richter: 3. Besoldung. u. d. Justiz. (124 G.) R. u. G. 11. Jg. 793—799.

Kraus: Richter. u. Richterstand. DRWZ. 58. Jg. 313—316, 323—325, 329—332.

Leiten: R. u. Vordienst. in Justiz. u. Unterricht. (90 G.) R. u. G. 11. Jg. 203—204.

Mainhard: Der hoch. Richterstand. Rpr. 73. Jg. 203—204.

Manes: Generalverdienst. d. Richter f. Sozialpolitik. [Jurist. Studium d. Rechtspraktik.] DZJ. 12. Jg. 1184.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

Meister: D. rechtl. Verhältnisse u. d. Richterstand. (58 G.) R. u. G. 11. Jg. 273—277.

* Rgl. u. (Rechtsverhältnisse. (Rechtsfragen.) G. 869, Rechtsanwaltschaft G. 870.

V. Querschnitte, Handbücher.

Endemann u. Heintze: R. u. Verhältnisse. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Die rechtliche Gesetzgebung d. Reichs. (LVII, 754 S.) Heidelberg, Winter.

Geologic

du Ehefrau: Widerpruch gg. d. Richtsch. d. Grundb. u. Zugsch. GewRSt. 72. Jg. 628—629.

Stromberg: Dingl. Eigensch. d. Kaufschillingen? Recht. 11. Jg. 875—877.

Zuch: Verp. dem Range nach vor- od. zurücktretender Grundbuchbesitzer. JheringR. 51. Bd. 469—486.

Reichsamt: Hypothekenerwerb. ZivilrechR. 27. Jg. 153—158.

Hermann: Einleitung d. Zinseszins d. Baugelds und d. Kapital. Bauvertr. 50. Bd. 224—234.

Kühn: Formelgen. im Grundb. d. Wiederkaufverträgen. Würtz. 49. Jg. 168—173.

Frederici: Sperre d. Grundbuch durch d. Rentbarverf. Leipzig. 1. Jg. 454—460.

3. Eigentum.

a) Inhalt des Eigentums. — Kaufschilling und dem Eigentum. Hille, D.: Kann auch d. überbaute Grundstück d. Nachbar j. Kaufsch. d. überbauten Grundstück d. Zugsch. e. angemess. Entsch. anfallen? Recht. 11. Jg. 692—693.

Warcus: Wie rufen die d. aufrechterhaltenen Kaufschillinge d. KSt. Grundbuchbesitzer. 51. Jg. 770—783.

Schmidt, Eil.: D. A. d. Grenzmaße. BayRSt. 8. Jg. 45—66.

Einblinger: D. gemeinsh. Einkäufen. Würtz. 49. Jg. 129—137. — Zugut: 226—234. — Geis: 321—330.

Rehr: Kaufschillinge Gegenstände als j. Grundb. Kaufsch. 28. Jg. 123—128.

Cohn: Grundbuchbesitzer d. Käufer e. d. gesetzl. Pfand. unterlieg. Sache. DZ. 12. Jg. 765—767.

Cohn: Wertpapier im d. Grundstück e. Kauf. ArchR. 30. Bd. 235—262.

Reich: Kaufschilling d. beschr. Käufer gg. d. dritten Erwerber d. Grundb. Grundbuchbesitzer. 51. Jg. 551—556.

β) Erwerb und Verlust des Eigentums an Grundstücken.

du Ehefrau: Kauf d. Grundbuchbesitzer auf Einzug. DZ. 12. Jg. 707—709.

Schneider: Grundbuchbesitzer als Eigentümer. Recht. 11. Jg. 802—809.

Wegmann: Ist d. Erwerbsfähigkeit j. Übergang des Eigent. an e. Geschäft und d. einget. Gut im d. Gesamtgut Kaufsch. e. Verfall? Würtz. 49. Jg. 235—241.

γ) Erwerb und Verlust des Eigentums an beweglichen Sachen.

aa) Übertragung.

Cohn: Grundbuchbesitzer d. Käufer e. d. gesetzl. Pfand. unterlieg. Sache. DZ. 12. Jg. 765—767.

Zugut: Grundbuchbesitzer, einst. j. recht. Recht. 11. Jg. 658.

Reichsamt: Kaufschilling, auf Grund d. Kaufschillingvertrags. Kaufsch. 7. Jg. 2—7.

Reich: Grundbuchbesitzer, mittelst constitutum possessorium. DZ. 12. Jg. 710—711, 1141—1142.

bb) Erwerb von Erzeugnissen und sonstigen Gebrauchsgegenständen. —

Herden, Vermögen, Vererbung.

Kühn: D. Kaufschillinge u. d. KSt. d. KSt. 51. Bd. 235—262.

Reich: Ein Kaufsch. d. KSt. 17. Jg. 124—125.

Reich: Kaufschilling d. beschr. Käufer gg. d. dritten Erwerber d. Grundb. Grundbuchbesitzer. 51. Jg. 551—556.

Schneider: D. Grundbuchbesitzer auf Grund d. Kaufschilling, nach §§ 956, 957 BGB. (Kronhardts Studien. 55. h.) (VIII, 52 S.) Weidau, Marz.

Goldberger: J. Rechte u. d. Vermögen d. KSt. nach BGB. Kaufsch. 72. Jg. 628—629.

Reich: § 952 BGB. (VIII, 45 S.) Sp. 1. Bd.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

cc) Abtretung. — Kauf.

Rehr: Kaufschillinge Gegenstände als j. Grundb. Kaufsch. 28. Jg. 123—128.

Hermann: „Kaufschilling“ Rechte. Recht. 11. Jg. 942—947.

Reich: Kaufschilling auf einen Kaufsch. (32 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

4. Grundrecht.

Reich: D. Kellerrechte im Boden. BauRSt. 8. Jg. 81—84.

Reich: Grundrecht als Grundstück d. Eig. Recht. an Kaufsch. 32. Jg. 237—239.

Reich: Grundrecht d. Grundrecht. (XV, 38 S.) Ein, Kaufsch.

Reich: Grundrecht u. Kleinvermögen. (IV, 67 S.) Kaufsch., Schöner.

5. Grundrecht.

Reich: D. Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

Reich: Kaufschilling u. KSt. im BGB. (52 S.) Kaufsch., Schöner.

7. Pfandrecht an beweglichen Sachen und an Rechten.

Fland: **WOB.** 3. H. V. 2b. 2. Hg. 8. Buch: Gebrecht. (S. 217—409).
 Rin, Guttentag.
 Schaeffer: Gebrecht. (Gerecht d. Bürg. 3. H. 2b.) (III, 144 S.).
 Ein, Paltammer & Mühlbrecht.

b) Im einzelnen.

1. Erbfolge.

Hamberger: Vom R. d. lebenden Erben. **DZS.** 12. Jg. 632—636.
 Kalisch: 3. Frage d. Kollisions. letzter. Zusammenh., die zugunsten
 d. Ehegatten vor 1900 verfügt sind, aber e. erst nach d. 31. 12. 99
 eröffnen. **ArchBürgR.** 32. Jg. 445—448.

2. Rechtliche Stellung des Erben.

a) Erbschaftsausföhrung. — Haftung des Erben für die
 Nachlassverbindlichkeiten.
 Herzfeld: Erbschaftsausföhr. vor d. erstem Ver. **BayZ.** 2. Jg.
 229—233.
 v. der Pforten: Form der Erbschaftsausföhrung. **BayZ.**
 3. Jg. 233.

Gerard: Verbindlichk. aus Nachlassg. d. Erben in Verwaltg. d.
 Nachl. **GeruchtsBeitr.** 51. Jg. 564—574.
 Heus: Zur Ausföhr. d. § 1990 **WOB.** **BayBz.** 73. Jg. 160—161.
 Kurbaum: Nachlasskurat bei Unbekanntheit d. Erben. **BayZ.**
 1. Jg. 638—641.
 Krieger: Ehefrau u. Frauweib d. § 2007 **WOB.** **ArchBürgR.** 30. Jg.
 197—223.
 Kurbaur: Beschränkte Föhlz. v. Erben, Abwägung, Vermögensbe-
 weisungen u. Ehegatten. **GeruchtsBeitr.** 51. Jg. 574—581.

3) Erbschaftsanspruch. — Restteil von Erben.

Salog: Begr. u. Voraussetz. d. Todeserbs. **StingR.** 13. Jg. 81—99.
 u. Anmerkungen: Auseinanderleg. unter Müttern. **ArchBürgR.**
 32. Jg. 379—392.
 Seid: Dingl. Übertraght. d. Erbschaft d. Müttern. **ArchBürgR.**
 8. Jg. 231—237.
 Meyer, Kuri: 3. Lehre v. Verwaltungsverh. d. Müttern am Erb-
 schaftsteil. **GeruchtsBeitr.** 51. Jg. 785—806.
 Feingold: Einseitig. d. Erbteil d. Einzels. **DZS.** 12. Jg.
 879—880.

3. Testament.

Kend: D. Testament. (VII, 74 S.). Karlsruher, Gutsch.
 Marcus: D. test. Testament. 2. H. (XV, 322 S.). Hbn., Marcus.
 Pöfker: Hamb. d. Testamentverföhr. 2. H. (XVI, 480 S.).
 Ein, Guttentag.

a) Erbauseinandersetzung. — Einsetzung eines Nacherben.

Buch: Zusammenh. einzelner Gegenstände als Erbteil. **ArchBürgR.**
 8. Jg. 205—206.
 Herold: D. Verfügung d. Berechten ab. Grundbesitzrechte. **ArchBürgR.** 3. Jg.
 215—230.
 Kober: 3. Frage d. Nachlassfähigkeit nach nicht Erzeugter. **BayBz.**
 72. Jg. 474—475.
 Lutz: 3. Wesen d. Nachbrevchtes nach d. R. **ArchBürgR.** 25. Jg.
 893—910.

3) Errichtung und Aufhebung eines Testaments.

Weyand: „Erröpfung“ offener Testaments. **ArchBürgR.** 31. Jg.
 195—213.

Guttsch: 3. Beschränkt. (I) d. Verwaltg. **DZS.** 12. Jg. 70
 bis 710.

Kalisch: Bericht auf Test. Erröpfung. **DZS.** 12. Jg. 822—823.
 Herold: D. „nachlassfähigem“ Zusammenh. im eigentl. Test. **BayZ.**
 2. Jg. 507—510.

Marcus: Zeitl. beschränkte Gültigkeit der Test. **ArchBürgR.** 3. Jg.
 24—25.

Kallisch: 3. Lehre vom gemeinschaftl. Testament. **ArchBürgR.**
 1. Jg. 63—70.

Schmitt: Vom Test. od. Verwaltg. **BayBz.** 3. Jg. 106—108.

4. Willkür.

Kallisch: Kollisions. letzter. Zusammenh., die zugunsten d. Eheg. vor
 1900 verfügt sind, aber e. erst nach d. 31. 12. 99 eröffnen.
 Nachl. betreffen. **ArchBürgR.** 32. Jg. 445—448.
 Krieger: D. Verh. zw. Kollisionsg. u. Verwaltg. d. d. Willkür
 betreffen. **ArchBürgR.** 3. Jg. 11—24.

5. Erbteil.

Marcus: Offenkundige Nachlassfolge (§ 2056 III **WOB.**). **ArchBürgR.**
 8. Jg. 242.

VI. Einföhrungsgesetz zum **WOB.***)

Beder: D. Restrechte im Baden. **BayBz.** 3. Jg. 81—84.
 Beckhoff: Gesetzgeb. d. Todes im Aufgebotsverf. f. d. Übergangs-
 recht. 11. Jg. 819—820.

Buchmann: Verh. z. Grundbesitzrecht d. Erbteil. **ArchBürgR.**
 25. Jg. 343—364.

End: Tod eines Eheg. nach d. 31. 12. 99, der vor diesem Zeit-
 p. überlebt. Eheg. e. Vermögensgegenstand. f. d. **ArchBürgR.** 32. Jg.
 281—283.

Heilmann: Grenzen d. Nachlassg. (Aus d. Gesetz. f. d. jur. Föhl. in
 Gießen.) (55 S.). Gießen, Töpelmann.

Kalisch: Kollisionsg. d. Erbteil. f. d. Verwaltg. d. Verwaltg. z. Erbteil.
 f. d. Verwaltg. 28. Jg. 645—647.

Kallisch: Kollisionsg. d. Erbteil. f. d. Verwaltg. z. Erbteil. **DZS.**
 12. Jg. 1054—1058.

Kalisch: D. Hauptmann von Alpenid u. d. Föhl. d. Gutsch.
 d. Erbteil. f. d. Verwaltg. **ArchBürgR.** 11. Jg. 820—821.

Kallisch: Kollisionsg. letzter. Zusammenh., die zugunsten d. Ehegatten vor
 1900 verfügt sind, aber e. erst nach d. 31. 12. 99 eröffnen. Nachl.
 betreffen. **ArchBürgR.** 32. Jg. 445—448.

Marcus: Wie erstehen d. aufrechterhaltenen Nachbrevchte d. Test.
 Grundbesitz. 51. Jg. 770—785.

Wolff: Unvollständigkeit d. Nachlassg. (Nacht d. Personen gg. d.
 Föhlz. wg. Grundbesitzfähigkeit. durch Kollisionsg.) **ArchBürgR.**
 72. Jg. 803—813.

Kalisch: D. test. Erbteil. d. in Baden wohnenden Mütter. **BayBz.**
 72. Jg. 302—303.

Sonntag: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

Stöcker: Mütter u. Erbteil. f. d. Baden wohnenden Mütter. **BayBz.**
 72. Jg. 302—303.

Weyand: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

Weyand: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

Weyand: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

Weyand: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

Weyand: Kann d. Erbteil. f. d. Gültigkeit d. Erbteil. betreffen
 v. e. beschr. Erbteil. abh. nach d. **DZS.** 12. Jg. 1255
 bis 1254.

*) Vgl. a. Bankprivatrecht S. 555, Internat. Privatrecht S. 598.

Dritter Abschnitt.

Handelrecht.

a) Allgemeines.

Gutmann: HGB. (ohne Gesetz) nebst GB., erl. durch d. Rikt. (Zur Handb. 194 Bd.) (X, 510 S.) 2 Bde., Koberg.
Handelsrecht. v. 10. 5. 97. (VIII, 362 S.) Stuttgart, Kohl-
hammer.

Hellron: Lehrb. d. Handelsrechts. 1. Bd. (D. bürgerl. d. H. III. 2.) (XVI, 756 S.) Wien, Springer & P.
König: Verträge zw. d. Rikt. d. HGB. Geschäfts. 2. Bde. 517—524.
Posener: Handelsrecht. (Hilfs- u. Lehrb. 77.) (80 S.)
Wien, D.

Schwartz: Lehrb. d. D. Handelsr. 2. H. (VIII, 71 S.) Karlsruhe,
Braun.

Staub's Komm. v. HGB. u. H. bearb. v. Königl. Strass. Vömer.
II. Bd. 2. Hälfte. (VIII u. S. 1439—2041.) Wien, Guttentag.

b) Handelsstand.

1. Kaufleute. — Handelsfirma. — Handelsbücher.

Heubner: Handelsrecht u. Handel. Handelsk. 40. Jg. 703—716,
764—767.

Silberstein: J. Kaufmannsrecht. d. jur. Pers. Handelsr.
HGB. 16. Jg. 218—217.

Ullmann: J. d. Handelsr. Kaufmann? Leipzig. 1. Jg.
473—477, 561—567.

Blume: Ist dem Inh. d. Prokura, der d. Prokura, als Prokura
erlangt hat, gestattet, d. Prokura, „Prokura“ zu führen?
Recht. 11. Jg. 1090—1092.

Wede: Geschäfts- u. Firma. D. Jg. 823—824.

Heymann: D. Handelsregister. im d. H. Handelsr. (D. H.)
(92 S.) 2 Bde., Koberg.

Landgraf: Handelsregister. Leipzig. 1. Jg. 497—499.

Hilfschriften u. stille Reserven. JHR. 17. Jg. 145—146.

Heymann: Bilanz u. stille Reserven. JHR. 52. Bd. 215—232.

Hede: Entprechen Dauterfontenbücher den Kaufverträgen. d. HGB. u.
d. H. 2. Jg. Leipzig. 1. Jg. 645—651.

Leo: Privatvermögen u. Bilanz. Leipzig. 1. Jg. 732—733.

Oberbach: Verträge d. Privatvermögen d. R. in f. Geschäftsabhandl.
im. in f. Geschäftsabhandl. d. H. 2. Jg. 725—729.

D. Privatvermögen in d. Bilanz d. Kaufm. (Berf. d. H. d. H.)
Berf. d. Kaufm. Unternehmern. 67. Bd.) (63 S.) 2 Bde.,
Teubner.

Hunzel-Langsdorff: Bilanzwahrheit u. Offenheit. JHR. 53.
52. Bd. 208—214.

2. Handelsgehilfen.)

Handelsb. v. u. Handelsr. d. Konturrenzwahl. Selbstverm.
54. Jg. 649—653.

Josef: Folgen d. Entlassung bei Naturalien. B. Jg. 525.

Kahl: D. antikenale Betr. J. B. Jg. 400—411, 428—424.

Marcus: Strafrecht. betr. d. Vertragsl. Konturrenzwahl.

Reyer, d. Kaufm. u. „wichtige Grund“ u. „sicherer Grund“ auch
in d. Verträgen d. Handelsr. nach erfolgter Kündigung. gebunden
werden? Recht. 11. Jg. 690—691.

*) Vgl. a. (Privatkaufmannsrecht. S. 690; ferner: Handel u. Gew.:
Beruf. d. Angehörigen usw. S. 894.

c) Handelsgesellschaften.

1. Offene Handelsgesellschaft. — Kommanditgesellschaft.

Marcus: D. Gesellschaften. seitens d. Gläub. c. Gesellschaften.
Handelsr. 16. Jg. 133—134. — J. B. 56. Jg. 539—540.
Wimpfheimer: Betreibung d. off. Handelsges. D. Jg. 12. Jg.
561—563.

Geoffe: D. Tätigkeit d. Kommanditisten f. f. Gesellschaft. (VIII, 56 S.)
Dyck, Berl.

Ullmann: D. Ehefrau als Kommanditistin. J. d. Kommanditist
Kaufmann? Leipzig. 1. Jg. 472—477, 561—567.

2. Aktiengesellschaft.

Hilfschriften u. stille Reserven. JHR. 17. Jg. 145—146.

König: D. Aktienrechnung. JHR. 17. Jg. 87—88.

D. Aufsichtsrat d. in Liquidation befindl. Akt.-Ges. JHR. 17.
Jg. 129—131.

Gesad: Eigene Aktien als Besondere d. Vermögens d. Akt.-Ges.
(Was d. Gesetz f. d. jur. Gut. in diesen.) (27 S.) Gießen,
Zeyhermann.

Heymann: Bilanz u. stille Reserven. JHR. 52. Bd. 215—232.

Heymann: Tätigkeit d. Akt.-Ges. (XI, 82 S.) Leipzig, Steute.

Geyer, A. u. J. d. Akt.-Ges. nach d. Verord. d. HGB. u. H.
(XVI, 306 S.) Wien, Springer.

Gelling: Aufsichtung (Deutsche). Handelsr. 16. Jg. 210
bis 232, 248—259.

Hautle: Gesellschaften im Aktienrecht. (251 S.) Wien, Pust. & W.

Heymann: D. Zweckänderung. im d. H. Handelsr. (D. H.) (92 S.)
Dyck, Koberg.

Prüfung d. Gründungsorgans u. Akt.-Ges. JHR. 17. Jg. 149
bis 152.

Reichsaktien-Kass. Akt. 4. Jg. 649—651.

Reich: Zeichnung u. Übernahme von Aktien. (Berf. zur Verord. 11. S.)
(III, 74 S.) Wien, v. Deder.

Reich: D. Zweck eigener Aktien u. Obligationen durch d. Emittenten.
Handelsr. 7. Jg. 54—59.

Hunzel-Langsdorff: D. Bilanzwahrheit u. Offenheit im Aktien-
recht. JHR. 52. Bd. 208—214.

Gesamtenbach: D. Senats. d. Akt.-Ges. Handelsr. 16. Jg. 41—45.

Geistner: Wie lautet d. Gesellschaftsvertrag d. Akt.-Ges. (VII, 82 S.)
Wien, Pust. & W.

Gesellschaftsrecht d. Akt.-Ges. JHR. 17. Jg. 85—87.

Silberstein: D. Gesellschaft d. Akt.-Ges. nach d. Verord., deutsch, franz.,
u. engl. H. (XV, 518 S.) Wien, Pust. & W.

Steiner: D. Gesellschaft d. Akt.-Ges. Akt. 4. Jg. 450—451,
482—483, 535—536, 551—552, 571—572, 604—605, 618—619,
679—674, 689—690.

Unanfechtbarkeit d. Aktienrechnung. JHR. 17. Jg. 146—148.

Werner: D. Aktienrechnung als Akt. f. d. Verord. d. Akt.-Ges. (63 S.)
Götting, Verlagshaus u. Drucker.

3. Gesellschaft mit beschränkter Haftung. — Gewerks- und
Wirtschaftsgesellschaften.

Wettach: Was muß man d. Geschäft. u. als Teilnehmer d.
Ges. wissen? (100 S.) Wien, Steinle.

Gelling: Aufsichtung (Deutsche). Handelsr. 16. Jg. 220—232, 248—259.

Grelling: D. Bilanz. Verord. d. Ges. in d. d. H. Handelsr. 17. Jg. 146—148.

Hilfschriften. 40. Jg. 745—753.

Hagenburg: Was d. H. d. Ges. Leipzig. 1. Jg. 705—715.

Simonsen: J. Sechsgesekken. DZS. 12. Jg. 997–1001.
v. Riegler: Verbesserungen im Sechsgesekken. KantVerf. 6. Jg. 218–221.
Zum Entw. e. Sechsges. [Eingabe d. Generalvers. Dtsch. Anwalt.
an d. Staatsr. d. Jm.] ZAmBZ. 26. Jg. 496–496.

Sechster Abschnitt.

Versicherungsrecht.*)

a) Allgemeines.

Entw. e. G. Ab. d. Berf.-Vertr. Nach Begründg. (48 u. 209 G.)
Bm., Heymann.
Gierke, J.: D. 2. 322 Vorlage e. Ges. Ab. d. Versicherungsrecht.
DZS. 12. Jg. 1105–1112.
Goldstein: Knteggen. J. G. Ab. d. Versicherungsvertrag. Leipz.
J. 819–821.
König: D. neue Entw. e. G. Ab. d. Versicherungsvertrag. Leipz.
J. 620–626.
Mörmner: Gesetz d. V. Internat. Kongr. f. Versicherungsverwirtsch.
ZStaatsw. 63. Jg. 315–325.

b) Lebensversicherung.

Heckend, Richard: Lebensvers. u. Gläubiger. LeipzigerZ. 1. Jg.
385–394.
Jull: D. Selbstmordkauf u. d. Verband d. Dtsch. Lebensvers.
Gesellsch. DVerfZ. 3. Jg. 105–109.
Weitzel: D. Verwalt. d. alternativen Disposition f. d. Berf.-
Verh. JBerfZ. 7. Bd. 388–393.
D. künftige Lebensvers. i. J. 1906. MaßnahmeZ. 19. Jg. 239–256.
Kew: Ehemalige Mittelvertr. u. Lebensvers. JBerfZ. 7. Bd.
710–715.
Sammer: Erläuterung. f. d. Entw. e. Berf. zw. d. Dtsch. Anz.
vereinsd. u. d. Verband Dtsch. Lebensversicherungsgesellsch.
MaßnahmeZ. 19. Jg. 158–178.
Zur Frage d. doppelt abgeschlossenen Wertsch. JBerfZ. 07. 405–406.

c) Feuerversicherung.

Brandversicherungsanstalt, Hagel, Wp., Feuerversicherungsanstalt.
Kontakurantenanstalt. (Bsp. Dtsch. R. 13.) (56 G.) Bm.,
Wid. Hf. Berf.
Domiglass: Überblick Ab. d. Dtsch. u. Feuervers. betr. Berf.
(Berf. d. B. f. BerfZ. 13.) (99 G.) Bm., Müller.
Drum: D. Verwalt. bei d. Erdbenkkauf in d. deutschen Feuer-
versicherungsbedingen. JBerfZ. 7. Bd. 374–379.
Haud: D. Brandversicherungsgefahr in Bayern. 4. R. bearb.
u. Gl. (VIII, 356 G.) Bm., Wd.
Hoppe: D. Versicherungsrecht in d. Feuerversicherung. JBerfZ.
7. Bd. 636–699.
Joffe: Sachliche Beurteilung d. Brandes durch Vertreter d.
Versicherungsbetr. Leipz. 1. Jg. 483–493.
Leng u. Bügeln: Staatl. obligat. Mobilversicherung. (48 G.) Wein-
stein, Neumann.
Rancé: Was San. Prinzip d. Feuerversicherung. Lehr. MaßnahmeZ.
19. Jg. 218–221.
Raupe, Paul: Erdbenkkauf d. Feuerversicherungsvertr. Leipz.
1. Jg. 404–418. — Wd. 477–482. — v. W. H. H. H.
JBerfZ. 7. Bd. 378–388.
Reorganisation d. preuss. Feuerpolizisten. JBerfZ. 07.
339–340, 377, 385–396, 397–398, 406–407.
D. Schädigerweisen in Hannover. JBerfZ. 07. 329–330.
Werner: Feuerversicherungsrecht u. Richter. Leipz. 1. Jg.
641–645.

*) Soziales Versicherungsrecht S. 888.

d) Haftpflichtversicherung.

Georgil: D. Haftpflichtvers. d. Rkm. u. Notare. ZS. 36. Jg.
577–580.
Gierke, Julius: D. Haftpflichtvers. u. über Haftung. SelbstmordZ.
60. Bd. 1–66.
Marx: Gläubiger d. Haftpflichtvers. JBerfZ. 7. Bd. 464–467.
Wing: Haftpflichtvers. f. Patente. DZS. 7. Jg. 62–63.
Wolkenhauer: D. insbes. u. landwirtsch. Haftpflichtversicherungs-
verbände. (195 G.) Bm., Gultenag.

e) Andere Versicherungsarten.

Bertram: D. Salorenversicherung. JBerfZ. 7. Bd. 487–488.
D. Gesetz f. d. Errichtung d. deutschen Hagelversicherungskongresses. i. J. 1906.
MaßnahmeZ. 19. Jg. 212–218.
Selbst: Selbst u. Personversicherung u. d. Zerrückversicherungsband
in Dtsch. ZStaatsw. 63. Jg. 264–294.
Wagner, Richard: D. Schäden d. heutigen Versicher. MaßnahmeZ.
19. Jg. 179–183.

f) Einzelfragen aus dem Versicherungsrecht.

Brockhausen: Schäden ausl. Privatversicherungsunternehmen. J.
Gerichtsw. in Pr. d. Dtsch. Reichs. DZS. 12. Jg.
763–764.
Brodmann: Beitr. d. Versicherungsvertr. Leipz. 1. Jg. 546–552.
Densius: Beitr. d. Versicherungsanstalt u. Versicherung d. Versicherungs-
vertr. JBerfZ. 7. Bd. 439–445.
Dörner: D. Versicherungsvertr. d. Versicherungsbeamten u. d. guten Gl. in
Gewerkschaft. 12. Jg. 29–32.
Georgil: Sachl. Beurteilung d. Versicherungsfall in guter Gl. in
Kaufvertr. f. fremde Interessen. Leipz. 1. Jg. 538–546,
777–783.
Kreuz: J. Recht d. Rückgriff d. Versicherers auf d. Schadenstifter.
GoldheimeWdZ. 16. Jg. 295–297.
D. Schädiger d. Versicherten. JBerfZ. 1907. 453–454.

Siebenter Abschnitt.

Urheberrecht. Gewerblicher Rechtsschutz.*)

a) Allgemeines.

* Bestimmungen v. 10. 6. 07 Ab. d. Zusammenfass. u. d. Gesetzgebung d.
Gesetzgebungsorganen f. d. dtsch. Reich. f. d. Pat. sowie d.
gewerblich. Schutzrechtsvereine. ZStG. 214, 215.
Hend: J. Frage e. gewerblich. Schutzrechts. DtschZ. 3. Jg.
538–543.
Hetz: Technische Sondergerichte. DZS. 12. Jg. 1252–1256.
Kunkel: J. Recht vom R. d. Persönlichkeit. BayZ. 3. Jg. 286 bis
289, 314–317.
Kraus: Dtsch. Reichsgericht. gewerblich. Rechtsschutz. DZS. 12. Jg.
1064–1068. — Neumann: Schutz. 72. Jg. 867–872. —
Wetzelmeier: Wertsch. 7. Jg. 1–3. — Leipzig: DZS. 20. Jg.
487–488. — Rostock: S. Adv. u. Staats. u. Staats.
Gef. 07. R. 54.
Rene: Dtsch. Reichsgericht. Die Ges. f. Schutz d. geist. u. gewerblich. Eig.
u. d. Unwiss., erst. durch d. R. (Hollmann u. Götlicher: Zur
Gambit.) (VIII, 243 G.) 1909, Rostock.
O. Herrlich: Schutz d. gewerblich. Rechtsschutz. (3n 5–6 d.) 1. d.
(VIII, 5. 1–80.) 2909, Leipzig.
Rostockberger: Gesamtüberblick Ab. d. Verordnungen auf urheberrechtlich.
Geb. in d. J. 04, 05 u. 06. GewZ. 12. Jg. 137–156.

*) Staatsrecht. f. unter: Staats. Bm., gegen Urheberrecht S. 879.
— Hgl. d. Internationalen Schutz d. geistigen u. gewerblich. Eig. S. 889.

b) Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst. — Verlagsrecht.

b' Müller: D. Fernvertr. d. ausfallenden Aufführungsrecht in Dtschld. (V. 127 S.) Jena, Fischer.
 Bolge, W.: Rompr. d. Urheberrecht an W. d. Lit. u. d. Tonkunst. Gedruckt 1903. 60. Bd. 221—230.
 Gutschalk, H. Hl. pers. Sachverst.-Kommern f. W. d. Lit. u. d. Tonk. aus d. J. 02—07. Hrsg. v. Daubert. (X, 310 S.) Bln, Guttentag.
 Einemann: Literatur-Verkehrsrecht. (Guttentag'sche Samml. Nr. 60.) 2. H. (182 S.) Bln, G.
 Kestel: Zu § 18 StGB. DZ. 12. Jg. 1079—1080.
 Penance: D. Sprachschutznachnahmen in ihrer Entw. f. Urheberrecht. Dtsch. 58. Jg. 265—267. — Abt.: 809—310.
 Strang, W.: Z. d. Patentrecht d. Schriftst. l. S. d. StGB. DZ. 12. Jg. 1190—1196.

Pannier: D. Recht d. d. Presse u. d. Verlagsrecht. (Universal-Bibl. 1704.) Jena, Neudam.

Reclam's Universal-Bibl. im Kampf gg. d. Schutzbuchrecht d. d. Verlagsrecht. Dtsch. 58. Jg. 185—187.

Schaefer, Karl: Bestimmung d. „Kunstreue“ von Autoren-journalist l. S. b. § 22 II d. Verlagsrecht. f. GewHRsch. 12. Jg. 301—302.

Schulz: D. ausfallende Verlagsrecht d. Verleger u. f. Schranken. Dtsch. 1. Jg. 769—777.

c) Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie.

Milfeld: Rompr. z. G. Nr. d. Urheberrecht an W. d. bild. K. u. d. Phot. v. 9. 1. 07. (XII, 318 S.) Bln, West. 08.

Milfeld: Kunstschutzb. v. 9. 1. 07. (25 S.) Bln, West. 08.

Reich: Literatur u. Verlagsrecht. f. GewHRsch. 12. Jg. 224—227.

Saunders: D. phot. Recht. (V. 87 S.) Halle, Knapp.

Waller (Meininger): D. deutsche Lit. u. Verlagsrecht. II. Bd. 1. Z. 1. 08. bez. d. Lit. u. d. bild. K. u. d. Phot. 2. Z. 2. 08. internat. Urheberrechtsschutz. d. D. Reich bez. d. Schutzb. d. bild. K. u. d. Phot. (VIII, 332 S.) Bln, Schwabe.

Cybel: Wägenverleug. f. d. Pers. f. Pers. DZ. 12. Jg. 890—894.

Cserich: Urheberrecht an W. d. bild. K. u. d. Phot. (XII, 300 S.) Bln, Heymann.

Wassermann: D. neue Kunstschutzb. u. f. Einfluß auf d. Kunsthandel. Dtsch. 1. Jg. 894—404.

d) Patentrecht.

1. Allgemeines.

Fischer u. Nothiger: Die Patentrecht. 2. Z. Dtsch. Reich, d. Ver. St. v. Amerika, Frankr., Belgien, Italien, Spanien. (III, 52 S.) Bln, Heymann.

Katalog d. Bild. d. kaiserl. Patentamt. 6. Nachtr. (VIII u. S. 795—1184.) Bln, Reich.

Kent: Pat. Komm. 2. Bd. (XV, 848 u. XII, 673 S.) Bln, Heymann.

Krauss: Patentrecht. Dtsch. 56. Jg. 665—669.

Meibach: Pat. d. Pat. u. Warenzeichensch. Recht. 11. Jg. 1186—1190.

Nummernliste d. dtsch. Patentrecht. Bez. im lat. Patentamt f. Bln. 07. (IV, 779 S.) Bln, Heymann.

Reich: Reichsverleug. d. Pat. u. Warenzeichensch. u. d. dtsch. Patentamt. u. d. dtsch. Patentamt. (III, 106 S.) Bln, Heymann.

Verzeichnis d. v. lat. Patentamt in J. 06 erteilt. Pat. 1. Z. Dtsch. 1—3. (569 S.) Bln, Heymann.

2. Einzelgesetze.

Damm: D. Schutzrechte im Patentrecht. GewHRsch. 12. Jg. 235—246.

Dauha: D. Schutz d. Erfind. gg. unberechtigte Nachahm. nach d. Pat. GewHRsch. 12. Jg. 218—221.

Düring: Eintrag. d. Vertreter in d. Patentamt. DZ. 12. Jg. 57—68.

Heise: Zur d. Patentrecht. d. Patentrechtsbehörden. GewHRsch. 12. Jg. 277—280.

Heise: Progressive Patentrechtsbehörden. DZ. 12. Jg. 86—96.

Jäger: Patentrechtsbehörden. GewHRsch. 12. Jg. 160—165.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 82—83.

Kemmann, Georg: Patentrechtsbehörden u. Patentrecht. GewHRsch. 12. Jg. 426—431.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 157—160.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

Kell: Patentrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 154—159.

e) Markenrecht.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

Dieckhoff: D. Markenrecht. f. Patentrecht. DZ. 12. Jg. 235—246.

4. Urkunden- und Wechselprozeß.

Hegelberg: Gerichtshand d. Zahlungsdienstes d. Wechselk. RVO. 16. Jg. 73—74.
 Warrus: Ist e. Kautz d. § 604 ZPO. gegeben? Recht. 11. Jg. 1126—1127.

5. Ehefachen.

Traumann: Nebenintervention im Eheproz. Recht. 11. Jg. 629—631.

6. Mahnverfahren.

Orihal: Übergang u. Mahnverf. u. ord. Prozeßverf. JustizBl. 2. Jg. 84—86.
 Weigel: Zurücknahme d. Mahnverf. im Mahnverfahren. Recht. 11. Jg. 961—962.

7. Zwangsvollstreckung.

a) Allgemeine Bestimmungen.

Kirschul: Können im Agr. Sachen vollstreckt. Kautzfragen von Recht. Notariatsk. deren Inhalt einem Beteiligten ausged. bindet ist, erfüllt werden? SachK. 2. Jg. 409—414.
 Kirschul: §. Frage nach d. Beweispl. d. Gläubigers hin- u. Zurück in d. Sinsk. d. d. Kassationsinstanz. SachK. 2. Jg. 524—525.
 du Ehenne: Dingl. u. prozess. Elemente in d. Zwangsvollst. 11. Jg. 1057—1059.
 Gohn: Wertpapiere in d. Gläubigersache u. Bank u. d. Zwangsvollst. in dieselben. ArchBürgR. 30. Bd. 235—262.
 Häfner: Vollstreck. Urten. ab. Unterhaltsvertr. nach § 1714 BGB. im minderb. Parteien. ArchBürgR. 3. Jg. 25—28.
 Hertel: Ein Beitrag u. Stellung des Hypothekens. JustizBl. 2. Jg. 33—34, 57—59.
 Deeniger: Pfändg. eingel., im Besitz d. Mannes befindl. Mobilien. JustizBl. 2. Jg. 1—2, 17—19.
 Joffe: Wergung d. Zustellg. d. FormVer. von der des Prozeß. ArchBürgR. 7. Jg. 853—855.
 Kocher: Sticht d. Vollstreckg. l. p. d. § 769 II ZPO. e. fahrl. Verschuld. in? ZJJ. 12. Jg. 1144.
 Kraus: Zu § 769 ZPO. Kap. 3. Jg. 227—229, 232—233.
 Kreichmar: D. Charakter d. Prozeßvergleichswirk. Kap. 3. Jg. 305—307, 339—342.
 Oppler: Abwerg. d. Zwangsvollst. im J. d. § 718 II ZPO. Recht. 11. Jg. 691—692.
 Rik: Vollstreck. u. Ver. auf Verzug „nach Empfang d. Gegenseitig“. Gewerksch. 51. Jg. 581—584.
 Schmidt-Raag: Wert d. Vollstreckungskaufes l. Hyp. l. J. d. Todes d. Verschuldeten u. d. Rechtsnachfolge durch weibl. Miterben. ZJJ. 12. Jg. 1019—1020.
 Schneider, R.: Erfüllung. ab. Erfüllung. d. Kautzfragen. Rel. 3. Jg. 626—638, 715—725.
 Tzen I: Pfändg. eigener Sachen. Kap. 3. Jg. 384—386.
 Vog: Ab. Aufrechterhaltung d. Vollstreckungspfändg. u. d. Absonderungsrecht durch Kautzgeheimnisse od. Repul. Geldschmelz. 60. Bd. 386—402.

b) Zwangsvollstreckung wegen Geldforderungen.

a) Zwangsvollstreckung in körperliche Sachen.

Sing: Vollstreck. in d. Schuldner nicht gehörige Sachen. Recht. 11. Jg. 1247—1248.
 du Ehenne: Wegnahme u. Pfändg. u. Gegenst. durch d. Gerichtsvollh. ArchBürgR. 3. Jg. 94—96.
 Gohn: Wertpapiere in d. Gläubigersache u. Bank u. d. Zwangsvollst. in dieselben. ArchBürgR. 30. Bd. 235—262.

Brandt: Pfändg. u. vorkontrolliertes Eigentum. ThürBl. 54. Bd. 161—162.
 Hagen: Einwand d. Kauf-Verf., daß d. von ihm gekauften Gegenstände f. d. Veräußerung „unentbehrlich“ seien. ZJJ. 12. Jg. 876 bis 878.
 Lippmann: D. Verleumdungsprozeß ggü. e. Zwangsvollst. in d. Pfändg. u. Wietz. ArchBürgR. 71. Jg. 761—767.
 Prider: D. Zwangsvollstreck. in d. Inhalt e. Kautzgeheimnisses. Goldschm. 16. Jg. 297—299.
 Regelsberger: Rechtsverf. auf Grund d. Sachnachforschungs. BankK. 7. Jg. 2—7.
 Tzen I: Pfändg. eigener Sachen. Kap. 3. Jg. 384—386.

ß) Zwangsvollstreckung in Forderungen und andere Vermögensrechte.

* R. u. 26. 7. 07 betr. Verzicht d. Reichsmarinefiskus u. d. Pfändg. des Schutzgebiets Kaufhaus bei d. Pfändg. u. Dienstleistungen. RStBl. 368.
 Sing: Vollstreck. in dem Schuldner nicht gehörige Sachen. Recht. 11. Jg. 1247—1248.
 du Ehenne: Wegnahme u. Pfändg. von Gegenst. durch d. Gerichtsvollh. ArchBürgR. 3. Jg. 94—96.
 Gohn: Wertpapiere in d. Gläubigersache u. Bank u. d. Zwangsvollstreck. in dieselben. ArchBürgR. 30. Bd. 235—262.
 Hertel: Ein Beitrag u. Stellung des Hypothekens. JustizBl. 2. Jg. 33—34, 57—59.
 Rik: Pfändg. d. von Vollstreckungsschuldner zinstell. Kautz. auf d. Übertritt u. auf Eigentumsverf. im Zwangsvollstreckungsverf. WertZ. 1. Jg. 12—18.
 Kirschberger: D. Verpfändg. nach § 545 ZPO. (78 S.) ZJJ. 12. Jg. 700—702.
 Kretschmar: Zu § 1 d. Zwangsvollst. ZJJ. 12. Jg. 700—702.
 Warrus: Pfändg. alternat. Forderungen mit Verzicht d. Gläubigers, wenn nur eine d. Alternativen übertragbar ist. ZJJ. 12. Jg. 1083—1084.
 Neumann: Kauf. u. prozess. Offenbarungsgebot. ZJJ. 12. Jg. 690—694.
 Prider: Zwangsvollstreck. in d. Inhalt e. Kautzgeheimnisses. Goldschm. 16. Jg. 297—299.
 Wringheim: Abwerg. u. Erteilung d. Einlegung. ZJJ. 12. Jg. 879—880.
 Regelsberger: Rechtsverf. auf Grund d. Sachnachforschungs. BankK. 7. Jg. 2—7.
 Vog: Ab. Aufrechterhaltung d. Vollstreckungspfändg. u. d. Absonderungsrecht durch Kautzgeheimnisse od. Repul. Geldschmelz. 60. Bd. 386—402.

c) Zwangsvollstreckung zur Erwirkung der Herausgabe von Sachen und zur Erwirkung von Handlungen oder Unterlassungen.

du Ehenne: Wegnahme u. Pfändg. u. Gegenst. durch d. Gerichtsvollh. ArchBürgR. 3. Jg. 94—96.
 Gohn: Wertpapiere in d. Gläubigersache u. Bank u. d. Zwangsvollst. in dieselben. ArchBürgR. 30. Bd. 235—262.
 Laffen: Herausgabeanspruch. d. § 541 II BGB. u. d. Gläubigersache u. Verleumdung. ArchBürgR. 30. Bd. 263—282.
 Reichel: Prozessuale Verfolg. d. Ab. auf Nachgelass. u. Kaufkraft. Rel. 3. Jg. 87. Bd. 49—52.

d) Offenbarungseid und Haft.

Gohn: Wertpapiere in d. Gläubigersache u. Bank u. d. Zwangsvollst. in dieselben. ArchBürgR. 30. Bd. 235—262.
 Jager: Verurteil. d. schwachen Eiste. Rel. 3. Jg. 463—466.
 Schroeder: §. Offenbarungseid. ZJJ. 12. Jg. 656.

Josef: Vererbung d. Beteiligungen bei gerichtl. u. notariellen Beurtheilg.

Rothf. 18. Jg.

Josef: Heiratsfähigk. d. Beteiligungen bei öff. Urtheil. **Recht.**

Recht. 18. Jg. 101–105.

Witte: Zu § 176 III 1 ZGB. **Recht.** 7. Jg. 869–875.

Fünfter Abschnitt.

Grundbuchordnung.)

1. Allgemeines.

* **W. v. 18. 8. 07** betr. Verordng. d. Erbscheider u. Notarschreiber in d. Gsch. d. Grundbuchordng. u. d. freim. Gerichtsh. **Würt.**

RegBl. 296.

Musf.Off. 1. Jg. 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

Bräuner: Nachträge und d. im N.N. zusammengefaßte Entsch. in

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

du Eshene: Oberl. d. N. **Recht.** 25. Bd. 53–58, 153 bis

167, 257–271.

Samuel: **Recht.** d. N. durch d. N. (Haußbauer u. Schlichter: **Int.**

Recht. (VIII, 129 S.) **Recht.** 25. Bd. 34–39, 60–62.

Schöner: Entsch. durch d. Grundbuch. **Recht.** 25. Bd. 308 bis

310, 389–393, 394–397.

Stroder: Erbscheider u. Notarschreiber. **Recht.** 11. Jg.

947–954.

2. Einzelfragen.

* **W. v. 18. 7. 07** betr. d. öff. Zustellg. d. Grundbuchm. **W.**

Recht. 25. Bd. 251.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

WegBl. d. freim. G. u. b. Grundbuchordng. **Recht.** 25. Bd. 245–285.

Sechster Abschnitt.

Gerichtskosten und Gebühren.)

1. Quellen und allgemeine Schriften.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

* **Grundbuch** betr. Erbscheider u. Notarschreiber u. Notarschreiber

Recht. 25. Bd. 245–285.

*) Vgl. a. **W. v. 18. 7. 07** betr. d. öff. Zustellg. d. Grundbuchm. **W.**

*) Vgl. a. **W. v. 18. 7. 07** betr. d. öff. Zustellg. d. Grundbuchm. **W.**

ഭകത: D. körperl. Hilfsleistung. v. Kindern durch Personen, welchen
v. Fürsorgepflicht f. dieselben obliegt. (Güterver. Beitr. 3. Nachlassverf.)

- [illegible]

R. Arimura (ed.)

1. Verbrechensermittlung und Überführung des Täters.

- * **Wien**, u. d. 9. 07 betr. d. **Stechbleifkontrollen** u. d. **Fingerabdruckverfahren**. **Österr. Z. 58**.
 2. **Wissenschaftl. Mittheilungen** bei d. gerichtl. u. polizeil. Untersuchgn. (**Kriminaluntersuchung** vom **Reich**, **Uebersetzg.** u. **Übersetzer** u. **Übersetzer**) **St. 58**. 28. Bd. 162—184.
 3. **Weg**: **Kriminalpolizei**, **Tafelband** **St. 58**. **Weg**: **Kriminalpolizei**, 4. 3g.
 4. 42—444.

2. Psychologie der Einsage.

- Hefenpilz: 3. Frage b. Kriechpilzen. 3. Bsp. 226—227.
 Kermispilz: 15. b. Zeugnisfähigkeit. 3. Bsp. 401—402.
 Kermispilz: Ein Wiederaufnahmefall ob falsch. Kermispilz.
 28. Bsp. 49—50.
 Kermispilz: 3. Psychologie b. Zeugnisfähigkeit. 3. Bsp. 181—182.

3. Gerichtliche Medizin, Chemie und Toxikologie.*)

a) Verordnungs Medizin und Chemie.

- Kodex:** *Wied u. Aufgeben d. gerichtl. Schrift. Institute.* Recht 11. Jg. 1165–1172.
Vollst: *Rechtskult d. gerichtl. Wes. (VIII, 294 ff.)* 299g, Vogel.
Schwarz: *Rechtsmündigkeit u. Zeugnisaufnahme.* Rechtswörterb. 18. Jg. 398–399.
Samstag: *Gerichtl.-medizinische Beobachtung d. b. Kaisertruppe von Österreich.* Rechtsprakt. 34. Bd. 228–250.
Dahm: *Kriegsvergehen.* DRSt. 28. Jg. 691–692, 615–617.
Dahle: *3. Unterabteilung d. Reichsanstalt u. Reichsanst. Schriftschr.* 18. Jg. 292–294.
u. Burg: *Neu: Beitr. z. Aufsicht u. Integrationen.* Rechtsprakt. 34. Bd. 251–268.
Giem: *Ob. Verfassung (nach verbotenen Weisen.)* Schriftschr. 18. Jg. 418–419.

b) Gerichtliche Pädiatrie,*)

- အိဇာဆီးယား: ဂါတိုလ် န. ဒုတိယကမ္ဘာစစ်. အမေရိကန်ပြည်ထောင်စု
4. ၇၁. 422-431.

- Kalkflecken: D. neueren Theorie u. Ätiologie. Dtsch. Wch. 83. Jg. 1809—1818.
- Kauf: D. Minderj. Kindheit. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 813—815.
- Keßler: D. poligl. Aufschlags. (Zurich-sche Verlags). 42 S.
- Kell, Karol: D.
- Keunenmann: J. Stellungnahme d. psychiat. Sachverh. vor Gericht. Arch. f. Psych. 13. Jg. 457—461.
- Keunenmann: Ab. anonyme Briefe. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 512—521.
- Kerl: Verh. u. konstitutionelle Seelenanomalien. (IV, 179 S.) Wien, Reichardt.
- Knap: J. Lehrer vom psychopath. Überblenden. Arch. f. Krim. Psych. 28. Bd. 80—84.
- Krell: Einige Fälle von Exkubationismus. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 350—362.
- D. Arch. Gutachter in Sexualisationsprop. Wch. f. 15. Jg. 560.
- Kamann: D. Wesen d. strafrechtl. Zurechnungslosigkeit. (48 S.) Gießen, Du Mont-Schauberg.
- Kauer: Versuchs d. Krebserkrank. u. Epileptiker. Arch. f. Krim. Psych. 28. Bd. 61—69.
- Jahrmärker: J. Frage d. Zurechnungslehre bei sexuellen Verwerfungen. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 122—127.
- Kluge: Morphinismus u. Ursubstanzmissg. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 436—441.
- Kriehorn: D. geistige Kinderlosigkeit vor Gericht. Wtschr. f. Krim. Psych. 4. Jg. 165—176.
- Kornfeld: Ein Fall v. Quersensitiven. Arch. f. Psych. 13. Jg. 360—362.
- u. Krenn: Übung: Psychopathia sexualis. 13. H. 1898. v. M. Gießen. (XI, 452 S.) Götting, Giese.
- Krübig: Mitleid u. Selbstmord. Psych. 4. Jg. 579—611.
- Leers: J. fernst. Beurteilg. d. Exkubationismus. Wtschr. f. Krim. Psych. 28. Bd. 233—240.
- Leppmann: Foren. Bedeutung d. Jugendverfehlen. Arch. f. Psych. 13. Jg. 265—268.
- Leisenstein: Zurechnungsfall d. Dr. J. v. Psychiatrie in Frankfurt a. M. Wtschr. f. Krim. Psych. 22. Bd. 173—186.
- Marquardt: Sexualverbrechen im polierrechtl. Zustande. Arch. f. Krim. Psych. 28. Bd. 73—90.
- Mell: Jammereit ist d. Agitation zur Aufhebung d. § 175 S. 100. bezeichnet? Dtsch. Wch. 83. Jg. 1910—1912.
- Möde: Ab. Kontaktschmerz u. psych. sexuelle Kontaktschmerz. Arch. f. Krim. Psych. 28. Bd. 1—19.
- Puppe: Mitleid u. Zurechnungslosigkeit. (28 S.) Gießen, Dr. J. Kerl's Verlag.
- Schäfer: D. strafrechtl. Verantwortlichkeit d. Betrunknenen. Götting. Wch. 54. Jg. 407—412.
- Schulze, Ernst: Die geistige Entsch. auf d. Verh. d. gerichtl. Psychiatrie u. d. J. 1906. (59 S.) Halle, Verlag.

Sechste Abteilung.

Staats- und Verwaltungsrecht.

Erster Abschnitt.

Staatsrecht.

I. Verfassungsgesetze, Quellenfassungen, Gesamtdarstellungen.

- * Berl. v. 17. 7. 07 betr. Abkänd. d. Art. 20, 22 d. Verfassung d.
Preuss. u. Danzigsb. Städt v. 5. 4. 75. 2408 Samml. Nr. 48.
Krubt: Preuss. Verff. 6. H. (VIII, 437 S.) Bln., Guttentag.
Giese: Preuss. Bürgerkunde. 4. H. (VIII, 168 S.) Ppau, Voigtlander.

*) Bgl. z. Berichterstattungsb., Arch. Beauf. d. u. 890.

**) *Zeit. f. Kriminalpsychologie* 6, 1882.

* *KinB.* n. 7. 9. 07 betr. d. Gefährdungsbericht in d. Apotheken. *WochBl.* 459.

Entw. u. Reichs-Apothekengesetz, nach Erläut. Mit Bemerkung. v. Fischer. *WochBl.* 459-461.

VI. Hauptversammlung. d. Reichs. Apothekenbeamtenvereins. *WochBl.* 15. Jg. 456-461.

Fischer: D. Entw. v. Reichs-Apothekengesetz. (Vortrag.) *WochBl.* 15. Jg. 551-555.

Goldhaber: Lebensmittelgesetz. *Fortf. d. 1. Jg.* 22-27.
Aber d. Lebensmittel d. Lebensmittelgesetz. *WochBl.* 15. Jg. 209-212.

* *Kierf.* n. 26. 7. 07 betr. d. Verträge mit Geheimmitteln u. Äpfel. *WochBl.* 593.

* *B.* n. 26. 7. 07 betr. d. Verträge mit Geheimmitteln u. Äpfel. *WochBl.* 593.

* *B.* n. 26. 7. 07 betr. öffentl. Anstalten. od. Anstalten. v. Geheimmitteln. *WochBl.* 593.

Berührung, betr. d. Verträge mit Geheimmitteln. 2. H. (Artikel: D. *WochBl.* in Eingabe. 121.) (9 S.) *WochBl.* 593.

b) Lebensmittel.

Kasseler f. Jern- u. Eisenwerke in Preußen. *WochBl.* 593.

Brenn: D. geistl. Verträge. d. Unterbrenn. u. Geisteskräften in d. westl. Jernwerk. (VIII, 164 S.) *WochBl.* 593.

Die Unterbrenn. v. westl. Jernwerk. *WochBl.* 593.

c) Gesundheitswesen.

D. Gesundheitswesen in Preußen. *WochBl.* 593.

d) Gesundheitswesen. — Gesundheitswesen.

* *Bef.* n. 6. 5. 07 betr. D. Gesundheitswesen. f. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

* *Bef.* n. 6. 5. 07 betr. Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

D. Gesundheitswesen. (16 S.). — D. bei *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

e) Lebensmittelkontrolle, Fleischwaren.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

Kamp: Verträge. d. d. gemeindefähig. *WochBl.* 593.

d) **Büdingenpflege.**

Verdingung d. Büdingenpflege. *Rechtsh.* 15. Jg. 306—308.
 Büdingenpflege u. Wohnungsmiet. *Rechtsh.* 31. Jg. 199—200.
 Spann: D. Büdingenpflege f. Büdingen. *Büdingenpflege.* 1. Bd. 356—374.
 Vogel: D. Verein f. Büdingenpflege. *Büding.* (68 S.) Basel, Fehling & Lichtenhan.

e) **Arbeiterfrage, Gewerbehygiene.**

Deutsch: Arbeiterwelt. (XI, 247 S.) Zürich, Ralder.
 Gier: Arbeiterfrage. *Rechtsh.* 1906. *Sozialw.* 2. Bd. 583—593.
 Jardet: Arbeiterfrage im Sozialismus. *Sozialw.* 17. Jg. 5—9, 31—35, 62—65.
 Kerling: Bekämpfung d. Viehseuche in Anlagen f. Viehzucht. v. Lamm. *Rechtsh.* 15. Jg. 563—565.
 Schwedien: Einwirkung d. Berufstätigkeit im Verkehrsleben auf d. Gesundheit. *Rechtsh.* 13. Jg. 437—442.
 Womert: Regeln d. Arbeitstages bei Bergbau. *Öffentl. Arbeiten.* *Vernehm.* 28. Jg. 817—819.
 Roth: Ermüdung durch Berufsarbeit. *Rechtsh.* 18. Jg. 389—399.
 Will: D. Gesundheitszustand unter d. Bedingungen. *Rechtsh.* 15. Jg. 339—342.

f) **Trinkwasser, Abwasser, Straßengehygiene.**

Kemman: Erfahrungen. Ab. d. modernen Straßengehygiene. *Rechtsh.* 20. Jg. 781—787.
 Guder: Ab. Abwasser-Rücklagen. *Rechtsh.* 20. Jg. 781—787.
 Leber: Ab. Trinkwasser vom Standpunkt d. öffentl. Gesundheitspflege. *Rechtsh.* 68. Jg. 321—344.
 Schottel: Straßengehygiene u. Bekämpfung d. Staudes. *Umfach.* 11. Jg. 781—785.
 Tjaden: D. Vermischung Abwasser u. ihrer Befestigung. (III, 76 S.) Wien, Springer.

g) **Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose, des Alkoholismus, der Kurfurche.**

Enberlein: D. Frage d. kurzen Zügenberufes auf d. 3. Kongr. d. D. Gesellschaft f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. *Rechtsh.* 20. Jg. 419—425.
 D. Generalversammlung d. Dtsch. Gesellschaft f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. *Rechtsh.* 15. Jg. 262—265.
 Jacobl: D. klinische Gef. betr. d. Bekämpfung d. öffentl. Unsitte. *Rechtsh.* 11. Jg. 308.
 Keller: III. Kongr. d. Dtsch. Gesellschaft f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. *Rechtsh.* 15. Jg. 339—342.
 Springer: Gefährdung u. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. *Rechtsh.* 15. Jg. 306—332.
 Töber: Freiheit ab. geschlechtl. Übertrag. d. Geschlechtskrankheit? (68 S.) Wien, Verl. d. Dtsch. Gesellsch.

XI. **Generalversammlung d. Dtsch. Zentralrat f. Bekämpfung d. Tuberkulose. *Rechtsh.* 15. Jg. 258—259.**

Samter: Ziele, Methoden u. Fortschritte f. Tuberkulose. *Rechtsh.* 15. Jg. 411—418. — Einwirkung des Vortrags: 441—442. — Bericht des Samter: 512—513.

Rositz: Beitr. d. Alkoholismus f. d. kommunalen Armenwesen. (29 S.) Jena, Fischer.

Schulz: Alkoholismus. *Rechtsh.* 15. Jg. 375—376.

Starke: D. Alkoholfrage. *Rechtsh.* 20. Jg. 677.

D. Bekämpfung d. Kurfurche. *Rechtsh.* 31. Jg. 133—134.

Tjaden: D. Kurfurche. *Rechtsh.* 20. Jg. 787—788.

h) **Verfälschung.**

Wetjahn: Einfl. d. sog. Verfälschungsgesetzes auf d. Entwurf d. Krankenversicherungs. *Rechtsh.* 2. Bd. 333—363.
 Krautwig: Verfälschung u. Mischel d. Gemeinden an d. Verfälschung. *Rechtsh.* 27. Jg. 665—673.
 Lemm: D. Verfälschung als Hindernis d. Gesundheitspflege. *Rechtsh.* 15. Jg. 328—329.
 Weichelt: D. Hygiene auf Verfälschung mit bei. Verfall d. Wasserwerke. *Rechtsh.* 13. Jg. 332—335, 351 bis 360.
 Stern: D. sog. Verfall d. Verfälschung. *Rechtsh.* 8. Jg. 180—184.

IV. **Bildungslehre.**1. **Hochschulen.**

* *Rechtsh.* 2. v. 20. d. 07 betr. Abh. d. Schulpflichtverpflichtung. v. 4. 6. 08. *Rechtsh.* 499.
 Weigel: Bekanntmachung d. Hochschulen in Pr. u. Ost-Preußen. *Rechtsh.* 32. Jg. 505—507.
 Lindeberg: Beiträge nach u. zu. Ab. Verfall d. Schulverpflichtung. *Rechtsh.* 3. Jg. 97—111.
 v. Kersch: Einige Fragen d. Abh. d. Hochschulverpflichtung. v. 28. 7. 06. *Rechtsh.* 3. Jg. 209—210.
 v. Kersch: Verfall d. Hochschulverpflichtung auf d. Amtsbezug. *Rechtsh.* 3. Jg. 111—112.
 v. Kersch: Verfall d. Hochschulverpflichtung. v. 28. 7. 06. d. 2. (182 S.) Wien, Boehl.
 Kersch: D. preuß. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. *Rechtsh.* 3. Jg. 667—690.
 v. Kersch: D. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 18. 5. 92 (4. 5. 06) u. d. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 24. 7. 97. (VI, 178 S.) G., Verlags.
 v. Kersch: D. Träger d. Hochschulverpflichtung. *Rechtsh.* 28. Jg. 963—967.
 D. neue preuß. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 10. d. 07. (32 S.) Wien, Schöner.

2. **Fortschulungs-, Fach- und Hochschule.**

Salmer, Albert: D. Hochschulverpflichtungsgesetz in Dtsch. Hochschulverpflichtungsgesetz. 07. 98—100.
 Hiller: Beiträge d. Abh. d. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. *Rechtsh.* 3. Jg. 337—338.
 Schaeffer: D. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. *Rechtsh.* 3. Jg. 1154—1156.
 Schmidt: Beiträge d. Abh. u. Hochschulverpflichtung. v. 22. 7. 06. (90 S.) Stuttgart, Metz.

V. **Bewertung.**1. **Quellen zum Hauptverpflichtungsgesetz, insbes. Hauptverpflichtungsgesetz.**

* *Rechtsh.* v. 1. 9. 07 betr. d. Hochschulverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. *Rechtsh.* 3. Jg. 337—338.
 Rep. Bewertung. v. 17. 2. 01. (135 S.) München, Festschmann.
 Bau-D. d. Stadtverpflichtung. (VIII, 72 S.) G., Festschmann.
 Hauptverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. (VII, 132 S.) Festschmann.
 Hauptverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. (142 S.) Wien, Schöner.
 Bau u. Bewertung. f. d. Bewertung d. Reg.-Bew. Festschmann. (IV, 74 S.) G., Festschmann.
 Dtsch. Bewertungsgesetz u. Hauptverpflichtungsgesetz in Bayern. (Festschmann. 84.) (X, 140 S.) G., Festschmann.
 Hauptverpflichtungsgesetz. v. 28. 7. 06. (XII, 412 S.) D., Vogel.

Reich: Bau. Bundesanordnung. v. 1. 9. 07. (XII, 386 u. 116 S.)
Kaiserliche, Bonn.
Erschlusssatz bzw. u. feuerpol. Vorschriften im Baden. 4. H., entz. b.
Verbauordnung. v. 1. 9. 07. Neubau. u. Franz. (VIII, 460 S.)
Kaiserliche, Bonn.

2. Einzelfragen aus dem Bauwesen.

Dierck: Ortsbauaufsichtliche Bauvorschriften (IV, 192 S.) Bm., Heymann.
Erman: Entwurfssatz u. Kleinwohngebäude. (IV, 67 S.) Münster,
Dietrich.
Haase: Zu §§ 12 u. 15 b. Gef. v. 2. 7. 1876. Preuss. Verordn. 28. Jg.
912—915.
Hollentrost: J. Rechtsnatur d. Kallergeländes. Selbstverm. 34. Jg.
569—572.
Krafft: Verordn. b. Reich v. Straßenland bei d. bauseitl. Rück-
verkauft nach § 77 d. B.G. Bauverf. 32. Bd. 169—173.
Miele: Schulrecht. Gesetz b. Bauverf. aus § 11 b. Bauverf. 32.
Preuss. Verordn. 29. Jg. 122—124.
Opper: Entwurfssatz. J. öffentlich-rechtl., insbes. bauseitl. Eig. Be-
schlüssen. 32. Bd. 321—329.

3. Verdingungswesen. — Landbesitzverhältnisse.

* **Winck:** v. 24. 4. 07 betr. d. allgem. Entwurf. d. Verordn. u.
Arbeiten u. Verordn. im Reichslandbesitz d. Bauverm. Entwurfssatz.
32. Bd. 76.
Wellerstein: D. neue Bau. Verdingungswesen (66 S.) Emmendingen, Dörfer.
Jacob: D. Arbeiterverdingung im Bauwesen. Bauverf. 32. Bd.
6—9, 81—83, 62—65.
Wemert: Gesetz b. Arbeiterverdingung bei Verordn. öffentl. Arbeiten.
Preuss. Verordn. 28. Jg. 817—819.

* **G.** v. 15. 7. 07 gegen d. Verordn. u. Verordnungen u. landbesitzl.
herverragenden Gegenständen. Preuss. Verordn. 290.
Reich: D. XII. Kommission. J. Vorbereitung des Gesetzes. gg. b.
Verordn. u. Verordnungen usw. (47 S.) Bm., Koeber.
Gumboldt: Verordn. u. Verordnungen u. landbesitzl. hervor-
ragenden Gegenständen. Preuss. Verordn. 29. Jg. 101—107.

VI. Agrarrecht. — Wasserrecht. — Enteignung.

* **G.** v. 29. 6. 07 betr. Entwurf. d. bauseitl. Gef. d. Zusammenlag.
b. Gef. v. 30. 6. 42. Preuss. Verordn. 115.
* **G.** v. 30. 7. 07 betr. Entwurf. u. Enteignung u. Rekonstruktion.
Entwurfssatz. 97.
Kaufmann: d. bauseitl. u. öffentlich. Verordnungen, Aufhebung, Fiskus.
u. Entwurf. b. öffentlichen Verordnungen. (Bau. Verordn. Nr. 6) (47 S.)
Bm., Edd. Jährl. Verordn.
u. Verordnungen: G. betr. V. Entwurf. b. Entwurf. v. 26. 6. 00. 2. H.
betr. u. v. Entwurf. (VII, 308 S.) Bm., Edd.
Schäfer: D. Entwurfssatz. b. landbesitzl. Verordnungen. 34. Jg.
700—732.
Zwangskabarett. Landbesitz. Verordnungen, Verordnungen. Entwurf. b.
Entwurf. (Bau. Verordn. Nr. 17.) (64 S.) Bm., Edd. Jährl. Verordn.

* **Winck:** v. 21. 5. 07 betr. Zulassungen u. Bau u. Betrieb von
Sammelbehörden. Preuss. Verordn. 186.
Haller: Wasser u. Wasserrecht. Verordn. b. bauseitl. Verordn. 32.
49. Jg. 149—156, 183—189.
Reich: Verordnungen. Anlagen in Privatbesitz. Selbstverm.
34. Jg. 586—588.
Bay. Wasserrecht. (Bau. Verordn. Nr. 27.) (69 S.) Bm.,
Edd. Jährl. Verordn.

* **G.** v. 30. 7. 07 betr. Entwurf. u. Enteignung. J. Rekonstruktion.
Entwurfssatz. 97.
Eger: Entwurf. u. Entwurf. d. pr. Entwurf. Entwurf. 24. Bd. 95—98.
Opper: Entwurfssatz. J. öffentlich-rechtl., insbes. bauseitl. Eig. Be-
schlüssen. 32. Bd. 321—329.
Zwangskabarett. u. (Bau. Verordn. Nr. 17.) (64 S.) Bm.,
Edd. Jährl. Verordn.

VII. Land- und Forstwirtschaft; Vergaben.

1. Landwirtschaft.*

* **G.** v. 30. 7. 07 betr. Entwurf. u. Enteignung. J. Rekonstruktion.
Entwurfssatz. 97.
* **Winck:** v. 15. 6. 07 betr. d. Entwurfssatz. (Regulation) f. d.
Landeskulturverordn. Entwurfssatz. 118.
Eder: Entwurfssatz. gg. b. Rekonstruktion. in Entwurf. (VII, 112 S.)
Edd., Jährl. Verordn.
Funk: Entwurfssatz. Entwurf. u. Entwurf. landwirtschaftl. Verordn.
im Entwurf. Entwurf. (III, 156 S.) E., Rekonstruktion.
Goldschmidt: D. Verordnungen u. Landbesitz. in Entwurf.
(162 S.) Bm., Heymann. — Entwurfssatz. 30. Bd. 315—357.
Landeskulturverordnungen, Entwurf, Entwurf, Entwurf, Entwurf,
Verordnungen. (Bau. Verordn. Nr. 13.) (56 S.) Bm., Edd.
Jährl. Verordn.
Haller: Entwurfssatz. Entwurf. d. Rekonstruktion. (Land- u. Forst-
w.) (IV, 91 S.) Darmstadt, Jüngling.
Rechtsverordn. Entwurf. d. Entwurf. u. Entwurf, Entwurfsmittel u.
Entwurf. Entwurf, Entwurf.

2. Forstwesen; Jagd und Fischerei.**

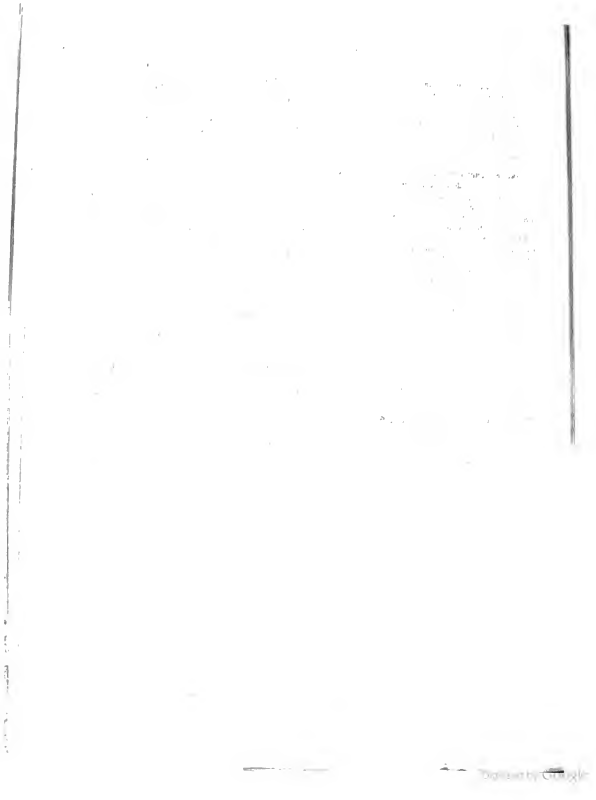
* **Jagdbezug.** v. 15. 7. 07. Preuss. Verordn. 207.
* **G.** v. 19. 6. 07 betr. Jagdbezugssatz. Entwurfssatz. 307.
Bauer: Entwurfssatz des Entwurf. u. Entwurf. an d. Entwurfssatz.
Jagdbezug. 1. Jg. 161—162.
Brand: D. Jagdbezug. f. d. pruss. Verordn. (VII, 140 S.)
Edd., Entwurfssatz. Entwurf.
Debus: J. neuen pruss. Jagdbezug. Entwurf. 11. Jg. 1277—1278.
Eder: Jagdbezug. d. Entwurfssatz. Jagdbezug. 1. Jg. 164—166.
Eder: D. Materialien f. pruss. Jagdbezug. Jagdbezug. 1. Jg. 231
bis 239, 264—270.
Eder: D. pr. Jagdbezug. Jagdbezug. 1. Jg. 154—156.
Forst: (Bau. Verordn. Nr. 7.) (53 S.) Entwurf, Entwurf. Entwurfssatz.
Bau. Verordn. v. 4. 7. 06. Entwurf. (115 S.) Entwurf,
Entwurfssatz.
Die Forstverwaltung in Hessen. (74 S.) Darmstadt, Jüngling.
Friedrich: D. neue Jagdbezug. Jagdbezug. 1. Jg. 279—278.
Haller: Entwurf. u. Entwurfssatz. Entwurf. b. Entwurfssatz.
49. Jg. 149—156, 183—189.
Reich: pruss. Jagdbezug. v. 15. 7. 07. (112 S.) Entwurf, Entwurfssatz —
(41 S.) Entwurf, Entwurf. — (56 S.) Entwurf, Entwurfssatz.
Rühmann: Entwurfssatz. f. neuen pruss. Jagdbezug. Jagdbezug. 1. Jg.
217—218.
Reich: f. pruss. Jagdbezug. v. 15. 7. 07. Entwurfssatz, Entwurfssatz.
Schering: Entwurf. d. Entwurf. bei Entwurfssatz. Entwurf. Entwurfssatz.
b. Entwurf. Entwurfssatz. Entwurfssatz, Entwurfssatz. Entwurfssatz.
betr. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz.
betr. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz. Entwurfssatz.

B. Vergaben.**

* **Winck:** v. 24. 6. 07 betr. pruss. Entwurf. d. Entwurfssatz.
Entwurfssatz. 69.

*) Bgl. vorigen Entwurfssatz.

**) Bgl. a. Landbesitzverordn. S. 855.



UNIVERSITY OF MINNESOTA
Law, Arts, Jahrgang 36



3 1951 002 625 443 K

Juristische Wissenschaft

ONE WEEK